

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer
Dr. Armin Kausen

XXI. Jahrgang

1924

Inhaltverzeichnis 1924

I. Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

II. Politik, Volkswirtschaft und Soziales.

III. Religion und Kirche.

IV. Schule, Erziehung u. Jugendbewegung.

V. Wissenschaft und Kultur.

VI. Sittlichkeit und Volksgesundheit.

VII. Bild- und Tonkunst.

VIII. Literatur, Theater und Film.

IX. Kunstprosa.

X. Poesie.

XI. Bühnen- und Musikrundschau.

XII. Finanz- und Handelsrundschau.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis
In Deutschland 1.85 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes 0.85 Goldmark.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 82 mm breite Zeile 20 ₰, Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 1 München, 3. Januar 1924. XXI. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Weltrundschau.

Das Deutsche Reich hat am 24. Dezember in Paris neue, schriftlich niedergelegte Vorschläge überreicht.

In Düsseldorf wurden von einem französischen Gericht Beamte der deutschen Schutzpolizei zu Strafen von 20 Jahren Zuchthaus abwärts verurteilt. Sie waren ihrer Pflicht gemäß einem Angriff bewaffneter Sonderbündler mit der Waffe entgegengetreten und hatten dabei einige getötet oder verwundet. Nach Aussage zahlreicher Zeugen haben die Sonderbündler zuerst geschossen.

In der Pfalz dauert die Schreckensherrschaft der Sonderbündler an. Beamte des Reichs und Bayerns werden in großer Zahl ausgewiesen. Dr. Stresemann hat als Reichsaußenminister scharfen Einspruch erhoben.

Die Bayerische Regierung fand im Landtag nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit für ein Ermächtigungsgesetz. Der Bauernbund stimmte dagegen und schied infolgedessen aus der Koalition aus. Die Bayerische Volkspartei suchte nun zunächst eine Auflösung des Landtags herbeizuführen, drang aber bei der Abstimmung nicht durch. Am 29. Dezember hat der Landesausschuß der Partei beschlossen, ein Volksbegehren einzuleiten, das die Auflösung des Landtages fordert, sowie die Vorlage eines Gesetzentwurfs, wonach der neue Landtag mit einfacher Mehrheit seiner Mitglieder eine neue Verfassung einführen kann. Für letztere werden ein Staatspräsident, Zweikammersystem, Verbindung zwischen Wahlkreis und je einem Abgeordneten, endlich Erweiterung des Volksentscheids verlangt.

Das griechische Königspaar ist vor Weihnachten außer Landes gegangen. Griechenland befindet sich in schleichender Revolution. Venizelos ist berufen worden, an die Spitze des Staates zu treten. Ueber seine Pläne hat er bis jetzt geschwiegen.

Zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei ist ein Bündnis abgeschlossen worden. Es ähnelt dem französisch-polnischen Bündnis. Paris und Prag verpflichten sich gegenseitig zum Schutz der Friedensverträge, zur Verhinderung einer Hohenzollern-Monarchie in Deutschland, Wahrung der Unabhängigkeit Oesterreichs und Schutz gegen ein habsburgisches Königtum in Ungarn.

Auf den japanischen Prinzregenten Hirohito wurde ein erfolgloses, anscheinend sozialistisches Attentat verübt. Es stand im Zusammenhang mit Unruhen in Tokio.

Am Meilenstein 1924.

Von Dr. Otto Kunze.

Das Jahr 1923 hat uns wie keines der bitteren Jahre nach 1918 zum Bewußtsein gebracht, daß wir nicht nur Meilensteine überschritten, sondern daß wir eine Grenze hinter uns haben. Ja eine mehrfache Grenze. Sie mag streng genommen bereits ein paar Meilensteine zurückliegen, aber wir sehen es eben erst jetzt. Es ist die Grenze des deutschen Menschenalters seit 1871, die Grenze des europäischen Zeitalters seit 1815 und vielleicht die Grenze des abendländischen Zeitalters seit Renaissance und Reformation. Ob es gar die Grenze eines Menschheitsalters ist, ahnen wir möglicherweise am Schluß unseres Rundblicks.

Das deutsche Menschenalter seit 1871 war die Zeit des kleindeutschen Kaisertums. Die Kaiserkrone fiel schon 1918, aber der kleindeutsche Reichsgedanke war noch nicht tot. Mit seinem Kern, der Vorherrschaft Preußens, setzte er sich gegen die Verfassung von Weimar durch. Er gab selbst dem deutschen Widerstand im Westen sein Gepräge. Das Jahr 1923 war kaum begonnen, da marschierten die Franzosen im Ruhrgebiet ein. Die Ursachen zu diesem auch von Paris aus betrachtet folgenschweren Entschluß entspringen dem imperialistischen Wesen Frankreichs, das nach der Herrschaft über das europäische Festland strebt. Leichter aber wurde der Entschluß ausgelöst, weil dem französischen Imperialismus der Anschein eines deutschen Imperialismus gegenüberstand, eben das kleindeutsch-preußische Antlitz des wenn auch umgeschmolzenen Deutschen Reichs. Die Franzosen sahen es in den Zügen von Stinnes, in der Art, wie die deutsche Industrie an Erfüllung und Kriegsentschädigung ging, in manchen Methoden unseres Grenzkampfes und Heimatdienstes. Sie sahen es in der Hartnäckigkeit, mit der Preußen sich am Rhein festbiß, als ob der große Strom in keinem anderen Verhältnis deutsch bleiben könnte. Da lag es für Poincaré nahe, diese seiner eigenen im Wege stehende und doch in gewissem Sinne ähnliche Idee mit rein äußerlicher Macht zu verdrängen. Einen Ideenkampf mit dem großdeutschen, mitteleuropäischen Gedanken hätte er wohl mehr gefürchtet. Der französische Imperialismus entwickelte seine ganze Kraft: weiße und schwarze Truppen, Großkampfmittel, Tyrannei im besetzten Land, geistige Beeinflussung daselbst und in aller Welt mittelst Wort, Schrift, Bild und Film. Es war eine örtliche Neuauflage des Weltkriegs. Auch auf deutscher Seite. Vom aufflammenden Zorn über den feindlichen Rechtsbruch zum einhelligen Widerstand, von den politischen, geistigen und wirtschaftlichen Kampfmethoden bis zum Nachlassen und zum inneren Zwist war es wie von 1914 bis 18. Wir haben geschildert, wie sogar ganz dieselben Fehler gemacht worden sind und wie Deutschland den Ruhrkrieg ganz ähnlich verloren hat wie das große Völkerringen. Damals trauerten wir um die Millionen Toter und Krüppel, trösteten uns mit dem Heldentum unserer Heere. Beim Ende des Ruhrkampfes sind die vergeblichen Opfer der Gefangenen, Ausgewiesenen, Brotlosen und Beraubten zu beklagen, wiederum die Standhaftigkeit deutscher Männer und Frauen, Beamter und Arbeiter zu preisen. Sie wollten dem Eroberer kein Recht zugestehen. Der passive Widerstand! Welch eine Summe sittlicher Anstrengung, Hingabe und Glauben an die deutsche Sache! Welche Ratlosigkeit daneben in den Leitgedanken und Zielen! Das kleindeutsche System, das auch hinter dem Ruhrkrieg noch stand, konnte die Aufgabe der deutschen Selbstbehauptung und Befreiung nicht

mehr bewältigen. Und heute blicken wir auf eine Niederlage zurück. Das Reich muß mit Frankreich und Belgien auf dem Tatsachenboden der Ruhrbesetzung verhandeln. Im deutschen Westen bildet sich im Zeichen von Handel und Großindustrie ein neuer Staat, der mit der kleindeutschen Klammer gewiß nicht mehr beim Reiche zu halten ist. Nur dessen Umbau in einen elastischen, wenngleich geschworenen Unitaristen locker erscheinenden Bundesstaat löst die rheinische Frage. Er löst auch die preußische und die bayerische Frage. Das Preußentum zieht sich vom Westen zurück. Gerade aus seinen Reihen kommen die Stimmen, Rhein und Ruhr sich selbst zu überlassen. Im Osten jedoch verdichtet sich Preußen. Etwas von neuer Staatsbildung kristallisiert sich um den General von Seeckt, dem der Reichspräsident den Oberbefehl über die Wehrmacht abgetreten hat. Seeckt ist also eine Reichsinstanz, aber seine Macht fußt doch wesentlich, wie er selbst, in Preußen. Dort ist es ihm gelungen, die vaterländischen Energien an seine Person und an die Reichswehr zu binden. So entwickelt sich eine Ordnungszelle auf demselben Boden, wo 1806—13 die deutsche Erhebung vorbereitet ward. Vor einem Jahr noch erinnerte jeden das Wort Ordnungszelle an Bayern. Daß dies heute nicht mehr stimmt, hat der Führer der Bayerischen Volkspartei im Reichstag öffentlich erklärt. In Bayern ist die Zusammenfassung der vaterländischen Kräfte gescheitert. Das gehört auch ins Kapitel vom Ende des kleindeutschen Gedankens. Die Zusammenfassung war auf kleindeutscher Grundlage versucht worden. Die Richtung Kahr-Escherich nahm sich das Bismarckreich, die Richtung Hitler-Ludendorff ein nationalistisches Alldeutschland zum Hochziel. Beide verließen die Straße der Wirklichkeit. Der letzte bayerische Streitfall mit Berlin, die Sache Lossow, trug schon die Spuren dieses Abwegs. Im November folgte der Putsch von Hitler und Ludendorff. In ihm überwand die eine Richtung die andere, Schwarzweißrot ohne Hakenkreuz siegte über Schwarzweißrot mit Hakenkreuz. Vielleicht sind beide darüber, einander zu erwürgen. Ihre Stoßkraft ist gebrochen. Bayern aber zuckt unter dem erbitterten heimlichen Ringen. Die starke Hand, die es vor- und aufwärts führen könnte, fehlt noch. Der Jahresschluß findet das Land in einer Krisis der Volksvertretung und Regierung. Unter der Decke erst keimt die Zukunft, ein großdeutscher und volkstümlich bayerischer Staatsgedanke. Er wird erst das Land zu einer gesunden Zelle im deutschen Volkskörper bereiten. Rheinland, Preußen, Bayern — auch Niedersachsen und vielleicht die vereinigten Hessen schicken sich an, von eigner Staatlichkeit aus neue Kraft zu gewinnen. Hannover rüstet zunächst zur Abstimmung über seine unmittelbare Selbständigkeit im Reich. Württemberg und Baden brauchen sich keine neuen Grundlagen zu schaffen, sie müßten sich denn vereinigen wollen. Sachsen und Thüringen sind noch von inneren Kämpfen geschwächt. Ihr künftiges Dasein steht in Frage. Im Rundblick über ganz Deutschland aber zeigt sich unverkennbar der Zerfall nicht des Reichs, sondern des künstlichen Zentralismus von Weimar und mehr noch Berlin, sowie der Zerfall des kleindeutschen Scheinföderalismus unter der Uebermacht Preußens. Statt dessen sehen wir ein halbes Dutzend Zellen heraustreten, deren gemeinsamer Mittelpunkt noch nicht offenbar ist. Es könnten ihnen sogar Zellen zugeordnet werden, die zum bisherigen Deutschland keine Beziehung hatten. Oesterreich ist eine solche Zelle und nach seiner Sanierung eine vorzüglich gesunde. Zu einem Großdeutschland oder Mitteleuropa finden sich gewiß noch mehr. Erkennen wir nun, daß wir die Grenze des kleindeutschen Zeitalters seit 1871 überschritten haben?

Wir sind auch schon jenseits der Grenze des europäischen Zeitalters nach 1815. Alle Bewegungen, die damals aufgeschäumt sind und das 19. Jahrhundert bestimmt haben, sind abgeebt oder bereits von neuen Strömungen verdrängt. Das Jahr 1923 hat uns hier wieder manches erst klargemacht. Es hat den Zerfall des formaldemokratischen Staatsgedankens enthüllt. Im Deutschen Reich und seinen Ländern haben die ewigen Regierungskrisen und wechselnden Koalitionen, Zufallmehrheiten und Zufallgesetze den Glauben an Selbstregierung des Volkes in parlamentarischer Form gründlich zerstört. In England ist das alte System der zwei Parteien längst durchbrochen mit der Erstarkung der Arbeiterpartei. Die Wahlen kurz vor Schluß des Jahres ließen das erneut hervortreten. In Frankreich ist die Kammer der Blitzableiter Poincarés. Er bekommt immer wieder sein Vertrauensvotum. In Spanien hat die Revolution des 20. Jahrhunderts die des 19. besiegt. Eine Art Militärdiktatur herrscht dort und nimmt sich Zeit, zu überlegen, wie sie die bisherige Art der Volksvertretung in ihren Bau einfügt. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie 1922 in Italien. Der Faschismus hat sich auch in Spanien festgesetzt. Zugleich hat er in seinem Mutterland die erste Probe bestanden. Mussolini ist am Ruder geblieben. Und Italien fühlt sich wohl dabei. Sind doch nach Austreibung des verrotteten Liberalismus samt seinen autoritäts- und kirchenfeindlichen Phrasen gewaltige sittliche Kräfte entbunden und die Möglichkeiten organischer Volksgemeinschaft gegeben. Mit dem Liberalismus ist der Sozialismus getroffen, in Italien wie anderswo — er, der Schatten des Liberalismus in den Niederungen des Lebens. Vor Jahresfrist war es noch nicht soweit, daß marxistische Führer wie Hilferding Klagelieder sangen und daß die Vereinigte Sozialdemokratische Partei Deutschlands ihre Organisation und Presse abbaute. Wir können das Gerücht nicht nachprüfen, jüdisches Großkapital allein habe den Vorwärts vor dem Eingehen bewahrt; aber bezeichnend ist es mindestens.

Das letzte Jahrhundert europäischer Politik ließ das Großmachtsystem entstehen: England, Rußland, Frankreich, Oesterreich, Preußen bzw. Deutschland, Italien. Es ist Vergangenheit wie vieles andere. Drei der Großmächte sind ausgefallen: Rußland, Oesterreich und Deutschland. Geht es auf eine weitere Verminderung zu? Ohne Zweifel ist Europa eine Einheit und das Nebeneinander von sechs oder auch nur drei Hauptgewalten nicht natürlich. Auf welchem Weg die Einheit aber gefunden wird, zeigt der Ausblick vom Meilenstein 1924 noch nicht. Der Völkerbund in Genf ist nicht so unbrauchbar, wie er von unseren Nationalisten verschrien wird. Allein er leidet unter den Spannungen seiner Großmacht-Mitglieder wie einst der deutsche Bund unter dem Zwiespalt Preußen-Oesterreich. Frankreich hat im Verfolg seiner Herrschaftspläne in Europa die Kleine Entente geschaffen und damit eine Anzahl schwächerer Staaten, die den Kitt des Völkerbundes bilden konnten, zur Verstärkung seines eigenen Gewichts ausgenutzt. Damit ist für England das alte Rezept neu gegeben, den mächtigsten Nachbar — und für die britische Weltmacht gibt es nur Nachbarn — einzukreisen. Die englische Politik hat sich gerade 1923 oft genug den Vorwurf der Untätigkeit, ja des Zurückweichens zugezogen. Später wird sich herausstellen, daß sie sehr zielbewußt fortschritt. Die Einkreisung Frankreichs ist im Werden. Italien und Spanien haben sich genähert. Der Besuch Alfons XIII. in Rom hat neben seiner kirchenpolitischen Seite eine ähnliche Bedeutung wie manche Reise Eduards VII. Im Mittelmeer besteht eine Machteinheit neben Frankreich, und England nimmt sich ihrer an. Auch Deutschlands wird es sich annehmen, sobald es nur Zeichen innerer Festigkeit gibt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika ziehen sich dagegen freiwillig von den Dingen der Alten Welt zurück. Der Wechsel der Präsidentschaft von Harding zu Coolidge hat daran nichts geändert.

All die mißlungenen Ansätze zur Besserung der politischen und wirtschaftlichen Lage während der Nachkriegszeit geben Tieferschürfenden die Gewißheit, daß eine noch schärfer einschneidende Grenze überschritten ist als die eines Menschenalters oder eines Jahrhunderts. Hinter uns liegt abgeschlossen das abendländische Zeitalter der letzten 400 Jahre. Es begann mit Renaissance und Reformation. Es löste die alten Bindungen des Menschen an Gott, an die Kirche und an die diesseitigen Organismen von der Familie bis zum Staat. Es warf die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt und machte den noch viel kleineren Menschen zu Mitte und Maß aller Dinge. „Vieles ist gewaltig, nichts aber gewaltiger als der Mensch", dies Wort des Sophokles rauschte durch die ganze Neuzeit. Ein verwegener Glaube an den Fortschritt schwellte die Herzen. Ein Nietzsche verkündigte die Umwertung aller Werte. Gott ist tot! rief er in die Welt hinaus. — Die Umwertung aller Werte ist gekommen, nur anders, als der verblendete Denker meinte. Der totgesagte Gott ist aufgestanden und hat mit seinen alten legendenhaften Strafgerichten, mit Krieg, Aufruhr, Pest, Mißernte, Hungersnot, ja Erdbeben (Japan 1923) die stolze Menschheit geschlagen. Er hat ihr zum Bewußtsein gebracht, wie aller Fortschritt ohne die Richtschnur seiner Gebote den Menschen zum Tier oder Teufel hinabführt und ein Wüten aller gegen alle entfesselt. So klammern sich die Menschen in ihrem Schiffbruch wieder an die verworfenen Werte. Die Geistesarbeit der letzten Jahre zeigt ganz wundersame Ergebnisse. Vom Relativen zum Absoluten, vom Subjektiven zum Objektiven, vom Einzelwesen zur Gemeinschaft, vom Primat des Ethos zum Primat des

Logos. Der verachtete Autoritätstaat wird neu hervorgeholt und soll das politische Chaos ordnen. Das Mißlingen der ersten Reformversuche wird der Befangenheit in den überlebten Denkformen der letzten Jahrhunderte zugeschrieben. Ja man wendet sich an die als ärgsten Hemmschuh des Fortschritts befehdete **katholische Kirche**. Der Papst soll helfen. Er soll vor allem Frieden stiften. So hat die Friedensbotschaft **Pius XI.** Ubi arcano Dei überaus weit und nachhaltig gewirkt. Sie hat wie der Stern von Bethlehem über der Jahreswallfahrt der Völker gestanden. Aller Lärm von Krieg und Bürgerkrieg konnte den Friedensruf nicht übertäuben. Betrachten wir die neue Stellung der Kirche und des Papsttums, das von jetzt ab erst der Brennpunkt und das Schiedsgericht der Welt zu werden scheint, so dünkt uns fast ein neues Lebensalter der Menschheit zu winken, das bewußt christliche Alter, zu dem zwei Jahrtausende nur die Kindheit waren.

Für das deutsche Rheinland!

Von Dr. B. **Deermann**, M. d. R., Köln.

Schwerste Sorgen, tief eingefressene Zweifel, schmerzvolle Befürchtungen bedrängen die deutsche Bevölkerung an Rhein und Ruhr. Seit vielen Jahren, doch heute mehr als je. Von Mund zu Mund und brieflich gehen Gerüchte, Meinungen und bestimmte Auffassungen um, wie man deutsche Kultur und Wirtschaft und den Zusammenhalt mit dem Deutschen Reiche retten und einen wirklichen Frieden erzielen könne und müsse. Ehrlich treudeutsch ist dieses Fühlen und Wollen des Volkes. Es hat auch dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt, um ihm rückhaltlos öffentlich Ausdruck zu verleihen und dadurch Gleichgesinnte zu sammeln zur Rettung und Stärkung der Unversehrtheit des Deutschen Reiches, des Deutschtums im Westen und zur endlichen Herstellung des Friedens in Europa.

Am 11. Dez. trat der sogenannte **Sechziger-Ausschuß** im Kölner Rathause zusammen. Im Augenblicke größter Hilf- und Ratlosigkeit hatte der sogenannte Fünfzehner-Ausschuß den Gedanken gefaßt, das besetzte Gebiet zu einem **Selbstverwaltungskörper** ohne staatsrechtliche Trennung vom Reiche und ebensowenig von den Ländern zusammenzuschließen, um das politische und wirtschaftliche Vakuum auszufüllen. Ein Direktorium sollte die Leitung der Verwaltung und der Sechziger-Ausschuß die Vertretung der Bevölkerung des besetzten Gebietes dem Direktorium, der interalliierten Rheinlandkommission und der Reichsregierung gegenüber ausüben. Er sollte all die bisherigen, von der Regierung schließlich als Ausweg aus der Sackgasse des passiven Widerstandes empfohlenen privaten Verhandlungen mit den Franzosen und Belgiern übernehmen und legalisieren. Von Anfang an waren sowohl die Mitglieder der Reichsregierung wie auch die Parteien sich nicht einig über Zweck, Rechte und Aufgaben des geplanten Selbstverwaltungskörpers und seiner Organe. Die Meinungen wechselten, von vollständiger Fesselung und Lahmlegung desselben aus Eifersucht auf die Rechte und den Bestand der Länder bis zum entschlossenen Willen, ihm innerhalb der durch die notwendigen Lebens- und Hoheitsinteressen des einigen Deutschen Reiches und durch das eigene Gewissen als gute Deutsche gezogenen Grenzen volle Freiheit zur Vermeidung des völligen Zusammenbruches zu lassen.

Schließlich wurde der Sechziger-Ausschuß von den Fraktionen des Reichstages gewählt. Man kann nicht behaupten, daß er ein Spiegelbild der Meinungen und lebendigen Kräfte des besetzten Gebietes darstellt. Die Landwirtschaft z. B. ist nur durch zwei Berufsangehörige vertreten. Inzwischen ist der Ausschuß nach einmaliger Sitzung, die ohne positives Ergebnis in langen Berichten über Verhandlungen mit dem Kabinett und vielen Zuständigkeits- und Geschäftsordnungsreden verlief, auf Wunsch der Reichsregierung vertagt worden. Auch hat er nicht einmal das eine Ziel, die vielen bisherigen Ausschüsse nun verschwinden zu lassen, erreicht. Nach wie vor existieren der Fünfzehner-Ausschuß, der Verhandlungsausschuß, der Ausschuß der Stadt und Landkreise usw.

Es ist ein trauriges Bild der vollständigen Ohnmacht und Ratlosigkeit der Reichsregierung und eine Folge des Rates derselben, die betroffenen Gruppen und Kreise des besetzten Gebietes möchten sich selbst helfen, allerdings in gleichzeitig vorgeschriebenem unmöglich engem Bewegungsraum. So ist die Not seit Monaten ins riesengroße gestiegen. 2 Millionen Arbeiter und Angestellte sind noch jetzt arbeitslos, d. h. die Hälfte der ganzen Bevölkerung einschließlich Frauen und Kinder. Den sämtlichen nicht von der Regie übernommenen Eisenbahnarbeitern im belgisch und französisch besetzten Gebiet ist zum 1. Januar von der Reichseisenbahnverwaltung gekündigt worden. Das ist der Dank des Vaterlandes. Der **Eisenbahnverkehr** hat erst einen Bruchteil des alten Umfanges und der deutschen Exaktheit wieder erreicht. Für die Ein- und Ausfuhr nicht bloß nach dem Auslande, sondern auch nach dem unbesetzten Deutschland sind Lizenzen notwendig und noch viele Beschränkungen in Kraft. Hohe Abgaben werden mit der Erlaubniserteilung erhoben. Nur die Lebensmitteleinfuhr ist frei. Durch Zollinie und Verkehrssperre — besondere Erlaubnisstempel bzw. Geleitscheine sind für die Ein- und Ausreise nötig — ist das besetzte Gebiet gegenüber dem unbesetzten Deutschland ein Ausland geworden. Die Verwaltung liegt infolge der Ausweisungen und Beschlagnahmen und des Separatistenterrors im französischen altbesetzten Gebiete ganz darnieder. Die neuen deutschen Gesetze wurden seit langem kaum noch von der deutschen Regierung der Rheinlandkommission vorgelegt und meist nicht genehmigt, weder im alt- noch im neubesetzten Gebiet. Besonders die Reichs-Steuer- und Zollverwaltung ist größtenteils ausgeschaltet, abgesehen vom englisch besetzten Gebiet. Die Finanznot der Gemeinden ist unerträglich geworden. Die Rentenmark wird von der Reichsregierung und Rentenbank nicht hereingelassen, das Notgeld der Städte von Eisenbahn und Post gar nicht, von der Reichsbank nur noch sehr beschränkt angenommen. Die Preise sinken endlich zwar von ihrer gegenüber dem unbesetzten Deutschland 2 1/2—3mal größeren Höhe herunter, sind aber noch verhältnismäßig sehr hoch. Die Verträge mit der **Micum** sind seitens der Industrie gar nicht bis zum 15. April durchzuhalten, geschweige denn länger, und der Reichsfinanzminister denkt unseres Wissens gar nicht an eine Entschädigung für diese ungeheuerlichen Lasten. Die Reichsregierung soll auch nicht die Absicht haben, durch eine Verlängerung des Micumabkommens von Regierungsseite die produktive Ausbeutung des Ruhrgebietes zu legalisieren. Und was dann?

Das Ergebnis der bisherigen französisch-belgischen Politik einerseits und der deutschen anderseits ist eine völlig verfahrene Lage in außenpolitischer Beziehung und ein an den Rand der Verzweiflung und des Ruins gebrachtes Volk an Rhein und Ruhr. In der scharfen Ablehnung der französch-belgischen Bedrückung und der Verletzung des Versailler Vertrages gehen alle anständigen Deutschen im besetzten Gebiet einig. Ebenso in der schärfsten Ablehnung und Verurteilung der Separatisten und ihres bewaffneten Gefolges. Auf die französische Politik muß aber die deutsche einwirken, und sie hätte ohne Zweifel mit Erfolg auf den verschiedensten Wegen auf sie einwirken können. Sie hat das nur sehr unzulänglich getan. Sie hat schwere Fehler und Unterlassungssünden begangen.

Mußte es so weit mit uns kommen? Waren das Elend und Chaos unvermeidlich? Unseres Erachtens nicht. Man hätte nicht die Gelegenheiten verpassen bzw. sie zu spät ergreifen dürfen. Vom Waffenstillstand bis ins Frühjahr 1919 war die erste große Möglichkeit geboten, eine Brücke der Versöhnung zwischen Frankreich-Belgien und Deutschland durch den **Westdeutschen Bundesstaat** zu schlagen, den Bestand des Reiches im Westen und auch zum mindesten in Schlesien zu sichern. Heute sehen das auch schon sehr viele westliche Anhänger jener Kreise ein, die damals rückgratlos und dienerhaft in den Verleumdungs- bzw. Beschimpfungschor des preußischen und sozialistischen Pressedienstes gegen jene echtdeutschen und gleichzeitig ausnahmsweise weitblickenden Männer einfielen, die den Gedanken des Bundesstaates auf gesetzlichem Boden auch noch nach dem ersten Rausch der Bestürzung und Begeisterung verfolgten. Und manche wagen das sogar schon öffentlich zu sagen. So schreibt die Niederrhein. Volkszeitung (Zentr.) in der Nr. 552 vom 17. Nov. 1923:

> „Weiter blickende Leute, ob sie uns Rheinländern nah- oder fernstehen, haben schon 1918/19 die „Lockerung des Verhältnisses der besetzten Gebiete" als nicht vermeidbare Folge der politischen Verhältnisse vorausgesehen. Wenn man sich in den maßgebenden Kreisen realpolitisch denkend rechtzeitig eingestellt hätte, manches nutzlose Opfer wäre uns in der deutschen Westmark erspart geblieben. Der gemeinsamen deutschen Sache, für die wir Rheinländer in und nach dem Kriege größere Opfer gebracht haben als irgendein anderer deutscher Stamm, wäre durch ein kluges Vorsehungspielen besser gedient worden als es jetzt bei der Zwangsläufigkeit der Entwicklung auch unter den „glücklichsten" Umständen noch möglich sein kann."

Die Duisburger Volkszeitung (Zentr.) öffnete in der Nr. 468 vom 11. Nov. u. a. folgenden Worten ihre Spalten:

„1919 bemühten sich ehrenwerte Männer, Abgeordnete der Zentrumspartei, Oberpfarrer Kastert und Studienrat Kuckhoff an der Spitze, dem Rheinland die nachfolgenden Leiden, welche sie voraussahen, zu ersparen oder doch zu erleichtern. Aber in das Geschrei Berlins nach „Landesverrat" stimmte treu und gehorsam der ganze Chor der vielen Nullen in Partei und Rheinland ein. Diese braven, treudeutschen Männer wurden in die Wüste geschickt. Die Inszenierung der Komödie klappte tadellos. Hätte man damals gehört, es stände besser."

Von sehr ernst zu nehmender führender Seite im Rheinlande wird versichert, daß die Ruhrbesetzung nicht gekommen wäre, wenn man auf die vor etwa Jahresfrist erfolgten Fühler der Franzosen durch die Errichtung eines westdeutschen Bundesstaates und eine starke Beteiligung an der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie eingegangen wäre. Jedenfalls ist die deutsche Regierung im April und Anfang Juni ds. Js. auf mein wiederholtes und eingehend begründetes Drängen nach Aufnahme von Verhandlungen zwecks Beendigung des passiven Widerstandes vor seinem Niederbruch nicht eingegangen. Ueberschätzung der eigenen Widerstandskraft und Unterschätzung der feindlichen Stellung, preußischer Druck und Prestigefragen standen hindernd im Wege. Man sträubte sich, den neuen Bundesstaat unter feindlichem Druck und mit internationaler Bürgschaft seiner bundesstaatlichen und reichsdeutschen Unversehrtheit zu errichten, hielt es schon im April stellenweise für zu spät unter Hinweis auf das ähnliche Erlebnis verpaßter Gelegenheiten mit Elsaß Lothringen. So kam dann wieder der vollständige bedingungslose Zusammenbruch.

Völlige Verständnislosigkeit oder Unkenntnis des Wollens und der Gefühlsrichtungen der Franzosen und auch der Rheinländer, Hessen und Pfälzer sind Hauptursachen dieses politischen Versagens Deutschlands. Die Franzosen sehen nun einmal in Preußen und dem „preußischen Geist" ihre Gefahr, ihren Gegner. Sie wollen nicht unmittelbare Nachbarn Preußens sein. Das ist eine Prestigefrage und eine das französische Denken und Handeln beherrschende Idee, mit der wir als Tatsache rechnen müssen. Außerdem wollen die Franzosen den Koksbezug nach Möglichkeit sich dauernd sichern, den Ruhrkoks nicht später auf Gnade und Ungnade aus der Hand eines gefürchteten politischen Gegners beziehen. Die Franzosen haben die Macht, die Hand an unserer Kehle; durch das Micum-Abkommen haben wir eine Galgenfrist bis spätestens zum April. Wir müssen wirtschaftliche Erleichterung und erträgliche Abmachungen in den Verkehrs-, Verwaltungs- und Reparationsfragen erlangen. Das wird uns nur durch politisches Entgegenkommen gelingen. Eher kommen wir nicht zur Ruhe. Auch England, Italien und die Vereinigten Staaten wünschen eine solche Lösung auf föderalistischem Boden. Sie unterstützen den westdeutschen Bundesstaat durchaus, lehnen aber ebenso den Pufferstaat der Separatisten und der französischen Chauvinisten ab. Im übrigen werden sie sich nicht wegen des besetzten Gebietes mit Frankreich überwerfen. Das sind auch Tatsachen, welche die deutsche Regierung und Volksvertretung sehen müssen.

Das westdeutsche Volk selbst aber hat nie mehr als heute den brennenden Wunsch nach Verständigung gehabt. Es hat kein Verständnis weder für Prestige- noch für Bruch- und Versackungspolitik. Prof. Kaas hat neulich im Reichstage diesem Willen der sehr großen Mehrheit den rechten Ausdruck verliehen: Verständigung unter Darbringung aller im Interesse und Rahmen des Reiches möglichen Opfer. Ehrliche Unterstützung findet der Gedanke, unter allen Umständen bei Preußen bleiben zu müssen, nur wenig im westdeutschen bodenständigen Volke. Eine Lösung des schweren Problems kann unseres Erachtens allein noch auf großdeutschem und föderalistischem Boden gefunden werden. Der nach dem Fehlschlag des Frankfurter Parlaments eingeschlagene kleindeutsche, preußische und machtpolitische Weg hat uns ins Verderben geführt. Es hat uns Oesterreich und Luxemburg entfremdet, Danzig, Westpreußen, Posen, Oberschlesien, Nordschleswig und Eupen-Malmedy verloren und die Westmark aufs schwerste gefährdet. Der Reichsgedanke, die Reichsmacht und die freiheitliche gleichmäßige Pflege der deutschen Stammesvorzüge und der verschieden gerichteten Kulturkreise und Lebensanschauungen sind zugunsten eines vorherrschenden Gliedstaates und seiner spezifischen zentralen Kultur vernachlässigt worden. Auch in der Republik bekam ja bald der durch Geschichtsunterricht, Presse und Bürokratie gepflegte kleindeutsche und zentralistische Gedanke wieder die Führung. Ob seine Vertreter nun Gewerkschaftler statt Junker, Sozialisten statt Konservative oder Nationalliberale sind, in ihren Mitteln haben sie alle in Berlin, von Bismarck und vom Nationalverein gelernt.

Die dringend notwendige baldige Beilegung des Konflikts wird aber auf diesem Wege nicht erreicht. Darüber ist man sich auch meines Erachtens in Berlin klar. Sonst würden gewisse Mitglieder des Kabinettsausschusses sich bei den Verhandlungen über rheinische Fragen persönlich anders verhalten. Um zur Ruhe, zu Arbeit und Brot, zur Freiheit zurückzufinden, muß der Entente der westdeutsche Bundesstaat und eine Beteiligung an der westdeutschen Industrie angeboten werden. Man schaffe ihn freiwillig so groß wie nur möglich. Denn je weiter er nach Osten greift, desto fester ist er nach Westen gesichert und dem Reiche eingefügt. Man handle selbst, bevor die Dinge zwangsläufig sich ohne oder gar gegen unsern Willen entwickeln. Aus all dem politischen und wirtschaftlichen Elend können wir uns rasch herausarbeiten, wenn auf diesem Wege der Ausgleich mit Frankreich gefunden ist. Nicht bloß wir, Europa wird aufatmen.

Heute geht es auch nicht mehr um die Erhaltung Großpreußens, nicht mehr um die Macht im Reich, sondern um den Bestand des Reiches, um die Erhaltung der vornehmsten und ältesten Stätte deutscher Kultur, die Rheinlande. Das können und wollen wir bis zum äußersten verteidigen, dabei brauchen wir nicht notwendig die preußische Landeshoheit. Wer anders redet, beleidigt uns in undankbarster Weise. Sowohl die Deutsche Reichsverfassung durch Artikel 18 wie das international anerkannte Recht der freien Selbstbestimmung verbürgen uns die Freiheit und damit am sichersten das freudige, unbedingte Festhalten am Reich. Der Ludwigshafener gemeinsame Aufruf gegen die Sonderbündler drückt das treffend in den Schlußworten aus: „Ueber das Schicksal unserer deutschen Pfalz entscheidet heute und immer nur die pfälzische Bevölkerung nach freiem Willen selbst". Selbst in einsichtigen sozialdemokratischen Kreisen erkennt man die Zweckmäßigkeit einer Lösung auf dem Boden des freien Selbstbestimmungsrechts der deutschen Volksstämme in föderalistischer Richtung an. So schreibt die Mainzer sozialistische Volksstimme am 8. Dez.:

„Wie wir gleichfalls bereits wiederholt meldeten, haben die Reichstags- und Landtagsabgeordneten der besetzten Gebiete einen Sechziger-Ausschuß gebildet, der in Besprechungen und Unterhandlungen einerseits mit der deutschen Reichsregierung, anderseits mit der Hohen Interalliierten Rheinlandskommission die Grundlage für eine wirtschaftliche und politische Umbildung der Rheinlande schaffen soll. Es ist aufs innigste zu wünschen, daß die Besprechungen zu einer vollen Klärung aller schwebenden Fragen führen. . . . Ob nun aus den Besprechungen und Verhandlungen ein neues Staatsgebilde erwächst, in welcher Art es auch sei, eines wird die Unterlage hierfür sein müssen: Der Gedanke, daß die Bevölkerung am Rhein, von Aachen bis zur Saar, deutsch ist und deutsch bleiben will; daß sie auf Gedeih und Verderb mit dem Deutschen Reich verbunden ist und im Rahmen des Deutschen Reiches verbleiben will. Nicht nur ethnographisch und kulturell, auch wirtschaftlich kann es keine Loslösung der Rheinlande vom Deutschen Reiche geben... Ein Rheinland, das nicht als Gliedstaat mit dem übrigen Deutschland fest verbunden wäre, würde gleichsam zwischen zwei Stühlen sitzen, und anstatt eine Brücke für den Frieden abzugeben, zu einem internationalen Zankapfel für alle Seiten werden. Und noch eine Forderung muß die Demokratie aller Länder an die laufenden Besprechungen stellen: Zu welchem Resultat diese Verhandlungen auch führen mögen, das im Artikel der Reichsverfassung festgelegte freie Selbstbestimmungsrecht der deutschen Volksstämme muß auch für die Rheinlande auf breitester demokratischer Basis gewahrt bleiben."

Nach den bisherigen Erfahrungen mit all den Ausschüssen, ihrer Zuständigkeit und Initiative, ist der Zweifel an ihrem Erfolg berechtigt. Es müßte nicht so sein, zumal mit dem Sechziger-Ausschuß. Er müßte nur eine bessere Zusammensetzung, wirkliche Vollmachten und mehr ehrlichen Mut besitzen.

Keine falsche Prestigepolitik darf uns in unserer Not und Ohnmacht beirren. Unverantwortlicher und einseitigster Partikularismus wäre es, wenn der Egoismus der Länder die Rettung des Reiches und die Erhaltung eines freien, lebenskräftigen Deutschtums im Westen scheitern ließe. Noch viel schärfer müssen jene verurteilt werden, die in dieser Frage dem Partei- oder Klasseninteresse einen Einfluß auf die Entscheidung gewähren. Worte wie: „Mag der Süden des Rheinlandes bis Bonn vom Reiche getrennt werden, da haben wir ja keinen großen Einfluß, wenn wir nur Köln bis Dortmund, wo wir stark vertreten sind,

bei Preußen behalten" — so äußerte sich kürzlich dem Verfasser gegenüber ein sehr einflußreicher sozialistischer Führer — sind mehr als unverständlich. Noch weniger darf die Reichsregierung als Führerin zwischen rosenrotem Optimismus und schwarzem Pessimismus, zwischen Versackungs- und Aushaltungspolitik, zwischen Nein, Ja und Jain (Nein und Ja zusammen) weiter hin und herschwanken, wie dies bisher so oft und schnell geschah. Das Ausland hilft uns nicht. Frankreichs Mindestziel ist unverändert. Unser gleiches Verhalten 1917/18 sollte uns doch belehrt haben.

Sehen wir endlich doch die Tatsachen und Kräfte, wie sie wirklich sind, nicht wie wir sie sehen möchten. Ehrlichkeit, Mut, vereinte Rettungsarbeit ist das Gebot der angebrochenen letzten Stunde. Das Schicksal wird sonst seinen Lauf nehmen, und wir erörtern später zu unserer Unterhaltung, wer die Schuld trägt — wie jetzt im parlamentarischen Untersuchungsausschuß über die Schuld am verlorenen Krieg. Wir Rheinländer wollen beim Reiche bleiben, wollen mit all unsern deutschen Brüdern vereint und frei sein!

Ein geschlagener Feldherr.

Von General Karl von Sandmann.

„Von der Erde Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch; wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch." Dieser Dichterspruch mag vor allem für den siegreichen Heerführer gelten, aber wehe dem Heerführer, dem der Erfolg versagt war, ihm wäre besser, nicht zum Feldherrn berufen worden zu sein. Was es ist um einen geschlagenen Feldherrn, erhellt mit beklagenswerter Deutlichkeit aus dem Buch, das die Witwe des Generalobersten Helmuth von Moltke, des deutschen Generalstabschefs bei Ausbruch des Weltkriegs, über ihren Gatten veröffentlicht hat.[1]) Es darf vorweg gesagt werden, daß Frau v. Moltke dem Andenken ihres Gatten durch diese Veröffentlichung keineswegs genützt hat; aber für die Geschichtsschreibung ist das Buch von Wert, weil es mit dazu beiträgt zu beweisen, daß Generaloberst v. Moltke der Stelle als Chef des Generalstabs des Feldheeres nicht gewachsen war.

Der vorgeführte Lebensgang des Generalobersten zeigt, wie derselbe nicht etwa in der harten, entsagungsvollen Arbeit des deutschen Generalstabsoffiziers von ehedem, sondern als persönlicher Adjutant seines Onkels, des Feldmarschalls, und dann als Flügeladjutant des Kaisers auf der militärischen Stufenleiter emporgekommen war, als ihn die Gnade des Kaisers zuerst zum Quartiermeister und kurz darauf (1906) zum Chef des Generalstabs der Armee ernannte. In dieser Stellung gelang es ihm, durch die alljährliche Anlage und Leitung der großen Manöver sich die Zufriedenheit des Kaisers zu erhalten und auch sonst für die Kriegsbereitschaft des deutschen Heeres innerhalb seines Wirkungskreises erfolgreich tätig zu sein. Mit dem Generalstab des verbündeten österreichisch-ungarischen Heeres wurden gute Beziehungen unterhalten, den Wünschen wegen Verstärkung der gegen Rußland bestimmten deutschen Armee wollte jedoch nicht nachgekommen werden. Moltke war wiederholt Begleiter des Kaisers auf dessen Nordlandsreisen; neben seiner militärischen Tätigkeit huldigte er, wie die Briefe an seine Frau ersehen lassen, auch schöngeistigen und anthroposophischen Neigungen.

Der Ausbruch des Weltkriegs fand den bisher vom Glück getragenen General nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Den von ihm vorbereiteten Operationsplan behielt er bei, obwohl die Voraussetzungen nicht mehr bestanden, unter denen sein Vorgänger Schlieffen ihn aufgebaut hatte. 1914 mußte mit der nahezu vollendeten Mobilmachung der russischen Streitkräfte und mit dem Ausfall der italienischen Hilfe gerechnet werden. Schlieffen hätte in dieser Lage wahrscheinlich selbst seinen Plan aufgegeben und wäre auf den Plan des alten Moltke, Defensive an der Westgrenze und Offensive gegen Rußland, zurückgegangen. Dann wäre vielleicht auch das Eingreifen Englands verhindert oder doch aufgeschoben worden. Der alte Moltke hatte gesagt, einen Offensivkrieg könne man mit Aussicht auf Erfolg nur führen, wenn man im Besitz der Ueberlegenheit sei. Diese Ueberlegenheit gegen Frankreich war nicht gegeben, dagegen konnte man sich in der Defensive auf der schmalen, durch starke Festungen geschützten Westgrenze mit geringen Kräften sicher solange halten, bis Rußland entscheidend geschlagen war. Wie berichtet wird, bot der Kaiser selbst die Hand zu einer Aenderung des Plans, indem er vorschlug, sofort mit der Hauptmacht gegen Rußland zu marschieren. Aber der Generaloberst ging auf diesen guten Gedanken nicht ein und es blieb bei der folgenschweren Verletzung der belgischen Neutralität.

Die Offensive gegen Frankreich über Belgien hat dank der wunderbaren Schulung des deutschen Heeres anfangs auch geklappt, aber an der Marne kam der große Angriff zum Stehen. Der Gegner war unterschätzt worden, er war nicht geflohen, sondern nur zurückgewichen, um unter günstigen Verhältnissen die Offensive zu ergreifen. Dies war der Obersten Heeresleitung entgangen, im Vorgefühl des Sieges hatte man 2 Armeekorps nach Rußland geschickt. Der Generaloberst gibt in seinen Erinnerungen nicht an, warum er sich am 8. September nicht selbst an den rechten Flügel begeben und auch dem an seiner Stelle entsandten Oberstleutnant Hentsch keine schriftliche Anweisung mitgegeben hat. Zu der verhängnisvollen Sendung des Hentsch sagt der Generaloberst (S. 436): „Er sollte sich über die Lage orientieren, hatte aber nicht den Auftrag, die 1. Armee zurückzuführen, sondern sollte sie nur anweisen: falls sie sich nicht halten könne, in die Linie Soissons-Fismes auszuweichen, um so wieder den Anschluß an den rechten Flügel der 2. Armee zu gewinnen — um so die entstandene Lücke zu schließen." Als es zu spät war, begab sich der Generaloberst selbst an die Front, aber nur um die erforderlichen Rückzugsanordnungen für die 1. mit 5. Armee zu treffen. Er fand nicht den Entschluß, gleich soweit zurückzugehen, als für Gewinnung der nötigen Operationsfähigkeit zweckmäßig gewesen wäre. So blieb man am Feind hängen und es entstand der unselige Grabenkrieg. Am 14. September wurde die weitere Leitung der Operationen vom Kaiser dem General von Falkenhayn übertragen.

Ungemein schmerzlich war es für den abgesetzten Generalstabschef, daß alle seine Versuche, wieder Einfluß auf die Oberste Heeresleitung zu gewinnen, vom Kaiser zurückgewiesen wurden. So schlägt er in einem Brief an den Kaiser vom 17. 1. 15 vor, möglichst viele Kräfte im Osten zu verwenden, um bald mit den Russen fertig zu werden. Falkenhayn sei für seine Stelle durchaus nicht geeignet und besitze nicht das Vertrauen der Armee. Am 21. 1. 15 klagt er in einem Brief an Hindenburg, daß der Kaiser ihm nicht antworte. In einem Brief an Ludendorff tadelt er, daß im Westen gegen 50 Armeekorps in Schützengräben lägen und nicht operationsfähig gemacht werden könnten. Er mußte sich damit begnügen, sich in der ihm zugewiesenen Stelle als Chef des Stellvertretenden Generalstabs in der Heimat möglichst nützlich zu machen.

Es war ein Glück für den schwergeprüften Helmuth v. Moltke, daß schon am 18. Juli 1916 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte, sodaß er den Ausgang und die schrecklichen Folgen des Kriegs nicht mehr erlebte, an dessen unglücklichem Verlauf er sich eine Schuld beimessen mußte.

[1]) Eliza v. Moltke. Generaloberst Helmuth v. Moltke. Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877—1918. Stuttgart 1923.

Zur Jahreswende.

Nun flutet eine neue Lebenswelle
Herüber aus dem Wechselstrom der Zeit,
Ein neues Jahr steht grüssend auf der Schwelle,
Und führt den Stern der Hoffnung im Geleit.

Nicht tatenlos soll uns die Zukunft finden,
Die Arbeit ist des deutschen Geistes Gut.
Was auch geschah: wir werden überwinden
Mit frischer Kraft und ungebeugtem Mut.

Auf denn ans Werk! beherzt und unerschrocken,
Mit scharfem Pflug und festem Hammerschlag.
Es gilt dem Heimatboden zu entlocken,
Was deutsche Kraft und deutscher Fleiss vermag.

Die Stunde ruft! Mit Gott muss es gelingen,
Wir wollen tapfer an die Arbeit gehn.
So werden wir das Schicksal dennoch zwingen
Und unsern Glücksstern wieder steigen sehn!

Josefine Moos.

Gedanken zum sog. Aufwertungsproblem.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen, München.

Die Allgemeine Rundschau hat in den letzten Jahren systematisch gegen die verfehlte und geradezu unverständliche Währungspolitik des Reiches angekämpft und den maßgebenden Stellen immer wieder ins Gewissen geredet, man möge davon ablassen, auf dem Wege der Notenpresse die Vermögen der Mündel und Stiftungen, der Witwen und Waisen, wie überhaupt der schwachen Schultern zu enteignen.[1]) Die Stellungnahme der Allgemeinen Rundschau zum sog. Aufwertungsproblem kann daher von vornherein nicht zweifelhaft sein. Angesichts gewisser im Schoße der Reichsregierung zurzeit schwebender gesetzgeberischer Tendenzen erscheint es aber notwendig, in ganz kurzen Zügen das in Frage stehende Gebiet unter dem Gesichtswinkel des gegenwärtigen Augenblicks klar zu legen.

Es sei daran erinnert, daß die nachrevolutionären Gesetze und Verordnungen des Reiches auf der Unterschiebung aufgebaut waren, daß Goldmark gleich Papiermark sei. Dieser sog. Rechtsgrundsatz stützte sich in seinem Ursprung auf die Kriegswährungsverordnungen vom August und September 1914, welche das Inflationspapiergeld zum gesetzlichen Währungsgeld machten. Solange die Wertdifferenz zwischen Goldmark und Papiermark noch nicht erheblich war, konnte der erwähnte Grundsatz als eine durch die Not des Vaterlandes erzwungene Maßnahme immerhin verstanden werden. Mit zunehmender Deckung der Staatsausgaben durch uferlose Herausgabe wertloser Papierzettel mit aufgedruckten vielstelligen Ziffern begann sich jedoch das gesunde Rechtsempfinden eines Teiles des deutschen Volkes gegen die Irrlehre Mark ist Mark aufzulehnen. Die nicht mehr arbeitsfähigen Mitglieder des früheren Mittelstandes wurden durch die Entwertung allmählich buchstäblich an den Bettelstab gebracht. Andere weite Kreise des Volkes zogen aber aus der erwähnten Entwicklung Nutzen, und es muß leider festgestellt werden, daß großen Volksteilen in dieser Beziehung jegliche Begriffe der Wohlanständigkeit abhanden gekommen waren. Schulden aus seinerzeit in Gold hingegebenen Geldsummen wurden auch von solchen Schuldnern, die von der Geldentwertung und allgemeinen Verarmung nicht betroffen waren, rücksichtslos in Papiermark zurückbezahlt. Auch muß leider gesagt werden, daß die Rechtspflege, die doch nicht etwa nur dazu berufen ist, das geschriebene Wort mechanisch auf eine den Einzelfall betreffende vollstreckbare Klausel zu bringen, die also nicht Selbstzweck ist, wie vielleicht irgendeine sportliche Veranstaltung, sondern im Dienste der Gerechtigkeit stehen sollte, in dieser Richtung fast vollständig versagt hat. Zwar hat die Rechtspflege und auch die Gesetzgebung der Geschäftswelt schon seit längerer Zeit eine Abwälzung oder Rückgängigmachung der Geldentwertung gestattet. Der Lieferant aus einem älteren Vertrag z. B. brauchte nicht mehr zu dem früher vereinbarten Preise zu liefern, sondern durfte einen höheren Preis beanspruchen. Aber auf das Gebiet der Hypotheken, der Pfandbriefe und Industrieobligationen usw. wurde der Billigkeitsgrundsatz nur ganz vereinzelt von unteren Gerichtsinstanzen angewendet. Es ist beschämend, daß zu einer Zeit, da Erkenntnisse des Obergerichtes in Danzig und des höchsten Gerichtshofs in Warschau bereits eine Löschung von Hypotheken bei Rückzahlung in entwertetem Inflationsgeld als unzulässig erklärten, noch Urteile deutscher Gerichte, wie des Landgerichts Köln, des Landgerichts Stuttgart usw. den gegenteiligen Standpunkt vertraten. Von deutschen Gerichten ist es hauptsächlich das Oberlandesgericht Darmstadt gewesen, das im März 1923 den ersten größer angelegten Versuch unternahm, dem unter der Maske des Rechts sich auswirkenden schamlosen Schuldnerwucher ein Ende zu bereiten. Auch die Landgerichte Frankfurt und Elberfeld kamen mit ähnlichen Urteilen wie das Oberlandesgericht Darmstadt heraus.

Neuerdings hat nun das Reichsgericht in einer Entscheidung des 5. Zivilsenats vom 28. November 1923 die rechtliche Möglichkeit einer sog. Aufwertung ausgesprochen und entschieden, daß die betr. klagsgegenständige Hypothek nicht in Papiermark zum Nennwert getilgt werden kann, sondern daß eine Summe erforderlich ist, welche an Kaufkraft mindestens 40% des ursprünglichen Goldwertes entspricht. Mit diesem reichsgerichtlichen Urteil konnte natürlich nicht allgemein und schlechthin der Grundsatz ausgesprochen werden, daß alle Hypotheken und sonstigen Geldschulden zu einem gleichmäßigen, allgemein gültigen Prozentsatz aufzuwerten seien, da selbstverständlich in jedem einzelnen Falle die besonderen Umstände in Betracht zu ziehen sind. Insbesondere dort, wo Hypotheken oder sonstige Schulden bereits zurückgezahlt sind, wo also ein Rechtsstreit nicht mehr besteht, sondern eine Vereinbarung zwischen den beiden Parteien als zustande gekommen anzunehmen ist, wird eine sog. Aufwertung im allgemeinen nicht mehr in Frage kommen können, vorbehaltlich etwaiger Ansprüche wegen ungerechtfertigter Bereicherung gemäß §§ 812 ff. BGB. Ganz besonders sind die Hypotheken der Hypothekenbankinstitute, welche von den Hypothekschuldnern auf Grund der Rechte aus der Hypothekenurkunde mit Hypothekenpfandbriefen der betreffenden Bank zurückbezahlt worden sind, als endgültig getilgt zu betrachten. Denn die Pfandbriefe der gleichen Bank stellen ohne Rücksicht auf den Börsenkurs wohl den gerechtesten Gegenwert für die Hypotheken dar, insbesondere dann, wenn der Hypothekenschuldner die Pfandbriefe selbst noch mit Goldmark gekauft hat.

Das reichsgerichtliche Urteil könnte dazu angetan sein, wieder eine Gesundung in die geschäftlichen Gepflogenheiten unseres Volkes hineinzutragen. Deshalb müssen die gegenwärtig zutage tretenden Bestrebungen des Reichsfinanzministeriums und des Reichsarbeitsministeriums, die Aufwertung dinglicher Lasten, die nicht wertbeständig eingetragen sind, kraft Gesetzes auszuschließen und damit natürlich mittelbar auch eine Aufwertung der Pfandbriefe usw. zu verhindern, aufs schärfste bekämpft werden. Wenn der Staat, der kraft Gesetzes die Anlegung von Mündelgeldern in Pfandbriefen, Hypotheken usw. vorgeschrieben und gefördert hat, alle Mündel-, Stiftungsgelder usw. in einem Augenblick der völligen Entwertung entgegenführt, da die Papiermark nur mehr den einbillionsten Teil der Goldmark wert ist, so kann jede Hoffnung auf eine Erstarkung des Staatsgedankens und auf eine Rückkehr von Treu und Glauben sowohl im Privatleben, als auch im Verhältnis zum Staate auf unabsehbare Zeit hinaus begraben werden. Selbstverständlich würde eine solche Aberkennung jeglicher Vermögensrechte der kleinen Sparer, der Witwen und Waisen usw. den Kredit des Staates nicht nur im Inland, sondern zweifellos auch im Ausland vernichten.

In einem vielbesprochenen Entwurf einer Verordnung über Mietzins und Mietzinssteuer hat die Reichsregierung die Absicht geäußert, eine Rückzahlung der Hypotheken nur in Papiermark zum Nennwert zuzulassen. Der Hypothekengläubiger sollte also mit einem Betrag vorlieb nehmen, wofür er sich nicht einmal mehr eine Stecknadel zu kaufen vermag, während sich der Staat mit dem Hypothekenschuldner in den unverdienten Inflationsgewinn teilen wollte. Diese eigenartige Staatsmoral kann wohl nicht treffender ad absurdum geführt werden, als durch einen Vergleich, den der Präsident des Oberlandesgerichts Darmstadt, Dr. Best, gebraucht hat: „Die Polizei hat bei einem Diebe gestohlenes Gut gefunden; auf dieses hat der Dieb keinen Anspruch, also darf es die Polizei behalten."

[1]) Vgl. z. B. die Aufsätze des gleichen Verfassers: „Aufruf gegen die Entrechtung der Schwachen und Hilflosen" in Nr 35/1921, „Wer trägt die Lasten?" in Nr. 21/1923 und „Zurück zur Ehrbarkeit" in Nr. 38/1923 der A. R. Die Schriftleitung.

Vom ethischen Standpunkt aus kann über die Beurteilung des Aufwertungsproblems nach dem Gesagten wohl kaum mehr ein Zweifel sein. Aber auch rechtlich sollte angesichts des ungeheuerlichen Ausmaßes der Geldentwertung keine Meinungsverschiedenheit mehr bestehen.

Das ganze Problem wird m. E. ganz zu Unrecht mit „Aufwertung" bezeichnet. Unter Aufwertung kann man sprachlich nur den Vorgang verstehen, daß einer wertlos gewordenen Sache nachträglich ein höherer Wert beigelegt wird. Wer z. B. den oben erwähnten Währungsvorschriften (Mark = Mark) den Vorrang vor den Grundfesten des bürgerlichen Rechts (gute Sitte, Treu und Glauben) einräumt, und damit alle früheren Geldschulden als entwertet betrachtet, mag von unserem Problem als von Aufwertung sprechen, entzieht damit aber der ganzen Frage den rechtlichen Boden, weil er sie vom Wirkungskreis der Rechtspflege auf das Gebiet der Gesetzgebung vorschiebt. Die Begründung des oben erwähnten Reichsgerichtsurteils ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen sprechen alle bisherigen Urteile, wie insbesondere auch die Entscheidung des Oberlandesgerichts Darmstadt vom 18. Mai 1923 noch von einer Aufwertung.

In Wirklichkeit liegen aber die Dinge folgendermaßen: Zu jenem Zeitpunkt, als die Schuldverhältnisse noch durch Hingabe von Goldmark begründet wurden, dachte man zweifellos nicht an die Möglichkeit, daß sich ein Staat finden würde, der das Währungsgeld des Landes in der geschehenen Weise entwerten werde. Es war zweifellos nicht der Wille der Parteien, daß das Risiko eines solchen damals kaum denkbaren Falles einzig und allein von dem Gläubiger getragen werden solle. Es würde an sich also schon die Regel des § 157 BGB, daß Verträge so auszulegen sind, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern, genügen, um darzutun, daß der Schuldner auch bei Geldentwertung gehalten ist, annähernd gleiche Vermögenswerte zurückzugeben, als er empfangen hat. Diesen Grundsatz von Treu und Glauben schreibt für die Schuldverhältnisse ausdrücklich auch noch § 242 BGB vor. Bezüglich der Darlehensverträge bestimmt überdies § 607 BGB, daß der Darlehensschuldner verpflichtet ist, dem Darleiher das Empfangene nicht nur in Sachen von gleicher Art, sondern auch von gleicher Güte und Menge zurückzuerstatten. Man wird aber nicht behaupten können, daß die Papiermark von gleicher Güte sei wie die Goldmark. Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte erfordern unter den heutigen ganz außergewöhnlichen Umständen der allgemeinen Verarmung allerdings eine entsprechende Berücksichtigung der Frage, inwieweit der Schuldner aus dem zugrunde liegenden Rechtsgeschäft noch bereichert ist. Das Verlangen nach Rückgewähr des Empfangenen zum amtlichen Berliner Dollar-Mittelkurs kann im einzelnen Falle eine ebenso grobe Ungerechtigkeit sein, wie der Versuch der Rückzahlung in Papiermark zum Nennwert.

Das ganze Problem kann also nicht die Aufwertung bereits entwerteter Schuldverhältnisse, sondern nur den Schutz gegen ungerechtfertigte Entwertung auf Grund einer gegen die guten Sitten und gegen Treu und Glauben verstoßenden mechanischen Anwendung der Währungsvorschriften zum Ziele haben. Auch öffentlich rechtliche Vorschriften, zu denen die Währungsvorschriften zählen, unterliegen den großen ethischen Grundlinien, welche dem bürgerlichen Recht die innere Kraft verleihen, zu ordnen und gerecht auszugleichen.

Der Schutz gegen ungerechtfertigte Entwertung darf sich natürlich nicht auf gegenseitige Verträge beschränken, sondern muß sich auch auf Unterhaltsansprüche und alle sonstigen Geldschulden erstrecken.

Es war oben schon angedeutet, daß eine sog. Aufwertung bereits gelöschter Hypotheken auf dem Wege der Rechtspflege im allgemeinen nicht mehr möglich sein dürfte und daß wohl nur bei noch nicht abgewickelten Verhältnissen eine Aufrollung der Entwertungsfrage Platz greifen kann. Das gleiche trifft zu auf das Gebiet der Pfandbriefe, Industrieobligationen, Sparkasseneinlagen, Ansprüche aus Lebensversicherungen usw., soweit nicht etwa das Vorliegen arglistischer Täuschung u. dgl. zu Anfechtungen führen kann. Wenn allerdings einige Hypothekenbanken sogar soweit gegangen sind, die Pfandbriefe des eigenen Instituts ohne oder entgegen dem Willen ihrer Kunden aus deren Depots zu entnehmen und zu vernichten, so könnten allerdings in solchen Fällen vielleicht Schadensersatzansprüche u. dgl. in Frage kommen.

Jedenfalls ist das ganze Entwertungsproblem gegenwärtig wohl eine der allerwichtigsten rechtlichen, volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen. Niemand wird bestreiten wollen, daß der Staat nach dem verlorenen Kriege außerordentliche Geldquellen wird erschließen müssen. Bei gutem Willen werden sich aber Wege finden lassen, welche die Lasten gerecht und gleichmäßig, und nicht einseitig verteilen.

Was die rechtliche Stellung der Anleihegläubiger des Reiches, der Staaten und Gemeinden anlangt, so wird hiebei die Tatsache eine große Rolle spielen, daß in diesem Falle die Anleiheschuldner das Empfangene nicht mehr in dem gleichen Maße wie z. B. die Hypothekenschuldner besitzen, also nicht mehr ungerechtfertigt bereichert sind, sondern sich in bankrottem Zustand befinden. Die Hoffnungen auf eine Aufwertung dieser Anleihen werden also ziemlich zurückgeschraubt werden müssen.

Die Höhe der geschuldeten Aufwertung wird sich wie gesagt bei Anwendung der §§ 157 und 242 BGB. über Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte im einzelnen Fall nach dem Gesichtspunkt der Bereicherung des Schuldners auf Grund des in Frage stehenden Geschäfts bemessen müssen. Eine gesetzliche Regelung des ganzen Problems dürfte trotz der klaren Rechtslage erwünscht sein, um die Gerichte möglichst zu entlasten und bald wieder den Zustand der so dringend notwendigen Rechtssicherheit herbeizuführen. Die Festsetzung des Prozentsatzes, den z. B. eine Hypothekenbank von ihren Hypothekenschuldnern verlangen kann, und den sie dann auch ihren Pfandbriefgläubigern zu gewähren hätte, läßt sich ohne große Schwierigkeiten durch eine Bestandaufnahme innerhalb der einzelnen Hypothekeninstitute herbeiführen. Außerdem wäre vielleicht ein amtlich statistisch festzustellender Verelendungsfaktor mit in Rechnung zu stellen. Im Privatleben empfiehlt sich so weit als irgend möglich der Weg der gütlichen Einigung. Im übrigen eignet sich das besprochene Rechtsgebiet besonders zu schiedsgerichtlicher Beilegung.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Feier des Kirchenjahres bezweckt in ihrer gesamten Liturgie, den Menschen die Religion, ihre Tatsachen und Geheimnisse mittels der äußeren Sinne zum inneren Erlebnis zu bringen und damit jene Umstellung zu bewirken, die den Menschen zum Christen macht, d. h., daß er aus dem Glauben lebt und so die Umwandlung der diesseitigen Welt zum Gottesreiche vollzieht. So hat die Kirche wiederum aus der Feier des Geburtsfestes des Erlösers frische Glaubensströme sich in der Menschen Herzen ergießen lassen und damit ihr ewiges Erneuerungswerk fortgesetzt. Weihnachten 1922 hatte uns die Enzyklika Ubi Arcano Dei gebracht. Im Konsistorium des diesjährigen Weihnachtsfestes stellte nun der Hl. Vater fest, daß seine Friedensbemühungen nur zu sehr geringem Teil den gehegten Erwartungen entsprachen; immerhin waren sie nicht ganz vergeblich. Auch nimmt die Not in Mitteleuropa und im Orient noch zu, weshalb er an die Länder, die Getreideüberschuß haben, herangetreten sei, um sie zu weitgehendster Hilfeleistung zu veranlassen. Der Papst beklagt nochmals vor der ganzen Welt das Schicksal des in Moskau eingekerkerten Erzbischofs Cieplak, dem er, da andere Mittel versagten, ständig mit seinem Gebete beistehe. Hocherfreulich seien die eucharistischen Kundgebungen des abgelaufenen Jahres wegen ihrer tiefen, religiösen Wirkungen. Sodann gedenkt er der von der Feier des Thomas-Jubiläums ausgehenden Anzeichen einer Neubelebung des Thomismus, der Josaphat-Feier als Hilfsmittel zur Wiedervereinigung der Orientalen mit Rom und der bevorstehenden Promulgation der Ernennung von vier indisch-einheimischen Bischöfen der Syro-Malabaren. Nach Erwähnung des Besuches des spanischen Königspaares im Vatikan nahm sodann der Papst die Berufung der neuen Kardinäle Lucidi und Galli vor. Während des öffentlichen Konsistoriums erfolgte die Postulation um die Seligsprechung des ehrw. P. Ludwig da Casoria. Die Riten-Kongregation beendete den Heiligsprechungsprozeß des sel. Petrus Canisius, S. J. Auch die Seligsprechung der ehrw. Bernadette Soubirous, des Hirtenmädchens von Lourdes, ist virtuell durchgeführt und harrt nur noch der feierlichen Promulgation, sobald der Papst das Dekret unterzeichnet hat. Die Kongregation des hl. Offiziums verbot unterm 12. Dez. die Werke A. Brassacs über das Alte und Neue Testament. — Der neue französische Botschafter Mr. Doulcet hat am 17. Dez. dem Papste sein Beglaubigungsschreiben überreicht.



Dem Beispiele des Hl. Vaters, der deutschen Not zu steuern, folgt das katholische Ausland in weitem Maße, wofür wir nur wenige Beispiele nennen wollen. So hielt der Bund für kirchliche Abwehr in Oviedo eine a.-o. Sitzung zur Einleitung einer Hilfe für den deutschen Klerus; die Gabensammlung eröffnet der Bischof. Und die Bischöfe von Fünfkirchen und Bacs überwiesen dreieinhalb Millionen ung. Kronen; Wien weitere 6 Millionen Kronen, mexikanische Schulkinder gaben über 1000 Dollars. Ein Hauch des Geistes des Hl. Vaters weht durch einen Artikel des Univ.-Professors Ansieaux in der Indépendance Belge (!), der auf das furchtbare Ruhrelend hinweist und dann frägt, ob unter solchen Umständen Barmherzigkeit nicht die beste Politik wäre. Vox clamantis .... Zur Errichtung eines Denkmals für Papst Benedikt XV. hat nun sein Nachfolger einen aus 8 Kardinälen bestehenden Ausschuß eingesetzt. In der japanischen Stadt Yamaguchi wurde an der Stelle, wo der hl. Franz Xaver seine erste Niederlassung schuf, ihm zu Ehren ein Denkmal errichtet und jetzt enthüllt; ein Gleiches geschah am 12. Dezember in der süditalienischen Stadt S. Agata dei Goti zu Ehren des hl. Alphons Maria de Liguori. Und endlich verzeichnen wir noch das Denkmal, das am 12. Okt. vom Präsidenten von Costa Rica zu Ehren des verstorbenen deutschen Bischofs Dr. B. A. Thiel, C. M, feierlich enthüllt wurde. Bischof Thiel, der schon früher vom Kongreß den Titel eines Benemerito de la Patria zuerkannt erhielt, ist 1850 zu Elberfeld geboren, kam infolge des Kulturkampfes zuerst nach Quito und 1878 auf Vorschlag der Regierung nach San José.

In der Tschechoslowakei bereitet sich laut Slovak ein neuer großer Kampf aller vereinten kirchenfeindlichen Elemente unter freidenkerischer, d. h. freimaurerischer Führung gegen die Kirche vor, der kürzlich in einer Geheimsitzung beschlossen wurde; das Feuer wird die Presse eröffnen. Inzwischen nimmt innerhalb der tschecho-slowakischen Sekte die Katzbalgerei unter ihren ehrwürdigen Stiftern Gorazd, Farsky und Genossen ihren Fortgang; es ist eine unentwegte gegenseitige moralische Abschlachtung. Und so etwas bildet sich ein, der katholischen Kirche gefährlich zu werden! Die Regierung bemüht sich in Rom (vergebens), das Recht der Ernennung der Bischöfe zu erlangen. Ueberhaupt bieten die östlichen schismatischen Gemeinschaften ein immer mehr anwiderndes Schauspiel und der Gegensatz zum würde- und charaktervollen Auftreten der katholischen Kirche zwingt sich gebieterisch auf. Die russische Patriarchalkirche liegt in den letzten Zügen. Nach dem Eindrucke des englischen Prälaten Msgr. Bary wird ihr völliger Zerfall mit dem nahen Ende des Ex-Patriarchen Tichon, der ein gebrochener Greis sei und dahinsieche, besiegelt sein. Die Sowjetregierung fährt in ihrem Kampfe auch gegen die katholische Kirche fort; so wurde einem Prälaten Orlik zu Zitomir wegen „gegenrevolutionärer Propaganda" der Prozeß gemacht. Immer noch werden auch orthodoxe Kirchen beschlagnahmt und gesperrt, zuletzt im Wolga- und Dnjepr-Gouvernement. In Tiflis gibt in der ehemaligen Garnisonskirche die kommunistische Tänzerin Isadora Duncan Tanzvorstellungen. Und der Synod der orthodoxen Kirche (aus Kreaturen der Sowjets bestehend) beschloß, den Jahrestag der bolschewistischen Religion mit Festgottesdiensten zu feiern! Was den Katholizismus betrifft, so können wir für heute nur auf die trefflichen Ausführungen „Räterußland und das Christentum" in „Kath. Missionen" 1923 Nr. 3 und „Gedanken zur Bekehrung der Orthodoxen" in „Salzburger K. Kirchenztg." 1923 Nr. 50 verweisen. In Warschau beging der Weihbischof Ruszkiewicz das 65jährige Priesterjubiläum; er wurde 1858 geweiht und könnte im März sein 40. Bischofsjubiläum feiern. Er wirkte noch unter Erzbischof Popiel, der 1912 starb.

In Konstantinopel wurde nunmehr die Apost. Delegatur vom Patriarchalvikariate (der Lateiner) getrennt; beide Posten sollen künftig gesondert besetzt werden. Im ökumenischen (schismatischen) Patriarchate gab es wieder einmal Sturm. Die Wahl des neuen Patriarchen fiel auf den Großgriechen Erzbischof Gregor von Kadiköi, der von seinem Gegner, Papas Eftimi, dem Haupte der türkisch-orthodoxen Kirche, wenige Tage später aus dem Phanar hinausgeworfen wurde; dieser soll jedoch von der Regierung aufgefordert worden sein, den Phanar wieder zu räumen.

In Jerusalem wurde bereits die dank frischem Zugreifen des Werkes Kardinal Ferrari geplante katholische Universität mit 200 Schülern eröffnet; 160 bestanden die Aufnahmeprüfung, von denen die meisten Katholiken sind. In Bethlehem wurde eine Zweigniederlassung errichtet, wozu die Salesianer die Räume leihen. Das zionistische Projekt der Besiedlung Palästinas und Errichtung eines jüdischen Nationalstaates steht mitten im Zusammenbruche. Anstatt einzuwandern, wandern die Juden fluchtartig aus, ohne sich durch irgendwelche Vorstellungen halten zu lassen. Zwei Drittel der Zugewanderten sind schon fort und das letzte Drittel drängt mit aller Gewalt hinaus. Damit dürften auch die Tage des Fürsten von Israel, Sir Herbert Samuels, gezählt sein. Kommenden März begibt sich ein großer Pilgerzug amerikanischer Katholiken nach dem Hl. Lande, den der Erzbischof von Santa Fé als geistlicher Führer begleitet; voraussichtlich werden die Pilger der Einweihung der Verklärungskirche auf dem Tabor beiwohnen,

Der römische Sängerchor, der s. Z. auch in München auftrat, läßt sich zurzeit in Cincinnati hören und wirkte beim Hochamte in der St. Peters-Kathedrale und bei der Abendandacht mit. Erzbischof Möller, der kürzlich sein neues Diözesanseminar zu Norwood einzuweihen die Freude hatte und das hundertjährige Bestehen seiner Erzdiözese begehen konnte, wurde vom Papste zum Thronassistenten und römischen Grafen ernannt. — Das amerikanische Missionshaus Maryknoll erhielt in der Unterpräfektur Futschau in China ein neues Missionsfeld übertragen. P. Meyer wurde als Missionsoberer bestimmt. Von San Franzisko aus reisten weitere vier amerikanische Franziskaner in die chinesische Mission. Rührend ist die Aufopferung katholischer Eskimos in Alaska, die ihren erkrankten Missionär P. Jette S. J. mehrere hundert Meilen auf Hundeschlitten bis nach Juneau schafften, von wo er in Begleitung Bischof Crimonts zu Schiff Seattle erreichte und durch die noch rechtzeitig erfolgte Operation sein Leben retten konnte. — Gegen Admiral Benson, der in der katholischen Laienbewegung der Vereinigten Staaten eine hervorragende Stellung bekleidet, wühlt die Freimaurerei, indem sie durch eine Sonderorganisation in der amerikanischen Marine alle Katholiken zu entfernen sucht; daraufhin wurde jene selbst in Anklagezustand versetzt. Während anderwärts (z. B. auch in Italien) die Freimaurerei des schottischen Ritus sich gegenüber der Kirche weniger gehässig zeigt, bekundet in Amerika gerade diese Spielart besondere Schärfe gegen alles Katholische und vornehmlich gegen die katholischen Schulen (vgl. ihre Halbmonatsschrift Scotish Rite Clip Service). — In Kanada hat die Vereinigung katholischer Handlungsreisender, deren aktiver Geist schon sehr viel Gutes zustande brachte, es durchgesetzt, daß in den Hotelzimmern allmählich überall zur Verfügung der Reisenden ein Neues Testament aufgelegt wird. Sie hat auch die Zensur über die Büchereinfuhr erreicht, um antireligiöse und unsittliche Druckwerke fernzuhalten, wodurch natürlich besonders das französische Mutterland betroffen wird. — In Guatemala erschöpft sich allmählich der dort seit 50 Jahren unbehindert wirkende Kulturkampfgeist schlimmster Sorte, wie der jüngst vertriebene Erzbischof Munoz, S. J., schreibt: man erhofft von der neuen Regierung größere Gerechtigkeit, insbesondere gegen den verbannten Oberhirten, für den sich die Katholiken in Eingaben energisch einsetzen.

Zum Schluß einige Notizen persönlicher Natur. Verstorben sind Abt Thomas Bossart des bekannten Schweizer Benediktinerstiftes Einsiedeln; zu seinem Nachfolger wählte das Kapitel Dr. P. Ignaz Staub von Menzingen, geb. 19. Dez. 1872. Ferner starb in der Luxemburger Benediktiner-Abtei Clairvaux, 88 Jahre alt, Dom Pothier, Herausgeber der vatikanischen Choralausgabe; er gehörte der jetzt wiedererrichteten Abtei Solesmes an. Der Wiener Männerapostel P. Heinrich Abel S. J. beging am 15. Dez. seinen 80. Geburtstag. P. Wilhelm Schmidt, berühmt als Ethnologe und Missionshistoriker aus der Gesellschaft des göttl. Wortes (St. Gabriel bei Mödling) wurde vom Papste zur wissenschaftlichen Vorbereitung der Missionsausstellung nach Rom berufen. Im Konsistorium vollzog der Papst sodann u. a. folgende Ernennungen: Bischof Hurault-Viviers, Bischof Jorcin-Digne, Bischof Beckmann-Lincoln, Bischof Curien-La Rochelle. Bischof Smith-Nashville, Bischof O'Donnell-Victoria (Vancouver), Weihbischof Howard-Davenport, Tit.-B. Jans-Isauro, apost. Vikar von West-Hupe, Tit.-B. Capp-Dorileo, apost. Vikar von Carona, Tit.-B. Murphy, S. J.-Birta, apost. Vikar von Kilimandscharo, Erzbischof Kandethil-Ernaculam, Bischof Kurialacherry-Changanacherry, Bischof Cholaparambil-Kottayam, Bischof Vahapilly-Trichur.

Ein modernes Kirchenschicksal.

Von Prof. Hermann Hoffmann, Breslau.

Zweimal bin ich im letzten Sommer zu internationalen Tagungen in Dänemark gewesen. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß in der ausländischen, besonders in der nordischen Presse ein Kirchenfall in Riga eine große Rolle spielte. Von römischem Kirchenraub, von papistischer Anmaßung, von päpstlichen Herrschgelüsten konnte man täglich lesen. Was war eigentlich geschehen? Mit den Ausländern auf jenen Kongressen wurde immer wieder dieser Fall besprochen, und ich habe die Gelegenheit, persönliche Aufklärung mir zu verschaffen, reichlich benutzt. Daß ich jetzt erst berichte, was ich von amtlichen, staatlichen wie kirchlichen Kreisen erfahren konnte, kommt daher, daß erst vor kurzem der ganze Streit seinen endgültigen Abschluß gefunden hat.

Was man aus den Zeitungen erfuhr, war dies, daß die Katholiken in Lettland den Lutheranern ihre Jakobikirche wegnehmen wollten. Dann erfuhr man aus den Zeitungen, daß überall in den lutherischen Ländern des Nordens Kundgebungen gegen den römischen Kirchenraub veranstaltet wurden. Da übersandten z. B. schwedische Männer und Frauen der lutherischen Kirche Finnlands ihre Sympathie im Kampf um die Würde und Rechte der Kirche der Vorfahren, da hat der bekannte Erzbischof Söderblom von Upsala öffentlich bedauert, daß es der politischen Kunst Roms gelungen sei, in Lettland so große Erfolge zu erzielen. Da hat die lutherische Kirche Schwedens bis ins letzte und kleinste Kirchspiel Kundgebungen gegen die Anschläge der Katholiken auf den Protestantismus Lettlands veranstaltet und Abstimmungen vorgenommen, die in 1305 Gemeinden über 215000 Proteststimmen ergaben. Dazu kamen noch die Stimmen der freikirchlichen Organisationen, die doch auch protestieren wollten. „Gustav Adolfs Volk protestiert" verkündeten große Ueberschriften in den Zeitungen. Auch die Marburger theologische Fakultät protestierte, allerdings würdiger und sachlicher als Söderblom und andere. Ihr ist nur eine geringfügige Unrichtigkeit unterlaufen. Sie fragt, wie es möglich sei, daß die Kurie, die heute unter dem Beifall einer friedebedürftigen Welt ernstlich bemüht sei, den Völkern zur Gerechtigkeit zu helfen, diesen Kirchenraub zugunsten des katholischen Teiles fordere oder auch nur ertrage. Sie fragt weiter, wie es möglich sei, daß der lettländische Staat seine junge Freiheit dazu benütze, gegen zwei Kirchengemeinden seiner evangelischen Bevölkerung wider Recht, Pietät und Herkommen den Verlust ihrer heiligen Heimstätte zu beschließen und fragt endlich, wie es möglich sei, daß die evangelische Mehrheit sich das gefallen lasse. Hier liegt der Hase wirklich im Pfeffer.

Der Sachverhalt, wie er mir von katholischer und von nichtkatholischer, Regierungskreisen nahestehender Seite ganz übereinstimmend berichtet wird, ist folgender. Unter russischer Herrschaft unterstanden die Katholiken Lettlands dem Erzbischof von Mohilew, der in Petersburg residierte. Alle Versuche Roms, für die lettischen Katholiken einen eigenen Bischof zu bestellen, scheiterten an dem Widerstande der zaristischen Regierung. Als nach dem Sturz des Zaren Religionsfreiheit verkündet war, ernannte Rom den damaligen Petersburger Pfarrer Graf Eduard O'Rourke zum ersten Bischof von Riga, d. h. Lettland. Er wohnte ganz ärmlich im kleinen Pfarrhause der Marienkirche am Schloßplatz in Riga. Inzwischen hatte sich aus Livland, Kurland, Semgallen und Lettgallen das unabhängige Latwija oder Lettland gebildet. Dessen Außenminister ließ den Bischof, den polnischen Grafen O'Rourke wissen, die Regierung sei bereit, dem neuen Bistum Riga eine Kathedrale, eine bischöfliche Wohnung und ein Priesterseminar zu schenken, wenn der Papst einen Bischof lettischer Nationalität ernenne. Rom ging darauf ein, O'Rourke resignierte und ist jetzt päpstlicher Delegat in Danzig. In Lettland ist die Provinz Lettgallen fast ganz katholisch und die Katholiken bilden den dritten Teil der Bevölkerung. Der Bischof residiert zurzeit noch in dem alten Dominikanerkloster Aglona in Lettgallen und wartet, bis die Regierung ihr Versprechen einlöst und er in Riga unterkommt. Im lettischen Konkordat mit Rom hat die Regierung ihre Pflicht aufs neue anerkannt. Das Parlament hat es mit großer Mehrheit ratifiziert. Nun aber war guter Rat teuer. Eine neue Kathedrale bauen, war dem armen Lande zu kostspielig. So verfiel die Regierung auf den Gedanken, eine von den alten großen Kirchen als Kathedrale dem Bischof zur Verfügung zu stellen. Die Domkirche, die Johanni-, die Petrikirche und die Jakobikirche hätten dafür in Frage kommen können. Aber nur die Jakobikirche ist Staatseigentum. So beschloß man, diese Kirche dem Gebrauch der deutschen Lutheraner zu entziehen und dem katholischen Bischof zu überweisen, zumal an lutherischen Kirchen in Riga kein Mangel ist. Die Jakobikirche war bei der Reformation lutherisch geworden und vom lutherischen Rat den Letten zum Gottesdienst überwiesen. Als 1582 der Polenkönig Stephan Bathory in den Besitz von Lettland kam, hat er diese Kronskirche zum katholischen Gottesdienst bestimmt. Als Gustav Adolf das Land eroberte, bestimmte er die Kronskirche für den finnischen und schwedischen lutherischen Gottesdienst, und als Riga 1710 russisch wurde, fand in der Jakobikirche deutscher lutherischer Gottesdienst statt. Die russische Regierung war Besitzerin der Jakobikirche und die lettische fühlt sich wieder als solche. Die Regierung hat der Saeima, dem lettischen Parlament, den Antrag unterbreitet, die Jakobikirche mit dem anstoßenden ehemaligen Magdalenenkloster der Zisterzienserinnen dem katholischen Bischof zu übergeben. Der Regierungsantrag wurde mit Dreiviertel-Mehrheit angenommen. Das heißt, eine protestantische Mehrheit hat die Kirchenabgabe bewilligt. Daher die Frage der Marburger theologischen Fakultät (in der Heiler, der Bewunderer Söderbloms, sitzt): wie ist es möglich, daß die evangelische Mehrheit sich das gefallen läßt? Genau müßte es ja heißen, wie ist es möglich, daß die evangelische Regierung und die evangelische Landtagsmehrheit das tun? Denn die Katholiken sind an der ganzen Sache unschuldig, sie Kirchenräuber nennen, ist Verleumdung. Aber vielleicht hätten sie auf die Jakobikirche verzichten können? Dann hätte die Regierung bauen müssen, und das wollte und konnte sie nicht. Die Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Die lettische Verfassung sieht vor, daß die endgültige Entscheidung über ein Gesetz nicht bei den Abgeordneten liegt, sondern bei den Wählern, wenn wenigstens ein Zehntel der Wähler das verlangen. Das war die letzte Hoffnung der unentwegt Protestierenden auch in diesem Fall. Aber siehe da, in dem fast zu zwei Dritteln lutherischen Lande waren nicht ein Zehntel der Wähler dazuzubringen, über dies Kirchenschicksal Volksentscheid zu beantragen. So wird wohl die Sache erledigt sein, der Bischof endlich von seiner Bischofskirche Besitz nehmen und der aufgeregte Protestantismus außerhalb Lettlands sich beruhigen, denn der Protestantismus in Lettland braucht sich nicht zu beruhigen, weil er sich nicht aufgeregt hat.

Erfreulich ist nur, wie der Sinn für Recht und Gerechtigkeit wach geworden ist. Als Bismarck den preußischen Katholiken viele Kirchen raubte und sie den Altkatholiken zuwies, hat sich kein Protestant weder in Marburg noch in Upsala dawider geregt. Als die Russen den Unierten Kirche über Kirche wegnahmen und den Orthodoxen übergaben, protestierte in der ganzen Welt kein Protestant. Als die Protestanten Lettlands gleich nach dem Kriege die Peter-Paulskirche, die ihre Vorfahren im 18. Jahrhundert erbaut, die aber die Russen den Orthodoxen übergeben hatten, diesen wieder abnahmen, schwieg alles. Und alles schwieg, als jetzt die Lutheraner in Dünaburg die ehemalige Jesuitenkirche, die die Russen unter allseitigem lutherischem Schweigen den Katholiken genommen, nicht etwa den Katholiken wiedergaben, sondern sich selber die Kirche, die sie nie besessen hatten, überwiesen. Und alles schwieg, wie die Lutheraner in Libau den Russen ihre schöne Kathedrale im dortigen Kriegshafen kurzerhand beschlagnahmten. Oder ist alles in Ordnung, wenn Katholiken Kirchen weggenommen werden, oder wenn Protestanten Kirchen Andern zu ihren eigenen Gunsten wegnehmen?

Das ahnst du nicht! —

Das ahnst du nicht,
Dass scheu verhängtes Antlitz
Ist herbe Hülle tiefer Not,
Die aus dem Kerker brechen möchte,
Den sie selbst sich baute,
Da Leid man ihr statt Liebe bot! —
O diese Augen, schamvoll bittend, — klagend!
Die Stirne, weicher Wehmut Wüste!
Ob wohl ein Kuss hier Blumen wecken müsste
Und bunte Blätter, in den Abend ragend? —

Dr. W. Kahle, Dingelstädt

E. M. Hamann-Ehrengabe.

Dank der Empfängerin.

Schriftleitung und Verlag der Allgemeinen Rundschau, der auch ich seit ihrem Bestande meine bescheidenen Kräfte widmen und dadurch selbst die beste Förderung erfahren durfte, haben infolge einer mich völlig überraschenden allgemeineren Anregung eine Ehrung zu meinen Gunsten in die Wege geleitet. Dafür und vor allem für die zugrunde liegende Edelabsicht spreche ich an dieser Stelle allen und jedem der unmittelbar und mittelbar Beteiligten meinen wärmsten Dank aus. Indem ich nun die äußere Frucht jener gütigen Anregung im Gefühl lebhafter Verpflichtung übernehme, glaube ich dies, als Empfängerin solcher unverdienten Guttat, am besten zu tun, wenn ich nach Kräften den übermittelten Segen „teilend“ (Hebr. 13, 16) weiter zu leiten suche im Sinne des großen Apostels unseres Heilandes, dem wir alle nachwandeln möchten.

Scheinfeld i. Mittelfr., 18. Dez. 1923.

E. M. Hamann.

Joost van den Vondels didaktische Dichtungen.

Von Leo Tepe van Heemstede.

Durch den unseligen, vom Dünkel, vom Uebermut, von der Eifersucht und dem Aberwitz heraufbeschworenen, von den Geistern der Rache und des Hasses geschürten Krieg aus dem herrlichen Rheinland, das mir in den dreißig köstlichsten Jahren meines Daseins zur zweiten schöneren Heimat ward, im Jahre des Unheils 1916 vertrieben, habe ich, um im niederländischen Flachland nicht vor ingrimmiger Langeweile zu vergehen, bei dem guten alten Dichter Joost van den Vondel Trost und Erholung gesucht.

Unter den niederländischen Poeten alter und neuer Zeit wird Vondel allgemein als der princeps omnium anerkannt, sowohl wegen der staunenswerten Fruchtbarkeit seines Genies, als wegen der hohen Gediegenheit seiner in unermüdlichem Schaffen hervorgebrachten Werke. Eine Prachtausgabe derselben in reich illustrierten Foliobänden ward von den Gebrüdern Binger in Amsterdam in den Jahren 1858—69 veranstaltet, in welchem der als Verfasser zahlreicher Romane allgemein beliebte Schriftsteller Jacob van Lennep in außerordentlich sorgfältiger Weise den Text revidierte und mit kritischen Glossen versah, die, mit feinem Humor gewürzt, zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters ungemein viel beitragen. Auf den Lebenslauf und die Schicksale des in Köln von belgischen Eltern erzeugten Dichters einzugehen (geb. 1587, gest. 1679), ist hier nicht der Ort. Wer alles Treffliche, was er in seinem langen Leben — er erreichte ein Alter von 90 Jahren — geleistet hat, näher kennen lernen will, greife zu P. Alexander Baumgartners überaus gediegener ausführlichen Studie über Vondels Leben und Werke, bei Herder in Freiburg erschienen.

Von den 32 Dramen Vondels, die bei seinen Lebzeiten so viel Anklang fanden, daß Baumgartner meint, Shakespeare habe kaum soviel Aufführungen seiner Werke erlebt, wird jetzt nur der Gysbrecht van Amstel alljährlich aus Lokalpatriotismus um die Jahreswende in Amsterdam aufgeführt. Hin und wieder mag auch der Luzifer, der mehrfach verdeutscht wurde, noch auf der Bühne erscheinen, im großen ganzen aber dürften unter den Tausenden, die im Amsterdamer Vondelpark spazieren gehen, nur wenige sein, die eine Zeile aus den Werken des Dichters gelesen, oder sich näher mit ihm befaßt haben.

Den Allerwenigsten aber dürften seine erhabenen Lehrgedichte: Betrachtungen über Gott und Religion und die Herrlichkeit der Kirche bekannt sein, und doch verdienen sie nach Baumgartners Ueberzeugung das höchste Lob.

Um dessentwillen und um die mir von der jammervollen Zeit aufgedrungene Muße nützlich zu verwenden, habe ich in den letzten Jahren die obengenannten beiden Gedichte aus den steifen Alexandrinern in leicht fließende Jamben, teils mit, teils ohne Reim, übertragen, wovon ich hier eine Probe folgen lasse, in der Erwartung, daß sich trotz aller Ungunst der Zeiten doch ein Verleger finden lassen wird, dem ich das Manuskript als letzte Gabe eines Achtzigjährigen anvertrauen kann.

Hier ein paar Proben zuerst aus: „Die Herrlichkeit der Kirche.“ Ihr Eingang, Aufgang und Fortgang, in drei Büchern zusammengefaßt und auseinandergesetzt von Joost van den Vondel (1663):

Der Kirche Christi Herrlichkeit zu preisen,
Greif ich zur Harfe jetzt, in hohen Weisen
Zu künden überall im deutschen Land,
So weit es sich erstreckt am Meeresstrand,
Den Ohren, die gern lauschen solchen Tönen,
Den Gottesbau als Gipfel alles Schönen.

Vom Werk, das ich beginne, weiß ich nicht,
Ob ich's vollend', denn wer kann das Gewicht
Der Kirche Gottes tragen? Samson würde
Gewiß erliegen unter solcher Bürde,
Und Salomons Vernunft reicht hier nicht aus.
Umsonst zieh ich die flache Stirne kraus;
Versuchen hieß' es Gott, wollt' ich im dreisten
Selbstüberheben mehr als jene leisten!

— — — — — — — — — — —

Herr! Einen Strahl von deinem Glanz verleihe
Du diesem Lied, das ich dir stammelnd weihe,
Damit der Kirche Herrlichkeit zugleich
Mit Jesu Namen sei im Himmelreich
Gelobt, und wo auf Erden Menschen wohnen —
Die höchste Gunst, womit du mir kannst lohnen!

Aus Vondels „Betrachtungen über Gott und Gottesdienst“:

Als Hieron, der Tyrann von Syrakus,
Simonides, den Dichter, den er schätzte,
Frug, wer Gott sei, hielt dieser bei ihm an
Um Aufschub eines Tags, daß er berate
Die schwere Frage. Als der Tag vorbei,
Erbat der Dichter zu der Antwort noch
Zwei weitre Tage, deren Zahl er stets
Verdoppelte, bis endlich der Tyrann
Zürnend befahl, ihm klar Bescheid zu geben.
Da rief der Dichter, diesem Zwang gehorchend:
„Je länger ich darüber nachgegrübelt,
Je dunkler ward es mir und unaussprechlich.
Selbst Aristoteles sagt, daß unmeßbar
Die Gottheit sich entziehe unsren Augen.
Weit leichter sage man, was Gott nicht ist,
Als, was er ist und wer sich scheut von ihm
Zu reden, spricht am besten durch sein Schweigen.
Den Weisesten geht selbst der Atem aus.
Die Zunge weigert sich, Unnennbares
Zu nennen, was kein Aug' enthüllt je sah!“

— — — — — — — — — — —

Von diesen beiden Dichtungen zerfällt erstere in drei Bücher von 1006, 1084 und 1174 Versen, während die zweite noch umfangreichere in fünf Büchern 1304, 1350, 1418, 1198 und 1992 Verse auftischt. Die kritische Uebersicht, die van Lennep diesen Gedichten widmet, ist zu weitläufig, um sie hier wiederzugeben, und bei allem Streben nach Objektivität doch nicht von protestantischer Befangenheit frei. Dagegen sei hier noch das summarische, in aller Kürze treffende Urteil P. Baumgartners angefügt. Dort heißt es:

„Seine „Betrachtungen über Gott und Religion“ 1661 geben eine sehr umfangreiche Theodizee und Religionsphilosophie, gegen die Läugner der Existenz und der Vorsehung Gottes gerichtet. Im ersten Buch weist er die Existenz Gottes nach, im zweiten schildert er die göttlichen Attribute, im dritten die Werke Gottes, im vierten weist er das Wesen der Naturreligion, im fünften die Göttlichkeit der übernatürlichen Religion im Christentum nach. Das andere Lehrgedicht „Die Herrlichkeit der Kirche“ entspricht einem Tractatus de Ecclesia und ist, der Natur des Gegenstandes entsprechend, mehr geschichtlich als philosophisch gehalten, indem das erste Buch die Propyläen der Kirche, ihr typisches Bild im alten Bunde, das zweite ihre wirkliche Gründung, das dritte ein Gesamtbild ihrer Fortentwicklung zur Darstellung bringt und in dieser Schilderung selbst die Göttlichkeit der Kirche nachweist.“

Damit will ich schließen, in der Hoffnung, das Interesse für die bewundernswerten Leistungen des großen niederländischen Dichters geweckt zu haben, und trotz aller Hindernisse einen Mäzen zu finden, der sich meiner unter vielen Mühsalen glücklich vollendeten, vermutlich letzten Arbeit im Dienste der Musen annimmt. Meine Adresse ist: Haarlem, Kleine Houtweg 71.

Vom Büchertisch.

Mauern. Roman von Else Schmücker. Pappband, Paderborn 1923, Ferdinand Schöningh. 8°. 167 S. Gr. 1.40, geb. 2. — Ein Erstlingswerk? Wahrscheinlich, dann aber ein um so beachtenswerteres. Der Verlag spricht in seiner Anzeige von Jungmädchenliteratur und zieht damit die Grenze dieser Buchauswertung entschieden zu eng. Tatsächlich handelt es sich um einen Entwicklungsroman, der in viele Hände ernsthafter Menschenliebhaber gehört. Vor allem feinsinniger Frauen, reifer und reifender, Mütter und Mütterlicher, die das Leben in seinen herben und einschneidenden, immer aber, wenn richtig erfaßt, bereichernden Wirklichkeiten bereits kennen oder doch schon bedeutsame Blicke hineingetan haben. Dies zielsieste, psychologische und auch schon künstlerische Buch wird aber auch lebenskundige Männer, zumal Väter und Erzieher, fesseln können, desgleichen auf Lebensidealität gerichtete jüngere Männer. Die Aufschrift schon deutet dessen Wesenheit an. Mauern trennen nicht nur, sie sperren auch Licht aus; wenn aber niedergelegt, verbinden und hellen sie. Zunächst fällt denn auch nicht viel Sonne in die Handlung, deren blutsverwandte drei Hauptträger seit Kindheit und Jugend mehr oder weniger bewußt im Schatten hemmender und trauriger Familienverhältnisse stehen. Zumal zwei Geschwister, einzige Kinder eines kaltsinnigen Berechners und einer an ihm seelisch und körperlich bald Zerbrochenen. Das Mädchen, gefühls-

kühl, aber nicht gefühlsbar, ringt sich zu festem Lebensberuf auf. Der Bruder, geniale Künstlernatur, ist seit den Kinder- und Jünglingsjahren rückhaltlos einer ihm und der Schwester blutsverwandten Kameradin zugetan, ohne seiner Liebe jemals vollen Ausdruck zu geben, da er sein Leben, durch Erbteil der Mutter, bald verfallen weiß. Die Hauptheldin ist jene Verwandte und Freundin der Geschwister, rasch zur Persönlichkeit sich ausprägend, einziger Trost, einzige Lebensfreude einer früh verwitweten Mutter. Hier fällt ein bemerkenswertes Licht auf den nicht just seltenen Fall, daß eine als durchaus gütig empfundene Mutter doch nicht das Vollvertrauen einer vorzüglich veranlagten Tochter besitzt. Erst durch den jäh über sie hereinbrechenden Tod der dennoch heiß, aber zugleich selbstsüchtig geliebten Unersetzlichen auf die Lebensprobe gestellt, entwickelt sich das Mädchen zum Edelcharakter in der verborgenen Liebe zum „schweigenden" Jugendfreunde. Als sie die Gewißheit seines nahe bevorstehenden Todes erfährt, tut sie ein Ungewöhnliches und schreibt ihm den „Brautbrief". Nun darf sie ihm noch die letzte Spanne Zeit durchseelen und beseligen. Nach seinem Abscheiden eröffnet sie, die innerlichst zur Mütterlichkeit Berufene, neben der Kinderklinik ihrer Kusine ein Kinderheim. So versteht sie, selber ein Gotteskind, die Summe ihrer besten und höchsten Gaben und Erfahrungen für Zeit und Ewigkeit zu ziehen und zu verwirklichen. — Das Buch ist reich an feinen ethischen und psychologischen Zügen, ist augenfällig reizvoll durch das vertiefende Hereinbeziehen wissender Menschen-, Natur- und Kunstliebe. Den weiteren, vielleicht dann etwas mehr helle Sonne herzulassenden Schöpfungen dieser wohl noch jungen, jedenfalls innerlich jungen Kraft sehen wir mit Spannung entgegen.

E. M. Hamann.

St. Chrysostomus. Schicksale des Theodoret. Von J. H. Newman. Deutsch von Josef Karl. (Relig. Geister 1. Buch.) S. 3.60 ℳ gbd. Matth. Grünewald-Verlag, Mainz, Auslieferung Hermann Rauch, Wiesbaden 1923. — Daß es nicht Heiligenleben im gewöhnlichen, hergebrachten Sinne sind, die dieses stattliche Bändchen bietet, dafür bürgt der Name ihres Verfassers. Newman, dem großen Kenner und Liebhaber der Kirchenväter, lag es daran, uns das sittliche Wesen des berühmten Patriarchen von Konstantinopel und seines großen, streitbaren Schülers nahe zu bringen. „Was ich darstellen und durcharbeiten möchte," schreibt er, „ist das wirkliche, verborgene aber menschliche Leben die Innenwelt." In treuer Verfolgung dieses Zieles versteht es Newman meisterhaft, die beiden großen, vielumstrittenen Gestalten der alten Kirche uns menschlich nahe zu bringen. Die Verdeutschung von Josef Karl liest sich leicht und angenehm.

A. M. Rathgeber.

Die sonntäglichen Episteln, im Dienste der Predigt erläutert von Fritz Tillmann. II. Band. L. Schwann, Düsseldorf 1923. Gr. 7 ℳ und höher nach Einband. — Ich mache die Seelsorgspriester auf das vorliegende Werk des bekannten Bonner katholischen Exegeten aufmerksam, das dessen homiletische Erklärungen zu Evangelien und Episteln abschließt. Ich halte Tillmanns Art für ganz ideal und viel besser als etwa Ries, weil Tillmann keine ausgearbeiteten Predigten gibt, dagegen tiefere Exegese, und so den Benützer zu selbständiger Arbeit zwingt, freilich diese ihm auch durch die reichen Anregungen erleichtert. Die bei Tillmann selbstverständliche wissenschaftliche Höhe ist überall eingehalten; man vergleiche nur seine Ausführungen über das comma Johanneum in der Epistel zum 1. Sonntag nach Ostern.

Lektor Dr. P. Erhard Schlund, O. F. M.

Tiere, Menschen und Götter („Beasts, Men and Gods") von Dr. Ferdinand Ossendowski. Aus dem amerikanischen Urtext übertragen von Wolf von Dewall. Verlag: Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. Grundzahl: ℳ 5.— Dies sonderbare Buch, geschrieben von einem russischen Arzt aus Sibirien, führt uns ins dunkelste Asien, wo heute Buddhismus und Bolschewismus zusammenstoßen. Im Mittelpunkt steht die Gestalt eines echten Freischarenführers, des russisch-deutschen Barons von Ungern-Sternberg. Der Verfasser erfreute sich seines Schutzes auf der eigenen abenteuerlichen Flucht vor den Bolschewiken. Ungern-Sternberg, wohl mehr durch geistige Heimatlosigkeit als durch die Berührung mit den mongolischen Wunderlamas zum Buddhisten geworden, hatte die Idee, mit Hilfe eines neuen Mongolensturms das rote Rußland und das materialistische Europa umzukehren und mit Hilfe des Buddhismus geistig zu erneuern. Schon hatte er in der äußeren Mongolei einen starken Stützpunkt, als Verrat und Mord seinen Lebensfaden und seine Pläne zerrissen. Um diesen Abenteurer großen Stils rundet sich die unheimlich merkwürdige Welt des Lamaismus mit ihren wiedergeborenen Priesterfürsten, Zauberern, geheimnisvollen Klöstern, mit ihren Mysterien und halb geistlichen, halb politischen Zukunftsträumen. Es ist nicht wertlos, diese Dinge kennen zu lernen, denn sie senden ihre Wellen durch ganz Asien und Osteuropa. Das Buch des russischen Flüchtlings ist fesselnd geschrieben, wenngleich mindestens in der deutschen Uebersetzung nicht formvollendet.

Dr. Otto Sachse.

Bühnen- und Kunstrundschau.

Schauspielhaus. „Robert und Bertram", die alte Posse Gustav Räders (1810—1868) taucht alle paar Jahre da oder dort wieder einmal auf. Wie schon so mancher Generation haben die lustigen Vagabunden auch unserem lustigen Publikum viel Spaß gemacht. Es steckt eben doch viel unverwüstliche Frische in dem Stücke des alten Schauspielers, der als humoristischer Darsteller in Berlin und später als Dresdner Hofschauspieler in langen Jahren sich größter Beliebtheit erfreut hatte. Das Schauspielhaus besitzt in den Herren Hoch und Gerhard für die Titelfiguren famose Darsteller, die nicht immer so ihrer künstlerischen Eigenart entsprechend beschäftigt werden. Die Leitung der Frau Körner, die mit Raimund begonnen hatte, scheint anfangs viel mehr volkstümliche Absichten gehegt zu haben, die dann trotz guter Augenblickserfolge seltener wieder aufgegriffen wurden. Es gab sehr gelungene Einlagen, Frau Götz in einem Walzercouplet, Wohlbrück und andere mehr machten den heiteren Abend zu einem abwechslungsreich bunten. Frau Körner hatte das Stück mit Geschmack inszeniert, Herr v. Veltheim dirigierte, Herr Stern hatte sehr humoristische Bühnenbilder geschaffen. Also verfrühter Karneval? Ich denke, das Schauspielhaus will seinem Publikum und seinen Schauspielern einmal Gelegenheit geben, das düstere Jahr mit skrupelloser Heiterkeit zu beenden. Haben wir uns tüchtig ausgelacht, so können wir erfrischt an ernstere künstlerische Aufgaben herantreten. Es herrschte diesseits und jenseits der Rampe so viel Fröhlichkeit, daß man unter Zurückstellung aller literarischer Bedenken den Abend sicher nicht zu den verlorenen zählen wird.

Kammerspiele. Alexei N. Tolstoi ist, soviel ich weiß, mit dem berühmten Träger des Namens nur in weiterem Grade verwandt; die literarische Verwandtschaft ist noch entfernter. Man gab seine Komödie: „Die Liebe, ein goldenes Buch", ein Stück, das sich überraschend schnell in den letzten Wochen über die deutschen Bretter verbreitet. Die Kammerspiele haben mit Unruhs „Prinz Louis Ferdinand" sich ein literarisches Verdienst erworben. Jetzt kann man das Publikum wieder bei niedlichen Belanglosigkeiten eine Zeitlang ausruhen lassen. Diese Theaterpolitik ist aus vielen Spielplänen abzulesen. Ich bezweifle, daß sie einer Notwendigkeit entspringt. In dem besonderen Falle glaube ich auch nicht, daß sich die Komödie für ein Kassenstück eignet. Sie hat zwar ganz nette Ansätze, aber nicht eben viel sprühendes Leben. Das goldene Buch ist ein Liebesbrevier, das die Kaiserin Katharina einer jungen Fürstin in ihre Landeinsamkeit geschickt hat. Es wirkt auf die an einen verbauerten Greis verheiratete Frau aufreizend und verleidet sie, die Schäferspiele des Rokokos in die Prosa ihres Daseins zu tragen. Das gibt Gegensätze, die zu Situationskomik Stoff bieten; allzu viel freilich hat A. N. Tolstoi nicht herauszuholen verstanden. Das Büchlein enthält aber auch wirklich frivole Anekdoten, die mit einer derben Freude breitgetreten werden. Sie bereiten in der Fürstin eine gewisse Abenteuerlust vor, die dem jungen Offizier der Kaiserin bei seinem Eintreffen das Spiel leicht macht. Also wieder die alte Ehebrechelei. Katharina kommt etwas störend dazwischen, denn ihr hat der Offizier auch gut gefallen, aber schließlich will sie der Jugend ihre Kreise nicht stören. Das ist lange nicht so lustig, wie es den Autor dünkt und die Frivolität kann sich nicht mit überschäumendem Temperament entschuldigen. Die Komödie ist mit netter, ein wenig redseliger Zwischenaktsmusik verziert, es gibt ulkig gemalte Bühnenbilder, aus tüchtiger Schauspielerei ragt der Rollenträger des Ehetölpels um ein paar Linien hinaus; so ward das Ergebnis ein Erfolg.

Uraufführung. Das Münchener Theater, das sich aus einer Varietébühne entwickelt und einigen Mitgliedern des Volkstheaters, die dort bei der Einseitigkeit des Spielplanes keine Verwendung mehr hatten, ein neues Arbeitsfeld geboten hat, habe ich seither nicht besprochen, weil ich für die Mischung von Theater- und Restaurationsbetrieb aus künstlerischen Gründen keinen Geschmack habe. Immerhin habe ich öfters Freundliches über diese Bühne vernommen, die in der Hauptsache das hier nahezu heimatlos gewordene Volksstück pflegt. U. a. wurde mir von der Dramatisierung des „Stehauferl", eines anmutigen Münchener Romans von Wilhelm Herbert, Günstiges berichtet, so daß es doch meiner Chronistenpflicht entspricht, auch einmal mich im „Münchener Theater" umzusehen.

Bei meinem Besuche gab man die Uraufführung des Schauspieles einer Münchener Verfasserin: „**Der Krüppel**“ von Maria Ibele. Ein angesehener Arzt wird seiner Frau untreu. Im Grunde weiß er selbst nicht zu sagen, warum. Die Gattin mag in der Sorge um ihr krüppelhaftes Kind ihm zu wenig Gefährtin gewesen sein, so daß er in eine Künstlerin aus dem Proletariat hineinlegt, was gar nicht darin ist. Als er, ganz ohne sein Zutun, beide Frauen nebeneinander in seinem Heim sieht, empfindet er auf das peinlichste das Ungehörige, und der Zauber der Künstlerin erlischt. Erführe die Gattin nicht die Wahrheit, würde alles wieder gut, allein die auf das tiefste Verletzte will von ihrem Manne weggehen trotz seiner innigen Reue. Endlich jedoch entschließt sie sich zu bleiben, nur um des Kindes willen, das vor die furchtbare Wahl gestellt, weder Vater noch Mutter missen will. Nur um des Kindes willen, hat die Mutter gesagt. Dieses Wort hallt in der Seele des empfindsamen Mädchens nach und wie in Ibsens „Wildente“ wächst in der Kleinen der Gedanke, sich zu opfern. Sie stürzt sich aus dem Fenster. Ueber der Leiche des Kindes reichen sich die Eltern die Hände. Die Dichterin vermag ihre Figuren lebensvoll hinzustellen, und manche psychologische Einzelheit zeigt tiefer dringende Menschenkenntnis. Nur die Szene, in der die Geliebte aus blinder Eifersucht das Geheimnis hinausschreit, ist zu grell geraten, so klug vorbereitet sie auch ist. Die Darsteller lösten ihre Aufgaben recht gut, besonders die Rolle des krüppelhaften Kindes war überraschend günstig besetzt. Das Publikum ehrte Spieler und Dichterin mit herzlichem Beifall.

Theater am Gärtnerplatz. „**Die Braut des Lucullus**“, Operette von R. Schanzer und E. Welisch. Das Stück spielt im alten Rom, das gibt zu angenehmer Abwechslung ein anderes, als das gewohnte Bild. Wie der Schlemmer gefoppt wird und was sonst noch vorkommt, bewegt sich auf dem Boden der Operettentradition. Ein gleiches läßt sich von Jean **Gilberts** immer gewandt gemachter, gutklingender Musik sagen. Die sorgfältig einstudierte, in den Hauptrollen gut gespielte Operette war dem gut besuchten Hause ein willkommener Zeitvertreib.

Konzert. Das zweite Konzert Sigmund **Hauseggers** mit dem Konzertvereinsorchester bot wieder starke Eindrücke. Beginnend mit der Euryanthe-Ouvertüre brachte der Dirigent darauf Regers Variationen über ein Thema von Beethoven in feinsinniger Ausarbeitung und machtvoller Steigerung. Nicht minder meisterlich war die Wiedergabe der ersten Symphonie von Johannes Brahms.

Verschiedenes aus aller Welt. „Der Geldtopf“ von Lenz (nach Plautus) begegnete in einer geschickten Bühnenbearbeitung von Wilh. von Scholz in **Mannheim** starkem Interesse. — „**Karneol**“, ein Drama von Helmut **Unger**, fand in **Halle** a. S. beifällige Aufnahme. Im Mittelpunkt der Handlung steht Alexander der Große, der von Selbstvergottung zu wahrem Menschentum geführt wird. Dem Werke werden dichterische Feinheiten nachgerühmt. — In **Madrid** starb der Tondichter Thomas Breton y Hermandez, der als Oratorien- und Opernkomponist großes Ansehen genoß.

München. **L. G. Oberlaender.**

Dritter Hausmusikabend, Weihnachtssingen, veranstaltet von Gottfried **Rüdinger**, 22. Dezember, im kleinen Odeonssaal in München. Außer den wohl ihrem Stimmungsgehalte nach sich einfügenden Klavierstücken, einem Pastorale von Domenico **Scarlatti** und den **Schumannschen** Kinderszenen, beide von August **Pfeifer** fein und zart gespielt, kamen nur Weihnachtslieder zum Vortrag. Heinrich Kaspar **Schmid** hat liebe, alte Worte in neuer, aber schlichtinniger Art vertont. Von **Rüdinger** hörten wir wieder trefflich bearbeitete Volksgesänge, desgleichen von Theodor **Otto**. Es waren Weihnachtslieder aus fast allen deutschen Gauen, in denen sich die Eigenart ihrer Stämme ausprägt: tiefe, wahre Frömmigkeit aus kindlichem Glauben hervorgewachsen, zartsinniges dichterisches Empfinden, daneben aber auch urwüchsiger, ja fast derber Humor offenbaren sich hier. Wir hörten Bearbeitungen für eine und mehrere Frauenstimmen; Mathilde **Rüdingers** Vortrag zeugt von tiefem Verständnis; ihr zur Seite treten **Klein-Minni** und ihre Schwester, beide mit ihren jugendfrischen Stimmen und einer angeborenen, aber auch richtig erzogenen musikalischen Begabung. Und dann trug einer unserer besten Konzertsänger, Dr. Matthäus **Römer**, Lieder zur Gitarre vor. Nicht nur als solcher, sondern auch als Begleiter bereitete er uns viel Genuß.

Dr. Bertha Antonia **Wallner.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse begann die Woche vor Weihnachten in freundlicher Haltung in Fortsetzung der kurz zuvor eingetretenen leichten Besserung. Die Flüssigkeit des Geldmarktes war günstig. Die Sätze gingen an diesem Tage ansehnlich zurück. Die Nachricht, dass die Kohlen- und Eisenpreise herabgesetzt werden, belebte die Stimmung, denn man konnte hieraus Vorteile für die Industrie erwarten. Auch aus dem Auslande waren starke Kaufaufträge eingetroffen. Ich habe bereits in meinem vorigen Berichte gesagt, dass die Kursbesserung zu einer Hausse führen werde, sei wenig wahrscheinlich. Schon die bevorstehende Feiertagspause sprach dagegen. Der Mittwoch zeitigte

denn auch bereits wieder Kursrückgänge. Das tägliche Geld hatte sich wieder etwas verteuert. Die Devisen blieben auf dem alten Stande. Die Rentenmark wird in Zürich zum Goldwert, ja sogar darüber gehandelt. Der letzte Börsentag vor dem Feste brachte wieder etwas festere Tendenz. Es dürfte sich in der Hauptsache um Anlage suchende kleinere Summen handeln. Das Geschäft blieb in engeren Grenzen. Neue Arbeiterentlassungen bei Krupp blieben auf die Kursentwicklung ohne Einfluss. Die Effektenbörsen in ganz Deutschland waren auch am 27. Dezember noch geschlossen. Soweit Geschäfte sich entwickelten, bestand Nachfrage nach Kriegsanleihe und sonstigen Staatsanleihen. Dollarschätze und Goldanleihe wurden auf 4200 Prozent festgesetzt. Kurse und Zuteilungen der Devisen blieben unverändert. Die Vollbörse vom 28. konnte grosse Ueberraschungen kaum bringen. — Der Währungskommissar Dr. Schacht ist zum Reichsbankpräsidenten ernannt worden. Es heisst, dass im Zentralausschuss der Reichsbank die Stimmung für seinen Gegenkandidaten Helfferich stärker gewesen sei. Wie dieser ist Schacht praktisch im Bankfach tätig gewesen. Er war Archivar, später stellvertr. Direktor der Dresdner Bank, dann gehörte er dem Direktorium der später mit der Darmstädter Bank fusionierten Nationalbank an. Als Wirtschaftskritiker hat er sich frühzeitig aufs schärfste gegen die Inflationspolitik ausgesprochen; mit ihr bekämpfte er alle Massnahmen, welche die Mark im Inneren künstlich über ihrem eigentlichen Wert hielten (Demobilmachungsordnung, Mieterschutzgesetz). Sein Verdienst um die am 20. November eingetretene Stabilisierung der Mark ist unbestreitbar. Wir alle wissen, dass sie nur von Dauer sein kann, wenn es gelingt, starke Steuerquellen zu erschliessen und die Ausgabenbeschränkung streng durchzuführen. Bliebe Dr. Schachts Wirtschaftspolitik ohne ausgiebige Unterstützung, so müsste die Währungsreform letzten Endes scheitern. Die Folgen wären nicht auszudenken. Ist der Reichshaushalt ins Gleichgewicht gebracht, dann erst wäre die von Schacht erstrebte Errichtung einer Goldnotenbank möglich. Diese ist als Vorstufe zu einer neuen Goldwährung gedacht. — Die auf den 18. Dezember berechnete Grosshandelsziffer des Statistischen Reichsamtes ist gegenüber dem Stand vom 11. Dezember um 2,3 auf 125,1 zurückgegangen. Diese abermalige Senkung wird hauptsächlich bei den Lebensmittelpreisen wahrgenommen. Die Preise der Industriestoffe sind dagegen etwas hinaufgegangen. — Sehr bedauerlich ist, dass die Aufwertungsgewinne aus Hypotheken und Obligationen den verarmten Rentnern steuerlich entzogen werden sollen, denn diese Erfahrungen dürften die Hergabe privater Gelder (selbst in wertbeständiger Form) erschweren.

Der Schluss des Kalenderjahres bietet zur Rückschau wenig Anlass, denn er bringt keinen Abschluss, sondern Anfänge. Ein wirtschaftlich neues Jahr tagte am 15. November, als mit dem Stoppen der Notenpresse das Blendwerk der vielstelligen Papiere versank.

München. K. Werner.



Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unseren lieben Onkel und Grossonkel, den Herrn

Geh. Kommerzienrat

Peter Paul Cahensly

Päpstlicher Geheimkämmerer,
Kommandeur des St. Gregoriusordens mit Stern,
Ritter anderer hoher Orden,
Ehrenbürger der Stadt Limburg (Lahn)

am ersten Weihnachtsfeiertage, vormittags 10 Uhr, wohlgestärkt durch den Empfang der hl. Sterbesakramente, im Alter von 85 Jahren in ein besseres Jenseits abzurufen.

Limburg a. d. Lahn, Coblenz, Meudt, Wiesbaden, den 25. Dezember 1923.

Namens der trauernden Hinterbliebenen:
Frau Paul Grandpré Wwe.

Die Beerdigung fand am Samstag, den 29. Dezember, nachmittags 3 Uhr, vom Steinernen Hause aus statt.

Das feierliche Seelenamt wurde am Samstag, den 29. Dezember, morgens 7¼ Uhr, im Hohen Dome abgehalten.

Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für Erzieher. — Mit kirchl. Druckerlaubnis. Von Pfr. A. Ehrler, Dr. med. A. Baur und Studienrat A. Gutmann. 8. Auflage, 36.—40. Tausend. Form. 8°. 392 S. Preis geb. 4.50 Goldmark.

Das Haus in der Sonne des heiligsten Herzens Jesu. Ein Freudenbuch für alle christlichen Familien. Von P. Ladislaus Vanheuverswyn. Form. 8°. 140 S. Preis kart. 1.60 Goldmark.

Im Garten der Ehe. Ein Wegeweiser für reife Mädchen und junge Frauen zu den Höhenzielen der christlichen Ehe. Von Dr. F. Imle. Form. Kl. 4°. 76 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Unsere Kinder! Gedanken und Ratschläge für christliche Eltern und Erzieher. Von A. Stöckle, S. J. Form. Kl. 4°. 64 S. Preis geb. —.75 Goldmark.

Die gesegnete Mutter. Gebet- und Erbauungsbüchlein für christliche Mütter zur treuen und freudigen Wahrung des Ehesegens und zur Erlangung einer glücklichen Niederkunft. Von Amica Matrum. 224 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

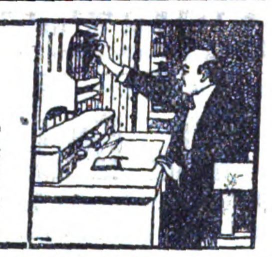
Stark und rein! Ein offenes Wort an unsere Jünglinge. Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 32 S. Preis —.20 Goldmark.

„Heiraten — oder ins Kloster." Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 64 S. Preis ca. —.40 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).

Möglichkeit

ist geboten, das Herdersche **Konversations-Lexikon** zu **vervollständigen** durch den soeben ausgegebenen Schluß-Ergänzungsband (2 Teile: A-K, L-Z)



Bayerische Staatsbank

Direktorium und Hauptsitz

München

Niederlassungen:

Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Coburg, Erlangen, Fürth, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., Nürnberg, Passau, Pirmasens, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing, Würzburg.

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Der Freistaat Bayern leistet für die Bayerische Staatsbank volle Gewähr. Die Geschäftsbedingungen der Bayerischen Staatsbank werden bei allen Niederlassungen kostenlos abgegeben und auf Verlangen portofrei zugesandt.



Stellengesuche

in der „Allgemeinen Rundschau" verbürgen Unterkunft in gediegenem, einwandfreiem Wirkungskreis.



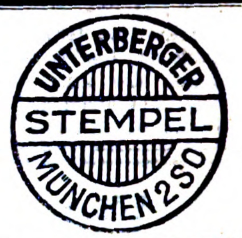
über die ganze Welt verbreitet!

Kleinste bis größte Werke, auch von jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig spielbare Instrumente.

Kataloge gratis.

Tropenharmoniums für Kirchen, Kapellen und Reise.

Aloys Maier, Fulda gegr. 1846 Päpstlicher Hoflieferant.



+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen (f. Damen prachtvolle Büste) preisgekr. m. gold. Medaill. u. Ehrendipl., in kurzer Zeit grosse Gewichtszunahme, 25 Jhr. weltbekannt. Garant. unschädl. Ärztl. empfohl. Streng reell. Viele Dankschr. Preis pro Packung (100 Stück) Goldmark 2.75 freibld. Porto extra. **D. Franz Steiner & Co.** G. m. b. H. Berlin W 30/221.



Sämtliche **Musikinstrumente** kaufen Sie vorteilhaft **J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.** Musikinstr.-Fabrik. Gegründet 1822.

Das Börsenblatt

unabhängiges Nachrichtenblatt zur Wahrung deutscher Weltmachtstellung und deutschen Volksvermögens. Vierter Jahrgang. Vertretungen: Berlin—Wien—Zürich. Probenummer kostenlos vom Verlag München, Barer Straße 86.

Dipl.-Landwirt,

24 J., 1 J. als Ldw.-Lehrer tätig gewesen,

sucht Stellung

bei Organisation, Industrie, Gütern usw. gegen zeitgem. Bezahlung. Angebote an J. Braun, Aschaffenburg, Frankenstraße 15.

Druckarbeiten

in jeder Art u. Ausführung vom feinsten Buntdruck bis zur billigsten Massenauflage liefert schnell und billig die

Buchdruckerei „Unitas" Bühl (Baden)

Schnellpressen-, Rotations- und Setzmaschinenbetrieb.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtlich in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis
In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes 0.35 Goldmark.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 ₰, Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 2 München, 10. Januar 1924. XXI. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Kampf oder friedliche Verständigung?

Von Dr. Franz Gruber.

Heraklit der Dunkle soll einst die Weisheit erfunden haben, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei. Diesen Gedanken zum Dogma und zur leitenden Idee der Geschichtsbetrachtung, ja zum apriorischen Strukturprinzip des ganzen geistigen Lebens auszuweiten war freilich erst der deutschen Philosophie der Neuzeit vorbehalten. Als dann Karl Marx die Anwendung davon auf das wirtschaftlich-soziale Gebiet machte und daraus den Klassenkampf ableitete, war der bis dahin immer noch theoretische Satz wie mit einem plötzlichen Sprung in die Sphäre der unmittelbaren Wirklichkeit, einer bewußten Anwendungsmöglichkeit und experimentellen Erprobbarkeit gerückt. Von da war nur mehr ein Schritt bis zur Arena der politischen Tätigkeit, zu der die Tore mit dem Durchdringen der demokratischen Idee in der neueren Zeit wie mit einem Schlag aufgerissen waren. Die politischen Parlamente sind in der Methode ihres Arbeitens ganz auf dieses Prinzip eingestellt: Kampf der gegensätzlichen Parteien bis zum glücklichen (oder auch mechanisch notwendigen) Sieg der stärkeren ist das Formalprinzip der in den Geschäftsordnungen der Parlamente festgelegten Arbeitsweise.

Verständlich ist diese Entwicklung durchaus. Der Kampftrieb liegt im Menschen und er findet einen starken Verbündeten am Selbstbehauptungstrieb, der die geistige und physische Existenz des Menschen zu schützen bestimmt ist. Wenn nun gar sich ein Tummelplatz fand, wo sich diese Kampflust — wie einst im Ritterturnier — mit dem ebenfalls wurzelhaften Spieltrieb im Menschen verbinden konnte, dann mußte das entstehen, was wir in den neuzeitlichen Parlamenten zu „bewundern“ Gelegenheit haben: Lustige Redeschlachten, die oft wirklich keinen anderen Sinn haben, als ein Redeturnier — ein öffentliches Spiel zu sein.

Das war nun auch verhältnismäßig harmlos, solange die wirklichen gewichtigen Entscheidungen schließlich doch bei anderen Instanzen lagen als beim Parlament. Heute ist das aber von Grund aus anders geworden. Entscheidungen von oft noch nicht absehbarer Tragweite hängen vom Ausgang dieser Redeschlachten ab. Daher ist es an der Zeit, einmal ernstlich die Tragfähigkeit dieses Prinzips des Kampfes zu untersuchen und die Frage zu stellen: Ist es denn auch wahr, daß der wahre, wirkliche Kulturfortschritt vom Kampfe lebt, daß die Geschichte nur auf den Krücken der sich stets ablösenden Gegensätze vorwärts kommt, ist Kampf als methodisches Prinzip aller politischen Weisheit letzter Schluß?

An dem Satze vom Fortschritt durch die sich ablösenden Gegensätze ist gewiß etwas Wahres, vergleichsweise ebensoviel, wie an der in der klassischen Nationalökonomie zum Ausgangssatz genommenen Tatsache, daß der wirtschaftende Mensch ein egoistisches Wesen sei. Aber in beiden Fällen ist der Satz eine reine Erfahrungswahrheit, und der innere Zusammenhang, namentlich der Gegensatzbewegung mit dem echten Fortschritte, rein zufällig. Daher ist es schon, bloß formal gesehen, ein unerlaubter Schritt, einen solchen rein induktiven Satz, der zudem sehr bedeutende und grundsätzlich ungleich gewichtigere Wahrheiten gegen sich hat — zur Norm praktischen Handelns zu machen und gar ihn dadurch als unzweifelhaft zu Recht bestehend zu autorisieren. Wie die klassische Nationalökonomie mit ihrem ohne Kritik und ohne den nötigen Vorbehalt angenommenen Satze vom Egoismus des Wirtschaftssubjektes die Wirtschaftsmoral zu verderben geeignet ist und wohl an deren Niedergang einen gewichtigen Schuldanteil zu verantworten hat, weil sie eine leicht zu sittlicher Unterwertigkeit ausartende menschliche Neigung gleichsam legalisieren und die Gewissen darüber salvieren half, so hat das Kampfprinzip als politische Losung die politische Moral verderbt. Hier wie dort ist der Grundsatz, sich stets auf den Boden der gegebenen Tatsachen zu stellen, von vornherein ein Verzicht auf den Fortschritt, der in den gegenteiligen Grundsätzen gipfelt. Im Wirtschaftlichen: Gemeinsinn, Solidarismus; im Politischen: Friede, Verständigung. Christlich sind nur diese letzten Einstellungen. Sie sind nichts anderes, als die Anwendung des christlichen Grundgesetzes von der Liebe.

Sollen wir weiterhin das heidnisch-menschliche, d. h. der Verderbnis der menschlichen Natur entspringende Prinzip vom Kampfe beibehalten? Oder wäre es nicht unsere Aufgabe, die christliche Lehre von der friedlichen Verständigung wenigstens zur grundsätzlichen Norm durchzusetzen, soweit dies nur irgendwie möglich ist? Denn nur diese Haltung entspricht unserer christlichen Ideenwelt, aber auch gesunden psychologischen Erwägungen.

Auch für das politische Zusammenleben der Menschen muß es eine Idee, eine Idealform geben, und es ist die Aufgabe des Fortschrittes in politischer Kultur, diesem Ideal näher zu kommen. Können wir auch diese Idee nicht in ihren Einzelzügen beschreiben, oder bekennen wir uns etwa zu dem Bilde, wie es einem hl. Augustinus vorschwebte — eines ist uns gewiß: die Grundform ist die Liebe. Nur in dieser Richtung kann das Ideal der politischen Einheit gefunden werden. Es ist aber eine haltlose Phantasterei, zu glauben, am Ende eines Spiels von Polargegensätzen, die ständig im Kampfe liegen, springe einmal als Synthese die Liebe hervor, wie Athene aus dem Haupte des Zeus. Nein, Liebe als idealer Endzustand kann nur auf dem Wege der langsamen aber wirklichen Erziehung der Völker und Volksgenossen zur Liebe errungen werden. Politik in einem gehobeneren Sinne fortgeschrittener Kultur muß auch Erziehung sein, aktiv und passiv. Ich sage ausdrücklich: Erziehung zur Liebe,

um damit anzudeuten, daß die Haltung bei einer Verständigung der Gegner eine positiv verstehende sein muß, eine mit zugewandtem Gesicht. Nicht wie bisher, wo es ja auch wohl „Verständigungen" (Kompromisse) gab, bei denen aber die Parteien sich nur mit abgewandten Augen — rein aus dem Zwang der drängenden Entscheidung und stets nur mit dem angstvollen Blick auf die bedrohlich große Zahl der gegnerischen Stimmen — mißtrauisch, immer die freie linke Hand am Druckhahn — — die Fingerspitzen der Rechten darreichten.

Ob wir jemals dazukommen, theoretisch ein unumstrittenes Ideal des politischen Zusammenlebens zu finden und es zum Gemeingut aller zu machen? Dann wäre der Weg zu ihm erleichtert, wenn auch immer noch reichlich von Hindernissen verlegt. Solange das aber nicht der Fall ist, — und es wird noch lange so sein — solange uns also kein Stern wegweisend vorangeht, müssen wir suchen, einen anderen, möglichst zuverlässigen Führer zu gewinnen. Er soll uns richtig leiten, auch ohne daß wir das genaue Ziel kennen, auf dem dunklen Wege Schritt für Schritt die Richtung auf die eine Wahrheit hin einzuhalten. Dieser Führer kann nur unsere eigene, bessere Natur sein. Unsere besten Kräfte aber sind die Liebe und der Wahrheitssinn, nicht die Kampflust und die Selbstsucht.

Psychologisch gesehen ist diese Aufgabe eine lebendige Tat — daher nur vom ganzen, lebendigen Menschen zu lösen — nicht vom denkenden Intellekt allein und nicht vom strebenden Wollen allein. Nur ein ganz intellektualistisches Zeitalter konnte der Meinung sein, Lebenswahrheiten, besonders Leitgedanken für das Zusammenleben der Menschen, könne der Verstand allein finden oder gar erfinden. Nein, wo kein Licht voranleuchtet, muß ein innerer Zug unseres eigenen Wesens das Denken zur Wahrheit führen. Dieser innere Zug ist nichts anderes als die Grundkraft des veredelten Wollens: die Liebe. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß dem Denken des Menschen ein Verständnis für den auch in der Meinung des Gegners enthaltenen Kern von Wahrheit nur durch einen liebevollen Verständigungswillen erschlossen wird. Nur so ist uns daher die größtmögliche Wahrscheinlichkeit geboten, daß wir die in den gegensätzlichen Meinungen verstreuten Körner der Wahrheit sammeln und ohne allzu große Irr- und Umwege langsam dem Ziele, der vollen Wahrheit näher kommen, zum mindesten die Richtung auf sie zu nicht allzuweit verlieren. Diese Verbindung ehrlichen Wahrheitsuchens mit echtem Verstehenwollen heiße ich friedliche Verständigung.

Davon ist nun freilich unsere derzeitige parlamentarische und politische Praxis im allgemeinen so weit entfernt, daß man die vorstehenden Erwägungen für eine Utopie anzusehen geneigt sein wird. Indessen ist doch vielleicht infolge der ganz trostlosen Verwirrungen und Verirrungen heute schon im Einzelnen die Zahl derer nicht mehr gering, die die Falschheit des ideenlosen Kampfprinzips erkennen und der öden politischen Kämpfereien überdrüssig sind. Sie sehen ein, daß es besonders im heutigen deutschen Volke dringend not täte, positiv zu schaffen statt sinnlos zu streiten. Aber unser ganzer politischer Apparat, angefangen von der Tageszeitung bis zu den parlamentarischen Geschäftsordnungen und den Verfassungen, leidet an dem Strukturfehler, daß er auf das Prinzip des Kämpfens eingestellt ist, des hartnäckigen Festhaltens am einseitigen Parteistandpunkt und der Methode des Abstimmungssieges nach Mehrheiten. An dieser Tatsache können gelegentliche schöne Worte nichts ändern.

Sollte es wirklich unmöglich sein, die friedliche Verständigung zur Norm zu machen und den Apparat so umzubauen, daß er auf alle gegensätzlichen Parteien einen ebensolchen Zwang zur Methode der Verständigung auszuüben vermöchte, wie er heute zur ständigen Kampf- und Ausfallstellung als Dauerhaltung zwingt? Wenn wir unsere Verfassung zu einer idealeren Form umzugestalten suchen, so muß auch das Prinzip einer friedlichen Verständigung in sie hineingearbeitet werden. Denn auf der Verfassung baut die praktische Politik auf. Hiervon in einem zweiten Teile.

Auch ein Dieb.

Wer vom Dichter Schönheit will empfangen
und ihm selbst nicht Schönheit geben mag,
ist ein Dieb, und diesen soll man hangen
an den allergröbsten Werkeltag. Georg Wolfgang.

Weltrundschau.

Die Bayerische Regierung hat am 4. Januar bei der Reichsregierung ein Grünbuch überreicht, das einen föderalistischen Umbau der Verfassung von Weimar vertritt. Die Länder sollen wieder Bundesstaaten heißen und wirkliche Staaten sein, volle Finanz- und Polizeihoheit erhalten und die Formen ihrer Verfassung frei bestimmen. Der Reichsrat soll etwa die Befugnisse des früheren Bundesrats bekommen.

In Sachsen hat sich eine Regierung der Großen Koalition gebildet. Ministerpräsident ist der Sozialdemokrat Heldt. Ein Antrag auf Auflösung des Landtags wurde abgelehnt. Der Landesparteitag der Sozialdemokratie erklärte sich hinterher gegen die Große Koalition.

Der Thüringer sozialdemokratische Minister Herrmann wurde wegen schwerer Unregelmäßigkeiten im Amt verhaftet. Für die Neuwahl des Landtags haben sich die Bürgerlichen zu einem sog. Ordnungsbund mit Einheitsliste zusammengeschlossen.

In den Volksvertretungen von Hamburg, Lübeck und Schaumburg-Lippe haben die Fraktionen der Sozialdemokratie Anträge auf den Anschluß dieser Länder an Preußen eingebracht.

Frankreich hat den Plan einer rheinischen Goldnotenbank abgelehnt.

Umbau der Verfassung in Bayern.

Von Dr. Otto Kunze.

Wie schon in der vorigen Weltrundschau berichtet ward, hat die Bayerische Volkspartei einen entscheidenden Schritt zu der längst von ihr vertretenen gründlichen Reform der Landesverfassung getan. Die Beschlüsse vom 29. Dez. 1923 lauten:

Der Landesausschuß hat beschlossen, daß ein Volksbegehren eingeleitet wird, wonach

1. Der Landtag aufgelöst und
2. ein Gesetzentwurf vorgelegt wird auf Ermächtigung des neu zu wählenden Landtages, mit einfacher Mehrheit seiner gesetzlichen Mitglieder eine neue Verfassungsurkunde zu beschließen.

Die Begründung des Gesetzentwurfes, der dem Volksbegehren zu unterbreiten ist, soll als besondere Ziele der neuen Gesetzgebung enthalten:

a) Einführung des Staatspräsidenten, der u. a. auch das Recht der Landtagsauflösung haben soll;
b) Zweikammersystem, Vereinfachung des parlamentarischen Betriebs und Verringerung seiner Kosten;
c) Aenderung des Wahlrechts im Sinne einer Verbindung zwischen Wahlkreis und Abgeordneten;
d) Erweiterung der Volksrechte (Volksbegehren und Volksentscheid).

Bekanntlich hatte die Bayerische Volkspartei die Selbstauflösung des Landtags vor Weihnachten nicht erreicht. Um den Anschein einer Niederlage zu vermeiden, mußte sie weitergehen. Sie mußte überhaupt aus den unhaltbaren Zuständen des Augenblicks einen Ausweg finden. In Bayern ist seit dem 9. November alles wie festgerannt. Die Regierung ist in ihrem Ansehen beeinträchtigt und durch den geleimten Riß zwischen Knilling und Schweyer nicht handlungsfähiger geworden. Im Gegensatz zu den Spitzen anderer Bundesstaaten und des Reichs hat sie kein Ermächtigungsgesetz bekommen. Neben der Regierung besteht das Generalstaatskommissariat weiter. Es kann neue Bedeutung gewinnen, wenn Hitlers Anhänger wieder rumoren sollten, etwa anläßlich seines Prozesses. Im übrigen sitzt Herr v. Kahr ziemlich einsam in seinem scharf bewachten Amtsgebäude und läßt seine anfängliche Tatkraft ruhen. Der Traum, Bayern könne den Weg in ein neues, freies, schwarzweißrotes Deutschland weisen, ist allerseits ausgeträumt. Es ist wie nach einem Vulkanausbruch, wenn die Lava, erstarrt und rissig geworden, als Schlacke alles lebendige Wachstum verschüttet hat.

Soll Bayern als Staat nicht dem Tod und der Zersetzung verfallen, so müssen neue Quellen des politischen Lebens bloßgelegt werden. Das ist auch der Zweck des weittragenden Beschlusses vom 29. Dezember. Zum ersten Mal seit der Revolution von 1918 gibt die bestimmende Partei eines deutschen Landes den Anstoß, die brüchigen Grundlagen des Staates auszuwechseln. Die unbeschränkte Herrschaft des Parlaments, noch dazu in einer einzigen Kammer, soll weichen. Die vollziehende Gewalt soll gestärkt werden: Staatspräsident. Die Gesetzgebung soll nicht mehr einzig dem Spiel der Parteien und Koalitionen überlassen sein; die natürlichen Machtträger: Beruf-



stände, Besitz, Bildung sollen in einer Zweiten Kammer ihren Einfluß offen geltend machen. Das Volk soll seinem Willen leichter Gehör schaffen können, indem Volksbegehren und Volksentscheid erweitert und von den bisherigen Hemmungen befreit werden. Dazu kommt eine vernünftige Beschneidung des parlamentarischen Großbetriebs. Einfachere, straffere Geschäftsordnung des Landtags und Verminderung der Abgeordnetenzahl. Bereits hat die Regierung einen neuen Wahlgesetzentwurf vorgelegt, der die Landtagssitze von 158 auf 114 verringert.

Das Verfahren bei unmittelbarer Anrufung des Volkes ist allerdings äußerst schwerfällig. Bis der neue verfassunggebende Landtag da ist, kann die Zeit des alten ohnehin abgelaufen sein. Der springende Punkt ist aber die einfache Mehrheit zur Aenderung der Verfassung. Dies vor allem muß im Volksentscheid durchgesetzt werden, soll der neue Landtag seine Aufgabe erfüllen. Die alte Bestimmung, daß die Verfassung nur mit Zweidrittelmehrheit geändert werden dürfe, sollte überstürzten Wechsel verhüten. Tatsächlich hat sie kleinen Minderheiten die Macht gegeben, jeden gesunden Fortschritt zu hemmen. Schon wurde der Vergleich mit dem alten Polenreichstag gezogen.

Die künftige Verfassung soll, so sagt eine weitere Entschließung der Bayer. Volkspartei vom 29. Dezember, bayerischen Stempel tragen, echt deutschen und christlich-vaterländischen Geist atmen. Wir sind der Zuversicht, daß die Erlebnisse des November, die Demaskierung des sog. vaterländischen Wesens den echten tiefen Sinn dieser guten Worte klargebrannt haben. Denn vorher schwamm auf ihnen die lärmende Opposition um jeden Preis, das bayerisch verkleidete deutschvölkische und neupreußische Getue. Echt bayerisch jedoch ist die Verbindung von Christentum und Vaterland, die das deutsche Mittelalter gepflegt hat, die Heiligung der irdischen Treuebande durch die Kirche, der organische Zusammenhang des Staates in den gottgewollten natürlichen Beziehungen. Echt bayerisch ist nach außen großdeutsch und europäisch, nicht kleindeutsch und nationalistisch. — Bayern hat viel gutzumachen. Unter dem Hitlerputsch und dessen unvollkommener Erledigung hat sein Ansehen entsetzlich gelitten. Bayern hat Gelegenheiten verpaßt, seine großdeutsche, föderalistische Aufgabe zu betätigen und ihr Anhänger im weiteren Vaterland zu gewinnen. Es hat, wie Freiherr von Cramer-Klett in einer bitter eindringlichen Neujahrsbetrachtung schreibt (Münchener Zeitung Nr. 360 vom 31. Dezember 1923), eine Gelegenheit mit der vornehmsten Weltmacht verpaßt, mit dem Heiligen Stuhl. Durch den Abschluß eines Konkordats konnte Bayern vor aller Welt seine stets eifrig betonte Staatlichkeit erweisen. Der Vatikan wünschte baldigen Abschluß, denn das bayerische Konkordat sollte vorbildlich werden für die zahlreichen Konkordate mit den nach dem Weltkrieg entstandenen Staatswesen. Allein die Außenpolitik war die schwächste Seite der maßgeblichen Stellen in Bayerns Regierung und Volksvertretung. Die Sache wurde hingeschleppt, ja mit scheinbar entsprechenden Abmachungen nach der protestantischen Landeskirche hin verquickt. Daß letztere, der als innerbayerischer Körperschaft alles ihr Zukommende gegönnt sei, mit der souveränen Weltmacht Roms sozusagen auf eine Stufe gestellt wurde, zeugt von, gelinde gesagt, mangelhaftem außenpolitischem Takt. Man ist sich anscheinend hier wie manchmal der katholischen Grundlage des bayerischen Staates wie der Bayerischen Volkspartei nicht hinreichend bewußt gewesen. Möge man sich beim Verfassungswerk besser daran erinnern.

Außerhalb Bayerns wird naturgemäß zuerst gefragt, ob die angestrebten Aenderungen der Verfassung auch völlig mit der Reichsverfassung vereinbar sind. Es handelt sich dabei nur um den Staatspräsidenten und die Zweite Kammer. Ein Staatspräsident ist so republikanisch wie ein Reichspräsident. Für die gegenwärtige Lage käme auch in Betracht, daß er die tatsächliche Doppelgewalt von Regierung und Generalstaatskommissariat überwölbte und den Verkehr mit dem Reich erleichterte. — Die Zweite Kammer hätte ein schon bestehendes Gegenstück im Preußischen Staatsrat. Seine Mitglieder werden von den Provinziallandtagen gewählt, haben alle Kennzeichen und Rechte von Abgeordneten, stimmen z. B. nach eigener freier Entschließung. Der Staatsrat hat ein weitgehendes Einspruchsrecht gegen Gesetze und Bewilligungen. Ein Widerspruch mit Art. 17 RV. ist u. W. im Dasein des Preußischen Staatsrats noch nicht erblickt worden. Man lasse also auch Bayern sein Recht. Es versucht ehrlich, die Krankheiten der Revolution, Nachrevolution und wilden Gegenrevolution zu überwinden. Und niemand läßt sich gern in seiner Gesundung stören.

Guglielmo Ferreros Parallele über unsere Zeit.

Von G. Stezenbach, Freiburg i. B.

Guglielmo Ferrero, wohl der bedeutendste italienische Geschichtsschreiber der Gegenwart, hat einen Vergleich gezogen zwischen dem Europa der Jetztzeit und jenem der römischen Kaiserzeit im 3. Jahrhundert n. Chr. Europa ist gleichgesetzt mit der damals bekannten Welt, die zum größten Teil im römischen Kaiserreich vereinigt war. Bis zur Zeit des Kaisers Septimius Severus (193—211) war das römische Reich ein innerlich gefestigtes Gefüge, beherrscht von der griechisch-römischen Kultur. Ihr Symbol war der Sol invictus, als Zeichen der Einheit des Imperiums. Zwei Aristokratien, eine römische und eine provinziale, waren das Rückgrat des politischen Lebens. Die Verwaltung war gut, die Rechtsprechung unbestechlich. Ackerbau, Industrie, Handel und Schiffahrt blühten. Es war trotz mancher Schatten eine Art goldenes Zeitalter, in welchem der Bewohner des Reiches in Ruhe und Sicherheit leben konnte. Diese Zeit war also zu vergleichen mit dem Europa etwa nach dem Frieden von Utrecht bis vor dem Weltkrieg, wenn Ferrero dies auch nicht ausdrücklich sagt. Seit Septimius Severus geht es mit dem Römerreich abwärts, besonders aber, nachdem mit Alexander Severus (222—35) seine Dynastie untergegangen ist. Fünfzig Jahre nach dem Tode des Septimius Severus sehen wir das Reich in voller Auflösung. Sie begann mit der Erhebung roher, ungebildeter Gewalthaber, wie des Thraziers Maximinus (235—38), die sofort den Bürgerkrieg zur Folge hatte, einen Bürgerkrieg, der eigentlich bis zu Diokletian andauerte, da sämtliche vom Heer ausgerufenen Kaiser mit Gegenkaisern zu kämpfen hatten. Der rechtmäßige Kaiser war stets der vom Senat bestätigte. Neben den Bürgerkriegen her liefen die äußeren Kriege, die wir heute vielleicht Kolonialkriege nennen würden. Die Bürgerkriege spielen sich bald auf blutige (Irland, Sachsen, Serbien, Bayern, Ungarn, Griechenland, Türkei, Rußland, Portugal), bald auf unblutige Art ab, nämlich in Form von Wahlen und Sturz der parlamentarischen Regierungen.

Im römischen Reich kommt aber noch ein anderer Faktor zu Bedeutung: das Christentum, das die bisherige Staatsreligion untergräbt und deshalb von den Kaisern blutig verfolgt wird. Dieser Erscheinung stellt Ferrero keine Parallele gegenüber. Denn das jetzige Zeitalter kennt keine neue Religion, die für das niedergehende Europa die Bedeutung des Christentums besäße. Mir scheint, es sei als neues kulturbildendes Element die Bewegung innerhalb des Christentums zu betrachten, die eine neue Verinnerlichung desselben zum Ziele hat, parallel mit der liturgischen Bewegung, der Religiosität der ersten Christen, und mit der neuen Romantik.

Als Folge der fortwährenden Kriege und der Bürgerkriege entstand im römischen Kaiserreich eine Wirtschaftskrise. Dies geschah auch in Europa nach dem Weltkriege und dem Sturz der Dynastien Habsburg und Hohenzollern. Bis zu Septimius Severus war das Reich äußerlich noch eine Republik, wie vor dem Krieg die Monarchien eine Konstitution besaßen. Nach dem Krieg tauchten neue Machthaber empor, die unter anderer Form absolutes Regiment ausübten (Lenin, Trotzki, Bela Kun, Levien, Karolyi, Clemenceau, Poincaré, Lloyd George, Noske, v. Kahr, Horthy, Pasic, Venizelos, Stambuliiski, Kemal Pascha, Wilson, Mussolini, Korfanty, Costa, Theunis). In der Aufzählung habe ich die sämtlichen am europäischen Krieg beteiligten Länder berücksichtigt. Die Ermordung zahlreicher Staatsmänner vor, während und nach dem Kriege (Franz Ferdinand, Stürgk, Tisza, Stambuliiski, Erzberger, Rathenau u. a) ist zu vergleichen mit jener zahlreicher Imperatoren. Ein neuer Adel, der aus den Freigelassenen und Provinzialen hervorging, verdrängte den alten, wie auch in den Kriegs- und Nachkriegsjahren die Neureichen die alten Geschlechter, die verarmten, ablösten und sich im Staate breit machten. Den fortwährenden Einfällen der feindlichen Barbaren entsprechen in Mitteleuropa die Einfälle der Franzosen, Belgier, Polen. Wie damals, so sehen wir auch heute Entvölkerung, Verarmung, große Sterblichkeit. Viele Minen gingen verloren, da das Geheimnis ihrer Ausbeutung verloren ging, ebenso viele Geheimnisse der Manufakturwarenfabrikation. Allgemeine Unsicherheit, Verringerung des Kapitals, Erschwerung des Reiseverkehrs, Güterballung auf der einen Seite, Verarmung auf der andern Seite. Die Imperatoren-Gewalthaber suchten eine neue Basis für die politische Oekonomie. Damals wie heute; ungeheure Steuern sollten dem Fiskus Geld

bringen. Hand in Hand damit ging auch damals die Inflation, in Gestalt der Münzverschlechterung. Der Aureus, die römische Goldmünze, hatte ursprünglich 7,44 gr Gold, sank unter Septimius Severus auf 7,28 gr und unter Caracalla auf 6,55 gr, später noch tiefer bis auf 3 gr. Die Silbermünze, der Denar, sank von 1/84 Pfd. Silber unter Augustus auf 1/96 Pfd. unter Nero. Seine Legierung stieg von 20% unter Trajan auf 30% unter Commodus, auf 60% unter Septimius Severus und wurde so zum Billon. Dasselbe geschah mit dem von Caracalla eingeführten Antoninianus, der von 4,4 gr Silber auf 3,3 unter Gallienus (260–68) sank. Er enthielt nur noch 4–5% Silber unter Claudius II (268–70), bestand also bloß noch aus Weißkupfer. Da man das Papiergeld damals noch nicht kannte, behalf sich der Staat auf diese Weise bei Bezahlung seiner Forderungen. Friedrich II, der „Große", machte es ja genau so. Seit Heliogabal mußten aber die Abgaben in Gold bezahlt werden. Wer denkt dabei nicht an die Zahlung der Steuern in Goldmark? Da die im Reich wohnenden Barbaren — denen ja Caracalla auch das Bürgerrecht verliehen hatte — nicht bloß das Geld, sondern auch die Macht in die Hände bekamen (man denke an die neuzeitliche Besetzung der politischen Aemter mit ungebildeten Emporkömmlingen), ging die Zivilisation unter, die Kunst starb aus; an ihre Stelle traten gewisse exotische geräuschvolle Feste ohne ästhetische Freude und öffentlichen Nutzen, Panem et Circenses! Wer denkt nicht an unsere Sportsveranstaltungen, Auto- und Fahrradrennen, Ring- und Boxkämpfe? Das Heidentum erlitt einen tödlichen Schlag zunächst durch die Mischung der Rassen und Religionen, der Sitten und Kulturen, die Dezentralisation der Verwaltung (?), die Entwicklung der Industrie. Die Aristokratie, je stärker an Zahl, desto schwächer war ihre Energie. Der Geist der Nivellierung und kulturellen Dekadenz entwickelte sich hier wie dort. Seit 3 Jahrhunderten bietet Europa dasselbe Bild Ueberall Mischung der Rassen, aber Separatismus und Partikularismus, geistige Anarchie, einseitig materielle Interessen verfolgende rastlose Arbeit, fehlende Ruhe, Fluktuation und trotz der Betätigung von großen Plänen, trotz großartiger Arbeiten, Verflachung der geistigen Arbeit und Popularisierung alles Wissens.

Mit Septimius Severus beginnt der große Kampf, bis das Gottesgnadentum, damals in Gestalt des Despotismus, die alte Form des Kaisertums ablöst. Septimius Severus fußte auf der dynastischen Idee. Während diese in Rom unterlag, siegte sie in Konstantinopel und rettete dort Zivilisation und Kultur trotz aller Palastrevolutionen. Im Mittelalter wurde die Autorität durch Gott gegenüber den Untertanen sichergestellt, immer solange der Charakter der Gesetze nicht gegen Gott und göttliches Recht sich richtet. Es tut dort nichts, wenn legitime Regierungen Irrtümer begehen, solange sie nicht Korruption hervorrufen; das höhere Ziel besteht in der Religion des Individuums. Die Irrtümer hatten für die Schuldigen mehr Gefahr und sie wurden bestraft, insoweit sie ihr Gewissen mit der Last einer Sünde beluden, für die der Herr über alle im andern Leben Rechenschaft forderte. Dies setzte natürlich die hohe Geltung der Religion voraus. Mit dem 30jährigen Krieg, eigentlich schon mit der Glaubensspaltung, hörte dieser Zustand auf. Dann kam im 18. Jahrhundert die Aufklärung und die Philosophie der Encyklopädisten, mit der Idee der Volkssouveränität. Diese Idee bewirkte die Suggestion des Kampfes gegen den bestehenden Regierungsabsolutismus mit ihrer Feindseligkeit und energischen Verfolgung der Tradition und der Erbrechte. Die französische Revolution war die praktische Wirkung dieser Ideen. Aber das Volk, dessen oberster Wille den Staat regieren sollte, hatte nur unbestimmte Vorstellungen von diesen Begriffen. Was versteht man überhaupt unter Volk? Worin ist sein wahrer Wille zu erblicken? Welches waren die Wege zur Erfüllung dieses Willens? Die Widersprüche, mit denen die französische Revolution diese Fragen beantwortet, sind bekannt. Dieser Volkswille entartete zur Uebertragung der Militärdiktatur und erkannte sie als legale Gewalt an, unumschränkter als die absolute Monarchie! Die Kriege, in denen die gegensätzlich begründeten Ideen sich bekämpfen, enden dann mit der heiligen Allianz der Monarchien. Neue Kontraste. In Frankreich kommt die alte Dynastie, in Rußland wird der Kaiser Protektor der Freiheit, der König von Preußen gibt eine Verfassung, nur Oesterreich hält fest am Absolutismus (dem sogen. patriarchalischen, eine Folge des Völkergemischs). Die monarchische Idee nimmt wichtigen Anteil am Staat. Aber die Stabilität dauert nicht lange. Die Versprechungen der Verfassungen werden nicht gehalten. Es triumphiert in Deutschland das Gottesgnadentum, in Frankreich aber bricht die Revolution aus und 200,000 Wähler wählen den Bürgerkönig: ein Thron inmitten republikanischer Einrichtungen. 200,000 Wähler sind kein Ausdruck des Volkswillens. Es kommt also die Republik. Das Jahr 1848 sieht Revolution in Europa, nur Rußland bleibt verschont. In Frankreich kommt es zur Teilung des Volkes in monarchische, liberale und republikanische Parteien. Das Ergebnis ist die Militärmonarchie Napoleons III. Dasselbe kommt nun in Deutschland 1849. Erzherzog Johann und Friedrich Wilhelm IV. lehnen die Krone ab. Das alte Prinzip siegt. Dieses siegreiche Prinzip (des Gottesgnadentums) hat nicht nur nach innen, sondern auch nach außen Unzufriedenheit erregt, die in die kleinen Monarchien Europas eindringt. Frankreich konnte nicht an einem Bündnis teilnehmen, das sich gegen die Familie des neuen Kaisers richtete (?). (Gemeint ist wohl die Familie Piemont, mit der Napoleon III. verwandt war.) Sardinien war der erste Staat, der 1848 den Traktat von 1815 (die hl. Allianz) kündigte. Es kam der Krimkrieg und die Rivalität der Häuser Habsburg und Romanow auf dem Balkan. Dann herrschen Unruhe, Unordnung, Streit in Europa. Alle wollten voneinander unabhängig sein und wurden wirtschaftlich voneinander abhängiger als je. Der Antagonismus Rußland-Oesterreich führte Frankreich und Rußland zusammen. Bismarck warf Oesterreich aus dem Deutschen Bund hinaus und gründete den Norddeutschen Bund. 1870 gründete er das Kaiserreich von Gottesgnaden, verlieh das allgemeine Wahlrecht und schuf ein deutsches Parlament. Damit schien Bismarck das Problem gelöst zu haben, das Ludwig XVIII. und Karl X. nicht lösten (1830). Die Monarchie schien so fest verankert. Nur Rußland war noch bis 1905 absolutistisch regiert. 1909 kam auch in Oesterreich das allgemeine Wahlrecht. Die republikanischen Ideen verlieren; der Sieg der monarchischen Ideen gegen die von 1789 war begründet. Nur dem Schein nach freilich. Denn das gute Einvernehmen der drei Höfe (Berlin, Wien, Petersburg) schwand. Rußlands und Frankreichs Bündnis folgten die Tripelententen. Die großen Heere, die aufgestellt wurden, bildeten eine Gefahr für die Monarchien selbst. In der angestrengten Anhäufung von Kräften lag eine viel größere Gefahr als in der Schwäche. Das monarchische Prinzip Deutschlands basierte auf der deutschen Vorherrschaft, die zeigen wollte, daß sie noch so stark wie 1870 war. Früher oder später mußte sie der Welt die Probe dafür geben. Es kam also der europäische Krieg. An der langen Dauer des Krieges aber entzündete sich die Revolution.

Die Lage ist nun ähnlich wie im Anfang des 3. Jahrhunderts. Teuerung, Hunger, Unruhen. Zwei Prinzipien kämpfen miteinander, wie damals. Das monarchische Prinzip, gefährdet durch die religiöse Untreue (d. h. Glaubenslosigkeit) und die Idee der Gleichheit. Der Weltkrieg hat einige Throne übergangen, was aber keinen Einfluß hat. (Es bestanden ja auch neben dem römischen Kaiser noch einige orientalische Königreiche.) Es besteht die Möglichkeit einer Restauration. Aber die Bedeutung derselben kann nur als vorübergehend betrachtet werden. Provisorisch mögen royalistische Kombinationen Erfolg haben, dessen Dauer sich berechnet nach ihrer Tauglichkeit. Sonst hat das monarchische Prinzip, das lange Verehrung, Bewunderung und das Vertrauen genoß, aufgehört zu existieren. Aber kann man mehr Vertrauen zum andern haben? Der Wahrheitliebende muß es verneinen. Die Zivilisation des Westens hat drei Staaten die Demokratie gebracht. Die Schweiz scheidet hierbei aus. Nordamerika ist nicht Europa. Amerika hat es deutlich gezeigt seit 1919 bis jetzt. Frankreich ist eine Scheindemokratie. Seine Einrichtungen gründen sich allein auf eine sehr biegsame Taktik, die viele andere Ideen und Ueberzeugungen seinem politischen Geist opfert. Sie verschmäht nicht, nötigenfalls Macht und Gewalt anzuwenden, um ihre Ziele zu erreichen, sei es im Innern, sei es nach außen. In den neuen Staaten sind die Umstände zu verschieden. Die Demokratie stellt hier nur ein vorläufiges Auskunftsmittel, einen Akt der Verzweiflung dar (Polen, Tschechoslowakei u. a.), da sonst die Militärdiktatur käme. Man vergleiche Rußland, wo Kerenski vom März bis November 1917 regierte und dann die Auflösung des Parlaments und die Diktatur folgte. Auch Ungarn hat die Militärdiktatur. In Frankreich ist das Comité de forges der absolute Herr der Lage. Die Verwirrung in den übrigen Monarchien hält an: Italien, Spanien, Rumänien, Serbien. Man muß also den Kern der Gefahr suchen, die Europas Zivilisation bedroht. Mit Ausnahme der Schweiz gibt es nirgends klare Vorstellungen über die Forderungen für



eine geordnete Verwaltung des Staates. Es besteht kein Glaube an ein Prinzip, nur bei der äußersten Rechten und Linken ein dolus falsus. Mitteleuropa könnte über Reparationen verfügen. Mit entsprechenden Vollmachten und der notwendigen Autorität könnte es verhältnismäßig leicht rekonstruiert werden im Hinblick auf seine großen Hilfsmittel, die der abendländischen Zivilisation zum Vorteil gereichen. Aber ein großer Teil ist durch den Krieg schwach, in schwieriger politischer, militärischer und diplomatischer Lage, ohne Regierung, die die Zügel in den Händen hat. Die Folge ist, daß eine Anarchie von langer Dauer hereinzubrechen droht. Im 3. und 4. Jahrhundert begann der Bankerott der Glieder, dann kam die Auflösung der Zivilisation.

Auch diesmal wird Europa gewiß der Vernichtung entrinnen, wenn alle seine Teile sich verbünden. Wenn nicht, gehen sie ebenso gewiß zugrunde. Die Gefahr ist gleichgroß für alle. Denn ein Sieg der Rechten kann im Abendland den Militarismus zeugen. Ein Sieg der Linken, wie im Osten, wo ein Volksdespotismus mit einem Vordringen über sein Land hinaus rechnet, hat sicher noch viel schlimmere Folgen als in den alten Zeiten.

Im 3. Jahrhundert vollzog sich die Auflösung des Staates und der Zivilisation zwischen zwei herrschenden Religionen, die der Anarchie gewisse Grenzen legten, moralisch und politisch, und gewisse Ideen konservierten, indes die äußeren Formen des Lebens sich auflösten. Die neue Anarchie kann vom absoluten Bankerott aller Prinzipien der Autorität herkommen. In der Gegenwart ist die geistige Anarchie weit umfassender, als in der Geschichte. Jede Partei will den Staat nach ihren Grundsätzen einrichten, ebenso die Moral, Eigentum, Familie und — kein Stein wird auf dem andern bleiben.

Soweit im ungefähren Wortlaut dem Sinn nach Ferreros Ausführungen. Es ist dazu nur zu bemerken, daß die aufbauende und erhaltende Kraft des **katholischen Christentums** von Ferrero nicht genügend in Rechnung gestellt wird. Italien, Ferreros engere Heimat, und Spanien, das katholische Land an sich, scheinen sich aber jetzt auf sich besonnen zu haben. Sie haben, wie der Verlauf des Königsbesuchs 1923 in Rom beweist, ein gemeinsames Kulturprogramm aufgestellt, um die Europa drohende Auflösung und Anarchie abzuwehren. Man möchte hoffen, daß die anderen Völker dieses gute Beispiel nachahmten.

Der gold- und zinsfreie internationale Zahlungsverkehr.

Von E. Linde, Köln.

In der A. R. Nr. 25 v. J. wurde von einem Ungenannten nach einem Vorschlag von „Christianus" (P. M. Drexl in Steyl bei Kaldenkirchen) gezeigt, wie wir trotz unserer scheinbar ganz hoffnungslosen Lage uns aus eigener Kraft retten können, und wie jede beliebige Stadt, und natürlich erst recht das Reich, das ganze Geldvermögen, das das Volk vor dem Kriege besaß und zur Sanierung der Wirtschaft wieder unbedingt benötigt, sofort wieder voll herstellen kann durch Trennung der Inlands- und Auslandswährung und Schaffung einer internationalen Krediteinrichtung. Leider hat keine Regierung auf den klugen Rat gehört und unser Geld ist inzwischen noch tausendmal schlechter und das Volk entsprechend ärmer geworden. Die Reichsbank hat wohl eine „Dollar-Anleihe"-Mark herausgebracht und macht uns jetzt den Mund mit einer Goldpapiermark wässerig (die übrigens nicht wie die verkrachte Goldmark durch eigenes Gold, sondern größtenteils durch geborgtes und Goldzins fressendes Auslandsgeld „gedeckt" sein wird), während für die Zwischenzeit als Ersatz dieses Goldersatzes die verwaschene Roggenmark, die **Rentenmark**, geschaffen wurde. Aber dem deutschen Volke nützen diese paar Milliarden „wertbeständigen" Geldes wenig mehr als die Dollarscheine in den Schaufenstern. Während es vor dem Krieg an die 100 Milliarden Mark in Geldvermögen hatte, kann es jetzt mit all den dazugedruckten Billionen nicht eine halbe Millarde mehr kaufen, und vom Leihennehmen werden sowohl die Privaten als auch die Gemeinden durch den Mangel an Waren für Pfand und durch den himmelschreienden Wucherzins, den „unsere" Finanzwelt verlangt, abgehalten. So steht das deutsche Volk nach dieser Stabilisierung jetzt ärmer und verzweifelter da als je.

Wie ich mich nun frug, wie es denn möglich, daß der Drexlsche Vorschlag als einziges Rettungsmittel aus unserer Geldnot nicht überall mit Freuden aufgenommen und nicht der allerdings sehr von den Vertretern der an der Armut und Zinssklaverei des Volkes interessierten Hochfinanz umgebenen Regierung aufgedrängt worden ist? kam mir der Gedanke, daß er vielleicht deshalb nicht genügend beachtet wurde, weil — wie auch in einem diesbezüglichen Artikel der Germania vom 3 Sept. v. J. — nicht gleich gezeigt war, wie wir für unsere heute ganz besonders großen und dringenden Einfuhrbedürfnisse genügend Auslandgeld oder Kredit erhalten sollen. Ich hatte ja s. Z. auch selbst eine Aufklärung über diese Frage vermißt und mich an Herrn Drexl gewandt. Die mir gewordene Antwort bietet eine so überraschende Lösung dieses für alle Völker brennenden Problems, das wohl keiner, der die 9 Punkte des Vorschlages liest, noch für unmöglich hält, daß wir uns trotz allen Nöten und bisherigen verkehrten Schritten retten können, und zwar sofort, wenn ein jeder, der aus dem Geldelend und dem damit einherschreitenden sittlichen und politischen Elend gerettet sein will, sich selbst hilft und die rettende Tat fordert.

Der alle heutigen Hemmnisse des gesunden Warenaustausches, vor allem auch die Valuta-Miserekrankheit und die Ausbeutung durch das fremde Kapital gründlich beseitigende **Vorschlag** lautet wie folgt:

1. Die Regierung fordert alle Staaten, die mit uns Handel treiben wollen, auf, einen Vertrag zu schließen, nach dem jeder beteiligte Staat, ohne andere Bürgschaft als die der Gegenseitigkeit, den übrigen Beteiligten einen entsprechend hohen zinsfreien Dauerkredit gewährt für die Waren, die sie von ihm beziehen wollen.

2. Der jedem Staate zu gewährende Kredit muß fortlaufend einen bestimmten Prozentsatz der Summe der durchschnittlichen jährlichen Einfuhr betragen. Bis auf weiteres beträgt er ein Drittel des Wertes der Einfuhr, die jeder Staat im letzten Rechnungsjahre vor dem Krieg hatte.

3. Die beteiligten Staaten errichten ein gemeinschaftliches internationales Clearing-Institut, das die gegenseitigen Zahlungen und Forderungen der verschiedenen Staaten begleicht. Dieses Institut wird unterhalten durch regelmäßig zu zahlende Beiträge der einzelnen Staaten. Ebenso errichtet der Staat eine Landes-Zahlungszentrale, an die der Importeur die Waren (in Inlandsgeld) bezahlt und von der der Exporteur die Bezahlung (ebenfalls in wertbeständigem Inlandsgeld) erhält, während die Zentrale mit dem Ausland nur durch Verrechnung mit dem Clearing-Institut verkehrt.

4. Jede Landes-Zahlungszentrale wird vom Staate ermächtigt, eine durch diesen Vertrag gedeckte Emission von soviel wertbeständigem Inlandsgeld zu machen, als notwendig ist, um die zeitweilige Differenz zu begleichen zwischen den aus dem Ausland kommenden Zahlungsanweisungen an die Exporteure und den eingegangenen Bezahlungen der Importeure für das Ausland.

5. Die beteiligten Staaten setzen sich den natürlich auf gleiche Weise für die Ausfuhr- wie für die Einfuhr-Berechnung geltenden Kurs ihres Inlandsgeldes im Verhältnis zum Inlandsgeld der übrigen beteiligten Staaten selbst dauernd fest.

6. Dieser bargeldlose Zahlungsverkehr ist ausschließlich für die Bezahlung von Waren bestimmt, und zwar von solchen, die die vertragschließenden Staaten einander nach Abschluß des Vertrages liefern, und er darf deshalb nicht zum Bezahlen von früher einander gelieferten Waren oder zur Tilgung von alten Schulden oder Verpflichtungen dienen.

7. Kein Staat darf zulassen, daß durch Preis-Unterbietung, Ausfuhr-Rabatt oder gar Ausfuhr-Prämien die aus dem Land gehenden Waren dem Ausland billiger gelassen werden als dem Inland. Wo ein solch törichtes Selbstberauben des Inlandes und zu Kriegen führendes Dumping nicht sofort abgestellt werden sollte, sperrt das gemeinschaftliche Clearing-Institut diesem Staate und allen, die trotz solchen Dumpings noch mit ihm Handel treiben sollten, den Kredit, bis die nötigen Sicherheiten dagegen gegeben sind.

8. Jeder Staat ist daran interessiert und wird nötigenfalls von den anderen gezwungen, dafür zu sorgen, daß alle Waren, die ausgeführt werden, ausschließlich und vollständig auf diesem Wege bezahlt werden. Erzielt ein Staat bei diesem Zahlungsverkehr (bei dem die Zahlungsbilanz immer gleich der Handelsbilanz und vor aller Welt klar sichtbar ist) nicht genügend Einnahmen an Auslandsguthaben, um so viel einzuführen, als das Volk wünschte, so gibt sich bei dieser klaren Einsicht in die jeweilige Zahlungsbilanz für den Staat von selbst die Notwendigkeit, die Einfuhr von Luxusartikeln einzuschränken, bis das Volk durch erhöhte Ausfuhrarbeit auch für solche Artikel genug Geld verdient.

9. Wenn ein Staat auf irgend eine Weise aus diesem Vertrag ausscheiden und beim gemeinschaftlichen Clearing-Institut mehr Schulden als Guthaben stehen haben sollte, so vergüten die beteiligten Staaten ihren Bürgern das ausstehende Geld, sperren aber dem Staate die Lieferung von Waren, bis er den Fehlbetrag beseitigt hat und so wieder an diesem Kredit-Bunde teilnehmen kann, ohne den in Zukunft im Welthandel wohl kein Staat sich wird behaupten können.

Wie der Leser sieht, wird so Deutschland mit den 11 Milliarden Einfuhr, die es vor dem Kriege hatte, sogleich einen unkündbaren

und zinsfreien Kredit von 3—4 Milliarden Goldmark erhalten, der in Verbindung mit dem wiederhergestellten Vorkriegsgeldvermögen im Inland (von dem bekanntlich die Ruhrindustrie allein schon als Betriebskapital 15 Milliarden benötigt!) vollauf genügen wird zur Wiederherstellung oder sogar Ueberholung seiner früheren Einfuhr. Die Wiederherstellung ist dabei von selbst gegeben, da die kreditgebenden Länder, im Gegensatz zu heute, dann die Bezahlung nur mehr in Form unserer Industriewaren verlangen.

Es sollte deshalb zu erwarten sein, daß die deutsche Regierung, vielleicht gleich zusammen mit der des ebenso stark durch den Kreditwucher und die Valuta-Manöver der internationalen Hochfinanz ausgesaugten Oesterreich, unverzüglich vorangehe und alle friedliebenden Völker der Erde auffordere zur Teilnahme an diesem christlichen Geld- und Wirtschaftssolidarismus und einzig gesunden Völkerbund, den heute alle Nationen der Welt dringend benötigen.

Nachwort der Schriftleitung. Trotz Bedenken unserseits bringen wir diesen ziemlich utopisch erscheinenden Vorschlag. Dienen doch Utopien oft dazu, den Abstand von der Gegenwart zu nehmen, der Mut zu einschneidenden Reformen macht. Die Utopie findet schon in der Wirklichkeit ihre Schranke.

Der Schulraub.

Von A. Eder, Essen.

„Wo immer," so sagt Bischof W. E. v. Ketteler in seiner Schrift: „Freiheit, Autorität und Kirche", „die Kirche sich niederließ, da gründete sie Schulen aller Art und zog die Kinder aus allen Ständen an sich, um ihnen eine höhere Bildung zu geben. Schulzwang und Steuern, um Schulbedürfnisse zu befriedigen, kannte man nicht im christlich-germanischen Zeitalter. Die Schulmittel wurden freiwillig zusammengebracht, die Eltern eingeladen, ihre Kinder freiwillig in die Schule zu schicken. Umso staunenswerter waren die Ergebnisse. Insbesondere waren die Klöster überall Pflanzstätten herrlicher, blühender Schulen. Kaum hatten die Mönche in die verwilderten Einöden ihren Fuß gesetzt und dort ihre Hütte aufgeschlagen, so umlagerten sie auch schon große Scharen der auserlesensten Jünglinge aus den deutschen Volksstämmen, um bei ihnen Weisheit und Wissenschaft zu lernen. Hundert Jahre, nachdem die Mönche die Reichenau, wo bis dahin kein Mensch wohnen konnte, betreten hatten, war dort ein Kloster, in dem fünfhundert Jünglinge aus allen alemannischen Stämmen studierten und eine Gesamtunterrichtszeit von sechzehn Jahren ihrer Ausbildung widmeten. Die Mönche bebauten mit der einen Hand die Erde, lichteten die Wälder und pflegten jede Art von Kultur, mit der andern aber hüteten sie die Seelen unserer deutschen Voreltern und pflanzten in diesen guten Boden die himmlische Pflanze des Christentums. Bis gegen Ende des Mittelalters waren in den Ländern, die das Christentum ohne alle Kultur angetroffen hatte, zahllose Schulen aller Art verbreitet und ein unermeßliches Schulvermögen angesammelt. Auch die Universitäten sind ursprünglich Töchter der Kirche, und eine solche geistige Regsamkeit war damals durch die Kirche verbreitet, daß z. B. auf der Universität zu Bologna 10000 — und etwa um die gleiche Zeit auf der zu Oxford 30000 Studenten gezählt worden sein sollen."

Jene Schulzustände waren solche der Gerechtigkeit. Sie achteten das natürliche Recht der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder. Sie stellten letztere in die freie Wahl der Eltern und gingen nicht mit Zwang und Monopol gegen die Eltern vor. Anderseits machten sie die Schulen zu Einrichtungen der Kirche und gaben so die Gewähr einer wahrhaft religiösen Erziehung. Natürliches Recht und übernatürliche Bestimmung führten zu einer beispiellosen Entwicklung.

Die kirchliche Revolution — die Reformation — mußte freilich auch hier das Signal abgeben, natürliches und geschichtliches Recht einerseits und übernatürliche Bestimmung anderseits zu leugnen und die Fahne des Umsturzes auch auf dem Gebiete des Schulwesens zu hissen. Zwar wurde im Westfälischen Frieden die Schule noch als Bestandteil der Religionsübung angesehen. Längst aber hatten ministerielle und fürstliche, private und beamtete Revolutionäre dem Elternhaus und der Kirche den Fehdehandschuh hingeworfen und ihnen ihre Rechte streitig gemacht. Und das Einzige, was zu tun blieb, war dies, die alten Zustände möglichst restlos zu beseitigen. Die Reformation ist also, wie sie Kampf gegen die eine wahre Kirche war und eine Reihe wirtschaftlicher, sozialer und politischer Revolutionen hervorgerufen hat, letztlich auch ein Kampf gegen die dem natürlichen Recht und der übernatürlichen Bestimmung entsprechende Schule gewesen. Ging es in diesem, nunmehr Jahrhunderte währenden und heute noch nicht abgeschlossenen Kriege unmittelbar meist auch mehr gegen die Kirche als gegen das Elternhaus und die Familie, so richtete der Kampf sich mittelbar doch ebensosehr gegen letztere, ganz abgesehen davon, daß gelegentlich auch den Eltern unverblümt der Kampf angedroht wurde.

Der französische Revolutionär Danton erklärte am 22. Frimaire 1793 in der Sitzung des Konvents, der der großen französischen Revolution sein Leben verdankt, es sei Zeit, den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß die Kinder zuerst der Republik gehören, bevor sie ihren Eltern zugestanden werden könnten. Der gleiche revolutionäre Gedanke, den heiligen, unveräußerlichen und dem Staatsrecht vorgehenden Rechten der Eltern gegenüber, liegt aber dem Staatsschulzwang zugrunde. — Seine Verfechter sind nichts anderes als bewußte oder unbewußte Verbündete Dantons.

Die katholische Kirche wurde zunächst dergestalt ihrer Rechte beraubt, daß man das sogenannte Kirchenhoheitsrecht der Landesherren bzw. des Staates aufrichtete. Vermöge des letzteren griff man zunächst vorsichtig, dann immer rücksichtsloser durch Vorschriften und dgl. ein. Mit schwersten Waffen ging bereits das von den Ideen französischer Umstürzler beeinflußte allgemeine preußische Landrecht vom Jahre 1794 gegen die Rechte der Eltern und die Berufung der Kirche vor. Im II. Teile, Titel 12, stellte es folgende Grundsätze auf:

§ 1. Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates . . .

§ 2. Dergleichen Anstalten sollen nur mit Vorwissen und Genehmigung des Staates errichtet werden.

§ 9. Alle öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten stehen unter Aufsicht des Staates . . .

Noch wagte man freilich nicht, die Geistlichkeit von der Mitwirkung an der Schule auszuschließen. Die Geistlichkeit mußte noch hinzugezogen werden. Dort, wo das allgemeine preußische Landrecht nicht galt, sorgte man durch andere, ähnlich geartete Bestimmungen, daß die Rechte der Eltern und die Berufung der Kirche immer weiter geschmälert wurden.

Einen Schritt weiter ging die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850. Ihre Artikel 23 und 24 besagen folgendes: „Alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. Bei Errichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. Den religiösen Unterricht in den Volksschulen leiten die betreffenden Religionsgesellschaften". Damit machte der Staat sich auch zum endgültigen Diktator über die Privatschulen. Die Rechte der Kirche beschränkte er auf die Erteilung des Religionsunterrichts. Noch bediente man sich seitens des Staates aber in starkem Maße der geistlichen Schulinspektoren. Aber auch dieser Einrichtung sollte der Garaus gemacht werden.

Bismarck hatte mit allen ihm geeignet erscheinenden Mitteln gegen die Proklamation des Unfehlbarkeitsdogmas auf dem Vatikanischen Konzil gearbeitet. Seine Werkzeuge waren vor keiner Intrigue zurückgescheut. Denn das sagte sich Bismarck, daß, wenn die Unfehlbarkeit des Papstes erklärt würde, dies soviel heiße, daß der Papst als moralische Macht auch äußerlich über alle Völker und Fürsten trete. Das aber glaubte er mit allen Mitteln verhindern zu sollen. — In einem vorgeschritteneren Stadium glaubte er sich schließlich damit helfen zu können, die deutschen Bischöfe mit ihrer Herde von Rom abzusplittern. Durch den preußischen Gesandten in Rom wurde einem deutschen Bischof ein offenbar auf Bismarck zurückgehendes Schreiben zugestellt, in dem diesem zwar nicht der Uebertritt zur evangelischen Kirche zugemutet, aber doch der Abfall von Rom angeraten wurde. Für den anderen Fall wurden deutliche Drohungen ausgestoßen und der spätere Kulturkampf derart scharf gekennzeichnet, daß man diejenigen, die die Zusammenhänge damals nicht gesehen haben, einer geradezu unvergleichlichen Blindheit anklagen muß.

Unter den dem deutschen Bischof ganz wenige Wochen vor der Proklamation der Unfehlbarkeit des Papstes mitgeteilten Drohungen fand sich wörtlich auch folgende Stelle: „vor allem Beseitigung alles kirchlichen Einflusses auf die Schule". Die Drohung wurde prompt verwirklicht. Zwei Jahre später erging das als Teil des Kulturkampfes gedachte,

von dem Kulturkämpfer Minister Falk im Landtage eingebrachte und von letzterem nach schweren Kämpfen angenommene Gesetz von der Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungswesens vom 11. März 1872. Das Gesetz besagte:

§ 1. Unter Aufhebung aller in einzelnen Landesteilen entgegenstehenden Bestimmungen steht die Aufsicht über alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate zu.

Demgemäß handeln alle mit dieser Aufsicht betrauten Behörden und Beamten im Auftrage des Staates.

§ 2. Die Ernennung der Lokal- und Kreisschulinspektoren und die Abgrenzung ihrer Aufsichtsbezirke gebührt dem Staate allein.

Der vom Staat den Inspektoren der Volksschule erteilte Auftrag ist, sofern sie dieses Amt als Neben- oder Ehrenamt verwalten, jederzeit widerruflich.

Mit diesem Gesetz wollte die preußische Staatsregierung, wie Reichensperger sagte, „die Loslösung der Volksschule von dem bisher bestandenen organischen Verbande mit der Kirche". Das Gesetz sollte ermöglichen, die katholischen geistlichen Schulinspektoren auszumerzen. Es geschah dies meist durch Umwandlung der Stellungen der Kreisschulinspektoren in hauptamtliche. 1872 waren sämtliche 1242 preußische Kreisschulinspektoren noch Geistliche. 1913 zählte man bereits 420 hauptamtliche. Die protestantischen Geistlichen waren unter den letzteren immer noch sehr zahlreich vertreten, mit den katholischen Geistlichen unter ihnen und den nebenamtlichen war jedoch gründlich aufgeräumt worden.

Noch ein Letztes blieb: Die Beteiligung der katholischen Geistlichen am Religionsunterricht, wo dieser in der Schule überhaupt Lehrgegenstand war. Auch damit hat man tabula rasa gemacht.

Nach der neuen Reichsverfassung von Weimar unterliegt es keinem Zweifel, daß der Religionsunterricht nur den Grundsätzen der betreffenden Religionsgemeinschaft entsprechend erteilt werden soll. Diese Fassung ist, wie der Berichterstatter Weiß bei der zweiten Lesung der Verfassung in der Nationalversammlung zwischen den Zeilen zugestanden, gewählt worden, weil man sich unter ihrer Herrschaft vor irgend einer Art geistlicher Aufsicht sicher fühlte. Denn von einem Recht der Kirche, sich von der bekenntnismäßigen Erteilung des Religionsunterrichts zu überzeugen, sagt die Verfassung kein Wort. (Ueber Versuche zur Abhilfe vgl. Scharnagl A. R. 1923 Nr. 19 S. 222/3.) Diese Fassung ermöglicht also, den Religionsunterricht ohne Geistliche und deren Aufsicht, selbst durch Fremdgläubige oder gar Gottesleugner erteilen zu lassen — freilich sollen sie nach der Idee der Verfassung gute Staatsdiener sein.

Das ist im großen und ganzen die Geschichte des Schulraubes, den man an den katholischen Eltern und der katholischen Kirche in Deutschland begangen hat. Zuerst richtete man die sogenannte Kirchenhoheit des Staates auf. Man machte Vorschriften. Dann erklärte man die Schule als Staatseinrichtung, beließ es aber dabei, daß die Kirchendiener die Arbeit leisteten. Hierauf beschränkte man die Rechte der Kirche auf den Religionsunterricht. Schließlich beseitigte man die katholischen geistlichen Schulinspektoren; die neue Reichsverfassung mußte aber den Boden schaffen, daß die Kirche auch im Religionsunterricht außer Aktion gesetzt werden kann.

Die Entrechtung der katholischen Eltern und der katholischen Kirche durch den Staat ist hiernach fast so restlos, daß kaum noch etwas genommen werden kann. Sie konnte sich anderseits aber auch wohl nicht brutaler äußern, als sie sich geäußert hat. Dies eine darf aber nicht übersehen werden, daß sie ihre Wurzel hat in der Mutter aller modernen Revolutionen, in der kirchlichen Revolution des 16. Jahrhunderts, jener Revolution, die zwar Freiheit bringen wollte, aber nur Knechtschaft und Unrecht im Gefolge hatte.

Kulturelle Rundschau zur Jahreswende.

Von D. Johannes Albani.

Die Kirche hat das Jahr 1923 mit feierlichem Tedeum geendet und das neu angebrochene ebenso begonnen. So gab sie Zeugnis, daß sie auf dem beruht, der in Ewigkeit bleibt, wie er vor aller Zeit war, auf dem lebendigen Gott. Zugleich aber hielt sie als tröstende, pflegende Mutter der gequälten Menschheit den Namen Jesus vor Augen, ist doch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin selig zu werden, als allein dieser. Und keine andere Aufgabe, als selig zu werden, ist die Grund- und Hauptaufgabe der Menschheit, der Zweck und das Ziel ihres Lebens und Erlebens, ihres Handelns und Leidens.

Welch eine Lage für schwache Menschen: Auf unzerstörbarem Grunde mit nie versagenden Mitteln einem unverrückbaren Ziele entgegen! Es hat Zeiten gegeben, ja meist gab es solche Zeiten, wo die Menschen, die sich in dieser Lage wußten, dieses Wissen einem durchaus gegenteiligen Anschein zum Trotz zu behaupten hatten. Solcher Gegensatz zwischen Wahrheit und Schein war oft in langen, langen Zeiträumen zugleich ihre Not und ihr Stolz. Aber dann gab es wieder Punkte im Verlauf der Menschheitspilgerschaft, wo der übermächtige Schein verflog und die Wahrheit mit siegender Macht das Gewölk durchbrach und alles mit der seligen Bestätigung segnete: „Trotz allem waret und bliebet ihr beim Bleibenden, war und blieb das Bleibende bei euch."

Abrechnungen gehen solchen Höhepunkten voraus. Vor uns liegt der Versuch einer solchen. Joseph August Lux beantragt im „Neuen Reich" eine „Revision der deutschen Literaturauffassung" (6. Jahrgang, Heft 5—10). Mich dünkt, er hätte lieber eine Revision der deutschen Kulturauffassung beantragen sollen. Es wird, wie die Dinge sich entwickelt haben, doch nicht gut gehen, etwa den poetischen Leistungen des deutschen Individualismus in seiner höchsten Blüte, wie sie unsere klassische Literatur aufweist, auf österreichischem Boden Ebenbürtiges ausfindig zu machen. Aber umgekehrt gibt es im nördlichen Deutschland nichts, was den reichen, europäisch leuchtenden und doch durch und durch deutschen Leistungen in bildender Kunst, Musik und Bühnenkultur, wie Oesterreich und überhaupt das katholische Deutschland in den Zeiten von Barock und Romantik sie darboten, an die Seite gestellt werden könnte. Das Richtige wird immer sein, das Kulturleben eines Volkes oder Stammes in seiner Totalität aufzufassen. Daß dann das katholische Deutschland sich nicht zu verstecken braucht, obwohl es der immer mehr ansteigenden Flut des modernen Gedankens gegenüber bis vor kurzer Zeit in ausgesprochene Abwehrstellung gedrängt war, das kann niemand leugnen. Solche Betrachtungsweise wird die anmaßenden, ausschließlich literarisch bestimmten Urteile des protestantischen Deutschlands von selbst richtigstellen, umsomehr, wenn wir die Früchte individualisierender Denkweise, die es aufzuweisen hat, neidlos, aber wirklich ganz neidlos anerkennen. Denn tatsächlich glichen sie dem Apfel Schneewittchens. Soweit sie ohne Schaden, ja mit Segen genießbar waren, waren sie Geist von katholischem Geiste. Zur anderen Hälfte bargen sie zersetzendes Gift. Die weitere Entwicklung der deutschen Literatur und dann auch der Kunst, schließlich des ganzen gesellschaftlichen Lebens haben das bewiesen. Wie in Michelangelos Moses mit seinem gewaltigen Pathos die Leidenschaftlichkeit des kommenden Barock keimhaft schläft, so keimt in Goethes Werther die ganze Anmaßung und Narretei unser heutigen Jugend, der Lackschuh- wie der Sandalenjugend.

Da wir uns heute auf höhere Warte stellen, sei noch auf ein Fragezeichen hingewiesen, das ich mir bei der Lesung der Ausführungen von Lux gemacht habe. Das Wort Sandalenjugend, das mir in die Feder floß, bringt mich darauf. Es liegt in diesen Jugendbestrebungen ein nicht unedles, wenn auch ungeregeltes Aufbäumen gegen die Attentate, deren sich der Materialismus gegen alles Edle im Menschen schuldig gemacht hat. In höherer Linie war die Romantik ein Aufbäumen gegen die Attentate der Aufklärung, des Barock ein Aufbäumen gegen die Attentate der Renaissance, die Gotik ein Aufbäumen gegen die Attentate des südfranzösischen Heiden- und Ketzertums. Der romantische, der Barockmensch und der gotische Mensch sind nicht, wie Lux schreibt, der katholische Mensch, sondern sie sind nur seine leidenschaftliche, herzwehe Abwehr, wie wir am Eingang schrieben, Not und Stolz zugleich.

Hat aber der katholische Mensch gesiegt, dann zeigt sein Antlitz ganz andere Züge. Nichts Gewaltsames, nichts Krampfhaftes ist dann mehr in ihm. Er zeigt das schlichte, klare Gesicht des natürlichen wohlgearteten Menschen, wie er zu allen Zeiten war, nach Kämpfen mit Sünde und Unrecht wieder geglättet durch Gottes Gnadenhand. Je näher eine aus furchtbarem Paroxysmus erwachende Menschheit dieser schlichten klaren Weise kommt, desto mehr wird sie die sorgfältig ausscheidende und aufbauende, nach unverbrüchlichen Grundsätzen gerichtete Arbeit der Kirche schätzen lernen und die zweifelhaften Ergebnisse „freier" Bemühungen beiseitelegen.

„Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Das gilt auch von all dem, was Menschen in demütigem Geiste sagen und tun, um Christus zu

verkündigen. Jahrhunderte haben die scholastische Philosophie verlacht, ohne sie zu kennen. Denn im Zeitalter des Fortschritts mußte ja das Später immer auch ein Mehr und ein Besser bedeuten. Jetzt heute fängt der Philosoph an, sich nachdenklich nach der durch ein halbes Jahrtausend verschollen gewesenen Arbeit des Mittelalters umzusehen. Er übt das mittelalterliche Latein, weil sein eigenes heidnisch-klassisches zu Ende ist. Und zu guter Stunde treten Männer auf den Plan, die das ganze Kulturgut, das für unsere christlich-abendländische Kultur grundlegend und maßgebend ist, neu zur Geltung und lebendigen Wirkung bringen wollen. Wir hoffen bald näheres über die einschlägigen Bestrebungen der in diesen Blättern mehrfach erwähnten Kaiser Karls des Großen Gedächtnisakademie Deutscher Nation mitteilen zu können.

Den Namen des ersten Römischen Kaisers Deutscher Nation hat sich auch ein hervorragendes Werk katholischer Erziehung beigelegt. Im vergangenen Jahr ist die neue katholische Kaiser Karls-Universität zu Nymwegen ins Leben getreten. An solchen Bildungszentren soll sich zeigen, welch schlichte und beglückende Sache es ist, den ganzen Umkreis moderner Bildung nach dem zu ordnen, der das Haupt ist, Jesus Christus.

Mit guten Hoffnungen auf siegreichen Durchbruch der Wahrheit und Zerstörung falschen Scheines tritt die katholische Kirche über die Schwelle des Neuen Jahres, in irdenem Gefäß den Schatz des Ewigen, Bleibenden, durch die veränderliche, vergängliche Welt tragend, und so ihres eigenen Bleibens gewiß, mag kommen was da will, „bis ans Ende der Welt“.

Rheinlied.

Es ist der Rhein mein Trautgesell,
Mein Freund in gut' und bösen Tagen,
Grüsst mich sein Auge zauberhell,
Fühl' ich mein Herz begeistert schlagen.
Und was mich ehedem bedrückt,
Ist bald wie Spreu im Wind verflogen,
Es lauscht mein tiefstes Sein beglückt
Der Silbersprache seiner Wogen.

Die rauscht mir wie Musik ins Ohr. —
Es wachen auf die alten Lieder:
Klingt von den Höh'n der Glockenchor,
Beschwingt den Strom hinauf, hernieder.
Dann sinnt die Seele feiertroh,
Des Lebens laute Nöte schweigen:
Die stolze Schönheit lieb' ich so,
Die meinem Heimattale eigen.

Und nimmer kann ich mich entzieh'n
Dem Sonnenfürst im gold'nen Vliesse,
Und tiefer, heisser lieb' ich ihn,
Je mehr ich seinen Reiz geniesse.
Und ruht im Abendschimmer hold
Der Sonne Glutball auf den Wellen,
Dann gleisst das Nibelungengold
In seinem Schoss, dem funkelhellen.

Die Schiffe zieh'n den Strom hinab
Und ist ein Grüssen und ein Winken,
Es schwingt die Lust den Zauberstab
Und Rosen duften, Römer blinken.
Und rinnt des Weines Rebenflut,
Mir goldiggrün wie seine Wogen,
Gleich einem Feuertrank ins Blut,
Bin ich ihm tausendfach gewogen. —

Es ist der Rhein mein Trautgesell,
Und die beglückendsten der Stunden
Hat er mir licht und freudenhell
In meines Lebens Kranz gewunden.
Die höchste Lust des ird'schen Seins
Will mich am grünen Strom umfassen:
„Ich bin ein Kind des deutschen Rheins
Und nimmer kann ich von ihm lassen!“

Josefine Moos.

Die Lebenserinnerungen des Alten Mannes.

Von Dr. Otto Sachse.

Die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm v. Kügelgen sind im katholischen Teil Deutschlands gewiß nicht so bekannt wie im protestantischen, immerhin keineswegs unbekannt. Wenige Bücher geben uns ein so abgerundetes Bild des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in und gleich nach den napoleonischen Kriegen. In des Erzählers Vater, dem Maler Gerhard von Kügelgen, einem katholischen Rheinländer, der in der Mischehe seinen Glauben vergaß und ihn in seinen letzten Lebensjahren wiederfand, tritt uns Romantik und nazarenische Kunst entgegen. Die Mutter Helene Marie geb. Zoege von Manteuffel, entstammt dem baltischen Adel und war in protestantisch-pietistischer Luft aufgewachsen. Die Kinder wurden evangelisch. Die Beziehungen der Familie von Kügelgen, die während der Jugendjahre des Alten Mannes in Dresden wohnte, reichten weit in den sächsischen und preußischen Adel, in die Geistlichen- und Gelehrtenkreise. Selbst der alte Goethe tritt auf. Die Begegnung des Knaben Wilhelm mit ihm beim Einzug der Russen in Dresden ist eine der fesselndsten Episoden des überaus anziehenden Buches. Wilhelm v. Kügelgen wurde gleich seinem Vater Maler, ohne doch dessen großes Talent zu besitzen. Er war eine künstlerische, aber mehr empfangende Natur, vielseitig, aber nirgends entscheidend begabt. Schwer erschütterte seine Seele der schreckliche Tod des Vaters, der 1820 einem Raubmord zum Opfer fiel. Er brauchte Jahre, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Nach einer Zeit des Uebergangs in Estland, Rom und Dresden wurde er endlich zu Ballenstedt heimisch. Als Hofmaler des Herzogs Alexander Karl von Anhalt-Bernburg ward er dorthin berufen. Schon vorher hatte er sich mit Julie Krummacher vermählt, Tochter von Friedrich Adolf Krummacher, der als reformierter Theologe und religiöser Dichter eine gewisse Bedeutung hat. Sie schenkte ihm sechs Kinder, von denen er drei mußte sterben sehen.

Die Leser der Jugenderinnerungen wußten aus dem späteren Leben ihres Alten Mannes nicht mehr als derlei dürftige Nachrichten oder überhaupt nichts. Erst jetzt, 56 Jahre nach seinem Tod, sind Lebenserinnerungen von ihm erschienen.[1] Es verhält sich damit etwas anders als mit den Jugenderinnerungen. Sind diese ein abgeschlossenes Werk Kügelgens selbst, so beruht das neue Buch lediglich auf seinen Briefen an den jüngeren Bruder Gerhard, der in die baltische Heimat der Mutter zurückgekehrt war. Gerhard hat die Briefe vernichtet, vorher aber abgeschrieben und in drei roten Lederbänden bewahrt. Aus ihnen haben die Herausgeber Paul Siegwart von Kügelgen und Prof. Dr. Johannes Werner unter Ausscheidung alles Unwesentlichen, zugleich jedoch Wahrung des Briefcharakters einen fortlaufenden Lebensbericht geschaffen. Die Lücke zwischen 1820, wo die Jugenderinnerungen abschließen, und 1840, wo die Briefe beginnen, überbrückt Paul Siegwart von Kügelgen durch eine großzügige Einführung.

Was finden wir in den Lebenserinnerungen des Alten Mannes? Wie vor dem Weltkrieg das Biedermeier, so sind heute die Vierziger bis Sechziger Jahre modern. Mit Schaudern erwägen wir die Möglichkeit, die Siebziger und Achziger Jahre könnten es auch einmal werden. — Das Deutschland vor Bismarcks Reichsgründung besaß noch Kultur, d. h. Zusammenhang mit dem Geisteserbe des alten Reichs und des christlichen Abendlandes. Ganz lebendig war der Zusammenhang nicht mehr. Reformation und Aufklärung hatten die stärksten Lebensfäden zerrissen, im protestantischen Norden zumal. Die Kulturseele kränkelte und trieb in der Romantik Luftwurzeln nach der blutvollen Vergangenheit. Jenes empfindsame Zeitalter unserer Großväter mit seinen Stammbüchern und Anthologien in Goldschnitt, seinen Nippsachen, Perlstickereien und behaglich-zierlichen geschweiften Möbeln hegte eine Gegensatzliebe zum Starken, Naturhaften, Ueberlegungsfreien. Besonders als nach 1848 die schönerdachten Träume von Volksfreiheit und Einigung Deutschlands durch Volk und Jugend zerrannen, trat diese Neigung hervor. Man muß hören, wie Kügelgen z. B. von Bismarck spricht:

„Seine kurzen, kalten Reden schneiden bis aufs Mark. Sie machen jede vernünftige Entgegnung unmöglich, es wird dagegen nur ange-

[1]) Lebenserinnerungen des Alten Mannes 1840—1867. Von Wilhelm von Kügelgen. Fortsetzung der Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Mit zahlreichen Bildern.) Leipzig 1923. Verlag K. F. Koehler. Volksausgabe gebunden Grundzahl 3.60.



zappelt, wie Fische tun, die aufs Trockene geraten sind. . . . Bismarck hat überhaupt einen schlagfertigen Witz. Beim Eintritt der neuen Aera war er von Frankfurt, wo er Gesandter war, schon ins Ministerium berufen. Als er ankam, war Auerswald ihm vorgezogen worden; man schickte ihn, um ihn zu entschädigen, nach Petersburg und machte einige Entschuldigungen. „Ich verstehe," sagte Bismarck, „Seine Majestät hält es für angemessen, mich wie eine Bouteille Champagner erst kaltzustellen, ehe ich verbraucht werde." Seit geraumer Zeit wünscht das Abgeordnetenhaus nichts dringender, als aufgelöst zu werden, um jetzt, da das Volk noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist, jeder in seinem heimischen Kreise wühlen und auf die nächsten Wahlen drücken zu können. Ein Redner fragte deshalb in einer langen, wohleinstudierten Rede, warum das Ministerium, das doch wahrscheinlich soviel Verstand habe, einzusehen, daß es mit diesem Hause auch nicht das geringste Geschäft erledigen würde, nicht sobald als möglich zur Auflösung der Kammer schritte, um bessere Wahlen zu erzielen? „Der Grund liegt darin," erwiderte Bismarck ganz freundlich, „daß wir beabsichtigen, das Land erst die nähere Bekanntschaft der Herren machen zu lassen." Die volle Wahrheit zu hören, hatte man am wenigsten erwartet und war wie aufs Maul geschlagen." (S. 321/2.)

Und nach 1866 gibt er begeistert den Eindruck wieder, den der mächtige Mann auf einen Freund des Briefschreibers gemacht hat:

„Schätzell (vormals Anhalt-Bernburgischer Minister sagte mir, er habe in seinem Leben mit manchem großen Herrn gesprochen, nie aber einen solchen Eindruck von Majestät, Macht und Größe empfangen; so etwa denke er sich Karl den Großen. Bei vollkommener persönlicher Bescheidenheit, ganz schlicht und einfach ohne jede Großmäuligkeit, habe sich doch in jedem von Bismarcks Worten das ruhige und feste Bewußtsein ausgesprochen, daß im gegenwärtigen Augenblick in seiner Hand die Zügel liegen." (S. 378/9.)

Es ist überhaupt viel von Politik die Rede in diesen Lebenserinnerungen eines Malers. Mehr als von Kunst. Denn der Hofmaler war eigentlich noch mehr Kammerherr und freigewählter Ratgeber. Die Herzogin Friederike, bei der zunehmenden Geisteskrankheit ihres Gemahls lange Zeit tatsächliche, später auch gesetzliche Regentin, erkor Kügelgen zu ihrem Vertrauten und trug ihm mehr als einmal geheime politische Missionen auf. Das kleine Anhalt-Bernburg ist typisch für die Art, wie sich die norddeutschen Zwergstaaten im Ringen um die Einigung und innere Gestaltung Deutschlands verhielten. Wenig Selbstbewußtsein gegenüber dem großen Nachbar Preußen. Aus Preußen holt man sich den Mann für alles (Minister v. Schätzell), in preußische Dienste treten die strebsamsten Landeskinder, darunter zwei von Kügelgens Söhnen. Anderseits um so mehr Zugeknöpftheit gegen das nächstverwandte Anhalt-Dessau, dessen Herzog beim Aussterben des Bernburger Zweiges zur Erbfolge berufen ist und sie 1863 auch antritt. In den Kleinfürstentümern vor allem wächst während des 19. Jahrhunderts der kleindeutsche National- und Reichsgedanke, nicht in den Mittelstaaten, eigentlich nicht einmal in Preußen. Die Briefe des Alten Mannes führen uns lebhaft vor Augen, wie die höheren Kreise eines Ländchens wie Anhalt-Bernburg bis 1848 für ein einiges und freies Deutschland schwärmen, von den Greueln der Revolution — die im Vergleich zu heute recht mild waren — geschreckt, sich dann Preußen in die Arme werfen und 1866 mit ihm durch Dick und Dünn gehen. Wilhelm v. Kügelgens Sohn Gerhard fällt als preußischer Hauptmann.

Das alte Deutschland der Kultur streckte damals die Waffen vor dem neuen Deutschland der Macht. Es streckte sie fast freudig im nördlichen und protestantischen Teil. Innerlich war es eben schwach. Was Menschen und menschliche Gemeinwesen fest und gerade hält, war erweicht: der Glaube. Die Stellung des Alten Mannes zur Religion ist höchst interessant. Hier ist das neue Buch besonders wichtig, da die Jugenderinnerungen nur Knospen sehen lassen. Wilhelm v. Kügelgen ist fromm. Er gilt samt seiner Familie für pietistisch. Seinem Bruder jedoch gesteht er, an die übernatürliche Offenbarung könne er nicht glauben. (S. 6.) Bei näherem Forschen stoßen wir auf das Formalprinzip des Protestantismus: alleinige Glaubensquelle die Heilige Schrift, von jedem Christen selbständig auszulegen. Dies Prinzip, verbunden mit der ihm überlieferten Lehre, die Schrift sei wörtlich von Gott eingegeben, ließ den grüblerisch veranlagten Mann nicht zum vollen Glauben gelangen. Der Begriff einer Kirche blieb ihm verschlossen. Hatte er ihn doch nur in lutherischer Erstarrung kennen gelernt, im Konfirmandenunterricht beim charaktervollen aber querköpfigen Pfarrer Roller und später bei den wider die preußische Union protestierenden Altlutheranern. Wie fern er dem Katholizismus stand, beweisen gerade ein paar Aeußerungen erfreulicher Vorurteilslosigkeit. (S. 17, 67.) Zudem war sein Zeitalter individualistisch. Kurz vor seinem fünfzigsten Jahr löste er sich den inneren Zwiespalt, indem er die Inspirationslehre aufgab und die sieghafte Kraft des Evangeliums als genügenden Beweis für das Christentum nahm. (S. 143.) Eine feste objektive Glaubensgewißheit war das natürlich so wenig wie sein früherer Zweifel. Katholiken begreifen schwer, daß ein Mensch in solch freischwebendem Zustand betet und singt, fromme Bücher und Gespräche aufsucht und sich sogar in schwerem Leid christgläubig tröstet. So war aber ein ganzes Geschlecht von deutschen Gebildeten; Stimmungs- und Eindrucksmenschen wie im Geistlichen, so im Irdischen. Ohne Widerstand nahmen sie das neue Wesen auf: Preußen, Bismarck. Dieser Bismarck, der wie ein Naturbursche in die wohlgesittete Welt jener Tage einbricht! Wie sticht er selbst ab von Männern, die ganz ähnliche Ziele verfolgen: Stahl, die beiden Gerlach, Radowitz. Der letztere besonders, Katholik und Preuße zugleich, dessen scharfsinnige Denkschriften zur deutschen Einigung manchen Gedanken Bismarcks vorwegnehmen, ist in seiner vornehmen Kultur geradezu dessen Gegentyp.[1]) — Es ist bezeichnend, daß die dogmatisch gläubigen Protestanten von damals, etwa Hopf, Vilmar, die hessischen Renitenten und die hannoverschen Welfen, sich großenteils im Lager von Bismarcks Gegnern befinden.

So gewähren uns die Lebenserinnerungen des Alten Mannes tiefe Blicke in das Werden jener Geistesart, welche die deutsche Geschichte der letzten sechzig Jahre bestimmte. So sichtbar die Wandlung vom alten zum neuen Deutschtum war, tief ging sie nicht. Selbst die Eisenkur von 1866 und 1870/71 wandelte das weiche subjektive Wesen nicht um. Sie drängte es nur zurück. Von innen wirkte es weiter und erzeugte das äußerlich forsche, innerlich schwache Handeln, das der absteigenden Hälfte des kleindeutschen Zeitalters eigentümlich ist. Unser Alter Mann ragt noch in die aufsteigende Hälfte hinein. Seiner gesamten Erscheinung nach gehört er indes noch zum besseren alten Deutschland vor 1866, dessen Modernwerden im allgemeinen kein schlechtes Zeichen ist.

[1]) Die neue Ausgabe der Ausgewählten Schriften und Reden von Joseph v. Radowitz durch Friedrich Meinecke im Drei Maskenverlag München 1921 (Der deutsche Staatsgedanke XVI) ist dankbar zu begrüßen.

Kosaken.

Von Wladimir v. Bosenstein.

Erbarmungslos wie der eisstarre Winter, aus weiten Ebenen und endlosen Wäldern herausschreitend, seine Arme um das Newadelta und St. Petersburg schlingt, geht auch der heiße, feuchte, miasmenatmende Sommer über das Land, Fährnis an Leben und Gesundheit emporhebend aus sumpfigem Boden. Deshalb verließ auch der vorkriegszeitliche Bewohner seine schöne Stadt am nordischen Meere, um draußen an der See und in den ewig grünen Wäldern der erschlafften Lunge Erfrischung zu bieten.

Wir Buben allerdings, denen des Schulzwanges wegen diese Möglichkeit nur vorübergehend beschieden war, ließen uns Hitze und Staub nicht allzu sehr anfechten, gab es doch selbst in der Sommerglut innerhalb der Stadt allerlei zu sehen und zu hören, was Herz und Sinn entzückte.

Heute noch zieht ein froher Ton durch die Seele des Mannes, wenn er jener Sommermonate der Heimat gedenkt.

Ein glühend heißer Tag. Durch die Hauptstraße, den Newskiprospekt, kommt es heran — eine fast endlose Schar staubbedeckter Reiter, die nach tagedauernder Bahnfahrt aus ihren fernen Steppengebieten zum Manöver im Ingermanländischen angelangt sind.

Mit weit offenen Augen und Herzen genießen vor allen wir Buben den selbst für die russische Residenz seltenen Anblick des sibirischen Linienkosakenregiments. Auf straffen Gäulen sitzen die Söhne der unendlichen, geheimnisvollen Steppe; die langen Piken blitzen in der Sonne, an der Spitze reiten einige hundert Mann, die Balalaika quer überm Sattel, und spielen und singen in vollen Akkorden ihre schönen alten Heldenlieder. —

Sie streben ihrem einstweiligen Lagerplatz, dem Marsfelde, zu; ein Troß von Packpferden, flinken Wagen und eine Batterie leichter Geschütze macht den Beschluß.

Natürlich laufen wir begeistert mit, und ehe die Posten noch recht verteilt, sind mit dem Strom der Reiter auch wir mitten im Lager. Die struppigen und wildblickenden Gestalten Sibiriens, deren Nähe uns doch zunächst ein wohliges Gruseln

eingeflößt hatte, erweisen sich bei genauerer Bekanntschaft als gutherzige Kinder. Sie laden uns zu schnell bereitetem Mittagsmahl, und voller Neugier, Entzücken und mit allerbestem Appetit löffeln wir die Buchweizengrütze mit Milch oder holen uns Stücke mürben Fleisches aus dem gemeinsamen Topfe. Nie im Leben hat uns etwas so herrlich gemundet!

Als leidenschaftlichen Tierfreund haben mich von Anfang an die Pferde fast am meisten gefesselt, und meine freundlichen Wirte — selbst mit ihren Gäulen auf Leben und Tod verbunden — wissen die bittenden Blicke des Knaben wohl zu deuten. Eines der an den Zelten angeblockten Tiere wird geholt, aus dem Halfterstrick mit wenigen schnellen Griffen eine Trense improvisiert. Heidi geht's in Begleitung eines graubärtigen Wachtmeisters zum Lager hinaus, quer übers Marsfeld tummeln wir uns auf den flinken, halbwilden Pferden in allen Gangarten. Von meinem struppigen Freund habe ich bei wiederholten Besuchen im Lager damals die wilden Reiterkunststücke der Steppe gelernt.

Allmählich ist die Abenddämmerung hereingebrochen. Die Lagerfeuer werden entzündet, Musik und Gesang erheben ihre dunklen Stimmen und im Scheine der lodernden Flammen vor Erdhütten und Zelten entwickelt sich ein gar malerisches Bild. Hier und da springen zwei schmucke Burschen auf, um sie schließt sich ein Kreis von Kameraden, der einen ihrer schönen leidenschaftlichen Tänze singt und spielt. Die Burschen beginnen zu tanzen, nach den vertrauten Rhythmen sich neigend und wiegend, sich verschlingend und lösend. Einige der Zuschauer schlagen mit den Händen den Takt dazu, während wir Knaben die rasch erfaßten Worte uralten Volksgesanges mehr eifrig als melodisch mitzusingen bestrebt sind.

Doch nun ist es völlig dunkel geworden. Pünktlich um 9 Uhr ertönt vor dem Zelte des Obersten ein Trompetensignal, das zur Abendandacht ruft. Sobald es verstummt, entblößen sich alle Häupter und in feierlichen Akkorden klingt übers Lager hin der gesungene Abendsegen der Kosaken — so wie er auch draußen in fernster Steppenheimat allabendlich zum Himmel steigt.

* * *

Bei weitem nicht immer entspricht das Aeußere der Kosaken dem Bilde, das der Westeuropäer sich von ihnen zu machen pflegt! Da waren allerdings die kleinen, untersetzten, krummbeinigen und schlitzäugigen Mongolen von der fernen Ostgrenze, die eher Affen als Menschen glichen, da waren jedoch auch die in Gesichtsschnitt und Körper an das alte Hellas erinnernden Prachtgestalten der Donkosaken und anderer Eliteregimenter. Sie alle aber, ob schön, ob häßlich, ob wild und ob kultiviert, einigte ein gewisses, undefinierbares Etwas: ein Fluidum, das sie trotz ihrer Verschiedenheit dennoch einander ähnlich machte gegenüber den aktiven Linientruppen und der stolzen russischen Garde.

Im Gegensatz zu den aktiven Soldaten begann ihre Dienstpflicht mit dem 16. und endigte mit dem 60. Lebensjahre. Also während nahezu 4 Jahrzehnte konnte Väterchen Zar sie jederzeit zu den Waffen rufen oder ein ganzes Kosakenheer mit Kind und Kegel, mit Roß und Wagen nach irgend einem entfernten Teile des unermeßlichen Reiches versetzen.

Gehen wir auf die Entstehung des Kosakentums zurück, so müssen wir sie in der Ukraina am Dnjepr suchen. Im 14. Jahrhundert finden wir die ersten Spuren dieser barbarischen Ritter. Damals, als zunächst die Mongolen- und dann die Türkenherrschaft schwer auf den südöstlichen Teilen lastete, bildeten sich geheime Verbände, die gegen die Ungläubigen kämpften. Die Verschwörung wurde entdeckt und die Mitglieder, sofern man ihrer habhaft wurde, grausam hingerichtet.

Doch einem Teile gelang es zu fliehen und in Booten auf die Felseninseln des reißenden Dnjepr, der hier Strudel und Schnellen bildet, zu entkommen. Verfolgt und gehetzt wie wilde Tiere, verhärteten sie in ihrem Willen, sich gegen den Druck zu behaupten.

Es wurden Aelteste aus ihrer Mitte gewählt, sogenannte Atamane, die ihre Führer waren, gleichzeitig Streitigkeiten schlichteten und die Gerichtsbarkeit ausübten. Jedes Mitglied mußte der griechischen Kirche beitreten und Ehelosigkeit geloben. Die Gemeinschaften nannten sich Sotnijen, d. h. Hundertschaften: die in späteren Zeiten entstehenden Ansiedelungen hießen Staruzen. Ihre Aufgabe war es, dem Halbmond so viel wie möglich Abbruch zu tun. Von ihren Inseln aus überfielen sie anfänglich Handelsschiffe, hieben die Besatzung nieder oder zwangen sie, das Christentum anzunehmen und in ihre Reihen einzutreten. Ihr Anhang wuchs; aus aller Herren Ländern strömten Abenteurer — auch viel polnische, deutsche, genuesische und kaukasische Elemente — zu, welche die Beute lockte. So streng die Zucht untereinander, so zügellos war ihr Leben in Feindesland, und sie unterschieden sich nur wenig von berufsmäßigen Wegelagerern und Räubern.

Mit der Zeit wurden sie kühner. Sie unterwarfen die Ländereien in der Nachbarschaft und bereits im 16. Jahrhundert waren sie eine Macht, mit der die Türkei, das damals allerdings noch ohnmächtige Rußland und namentlich Polen rechnen mußte. Die Türken hatten sie bald aus ihren Gebieten verdrängt und ihr nunmehriger Erbfeind war der Lech (Pole); die Kämpfe zwischen beiden ziehen sich wie ein ununterbrochener blutroter Faden durch die Geschichte der Ukraina. (Gelegentlich einigte sie dann allerdings ein Kriegszug gegen die Türken; die letzte gemeinsame große Waffentat war die unter Johann Sobieski erfolgte Errettung der Kaiserstadt an der Donau aus den Händen des Halbmonds.)

Schon früh unterschied man mehrere Stämme der Kosaken. Die Ehelosigkeit war inzwischen längst beseitigt worden. Sie bebauten ihren Acker, saßen in ihren Städten und Dörfern, doch stets die Hand am Schwert, denn die Nachbarschaft der Tataren und Türken ließ in ihren Zelten in der Ukraina (= Grenzland) keine Ruhe aufkommen. Gezwungen durch ihre Lebensweise und auch durch Vererbung bildete sich ein Volk im Volke mit eigenen Gesetzen, eigener Sprache, eigener Literatur und eigenen Sitten. Sie hatten gar viel von ihren türkischen Nachbarn in Wesen und Lebensweise angenommen. Sie schoren bis in die neueste Zeit hinein ihren Kopf nach türkischer Art bis auf eine Skalplocke (daher der Spottname der Ukrainer bei den Russen: Chachol = der mit dem Schopfe); viele Gegenstände haben rein türkische Namen, wie ja auch mancher Tropfen türkischen Blutes in ihren Adern fließt.

Im 17. Jahrhundert unternahm einer ihrer Atamane, der auch als Räuber sehr gefürchtete Stenka Rasim, mit einem ansehnlichen Heer die Fahrt wolgaabwärts. Sie eroberten Astrachan und unterwarfen die Krimtataren. Von da aus wandten sie sich ostwärts zum Kaspisee und drangen nach Sibirien vor, es entdeckend und erschließend. Ihre Siedelungen befanden sich lange vor der offiziellen Besitzergreifung Sibiriens durch Peter und die große Katharina daselbst.

Die Sprache der Kosaken ist heute noch, wenigstens in Südrußland und im westlichen Sibirien ukrainisch, etwa ein Mittelding zwischen Russisch und Polnisch. Eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften ist das unter allen slawischen Völkern hoch entwickelte Musikverständnis. Es ist Gemeingut des ganzen Volkes. Fast überwältigend wirken die wundervollen, schwermütigen Chorlieder, welche — ohne eingeübt zu sein, nach dem Gehör gesungen — die erhabene Schönheit ihrer südlichen Steppenheimat feiern. Auch hervorragende Schriftsteller haben sie geboren; ich nenne nur den klangvollen Namen Gogol.

Unter ihren Führern in alter Zeit ragte besonders der tollkühne Tarras Bulba hervor, der bis ins hohe Alter hinein sich mit Türken und Polen herumschlug. Zuletzt, als er Kiew belagerte und sich, als deutscher Ritter verkleidet, in die Stadt begab, um mit seinen dortigen Freunden einen Anschlag zu entwerfen, wurde er von den Polen erkannt und am Marktplatz auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Er rauchte kaltblütig seine Pfeife und verhöhnte die Feinde. Als die Flammen ihn ergriffen, sang er mit lauter Stimme ukrainische Heldenlieder und starb aufrecht als ein ganzer Mann.

Etwa zur Zeit der großen Katharina trat eine Verschiebung der Kosaken ein. Die seßhaft Gewordenen in den Städten der Ukraina entsagten den alten Sitten und wandten sich friedlicher Beschäftigung zu, während die eigentlichen Kosaken, die inzwischen eine Ausbreitung bis ins Kubangebiet, d. h. den Kaukasus, erlangt hatten, auch unter den strengen Militärgesetzen weiter lebten. Ihr oberster Führer, der Ataman, war ein bewährter Soldat aus ihrer Mitte und bekleidete den Rang eines Generals. Ihm unterstanden die Polkowniks, d. h. Obersten, die Eskadronführer; die Jessauls und Podjessauls, d. h. Leutnants und Unterleutnants. Sie alle wurden gewählt und so war es nicht selten, daß ein braver Kosakenleutnant kaum seinen Namen schreiben konnte.

Im Westen Rußlands hatten sie in neuerer Zeit sich als Truppe überlebt. Rückständig und ungebildet, waren sie gegen einen westlichen Feind wenig brauchbar, wurden auch hauptsächlich im Polizeidienst und bei Niederwerfung von Volksaufständen

verwendet. Bei ihrer patriarchalischen Frömmigkeit konnte sich der Zar unbedingt auf sie verlassen.

Anders war die Sache von jeher im Osten, und man kann wohl sagen, daß der Kaukasus und die weiten Gefilde bis nach Afghanistan, dem Pamir und der öden Tundra durch Kosaken erobert und kultiviert wurden. Vielfach wurden auch Nomadenvölker mongolischer, sardischer und iranischer Abstammung in sie aufgenommen bzw. ihnen angeschlossen. So zählte man die Bergstämme des Kaukasus auch zu den Kosakenvölkern, doch verwahrten sie sich energisch dagegen es zu sein, da ja gerade sie gegen diesen ihren Feind 30 Jahre lang unter ihrem unvergeßlichen Iman Schamil gekämpft hatten.

Zum Militärdienst aufgeboten, hatte der Kosak sein eigenes Roß mitzubringen, ebenso den Säbel, der, oft als uraltes Beutestück von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, mit kostbaren Steinen ausgelegt, einem Talisman gleich geachtet wurde. Der Staat lieferte Uniform, Gewehr und Unterhalt. Die Disziplin war keine sehr strenge, vielmehr herrschte ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Offizier und Mann, das sich auf dem Exerzierplatze in Knutenhieben von seiten des Jessaul zu äußern pflegte.

Ihr Pferdematerial war sehr verschieden. Die in Petersburg stationierten Gardedonkosaken ritten Tiere kirgisischen Schlages, die keineswegs klein waren und sich äußerlich in nichts von den Pferden der russischen Kavallerie unterschieden. Allen eigen war der hohe asiatische Bocksattel, die kurz geschnallten Bügel und das Fehlen der Kandare. Auch hatten sie nie Sporen, sondern regierten den Gaul mit der Nagaika, der gefürchteten Kosakenknute.

Als Hauptwaffe führten sie eine lange, fahnenlose Pike, und die östlichen Stämme, ähnlich den Hunnen, Wurfschlingen, die sie ihrem Feinde blitzschnell über die Schulter warfen und ihn damit vom Pferde rissen. War der Donkosak ein vom übrigen Militär sich wenig unterscheidender Soldat, so fielen die Ussuri- oder Amurkosaken sehr auf durch ihre Gesichtsform wie durch ihr ganzes Aeußere. Ihre Pferde waren kleine, struppige, stämmige Ponnies, ihre Kopfbedeckung eine dem Klima ihrer Heimat entsprechende buschige Pelzmütze. Das nationale Musikinstrument war die Balalaika und bei den südlichen Stämmen die südslawische Gusla.

Ob wohl mit dem Vergehen des Zarentums auch die Geschichte seiner treuesten Soldaten ein Ende fand?

Eine neue deutsche Ausfuhr-Industrie.

Von Fritz Hansen, Berlin.

In der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage vermag die Politik wohl vorübergehend auf das Wirtschaftsleben Einfluß auszuüben, nicht aber ihm die Tendenz zu geben. Denn während man sich über politische Fragen den Kopf zerbricht und unsere Wertvaluta durch Schlagworte ebenso entwertet wird wie es die Markvaluta war, schreitet die Volkswirtschaft unablässig fort. Dabei zeigt sich, daß der Versuch, Deutschland auf den wirtschaftlichen Standpunkt eines mittelalterlichen Staatswesens zurückzudrängen, bisher noch vergeblich war. Mehr denn je ist unsere Industrie genötigt, die Beziehungen zu den Außenwirtschaftsgebieten aufrecht zu erhalten und der Einfuhr von lebenswichtigen Gegenständen wechselseitig eine Ausfuhr von Industrieprodukten entgegenzustellen. Aber in dem Maße, wie wir durch die steigenden Rohstoffpreise und durch die Markentwertung gezwungen wurden, den Preis der Fertigfabrikate an die Weltmarktpreise heranzubringen, zeigt sich auch die Notwendigkeit, neue Ausfuhrmöglichkeiten und Ausfuhrwaren zu schaffen. Deshalb haben diejenigen Industriezweige, die als Veredelungsindustrien anzusehen sind und bei denen es sich in erster Linie um eine Ausfuhr an wissenschaftlicher Erkenntnis handelt, höheres Interesse zu beanspruchen.

Dazu ist die Industrie der Radio-Apparate besonders geeignet, eine Industrie, die jetzt erst in ihren Anfängen begriffen ist, der aber unzweifelhaft eine Zukunft gehört. Diese Industrie wird anscheinend eine ähnliche Entwicklung durchmachen wie die Industrie photographischer Artikel. Auch in der Technik der drahtlosen Nachrichtenübermittlung handelt es sich um Erfindungen, deren Anfänge jahrzehntelang zurückliegen, deren allgemeine Verbreitung aber jetzt erst erfolgt.

Der Krieg, der auf so vielen Gebieten zum Lehrmeister wurde, hat auch in der drahtlosen Nachrichtenübermittlung umgestaltend gewirkt. Was früher nur in den Laboratorien der Forscher, in den Staatsbetrieben erprobt wurde, bewährte sich im Weltkriege. Die Apparate wurden in kleinen Ausmaßen und leicht transportabel hergestellt. Seit Ende 1921 hat dann in Amerika die Radio-Liebhaberbewegung eingesetzt, die ungeahnten Umfang annahm. Jedermann wollte, wie früher einen photographischen Apparat, so jetzt einen Radio-Apparat haben, dessen Einzelheiten zuerst mit einfachsten Mitteln hergestellt wurden. Da war es natürlich, daß auch die Industrie sich dieses Zukunftsgebietes bemächtigte, und es ist heute schwer zu sagen, ob die Radio-Liebhaber die vielen Neukonstruktionen anregten oder ob die Industrie durch ihre Fabrikate die Radio-Liebhaberbewegung hervorgerufen hat. Jedenfalls ging beides Hand in Hand. Heute sind in den Vereinigten Staaten Tausende von Spezialfirmen damit beschäftigt, den zum Sport gewordenen Radiobetrieb mit den erforderlichen Apparaten zu versehen. Aber neben der Qualitätsware sind massenhaft Nachahmungen entstanden, die aus minderwertigem Stoff in schlechter Konstruktion und Ausführung auf den Markt gebracht wurden.

Auch in Deutschland, wo der Radio-Kleinbetrieb noch nicht Fuß fassen konnte, weil er von der Postbehörde erst jetzt zugelassen wird, hat die Radio-Industrie schon beachtenswerten Umfang angenommen, und zwar aus dem oben angeführten Grunde zunächst als Ausfuhr-Industrie. Dafür aber sind bei uns alle Vorbedingungen gegeben, um erstklassige Apparaturen preiswert auf den Markt zu bringen. Denn es handelt sich dabei um eine Veredelungsindustrie im besten Sinne des Wortes, für die unsere hochentwickelte Elektro-Industrie alle Vorbedingungen erfüllt. Denn in Deutschland stand die Wiege des ersten drahtlosen Laboratoriums, und deutsche Wissenschaftler und Techniker waren es, durch die die Grundlagen für die Konstruktion der Apparate geschaffen wurden. So handelt es sich jetzt bei unserer deutschen Radio-Industrie, wie schon gesagt, um eine Ausfuhr an wissenschaftlicher Erkenntnis. Denn der Materialwert der Apparaturen ist nicht das Maßgebende für den Wert. Einige Teile Holz, Metall, Draht ergeben einen Empfänger oder Verstärker im Werte von vielen Goldmark. Der größte Teil des Preises, den die Ware in ihrer Gebrauchsfertigkeit erzielt, ist die Bezahlung für die zu ihrer Herstellung aufgewendete Intelligenz und manuelle Geschicklichkeit. Beides wird in der Handelsstatistik nicht aufgeführt, kommt aber mittelbar zum Ausdruck in einzelnen hervorragenden Typen.

Da ist z. B. der von der Afra-Aktiengesellschaft in Berlin N. W. 40 herausgebrachte Audion-Primär-Empfänger mit Dämpfungsreduktion und einem Rohrverstärker mit vier auswechselbaren Spulen, die im Deckel untergebracht sind. Der Wellenbereich beträgt 300—3800 Meter. Dieser Apparat ist wohl das vollkommenste, was auf dem Radio-Liebhabergebiete bisher geleistet wurde. Die Bedienung ist auch ganz außerordentlich einfach und geschieht nur durch zwei Drehknöpfe. Es ist möglich, mit dem Apparat, der aus besten Stoffen sorgfältig hergestellt und genau geprüft wurde, alle Stationen für drahtlose Telegraphie und Telephonie mit gedämpften und ungedämpften Wellen zu empfangen. In Verbindung mit einer guten Hochantenne und der Erde ist die Aufnahme größerer Musik- oder Sprachensender auf eine Entfernung bis zu 1000 km möglich. Zur Vergrößerung der Lautstärke oder bei Verwendung eines Lautsprechers kann der 2 Röhren-Niederfrequenz-Verstärker N. V. 57 oder 3 Röhren-Niederfrequenz-Verstärker N. V. 58 noch angeschlossen werden. Diese Apparate sind von hervorragender Wirkung, dabei außerordentlich klein. Ein anderer Typ der Afra-Gesellschaft ist der Primär-Kristall-Detektor-Empfänger. Mit diesem können Funken- und Fernsprechstationen gehört werden, also auch Musik- oder Sprachensender. Der ganze Wellenbereich (300—1200 oder 150—800 m) ist in drei Stufen untergeteilt, die durch einen Drehschalter wählbar sind. Der Apparat ist außerordentlich einfach zu bedienen und hat den großen Vorzug, daß er besonders Sprache und Musik sehr klar und rein ohne Verzerrung hörbar macht. Schließlich sei auch noch der Primär-Sekundär-Kristall-Detektor-Empfänger der Afra genannt, der, wie schon der Name besagt, einen Primär- und einen Sekundärkreis und dadurch große Störungsfreiheit hat, so daß man nach Einstellung auf eine bestimmte Station durch eine andere Station, die mit einer ähnlichen Wellenlänge sendet, nicht gestört werden kann. Sämtliche Apparate sind außerordentlich handlich und exakt gebaut und gerade deshalb auch für die Ausfuhr besonders gut geeignet. Auf nähere Einzelheiten der Konstruktion einzugehen, ist hier nicht der Platz. Im Wesen handelt es sich ja nur darum, darzutun, wie mit diesen neuen Radio-Apparaten auch zugleich eine neue deutsche Ausfuhr-Industrie geschaffen wurde, die außerordentlich große Zukunftsmöglichkeiten hat. Bemerkt sei nur noch, daß durch Verfügung des Reichspostministers die Afra-Gesellschaft zur Herstellung des Postapparates zugelassen wurde.

Vor dem Schlafe.

Die Kerze ist von Licht so voll —
Und sieht im letzten Schein.
Nun weiss ich, dass ich schlafen soll,
Denn einmal muss es sein!

O, wenn ich diese Kerze wär,
So nichts als lauter Licht,
Dann sänke ich im Feuermeer
Allwärts — und wüsst es nicht. —

Von fernher lockt ein lieber Gruss.
Wer hat so süssen Ton?
Nun weiss ich, dass ich schlafen muss;
Das Licht erzittert schon.

Franz Johann Biersack.

Verschiedenes aus aller Welt. „Ueber allen Zauber Liebe" von Calderon, vor einigen Jahren im Münchener Künstlertheater in einer Bearbeitung von Gg. Fuchs gegeben, wurde in Wien durch das Burgtheaterensemble in einem großen Saale aufgeführt, der, ähnlich wie der Reinhardtsche Zirkus in Berlin, für eine Masse von Zuhörern reichte. Auch dieser Versuch von theatralischer Massenwirkung befriedigte nur zum Teil. — In Weimar wurde Goethes Satyros als musikalische Komödie gegeben. Waldemar von Baußnerns Musik hat nach Berichten ihre Vorzüge im witzigen und bizarren, die symphonisch-thematische Kleinarbeit des Komponisten widerspricht jedoch dem Uebermut und Ueberschwang des jungen Goethe. — An Stelle des alten Krollschen Theaters in Berlin ist ein zweites staatliches Opernhaus eröffnet worden. Der Bau ist einfacher gehalten, als er vor dem Kriege geplant gewesen war, er ist jedoch mit allen Errungenschaften der Bühnentechnik ausgestattet. Die Bühne ist weit tiefer und breiter als die anderer Berliner Theater. Das Orchester ist versenkbar. Das neue Opernhaus wurde mit den „Meistersingern" unter der Leitung des Generalmusikdirektors Erich Kleiber am Neujahrstage eröffnet. Die Hälfte der 2500 Plätze sind allabendlich den Mitgliedern der Volksbühne vorbehalten. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse begann das neue Jahr in freundlicherer Stimmung. Es zeigte sich vielfach Unternehmungslust, die fast auf allen Gebieten Kursbesserungen brachte. Die Flüssigkeit des Geldmarktes wirkte anregend. Die Neujahrsbetrachtung des Handelssekretärs der Vereinigten Staaten darf als Stimmungsfaktor in Rechnung gestellt werden. Auch Auslandskäufe wurden bemerkt. Dem lebhaften Auftakt folgte indessen gar bald ein langsameres Tempo. Die Börse, die wieder ausser Samstag und Sonntag täglich abgehalten wird, bietet nun Gelegenheit, mit mehr Ruhe zu disponieren. Am Devisenmarkt blieben die Kurse und Zuteilungen in den Hauptwerten ohne Veränderung. Schon am zweiten Tage stiegen Zweifel auf, ob die leichten Geldverhältnisse von Dauer sein könnten. Der Geldbedarf in Handel und Industrie ist wieder im Wachsen. Nachrichten vom ausgedehnten Arbeiterausstand in der Berliner Metallindustrie verstimmten. Die Spekulation ging zum Verkaufen über und die in der ersten Börsenstunde eingetretenen Kursbesserungen gingen grossenteils wieder verloren. Die Nachfrage nach Devisen ist wieder grösser. Nicht die Befürchtung vor einer Erschütterung der stabilisierten Valuta, wie dies ausländische Stimmungsmache gerne behaupten möchte, lässt es der Industrie als angezeigt erscheinen, sich wieder stärker einzudecken, aber die Gefahr bevorstehender Lohnkämpfe mit ihren Folgen ist zweifellos gegeben. Aus diesen Erwägungen heraus trifft die Industrie ihre Vorsorge. Auch hier wird ein gewisses Masshalten nicht dringend genug zu empfehlen sein. Der Kurs der Devisen war gleichwohl unverändert. Auch die Zuteilungen blieben sich im ganzen gleich. London und Amsterdam wurden etwas höher zugeteilt. Sehr gross war die Nachfrage nach Dollarschatzanweisungen. Die Aufträge bis zu 250 Dollar fielen aus; auf die grösseren wurde 2 Prozent zugeteilt. In Reichsgoldanleihe überwog das Angebot. Der Kurs beider Anleihen blieb 4,2. Die Neuyorker Börse brachte am 3. Januar eine Abschwächung des Markkurses. Am 4. Januar war die Parität ein Dollar = 4,76 Billionen (Tags zuvor 5 Billionen). Diese Kursverminderung hat das Interesse wieder den Valutapapieren zugewendet, die beträchtliche Kursbesserungen erfuhren. Einen neuen Tiefstand erreichte in London der französische Franken. Er ist nur noch 2—3 Pence wert. Der französische Finanzminister ist mit der Pariser Finanzwelt wegen einer Stützung in Verbindung getreten. Die Verkaufsaufträge kommen, wie die Journée Industrielle feststellt, aus allen Ländern, selbst aus der Tschechoslowakei, die von Frankreich gerade erst einen Kredit erhalten hat. Ausländische Berichte melden aus London, Deutschland habe in Afrika und Australien grosse Goldankäufe betätigt, die zur Stützung der Rentenmark bestimmt seien. Die Nachrichten werden nicht ungünstig kommentiert.

Ein von der Dresdner Bank geführtes Krupp-Konsortium wird in den allernächsten Tagen eine Anleihe von 1,5 Millionen Dollar = 6 Millionen Goldmark zu 95,5 Prozent kommissionsweise zum Verkauf bringen. Zur Sicherung der gesamten Anleihe wird eine erststellige Hypothek über 7500 kg Feingold auf die Germaniawerft in Kiel eingetragen. Die Verzinsung ist 6 Prozent. Die Auslosung geschieht innerhalb 25 Jahren ab 1929 zu 105 Prozent. Der Erlös der Kruppschen Anleihe dient zur Auffrischung der Betriebsmittel. — Ein neues Urteil hat sich für die Aufwertung der Obligationen ausgesprochen. Das Landgericht Berlin I hat auf Klage eines Obligationärs die Bank für elektr. Werte verurteilt, für die Schuldverschreibung von 1000 Papiermark 750 Goldmark zu zahlen.

Auf der Produktenbörse München vom 5. Jan. trat bereits wieder die Geldknappheit stärker in die Erscheinung. Das Angebot war anderseits auch wieder geringer, als in der Vorwoche. — Im Stickstoffmarkt hat sich gegen Ende des Dezembers die Nachfrage unter der Wirkung der stark ermässigten Preise, die etwa 13 Prozent unter den Vorkriegspreisen und 30 Prozent unter den entsprechenden Preisen in Chilesalpeter liegen, belebt. K. Werner, München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes 0.35 Goldmark. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 22 mm breite Zeile 20 ₰, Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 4 München, 24. Januar 1924. XXI. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Weltrundschau.

Ein Mordanschlag auf General von Seeckt wurde in Berlin durch Verhaftung eines gewissen Thormann vereitelt. Dieser hatte sich zur Beihilfe an völkische Kreise gewandt, die ihn jedoch anzeigten. Einen Anschlag auf Kahr und Lossow hatte Thormann, anfänglichen Meldungen entgegen, nicht mitgeplant. Es wurde noch ein Beteiligter Thormanns in Augsburg verhaftet, der Nationalsozialist Fabrikbesitzer Dr. Grandel.

Die britische Regierung hat ihren Münchener Generalkonsul Clive nach der Pfalz gesandt, um sich über die dortige Lage zu unterrichten. Clive empfing die Vertreter der katholischen und der evangelischen Kirche sowie der Behörden und Stände. Alle forderten einmütig Wiederherstellung des alten Rechtszustandes und Beseitigung der Separatistenherrschaft. Im englischen Parlament sprachen sich Regierung und Parteien gegen die rheinischen und pfälzischen Sonderbündler aus. Lord Curzon erklärte, England habe gegen die Anerkennung der Autonomen Pfalzregierung durch die Rheinlandkommission Verwahrung eingelegt. Die Rheinlandkommission habe nicht das Recht, zur innerpolitischen Gestaltung Deutschlands Stellung zu nehmen.

Der Reichsbankpräsident Dr. Schacht hat sich auf Einladung des Sachverständigenausschusses für deutsche Währung und Finanzgebarung nach Paris begeben.

Der Wahlkampf wirft seine Schatten voraus. Dr. Wirth tritt in einem offenen Brief an den Abg. Joos für einen christlich-demokratischen Kurs des Zentrums auf dem Boden der Verfassung von Weimar ein. Er warnt vor engerem Anschluß an die Rechte. — Die Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie fordert in einer Entschließung Aufhebung des militärischen Ausnahmezustandes, ein Ausführungsgesetz zu Art. 48 RV. — noch in der laufenden Session zu verabschieden, eine Steuerpolitik, die den Besitz belastet; Aufwertung alter Geldforderungen nicht zugunsten der Privaten, sondern des Staates und der sozialen Fürsorge.

Reichskanzler Marx mahnt die katholischen Akademiker, den bestehenden Staat nicht zu bekämpfen, sondern an ihm mitzuarbeiten. Das neue Staatswesen entspringe nicht der Revolution, sondern nach dem Fall des alten durch die Revolution dem Willen des Volkes in der Nationalversammlung. Demnach bestehe es zu Recht.

Zum bayerischen Grünbuch hat der Reichskanzler ein Schreiben an den bayerischen Gesandten v. Preger gerichtet. Er gibt seiner Genugtuung über die deutschen Gedanken der Denkschrift Ausdruck, wünscht Meinungsaustausch und sagt vorurteilslose Prüfung zu. Am 20. Januar besprachen sich Reichskanzler Marx und der Bayerische Ministerpräsident Dr. v. Knilling in Bad Homburg.

Bei den Gemeindewahlen in Sachsen haben die bürgerlichen Parteien einen großen Erfolg errungen. Die rote Mehrheit in Dresden, Leipzig, Plauen, Zwickau und vielen kleineren Orten ist beseitigt. Die Deutschnationalen haben viel an die Völkischen — in Sachsen Deutschsoziale — verloren.

Das britische Parlament wurde von König Georg V. eröffnet. Die Thronrede ist sehr zurückhaltend. Die Opposition brachte im Unterhaus alsbald Mißtrauensanträge gegen das Kabinett Baldwin ein.

Eine Zusammenkunft der Kleinen Entente in Belgrad offenbarte die beginnende Auflösung. Benesch gelang es nicht, das französisch-tschechoslowakische Bündnis auf Jugoslavien auszudehnen. Jugoslavien schließt im Gegenteil ein Abkommen mit Italien, worin es alle adriatischen Streitpunkte bereinigt. Mit Rumänien versucht England anzuknüpfen.

Der Plan einer amerikanischen Lebensmittelanleihe an Deutschland ist gescheitert. Frankreich und Belgien haben sich nämlich geweigert, der Anleihe die Priorität vor der Kriegsentschädigung einzuräumen.

Demokratie und Föderalismus.

Von Alfons Wild, Berlin.

Nach landläufiger Auffassung gelten Demokratie und Föderalismus als zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen, wenn nicht gar einander widersprechen. Wenigstens sind die politischen Parteien, die das Ideal der Demokratie zu vertreten vorgeben, erbitterte Gegner des Föderalismus. Sie schwärmen für den Einheitsstaat, gegliedert in Provinzen. Scheinbar kann Demokratie also nur mit Unitarismus in Verbindung gebracht werden.

Aber nur scheinbar! In Wirklichkeit jedoch entspricht bei uns in Deutschland der Demokratie nicht der unitaristisch, sondern nur der föderalistisch aufgebaute Staat. Dies wird jedem klar, der sich die Mühe gibt, einmal über den Begriff Demokratie nachzudenken. Politische Begriffsworte nicht unbesehen hinzunehmen, kann ja auch sonst nicht warm genug empfohlen werden. Je mehr nämlich solche Worte in aller Leute Mund sind, um so unklarer und abgeschliffener wird ihr Sinn, der nicht selten sogar eine Wandlung durchmacht. So erging es auch dem Begriff Demokratie. Der demokratische Gedanke ist in die Köpfe der Menschen eingezogen in einem Zeitalter, das vom Geiste des Individualismus beherrscht war. Und der Individualismus hat denn auch die demokratischen Ideen durchsetzt und geformt. Man ging von den Rechten des Einzelnen aus, formulierte die Menschenrechte, wobei man immer nur daran dachte, dem Einzelnen ein möglichst großes Maß von Freiheit zu geben, alle Sonderrechte abzuschaffen und die Gleichheit aller zu verkünden. Diese individualistische Demokratie sieht folgerichtig in dem Volksganzen nur eine Summe von Einzelmenschen. Für

sie gibt es keine andere Gewalt, kein anderes Recht in der Politik als den Mehrheitsbeschluß. Was man nicht zählen kann, Besonderheiten des Rechtes, des Herkommens, der Geschichte, der Stammesgemeinschaften, der Bodengebundenheit, wird nicht anerkannt. Nur eine Macht, die Macht der Zahl, gilt für diese Art Demokraten. Daher das ausgeklügelte Wahlsystem, das jedem, auch dem kleinsten Grüppchen Mitwirkung gewähren will zur Gestaltung des politischen Geschehens. Diese Demokratie löst das Volk in Atome auf und bildet durch krampfige Zusammenfassung den übertriebenen Einheitsstaat. Darin gibt es nur Nummern, die man einregistriert in Kreise und Provinzen.

Die aus dem Geiste des Individualismus geborene Demokratie aber ist eine häßliche Mißgeburt, ist Unnatur, die sich ihren Namen zu Unrecht beilegt. Nicht vom Einzelmenschen und seinen Rechten spricht der Begriff Demokratie, sondern vom Volke in seiner Gesamtheit als Gemeinschaft. Das Wort besagt, daß das Volk die Herrschaft ausübt: Demokratie bedeutet also Einheit von Staat und Volk. Daraus folgt ohne weiteres, daß der echte Demokrat nicht so ängstlich darauf bedacht zu sein braucht, jede Einzelmeinung zur Geltung zu bringen, alles Gewordene auszugleichen und abzuschleifen, der bunten Lebensfülle des Volkes eine öde Einerleiheit aufzuzwingen. Seine demokratischen Ideale hindern ihn vielmehr nicht, sich über die natürliche Vielgestaltigkeit des Lebens zu freuen. Er betrachtet das Volk als ein Ganzes, als ein Lebendiges, nicht als eine Summe politischer Stimmen. Er weiß, daß gar viele Kräfte im Volke wirksam sind, lebendige Kräfte des Blutes, der Stammeszugehörigkeit, des Geistes, des Herkommens, des Glaubens, der Kultur; Kräfte, die sich in Parteiprogrammen nicht einfangen und nicht einregistrieren lassen nach Zahlen und Wählerstimmen.

Wenn Staat und Volk wirklich zu einer Einheit werden sollen, dann muß im Staatsaufbau die wirkliche Gliederung des Volkes zur Geltung kommen, dann darf nicht allein die Zählung nach Nummern ausschlaggebend sein. Und im politischen Geschehen müssen alle Kräfte zur Mitwirkung gelangen, die Zusammengehörigkeiten nicht parteimäßiger Art geschaffen haben und die noch fortleben und sich auswirken in den Besonderheiten der Länder und Stämme mit ihrer durch Geschichte und Kultur geformten Eigenart. Selbstverwaltung und Selbstregierung, diese urdemokratischen Forderungen wird der echte Demokrat nicht verwirklichen wollen nach blutlosen Theorien. Er wird die Form der Verwirklichung im Leben zu finden suchen. Und da wird er hören, daß z. B. der Badener sich nicht als Anhänger einer südwestdeutschen Reichsprovinz fühlt und daß er von einem Oberpräsidenten nichts wissen will, der seine Macht durch Delegation der Zentralregierung erhält. Nicht Delegation, sondern Selbstverwaltung kraft eigenen Rechtes in all den Angelegenheiten, die nicht wesensnotwendig von der Zentrale aus geregelt werden müssen.

Der im tiefsten Gehalt erfaßten Demokratie entspricht also nur der Föderalismus. Er erkennt das deutsche Volk als einen lebendigen Organismus an und verlangt daher, daß die geschichtlich geformten Besonderheiten und die im Bewußtsein des Volkes lebenden Zusammengehörigkeiten zu Ländern mit eigener Staatspersönlichkeit nicht verwischt werden. Er will, daß das Reich nicht Sache der Parteien allein sei und fordert daher, im Reichsrat ein gleichberechtigtes Organ dem Parlament mit seinen Parteien an die Seite zu stellen. Dadurch soll erreicht werden, daß auch die Länder im politischen Geschehen mitwirken und in ihnen das Volk in seiner wirklichen Gliederung als organisches Ganzes, nicht als statistische Summe.

Demokratie und Föderalismus vertragen sich also nicht nur, sondern ergänzen und bedingen sich gegenseitig. Demokratie muß daher föderalistisch, Föderalismus demokratisch sein. Dem demokratischen Charakter widerspricht nicht die Verbindung mit monarchischen Ideen. Monarchen waren, wenigstens im deutschen Süden, die Repräsentanten deutschen Volkstums. Sonst sind beide unecht, verzerrt oder verfälscht. Wenn die heutige Demokratie unitaristisch gerichtet ist, so kommt das, wie im Anfang gesagt wurde, daher, daß sie individualistischen Ursprungs ist. In anderen Ländern mag eine solche unitaristische Demokratie Heimatrecht haben, aber nicht in Deutschland. Und in der Tat ist denn auch diese individualistische Demokratie ausländisches Gewächs. Unsere heutigen Demokraten haben die Theorien und Ideen vom Auslande übernommen, sie systematisch ausgebaut und glauben nun, ihre abstrakten Gedanken dem vielgestaltigen Leben aufdrängen zu können. Mit dieser importierten abstrakten Demokratie verträgt sich der deutsche Föderalismus allerdings nicht, wohl aber mit der echten demokratischen Gesinnung, die namentlich im Süden unseres Vaterlandes heimisch ist. Es ist also kein Zufall, daß gerade der demokratisch denkende Süden föderalistisch gerichtet ist.

Den demokratischen Charakter unseres Föderalismus müssen wir besonders in der Gegenwart scharf betonen. Sonst gesellen sich zu viele Mitläufer und Freunde bei, die sich föderalistisch gebärden, im Grunde genommen aber etwas ganz anderes wollen. Der demokratische Föderalismus Süddeutschlands und des Rheinlandes hat nichts gemein mit dem junkerlich-feudalen Streben gewisser Leute, die es nicht verwinden können, daß sie zu Menschen wie andere geworden sind und die im Süden Hilfstruppen suchen, um in Preußen und dadurch in Deutschland wieder zur Macht zu gelangen. Es ist bezeichnend genug, daß aus der bayerischen Denkschrift über die föderalistische Umgestaltung des Reiches im Norden nur die Berufung auf Bismarck herausgehört wurde. Der übrige Inhalt schien diesen Leuten der Beachtung weniger wert. Und wenn sie gar in Preußen wieder zur Macht gelangen sollten, dann werden sie wohl den süddeutschen Föderalismus vor ihren preußischen Wagen spannen zur Wiedererlangung der Herrschaft über das Reich und über den demokratischen Süden. Dann ist der Föderalismus ein leerer Schein und ein trügerischer Mantel der preußischen Vorherrschaft, die in Wirklichkeit nichts anderes ist als schärfster Unitarismus.

Großdeutsche Fürstengestalten.

I. Ernst August, Herzog von Cumberland.

Von Dr. Otto Kunze.

Der Umsturz von 1918 hat die Monarchie in Deutschland beseitigt. Ausländer und geschichtsfremde Deutsche denken dabei zunächst an die Beseitigung des Kaisertums. Das Deutsche Reich mit der Verfassung von 1871 war jedoch eigentlich überhaupt keine Monarchie, der Deutsche Kaiser als solcher kein Monarch. Das Reich war ein Bund einzelner Kronen und (dreier) Stadtrepubliken unter dem Vorsitz des mächtigsten Bundesfürsten, des Königs von Preußen. Aus der wirklich monarchischen Verfassung des alten Hl. Römischen Reichs Deutscher Nation war der Kaisertitel für ihn entlehnt. Dies und die äußerlich glänzende Gestalt Wilhelms II. gab dem neuen Kaisertum den monarchischen Schein. Und als die förmliche Verantwortung für den Verlust des Weltkriegs und alles was darauf zugeführt, das Kaisertum traf, riß sein Sturz die eigentlichen Monarchien mit. Sie waren allzusehr in den Hintergrund getreten. Von kritischen, aber grundsatzfesten Monarchisten hörten wir schon die Frage, warum die Fürsten der abenteuernden Politik des letzten Kaisers so wenig Einhalt getan, warum sie im Krieg nicht nachhaltig zum Verständigungsfrieden und nach der Niederlage vor allem nicht auf rechtzeitige Abdankung Wilhelms II. gedrängt hätten, selbst ultimativ und nicht nur andeutungsweise wie Bayern. Die hier begonnene Aufsatzreihe Großdeutsche Fürstengestalten gibt vielleicht hin und wieder Anlaß, solche Fragen zu beantworten. Sie soll zeigen, daß und wieweit deutsche Fürsten, die wesentlich oder doch mit einem wichtigen Abschnitt ihres Lebens der Zeit nach der Reichsgründung angehören, das echte deutsche Fürstentum verkörpern: die Kontinuität des Rechts, die Freiheit und Tradition der Einzelstaaten, die großdeutsche Idee des auf Freiwilligkeit und Treue begründeten Bundes — im Gegensatz zur kleindeutschen Revolution von oben, ihrer Einheit aus Blut und Eisen und ihrem national-militärischen Kaisertum.

Keiner eröffnet würdiger die Reihe als Ernst August, Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Denn dieser Fürst, der den angestammten Thron nie einnehmen konnte, war in seinem ganzen Dasein der fortdauernde Einspruch gegen die gewaltsame Neuordnung von 1866 und den vorübergehenden Sieg des kleindeutschen Prinzips. Da er erst vor kurzem gestorben ist — am 14. Nov. 1923 — so gelte dies zugleich als Nachruf aus der unzulänglichen Feder eines, dem das Unrecht an Hannover der früheste Anlaß zur kritischen Nachprüfung scheinbarer Glaubenssätze der Politik gewesen ist. Die hannoversche Frage ist der Prüfstein für echten großdeutschen Föderalismus. Wer Preußen recht gibt, daß es das norddeutsche Königreich, das mit allen deutschen Mittelstaaten 1866 an Oesterreichs Seite für die geltende Bundesverfassung focht, als erobernder Sieger einverleibte, der ist klein-

deutsch. Der stellt den Beruf Preußens, die nationale deutsche Einheit auf dem Weg seiner eignen Vergrößerung mit allen Mitteln herbeizuführen, über das Eigenrecht der anderen deutschen Staaten. Der glaubt an keinen Bund von Gleichen und Freien, sondern nur an die Gewalt einer Uebermacht. Der teilt nicht die föderalistische Grundansicht, daß auch im Leben der Staaten und Völker Recht und Moral maßgebend sind.

Der verstorbene Herzog Ernst August war 1866 Kronprinz von Hannover. Als einziger Sohn des Königs Georg V. — damals selbst noch Kronprinzen — war er am 21. Sept. 1845 geboren. In seine glückliche Kindheit und Jugend mag höchstens der Anblick des blinden Vaters einen Schatten geworfen haben. Als der Krieg mit Preußen ausbrach, verließ der zwanzigjährige Kronprinz Ernst August mit dem König die bedrohte Residenz und begab sich zur Armee, die sich nach Süddeutschland durchschlagen sollte. Sein Herz schwellte der glänzende Sieg über die Preußen bei Langensalza. Um so tragischer war schon der übernächste Tag (29. Juni). Die K. Hannoversche Armee, von neuen preußischen Truppen umstellt, mußte die Waffen strecken. König und Kronprinz mußten sich außerhalb ihres Landes begeben. Sie wandten sich nach Oesterreich. Georg V. versuchte von dort vergebens, durch einen persönlichen Brief an Wilhelm I. von Preußen, seinen nahen Verwandten, einen Frieden nach Billigkeit und Recht zu erlangen. Bismarck legte seinem Herrn den Brief gar nicht vor. Bei ihm stand es fest, daß Hannover verschwinden müsse. Es schien ihm eine Gefahr für Preußens norddeutsche Stellung. Dem K. Hannoverschen Minister Freiherrn von Hodenberg erklärte er offen: „Es handelte sich bei diesem Kampfe um die Existenz, um die heiligsten Interessen Preußens, und wo es sich um die Existenz Preußens handelt, kenne ich kein Recht." Und als Hodenberg dies im Widerspruch mit Bismarcks konservativer Politik fand, die damit im Kampf gegen Demokratie und Revolution allen Boden verlöre, verstieg sich Bismarck zu dem Satz: „Wo es sich um die Existenz Preußens handelt, alliiere ich mich mit der Revolution und wo ich Hilfe finde." 1918 hat es die Revolution den Erben Bismarcks und Wilhelms I. heimgezahlt.

Man muß die Geschichte jener Tage einmal nicht nach den landläufigen preußisch-bismarckischen Darstellungen studieren, sondern nach Onno Klopp oder nach dem einzigartigen, hier vorzüglich benutzten Quellenwerk des kurhessischen Pfarrers Wilhelm Hopf: Die deutsche Krisis des Jahres 1866, vorgeführt in Aktenstücken, zeitgenössischen Aufzeichnungen und quellenmäßigen Darstellungen (Melsungen 1896). Da ersteht ein Deutschland, das noch Recht, Ehre und Treue betätigte und voraussetzte, das Verträge für einen besseren Schutz hielt als Waffen und Ränke. Nur so erklärt sich z. B. die Vertrauensseligkeit Hannovers. Es hatte trotz der drohenden Kriegsgefahr nicht gerüstet; wie das preußische Generalstabswerk selbst gesteht (Hopf a. a. O. S. 200). Es gestattete noch 2 Tage vor Preußens Kriegserklärung dem preußischen Korps v. Manteuffel, von Holstein durch hannoversches Gebiet nach Süden zu marschieren. Das Königreich wollte in dem drohenden Krieg nur Partei nehmen, wenn sein Gebiet von Preußen angegriffen würde. Letzteres aber verlangte ein Bündnis, in Wirklichkeit Vasallenverhältnis, und das lehnte Georg V. ab. Bismarck wollte den Krieg (s. Hopf, II. Abschnitt 1. Kap.), deshalb stellte er unmögliche Forderungen. Die öffentliche Meinung von damals in aller Welt, in ganz Deutschland, ja weithin in Preußen selbst fand die Politik dieses Staatsmannes neu, wild, revolutionär. Man soll nicht denken, daß unsere heutigen Gegner die Geschichte vor 1866 und 1871 nicht kennen oder wie die meisten Deutschen nur aus preußischer Darstellung. Wir dürfen uns danach nicht so sehr wundern, wenn sie dem späteren Deutschland einen ähnlichen Kriegswillen wie den von Bismarck bezeugten unterlegen; mindestens solange sie noch so viel blinden Bismarckkult bei uns wahrnehmen.

Das Hannoversche Königshaus, dessen Haupt der verstorbene Herzog Ernst August seit 1878 war, hat in Treue gegen sich und sein Land die Ansprüche auf Wiedereinsetzung in seine Rechte bis heute festgehalten. Georg V. hatte seinem Sohn das Versprechen abgenommen, nie auf Hannover zu verzichten. Ernst August gab und hielt es aus innerster Ueberzeugung. Für sein strenggläubiges Christentum bildeten Wahrheit und Recht absolute Größen, die allem Wechsel des Irdischen siegreich trotzen. So richtete denn der Herzog nach dem Hinscheiden seines Königlichen Vaters folgendes Schreiben an Kaiser Wilhelm I:

An des Königs von Preußen Majestät.

Durchlauchtigster Großmächtigster Fürst, freundlich lieber Bruder und Vetter! Mit tiefbetrübtem Herzen erfülle ich die traurige Pflicht, Euerer Majestät die Anzeige zu machen, daß es Gott in seinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen hat, Meinen vielgeliebten Vater, Se. Majestät Georg V., König von Hannover, Königlichen Prinzen von Großbritannien und Irland, Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg 2c., zu Paris am 12. Juni dieses Jahres nach längerem Leiden aus diesem Leben abzurufen.

Infolge dieses Mich und Mein Haus tieferschütternden Todesfalles sind alle Rechte, Prärogative und Titel, welche dem Könige, Meinem Vater, überhaupt und insbesondere in Beziehung auf das Königreich Hannover zustanden, kraft der in Meinem Hause bestehenden Erbfolgeordnung auf Mich übergegangen.

Alle diese Rechte, Prärogative und Titel halte ich voll und ganz aufrecht.

Da jedoch der Ausübung derselben in Beziehung auf das Königreich Hannover tatsächliche, für Mich selbstverständlich nicht rechtsverbindliche Hindernisse entgegenstehen, so habe Ich beschlossen, für die Dauer dieser Hindernisse den Titel „Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg" mit dem Prädikate „Königliche Hoheit" zu führen.

Indem Ich auch hiervon Mitteilung mache, wird es einer besonderen Erwähnung nicht bedürfen, daß Meine und Meines in voller Selbständigkeit verharrenden Hauses Gesamtrechte durch den zeitweiligen Nichtgebrauch der dieselben bezeichnenden Titel und Würden in keinerlei Weise aufgehoben oder eingeschränkt werden können.

Ich verbleibe

Euerer Majestät
freundwilliger Bruder und Vetter
(gez.) Ernst August.

Gmunden, den 11. Juli 1878.

Sechs Jahre später hätte Ernst August den Thron von Braunschweig besteigen können. Mit Herzog Wilhelms Tod 1884 starb dort die ältere Welfenlinie aus. Da sich der rechtmäßige Nachfolger jedoch nicht in der Lage sah, auf Hannover zu verzichten, ward er vom Deutschen Bundesrat als im Kriegszustand mit Preußen betrachtet und an der Regierung für verhindert erklärt. Braunschweig bekam einen Regenten in der Person des Prinzen Albrecht von Preußen. Er führte sich ein mit den Worten: „Ich stehe hier auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers" und machte mit seinem mürrischen und knickerigen Altpreußentum derartige moralische Eroberungen, daß sich die Braunschweiger nach seinem Tode 1907 einen nichtpreußischen Regenten wählten, den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg. Er war der Schrittmacher einer Lösung, die wenigstens teilweise dem Recht Genüge tat. Herzog Ernst August und sein ältester Sohn Georg Wilhelm verzichteten auf Braunschweig — nicht auf Hannover, der zweite Sohn Ernst August d. J. sollte die Braunschweiger Nachfolge antreten. Als bayerischer Offizier hatte er auch dem Deutschen Kaiser Treue geschworen und damit für sich stillschweigend den „Kriegszustand" beendet. Bismarck war tot und in Preußen regierte Wilhelm II. Seinem Versöhnungsoptimismus gemäß kam er auch hier entgegen. Schon 1892 hatte er das Aergernis des Welfenfonds (die Beschlagnahme des Hannoverschen Hausvermögens) insoweit beseitigt, als wenigstens die Zinsen an den Herzog von Cumberland gezahlt wurden. Das Kapital blieb dagegen in preußischer Hand. 1913 gab er dem jüngeren Ernst August, nach dem jähen Tod des Prinzen Georg Wilhelm 1912 einzigen Erben aller welfischen Ansprüche, seine Tochter Viktoria Luise zur Ehe. Die Analogie mit des Kaisers eigener Heirat — Kaiserin Auguste Viktoria war die Tochter des Prätendenten von Schleswig-Holstein — springt in die Augen. Die glanzvolle Hochzeit im Berliner Schloß schien die völlige Aussöhnung der Hohenzollern und Welfen zu besiegeln. Ein Verzicht auf Hannover war weder dem alten noch dem jungen Cumberländer abgefordert worden. Begründeter Vermutung nach war Wilhelm II. sogar geneigt, bei späterer Gelegenheit wenigstens einen Teil des 1866 Eroberten zurückzugeben und seiner Tochter damit eine Königskrone zu verschaffen. Fürs erste war freilich den waschechten Preußen schon der junge Herzog in Braunschweig fast zu viel. Dann kam der Krieg. Ob während desselben eine freiwillige Wiederherstellung Hannovers noch Eindruck auf unsere Feinde gemacht hätte, wie Heldmann vermutet (Kriegserlebnisse eines deutschen Geschichtsprofessors in der Heimat, Ludwigsburg 1922, S. 19) ist natürlich nicht mehr festzustellen. Sicher ist, daß der jüngere Herzog als deutscher Bundesfürst und Offizier seine volle Pflicht tat und daß sein Vater die Sache der Mittelmächte als die seine empfand, getreu seinem früheren Bekenntnis: „Als deutscher Fürst liebe ich mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig"

(Brief an Kaiser Wilhelm II. betr. Welfenfonds, vom 10. März 1892). Beim Zusammenbruch des kleindeutschen Systems hat er gewiß keinen billigen Triumph empfunden, sondern erschauernd die Gerechtigkeit Gottes verehrt.

Das Land Hannover hat seinem Fürstenhaus und dem Verstorbenen die Treue mit Treue vergolten. Heute noch, im sechsten Jahrzehnt, hält das bodenständige Volk mit seinen Führern an dem alten Anspruch seiner Selbständigkeit im Reiche fest und hofft ihn mit den Mitteln der Verfassung von Weimar durchzusetzen. Nicht minder fest sitzt die Liebe zum angestammten Herrschergeschlecht. „Kein eingesessener König konnte von seinem Volke ehrlicher und tiefer betrauert werden als unser Herzog Ernst August." Damit faßt selbst am besten eine Erinnerungsschrift zusammen, was sie auf jeder Seite bezeugt: Ernst August, Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein Erinnerungsblatt an seinen Heimgang von Dr. Johannes Rathje, Chefredakteur der „Hannoverschen Landeszeitung", mit 3 Bildern (Verlag der Hannoverschen Landeszeitung. Hannover, Rundestraße 11/12, Preis mit Versand 1.70 RM.) Wir lesen da, wie am Sitz des Herzogs zu Gmunden in Oesterreich die Abgesandten des treuen Volkes seinen Sarg umstanden und seiner Witwe Thyra, geb. Prinzessin von Dänemark, dem jungen Herzogspaar und den Töchtern samt deren Gatten von Baden und Mecklenburg ihre Anhänglichkeit bekräftigten. Wir lesen, wie die Hauptstädte Hannover und Braunschweig Trauerfeiern unter größtem Andrang abhielten und wie überall im Land die Glocken läuteten, soweit es preußische Bureaukratie nicht hintertrieb.

Bei Ernst August von Cumberland und dem Welfenhaus verehrungsvoll zu verweilen, ist keine müßige Romantik. Deutsche Katholiken vor allem sollen sich erinnern, daß auch Windthorst welfisch gesinnt war. Das entsprang demselben Glauben an absolute Normen, letztlich an Gott, wie sein Kampf für die Rechte der Kirche. Und immer noch ist das Unrecht an Hannover eine der kranken Stellen in Deutschlands Organismus, die alle geheilt sein müssen, soll es wieder gut werden mit unserem Volke.

Oesterreichischer Brief.

Doktor Seipel Bundespräsident? — Ein neuer Vorstoß der Ehereformer — Oesterreichs Politik nach Innen und Außen — Oesterreich und die kleine Entente — Von der sozialdemokratischen Bewegung — Sozialdemokratie und Landwirtschaft — Vertiefung der katholischsozialen Bewegung.

Von Christian Fischer, Mitglied des Oesterr. Bundesrats.

Der gegnerischen Presse ist die Stellung äußerst unangenehm, die sich der Bundeskanzler Dr. Seipel während seiner Amtsführung geschaffen hat. Man möchte ihn am liebsten über alle Berge wünschen. Vor allem aber unterläßt man keinen Versuch, eine Spaltung der christlichsozialen Partei herbeizuführen, um dadurch zu erreichen, daß die Christlichsozialen nicht mehr die stärkste Partei des Nationalrates sind; dann könnte man für die zweitstärkste Gruppe des Parlamentes, die Sozialdemokraten, die Regierung in Anspruch nehmen. Die Christlichsozialen weisen jeden derartigen Versuch zurück. Trotzdem unterlassen es die Sozialdemokraten nicht, für ihre Pläne Stimmung zu machen. Ein den Sozialdemokraten nahestehendes Blatt brachte kürzlich die Meldung, daß der Bundeskanzler amtsmüde sei und beabsichtige, bei der Wahl des Bundespräsidenten als Kandidat aufzutreten. Wie so oft, ist auch in diesem Falle der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Wir können aber schon jetzt melden, daß der Bundeskanzler Dr. Seipel nicht amtsmüde ist und gewiß nicht daran denkt, bei der Wahl des Bundespräsidenten als Kandidat aufzutreten. Die Sozialdemokraten werden schon daran glauben müssen, daß Dr. Seipel Bundeskanzler bleibt und nach wie vor für die Sanierung arbeiten wird.

Auch in sonstiger Hinsicht sind die Sozialdemokraten nicht müßig. Sie schickten unter der Führung des Abgeordneten Sever eine Abordnung der Ehereformer zum Bundeskanzler, um diesen zu ersuchen, in der Ehereform nachzugeben. Die Abordnung stellte folgende Bitten: 1. Der Bundeskanzler möge seinen Einfluß dahin ausüben, daß das Parlament den sozialdemokratischen Antrag wegen der Ehereform rasch in Verhandlung ziehe und verabschiede. 2. Der Bundeskanzler möge die ihm unterstehenden Behörden anweisen, Ansuchung um Gestattung sogenannter Dispensehen, wenn sie gehörig instruiert sind, rasch zu erledigen und er möge endlich 3. die Rekurse, die gegen abweisliche Entscheidungen der Landesregierungen in der Sache beim Bundeskanzler einlaufen, wenn ausreichende Gründe für eine Dispensgewährung tatsächlich vorhanden sind, in einem den Dispensbewerbern günstigen Sinne erledigen lassen. Diesem Ansuchen gegenüber konnte der Bundeskanzler nur den katholischen Standpunkt hervorkehren, der ein Eingehen auf die Wünsche der Ehereformer als unmöglich erscheinen läßt. Er erklärte, daß, solange er als Bundeskanzler persönlich auch die Gesamtgeschäfte des ehemaligen Ministeriums des Innern führe, er keinem Rekurs in Angelegenheit der Ehereform Folge geben werde. Auch eine parlamentarische Behandlung der sozialdemokratischen Anträge sei im gegenwärtigen Augenblick nicht zu erwarten, weil der Nationalrat die damit verknüpften Aufregungen und Erschütterungen nicht vertragen könne. Die Ehereformer mußten daher unverrichteter Dinge von Dr. Seipel weggehen. In der Zwischenzeit bemüht sich die Freimaurerei, für die Ehereformer und ihre Pläne Stimmung zu machen, und die Freidenker organisieren besonders in der Industrie eine Kirchenaustrittsbewegung, von einer Heftigkeit, wie sie in Oesterreich schon lange nicht da war.

Die innere Politik Oesterreichs dreht sich nach wie vor um die Sanierungskämpfe. Der Finanzminister Abgeordneter Dr. Viktor Kienböck hat dem Nationalrat eine Reihe von Steuervorlagen unterbreitet, die dazu dienen sollen, den Fehlbetrag des Bundeshaushaltes zu decken. In diesen Tagen haben neuerliche Verhandlungen zwischen dem Finanzreferenten des Bundes und denen der Länder stattgefunden, um in Angelegenheit der Abgabenteilungsnovelle eine Uebereinstimmung zu erzielen. Besonders die Gemeinde Wien führt in der Oeffentlichkeit einen heftigen Kampf gegen die Bundesverwaltung und den Bundesfinanzminister, obwohl die Gemeinde Wien über Steuerreserven verfügt, wie sie kein anderes Bundesland hat. Man darf nicht vergessen, daß mehr als die Hälfte der ganzen österreichischen Industrie und acht Zehntel der Banken ihren Sitz in Wien haben und daß somit deren große Steuerleistung zu einem starken Prozentsatze der Gemeinde Wien zufällt. Die christlichsoziale Minderheit im Wiener Gemeinderate mußte jetzt den Bürgermeister beim obersten Verwaltungsgerichtshof klagbar belangen, weil den Christlichsozialen die Einsicht in die Kassengebarung der Gemeinde Wien verweigert wurde. In diesem Falle handelt es sich nicht darum, daß die Gemeinde Wien in ihrer Kassengebarung ein Fehl hat, sondern man will die wirklichen Kassenverhältnisse der Stadt Wien verschleiern, um zu erreichen, daß der Finanzminister dem Verlangen der Sozialdemokraten Recht geben muß. Die breite Oeffentlichkeit versteht den Kampf, den die Christlichsozialen um das Recht führen, vollständig. Im übrigen hat der Nationalrat seine Arbeit mit einer Session, die am 21. Jänner begann, fortgesetzt und bringt eine Reihe von Gesetzvorlagen zur Behandlung.

Die Außenpolitik Oesterreichs ist die einer freundschaftlichen Politik nach allen Seiten. Die Stellung Oesterreichs ist gewiß nicht mehr so gesichert wie im August 1922. Damals war Oesterreich der Mittelpunkt Europas und die Völkerbundaktion hatte daher einen verhältnismäßig leichten Erfolg. Mittlerweile hat die kleine Entente ihre Fühler nach links und rechts ausgestreckt und Oesterreich von allen Seiten eingeschlossen. Nur Ungarn steht noch außerhalb der kleinen Entente. Aber die Politik des Dr. Benesch geht allem Anschein nach dahin, mit Zuckerbrot und Peitsche Ungarn in den Machtbereich der kleinen Entente zu zwingen. Dies entspricht auch den Tendenzen der internationalen Freimaurerei, die sich der kleinen Entente bedient, um Ungarn auf die Knie zu zwingen und sich in Ungarn wieder die Führung zu sichern. Trotz allem konnte der österreichische Minister Dr. Grünberger im Nationalrate versichern, daß die Beziehungen zu allen Staaten die besten sind. Im Frühjahr 1914 knapp vor Ausbruch des Weltkrieges hatte der damalige österreichische Außenminister Dr. Burian zwar dasselbe gesagt, obwohl sich an der galizischen Grenze bereits die russische Armee konzentrierte. Dadurch, daß Oesterreich freundschaftliche Beziehungen zu Italien und Jugoslavien hat, kann der neue Vertrag zwischen den genannten beiden Staaten Oesterreich wenigstens nicht unmittelbar schaden. Uebrigens will sich der Bundeskanzler die direkte Aktion auf außenpolitischem Gebiet nicht nehmen lassen und macht deshalb Anfang Februar in Bukarest einen Besuch, dem man in Wien die größte politische Bedeutung beilegt.

Die Sozialdemokraten bemühen sich außerordentlich, die landwirtschaftlichen Kreise in ihre Organisationen einzube-

ziehen. Diesem Zweck dient nicht nur eine ganz auffallend starke Propaganda in den Landgemeinden, sondern auch die Neugründung eines sozialdemokratischen Kleinbauern-Verbandes. Dr. Renner hat vor kurzem eine große Werberede über „Sozialdemokratie und Landwirtschaft“ gehalten, hat dabei aber in der breiten Oeffentlichkeit nur einen Heiterkeitserfolg erzielt. Die Sozialdemokratie weiß ganz genau, warum sie diesen Feldzug in der Landwirtschaft unternimmt. Auch der Vorstoß im Nationalrat wird früher oder später wirkungslos bleiben, zu dem in erster Linie nur Kulturkampfanträge von den Sozialdemokraten gestellt worden sind. Man muß durch einen Feldzug gegen die Christlichsozialen in den landwirtschaftlichen Kreisen die Abgänge decken, die sich in den roten Gewerkschaften mit jedem Tag vermehren. In den sozialdemokratischen Gewerkschaften kracht es an allen Ecken und Enden. Die Arbeiter treten in Scharen aus, ebenso die Angestellten, und wenden sich den christlichnationalen Gewerkschaften zu, die starken Zuwachs aufweisen. Schwächere Gewerkschaftsgruppen können sich nicht mehr halten, wie der Fusionierungsbeschluß des sozialdemokratischen Bergarbeiterverbandes, der sich mit dem Metallarbeiterverbande vereinigt, deutlich besagt. Dazu kommt der Streit des Abgeordneten Zelenka gegen die sozialistische Reichsgewerkschaftskommission. Zelenka ist bekanntlich ein Renegat niederster Sorte. Um sich aus seiner technischen „Union“ die nötige Macht zu schaffen, riß er den alten Gewerkschaften große Mitgliedergruppen aus dem Fleische. So dem Metallarbeiterverbande die Münzarbeiter, dem Lebensmittelarbeiterverbande die Wiener Tabakarbeiter, dem Verbande der chemischen Arbeiter die Salinenarbeiter der Alpenländer, dem Landarbeiterverbande die Forstarbeiter. Und die mächtige sozialdemokratische Partei schweigt zu diesen Dingen und nimmt den Abgeordneten Zelenka wieder in ihre Fraktion auf. Die starke Zunahme der christlichnationalen Gewerkschaftsbewegung und die Zersplitterung der freien Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, das ist früher oder später die Grenze der Entwicklung der Sozialdemokratie. Das gesamte christliche Volk Oesterreichs wird die christliche Arbeiter- und Angestelltenschaft in ihrem Kampfe unterstützen. Jeder christliche Arbeiterverein, jede Gewerkschaftsgruppe ist eine Festung in diesem Kampfe, die unter allen Umständen gehalten werden muß. Dazu ist auch zu bemerken, daß die sonstige Werbearbeit der christlichen Gewerkschaften nicht ohne Erfolg bleibt und daß in zahlreichen Versammlungen in den Alpenländern die christliche Arbeiterbewegung große Fortschritte gemacht hat.

Die Unions-Konferenzen zwischen Anglikanern und Katholiken in Mecheln.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Der Zerbröckelungsprozeß außerhalb der katholischen Kirche hatte in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß unter dem Eindruck der Zerrissenheit, wie sie der Weltkrieg geoffenbart, die Notwendigkeit nach Einheit sich geradezu aufzwang. Es gehörte nicht viel dazu, einzusehen, daß ohne innere Einheit alle Zusammenkleisterungsversuche fruchtlos sein mußten und daß die innere Einheit vor allem eine sittliche sein mußte. Da man aber eine einheitliche Sittlichkeit nicht auf parlamentarischem Wege herstellen kann und sittliche Gebote ohne einen mit höchster Autorität bekleideten Gebieter keine Aussicht auf Erfolg, auf Befolgung hatten, ein solcher Gebieter aber unter den Menschen nicht zu finden ist, erinnerte man sich, daß man jenen doch eigentlich in Jesus Christus bereits besaß. Da Christi Autorität sich aber noch lange nicht über alle Menschen erstreckt, blieb nichts übrig, wenn man schon wirklich den Anfang machen wollte, als die Einheit unter denen, die an ihn glauben, wiederherzustellen. Die Einheit war aber dadurch verloren gegangen, daß immer wieder Besserwisser sich berufen glaubten, die Kirche Gottes, wie sie sie sich vorstellten, gründen zu müssen, und da viele Köpfe viele Sinne haben, sehen wir eine Unzahl von sich christlich nennenden Gemeinschaften. Da man die Frage, wer Recht hat, ohne Lehrautorität nicht entscheiden konnte und sich bewußt war, daß sie einmal aufgeworfen, zu noch größerer Uneinigkeit führen mußte, nahm man einfach an, daß alle Recht haben. Eine nur machte diese Gedankengänge nicht mit, die katholische Kirche. Denn ganz abgesehen von dem ihr innewohnenden Bewußtsein ihres göttlichen Charakters und des Besitzes der vollen Wahrheit, lehnte sie den Unsinn ab, daß von dreihundert Lehren, die alle einander widersprechen, eine jede die wahre sein könne. Einheit ist nur möglich in der Wahrheit, denn den Irrtum lehnt der Mensch ab, sobald er ihn als solchen erkannt hat; die Wahrheit ist nur verkörpert in der katholischen Kirche. Wer also die Einheit will, muß die Wahrheit wollen, und wer die Wahrheit will, muß der katholischen Kirche angehören, d. h. ihre Lehre glauben. Nichtkatholiken mag das anmaßend oder sonstwie erscheinen, doch wenn sie gerecht sein wollen, müssen sie zugeben, daß ohne Verletzung der Logik bei diesen Voraussetzungen ein anderer Standpunkt unmöglich ist. Diese Gedankengänge wolle man sich gut vor Augen halten. Und nun zur Sache selbst.

Schon vor dem Kriege hatte die anglikanische Kirche, die „Kirche von England“ im Bewußtsein ihrer Vereinsamung und ihres Sonderdaseins abseits von der übrigen Christenheit Annäherungsversuche an die russisch-orthodoxe Kirche gemacht. Der Bolschewismus hat diese Fäden zerrissen. Dann schienen in Konstantinopel die Aussichten besser, der Günstling Venizelos', Meletios IV., der an protestantischen Hochschulen des Auslandes seine theologische Vorbildung geholt hatte, zeigte größtes Entgegenkommen. Aber auch er stürzte, der Versuch schlug fehl.

Im Jahre 1920 hatte die sog. Lambethkonferenz, die in siebenjähriger Wiederholung den Einheitsgedanken pflegt, an den anglikanischen Episkopat die Aufforderung gerichtet, nichts zu unterlassen, was zur Wiederherstellung der religiösen Einheit dienlich ist. Daneben hatte die wider den Druck des Modernismus mächtig erstarkte anglo-katholische Bewegung sich dem katholischen Standpunkte sehr stark genähert und war zu der Erkenntnis vorgedrungen, bezw. stand unmittelbar vor ihr, daß genau besehen alles auf eine einzige Frage ankomme. Eine Lehrautorität ist notwendig, unerläßlich. Keine andere Kirche besitzt eine solche, als die katholische Kirche, nämlich den römischen Papst. Ist seine Lehrautorität göttlichen Ursprungs oder nur menschlichen Ursprungs? Das Erste schließt das Zweite aus; muß es aber bejaht werden, dann bleibt nur eines, nämlich sie kritik- und bedingungslos anzunehmen. Das waren denn auch die Gedankengänge des letzten anglo-katholischen Kongresses. — Inzwischen hatte Viscount Halifax trotz seines ersten Mißerfolges vor genau einem Vierteljahrhundert nochmals auf eigene Faust einen neuen Versuch unternommen, in der Richtung der Kirche Roms zur Einheit zu gelangen. Er knüpfte persönliche Beziehungen zu Kardinal Mercier an und hatte mit ihm eine ernste Besprechung, die sich bezeichnenderweise mit dem Primat befaßte. Einen Bericht darüber veröffentlichte er dann unter dem Titel »Call to Reunion« (Ruf zur Wiedervereinigung) in einer vielerörterten Broschüre, deren Wirkung dadurch vertieft worden ist, daß ihr eine englische Uebersetzung von Merciers Hirtenbrief über die letzte Papstwahl beigegeben war, so recht ein argumentum ad vitam dessen, was die Kirche über den Primat lehrt. Vorigen März fand Halifax sich zum zweitenmal in Mecheln ein, begleitet von zwei anglikanischen Geistlichen, darunter Dr. Walter Frere, jetzt Bischof von Truro. Nochmals war der römische Primat Gegenstand der Besprechungen und der vorige Sommer brachte uns den Kongreß der Anglo-Katholiken (der katholisierenden Gruppe innerhalb der anglikanischen Staatskirche), der sich ausschließlich mit dem Unionsgedanken befaßte und eine Begrüßungsdepesche an Papst Pius XI sandte, „den Heiligen Vater“, wie ihn unter allgemeinem Beifall der Bischof von Zanzibar nannte. Ein einziger war mit dieser Anrede nicht einverstanden, Dr. Walter Frere. Bei der Besprechung der Bemühungen des Viscount Halifax war verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß selbst für den Fall eines Einvernehmens zwischen Kardinal Mercier und Viscount Halifax dies für die „Kirche von England“ bedeutungslos wäre, da eben der Viscount doch nur der Viscount sei. Es wurde daher der Erzbischof von Canterbury veranlaßt, sich für die Besprechungen zu interessieren und unter Berufung auf den Wunsch der Lambeth-Konferenz ließ sich dieser herbei, das Unternehmen „zu ermutigen“ und zu den dritten Besprechungen im Dezember zwei angesehene Oxforder Theologen mitzusenden. In dem Rundschreiben an seinen Klerus (vom 26. Dezember 1923) hebt der Erzbischof besonders hervor, daß es sich in Mecheln um keine „Verhandlungen“, sondern um „Besprechungen“ handelte, daß die anglikanische Gruppe keinerlei Mandat seitens der „Kirche von England“ erhalten habe, das zu vergeben er ja auch gar nicht berechtigt sei. Das Gleiche gelte von der Gegenseite, die seitens Roms in keiner Weise autorisiert war, sondern sich auch darauf beschränkt hatte, Rom zu verständigen. Und da es sich nur um

Besprechungen handelte, hatte auch Rom nichts einzuwenden. Höchst befremdlich aber war schon, daß der Erzbischof seinen Glaubensgenossen aufgetragen hatte, zu erklären, daß der Standpunkt der „Kirche von England“ der der anglikanischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts sei, an dessen Preisgabe oder Abschwächung unter keinen Umständen zu denken sei. Nun, daß mit dem Standpunkte der protestantischen Theologen der englischen Reformationszeit eine Vereinigung des katholischen Standpunktes ausgeschlossen ist, bedarf wohl keines Beweises. Aber gerade dieser eine Punkt zeigt, daß es der amtlichen „Kirche von England“ nicht um Wiedervereinigung in der Wahrheit zu tun ist, sondern, wie eine Korrespondenz des „Catholic News Service“ warnend bemerkt, um die Anerkennung der anglikanischen durch die katholische Kirche. Nachdem jetzt die Angelegenheit in dieses Geleise gekommen ist und ein Erzbischof von Canterbury und ein Bischof Dr. Gore hinter ihr stehen (an Stelle der Wahrheitssucher des anglo-katholischen Kongresses) muß die ganze Sache als aussichtslos angesehen werden. Dabei ist noch zu beachten, daß selbst im allergünstigsten Falle, nämlich in dem eines Einvernehmens zwischen Kardinal Mercier und dem Erzbischof von Canterbury, nichts Entscheidendes erreicht wäre, da die Entscheidung ja beim britischen Parlament läge. Und selbst wenn dieses der Sache günstig wäre, so muß bedacht werden, daß die „Kirche von England“ gar keine Einheit ist, also der Voraussetzungen eines Zusammenschlusses mit einer anderen Einheit entbehrt. Sie ist selbst innerlich gespalten und abgesehen von den Anglo-Katholiken ist gar nicht daran zu denken, daß die beiden anderen Richtungen sich mit Rom vereinigen würden; die eine besteht nämlich aus den ausgesprochenen Romfeinden und die andere aus den von der katholischen Kirche verurteilten und ausgeschlossenen Modernisten. Warum, so frägt man sich in Kreisen der englischen Katholiken, wendet man sich denn nicht unmittelbar nach Rom? Weshalb nach Mecheln? Weshalb auch nicht an Kardinal Bourne von London, das Oberhaupt der katholischen Kirche in England?

Aber wenn schon das unmittelbare Ergebnis ein Mißerfolg sein wird, so wird es doch auch wieder mittelbar Wirkungen erzeugen, die sehr bald in die Erscheinung treten müssen. Die guten Anglo-Katholiken können nicht ewig in der jetzigen Stellung des Esels zwischen den beiden Heubündeln verharren. Ihre Hauptschwierigkeit besteht weniger in der Unterwerfung unter Rom, als vielmehr in der Trennung von der „Kirche von England“, mit der man verbunden und verwachsen ist. Aber wenn ihr ernstes Streben nach der Wahrheit anhält, wenn es ihnen wie bisher nur darum zu tun, unter allen Umständen jener Kirche anzugehören, die allein die von Jesus Christus gestiftete Kirche ist, dann werden und müssen sie bald den richtigen Weg finden. Und die Ergebnislosigkeit der Mechelner Konferenz, die sie veranlaßt hat, die Entscheidung aufzuschieben, stellt sie von neuem selbst vor diese Entscheidung. Jedenfalls dort, wo sie heute stehen, können sie nicht stehen bleiben.

Ich habe im Vorstehenden davon abgesehen, Namen und Nebenumstände zu erwähnen, die an sich belanglos sind; nur um die Darstellung der ganzen Frage und ihres jetzigen Standes war es mir zu tun, zumal ich ja auch schon in der Kirchlichen Rundschau im Verlaufe der beiden letzten Jahre über die einzelnen Phasen der Entwicklung berichtet hatte. Das Gesagte aber dürfte genügen, um zu beweisen, ob meine Behauptung in der letzten Kirchlichen Rundschau berechtigt ist, das, was in Mecheln versucht wird, werde mit einem Mißerfolge enden.

Katholische Erziehungspflicht und humanistisches Gymnasium.

Von stud. theol. J. Bauer.

Als dem rationalistischen Liberalismus mit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 der erste Hauptschlag gegen die kirchliche Mittelschule gelang, wurde dadurch eine Entwicklung eingeleitet, die das rechtlich freie, moralisch von den Bekenntnissen geleitete Gymnasium Schritt für Schritt unter die unbedingte Zuständigkeit des Staates zwang. Hegels politische und pädagogische Philosophie stattete diesen zu solchem Vorgehen mit Allmacht aus; in seinen Vorlesungen saß als vornehmster Hörer der Leiter des preußischen Mittelschulwesens und schrieb sie eifrig nach, Johannes Schulze. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts befand sich das Gymnasium samt Lehrplan, Erziehungsrichtung und Lehrerschaft fest in der Hand des Staates, wie das liberale Prinzip es befahl, und seine Fesseln sind noch heute von der Demokratie nicht zerbrochen.

Katholischer Betrachtungsweise stellen sich die Folgen dieser Liberalisierung als durchaus verderblich dar. Zwar ist auch eine weltlich-humanistische Herzensbildung von nicht zu unterschätzendem Werte als Schutzmittel gegen viele Gefahren materialistischer Verflachung. Allein sie entbehrt, für sich genommen, des Ewigkeitswertes. Das moderne Gymnasium ist heidnisch. Dem eintretenden Zehnjährigen, dem von eifrigen Katecheten und Lehrern und im gläubigen Elternhaus die zarten Keime katholischer Frömmigkeit ins Herz gepflanzt worden, weht nun plötzlich ein eisiger Zug entgegen, der ihn verwirrt, beängstigt. Er vermißt auf einmal, was ihm selbstverständlich, er sieht zu erwähnen verboten, was ihm das Heiligste, er fühlt einen unbehaglichen Druck auf dem Unterricht, den der Gegensatz der Religionsstunde nur noch wirksamer macht. Es ist ihm schmerzlich-unbegreiflich, warum nicht auch im Gymnasium die Lehrer erzählen von Gott und Gottesmutter und Kirche. So ist der erste Rauhreif gefallen, der Seele mehr oder weniger bewußt, je nachdem sie feiner oder fester geschaffen ist und je nachdem die Familienerziehung frömmer oder gleichgiltiger ist. Früher, als es Gottes Wille ist, wird die kindliche Unbefangenheit geknickt. Die Jllogik des Lebens sollte später beginnen! Aber das moderne Gymnasium ist so grausam, der jungen Seele die frohe katholische Selbstverständlichkeit schon an der Schwelle zu zernichten und im weiteren Verlaufe der Jahre vermöge eines fast mechanisch wirkenden psychologischen Gesetzes zur praktischen oder theoretischen Skepsis umzuwandeln — falls nicht ausgezeichnete häusliche Einflüsse die Lücken füllen und das Gift ausscheiden. Es gibt nun einmal keinen erziehungslosen Unterricht. Wenn nun unsere katholischen Gymnasiasten die katholische Religion amtlich aus der Oeffentlichkeit der Schule verbannt und in zwei kurze Wochenstunden eingekerkert sehen, so wird ihnen in den Entwicklungsjahren ungleich wirksamer als den Arbeitermassen von den sozialistischen Wanderrednern der gottlose Grundsatz: Religion ist Privatsache, ins Blut geimpft. Und wenn beim Unterricht jahraus jahrein über jede zweifelhafte Liebesgeschichte und über jeden trinkfesten Hymnus vom Katheder herab im günstigsten Fall — gelacht wird (von der albernen Klassikeranbeterei verknöcherter Humanisten alter Schule nicht zu reden), dann müßte die menschliche Natur nicht ihren psychologischen Gesetzen folgen, würden sich die sittlichen Begriffe des einzelnen nicht allmählich ganz bedenklich verschieben gemäß dem Wort des hl. Basilius: „Die Gewöhnung an schlechte Reden ist leicht der Weg zu schlechten Taten“ (Rede: „An die Jünglinge über ein nutzbringendes Lesen der heidnischen Schriftsteller“, Kap. 2). Es bleibt eben jeder Humanismus ohne die übernatürliche Erhebung durch Christus im reinen Diesseits haften. Wir müssen uns aber vom katholischen Standpunkt aus dagegen verwahren, daß das humanistische Gymnasium unsere Jugend mit solchen Idealen, denen jeglicher Adel katholischer Transzendenz mangelt, ausschließlich zu erfüllen trachtet. Oder ist es nicht — Verzeihung! — eine Unverfrorenheit, jungen Katholiken die Humanität eines Goethe als vollkommenes Lebensideal vorzustellen? Goethe dichtete ein großes Diesseitsmenschentum; aber jene Erziehungsweise heißt Königssöhne an der Palastpforte betteln lassen. So bleiben edelste Kräfte brach. Wie lange noch?

Gott sei's gedankt, daß nicht alle Gymnasiasten dem auf sie einströmenden Heidentum ohne starke Bundesgenossen (Familie, auch Religionslehrer, wenn dieser die katholische Jugendbewegung in der Hand hat) gegenüberstehen; daß ferner nicht alle Lehrer selbst ihre katholische Seele so verschließen, wie es die Vorschrift verlangt. Aber wenn gute Ergebnisse nur durch Gegenwirkung gegen die amtliche Erziehung erzielt werden, die eben von Natur aus die Aufgabe hätte, jene Ergebnisse zur Reife zu bringen, so ist die genannte Erziehung in sich gerichtet. Wir Katholiken verlangen demnach vom Staate die katholische Konfessionalisierung in erster Linie des humanistischen Gymnasiums als jener höheren Bildungsanstalt, die den Zögling weltanschaulich und herzensbildend am tiefsten erfaßt, den führenden Katholikenkreisen die allgemeine Bildung vermittelt und der Kirche ihre Priester auf das Fachstudium vorbereitet: in dem Umfang, der unserem Bevölkerungsanteil entspricht. Für andere Bekenntnisse die gleichlaufende Konfessionalisierung zu fordern, ist nicht unsere, sondern deren Sache. Jedoch ist es die demokratische Pflicht des Staates, unserem Anspruch zu genügen, weil er für die ideelle Wohlfahrt der Bürger die materiellen Grundlagen zu schaffen hat.

Im II. Band der „Didaktik“ sagt Willmann S. 501:

„Da das moderne Wesen auf eine Mehrheit von religiösen Bekenntnissen gestellt ist, so kann der religiöse Charakter der Schule nur in ihrer Konfessionalität zur Geltung kommen. Diese ist mit dem Charakter, den der Staat der Schule zu geben hat, durchaus vereinbar, da die Religion die Grundlage der staatlichen Autorität bildet, keine Konfession aber sich gegen die letztere kehrt, vielmehr sie anerkennt und die im Geiste der Gerechtigkeit ausgeübte weltliche Autorität befestigt.“ Und S. 502: „Die Konfessionalität ist auch für die höheren Anstalten das Normale, so gewiß die sittlich-religiöse Bildung den Kern der intellektuellen ausmachen muß. Zum Lernen in der Schule gehört ein Schulleben, zu diesem aber ein Schulgottesdienst, der nur den Ritus einer bestimmten Konfession haben kann.“ — Wie vorbildlich waren diese Forderungen: Konfessionalität: konfessionelles Schulleben samt Gottesdienst, in der Jugendzeit des deutschen Gymnasiums, im 16. und 17. Jahrhundert, verwirklicht! Katholischerseits also im alten Jesuitengymnasium. Durch keine staatliche Bevormundung eingeengt, besaß dasselbe seinen eigenen katholischen Lehr- und Erziehungsplan, die Ratio atque Institutio Studiorum Societatis Jesu vom Jahre 1599[1]). Darin wird es als die wichtigste Erziehungsaufgabe der Gesellschaft bezeichnet, „alle unserem Institute entsprechenden Wissenschaften derart vorzutragen, daß die Menschen hierdurch zur Erkenntnis und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers angeregt werden“ (1. Regel für den Provinzial). Die 1. gemeinsame Regel für die Gymnasialprofessoren schärft dem Lehrer ein: „Sowohl bei guter Gelegenheit in den Unterrichtsstunden als auch sonst gehe seine Hauptabsicht dahin, die zarten Herzen der Jugend für den Dienst Gottes und die Liebe zu Gott sowie für alle Gott wohlgefälligen Tugenden empfänglich zu machen.“ Die Lehrer, Scholastiker der Gesellschaft mit siebenjähriger philologisch-pädagogischer Vorbildung, erteilten als Ordinarii selber den Religionsunterricht und überwachten die pflichtmäßigen religiösen Uebungen, insbesondere den Besuch des Schulgottesdienstes und den Empfang der hl. Sakramente. So ergab sich vollkommen organisch die straffe Konzentration um die Leitidee der Tugendheiligung. Dem Einen, das not ist, diente alles: religiöse Unterweisung, Ermahnung und Uebung, Marianische Kongregation, profaner Unterricht, Schulfeste und das gesamte Schulleben. Die durchgreifende Personalunion (beeinträchtigt vielleicht durch den häufigen Lehrerwechsel) gab mächtige Antriebe zur Idealbildung. Auf solcher religiös-sittlichen Grundeinstellung konnte das altklassische Studium ohne Gefahr zur ungehemmten Entfaltung gebracht werden. Die Jesuitenschüler wurden ganze Humanisten, die lateinisch und griechisch zu schreiben, reden und dichten wußten. Sie wurden aber ebenso ganze Katholiken, wie ihnen der protestantische Professor Brulov (Straßburg) in einem Gutachten über das Straßburger Gymnasium 1619 bezeugt: „Man findet Jesuitenbuben, welche auf ihre Art mit einem aus den articulis fidei können schwätzen, daß man sich darüber verwundern muß. Woher kommts? Daher, weil sie, die Patres, solches von Jugend auf in ihren discipulis gleichsam eingießen. Wo findet man aber einen unter unsern?“[2])

Die Rekatholisierung des humanistischen Gymnasiums wird in vieler Beziehung auf das jesuitische Vorbild zurückgreifen, im übrigen aber sich der Zeitlage einordnen müssen. Auch das neue Gymnasium kann dem Staate gehören. Dieser besitzt derzeit die materielle Verfügung und hat die Lehrordnung aufzustellen, jedoch erst auf Grund eines Konkordats mit der kirchlichen Instanz, damit die katholischen Belange gewährleistet sind. Ferner muß er in der fortlaufenden Leitung von Erziehung und Unterricht mit der Kirche zusammenarbeiten. Es ist hier nicht die Aufgabe gegeben, die angedeutete (juristische) kirchlich-staatliche Einigung in ihren Einzelfragen vorzuzeichnen. Daß an einem Bekenntnis-Gymnasium nur Lehrer und Schüler der betreffenden Konfession möglich sind, versteht sich von selbst. Im übrigen wenden wir uns den pädagogischen Grundsätzen zu, die das humanistische Gymnasium als katholisches leiten sollen.

Erziehungsziel ist — subjektiv — die katholische Kalokagathie. Sie besteht in der katholischen Glaubensüberzeugung, Religiosität und durch Vaterlandsdienst, Humanität, überhaupt Kulturbetätigung ausgeübten Gottesliebe. Konkret wird sie dargestellt in jedem Gebildeten, der auf dem Felsengrund unerschütterlicher katholischer Gesinnung steht, berufstreu, ein hingebender Staatsbürger und mit humanistischem Idealismus erfüllt ist, so zwar, daß er dies alles als Gottesdienst betrachtet und bejaht. Daraus erstrahlt für die Erziehung selber die dreifache Devise: katholisch, deutsch, menschlich! Nicht jedoch, als ob alle drei Elemente gleichberechtigt wären, wie wiederum aus dem Ziel hervorgeht: da wir überall zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen verpflichtet sind, so ist das erste wahrhaft die Seele der beiden andern. Im Mittelpunkt der Lehrfächer steht demnach der Religionsunterricht, nunmehr mit jenem Gewicht des Ansehens ausgestattet, das ihm den bestmöglichen Erfolg sichert. Ihn unterstützt als Bundesgenosse der offiziell katholische Geist, der das gesamte Schulleben trägt, die Erziehung zu einem charaktervollen Ganzen abrundet und die entschiedene katholische Lebensrichtung zu erzielen vermag. Der Schwung eines aus Urtiefen quellenden, frei sich entfaltenden Katholizismus wird im Vorbild des Lehrers zum unwiderstehlichen Begeisterungsantrieb. Ist doch gerade die humanistische Jugend für das Hohe und Edle doppelt empfänglich. Ueberhaupt sind die Bildungsgüter, die das humanistische Element darbietet, für die katholische Erziehung von unschätzbarem Wert. Sie gliedert den Humanismus ihrem Ideengehalt organisch ein, ihn zugleich zu würdiger Höhe emporhebend. Im Lichte unserer Religion ist die freie Entfaltung der menschlichen Gaben und Kräfte reinste Verwirklichung des göttlichen Schöpferwillens, das klassische Ebenmaß der Kunst ein Funke des göttlichen Geistes zur Erhellung des irdischen Jammertales, das brüderliche Umfassen alles dessen, was Mensch heißt, gottbefohlene Nächstenliebe. Wir verehren im Menschen nicht den pantheistischen Gott, sondern das geschaffene Bild des wahren Gottes: Et creavit Deus hominem ad imaginem suam: ad imaginem Dei creavit illum (Genes. I, 27). Und weil der Mensch durch die Erbsünde von Gott getrennt ist, zu dem er doch gelangen soll, so steht im Mittelpunkt des katholischen Humanismus der Gottmensch Jesus Christus, der der Idealmensch ist und zugleich als Erlöser die Menschennatur durch den Adelsbrief der heiligmachenden Gnade unendlich über die Erde erhebt. Das katholische Gymnasium hat die Pflicht und das Recht (das heilige Vorrecht vor allen anderen Bildungsanstalten) die edle Humanität der klassischen Antike in solch katholischer Durchklärung und Verklärung seinen Zöglingen in die weit geöffnete Seele zu pflanzen. Denn das Alte war unvollkommen, nicht nur humanum, sondern nimis humanum. Sophokles, Plato, Vergil, Horaz, Cicero wären als Christen ganz anders gewesen. Alles Herrliche und Gute aus der Antike ist weitherzig zu umfassen. Die Tugendlehren eines Sokrates, die wieder so zeitgemäßen Flammenreden eines Demosthenes, die antike Divina Commedia eines Vergil, die bewegte Sprache eines Cicero gegen die Unterwühlung des Staates durch Laster und Verschwörungen müssen mit dem ganzen Gewicht ihrer Wirkung dem jugendlichen Gemüt dargeboten werden. Aber das griechisch-römische Menschlichkeitsideal finde in Christus seine Vervollkommnung und die Begeisterung für das klassische Altertum in ihm ihr heilsames Korrektiv. Christus sei Ziel und Beziehungspunkt. Er, das Licht zur Erleuchtung der Heiden (Luk. II, 32), hat die antike Welt grundstürzend erneuert. Das christliche Altertum ist demnach als unmittelbares Ergebnis dieser Wesenswandlung der zunächst gegebene Inhalt eines katholischen Humanismus. Soll sich nun unser katholisches Gymnasium auf das christliche Altertum umstellen? Soweit es in seinem allgemeinbildenden Charakter gefördert wird, sicherlich; für diesen Zweck aber wird die heidnische Antike das Hauptgebiet bleiben. Das Neue Testament soll unter allen Umständen seinen Platz im Stundenplan haben. Die Kirchenväter dürften im allgemeinen wegen ihres vorwiegend theologischen Inhalts und ihrer nicht selten mangelhaften Form für das Gymnasium wenig geeignet sein. Nichtsdestoweniger können die Confessiones eines Augustinus, die Reden eines Chrysostomus und Basilius auch dort sowohl formell wie materiell mit ausgezeichnetem Erfolg gelesen werden. Auch die Geschichte der jungen Kirche, ihre Kultursendung im Römerreich usw. liefern unendlich viele Gesichtspunkte für die Allgemeinbildung. Humanistisches und katholisches Element der Erziehung gehen hier ineinander über.

Mit den altsprachlichen Fächern sind sehr eng verbunden der deutsche, der Geschichts- und staatsbürgerliche Unterricht. War doch die zweite Blütezeit des deutschen Schrifttums von den Wogen des Neuhumanismus getragen. Anderseits läßt sich der vaterländische Unterricht auch mit der religiösen Grundeinstellung

[1]) Nach der auf der Ausgabe von P. Pachtler S. J. im V. Band der Monumenta Germaniae Paedagogica 1887 beruhenden Uebersetzung in Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, Freiburg 1896 zitiert.

[2]) Fournier-Engel, Gymnase, Académie et Université de Strassbourg 1525—1621, Paris 1894, p. 375.

so leicht in Einklang bringen, daß es nicht vieler Worte bedarf. Denn selbstverständlich lehrt dies das Vaterland mit der Glut ehrlicher Begeisterung lieben. Noch mehr. Völkisch-pantheistische Vaterlandsvergötterung kann sich an Wucht der sittlichen Verpflichtung nicht im entferntesten mit der echt katholischen Vaterlandsliebe vergleichen, die dem Cäsar gibt, was des Cäsars ist, weil es Christus geboten hat. Die Probleme liegen mehr an der Außenseite: Wie wird die protestantisierende Richtung des herkömmlichen Geschichts- und Deutschunterrichtes durch eine katholische ersetzt? In erster Linie durch entsprechende Lehrbücher. Die Hohenzollern müssen auch in der Geschichtsauffassung entthront und an den ihnen gebührenden Platz gestellt werden, dafür anderseits das Deutsche Reich des Mittelalters, Habsburg (der Schutzwall gegen den Islam), Wittelsbach, die deutsche Hierarchie und das Papsttum wahrheitsgemäße Würdigung erfahren, wie sie ihren Verdiensten um das deutsche Volk entspricht, und katholische Würdigung, wie das ihre Bedeutung als katholische Kulturträger erheischt. Auf die deutschen Klassiker kann das über das humanistische Ideal Gesagte finngemäße Anwendung finden.

Der katholischen Kirche wird ein gläubig-katholischer Gebildetennachwuchs aus dem Bekenntnisgymnasium verlässige Stütze und Bannerträger im öffentlichen Leben sein. Nicht geringeren Gewinn wird der Staat davontragen, wenn er Männer heranbilden läßt, die ebenso begeisterte Patrioten wie Katholiken und Humanisten sind. Denn er baut einen mächtigen Damm gegen den Materialismus und zum Schutze seiner eigenen Autorität. Er leistet Wiederaufbau dort, wo es zu allererst notwendig ist. Kleine Seelen werden sich an die Schwierigkeiten anklammern; aber sind nicht schon mächtigere Hindernisse überwunden worden, als es für unsere Forderung z. B. die konfessionelle Mischung der Bevölkerung darstellt? Uns kann nie und nimmer die Materie retten, die aus toten Elektronen besteht. Wohl aber kristallener katholischer Lebensquell, der aus klassischem Marmel rinnt.

Abenddunkeln.

Der Himmel ist wie goldumsäumt
Von letzter Sonnenglut,
Die zögernd noch verweilt und träumt.
Wie Schatten dräuen, wallt die Nebelflut. —
Nun lass die Arbeit ruh'n!
Lass einen Atemzug
Uns des Geniessens tun!
— Noch einen Federstrich! —
Zu spät! Der Tag entwich.
Das Licht, das golden schien
Und immer heller uns gestrahlt,
In glühend' Farben jedes Ding gemalt,
Der Flügelschwung,
Der leicht und jung
Uns in den Aether trug,
Sie sind dahin — auf ewig hin.
Der Erde Höhenstrich,
Des Himmels tiefster Saum,
Sie trafen sich — sie küssten sich
Zu langem Traum. —
Noch wollt' ich schreiben
Bei Tages letztem Licht
Ein heilig Wort,
Das ewig sollte bleiben. —
Noch wollt' ich strecken
Meine Hand dem Freunde hin
Und in ihm wecken
An schönste Tage die Erinnerung,
Die nie verweht. —
Ihm künden ein unsterblich Lied,
Eh' noch die dunkle Nacht
Uns von einander schied. —
Da sinken ihre Schatten dicht,
Es ist zu spät — zu spät! —
Ob uns ein Morgen wieder lacht?

Therese Tesdorpf-Sickenberger, München.

Moderner Materialisationsschwindel.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

Paul Heuzé[1]), „ein scharfer Beobachter und gewandter Schriftsteller", hat bei den modernsten spiritistischen Medien festgestellt, daß nur dann „Phänomene" sich ereignen, wenn das Medium nicht kontrolliert wird. Durch eine Kommission von Gelehrten der Pariser Sorbonne hat er vor allem das Teleplasma (= Ferngebilde) untersuchen lassen, welches das von Madame Bisson hypnotisierte Medium Eva Carrière vor Dr. Alb. Frhr. von Schrenck-Notzing hervorgebracht und zu amorphen (= gestaltlosen), schleierhaften und schließlich „organischen" Gebilden bis zu künstlerisch vollendeten Händen und Köpfen, jedoch von flächenhaftem, papierartigem Charakter ausgestaltet hat: „Von den 13 Sitzungen verliefen 8 völlig negativ. In den übrigen sahen die Experimentatoren eine nach dem gegenwärtigen Stande der physiologischen Forschung unerklärliche Substanz" nie, „in der erfolgreichsten Sitzung eine dünne Scheibe, von einer weicheren Substanz umgeben und mit Speichel benetzt, an einem grauen Faden zwischen den Lippen", welcher „Bewegungen lediglich vom Munde des Mediums erteilt wurden, wie ein Stückchen Gummi, auf der einen Seite heller, auf der anderen dunkler. Das Medium kaute an der Substanz herum und schien sie dann zu verschlucken. Die Art, wie das Medium die Substanz hervorbrachte, kann nur als eine Art Brechakt — Rumination — bezeichnet werden. — Schon in Algier hat Eva C. alias Marthe Béraud in der Villa Carmen 1904—05 im Hause der etwas geistesschwachen Spiritistin Generalin Noël eine ganze Materialisationsposse aufgeführt und 10 Personen ihre Beteiligung an dem Hokuspokus zugestanden. Einer Einladung Heuzés, sie mit einigen seiner in Paris lebenden Zeugen zu konfrontieren, hat sie nicht Folge geleistet.

Heuzé hat sich bemüht, auch alle anderen ihm bekannten Materialisationsmedien vor die Kommission der Sorbonne einzuladen, aber Franek Kluski lehnte ab; Stanislawa P. stellte Bedingungen, die eine hinreichende Kontrolle illusorisch machten; das in Kristiania entlarvte Medium Einer[2]) Nielsen kam nicht mehr in Frage; das gleiche gilt von Kathleen Goligher, mit welcher Prof. W. J. Crawford in Belfast 10 Jahre erfolgreich experimentiert hat. Nach dem Selbstmord des Prof. Crawford 1920 fand der durchaus gläubige Metaphysiker Dr. E. E. Fournier d'Albe eine deutliche Textilstruktur[3]). Bei einer ‚Tischlevitation' (Tisch hebt sich entgegen der Schwerkraft) arbeitete sie mit einem Besenstiel, der mit Chiffonfetzen umkleidet ist, weder an Händen noch an Füßen irgendwie kontrolliert (Aufnahme: Prof. Crawford). Franek Kluski produzierte auch einmal einen Gesichtsabdruck in Paraffin, der sich als der Hinterteil des Mediums herausstellte. Welche rigorose Kontrolle muß geherrscht haben, wenn es dem Medium möglich war, sich die Beinkleider herunterzulassen und in das Paraffin zu setzen — ganz anders, als Geley sie schildert! — Ein Pariser Berufsmedium verriet Heuzé, wie es Teleplasma produziert: Das Medium trägt unter dem Trikot auf der Brust eine flache Gummiflasche, mit Schaum von Porterbier gefüllt. Es braucht nur ein wenig auf die Gummiflasche zu drücken, um den Schaum durch den Trikot hindurchtreten zu lassen, der dann nur etliche feuchte Spuren hinterläßt, wenn er sich ‚demateralisiert'[4]) hat."

Solche Prüfungsergebnisse lassen nur zu berechtigt erscheinen die scharfe Kritik in der Artikelserie des Bayerischen

---

[1]) L'Opinion, 1922, H. 27—37; vgl. „Entlarvte Medien. Ein Bericht. Von Graf Carl v. Klinckowstroem" in Die Umschau, Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Jahrg. XXVI (1922), Nr. 47, S. 733—736. Zur Widerlegung von Einwänden vgl. ebd. XXVII (1923), Nr. 9, S. 129 ff.

[2]) Richtig: Ejnar. — Des Ingenieurs Fritz Grunewald „Meinung über die Untersuchung mit Einer Nielsen in Christiania" in Psychische Studien, Jg. 49 (1922), S. 322 ff. ist ein Musterbeispiel dafür, wie jene absolut voreingenommenen Kreise sogar über die handgreiflichsten, von ihnen selbst „mit Ekel konstatierten" Manipulationen, hier mit einem „im Rektum verborgenen, mit Fäzesteilen beschmierten, durch das in der Tüllmaske gestochene Loch in den Mund gebrachten und verschluckten Stück Tüll", wobei „ganz unzweifelhaft . . unbedingt Betrug vorliegt" (325) — sich skrupellos hinwegsetzen mit der mehr als naiven Annahme, daß gleichwohl „in höchst gesteigerter telepathischer Suggestibilität Nielsen ein echtes Teleplasmaphänomen produziert und außerdem zwangsweise sich in der ekelhaften Weise beschmiert hat, die sich einer der Aerzte oder das ganze Kollegium vorgestellt haben mag, ebenso das Loch in den Schleier gestoßen hat" (326).

[3]) = Schleiergewebe, welche eine geister-, d. i. nebelhafte Substanz vortäuschten.

[4]) = in das Geisteswesen zurückverwandelt.



Kurier an dem 1923 in zweiter Auflage erschienenen, in der okkultistischen Zeitschrift „Psychische Studien" wie ein Evangelium heilig gehaltenem Buche des Frhr. Dr. von Schrenck-Notzing „Materialisationsphänomene". Eine Erwiderung auf die Enthüllung dieser modernsten „Materialisationen", die zwar nicht mehr spiritistisch, aber psycho-dynamisch, d. i. aus einer geheimnisvollen Gestaltungskraft der menschlichen Seele — bis zu einem gewissen Grade über die Grenzen ihres Leibes hinaus erklärt und zu einer experimentellen Naturwissenschaft des Okkultismus ausgebeutet werden wollen, ist ausgeblieben.

Nur der Freisinger Hochschulprofessor Dr. A. Fr. Ludwig hat im Dezemberheft der „Psychischen Studien" (1923) sich in persönlichen Gefühlsergüssen über die verfolgte Unschuld seiner Lieblingsmedien ergangen, ohne sachlich auch nur auf eine einzige wissenschaftliche Begründung jener alle wesentlichen Darlegungen Dr. v. Schrencks unter die kritische Lupe nehmenden und keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehenden Artikelreihe einzugehen. Dieselbe ist nicht bloß „vom Schreibtisch aus diktiert", sondern schlägt den Gegner mit dessen besten eigenen Waffen, mit der protokollarischen und photographischen Aufnahme seiner Erlebnisse, die darin in das vorteilhafteste Licht gesetzt sind, so daß sie bei persönlicher Teilnahme an den Sitzungen nicht einmal so gut auf den Laien zu wirken vermöchten, wie bei dieser anscheinend fachmännischen und wissenschaftlich einwandfreien authentischen Interpretation. — Die Behauptung eines „religiösen" Charakters gewisser Medien beweist im allgemeinen höchstens den Mangel des wahren Religionsbegriffs, der eine unüberbrückbare Kluft bildet zwischen Glauben und Aberglauben und unbedingt ausschließt eine nicht erst durch die positive kirchliche Gesetzgebung, sondern schon durch das primitive Naturrecht verbotene Förderung des letzteren, gar nicht zu reden von der scheinheiligen Verquickung spiritistischer Gefolgschaft mit praktischer, ostentativ sogar gesteigerter katholischer Glaubensbetätigung, wodurch so viele vermeintlich gute Katholiken sich nicht minder schwer verfehlen, wie ehedem die geheimen Anhänger der vom christlichen Altertum bis tief ins Mittelalter herein fortwuchernden gnostisch-manichäischen Schwärmersekten, deren die katholische Kirche sich schließlich nur noch durch die Gewaltmaßregel der „Inquisition" zu erwehren vermocht hat.

Der Anspruch auf exakt wissenschaftlichen Charakter der Salonproduktionen bei Frhrn. von Schrenck-Notzing müßte erst begründet werden durch befriedigende Lösung der Fragen:

Warum scheut auch die „psycho-dynamische" Theorie so sehr das volle Licht und allseitige, rücksichtslos zugreifende Kontrolle? Wenn die rätselhafte Materie wirklich vor grellem Lichte, wie Nebel vor der Sonne, sich aufzulösen droht, woher erklärt sich dann die Tatsache, daß Dr. von Schrenck dieselbe schon bei ihrer Entstehung „wiederholt minutenlang sehr starkem elektrischen Licht ausgesetzt" hat, ohne daß jene zersetzende Wirkung eingetreten ist?[5]) Sollte sie mehr bedeuten als höchstens eine „physiologische Anomalie der normalen Sekretionsvorgänge" (Dr. Kafka)[6]), d. i. eine außergewöhnliche Schweißabsonderung, warum räumt dann von Schrenck (143/4)[7]) den „objektiven Charakter" des in diesem Sinne gehaltenen Gutachtens von Prof. B. ein? Warum bestätigt eben derselbe[8]) noch 1920: „Der Materialisationsprozeß betrifft nicht Neubildungen mit organischer Grundlage, sondern Textilprodukte (Gewebe, Schleier) mit dem äußeren Anzeichen maschinentechnischer Herstellung sowie anorganischer Stoffe" und 1923: „Das Ganze sieht aus wie eine Gesichtsmaskenskizze, komponiert aus einem Brei von aufgeweichter Pappe und schleierartigen Stoffetzen ... unter Rissen, Falten — zahlreichen Löchern und Zerknitterungen (196/7). Ein flaches, ausgeschnittenes Bild wie aus Pappe oder Papier mit einem bärtigen Antlitz sieht vollkommen deformiert aus (218; vgl. 242, 253, 271)?" Sehen so organische Neubildungen aus? Bringt die Natur von vornherein solche verkrüppelte Exemplare hervor? Nehmen sich dieselben nicht vielmehr aus wie Kunstprodukte, die um so schadhafter zum Vorschein kommen, je öfter sie durch wiederholten Gebrauch abgenützt werden? Verraten sie sich eben dadurch nicht als nach dem Transport durch die Schleimhäute der Mundhöhle, des Kehlkopfes, der Speiseröhre und des Magens, zumal nach mehrmaligem Verschlucken und Wiederheraufwürgen (Rumination) stark mitgenommene Gewebestoffe und Papierköpfe? Woher erklärte sich bei wirklichen, lebendigen Köpfen das Fehlen des Hinterkopfes, d. i. der „dem Beschauer abgewendeten Gesichtshälften"; ist doch „bei einem wirklichen Lebewesen die plastische Anatomie nach allen Richtungen hin entwickelt"? Ist aus der Berechnung der „Wirkung auf das Auge des Beschauers" (522/3) die optische Täuschung durch Kohlenstiftzeichnungen, die mittels starker Schattierung den Eindruck lebensvoller Wirklichkeit erwecken, nicht ebenso klar ersichtlich, wie aus dem Standhalten gerade dieser künstlichen Schattengebung vor dem grellen elektrischen Blitzlicht, welches an wirklichen Lebensgebilden wegen seiner übermächtigen Wirkung volle Schattengebung verhindert? Warum hat v. Schrenck (476) die photographischen Originalaufnahmen „nicht aus der Hand gegeben", um so jeden Verdacht auszuschließen, daß er bei den Illustrationen in seinem Buche Nachbesserungen sich gestattet hat, einen Verdacht, der durch die Sachverständigengutachten keineswegs behoben ist und umso gründlicher ausgeräumt werden müßte, als er (447) seinem Medium skrupellos die künstlerische Freiheit eingeräumt hat, „das Materialisationsphänomen zu verbessern", ja sogar dessen direkten „Versuch zur täuschenden Vorspiegelung unrichtiger Tatsachen" beschönigt hat durch den begreiflichen „Wunsch, den optischen Eindruck der Beobachter zu verstärken"? Warum ist der von Dr. Kafka (ebd. 125/8) geforderte einzige durchschlagende Gegenbeweis gegen die „Ruminationshypothese": radikale Ausspülung des Kehlkopfes und Magens zwar einmal „bei anderer Gelegenheit"[9]) in Aussicht gestellt, in der Tat jedoch nie durchgeführt worden? Warum verschließt sich v. Schrenck völlig der von seinem Münchener Kollegen, dem praktischen Nervenarzt Dr. von Gulat-Wellenburg, experimentell festgestellten Tatsache, daß ganz „trockene, gefaltete Papierblätter — weder zerfetzt noch aufgeweicht" aus dem Magen wieder herauszubringen sind, sowie der Möglichkeit, daß das Medium sogar durch einen „Schleierhelm den zusammengefalteten Papierkopf zwischen zwei Nadelstichen hindurchbefördern konnte — die Dichtigkeit der Naht wurde nicht gemessen"[10]), wie später (287 ff.), wo jedoch Madame Bisson dem Medium nach „Hypnotisierung und Löschen des weißen Lichtes eine schleierartige Substanz" mit darangebundenem Fingerfragment in die Hand spielen mochte? Warum entkräftet v. Schrenck nicht wirksam Dr. Kafkas (ebd. 1260) und sämtlicher wissenschaftlich ernst zu nehmender Sitzungsteilnehmer „Bedenken schwerster Art" gegen Madame Bissons allzu vornehme „Behandlung als Mitarbeiterin und Gewährsperson", statt als höchst verdächtige Mithelferin des Mediums, die sich jeder Verschärfung der Kontrolle grundsätzlich widersetzt und wegen Nichtbeachtung ihrer Persönlichkeit am besten dazu in der Lage ist, betrügerische Manipulationen zu verschleiern, z. B. einen vom Medium fallengelassenen Papierkopf aus dem Kabinett unbemerkt wegzuräumen, während die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt wird auf das zu sofortiger Körperkontrolle aus dem Kabinett heraustretende Medium? Woher kommt der von der englischen Untersuchungskommission am 23. Mai, sowie 4., 7., und 11. Juni im Kabinett vorgefundene Papierstoff (375 ff.), anders als von Abfällen der ruminierten Papierköpfe? Warum wird durch Schließen des Vorhangs nach der Hypnotisierung und vor dem Zurücktreten der „Materialisationsphänomene" die Beobachtung ihres Hervornehmens aus Magen und Mund und Zurücknehmens ebendahin von vornherein unmöglich gemacht?

Warum ist bei der Polin Stanislawa durch die „so gut wie möglich ausgeübte Kontrolle" nicht verhütet worden, daß dieselbe „sich vielfach ihrer Hände bediente" (534, 545) und gesteht v. Schrenck (540) wörtlich: „Das Ganze sieht aus wie ein wohlvorbereiteter Theatercoup"? Warum ist der 18jährige Zahntechnikerlehrling Willy Schneider in München, nachdem er daselbst mit den Koryphäen der Wissenschaft sein frevelntliches Spiel getrieben, plötzlich durchgebrannt? Warum ist schon vorher seine ganze Wirksamkeit ohne weiteres lahmgelegt worden durch Aufstellung eines Hindernisses innerhalb seines „Aktionsradius" (568/4)? Warum ist nicht besser nachgegangen worden Prof. Max Dessoirs[11]) genialer Entdeckung eines verborgenen Stabes oder mechanischen Gliedes zur Hervorbringung von Fern-

[5]) Dr. med. Mathilde v. Kemnitz, Moderne Mediumforschung, 1914, S. 25/6

[6]) „Beitrag zur Methodik mediumistischer Untersuchungen" in Die Naturwissenschaften, Jahrg. 1, H. 51, S. 1260.

[7]) Die eingeklammerten Ziffern ohne Beifügung beziehen sich auf v. Schrencks Hauptwerk „Materialisationsphänome", 2. Aufl., 1923.

[8]) Physikalische Phänomene des Mediumismus, S. 199.

[9]) Dr. v. Schrenck, Der Kampf um die Materialisationsphänomene, 1914, S. 10.

[10]) Dr. M. v. Kemnitz, ebd. 14

[11]) Vossische Zeitung, Berlin, 11 März 1923




bewegungen bei Eusapia Palladino — schon vor zwanzig Jahren? Warum nennt der Zoologe Karl Gruber am Münchener Polytechnikum in seinem Bericht „Der gegenwärtige Stand der Okkultismusfrage“[12]) ahnungslos wiederholt das Betrugsinstrument, „ein kleines, schwarzes, handartiges Gebilde“, ohne es zu kennen? Warum „erübrigt sich eine Körperkontrolle (wird auch abgelehnt)“ bei der Grazer Witwe Marie Silbert, die „spiritistischer Deutung sehr zuneigt“, während doch gerade „unter dem Kleide des Mediums“ die Materialisationen zum Vorschein kommen (604, 608)? Warum verzichtet v. Schrenck (626) bei dem Dänen Ejnar Nielsen auf „ein Urteil über etwaige Schwindelmanöver“, nachdem er (617) selbst bereits zugegeben hat, daß derselbe „gelegentlich sich schwindelhafter Manöver bedient“? Warum hält er Rumination bei diesem Medium für ausgeschlossen, obschon dessen stattliche Körpergröße auch für umfangreichere transparente Schleiergewebe hinreichend Raum im Magen bietet und schon seine Verweigerung eines Brechmittels Verdacht erregen muß (626)? Warum hat bei Franek Kluski der Pariser Arzt Dr. Gustave Geley die einzige „Kontrolle in den Sitzungen durch Halten der Hände bei stark gedämpftem Rotlicht“ ausgeübt (630), nachdem gerade das Rotlicht „die Beobachtung außerordentlich unsicher“ macht und „Nachbilder“ entstehen läßt, d. h. noch einige Zeit, nachdem die Hand unvermerkt freigemacht worden ist, ihr Bild nachwirken läßt?[13]) Ist es zu verwundern, wenn „die um das Medium schwebenden phosphoreszierenden Lichter oft die Form von runden Scheiben und Kugeln bis zur Größe eines Zweifrankenstückes annehmen“, nachdem die leuchtenden Verdichtungsherde „von starkem Ozongeruch begleitet“ sind (630)? Hat doch der durch „langjährige Spektraluntersuchungen“ erprobte Professor Dr. Ed. Haschek in Wien[14]) u. a. festgestellt: „Das Eigenlicht des Menschen rührt her von verdampften, sich oxydierenden Körperausscheidungen. Diese Chemilumineszenz erhöht“ namentlich Ozon. Darin „senden viele Stoffe ein so helles Licht aus, wie die leuchtenden Zifferblätter der Taschenuhren“. Schon im Oxydationsprozeß des Luftsauerstoffes tritt „durch Wegblasen eine besonders hell leuchtende Wolke auf“. Für „die Erzeugung von Eigenlicht in Form von Blitzen“ bei Frau Marie S. (615) gibt es noch eine besondere Erklärung. Mittels des Toeplerschen Schlierenapparates „sieht man aus den Oeffnungen der Rockärmel ganze Garben von flammenartigen Schlieren hervorbrechen, bei recht empfindlicher Einstellung sogar durch die dicksten Kleider hindurch“[15]). So ist auch der magische Lichteffekt kein spiritistisches Geisterphänomen, sondern „fauler Zauber“.

Vorstehende Bedenken gegen die Echtheit mediumistischer „Materialisationen“ könnten noch vermehrt werden, lassen jedoch für nüchtern denkende Menschen zur Genüge ersehen, wie wenig übernatürliche Kräfte aus einem jenseitigen Geisterreich oder auch nur außerordentliche „parapsychische“ Seelenkräfte hierbei im Spiele sind.

[12]) Literaturbeilage der München-Augsburger Abendzeitung: „Der Sammler“, Nr. 20 vom 18. März 1923, S. 2, Schluß.

[13]) Dr. M. v. Kemnitz, ebd. 27.

[14]) „Ueber Leuchterscheinungen des menschlichen Körpers“ in „Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien“, mathematisch-naturwissenschaftl. Klasse, Bd CXXIII, Abt. II, März 1914; vgl. das Referat von Karl Kuhn in „Psychische Studien“, Bd. 45 (1918), S. 446—455, bes. 449 ff.

[15]) „Psychische Studien“, ebenda 424.

In den Katakomben des Kallistus.

Noch eben Sonnenbrand und Sonnenschwüle
Nun Grabesluft, worin ich mich ergehe,
Von tausend Toten spürt das Herz die Nähe,
Und ahnungsvoll umfängt mich feuchte Kühle.

In Lastern schwelgte Rom auf üpp'gem Pfühle,
Und Neros Fackeln loderten zur Höhe.
Hoch aus den Wolken klang des Rächers Wehe,
Und strafend mass die Gottheit Romas Ziele.

Der Stadt der Toten, drin die Wahrheit klagte,
Entstieg das Kreuz und warf den Siegesschatten
Aufs Kapitol, wo Jovis Tempel ragte.

Es winkt der Mönch. Das Lichtlein flackert. Schweigend
Lenk' ich den Fuss hinauf, den wandermatten,
Im Geist mich vor den toten Helden neigend.

Wilhelm Ruland.

Zu Ludwig Freiherrn von Pastors 70. Geburtstage.

Von Staats-Oberarchivar Dr. J. Frz. Knöpfler, Schloß Trausnitz ob Landshut.

Mitten aus den Stürmen, die deutsches Volk und Land von innen und außen jetzt durchbrausen und nach dem Willen blindhassender Feinde vernichten wollen, ragt wie ein wehr- und sieghaftes Panier ungebrochen die stolze Größe deutschen Geistes, deutscher Gelehrten-, Erfinder- und Künstlerarbeit. Und an diesem Wahrzeichen soll die ganze Kulturwelt erkennen, daß Deutschland nicht sterben kann und will, sondern daß es mehr wie je dazu berufen ist, in freier Betätigung mitzuarbeiten an dem so notwendigen, baldigen Wiederaufbau Europas. — An bestimmten Tagen jener zu gedenken, die mit an erster Stelle standen oder stehen, deutscher Geistesarbeit siegreich Bahn zu brechen, ist für uns eine Ehrenpflicht gerade heute. Darum wollen wir uns auch in dankbarer Freude erinnern, daß einer der angesehensten deutschen Geschichtsschreiber, Ludwig Freiherr von Pastor (geb. 31. Jan. 1854 zu Aachen) in diesen Tagen sein 70. Lebensjahr vollendet. Es genügt, den Namen seines seit 1886 erscheinenden, nunmehr auf 9 Bände angewachsenen, ins Englische, Italienische, Spanische und Französische übersetzten monumentalen Werkes Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters zu nennen, um v. Pastors Stellung als deutscher Historiker von Weltruf zu charakterisieren. Denn erst seit v. Pastor besitzen wir die Geschichte der Päpste, und die gesamte Kritik aller Länder, auch die nichtkatholische, hat die Bedeutung dieses Werkes anerkannt, seine peinliche Kritik, seine absolute Objektivität, das maßvolle Urteil und wiederum den Freimut im Bekennen von zeitlichen Schwächen der Kirche und ihrer höchsten Würdenträger, den geradezu staunenswert umfangreichen archivalischen und literarischen Quellenapparat, die glänzende Darstellung, was alles zusammen Ludwig v. Pastors Werk zu einem der besten Geschichtswerke, die je geschrieben worden sind, macht. Sein Erscheinen wird in der internationalen wissenschaftlichen Welt mit Spannung verfolgt.

Aber nicht nur die Gelehrten, auch die Katholiken aller Länder und ganz besonders wir deutsche Katholiken gedenken heute mit Stolz und Dank des Namens Ludwig v. Pastor. Denn das ewige Rom, die Wunderstadt am Tiber, seit über 2 Jahrtausenden der Angelpunkt der Welt, der heilige Stuhl, ein politischer Faktor, um den sich zum guten Teil die Geschicke Europas drehten, bilden den Hintergrund für seine geschichtlichen Schilderungen. Ueberzeugender wie je einer zuvor hat er der Welt gezeigt, welche Kulturmission Rom und die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte bei allen Völkern der Erde erfüllt hat. Manches harte Urteil ist dadurch beseitigt, mancher Zweifel behoben worden, und auch solche, die nicht daran glauben wollten, dürfen unter der Wucht dieser Beweisführung, wollen sie ehrlich sein, der katholischen Kirche ihre Anerkennung nicht versagen.

So steht Ludwig v. Pastor heute allein als Verfasser der „Geschichte der Päpste“ vor seinem Volke und der katholischen Welt als einer der bedeutendsten Historiker der neueren Zeit, als ein Bahnbrecher nicht nur für die deutsche Wissenschaft, sondern auch für die katholische Kirche, ihren Sinn und ihre weltumspannende hohe Kulturaufgabe. Und doch hat uns der Jubilar außer seiner Papstgeschichte noch eine stattliche Reihe anderer Werke geschenkt; ich erinnere nur an die Beendigung und Neuauflage von Janssens Geschichte des deutschen Volkes in 8 Bänden, die 4 Bände Erläuterungen und Ergänzungen zu diesem Werke, die zweibändige Biographie August Reichenspergers, sein glänzendes Kulturbild der Stadt Rom zu Ende der Renaissance, den 1. Band seiner ungedruckten Akten zur Geschichte der Päpste und neuestens seine biographischen Arbeiten über den österreichischen Generalfeldmarschall Conrad von Hötzendorff und den Verteidiger Tirols, Generaloberst Viktor von Dankl. — Ich muß es mir versagen, hier den Lesern einen förmlichen Lebenslauf des großen Forschers zu geben. Doch darf erwähnt werden, daß die hervorragende wissenschaftliche Tätigkeit v. Pastors auch reiche äußere Anerkennung fand, zuletzt in der für einen deutschen Gelehrten seltenen Auszeichnung durch Erhebung in den Freiherrnstand. Trotzdem ist v. P. der einfache, schlichte deutsche Professor geblieben, dem Arbeit und Verbreitung geschichtlicher Wahrheit höchster Lebenszweck ist.

Das verflossene Jahr 1923 hat uns den 9. Band[1]) der Papstgeschichte beschert und es sei mir, der ich die Bände IV[2], V, VI und VIII in diesen Blättern (1909, S. 927, 1913, S. 546/7 und 1921, S. 226/7) und Band VII in den Blättern für den

kath. Klerus (Organ der Diözesan-Priestervereine Bayerns), 1. Jhrg., S. 157 angezeigt habe und der ich als junges Semester auf der Universität Innsbruck zu Füßen des Meisters gesessen bin, gestattet, im Rahmen dieser Begrüßung auf den bedeutsamen 9. Band der Papstgeschichte eingehen zu dürfen. Er behandelt das für die Kirche so wichtige Pontifikat Gregors XIII. (1572—85), des zweiten großen Reformpapstes. Gregor, mit seinem bürgerlichen Namen Ugo Boncampagni geheißen, entstammte einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Bologna. Noch unter dem Einfluß Carlo Borromeos und der Jesuiten stehend, nahm Gregor gleich nach seiner Thronbesteigung die unter Pius V. hervorragend vorbereitete Restauration der katholischen Kirche mit großem Eifer auf. Es ist das Kennzeichen und der Erfolg seines Pontifikates, daß er die kathol. Restauration nach Italien und Spanien nun auch in Frankreich, den Niederlanden, in Deutschland und in Polen siegreich durchgeführt hat. Streng wurden die Trienter Reformdekrete zur Anwendung gebracht, die Bischöfe und Fürsten durch die aus der Schule Borromeos hervorgegangenen Nuntien erfolgreich beeinflußt. Gerade die Darstellung der Tätigkeit dieser jetzt sehr zahlreich gewordenen Nuntien in allen Ländern auf Grund ihrer wertvollen, auch für die Geschichte des betreffenden Landes sehr wichtigen Berichte bildet einen großen Teil des vorliegenden Bandes. Gleich seinem Vorgänger Pius V. hielt Gregor strenge auf die Sittenreinheit am päpstlichen Hofe, stellte den Nepotismus fast gänzlich ab und führte das Papsttum im besten Sinne wieder seiner eigentlichen Aufgabe zu. „Die geistige Macht und Einheit der Kirche kam in siegreicher Gestalt wieder zur Auferstehung.“ Mit seinem Pontifikat beginnt die Glanzzeit der Gesellschaft Jesu, die nun eine ungeheuere Missionstätigkeit in der ganzen Welt entfaltete. Von großer Bedeutung war Gregors Wirken auch für Deutschland, wo er mit größtem Eifer für die Erhaltung der stark gefährdeten kathol. Kirche eintrat. Im Bunde mit den Wittelsbacher Herzögen Albrecht V. und Wilhelm V. gelang es ihm, durch das Beispiel der energischen kathol. Restauration in Bayern für ganz Deutschland bahnbrechend zu wirken. Gregor XIII. ist lange sehr unterschätzt worden. Erst die Erforschung des päpstlichen Geheimarchives schuf die Grundlage für die unbefangene Beurteilung seiner Persönlichkeit und seiner rastlosen Arbeit für die Kirche. Als das Pontifikat Gregors zu Ende ging, war der Sieg des alten Glaubens über die Glaubensneuerung in vielen Ländern erfochten, ja, für Deutschland war seine Tätigkeit so entscheidend, daß man hier „von dem Anbruch einer neuen Zeit sprechen kann“. Trotzdem fand Gregor noch Zeit für reiche Pflege der Wissenschaft und besonders der Kunst. Unter seinem Pontifikate wurde die Peterskirche vollendet. Seine rege Bautätigkeit spornte auch die Kardinäle und Römer zu neuen baulichen Maßnahmen an, so daß in Roms Stadtbild ein Aufschwung seit 1575 unverkennbar ist. 1578 wurden auch die Katakomben wieder entdeckt. An Gregors Namen knüpft sich weiter die Einführung des neuen, eben nach ihm genannten, Gregorianischen Kalenders 1582, der zuerst in Bayern Eingang fand und eine wesentliche Erleichterung und Verbesserung in der Zeitrechnung darstellt. Mit dem Bewußtsein, der Kirche das Beste getan zu haben, konnte der 84jährige Papst das Zeitliche segnen.

Auch dieser 9. Band klingt aus mit einer glänzenden Schilderung der Tätigkeit des Papstes für Kunst und Wissenschaft, seiner Sorge für die Stadt Rom, einem Kapitel, in welchem v. P. Meister der Darstellung ist. Als Anhang sind 100 ungedruckte Aktenstücke und archivalische Mitteilungen beigegeben. Ein Blick in das Verzeichnis der benützten Archive und Bibliotheken genügt, um zu zeigen, auf welch ungeheuer umfangreichen Forschungen und neuem Stoff auch dieser 9. Band wieder aufgebaut wurde, den der Verfasser dem Gelehrten auf dem Stuhle Petri, dem regierenden Papste Pius XI. gewidmet hat.

Möge Gottes gütige Vorsehung noch lange Jahre über dem Geschichtsschreiber der Päpste walten, damit er in ungetrübter Schaffenskraft sein gewaltiges Lebenswerk fortführe und vollende!

[1]) Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des Päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet von Ludwig Freiherrn von Pastor. gr. 8⁰. Neunter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration: Gregor XIII. (1572—1585). Erste bis vierte Auflage. XLVI und 934 S.) Freiburg i. Br. 1923, Herder. Preis geb. 19 Goldmark.

Vom Büchertisch.

Neugermanisches Heidentum im heutigen Deutschland von Dr. P. Erhard Schlund O.F.M. 8⁰ 72 S. Preis 1.20 ℳ. München 1924, Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. — Unter diesem Titel sind die 1923 in der „Allg. Rundschau“ erschienenen Aufsätze des Verfassers über Nationalisierung und Germanisierung der Religion, Neugermanische Religion und Kirchen, sowie über Nationalsozialismus und Religion als Buch erschienen, vervollständigt durch Nachträge und ein Namen- und Sachregister. Die Aufmerksamkeit, die das neugermanische Heidentum und seine Gefahr nicht zuletzt Dank der Veröffentlichungen in der „A. R.“ vielerseits erregt hat, wird dem Buch zugute kommen. Nirgends findet sich wohl der einschlägige Stoff in so gedrängter Form beisammen. Eine treffliche Waffenkammer für den Geisteskampf des christlichen Abendlandes mit der völkischen Barbarei. K.

Die Elemente. Von Paul Eberhardt. Vier Zeichnungen von Hans Wildermann. Verlag Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha 1923. Gr. 8⁰ 58 S. — Der Dramatiker, Erzähler und religiös eingegründete Ethiker obigen Namens besingt hier in freien, fesselnden, bisweilen schön und groß wirkenden Rhythmen die vier Elemente in ihrer als verpersönlicht und wallt heilig aufgefaßten Wesenheit. Und ihren in dieser Dichtung aufrauschenden Stimmen „lauschend, strömt es wie ein großes Gesunden in uns ein“, möchte ein Vorspruch auf dem Deckblatt des Einbandes feststellen. Eine solche Kennzeichnung erscheint aber entschieden als zu hoch gegriffen. Was wir hören, ist die Stimme — ich will gerne zugeben: die Herzstimme — des Dichters, der es auch versteht, uns seine Gesichte schauen zu lassen. Aber wir vergessen doch nie, daß kein organisch Unmittelbares sich darin dem Tiefsten unserer Seele eint, wenn auch einzelnes mitreißend auf den Weg zu Gott deutet. Hier und da klingen Töne an, die auf den Heiligen von Assisi weisen. Z. B. wenn Eberhardt das Element des Wassers, übersteigernd, den besseren Bruder seiner Seele nennt, „Geheimnis einer Ewigkeit“. Solches ist ihm auch das Licht in Gestalt von Feuer und Flamme, und zwar äußerer und innerer Art. Hochpoetisch und auffällig eigenpersönlich gestaltet sich der Hymnus auf das Element der Luft, sehr schön und dichterisch der auf die Erde. Inniges Gottgefühl, manchmal an der Grenze des Pantheismus, und ein sich dem universalen Ganzen einzweigender Individualismus stehen zu oberst in diesem vorstellungs- und anschauungsreichen Buch, das in die hingegebene Erkenntnis göttlicher und zu Gott zielender Liebe mündet. — Die Ausstattung des vornehm sich gebenden Bändchens verdient Lob, die Bebilderung bedingtermaßen desgleichen. E. M. Hamann.

Hertha **Pohl**: I. **Der Weg der Martina Förster.** 1923. Verlag Dillingen-Donau. 8⁰. 257 S. Grundpreis 3.— ℳ. II. **Armes Volk.** Novellen. Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt. 8⁰. 124 S. Grundpreis 1.80 ℳ. — Der erstgenannte Roman kennzeichnet in der Verfasserin vor allem die persönlichst miterlebende soziale Beobachterin mit dichterischen Qualitäten. Auch für sie bleibt die Liebe des Gesetzes Erfüllung; daß es in erster Linie die Liebe zur eigenen Volksschicht ist, begreift sich nach H. Pohls Werdegang leicht. — Ein Mädchen einfachster ländlicher Herkunft kommt in die Großstadt, bewahrt sich sittlich trotz Druck und Gefahr, gerät dennoch an den Rand der Verzweiflung, rafft sich aber, doch schon zum Charakter gereift, zur Selbstbesinnung für immer auf, findet bei einer Heimkehr zur kranken, überbürdeten Mutter und zum gutmütig-schwachen Vater in einem Jugendgefährten Halt und führende Liebe zu wahrem Lebensglück. — Die obengenannte zweite Novellenreihe Hertha Pohls zeigt in erhöhtem Grade die Vorzüge der früheren, mit Ausblick auf einen noch durchgreifenderen Fortschritt in Harmonisierung des Ganzen. Volle Wahrhaftigkeit beherrscht schon jetzt die Darstellung. Abkehr von aller schwächlichen Konzessionsmacherei, wohltuende Hinneigung zu Maß, Milde, echtem Verstehen in Beurteilung des Nächsten. H. Pohl hat feinen Sinn für Seelen- und Naturstimmung, hat auffallende Begabung für künstlerische Schilderung in starken, reichen und auch weichen Zügen. Ihre Menschen läßt sie mit Vorliebe sich selbst wiederfinden. Daher auch, bei allem Wirklichkeitssinn, so viel Befreiendes in ihrer Darstellungsweise, die ihr voraussichtlich eine zahlreiche, feste Leserschaft sichert. E. M. Hamann.

Das Lied des Lebens. Von Dr. Maurits de Baets (Regens des Priesterseminars und Generalvikar in Gent, Ehrenprofessor der Löwener Hochschule). Uebersetzt von P. Max Kassiepe O.M.J. Paderborn 1923, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 168 S. Pr. 1,65 ℳ (Gz.). — Ein herrliches Buch der Lebensfreude, der christlichen Lebensbejahung und Lebenserneuerung! Die deutsche Uebersetzung des ursprünglich in vlämischer, dann vom Verfasser selbst in französischer Sprache veröffentlichten Werkes ist theologisch und philosophisch gediegen, dazu echt dichterisch beschwingt und mit fortreißend und läßt stark genug ahnen, in welch hohem Grad diese Vorzüge beim Original vorhanden sein müssen. Der Aufbau des Ganzen ist mit wunderbarer Steigerung geschehen: erst wird das geschaffene Leben besungen, dann das göttliche Leben und zuletzt im dritten Hauptstück die Teilnahme des Geschöpfes am göttlichen Leben. Möge dieses fesselnde Buch dazu beitragen, daß man wieder mehr Ehrfurcht vor dem Leben lerne und so den besten Schutz für das Leben unserer und der künftigen Geschlechter gewinne! Richard Oettl.

Linz im Wandel der Jahrhunderte von Anton Ziegler. Linz a. D. 1922. Druck und Verlag Preßverein. 8⁰. 212 S. (Stark vermehrte und illustrierte Buchausgabe nach dem Abdruck im „Linzer Volksblatt“ 1921/22.) Der Verfasser will seine Ausführungen nicht als fachwissenschaftliche Leistung, sondern als zwar streng quellenmäßig aber volkstümlich abgefaßte Heimatkunde bewertet wissen. Beziehungen zur allgemeinen Landes- und Reichsgeschichte mußte er aus Raumersparnis auf wenige Ausnahmen beschränken; denn nur durch Zusammendrängen des reichen Stoffes auf knapp 200 Seiten war es dem rührigen Preßverein der Stadt Linz möglich, das Werk erscheinen zu lassen. Durch vollkommene Beherrschung und klarste Anordnung des gesamten Stoffes hat es aber der Verfasser verstanden, in diesem durch die Verhältnisse gezogenen Rahmen eine staunenswerte Fülle geschichtlichen Lebens aus der Vergangenheit der oberösterreichischen Hauptstadt auszubreiten. Es gibt wohl kaum ein Gebiet städtischer Entwicklung, das Ziegler nicht in klaren Umrissen für Linz beschreibt. — Je unaufhaltsamer die bayerischen Stammesbrüder vom Lech bis zum Wienerwald sich nach Jahrhunderte langer Trennung ihrer

Wiedervereinigung nähern, desto größerem Interesse werden auch auf reichsdeutschem Boden derartige Bücher begegnen, die uns die vielfach anders geartete Volksentwicklung im Bereiche der alten Ostmark verstehen lassen.

Dr. Joseph Sturm, München.

Am Quellborn franziskanischen Geistes. Von P. Gallus Hasel- beck O.F.M. Franziskanische Lebenswerte, I. Reihe, 1. Bändchen. Mergentheim K. Ohlinger. — P. Haselbeck, Lektor im Sigmaringen-Gor- heimer Franziskanerkloster, hat hier einen großzügigen Plan zur Ausfüh- rung gebracht. Er will in einer Sammlung die franziskanischen Lebens- werte aufzeigen und zwar gedenkt er das in zwei Reihen zu tun: die erste Reihe soll Studien über diese Lebenswerte bringen, die zweite Reihe soll dann Quellenschriften franziskanischen Geistes in guter deutscher Ueber- setzung geben. Freilich, ob sich dieser Plan in dem gedachten Tempo ver- wirklichen läßt? Ich fürchte, die Not der Zeit wird Nein sagen. Hoffent- lich bedeutet aber aufgeschoben nicht aufgehoben. Denn die Welt und gerade unser armes Deutschland hätte es nötig, durch neue Lebenswerte wieder Inhalt und Kraft zu bekommen. — Der vorliegende erste Band will in den Sinn und das Wesen der Regel des hl. Franziskus einführen. Er tut das in 3 Kapiteln: Des Franziskaners Eigenleben, Die Brüder- gemeinde, Der Franziskaner und die Welt, und zwar in tiefgründiger Weise. Ich hätte nur zu wünschen, daß auf Volkstümlichkeit im Aus- druck mehr Gewicht gelegt würde. Sonst aber halte ich den ersten Band für eine schöne Empfehlung der ganzen Sammlung.

Dr. P. E. Schlund O.F.M.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Bei der freundlichen Pflege, die unsere Bühne seit Jahren den Stücken Nestroys angedeihen läßt, sind nun die bekannteren Werke des großen Wiener Humoristen alle gespielt. Wir wenden uns nun denjenigen zu, die so ziemlich verschollen sind. Es ist noch immer fast ein halbes Hundert und es muß sich nun erweisen, ob diese Vergessenheit nur Zufall ist oder tiefere Gründe hat. Man gab jetzt „Titus Feuerfuchs oder der Talisman." Der Beifall war sehr herzlich und er galt in erster Linie dem Darsteller der Titelrolle, Gustav Waldau. In der Tat ist die Wirkung dieses Stückes, noch mehr als anderer, auf die Fähigkeit des Schauspielers gestellt aus jener Figur einen vollen Menschen zu machen. Titus leidet unter dem Vorurteil der vielen, die keine roten Haare leiden mögen, die nach altem Volksglauben dem Rothaarigen sogar einen schlechten Charakter andichten. Ein Friseur, dem Titus einen großen Dienst erweist, schenkt ihm eine schwarze Perücke. Aus dem verachteten häßlichen Menschen wird eine den Frauenherzen gefährliche Erscheinung. Man muß die Wirkung dieser Metamorphose bei dem Schauspieler Waldau sehen. Da bekommt der Scherz fast die tiefere Bedeutung einer Menschheitssatire. Die Gärtnerswitwe steckt ihn in die Kleider ihres toten Mannes und engagiert ihn zum Gehilfen, aber der Kammerfrau gefällt er auch und rasch stolziert der ehemalige Badersgeselle im stolzen Treffenrock eines herrschaftlichen Jägers. Allein der Friseur ist eifersüchtig auf die Kammerfrau, beraubt Titus seiner bezaubernden Haare und dem raschen Aufstieg folgt ein nicht minder rascher Absturz: Mit noch zwei weiteren Perücken wird die Handlung noch eine Weile etwas weitergetrieben und schließlich bringt ein reicher Lustspielonkel eine freundliche Zukunft. Das ist in der Erfindung etwas schwächer, aber wie der als Schwindler entlarvte verachtete Landstreicher durch die kapitalistischen Aussichten bei den Frauenherzen von neuem im Kurse steigt, ist wieder recht lustig. Titus will von all diesem nichts wissen und heiratet die arme Gänsehirtin, die gleich ihm von den bösen Menschen verspottet wurde, weil sie rote Haare hat. Geis hatte die Spielleitung und es gab viele muntere hübsche Leistungen; aber die Hauptsache ist die zwingende Bildkraft von Waldaus Humor.

Schauspielhaus. Das Schauspielhaus hat für zwei Tage in der Woche mäßige Preise angesetzt und begegnet damit fraglos einem starken Bedürfnis. Für diese Abende hat es einen sehr abwechslungsreichen Spielplan neueinstudierter älterer Werke. Der Sudermannschen „Ehre" folgte die theatralisch noch viel dankbarere „Heimat". Diese Stücke spielen sich gewissermaßen selbst. Ibsen dagegen verlangt weit mehr, soll seine aus tausend Mosaikstückchen zusammengesetzte Welt lebendig werden. Wir hatten einmal einen Ibsenstil, an dem auch kleinere Bühnen teilhatten. Heute mischt man meist zu kräftige Farben hinein, aber auf grellem Hintergrund gedeihen „Gespenster" nicht recht. Die Aufführung war wohl erwogen, wirkte und fand Beifall. Auf Frau Alving muß der Hauptakzent der Handlung liegen. Das Geschick ihres Sohnes ist nur traurig, das ihrige tragisch. Sie hat, seit er lebte, darum gerungen, ihn frei zu machen aus den Fesseln seines Blutes, der ihn umgebenden Atmosphäre, der die Sonne fehlt. Doch alles Mühen erweist sich nutzlos, schier mit der Unerbittlichkeit der antiken Schicksalstragödie. Hier liegt das Dichterische, das Wertvolle des Dramas und deshalb bedarf die Gestalt der Mutter stärkerer Betonung. Die Vererbungstheorie und manch anderes einst zeitgemäße ist uns heute nicht mehr, wie es Ibsen schien, absolute Wahrheit. Sehr gut kam der Humor zur Geltung, der über der Figur des Schreiners Engstrand liegt. Bei Oswald blieb es bei sehr leisen Andeutungen seines Leidens.

Verschiedenes aus aller Welt. Ueber die Tätigkeit des Landestheaters für Pfalz und Saargebiet, dessen Spielmöglichkeit in der Pfalz wegen der andauernden Verkehrssperren z. Zt. allerdings sehr beeinträchtigt ist, liegen äußerst günstige Berichte vor. Sehr starke Eindrücke machte „Metanoeite", drei Mysterien (Mariä Empfängnis, Christi Geburt und Darstellung Jesu) von Reinh. Johannes Sorge. Die Kritik rühmt die Darstellung und die mit einfachsten Mitteln arbeitende, schöne Inszenierung. Auch die Uraufführung von Rud. Ehrenbergs „Ischariot und der Schächer" hatte tiefe Wirkung. Das Spiel behandelt die Legende, daß der reumütige Schächer am Kreuze der Bruder des Judas gewesen. Auch Othello, „Fräulein Julie" von Strindberg und Wedekinds „Kammersänger" wurden sehr gut gegeben. — Das Landestheater in Neustrelitz ist völlig niedergebrannt. Die näheren Umstände lassen auf Brandstiftung schließen. — In Riga bereitet der deutsche Verein eine neue Theatergründung vor. Das alte Stadttheater, das stets eine rühmliche Pflanzstelle deutscher Kultur gewesen, ist bei der staatlichen Neuordnung für eine lettische Operntruppe enteignet worden. — Die Uraufführung von Karl Neuraths Drama „Der Narr von Nola" führte in Bremen zu einem Theaterskandal. Giordano Bruno erscheint in diesem Stücke als durchaus passiver Held. Die Vorzüge des Dramas werden in der gewählten Sprache erblickt. — Das Gartenhaus in Jena, in welchem Schiller vor seiner Uebersiedelung nach Weimar gewohnt und wo er Wallenstein und Maria Stuart geschrieben hat, soll von der Universität angekauft und zu einer Gedächtnisstätte ausgestaltet werden. — Bei der diesjährigen Tagung der Goethegesellschaft wird Universitätsprofessor Dr. Spranger (Berlin) über Goethe und die Metamorphose des Menschen sprechen.

München. L. G. Oberlaender.

Kammerspiele. Wetterleuchten ist eine Abendstimmung August Strindbergs. Der vulkanische Geist des Dichters hat sich beruhigt, die Gewitter haben sich verzogen. Aber es wetterleuchtet noch. Probleme, mit denen Strindberg sein Leben hindurch rang, erscheinen noch einmal in dichterisch wirklichen Gestalten. Doch die sind, aus der Milde des Alters gesehen, selber alternd und mild — für Strindbergs Maß. Der behaglich seinen Ruhestand genießende Beamte hat eine Strindbergtragödie hinter sich, die Scheidung von seiner Frau. Jetzt kost er die Erinnerung an sie und das Kind, das sie mitnahm. Da sieht er beide wieder, in traurigen Verhältnissen. Die Frau, trotz allem unverbesserliche, nämlich Strindbergsche Eva, würde bei ihm bleiben. Aber der Mann hat genug erlebt. Eine neue Tragödie? Nur Wetterleuchten, das schnell verschwindet. Am Schluß sind Frau und Kind wieder fort, diesmal in einem guten Heim. Auch der Liebeshandel einer Nachbarstochter erweist sich als Wetterleuchten. — Das spätsommerwarme, seine Stück gab einem der ersten Münchener Schauspieler, Albert Steinrück, Gelegenheit zu einem glänzenden Gastspiel. Die Rolle des saturierten, im tiefsten Herzen doch noch nicht ganz wunschlosen Herrn schien wie für ihn geschrieben. Jedes Wort, jede Geste Natur, dabei von unsichtbarer Kunst überformt. Die Darsteller der Kammerspiele waren des hervorragenden Gastes nicht unwert. Die geschiedene Frau gab Frl. Molter. Der Strindbergsche Weibtypus, hier als skizzenhaft besonders undankbar, gelang ihr doch gut. Der Konsul des Herrn Framer, in der Maske eigentlich mehr Pfarrer, wirkte etwas steif, sonst sympathisch. Herr Eichmann als Konditor gab ein schlicht rührendes Bild gedrückt ergebenen Menschentums. Das Bühnenbild war diesmal frei von jeglichem Expressionismus. Das erscheint uns bereits etwas altmodisch, doch in diesem Altersstück hätten wir es nicht anders wünschen können.

Dr. Otto Sachse.

Hausmusikabend. Bei dem am Samstag, den 26. Januar 7½ Uhr im kleinen Odeonssaale München stattfindenden 4. Hausmusikabend gelangen zur Aufführung: Klaviersonate in D-dur von Jos. Haydn; Volkslieder für dreistimmigen Frauenchor und Klavier bearbeitet von Gottfr. Rüdinger; Solostücke für Gitarre von Ferd. Sor; Volkslieder zur Gitarre, bearbeitet von Matthäus Römer; Solostücke für Zither von Willy Hintermeyer, Johannes Pugh und Gottfr. Rüdinger; Kinderlieder, für 3 Solostimmen und Zither bearbeitet von G. Rüdinger; Volkslieder für gemischten Chor. Mitwirkende: Mathilde Rüdinger (Alt), Dr. Matthäus Römer (Tenor, Gitarre), Kammervirtuose Heinr. Albert (Gitarre), Willy Hintermeyer (Zither), Ernst Bauer (Klavier); klein Minni mit Schwester (Sopran und Alt); Kleiner Frauen- und gemischter Chor, Leitung: Gottfr. Rüdinger. Eintritt frei. Eintrittskarten voraus abzuholen in der Musikalienhandlung von Otto Halbreiter, Promenadeplatz. Freiwillige, die hohen Kosten berücksichtigende Spenden werden am Saaleingange dankend entgegengenommen.

Seb. Osterrieder, akademischer Bildhauer, beging am 20. Januar seinen 60. Geburtstag. — 1864 zu Abensberg (N.-B.) geboren, seit etwa 80 Jahren in München, lernte er vorerst bei Bildhauer G. Weber & Moser. Er besuchte 1 Jahr die Kunstgewerbeschule und war von 1890—96 unter Professor Ruemann in der Akademie der bildenden Künste daselbst. 1897 weilte er zu Studienzwecken längere Zeit in Rom, das ihm zur zweiten Heimat wurde, weshalb er immer wieder dorthin zurückkehrte. Von seinen plastischen Werken seien nur einige erwähnt, so die aus acht Figuren bestehende Kolossal-Kreuzigungsgruppe in Biberbach bei Augsburg — die Friedhofsfigur in Straubing (gewonnene Preiskonkurrenz), die vier Fassadenfiguren der Basilika in Altötting — Stammbaum Christi darstellend, die große Giebelgruppe Jesus der Kinderfreund in Landshut, ägyptische Studien fürs Münchener Deutsche Museum, die überlebensgroße Pieta in Fetzendorf, seine große Reiterfigur betitelt Ave gratia Plena. Das Ideal seiner frühesten Jugend galt aber der **Weihnachtskrippe**. Dieselbe in künstlerische Bahnen zu lenken und doch dabei erbauend und belehrend wirken zu lassen, scheute er keine Mühe und keine Opfer, ja er machte selbst Studien im heiligen Lande (Aegypten, Palästina). Die Verbreitung seiner schönen Krippenwerke im Vatikan zu Rom, in den Domen zu Linz, Freising, Paderborn, wie in Hauptkirchen des In- und Auslandes, erweisen am besten die Wirkung dieser seiner Schöpfungen. Kaum ein Künstler der Gegenwart wendet soviel Können, Mühe und Liebe der Krippensparte zu. Möge dem Künstler noch ein langes Wirken beschieden sein. Prof. Dr. Richard Hoffmann.

Heft 1 bis 3 vergriffen.

Infolge unerwartet grossen Abonnentenzuwachses sind trotz wesentlich erhöhter Auflage die Hefte 1—3 des neuen Jahrganges der Allgemeinen Rundschau bereits vergriffen, so dass bei einigen hundert Neubestellungen diese Hefte vorerst nicht nachgeliefert werden konnten. Diejenigen verehrl. Bezieher, welche infolge Probenummerzusendung usw. eines der Hefte 1—3 doppelt besitzen, werden freundlichst ersucht, das entbehrliche Stück gegen Vergütung der Auslagen umgehend senden zu wollen an die Geschäftsstelle der Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestr. 35a Gh.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsenwoche war wieder äusserst still und lustlos. Die Beteiligung des kleinen Publikums hat fast ganz aufgehört durch das allgemeine Nachlassen der Kaufkraft. Die so sehr angewachsenen Spesen des Effektengeschäftes werden jetzt im besonderen Masse fühlbar. Die Kurse sind während der seitherigen Januarwochen merklich abgebröckelt; besonders schwach sind die Montanwerte geworden. Das starke Sinken des französischen Franken macht das Eintreten eines französischen Dumping wahrscheinlich. Die Furcht vor einer hieraus möglichen Schädigung der westdeutschen Industrie drückt sich schon in den Kursen aus, weswegen die oberschlesischen Montanwerte nur geringere Kursrückgänge erlitten. Die Abgabe von Effekten aus Mangel an flüssigem Kapital hält in der Industrie noch an. Die früher bemerkten Ankäufe von Konzernen u. dgl. haben wohl ganz aufgehört. Auch das Ausland ist jetzt reichlich Abgeber deutscher Effekten. In Frankreich befürchtet man die Beschlagnahme von Auslandswerten und sucht deshalb seine deutschen Effekten loszuwerden. Der erste Börsentag hatte bei schwacher Haltung ein nur geringes Geschäft; etwas mehr Interesse bestand für Kriegsanleihen und Vorkriegsanleihen der Bundesstaaten. Aufwertungshoffnungen spielten dabei eine Rolle. Auch am zweiten Börsentage zeigte sich bei weiter sinkenden Kursen das gleiche Bild. Dem Devisengeschäft gab der sinkende Franken Neigung zu etwas lebhafterem Verkehr. Der 16. brachte wohl ein Aufflackern, aber die Knappheit der Mittel bleibt das Ausschlaggebende; zwar ist

Geld für Spekulationszwecke immer zu haben, ja die Sätze gingen noch etwas zurück. Sehr stark aber ist die Nachfrage für valorisierte Rentenmarkkredite bei Sätzen von 2 bis 3 Prozent je Monat, für unvalorisierte Kredite 8 bis 10 Prozent und für Papiermarkkredite etwa 15 Prozent. Geld für 8 Tage 2 Prozent, für 14 Tage 4 Prozent. Der 17. brachte etwas bessere Börsenstimmung. Die Spekulation nahm einige Rückkäufe vor. Die Kurse der Montanpapiere besserten sich. Im Auslande ist der Markkurs hinaufgegangen. Die Befürchtung einer scharfen französischen Industriekonkurrenz schien durch eine augenblickliche Besserung des französischen Franken etwas ferner gerückt. Auch am letzten Börsentag der Woche blieb eine freundlichere Tendenz bestehen. Die Kurssteigerungen blieben zumeist unter einer Billion und die Umsätze waren mässig.

Die Uebersicht über die Geldbewegung bei der Reichsbank vom 1. bis 10. Januar zeigt zum ersten Male wieder einen Ueberschuss der Einzahlungen über die Auszahlungen und zwar in der Höhe von 36 Trillionen Papiermark. Der tägliche Ueberschuss beträgt 4,5 gegenüber einem täglichen Zuschussbedarf von 10,5 Trillionen Papiermark in der vorigen Dekade. Der nachgewiesene Ueberschuss stellt etwa den dritten Teil der in der folgenden Dekade fällig werdenden Besoldungszahlungen und Steuerüberweisungen an die Länder dar. Es zeigt sich also, dass auf dem Wege fortgeschritten werden muss, der zu einer weiteren Verminderung der Ausgaben führt. — Der Geschäftsbericht der A.-G. zum Löwenbräu (München), deren Gewinnergebnis wir im vorigen Heft meldeten, liegt nun vor. Die Leitung macht darauf aufmerksam, dass die Jahresrechnung (aus bekannten Ursachen), nur eine Aneinanderreihung von Ziffern, nicht etwa von einheitlich messbaren Grössen darstellt. Das Starkbierverbot für das Inland und die Beschränkung der Erzeugung des Vollbieres hat die Massnahmen der Leitung beschränkt. Der Absatz bewegte sich rückläufig, die Bierpreise hinkten beständig hinter der Markentwertung her. Die Betriebsmittel sind knapp geworden. Die Aussichten für das neue Geschäftsjahr lassen sich noch nicht beurteilen. Die Interessengemeinschaft mit der Gabr. & Jos. Sedlmayr Spaten — Franziskaner — Leistbräu A.-G. habe sich bewährt. Auch der Bericht dieses Unternehmens beklagt sich über die ausserordentlichen Erschwerungen der Geschäftsführung. Bierpreis und Bezahlung des Bieres konnten nie mit der Geldentwertung Schritt halten. Die dauernden Frachterhöhungen wirkten auf den Versand nachteilig und der Bierverbrauch stand unter dem Einfluss der allgemeinen schlechteren Verhältnisse. Der Reingewinn wird auch bei dieser Brauerei auf neue Rechnung vorgetragen. Letzteres gilt ebenfalls vom Hackerbräu. Die A.-G. Hackerbräu hat das Eingehen von Interessengemeinschaften vermieden und nur das bayerische Geschäft durch Pachtung kleinerer Brauereien in Valley, Schäftlarn, Füssen und Schreyegg erweitert. Trotzdem der Umsatz nur um einige Prozente hinter dem Vorjahr zurückblieb, konnte von wirklich befriedigenden Ergebnissen nicht gesprochen werden, weil das ganze Geschäftsjahr von der Sorge um die Erhaltung der Substanz beherrscht war und weil sich beim Eingang der Gelder Entwertungsverluste nicht vermeiden liessen. Die Verbindungen auf dem Weltmarkt haben sich erfreulich vermehrt. — Die a. o. Generalversammlung der Bayer. Notenbank erklärte sich mit der Erweiterung des Geschäftskreises einverstanden: Rentenbriefe und Rentenbankscheine der Deutschen Rentenbank zu kaufen, zu verkaufen und im Lombardverkehr zu höchstens ³/₄ des Kurswertes zu beleihen, auch zur Betriebsmittelverstärkung Rentenmarkdarlehen bei der Deutschen Rentenbank aufzunehmen.

Auf dem Produktenmarkt wirkt das starke Angebot von Auslandsmehl preisdrückend. — Die für heuer in München geplante Deutsche Verkehrsausstellung ist wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse auf 1925 verschoben worden. K. Werner, München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Monatsbezugspreis
In Deutschland 1,35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes 0,35 Goldmark.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 ₰, Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 5 München, 31. Januar 1924. XXI. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Weltrundschau.

Das Ergebnis der Pariser Reise des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht ist eine deutsche Goldnotenbank unter Beteiligung des Auslands. (Näheres s. Finanzrundschau.) Die Sachverständigenausschüsse tagen diese Woche in Berlin.

Der Reichsausschuß der Zentrumspartei hat am 20. Januar zu Berlin getagt. Seine Entschließungen betonen die unwandelbare Treue der Partei zu ihren alten Grundsätzen. Das Zentrum will verfassungstreue Volkspartei bleiben, die christliche Kultur schützen, die Volksrechte verteidigen und für soziale Gerechtigkeit und Ausgleich der wirtschaftlichen Belange arbeiten. Der Reichstagsfraktion wurde volles Vertrauen ausgesprochen, dem besetzten Gebiet jede mögliche Unterstützung zugesagt. Mit Rücksicht auf die Lage des Westens wird erwartet, daß kein Zentrumsmitglied einen Antrag auf Volksabstimmung nach Art. 18 RV. irgendwo unterstütze. (Danach ist anzunehmen, daß die Zentrumsanhänger in beiden Lippe, Braunschweig, Sachsen usw. die Bestrebungen, diese Länder über Art. 18 preußisch zu machen, in keiner Weise fördern.)

Die preußischen Landtags- und Staatsratsmitglieder des besetzten Gebiets haben erklärt, es könne keine staatliche Veränderung an Rhein und Ruhr im Verhältnis zum Reich und zu Preußen in Frage kommen. Schon Trennung von Preußen halten sie für einen Schritt zur Auflösung des Reichs.

In Bayern ist das Volksbegehren auf Landtagsauflösung und Verfassungsänderung durch die einfache Mehrheit eines neuen Landtags nunmehr eingeleitet. Die Listen liegen vom 28. Januar bis 17. Februar auf. — Der Prozeß gegen Hitler, Ludendorff, Pöhner u. a. wegen Hochverrats wird am 18. Februar vor dem Volksgericht zu München eröffnet.

Die frühere Großherzogin Maria Adelheid von Luxemburg ist am 24. Januar gestorben. Sie dankte 1919 ab und wurde später Karmelitin. Da sie der strengen Regel dieses Ordens gesundheitlich nicht gewachsen war, trat sie bald wieder aus und lebte zurückgezogen in München oder Lenggries.

Aus schikanösen Versuchen Frankreichs, die Eisenbahnen der britisch besetzten Kölner Zone in die Regie einzubeziehen, ist eine zeitweilig sehr starke Spannung zwischen Frankreich und England entstanden.

Das neue britische Parlament hat dem Kabinett mit 328 gegen 256 Stimmen sein Mißtrauen ausgesprochen. Baldwin trat zurück. Die neue Regierung ist von der Arbeiterpartei unter Macdonald gebildet. Als erste Schwierigkeit erhebt sich ein Streik der Eisenbahner.

Lenin ist am 21. Januar gestorben.

Die italienische Kammer ist durch Königlichen Erlaß aufgelöst worden. Die Wahlen sind auf 6. April, die Einberufung der neuen Kammer auf 24. Mai festgesetzt. Es wird der erste Wahlkampf unter der Herrschaft des Faschismus.

Ist ein neuer Krieg vermeidbar?

Von Dr. Otto Kunze.

Vor kurzem brachte der Tiroler Anzeiger (Nr. 16), eines der besten katholischen Blätter Oesterreichs, einige Proben aus Büchern und Gutachten über die Schrecken eines künftigen Krieges. Wenn sie auch z. T., englisch-amerikanische Aeußerungen zumal, den Stempel der Uebertreibung an der Stirn tragen, so ist doch besonders ihre zufällige Uebereinstimmung sehr beachtlich. Sie besagen sämtlich, daß der nächste Krieg ein Kampf mit Giftgasen sein und die Schrecken des Weltkrieges von 1914—18 weit hinter sich lassen werde. Wir glauben nicht ohne weiteres an den „flüssigen Tod" eines Dr. Frank Philipson in Chicago, wovon 3 Tropfen auf die Haut geträufelt einen Menschen in weniger als einer Sekunde zersetzen sollen. Immerhin hat auch vor 1914 niemand die Wirkungen von Grün- und Gelbkreuz, die 42er Mörser, das über 100 Kilometer schießende Langrohrgeschütz oder die drahtlos ferngelenkten U-Boote vorausgeahnt. Und so ist die Phantasie von Edwin C. Hill im New-York Herald nicht leichthin abzutun:

> Der nächste Krieg wird sich in Todesstille abspielen, durchbrochen nur von dem Aechzen und Schreien Blinder und Verbrannter. Kriege der Vergangenheit waren Konflikte zwischen Artillerie und Ingenieuren. Plumpe Duelle mit plumpen Werkzeugen. Nicht sehr verschieden von denen, die Napoleon, Grant und Moltke benutzten. Kriege der Zukunft werden heute noch unausdenkbar schauerliche Kämpfe sein, geführt von ältlichen Herren mit Augengläsern. Sie werden in Laboratorien sitzen und über Täler, Gebirge, Armeen, Flotten und große hilflose Städte Miasmen des Todes ausstreuen lassen, Giftmiasmen, die nicht nur den Körper zerstören, sondern den Geist zersetzen durch Furcht und starre Angst vor dem Unbekannten. Miasmen von flüchtigem tödlichen Gift, welches wie Regen von den Wolken fällt. Wie ein Sumpffieber breitet über weite Ebenen Gift sich aus, welches in der Höhe, mittels Luftdruck, zur Entladung gebracht wird, vollständig geräuschlos, und es wird zum Meister der Welt. Das ist der chemische Krieg der Zukunft. Der menschliche Geist ist noch nicht imstande, sich die Schrecken auszumalen, die er auslösen wird. Nachts aus dem Schlaf werden die großen Städte geschreckt werden, von den Giftschiffen, die hoch im dunklen Nebel kreuzen und Tod und Verderben bringen. Festungen werden in diesem Regen zusammenfallen wie Papierspielzeug, Armeen werden vernichtet. Keine Armeen werden sie sein, sondern Massen von blinden schmerzgemarterten Menschenwracks, die sich nicht rühren können. . . .

Ganz unanfechtbar aber dünkt uns der sachlich nüchterne Aufsatz der Schweizer Chemikerin Dr. Gertrud Wecker:

> Es sind offizielle Versuche, die öffentliche Meinung, die sich zu beunruhigen beginnt, über die Giftgasgefahr des kommenden Krieges zu beschwichtigen. Diesen Beschwichtigungen soll folgendes entgegengestellt werden:
>
> 1. Daß die Herstellung von Giftgasgeschossen während und nach dem Krieg in solchem Umfang zugenommen hat, daß wohl kaum anzunehmen ist, es handle sich dabei lediglich um ein Privatvergnügen der Generäle.
>
> 2. Daß die Beobachtungen schon während des Krieges die furchtbaren Wirkungen der Giftgase zur Genüge gezeigt haben.

3. Daß sich die Giftgastechnik seit dem Kriege so stark entwickelt hat, daß man heute mit Giftgasen rechnen muß, deren Wirkungen die der stärksten im Kriege verwendeten um ein Hundertfaches übertreffen. Auf Grund der Vervollkommnung dieser teuflischen Waffe ist sogar im Hinblick auf das amerikanische Lewesitgas angegeben worden, daß mit zwölf Lewesitbomben, die über eine Stadt in der Größe von Chicago oder Berlin durch Flugzeuge abgeworfen werden, alles Leben in dieser Stadt vernichtet wird. Das Gas ist schwer, zieht sich in die Abzugskanäle und Quellen, Wasserleitung und Grundwasser werden auch vergiftet. Diese enormen Wirkungen verdanken die Giftgase ihren chemischen und auch physikalischen Eigenschaften. Allen Gasen ist gemeinsam, daß sie bei tiefer Temperatur und Druck in flüssigen und in festen Zustand übergehen. Sie nehmen dann einen ganz minimalen Raum ein, so daß sich große Mengen unterbringen lassen. Die ersten Giftgase, die man noch im Weltkrieg gebraucht hat, zerstörten die Atmungsorgane. Sie bestanden aus Chlor und Phosgen, die die Luftröhre und die Lunge zerrissen. Die Opfer kämpften wochenlang mit dem Erstickungstod. Gegen dieses noch primitive Gasgift boten die Gasmasken Schutz; infolgedessen suchte man die Gase so herzustellen, daß sie durch die Hautporen in den Organismus einschleichen sollten. Nun fand man es. Eine einfache Verbindung von Phosgen. Chloratum und der Cyangruppe gab die gewünschte Wirkung. Das Gift wird durch die Feuchtigkeit in der Luft, des Bodens, der Haut oder des Atems wirkungsvoll gemacht. Es entsteht Blausäure, die im kleinsten denkbaren Quantum einen Menschen innerhalb einer Minute zu töten vermag.

Die vom Tiroler Anzeiger (Nr. 18) angeführte Zeitschrift Das Wort macht aufmerksam, daß der Zukunftskrieg keinen Unterschied kennen werde zwischen Front und Hinterland, Kämpfern und Nichtkämpfern. Die giftschwangeren Luftschiffe werden ihre tödliche Ladung auf jede erreichbare Stadt abwerfen. Die Völker werden sich wie Familien in den Zeiten der Blutrache bekriegen — bis zur gegenseitigen Ausrottung. Der Staatsmann, der die nächste Kriegserklärung ausfertigt, unterschreibt das Todesurteil für Europa.

Welcher Frontsoldat vergißt die Gasnebel und den Blutsumpf von Flandern, das Trommelfeuer und den Schlamm an Somme oder Isonzo, die Minenkämpfe in den Argonnen, die Hölle von Verdun, das Eis der Karpathen oder die glühende Steinwüste von Mazedonien? Welcher Einwohner einer Stadt, deren Häuser vom Platzen der Fliegerbomben erzitterten, wünscht sich wieder solche Tage und — Nächte? Nach dem, was wir eben gelesen und was wir nicht abstreiten können, haben wir schon vom nächsten Krieg eine ganz entsetzliche Steigerung dieser Greuel zu erwarten.

Und doch spricht heute ganz Europa mit leichtem Herzen und leichter Zunge von neuen, nahe bevorstehenden Kriegen. Wer spricht davon? Nicht die Völker, deren arme stumpfe Massen stets friedlich sind, so sie nicht künstlich aufgepeitscht werden. Nicht die Frauen und Mütter, die nicht kämpfen, nur opfern können. Nicht die Krüppel des letzten Krieges. Aber die sprechen davon, die am meisten und lautesten sprechen: die mit Bildung gefütterten, die mehr reden als tun, und solche, die vom Reden leben; Politiker, Demagogen, Journalisten, Aestheten. Ernsthafte Leute darunter, wie die Zusammenstellung zeigt, die nur zu wenig Wirklichkeit einatmen. Eine Gruppe ist noch vergessen: alle, denen der sogenannte Frieden mehr Leid gebracht hat als der Krieg. Soweit sie vom Krieg nichts gespürt haben, gilt ihr Zeugnis nicht voll. Im besetzten Deutschland jedoch sind Menschen, die als Soldaten oder Einwohner Todesschrecken und andere Nöte des Feldzugs ausgekostet. Aber besonders im jüngst verstrichenen Jahr haben sie Dinge erlebt, die nicht weniger schlimm sind: Angst, Ausweisung, Verlust ihrer Habe, Trennung von Angehörigen, oder Gefangenschaft und selbst körperliche Folter. Das lockt den Wunsch nach Rache hervor und die Bereitschaft, es auf einen neuen Krieg ankommen zu lassen, um nur ein Ende herbeizuführen. Hier besteht jedoch die Tatsache, daß gerade die Bewohner der besetzten Gebiete einem deutschen Rachekrieg mit tiefster Besorgnis entgegensehen. Ihr Land würde ja der Schauplatz dieses Ringens mit den fürchterlichen Gift- und Sprengwaffen der Zukunft. Die Beispiele von Kleinkrieg und aktivem Widerstand kommen zum sehr großen Teil auf Rechnung zugereister Urheber aus dem nichtbesetzten Deutschland. Es ist wie vormals zwischen Front, Etappe und Heimat. Der billige Trotz und das Ablehnen jeder Verständigung wächst im Quadrat der Entfernung vom Gegner.

Daß Deutschland die Waffen nicht hat und auch nicht herstellen kann, um einen zeitgemäßen Krieg zu führen, kümmert die Kriegsträumer wenig. Manche äußern sogar, man könne sich ja durch eine Ueberrumpelung des Feindes Waffen holen. Das wichtigste aber, die Flugzeuge, hat der Franzose weniger im besetzten Gebiet, wo solche Ueberrumpelung allein denkbar wäre, als im eigenen Land. Von da können sie auf den ersten Befehl zu Hunderten über die deutschen Städte ausschwärmen und ihre Gasbomben streuen. Selbst wenn indes Deutschland über kurz oder lang fähig würde, einen Freiheitskampf ebenbürtig zu wagen, bliebe nach den eingangs entrollten Schilderungen die Frage berechtigt, ob ein neuer Krieg sogar für den Sieger ein Gewinn wäre. Wahrscheinlich säße er selber auf Ruinen. Das Elend nach solchem Sieg könnte größer sein als das, welches wir heut als Besiegte dulden. Dasselbe müßte sich Frankreich sagen. Vor Deutschland braucht es sich ja nicht zu fürchten. Doch mit seinen Rüstungen und militärischen Bündnissen (Polen, Tschechoslowakei, Belgien) beschwört es Rüstungen und Bündnisse der anderen Großmächte herauf. England hat die Wette bereits angenommen. Mit aller Kraft verstärkt es seine Luftflotte. Und mit der gleichen Klugheit, womit es vor 1914 Deutschland einkreiste, spinnt es heute den französischen Nachbar in ein Netz von Sicherungen und Koalitionen. England hat Fäden nach Italien und Spanien geknüpft und die beiden Mittelmeermächte einander nahegebracht. Gemeinsam mit der italienischen und spanischen hat die britische Flotte Uebungen im Mittelmeer abgehalten. So kann Frankreich von seinen Kolonien getrennt werden, die ihm die schwarzen Soldaten liefern. — In die Kleine Entente treibt England trennende Keile. Jugoslawien ist schon von Frankreich abgesprengt und Italien zugetrieben. Rumänien wird gelockt und sogar in Polen arbeitet britische Diplomatie. Sicher glaubt Frankreich diesen Gefahren noch trotzen zu können. Aber siegte auch seine gewaltige Wehrmacht in einem nahen Krieg, was wäre von dem ohnehin absterbenden Franzosenvolk dann übrig? Uebrigens bleibt Rußland. Es ist vielleicht noch keine Militärmacht, wird aber durch keinerlei Friedensverträge oder Kontrollausschüsse gehindert, eine zu werden. So bewerben sich England wie Frankreich — schamhaft und heimlich noch, da es sich um rote Revolutionäre handelt — um Moskaus Bundesgenossenschaft. Nach dem Londoner Observer hat Benesch ein französisches Angebot vermittelt, ist aber einstweilen abgefahren.

Deutsche, die mit einem Befreiungskrieg rechnen, sich aber einen kühlen Kopf bewahrt haben, sehen als Vorstufe zu ihrem Ziel die Einreihung Deutschlands in den englischen Ring um Frankreich. Sie bedenken wohl zu wenig, daß sich gerade dann der neue Weltkrieg auf deutschem Boden abspielen würde. Die bloße Wahrscheinlichkeit dieser Kombination würde die Franzosen zur größten Ausdehnung und Verstärkung ihrer Besetzung veranlassen. Das Ruhrgebiet könnte dann freilich, wie Hitler leichtfertig hinwarf, ein deutsches brennendes Moskau werden. Nein, wir müssen nicht nur fragen, wie ein deutsch-französischer, sondern auch, wie ein englisch-französischer Krieg zu vermeiden ist, mindestens einer auf deutscher Erde, in deutscher Luft.

Einen Weg dazu gibt es. Seine einzelnen Strecken sind noch wenig gebahnt, immerhin zeichnet er sich scharfen Augen bereits ab. Es ist die Neutralisierung Deutschlands, weiterhin ganz Mitteleuropas. Wie wir den Krieg der Zukunft jetzt sehen, gibt es keinen besseren Schutz des Friedens als Räume, die so breit sind, daß kein Geschoß und kein Flugzeug sie überqueren kann. Eine neutrale Mitte muß die Waffenmächte unseres Erdteils voneinander trennen. Ihre Unverletztheit zu verbürgen, sind sie sämtlich interessiert. Frankreich ist dann der Vorwand genommen, daß es in seiner Westflanke bedroht sei. Einem Abbau der Besetzung kann es sich auf die Dauer nicht entziehen. Daß die Ueberführung Mitteleuropas in die Neutralität wesentlich mit einer föderalistischen Verfassung und Neugliederung Deutschlands verbunden ist, haben wir mehrmals ausgeführt. Hier sei nur daran erinnert. — Die Neutralität ist eine außenpolitische Lösung, die ganz hervorragend dem deutschen Volkscharakter entspricht. Die Bemühungen unserer Nationalisten, die Deutschen zu einer „großen Nation“ (aus dem Französischen übersetzt!) zu machen, zur Welt- und Machtpolitik zu zwingen, sind vergeblich — sind ja schon im Vorkriegsalter gescheitert.

Die Hindernisse zu unserem Ziel wären fast unüberwindlich, arbeiteten wir allein mit der Vernunft und dem Friedensideal. Doch die Neutralisierung Mitteleuropas scheint über die Wirtschaft zu kommen. Deutschland wird saniert. Mit Murren bekennen es gerade unsere Nationalisten. (So im Gewissen Nr. 2 u. 3 d. J.) Das internationale Kapital arbeitet an unserem Aufbau. Dr. Schachts Goldnotenbank ist die neueste Etappe. Als Katholiken freuen wir uns natürlich nicht

über den neuen Sieg der Großfinanz. Wir wollen die Menschheit nicht abhängig sehen von dreihundert oder weniger Geldfürsten, vielmehr frei im Weltreich Christi, des Friedenskönigs. Werden wir aber der Knechtschaft Mammons Herr durch nationale Kriege, durch gegenseitige Zerfleischung? Der letzte große Krieg hat das Gegenteil bewiesen. Und im benachbarten Oesterreich ist gerade die Sanierung und Neutralisierung das Werk eines katholischen Moraltheologen, des Dr. Seipel. Krieg oder Bürgerkrieg (als Folge wirtschaftlichen Elends) durch zeitliche Verzichte zu vermeiden, ist kein Unrecht. Unsere Freiheit nach außen wäre größer als heute, wo wir lediglich die Freiheit genießen, innerpolitische Dummheiten zu machen. Und der Verzicht auf Politik, vor dem das „Gewissen" (Nr. 3) schaudert, ist nicht einmal so vollständig. Der Neutralitätsgedanke wirkt politisch. Er wird auf die Völker der Großmächte übergreifen. Zu gewaltiger Stoßkraft wird er sich vereinigen mit den Gedanken des Weltfriedens und des Weltbundes der Völker, wie sie vom Vatikan herab verkündet werden. Wieder steht der Gesandte Roms auf dem Markt — heute eines andern Roms als des der punischen Kriege — hält die Hand vor seine Toga und fragt: Was wollt ihr, Krieg oder Frieden?

Wilhelm II. und das deutsche Volk.

Von Dr. Eugen Jäger.

Wilhelm II. übernahm ein stolzes und blühendes Erbe, das Deutsche Reich und Volk auf glänzender Höhe, durch Bismarck geeinigt, durch eigene Tätigkeit reich an geistigen und wirtschaftlichen Gütern sowie an politischem Ansehen. Aber an diesem mächtigen Bau nagte eine schwere Krankheit: die Unduldsamkeit und Linksentwicklung des deutschen Protestantismus. Die Unduldsamkeit verweigerte, gestützt auf die Staatsregierungen, den Katholiken die volle Gleichberechtigung, entzog dem Reich dadurch die erhaltenden und ausgleichenden Kräfte des Katholizismus, die Linksentwicklung führte unmittelbar zur Revolution. Aus dem dritten Band der Denkwürdigkeiten des Grafen Waldersee ersehen wir wieder, wie verblendet die führenden Kreise Preußen-Deutschlands in dieser Hinsicht waren, wie selbst einer der hellsten Köpfe erfüllt war von dem Gedanken, daß eine katholische Weltverschwörung unter Führung der Jesuiten das Deutsche Reich zu Falle bringen und Deutschland wieder zum Spott des Auslandes machen wollte. Vom Kaiser sagt Waldersee: er habe die richtige Empfindung dafür gehabt, daß die „ultramontanen" Katholiken die schlimmsten Feinde seien. Nie ist dem deutschen Protestantismus, von der obersten Spitze, dem Kaiser, von Bismarck und den ersten führenden Männern an bis hinunter ins Volk der Gedanke gekommen, den Katholiken jemals die volle Gleichberechtigung zu gewähren. Was die anderen protestantischen Länder, besonders England, Holland und Nordamerika in ihrem eigenem Interesse längst getan, Preußen-Deutschland mußte es grundsätzlich verweigern. Die beiden Unterlagen, auf welchen diese blinde engherzige Auffassung beruhte, waren die Ueberhebung und Selbstverherrlichung, womit der deutsche Protestantismus in seiner kleindeutschen Phase erfüllt war. Tausende von Büchern, Zeitungsartikeln und Reden geben davon Zeugnis. Die deutschen Katholiken und alle katholischen Völker überhaupt galten als geistig und sittlich minderwertig. Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß Anfangs Juni 1900 zu Karlsruhe sagte Theologie-Dozent Lipsius, Sohn eines der Mitbegründer des Evangelischen Bundes: die Deutschen seien durch das geschichtliche Erbe der Reformation den Romanen und Slaven weit überlegen. Kein Geringerer als Adolf Wagner warnte in jener Versammlung vor dieser gefährlichen Selbsttäuschung, seine Worte zerschellten am Panzer eines 400jährigen Dünkels. Besonders scharf offenbart sich diese Grundstimmung des Protestantismus in dem Jubiläumsheft, das die Süddeutschen Monatshefte im Oktober 1917 zur Jubelfeier der „Reformation" herausgaben mit dem Titel: der Protestantismus. Die Artikel behandeln diesen, seine Stifter und Erscheinungsformen. Alles ist eitel Glanz und Herrlichkeit. Die schweren dauernden Schädigungen, die der Protestantismus im 16. und 17. Jahrhundert durch den Bund mit dem Ausland den deutschen Interessen zugefügt hat, die folgerichtige Entwicklung des Protestantismus zum sozialen und politischen Radikalismus hin, der die edelsten Blüten der christlich-deutschen Kultur bedroht, das alles findet weder Erwähnung noch Würdigung, alles ist nur menschheitsbeglückendes Heldentum, Selbstgerechtigkeit und Selbstbeweihräucherung. In dieser Verblendung glauben die einen, die Orthodoxen und Konservativen, Luther habe in Wirklichkeit mit seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und der Bibel als einziger Glaubensquelle Christentum und Kirche zur ursprünglichen Reinheit zurückgeführt, das lautere Gotteswort, das reine Evangelium wieder hergestellt und in den Bekenntnisformeln niedergelegt; bei diesem Glauben müsse es jetzt für immer bleiben — obwohl hinter der ganzen Neuerung von Anfang an nur die Autorität der Fürsten stand, die sie ihren Untertanen bei Strafe der Austreibung aufgezwungen hatten. Es war kein Geisteskampf mit gleicher Freiheit. Luther, Zwingli und Calvin verlangten überall, daß die weltliche Obrigkeit die falsche Lehre, die papistische „Abgötterei" ausrotte, was auch geschah. Die andere Richtung, die liberale, folgerichtiger denkend, erklärt: Luther sei noch im Mittelalter steckengeblieben, habe aber durch sein Auftreten in Worms 1521 jedem das Recht gegeben, unter Verwerfung alles übernatürlich-mittelalterlichen, Glauben und Sitte nach eigener Ueberzeugung für sich selbst zu bestimmen; das allein sei die wahre evangelische Freiheit und der rechte Protestantismus. In dem Maße, als der Staat im 19. Jahrhundert allmählich aufhörte, die Glaubensformeln des 16. Jahrhunderts polizeilich zu schützen, gewann diese Richtung unter dem Jammer der Orthodoxen die große Mehrheit. Dazu kommt, daß der Protestantismus vielfach das Naturrecht leugnet. Er kennt keine dauernden, in der menschlichen Natur liegenden sozialen und politischen Einrichtungen mit gegenseitigen Pflichten und Rechten. All das schafft erst der Staat, er diktiert Gesetz und Recht aus eigener Macht. Aus diesem Boden erwuchs der fürstliche Absolutismus, der in den protestantischen Ländern besonders schwer auf den Völkern lastete, dann die Hegelsche Philosophie, die den Staat an Gottes Stelle setzt und den preußischen Staatsbegriff vollendete. Dieser erkennt dem Volke keine Seele zu, will alle Fragen durch Gewalt lösen und ist besonders tief im ostelbischen Wesen verankert. Aus dem altgläubigen Protestantismus sind durch Vermittlung der Jung-Hegelianer der modern-liberale Protestantismus (David Strauß) und die Sozialdemokratie (Karl Marx) hervorgegangen. Der erstere ist eine rein natürliche Religion, in der Gott, so weit er noch festgehalten ist, wie ein fremder Körper erscheint; ohne feste Glaubenssätze, ohne feste Sittenlehre, ohne Autorität, wie es ihr Hauptführer Harnack in seinem „Wesen des Christentums" 1900 dargestellt hat. Die letzte Folgerung aus dieser „Religion" zog Sell in Bonn in seinem vielbeachteten Buch „Katholizismus und Protestantismus", 1908, indem er sagte: dem Protestantismus „fehlt zum Unterschied vom Katholizismus das Merkmal des Gehorsams gegen die Autorität, der Protestantismus mißt jede Autorität an der Kraft, die sie besitzt, Ueberzeugung zu wecken, Mittelpunkt der protestantischen Sittlichkeit bildet die Pflicht der Selbstverantwortlichkeit, das persönliche Gewissen des Einzelnen, vor dem sich jede Autorität beglaubigen muß (S. 130, 147, 199). So lehrte ein theologischer Führer des liberalen Protestantismus an der königlich preußischen, rheinischen Hochschule. Das ist genau das Bekenntnis des französischen Sozialisten Blanqui: ni Dieu ni Maître, weder Gott noch Herr! Und da wundert man sich noch, wenn die deutsche Revolution die Throne weggefegt hat!

Der rasche Aufstieg Preußens von 1866 ab in seinem Auswachsen zum Deutschen Reiche hat die protestantische Ueberhebung mächtig gefördert. Zwei katholische Großmächte, Oesterreich und Frankreich, waren geschlagen, gleichzeitig war das Papsttum, der „alte böse Feind", im Gefolge des Sieges von Sedan seiner weltlichen Herrschaft beraubt und schien dem sicheren Untergang entgegenzugehen, während das Land Luthers das protestantische Kaisertum, das Ziel, das seit Gustav Adolf vorlag, endlich erreicht hatte. Die Worte „Welche Wendung durch Gottes Fügung", mit denen Wilhelm I. seiner Gemahlin den Sieg von Sedan mitgeteilt hatte, erhielten dadurch erst ihre volle Bedeutung. Gott war sicher mit Luthers Werk, das deutsche Volk war das auserwählte Volk, die Hohenzollern dessen begnadigte Führer! Selbstverständlich fiel beiden jetzt die Aufgabe zu, Luthers Werk zu vollenden, die „römische" Kirche ganz aus Deutschland zu vertreiben. Aber schon der erste Zusammenstoß zwischen Kirche und dem preußischen System in der Ehefrage 1837 hatte mit dem Rückzug der preußischen Regierung geendet. Der zweite große Zusammenstoß, der Bismarcksche Kulturkampf von 1872—1886, hatte dasselbe Schicksal. Wie

vorahnend schrieb damals der geistreiche sächsische Legationsrat von Villers (gest. 1880) in seinen Briefen: was Ludwig XIV. für Frankreich wurde, kann Wilhelm I. für Deutschland werden, der unfreiwillige Vater der Republik.[1])

Nach Bismarcks Rückzug wurde 1886 der Evangelische Bund gegründet und das protestantische Volk selbst organisiert zur Fortsetzung des Kampfes. Aber Haß, Ueberhebung und geflissentliche Unwissenheit schufen ein ganz falsches Bild vom Katholizismus, was natürlich auch zu falschen Ergebnissen führen mußte. Das schwere Geschütz gegen Rom ging rückwärts los und traf den gläubigen Protestantismus fast tödlich. Was der Protestantismus Erhaltendes, Aufbauendes und Kulturförderndes in sich trägt, ist ja katholisches Erbgut. Der Kampf mußte daher zur Herrschaft des Unglaubens führen, denn die Bibel hat ihr Ansehen nur von der Autorität der katholischen Kirche und der übernatürliche Inhalt der Glaubensformeln des 16. Jahrhunderts findet seine Bürgschaft einzig im Katholizismus. Der Evangelische Bund untergrub daher alles, was der Protestantismus an christlicher Wahrheit und staatserhaltender Kraft aus der alten Kirche mitgenommen hatte. Noch jeder Revolution ging ein verstärkter Kampf gegen die Kirche voraus, so 1789 in Frankreich, 1848 in Deutschland. Der allgemeine Angriff gegen den Katholizismus, breit und mächtig organisiert und in tausenden von Vereinen, Zeitungen, Flugschriften und Predigten, in allen Parlamenten geführt, in einheitlicher Front von der sozialen und der bürgerlichen Demokratie über den vornehmen Nationalliberalismus hinüber bis zur Kreuzzeitung und den Konservativen vorgetragen, von fast allen Regierungen und den protestantischen Kirchenregimentern unterstützt, hat allerdings die Vollendung der Reformation gebracht, aber in einem anderen Sinne, wie seine Urheber sich gedacht. Er hat den Ast abgesägt, auf dem Monarchie und bürgerliche Gesellschaft saßen, hat in weltgeschichtlicher Verblendung Deutschland reif gemacht für die Revolution. Diese wäre auch ohne den unglücklichen Kriegsausgang gekommen, etwas später zwar, aber mit unfehlbarer Sicherheit.

Alt schon und berechtigt ist die Klage, daß das deutsche Volk im Gegensatz zu seinen Nachbarn politisch unreif geblieben sei. Reichskanzler Bülow suchte das durch Pressebeeinflussung zu verbessern und diktierte oft schon morgens beim Ankleiden derartige Artikel-Beiträge für die Zeitungen. Besonders klagte er über die Unbesonnenheit der Deutschen gegenüber dem Ausland und verlangte mit Recht, daß die innere Politik sich der äußeren unterordnen müsse. Althoff, der langjährige Leiter des preußischen Unterrichtswesens, war der Ansicht, es sei nun einmal eine unabänderliche Eigenschaft des deutschen Volkes, in Kunst, Wissenschaft und Philosophie Unsterbliches zu leisten, dafür aber für die Politik gänzlich unbegabt zu sein.[2]) Der Grund zu dieser weitverbreiteten Klage liegt zum Teil in der Wesensanlage des deutschen Volkes, im deutschen Gemüt, das zum Träumen neigt, noch mehr aber in der Tatsache, daß dieses Volk in den vergangenen Jahrhunderten niemals politisch erzogen wurde. Seit Ausgang des Mittelalters wurde die weitschauende katholische Erziehung durch die protestantische verdrängt, die den Blick verengte und trübte und dabei sich doch für die eigentlich deutsch-nationale erklärte. Gleichzeitig wurde die allgemein-deutsche Kaiseridee überall durch die dynastische verdrängt, die in jedem Lande das eigene Herrscherhaus in den Mittelpunkt des politischen Denkens stellte. Dazu hatte der Protestantismus dem Staat das Monopol des öffentlichen Unterrichts gegeben. Das brachte einen konfessionell-dynastisch beschränkten Partikularismus. Ferner vergeudete der Protestantismus mit Vorliebe von jeher seine besten Kräfte im Kampfe gegen den Katholizismus. Auch das verengte den Gesichtskreis und so wurde die Geschichte des deutschen Volkes erst recht zur Geschichte der deutschen Erbzwietracht. Bismarck sagt in seinen Gedanken und Erinnerungen: In der mittelalterlichen Geschichte dachte ich kaiserlich (also großdeutsch), von der Reformation ab preußisch (also protestantisch-kleindeutsch). Daher kam der törichte Grundsatz, der die letzten Jahrzehnte der Reichspolitik beherrschte: es darf nichts geschehen, was dem Katholizismus nutzen, also dem Protestantismus schaden könnte, sollte es für das Reich auch noch so notwendig sein! So fehlte den Deutschen das Verständnis für die Zusammenhänge der Außenpolitik und für die Wirkungen, welche unsere Handlungen und Reden auf die anderen Völker, besonders auf Engländer, Franzosen und Nordamerikaner haben mußten. All das ging im alldeutschen Dünkel unter, denn dem auserwählten Volk, das einen Luther, Goethe und Bismarck hervorgebracht, mußte ja alles gelingen!

Der Alldeutsche Verband, 1894 geschaffen, verkündete jetzt den aufhorchenden Völkern: die Schweiz, Holland und Belgien müßten wieder zum Reiche gebracht werden, Oesterreichs slavische Länder, Ungarn, der Balkan, ganz Vorderasien bis zum persischen Golf müßten deutsch oder wenigstens dem deutschen Einfluß unterworfen werden; überhaupt müsse die Welt am deutschen Wesen genesen. Dabei sollte die Germanisierung immer zugleich Protestantisierung sein. Weiter wurde verkündet: die deutsche Schlachtflotte sei bestimmt, England aus der Seeherrschaft zu werfen; überhaupt sei diese Flotte die Grundlage zu einer erobernden Weltpolitik. Die Deutschen seien ein gebornes Edelvolk, daher zur Führerschaft bestimmt; ihr Beruf sei, die Weltherrschaft zu ergreifen. Die Bagdadbahn sei der Weg, auf welchem die deutschen Bataillone, die nie besiegten, nach Indien kommen würden. Ein Hauptfeind sei neben England auch Nordamerika; Südamerika müsse erobert und dort ein deutscher Staat gegründet werden. Jedes Volk hält sich für besser und bevorzugter als alle anderen und in jedem schlummert der Geist des Imperialismus, niemals aber ist die Lust, fremde Völker und Sprachen brutal zu unterdrücken, so offen verkündigt worden, wie in jenen Jahren von unseren Alldeutschen, und das stets mit ausdrücklicher Berufung auf die preußische Polenpolitik. Der als militärische Autorität bekannte General v. Bernhardi ließ im Frühjahr 1912 ein Buch erscheinen: „Deutschland und der nächste Krieg", das auch als Volksausgabe verbreitet wurde. Es verlangt (Berliner Post vom 21. Dez. 1912): England müsse zugunsten von Deutschland auf die weltbeherrschende Stellung verzichten, Deutschland in der europäischen Politik freie Hand geben, seine Machterweiterung gut heißen, seine wirtschaftlichen Bestrebungen in Vorderasien nicht durchkreuzen und die Entwicklung der deutschen Seemacht nicht hemmen; Nordafrika müsse an Italien und Deutschland kommen. Da dies alles auf friedlichem Wege nicht zu erreichen sei, so sei der Krieg gegen England und seine Bundesgenossen unvermeidlich. Alles müsse zurücktreten vor Deutschlands Willen und Macht zum Siege, dann gehe das deutsche Volk einer herrlichen Zukunft entgegen und werde die Machtstellung erringen, die es verdiene. Alle diese Herausforderungen der ganzen Welt wurden eifrig verbreitet, ebenso eifrig aber auch im Auslande übersetzt und dort allgemein bekanntgemacht. Die englische Presse wies besonders hin auf Bernhardis Worte: der Krieg sei unvermeidlich, Deutschland müsse ihn aber hinausziehen, bis er einigermaßen Aussicht auf Erfolg habe. Daraus schlossen die Engländer, Deutschland warte bloß den günstigen Augenblick ab, um sie zu überfallen. Die Konservative Monatsschrift vom 1. Mai 1913 bemerkte in einer Pressefehde: der Friedensdusel widerspreche allen Naturgesetzen, es gäbe nur eine Gesundung und die liege im Krieg.[3])

Die Katholiken hielten sich vollständig fern, wohl aber eigneten sich Nationalliberale und Konservative diese Ziele an und wetteiferten bei den Wahlen miteinander im Alldeutschtum. Bei der ungeheuren Gefahr dieser Bewegung hätte die Regierung mit aller Kraft einschreiten müssen. Das geschah aber so gut wie garnicht. Wohl fand Bülow hie und da ein mildes Wort der Abwehr und sagte zu Herrn von Hertling: wir haben drei gemeinsame Feinde, die Sozialdemokraten, die Alldeutschen und den Evangelischen Bund. Bald aber kehrte die deutsche Politik zu ihrer alten Liebe zurück, zum Kampf gegen die Katholiken. Die Eulenburg-Camarilla, die damals noch den Kaiser umgab, hatte bei diesem keine wirksamere Waffe gegen Bülow, als daß er die Zentrumsherrschaft zur dauernden Einrichtung im deutschen Reiche gemacht habe.[4]) Daher das Wort: Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnade sein! Daher der Versuch, die bewußten protestantischen Parteien, Freisinnige, Nationalliberale und Konservative, zu einem Block, Bülowblock zu sammeln. Ging doch die herrschende Strömung in diesen drei Parteien dahin, den deutschen Katholiken unter allen Umständen die Freiheit und Gleichberechtigung zu versagen, welche sie in den anderen protestantischen Staaten, besonders in England, Holland und Nordamerika schon längst anstandslos

[1]) Literarischer Handweiser, 1920, Seite 59.

[2]) Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit, 1922, S. 41.

[3]) Alle diese alldeutschen Tollheiten sind zusammengestellt in dem Buche von Nippold, „Der deutsche Chauvinismus", 1913.

[4]) Augsburger Abendzeitung vom Oktober 1907.



besaßen. Aus diesen Parteien wurde jetzt eine Mehrheit gebildet, um der sog. Zentrumsherrschaft für immer ein Ende zu machen und gleichzeitig die Sozialdemokratie zurückzudrängen. Einpeitscher dieses Blockes war der Evangelische Bund, entsprechend dem Gedanken des protestantischen Kaisertums. Bassermann pries damals Bülow als den Kanzler, der seit Jahren wieder den Kampf gegen Rom gewagt. Die Wahlen vom 12. Januar 1907 ergaben in der Tat eine Blockmehrheit, mit der Bülow nun regierte. Der Protestantismus sah mit Siegeshoffnungen in die Zukunft. In den Preußischen Jahrbüchern vom Februar 1907 jubelte ihr Herausgeber Dr. Delbrück zum Ausfall jener Reichstagswahl: Verfassung und Volk in Deutschland seien gesund, alle die schwarzen Prophezeihungen von einer großen Umwälzung, von der notwendig immer weitergehenden Macht der Sozialdemokraten hätten sich als vollständig nichtig erwiesen! Fürst Bülow fand jetzt wohl noch scharfe Worte gegen die „antinationale" Arroganz des Zentrums (in einer Unterredung mit den Vertretern von Publishers Preß Association in Neuyork, Berliner Tag vom 17. Febr. 1907) aber keinen Tadel mehr gegen die Alldeutschen, denn er brauchte sie wie den Evangelischen Bund jetzt für seinen Block. Aber der Kanzler hatte an diesem Kinde wenig Freude. In einem Briefe vom 28. August 1907 an Hammann klagte er: bei der Empfindlichkeit und dem Hunger nach Ministersesseln (Bassermann) könnte man sich nach dem Zentrum zurücksehnen, das staatsmännischer gewesen sei, „wenn man nicht von der Richtigkeit der Blockpolitik überzeugt wäre".[5]) Als die Konservativen sich anschickten, mit den Freisinnigen eine Besitzsteuer zu machen, schrieb der Reichstagsabgeordnete Everling, Direktor des Evangelischen Bundes, in der Täglichen Rundschau vom 10. Febr. 1909 einen Jubelartikel mit dem Titel: „Endlich der Block." Aber dieser Bülowblock zerfiel rasch, weil er ein unnatürlicher Bund war, was kluge Leute bei seinem Entstehen schon vorausgesagt hatten. Bülow und der Kaiser hatten nicht bedacht, daß der Romhaß kein aufbauender Parteikitt für das Reich sei. Aus Rache verkündeten nun die Freisinnigen und ein großer Teil der Nationalliberalen den Kampf gegen alles Konservative und unterstützten bei der Reichstagswahl von 1912 die Sozialdemokraten, so daß diese auf 110 Sitze emporschnellten!

So endete der letzte Feldzug des protestantischen Kaisertums gegen Rom. Das Ergebnis war eine verstärkte Verfeindung der bürgerlichen Parteien untereinander, ein ungeheueres Anschwellen der Sozialdemokratie, die jetzt, gestützt auf ihre Millionen Wähler und Millionen Zeitungsauflage erst recht den Umsturz vorbereitete und nur die Gelegenheit abwartete. Das alles, weil das Reich statt deutsche Politik protestantische Politik getrieben hatte. Seinem Block zuliebe hatte Bülow nichts mehr gegen die Alldeutschen gesagt und sein Nachfolger, Bethmann, führte das weiter. Wohl erklärte er im Reichstage am 10. November 1911 die alldeutsche Bewegung als Wahlmanöver, aber die notwendige kräftige Abschüttelung unterblieb auch hier und das Ausland mußte daher der Meinung sein, daß die deutsche Regierung die alldeutschen Ziele billige. (Schluß folgt.)

[5]) Hammann, „Bilder aus der letzten Kaiserzeit", 1922, 48.

Aphorismen.

Von Richard Getll.

Viele sagen mit vielem wenig;
Wenige sagen mit wenigem viel.

Eigentlich schade, dass eine hohle Kultur den Völkern keine Schmerzen bereitet wie einem Menschen ein hohler Zahn; sie schüfen bald gründlich Abhilfe und wahrer Kulturfortschritt ginge rascher vonstatten.

Zeichen von Bildungslosigkeit: Ideale verachten und Idole anbeten und —
Ideale Idole schelten und Idole für Ideale ausgeben.

Unter manchem Schleier liegt statt eines tiefen Geheimnisses nur — eine Blösse.

Anstand bedeutet oft ein Einhalten des rechten Abstandes.

Wer gehört in den Reichstag?

Von J. Finke, Bonn.

Im Jahre 1919 schrieb der Münstersche Univ.-Professor Plenge ein Buch „Zur Vertiefung des Sozialismus", in dessen Geleitwort folgende Sätze vorkommen:

„Die Pferde gingen in ganz Deutschland durch, man hatte gut von vernünftiger Fahrt sprechen. Der anarchische Wahnsinn romantischer Revolutionäre, gieriger Beutepolitiker und neurasthenischer Phantasten! Der verrückte Egoismus zielloser Lohnbewegungen und der Sold- und Lohnwucher, der den Kriegswucher fast übertraf! Die politische Quacksalberei hemmungslos gewordener Dilettanten, die sämtliche politische Radikalmittel auf ein niedergebrochenes Gesellschaftsleben auf einmal loslassen wollten, abertausend Aerzte am Krankenbett des deutschen Volkes mit unendlichen Patentmedizinen, mit allen nur vorstellbaren politischen Naturheilverfahren, dazu noch mit sämtlichen Apparaten der Sozialisierung, die man nur irgend erfinden kann! Ueberall das grundsätzliche Hineinreden der Unerfahrenen in die Verantwortung! Dieser satanische politische Karneval war vielleicht das unvermeidliche Zwischenspiel zwischen dem ersten Taumel der siegreichen Revolution und dem Aschermittwoch des Friedens, den uns die Revolution gebracht hat. In einem in wüster Auslassung seiner tobenden Kräfte auf den Trümmern seines Glückes tanzenden Volke! Jetzt kann das Arbeitsfasten für Deutschland beginnen, wo alle reformatorische Ausschweifung verboten ist und nüchternste Disziplin gilt. . . . Wenn man klagen wollte, müßte man nur eine erschütternde Klage über das Versagen des deutschen Sozialismus in seiner weltgeschichtlichen Stunde anstimmen, denn durch den kleinen Willen und die geistige Schwäche des deutschen Sozialismus, so wie er war, d. h. durch den kleinlichen Willen und die geistige Schwäche der deutschen Sozialdemokratie sind wir dahin gekommen, wo wir stehen. Der törichtste und blindeste Teil in einem törichten und blinden Volke! . . . Man wagt es, uns immer wieder von der Schuld Deutschlands zu sprechen, die wir vor der Geschichte allein bekennen sollen, als ob Deutschland an dem Zusammenbruch der ganzen Kultur des 19. Jahrhunderts allein schuldig wäre. Wir warten aber umsonst auf das große Schuldbekenntnis der marxistischen Sozialdemokratie. Schuld an der Verhetzung unseres Volkes, Schuld an der Verblendung seiner Erwartungen, Schuld an der Lähmung seiner Kraft, Schuld an der unerlaubten Torheit seines Glaubens an das Wort dieser Gegner! Nirgends alleinige Schuld! Aber überall Schuld! Wir warten umsonst auf das Schuldbekenntnis Philipp Scheidemanns, nun wir das innere Chaos und „den Frieden" haben und alle seine großen Worte verstoben sind."

Diese leidenschaftlichen Anklagen eines Sozialisten gegen die Sozialdemokratie und ihre politischen Vertreter haben bis in die jüngste Zeit hinein — man denke nur an den Sturz Dr. Wirths und Dr. Stresemanns — immer neuen Stoff erhalten. Eine Partei, die aufgebaut ist auf Agitation und Klassenverhetzung, die bewußt eine Klassenpartei und keine Volkspartei sein will, ist unfähig zu positiver parlamentarischer Gemeinschaftsarbeit. Wenn nicht in absehbarer Zeit durch Neuwahlen eine arbeitsfähige bürgerliche Mehrheit geschaffen wird, die eine tragbare parlamentarische Arbeitsgemeinschaft hervorbringt, dann ist nicht abzusehen, wohin Deutschland durch seinen Parlamentarismus und seine Formaldemokratie getrieben wird. Mit dem Vertreten und Bewilligen an sich berechtigter Forderungen allein ist es nicht getan! Der Reichssäckel teilt mit allen privaten Geldsäckeln die Eigenschaft, daß man nicht mehr herausnehmen kann als sich darin befindet. An dieser Binsenwahrheit scheitern alle sozialistischen Phrasen, selbst manche soziale und kulturelle Aufgabe, so wünschenswert sie immer sein möge. Würde die Sozialdemokratie einsichtige Leute wie Plenge in den Reichstag schicken, die ohne Agitationsbedürfnis positive Arbeit leisteten, so wäre damit dem Vaterlande gedient und mancherlei gemeinsame Arbeitsmöglichkeit mit den bürgerlichen Parteien gegeben.

Aber auch das Zentrum hat nicht allen Erwartungen entsprochen. Die Listenwahl hat es mit sich gebracht, daß bei der Kandidatenaufstellung die einzelnen Berufsstände erschienen und Forderungen bezüglich Berücksichtigung ihrer Berufsvertreter zum Teil in einer Form anmeldeten, die man fast erpresserisch zu nennen versucht sein könnte. Daß auf diese Weise universelle Köpfe den Parlamenten verlorengegangen sind, zu Gunsten der Berufs- und Standesvertreter, kann nicht bestritten werden. Darin liegt eine Gefahr für das Vaterland und die Partei, eine Gefährdung unserer Kulturziele und eine Verflachung der parlamentarischen Arbeit. Ende 1920 habe ich unter dem Titel „Den Finger auf die Wunde" in der Deutschen Reichszeitung (Bonn, 28. Dez. 1920 Nr. 356) einen Aufsatz veröffentlicht, der s. Zt. viel beachtet worden ist. Der damalige

Vorsitzende der deutschen Zentrumspartei ließ mir sagen, der Artikel sei ausgezeichnet. Ein bekannter Kulturträger und Abgeordneter schrieb „Das ist eine Tat!" Die künftige Fraktion braucht — so ungefähr schrieb ich damals — um allen Anforderungen gerecht zu werden, so und soviele Staatsrechtler, Volkswirte, Kulturpolitiker, Außenpolitiker und Spezialisten sonstiger Art.

Diese müssen auf alle Fälle aufgestellt werden, daneben natürlich sachverständige Vertreter der Berufsgruppen. Eine Fraktion, die so in allen Sätteln reiten kann, ist im Stande, auch ersprießliche Arbeit zu leisten; sie wird auch Erfolg haben — an den Früchten ihrer Arbeit werden wir sie erkennen — nicht am Reden! Haben wir im Zentrum solche Köpfe? Gewiß, sie müssen aufgesucht werden, sie drängen sich nicht heran. Mehr Weitherzigkeit und fort mit übler Ketzerriecherei. Es handelt sich um die Zukunft unserer Partei überhaupt. Es wäre eine Schande, wenn eine Partei mit so hohen Idealen, so stolzer Vergangenheit und so großer Resonanz im Volke scheitern sollte, weil ihre Leistungen im Parlamente nicht befriedigen. Diejenigen Parteiinstanzen gehörten davongejagt, die schwach genug wären, kurzsichtigen Berufsinteressen zuliebe das Dasein der Partei zu gefährden. Das Zentrum ist eine Kultur- und Weltanschauungspartei, die Partei der Mitte und des wirtschaftlichen Ausgleichs aller Stände. Es ist die gegebene Grundlage für die große christlich-bürgerliche Einheitsfront der Zukunft. Wer so das Zentrumsideal auffaßt, wird nicht daran denken, die Partei einseitig in den Dienst von Sonderinteressen zu stellen. Der wird seine Sonderinteressen zurückstellen und die besten Köpfe des Volkes, die sich auf unser Programm verpflichten, nach Berlin schicken.

Diejenige Partei wird auf die Dauer bei dem parlamentarischen Regierungssystem Erfolg haben, die die fähigsten Köpfe hervorbringt und ins Parlament schickt. Man orientiere also die Kandidatenfrage nicht nach Berufsgruppen, sondern rein sachlich nach den Anforderungen, die die parlamentarische Praxis an die Fraktion zu stellen berechtigt ist. Wie bei der Zuchtwahl — rücksichtslose Auslese der Tüchtigsten, nach Maßgabe der Fraktionsansprüche.

Der erwähnte Aufsatz streifte damals die Tatsache, daß ein höherer Verwaltungsbeamter — untadeliger Katholik — der Zentrumspartei zweimal als Kandidat sich zur Verfügung gestellt hatte. Es war wegen der ungestümen Forderungen der Berufsorganisationen aber nicht möglich, ihn auf der Zentrumswahlliste unterzubringen. Der betreffende Kandidat nahm dann bei einer Wahl zum preußischen Landtag ein Spitzenmandat der Deutschnationalen Volkspartei an und hat zahlreiche Stimmen aus rechtsgerichteten Zentrumskreisen zu sich herübergezogen, die seine Wahl sicherten.

In die Parlamente gehören wirkliche Staatsmänner, universelle Köpfe! Wenn der Sozialist Plenge der Sozialdemokratie die eingangs zitierten Wahrheiten sagt, so kann er von der staatsmännischen Befähigung ihrer Führer nicht sehr überzeugt sein. Ich halte den Wiederaufbau Deutschlands mit der wiederholt versuchten großen Koalition für vollständig ausgeschlossen. Der großzügige Wiederaufbau wird erst einsetzen, wenn die großen Arbeitsfasten beginnen, wenn das Volk, ernüchtert durch die Enttäuschungen der letzten Jahre, seine besten Köpfe ins Parlament schickt. Die Parteiinstanzen müssen den Männern mit geistigen Qualitäten nachgehen und sie an die Partei fesseln. Die Parteigesinnung allein befähigt nicht zum Minister und Parlamentarier. Was sich in dieser Zeit der Gärung herandrängt und auf seine parteipolitischen Verdienste hinweist oder von den Organisationen angepriesen wird, ist nicht immer das beste für das Staatsganze.

Wir brauchen intellektuelle, uneigennützige, selbstlose Persönlichkeiten, die ohne jeden Futterkrippengedanken bereit sind, ihre Gaben in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und die Ideale unserer Weltanschauung zu verwirklichen.

Gottesstunde.

Die stillste Stunde weih' ich dir,
Wenn von des Tages Dienst befreit
Die Seele kehrt zurück mit mir
Ins Heimatland der Einsamkeit.

Dann denkt sie dich so tief und klar,
Wie nie am heissen hellen Tag
Ihr ganzes Wesen wunderbar
Glänzt deinen goldnen Sternen nach. Dr. A. Jacob.

Umbau des Schlichtungswesens.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen, München.

Das Schlichtungswesen, welches insbesondere in der nachrevolutionären Zeit eine besondere Ausgestaltung erfahren hat, ist in den letzten Monaten gleich wie so manche andere Dinge auf Grund des Ermächtigungsgesetzes von der Reichsregierung einem gründlichen Umbau unterzogen worden. Abgesehen von einer großen Reihe von Einzelfragen, deren Erörterung in die Spalten der arbeitsrechtlichen Fachzeitschriften gehört, ist es für die breitere Oeffentlichkeit doch von außerordentlichem Interesse, in kurzen Umrissen die nunmehr eingeschlagene Richtung zu erkennen und zu ihr vom Standpunkt der Weltanschauung aus Stellung zu nehmen.

Die Tätigkeit der bisherigen Schlichtungsausschüsse stützte sich im wesentlichen auf die Verordnung des Rates der Volksbeauftragten vom 23. Dezember 1918 über Tarifverträge und Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten (Reichsgesetzblatt S. 1456), ferner die Verordnung über die Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilmachung vom 12. Februar 1920 und schließlich auf das Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920. Aus der Praxis der Schlichtungsbehörden heraus ist das Bedürfnis entstanden, das ganze Schlichtungswesen, das außer den angeführten Verordnungen und Gesetzen noch vielerlei andere gesetzliche Grundlagen besitzt, die da und dort verzettelt zu finden sind, systematisch zusammenzufassen. Im Streit der Meinungen über die Art der Neuorganisation schälte sich immer deutlicher das Bestreben heraus, die schlichtende und die richtende Tätigkeit der Schlichtungsausschüsse voneinander zu trennen. Während die Schlichtungsausschüsse in den auf Löhne oder sonstige Arbeitsverhältnisse gerichteten Streitigkeiten in der Regel lediglich berufen waren, Schiedssprüche zu fällen, zu deren Rechtsverbindlichkeit im Falle der Ablehnung durch eine der Parteien noch ein besonderer Akt, die Verbindlichkeitserklärung durch den Demobilmachungskommissar gehörte, hatten die Schlichtungsausschüsse bei Einsprüchen gegen Kündigungen in Betrieben, die unter das Betriebsrätegesetz fallen, endgültig rechtzusprechen. Rechtsmittel gegen diese Rechtsentscheidungen, welche in gewissen Ausmaßen auch die Zahlung von Entschädigungssummen durch den Arbeitgeber aussprechen konnten, gab es nicht. Die Verfahrensvorschriften hatten insbesondere in den erwähnten Rechtssachen empfindliche Mängel, so besonders die Unmöglichkeit, Zeugen auf Eid zu vernehmen, so daß bei aller Bemühung der paritätisch besetzten Schlichtungsausschüsse, unparteiisch zu urteilen, manche Irreführung durch die eine oder andere Partei unterlaufen sein mag. Anderseits wurde das Verfahren vor dem Schlichtungsausschuß auch in solchen Fällen, die auf Grund ihrer Besonderheit auch am Gewerbe- oder Kaufmannsgericht hätten anhängig gemacht werden können, vielfach vorgezogen, weil das Verfahren vor dem Schlichtungsausschuß in der Regel mit viel größerer Beschleunigung durchgeführt werden konnte und weite Kreise überhaupt ein gewisses Vorurteil gegen den Formalismus der ordentlichen Gerichte besitzen.

Die zuständigen Reichsstellen haben wiederholt Gesetzentwürfe für die geplante neue Schlichtungsordnung ausgearbeitet, ohne daß es bisher gelungen wäre, ein solches Gesetz oder auch die seit langem geplante Errichtung von Arbeitsgerichten durchzubringen. Einen willkommenen Anlaß, den ganzen Fragenkomplex wenigstens vorerst einmal im Sinne der angedeuteten Bestrebungen zu regeln, bot der Reichsregierung das Ermächtigungsgesetz vom 13. Oktober 1923. Auf Grund dieser außerordentlichen Vollmachten erließ die Reichsregierung die neue Verordnung über das Schlichtungswesen vom 30. Oktober 1923. Sie verfolgt den ausgesprochenen Zweck, den Aufbau des Schlichtungswesens zu vereinfachen und zu verbilligen, sowie die Tätigkeit der Schlichtungsausschüsse möglichst auf die schlichtende Tätigkeit zu beschränken. Da jedoch allgemeine Arbeitsgerichte nicht bestehen, konnte dies nicht restlos erreicht werden, und so griff man zu einer Dreiteilung:

Die Schlichtung übertrug man neuen Schlichtungsausschüssen, die an Stelle der bisherigen von der obersten Landesbehörde im Einvernehmen mit dem Reichsarbeitsminister errichtet werden und deren Bezirke wesentlich umfangreicher sind wie bisher, sowie sog. Schlichtern, welche zur Verbindlichkeitserklärung von Schiedssprüchen und zur Schlichtung von volks-

wirtschaftlich besonders wichtigen Streitigkeiten berufen sind. Die bisherige richterliche Tätigkeit der Schlichtungsausschüsse einschließlich der Streitigkeiten, welche die Wahl und Geschäftsführung der Betriebsräte, deren Absetzung und Auflösung usw. betreffen, übertrug man den Kaufmanns- bzw. Gewerbegerichten als vorläufigen Arbeitsgerichten. Da wo kein Gewerbe- oder Kaufmannsgericht besteht, werden besondere arbeitsgerichtliche Kammern der Schlichtungsausschüsse errichtet.

Der geschilderte Umbau des Schlichtungswesens bringt gleichzeitig auch einen Personalabbau, obwohl er mit dem allgemeinen Personalabbau des Staates nicht in direktem Zusammenhang steht. Eine große Reihe bisheriger Schlichtungsstellen hört zu bestehen auf. Außerdem ist auch die Zahl der Beisitzer von bisher je 3 auf je 2 Beisitzer bei den Schlichtungskammern und höchstens je 2 Beisitzern bei den Schlichterkammern gemindert. Die arbeitsgerichtlichen Kammern bestehen sogar neben dem unparteiischen Vorsitzenden nur mehr aus je einem Beisitzer der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer. Um die Möglichkeit einer willkürlichen Besetzung auszuschließen, ist bei den arbeitsgerichtlichen Kammern die Reihenfolge, in der die Beisitzer an den Sitzungen teilzunehmen haben, im voraus für das ganze Geschäftsjahr festgelegt, während die Auswahl der Beisitzer für die Schlichtungskammern in der Hand des Vorsitzenden liegt und je nach den Besonderheiten der betreffenden Streitfälle zu treffen ist.

Die Unabhängigkeit der Schlichtungsausschüsse und Schlichter ist durch § 7 der neuen Schlichtungsverordnung sichergestellt, welcher zwar allgemeine Richtlinien des Reichsarbeitsministers zuläßt, aber die Entschließung im Einzelfall vor jeglicher Einflußnahme schützt. Wer die segensreiche Tätigkeit der Schlichtungsausschüsse in den letzten Jahren verfolgt hat, wird an der Forderung nach absoluter Unabhängigkeit der Schlichtungsstellen unbedingt festhalten und Bestrebungen, wie sie neuerdings das Reichsfinanzministerium in seinem bekannten Schreiben an die Ministerien für Arbeit, Wirtschaft, Verkehr und Post verfolgte, auf das entschiedenste ablehnen. Das Reichsfinanzministerium hatte bekanntlich die Bitte ausgesprochen, die genannten Ministerien sollten dahin wirken, daß die Schlichtungsausschüsse, die in ihren Schiedssprüchen für die Privatindustrie zum Teil über die Lohn- und Gehaltsätze der Staats-Arbeiter und Angestellten hinausgegangen waren, gegebenenfalls durch eine Verordnung auf Grund des Ermächtigungsgesetzes in ihrer Spruchtätigkeit derart eingeschränkt werden, daß über die Lohn- und Gehaltsätze des Reiches nicht oder nur unter besonderen Voraussetzungen hinausgegangen werden darf. Damit wäre die Aufgabe der Schlichtungsausschüsse, in den volkswirtschaftlichen Belangen regulierend und in den Arbeitskämpfen ebnend einzugreifen, von vornherein unterhöhlt. Es muß dem Reichsarbeitsministerium gedankt werden, daß es das Ansinnen, den Schlichtungsbehörden Grenzen für die von ihnen vorzuschlagenden Lohnsätze vorzuschreiben, zurückgewiesen hat mit dem Hinweis auf die Freiheit des Tarifvertrages und die große Bedeutung der Schlichtungsbehörden, deren stärkste autoritative Wurzel in der Freiheit und Selbständigkeit ihrer sachlichen Stellungnahme begründet ist. Die Schlichtungsbehörden sind durch ihre tägliche Fühlung mit den allerverschiedenartigsten Wirtschaftsgruppen in erster Linie befähigt, auf eine im Interesse der Allgemeinheit liegende Regelung hinzuwirken unter aller Berücksichtigung der verschiedenen Besonderheiten, wie finanzielle Leistungsfähigkeit des Arbeitgebers, soziale Vorteile bei öffentlichen Arbeitgebern usw. Gerade heute, da in gewissen radikalen Arbeitgeberkreisen wieder die Herrenmoral zum Durchbruch strebt, muß sowohl vom allgemein menschlichen als insbesondere auch vom christlichen Standpunkt aus immer wieder darauf hingewiesen werden, daß der Arbeitnehmer ein vollwertiger Partner des Arbeitsvertrags ist. Die neue Verordnung über die Arbeitszeit vom 21. Dezember 1923 hat diesen Grundsatz zweifellos glücklich zu wahren verstanden, indem sie feststellt, daß der Achtstundentag mit gewissen Modifikationen die eigentliche gesetzliche Grundlage ist und daß davon im Regelfall nur durch tarifliche Vereinbarung abgewichen werden darf. Nur aus besonderen Gründen kann mangels einer tariflichen Regelung durch behördliche Anordnung von der gesetzlichen Arbeitszeit abgewichen werden. Trotz dieser klaren und unzweideutigen Vorschriften tritt von manchen Arbeitgeberseiten das Bestreben zutage, die Arbeitszeit willkürlich festzusetzen, wie man auch neuerdings vielfach wieder die Tendenz bemerken kann, auch in den sonstigen Fragen, in der Entlohnung usw. einseitig zu diktieren und das Schlichtungswesen womöglich zu sabotieren. Der Staat selbst ist durch einseitige Nichtachtung und Annullierung bestehender Verträge anläßlich des Personalabbaues mit schlechtestem Beispiel vorangegangen. Gerade vom staatspolitischen Standpunkt aus entspringt hieraus die Gefahr, daß sich diese Ueberspannung des Bogens einmal, vielleicht schon in sehr kurzer Zeit, bitter rächen wird.

Die neue Schlichtungsverordnung, zu welcher bereits zwei Ausführungsverordnungen vom 10. und vom 29. Dezember 1923 sowie verschiedene Rundschreiben des Reichsarbeitsministers ergangen sind, enthält wesentliche Merkmale einer augenblicklichen Aushilfsregelung. Manche Unklarheiten und Lücken dürften sich so recht erst in der Praxis ergeben, manche springen sofort in die Augen, so die unzureichende Bestimmung über das Verfahren bei der Abstimmung in den Schlichtungskammern (§ 21 der zweiten Ausführungsverordnung), der Mangel einer Bestimmung, wohin Kaufleute und ihre Handlungsgehilfen und Handlungslehrlinge zuständig sind, wenn an dem an sich zuständigen Gerichtsort nur ein Gewerbegericht besteht, in welcher Höhe die Ordnungsstrafen ausgesprochen werden können, der Mangel einer Vorschrift, ob die Vorverhandlungen und die öffentlichen Verhandlungen zu protokollieren sind, ob für die Beratungen des Schlichtungsausschusses das Beratungsgeheimnis gilt usw. Wegen der Ordnungsstrafen kann man sich allerdings vorerst durch Anlehnung an das Gesetz über Vermögensstrafen und Bußen vom 23. November 1923 (Reichsgesetzblatt S. 1117) helfen, das eine Grenze von 1000 Goldmark festgesetzt hat. Und bezüglich der erwähnten kaufmännischen Angestellten empfiehlt der Reichsarbeitminister in seinem Rundschreiben IV A 6283 vom 19. Dezember 1923 (Reichsarbeitsblatt Nr. 1/2 S. 8) „aus Gründen der Zweckmäßigkeit“, eine Zuständigkeit der Gewerbegerichte anzunehmen. Es ist die Frage, ob es eine arbeitsgerichtliche Kammer eines Gewerbegerichts verantworten kann, in einer Rechtsentscheidung eine Zuständigkeit zu unterstellen, die sich nicht auf eine gesetzliche Bestimmung, sondern nur auf Zweckmäßigkeit gründet.

Unverkennbar liegen in den Bestimmungen über Berufung, Stellung und Abberufung der unparteiischen Vorsitzenden gewisse Gefahren. Die Vorsitzenden werden von der obersten Landesbehörde nach Anhörung der wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Bezirkes auf unbestimmte Zeit gegen einmonatige Kündigung bestellt, können aber von der obersten Landesbehörde unbeschadet der Rechte und Pflichten aus dem Dienstverhältnis jederzeit abberufen werden. Damit, daß den Wünschen und Interessen der Parteien ein wesentlicher Einfluß auf die Bestellung und Abberufung der Vorsitzenden eingeräumt ist, entsteht die Gefahr, daß dieses als labil gedachte Amt eines Vorsitzenden nur noch von solchen Personen übernommen wird, die weniger um ihre sachliche und unparteiische Ueberzeugung, als um deren Wirkung hinsichtlich ihrer Stellung besorgt sind, während die wirklichen Persönlichkeiten sich aus Gründen der Selbstachtung aus dem Schlichtungswesen mehr und mehr zurückziehen könnten. Es genügt nicht, den Vorsitzenden, wie es in § 2 Abs. 3 der Schlichtungsverordnung geschehen ist, für die Dauer ihres Amtes die Eigenschaft öffentlicher Beamten beizulegen, diese Eigenschaft müßte durch würdigere Anstellungsverhältnisse auch den notwendigen Nachdruck erhalten.

Eine begrüßenswerte Neuerung ist die Vorschrift, daß der Vorsitzende zunächst in Vorverhandlungen mit den Parteien zu treten und zu versuchen hat, ohne Verhandlung vor der Schlichtungskammer eine Einigung der Parteien herbeizuführen. Dadurch verwächst der Vorsitzende viel intimer mit der Materie und tritt auch den Parteien näher als in der öffentlichen Verhandlung. Diese Neuerung wird sich zweifellos bewähren und auch einige Ersparnis bringen.

Im großen Ganzen läßt sich auch aus der Neuregelung des Schlichtungswesens eine weitere Verankerung des Gedankens friedlicher Beilegung von Streitigkeiten, eines echt deutschen Gedankens[1]) feststellen. In diesem Zusammenhang kann übrigens auch auf die Erweiterung des Schiedsverfahrens vor den ordentlichen Gerichten verwiesen werden, welche die V.O. zur Beschleunigung des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gebracht hat.

[1]) Vgl. die Aufsätze „Neubelebung des altdeutschen Güteverfahrens“ von R. A. Dr. Jos. Kausen in Nr. 6 der A. R. vom 6. Febr. 1915 und „Die Erziehung zur Rechtsfriedensgesinnung“ von Wirkl. Rat und Direktor Otto Hartmann in Nr. 23 der A. R. vom 4. Juni 1921. Die Schriftleitung.



Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Papst Pius XI. hat die Diözesan-Kultusgesellschaften genehmigt und damit das neue statut légal für die Kirche Frankreichs anerkannt. Eine Enzyklika an die Bischöfe Frankreichs, datiert vom 18. Januar, tut uns dies kund. Verurteilt bleiben nach wie vor die vom Trennungsgesetze vorgesehenen Kultusvereinigungen, die von den jetzt genehmigten wesentlich abweichen; die von der Regierung gewählten Bürgschaften entsprechen zwar nicht den Wünschen des Hl. Stuhles, werden aber als Mindestmaß gelten gelassen. — Wir wollten, wir könnten von dem Konkordate Bayerns ebenfalls den schon allzu oft angekündigten Abschluß berichten, den eine kleinliche bürokratische Methode staatlicherseits in Verkennung der großen Bedeutung dieses Abkommens bisher verhinderte. — Mit großer Schärfe haben die deutschen Kardinäle Faulhaber und Bertram die gegen jegliche Aufwertung gerichtete Reichsfinanzpolitik als Verletzung des christlich-sittlichen Rechtsstandpunktes und die durch jene Politik bewirkte Schuldentwertung als „Säkularisation von nie dagewesenem Umfange" und „einen Verstoß gegen die Grundsätze der Gerechtigkeit" gekennzeichnet. — Die „säkularisierte" Abtei Roggenburg, einst vom Staate Bayern seinem rechtmäßigen Besitzer, dem Prämonstratenserorden, gewaltsam und ohne einen Pfennig Entschädigung weggenommen, sollte durch Kauf wieder an diesen gelangen. Die Verhandlungen sind gescheitert, weil dieser selbe Staat im letzten Augenblicke seine Forderung ins Maßlose erhöhte. Die elementarste Gerechtigkeit würde gebieten, daß unrechtmäßig erworbenes Besitztum dem rechtmäßigen Besitzer nicht etwa verkauft, nein, zurückerstattet würde. Es gibt Leute, die gegen die Bezeichnung „katholisches Bayern" protestieren. Leider mit Recht! (Mögen die Berufenen mir für meine nächste Rundschau erfreulicheren Stoff liefern.)

In der Stille, die von der Not der Zeit geboten ist, beging Bischof Keppler von Rottenburg am 18. Januar sein 25jähriges Bischofsjubiläum. Der Hl. Vater würdigte in einem Glückwunschschreiben die unvergänglichen Verdienste des Jubilars. — In München wurde am 20. Januar Generalvikar Dr. Buchberger als Weihbischof konsekriert. — In der von ihm gestifteten Abtei Tanzenberg starb der Olivetanerabt Bonifaz Maria Ecker. — Das Zentralkomitee der Katholiken Deutschlands beschloß, die nächste Generalversammlung (Katholikentag) Ende August in Hannover abzuhalten. In Sachsen wurde erfreulicherweise die Verordnung, die das Schulgebet verbot, sowie jene, die Schulkindern an nichtstaatlichen kirchlichen Feiertagen den Kirchenbesuch unmöglich machte, durch den neuen bürgerlichen Kultusminister aufgehoben.

Wir haben in letzter Zeit dem Missionswerke der Kirche weniger Beachtung geschenkt und wollen daher heute hier einiges nachholen. Ein Gedanke, den Bischof Schrembs von Cleveland neulich bei Einweihung einer dortigen Pfarrschule aussprach, sei vorangestellt: „Auf vielen katholischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten ruht ein wahrer Fluch. Es ist dies die Fäulnis des Parochialismus und die Unfähigkeit oder Abgeneigtheit des Priesters wie der Laien, die über die unmittelbare Pfarrei hinausreichenden Bedürfnisse zu erkennen." Gilt dies nur für Amerika? — Neben dem Werk der Glaubensverbreitung und dem Kindheit Jesu-Verein nimmt jetzt auch das Werk des hl. Petrus zur Förderung einheimischer Priesterberufe einen kräftigen Aufschwung. In Madrid übernahm die Kongregation der Ritter U. L. Frau von Pilar und vom hl. Franz Borgias das Patronat für Spanien. Uganda blickt auf das erste Jahr seelsorgerischer Arbeit seiner einheimischen Priester zurück; die Kath. Missionen (H. 4) veröffentlichen den Bericht darüber, den der Obere P. Viktoro Mukasa selbst erstattet hat, in seiner anspruchslosen Einfachheit und Bescheidenheit doppelt ansprechend und erfreulich und den vollen Erfolg bestätigend. In Rubya (Nyansa-Mission) konnte Bischof Sweens von den Weißen Vätern am 26. Mai zwei Diakonen die hl. Priesterweihe erteilen, womit die Zahl der einheimischen Priester dort auf 10 gestiegen ist; einige sind am Knabenseminare, die anderen in der Seelsorge tätig. Das Priesterseminar zählt noch 11 Alumnen. In Katigondo, Uganda, brachten die Weihen am 12. Juni der Kirche 5 Diakone, 3 Subdiakone und 18 Kleriker, Seminaristen sind es 42, Schüler im Knabenseminar 100. Ruanda erhielt am 22. Juli einen Subdiakon und fünf Minoristen; das Knabenseminar gab von seinen 105 Schülern anfangs September acht ans Priesterseminar ab, erhielt aber selbst aus Ruanda 24, aus Urundi 12 neue Zöglinge, sodaß es insgesamt 133 zählt. Die Missionäre von Mill Hill errichten nun mit Unterstützung der St. Peter Claver-Sodalität in der Provinz Kyagwe an den Nilquellen ein neues Eingeborenen-Seminar. Das Vikariat Gabun (Väter v. Hl. Geist) konnte am 15. August die Zahl seiner einheimischen Priester um drei auf sieben erhöhen; auch die Schwesternberufe erwachen. In China und Indien eröffnen die Salesianer Don Boscos, die 1925 auch in Japan einziehen, Noviziate für Einheimische. In Shanghai übernehmen sie das nach Don Boscos und des ehrw. Cotolengo Grundsätzen (Vertrauen auf die Vorsehung allein) von dem bekannten katholischen Unternehmer Lo Pa Hong aus eigenen Mitteln (100 000 Dollars) errichtete Waisenhaus mit seinen 1809 Insassen. Die Gesellschaft begeht übrigens kommendes Jahr das goldene Jubiläum ihres Missionswerkes und ist mit allen Mitteln bemüht, es noch viel mehr zu verstärken. Shanghai war anfangs Dezember der Schauplatz eines Mordanschlages auf den tüchtigen Polizeipräfekten Marschall Siu Kuo Liang; tödlich verwundet wurde er von dem katholischen Arzte Hu Li Tsong auf die hl. Taufe vorbereitet, verzieh trotz des Einspruchs seines heidnischen Bruders seinem Mörder, „damit auch Gott ihm verzeihe" und verschied, bekleidet mit der Taufgnade. Von Nordchina, dem Rande der mongolischen Steppe, wird die Ermordung eines weiteren Missionärs, P. Sönen (?), gemeldet. Er scheint der Scheuter Missionsgesellschaft anzugehören, die soeben ihren verdienten ehemaligen Generaloberen Msgr. van Aertselaer, seit 25 Jahren apost. Vikar der Zentral-Mongolei (Tschagar), verloren hat. Er starb im Alter von 79 Jahren in seiner Residenz zu Si-wan-tse nach 50jährigem Missionsapostolate. Im Jahre 1873 kam er nach China zur Leitung des Eingeborenen-Seminars, war 1885 General Oberer, gründete 1888 persönlich die Kongomission seiner Kongregation und das Missionszentrum Luluaburg, um 1898 wieder in die mongolische Mission zurückzukehren, die er seitdem nicht mehr verlassen hat. — Ende Oktober sah Charbin zum erstenmal die Weihe eines katholischen Bischofes durch den apost. Delegaten Msgr. Constantini von Peking, welchem Msgr. Gaspais, apost. Vikar der Nord-Mandschurei, assistierte. Der Geweihte war Msgr. Sliwowski, ernannter Bischof von Wladiwostok. Zivil- und Militärbehörden und eine Vertretung des russischen Archimandriten begrüßten den Vertreter des Papstes. Ueber die Steyler-Mission in Südschantung erfahren wir aus dem Jahresberichte des Bischofs Henninhaus, daß trotz empfindlichsten Mangels an Mitteln ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen ist. Die von Rom verfügte Uebernahme eines neuen Missionsgebietes in Südost-Honan entzog wertvolle Arbeitskräfte, deren Lücken zum Glück vier einheimische Neupriester füllen konnten. Große Störung verursacht das Räuberunwesen. Seit 10 Jahren leidet die Mission unter dem Zwang übertriebener Sparsamkeit, die ihre Entwicklung hindert und den Zerfall fördert. — Ueber die seelischen Wirkungen des japanischen Erdbebens schreibt Arnaldo Cipolla an die Stampa: „Dem Volke ist bei der Rückschau auf sein Leben während der Zeit vom russischen Kriege bis heute die Erkenntnis aufgedämmert, daß es sich an der alten Ueberlieferung und der Religion durch die nur zu bereitwillige Annahme westlicher Moralanschauungen grob versündigt hat. Man sieht daher in der Erdbebenkatastrophe eine Mahnung und furchtbare Züchtigung, die die Japaner darüber belehren soll, daß ihr Heil auf anderem Wege liegt als den bisher begangenen." Dämmert es bereits? Durchschaut man auch dort die moderne Scheinkultur? Field Afar erfährt übrigens aus Japan, daß das Projekt einer diplomatischen Vertretung beim Hl. Stuhle nicht aufgegeben ist. Die Opposition der Bonzen zeige sich jetzt schon als wirkungslos und habe fast allgemeiner Zustimmung Platz gemacht; mit Geduld, einer Mischung von Liebenswürdigkeit und Autorität wisse die Regierung ihr Ziel zu erreichen, wenn nur allseits der Schein gewahrt sei, der das halbe Leben ausmache, wo die Gedankenwelt Kon-fu-tses herrscht.

Das Ringen zwischen Anglo-Katholiken und Modernisten in der „Kirche von England" hat um Weihnachten herum plötzlich auch die amerikanische Episkopalkirche erfaßt, die ja nur ein Ableger der anglikanischen Kirche unter veränderter Firma ist. Und was sich in England Anglo-Katholizismus nennt, heißt drüben Fundamentalismus. Der Kampf ist, ausgehend vom Dogma der Jungfräulichkeit der Mutter Christi, aufs heftigste entbrannt und leider angesichts des delikaten Gegenstandes

auf gegnerischer Seite nicht mit der gebührenden Zurückhaltung und Ehrfurcht geführt worden. Der (natürlich protestantische) Bischof Shayler von Nebraska, Fundamentalist, predigte in Omaha über das Thema und schloß: „Ich glaube an die Geburt Christi aus einer Jungfrau! Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches! Wenn Christus nicht wahrer Gott wäre, wäre Weihnachten nur eine Gedächtnisfeier wie der Geburtstag Lincolns. Die einfache Ehrlichkeit verlangt, daß jene Geistlichen, die an der Gottheit Christi zweifeln, die Kanzel verlassen.“ Nun, die Modernisten machen doch nur von dem ihnen von der Reformation verliehenen Rechte der freien Forschung Gebrauch! Wer hat dann überhaupt Recht? Wer besitzt dann die übernatürliche Erkenntnis und Autorität, zu sagen: dies ist Irrtum, jenes Wahrheit? Der künftige Generalkonvent der Episkopalkirche soll darüber entscheiden: nun, man wird dort viel zu tun haben, denn die Modernisten fordern die Ausscheidung alles dessen aus dem Christentum, was nicht wissenschaftlich erweisbar ist, d. h. über die menschliche Unzulänglichkeit hinausragt. (Aus England kommt Nachricht vom Uebertritt des Kongregationalisten-Geistlichen Stanley James; die jüngste Tochter eines Pfarrers Browns, deren sechs Brüder in der Staatskirche den geistlichen Stand ergriffen haben, trat in den Orden der Karmelitinnen ein. Interessant ist, daß während die „Kirche von England“ der katholischen Kirche gegenüber immer so sehr auf ihre Weihen und deren Gültigkeit pocht, die anderen freien Kirchen, d. h. Sekten, deren Notwendigkeit bestreiten und ihre Beseitigung zu Bedingung der angestrebten Wiedervereinigung mit den Anglikanern machen. Die Konfusion wird bereits grotesk. Inzwischen ist die „Kirche von England“ in sog. Interkommunion zur schwedischen protestantischen Landeskirche getreten, gleichbedeutend mit gegenseitiger nerkennung, gegenseitigem Sakramentenaustausch usw.)

Lenin ist tot. Was wird das für Religion und Kirche bedeuten?

Die soziale Frage in der bildenden Kunst.

Von Dr. Walter Rothes, München.

Die achtstündige Arbeitszeit fängt wieder an, der Vergangenheit anheimzufallen. Dieses Hin und Her in zeitweiligen Lösungen der sozialen Frage, wie diese im Laufe der Jahrhunderte, ja Jahrtausende eine beide Teile — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — befriedigende Lösung nicht finden kann, hat erklärlicherweise zu allen Zeiten die Gemüter bewegt, die Gesetzgebung beschäftigt. Ein Niederschlag hiervon findet sich, sei es in dieser, sei es in jener Form, in der Kunstgestaltung aller Zeiten. Von gemalten Hymnen auf die Arbeit, Lobpreisungen derselben, der körperlichen wie der geistigen, durch das Mittel der bildenden Kunst bis zu einem tendenziösen Hinabzerren der Künste in die sozialen Streitigkeiten des Tages sehen wir alle Abstufungen, die sich ergeben können, da und dort behandelt. Wir erinnern auch daran, daß nach der Münchener Novemberrevolution 1918 der damalige Revolutionspräsident Kurt Eisner den Expressionismus zur Staatskunst der neuen Republik erhob.

Das erste Bild neuerer Zeit, das allgemein als gemalte soziale Frage galt, schuf Adolf von Menzel in den Jahren 1874/75. Das „Eisenwalzwerk“ ist diese bedeutungsvolle Schöpfung. Weißglühendes Eisen, durchleuchtete Dämpfe, Feuerschein im Kampf mit dem einfallenden Tageslicht, hart arbeitende Männer und dröhnendes schwirrendes Maschinengetriebe: das Ganze ein Bild aus dem eigensten Innern der durch ein Riesenmaß von Industrie charakterisierten Gegenwart, ein Griff in das Alltagsleben der Arbeit und ein Kunstwerk von unübertroffener Pracht der malerischen Wirkung. Und nun kommt das Bemerkenswerte: Der künstlerische Reiz, der Eindruck auf das Malerauge, das war es zweifellos allein, was Menzel bewogen hat, mit einem großen Gemälde ein Stoffgebiet zu betreten, das bis dahin der deutschen Kunst noch nicht erschlossen war. Soziale Nebengedanken nämlich, wie solche jüngere Maler in ihre Bilder aus der Welt der Arbeit bewußt zu legen lieben, hatte Meister Menzel nicht im geringsten. Als Maler malte er den Vorgang und als Maler malte er das Bild, wie einst Velazquez seine „Teppichwirkerinnen“ (Las Hilanderas) — ein älteres Gemälde von durchaus verwandtem Charakter — um 1665 gemalt hatte. Die erste Anregung zu seiner köstlichen Schilderung der Tätigkeit moderner Cyklopen mag Menzel empfangen haben, als er 1869 das Heckmannsche Gedenkblatt malte, wo er ja auch schon die rußigen Gesellen im beschmutzten Arbeitskittel darstellte. Das wirkliche Vorbild des Eisenwalzwerks hat sich dem Künstler in einem der großen Betriebe zu Königshütte in Oberschlesien gezeigt. Wir blicken in einen der Anfertigung von Eisenbahnschienen dienenden Raum, weithin in dampfige Tiefe sich erstreckend, angefüllt mit einem für den nicht Sachverständigen sinnverwirrenden Maschinenwerk, dessen Stangen und Räder und vielfältig ineinandergreifende Vorrichtungen Menzel mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit so wiedergibt, daß das Herz des Fachmannes daran seine Freude hat. In der Mitte des Bilderraums sehen wir eine Anzahl von Arbeitern beschäftigt, ein auf dem Stoßkarren herbeigefahrenes glühendes Eisenstück unter die Walze zu bringen. Mit Anspannung aller Muskeln der kräftigen Arme wird die Deichsel des Karrens emporgehoben; von beiden Seiten wird die glühende Masse in schnellem Griff mit Riesenzangen gepackt und in die Richtung gebracht. Die Glut wirft flammende Lichter auf die im Kampfe mit der Hitze sich zusammenziehenden Gesichtsmuskeln der Männer und spiegelt sich blitzend in den verengten Augenspalten. Jenseits der Walze stehen andere Arbeiter bereit, um das Eisenstück in Empfang zu nehmen und weiterzuleiten, bis es schließlich, nachdem es die ganze Reihe der verschiedenen, durch ein gewaltiges Schwungrad getriebenen Walzen durchlaufen hat, als Eisenbahnschiene wieder zum Vorschein kommen wird. Solche Arbeit an der Glut erfordert öfteren Schichtwechsel. Links im Bilde sehen wir hinter einem Arbeiter, der einen im Dampfhammer zurechtgeformten Eisenwürfel auf einem Ziehkarren nach vorn führt, die eben Abgelösten mit Waschen und Umkleiden beschäftigt. Vorn rechts sind einige andere, durch eine Art von Schirmvorrichtung vor der Hitze geschützt, in kurzer Ruhepause dabei, sich an dem Mittagsbrot, das ein junges Mädchen aus dem Korbe packt, zu erquicken. — Im gleichen Jahre, 1875, in dem das Eisenwalzwerk vollendet wurde, das heute ein Wertstück der Berliner Nationalgalerie ist, malte Menzel das Deckfarbengemälde „Auf dem Bau“ (heute in Berliner Privatbesitz), 1879 das Deckfarbengemälde „Dorfschmiede mit Wasserhammer“ (in Hofgastein), ebenfalls in der Nationalgalerie zu Berlin, 1881 das Oelgemälde „Schleiferei in einer Dorfschmiede“, in Privatbesitz zu London. Jedesmal werden wir in den vollen Betrieb hineingeführt. Jedesmal mutet uns die Komposition sozial an. Aber jedesmal haben unseren Künstler keine sozialpolitischen, sondern ausschließlich künstlerische Gründe, und zwar impressionistische Helldunkeleffekte, zur Wahl des Themas bestimmt.

Viel eher als bei Menzel klingt bei Max Klinger in dessen allerdings aus hoher Ideologie entspringenden realistischen Kunst oft eine soziale Note mit. In einer Reihe seiner radierten Zyklen wie „Dramen“, „Ein Leben“, „Vom Tode“ kommt solche Stimmung ganz unverhohlen zum Ausdruck. Wir greifen nur ein charakteristisches Blatt (Vom Tode II, op. XIII., 5) „Elend“, radiert 1892, heraus. Klinger gibt da eine allegorische Schilderung, die sicherlich eines gewissen sozialen Beigeschmacks nicht entbehrt. In Massen sehen wir Fronarbeiter ins Joch gespannt ungeheure Lasten bewegen. Eine kurze Pause ist ihnen gestattet, in der sie es nicht einmal der Mühe wert halten, das gemeinsam getragene Joch von den Schultern zu streifen. So kauern sie dort. Ein Alter zunächst, der sein bißchen Nahrung aus dem kleinen Blechtopf gelöffelt hat und nun ohnmächtig ermattet das Haupt in der Hand birgt. Ein Weib daneben, das die Pause benutzt, um dem Säugling die Brust zu geben. Aber kein froher mütterlicher Stolz spricht aus ihren Zügen, eine Kuh blickt teilnahmsvoller auf das gesäugte Kalb. Weiter ein junger starker Bursche, aber mit jenem blödsinnig-tierischen Ausdruck der gänzlichen und unablässigen Erschöpfung, in den sich nur ein Hauch sinnlicher Gier beim Anblick des Weibes neben ihm zu mischen scheint. Entsetzlich dann der Kopf des Greises hinter ihm, der das Mädchen um den Rest aus ihrer Schüssel anzuflehen scheint. Weiter hinten der Kopf eines Mannes, der wohl im Streit mit einem anderen die Hand erhebt. Im Hintergrund ein Mann, der seine Notdurft verrichtet. Unter allen nicht einer, den man als Ebenbild Gottes zu bezeichnen wagt, alle arbeitsmatt, vertiert und verroht, stumpfsinnig hinbrütend oder blödsinnig geradeaus starrend. Der Typus der Arbeitsmaschine, der geistigen Verkümmerung durch körperliche Ueberlastung. Hinter ihnen, als Kutscher auf dem Wagen, ein Mann mit der Peitsche. Auch ein antisemitisches Moment fehlt nicht: den Moment der Ruhe benutzt ein schäbiger Jude, um mit ihm zu schachern. Er weiß im Kleinen seinen Vorteil aus dem Schweiß der Elenden zu gewinnen. Davor aber die herkulische Gestalt des Fronvogts, wie aus einem Dürerschen Stiche herausgeschnitten, so kraftvoll und

gewaltig, so ganz Sehne und Muskelkraft. Mit satyrhaftem Grinsen betrachtet er die Schar seiner Opfer, scheint die wollüstigen Freuden der Grausamkeit zu genießen und knüpft eben in die Stricke der Geißel einen neuen Knoten, um schärfer zur Arbeit treiben zu können. Und dieses elende Volk wird in Bewegung gesetzt, um auf dem plumpen Karren ein großartiges antikes Kapitell zum Bau zu schleppen. Ein prächtiges Stück Marmor, mit dem Kaiserbildnis geschmückt, über dem der Adler schwebt, während an den vier Ecken Widderköpfe vorspringen und um den Körper schwungvoll edler Akanthus emporschießt. Das Kapitell von ausgesuchter Schönheit, von edelstem Stoff, ist offenbar bestimmt, das Haus eines gewaltigen Kaisers zu schmücken, dem alle diese Elenden frohnen müssen. Gebeugt unter der Last und zitternd unter der Peitsche, keucht eine zweite Schar heran, die im Hintergrund sich als dunkle Silhouette dahinschiebt, während am Wege ein paar Körper liegen, die man ausgespannt hat, weil sie sterbend den Dienst versagten. Ein paar urwüchsige starke Bäume überschatten die Stätte des Elends. — Man mag über diese Schilderung von Arbeiterelend denken wie man will, packend, ergreifend, ja aufregend ist sie jedenfalls, brutal lebendig, wie manche Szenen aus Hauptmanns „Webern“ und nicht minder dramatisch. — Hat Klinger hier im Bilde soziale Politik treiben wollen? Diese Annahme ist nicht so unbedingt zu verneinen wie bei Menzel. In der Hauptsache aber hat er doch wohl mehr an die zerrüttende Wirkung der harten Arbeit überhaupt erinnern wollen, die den Menschen ins Alltagsjoch spannt, ihn erschöpft und zu höherem Aufblick unfähig macht, bis er unter dieser selbstgeschaffenen Geißel zusammenbricht, wie der Fürst unter seinem Machtstreben, der Forscher unter seinem Erkenntnistrieb, der Künstler unter seinem nervenzerstörenden Schaffensdrang.

Die realistisch-soziale Note, die Klinger in einigen seiner Zyklen von Radierungen angeschlagen hatte, nahm mit hinreißender Kraft **Käte Kollwitz** (geb. 1867) auf, die in ihrem durch Gerhart Hauptmanns Drama angeregten Zyklus des Weberaufstands und ihren Darstellungen von Proletarierfrauen und -kindern Probleme von packendem stofflichen Reiz mit reifster zeichnerischer wie technischer Meisterschaft behandelt hat. Daß die Künstlerin hiermit Sozialpolitik bewußt treiben will, sozialistische, um nicht zu sagen anarchistische und nihilistische Zwecke verfolgt, steht diesmal außer Frage. Immerhin, was sie bietet, — trotz der offenbaren Tendenz! — beweist ein großes Können, ist Kunst. An sie schließt sich aber eine Reihe zeichnender und malender Persönlichkeiten an, bei denen die soziale Tendenz offensichtlicher ist als das künstlerische Vermögen. Namentlich nach der Novemberrevolution 1918 wuchsen solche zeichnenden und malenden Sozialtendenzler wie Pilze aus dem Boden; sie waren fast durchweg, wie vorgeschrieben, **Expressionisten**. Diese eingehender hier zu behandeln, bleibe uns erspart.

Ein Blick ins Ausland: Für die **Russen**, die schon vor dem Weltkrieg in bezug auf alle ihre Aeußerungen über die soziale Frage unter schärfster Zensur standen, war die Kunst ein beliebtes Mittel, ihre bedrängte Lage in die Welt hinauszuposaunen und nach Freiheit zu schreien. Da lieferte in solchem Sinne die Genremalerei, will sagen das russische Volksleben, reichlich Material. Auffallend selten — und gerade auch das weist auf eine gedrückte Lage des Volkes hin — haben die Künstler mit ihrem Pinsel heitere Momente festgehalten. Und selbst in diesen wenigen Fällen fragt man sich unwillkürlich: Ist dieser Humor echt, ist es kein Galgenhumor, um innere Schwermut zu ersticken? Ruht ferner nicht auf den, wie es scheint, in bezug auf Freud und Leid neutralen Volksbildern des bedeutendsten russischen Genremalers Wladimir **Makowskij** (geb. 1846) doch eine melancholische Ueberschicht?, z. B. auf seinem „Markt an der Kremlmauer“, wo hungerndes und frierendes Volk heiße Suppen und wärmenden Alkohol zu sich nimmt? Zu schweigen von seinem „Bankkrach“, wo Verzweiflung auf zahlreichen Gesichtern spielt. Auch auf der „Brautwahl“, von Wladimirs Bruder Konstantin gemalt, herrscht trotz der prächtigen Kostüme nichts weniger als festliche hochzeitliche Stimmung. Und den „Wallfahrern“ Prianichnikoffs scheint ihr Gebet in der Wallfahrtskirche jenseits des Wassers den Frieden nicht gebracht zu haben. In dumpfer stiller Ergebung scheinen sie ein schweres Schicksal zu tragen. Meist sind Elend und Leiden der offen zur Schau gegebene Inhalt der Bilder, welche Typen aus dem Volksleben darstellen. Sehen wir Wladimir Makowskijs Bild „Auf der Alleestraße“ an! Welche Gedrücktheit bei dem auf der Bank sitzenden, Ziehharmonika spielenden, milde Gaben heischenden, jungen Manne! Welche Abgehärmtheit und Verzweiflung im Antlitz der armen Frau neben ihm! Welcher Schrecken, welcher Jammer, welche Verzweiflung nehmen Gestalt an, wenn das grausige Thema „Sibirien“ in der Malerei variiert wird.“ In die Verbannung! Zur Zwangsarbeit! In den Krieg! Zur ewigen Trennung! schreit es uns aus schaurig wirkenden Gemälden entgegen. Mit Gewalt werden bei Sawitzkij Väter und Söhne dem Kreise ihrer Lieben entrissen und dem zur Abfahrt bereitstehenden Eisenbahnzug zugeführt — auf Nimmerwiedersehen! „Ueberall Leben“ sehen in einem Bilde Jarochenkos hinter dem vergitterten Fenster eines Eisenbahnwagens arme Gefangene, so bei den Vögeln, die, in goldener Freiheit sich tummeln, vom Erdboden einige Brosamen auflesen. Glückliches Los dieser kleinen gefiederten Sänger, dieser Tiere, von Menschen zu beneiden! Schrie **vor** Krieg und Revolution die russische Kunst gleichsam versteckt um Hilfe gegen die zaristische Gewaltherrschaft, so darf sie **jetzt hinterher** gezwungener Weise nur die **eine** Aufgabe haben, die bolschewistische Gewaltherrschaft als einen Segen zu preisen! —

Den **Segen der Arbeit** schildert ein anderer Meister des 19. Jahrhunderts vorzüglich, ein Franzose, **Jean François Millet** (1814—1875). Den großen Entdecker der modernen Arbeiterwelt für die Kunst hat man ihn genannt. Als Bauer unter Bauern aufgewachsen, ist er der künstlerische Gestalter der **Landarbeit**. Aber nicht als ein sozialistischer Ankläger, der die Arbeit und Not des Landarbeiters durch seine Kunst der Mit- und Nachwelt mahnend ins Gewissen ruft, ist Millet an diese Stoffe herangetreten, sondern als ein Epiker des bäuerischen Lebens und der bäuerischen Arbeit. Der Sämann und die Aehrenleserinnen, die auf dem kahlen Felde hurtig ihre Pflicht tun, die Hirten und Hirtinnen, die unbeweglich zwischen ihren grasenden Herden aufragen, der Winzer und der Landmann, die in der Arbeit einen Augenblick rasten und stumpf mit offenem Munde vor sich hinstarren, der Bauer, der nach erledigtem Tagewerk sein Gerät zusammengestellt hat und den Rock anzieht, die Holzfäller und Kartoffelleger und Wäscherinnen, die Frauen, die ihre Kinder auf dem Arm halten oder die Hühner füttern, das junge Bauernpaar des später zu ungeheurem Preise nach Amerika verkauften „Angelus“, das beim fernen Ton der Abend-Ave-Glocken die Häupter fromm zum Gebet neigt — sie alle haben jenen Zug, der ihnen eine besondere Weihe gibt, die Gottverdienstlichkeit der Arbeit kündet, mag diese auch noch so beschwerlich, so lästig sein. Millet kennt die Härte, die niederdrückende Schwere des Berufs, dem diese Menschen untertan sind. Er kennt den Adamsfluch. Aber er kennt auch die ethische Macht und die Hoheit der Arbeit. Das ist es, was seinen Gemälden ihren Charakter gibt: der Stolz des geborenen Bauern, der sein Werk verklärt. — Den Segen der Arbeit, Arbeitsfleiß, ebenfalls mit besonderer Vorliebe den **Ackerbau**, die Landarbeit betonend, preisen eine ganze Reihe von Künstlern in bezüglichen Werken. Wir heben da nur den Deutschen **Ludwig Richter**, den Tiroler **Egger-Lienz**, den Schweizer **Ferdinand Hodler** heraus. Auch **Heinrich Zügel**, der berühmte Tiermaler, singt in vielen seiner Bilder Hymnen auf die Landarbeit. Andere Meister spezialisieren gern die Arbeit nach anderer Richtung hin. Beliebt ist da **Hafen-, Fischer-, Schifferarbeit**, so bei **Hans von Bartels**, **Friedrich Kallmorgen**, bei dem Holländer **Jozef Israels**. Daß die Kunst all dieser genannten Meister auch nur nebenbei irgendwelche sozialpolitische Tendenzen verfolge, kann nicht behauptet werden.

Dagegen schuf der französische Bildhauer **Jules Dalou** (1838—1902) Skizzen zu einem großen, aber unausgeführt bzw. unvollendet gebliebenen „Denkmal der Arbeit“, das doch wohl zweifellos sozialpolitisch wirken sollte. In viel höherem Maße gilt das noch von der technisch von dem Franzosen Rodin abhängigen Kunst des Belgiers **Constantin Meunier** (1831—1905). Diesen Bildhauer trieb die Sehnsucht, das Leben der Gegenwart in künstlerischer Spiegelung zu gestalten, in jungen Jahren zur Malerei hinüber. Er war damals eine Zeitlang Naturalist im Stile von de Groux und schilderte das Leben der Armen und Elenden, der Zerlumpten, der Enterbten. Da führt den beinahe Fünfzigjährigen im Jahre 1880 eine Reise in das belgische Industrie- und Bergwerksrevier und er lernte dies schwarze Land des Borinage kennen, diesen geschlossenen Kreis von Arbeit, Zwang, Dumpfheit und sozialem Groll, wo das Blut der Gegenwart in lauten Schlägen pocht, wo aber nicht klagendes Entsagen, sondern eine positive Energie herrscht, die Werte schafft und in die Zukunft deutet. Er malte nun in Oelbildern und Pastellen

die Gestalten der Arbeiter und das Reich, wo sich ihr Leben abspielt. Wie bei Millet nahmen bei Meunier die Figuren trotz ihrer Naturwahrheit sofort den Charakter von Personifikationen einer ganzen Kaste an, von Symbolen gleichsam ihres eigenen Daseins. Das Unterscheidende bei beiden ist die Tendenz bzw. die Tendenzlosigkeit der Darstellung. Man kann beobachten, wie in Meuniers Bildern dann das Malerische allmählich vom Formalen zurückgedrängt wird, wie die Einzelgestalten größer und bestimmter werden und die Gruppen sich reliefmäßig aufreihen. So kehrt er, ein anderer als ehedem, langsam wieder zur Bildhauerei zurück. Und seit 1886, da der „Martelleur“ entsteht, die erste seiner Arbeiterbronzen, schafft er die lange Reihe dieser Figuren, die seinen Ruhm begründeten. Auch hier charakterisiert das realistisch durchmodellierte Einzelstück bewußt den Typus, die Gattung. Diese Minenarbeiter, Bergleute, Puddler, Lastträger, Landarbeiter und Fischer sind aus redlichster Treue und Intimität der Beobachtung entstanden, und doch ist jeder einzelne gleichsam ein Denkmal für alle seine Genossen.

Meunier gab seine Arbeiter aus den Eisenhämmern, Hüttenwerken, Minen und Schachten am liebsten mit nackten Oberkörpern, die Beine mit einer derben Hose bekleidet, an den Füßen ein paar plumpe Holzschuhe, auf dem Kopfe eine runde Mütze mit ganz schmaler Krempe: das ergab einen realistischen Eindruck und ließ der Formenfreude des Bildhauers doch genug zu tun übrig. Diese überzeugende Bekleidung trägt dazu bei, den Doppeleindruck zu verstärken: daß wir ein Wirklichkeitsabbild zu sehen und doch zugleich Erscheinungen aus einer vorgestellten Welt gegenüber zu stehen glauben. — Die ganze Welt der Arbeit hat Meunier umschrieben. Und sein letztes großes Werk, das an Dalous Plan erinnernde „Denkmal der Arbeit“, das einzelne ältere Figuren in monumentaler Vergrößerung mit Reliefdarstellungen der Hauptgebiete menschlicher Tätigkeit vereinigt, sollte noch einmal die Summe seines Lebenswerkes ziehen. In dieses Meisters Stapfen traten zwei weitere belgische Bildhauer Charles von der Stappen, der sich insbesondere in seinen „Erbauern der Städte“, zwei ruhenden Arbeitergestalten, eng an Meunier anschloß, und Pierre Braecke, der gleichfalls in einigen Arbeiterfiguren an Meunier erinnert. Darf man in diesem Zusammenhang an des Michelangelo Buonarotti „Sklaven“ vom Juliusdenkmal über Jahrhunderte zurückdenken? —

Wie könnten wir unser Thema weit ausspinnen, wenn wir die geistige Arbeit in den Bereich unserer Betrachtung zögen, Dürers Stiche „Melancholie“ und „Hieronymus im Gehäus“, Rembrandts Gemälde „Der Philosoph“ (Louvre) und Radierung „Faust“ (1652), seine Bilder „Der Gelehrte“ (Braunschweig), „Anatomie“ (Haag), überhaupt, wenn wir unser Thema bis in früheste Zeiten zurückverfolgten. Ich schließe mit der Teilbeschreibung eines Wandgemäldes aus dem Ramesseum (Theben), altägyptisch aus dem 14. Jahrhundert vor Chr. Wie mannigfaltig und genau gebt der Maler ins Einzelne, wenn er die Arbeiten der Kriegsgefangenen schildert. Eine Unmasse bestudierter Kleinzüge bringt er beispielsweise in der Anfertigung von Ziegeln durch Kriegsgefangene. Hier wird das Wasser geholt, um die Lehmerde aufzuweichen. Ein Kriegsgefangener bückt sich und schöpft mit einem Krug, ein anderer war sogar in den Weiher gestiegen und kommt soeben mit einem gefüllten Krug auf der Schulter wieder heraus. Etliche kneten den Lehm, einige tragen den geweichten Lehm in großen Gefäßen auf der Schulter weiter, einige bereiten dann mit der Form die Ziegel daraus, andere legen sie in Reihen nebeneinander auf den Boden und lassen sie an der Luft trocknen, wieder andere tragen dann die getrockneten Steine fort. In der Ecke sitzt der ägyptische Aufseher mit dem Stocke in der Hand. Solcher sachgemäß schildernden Ausführlichkeit in der Gefangenenarbeit entspricht die verschiedene Typisierung der Gefangenen. Neger, Araber, Syrier und Hebräer sind zu unterscheiden. — —

Das Priesterhospiz St. Augustin zu Neuburg a. D.

Von Ernst Jung.

Am 12. Juni 1923 sind es 70 Jahre gewesen, daß ein caritatives Werk ins Leben gerufen wurde, dessen Zweck, Wert und Wirken das Interesse einer breiteren Oeffentlichkeit beanspruchen darf: Es ist das Priesterhospiz St. Augustin zu Neuburg an der Donau. Wie schon der Name besagt, handelt es sich um ein Heim für Priester. Seine Bestimmung ist in erster Linie, alten gebrechlichen und kranken Priestern und unter diesen vorzugsweise den weniger bemittelten als Asyl zu dienen. Dann soll es aber auch jüngeren kranken, genesenden und erholungsbedürftigen Geistlichen zur Erkräftigung offen stehen.

Der tiefere Anlaß zur Errichtung dieses Hauses war ein zu Tage tretendes praktisches Bedürfnis. Die unzureichenden Ruhegelder der emeritierten Pfarrer; die nicht seltenen Fälle völliger Mittellosigkeit im Krankheitsfalle bei Priestern, die keine staatlich besoldete Stelle innehatten; die mit dem Zölibatsgesetz zusammenhängenden Fälle völliger Verlassenheit und Vereinsamung in den Tagen der Krankheit und des Alters; ferner die hie und da wünschenswert erscheinende Möglichkeit der Entfernung eines hochw. Herrn aus Laienumgebung, wenn im Krankheitsbilde körperliche oder geistige Gebrechen auftreten von einer Art, daß sie der priesterlichen Würde Abbruch tun oder zu persönlichen Kränkungen des Patienten führen könnten; die Schwierigkeiten, die der Erfüllung gewisser priesterlicher Verpflichtungen (Zelebrieren, Brevier) in weltlichen Anstalten entgegenstehen, besonders dann, wenn dazu eine Beihilfe erfordert wird; der so häufige Wunsch Erholung suchender Priester, die gelegene Zeit äußerer Ruhe für die eigene seelische Erneuerung und Vertiefung nutzbar zu machen; die Unzuträglichkeiten, die bisweilen einer Gemeinde daraus erwachsen können, daß aus Mangel eines geeigneten Unterkommens Priester trotz stark gesunkener Arbeitsfähigkeit im Amte bleiben müssen — alle diese Momente wirkten zusammen, das Bedürfnis eines Priesterasyls zu begründen.

So wurde denn auf Wunsch der bayerischen Bischöfe die Errichtung eines Priesterhospizes ad St. Augustinum zu Neuburg a. D. durch den Orden der Barmherzigen Brüder in Angriff genommen. Ein ehrendes Zeugnis für den caritativen Unternehmungsgeist und das lebendige Gottvertrauen der damaligen Ordensleitung ist es, daß die Gründung dieser Anstalt in die Wege geleitet wurde, obwohl sich unschwer voraussehen ließ, daß sie unter Umständen ein rechtes Sorgenkind des Ordens werden könne. Denn darüber war eine Täuschung nicht leicht möglich, daß die geringen Beiträge, welche die Priesterhospitanten zu leisten in der Lage sein würden, nicht im entferntesten ausreichen könnten, die Erhaltung und den Betrieb sicher zu stellen. Man rechnete daher von Anfang an mit fremder Wohltätigkeit. Leider blieben die auf die Unterstützung des katholischen Volkes gerichteten Hoffnungen weit hinter den Erwartungen zurück. Zwar gelang es, durch eine Geldkollekte ein für die damalige Zeit immerhin annehmbares Grundkapital aufzubringen. Dafür mußte aber eine von der Regierung und den Bischöfen Bayerns zugestandene Sammlung in Naturalien in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder aufgegeben werden, weil sie wenig Verständnis und Gegenliebe bei der Bevölkerung fand. Den Leuten schien es schwer begreiflich, daß nun auch noch für Weltpriester sollte gebettelt werden.

Die Brüder mußten nun, so gut es gehen wollte, das Priesterhospiz zu halten versuchen, ohne die öffentliche Mildtätigkeit weiter in Anspruch zu nehmen. Und es ist ihnen mit Gottes Hilfe gelungen. Auch die Kriegszeit wurde verhältnismäßig gut überstanden. Es war sogar möglich, ein Kriegslazarett für 15 verwundete Soldaten im Hause einzurichten und während der ganzen Kriegsdauer beizubehalten. Selbst nach Kriegsschluß ging es zunächst noch erträglich weiter. Das Haus konnte immer noch seinen Zweck erfüllen — bis in die letzten Zeiten, die Zeiten der allgemeinen Geldentwertung und Teuerung.

Ein Glück für den Bestand des Hauses war, daß durch den Anstaltsvorstand P. Camillus in weiser Voraussicht einige Aecker und Wiesen angekauft wurden, deren Ertrag den Unterhalt der Priester und sonstigen Hausgenossen in den kritischen Jahren der Lebensmittelnot erleichtert hat. Nicht weniger glücklich hat der jetzige praktisch kluge Vorstand, P. Alypius Grafwallner, gehandelt, als er noch rechtzeitig im Jahre 1914 die gebotene Erneuerung des Hauses trotz mancher Widerstände entschlossen durchführte. Es wurden Wände durchbrochen, um Zwei-Zimmer-Wohnungen zu gewinnen, die Böden mit Linoleum belegt, neue Oefen in den Zimmern aufgestellt, Doppelfenster eingesetzt, ein geräumiger Speisesaal und noch viele andere Verbesserungen geschaffen. St. Augustin ist nicht als Neubau entstanden, der planmäßig und seinem Zwecke entsprechend hätte eingerichtet werden können. Es waren vielmehr alte, oft in erbärmlichem Zustand überkommene Gebäulichkeiten, die seinerzeit angekauft und übernommen wurden. Was indessen aus diesen alten Gebäuden für ihren neuen Zweck herausgeholt werden konnte, das ist unter der zielbewußten Leitung des derzeitigen Vorstandes erreicht. Heute kann sich das Priesterhospiz, — zumal bei der überall herrschenden peinlichen Ordnung und Reinlichkeit —, neben anderen caritativen Anstalten sehr wohl sehen lassen.

Leider wird es nun der Anstaltsleitung immer schwieriger, das Haus auch auf der erreichten Höhe zu halten und insbesondere eine Verpflegung zu gewährleisten, die seinem Zwecke als Kranken- und Erholungsheim einigermaßen angepaßt gelten kann. Im Vertrauen auf Gott und gute Menschen hofft man aber auch jetzt noch, das Priester-

hospiz, das einzige Haus seiner Art in Deutschland, über die kommenden schweren Jahre hinwegzubringen. Wenigstens ist man zu den äußersten Anstrengungen entschlossen. Mögen die Wohltäter, deren das Liebeswerk bedarf, nicht ausbleiben!

Seit seiner Gründung im Jahre 1858 sind in St. Augustin 332 Priester gepflegt worden; 170 haben ständigen Aufenthalt genommen, 162 waren vorübergehend da; 106 Priester sind daselbst gestorben und liegen in der eigenen Begräbnisstätte des Hauses auf dem nebenan liegenden Stadtfriedhofe zur ewigen Ruhe gebettet. Ihrer Herkunft nach entstammten diese Priester in überwiegender Mehrheit den acht bayerischen Diözesen. Aber auch aus dem übrigen Deutschland, ferner aus der Schweiz und Holland, nicht zuletzt aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben deutsche Priester ihre Zuflucht hier genommen, um ihren Lebensabend zu verbringen. Gegenwärtig beherbergt das Haus rund 30 Priester, von denen der älteste 94 Jahre alt ist. Die übrigen hochw. Herrn sind in den achtziger Jahren bis herab zu den Vierzigern, etwa 10 bedürfen besonderer Wart und Pflege.

Der Schreiber dieser Zeilen hat selbst wiederholt, teils als Patient, teils als Gast, die Wohltaten dieses Hauses genossen und sich mit eigenen Augen überzeugen können, wieviel Segen hier gestiftet, wieviel Priesterelend — den Augen der Welt entzogen — hier mit aufopfernder Hingabe gepflegt wird. Aus dem tiefen Einblick in das Wesen und Wirken des Priesterhospizes St. Augustin hat er auch die Anregung und Berechtigung geschöpft, die Aufmerksamkeit einer weiteren katholischen Oeffentlichkeit auf dieses hochbedeutsame caritative Werk hinzulenken, damit es nicht den Folgen der Nichtbeachtung und den Nöten unserer Zeiten nach kurzer Blüte zum Opfer falle.

Vom Büchertisch.

Wunder, Stigmatisation und Besessenheit in der Gegenwart. Von Bruno Grabinski. Mit 55 phot. Originalaufnahmen. F. Borgmeyer, Hildesheim. 342 S. Preis geh. 5, geb. 6.50 Goldmark. — Der Abschnitt über die Stigmatisation hat mich am meisten angesprochen. Es freut mich, daß Verfasser meine Theorie über das Wesen der Stigmatisation, wie ich sie im Kirchlichen Handlexikon dargelegt, übernommen hat. Gut sind auch die weiteren Ausführungen über das Wunder überhaupt und über die Besessenheit. Dagegen wirkt das Kapitel über die blutenden Hostien, Bilder und Kreuze geradezu peinlich. Weshalb hat der Verfasser, wenn er Beispiele von Wundern bringen wollte, sich nicht lieber nach Prof. Isenkrahes Rat an die vereidigten Zeugenaussagen der römischen Behörden über die Heilungen durch die Fürbitte der Heiligen gehalten? Wer war dieser Abbé Grateloup, daß überall, wo er sich zeigte, Bilder, Hostien und Kruzifixe zu bluten anfingen? Ein exkommunizierter Priester. Da müßten vor allem die Untersuchungsakten seines bischöflichen Ordinariats und der römischen Kurie veröffentlicht werden, um sich über seine Schuld oder Unschuld ein sicheres Urteil bilden zu können. Wer machte die photographischen Aufnahmen der blutenden Mirakelgegenstände? Welche vereidigten Zeugen können vorgeführt werden? Auf den kritiklosen „Professor" Konzionator (Pseudonym) hätte sich Verfasser besser nicht berufen. Wahrlich, dem ganzen Geist des Christentums entsprechen diese Mirakelwunder nicht, eher dem des altrömischen Heidentums. Man meint, ein Kapitel aus Livius über die omina, blutende, weinende und sprechende Bilder und Statuen zu lesen. Immerhin ist die Lektüre des eigenartigen Buches spannend und interessant. Dr. Ludwig, Freising.

Peru, das Land der Inkas. Von Ebbe Kornerup. Uebersetzung aus dem Dänischen von Else v. Hollander. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Gr. 2.80 *M.* — Dieses Buch liest man gern; denn der bekannte Maler und Weltenbummler kann gut auch mit der Feder malen. Schade ist nur, daß er zu wenig sich um die Inkas selbst kümmert und von ihrer Geschichte erzählt. Schade auch, daß er Religiöses und Religionsgeschichtliches ganz übersieht.

Dr. P. E. Schlund O. F. M.

Wandernd Licht. Von Friedrich Lienhard. Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer. Geb. 2 G.-M. — In unsere von materieller Nüchternheit durchtränkte Zeit wirft Fritz Lienhard vom Standpunkte des evangelischen Christen und warmfühlenden Deutschen aus immer wieder ideale Gedanken. Wertvolle Ausschnitte aus seinen verschiedenen Schriften sind in diesem Büchlein für jeden Tag des Jahres zusammengetragen. Sie führen zur Besinnlichkeit im Hasten des Alltags.

F. Weigl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. „Die lustigen Weiber von Windsor" Shakespeares sind fast ganz hinter die Opern Nikolais und Verdis zurückgetreten. Die Komödie gilt mit vollem Rechte nicht als eine der trefflichsten des Dichters. Hat doch Shakespeare seinen Falstaff, die köstliche Figur aus seinem „Heinrich IV." mehr auf Wunsch, als aus innerer Nötigung nochmals auf die Bühne gestellt. Aber eine beschwingte und die drastischen Typen plastisch herausarbeitende Aufführung ist doch von dankbarster Theaterwirkung. Die unter Fabers Spielleitung gebotene Vorstellung stand auf schöner Höhe. Basil spielte die unverwüstliche Figur des gefoppten Fettwanst mit feinem Humor und ohne die billigen Mittel der Uebertreibung. Die lustigen Weiber der Damen Herterich und Hagen waren von gewinnender Liebenswürdigkeit. Der Friedensrichter Benckendorfs, der Schmächtig Kellerhals' und Graumanns Dr. Cajus waren schon in Maske und Umriß höchst einprägsame Figuren, aber auch die anderen Rollen entsprachen. Pasetti hatte wieder hübsche Dekorationen geschaffen, besonders eine Szene im Freien war sehr reizvoll. Nicht als sonderlichen Gewinn buche ich die Uebersetzung Halms, die sich dem poesiefernen Alltags-ton nähert.

Schauspielhaus. Die „Siebzehnjährigen", das Schauspiel Max Dreyers, sind heuer zwanzigjährig geworden. Auch die Wiederaufnahme dieses Werkes zeigte, daß die meisten Stücke rasch altern. Es bleibt die Feinheit und Plastik der Umwelt, die mit Innigkeit geschildert ist, aber die Liebesenttäuschung des Knaben bleibt doch in Sentimentalität stecken, die sich als Tragik gebärden möchte. Das tritt wohl heute unerbittlicher hervor. Bleibt immerhin noch ein Schauspiel, das den Zuschauer fesselt und den Darstellern dankbare Rollen gibt. Die Wiedergabe war durchaus ansehnlich und ausgefeilt. Die Aufnahme war sehr herzlich.

Lustspielhaus. Johann Strauß' erste Operette ist in München noch nie gespielt worden. Kurt Olfers, der schon einige Male im Auffinden halb verschollener, aber noch sehr lebenskräftiger Werke eine glückliche Hand bewiesen, hat sie uns nun in seinem Operettentheater geboten und damit sich nicht nur ein zugkräftiges Stück verschafft, sondern auch einen künstlerischen Erfolg davongetragen. Die Operette hatte einst das Schicksal, daß eine an blühender Melodik reiche Musik an einen schwachen Text gebunden war. So ist an dem Textbuch von „Indigo oder die vierzig Räuber" viel herumgedoktort worden. Heute heißt die Operette „Tausend und eine Nacht". Das Textbuch von Leo Stein und Karl Lindau, das 1906 seine Wiener Uraufführung erlebte, ist geschickt gemacht, und wenn sich auch der Teil des Stückes, der nicht Wirklichkeit, sondern durch die Erzählung der Scheherazade hervorgerufene Träumerei des Kalifen darstellt, nicht phantastisch genug von Anfang und Ende abhebt, so gibt das Libretto doch eine romantische Handlung, in der Sentimentalität und Scherz sich anmutig mischen. Die Musik ist ungemein reizvoll; die liebenswürdigen Einfälle sprudeln nur so hervor. Mancher schreibt heute zehn Operetten mit der Hälfte der hier an ein Werk verschwendeten Erfindung. Das orientalische Kolorit und die Lebensfreude des Wiener Walzers mischen sich zu melodischen Feinheiten. Welch eine Anmut, welch liebenswürdiger Geist spricht schon aus dem Vorspiel. Gegenüber dieser musikalischen Kultur wirken unsere heutigen Operettenschlager brutal. Diese Operette erfordert aber auch künstlerisch weit mehr. Das Orchester unter Pastors Führung bot sehr Gutes. Inge van Heer erfreute durch stimmliche Vorzüge. Auch Forster, Schröger und Emmy Panzer konnten voll befriedigen. Direktor Olfers hatte für reizvolle Bühnenbilder gesorgt.

Verschiedenes aus aller Welt. Die vor neun Monaten abgebrannte Bühne des Staatstheaters in Wiesbaden ist nun wieder aufgebaut worden. Mit einer glanzvollen Lohengrinaufführung wurde das erneuerte Haus eröffnet. Die wichtigsten Veränderungen sind auf dem Gebiete des Bühnenbeleuchtungswesens und des Feuerschutzes vorgenommen worden. Die Breite der neuen Bühne beträgt 25 Meter, ihre Tiefe 19 Meter; die Gesamthöhe des Bühnenhauses 40 Meter. — „Kaiser Jones", ein Schauspiel von Mac O'Neill, einem amerikanischen Dichter irischer Abkunft, hatte in Berlin guten Erfolg. Es handelt sich um den kurzen Herrschertraum eines Niggers, der, von einem weißen Impresario angestiftet, sich zum Herrn einer kleinen Insel aufwirft, fliehen muß und dabei den Firnis oberflächlichen Europäertums verliert und wieder zum primitiven Naturkind wird. In der Dialogführung ist der Verfasser Bernard Shaw verwandt. — Fünfundsiebzigjährig ist der Tondichter und Pianist Graf Géza Zichy gestorben. Mit 14 Jahren hatte der Musiker das Unglück, seinen rechten Arm zu verlieren; dennoch gelang es seiner großen Begabung und einer gewaltigen Willenskraft, ein Pianist von Bedeutung zu werden. Seine Trilogie „Rákóczi" ist das Nationaldrama Ungarns. Auch seine anderen Tonschöpfungen tragen spezifisch ungarisch-nationales Gepräge. Als Schriftsteller und Dichter schrieb er sowohl ungarisch als deutsch; seine Jugendjahre hatte er abwechselnd auf ungarischen Gütern und dem damals noch völlig deutschsprachigen Preßburg zugebracht. Viele Jahre leitete Zichy die Kgl. Oper und das Konservatorium in Budapest. — Die Wiener Akademie für Musik soll in Kürze zu einer Hochschule erhoben werden. — Ein musikwissenschaftlicher Kongreß wird im September in Basel abgehalten. Derselbe wird zur 25jährigen Jubelfeier der Ortsgruppe der Neuen Schweizerischen Musikgesellschaft veranstaltet. Erste schweizer, deutsche, holländische, englische und französische Gelehrte haben ihre Teilnahme zugesagt. Außer Vorträgen sind Konzerte geplant.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Reichskanzler hat bei der Tagung des Reichsausschusses der Zentrumspartei mit allem Nachdruck nochmals auf den Ernst des Standes der Reichsfinanzen hingewiesen, der von vielen übersehen werde. Wenn die Frage der Zahlung der Beamtengehälter am 16. Januar davon abhing, wie die Steuern am 10. eingingen, so beleuchtet das schon die Lage. Wenn, wie Marx hofft, die gegenwärtige steuerliche Entwicklung bis zum April und Mai durchgehalten werden könne, werde das Schlimmste überwunden. Voraussetzung dabei sei, dass wir internationale Anleihen bekommen und dass sich aus den Verhandlungen des Sachverständigenausschusses eine bessere Lage für uns ergibt. Das Streben müsse darnach gehen, dass möglichst bald die Zentral-Goldnotenbank ins Leben tritt, um ein für alle Mal die Verhältnisse zu stabilisieren. Die Rentenmark ist nur eine Zwischenlösung; das Ziel ist die Goldmark. Für die besetzten Gebiete wäre es ohne eine Rheinische Goldnotenbank sehr schwierig, die Währungsverhältnisse zu ordnen. Als das Entscheidende bei diesem Bankenproblem bezeichnete der Reichskanzler, dass unter allen Umständen für die Zukunft die Währungseinheit des Reiches bleibe und die spätere reibungslose Ueberführung der Rheinischen in die Goldnotenbank gesichert sei. Mittlerweile ist der Reichsbankpräsident Schacht, bei dessen Verhandlungen mit dem Sachverständigenausschuss die Goldnotenbank das Hauptthema bildete, von Paris zurückgekehrt. Dr. Schacht hat sich bis jetzt grosser Zurückhaltung befleissigt, so dass es im Augenblicke schwer fällt, Mitteilungen zu geben, die nicht bald als überholt betrachtet werden müssen. Es verlautet, dass die Arbeiten der Sachverständigen in Berlin etwa zwei Wochen in Anspruch nehmen werden. Schacht will den ausländischen Devisenbesitz in Deutschland für Deutschland nutzbar machen. Ein wirtschaftlich hochgestelltes Land könne nur durch seine eigene Kraft ertragsreiche Arbeit leisten und deshalb müsse er der Finanzkontrolle gegenüber sich ablehnend verhalten. Um den Vertretern des ausländischen Kapitals jedoch die Möglichkeit zu geben, zu sehen, wie in Deutschland mit ihren Mitteln umgegangen werde, sei die Beteiligung von Ausländern, darunter auch Neutralen, im Aufsichtsrat vorgesehen. Nach holländischen Zeitungsmeldungen soll Schacht seine Einwendungen gegen eine ausländische Mehrheit im Aufsichtsrate und gegen den Sitz der Bank im Auslande aufgegeben haben. Den Gedanken einer rheinischen Bankgründung, wie wir ihn oben erwähnt haben, macht sich der Reichsbankpräsident nicht zu eigen, denn man könne mit Deutschland nur als Ganzem Geschäfte machen, nicht aber mit einzelnen Teilen. Man darf annehmen, dass ein deutscher Finanzfachmann die Leitung der neu zu gründenden Währungsbank übernehmen wird. Vielleicht wird bei sich ergebenden Schwierigkeiten auf einen amerikanischen Fachmann zurückgegriffen. Freilich liegen noch Hemmnisse bei der Politik Poincarés, der von der Finanzkontrolle nicht abgehen will. Das Betriebskapital braucht nicht sehr beträchtlich zu sein, da es mehr als ein Garantiefond, denn als Umlaufsfond betrachtet werden muss. Die Rechnung wird auf Goldbasis geführt. Die Reichsbank soll mit einem Goldbetrage an der Kapitalzeichnung teilnehmen. Jeder Deutsche, der die Gesetze über die Kapitalflucht und Vermögensverschleierung verletzt hat, wird begnadigt, wenn er Aktien in der Höhe der Hälfte seines Vermögens in Devisen zeichnet. Die Bank wird von Steuern frei sein. Zwei Prozent des Aktienkapitals soll das Reich vom Reingewinn vorweg erhalten. Die Bank soll mit der Reichsbank vollkommen zusammen arbeiten und wird zunächst auf 26 Jahre gegründet. Die Behauptung, dass späterhin eine Verschmelzung der beiden Banken vorgesehen sei, möchte man doch bei dem internationalen Charakter der Währungsbank mit einigen Fragezeichen versehen. Es muss nochmals betont werden, dass diese Nachrichten noch durchaus der Klärung und Ergänzung bedürfen. In der Unterredung, die der bayerische Handelsminister dem Vertreter eines Fachblattes gewährte, wies Herr v. Meinel u. a. darauf hin, dass dank dem Bestreben der Reichsregierung nach Steigerung der Einnahmen und Sparsamkeit das Vertrauen in die Rentenmark immer gewachsen sei. Die Länder müssen ihrerseits das gleiche Verfahren in demselben Geiste durchführen. Es sei eine andere Verteilung der Verantwortung für die ganze Wirtschaft notwendig im Sinne der bayerischen Denkschrift zur föderalistischen Ausgestaltung der Verfassung von Weimar. Was Bayern betrifft, so glaubt der Minister leichte Anzeichen einer Aufwärtsbewegung und stellenweise eine Zunahme der Erzeugung zu erkennen. Fortschreitende Besserung ist nur zu erwarten, wenn die Erzeugung gleichzeitig gehoben und verbilligt werden kann. Bayern hat allen Grund, in die Klagen über die Schliessung der fremden Märkte mit einzustimmen. Für Bayern ist die Besserung der Ausfuhrmöglichkeit von besonderer Bedeutung; leidet doch die Ausfuhr selbst anerkannt guter, billiger und gediegener Industrieerzeugnisse infolge der übermässigen Schwierigkeiten. Die Hauptschuld daran trägt die Höhe der Eisenbahnfrachten. Das Elend in der Pfalz ist auch für das Wirtschaftsleben von erschwerenden Folgen. Aber Frankreich erfährt nun selbst am eigenen Leibe, dass die wirtschaftliche Depression auch ansteckend zu wirken vermag. Das Sinken des französischen Franken ist der deutlichste und man sollte meinen warnende Beweis.

Der Beginn der Börsenwoche stand unter dem Eindruck der Erklärung des Reichsfinanzministers über die Unmöglichkeit der Aufwertung der staatlichen Anleihen. Dringendes Angebot verursachte in diesen Papieren sinkende Kurse. Das drückte auf die Stimmung, so dass auch der zweite Börsentag ein schleppendes Geschäft zeitigte. Gegen Wochenende trat eine etwas freundlichere Stimmung ein, wenn sich das Geschäft auch nicht allzu sehr belebte. Die inländischen Renten befestigten sich, nachdem jetzt doch mit einer Aufwertung gerechnet wird. Die Meldungen sind hier sehr widerspruchsvoll. Der Entwurf der 3. Steuernotverordnung sieht eine Regelung der Aufwertungsfrage in der Weise vor, dass der Gläubiger eine Aufwertung im Sinne des letzten Reichsgerichtsurteils beantragen kann. Die Regelung soll entsprechend den persönlichen Verhältnissen des Gläubigers getroffen werden.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 6 München, 7. Februar 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die internationalen Sachverständigen tagen zu Berlin in zwei Ausschüssen, einem für Haushalt und Währung Deutschlands unter dem amerikanischen General Dawes, einem zweiten zur Bekämpfung der Kapitalflucht. Der erste Ausschuß hat sich bereits mit dem Zusammenhang zwischen Reichshaushalt und Ruhrbesetzung beschäftigt und festgestellt, daß Deutschland zum Ausgleich seines Haushalts die Einnahmen aus den Steuern und Verkehrsanstalten des Ruhrgebiets braucht.

Das Reich hat eine dritte Steuernotverordnung erlassen. Sie enthält u. a. Grundsätze für die Aufwertung alter Schulden, und Steuern auf Gewinne aus Geldentwertung. Eine weitere Verordnung des Reichs macht die Reichsbahn unabhängig vom Reichshaushalt und gibt ihr den Charakter eines selbständigen wirtschaftlichen Körpers. Entsprechendes wird für die Reichspost in einem Gesetzentwurf vorgesehen.

Die Diplomatie ist eifrig bemüht, die Spannungen zwischen England und Frankreich auszugleichen. Jaspar (Belgien) und Benesch (Tschechoslowakei) kamen dieserhalb mit Poincaré zusammen. Macdonald tauschte mit Poincaré Briefe aus, um die kühl gewordene Entente wieder in ein herzliches Einvernehmen zu verwandeln. Beide Ministerpräsidenten schweigen von Einzelvorschlägen wie Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, einer neuen Konferenz u. dgl., Dinge, wovon mündlich zwischen Paris und London verhandelt zu werden scheint.

Rumänien hat eine französische Anleihe von 100 Millionen Franken ausgeschlagen und bemüht sich um eine italienische.

Die russische Räterepublik ist von England und Italien förmlich anerkannt worden.

Venizelos zieht sich von der Leitung der griechischen Politik zurück.

Woodrow Wilson, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist am 3. Februar gestorben.

Das Nationalbewußtsein der gebildeten deutschen Katholiken.

Von Dr. Otto Kunze.

Vor dem Weltkrieg fürchteten die deutschen Katholiken nichts mehr als den Vorwurf der Inferiorität. Mit heißer Mühe suchten sie zu beweisen, daß sie moderne Menschen, in Wissenschaft und Kunst den anderen ebenbürtig seien. Die Apologetik sah ihre Hauptaufgabe darin, das katholische Lehrsystem und Lebensideal als modern, fortschrittlich, dem Zeitgeist nicht unfreundlich zu rechtfertigen. — Die Gegenseite quittierte mit Hohngelächter. Aber nicht lange. Die deutschen Katholiken waren noch völlig im Bann der großartigen Errungenschaften der Moderne — da brach diese Moderne in Krieg und Revolution vor ihren Augen in Trümmer. Der Untergang des Abendlandes schrieb ein ganz Moderner über das grausige Bild.

Bis auf wenige eingerostete Seelen sind die gebildeten deutschen Katholiken heute vom Albdruck der Inferiorität befreit. Sie lassen das Trümmerfeld des kulturellen Liberalismus, Relativismus und Subjektivismus, mit seinen gestürzten Götzen Kant, Hegel und Nietzsche links liegen und bauen sich ihr Haus aus den Quadern der Philosophia perennis, den Säulen des kirchlichen Dogmas und den kühnen aber festen Gewölberippen der päpstlichen und bischöflichen Hirtenworte. Die Wände bekleiden sie mit den tausendfältigen bunten Steinen der Weisheit und Schönheit, die christliche Kultur in zwei Jahrtausenden unterm Licht des Glaubens geschaffen hat. In diesem Haus wollen sie wohnen nicht als moderne, sondern als katholische Menschen. Stolz erhebt der gebildete Katholik sein Haupt — auf dem Feld der Kultur.

Den Angstzustand der Inferiorität ist jedoch der gebildete deutsche Katholik damit nicht losgeworden. Die Krankheit hat sich auf ein anderes Gebiet geworfen, das heute heißer umkämpft ist als die Kultur. Man fürchtet rückständig, minderwertig zu sein in der Beziehung zum Vaterland, zum Deutschtum. Im alten Staat haben sich die deutschen Katholiken nicht viel darum gekümmert. Das Jesuitengesetz, die Zurücksetzung in den Beamten- und Offiziersstellen zeigte ihnen zu deutlich, daß sie in diesem Staat Bürger zweiter Klasse sein sollten. Auch war das letzte große Erlebnis auf politischem Gebiet der Kulturkampf, dessen Veteranen noch zahlreich lebten. Und was nicht zu vergessen ist, im nichtkatholischen Deutschland verlor in den Jahren des ruhigen Besitzes das dort gewachsene, protestantisch gefärbte Nationalbewußtsein an Kraft, mit ihm der furor protestanticus. Dann kam der August 1914. Beim Anblick der Feinde ringsum verschmolz das ganze deutsche Volk zu nationaler Einheit. Den Katholiken ward es denkbar leicht gemacht, in ihr aufzugehen. Kein Mensch schien sie mehr zu verdächtigen. Wenn dies Erlebnis des August 1914 auch nicht lange dauerte, mindestens war es ein neuer politischer Seeleninhalt, der den Kulturkampf verblassen ließ. — Wir wissen jetzt, daß protestantisches Vorurteil im Krieg nicht gestorben ist. Es hat in den oberen Regionen Deutschlands die Friedensvermittlung des Papstes sabotiert, im verbündeten Oesterreich, im besetzten Belgien und Polen viel Schaden angerichtet. In der Kriegs- und Heimatfront trat das wenig hervor. Hier gewannen die Katholiken mehr Spielraum als im Frieden. Gab es nicht einen katholischen Reichskanzler — Hertling? Wirkten nicht Jesuiten als Feldgeistliche und Krankenpfleger? Konnte nicht jeder katholische Einjährige Offizier werden? Damals im Krieg und teilweise nachher in den gegenrevolutionären und grenzdeutschen Kämpfen (mit Gewehr oder Stimmzettel) hat unser katholischer Student, Akademiker und Gebildeter überhaupt sich das deutsche Nationalbewußtsein angeeignet, das seit 1871 als das einzig mögliche galt. Er ist mindestens innerlich davon berührt worden. Und doch — jetzt erst gilt er nicht nur den Anderen, sondern sich selbst als Deutscher zweiter Klasse, als inferior.

Es ist genau wie bei der kulturellen Inferiorität ein paar Jahrzehnte früher. Erst als man nach Abschluß des Kulturkampfs weniger behindert in die moderne Welt eintrat, spürte man die Inferiorität. Sie war wirklich vorhanden. Denn der Katholik hatte sich in den Dingen, die da für wichtig gelten, nicht viel betätigt. Und sie blieb. Aus seiner ganz anderen Geistesstruktur konnte der Katholik gar nicht so vollendet im modernen Geschmack philosophieren, kritisieren, dichten, bilden oder organisieren, sich auf mehr oder minder zweifelhafte Art bereichern wie der darin Erwachsene. — Wir brauchen das nur aufs nationalpolitische Gebiet zu übertragen. Dem modernliberalen Kulturbewußtsein entspricht hier genau das kleindeutsche Nationalbewußtsein. Seine religiöse Wurzel ist eine bestimmte Art des Protestantismus, von der wir einmal gesondert handeln müssen. Hier nur soviel, daß sie eng mit der preußischen Staatskirche und dem preußischen Staat zusammen

hängt und den Imperialismus beider mitführt. Seelische Triebfeder des kleindeutschen Nationalbewußtseins ist der Nationalismus des 19. Jahrhunderts, wie er klassisch in Frankreich und Italien ausgebildet ist. Das Volk wird nicht konservativ als erweiterte Familie, sondern revolutionär als Sprach- und Kultureinheit verstanden. Es wird zugleich absolut gemacht, zum höchsten Wert, zur Gottheit erhoben. Ausschließlichkeit gegen andere Völker, Eroberung und ewiger Krieg folgen logisch daraus. Das kleindeutsche Nationalbewußtsein hat sein nächstes Ziel erreicht mit der Ueberwindung des großdeutschen Bundesprinzips und der Errichtung des preußisch-deutschen Reichs durch Bismarck. Das protestantische Kaisertum verlieh die mystisch-romantische Weihe. Ein nationaler Besitz war nun vorhanden, auf den man stolz sein und den man verteidigen konnte. In den fast 50 Jahren des Kaiserreichs ist es dem Kleindeutschtum gelungen, sich zum allein sichtbaren Vertreter des deutschen Nationalgedankens zu machen. So fiel ihm auch im Krieg dessen Verteidigung zu, und der Zusammenbruch warf mit dem kleindeutschen Reich Deutschland selber zu Boden. Jetzt wurde das kleindeutsche Gefühl erst recht empfindlich — als Ressentiment. Auf der Suche nach Schuldigen kehrte es sich wider alle, die ihm irgendeinmal als „vaterlandslos" verdächtig gewesen. Dazu gehörten natürlich die Katholiken. Schon 1919 haben wir die Ermordung der etwa 20 kath. Gesellenvereins-Mitglieder bei der weißen Befreiung des roten Münchens. In anderen Städten wurden schon damals Handzettel verteilt, daß Juden und Jesuiten das Reich verraten hätten. Dann trat der Gegensatz eine Zeit lang zurück, denn der Rhein- und Ruhrkampf, wo katholische Landschaften das meiste auszuhalten hatten, wirkte einigend. Als aber der gescheiterte Hitlerputsch in München in die kleindeutschen Hoffnungen wie ein Hagel fiel, stand plötzlich der furor protestanticus in hellen Flammen. Der alte Vorwurf, vaterlandslos, ultramontan, undeutsch zu sein, trifft jedoch heute die Katholiken in viel schwächerer Stellung als ehedem.

Auf dem bedrohtesten Posten steht unsere katholische akademische Jugend. Werden doch ohnehin unter jungen Leuten die politischen Kämpfe am heftigsten geführt. Dann aber sind unsere Hochschulstudenten am stärksten den Einflüssen ausgesetzt gewesen, die dem kleindeutschen Nationalbewußtsein und damit dem Gefühl einer Inferiorität samt daraus entspringendem Angleichungstrieb Eingang schufen. Die älteren Semester haben den Krieg mitgemacht, die jüngeren ihn mindestens erlebt. Alle stehen unter dem Eindruck des Schmachfriedens und des Ruhrkampfs. Alle spüren, wieviel schlechter es heute den geistig Schaffenden geht als im kleindeutschen Kaiserreich. Zur Kritik an diesem Reich sind sie nicht geschult. Der Mittelschulunterricht in neuerer Geschichte, schon stofflich unvollkommen, steht selbst außerhalb Preußens unter dem Bann des Hohenzollernkults und des nationalliberalen Werturteils. Daß protestantische Fürsten Elsaß und Lothringen verschachert, daß Preußen 1795 im Frieden zu Basel das linke Rheinufer an Frankreich preisgab, erfahren die jungen Katholiken meist ebenso — gelinde gesagt — ungenau wie die großen Taten Habsburgs und Wittelsbachs in der Gegenreformation, den Türken-, Franzosen- und Befreiungskriegen. Wie wenig hören sie z. B. von der mutvollen deutschen Gesinnung des bayerischen Kronprinzen Ludwig, späteren Königs Ludwig I., wider Napoleon! — Ueber alles tritt in der Politik und neuesten Geschichte im Gegensatz zur Philosophie, Naturwissenschaft, Reformationsgeschichte usw. kaum ein offener Widerspruch der landläufigen Ansichten zu kirchlichen Lehrsätzen hervor. Das katholische Gewissen meldet sich also nicht gleich. So eignen sich unsere jungen Akademiker unversehens das im Grunde ganz unkatholische Nationalbewußtsein derer an, die in Ludendorff den Stern künftiger deutscher Größe verehren und auf einen neuen Hohenzollern-Kaiser hoffen. Wir sehen katholische Verbindungen im Deutschen Hochschulring. Selbst nach dem Skandal des 12. November, wo die Universität München von kulturkämpferischem Geschrei widerhallte, der Hochschulring Deutscher Art München aber seinen schwer bloßgestellten zweiten Vorsitzenden, den Deutschböhmen Kleo Pleyer, nicht fallen ließ, lösten die Katholiken die Verbindung nicht. In Heidelberg traten zwar schon am 6. Dez. zwei katholische Verbindungen aus dem H.D.A. aus. Die Münchener haben erst im Januar scharfe Forderungen formuliert und nach deren Abweisung die Mitarbeit beim örtlichen H.D.A. eingestellt. Ausgetreten sind sie nicht, sondern haben bei der Gesamtheit des Deutschen Hochschulrings Beschwerde eingelegt. Während diese noch schwebt, haben die Völkischen im Bunde mit Sozialisten und Pazifisten die katholisch Organisierten völlig aus dem neuen Vorstand der Studentenschaft München hinausgewählt.

Man wird den Eindruck nicht los, daß bei der Geduld der katholischen Studentenschaft, in München und wohl auch anderwärts, dem Hochschulring gegenüber die Besorgnis mitspricht, nicht für voll vaterländisch gehalten zu werden. Wie gesagt, eine neue Spielart der alten Angst vor Inferiorität. Lernen wir doch an der Erfahrung aus dem kulturellen Gebiet! Die Gegner nehmen uns nie als vollwertig. Und in ihrem Sattel reiten sie tatsächlich besser. Ihr Sattel aber paßt uns nicht. Wir haben einen anderen, wir reiten ganz anders. Mit der Erkenntnis unserer eigenartigen katholischen Kultur haben wir die besten Erfahrungen gemacht. Legen wir einmal mutig unser eigenes Nationalbewußtsein auf. Ueber die Anwürfe: undeutsch, vaterlandslos, ultramontan wollen wir lachen. Was vertreten denn die drüben für ein Deutschtum? Ein Urgermanentum aus dem Konversationslexikon, eine deutsche Geschichte von 400 Jahren, eine räumliche und geistige Verengung auf das protestantische Deutschland. Diese verschiedentlichen Beschränktheiten dem anderen Halbkreis aller Deutschen und mit Feuer und Schwert ganz Europa aufdrängen, das nennen sie großdeutsch. — Unser Deutschtum ist 1000 Jahre älter, umfaßt die ganze deutsche Volks- und Kulturgemeinschaft, besitzt den Zusammenhang mit der christlich-abendländischen Weltkultur. Ihrem Kaiserreich von 50 Jahren stellen wir das tausendjährige Heilige Römische Reich Deutscher Nation gegenüber, die echt deutsche, universale Lösung des Völker- und Friedensproblems. Wir sind die Großdeutschen, nicht jene. — Zu wenig ist bisher geschehen, unsere jungen Gebildeten in solch echt deutsches und katholisches Nationalbewußtsein einzugründen. Die Parteiprogramme, die man ihnen nach dem Umsturz von 1918 vorsetzte, konnten es mit dem äußeren Glanz des kleindeutschen Kaisertums nicht aufnehmen. Sie stellen ihm die Republik entgegen oder die Volksgemeinschaft. Volksgemeinschaft aber ist ein Wort ohne sinnbildlichen Inhalt, und die Republik widerspricht aller Ueberlieferung unseres höheren Bürgertums. Als Notlösung kann sie verteidigt werden, als Ideal niemals. Hier hilft nur Rückkehr in die große deutsche Geschichte vor Bismarck, dem Alten Fritz und dem Großen Kurfürsten. Dann schwindet auch der enge krampfhafte Nationalismus. Denn eine deutsche Nation, die wieder von ihren großen politischen Ideen, den Ideen ihres mittelalterlichen Friedensreichs erfüllt ist, braucht keine Quarantäne vor fremden Ideen und Einflüssen. Sie ist ihnen allen überlegen. — Das ist das neue großdeutsche Nationalbewußtsein. Nur die Katholiken können es dem deutschen Volke schenken.

Wir Jungen.

Von Karl Heinrich Amrhein.

Unsere Jugendbewegung verdient die Beachtung auch der Aelteren. Schon allein deshalb, weil die Jugend die Zukunft ist. Schon aus diesem allgemeinen Grunde ist es tief bedauerlich, daß weite Kreise unserer an den öffentlichen Sorgen beteiligten Aelteren keine andere Stellung zum Problem der bewegten Jugend nehmen können, als die einer achselzuckenden Resignation. Es ist ganz falsch, die Erscheinungen der heutigen Jugend mit dem Hinweis auf die eigene Sturm- und Drangzeit abzutun. Es ist verfehlt, sich mit dem Tadel ihres geistigen Hochmuts von ihr zu entfernen.

Man kann diese Jugend nur verstehen, wenn man um ihre Umstände weiß. Die sind sehr ungewöhnlich. Ein ganzes Zeitalter ist 1914—18 zusammengebrochen. Aus dem Nichts muß neu aufgebaut werden. Die Formen von morgen, das fühlen wir, werden andere sein als die von gestern. Uns Deutschen ist das Vaterland zusammengebrochen. Wir haben keines mehr. Es soll neugeschaffen werden. Der Mensch in uns muß eine neue Beziehung suchen zu den Dingen um ihn. Die Mittel von gestern reichen nicht mehr zur Gestaltung unseres staatlichen und überstaatlichen Daseins. Das rasselnde Rad der sich zuspitzenden Weltwirtschaft rollt an den Punkt, wo wir ohne neugestaltende Tat nicht auskommen werden. Politisch sind wir so in schlagwortschwere Gegensätze verstrickt, daß wir vor Gruppierungen und Richtungen nicht mehr den Weg sehen, den wir zu gehen haben. Wir stehen vor der Notwendigkeit, uns einmal ernstlich zu fragen, ob diese Gegensätze noch Wahrheit sind oder nur in unserer überreizten Einbildung bestehen. Es ist mit einem Worte eine Zeitwende gekommen, wie so manchmal in der Geschichte. Ein Zusammenbrechen und ein neues Sammeln. Das Erlebnis dieser Wende ist furchtbar im deutschen Volke, das in ihr um sein Dasein ringen muß und ohnmächtig in den Klauen höchstgezüchteter materialistischer Gewalten liegt.

Mag schon ein reifer Mensch unter der Schwere der Erlebnisse des Krieges und des Gewaltfriedens erschauern, wie tief muß der reifende, gärende Mensch, der Junge, im Erlebnis stehen! Im Mittelpunkt der Jugendbewegten stehen die Frühreifen, Gewaltgereiften. Es sind die Jungen, die als Kinder, man möchte sagen von der Mutter Schoß, in das Geschehen des Krieges hineingerissen wurden. Ohne eine Ueberleitung rasch und brutal hineingestellt waren in die Männerreihen. Dort mit dem ersten Augenblick ihr Leben einsetzen und Not und Tod bestehen mußten. In Verantwortungen und Entschlüsse hineinwuchsen. Mit eins ernst genommen wurden und zu bedeuten hatten. In der Wucht der Entscheidung, wenn sie besinnlich waren, wuchsen, wenn sie noch keinen Halt hatten, verkamen. Diese Jungen sind mit Ahnungen von Disziplin, Gleichschritt, Kameradschaft, Treue, Notverbundenheit nach Hause gekommen. Sie mußten sie mit den Bildern widerwärtigster Selbstzerfleischung unter denen, die für sie Alte waren, vergleichen. Ein Wille in ihnen erstand, genährt durch Freikorpsstaten, Truppentraditionen, durch Heimatbewegungen und tiefste religiöse Stimmungen. So kam es, daß sich die bewegten Jungen um einzelne scharten. Daß insbesondere auch unsere katholischen Jugendbewegungen eigentlich Mosaik sind, mit hervortretenden Stücken und darumgelagerten Teilen.

Aus der Lage ihres Erwachens ist zu verstehen, wenn die **Jungen** sich gegen ein **Altes** aufbäumen. Geht in die Berufe, geht namentlich in die politischen Arbeitsbezirke, und ihr werdet sehen, daß Jugendbewegung nicht nur in den jungen Organisationen ist! Daß auch in den beruflichen Tätigkeiten ein **Junges** nach Neuem ringt, sich gegen **Altes** stemmt, ein Altes sich über das Junge entrüstet, es danebenversteht, zu schulmeistern sucht oder achselzuckend übersieht. Jugendbewegung ist über unsere Jugendvereine oder Gruppen hinaus. Bewegte Jugend ringt überall. Bewußt oder unbewußt, mit Betonung und organisatorischer Kraft oder mit sich allein im Berufsringen.

Diese Universalität der bewegten Jugend mögen unsere **Alten** bedenken. Und sich einmal fragen, ob nicht in dieser Regung eine schicksalsmäßige Regenerationskraft an der Zeitenwende liegt. Vielleicht werden sie sich dann nicht mehr damit begnügen, einen selbstbeschwichtigenden und selbstbewußten Rückblick auf ihren eigenen Sturm und Drang in den ruhigen 70iger und 80iger Jahren zu werfen. Vielleicht werden sie dann auch eher den echten, naturhaften Kern an Jugendlichen von den Auswüchsen scheiden lernen, die sie als „geistiger Hochmut" noch abstoßen und sie so verhindern, daß sie an den jungen Bewegungen teilhaben können.

Diese Universalität der Jugendbewegung mögen aber auch einmal die **Jungen** bedenken, die in den Heerhaufen der eigentlichen Jugendgruppen stehen, seien sie katholisch oder völkisch oder sozialistisch, seien sie Quickborn, Groß-, Neudeutsche, Freideutsche, Wandervögel, Parteienjugend oder was sonst. Die jungen Jahrgänge, namentlich in den politischen Berufen, ringen schwerer, weil unmittelbarer, um ihre Jugendbewegtheit. Sie sammeln sich nicht um ihre Burg oder ihre literarische Warte. Sie halten keine Things oder Aussprachen ab, um zu sehen, wie weit sie gekommen sind. Sie ringen an individuellen Plätzen allein, ohne stärkere Fühlungnahme. Sie sammeln sich nicht unter einem gruppenmäßig bestimmten Feldzeichen. Sie fühlen und begegnen sich im Alltäglichen. Sie wittern das Alte in ihrer Tagesarbeit, sie finden, ohne sie zu suchen, „Junge" im greisen Haupt unter unseren Gelehrten, Philosophen, Journalisten, Lehrern, Wirtschaftsführern, Verbandsleitern, Parteimännern. Sie fühlen auch die „Alten" im blonden Haar, an denen, obwohl ihr Beruf ein öffentlicher ist, die Jugendbewegtheit spurlos vorübergeht.

Der Vorwurf des **geistigen Hochmuts**, den man uns macht, hat etwas Wahres an sich. Er ist jene Isolierung, in der man gerne **Zwecke** von sich weist, ganz **unbezweckt** sich **entwickeln** will, damit prahlt oder auch nur als betonten Vorzug empfindet, **keine Führer** zu haben. Die, die im politischen Beruf tagtäglich, auf sich allein gestellt, um das Neue, Junge in sich ringen, spüren, wie gefährlich dieser Gruppenegoismus ist. Es liegt an der Tiefe unserer Weltanschauung, daß wir katholische Junge zu stärkst seine Gefahren zu spüren bekommen. Sehr leicht kann der Punkt erreicht werden, an dem unsere Problematik Geistreicheln wird. An dem wir in den Glauben an das alleinseligmachende **Wort** verrannt sind und der **Tat** als Selbstbesinnungs- und Veredelungsmoment nichts mehr zutrauen. Man kann darüber streiten, ob die Jugend den neuen Menschen in sich auf weite Sicht gründen und einstellen soll. Dergestalt etwa, und man findet schon manche Hinweise darauf, daß die Früchte sich in 10 Jahren an den dereinstigen Männern zeigen werden. Man kann darüber streiten, sage ich, ob **das** der Weg ist oder ob die Grundlegung des neuen Menschen in uns durch unmittelbare Einstellung auf die Aufgaben unserer leidvollen Gegenwart erfolgen soll. Gerade wir im katholischen Lager scheinen vor Fehleinstellungen zu stehen, indem wir das Letztere vernachlässigen, um uns auf dem Ersteren festzulegen.

Ich will an zwei Bilder anknüpfen: In Berlin sieht man den blau-rot-gelben Wimpel der Heilsarmee an den Plätzen und Ecken. In einem Topf sammeln sie für die Armen und alten Leute. Es freut einen diese neue Lösung, die Armen und Alten von den Bettelplätzen in eine warme Stube zu holen, um jugendfrische Menschen für sie in regelmäßiger Dienstabwechslung betteln und bitten zu lassen. Manches geschieht ja da auch bei uns. Ich kenne das stille Walten der christlichen Caritas und freue mich seiner. Ich fühle an der geräuschvollen Heilsarmeearbeit manches, zu dem uns das wahre Christentum zu schade ist. Aber ich kann das Gefühl nicht loswerden: Ueber jene kleinen, bewimpelten Pyramiden gehörte das Kreuz und nicht der bunte Lappen der Heilsarmee.

Ein anderes: In Kassel hat der Jungdeutsche Orden (der, programmatisch auf dem Boden des Christentums stehend und manchen guten Katholiken, ja Geistlichen, zu seiner Mitgliedschaft zählend, eher unserer zurechtbiegenden Pflege als mancher in Bausch und Bogen ablehnenden Kritik bedürfte) eine „Arbeitsgemeinschaft der Erwerbslosen und des Jungdo" gegründet. An Weihnachten waren in Kassel selbst bereits 10 Küchen gegründet, in denen Erwerbslose von den Mitgliedern des Ordens gespeist wurden. 60 andere Küchen bestehen schon im übrigen Reich. Ein Ausschuß aus Erwerbslosen und Ordensmitgliedern überwacht den Betrieb. Die Mitglieder des Ordens beschaffen durch Bettelgänge bei Landwirten und Berufsständen die laufenden Mittel.

Auch auf unserer Seite sind ähnliche Arbeiten unserer Jugend im Gange. Es ist mehr oder weniger örtlich. Soll nicht unsere vielerorts übertriebene Abneigung gegen Autorität etwas schuld daran sein? Man kann die Beobachtung machen und muß sie einmal aussprechen, daß die Arbeit unserer Jugendbewegungen um so praktischer wird, je mehr sie den Autoritätsgedanken pflegt. Es ist kein Zufall, daß wir z. B. die Neudeutschen bereits auf verschiedensten Gebieten äußerst tätig sehen.

Als wir in einer Stadt am Niederrhein vor mehr als 2 Jahren eine Theatergemeinde des Bühnenvolksbunds gründeten, waren sie dabei und organisierten den Kartenverkauf, die Saalordnung, die Werbearbeit. Heute sind sie mit Freunden aus dem Quickborn usw. in den Jugendspielscharen des B.V.B., pflegen liturgische und romantische Kleinkunst. Das Tempo der Anteilnahme an der praktischen katholischen Arbeit ist bei uns Jungen um so schneller, je mehr wir den Autoritätsgedanken bewußt herausstellen. Die Jungdeutschen als rein nationale Bewegung huldigen ja geradezu einer straffen Autorität. Ich sehe ihre Schwächen von meinem katholischen Standpunkte aus sehr gut, finde manches Hakenkreuzlerherz bei ihnen, aber auch manches, was wir von ihnen lernen können.

Diejenigen jungen katholischen Gruppen, die die „Zwecksetzung" und die „Autorität" nur bedingt gelten lassen wollen, sollen sich einmal überlegen, ob sie in Wahrheit nicht ebenfalls eine Autorität haben. Ich bin sogar versucht, zu sagen, daß zwischen ausgeprägtem Führerkreis und Anhängerschar bei ihnen große Lücken klaffen, daß es bei ihnen nichts gibt als diese und jenen. Der literarische Arbeitskreis ist ein ziemlich genau umrissener. In den Gauen tritt immer ein bestimmter Name hervor. Es sind zumeist solche, die sich als Schüler eines kathol. Philosophen fühlen und ausweisen. Dieses Sichfühlen wird, ob sie wollen oder nicht, für die Träger bestimmend. Sie werden gehört und stellen Ansprüche darauf. Sie gewöhnen sich an eine eigene Note in der Bundesarbeit, kommen auf die Dauer leicht dazu, das für ihren Kreis in die Wagschale zu werfen. Die Frage, was geschehen muß und was wird, droht philosophische Haarspalterei unter einigen zu werden. Das muß die Aktionskraft lähmen. Aber man will ja keinen Zweck! Seht, das ist schon eine Auswirkung des Abgrundes zwischen philosophierendem Führerkreis und Gruppenarbeit.

Unsere katholische Jugendbewegung moderner Prägung hat ihre Aufgaben. Ich glaube an sie und lasse mir nicht weismachen, daß sich in uns nur der Sturm und Drang eines gewissen Lebensalters auswirke. Vergessen wir nicht, daß er es auch tut. Darüber hinaus aber wirkt in uns die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung, wirkt eine Zeit des Zusammenbruchs, die aus der Jugend Neues schafft. Ich erkenne eine große Notwendigkeit zur Aussprache aller Jungen. Insbesondere zwischen der katholisch-kulturellen und der nur-nationalen Bewegung. Darüber vielleicht ein andermal.

Wilhelm II. und das deutsche Volk.

Von Dr. Eugen Jäger.

(Schluß.)

Der schweren Aufgabe, unter solchen Umständen das Reich sicher durch die Klippen zu steuern, war Wilhelm II. von Anfang an nicht gewachsen. Der dritte Band der Denkwürdigkeiten des Grafen Waldersee (Berlin, Verlag Mittler und Sohn) hat uns wieder einen tiefen Blick in sein Wesen tun lassen. Der Feldmarschall klagt, daß der Kaiser sich mit Schmeichlern umgebe, die nur sagen, was er hören wolle; das größte Unheil seien die Kriegsspiele, die immer so angelegt würden, daß der Kaiser siegen müsse! Wilhelm sei jetzt (1902) 43 Jahre alt und noch wenig befestigt in seinen Ansichten. Waldersees Schilderungen lassen fast vermuten, er halte den Kaiser nicht für geistig normal. Er blickt trübe in die Zukunft und schließt am 4. März 1904: „Ich bitte Gott, daß ich nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe." Bekannt ist auch ein Wort von des Kaisers Mutter geworden: Wilhelms selbstherrliches Auftreten müsse Deutschland noch ins Unglück stürzen. Doch in seiner maßlosen Ueberhebung und unnatürlichen Selbstsicherheit sprach der Kaiser am 8. September 1906 zu Breslau von dem „alten Alliierten im Himmel", als ob Gott die Weltgeschichte nur für Preußen und die Hohenzollern mache.

Wilhelms II. geschichtliche Aufgabe wäre gewesen, zunächst dem katholischen Volksdrittel sein volles Bürgerrecht zu geben. Das hatten die preußischen Könige ohnedies bei jeder Einverleibung katholischer Landesteile feierlich versprochen, aber niemals ernstlich gedacht, es zu halten. Es galt ferner, durch Erweiterung des preußischen Wahlrechtes für Staat und Gemeinde den minderbemittelten Klassen den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg zu ermöglichen, die unheilvolle unverantwortliche Ueber- und Nebenregierung des ostelbischen Adels und der hohen Militärs zu beseitigen, das Land aus einem protestantisch-adelig-großagrarisch-kapitalistischen Herrenstaat zu einem modernen Volks- und Wohlfahrtsstaat zu machen. Den Fortschritt des demokratischen Gedankens vermochte keine Macht der Erde zu hemmen; er beruhte auf der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht, den vielfachen Bildungsgelegenheiten und der wachsenden Industrialisierung. Sich dagegen zu sperren, war eine Torheit; kluge Staatskunst mußte das berechtigte unaufhaltsame Neue allmählich ins Staatsleben organisch einfügen, damit die Wasser sich nicht stauten, die Dämme zerrissen und mit dem unhaltbar Gewordenen auch das berechtigte und gute Alte wegschwemmten. Niemals in der Geschichte hat eine herrschende Klasse freiwillig auf ihre Vorrechte verzichtet; um die Revolution zu vermeiden, mußte die Reform von der Regierung mit fester Hand vorgenommen werden. Immer drohender erhob sich in den Massen, besonders in den protestantischen Großstädten, der Geist des Umsturzes mit den drei Zielpunkten: Atheismus, Republik, Kommunismus. Dieser ungeheuren Gefahr gegenüber mußte das Christentum von allen Hemmnissen befreit werden, um so weit als möglich die geistig-sittlichen Grundlagen von Gesellschaft und Staat zu retten. Ohne den Katholizismus war eine solche Politik nicht durchzuführen. Für diese Aufgabe hatte aber weder der Kaiser noch seine Umgebung noch das ganze preußische System Verständnis. Stand doch Wilhelm II., ohne die Tragweite zu übersehen, überhaupt selbst auf dem Boden des Linksprotestantismus. In seinen „Ereignissen und Gestalten" (1922) erzählt er: sein Erzieher Hinzpeter, ein westfälischer Calvinist, habe ihn mit der Bibel aufwachsen lassen unter Beiseitestellung aller dogmatisch-polemischen Fragen, und das selbstherrliche Wort orthodox stoße ihn daher ab. Seinen eigenen religiösen Standpunkt hat der Kaiser in dem Briefe an den Admiral Hollmann vom 15. Februar 1903, aus Anlaß des damaligen Bibel-Babel-Streites offen dargelegt und auch dem obenerwähnten Buche beigegeben. Der Kaiser bekennt sich dort zum Glauben an einen persönlichen Gott und etwas verschwommen an die Gottheit Christi. Er erklärte schließlich, Gott offenbare sich stets in großen Menschen, in Hammurabi, Abraham, Moses, Homer, Karl dem Großen, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant und schließlich in seinem Großvater, Wilhelm dem Großen, der sich ja selbst stets als Werkzeug in der Hand Gottes erklärt habe. Als oberster Bischof der protestantischen Landeskirche Preußens begünstigte Wilhelm daher stets die Mittelpartei, Harnack regierte durch ihn.

Auch die Polenpolitik mußte revolutionär wirken, weil sie den Staat seiner Unterlage, der Gerechtigkeit beraubte. Am 16. Februar 1908 hatte der preußische Landtag die Regierung ermächtigt, den alten polnischen Grundbesitz zu enteignen, um Deutsche anzusiedeln. Der Kaiser hatte Bülow zu diesem Landtagsbeschluß telegraphisch beglückwünscht. Im Reichstag hat dann am 29. Januar 1913 der Sozialdemokrat Wendel seine Freude ausgesprochen, daß eine konservative Regierung mit Unterstützung zweier so staatserhaltender Parteien wie die Konservativen und Nationalliberalen, durch jenes Enteignungsgesetz die künftige sozialdemokratische Enteignung der Produktionsmittel, darunter auch von Grund und Boden, gerechtfertigt habe; was aus nationalen Gründen erlaubt sei, sei es aus sozialen erst recht!

Wilhelms II. Eitelkeit duldete keine überragenden Männer in seiner Umgebung. Bismarcks Nachfolger Caprivi wurde gewählt, weil und obgleich er ein politischer Dilettant war; dasselbe war der Fall mit Staatssekretär v. Marschall. Caprivis Nachfolger Fürst Chlodwig von Hohenlohe empfahl sich durch seine kulturkämpferische Vergangenheit als bayerischer Minister und hatte sich stets der Allerhöchsten Unbesonnenheiten zu erwehren. Bülow und Bethmann erkannten wohl bis zu einem gewissen Grade das unvernünftige und kurzsichtige Treiben, das sich im Innern gegen die notwendigsten Forderungen der Zeit sperrte und Deutschland nach außen mit mächtigen Feinden umgab. Es wird stets einer der schwersten Vorwürfe gegen beide Kanzler bleiben, daß sie sich nicht mit aller Kraft gegen diese Politik wehrten. War denn mit Bismarck alles politische Talent der Nation ins Grab gestiegen? Die Lage erinnerte an das Preußen bei der Niederlage von Jena 1806. Damals hatte der Adel allein das Recht auf die Offiziers- und höheren Beamtenstellen, das Heer bestand aus Leibeigenen. Jetzt war in Preußen wohl das höhere Bürgertum zur Regierung zugelassen, aber nur der protestantische Teil; die minderbemittelten Klassen, etwa 82% der Bevölkerung,

waren durch das Dreiklassen-Wahlsystem, das katholische Volksdrittel durch sein Bekenntnis von entscheidender Teilnahme am Staat ausgeschlossen. Adel, Korpsstudenten und das höhere protestantische Bürgertum teilten sich allein in die besseren und wichtigeren Stellungen. Das entzog unschätzbare Summen von Begabung und Wissen dem Dienste des Vaterlandes. Die privilegierten Leiter der Politik entstammten vielfach überalterten Familien, die sich kastenartig abschlossen und teilweise in Inzucht entartet waren, wie die Eulenburg-Camarilla. Ihre Söhne waren meist von Jugend auf nicht gewöhnt, harte Bretter zu bohren, schwere Aufgaben zu bewältigen. Die Auslese der Tüchtigen, die naturgemäße Erneuerung der immer wieder absterbenden oberen Schicht von unten her, war aus Hochmut unterbunden. Als das Vaterland nun politische Kräfte ersten Ranges verlangte, waren sie nicht da, während England und Frankreich ihre besten Männer an die Spitze gebracht hatten. Als die politische und Kriegslage sich allmählich verschlechterte, verlor der Kaiser ganz die Fähigkeit, seine Stellung auszufüllen. In dem Bericht des Reichstagsausschusses zur Untersuchung der Kriegsvorgänge vom Frühjahr 1918 drückt Oberst Schwertfeger dies mit folgenden Worten aus (Kölnische Zeitung Nr. 817 vom 24. November 1922): der Krieg sei von jeher ein Mittel der Politik gewesen und habe deren Zielen sich unterordnen müssen; wo Feldherr und Staatsmann nicht, wie bei Friedrich II. in einer Person vereinigt waren, sei es Pflicht des Monarchen gewesen, die Gegensätze auszugleichen oder eine Entscheidung zu treffen. Aber die Natur des Kaisers (!) und die Entwicklung der Dinge hätten dazu geführt, daß der Kaiser diese Kraft der Entscheidung mehr und mehr verloren habe.

Dieser Zustand zeigte sich bereits im Herbst 1917. Sonst wäre es unmöglich gewesen, dem Kaiser einen Kanzler aufzudrängen von der politischen Minderwertigkeit des Dr. Michaelis. Dieser führte sich im Reichstag ein mit den Worten, er habe sich bisher noch nie um Politik bekümmert. Trotzdem wurde Michaelis Steuermann des Reiches in dem Augenblick, da Deutschland nach außen im zugespitzten Entscheidungskampf auf Tod und Leben stand und im Innern sich die Revolution vorbereitete! In dieser schwersten Lage, in der je ein Volk sich befand, versagt das Oberhaupt des Reiches und zwingt die Volksvertretung, Deutschlands Geschick selbst in die Hand zu nehmen. Das Reich erhielt so zwei Regierungen, die sich feindlich gegenüberstanden; die bürgerliche verfassungsmäßige im Lande und die militärische vor dem Feind. Der Reichstag zerfiel in zwei gegensätzliche Gruppen, man kann fast sagen, Deutschland gegen Ostelbien! Die eine größere suchte das Vaterland zu retten durch einen Vergleichsfrieden, die andere wollte den Krieg fortsetzen bis zum letzten Hauche, selbst auf die Gefahr, daß Deutschland schließlich kraft- und wehrlos dem Haß seiner Feinde gegenüberstehe, wie es auch gekommen ist. Auf seiten dieser Minderheit steht die militärische Regierung, die nun die Herrschaft an sich reißt. Aehnlich schwankend hat der Kaiser sich später benommen, als es sich um seine Abdankung handelte. So endete Wilhelms Selbstherrlichkeit und naive Selbstsicherheit mit voller Willens- und Hilflosigkeit, als die Umstände einen Mann verlangten, der sie hätte meistern sollen. Daß Deutschland damals sein Haupt verlor, war ein schweres Unglück. Schlachten kann ein Feldherr gewinnen, den Krieg aber, zumal den damaligen, gewinnt nur der Politiker und dieser fehlte dem deutschen Volke von Bismarcks Entlassung an.[6])

Trotz alles Byzantinismus, der die Deutschen erfüllte, hatte sich doch schon lange vor dem Krieg das Gefühl eingestellt, daß die Selbstherrlichkeit und Eigenart des Kaisers uns in die schwersten Gefahren bringen werde. Das kam im Herbst 1908 elementar zum Ausdruck. Der Daily Telegraph hatte peinliche und aufsehenerregende Enthüllungen gebracht über Gespräche des Kaisers mit einem englischen Staatsmann; die halbamtliche Norddeutsche Allg. Zeitung hatte sie weiter verbreitet, der Reichstag verhandelte darüber am 10. November. Alle Parteien äußerten ihre seit Jahren aufgespeicherten Klagen und Sorgen über das persönliche Regiment, es war eine Notwehr der Nation gegenüber der Möglichkeit einer ungeheuren Gefahr. Selbst der konservative Führer v. Heydebrand sagte: Die Erregung, welche diese Vorgänge auch in den Kreisen seiner politischen Freunde hervorgerufen, sei groß und nachhaltig; es handle sich hier um eine Summe von Sorgen, Bedenken und auch von Unmut, die sich seit Jahren angesammelt habe, auch in den Kreisen, deren Treue gegen den Kaiser noch niemand bezweifelt habe. In seiner maßlosen Eitelkeit hatte sich Wilhelm bisher für den angebeteten Halbgott der Nation gehalten. Aus dem Nebel von Weihrauch und untertänigstem Ersterben trat ihm nun zum ersten Male die wahre Volksstimmung entgegen. Er war darüber so entsetzt und erschüttert, daß er, wie der Kronprinz erzählt, einige Tage zu Bette liegen mußte. Besonders entrüstete ihn, daß sein Kanzler Bülow ihn im Reichstage nicht verteidigt hatte. Was hätte dieser aber auch sagen sollen? Leider hielt diese Stimmung des Kaisers nicht an. Wilhelm II. begann nach einiger Zeit wieder zu reisen und zu reden in der alten Weise.

Im November 1908 versäumte der Reichstag die einzige Gelegenheit, Bürgschaft gegen die Fortdauer dieses gemeingefährlichen Zustandes zu schaffen. Nicht einmal zu einem gemeinsamen Ausdruck seiner Besorgnisse konnte er sich aufzwingen. Der Reichstag mußte damals eine Verfassungsänderung durchsetzen, die ihm das Recht gab, an der äußeren Politik mitzuwirken. Alle anderen Kulturvölker hatten schon längst dies Recht, nur das Deutsche nicht. Daher konnte das Gefühl der außenpolitischen Verantwortlichkeit im Volk nicht aufkommen und die Schwarmgeister hatten die Möglichkeit, Unheil zu stiften. Jenes Recht dem Reichstag zu geben, hatten Windthorst, Reichensperger und die Zentrumspartei 1871 beantragt, es war aber auf Bismarcks Befehl abgelehnt worden. Im Reichstag hatten die Byzantiner und die Alldeutschen lange nicht die Mehrheit, 1908 wäre jener Antrag angenommen worden, wenn das Zentrum geschlossen dafür eintrat. In süddeutschen Zentrumskreisen wurde der Plan erwogen, es war aber undenkbar, daß die preußischen Parteigenossen jemals in einer Frage mitgehen würden, die sich um den Kaiser persönlich drehte. Daher wurde die Anregung nicht weiter verfolgt. Man kann dem Zentrum vielleicht überhaupt den Vorwurf machen, daß es die Gegnerschaft gegen das preußisch-protestantische System nicht scharf und dauernd betont habe. Jene Verfassungsänderung hätte dem Kaiser wohl manche Rechte genommen, aber seinen Thron fester begründet. So hat die byzantinische Erziehung des deutschen Volkes, auch der preußischen Katholiken, sich an den Hohenzollern selbst gerächt. Ein Reichstag mit der Verantwortung belastet und von der Regierung daraufhin auch ausgiebig unterrichtet, hätte niemals eine Politik der Abenteuer getrieben und der Krieg mit drei Großmächten, der im Sommer 1914 ausbrach, wäre wahrscheinlich vermieden worden. In einem Briefe vom 20. August 1905 gab Wilhelm II. dem Zaren den Rat, er möge beim Friedensschlusse mit Japan eine Volksvertretung zu Rate ziehen, um seine Verantwortlichkeit zu erleichtern; bei so schweren Entscheidungen und ihren unübersehbaren Folgen könne kein Herrscher die Verantwortung ohne Hilfe und Rat seines Volkes auf die eigenen Schultern nehmen. Leider hat Kaiser Wilhelm diesen guten Rat nicht selbst befolgt.

Kurz nach Bismarcks Entlassung sagte der bekannte Deutschamerikaner Karl Schurz zu Herrn von Eckardstein: er habe schwere Sorgen über Deutschlands Zukunft, Bismarcks Werk könne nicht lebensfähig sein, weil es nur auf seine Persönlichkeit zugeschnitten sei. Bismarck habe das deutsche Volk von der Mitbestimmung seiner eigenen Schicksale ausgeschlossen; eine richtige politische Schulung, wie sie den Deutschen fehle, sei daher nicht möglich, auch liege darin eine große Gefahr, daß ein so impulsiver Mann wie Wilhelm II. eine unkontrollierbare Macht habe. Schurz schloß: „Ich kann die Besorgnis nicht los werden, daß eines Tages Ereignisse eintreten können, die das deutsche Volk zwingen würden, seine Schicksale selbst in die Hand zu nehmen. Wahrscheinlich wird aber dann ein großes und nie wieder gutzumachendes Unglück geschehen sein.“ Diese Befürchtung ist leider buchstäblich eingetroffen. Als im Sommer 1918 der Kaiser und seine Regierung vollständig versagt hatten und der militärische Zusammenbruch Deutschlands bevorstand, sah sich der Reichstag gezwungen, die Regierung selbst in die Hand zu nehmen, aber das große nimmer wieder gutzumachende Unglück war bereits eingetreten.

[6]) In der Allgemeinen Rundschau, Nr. 24 vom 14. Juni 1913, erschien ein längerer Aufsatz zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. Mit aller Vorsicht und Zurückhaltung hat der Verfasser dort auf die inneren und äußeren Gefahren hingewiesen, denen Wilhelm Deutschland in den 25 Jahren seiner Regierung unbewußt entgegengeführt hatte. Jener Artikel hat der Allgemeinen Rundschau und dem Verfasser manche Vorwürfe eingebracht, leider haben die Ereignisse ihm nur zu sehr Recht gegeben.

An die verehrl. Leser und Freunde der „Allgemeinen Rundschau“

richtet der unterzeichnete Verlag die ebenso herzliche wie dringende Bitte, mitzuhelfen, dass der katholische akademische Nachwuchs mehr noch als bisher durch ständiges Lesen der Allgemeinen Rundschau jene geistige und sittliche Vertiefung erhält, die er zur Erfüllung seines künftigen hohen, menschlichen und nationalen Berufes benötigt. Eine rege Fühlungnahme der katholischen Akademiker mit der führenden katholischen deutschen Wochenschrift ist unerlässlich.

Um dieses Ziel nach Kräften zu fördern, gewährt der Verlag der „A. R.“ den Studierenden eine ansehnliche Bezugs-Preisermässigung und erleichtert denselben den Bezug noch durch Streifbandzustellung während der Ferien usw.

Das vorliegende Heft soll zu Werbezwecken in den katholischen Akademikerkreisen verbreitet werden. Jeder einzelne Leser der A. R. ist im Interesse unserer gemeinsamen katholischen Sache dringend gebeten, mittels beiliegender Postkarte Anschriften von katholischen Studierenden, sowie auch von katholischen Studentenvereinigungen mitzuteilen, an welche sich die kostenlose Zusendung des vorliegenden Heftes empfehlen würde. Im voraus herzlichen Dank!

Verlag der Allgemeinen Rundschau, München,
Galeriestr. 35a Gh.

Wilsons zweiter Band und seine Lehren.

Von Dr. Georg E. Kunzer, München.

Wilson ist gestorben, bei Lebzeiten vor dem Richterstuhl der Geschichte verurteilt. Wie Lloyd George hat er versucht, als Schriftsteller einige von den Fehlern gutzumachen, die er als Politiker begangen. Sein 2. Band ist besonders lehrreich betreffs der Absichten Frankreichs beim Friedensschluß. D. Schr.

Es hat Jahre gedauert — schreckliche Jahre für das duldende deutsche Volk! — bis die Welt, vor allem die Menschen der angelsächsischen Mächte, erkannten, daß all die vielen Konferenzen und Verhandlungen mit den französischen Diplomaten über Besserungen am Versailler Vertrag eitel Zeitvertrödelung sind, daß das Ergebnis immer nur kleine politische Flickschusterei bleibt, während Frankreich seine einzige große Linie zielbewußter Politik starr verfolgt, die Linie, die lange vor Versailles ihren Anfang nahm und mit Ruhr und Essen noch immer nicht ihr Ende gefunden hat. Frankreich läßt Taten, Tatsachen sprechen, seine Negerregimenter am Rhein, seine Massen von drohenden Flugzeugen, seine Bündnisse mit Oststaaten, seine Militärkredite an Hilfsvölker; und erst dann, wenn auch Poincaré sieht, daß hinter den Worten anderer entgegenstehender Staaten machtpolitische Wirklichkeiten stehen, läßt sich mit ihm etwas erfolgreicher verhandeln.

Heute ist Frankreich moralisch und politisch isolierter als je. Selbst in die festgefügten Mauern weltpropagandistischer Zwingburgen Englands und Amerikas sind Breschen gelegt. Die Wahrheit dringt mehr und mehr hinein in all die Länder, die ganz von antideutscher Suggestion gepackt waren. Zu den ersten und tatkräftigsten Pionieren der Wahrheit über Frankreichs wirkliche Absichten gehört das große Werk „Woodrow Wilson“, Memoiren und Dokumente, herausgegeben von R. St. Baker. (Deutsch im Verlag Paul List, Leipzig.) Eindrucksvoller als der 1. Band[1]) ist der Tatsachenstoff des 2. Bandes. Freilich ist das Ganze ein Tendenzwerk, geschaffen zur Ehrenrettung Wilsons. Aber, wenn es auch wie wohl alle Memoirenwerke solche Haupt- und Nebenzwecke erfüllen will, so kann niemand an den dort enthüllten Tatsachen vorübergehen. Wilsons Erinnerungen sind und bleiben historisch wertvolle Zeugnisse und müssen vor allem von uns Deutschen begrüßt werden. Sie zeigen nicht nur den Verbündeten Frankreichs dessen wahre Gestalt, sie zeigen auch manchem Deutschen, was er von Frankreich und seinen Plänen wissen muß.

Wer zum ersten Male die Wilson-Bände zur Hand nimmt, muß staunen, mit welcher Ausdauer und Zähigkeit Frankreich sein Ziel verfolgte, das es ursprünglich bei den Versailler Verhandlungen in Denkschriften und Besprechungen gezeigt hat, ein Ziel freilich, das manchem Franzosen nicht nur schon während des Krieges, sondern noch im vollen Frieden — in Wahrheit der großen Kriegsvorbereitung — vorschwebte. — Tatsache ist jedenfalls: Das französische Programm lag längst vor dem Kriegsende fix und fertig vor.

„Wesentliche Teile waren sorgfältig in dem Gewebe zahlreicher geheimer Verträge verstrickt. Lange, bevor es der Welt bewußt ward, daß dieser beispiellose Waffenstillstand einen Teil des Friedens darstellte, waren schon gewisse Elemente dieses Programms schlau in den Waffenstillstandsbedingungen untergebracht. Sie finden sich umrissen in dem Programm, das der französische Botschafter in Washington bereits im November 1918 so eifrig dem Weißen Hause vorlegte.“

So schreibt der 2. Wilson-Band. Frankreich hätte ja nach dem Kriege spielend leicht die Möglichkeit gefunden, mit dem durch die 14 Wilson-Punkte ungemein stark beeinflußten deutschen Volke einen Verständigungsfrieden zu schließen, der ihm mit dem Friedensgeist auch die beste Sicherheit gegeben hätte. Frankreich wollte es anders; es hatte ein ganz anderes Programm, über das die Wilson-Erinnerungen sich folgendermaßen aussprechen:

„Es war aus gleich fest erscheinenden Stoffen gebildet wie die konkreten Befürchtungen, Notwendigkeiten und habsüchtigen Bestrebungen einer einzigen Nation, Frankreichs. Aeußerlich erschien alles so geschickt, so fähig, so vollkommen, wie es innerlich von monumentaler Dummheit und Kurzsichtigkeit war. Es war darauf berechnet, Frankreich allein zur gesichertsten und mächtigsten Nation auf dem Kontinent zu machen. In Wahrheit erzielte es die völlige Isolierung Frankreichs.“

Das Militärprogramm scheint mit dem Schwert, nicht mit einer schwächlichen Feder geschrieben. Es stammt von Foch. Am 14. März 1919 überreichte es der französische Feldherr. Es ist ein schweres Geschütz, das bereits am 10. Januar zum Abfeuern bereit stand. „Aber Foch als geschickter Stratege sparte sein Feuer, bis der Feind am schwächsten war,“ bis die Stellung Wilsons schon schwach geworden war. Was Foch damals entwickelte, das sucht heute Frankreich mit den Separatisten im deutschen linksrheinischen Gebiet zu verwirklichen. — Foch meint, daß das deutsche Element auf der östlichen Stromseite auch dann noch 64—75 Millionen Menschen stark sei, wenn Frankreich den Rhein halte. Dieser Macht habe Frankreich, Belgien, Luxemburg und Elsaß-Lothringen nur 49 Millionen entgegenzustellen. Von der farbigen Militärmacht, die Frankreich in Europa verwendet, ist hier gar keine Rede. Die Paralysierung der Kräfte bestehe nun darin: „In Zukunft muß der Rhein die westliche militärische Grenze der deutschen Länder sein“. Daher sollen die „reichen und bevölkerten Rheinlande“ von Deutschland getrennt werden, was zugleich eine politische und wirtschaftliche Schwächung bedeute. Alle Annexionsabsichten damals wie heute leugnend schlägt Foch harmlos nur „neue autonome Staatengebilde“ vor.

Das Militärprogramm wurde ergänzt durch das diplomatische Programm. Dies war einheitlich in der Richtung, d. h. deutschfeindlich, differenziert aber hinsichtlich der Verwirklichung. Während Leon Bourgeois für einen Völkerbund, eine Art internationalen Generalstab als Mittel der Militärkontrolle schwärmte, vertraten Poincaré und Pichon die alte Schule der Diplomaten mit kontinentalen Kombinationen, worin die Oststaaten eine bedeutsame Rolle spielten, vor allem Polen, als „Puffer im Osten“.

Die diplomatischen Pläne werden wirksam ergänzt durch das politische Programm: „Gewaltsame Abtrennung deutscher Gebietsteile und Annexion auf seiten Frankreichs und seiner Freunde“, wovon sogar das neutrale freundlich gesinnte Dänemark profitieren sollte. Das letzte Ziel ist nach Wilsons Darstellung: „Zerschmetterung des deutschen Blocks ... die Auflösung der einigen preußischen Herrschaft, die Zerstörung von Bismarcks gewaltigem Bau zu einer Ruine kleiner Staaten, wie sie vor ihm bestanden hatten.“

Das Wirtschaftsprogramm bedeutet die Krönung des Vernichtungswerkes. Aus ihm spricht der Wille, die angebliche Sicherheit selbst vor die so notwendigen Reparationen treten zu lassen. Baker schreibt:

„Eine von Clemenceaus rechter Hand, Tardieu, aufgesetzte fürchterliche Denkschrift enthält eine verblüffende Rechnung, was die wirtschaftlichen Vorschläge erreichen:

Der Verlust des linken Rheinufers zusammen mit dem von

---

[1]) Vgl. A. R. 1923, S. 354.

Elsaß-Lothringen raubt Deutschland 8% seines Gebietes und bedingt einen Verlust von:

11% seiner Bevölkerung,
15% seiner Eisenbahnen und seines Flußverkehrs,
67% seines Weinbaues,
12% seiner Kohlenminen,
80% seiner Eisenerze,
33% seiner Hütten,
30% seiner Textilindustrie."

Die Hauptmerkmale des französischen Gesamtprogramms sind nach der Wilsonschen Darstellung:

1. Französische Militärkontrolle des Rheins,
2. ständige Allianz der Großmächte, um Frankreich in seinem Besitz zu erhalten,
3. Schaffung einer Anzahl kleinerer Staaten, um Deutschland von Osten her zu bedrohen,
4. Gebietsverkleinerung des Deutschen Reichs,
5. Verkrüppelung der deutschen politischen Organisation,
6. Entwaffnung Deutschlands, aber nicht der Alliierten,
7. Schadenersatz bis zur Vernichtung,
8. Raub wirtschaftlicher Hilfsquellen,
9. eine Reihe geschäftlicher Abkommen, zum Vorteil Frankreichs und zum Nachteil Deutschlands.

Baker zieht die Bilanz dieses Programms mit folgenden Worten: „Das Resultat ist nichts anderes als die Beherrschung Europas durch Frankreich".

Der 2. Band schildert nun, wie dieses französische Prinzip sich im Kampfe gegen die Wilsonschen Grundsätze durchkämpfte, durchsetzte. Eine Hauptschuld wird dabei übrigens Lloyd George zugeschoben, der Wilson im Stich gelassen habe. Dennoch gelang es den Franzosen nicht, ihr Programm im Versailler Vertrag restlos zu verwirklichen. Manches kam allerdings auf Umwegen, manches später durch geschickte Interpretierung und Weiterentwicklung der Versailler Bedingungen, schließlich auch durch direkten mehrmaligen Bruch des Versailler Vertrages auf Grund der inzwischen eroberten militärischen Machtstellung in Europa. Das Wilsonbuch schildert, wie die Franzosen die Besetzung bestimmter Städte des Ruhrgebiets als eine „Sanktion" betrachteten, „die auch zu der ökonomischen Seite dieses Sicherheitsprogramms gehört."

Ausführlicher sei hier eine Stelle, die ganz besonders bezeichnend ist, wiedergegeben:

„Die Franzosen konnten unmöglich dauernden Anspruch auf dieses Gebiet erheben, ja, sie wagten nicht einmal soweit zu gehen, eine eigentliche und länger währende Besetzung zu fordern; aber sie schmachteten darnach, dies pulsierende Herz deutschen industriellen Lebens auspumpen zu können. In dem Loucheurbericht vom Februar 1919 über die Entwaffnung Deutschlands vor dem Friedensschluß wird die Beschlagnahme dieses Gebiets als ein Mittel zur Vorbeugung einer Wiederbewaffnung verteidigt. Die Opposition war heiß; ja selbst Foch wollte von diesem Vorschlage nichts wissen. Doch in seiner Rede vom 6. Mai kritisierte Foch den Plan der Räumung des besetzten Gebiets, hauptsächlich deswegen, weil das die Freigabe „der Brückenköpfe" bedeute, „die den Zugang zum Ruhrbecken bilden, der hauptsächlichsten Quelle deutschen Reichtums, die wir nicht länger bedrohen und deren Beschlagnahme wir damit entsagen". Selbst Clemenceau setzte sich kurz vor der Unterzeichnung des deutschen Vertrages, am 24. Juni für die Besitzergreifung von Essen — nach der Unterzeichnung — ein, als ein Mittel zur Vernichtung der deutschen Hilfsquellen für einen Angriff auf Polen. Es sollte eine Note abgesandt werden, die Genugtuung für die Versenkung der deutschen Schiffe in Scapa Flow, die Verbrennung der gekaperten französischen Flagge in Berlin und die angeblichen Intrigen gegen Polen forderte."

Als Balfour darauf ironisch bemerkte, wenn die Antwort unbefriedigend ausfiele, müßte eine Aktion geschehen und die sei im Sinne Clemenceaus wohl die Besetzung Essens, da entgegnete Clemenceau naiv, „daß Balfour seine Taktik durchaus richtig verstanden hätte".

Das Vernichtungsprinzip war es, das Frankreich, begründet mit dem Sicherheitsverlangen, allem und jedem voranstellte. Das Reparationsprogramm war und ist in Frankreichs Augen hauptsächlich auch nur ein Teil des Vernichtungsgedankens, hauptsächlich Mittel zu diesem Zwecke. Es ist gerade ein Hauptverdienst dieses 2. Bandes, auch dies ganz klar herausgestellt.

Frankreich hätte den allergrößten materiellen Vorteil gehabt, wenn die Kriegsentschädigungsfrage genau im Rahmen des Vorabkommens vom November 1918 geblieben wäre, d. h. Deutschland vollen Schadenersatz für allen „durch seine Angriffe zu Land, zu Wasser und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schaden" hätte leisten müssen, da sich ja der Krieg in seinem Lande abspielte. So hätte Frankreich mit Belgien fast allein die ganze deutsche Kriegsentschädigung einstecken können. Die Franzosen versuchten dagegen die Gesamtsumme der Kriegskosten, also aller Alliierten, Deutschland aufzubürden und als dies nicht gelang, erstrebten sie auf Umwegen Deutschland eine untragbare Last aufzuladen. Man kam nämlich auf die Idee, Deutschland für die Pensionen aller Alliierten aufkommen zu lassen, was mit einem Schlag die Entschädigungspflicht um mindestens 2/3 erhöhte. Darüber berichtet Baker-Wilson u. a.:

„Als ... Wilson sich sträubte, die Kriegsentschädigungen in die Forderungen mit einzubeziehen, wandten die Franzosen nach wie vor ein, ... wenn sie auf die gesamten Kriegskosten verzichten müßten, ließe sich ihr wahres Ziel, die wirtschaftliche Zertrümmerung Deutschlands, doch ebensogut durch eine neue Interpretation des Wortes „Reparation" erreichen. So kam man auf die Pensionen. ... Die Franzosen akzeptierten den Pensionsplan, um nur die Gesamtsumme so hoch als möglich zu halten und auf diese Art Deutschland möglichst zu schädigen, selbst wenn ihr Anteil an Reparationen dann kleiner ausfiel."[1])

Mit all diesen Enthüllungen bietet der 2. Band der Wilson-Erinnerungen nicht nur große Sensationen, sondern historisch wertvolle Tatsachen, die zur Beurteilung der französischen antideutschen Politik unentbehrlich sind.

Wer an einen Verständigungswillen Frankreichs glaubt, wer an die Werbekraft und politische Wirksamkeit schöner papierner Entschließungen internationaler Parteien oder wer gar an die günstige Wirkung jeglicher Erfüllungspolitik auf Frankreich denkt, der schaue mit etwas politischem Blick in dieses Werk! Für die deutsche Auslandaufklärung, die dem Recht eines niedergetretenen Volkes und der Wahrheit dienen soll, ist es eine wirksame, scharfe Waffe, die auch den Fechtkünsten Poincarés schwer zu schaffen machen wird. Daß das Werk in Amerika und in englischer Sprache erschien, die früher gerade am meisten die feindliche Propaganda führte, darf uns eine kleine Genugtuung sein.

[1]) Vergl. hierzu meine Studie „Deutschland bezahlt alles. Das Recht auf Reparationen und seine Grenzen" in „Deutschlands Erneuerung", Heft 9, 1923.

Kulturelle Rundschau.

Von D. Johannes Albani.

Die große kulturelle Krisis, in der wir uns befinden, ist nicht nur durch die Nöte, die sie heraufgeführt hat, auch durch die Mittel, die man anwendet, um sie zu bestehen, ein immer zwingenderer Beweis dafür, daß die moderne Kultur am Ende ihrer Möglichkeiten ist. Der unermüdliche Vorkämpfer für die notleidende deutsche Wissenschaft und die notleidende deutsche Intelligenz, Professor Dr. G. Schreiber, hat kürzlich in flammenden Worten die Oeffentlichkeit von neuem um Hilfe angerufen. (Rettet katholische Intelligenz!) Er hat zugleich dem Heiligen Vater unter Ueberreichung seines bekannten Buches „Die Notlage der deutschen Wissenschaft" und einer Darstellung über die Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft (Dresden)[1]) über diese ihm so sehr am Herzen liegenden Dinge berichtet. Aber wie wir an dieser Stelle andeuteten und wie Professor Schreibers Buch auch nicht erkennen läßt: Ohne einheitliche Orientierung des Volksdenkens und des wissenschaftlichen Denkens, ohne müheloses Verständnis zwischen wissenschaftlich und elementar Gebildeten wird sich diese Wunde nicht schließen. Die notleidenden Akademiker leiden nicht nur, weil die Nation verarmt ist, sie leiden auch, weil der Nation das Verständnis für die Akademie, der Akademie das Verständnis für die Nation verloren gegangen ist. Sie stehen auf einem verlorenen Posten und erdulden das Leid, das zu solcher Lage sich fügt. Wäre es für Deutschland, auch in seiner heutigen Lage, so schwer, die wenigen Tausende Akademiker vor dem Hunger zu schützen und einigen Dutzend wissenschaftlicher Institute die nötigen Hilfsmittel zu beschaffen? Aber das Gefühl, es handle sich hier um Lebensnotwendigkeiten der Nation, will sich nicht einstellen. Der Kontakt der Mitbetroffenen schließt sich nicht. Und darum gibt es wohl Almosen, aber keine Hilfe. — Die katholischen Universitäten streben auf.

[1]) Der Zentralausschuß der ausländischen Studentenhilfe für die deutschen Hochschulen erhielt durch Vermittlung der Prinzessinnen Ludwig Ferdinand und Pilar von Bayern 4609 Dollar, gesammelt von Professoren und Studenten der Universität Madrid.

Schon gibt Salzburg neben Nymwegen kräftige Lebensbeweise, auch Coimbra in Portugal soll eine freie katholische Hochschule bekommen. Die katholischen Universitäten werden den Nachweis zu bringen haben, daß jene der modernen Welt verloren gegangene Konkordie zwischen Akademie und Leben auf katholischem Fundament wieder zu erreichen ist. An der Harmonie zwischen katholischem Volk und katholischer Universität wird sich dieses Fundament als ewig und gültig erweisen müssen. Alle anderen Bildungsstätten gleicher Art werden sich dann nach ihnen umorientieren, werden wieder organisch mit dem Leben der Nation verbundene zentrale, vitale Organe werden. Es gilt nach dem Herzen Gottes zu arbeiten, dann wird sich Lebensgefühl, Wissen und das, was in Wahrheit not tut, werden sich über und in der Welt die Mittel zum Wiederaufbau in reicherer Fülle finden, als die Finanzkünstler in Berlin auch nur ahnen. Denn den wahren Reichtum eines Volkes hat noch niemand ergründet, den eines in Gott einigen Volkes aber doch schon manches Zeitalter staunend erfahren.

Solche Erkenntnis muß um so notwendiger Gemeingut zunächst wenigstens des katholischen Volkes werden, je äußerlicher die Mittel sind, mit denen die Regierenden die „Sanierung" betreiben. Nach Schema F werden bewährte Männer aus ihren Aemtern gestoßen, werden künstlerische und wissenschaftliche Traditionen zerrissen oder gefährdet, um zu sparen. Gibt es eine größere Verschwendung? Es ist so, als hacke man sich gesunde Glieder vom Leibe, in der Meinung, so den Appetit des Gesamtleibes beschränken zu können. Die Münchener Akademie der bildenden Künste beklagt die Beseitigung von Lehrern wie von Habermann, Becker-Gundahl, Feuerstein, Schmitt, Herterich, den glänzendsten Vertretern der alten Münchener Schule. Die Kulturlosigkeit der sozialistischen Aera scheint bleibender Besitz werden zu sollen.

Es ist zuzugeben, daß barbarische Voraussetzungen wie das Friedensdiktat von Versailles auch barbarische Folgen haben müssen. Und es ist den Männern, die diese Folgerungen zu ziehen und mit ihrem Namen zu decken haben, gern zu glauben, daß ihnen dergleichen keine Freude macht. Immerhin muß ein Blick für vitale Dinge verlangt werden. Vor allem muß vor der Meinung gewarnt werden, daß mit dem Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben auch das innere Gleichgewicht der Nation gesichert sei. Aber auch über Sparmaßnahmen gewisser Art hat der Kulturpolitiker Grund, den Kopf zu schütteln. Die neunte Arbeitsstunde der Beamten gilt als zwecklos und wird nur insofern als begründet angesehen, als sie den Arbeiter um seinen Achtstundentag bringen soll. Die große Not des Augenblicks macht vieles begreiflich. Aber daß der alte Zehnstundentag, der den Vater der Familie entzog, uns das geschichts- und traditionslose, liebe- und ehrfurchtberaubte Geschlecht hat heranziehen helfen, das uns in das Nachkriegselend gestürzt hat, das ist wohl zu bedenken. Ob wir nicht mehr verschwenden als sparen nach solcher Methode? Es ist heute keine Kleinigkeit, Kinder zu erziehen. Und schließlich entscheidet über die Zukunft des Volkes doch nicht die äußere, sondern die innere Bilanz.

Kann man sich da wundern, daß auch an Punkten, wo man Vertrauen schenken oder ruhig abwarten könnte, sich heftige Opposition und Mißtrauen einstellt? Keiner traut dem andern. Man argwöhnt überall Gleichgültigkeit gegen Innerliches und Wesentliches. Wölfflin, der große Kunsthistoriker, geht jetzt von München in seine Schweizer Heimat zurück. Seine Nachfolge steht zur Erörterung. Man spricht von dem Rostocker Hauttmann, der Katholik und Bayer ist. Sofort die Meinung, diese beiden Eigenschaften seien für ihn entscheidend, mit der Parenthese, es seien die einzigen, die ihn empfehlen. Wie moderig, wie giftig sind doch die Brunnen, aus denen die Gegenwart trinkt.

Ich kehre zum Anfang zurück. Die Nöte wie die Heilmittel, die heute gegen die Nöte angewandt werden, gehören einem zusammengebrochenen Zeitalter an. Die Nöte sind heillos im passiven, die Heilmittel im aktiven Sinne. Eine neue Zeit, eine tiefer sich gründende, muß heraufgebetet werden. Vor ihr schwindet die Not wie Nebel, mit ihr treten Kräfte in Wirkung, die längst darauf warten, frei zu werden.

Dr. Schreiber war beim Papst. —

Deutsches Volk! Ihr strengen Rechenmeister in Berlin, ihr angsterfüllten Exekutoren allerorten, Reichgewordene und Armgewordene, Reiche und Arme, tretet zu den Altären des Herrn! Er kann und wird euch stille machen, daß Herzen und Hände wieder froh und willig werden, daß einer dem anderen diene und alle zusammen das neue Reich gründen.

Der Kampf für und wider die Parapsychologie.

Von Prof. Ludwig, Freising.

Gegenüber einer Forschung, die so erstaunliche, ja vielen widerwärtige Erscheinungen festgestellt zu haben behauptet, wie dies bei der sog. Parapsychologie oder Metapsychik der Fall ist, ist strenge kritische Prüfung selbstverständlich erstes Erfordernis. Wer die Entwicklung dieser neuen Forschung beobachtet hat, sieht denn auch, daß allmählich die wissenschaftliche Methode zur Untersuchung der einschlägigen Phänomene eine zunehmend strengere geworden ist, so daß z. B. der bekannte katholische Philosoph Gutberlet (Fulda) in seinem Artikel „Parapsychologie" (Philos. Jahrbuch 1921), nachdem er früher eine abweichende Stellung zur Sache eingenommen hatte, sich zu dem Geständnis gezwungen sah, er wolle auf die Betrugshypothese nicht mehr zurückkommen. Obwohl nämlich eine Reihe von Medien auf Betrug ertappt worden sei, seien doch gegenwärtig die Sitzungen durch so zahlreiche höchst angesehene Männer nach strengsten Methoden kontrolliert worden, daß man den Betrug vielfach für ausgeschlossen erklären müsse. Nun kann aber die Kritik an der Parapsychologie auch das berechtigte Maß überschreiten, sie kann zu unwissenschaftlicher und ungerechter Hyperkritik werden, und solcher Hyperkritik machen sich in letzter Zeit nicht nur gewisse Monisten schuldig, die angesichts der neuen Wissenschaft für den Zusammensturz ihrer Weltanschauung fürchten, sondern leider auch eine Anzahl katholischer Schriftsteller. Was in dieser Hinsicht möglich ist, dafür nur ein Beispiel. Im vergangenen Jahr gab die Görresgesellschaft eine von einem Ordensgeistlichen verfaßte Schrift heraus, in der die Wirklichkeit des Hypnotismus, der früher ebenfalls zur Parapsychologie gezählt worden war und den die Aerzte nach langen Kämpfen anerkannten und seit zwei Jahrzehnten mit Erfolg anwenden, einfach geleugnet wird. Man kann sich denken, welche Glossen die Gegner des Katholizismus zu derartiger Wissenschaft machen. Ich mußte unwillkürlich an jenen preußischen Pastor denken, der noch in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts behauptete, es sei nicht erwiesen, daß sich die Erde um die Sonne drehe. Mit Recht beklagen wir Katholiken uns, daß nur zu oft unsere Gegner sich über den Katholizismus aus tendenziösen katholikenfeindlichen Schriften informieren, anstatt aus der gediegenen katholischen Literatur. Aber diesen Fehler machen auch so manche Kritiker der Parapsychologie, indem sie nicht die bessere parapsychische Literatur studieren, sondern fast ausschließlich aus gegnerischen Tendenzbroschüren sich sog. Beweise für ein absprechendes Urteil holen, das bei ihnen schon von vornherein feststeht. Dies ist ein Unfug. Man gefällt sich darin, um die Materialisation zu leugnen, allerlei Geschichtchen über wirkliche oder angebliche Entlarvung von Medien einem Paul Heuzé oder Klinkowström nachzuschreiben und zeigt sich solchen Autoren gegenüber sehr kritiklos, verschweigt aber seinem Publikum, daß z. B. Graf Klinkowström bekannte, er habe am 2. Dezember 1922 bei Schrenck-Notzing Phänomene beobachtet, unter Bedingungen, die immerhin für die Echtheit sprechen. Eine „natürliche" Erklärung dafür habe er nicht finden können (vgl. dazu Dezemberheft der Psych. Studien 1923 S. 557 und den Artikel von Prof. Dr. Hertel „Neueste Kritik im parapsychischen Schrifttum", Märzheft der Psych. Studien 1923).

Man kennt nicht oder verschweigt alle positiven Ergebnisse der letzten drei Jahrzehnte. Die Leser dürfen z. B. nicht erfahren, daß die Italienerin Palladino ein zweites Mal von der englischen Gesellschaft für psychologische Forschung in Neapel unter strengsten Bedingungen geprüft wurde, indem die Sitzung in einem hellbeleuchteten Zimmer eines Hotels stattfand, wobei die englischen Gelehrten unter Beiziehung eines Taschenspielers (weil diese leichter hinter raffinierte Tricks kommen) ihre Hände, Füße und Knie kontrollierten. Trotzdem erhob sich der schwere Zimmertisch. Es wird nichts gesagt von den jahrelangen Untersuchungen des bedeutenden englischen Chemikers Crookes, wohl aber beruft man sich auf die Bemängelungen seiner Protokolle durch Lehmann.

Man redet nicht von den sehr beachtenswerten Phänomenen, die der Berliner Arzt Dr. Schwab festgestellt haben will (vgl. sein Buch Telekinese und Materialisation); man hört nichts davon, daß Frau Silbert in Graz zweimal von der englischen Society for psychical research, aber auch von Prof. Dessoir, Berlin und von Kieler wie Grazer Aerzten streng geprüft wurde, ohne daß man sie hätte eines Betrugs überführen können. Eben gegen

diese österr. Beamtenswitwe Frau Silbert hatte Prof. Seitz, München, in einer Artikelserie des Bayer. Kurier (Beilage) den schweren, durch nichts gerechtfertigten Vorwurf erhoben, sie sei Betrügerin aus Ehrgeiz. Weil ich diesen Vorwurf im Dezemberheft der Psych. Studien 1923 als unberechtigt zurückwies, muß ich mir von ihm in seinem Artikel in der Allg. Rundschau Nr. 4 1924 die liebenswürdigen Worte sagen lassen, „ich sei für die verfolgte Unschuld meines **Lieblingsmediums** eingetreten“. Nun, ich kenne keines der Medien persönlich, habe also auch kein „Lieblingsmedium“, huldige aber dem Grundsatz, daß das achte Gebot auch Gegnern gegenüber gilt und bin der Meinung, daß geschehenes Unrecht nicht durch schlechte Witze wieder gut gemacht werden kann. Auf Einzelheiten seiner Artikelserie, die er offenbar hoch bewertet, bin ich deshalb nicht eingegangen, weil für seine wissenschaftliche Methode typisch war die Behauptung, **Willy Schneider** aus Braunau, mit dem im Sommer 1922 Schrenck-Notzing unter Beiziehung hochangesehener Gelehrter der Münchener Universität (darunter der Physiker Grätz und der Philosoph Becker) sowie außerbayerischer Hochschulen experimentierte, habe betrogen. Ein Beweis wurde auch da nicht erbracht, ja in Widerspruch mit dieser Betrugsbeschuldigung die Möglichkeit zugegeben, das Medium habe durch elektro-magnetische Ausstrahlungen gewisse telekinetische Phänomene bewirkt. Woher kommt übrigens Seitz das Wissen, Willy Schneider sei von München „durchgebrannt“? Mir ist nur bekannt, daß derselbe nach Wien ging, um sich auch dort einer Reihe von Forschern zur Verfügung zu stellen. Uebrigens gehören in den Bereich der parapsychischen Forschung nicht nur die Materialisationsphänomene (hier läßt sich immer noch am leichtesten mit der Betrugshypothese operieren), sondern auch Telekinese, Telepathie und Hellsehen. Und hier soll nicht unerwähnt bleiben, daß der katholische Gelehrte Dr. **Bappert** (Frankfurt), der noch vor 3 Jahren alles radikal leugnete, nun seine Stellung völlig geändert hat, indem er in der Bücher-Rundschau Nr. 1, Dez. 1923, die Behauptung des Jesuitenpaters Beyer, es gäbe keine okkulten Fähigkeiten der menschlichen Seele, als „wissenschaftlich nicht haltbar“ bezeichnet.

In einer Novembernummer der Wiener Reichspost (eines katholischen Blattes) bekennt der Redakteur, er habe einer Sitzung des Levitationsmediums Rudi Schneider angewohnt und sich ebenso wie die Redakteure anderer angesehener Wiener Blätter von der Tatsächlichkeit der Levitation überzeugt, weil alles geschehen sei, um Betrug unmöglich zu machen. Zur Erklärung des Phänomens genüge die Theorie von der „Psychischen Kraft“, man brauche keine Geisterhypothese. Die Zeit wird kommen, in der noch manch anderer Saulus in einen Paulus sich verwandelt. Gewisse ängstliche Gemüter fürchten, es könne durch die neuen „Wunder“ die Religion Einbuße erleiden. Ganz mit Unrecht; denn so lange kein Medium von den Toten aufersteht, Wasser in Wein verwandelt, Tote auferweckt, mit wenigen Broten Tausende von Hungernden speist, so lange sind die biblischen Wunder in ihrer Einzigartigkeit nicht gefährdet. Auch nicht die biblische Prophetie; denn diese bezieht sich auf die Geschicke des Reiches Gottes und ist ein Charisma, das nur moralisch ausgezeichneten Personen verliehen ward. Das sog. zeitliche Hellsehen dagegen ist eine vererbliche Naturgabe und beschränkt sich auf Familienschicksale kleiner Kreise. So sehr die katholischen Forscher den abergläubischen Offenbarungsspiritismus samt Theosophie, Anthroposophie und Astrologie abweisen müssen, so ernstlich sollten sie doch ohne zähe Voreingenommenheit an das Studium der parapsychischen Probleme herantreten und das, was sich als haltbar erweist, der katholischen Weltanschauung dienstbar machen.

Klang und Stern.

Wundervolle Töne,
Traumhaft hold und sacht,
In verzückter Schöne
Wehen durch die Nacht.

Wie aus wunder Seele
Zittert jetzt der Klang,
Wie der Philomele
Schmerzdurchbebter Sang.

Ist's verhall'nes Sehnen
Einem nur bewusst?
Will sich jauchzend dehnen
Stillbeglückte Brust?

Da — ein jähes Schweigen! —
Drüben, weltenfern,
Aus dem Himmelsreigen
Funkelnd fällt ein Stern.

Herz, dich fasst ein Ahnen:
Stern und Klang — auch du!
Und mit ernstem Mahnen
Winkt — das Ziel dir zu . . . .

Franz Jos. Zlatnik.

Querschnitte.

Der Anfang der Heiligkeit ist, daß wir aufhören, mit unserem Leben und mit unserem Schicksal Theater zu spielen. —

Selbst wenn unser Leben zur Tragödie wird und wir uns den Dolch ins Herz stoßen, stellen wir uns dabei vor, wie heroisch oder wie rührend das wirken muß und welche Note uns der Kritiker unseres Leibblattes geben wird.

Solange wir aber noch im mindesten mit uns selber Theater spielen, haben wir nicht den geringsten Anteil an Gott.

So schwer es uns fällt, unser eigen Ich durch die Scheidewand der reflektorischen Selbstbetrachtung und Selbstspiegelung hindurch zurückzubiegen, zurückzustoßen in die Einfalt des nichtreflektierten seelischen Daseins, so unumgänglich notwendig ist dieser Willensakt, wollen wir in Wahrheit Kinder Gottes und Erben des Himmels werden.

Das ist der tiefe Sinn des Heilandswortes: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, dann könnt ihr nicht eingehen ins Himmelreich.“

Das Himmelreich aber ist in uns, nur hat uns der Intellektualismus unserer Zeit die Pforte dazu verschlossen und den Schlüssel obendrein vertan. Daraus kommt alles Elend unserer Gegenwart: Wir haben unser wahres Ich, unsere Seele und damit Gott verloren.

Der Einzelne kann, wenn er genügend Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und den Teufel Verstand, der in ihm doziert und agitiert, aufbringt und — Gnade dazu erhält, die verschlossene Pforte wieder **aufbrechen** und gerettet werden.

Ob aber unser ganzes Volk — das darf bezweifelt werden. Somit scheint der Untergang des Abendlandes in der Tat besiegelt.

Fra **Tedesco**.

Stefan George.

Von Dr. Martin **Rockenbach**.

Es ist schon einmal so: An **Stefan George**, dem Dichter, und an George, dem Menschen, kommt der Betrachter des literarischen Lebens der deutschen Gegenwart schlechterdings nicht mehr vorbei. Einzigartig steht seine Welt im Getriebe der Städte und ihrer Gruppen, unverrückbar, unentwegt. Wer heute noch von bloßer Formspielerei sprechen kann, macht sich einfach lächerlich. Und es ist sogar bereits noch viel weiter gekommen. Es gibt Zirkel, die den Namen George zur Mode machen und zum Gegenstand „literarischen“ Kaffeeklatsches; Uebergebildete, Halbgebildete, die mit ihm ihre Eitelkeit kitzeln und einen Kult zu treiben beginnen, wie ihn unlängst Nietzsche oder vor ihm Schopenhauer über sich ergehen lassen mußten. Grund: George, der Prophet. Denn das ist das Eigenartige, Große und Bestechende an George: Er ist der Dichter, den er dichtet; lebt den Propheten, den er gestaltet; einsam trotz seiner nur allzu getreuen Jüngerschar und mit weit ausholend pathetischer Gebärde; erhaben, ohne lächerlich zu wirken. George ist mehr als bloßer Schriftsteller.

George ist zunächst ein großer Dichter. Der größte der lebenden Lyriker. In strahlender Keuschheit, mit blitzendem Zierat, in männlicher Selbstzucht leben seine Dichtungen. Der Weg von den schrill-engen „Hymnen“ (1890) und „Pilgerfahrten“ (1891) zu der Machtbesessenheit des „Algabal“ (1892), von der satten Einfühlung der „Hirten- und Preisgedichte“ und der „Sagen und Sänge“ zur schweifenden Exotik der „Hängenden Gärten“ (1895) und der magischen Natursymbolik des „Jahrs der Seele“ (1897) zeugt von stärkster Begabung und eiserner Willenskraft. Das „Vorspiel“ zeigte eine kristallene Schönheit dichterischer Selbstbesinnung, wie sie deutsche Dichtung bisher nur in Goethe gesehen hatte. „Teppich des Lebens“ bringt Sinnbilder des Lebens von unvergeßlicher Eindringlichkeit, „Lieder von Traum und Tod“ (1899) dunkelnde Musik. Welche Beherrschung aller sprachlichen Möglichkeiten bei einem streng abseitigen, einheitlichen Stil in Balladen wie „Die Fremde“, „Verrufung“, „Der Täter“, selbst bei so schlichtem, einfachem Sinnbild wie in dem wenig bekannten „Freund der Fluren“. Wie ist in diesem (zufällig herausgegriffenen und von George und seinen Freunden nicht besonders betonten) Gedicht heilignüchterne Sorgfalt in den beiden letzten Versen zu hymnischer Inbrunst gehoben und so die Rundung des Bildes erreicht, in der Rundung zugleich das Symbol vertrauten Verkehrs mit Mutter Natur und wirklicher Mitarbeit in ihrem Wirken!

Der Freund der Fluren.

Kurz vor dem Frührot sieht man in den Fähren
Ihn schreiten, in der Hand die blanke Hippe,
Und wägend greifen in die vollen Aehren,
Die gelben Körner prüfend mit der Lippe.

Dann sieht man zwischen Reben ihn mit Basten
Die losen binden an die starken Schäfte,
Die harten grünen Herlinge betasten
Und brechen einer Ranke Ueberkräfte.

Er schüttelt dann, ob er dem Wetter trutze,
Den jungen Baum und mißt der Wolken Schieben;
Er gibt dem Liebling einen Pfahl zum Schutze
Und lächelt ihm, dem erste Früchte trieben.

Er schöpft und gießt mit einem Kürbisnapfe;
Er beugt sich oft, die Quecken auszuharken;
Und üppig blühen unter seinem Stapfe
Und reifend schwellen um ihn die Gemarken.

Die bisher genannten Bücher Georges waren reine Gestalt. Mit dem „Siebenten Ring“ (1907) wird das „Vorspiel“ mit seiner Gedankenlyrik weitergeführt zur Kritik der Zeit und zur Selbstbeobachtung im Rahmen der Zeit. Von hier ab datiert das eigentliche „Problem George“.

George ist von Haus aus Katholik. Seine Mutter ist eine tieffromme Katholikin gewesen und als solche gestorben. George selbst hat sich jedoch schon so früh vom Katholizismus gelöst, daß der Beginn seiner Schriften schon nichts mehr von dem Entwicklungsgang verkündet. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich in Nietzsche den eigentlichen Lehrer und Lebensführer Georges annehme. Wie Gundolf und alle Georgianer die Gestalt Georges aus unserer Zeit entwurzeln, das erscheint ja als übertrieben und götzendienerisch. Nietzsche prägte von neuem den Grundgedanken der Menschheitswerte, die in der vollen und daher schönen Entfaltung der Gattung Mensch liegen. Nietzsche ist es wieder, der die Steigerung des ganzen rasseechten Edelmenschen zum Sinn des Lebens erhebt. So gestaltete denn auch George und verkündet seit dem „Siebenten Ring“ die Lehre eines der Menschheit als Gattung immanenten Gottes und eines immanenten und also relativistischen Ethos.

Georges Gott: Zunächst die Idee, das Ideal des Vollblutmenschen, der alle Kräfte der Gattung als Brennpunkt „kosmischer“ (d. h. unbekannter) Mächte einfängt und in seinem ganz und gar seiner selbst sicheren Tun und Gehaben ausstrahlt. Eine überpersönliche Idee, die sich in der Antike als Zeitform, später dann nur noch in einzelnen Menschen inkarniert habe. (Goethe, Napoleon, Hölderlin, Nietzsche.) Ein „Geschichts-All-Gott“, wie Gundolf die Idee nennt. Und dann die weitere Form des Gottes: George lernt einen Jüngling seiner Zeit kennen, der ihm in solchem Maße Verkörperung seines Ideals vom Menschen erscheint, daß er — in ihm eine neue Inkarnation des Geschichts-All-Gottes erkennt, verehrt und liebt. Der frühe Tod entrückt alle Kritik des Dichters: „Maximin“ bleibt der Neue Gott. Hier liegt das Geheimnis Georgescher Dichtung und Religion beschlossen, „zu dieser Gestalt hin, von ihr her deuten fortan alle Wege Georges, und auch wo er ihn nicht nennt, ist er das Maß, das Licht und der Sinn: geheimste Quelle, innerlichster Brand“. (Gundolf, George.) Georges Bücher vom „Siebenten Ring“ ab betrachten sich allen Ernstes und ohne gemachtes Pathos als „Heilige Schriften“.

Eins der Maximin-Gedichte Georges mag die wirkliche Leidenschaft dieses ungewöhnlichen, christliche Form mit heidnisch-antikem Inhalt füllenden Glaubens darstellen.

Erhebung.

Du rufst uns an, uns Weinende im Finstern:
Auf! Tore allesamt!
Verlöschen muß der Kerzen bleiches Glinstern;
Nun schließt das Totenamt!

Was du zu deines Erdentags Begehung
Gespendet licht und stark,
Das biete jeder dar zur Auferstehung,
Bis du aus unsrem Mark,

Aus aller Schöne, der wir uns entsonnen,
Die ständig in uns blitzt,
Und aus des Sehnens Zuruf Leib gewonnen
Und lächelnd vor uns trittst.

Du warst für uns in frostiger Lichter Glosen
Der Brand im Dornenstrauch;
Du warst der Spender unverwelkter Rosen,
Du gingst vorm Lenzeshauch.

Mit deiner neuen Form uns zu versöhnen,
Sie singend benedein,
Vom Zug der Schatten, die nichts tun als stöhnen,
Dich und uns selbst befrein,

Die Schmerzen bändigen, die uns zerrütten,
Gebeut dein feurig Wehn,
Und so viel Blumen hinzuschütten,
Daß wir dein Grab nicht sehn.

Der Gott — die ideale Menschheit und im Sonderfall der göttlich schöne und edle Jüngling. Die Ethik dementsprechend: sich selbst getreu sein. Aeußeres Gesetz gibt es nicht. Der Edelmensch darf und muß Dinge tun, die der Normalmensch für Sünde und Verbrechen halten kann. Kriterium der Handlungsweise ist das reine Maß, die reine Form. Gesamtsinn und Gesamtdeutung des Werkes und der Gestalt George ist also: „Wiederbringung des Gottes aus dem Himmel und den Schatten des Himmels in den wirklichen Menschen, die Einkehr der leeren Dauer und der vergänglichen Zeit in den vollendeten Augenblick. Der Mensch hat seit Jahrhunderten sich entäußert, sich erlöst, sich fortgeschritten, bis er sein Selbst verlor und seinen Weg. George gründet ihn wieder ganz in sich selbst und in seinen einfachen Ursprung: das gotthaft gestaltige Sein“. Und die klare Scheidung endlich zwischen Christentum und Georgetum: „Einziger antiker Mensch unserer Tage“ stehe er „auf derselben Ebene, wenn auch als Gegner.“ (Gundolf.)

Georges Ehrgeiz ist groß, sein Glaube und sein gestaltetes Werk ihm ebenbürtig. Nochmals: George fällt niemals in den Tonfall des Ueberheblich-Ungebührlichen, soweit seelische Haltung in Frage kommt. Ein anderes aber ist das rein tatsächliche Material seines Glaubens und der Legende, die übereifrige Jünger um seinen Namen zu winden beflissen sind. Es ist einfachhin nicht richtig, was George und sein Kreis von der Verkörperung des idealen Menschentums in antiker Seelenhaltung sagen. Weder entspricht das Bild der Antike, das selbst im letzten Lüstling und Opfer der Lüstlinge („Porta Nigra“) über unsere ganze Zeit den Stab zu brechen befugt sein soll, der geschichtlichen Wirklichkeit (was George als Gottesnähe und -weihe erkennt, ist nur deshalb restlos-schön, weil nur in den Gipfeln uns zugänglich; im Gesamtleben war eine antike Großstadt ebensogut Großstadt wie das Berlin des 20. Jahrhunderts), noch auch ist richtig, daß es heute keine Menschen mehr gebe, deren Leben in jeder Handlung von einer „Idee“ her gespeist und gelebt wird. George möge nur an seine eigene Mutter zurückdenken; oder an irgendeine Bauersfrau, die am frühen Morgen zur Kirche stapft, den menschgewordenen Gott anbetet und im übrigen Tag ein Leben der Arbeit und des Opfers vollbringt, stets des Gottes, unbewußt und bewußt, voll, den die Messe am Morgen ihr mitgegeben. Ich möchte allen Ernstes wissen, worin nach Georges Kriterium der Gottesteilhabe diese Bauersfrau hinter einem „antiken Menschen“ zurückstehen soll. Es ist bloße Dichtung, in der Schwarzweiß-Färbung Georges ganze Zeiten nebeneinanderzustellen. Und die Menschheit zählt nach Millionen Menschen, von denen jeder es verdienen könnte, wie George als Einzelwesen mit eigenem Gesicht und eigener Seele betrachtet zu werden, wollte man Georges Gotteslegende rein kritisch beweisen. (Auch die Art, wie Gundolf vom einzigen Dichter der Gegenwart redet, reizt zum Widerspruch.) Also Besonnenheit auch hier!

Heute ist George als „Dichter der Zeit“ einer der Wenigen, die das Geschehen des Krieges und seiner Nachwehen nicht nur politisch, sondern menschheitsgeschichtlich sehen. Georges Buch „Der Stern des Bundes“ (1914) hatte schon im voraus die Krise und ihre Gewitter als Mahnsprüche gebannt, seine Dichtung „Der Krieg“ hat mitten im Weltkrieg den großen, ehernen Satz als Richtspruch gegeben: „Der alte Gott der Schlachten ist nicht mehr“. Als letzte Veröffentlichung wagten es dann endlich die „Drei Gesänge“ (Berlin 1921, Verlag Georg Bondi), unserer Zeit ihren Sinn aufzuzeigen, die wahre Deutung zu geben. Drei Gedichte, acht Seiten, aber ein Werk, das alle lyrischen Zeitgedichte der Nachkriegszeit spielend aufwiegt. Aufgabe der Gegenwart, heißt es da im Bekenntnis „Der Dichter in Zeiten der Wirren“, ist es, sich auf „seines Daseins oberstes Gesetz“ zurückzubesinnen, sich zurückzufinden zu einem Geschlecht neuer Jugend,

Das wieder Mensch und Ding
Mit echten Maßen mißt, das schön und ernst
Froh seiner Einzigkeit, vor Fremden stolz,
Sich gleich entfernt von Klippen dreisten Dünkels

Wie seichtem Sumpf erlogner Brüderei,
Das von sich spie, was müb und feig und lau,
Das aus geweihtem Träumen, Tun und Dulden
Den einzigen, der hilft, den Mann gebiert . . .

Im Gedicht „An die Toten" wird eine der stärksten Visionen der Georgeschen Dichtung überhaupt Gestalt: Im neuen Volk und neuen Reich kehren die Toten des Krieges zurück: erst dann wird kund, wofür sie gestorben sind. Das dritte Gedicht wendet sich an einen Lebenden. Da es die erste Dichtung von Ewigkeitswert darstellt, die die Frage nach dem Sinn des Krieges in der Tragik eines Offiziers wirklich verleiblicht, sei es zum Schluß abermals ganz zitiert. Als Vorbemerkung ist aber wieder der Hinweis unerläßlich, daß es sich nicht um eine politische Gesinnung handelt, sondern um die überpolitische Kultur des Volksgeistes, die hier einen Träger besitzt.

Einem jungen Führer im ersten Weltkrieg.

Wenn in die Heimat du kamst aus dem zerstampften Gefild,
Hell aus dem prasselnden Guß, Höhlen von berstendem Schutt,
Keusch fast die Rede dir floß wie von notwendigem Dienst
Von dem verwegensten Ritt, von den gespanntesten Müh'n . . .
Freier die Schulter sich hob, drauf man als Bürde schon lud
Hunderter Schicksal.

Lag noch im Ruck deines Arms Zugriff und schneller Befehl,
In dem sanftsinnenden Aug' Obacht der steten Gefahr,
Drang eine Kraft von dir her sichrer Gelassenheit,
Daß der weit Aeltere geheim seine Erschütterung bekämpft,
Als sich die Knabengestalt, hochaufragend und leicht
Schwang aus dem Sattel.

Anders, als ihr euch geträumt, fielen die Würfel des Streits . . .
Da das zerrüttete Heer sich seiner Waffen begab,
Standest du traurig vor mir, wie wenn nach prunkendem Fest
Nüchterne Woche beginnt, schmückender Ehren beraubt . . .
Tränen brachen dir aus um den vergeudeten Schatz
Wichtigster Jahre.

Du aber tu es nicht gleich unbedachtsamem Schwarm,
Der, was gestern er bejauchzt, heute zum Kehricht bestimmt,
Der einen Markstein zerhaut, dran er strauchelnd sich stieß . . .
Jähe Erhebung und Zug bis an die Pforte des Siegs,
Sturz unter drückendes Joch bergen in sich einen Sinn,
Sinn in dir selber.

Alles, wozu du gediehst rühmliches Ringen hindurch,
Bleibt dir untilgbar bewahrt, stärkt dich für künftig Getös' . . .
Sieh, als aufschauend um Rat langsam du neben mir schrittst,
Wurde vom Abend, der sank, um dein aufflatterndes Haar,
Um deinen Scheitel der Schein erst von Strahlen ein Ring,
Dann eine Krone.

Klemens Brentano und Anna Kath. Emmerichs Gesichte.

Von Dr. Anton Dörrer, Univ.-Bibliothekar in Innsbruck.

Mitten in Studien über den Tiroler Lyriker Hermann v. Gilm, dessen 60. Todestag Ende Mai dieses Jahres fällt, ist mir ein umfangreiches Werk über „Clemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerick-Aufzeichnungen" von P. Winfried Hümpfner O. E. S. A. (St. Rita-Verlag, Würzburg, Gr. 8, 574 S.) zugekommen. Es will den Beweis erbringen, daß Brentanos ursprüngliche Aufzeichnungen und herangezogene Quellen „verunechtet", Briefe nachträglich erfunden oder interpoliert, ja bewußte Fälschungen vorgekommen seien. Die Beweise sind schon deshalb von ungewöhnlicher Bedeutung, weil dem Verfasser als erstem die Handschriften Brentanos und des Arztes der Kath. Emmerick vorlagen. Seinen kritischen Nachprüfungen gemäß hat Brentano die Tagebücher Overbergs und Dr. Weseners mit Fehlern abgeschrieben und sein eigenes Tagebuch entstellt, indem er die Berichte immer mehr ausschmückt, erweitert und eigene Lesefrüchte hineinverflicht, den Visionen K. Emmericks eigene Reflexionen unterschiebt und offenkundige poetische Lieblingsmotive seiner Romantik einfügt.

Da wir die Gesichte Emmericks fast nur aus den Aufzeichnungen Brentanos kennen und diese wiederum in ihrer ursprünglichen Gestalt uns nicht erhalten geblieben sind, so wird es schwer fallen, zu entscheiden, was an den Gesichten mit den Aufzeichnungen nicht übereinstimmt und was Brentano später eingeschoben hat, ohne es wirklich von der Seherin erfahren zu haben. Wenn heute Kriegsteilnehmer ihre Tagebücher durchsehen und nachträglich das und jenes ergänzen, was sie nunmehr für bemerkenswert halten, so wird man nicht gerade behaupten wollen, solche „Interpolationen" seien Fälschungen. Tatsächlich kann eine solche Interpolation objektiv und (oder) subjektiv zutreffend sein, die Darstellung erst ins richtige Licht rücken usw. Das ist eine Möglichkeit beim nüchternsten Alltagsmenschen, der genau wie ein Jurist sich an den Wortlaut zu halten gewillt ist. Und wenn nun ein phantasiebegabter Dichter ein gewaltiges Erlebnis, wie für einen der vollen Bekehrung zusteuernden Romantiker die Pilgerschaft bei der berühmten Seherin von Dülmen gewesen ist, aufzeichnet und mit seiner ganzen künstlerischen Begabung, seinem Anschauungsvermögen und seiner Einbildungs- und Darstellungskraft zu eigener und anderer Erbauung und Entzückung verständlich und volkstümlich macht, dann wird man doch nicht erwarten dürfen, daß er wie ein Schreibfräulein sich an einzelne hingestammelte, oft abgebrochene Worte hält, sondern Sätze, Bilder, Szenen, Ideen vorführt, so wie sie eben sein Geist, seine Seele und seine Phantasie erfaßt und ausgeführt hat. Brentano mag manches in Anna Katharina Emmerick hineingeredet haben, das ihre Visionen wiedergaben, er mag manches mit seiner lebhaften Art anschaulicher erfaßt haben, was die Begnadete ihm vorlispelte, er mag später die Worte, Bilder und Szenen in eine gewisse Ordnung und Gedankenfolge gebracht haben, die seine ersten Aufzeichnungen nicht erkennen ließen und damit gegen eine urkundenmäßige Aufnahme der Visionen vielfach verstoßen haben, aber absichtliche Fälschungen — bewußten Betrug — darf man dem Dichter wohl nicht vorwerfen. Sonst müßte man schon die meisten Verfasser von Erbauungsbüchern desselben Vergehens mit viel größerem Recht bezichtigen. Wie oft im Leben begegnet man stark subjektiven Darstellungen von bestimmten Ereignissen, die mit dem objektiven Tatbestande nicht vereinbar erscheinen. Und doch bestätigt sich später die Richtigkeit der subjektiven Auffassung der tieferen Zusammenhänge. Wie oft hat ein Historiker über Dichter geklagt, die eine geschichtliche Erscheinung entstellt hätten. Und über kurz oder lang — erst jüngst hat Schillers Wallenstein fast buchstäblich recht bekommen! — urteilt man anders über den Poeten. Wenn also Brentano nicht rekonstruierend, sondern freischaffend — und das hat Hümpfner bei Brentanos Auswertung des Tagebuchs für den Druck m. E. wirklich erwiesen — verfuhr, durch nichts gebunden als durch die starken persönlichen Eindrücke und Erinnerungen an die inzwischen Verstorbene, als durch das Gesetz der inneren Wahrhaftigkeit und der freilich mehr poetisch erfaßten Gerechtigkeit und Gläubigkeit, so wird man sein Werk zwar als urkundliche Aufzeichnung der Visionen nicht nehmen, aber als ehrliches Bemühen, nach den Visionen Emmericks dem Volke ein visionäres Bild vom Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes zu bieten. Bei Gilm bin ich oft solchen „dichterischen Freiheiten" begegnet, bei seiner Phantasie war es ihm unmöglich, auch nur eine Reisefahrt ohne dichterische Ausschmückungen in einem Briefe zu schildern, und bei seinem Unmute über eigenes Mißgeschick diente ihm sogar der damals als Mann der Finsternis gefürchtete Jesuit als poetische Staffage und ästhetische Stimulanz. Um wieviel mehr mag sich Brentano um die religiöse und psychologische Wahrheit bemüht haben, die im geistigen Sinne auch die historische Wahrheit enthalten kann, da er doch die Macht seiner Phantasie kannte.

Hümpfners Stellungnahme gegenüber Brentano ist zu sehr von dem Bestreben beeinflußt, von Anna Katharina Emmerick alle jene Vorwürfe abzuwälzen, die ihr auf Grund der Veröffentlichungen Brentanos gemacht wurden. In dieser „quellenkritischen" Schärfe hat Hümpfner auch gegen einen anderen Dichter, nämlich gegen die Schriftstellerin A. v. Krane eine zu schroffe Stellung eingenommen, die das Verdienst Kranes um die richtige Erfassung der Visionen der Stigmatisierten beeinträchtigen könnte. Das scheint auch der Herausgeber des Emmerick-Kalenders für 1924 empfunden zu haben, da er gerade von A. v. Krane einen Beitrag über Anna Katharinas Land und Leute aufgenommen hat. (St. Rita-Verlag, Würzburg. Der Kalender wird den Verehrern der ehrw. Augustinerin sehr willkommen sein.)

Ganz anders nehmen sich die Forschungen Hümpfners im Hinblick auf den Seligsprechungsprozeß der Nonne aus. Von ihr soll jedes nachteilhafte Licht genommen werden, das durch die allzu poetische Ausgestaltung ihrer Visionen auf sie fallen konnte. Auch ist das Bemühen nur zu begrüßen, Dichtung und Wahrheit aufs schärfste zu trennen, soweit es noch möglich ist. Aber noch mehr wie bei den Brevieren bedauert wurde, daß so viele als poetische Zutaten bezeichnete Züge aus dem Leben von Heiligen ausgerottet wurden, wird in religiösen Volkskreisen eine nüchterne Beschränkung solcher visionärer Darstellungen auf das amtlich Beglaubigte als allzu verstandesgemäß empfunden und nicht gebilligt werden. Durch die verdienstvollen Nachforschungen Hümpfners wird die gelehrte Arbeit Wilhelm Oehls in der Brentano-Gesamtausgabe aufs neue aufgenommen und eine kritische Ausgabe der ganzen Visionen notwendig werden. Sie wird das Bild vom Dichter und seinem Schaffen neuerdings erweitern und eine Reihe neuer Fragen zu lösen haben. So ist das Werk für die Emmerick-Frage nicht weniger bedeutsam wie für die Brentano-Forschung.

Der Verlag Friedrich Pustet in Regensburg bereitet durch P. A. Uhl gerade eine neue (4.) Auflage vom „Bitteren Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Gesichten der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerick, aufgezeichnet von Clemens Brentano" vor, die einerseits durch diese kritischen Studien Hümpfners, anderseits durch den eingeleiteten Seligsprechungsprozeß Kath. Emmericks und durch ihren bevorstehenden 100. Todestag (9. Februar) gesteigerter Teilnahme sicher ist. Es ist jetzt die Möglichkeit genommen, daß man in der Nonne von Dülmen eine Einbildung von einer höheren Mission vermutet oder ihr „dogmatische Extravaganzen" zutraut. Desgleichen wird man all die stark persönlichen Bemerkungen an den Pilger Brentano, die harten Worte über ihre Umgebung u. dgl. mit Vorsicht hinnehmen. Das zählt alles zu Hümpfners Verdienst. Die belebende Kraft dieser visionären Bilder für das Glaubens- und Geistesleben bleibt ein erfreuliches Ergebnis für die Tätigkeit des Pilgers Brentano an der Leidensstätte der gottseligen Nonne Anna Katharina Emmerick, zugleich eine kostbare Quelle für die Poesie im Volke, die leider allzulang unterschätzt wurde.

Vom Büchertisch.

Deutschlands Wiedergeburt im christlichen Geiste. Von Walther Rothes. Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. München 1923. Gr. 4 M. — „Das Deutschland Bismarcks brauchte bis zu seinem Zusammenbruch nicht viel mehr als vierzig Jahre. Unbesiegbar, unzerstörbar aber ist das Deutschland Dürers, Bachs, Mozarts, Beethovens, Goethes, Wagners.“ Aus dem Geiste des Allerheiligenbildes, der H-Moll-Messe, des Requiems, der missa solemnis, des Faust und des Parsifal erhofft Rothes die Wiederauferstehung des deutschen Volkes. Aus den Meisterwerken deutscher Dichtung, Kunst und Musik löst sich ihm als innerster Kern deutschen Wesens das Ringen nach Seelenausdruck und in diesem Ringen findet er die Wesensverwandtschaft deutscher Art mit dem Geiste des Christentums, und zwar — Rothes scheut sich nicht mit Nachdruck es zu bekennen — in seiner katholischen Fassung. Dieses Bekenntnis hat um so mehr Gewicht, als es sich gründet auf eingehendes Studium der deutschen Geistesschöpfungen und als es sich dem Verfasser ohne vorgefaßte Absicht auf die Lippen drängte. Bewußt oder unbewußt, in den letzten Tiefen ihres Wesens, mit den reifsten Früchten ihres Schaffens waren sie unser: dieses erhebende Bewußtsein in bezug auf die Größten deutscher Kunst im katholischen Volksteil Deutschlands geweckt und gefestigt zu haben, ist ein bleibendes Verdienst von Rothes' Buch, besonders dankenswert in einer Zeit, wo man an allen Enden wieder die Unvereinbarkeit von wahrem Deutschtum mit katholischem Denken predigt.
Dr. Joseph Sturm.

Organisatoren und Wirtschaftsführer von Ernst Schultze. F. A. Brockhaus, Leipzig 1923. Geh. G.-Z. 3,0, geb. G.-Z. 4,3 M. — Das gut geschriebene Büchlein Schultzes ist insofern bedeutungsvoll, als der Versuch gemacht wird, dem Nur-Oekonomischen zu entrinnen und aus dem noch kaum bebauten Bereich der Wirtschaftssoziologie einiges über Wesen und Wirksamkeit der großen Organisatoren und Wirtschaftsführer zu sagen. Dem Verfasser geht es nicht um liebevolle Ausmalung der geistigen Art dieser Männer. Das wird nur wie beiläufig gegeben. Dem Verfasser der „Zerrüttung der Weltwirtschaft“ ist es um das Ganze der Wirtschaft und ihre Zukunft zu tun. Er stellt fest, daß „wir in einem Organisationsmeer zu ertrinken drohen“ und ruft nach dem genialen Wirtschaftsführer, der nicht privat-, sondern sozialwirtschaftlich denkt. Großzügiges, den ethischen Faktor stark betonendes Denken läßt sogar den Typus des Weltwirtschaftsführers erstehen, der auch die zwischenstaatlichen Konkurrenzreibungen und die Handelsfeindschaft der Völker zu beseitigen sucht. Lehrreich ist besonders, was über „Irrwege der Rationalisierung“ gesagt wird. Jeder Volkswirtschaftler und Politiker, aber auch jeder Geisteswissenschaftler kann hier viel lernen, wenn auch dem Bedürfnis nach Anschaulichkeit (durch Vorführung bestimmter Männer) nicht Rechnung getragen ist. Nur Ballin ist gelegentlich erwähnt. Hermann Platz.

Legenda trium sociorum. Bericht von dem Leben des hl. Franziskus, von der Tradition zugeschrieben den Brüdern Leo, Rufinus und Angelus, seinen vertrauten Gefährten, München 1923. Theatiner-Verlag, übersetzt von Joh. Hamburger. Gr. geh. 2.50 M, geb. 3.50 M. — Wenn man dieses prächtige Büchlein in der Hand hat, überkommt einen ordentliche Sehnsucht nach den längst entschwundenen Friedenszeiten, wo man sich so etwas Schönes leisten konnte: ganz vorkriegsmäßig-edle Ausstattung, geschmackvoller Einband, ausgezeichnetes Papier und acht Reproduktionen nach den Fresken von Giotto; mit einem Worte, das Buch ist gerade heute eine Freude. Auch die Uebersetzung. Denn Siegfried Johannes Hamburger hat sich wirklich in den Heiligen hineingelebt und man merkt kaum, daß er sich erst hineinleben mußte. Ueber Kleinigkeiten läßt sich ja anderer Meinung sein. Aber ich möchte auch vom Uebersetzer selbst gelten lassen, was dieser über die Legenda im Nachwort schreibt: Hier scheint die erste Nähe zur Dauer geworden, die ganz im hl. Franziskus lebt und ruht.
Dr. P. E. Schlund O. F. M.

Die Regel des Heiligen Benedikt. Ausgewählt und übertragen von P. Matthäus Rothenhäusler. (Aus: Dokumente der Religion VI.) Paderborn 1923. Ferdinand Schöningh. Preis 1 M, auf holzfreiem Papier 1.50 M. Heute, wo es auf alles Wesentliche ankommt, das unser altes, jetzt so zerklüftetes und bedrohtes Abendland einst genährt und gehalten hat, kann ein Werk wie die Regel des hl. Benedikt, in der die morgenländische Mönchsidee ihre abendländische Fassung fand, nicht oft genug gedruckt und nicht weit genug verbreitet werden. Möge das gut ausgestattete Büchlein, dem der Uebersetzer liebevolle Sorgfalt zuteil werden ließ, recht viel Sinn und Verständnis für die Aufgaben des katholischen Mönchtums in seiner Benediktinischen Form auch für Gegenwart und Zukunft wecken. H. P.

Aus der Sammlung **Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde**, dargeboten von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. (Herausgeber P. Johannes Wellenborn, Hünfeld, Auslieferung Hermann Rauch, Wiesbaden) liegen mir 3 Bändchen Ernstes und Heiteres aus unseren Volksmissionen vor von P. Max Kassiepe O. M. J., 1923: 1. **Der Wirt zum roten Ochsen** und andere Geschichten, 8° 61 S. 2. **Ein Spartakistenstreich** usw. 8° 48 S. 3. **Ein Uebergeschnappter** usw. 8° 51 S. Diese Bändchen finden rasche Verbreitung. Kein Wunder: Einer, der als Volksmissionar weit hineinleuchtete ins innere wie auch ins äußere Leben breiter Schichten, immer mit der Fackel der Wahrheit und der Liebe in seiner Segenshand, hebt nun, nach fast einem Vierteljahrhundert unermüdlicher Tätigkeit, aus dem reichen Ernteselde seiner Erfahrung hier und da ein Bündel Aehren hoch und hält es Tausenden hin im Sonnenlichte vertieften Humors und — der ergreifend offenbar gewordenen göttlichen Gnade. Die Sammlung erhebt keine sog. literarischen Ansprüche. Dafür steht ihre unmittelbar wirkende Ausdrucksweise mitten im Bereich jener volkstümlichen Kunst des Herzens, vor der die Kritik zurücktritt, um der frohen, dankbaren, auch ergriffenen Zustimmung Platz zu machen. — Mir persönlich hatte die ganze erstgenannte Reihe (1) mit ihren 9 Erzählungen am meisten zu sagen. Aber auch die beiden anderen Hefte enthalten eine Anzahl Stücke von starker Eindringlichkeit. Unsere hochw. Geistlichkeit sei besonders gelegentlich der Volksmission auf dies Unternehmen aufmerksam gemacht. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Theater am Gärtnerplatz. Die Lichtspielbühnen sind den Theatern in der Witterung des Zeitgeschmackes vorausgewesen. Der Jubel, den Fridericus Rex auch bei uns im Süden auslöste, hat auch in diesem Blatte seine psychologische Deutung erfahren. Jetzt nimmt im Theater am Gärtnerplatz der Alte Fritz unter Marschklängen Parade ab über Grenadiere und Totenkopfhusaren, die schwarz-weißen Fahnen flattern und das Publikum tobt vor Begeisterung. Wie sich die Zeiten ändern! Die Sehnsucht nach Größe findet Befriedigung selbst in dem schwachen Abglanz dieser Operette. Sie heißt „Des Königs Nachbarin“, ein Singspiel aus dem deutschen Rokoko von F. Grünbaum und Wilh. Sterk. Musik von Leon Jessel. Man kennt die Anekdote von dem Müller von Sanssouci, der dem Zorn des großen Königs trotzte in dem sicheren Rechtsgefühl, daß es in Berlin noch Richter gibt. Diese Fabel findet eine Modelung dahin, daß des Königs Strenge nur Vorwand ist, um die Müllerin, die ihn wegen einer kurzen Liebelei aus der Kronprinzenzeit nicht vergessen kann, fester mit ihrem Gatten zu verknüpfen, nachdem sie sieht, wie tapfer und furchtlos der Müller dem Könige gegenübertritt. Auch die Szene mit den Schulbuben, wo Fridericus Rex, der große Held, nach dem bekannten Gedichte nicht einmal weiß, daß „dieser Frist des Mittwochs keine Schule ist“ hat launige Verwendung gefunden. Auch allerhand komische Nebenfiguren (Seibold) sind geschickt in die harmlos-liebenswürdige Handlung verwoben. Man kennt Jessels Sinn für reizvolle Klangfarben, seine rhythmische Frische; im übrigen nimmt der Musiker stilistisch vom deutschen Rokoko kaum Notiz. Das ist schade. Die Aufführung war gut, insbesondere der in Maske glänzende Preußenkönig Lindemanns und der sanglich ausgezeichnete Müller Emil Grafs.

Schauspielhaus. Als Otto Erich Hartleben 1900 mit der Offizierstragödie „Rosenmontag“ den stärksten Theatererfolg seines Lebens errang, trug dazu eine gewisse Zeitneigung bei, die an der Bekrittelung des Militärstandes eine mehr oder minder offen bekannte Freude hatte. Aus diesem Grunde fand der „Rosenmontag“ und der etwas jüngere „Zapfenstreich“ Beyerleins sogar Beachtung der französischen Bühne, die sonst von deutscher Literatur kaum Notiz nahm. Wenn nun das Schauspielhaus in seinem Wiederholungskurs der Bühnenliteratur des letzten Vierteljahrhunderts auf Hartlebens Offizierstragödie gekommen ist, so konnte man Zweifel hegen, ob das allerdings sehr geschickt und spannend geschriebene Stück von der Jahrhundertwende den heutigen Zuschauer noch fesseln könnte. Das Stück hatte einen Erfolg, der sicherlich auch über die Erwartungen der Theaterleitung hinausging. Früher stand das Publikum auf der Seite des etwas weichen Leutnants und der sentimentalen Angelegenheit seines nicht auf Standesunterschiede Rücksicht nehmenden Herzens. Mich dünkt, daß es heute mehr Verständnis hatte für die starren Satzungen eines Standes, der unbekümmert um die Wünsche des Einzelnen die Belange der Gemeinschaft verfolgt. Auch freute sich das Publikum wohl an dem Glanz der Uniformen, an den ritterlichen Umgangsformen, die heute zur Sage geworden sind und an anderem mehr, das heute so fernliegt; dagegen wurden satirische Spitzen nicht mehr als solche empfunden. Die Aufführung unter Herrn Hoch war überraschend gut. Die Uniform gab der oft schlappen Haltung der modernen Schauspieler Form. Jede Neigung zur Uebertreibung unterblieb. Wohlbrück gab den tragischen Leutnant. Er ist, wenn er, wie hier, eine gewisse Süßlichkeit zu bekämpfen weiß, ein guter Schauspieler. Frl. Tiedemann fand für die Gertrud echte Gefühlstöne. Am Schlusse gab es so viele Hervorrufe, wie man sie schon lange nicht mehr erlebt hat. Daß er einmal als Verherrlicher des Soldatentums gefeiert werde, hat sich der Spötter Otto Erich sein Leben lang wohl nicht träumen lassen.

Staatstheater und Abbau. Die Sparsamkeit, welche die eiserne Forderung der Zeit ist, macht sich auch bei unseren Bühnen geltend. Auch unsere Staatstheater werden in letzter Zeit stärker zu Einschränkungen genötigt. Das wird nicht zu umgehen sein, allein es wäre verhängnisvoll, wenn hier der „Abbau“ zur Zerstörung unersetzlicher Werte führen würde. Man darf sich nicht damit trösten, daß man in besseren Zeiten da wieder anknüpfen könne. Welcher künstlerische Wert in der Tradition liegt, erkennen auch die ausländischen Bühnen, die sich jahrein, jahraus unsere Künstler kommen lassen. Sie verfügen über das große Scheckbuch und können es sich leisten; aber eine eigene Bühnenkultur haben sie kaum. Heuer spielt nach Ueberwindung gewaltiger Schwierigkeiten zum ersten Male nach dem Kriege wieder Bayreuth. Der Materialist, der im Theaterspielen nur Luxus sieht, wird dies für Torheit halten; und doch welch eine Fülle künstlerischer Kultur ist von der Verwirklichung des Wagnerschen Festspielgedankens ausgegangen. Man darf sagen, daß von ihr die bescheidenste Provinzbühne nicht unberührt geblieben ist, von ihr ihr künstlerisches Gewissen geschärft wurde. Auch der von München ausgegangene künstlerische Einfluß ist bedeutend gewesen. Es wäre traurig, wenn die Möglichkeit hierzu dahinschwände. Alle deutschen Staatstheater haben das Verdienst, daß diese Kunststätten von dem Verfall des Geschmackes, den die Umschichtung der Gesellschaft nach der Revolution zur Folge hatte, wenig berührt wurden. Da und dort hat man sich zwar allzu eifrig künstlerischen Experimenten zugewendet, um zu zeigen, wie erhaben man sich über die konservative Richtung der Hoftheater dünkt. Im ganzen war man sich aber immer

bewußt, daß man große künstlerische Verpflichtungen hatte. Am schnellsten wurden die Kinderkrankheiten in München überwunden, nachdem die Revolutionsgrößen rasch abgehaust hatten und in Dr. Karl Zeiß ein des künstlerischen Zieles bewußter Führer gewonnen war. Ihm fiel vor allem die Aufgabe zu, dem so sehr verstärkten Schauspielbetrieb das erweiterte Ensemble erst zu schaffen. Man darf sagen, daß ihm diese Aufgabe gelungen ist. Auch Knappertsbuschs in der Oper vorschauende Personalpolitik verdient Anerkennung. Erschwert wurden diese Bemühungen durch die Schwierigkeit, bedeutende Künstler trotz mäßiger Gagen an München zu fesseln. Um einen Ausgleich zu bieten, muß man ihnen in der besten Theaterspielzeit außerordentliche Gastspielurlaube geben. Wie schädigend dies für den Spielplan ist, läßt sich denken. Man schelte unsere Künstler nicht geldhungrig. Wie kurz ist oft die Glanzzeit eines Sängers und für seine Alterstage ist nicht gesorgt. Der Briefträger kann ruhiger in die Zukunft blicken, als der Heldentenor. Die Riesengagen, die einst dem Spießbürger imponierten, sind nicht mehr vorhanden. Die Mittelmäßigkeit kann heute mit ihrer Einnahme am zufriedensten sein. Es ist nicht unerklärlich, daß große Künstler dieser von Kurt Eisner inaugurierten Nivellierung keinen Geschmack abgewinnen können. Sehr günstig ist, daß der künstlerische Zeitgeschmack sich gegen Ausstattungsprunk wendet. So wird die Sparsamkeit hier nicht als solche empfunden; im Gegenteil, der Zwang zur Einfachheit hat vielfach zu neuen künstlerischen Wirkungen geführt, wie dies beim späten Empire und der Biedermeierzeit aus ähnlichen Ursachen auch der Fall gewesen ist. Ersparungen wurden auch durch technische Neuorganisationen bewirkt, wodurch die Kostspieligkeit des schematischen Achtstundentages verringert wurde. — Der Wert einer guten Bühne ist nicht aus einer Bilanz herauszulesen. Ihre buchmäßigen Verluste können sich nicht nur ideell, sondern auch materiell als Gewinne erweisen.

München. L. G. Oberlaender.

Hausmusikabend (26. Januar kleiner Odeonssaal, München). — An klassischen Werken hörten wir eine der leider selten öffentlich gespielten Klaviersonaten von Joseph Haydn (D-Dur); Ernst Bauers Anschlagstechnik verdient besonderes Lob. Den übrigen instrumentalen Teil beherrschte Guitarre und Zither. Heinrich Albert spielte in bewährter Meisterschaft Stücke von Ferdinand Sor. Die Variationen über ein Thema von Mozart mahnen an die Art der Spielfiguren der alten Koloristen des 16. und 17. Jahrhunderts. Daß die zu Unrecht vielverkannte Zither zu Gehör kam, war besonders zu begrüßen. Ihren Vorfahr das „Scheitholt“ des 15. und 16. Säkulums haben uns nicht nur die Theoretiker geschildert, sondern noch mehr die Miniatoren dieser Zeit, Jehan Fouquet und Hans Muelich an der Spitze. Erst im vergangenen Jahrhundert fand das vervollkommnete Volksinstrument neuerdings künstlerische Pflege, besonders in München durch Johann Petzmair und Herzog Maximilian in Bayern. Bearbeitungen von Volkstänzen und -Liedern, Ensemblestücke mit Guitarre und Streichinstrumenten verdanken wir diesem fürstlichen Tonsetzer, dessen Kunst weit über die eines bloßen Liebhabers hinausging. Die heute vorgeführten neueren Stücke bauten auf dieser Ueberlieferung weiter. Das Sätzchen von Pugh, Willy Hintermayers Adagio und Andante und die köstliche Humoreske von Rüdinger beweisen, daß die Zither auch modernen Ansprüchen genügen kann, und daß die für sie bestimmte Musik nicht süßlich sentimental oder trivial sein muß. Bei den Begleitungen zu den Volksliederbearbeitungen von Rüdinger zeigte es sich sogar, daß das Instrument an Ausdrucksfähigkeit das Spinett weit übertrifft und sich trefflich mit den Stimmen verschmilzt. Willy Hintermayer beherrscht es allerdings mit seltener Meisterschaft. Dr. Matthäus Roemer brachte Guitarrelieder eigener Vertonung und Bearbeitung, unter letzteren einen frischen bayerischen Schneeschuhbataillonsmarsch aus dem Weltkriege. Klein-Minni und Schwester, sowie Mathilde Rüdinger bewährten sich wieder als Solistinnen und als stimmlich wohl übereinstimmendes Terzett. Endlich sei noch der vorzüglichen Wiedergabe alter und neuer Volksliederbearbeitungen durch Frauen- und gemischten Chor gedacht.

Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse begann in etwas besserer Stimmung. Die Zinssätze für tägliches Geld senken sich durch starkes Geldangebot des Warenhandels und auch des Auslandes. Es lagen auch bessere Nachrichten über die Beschäftigung der Industrie vor. Dies bot einigen Anreiz zu Käufen, die zu mässigen Kurssteigerungen führten. Inländische Anleihen, Petroleum- und Farbenaktien waren besonders gesucht. Die inländischen Anlagewerte konnten am nächsten Börsentage den erhöhten Stand nicht mehr voll behaupten. Der Kompromiss zwischen Reichsfinanzministerium und Reichsjustizministerium über die Aufwertung der Hypotheken auf 10 Prozent des Vorkriegswertes (nur in Ausnahmefällen kann durch gerichtliche Entscheidung bis zu 25 Proz. gegangen werden) blieb hinter den Hoffnungen weit zurück. Ganz besonders verstimmte aber die geplante Kopfsteuer für den Börsenbesuch. Es heisst, dass von ihr eine Einnahme von 1 Million Goldmark im Monat erwartet wird. Die Steuer ist als Umlagesteuer gedacht und soll von dem Börsenvorstand auf die einzelnen Firmen verteilt werden. Berlin soll von dieser Steuer 55 Prozent aufbringen; die Kopfsteuer würde für jede Person etwa 100 Goldmark im Monat betragen. Eine in Aussicht genommene Ermässigung des Börsenumsatzstempels würde damit mehr als ausgeglichen; ja, es werden von massgebenden Firmen und Maklern Protestkundgebungen vorbereitet, da sie diese Steuer, deren Entwurf dem Reichsrate vorliegt, für nicht tragbar halten. Vielfach wurden die Kurssteigerungen nicht völlig behauptet. Starke Beachtung fand die Gründung der Internationalen Bank unter Mitwirkung der Darmstädter und Nationalbank, von der für Handel und Industrie Transaktionen von einschneidender Bedeutung erwartet werden; gerne nahm man von der Senkung der Preise für Roheisen sowohl, als auch in der Zementindustrie und in der Textilindustrie Kenntnis, weil dadurch eine Hebung der Herstellungsfähigkeit erwartet werden kann. Trotzdem hielt sich das Börsengeschäft in Grenzen. Dass das Privatpublikum sich aus Mangel an Kapital fast völlig einer Beteiligung am Börsengeschäft enthalten muss, darf man nicht unbeachtet lassen, wenn man sich über die heutige Börsenlage klar werden will. Am 30. Januar war die Tendenz bereits wieder etwas schwächer. Von der Bekanntgabe der dritten Steuernotverordnung wurde eine weitere Schwächung der Börsentendenz erwartet. Die Börse war indessen relativ fest. Stark angeboten waren nur die inländischen Anleihen, weil aus der Stellung der Regierung hervorgeht, dass diese zu non valeur gestempelt werden bis zur Begleichung der Reparationsforderungen, wobei auch der Zinsendienst während dieser Zeit ruhen soll. Die Aufwertung alter Schulden wird die Industriegesellschaften zur Rückstellung grösserer Kapitalien nötigen; in gleicher Weise sind die Hypothekenbanken zur Einbehaltung grösserer Mittel gezwungen. Eine Sonderregelung ist für Pfandbriefe gegeben. die den Ausschluss der Spekulationserwerber und eine Begünstigung von altem Besitz von Mündeln, gemeinnützigen Anstalten, sowie ähnlichen zu mündelsicherer Anlage gezwungenen Gläubigern vorsieht. Für die Regelung von Ansprüchen aus Sparkassenguthaben und Lebensversicherungsverträgen gelten andere Besonderheiten, die eine angemessene Verteilung der aufgewerteten Vermögensmassen sicherstellen. Der verbleibende Geldentwertungsgewinn des Schuldners unterliegt der Besteuerung. — Am letzten Börsentage der Woche kam eine freundlichere Stimmung zum Durchbruch. Die Börse denkt über die Verhandlungen der Sachverständigenausschüsse mit einiger Zuversicht. Diese prägte sich in einer von der Spekulation ausgehenden Kauflust aus, aus der die meisten Effekten Nutzen zogen. Bei seiner Begrüssungsansprache an den ersten Sachverständigenausschuss hat der Reichskanzler eine Denkschrift der deutschen Regierung angekündigt. Dieselbe weist nochmals darauf hin, dass es gelungen ist, durch die Rentenmark eine Stabilisierung der Währung zu erzielen. Diese Stabilität sei indessen nur gewährleistet, wenn es möglich ist, das Budget auszugleichen. Die Rentenmark sei letzten Endes nur binnenwirtschaftliches Geld. Die Rentenbank müsste notgedrungen durch eine Gold-

notenbank abgelöst werden, die die deutsche Goldwährung wieder herstelle. Ausländisches Kapital sei **bereits gefunden** und so liege nichts mehr im Wege, in Kürze eine deutsche Goldwährung zu schaffen. Durch die Stabilisierung der Währung konnte ein ordnungsgemässes Budget aufgestellt werden. Die Frage ist nur, ob das Reich in der Lage bleibt, Einnahmen und Ausgaben auf der gleichen Höhe zu erhalten. Post und Eisenbahn sind aus dem Reichshaushalt ausgeschieden, um sich fesselfrei als kaufmännische Betriebe rentabel gestalten zu können. Die so stark gekürzten Ausgaben und die Einnahmen, darunter die zahlreichen neuen Steuern, die zum Teil tief in die Vermögenssubstanz des Einzelnen eingreifen, halten sich die Wage. Der Haushalt wäre also auszugleichen, wenn nicht die sich aus dem Versailler Vertrag ergebenden Verpflichtungen hinzukämen. Diese Konten würden, wenn sie laufend zu bezahlen wären, jede Ausgleichung des Budgets verhindern. Deutschland müsste von diesen völlig unproduktiven Ausgaben befreit werden. Es sei denkbar, dass ein ausländischer Kredit Deutschland die Möglichkeit gebe, seinen Kriegsgläubigern einen kleinen Barbetrag und kleine Nachlieferungen zu gewährleisten, aber dieser internationale Kredit müsste so gestaltet werden, dass wir die nächsten Jahre auskommen, damit tatsächlich eine Erholungspause geschaffen wird.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.

Erholungsreisen zur See.

Das Verlangen, ferne Länder kennen zu lernen, war von jeher eine typische Eigenschaft aller Deutschen, doch wie lange schon mußten wir uns die Verwirklichung dieser Wünsche versagen.

Mit der allgemeinen Einführung der Goldmarkrechnung hat sich alles wieder geändert. Wir können wieder disponieren über unsere Einkommen, wir können wieder zu Urlaubs- und Erholungsreisen hinaus in die weite Welt. Der **Norddeutsche Lloyd** bietet uns hierzu reiche Möglichkeiten. Seine Schiffe durchkreuzen wieder wie ehemals die Weltmeere. Nicht teure Vergnügungsreisen sind es, die der Norddeutsche Lloyd veranstaltet, er will Reisenden aller Klassen, Bemittelten und weniger Bemittelten Gelegenheit bieten, kurze Seereisen auszuführen, sei es nach Holland, Spanien, Genua, nach Lissabon und Genua oder Aegypten, oder sei es nach dem herrlichen Madeira. Deutsche Dampfer, meist neue der wiedererstandenen deutschen Handelsflotte, sollen sie nach dem Ziel ihrer Wünsche hintragen. Behagliche Gesellschaftsräume an Bord, selbst für Passagiere der III. Klasse, sorgen für das äußere Wohlbefinden. Die anerkannt vorzügliche Küche des Norddeutschen Lloyd bietet den Reisenden alles, was gute und beste Hotels auf dem Lande kaum zu bieten imstande sind. Die Preise sind durchaus mäßige. Die frische Seeluft sorgt für die beste Erholung der im Alltagsgetriebe ermatteten Nerven. Der Norddeutsche Lloyd wird in Kürze einen Prospekt über die erwähnten Erholungsreisen zur See herausgeben, der in dem Büro des Norddeutschen Lloyd, München, Briennerstraße 8 (Café Luitpold) demnächst kostenlos zur Ausgabe gelangt.

Vormerkungen werden bereits jetzt entgegengenommen.

Heft 7
14. Febr. 1924.
21. Jahrg.

Preis des Heftes 35 Pfg.



ALLGEMEINE RUNDSCHAU

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR
BEGRÜNDER: DR. ARMIN KAUSEN

INHALTSANGABE:

Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken
von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von
H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder, kirchl. Artik., Devotionalien u. a.
Herder & Co., Freiburg i. Br.

Devotionalien,
Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle,
J. Pfeiffers relig. Kunst-Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Falzmaschinen
für Werkdruck und Zeitung.
A. Gutberlet & Co.,
Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert
Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate.
Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien
Krippen Kreuzwege Hl. Grab
in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur
Galvanoplastik.
Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe
jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen
Brems-Varain, Trier
Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker
Kevelaer, Rhld.
Verleger des Hl. Apost. Stuhles.
Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher
in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache. Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ. Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

Musikinstrumente
siehe Anzeige
J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Waffen aller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabrik G. Knaak, Berlin SW. 48.



WERKSTÄTTEN FÜR KIRCHLICHE KUNST
PARAMENTE FAHNEN
DIE HEILIGEN GEFÄSSE & GERÄTE
STÄNDIGE AUSSTELLUNG PROSPEKTE GRATIS

Speditionstafel

Cassel:
Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.:
J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve:
Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

München:
Haderecker Anton, Nordendstr. 27, Möbeltransport, Automöbeltransport u. Lagerung. Tel. 31108.

Münster i. W.:
Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

Passau-Bayern:
Internationale „Ispag" Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz:
C. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier:
J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.

Bei allen Anfragen beziehe man sich auf die „Allg. Rundschau".

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt
die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Druckarbeiten
in jeder Art u. Ausführung
vom feinsten Buntdruck bis zur billigsten Massenauflage liefert schnell und billig die
Buchdruckerei „Unitas" Bühl (Baden)
Schnellpressen-, Rotations- und Setzmaschinenbetrieb.

Die lange erwartete neue 6. Auflage des

Promptuarium Sacerdotis.

Continens orationes ante et post Missam aliasque preces, varias Benedictionum formulas, Ordinem administrandi Sacramenta Baptismatis, Matrimonii, Poenitentiae, Communionis, Extremae Unctionis, Ritum Benedictionis Apostolicae, Commendationis animae Exsequiarum Ordinem.

Editio sexta juxta Ritualis Romani Editionem typicam (1913) et Codicem Juris canonici auctor Ludowico Soengen S. J.

Mit deutschem Gebetsanhang, 352 Seiten, 70 : 115. Auch mit holländischem, englischem und ungarischem Gebetsanhang vorrätig.

Ganzleinenband Rotschnitt G.-Mk. 2.70. Schafleder Goldschnitt G.-Mk 3.60.

ist soeben erschienen. Gedruckt auf feinstes dünnes Bibelpapier in 2 farbiger Ausführung mit schönen Kopfleisten und Vignetten ist das Büchlein bequem in der Westentasche zu tragen. Nach Form und Anlage sehr beliebt, ist vielen Seelsorgern ein unentbehrliches Vade mecum geworden, so wird auch diese neue Auflage gute Aufnahme finden.

Gleichzeitig empfehlen wir

Recollectio.

Monatliche Geisteserneuerung für Priester und Ordensgeistliche, von P. Aug. Haggeney S. J. 64 Seiten. 83 : 127.

Broschiert G.-Mk. —.50. Halbleinenband Rotschnitt G.-Mk. —.70. Halbleinenband Goldschnitt G.-Mk. —.85.

Butzon & Bercker G. m. b. H. Kevelaer (Rhld.)
Verleger des Heil. Apostol. Stuhles.



Warum quälen Sie

sich ab mit langwierigen Rechnungen?

Ihre Kopfnerven

bleiben geschont, wenn Sie das Rechnen durch den

Rechenschieber

besorgen lassen! Der arbeitet mechanisch, genau, Zug um Zug!
Besuchen Sie uns! Wir erklären Ihnen die Handhabung.

Zeichenbedarf-Akt.-Ges.
Tel. 57 6 50. München, Augustenstr. 27. Telegr.: Malzeichen.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 7 — München, 14. Februar 1924. — XXI. Jahrgang.

Der Faschismus als Bewegung und als Buch.

Von Dr. Otto Kunze.

Gern wird jeder politisch oder überhaupt geistig Interessierte die Gelegenheit ergreifen, ein abgerundetes Bild zu gewinnen von einer so viel erörterten und zugleich wenig durchschauten Bewegung, wie es der Faschismus ist. Die Möglichkeit ist jetzt geschaffen. Es gibt ein deutsches Buch über den Faschismus: Il Fascio, Sinn und Wirklichkeit des italienischen Faschismus, von Fritz Schotthöfer. (8° 224 S. Frankfurter Sozietätsdruckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. 1924. Preis 3.50 *M* geb. 4.50 *M*.) In klarer, flüssiger Darstellung führt der Verfasser den Faschismus vor: seine Vorbedingungen, sein Entstehen und Wachsen, seinen Sieg und seine Anwendung im Staat. Bis zum spanischen Königsbesuch Nov. 1923 sind die Ereignisse begleitet. Wir erfahren alles Wünschenswerte über Personen und Organisationen, ohne durch Kleinkram gelangweilt zu werden. Vor allem die Gestalt des Führers Mussolini tritt plastisch hervor. Als Sohn eines Schmieds ist er am 29. Juli 1883 in einem Dorf der Romagna geboren. Der Vater war Sozialist, die Mutter fromme Katholikin. Auf ihren Wunsch kommt der Knabe ins Institut der Salesianer nach Forli. Seiner Unbändigkeit halber wird er ausgewiesen. Er wird Volksschullehrer, von da aus Politiker, und zwar Sozialist. Doch treibt ihn eigentlich keine Idee, sondern der Wille zu eigner Macht. Er ist ja auch nicht Sozialist geblieben. Schotthöfer faßt Mussolini ganz als Cäsaren- oder Napoleonsnatur.

Bücher über eine politische Bewegung erheischen Frage und Antwort, welches das politische Bekenntnis ihres Verfassers ist. Schotthöfer erweist sich als Demokrat im üblichen Sinn der liberalen Formaldemokratie. Er verteidigt den Parlamentarismus. Er steht deshalb dem Fascio im Grunde ablehnend gegenüber. Daß er ihn trotzdem sachlich und wohl auch äußerlich zutreffend darstellt, ist kein geringes Lob. Aber natürlich ist der demokratische Liberalismus eine Schranke für das Verständnis des faschistischen Phänomens. Es gibt Standpunkte, die gleichfalls verschieden von dem des Faschismus sind, und von denen er sich doch besser einsehen läßt.

Der Faschist verspottet alle Begriffe, die dem liberalen Zeitalter für erhaben und fortschrittlich galten. Demokratie, Parlament, Gedankenfreiheit sind ihm überlebt, antediluvianisch. Die organisierte Geistesmacht des Liberalismus, die Freimaurerei, muß sich z. B. im Assalto, der faschistischen Wochenschrift in Bologna (v. 17. Nov. 1923) folgendes bieten lassen: „Man muß von ihr sprechen mit aller Achtung und Ehrfurcht, welche alten und „ehrwürdigen" Dingen gebührt, die einen Geruch nach Staub, Schimmel und Ranzigkeit ausströmen". Das ist die Sprache der Jugend, die jauchzend auf altem Plunder herumtrampelt. Unsere Expressionisten wie Werfel, Brecht, Bronnen drücken sich oft ähnlich aus. In Italien führen vom künstlerischen Futurismus mancherlei Fäden zum Faschismus. Schotthöfers Verständnis geht uns hier nicht tief genug. Aus seinem politischen Werturteil von gestern — bis ins Diluvium schleudern wir ihn nicht zurück — begreift er den Faschismus nicht geistig. Psychologisch allenfalls: er zeigt ganz richtig den anläßlichen Ursprung in den Kriegserlebnissen oder in der Reaktion auf den Bolschewismus. Aber er hält die Anlässe für Ursachen. Oder wo sie doch nicht genügen, verlegt er die Ursachen ins Dunkel der Persönlichkeit. Mussolini erscheint ihm als der treibende Dämon des Faschismus, ohne Mussolini der Faschismus als leer.

Wir geben ohne weiteres zu, daß sich noch keine klare Idee des Faschismus gezeigt hat, daß es auch keine anerkannte Theorie des Faschismus gibt. Sein Gegenpol, der Liberalismus, besitzt das freilich. Aber wie ist er dazu gekommen? Anfangs auch nur geistige Auflehnung gegen Ueberliefertes — wie heute der Faschismus — war er zufällig die Auflehnung des subjektiven, selbstsicheren Intellekts wider objektive, nicht gleich erklärbare Gegebenheiten. Seine ersten entfesselten Sprünge waren blendende Formeln: Freiheit, Gleichheit, Naturgesetz, Entwicklung, Kraft und Stoff. Als Nebelfetzen zerflattern sie heute zwischen wirklicher Erde und wirklichem Himmel. Aber die Reaktion aus der Wirklichkeit gewinnt nicht so schnell deutliche Linien. Es spricht für den Faschismus, daß er sich auf keine intellektualistische Formel ziehen läßt. Die Psychologie hilft gerade soweit, daß der Faschismus Aktion sei und der Idee der Demokratie das Prinzip der politischen Energie entgegensetze. Seine in Schotthöfers Buch mehrfach erwähnten Forderungen der Autorität, Hierarchie und Disziplin stehen da ganz in der Luft. Sie erscheinen stellenweise mehr als Kunstgriffe Mussolinis, den unbestimmt wogenden Faschismus auf Mühlen zu leiten.

Damit kommen wir natürlich nicht durch. Als Geistessturm, der ein großes Volk mit fortreißt, alle politischen Werte umkehrt, neue Umgangsformen, einen neuen Wortschatz erzeugt, kann der Faschismus mit dem Hussitismus oder dem Bolschewismus verglichen werden, aber nicht mit dem französischen Boulangismus (S. 210). So etwas wirkt platt. Die faschistische Sendung ist auch keine nachträgliche Rechtfertigung des Interventionismus (S. 193), jener Richtung, die Italien zum Krieg trieb und nach dem Friedensschluß ihre Hoffnungen nicht erfüllt sah, sozusagen mit leeren Händen dastand. Was ist nun der Faschismus? Eine begriffliche Definition erschöpft ihn nicht. Denn er ist lebendig. Am ehesten begreifen wir ihn vielleicht als eine Bewegung der Jugend. Wir sagen nicht Jugendbewegung, um ihn nicht in Parallele mit dem zu zwängen, was im deutschen Kulturbereich so heißt. Immerhin gibt das Wort Jugend — Giovinezza, giovinezza! beginnt das Faschistenlied — wohl noch die beste Vorstellung von Ursprung und Wesen des Faschismus. Die Jugend nur ist fähig, den Zusammenbruch des Liberalismus, ja der ganzen Moderne, den der Weltkrieg nicht verursacht, nur offenbart hat, mit Lust zu empfinden. Sie ist sofort bereit, Neues anstelle des Zertrümmerten zu setzen. Natürlich das Gegenteil. Absolut statt Relativ; Autorität, Hierarchie, Disziplin statt Selbstbestimmung, Gleichheit, Freiheit. Die Jugend will persönliche Führung — den duce Mussolini. Die Jugend sucht Kameradschaft — die fasci. Krieg und Schützengraben haben das nur befördert. Jugend erklärt schließlich das Verhältnis des Faschismus zur politischen Ueberlieferung in Italien. Der Fascio ist national. Er hat an die Einigung Italiens, an Garibaldi, an den Irredentismus angeknüpft. Zugleich verabscheut er den Liberalismus, der die Einigung heraufführte. Freiheit und Einheit waren ehedem in Italien eins. Schotthöfer hebt das ganz richtig hervor (S. 127). Aber das Nationalgefühl der jungen Schwarzhemden ist nicht mehr liberal. Es ist kein intellektualistischer Rausch wie bei den romantischen Philologen des 19. Jahrhunderts, die aus Sprache und Rasse die Nation — oft eine ganz neue Nation — entdeckten. Es ist ursprüngliches Volksgefühl. Deshalb hat sich der Faschismus auch sofort mit dem Kern des italienischen Volkstums berührt, und der ist katholisch. Der Antiklerikalismus der terza Italia ist grundsätzlich aufgegeben. Man ist stolz auf den alten katho-

lischen Kulturbesitz, ja auf das päpstliche Rom, das die Blicke der Welt nach Italien zieht. Die faschistische Regierung hat den Religionsunterricht in den Staatsschulen eingeführt und die Ehescheidung abgelehnt. Auch das ist kein Kunstgriff Mussolinis und kein Anlehnungsbedürfnis einer geistig schwachbegründeten Partei. Taktisch wäre es viel leichter gewesen, mit den immer noch lebhaften antiklerikalen Instinkten der öffentlichen Meinung zusammenzugehen. Aber der jugendliche Sinn fühlt heraus, was zukünftig und was ewig ist. Die Abkehr vom Liberalismus und die Wiederentdeckung des Katholizismus — das ist eine geistige Leistung, die wir unseren Völkischen in Deutschland als Vorbild hinstellen möchten. Hätten sie etwas Entsprechendes aufzuweisen, wir könnten manchmal anders über sie urteilen. Auch die Völkischen wollen Jugend sein und vergleichen sich gerne mit den Faschisten. Dabei sind sie noch völlig im Bann des alten liberalen Nationalismus. Seine Zaubersprüche von der schwarzen Gefahr tun bei ihnen jede gewünschte Wirkung. Ihr Nationalismus ist unnatürlich. Denn das ursprüngliche deutsche Volksgefühl ist nicht wie das italienische oder französische unmittelbar auf das Gesamtvolk, sondern — bei den meisten Deutschen wenigstens — heute noch auf den Stamm bezogen. Insofern ist die niedersächsische oder großhessische Bewegung oder der weißblaue Föderalismus in Bayern deutscher, echter national oder, wenn man will, ähnlicher dem Faschismus als das Hitlertum oder das neugermanische Heidentum.

Die Gefahr eines Rückschritts zum alten liberalen Nationalismus droht übrigens auch dem Fascio. Er muß ihr sogar erliegen, wenn er bloß die Tat schätzt und die Idee verachtet. Ohne den Boden einer Weltanschauung und die Plattform einer Theorie hat eine Bewegung keinen festen Halt. Die liberalen Schlagworte sind so leicht nachzusprechen. Besonders im Wahlkampf. Sie haben noch den vaterländischen Schimmer. Wundern würden wir uns nicht, wenn das hoffnungsreiche Aufstreben der italienischen Kriegsjahrgänge im breiten Flußbett der terza Italia versandete. In Südtirol (Bozen!) haben sich die Schwarzhemden als nur zu gelehrige Schüler der nationalistischen Unduldsamkeit und des Irredentismus betätigt. Der Tat fehlt eben vielfach das Gewissen und dem Gewissen der metaphysische Halt. Da hilft nur eins: Die Giovinezza muß sich rückhaltlos vom Katholizismus in die Schule nehmen lassen. Erst das verschafft ihr wahre Freiheit von den überlebten Vorurteilen, verbürgt den Fortschritt zur Höhe. Sehr gut hat P. Semendria im Corriere d'Italia geschrieben (Schotthöfer S. 169):

> ... Der Faschismus steht uns gegenüber wie Chlodwig und seine Franken nach der Taufe vor St. Remigius. Sie hatten sich taufen lassen, aber sie waren noch weit entfernt, sich wahre Christen nennen zu können. Sie waren noch zu sehr Barbaren, zu gewalttätig, zu rauferisch: arme Franken! Die Kirche hatte ihnen zu früh viel Vertrauen geschenkt... Auch im Faschismus muß man die christliche Idee immer klarer, reiner, echter eindringen lassen. Und das in unserem Interesse. Wenn er nicht wirklich christianisiert ist, dann könnte er von den Geistern des Antiklerikalismus besessen werden, die bis jetzt abseits geblieben sind ...

In der Allg. Rundschau ist schon einmal über Katholizismus und Faschismus gehandelt worden (von Dr. O. Sachse, 1923, Nr. 2, S. 13 f.). Wir können nur wiederholen, daß der positive Gehalt des Faschismus verdient, durch katholische Beeinflussung veredelt und dauernd nutzbar gemacht zu werden. Wenn die Katholiken in der Italienischen Volkspartei sich antifaschistisch einstellen, so ist das eine Sache der Tagespolitik, die es mit dem Faschismus des Tages zu tun hat. Die Lage kann sich ändern, je nachdem der Faschismus sich entwickelt und auch die Volkspartei manches Veraltete, Formaldemokratische abstreift und in die große katholische Aktion zur Erneuerung der Welt in Christus, im ganzen Christentum einmündet.

Das ist das grosse Weh der dunklen Erde.

Das ist das grosse Weh der dunklen Erde,
Dass jeder Stundenschlag ein Abschied heisst,
In dem wir schauernd sprechen: Ja, es werde
In mir das Neue, das in Qualen kreisst!

So schreitest du die Schmerzensstiegen auf zur Reinheit,
Und keine Stufe ruft dir: „Bleibe!" zu,
Bis ausgebrannt die Schlacke deiner Kleinheit:
Dann weilst du selig in des Zieles Ruh!

Dr. W. Kahle, Dingelstädt.

Weltrundschau.

Der Manchester Guardian bringt Bemerkenswertes über geheime Verhandlungen des rheinischen Sechzigerausschusses mit dem französischen Vertreter Tirard. Fünf neue Staaten sollen geschaffen werden: Pfalz, Hessen (Großhessen?), Freistadt Frankfurt, Rheinland (anscheinend mit drei Unterstaaten um Köln, Koblenz und Trier), Westfalen. Sie sollen Bundesstaaten des Deutschen Reiches sein, aber völlig entmilitarisiert werden. Von den deutschen Unterhändlern war auch die Einbeziehung des Saargebiets angestrebt. England scheint dem Plan freundlich gegenüberzustehen und ihn als eine gute Lösung der deutsch-französischen Spannungen zu betrachten.

Zwischen der deutschen und der französischen Regierung hat ein Notenaustausch über die Zustände in der Pfalz stattgefunden. Frankreich leugnet nach wie vor, daß es die Separatisten unterstütze. Der Bischof von Speyer, Dr. Ludwig Sebastian, und sein Klerus erheben feierlich Einspruch gegen die Vergewaltigung der Pfalz und gegen die Versuche, die Freiheit der Kanzel zu beschränken. Sie erklären, treu am Reich und an Bayern festhalten zu wollen. Aehnlich hat sich die evangelische Geistlichkeit ausgesprochen. Jetzt lassen die Franzosen die Separatisten in der Pfalz und im ganzen Rheinland fallen.

Der deutsche Geschäftsträger in Paris, Dr. v. Hoesch, ist zum Botschafter ernannt worden. Beim Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet wurde bekanntlich der damalige Botschafter Dr. Mayer † abberufen.

Die Wahlen in Thüringen und in Lübeck ergaben bürgerliche statt der bisherigen roten Mehrheiten.

Die Vorabstimmung zur Bildung eines selbständigen Landes Hannover ist nunmehr für 14 Tage nach den Reichstagswahlen festgesetzt worden.

Der Hitlerprozeß in München ist vertagt und beginnt erst am 26. Februar.

Ermächtigungsgesetze lösen überall den Parlamentarismus ab und auf. Auch Poincaré erhält jetzt sein Ermächtigungsgesetz. Die französische Kammer nahm den entscheidenden ersten Artikel mit 333 gegen 205 Stimmen an. Poincaré hatte die Abstimmung mit einer Vertrauensfrage verknüpft. Er sitzt nach ein paar Erschütterungen nun wieder fest im Sattel.

Große Aufregung verursacht eine Enthüllung Lloyd Georges. In der Neuyorker Zeitung World läßt er mitteilen, Wilson und Clemenceau hätten im April 1919 während einer kurzen Abwesenheit Lloyd Georges von Paris ein Geheimabkommen geschlossen, das die 15jährige Besetzung der Rheinlande festlegte. Der britische Ministerpräsident mußte sich nach seiner Rückkehr der vollendeten Tatsache fügen. Die Sache wird von Paris bestritten, scheint aber im Kern wahr zu sein.

Lenin.

Von Dr. Otto Färber, München.

Kein quälender Wort als das Wenn. Im Leben des Einzelnen und der Völker drängt es sich immer auf, bohrend und beharrlich, wie der Wurm im Holze. Und doch ist es ein müßiges Wort. Wie ein Wort, einmal gesprochen, dahin ist, unwiderruflich, so auch jede Tat. Sie bleiben nur noch Objekt der Reue und des Lernens. Wer an keine Vorsehung in der Geschichte glaubt, dem muß die Weltgeschichte zur Narrenposse werden oder die Welt zum Narrenhaus. Denn wie oft nicht setzt sich das Wenn dreist vor eine Geringfügigkeit, die aber die conditio sine qua non großer historischer Entwicklungen ist.

Wenn Lenin nicht 1917 nach Rußland geschickt worden wäre, um im Auftrage eines hoch„konservativen" deutschen Generalstabs die russische Revolution in das als wünschenswert erscheinende Gleis zu schieben, so hätten wir keine deutsche Katastrophe, kein verrücktes Rußland und so vieles andere nicht, was heute zum traurigen Inventar unseres Bewußtseins gehört. Denn wesentlich von dieser Persönlichkeit, die kürzlich nach Vollzug ihrer historischen Sendung vor den göttlichen Richterstuhl trat, hängen die russischen und auch deutschen Schicksale der letzten Jahre ab. Unter dem Gesichtswinkel des Gottesglaubens erblicken wir eine gewaltige Tragödie mit allen zugehörigen notwendigen Eigenschaften: Schuld und Sühne, oder Sühneahnung, Verkettung individuellen und völkischen Schicksals, unaufhaltsames Zusteuern auf das tragische Endziel mit oder ohne eigenes Zutun.

Wer war Lenin? Lassen wir bei der Beantwortung dieser Frage das biographische Kleinwerk, das in allen Tageszeitungen zu lesen war. Zum Verständnis seiner Persönlichkeit trägt mehr als die Anführung nackter Daten die Kenntnis der Zeitverhältnisse und der Umstände bei, aus denen ein Lenin hervorging. Die Periode russischer Geschichte, da ein schiefes Wort über den Zaren einen jungen intelligenten Menschen auf Jahrzehnte nach Sibirien in die Verbannung bringen konnte, war die Jugendzeit des späteren roten Zaren. Das absolutistische Regime wollte in genauer Kenntnis des revolutionären Charakters des Russen, der Revolution um der Revolution willen liebte, die Sicherheit des Staates durch drakonische Strenge und Unterdrückung aller „nicht legalen“ Reformversuche herbeiführen.[1]) Sie erreichte im Gegenteil erbitterte Feindschaft und Abzug der gefährlichsten Gegner, der zielbewußten Aktivisten ins Ausland, von wo aus sie gegen den russischen Staat erst recht wühlten. Auch Lenin gehörte zu den Emigranten von damals. Er war in den zahlreichen dogmatischen Kämpfen der Vorkriegssozialdemokratie kein Unbekannter. Fern der Heimat, die ihn ausgestoßen hatte, entwickelte er sich in aller Stille und Beharrlichkeit zum Strategen des Bürgerkrieges. Dabei war er ebenso wie die zahllosen Genossen, die sein Los teilten, in erster Linie Theoretiker, zeichnete sich aber durch rücksichtslose Folgerichtigkeit aus. In jener Zeit vermutete die Mitwelt und gewiß auch Lenin selbst noch nicht, wohin sein Lebensweg führen werde. Niemals strebte er ja darnach, Herrscher Rußlands zu werden, glaubte er ja nicht einmal daran, daß seine Theorien erstmals in Rußland in ungeahntem Ausmaß zur Anwendung gelangen würden. Wie so viele Russen mit unstätem Weltbeglückungsdrang, schrieb er für andere zuerst. Bis 1915 war er noch der Meinung, daß **der Westen reif** sei für den Vollsozialismus, Rußland aber zuerst für die demokratische Republik. Scharf wendete er sich früher gegen seine langjährigen Genossen Trotzki, Lunatscharski u. a., die, vielleicht mit noch feinerer Nase begabt, schon 1905 die Zeit der Revolution in Permanenz gekommen sahen. Das Fiasko der parlamentarischen Revolution in Rußland 1917 und das Entgegenkommen des deutschen Generalstabs versetzten den weltfernen, theoretischen Fanatiker in eine Lage, die für die Verwirklichung seiner viel gedachten und vorgesprochenen Gedankengänge einzig günstig schien. Daß Lenin das Werk unternahm, ist ein Beweis dafür, welche ungeheure Tatkraft der Fanatismus dem Menschen einzuflößen imstande ist, aber auch dafür, wie im entscheidenden Augenblick der Fanatiker mehr als ein anderer es unternimmt, in grundlegenden Dingen von seinem vorgefaßten Programm abzugehen und sich veränderten Lagen anzupassen.

Als Lenin mit einem Rucksack voll Bücher nach Rußland heimkam, regierte **Kerenski**. Sein Regierungsprogramm war in erster Linie die möglichste Ausnützung der antidynastischen und antigermanischen Stimmung. Diese setzte er zum Teil mit großem Erfolge in Offensivenergie an der Front um. Mit größter Rücksichtslosigkeit wurden die Miesmacher verfolgt, und die Bolschewiken im Heere füllten bald alle Gefängnisse in der Etappe. Sie saßen geduldig und lernten mit Eifer in Zeitungen und Büchern, die massenhaft auch in den Strafanstalten verbreitet wurden, **auf den Tag**, da auch die Revolutionsbourgeoisie weggefegt würde.[2]) Der Koloß des russischen Volkes begann sich zu regen. Solange er keine Stimme und keine Führung hatte, war er wenig gefährlich. Aber bald unterlagen Tausende, ja Millionen der Versuchung, die gewaltige Energiequelle revolutionärer Gewalt, die im Bauernheer und der Bauernschaft schlummerte oder eben erwachte, zu erschließen.

Wer sich auf die primitiven Instinkte dieser Masse stützte, die zum Teil ganz natürlich gut waren, der mußte zum Herrn Rußlands werden, umso mehr, als die Machtmittel der Kerenskiregierung sich nicht vergleichen ließen mit denen des Zarentums. Das Volk, das noch vor kurzem den friedliebenden Zaren als Verräter verdammt hatte, jubelte dem Friedensbringer Lenin zu. Von dem Tage an, da Lenin ohne Rücksicht auf frühere Revolutionsprognosen sich zum Sprecher des entfesselten Millionenvolkes machte, ist an ihm nichts mehr zu bewundern, als die ungeheure Willensstärke und die beispiellose **Anpassungsfähigkeit**, mit der er auf dem Meere der Volksleidenschaft, das so viele Revolutionen als zu gemäßigt verschlang, sich hielt, ja als Bändiger der Elemente erschien. Die Mittel waren übrigens einfacher als es scheinen mochte. Lenin wurde nicht Führer des Volkes, sondern Anbeter. Meisterhaft verstand er es, um seine und seiner Genossen Diktatur über das Proletariat zu stützen und zu bemänteln, der Volksleidenschaft zu schmeicheln, nachzugeben, wo es tunlich schien, Programmausnahmen zu machen.[3]) Seine fünf Regierungsjahre umfassen — sei es nun im offenen oder im Stellungskampf — ein verzweifeltes Ringen mit den dem Sowjetstaat feindlichen Mächten. Er besiegte die äußere und innere Gegenrevolution, er besiegte den Hunger, indem er 20 Millionen von der Einwohnerzahl abzog, er bemühte sich, die langsame aber sichere Wirkung der psychologischen und ökonomischen Grundfehler des Kommunismus zu überwinden, indem er „im Rahmen“ des Sowjetsystems die Kapitalisten zum Zug kommen ließ. Und das Volk glaubte an ihn und hoffte auf ihn bis zuletzt, obwohl dank dem Kommunismus keine Besserung des Einzel- und Volksloses möglich war und ist. Russischer Idealismus.

Im Kampfe fiel Lenin. Seine Nerven hielten das gigantische Ringen um sein Idol nicht aus. Sein Schicksal war kein beneidenswertes. Nur mit Schauspielerkunst konnte er sich erhalten, stets gewärtig, daß sich Begeisterung in Haß wandle. Mißtrauen verfolgte ihn genug und die Wut derjenigen, die er — der typisch Amorale — zerschmettert hatte, umtoste den Kreml unsichtbar. Er lebte ein genußloses Leben, einfach und asketisch, anders als seine jüdischen Gefolgsmänner. Einzig sein Werk und die Machtstellung waren ihm Erhaltung. Viel eher als für den Juristen und Staatsmann, dürfte er Objekt für den Arzt sein.

Nach seiner Gewohnheit mußte Lenin im Laufe der Zeit auch darüber sich äußern, wieso er seine frühere Auffassung über den Gang der Revolution so gänzlich geändert habe, welche Tatsachen ihm das Recht gaben, „den zweiten Monat der Schwangerschaft mit dem neunten zu verwechseln“, wovor Alexander **Herzen** die russischen Sozialisten einmal gewarnt hatte. Um einen Grund war dieser Mann nie verlegen. Gleich sechs führt er an: Die Rückständigkeit der Monarchie mußte die revolutionäre Energie steigern und den Zusammenschluß der proletarischen Revolution mit der auf dem Lande bringen. Des weiteren sei die Erhebung 1905, die Generalprobe, von erzieherischer Wirkung für die russischen Proletarier gewesen. Die geographische Lage war ein vierter Faktor und ein fünfter der in Rußland gegebene Zusammenhang von Stadt- und Dorfproletariat (Saisonarbeit), endlich aber der Stein der Weisen der russischen Revolution: das **Rätesystem**, in dem sich die revolutionäre Energie verfing und in raffinierter Weise das Proletariat der Diktatur weniger Nutznießer ausgeliefert wurde.

Lenin wußte selbst, daß zwar das Beginnen der Revolution in Rußland leichter war als das Fortsetzen. Nach seiner eigenen Prognose mußte unaufschiebbar der Zusammenbruch und die Restauration kommen. Verzweifelt hat er sich dagegen gewehrt und durch Einführung des **Neuen ökonomischen Kurses** (NEP) einerseits und Stärkung der Machtmittel (Gewalt ist sein einziges instrumentum regni) anderseits, der roten Armee und der Geheimpolizei, die Rätemacht zu festigen versucht.

Unter schweren inneren Krisen erfolgte sein für den Bolschewismus und die dritte Internationale verhängnisvoller Tod. „**Lenins Werk bleibt ewig!**“ funkten die Erben in die Welt. Der Bolschewismus arbeitet modern und scheut keine Kosten, um das Errungene festzuhalten und zur uneinnehmbaren Festung auszubauen. Alles steht ja der Regierung in Rußland zur Verfügung. Die Konzessionen und die Trusts bringen soviel Einnahmen, daß sie für die engen Partei- und Machtziele ausreichen. Das Uebrige muß sich so helfen.

Ist Lenins Werk ewig, ist es überhaupt voraussichtlich von längerer Dauer? Hierzu ist zu bemerken, daß der alte Bolschewismus unzweifelhaft im Verglimmen begriffen ist. Der Brand hat in Westeuropa nicht gezündet und wird nicht zünden. Rußland muß die Dinge mit sich ausmachen.[4]) Sache des Auslands ist es, vorsichtig zu beobachten und aus der Ferne das Richtige zu tun. Nach Lenins Tod sind die Erben unter sich. Wie

[1]) Gesetz und Reform sollten von ihr allein ausgehen; dabei ermangelte sie aber nicht nur des guten Willens, sondern auch der hohen sittlichen Qualitäten, die eine Regierung umsomehr auszeichnen müssen, e absoluter sie ist.

[2]) Mit seinem Dekret über die Abschaffung der Todesstrafe unterzeichnete Kerenski sein politisches Todesurteil und den Sieg des Bolschewismus in der brutalen russischen Vulgärform.

[3]) Er wird sogar zum Nationalisten und Imperialisten und versteht es, die Erfolge der roten Armee zur Begeisterung und Versöhnung weiter nichtbolschewistischer Massen in die Wagschale zu werfen.

[4]) Ohne Lenins **Anpassungsfähigkeit** wäre es dem Sowjetregime längst schon gegangen wie dem „Haus der Eintracht“ in Ljeskoffs Roman „Njekuda“, dessen sozialistischer Bau mit lehrreicher Naturnotwendigkeit in die Brüche ging.

überall wird es Streitigkeiten geben, Ehrgeiz der Epigonen. Durch die Furcht vor den Folgen werden die Männer der Regierung aber zusammengehalten wie mit einer eisernen Klammer. Ihre Stärke beruht in der Einigkeit und der Fortsetzung der Leninschen Politik der Anpassung. Eine Lockerung der bolschewistischen Disziplin, ein ungeschicktes Ausspielen der Machtmittel könnte von den ernstesten Folgen begleitet sein. Hier läßt sich nichts voraussagen. Von dem Zweitstärksten, Trotzki, hängt Vieles ab. Er ist der Schöpfer der Armee und von hypnotischer Kraft und fabelhaftem Ehrgeiz.

Bis zu den oft kleineren Zufälligkeiten droht der Sowjetmacht keine ernsthafte Gefahr. Aber es ist eine Tatsache, daß das nicht von der Größe und Güte des Werkes herrührt, sondern von der Passivität der Russen, die der Waffen und Führer beraubt überhaupt nichts sind. Außerdem ist das böse Gewissen Gemeingut des weiten Bauernvolkes, das eine ebenso unkluge als ungesetzliche Landreform selbst vorgenommen hat und von Moskau geduldet, in den Tag hineinlebt ohne Kulturstreben, soweit nicht etwas Aehnliches von Profitsucht etwa eingegeben wird. Neue Orientierung läßt auch der Zustand der heute kaiserlichen und bürgerlichen Emigranten nicht erwarten. Viele von ihnen haben gar nichts gelernt und stehen ihrem Volke noch ferner als ehedem, andere aber verstehen noch nicht, daß ein Truchseß von Waldburg einst nicht genügen wird, um die Agrarfrage in Rußland zu lösen, daß vielmehr eine Heilandsliebe dazu gehören wird und ein erleuchteter Verstand, um ohne neuen Schaden die Verwirrung zu lösen und die fürs neue Gedeihen unerläßliche sittliche Beruhigung im Landvolk eintreten zu lassen. Volks- und geschichtsbildend kann nur langwierige Bildungs- und Hebungsarbeit mit sittlicher Unterlage wirken. Hier gilt es jede Gelegenheit zu benützen, die die Sowjetherrschaft übrig läßt. Daß eine ewige Dauer für Lenins Werk nicht in Frage kommt, dürfte dem Geschichtskenner klar sein. Die Zufälligkeiten können jeden Tag eintreten. Für die Beurteilung Lenins ist es schon wichtig, festzustellen, daß sein Werk, das er nicht so sehr sich, als den russischen Verhältnissen zuschreiben mußte, in der Hauptsache darin bestand, Volk und Land um Jahrzehnte zurückzuwerfen und gewaltige Energie der menschlichen Eitelkeit, Hartnäckigkeit und einem unfruchtbaren Fanatismus zu opfern. Aber das mußte wohl alles so geschehen, um russischen Geist im Glutofen des Leidens zu läutern und die Auferstehungsbedingungen zu schaffen. Das Weizenkorn muß in die Erde gesenkt werden und verwesen, damit es Frucht bringe.

Der schweizerische Föderalismus.

Von Dr. Hans Honegger, Zürich-München.

Der Kampf zwischen Föderalismus und Zentralismus steht im Vordergrund der ganzen modernen schweizerischen Verfassungsgeschichte. Die Schweiz nahm ihren Ausgangspunkt von einer Anzahl kleiner, in sich geschlossener, selbstherrlicher Gemeinwesen, den heutigen Kantonen. Bis zum Jahre 1848 war und blieb die Schweizer Eidgenossenschaft auch ein verhältnismäßig sehr lockerer Staatenbund. Erst die Verfassung vom Jahre 1848 schuf die Schweiz in einen Bundesstaat um. Mit dem Erstarken der Nationalstaaten in Europa und mit den gesteigerten wirtschaftlichen Ansprüchen an den Staat eroberte sich der Zentralismus immer weitere Gebiete im schweizerischen Staatswesen bis nach dem Kriege; aber immer mußte er seine Ansprüche gegen einen sehr hartnäckigen Widerstand des Föderalismus erkämpfen. Auch heute noch ist die Schweiz in ihrer tiefsten Seele durchaus föderalistisch und keineswegs zentralistisch.

Die „Helvetische Verfassung", die Napoleon I. der Schweiz gewissermaßen aufnötigte, war, als Erzeugnis der großen französischen Revolution, übertrieben, gekünstelt unitarisch und zentralistisch. — Der Bundesvertrag von 1815 stellte die kantonale Selbständigkeit überall wieder her, selbst im Münzwesen, in Maß und Gewicht, im Postwesen usw. — Die Tagsatzung, wo die Vertreter der Kantone mit Instruktionen auftraten, war nach außenhin vollständig machtlos. In der Regenerationszeit, nach 1830, scheiterte der Versuch der Schaffung einer eigentlichen Bundesverfassung am Widerstand der Mehrheit der Kantone. — Erst im Jahre 1848 stimmten die Mehrzahl der Bürger und die Mehrzahl der Stände (Kantone) zugunsten der Bundesverfassung, welche heute noch die Verfassungsgrundlage der Schweizer Eidgenossenschaft ist. Noch waren aber dem Bund verhältnismäßig sehr wenig Rechte eingeräumt. Grundsätzlich wurden die Kantone als souverän erklärt. Art. 3 der Verfassung, der auch heute noch zurecht besteht, lautet: „Die Kantone sind souverän, soweit ihre Souveränität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist, und üben als solche alle Rechte aus, welche nicht der Bundesgewalt übertragen sind." — Dem Bund kommt fortan die ausschließliche Oberhoheit vor allem auf dem Gebiet der auswärtigen Beziehungen zu, er kann nunmehr allein Krieg erklären und Frieden schließen, Bündnisse und Staatsverträge eingehen, besonders Zoll- und Handelsabkommen. Den Kantonen sind Militärkapitulationen mit fremden Staaten und Sonderbünde verboten. Der Bund erhielt ferner das Gesetzgebungsrecht auf folgenden Gebieten: Zoll, Post, Maße, Münze und Gewicht. — Das große Gebiet des Rechtswesens, ebenso das Militärwesen, natürlich auch das Schul- und Kirchenwesen, die Armenpflege und das Gemeindewesen, und ebenso das Recht, direkte Steuern zu erheben, verblieb den Kantonen.

Seit 1848 wurden dem Bund allmählich eine ganze Anzahl weiterer Rechte eingeräumt, die sich besonders auf folgende Fragen erstrecken: Wasserbau- und Forstpolizei, Nutzbarmachung der Wasserkräfte, Bau und Betrieb von Eisenbahnen, Zölle, Post, Telegraph und Fernsprechwesen, Alkoholmonopol, Ausgabe von Banknoten, Münzregal, Maß und Gewicht. Durch Volksentscheid vom Jahre 1898 erhielt der Bund das Recht der Gesetzgebung im Zivilrecht (bürgerliches Recht) und im Strafrecht. Inzwischen hat die Schweiz ein einheitliches Zivilrecht erhalten, das in maßgebenden ausländischen Juristenkreisen als mustergültig angesehen wird. Bis heute ist jedoch noch kein einheitliches Strafrecht zustande gekommen; in diesem Felde herrscht noch, wie im Prozeßrecht, eine bunte, schwer übersehbare Mannigfaltigkeit von kantonalen Sonderrechten. Bereits im Jahre 1877 wurde dem Bund ebenfalls das Recht der Gesetzgebung über Fabrikarbeit übertragen und im Jahre 1912 hat die Eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung Gesetzeskraft erhalten.

Im Jahre 1874 kam es überdies zu einer durchgreifenden Gesamtrevision der Bundesverfassung von 1848. Dabei wurden dem Föderalismus, nach energischem Widerstand, einige weitgehende Opfer abgerungen. Ein erster Versuch der Gesamtrevision 1872 scheiterte an der Ueberspannung des zentralistischen Prinzips. Damals wurde das Losungswort ausgegeben: ein Recht und eine Armee! Sowohl die welschen (d. h. französisch sprechenden), wie die katholischen Kantone stimmten gegen diese Verfassungsänderung. Zwei Jahre später kam dann die Kompromißlösung zwischen dem zentralistischen und dem föderalistischen Prinzip zustande, wonach der Bund die Militärgesetzgebung und einen Teil der Militärverwaltung erhielt, während ein anderer Teil der Militärverwaltung den Kantonen verblieb und noch heute zusteht. Ferner erhielt der Bund eine Erweiterung seiner Befugnisse im Rechts- und Unterrichtswesen. Auch fortan behielten die Kantone das ausschließliche Gesetzgebungsrecht im Steuerwesen, Strafrecht, Primarschulwesen und Polizei. (Abgesehen von der Zollpolizei besitzt die Eidgenossenschaft keine eigene Polizei. Da die Interessen einzelner Kantone und besonders einzelner Gemeinden denen der Eidgenossenschaft vielfach entgegenlaufen, ergeben sich aus diesem Mangel oft mancherlei Schwierigkeiten.) Nicht nur das Primar- und Mittelschulwesen ist kantonal, sondern auch die Universitäten. Bloß die Technische Hochschule in Zürich und ein Teil des Prüfungswesens ist eidgenössisch. Das Steuerwesen ist heute nach wie vor kantonal; lediglich während des Krieges wurde zweimal die Erhebung außerordentlicher Kriegssteuern zugunsten des Bundes zur Deckung der Mobilisationskosten beschlossen, aber ebenfalls erst nach erbittertster Opposition. Der Reinertrag des eidgenössischen Alkoholmonopols fließt ganz, die Militärpflichtersatzsteuer zur Hälfte, vom Reingewinn der Nationalbank fließen $^2/_3$ den Kantonen zu, ebenfalls $^1/_5$ der eidgenössischen Stempelsteuerabgaben (diese wurden im Jahre 1917 beschlossen). Grundsätzlich sieht die Bundesverfassung die finanzielle Unterstützung der Bundesverwaltung durch die Kantone vor; tatsächlich sind aber stets die Kantone vom Bund unterstützt worden und nicht umgekehrt (beispielsweise leistet der Bund jährlich ebenfalls eine erhebliche Subvention an die Bergkantone zur Instandhaltung der Alpenstraßen).

Besonders wichtig zum Verständnis des schweizerischen Föderalismus sind die besonderen eidgenössischen Regierungs- und Verwaltungsbestimmungen der Bundesverfassung. In der Schweiz besteht bekanntlich seit 1848 das Zweikammersystem: der Nationalrat vertritt das zentralistische Prinzip, der Ständerat aber ist ein ausgesprochenes und sehr erheb-

liches Zugeständnis an das föderalistische Prinzip. Der Nationalrat wird alle drei Jahre in unmittelbarer Wahl vom gesamten Schweizervolk gewählt, und zwar kommt auf je 20000 Bürger ein Abgeordneter. (Seit 1919 ist die Verhältniswahl eingeführt.) Der Ständerat wird aber von den Kantonen gewählt und zwar treffen auf jeden, auch auf den kleinsten Kanton, 2 Abgeordnete; das macht zusammen 44 Abgeordnete. Gesetzeskraft erhält ein Beschluß erst, wenn beide Kammern dafür gestimmt haben! (Art. 89 der B. V.) Durch den Ständerat erhalten die kleinen Kantone — und unter ihnen befinden sich besonders viele mehrheitlich katholische Kantone — einen mit ihrer Größe und Bevölkerungszahl nicht im Verhältnis stehenden Einfluß auf die Bundesverwaltung und Bundesregierung. Die Einrichtung des Ständerats ist deshalb von den Anhängern des einseitig demokratisch-zentralistischen Gedankens stets heftig angegriffen worden. Er ist aber eine der wichtigsten Verfassungseinrichtungen zum Schutz der Minderheiten, deren Interessewahrung von jeher ein besonders heikles Problem des Schweizer Verfassungslebens war. Er trägt damit jedenfalls wesentlich zur Wahrung des innerpolitischen Friedens bei. Im Gegensatz zum früheren deutschen Bundesrat handeln die Vertreter des Ständerates wohlverstanden nicht nach Instruktionen (der Kantone); die Abgeordneten sind hier nicht lediglich Gesandte, wie das dort der Fall war.

Ständerat und Nationalrat bilden zusammen die Bundesversammlung. Diese wählt vor allem alle drei Jahre die oberste Vollzugsgewalt der Schweiz, den siebenköpfigen Bundesrat. Der Bundesrat ist eine, meines Wissens die einzige, mehrköpfige kollegiale Vollzugsgewalt in Europa. Der Bundespräsident ist lediglich ein Erster unter den Gleichen und wird jedes Jahr neu bestellt. Selbstverständlich ist eine solche ausgesprochen demokratische Staatsleitung heutigentags nur in einem Staate möglich, wo die Außenpolitik eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielt und wo auch sonst sehr beständige, ausgeglichene politische Verhältnisse herrschen. (Seit 1848 bestellt ein und dieselbe Landespartei den Bundesrat, nämlich die freisinnig-demokratische Partei. Das ist gewiß sehr bemerkenswert, wenn man an die unablässigen großen Parteikämpfe der meisten übrigen europäischen Staaten um die Eroberung der Regierungsgewalt denkt!) Die Einrichtung des Bundesrates bietet überdies, ohne daß dies verfassungsgemäß festgelegt wäre, die Möglichkeit einer bedeutsamen Auswirkung des föderalistischen Prinzips. Nach alteingebürgerter Ueberlieferung finden hier die verschiedenen wichtigen Landesinteressen, besonders die Interessen der Minderheiten — der welschen Kantone einerseits, der Katholiken andererseits, der kleinen Kantone schließlich — stets ihre bestimmte, mehr oder weniger wohl abgewogene Vertretung.

Die beiden alten schweizerischen Verfassungseinrichtungen der Volksabstimmung und der Initiative bilden ebenfalls wichtige Mittel, um dem föderativen Gedanken in der Schweizer Bundesverfassung größere Wirksamkeit zu verschaffen. Beispielsweise muß jede eidgenössische Verfassungsabstimmung nicht nur durch die Mehrzahl der Volksstimmen, sondern auch durch das Mehr der Ständestimmen angenommen werden, damit sie Gesetzeskraft erlangt. (Die Stimmen der sechs Halbkantone zählen als halbe Ständestimmen.) Fünf Kantone können eine außerordentliche Bundesversammlung einberufen, acht Kantone einen Bundesratsbeschluß zur Volksabstimmung bringen.

Es war mir hier selbstverständlich nicht möglich, alle Züge des eidgenössischen Föderalismus hervorzuheben, doch glaube ich die wichtigsten Ausdrucksformen des politischen Föderalismus in der Schweiz erwähnt zu haben. Das Gesamtbild dürfte ergeben, daß dem föderalistischen Prinzip in der Verfassung der Schweiz noch immer eine große Wirksamkeit zukommt und daß die Schweiz nie einem Dogma zuliebe, sondern stets nur aus einer unumgänglichen oder schwer entrinnbaren politischen oder wirtschaftlichen Zeitnotwendigkeit heraus föderalistische Grundsätze zentralistischen oder unitarischen Grundsätzen geopfert hat.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Das Geschlecht des Kulturkampfes der siebziger Jahre ist abgetreten, abgelöst durch seine unmittelbare Nachkommenschaft, und da nun einmal jede neue Generation die klügere ist, sich viel zu gut, um aus den Erfahrungen der Aelteren und der Geschichte zu lernen, so erleben wir heute wiederum den Auftakt zu einem neuen Kulturkampfe, bei dem allerdings die Kultur Nebensache, die Katholiken-, Papst- und Faulhaber-Hetze die Hauptsache ist. Besehen wir uns die Phalanx: General Ludendorff, Abgeordneter Wulle, Kleophas Pleyer, der Held von Uffing Adolf Hitler, Pastor Bräunlich vom Evangelischen Bunde, dahinter eine Masse Trabanten minderer Güte, alles Leute, denen es nicht um ein religiöses Ideal, um eine verkörperte übernatürliche Wahrheit geht, sondern die sich nicht bis zur ersten Stufe des christlich-katholischen Gedankens zu erheben vermögen und der täglichen Bitte im Gebete des Herrn: Zu uns komme Dein Reich! ihr Reich allerbeschränktesten Menschentums entgegenstellen. Stellt man die Diagnose aus dem Geistesniederschlag dieser Leute, nämlich ihrer Presse, so kann man nur auf unheilbare Verblendung erkennen; da maschieren wieder die „finsteren Mächte", die „schwarze Internationale", die „jüdisch-jesuitische Donaumonarchie" von „All-Judas und des römischen Papstes Gnaden" usw. auf. General de Metz holt das alte Maulkorbgesetz hervor, dessen Anwendung seinen Kampfgenossen diesseits des Rheins unmöglich ist, weil sie die Macht dazu nicht besitzen. Und je mehr sie toben, desto mehr stoßen sie ab, weil eben doch diese Jahre des Leidens und der Not Allzuvielen Blick und Sinn für die Wirklichkeit geöffnet haben. Die Kirche schreitet ruhig ihres Weges, unbekümmert um die kleinen Kläffer ringsum. Mit vertrauendem Aufblick zu Gott beging sie am 12. Februar den Krönungstag ihres irdischen Hauptes, Papst Pius XI. Und die ihr folgen, werden mit jedem Tage mehr. Beispielgebend sind die Dinge, die sich in der Tschecho-Slovakei abspielen. Alle Macht hatten sich die Kirchenfeinde unter ihren freimaurerischen Staatsoberhäuptern zu sichern gewußt, und die Sozialdemokratie, skrupellos in der Wahl ihrer Mittel, bei Anwendung brutalster Gewalt von den Scharen der Legionäre unterstützt, machte den Zutreiber. Das Schisma wurde amtlich mit allen Mitteln gefördert. Und ziehen wir heute die Bilanz, heute, da dieser Kampf noch gar nicht abgeschlossen ist, so finden wir ein Erstarken und Aufblühen katholischen Geistes, einen Unternehmungsmut, der es wagt, die niedergerissene Mariensäule wieder aufzurichten, den Wenzeldom mit einem Kostenaufwande von 15 Millionen bis zum Wenzeslaus-Jubiläum (1929) auszubauen. Dem Einfluß der Katholiken in der Regierung ist es zu verdanken, daß die Trennung von Kirche und Staat ad calendas graecas verschoben ist, die Unterdrückung des Kultusetats unterblieb, der Religionsunterricht in der Schule beibehalten und die Volkspartei bei den kommenden politischen Wahlen mit einem sicheren Stimmenzuwachs von einer halben Million rechnen kann. Hunderttausende, die von der Kirche abgefallen waren, sind infolge der Volksmissionen wieder zu ihr zurückgekehrt, sind, was sie vordem nicht waren, nämlich Katholiken geworden. Die tschechoslovakische „Nationalkirche", d. h. Sekte, der Schauplatz fortgesetzter Raufereien ihrer Gründer, die einander gegenseitig in den Bann tun; in Mähren mußte sie alle den Katholiken genommenen Kirchen wieder herausgeben, in Schlesien ist ihr dies bis zum 31. Januar von der Regierung aufgelegt worden, in Böhmen selbst wird noch um zwanzig Kirchen gekämpft; die abgeschafften Feiertage erzwang sich der Volkswille wieder. Verweilen wir noch ein wenig bei diesem Lande. An der Unionsfrage wird praktisch gearbeitet. Ende Dezember übergab Erzbischof Kordac die Hl. Kreuz-Kirche dem russisch-katholischen und die Johann Nepomuk-Kirche dem griechisch-katholischen Kulte; an beiden ist ein ständiger Seelsorger des betreffenden Ritus angestellt worden. Msgr. Arata von der Nuntiatur wohnte der Eröffnung bei. Ostwärts ist unser Blick gerichtet. So oft wir ein Kapitel aus der furchtbaren Verfolgung der katholischen Kirche durch die russische Orthodoxie zur Hand nehmen und dann auf die Ströme Blutes schauen, welche ihr heute unter den Schlägen ihrer bolschewistischen Verfolger entquellen, zwingt sich uns ein Gedanke, ein einziger immer wieder auf: es gibt eine göttliche Gerechtigkeit! Nur eines dieser Kapitel von ehedem sei heute in knappsten Worten skizziert, das der Basilianerinnen von Pinsk, der Aebtissin

Macrina und ihrer 34 Schwestern. Vom (abgefallenen) russisch-schismatischen Bischofe Siemazko zum Abfall aufgefordert, lehnen sie ab, alle Angebote weltlicher Ehren ausschlagend. Sie werden aus ihrem Kloster verjagt, ziehen zu Fuß acht Tage lang, das Prozessionskreuz mittragend, bis Witebsk, werden dort gefangen, in einem Dirnenhaus eingekerkert, wo schon andere vertriebene Schwestern, den Mißhandlungen der Bewohner ausgesetzt, eingeschlossen sind. Ihr einstiger Beichtvater, gleichfalls abgefallen, beredet sie zum Abfall; vergebens. Der Zorn macht gerade ihn zu ihrem schlimmsten Verfolger. Zweimal die Woche öffentliche Geißelung der Schwestern mit je fünfzig Streichen in Gegenwart des russischen Klerus, mehrere sterben darunter. Eine Schwester wird von den Dirnen in einem Ofen lebendig verbrannt, einer anderen der Schädel gespalten. Neue Versuche Siemazkos in der russischen Kathedrale, die Aebtissin zum Uebertritte zu bewegen. Auf ihre Weigerung dringt er mit Fäusten auf sie ein. Die Schwestern werden zu je zweien an Ketten geschmiedet und als Bauarbeiterinnen verwendet; fünf sterben in einer Kiesgrube verschüttet, neun unter einer einstürzenden Mauer begraben. In Gegenwart der anderen werden mehrere greise Basilianermönche im strengsten Winter solange mit Wasser überschüttet, bis sie als ein einziger Eisklumpen zusammengefrieren und unter der Eishülle sterben. Die überlebenden Schwestern mit der Aebtissin fanden in Castelgandolfo bei Papst Gregor XVI. Aufnahme und Asyl. Das ist eine Seite aus dem großen Schuldbuch der russischen Kirche! (Der Patriarch Tychon hat soeben den nordamerikanischen russischen Metropoliten Platon „wegen sowjetfeindlicher Haltung" abgesetzt. In Finnland wurde von der Regierung der orthodoxe Erzbischof Seraphin wegen russophiler Gesinnung abgesetzt. Zwischen der rumänischen und bulgarischen Staatskirche schweben Verhandlungen über einen Zusammenschluß. Die serbisch-orthodoxe Staatskirche will „sich durch Preisgabe des Episkopalsystems demokratisieren". Erzbischof Antonin, der Gründer der „lebendigen Kirche" und Günstling der Sowjetregierung, wurde von der neueingesetzten Synode exkommuniziert und abgesetzt. Im Bulletin de l'Oeuvre des Ecoles d'Orient behauptet ein Msgr. Laugier im Besitze von Dokumenten zu sein, welche beweisen, daß im Jahre 1897 der Zar Nikolaus II. bereit war, die Union der russischen Kirche mit Rom zu unterzeichnen. Das protestantische Preußen habe die Sache hintertrieben. Möge Laugier seine Dokumente vorlegen, bis dahin muß seine Behauptung aus inneren wie äußeren Gründen bestritten werden. — In Sachen des Minderheitsschulgesetzes verhandelt zurzeit die rumänische Regierung mit dem in Bukarest versammelten katholischen Episkopat des Landes. Nachdem sie der Kirche ihr Grundeigentum weggenommen hat, hat sie jetzt die kirchlichen Behörden verständigt, daß auch die Einkommensvergünstigungen eingestellt werden, d. h. den Geistlichen auch noch das Gehalt entzogen wird. — Die serbischen Minister Pasitsch und Nintschitsch, die zum Abschluß des Freundschaftsvertrages mit Italien in Rom weilten, wurden auch vom Papste empfangen und drückten den Wunsch nach baldigem Abschluß des Konkordates aus. Man hat damit in Rom wenig Eile, solange sich in Belgrad der Geist nicht dahin ändert, daß er die Einhaltung eines Vertrages erwarten läßt. Das serbische Konkordat von 1914 ist bis heute noch toter Buchstabe. Mit Komplimenten allein ist dem hl. Stuhle nicht gedient.

In Rom beging Hofrat Dr. Ludwig v. Pastor sein 70. Geburtsfest. Ihm, dem Geschichtschreiber des Papsttums, wurde in einer großen Festversammlung im Pilgersaale der Anima die gebührende Ehrung zuteil. Kardinal Gasparri überreichte mit einem Glückwunschschreiben des Hl. Vaters eine dem Jubilare zu Ehren geprägte goldene Medaille, Univ.-Professor Dr. Dengel von Innsbruck überbrachte das Diplom, das Pastor zum Ehrendoktor sämtlicher Fakultäten jener Universität ernennt und würdigte das Lebenswerk des großen Gelehrten; P. van Oppenraij S. J. sprach namens des katholischen Auslandes und Professor Dr. Göller von Freiburg für die Görres-Gesellschaft. Ad multos annos! — Eine Ehrung, an der die katholische Jugend Deutschlands warmen Anteil nehmen dürfte, ist die des Isländers Jón Svensson, des bekannten Verfassers von „Nonni" und der anderen herrlichen Islandsbücher. Die Isländische Literarische Gesellschaft hat ihn, den Jesuiten, zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. — Somit wären wir auf weitem Umwege wieder in der deutschen Heimat gelandet. Auch hier harrt unser ein Jubiläum, das des 900. Jahrestages des Heimganges des hl. Kaisers Heinrich, des Stifters des Bamberger Bistums, des Erbauers zahlreicher Kirchen und Klöster. Auch heute noch erstehen deren (während bezüglich Englands neulich Kardinal Bourne erklärte, es besitze heute mehr katholische Klöster als vor der Reformation); in München wurde in aller Stille in diesen Tagen das neue Kloster der unbeschuhten Karmeliten eingeweiht. Daß es auch an außerordentlichen Berufen nicht fehlt, beweist die Tatsache, daß z. B. im badischen Priesterseminar St. Peter der sächsische Kronprinz Georg und im Konvikt in Rottenburg der ehem. württembergische Ernährungsminister Baumann sich auf das hl. Priestertum vorbereiten.

Ernannt wurden Pfarrer Hammel von St. Gereon in Köln zum Weihbischofe und Titularbischofe von Soli; Bischof Graf Zichy von Fünfkirchen zum erzbischöflichen Administrator von Kalocsa; P. Peruzzo aus dem Passionistenorden zum Weihbischofe von Mantua; Bischof Sidoli von Rieti zum Erzbischof von Genua; Generalvikar Rasneur zum Bischofe von Tournai; P. Cesare Vigiani zum Apost. Vikar des Chaco Boliviano.

Sozialistische Nacktkultur.

Von Alfons Wild, Berlin.

Von allen Verirrungen und Ausartungen unserer Sprache ist die Unehrlichkeit die schlimmste, die die Dinge nicht mehr bei ihrem rechten Namen nennt, sondern eine vornehme, möglichst aufgeblasene Umschreibung gebraucht. Diese Unsitte, in verlogenen, großen Worten zu schwelgen, hat uns das schöne Wort Nacktkultur beschert. Streng genommen bedeutet das Wort Pflege der Nacktheit. Aber für viele Leute ist das Wort Kultur Beweis genug, daß diese Bewegung einen Kulturfortschritt bedeutet. Nacktkultur wird denn auch meist in diesem Sinne gebraucht. Sonst wird die Nacktheit wilder Stämme als ein Zeichen des Unberührtseins von jeder Kultur angesehen. Nun plötzlich soll die Nacktheit ein ungeheurer Kulturfortschritt sein. Wer sich von der modernen Begriffsverwirrung nicht hat anstecken lassen, versteht dies allerdings nicht. Für ihn bleibt es ein Zeichen der Unkultur, ist es ein Unfug, sich unbekleidet herumzutreiben, Tänze oder gymnastische Uebungen nackt aufzuführen.

Wie weit die Verwirrung der Sprache und, was schlimmer ist, der sittlichen Begriffe fortgeschritten ist, zeigt ein Vorfall in einer Berliner Gemeindeschule. Nach einer Zuschrift in der Welt am Montag, die im allgemeinen mit den übrigen Pressemeldungen übereinstimmt, ist der Tatbestand folgender:

„Eine kleine Schar fortschrittlich denkender Junglehrer und Lehrerinnen unter Führung von Adolf Koch arbeiten seit Jahren an den Problemen der Körperbildung, richteten Vortragsreisen darüber ein, kamen dadurch schon mit vorgesetzten Behörden in Konflikt, welche die Notwendigkeit freier Anpackung (!) geschlechtlicher und Körperbildungsfragen für unsere, doch fraglos schwer leidende Jugend nicht anerkannte. Seit Jahresfrist arbeiten die Genannten praktisch unter fachwissenschaftlicher Leitung und ärztlicher Beratung an ihren eigenen Körpern, um die Erfahrungen auf die Kinder anzuwenden. (D. h. — bisher unbestritten: Junglehrer und Lehrerinnen veranstalten zusammen in völliger Nacktheit Turnübungen. Anmerkung des Verfassers.)

Im Juni 1923 bildete sich eine Elternvereinigung für freie Körperkultur, die mit der Schule nichts zu tun hat. Zunächst in der warmen Zeit in Schulräumen, nachher (auch um den Schein einer Verbindung mit der Schule zu vermeiden) in den freiwillig von den Eltern zur Verfügung gestellten Wohnräumen, übten mit schriftlichem Einverständnis der Eltern in Gegenwart ihrer Mütter und Väter die Kinder unter Leitung von Adolf Koch. Die gymnastischen Uebungen — unbekleidet ausgeführt, da auch nach ärztlichem Urteil beim Aufbau des Körpers peinlichste Muskelbeobachtung und Kontrolle nötig ist — wurden einmal den beteiligten Elternobleuten und dem Lehrerkollegium der 240. und 254. Schule gezeigt (und zwar in streng geschlossenem Kreise mit kontrollierten Ausweisen), um unberechtigte Einwürfe zurückweisen zu können. Einmütig traten Lehrer — sogar durch Konferenzbeschluß — und Elternschaft hinter die freiwillige Arbeit von Adolf Koch. Eine öffentliche Vorführung ist nie erfolgt oder geplant gewesen. — — Vorliegende, einwandfreie ärztliche und juristische Gutachten stellen fest, daß die Uebungen mit Nacktänzen oder Nacktdarstellungen überhaupt nicht das geringste zu tun haben, sondern eine Kette durchdachter Maßnahmen zur Lockerung und Aufrichtung des Kinderkörpers sind, die von den Behörden, besonders den Erziehungsbehörden energisch geschützt werden müßten."

Ueber die Erlaubtheit oder auch nur die Zweckmäßigkeit gemeinsamer Turnübungen nackter Kinder, nackter Lehrer und Lehrerinnen sich mit den sozialistischen Verteidigern der Nacktkultur auseinanderzusetzen, ist erfolgloses Beginnen. Für uns sind die Grenzen des Zulässigen durch die unveränderlichen Gesetze der Moral fest gezogen. Der gesund denkende, natürliche

[illegible], der frei ist von allzugroßer Aengstlichkeit, Skrupulosität oder Prüderie, wird diese Gesetze auch stets mit den Forderungen der Hygiene vereinigen können. Aber nie und nimmer stehen Aesthetik und Hygiene höher als die Moral. Diese ist absolut, unveränderlich, von Gott gesetzt; Aesthetik und Hygiene sind relativ, die Anschauungen darüber wechseln fast so häufig wie die Moden. Da Gott, der uns die Sittengesetze gab, auch Schöpfer der Natur ist, können seine Sittengesetze nie der recht verstandenen Aesthetik und Hygiene widersprechen. Uebrigens, warum turnen denn die beiden Geschlechter gemeinsam? ist der Grund dafür die Aesthetik oder die Hygiene? — Das ästhetische Mäntelchen genügt nicht, um die Nacktheit ungefährlich zu machen. Man sage nicht, dem Reinen sei alles rein. Es gibt leider sehr viel Unreine und um den vielen Schwachen kein Aergernis zu geben, sind auch dem Starken Rücksichten geboten.

Mit Geschwätz von rhythmischer Schönheit oder Schönheit des Rhythmus, wie es der Vorwärts tut, kann man die Nacktheit beim Turnen nicht einmal entschuldigen, noch viel weniger begründen. Die Schönheit der Bewegung kommt auch bei bekleideten Turnern und Turnerinnen zum Ausdruck.

Wenn die Sozialdemokraten und sonstige „fortschrittlich" oder „frei" denkenden Nacktheitsschwärmer unsere Anschauungen als mittelalterlich verspotten, so tut uns das wirklich nicht wehe. Das Mittelalter dachte über diesen Punkt vernünftig, natürlich und vor allem ehrlicher als die Neuzeit. Nicht jede Modenarrheit ist übrigens ein Fortschritt und nicht alles, was sich frei nennt, ist deswegen schon gut. Man muß immer erst fragen, wovon etwas frei ist, dann wird man sehr oft entdecken, daß mit dem Wörtchen „frei" meist etwas verneint werden soll, sei es Moral, Sitte, Anstand, Herkommen usw.

Zu welchen Verstiegenheiten die „Freiheit" und „Fortschrittlichkeit" der sozialistischen Weltanschauung führt, welche Gefahren sie für unsere Jugend in sich birgt, dafür ist der Vorfall in Berlin, der sich an einer bekenntnisfreien Schule abspielte, ein treffender Beweis. Es handelt sich nicht etwa um eine Einzelerscheinung, wie ja schon aus dem Bericht der Welt am Montag hervorgeht. Gewiß wäre es zuviel behauptet, wenn man sagen wollte, die Nacktheitsschwärmerei sei mit der sozialistischen Weltanschauung wesentlich verbunden. Aber da die sozialistische Weltanschauung materialistisch ist, da sie keine ewigen, unabänderlichen, allgemeingültigen Normen anerkennt, leistet sie derlei Schwärmereien, selbst gefährlichen, keinen entschiedenen Widerstand. — Selbst wenn Herr Adolf Koch und seine Mitläufer aus reiner Ideologie für Nacktheit schwärmen, eine Gefahr bilden sie doch. Die in reine Ideologie vernarrten Schwärmer werden Nachfolger finden, die zwar noch an die schwärmerischen Ideen glauben, bei denen aber tierische Instinkte, vielleicht sogar Perversität im Unterbewußtsein sehr viel stärker mitsprechen, als sie sich selber eingestehen. Und wenn diese keine Hemmungen moralischer Art kennen, wenn ihr Treiben ein ästhetisches Gewand erhält, dann ist der Unmoral Tür und Tor geöffnet. Andere wieder — und ihre Zahl ist sicher nicht gering — lächeln nur über die Ideologie, die ihnen eine so gute Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Triebe gibt.

Wenn wir dieser Bewegung unsere Aufmerksamkeit zuwenden, so geschieht dies nicht, weil wir uns für die Tugend des Herrn Adolf Koch und seiner sozialistischen Anhänger und Verteidiger verantwortlich fühlen, sondern weil die ganze Angelegenheit in enger Verbindung mit den bekenntnisfreien Schulen steht. Zwar streiten die Herren es ab, daß die Sache mit der Schule etwas zu tun hat, sie waren auch vorsichtig genug, sich in genügender Entfernung von den Schulräumen und der Schuldisziplin zu halten, um nicht mit den Strafgesetzen in Konflikt zu kommen. Aber wenn kein formaler Grund zum Einschreiten gegeben ist, so ist um so mehr Grund für uns vorhanden, die Sache näher zu verfolgen. Mit der Schule hat die Angelegenheit nämlich sehr viel zu tun. Das geht aus dem Bericht der Welt am Montag mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit hervor. Schon die Tatsache, daß die Lehrer und Lehrerinnen zusammen Nacktturnen veranstalten, ist bedenklich genug. Bei Lehrern und Erziehern achtet man nicht nur auf das, was sie in der Schule tun und reden, sondern auch auf ihr Privatleben, auf ihre Weltanschauung, auf ihre allgemeinen Lebensansichten. Und wenn die Schüler und Schülerinnen des Herrn Koch und deren Eltern sich zu Nacktschwärmern bekehren lassen, so ist das für den vernünftigen Menschen Beweis genug, daß auch in der Schule selbst ein Geist herrscht, der von moralischen Hemmungen nicht allzusehr belastet ist. Die Lehrerkonferenz hat sich damit befaßt und das Treiben gebilligt: ein Zeichen, in welchem Geiste die bekenntnisfreien Schulen geleitet werden. Der Chef des Berliner städtischen Schulwesens, Stadtschulrat Paulsen (Sozialist), hat die Sache im Gemeinderat offen verteidigt. Daß ärztliche und juristische Gutachten vorgelegt werden, hat nicht viel zu besagen; es spricht höchstens für Geistes- und Begriffsverwirrung. Aerzte mögen über Gesundheitsfragen, Juristen über juristische Dinge gehört werden, in Fragen der Erziehung und der Moral haben ihre Gutachten nur untergeordnete Bedeutung. Das Leben ist der Güter höchstes nicht. Nicht alles, was hygienisch ratsam ist, ist deswegen moralisch einwandfrei. Und die Vorschriften des Sittengesetzes sind schärfer und strenger als die weitmaschigen Paragraphen des Strafgesetzbuches.

Unsere Aufgabe kann nicht sein, lediglich uns sittlich zu entrüsten und Anstoß zu nehmen. Der Vorfall und die Verteidigungsversuche sozialistischer und demokratischer Blätter enthalten für uns die Forderung, über Rentenmark und Währungsfragen, über Hitlerprozeß und unterschiedlichen Regierungskrisen die wichtigsten Kulturfragen nicht zu vergessen. Möge die Zukunft uns deutsche Katholiken aller parteipolitischen Richtungen einig finden mit den Anhängern anderer Bekenntnisse im Kampfe für die christliche Schule. Wir wollen unsere Kinder nicht den Schwärmern für Nacktheit ausliefern!

Das neue Orplid.

Von Dr. Karl Debus.

Vor beinah hundert Jahren schuf sich Mörike ein sagenhaftes Land eigner Mythologie, von dem er in Maler Nolten erzählt. Es war Orplid, die mythische Insel, auf die der Poet die Heimat all seiner Märchen und überquellenden volkstümlichen Erfindungen verlegte. Auf dieser Insel der freien, frohen Fabuliertätigkeit fand all seine poetische Sehnsucht ihre Erfüllung. Alles, was über die unmittelbare Tageswirklichkeit hinausging, war dort im Lande der Phantasie erreichbar, gestaltbar. — Orplid war lange verschollen. Auf ihm wuchs nicht die blaue Blume, das heimliche Ideal der Romantiker, die Zauberblume, die alle Wirklichkeit in Poesie verwandelte; zu der ein ewiges Sehnen wallfahrten geht, ein Sehnen so ungestillt, wie die Sehnsucht der Alchimisten nach dem Stein der Weisen oder die Suche nach der Mandragora, der wundertätigen Zauberwurzel, die doch schließlich nur eine Rübe war und blieb. Nein, Orplid war von vornherein bewußter getrennt vom Land der Wirklichkeit, lag wie Thule an den Grenzen der bewohnbaren Erde und hatte gerade deswegen plastischen Umriß. Der neue Mythos, den Friedrich Schlegel auf religiösem Gebiete in allem Ernste schaffen wollte, eklektizistisch angeregt, wie Schlegel nun einmal war, hier war er schlichte Selbstverständlichkeit, erwachsen aus dem Herzen eines Schwaben, der nicht wie sein Landsmann Hölderlin in Schillers und Goethes Schatten die historische Täuschung einer Magna Graecia brauchte, weil er bodenverwachsener Idylliker war im tiefsten Herzensgrunde.

Dies Orplid, die Fabelinsel der Phantasie, ist einem neueren Literaturkenner und -kritiker zum glücklichen Fund geworden, der zu einem neuen Symbol umgestaltet werden konnte. Dr. Martin Rockenbach, Mitarbeiter des „Gral", hat eine Art Anthologie moderner Dichtung herausgegeben, in einem Sammelband, dessen Ueberschrift auf geschmackvollem, neuartig-originellem Einband lautet: Rückkehr nach Orplid. (Fredebeul und Koenen, Essen, 1924. Preis geb. 5 Mk.)

Es handelt sich hier nicht um eine willkürliche Zusammenstellung nach dem systemlosen System der üblichen Literaturprofessoren. Kein Sammelsurium aller „aktuellen" Dichter und Dichterinnen ist gegeben. Es ist auch keine Zusammenfassung der Leistungen einer Partei oder einer Schule; auch nicht um einen ausgesuchten, gegeneinander abgestimmten Chor lyrischer Stimmen handelt es sich, bestimmt durch den Geschmack eines einzelnen Kritikers oder Genießers. Das Buch, das Proben der meisten lebenden modernen Dichter aller Richtungen, Alter und Bekenntnisse enthält, das Drama, Epik und Lyrik gleichmäßig berücksichtigt, will mehr geben: ein kulturkundlich, stilkundlich fundiertes, einheitlich bestimmtes Programm, das dem Geschmack der Leser, wie dem tastenden Suchen der Dichter Richtung geben will. Wir geben zu, mit auserlesenem Gefühl für Form, mit einer Fülle von Kenntnissen, mit dem Bewußtsein einer klaren Verantwortung geht der Verfasser an sein Werk. Er hat Sinn für

das Objektive. Dazu tritt die Freude am Aufbau, am Zusammengehörigen, an der Wiederanknüpfung der zu Unrecht zerrissenen Fäden und eine sympathische Freude am Leben und am Werk. In dieser Hinsicht ein höchst gesundes, erfreuliches Buch. Seine Sprache, soweit der Text vom Herausgeber stammt, ist plastisch, bildkräftig, voller Neuschöpfungen, überaus reich an überraschenden Beziehungen und verrät in jedem Zug eine dichterische Natur von starkem Vermögen der Nachschöpfung.

Um aber zu einer endgültigen Stellungnahme zu gelangen, müssen wir uns mit dem Programm des Buches auseinandersetzen. Wahrhaftig, es schlägt uns daraus ein ganz neuer Geist, ein ganz neues Wollen entgegen:

„Die Witterungen nach Neuland möchte es ... in Gestalt packen, widerspiegeln, als frei schwebende Gestalt erlösen und läutern. Und zugleich möchte es Kritik üben an der Dichtung des Expressionismus, insofern sie glaubte, als Wollen und Predigen, als Aufruf und in Szene gesetzter Leitartikel schon genügen zu können. Dichtung sei Gestalt, massives, sinnlich abtastbares, fest in sich ruhendes Spiel. Dichtung sei Gestalt der Zeit." (S. 8 und 9.)

Durch unsere Gegenwart geht der Ruf nach Stabilität. Der ewigen Unsicherheit im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben, der rastlosen Bewegung und kinoartigen Hast des Szenenwechsels auf der öffentlichen Bühne ist man grundmüde. Der Geist, freischwebend, revolutionär, autonom, verachtete seit 1914 die Bindungen der Geschichte und Ueberlieferung ebenso wie die der Natur; er triumphierte in hundert Schlachten und — kam doch Gott nicht näher. Er zeigte sich unerschöpflich und unüberwindlich und erlangte doch nicht den Frieden. Der stolze Geist des Menschengeschlechtes, erfüllt von Streitsucht und Anklage, ist jetzt müde. Die Verhältnisse in Staat, Wirtschaft und Kultur vor dem Kriege erscheinen nun im Lichte eines schimmernden Ideals. Wir sehen nicht mehr die Seelenlosigkeit der Außenkultur, die Mechanisierung aller lebendigen Formen, die uns damals den Atem nahm, wir sehen nicht mehr die hoffnungslose Rationalisierung, die entsetzliche Verabsolutierung aller zeitgebundenen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Einrichtungen, die endlich die Kriegs- und Revolutionsstimmung, den Schrei nach Barbarei, den Rousseauismus hervorrief. Wir sehen jetzt nur mehr an ihr die Ordnung, den Frieden, den Reichtum der Auslebemöglichkeiten rein technischer, äußerer Art. Wir sehen auch die verhältnismäßig hohe, allgemeine Gesittung, gebunden in feste Formen, die als Unterbau alle höheren kulturellen Bestrebungen trug. Es gab damals doch noch nicht die Mord- und Attentatsatmosphäre, nicht die Hochblüte der politischen Verschwörungen und Gerichtsverhandlungen, nicht die Fiebermonate der Markinflation, nicht die Aera der politischen Ausweisungen und der Massenauswanderungen. Unter „schweren Kämpfen" verstand man eine besonders angeregte Reichstagsdebatte, wenn es hoch kam, eine Reichstagsauflösung. Kurz, wir sehen die große Sicherheit, die das feste Gefüge der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Organisation gewährte und wir schätzen so vor allem wieder, in allem wieder die Form.

Der Ruf nach der Form, die Betonung der ruhigen, klaren, schönen Form verdichtet sich in der jüngsten dichterischen wie allgemein kulturellen Bewegung zu einer Forderung nach neuer Klassizität. Hermann Hefele, der das „Gesetz der Form" geschrieben, huldigt auch in seinem Buche „Das Wesen der Dichtung" der Form. Dichtung sei Gestalt, das ist auch das Programm unseres Buches. Plötzlich verlangt das Auge, auch das innere Auge, die Vorstellungskraft, wieder Befriedigung, man strebt nach Harmonie, Beharrlichkeit, Ausgeglichenheit und Ruhe. Dies Streben ist tatsächlich elementar. Aber es birgt auch eine große Gefahr in sich, auf die wir an einem so wichtigen Wendepunkt unserer neuesten Literaturentwicklung unbedingt hinweisen müssen. Es ist die Gefahr, der die Dichtung der Restaurationszeit, der 20iger Jahre des 19. Jahrhunderts, teilweise unterlag. Damals war man nach den endlosen Umwälzungen der großen Revolution und der Napoleonischen Kriege nicht nur des Streites, sondern auch aller tieferen Problemstellungen übermüde. Man wollte ruhen. Und so kam die Claurensche Süßlichkeit und Sinnlichkeit, die Hauffsche Erzählertechnik, der Tiecksche Realismus mit seiner Zeit- und Gesellschaftskritik, hinter der alle tieferen menschlichen Fragen zurücktraten. Die Gefahr einer gewissen Ermüdung, eines Oberflächenrealismus, eines Formklassizismus droht auch unserer Dichtung. So muß denn auf den fortdauernden Ernst der Zeit, auf die Ungelöstheit der Probleme, auf die Gefahr eines neuen verhüllten Romantisierens ernent und rechtzeitig hingewiesen werden. Ist nicht doch auch Orplid dem romantischen Traumland noch recht verwandt? Die Fülle von Erfahrungen und Erlebnissen, die wir seit 1914 in uns aufgenommen und verarbeitet haben, all das Drückende und Schwere, auf den Grund alles Lebens, auf den Beweger der Zeiten Weisende, soll nicht verdrängt, vergessen, geflohen werden! Eines warnt uns vor allzufrüher Beruhigung. Es ist das Erlebnis der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit in den letzten Jahren, freilich auch der göttlichen Barmherzigkeit. Darum, wenn die Wasser verebben, wenn Gottes Sonne wieder scheint, keine Verflachung!

Es ist ganz richtig: wir wollen keine Dichter, die predigen, aber wir wollen auch keine Dichter, die schönfärben. Wir wollen Dichter, die richten, charakterisieren und gegeneinander absetzen, den ganzen Kosmos vom Standpunkt der Güte und Gerechtigkeit zugleich geben. Kein Ausruhen in der Welt, in der Idylle, sondern „Ueber die Welt kommen". Das männliche Element des Kampfes auf Erden, der Auflösung der Gegensätze erst im Ewigen darf nicht vergessen werden.

Unter unseren deutschen und österreichischen Literaturfreunden gibt es allerdings immer noch eine Richtung, die der romantischen Legende huldigt. Die romantische Bewegung ist psychologisch und soziologisch weitgehend entlarvt als Flucht vor der erschütterten Wirklichkeit in die unbestimmte Welt einer unklar und schönfärberisch aufgefaßten Historie, namentlich auch durch die Untersuchungen von Carl Schmitt-Dorotic. Freilich waren den Romantikern in der Aufstellung eines historischen Ideals Winckelmann und die Klassiker vorangegangen. Eine Erscheinung wie die Romantik so dicht hinter, ja fast parallel mit dem Klassizismus war als geschichtliche Antithese nur denkbar dadurch, daß durch die Reformation die einheitliche mittelalterliche Grundanschauung zerstört war. Im mittelalterlichen Katholizismus war philosophisch und geisteswissenschaftlich allen Grundkräften des Menschenwesens gleichmäßig Rechnung getragen, wie auch das Reinmenschliche und Natürliche in das rechte Verhältnis zum Göttlichen und Uebernatürlichen gebracht war. Wenn wir von der Verfälschung der Geschichte absehen, erfordert jedenfalls die Gerechtigkeit festzustellen, was sich die katholische Romantik, auch die heutige, unter ihrem Ideal dachte. Denn wie ein Unterschied ist zwischen der frühen und späten Romantik, so ist auch die katholische Romantik eines Eichendorff und Brentano eine andere, als die der Freigeister. Wir können sagen: dies Ideal der katholischen Romantiker des 19. und ihrer Nachfahren im 20. Jahrhundert ist die poetische Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Optimismus des katholischen Glaubens. Dabei kommen sie von der historisierenden Einstellung, vom Blick in vergangene Kulturepochen nicht los. Gemeinsam ist aber all diesen Romantikern die freischwebende Sehnsucht, die ihren Dichtungen im Grunde einen lyrischen Charakter verleiht. Ein echter Romantiker des 19. Jahrhunderts ist zur Gestaltung eines wirklichen Dramas oder eines wahrhaften Romans unfähig. Freilich nimmt die romantische Legende entsprechend ihrer historisierenden Einstellung auch Dante, Wolfram v. Eschenbach, Shakespeare, Ariost und andere für sich in Anspruch. Doch liegt hier die Einseitigkeit zutage. Das Mittelalter war durch und durch realistisch. Wolframs Ritter sind Menschen der Zeit wie heute unsere Industriebarone — als Gesellschaftstypen. Dante steht auf dem Boden der Scholastik, die selbst wieder auf Aristoteles, dem größten Realisten, fußt. Shakespeare ist Wirklichkeitsdichter. Auch uns ist das Mittelalter Land der Sehnsucht. Aber wir wollen es kennen lernen auf dem Wege nüchterner Forschung, ohne die verschleiernde Brille des romantischen Ideals. Die Romantik hatte gar nicht die Hilfsquellen, die uns jetzt zur Erforschung des Mittelalters zur Verfügung stehen.

Es gab eine Zeit, da bekämpften sich in Deutschland in der katholischen Literatur die mehr romantisch und die mehr realistisch gerichtete Auffassung. Soviel wir sehen, hat die letztere den Sieg davongetragen. Es bedeutet nichts, wenn Friedrich Muckermann in der Besprechung von Martin Rockenbachs Buch (Gral, Januar 1924) gelegentlich den Satz fallen läßt: es wäre leicht denkbar, auch eine romantische Anthologie herauszugeben. Es bliebe das nicht mehr wie eine Geste. Hochbedeutsam ist aber, daß Rockenbach, selbst Mitarbeiter des Gral, plötzlich klassisch — und romantisch neben einander gelten läßt: „Zwischen Klassik und Romantik kann kein Wertunterschied gemacht werden, beide Daseinsformen sind." (S. 19.) Dieser Satz ist in doppelter Hinsicht bezeichnend. Erstens einmal dafür, daß man klassisch und romantisch nicht mehr als Gegensatz, sondern als Parallele emp-

findet. Zweitens dafür, daß man dabei stehen bleibt und keine Lösung des Dilemmas versucht. Die Anerkennung des „Seienden" ist überhaupt bezeichnend für die Art Rockenbachs. Sie drückt sich auch in der Charakteristik der einzelnen Dichter im Eingangskapitel aus. Diese ist rein „malerisch", lediglich Art und Wesen vermittelnd, plastisch darstellend. Das Einfühlungsvermögen hat den Hauptanteil. Wir vermissen die kritische Schärfe, die vorantreibende, unablässige und unabhängige kritische Forderung. Er läßt zuviel gelten. Gewiß, auch wir wenden uns gegen den Predigerton des Expressionismus, gegen seine revolutionäre Parteiwut. Aber Dichten heißt Richten und zu dem Schlagwort Rockenbachs: Dichtung sei Gestalt! setzen wir das ergänzende: Dichtung sei Gehalt! Nur keinen Quietismus in diesem Augenblick. Nicht weil die klassische Strömung voraussichtlich die mächtigere sein wird, neigen wir uns ihr zu. Das Werk Rockenbachs ist im Grunde vorerst nur eine Sammlung. Die Sichtungsarbeit muß erst geleistet werden. Es ist unmöglich, den Romantismus gelten zu lassen, wenn man seine Schwächen erkannt hat. Romantische Sehnsucht ist kein tragfähiger Grund für ein großes Dichtwerk. Sie ist bewegendes Moment, sie kann Triebkraft sein, aber sie genügt nicht allein. Wir müssen zu einem richtigen Verhältnis von Klassisch und Romantisch vordringen, das ist die nächste Stufe. Von den Romantikern des 19. Jahrhunderts ist bekanntlich sowohl Dante als Shakespeare in Beschlag genommen worden. Dante in seiner Wortprägung, im architektonischen Aufbau, der planvollen Grundanlage seines Gedichtes, der Bildhaftigkeit aller Vorstellungen, dem Ineinandergreifen aller Maße ist aber anderseits von allen Kennern als klassisch empfunden worden. Der Aufstieg aus der Hölle durch das Fegfeuer zum Himmel hat freilich einen Zug, den man entfernt als romantisch empfinden könnte. Aber es ist eben keine lyrische Bewegung. Die Sehnsucht ist vom Fegfeuer ab nur der Unterton. Ueberall ist Station gemacht, überall charakterisiert und dargestellt, überall gearbeitet, gekämpft und gerichtet. Aber katholisch ist Dante, katholisch, weil er die ewige Tendenz des Irdischen zum Göttlichen, seine ununterbrochene psychologische und geschichtliche Bewegung dahin anerkennt. Die Bewegung vollzieht sich und wird dargestellt in der Wirklichkeit, in Zeit- und Raumgebundenheit, formen- und farbenbunter Fülle, gehemmt von Leidenschaften und Widerständen, im ewigen Kampfe mit immanenten Gesetzmäßigkeiten von Natur und Geschichte, die nur gebrochen werden von einem Willen, den die Gnade erleuchtet. Dante ist ebensosehr Denker als Dichter, ebenso großer Schauer als Gestalter, gleich vollkommen als Plastiker wie als Musiker, als Symboliker so mächtig wie als Realist; und in all diesen Punkten kommt ihm Shakespeare nahe. Beide sind uns die wahren Muster für den Klassiker.

Dann können wir auch nicht gelten lassen, daß Rockenbach nach seinen formalen Gesichtspunkten eine Reihe von Dichtern aufnimmt, die kein rechtes Verhältnis zu derjenigen Wirklichkeit haben, die seit Plato und erst recht seit dem Christentum eine doppelte ist, eine diesseitige und eine jenseitige. Gewiß stehen viele draußen, die in Wirklichkeit zu uns gehören. Doch ein Gedicht z. B. wie „Meister Eckhart" von Ernst Bertram ist uns doch zu „protestantisch" und stört das „Gesetz der Form". Und dann fehlen leider so wichtige Namen wie Leo Weismantel, Ernst Thrasolt u. a., die neben Weinrich und Sorge, die beide vertreten sind, wesentlich mit das Streben nach dem verkörpern, was wir nennen möchten scholastischen Geist in der Dichtung, wahrhaft katholische Dichtung.

Die Arbeit des Herderverlags 1923.

Von Dr. Otto Sachse.

Das Jahr 1923 ist für den deutschen Buchhandel ein überaus schweres Jahr gewesen. Die Erzeugung von Büchern ist ja keine Industrie, die von heute auf morgen arbeitet, den Rohstoff anfährt, in die Maschine kopft und am anderen Ende das fertige Erzeugnis entgegennimmt. Der Lauf eines Schriftwerks vom Verfasser zum Verleger, von da zum Drucker, Buchbinder, zurück zum Verleger und dann hinaus zum Sortimenter zieht sich über Monate, selbst Jahre hin. Da mußte das Bücherwesen die Schwankungen und das Schwinden der deutschen Papiermark, danach die Umstellung auf Goldmark ganz besonders empfindlich spüren. Dazu ward es betroffen von der leichtsinnigen Lohnpolitik der Regierungen und Wirtschaftsverbände. Die Buchdruckerlöhne erreichten im August Sprünge, die das ganze Druckerei- und Verlagsgewerbe erschütterten. Das deutsche Buch ward damals das teuerste der Welt. Am schlimmsten jedoch war vielleicht das völlige Versagen der innerdeutschen Kaufkraft. Durch den Marksturz waren die gebildeten Kreise, die eigentlichen Bücherkäufer, derart verarmt, daß sie oft nicht mehr ihre leibliche Notdurft bestreiten konnten. Die Ausgaben für geistige Güter wurden ganz gestrichen. Dieser Tiefdruck hielt bis kurz vor Weihnachten an, erst mit dem Vordringen der Rentenmark zeigte sich eine ganz langsame Besserung.

Vor einer Wirtschaftskrise von der geschilderten Art konnte sich auch ein international gestütztes Haus wie Herder & Co., unser großer Verlag zu Freiburg i. B., nicht schützen. Denn z. B. die Verteuerung des deutschen Buches war gleichfalls international. Trotzdem hat Herder wie auch andere angesehene katholische Verlage im Deutschen Reich das schlimme Jahr 1923 nicht nur überstanden, sondern durch neue gediegene Herausgaben zu einem fruchtgesegneten Jahr gemacht. Der Jahresbericht 1923 von Herder & Co. (XI. Nachtrag zum Hauptkatalog von Neujahr 1913) legt erfreuliches Zeugnis davon ab.

Es konnten trotz allem die im Jahresbericht 1922 vorangezeigten neuen Bücher wirklich erscheinen. Die Reihe der Klassiker katholischer Sozialphilosophie ist programmmäßig eröffnet mit Leo XIII. von Dr. W. Schwer und Adolf Kolping von Dr. Theodor Brauer, Inhalt und Ausstattung gleich gediegen. Für die weitesten Kreise sind bestimmt Franz Herwigs Deutsche Heldenlegende und Leo Weismantels Bücherei der Lebensalter. Von der Heldenlegende sind Heft 1—4 erschienen (vgl. Büchertisch Nr. 3 S. 44). 1924 soll Friedrich Rotbart, Maximilian, Dürer und weitere bringen. Die großangelegte Bücherei der Lebensalter soll in vier Abteilungen Kinderbücher, Jugendbücher, Bücher für 15—20jährige und Volksbücher enthalten. Mit Weismantel teilen sich Jos. Antz und Dr. Gust. Keckeis in die Herausgabe. Erschienen ist als erstes: Das alte Haus, ein Märchenbuch für Kinder von Wilh. Matthießen, mit Bildern von A. Schinnerer. Reizend sind endlich die zierlichen Bändchen des Bienenkorbs, einer Sammlung zeitgenössischer Erzähler, von denen auch in unserer Weihnachtsbücherschau einige angezeigt wurden. Neuerdings werden früher erschienene kleine Werke von Dörfler, Federer, Mohr, Svensson usw. in den Bienenkorb aufgenommen.

Ein Stolz des Herderverlags war immer die gehobene religiöse Literatur. Dem Suchen unserer Zeit nach klassischen Vorbildern kommen hier entgegen Taurisano-Mumbauer „Aus dem Liliengarten der hl. Katharina von Siena", die „Schule des geistlichen Lebens" von Garcia de Cisneros, Hans Rosenbergs Hymnen des Breviers in Urform und neuen deutschen Nachdichtungen (1. Abt. 1923, 2. Abt. erscheint 1924). Mit letztgenanntem Werk und mit A. Baumstark „Vom geschichtlichen Werden der Liturgie" wird die Sammlung Ecclesia Orans gut fortgesetzt. Von Neuschöpfungen des Erbauungsschrifttums nennen wir P. Lipperts S. J. „Von Seele zu Seele" (Briefe an gute Menschen), ein Buch, das eben, mit größter Spannung erwartet, erscheint. Das Schlußbändchen von Lipperts Credo (Sakramente) ist 1923 erschienen. Damit ist das Werk abgeschlossen und die sechs Teile in einem stattlichen Band vereinigt käuflich.

Das katholische Gepräge eines kulturellen Unternehmens kann sich nicht besser dartun als dadurch, daß die Aeußerungen des kirchlichen Lehramts aufs höchste geehrt und an den ersten Platz gestellt werden. Herders Verlag hat seit Jahrzehnten die autorisierten lateinisch-deutschen Ausgaben der päpstlichen Rundschreiben. So sind jetzt auch die ersten drei Rundschreiben Pius' XI. erschienen: über den Frieden Christi, über den hl. Franz von Sales und zur 6. Jahrhundertfeier der Heiligsprechung des Thomas von Aquin. Die äußere Ausstattung — weißer Umschlag mit gelbem Papstwappen — hat gegen früher sehr gewonnen. Ferner ist ein Sammelband der Rundschreiben Benedikts XV. mit Namen- und Sachregister herausgekommen, eine sehr dankenswerte Veröffentlichung. Verwertet sind die päpstlichen Kundgebungen im 5. Heft der Schriften zur deutschen Politik: Päpstliche Enzykliken und ihre Stellung zur Politik (von Dr. Ludw. Baur und Dr. Karl Rieder). Der 9. Band der Akten des Trientiner Konzils, herausgegeben von der Görresgesellschaft und besorgt von Stephan Ehses, der für 1923 angekündigt war, steht nun für 1924 in sicherer Aussicht. Ein Lebensbild Pius X. schenkt uns F. A. Forbes. Sollen wir endlich nochmals an Ludwig v. Pastors Papstgeschichte erinnern, die im Heft 4 der A. R. anläßlich des 70. Geburtstags ihres Verfassers von sachverständiger Seite gerühmt wurde?

Es ist nicht möglich, das weite Feld der wissenschaftlichen Werke eingehend zu durchwandern, die der Herdersche Verlag unter den Schwierigkeiten des verflossenen Jahres doch ans Licht gebracht hat. Teilweise kam finanzielle Beihilfe der Verfasser oder freigebiger Gönner zu statten. An der Spitze steht die Theologie mit dem 4. Band von Otto Bardenhewers Lebenswerk „Geschichte der altkirchlichen Literatur". Der 3. Band weist eine Neuauflage mit Nachträgen auf. Von den Akten und Briefen des sel. Petrus Canisius legt O. Braunsberger S. J. den 8. Band vor. Grisar-Heeges Untersuchungen über Luthers Kampfbilder sind mit dem 4. Teil abgeschlossen. Kroses Kirchliches Handbuch hat den XI. Band (1922—23) angesetzt und damit die kirchliche Personalkunde und Statistik auf den neuesten Stand gebracht. Zahlreich sind die theologischen Lehrbücher — Bartmanns Dogmatik, Eisenhofers Liturgik — und Monographien. Aus den weltlichen Wissenschaften begnügen wir uns, den 5. Band von Heinrich Peschs S. J. Nationalökonomie und Geysers Hauptprobleme der Metaphysik anzuführen.

Herders Zeitschriften Stimmen der Zeit, Literarischer Handweiser, Biblische Zeitschrift usw. haben sich behauptet. „Die katholischen Missionen“ sind in den Xaveriusverlag Aachen übergegangen. Die fremdsprachige Literatur weist manche Erweiterung auf, besonders Uebersetzungen deutscher Herderbücher. — Gedenktage langer fruchtbarer Arbeit waren die Feiern des 50jährigen Bestehens der Herderschen Buchhandlungen in München und St. Louis Mo. Der Gründer der letzteren, Joseph Gummersbach, ist fast 80jährig noch am Leben. Er kann auf eine stolze Leistung für die katholische Sache und die deutsche Kultur in den Vereinigten Staaten zurückblicken. — In der Neuen wie in der Alten Welt möge Herders Verlag segensreich weiter wirken! Buch und Presse, diese beiden modernen Hauptwaffen unserer Sache, sind noch lange nicht überall eingesetzt, wo sie wirken und die gegnerische Stellung sturmreif machen können. Dieser Teil der militia Christi, den die kath. Verlage pflegen, muß uns künftig viel mehr am Herzen liegen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Münchener Theater. Mit zwei Stücken aus der Umwelt des Hochgebirges kam auf der rührigen kleinen Bühne ein junger Schweizer Dichter zu Wort. Herm. Ferd. Schell (wie man hört ein Großneffe des allbekannten, verstorbenen Würzburger Professors Herm. Schell) nennt seine Dreiakter Bauernkammerspiele; ich möchte sie eher dramatische Skizzen nennen. In beiden geschieht ungeheueres, aber der Verfasser wirkt mehr durch die Geschehnisse an sich, als durch zwingende Gestaltung. Dennoch spricht Talent aus den Szenen. Das erste Stück spielt hoch oben in einer Berghütte. Dort hausen „die beiden Jütz“. Der Sohn hat ein Stadtfräulein, das sich in den Bergen verstiegen, vom Tode errettet und verliebt sich in die Ahnungslose. Auch der Alte fängt Feuer. Um nun das Furchtbare glaubhaft zu machen, daß der Sohn in blinder Eifersucht den Vater totschlägt, müßte wenigstens das Mädchen sich dem Alten zuneigen. Dieses hört aber die Sentimentalitäten des alten Witwers und das bewundernde Stammeln des Burschen gleich freundlich an und weiß garnicht, daß sie die Ursache der öfters laut werdenden Gereiztheiten der beiden ist. Der Dichter läßt die herbe Poesie der Bergeinsamkeit fühlbar werden und Gewitter und Lawinensturz geben die orchestrale Untermalung seiner Dichtung. Die Einsamkeit, heißt es im zweiten Stücke, zeuge größte Größe und größte Sünde. In den „Ambergs“ erfährt der Vater, daß der Sohn die Tochter verführt habe. Auf Blutschande steht Tod. Der Vater ist Landammann und Richter. Der Theaterzettel sagt uns nicht, zu welcher Zeit in Schwyz der Richter auch dann richten mußte, wenn es sein eigenes Blut betraf. Dichterisch ist dies auch gleichgültig, genug, der tragische Konflikt des Vaters ist gegeben. Wohl erschüttert ihn dies Schicksal tief, aber nicht eine Minute lang schwankt er in der Ueberzeugung dessen, was seine Pflicht ist. Justitia suprema lex esto. Und da er nie wankt in der starren Römertugend des älteren Brutus, so sind die beiden letzten Akte im dramatischen Sinne im Grunde überflüssig. Sie bringen noch die förmliche Verurteilung, die letzte Stunde des Verbrechers und ein Gespräch der von der Hinrichtung Zurückkehrenden. Es ist eine Szenenfolge von mehr epischem, als dramatischem Charakter. Sowenig wie der Vater wandelt sich der Sohn, der mit Liebe, dunklen Trieben und Bergeinsamkeit seine Tat erklärt und auch in der Reue nicht weiter gelangt, als zu dem Bedauern, daß er durch sein Vergehen über seine Familie Schande gebracht habe. In Einzelheiten zeigt das Stück manch feinen Zug; so ist zum Beispiel die Figur der Mutter sehr echt und frisch mit gewinnender Liebenswürdigkeit gesehen. Der Mönch, eine Gestalt, die dem Dichter zur Exposition und zum Epilog dienlich ist, wäre ohne seinen ewigen Schnupfen wirksamer. Niesen ist wie Stottern und ähnliches selbst in der Posse nur ein fragwürdiger Effekt. Pinegger gab die Väter mit starker Innerlichkeit und entging auch als starrer Richter der Pose. Eine naturburschenhafte Frische ist dem Darsteller der Söhne eigen; weniger glaubhaft erschien das hemmungslose Triebleben, das beiden Gestalten zum Schicksal wird. Auch die kleineren Rollen waren gut besetzt, hevorgehoben seien noch die Mutter und die knorrigen Bauerngestalten der Beisitzer des Gerichtes. Der Beifall war sehr herzlich.

Kammerspiele. Auch wer der Meinung ist, daß unsere chaotische Zeit keine Bühnendichtungen hervorbringt, die in der Literaturgeschichte eine große Rolle spielen werden, muß es bedauern, daß unsere Bühnen mehr und mehr die Lust verlieren, an neue Stücke heranzutreten. Denn auch die vollkommensten Aufführungen älterer und klassischer Werke können es nicht verhindern, daß etwas von Museumskunst sich in der Theateratmosphäre ausbreitet, wenn die Berührung mit der dramatischen Ernte des Tages fehlt. Aus dieser Erkenntnis heraus wird der Kritiker die wenigen und meist nicht dankbaren Bemühungen nicht durch kaltes Absprechen stören, sondern versuchen, zwischen Dichter und Publikum, die sich meist nicht völlig verstehen, zu vermitteln. Hiermit soll nicht einem charakterlosen Wohlwollen, das sich einer eigenen Meinung begibt, das Wort geredet werden, auch nicht dem Prophetenton der Anhänger, die den Dichter mit Superlativen überschütten und die Intelligenz und die Kultur derjenigen in Frage stellen, die nicht gleicher Meinung sind. Hiermit erzieht man nur Heuchelei. Ernst Barlachs Drama: Der tote Tag wurde in den Kammerspielen nicht recht verstanden. Was sich da in dem Düster einer Hütte zutrug, das mußte neben dem realistischen Vorgang auch eine symbolische Bedeutung haben. Der unsichtbare Gnom Steißbart, der Hausgeist Besenbein und der Alb weisen schon darauf hin. Die Mutter bedeutet die Materie. Diese ungewohnte Symbolik, die unserer Poesie, die die Gestalt der Mutter verklärt, fremd ist, ist es, die es dem Zuschauer so schwer macht, den Schlüssel zu dem „toten Tag“, dem „Tag ohne Gott“ zu finden. Die Materie haßt den Geist. Aus Selbstsucht will die Mutter jeden Gedanken an den „Vater“ in dem Sohne ersticken, sie will den um Licht Ringenden, zu Gott Strebenden, in den Niederungen ihrer eigenen Finsternis festhalten. Gott sandte dem Sohne das Roß Herzhorn. Wäre die nordische Mythologie uns so vertraut, wie die Götter Griechenlands, der Zuschauer hätte bei dem Klange des Wortes schon den Begriff, daß es die Erkenntnis ist, welche das Roß mit den Hufen von Morgenröte symbolisiert. Die Mutter tötet heimlich das Pferd; der Sohn kommt hinter den Trug. Da verflucht sie ihn und ersticht sich. Ist sie auch da noch Sinnbild der „Materie“? Wie mag dies der Dichter deuten? Auch der Sohn ersticht sich. Was hindert ihn jetzt noch, da keine „Mauer ihn mehr von dem unsichtbaren Vater trennt“? Die Aufführung hat uns oder sagen wir bescheidener mir keine Antwort auf diese Fragen zu geben vermocht. Im Zwischenakt sah man in den Wandelgängen Kunstblätter von Ernst Barlach, der auch Bildhauer und Graphiker ist. Diese expressionistische Kunst eignet sich mehr zum Betrachten am Tische, als an die Wand geheftet. Ich glaube auch, daß man von Barlach, dem Dichter, mehr gewänne, läse man den „toten Tag“ in der Stille. In den Gedanken mischen sich heidnische und christliche Elemente. Man gewinnt aber den Eindruck einer ernsten Innerlichkeit. Direktor Falckenberg hat das schwierige Stück stimmungskräftig herausgebracht und den Darstellern seine Intentionen nahegerückt. Was diesen fehlte, war das große Format. Sie blieben mehr Menschlein als Träger metaphysischer Symbole. Dem Sohne wünschte man etwas von Wagners Siegfried. In Augenblicken mystischen Schauens hatte übrigens Schweikart starke Wirkungen. Auch Frl. Koppenhofer ragte hervor. Das Publikum nahm das Stück respektvoll auf.

Aus den Konzertsälen. Ein Liederabend Marie Ivogüns brachte jedem etwas. Er führte von Bach über alte und neue Italiener zu Strauß, dem Walzerkönig. Es war rein sanglich ein köstlicher Genuß. Der ernstere Kunstfreund sähe lieber eine leitende Idee, als dies Vielerlei, und eine Sängerin wie Marie Ivogün, die eines vollen Saales doch sicher ist, kann sich eine künstlerische Vortragsfolge gefahrlos leisten. — Dr. Matth. Römer hat die Legende Heilige Nacht von Ludw. Thoma in schlichtinniger Weise vertont. Die Aufführung im Odeon fand starken Beifall. Die Gitarre ist in chorischer Vielzahl verwendet, das übrige geben Orgel, ein Frauenchor und einige Solopartien. Mein Vertreter berichtet, daß die volkstümliche Vertonung dem Geist der Dichtung entspräche. Ulmer (vom Nationaltheater) las mit glänzender Dialektbeherrschung die Legende, deren Gefühlsinnigkeit man nicht überhören wird, wenn man auch gewisse Urwüchsigkeiten nicht so preisen mag, als eine herrschende Literaturmeinung es möchte.

Verschiedenes aus aller Welt. Am 4. September ist Anton Bruckners 100. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wird in München ein mehrtägiges Bruckner-Fest veranstaltet. — Die Bayreuther Festspiele beginnen am 22. Juli mit den „Meistersingern“. Dieselben werden fünfmal gegeben, siebenmal Parsifal und zweimal Der Ring des Nibelungen. Die baulichen und technischen Vorarbeiten am Festspielhaus sind bereits beendigt. — Erstmalig in Madrid wurde Rich. Straußens „Rosenkavalier“ gegeben. Die in den ersten Rollen mit deutschen Künstlern besetzte Oper hatte einen großen Erfolg. — Eine Neubearbeitung der schwachen Textdichtung zu Euryanthe durch den Kapellmeister Erich Band bewährte sich bei der Stuttgarter Aufführung.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Entwicklung der Börse war in der abgelaufenen Woche eine freundliche. Manches trug dazu bei, die Aussichten in lichterer Stimmung zu sehen, bis durch eine ungünstige Beurteilung der deutschen Mark im Auslande, hinter der sich politische Kabalen zu verstecken scheinen, die Entwicklung wieder unterbrochen wurde. Der erste Börsentag zeigte eine vorwiegend feste Tendenz und einen etwas belebteren Geschäftsverkehr. Das Angebot war nicht gross und so ergaben sich für sehr viele Effekten Kurssteigerungen, wenn auch in bescheidenem Ausmasse. Die Leichtigkeit am Geldmarkt besteht weiter. Tägliches Geld war zu 1/4 pro Mille angeboten. Auch die Banken zeigten sich zur Beleihung von Industriepapieren geneigter. Besonderes Interesse bestand für Montanwerte. Auch für die Aktien der Allg. Elektrizitätsgesellschaft war Kauflust vorhanden, bevor der Geschäftsbericht erschienen war. Dieser umfasst das reguläre Geschäftsjahr vom 1. Juli 1922 bis 30. Juni 1923, sodann einen weiteren Dreimonatsabschluss bis 30. September 1923. Die Entwertung der Mark steigerte naturgemäss auch bei der A. E. G. den Geschäftsgang, da das Ausland bestrebt war, die Spanne zwischen den deutschen und den Weltmarktpreisen auszunützen. Der Umschwung kam mit der zweiten Hälfte des Jahres. Zur Goldberechnung der Fabrikate und zur Kalkulation auf Goldbasis ist die A. E. G. erst am 1. Juli über-

gegangen. Von da hörte die scheinbar günstige Wirkung des Währungsverfalles auf. Der valutarische Spielraum zwischen den deutschen und ausländischen Preisen verengte sich immer mehr; Unkosten, Löhne und Gehälter glichen sich in stets wachsender Schnelligkeit der Markentwertung an. Es kamen hinzu die Folgen der Ruhrbesetzung, die das Auslandgeschäft erschütterten, während der Inlandsmarkt im Zeichen der Kapitalknappheit stand. Immerhin ermöglichten die vorliegenden Aufträge, den grössten Teil der Belegschaft zu beschäftigen. Kurzarbeit wurde nur im geringen Grade nötig. Der Reingewinn beträgt 60,60 Milliarden, bis 30. September erhöht er sich auf 166,61 Billionen. Beide Gewinne sollen vorgetragen werden. Die durch die misslichen Geldverhältnisse eingetretene Geschäftspause wird zur Erzielung technischer Fortschritte in Erzeugung und Verteilung ausgenützt. In letzter Zeit mehren sich die Fälle, in denen auch die Industrie von den Erfahrungen der Gesellschaft auf dem Gebiete des Kraftwerkbaues mehr und mehr Gebrauch macht und durch die A.E.G. ganze Anlagen, die den letzten Erfahrungen der Technik entsprechen, ausführen lässt. Dieser Geschäftsbericht wirkte sich auch am zweiten Börsentage günstig aus. Das Referat der preussischen Handelskammern, das zunehmende Beschäftigung feststellt, und das Erlöschen der Streikbewegung im Düsseldorfer Bezirk belebten die Unternehmungslust. Anderseits kam in Rücksicht auf den nächsten Steuertermin ziemlich Material auf den Markt und tägliches Geld war teuerer geworden. Die Angebote fanden glatt Aufnahme, sodass es schliesslich zum Teil zu erheblichen Kurssteigerungen kam, besonders bei Montan- und Petroleumpapieren. Am Rentenmarkt waren in den letzten Tagen die inländischen Anleihen sehr lebhaft angeboten gewesen; die Kursrückgänge sind nun wieder in etwas langsameres Tempo getreten. Am 6. belebte sich das Geschäft noch mehr; besonders die oberschlesischen Werte setzten ihre Aufwärtsbewegung fort. Verstärkt wurde die gute Stimmung durch günstige Berichte aus verschiedenen Industriegebieten. Tägliches Geld war nicht unter ½ pro Mille zu erhalten; es wurde aber auch bis ¾ bezahlt. Andern Tages war der Satz ¾ bis 1 Prozent. Diese Zurückhaltung der Geldgeber findet in dem verstärkten Devisenbedarf ihre Ursache. Das Ausland und das besetzte Gebiet melden seit einigen Tagen matte Markkurse. Erhöhter Inlandsbedarf in Devisen verschärfte die Lage. Es trat hierbei eine gewisse Nervosität in Erscheinung, die in der Wirkung nur schädlich sein kann. Die Reichsbank ist der Ansicht, dass die Anmeldungen der Industrie weit über den dringenden Bedarf hinausgehen. Die Reichsbank griff deshalb auf die alte Taktik zurück, die Devisen stark einzuteilen. Ausländische Anfragen an die Berliner Finanzwelt wünschen zu wissen, ob das Verhältnis von 1 Billion Papiermark zu einer Rentenmark sich aufrecht erhalten lasse. Jeder, der an dieser Frage Interesse hat, weiss, dass dies so lange der Fall sein wird, als alle Ausgaben durch Einnahmen gedeckt werden. Das Ausland ist auch sehr wohl davon unterrichtet, dass die Regierung alle Massnahmen trifft, eine neue Inflation zu vermeiden. Ihre Stellungnahme zum Beamtenabbau, Steuernotverordnung und die Bemühungen zu baldiger Goldwährung sind bekannt. Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, als sollten durch die aufgeworfene Frage Zweifel und Unsicherheit erweckt werden. Als vor Jahresfrist die Markstützung versagte, da waren es auch ausländische Machenschaften, die den Anstoss gaben; wir wollen uns aber durch diesen Parallelismus nicht abschrecken lassen. Der fundamentale Unterschied ist, dass im Februar 1923 die dauernde Markstützung schon dadurch unmöglich werden musste, weil wir tagtäglich neue Noten in erschreckender Höhe druckten. Unsere Aufgabe ist, in der Bilanzierung des Haushalts nicht zu erlahmen und dafür zu sorgen, dass auch nicht auf Nebenkanälen neue inflatorische Wellen die errichteten festen Grundpfeiler wieder unterspülen können. Die grossen Devisenansprüche kommen, wie früher, aus dem besetzten Gebiet, das hinsichtlich der Devisenvorschriften der deutschen Kontrolle nicht untersteht. Die Wege, welche von ausländischer Missgunst hier eingeschlagen werden, sind natürlich schwer nachzuspüren. Die New-Yorker Börse wollte wissen, dass Dawes, der amerikanische Vorsitzende des Sachverständigenausschusses, zurücktreten werde. Der Zweck des Gerüchtes kann nur sein, dass man die Tätigkeit dieses Mannes, die für Deutschland nützlich sein könnte, abgebrochen zu sehen wünscht. Die Kursabschwächung trat auch sofort ein. Es ist nicht zu befürchten, dass die Mark durch die ausländischen Machenschaften in Gefahr gerät. Man wird jedoch die Verordnung, dass Devisenkäufe nur bei Vorhandensein ausreichender Guthaben auszuführen sind, wieder aufs strengste befolgen müssen. Auch ist es angezeigt, die seit einiger Zeit zugelassene Einführung von ausländischen Textilien und von Luxuslebensmitteln neuerdings zu überprüfen. — Wenn sich am 7. die [illegible] schloss, die hohen Kurse zur Realisierung ihrer [illegible] benützen, so wirkte dabei auch die Meinung mit, dass das Goldnotenbankprojekt sich nicht so glatt verwirklichen werde. Ueber die Struktur der neuen Bank sollen, wie die Börse wissen will, zwischen Dr. Schacht und den ausländischen Sachverständigen Meinungsunterschiede entstanden sein. Die letzteren sollen gegen die vom Reichsbankpräsidenten gewünschte Angliederung an die Reichsbank sein. Am gleichen Tage hielt Dr. Schacht anlässlich der Landwirtschaftlichen Woche in Königsberg eine mit starkem Beifall aufgenommene Rede, in der er u. a. ausführte: Zwei Umstände haben der Rentenmark zu ihrer Stabilität verholfen. Kein Bankinstitut kann heute anders als auf wertbeständiger Grundlage Kredit an die Wirtschaft geben, was die Ausschaltung der Spekulation bewirkte. Als Zweites kann die Tatsache verbucht werden, dass weder Reichsbank noch Rentenbank an die Reichsregierung Kredite geben dürfen, die ausserhalb der 1200 Millionen stehen. Durch die Notwendigkeit für den Staat, sich auf sich selbst zu stützen, ist eine steuerliche Belastung eingetreten, wie sie wohl noch niemals in einem Land erreicht wurde. Was heute den einzelnen Berufen zugemutet wird, ist nur für eine kurze Zeitspanne erträglich. Die Rentenmark muss in absehbarer Zeit durch ein auch für den Verkehr mit dem Auslande brauchbares Zahlungsmittel ersetzt werden. Die Notenbank muss gesichert sein gegen Zugriffe der Entente; sie darf Kredite nur auf Goldbasis geben, um das materielle Risiko auszuschalten. Schacht hat bei seiner Auslandsreise die Ueberzeugung gewonnen, dass die Notwendigkeit zur Errichtung der Bank eingesehen wird bei den Ländern, die mit uns im wirtschaftlichen Verkehr stehen und ein gewisses Interesse haben, bei der Errichtung der Goldnotenbank mit Goldkapital zu helfen. Dr. Schacht hat den Herren begreiflich gemacht, dass nur auf diesem Wege auch für Reparationen etwas aus Deutschland herauszuholen sei.

Wenn die Tendenz der Börsenwoche nach neuer Abschwächung sich wieder befestigte, so geschah dies auf die Wahrnehmung, dass das Ausland sehr umfangreiche Käufe in Montanwerten vornimmt. — Die Reichspost scheidet am 1. April aus dem Reichshaushalt. Während für das alte Reichspostgebiet der Kreditbedarf für Neubauten durch Vermittlung der Hannoverschen Bodenkreditbank, Hildesheim gedeckt wird, gewährt für Bayern die Bayerische Handelsbank Annuitätendarlehen in Feingold gegen Bestellung erstklassiger Hypotheken auf postalische Grundstücke. Die Darlehen werden in Goldhypothekenpfandbriefen der Bayer. Handelsbank gegeben. Die bayerischen Postanstalten übernehmen neben den Banken den Verkauf der Pfandbriefe, die als eine gegen Verlust durch Geldentwertung geschützte Kapitalanlage gelten dürfen.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 38 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 8 München, 21. Februar 1924. XXI. Jahrgang.

Heft 1—3 des Jahrganges 1924 zu kaufen gesucht.

Infolge unerwartet grossen Abonnentenzuwachses sind trotz wesentlich erhöhter Auflage die Hefte 1—3 des neuen Jahrganges der Allgemeinen Rundschau bereits vergriffen, so dass bei einigen hundert Neubestellungen diese Hefte vorerst nicht nachgeliefert werden konnten. Diejenigen verehrl. Bezieher, welche infolge Probenummerzusendung usw. eines der Hefte 1—3 doppelt besitzen oder die Hefte nicht aufzuheben gedenken, werden freundlichst ersucht, das entbehrliche Stück gegen Vergütung umgehend senden zu wollen an die Geschäftsstelle der Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestr. 35 a Gh.

Weltrundschau.

Auf Vorschlag des Generals v. Seeckt hebt der Reichspräsident den Ausnahmezustand für das Reichsgebiet mit 1. März auf. Es wird zugleich geprüft, was für Maßnahmen gegen Umsturzbestrebungen künftig geboten sind. Der bayerische Ausnahmezustand besteht weiter. Doch ist Generalstaatskommissar Dr. v. Kahr zurückgetreten, desgleichen General v. Lossow. Der Streitfall über die Verpflichtung der Reichswehr ist durch ein Abkommen zwischen Reich und Bayern beigelegt.

Die Sachverständigen haben Berlin verlassen und setzen ihre Tätigkeit in Paris fort. Sie sollen sich dahin ausgesprochen haben, daß Deutschand einen Zahlungsaufschub und eine Anleihe brauche, daß es freie Verfügung über seine Steuern und Zölle (besetztes Gebiet!) und über seine gesamten Verkehrsmittel haben müsse (Regie!).

Die Besatzungskosten werden vom Reich weiterbezahlt, solange sie die Stabilität des deutschen Geldes nicht gefährden. Die Zahlung geschieht auf Anraten sämtlicher Parteien des besetzten Gebiets.

In der Pfalz sind die Separatisten von der Bevölkerung verjagt worden. In Kaiserslautern und Pirmasens wurden die besetzten öffentlichen Gebäude erstürmt und zahlreiche Separatisten getötet. Die französische Besatzung hat teilweise den Belagerungszustand verhängt und deutsche Polizei entwaffnet. Die Rheinlandkommission hat eine Abordnung in die Pfalz entsandt, um die Verhältnisse zu prüfen. Von französischer Seite schien man Versuche damit zu verbinden, doch noch eine eigene Pfalzregierung zu schaffen. Das Ergebnis ist jedoch die Wiedereinsetzung der rechtmäßigen bayerischen Behörden. Die von den Separatisten ausgewiesenen Beamten kehren zurück.

Die bayerischen Landtagswahlen finden am 6. April statt. Die beiden Volksbegehren haben nach den bisher bekannten Zahlen Erfolg gehabt.

Die Landtagswahlen in Mecklenburg brachten bei starker Beteiligung einen Sieg der Bürgerlichen. Letztere haben 34, Sozialisten und Kommunisten 22 Sitze.

Die neue britische Regierung hat im Parlament ihre Richtlinien entwickelt. MacDonald sprach ziemlich offen und ernst über die Beziehungen zu Frankreich, verlangte eine allgemeine vertragliche Beschränkung der Rüstungen, sowie den Eintritt Deutschlands und Rußlands in den Völkerbund.

Im Flug über Europas Ruinen.

Eine Phantasie vom nächsten Krieg.

Von Dr. Otto Kunze.

Es war um die Mitte des 20. Jahrhunderts, drei Jahre nach dem zweiten europäischen Kriege. Im Flughafen von Danzig, der Freien Hauptstadt des Ostseebundes, startete ein mächtiger Doppeldecker mit eleganter geschlossener Kabine. Er trug die Staatsflagge, denn seine Fahrgäste waren im öffentlichen Dienst. Im Vorderteil der Kabine, die mit ihren Aluminiumrippen, ihren Fenster- und Dachplatten aus Glas wie ein silbergefaßter Riesendiamant in der Sonne blitzte, saß der Lenker, ganz hinten ein Schreib- und Funkfräulein; im Mittelraum an einem Tisch lehnten in bequemen Korbsesseln zwei Herren von etwa fünfzig Jahren. Der eine war ein Dr. Schwarz vom Bundesamt für Wiederaufbau, der andere ein Deutschbrasilianer, Selmer mit Namen. Er fuhr im Auftrag der Europahilfe seiner Landsleute und sollte heute einen ersten Rundblick über sein Arbeitsfeld erhalten.

Die Stadt mit ihren Türmen und Wolkenkratzern lag schon tief unten und schob sich rückwärts. Das Wiesen- und Seenland Westpreußens grüßte herauf. Dr. Schwarz kramte in Papieren, während Herr Selmer mit scharfem Auge hinunterspähte. Er hob endlich den Kopf und sagte:

„Vor dreißig Jahren bin ich ausgewandert. Damals noch zu Schiff von Hamburg. Man sagt jetzt, es gibt keine Entfernungen mehr. Und doch, wie weit weg bin ich in Brasilien allem gewesen, was Sie hier erlebt haben. Ich kann's nicht glauben, ich muß es erst mit eigenen Augen sehen. Nach sechs Monaten Krieg halb Europa eine verbrannte Wüste ... Die Volkszahl um ein Drittel vermindert. Verschiebungen der Staatsgrenzen, neue Staaten — nichts Neues für Kinder des ersten Weltkrieges. Aber Verschiebungen der Religionen, ja des Klimas ..."

Dr. Schwarz breitete auf dem Tisch eine Karte aus. Blau das Meer, weiß das Land, über dem Land aber rote Gürtel und Flecken. Als sei der Erdteil schwer verwundet. „Sehen Sie," begann er, „bald sind wir über dem ersten toten Land. Das heißt, eigentlich ist es Wasser."

Der andere warf einen Blick auf die Karte: „Berlin ...!"

Der Mann vom Wiederaufbau nickte. „Sie wissen es ja. Beim ersten Fliegerangriff fraß die Blausäure alles Leben westlich vom Tiergarten. Die Osthälfte floh bei Nacht und Regen. An 50000 Menschen beim Sturm auf die Bahnhöfe zerquetscht, zertreten. Andern Tags Mord und Totschlag auf den Landstraßen, Plünderung, Brand, bis die Bauern mit Maschinengewehren aufräumten. Teilweiser Rückzug in die Stadt, Tod aus der vergifteten Wasserleitung. Zweiter Fliegerangriff brachte die Entladung eines eigenen Gasbombenlagers. Der Rest ist Asche."

Am südlichen Horizont erschien ein langer Wasserstreifen. Der Ueberseedeutsche zeigte fragend hin.

„Da ist es," sprach Dr. Schwarz. „Die Giftstoffe hatten sich in die Erde gesetzt oder mit den getöteten Organismen Gase von unberechenbar zerstörenden Wirkungen erzeugt. Kein Zugvogel kam lebendig über das verfluchte Gebiet. Stundenweit noch gingen die Wälder ein. Da half nur das alte, einfache Mittel, die Mutter alles Lebens, das Wasser. Durch Ableitung der Oder und Stauung der Havel wurde das Ganze künstlich überschwemmt. . ."

„Bis es wieder — heilt."

„Ja. Von Küstrin reicht der See bis zur neuen Grenze des Königreichs Sachsen. Er trennt den Ostseebund vom Elb-Donaubund."

„Die große deutsche Einheit, wo ist sie?" seufzte Herr Selmer.

„Es gibt keine Einheit großer Völker mehr in Europa, es gibt nur noch Zweckgemeinschaften auf den Oasen des toten Landes, die sich aus Schutt und Trümmern ein neues Dach bauen. Das Politische bestimmen die Geldgeber. Schon nach dem ersten Weltkrieg gewannen die neutralen oder abgelegenen Staaten an Bedeutung. Jetzt nach dem zweiten beherrschen sie die übrigen. Von Liechtenstein, das der kinderlose letzte Fürst den Habsburgern übermachte, werden die Fäden zu einem neuen Römischen Reich deutscher Nation gesponnen. Unser Danzig, das selbständig zwischen Deutschland und Polen lag, ist der Mittelpunkt des Nordostens geworden. Bis zur Elbe bauen wir auf."

„Uns, die wir in Amerika unverändert weiterlebten, wird es schwer, an das alles überhaupt zu glauben. Mußte es denn so kommen?"

Das Flugzeug war jetzt über dem breiten Wasser, unter dem die tote Weltstadt Berlin einer ungewissen Auferweckung entgegenschlief. Grüne Flecken, Sumpfgewächse, wechselten mit grauen Fluten.

„Es mußte so kommen", sprach Dr. Schwarz dumpf, „weil Europa nicht hören wollte. Anstatt gemeinsam die Wunden des früheren Krieges zu heilen, wollten die Sieger strafen, die Besiegten sich rächen. Nur wenige hatten erkannt, daß jener Krieg die Verderblichkeit eines Zustands offenbarte, der den zur Einheit bestimmten Erdteil in willkürlich handelnde, wetteifernde Mächte zerlegte. Ja, während vordem fünf bis sechs große Völker nebeneinander standen, schufen die Friedensschlüsse von 1919 unter dem Schlagwort Freiheit der kleinen Nationen noch größere Zersplitterung."

„Und den Völkerbund", warf Selmer dazwischen.

„Das war der größte Irrtum. Wir können ihn bloß noch geschichtlich begreifen. Damals war ja die Demokratie auf dem Höhepunkt vor ihrem Abstieg. Wie konnte man die ausübende Gewalt, das Richteramt über Gleiche, aus diesen Gleichen selbst hervorgehen lassen! Wie kann Autorität aus Mehrheit kommen! Der Völkerbund war eine Totgeburt. Aber die Menschen von damals gingen zu ihm und an der wahren Autorität vorbei."

„Am Vatikan."

„Ja. Was Europa sein sollte und konnte, die Päpste haben es seit 1914 immer wiederholt. Eine Völkerfamilie. Eine Familie aber wird durch Tradition zusammengehalten. Sind Sie Protestant?"

„Ich bin Katholik wie Sie."

„Ich bin gar nicht Katholik", lächelte Dr. Schwarz, „aber ich erkenne, daß die Tradition der europäischen Völkerfamilie katholisch, römisch, päpstlich ist. Der gemeinsame Stolz, das Gefühl der Einheit sank dahin mit der Glaubenseinheit. Auch der Wille sich zu vertragen. Dabei machte es nichts aus, ob zwei Gegner gerade im Glauben getrennt waren. Für diese Erkenntnis aber war Europa selbst nach den schlimmsten Erfahrungen noch nicht reif."

„Bei uns in Südamerika ist nach dem Vatikanischen Konzil der christliche Völkerbund Tatsache geworden. Mit dem päpstlichen Schiedsgericht als zweiter Instanz."

„Und Brasilien hat 100 Millionen Einwohner, während es hüben 20 Millionen Deutsche und 8 Millionen Franzosen gibt. Monsieur Sidi el Mohamed aus Marrakesch, der französische Präsident, hat deshalb neulich bei der Senatseröffnung in Marseille — Paris ist, wie Sie wissen, auch tot — offen gesagt, es gebe 12 Millionen Deutsche zu viel."

„Trotz des wüsten Gürtels vom Rhein zur Marne!?"

„Man lächelt auch über die verbrauchte Walze von den Sicherheiten. Lachen würde man, wenn man's noch könnte. Die wenigen reinblütigen Franzosen, die im Bund des Heiligen Ludwig organisiert sind, verabscheuen diese Afrikanerpolitik. Christlich-abendländisch, europäisch ist ihre Losung wie die unsrer geistigen Führerschaft."

„Etwas anderes bleibt ja gar nicht mehr übrig. — Wo sind wir jetzt?"

„Ueber Westfalen. Wollen wir frühstücken?"

Auf die Zustimmung Selmers trug das Schreibfräulein, eine ernste blasse Kriegswaise, eine kleine Erfrischung auf. „Wo stammen Sie her, mein Kind?" frug der Abgesandte der Europahilfe freundlich.

„Aus München, mein Herr." Ihr Mund schloß sich wie in Schmerzen.

„Ihre Eltern starben bei dem fürchterlichen Gasüberfall vom 20. Mai", erklärte Dr. Schwarz leise, als das Mädchen wieder an seinen Platz gegangen war. „Sie selber war auswärts in einem Klosterinstitut. Sonst lebte sie auch nicht mehr."

„München kannte ich gut. Es ist noch unbewohnt?"

„Um die kleine Kirche vom Herzogspital, die wunderbar, wie es heißt, erhalten blieb, haben sich wieder ein paar Leute angesiedelt. Aber die Landeshauptstadt ist Regensburg und der Erzbischof wohnt im alten Freising."

Das Flugzeug hatte eine Zeitlang grünes, wohl angebautes Land überquert. Jetzt tauchten gelb-graue Streifen zwischen Wiesen und Wäldern auf. Dann waren es grüne Streifen im Grau, die allmählich auch verschwanden. Das ehemalige Schlachtfeld der großen Kämpfe im Westen. Hatte der Weltkrieg von 1914—18 nur das Gebiet der Stellungskämpfe und der großen Durchbrüche verheert, so war im zweiten europäischen Krieg auch die beiderseitige Etappe von vornherein unter Feuer gelegen. Die 100—200 Kilometer weit tragenden Riesengeschütze waren von vornherein auf Brücken und Bahnhöfe eingestellt. Fabriken und Lager von Munition waren zwar zum Teil schon tief unter der Erde angelegt; die übrige Herstellung von Kriegsbedarf — unter darunter fiel schließlich alles bis zum Knopf oder Eßlöffel — wurde sofort von Fliegergeschwadern heimgesucht. Ward dabei hauptsächlich mit Brand- und Sprengbomben gearbeitet, so suchte man mittels giftiger Gasnebel die Ernte auf den Feldern und in den Gärten zu vernichten. Nur wenige Tage vergingen auch bis zur Vergasung offener bewohnter Städte. Der Vorwand, es werde dort Kriegsbedarf hergestellt oder der Gegner habe angefangen, war schnell da.

Um dem fremden Gast einen genauen Eindruck zu verschaffen, ließ Dr. Schwarz das Fahrzeug nur etwa 100 Meter über dem Boden fliegen. Die Luftklappen wurden geschlossen und ein Sauerstoffapparat in Gang gesetzt. Denn immer noch war die Atmosphäre von tödlichen Dämpfen geschwängert und die Reinigung durch künstliche Gewitter nicht über erste Versuche hinaus. Es war eigentlich kein Bild der Zerstörung, das sich den Blicken bot. Dazu war die Zerstörung zu gründlich gewesen. Es war eine Art Dünenlandschaft, nur von einem ganz unirdischen, sozusagen höllischen Aussehen. Als seien selbst Luft, Wind und Wolken nicht mehr von den Naturgesetzen, sondern von der Willkür losgelassener Dämonen gelenkt worden, so seltsam erschienen die Bodenwellen, die schwefligen Wassertümpel, die Lichter und Schatten. Mit dem Fernglas war zu erkennen, daß sich an irgendwie begünstigten Stellen niederstes Leben den Bedingungen des Höllenreichs angepaßt hatte. Eine grellblaue Flechte, aus der rote kakteenähnliche Gebilde wucherten, bedeckte strichweise den Boden.

„Das war ein blühendes Industriegebiet", erklärte der Beamte. „Es ist am heißesten umkämpft worden. Mit dem Ende, daß keiner mehr etwas damit anfangen kann."

Der Mitreisende sah nur stumm durchs Glasfenster.

„Ueberm Rhein wird es etwas besser. Der breite Strom hat isolierend gewirkt. Dort ist auch die englische Versuchstation, unser Ziel für heute."

„Ja, die Angelsachsen", nickte der Mann aus Uebersee. „Diesmal blieben sie neutral, bis Deutsche, Franzosen, Italiener und die Kleineren sich genügend verbraucht hatten. Griffen dann ein, um Frieden zu stiften, d. h. sich selber zu Herren des Festlandes zu machen. Na, es hat ihnen so viel Blut gekostet, daß sie ohne ihre Vereinigung mit Nordamerika heute nichts mehr bedeuteten."

„Das Festland ist heute, was einst Griechenland. Die Angelsachsen sind die neuen Römer."

„Dann werden sie sich bald mit dem anderen Rom vergleichen müssen, mit dem Rom, das ewig ist."

Unter dem Flugzeug breitete sich jetzt der Rhein.

„Es wäre anders geworden," sagte Dr. Schwarz und deutete hinunter, „hätten England und Amerika vor 25 Jahren den Franzosen — und gewissen Leuten bei uns — energisch klar gemacht, daß, und wie man hier im Westen nachbarlich auskommen konnte."

Die Landschaft drunten wurde jenseits des Stromes etwas natürlicher. Stellenweise wuchs sogar hartes Gras. Ein Schlachtfeld alten Stils mit Trichtern und Gräben erweckte in Herrn



Selmer Erinnerungen an die Somme, wo er 1918 als jugendlicher Ersatzreservist noch die Rückzugskämpfe mitgemacht hatte. Es stammte aber von einem Vorpostengefecht aus dem jüngsten Krieg. Dann stieß eine völlig wüste Ebene auffällig mit grasbewachsenen Hügeln zusammen. Zwischen zwei Hügeln wurden Wellblechhäuser sichtbar, und von einem himmelhohen Funkmast wehte die aus Sternenbanner und Union Jack komponierte angelsächsische Flagge.

„Ehemals belgisches Gebiet," bemerkte Dr. Schwarz. „Aber Antwerpen geben die Briten wohl nie wieder her. Und das übrige ist nichts mehr wert."

Die Vorbereitungen zur Landung schnitten weitere Gespräche ab. Einige Stunden später saßen die beiden Reisenden am einfachen Mittagstisch der englisch-amerikanischen Ingenieure, Wetterbeobachter und Bodenchemiker. Einer davon, ein scharfsinniger Erfinder, war übrigens Deutscher. Er hatte die Gäste rundgeführt und ihnen alles gezeigt: die Luftdruck- und Grundwassermesser, die Apparate zum Nachweis von Gasen in der Atmosphäre oder im Boden, das luftelektrische Werk zur Erzeugung künstlicher Gewitter, zuletzt den Garten mit seinen Anbauversuchen. Das Klima war milder geworden; man stritt sich, ob durch Einflüsse des Kriegs oder eine Neigung der Erdachse oder Eruptionen auf der Sonne. Einige wollten gerade aus derartigen himmlischen Störungen dies Halbjahrhundert der Kriege und Umwälzungen deuten.

Herr Selmer, für alle anwesenden Europäer der geehrte Gast, fühlte sich verpflichtet, zum Dank für die gute Aufnahme eine kleine Rede zu halten. Nach den üblichen Höflichkeiten gab er mit innerer Bewegung seinen Eindruck wieder. Was er gesehen, wenn auch bloß wie einen schnell abrollenden Film, hatte ihn erschüttert. Wie furchtbar mußten die Augenblicke der Zerstörung selbst gewesen sein! Aber als ein Mann, der sich im fremden Lande selbst sein Leben gezimmert, sah er auch hier Hoffnungen und Auswege. Die ernsten, entschlossenen Gesichter am Tische musternd, erhob er seine Stimme:

„Was ich gesehen habe, meine Herren, hat mir offenbart, welche Macht der Mensch über die Natur erlangt hat. Die wilden Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Elektrizität, die physikalischen und chemischen Verbindungen fängt er ein und verändert mit ihnen das Antlitz der Erde. Doch zu welchem Zweck? Um die eignen Werke zu zerstören, ja schlimmer: um Gottes Werke auf Erden zu vernichten, Pflanzen, Tiere und seine eignen Brüder, die Menschen anderer Art. Ich frage Sie: hätten Europas Völker die Kraft, den Scharfsinn und das Geld, womit sie die Verwüstung breiter fruchtbarer Landstriche vorbereiteten und vollbrachten, nicht aufwenden können, um die Wüste Sahara oder die Wüste Gobi zu befruchten? Gewaltiges hat der Schöpfer seinem Ebenbild in die Hand gelegt. Aber um Seinen Willen, nicht um den Willen Satans zu tun. Ja, der Mensch, der der Herr der Erde sein soll, ist noch nicht Herr seiner selbst geworden. Ich möchte indes doch glauben, daß er auf dem Wege dazu ist. Sehe ich Ihre Arbeit und die meines freundlichen Begleiters, so übertrage ich in Gedanken die Energie der Zerstörung in die Energie des Aufbaus. Konnte der Mensch seine Mutter, die Erde, so verunstalten, so gelingt es ihm vielleicht auch, sie wieder zu heilen, ja schöner zu machen als sie war. Die Wüsten werden wieder grünen, die Städte werden sich neu bevölkern, Glocken und Hämmer wieder klingen. Nur eins tut not: der Herr der Erde muß sich selbst beherrschen lernen. Nicht der kleine einzelne Mensch allein, der es allenfalls schon konnte — nein auch der große, der Gesamtmensch, die Völker und Staaten. Moral und Recht müssen auch zwischen ihnen gelten. Das Faustrecht soll abgetan sein. Das kommt freilich nicht von unten, aus Massentrieben oder Massenbeschlüssen; das kommt allein von oben, aus göttlichen Gesetzen und Gnadenkräften."

Alle verstanden den Sprecher. Denn im 6. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war der Glaube an Gott wieder Gemeingut der gebildeten Menschheit geworden. Und der berüchtigte Weg von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität, den ein Weiser des 19. Jahrhunderts vorausgesagt, war überwunden — bis zum bitteren Ende.

Findling. Friedrich Hebbel (Tagebücher)

Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet; denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit Nägeln aus dem Grabe kratzen möchten.

Oesterreichischer Brief.

Von Christian Fischer, Mitglied des österreichischen Bundesrats.

Die finanzpolitischen Verhandlungen — Vorstöße der Kulturkämpfer — Die Reise des Bundeskanzlers nach Rumänien — Der Kampf um die sozialpolitische Gesetzgebung — Aus der christlichen Arbeiterbewegung.

Der Nationalrat, die gesetzgebende Körperschaft Oesterreichs, ist auf einem toten Geleise festgefahren. Die Verhandlungen der politischen Parteien über die Finanzvorlage der Regierung kommen nicht vom Fleck, weil die Bundeshauptstadt Wien Schwierigkeiten macht und nicht das Geringste von den Finanzvorrechten aus den Umsturztagen abzugeben gewillt ist. Es rächt sich bitter, daß in den ersten Tagen des österreichischen Freistaates eine sozialdemokratische Regierung am Ruder war, die gegenüber der Bundeshauptstadt Wien allzu freigebig gewesen ist. Da man nun auch in dieser Hinsicht abbauen muß, gibt es ernsthafte Schwierigkeiten nach jeder Richtung. Gegenwärtig arbeitet ein kleiner Unterausschuß an der Beseitigung der Hindernisse. Nach einer längeren Pause soll jetzt durch Einberufung des Nationalrates diesen Verhandlungen Nachdruck gegeben werden. Die Landtage benützen die Pause im Nationalrate, um die Landesfinanzen in Ordnung zu bringen, und es hat besonders der Tiroler Landtag durch die Schaffung eines Landeselektrizitätssteuergesetzes beispielgebend gewirkt.

In den Ausschüssen des Nationalrates, die man auch in der Zwischenzeit tagen ließ, versuchten die Anhänger des Kulturkampfes vorwärts zu kommen. Besonders die sozialdemokratische Frau Abgeordnete Popp bemühte sich angelegentlich, im Justizausschuß des Nationalrates die Ehereform zur Verhandlung zu bringen. Sie wurde dabei von den führenden Abgeordneten der sozialdemokratischen Partei, besonders dem Hauptschriftleiter Austerlitz von der Wiener „Arbeiterzeitung" unterstützt. Die Christlichsozialen waren auf der Wacht und so ist es den Sozialdemokraten nicht gelungen, den Antrag betreffend die Ehereform auf die Tagesordnung zu bringen. Das gleiche Schicksal erlebte ein Antrag der Frau Abgeordneten Popp, betreffend die Abänderung der § 144—148 des Strafgesetzes, der eine mildere Auffassung von der Abtreibung der Leibesfrucht Gesetz werden lassen will. Der Obmann des Justizausschusses, Staatssekretär Dr. Waiß, gab nur die Erklärung ab, daß er sich mit den Parteien des Nationalrates wegen der Verhandlung des sozialdemokratischen Antrages ins Einvernehmen setzen wolle. Nach der gegenwärtigen Sachlage wird noch geraume Zeit vergehen, bis der Antrag der Sozialdemokraten zur Verhandlung kommt. Nach wie vor betreibt die Freidenkerei ihre Hetze. In Wien sind in den letzten 9 Monaten des vorigen Jahres 20 793 Personen aus der katholischen Kirche ausgetreten. Die sozialdemokratische Presse bauscht zwar die Arbeit der Freidenker gewaltig auf, aber auch die obige Ziffer wird zum Nachdenken anregen müssen und gibt der Forderung der katholischen Arbeiterschaft recht, daß viel mehr als bis jetzt die Freidenkerei bekämpft werden muß.

Wie schon letzthin erwähnt, läßt sich der Bundeskanzler Dr. Seipel die außenpolitische Tätigkeit nicht nehmen. Am 2. Februar erfolgte die Abreise des Bundeskanzlers nach Bukarest, um verschiedene mit der rumänischen Regierung schwebende Fragen zur Erledigung zu bringen. Dem österreichischen Bundeskanzler wurde in der Hauptstadt Rumäniens ein sehr freundlicher Empfang bereitet, der in der Presse begeisterten Widerhall fand. Die rumänische Reise des Bundeskanzlers hatte den Erfolg, daß ein Handelsvertrag angebahnt wurde und ein Schiedsgerichtsvertrag zur Unterzeichnung kam. Die österreichische Presse spricht unverhohlen ihre Bewunderung für die Arbeit Seipels aus, der, mitten in bewegter Zeit das Prestige Oesterreichs zu wahren versteht.

Angesichts der Bemühungen der Industriekreise in Deutschland und Frankreich strengen sich auch die österreichischen Unternehmerverbände an, den Achtstundentag abzuschaffen. Die Alpine Montan-Gesellschaft, das größte Industrieunternehmen Oesterreichs, hat bei den Lohnverhandlungen mit der Arbeiterschaft erklärt, die Betriebe nur dann aufrecht erhalten zu können, wenn die Arbeitszeit mindestens auf 9 Stunden verlängert wird. Da die Arbeiterschaft und die Angestellten nicht in der Lage sind, so ohne weiters auf die Wünsche der Unternehmer einzugehen, hat man in verschiedenen Orten weitgehende Abbaumaßregeln bei Arbeitern und Angestellten vorgenommen.

Ganze große Industriewerke mit Tausenden von Beschäftigten sollen stillgelegt werden. In anderen Orten werden Tausende von Arbeitern gekündigt. Wie dieser Kampf um die Sozialpolitik ausgehen wird, ist noch nicht abzusehen.

In der christlichen Arbeiterbewegung herrscht nach wie vor reges Leben. Eine große Anzahl von Versammlungen beweist den kräftigen Lebenswillen der christlichen Arbeiter- und Angestelltenschaft. In einer großen Anzahl von Orten werden soziale Unterrichtskurse gehalten und selbst die gegnerische Presse muß zugeben, daß in der christlichen Arbeiterbewegung rege Tätigkeit herrscht. In Wien wurde der Beschluß gefaßt, dem großen Volksbürgermeister Dr. Karl Lueger ein Denkmal zu errichten. Die Vorarbeiten sind im besten Gange. Das Denkmal für Dr. Karl Lueger, den Gründer und ersten Führer der Christlichsozialen Oesterreichs, wird sich auf einem der schönsten Plätze von Wien erheben. Dort macht die christliche Arbeiterbewegung große Fortschritte. Gelegentlich der Generalversammlung des christlichsozialen Arbeitervereins konnte Abgeordneter Kunschak berichten, daß der christlichsoziale Arbeiterverein von Wien im vorigen Jahre um 985 Mitglieder zugenommen hat. Die katholischen Arbeiterinnenvereine haben sich zu einem Verband zusammengeschlossen, der sich dem Reichsverband der christlichen Arbeiterschaft anschließen wird. Dadurch ist wieder ein Zuwachs zu verzeichnen, mit dem man noch vor kurzem nicht rechnen konnte. Die katholischen Arbeitervereine in Oberösterreich hielten ihren Verbandstag ab und konnten bei dieser Gelegenheit den bayer. Landtagsabgeordneten Prälat Dr. Walterbach begrüßen. Sein Vortrag über: „Die katholischen Arbeitervereine im öffentlichen Leben" war ein Ereignis der österreichischen Politik. Auch die katholischen Arbeitervereine in Niederösterreich hielten ihren Verbandstag ab und konnten auf eine Reihe von Erfolgen verweisen. In Oberösterreich ist ein Streik der Sozialdemokraten in Kleinmünchen bei Linz, der die christlichen Arbeiter in das sozialdemokratische Lager pressen wollte, verloren gegangen. Der christliche Textilarbeiterverband konnte während des Streiks seine Mitgliederzahl von 30 auf 140 erhöhen. Die sozialdemokratische Presse mußte voll verhaltenen Zorns diese Tatsache ebenfalls feststellen. Auch die christliche Gewerkschaftsbewegung weist frisches Leben auf. So steht der Anschluß der christlichen Lehrerorganisation an die Zentralkommission der christlichen Gewerkschaften bevor. Auch die Jugend, die in der Zentralstelle für gewerkschaftliche Jugendarbeit zusammengeschlossen ist, hat im abgelaufenen Jahre gegen 2000 Mitglieder den christlichen Gewerkschaften zugeführt. Mit jedem Monat kann man feststellen, wie die Oeffentlichkeit die christliche Arbeiterbewegung immer mehr beachtet. Schritt für Schritt kommen wir an die volle Gleichberechtigung der christlichen Arbeiterschaft mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften heran. Es kommt nur darauf an, daß die christliche Arbeiter- und Angestelltenbewegung ihre Stellung richtig auswertet.

Das Entwertungsproblem in der dritten Steuernotverordnung.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen, München.

Ganz kurz vor Ablauf des am 15. Februar 1924 außer Kraft tretenden Ermächtigungsgesetzes vom 8. Dezember 1923 hat die Reichsregierung den Versuch unternommen, mit der dritten Steuernotverordnung vom 14. Februar 1924 (RGBl. S. 74 ff.) das klippenreiche und außerordentlich verwickelte Problem der Geldentwertungsfolgen zu bereinigen und endgültig zu regeln. In den Ausschüssen des Reichstags und des Reichsrats war eine Uebereinstimmung nicht zu erzielen, sodaß manche Vorschriften das Merkmal des Kompromisses in sich tragen.

Welche Einstellung auch die heutige Reichsregierung noch zu dem ganzen Problem besitzt, ergibt sich gleich am Anfang aus der Ueberschrift des Artikels I „Aufwertung". Vom Reichsjustizministerium war bekanntlich noch vor Jahresfrist der Standpunkt vertreten worden, daß mit der Entwertung des deutschen Währungsgeldes auch alle in Reichswährung ausgedrückten Ansprüche entwertet seien. Gegen diese formaljuristische und durchaus abwegige Rechtsauffassung bäumte sich bekanntlich gerade im letzten Jahre das gesunde Rechtsempfinden weiter Volkskreise auf, und endlich fanden sich höhere deutsche Gerichtsinstanzen, die entschieden, daß eine derartige Rechtsfolgerung gegen Treu und Glauben im Verkehr verstößt und daher nicht haltbar ist. Auch der höchste deutsche Gerichtshof, das Reichsgericht, hat in der bedeutungsvollen Entscheidung des 5. Zivilsenats vom 28. Nov. 1923 ausgesprochen, daß eine Schuld nicht ohne weiteres durch Zahlung des Nominalbetrages in deutschem Inflationsgelde getilgt werden kann.[1])

Trotzdem geht auch die heutige Reichsregierung in § 1 der 3 StNV. von der Fiktion aus, daß Ansprüche aus Rechtsverhältnissen, welche die Zahlung einer bestimmten in Reichswährung ausgedrückten Geldsumme zum Gegenstand haben, „durch den Währungsverfall entwertet" und nach Maßgabe der neuen Vorschriften „aufzuwerten" seien. Mit dieser Formulierung wird der Eindruck erweckt, als ob nun alle die armen Mündel, kleinen Sparer usw., denen der böse Währungsverfall — beileibe nicht die Finanzgebahrung des Reiches — ihre Ansprüche aus Pfandbriefen, Hypotheken, Obligationen, Sparkasseneinlagen, Lebensversicherungsverträgen usw. wertlos gemacht hat, ein hochherziges Geschenk von etwa 15 vom Hundert ihres früheren Vermögenbestandes erhielten. Dem ist aber nicht so. In Wirklichkeit macht die 3. Steuernotverordnung den Versuch, eine Entwertung der genannten Vermögensarten um mindestens 85% ihres ursprünglichen Wertes gesetzlich festzulegen. Die sparenden Volksschichten, insbesondere der frühere Mittelstand haben ein erhebliches Interesse an der Feststellung, daß mindestens 85% ihres Vermögens auf dem Umwege der Inflation mit schließlicher gesetzgeberischer Sanktion durch die 3. Steuernotverordnung enteignet wurden, und bei den künftigen Steuervorlagen und Wirtschaftskämpfen wird man sich stets die Frage vorzulegen haben, welch ähnliche Leistungen an das notleidende Vaterland die anderen Stände, insbesondere die Großindustrie, der 85%igen Besitzsteuer der schwachen Schultern an die Seite zu stellen haben.

Wenn schon derart schwere Lasten auf Grund des verlorenen Krieges und des Versailler Vertrages notwendig sind, so hätten die beteiligten Kreise erwarten dürfen, daß man ihre mindestens 85%ige Besitzbesteuerung beim rechten Namen genannt hätte, zumal in einer Steuernotverordnung, und daß man nicht, wie geschehen, die Regelung ihrer Angelegenheiten begrifflich als Aufwertung bezeichnet und in der ganzen Struktur der St.N.V. in Gegensatz stellt zu den Aufwertungssteuern des Art. III der 3. St.N.V.

Was den Pfandbriefbesitzern, den Sparern und Versicherten von ihren früheren Geldeinlagen noch verbleiben wird, läßt sich im übrigen auch jetzt nach Erscheinen der 3. St N.V. noch nicht ermessen. Bezüglich der Hypotheken usw. ist zwar gesagt, daß 15% des „Goldmarkbetrages" (bei Entstehen vor dem 1. Jan. 1918 der Nennbetrag, sonst der Umrechnungskurs) „aufzuwerten" seien, die Zahlung der aufgewerteten Kapitalbeträge kann aber nicht vor dem 1. Januar 1932 verlangt werden. Die Verteilung der „Teilungsmasse" unter die Pfandbriefgläubiger (§ 6), Inhaber von Sparkassenguthaben (§ 7), der Versicherten (§ 8) kann also noch lange auf sich warten lassen und mancher Kleinrentner kann inzwischen vollends verhungert sein. Es ist dringend zu fordern, daß schon vor dem obengenannten Termin, und zwar in allerkürzester Frist, die Teilungsmasse der Hypothekenbanken, Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften usw. wenigstens buchmäßig errechnet und festgelegt wird, damit die Schuldverschreibungen möglichst bald wieder verkehrsfähig und gegen einen reellen Börsenkurs übertragbar sind. Dazu gehört auch eine schleunige Bekanntgabe der Reichsregierung, wie hoch die Verwaltungskosten anzusetzen sind und welcher Beitrag aus dem sonstigen Vermögen des Schuldners (Hypothekenbank, Sparkasse usw.) zur Teilungsmasse zu leisten ist.

Die Hypothekenbanken, die Sparkassen und die Lebensversicherungsgesellschaften sollten selbst das größte Interesse daran haben, in großzügiger und loyaler Weise ihre Vorkriegsgläubiger baldigst einigermaßen zufrieden zu stellen. Dann wird auch die gegenwärtige Stagnation in diesen Teilen des Wirtschaftslebens bald behoben sein. Der Zinsendienst der alten Pfandbriefe und Sparkassenguthaben sollte umgehend wieder aufgenommen werden. Die diesbezügliche Beschränkung des § 5 der 3. St.N.V. bezieht sich nicht auf die Pfandbriefe usw., welche erst in den darauffolgenden §§ 6 ff. abgehandelt sind. Da ge-

[1]) Vgl. den Aufsatz des gleichen Verfassers: „Gedanken zum sog. Aufwertungsproblem" in Nr. 1/1924 der A. R.

mäß § 13 in freier Vereinbarung über die Sätze der 3. St N.V. hinausgegangen werden kann und die genannten Gesellschaften an der Geldentwertung vielfach mehr profitiert haben, als was sie demnächst zur Verteilung bringen müssen, ist das Verlangen nach baldiger weitherziger Regelung kein unbilliges.

Ob es notwendig war, in § 5 Abs. 2 die rückständigen Zinsen als mit dem Inkrafttreten der St.N.V. erlassen zu erklären, muß bezweifelt werden. Dagegen entspricht es durchaus den Grundsätzen unseres bürgerl. Rechts, daß eine Aufwertung von Hypotheken usw. dann ausgeschlossen ist, wenn der Berechtigte, ohne sich seine Rechte vorzubehalten, die Löschung des Rechts bewilligt hat. Gemäß § 11 der St.N.V. kommt hier auch eine Aufwertung wegen ungerechtfertigter Bereicherung oder auf Grund einer Anfechtung wegen Irrtums oder aus einem anderen Rechtsgrund nicht in Betracht. Unabhängig davon dürfte die Frage zu beantworten sein, ob nicht diejenigen Banken haftbar sind, welche noch im letzten halben Jahre verloste Industrieobligationen, Pfandbriefe usw. vorschnell aus den Depots ihrer Kunden entnommen und zur Einlösung gebracht haben.

Warum Sparkassenguthaben nur aufgewertet werden, wenn sie bis zum 31. Dezember 1924 bei der Aufwertungsstelle angemeldet sind, ist nicht recht einzusehen, da sie doch buchmäßig feststehen. Guthaben, die auf Grund gesetzlichen Zwanges zur mündelsicheren Anlage begründet sind, haben vor den übrigen Guthaben den Vorrang. (§ 7 Abs. 3.) Diese Vorrechte hätten auch durch Anmeldung bei der Sparkasse gewahrt werden können.

Daß gemäß § 12 Ansprüche aus gegenseitigen Verträgen, Gesellschaftsverträgen und anderen Beteiligungsverhältnissen, sowie Ansprüche auf wiederkehrende Leistungen, die bei Abfindungen, Auseinandersetzungen oder ähnlichen Rechtsvorgängen begründet sind, nicht unter die St.N.V fallen und daher im Sinne der bekannten Reichsgerichts-Entscheidung eine höhere Bewertung zulassen, berührt zunächst eigentümlich, ist aber erklärlich, weil hier die zugrunde liegenden wirtschaftlichen Zusammenhänge meist anders gelagert sind und leichter erfaßt werden können. Die St.N.V. hat hauptsächlich den Zweck dort, wo sonst Abertausende von kostspieligen Prozessen entstehen würden, regelnd einzugreifen und hat daher auch in § 10 bestimmt, daß vorerst derartige Prozesse auf Antrag auszusetzen sind.

Die Entscheidungen der von der Reichsregierung noch zu bezeichnenden Aufwertungsstelle sind im Falle der Rechtskraft vollstreckbar und für die Gerichte bindend. Sofortige Beschwerden gegen dieselben werden vom Oberlandesgericht verbeschieden. Die Aufwertungsstelle, deren Verfahren sich nach den Vorschriften des R.G. über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit sinngemäß regelt, hat den Versuch einer gütlichen Einigung zu machen und kann Sachverständige zuziehen. Ihre Zuständigkeit kann auch für andere mit der Aufwertung zusammenhängende Ansprüche vereinbart werden.

Für die Anleihegläubiger des Reichs, der Länder und Gemeinden ist es außerordentlich bitter, zu erfahren, daß die Regelung ihrer Ansprüche bis zur Erledigung sämtlicher Reparationsverpflichtungen zurückgestellt wird (§ 16), ja daß sogar neue Anleihen mit Vorrang vor den alten aufgelegt, verzinst und getilgt werden können. Damit ist der teilweise Bankerott des Reiches verbrieft und versiegelt. Immerhin hätte eine Bereinigung der Vorkriegsanleihen der Länder oder wenigstens der Gemeinden schon jetzt zugelassen werden sollen und können.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die ausgedehnten und oftmals recht schwer verständlichen Bestimmungen der 3. St.N.V. über den „Geldentwertungsausgleich“ (richtiger Entwertungsgewinnsteuern) zugunsten des Reiches, der Länder und Gemeinden näher darzulegen und im einzelnen kritisch zu behandeln. Soviel muß aber gesagt werden, daß sich hier der Staat dasjenige einzuverleiben sucht, was er den schwachen Schultern im ersten Teil der St.N.V. unter dem falschen Schein der Aufwertung in Wirklichkeit endgültig abgesprochen hat. Die Entwertungsgewinnsteuern sind, soweit sich dies heute schon beurteilen läßt, sehr drückend und werden die Lebenshaltung weitester Kreise deshalb erneut herunterdrücken, weil sie z. T. merkwürdigerweise auf die Allgemeinheit abgewälzt werden dürfen, ja sogar sollen, wie bei der Mietsteuer (§ 30 Abs. 1 Ziff. 1). Gemäß § 27 Abs. 3 sind die Mieten allmählich gemäß der Entwicklung der allgemeinen Wirtschaftslage den Friedensmieten anzunähern, damit recht ergiebige neue Mietsteuern erschlossen werden können. Das Baugewerbe wird daraus vielleicht einigen Nutzen ziehen, weil 10% der aufkommenden Steuer zur Förderung der Neubautätigkeit verwendet wird (§ 26 Abs. 2) und Neubauten, Um- und Einbauten, welche erst nach dem 1. Juli 1918 bezugsfertig geworden sind, von der Mietsteuer befreit sind.

Die Besteuerung der Gewinne aus der Ausgabe von Notgeld ist mit Recht sehr hoch in Aussicht genommen (bis zu 80%). es wäre aber zu wünschen gewesen, daß die Steuer bei Holzverkäufen aus Forsten öffentlicher Körperschaften unter Inanspruchnahme öffentlichen Kredits nicht mit 20% beschränkt worden wäre (§ 37).

Außerordentlich zu bedauern ist, daß eine Besteuerung des Geldentwertungsgewinns bei Inanspruchnahme von Krediten während der Zeit der Inflation (Wechselkrediten, Kontokurrentkrediten, Lombardkrediten usw.) durch die 3. Steuernotverordnung noch in keiner Weise fest umrissen ist, sondern daß in dieser Richtung die Finanzbehörden lediglich ermächtigt sind, „Vorbereitungsarbeiten“ zu leisten. Es ist noch in frischer Erinnerung, in welch außerordentlichem Ausmaße gewisse Industriellenkreise gerade seit und im Zusammenhang mit der Ruhrbesetzung Reichsbankkredite in Anspruch genommen und gewährt bekommen haben, die dann nach Fristablauf in völlig entwertetem Währungsgelde zurückbezahlt werden durften. Auch ist allgemein bekannt, daß gerade die Vermögen der nachrevolutionären Neureichen durch Inanspruchnahme von Bankkrediten zwecks Ausnützung der Währungsschwankungen und ihrer Folgen auf dem Effekten- und Warenmarkt entstanden sind. Die breite Masse des Volkes hat ein ganz erhebliches Interesse daran, daß gerade diese oft märchenhaften Gewinne aus der Inanspruchnahme von Krediten, welche das Finanzelend des Reiches bedeutend beschleunigt hat, so hoch wie möglich erfaßt und besteuert werden. Leider kann man die Empfindung und schlimme Befürchtung nicht los werden, daß der Gesetzgeber den Mut oder die Kraft nicht besaß, den erwähnten mächtigen Großkapitalistengruppen die gleichen schweren Lasten aufzuerlegen wie den kleinen Sparern, und daß es diesen Kreisen auf Grund des im § 24 der St.N.V. offen gelassenen Loches gelingen könnte, daß es hier nur bei den Vorbereitungsarbeiten sein Bewenden hat. Der Reichstag oder der Reichsrat, welche auf Grund § 1 Abs. 2 des Ermächtigungsgesetzes unter gewissen Voraussetzungen das Recht haben, die Aufhebung solcher auf die Vollmachten des Ermächtigungsgesetzes gestützten Verordnungen herbeizuführen, werden sich sehr ernsthaft mit der Frage zu befassen haben, wie weit hier bereits die Interessenpolitik der Großindustrie, des Staates im Staate, am Werk oder vielleicht schon siegreich gewesen ist.

Niemand wird die Schwierigkeiten verkennen, welche die Reichsregierung im allgemeinen bei Bezwingung der vielgestaltigen Materie zu überwinden hatte. Aber die dritte Steuernotverordnung befriedigt deshalb so wenig, weil sie, wie gesagt, sehr wichtige Fragen offen läßt und weil sie sich, namentlich im sprachlichen und begrifflichen Aufbau des Kapitels „Aufwertung“ nicht freizumachen wußte von jener Unwahrhaftigkeit, welche leider unsere ganze verflossene Währungspolitik gekennzeichnet hat.

Bitte.

Du, der die ragenden
sonnennahen Berge
in die Täler der Menschen gesetzt,
der sich die ewigen Tempel gewölbt,
in denen der Sturm die Choräle bläst
und heiliges Schweigen die Andacht hält;
Du, der die rastlosen Ströme
zu unendlichen Meeren gestaut
und darin sein gewaltiges Angesicht
von Ewigkeit zu Ewigkeit schaut:
Nimm von den Schultern
mir den grauen Fluch
und lass mich in die blauen Fernen gehen,
und meine gottgeborene Seele
all die Wunder Deiner Schöpfung sehen.

Lucia Strauss-Schmidt.

Heimatbewegung und Volksgemeinschaft.

Ein Beitrag zur Frage des inneren Wiederaufbaues.

Von Josef Rüther, Brilon, Westfalen.

Seit einer Reihe von Jahren, schon vor dem Kriege, belebte sich der Heimatgedanke in unserem Vaterlande ganz erfreulich. Es entstand eine Menge von Heimatvereinen mit eigenen Zeitschriften und Zeitungsbeilagen. So erscheinen z. B. nach einer Zusammenstellung in einer rheinischen Heimatzeitschrift[1]) allein im Rheinlande 16 Zeitschriften der Geschichtsvereine, 17 volkstümliche Heimatzeitschriften und 9 Beilagen zu Tageszeitungen. In Westfalen und anderswo ist es nicht anders. Ueberall zeigt sich ein mächtig emporblühendes Interesse an der Heimat. Bei genauerer Betrachtung scheint es aber, als ob es diesem erfreulichen Wollen meist oder doch sehr oft am tieferkannten Ziele fehle. Man interessiert sich hier mehr für heimische Geschichte, dort mehr für Volkskunde, anderswo für Sammlung von Altertümern, wiederum an anderer Stelle für den Schutz der heimischen Natur. Und auch da, wo alle diese Bestrebungen gleichzeitig lebendig sind, ja, selbst dort, wo man sich dabei des Zieles: Erhaltung des heimischen Volksgutes und Pflege heimischer Art, bewußt ist, selbst da dürfte die Frage nach dem Wesen der Heimatbewegung nicht tief genug gestellt sein. Man ist sich anscheinend nicht recht klar darüber, ob in die Heimatpflege auch der Mensch oder nur die Dinge der Heimat als Gegenstände einzubegreifen seien. Wo man die erstere Ansicht hegt, verbindet man mit der Heimatpflege den Gedanken der Wohlfahrtspflege. Aber auch hier, bei der Wohlfahrtspflege, denkt man in erster Linie an gesundheitliche und wirtschaftliche Förderung der Heimatgenossen; und vielleicht nur wenige werden wie Schmittmann[2]) mit Wohlfahrtspflege auch die Forderung verbinden, daß „die Wohlfahrtspflege auf dem Lande sich die Förderung des Gemeinschaftsbewußtseins besonders angelegen sein lassen“ müsse, „durch Wiederbelebung alter Volksfeste und Trachten, durch Weckung des Verständnisses für die Heimatgeschichte und die Schönheit des heimischen Landes“. Aber auch hier kann und muß man die Frage stellen, ob diese Aufgabe der Wohlfahrtspflege im eigentlichen Sinne zufällt, und ob sie von ihr auch nur gelöst werden kann. Tatsächlich ist diese Forderung aber der Kern der ganzen Heimatpflege. Denn letztlich muß man doch die Frage stellen: Was sollen heimische Geschichte, Natur-, Denkmals- und Sittenpflege usw? Sollen sie nur um ihrer selbst willen betrieben werden, oder sollen sie einem höheren, einem im Menschen der Heimat liegenden Ziele dienen? Die Literatur über Heimatpflege nimmt auf diese Frage kaum Rücksicht. Sieht man z. B. in dem Buche von Bartmann „Heimatpflege“[3]) das Inhaltsverzeichnis an, so vermißt man dieses tiefere Ziel gänzlich. Und doch gibt ein solches Inhaltsverzeichnis ziemlich genau das an, was man heute unter „Heimatpflege“ versteht. Nun sollte aber „Heimatpflege“ doch Pflege der Heimat bedeuten. Heimat aber ist nicht die Summe der Sitten, Geschichte, Denkmäler usw., sondern ihr Kernstück ist der Mensch, und insofern würde die Wohlfahrtspflege ein wesentlicher Teil der Heimatpflege sein, wenn sie nicht doch wieder unter einem anderen Gesichtswinkel aus diesem Rahmen herausfiele und sich als selbständige Schwester der Heimatpflege darstellte. Denn auch der Mensch ist nicht in wirtschaftlichen und hygienischen Rücksichten der Mittelpunkt der Heimat, sondern in der Eigenart seiner Verbundenheit. Die Heimat ist wesentlich Verbundenheit von Menschen durch Vergangenheit, Sprache, Sitte, Landschaft usw. Und nur diese Verbundenheit macht die Heimat aus, nur unter diesem Gesichtswinkel sind auch Natur- und Denkmalspflege, sind Geschichte und Volkskunde Bestandteile der Heimatpflege.

Heimatpflege ist also wesentlich Pflege der heimischen Verbundenheit, der heimischen Volksgemeinschaft. Darum muß auf die Wesensfrage, die jeder Heimatbund und jede Heimatbewegung sich stellen muß, die grundlegende Antwort lauten: Ich will die Heimat zu einer Einheit verbinden oder doch ihre innere Einheit stärken. Aber mit diesen Worten ist wenig gesagt, wenn wir ihnen nicht einen lebendigen Inhalt geben können, und den erhalten sie aus der Frage: Warum wollen wir die Heimat zu einer Einheit verbinden? Ist sie nicht ohnehin eine Einheit? So fragt vielleicht der eine, und der andere fragt vielleicht, warum sie denn in höherem Maße eine Einheit sein müsse, als sie es ist.

Ist die Heimat eine Einheit? Ja, sonst hätten wir keinen Grund, sie gerade als unsere Heimat anderen Heimaten gegenüber zu stellen. Wir tun dies aber mit Recht im Bewußtsein, daß uns alle, die wir der Heimat angehören, starke Bande der gleichen geographischen Lage, der gleichen geschichtlichen Vergangenheit, der gleichen Sprache und Sitten, der gleichen Stammesanlage und Stammeseigenheiten, der gleichen Interessen verbinden. Also ist unsere Heimat eine Einheit.

Und doch wollen wir erst eine Einheit aus ihr machen? Das ist kein Widerspruch, denn es gibt zwei Arten der Einheit. Die eine ist die naturhaft gewordene, z. B. die Familie, und zu ihr gehört auch die Heimat, die andere ist eine solche des Wollens, des mit Bewußtsein Erstrebten. Zur vollkommenen Einheit wird eine natürliche menschliche Einheit erst dadurch, daß sie sich dieser Einheit bewußt wird und ihre Vervollkommnung und ihr inneres Wachstum selbsttätig erstrebt. Nehmen wir eine Familie zum Vergleich! Sie ist unter allen Umständen eine natürliche Einheit, ihre Glieder gehören zu einander und können nie durch andere Menschen ersetzt werden. Und doch! Welch ein Unterschied zwischen Familie und Familie! In der einen Zank, Ungehorsam, Selbstsucht, kurz: ein Auseinanderstreben, in der anderen Liebe, gegenseitige Unterstützung und Zusammenhalt. Die eine ist eben nichts weiter als die naturhafte Familie, die natürliche Einheit, die andere aber ist mehr, sie ist eine bewußt gewollte, eine sittliche Einheit. Diese sittliche Einheit soll auch das Band der Heimat sein, und sie zu erstreben muß vornehmste Aufgabe jeder tiefergehenden Heimatbewegung sein.

Aber die andere Frage war: Ist denn diese Einheit, die über die bloß naturhafte Verbindung hinausgeht, notwendig? Und diese Frage ist berechtigt, denn es ist nicht ohne weiteres klar, daß gleich wie in der Familie so auch in der Heimat die gewollte sittliche Einheit mehr als bloß wünschenswert, daß sie notwendig sei. Greifen wir zurück auf das Beispiel der Familie. Eine sittlich gesunde Familie wird auch ohne besondere Anstrengung des Wollens Frieden, Eintracht und Liebe besitzen, und in diesem Falle wäre die bewußte Einheit nicht eigentlich notwendig für sie, wohl aber noch wünschenswert, wie in allen menschlichen Verhältnissen das Bewußte, die Ueberlegenheit des geistigen Willens über den an sich guten, aber rein naturhaften Trieb wünschenswert ist. Aber wenn die Familie innerlich krank ist, wenn ihre Glieder infolge besonderer Verhältnisse mehr auseinander als zueinander streben, dann ist nur die bewußte, die gewollte, die sittliche Einheit imstande, den Zerfall der Familie zu verhindern, das Band der Gemeinschaft zu retten. Nicht anders ist es mit der Heimat, und die Frage: Ist die sittliche Einheit der Heimat, ist das bewußte Zusammenstreben und seine Verwirklichung durch besondere Bünde notwendig? Diese Frage findet ihre Beantwortung mit jener anderen: Ist die naturhafte, unbewußte Einheit in unseren Heimaten — und sagen wir ruhig weiter: in unserer Volksgemeinschaft — noch stark genug und fähig, das notwendige Band der Zusammengehörigkeit zu bilden,

---

[1]) Rheinisches Land. Zeitschrift für ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatpflege in den Rheinlanden. 1923 Nr 1 und 2.
[2]) Benedikt Schmittmann: Wohlfahrtspflege und Volksgemeinschaft in: Soziale Arbeit im neuen Deutschland. Festschrift zum 70 Geburtstag von Franz Hitze. Volksvereinsverlag 1921. S 172.
[3]) Teubners Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 756.

oder ist sie es nicht? Wenn nicht, dann ist bewußtes Einheitsstreben, dann ist der Heimatbund eine Notwendigkeit.

Aber da erhebt sich die Frage: Ist denn überhaupt eine Heimatgemeinschaft notwendig? Diese Frage ist die Kernfrage, und ihre Beantwortung führt zugleich zur Beantwortung der vorhergehenden. Um ihr näherzukommen, müssen wir uns zunächst fragen: Was bedeutet die Heimatgemeinschaft in der Volksgemeinschaft, der Nation und in der Gesamtmenschheit? Und diese Frage wiederum setzt die Vorfrage voraus: Ist ein Volk, ist die Menschheit eine lebendige Einheit, in der ein Teil auf den anderen, eine Gruppe und ein Einzelmensch auf die anderen bezogen ist, in der ein Teil dem anderen helfen muß, jeder des anderen Schicksal mitträgt? Ist sie also ein sogenannter Organismus? Oder ist sie ein bloßes Nebeneinander vieler Einzelmenschen, von denen jeder auf sich selbst gestellt ist, jeder sich selbst sucht ohne die Notwendigkeit, auf den anderen Rücksicht zu nehmen? Ist die Menschheit gleich einem Baume, in dem jede Zelle der anderen dient, gleich einem menschlichen Leibe, in dem jedes Glied nicht nur für sich selber da ist, sondern zugleich und hauptsächlich der anderen wegen? Oder ist sie wie ein Haufen Steine, die ohne innere Beziehung sind, die geradesogut auch anders liegen könnten? Ist unser Volk, und jedes Volk, nur eine Summe von so und soviel Millionen Menschen, oder ist es außerdem noch etwas anderes? So gewiß ist es noch etwas anderes, ist auch die Menschheit noch etwas anderes als ein bloßer Menschenhaufen, als auch eine Familie von fünf Köpfen mehr ist als fünf Köpfe, nämlich eine Familie. Kann man aus der Familie ein paar Glieder herausnehmen und durch andere ersetzen? Es wäre die gleiche Kopfzahl, aber keine Familie mehr. Kann man aus unserem Volke ein paar Millionen Menschen nehmen und durch andere ersetzen? Es wäre die gleiche Menschenzahl, aber nicht mehr eine Nation. Also die Völker, die Menschheit, sind nicht ein bloßer Menschenhaufen, sie sind etwas Organisches, in dem die Teile in notwendigem Verhältnisse stehen.

Was bedeutet nun in diesem Volks- und Menschheitsorganismus die Heimat? Sie ist ein Teil im größeren Ganzen, ein organischer Teil, ein Glied. Die Heimat ist das Zwischenglied zwischen Familie und Volk. Ist die Familie die Zelle der Gemeinschaft, so ist die Heimat die geordnete Zellgruppe, ein Einzelorgan, das Volk aber, die Nation, ein Gesamtorgan der Menschheit: die Menschheit ist das ganze Wesen, der Gesamtorganismus. Aus den Heimaten setzt sich das Volk zusammen, muß sich daraus zusammensetzen, wenn es wirkliches, lebendiges Volk, nicht ein Menschenhaufen sein soll. Ein wichtiger Fingerzeig für unseren Vaterlandsgedanken. Es gibt kein Volk ohne Stämme, kein Vaterland ohne Heimaten. Der Volksgedanke beginnt beim Stamme, der Vaterlandsgedanke und die Vaterlandsliebe beim Heimatgedanken und der Heimatliebe, nicht umgekehrt! Umgekehrte Vaterlandsliebe ist verfälscht, denn das Volk ist ein Organismus, und jeder Organismus lebt von unten nach oben, nicht umgekehrt.

Nachdem wir uns so darüber klar geworden sind, was die Heimat im Volks- und Gemeinschaftsgedanken bedeutet, ergibt sich von selbst die Antwort auf die vorhin gestellte Frage: Ist die Heimatgemeinschaft überhaupt notwendig? Sie ist so notwendig wie ein Glied im Körper, wie die Wurzel an der Pflanze. Sie ist gar nicht zu entbehren, wenn ein Volk wirklich ein Volk und nicht ein Menschenhaufen sein soll. Wir kommen also zu der Frage zurück: Ist die naturhafte, unbewußte Einheit in der Heimat und im Volksganzen heute noch stark genug, um das notwendige Band der Zusammengehörigkeit zu bilden, oder ist ein bewußtes Heimatstreben und damit eine Heimatbewegung im obenbezeichneten Sinne notwendig, um die Einheit der Heimat und damit des Volkes zu retten?

Die Antwort darauf lautet, und sie ist mit dem unerfreulichsten Material zu belegen: Die natürliche Einheit ist nicht nur nicht mehr stark genug, die Menschen der Heimat und des Volkes zu verbinden, sie ist sogar dem gänzlichen Zerfalle nahe, wenn nicht die sittliche Einheit, das bewußte Einheitsstreben in Bundes- und Gemeinschaftsarbeit sie rettet. Was an organischen, an gemeinschaftbildenden Kräften in unserem Volke und überhaupt im Bereiche der europäischen Kultur noch vorhanden ist, das wird mehr und mehr überwogen von jenen Kräften, die der Einheit feindlich sind und sie langsam aber stetig zerreißen. Denn es leben in der Menschheit zwei Arten von Kräften und Strebungen, vergleichbar jenen physikalischen Kräften, die im Körperlichen wirken: Kräfte der Kohäsion und des Widerstandes, Kräfte des Zusammenhaltes und der Abgrenzung und Vereinzelung, soziale und individuelle Strebungen. Die individuellen sind in der abendländischen Kultur seit Ende des Mittelalters immer mächtiger geworden, und gerade in unseren Zeiten haben sie alle Bande der Einheit gelockert und aus der Gemeinschaft der Menschen mehr oder weniger eine bloße Gesellschaft gemacht, in der die Einzelnen und Gruppen, Stände und Parteien, Schichten und Berufe ihre eigenen Wege gehen, Wege ohne ein allen gemeinsames Ziel. Es ist eine alte Klage aller einsichtigen Kulturpolitiker und Kulturphilosophen, daß der sog. Individualismus, das übermäßige Streben nach Freiheit in jeglicher Betätigung, den Gemeinschaftsgedanken zertrümmert hat. Man hat in Benutzung des Bildes von einem zersprengten physikalischen Körper von einer Atomisierung der Gemeinschaft gesprochen, diesen Prozeß, wie es Spengler tut, als ein naturnotwendiges Ergebnis der Kultur bezeichnet und daraus den düsteren Schluß vom Untergang des Abendlandes gezogen.

Und wenn wir einen auch noch so kurzen Blick auf das völkische Leben in unserem Vaterlande werfen, so finden wir dort überall die traurigsten Erscheinungen des Verfalles. Jenseits der Grenzen unseres Volkes ist es nicht anders. Es ist, um bei der Zelle der Gemeinschaft, der Familie, anzufangen, eine immer wiederholte Klage, daß nicht nur das moderne Leben den Zusammenhalt auch der besten und gesundesten Familien aufs schwerste stört und schädigt, daß die Glieder der Familie durch das vielgestaltige moderne Leben zu früh und zu weit auseinandergerissen werden, daß sich schon Verwandte des dritten und vierten Grades kaum noch kennen; nein, es ist auch eine laute Klage, daß innerhalb der engeren Familie das Verhältnis von Kindern und Eltern sich immer mehr lockert, daß die Jugend sich frei zu machen strebt vom Elternhaus. Und wenn wir auf die Gemeinde sehen, so ist auch dort die einstige „Gemeinheit", wie sie sich nannte, mehr und mehr verschwunden. Das Wirtschaftsleben der Neuzeit mit seinen Grundsätzen der freien Wirtschaftsbetätigung und des größtmöglichen Gewinnes treibt jeden einzelnen rastlos und ohne Zeit zur Besinnung vorwärts auf der Bahn des Erwerbes und erzeugt so eine Atmosphäre der Selbstsucht, die für die gemeinsamen Ziele und Notwendigkeiten kein Verständnis mehr aufkommen läßt. Und was in der Gemeinde und der Heimat im kleineren, das wiederholt sich im Staate in größerem Maße: Wirtschaftliche Interessengruppen, Arbeiter und Unternehmer, Erzeuger und Verbraucher, Bauer und Städter stehen sich feindlich gegenüber und scheinen es ganz vergessen zu haben, daß sie Teile eines Volkes sind, und daß jeder Einzelne, jede Gruppe nur dann wahrhaft gedeihen kann, wenn alle mit und für einander streben. Und dieses selbe Bild des Widerstreites wiederholt sich im Leben der Völker untereinander. Nationalhaß und wirtschaftlicher Interessenkampf sind die Träger der heutigen Geschichte und das Unglück Europas geworden.

Und doch, wir wollen nicht untergehen, und wir glauben an Kräfte im Leben der Völker und unseres eigenen Volkes, die erneuern und wiederaufbauen. Wir glauben an die Vorsehung dessen, von dem es heißt: „Sende aus Deinen Geist, und alles wird neu geschaffen". Und indem wir uns gläubig unter diesen Geist beugen, wehren wir uns dagegen, ein Haufen von Menschen zu sein, sondern suchen nach den Kräften, die wieder aufbauen, nach den Kräften des Organismus, der lebendigen Einheit. Wir stehen vor der traurigen Tatsache, daß die naturhafte, unbewußte Einheit versunken ist, daß aus der lebendigen Gemeinschaft eine tote Gesellschaft, ein Menschenhaufen geworden ist oder doch gänzlich zu werden droht. Darum streben wir danach, anstelle der versunkenen und versinkenden unbewußten, naturhaften, eine bewußte, sittliche Einheit, eine gewollte und erarbeitete Gemeinschaft zu setzen.

Wir sind uns bewußt, daß jede Einheit ihren Ursprung hat in dem absolut Einen, in Gott, und daß keine bewußte Volkseinheit erwachsen kann, wo Er und Sein Gesetz unbeachtet bleiben. Das Gesetz, das Gott vor Jahrtausenden in den 10 Geboten gab, kann allein das Fundament sein, auf dem auch in ferneren Zeiten Menschen ihre Gemeinschaft bauen können. Und dieses Gesetz verlangen wir daher auch dort, wo die moderne Menschheit es am meisten ausgeschaltet hat, auf dem Gebiete der Wirtschaft und der Politik. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Menschheit nicht durch Lüge und Kampf gerettet wird, sondern durch Wahrheit und Liebe, daß in der Religion die Kräfte gegeben sind, die allein einen organischen Aufbau der

Gesellschaft möglich machen. Auch in der Vergangenheit waren die Völker solange lebendig, als ihr religiöser Glaube in ihnen lebte. Darum können wir uns nur zu den Grundsätzen Leos XIII. bekennen, die er in seinen Rundschreiben niedergelegt hat. Aber weil nicht Grundsätze und das bloße Bekenntnis zu ihnen Leben schafft, so können wir die Kräfte zum Wiederaufbau der Gemeinschaft nur in lebendiger Religion finden, die nicht ein bloßes sog. Bekenntnis ist, sondern wirkliches Handeln und Tun. Das ist der Wurzelstock, aus dem nach unserer Ueberzeugung ganz allein der Organismus einer neuen, bewußten, erarbeiteten Gemeinschaft wieder ausschlagen und aufwachsen kann. Und darum ist jede Heimatpflege und Heimatbewegung, die nicht hier, im Zentralpunkt, an den Menschen herantritt, auf falschem Wege.

Hier nun stellt sich die so wichtige Frage: Wie soll dieser Aufbau vor sich gehen? Ihre Beantwortung ist scheinbar einfach und in Wirklichkeit doch wegen ihrer großen Wichtigkeit der ernstesten Ueberlegung bedürftig. Da es sich um einen Organismus handelt, der aufgebaut werden soll, so muß wiederum die organische Welt Vorbild sein. Im Leben des Organismus aber beobachten wir zwei wichtige Grundzüge des Werdens, die wir auch beim Aufbau der menschlichen Gesellschaft nicht ungestraft übersehen können. Nicht ungestraft! Denn man hat sie in der Vergangenheit übersehen, und man hat damit nicht aufgebaut, sondern zerstört. Der eine Grundsatz lautet: Wachstum geschieht von unten nach oben, nicht von oben nach unten! Und der zweite heißt: Wachstum geschieht von innen nach außen, nicht von außen nach innen! Das sind zwei anscheinend unsinnig selbstverständliche Sätze und doch so schwierig in ihrem vollen Sinne zu erfassen, noch schwieriger in der menschlichen Tat zu beobachten. (Fortsetzung folgt.)

Materialisationsposse.[1]

Ein Nachwort.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

In der zu Budapest, insbesondere zur Pflege der „Materialisationserscheinungen" neu gegründeten „Metapsychischen Gesellschaft" spielte eine Hauptrolle der 21jährige Elektrotechniker Ladislaus Läßló. Vor zwei Jahren hatte derselbe angeblich unter dem unwiderstehlichen Drange seines geradezu dämonisch ihn beherrschenden „zweiten Ichs" seine Braut erschossen und von Gönnern, namentlich Aerzten, sich bestätigen lassen, daß er förmlich mit übermenschlichen Eigenschaften ausgestattet sei und mit Geistern in Verkehr stehe. Daraufhin betrieb er als Spezialität die Hervorbringung „teleplastischer" Phänomene. Nach strengster Untersuchung am völlig entkleideten Leibe begab er sich in eine Kabine und ließ seine Hände und Füße festhalten. Dann schloß er die Augen, röchelte und brachte aus seinem Munde ein gelblich-weißes, weiches Band zum Vorschein, welches zu einer Hand mit drei Fingern, ja einem menschlichen Kopf in groben Umrissen mit zwei oder drei Augen sich ausgestaltete. Er beschwor die Anwesenden, diese „Materialisation" nicht zu betasten, da dies seinen sofortigen Tod herbeiführen würde. Nachdem er den Vorhang wieder zugezogen hatte, trat er aus dem Kabinett, anscheinend erschöpft, heraus; von dem geheimnisvollen „Teleplasma" fand sich keine Spur mehr vor.

In Wirklichkeit hatte er zum kleinsten Format zusammengefaltete Watte, von der ein Stück als Hand oder Kopf geformt war, mit Wasser angefeuchtet und mit Gänsefett eingeschmiert. Diese ließ er sich beim Eintritt ins Kabinett blitzschnell zustecken, nahm sie vor dem Auseinanderziehen des Vorhangs in den Mund und ließ sie mit Hilfe der Zunge abrollen. Am Schlusse der Vorstellung zog er sie natürlich wieder in den Mund zurück, so daß im Kabinett nichts mehr davon zu finden war. Dem grausamen Spiel wurde schließlich durch Selbstentlarvung ein Ende bereitet. Während die Zuschauer ein gelindes Gruseln vor der dreifingerigen „Geisterhand" überlief, sprang der Geschäftsführer auf den Geisterspieler zu und riß dem wild sich aufbäumenden „Medium" die mit Gänsefett präparierte Watte aus dem Munde.

Vor diesem jähen Ende interessierte sich auch Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing aufs lebhafteste für diese Materialisationsphänomene, welche seiner psycho-dynamischen Theorie als willkommene Stütze dienen konnten. Läßló selbst berichtet im wesentlichen hierüber:

„Eines Tages kam ein Telegramm, daß Schrenck-Notzing mich in Budapest besuchen wolle. Wochenlang wurden Vorbereitungen für diesen Besuch getroffen. Ich spuckte Köpfe, Hände und Füße schon glänzend, wobei ich sie mit den Zähnen oder Lippen festhielt. Schrenck-Notzing war mir fremd, weshalb ich beschloß, den ersten Abend negativ zu bleiben. Ich sah, daß er sich nicht viel bewege. Für die nächste Sitzung bereitete ich einen plastischen Kopf vor, ganz klein zusammengedrückt. Vor der Untersuchung schmuggelte ich die Form in die linke Tasche Schrenck-Notzings, der neben mir saß. Im Dunkel des roten Lampenscheins griff ich hinter dem schwarzen Vorhang in die linke Tasche Schrenck-Notzings, zog den kleinen Knäuel hervor und nahm ihn zwischen die Zähne. Als der Vorhang sich teilte, betastete Schrenck-Notzing den Kopf und sagte: ‚Er ist eiskalt, prächtig! Ein echtes Plasma!' Bei der nächsten Seance zog ich bereits zwei Köpfe aus seiner Tasche. Dieses Experiment hielt er für noch wundervoller; vielleicht weiß er noch immer nicht, woher die Fettflecken in der Umgebung seiner linken Rocktasche stammen. Als auch die Täuschung Schrenck-Notzings gelungen war, beschloß ich, den Schwindel zu enthüllen."

Nachträglich verlangt v. Schrenck-Notzing auf Grund des § 11 des Preßgesetzes der Hauptsache nach folgende gewundene, um den Kern des vorstehenden Berichtes offensichtlich herumgehende und logisch nichts weniger als zwingende Berichtigung[2]:

„Irgendeine Besprechung oder nähere (?!) persönliche Berührung meinerseits mit dem Medium Läßló hat nicht stattgefunden ... Somit (?) hatte Läßló überhaupt gar keine Gelegenheit, mir ein Paket unbemerkt in die Tasche zu schieben ... Meine Teilnahme an Sitzungen mit Läßló war reine Privatangelegenheit. Niemand hatte ein Recht, damit die Oeffentlichkeit zu beschäftigen (?!). Trotz der an sich guten Kontrollmaßregeln (!) mehrten sich für mich in den vier Sitzungen die Verdachtsmomente derart, daß ich im Herbst 1922 an den Versuchsleiter einen am 2. Januar 1924 (erst!) in dem ‚Pester Lloyd' abgedruckten Brief schrieb, in welchem ich die Entlarvung des Mediums empfahl, wie sie tatsächlich am 27. Dezember 1923 (schon!) erfolgt ist. Von einer Täuschung meiner Person kann also keine Rede sein, wie der vorliegende Brief zeigt (?), wenn auch das Medium selbst von meinem Verdachte nichts gemerkt hat (!). Geständnisse von gerichtlich als unzurechnungsfähig erklärten Personen, wie Läßló (im anderen Zusammenhang: mit der Zwangsidee des Mordes!) haben als Beweisstück (für eine freiwillige Selbstentlarvung!) nur geringe (also doch!) Bedeutung, besonders wenn sie derartige Widersprüche und Unwahrheiten aufweisen, bei denen offenbar die findige Reporterphantasie erheblich mitgewirkt haben dürfte (Beweis?!). Außerdem bleiben darin wichtige Punkte, wie z. B. die Frage nach dem Mechanismus des Verschwindens der vorgezeigten Objekte, unbeantwortet."

Letztere löst sich höchst einfach durch die von Dr. v. Schrenck grundsätzlich perhorreszierte Ruminationshypothese, d. i. Verschlucken der in den Mund zurückgezogenen Präparate!

Noch mehr zu verwundern als über diesen Hereinfall eines unverbesserlichen Systematikers hat man sich über das hartnäckige Widerstreben gewisser auf das Vertrauen zu Dr. von Schrencks „Materialisationsphänomenen" förmlich eingeschworener Kreise, sogar im katholischen Lager, gegen jegliche Belehrung eines Besseren. So hat z. B. der Herausgeber der einzigen naturwissenschaftlichen Zeitschrift auf katholischer Seite: „Natur und Kultur", Dr. Süßenguth, eine im eigensten Interesse gelegene gründliche Orientierung seiner Leser durch den Verfasser der Artikelserie in Nr. 25—31 der „Literarischen Beilage" zum „Bayerischen Kurier" vom Juni und Juli 1923 nach längerem Zaudern und von seiten eines untergeordneten Redakteurs bereits zugesagter Aufnahme endgültig zurückgewiesen, ohne auch nur der elementarsten Forderung objektiver wissenschaftlicher Erörterung Rechnung zu tragen: Audiatur et altera pars! — lediglich mit der subjektiv-gefühlsmäßigen Begründung, weil „das ganze Gebiet doch noch zu ungeklärt sei". Aber gerade deshalb wäre eine Klärung erst recht zeitgemäß, zumal gegenüber der Besprechung der zweiten Auflage der „Materialisationsphänomene" des Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing durch Dr. Rudolf Tischner. Dieser gibt nämlich den Inhalt des zu rezensierenden Buches in einem verdünnten Auszug wieder, ohne auch nur ein einziges Wort der Kritik, obwohl sogar eingefleischte Anhänger Dr. v. Schrencks aus ihren Bedenken gegen

[1]) Vgl. hierzu näher „Bayer. Kurier", Nr. 9 und 18 vom 9. und 18. Januar 1924.

[2]) Ebendasselbe läßt er im 2. Heft der „Psychischen Studien", Jg. 51, Febr. 1924, S. 95—98 hinter der im „Morgenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 7. Januar 1924" gebrachten, „im ganzen den wirklichen Tatsachen entsprechenden Notiz über die Entlarvung des Budapester Mediums Läßló" abdrucken. Eine schlagende Widerlegung der Behauptungen Dr. v. Schrencks, vor allem aber seines neuesten Werkes über „Experimente der Fernbewegung" ist schon in Vorbereitung.

die durch fortgesetzte Abnützung immer mehr zerknitterten und defekt gewordenen Papierköpfe gar kein Hehl gemacht haben!

Ueberängstliche Gemüter, die in ihrer Engbrüstigkeit den Glauben nicht los werden können, es könnte doch „etwas dran sein" an den telekinetischen und teleplastischen Produktionen der in Dr. v Schrencks Hauptwerk in das vorteilhafteste Licht gesetzten Medien, mögen sich beruhigen lassen mit dem Hinweis auf das baldige Erscheinen eines großzügigen, exakt wissenschaftlichen, dreibändigen Werkes im Ullsteinverlag zu Berlin über: „Die Urkunden des Okkultismus" unter Leitung des feinsinnigen Berliner Psychologen Prof. Dr. Max Dessoir, welcher Dr. v. Schrenck-Notzing teilweise bereits Entstellung der Dokumente nachgewiesen hat. Der I. Teil, vom Berliner Psychiater Geheimrat Dr. Albert Moll, wird die Probleme: Suggestion, Hypnose, Unterbewußtsein behandeln, der II. Teil von Dr. v. Schrencks scharfsinnigstem Münchener Gegner und Kollegen, dem Nervenarzt Dr. v. Gulat-Wellenburg, unter Mitwirkung von Graf Klinckowstroem und Dr. med. Rosenbusch (Spezialist für innere und Nervenleiden), die Dokumente des physikalischen Mediumismus, mit einer geradezu vernichtenden Kritik über das raffinierteste, das Neapolitaner Medium Eusapia Palladino, der III. Teil, zunächst von Dr. med. Rich. Bärwald in Berlin, die parapsychischen (intellektuellen) Phänomene.

Diese unverfälschten und unverkürzten Dokumente werden volles Licht verbreiten über die Entlarvung sogar der gefeiertsten Medien, im Vergleich mit welchen Kräfte zweiten Ranges gar nicht mehr in Betracht kommen. Vollends gegenstandslos werden dann auch werden Prof. Dr. Ludwigs Befürchtungen[3]) wegen „unwissenschaftlicher und ungerechter Hyperkritik" oder gar einer Verletzung des „achten Gebotes" durch den Hinweis auf die allgemein bekannte Sucht hysterischer Persönlichkeiten, in deren Kategorie die Medien einschlagen, sich interessant zu machen. Selbst wenn eine Frau Silbert jede Form von Bezahlung zurückweist und so durchaus selbstlos, zudem in ihrer innersten Gemütstiefe religiös gestimmt erscheint, ist sie gleichwohl nicht darüber erhaben, von ehrgeizigen Bestrebungen und von Uebereifer in spiritistischer Propaganda sich leiten zu lassen. Auch der strengste Moralist darf sich nicht verschließen vor allzu menschlichen psychologischen Tatsachen, sowie vor der historischen Wahrheit der rauhen Wirklichkeitserfahrung, daß gerade die am unschuldigsten aussehenden Persönlichkeiten eben dadurch am sichersten gestellt sind gegen das Aufkommen unauffälliger Irreführung ihrer allzu vertrauensseligen Mitmenschen. Gibt doch v. Schrenck[4]) bei dieser biederen Frau ohne weiteres zu: „Kontrolle erübrigt sich (wird auch abgelehnt)!" Kein Wunder, wenn dann „unter dem Kleide" so manches hervorgezaubert wird! Die Einschärfung des achten Gebotes dürfte wohl eher am Platze sein gegen gar nicht begründete Anschuldigungen wie „sophistische Weise, bloße Behauptungen, keine Beweise, Widerspruch" mit sich selbst im Dezemberheft 1923 der „Psychischen Studien". In Wirklichkeit ist es gar kein Widerspruch, wenn auch bei betrügerischen Medien gleichwohl manche Phänomene als möglicherweise echt genommen und durch „Aeußerungen elektromagnetischer", besser noch radioaktiver „Ausstrahlungen" gleichfalls natürlich erklärt werden. Ebensowenig widerspricht Graf Klinkowstroem sich selbst, wenn er dem äußeren Buchstaben nach den Anschein erregt, als ob er die Echtheit der Phänomene bei Dr. v. Schrenck-Notzing anerkännte, während im Geist und Zusammenhang des ganzen Protokolls das gerade Gegenteil ersichtlich wird. Die moralische Seite des Betruges tritt übrigens trotz der hierzu mehr als hinreichend berechtigenden Charakteristik durch Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing selbst, zumal bei Willy, durchaus in den Hintergrund gegenüber der erkenntnistheoretischen.

Gewiß geht entschieden zu weit eine radikale Ablehnung aller „okkulten Fähigkeiten der menschlichen Seele", sogar des „Hypnotismus" nebst Telekinese, Telepathie und Hellsehen. Anderseits „braucht man" aber auch nicht nur „zur Erklärung des Phänomens der Levitation", sondern sämtlicher parapsychischer Phänomene nicht bloß „keine Geisterhypothese", sondern ebensowenig die Mystifikation mit einer magischen „psychischen Kraft", wo der Haushalt der Natur und menschliche Kunstfertigkeit, wenn schon in ungewöhnlicher Kraftsteigerung und nicht auf den ersten Blick durchschaubar, vollkommen ausreicht. Gerade die aus Münchener Universitätskreisen angeführten Kronzeugen für Willy Schneider haben ihre unbedingte und unbeschränkte Inanspruchnahme sich höflichst verbeten — am entschiedensten der von Prof. Ludwig genannte Philosoph Becher. Dies, sowie die schwerwiegenden positiven Gegengründe gegen die phantastischen Deutungen der als solcher unleugbaren mediumistischen Tatsachen im psychodynamischen System eines Dr. v. Schrenck-Notzing, obwohl eben dasselbe der Idee oder bloßen Möglichkeit, d. i. Denkbarkeit nach recht wohl vereinbar wäre mit dem aristotelisch-scholastischen Grundprinzip der Entelechie, d. i. die Leibesform gestaltenden Kraft der Seele und somit gar keinem systematischen, sei es philosophischen oder religiösen bzw. theologischen Vorurteil begegnet, hätte Prof. Dr. Ludwig in Nr. 25—31 der Literarischen Beilage zum Bayerischen Kurier im Juni und Juli 1923 leicht ersehen können. Aber weder auf die hier noch in der Quintessenz in Form kurzer Fragen in Nr. 4 der Allgemeinen Rundschau ds. Js. zusammengefaßten Argumente hat er eine sachliche Entgegnung gefunden.

Der Verfasser beider Kritiken, in welchen sämtliche wesentlichen Beweisgründe Dr. v. Schrencks nach dessen eigenster protokollarischer Darlegung in vorteilhaftestem Lichte berücksichtigt werden, und keiner einzigen Schwierigkeit aus dem Wege gegangen wird, hat inzwischen die Schriftleitung der Psychischen Studien ersucht, dieselben loyal zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen und mit der öffentlichen Erklärung geschlossen: „Sollte es gelingen, auf die hier aufgeworfenen Fragen eine stichhaltige, allseitig befriedigende Lösung darzubieten, dann werde ich mich unbedenklich zu der hiermit wissenschaftlich gerechtfertigten paraphysischen Auffassung bekehren — aus Pflichtgefühl und im reinen Wahrheitsinteresse".

Diejenigen, die trotz aller Entlarvungen um keinen Preis sich belehren und bekehren lassen, scheinen freilich auf der Gegenseite anzutreffen zu sein, wie die Erfahrung bis zur Stunde lehrt. Erst im neuesten Heft der „Psychischen Studien"[5]) übersetzt Fritz Grunewald die Mitteilung des Matin vom 20. Dezember 1923 aus der Opinion:

„Herr Paul Heuzé, der dauernd für wissenschaftliche Aufklärung tätig ist, hatte das polnische Medium Guzik, berühmt durch seine Bewegungen von Gegenständen ohne Berührung, Berührungsphänomene und Materialisationen, veranlaßt, sich für eine wissenschaftliche Kontrolluntersuchung zur Verfügung zu stellen bedeutenden Gelehrten des Collège de France und der Faculté des Sciences in dem Laboratorium für Experimental-Biologie der Sorbonne. Die Resultate sind vernichtend für Guzik, der versucht zu haben scheint, seine Kontrolleure durch gemeinsten Betrug zu täuschen (115). Um die Hypothese der Benutzung der Glieder des Mediums bei der Erzeugung der Phänomene endgültig zu bestätigen, gebot sich die Einführung einer automatischen Kontrolle, die keinen Zweifel mehr zuließ. Es fand also eine zweite Reihe von Sitzungen statt. Sie fielen gänzlich negativ aus. Von dem Augenblick an, wo jede Bewegung der Glieder des Mediums den Kontrolleuren angezeigt wurde, kam kein Phänomen mehr zustande (117)."

Dagegen nimmt Grunewald seine Zuflucht zu nichts beweisenden älteren Experimenten mit positivem Ergebnis, jedoch wissenschaftlich nicht durchaus gesicherter Kontrolle und diskreditiert die neueste exakt wissenschaftliche Erprobung:

„Dr. Gustave Geley, der Direktor des Institut Métapsychique International in Paris, verbürgt sich für die unbedingte Echtheit der von Guzik schon seit Jahren produzierten Phänomene in seinem Laboratorium (119) Der Bericht des Pariser Komitees betont, daß die Phänomene deswegen ausfielen, weil das Medium die zu deren Zustandekommen notwendigen Bewegungen nicht mehr auszuführen wagte, da es sich dadurch verraten haben würde. Dieser Schluß beweist aber gar nicht, daß Guzik Ellbogen und Beine auch wirklich gebraucht hat. Es besteht nur eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit dafür. Eine Entlarvung kann nur durch einen positiven Beweis gestützt werden und darf nicht auf Schlüssen basiert sein, die nur indirekt sind (120)."

Wohin kämen wir bei unseren gerichtlichen Untersuchungen, wenn das indirekte Beweisverfahren überhaupt außer Kurs gesetzt würde? Für dessen absolute Zuverlässigkeit aber in unserem Falle spricht schon der von Grunewald selbst übersetzte Bericht über „wesentliche Einzelheiten (116 ff.): Unglücklicherweise deckten die Kontrolleure ziemlich leicht die vom Medium gebrauchten Tricks auf. Sie selbst ahmten sie dann sogar nach und wandten sie unter den gleichen Bedingungen an" (117). Kann die natürliche Erklärbarkeit solcher „Phänomene" positiver ad oculos demonstriert werden?

[3]) In Nr. 6 der Allgem. Rundschau vom 7. Febr. 1924, S. 88/89.
[4]) „Materialisationsphänomene"², 1923, S. 604.

[5]) H. 2, Februar 1924, S. 115—122.

Vom Aufstieg deutscher Handwerkskunst.

Von Ingenieur Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Es ist gewiß richtig, daß alle Messen und Ausstellungen der Nachkriegszeit, soweit die Handwerkskunst auf ihnen zur Geltung kam, jenes Drängen nach Qualitätsarbeit atmeten, das wir zum ersten Male in Deutschland in der Kölner Werkbundausstellung im Jahre 1914 fast prophetisch angedeutet sahen; aber die bewußte Herausstellung der Qualität war in den vergangenen Jahren doch kaum mehr als ein bis zu einem gewissen Grade notwendiger Protest gegen minderwertige Leistungen. Dazu barg sie anfänglich die große Gefahr in sich, daß an die Stelle des übertriebenen, konsequenten Naturalismus leicht das Gegenteil hätte treten können: die übertriebene Stilisierung. Erst seit kurzem gelangte man auch aus innerem Drange heraus zur besseren Bewertung wirklicher Qualitätsleistungen. Daß die deutsche Handwerkskunst sich bis heute von übertriebener Stilisierung ferngehalten hat, kann als ein gutes Zeichen für ihre augenblickliche Entwicklung gewertet werden. Die Richtung, in der sich das heutige kunstgewerbliche Schaffen im deutschen Handwerk bewegt, entspricht durchaus den geschmacklichen, künstlerischen und allgemein-kulturellen Anforderungen unserer Zeit. Was beispielsweise noch vor Jahren unreif, unklar und unbestimmt aus den Tiefen künstlerischen Empfindens und Suchens ans Tageslicht strömte, ist heute längst ausgereift, hat feste Gestalt angenommen und sich teilweise sogar zu wuchtiger Größe und Schwere zusammengeballt. Grundsätzliche Fragen von hoher Bedeutung, über die man sich zu Beginn der heutigen Reformbewegung in den deutschen kunstgewerblichen Werkstätten überhaupt nicht einigen zu können glaubte, sind ohne sonderliche Kämpfe gelöst worden. Vor allem ist eins mit Freuden zu begrüßen: die mehr und mehr sich durchsetzende Erkenntnis, daß bei aller Hochschätzung künstlerischer Eigenart und künstlerischen Wertschaffens die hochentwickelte Technik unseres Jahrhunderts nicht mehr entbehrt werden kann, daß künstlerisches Können nur dann die schönsten Früchte trägt, wenn es sich auf einer genügend breiten technischen Grundlage zu entwickeln bestrebt ist. Auch die Unklarheit, die bisher noch vielfach über die Frage der Zusammenarbeit des Kunstgewerbes mit dem Handwerk und der Industrie herrschte, ist sowohl im Handwerk wie auch in der Industrie einem bewußten Drängen nach Anpassung gewichen, zu dem allerdings die Zeitverhältnisse den unmittelbaren Anstoß gegeben haben.

Im Zusammenhang damit stehen die Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, an die Stelle des vagen Begriffs des Kunstgewerbes, unter dem sich nur zu oft künstlerisches und technisches Nichtkönnen verbirgt, den Begriff der Handwerkskunst zu setzen, die mit Bewußtsein die Beherrschung der Technik zur Grundlage moderner Geschmackskultur macht. In diesem Sinne können zweifellos auch die Erzeugnisse der deutschen Volkskunst als Qualitätswaren angesprochen werden. Mit vollem Recht hat der deutsche Reichskunstwart Dr. Redslob auf der Gründungsversammlung der Arbeitsgemeinschaft für Handwerkskultur, die im Jahre 1922 in Hannover stattfand, ausgeführt, daß das Handwerk in den letzten Jahrzehnten gegenüber der immer mächtiger aufstrebenden Industrie ständig an innerem Boden verloren habe und daß die tatkräftige Förderung des kunstgewerblichen Könnens und Schaffens auf handwerklich hervorragender Grundlage mit eine der vornehmsten kulturellen Aufgaben der Gegenwart sei. Mit der früheren Handwerkskunst ging alte Technik verloren, mit den Meistern auch die Lehre. Trotzdem ist das Interesse für die Rechenschaft über das Können in den letzten Jahren wieder mehr und mehr erstarkt. Wenn man heute in Deutschland mit behördlicher Unterstützung darangeht, eine neue Gesinnung für handwerkliche Wertarbeit zu schaffen, so wächst damit die Erkenntnis, daß Können ein Vermögenswert ist. Solche Bestrebungen sollten von jedermann in Deutschland und auch im Auslande nach Kräften gefördert und unterstützt werden.

Allerdings darf der Begriff der Qualität, in Programmen und Festreden fast schon zu Tode gehetzt, ebenso wenig den alleinigen Maßstab zur Bewertung hochwertigen kunstgewerblichen Könnens abgeben wie der nicht minder stolze Begriff der Höchstleistung. Daß das deutsche Handwerk und gleich ihm die aus handwerklichen Anfängen hervorgegangene deutsche Industrie hervorragend gute und geschmacklich auf hoher Stufe stehende Erzeugnisse herzustellen vermag, ist uns bewußt. Was deutsche Technik und deutsche Erfindungs- und Gestaltungskraft in der Bewältigung der rein praktischen Aufgaben leisten, wird uns am eindrucksvollsten immer wieder auf den deutschen Messen offenbar, die sich nach dem Kriege zu imponierender Größe und Geltung entwickelt haben. Die modernen deutschen Messen sind im des Wortes bester und schönster Bedeutung mustergültige Uebersichten über das deutsche Wertschaffen. Die Leipziger Messe, Deutschlands größter Mustermarkt, wird anfangs März wieder in tausendfacher Zahl überzeugende Proben deutscher Leistungsfähigkeit auf handwerklicher Grundlage bringen, die nicht nur dem inländischen, sondern auch dem ausländischen Einkäufer Beweis dafür sein werden, in wie hohem Maße die neuzeitlichen Erzeugnisse des kunstgewerblichen Schaffens im deutschen Handwerk den Ansprüchen der Zweckmäßigkeit, Gediegenheit und Formenschönheit genügen. Die Fülle der Muster deutscher Handwerkskunst dürfte in diesem Jahre so groß sein, daß auch der verwöhnteste Geschmack Ansprechendes findet. Der Einkäufer braucht sich nur der Mühe zu unterziehen, das herauszufinden, was sich persönlich an ihn wendet. Gerade im deutschen Handwerk legt man heute den denkbar größten Wert darauf, die Frage der kunstgewerblichen und geschmacklichen Durchbildung der Erzeugnisse in den Vordergrund zu stellen. Man ist sich bei uns rechtzeitig darüber klar geworden, daß der Aufwand an technischem Können, an Kostbarkeit des Werkstoffes und an Regsamkeit des kunstgewerblichen Schaffens in einem ganz bestimmten Verhältnis zu dem Ertrag an künstlerischen Werten, an Verständnis für den inneren Rhythmus der zu formenden, zu stilisierenden, zu färbenden und auf andere Art zu verschönenden Gegenstände und nicht zuletzt an geschmacklicher Veredelung stehen muß. Von den Errungenschaften der Bewegung, die uns in den beiden letzten Jahrzehnten die Gesetze des kunstgewerblichen Entwurfs und die Notwendigkeit einer sachlichen und formalen Belebung des Einzelstücks aus der organischen Natur des Werkstoffes heraus erschlossen hat, machen die im deutschen Handwerk tätigen Kunstgewerbler ständig wachsenden Gebrauch. Gewiß übertönte bis vor kurzem der Schrei nach dem Ornament noch verhältnismäßig häufig alle ruhige Melodie, aber er konnte es doch nicht hindern, daß die feinen Schwingungen jener guten handwerklichen Kunst, die schlichtes Behagen ausströmt und deren einfache, klare, flächliche Behandlung innere Freude auslöst, sich, wenn auch anfangs noch zaubernd und zögernd, immer mehr hervorwagten. Man wird sich erinnern, daß in den vergangenen Jahren der Kampf der Farben und das anspruchsvolle Sichzurschaustellen die Symphonien der Messemusterkollektionen beherrscht haben, und zwar so lange, bis die neue kunstgewerbliche Bewegung genügend erstarkt war und das neue Zeitbild sich hinreichend vertieft hatte. Aber obwohl auch dieses Chaos der Formen, Farben und Muster, das brodelnd und wirbelnd Klärung heischte, deutsche Geschmackskultur noch lange nicht befriedigte, ragte es doch den Leistungen der ausländischen Handwerkskunst gegenüber wie eine Insel aus der breiten Flut des Ungeschmacks, der Geistesarmut und des stumpfen, unselbständigen Nachbetens historischer Stilmotive hervor. Wo deutsche Handwerkskunst bisher auf ausländischen Messen vertreten war, hob sie sich als echte, wahre Wertarbeit stets vorteilhaft von der Minderwertigkeit ihrer Umgebung ab.

Mit am erfreulichsten ist die für die künftige Entwicklung des kunstgewerblichen Schaffens im deutschen Handwerk so ungemein wichtige Erkenntnis, daß reine Zweckformen und Zweckstile international sind. Persönlich, national ist immer nur das, was der Kunstgewerbler aus Eigenem hinzufügt, um der Zweckform und dem Zweckstil das Wesensmerkmal der künstlerischen Form und des künstlerischen Stils aufzudrücken. Im künstlerischen Schaffen verrät sich der Volkscharakter. Die künstlerischen Formen und Stile eines Landes bilden den nationalen Typus; aus ihnen spricht die Lebensauffassung der verschiedenen Zeiten, die wiederum je nach ihrer Eigenart und ihrer Entwicklung einen Wechsel der Stilarten und der geschmacklichen und modischen Anforderungen zur Folge hat. Nichtsdestoweniger erweist die allerneueste Entwicklung des kunstgewerblichen Schaffens im deutschen Handwerk, daß die heimischen Kunstgewerbler bei der ausschließlichen Betonung der reinen Zweckform und des reinen Zweckstils nicht stehen geblieben sind. Das moderne kunstgewerbliche Schaffen im deutschen Handwerk kann und darf sich nicht einseitig entwickeln, will es Anteil am Weltmarkte haben. Gerade die deutsche Handwerkskunst muß in erster Linie international sein, will sie sich dauernd Absatzmöglichkeiten für die Erzeugnisse ihres Wertschaffens im Auslande sichern. Wie auf dem deutschen Markte, so folgt auch in den einzelnen fremdländischen Absatzgebieten die Entwicklung der künstlerischen Form und des künstlerischen Stils stets mehr oder weniger der der Zweckform und des Zweckstils. Den Rhythmus dieses fortwährenden Folgens, Nachgebens, Gleitens zu erfassen und die dadurch hervorgerufenen Veränderungen und Verschiebungen des geschmacklichen und modischen Empfindens rechtzeitig aufzuspüren, ist Aufgabe des Kunstgewerblers. Daß sie nicht leicht ist, zumal da ihre Lösung natürlich mit technischen Schwierigkeiten verbunden ist und außerdem der symbolischen Begleitung des Gefühls für Schönheit und gutes Aussehen bedarf, ist selbstverständlich.

Ueber alledem darf schließlich das im gegenwärtigen Augenblick Wichtigste nicht vergessen werden: die Pflege der bewußt deutschen Wertarbeit. Unsere neuzeitliche Handwerkskunst darf sich nicht damit begnügen, Erzeugnisse zu schaffen, die fremdländischem Geschmack und fremdländischen Moderichtungen entsprechen, sondern sie muß sich auch stets vor Augen halten, daß die deutsche Wertarbeit auf handwerklicher Grundlage im Auslande erst dann innere Ueberzeugungskraft und damit äußere Geltung gewinnt, wenn sie in Deutschland selbst groß geworden ist. Ihre höchstmögliche künstlerische Ueberzeugungskraft werden deutsche Qualitätserzeugnisse handwerklichen Wertschaffens aber unzweifelhaft von dem Augenblick an ausströmen, wo Kunstgewerbler, Handwerker, Fabrikanten und Ausfuhrunternehmer sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen. Der Aufstieg deutscher Handwerkskunst wird umso größere Kreise ziehen, je fester sich alle Kräfte zu einer geschlossenen Phalanx deutscher Wertarbeit zusammenschließen.

Die Lerche.

Singende Seele des Ackers, die Erd' und Himmel verbindet,
Trage das sorgende Braun auf ins jauchzende Blau!

Alfred Kunze.



Exerzitien
für Schriftsteller und Journalisten.

Papst Pius XI. hat in seinem Rundschreiben Rerum omnium vom 26. Januar 1923 den hl. Franz von Sales den katholischen Schriftstellern zum Vorbild und Schutzpatron gesetzt. Damit hat die Kirche in feierlichster Form ausgesprochen, dass die geistige Arbeit am katholischen Schrifttum in Buch und Zeitung ein auf Gott bezieltes gutes Werk ist. Sie hat zugleich die Bedeutung dieser Arbeit für die Ausbreitung und den Ausbau des Reiches Gottes anerkannt. — Eine so hohe Aufgabe verlangt viel vom katholischen Schriftsteller und Journalisten. Er soll ein Laienapostel sein, vielseitig wie kein anderer. Sentire cum ecclesia soll er zum Gemeingut machen. Wieviel mehr muss er es selber besitzen. Wie tief muss er in der Gedankenwelt der Kirche leben, wie sicher in ihrer Lehre stehen. Da jedoch Ueberzeugungskraft nur von einer überzeugten und sittlichen Persönlichkeit ausgeht, muss der katholische Schriftsteller auch ein ganzer praktischer Christ und Katholik sein. Mit der tieferen Erkenntnis seines Apostolates erwacht das Bedürfnis nach persönlicher Heiligung. Sie mit besonderer Rücksicht auf die sittlichen Fragen des Berufs zu fördern, soll jetzt ein Versuch mit

Exerzitien für Schriftsteller und Journalisten

gemacht werden. Es ergeht hiermit an alle katholischen Schriftsteller für Buch, Zeitschrift und Zeitung, Schriftleiter, Journalisten, Kritiker, literarische Verlagsbeamte usw. die herzliche Einladung, sich recht zahlreich zu beteiligen.

Prälat Dr. L. Müller, München. Dr. Paul Weilbächer, Düsseldorf, Dr. Otto Kunze, München. Josef Osterhuber, München, Dr. Heinrich Staab, Berlin.

Beginn Karmittwoch, den 16. April abends, Schluss Ostersonntag, den 20. April vormittags im Exerzitienhaus der Jesuiten „Maria Patrona Bavariae" Rottmannshöhe, Post Leoni (Obb.), Bahnstation Starnberg, von wo ein Fussweg in $1^1/_2$ Stunden zum Haus führt. Schiffstation Leoni am Starnbergersee, von wo 20 Minuten zu Fuss. Anmeldungen bis 9. April an P. Superior in Rottmannshöhe. Antwort auf die Anmeldungen erfolgt nur, wenn kein Platz mehr ist. Nur Einzelzimmer. Kosten für Verpflegung usw. je Tag $2^1/_2$—3 Rentenmark. Aus ernsten wirtschaftlichen Gründen im Einzelfall Ermässigung.

Karl Zeiß †

Von L. G. Oberlaender.

Als Generalintendant Dr. Zeiß vor zweieinhalb Jahren seinen 50. Geburtstag beging, da wehrte er sich in seiner liebenswürdigen Bestimmtheit dagegen „gefeiert" zu werden, denn solche Jubiläen brächten in ihren Würdigungen immer so etwas ähnliches, wie einen verfrühten Nekrolog: Er, der noch ein langes Wirken vor sich zu haben glaubte, hatte aber noch keine Lust, in der Theatergeschichte katalogisiert zu werden. Nun nach wenigen Jahren stehen wir an der Bahre des Mannes, der noch vor einer Woche in voller Manneskraft unter uns weilte. Vieles hat er für unsere Staatstheater geleistet und noch vieles hat er geplant und für die Zukunft vorbereitet; denn Zeiß war kein Blender, dem es genügte, durch geniale Improvisationen flüchtige Siege zu gewinnen. Er wußte, was unsere nervöse Zeit vergessen hat, daß man nicht säen und ernten kann im gleichen Augenblicke. Karl Zeiß wurde in Meiningen geboren. Ein mit dröhnenden Schritten den König Lear memorierender Schauspieler im oberen Stockwerk seines väterlichen Hauses gehörte zu seinen frühesten Kindheitserinnerungen, und in seine Jugendzeit fielen die Glanzjahre des Meininger Hoftheaters. Der gewaltige Einfluß, der von dieser kleinen Bühne auf die gesamte deutsche Theaterkunst ausging, wird heute unterschätzt; unsere künstlerische Jugend denkt bei Meiningerei nur an historisch echte Requisiten; aber eines vor allem konnte Zeiß schon durch die Bühne seiner Vaterstadt lernen, mit welcher künstlerischen Sorgfalt die Schauspieler des Herzogs Georg zu ihren künstlerischen Aufgaben herangeführt und erzogen wurden. Zeiß wandte sich erst germanistischen Studien zu und promovierte mit der Schrift über die Staatsidee P. Corneilles. Eine kritische Gesamtausgabe der Werke Hebbels führte ihn in der Wissenschaft aufs beste ein. Auch als Theaterkritiker ist er in dieser Zeit tätig gewesen; das Verständnis für diese Aufgaben einer ernsthaften Presse hat er sich auch später bewahrt, während die meisten und selbst sehr kluge Theaterleute jeden Kritiker für einen bösen Menschen halten, wenn er nicht täglich Bravo ruft und gewissenhaft jeden Hervorruf bucht.

Es war Graf Seebach, der langjährige Generalintendant der Dresdner Hofbühne, dessen 70. Geburtstag vorige Woche die gesamte deutsche Theaterwelt in seltener Einmütigkeit feierte, welcher den jungen Germanisten als Dramaturgen und Spielleiter des Kgl. Hoftheaters berief. Seine künstlerischen Erfolge bestimmten Seebach, ihn später zum Leiter der neuen Bühne zu berufen. „Die Notwendigkeit eines neuen Kgl. Schauspielhauses in Dresden" hatte Dr. Zeiß in einer Denkschrift dargelegt, die nicht nur örtliche Bedeutung besitzt. Schuch hatte in dieser Zeit die Dresdener Oper zu einer neuen Blütezeit geführt und Zeiß, dem der Generalintendant eine ähnliche Freiheit des Wirkens eingeräumt hatte, vermochte das Schauspiel zu gleicher Vollendung zu heben. In seinen Dresdener Jahren schrieb er auch einige sehr wirksame Bühnenbearbeitungen, von denen wir Der Widerspenstigen Zähmung und O. Wildes Triviale Komödie für seriöse Leute in den letzten Jahren auch in München kennen gelernt haben, während uns Zeiß' Kleist- und Hebbelbearbeitungen wohl sein Nachfolger nicht vorenthalten wird. 1916 folgte Zeiß einem Rufe als Generalintendant der Frankfurter Bühnen. Hatten seine Vorgänger dort mehr oder minder in Abhängigkeit von Ausschüssen braver, aber doch kunstfremder Stadtväter gestanden, so hatte Dr. Zeiß volle künstlerische Unabhängigkeit zur Bedingung seines Kommens gemacht. Es gelang ihm, in kurzer Zeit das Schauspiel auf eine hohe, künstlerische Stufe zu heben, aus alten und neuen Kräften ein erstrangiges Ensemble zu schaffen, das den klassischen und neuzeitigen Stücken in gleicher Weise gerecht wurde. Er bot u. a. dort die Uraufführung des Urfausts, der frühen Goetheschen Dichtung, die durch sein Beispiel erst der Bühne gewonnen wurde. Er wußte sein im Grunde nicht nach neuen Ufern strebendes Publikum auch für literarische Versuche zu gewinnen. Der kurze Frühling des Expressionismus hat wohl in Frankfurt am reichsten geblüht. Ein Mann von Zeiß' künstlerischer Kultur hat sich wohl über die Vergänglichkeit der meisten dieser Dichtungen keiner Täuschung hingegeben, aber er war sich bewußt, daß die Bühne nach dem bekannten Hamletworte Spiegel und abgekürzte Chronik ihrer Zeit sein sollte.

In München hat man sich später hin und wieder beklagt, daß Zeiß hier wenig Neigung für die allerneueste Literatur zeigte. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Gegensätze in den nachrevolutionären Zeiten sich aufs äußerste zugespitzt hatten; hatte schon in Frankfurt ein Versuch mit Unruhs pazifistischer Dichtung die Zuschauer in sich befehdende Parteien gespalten, so hätten später in München solche Stücke die Leidenschaften wild aufgepeitscht. Es war eine Notwendigkeit, sich auf eine historisch fernere Kunst einzustellen, sollte das Publikum eine Gemeinschaft bleiben oder wieder werden, was doch die Vorbedingung künstlerischen Genusses ist. In München hatte die Revolution den letzten kgl. Intendanten hinweggefegt. Die Künstler wählten ihren Vertrauensmann zum Bühnenleiter. Der treffliche Vertreter komischer Chargen hatte nicht die Kultur, die zu dem Führer einer großen Bühne notwendig ist. Er hatte auch nicht die Autorität über diejenigen, die ihn zu ihrem Oberhaupt gemacht hatten. Wir haben heute schon wieder vergessen, daß man damals mit endlosem Geschwätz alle Angelegenheiten, also auch die Kunst, betrieb. Im Künstlerrat führten Leute das große Wort, die vordem die kleinsten Rollen hatten. Mehrheitsbeschlüsse sollten entscheiden. Dabei hatten auch leitende Persönlichkeiten soviel mit dem Film zu tun, daß sie für Rollenlernen nur in der Eisenbahn Zeit fanden. Als Zeiß nach München kam, lasen sich die Herrschaften noch in der sechsten Probe aus dem Buche vor. Während in der Oper wegen der weitgehenden Vollmachten Bruno Walters eine Erschütterung vermieden werden konnte, bedeutete im Schauspiel die Intendanz Viktor Schwanneckes einen raschen Verfall. Das Kultusministerium hatte eine glückliche Hand, als es, nachdem die Sturmwogen der Rätezeit sich geglättet, den Geheimrat Zeiß nach München berief. Er war sich der Schwere seiner Aufgabe bewußt und gerade diese zog ihn an, denn Organisieren sei immer seine besondere Freude gewesen. Rasch wurde er der Verhältnisse Herr. Suaviter in modo, fortiter in re ist immer seine Art gewesen. Er ließ den Künstlerrat raten, aber er ließ ihn nicht im Zweifel, daß die letzte Entscheidung dem gebühre, der auch die Verantwortung zu tragen hatte. In dem Verwaltungsdirektor Oberregierungsrat Heydel wurde ihm ein ausgezeichneter Helfer zur Seite gestellt. Zeiß hatte die durchaus richtige Meinung, daß der oberste Leiter den Ueberblick über das Ganze verlieren müsse, wenn er in aufreibender Vielarbeit viele Stunden lang auf den Bürosessel gefesselt werde. Aus diesem Grunde hat er auch seltener als in Frankfurt selbst die Regie geführt; im Anfang wohl auch deshalb, weil er noch nicht das Material hatte, das ihn voll befriedigte. Sehr rasch gelang es ihm, die künstlerische Zucht wiederherzustellen; hier hat wohl auch Heydel sein angemessenes Verdienst. Nicht selten hat früher ein Intendant unter Dingen gelitten, die die Bürokratie verschuldet hatte. Man kann Künstlern nicht mit Verordnungen kommen, in denen in soundsovielen Paragraphen alles mögliche im Polizeistil verboten wird. Zeiß hatte die Fähigkeit, die Menschen individuell zu behandeln. Er hat wohl niemals den befehlenden Vorgesetzten herausgekehrt und spielte anderseits doch auch nicht den liebenswürdigen Kollegen, der tausend Dinge verspricht, die er nicht halten kann. Er glich im Wesen in vielem dem Generalintendanten von Perfall, dem erfolgreichsten Leiter, den die Münchener Hofbühne gehabt hat. Auch in seiner Auffassung der Kunst. Sein sie charakterisierendes Schlagwort vom „gepflegten Theater" ist so oft zitiert worden, daß er es schließlich selbst nicht mehr hören konnte. Der durch das tägliche Spielen im Prinzregententheater so erweiterte Schauspielbetrieb erforderte die Ergänzung, ja in vielem eine Neugestaltung des Ensembles. Zeiß hat sich als glücklicher Finder erwiesen; er machte aber auch Entdeckungen im alten Ensemble, indem er Künstler, die man in langen Jahren in einem Fach untergebracht hatte, auf Bahnen führte, die unbekannte, brachliegende Seiten ihres Talentes frei machten. Zeiß ging durchaus bedächtig vor. Vieles,

was er leistete, hat der Außenstehende erst langsam an den Erlebnissen erkannt. Unsere Zeit ist nicht reich an künstlerischen Genies. Einen Kainz hat Zeiß nicht entdecken können, aber doch manch starkes Talent von reichen Entwicklungsmöglichkeiten, sowie bedeutende Spielleiter-intelligenzen. Mitten aus der Arbeit hat das Staatstheater seinen Führer verloren. In Frankfurt folgte dem Weggange Zeiß' ein Auszug vieler Künstler. Möge der Tod des Führers hier nicht ähnliche Folgen haben. Ich verweise hierbei auf meinen Artikel „Staatstheater und Abbau" (vgl. Nr. 6). Die hier gestreiften Fragen bildeten wohl auch die letzten Sorgen des Intendanten. — Die Verfeinerung der Bühnenbeleuchtung und deren Benützung für das vereinfachte, aber ästhetisch vervollkommete Bühnenbild entsprach seiner eigenen Initiative. Der von ihm berufene technische Direktor Linnebach führte aufs glücklichste die Umbauten der drei Bühnen durch. Der Verstorbene hat seinem Nachfolger ein reiches Erbe hinterlassen. Möge der Geist dieses selbstlosen Wirkens im Dienste der Kunst an unseren Staatstheatern nie untergehen.

Vom Büchertisch.

Friedenspredigt an Deutschland gehalten von Jean Paul mit einem Nachwort von Richard Knies. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz. Auslieferung: Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden. 1923. — Dieses Büchlein ist erstmalig 1808 herausgekommen, nach dem Tilsiter Frieden und nicht lange vor dem Fürstentag zu Erfurt, wo vier Könige und vierunddreißig Fürsten aus Deutschland sich einfanden, um Napoleon ihre Huldigung darzubringen. Die politische und moralische Lage Deutschlands wies damals so große Aehnlichkeiten mit der nach dem verlornen Weltkriege auf, daß Jean Pauls Friedenspredigt auch heute noch mit Nutzen gelesen werden kann. Jean Paul war bei aller barocken Phantastik und aller Neigung zur romantischen Idylle ein Volkserzieher ersten Ranges. Er blieb als solcher nicht an der Oberfläche der Dinge haften. Wie die zeitgenössische idealistische Philosophie (namentlich Fichte) und die geschichtlich orientierte, deutschtümliche, spätere Romantik, so wurde auch er durch den Untergang des tausendjährigen Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation, den Aufstieg Napoleons und die Abhängigkeit Deutschlands von Frankreich auf die Besinnung über die Grundbedingungen deutschen Wesens überhaupt geführt. In dem Augenblick, wo Jean Paul das Buch schrieb, war ja die Lage noch verzweifelter, wie heutzutage. Freilich war auch das deutsche Volk jünger, ungebrochener, gesünder, als jetzt, wenn auch die Uebel, die sich bei uns seit Krieg und Revolution zeigten, schon damals im Keim vorhanden waren. Es waren zum Teil rein soziologische Folgeerscheinungen von Krieg, Gewalttat und Niederlage. Es geht denn auch durch das Büchlein Jean Pauls, das durch „Zwischenstücke" aus andern ähnlichen Veröffentlichungen desselben Verfassers ergänzt ist, ein befreiender Optimismus. Es ist vom Siege der Idee, der Sittlichkeit im Volksleben, von der Kraft deutschen Wesens und deutscher Geistesuniversalität überzeugt. Es überwindet so mit dämonischer Ironie die Verzweiflung, die das deutsche Volk im Angesicht seiner zerschlagenen Freiheit und seiner zerstörten Verfassung anfallen möchte. Seine Gedanken haben auch heute, wo die Völker, die längst die Gemeinsamkeit ihrer Interessen ahnen, aus künstlich genährtem Mißtrauen der Gewaltigen zwanghaft nach Pfändern und Sicherungen begehren, höchste Bedeutung. Auch hier gilt: wer seine Seele verliert, wird sie gewinnen! Freiheit des Blickes, machtvolle Verteidigung des Rechtes setzt tiefinnerliche Friedensbereitschaft voraus. Freiheit in der Politik ist aber nur im Vertrauen auf die Idee, wie Jean Paul sagt, auf die göttliche Berufung eines Volkes, wie wir sagen würden, zu gewinnen. — Leider fehlt bei Jean Paul, dem Protestanten, so ganz die Besinnung auf die stärksten Grundkräfte deutschen Volkstums, die einst die Deutschen zu Führern des christlichen Europa machten, auf die religiösen und katholischen. Die Idee des mittelalterlichen Kaisertums war vor 116 Jahren schon völlig erblaßt. Wir, die wir heute die tieferen Ursachen des Zusammenbruchs unter Napoleon kennen, die wahren Gründe des Zerfalls der deutschen Reichsverfassung seit den Glaubenskämpfen und der Reformation, sind in Hinsicht einer Reorganisation noch besser daran. Namentlich auch deswegen, weil der Versuch eines Ersatzes der alten Verfassung durch das kleindeutsche Reich preußisch-protestantischer Prägung im Weltkrieg Fiasko gemacht hat. Ein Hinweis auf diesen Punkt durch den Herausgeber hätte nichts geschadet. — Störend bei Jean Paul wirkt auch die krause barocke Ausdrucksweise, die von gelehrten, oft weithergeholten Vergleichen geradezu überladen ist, und nur das eine Gute hat, daß sie zu sehr nachdenklichem Lesen zwingt. Insofern hat sich der Matthias-Grünewald-Verlag mit der Herausgabe jedenfalls ein Verdienst erworben. Das Büchlein rückt die Diskussion des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich auf ein überzeitliches und transzendentes Gebiet, besonders durch die Heraufbeschwörung des großen geschichtlichen Hintergrundes, der die Leiden der Gegenwart als vorübergehend, zeitbedingt, ja klein erscheinen läßt. Dr. Karl Debus.

Das Deutschtum in Ost- und Westpreußen. Von Dr. Erich von Drygalski. München 1923. Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. — Das 5. der Hefte, die Prof. Dr. H. Nawiasky im Auftrage der akademischen Ortsgruppe München des Vereins für das Deutschtum im Auslande herausgibt, ist dem Deutschtum in Ost- und Westpreußen gewidmet, das heute ganz besonders gefährdet ist. Drygalski gibt zunächst eine anschauliche Charakteristik vom Landschaftstypus der preußischen Seentafel im Rahmen der europäischen Landschaftstypen und zeichnet dann in knappen Zügen die Besiedelung des deutschen Ordenslandes, die Eigenart seiner Bevölkerung, sowie die Grundlagen und Bedürfnisse seiner Wirtschaft. Die Charakteristik des herben, eigenwilligen Volksstammes, der trotz seines tragischen Geschickes allzeit ein festes Bollwerk des Deutschtums bildete und dem Mutterlande Männer wie Dach, Herder und Kant schenkte, dürfte besonders auch im deutschen Süden infolge mancher verwandter Wesenszüge lebhaftem Interesse begegnen. Dr. Joseph Sturm.

„Er zog mit seiner Muse". Von Bernard Wiemann. Buchschmuck von Franz Hecker. 4.—7. Tausend. 1924. Verlag Joseph Kösel und Friedrich Pustet. K.-G. Verlagsabteilung Kempten. 8°. 173 S. (G.) geh. 2 M. Halbleinen 3 M. — Die 1. und 2. Auflage war mir nicht zu Gesicht gekommen. Um so lieber gebe ich der dritten gegenüber meiner Freude Ausdruck, daß im Bereiche unserer jetzigen Dichtung auch noch still leuchtende Kleinode ihre Wertschätzer finden. Die Verlagsanzeige spricht von der Welt Eichendorffs, Jean Pauls, Ludwig Richters und Schwinds; ich gestatte mir, noch die Namen Stifters, Storms und Heyses, diesen in seinem novellistischen Besten genommen, hinzuzustellen. Was Wiemann uns gibt, ist vorwiegend romantisch verträumte, naturselige und gefühlsinnige Idyllik. Die Geschichte, die er nach allen Regeln der Kunst hatte schreiben wollen, ist ihm inmitten seiner reinen, holden, auch wohl kernigen Besinnlichkeit stecken geblieben. Aber in den schlicht-kostbaren Rahmen seiner Vortragsweise fügt er behutsam ein paar meisterliche Geschichtlein und vor allem eine längere Erzählung: Aus dem Leben eines Musikers, die für mich des Buches Krone bedeutet. Franz Heckers Zeichnungen decken sich harmonisch mit der Anmut, Zartheit und Tiefe der hier eingebetteten lauteren Dichtung. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Shaws Komödie „Pygmaleon" haben wir noch vor dem Kriege im Residenztheater kennen gelernt, und sie ist daselbst ziemlich lange mit viel Beifall gegeben worden. In den Kammerspielen wirkte sie mit unverminderter Frische, wobei als besonders günstiger Umstand mitsprach, daß wie damals auch heute Steinrück den Professor spielt. Er weiß diesem urwüchsigen Menschen einen Untergrund von Güte zu geben, und die Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Objekt seiner wissenschaftlichen Versuche entspringt mehr seinem sachlichen Eifer, als bösem Willen. Daß dieser Professor der Phonetik ein im gemeinsten Vorstadtdialekt redendes Blumenmädel in wenigen Wochen soweit zu bilden vermag, daß sie im Benehmen von einer Herzogin nicht zu unterscheiden ist, zeigt den Dichter wieder als den scharfen Kritiker der englischen Gesellschaft. Ist diese Satire auch für uns lustig und unterhaltsam, so bekommt die Komödie in ihrem weiteren Verlaufe, wenn sich das Mädchen empört, als Mittel zu einer gewonnenen Wette mit der Erreichung des Zieles achtlos beiseite geschoben zu werden, auch dichterischen Reiz. Die Partnerin Steinrücks tat anfangs im lauten vielleicht etwas zu viel, gewann aber im weiteren Verlaufe des Abends eine schöne künstlerische Höhe.

Aus den Konzertsälen. Das 4. Hauseggerkonzert in der Tonhalle stand im Zeichen Liszts. Es begann mit Tasso und endigte mit der Dante-Symphonie. Daß der Musiker hinter der gewaltigen Dichtung Dantes zurückbleibt, wenn man etwa ein restloses musikalisches Ausschöpfen von des Dichters Gedankenwelt erwartet, braucht heute nicht mehr wiederholt werden. Daß das Werk aber durch Feuer und hinreißende Gewalt des musikalischen Ausdruckes zu fesseln vermag, macht eine Aufführung der hier lange nicht gehörten Symphonie willkommen. Hauseggers packende Interpretation machte die Wiedergabe zu einem künstlerischen Erlebnis. Das Orchester, die Damen des Oratoriumschores der Akademie, Agathe Mächler (Sopransolo) und Dr. Gatscher (Orgel) standen auf voller Höhe. Sehr gut paßte in den Rahmen dieses Abends Alexander Ritters Melodram „Graf Walther und die Waldfrau." Die glückliche Orchesterbearbeitung rührt von Hausegger her. Irene Melanico-Boßhardt (Graz) sprach die Dahnsche Dichtung mit Wärme und Eindringlichkeit. — „Eine heitere musikalische Soirée im alten Wien" lautete der Titel eines von Dr. H. Rohr, dem Dirigenten der Konzertgesellschaft für Chorgesang, veranstalteten Abends, der mit Recht einen großen Zulauf hatte. Das Konzert bot eine fast überreiche Fülle von reizvollen Gaben. Um gleich mit dem Ende anzufangen: wie fein und geistreich ist die Abschiedssymphonie von Haydn. Hervorzuheben ist auch Mozarts Bandel-Terzett, in dem Adele Kern und Seydel vom Nationaltheater und Wilh. Bauer (Augsburg) mit Temperament und gewinnender Liebenswürdigkeit sangen. Zwei gemischte Chöre von Haydn und das Ständchen von Schubert für Frauenchor und Mezzosopransolo (von Irma Donle-Gorter sehr klangschön gesungen) fanden durch die Chorgesellschaft eine prächtige Wiedergabe. Man freute sich an der heiteren Kultur einer fernen Zeit, die uns heute fast unerreichbar dünkt. Einen Wagnerabend im Odeon veranstaltete zum Todestage des Meisters die „Vereinigung dem Gedenken König Ludwigs II." Das (übrigens öffentliche) Konzert hatte in der Sängerin Mila v. Milde, Eugenie Ebner (Harfe), K. Schleifer (Orgel) und Dr. Küßle (Klavier) treffliche Kräfte, die soweit dies gerade bei Wagner ohne Orchester möglich ist, Wagner ausdrucksvoll interpretierten. Elisabeth Seefried sprach drei Widmungen an Ludwig II., deren Wirkung mich überraschte. Wenn Wagner lediglich als Dichter zu uns spricht, hat man oft das Gefühl eines übersteigerten Pathos, dem die Erlösung durch die Musik fehlt. Wie die junge Künstlerin durch innere Wärme diese Verse zu starker Unmittelbarkeit der Wirkung zu bringen wußte, zeigte ihre starke Begabung. Nicht minder glücklich sprach sie Verse von Nietzsche, deren dionysischer Schwung durch sie zu elementarem Ausdruck gelangte. Auch einen heimischen Tondichter ließ man zu Worte kommen. Karl Ebner spielte zwei seiner Cello-Soli: „Legende" und „Waldgeister", zwei an Eingebungen reiche Stücke von prächtigem Klangzauber. In der glanzvollen Wiedergabe wurde er von Gg. Ebner am Flügel geschmackvoll unterstützt.

Das Theatermuseum der Klara Zieglerstiftung gibt Bericht über das Jahr 1923. Die vom bayerischen Staate gewährten Mittel er-

möglichten die Fortsetzung der seit vier Jahren begonnenen Umgestaltung der Sammlungen. Ankäufe konnten nur in wenigen Fällen betätigt werden, insbesondere war in der Bibliothek der Mangel an größeren Mitteln fühlbar. Szenenbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert und Entwürfe zu den ersten Aufführungen Wagnerscher Werke und zu den Sonderaufführungen König Ludwigs II., aus kgl. Besitze stammend, wurden vom Kronprinzen Rupprecht dem Museum überwiesen. Auch aus der Privatbibliothek des Prinzregenten Luitpold wurden wertvolle Bücher und Bildnisse von Bühnenkünstlern der Sammlung zugeführt. Sonst verdankt das Museum manchem Gönner Geschenke; so ist besonders anzuerkennen, daß verschiedene Künstler die Entwürfe ihrer Bühnenbilder dem Museum stiften und so am besten vor Verderben schützen. Der durch den Staat ermöglichte Erwerb der Privatsammlung der Künstlerfamilie Quaglio brachte das fast vollständige Material zur Geschichte der Münchener Theaterdekoration von den Zeiten des Kurfürsten Karl Theodor bis 1890. Da der Raummangel zur Magazinierung des größten Teils der Museumsbestände zwingt, wurden eine Zahl von Sonderausstellungen veranstaltet. Auch theaterwissenschaftliche Kurse wurden mit gutem Erfolg abgehalten.

München. L. G. Oberlaender.

5. Hausmusikabend am Samstag, den 23. Februar 1924 7½ Uhr im kleinen Odeonssaal, München. Zur Aufführung gelangen: Trio in g-moll für Klavier, Violine und Cello, op. 4 von Karl Kraft (Uraufführung); Skizzen für Cello und Klavier, op. 8 von Gottfried Rüdinger; Trio in c-moll für Klavier, Violine und Cello, op. 101 von Johann Brahms; 6 Präludien für Klavier aus op. 28 von Frédéric Chopin. Mitwirkende: Prof. Jani Szánto (Violine), Jelena Pacic (Cello) August Pfeifer (Klavier). Eintritt frei. Eintrittskarten können im voraus abgeholt werden in der Musikalienhandlung von O. Halbreiter, Promenadeplatz. Freiwillige, die hohen Kosten berücksichtigende Spenden werden am Saaleingang dankend entgegengenommen.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Entspannung am Devisenmarkte, mit welcher die Vorwoche geschlossen hatte, bewirkte, dass die Börse der Berichtswoche (11.-16. Febr.) unter dem Zeichen der Beruhigung begann. Auch im Auslande hat die Ansicht, dass die Beunruhigung auf Spekulationsmanöver zurückzuführen sei, Glauben gefunden. Bessere Marknotierungen wurden von den ausländischen Börsenplätzen gemeldet. Der Devisenbedarf war bei uns noch gross, doch vermochte die Reichsbank die Kurse unverändert zu lassen. Am Effektenmarkt war besondere Nachfrage nach westlichen Montanwerten, die hauptsächlich aus den Rheinlanden kam. Die Kurssteigerungen hielten aber nicht lange an. Man erklärt dies damit, dass die Spekulation, die wegen der Anspannung am Devisenmarkt in der vorigen Woche Industriepapiere gekauft hatte, sich bei der veränderten Lage zu Realisierungen veranlasst sah. Das energische Vorgehen der Reichsbank gegen die spekulativen Machenschaften hat die Beruhigung befestigt. Bei der Devisenzuteilung wurden die Anforderungen der Firmen, bei denen das Ermittlungsverfahren noch schwebt oder bereits abgeschlossen ist, nicht berücksichtigt. Einzelne der schuldigen Firmen sind bekannt. Die Börse hat den Wunsch, dass Namen und Verfehlungen klar bezeichnet werden, da mit andeutenden Hinweisen auch Unschuldige in Verdacht kommen. An den Effektenmärkten war am zweiten Börsentage die Tendenz schwächer. Der Geldmarkt ist äusserst zurückhaltend. Auch die bestehende Unsicherheit über die Umstellung auf Goldwährung lässt wenig Lust zu Unternehmungen aufkommen. Eine Besserung der Kurse trat auch in den nächsten Tagen nicht ein. Der Rückgang in der Notierung schwerer Montanpapiere wird teilweise auch durch Glattstellungen für die Deutsche Girozentrale erklärt. Bei diesem Institut sind Unterschlagungen in der Höhe von 2—2½ Millionen Goldmark vorgekommen und die Girozentrale hat die Effekten ihrer mit den Verfehlungen ihres Beamten verknüpften Kunden exekutiert. Die Nachfrage nach Devisen ist geringer geworden, so dass die Reichsbank am 14. einige Devisen um 1 Prozent in der Zuteilung besser berücksichtigen konnte. Die Devisen Paris wurden schwächer gemäss ihrem internationalen flauen Stande, etwas höher lag die Schweiz; die anderen Devisen blieben unverändert. Am letzten Börsentage wurde die lustlose Haltung noch verstärkt durch die Bekanntgabe der hohen Sätze der Kopfsteuer. Starke Nachfrage herrschte nach Stadtanleihen, landwirtschaftlichen und Hypothekenpfandbriefen, nachdem durch Abänderung der 3. Steuernotverordnung der grundsätzliche Aufwertungsausschluss dieser Effekten beseitigt ist und der Charakter der spekulativen Gewinne nicht nachgeprüft werden soll. Die Kurse dieser Papiere stiegen nicht unwesentlich. — — Zwischen dem Plane des Reichsbankpräsidenten und demjenigen des ersten Sachverständigenkomitees besteht der wesentlichste Unterschied in der Behandlung der bisherigen Zahlungsmittel gegenüber der zu schaffenden Goldnote. Schacht wollte mit den Goldkapitalien der deutschen Wirtschaft nur kurzfristige Kredite gewähren und nur im kleinerem Umfange vorerst Noten herausgeben. Für den übrigen Verkehr sollte die Rentenmark einstweilen bestehen bleiben und mit Schaffung der Goldnotenbank die Papiermark gegen Rentenmark eingehandelt werden. Die Sachverständigen sind gegen einen Zwischenzustand und halten dafür, dass mit der Errichtung der neuen Bank auch sofort eine Goldnote geschaffen werden muss, die voll gedeckt ist und gegen die jetzigen Zahlungsmittel mit Beschleunigung umgetauscht werden soll. Hierdurch soll erreicht werden, dass Deutschland möglichst rasch ein vollwertiges Geld erhält, das auch für den internationalen Handel als Zahlungsmittel brauchbar ist. Die Verwirklichung dieses Planes bedarf längerer Zeit als Schachts Zwischenlösung. Dr. Schacht hat darauf hingewiesen, dass falls eine rasche Lösung nicht möglich sei, es für ihn sehr verantwortungsvoll sein würde, seine bisherigen eigenen Bemühungen auf die Errichtung einer Goldnotenbank, die ausländisches und inländisches Kapital heranziehen soll, einzustellen und abzuwarten, bis die von den Sachverständigen vorgeschlagene entgültige Währungsbank ins Leben tritt. Die Sachverständigen haben für diese Auffassung volles Verständnis gezeigt und Schachts Vorarbeiten werden so geführt werden, dass die Einfügung der Goldbank, wie er sie im Auge hat, in die definitive Währungsbank der Sachverständigen durchaus möglich bleiben soll. —

Unter Führung der Nederlandschen Handel-Maatschappij in Amsterdam wurde daselbst die Internationale Credit-Compagnie (mit einem Grundkapital von 20 Mill. Gulden) von holländischen und englischen Banken, sowie deutscherseits von der Deutschen Bank, der Diskontogesellschaft und dem Bankhause Mendelsohn gegründet. Als Zweck der Organisation wird die Durchführung internationaler Geschäfte, insbesondere die Schaffung von Krediten für den Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten zentraleuropäischen Wirtschaft bezeichnet.

Der auf den 12. Februar berechnete Grosshandelsindex des Statistischen Reichsamtes ergibt gegenüber dem Stand vom 5. Februar eine Steigerung von 1,8 Proz. auf 115,4. Die Lebensmittel stiegen von 98,3 auf 99,7, davon die Gruppe Getreide und Kartoffeln von 77,5 auf 78,8, die Industriestoffe von 143,2 auf 144,9. Kohlen und Eisen sind nahezu unverändert. Die Inlandswaren stiegen von 102,2 auf 103,7, die Einfuhrwaren von 172,6 auf 174,1.

München. K. Werner.

Die deutschen Auslandsvertretungen sind vom Auswärtigen Amt ermächtigt, Personen, die die ernste Absicht des Besuches der Leipziger Frühjahrsmesse nachweisen, einen auf Leipzig und die notwendige Frist beschränkten Sichtvermerk unter Ermässigung der Gebühr auf die Hälfte zu erteilen.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.25 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 22 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 9 — München, 28. Februar 1924. — XXI. Jahrgang.

Gegenreformation.

Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.

Der Evangelische Bund, die schärfste Kampfvereinigung gegen Rom und die katholische Kirche in Deutschland, hat am 24. Mai 1923 eine *Kundgebung* an das Evangelische Deutschland erlassen. U. a. ist darin das Bedauern ausgedrückt, daß auf katholischer Seite „neben der berechtigten Entfaltung der dort vorhandenen Kräfte ein *Vordringen* und *Vordrängen* wahrzunehmen ist, das weder mit ehrlicher Parität, noch mit pflichtmäßiger Schonung des konfessionellen Friedens vereinbar scheint. Dank seiner politischen Vertretung im Zentrum sieht der heutige Katholizismus vielfach weitgehende Wünsche auf dem Gebiete der Aemterbesetzung erfüllt. ... Schon klopft der katholische Wissenschaftsbegriff, der durch den Antimodernisteneid gekennzeichnet ist, an die Pforten unserer Hochschulen, deren Lebensluft Freiheit des Forschens ist, und fordert Zutritt. Empfindlicher noch, weil das Heiligtum persönlichen Glaubens gefährdend, ist jene zielbewußte Propaganda, die neuerdings unter der Fahne des Winfridbundes darauf ausgeht, evangelische Christenleute ihrer Kirche abspenstig zu machen. Katholische Blätter verraten schon in diesen und anderen Fällen als letztes Ziel die Niederringung des deutschen Protestantismus, und wie ein düsteres Raunen geht die Rede von einer Gegenreformation unseligen Angedenkens verhängnisbrütend durch das Land".

Es kann nicht geleugnet werden, daß die katholische Kirche in Deutschland seit dem Kriege und seit der Verfassung von Weimar einen inneren, religiösen Aufstieg erlebt. Diese Entwicklung ist für jedermann selbstverständlich, der die Gewissens- und Glaubensknebelung der Kulturkampfjahre kennt, der das Unrecht der *Imparität* im Reiche, in den Einzelstaaten und in den Gemeinden näher beobachtet hat und der von den Schikanen der preußisch-protestantischen Regierungspraxis in der Hohenzollernära konkrete Kenntnisse besitzt. In Preußen gab es im vorigen Jahrhundert im ganzen fünf katholische Minister, und zahlreiche katholische Kreise, wie z. B. Fulda, hatten nie einen katholischen Landrat. Die obersten Verwaltungsstellen im Reiche und in Preußen waren gleichsam Monopole der Protestanten. Elsaß-Lothringen haben wir nicht in letzter Linie auch deswegen verloren, weil Preußen die Eindeutschung mit der Protestantisierung verwechselte und katholische Beamte aus dem Süden Deutschlands geflissentlich fernhielt. An den Gymnasien waren die evangelischen Bibelkränzchen ohne weiteres erlaubt, die Marianischen Kongregationen selbstverständlich verboten. Man bezichtigte die Katholiken der wissenschaftlichen Inferiorität und beraubte sie der Intelligenz der Jesuiten. Der katholische Offizier, der in Ehe mit einer Protestantin katholische Kindererziehung vereinbaren wollte, wurde aus dem Heere entlassen, ebenso der Offizier, der seine Ehrenangelegenheiten nicht im Widerspruch mit seiner Religion mit der Waffe austrug. An den Universitäten Berlin, Halle, Rostock, Königsberg durften satzungsgemäß katholische Professoren nicht zugelassen werden. Die Intoleranz und Imparität war ein Schandfleck am Verwaltungskörper im Reiche und vor allem in Preußen. Der Protestantismus nützte auf allen Gebieten die starken Hilfsmittel aus, die der preußische Staat ihm auf Grund des Staatskirchenregiments bot. Diese *Ungerechtigkeiten und Schranken* sind seit der Verfassung von Weimar in Wegfall gekommen. Nun können die Katholiken zu Königslutter in Braunschweig z. B. jeden Sonntag Gottesdienst halten, während ihnen das früher nur alle 4 Wochen, bzw. 14 Tage erlaubt war. Die Losung „*Freie Bahn dem Tüchtigen*" gilt jetzt auch für die Katholiken und es ist selbstverständlich, daß die Katholiken ihre reichlich vorhandenen Intelligenzen nunmehr auch zur Geltung bringen. Wir haben erst seit der Weimarer Verfassung *wahre Gewissens- und Glaubensfreiheit in Deutschland*. Da liegt es in der Linie logischer Entwicklung, daß die lange niedergehaltene katholische Intelligenz und Kultur ihre geistigen Kräfte ausstrahlen läßt und den Beweis erbringt, daß der *Katholizismus eine durchaus sieghafte Religion* ist, sobald die staatlichen Schranken der Gewalt und Unterdrückung in Wegfall kommen. Der Protestantismus war gewohnt, nach der Staatsgewalt zu rufen, wenn der Katholizismus auch nur die kleinsten Fortschritte machte und sich seine Rechte zu verschaffen suchte. Dem Protestantismus fehlt heute der Arm des Staates; der Katholizismus kann seine latenten religiösen, geistigen und sozialen Kräfte jetzt ganz frei entfalten: *das ist ein Teil des Geheimnisses, warum der Katholizismus in Deutschland sich vorwärts bewegen kann*. Es handelt sich nicht um eine „Niederringung des Protestantismus", sondern um die Einsetzung der katholischen Kultur- und Moralkräfte im religiösen und kulturellen Ringkampfe mit ausschließlich geistigen Waffen ohne den Hemmschuh der zugunsten des Protestantismus errichteten staatlichen Schranken und Bedrückungen.

Der zweite Grund, warum der Protestantismus von einer „Gegenreformation" sprechen zu sollen glaubt, liegt darin, daß *vielen, sehr vielen Protestanten die Scheuklappen von den Augen fallen*, nachdem sie in der Völkerwanderung des Weltkrieges katholisches Wesen, katholische Kultur und Religion ganz anders anzuschauen gelernt haben. Die Urteile über unsere katholischen Priester, über unsere Klöster, über das Mittelalter, über die Mystik, über Beichtstuhl und Sakramente, vor allem über den katholischen Gottesdienst haben sich in zahlreichen Köpfen gründlich geändert. Viele Protestanten erkennen, daß der Katholizismus in seiner *Moral* längst eine „konkrete Ethik" besitzt, wie sie Universitätsprofessor Dr. Karl Holl in Berlin auf der Tagung des Evangelischen Bundes am eingangs erwähnten Tage verlangt hat. Der Protestantismus braucht sich ferner nur zu erinnern, wie der Glaube an die Gottheit Christi in seinen Reihen erschüttert ist, wie ihm die protestantischen Volksmassen in Berlin, Braunschweig, Sachsen, Thüringen usw. unwiederbringlich an die Sozialdemokratie und den Kommunismus entronnen sind. Es ist nicht „Gegenreformation", sondern selbstverständliche *innere Kraft*, wenn der Katholizismus als Autoritätsreligion in den Tagen des Umsturzes sich als der stärkste Turm in deutschen Landen erwiesen hat, sodaß *Professor Baumgarten* in Kiel sagte (Der Aufbau der Volkskirche 1920 S. 8): „Wir Protestanten dürfen uns nicht verbergen, daß wir die Abwehr der umstürzenden Tendenzen auf dem Gebiet des religiösen Gemeinschaftswesens wesentlich der festgefügten *katholischen Weltkirche* verdanken". Der Katholizismus mit seiner Einheit und Geschlossenheit in Fragen der Weltanschauung, mit seiner Sicherheit des religiösen Glaubensgutes hat ganz naturgemäß der von allen Seiten zugestandenen Zerrissenheit des Protestantismus gegenüber einen erheblichen Vorsprung. Wenn nun irrende und suchende Seelen im Protestantismus mit seinen 237 Sekten in Deutschland, die sich durch die Umwälzung noch sehr vermehrt haben, keine innere Befriedigung mehr finden, wenn sie den katholischen Gottesdienst kennen und schätzen lernen, wenn in Berlin Tausende von Kon-

vertiten in der katholischen Kirche ihre Seelenruhe und ihr Glück finden, so ist das nicht „Gegenreformation", sondern Gottes weise Lenkung der katholischen Kirche, die heute in England und namentlich in Holland, wo sie Jahrhunderte lang von den Protestanten in der schamlosesten Weise gequält und unterdrückt wurde, ebenso wie in Deutschland aus eigener religiöser Kraft eine erfreuliche Aufwärtsbewegung erlebt. Der katholischen Kirche stehen keine Machtmittel des Staates zur Verfügung, dem Protestantismus ebenfalls nicht mehr. Der Katholizismus besitzt Autorität in Religion und auch in staatlichen Fragen, soweit diese eines religiös-sittlichen Untergrundes nicht entbehren können. Der Protestantismus pocht stolz auf seinen Individualismus, der freilich in der Auswirkung bei den Massen vielfach zur Willkür, namentlich in religiösen Dingen, entartete. Der Kampf ist heute rein geistig geworden. Und wenn die Wahrheit, die katholische Wahrheit, in protestantische Kreise dringt, die lange Zeit hermetisch und durch Verzerrung der Wahrheit von ihr abgehalten wurden, so liegt es im Wesen der Wahrheit, daß sie sich endlich doch durchringt und wohl auch darin, daß die katholische Kirche unerschütterlich an der Gottheit Jesu Christi festhält, der uns den Weg vorgeschrieben hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Diese ganz natürliche Entfaltung der katholischen Kirche in Deutschland macht dem Evangelischen Bund und dem Protestantismus Sorge. Man hat es nicht gelernt, im eigenen Spiegel sich zu beschauen, sondern glaubt immer noch nach alten langweilig gewordenen Rezepten diesem Geisteskampf dadurch begegnen zu können, daß man auf das äußere Wachstum der katholischen Kirche mit starken Uebertreibungen hinweist und dadurch den furor protestanticus erwecken zu können glaubt. In dieser Tendenz ist die Broschüre von G. O. Sleidan: „Gegenreformation einst und heute im deutschen Volks- und Staatsleben" geschrieben, die bereits in 3. Auflage vor der drohenden Gefahr des Katholizismus zu warnen sich bemüht. (Berlin, Säemann-Verlag 1923.) Der Verfasser hat alle Dinge fleißig zusammengetragen, die ihm geeignet erscheinen, die Protestanten vor dem „Vormarsch Roms" in Schrecken zu setzen. Fassen wir einmal seine Beweisführung und seine Folgerungen näher ins Auge. Eine Abwehr und Aufklärung über die wichtigsten Gesichtspunkte dieser Broschüre ist von Vorteil für beide Seiten.

Man kann es dem Verfasser nicht verübeln, daß er die Nichtvollendung der Reformation in deutschen Landen beklagt. Ebenso wenig wird er es einem Katholiken verübeln dürfen, der es bedauert, daß die Gegenreformation nicht ganz Deutschland wieder in die Arme des Katholizismus zurückgebracht hat. Der Katholik erblickt in der Gegenreformation mit ihren zahlreichen, von heiligster Begeisterung getragenen neuen Orden, namentlich den Jesuiten, Gottes weise und sichtbare Lenkung seiner Kirche auf Erden, während dem Protestanten wegen dieses Gegenstoßes die Zähne knirschen. Wenn die Gegenreformation „den weltlichen Arm in den Dienst der Bekehrung" stellte, so verabscheuten doch auch die protestantischen Fürsten nicht die Gewalt und die Knebelung der Gewissensfreiheit nach dem Grundsatze cuius regio, eius religio. Wenn der Verfasser sodann auf den Dreißigjährigen Krieg hinweist und sagt, daß Deutschland, das Mutterland der Reformation, durch den Westfälischen Frieden „gedemütigt und lahmgelegt" worden sei, so muß er nicht vergessen, hinzuzufügen, daß die Protestanten Gustav Adolf, den Soldaten Frankreichs, nach Deutschland riefen, sowie daß zahlreiche protestantische Fürsten im Bündnis mit Frankreich standen und daß Brandenburger Fürsten jahrzehntelang Jahresgelder in hohem Betrage von den französischen Königen empfingen, wodurch sie sich verpflichteten, dem deutschen Kaiser keine Hilfe zu leisten. Wenn der Verfasser sodann die angeblich antideutsche Politik des Papstes anschwärzen zu können glaubt, so sei nur daran erinnert, daß Kaiser Wilhelm II. es dem Papste zu verdanken hat, daß er so bequem zu Doorn in Holland sitzen kann und nicht ausgeliefert wurde, und daß es den Jesuiten zu verdanken ist, daß Spanien nicht auch noch die Zahl unserer Kriegsgegner vermehrt hat.

Am schrecklichsten ist dem Verfasser der Plan der „Durchsetzung Deutschlands mit katholischen Kräften". Da sind es zunächst die beiden Nuntien in München und in Berlin, die es dem Papste ermöglichen, „in seiner Eigenschaft als geistliches Oberhaupt der Christenheit zu verhandeln". Gegen einen solchen Anspruch müßten zwei Drittel des deutschen Volkes aus „Glaubens- und Gewissensgründen" Widerspruch erheben. Ist es wirklich so unerträglich für die Protestanten, daß der Papst, der so viel Gutes tut für das verarmte Deutschland und zwar ohne Unterschied der Bekenntnisse, in Berlin eine Nuntiatur unterhält? Ist denn nicht die Sowjetregierung auch vertreten? Daß es in Deutschland mehr katholische Geistliche gibt als protestantische trotz des Zölibates, ist doch nur für den größeren Idealismus der Katholiken ein beredtes Zeugnis. Der Verfasser schreibt: „Die Weimarer Verfassung hat den katholischen Orden und Genossenschaften volle Freiheit der Bewegung und Niederlassung gegeben". Es ist traurig genug, daß erst Weltkrieg und Revolution kommen mußten, um der katholischen Kirche die volle Freiheit zu schaffen. Die katholischen Orden sind die schönsten Blüten am Baume der Kirche; warum sollen sie nicht überall blühen, warum sollen nicht auch einmal in vorwiegend protestantischen Gegenden die Protestanten Ordensleute in ihrem wahren Wesen kennen lernen können? Es braucht ja doch deswegen niemand katholisch zu werden. Daß die Marianischen Kongregationen in ganz Deutschland starke Zunahme erfahren haben, ist nach dem Wegfall ihres staatlichen Verbotes selbstverständlich. Seien wir doch froh vom vaterländischen und sittlichen Standpunkte aus, daß es noch möglich ist, unter der studierenden heranwachsenden Jugend Autorität, Keuschheit, Religiosität zu erziehen; ideale Ziele, wie sie sich doch auch die protestantischen Bibelkränzchen setzen. Wenn die Jesuiten sich in ganz besonderer Weise der Elternvereinigungen und der katholischen Schule annehmen, so sollten sich die Protestanten darüber sogar freuen. Im Kampfe um die Konfessionsschule steht doch ein sehr starkes Kontingent protestantischer Eltern den Katholiken zur Seite und wenn der Protestantismus seinen lutherischen Katechismus und seine Bibel im Schulunterricht behalten will, dann muß er mit den Katholiken Hand in Hand gehen.

Es ist ferner eine Phrase, von der „gebietenden Macht des Katholizismus in Deutschland" zu reden, weil Berlin mit weit über einer halben Million Katholiken einen katholischen Bischof erhalten hat, da Berlin ein Mittelpunkt protestantischer Kultur sei. Die Seelsorgsbedürfnisse der Katholiken machen bei einer solchen großen Zahl einen Weihbischof notwendig. Der Protestantismus hätte es eben nicht soweit kommen lassen sollen, daß schon in Friedenszeiten in Berlin mehr als 80 Prozent der Bevölkerung sozialdemokratische Stimmzettel in die Wahlurne legten. Wenn die katholische Seelsorge in Berlin ihre Gläubigen in der katholischen Religion erhalten will und sie größtenteils auch erhält, so ist es für das Deutschtum jedenfalls besser, die Berliner Katholiken bleiben katholisch, als sie wandern zum Sozialismus und Kommunismus ab. Auch haben die Berliner Katholiken gottlob noch Kinder, wie erst unlängst ein katholischer Seelsorger Berlins erklären konnte. Daher ist die erhebliche Zunahme der Zahl der Katholiken in Berlin trotz der Mischehenverluste zu erklären. Es ist auch kein Ausfluß des römischen Machtstandpunktes, wenn der Winfridbund sich die Aufgabe gesetzt hat, suchenden und irrenden Protestanten, deren es ja dank des Prinzips des höchstgesteigerten Individualismus und der liberalen auflösenden Theologie in reichem Maße gibt, den Weg zur Wahrheit zu zeigen. Wenn Sleidan schreibt, der Winfridbund versuche unter dem „Rattenfängermotto: Es geht ein katholischer Zug durch die Welt" eine Konversionsbewegung ins Leben zu setzen, so ist das erstens wenig vornehm im Ausdruck und zweitens stammt dieses Motto aus dem Munde eines Protestanten selbst. Warum soll nicht auch an der Universität Berlin ein katholischer Gelehrter Vorlesungen halten über Wesen und Lehren der katholischen Weltanschauung? Ist denn nicht nach einem Ausspruch des Exjesuiten Grafen Hoensbroech die Unwissenheit in den einfachsten katholischen Dingen so groß, daß gerade „Hochschullehrer, Theologen in führender Stellung in einem Examen über Grundlehren des Katholizismus glatt durchfallen würden". Ist es dem Protestantismus um die Wahrheit zu tun, dann braucht er den Katholizismus nicht zu fürchten, wenn die protestantischen Anschauungen absolut die Wahrheit sind. Sind sie aber Irrtum, dann wird er die Wahrheit nicht aufhalten können.

Diese Absperrung und künstliche Fernhaltung der Erkenntnis der katholischen Wahrheiten hat der Protestantismus bis jetzt durch die amtlich überwachten Schulbücher und durch die preußisch-protestantische Geschichtsschreibung erreichen können. Der Protestantismus hat eine chinesische Mauer gegen die katholische Wahrheit errichtet, die hinwegzuräumen selbst vielen Protestanten ein Bedürfnis ist. „Wie wenig", gesteht der protestantische Professor Schiele in Tübingen (Evangelische Freiheit 1908 S. 491)

„kennen und verstehen wir die religiösen Kräfte des Katholizismus. Wie verschließt uns schon der übliche Konfirmandenunterricht . . . den Zugang zu dem inneren Leben der Katholiken." Und der bedeutendste protestantische Gelehrte der Gegenwart, Harnack, sagt in Wissenschaft und Leben (I S. 96): „Die Schüler, welche die Gymnasien verlassen, . . . kennen die katholische Kirche, die größte religiös-politische Schöpfung der Geschichte, absolut nicht und ergehen sich über sie in ganz dürftigen, vagen und geradezu unsinnigen Vorstellungen." Ich könnte noch eine große Fülle von Urteilen hochangesehener protestantischer Gelehrten und Geistlichen anführen, von Professor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Theodor Fontane, Konrad Burdach, Corn. Aug. Wilkens, Martin Rade, Kurt Breysig, Karl Jentsch usw., die alle „die horrende Unwissenheit der protestantischen akademischen Gebildeten in Beziehung auf die katholische Kirche" unumwunden zugeben. Wenn nun bei manchen, ja bei vielen Protestanten der Katholizismus sich in einem ganz anderen Lichte wie bisher zu enthüllen beginnt, wenn das Verlangen nach der katholischen Wahrheit in Religion und Geschichte namentlich sehr stark geworden ist und wenn der Winfridbund und die katholische Presse und Literatur dies Sehnen nach Wahrheit zu befriedigen sich bemühen, so kann niemand von Störung des konfessionellen Friedens sprechen, sondern das ist eine schiedlich-friedliche Gegenreformation, die von protestantischer Seite ebenso gewollt ist, wie man ihr von katholischer Seite naturgemäß bereitwilligst entgegenkommt.

Von der „Vormachtstellung der Katholiken im Staats- und öffentlichen Leben" hätte der Verfasser lieber nicht sprechen sollen. Die Katholiken waren lange genug im alten Deutschland in dieser Beziehung entrechtet, sie waren Staatsbürger zweiter Klasse und ohne ihre politischen Vertretungen hätten sie, wie Karl Jentsch einmal ebenso wahr wie sarkastisch bemerkte, nicht einmal einen Magistratsschreiberposten bekommen. Was das neue katholische Kirchenrecht anlangt, so kann die Kirche wirklich für Deutschland kein Sonderrecht schaffen. Wenn die katholische Kirche in den Mischehen so große Verluste aufzuweisen hat, warum soll sie sich dann nicht mit geeigneten Maßnahmen zur Wehr setzen? Der Verfasser schreibt sodann: „Der sozialistischen und neutralen Presse gilt es vielfach als ausgemacht, daß der Katholizismus ein Faktor ist, mit dem man rechnen muß, daß ihm noch starke aufbauende Kräfte innewohnen, daß aber der Protestantismus eine der Auflösung verfallende historische Erscheinung ist, der mit dem Staatskirchentum Halt und Lebenskraft genommen wurde." Wenn der Katholizismus seine bisher vielfach durch staatlichen Druck unwirksam gemachten Kräfte auf religiösem Gebiete herausstellt und durch seine starke Organisation und durch seinen ungeheueren seelischen religiösen Gehalt in Deutschland als staatserhaltende und aufbauende Macht erkannt und anerkannt wird, so steht es dem Verfasser schlecht an, aus diesen Selbstverständlichkeiten ein System der Gegenreformation konstruieren zu wollen. Er hält für die Beziehungen zwischen Katholizismus und Protestantismus die Losung „Anpassung" für die beste und notwendigste. Bei aller selbstverständlichen bürgerlichen Toleranz zwischen Katholiken und Protestanten sei uns doch die Frage gestattet, ob es dem Katholizismus zugemutet werden darf, sich an den namentlich in rein religiösen Dingen ungemein zerrissenen, den „vom Sturm der Zeit mehr als der Katholizismus zerzausten Protestantismus" anzupassen, an einen Protestantismus, der in politischer und in konfessioneller Beziehung seit der Reformation, wie der protestantische Staatsrechtslehrer Stahl einmal gesagt hat, in Fechterstellung gegen Rom steht, der den Kulturkampf mit Wonne mitgemacht hat und in seiner Mehrheit gar nicht daran denkt, dem Katholizismus Gerechtigkeit und Wahrheit angedeihen zu lassen. Wie wenig ist der Protestantismus uns Katholiken allein im Laufe der jüngsten Vergangenheit gerecht geworden. Wenn der Rektor der Berliner Universität bei feierlichem Anlaß erklärt, nur der protestantische Geist könne Deutschland retten, wenn der Verfasser unserer Broschüre mit den Worten schließt: „Mit der Hoffnung aber, die Grundgedanken der Reformation im deutschen Volks- und Staatsleben fruchtbar zu erhalten, steht und fällt die Zukunft unseres Volkes", so greift man sich verwirrt an die Stirn, um sich zu fragen: ist das „Anpassung" und Toleranz, wenn die bessere Zukunft des deutschen Volkes von den Grundgedanken der Reformation abhängig gemacht sein soll? Ist nicht der Glaube an die Gottheit Christi, die Rechtfertigungslehre und der Glaubensindividualismus im religiösen Protestantismus schwer erschüttert, ist nicht das protestantische Volk in seiner Masse dem Sozialismus verfallen, huldigt der Protestantismus nicht weitgehend dem Neomalthusianismus, wachsen nicht täglich neue Sekten und Glaubensgemeinschaften aus dem Boden des Protestantismus hervor? Die Möglichkeit einer katholischen „Gegenreformation" ist, abgesehen davon, daß es Gottes Wille sein kann, in erster Linie der inneren religiösen Zersetzung im Protestantismus zuzuschreiben, nicht aber dem „Macht- und Herrscherwillen Roms". Das dürfte jedermann klar sein, der die innere Entwicklung des Protestantismus näher verfolgt. Seit hundert Jahren kämpft der Protestantismus um die letzten Reste des Christentums, die ihm vom Glauben Martin Luthers noch spärlich verblieben sind. Sleidan möge einmal das Buch des Erlanger Theologieprofessors Dr. W. Elert (München, C. H. Beck 1921): „Der Kampf um das Christentum" auszugsweise zum Gegenstand einer Broschüre machen, damit weiten Kreisen unter den Protestanten ein Licht über die Wandelbarkeit, die Proteusnatur, die Verknüpfung mit der modernen Kultur und dem daraus hervorgehenden Ruin der protestantischen Theologie und des protestantischen Christentums aufgehe. Der Zweifel an der protestantischen Wahrheit hat in deutschen Landen eingesetzt. Warum soll die katholische Kirche nicht das Licht ihrer Wahrheit heller und entschiedener erstrahlen lassen zu Nutz und Frommen aller derjenigen Katholiken und Protestanten, die Wahrheit suchen und, wie die stark anwachsende Konvertitenbewegung in England, Holland und auch allmählich in Deutschland es beweist, sie zum Heile ihrer Seele und zum Frieden ihres Herzens auch finden.

Weltrundschau.

Mit Ablauf des Ermächtigungsgesetzes am 15. Februar ist zwischen Reichsregierung und Reichstag eine gewisse Spannung eingetreten. Die während der Ermächtigung erlassenen Verordnungen werden von verschiedenen Parteien angegriffen und abzuändern versucht. Die Regierung hat erkennen lassen, daß sie einen Abbau der Verordnungen mit der Auflösung des Reichstags beantworten werde und hat die Vorbereitung der Wählerlisten angeordnet. In der laufenden Woche findet große politische Aussprache im Reichstag statt.

Die Pfalz klagt nach wie vor über schwere Bedrückung. Pirmasens hat einen Hilferuf in die Welt gefunkt. Die Franzosen pressen deutsche Einwohner zu Geiseln, verhaften Beamte, entwaffnen die Polizei. Der britische Generalkonsul Clive hat im Auftrage seiner Regierung dem bayerischen Ministerpräsidenten nahegelegt, den Behörden und dem Volke der Pfalz dringend vorzustellen, die bevorstehende Entwirrung der Pfalzfrage nicht durch neue Gewalttaten gegen die geschlagenen Sonderbündler zu gefährden. — Frankreich hat die deutsche Pfalznote vom 2. Februar zurückgegeben, da es ablehne, sich in innerdeutsche Verhältnisse einzumischen.

Der Bayerische Landtag hat beschlossen, sich am 5. April, einen Tag vor den Wahlen, aufzulösen. Das Volksbegehren für Landtagsauflösung erzielte 1200280, das für Verfassungsänderung 1145697 Stimmen. Benötigt waren je 800000.

In Thüringen wurde eine Regierung der im Ordnungsbund vereinigten bürgerlichen Parteien gebildet. Sie hat der Reichswehr Dank für die Hilfe gegen den kommunistischen Aufruhr ausgesprochen.

General Ludendorff hat den Ehrenvorsitz der Deutsch-Völkischen Studentenbewegung übernommen. Wie verhält sich diese zum Hochschulring?

Im britischen Unterhaus gab es eine sehr besorgte Aussprache über die eigenen und die französischen Luftstreitkräfte. London wurde als gefährdet bezeichnet, da Frankreich etwa 1000, England nur wenig über 100 Flugzeuge habe (?). Die Regierung erklärt, die Rüstungen nach dem Plan des früheren Kabinetts fortzusetzen, richtet aber ihr Augenmerk zugleich auf internationale Abrüstung. Deutschland und England haben vereinbart, daß die Ausfuhrabgabe für Waren nach England von 26% auf 5% ermäßigt wird.

Poincarés Stern sinkt mit dem Frank. Im Senat erhielt er — Poincaré — nur noch eine Mehrheit von 16 Stimmen.

Die Schweizer haben in Volksabstimmung die von der Bundesregierung vorgeschlagene und vom Parlament bereits beschlossene Aufhebung des Achtstundentags mit 436531 gegen 315421 Stimmen abgelehnt.

Bayerische Blitzlichtaufnahmen.

Von Dr. Otto Sachse.

Kahr. Sein Rücktritt ward gelesen wie eine längst erwartete Todesnachricht. Kahrs politisches Leben siechte seit dem 9. November dahin. Dieser Mann hat alle seine Verdienste zerschlagen durch sein größtes Verdienst, daß er den Putsch von Hitler-Ludendorff durchkreuzte und damit die Hoffnung der kleindeutschen Herbstzeitlosen knickte. Seitdem ist Kahr ein Rätsel. Welches ist der echte Kahr? Der Kahr vor oder nach Mitternacht? Das weiß niemand außer Professor Rothenbücher und höchstens noch Kahr selber. Mit einem Rätselmenschen aber kann das demokratische Zeitalter nichts anfangen. Unsere politischen Helden müssen aus dem Bilderbuch sein, entweder ganze Edelmenschen oder ganze Schurken. Plebs vult decipi.

Lossow. Er ist mit Kahr gegangen. Dabei entdeckte man, daß es noch einen Fall Lossow gab. Ein dreieckiges Verhältnis zwischen der Reichswehr, dem Reich und Bayern. Jetzt wurde das Verhältnis wieder zweiseitig gemacht und — Bayern still verabschiedet. Seine Wünsche sollen „möglichst" oder „tunlichst" berücksichtigt werden. Und der deutsche Soldat schwört künftig Treue der Verfassung des Reichs und seines Heimatstaates, Gehorsam dem Reichspräsidenten und seinen Vorgesetzten. Wenn die sich aber streiten?

Volksbegehren. Die Aussichten unsicher, der Erfolg überraschend gut. Ueber 1,2 Million Stimmen für die Landtagsauflösung, fast ebensoviel für die Ermächtigung des neuen Landtags, mit einfacher Mehrheit die Verfassung zu ändern. Schon zerbricht man sich den Kopf: Wer wird Staatspräsident? Ein hoher Herr oder ein sog. Mann aus dem Volk? Volkstümlicher ist der hohe Herr. — Interessant ist der Stimmenunterschied zwischen den beiden Volksbegehren: 55 000. Das sind die Völkischen. Sie haben für die Landtagsauflösung gezeichnet, aber nicht für den Verfassungsneubau. Sie sind nicht fürs Bauen. Aber gibt es so wenig Völkische? Weniger als in Mecklenburg oder Thüringen? 10 000 in München, höchstens, vervielfacht man die Ziffern des Volksbegehrens mit den durchschnittlichen Wahlziffern, 30—40 000? In München, wo drei völkische Blätter erscheinen? Wer unterhält die?

Hitlerprozeß. Endlich hat er begonnen. In der Infanterieschule, einem Nebenschauplatz des 9. Novembers. Das Gerichtsgebäude bot nicht den nötigen Platz. Wo einst die K. Bayerischen, später die Reichswehrfähnriche auf den Offizier geprüft wurden, müssen jetzt alte Offiziere von ihren politischen Seitenspringen Rechenschaft geben. Auf dem ersten Platz Ludendorff. Der Nationalverband deutscher Offiziere findet es gegen die deutsche Volkswürde, daß Ludendorff auf der Anklagebank sitze. Eine parteiische Rechtspflege ist wohl würdiger? Bayern will im eigenen Lande politische Anklagen entscheiden. Darum ging es im Kampf um die Schutzgesetze der Republik und um die Volksgerichte. Bayern hat seinen Willen. Es geht um seine Ehre, daß der Prozeß einwandfrei geführt und das Urteil vollstreckt wird. Das wissen die echten Bayern besser als die Bayern aus Potsdam. Und auch Hindenburg fügt sich dem Rechtsstaat.

Sonett.

Das Leben ist ein Meer. Und nie kommt Land. —
Ja, ist das Meer denn nicht mit Gott im Bunde,
und königlich, und ruht auf seinem Grunde
nicht oftmals eine Perle, unerkannt?

Manch einer war, der solche Perlen fand,
die Engel ihm gezeigt in lichter Stunde.
Und dann, wer hat von letztem Schicksal Kunde?
Vielleicht kommt einmal, einmal doch noch Land

und nimmt den müden Schiffer auf als Gast,
ob lange auch im Sturm die kreuz und quere
das Schiff umhertrieb mit versehrtem Mast.

Und wenn es auch nur eine Insel wäre,
die klein zwar, aber lieblich aus dem Meere
auftaucht und lädt zu einer kurzen Rast!

Ph. Otto Herm

Großdeutsche Fürstengestalten.

II. Albert, König von Sachsen.[1])

Von Dr. Otto Kunze.

König Albert von Sachsen war der Nachfolger und älteste Sohn des weisen Königs Johann. Amalie, eine Tochter Max I. von Bayern, war seine Mutter. Er bestieg den Thron am 29. Oktober 1873. In seinem langen, durch Glück und Verdienste gesegneten Leben (geb. 1828, gest. 1902) hat er wie wenige seiner Mitfürsten die ganze Entwicklung des deutschen Einheitsproblems im 19. Jahrhundert auf einer Führerhöhe miterlebt, z. T. auch mitgelenkt. Seine Jugend fiel in den Vormärz. Eltern und Großeltern entsannen sich der kurfürstlichen und der napoleonischen Zeit. Als Knabe hat Albert 1833 noch vor dem letzten Träger der römisch-deutschen Krone, Kaiser Franz, gestanden. Die soldatischen Sporen verdiente er sich im schleswig-holsteinischen Feldzug 1849. In seine jüngeren Mannesjahre fällt das Ringen von Oesterreich und Preußen um die Vorherrschaft, das Frankfurter und Erfurter Parlament, der diplomatische und militärische Kampf um Schleswig-Holstein, der Aufstieg Bismarcks. 1866 führt Albert als Kronprinz das sächsische Heer an Oesterreichs Seite gegen Preußen. 1870 hat er als Armeeführer einen Hauptanteil am preußisch-deutschen Sieg über Frankreich. Als König steht er nacheinander den drei Deutschen Kaisern nahe und ist bei der Zurückhaltung Ludwigs II. von Bayern oft gleichsam der Erste im Rat der Bundesfürsten. Er erlebt noch den Sturz Bismarcks und die erste Hälfte des Wilhelminischen Zeitalters. Sein Tod ward von ganz Deutschland wie der des letzten Vertreters eines Geschlechts von Helden empfunden. Der letzte Paladin des alten Kaisers, der einzig verbliebene Großkreuzinhaber des Eisernen Kreuzes stieg mit König Albert in die Gruft.

Gehört Albert von Sachsen in eine Reihe großdeutscher Fürstengestalten? Es ist nicht selbstverständlich. Standes- und Zeitgenossen wie Friedrich I. von Baden oder Ernst II. von Koburg gehören nicht hinein. Es wird vielleicht sogar bestritten. Der Kronprinz und spätere König Albert hat sich nach dem Frieden von 1866 nicht nur ehrlich in den Norddeutschen Bund und ins kleindeutsche Reich geschickt, sondern ist geradezu ein persönlicher Freund Wilhelms I., Friedrichs III, Wilhelms II. und Bismarcks geworden. Er hat in seinen späteren Jahren nach außenhin keine Tradition mehr gepflegt als die militärische von 1870/71. Als die älteren Heerführer und Großkreuze alle gestorben waren, die Masse der Mitkämpfer jedoch erst ins Veteranenalter einrückte, der Feldzug selbst mit 25jährigen Gedenkfeiern Geschichte zu werden begann, da war Albert der verehrte Kriegsheld, sozusagen der klassische Veteran. Er besaß auch alle Eigenschaften, diese Rolle klassisch, geschmackvoll und taktvoll zu spielen: das vornehme Wesen eines Fürsten und echten Offiziers, das Feldherrngedächtnis für unzählige Personen, Taten und Daten, leutseligen Humor und die Liebhabereien des biederen sächsisch-deutschen Mannes: Bier, Zigarren und Skat. So war er der vielgefeierte Schutzherr der Krieger- und Militärvereine, die er überall förderte und von deren Einfluß auf die Gesinnung des Volkes er sich viel — rückblickend müssen wir sagen zuviel — versprach. Diese Außenseite verdeckte einem äußerlichen, selbstzufriedenen, in Festrausch sich betäubenden Geschlecht gar oft die höheren Gaben und Interessen des Königs: seine Liebe zur Musik und bildenden Kunst, seine Teilnahme an allen Fortschritten der Wissenschaft (die Berufungen an die Universität Leipzig lagen ihm besonders an), seine juristische und staatsmännische Einsicht. Und weil König Albert mehr war als er schien, weil er das Beste einer besseren Zeit sich, und soweit er konnte, seinem Land bewahrte, deshalb hat er seinen Ehrenplatz unter großdeutschen Fürsten.

Wir können das Geschlecht der Reichsgründung nicht mit unseren Maßstäben messen. Wir sehen leicht nur die Zuspitzung,

[1]) Vor anderen angegebenen Quellen, privaten Mitteilungen und eigenen Erinnerungen kommt als Grundlage in Betracht „König Albert von Sachsen" von Johann Georg, Herzog zu Sachsen. Historia-Verlag Paul Schraepler, Leipzig 1922. Mit zwei Bildnissen des Königs nach Hanfer und Hartitzsch und einer Photographie aus dem Leben des Königs, sowie zwei Faksimiles von Feldpostkarten. In Halbleinen geb. 4 M, in Halbleder numeriert und signiert 10 M. — Prinz Johann Georg, als Geschichtsforscher und Kunstgelehrter bekannt, ist ein Neffe König Alberts. Familienüberlieferung und Miterleben sind die Vorzüge seines Werkes, das eine Fülle bisher unbekannter Tatsachen ausbreitet. Wahrheitsliebend berichtet es ohne Verletzung von Pietät auch die menschlichen Schwächen seines Helden und anderer. Die Darstellung ist einfach und ansprechend, sie ist auch ohne politische Tendenz.

ja Ueberspitzung und Ausartung der damaligen Typen, wie sie im Wilhelminertum stattfand. Der Fürst, der Soldat, der Bürger, der Arbeiter, der Parteimann verschiedener Farbe um 1870 ist ein anderer als der entsprechende um 1914. Wenn König Albert vor allem im Bild eines Soldaten und Feldherrn fortlebt, so verleugnet er damit nicht seinen Vater Johann, von dem es fast nur Bildnisse im Bürgerkleid gibt und der als Gelehrter und Dante-Uebersetzer mehr genannt wird denn als Fürst. Freilich war es ein Umschwung, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein soldatischer Fürstentypus neu aufkam. Aber dieser Umschwung ist nicht preußisch-kleindeutsch. Zu dem neuen Typ gehören auch Kaiser Franz Josef und Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Prinz Luitpold von Bayern und andere. Ihnen allen ist das Militärische Natur. Es wirkt nicht als Krampf oder gar als Maske wie bei zahlreichen Späteren.

Die Familientradition, in die der junge Prinz Albert hineinwuchs, war katholisch, deutsch und sächsisch. Der religiöse Einfluß besonders des Vaters ist vielfach belegt. Die Rückkehr des Ahnherrn August zur Mutterkirche wird als Gedenktag einer Gottesgnade begangen. — Die Liebe zum weiteren und engeren Vaterland war im Hause Wettin eine Einheit. Nie ist die Selbstbehauptung Sachsens bis zur Verleugnung Deutschlands gediehen. In Napoleons Rheinbund trat es erst ein, nachdem Franz II. die Kaiserkrone niedergelegt hatte. Nie hat sich anderseits ein Albertiner dem liberalen Nationalismus verschworen, der die Fürsten mediatisieren und die Landesgrenzen verwischen wollte. In konservativen Ideen wurde der künftige König erzogen. „Den Irrtümern der Zeit ist durch tief begründete Achtung für positives Recht und Anknüpfung der bürgerlichen Ordnung an ein höheres Prinzip entgegenzuwirken“, heißt es in der Anweisung Johanns an Alberts ersten Erzieher v. Largenn. Wie fest der Prinz, Kronprinz und König sein ganzes Leben hindurch diese Linie eingehalten hat, ist um so mehr zu bewundern, als Alberts religiöse Grundlage nicht so tief war wie die seiner nächsten Angehörigen. Er war ein guter Katholik, doch über das streng Verpflichtende hinaus mußten ihn der Vater und später seine Gattin Carola, Konvertitin aus dem schwedischen Hause Wasa, nicht selten ermuntern. Das glatte Verhältnis, in dem er zu den protestantischen Hohenzollern, später zu Bismarck und zur kleindeutschen Lösung des Einheitsproblems stand, erklärt sich so am besten. Als tatendurstiger Jüngling wäre Albert, nachdem er den dänischen Feldzug im preußischen Stab mitgemacht, gern in preußische Dienste getreten. Mindestens ebensogern freilich früher in österreichische unter Radetzky. Man darf nicht vergessen, daß das Preußen Friedrich Wilhelms IV. nicht das Preußen von 1866 war. Während der kritischen Jahre hat sich der Sachsenprinz anscheinend nicht zu heiß um großpolitische Fragen bemüht. Sein großdeutscher Standpunkt aber ist sicher. Neben der Ueberlieferung seines Hauses trug wohl sehr dazu bei eine feste persönliche Freundschaft mit Kaiser Franz Josef. Leibliche Vettern, waren sich die beiden schon als Kinder nahegetreten und hatten einen Bund geschlossen, der mit den Jahren immer inniger wurde. Zu bedauern ist, daß der Briefwechsel der Beiden vernichtet ist. Dasselbe ist leider mit den Briefen Alberts an seine Frau — mit Ausnahme des Feldzugs 1870/71 — und an einzelne andere Fürstlichkeiten der Fall. Wären diese Schriftstücke erhalten, das großdeutsche Fürstenbild Alberts trüge gewiß noch schärfere Linien.

Wäre jedoch keine Zeile, kein Wort erhalten, laut verkündet der Kriegsruhm von 1866, auf welcher Seite der Sachsenfürst stand. Kronprinz Albert hatte die Führung des K. Sächsischen Kontingents, das innerhalb der Bundes-Armee mobil war. Prinz Johann Georg teilt S. 134 einen Aufmarschplan Alberts mit, der ein langsames Zurückgehen nach Südwesten mit längerem Verbleiben im Lande vorsah. Bekanntlich ward später eine schnellere Räumung ausgeführt. Um der gemeinsamen Sache willen gab Sachsen selbstlos sein Gebiet preis und schloß seine Streitkräfte den österreichischen an. Kronprinz Albert hielt die Truppen fest in der Hand, so daß sie überall ihren Mann standen. Das Größte vollbrachte er bei Königgrätz. Er erkannte zuerst die Angriffsabsicht der Preußen und setzte eine Aufstellung seines Korps weiter vorn durch, als der österreichische Oberbefehlshaber Benedek vorgesehen. Ohne Alberts Initiative wären die Preußen eine Stunde früher auf den Höhen von Problus erschienen und die Katastrophe wäre vernichtend geworden.[2]) Die umsichtige und aufopfernde Deckung des österreichischen Rückzugs durch Kronprinz Albert und die Sachsen bei Königgrätz ist ferner in jeder sächsischen Regimentsgeschichte zu lesen.

Derselbe Kronprinz Albert hat dann 1870 seine Soldaten und seit den Metzer Schlachten als Führer der Maasarmee auch preußische Truppen gegen die Franzosen befehligt. Beaumont, Sedan und Villiers schenkten ihm neue Lorbeerblätter. Ist er deshalb ein anderer geworden? Vielleicht hat ihm gerade seine Soldatennatur den Uebergang leicht gemacht. Der Soldat erkennt die kriegerische Entscheidung an. Er findet sich auch leicht mit dem Gegner, wenn der selbst ein echter Soldat ist. Schon bei den Friedensverhandlungen nach 1866, wobei es um Sachsens Dasein ging, gewann Albert Achtung, ja Zuneigung bei den führenden preußischen Militärs. Moltke nannte er später seinen alten Gönner. Diesen Umständen ist es mit zu verdanken, daß Sachsen seine Militärhoheit behielt.

Die Haltung Sachsens und seines Königshauses im Norddeutschen Bund seit 1867 und im Deutschen Reich seit 1871 ist überhaupt nicht mit der Haltung der norddeutschen Kleinstaaten oder Badens gleichzusetzen. Diese waren nicht nur äußerlich in Preußens Hand, sondern innerlich von Preußens Sendung und Art bezwungen, kurz kleindeutsch. In Sachsen waren es gewiß weite Volkskreise, aber Staat und Königshaus wahrten sich trotz ehrlicher Loyalität ihre eigenrechtlichen und großdeutschen Vorbehalte. Man braucht nur den Briefwechsel zwischen König Johann und seinem Thronerben zu verfolgen. Gerade 1870 spricht daraus die Sorge um Sachsens Selbständigkeit. Vom Anteil am gemeinsamen Kampf oder vom Beitritt der Süddeutschen wird eine Stärkung der eigenen Stellung erhofft. Charakteristisch ist Alberts Bericht von der Kaiserproklamation (Johann Georg S. 191). Er ärgert sich über die taktlose Rede eines Divisionspfarrers, voll preußischer Selbstvergötterung. Er vergißt nicht seine Würde in dem Satz: „Zum Schluß Komplimentcour aller Anwesenden (Nichtfürsten)“.

Drei Jahre später war Albert König. Der Takt des alten Kaisers und die Klugheit Bismarcks, der gern betonte, er gehöre allen Bundesfürsten gleichmäßig an, machten es den letzteren denkbar leicht. Trotzdem finden sich Klagen wie über einen Antrag im Bundesrat, der „alle von Reichsbehörden und Truppen benutzten Gebäude ohne Entschädigung als Reichseigentum erklärt, desgleichen die wahrhaft jüdische Art, mit der Pr. (Preußen) die Kontribution (die 5 Milliarden von 1871) stets für sich in Anspruch nimmt, natürlich unter der Firma Reich“. Ursprünglich scheinen es Worte des temperamentvollen und aufrecht sächsischen Ministers v. Fabrice zu sein, der Kronprinz aber (an König Johann) macht sie sich zu eigen (Johann Georg S. 208). Will man die Stellung Alberts zu den neuen Verhältnissen genau abgrenzen, so muß man sagen: Er hat sie ehrlich anerkannt. Er sah darin die nun einmal gegebene und annehmbare Lösung der deutschen Frage. Aber zu größerer Vereinheitlichung war er nicht geneigt. Der beste Beweis ist eine Aufzeichnung von 1879, deren Wiedergabe bei Johann Georg S. 246—248 besonders dankenswert ist. Da sie Dinge behandelt, die z. T. heute wieder strittig sind, sei sie im Wortlaut angeführt (leider ist nur I. erhalten):

Gründe gegen Reichs-Eisenbahnen.

I. Für das Reich.

A. Allgemeines.

Solange das Reich seiner Absicht nach ein Bundesstaat, kein Einheitsstaat sein wird, ist seine Sache das Verkündigen von Gesetzen über die Materien, welche zu seiner Kompetenz gehören, sowie das Recht, die richtige Ausführung derselben seitens der Einzelstaaten zu überwachen, nicht aber, die letzteren selbst in seine Hand zu nehmen, mit einem Wort, das Reich soll nicht verwalten; wo es bis jetzt der Fall, Post, Telegraphie, Reichseisenbahnen in den Reichslanden, so sind es Ausnahmen, die sich zufällig gemacht, gar nicht im Geist der Reichsverfassung liegen. Das neue Projekt ist ein grober Eingriff in die Prinzipien der letzteren.

B. Besonderes.

Die Organisation der Reichsbehörden hindert aber noch besonders derartige Pläne. Eine Person, der Reichskanzler, ist bis jetzt für alles verantwortlich, was das Reich auszuführen hat, soll noch dazu die Verantwortlichkeit für sämtliche Eisenbahnen bekommen. Also wird sie illusorisch, eine Aenderung der Organisation bei der Art des Fürsten B. (Bismarck) unmöglich, doch wird das Ganze etwas monströses werden (das nächste nicht zu entziffern), und einer solchen werden die wichtigsten materiellen Interessen anheimgegeben, von ihr hängen die Begünstigung oder Benachteiligung ganzer Zweige, der

[2]) Hopf, Die deutsche Krisis des Jahres 1866. Melsungen 1896. S. 210 f.

Industrie und des Handels (ab,) eine faktisch unverantwortliche Behörde. Nur die großen Unternehmungen fänden Hilfe. Vide Post und Telegraphie.

In finanzieller Beziehung ist das Projekt nicht minder gefährlich. Das Reich übernähme eine Schuldenlast von mehreren Milliarden für zum Teil sehr zweifelhafte Werte.

Welche neuen Schwindel werden mit dieser Sache beginnen, nachdem wir kaum über die französischen weg sind.

Noch ließe sich dieser Punkt besser gestalten, hätten wir nur überhaupt Vertrauen in die jetzige Reichsbehörde. Bei der seitens derselben entwickelten Ungeschicklichkeit in allen materiellen Fragen wäre das schlimmste zu gewärtigen. Ich brauche bloß an die Bankfrage, Münzgesetz usw. zu erinnern. Die großen Banken würden binnen 10 Jahren das Reich regieren. Das gleiche Resultat würde das finanzielle Ergebnis der Eisenbahnverwaltung sein. Die Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen sind auch hier ein warnendes Beispiel. Das Resultat würde binnen kurzem so schlecht sein, daß ein Wiederverkauf sich nötig machen müßte. Die Käufer würden wieder dieselben sein, welche die Milliarden des Ankaufs an sich gebracht hätten. Deutschland würde in 10 Jahren die Domäne der Berliner Juden sein.

Aus all diesen Gründen muß man sich dem Ankauf der Preußischen Staatsbahn widersetzen, auch wenn darin nicht der geringste Schaden für die Einzelstaaten wäre. Denn sind einmal die preußischen Bahnen in Reichshänden, so folgen alle früher oder später nach.

Der König hat in der Tat hier manches vorausgesehen. Die Juden mochte er ebensowenig wie die Nationalliberalen. Er wünschte 1891 nicht, daß Bennigsen als Nachfolger Böttichers Minister würde. Er hat — erstaunlich für den Veteranenkönig — der Sedanfeier nicht viel abgewonnen und scheute sich vor persönlicher Repräsentation dabei, damit sie (wörtlich) keine nationalliberale Vogelwiese würde (Johann Georg S. 281). — Unter dem Eisernen Großkreuz trug eben auch dieser Albertiner das Goldene Vließ. Albert hat im Herzen das Jahr 1866 nie verwunden, hat sich niemals herbeigelassen, die zahlreiche Literatur darüber zu lesen. Prinz Johann Georg erzählt (S. 157), als das Buch von Friedjung erschien, habe ihm der damalige Generaladjutant Hingst gesagt, der König würde das nie ansehen. In seiner Liebe zu Oesterreich und Habsburg ist gewiß mit 1866 keine Aenderung eingetreten. So war König Albert mit ganzer Seele dabei, als er 1879 das Zustandekommen des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn fördern konnte. Bismarck nahm seine guten Dienste gern in Anspruch.

Weitere Spuren großdeutscher Gesinnung — nur Spuren freilich — finden sich im Zusammenhang mit Hannover. 1885 stand zum Beschluß, ob der Herzog von Cumberland die Thronfolge in Braunschweig antreten könne. Weil er nicht auf Hannover verzichtete, erachtete ihn Preußen als im Kriegszustand. Albert schreibt an Friedrich I. von Baden über einen Schritt, den die Fürsten beim Cumberländer tun sollen und befürwortet die später ja wirklich benutzte Möglichkeit, jener könne zugunsten seines Sohnes verzichten. Ihn von Bundesrats wegen ausschließen zu müssen, erscheint dem König als ein gefährliches Präzedens (Johann Georg S. 266). — Bekanntlich dienten im Sächsischen Heer zahlreiche Hannoveraner. Albert zog einen davon, General v. Hodenberg, in seinen persönlichen Dienst. Doch erwartete er bestimmt, H. werde ihm „mit Welfengeschichten p. p. keine Ungelegenheit zuziehen" (ebenda S. 289). Ein welfenfeindlicher Fürst hätte sich keinen solchen Gefolgsmann erwählt. — Auch im Lippeschen Erbstreit 1897 fällte Albert als Schiedsrichter einen Spruch, der gerecht, dem preußischen Hof aber nicht angenehm war. Der Schwager des Kaisers, Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, mußte die Detmolder Regentschaft aufgeben.

Das Verhältnis zu Wilhelm II. war sonst auffallend gut. Hier spricht wohl schon die Milde des Alters mit. Auch schätzte der junge Kaiser Alberts väterlichen Rat. Daß das viele Reden des jüngeren Kollegen dem abgeklärten König auf die Nerven ging, ist bezeugt (Johann Georg S. 316, 321). Im Gespräch sagte Albert einmal, der junge Herr wolle immer das erste Wort haben. Später werde er einsehen, daß es für einen Monarchen wichtiger sei, das letzte Wort zu behalten.[3]) 1894 fängt er an, „bei unseren krausen und unsicheren Zuständen... etwas schwarz in die Zukunft zu sehen" (Johann Georg S 308). Er brauchte sie nicht mehr zu erleben. Am 19. Juni 1902 schloß er die Augen in seinem geliebten Sommersitz Sibyllenort in Schlesien. Ein Jahr nach seinem Tode erschienen an Volk und Heer die ersten Zeichen der Zersetzung: die roten Reichstagswahlen und das Buch „Jena oder Sedan".

[3]) Maximilian Harden, Köpfe II. S. 185.

Eines Weltreichs erste Arbeiterregierung.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Sehr vergnüglich zu sehen, wie die drei politischen Parteien Großbritanniens kurz vor dem historisch denkwürdigen 6. Dezember noch den Prophetenweg bestiegen, um die Wahlsiege zu künden und sie dabei allemal für sich zu beanspruchen. Selbst der Premier Baldwin hantierte noch gewaltig mit der Siegesposaune, als die tragischen Würfel zum Rollen schon bereit lagen und nach wenigen Stunden feststellten, daß er und sein Schutzzoll tot sei wie ein Türnagel (um ein Bild seines launigen Landsmanns Dickens zu gebrauchen). Merkwürdig genug diese Unwissenheit des (von Großindustriellen zur Parlamentsauflösung geschobenen) ersten britischen Ministers in seinen höchst eigenen Bezirken, während die A. R. von der Isar die Niederlage an der Themse voraussah. Sie war zudem so gewaltig, daß der bekannte Lord Derby, der mit seinen Freunden vom rechten Flügel der Konservativen (The Hards = die Hartgesottenen) mit der Politik des noch bekannteren „großen" Lothringers liebäugelte, wie einst Jeremias auf den Trümmern klagte: Baldwin wird die letzte der Tories-Regierungen (d. h. die letzte konservative) gewesen sein.

Jedenfalls ist eine Arbeiterregierung das größte Ereignis der britischen Innenpolitik seit Menschengedenken. Gleichzeitig stellt sie einen entscheidenden Standpunkt der Arbeiterbewegung selbst dar. Das englische Arbeiterorgan Daily Herald bezeichnet ihn als gefährlich. Die Umwälzung ist bedeutend; wenn man bedenkt, daß Keir Hardie 1892 als erster und einziger Arbeiterabgeordneter ins Unterhaus gewählt wurde. Der Gehilfe eben dieses Mannes war Ramsay Mac Donald, der heutige Ministerpräsident. Es ist gut, hier geschwind darauf hinzuweisen, daß der neulich verstorbene Hyndman vor 33 Jahren die Social Democratic Federation auf streng marxistischer Basis gründete, die indes bei der Bildung der britischen Arbeiterpartei (Labour Party oder kurzweg: Labour) nur eine ganz geringe Rolle spielte. Der Durchschnittsengländer ist eingefleischter Individualist und schickt die abstrakten Begriffe mit Vorliebe ins Pfefferland. Eigentlicher Sauerteig zur Partei, der man nun die Regierung übertragen hat, war die Independent Labour Party, deren hervorragendster Geburtshelfer Mac Donald vor 31 Jahren, also 2 Jahre später war. Sie sieht nicht in Karl Marx, sondern in Robert Owen den Vater des britischen Sozialismus, d. h. in einem Manne, der an die Stelle des Klassenkriegs die Lehre von der menschlichen Brüderlichkeit setzte. Fast 2 Drittel der heutigen Abgeordneten sind aus ihrer Schule hervorgegangen. Die Labour wird (wenn man etwa von Schottland absieht) von allen sozialistischen Parteien Europas die am wenigsten doktrinäre bleiben und statt revolutionärer Wege evolutionäre einschlagen. Wer die weitere Entwicklung verfolgt, möge diese Grundgesichtspunkte nicht vergessen.

Es steht nun endgültig fest, daß im Britenland das Zweiparteiensystem (Konservative und Liberale) mit der bequemen Pendelbewegung dem Dreiparteiensystem (Konservative, Liberale und Arbeiterpartei) weichen mußte. John Bull, der mit den Wirren gewisser festländischer Parlamente noch nichts zu tun hatte, erscheint das schon reichlich verwickelt. Und als gar die Labour, die jüngste dieser 3 Parteien, mit 192 Abgeordneten als die zweitstärkste aus der Wahlurne vom 6. Dezember hervorwuchs und so die Führung der numerisch mit 70—80 Stimmen überlegenen Opposition (Arbeiter und Liberale) übernahm, da schien manchen das Ende der Welt gekommen. Die weitverbreitete „Daily Mail" z. B. ließ keinen Tag vorübergehen, um den ausschlaggebenden Asquith, der mit Lloyd George und dem etwas problematischen Grey das Dreieck der Liberalen bildet, zu beschwören, das Land vor einer sozialistischen Regierung zu bewahren. Dieses in die Hände des Lord Rothermere übergewanderte Blatt schien, seitdem sein Gründer, Lord Northcliffe, das Zeitliche gesegnet, von seiner Inkonsequenz nichts eingebüßt und ganz vergessen zu haben, daß es Herrn Asquith kurz zuvor mit den giftigsten Pfeilen bespickt hatte. Ein Zurück konnte es für den Führer der Liberalen nicht mehr geben. Sein Wort war schon im Wahlprogramm, das eine Kampfansage an die Konservativen aufs Messer war, verpfändet. Die parlamentarische Abwicklung folgte ihrem logischen Gang. Der historischen Nachtszene im Westminster wohnte der Prinz von Wales bei. Vergeblich die oratio pro domo Baldwins! Das anläßlich der Adreßdebatte gestellte Mißtrauensvotum der Arbeiterpartei wurde nach achttägiger Wechselrede am 20. Januar abends 11½ Uhr mit 328 Stimmen gegen 252 angenommen. Baldwin, der

tatenlose Nachfolger des ebenso tatenlosen Bonar Law, war gestürzt und (nach Lord Derby) politisch für immer erledigt, obwohl ihn seine Partei jetzt aufs neue wieder einstimmig zum Führer ernannt hat. Mangel an Köpfen.

Interessant, die Wirkungen des Umschwungs an der Themse in Paris zu beobachten, dem Standquartier des regierenden Advokaten aus Bar-le-Duc, der seinen Untergang aus lauter Hochachtung vor sich selbst für unmöglich hält. Beim Eintreffen der Wahlnachrichten fühlte man ein bedenklich naßkaltes Lüftchen über die Boulevards ziehen. Ist es nicht möglich, daß das böse englische Beispiel die guten französischen Sitten verdirbt? Wird das solange durch das Opium des Chauvinismus eingelullte französische Volk bei den Wahlen (im Mai) einsehen, was es durch seinen nationalistischen Größenwahn und das Genie Poincarés gewonnen hat: Teuerung, Entwertung des Franken, Isolierung? — Wir wissen ja, ein Unglück kommt selten allein. Während man so unangenehme Dinge über den Aermelkanal funkte und kabelte, weinte der französische Nationalismus am Sarge des „großen" Maurice Barrès (gleichfalls ein Lothringer), den selbst deutsche Literaten überschätzt und gefeiert und dessen Lieblingstraum der freie Rheinstaat war.

Im englischen Unterhaus, wo bisher das Zweiparteiensystem die parlamentarische Geschichte Englands beherrscht hat, ist die Lage nun so, daß dort von nun ab drei Parteien sind (Konservative rund 270 Sitze, Labour 192, Liberale 149), von denen keine über eine absolute Mehrheit verfügt, die jeweils regierende also auf die Unterstützung einer anderen angewiesen ist. Mac Donald regiert, aber Asquith, d. h. die liberale Partei, gibt den Ausschlag. Mit anderen Worten: Donald sitzt im Sattel und Asquith hält die Zügel. Auch die Regierung Baldwins war trotz ihrer Mehrheit von etwa 45 Stimmen eine Minderheitsregierung, die ihr Dasein einfach dem Zufall eines veralteten Wahlsystems verdankte. Tatsächlich war sie nur die Vertreterin von 2 Fünftel der abgegebenen Stimmen.

Ueber die Zukunft der neugeschaffenen Lage gehen die Meinungen sehr stark auseinander. Um im Wust parteipolitischer Argumente nicht zu ertrinken, wollen wir kurz folgende Hauptströmungen feststellen. Die Konservativen sind auf eine fortschrittliche konservative Politik eingestellt und sehen ihren eigentlichen Gegner nur in der Arbeiterpartei. Die beiden historischen Streitpunkte mit den Liberalen, die irische Frage und der Schutzzoll, sind ihnen erledigt, also hätten die Liberalen keine Daseinsberechtigung mehr. In der Labour Party sehen sie den Aufstieg im Kampf gegen das Kapital durch eigene Kraft angestrebt. Die Liberalen sind für manchen Arbeiter eine noch weniger erfreuliche Erscheinung als die Konservativen. Der Liberalismus selbst soll nur äußerlich versöhnt sein. Asquith glaubt noch an eine neue Periode selbständigen liberalen Lebens. Andere stehen bereits mit einem Fuße in der Arbeiterpartei, wieder andere, wie Lloyd George, sind überzeugt, daß die Entscheidung Labour oder Antilabour heißen wird. Die Liberalen sind vielleicht die einzige Partei, die noch nicht weiß, was sie will. Es ist bezeichnend, daß manche Konservative und selbst Liberale die Arbeiterregierung förmlich herbeiwünschten als Experiment, das bald scheitern werde. Die innerpolitische Entwicklung Großbritanniens geht vielleicht einer etwas rätselhaften Zukunft entgegen. Wird eine neue Aera in der inneren und äußeren Politik anbrechen? Wird es sich um einen Versuch handeln, der nicht allzulange andauert? Zweifellos türmen sich gewaltige Schwierigkeiten. Vorläufig aber könnten Labour und Liberale in diesen entscheidenden Monaten ein großes Stück Weg gemeinsam zurücklegen. Sozialisierung und Kapitalabgabe, diese beiden Prunkstücke der Arbeiterpartei, müssen schon aus rein taktischen Gründen natürlich zurückgestellt werden. Die Zeit der Koalition ist vorbei. Die Berufung Mac Donalds ist ein Beleg für die Demokratisierung Englands, die am deutlichsten durch die Einschränkung der Rechte des Oberhauses und die Erweiterung des Wahlrechts (den Sieg der Suffragetten) gekennzeichnet und nicht mehr rückgängig zu machen ist. Der Gedanke, daß die konservative Partei, die Vertreterin der alten aristokratischen, großkapitalistischen und großagrarischen Ideale noch einmal eine Mehrheit im englischen Volke finden könnte, ist völlig ausgeschlossen. (? D. Schr.) Lord Derbys Prophezeiung könnte recht behalten.

Die außer Rand und Band geratene Welt und Deutschland im besonderen wird in höchstem Maße neugierig darauf sein, wie die Arbeiterregierung die Außenpolitik handhabt. Es ist vielleicht bezeichnend, daß Mac Donald selbst das Ministerium des Aeußeren in seiner Hand behielt und sich so mit staunenswertem Mut auf das schlüpfrige Parkett der Außenpolitik begab, das schon manchem ein Bein oder selbst das Genick gebrochen. Der russische Seher Tschitscherin hielt das bekanntlich für ein Wagnis. Bezeichnend auch, daß das Kabinett bedeutend mehr Mitglieder umfaßt, die sich gerade mit äußeren Angelegenheiten beschäftigt haben, als sein Vorgänger: Lord Haldane, Parmoor, Wedgewood, Thom Shaw, Noel Buxton, General Thompson, Trevelyan und Donald. Schon durch die Offenheit, mit der sich Mac Donald dem Direktor des Pariser Blattes Quotidien gegenüber äußerte, unterscheidet er sich wesentlich von jener Diplomatie, die nur deshalb behauptet ihre Gedanken verbergen zu müssen, weil sie keine besitzt. Diese Unterredung war eine herzerfrischende Dusche für das bekannte lothringische Genie. Es wurde Poincaré ohne Umschweife mitgeteilt, daß er durch die Ruhrbesetzung und durch sein Verkennen aller seelischen Faktoren einen neuen Krieg heraufbeschwöre, durch sein militaristisches Gebaren das englische Volk aufrege und daß die französische Ansicht, mit Rüstungen könne man sich gegen den Unwillen der Welt schützen, eine irrige sei. Da auch die allerschönste Kritik allein noch nicht voranführt, ist es natürlich interessant zu erfahren, wie der britische Premier die Lösung des verwickelten Problems weiter anpackt. Inzwischen hat er sich in seinem amtlichen Verkehr mit dem Quai d'Orsay einschmeichelnder Flötentöne bedient, die den Starrkopf an der Seine wahrscheinlich nur deshalb rühren, weil ihm im fallenden Frank der wirksamste Diplomat als Gegner erwachsen ist.

Es wäre natürlich verfehlt, den englischen Wahlausgang von der Außenpolitik ableiten zu wollen. Er hat mit Poincaré fast nichts zu tun und mit der Außenpolitik überwiegend mittelbar nur insofern, als Schutzzoll eine Frage der Beziehungen zum Ausland ist. Verschiedene Schreier aus dem Lager der Hards, d. h. der französischen Vorposten an der Themse, sind allerdings aus dem Unterhaus entfernt. Der Besitzwechsel der „Morning Post" (Hauptorgan der Rechtskonservativen) ist ein Zeichen der Zeit. Aber man vergesse nicht: Die englische Außenpolitik ist in der Hauptsache keine Frage von Parteien und Personen. Nicht die Wahlen, sondern die Handlungen der französischen Politik und deren Wirkungen auf das englische Interesse sprechen das entscheidende Wort über das Verhältnis zwischen England und Frankreich. Es ist selbstverständlich, daß verschiedene Personen grundverschiedene Methoden bedingen können. Zweifellos ist in die Regierungsbüros ein frischerer Geist eingezogen. Es war höchste Zeit, das auswärtige Amt in der Downing Street von jenen Französlingen zu säubern, die oft als Hemmschuh wirkten und selbst mitunter Lord Curzon lähmten. Mac Donald genießt des Weiteren den Vorteil, daß er mit keiner Schuld am Versailler Vertrag belastet ist. Aber keine Regierung, auch die Labour nicht, würde die Verantwortung übernehmen, die Entwicklung durch ein grobes Dazwischentreten zu stören, schon deswegen nicht, weil das französische Riesenheer und die französische Riesenluftflotte zunächst noch eine Tatsache sind.

Der britische Kabinettschef geht andere Wege. Wer ihn je inmitten stürmischer Debatte gesehen, hat seine überlegene Ruhe bewundert und ebenso sein Tabakspfeifchen, von dem er sich selten trennt. Sein Name mit Mac erzählt dem Sprachkenner sofort den schottischen Ursprung, der Vorsicht und äußerste Zähigkeit vermuten läßt. Der 58jährige vertritt das intellektuelle Element, ist Autodidakt, Verfasser mehrerer Schriften und der geniale Baumeister der Labour Party. Er entstammt einer streng calvinistischen Landesarbeiterfamilie. Als junger Gehilfe kam er nach London, wo er für 1.80 Mk. im Tag Adressen schrieb, bis er die Sekretärstelle bei einem liberalen Abgeordneten fand, der ihn in die Politik einführte. Als er frühzeitig erfolglos kandidierte, floß der spärlich bemittelten Wahlkasse eine finanzielle Spende von einer unbekannten Dame (Miß Margeret Gladstone) zu. Die politische Sympathie der beiden wuchs zum Ehebund aus, dem 5 Kinder entsprossen. 1909—1914 Führer der Arbeiterpartei. Von 1906—1918 im Unterhaus. Bei den Khakiwahlen 1918 geschlagen, taucht Mac Donald 1922 in Westminster wieder auf und diesmal als Führer der Opposition. Heute steht er an der Spitze des mächtigsten Weltreiches. Diese wenigen Zeilen geben den Inhalt eines Buches und eines interessanten Menschenschicksals wieder.

Schon die Zusammensetzung des Kabinetts, das keinen einzigen Revolutionär in sich beherbergt, dagegen den früheren Konservativen und Vizekönig von Indien, Lord Chelmsford, in

der Admiralität und den nur mehr geistesverwandten Viscount Haldane als Lordkanzler aufweist, zeugt für den gesunden Menschenverstand des vorsichtigen Schotten. Das Programm einer neuen Regierung pflegt nur Verheißungen zu enthalten. Der britische Premier hat es in der kurzen Zeit seiner Amtsführung, die eigentlich nur der Einarbeitung in die Geschäfte gelten sollte, erreicht, daß er in seiner ersten Erklärung vor dem Parlament schon von Erfolgen berichten kann. Ist es nicht ein schöner Erfolg, daß Poincaré in seiner Rheinlandpolitik den ersten Schritt rückwärts tut (Pfalz und Regieverwaltung)? Diese Zugeständnisse sind an sich klein, aber bedeutend von einem Manne, dessen Politik darin bestand, durch Starrsinn zu imponieren. Ist es nicht ein Beweis von Entschlossenheit, daß Mac Donald die brennendste Frage der Innenpolitik, die Arbeitslosigkeit, einstellt auf ein Gelingen seiner Absichten, Europa die wirtschaftliche Genesung zu bringen? Will er nicht den Völkerbund, bisher das Werkzeug französischen Militarismus, zu einem Werkzeug europäischen Friedens machen? Seine erste große außenpolitische Tat war der kühne, aber wohlberechnete Schritt der Anerkennung der Sowjetrepublik. Ghandi, der Führer der indischen Freiheitsbewegung, der am 22. März 1922 zu 6 Jahren Gefängnis wegen Hochverrats verurteilt worden war, wurde in Freiheit gesetzt. Damit ist die erste der 4 Forderungen der Swaraj, die schönste und menschlichste, erfüllt und die stärkste der Kraftquellen für das Anwachsen der Freiheitsbewegung verstopft. Man sieht, dieser Schotte, der das Leben kennt, hat Methoden, die mit bürokratischen Formeln wenig zu tun haben. Wir wollen ihn weiter an der Arbeit sehen, wenn die Berichte des bekannten internationalen Finanzausschusses vorliegen. Man traut ihm zu, daß er dann große Schritte unternehmen könnte.

Heimatbewegung und Volksgemeinschaft.

Ein Beitrag zur Frage des inneren Wiederaufbaues.

Von Josef Rüther, Brilon, Westfalen.

(Fortsetzung.)

Wachstum geschieht von unten nach oben, nicht umgekehrt. Hat man es denn je umgekehrt versucht? Ja, man hat es getan, indem man die größere und umfassendere Einheit zur Quelle und Norm der kleineren Mächte, indem man den Staat, das Gesamtvolk, die Nation, das Reich als das erste hinstellte und von ihm aus den Stämmen und Heimaten die Lebensform vorschrieb. So erstrebte man ein äußerlich glänzendes Gesamtvaterland, in dem die Stämme und Heimaten mit ihren berechtigten Sonderheiten aufgehen sollten; und was man erreichte, war ein großer, glänzender Rahmen ohne lebendigen Inhalt. Denn das Gesamtvolk ist nicht ein schablonenhaft Gleichartiges, sondern eine Vielheit von lebendigen Heimaten und Stämmen, von denen jeder seine besonderen Kräfte und Regungen hat. Und indem man diese Kräfte und Regungen an einem gar nicht vorhandenen Gesamtvolke maß, ertötete man sie. Statt wirklicher lebendiger Einheit in der Verschiedenheit, wie es der Begriff des Organismus verlangt, erzielte man die Einheit der Gleichheit, des Haufens. So wurden aus Heimaten Verwaltungsbezirke, aus lenkender und auf das Verschiedene Rücksicht nehmender Regierung geistlose uniformierte Bürokratie, aus dem Beamtentum ein Apparat. Und in dem leeren Rahmen, in dem die bunte Einheit und einheitliche Verschiedenheit eines lebendigen Volkes ihren Platz haben sollte, erschien als allmächtiger und doch so hohler Götze der abgezogene Begriff Staat, Nation. Und diese falsche Einstellung, dieses Uebersehen des Grundsatzes, daß Organisches von unten nach oben, nicht von oben nach unten wird, brachte in den Völkern der Neuzeit jenen falschen Patriotismus hervor, der bei dem Worte Vaterland nicht etwa an das Volk und seine Stämme denkt, sondern an ein vages, weihrauchumdunkeltes Etwas, von dem keiner sagen kann, was es eigentlich sei.

Die zu erstrebende neue, bewußte und gewollte menschliche Gemeinschaft kann nicht von oben nach unten, nicht vom Volke zum Stamme, nicht von der Nation zur Heimat gehen, sondern nur umgekehrt. Aus den Stämmen besteht das Volk und aus dem Stammes-, dem Heimatbewußtsein muß sich das rechte Volksbewußtsein, der echte Patriotismus ergeben. „Aus dem Urstoff Heimatliebe baut sich das nationale Bewußtsein, der Gedanke der Volksgemeinschaft zwischen Stadt und Land auf. Fehlt es an jenem Urstoff, dann sucht man diesen vergebens.“[4] Und hier ist die Erklärung dafür, weshalb wir von einer Heimatbewegung sprechen, weshalb der Heimatgedanke uns etwas so überaus Wichtiges ist. Von der Heimat aus soll sich das Vaterland, soll sich die menschliche Gemeinschaft wieder aufbauen, so wie auch ein Arzt einen kranken Körper nicht dadurch nur heilt, daß er ihn im ganzen behandelt, sondern dadurch, daß er die kranken Zellen und Glieder heilt. Sind diese gesund, dann ist der ganze Körper gesund.

Denn die Heimaten sind die Glieder des Volkskörpers. Die Glieder! Aber noch nicht die Zellen. Die Zelle der Gemeinschaft ist die Familie. Und darum muß bei ihr der Wiederaufbau beginnen. Die Zelle ist aber nur im Organ, nicht für sich, und ebenso kann auch die Familie nur in und mit der Heimat erfaßt werden. Familie und Heimat sind ein Zusammengehöriges. Die Erneuerung des Gemeinschaftsgeistes muß daher an den Familien und durch die Heimat geschehen. Eine Heimatbewegung muß die Familie ihrer Heimat als nächstes Ziel ins Auge fassen, und ihre Beeinflussung muß sie vornehmen im Rahmen des Heimatgedankens. Die Heimat wird gemeinschaftslebendig, wenn ihre Familien Gemeinschaftsleben haben, denn sie besteht aus Familien. Und die Familien werden lebendig im Leben ihrer Heimat, denn sie sind die Heimat.

Der zweite Grundsatz heißt: Organisches wird und wächst von innen nach außen, nicht umgekehrt. Wiederum ein anscheinend so selbstverständlicher Satz, gegen den doch immer wieder gefehlt wird. Organisches Leben kann nicht befohlen, gemacht, sondern nur angeregt, nur hervorgelockt werden. Das Organische, das Leben wird nicht von irgend jemand geschaffen, außer von Gott, sondern es pflanzt sich fort. Wer auf Organisches einwirken, es fördern will, der darf nicht in sein Wesen hineingreifen, sonst zerstört er; er kann nur Bedingungen schaffen und vorhandene Kräfte neu anregen. Er kann ihnen auch ein Ziel, eine Richtung geben. Was tut der Gärtner mit jungen Bäumen? Er düngt, er gibt sonnigen Platz, er bindet den schwankenden Stamm an eine Stütze, er schafft gute Bedingungen, er sorgt für die Anregung des Lebens durch die Sonne, und er gibt der Pflanze die nötige Richtung. Mehr zu tun, liegt nicht in seiner Macht. Das liegt eben im Wesen des Organismus, und es ist daher im Menschheitsorganismus nicht anders. Wollen wir also die schwindende Volkseinheit in den Heimaten durch bewußtes Einheitsstreben stützen, so können wir das nur in der angegebenen Weise: durch Schaffung günstiger Bedingungen, durch Anregung von Kräften und durch Wegweisen und Richtunggeben. Das ist wesentlich eine sozialpädagogische, nicht eine organisatorische Aufgabe. Ja, die Organisation ist als ein rein Aeußerliches sogar der Feind des von Innen wachsenden Organismus. Das Wort vom Totorganisieren hat einen sehr tiefen Sinn. Am schädlichsten aber würde eine Organisation zur Erneuerung der Gemeinschaft — dieser Widerspruch in sich — gerade dann sein, wenn noch der vorhin gekennzeichnete Fehler hinzukäme, daß man von oben nach unten statt von unten nach oben wirken wollte. Mehr oder weniger liegt dieser Fehler in jeder Organisation. Zumal gouvernementale Heimatpflege in unserem Sinne, ein Einheitsstreben vom Regierungstische aus, würde den letzten Rest von Einheit zu ertöten imstande sein.

Hier aber scheinen wir in eine Zwickmühle zu geraten. Ist denn ein Heimatbund nicht auch eine Organisation? Oder wie will er sonst seine Ziele verwirklichen. Freilich, es geht nicht ohne eine irgendwie geartete Organisation. Aber es ist doch ein Unterschied. Nicht jede Organisation ist an sich schädlich und wird hier abgelehnt, sondern unserem Gedanken entsprechend nur jene, welche die Einheit schaffen will, die also anstelle der Heimatgemeinschaft eine Heimatorganisation erstrebt, sich selbst an die Stelle des Organismus setzen will. Nicht aber können wir jene ablehnen, die nur dienen, nur fördern und anregen will. Ist doch auch der Gärtner und Landmann genötigt, seine Hilfskräfte zu organisieren, um Erfolg zu haben. Das aber ist nur eine Organisation der Mittel, nicht der Gegenstände selber, auf die man einwirken will. Und so kann auch eine Heimatbewegung, wenn sie gesund sein und Erfolg haben will, nicht die Heimat selber, die Familien organisieren und ihnen die Form ihres Gemeinschaftslebens vorschreiben. Wohl aber kann sie alle jene, die sich in den Dienst der Sache stellen, die Gärtnerdienste am Volke der Heimat tun wollen, sei es durch Belehrung oder auch durch persönliche Einwirkung und Beispiel, zusammenfassen und organisieren. Und es ist selbstverständlich, daß eine solche Organisation soviel geeignete Menschenkräfte zu erfassen sucht, als sie nur kann, daß sie aber auch das Organisations-

[4]) Schmittmann a. a. O. S. 172.

mäßige nach Möglichkeit beschränkt, da es nur insoweit berechtigt ist, als es dazu dient, den Geist des Bundes und der neuen Einheit an die Volksgenossen heranzubringen.

Also nur durch Schaffung günstiger Bedingungen, durch Anregung vorhandener Kräfte und durch Richtungweisen kann ein Heimatbund an der Wiederbelebung der völkischen Gemeinschaft, an der Erweckung eines gewollten und bewußten Heimatgedankens arbeiten. Und da zeigt sich wiederum, daß gerade die Heimat der richtige Ansatzpunkt für völkische Erneuerung ist. Denn sie ist einerseits eine größere Gemeinschaft als die Familie und anderseits doch nicht so umfangreich wie das ganze Volk. Eine Arbeit auf diesem beschränkteren Gebiete aber wird eher die notwendige Intensität aufbringen und viel eher die richtigen Voraussetzungen finden, was bei einem Bunde, der gleich die ganze Volkseinheit ins Auge faßte, nicht möglich wäre. In einem solchen würden sich nicht nur die Kräfte zersplittern, sondern sich auch der Punkt zum Ansatz des Hebels nicht finden lassen. Denn das Volk ist seinem Wesen nach nicht etwas Einheitliches, sondern setzt sich aus Heimaten und Stämmen zusammen, die ihre eigenen und eigengearteten Kräfte und Bedingungen haben. Der Versuch, im ganzen Volke als solchem die Einheit wiederherzustellen, würde eben gegen den Grundsatz verstoßen, daß man bei einem Organismus nicht von oben nach unten wirken kann.

Wie aber können Bedingungen geschaffen, Kräfte angeregt, Ziele gewiesen werden? M. a. W.: Welches sind die günstigen Bedingungen für die Erweckung des Gemeinschaftsgedankens überhaupt und welche für eine bestimmte individuelle Heimat? Welche Kräfte sollen in einer Heimat angeregt werden? Welche Ziele sollen gegeben werden? Und woher sind die Maßstäbe und Wertmesser für diese dreifache Tätigkeit zu nehmen? Was zunächst die letzte Frage angeht, so ist es klar, daß ihre Antwort nicht anderswoher als aus dem Wesen der zu erstrebenden Heimatgemeinschaft genommen werden kann. Da aber Heimat etwas Individuelles ist, so können keine allgemeinen Maßstäbe und Werte zur Anwendung kommen, die nicht mit den aus dem individuellen Leben einer Heimat gewonnenen Mitteln und Maßstäben übereinstimmen, und die letzteren können nicht ohne weiteres auf eine andere Heimatgemeinschaft übertragen werden. Vielmehr wie jede Heimat ihre Besonderheit hat, die sie gerade zu dieser Heimat macht, so muß auch jede einzelne Heimatbewegung ihre eigenen Maßstäbe und Mittel haben. Das ist allerdings kein Hindernis für Aufstellung allgemeiner methodischer Gesichtspunkte und für den Zusammenschluß von Heimatbünden zu einem großen Verbande. Und da ferner die Heimat etwas Organisches ist bzw. werden soll, so ist weiter klar, daß die anzuwendenden Maßstäbe und Mittel auch innerhalb der individuellen Heimat nicht schablonenhaft angewandt werden können, daß eine Elastizität des ganzen Heimatbundes nötig ist. Aus dem Gedanken endlich, daß es sich um eine sittliche Einheit handelt, die erstrebt wird, ergibt sich die Folgerung, daß als oberster Maßstab eben das natürliche und das in der Religion einer Heimat begründete Sittengesetz gelten muß, und daß bei der Auswahl der Kräfte, an die angeknüpft werden soll, der Sitten, Gebräuche usw., die ausgeschaltet werden müssen, dieser Maßstab zuerst anzulegen ist. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Der zweite Jahrtag der Krönung Papst Pius XI. gestaltete sich diesmal zu einer Weltfeier des Papsttums. Glanzvolle Kundgebungen verliehen dem Gedenken an den Tag, da die dreifache Krone die Erhebung des Kardinals Ratti zum Stellvertreter Christi besiegelte, ganz besondere Weihe. Im Vatikan, wo alles nach vorbestimmter Regel verläuft, pontifizierte Kardinal Locatelli als erstes von Pius XI. kreiertes Mitglied des Hl. Kollegiums in Gegenwart des Gekrönten im düster ernsten Rahmen der sixtinischen Kapelle. In Bayerns Hauptstadt hat Kardinal Faulhaber selbst die Kanzel bestiegen und in gewohnt meisterhafter Form das Symbol der Tiara gedeutet, der Krone des Friedens Christi in den Bemühungen der Päpste um Erhaltung und Wiederherstellung wahren Friedens, der Liebe Christi in den Gaben, welche die Hand der Päpste heute noch an alle von Not Heimgesuchten verteilt, und der Gemeinschaft Christi in der Erhaltung der Einheit im allein wahren Glauben der katholischen Kirche und seiner Ausbreitung auf dem Erdball.

Dem von Münchener nicht bodenständigen Kreisen ausgehenden Versuche eines neuen Kulturkampfes, zu dessen Sturmbock sich ein Teil der Univerfitätsstudenten hergibt, hat am 15. Februar die katholische Akademikerschaft der Universität eine gewaltige Kundgebung entgegengestellt, auf der ebenfalls Kardinal Faulhaber in 23 Thesen an die Selbstbesinnung der künftigen geistigen Oberschicht Deutschlands appellierte: Wahrung innerer und äußerer Urteilsfreiheit gegenüber der Gewalt, Kulturkampf ebenso ruhmlos, wie aussichtslos und verhängnisvoll, Friede unter den Bekenntnissen auf Grund gerechter Anerkennung wirklichen Verdienstes, die Novembervorgänge als Vorstoß gegen das Katholische verhindern den nötigen gemeinsamen Wiederaufbau. Ehrgefühl und Gewissen müssen der Lügenhochflut trotzen, die von anonymen Flugblättern genährt wird, Hetzartikel in Zeiten politischer Höchstspannung wirken als Aufforderung zum Mord, Nationalkirchentum fördert nicht Einigung, sondern Zersetzung, der Papst tat gegen Gewaltfrieden und Ruhrbesetzung, was allein Erfolg versprach; die Jesuitenpsychose, Politik in der Kirche, Pflichten gegen Volk und Vaterland, Monopol auf Patriotismus, der Priester als Kampfobjekt, nationale Abschließung und internationale Werte, Friede als Ziel internationaler Kultur, national unbeschränkte Nächstenliebe für alle Notleidenden; die Preisgabe des Postulates der Wahrheit wäre Deutschlands Ende. Dies war die Gliederung der in knappe Abschnitte geteilten Rede Sr. Eminenz.

Daß es sich bei den Münchener Kulturkampf-Zetteleien, denen von Norden her der Evangelische Bund in die Hände zu arbeiten sucht, um künstliche Mache handelt, beweist die wohltuende Ruhe und Objektivität, mit der im Nachbarstaate Württemberg ein neues Gesetz über die Kirchen zustandekam. Nach den Feststellungen des Zentrumsredners Dr. Baur bietet das neue Gesetz, durch das jenes von 1862 aufgehoben wird, künftig volle Freiheit der Kirche bei Besetzung des Bischöflichen Stuhles, der Kanonikate, der Dompräbenden; das staatliche Plazet und Patronat ist beseitigt, die Kirche besetzt ihre Stellen frei entsprechend den Vorschriften der Reichsverfassung. Der Verkehr mit dem Apostolischen Stuhl ist unbeschränkt, das Priesterseminar untersteht in Leitung und Verwaltung allein dem Bischof, die Kirche verwaltet ihr Vermögen selbst, die kirchliche Gerichtsbarkeit ist in ihrem Bereiche frei, frei sind die Orden und religiösen Genossenschaften. Nur in Bezug auf das Steuerrecht der Kirche bestehen noch gewisse staatliche, aber immerhin vernünftige kontrollierende Beschränkungen, die in den staatlichen Zuschüssen begründet sind. Die Fraktion des Zentrums gab ihre Zustimmung vorbehaltlich aller Rechte des Hl. Stuhles und würde den Weg eines Konkordates vorgezogen haben. Die Deutschnationale Partei, die zwecks Wahrung der Interessen der protestantischen Kirche eifrigst positive Mitarbeit geleistet hatte, lehnte zum Schlusse aus rein politischen Gründen das Gesetz ab, das jedoch mit der Zustimmung aller anderen Parteien angenommen wurde. Wohltuend berührte die sachliche ruhige Haltung der Sozialdemokratie, deren Führer Heymann erklärt hatte: Wir wollen der Kirche die Freiheit gewähren, wir achten die Kirche, wir sehen in ihr einen Kulturfaktor allerersten Ranges. — Der apostolische Delegat im besetzten Gebiete, Msgr. Testa, ist wieder auf seinem Posten und hat bereits die schwergeprüfte Pfalz besucht.

Es liegt uns der Arbeitsplan der römischen Riten-Kongregation in bezug auf ihre beschlußfassenden Hauptsitzungen für das neue Jahr vor; sie hat sich zu befassen mit den Wundern des sel. Vianney, der sel. Sophie Barat, des ehrw. Eymard, der ehrw. Bernadette Soubirous, der sel. Schw. Theresia vom Kinde Jesu und endlich auch des sel. Petrus Canisius, eines Deutschen unter so vielen Nichtdeutschen. Da gereicht es uns zu ganz besonderer Freude, daß man sich endlich auch um „die wunderbare Nonne von Dülmen, die gottesminnige und sinnige, nicht minder liebens- als merkwürdige Bauerntochter Anna Katharina Emmerick", wie ihr Zeitgenosse Nepomuk von Ringseis sie nennt, rührt. Tritt einmal das mystisch Wundersame recht unleugbar hervor wie an ihr, „so wird es nach Möglichkeit totgeschwiegen oder totverleumdet", dies Wort von demselben Ringseis hat sich leider bis heute bewährt. „Vergessen wir eines nicht, sagt Kreuser in seinem neuen Buche „Herrgottsseele", A. Katharina Emmerick war unser. In Deutschland wohnen die Heiligen der Stille."

Die Mechelner Unionskonferenzen sind bereits als voller Mißerfolg erkannt. Kardinal Mercier hat sich jetzt selbst noch in einem Rundschreiben darüber ausgesprochen, das jedoch mehr eine Verteidigung ist und die englischerseits geäußerten Befürchtungen bestätigt, daß in Mecheln alle sachlichen Voraussetzungen für erfolgreiche Arbeit fehlten. Manche ver-

stehen heute noch nicht, daß die englische Staatskirche nur ein Aufgehen der katholischen Kirche Englands in ihr selbst anstrebt, daß sie in bezug auf kein Dogma eine feststehende Lehre besitzt und daß, mögen auch die Benennungen beiderseits sich decken, die Begriffe ganz verschieden sind. Es besteht in katholischen Kreisen Englands eine nicht zu leugnende Mißstimmung über die Geschäftigkeit gewisser französischer geistlicher Kreise, die — es sind heute noch dieselben Personen, nämlich Abbé Portal und Msgr. Battifol — im Jahre 1896 nahe daran waren, den Hl. Stuhl heillos zu kompromittieren und deren damalige Einigungsversuche mit der Verurteilung der anglikanischen Weihen endeten. Kardinal Bournes Anwesenheit in Rom, dem Wunsche des Papstes entspringend, steht mit Mecheln im Zusammenhang. S Eminenz hat dann mit einem englischen Pilgerzuge die Weiterfahrt nach Palästina angetreten, wo mit amerikanischem Gelde der verkrachten griechischen Herrschaft zum Nachteil der Katholiken wieder auf die Beine geholfen werden soll. Die Pilger sind zumeist hochstehende englische Laien und man erwartet sich in Rom günstige Wirkungen für die Stellung des Katholizismus im Hl. Lande. Auch Kardinal O'Connell befindet sich auf der Fahrt nach Jerusalem. Kardinal Bourne hat unmittelbar vor seiner Abreise von London einen öffentlichen Aufruf für die notleidenden deutschen Kinder erlassen. Das neue englische Kabinett zählt in Mr. Weathley auch einen Katholiken zu seinen Mitgliedern, aber auch einen Mr. Slesser, denselben Mann, der auf dem Kongreß der Anglo-Katholiken sich so warm für das hl. Meßopfer als Mittelpunkt des sozialen Lebens eingesetzt hatte. — Im Hinblicke auf die zu erwartende Zunahme von Einzelkonversionen aus den Reihen des anglikanischen Klerus, dem der Ausgang der Mechelner Konferenzen die Augen geöffnet haben dürfte, daß nun einmal unvereinbare Gegensätze und wesentliche Verschiedenheiten vorliegen, werden zurzeit große Bemühungen zur Stärkung des Unterstützungsfonds für mittellose Konvertiten gemacht. Inzwischen verzeichnen wir den Uebertritt des Rev. Miller Gamble zu Washington, eines Episkopalisten, der den Schritt ausdrücklich mit den unvereinbaren Gegensätzen seiner Kirche begründet, und den des schottischen Presbyterianers Rev. Tulloch, der seiner Gemeinde von der Kanzel herab erklärte, er folge der gebieterischen Pflicht seines Gewissens, indem er zum Glauben seiner Vorväter zurückkehre; mit ihm werden auch seine Frau und seine beiden erwachsenen Kinder in die Kirche aufgenommen. Und zu Roehampton wurde der anglikanische Geistliche Rev. C. H. Rouse in die katholische Kirche aufgenommen, in die ihm bereits seine drei Söhne vorausgegangen waren. Die „Kath. Missionen" geben in ihrem letzten Hefte eine ausführliche Darstellung des Lebensganges des P. William Wallace, S. J., der als presbyterianischer Missionär über den Hinduismus zur katholischen Kirche zurückfand, und die „Etudes" brachten kürzlich die Autobiographie des P. F. X. Farmer, S. J., der als Missionär der Christian and Missionary Alliance in China gleichfalls den Weg zur Kirche und in den Jesuitenorden fand. Einem Briefe Bischof Benzigers von Quilon in Indien entnehmen wir ferner, daß in seiner Mission allein 966 Protestanten in die Kirche aufgenommen wurden (neben 5537 Heiden und 59 Jakobiten). Daß in England ein Sir Alexander Hamilton zum Islam übergetreten ist, beweist, daß der Spleen noch nicht ausgestorben ist; übrigens — hätte der Mann ganz gut in der englischen Staatskirche bleiben können, die ja volle Glaubensfreiheit gewährt. Ein Protestkampf tobt dort augenblicklich um die Erhaltung von 19 alten Kirchen aus der katholischen Zeit, die inmitten der City, des Geschäftsviertels Londons gelegen, abgetragen werden sollen, da sie, seit protestantisch, „doch leerstehen". Aehnlich scheinen die Dinge auch in Amerika zu liegen; wenigstens schrieb der New Yorker Freeman (12. Dez.): Die protestantischen Kirchen in diesem Lande enthalten dreimal soviel Stühle wie Besucher, die römisch-katholischen dagegen dreimal soviel Besucher wie Stühle.

Zu Agram tagte die Konferenz des jugoslavischen Episkopates, welche die mündlichen Mitteilungen des Kultusministers Janjic entgegennahm; zur Grundlage des Konkordates dient der Regierung der von den katholischen Bischöfen selbst ausgearbeitete Entwurf. Das römische Priesterkolleg S. Girolamo wird den Bischöfen zu freier Verwaltung und Besetzung sofort nach vollzogener Ratifikation des Fiumeabkommens übergeben. Die Konkordatsverhandlungen, bezüglich welcher eine grundsätzliche Einigung in allen Punkten erreicht sein soll, werden in Rom selbst abgeschlossen.

Vom Büchertisch.

Jerusalem. Ein Passionsspiel in 6 Akten und 6 Bildern (ohne Frauenrollen und ohne Christusrolle). Von Heinrich Houben. Verlag der Thomas-Druckerei und Buchhandlung, Kempen-Rhein. 8°. 104 S. — Vorangegangen war diesem bis jetzt bedeutendsten Werke des als Vereinsbühnen-Dramatiker weithin anerkannten Verfassers das geschichtliche Bühnenspiel für die Weihnachtzeit Bethlehem (bereits 1910 ebenda in 10. Aufl.) für nur männliche Darsteller, unter Ein- und Anfügung zweier lebender Bilder, die als solche die Höchstentwicklung der Handlung erschließen. Der durchgängig, oft stark fesselnde Dialog in seiner geistig-seelischen, wie auch wissenschaftlichen Durchdringung hat dem für solche Vorzüge empfänglichen Zuschauer, auch Leser, besonders viel zu sagen. In erhöhtem Grade gilt dies von dem oben angeführten Passionsspiel. Man hatte dies dem Autor als Gegenstück zu „Bethlehem" sozusagen abgefordert. Trotz schwerer Bedenken machte er sich an die Ausführung, die im Winter 1910 abgeschlossen vorlag. Nachdem er aber am Karfreitag desselben Jahres Oberammergau besucht hatte, erschien ihm ein „Christus" außer dem dortigen unmöglich. Erst nach Jahren tauchte dann doch, im Hinblick auf sein Bethlehem, eine Möglichkeit auf, wenn man die Christusrolle als in schweigender, d. h. in unmittelbar nicht vernehmlicher Gegenwart hinter der Szene gegeben denke. Auf dem Wege der Forschung und des inneren Erlebens verdichtete sich die Idee zur Wirklichkeit, die 1921 äußere Gestalt gewann und eben jetzt als Houbens 100. Werk an die Oeffentlichkeit trat und schon fast vergriffen ist. In Ehrfurcht und Liebe und schönem Können geschrieben, wird das Spiel Ehrfurcht und Liebe überall entzünden, wo ihm einigermaßen günstige Umstände entsprechen. Dr. Augustin Wibbelt, wahrhaft ein Gewährsmann, tritt entschieden für dies Werk als einzig mögliche glückliche Lösung des Problems außerhalb Oberammergaus ein. Warm begrüßt er auch die Anwendung lebender Bilder auf den Höhepunkten des Dramas, zur Zeit, da dies gleichsam still steht, den Atem anhält und so jeden zum möglichst tiefen sich Versenken führen kann, besser als es vielleicht eine sichtbar fortbewegte Handlung vermöchte. Wie in gerufener Verbindung schließt sich „Jerusalem" an „Bethlehem" an: im Motiv der Gottessohnschaft als geistiger Weltherrschaft des Messias und im Geschick einiger mit dem Leben des Heilands verknüpfter Personen, vor allem einiger Römer, durch die die vorliegende Dichtung zu einem „Drama der Verwerfung Israels und der Berufung der Heiden auf dem großen Hintergrunde der Passion wird" (Wibbelt). Das Werk verdient tatsächlich alle Beachtung: als Passionsspiel und ebenfalls, wie schon angedeutet, in seiner vorzüglichen Psychologie als Lesedrama, das auch in unseren häuslichen Büchereien nicht fehlen sollte. Man stelle gleich das in dieser Hinsicht wesensähnliche, wenn auch an Wert nicht völlig ebenbürtige „Bethlehem" dazu. Warm empfohlen seien beide Spiele als solche im engen Anschluß an die Weihnachts- und an die Fastenzeit: gerade in dieser Folge eine Verlebendigung höchster Wahrheiten, die in unserer heilsbedürftigen Zeit unübersehbar wirken kann.
E. M. Hamann.

Flämisches Volksleben. Neue Folge Novellen und Erzählungen von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen übersetzt von Otto von Schaching. — Der rührige Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet hat den 4. Band dieser Sammlung in hübscher Ausstattung herausgebracht. Es sind drei kleine Novellen „Mutter Job", die Geschichte einer, den Pessimismus und ewig verzweifelnden Hader eines cholerischen Mannes in Geduld ertragenden Frau und Mutter, „Die blinde Rosa" und „Der Geldteufel". Alle straff gefaßt, in liebenswürdiger Anspruchslosigkeit erzählt, recht anschaulich geschildert und in blutwarmen, lebenswahren Gestalten verkörpert. Auch in diesen kleinen Geschichten zeigt sich der gemütvolle, sonnige Erzähler Conscience, der mit seinem historischen Roman „Der Löwe von Flandern" noch heute zu den gelesensten Romandichtern zählt, wenn er auch schon 40 Jahre tot ist. Bei allen Vorzügen der kleinen Novellen aber dürften in heutiger Zeit unsere leistungsfähigsten Verlage sich doch im allgemeinen besser der lebenden Dichter und ihrer Werke annehmen, als der verstorbenen.
Dr. Hans Eisele.

Wie gewinnen wir ein Führergeschlecht für die Massen? Von Anton Heinen. Soziale Tagesfragen, Heft 49. M.-Gladbach 1923. Volksvereinsverlag. Gr. —.80 ℳ mal $1/10$ der Börsenvereinsziffer. — Heinen, der erfahrene Praktiker in der sozialen Organisation, hat schon recht, wenn er meint, daß die Aufgabe der Standesorganisation wäre, Führer für die Massen zu erziehen und daß unsere Standesvereine zu sehr Massenorganisationen geworden sind. Aber der Vereinspraktiker fragt auch nach dieser Schrift noch: Wie das in der kleinen Praxis machen? Denn die psychischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, vor allem die Schwierigkeiten der Finanzierung, dann die pastoralen Schwierigkeiten lassen sich doch nicht so einfach überwinden.
Dr. P. E. Schlund O. F. M.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Nationaltheater. Das Staatstheater vereinigte drei Ballette zu einem Abend, der wiederum den Ballettmeister Kröller als Spielleiter und Tänzer auf voller Höhe zeigte. Zwischen einem ungarischen und einem russischen Werke stand ein deutsches. Dieses erlebte hierbei seine Uraufführung und zwar mit gutem Erfolg. Der anwesende Tonsetzer wurde mehrmals gerufen. Es ist Hermann Noetzel, dem wir die feine, komische Oper „Meister Guido" verdanken. Auch in „Pierrots Sommernacht" zeigt er sich als ein Musiker von großem Können und sicherem Geschmack. Er schreibt liebenswürdig, graziös, seine Musik zeigt warmes Empfinden; eine freundliche Romantik, der ein paar Rokokolichter aufgesetzt sind. Pierrot und Pierrette lieben einander, aber als sie in der Sommernacht in dem Parke zum ersten Male allein sind, findet der jugendliche Pierrot vor Schüchternheit für das überquellende Gefühl keine Worte. Schmollende Trennung aus Mißverständnis ist die Folge. Da werden die im Parke stehenden Statuen lebendig, steigen von ihren Postamenten;

Venus und Amor, Satyr und Triton (die beiden letzteren als komisches Element) lehren das Pärchen die ars amandi. Tänzerisch und bildhaft ist das Stückchen von mancherlei Feinheit und die versonnene Musik legt immerhin dem Textdichter einige Fesseln an. Anders ist es bei dem Russen Rimsky-Korsakow in „Scheherazade“. Wem Roetzel nicht „temperamentvoll“ genug ist, der kommt hier auf seine Rechnung. Diese Musik glüht in orientalischem Farbenprunk und rasender Leidenschaft. Wenn wir fragen: hat die Musik die Wirkung erreicht, die sie erstrebte? so dürfen wir getrost mit Ja antworten, aber ich empfinde das Ganze als barbarisch. Die Favoritin hat sich in einen schwarzen Sklaven vergafft, und wie der Sultan zur Jagd geht, läßt sie sich den Neger aus einer Art Zwinger herausholen. Damit die übrigen Haremsdamen nicht neidisch sind, werden sie auch mit Afrikanern versorgt. Mitten in einem wilden Taumel der Leidenschaften werden sie vom Sultan überrascht. Seine Bogenschützen und der Scharfrichter bekommen blutige Arbeit. Die Favoritin soll ihren Neger selbst töten, doch sie kehrt den Dolch gegen die eigene Brust. Eine Kunst, deren hüllenloser Erotik jedes geistige Element fehlt, ist auch rein ästhetisch genommen, minderwertig. Durch die Leidenschaft dieser Frauen für Neger bekommt das an sich ethisch schon reichlich unerfreuliche noch eine peinliche Würze. Auch in der Kostümfreiheit ist man dabei, die Grenzen des Möglichen wieder hinauszurücken. Es ist sicherlich nicht Aufgabe unserer ersten Bühne, hierbei Schrittmacher zu sein. Es schien fast, als empfände das Publikum dies auch, denn gerade dieses von theatralischen Effekten vollgepfropfte Stück fand verhältnismäßig zurückhaltenden Beifall. Die Musik zum ersten Stück schrieb Béla Bartók. Der holzgeschnitzte Prinz brachte die „fortgeschrittenste“ Musik des Abends, bizarre Tonfolgen von gewissermaßen internationalem Gepräge; geistreich, womit nicht etwas ohne Einschränkung lobendes gesagt werden soll. Denn die Empfindung ist nicht eben stark, wo sie zum Gemüt sprechen will, wird die Musik allzu weichlich. Die Fabel ist ein Märchen, die opferbereite Liebe siegt über alle Hindernisse, die sich in Gestalt lebendig werdender Bäume und Quellen ihr entgegenstellen. Aber Dichter und Musiker sind viel zu kluge Köpfe, als daß sie an Feen glauben könnten, so mischt sich ein parodistisches Element bei. Romantik, die sich selbst ein wenig belächelt. Pasetti schuf in seinem expressionistischen Bühnenbild den stilgemäßen Rahmen, aber auch die verträumte deutsche Parklandschaft in der Sommernacht und der russisch-orientalische Farbenrausch boten mehr als passende Dekorationen. Sie waren aus dem Geist der einzelnen Stücke heraus geschaffen. Die musikalische Leitung hatte Heger, der sich den verschiedenen Stilarten virtuos anpaßte. Die Künstler unseres Ballettes einzeln nach Verdienst zu würdigen, würde zu weit führen.

Die Nachfolge von Zeiß. Es schwirren wieder eine Menge Namen in der Luft, wie immer, wenn ein Führerposten verwaist ist. Da werden Namen genannt, die man regelmäßig bei Gelegenheiten dieser Art hört; der Näherstehende merkt sofort die Hoffnungen, die das eine oder andere Grüppchen an den genannten Bewerber knüpft. Ernsthafter ist zu nehmen der Name eines Wissenschaftlers, den mannigfache kulturelle Interessen mit dem Theater verknüpfen. Eine Persönlichkeit, die keine Brotstelle braucht, die Arbeitslast also nur aus Freude an künstlerischem Wirken auf sich nehmen würde. Dann denkt man an zwei Männer, die verdienstvoll an unseren ehemaligen Hofbühnen wirkten, auch ein auswärtiger Theaterleiter, der schon einmal in Karl Zeiß' Fußstapfen trat, wird genannt. Wie es scheint, dürfte die Frage nicht so eilfertig entschieden werden, wie mancher denkt. Es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß das Schauspiel einen Leiter erhält, wie ihn die Oper in Knappertsbusch besitzt und der übergeordnete Generalintendant brauchte dann nicht notwendig in technischem Sinne Fachmann zu sein, sondern eine Persönlichkeit, die von höherer Warte die Aufgaben der Schaubühne als Kulturfaktor zu erkennen vermag, mit weitem Blick für die Forderungen der künstlerischen Entwicklung und mit Verständnis für die hohen Traditionen der Vergangenheit. Dieser Mann wird zwischen Falschem und Echtem unterscheiden und sich von keinem Modegeschrei irremachen lassen. Ohne Schulmeisterei wird sich dann von selbst ergeben, daß er auch der ethischen Aufgaben der Schaubühne eingedenk bleibt. (Dringend ist zu wünschen, daß München einmal einen Leiter der Staatsbühnen erhält, der das katholische, hier allein bodenständige Kulturideal vertritt. D. Schr.)

Residenztheater. Walter Harlans dionysischer Schwank „Jahrmarkt in Pulsnitz“ hat in neuer Einstudierung sich eines weit stärkeren Beifalls erfreut, als bei der Erstaufführung vor Jahren. Es ist ein sehr feines, geistreiches Lustspiel. Das Publikum kam in die heiterste Stimmung und man wurde auch nicht ernüchtert, als der Vorhang zum letzten Male fiel, was doch meist der Fall ist bei auf Lachen gestimmten Stücken. In der kleinen Stadt, wo der Schwank spielt, hat sich ein Mann in den besten Jahren ins Privatleben zurückgezogen und möchte nun all das nachholen, was er in einem arbeitsreichen Leben zu genießen versäumt hat. Er fühlt sich als Dionysosjünger, kommt jedoch nicht recht zu wahrem Genuß und findet darin einen schwachen Ersatz, daß er seine erbschleichende Verwandtschaft ärgert und durch tolle Streiche zu reizen sucht. Schließlich erkennt er, daß sein wahres Glück in der Arbeit lag und kehrt zu seiner Fabrik zurück. Auch heiratet er seine Hausdame, die ihn auf den Pfad der Vernunft hingeführt hat. Es sind viel famose Einfälle in dem Stückchen, viel Witz, aber auch viel Klugheit und ein sympathisch berührender Sinn für Aufrichtigkeit und Reinheit. Der erste und dritte Akt sind die frischesten, im mittleren Aufzug wird der Faden ein wenig dünn, aber die flotte Aufführung unter Basil machte dies nur wenig fühlbar. Lützenkirchen gab den Sonderling mit einer angenehmen Natürlichkeit, und Frau v. Hagen war gewinnend herzlich. Die Erbschleicherin stattete Käte Bierkowski mit viel heiterkeitweckender Komik aus. Glänzend war Kellerhals als Pantoffelheld, es lag ein tragischer Unterton in diesem Humor. Basil gestaltete den Meßbudenbesitzer mit drastischen Zügen. Famos charakterisierte Frl. Bricken die böhmische Köchin. Wernicke und Burkart boten feine Chargen, Frl. Hönle eine groteske Negerin.

Schauspielhaus. Vor einiger Zeit verkündeten die Propheten der literarischen Moden, der Naturalismus kehre wieder. Es scheint nicht so. Die Richtung von vorgestern paßt unserem Publikum nicht und auch den Künstlern fehlt heute die Neigung dazu. Man gab „Die Hoffnung auf Segen“ des Holländers Heijermans. Nur ein paar Schauspieler, die schon vor 20 Jahren in diesem Stücke auf der Bühne standen, wirkten echt; die anderen hatten eben Schifferkleider angelegt. Dennoch hatte das Stück packende Momente. Die Tendenz der Anklage gegen den gewissenlosen Unternehmer, der auf seeuntüchtigen Schiffen Menschen in den Tod schickt, tritt heute unverhüllter hervor.

München. L. G. Oberlaender.

5. Hausmusikabend. Kleiner Odeonssaal, München, 28. Februar 1924. Der Kammermusik galt diesmal die Veranstaltung. Der junge Augsburger Domorganist Karl Kraft, ein Kompositionsschüler Rüdingers, verspricht viel. Sein Trio für Klavier, Violine und Violoncell in g moll op. 4 fesselt den Hörer nicht nur durch sinnfällige Melodik, eigenartige Rhythmik und harmonische Ueberraschungen (Trugschlüsse und Modulationen); auch seine leidenschaftliche impulsive Art reißt ihn mit sich fort. Dazu kommt eine tüchtige thematische Arbeit; man merkt des Autors Tätigkeit an der Orgel. Auch die gerade für das Klaviertrio charakteristische Behandlung der Instrumente in ihren Solostellen und als Tutti ist wohl erfaßt. Rüdingers Skizzen, erschienen im Wunderhorn-Verlag, München-Köln, für Klavier und Cello op. 8 sind voll von Jugendfrische; diese kleinen Charakterstücke sind beste Hausmusik. Wir hörten noch das „klassische“ Trio in c moll op. 101 von Johannes Brahms, dem ob dieses Inhaltes und seiner Formvollendung unmittelbar der Rang nach Beethovens Meisterschöpfungen gebührt. Endlich waren die 6 Präludien von Chopin aus op. 28 ein gut gewähltes Zwischenspiel. Die Wiedergabe war vollendet; Jani Szanto (Violine), Jelena Pacic (Violoncell) und August Pfeifer sind wir hierfür zu Dank verpflichtet.

Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Auftakt der Woche brachte einen weiteren Sturz des französischen Franken an den internationalen Börsen. Der Frank ist unter ein Viertel seines Kriegswertes gesunken. Der belgische Ministerpräsident Theunis will den Verfall der Frankenwährung auf eine deutsche Offensive zurückführen, und wenn alle Welt jetzt in Frankreich billig einkauft, so tut man, als wären es vor allem deutsche Aufkäufer gewesen, die den Ausverkauf Frankreichs bewirken. Nach Handelskammerberichten werden in Paris die Käufe, die das Ausland in Frankreich gemacht, auf mehr als 4 Milliarden Papierfrank geschätzt. Es ist natürlich ausgeschlossen, dass es Deutschland allein war, das so grosse Einkäufe betätigte. Wie bei unserem Ausverkauf in der letzten Vergangenheit beteiligte sich eben jeder, der Vorteil daran hatte, an dem guten Geschäft. Es ist eben in Frankreich immer noch nützlich, die Wut auf Deutschland zu lenken, aber das Rezept wird nicht auf die Dauer wirken, wenn das Spiessbürgerideal des französischen Kleinrentners in Trümmer sinkt. Die im Umlauf befindlichen Bons der nationalen Verteidigung werden auf 150 Milliarden geschätzt, in gleicher Höhe die Bons de trésor. Diese ungedeckte französische Schuld dürfte sich in der letzten Zeit der Frankstützungsversuche noch gewaltig vermehrt haben. Die Kriegsschulden an England und Amerika sind in den genannten Summen natürlich nicht eingeschlossen. Der Misserfolg der Ruhrbesetzung, der zu immer stärkeren Angriffen gegen Herrn Poincaré führt, darf als der äussere Anstoss zu dem Franksturz gelten. Man macht jetzt in Frankreich allerhand Versuche mit untauglichen Mitteln, den Ausverkauf zu verhindern, die Verteuerung der Lebensmittel und hieraus sich ergebende Unruhen aufzuhalten. Wir kennen ja das Herumdoktern an Symptomen aus eigener harter Erfahrung. Natürlich klettern die Preise stündlich empor. Ein Freund zeigte mir gestern einen Brief aus Strassburg mit all den Klagen einer bekümmerten Hausfrau, die wir nur zu genau kennen. Wenn der Frank sinkt, kann die Währung der Hilfsvölker Frankreichs nicht oben bleiben. Der „Ceské Slovo“ meldet, dass das Prager staatliche Bankamt in letzter Zeit 80 Millionen Tschechokronen aufgewendet habe, um den Kronenkurs zu halten, der auf dem internationalen Markt fallende Tendenz zeigt.

Die Pariser Verhandlungen der Sachverständigen sind zum Abschluss gelangt. Die französische Regierung unterliess es nicht, nochmals daran zu erinnern, dass die Entschlüsse dieser Vertreter des internationalen Wirtschaftslebens nur beratender Natur seien. Mithin dürfte das Frankreich Poincarés mit ihnen nicht sehr zufrieden sein; es wäre jedoch völlig falsch, daraus zu schliessen, dass sie uns leichte Bedingungen brächten. Bestimmtes lässt sich

heute aus allerhand Meldungen, die wir nicht nachprüfen können, noch nicht ermitteln. Die internationale Anleihe soll jedoch an sehr harte Bedingungen geknüpft sein: Verpfändung des deutschen Verkehrsnetzes und der Zölle, auch Monopolabsichten auf gewisse Industrien.

Nächster Tage beginnen Verhandlungen über die Micumverträge. Pariser Blätter wollen glauben machen, dass die Selbstkosten des Ruhrbergbaues trotz der Lasten in Folge der Micumverträge um 2,8 Goldmark je Tonne unter dem Verkaufspreis lägen, der Deutschland auf Reparationskonto gutgeschrieben würde. Diese Behauptung wird von unterrichteter Seite als geradezu absurd bezeichnet. Die Lage des Ruhrbergbaues, der am Ende seiner Mittel ist und unter dem dadurch verschuldeten Absatzmangel zusammenzubrechen droht, ist verzweifelt. Die Verträge, welche die Mission interalliée de controle des usines et mines (Micum) und der Zollausschuss der Interalliierten Rheinlandkommission mit Industriegruppen abgeschlossen haben, waren ursprünglich dazu bestimmt, die den Besatzungsbehörden über den Kopf wachsende Arbeit mit den vielen Einzelanträgen zu verringern. Anfangs wurde auch eine allgemeine wesentliche Herabsetzung der Ausfuhrabgaben zugestanden, ohne dass die abschliessenden Gruppen zu Reparationsleistungen oder sonstigen geldlichen Verpflichtungen herangezogen wurden. Bald wurde aber diese Herabminderung von der Verpflichtung abhängig gemacht, dass auf Anfordern der Besatzungsbehörden den alliierten Ländern in Form von Fabrikaten Reparationsleistungen zu machen sind, die unter Berufung auf den Versailler Vertrag und die nachfolgenden Abmachungen bestellt werden sollten. In verschiedenen Fällen wurden die zu liefernden Mengen offen gelassen, so dass die Firmen ein Blankoakzept unterschreiben mussten. Nach und nach ist aus den Verträgen, die eine Erleichterung gewähren sollten, eine schwere Reparationsverpflichtung geworden. Auch der Schein der Freiwilligkeit ist beseitigt dadurch, dass diejenigen, die einem Vertrag nicht beitreten, dazu gepresst werden. Nun soll die Reparationsverpflichtung, die für die Ermässigung der Ausfuhrabsätze verlangt wird, an eine Geldzahlung in Devisen geknüpft sein. Dies ist auch wegen der Einwirkung auf den Devisenmarkt nicht unbedenklich. Auch die Sachverständigen scheinen sich gegen die Micumverträge ausgesprochen zu haben.

Die Goldnotenbank darf nunmehr als gesichert gelten. Aus dem Ausland erfährt man mancherlei, aber nichts Autoritatives.

Die Börse brachte keine grossen Ereignisse, die Tendenz war etwas fester und freundlicher, besonders am Ende der Woche. Bevor die Pariser Verhandlungen ein greifbares Ergebnis gezeitigt haben, wird keine wesentliche Aenderung in der Geschäftsstille eintreten. Ich glaube daher, dass es wenig Wert hat, die geringen Unterschiede im Barometerstand der Börse hier nachzuzeichnen. Gerne nahm die Börse davon Kenntnis, dass es der Schwerindustrie möglich war,

Arbeiter neu einzustellen. In der Automobil- und in der chemischen Industrie hat der Ausfuhrverkehr sich gesteigert. Aus der Konferenz, die der Reichswirtschaftsminister in München mit dem bayerischen Handelsminister und den Führern der bayerischen Wirtschaft hatte, werden für die schwer ringende bayerische Industrie in Hinsicht auf ihre Sonderbedürfnisse Vorteile insbesondere in der Frage der Verkehrspolitik erhofft. In Deutschösterreich ist ein Bankbeamtenstreik ausgebrochen, der den ganzen Bankbetrieb still legt. Wohl unter diesem Eindruck war man in Deutschland geneigter, bei den Tarifverhandlungen wenigstens in eine Minderung der auf 9½ Stunden hinaufgeschnellten Arbeitszeit zu willigen, die bei der Geschäftsstille sicherlich keine wirtschaftliche Notwendigkeit war. Dies Zugeständnis musste mit dem Verzicht auf 3 Urlaubstage erkauft werden. Eine geringe Besserung der auf das äusserste beschränkten Gehälter wurde nur für die ersten Berufsjahre erzielt. Die Verminderung des Personals scheint immer noch kein Ende erreicht zu haben. Im Interesse unserer Wirtschaft wäre es erwünscht, dass ein Streik in Deutschland vermieden würde. Dass diese Auseinandersetzung noch 1924 kommen müsse, ist bereits in aller Oeffentlichkeit dargelegt worden. Sie zu vermeiden, dürften bei gutem Willen Wege gefunden werden.

Die Lebensmittelpreise sind in den einzelnen Städten noch immer sehr verschieden. Die Kosten für die Ernährung der bekannten Normalfamilie mit fünf Köpfen für vier Wochen betrug am 14. Januar nach den statistischen Berechnungen am meisten in Solingen (104,81 Goldmark), am wenigsten in Marienwerder (57,68). An zweiter Stelle nach Solingen kommt Leipzig, dann Ludwigshafen, Annaberg, Hagen, Mannheim, Dresden (79,14), Köln, Gera, Erfurt, Frankfurt a. M. (78.90), München (78,72), vierzehn weitere Städte sind noch teuerer als Berlin (74,41), weit billiger sind Königsberg i. Pr., Schwerin, Lüneburg (57,74).

Der Fremdenverkehr nimmt in Deutschland stark ab. Vergnügungsreisende deutscher Herkunft im Auslande haben sich da und dort durch taktlose Protzerei kompromittiert. Es muss indessen daran erinnert werden, dass auch der sich angemessen Betragende, der aus Valutagründen seine Ferientage im Auslande zubringt, unter den heutigen Verhältnissen unsere Wirtschaft mit unnötigem Devisenbedarf belastet. K. Werner, München.

Abschluß der Schriftleitung.

Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken
von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von
H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder, kirchl. Artik., Devotionalien u. a
Herder & Co., Freiburg i. Br.

Devotionalien,
Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle,
J. Pfeiffers relig. Kunst-Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6

Falzmaschinen
für Werkdruck und Zeitung.
A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert
Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate.
Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien
Krippen Kreuzwege Hl. Grab
in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur
Galvanoplastik.
Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe
jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen
Brems-Varain, Trier
Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker
Kevelaer, Rhld.
Verleger des Hl. Apost. Stuhles.
Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher
in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache. Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ. Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

Musikinstrumente
siehe Anzeige
J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Waffen aller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabrik G. Knaak, Berlin SW. 48.



WERKSTÄTTEN FÜR KIRCHLICHE KUNST
PARAMENTE FAHNEN
DIE HEILIGEN GEFÄSSE & GERÄTE
STÄNDIGE AUSSTELLUNG PROSPEKTE GRATIS

Speditionstafel

Cassel:
Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.:
J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve:
Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

München:
Haderecker Anton, Nordendstr. 27, Möbeltransport, Automöbeltransport u. Lagerung. Tel. 31103.

Münster i. W.:
Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

Passau-Bayern:
„Ispag"
Internationale Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz:
C. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier:
J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.

Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für Erzieher. — Mit kirchl. Druckerlaubnis. Von Pfr. A. Ehrler, Dr. med. A. Baur und Studienrat A. Gutmann. 8. Auflage, 36.—40. Tausend. Form. 8°. 392 S. Preis geb. 4.50 Goldmark.

Im Garten der Ehe. Ein Wegweiser für reife Mädchen und junge Frauen zu den Höhenzielen der christlichen Ehe. Von Dr. F. Imle. Form. Kl. 4°. 76 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Unsere Kinder! Gedanken und Ratschläge für christliche Eltern und Erzieher. Von A. Stöckle, S.J. Form. Kl. 4°. 64 S. Preis geb. —.75 Goldmark.

Die gesegnete Mutter. Gebet- und Erbauungsbüchlein für christliche Mütter zur treuen und freudigen Wahrung des Ehesegens und zur Erlangung einer glücklichen Niederkunft. Von Amica Matrum. 224 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Stark und rein! Ein offenes Wort an unsere Jünglinge. Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 32 S. Preis —.20 Goldmark.

„Heiraten — oder ins Kloster." Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 72 S. Preis —.35 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).



Gegründet 1851 — Stammsitz Berlin

DISCONTO-GESELLSCHAFT
Filiale München
Briennerstrasse 50a (neben dem Wittelsbacher Palast)
Postscheckkonto 36600. Telephon: 28031 Ortsverkehr. 27421 Fernverkehr.
Depositenkasse Promenadeplatz 7 Telephon 28287/88.
Sorgfältige Erledigung aller bankmässigen Geschäfte

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 10 München, 6. März 1924. XXI. Jahrgang.

Mitten im Kulturkampf!

Von Dr. Otto Kunze.

„Es bedarf keiner absichtvollen Propaganda, der Katholizismus wächst und dringt vor, weil er stark und lebendig ist und dem deutschen Volk etwas zu geben hat. Dabei muß er mit dem Protestantismus zusammenstoßen. Der Protestantismus wird sich zur Wehr setzen. Er ist mit dem Sturz der Hohenzollern und der norddeutschen Territorialfürsten schwer getroffen, kämpft in seiner deutsch-lutherischen Gestalt vielleicht den letzten Kampf . . . aber gerade deshalb werden alle Energien in ihm erwachen. Ein solcher Kampf bleibt nicht rein geistig und unpolitisch.“ Das stand vor 2½ Jahren in der Allgem. Rundschau (Dr. O. Sachse, Stegerwalds Parteipolitik, Nr. 41 S. 562. 1921). Damals und noch später erhoben sich Stimmen, ein neuer Kulturkampf sei nicht zu befürchten. Heute stehen wir mitten drin. Als der Beginn dieses Kampfes wird sich einst klar der 9. November 1923 abzeichnen, als sein Führer General Ludendorff. Wie kommt dieser im Kadettenhaus erzogene, sein Leben lang mit militärischen, rein diesseitigen Dingen beschäftigte Mann, fern allen geistigen Kämpfen der Zeit, auf den religiös-kulturellen Feldherrnhügel? Man soll nie übersehen, woher ein Mann stammt. Erich Ludendorff ist 1865 geboren zu Kruszewnia (spr. Kruschéwnja) in der Provinz Posen. Deutsch ist dort protestantisch, polnisch katholisch. Bei den preußischen Offizieren, Beamten und Siedlern mag sich daselbst ein ähnlicher Geist gebildet haben wie der der Ulsterleute in Irland. Ein empfindliches Nationalgefühl, eng verknüpft mit der konfessionellen Tradition. Der Katholizismus, der Glaube des unterworfenen Fremdvolks, wird verachtet, im Geheimen aber ob seiner Assimilationskraft gefürchtet. Ein Kampf der Bekenntnisse kann in solcher Umwelt gar nicht rein geistig sein, vielmehr nur gesellschaftlich, wirtschaftlich, äußerstenfalls auch blutig. Die rein geistigen Kämpfe sind ja überhaupt ein Hirngespinst des Liberalismus. So wahr Ideen in Menschen und menschlichen Gemeinschaften Fleisch werden, so gewiß endet alles Ringen zwischen Ideen fleischlich. — Ludendorff ist so eine Art Ulstermann, etwa ein deutscher Carson. Der britische Carson hat ja auch bewaffnete Verbände organisiert und gemustert, und er hat in der Gleichberechtigung der Katholiken das Ende des Vaterlandes gewittert. Unwidersprochen sind bis jetzt die Aeußerungen Ludendorffs, die Karl H. v. Wiegand durch das Universal Service for Central and East-Europe in nordamerikanischen Blättern veröffentlicht hat:

„Die schwarze Gefahr in Deutschland ist größer geworden als die rote.“ Ludendorff sagte, er tue sein möglichstes, um die protestantische Kirche Norddeutschlands angesichts dieser Gefahr aufzurütteln. . . . Preußen war, er betonte das stark, das Bollwerk des Protestantismus in Deutschland, hat ja in der Tat die Welt von dorther den Protestantismus empfangen (geschichtlich etwas ungenau! d. V.). . . Gegenüber der Lage der protest. Kirche in Norddeutschland ist die kath. Kirche Süddeutschlands aufs Höchste organisiert und gut finanziert (wäre sies nur! d. V.) und hat unter der Leitung Roms einen entschlossenen, aber stillen Bekehrungsfeldzug eröffnet. So sagte der General. Das Ergebnis ist ein großer Zuwachs zu den kath. Reihen, erklärte L., und die Gefahr, daß die Protestanten in großer Zahl zur Hürde der kath. Kirche zurückgeführt werden, und daß ganz Deutschland katholisch wird und entsprechend die politische Macht des Katholizismus wächst. „Ich beklage die Vermengung der Religion mit Politik,“ sagte er, „keiner mehr als ich. Aber wenn die andre Seite das tut, dann müssen die Protestanten sich zu dem gleichen Vorgehen entschließen.“

(Uebersetzt von Max Pribilla S. J. im Bayer. Kurier Nr. 31 v. 31. 1. 24. Sperrungen von uns.)

Vermengung der Religion mit Politik ist für Ulsterleute, wenn die Katholiken um politische Gleichberechtigung kämpfen. Da die Protestanten das nicht nötig hatten, haben allerdings die Katholiken angefangen.

Ludendorff ist der Führer im neuen deutschen Kulturkampf. Seine Rede im Hitlerprozeß, wo er alle erledigten Vorwürfe gegen Vatikan, Jesuiten und Zentrum wieder auskramt, bestätigt ihn in diesem Charakter. Wie weit er die Fackel selbst angezündet, wie weit sich alles in der geistigen Erhitzung des Nachkriegs zur Flamme empört hat, ist noch unklar. Jedenfalls loht der Brand schon weitum. Der Flugschrift von Sleidan (vgl. Rost Nr. 9 S. 126) schließt sich ein gedruckter Vortrag von Dr. Albrecht Hoffmann an: Der 9. November 1923 im Licht der völkischen Freiheitsbewegung (Verlag K. Rohm, Lorch, Wtbg.). Er landet im Kampf wider Rom folgerecht beim germanischen Heidentum:

„Dann werden auch die alten Götter wieder aus den Grüften steigen und der Hammer Thors wird die treffen, die einst die alten Eichen im heiligen Haine Wodans niederlegten, in deren Rauschen nach des Tazitus Wort unsere Väter unter dem Namen der Götter das große Unnennbare verehrten, das sich nur in der Ehrfurcht offenbart.“

Eine vielbesprochene Hetzrede zu Hof wird übertrumpft in einer Versammlung des Evangelischen Bundes zu Nürnberg. Der Fall ist derart, daß wir uns näher damit befassen müssen. Die Bayerische (Nürnberger) Volkszeitung nennt ihn über ausführlichem Bericht (Nr. 47 v. 25. 2. 24) eine unerhörte Provozierung des katholischen Bayern.

Die Versammlung (21. Febr. d. J. in Nürnberg) war öffentlich angeschlagen, nach den Worten des Vorsitzenden jedoch nur für Mitglieder und Freunde des Ev. Bundes. Den Vortrag hielt ein Ingenieur Born: Der Vatikan und sein Verhältnis zum deutschen Gedanken. Einleitend bemerkte er selbst, besser heiße es: Das Papsttum im Kampf mit dem deutschen Gedanken. Die Bayer. Volkszeitung bringt dann die ganzen Ausführungen nach einem eigenen Stenogramm, das an anderen ebenfalls in der Versammlung gemachten Aufzeichnungen geprüft ist. Sie hebt darin eine Reihe von Kraftsprüchen heraus, deren bemerkenswerteste hier folgen:

„Dieser unselige Kampf Roms begann mit der Missionsarbeit des Bonifatius; er läuft wie ein roter Faden durch das ganze Mittelalter und erreichte seinen Höhepunkt in der Reformation und während des Kulturkampfes.“

„Ein Friede mit der Kirche ist ebenso unmöglich, wie ein Friede mit Frankreich.“

„Gegen die Ententemächte wandte sich Benedikt XV. nie; nur stets gegen die Deutschen.“

„Es ist eine dreiste Erfindung, daß die Sorge des Vatikans sich auf die Deutschen ebenso erstreckt habe, wie auf die anderen Mächte.“ (Vgl. die päpstlichen Spenden an deutsche Kinder, Studenten usw. D. V.)

„Es ist selbstverständlich, daß der Treubruch Italiens vom Papste entschuldigt wurde.“ (Wo?)

„Rom wollte in Deutschland das protestantische Kaisertum weghaben.“

„Wir erinnern nur daran, wie würdelos, an Hochverrat grenzend, die katholischen Feldgeistlichen mit ihren Ententekameraden verkehrten.“

„Gegen den Geist Luthers, gegen das Preußentum Friedrichs d. Gr. und den Staatsgedanken Bismarcks kämpfen sie an, die Schwarzen. Diese drei Namen aber sind mit dem echt deutschen Gedanken unlösbar verbunden; sie versinnbildlichen ihn geradezu.“

„Pius XI. fand es für zweckmäßig, diesen Heldengeist in einer

eigenen Note als verbrecherische Sabotage zu brandmarken. Doch Schlageter ist in Walhall eingegangen. Das ist besser als in den Himmel dieser Blutsauger." (Schlageter ist mit den Sakramenten der katholischen Kirche den Todesweg gegangen.)

„Lassen Sie sich nicht täuschen, wenn bei Regimentsfeiern katholische Priester noch so zündende Reden halten. Bedenken Sie, daß es keine größeren Schauspieler gibt als diese Jesuiten."

„Diesem Ludwig III. wollen wir sein Wort zu Altötting nicht vergessen, da er sagte: Ich danke Morgen für Morgen meinem Herrgott auf meinen Knien, daß ich als Katholik geboren bin."

„Lassen wir unser Urteil nicht durch Gefühlsmomente für die weißblauen Farben beeinflussen. Erinnern wir uns, daß die bayerische Königskrone ein Geschenk Napoleons war."

„Der 2. und 3. September 1923 (der Deutsche Tag in Nürnberg) war ein verheißungsvolles Zeichen Gottes. Er zeigte den bewußten Tatwillen zur völkischen Einigkeit. Da mußte Rom die Entscheidung herbeiführen; es zuckte ein Blitz auf, der 9. November, von dem das Volk sagt, daß er ein Karfreitag war . . ."

„Hitler wurde abgeurteilt (?), nur weil er es abgelehnt hat, sich zu den Machtplänen Roms gebrauchen zu lassen, das ein Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation gründen wollte unter Oberherrschaft des Hauses Habsburg, die Donau-Konföderation. Der Schuft Sixtus von Parma sollte Reichsverweser sein. Die Grenze hätte in Bayern die Donau bilden sollen."

„Ludendorff, der Fels, an dem sich das Meer der Gegenreformation schlägt . . . Ludendorff hat sich (am 9. Nov. nach dem Zusammenhang) . . . als echter Deutscher und als überzeugter Protestant benommen."

„Der durch ganz Deutschland gehende Schrei des Volkes: „Los von Versailles! bedeutet nichts anderes als: Los von Rom!"

Man könnte sich jede Glosse sparen. Aber daß Walhall beim Evangelischen Bund gegen den christlichen Himmel ausgespielt werden kann, muß festgenagelt werden. Freilich, dieser Protestantismus hat von religiöser Kraft vielleicht noch so viel wie die sattsam bekannte tschechoslowakische Nationalkirche. Die frommen Protestanten: Hochkirchler, Gemeinschaftler, Religiös-Soziale usw. sind im allgemeinen nicht beim Ev. Bund. Sie beteiligen sich auch nicht am neuen Kulturkampf. Denn ihnen ist Religion mehr als eine Spiegelung politischer Träume.

Vor Jahren ward, wie oben zu lesen, hier geschrieben: angesichts des katholischen Aufschwungs und im Gefühl eines letzten Kampfes würden alle Energien im deutschen Protestantismus erwachen. Es sollten in erster Linie religiöse Energien sein! Möglich, daß solche erwacht sind. Sie richten sich jedoch nicht gegen uns, nicht gegen Rom. Wir übernehmen zwar keine Gewähr, daß der Protestantismus nicht eines Tages einen ernsthaften religiösen Kampf gegen uns führt. Aber einstweilen hat sich die Religion drüben in enge Kreise zurückgezogen. Jetzt ist es wirklich nur ein Kulturkampf. Eigentlich nicht einmal das. Die moderne Kultur ist dem Protestantismus seit der Aufklärung entglitten. Urgermanische Barbarei bäumt sich wider die Nachfolger eines hl. Bonifatius, antisemitischer Rassenhaß geifert wider den „Judensohn" Jesus Christus, heidnischer Aberglaube trotzt der christlichen Gottesidee. Die völkische Bewegung, zu der sich Ludendorff wie Ingenieur Born ausdrücklich bekennen, ist ein Sammellager aller antikatholischen Instinkte geworden. Im Gegensatz zum italienischen Faschismus hat sie versäumt — Kardinal Faulhaber hat in seiner Akademiker-Rede darauf aufmerksam gemacht — sich durch Kirche und Christentum zu reinigen und zu veredeln.

Jegliches Nationalbewußtsein wächst aus und mit der Religion des betreffenden Volkes. Frankreich, Rußland, Spanien, Polen, Irland sind lebendige Beispiele dafür. Auch das junge Italien hat sich von der Vorstellung bekehrt, daß das Papsttum der Feind der Einheit sei. Es verehrt in ihm vielmehr das Geheimnis der Weltbedeutung Roms. — In Deutschland ist seit der Glaubensspaltung das Nationalbewußtsein religiös entwurzelt. Das Volk wurde dadurch zunächst entpolitisiert. Dann gelang es zuerst den Protestanten, eine neue Verbindung zwischen Vaterland und Glauben herzustellen. Sie war das Werk der Hohenzollern. Als kalvinisches Fürstenhaus in einem lutherischen Land versuchten sie in Brandenburg-Preußen die beiden protestantischen Bekenntnisse in einer Staatskirche zu fassen. Das gelang endlich dem König Friedrich Wilhelm III. in der Union 1817. Mit ihr war eine religiöse Grundlage des preußischen Staates, ein protestantisches Gegenstück zum katholisch unterbauten Römischen Kaisertum Deutscher Nation geschaffen. Von dieser Union her schreibt sich das kleindeutsche Nationalbewußtsein, in ihr findet es seinen fruchttragenden Boden.[1]) — Es war allerdings eine echte Staatsreligion, eine Vergöttlichung der Politik. Die Gleichgültigkeit gegen das Dogma, welche die Union ja erst möglich machte, höhlte diesen Protestantismus mehr und mehr aus. Schritt für Schritt läßt sich verfolgen, wie das Objektive — Gott — in ihm verblaßt und das Subjekt — der Einzelperson oder des Staatsvolkes — hervortritt. Und wie in jedem Abschnitt der Geschichte, stoßen hier persönliche Kräfte die Entwicklung schneller vorwärts. Das Heidnische, Barbarische im kleindeutschen Nationalismus hat Bismarck erweckt. Trotz eines gewissen ererbten Christentums ist dieser dämonische Riese eine Heidennatur. Wilde Machtinstinkte brechen in ihm durch, vor denen sich alle Zeitgenossen entsetzen. Der Bismarckkult mit seinen Opfersäulen, Bergfeuern und Eichenhainen ist weder zufällig noch absichtlich dem altdeutschen Götterkult so ähnlich; es besteht eine innere Verwandtschaft. Furchtbar scheint dieser entchristlichte Nationalismus in seiner Zügellosigkeit. Und doch hat er noch jeden Krieg verloren. Die Feldzüge von 1866 und 1870 wurden noch wesentlich mit dem alten gläubigen Christentum gewonnen. Auch die Erfolge des Weltkriegs sind auf dessen Rechnung zu setzen. Die Fehlgriffe jedoch, die zum Zusammenbruch führten, fließen aus der heidnischen Verblendung, aus Größenwahn, Verkennung der Tatsachen, sittlicher Schwäche, Eigennutz. Auf ähnliche Weise ist der Ruhrkrieg gescheitert und der erste Kulturkampf, schließlich der Kapp-Putsch und der Hitlerputsch. Der neue Kulturkampf wird ebenso scheitern. Das überhebt uns aber nicht der Sorge und Wachsamkeit. Die Zerstörungen der Kämpfe sind teuer genug, auf materiellem wie auf geistigem Gebiet.

[1]) Vorzüglich hat diese Zusammenhänge aufgedeckt und dargestellt der katholisch gewordene Wiener prot. Pastor Hans Huebmer: Die religiöse Wurzel der kleindeutschen Geschichtsbetrachtung und Politik (Das Neue Reich, 6. Jahrg. Nr. 14. 5. Jan. 1924)

Weltrundschau.

Der Ausnahmezustand ist durch Verordnung des Reichspräsidenten ab 1. März wesentlich eingeschränkt. Vor allem ist die Befugnis zu außerordentlichen Maßnahmen vom Militär auf die Zivilbehörde übergegangen, d. h. von General v. Seeckt auf den Reichsinnenminister Dr. Jarres. In Bayern bleibt der Landesausnahmezustand bestehen. In Preußen sind mit der Aenderung die Verbote der Deutschvölkischen Freiheitspartei und der Kommunistischen Partei aufgehoben worden.

Die große politische Aussprache im Reichstag verlief ohne Krisen. Neben der Rede des Reichskanzlers Marx, die den Standpunkt der Reichsregierung (Weltrundschau Nr. 9) darlegte, verdienen besonders die Ausführungen Dr. Stresemanns zur Außenpolitik Beachtung: Aus eigener Kraft können wir für absehbare Zeit keine Reparationen leisten. Ein Zahlungsaufschub ist nötig, desgleichen eine internationale Anleihe, um Frankreich einstweilen Ersatz zu bieten. Soll sie durch deutschen Reichsbesitz gesichert sein, so braucht das Reich freie Hand bei seinen Wirtschafts- und Steuerquellen und Wiederherstellung seiner Verkehrseinheit. Verständigung mit Frankreich, aber nicht gesondert, sondern im Einklang mit allen Vertragsstaaten. In den Völkerbund einzutreten ist Deutschland bereit, wenn ihm nichts unehrenhaftes zugemutet wird (d. h. kein neues Schuldbekenntnis) und wenn es im Völkerbundsrat den ihm zukommenden Platz einnimmt.

In Mannheim fand unter Teilnahme des Reichspräsidenten Ebert und des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. von Knilling eine große Kundgebung für die Pfalz statt.

Die Militärkontrolle möchte England durch Uebertragung an einen kleineren Sicherheitsausschuß vereinfachen. Frankreich widerstrebt dem besonders unter der Fernwirkung des Hitlerprozesses.

Der britische Minister Henderson bekannte sich in einer Wahlrede zur Revision des Versailler Vertrags. Mac Donald erklärte im Unterhaus, die Rede habe dem Kabinett nicht vorgelegen, ließ aber Henderson trotz schärfster Angriffe der Opposition nicht fallen. — Die Arbeiterpartei setzt die Rüstungspolitik der Regierung Baldwin fort, solange keine internationale Abrüstung möglich ist. — Ein Briefwechsel zwischen Mac Donald und Poincaré wird veröffentlicht, worin der Wille des Engländers zu vernünftiger Lösung der europäischen Schwierigkeiten so deutlich wird wie der Starrsinn des Franzosen.

Die belgische Regierung Theunis ist zurückgetreten, weil die Kammer einen Wirtschaftsvertrag mit Frankreich abgelehnt hat.

Parteipolitische Zugehörigkeit und Organisation der Katholiken.

Von Gustav Stezenbach-Freiburg i. B.

Es ist vielleicht nicht ganz unnötig, einmal die Frage zu erörtern, welche Art der politischen Betätigung für die Katholiken am vorteilhaftesten und zweckmäßigsten ist.

Es gibt drei verschiedene Formen dieser Betätigung. Die in einer konfessionell katholischen Partei, die in einer interkonfessionell christlichen Partei und die innerhalb verschiedener Parteien.

Betrachten wir zunächst die letztgenannte Form der politischen Betätigung, weil sie die primitivste ist. Bekanntlich wurde im vorigen Jahre die Gründung einer eigenen katholischen Partei in England erörtert. Der katholische Primas von England, Kardinalerzbischof Bourne von Westminster, erklärte sich gegen die Gründung einer solchen Partei, und zwar war er der nicht unbegründeten Anschauung, daß es vorteilhafter wäre, die Kandidaten aller Parteien auf die Mindestforderungen der Katholiken zu verpflichten, so daß keine Partei, die auf die Unterstützung der Katholiken rechnete, katholikenfeindliche Politik zu treiben in der Lage sei. Ebenso könnten auf diese Weise gute Katholiken in jeder Partei zu Einfluß und Ansehen gelangen, keine Partei wäre von vornherein als „ultramontan" abgestempelt und gewissen niedrigen Verdächtigungen ihres Patriotismus ausgesetzt. Dies Verfahren konnte natürlich deshalb schon leicht Platz greifen, weil in England mit Ausnahme vielleicht der Ulsterleute keine Partei einen der katholischen Religion feindlichen Standpunkt einnimmt und die parteipolitischen Gegensätze keine kulturellen sind. Voraussetzung mußte freilich auch sein, daß die Parteiprogramme der einzelnen Parteien nichts enthielten, was den Grundsätzen der katholischen Lehre und Moral widersprach. Schutzzoll und Freihandel sind keine Punkte, die einer moraltheologischen Entscheidung unterliegen. Die übrigen Fragen z. B. außenpolitischer Natur werden auch meistens von den Parteien einheitlich entschieden, sodaß ihretwegen eine katholische Partei nicht nötig ist. Die Schulfragen bildeten in England vor dem Krieg einmal einen Streitpunkt zwischen Konservativen und Liberalen. Meines Erinnerns unterstützten damals die englischen Katholiken im allgemeinen die Konservativen und von den Liberalen nur solche Kandidaten, die sich verpflichteten, für den Religionsunterricht als Pflichtfach einzutreten.

Diese Art von Aktivität der englischen Katholiken hat in Frankreich und Spanien, die als katholische Länder betrachtet sein wollen, keine Nachahmung gefunden. Es liegt dies an der Entwickelung des Parteiwesens dieser Länder. Die französischen Parteien mit Ausnahme der Royalisten wären seit Errichtung der dritten Republik durch Gambetta antiklerikal. Le Cléricalisme voilà l'ennemi! Es war daher für die Katholiken schwer, ja unmöglich, von den republikanischen Kandidaten Verpflichtung auf katholische Mindestforderungen zu verlangen, die auch sicher abgelehnt worden wären. Papst Leo XIII. glaubte bekanntlich, die französische Regierung mit der Kirche aussöhnen zu können, wenn er den Katholiken empfehle, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen und sich mit der Republik abzufinden. Ein großer Teil der Katholiken tat es und war im Parlament vertreten durch die Rechtsrepublikaner und Progressisten. Aber die Berechnung des Papstes schlug fehl. Die katholischen Republikaner wurden von den französischen Regierungen nur als Scheinrepublikaner und Renegaten betrachtet. Bei den Abstimmungen zählte man ihre Stimmen zwar mit, aber sie fielen bis zu Poincarés Wahl und dem Krieg nicht in die Wagschale, wenn es sich um eine Mehrheit für das Kabinett handelte. Schließlich kam trotz der Anerkennung der Republik durch einen, ja den größeren Teil der gläubigen katholischen Abgeordneten der brutale Kulturkampf von 1905, die Trennung von Kirche und Staat mit allen ihren Folgen und der Raub des Kirchenvermögens, der die französische Kirche an den Bettelstab brachte. Wären die Katholiken zugleich der monarchischen Tradition treu geblieben, so hätte die republikanische Regierung aus Furcht vor Stärkung der monarchischen „Reaktion" und Partei diesen Kulturkampf. nicht gewagt. Doch dies nur nebenbei. Zurzeit sind die Katholiken besonders vertreten in der Action française, der republikanischen Partei der Progressisten (rund 110 Abgeordnete), der royalistisch-orléanistischen Partei, sowie durch eine Anzahl Mitglieder des Nationalen Blocks, dem auch der katholische Abgeordnete Marc Sangnier angehört. Eine charakteristische Erscheinung der Action Française war der kürzlich verstorbene Charles Maurras, persönlich ungläubig, aber Anhänger des Catholicisme culturel, aus Gründen der Pietät und der künstlerischen Kultur. Inzwischen wurde unter Papst Pius XI. durch die bedingungsweise Anerkennung der Kultusvereinigungen ein modus vivendi zwischen dem Vatikan und Frankreich bzw. Kirche und Staat angebahnt.

Aehnlich lagen die Verhältnisse in Spanien bis zum Staatsstreich vom 13. September 1923. Gute Katholiken gehörten sowohl der konservativen, wie auch der liberalen Schaukelpartei an, ebenso waren solche Katholiken sämtliche Abgeordnete der kleineren Rechtsparteien (Mauristen, Ciervisten, Traditionalisten) und der Mittelpartei der katalonischen Regionalisten. Die Partei, die sich Katholische Partei nannte, zählte nur einige wenige Abgeordnete. Der Grund dieser Erscheinung war das Fehlen eines offenen Gegensatzes zwischen den Katholiken und der liberalen Partei, die sich aus einer radikalen Partei der Zeit Ferdinands VII., Maria Christinas und Isabella II. zu einer gemäßigten Verfassungspartei entwickelt hatte, die nur gelegentlich noch eine kulturkämpferische Geste machte, (z. B. unter Canalejas und Romanones) aber vor der öffentlichen Meinung stets kapitulierte. Ausgesprochen kirchenfeindlich waren in Spanien stets nur die republikanischen, radikalen und sozialistischen Parteien. Papst Pius X. richtete im Mai 1911 ein Schreiben an den Primas Kardinal Aguirre von Toledo, aus dem hier das allgemein Gültige zitiert sei:

„Das Gute und Ehrliche, das die zu einer politischen Partei gehörigen Vereine tun, sagen und vertreten — welches auch immer diese Partei sei — kann und muß von allen guten Katholiken und guten Bürgern gebilligt und unterstützt werden, nicht nur im privaten Leben, sondern auch in den Kammern, in den Deputationen, in den Gemeindeverwaltungen und im ganzen gesellschaftlichen Leben. Die gänzliche Fernhaltung und die Opposition „a priori" sind unvereinbar mit der Liebe zur Religion und zum Vaterlande. Man kann von niemand unter Betonung der Gewissenspflicht den Eintritt in eine bestimmte politische Partei fordern unter Ausschließung der andern, man kann nicht behaupten, daß jemand verpflichtet sei, auf seine eigenen ehrlichen, politischen Ueberzeugungen zu verzichten, da auf dem rein politischem Gebiete verschiedene Meinungen gestattet sind, und zwar sowohl über den unmittelbaren Ursprung der Zivilgewalt, wie über ihre Ausübung und über die verschiedenen Regierungsformen.

Jene, die einer beliebigen politischen Partei angehören, müssen immer ihre Aktions- und Stimmfreiheit bewahren, um gegen jene Gesetze oder Verfügungen aufzutreten, die den Rechten Gottes oder der Kirche entgegenstehen. Bei den Wahlen sind alle guten Katholiken verpflichtet, nicht nur ihre eigenen Kandidaten zu unterstützen, wenn die Umstände deren Aufstellung gestatten, sondern auch, wenn das nicht opportun ist, alle übrigen, die Garantien für das Wohl der Religion und des Vaterlandes bieten, damit eine möglichst große Zahl würdiger Personen gewählt werde. Mit dem eigenen Verhalten oder der Enthaltung am Ruin der Gesellschaftsordnung mitzuarbeiten, in der Hoffnung, daß aus dieser Katastrophe sich eine bessere Ordnung der Dinge ergebe, würde ein verwerfliches Beginnen und ein Verrat am Vaterlande und der Religion durch ihre verhängnisvollen Wirkungen sein."

Nach diesen Gesichtspunkten wurde in Spanien verfahren, wobei der Umstand begünstigend mitwirkte, daß Spanien ein rein katholisches Land ist. Vor dem Staatsstreich von 1923 soll die Gründung einer großen katholischen Partei geplant gewesen sein; doch hat man aus verschiedenen Gründen wieder davon abgesehen und eine Christlichsoziale Volkspartei, Partido Social popular gegründet, die aber an den Wahlen vom Mai 1923 sich noch nicht beteiligte. Diese Partei entfaltet zurzeit eine rührige Agitation und hofft durch den Proporz eine starke Vertretung zu erlangen.

In Portugal besitzen die Katholiken gleichfalls keine eigene Partei. Doch wird als solche die Partei der Monarchisten anzusehen sein, da die „Demokraten" und Sozialisten kirchenfeindlich sind. Möglicherweise werden auch den gemäßigteren „Unionisten" einige Katholiken angehören.

In Dänemark, Norwegen und Schweden, Griechenland, Türkei, Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn, ebensowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, in Süd- und Mittelamerika, sowie in Australien bestehen meines Wissens bis jetzt keine katholischen Parteien. Sofern dort die Katholiken Einfluß auf die Wahlen ausüben wollen, werden sie sich nach den von Papst Pius X. aufgestellten Grundsätzen richten und verfahren wie in England und Spanien. In Ungarn sind die Katholiken in zwei Parteien vertreten, in den Legiti-

misten und den Christlichsozialen; die letzteren sind aber fast völlig bedeutungslos, besonders auch nachdem ihr Führer, Prälat Gießwein, kürzlich gestorben ist. In Argentinien soll eine katholische Partei gegründet werden. In Nicaragua und Columbien bestehen die regierenden Parteien aus guten Katholiken, wenn ich nicht irre, auch in Costarica.

Wenden wir uns zu dem System der konfessionel katholischen Parteien. Solche bestehen in zwei Ländern: in Belgien und den Niederlanden. In Belgien hatten die Katholiken lange Jahre die Herrschaft in Händen. Die Bischöfe forderten dort die Geistlichen durch Hirtenbrief auf, die Gläubigen in Prozession mit Kreuz und Fahnen zur Wahlurne zu führen. Man muß in Belgien die historische Entwicklung berücksichtigen. Die katholische Partei entstand dort gegen die Kulturkampfgesetze Frère Orbans. Noch vor dem Krieg kam es bei ihnen zu einer Spaltung, da der greise de Woeste nicht alles billigen konnte, was die Mehrheit tat. Es ist klar, daß eine katholische Partei als solche leichter in einen Gewissenskonflikt gerät, als eine rein politische, z. B. wenn sie als katholische Partei nach dem modernen Gesetz der Parität für religionslose Schulen die Mittel ebenso bewilligen muß wie für katholische. Dasselbe gilt für die Kultusausgaben. Auch in den Niederlanden erlangten die Katholiken als stärkste Partei eine einflußreiche Stellung. Auch dort sprang ein kleiner Teil von der Hauptpartei ab und nannte sich Christlichdemokratische Partei. Eine katholische Volkspartei bestand auch in der heutigen Tschechoslowakei schon vor dem Kriege. Sie hatte bei den letzten Wahlen gute Erfolge.

Die Form einer konfessionell katholischen Partei hat den Vorteil, daß in ihr das katholische Ideal klar und deutlich aufgezeigt werden kann. Der Katholizismus, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, kann hier seine Werbekraft auch auf Andersgläubige deshalb am besten ausüben, weil er seine Kulturkraft am besten in dieser Form herausstellen kann. Aber er wird vielleicht gerade deshalb von seinen Feinden auch am heftigsten bekämpft werden; weniger als Katholizismus denn als Klerikalismus. Und alle politischen Fehler, welche die Parteileitung einer katholischen Partei macht — denn die Parteileitungen besitzen nicht den Vorzug einer Unfehlbarkeit, zumal nicht in kirchlichen Dingen — alle diese Fehler, sage ich, wird man der Kirche aufs Konto setzen. Den Klerikalismus wird man nennen und den Katholizismus bzw. die katholische Kirche wird man meinen. Tritt in einer solchen Partei aus politischen Gründen eine Spaltung ein, so erzeugt dies Verwirrung und die Wähler werden im Zweifel sein, welches eigentlich die richtige und echt katholische Partei ist. Geistliche, die es innerhalb beider Parteien geben wird, werden sich öffentlich bekämpfen, was übrigens ebensogut geschehen kann, wenn Geistliche verschiedenen rein politischen, nicht konfessionellen Parteien angehören.[1])

Kardinalerzbischof Thomas Pius Boggiano von Genua untersuchte im Hinblick auf die Gründung der italienischen Volkspartei der Popolari diese Streitfrage in einem Hirtenbrief vom 25. Juli 1920. Er wünscht eine katholisch-politische Partei und lehnt deshalb die italienische Volkspartei ab. Der Vatikan aber, genauer Papst Benedikt XV., hatte zur ausdrücklichen Bedingung der Duldung dieser Partei gemacht, daß sie sich weder katholisch noch christlich nenne, sondern ausschließlich politisch sei. Nur so war der Schein einer Abhängigkeit vom Vatikan zu vermeiden. Der rein politische Charakter hat zur Folge die Interkonfessionalität. Von ihr war oft die Rede beim deutschen Zentrum, das ja in einem konfessionell sehr gemischten Volk besteht. Hier können Protestanten, Juden, Atheisten und Freimaurer Mitglieder der Partei sein, sofern sie nur das Programm unterschreiben. Die Zentrumspresse hat dies immer wieder betont und das Zentrum stellte z. B. bei den Gemeindewahlen zu Köln einen Freimaurer als Kandidaten auf, der sich zu seinem Programm bekannte, und rühmend machte vor einigen Jahren ein Nachruf die Runde durch die Zentrumspresse, den ein Zentrumsblatt einem treuen israelitischen Parteigenossen widmete. Eine katholische Partei könnte eine solche Zusammensetzung, auch wenn hier nur Ausnahmen vorlägen, nicht ertragen oder sie würde den Namen Katholisch nicht verdienen. Solche Gründe und außerdem noch die besonderen Gründe, die im Verhältnis des Vatikans zum italienischen Staat zu suchen sind, mögen den Hl. Vater Pius XI. bewogen haben, dem Teil der Partei der Popolari, der sich unter Mattei Gentili u. a. von der Hauptpartei Don Sturzos abtrennte und eine katholische Partei (Unione nazionale) gründen wollte, das Recht zu dieser Bezeichnung abzusprechen. Es ist ja klar, daß die italienische Regierung, d. h. Mussolini, den Vatikan für alle Aktionen dieser Partei verantwortlich gemacht hätte. Außerhalb Italiens scheint aber der Vatikan einen Einwand gegen das Bestehen konfessionell katholischer Parteien nicht zu erheben, wie ja das Beispiel Belgiens, aber auch das der Niederlande beweist, wo sogar ein katholischer Priester, Msgr. Noulens, als Parteiführer fungiert. Der spanische Erzbischof Msgr. Antolin Lopez-Pelaez von Tarragona, dem auch die Gründung einer katholischen Partei mit geistlichen Führern vorschwebte, ermahnte in seinem Buch „El clero y la politica“ die Katholiken unter Hinweis auf eine Rede des Kardinals Paya, sie sollten die Bezeichnung „klerikal“, die einer solchen Partei beigelegt würde, nicht fürchten, so wenig wie andere ihnen beigelegte Attribute.

Eine interkonfessionelle Partei, der die Katholiken angehören, muß natürlich den Vorwurf des Klerikalismus scheuen. Denn gerade um diesen Vorwurf zu vermeiden und um nicht in politischen Fragen vom römischen Stuhle abhängig zu erscheinen, d. h. als „ultramontan“ zu gelten, haben solche Parteien sich eine neutrale Bezeichnung zugelegt. Sie erstreben, daß jeder Katholik ihnen Gefolgschaft leiste, aber nicht jeder, der ihnen Gefolgschaft leistet, braucht Katholik zu sein. Solche Parteien stellen dar in Deutschland das Zentrum und die Bayerische Volkspartei, in Oesterreich die Christlichsoziale Partei, in Italien die Popolari.

Alle diese Parteien stehen in einem ideellen und praktischen Zusammenhang mit den katholischen Organisationen, den Volks- usw. Vereinen, die zwar konfessionell katholisch sind, politisch aber meist eine der genannten Parteien unterstützen. Der weitaus größte Teil jener Parteien, wohl 90 Prozent ihrer Mitglieder, besteht aus Katholiken. Katholische Geistliche sind ihre Führer oder spielen in ihnen eine führende Rolle, so Dr. Brauns, Dr. Schreiber, Dr. Lauscher, Dr. Schofer im Zentrum, Dr. Leicht in der Bayerischen Volkspartei, Dr. Seipel in der Christlichsozialen Partei, Don Sturzo in der italienischen Volkspartei.

Man könnte nun der Ansicht sein, daß ebensogut wie in dem überwiegend protestantischen Holland auch in Deutschland, und ebenso wie in Belgien in dem überwiegend katholischen Oesterreich eine katholisch konfessionelle Partei hätte gegründet werden können. Bekanntlich waren Bischof v. Keiteler wie auch Windthorst Gegner einer konfessionellen Partei und die ursprüngliche Bezeichnung „Katholische Volkspartei“ wurde nach der Reichsgründung von 1871 in das neutralere, ja farblose „Zentrum“ umgewandelt. Praktisch wurde aber damit keineswegs der Vorwurf des Klerikalismus und Ultramontanismus vermieden, auch dann nicht, als das Zentrum den Rat Papst Leos XIII., für die Bismarckschen Septennatsheeresforderungen zu stimmen, ablehnte. Die Andersgläubigen, die dem Zentrum trotz ständiger Betonung seiner Interkonfessionalität angehören, sind an Zahl nur gering. Es ist auf die Gefolgschaft der Katholiken angewiesen. Es ist interessant, daß es gerade einer der katholischen Priesterführer, Dr. Brauns, war, der 1922 eine noch stärkere Betonung der Interkonfessionalität, Aufstellung von mehr protestantischen Kandidaten und Interkonfessionalisierung der Zentrumspresse verlangte. Eine Konsequenz der früher von K. Bachem aufgestellten Forderung „Aus dem Turm heraus“, die bekanntlich von Roeren, Oppersdorf und Erzberger bekämpft wurde. Ein Erfolg der Forderung von Dr. Brauns war bis jetzt schon deshalb nicht festzustellen, weil bisher keine Wahlen stattfanden. Die wenigen protestantischen Ageordneten, die das Zentrum früher zählte, waren meist Welfen, gehörten ihm als Hospitanten an. Zurzeit zählt es meines Wissens nur einen protestantischen Abgeordneten.

Die Frage, ob es nicht besser wäre, in Deutschland das englische System anzuwenden und so Katholiken bei allen Parteien unterzubringen und diese dadurch gegenüber den Katholiken zu neutralisieren oder ihren Forderungen geneigt zu machen, beantwortet sich durch die historische Entwickelung. Das heutige Zentrum entstand durch den von den Nationalliberalen nach 1870 inszenierten Kulturkampf. Die englischen Katholiken hatten in den englischen Liberalen eher eine Kulturkampfabbaupartei zu erblicken. Denn auch ohne eine dem Zentrum irgendwie

[1]) So haben sich Geistliche in Oesterreich schon vor dem Krieg parteipolitisch bekämpft, die einen innerhalb der Christlichsozialen, die anderen innerhalb der Konservativen Partei. Heute geschieht solches in Deutschland durch Geistliche des Zentrums und der Deutschnationalen, ja selbst innerhalb einer Partei, wie das Zentrum, können unter Geistlichen Meinungsverschiedenheiten entstehen.

ähnliche Partei zu besitzen, erlangten sie die religiöse Freiheit allmählich wieder. In Deutschland wurde das nicht zu volle Maß religiöser Freiheit, das die Katholiken besaßen, ihnen von den Liberalen geraubt, und zwar mit Unterstützung eines Teils der preußischen Konservativen. Die Sozialisten waren aus Grundsatz religionsfeindlich. In welche Partei hätten also die Katholiken eintreten sollen, um ihre Rechte zurück zu gewinnen? Hätten sie — wie in England — die Kandidaten nach ihrer Haltung zu katholischen Forderungen befragt, so wären diese Fragen damals ebensowenig beantwortet worden, wie etwa von den Kandidaten des französischen freimaurerischen Großblocks der Combes und Viviani im Jahre 1905 nach dem großen Kulturkampf. Es blieb damals sonach den deutschen Katholiken kaum etwas anderes übrig, als eigene Kandidaten aufzustellen. Eine andere Frage ist es, ob die Sammlung der Katholiken in einer besonderen, wenn auch nicht konfessionellen Partei heute noch zweckmäßig ist. Theoretisch wäre das englische Beispiel heute vorzuziehen. Denn es besteht kaum ein Zweifel darüber, daß sowohl die Erben der Nationalliberalen, die Deutsche Volkspartei, wie auch die Deutschnationale Volkspartei, die jetzt schon zahlreiche praktische Katholiken in ihren Reihen zählen, die Forderungen annehmen würden, die nach englischem Vorbild an ihre Kandidaten gestellt würden. Weniger in Betracht kämen für Katholiken die Demokraten, deren Einstellung meist antireligiös überhaupt ist, und gar nicht die Sozialdemokraten. Sie können mit der englischen Labour Party nicht in Parallele gestellt werden, die keineswegs als sozialdemokratische, sondern nur als Arbeiterpartei angesprochen werden kann und Katholiken, Sozialisten und Kommunisten in ihren Reihen zählt. Wenn nun auch theoretisch dem englischen System, das den Katholiken in allen Parteien Einfluß verschafft, der Vorzug zu geben wäre, so wird praktisch dieser Weg einer parlamentarischen Vertretung der deutschen Katholiken nicht ohne weiteres in Frage kommen können. Denn, was man sicher hat, das gibt man gemeiniglich nicht auf. Deshalb werden die deutschen Katholiken auf ihre eigene politische Organisation besser nicht verzichten. Dagegen werden sie gut daran tun, solchen Glaubensgenossen, die bei anderen Parteien sind, soweit dieselben nichts gegen die Kirche unternehmen oder in ihrem Programm nicht religionsfeindlich sind, nach den Leitsätzen der Päpste volle Freiheit zu lassen und sie nicht deswegen zu bekämpfen, weil sie im Zentrum ihre politischen Ideale oder Interessen nicht vertreten sehen. Die Deutschnationale Volkspartei hat einen Katholikenausschuß errichtet, um die katholischen Interessen bei ihren meist protestantischen Mitgliedern zu wahren.[2]) Es kommt vor, daß ein deutschnationaler protestantischer Pfarrer oder ein Redakteur etwas für die Katholiken Beleidigendes äußert. Für das Zentrum aber ist doch nur das, was die Parteileitung äußert, maßgebend, dasselbe muß gerechterweise für alle Parteien gelten. Die Politik der beiden genannten Parteien seit der Revolution war aber bis jetzt nicht kirchenfeindlich. Ich bekämpfe die Deutschnationale Partei ob ihrer preußisch-zentralistischen Richtung und ihrer Begünstigung der Hohenzollern. Aus diesen Eigenschaften heraus braucht sie noch lange nicht katholikenfeindlich zu sein und ihre katholischen Mitglieder müssen dies mit ihrem Einfluß verhüten. Dasselbe gilt von der Deutschen Volkspartei, in der die mehr rechtsstehenden Nationalliberalen aufgingen, während die linksstehenden den Demokraten beitraten. Jedenfalls kann nach den Erlassen der Päpste kein Katholik genötigt werden, einer bestimmten politischen Partei anzugehören. Trotzdem scheint uns eine Stärkung der Deutschnationalen durch Katholiken nicht wünschenswert, da ihr Endziel automatisch die Wiedererrichtung des protestantischen Kaisertums ist, das von gewisser Seite in einen Gegensatz zum Katholizismus gebracht wird, nämlich von dem Teil seiner Anhänger und Presse, für die deutsch gleich protestantisch ist.

Das, was hier über die deutschen Katholiken gesagt ist, läßt sich auch über die Katholiken in Oesterreich sagen. Sie werden besser tun, ihre Partei zu behalten, zumal im katholischen Oesterreich die Dinge so liegen, daß bei einer Auflösung der Christlichsozialen Partei sofort eine andere Partei ähnlicher konservativer Tendenz an ihre Stelle träte. Ein Anschluß katholischer Wähler an die österreichischen Großdeutschen (eigentlich Kleindeutschen) kommt nicht in Frage, weil diese die Begünstiger der Los von Rom-Bewegung sind und einen ausgesprochen katholikenfeindlichen Charakter haben, wie auch die Sozialdemokratie.

In Italien liegen die Verhältnisse wieder ganz anders. Nach der Aufhebung des Non expedit hätte das englische System Platz greifen können. Aber die ausgesprochen freimaurerische und antiklerikale Richtung der liberalen Politik veranlaßte offenbar die Gründung der Popolaripartei. Ihr rascher Aufstieg war ohne Zweifel auch die Ursache ihrer Befehdung durch Mussolini. Dieser erkannte in der Partei Don Sturzos die künftige Beherrscherin der parlamentarischen Lage. Um den Popolari den Wind aus den Segeln zu nehmen und sie in katholischen Augen überflüssig zu machen, erfüllte man einige ihrer religiösen Forderungen und stellte die Lösung der römischen Frage in Aussicht. Der Vatikan gab deshalb seine objektive und parteilose Haltung nicht auf. Selbst der Rücktritt Don Sturzos von der Leitung der Volkspartei ist nicht durch ihn veranlaßt. Don Sturzo trat zurück, um den Gegnern nicht weiter seinen priesterlichen Charakter als Vorwand zur Bekämpfung der Kirche zu bieten.

Die Verhältnisse sind, wie aus dieser Schilderung hervorgeht, fast in jedem Lande anders geartet. Es wird deshalb schwer sein, eine bestimmte Norm einheitlich durchzuführen. Ueberall muß das historische Werden der Partei berücksichtigt werden, ehe man eine solche Norm darauf anwendet. Im allgemeinen ist aber festzustellen, daß es zzt. kein einziges Land gibt, wo die Katholiken, sei es als konfessionelle Partei, sei es als herrschend in einer interkonfessionellen Partei, ohne die Mitwirkung anderer Parteien ihr katholisches Mindestprogramm allein durchführen können. Sie werden daher auf andere Parteien Rücksicht nehmen müssen, von denen sie Verständnis und Entgegenkommen in diesen Mindestforderungen erwarten dürfen. Und damit gerät man auf die Frage der Koalitionspolitik.

Ich will diese Frage hier nicht anschneiden, sondern vielleicht ein andermal grundsätzlich erörtern. Soviel steht fest, daß der Parlamentarismus nur ein sehr fragwürdiges Werkzeug für katholische Interessen ist, daß aber grundsätzlich das englische System der katholischen Aktivität vorzuziehen wäre, weil es die Katholiken nicht in unnötigen Gegensatz zu anderen Volksgenossen bringt. Praktisch muß in jedem Land nach den bestehenden Möglichkeiten und Verhältnissen verfahren werden unter Beachtung des Grundsatzes: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Donoso Cortés, der bekannte spanische katholische Staatsmann, empfahl einmal den Katholiken den politischen Quietismus, offenbar, weil er der Ansicht war, die christliche Politik könne sich im modernen Staate doch nicht durchsetzen. Wenn man ihn einmal abwirtschaften und seinen Bankerott erklären lasse, erfolge um so schneller die Rückkehr zum rein christlichen Staate. Die Päpste haben jederzeit die bürgerliche Betätigung empfohlen, ja verlangt. Deshalb ist es Pflicht jedes Katholiken, seine Rechte auszuüben und das seine dazu beizutragen, die menschliche Gesellschaft wieder aufzubauen.

[2]) Dieser Ausschuß hat katholischen Erwartungen recht wenig entsprochen, besonders angesichts kulturkämpferischer Aeußerungen protestantischer Deutschnationaler. D. Schr.

Der Tor.

Ich sass in einem Rosengarten,
ich träumte in des Glückes Schein,
hiess draussen alle Sorgen warten,
liess niemand in den Garten ein.

Da schrak des Schicksals düstres Walten
mich aus dem Traume jäh empor,
warf um den Träumer seine Falten,
stiess ihn hinaus zum Gartentor.

Was du gesucht, ist längst verloren,
was du geträumt, ist eitler Wahn,
zum Kreuzesträger einst geboren
verlässt du nie des Leides Bahn.

Drum sei kein Tor! und lass die Sorgen
in deinen Garten ruhig ein. —
Auch dir strahlt einst ein heller Morgen,
und ewig wird dein Traum dann sein.

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Heimatbewegung und Volksgemeinschaft.

Ein Beitrag zur Frage des inneren Wiederaufbaues.

Von Josef Rüther, Brilon, Westfalen.

(Fortsetzung.)

Wie werden nun die Bedingungen einer bewußten Heimatgemeinschaft geschaffen? Wie der Gärtner, um günstige Bedingungen zu erzielen, einen doppelten Weg einschlägt, nämlich nicht nur durch Düngung und lichtgünstige Lage usw. unmittelbar auf sie hinarbeitet, sondern auch mittelbar sie fördert, indem er ungünstige Bedingungen bekämpft und ausschaltet, so muß auch die Pflege des Gemeinschaftsgedankens hier einen doppelten Weg gehen, einen negativen und einen positiven. Beide sind vielgestaltig, und es können nur Andeutungen darüber gegeben werden. Der negative Weg ist das, was man in der Pädagogik und Medizin als Prophylaxe bezeichnet, die vorausschauende Abwehr ungünstiger Einflüsse. Zum Teil ist es ein Kampf gegen schon vorhandene und wirksame volksfeindliche Kräfte. Dazu gehört alles, was die Gemeinschaftsmoral stört oder ihren Wiederaufbau hindert, in erster Linie eine schlechte Presse — nicht nur im engeren sittlichen, sondern auch im staatsbürgerlichen Sinne —, üble Unterhaltungsliteratur, Kitsch und Schund literarischer wie künstlerischer und musikalischer Art, das schlechte Kino, gesellschaftlicher Einfluß landfremder volksfeindlicher Elemente, man denke an Sommerfrischen und wildes Wanderertum. Der beste Kampf gegen diese Feinde des Volkstums besteht darin, daß Besseres an ihre Stelle gesetzt wird, daß also neben die negative die positive Arbeit tritt. Das geschieht durch Empfehlung und Verbreitung sittlich einwandfreier und weltanschaulich wie staatsbürgerlich ehrlicher Literatur und Presse, durch Förderung und Verbreitung guter allgemeinbildender Bücher, durch gute und volkstümliche Kunst vom Oelgemälde bis zur Postkarte, durch Pflege des Volksliedes und volkstümlichen Gesanges, durch Förderung eines wahrhaft volkstümlichen Bühnenwesens vom Mysterienspiel bis zum Marionettentheater. Aber noch mehr! Die Seele eines Volkes ist abhängig von seiner wirtschaftlichen Lage. Da ist es selbstverständlich, daß zu den günstigen Bedingungen eines echten einigen Volkstums auch die wirtschaftlichen, sozialen und hygienischen Vorteile gehören, welche der Fortschritt der Zeit ermöglicht. Es gibt keine Frage dieser Art, der eine zielbewußte Heimatbewegung, die sich hier mit ihrer Schwester, der Wohlfahrtspflege, berührt, ihre Aufmerksamkeit entziehen dürfte, sei es, daß sie anregt und fördert sei es, daß sie Gefahrbringendes zurückweist. Ganz allgemein wird alles als günstige Bedingung für den Wiederaufbau der Heimatgemeinschaft zu werten sein, was den allgemeinen Wohlstand, Intelligenz und Gemüt der Einzelnen, die Schaffens- und Daseinsfreude nach sittlichem Maßstab stärkt und hebt, während alles das als feindlich zu bekämpfen ist, was die allgemeine, vor allem die seelische Haltung des Heimatvolkes zu beeinträchtigen geeignet ist.

Alles aber, was auf solche Weise, durch Abweisung schädlicher und Förderung günstiger Einflüsse erreicht wird, ist schließlich nur Bedingung für den Erfolg. Die eigentliche Haupttätigkeit einer Heimatbewegung muß darin bestehen, Kräfte lebendig zu machen, welche die Seele der Heimat wieder erneuern. Es handelt sich nicht um neue, von außen heranzubringende Kräfte; sie müssen da sein und können nur angeregt werden. Diese Kräfte nun, die in einer Heimat schlummern, sind zweifacher Art; allgemeine, die allen menschlichen Gemeinschaften eigen sind und in einer Einzelheimat nur ihre eigengeartete Begründung und Färbung haben, und besondere, die gerade diesem Stamme eigentümlich sind.

Die wichtigsten gemeinschaftbildenden Kräfte der ersten Art sind die, welche in der Religion, in dem Familien- und Verwandtschaftsleben, in der Sprache bzw. der Mundart, in der heimischen Geschichte, in der Liebe zur Natur, im Geselligkeitstrieb, in der Berufsgenossenschaft und schließlich in jenem Zweige des sozialen Triebes liegen, den wir als den bürgerlichen Sinn bezeichnen könnten, in dem Interesse an den täglichen Aufgaben und Fragen der Gemeinde und der gemeindlichen Verbände. Diese Kräfte sind also anzuregen und zu stärken.

Daß die Religion bzw. der religiöse Sinn und die Form, welche die Ausübung der religiösen Pflicht in der Heimat geschichtlich angenommen hat, die grundlegendste gemeinschaftbildende Kraft ist, ist eigentlich so einleuchtend, daß man es nicht verstehen könnte, wollte man sie bei einer Pflege der Heimat außer acht lassen. Wo das religiöse Bewußtsein zergeht, da ist auch das Gemeinschaftsbewußtsein verloren. Das zeigt nicht nur die Kulturgeschichte aller Zeiten, sondern auch schon die einfache Ueberlegung, daß die Gemeinschaft zur Bindung der Selbstsucht des Einzelnen Kräfte nötig hat, die eben nur der religiöse Gedanke geben kann. Und diese Tatsache fühlt ein in wahrer Gemeinschaft lebendes Volk sehr wohl und spricht es sogar in der vielleicht oberflächlichsten Aeußerung des Gemeinschaftsgedankens aus. Der große Abstand zwischen Grußformen wie Grüß Gott, Adie, Guatt help, Guatt lauhn! die fast der Vergangenheit angehören, und Wiedersehen!, oder gar Mahlzeit! ist nicht zufällig, sondern sehr charakteristisch für den Wandel, den der Gemeinschaftsgedanke, den die Seele unseres Volkes durchgemacht hat. Es ist daher für eine wahre Heimatpflege, die es nicht auf Aeußerlichkeiten abgesehen hat, unerläßlich, den religiösen Sinn des Heimatvolkes nach Möglichkeit zu stärken. Das kann nicht nur durch Einwirkung in den Heimatzeitschriften und durch offenes Bekenntnis der Heimatorganisationen zur Religion geschehen, sondern vor allem auch dadurch, daß dem Volke die Schönheit der gerade in der Heimat ihre eigene Ausprägung findenden religiösen Feste, Formen und Bräuche, wie der Prozessionen, der Karwochen-, Oster- und Weihnachtsgebräuche, des Krautbundes und Roggenpalmens usw. vor Augen gestellt und bewußt gemacht wird.

Eine zweite wichtige Kraft, die angeregt werden muß, ist die im Familien- und Verwandtschaftsleben wirkende. Sie ist um so wichtiger, als sie organisch betrachtet die erste Form des Gemeinschaftsgedankens darstellt. Und hier ist es angebracht, auf die Wichtigkeit des Gedankens hinzuweisen, den W. H. Riehl in seinem Buche von der Familie ausspricht, daß nämlich die Frau die eigentliche Trägerin des Gemeinschaftsgedankens sei, während der Mann mit seiner Eigenart mehr der Träger des Staats- und Rechtsgedankens ist. Vergleichen wir die Familie wiederum mit der Zelle, so ist die Frauenseele die nach innen die Zelle belebende, die Mannesseele die nach außen abgrenzende und regelnde Kraft. Ohne die Frau ist ein Wiederaufbau aus inneren Kräften, ist eine Neubelebung des Gemeinschaftsgedankens unmöglich, und darum kann auch eine Heimatbewegung nur dann wirklichen Erfolg haben, wenn sie die Frauen miterfaßt, die Frauen als Mütter und Familienglieder. Das ist schwierig, und wohl nur Frauen werden hier die richtigen Wege finden. Daß sie aber gefunden werden, ist eine Notwendigkeit, und es ist geschichtsphilosophisch betrachtet sicher kein Zufall, nicht sozusagen nur durch geschichtsmechanische Ursachen herbeigeführt, daß heute die Frau ins öffentliche Leben hineintritt; sondern wie alles Mechanische zugleich teleologisch ist, so bedeutet auch diese Erscheinung eine Selbsthilfe des kranken Organismus.

Denn nicht nur für die Familie hat die Frauenseele diese Bedeutung, sondern für das Gemeinschaftsleben überhaupt. Hier, wo es sich um die Heimat handelt, sei nur noch kurz die Rede von der erweiterten Familie, von der Sippe, für welche die Frau von ausschlaggebender Bedeutung ist, weil sie der mehr ruhende, erhaltende Teil in den Familien ist. Unsere Großmütter waren es, welche die „Familie“ noch bis ins soundsovielte Glied kannten. Und wenn dies weitreichende Zusammengehörigkeitsgefühl der Sippe wieder erstehen soll, so hat der Mann dafür weit weniger Sinn und Bedeutung als die Frau. Weniger natürlichen Sinn; aber auch in ihm kann ein Sinn dafür geweckt werden auf dem Umwege verstandesmäßiger Erkenntnis, nämlich der Familiengeschichte. Die Pflege der Familienforschung, Aufstellung von Stammbäumen usw. ist für Heimatvereinigungen ein nicht bloß äußerliches Ding; sie bedeutet ein Wiederanknüpfen zerrissener Fäden.

Eine sehr starke gemeinschaftbildende Kraft liegt ferner in der heimischen Sprache, in der Mundart und in den heimischen Sitten und Gebräuchen. Wenn es wahr ist, daß in ihnen sich die Seele eines Stammes ausdrückt, dann ist in ihnen auch die Seele jener vergangenen Zeit noch erhalten, die einen festeren Zusammenhalt, eine lebendigere Gemeinschaft besaß. Es ist daher kein bloßer Sport, wenn eine Heimatvereinigung die Mundart pflegt und die alten Sitten — natürlich nicht Unsitten — zu erhalten und neu zu beleben sucht. Im Gebrauch der Mundart und im Mittun bei heimischen Gebräuchen liegt aber auch noch eine unmittelbar gemeinschaftserneuernde Wirkung. Gerade hier haben wir nämlich ein wichtiges Mittel zur Ueberbrückung sozialer Gegensätze; und gerade im Munde des sog. Gebildeten ist die

heimische Sprache eine Brücke zur Seele seiner sozial tieferstehenden Volksgenossen.

Weiter die heimische Geschichte! Sie ist für die Heimat das, was für den Einzelnen Erinnerung und Erfahrung ist. Wie der Einzelmensch durch diese geistig bereichert und lebendig erhalten wird, so eine Gemeinschaft durch die Kenntnis ihrer Geschichte. Und groß ist ihre gemeinschaftbildende Kraft, weil sie ja nichts anderes ist als das Spiegelbild der Gemeinschaft in ihrem Leben, Kämpfen und Streben. Hier liegt ein so wichtiges Arbeitsfeld für Heimatbewegung und Heimatvereine; nicht nur deswegen, weil die Orts- und Stammesgeschichte noch so wenig bearbeitet ist, sondern auch deswegen, weil sie vom amtlichen Geschichtsunterricht bisher, wenn überhaupt, doch sehr stiefmütterlich behandelt wurde. Ein westfälischer Gymnasiast kennt die Teilungen Polens, weiß, wann die einzelnen Teile von Pommern an Preußen gekommen sind, wann die Oderbrüche urbar gemacht wurden, aber von dem herrlichen Geschlechte der Ludolfinger und seinem Wirken in der Heimat weiß er nichts, von der Soester Fehde vielleicht eine Jahreszahl, und von der Geschichte der Vaterstadt, der Klöster in der Nähe, von der Wirtschaftsgeschichte seiner Heimat weiß er gar nichts. Hier ist also bei den Lebenden vieles nachzuholen, für die Kommenden aber die Forderung zu stellen, daß der Geschichtsunterricht an die Heimat anzuknüpfen hat, gerade so und mit demselben Rechte, wie die Erdkunde mit dem eigenen Dorfe beginnt. Es ist erfreulich zu sehen, wieviel Einzelarbeit schon seit langem zur heimischen Geschichte in den vielen Heimatzeitschriften geleistet wird. Es ist aber auch notwendig, daß sie in Gesamtdarstellungen — und zwar volkstümlichen — für Schule und Haus nutzbar gemacht werde.

Weniger unmittelbar gemeinschaftsbildend als die vorgenannten mag jene Kraft sein, die in der Liebe zur heimischen Natur lebt. Aber auch sie darf nicht übergangen werden, weil sie in hervorragendem Maße das Heimatgefühl weckt und so mittelbar auch den Gemeinschaftsgedanken dient. Bei der Pflege dieser Liebe zur Heimatnatur wird es aber weniger darauf ankommen, durch mehr oder minder poetische Natur- und Wanderungsbeschreibungen in den Heimatzeitschriften zu unterhalten, als vielmehr darauf, die Heimatgenossen über die Natur und ihre Beziehung zum Menschen im Großen und Kleinen zu belehren und jene Hochachtung vor der Natur und den Naturdingen in ihnen wieder zu wecken, die aus grauer Vorzeit ein Erbteil unseres Volkes war und die es überall in der Natur das Wirken der Gottheit sehen lehrte.

Von der größten Bedeutung für die Wiedererweckung des Gemeinschaftsgefühles ist der Geselligkeitstrieb, der der ernstesten, aber auch vorsichtigsten Pflege der Heimatfreunde bedarf. Vorsichtiger Pflege deshalb, weil lange nicht jede Form der heutigen Geselligkeit unterstützt werden darf. Sind doch manche geradezu ein Ausdruck völkischen Verfalles. Dazu gehören alle jene, die entweder auf einer schlechten Volksgewohnheit beruhen oder auf Absonderung hinauslaufen. Daß die Bierbank, der Stammtisch, der Klub und so manches andere nichts mit der Heimat zu tun haben, liegt auf der Hand. Wie soll sich aber eine Heimatbewegung zu sog. Volksfesten stellen, die für viele immer wieder in der Gosse oder gar im Busch endigen? Bei dem heutigen Stande unserer „Volks“feste kann man wirklich zweifelhaft sein — oder auch nicht — ob es besser sei, auf ihre Veredelung hinzuwirken oder zu wünschen, sie möchten verschwinden und Besserem Platz machen. Der größte Mangel heutiger Volksfeste ist ihre Inhaltlosigkeit und Leerheit von jedem volkstümlichen Gedanken. Zum Teil knüpfen sie an Einrichtungen und Bräuche an, die einst wirkliches Leben hatten, heute aber tot und zur Spielerei, um nicht zu sagen Kinderei geworden sind; zum Teil entstammen sie neuzeitlichen, aber keineswegs volkstümlichen Gedanken. Und darum sind diese Feste sich alle so ähnlich wie ein ausgeblasenes Ei dem anderen. Wer sie besucht, kommt nicht eines Gedankens wegen hin, wenigstens nicht eines denkenswerten Gedankens wegen, sondern um sich zu amüsieren. Und doch bedarf ein Volksfest notwendig einer Idee. Ein Erntefest mit seinen besonderen Bräuchen, eine Kirmeß alten Stiles mit ihrem Anschluß an das kirchliche Fest haben eine solche Idee oder vielmehr hatten sie. Eine Idee, die alle anging. Und darum waren sie Volksfeste. Moderne Sportfeste haben auch die Seele nicht in sich, schon deshalb nicht, weil Sport, und mag er noch so verbreitet sein, niemals Angelegenheit des ganzen Volkes werden wird. Eines gibt es aber auch heute noch, das dem ganzen Volke eignet und ihm lieb ist, das deutsche Lied. Gesangsfeste dürften geeignet sein, die Feste der zukünftigen deutschen Volksgemeinschaft zu werden. Allerdings nicht die Sängerfeste, wie wir sie haben, auf denen man möglichst mit Kunststücken paradiert, auf die man sich das ganze Jahr eingeschossen hat. Soll das Lied Mittelpunkt eines Volksfestes sein, dann kann es nur das Volkslied und das volkstümliche Lied sein, das Lied, das nicht nur zünftig vorgetragen wird, sondern an dem sich außer den Gesangvereinen auch das sangeslustige Volk, selbst die Schule, beteiligen könnte. Sehr wichtig für die Schaffung neuer Volksfeste könnten unter Umständen solche Veranstaltungen werden, die von den Heimatbünden selber ausgehen. Ein wahres Volksfest großen Stiles war z. B. die Tagung des Sauerländer Heimatbundes in Balve 1922. Dieselbe Vereinigung kennt aber auch bereits Waldfeste kleineren Ausmaßes, an denen außer den benachbarten Ortsgruppen die sonstigen Vereine und die übrige Bevölkerung der Nachbarorte sich beteiligt, und die geschichtlichen und heimatkundlichen Vorträgen, gemeinschaftlichen und von Gesangvereinen vorgetragenen Liedern, Musikvorträgen und volkstümlichen mimischen Darstellungeu gewidmet sind. Der Wert solcher Veranstaltung liegt vor allem darin, daß sie, wenn sie selber gut vorbereitet sind, vorbildlich wirken können.

Wie mit unseren Volksfesten, so steht es auch mit der engeren Unterhaltung aus. Sie ist aus dem Hause auf die Straße und von der Dorflinde ins Wirtshaus gegangen. Die Bank vor dem Hause mit der Ziehharmonika, Rätselraten und Mühlespielen, ja selbst die Kegelbahn kommen uns heute wie längst vergangen vor. Statt dessen Wirtshaus und nächtliche Straße und damit immer weiterer Zerfall. Es ist nun einmal so: Was der Mensch tut, das muß einen Sinn haben, auch sein Spiel. Das Kind lehrt es uns. Und hat die Unterhaltung keinen tieferen Sinn mehr, so wird sie zum Unsinn, zu Allotria oder noch Schlimmerem. Soll unsere Geselligkeit wieder gesund werden und einem gesunden Gemeinschaftsgefühl dienen, so muß sie wieder Sinn erhalten. Dazu beitragen ist auch eine Aufgabe der Heimatpflege; und sie ist hier insofern aussichtsreicher als gegenüber den Volksfesten, als die Beeinflussung sich an Einzelne, an Familien wendet. (Schluß folgt.)

Mediumismus.

Von Prof. Dr. Ludwig, Freising.

Mit Genugtuung kann ich feststellen, daß Prof. Dr. Seitz in Nr. 8 der Allgem. Rundschau nunmehr erklärt, daß eine radikale Ableugnung der sog. okkulten Fähigkeiten der menschlichen Seele, wie der Telepathie, der Telekinese und des Hellsehens entschieden zu weit gehe und daß er aus Pflichtgefühl und im Wahrheitsinteresse auch die paraphysische Deutung gewisser Phänomene annehmen werde, wenn es gelinge, eine alle Schwierigkeiten beseitigende Lösung zu bringen.[1]) Diese Erklärung macht ihm Ehre und ich danke ihm dafür. Natürlich kann man verschiedener Meinung darüber sein, ob in einer Reihe von Fällen diese Lösung nicht doch erbracht ist. Der Mediumismus ist zweifellos ein überaus schwieriges und undankbares Forschungsgebiet. Bildet doch das Objekt dieser Forschung die allen Stimmungen und seelischen Hemmungen so überaus leicht zugängliche Psyche mehr oder minder hysterisch veranlagter Individuen. Es ist Tatsache, daß z. B. eine Atmosphäre des Mißtrauens, von der sich das sensitive Medium umgeben sieht, als starke psychische Hemmung wirkt. Kurz, man darf, wenn man das Publikum über das Wesen des Mediumismus wirklich aufklären will, sich nicht darauf beschränken, ihm immer wieder nur Entlarvungsgeschichten vorzusetzen, sondern man sollte ihm auch Kenntnis geben von Beobachtungen, die kritische Forscher, wie z. B. der Berliner Prof. Dr. Bärwald[2]), gemacht haben und die zeigen, daß durchaus nicht alles bewußter Betrug ist, was von Sachkundigen als solcher sofort angenommen wird. Bärwald schreibt in seiner Abhandlung „Okkultismus und Spiritismus“ (Leipzig, Teubner 1920):

„Auch beim echten, in seinen Dämmerzustand versunkenen Medium gibt es aber Aeußerungen und Handlungen, die als objektiver Betrug anzusehen sind, denen jedoch teils der zurechnungsfähige böse Wille, teils sogar das Bewußtsein der Täuschung mehr oder weniger fehlt. Nehmen wir an, bei einer Sitzung ergibt sich stundenlang kein Resultat, das Warten wirkt entnervend, das Renommee steht

[1]) Ueber diese Zugeständnisse werden Gegner, wie O. Beyer, Brühl u. a., nicht sehr erbaut sein.

[2]) Auf dessen Autorität stützt sich auch Dr. Seitz in seinem Artikel in Nr. 8 der Allg. Rundschau beruft.

auf dem Spiel, auch weiß das Medium, daß die echte Leistung es heftig angreifen und mit tagelanger Benommenheit und Kopfschmerzen bezahlt werden wird, . . . das Medium selbst befindet sich in Halbtrance, seine Hemmungsfähigkeit und Selbstkontrolle sind vermindert. Kommt es unter solchen Verhältnissen zu einem Täuschungsversuch, so wird man wenigstens mildernde Umstände gelten lassen. Noch günstiger ist die Schuldfrage zu beantworten, wenn das Medium seinen Betrugsversuch ganz im Banne des Unterbewußtseins ausübt, das allen Wünschen des Publikums dank seiner Suggestibilität als gefälliger Kuppler entgegenkommt, dessen Handlungen aber dem Oberbewußtsein, der zurechnungsfähigen und verantwortlichen Persönlichkeit, entweder ganz unbekannt sind oder sich sogar unter seinem heftigen Protest vollziehen . . . . am allerwenigsten darf man da von einer Betrugsabsicht reden, wo sich die Teilpersönlichkeiten des Doppelich als zwei ganz verschiedene Wesen ansehen . . . schon manches Medium wird von Richtern, die diesen psychologischen Sachverhalt nicht durchschauten, zu Unrecht verurteilt worden sein."

Bärwald bringt dazu als Beispiele die Berichte von Medien über diese psychischen Spaltungen und die Kämpfe zwischen Unterbewußtsein und normalem Selbst. So ist also dieses Untersuchungsgebiet ein sehr schwieriges und fordert die Anwendung strengster Methoden, um sich gegen Täuschungen zu schützen. Das Triumphgeschrei, das regelmäßig bei Bekanntwerden derartiger Fälle angestimmt wird, beruht zumeist auf völliger Ignoranz über das Wesen des Mediumismus. Die blinde absolute Gegnerschaft und rohe Brutalität haben schon manchen Forscher förmlich in den Tod getrieben durch infame Hetze und vernichtenden Spott!

Vielfach glaubt man, gegen parapsychische Forscher sich alles erlauben zu dürfen. Ehre und guter Name gelten nichts mehr. Erst vor wenigen Tagen erhielt ich von einem Geistlichen die Nachricht, daß gelegentlich einer Zusammenkunft von Geistlichen, bei der über Telepathie und Hellsehen berichtet wurde, ein Geistlicher von dem Münchener Arzt Dr. Tischner, Verfasser des Buches: „Telepathie und Hellsehen", behauptete, er sei „als Schwindler erwiesen". Eine Behauptung, die vollkommen unwahr ist. Aber derartige Verleumdungen werden nur allzuwillig von den Gegnern geglaubt. Man fragt nicht lange nach Beweisen. In hohem Grade undankbar ist daher diese Forschung. Und wie leicht haben es die Spötter! Sie halten sich weit vom Schuß, es fällt ihnen nicht ein, durch eigene Untersuchungen die großen Schwierigkeiten aus Erfahrung kennen zu lernen. Und doch ist die Parapsychologie *experimentelle* Wissenschaft. Die überlegenen schadenfrohen Spötter mögen also doch selbst experimentieren, statt sich immer auf ihre Autoritäten Moll, den „feinsinnigen" Dessoir usw. zu berufen. Sie kommen mir vor wie jene beiden mittelalterlichen Naturforscher, die sich heftig über die Frage stritten, wie viele Zähne das Pferd hat. Der eine behauptete, es hat so und so viele und zitierte zum Beweis eine Reihe von Autoritäten. Der andere bestand darauf, daß das Pferd weniger Zähne habe und berief sich natürlich wieder auf seine Autoritäten. Aber keinem kam der Gedanke, doch selbst dem Pferde ins Maul zu sehen. Um so mehr Anerkennung verdient es, daß der angesehene Grazer Theologieprofessor *Ude* sich selbst durch Experimente mit Frau Silbert, von der Prof. Seitz der Ansicht ist, daß sie unter ihrem Kleide so manches hervorzaubert, von der Tatsächlichkeit der Phänomene zu überzeugen sucht. Wie mir aus Graz von ganz zuverlässiger Seite berichtet wird, will Prof. Dr. Ude auch andere Theologen zu diesen experimentellen Sitzungen einladen. Also braucht Prof. Seitz seinem Spezialkollegen (Ude ist Professor der Apologetik) nur einen Wunsch auszusprechen und ich bin sicher, er wird keine Abweisung erfahren. Meine Anfrage, woher Prof. Seitz weiß, daß das Medium Willy Schneider von München „durchgebrannt" sei (offenbar, damit der Leser um so leichter an Betrügereien des jungen Menschen denke), hat mein Gegner nicht beantwortet. Er hat also aus trüber Quelle geschöpft. Mir ist noch gestern von München die glaubwürdige Mitteilung geworden, daß Willy Sch. einzig deshalb nach Wien ging, weil er sich dort finanziell besser stellte. In den letzten Tagen geht durch einige Blätter die Notiz, er oder sein Bruder Rudi sei entlarvt worden. Wenn ja, so ist immer noch die Frage, ob es sich um bewußten oder unbewußten Betrug handelt (vgl. das oben von Dr. Bärwald Gesagte). Da Prof. Seitz auch das berühmte neapolitanische Medium Eusapia Palladino in seinem Aufsatz Nr. 8 der Allg. Rundschau erwähnt, so darf man gespannt sein, welche neuen Beweise über die Betrügereien der verstorbenen Eusapia Palladino das angekündigte Werk von Dessoir, Moll und Gulat-Wellenburg erbringt. Hat doch eben Dessoir (in seinem Buch „Vom Jenseits der Seele", 1. Aufl. S. 158 ff.) über Eusapia folgendes geschrieben:

„Während der Sitzungen, die 1905 im Pariser Institut général psychologique stattfanden, sahen die Teilnehmer außer leuchtenden Punkten mehrfach unbestimmte oder einer Hand ähnliche Formen in der Nähe Eusapias. Im übrigen kamen sie zu dem Ergebnis, daß Lageveränderungen, ja vollständige Erhebungen von Gegenständen in der Umgebung des Mediums als erwiesen anzusehen sind. Der Bericht sagt z. B. folgendes: ‚Eusapia wünscht, daß niemand den Sitzungstisch berühre. Herr Curie hält ihre linke, Herr Courtier ihre rechte Hand; Herr Jurjewitsch hält unter dem Tisch ihre beiden Füße. Unter diesen Kontrollbedingungen hebt sich der Tisch mit allen vier Füßen . . . Es kommt vor, daß ein freischwebender Tisch in rhythmischer Art schwankt, wenn man laut die Sekunden zählt; einmal dauerte das zweiundfünfzig Sekunden.' Mit Hilfe einer Mareyschen Wage ließ sich zeigen, daß der Ausgangspunkt der bewegenden Kräfte im Medium selbst gelegen ist."

Dessoir war objektiv genug, auch den Bericht der Engl. Gesellschaft für psych. Forschung über die 1908 in Neapel mit Eusapia aufs neue vorgenommene Prüfung nicht zu verschweigen. Die drei in allen Taschenspielertricks erfahrenen Herren bekundeten über ihre Beobachtungen, daß sie zahlreiche merkwürdige Phänomene gerade bei strengsten Vorsichtsmaßregeln und bei gutem Licht sahen. Es wirke in Eusapias Gegenwart eine telekinetische Kraft, durch die sie befähigt werde, Bewegungen und Geräusche hervorzurufen, fühlbare Berührungen zu erzeugen, sowie körperlich aussehende Erscheinungen, z. B. in der Form von Händen entstehen zu lassen. Einer dieser Herren schrieb 1910 an Dessoir über die von Eusapia in Amerika erzeugten Phänomene:

„Wir haben 30 Sitzungen mit ihr gehabt, die besser als die Sitzungen in Neapel waren . . . Es ist nicht mehr der geringste Zweifel in mir in bezug auf die Wirklichkeit der Haupttatsachen."

Seite 163 seines zitierten Buches gesteht Dessoir von dem, was er bei Eusapia gesehen und erlebt:

„Einige Bewegungen und Erhebungen waren und bleiben mir ganz unerklärlich. Das gleiche mußten 2 Jahre später die im Institut général psych. vereinigten Forscher bekennen."

Daß Eusapia die telekinetischen Vorgänge oft mit Reflexbewegungen begleitete, war allen mit ihr operierenden Forschern bekannt, wogegen diese ihre Maßregeln trafen. Und S. 169 lesen wir:

„Die Ueberzeugung ist unter wissenschaftlich geschulten Teilnehmern sog. guter Sitzungen allgemein, daß einige wenige Vorgänge den Eindruck machen, als wirke eine unbekannte Kraft."

Von diesen Geständnissen Dessoirs lesen wir nichts bei Seitz. Was aber nun Leute, die nie mit Eusapia experimentiert hatten, trotzdem alles wissen wollten, zeigt zur Genüge die Behauptung, sie habe die Erhebung von Tischen dadurch bewerkstelligt, daß sie den Tisch mit ihren Zähnen packte und emporhob; denn man habe nach der Sitzung etwas, das aussah wie Spuren von einem Gebiß, auf der Tischplatte entdeckt. Nun, da müßte Eusapia ja das Gebiß eines Neandertal-Schädels besessen haben und auch dann hätte sie den Tisch damit noch nicht heben können. Was wir brauchen, das ist eine *unvoreingenommene Forschung und Berichterstattung* gerade auf diesem so heißumstrittenen Gebiet der Parapsychologie. Man muß *alle* Momente berücksichtigen, die negativen, aber auch die positiven. Letztere aber werden, wie die traurige Erfahrung zeigt, von den Gegnern meist ganz verschwiegen. Damit ist dem Publikum aber nicht gedient. Es will *volle Wahrheit*. Also nicht nur Entlarvungsgeschichten (mit denen man ja immer wieder von Zeit zu Zeit aufwarten kann), sondern ernste Würdigung *alles* dessen, was z. B. in den zahlreichen Bänden der Proceedings (Jahrbücher der engl. Gesellsch. f. psych. Forschung), in den Untersuchungen eines Crookes, Zöllner und der langen Reihe ernster parapsychologischer Forscher an Material niedergelegt ist. Unbestechlicher Wahrheitssinn tut uns not, nicht Parteigezänk! Alle mögen sich tief einprägen die Worte, die der bedeutendste der jetzt lebenden deutschen Philosophen (der gleichzeitig exakter Naturwissenschaftler ist und einst Schüler Haeckels war), Prof. Dr. *Driesch* in Leipzig, niederschrieb (Wirklichkeitslehre):

„Es ist lächerlich, „okkulte" Bestrebungen (gemeint sind die parapsychischen) zu verspotten, wie es leider unter Deutschen noch so viel geschieht. Wer sich unterfängt, zu sagen, diese Dinge könne es nicht geben, der hat verzichtet, im Kreise Ernsthafter gehört zu werden."

(*Wir schließen hiermit die Aussprache.* D. Schr.)

Präsident Dr. Paul Kaufmann.

Von H. H. Bormann.

Unter den höheren Reichsbeamten, die mit am ersten von der Verordnung über den Beamtenabbau vom 27. Oktober 1923 betroffen wurden, befand sich auch der langjährige Präsident des Reichsversicherungsamtes Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Paul Kaufmann. Er hatte die Altersgrenze von 65 Jahren bereits um zwei Jahre überschritten und mußte infolgedessen am 1. Dezember v. Js. von seinem Amte zurücktreten.

Daß die Abbau-Verordnung, so richtig ihr Grundgedanke ist, bei mechanischer Anwendung dem Reiche manche noch sehr leistungsfähige und gerade in diesen Zeiten des Ueberganges wegen ihrer hervorragenden Sachkenntnis und langjährigen Erfahrung nur schwer ersetzbare Kraft entzieht und noch weiterhin entziehen wird, zeigt die Zwangspensionierung des Präsidenten Kaufmann in mehr als einer Hinsicht. Zugleich läßt sie aber erkennen, worauf wiederholt auch in der Tagespresse hingewiesen wurde, daß eine schematische Beamtenverminderung die lang erstrebten Paritätsansprüche des katholischen Volksteils wesentlich zu hemmen und bereits erzielte, berechtigte Erfolge ins Gegenteil zu verkehren vermag. Dr. Kaufmann war einer der wenigen Katholiken, die früh schon in eine hohe Reichsstelle gelangten. Gleichzeitig mit ihm ist auch der Präsident des Reichsgesundheitsamtes Geheimrat Dr. Bumm, ebenfalls Katholik, zwangsverabschiedet worden. Es dürfte fraglich sein, ob diese beiden Präsidentenposten wieder mit Katholiken besetzt werden. Im übrigen aber ist in Präsident Dr. Kaufmann eine noch vollauf frische Kraft brachgelegt worden, die keineswegs für ihren Dienst überaltert war. Einer Ueberalterung und damit verminderten Leistungsfähigkeit der Beamten entgegenzutreten, ist aber doch der Sinn der Altersgrenze. Da die in betracht kommende Verordnung die Möglichkeit vorsieht, noch unverbrauchte und durch besondere Sachkenntnis ausgezeichnete Beamte auch über die Altersgrenze hinaus im Dienste zu belassen und da Präsident Dr. Kaufmanns reiche Erfahrungen in der Sozialpolitik gerade bei der beabsichtigten Umgestaltung der deutschen Sozialversicherung sicher wertvolle Mitarbeit gewährleistet hätten, ist seine Zwangspensionierung allgemein bedauert worden und hat sogar das Berliner Tageblatt zu der Frage veranlaßt, warum von der erwähnten Möglichkeit einer weiteren Indienstbelassung in diesem Falle kein Gebrauch gemacht wurde.

Präsident Dr. Paul Kaufmann, der einer alten rheinischen Patrizierfamilie entstammt, ist als der älteste Sohn des langjährigen Bonner Oberbürgermeisters Ernst Leopold Kaufmann 1856 geboren worden. Sein Vater gehörte zu den Mitbegründern der Görres-Gesellschaft und war auch eine Zeitlang Zentrumsabgeordneter im Preußischen Landtag. Zur Zeit des Kulturkampfes wurde ihm bei seiner zweiten Wiederwahl zum Stadtoberhaupt von der preußischen Regierung die Bestätigung verweigert, weil er nicht erklären wollte, daß er die Kulturkampfsgesetze „gerne“ (!) ausführen werde. Das Kaufmannsche Haus in Bonn war lange Jahre ein Mittelpunkt für das geistige und künstlerische Leben am Rhein. Paul Kaufmann nahm so aus der geistig angeregten Atmosphäre seines Elterhauses, wo die Pflege und Förderung edler Kunstbestrebungen gute alte Tradition war, ein tiefes Verständnis und eine stille Liebe für Musik und Malerei mit in sein Beamtenleben. Nach Abschluß seiner juristischen Studien und kurzer Beschäftigung als Gerichtsassessor trat Kaufmann 1886 in das neugegründete Reichsversicherungsamt ein. Hier fand er für sein soziales Empfinden den rechten Wirkungskreis und eine Arbeit, die ihn mit tiefer Befriedigung erfüllte. Als Mitarbeiter des ersten Präsidenten dieser neuen Reichsbehörde, des verdienstvollen Bödiker, lernte Kaufmann die vielseitige Entwicklung und mannigfaltigen Wege zur erfolgreichen Ausgestaltung der Sozialversicherung von Grund auf kennen. Die Jahre von 1896 bis 1906 führten ihn als vortragenden Rat ins Reichsamt des Innern. Als zweiter Nachfolger Bödikers kehrte er dann 1906 als Präsident ins Reichsversicherungsamt zurück. 1919 wurde er auch Präsident des diesem Amte angegliederten Reichsversorgungsgerichtes.

Als Leiter der höchsten deutschen Versicherungsbehörde hat Präsident Dr. Kaufmann an dem weiteren Ausbau der Sozialversicherung führend Anteil genommen. Das in stetem Wandel befindliche Wirtschaftsleben nötigte auch die Sozialversicherung, nicht zu rasten und zu rosten, sondern den Zeitbedürfnissen entsprechend sich fortschreitend zu entwickeln. Kaufmanns Initiative ist es hauptsächlich zu danken, daß die Versicherungsträger ihre Tätigkeit immer mehr in schadenverhütender Richtung ausbauten und zu unentbehrlichen Vorkämpfern auf sozialhygienischem Gebiet, besonders in der Abwehr von Volksseuchen wurden. Eine verdiente Anerkennung für seine Bemühungen in dieser Hinsicht fand Präsident Kaufmann durch die Verleihung der medizinischen Ehrendoktorwürde von seiten der Berliner Universität im Jahre 1910. Die Universität Bonn hat gleichfalls in dieser Art Kaufmanns Verdienste ausgezeichnet und ihn 1921 zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften ernannt.

Durch sein verbindliches rheinisches Wesen verstand Kaufmann, die auf seinem Arbeitsgebiet zutagetretenden Gegensätze auszugleichen und sich sowohl das Vertrauen der Arbeitnehmer als auch der Arbeitgeber zu erwerben. Auch im Ausland, wo er auf internationalen Kongressen öfters über die deutsche Sozialversicherung sprach, fand er hohe Wertschätzung. Mit zahlreichen Veröffentlichungen diente Kaufmann auch literarisch seinen amtlichen Aufgaben. Seine letzten Arbeiten beschäftigten sich besonders mit der geplanten Umgestaltung der Sozialversicherung und gaben den Fachkreisen wertvolle Anregungen.

Kaufmanns schon erwähnter Sinn für alles Schöne in Natur und Kunst ließ ihn neben seinem Amt die Pflege schöngeistiger Interessen nicht vernachlässigen. Sein Heim in Berlin sah vor dem Kriege allwöchentlich eine Schar Musiker, die hier in stimmungsvollem Rahmen edle Tonkunst zu Gehör brachten. Die größeren Säle in Kaufmanns Wohnung beherbergten nämlich seine eigenartige, reichhaltige Sammlung von Bildern der Romantiker und Nazarener, über die von Kunstgelehrten des öfteren in Zeitschriften eingehend berichtet wurde. Kaufmann selbst hat erst vor zwei Jahren eine reichbebilderte, in behaglichem Plauderton gehaltene kleine Schrift über die Entstehung und die Werke seiner Sammlung veröffentlicht: „Auf den Pfaden romantischer und nazarenischer Kunst“. Dem hochbegabten, lange vergessenen rheinischen Maler Niederée, den Kaufmann für die Kunstgeschichte wiederentdeckt hat und dessen Hauptwerke seine Sammlung zieren, widmete er 1908 eine eigene Monographie. Am bekanntesten geworden ist Kaufmanns Erinnerungsbuch „Aus rheinischen Jugendtagen“, das, 1920 erstmals erschienen, bereits mehrere Auflagen erlebte und allgemein als eine der schönsten Proben neuer Memoirenliteratur begrüßt wurde. Dieses Buch gibt einen farbigen Abglanz von dem künstlerischen und geistigen Leben des Rheinlandes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und wirft interessante Streiflichter auf viele bedeutende Persönlichkeiten.

Präsident Dr. Kaufmann ist auch in der Reichshauptstadt ein echter Rheinländer geblieben und hat seiner Heimat immer die Treue bewahrt, besonders aber, als sie nach Kriegsende die Last der Besatzung auferlegt bekam. Schon 1919 organisierte er einen „Hilfsausschuß für Rheinländer“, der unter seiner Leitung in den vergangenen Jahren manche persönliche und kulturelle Notlage im besetzten Gebiet beheben konnte. Als im Jahre 1921 der Zusammenschluß aller im unbesetzten Deutschland lebenden Rheinländer zum „Reichsverband der Rheinländer“ erfolgte, wurde auch von dieser großen Organisation der Vorsitz Dr. Kaufmann übertragen. Diesen Aufgaben kann nunmehr Präsident Kaufmann nach seiner Verabschiedung seine ganzen Kräfte widmen. Bei den veränderten Verhältnissen im besetzten Rheinland wird für den „Reichsverband der Rheinländer“ sowieso eine gründliche Neuorganisierung nötig. Präsident Dr. Kaufmann wird dieser Arbeit sich jetzt ganz hingeben können. Denn ein otium cum dignitate kennt sein junggebliebener Tätigkeitsdrang nicht — auch nicht als Präsident a. D.

Vorfrühling.

Welche friedensreiche Stille
Liegt im Walde ausgebreitet!
Liebevoll-erhab'ner Wille
Rings der Stämme Saftlauf leitet —
Und auch mir das Inn're weitet.

Da und dort schon leise klingen
Vogelstimmen lieblich mahnend;
Auch die Seele regt die Schwingen,
Sich den Weg zum Lichte bahnend,
Sieghaft-neues Leben ahnend . . .

Franz Jos. Zlatnik.

Ein ernstes Wort zur geistigen Neuorientierung in Deutschland.

Von Studienrat Dr. H. J. Schmidt, Herne.

Die leidenschaftlichen Kämpfe, die seit der Weimarer Nationalversammlung und den dort aufgestellten Grundsätzen über das reichsdeutsche Schulwesen Eltern, Geistliche, Lehrer und Politiker in dauernde Aufregung versetzt haben, zeigen deutlich, daß es sich in der Schulfrage um eine überaus entscheidungsvolle Frage handelt. Die Grundsätze, die dem jetzt aufwachsenden Geschlechte in den eindrucksreichen Jahren der Schulzeit zu eigen gemacht werden, bilden nicht nur das Rüstzeug für das spätere Privatleben, sondern bestimmen auch den ganzen Charakter der nächsten Epoche unseres Volksstaates. Keinem grundsatztreuen Katholiken kann es daher gleichgültig sein, welchen Geist die heutige Schule — und ich denke hier besonders an die höhere Schule — unserer Jugend einprägt. Einen wichtigen Fingerzeig geben u. a. die Geschichtsbücher, die in den Händen der Jugend sind. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß schon früher in diesem Punkte mancherlei an dem katholischen Bevölkerungsteil Deutschlands gesündigt worden ist durch einseitige, dem katholischen Empfinden schmerzliche Geschichtsdarstellungen. Jetzt ist man überall an der Arbeit, infolge der vollständig geänderten staats- und wirtschaftspolitischen Lage neue Lehrbücher für den Geschichtsunterricht an den höheren Schulen herauszugeben. Da heißt es aufzupassen, daß kein Geschichtsbuch zugelassen wird, das nicht auch in religiöser Beziehung einen „neuen Geist“ atmet, d. h. den Geist freundlicher Einfühlung auch in katholisches Empfinden. Die deutschen Katholiken können das um so mehr verlangen, als die höheren Lehranstalten von ihren Steuern mitunterhalten werden und zum allergrößten Teile einen sog. paritätischen Charakter tragen. Paritätische Anstalten müssen aber auch paritätische Geschichtslehrbücher haben, d. h. solche, die nicht eine nur protestantische Geschichtseinstellung zeigen, sondern ebenso bemüht sind, unseren Ueberzeugungen gerecht zu werden [1]). Das ist aber nur der Fall, wenn der Geschichtsunterricht und die Geschichtsbücher wahrhaft paritätisch sind. Die beklagenswerten Münchener Exzesse unter der Studentenschaft vor Weihnachten reden eine sehr deutliche Sprache. Den Lesern der A. R. möchte ich nun einige kleine Kostproben aus 3 neuerschienenen Geschichtslehrbüchern geben, die beweisen, was man auch heute noch unseren katholischen Schülern zu bieten wagt.

In dem „Geschichtsbuch für die deutsche Jugend“ von Dr. B. Kumsteller (Leipzig, Quelle und Meyer 1923) lesen wir, um nur einige Stellen herauszugreifen: „Abergläubisch ließ Konstantin eine Fahne mit dem Zauberzeichen des Kreuzes herstellen“ (S. 49). „Es war ihm gelungen, die gefährlichen Bischöfe zu seinen besten Freunden zu machen“ (ebda). „Es gab viele Mönche, an denen die Sehnsucht nach der Welt nagte; traurig und krank schlichen sie umher oder wurden zänkisch und unverträglich, dann verzweifelten sie an ihrem Seelenheil, rangen nächtelang im Gebet gegen diese Versuchungen des Teufels, und man hörte in ihrer Zelle die Geißel klatschen“ (S. 80 f). „Zornig reckte der Papst (Gregor VII.) seine kleine Gestalt auf, und über seine bleichen, häßlichen Gesichtszüge flog entschlossene Kampfesfreude: „Ha, du Knabe“, rief er, „leibhaftiger Teufelssohn“ (Heinrich IV., S. 83). „Einem Ketzer (Hus) braucht man das Wort nicht zu halten, so behauptete die Versammlung“ (Konstanzer Konzil, S. 109). „Die Priester wußten ihnen (den Armen) wenig von Liebe zu sagen. Ihr Gott war ein strenger, unerbittlicher Richter, mitleidlos und hart, wie die irdischen Richter es waren. Er hatte für alle die kleinen und großen Uebertretungen seine Strafen, und wem sie nicht bei Lebzeiten vergeben waren, den erwartete statt der ewigen Seligkeit ewige Höllenpein. So rangen die Armen denn nach der Vergebung ihrer Sünden, nach der Gnade Gottes. Die Reichen brauchten den Zorn Gottes nicht zu fürchten. Die kauften sich die Seligkeit, so hieß es im Volke. War das die Meinung Gottes? Nein, die Kirche verstand nichts von ihrer Not!“ (S. 117). „Krieg den Ketzern! war die Losung der Jesuiten. Kein Friede ist zu hoffen, der Same des Hasses ist uns eingeboren.“ (S. 129) „Die frommen Beichtväter flüsterten dem Kaiser immer wieder ins Ohr: Ihr wißt, Ihr tut ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn Ihr jetzt, wo die Gelegenheit so günstig ist, einmal gründlich mit der neuen Lehre abrechnet. (S. 133). „Bismarck sah, wie die Priester gegen die Regierung hetzten, wie sie in Posen sogar versuchten, Deutsche zu polonisieren. Ihm erschien das protestantische Kaisertum durch sie gefährdet“. (S. 231) —

Arnold Reimanns „Geschichtswerk für höhere Schulen“ (München-Berlin, R. Oldenbourg), Grundbuch, Heft 2, Verfasser: Stadtrat Ferber in Berlin, enthält mehrere schwere Invektiven [2]). Unter der Ueberschrift „Aufruhr im kirchlichen Leben“ führt es als antikirchliche Stimmung die deutschen Mystiker an! Vom Ablaß heißt es: „Man erwarb ihn nicht mehr durch frommes Tun und reumütige Gesinnung, sondern durch kurze Beichte und Geldzahlung.“ (S. 61) Luther „erschütterte die Grundlagen der mittelalterlichen Kirche. Dazu gehörte der Glaube, daß der Papst der Stellvertreter Gottes in geistlichen und weltlichen Dingen sei . . . überhaupt die Meinung, daß alles Geistliche heilig, alles Weltliche z. B. Staat, Berufstätigkeit und Familienleben unheilig sei; endlich der Glaube an die Macht der guten Werke und die äußerliche Frömmigkeit, die daraus entspringt: Beten (!!), Fasten, Kasteien, Mönchsgelübde, Wallfahrten, Ablaß- und Reliquienverehrung.“ (S. 62.) Selbstverständlich müssen auch die Jesuiten herhalten. Wir lesen auf S. 72: „Der Orden hat sich weit mehr der Aufgabe gewidmet, den Protestantismus auszurotten. Predigt, Beichte, Unterricht der Jugend sind vornehmlich die Mittel, die seinen Zwecken dienen. Nach der jesuitischen Moral, die sich allerdings erst später entwickelte, ist vieles erlaubt, was sonst allgemein als verwerflich gilt, z. B. beim Eide (!!) einen Vorbehalt zu machen, den man nicht ausspricht (reservatio mentalis).“

In dem „Abriß der allgemeinen Geschichte“ von Dr. Hugo Rachel (Berlin, Parey 1922) hören wir vom Urchristentum: „Urchristliche demokratische Gemeinschaften mit allgemeinem Priestertum.“ (S. 28.) „Formen, Gebräuche, Zeremonien und Aberglaube der verschiedenen heidnischen Religionen wurden vom Christentum aufgenommen.“ (S. 29.) „Ungeheure Steigerung der Priestermacht im 12. Jahrhundert: Die Priester zu Vermittlern zwischen Gott und den Menschen durch Ausgestaltung der Sakramentenlehre . . ., Ohrenbeichte, Absolution, Lehre vom Gnadenschatz der Kirche, Verbot des Bibellesens für Laien.“ (S. 45.) Als „Auflehnung gegen die Papstkirche“ erscheint die „Mystik, tiefe Gefühlsreligiosität, besonders von Franziskus von Assisi an.“ (S. 64) Die Religionen der Wilden sind „ohne moralische Elemente.“ (S. 127.) Bei der „Höherentwicklung“ der Religion wird offenbar als Höchststufe der Religion die „diesseitige Ethik, das Gute durch Weisheit: Konfuzius, Sokrates, die Stoiker“ hingestellt S. 128 (als Punkt e). Christus wird mit Buddha und Platon unter dem Merkwort „Erlösungslehren“ bei Punkt d erwähnt. Diese Reihenfolge ist bezeichnend. —

Diese Stilproben mögen genügen. Wer Ohren hat, der höre! Und wer in diesen Dingen ein Wort mitzureden hat, der rede! (Die Sperrungen und Ausrufungszeichen finden sich nicht in den genannten Büchern, sondern rühren vom Verfasser des Aufsatzes her.)

[1]) An sich sind natürlich paritätische Lehrbücher ebensowenig ein Ideal wie paritätische Schulen jeden Grades. Unser Ziel muß die konfessionelle Mittel- und Hochschule sein mit konfessionellen Lehrbüchern. (Vgl. J Bauer, Katholische Erziehungspflicht und humanistisches Gymnasium. Nr. 4 d. J.) Immerhin bildet ehrliche Parität einen Fortschritt gegenüber der verhüllten Einseitigkeit zu unsern Ungunsten D. Schr.

[2]) Wie dem Verfasser mitgeteilt wird, sollen auf seine Vorstellungen hin in der Neuauflage die betr. Stellen geändert werden. Bei uns angeführt, zeigen sie immerhin, was möglich ist und was abgestellt werden kann, wenn wir Katholiken uns regen. D. Schr.

Was ist Radio?

Von Fritz Hansen, Berlin.

Ist Radio — oder besser deutsch Funk — wirklich nur eine Mode, ein Spielzeug für Erwachsene, wie kürzlich eine Tageszeitung schrieb?

Fast möchte man es annehmen, wenn man die lebhafte Nachfrage nach Radioapparaten beachtet, die sich jetzt in Deutschland bemerkbar macht und dahin geführt hat, daß nicht nur die Radioapparate-Fabriken sich fortgesetzt vermehren, sondern daß auch eine ganze Reihe Spezialgeschäfte, Optiker, Uhrmacher, Geschäfte für elektrotechnische Artikel usw. dazu übergehen, ihr Tätigkeitsgebiet der neuen Bewegung anzupassen. Und sie tun recht daran, denn schon jetzt kann festgestellt werden, daß der deutsche Rundfunk in der Weihnachtswoche seine Feuerprobe glänzend bestanden hat. Die vielen vielen Funkliebhaber, die Apparate aufgestellt hatten, wurden mit einem Programm bedacht, das nichts zu wünschen übrig ließ. Man konnte im gutdurchwärmten Zimmer sitzen und das schönste Konzert, Opernauszüge, Potpourris, Quartett- und Orchestermusik ohne Störung anhören. Die Weihnachtsgrüße des Reichskanzlers und der Parteiführer, die neuesten Nachrichten aus aller Welt wurden übermittelt, und wenn die Sache vielleicht bei einzelnen doch nicht klappte, so lag das lediglich an mangelhafter Aufstellung der Apparatur, besonders der Antenne.

Denn über das Wesen des Funks herrscht noch bemerkenswerte Unklarheit, und da es sich beim Funken um einen Kulturfortschritt handelt, um das idealste Nachrichtenmittel der Menschen, so verlohnt es sich, näher darauf einzugehen.

Der Wunsch, Ferngespräche drahtlos „an alle“ in den Aether hinauszusenden, ist so alt wie die Funkentelephonie selbst, die die Nachrichten durch Morsezeichen in die Welt hinaussendet. Aber erst nachdem es Poulsen im Jahre 1902 gelungen war, ungedämpfte Schwingungen mit dem Lichtbogengenerator zu erzeugen, konnte die Idee des drahtlosen Fernspruchs verwirklicht werden. 1908 schuf L. de Forest, der Erfinder der Dreielektroden-Röhre, den ersten Versuchsapparat, mit dem die Musik des Neuyorker Opera-House aufgenommen und in den Aether gesandt wurde. Mehrere Jahre darauf bildete sich in den Vereinigten Staaten von Amerika eine Funkliebhaberbewegung heraus, wie man sie nie hätte voraussehen können. Zurzeit zählt man in den Vereinigten Staaten von Amerika Millionen von Funkliebhabern, welche die von zahlreichen Sendestationen ausgesandten Konzerte, Vorträge und dergleichen mehr empfangen. Aber nicht nur in der neuen Welt hat diese Bewegung einen derartigen Umfang angenommen. In England, in der Schweiz, in den nordischen Ländern, in Frankreich und im fernen Osten sind Millionen von Funkliebhabern eifrig bei der Arbeit. Ihre große Zahl hat der gesamten Funktechnik schon wertvolle Dienste geleistet. Die eingehende Betätigung im Funkwesen fördert technisches Denken.

Die gewaltige Ausdehnung des privaten Empfangs funkentelegraphischer Nachrichten in allen Ländern der Erde zwang nun auch

die deutsche Telegraphenverwaltung dazu, den Liebhaberbetrieb in Deutschland aufzunehmen, dem Lande, das Männer aufweisen kann, wie H. Hertz, Slaby, Arco, F. Braun, v. Lieben und viele andere maßgebende Forscher auf dem Gebiete des Funkwesens. Aber wie immer in solchen Dingen in Deutschland geht man behördlicherseits nur zaghaft vor und hat dem drahtlosen Betrieb einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Das Reichspostministerium arbeitet mit der Gesellschaft „Deutsche Stunde". Diese sendet Darbietungen verschiedener Art, Musik, Vorträge usw., so daß sie an den verschiedensten Stellen mittels drahtlosen Fernsprechers gehört werden können.

Weit wichtiger aber ist die Einführung des Unterhaltungs-Rundfunks, die auch die Einrichtung privater Empfangsanlagen zuläßt zum unmittelbaren Abhören von Konzertvorführungen, sowie Vorträgen belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Zum Senden stellt die Post eine Reihe von Sendeanlagen zur Verfügung mit einer Reichweite von 100 Kilometer. Die Darbietungen können von jedem Rundfunkteilnehmer, sei es in seinem Heim oder an anderer Stelle, empfangen werden. Rundfunkteilnehmer kann nun jeder werden, der die Genehmigung der Telegraphenverwaltung besitzt. Zu diesem Zweck muß ein entsprechender Antrag gestellt werden. Der Antragsteller muß deutscher Reichsangehöriger sein. Das zuständige Fernsprechamt stellt die Genehmigungsurkunde aus. Ist man in deren Besitz, so hat man gleichzeitig die Genehmigung, ein Empfangsgerät erwerben zu dürfen, denn die Lieferanten dieser Apparate sind gehalten, solche nur an Personen abzugeben, die die Lizenz bezw. die Genehmigung der Reichs-Telegraphen-Verwaltung haben.

An diese Empfangsapparate stellt die R.T.V. ganz besondere Anforderungen technischer Art, und es sind daher nur solche Firmen zur Herstellung und zum Vertrieb der Postapparate zugelassen, die den Bedingungen entsprechen. So sind Detektor- und Audion-Empfänger mit folgendem Wellenbereich zulässig:

Wellenbereich 250—500 und einer einem normalen Primärempfänger entsprechenden Selektivität.

Der Wellenbereich kann erweitert werden bis zu 700 Meter, wenn im Bereich von 5—700 Meter die Selektivität der eines normalen Sekundärempfängers entspricht.

Audionempfänger sollen so konstruiert und geschaltet sein, daß sie selbst bei erhöhter Heiz- oder Anodenspannung nicht schwingen.

Der Apparat muß so konstruiert sein, daß ohne Oeffnung desselben durch Hinzufügen von weiteren Abstimmitteln keine Aenderungen des Wellenbereichs eintreten.

Es dürfen nur solche Apparate aufgestellt werden, die von der Reichs-Telegraphen-Verwaltung abgenommen sind und den Stempel R.T.V. tragen. Jeder Apparat muß vom Hersteller mit einer Nummer versehen sein, die von dem Lieferanten in die Genehmigungsurkunde eingetragen werden muß. Die Antenne zum Auffangen der elektrischen Wellen kann jeder Rundfunkteilnehmer selbst zusammenstellen oder bauen lassen. Die R.T.V. erhebt bei der Ausstellung der Urkunde eine jährliche Gebühr von 25 Mk. Einbegriffen in diese Gebühr sind die an die Veranstalterin der Rundfunkdarbietungen abzuführenden Sätze.

Papst Pius XI. hat in seinem Rundschreiben Rerum omnium vom 26. Januar 1923 den hl. Franz von Sales den katholischen Schriftstellern zum Vorbild und Schutzpatron gesetzt. Damit hat die Kirche in feierlichster Form ausgesprochen, dass die geistige Arbeit am katholischen Schrifttum in Buch und Zeitung ein auf Gott bezieltes gutes Werk ist. Sie hat zugleich die Bedeutung dieser Arbeit für die Ausbreitung und den Ausbau des Reiches Gottes anerkannt. — Eine so hohe Aufgabe verlangt viel vom katholischen Schriftsteller und Journalisten. Er soll ein Laienapostel sein, vielseitig wie kein anderer. Sentire cum ecclesia soll er zum Gemeingut machen. Wieviel mehr muss er es selber besitzen. Wie tief muss er in der Gedankenwelt der Kirche leben, wie sicher in ihrer Lehre stehen. Da jedoch Ueberzeugungskraft nur von einer überzeugten und sittlichen Persönlichkeit ausgeht, muss der katholische Schriftsteller auch ein ganzer praktischer Christ und Katholik sein. Mit der tieferen Erkenntnis seines Apostolates erwacht das Bedürfnis nach persönlicher Heiligung. Sie mit besonderer Rücksicht auf die sittlichen Fragen des Berufs zu fördern, soll jetzt ein Versuch mit

Exerzitien für Schriftsteller und Journalisten

gemacht werden. Es ergeht hiermit an alle katholischen Schriftsteller für Buch, Zeitschrift und Zeitung, Schriftleiter, Journalisten, Kritiker, literarische Verlagsbeamte usw. die herzliche Einladung, sich recht zahlreich zu beteiligen.

Prälat Dr. L. Müller, München. Dr. Paul Weilbächer, Düsseldorf, Dr. Otto Kunze, München. Josef Osterhuber, München, Dr. Heinrich Staab, Berlin.

Beginn Karmittwoch, den 16. April abends, Schluss Ostersonntag, den 20. April vormittags im Exerzitienhaus der Jesuiten „Maria Patrona Bavariae" Rottmannshöhe, Post Leoni (Obb.), Bahnstation Starnberg, von wo ein Fussweg in $1^1/_2$ Stunden zum Haus führt. Schiffstation Leoni am Starnbergersee, von wo 20 Minuten zu Fuss. Anmeldungen bis 9. April an P. Superior in Rottmannshöhe. Antwort auf die Anmeldungen erfolgt nur, wenn kein Platz mehr ist. Nur Einzelzimmer. Kosten für Verpflegung usw. je Tag $2^1/_2$—3 Rentenmark. Aus ernsten wirtschaftlichen Gründen im Einzelfall Ermässigung.

Vom Büchertisch.

Schöpferische Liebe. Ein Weg zur sittlichen Vollendung. Von Stanislaus von Dunin Borkowski S. J. Berlin SW 68. Ferd. Dümmlers Verlag. 1923. 8°. 205 S. Kart. 4, geb. 5 ℳ. — Hier spricht ein gewiegter Erzieher vor allem der männlichen Jugend. Auch in eben diesem Buche, obwohl er sich ausdrücklich an die Gesamtheit wendet, an „ganz ernste und reife Jungen und Mädchen", zugleich an die bereits Erwachsenen und Vollendenden. — Die umfangreichere erste Hälfte der Darstellung befaßt sich mit dem Wie im seelisch-geistigen Schöpferischwerden der Liebe, gibt von ihr Meisterschilderungen durch ragende Größe: Dante, Goethe, eindringender durch Platon, Augustinus, Paulus, Thomas von Kempen. Das nächste Hauptkapitel: Schöpfungen der Liebe im Einzelleben, beleuchtet die Liebe als Grundquell des sittlichen Lebens und stellt einen Jugendkreis aus Paulinischen Elementen auf. Schlußziehung: Wer nicht die Gesamtheit lieben kann, wird nie zu einem mutigen Bekenner des Christentums. Nicht mitzuhassen, mitzulieben ist der Jugend heiliger Beruf. Nur der wirklich Starke kann verzeihen und vergessen, ohne sich etwas zu vergeben. — Ueberall leuchtet des Verfassers tiefes, unmittelbares Verstehen hervor. Jugend, sagt er, hat eine Leidenschaft für Wahrheit. Und demgemäß stellt er die Leuchte auf: Ein Paulus leitete die Freude an der Wahrheit aus der Liebe ab, aus ihr, die ohne ihre eigene Wirklichkeit unfaßbar wäre. Das große Gesetz und Geheimnis der Einheit von Gottes- und Menschenliebe im Christentum aber ist die Gemeinschaft. Hiermit beginnt die (für mich spannendste) zweite Hälfte des Bandes unter dem Hauptthema: Schöpfungen der Liebe im Gemeinschaftsleben: Liebe und Gemeinschaft; Liebe in der Familiengemeinschaft; Liebe und Weltgemeinschaft. Darauf folgt das Hauptschlußkapitel: Harmonien und Disharmonien der Liebe, mit den mehr oder minder gegliederten Unterkapiteln: Körper und Seele; Jungen und Mädchen; Eros. Die Losung ist geordnete Liebe. Ueber deren Gesetz steht nichts. Diese Liebesordnung ist vollkommen souverän. — Ziel der Erziehung ist die Schaffung und Erfüllung der Harmonie zwischen Leib und Seele. Ziel der Erlösung ist die Harmonie des ganzen Menschen, die Freundschaft zwischen Leib und Seele. — Ein wichtiges Buch aus Geist, Seele, Hand eines Mannes, der nicht nur redend, sondern auch schweigend, lauschend, und immer ohne Zwang zu führen versteht: richtunggebend fürs ganze Leben.

E. M. Hamann.

Compendium theologiae dogmaticae generalis auctore P. Parthenio Minges O. F. M. editio 2a. Ratisbonae 1923. Kösel-Pustet. XVI, 384 S. G.-Pr. 6 ℳ, geb. 8.50. — Mit dieser allgemeinen Dogmatik liegt das Mingessche Dogmatikwerk in 3 stattlichen Bänden vollständig vor. Der Verfasser bleibt methodisch in den Einleitungsfragen auf dem sicher abgesteckten Gefilde der allgemeinen Dogmatik als Glaubenswissenschaft; im Interesse der Klarheit von apologetischer und dogmatischer Methode ist das sehr zu begrüßen. Inhaltlich freilich scheint manches Stück aus der Rüstkammer des Apologeten doch wieder stehen geblieben zu sein, dadurch sollten eben die modernen Angriffe auf das Dogma ihre Zurückweisung erfahren.

Dr. P. Polykarp Schmoll.

Wie bekämpfen wir die schwarmgeistigen Strömungen der Gegenwart. Von Anton Heinen. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Gr. —.30 ℳ mal 1/10 der Börsenvereinsziffer. — Das Heft, in drei Kapiteln behandelnd: Falsche Mystik, Der Zugang zur anderen Welt, Wie sind solche schwarmgeistige Strömungen zu werten und abzuwehren? — ist, wie alles, was Heinen schreibt, praktisch und klar, aber doch weder zur Information noch als Vortragsstoff völlig genügend. Dr. P. Schlund.

Neues Land, von Otto Sverdrup. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1923. Man greift wieder mit Vorliebe nach Reisewerken. Ganz besonders die Jugend liebt sie, aber auch die Alten, die einst draußen waren und nun durch der Zeiten Not am Reisen verhindert sind. Es ist darum begrüßenswert, wenn große Verlage in billigen Ausgaben die großen Reisewerke der ersten Forscher unters Volk bringen. Brockhaus hat aus den zwei Bänden des großen Werkes „Neues Land, Vier Jahre in arktischen Gebieten" ein Bändchen von 27 Kapiteln herausgezogen und die fast fünfjährige Fahrt des so bescheidenen und darum doppelt sympathischen Grönland- und Nordpolfahrers Kapitän Sverdrup in ihren interessantesten Szenen knapp zusammengefaßt. Man folgt dem kühnen Polarforscher, der schon Nansens bester Begleiter auf seiner Grönlandfahrt 1888 und 1889 war, auch heute noch mit der gleichen Spannung, wie vor 20 Jahren, als sein großes Werk zum erstenmal die Runde durch die Welt machte. Die schlichte, humorvolle Erzählerkunst Sverdrups weiß auch heute noch all den abenteuerlichen Erlebnissen und den stillen Heldentaten der kleinen Schar mit ihrer Fram Leben einzuhauchen. Dr. Hans Eisele.

Vita e Pensiero. Rassegna Italiana di Coltura, red. da A. Gemelli, O. F. M., V. Necchi. F. Olgiati. Nov. 1923. Fasc. 11. G. Rinaldi, der Gen.-Obere der Salesianer, schreibt über das für Italien allmählich brennend werdende Problem der Priesterberufe und ihrer Weckung, im Anschlusse an das Schreiben des Papstes an Kardinalvikar Pompili vom 7. Juni 1923. — M. Cavallini behandelt das Geistige an der Kunst Domenico Morellis. — Fasc. 12. (Dez.) P. Gemelli, Rektor der Kath. Universität in Mailand, untersucht die Unterrichtsreform des Ministers Gentile in ihrem Verhältnisse zu den Schulpostulaten der Kirche. — P. Vismara zeichnet die Gestalt zweier Jubilare, des Heiligen von Bobbio (St. Kolumban) und des Heiligen von Mentone (St. Bernhard), auf dem Hintergrunde ihrer Zeit. Höchst beachtenswert ist die Studie E. Massimis: Wo stand die erste christliche Kirche in Rom? An der Hand der Ueberlieferung, der Schriften des Neuen Testaments und der Ergebnisse der christlichen und profanen Altertumskunde kommt es zur Bestätigung der Tradition, welche für St. Pudenziana spricht, wo sich auch die Domus Petri befunden haben soll. — Jahrg. 1924. Fasc. 1. Pio Biondoli geht den tieferen Strömungen der jüngsten Wandlungen des öffentlichen Lebens Italiens auf die Spur (Faschismus usw.). Olgiati verbreitet sich über die Wiedereinführung des Religionsunterrichtes in der italienischen Staatsschule. — P. Mesnard steuert eine Studie über den Ursprung der Familie bei und G. Soranzo gibt auf Grund der Neuausgabe des „Milione" Marco Polos einen Ueberblick über dessen Reisen in Ostasien, aus denen hervorgeht, daß der Nutzwert von Petroleum und Steinkohle jenen Völkern schon damals bekannt war. Fasc. 2 (Februar) beginnt den Abdruck der Reisebriefe des Kardinals van Rossum durch die Länder Skandinaviens. — G. Papini erläutert die Leitsätze seiner neuen Anthologie der religiösen Poesie Italiens. — Prof. Monneret de Villard bespricht das Ergebnis der Ausgrabungen zu Kapharnaum und S. Chierighin nimmt das Zentenarium der neunten Symphonie zum Anlasse, Beethoven am Abend seines Lebens zu zeichnen. — Die Zeitschrift zeigt in jeder Hinsicht, daß die angestrebte Vervollkommnung wieder Fortschritte gemacht hat. F. R. von Lama.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Lage der bayerischen Staatsbühnen. In der Hauptversammlung der Volksbühne nahm Oberregierungsrat Heydel, der Verwaltungsdirektor der Staatsbühnen, die Gelegenheit wahr, über die Lage der staatlichen Theater zu sprechen. Diese müssen jetzt auf eigenen Füßen stehen. Sie können vom Staate nichts wesentliches mehr erhalten, ebensowenig von der Stadt München, die ihre Zuschüsse von den staatlichen abhängig machte. Wenn der große Kunstbetrieb in den drei Häusern ohne Minderung der Qualität und Quantität weitergeführt werden soll, wenn das Ensemble reich und auf künstlerischer Höhe erhalten werden und den Lockungen auswärtiger Bühnen widerstehen soll, muß das Publikum durch starken Besuch die Schwierigkeiten überwinden helfen. Es besteht die Notwendigkeit, daß die Mitglieder der Theatergemeinde und Volksbühne an Leistung von Eintrittspreisen das Aeußerste tun, was ihnen möglich ist. Die Lücken im Ensemble werden bis zum nächsten Spieljahr geschlossen sein. Die Staatstheater werden dann in der Lage sein, acht Opern in der Woche zu geben.

Konzerte und Rezitationen. Russische Musik bot uns ein Abend in der Tonhalle, den W. Beck, ein uns neuer Dirigent, sehr glanzvoll leitete. Er begann mit der Ouverture zur Oper „Fürst Igor" von Alexander Borodin, einem uns seither nur durch Kammermusik bekannt gewordenen Tonsetzer des 19. Jahrhunderts. Glasunoff und Rimsky Korssakow haben die Oper erst nach seinem Tode beendigt. Die Ouvertüre zeigt packendes Temperament. Glasunoff kam mit seiner 5. Symphonie zu Worte; sie besitzt Melodien von hohem Klangreiz. In ihnen kommt das spezifisch Slavische des Komponisten zum Ausdruck, der im übrigen der deutschen Romantik vieles verdankt. Die Musik von Igor Stravinskys „Petruschka" ist zu Balletszenen gedacht. Das kann auch die Konzertbearbeitung nicht verleugnen. Die Stimmungselemente eines russischen Volksfestes und Faschingstaumels sind mit üppigen Farben gemalt. Es herrscht eine Neigung zur Drastik und so scheut der Tonsetzer vor klanglichen Kühnheiten nicht zurück. Dieses Werk hat in seinem scharf umrissenen Programmcharakter etwas blendendes und eingängiges. Das Publikum nahm das teils urwüchsige, teils raffiniert gemachte Werk mit größtem Beifall auf. — Gustav Waldau hat, wie mein Vertreter berichtet, an seinem Rezitationsabend wieder stärksten Erfolg gehabt. Ein Teil seines heiteren Programms war mir bekannt. Die Schlichtheit seines Humors wirkt immer, wie selbstverständlich. Nie gibt er einer Pointe Nachdruck und doch fällt sie niemals unter den Tisch. Daß Waldau, der ja als Charakterdarsteller sein Rollenfach immer mehr erweitert, auch als Sprecher ernster Dichtungen des starken Eindrucks sicher ist, bedarf keiner Hervorhebung. Einer sehr guten Aufnahme erfreuten sich auch Dr. Otto Fraaß und Maria Tornegg. Fraaß' schöne und gepflegte Mittel kommen, durch einen warm empfundenen Vortrag unterstützt, in der Kunst der großen Linie am trefflichsten zur Geltung, so u. a. in einer Ballade von Theodor Fontane und im Schlußakt von „Tantris der Narr". Ob eine künstlerische Notwendigkeit besteht, Fragmente aus Ibsens „Gespenstern", die der Bühne gehören, am Vortragstisch zu bieten, könnte man bestreiten; allein Maria Tornegg hatte besonders als Frau Alving ein paar Töne, die ganz außerordentlich stark berührten. Wenn die Künstlerin auch den Vortragsstil wahrte, so wurde doch ersichtlich, daß hier ein starkes Bühnentemperament mit einer nicht alltäglichen Ausdrucksfähigkeit von Mimik sich in die Formen der Rezitation zwängte. Die Vortragenden vermochten die Hörer seelisch zu erwärmen trotz der allzu gemäßigten Temperatur des Saales.

Verschiedenes aus aller Welt. Bei der Erneuerung seines Vertrages als Direktor der Staatsoper in Wien hat Rich. Strauß Amt und Titel eines „Generalmusikdirektors für Oesterreich" erhalten. — Der Kölner Generalmusikdirektor Otto Klemperer folgt einem Ruf an die Große Volksoper in Berlin. — Das Berliner Staatstheater hatte mit dem Drama „Die Empörung des Lucius" von K. Th. Bluth einen Mißerfolg. Intendant Jeßner, der das Werk des neuen Dichters selbst inszeniert hatte, wurde von einem Teil des Publikums mit unartigen antisemitischen Zurufen bedacht. Das Stück ist nach Berichten mehr rhetorisch, als dramatisch. — Als ein geschickter Theatraliker im Geschmacke Sardous erwies sich der Russe Lew Urwanzow, dessen „Vera Mirzewa" in Berlin tosenden Beifall fand. Die Heldin erschießt einen verbrecherischen Liebhaber und weiß sich trotz erdrückender Indizien den Schlingen der Justiz zu entziehen. Das spannende Stück hat eine glänzende Schauspielerrolle, so daß der Sensationserfolg im Theater am Kurfürstendamm nicht ausblieb. — Im Frankfurter Schauspielhaus gelangte „Der Tod der Athene", eine Tragödie von Reinhold Zickel, zur Uraufführung. Der Verfasser zeigt, wie das Volk der Athener durch Ueberhebung zu Grunde geht und hat dabei die deutliche Absicht, Ereignisse unserer Zeit im Spiegel der Geschichte darzustellen. Die antiken Gestalten mit blutvollem Leben zu erfüllen, ist dem Dichter nach verschiedenen Urteilen nicht völlig geglückt. — Professor Köster in Leipzig hat eine Meistersingerbühne rekonstruiert, auf welcher „Kaiser Julian im Bade", eine Komödie von Hans Sachs, durch Studenten gegeben wurde. Die stilgemäße Aufführung fand eine über das historische Interesse hinausgehende freundliche Aufnahme. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Einwände, welche aus den verschiedensten Kreisen der Wirtschaft gegen eine Erhöhung der Eisenbahnfahrpreise erhoben worden sind, haben nur den Erfolg gehabt, dass der Personentarif für die 3. und 4. Klasse statt wie anfänglich beabsichtigt um 50 Prozent, nur um 36 erhöht wurde. Die Preise der 2. Klasse bleiben die alten, diejenigen der 1. werden sogar um 27 Prozent billiger. Diese auf den ersten Blick etwas sonderbare Preispolitik erfolgte in der Absicht, den internationalen Durchgangsverkehr zu heben. Ob sich dies bezahlt macht, bleibt fraglich; sicher ist, dass die Erhöhung der 3. und 4. Klasse schwer getragen wird. Erfreulich ist die Herabsetzung der Gütertarife einschliesslich der Tiertarife und der Kohlenausfuhrtarife um 10 Prozent. Die Forderungen von Handel und Industrie gingen freilich auf weit tieferen Abbau; insbesondere wird darauf hingewiesen, dass auf die ungünstige wirtschaftsgeographische Lage Bayerns nicht die Rücksicht genommen wurde, welche die jüngsten Besprechungen mit dem Reichswirtschaftsminister hoffen liessen. Bei der kürzlich abgehaltenen Tagung der bayerischen Holzinteressenten wurde dargelegt, dass in den letzten zehn Jahren eine Verdoppelung der Frachtkosten eingetreten ist.

Die Börsenwoche begann etwas lebhafter, besonders in Käufen am Montanmarkte. Aber die Tendenz konnte sich nicht auf lange befestigen, da der Mangel an Beteiligung weiterer Kreise bald wieder Geschäftsstille eintreten liess. Die nächsten Tage zeigten wieder überwiegendes Angebot. Die vielen Verkäufe finden in dem allgemeinen Kapitalmangel ihre Erklärung. Trotz aller Bemühungen der französischen Regierung verschlechterte sich der Frankenkurs weiterhin. Man macht die Erfahrung, dass das Ausland bei dieser Gelegenheit deutsche Werte abstösst, um französische Effekten dafür zu Spekulationszwecken einzutauschen. Am Wochenende hatten die ausländischen Verkäufe aufgehört, da eine Besserung der Frankenwährung keine Tauschoperationen mehr auslöste.

Der Ausweis des Reichfinanzministeriums über die zweite Februardekade weist eine erhebliche Mehrung der Einnahmen auf, aber auch die Ausgaben haben sich wieder gesteigert. Der Gesamtfehlbetrag des Reiches betrug am 20. Februar 719,8 Mill. Goldmark. — Die Herabsetzung der Reparationsabgabe von 26 auf 5 Prozent bringt in den deutsch-englischen Handelsbeziehungen eine günstige Erleichterung. Die englische Regierung hätte wohl auch auf die fünf Prozent verzichtet, wenn sie nicht auf Volks-, bezw. Parlamentsstimmungen hätte Rücksicht nehmen wollen. Für kleinere Warensendungen besteht Aussicht auf völlige Einfuhrfreiheit. — Die Klagen der Landwirtschaft über die Kreditnot mehren sich mehr und mehr. Die neuen Steuern können von den kleineren und mittleren Landwirten auf die Dauer nicht ertragen werden. Die Landwirtschaft muss von intensivem zu extensivem Betrieb übergehen. Die Einfuhr von ausländischen Lebensmitteln wird immer mehr gesteigert und unsere Ernährung in noch weiterem Masse vom Ausland abhängig, was auch für die Zahlungsbilanz ungünstig sein muss. — Der Reichsbankpräsident Dr. Schacht glaubt die Goldnotenbank Ende März errichten zu können; vorausgesetzt, dass sich die Politik nicht in diese wirtschaftliche Frage mischt.

K. Werner, München.

Vom Büchermarkt.

Willst Du ein Judas sein! Zum Vorlesen in Familien und Vereinen. Von Jos. Drexler. (Stuttgart, Verlag der A.-G. Deutsches Volksblatt.)

Der Gottesdienst der Kartage. Von Ludwig Soengen, S. J. 2. Aufl. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Leben und Weben der Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher. 4. Aufl. (Berlin, Ferd Dümmler)

Jezek: Organische Mensch- und Weltauffassung. (Hagen i. W., Furrer-Verlag.)

Die Rote Armee. Von Dr Albert Herzog. Geh. 30 Pfg., bei 500 Stück à 25 Pfg. und bei 1000 Stück à 20 Pfg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Gebet zu Josef! Von P. J. Hättenschwiller S. J. (Sendbotenbroschüre Serie I Nr. 21). 152 S. 8000 K, geb 12000 K. — **Die Herz-Jesu-Litanei in ihrer Entstehung, ihrem Aufbau und ihrem Sinn.** Von P. A. Vermeersch S. J. 128 S. mit Titelbild. K 5000. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck.

Deutschland zur Zeit seiner größten Schmach. Ein Bild gezeichnet aus zorniger Liebe von Paul Siebertz. M —.90. (Kempten, Verlag Jos. Kösel & Friedr. Pustet.)

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 11 München, 13. März 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Zur Auflösung des Reichstags ist es in der ersten Märzwoche noch nicht gekommen. Während der politischen Aussprache wies u. a. der Außenminister Dr. Stresemann Ludendorffs Münchener Anwürfe gegen den Hl. Stuhl scharf zurück.

Die Botschafterkonferenz hat der Reichsregierung eine Note über die Militärkontrolle zugestellt. Die Note ist nicht so schroff, wie vorausfliegende Meldungen wissen wollten. Sie verlangt aber eine neue Prüfung des Standes der deutschen Rüstungen. Gefährlich ist auch, daß unter dem Vorschlag, den umfangreichen Kontrollapparat nach der Prüfung durch einen kleineren Sicherheitsausschuß zu ersetzen, Frankreich versuchen könnte, die Ueberwachung auf unbestimmte Dauer zu verlängern. Dem Friedensvertrag würde das widersprechen.

Der Hitler-Ludendorff-Prozeß in München wurde Anfangs in Formen geführt, die den Angeklagten weit mehr als die billige Redefreiheit ließen. Auch die Verteidigung begab sich z. T. auf den Boden politischer Agitation. Bei einem besonders beleidigenden Angriff sah sich der Staatsanwalt genötigt, sein Amt niederzulegen. Der Zwischenfall wurde beigelegt und wirkte sehr wohltätig auf den Fortgang. — Die ersten Zeugenaussagen waren für Hitler u. Gen. schon stark belastend.

Die Franzosen haben Pfälzer aus Pirmasens ins Gefängnis nach Mainz gebracht, um sie wegen gewaltsamer Vertreibung der Sonderbündler vor ein Kriegsgericht zu stellen. Das widerspricht dem Abkommen von Speyer, welches gegenseitige Strafverfolgung verbietet.

Im polnischen Reichstag gestand die Regierung zu, daß die staatlichen Gruben in Oberschlesien, die an eine Privatgesellschaft abgetreten wurden, den Preis für die Franzosen bilden sollten, daß sie das Land den Polen in die Hände spielten. Die Aktien genannter Gesellschaft sind großenteils in französischem Besitz.

Die neue Türkei hat das Kalifat abgeschafft und den Kalifen abgesetzt. Er begab sich nach der Schweiz. Die Republik von Angora verzichtet mit dieser Maßregel auf den Rang des führenden Staates der islamischen Welt. Das Kalifat hat sich bereits der arabische König Hussein zugesprochen.

Katholische Politik.

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer, Meßkirch (Baden).

Nur nicht erschrecken und keine Gänsehaut bekommen bei der Ueberschrift „Katholische Politik“! Es wird nicht die Streitaxt um den Integralismus ausgegraben. Nur eine allgemeine grundsätzliche Betrachtung wollen die folgenden Zeilen skizzieren.

Man redet gemeinhin von kommunistischer, sozialistischer, demokratischer, liberaler, deutschnationaler, deutsch-völkischer Politik, und wie die Namen sonst noch heißen mögen. Beruhen diese verschiedenen Bezeichnungen nur auf äußeren Merkmalen, charakterisieren sie lediglich verschiedene wirtschaftliche Forderungen? Oder wurzeln in diesen verschiedenen Bezeichnungen von Politik nicht vielmehr innere Wesensunterschiede, sind sie nicht Ausdruck und in der Art ihrer Betätigung und Auswirkung Ausfluß ganz bestimmter Grundanschauungen, Weltauffassungen?

Schon in der Tatsache, daß die verschiedenen Parteien als Träger und Vertreter jeweils ganz bestimmter Politik in ihren Programmen das gesamte kulturelle, wirtschaftliche und staatspolitische Leben einschließen, liegt ein Beweis dafür, daß die jeweilige Politik auch aus einer ganz bestimmten Wurzel hervorgehen muß. Ist doch schon die Denkweise und die Anschauung des einzelnen Menschen zu den Problemen des Lebens eine rein logische Folgerung aus seiner eigenen Grundeinstellung zum Leben überhaupt. — In der Tat, die verschiedenen Bezeichnungen von Politik, die wir im deutschen politischen Leben, im Parteiwesen vor uns sehen, kennzeichnen Folgerungen, Auswirkungen, Zielstreben aus fest umrissenen Weltauffassungen. Die sozialistische und kommunistische Politik — die verschiedenen Beiwörter bezeichnen nicht grundsätzliche sondern nur graduelle, taktische Unterschiede — kann nur verstanden, in ihrer ganzen Verderblichkeit nur erkannt, kann daher erfolgreich nur bekämpft und überwunden werden, wenn man sich darüber klar ist, daß die Wurzel und Nährmutter dieser Politik der marxistische Sozialismus ist, d. h. der Materialismus, Atheismus, die Leugnung des Dogmas von der Erbsünde.

Es ist ja ein heller Wahn zu glauben, die Sozialdemokratie zu positiver Staatsbejahung, zu wahrer Duldung gegenüber dem Christentum bringen zu können. In diesem Augenblick wäre die Sozialdemokratie nicht mehr Sozialdemokratie, müßte sie ihren Sozialismus über Bord geworfen haben. Die Sozialdemokratie steht und fällt mit dem Sozialismus. Von ihrem Wurzelboden Sozialismus aus kann daher die Sozialdemokratie nie aufbauend sondern nur zersetzend, nie kulturfördernd sondern nur kulturzerstörend wirken. Die ganze Geschichte der Sozialdemokratie ist ein einziger großer Beweis hiefür, und ihr Programm, grundsätzlich untersucht, die vollste Bestätigung.

Auch die liberale Politik ist in ihrer Anschauung von Kultur, Staat und Wirtschaft, vom gesellschaftlichen Zusammenleben und -wirken und in der praktischen Auswirkung dieser Anschauung durchaus nur weltanschaulich zu verstehen. Sie wurzelt im Liberalismus. Das Grundgesetzbuch des Liberalismus sind aber nicht die Gesetzestafeln des Berges Sinai, sondern die Grundsätze von 1789, die sogenannten Menschenrechte, die selbst ein Mirabeau als volksverderblichen Unsinn bezeichnete. Der Liberalismus ist weltauffassungsmäßig in allem der Gegenpol des Christentums. Er ist seinem Wesen nach atheistisch, antichristlich und revolutionär; er ist wie Franz Zach in seinem Buche: „Modernes oder christlich-germanisches Kulturideal?“ (Verlag W. Merkel, Klagenfurt 1924) treffend sagt „die verkörperte Revolution gegen die göttliche und christliche Weltordnung auf allen Gebieten“. (S. 252). Der Liberalismus scheint in seiner Betätigung und in seinen Trägern, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet als Wirtschaftsliberalismus, der vollendete Gegensatz zum Sozialismus zu sein. Daher gibt es nicht wenig Menschen, die glauben, die Liberalen könnten die Sozialdemokratie überwinden, genauer gesagt, der Liberalismus den Sozialismus. Das ist aber eine grobe Täuschung und ein großer Irrtum. Wohl stehen Unternehmer und sozialistischer Arbeiter, Presse der Schwerindustrie und sozialistische Parteiblätter einander sehr scharf gegenüber, wohl besteht auch äußerlich eine Welt von Gegensätzen zwischen dem villenbewohnenden, autofahrenden Großindustriellen und dem in elender Hütte ärmlichst lebenden sozialistischen Taglöhner. Aber in der innerlichen Einstellung dieser zwei äußerlich so verschiedenen Welten ist doch eine gemeinsame Linie: Die Ideen von 1789. Der eine hat mit Hilfe dieser Ideen die Macht errungen, der andere will sie unbedingt erringen. Die Revolutionszeit 1918/19 hat ja besonders kraß diese innere Geistesverflechtung erwiesen, da die Arbeitnehmer, zur Macht gelangt, diese nach denselben Grundsätzen und genau so gewalttätig nunmehr gegen die Arbeitgeber anwandten.

Der Sozialismus ist ja nichts weiteres als der Sohn des Liberalismus, nur folgerechter als der Vater. Der Sozialismus ist der Liberalismus des Proletariats. Daher muß der Kampf gegen den Sozialismus, wenn dieser Kampf Wert und Erfolg haben soll, mit der mindest gleichen Energie zugleich gegen den Liberalismus, diese große verderbliche Irrlehre des 19. Jahrhunderts, geführt werden. Beide Feinde können aber nur überwunden werden, wenn der Kampf an der Wurzel ansetzt, an der weltanschaulichen Einstellung, und wenn gleichzeitig aktiv auf der ganzen Linie diese Wurzel als tiefster Grund alles Uebels der Gegenwart bloßgelegt und damit eine positiv-christliche, d. h. katholische Seelenarbeit verbunden wird. Alle äußere Arbeit, Gesetze, Verordnungen usw., so wertvoll und notwendig sie für den Augenblick auch sein mögen, bleiben Flickwerk, weil sie nicht an den Herd der Krankheit, an den Innenmenschen herangehen oder herankommen.

Mit den zwei näher betrachteten Beispielen, sozialistische und liberale Politik, ist doch wohl zur Genüge deren weltauffassungsmäßiges Fundament und die daraus erfließende Politik gekennzeichnet. Politik ist eben Weltanschauung, bezw. Auswirkung derselben. Das läßt sich bei allen Parteien als Trägern von Politik ohne weiteres nachweisen. Man denke an die Deutschvölkischen mit ihrem Wotansglauben, ihrer Staatsvergottung und ihrem engstirnigen Nationalismus, an die ehemaligen Konservativen, deren Politik Ausfluß ihres Protestantismus verquickt mit preußischem Nationalismus darstellt.

So ist denn auch das Zentrum eine ausgesprochene Weltanschauungspartei, wurzelnd im positiven Christentum, im Katholizismus. Seine Wählermassen sind zu 99,9 % katholisch und die Abgeordneten von jeher Katholiken mit verschwindenden Ausnahmen. Windthorst trat seinerzeit der preußischen Zentrumspartei nur bei, weil diese Partei von allen anderen Parteien allein klar und bestimmt den Grundsatz, daß das Recht und die Moral auch in öffentlichen Dingen zu gelten haben, auf ihre Fahne geschrieben hatte. Diese Klarheit und Bestimmtheit wurzelt aber auf dem allein wahren und klaren Fundament der Lehren und Grundsätze der Kirche Christi, der katholischen Kirche. — Die katholische Kirche bezieht ihre Lehren ja auf das gesamte Leben ihrer Angehörigen, ohne die Politik davon auszunehmen. Sagt ja Papst Leo XIII in seiner Enzyklika Sapientiae christianae: „Das erste demnach, was man in politischen Dingen, die von den Gesetzen der Moral und von den religiösen Pflichten untrennbar sind, suchen muß, ist nichts anderes als dies, daß man so wirksam wie möglich dem Walten des christlichen Geistes diene."

Und es hatte der derzeitige württembergische Staatspräsident und Demokrat Dr. Hieber durchaus recht, wenn er am 1. Mai 1902 in einer Reichstagsrede zum damaligen Toleranzantrag des Zentrums vermerkte: „Es ergeben sich aus den Grundsätzen des katholischen Dogmas ganz bestimmte, weitgehende Konsequenzen für die Regelung der weltlichen, bürgerlichen und staatsbürgerlichen Angelegenheiten. Insoferne fallen für den gläubigen katholischen Christen eine Menge rein bürgerlicher, staatsrechtlicher, gesellschaftlicher Angelegenheiten unter das weite Gebiet der Religion, die für den Protestanten nicht zur Religion gehören, sondern zu einem vollständig freien Gebiet. Und das ist der große Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Auffassung dieser Dinge."

Es ist eben so, daß, ganz naturnotwendig, ja selbstverständlich, „ein strenggläubiger Katholik", — wie Dr. Bergsträßer in seiner Einleitung zu Band III „Der politische Katholizismus", aus der Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke", schreibt — „dessen ganze Anschauungswelt katholisch begründet ist, von ihr aus zu bestimmten Ergebnissen kommt und eigentlich kommen muß, wenn er politische Fragen durchdenkt". Es sei auf staatspolitischem Gebiete hier nur hingewiesen auf die brennende Frage großdeutsch im historischen Sinne oder kleindeutsch, oder allgemein auf die Frage heidnisches oder christlich-germanisches Kulturideal? So kommt auch der Katholik, gleichgültig welchen Standes, wenn er grundsätzlich katholisch denkt, z. B. bezüglich der sozialen Frage zu ganz anderen Anschauungen, Folgerungen und Forderungen als der liberale oder sozialistische Politiker. Es ist ja auch der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten nicht bloß konfessioneller Natur, sondern er liegt mit in der verschiedenen Denkweise bezüglich der mannigfaltigen Fragen des öffentlichen und privaten Lebens. Diese letztere Tatsache scheint mir allerdings vielfach nicht genügend beachtet und gewertet zu werden. Gemäß seiner katholischen Grundeinstellung kommt der Katholik in der Tat auch zu einem in seinem Katholizismus wurzelnden besonderen Inhalt des Begriffes Politik. Dieser besondere wesenhafte Inhalt ist die katholische Politik. Diese katholische Politik ist grundsätzlich überall die gleiche, da sie ja stets aus dem Gleichen, dem Katholizismus, entspringt.

Meisterhaft hat, um in deutschen Landen zu bleiben, der Badener Hofrat Dr. Buß (1851) die Grundzüge katholischer Politik skizziert. Einige Hauptpunkte seien hier kurz angedeutet:

Der Katholizismus huldigt ehrlich der Freiheit und strebt nach ihr. Aber jede Freiheit ist ihm begrenzt durch Sittlichkeit; er will die Freiheit zum aufopfernden Zusammenwirken mit seinen Mitbrüdern für die Erringung jener Rechte und Interessen, durch welche er den Anforderungen seines ganzen sittlichen Wesens und den Bedürfnissen eines sittlichen Gemeinwesens Befriedigung geben kann.

Der Katholizismus huldigt der Ordnung und strebt nach ihr und zwar der Ordnung, welche die Grundlage eines Reichs von Institutionen ist, und die aus dem innersten Wesen der Gesellschaft der Menschen nach göttlicher Vorbildung stammt: Diese Institutionen sind Kirche, Schule, Familie, Ehe, Eigentum, Staat mit seiner Rechtspflege und Wohlfahrtsordnung; ihre Pflege ist besondere Aufgabe katholischer Politik.

Der Katholizismus huldigt der organischen Entwicklung; er verwirft daher auch Revolutionen, will vielmehr den Staat zu einer natürlichen Ordnung der Gesellschaft machen, will freie Entwicklung und Teilnahme der Bürger unter eigener Verantwortlichkeit.

Der Katholizismus liebt die Selbständigkeit der Körperschaften, liebt seinem Wesen gemäß große Gesichtskreise, Auffassungen und Konzeptionen in der Politik, die Universalität; aber er liebt und erkennt auch die Nationen als die von der göttlichen Vorsehung bestellten Träger und Gefäße der Menschheit, in deren Geschichte er einen Plan Gottes verehrt.

Der Katholizismus nimmt sich in Wahrheit der Wohlfahrt des Volkes an, indem er nach Vereinfachung der öffentlichen Verwaltung, nach Erleichterung der Staatslasten strebt, dem Volke das erreichbare Maß der Freiheit, deren Wirklichkeit, statt ihrer leeren Schlagwörter gibt, und überall die Ansprüche der Selbstsucht dem Gemeinwohl zu opfern gebietet. —

Das sind die Hauptgrundzüge katholischer Politik — vielfach wörtlich wiedergegeben — wie sie Buß 1851 in der Schrift „Die Aufgaben des katholischen Teils deutscher Nation in der Gegenwart, oder der katholische Verein Deutschlands" niedergelegt hatte. Buß beschließt die Darlegung der Grundzüge mit dem Satze:

„So weiß die katholische Politik, voll und reich wie das Leben, allen Vorkommenheiten des Lebens der Menschheit, der Nationen und der einzelnen Menschen mit dem sicheren Maß ihres Urteils und dem Heil ihrer Taten zu nahen."

Wahrhaftig, nichts mangelt unserer Zeit mehr als eine solche großzügige katholische Politik. Wir müssen mehr, denn in den letzten Jahren geschehen, die katholischen Grundsätze besonders fürs öffentliche, politische Leben herausschälen, immer wieder zeigen, daß einzig und allein auf dem Boden des Katholizismus Ordnung in die heutige Unordnung gebracht werden kann, daß die geradezu chaotischen Zustände unserer Zeit, Haß, Neid und Zwietracht zwischen und innerhalb der einzelnen Stände und Völker, die Folgen sind der Irrtümer des Liberalismus und Sozialismus, der Loslösung von den Lehren und Geboten der Kirche, ja deren Mißachtung und Verhöhnung. Wir müssen zeigen, daß der Katholizismus das wahre Heil bringt, und dies besonders heute, da der Bankrott des Atheismus und Materialismus, der ganzen modernen „Kultur" offensichtlich vor uns liegt.

Es wäre verfehlt, diese Aufgabe einfach auf die Abgeordneten des Zentrums abzuwälzen. Denn diese Männer im wechselvollen, zeitraubenden, nervenaufregenden parlamentarischen Betriebe stehend, haben alle Hände voll zu tun eben in den Parlamenten, werden fast restlos verbraucht zur Bewältigung der sich türmenden enger politischen Fragen und ihrer parlamentarischen Erledigung. Dazu kommt, daß infolge der heute besonders gelegenen Verhältnisse — Koalitionen usw. — nicht in allewegen die vollständige grundsätzliche Freiheit ausgeübt werden kann. Um so mehr ist es aber Pflicht unserer katholischen Presse, unserer katholischen Vereine, katholischer Geistesarbeiter, die nicht Abgeordnete sind, die Grundsätze unserer katholischen Politik ins Volk hinauszutragen, in die dürstenden Seelen zu senken.

Und unsere Tatkraft muß um so mehr wachsen, je mehr die Gegner gegen uns zu Felde ziehen. Denn, und darin zeigt sich wieder die ganze weltanschauliche Einstellung in der Politik, mögen die anderen Parteien sich gegenseitig noch so befehden, gegen den Katholizismus sind sie einig und geschlossen, wohl bewußt, daß hier das Bollwerk steht wider die Irrlehren der Modernen, daß hier eine Macht steht, die stärker und größer, und der sie auch einmal unterliegen werden, da die Wahrheit immer wieder über den Irrtum siegt. Lassen wir uns nicht von den Schlagworten der Gegner wie Rückständigkeit, unfrei, gebunden, reichsfeindlich beirren. Seien wir vielmehr stolz auf unseren Katholizismus und betätigen wir diesen Stolz durch Bekennermut und eifrigste katholische Arbeit, besonders im öffentlichen Leben. Auf unserer Seite sind Wahrheit und Gehalt, dort Irrtum und Schaumschlägerei. Verstehen wir insbesondere auch die Zeichen der Zeit.

„Wir stehen im Zeichen einer sterbenden Zeit. Sie soll überwunden werden durch einen lauteren Tatkatholizismus...

Das 20. Jahrhundert muß ein Zeitalter der organischen Weiterentwicklung der christlich-germanischen Kultur mit ihrem Solidarismus, ihrem Idealismus und ihrer Anerkennung der göttlichen Weltordnung werden. Nur das kann uns retten vor dem vollständigen Zusammenbruche.

Soll die Kulturmenschheit gesunden, dann muß sie zurück zur katholischen Kirche, denn hinter ihr steht das Altertum, das Mittelalter, die ganze Menschheitstradition und die göttliche Offenbarung. Sie muß — oder Europa hat seine Rolle in der Weltgeschichte ausgespielt." (Franz Zach.)

Ludendorffs religiös-politische Gedankenwelt.

Von Dr. Otto Kunze.

Es ist nicht die einzige Eigentümlichkeit des großen politischen Prozesses in München, daß die Angeklagten ersucht worden sind, ihre Weltanschauung darzulegen. Ein Zugeständnis vielleicht an die wachsende Ueberzeugung, daß Weltanschauung kein Luxus, keine Feierstunde ist und mit Leben und Arbeit nichts zu tun hat, daß sie vielmehr die Grundlage abgibt für alle Handlungen eines Menschen. Das Wort wird im Gerichtssaal nicht streng metaphysisch verstanden. Seitdem in München die marxistische und die völkische Weltanschauung erfunden worden ist, genügen ein paar politische Gemeinplätze und man steht neben Plato, Aristoteles, Dante, Machiavelli, Thomas Morus, Kant, Hegel, Adam Müller, kurz den großen Staatsphilosophen aller Zeiten.

So hatte auch der geschichtlich bedeutendste Angeklagte im Münchner Prozeß, General Ludendorff, Gelegenheit, seine Weltanschauung als Grundlage seiner politischen Tätigkeit bloßzulegen. Zustande kam, um es gleich zu sagen, keine Dantesche Monarchia; und wenn vielleicht eine Utopia, dann wenigstens keine von Thomas Morus. Der wußte Idee und Wirklichkeit zu trennen und beherrschte so beide. Der politische Feldmarschall schiebt eine Idee vor die Wirklichkeit und verwechselt die eine mit der anderen. Ludendorffs Idee oder Utopie, oder, um bei der Sprache des Münchener Gerichtsaals zu bleiben, Weltanschauung ist ungefähr die: Es gibt ein Absolutes, das heißt Preußen-Deutschland. Auf Preußen-Deutschland zielt die ganze Weltgeschichte hin. Für Preußen-Deutschland ist die ganze gegenwärtige und zukünftige Welt da. Was ihm dient, ist gut, was ihm widerstreitet, schlecht. Damit ist über den Bund unserer Kriegsgegner, über die westliche Zivilisation, die Demokratie, die Juden, die Sozialisten von vornherein das Urteil gefällt. Ein Urteil, das aus anderen Gründen in weitem Umfang auch das unsere ist.

Ludendorff hat sich mit diesen Gegnern in seiner Rede nicht näher beschäftigt. Er hat fast ausschließlich wider einen Feind gefochten, den er die ultramontane Frage nennt. Dem Heiligen Stuhl wirft er Deutschfeindlichkeit vor,[1]) im Weltkrieg wie im Ruhrkampf. Wir erinnern uns, daß der Nuntius in Berlin eine deutschamtliche Verurteilung der Sabotage erreichen sollte, nachdem der für Frieden und Mäßigung zu Deutschlands Gunsten warm eintretende Brief des Hl. Vaters vom 28. Juni 1923 durch die Duisburger Brückensprengung am 30. Juni um seinen besten Erfolg gebracht war. Wir erinnern uns, daß der päpstliche Friedensschritt von 1917 von denen um Ludendorff schon damals ungünstig aufgenommen ward, weil sie verblendet noch von einem Eroberungsfrieden träumten und weil sie der verhaßten Macht jenseits der Berge und des absoluten Staates den Ruhm des Friedebringers nicht gönnten. Diese Jenseitsmacht, die in ihr Diesseits hereinragt, ist und bleibt eben der große Anstoß. Wir müssen jene Staatschristen besser verstehen als sie uns, nämlich psychologisch. Ihr Begriff von Gott ähnelt dem des kleinen Prinzen, den in monarchischer Zeit der Simplizissimus abbildete, wie er auf der Schloßterasse seinen Geschwisterchen die Sterne am Abendhimmel zeigt: „Das sind die Orden, die dem lieben Gott für seine Verdienste um das Haus Hohenzollern verliehen worden sind." — „Ich bin überzeugt und zweifle nicht daran, der Herrgott im Himmel, wenn er sieht, daß endlich wieder deutsche Männer da sind, wird mit uns sein!"[2]) So predigte der General in der Nacht des 8. November und der Küster Hitler orgelte dazu: „Ein Deutschland der Macht und der Größe, der Freiheit und der Herrlichkeit, Amen!" Selbstverständlich ist auch der Himmel alarmbereit, wenn die schwarzweißrote völkische Sache marschiert. Preußen-Deutschland ist ja das Absolute.

Es versteht sich, daß für einen so befangenen Geist alle, die ein anderes Idealbild von Deutschland haben, nicht nur politische Gegner, sondern schlechte Menschen sind — mindestens Undeutsche. Da sind erstens die bösen Ultramontanen vom Zentrum. Ludendorff erneuert gegen sie alle Vorwürfe des großen Bismarck: „Reichsfeinde, theoretisch und absolut, sind die Herren nicht, aber das Reich, wie wir es haben, paßt ihnen nicht. Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche ist." Was für ein Reich das Zentrum anstelle des Reichs von 1871 hätte setzen wollen, hat es allerdings selbst nicht gewußt. Leider! Denn wir können aus den bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte wenigstens ersehen, daß die deutschen Katholiken unbedingt ein positives deutsches Programm — neben ihrem kulturpolitischen — hätten haben müssen. Wahrer Friede mit Preußen und dem preußisch unterbauten Reich war unmöglich. Bismarcks Preußen-Deutschland hatte eine religiöse Grundlage, den unierten preußischen Staatsprotestantismus. Diese Grundlage war antikatholisch. Der Staat betrachtete sich als Gott. Die Katholiken mußten ihm widersprechen. Ihr Gewissen durfte auch nicht darüber einschlafen, daß die Großmacht Preußen mit ihrer Erweiterung zum Reich durch Verrat, Treubruch, Bruderkrieg und Bündnis mit dem Ausland (Italien 1866), Revolution von oben in der Mediatisierung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt und Abschnürung des deutschen und katholischen Oesterreich entstanden war. — Diese Opposition konnte durchaus gesetzmäßig stattfinden. Sie hätte aber die deutschen Katholiken bis zum Zusammenbruch jenes Zwischenreiches 1918 bereit gemacht zu einer glücklichen, echt deutschen Neuschöpfung.

Die Föderalisten in Bayern, Hannover, Hessen und in der deutschen Zerstreuung hatten ein eigenes deutsches Programm, das alte großdeutsche: kein Preußen-Deutschland, sondern ein deutsches Deutschland! Wider die Föderalisten hat Ludendorff deshalb den breitesten Angriff entwickelt. Er glaubte vielleicht wunder etwas zu enthüllen, als er Briefe von Dr. Heim und Graf Karl von Bothmer oder Zeitungsaufsätze bayerischer Politiker von 1918 vorlas. Steht man nicht auf großpreußischem Standpunkt, was in Deutschland immer noch erlaubt ist, so ist gegen die in den fraglichen Schriftsätzen enthaltenen Gedanken nichts wesentliches einzuwenden. Eine energische Neugliederung Deutschlands, Beseitigung der Uebergröße und Uebermacht Preußens, Verlegung des Reichsmittelpunktes nach Süden oder Westen brachte uns damals gewiß einen anderen Frieden. Ganz sinnlos ist es schon moralisch und juristisch, hier von Hochverrat zu sprechen. Als Heim usw. erstmalig schrieben, war Deutschland mitten in der Revolution. Eine gesetzmäßige Reichsgewalt gab es nicht. Die Zusammenkunft Dr. Heims mit Franzosen in Wiesbaden 1919

[1]) Desgleichen den Jesuiten. General Ludendorff hat sich nicht gescheut, die Märchen weiterzugeben, Clemenceau sei von der Jesuiten-Universität St. Louis zum Ehrendoktor ernannt worden und Marschall Foch habe von den Jesuiten in Amerika einen Ehrensäbel erhalten. Clemenceau hat weder von der Jesuiten-Universität, noch von einer anderen Universität in St. Louis einen Titel bekommen. Foch erhielt einen Ehrensäbel von den Studenten eines Jesuitenkollegs. Das waren aber keine Deutschen, sondern Amerikaner, die in Foch den verbündeten, außerdem siegreichen Feldherrn ehren wollten.

[2]) Selbst General v. Hildebrandt als Zeuge bestätigt wider Willen, daß L. zwar religiös, aber subjektiv und undogmatisch ist. Er stelle die Bekenntnisse gleich und übe die Toleranz Friedrichs des Großen.

ist von Berliner Seite geradezu herbeigeführt und später dankbar erinnert worden. Der Bayer hat damals den Franzosen klargemacht, daß sie vergebens auf den Zerfall Deutschlands hofften. Andere Briefe fallen in die Zeit des Kapp-Putsches, den sich General Ludendorff bekanntlich auf einem Morgenspaziergang zufällig ansah, oder in die Monate der anschließenden Wirren. Daß Norddeutschland bolschewistisch werde, stand damals zuvörderst bei solchen fest, die Ludendorffs treueste Gefolgschaft bilden. Ludendorff zieht auch die Hannoveraner herein, damit beweist er, daß der Föderalismus nicht ultramontan ist. Denn die Anhänger eines freien Niedersachsen sind größtenteils Protestanten, verwahren sich allerdings gleich den Katholiken gegen die Unterordnung der Religion unter den Staat.

Der angeklagte General wollte mit seinen historisch-politischen Konstruktionen das rechtfertigen, was ihn vor Gericht gebracht hat. Was er von den Ultramontanen und Föderalisten hörte und sah, schien ihm — im preußischen Gesichtswinkel verzerrt — „deutschabträglich". Die Waffe dagegen erkannte er in der völkischen Bewegung. Vielleicht wird es einmal als die Tragik der deutschen völkischen Bewegung offenbar, daß ein Ludendorff ihr beitrat. Das heiße nationale Gefühl junger Menschen brauchte sich nicht unbedingt mit dem geschichtlich überwundenen Großpreußen- und Kleindeutschtum zu vermischen. Es ist geschehen. Genau wie bei anderen Geistesrichtungen unter uns die Leute von gestern nicht abgeschüttelt worden sind. Ludendorff hat den Völkischen, der schwarzweißroten Fahne und dem alten Preußen die Niederlage bereitet, die zu erwarten war. Der 9. November 1923 hat denn auch überall seinen Nimbus stark verdunkelt, ausgenommen etwa in München. Hier wurde der Held des Prozesses bei der Anfahrt zur Versammlung mit Hoch, Heil und Blumen empfangen. Hier ward es im Gerichtssaal vom Verteidiger Kohl als Beleidigung zurückgewiesen, als der Staatsanwalt den Angeklagten Dr. Weber frug, ob er nie gehört, daß Ludendorff in der Reichswehr, namentlich in Norddeutschland, sehr wenig Resonanz besitze. Anderswo weiß man längst, daß die norddeutsche Reichswehr fest in der Hand ihrer Führer ist und einem Marsch Ludendorffs nach Berlin mit vollem Waffengebrauch entgegengetreten wäre. Nach dem Mißerfolg des Putsches hat der einst bewunderte Heerführer erst recht an Ansehen verloren. Und auf seine Leistung im Prozeß geben ihn selbst die Deutschnationalen — Helfferich im Reichstag und die Kreuzzeitung (Nr. 103) — preis.[8] Ganz Deutschland lacht über den Götzendienst in München. Muß man für München noch einmal wiederholen, daß Ludendorff die übereilte Waffenstillstandsbitte Ende September 1918 erzwungen hat? Hier, wo Hertling nach seiner Rückkehr aus Berlin dem Großen Hauptquartier das Zeugnis gab, „sie hatten die Nerven verloren"? Vielleicht wird es doch auch hier bald anders, denn General Ludendorff hat am 29. Februar vor dem Volksgericht in München die beste Wahlrede für die Bayerische Volkspartei gehalten.

[8]) Das Preußen selbst von heute ist anders als das Preußen Ludendorffs. Die Preuß. Regierung hat unterm 5. März an den Nuntius Pacelli folgendes Schreiben gerichtet: Die von dem General der Infanterie a. D. Ludendorff in seiner Verteidigungsrede vor dem Volksgericht in München gegen Seine Heiligkeit den Papst gerichteten Ausführungen geben mir Veranlassung, Ew. Exzellenz zum Ausdruck zu bringen, wie lebhaft die preußische Regierung die Ausfälle des Generals gegen Seine Heiligkeit bedauert. Sie bedauert sie um so mehr, als sie sich bewußt ist, wie unbegründet die Angriffe sind und welch warmen Dank Preußen dem Heiligen Stuhl für seine Bemühungen um den Frieden und die Wohlfahrt des preußischen Volkes während und nach dem Kriege schuldet. Wenn es sich nun auch bei dem General Ludendorff um eine reine Privatperson handelt, die als Angeklagter geneigt ist, alles vorzubringen, was seiner Ansicht nach für ihn von Nutzen sein könnte, so hält sich die preußische Regierung bei den ausgezeichneten Beziehungen, deren sie sich mit dem Heiligen Stuhle erfreuen kann, gleichwohl für verpflichtet, dieses Bedauern über das Vorgehen Ludendorffs auszusprechen. Ew Exzellenz wäre ich besonders dankbar, wenn Sie Seiner Heiligkeit die Auffassung der preußischen Regierung zu übermitteln die Güte hätten. Genehmigen Ew. Exzellenz die Versicherung einer ausgezeichneten Hochachtung, mit der zu verbleiben ich die Ehre habe, Ihr sehr ergebener gez. Braun. — Die Bayerische Regierung hat gleich nach der Rede Ludendorffs dem Nuntius mündlich ihr lebhaftes Bedauern ausgedrückt, dies leider aber erst nach dem Schritt Preußens in die Oeffentlichkeit gelangen lassen.

Berichtigung.

Nr. 10. S. 147. Mediumismus. 2. Spalte 9. Zeile von unten, statt: was von Sachkundigen als solcher angenommen wird — muß es heißen: Sachunkundigen.

Klage vor Gott.

Schwer sinkt die Zeit, und graue und grauere Flöre
haben sich dicht und dichter auf meine Tage gesenkt.
Längst schon sind mir verstummt alle himmlischen, irdischen Chöre.
Gott, der Du bis heute mein kleines Leben gelenkt,
der Du mir Freude und Leid, und Licht und Schatten gegeben,
der ich Dich nie, o Herr, mit Bitten und Klagen berannt,
öffne noch einmal weit, willst Du ernten mein Leben,
weit über mir Deine schenkende helfende Hand.
Sieh, meine Einsamkeit ist jetzt so tiefstallein,
ganz ohne Hoffnung und Glanz, von allen Freuden verlassen,
und ich fühle mit Angst in meines Herzens Schrein,
Herr, Dein heiliges Bild in seinen Farben erblassen.
Warum, o Gott, lässt Du mich so allein?
Sieh, mein Herz ist schon wie ein wüstes Haus ohne Leute,
aller schweifenden Wünsche bin ich wehrlose Beute —:
warum, bist Du mein Vater, warum darf das sein?

O, ich weiss —: Dir war Schmerz und Mühe mein Leben,
und Du hattest mir alles zu Deiner Hilfe gegeben,
dass ich mit meinem Werk Dir helfen, Dich tragen soll.
Gerne bring ich, o Herr, Dankes- und Liebeszoll,
doch ohne Liebe, Herr, verfluch ich mein Leben.

Soll ich mit Blühen und Früchten Dein Mühen Dir lohnen,
so erlöse mich bald aus meiner Einsamkeit Schmerz.
Kann ich nicht lieben, so ist verschlossen mein Herz —:
und im verschlossenen Herzen kannst Du nicht wohnen.

Ferdinand Künzelmann.

Heimatbewegung und Volksgemeinschaft.

Ein Beitrag zur Frage des inneren Wiederaufbaues.

Von Josef Rüther, Brilon, Westfalen.

(Schluß.)

Eine weitere gemeinschaftbildende, aber auch gemeinschaftgefährdende Kraft lebt in der Berufsgenossenschaft. Gemeinschaftgefährdend aus zwei Gründen: Erstens weil die Berufsgenossenschaft auch wesentlich einen Abschluß gegen andere Berufe bedeutet; zweitens weil auch innerhalb der Berufsgenossenschaften der heutige Geist des Kapitalismus mit seinem Konkurrenzdrange die Berufsgenossen selber auseinanderdrängt. Und doch steckt in der Berufsgenossenschaft soviel bürgerliche, gemeinschaftbildende Kraft. Die mittelalterliche Stadt mit ihrem Zunft- und Innungswesen beweist es. Sollte es nicht möglich sein, diese Kraft auch heute wieder lebendig zu machen? Trotz all der bitteren Gegensätze zwischen Arbeiter und Bauer, Handwerker und Fabrikant? Das Mittel dazu dürfte der christliche Berufsstolz sein, der als Berufsehre die Brücke von einem Berufe zum anderen bildete. Diese so charakterisierte Berufsehre müßte aus zwiefacher Quelle fließen, aus dem Bewußtsein des Könnens und der Leistung, und aus echt christlicher Gesinnung. Beide zu fördern, also die Berufe in der Heimat innerlich zu heben und den religiösen Geist in ihnen zu stärken, kann also nicht außerhalb der Aufgaben einer gesunden Heimatpflege liegen. Der Heimatverein als solcher dürfte diese schöne Aufgabe nicht leisten können; wohl aber kann er zu ihrer Lösung beitragen durch enge Fühlungnahme mit den Berufsorganisationen.

Endlich wurde vorhin als gemeinschaftbildende Kraft in der Heimat der bürgerliche Sinn, der Trieb zur Anteilnahme an den täglichen Aufgaben der Gemeinde und der Verbände genannt. Wäre dieser Trieb noch so, wie er sein sollte, so wäre eine Wiedererweckung des Gemeinschaftsgedankens kaum nötig. Aber er ist abgestorben, und man wird nicht zuviel behaupten, wenn man sagt, daß heute verhältnismäßig wenige Menschen an den Gemeinde-Angelegenheiten deswegen Anteil nehmen, weil es sich eben um Dinge der Allgemeinheit handelt. Lärm genug wird bei Gemeindewahlen gemacht, aber schon die große Anzahl der Wahllisten deutet an, daß kein wahres Gemeinschaftsinteresse vorwaltet. Wollte eine Heimatbewegung in diese Verhältnisse unmittelbar eingreifen, so würde sie sich

stärkste Feindschaft erwecken und doch nichts erreichen. Ihre Aufgabe ist es nicht, politisch zu sein, auch nicht im engeren Raume einer Gemeinde. Ihre ganze Tätigkeit kann und muß nur darin bestehen, daß sie auch hier nach Möglichkeit eine gesunde Luft schafft. Das kann geschehen durch grundsätzliche Belehrung und durch gute bürgerliche Betätigung überzeugter Mitglieder der Heimatverbände. Ein Heimatverein kann keine Politik treiben, aber er kann und muß in seinen Mitgliedern das politische Pflichtgefühl zur Betätigung anregen und in ihnen den sozialen Sinn erwecken, ohne den diese Betätigung des rechten Inhaltes und der Richtung entbehrt.

Neben diesen Kräften allgemeinerer Art, an die sich eine Heimatpflege fördernd und pflegend wenden muß, gibt es in jeder Heimat **besondere** seelische Kräfte, die dem Ziele einer bewußten Heimatgemeinschaft dienstbar gemacht werden müssen. Sie liegen in dem besonderen Volkscharakter und sind an sich indifferent, indem sie sowohl zum Guten als zum Bösen ausschlagen können. Der westfälische sog. Dickkopf, die rheinische Lebendigkeit, die bayerische Gemütlichkeit, die Bedächtigkeit des Tiefländers, die größere Beweglichkeit des Bergbewohners sind in ihrer Gesamtheit nicht nur ein Reichtum an völkischer Kraft, sondern jedes für sich kann auch den Zielen der Heimatbewegung nutzbar gemacht werden, indem es als ein Vorzug, aber auch als eine Gefahr in das Bewußtsein der Heimatgenossen gebracht wird. Jeder Heimatverband wird sich in eigener Weise damit auseinandersetzen und Stellung nehmen müssen.

Sind dies die Kräfte, die geweckt und gestärkt werden müssen, um zu einer neuen bewußten Gemeinschaft in der Heimat zu gelangen, so muß ihre Beeinflussung auch in einer bestimmten **Richtung** geschehen. Dem Wachstum muß ein höher liegendes Ziel gegeben werden. Dieses Ziel kann, wie vorhin gezeigt, gar kein anderes sein als das des lebendigen Gemeinschaftsbewußtseins zunächst unter den Heimatgenossen. Aber da, wie gezeigt, die Heimat nur ein Organ im Organismus ist, so muß das Ziel viel weiter gehen, zur **Volksgemeinschaft** und über sie hinaus zur **Menschheitsgemeinschaft**. Ueberwindung alles Trennenden in den Familien und zwischen den Familien, in den Gemeinden und zwischen den Gemeinden, in den Berufen und zwischen den Berufen ist das nächste Ziel. In dem Maße, wie dies erreicht wird, mildert sich auch der Gegensatz der politischen Auffassungen, werden dem Parteiwesen, zunächst in der Heimat, die Giftzähne ausgebrochen. Wenn aber in allen Heimaten der gleiche Geist erwächst, dann ist er dem ganzen Volke erwachsen. Und weiterhin: ein Volk, in dem der bewußte Gemeinschaftsgedanke christlicher Prägung, ein anderer ist für uns gar nicht möglich, lebendig ist, das Volk wird auch in der Gesamtheit der Völker dem Gemeinschaftsgeiste dienen. Und so führt die rechtverstandene Heimatpflege notwendig zum christlich-nationalen, aber auch zum christlich-internationalen Gedanken. Für den christlichen Heimatgedanken ist jeder Schrei des Nationalismus und der völkischen Rachsucht, der in ihn und sein Wirken hineinklingt, eine schwere Schädigung.

Welche **Mittel** stehen nun der Heimatbewegung zur Verfügung, um die angegebenen Aufgaben zu erfüllen und ihre Ziele zu erreichen? Es liegt in der Natur der Sache, daß hier wie so oft, das unscheinbarste Mittel zugleich das wichtigste ist, nämlich die persönliche Beeinflussung. Und das bringt es mit sich, daß eine Heimatbewegung zunächst nach einer möglichst guten Organisation im oben gegebenen Sinne streben muß. Je mehr Ortsgruppen und je mehr für die Sache begeisterte und das Ziel klar erkennende Mitglieder darin, um so mehr Aussicht auf Erfolg. Damit aber diese Einsicht und Begeisterung der Bundesmitglieder lebendig bleibe und immer mehr vertieft werde, ist eine fortlaufende Belehrung nötig. Dazu, aber auch zugleich, um an die Nichtmitglieder die Gedanken des Bundes heranzubringen — denn der Bund ist ja nicht Selbstzweck, sondern seine Glieder sollen Apostel des Gedankens sein — ist in erster Linie ein fortlaufendes **Schrifttum** notwendig.[5]) Nicht minder notwendig aber ist es, daß die Ortsgruppen durch Vorträge immer wieder belehrt und durch Versammlungen, von denen jede mit einer praktischen Nutzanwendung schließen muß, lebendig erhalten werden als das, was sie sein sollen. Wichtig ist da weiter die Verbindung der Ortsgruppen und des ganzen Bundes mit jenen Vereinen in den Orten und der Heimat, die in ihrer Tätigkeit den Zielen der Heimatbewegung entgegenkommen oder doch nicht widersprechen, in erster Linie mit den religiösen, caritativen, Jugend- und Standesvereinen. Freundschaftliches Mit- und Ineinanderarbeiten kann hier nur Segen stiften. Auch zu den größeren Tagungen des Bundes wären diese Vereine mit heranzuziehen. Auf den **Tagungen**, die selber ein wichtiges Mittel sind, die Gedanken an die Bevölkerung heranzubringen und Wärme für sie erwecken, darf es natürlich nicht so zugehen, wie vor kurzem bei einer Tagung eines Provinzialverbandes, wo fast der ganze Morgen der Hauptversammlung mit Begrüßungen totgeschlagen wurde, so daß in jeder der beiden Parallelversammlungen je einer der beiden Vorträge fortfallen mußte. Ueberhaupt alles Zylindermäßige gehört nicht dahin. Das **Volk** ist Ziel, nicht das Hervortreten einiger wirklich oder auch nur scheinbar führender Persönlichkeiten. Eine unmittelbare Gefahr für den Heimatgedanken ist es aber, wenn man bei großen Tagungen den Eindruck gewinnen muß, als ob die Persönlichkeiten, die sich dort vorstellen, weniger die Erneuerung der Gesellschaft erstrebten, als vielmehr eine Neuordnung, wie **sie** sie aus ihrer politisch eingestellten Auffassung heraus wünschen.

Ein Mittel zur Erreichung der Ziele der Heimatbewegung in unserem Sinne darf nicht übersehen werden, wenn es auch oberflächlich den Anschein erwecken könnte, als ob es der Forderung widerspräche, daß ein Heimatbund unpolitisch sein müsse. Dieses Mittel besteht darin, daß sich der Heimatbund der politischen Organe und Organisationen **bedient**, um bestimmte Forderungen zu erreichen, die für den Aufbau der Gemeinschaft in der Heimat wichtig sind. Dazu gehört z. B. die eigentlich selbstverständliche Forderung, daß die **Beamtenstellen** nach Möglichkeit, unbedingt aber solche, die mehr mit der Seele der Heimat in Berührung kommen und auf ihr Kulturleben Einfluß haben, vor allen die **Lehrerstellen**, mit solchen Persönlichkeiten besetzt werden, die dem Geiste der betreffenden Heimat entsprechen, mindestens nicht widersprechen. Das müssen keineswegs **immer** Leute sein, die dieser Heimat entstammen, aber auf alle Fälle müssen es solche sein, die den **Willen** haben, sich in ihre neue Heimat ganz einzuleben. Daß gänzlich Stammesfremde am wenigsten die Voraussetzungen mitbringen, dürfte einleuchten. Die Gepflogenheit z. B. des alten preußischen Staates, die von dem neuen noch nicht abgelegt worden ist, Beamte aus dem Osten nach Westfalen und Rheinland und Beamte aus diesen Landesteilen nach dem Osten zu senden, hat nicht wenig mit beigetragen, den Gemeinschaftsgeist verkümmern zu lassen. In den seltensten Fällen gewinnt der Einheimische das Vertrauen, das notwendig wäre, um sich so mit wichtigen Organen der Gesamtheit als eine Einheit zu fühlen. Nochmals sei betont: Jede aufrichtig für die Heimat wirkende Persönlichkeit, und mag ihr Geburtsort noch so fern liegen, gehört der Heimat an und hat dieselben Rechte an sie wie der Eingeborene; aber volksseelische Fremdkörper abzuwehren, muß das Recht jeder Heimat sein. Und man glaube nicht, diese Bemerkung sei überflüssig. Wer das Leben in Kleinstädten kennt, weiß, wie sich die landfremden Beamten und andere Zugezogene vom Leben der Bevölkerung abschließen, gleichwohl aber gesellschaftlich eine Rolle spielen, ja sogar die Führung haben und den Einheimischen „Kultur“ bringen wollen, natürlich **ihre** Kultur. Solche Leute sind Fremdkörper, und es ist höchst bedauerlich, daß die Behörden auf diesen großen Mißstand keine Rücksicht nehmen. Die Forderung, daß man in eine Heimat nach Möglichkeit nur Stammesverwandte, jedenfalls aber sozial und ethisch gerichtete Personen als Beamte und Lehrer schicken soll, ist nur ein Beispiel für manche andere. Eine Heimatbewegung, die auf ihrem Posten ist, wird öfter in die Lage kommen, sich der politischen Kräfte zu bedienen, ohne selbst politisch zu werden.

Wenn wir nun einen **Rückblick** auf die gestellten Forderungen werfen, so sind es kurz folgende Punkte, in denen die übliche Heimatpflege vor allem Anlaß zur Kritik gibt:

Die zeitübliche Heimatpflege ist sich nicht genügend klar über ihre eigentlichen Ziele. Sie übersieht entweder den Menschen der Heimat ganz oder faßt doch die Aufgabe ihm gegenüber nicht allgemein und tief genug auf. Daraus erklärt sich der einseitige Betrieb einzelner Zweige der Heimatpflege.

[5]) Der Verfasser darf hier wohl auf das ihm am nächsten liegende Beispiel hindeuten, den Sauerländer Heimatbund. Hier erscheint zurzeit sechsmal im Jahre eine Zeitschrift Trutznachtigall von je 1 Bogen Umfang mit ethischen, staatsbürgerlichen, volkskundlichen, geschichtlichen, sprachkundlichen und biographischen Beiträgen, ferner ein Kalender, De Suerländer, unter Leitung des Dichters Dr. Heinrich Luhmann, und außerdem im gleichen Sauerländer Heimatverlag, Bigge a. d. Ruhr, eine Sammlung heimischen Schrifttums älterer und jüngster Zeit. Mit der Zeitschrift ist eine Korrespondenz für die im Sauerlande erscheinenden Tageszeitungen verbunden.

Sie vernachlässigt aus diesem Grunde vor allem die weltanschaulich-religiöse und ethische Seite ihrer Aufgabe, die das Ziel auf den Menschen wesentlich in sich schließt.

Sie verkennt die Bedingungen des Werdens der Gemeinschaft und darum ihrer eigenen Arbeit und stellt sich daher überwiegend mechanistisch statt organisch ein. Daraus erklärt sich wohl zum Teil der Mangel an einer starken Abwehr volks- und gemeinschaftsfeindlicher Einflüsse.

Man folgt aus ebendemselben Grunde der Verkennung organischer Wachstumsbedingungen falschen Methoden, indem man glaubt, etwa durch behördlich inspirierte, von oben nach unten gehende, ja, selbst durch parademäßige Heimatpflege der Sache der Gemeinschaft, — denn das ist das Wesen der Heimat — dienen zu können. — —

Der richtig aufgefaßte Heimatbegriff, bei dem der Mensch im Mittelpunkte steht, verlangt eine zum Teil ganz andere Einstellung der Heimatpflege, als sie bis heute geübt wird. Und diese neue Einstellung ist eine Aufgabe, an der unser ganzes Volk und unsere ganze Zeit das größte Interesse hat. Denn nur aus der Heimat kann die Gemeinschaft neu erwachsen.

Rettung durch Freiwirtschaft?

Von Dr. Albert Lotz, Brühl b. Köln.

Immer wenn über eine Epoche geschichtlichen Werdens eine Katastrophe hereinzubrechen droht, die ein erschütterndes Zeugnis ablegen muß von der Verzerrtheit und Unhaltbarkeit irgend eines für das menschliche Zusammenleben bis dahin geltenden Systems, immer dann ist naturgemäß der Boden bereitet, auf dem Kraft und Art von Reformbewegungen wachsen. Halten solche Bestrebungen sich im Rahmen nicht nur des Erreichbaren, sondern auch des Notwendigen, erkennen sie ferner das Wertvolle auch in den überkommenen Zuständen an und setzen sie schließlich ihren Hebel an der rechten Stelle an, so bedeuten sie zweifellos einen Fortschritt, eine unumgängliche Ergänzung jenes Gesetzes der Beharrung, das auch in geistigen Dingen wirkt und leider nicht selten sogar dringlichste Fragen, anstatt sie wenigstens zu erörtern, totvertagt. Zum Schaden beider Seiten — denn je länger versäumt wird, dem Wahrheitsgehalt, der zumeist solchen Reformideen zugrundeliegt, nachzuspüren und zu Form und Leben zu verhelfen, desto weniger haben die genannten günstigen, d. h. mäßigenden Momente Aussichten, sich durchzusetzen. Des berechtigten Willens, eine gesunde Evolution einzuleiten, bemächtigt sich dann meist die Phantasie, und aus der so entstehenden Atmosphäre des geistigen Abenteuers brodeln allerlei Dämpfe auf, die tatsächlich vorhandene Reformmöglichkeiten umnebeln und damit auch junge triebkräftige Keime von vornherein zersetzen. Indem man auf diese Weise zuviel erträumt, erreicht man nichts.

Beispiele für eine derartige Entwicklung gibt zumal die wirtschaftlich-politische Geschichte in Fülle. Wir brauchen nur an alle die sozialökonomischen Utopien zu denken, die sicher einem objektiven Bedürfnis ihrer Zeitverhältnisse entsprangen, die aber Utopien blieben, weil sie die realen Gesetzmäßigkeiten des wirtschaftlichen Verkehrs zu gering oder garnicht ansetzten. In die erste Reihe gehören hier die theoretischen und praktischen Versuche des Sozialismus im weitesten Sinne. Von dem kommunistischen Wahn gewisser Wiedertäufersekten des 16. Jahrhunderts über die geistvollen Ideen und Experimente der Owen, Fouriers, Proudhon bis auf die Sowjets des nun toten Phantasten Lenin führt ein Weg von Hoffnungen und grausamen Enttäuschungen. Freiheit und Brot wollten sie alle den Massen geben, aber hinterher waren immer nur Steine und verdrossener Kampf übrig.

Zu wesentlich nicht anderen praktischen Ergebnissen wird die neue sogenannte Freiwirtschaftslehre führen, die seit kurzem von sich reden macht, da sie in Aufrufen Anhänger „ohne Ansehung des Religionsbekenntnisses, des Standes und der Weltanschauung" sammelt und stoßkräftig zu organisieren versucht. Der Freiwirtschaftsbund, der seinen Mittelpunkt im (bisher) roten Thüringen, in Erfurt, hat, trägt einen recht irreführenden Namen; denn das gesamte Lehrgebäude ist nichts weiter als eine jüngere Spielart des Staatssozialismus, in der wirtschaftsphilosophischen Begründung stark mit marxistischem Geschichtsmaterialismus durchsetzt. Es klingt ja zunächst ganz anders und für viele sogar vielleicht ganz verführerisch, wenn sie die drei Grundforderungen hören: Freiland — Freigeld — Festwährung. Und manchem mögen die „siegende Kraft und das Licht von F.F.F." als das Zeichen erscheinen, unter dem wir gerettet werden könnten — freilich solange nur, als er sich nicht die nach diesem Programm erstrebte „natürliche Wirtschaftsordnung" einmal genau angeschaut und in ihren Folgen gründlich durchdacht hat. Oder auch er müßte ein Freund des sozialistischen Allvaters Staat sein, der in diesem System, das die „freie Wirtschaft" will, anscheinend der einzige Freie ist.

Zunächst Freiland. Darunter versteht der Freiwirtschaftsbund den Boden, dessen Zins (Grundrente) verstaatlicht wird. Es soll also diese Rente nicht abgeschafft, sondern lediglich umgeleitet werden; statt an den Privatbesitzer die Pacht wird danach an den Staat eine Nutzungsgebühr bezahlt. „Dabei bleibt, was Menschenhand auf dem Grund und Boden errichtet hat, also alle Bauten und Anpflanzungen, unbeschränktes Privateigentum." Mit der Verstaatlichung von Grund und Boden soll nun zweierlei erreicht werden: einmal die Erwerbung von Bodennutzung auch ohne Kapitalbesitz, allein durch jährliche Rentenabgabe an den Staat. Zum andern soll die Summe der Renten durch den Staat an die kinderreichen Mütter verteilt werden. Den bisherigen Eigentümern wird als Abfindung ein verzinsliches Wertpapier (Ablösungsschein) zugestanden. — Ganz neuartig sind, wie man sieht, diese Gedanken keineswegs. Und ganz neuartig ist uns Menschen der Kriegszeit auch das Grauen vor dem bürokratisierten Staatsapparat nicht. Hier aber liegt der Schwerpunkt der Kritik. Diejenigen, die ihr Land heute in irgendeiner Form gepachtet haben, werden kaum einen Vorteil darin erblicken, wenn sie in Zukunft ihren Zins an ein „Rentenamt" oder etwas ähnliches statt an den Verpächter abführen. Im Gegenteil: sie werden nicht ganz mit Unrecht fürchten, daß in Zeiten schlechter Staatsfinanzen die Rentenhöhe weniger durch ökonomische als durch Budget-Rücksichten bestimmt sein möchte. Was aber die Privatbesitzer und die Träger der Heimstättenbewegung angeht, so wird da folgendes zu sagen sein. Ist es wirklich unumgänglich, zum Zwecke der Siedlung den mechanisierenden Weg der Sozialisierung zu wählen? Die bestehenden Gesetze, vor allem das Reichssiedlungsgesetz, sind durchaus imstande, die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Im übrigen vertreten wir auch hier die Meinung, daß die freie Initiative z. B. von Genossenschaften sowohl sittlich als auch sozial und wirtschaftlich wertvoller ist als der Zwang der sog. Staatshilfe. Aber nehmen wir einmal an, der staatliche Bodensozialismus im Sinne des Freiwirtschaftsbundes solle trotz aller theoretischen Einwände durchgeführt werden; wie stehen die Dinge dann? Wenn nämlich, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, jeder die Möglichkeit zu Boden-„Besitz" erhalten muß, dann tritt eine Parzellierung ein, die alle vorhandenen Zwergeigentumsflächen an Kleinheit weit übertrifft. Oder nach welchen Gesichtspunkten will man die Stücke zumessen? Etwa nach parteipolitischer Stellungnahme des Bewerbers? Und wo bleiben die Bürgschaften für die Verwirklichung des Gerechtigkeitsideals? Schließlich — wir bauen Behörden ab; der Staat beginnt sich in weiser Erkenntnis seiner Kräfte auf das wünschenswerte Maß von Aktivität zurückzuziehen. Soll man da die Allweisheit und Allmacht des Hegelschen Staatsbildes wieder heraufbeschwören? Sogar die Russen würden uns abraten. Man könnte noch einwenden: Ja, aber die Bezüge, die den kinderreichen Müttern in Aussicht stehen . . . Nun, erstens wären die nach Abzug der Verwaltungskosten recht geringfügig, und zweitens ist dem sozialen Solidarprinzip weit besser gedient, wenn diese Bezüge, und zwar in angemessener Höhe, zu Lasten der kinderlosen und die Kinderzahl absichtlich beschränkenden Familien als eine Art Luxussteuer erhoben werden. Schon die wenigen angeführten Momente genügen für den Beweis, daß der Freilandgedanke nicht nur unzweckmäßig, sondern auch unnötig ist, ja sogar insofern schädlich für die soziale Ethik, als er die erhaltenden Faktoren, die z. B. in der Erbfolge wirken, ganz auszuschalten droht.

Waren in diesem ersten Grundgedanken noch einige Wahrheitskörner zu entdecken, so wächst sich die zweite Forderung: Freigeld schon zu gefährlichen Kindereien aus. Gleich der Ausgangspunkt ist ökonomischer Widersinn, indem für die „Ausbeutung der Arbeiter und Warenbesitzer" die — Wertbeständigkeit des normalen Geldes verantwortlich gemacht wird. Dieses werthaltige Geld, das die Ansammlung von Kapital ermögliche (und somit gerade eine unentbehrliche Funktion ausübt), müsse ausgeschaltet werden, um dem Mammonismus die Axt an die Wurzel zu legen. Und das will man erreichen dadurch, daß man die Zahlkraft des Freigeldes jährlich um 5% abnehmen

läßt. Daher könne man dieses Geld, so heißt es, auch *Schwundgeld* nennen. Wollen wir, die wir die Wirkungen des Geldwertverlustes während der Inflationszeit zur Genüge erfahren mußten, nicht ehrlicher und verständlicher *Schundgeld* sagen? Es ist wirklich nicht leicht zu begreifen, wie man die eben in der Ueberwindung begriffenen Zustände als Zukunftsideal hinstellen kann. — Der Verlust an Zahlkraft, der vierteljährlich, monatlich oder sogar wöchentlich (!) eintreten soll, sei vom *jeweiligen Inhaber* zu tragen. Davon „erhofft" man — und wahrhaftig nicht mit Unrecht! — ununterbrochenen Geldumlauf, „da jeder bestrebt ist, den Kursverlust (d. h. das Entwertungsrisiko d. V.) auf andere abzuwälzen." Dies Liedlein ist noch zu jung, als daß mans neu komponieren möchte! Es heißt: Alles rennet, rettet, flüchtet — in die Sachwerte, wie im verflossenen trüben Spätherbst. Freilich soll der Kurswert immer wieder erneuert werden, indem der jeweilige beklagenswerte Besitzer auf den Geldschein — *Marken aufklebt*. „Auf einen 50-Markschein z. B. wäre wöchentlich eine 5-Pfennig-Freigeldmarke zu kleben." Das wäre eine ebenso nützliche wie bildende Beschäftigung in den Mußestunden . . . Und ganze Angestelltengruppen in gewerblichen oder kaufmännischen Betrieben könnten damit produktiv beschäftigt werden! — Nach alledem erübrigt sich ein Eingehen auf die verheißenen Folgen dieses Freigeldes im einzelnen. Nur einige besonders kuriose Trugschlüsse müssen festgehalten werden. Gewaltige Steigerung der Gütererzeugung ist einer davon. Hinge sie vom „Schwundgeld" und nicht von der Arbeitsintensität, der Kapitalmenge, dem Stande der Technik und dgl. mehr ab, dann brauchten wir heute kaum längere Arbeitszeiten einzuführen und im Oktober—November des vorigen Jahres hätten wir garnichts zu schaffen brauchen. Wo die Ursachen für eine Vereinfachung und Verbilligung des Handels und zur Senkung der Handelsunkosten zu suchen sind, bleibt Geheimnis. Bezeichnend ist dabei nur eine Spitze gegen den Mittelstand: die „vielzuvielen offenen Ladengeschäfte" würden z. T. entbehrlich und die im Handel tätigen Personen für die Warenerzeugung, d. h. wohl für das Fabrikproletariat frei werden. Auch eine Steigerung der Löhne, Auflösung der „industriellen Reservearmee", Beseitigung, ein andermal bloß Sinken des Kapitalzinses („Mehrwert") und sogar Erleichterung des — Sparens, das doch eben durch das Schwundgeld ausgeschlossen werden sollte, alles das verspricht man sich (oder nur den andern?) vom Freigeld. Und damit man auch seine witzigen Einfälle der Menschheit nicht vorenthalte, gibt man dem Schwundgeld zuguterletzt auch noch mystische Kräfte, als da sind: Höherzüchtung des Menschengeschlechtes durch natürliche Auslese (das schmeckt etwas stark nach Darwin), Förderung und Blüte auf allen Gebieten der Kultur, Kunst und Wissenschaft und — weil Paradoxa geistreich sind — Befreiung von allem staatlichen Zwang! Es braucht nicht eigens gesagt zu werden, daß diese zweite Idee eine ernsthafte Beurteilung nicht erträgt.

Endlich die *Festwährung*. Die Forderung an sich ist recht vernünftig; ob aber der vorgeschlagene Weg zum Ziele gangbar oder wünschenswert wäre, darüber kann man entschieden anderer Meinung sein. Nach der Auffassung des Freiwirtschaftsbundes liegt die Gewähr darin, daß man der Reichsbank als einem immerhin privaten Noteninstitute Ausgabe und Verwaltung des Geldes entzieht und einem — natürlich! — staatlichen Währungsamt überträgt. Dieses soll dann im Sinne der primitivsten *Quantitätstheorie* die Geldausgabe so regeln, daß die Warenpreise stabil erhalten werden. Mit anderen Worten: Die Ursachen für die Preisbildung und Preisverschiebung werden allein auf der *Geldseite* gesucht. Nicht mehr das Gold, das immer noch die beste Währungsunterlage darstellt, wird darnach der dauernd relativ gleichbleibende Warenpreismesser sein, sondern der Warenindex wird umgekehrt den Geldumlauf der Menge wie dem Werte nach bestimmen. Alle Einwendungen gegen die Quantitätstheorie gelten auch hier. Außerdem ist es naturgemäß undurchführbar, bei den starken Schwankungen von Angebot und Nachfrage die Warenpreise lediglich durch Ausgeben bzw. Einziehen von Geldzeichen stabil zu halten. Die Preise müssen nach dem Gesetz der Knappheit Veränderungen unterliegen, schon um der Erzeugung die rechte Richtung zu geben. *Jeder* staatliche Eingriff, auch von der Währungsseite her, ist hierbei von Uebel und führt zu einer merkantilistischen Zwangswirtschaft, nicht aber zu der „natürlichen" Wirtschaftsordnung. Von den bürokratisch-technischen Schwierigkeiten bei der Durchführung wollen wir ganz absehen.

Nur mit den *sozialphilosophischen Grundlagen*, gewissermaßen mit den Elementen des freiwirtschaftlichen Systems, müssen wir uns kurz auseinandersetzen. Sie dürften uns nämlich die Frage nach dem richtigen Ansatzpunkte des Hebels beantworten. Die nahen Verwandschaftsbeziehungen zum historischen *Materialismus* sind schon angedeutet worden: Die Freiwirtschaftslehre sieht die gesamte Entwicklungslinie der Geschichte unter dem einseitigen Gesichtswinkel der *Geldmacht*, also einer mechano-ökonomischen Kraft. An ihr sind die prachtvollen und gewaltigen antiken Staatsgebilde zerbrochen, sie bedroht auch die modernen Völker mit dem gleichen Geschick. Der chronische Zustand ist der *Klassenkampf*. *Alle* Völker- und Bürgerkriege sind nur dessen akute Formen, wenn die Ausgebeuteten sich wider die Knechtung durch den Kapitalismus erheben. Und diese vier Jahrtausende alte Krankheit ist allein darum unheilbar erschienen, weil man mit fauler Kompromißpolitik an Symptomen kurieren wollte. Helfen können nur *wirtschaftliche* Mittel, die den Krankheitserreger, den *Kapitalismus*, vernichten. Marxismus wie Bolschewismus, so heißt es schließlich, sind in die Irre gegangen, weil sie eben das *Geld* unbeachtet ließen. Wirklich heilen und retten kann nur die Lehre von der Freiwirtschaft. — Ausgangspunkt, geistige Haltung und Ziel sind, wie man sieht, hier wie dort gleich; sogar die Terminologie ist dieselbe. Was Sozialismus und Freiwirtschaftslehre unterscheidet, ist der Weg. Daß er nicht gangbar, sondern eine Luftspiegelung ist, geht aus den kritischen Untersuchungen, erst recht, wenn sie weniger skizzenhaft sind als die oben dargelegten, unter allen Umständen hervor. Daß aber die philosophische, materialistische Grundlegung des Systems auf einer furchtbaren Täuschung steht, das hat der innere Zusammenbruch des Sozialismus bewiesen. Die Philosophie geht heute neue, sicherere Bahnen, auch die *soziale* Philosophie. Sie kehrt vom *Stoff* zurück zur *Idee*, als der treibenden, gestaltenden Kraft des Geschehens. Sie stellt über das *Kampfprinzip* den göttlichen Eros, die *Gemeinschaft*. Nicht Geld, sondern Geist; nicht Ich, sondern Wir!

Wenn wirklich einmal die *Krankheitsursachen* geheilt werden sollen, dann muß man auch ein Organ haben, sie zu finden. Die *christliche* Gesellschafts- und Wirtschaftslehre sucht die Ursachen in der *Gesinnung*. Sie weiß, daß nicht die objektiven ökonomischen *Formen* das Paradies oder die Hölle in sich schließen, sondern daß *vor* aller Wirtschafts- und *Sozialpolitik* die Ethik steht.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter *von Lama*, Füssen.

Die katholische Kirche allein ist die von Gott gewollte, dem Ewigkeitszwecke der Menschheit dienende, organisch gegliederte Gemeinschaft, geheiligt durch ihren Stifter Christus, und auf dieser Erde von ihm durch das Zwischenglied des *Papstes* geleitet. Romwärts wird daher immer wieder zuerst der Blick geführt, wenn wir die die Welt umspannenden geistigen Bande verfolgen, dorthin gravitiert das ganze kirchliche Leben. Es ist in Rom ein ewiges Kommen und Gehen. Dem englischen Kardinale Bourne folgte auf dem Fuße der Erzbischof von Wien, Kardinal *Piffl*, dem Pius XI. seine Freude ausdrückte, daß sich Oesterreichs Verhältnisse dank der nimmermüden Tätigkeit des Bundeskanzlers Dr. Seipel stetig bessern. Immerhin ist die Notlage dort vielfach noch sehr empfindlich; so werden am 16. ds. in allen Kirchen der Wiener Erzdiözese Sammlungen für die notleidende Studentenschaft zur Errichtung von Studentenheimen veranstaltet. Dabei gibt das katholische Oesterreich noch fortgesetzt reichlich zur Linderung der deutschen Not. Sodann erschien der Erzbischof von Boston, Kardinal *O'Connell*, aus dem Hl. Lande zurückkehrend, wo angesichts der Wühlarbeit der nordamerikanischen Sekten das Erscheinen eines amerikanischen Kardinals außerordentlichen Eindruck machte und viel zur Zerstörung des Glaubens beitrug, amerikanisch sei gleichbedeutend mit protestantisch. Wie steht es im *Hl. Lande*? Nach dem letzten Bericht der Franziskaner-Kustodie (ein Jahrfünft umfassend) konzentrierte sich die Haupttätigkeit auf die Fertigstellung der Tabor- und Gethsemane-Basiliken. In Nazareth konnte die St. Josephskirche dem Kult übergeben werden, zu Kapharnaum wurden die Ausgrabungen beendet, in Emaus das Seraphische Kolleg erweitert und in Jerusalem, Emaus, Jaffa, Nazareth, Tiberias und auf dem Tabor die Pilgerhospize restauriert. Zu Ain Karem erstand ein Kloster der Franziskanerinnen, und 540 Waisenkinder erhalten in den verschiedenen Anstalten ihre Erziehung. *Aegypten* sah die Einweihung des Franziskus-

Denkmals, Ramle und Ibrahimieh die Vollendung ihrer Kirchen. Zu Port Said erstand ein neues Kloster, zu Ismailia und Suez neue Kirchen. In Syrien konnte das große Kolleg zu Aleppo wiedereröffnet werden; es zählt jetzt 1200 Kinder. Auch die Häuser zu Knaje, Kessab, Badschagah und Damaskus erstanden wieder; hier und zu Latachia sind auch neue Unternehmungen vorgesehen. Auf Cypern wurden die Schulen verbessert, zu Limassol ein Mädchenkonvikt errichtet. In Armenien hat islamitischer Fanatismus die Missionsstationen zu Maraasch, Aintab, Donkale, Mudschinkderesi, Jenizekale, Kars-Pazar zerstört; ihm fielen auch die PP. Albert Amarisse, Francesco de Vittorio, Stefano Jaliacantian, die Brüder Alfred Dollenez und Salvator Sabatini mit 32 Waisen zum Opfer. — Das geschäftskundige griechisch-schismatische Patriarchat in Jerusalem nützt die amerikanisch-protestantischen Wiedervereinigungsversuche unter der Vorspiegelung der falschen Tatsache der „Rettung der heiligen Orte", um die unkundigen Thebaner im Dollarlande kräftig zu schröpfen. Die britisch-jüdische Justiz in Jerusalem ihrerseits verurteilte u. a. zwei Franziskanerbrüder, weil sie sich beim Ueberfall der Freitagsprozession durch die Kopten zur Wehr setzten. Am 9. Dezember verteilte der Oberkommissar Sir Herbert Samuel nach einer kirchlichen Feier in der englisch-protestantischen Kirche an die teilnehmenden schismatischen Patriarchen, den Oberrabbiner und Ober-Mufti an der Pforte die vom König von England ihnen verliehenen Ordensauszeichnungen; die Vertreter der katholischen Kirche und der katholischen Mächte lehnten zum großen Aerger des Kommissars diese auch ihnen zugedachte Lakaienrolle gegenüber der Mandatarmacht ab und hielten sich fern. Der Anglikanismus ist sichtlich bemüht, sich mit Hilfe der Schismatiker einzunisten und den katholischen Einfluß zu verdrängen; als Teil der Gegenaktion ist der jüngste englische Pilgerzug unter Führung des englischen Kardinals anzusehen. In Syrien erließ das französische Militärkommando strengste Vorschriften zum Schutze des — jüdischen Kultes. In der Türkei weht Kulturkampfluft, was bei einer Freimaurerregierung eigentlich selbstverständlich ist. Der Trennung des Sultanates vom Kalifat folgte jetzt der Beschluß, letzteres überhaupt aufzuheben, gleichgültig, was die übrige mohammedanische Welt dazu sagt. Aber auch nach der christlichen Seite hin wirkt dieser Geist. Eine Regierungsverordnung verfügt für alle christlichen Schulen die Beseitigung aller religiösen Abzeichen, also des Kreuzes; ferner die Einführung des Türkischen, Erteilung des Geschichts- und Geographie-Unterrichts durch von der Regierung ernannte Mohammedaner auf Kosten der Schulen, wobei das Gehalt die Regierung festsetzt; Ausländer bedürfen besonderer, hochbesteuerter Genehmigung des Unterrichtsministers und die Schulbücher unterliegen künftig der mohammedanischen Zensur. — In Mesopotamien haben die Karmeliten ihre durch den Krieg zerstörte Mission, so gut es ging, wieder aufgebaut; die Türken hatten dort im Kriege gehaust wie — eben Türken. 1918 konnten das Kolleg und Waisenhaus zu Bagdad wiedereröffnet und vergrößert, zu Bassorah und Amarah die Schulen wieder eröffnet werden. Leider macht sich die britisch-protestantische Schulkonkurrenz stark fühlbar; alle dortigen katholischen Anstalten stehen in starkem Mißverhältnis zu den Bedürfnissen, es fehlt aber auch an einer großzügigen Werbearbeit auf katholischer Seite zur Beschaffung der nötigen Mittel.

Wir sind von Rom weit abgekommen; kehren wir wieder dorthin zurück, um auch den Westen zu Wort kommen zu lassen. Am 24. Februar brachte die feierliche Verlesung des bezüglichen päpstlichen Dekretes den Seligsprechungsprozeß der Stifterin der Schwestern vom guten Hirten, der M. Maria Euphrasia Pelletier zum Abschlusse. Ihre Genossenschaft zählt heute nach nicht hundert Jahren 282 Klöster, in denen 9000 Schwestern die gefallene weibliche Jugend sammeln und sittlich wiedererheben.

Gute Beziehungen zum Papste pflegen zu wollen hat der neue Präsident der chinesischen Republik, Marschall Tsao-Kuen, in einem Handschreiben an den Papst den Wunsch ausgesprochen. Daß der Hl. Stuhl China ganz besondere Aufmerksamkeit widmet, beweist eine hochbedeutsame Maßnahme, nämlich die Errichtung der apostolischen Präfektur Pu-Tschi (Ost-Hupe) und ihre Uebergabe an den einheimischen chinesischen Weltklerus zu selbständiger Verwaltung. Damit ist die Ernennung des ersten chinesischen Bischofes in nahe Aussicht gerückt und die lange festgehaltene Rasseneinheit in der katholischen Hierarchie erleidet damit erfreulicherweise eine weitere Bresche; es ist der Anfang mit einer einheimisch-chinesischen Hierarchie gemacht.

Nach der Seite Sowjetrußlands, das z. Zt. große Anstrengungen macht, seine internationale Geltung durchzusetzen und am 10. Februar in allen russischen Kirchen Dankgottesdienste (!) anordnete, weil England den Bund der sozialistischen Räterepubliken anerkannt hat, bewahrt der Hl. Stuhl größte Zurückhaltung. Er erklärt, daß weder von einer de jure- noch von einer de facto-Anerkennung z. Z. die Rede sein könne, nachdem die katholische Kirche immer noch Gegenstand gehässigster und ungerechtester Verfolgung ist und immer noch an sechzig Priester und Ordensfrauen, die nichts sich zu schulden kommen ließen, als daß sie nach ihrem katholischen Glauben lebten, in den Gefängnissen schmachten. Uebrigens ist nicht einmal die selbstlose caritative Tätigkeit des Hl. Stuhles in Rußland von Feindseligkeiten der Behörden verschont; sie muß sich derselben fortwährend erwehren. Leider besteht begründete Hoffnung auf eine Sinnesänderung der russischen Regierung nicht. Auch die Aufnahme diplomatischer Beziehungen kommt unter diesen Umständen nicht in Frage.

Ueber die Haltung des Hl. Stuhles im Weltkriege hat sich längst die ganze Menschheit ihr Urteil gebildet und es lautete, daß er unter größten Schwierigkeiten es verstanden hat, absolute Unparteilichkeit zu wahren. Wo immer sie aber bisher angezweifelt wurde, waren es blinder Haß und Voreingenommenheit, die das sachliche Urteil trübten und schließlich vor der Macht der Wahrheit das Feld räumen mußten. Es war stille geworden in dieser Hinsicht und nur beim Hinscheiden Papst Benedikts XV. ließ sich in Deutschland noch einmal eine solche Stimme vernehmen, die des protestantischen Berliner Reichsboten. Weshalb ich sie nenne? Weil ihre Behauptung und ihre Beweisführung höchst merkwürdig sich mit dem deckt, was in diesen Tagen General Ludendorff vor den Schranken des Gerichtes aussagen zu müssen geglaubt hat. Seine Vorlesungen über die „ultramontane Frage", die in dilettantenhaftester Weise sich krampfhaft bemühte, rein politischen Vorgängen kirchliche und konfessionelle Motive unterzuschieben, interessieren uns höchstens wegen ihres Mangels an Sachlichkeit. Erst da, wo er auf die katholische Kirche und ihre Einrichtungen losgeht, beschäftigen uns seine Streiche. Er stellt den Satz hin, daß „während ganz Deutschland um sein Dasein kämpfte, der Vatikan deutschfeindlich war. Frankreich wurde begünstigt." Als Beweis mußte man eine die Hauptphasen der politischen Kriegführung behandelnde Gegenüberstellung der Haltung erwarten, die Rom jeweils einnahm und diese Gegenüberstellung mußte für und wider alles abwägen, sich auf einwandfreie Dokumente ohne jede einseitige Auswahl stützen. Man mußte ferner erwarten eine Darlegung des Wesens und Zwecks der katholischen Kirche nach den Willenskundgebungen ihres göttlichen Stifters, einen Entwurf wenigstens ihrer übernatürlichen Aufgaben gegenüber allen Zeiten und Völkern und dann mußte gesucht werden, wie sich mit diesen Grundlinien das Wirken Benedikts XV. während der Kriegsjahre deckte. Was wurde uns in Wirklichkeit geboten? Eine seichte, gedankenarme Zusammenklitterung unbewiesener Behauptungen, ein paar aus ihrem Zusammenhange gerissene Worte, Einzelgeschehnisse ohne jede verbindende Idee, Beschuldigungen, aufgebaut auf parteiische und oberflächliche Zeitungslektüre, längst widerlegte Geschichtslügen aus dem Arsenal des Evangelischen Bundes. Es liegt auf der Hand: der Beweis der Deutschfeindlichkeit des Vatikans im Weltkriege und der Begünstigung Frankreichs könnte niemals nur aus einem womöglich noch in falsches Licht gesetzten Worte, aus einer Handlung allein, sondern nur aus der Summe aller Handlungen und Worte entnommen werden; diesen Beweis anzutreten macht Ludendorff nicht einmal den Versuch. Er behauptet, die Papstnote vom 1. August 1917 wollte Deutschland um die Früchte seines Sieges bringen. Tatsache ist, daß damals wohl eine leider nur vorübergehend günstige Kampflage bestand, der Sieg selbst aber nicht. Und der italienische Außenminister Sonnino lehnte in der Kammer unterm 25. Oktober 1917 die Papstnote als Verhandlungsgrundlage wegen ihrer einseitigen Begünstigung Deutschlands ab. Ludendorff bemängelt die Haltung des Vatikans in der Ruhrfrage, und muß sich sofort von Baron Cramer-Klett den Nachweis des genauen Gegenteils erbringen lassen (Bayer. Kurier Nr. 63 v. 3. III.). Er bemängelt das nichtverweigerte kirchliche Begräbnis des Selbstmörders Kühles und muß sich von Generalvikar Buchberger belehren lassen, daß die ihm unbekannten Umstände die Haltung der Kirche vollkommen rechtfertigen. Er reißt das Wort des Papstes Benedikts XV., er bedauere, „nur dem Herzen nach

Franzose zu sein", aus dem Zusammenhange und verschweigt die vom Papste selbst gegebene Begründung, nämlich weil er als Italiener nicht so vollen Anteil an der Freude über die Heiligsprechung ihrer Landsmännin, der Jungfrau von Orleans zu nehmen imstande sei, wie ein Franzose. Und wo bei einer rein religiösen, kirchlichen Feier (nach dem Krieg!), wie es die Verlesung jenes päpstlichen Dekretes der Ritenkongregation war, das Oberhaupt der Kirche von der Bereicherung des Ruhmes des katholischen Frankreich durch eine neue französische Heilige spricht und Frankreich in diesem Zusammenhange und Sinne eine „weitere Mehrung seines Ruhmes" wünscht, legt Ludendorff des Papstes Worten den Sinn „auf Kosten Deutschlands" unter, der hier ganz unmöglich ist. Und dabei behauptet er, sich mit all diesen Dingen eingehend beschäftigt zu haben! Wir haben den Eindruck, daß hier gewisse Kreise, die den Kampf der Konfessionen entfachen wollen, die protestantischen Instinkte und die Unfähigkeit Ludendorffs, sich in etwas ihm Fremdes irgendwie einzufühlen, insbesondere auch seine Vertrauensseligkeit mißbrauchten, um ihn als Sturmbock für noch uneingestandene Zwecke zu verwenden. Wir wissen noch nicht, wie das Urteil ausfällt; nach unserem Erachten braucht er nicht mehr gerichtet zu werden, er hat sich schon selbst gerichtet. — Das Münchener Hauptorgan der Völkischen, die Großdeutsche (!) Zeitung, gab (Nr. 34) eine unerhörte Beschimpfung des Kardinals Faulhaber aus dem Mund des thüringischen völkischen Abgeordneten und Spiritisten Dr. Artur Dinter wieder. Der Münchener Oberhirt wird als Exponent der Instanzen bezeichnet, die an dem planmäßigen Massenmord an deutschvölkischen Führern (am 9. Nov.) schuld gewesen. Quousque tandem?

Stefan Raditsch, der Führer der kroatischen Bauernpartei, hielt in der Sozialen Sektion der Wiener Leo-Gesellschaft einen Vortrag über die Universalkultur des Katholizismus, wobei er die Sendung Kroatiens als einer katholischen Vormacht der freien Kirche Christi zeichnete, aber ebenso die europäische, menschliche, christliche und katholische Mission Oesterreichs unterstrich.

Etwas über Stimmung und Stimmungsmache.

Von Richard Oettl, z. Z. Landeck in Tirol.

Zu unruhigen Zeiten, in denen die einander überstürzenden Ereignisse kaum mehr Zeit zum ruhigen, klaren Denken lassen und die Menschen von einer Aufregung nach der andern heimgesucht werden, stehen wohl die allermeisten im Bann der geheimnisvollen Macht der Stimmungen. Da erscheinen bei tieferem Zusehen die Worte und Handlungen überwiegend als Ausfluß der Stimmungen. Unsere Zeit ist bewegt genug und überreich an Beispielen für das Auftreten und die Wirkungen der Massenpsychose, der Ergriffenheit der Volksmassen von gewissen Stimmungen. Manche solcher Wirkungen können verhängnisvoll werden und waren es auch; deshalb ist es angebracht, etwas eingehender Stimmung und Stimmungsmache zu behandeln.

Am kürzesten und besten hat wohl Goethe mit den Worten „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" die Eigenart des Stimmungsmenschen gekennzeichnet. Schon die unmittelbare Zusammenstellung der beiden Gegenpole höchster Lust und tiefsten Leides in der Welt der Stimmungen läßt die schnelle Wandelbarkeit der Stimmungen beim ausgesprochenen Stimmungsmenschen erkennen. Aus dieser raschen Umstimmbarkeit muß man aber auf Unverläßlichkeit schließen. Zudem erscheinen diese oft sogar plötzlich erfolgenden Stimmungswechsel völlig unbegründet; daher verlieren Menschen, deren Stimmungen öfter so rasch wechseln, allmählich jede Möglichkeit, von anderen verstanden zu werden. Das ist eine oft unerkannte Quelle des Mißverstehens und Mißtrauens. Völliges Beherrschtwerden von ungeordneten und ungezügelten Stimmungen bringt den Menschen in der Regel dazu, nicht recht zu wissen, was er will. Die Folge davon ist Mangel an Entschlußfähigkeit, der keine rechte Tatkraft aufkommen läßt. Diese wenigen Beispiele nachteiliger Folgen eines Ueberwucherns der Stimmungen lassen zur Genüge erkennen, daß der bloße Stimmungsmensch dem Leben niemals gewachsen ist. Wirksame Hilfe dagegen bringt selbstverständlich nur Erziehung des Willens und des Charakters.

Niemand wird leugnen, daß in einer gehobenen, freudigen Stimmung sich leichter und wonniger leben läßt und alles besser gelingt, als in einer gedrückten, traurigen. Was ich also gegen Stimmung überhaupt sagte und sagen werde, betrifft nur die unrechten. Die rechten befürworte ich jederzeit. Ein völliges Abtöten des Stimmungslebens kann man auch weder verlangen, noch erreichen. Gute Stimmungen sind ein geistiges Lebenselixier, sie sind notwendig zur Frischerhaltung des Lebens und Steigerung aller seiner Kräfte. Sie üben an Geist und Seele eine ähnlich wohltuende Wirkung wie Kölnisches Wasser an einem abgespannten Körper, den Uebelkeit zu befallen droht. In unserer freudenarmen und leidvollen Zeit dürften einige Grundsätze zur Erhaltung guter Stimmung gewiß willkommen sein.[1]) Das Wort Erhaltung hat hier den doppelten Sinn, gute Stimmung zu bekommen und die erlangte sich zu erhalten. — Kein Mensch möge all das Gute und Schöne, das er schon hat, über all dem Guten und Schönen, das er noch haben möchte, übersehen und vergessen. — Gott vergißt keinen Menschen jemals so ganz, daß dieser nichts, aber auch gar nichts Gutes und Schönes sein eigen nennen könnte. Jeder kann sich also mit dem trösten, was er hat. Viele Menschen lassen sich leicht „die Stimmung verderben". Sie verhalten sich dabei in vielen Fällen wie Leute, die keinen Dachdecker oder Schornsteinfeger auf einem Dache arbeiten sehen können, und doch immer wieder dazu hinaufschauen. Die Nutzanwendung aus diesem Vergleich läßt sich leicht ziehen. — Und sieht man auf seinem Lebensgang bei seinen Mitmenschen Unglück, Not und Kummer (was schlechterdings unvermeidlich ist, so oft man auch die Augen davor schließen mag), so verdirbt man sich freilich die Stimmung, wenn — man sich nur Grauen und Stoff zu sentimentalen Betrachtungen davon holt und obendrein sein Gewissen mit der Unterlassungssünde beschwert, nichts zur Behebung dieses Unglücks und dieser Not und zur Linderung dieses Jammers getan zu haben. Man wird sich aber eine unsagbar glückselige Stimmung schaffen, wenn man mutig und tatkräftig Hilfe geleistet hat. — Um sich im eigenen Unglück und Leid gute Stimmung zu bewahren, weiß gerade der echte Christ am besten, welche Mächte ihm zu Gebote stehen und was er tun soll. Die Ergebung in Gottes heiligen Willen und die Zuversicht, daß alles, was der Herr tut, wohlgetan ist, dazu die Hoffnung, sich durch Aufopferung alles geduldig Ertragenen unverlierbare und unzerstörbare Verdienste für die Ewigkeit zu sammeln, reichen wohl aus, durch eine ganze irdische Prüfungszeit hindurch die gute Stimmung (hier aber im weitesten und höchsten Sinne!) nie zu verlieren. Das weiß allerdings nur der so recht, der es selbst erprobt hat.

Stimmungsmache im eigentlichen Sinn ist die Beeinflussung eines Menschen durch einen andern zur Erzeugung einer Stimmung, die ohne dieses Zutun kaum entstünde. Der Mensch besteht in jedem Augenblick seines Erdenlebens aus Leib, Seele, Nerven und noch manchem andern. All das spielt immer irgendwie zusammen, deshalb geht es wohl bei keiner gegenseitigen Beeinflussung der Menschen ganz ohne irgendsolche Stimmungsmache ab. Stimmungsmache im uneigentlichen oder weiteren Sinn; denn jede Beeinflussung eines Menschen, gleich welcher Art, wird auf seine Seele einen Eindruck machen, also eine Stimmung hervorrufen. Diese Art Stimmungsmache ist meist ungewollt und immer unvermeidlich, aber in der Regel unbedeutender, als die gewollte. Hochwichtig ist nun die Frage, wann Stimmungsmache im eigentlichen Sinn, also gewolltes und planmäßig betriebenes Hervorrufen einer Stimmung in einem Menschen durch einen andern, bedenklich und verhängnisvoll wird und wann sie verbrecherisch ist. Stimmungsmache zur Erzeugung guter, edler Stimmungen, denen ebensolche Taten entsprießen sollen, wird niemand verurteilen, vielmehr jeder rechtschaffene Mensch begrüßen und fördern. Aber Stimmungsmache, die auf die Emporpeitschung und Entfesselung der bösen Leidenschaften hinausläuft, ist immer bedenklich, verhängnisvoll und verbrecherisch zugleich, und das alles um so mehr, auf je größere Massen sie eingestellt wird und wirkt. Bedenklich wird Stimmungsmache im allgemeinen auch schon von dem Punkte der Entwicklung der zu machenden Stimmung, von dem ab der Stimmung Machende diese Entwicklung nicht mehr überschauen, voraussehen und lenken kann. Solange die Psychologie, die Lehre vom Innenleben, noch auf der heutigen im Vergleich zu ihrem Feld und ihrer Aufgabe verhältnismäßig niederen Entwicklungsstufe bleibt, ist Stimmungsmache selbst in den bescheidensten Grenzen immer ein Spiel mit dem Feuer der menschlichen Leidenschaften. Die Entwicklung von Stimmungen in der

[1]) In diesem Zusammenhang darf ein Hinweis auf das wohlbekannte, prächtige Buch „Mehr Freude" von Bischof Keppler von Rottenburg (Freiburg, Herder) nicht unterbleiben.

Seele eines Anderen kann ja kein Mensch ganz überschauen und in seiner Gewalt behalten. Denn ins Innere eines andern kann man nie ganz sehen, und je tiefer, desto dunkler sind die Abgründe der Menschenseele. Die Erfahrung hat überdies gelehrt, daß es immer leichter ist, böse und unheilvolle Stimmungen in den Massen zu erregen, als gute und heilsame. Die Geschichte der Stimmungsmache in der Oeffentlichkeit durch Redner und vor allem durch die Presse hat dies tausendfach traurig bestätigt. Wohl das umfassendste und furchtbarste Beispiel dafür war in unserer Zeit die Stimmungsmache für einen Weltkrieg gegen die Mittelmächte. Ein interessantes Buch von Ferdinand Avenarius „Die Mache im Weltwahn" (Berlin 1921, Verlag Reimar Hobbing) bringt von dieser Stimmungsmache so viele abscheuliche Proben, daß auch der Ungläubigste durch sie bekehrt wird.

Bedenklich und verbrecherisch wird Stimmungsmache auch dann, wenn sie die Ueberzeugung oder den Willen eines Menschen ohne dessen Einverständnis ändern oder aufheben und durch etwas anderes ersetzen soll. Fortgesetzte Stimmungsmache als Waffe gegen die Ueberzeugung oder den Willen anderer wird notwendig Geistes- und Gewissensfreiheit vernichten.

Kurz noch etwas zur Stimmungmache in der Oeffentlichkeit durch die Presse. Wie erklärt sich der gewaltige hypnotisch-dämonische Einfluß des gedruckten Wortes auf die Masse? Die Masse ist unfähig zum Denken und Urteilen. Beim denkenden und fühlenden Menschen verteilt sich der Eindruck, den das Gelesene macht, auf Geist und Seele. Der Geist verarbeitet, soweit er kann, den auf ihn gemachten Eindruck und oft auch noch den auf die Seele gemachten. Bei der denkunfähigen Masse fällt die ganze Wucht des Gesamteindruckes auf die Seele allein. Infolgedessen wird die ausgelöste Stimmung ungleich stärker sein, und je elementarer sie ausfällt, um so unmittelbarer muß sie dem Willen der Stimmung Machenden entsprechen. So erklärt sich die Wehrlosigkeit der Masse gegen jede öffentliche Stimmungsmache, besonders die der Presse.

Die größte Macht, die je auf der Erde gewirkt und die ihr Angesicht erneuert hat, war das Christentum. Auch das Christentum mußte sich erst an die Menschen wenden. Zum fundamentalen Unterschied von allen Mächten, die sich durch Stimmungsmache an die Menschen wenden, hat das Christentum nie Stimmungsmache betrieben, sondern immer unmittelbar an die Gewissen appelliert. Deshalb liegen sicher auch im Christentum Kräfte verborgen, die zur Bekämpfung der modernen, so verheerend wirkenden Stimmungsmache aufgerufen werden könnten.

Wort, Geste, Bühne und Volkstum.

Von D. Joh. Albani.

Die Entwicklung der Schauspielkunst und des Schauspieles ist die Entwicklung des rechten Verhältnisses von gesprochenem Wort und körperlicher Bewegtheit in weitestem Sinne, mit dem Ziele, Menschenleben im Zusammenspiel zu vergegenwärtigen.

Die Ausdrucksfähigkeit von Wort und Geste läßt sich auf der Bühne steigern durch Mitdarstellung oder Abdämpfung der örtlichen Umgebung, je nachdem es gilt, das persönliche Moment im Träger der Handlung mehr zu isolieren oder mehr als einen Teil des großen Gesamtgeschehens begreiflich zu machen. Man kann den Hamlet mit Vorteil vor dunkelroten Draperien spielen, aber nicht den Wallenstein.

Mit entsprechender Einschränkung kann man sagen, daß im Worte mehr die menschliche Gemeinschaft, in der Geste die Persönlichkeit mehr zum vernehmbaren Ausdruck beiträgt. Daraus folgt zweierlei: Einmal, daß sich die Menschen um so lieber der Geste bedienen werden, je leichter sie sich mit Hilfe dieser stummen Dienerin verständigen können, das heißt, je weiter die Gemeinsamkeit der Lebensauffassung und des Lebensempfindens geht. Zum anderen ist unter solchen Umständen ein besonders günstiger Boden für das Gedeihen der Bühne zu erwarten, weil ihre künstlerischen Mittel dieselben sind, die jeder im alltäglichen Leben mit Vollendung anwendet. Wien, Innsbruck bestätigen das, um nur auf deutschem Boden zu bleiben. Völlig fehlt die Erscheinung aber nirgends, daß sich Volks- und Stammeseigenart in Wort und Geste auf Brett oder Brettl vernehmen und vernehmen lassen möchten, ein Beweis, wie viel dem Volke an der Pflege gemeinsamer Ausdrucksform liegt und wie viel es von der Bühne dafür erhofft.

Ist also ein starkes Gemeinschaftsempfinden einer Bevölkerung ein höchst wichtiger Faktor für das Gedeihen einer gesunden Bühnenkunst, so vermag diese ihren Gegendienst dadurch zu leisten, daß sie den guten Geschmack in der Form des Ausdrucks pflegt und sichert, heilt und erneuert. Wie in der bildenden Kunst, so ist auch hier das Natürliche der Gesundbrunnen, aus dem beide Teile sich gegenseitig erquicken.

Das Volk bietet der Bühne den Stoff in Leben und Dichtung, die Bühne aber tut dem Volke eine geläuterte Anschauung seiner eigenen Form in Wort und Geste auf. Hier darf es sich erkennen und sich seiner selbst freuen. So erstarkt das Gefühl für Gemeinsamkeit, das Gefühl des Wertes, den alle haben und keiner für sich hat, obwohl jeder für ihn einstehen muß. So regt sich und so wächst gemeinsame Kultur.

Ein feines Gefühl für das Echte in Sinn und Wort und Geste ist darum eine der ersten Bedingungen für den, der eine Bühne leiten soll. Das läßt sich wecken durch Freude an der Marionette, pflegen durch Studium des künstlerischen Tanzes, betätigen nicht nur auf und vor der Bühne, sondern in jedem Augenblick, der Menschenkenntnis von uns verlangt. Wir haben z. B. in München zwei Bühnenkünstler, bei denen die Form des Ausdruckes besonders markant zu Feinheit, Kraft und Wahrheit entfaltet ist, Richard Kellerhals und Hilde Herterich. Es gibt nichts Verschiedeneres als diese zwei. Aber das Ungewollte, zur andern Natur Gewordene entscheidet hier wie dort den Sieg. Bei klarer Erkenntnis dieses Wesentlichsten der Bühnenkunst ist für jeden, der überhaupt zum Schauspieler taugt, viel mehr zu erreichen, als man meint. Und die Bühne ist die verdienstvollste, die je nach dem Anlaß in froher Laune oder Kraft der Empfindung ihren Gliedern dazu hilft, in klarem, durch keine Prätention gestörtem Zusammenspiel sich so zu bewegen, daß jede Bewegung — Bewegung in weitestem Sinne — in jedem Augenblick als die einzig mögliche erscheint.

Mit geringer Befriedigung sah ich in München Shakespeares Julius Cäsar. Die Regie hatte die Zeit der Handlung in ihren Lebenswurzeln nicht verstanden und verstand darum auch das Umpflanzen in die Gegenwart nicht. Die zarten Wurzeln waren gerissen, die Pflanze nicht lebensfähig. Für solche Aufgaben bedarf der Leiter lebendiger historischer Intuition, die das Charakteristische erfühlt und doch allenthalben das gleiche Leben wiederzuerkennen weiß.

Der historischen Intuition muß sich die menschliche beigesellen. Der Umkreis menschlicher Leidenschaft muß irgendwie bereist sein. Schiller spricht einmal von einem Menschen, den alle Leidenschaften bewohnt und wieder verlassen hätten. Aehnliches sollte von einem Bühnenleiter gelten. Doch wird ihm die gewonnene Einsicht wenig helfen, wenn ihm nicht die Kraft einer Empfindung und die Leidenschaft für seine Kunst geblieben ist; diese so, daß er sie wecken kann, wenn er will.

Solche Mittel wohlgeleiteter und wohlausgeübter Bühnenkunst sind dazu da, die Geste des Volkes, seinen Stil erpflegen zu helfen. Wie weit ist unser Volk noch von diesen Zielen entfernt! Vor mir liegt der Sammelband 1924 der Zeitschrift des Bühnenvolksbundes.[1]) Welch eine Fülle von Streben vielgestaltigster Art, den deutschen christlichen Menschen zum Reden, zum Sichbewegen, zur Form zu bringen. Wie gärt es, wie drängt und ringt alles! Wie treulich erhofft man das, was man ersehnt, von der Bühne und glaubt sich gerade hier des Zieles so jugendlich sicher! Mit gutem Glück greift man zu alten, einfachen Stoffen, die große, einfache Haltung und Bewegtheit bedingen. Und daneben die leidenschaftliche Sehnsucht, sich selbst als Menschen, Christen, Deutschen wahr und klar zum Ausdruck zu bringen!

Wenn eine Jugend, durch hartes Volksgeschick auf die Wunder der eigenen Brust gewiesen, so redlich emporstrebt, dann darf ihr auch die erhabene Stätte, dürfen ihr die reichen, altgewonnenen Mittel nicht vorenthalten werden, durch die sie sich lauter und rein vernehmen lassen und vernehmen kann. Der Ring zwischen abgeklärter Kunst und nach Klärung verlangendem Können muß sich schließen, damit der große Augenblick in seiner Fülle erlebt werden kann, der den Durchbruch der neuen Zeit bedeutet.

Mächtigeres als die Kunst der Bühne und den Drang der Jugend gibt es, das schließlich den großen Tag heranzwingen wird. Aber Jugend und Kunst werden es sein, die seine Strahlen als ihnen gehörig grüßen dürfen. Wer ehrlich mit daran geschafft hat, wird es ihnen nicht neiden.

[1]) Herausgegeben von Wilh. Carl Gerst. Zeitschrift des Bühnenvolksbundes. Verlag Frankfurt a. M.

Vom Büchertisch.

Hirtenbriefe des deutschen Episkopats 1923. Paderborn 1923. Verlag und Druck der Junfermannschen Buchhandlung, Verleger des Hl. Apostol. Stuhles. Preis 3 *M.* — Sentire cum ecclesia! Wie sehr fehlt es noch daran bei uns deutschen Katholiken. Es ist in anderen Ländern nicht besser. Wo es sich darum handelt, Grundsätze für das Gemeinwesen, die Familie, das persönliche Leben, die Erziehung, die Frauen-, die Arbeiterfrage und alles mögliche aufzustellen, fragen wir die verschiedensten Autoritäten, vorzüglich nichtkatholische, aber selten unsere von Gott gesetzten Lehrer. Wieviel Irrwege konnten z. B. vermieden werden, hätten die kathol. Arbeiterführer sich ohne links oder rechts zu blicken, allein nach den Richtlinien der Päpste und Bischöfe verhalten. — So ist die Verbreitung der päpstlichen Rundschreiben und bischöflichen Hirtenbriefe eine der ersten katholischen Aufgaben. Junfermanns Verlag bringt hier eine handliche Sammlung deutscher Hirtenbriefe von 1923. Sie scheint vor dem Erlaß des gemeinsamen Hirtenschreibens vom 23. Aug. 1923 (Ueber Völkerhaß und Völkerfrieden) abgeschlossen zu sein, sonst dürfte dieses nicht fehlen. Leider stehen nirgends die Anlässe und Daten der einzelnen Briefe. Das tut aber der Wirkung nicht viel Eintrag, um so weniger, als ein Sachregister die Ausgabe zu den verschiedensten Zwecken brauchbar macht. Joseph Riedhammer.

Die kleine Passion. Gedichte von Georg Mönius. Bamberg, Görres-Verlag. Gr. 8°. 41 S. — Keine Dichtung, die gleich gefangen nimmt. Dafür ist sie in Art und Aufbau für den ersten Eindruck zu herb, fast hart. Man muß erst gelernt haben, sich in sie zu versenken, sich ihr hinzugeben. Dann blüht sie auf und trägt alsbald Frucht, bis zur hundertfachen. Das scheinbar Ureinfache öffnet dann mystische Weiten und Tiefen. Nicht immer. Jedenfalls aber gibt sich hier stets ein Eigener, dem nachgegangen werden sollte. Inmitten der Herbe so viel Zartheit, daß man sie zuletzt als das Vorherrschende empfindet. Wohl auch mal scharfe Bitterkeit (s. Die Pharisäer). Da spürt man gleich das Persönliche und neigt deshalb, von vornherein, zur Ablehnung: Ablehnung eines vermutlichen persönlichen Irrtums. — Welcher Künstler in Mönius als Versteher hohen Künstlertums steckt, zeigen die dem ganzen harmonisch angefügten Stücke Fiesole, Albrecht Dürer (dessen Kleine Passion das Deckelblatt des kartonnierten Heftes adelnd schmückt), Novalis, Hölderlin, Sebastian Bach, die Matthäus-Passion. Nach dem eigenartigen „Passionslied“ dürfte das „Karwoche in einem Frankenwalddorf“ überschriebene Schlußgedicht als solches einigermaßen überraschen, wenn man es nicht als Frohklang aus des Dichters ländlicher Umgebung auf das österliche Jubelfest zu deuten gewillt ist. E. M. Hamann.

St. Augustini Confessiones. Die Geschichte einer Menschenseele. In Auswahl herausgegeben von Wolfschläger und Koch. 1. Text. Münster i. W. 1923. Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker. Gr. 0.50 *M.* — Wiederum pocht das Leben laut an die Tore der Schule. Dem Ciceronianismus, um dessentwillen der Humanist Bembo, Kardinal der römischen Kirche, die Briefe des hl. Paulus nicht lesen mochte, wird in wachsendem Maße zu Leibe gerückt. Warum sollen „Die Bekenntnisse“, dieses modernste Buch der Antike, nicht von unseren Primanern gelesen werden? Gelingt es dabei dem Lehrer, die wesentlichen Linien abendländischer Entwicklung deutlich zu machen und die Schülerherzen sich einleben zu lassen in den Zusammenhang, der die christlichen Völker einst umfing und in wachsendem Maße neu umfangen soll, dann ist mit organischer Bildung der Anfang gemacht. H. P.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Der größte Lacherfolg Wiens heißt es auf großen Plakaten, die zur Erstaufführung des „Lampenschirms“ luden. Auch hier wurde gelacht; ob nicht schon oft mehr gelacht wurde, sei dahingestellt. Der Verfasser sagt den Leuten ganz deutlich, nichts sei so dumm, es fände doch sein Publikum. Man kann also nicht sagen, daß er mit verdeckten Karten spiele. Es sind da in dem Stück zwei junge Künstler, die wollen ein „Stück“ schreiben. Da ihnen aber nichts einfällt, nehmen sie alle die zusammenhanglosen Zufälligkeiten, die auf sie hereindrängen, als Stoff. So, jetzt kann der Vorhang fallen, heißt es, wenn wieder einmal ein bischen Handlung gediehen ist, und wie die Witze wirken, wird durch Apostrophierung des Publikums gelegentlich festgestellt. Auch ein Schwankdichter muß seine Arbeit künstlerisch ernst nehmen. Diese spielerische Selbstbewitzelung hebt die Wirkung auf; gelegentlich ist man dem Bierulk und Zirkusspäßen sehr nahe. Die literarische Maske ändert daran nichts. Daß das Stück „kein Stück“ sich betitelt, ist auch so eine selbstkritische Nuance. Vielleicht könnte man dies alles noch hinnehmen, wenn nur irgendwann und wie ein Funke Humor aufleuchten würde. Aber diese hundeschnäuzige Witzboldigkeit hebt letzten Endes die Wirkung des Theaters auf. Haben die Künstler dieses Stück von Karl Götz wenigstens gut gespielt? Figuren, die doch Theaterpuppen bleiben, hinzustellen, ist nicht schwer und was der Verfasser erstrebt, ist mit guter Laune geschehen. Mehr zu geben, über die Absichten des Dichters hinaus, hat wohl niemand versuchen können. Dem Stücke folgte: Der Hund im Hirn, eine schon früher hier gesehene Groteske des gleichen Autors. Ein Professor macht dem Liebhaber seiner Frau vor, daß der Hund, der ihn gebissen, von Tollwut befallen ist. In seiner Todesangst benimmt sich der Kavalier so erbärmlich, daß die junge Frau wohl für immer von ihrer Liebe geheilt sein dürfte. Auch in dieser drastischen Farce vermisse ich schmerzlich den Humor, der das Brutale zu mindern vermöchte.

Volkstheater. Ab und zu gibt das Volkstheater literarische Pläne bekannt, aber man verschiebt wohl immer wieder die Ausführung. Es gibt eben immer wieder Schwänke, die das Publikum heiter stimmen und da liegt für die Leitung kein Zwang vor, sich um schwierigere Dinge zu bemühen. Auch Der Sprung in die Ehe von Max Reimann und Otto Schwartz gehört zu diesen Erzeugnissen, die sich leicht und dankbar spielen. Diesen Sprung in die Ehe tut eine auf eine wirksame Naivenrolle eingestellte junge Dame, die sich eine Zeitlang für das neu engagierte Dienstmädchen ausgibt. Das führt zu allerhand drolligen Verwechslungen, bis sie einen Gelehrten heiratet, der vordem nur für seine Erforschung der Insekten Sinn gehabt. Auch eine Dienerrolle gibt Anlaß zu humorvoller Charakteristik. Es sind natürlich alles alte Lustspieltypen, aber sie sind flott und sicher hingestellt und werden in gleicher Weise gespielt.

Aus den Konzertsälen. Hermann Zilcher bot uns zwei Abende, die fast durchgängig mit eigenen Werken ausgefüllt wurden, von denen einige zum ersten Male erklangen. Goethes Lyrik erschließt sich trotz ihrer inneren Musik dem Tondichter schwer und auch die berühmtesten Vertonungen schöpfen selten den ganzen Gefühlsinhalt der Verse aus, dennoch ist Zilcher manches Lied von unmittelbarer Wirkung gelungen. Er wagte sich jedoch auch an Gedankenlyrik, bei der in der musikalischen Behandlung ein Rest von Sprödigkeit nicht zu tilgen ist. Anna Erler-Schnaudt und Emil Graf, über deren stimmliche und musikalische Bedeutung rühmliches schon oft gesagt werden konnte, waren dem Tondichter werbende Ausdeuter. Mit Pembaur als Partner bot Zilcher seine Symphonie für zwei Klaviere, eine sich zu schöner geistiger Höhe erhebende Tondichtung, die eine überzeugende Wiedergabe fand. Das stärkste, ursprünglichste, was der Tonsetzer bis jetzt geschaffen hat, ist sein Deutsches Volksliederspiel, das man stets gerne wieder hört, ohne daß es — ein Prüfstein des Echten — an Wirkung verliert. Der Tondichter, welcher den Klavierpart meisterte, hatte ausgezeichnete Gesangeskräfte. Außer den oben genannten waren es Nelly Merz und Jul. Gleß von der Staatsoper. Die Einzel- und Zwiegesänge, sowie die Quartette weckten stürmischen Beifall. Eine schöne Arbeit von warmer Empfindung ist Zilchers Orchesterwerk: „An mein Deutsches Land“, das in das Deutschlandlied wirksam und erhebend ausklingt. Zu Beginn des Abends hatte Zilcher Straußens Don Juan mit packender Gestaltungskraft dirigiert. — Die Kallenberggesellschaft brachte in dem für intime Wirkungen sehr günstigen Konzertsaal der Edelmesse zwei Abende, an denen der Tondichter Kallenberg seine feinsinnig ausdeutende Musik in den Dienst zweier Dichter M. G. Conrad und K. Henckell stellte. Für beider Verse findet er in den Empfindungsgehalt tief eindringende Weisen. W. Götz sang mit seinem schönen Tenor die Lieder des erstgenannten. Aus denjenigen Henckells ließe sich mehr herausholen, als den beiden Sängerinnen gelingen wollte. Den rezitatorischen Teil hatte an beiden Abenden die in letzter Zeit vielgenannte Elisabeth Seefried inne. Aus ihrer Gestaltung spricht eine Intuition von ungewöhnlicher Stärke. Sie hatte wieder stürmischen Beifall. Einiges las Henckell selbst. In der Poesie der beiden Autoren trat in der Sichtung der Zeiten an Stelle der Dokumente einer vergangenen Literaturrevolution das reinlyrische in den Vordergrund. Für Kallenbergs Klavierkompositionen trat Elsa Rau werbend ein.

O. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Im Reichstag konnte Stresemann den Gesetzentwurf über die deutsche Goldkreditbank für die allernächste Zeit ankündigen. Es ist dem Reichsbankpräsidenten gelungen, den Sachverständigen begreiflich zu machen, dass seine Pläne den ihren nicht vorgreifen, noch sie behindern. Die Verhandlungen haben, wie Dr. Schacht im Reichshaushaltsausschuss ausführte, zu einer Reihe von Stipulationen geführt. Das Bankkapital soll auf 200 Millionen, das Recht zur Notenausgabe auf 100 Millionen Goldmark begrenzt werden. Die Reichsbank wird von dem Kapital den Betrag von 100 Millionen übernehmen, um damit dauernd die Mehrheit zu behalten. Jeder politische Einfluss soll bedingungsgemäss von dieser Bank ausgeschlossen bleiben. Zugelassen ist auch nicht die Beleihung und Erwerbung von Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen. Im Aufsichtsrat und in der Verwaltung des unter der Leitung der Reichsbank in Berlin zu errichtenden Institutes werden lediglich Deutsche sitzen. Dass die Goldnotenbank nun mit Eile ins Leben gerufen werden muss, leuchtet jedem ein, der einen Blick auf die Finanzlage des Reiches wirft. Trotz der gewaltigen Steuerlast vergrössert sich das Fehl von Woche zu Woche. Der Reichsfinanzminister hat das Februarergebnis allerdings verhältnismässig nicht ungünstig bezeichnet. Eine Ausbalanzierung des Reichshaushalts ist aber nicht möglich, solange die Steuereinnahmen aus Rhein- und Ruhrgebiet dem Reiche vorenthalten werden. Dazu kommen die unsinnigen Kosten für die Besatzung. Nur an diesen haben wir, wie der Abg. Helfferich dieser Tage im Reichstag ausführte, mehr in Goldmark gezahlt, als die französische Kriegsentschädigung von 1871 ausgemacht hat. — Man hat es nicht übel formuliert, wenn man sagt, die Ruhrbesetzung sei dem französischen Franc zum Moskau geworden und der belgische wird durch die enge Verknüpfung mit in die Tiefe gerissen. Die künstlichen Stützungsversuche wirken nur vorübergehend ein wenig. Der Ausweis der Bank von Frankreich zeigt in der letzten Woche eine Inflation von 2 Prozent. Die Devise London notiert in Paris

mit 113 Frcs., in Brüssel 126 Frcs. Unsere deutsche Ausfuhrindustrie wird dadurch in ihrer Wettbewerbsfähigkeit völlig gelähmt. So hat z. B. bei der Ausschreibung eines Brückenbaues in Holland eine belgische Firma eine deutsche um die Hälfte unterbieten können. — Es war zu befürchten gewesen, dass ein grosser Teil des Auslandes, von den billigen Kaufsmöglichkeiten in Frankreich angelockt, der Leipziger Messe fernbleiben werde. Dennoch wies diese, was die Zahl der Besucher angeht, eine Höchstziffer auf. Allerdings boten die Preise mancherlei Schwierigkeit. Ein Abbau der Preise war nicht zu umgehen und der Kaufmann gewöhnt sich wieder daran, mit dem lange verachteten Pfennig zu rechnen. Auch der Wechselkredit ist fast allgemein wieder zur Einführung gelangt. Wenn viele Industrien mit glänzenden Leistungen vertreten waren, so beweist dies leider noch nicht, dass diese Industrien in Blüte stehen. Gut schnitt die Textilindustrie ab, die sich in dem neuen Grassimesshaus (dem dieser Zeit grössten der Welt) sehr glücklich präsentierte. Desgleichen fand die Schuhmesse grossen Absatz. Hier liegen eben dringende Bedürfnisse vor. Schlechte Geschäfte machten das Buch- und graphische Gewerbe und die Spielwarenindustrie. Die Not des Mittelstandes tritt hier scharf zu Tage. Das Ausland fand für die Spielwaren die Preise zu hoch, namentlich gegenüber einer böhmischen und japanischen Konkurrenz. Kunstgewerbe, Keramik, Porzellan hatten guten Absatz. Die deutsche Wertarbeit fand hier die volle Würdigung des Auslandes. Auch die Radiomesse zeigte wertvolle Erzeugnisse der Feinmechanik. Nach dem Urteil der Fachleute sind wir jedoch hier einstweilen noch im Hintertreffen, was sich schon durch die Anwesenheit von Auslandswaren zeigte. In Arbeitsmaschinen, Kraftfahrzeugen und Erzeugnissen der Elektrotechnik waren bei ausgezeichneten Leistungen gute Abschlüsse zu verzeichnen. Auf der Braunkohlenfachmesse fanden neue Roste, die die Heizwirkung erhöhen, besondere Beachtung. Die Baumesse, die u. a. neue Bausteinarbeiten ausstellte, konnte natürlich nur ein stilles Geschäft haben. Im Ganzen verlief die Leipziger Messe hoffnungsvoll für eine allmähliche Besserung der wirtschaftlichen Lage.

Das Börsengeschäft begann und beendigte die Woche in ungleichmässiger Haltung. Die Industrie ist geneigt, Effekten zu verkaufen, da die Kreditverhältnisse sehr schwierig sind. Glattstellungen für insolvente Firmen kamen dazu, um die Tendenz schwächer zu machen. Es erscheint uns ausgeschlossen, dass hier in Bälde eine ausgiebige Besserung eintreten kann. Im Inneren herrscht Kapitalnot und das Ausland sieht wenig Chancen, jetzt an deutschen Börsen zu verdienen. Deutsche Effekten fliessen dem heimischen Markte aus dem Auslande wieder zu, denn in Frankreich, Belgien und Italien lassen sich jetzt lockende Inflationsgewinne erzielen. — Mit einer erfreulichen Energie geht die Reichsbank gegen die Devisenspekulationen vor. Auch Banken von bestem Namen sind bestraft worden. Die Zuteilungen mussten in den letzten Tagen wieder vermindert werden. Ein Zeichen, dass die Verhältnisse am Devisenmarkt die grösste Aufmerksamkeit in nächster Zeit nötig machen.

K. Werner, München.

Abschluß der Schriftleitung.

Die Münchener Kunstausstellung 1924 im Glaspalast wird am 1. Juni eröffnet. Die Ausstellungspapiere sind ab 20. März im Sekretariat des Glaspalastes täglich (mit Ausnahme der Sonntage) erhältlich. Anmeldung und Einlieferung während des Monats April.

Gedenkmesse

für die verstorbenen Verlegerseheleute

Herrn Dr. Armin Kausen

und

Frau Magda Kausen geb. Rolfs

Samstag, den 15. März 1924, vormittags 9 Uhr in der Stadtpfarrkirche St. Anna zu München



können Sie überall,

im Eisenbahnabteil,
in der Trambahn,
auf der Strasse

kostenlos mitführen. :: Es ist das

unbedingt sichere Boot für alle Gewässer,

für Sportleute, Laien, Herren und Damen.

Für wenig Geld bringt es Ihnen Gesundheit und Freude.

Klepper-Faltboot-Werke, Rosenheim 222 Bay. Alpen.



Schwerkranke sogen. Unheilbare

wollen sich unter Angabe von Art und Dauer der Krankheit, Alter und Beruf, sowie Aussagen des Arztes vertrauensvoll an **Apothek. Clemens Schlüter, Paderborn, Ikenberg 10,** wenden, unter Beifügung von ½ Gmk. Keine Medizin. Keine Gifte.

Lequcito, Prov. Biskava (Spanien), 16. 1. 24. Im Auftrage J. Majestät habe ich deren herzlichen, tiefgefühlten Dank für die übersandten Pulver auszusprechen. Mit den besten Grüßen und allen guten Wünschen für das neue Jahr verbleibe ich als Ihr ergeben. **Freiherr Erw. G.**

Daß ich jetzt wieder bei Kräften bin und arbeiten kann, dies verdanke ich nächst Gott Ihrem Pulver. Gott möge es Ihnen tausendfach vergelten. Ihr dankbarer Pat. **Dautzenberg,** Bamberg, Karmelitenkloster 27. 4. 1923.



Pensionat der Ursulinen zu Haselünne, Lyzeum.

Vorbereitung zum Abitur.
Haushaltungsschule.

Abiturienten,

die sich der Heidenmission widmen wollen, wenden sich vertrauensvoll an den P. **Provinzial** in **Knechtsteden** b. Dormagen (Rhpr.).

Lastkraftwagen

3—4 Tonnen, 38/40 PS, gute Marke in bestem Zustande günstig **zu verkaufen.** Das Fahrzeug ist in

München, Türkenstrasse 29 Rückgebäude

zu besichtigen.



München. Heim Nazareth,
Mathildenstrasse 3, Gartenhaus
für Damen, Lehrerinnen, Studentinnen und Schülerinnen höherer Lehranstalten.



Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 12 — München, 20. März 1924. — XXI. Jahrgang.

Kahr, Lossow und Seisser.

Von Dr. Otto Kunze.

Sie wurden unbeeidigt vernommen als der Mitschuld verdächtig, die drei Hauptzeugen im Münchener Hochverratsprozeß: Kahr, Lossow und Seisser. Für die öffentliche Meinung in München, die vom Sirup der völkischen Presse und von sentimentalem Tratsch lebt, sind diese drei die Angeklagten, die Verräter der schwarzweißroten Wiedergeburt. Die Triumvirn der bayerischen Ausnahmegewalt, der Generalstaatskommissar, der Landeskommandant und der Polizeioberst, sind keine großen Männer. In diesem Gerichtssaal aber wachsen sie fast zu geschichtlicher Größe. Denn sie haben am 8. November immerhin Geschichte gemacht. Die anderen nur Kino. Doch davon später. Abgesehen von Ludendorff, der sich traurig, wiewohl nicht unschuldig in diese Niederung verirrt hat, und von Pöhner, dem echten Kondottiere — was sitzt da um die Anklagetische (das gibt es hier; vielleicht damit sich die Beteiligten leichter an den Bürgerbräukeller zurückerinnern), was sitzt da für eine Gesellschaft! Hitler mit seinem schönen Scheitel und dem Gesicht eines recht feschen k. u. k. Unteroffiziers. Dabei merkwürdig nervös, ob er sich nun Notizen macht oder die Zeugen anherrscht. Dr. Weber, eine sympathische Studentenphysiognomie, tapfer in Oberschlesien, hier aber bloß naiv: „Ludendorff ist der größte General, der nicht nur im Weltkrieg, sondern überhaupt Deutschland geschenkt wurde". Ludendorff schluckt das. Oberstleutnant Kriebel. Frontsoldat. Droht 1918 den Belgiern vom abfahrenden Zug mit der Faust: „Auf Wiedersehen in einigen Jahren!" Auch beim Kampfsbund beliebter Redner. Im Bürgerbräukeller einstweiliger Stabschef. „Ich kenne die Verfassung nicht, aber ich bekämpfe sie". Hauptmann Röhm. Bezeichnet sich als einen der Unbelehrbaren, die noch im Oktober 1918 an unseren Sieg glaubten. Dabei war er Generalstäbler. Königstreu, aber unpolitisch. Ist Hitler blind gehorsam. Oberamtmann Frick. Der kleine Pöhner. Hat aber keine Ahnung gehabt. Der Rest ein paar Leutnants, brave Jungen, denen niemand einen Strick aus dem Abenteuer drehen wird. — Auch über die Verteidiger wäre manches zu sagen. Der Aristokrat unter ihnen ist Dr. Lütgebrune, Ludendorffs aus Preußen herbeigeholter einer Rechtsbeistand. Hemmeter machte 1920 als politischer Student von sich reden. Von Kohl aber bringt schon der tägliche Prozeßbericht so viel, daß wir uns Einzelnes sparen können. Dieser Mann droht der Witzblatttypus des Münchners von heute zu werden.

Wahrhaftig, da sind Kahr, Lossow und Seisser von anderem Holz. Unter sich wieder reichlich verschieden. Der politisch Bedeutsamste ist natürlich Dr. v. Kahr. Ob auch der menschlich Bedeutendste? Wer ihn hörte, sah und mit den zwei anderen verglich, durfte zweifeln. Daß er physisch nicht auf der Höhe war, ist begreiflich. Was ist auf diesem Mann in den letzten 4 Monaten herumgetreten worden! Langsam und gleichmäßig, mit trockener gepreßter Stimme, trug er seine Rede vor. Sie blieb trotzdem nicht ganz ohne Eindruck. So hab ich gehandelt. Salus populi suprema lex. Im Kreuzverhör aber spielte Kahr keine glückliche Rolle. Am ersten Nachmittag wenigstens saß er wie ein schwerfälliger Examinand auf seinem Stuhl, antwortete leise und zögernd oder gar nicht. Die Verteidiger suchten mit ihren Fragen zu beweisen, daß der Generalstaatskommissar durch eine Reihe verfassungswidriger Amtshandlungen sich schon vor dem 8. November zum Diktator gemacht, daß also in Bayern gar keine Reichs- oder Landesverfassung mehr bestanden habe. Dann gab es natürlich auch keinen Hochverrat mehr. Hitler und Genossen konnten nicht, wie es in der Anklageschrift heißt, „die Verfassung des Deutschen Reichs und die des Freistaates Bayern gewaltsam zu ändern und eine verfassungswidrige Regierungsgewalt im Reich und in Bayern aufzurichten" unternehmen. Ferner handelt es sich um den Versuch, eine Reichsdiktatur zu errichten, und um den berühmten Marsch nach Berlin. Die Triumvirn leugnen nicht, daß sie ein sog. Direktorium im Reich erstrebten, einen Ausschuß weniger Männer, die ohne parlamentarische Bindung arbeiten sollten. Namen wie v. Gayl, Minoux, v. Oppen wurden genannt. Aber das Direktorium sollte nach Aussage der 3 Zeugen auf gesetzlichem Weg, etwa mittels Artikel 48 RV, eingesetzt werden. Nur ein Druck auf Berlin, weniger vom bayerischen Staat, als von wirtschaftlichen Verbänden sollte nachhelfen. Kahr erinnerte ganz richtig daran, daß die Gewerkschaften in Berlin schon seit Jahren bei jedem Kabinettswechsel einen solchen Druck ausübten, ohne daß man es gesetzwidrig fand. Dazu kam, daß Stresemann selbst seine Regierung die letzte parlamentarische nannte, daß nach Abbruch des passiven Widerstandes ein Zerfall des Reiches drohte. Da durften, ja mußten Staatsmänner Außerordentliches erwägen. Der Fall Lossow und verschiedenes andere erklärt sich heute sehr leicht aus der damaligen Stimmung. Aber der Münchener Professor Bauer, Vorsitzender der Vaterländischen Verbände, hat in einer Versammlung zu Berlin im Spätsommer 1923 die Losung ausgegeben: Auf nach Berlin! Sie sollte dem Verdacht begegnen, die Bayern wollten los von Berlin. Daraus ist in der stets fiebrigen Einbildungskraft und Plänesucht der Münchener Kampfbündler ein militärischer Marsch nach Berlin geworden. Und die Angeklagten des Hochverratsprozesses behaupten, Kahr, Lossow und Seisser hätten einen solchen Marsch nach dem Reichsbabel genau so im Auge gehabt wie sie. Das suchte die Verteidigung besonders aus Herrn v. Kahr herauszupressen. Als es nicht gelang, verlor sich das Verhör derart in Spitzfindigkeiten und Wiederholungen, daß der geplagte Examinand allein durch seine Schwerbeweglichkeit wieder einen gewissen Vorteil errang.

Lossow und Seisser hatten von vornherein mehr Glück. Ersterem hat zwar Hitler etwas anzuhängen versucht, was für psychologische Satire unerschöpflich wäre: Die 51 o/o Sicherheit, die Lossow für den Erfolg haben wollte, um zu handeln. Das ist allerdings kein Grundsatz für Feldherrn und Lossow der 51 prozentige, nach der Prägung eines völkischen Blattes, drohte als ein Kennzeichen unseres Zeitalters noch lange fortzuleben. Der General selbst aber gab dem Ausspruch einen wesentlich anderen Sinn: 51% Wahrscheinlichkeit. Seine Aussage war gut. Besonders treffend fertigte er den Vorwurf ab, warum Ludendorff nicht von der Schwenkung der drei Männer verständigt worden sei. Aus militärischen Gründen ging es nicht an, die Vermittler der Gegenseite mit all ihren Erkundungen aus der Kaserne wieder zu Hitler-Ludendorff zu senden. Dafür sollte gerade ein Ludendorff Verständnis haben. Ueberdies war er ja durch Oberst Leupold, der dienstliche Mitteilungen von Lossow besaß, genügend unterrichtet. Die Empörung von Kahr, Lossow und Seisser über ihre Behandlung im Bürgerbräu fällt auch ins Gewicht. Sie hatten wirklich keinen Anlaß, ein Uebriges zu tun. — Die Verteidigung berief sich gegen verschiedene Angaben Lossows auf eidliche Zeugnisse in geheimer Sitzung. Ein etwas ungewöhnliches Mittel. Im anschließenden Kreuzverhör aber kam ein paar Tage später das, was vielleicht der dramatische Höhepunkt der Verhandlung bleibt. Hitler konnte das Eingeständnis

seines Ehrenwortbruchs (keinen Putsch zu machen), sein Wort an Seisser im Bürgerbräukeller: „Verzeihen Sie mir, das war im Interesse des Vaterlandes" nicht mehr ableugnen. Er fing an zu toben und benahm sich gegen Lossow derart, daß dieser den Saal verließ. Eine Ordnungsstrafe von 50 Mark tut dem Sieg des wackeren, nur etwas zu reizbaren Offiziers keinen Abbruch. Daß er sich weigerte, von neuem vor Gericht zu erscheinen, wo er ehrverletzenden Angriffen ziemlich schutzlos preisgegeben war, ist menschlich zu begreifen. Das ist ein Prozeß, bei dem auch die Zeugen einen Anwalt nötig hätten.

Am besten jedoch gefiel uns Oberst v. Seisser. Er war noch kerniger, bayerischer als General v. Lossow. Als er seine Rede geendet, bemächtigte sich der Gegenpartei eine starke Nervosität. Ein Anwalt klagte, daß diese Aussage einen Tag unwidersprochen durchs Land gehe. Er zog nicht in Betracht, daß die Reden der Angeklagten, die manchem Zeugen nicht minder an die Ehre gingen als Seisser seinem Mandanten, eine Woche oder länger unwidersprochen durch die Welt gelaufen sind. — Ja, es war prächtig, wie dieser alte Offizier den eitlen Hitler wie einen Schulbuben — moralisch — beim Kragen nahm und zusammenstauchte. Nichts ist es damit, daß Hitler Reichswehr und Polizei nicht beschießen wollte. (Dann wäre er u. E. auch ein lächerlicher Revolutionär gewesen. Wer A sagt, muß B sagen.) Oberst Seisser sagt endlich offen, daß der bewaffnete Demonstrationszug in die Stadt — in Rücken und Flanke der Reichswehr — notwendig zum Kampf führen mußte. Kein ernsthafter unbeteiligter Soldat wird ihm das abstreiten. Sehr bitter ist Seisser auch gegen Ludendorff. Der mag sich bei seinem Tambour Hitler bedanken, daß dieser gesagt hat: „Ludendorff ist bereitgestellt, er wird sofort geholt werden." Ueberrascht? Das Gericht muß es entscheiden.

Das Gericht muß auch entscheiden, ob Kahr, Lossow und Seisser von Anfang an gewillt waren, nur zum Schein bei Hitlers Putsch mitzumachen, oder ob sie erst im Laufe der Nacht umgeschwenkt sind. Die Angeklagten halten an der zweiten Deutung fest. Die drei Zeugen aber sagen einhellig aus, es sei ihnen von vornherein nicht ernst gewesen. Sie erkannten sofort, welches Unheil der Streich für Bayern und Deutschland berge: Krieg mit der norddeutschen Reichswehr, Einmarsch der Franzosen und Tschechen, Verlust des Rheinlandes, wirtschaftliches Chaos! Ist ihnen da nicht zu glauben, daß sie sich im ersten Augenblick „Komödie spielen!" zuflüsterten und sich ohne weiteres verstanden? Ein Philister, wer ihnen alles anschließende nachträgt. Daß sie Einzelheiten versäumten, daß z. B. Kahr vielleicht Matt erschöpfender hätte benachrichtigen können, soll ihnen der vorwerfen, der in einer ähnlichen Lage unfehlbar zu sein wettet.

Kahr, Lossow und Seisser haben gerade mit ihrer sog. Schuld vom 8./9. November ihre frühere Schuld gesühnt. Denn sie haben eine Schuld, auch wenn sie vielleicht nicht in dem besteht, was die Verteidiger im Hitlerprozeß ihnen aufzuhalsen suchen. Viel zu weit haben sie sich mit der Richtung Hitler-Ludendorff eingelassen. Die schwarzweißrote Fahne haben sie auch da salutiert, wo sie politische Abenteuer, um nicht zu sagen Verbrechen, deckte. Wir wollen es Lossow und Seisser nicht als Schuld anrechnen, daß sie überhaupt in den Farben Schwarzweißrot die Zukunft Deutschlands erblickten, auf die Wiederkehr des Bismarckreiches hofften. Sie sind Soldaten, keine Politiker. Kahr jedoch mußte Politiker sein, wenn er 1920 die Ministerpräsidentschaft annahm und später als Generalstaatskommissar politische Aufgaben an sich zog. Das Scheitern des Kapp-Putsches im Norden hatte ihm vorgeführt, daß der Bismarcksche Reichsgedanke, daß Preußen-Deutschland Vergangenheit war. Trotzdem bot Kahr den Kappisten eine Zuflucht in Bayern, ließ zu, daß sie die Einwohnerwehr verpfuschten und nach deren Auflösung in den bewaffneten Verbänden eine Nebenstaatsmacht entfalteten. Die Entwicklung seit September 1921 fällt allerdings nicht mehr unter Kahrs verantwortliche Staatsleitung, aber den Weg hat er vorgezeichnet. Vielleicht war schon nicht mehr viel zu ändern, als er am 26. September 1923 wieder die Zügel, diesmal als Vollzieher des Ausnahmezustandes, ergriff. Nur ein Führer, der ein höheres Ziel zu weisen vermochte als die völkischen Schwarmgeister, hätte den rollenden Wagen herumwerfen können. Kahr sah nie vorwärts in die Geschichte. Sein und seiner Gehilfen Unternehmen, von München aus das Reich zu reformieren, war unschöpferisch, ideenarm. Die Völkischen hatten es leicht, es mit ihren verschrobenen Ideen zu füllen und so die Meinung groß werden zu lassen, Generalstaatskommissar, Reichswehr und Polizei würden mit ihnen gehen. Die peinliche Lage, in welche die drei leitenden Männer am 8. November gerieten, war also nicht ganz unverdient. — Oberst Seisser trägt keine wesentliche Verantwortung. General v. Lossow ist abgegangen, wie der Streitfall der bayerischen Reichswehr mit Berlin bereinigt wurde. Kahr wird keine politische Rolle mehr spielen. Das stand jedoch fest, ehe der Prozeß begann. Ob die Sektion des politisch Toten zugunsten der Angeklagten etwas erbracht hat, läßt sich vor gefälltem Urteil weder bejahen noch verneinen.

Weltrundschau.

Der Reichstag ist am 13. März aufgelöst worden. Den förmlichen Anlaß gab, daß der Reichstag dem Verlangen der Regierung, die auf Grund der Ermächtigungsgesetze ergangenen und von ihr als lebenswichtig bezeichneten Verordnungen zurzeit unverändert zu lassen, nicht zustimmte. Der innere Grund ist, daß dieser Reichstag längst abgelebt war und den politischen Willen des Volkes nicht mehr darstellte. Vor der Auflösung wurde u. a. noch die Goldkreditbank bewilligt. Die Neuwahlen sind am 4. Mai.

Das Reich gedenkt demnächst Silbermünzen auszugeben. Der Feingehalt ist nicht so groß wie der der früheren deutschen Silberstücke, entspricht aber dem der englischen.

Die Pfälzer Separatisten haben sich als Rheinische Arbeiter-, Bauern- und Mittelstandspartei neu aufgetan mit dem Sitz in Speyer.

Der päpstliche Abgesandte Msgr. Testa hat eine neue Reise durch das Rheinland angetreten. Seinem Eintreten sind wieder eine Reihe von Entlassungen Gefangener und Erlaubnissen zur Rückkehr Ausgewiesener zu verdanken. — Der stellvertretende Staatssekretär der Kurie, Msgr. Pizzardo, hat kürzlich München besucht und eine reiche Spende des Hl. Vaters für die notleidenden deutschen Kinder, besonders des Ruhrgebiets und der Pfalz, überbracht.

Die französische Regierung hat ein Gelbbuch veröffentlicht, das die Bemühungen um die Sicherheit vor einem deutschen Angriff darstellt. Trotzdem es diplomatisch unvollständig ist, läßt es das Streben Frankreichs nach der Rheingrenze deutlich erkennen. Zur notwendigen Ergänzung und Berichtigung hat England ein entsprechendes Blaubuch angekündigt.

Poincaré hat sein Ermächtigungsgesetz im Senat mit der schwachen Mehrheit von 15 Stimmen erhalten. Vorher wurde seine Politik scharf kritisiert.

In Belgien ist wieder ein Kabinett Theunis gebildet worden. Außenminister ist statt Jaspar der bisherige Vertreter Belgiens beim Völkerbund, Hyman. Er gilt als überzeugter Freund Englands.

Der von Angora abgesetzte Kalif hat von der Schweiz aus Verwahrung eingelegt und Schritte zu einem allislamischen Religionskongreß getan. Dieser soll über das Kalifat entscheiden. Auch die indischen Mohammedaner haben gegen dessen Aufhebung Einspruch erhoben.

Wir wandern.

Der Morgen grüsst,
Ein sonniger Pfad harrt unsrer jungen Kraft,
Rings alles spriesst,
Das Leben lockt, das neues Leben schafft,
Es winken schon die Andern —
Wir wandern..

Ein Abend kommt, da ragt in grauer Ferne
Ein Kreuz so hoch und still,
Und fragend schaust du in die ewigen Sterne,
Du möchtest rasten, möchtest weilen gerne,
Ein müdes Zagen dich beschleichen will,
Es bleiben all die Andern —
Doch du musst wandern.

Und wandern musst du immerzu,
Bis dass der Tag anbricht,
Wir wandern alle ohne Ruh
Ins Morgenlicht.

Clemens Heydkamp.



Die Sanierung der deutschen Finanzen.

Von Alfons Wild, Berlin.

Wir stehen mitten in dem Sanierungswerk der deutschen Finanzen. Der Anfang wurde gemacht mit der Rentenbank und der Ausgabe der Rentenmark. Jetzt gilt es das Werk fortzusetzen und glücklich zu Ende zu führen. Der Erfolg der Rentenmark hat den anfänglich heftigen Streit der Wirtschaftssachverständigen über diese Frage beendet. Umso schärfer ist die Auseinandersetzung um die zukünftigen Maßnahmen.

Die endgültige Sanierung des deutschen Währungssystemes, die der Schaffung einer neuen Währung gleichkommen wird, dürfte noch einige Monate auf sich warten lassen. Als nächste Maßnahme wird eine Goldkreditbank geschaffen. Der Reichsbankdirektor Schacht hat das Einverständnis des Sachverständigenausschusses und der Reparationskommission hierzu erhalten; ein Gesetzentwurf, der die Goldkreditbank in die Wirklichkeit umsetzen soll, lag bereits dem Reichstag vor und ist bis zur Auflösung des Reichstags noch verabschiedet worden. Diese Goldkreditbank soll nach der Absicht des Reichsbankpräsidenten dazu dienen, die Rentenmark zu stützen, um sie als Zahlungsmittel bis zur Gründung der endgültigen neuen Währungsbank stabil zu erhalten. Die Stabilisierung der Rentenmark mußte nämlich mit einer starken Einschränkung der Kreditgewährung an die Wirtschaft verbunden sein. Seit Beginn des Jahres ist das Wirtschaftsleben Deutschlands wieder etwas in Gang gekommen, eine Tatsache, die sich auch aus der Abnahme der Arbeitslosenziffer ergibt. Soll die Entwicklung des Wirtschaftslebens keine Unterbrechungen mehr erfahren, dann müssen die Kredite unbedingt vermehrt werden. Um vor einem allzu rosigen Optimismus zu warnen, sei hier festgestellt, daß in den Zeiten der Inflation in manchen Wirtschaftskreisen zuviel Neuanlagen geschaffen wurden, sodaß diese an einer gewissen Hypertrophie leiden. Es wird nicht möglich sein, die Kreditgewährung so sehr zu erweitern, daß eine Aufnahme der Arbeit im selben Umfange wie zur Inflationszeit sofort wieder möglich ist. Eine gewisse Erweiterung der Kreditgewährung jedoch ist unbedingt notwendig, soll nicht bald das gesamte Wirtschaftsleben Deutschlands erlahmen. Wollte man diese Kreditgewährung auf der Grundlage der Rentenmark durchführen, so könnte dies unter Umständen die Stabilität der Rentenmark gefährden. Die neue Goldkreditbank will nun die zurzeit stilliegenden Devisen des Inlandes zu Zwecken der Kreditgewährung flüssig machen und sucht dafür auch ausländisches Kapital heranzuziehen, um so wieder Kredite in die Wirtschaft hineinzupumpen, ohne die Rentenmark zu erschüttern. Es handelt sich bei dieser Goldkreditbank also nur um eine vorübergehende Maßnahme, die nur solange wirksam sein soll, bis die Goldwährungsbank geschaffen ist.

Schon gegen diese Goldkreditbank machen sich erhebliche Widerstände im Inland bemerkbar. Man spricht davon, durch die Goldkreditbank würde die deutsche Wirtschaft unter die Kontrolle des Auslandes kommen. Bei der Beurteilung dieser Einwände muß einzig und allein von der Frage ausgegangen werden, ob die deutsche Wirtschaft Kredite notwendig hat oder nicht. Diese Notwendigkeit kann nicht geleugnet werden. Wenn nun eine Goldkreditbank nicht zustande käme, so wären die einzelnen Wirtschaftsgruppen Deutschlands gezwungen, jede für sich Verhandlungen über die Kredite mit ausländischen Geldgebern zu führen. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß die deutsche Industrie meist nur kurzfristige Kredite vom Auslande erhalten hat, die bei weitem nicht genügen, um das Wirtschaftsleben wieder in vollen Gang zu bringen. Uebrigens ist die Gefahr der Ueberfremdung und der Abhängigkeit vom Auslande sehr viel größer, wenn einzelne Industrieunternehmungen ausländisches Kapital aufnehmen, als wenn die Auffrischung über den Weg der Goldkreditbank geht. Namentlich wenn es sich um längere Kredite in ausreichender Höhe handelt, dürfte der ausländische Geldgeber in den meisten Fällen einen weitgehenden Einfluß auf den deutschen Kreditnehmer verlangen. Bei der Goldkreditbank dagegen wird den ausländischen Geldgebern ein gewisser Einblick in die Geschäftsgebarung und eine gewisse Kontrolle zwar nicht versagt werden können, aber diese Kontrolle wird sich nicht auf die Kreditgewährung im Einzelnen erstrecken. Das rein geschäftliche Gebiet wird also der ausländischen Kontrolle durch die Goldkreditbank entzogen.

Die Währungsbank, durch die das Sanierungswerk der deutschen Währung vollendet werden soll, ist zwar noch nicht gesichert, aber die Aussichten sind nicht ungünstig. Der Vorbereitung und der Gründung dieser Bank galten die Arbeiten des Sachverständigenausschusses der Reparationskommission, an dessen Spitze der amerikanische General Dawes steht. Die Arbeiten dieses Ausschusses sollten bis 15. März beendet sein. Hernach wird die Reparationskommission die Beratungen über den Bericht des Ausschusses aufnehmen. Zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, liegen zuverlässige Einzelheiten über den Plan noch nicht vor, sodaß sich die Erörterung zunächst nur um die grundsätzlichen Fragen drehen kann.

In erster Linie handelt es sich hierbei um die Frage, warum die Goldwährungsbank mit der Reparationskommission beraten wurde und warum wir dieser Verbindung unseres Währungsproblems mit dem Reparationsproblem unsere Zustimmung gegeben haben. Die Antwort auf diese Frage ist einfach! Um die neue deutsche Währung zu schaffen, brauchen wir ausländisches Kapital. Im Ausland gibt es jedoch keinen Menschen, der uns für diesen Zweck Geld gibt, solange die Reparationsfrage nicht gelöst ist. Die Sanierung der deutschen Währung ist also unlöslich mit dem Reparationsproblem verbunden. Daher haben denn auch die Sachverständigen sich nicht nur mit den deutschen Verhältnissen befaßt, sondern sind auch an die Frage herangegangen, in welcher Weise das Reparationsproblem für die nächsten Jahre geregelt werden kann. Die Aufgabe des Sachverständigen-Ausschusses stellte sich so dar: Deutschland muß in den Stand gesetzt werden, seine Währung zu sanieren bzw. eine neue Währung zu schaffen. Hierzu bedarf es sowohl eines Zahlungsaufschubs als auch einer ausländischen Anleihe. Da aber Frankreich infolge seiner schlechten Währung auf deutsche Leistungen auch nicht vorübergehend verzichten kann, muß die Regelung derart gestaltet werden, daß Frankreich auch während der Zahlungspause gewisse Summen erhält. Diese Anleihe muß also so umfangreich sein, daß sie diese Zahlungen an Frankreich aus ihrem Ertrag ermöglicht.

Es ist verständlich, daß das Ausland uns nur dann Anleihen gewährt, wenn wir dafür gewisse Sicherheiten bieten. Hierzu kommt in erster Linie die Verpfändung der Reichsbahn in irgendeiner Form in Frage. Man spricht davon, daß die Verwaltung der Bahnen beim Reich bleiben soll, daß dagegen das Privatkapital, sowohl das deutsche als auch das internationale, einen Anteil an den Reichsunternehmungen erhält. Diese internationale Kontrolle der Reichsbahn soll gleichzeitig als Bürgschaft für Frankreich dienen, das hierfür die wirtschaftliche Besetzung des Ruhrgebietes aufgeben soll. Als weitere Bürgschaft für die Reparationsleistungen soll eine Reparationskasse geschaffen werden, die aus deutschen Monopolen Einnahmen erhält.

Gegen diese Pläne der Goldnotenbank wenden sich in Deutschland namentlich die Rechtsparteien. Man behauptet, die Reichsbahn werde internationalisiert und das gesamte deutsche Wirtschaftsleben werde durch die internationale Goldbank vom Ausland abhängig gemacht. Auch diese Einwände müssen in derselben Weise beurteilt werden, wie die gegen die Goldkreditbank. Wir sind nun einmal zu schwach, um aus eigenen Kräften wieder hochzukommen. Niemand in der Welt ist so edelmütig, uns ohne Gegenleistung Hilfe zu gewähren. Gewisse Rechte, eine gewisse Aufsicht muß also den ausländischen Kreditgebern zugestanden werden. Es wird hierbei Aufgabe der deutschen Regierung sein, die Unabhängigkeit Deutschlands soweit als möglich zu wahren. Eine Internationalisierung unserer Eisenbahnen darf unter keinen Umständen statthaben. Auch in der Goldwährungsbank muß die deutsche Vertretung mindestens gleich stark sein und dieselben Rechte besitzen wie die Organe des Auslandes. Soweit aus den bisherigen Pressemeldungen ersehen werden kann, erscheint es durchaus möglich, diese Voraussetzungen auch tatsächlich zu erreichen.

Gegenüber der Ueberempfindlichkeit und dem bei einem bankerotten Staate ganz unangebrachten Stolze mancher Kreise, die von einem neuen Versailles sprechen, sei auf das österreichische Beispiel hingewiesen. Die österreichische Finanzsanierung unterscheidet sich von der deutschen in wesentlichen Punkten. Die Sanierung in unserem Nachbarlande ging von der ausländischen Anleihe aus. Die Erträge der Völkerbundsanleihe dienen dazu, das Fehl des österreichischen Staates zu decken und dadurch die Krone auf dem Stand von 14400 zu halten. Für die Ordnung des österreichischen Budgets ist vom Völkerbundsrat ein Plan aufgestellt, der genau vorschreibt, wie hoch in den einzelnen Abschnitten der Sanierungsperiode das

Fehl im österreichischen Haushalt sein darf. Dieser Plan erstreckt sich auch auf die einzelnen Maßnahmen der österreichischen Regierung zur Verringerung des Fehlbetrags. So ist z. B. genau vorgeschrieben, wieviel Beamte zu einem gewissen Zeitpunkte entlassen sein müssen. Die Durchführung dieses Planes wird vom Völkerbundskommissar Zimmermann genau überwacht. Bei uns begann die Sanierung mit einer Maßnahme aus eigener Kraft: Der Schaffung der Rentenmark. Auch die Ordnung des deutschen Reichshaushalts, Verringerung des Beamtenapparates usw. haben wir nach eigenen Plänen unternommen. Es ist der Regierung geglückt, einen Haushalt aufzustellen, in dem das Fehl ausgeschaltet ist. Allerdings ist dies ein Not- und Elendshaushalt, dessen Einschränkungen für ein hochkultiviertes Volk auf die Dauer einfach unerträglich sind. Wir haben aber jedenfalls der Welt gezeigt, daß wir einen festen und ernsten Willen haben, daß wir auch die nötige Energie und Kraft besitzen, um das Sanierungswerk durchzuführen. Die internationale Aufsicht kann und darf also bei uns nicht soweit gehen, wie sie in Oesterreich eingerichtet ist. Jedoch ganz ausschalten werden wir das Ausland nicht können, da wir nun einmal auf dessen Geld angewiesen sind.

Vor überschwenglichen Hoffnungen zu warnen, dürfte wohl überflüssig sein. Wir Deutsche haben in den letzten Jahren so viele Enttäuschungen erlebt, daß wir eher zu Mißtrauen geneigt sind als zu allzuvielen Hoffnungen. Immerhin dürfen wir uns darüber freuen, daß unsere Lage nicht mehr ganz so düster ist, wie im vergangenen Winter. Doch wird es noch vieler Arbeit bedürfen, werden wir noch viele Entbehrungen tragen müssen, noch manche Enttäuschungen erleben, bis wir endlich wieder frei in die Zukunft schauen können.

Oesterreichischer Brief.

Der Kampf gegen die katholischen Krankenschwestern. — Sozialdemokratische Zollpolitik. — Von der österreichischen Sozialpolitik. — Aus der christlichsozialen Bewegung. — Hilfsaktion für Deutschland.

Von Christian Fischer, Mitglied des Oesterr. Bundesrats.

Wie sich jedes Versäumnis im öffentlichen Leben an den Katholiken bitter rächt, bewies in den letzten Tagen der Kampf der Wiener Sozialdemokraten gegen die katholischen Krankenschwestern. Schon in einem meiner letzten Briefe habe ich darauf hingewiesen, wie die Sozialdemokratie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Kulturkampf in Oesterreich vorwärts treibt und wie ihr kein Argument zu geringfügig ist, um es nicht in diesem Kampf zu verwenden. Im Nationalrate haben die sozialistischen Abgeordneten Anträge betreffend die Abänderung der §§ 144—148 des Strafgesetzes eingebracht, um eine mildere Auffassung von der Abtreibung der Leibesfrucht Gesetz werden zu lassen. Im Parlamente haben die christlichsozialen Abgeordneten nach wie vor die Gesetzwerdung dieser Anträge verhindert. Dafür aber lebt der Kampf im öffentlichen Leben auf. In einzelnen Wiener Spitälern, wo die Sozialdemokraten Einfluß haben, wurden die katholischen Krankenschwestern überhaupt entfernt. Desgleichen sind die Schwestern aus den städtischen Fürsorgeanstalten vertrieben worden. In den letzten Tagen hat nun eine Sache im Wiener Franz Josefs-Spital großes Aufsehen erregt. Im Franz Josefs-Spital werden seit einigen Jahren ärztliche Eingriffe gegen das keimende Leben unternommen. Es ist dies eine glatte Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen und, weil es sich im Grunde genommen um ein Verbrechen handelt, haben die Operationsschwestern vom Orden des „Göttlichen Herzens Jesu" ihre Mitwirkung bei derartigen Operationen verweigert. Schon im Jahre 1922 ist es deshalb zu Verhandlungen zwischen dem Orden und der Spitalsleitung gekommen, wobei der Standpunkt der Schwestern obsiegte. Es kam eine Vereinbarung zustande, daß die Schwestern zu derartigen Operationen nicht mehr herangezogen werden dürfen. Als ein Wechsel in der Person des leitenden Arztes erfolgte, wurde mit allem Nachdruck die Assistenz der Schwestern auch bei Schwangerschaftsunterbrechungen gefordert. Die Ordensschwestern hielten aber an ihrem einzig richtigen, von der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit vorgeschriebenen Standpunkt fest und dies wurde von der sozialdemokratischen Presse zu einer wüsten Hetze gegen die Schwestern benützt. Die Wiener „Arbeiterzeitung" stellte sich auf den Standpunkt, daß Schwestern, die sich weigern, an Operationen, gleichgültig welcher Art, zu assistieren, zu entlassen sind. Selbstverständlich hat das Ministerium für soziale Verwaltung diesen Standpunkt nicht geteilt, sondern vielmehr den Schwestern recht gegeben. Bezeichnend ist, daß die Sozialdemokraten die Entlassung der Schwestern forderten, obwohl erst vor kurzem das sozialdemokratische Wartepersonal in den Krankenhäusern gestreikt hatte und die Patienten zu Grunde gegangen wären, wenn nicht das christlich-gewerkschaftlich organisierte Pflegepersonal bei der Arbeit geblieben wäre. Es ist eben zweierlei, wenn die Sozialdemokraten streiken oder wenn katholisch orientiertes Pflegepersonal seine Pflicht erfüllen will.

Im übrigen ist es interessant, wie die Sozialdemokraten nach wie vor sich bemühen, ihre Auffassung von Volkswirtschaft im öffentlichen Leben durchzusetzen. In einem wirtschaftspolitischen Wochenblatte hat der frühere Staatskanzler Dr. Renner eine längere Abhandlung über die österreichische Zollpolitik geschrieben. Er gab der Meinung Ausdruck, daß Oesterreich aus seiner bisherigen Zollpolitik herausgeführt werden und in Zukunft Freihandelspolitik betreiben muß, wenn es sich in Europa behaupten will. Dr. Karl Renner umschreibt seinen Standpunkt dahin, daß Oesterreich in erster Linie ein Industriestaat werden müsse, daß die wichtige Vorbedingung dazu die Beschaffung von billigen Lebensmitteln sei und infolgedessen der Schutzzoll auf Lebensmittel abgeschafft werden müsse. Wer einigermaßen die Entwicklung der österreichischen Wirtschaftspolitik kennt, weiß, daß Oesterreich zugrunde gegangen wäre, wenn man diesen Standpunkt verwirklichen würde. Man hat in der Vergangenheit von der Einfuhr des argentinischen Fleisches und von amerikanischem Weizen gesprochen, die nach Oesterreich gestellt billiger zu stehen kämen, als die Heimat zu erzeugen in der Lage ist. Wer einen Blick auf die Landkarte tut, sieht, wie Oesterreich in seiner jetzigen Lage vollständig eingeschlossen ist, so daß jeder Zwist mit einem Nachbarn jede Einfuhr unmöglich machte. Die Tschecho-Slowakei, Jugoslavien und Italien könnten die Einfuhr nach Oesterreich absperren und dieses könnte sich infolge seiner militärischen Lage nicht einmal zur Wehr setzen. Es bleibt daher nicht anderes übrig, als die einheimische Landwirtschaft zu heben, ihre Erzeugung zu vermehren.

Auf sozialpolitischem Gebiete haben wir einige Fortschritte zu verzeichnen. Nationalrat und Bundesrat haben nach längeren sehr lebhaften Beratungen die Vorlage der Bundesregierung über das sozialpolitische Washingtoner Abkommen genehmigt und zwar die Uebereinkommen über die Festsetzung der Arbeitszeit in gewerblichen Betrieben auf acht Stunden täglich und 48 Stunden wöchentlich, über die Arbeitslosigkeit, über die Nachtarbeit der Frauen und über die gewerbliche Nachtarbeit der Jugendlichen. Ferner wurde genehmigt das von der dritten internationalen Arbeiterkonferenz im Jahre 1921 angenommene Uebereinkommen über das Mindestalter für die Zulassung der Kinder zu landwirtschaftlichen Arbeiten und über das Verbot der Verwendung von Bleiweiß im Malergewerbe. Die Vorstöße der Großindustriellen hinsichtlich des Achtstundentag-Gesetzes konnten abgewehrt werden. Es kam zu keiner Abänderung des Achtstundentag-Gesetzes, wohl aber wurde der Uebereinkommenentwurf über die Festsetzung des Achtstundentages in gewerblichen Betrieben nur mit dem Vorbehalt genehmigt, daß das Uebereinkommen erst dann wirksam sein soll, bis es von den Mitgliedstaaten der internationalen Arbeitsorganisation (Belgien, Deutschland, Frankreich, England und Italien) und von den österreichischen Nachbarstaaten (Jugoslavien, Polen, Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn) genehmigt sein wird. Besonders diese letzte Klausel hat die Sozialdemokraten zu heftiger Opposition gegen den Bundeskanzler und die Regierung bewogen, doch wurden alle diesbezüglichen Anträge abgelehnt. Daß die Regierung hinsichtlich der Sozialpolitik guten Willens ist, beweisen die umfangreichen Arbeiten, die im Bundesministerium für soziale Verwaltung für die Arbeiterversicherung vorbereitet werden. Der christlichsoziale Minister für soziale Verwaltung, Richard Schmitz, hat erst vor ganz kurzer Zeit den Vertretern der parlamentarischen Parteien sein bezügliches Programm vorgelegt und darauf hingewiesen, daß eine weitgehende Reform der österreichischen Krankenversicherung stattfinden muß, wenn man ernstlich an die Einführung der Alters- und Invalidenversicherung denken will. Die Arbeiten hierfür sind im besten Gange und ist zu erwarten, daß der Nationalrat auf diesem Gebiete nicht versagen wird. In sozialpolitischen Fragen sei noch erwähnt, daß die Christlichsozialen im Bundes-

rate, der zweiten Kammer des österreichischen Parlaments, einen Antrag eingebracht haben, nach dem die von den Journalisten geforderte Pressekammer endlich geschaffen werden soll.

Man muß den Christlichsozialen das Zeugnis ausstellen, daß sie unermüdlich an der Arbeit sind, die Bewegung zu vertiefen, die Organisationen auszubauen. Wohl hat die Partei in der letzten Zeit manch schweren Verlust erlitten. So ist in Steiermark, in der Nähe des Gnadenortes Maria-Zell, ein alter verdienter Veteran der christlichsozialen Bewegung, der ehemalige Nationalrat Michael Schoiswohl, im Alter von 66 Jahren heimgegangen. Er war in seinen jüngeren Jahren der Führer der christlichen Arbeiterschaft in den Alpenländern. Kaum hatten in Deutschland die katholischen Arbeitervereine festen Fuß gefaßt, ging Schoiswohl daran, diese Bewegung in die österreichischen Alpenländer zu verpflanzen. In hunderten von Versammlungen sprach er über das christlichsoziale Programm. Die gesamte Presse Oesterreichs, auch die gegnerische, gedachte dieses wackeren Mannes.

Trotz großer Hindernisse breitet sich die christlichsoziale Bewegung aus. Die katholische Zentralorganisation, der „Volksbund für Oesterreich", hielt vor kurzem in Anwesenheit des Kardinals Fürsterzbischof Dr. Piffl eine Jahresversammlung ab, die auch einen bedeutenden Fortschritt der katholischen Volksbewegung in Oesterreich feststellen konnte. Bundesminister Schmitz hielt bei dieser Gelegenheit einen umfassenden Vortrag über die Stellung der Katholiken zur sozialpolitischen Bewegung. Er stellte den Satz auf: „Leben und leben lassen!" In den österreichischen Bundesländern hat besonders der Landesparteitag der Salzburger Christlichsozialen Aufsehen erregt, da er zum ersten Male die mustergültig ausgebauten Organisationen der dortigen Christlichsozialen bewies. Den grundsätzlichen Vortrag hielt der ehemalige Justizminister Nationalrat Dr. Ramek, der mit Nachdruck betonte, daß die Katholiken unverändert an ihrem kulturpolitischen Programm festhalten. In Steiermark wird der Landesparteitag in der zweiten Hälfte März stattfinden und werden große Vorbereitungen für diese Tagung getroffen. Bezeichnend ist, daß alle Versuche, von der christlichsozialen Partei einzelne Berufsschichten abzusplittern, bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind. Ebenso wie in Deutschland versuchten auch in Oesterreich radikale Elemente die Arbeiter zum Verlassen der christlichsozialen Partei zu bewegen. Die christlichsoziale Partei verfügt in Oesterreich wenigstens über 350000 Stimmen aus den Kreisen der Arbeiter, Angestellten und deren Familienangehörigen. Die christlichsozialen Arbeiter sind fest geblieben, obwohl sich die Sozialdemokraten nach wie vor bemühen, einen Keil in die Partei zu treiben und die einzelnen Berufsschichten innerhalb der christlichsozialen Bewegung zu trennen. Sobald sich aber die Sozialdemokraten mit ihren Ansichten in die Oeffentlichkeit wagen, geht es ihnen schlecht. Z. B. wurden sie bei der letzten sozialpolitischen Debatte im Bundesrat von den christlichen Arbeitervertretern bös heimgeschickt. Nachdem auch die Versuche der liberalen freiheitlichen Bauernpartei scheiterten, versuchte erst kürzlich ein sonst angesehenes Wirtschaftsblatt den Gewerbetreibenden einzureden, es sei zweckmäßiger, die christlichsoziale Partei zu verlassen und eine eigene Partei der Gewerbetreibenden zu bilden. Auch diese Bemühungen werden vergeblich sein. Nach wie vor bildet die christlichsoziale Partei, auf der Grundlage der katholischen Weltanschauung stehend, einen Block, an dem alle Absplitterungsversuche von links und rechts abprallen werden.

Viel bemerkt wurde in der letzten Zeit die rührige Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften, denen es u. a. gelang, einen zweiten Kinderzug aus Deutschland nach Oesterreich zu organisieren. Eine Abordnung des deutschen Gewerkschaftsbundes unter der Führung der Gattin des Abgeordneten Joos, Frau Barbara Joos aus München-Gladbach, brachte 300 Kinder aus Berlin, Westfalen, Nürnberg und München als Gäste der christlichen Gewerkschaften nach Wien. Auf der Rückreise wurde von dieser Abordnung, der in Wien ein überaus herzlicher Empfang zuteil geworden war, ein im November eingetroffener Kinderzug nach Deutschland zurückgeleitet. Man hat in Deutschland wenig Vorstellung davon, wie man in Oesterreich an der Not der deutschen Brüder Anteil nimmt. Wo sich die Abordnung des deutschen christlichen Gewerkschaftsbundes in öffentlichen Lokalen zeigte, wurde sie mit Beifall empfangen, die Musikkapellen spielten das Deutschlandlied und in Ansprachen wurde des deutschen Volkes gedacht. Als es zur Abreise des erwähnten Kindertransportes kam, fanden sich am Westbahnhofe nicht nur Vertreter der Reichsdeutschen Kolonie in Wien, sondern auch die christlichsozialen National- und Bundesräte, Vertretungen der christlichen Arbeiterorganisationen zur Verabschiedung ein. Die Kinder haben sich in Oesterreich sichtlich erholt. Es steht fest, daß die christlichen Arbeiter Oesterreichs alles tun, um die Not der deutschen Arbeiterfamilien zu lindern. Auch die katholische Frauenorganisation beteiligte sich an den gemeinsamen Liebeswerken der Frauen Oesterreichs und brachte erst vor kurzem einen Kinderzug mit 700 Kindern aus dem Rheinlande nach Oesterreich. Man vergißt bei uns nicht, daß Deutschland einst in schweren Tagen für Oesterreich eingestanden ist und will, wenn auch nach bescheidenen Kräften, trachten, seine Pflichten als Stamm des deutschen Volkes zu erfüllen.

Vaterländische Organisationen und die Religion.

Von Dr. P. Erhard Schlund O. F. M.

Gespalten, zerrissen zu sein, das war immer der Fluch, der auf dem deutschen Volk lastete, seit die Reformation einen großen Teil des deutschen Volkes von der katholischen Kirche und von Rom losriß. Es gab wohl kaum ein Jahrzehnt in den letzten 400 Jahren, in welchem Deutschland und sein Volk nicht an den Folgen der unglückseligen religiösen Revolution gelitten haben. Die Religionskriege und der Kulturkampf bilden nur Höhepunkte in diesen Leiden. Pessimisten sagen, daß es so sein und bleiben wird, so lang überhaupt das deutsche Volk und Reich existiert. Und Kenner der Verhältnisse fürchten, daß wir auch jetzt wieder auf dem aufsteigenden Aste einer solchen Leidenskurve stehen und unsere Zeit wieder mit Riesenschritten zum Höhepunkt eines Kulturkampfes hinaufeile, vielmehr hinaufgetrieben werde. Das ist niederschmetternd traurig nicht bloß für jeden Katholiken; überhaupt jeder gute Deutsche, der sein Vaterland liebt, muß das beweinen, immer und erst recht jetzt.

Gewiß, es hat niemals an Männern und Bewegungen gefehlt, die diesen unglücklichen Riß in unserem Volk wieder beseitigen wollten, von den Disputationen und Unionsbestrebungen angefangen bis zu den Irenikern katholischen, protestantischen und indifferenten Charakters von heutzutage. Aber niemals haben diese Männer und Bewegungen Erfolg gehabt. Der Spalt ist eben zu tief und die zerrissenen Wände sind zu kantig und scharf: Der Spalt geht bis in die Tiefe der Seele und von den Wänden glaubt jede, daß sie das maior sei, das minorem trahere, den kleineren Teil nach sich ziehen müsse, sei nun dies eine Majorität an religiösem Gehalt oder an kirchlicher Autorität, oder an der Zahl der eingeschriebenen Bekenner.

Mit diesem tiefen Riß muß jeder rechnen, der unser Volk und unser Vaterland als ganzes nehmen will, jeder vor allem, der eine Volksgemeinschaft aufbauen will. Gerade bei unseren vaterländischen Organisationen hat die Erfolglosigkeit der ganzen so ernsten und heiligen Arbeit ihren Grund oft darin, daß dieser Riß in unserem Volk viel zu wenig beachtet wird. Man rechnet eben nicht damit oder man ahmt Dinge und Methoden nach, die bei einem konfessionell einheitlichen Volk, wie Frankreich ist, wirken können, oder aber die in einem religiös-konfessionell einheitlichen Staat, wie Preußen in der Zeit der Befreiungskriege war, einmal gewirkt haben. Es läßt sich eben nichts in der Geschichte wiederholen und nichts von einem Volk auf ein anderes mechanisch übertragen.

Andere Organisationen vaterländischen Charakters haben nun aber doch mit diesem Riß im Volke gerechnet und trotzdem nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Warum? Ich kann und will nicht alle Ursachen untersuchen, die zu einem Mißerfolg geführt haben. Oft waren es solche wirtschaftlicher, oft solche organisationstechnischer, oft außenpolitischer, oft aber auch rein persönlicher Art. Und sehr oft sind und waren es Ursachen religionspolitischer Art. Da sei einmal einiges zur Klärung gesagt.

Wenn ich von den rein konfessionellen Bestrebungen absehe, so sucht man das Ziel auf einem doppelten Wege zu erreichen: man ignoriert das Christentum vollständig und will an die Stelle des Christentums das altgermanische Heidentum in einer mehr oder weniger neuen Form setzen, oder aber man möchte aus den beiden herrschenden Konfessionen und an ihrer Stelle ein neudeutsches Christentum schaffen, in der Wirkung also zu den zwei bestehenden Konfessionen eine neue dritte. Beide Wege sind von vielen Organisationen begangen

worden. Ich habe sie, freilich nicht mit Vollständigkeit, in meiner Schrift[1]) zusammengestellt.

Daneben gibt es aber auch Organisationen, die einen anderen Weg einschlagen. Sie sind zum Teil getragen von schönsten Idealen, was Volk, Staat und Vaterland betrifft. Sie übersehen den Riß, der durch unser Volk geht, durchaus nicht, aber sie glauben ihn umgehen zu können, indem sie zwar von einer christlichen Grundlage sprechen, diese christliche Grundlage aber Sache des Einzelnen oder vielmehr der Konfessionen sein lassen und sich praktisch um diese christliche Grundlage nicht mehr kümmern. Vielfach wirken hier noch die Thesen des Liberalismus und Individualismus unbewußt mit fort; oft sind diese auch ausgesprochen, ohne als liberal erkannt zu werden.

Daß um solche Organisationen und in ihnen ein Kampf entstehen muß, namentlich wenn sie selbst behaupten, mehr als blasse Organisationen zu sein, und wenn sie gar Weltanschauungen werden wollen, ist selbstverständlich. Die Konfessionen und Kirchen nehmen doch für sich in Anspruch und müssen es auch schließlich, dem Volk die Weltanschauung zu bieten. Aber sie können unmöglich neben der von ihnen gebotenen Religion als Weltanschauung noch eine andere bestehen lassen. Sie müssen sagen: entweder ist die neue Weltanschauung mit der von uns gebotenen zu vereinbaren, dann muß sie von unserer religiösen Weltanschauung durchdrungen werden; oder aber sie ist nicht zu vereinbaren, dann muß sie bekämpft werden. Indifferentismus kann der Sache nach und auch im Interesse von Religion und Kirche nicht zugelassen werden.

Dazu kommt noch, daß gerade bei den vaterländischen Organisationen Fragen und Ziele zur Erörterung stehen, zu denen die Religion und die Kirche nicht gleichgültig sein kann. Die Religion durchdringt eben das ganze Leben und durchdringt schließlich auch alle Handlungen des Menschen. Gewiß gibt es Dinge, die mit der Religion objektiv gesehen nichts zu tun haben. Aber nur Dinge, nicht Menschen. Die Mathematik z. B., die Logik, die Technik, auch in gewissem Sinn die Wirtschaft. Aber nicht der Mathematiker, der Logiker, der Techniker, der Wirtschaftler. Denn der Mathematiker usw. ist nicht bloß Mathematiker, er ist auch Mensch. Er hat nicht bloß die reine theoretische Vernunft, mit Kant zu reden, er hat auch die praktische Vernunft, er hat auch eine Seele. Und diese Seele wird ihren Interessenkreis weiter spannen müssen als bloß über das Fach und über die Wissenschaft. Rein persönlich zu allererst. Denn ein Mann, der bloß Mathematiker wäre und sonst nichts, mit dem werden wir nicht zufrieden sein und er mit sich selbst auch nicht. Er wird niemals das Ideal sein können, gerade heute nicht, und gerade in Deutschland nicht, wo uns heute das Irrationale beinahe mehr gilt als das Rationale, wo wir weniger nach der Theorie fragen als nach dem Leben, wo die Seinsfrage von der Wertfrage nicht getrennt, ja oft leider zu sehr mit ihr verbunden wird. Rein persönlich, sagen wir, geht es nicht, die Religion auszuscheiden. Auch sachlich nicht. Denn sobald der Mathematiker über das Fachgebiet seiner Wissenschaft hinausgeht und Philosophie der Mathematik treibt, der Logiker Metaphysik, der Techniker Philosophie der Technik, kommt er mit der Weltanschauung unbedingt in Berührung. Und gar wenn der Wirtschaftstheoretiker seine Theorien in der Wirtschaftspolitik anwendet, muß er mit dem Leben, mit den tatsächlichen Verhältnissen und dadurch mit Weltanschauung und Konfession in Berührung kommen. Mag das allen denen, die noch in den Ansichten des Liberalismus und Individualismus befangen sind, als Ketzerei erscheinen. Wahr ist es trotzdem. Die Philosophie besteht eben nicht bloß in der Logik und im logischen Lehrbuch und die Wirtschaft nicht bloß in der Aktiengesellschaft und in der Aufsichtsratssitzung oder Generalversammlung.

Gar bei Organisationen, die für oder gegen das Vaterland eingestellt sind! Gott sei Dank ist uns das Vaterland nicht ein bloß theoretischer, wissenschaftlicher Begriff, ebensowenig wie der Staat. Vaterland und Staat sind Wirklichkeiten. Vaterland und Staat bestehen aus Menschen und zwar aus Menschen in realen, historisch gegebenen Verhältnissen. Und Vaterland und Staat sollen mehr sein als bloß Gesellschaften. Sie müssen wesentlich Gemeinschaft sein und werden. Und Vaterland und Staat sollen auch in der Seele des einzelnen Menschen verwirklicht werden. Die Seele muß Stellung nehmen, mehr noch: die Seele muß sich in Vaterland und Staat hineinstellen, wenn wirklich Volksgemeinschaft werden soll. Ich kann mir nicht denken, wie die ganze Seele Stellung nehmen sollte, ohne daß auch die Religion in der Seele Stellung nähme, ohne daß Vaterland und Staat, von der wirklichen Gesamtheit aus gesehen, mit der Religion und Konfession als Gemeinschaft und Kirche, von der einzelnen Seele aus gesehen, mit der Religion als Weltanschauung in Berührung kämen. Religion und Weltanschauung können sich unmöglich zufrieden geben mit einem Leben allein sous l'ombre du clocher, um ein Schlagwort aus dem französischen Kulturkampf zu zitieren. Höchstens reine Abwehrorganisationen gegen die äußeren Feinde könnte ich mir als solche völlig indifferente Organisationen denken. Aber damit können und wollen gerade unsere heutigen vaterländischen Organisationen nicht zufrieden sein. Und auch wenn sie es wollten, würde sie die rauhe Wirklichkeit bald mit Religion und Weltanschauung in Berührung bringen. Sobald aber die vaterländischen Organisationen mehr wollen als bloß rein äußerlich abwehren, wenn sie aufbauen wollen, dann müssen sie, namentlich heute, wo die Religion wieder mehr gilt, auch mit der Religion rechnen. Denn Aufbau, ohne daß in der Seele mit aufgebaut wird, wird unmöglich sein. Ein solcher Versuch mit ungeeigneten Mitteln wird scheitern müssen.

Also ist es undenkbar, daß vaterländische Organisationen ihr Ziel des Aufbaues einer Volksgemeinschaft erreichen, wenn sie die Religion außer acht lassen, die Religion nicht als Aufbaufaktor in Rechnung setzen. Denn die Religion ist ewig, ewig in ihrer Wahrheit und in ihrem Bestand. Gemessen an der Wirklichkeit in unserem Volk kann das aber nur heißen, daß diese Organisationen mit der Wirklichkeit der gegenwärtigen religiösen Lage bei uns in Deutschland rechnen müssen. Und diese religiöse Lage wird auch zeigen, wie der Boden gewonnen werden muß. Auf eine Wiedererstehung neugermanischen Heidentums als einer deutschen Nationalreligion zu rechnen und eine solche zu betreiben wäre, gelinde gesagt, eine Utopie. Da sitzt denn doch das Christentum zu tief in den Herzen unseres deutschen Volkes. Eben so wäre es eine Utopie zu glauben, daß eine Vereinigung der beiden großen Konfessionen in unserem Vaterland in einem neudeutschen Christentum sich erreichen ließe. Dazu sitzen, abgesehen von der objektiven Wahrheit, die Konfessionen auch zu tief in der deutschen Seele. Ein solcher Versuch würde im besten Falle zu einer dritten Konfession führen. Zu einem neuen Gegensatz. Das ut omnes unum ist das Ziel der ganzen Weltgeschichte und ist eine Hoffnung, die sich nach den Worten der Schrift erst am Ende der Zeiten wird verwirklichen lassen, und zwar auch nicht bloß durch Menschenarbeit, sondern durch mitwirkende Gotteskraft.

Politisch gesehen erscheint es auch als Unmöglichkeit, daß sich eine große umfassende vaterländische Organisation auf den Boden ausschließlich einer Konfession stellen würde. Gewiß, vom Standpunkt eines Katholiken aus wäre das das Ideal. Aber auch ebensosehr vom Standpunkt des gläubigen Protestanten aus, dem seine Kirche nicht weniger lieb ist als dem Katholiken die seine. Das Ideal stößt sich eben hier am Leben. Die Konfessionen sind nun einmal da und werden für absehbare Zeit bleiben. Damit muß gerechnet werden.

Was soll aber nun sein? Mit der Religion muß gerechnet werden, soll Erfolg kommen, soll die Gemeinschaft des Volkes aufgebaut und das Vaterland gerettet werden. Eine nichtchristliche Religion ist ausgeschlossen; denn die deutsche Seele ist im wesentlichen christlich. Eine überkonfessionelle Kirche würde praktisch zu einer dritten Konfession führen. Was also? Ich kann mir nur zwei Wege denken. Entweder Parallelorganisationen für Angehörige je einer Konfession oder aber eine Organisation auf dem Boden, der beiden Konfessionen gemeinsam ist, ohne daß die Eigenheiten der Konfessionen gestört werden, auf dem Boden des Christentums.

Die erste Art, parallele Organisationen vaterländischen Charakters, erscheinen zunächst mit den Augen des Dogmatikers und mit den Augen des Kirchenmannes gesehen als das wünschenswerte. Und ich stimme freudig zu, wenn es sich um die Landesorganisationen und Ortsverbände handelt und wenn ein konfessioneller Kampf ausgeschlossen ist. Dann sind sie das Ideal. Unterschied und Gegensatz sind noch keine Kämpfe und ein edler Wettstreit in der Erreichung eines gemeinsamen Zieles ist noch kein Krieg. Ich kann mir denken, daß die kirchentreuen Katholiken in einer vaterländischen Organisation sich sammeln und in einer zweiten die Protestanten und daß diese beiden Organisationen in Freundschaft zusammenleben

[1]) Neugermanisches Heidentum im heutigen Deutschland. München 1924. Verlag Dr. Fr. A. Pfeiffer & Co. D. Schr.

und zusammenarbeiten unter Wahrung der dogmatischen Unterschiede und der kirchlichen Belange.[2] Eine Freundschaft unter den Konfessionen ist ja lange keine Utopie und auch von katholischer Seite gesehen keine Häresie. Und es gibt ja soviel Gemeinschaftliches auch im Bekenntnis und erst recht ist das Ziel gemeinschaftlich, das Vaterland, und das Motiv, die religiös gesehene Liebe zu Vaterland und Volk. Darüber müßte dann ein Bündnis, eine Ueberorganisation bestehen, die die beiden parallelen Organisationen wieder zusammenschließt zu gemeinsamem Tun in den gemeinsamen Zielen.

Die andere Möglichkeit wäre eine umfassende Organisation auf dem Boden des Christentums, unter Wahrung der Eigenheiten und Belange der einzelnen Konfessionen. Es ist doch den gläubigen Christen auch noch soviel gemeinsam, daß sie sich, wenn auch natürlich nicht religiös, aber doch für ihr Vaterland zusammenfinden könnten. In einer solchen Organisation müßten sich alle jene zusammenfinden, die wirklich einen Aufbau unseres Vaterlandes auf christlicher Grundlage und im Frieden der Konfessionen wollen; alle jene, die von der Lebensnotwendigkeit der christlichen Religion überzeugt sind und vor allem davon, daß die deutsche Seele christlich ist und bleiben wird, daß die deutsche Kultur christlich sein muß; daß unser Vaterland innen und außen nur in die Höhe kommen kann, wenn unser Volk christlich ist, daß es eine Volksgemeinschaft nur auf christlichem Boden gibt. Es müßte aber für eine solche Organisation der christliche Boden mehr sein als bloß ein eleganter Teppichbelag; es müßte wirklich christlicher Boden, Fußboden sein, auf dem man stehen und auf dem allein man arbeiten kann. Es müßte also eine solche Organisation das Christentum nicht bloß irgendwo in einem versteckten Paragraphen haben und auch nicht bloß auf einem Zipfelchen der Fahne. Sie müßte unbedingt die Forderungen des Christentums selbst durchführen und auch von ihren Gliedern ein Leben nach dem Christentum verlangen. Sie müßte alle jene Mitglieder aus ihren Reihen ausschließen, denen das Christentum nicht eine Herzensfrage, denen die Religion nicht die erste seelische Angelegenheit ist. Und bloße Rassenchristen, Namenchristen müßten unmöglich sein. Die Organisation müßte also das Christentum unbedingt anerkennen und von ihren Mitgliedern in der Form ihrer Konfession auch die Betätigung des Christentums verlangen. Aber auch das nicht bloß in den Satzungen und nicht bloß bei Festgottesdiensten, sondern im Leben. Sie müßte darauf schauen, daß die Mitglieder die besten Katholiken und Protestanten sind und auch bleiben. Neutralität dürfte es nicht geben. Das müßte Grund zum Ausschluß sein.[3] Ebenso wie auch natürlich jeder Spott und jede Abhaltung von der Erfüllung kirchlicher Pflichten. Daß alles Heidnische ausgeschlossen sein müßte, nicht bloß aller Materialismus, ist selbstverständlich.[4] Dazu müßte aber als letzter Paragraph kommen, daß die Konfessionen nebeneinander bestehen und gegenseitig geachtet werden. Ob das freilich in der rauhen Wirklichkeit rauher Menschen möglich sein wird? Gleichviel, es sind die unerläßlichen Bedingungen für das Bestehen christlicher vaterländischer Organisationen des Aufbaus.

Eine vaterländische Organisation ohne Religion, der also die Religion Privatsache ist, wird ihr Ziel des Aufbaus niemals erreichen. Und zwar das Christentum in den bestehenden konfessionellen Formen! Sonst ist der Erfolg auch unmöglich. Die vaterländische Organisation muß in allererster Linie ihre Angehörigen zu guten christlichen Deutschen erziehen wollen, zu religiösen Deutschen, kirchentreuen Katholiken und Protestanten, dann allein kann sie Erfolg haben. Denn Religion und Vaterland gehören zusammen, untrennbar.

[2]) Malteser (kath.) und Johanniter (prot.), die sich beide vom alten Johanniter-Orden ableiten, sind in dieser Art parallel. Ebenso Schulorganisationen zur Verteidigung der Bekenntnisschulen, die Bahnhofsmission für alleinreisende Mädchen u. a.

[3]) Die Urteilsbildung einer interkonfessionellen Organisation darüber, ob ihre Glieder verschiedener Konfession ihre kirchlichen Pflichten erfüllen, dürfte schwierig sein und von den Gliedern das Urteil nicht in jedem Fall anerkannt werden. D. Schr.

[4]) Eugen Jäger sagt kürzlich mit Recht im Neuen Reich Nr. 9. vom 1. Dezember 1923: „Im heutigen Protestantismus leben weit mehr als in seiner Jugendzeit zwei Völker nebeneinander, ein christliches und ein heidnisches. Das erstere Volk ist der kleine Rest, der noch an den christlichen Wahrheiten und Glaubenssätzen festhält, die Luther und Calvin aus der alten Kirche mitgenommen."

Einem Kinde zur ersten hl. Kommunion.

„Lasst die Kleinen zu Mir kommen!"
Immer tönt das süsse Wort
Unsres lieben Heilands fort,
Wie in jener sel'gen Zeit,
Da die Erde hat vernommen
Seiner Stimme Lieblichkeit.

O! Wer kann die Wonn' ermessen,
Aller Himmel höchste Lust,
An des Herrn und Heilands Brust
Sich zu schmiegen weltvergessen,
Keiner Sorg' und Not bewusst!?

Mög' in allen Lebensjahren,
Was Du heute hast erfahren,
Dir das reichste Kleinod sein,
Das vor allem eitlen Schein
Dieser Welt Dich möge wahren!

Schliess, mein liebes Kindelein,
In Dein fromm Gebet mich ein!

Leo van Heemstede.

Kulturelle Rundschau.

Von D. Johannes Albani.

Am 12. März beging Geheimer Archivrat Dr. Joseph Weiß in München seinen 60. Geburtstag. Als trefflicher Kulturhistoriker Bayerns, u. a. durch seine Herausgeberschaft der illustrierten Zeitschrift Das Bayerland bewährt, ist er durch seinen ausgezeichneten „Führer", den er für die Besucher des Münchener Katholikentags 1922 herausgab, weitesten Kreisen bekannt geworden. Bei diesem wertvollen Büchlein offenbarte sich seine Gabe, volkstümlich und doch wissenschaftlich erfüllend mit dem Kulturgut vertraut zu machen, von dem München Zeugnis gibt. In besonderer Weise gilt sein Interesse der Bühne. Weiß gehört zu den Männern, die seit langem gegenüber der kantisch bestimmten Richtung unter den modernen Katholiken durch die Tat beweisen, daß katholischer Gedanke und Kultur nicht auseinander, sondern zueinander gehören. In diesem Geiste drücken wir dem jugendfrischen Sechziger glückwünschend die Hand.

In der Tat ist es eine sehr fadenscheinige Behauptung, weil die moderne Kultur in weitem Umfang den katholischen Boden verlassen hat, zu sagen, die Kultur überhaupt habe mit Christentum und katholischer Kirche nichts zu tun. Mit namhafter Leichtigkeit schlägt man die Erfahrung positiver Art aus vielen Jahrhunderten und die eigene negative Erfahrung in den Wind, denn das Ergebnis der letzten vier Jahrhunderte ist nicht Kultur, sondern Kulturzersetzung. Dagegen bringt immer gewaltiger die Ueberzeugung durch, daß nur gemeinsames, im Geiste einiges Empfinden und Schaffen einen neuen Aufbau unserer Kulturwelt heraufführen kann. Das aber bringt immer weitergreifend dazu, sich auf den katholischen Gedanken zu besinnen. So wird die Tat der beste Gegenbeweis gegen jene falsche Meinung sein, die den müden lutherisch-kantischen Verzicht auf die religiöse Durchdringung dieser Welt ins katholische Lager verpflanzen möchte.

Hingebende Liebe zu den großen Aufgaben der Allgemeinheit ist hiezu notwendige und selbstverständliche Voraussetzung. Mit Stolz kann der katholische Deutsche da auf die hohe Auffassung hinweisen, die z. B. die katholischen Verlage von ihren Aufgaben haben. Vor kurzem gab der Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet den hundertsten Band der Sammlung Kösel heraus. Wohl jeder kennt diese geschickt, umfassend und original angelegte Sammlung alles Wissenswerten, die insbesondere für alle Arten von Volksbildungsbestrebungen praktische Dienste tut. Der 100. Band gilt Goethes „Faust" und hat P. Expeditus Schmidt zum Verfasser.

Von anderer Seite und mit anderen Mitteln sucht der Literarische Handweiser des Verlags Herder & Co. der Gedankenarbeit der Zeit beizukommen und sie in katholischem Sinne zu verarbeiten und zu deuten. Er feiert im Jahre 1924 das sechzigjährige Bestehen. Leider muß er über finanzielle Schwierigkeiten

klagen und kann deshalb nur 6 mal jährlich erscheinen. Möge der Hinweis auf seine ausgezeichneten Leistungen, die derzeit Dr. G. Keckeis und seiner 300 Mitarbeiter Verdienst sind, und auf die unerhörten Opfer, die der Herder'sche Verlag von jeher der katholischen Kultur gebracht hat, dazu beitragen, daß diese Schwierigkeiten sich allmählich beheben lassen.

Wie alle Katholiken heute der Drang erfüllt, wie auf Befehl von oben die Voraussetzungen für eine alle in Liebe umfassende und tragende Welt der Zukunft zu schaffen, zeigte wieder die kürzlich in Wien gehaltene Rede Dr. Seipels über Wiederaufbau und geistige Arbeit. Mit klugen Worten legte der Neuerbauer Oesterreichs die Gründe dar, weshalb die geistige Arbeit es so schwer hat, dem mit der Hand Arbeitenden ihren Wert als Arbeit zu erweisen. Er nannte die großen Opfer, die der geistige Arbeiter bringen muß, um sich dem Gemeinwesen zu erhalten, das ihn aus Mangel an Mitteln in so hohem Grade im Stich läßt, und schloß mit dem Hinweise, daß erst die geistige Kultur die Grundlage für das Gebäude zu schaffen imstande ist, das aber nicht nur Oesterreich, sondern die ganze Welt wird aufzuführen haben. Wir sprechen uns kräftiger und nach unserer Meinung genauer aus, wenn wir in dem hier schon oft dargelegten Sinn statt „die geistige Kultur" sagen „der katholische Gedanke". Denn ohne ihn gibt es keinen Aufbau. Was unmittelbar hinter uns liegt an Kultur, war Abbau, mit denselben reichen Anregungen freilich, mit dem die allmähliche Zerstörung eines alten, reich ausgestatteten Hauses verbunden zu sein pflegt.

Als Kuriosum sei bei unserer Ausschau nach allerlei Dingen, die die zersplitterte Menschheit zusammenführte, auch der drahtlose Fernhörer genannt. In unserer geistigen Sphäre klingt das komisch. Aber es mag immerhin dem gegenseitigen Verstehen dienen, wenn wir künftig einen Gegner selbst reden hören, statt den vielleicht böswilligen Bericht in der Zeitung zu lesen, von anderen unabsehbaren Möglichkeiten auf dem Gebiete der künstlerischen Kultur ganz zu schweigen. Nun, so weit sind wir noch lange nicht, vorläufig ist die sichtbare und vernehmbare Welt noch ein Chaos, aus dem nicht allzuviel mit dem Ohr des Leibes, dagegen hoffentlich bald immer Reineres und Klareres mit dem des Geistes zu entnehmen ist. Möge dieser Fernhörer, geschult durch die katholische Wahrheit, immer reichere Anwendung finden!

Am 12. März starb Hermann v. Grauert. Die Bedeutung dieses berühmten katholischen Historikers für die Wissenschaft und die deutsche Kultur — er war u. a. Vorsitzender der Görresgesellschaft — ist an besonderer Stelle demnächst zu würdigen. R. I. P.

Ein typischer Schulfall, der zum Entscheid drängt.

Von Hch. Huhnen, Geistl. Rektor.

Der Essener Schulskandal aus dem Jahre 1919—20 ist noch in aller Erinnerung. Einige Lehrer höherer Lehranstalten versuchten, die Hoffmann-Wynekenschen Kulturideale in die Praxis umzusetzen; es gelang ihnen freilich nicht ganz. Viele haben geglaubt, das sei nur eine „Episode" gewesen. Nun, diese Zumutung war denn auch etwas zu stark gewesen selbst für solche Kreise, die an sich schon gern mit den modernen „freiheitlichen" Erziehungsidealen sympathisieren. War Essen dank seiner liberalen Schulverwaltung von jeher ein der katholischen Schulerziehung sehr ungünstiges Feld, so spukt der antichristliche Geist seit der Revolution unheimlicher und frecher als je in den Schulen dieser Stadt. Das ist um so merkwürdiger, als die Bevölkerung zu zwei Drittel katholisch ist und eine ziemlich starke Gruppe der Kath. Schulorganisation aufweist. Allerdings ist das Zentrum im Stadtparlament in der Minderheit, und in den Verwaltungsorganisationen herrscht das Freidenkertum vor. Mag der Geist in den kath. Volksschulen noch leidlich gut sein, so spricht doch das, was sich Lehrer an anderen Erziehungsanstalten (den städt. höheren Schulen, der städt. gewerblichen Fortbildungsschule usw.) ungestraft herausnehmen, für sich.

Das traurigste an alldem aber ist, daß kath. Eltern garnicht mehr wagen, gegen die Entgleisungen religiös gleichgültiger oder gar antikatholischer Lehrer anzugehen, daß sie es sich im allgemeinen stillschweigend bieten lassen, wenn man ihre katholische Ueberzeugung in ihren Kindern aufs gröblichste beleidigt. Stillschweigend, d. h. gegenüber den zuständigen Behörden, weil nichts geschieht, daß diesem ebenso gewalttätigen wie gefährlichen Treiben Einhalt getan werde. Die Eltern gehen, soweit sie überhaupt noch von diesen Dingen etwas erfahren, zu ihrem Seelsorger und klagen ihm ihr Leid. Der Grund liegt weniger im Mangel an gutem Willen der Eltern, weniger in einer Art selbstverschuldeter Gleichgültigkeit, als vielmehr darin: „Wir haben uns zu sehr an das bestehende Schulmonopol des Staates gewöhnt, als daß wir für das Gegenteil noch einen offenen Blick hätten!" (Weihbischof Hch. von Hähling in seiner Flugschrift: Auf zum Kampfe für die freie konfessionelle Schule! Paderborn, Bonifatius-Druckerei.) Das ist die verhängnisvollste Frucht einer seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. vor 200 Jahren durch den Schulzwang in Preußen betriebenen Verstaatlichung des Denkens und Gewissens im Volke.

Die Gesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung in Essen hat längst hinter diese Kulissen geschaut. Auch sie mußte sehen, wie die Söhne und Lehrlinge ihrer Mitglieder in der Essener Zwangsgewerbeschule von verschiedenen Lehrern in ihren katholischen Gefühlen aufs empfindlichste beleidigt wurden. Die Fälle mehrten sich. Was war hiergegen zu machen? Die Knaben aus der Schule fernhalten, würde mit Geldstrafen bezw. Haftstrafen geahndet werden; die Knaben aber würden durch die Polizei zur Schule gebracht werden. Die Entfernung der betreffenden Lehrpersonen veranlassen, ist schwierig. Das entscheidende Urteil über die Berechtigung eines solchen Antrages steht einer Verwaltung zu, die selber in ihrem Freigeist großzügig genug ist, um nicht über solche Zwirnsfäden zu stolpern. Selbst wenn ein solcher Lehrer wirklich entlassen würde, hundert andere, vielleicht noch schlimmere, stehen vor der Tür. Aber von all dem ganz abgesehen, ist zu beachten: Wir haben einen religionslosen, sagen wir simultanen Staat. Was kann dieser Staat im Grunde genommen anders als simultane Schulen errichten, wenn er überhaupt das Schuleerrichten zu seinem Monopol gemacht hat? Und wenn er solche simultane Schulen errichtet, was kann er grundsätzlich anders als „simultane" Lehrer anstellen, simultanen Unterricht erteilen lassen wollen? Wenn wir Katholiken uns in Preußen-Deutschland überhaupt das Staatsschulmonopol gefallen lassen, dann dürfen wir uns im Grunde nicht beschweren, wenn man unseren Kindern simultanen Unterricht erteilt. Subjektiv gesprochen tut man übrigens auch dem Lehrer unrecht, wenn man seine Entlassung fordert. Von hier aus betrachtet, müssen wir sagen: Was dem katholischen Lehrer recht ist, das ist dem ungläubigen, freigeistigen Lehrer billig und man kann ihm nicht wohl zumuten, daß er, von seinem Standpunkte aus, aus seinem Herzen eine Mördergrube mache.

Gerade die Fortbildungsschulen treiben mehr als die annoch konfessionellen Volksschulen, mehr auch als die in großer Mannigfaltigkeit gebotenen sog. höheren Lehranstalten die katholischen Eltern in diese Gewissenskonflikte hinein. Für die gewerbetreibenden Jugendlichen gibt es eben nur eine Fortbildungsschule, und durch Ortsgesetz ist unter Strafe verfügt, daß diese eine Schule besucht werden muß. Rücksichten, die eine städtische oder staatliche Verwaltung bei den Volksschulen und vielleicht auch noch bei höheren Schulen auf die katholische Bevölkerung nimmt — in Essen darf man uns auch da, wie gesagt, schon manches bieten — braucht die Verwaltung hier nicht mehr zu nehmen und nimmt sie auch nicht. So treten denn gerade in der sog. Fortbildungsschule die Tendenzen deutlicher als anderswo hervor, die für einen religiös-indifferenten Staat allein maßgebend sind. Je mehr sich ein Staat von Gott und der geoffenbarten Religion loslöst, desto mehr sieht er seine Aufgabe nur in diesseitlichem Streben, wird er alles, was wieder zum Jenseits, zur Uebernatur drängt, aus- und zurückstoßen. Daraus erklärt sich ohne weiteres, daß ein solcher Staat, wenn er Schulen errichtet, ja wenn er sie allein errichtet bezw. von anderen nur durch seine Genehmigung errichtet sehen mag, in diesen Schulen auch rein irdischen Erziehungszielen zustrebt. Fortbildungsschultheoretiker und -Praktiker, städtische Fortbildungsschulverwaltungen neigen immer mehr dazu, aus der Fortbildungsschule eine bloße Fachschule zu machen, eine Schule, in der es vor allem darauf ankommt, daß er Schreinerlehrling die verschiedensten Hölzer, die vollkommenen Betriebe, die raffinierteste Art der Geschäftsführung möglichst bald kennen lerne, der Schneider und der Schuhmacher, der Anstreicher ebenso. Ausdrücklich lehnen die Schulen die Vertiefung und Erweiterung der Allgemeinbildung und die religiös-sittliche Charakterbildung der jungen Leute ab; das Wort Fortbildung ist nur ein leerer Schall, die bitterste und folgenschwerste Täuschung.

So klagt denn auch niemand mehr als Eltern, Meister und Fortbildungsschullehrer über die Erziehungserfolge derartiger Schulen, soweit sie noch gewohnt sind, die Erziehung nach den Grundsätzen unserer katholischen Väter zu beurteilen. Es ist wieder eine bittere Selbsttäuschung, die Blasiertheit, Respektlosigkeit und Interesselosigkeit der jungen Burschen hauptsächlich auf die ungünstigen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit zurückzuführen und sie aufs Konto der Flegeljahre zu setzen. Wir wollen diese Umstände nicht leugnen, aber es hieße doch die Dinge vollständig auf den Kopf stellen, wollte man nicht daraus den unbedingten Schluß ziehen: Also darf um so weniger Anlaß zum Nur-Viel-Wissen gegeben sein, also muß um so mehr auf religiös-sittliche Charakterbildung Wert gelegt werden.

Diese Erwägungen führten die genannte Gesellschaft zu dem Entschluß, für ihre Söhne und Lehrlinge eine **eigene katholische Fortbildungsschule** zu errichten. Wie sie selber unter den offiziellen Segenswünschen des Kölner Erzbischofs entstanden, so gab sie auch ihrem Oberhirten von der Errichtung der Schule geziemend Kenntnis. Mit der Stadtverwaltung hat sie vor und nach der Errrichtung mündlich und schriftlich wiederholt versucht, zu erreichen, daß die Streitpunkte, wie sie zwischen den bestehenden Gesetzen und den naturrechtlichen und katholischen Grundsätzen bestehen, möglichst im Frieden durch letztinstanzliche richterliche Entscheidungen ausgetragen werden könnten. Daß dies möglich, dafür sprach nicht nur die klare Erkenntnis des offensichtlichen Gewissenskonfliktes der Erziehungsberechtigten, den die Zustände an der Essener gewerblichen Fortbildungsschule geschaffen und ein möglicherweise rücksichtsloses Verhalten der Stadt gegen die beabsichtigte neue Schule nur verschärfen würde, sondern auch gewichtige rechtliche Gesichtspunkte. Die Gesellschaft z. g. U. machte mit Recht geltend, daß die bestehende Ortssatzung der städtischen Schule im Zusammenhang mit dem § 120 der Gewerbeordnung wahrscheinlich anfechtbar, ja ungültig sei, eine Auffassung, die auch verschiedene schöffengerichtliche Verhandlungen teilten.

Die erste für die Gesellschaft maßgebende Besprechung mit dem Stadtrechtsrat gab ihr denn auch Hoffnung, daß die Behörde sich nötigenfalls mit einer einmaligen formellen Strafe begnügen würde, damit der Streit „ohne Störung des öffentlichen Friedens", in Ruhe ausgetragen werden könne. Gar bald aber sahen sich die Eltern und Lehrherren schwer getäuscht. Es hagelte Mahnungen, Strafandrohungen, Bestrafungen der Eltern, der Lehrherren, der Schulleitung, Schließung der Schule wurde befohlen unter Drohung mit Zwangsmaßnahmen, dem Schulleiter, einem katholischen Priester, „jede unterrichtliche Tätigkeit" verboten.

Der Schulkampf zwischen der Gesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung und der Essener Stadtverwaltung verdient allgemeines Interesse. Eine besondere Broschüre: „Die katholische Fortbildungsschule in Essen" gibt hierfür ausführliche aktenmäßige Auskunft. Sie ist erschienen im Verlag Wirtschaftsstelle für Verselbständigung und Seßhaftmachung, Essen.

Die Schule besteht weiter und erteilt ihren Unterricht in der gewohnten Weise. Aber die Folge des kulturkämpferischen Gebarens der Stadt ist ein wahrer Rattenschwanz von Prozessen. Sollen die Eltern ihre Schule schließen? Wenn sie es täten, was wäre die Folge? Sie müßten ihre Söhne wieder in die religionslose verderbenbringende Essener Gewerbeschule schicken, zu denselben Lehrern, in dieselben Unterrichtsstunden, derentwegen sie vorher ihre Kinder aus der Schule entfernt haben. Was für ein Sieg wäre das für die städtische Verwaltung, was für ein Triumph für das preußische Staatsschulmonopol, was für eine Stütze für die ungerechten Schulgesetze! Und das alles, trotzdem der Staat keine Erziehungsrechte hat (Weihbischof von Hähling a. a. O.)? Trotzdem der Staat durch seine Gesetzgebung mit den Rechten seiner Untertanen nicht nach Belieben schalten und walten kann (ebda.)? Trotz der klaren Forderungen des kanonischen Rechts und der Auslassungen der Päpste?

Hier liegt u. E. die **große praktische Aufgabe der katholischen Schulorganisation Deutschlands.** Sie selbst schreibt an die katholischen Eltern: „**Weg mit der weltlichen Schule! Fort auch mit der Simultanschule! Wir wollen Schulen und Lehrer, die mit uns, nicht solche, die gegen uns arbeiten! Ein und derselbe Geist, der Geist unseres katholischen Elternhauses, soll die Kinder und alle Lehrer, und zwar in allen Unterrichtsstunden erfüllen! Das ganze Unterrichts- und Erziehungswerk soll aus einem Gusse sein!**"

Es genügt also auch nicht, daß an der Zwangsfortbildungsschule die Woche 1 oder 2 Stunden lehrplanmäßiger Religionsunterricht erteilt wird. Die Gründe, die wir oben vorbrachten, beleuchten dies zur Genüge. Was wir haben müssen, ist eine gründliche Revision der ganzen staatlichen Schulgesetzgebung! Der Paderborner Weihbischof faßt diese Gedanken in seiner schon öfter angezogenen Broschüre in die kurze Formel: „**Wir verlangen ein gerechtes Schulgesetz!**"

Soll das unmöglich sein? Das katholische Volk hat hierfür vielmehr Verständnis als für sog. Politik des Möglichen. Und weil diese Forderung nichts anderes als ein naturrechtliches Postulat ist, so würde weit über den Rahmen des katholischen Volkes hinaus der Ruf offene Ohren und freudiges Verständnis finden. Was für eine Rückendeckung wäre es für die katholischen Parlamentarier und Politiker, wenn es der katholischen Schulorganisation gelungen wäre, diesen schon längst reifen Gedanken ins Volk zu werfen! Eine ganz vorläufige Rundfrage im Essener Bürgerkreise hat in wenigen Tagen über 5000 Namensunterschriften aus den verschiedensten Berufsständen, den verschiedensten religiösen Bekenntnissen und den verschiedensten parteipolitischen Richtungen ohne große Mühe aufgebracht!

Wenn die Reichsverfassung den hier gekennzeichneten Standpunkt nicht anerkennt, so folgt daraus nicht, daß sie in diesem Punkte nicht antastbar wäre. Der ebenfalls hier angedeutete Weg ist ebenso gesetzlich und darum berechtigt, wie das bestehende Staatsschulmonopol seinem Wesen nach unberechtigt, weil materiell ungesetzlich, ist! Der **bayerische Episkopat** hat in einem gemeinsamen Hirtenschreiben mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit verkündigt: **Elternrecht bricht Schulrecht! Gewissensrecht bricht Staatsrecht!** Der Hochwürdigste Herr Weihbischof von Paderborn beruft sich oft darauf; dann sollten auch wir dies Wort zu unserem eigenen machen und handeln!

Die Soldaten der Kaiserin.[1]

Roman von Juliana von Stockhausen.

Eine Beleuchtung durch E. M. Hamann, Scheinfeld (Mittelfr.).

In Wien war's, an einem nebeldunstigen Novembermorgen, den erstes irisierendes Schneelicht erhellte. Von der Burg her schritt eine junge Reichsdeutsche gegen den rechts und links von Hofmuseen begrenzten Platz, dessen Mitte das erzene Maria Theresia-Denkmal überthront: der majestätischen Herrscherin, die einst ein Dichter unserer nördlichen Heimat die Größte ihres Stammes nannte, „weil sie die Menschlichste war". Und Dichteraugen, voll Tiefe und Glanz, nahmen nun das Bild vor sich auf: die kühnen edlen Linien, die sich in den Schneehimmel verloren. „**Auf einmal war es da**" (so empfängt das Genie): die ehern thronende Kaiserin — und die endlosen Züge marschierender Soldaten über weite Felder hin im dämmernden Winterlicht. Und dann überlebensgroß ob allem die Frau, die jene ihre lieben Kinder nannte und sie wie alle, die zu ihr und ihrem Reich gehörten, mit unbeugsamem Gesetzeswillen regierte. So deutlich sah dies die innerlichst Schauende, daß sie des ganzen modernen Wiens völlig vergessen hatte. Und ging dann hin, zwingend getrieben von Beruf und Gewissen, um innerhalb zweier eiserner Arbeitsjahre das obengenannte Werk zu schaffen, das zur letzten Weihnacht erschien und in 14 Tagen schon gegen tausend Käufer fand.

Ich darf hier wohl an meine Skizze über J. v. Stockhausen in Nr. 21 der A. R. vom 27. Mai 1922 erinnern. Darin zeigte ich den Aufstieg, den dieses merkwürdige Talent seit ihrem 17. Lebensjahre Stufe um Stufe nahm: vom Großen Leuchten zum Brennenden Land, von diesem zur Lichterstadt. Unter starkem Aufschwung gewann die heute eben Vierundzwanzigjährige in dem vorliegenden mächtigen Roman die vierte Stufe.

Zeitlich und räumlich, stofflich und thematisch überblickt das Buch ein nicht minder ausgedehntes Kultur- und weltgeschichtliches Gebiet als die Lichterstadt, ist aber für unsere Gegenwart mannigfacher und bedeutsamer ausgestaltet. Dort, im Frundsbergroman, ragen zwei Gipfel: Worms und Rom. Hier, im Maria Theresiaroman, desgleichen: Wien und Preßburg. Aber dort mußte, bei aller erzwingbar gründlichen Fundierung, das wogende Geschichtsbild der Hauptsache nach mit dem Auge der — ob noch so intuitiven — Phantasie erfaßt werden, während hier ein fester historischer Hintergrund für völlig sicheren Aufbau auf außerordentlich reichem Quellenboden gegeben war. So ist denn Klarheit einer der Hauptzüge des Gesamtaufrisses und der Charakterzeichnung.

Soweit ich sehen kann, hat sich die Verfasserin ein bis in die

---

[1] Verlag Kösel & Pustet, K.-G., Verlagsabteilung Kempten. 8°, 603 S. Brosch. Mk. 5.50. Geb. in Halbleinen Mk. 7.50. Fürs Ausland brosch. 4.50, geb. 5.50 Schweizer Franken.

letzten Forschungsweiten und -tiefen überwältigend reichhaltiges Material zur schöpferischen Auswertung erobert, hat auch die mühsamsten Entdeckungspfade ins vielgegliederte Bereich der Kultur- und Weltgeschichte, der Groß- und Kleinkunst, der Politik und Diplomatie, der Monographie und Biographie, der dokumentaren, chronistischen und handschriftlichen Beweisführung, der Tagebuch-, Memoiren- und Briefliteratur nicht gescheut, ohne der Weitschweifigkeit oder gar Aufdringlichkeit zu verfallen. Meisterliche Beherrschung spricht auch hier ein erstes Wort. — So wuchs, bei strengem Walten einer genial anmutenden Sachlichkeit, in der jungen Dichterin jenes gewaltige Charakterbild, das sie uns aus eigener Seele heraus für Gegenwart und Zukunft nachgeschaffen hat. Keine Frage: Nicht wenige wird es, dank der bisher fast allgemein gültigen Beurteilung der Kaiserin, zunächst befremden, bis im Verlauf der künstlerisch-dichterischen Entwicklung die hier aufgerufene, unmittelbar lebendig gewordene Gestalt das Recht ihrer Sonderheit unabweisbar einfordert.

Also zeichnet Juliana von Stockhausen, gestützt zumal auf eine Fülle hinterlassener Briefe und Aussprüche Maria Theresias, ihre Heldin: Plötzlich aus jungem strahlendem Eheglück im Glanze hinreißender Schönheit und Liebenswürdigkeit auf den Thron eines in allen Fugen wankenden und von allen Seiten feindlich bedrohten Riesenreiches gestellt, geht der Dreiundzwanzigjährigen wie eine Offenbarung Wesenheit und Ziel ihrer jetzigen Berufung auf. Und zwar als *selbstgegebenes* Gesetz ob sämtlichem Gesetz, das ihre Untertanen je von ihr empfangen werden: ihr *eigenpersönlichstes Pflichtgebot*, d. i. die ständig wirksam zu machende Erkenntnis und Erfüllung ihrer königlich-menschlichen Pflicht gegen ihr Land, ihr Volk, ihren einstigen Thronerben. Für sie bedeutet die Krone von nun an den Sinn ihres Lebens. Denn bebend vor Liebe und Stolz hat sie ihr die eigene Seele vermählt, hat beschlossen, aus diesem Bunde *die Krone der Seele* zu schmieden aus den reifen Tugenden der Gerechtigkeit, Güte, Stärke und Pflichttreue: unter dem Willen Gottes, dem unbedingt zu gehorsamen sie ringt. Aber an der Krone entzündet sich auch ein starker Zug ihrer großartigen Natur: die *Leidenschaftlichkeit*. Zum Haß steigert sich diese gegen die Feinde ihres Landes. Ihr Blick glüht rachsüchtig-prophetisch auf, wenn sie Frankreichs und seiner gegen sie mächtig gewordenen Kreaturen gedenkt. Kein geringeres Ziel schreibt sie ihm zu, als ganz Deutschland unter sein Joch zu beugen. Nur in seiner eigenen völligen Vernichtung beruht die Sicherheit gegen seine Angriffe. Ihr späteres Bündnis mit Frankreich (nach gegebenem Beispiel! Das berüchtigte Billet hat die Pompadour nie von ihr erhalten) erklärte sie 1769 dem Sohne aus ihrem noch größeren Haß gegen den Brandenburger, den Entzünder der Brandfackeln von Schlesien bis Spanien: „Du Wolf", nennt sie ihn einmal, „du böses, wildes Tier — Herr, verzeihe mir, diesem Schuldiger verzeihe ich nicht! . . . O Schlesien, du mein Myrrhebecher!" — Aber auch früher schon, gleich nach ihrem Regierungsantritt, kann geheimer, wilder Stolz sie überschauern bei dem Gedanken: Von nun an ist es mein Gebot, das das Leben meines Landes diktiert. Mein Wille formt jetzt die Zeit! Alle stehen sie unter meinem Gesetz, sind *meine Soldaten!* So hat sie den Läuterungsweg absolutistisch gerichteter Edelnaturen zu gehen: durch Fehltum und Leid zum wahren Gewinn, durch Nacht zum Licht, durch Feuer und Wasser zum Frieden der Erquickung, durch Kreuz zur ewig gültigen Krone.

Plötzlich bricht das Furchtbare: umzingelnder Krieg, über sie herein. Voran in jähem Raubüberfall der junge Aar Brandenburg, mit ihm der Geier Frankreich, die Falken Sachsen und Bayern. In heiliger Rechtsüberzeugung ist sie bereit, alles einzusetzen: Gut und Blut, ihres Weibtums Mitleiden und Weichheit, eingedenk nur des einen, eingebrannten: *Durchhalten!* Und des anderen: Es ist mein Gesetz und das Gesetz Oesterreichs, *hart* zu sein in treuerfüllter Pflicht. — Josef, der ersehnte künftige Nachfolger, wird geboren — da trifft sie die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Mollwitz. „*In dieser Stunde hämmerte Gott das Herz der Maria Theresia hart.*"

Auf der Schleppe des verlotterten Heeres und der nicht weniger verlotterten Staatswirtschaft vom alten „Regime" geht das Schicksal fürder seinen Gang. Erschütternd vollzieht es sich innerhalb des Romans bis zur letzten großen Abklärung der Heldin. — Das ist die Tragik der Krone, daß sie ihre Träger einsam macht, mehr noch ihre Trägerinnen, die sie oft in der Liebesauswirkung der Gattin, vor allem der Mutter, damit zugleich in der Verlebendigung des Ideals der regierenden Frau hindert. Dies verdeutlicht auch, und zwar mit ergreifender Eindringlichkeit, das neue Buch Juliana von Stockhausens, der Künderin vom Evangelium der Mütterlichkeit.

Gegensätzlich zur Lichterstadt rollt der Roman seine Kriegsereignisse nicht auf örtlich wogender Walstatt ab, sondern *im seelischen Reflex* des leidenschaftlich bewegten Schmerzes der Kaiserin um ihr unverschuldet gefährdetes Volk, Land, Reich. Und zwar mit plastischer Klarheit, in vollendeter Lebenstreue. Die Hauptgeschehnisse und Hauptgestalten sind alle geschichtlich. Bis auf zwei. Einerseits die Hauptursache der Läuterungswandlung in Maria Theresia, dieser trotz ihrer Kernigkeit auffällig mütterlich Veranlagten, wenngleich durch stählernen Pflichteifer bedrohlich zur Herzenshärte Neigenden: nämlich der Läuterung von der unnachsichtigen Beherrscherin zur erbarmungsreichen Mutter ihres Volkes. Anderseits die Hauptträgerin jener Ursache: Anna Maria Gräfin *Haydt*, Hofdame der Kaiserin. Für beides, Hauptursache und deren Hauptträgerin, bietet die Geschichte keinen *festen* Anhaltspunkt. So blieb es dem inzwischen psychologisch ungemein gereiften Dichtergeist vorbehalten, die verbindenden Fäden zu knüpfen und gerade dadurch einen Glanzteil des Gesamtwerkes zu schaffen.

In glühend rückhaltloser Liebe hat sich die Haydt an den wilden, aber durchaus nicht unedlen (historischen) Pandurenoberst von der Trenk verloren. Ihre Verfehlung wird bekannt, als er fern im Kriege kämpft. Maria Theresia, die streng Sittliche, fordert gleiche Vorbildlichkeit für die Allgemeinheit von ihrem Hofe, vor allem von ihrer persönlichen weiblichen Umgebung. Die vor sie Gerufene, in ihren Augen der Unzucht Schuldige verbannt sie, durchschüttert von Mitleid, Zorn, Erbarmen und Verachtung zugleich, aus ihrer Gegenwart mit dem harten Urteilsspruch lebenslänglicher Trennung vom alsbald zu erwartenden Kinde. Hoch flammt in der Unglücklichen die Mutterliebe auf. Flehend beschwört sie, die Stolze, die Majestät bei ihrem mütterlichen Herzen um jegliche Buße, außer dieser. Umsonst. Da schleudert sie der Unerbittlichen ein dreifaches Wehe entgegen, den Fluch, daß jener einst ihr eigenes Kind das Herz zertreten wird. Auch da wankt Maria Theresia nicht in der Entscheidung. Wohl aber fühlt sie sich, für immer, getroffen bis ins Innerste. Dem Gatten, der sie auch jetzt noch „Mutter" heißt, obwohl sie „grausamer als ein Türk geurteilt", enthüllt sie den schneidend fiebernden Schmerz: Mutter? Ich war nie Mutter, ich war von Anbeginn Königin, darum ist mein Blut so hart und grausam...

Man bringt Maria Theresia zur Unterzeichnung die Akten der im Erbfolgekrieg von der Kommission verurteilten böhmischen Aufwiegler. Sie prüft und schreit auf: Barmherziger Gott, es ist dein Gesetz, daß wir diese Erde mit Blut und Tränen düngen müssen! Ich bin nur deines Gesetzes Werkzeug, Gott und Herr! — Es gibt nur dieses: Staat oder Chaos! Warum machst du mich zur Königin, Gott, wenn ich zu schwach bin, das Anvertraute zu halten? Wohlan, so sei ich stark wie du! Der Einzelne ist nichts — alles ist das Ganze. Und nach dem Gesetze steht das Urteil! — Zuckender Hand unterschreibt sie die Akten mit dem hier vernichtenden Placet. Plötzlich fliegen ihre Gedanken zur Haydt. Wenn auch sie stürbe? . . . „Sie stirbt, sie stirbt an dir!" — Und nun weiß sie: *Es gibt kein Gesetz über dem der Mutterliebe.* Auch du, Anna Maria Haydt, sollst, mußt dein Kind behalten! — Sie läßt sich zu ihr führen, durch nachtdunkle Gänge eines alten Trakts im Hradschin. Da findet sie eine Tote, deren lebendes Kindlein ein bejahrter Diener des Trenk betreut. Und erkennt weiter: Diese mußte sterben, damit ich mich läutere! — Langsam, die Augen immer auf dem verklärten Antlitz, sinkt sie auf die Knie: Für dein Volk starbst du — ich will dafür leben. Hilf mir, Gott! — Und geht hin, ergreift mit starker Hand die Akten der Verurteilung, reißt sie mitten durch und setzt nur das eine Wort darüber, das Gotteswort: *Gnade!* — „*In dieser Stunde wurde Maria Theresia zur Mutter des Volkes.*" Denn von nun an ist sie gewillt, der Gerechtigkeit die Güte zu einen.

Der alte Pandur verschwindet mit dem Kinde, das die Kaiserin für sich hatte einfordern wollen, um selber ihm Mutter zu sein. Es wächst, ein Mädchen, — nur wenige wissen oder ahnen das Geheimnis — auf zum „*Marusch*", einem tapferen jungen Pandur, an der Seite jenes urtreuen Trenk-Dieners *Janko*. Beide Gestalten sind vollendet gezeichnet, zumal Janko. Auch er ist nicht geschichtlich beglaubigt. Aber er *lebt*: in seiner Heimat, die seinesgleichen mehr als einen aufzuweisen hat. Der Dichterin wiederholt bekundete Liebe zum Volk kommt hier zur mitreißenden Ausprägung. — Die Trenktochter ist gleichfalls nicht beglaubigt. Doch findet sich in Trenks Testament eine auffallend hohe Schenkung für ein fremdes soldatisches Kind, das bei des Testators Tode etwa 8 Jahre zählte. Auch ist es bekannt, daß während des siebenjährigen Krieges auf beiden Seiten verschiedentlich Frauen mitkämpften. So spüren wir die feinen Fühlfäden der dichterisch schöpferischen Psychologie. Diese wird auch erhellt durch die Feststellung, daß Maria Theresia, damals wegen ihrer „Härte" in Prag sehr gefürchtet, *in letzter Stunde* dort Begnadigungen erließ.

Marusch setzt die Tragödie Maria Theresia-Haydt tief hinein fort in die durch gegenseitiges Nichtverstehen verhüllte Tragödie Maria Theresia-Josef im II. Teile des Buches. Gelegentlich Josefs und Friedrichs Neisser Begegnung, die von der Kaiserin als schwerstes Opfer für die Politik und ihren den einstigen Feind glühend bewundernden Sohn empfunden werden muß, erwürgt Janko während eines Lagerfestes einen Pandurenoffizier bei dessen gierhaftem Ueberfall auf Anuschka Marianka, genannt Marusch. Ueber den Rebellen und Mörder wird das Todesurteil gesprochen. Josef II., vom verzweifelnden Marusch um Gnade für den heißgeliebten Pflegevater angefleht, sagt solche für sich und die kaiserliche Mutter zu. Als er dann in später Abendstunde um Bestätigung wirbt, bleibt Maria Theresia des Beispiels halber unerbittlich. Und zwar hauptsächlich unter dem Druck des Neisser „Skandals". Sozusagen unter den Augen des großen Siegers von Schlesien hat ein Verbrechen wider die Manneszucht auf das ganze österreichische Heer einen Flecken der Schmach geworfen, der nur durch Blut getilgt werden kann. Wiederum fühlt sie bei Josefs Gegenvorstellungen die Bedrängnis der Herzenshärte infolge des eisernen Pflichtgebots zum Heile der Allgemeinheit. Ein ringend stürmischer Auftritt zwischen Mutter und Sohn setzt ein. Beide verlieren das seelische Gleichgewicht. Josef zuerst: Nenn' dich Justitia, nenn' dich nicht Mutter! — Und sie: Für dich hab ich gelebt, für dich baute ich Oesterreichs Größe, nur für dich! — Dagegen er: Warum gibst du mir Oesterreich, wenn ich nach deinem Herzen schreie, nach

meiner Mutter! — Mein Herz ist erloschen, stöhnt sie, die Krone hat es erstickt! — Aber sie bleibt bei ihrem Entscheid, schreibt ihr Placet unter das Urteil und bedeutet Josef, sie zu verlassen. Er tut es. Doch beide besinnen sich bald auf ihr bestes Ich. Sie möchte ihn aufsuchen, greift aber dennoch zur Feder. Mit zitternden Lippen wiederholt sie sich leise den von ihr geschriebenen letzten Satz: Ach, ich bin zum Unglück geboren und reiße die mit mir, die ich liebe — — —

Da kommt er selbst, weich, erschüttert: Ich habe Sie sehr gekränkt gestern nacht. Das jähe Blut riß mich hin. Vergeben Sie mir! — Nun weiß sie ganz, wie sehr er ihr Sohn ist. Sie müßte dem eigenen Wesen zürnen, zürnte sie ihm. — Jetzt erfährt sie, um wen es sich vor allem handelt: Um den Sohn des Trenk, der sühnend auf dem Spielberg starb, und den der Anna Maria von Haydt. Ueber dem kleinen Schreibtisch-Kruzifix bricht sie zusammen: Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und nun schlägt sie mich ans Kreuz! — Atemlos raunt Josef ihr zu: Mutter, wenn du mich liebst! Mutter — — — Wie ein Blitz flammt das Licht in ihre Augen. Eine Siegende, jauchzt sie ihm zu: Wenn ich dich mehr liebe als mich, dann, ja dann bin ich deine Mutter! — — Der Stachel Gottes hat sie angerührt, wie damals am Bett der Toten im alten Trakt des Hradschin. Nun drängt sie: Reite mit dem Tod um die Wette! Reite! Reite! — Aber Josef kommt zu spät. Dem treuesten Väterchen, dessen unmittelbar bevorstehende Hinrichtung soeben öffentlich verkündet wurde, den Todesweg tapfer und tröstlich zu erhalten, hat sich der junge Pandur mitten durchs Herz geschossen. „Das Kind des Franz von Trenk und der Anna Maria von Haydt war tot. Das Kind Maria Theresias aber erlebte, daß die Mutter der Gerechtigkeit sich zur Mutter der Liebe wandelte." **(Schluß folgt.)**

Vom Büchertisch.

Du trägst das Glück. Ein Buch für Frauen und Mädchen. Von P. Joseph Lucas P. S. M. 1.—6. Tausend. Limburg (Lahn) 1924. Verlag der Pallotiner-Kongregation. 8° 383 S. Geb. 4.50 ℳ. Porto und Verpackung für ein Exemplar 40 Pfg. — Dies ist in seiner Art eines der reichsten unter den unzähligen Frauenbüchern, die ich kennen lernte. Sogenannte brennende Tagesfragen berührt es nicht. Denn es ist, bei allem „praktischen" Zufassen, durchaus ethisch gehalten unter der Doppelfrage: Wie werde und wie mache ich gut und glücklich? — Also: Ein Buch über die Frau, wie sie ist, war und sein soll. Zunächst, nach dem schon hell beleuchtenden knappen Vorwort, ein stark konzentrierter kulturgeschichtlicher Abriß: Die Frau im Wandel der Jahrhunderte. Dann folgen 5 gegliederte Hauptkapitel mit insgesamt 55 Unterkapiteln. Jene nennen sich: Die Frau und ihr Mann; Die Frau und die andern; Die Frau in ihrer Stellung zu wichtigen Lebensfragen: Die Frau im Glanze der Tugenden (mit 26 Unterkapiteln!); Verschiedene Frauen. — Der Hauptsache nach wendet sich die Vortragsart wohl an schlichtere Kreise, paßt aber in ihrer quellklaren, zugleich vorwiegend quellschönen Sprache für alle Kreise. Und zwar unter Einschluß der Männer, die hier viel Wichtiges über ihre eigene Wesenheit und deren Ausdeutung erfahren können. Denn zweifellos ist P. Lucas nicht nur ein Frauen-, sondern eben deshalb ein Menschenkenner ersten Ranges von weitdringender, auch schelmischer Klarheit und Tiefe. Man mag den Band aufschlagen wo man will, immer wird man Lichtes, Kerniges, Kraftspendendes, Führendes finden. Und immer wird man sich angezogen fühlen, wiederholt zum Ganzen zurückzukehren und möglichst oft das eine oder andere Unterkapitel in sich aufzunehmen. Stets zeigt der Verfasser dem Ich des Lesers das Du. Einmal sagt er: Es kann so furchtbar schwer werden, das Nebeneinandergehen des Du und Ich. Doch es braucht nicht zu sein. Aber dann müssen sie sich die Hände reichen und im gegenseitigem Verstehenwollen mit Liebe und Sonne sich umgeben. Von den Frauen, die beglücken wollen, sagt er, sie müßten immer dastehen mit opferbereitem Herzen in den Händen, weil sie, wie ihr göttliches Vorbild, gekommen sind, nicht, um sich bedienen zu lassen, sondern um selber zu dienen. „Es sind Frauen, die Märtyrerblut in den Adern haben. Und willst du zu ihnen gehören, dann wappne dich, denn es gilt, in blutgetränkten Spuren zu wandeln." Einmal klingt eine Feststellung von ihm fast hart: „Eine tüchtige Frau darf nie traurig sein." Aber das Wort gilt dem Manne nicht weniger als der Frau. Traurig sein heißt hier: sich der Trauer ganz und gar, bis zur Unfähigkeit der Pflichterfüllung überlassen. — Für P. Lucas ist die Frau die Triebkraft des Lebens und der Liebe innerhalb der Familie. Er hält sich an das Wort: Erziehe einen Knaben, und du bildest einen Mann; erziehe ein Mädchen, und du bildest eine Familie. Und setzt hinzu: In den meisten Fällen ist deshalb der Einfluß der Frau tiefer und nachhaltiger als der des Mannes. — Selbstverständlich regen sich auch einem derartig reichhaltigen Buche gegenüber immer noch Wünsche. Hier ein paar: Der Verfasser möge das dritte der gegliederten Hauptkapitel noch mannigfacher ausbauen; er möge gelegentlich des Themas „Zunge" Annette v. Drostes herrliches Gedicht „Das Wort" wenn nicht ganz, so doch teilweise aufnehmen; er möge wenn möglich jeder seiner an sich vorzüglichen Gedichteinwebungen den betr. Urhebernamen beifügen; er möge dem vorletzten Unterkapitel des Buches ein paar Einführungsworte auf den Weg geben, da es so, wie es jetzt ist, ein wenig aus dem Rahmen fällt. — Schließlich ein Wunsch, nicht an den Schöpfer des Buches, sondern an alle, die es zu schätzen wissen: man sorge für eine Massenverbreitung! E. M. Hamann.

Von Sions Liedern. Ausgewählte Dichtungen des Alten Testaments. Uebersetzt und kurz erläutert von Alfons Schulz. Matthias-Grünewald-Verlag Mainz 1923. Auslieferung Hermann Rauch, Wiesbaden. — Wissenschaftliche Gelehrsamkeit verbunden mit poetischer Gestaltungskraft hat uns hier eine ganz prachtvolle Gabe geschenkt. Viele, denen die zahlreichen Lieder des Alten Testaments (die Psalmen etwa ausgenommen) bisher ein verschlossener Garten waren, werden aus dem Staunen nicht herauskommen. Hier sind Perlen der Weltliteratur geboten in glänzender Fassung. Wenn man neben die Uebertragung von Schulz andere der landläufigen Bibelübersetzungen hält, hat man oft den Eindruck, einer ganz neuen Dichtung gegenüberzustehen. Hier ist Leben, frisches, packendes Leben. Ueber die eine oder andere etwas eigenwillige Uebersetzung, die durchwegs auf den Urtext zurückgeht, mögen sich die Exegeten streiten. Doch hat sich Schulz, wie die hebräischen Belege zeigen, seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Die wissenschaftlich gut fundierte Einleitung gibt eine zwar knappe, aber für die vorliegenden Zwecke genügende Einführung in die alttestamentliche Poesie. Die erklärenden Anmerkungen zu den aus dem Zusammenhang gerissenen Dichtungen sind dem nicht bibelfesten Leser sehr willkommen. Wenn uns doch A. Schulz auch eine Uebertragung der Psalmen schenken möchte! Alphons M. Rathgeber.

Waldeszauber. Bergländische Stimmungsbilder aus dem Waldgebirg. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Prachtwerk mit 645 Abbildungen und 23 mehrfarbigen Kunstbeilagen. In Prachtband geb. 25 ℳ. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg. — Acht Jahre schuf der Verfasser an dem umfangreichen, einheitlichen Werk. Doch von den Kriegs- und Revolutionsbitternissen dieser Zeit klang nichts hinein in die Blätter des Friedens und der stillen seligen Liebe zur Natur, zum Bayerischen Wald. Dem „Bayerischen Wald" gehört nämlich der Zauber, von dem der Titel spricht. Der Bayerische Wald mit seinen Nachbaugebieten wird hier erschlossen. Eine bewundernswerte Sach- und Heimatkenntnis ist in den 800 Seiten aufgespeichert. Nicht auf staubiger, lauter Staatsstraße mit Autogehupp und Auspuffgasen, sondern oft genug auf idyllischen Seitenwegen führt Hartmann seinen Leser. An Hochtälern, Hügeln, ausgedehnten Waldungen, Städten, Dörfern, Einöden, Burgen und Schlössern geht's vorbei. Vor romantischen Toren und Erkern und Giebeln wird Halt gemacht. Hunderte von Photographien, Stichen und Aquarellen bewirken, daß die Buchstaben und Sätze wie Bilder aus den Seiten herauswachsen. So wie dieses Buch geschrieben ist, schreibt man nur, wenn warme Liebe zur Heimat, starker Glaube an den Schöpfer und eine feine Seele mit der Tinte aus der Feder fließt. Der unterhaltend-belehrende Wert des Buches kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Auch kulturhistorisch ist es von schönem Belang. Unter Aufbringen großer geistiger und materieller Kräfte wurde es hervorgebracht. Die Ausstattung durch den Verlag in Papier, Anlage und Buchschmuck ist festlich wie die Seele des Werkes selbst. Martin Mayr.

Die Trösterin von Gräfintal. Ein Zeitgedicht von Johannes Schultheß. 1923. Verlag der Saarbrücker Druckerei. 12°. 135 S. — Marienverehrung und deren Segensauswirkung an besonderer Gnadenstätte (hier im Saargebiet), sowie Glaube, Glaubenslehre, Konversion und christliche Vaterlandsliebe sind die Hauptthemen dieses bedauerlich in alltäglicher, nicht selten plattester Prosa gereimten Büchleins. Vielleicht wäre dem herzfrommen und durchaus nicht unbewanderten Verfasser eine schlichte Erzählung in ungebundener Sprache viel besser gelungen; die geschichtliche Darstellung im Anhang und gelegentliche Aufführung christkatholischer Wahrheit im Text legen das nahe. Freilich wird auch das jetzige Bändchen unter einfachen Gläubigen der Pilgerscharen zahlreiche Abnehmer finden: gewiß nicht zu deren (innerem) Schaden, auch nicht zu dem der Kunst, da von einer solchen hier überhaupt nicht die Rede sein kann und darf. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Lustspielhaus. Wie schon öfters hat das Lustspielhaus mit einem Griff in die Vergangenheit Glück gehabt. Joh. Straußens „1001 Nacht" hat fünfzig und eine Nacht ununterbrochen auf dem Spielplan gestanden. Jetzt kam eine Operette aus der Gegenwart an die Reihe. Der Griff war nicht sonderlich gut und das ist schade, denn man hat es an nichts fehlen lassen, um die Operette mit aller Sorgfalt einzustudieren und flott und lustig zu geben. Der Komponist der „Senora", Hugo Hirsch, hat für eine gewisse fesche Rhythmik eine leichte Hand. Das reicht für ein oder zwei Tänze, aber nicht für den ganzen Abend. Man hat das Gefühl, als zitiere Hirsch sich selbst immer wieder von neuem. Das Publikum ist übrigens so liebenswürdig oder so anspruchslos, immer zu klatschen, wenn nur getanzt wird. Und die Darsteller zeigten sich darin unermüdlich mit einer erstaunlichen Fertigkeit auch in circensischen Künsten. Die Senora ist eine sehr rassige Dame, wobei das sprühende Temperament mehr der Sängerin auszubeuten bleibt, als den Singweisen des Tonsetzers. Die Fabel mit ihren Eheschließungen und Scheidungen darzulegen, wolle mir erlassen bleiben. Ganz selten findet man eine Spur davon, daß der eine Textverfasser Rudolf Presber ein zum mindesten sehr unterhaltender Feuilletonist sein kann. Der letzte Akt — er spielt aus dekorativen Gründen auf dem Kirschblütenfest eines Japaners — verträgt einige energische Kürzungen. Die Wiedergabe war durchwegs zu loben. Die Vertreter der ersten Rollen vermögen ganz andere Gesangspartien zu bewältigen, als sie hier Gelegenheit haben.

Aus den Konzertsälen. Zugunsten der notleidenden Schriftsteller veranstaltete der Schutzverband der deutschen Schriftsteller unter Mitwirkung von Gabriele Englerth und des Neuen Orchestervereins unter der Leitung v. Waltershausens einen musikalisch-literarischen Abend. Die Ouvertüren zu Egmont und zum Oberon, sowie die erste Haydnsche Symphonie (mit dem Paukenwirbel) brachte Herr v. Waltershausen in feindurchgearbeiteter und überzeugender Interpretation zu starker Wirkung. Frl. Englerth sang die Ozean-Arie aus Oberon mit ihren blendenden Mitteln und der hohen sanglichen Kultur, die ihren Darbietungen eigen ist. Im literarischen Teil des Abends mußte die Rezitation Alexander von Gleichen-Rußwurms, des Urenkels Schillers, wegen Erkrankung des Autors ausfallen. Bernh. Rehse las das Vorspiel seiner dramatischen Legende „Die deutsche Seele" (Manuskript). Die gut vorgetragene, gedankentiefe Dichtung machte mit vollem Recht Eindruck. Wenn das ganze Werk sich auf der Höhe des Vorspieles hält, ist Rehse über seine früheren Stücke in erfreulicher Weise hinausgewachsen. Aus eigenen Werken Ernstes und

Heiteres las Ernst v. Wolzogen. Das beste an seinem Dichten ist ja eigentlich immer das frische, jugendliche, gelegentlich burschikose gewesen, das ihn weit über die Jahre hinaus zum immer noch jungen machte, aber nun kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß sein Ton beim Hörer nicht mehr so recht Resonanz findet; auch will es uns erscheinen, daß der Dichter nicht mehr voll in die Gegenwart sich einzufühlen vermag. Es fehlte ihm indes nicht an starkem Beifall. — Einen sehr günstigen Eindruck hinterließ das von Julius Runger dirigierte Philharmonische Konzert, in dem Brahms' zweite und Bruckners dritte Symphonie eine stilistisch fein ausgearbeitete und packende Wiedergabe erfuhren, die über das gewohnte Maß eines guten Konzertabends hinausging. — Mathilde Erkelenz-Warnecke ist eine Sängerin von guten Mitteln, aber noch nicht ganz ausgeglichener Technik. Sehr günstigen Eindruck hinterließ indessen ihr Begleiter Aug. Kleffner.

Verschiedenes aus aller Welt. Paul Ernst ist mit seinen beiden Tragödien: Brunhild und Chriemhild im Mannheimer Nationaltheater zu Worte gekommen. Brunhild liegt zwölf Jahre zurück, das zweite Werk ist nach des Dichters Zeugnis entstanden durch die tiefe Erschütterung, welche der Zusammenbruch des Deutschen Reiches in ihm erzeugte. Im Nachwort schreibt Ernst: Der Held ist Hagen. Seine Schuld ist der subalterne Sinn, der letzten Grundes sittliche Feigheit ist . . . Die Männer, welche für das deutsche Volk verantwortlich waren, haben in subalterner Weise Treue gehalten gegen den Kaiser; sie mußten ihn unschädlich machen und eine sogen. Demokratiesierung ermöglichen, nämlich das Heraufkommen einer neuen Art von Idealisten, solcher, die aus buchgelehrtem Sozialismus sich zu praktischen Staatsmännern hätten herausarbeiten müssen. Wichtig seien nur die wirklich herrschenden, führenden Männer, die alle das sind, was das Evangelium das Salz der Erde nennt. — Das Ideenhafte läßt nach Berichten manches kühl und abstrakt in der Dichtung wirken. — — Ein Drama aus dem Bauernkrieg: Der arme Konrad von Friedrich Wolf hatte in Stuttgart Erfolge durch seine geschickte ungekünstelte Szenenführung, klare starkbewegte Handlung und fesselnde Zeit- und Charakterschilderung. — Rich. Strauß hat aus Klavierstücken François Couperins eine Tanzsuite zusammengestellt und für kleines Orchester bearbeitet, die im Darmstädter Landestheater ihre beifällig aufgenommene Uraufführung erlebte. Jos. Schlembach, der Oberregisseur dieser Bühne hat das einfache Textbuch geschrieben, das sich der Musik glücklich anpaßt. Die Wiedergabe findet hohes Lob. — Die Dresdner Oper hat einige Neueinstudierungen herausgebracht, deren Glanz allgemeine Bewunderung erregt; doch wird vielfach bedauert, daß die künstlerischen Bemühungen fast durchgängig ausländischen Werken zu gute kommen.

Eine vaterländische Kundgebung für die bedrängte Pfalz veranstaltete die Notgemeinschaft München und der Pfälzer Treubund. Sie nahm unter Teilnahme aller Stände einen erhebenden Verlauf und schloß sich den vielen Feiern, die der Königsplatz schon gesehen, würdig an. Die imposante Architektur der ludovicianischen Antike bildet ja einen idealen Rahmen für Feiern dieser Art. Der Einzug der großen Schar, die durch feindlichen Machtwillen Haus und Hof verlassen mußte, durch das Propyläentor machte einen erschütternden Eindruck. Die Festrede hielt von den Stufen des mit dem bayerischen und Pfälzer Wappen geschmückten Ausstellungsgebäudes Generalstaatsanwalt Nortz, mit zündenden Worten den vaterländischen Empfindungen Ausdruck verleihend. Militärmusik und Gesangschöre umrahmten die eindrucksvolle Feier. Die Staatsbühnen boten an diesem Tage mit den Meistersingern und Wilhelm Tell zwei Festaufführungen.

L. G. Oberlaender, München.

6. **Hausmusikabend** am Samstag, den 22. März, 7½ Uhr, im kleinen Odeonssaal. Zur Aufführung gelangen: Violinsonate G-dur von Carlo Tessarini (1690—1762); Lieder von Schubert; „Kynast", Klavierstücke von Joh. Pfeifer (Uraufführung); Duo für Violine und Klavier in A-dur op. 162 von Schubert; Hermann Hesse-Lieder op. 80 von Gottfr. Rüdinger; Walzer, vierhändig, von Joh. Brahms. Mitwirkende: Dr. Hans Stadler (Bariton), Valentin Härtl (Violine), August Pfeifer (Klavier), Ludwig Funk (Klavier). Eintritt frei. Freiwillige, die hohen Kosten berücksichtigende Spenden werden an der Abendkasse dankend entgegengenommen.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Reichstag hat vor seiner Auflösung noch das Gesetz über die Errichtung der Goldkreditbank angenommen. 56 Prozent der auf Deutschland entfallenden 5 Millionen Pfund Sterling sind von der Berliner Bankenvereinigung übernommen worden, der übrige Teilbetrag ist von den Banken ausserhalb der Reichshauptstadt aufzubringen und es herrscht kein Zweifel, dass das Kapital mit Sicherheit aufgebracht werden wird. Die von englischer Seite geleistete Kapitaleinzahlung von 5 Millionen beweist, dass dort die deutschen Wirtschaftsverhältnisse nicht als hoffnungslos angesehen werden. Dass wir erst am Anfang eines dornenvollen Weges stehen, hat der Reichskanzler auf dem Industrie- und Handelstag ausgeführt. Zum Wiederaufstieg, sagte Marx mit Recht, ist ein höchstes Mass von Arbeit notwendig. Das Los der heutigen lebenden Generation ist ein hartes Los der Arbeit. Sie verzichtet auf so manches, was dem Dasein Freude und Glanz verleiht. . . . Erfüllen wir die Welt der Materie mit neuem Geist. Heben wir sie hinaus aus dem Reich der Mittel in ein Reich der Zwecke durch den tiefen, sittlichen Idealismus, der allein unseren Lebensidealen Sinn und Inhalt zu geben vermag. Stehen wir zusammen, ein Volk, ein Geist, ein Wille, dann dürfen wir getrost allem Kommenden entgegensehen und eine helle, freundlichere Zukunft für unser geliebtes deutsches Vaterland erwarten.

In Paris herrscht Jubel über die Besserung des Frankenkurses. Die französischen Blätter meinen, die Tatsache, dass Frankreich für mehr als eine halbe Milliarde Kredit erhalte, beweise, dass die Sachverständigenvorschläge Frankreich günstig seien und sprechen von einer Einheitsfront Englands und Amerikas mit Frankreich, der sich Deutschland fügen müsste. Poincaré triumphiert, dass die ausländische Offensive gegen den Franken gescheitert sei. Die englische Presse schüttet freilich reichlich Wasser in den Wein. Sie erinnert die Jubilierenden daran, dass die Mittel, womit dem letzten Kollaps Halt geboten wurde, an sich die finanzielle Lage nicht verbessern, sondern verschlimmern. Die dauernden Ursachen des Frankenverfalles werden durch eine neue Erhöhung der französischen Staatsschuld nicht zerstört, sondern gefördert. Die Darlehen an die französische Regierung sind nicht die ersten und werden nicht die letzten sein, wenn diese ihre inneren Finanzen nicht praktisch reformiert. Die Presse Englands wertet die Stützung nur als Atempause, die erst zu einer dauernden Besserung werden kann, wenn Frankreich seine imperialistische Politik sich zu revidieren entschliesst.

Die Börsenwoche begann schlechter, als viele angenommen hatten. Die bevorstehende Errichtung der Golddiskontobank konnte sich noch nicht günstig auswirken. Die Grossbanken und Privatfirmen müssen nun erst einmal die Gelder für ihre Beteiligung an dem neuen Institut bereitstellen und dürften dadurch in der Lage sein, noch weitere Krediteinschränkungen vorzunehmen. Von der Erhöhung der Mieten befürchtet man, dass neues Aktienmaterial von kleinerer Kapitalistenseite an den Markt kommen wird. (Es darf hier wohl nochmals betont werden, dass die meisten guten Papiere so billig sind, dass nur bei dringendem Geldbedarf der Verkauf zu empfehlen ist.) Die Börse ward indessen im Laufe der Woche fester und freundlicher, ohne dass jedoch eine grössere Unternehmungslust sich hervorwagte. Beim Geldmarkt ist eine kleine Erleichterung eingetreten. Mit berechtigter Spannung hat man den ersten Grossbankabschluss erwartet. Es ist die Berliner Handelsgesellschaft, die als erste für das Inflationsjahr 1923 ihre Abschlussziffern vorlegt. Sie schlägt eine Rentenmarkdividende von 1 Prozent vor. Unter den heutigen Verhältnissen wird man das Ergebnis nicht als schlecht bezeichnen dürfen. Die Ziffern der Gewinne, der Unkosten und der Bilanz sind entsprechend der Geldentwertung schwindelnd hoch. Von dem ausgewiesenen Reingewinn von 1,2 Trillionen erfordert die Dividende 1,1 Trillionen. Die Personallasten betragen gegenwärtig noch annähernd so viel, wie im vorigen Jahre, als die Handelsgesellschaft ein doppelt so grosses Personal beschäftigte. Das Geschäft ist zu Beginn des Jahres auf ein Viertel und sogar ein Achtel des Vorjahres zusammengeschmolzen. Das Berichtsjahr begann mit einem Dollarkurs von 7200 Mark, der im November

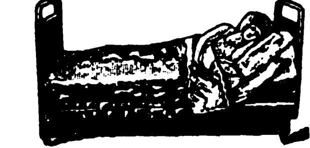
4,200,000,000,000 erreicht hat. Dann folgte die Stabilisierung, die in der Papiermark-Bilanz natürlich nur für den letzten Monat in Betracht kommt. Bei diesen Umständen können die Bilanzen der genannten, wie die zu erwartenden der anderen Banken kein klares Bild geben. Der wirkliche Markwert der hauptsächlichsten Aktiven wird sich erst nach längerer Zeit der Stabilisierung ermitteln lassen. — Der Ausweis des statistischen Reichsamtes über den deutschen Aussenhandel im Januar zeigt im Gegensatz zu den beiden Vormonaten ein starkes Ueberwiegen des Einfuhrwertes gegenüber der Ausfuhr. Fast die Hälfte der Mehreinfuhr besteht aus Lebensmitteln und Getränken. Die Beobachtung an den Schaufenstern zeigt, dass allzu reichlich ausländische Genussmittel eingeführt werden. Ein Teil der Luxuseinfuhr ist allerdings durch gegenseitige Bevorzugung vertraglich bedingt; im übrigen aber besteht für unsere Volkswirtschaft das grösste Interesse, dass die überflüssige Luxuseinfuhr möglichst eingeschränkt wird. Dafür, dass diejenigen, die es sich leisten können, sich hierbei mehr zurückhalten sollten, fehlt es leider immer noch an Verständnis. K. Werner, München.

Die Wohnungsnot sowie die Steigerung der Wohnungsmieten in den letzten Jahren hat die Familien, insbesondere solche mit vielen Kindern, besonders empfindlich getroffen. Um dem Platzmangel enger Wohnungen abzuhelfen, ging man daran, sogenannte Verwandlungsmöbel herzustellen, die es ermöglichen, Wohnräume auch als Schlafräume zu verwenden, ohne daß sie an Behaglichkeit einbüßen. — Wir verweisen die verehrlichen Leser besonders auf die unter dem Zeichen „Schlafe patent" weltbekannte Firma R. Jaekels Patent-Möbel-Fabrik München C 2 und Berlin SW. 68, welche jedem Interessenten in ihrem kostenlos übersandten Katalog wertvolle Winke gibt, wie man in jedem einzelnen Fall dem besonderen Bedürfnis entsprechend eingetretenen Raummangel abstellen kann. — Seit über 40 Jahren bestehend, fertigt diese Spezialfirma alle nur erdenklichen Raumspar-Möbel in Form von Klub-Sofas, Sessel, Betten, ein- und zweischläfrig, Bett-Chaiselongues usw. für jeden Zweck und in allen Preislagen an.

Abschluß der Schriftleitung.



Raummangel? Wohnungsnot?
beseitigen
„Schlafe patent" - Jaekel - Möbel



Ein Griff — Ein Bett

Preisliste 9 kostenlos. Chaiselongue Bett „Fürst Bülow". Preisliste 9 kostenlos.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München, Dienerstrasse 6.

Messweine

materia digna et consecrabilis
besonders milde Qualitäten Mk. 1,20 bis 1,80 die Flasche
in jeder gewünschten Menge wieder lieferbar!

Tisch- u. Krankenweine u. Spirituosen

in grosser Auswahl!
Preislisten auf Verlangen kostenfrei.

August Müller, Fulda

Beeidigter Messwein-Lieferant * **Weingrosshandlung** * Seit 1806 im Familienbesitz.

KEIN TISCH OHNE
MÜNCHENER LÖWENBRÄU

Intelligente kath. Jünglinge

aller Berufe, die Freude an sozialer Tätigkeit haben und einer religiösen Kommunität beitreten wollen, mögen sich melden beim hochwürdigen Herrn Direktor des
Ständehaus Mayen
in Mayen, Rheinld., Obere Ringstr. 38.

---

cand. theol., Kriegsgef., sucht Stelle als
Erzieher od. Hauslehrer.
Zuschriften unter Nr. 24175 an die Geschäftsstelle der Allg. Rundschau, München.

Beitragsmarken für Vereine und Verbände
Georg Hillebrand, Duisburg.
Buch-u. Steindruckerei, Lithographie.

Tabernakel-Schränke
feuer- und einbruchsicher
Paramenten-Schränke
eiserne, jeder Grösse
Opfer-Kassetten
Hand-Kassetten
aus eigener Fabrik
ALFRED MOCH
MANNHEIM

Gelegenheitssache!

Rauchtabak, gebroch., gar. Ueberseeblatt hochwert. Qualität, ohne Rippen- od. dergl. Zusatz, lose u. in 1- od. ½ Pfd.-Pkt., M. 3.— d. Pfd. Kleinverk.
Vertreter hierfür gesucht!
— Referenzen erbeten.
Zigarrenfabrik **W. Herold, Wildenfels i. Sa.**

Wir retten Ihre Haare!

Senden Sie sofort zur mikroskop. Untersuchung unter fachmännischer Leitung Ihre ausgekämmten Haare. Darauf erhalten Sie von uns genaue Vorschriften für Ihre Haarpflege.
Untersuchung und Vorschrift kostenlos.
Kur- und Heilanstalt Schloß Falkenberg, Grünau (Mark) R. 67.
Bedeutendstes Institut f. Haarwissenschaft.

Apotheker Kerckhoffs
Universal-Bleichsuchtsmittel!

Sicheres Mittel für Appetitlosigkeit, Bleichsucht u. Schwächezustände bei jungen Mädchen und blutarmen Frauen. Seit Jahrzehnten erprobt und bewährt.
Kleine Portion 6 Mk., Grosse Portion 10 Mk. franco.
Apotheke in Lathen a. d. Ems (Hannover).

Familien-Anzeigen aus den gebildeten katholischen Kreisen Deutschlands gehören in die Allgem. Rundschau.

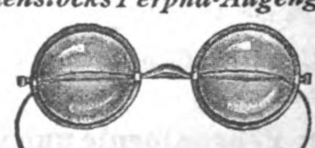


Herren- und Damen-
Hüte
für
Mode und Sport
Auto und Reise

A. Breiter

München
Kaufingerstraße 23
Dachauerstraße 14
Bayerstraße 53 a

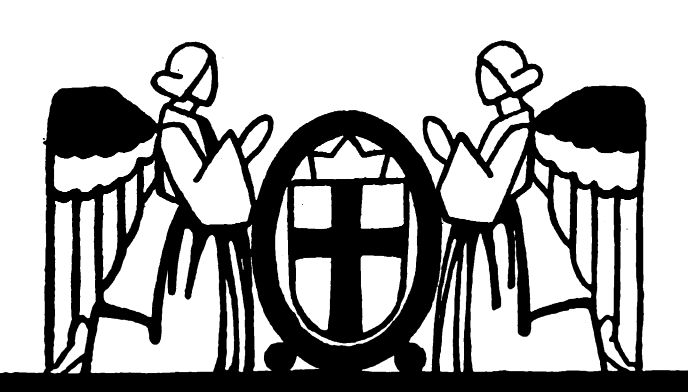
Moderne Rundglas-Brillen und -Kneifer mit
Rodenstocks Perpha-Augengläser



Beste Einrichtung für wissenschaftliche Augen-Untersuchung. / Prismenfeldstecher, Theatergläser, Mikroskope und Reisszeuge. / Photo-Spezial-Abteilung. / Apparate und Bedarfs-Artikel
Preislisten und Auskünfte gratis
JOSEF RODENSTOCK
Bayerstrasse 3 / MÜNCHEN / Perusastrasse 1
Berlin: W. Leipzigerstrasse 101—102, C. Rosenthalersr. 45, Joachimsthalerstrasse 44. Grunewaldstrasse 56



Heft 13
27. März 1924.
21. Jahrg.



Preis
des Heftes
35 Pfg.

ALLGEMEINE RUNDSCHAU

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR
BEGRÜNDER:
DR. ARMIN KAUSEN

INHALTSANGABE:

Zum 80. Geburtstag von

Albert Maria Weiß O. Pr.

22. April 1924

Apologie des Christentums

5 Bände. 4. Auflage. Geb. G.-M. 98.50

1. *Der ganze Mensch.* Handbuch der Ethik. Gebunden G.M. 16.50
2. *Humanität u. Humanismus.* Philosophie u. Kulturgeschichte des Bösen. Geb. G.-M. 16.50
3. *Natur und Übernatur.* Geist und Leben des Christentums. 2 Teile. Geb. G.-M. 24.50
4. *Soziale Frage und soziale Ordnung* oder Handbuch der Gesellschaftslehre. 2 Teile. Gebunden G.-M. 24.50
5. *Die Philosophie der Vollkommenheit,* die Lehre von der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen. Gebunden G.-M. 16.50

Die Prophetie des Zusammenbruches der abendländischen Zivilisation. Das Werk wurde seinerzeit auch von katholischen Kreisen als zu pessimistisch bekämpft, da diese sich durch den gewaltigen äußeren Aufschwung einer materialistischen Epoche über deren inneren Wert und damit über ihre Lebensfähigkeit täuschen ließen. Die Zeit hat dem Verfasser recht gegeben, mehr als selbst die begeistertsten Anhänger der Weißschen Apologie es zu erhoffen gewagt haben. Es kann wohl keinen besseren Beweis für den dauernden Wert und die unveränderte Aktualität dieses Werkes geben.

Die Entstehung des Christentums

Brosch. G.-M. 1.50 (Aus Band III der „Apologie“.)

Jesus Christus

die Apologia perennis des Christentums. Gebunden G.-M. 2.80

Was der Verfasser in seiner großen Apologie über den Gottmenschen Jesus Christus gesagt hat, führt er hier zurück auf den alle Zeiten überdauernden Kern und Inbegriff, auf die Apologia perennis des Christentums.

Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart

2 Bände. Gebunden G.-M. 12.50

Dieses 1911 erschienene Werk rief seinerzeit eine heftige Fehde hervor, da es durch seine Problemstellung in den Modernistenstreit eingegriffen hatte. Ja es kann geradezu als eine Geschichte des Modernismus betrachtet werden, denn P. Weiß hatte seit zwei Jahrzehnten mit kritischem Blick die Entwicklung vieler Erscheinungen in der Welt des Geistes verfolgt und gab dann in den „Lebens- und Gewissensfragen“ eine mit seltener Gelehrsamkeit geschriebene Überschau. Wie die „Apologie“ wurde auch dieses Werk vielfach des Pessimismus geziehen, aber die Geschichte des letzten Jahrzehnts hat das Urteil des Verfassers bestätigt. Das Buch ist für Laien und Geistliche gleich wertvoll und interessant.

Die religiöse Gefahr

2. u. 3. Auflage. Gebunden G.-M. 5.80

Diese Abhandlungen gingen den „Lebens- und Gewissensfragen“ voraus und sind gleichsam ein Präludium zu diesem Werke. Der Verfasser schildert eingehend die neuere Religionswissenschaft, die Reformreligionen, den Reformprotestantismus, den Reformkatholizismus älterer und jüngerer Richtung und legt dar, daß jede dieser religiösen Bestrebungen ebensoviele große Gefahren für die wahre Religion bedeuten.

Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche

Populäre Skizzen u. Studien. Brosch. G.-M. 1.50

Die Gesetze für die Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn

Broschiert G.-M. 1.—

Der Verfasser will die Frage lösen: Wie groß kann, darf und muß der Anteil des Arbeiters am Produkte der Arbeit, und wie groß darf, kann und muß der Anteil des Kapitals an dem Ertrage des Geschäftes sein, das es mit Hilfe der Arbeit unternimmt?

Benjamin Herder

50 Jahre eines geistigen Befreiungskampfes. Mit dem Bildnisse B. Herders. 2., durchgesehene Auflage. Broschiert G.-M. 1.50

P. Weiß gibt hier, ohne es beabsichtigt zu haben, weit mehr als ein Lebensbild des bedeutenden Verlegers (1818—1888). Das Buch ist zugleich ein großes und sehr wesentliches Stück katholischer Geistesgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Die Kunst zu leben

26.—31. Tausend. Gebunden G.-M. 6.60

Lebensweisheit in der Tasche

80.—33. Tausend. Gebunden G.-M. 6.60; in Halbpergament G.-M. 12.— u. G.-M. 12.50

Soviele Versuche auch unternommen wurden, das Alltägliche in einem höheren Lichte zu sehen, die Bestrebungen kamen und gingen. Nur ganz wenige Bücher haben Leben und Geltung erlangt. Zu diesen gehören unstreitig die nun schon im 31., bezw. 33. Tausend erschienenen Werkchen „Die Kunst zu leben“ und „Lebensweisheit in der Tasche“.

Die Herrlichkeiten der göttl. Gnade

Frei nach E. Nieremberg S. J. dargestellt von Dr. *M. J. Scheeben.* 11. u. 12. Auflage, bearbeitet durch A. M. Weiß O. Pr. Mit einem Anhang über das Verhältnis von Natur und Übernatur. Gebunden G.-M. 5.40

VERLAG HERDER & CO. / FREIBURG I. BR.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 13 München, 27. März 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Reichskanzler Marx und Außenminister Dr. Stresemann weilten vom 18.—21. März in Wien. Sie erwiderten damit einen früheren Berliner Besuch Dr. Seipels. Die deutschen Staatsmänner erfreuten sich der herzlichsten Gastfreundschaft des stammverwandten Oesterreichs und konnten sich mit dessen Regierung eingehend über die gegenseitigen Beziehungen aussprechen. Vor allem dürften Handel, Verkehr und Rechtsangleichung erörtert worden sein. Oeffentliche Reden erfolgten auf einem Abendessen beim Bundeskanzler. Dr. Seipel sprach von der Solidarität der Völker, die von Oesterreich mit Erfolg angerufen wurde, die allein wahren Frieden verbürge und hoffentlich nicht mehr allzulang auf sich warten lasse. Er glaubt, daß auch Deutschland unter der zielbewußten Führung der beiden ausgezeichneten Gäste die Zone der Winterstürme durchschritten und den Weg in einen neuen Frühling gefunden habe. Reichskanzler Marx bekannte, daß die Worte vom Zusammenschluß aller Völker zur Erreichung des Weltfriedens ein warmes Echo bei ihm gefunden und daß Deutschland bereit sei, auf dem Boden der Gleichberechtigung ernst an diesem Werk mitzuarbeiten. Er sagte weiter, Deutschland habe oft wichtige Lehren aus Dr. Seipels Maßregeln entnommen und dankte für die österreichische Bruderhilfe an deutschen Kindern und Armen. Diese Stunden sollten dazu beitragen, den beiden Völkern und der Welt die Gemeinschaft unseres Blutes, unseres Geistes und unseres Willens zum Leben zu bekunden.

Die Reichstagswahlen im besetzten Gebiet sind von der Rheinlandskommission erlaubt worden.

Um Gerüchte aus dem Hitlerprozeß zu zerstreuen, ist ein Erlaß Seeckts an die Reichswehr vom 4. November 1923 veröffentlicht worden. Er bezeugt, daß die Reichswehr nicht gesonnen war, sich zu Umsturz und Bürgerkrieg mißbrauchen zu lassen, noch dem Parteikampf Einlaß zu gewähren. Jeder, der sich politisch zu betätigen sucht, soll sofort aus der Truppe entfernt werden.

Vor dem Volksgericht in München beantragte der Staatsanwalt: wegen Hochverrats gegen Hitler 8 Jahre Festung, Pöhner, Kriebel, Weber je 6 Jahre Festung; wegen Beihilfe zum Hochverrat gegen Ludendorff 2 Jahre Festung, Frick und Röhm dasselbe, Brückner und Wagner je 1½ Jahr Festung, Pernet 1¼ Jahr Festung.

Das Konkordat zwischen dem Apostolischen Stuhl und Bayern ist abgeschlossen. Es kommt noch vor den neuen Landtag, der es nur im Ganzen genehmigen oder ablehnen kann.

Das bayerische Volksbegehren auf Verfassungsänderung wurde im Landtag mangels der erforderlichen Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Es unterliegt nun dem Volksentscheid, der am 6. April zugleich mit der Neuwahl des Landtages stattfindet.

Der sächsische Landtag hat einen Antrag auf seine Auflösung abgelehnt. Für die Auflösung stimmten Deutschnationale, Links-Sozialdemokraten und die Kommunisten.

Großes Aufsehen macht die Veröffentlichung eines Geheimabkommens zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei durch das Berliner Tageblatt. Das Abkommen ergänzt den Bündnisvertrag vom 25. Januar 1924. Beide Staaten versprechen sich Waffenhilfe bei einem Krieg mit Deutschland (nicht bloß Angriff seitens Deutschlands wie im Bündnis!). Bei polnisch-deutschem Krieg treten beide auf die Seite Polens, bei polnisch-russischem Krieg bleiben sie neutral, außer wenn Deutschland die Russen unterstützt. Einem Anschluß Oesterreichs an Deutschland kommen die Tschechen durch Besetzung zuvor. Die Rückkehr der Habsburger nach Ungarn wird gemeinsam bekämpft, noch schärfer und bis zum Kriegsfall eine neue Herrschaft der Hohenzollern in Deutschland oder einem seiner Länder. Die Bestrebungen Italiens auf Herrschaft im Mittelmeer werden bekämpft. — Anscheinend sollte in das Geheimabkommen auch Jugoslawien einbezogen werden, was aber mißlang. Die Veröffentlichung hat besonders in Italien einen sehr üblen Eindruck gemacht. Ableugnungen werden nicht geglaubt.

Die britische Regierung Macdonald verzichtet im Rahmen einer erklärten Friedenspolitik auf den Ausbau des Flottenstützpunktes Singapore.

Fiume wurde zufolge des Vertrags mit Jugoslawien am 16. März von Italien feierlich in Besitz genommen. König Viktor Emanuel war zugegen und ernannte d'Annunzio zum Fürsten von Monte Nevoso.

Der deutsche Katholik und die Rechtsparteien.

Von Dr. Otto Kunze.

Die Rechtsparteien hoffen bei den Wahlen auf einen großen Zustrom der Katholiken. Es gibt aber auch Katholiken, die sehr viel Hoffnung auf die Rechtsparteien setzen. Hier liegt, kurz gesagt, ein ernstes Problem der Wahlpolitik. — Wir verstehen unter Rechtsparteien die Deutsche Volkspartei, die Deutschnationalen und die Deutschvölkischen. Alle drei schmeicheln sich, Eigenschaften zu besitzen, die sie den deutschen Katholiken empfehlen könnten. Wieviel sie dabei von katholischen Anschauungen und Grundforderungen verstehen, wird sich zeigen.

Am leichtesten macht es sich zweifellos die Deutsche Volkspartei. Sie rechnet wesentlich auf die wirtschaftlichen Wünsche ihrer Anhänger. Und weil der katholische Fabrikbesitzer, Großkaufmann, Arzt oder Rechtsanwalt in denselben Syndikaten oder Standesvereinen sitzt wie der protestantische und der hier sehr beträchtliche israelitische, so glaubt die Partei des Syndikus Stresemann allen alles werden zu können. Für Feierstunden hat sie dann eine mächtige schwarzweißrote Fahne und eine Bismarckbüste aus Gips samt den übrigen vaterländischen Requisiten der alten Nationalliberalen Partei. In Sachen Kirche und Schule steht sie ein bischen weiter rechts als diese, denn das gehört heute zum guten Ton. Die Deutsche Volkspartei verlangt von ihren Anhängern keine Weltanschauung. Sie ruht noch auf dem liberalen Standpunkt, daß Weltanschauung und gar Religion übers Innere des Menschen nicht hinausgreifen sollen. Kann ein Katholik ihr anhängen, ein Bekenner des Glaubens, der alle Reiche des Seins Christus unterwerfen will? Wir können uns denken, daß ein Katholik Deutsche Volkspartei wählt aus wirtschaftlichen Interessen oder äußerlichen politischen Erwägungen. Verlangt er jedoch, daß seine Vertreter im Parlament auf das katholische Staats-, Gesellschafts- und Kulturideal hinarbeiten, so muß er anderen Leuten seine Stimme geben.

Die Deutschnationale Partei gründet tiefer. Man darf ihr zugestehen, daß sie sich um eine weltanschauliche Grundlage bemüht. Es ist ihr darum auch nicht bloß um die Stimmen, sondern um die Stimmung ihrer Anhänger zu tun. Sie will eine politische Gesamtüberzeugung schaffen. Das darf an sich den Katholiken ansprechen; aber es verpflichtet ihn zugleich, die Gedankenwelt der Deutschnationalen Partei im Licht seiner katholischen Weltanschauung zu prüfen. — Warum hat man so viele

Berührungspunkte zwischen katholisch und deutschnational konstruiert? Man ging vom Konservativen in der katholischen Seele aus und schritt zum Ursprung der Deutschnationalen aus der Konservativen Partei zurück. Wäre dieser Ursprung wenigstens einwandfrei! Tatsächlich ist in der gegenwärtigen Partei auch die Reichspartei aufgegangen, die mit ihrem Namen freikonservativ arg liberal schillerte. Die Konservativen selbst waren je länger je mehr nicht das, was ihr Name in Wahrheit bedeutet. Aus der altpreußischen, protestantisch-strenggläubigen Gruppe der Gerlach und Stahl war bis auf rühmliche Ausnahmen eine Gefolgschaft Bismarcks geworden. Bei den älteren Herren in Preußen kostete es 1866 schwere Gewissenskämpfe, bis sie — nicht einmal alle — die erfolgreiche Revolution von oben mit Entthronung der Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau anerkannten. In den 70er Jahren gab es noch eine Spaltung in Alt- und Neukonservative ob der Kulturkampfgesetze. Das Enteignungsgesetz gegen die polnischen Grundbesitzer im 20. Jahrhundert erzeugte schon keine Spaltung mehr. Wenn konservativ heißt, die ewig gültigen Ordnungen, vor allem das Recht, hüten, dann verdiente die Deutschkonservative Partei längst nicht mehr diesen Namen. Und ihre Tochter, die Deutschnationale Volkspartei? Innerpolitisch bekämpft sie die Revolution von 1918, außenpolitisch aber predigt sie nichts als Macht und Gewalt. Daß Deutschlands stärkste Waffe zurzeit das Recht wäre, ist ihr nicht aufgegangen. Es darf nicht vergessen werden, daß hauptsächlich auf dem Boden der Deutschnationalen Partei und von ihr großgezogen die Völkische Bewegung erwachsen ist. Von ihr, die gewiß niemand für konservativ anspricht, reden wir später. Die Völkischen bilden seit Herbst 1922 eine eigne Partei und machen den Deutschnationalen heute im Wahlkampf empfindliche Konkurrenz. Das sollte zur Folge haben, daß letztere sich wieder mehr auf ihre konservative Erbschaft besinnen. Der Anzeichen sind noch wenige. Vielmehr scheint man die völkische Verführung durch eine auchvölkische Aufmachung bekämpfen zu wollen. Der Völkische Reichsausschuß der Deutschnationalen Volkspartei hat zu diesem Zweck genaue Richtlinien ausgearbeitet: der Weg zur Freiheit und Größe liegt in der Bluts- und Rassengemeinschaft des deutschen Volkes. Staatsbürgertum und Rassenzugehörigkeit sind in Einklang zu bringen. Die deutsche Kultur ist mit dem Geist germanischen Volkstums zu durchdringen. Sitte, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Presse werden von allem Artfremden gereinigt. Es ist bezeichnend, daß die Monarchie nicht aus Recht und Treue, sondern aus Zweckmäßigkeit: Stetigkeit der Staatshoheit nach außen und innen, allein begründet wird. Auch wird nur gesprochen von einem Erbkaisertum. Von Monarchie in den Bundesstaaten, für welche sonst weitgehende Rechte verlangt werden, kommt nichts vor. Welche Umkehrung der Geschichte und gerade der verehrten Bismarckschen Reichsverfassung! War das Deutsche Reich eine Monarchie? War nicht der König von Preußen als Erster unter Gleichen lediglich Vorsitzender eines Fürstenrats? Was erwarten da von der Deutschnationalen Volkspartei noch Katholiken, die den Wittelsbachern, Wettinern, selbst den Hohenzollern lehenstreu anhängen? — Ganz am Schluß kommt in den Richtlinien die christlich-religiöse Weltanschauung als Grundlage des völkischen Geistes. Jede nähere Bestimmung fehlt. Bei der Erziehung fehlt jeglicher Hinweis auf die Bekenntnisschule. Wir können uns nicht vorstellen, daß dies gläubigen Protestanten genügt. Und erst Katholiken?! Fast ebenso unbefriedigend in all den genannten Hinsichten ist der Wahlaufruf der bayerischen Deutschnationalen (Mittelpartei oder Vereinigte Nationale Rechte) zur Landtagswahl am 6. April.

Ueber die Völkische Partei ist wohl kein Wort zu verlieren. Sie legt gar keinen Wert darauf, als konservativ zu gelten. Und wo sie etwa von Christentum spricht, sind es bei näherem Hinhören tönende Schellen. Mögen die Völkischen eine deutsche Kirche verlangen, die katholisches und evangelisches Bekenntnis versöhnen soll (Heinrich v. Gleichen, „Gewissen“ Nr. 10 v. 10. 3. 24) oder mögen sie ein neugermanisches Heidentum pflegen — die Religion ist ihnen nur ein Mittel, der Zweck ist das vergöttlichte Volkstum. Von ihrer Kulturhöhe zeugt am lautesten die Tatsache, daß ein Phantast wie Dr. Arthur Dinter, mit seinen antisemitisch-spiritistischen Romanen „Die Sünde wider das Blut“ und „Die Sünde wider den Geist“, als Spitzenkandidat marschiert. Immer deutlicher tritt neuestens der revolutionäre Grundzug der Deutschvölkischen Gruppen hervor. Von den alten Monarchien wollen sie nichts wissen. Rupprecht von Bayern lehnen sie ab als jesuitisch beeinflußt, nicht weniger aber den Kronprinzen Wilhelm von Preußen, der jüdische Beziehungen pflege. Einer bürgerlichen Einheitsfront, sogar einem Rechtsblock entziehen sie sich. Ihr Wahlerfolg in einzelnen Landtagen hat die Völkischen nicht bewogen, mitzuregieren. Sie bleiben z. B. in Mecklenburg lieber in der Opposition. Sie nähern sich nicht nur in der Methode (Terror, Attentate) den Kommunisten, sondern auch im Programm. Ganz folgerecht hat der Reichsvertretertag der Deutschvölkischen Freiheitspartei jedes Zusammengehen mit Deutschnationalen und mit den Vaterländischen Verbänden im Wahlkampf abgelehnt. Ueber ihre Kulturkampfgelüste braucht endlich kein neuer Stoff mehr beigebracht zu werden.

Alles in allem: Die Rechtsparteien lassen für den Katholiken viel zu wünschen übrig. Ihre Gedankenwelt ist nicht die Seine. So verschieden sie unter sich sind, gewachsen sind sie alle drei auf demselben Boden, dem kleindeutsch-protestantisch-liberalen. Nur prägt die Deutsche Volkspartei vorzüglich das Kleindeutsche, die Deutschnationale das Protestantische, die Deutschvölkische das Liberale (in weltanschaulicher und nationalistischer Form) aus. Das Gemeinsame der drei Parteien bekundet sich ferner in ihrer Einstellung zu Preußen. Preußen als ihre geistige Heimat ist ihnen unantastbar. Stresemann hat es in Dresden so deutlich gesagt wie Ludendorff in München. Preußen soll die Vormacht im Reich behalten. Das bedeutet: Deutschland soll den Weg der Machtpolitik und des ausschließlichen Nationalstaats weiter verfolgen, den Weg, der es in den Weltkrieg geführt hat. Es war, wie wir gespürt haben, ein verderblicher Weg, weitab von der universalen Aufgabe des Deutschtums, das Bindemittel Europas zu sein. Diese Aufgabe lebt aber noch im Bewußtsein der deutschen Katholiken. Sie sind berufen, unser Volk wieder zu ihr zu erwecken und ihm damit seine wahre nationale Idee zu erneuern. Die deutschen Katholiken mögen sich umsehen, welche politischen Parteien in solchem Sinn ein deutsches Programm haben oder wenigstens den Anlauf dazu machen.

Der geld- und zinsfreie internationale Zahlungsverkehr.

Eine Erwiderung und Ergänzung.

Von Dr. B. Deermann, Köln.

Mit großem Interesse habe ich den oben zitierten Aufsatz in Nr. 2 der Allg. Rundschau gelesen. Er packt das Geld- und Zinsübel gründlich, allerdings nur von einer Seite, an. Trotzdem hat der Aufsatz nur wenig Echo in führenden Kreisen des politischen Katholizismus Deutschlands gefunden. Er wird — sehr zu Unrecht — als eine vollständige Utopie angesehen und damit ohne viel Nachdenken beiseite gelegt.

Die Ursache ist wohl darin zu suchen, daß das Geld- und Zinsproblem oder besser Uebel noch lange nicht genug vom Standpunkte katholischer Moral, Gesellschaftslehre und Nächstenliebe geklärt und in den maßgebenden katholischen Köpfen reformreif gemacht ist. Auch im katholischen Lager hat man sich gar sehr in liberal-jüdischen Ideen von Wirtschaftsverkehr und Gesellschaftslehre verstrickt, theoretisch und persönlich praktisch. Außerdem ist leider die Regierung auch heute noch viel mehr als vor dem Kriege vom Großkapital und von der Großindustrie abhängig. Den meisten Parteien und dem größeren Teil der Presse geht es ebenso. Persönliche Interessen und Klüngel spielen eine sehr große Rolle. Dabei mögen manche gar nicht einmal merken, daß sie falsche Wege gehen. Bevor nicht eine Wendung der Geister eintritt, ehe nicht die Geld-, Zins- und Geschäftsanschauungen des katholischen Mittelalters wieder Macht erlangen — unter Anpassung an die notwendigen und erlaubten modernen Formen — ist eine gründliche Besserung nicht zu erwarten.

Im einzelnen ist an dem Vorschlag zur Einführung eines bargeldlosen internationalen Warenverkehrs manches auszusetzen. Zunächst bedarf es zu seiner Verwirklichung einer zwischenstaatlichen, möglichst allgemeinen Uebereinkunft. Deutschland kann in seiner Ohnmacht dieselbe nicht herbeiführen. Es trägt die Sklavenketten des internationalen Großkapitals infolge des Versailler Vertrages und des Londoner Ultimatums. Wollte Deutschland eine solche Reform ernsthaft durchdrücken, so würde das skrupellose, profitgierige internationale Kapital ihm den Hals zuschnüren, was heute ja leider nicht sehr schwierig ist. Denn herrlichere Zinszeiten als heute gab es in der Neuzeit doch noch nie.

Sodann wird durch den Vorschlag die Frage der Bezahlung der **Frachten**, besonders der Seefrachten, nicht gelöst. Nur wenige Länder sind in der Lage, den Warenverkehr ihres eigenen Bedarfs ganz mit eigenen Schiffen und Bahnen zu bewältigen. Englands Wohlfahrt beruht auf seinem Frachtgeschäft für fast die halbe Welt. Auch für den internationalen Personenverkehr wird eine beträchtliche Menge international anerkannten Geldes benötigt. Ebenso findet heute ein starker internationaler Austausch geistiger Leistungen statt (Erfindungen, Patente, Unterricht, Kunst usw.), für die auch wesentlich ein internationales Geld als Bezahlung nötig ist, mag es nun gemünztes oder ungemünztes Gold sein.

Ferner verlangt die Entwicklung junger Länder oder ruinierter oder zurückgebliebener Staaten eine besondere Anstrengung, sei es ein starker Ueberschuß an Einfuhrwaren, wie Eisenbahnmaterial, Maschinen usw. oder an international anerkanntem Geld. Geschähe diese Mehreinfuhr nicht, so würde die Entwickelung sicher stark gehemmt. Der Kulturfortschritt würde wesentlich aufgehalten.

Von andern Einwänden soll hier, soweit der internationale Verkehr in Frage kommt, abgesehen werden. Auch Einwände, die **zunächst nur**, nicht ausschließlich, das eigene Volk berühren, sind zu erheben. Wie soll es, wenn jener internationale bargeldlose Warenverkehr eingeführt ist, mit dem Geld- und Zahlungsverkehr und mit dem Zinsendienst im Inlande gehalten werden?[1] Diese Dinge sind menschlich und moralisch von jenem nicht loszulösen. — Zum reinen oder vorwiegenden Warenverkehr wird man im Inlande nicht zurückkehren können. Er ist viel zu schwerfällig und grob für unsere heutige Zivilisation. Die vielen geistigen Leistungen, welche unsere heutige Zeit aufweist, können durch Warenzahlung auf die Dauer weder abgegolten noch gefördert werden. Das bolschewistische Rußland ist mit diesem Experiment schon gescheitert, trotz aller drakonischen Maßnahmen.

Jedes Zinsnehmen kann man heute nicht abschaffen. Im Mittelalter wurde das absolute Zinsverbot auch vielfach mittelbar oder unmittelbar mit Hilfe der Juden und morgenländischer Christen umgangen. Damals konnte man sich als Sparer auch noch eher Land und Häuser bzw. Renten aus ihnen erwerben. Heute sind die meisten kleinen und mittleren Sparer, d. h. die Mehrheit des Volkes, auf Geldausleihen und Zinsnehmen angewiesen. Aber die Höhe der Zinsen muß stark begrenzt und in den Zins automatisch die Amortisation des geliehenen Kapitals eingeschlossen sein, damit Wucher und Zinsknechtschaft vermieden werden. Dabei kann es durch die vermittelnden Sparanstalten dem Ausleiher freigestellt werden, ob ihm die Amortisation mit dem Zins ausbezahlt werden oder ob sie als Kapital bei dieser Sparvermittlungsanstalt auflaufen soll. Keine Kapitalschuld dürfte länger als etwa 40 Jahre ausstehen. Im Alten Testament war die Verschuldungshöchstdauer auf $7 \times 7 = 49$ Jahre beschränkt. Dementsprechend müßte gesetzlich in jeder Zinszahlung eine Amortisation einbegriffen sein und nach Ablauf der, sagen wir längstens 40, Jahre die Schuld automatisch oder bei nicht erfolgter Zahlung der mäßigen Zinsen durch Zwangsvergleich unter Berücksichtigung des guten oder schlechten Willens des Schuldners erlöschen.

In den Aufsätzen des P. Martin **Drexl** wird der Finger in eine böse Wunde gelegt. Der Kranke will bzw. kann sich aber leider noch nicht heilen lassen. Darum soll man noch nicht mutlos werden. Nein, die katholischen Ordensgeistlichen haben vor und mit dem Weltklerus und den Laien die große Aufgabe und die ernste Pflicht, einer besseren, gerechten Geld- und Zinswirtschaft im nationalen und internationalen Verkehr den Weg zu ebnen. Selbsthilfe, genossenschaftliches Vorgehen, praktische Beispiele müssen die geistige Aufklärung und Beeinflussung unterstützen und beleben.

[1] Wegen Inlandsgeld usw vgl. Christianus „Sanierung unserer Volkswirtschaft" und Dr. Lampe „Die neue Währung", Deutsches literar. Institut, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 27, und „Ein wertbeständiges städt. Notgeld", A. R. 1923 Nr. 25. D. Schr.

Mariä Verkündigung.

In jener Zeit — es lag die Welt in Wehen —
Da ward in einer Jungfrau Kämmerlein
Entsandt ein Engel. Grüssend trat er ein
„Du bist zur Mutter Gottes ausersehen!"

Maria kann die Botschaft nicht verstehen,
Vernimmt erschauernd dann: „Dein Schoss bleibt rein;
Wird durch des Höchsten Kraft gesegnet sein." —
„Nach deinem Worte möge mir geschehen."

Der Engelsgruss, für unser Heil erklungen,
Ward zum Gebet, das bis ans Weltenende
Ertönen wird von Millionen Zungen.

Die eine Magd des Herrn hat heissen wollen,
Sie ward erhöht, und Millionen Hände
Sich täglich falten zu der Gnadenvollen.

Wilhelm Ruland.

Nachdenkliches zur katholischen Jugendbewegung.[1]

Von Hans **Grundei**, Berlin.

Vor einiger Zeit wurde in einer führenden deutschen katholischen Zeitschrift von dem Erwachen der Kirche in den Seelen geschrieben. Dies Wort kann verschieden verstanden und gedeutet werden. Es kann darunter verstanden werden die Auferstehung des corpus Christi mysticum aus dem Grabesdunkel der Seelen gehetzter, kultursatter, gemeinschaftsloser, zerrissener moderner Menschen. Dieses Erwachen meinte der Verfasser jenes Aufsatzes. Solche Auferstehungen sind die Konversionen bedeutender Männer und Frauen unserer Tage. Es ist ein kraftvolles Erwachen, eine sieghafte Auferstehung, ein Gestilltsein durstender Seelen, ein Erfülltsein der Sehnsucht, näher, o Gott zu dir, ein seliges Geborgensein am Herzen der Mutter Kirche. Solche Menschen, denen die Feinde der Kirche gern den Zeitpunkt dieser Auferstehung umdeuten als den Tag des Versiegens ihrer schöpferischen Kraft, bringen ein starkes Moment der Ruhe in die Gemeinschaft der Kinder der Mutter Kirche, sind wie starke, ragende Säulen im großen Kirchendom, an denen alle Unruhe, aller Zweifel, alle Auflehnung und Empörung zerbricht. Man denke nur an den einen großen, vielleicht den größten Konvertiten des verflossenen Jahrhunderts, an Newman.

Es kann dies Erwachen aber auch verstanden werden als eine Aufrüttelung der Glieder einer „schlafenden Kirche" aus einem Zustand der Verschlafenheit durch das Getöse einer in ihren Grundfesten erzitternden Welt in einen Zustand angstvoller Unruhe, den Augustinus meint, wenn er sagt, „mein Herz ist unruhig, o Gott, bis es Ruhe findet in Dir." Es ist ein Zustand der Gewissensunruhe, des Unzufriedenseins mit sich und den andern, ein Zustand zorniger Erregung über all die Unzulänglichkeiten und Fehler, die in uns und um uns sind. Menschen, die also erregt und beunruhigt sind, hat der Ruf Gottes erreicht; nun wollen sie zu ihm eilen. Sie reiben sich die Augen und erkennen schmerzerfüllt, daß sie geschlafen haben, während eine von Gott abgewandte Welt in Trümmer ging. Sie machen sich auf den Weg; aber bald müssen sie erkennen, daß sie gefesselt sind von den Lastern und Irrtümern ihrer Zeit, daß sie gefangen sind in einer Welt erstarrter Formen. Sie wähnten, gottgläubig zu sein und müssen nun erkennen, daß ihr Bekenntnis Formalismus war; sie wähnten, lebendige Glieder der Kirche zu sein und sehen nun, daß all ihr Kirchentum nichts als kirchliche Betriebsamkeit ist, daß sie weit draußen frierend im kalten Vorhof der Kirche stehen und mit ihnen die Menge derer, die im gleichen oder ähnlichen Irrtum sich befinden. Wo immer das Erwachen der Seelen seinem Wesen nach eine solche Unruhe zu Gott ist, da sollten die Hirten der Herde Christi in Geduld tausend Wege der Liebe bahnen, um diesen erwachten Rufern in der Wüste zu helfen und zu raten, sollten die Umfriedung, in der die zufriedenen, wohl behüteten Schäflein ihrer Herde stehen, öffnen und eilends zu jenen Erwachten stoßen. Mag ihre Rede auch hart sein und rauh, ihr Begehren ungestüm, ihre Kritik scharf und im einzelnen vielleicht garnicht einmal gerecht. Es

[1] Vgl. Allgem. Rundschau 1923, Nr. 42, S. 501.

sind Menschen, die der Ruf Gottes erreicht hat, es sind Menschen, die im Krachen und Poltern einer zusammenstürzenden Welt der Ruf vorwärts treibt: näher, o Gott, zu Dir.

So sollte, dünkt mich, die gewaltige religiöse Unruhe der deutschen Jugendbewegung im allgemeinen und die der katholischen im besonderen beurteilt werden. Es ist, ungeachtet aller äußeren Kirchenfeindlichkeit nichtkatholischer Jugendbewegungsgruppen und trotz aller kritischen Einstellung gegenüber den kirchlichen Organisationsformen, ein Erwachen der Kirche in den Seelen nach der zweiten von mir skizzierten Deutung. Es gibt Einzelmenschen und Menschengruppen, auch im katholischen Lager, die sind von den philosophischen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Revolutionserscheinungen so befangen, daß sie auch dies Erwachen aus einem übertriebenen Individualismus, aus geistigem Hochmut, aus der modernen demokratisch-sozialistischen Weltauffassung heraus erklären und daher als gemeinschaftsschädlich, verwerflich, sündhaft rundweg ablehnen. Nein, der Weg dieser Erwachten geht nicht durch die Paläste der Reichen, nicht durch die Stätten der Bildung, des Genusses oder jeglicher menschlichen Betriebsamkeit, um sie zu vernichten, sondern er geht mitten durch die Seelen der Menschen, aller Menschen, in Sonderheit aber derer, die ein Lazarusleben der Not, Unterdrückung, Verlassenheit und jeglicher Qual führen.

Es mag sein, daß manche unter jenen Erwachten „das Zeug zum Häretiker haben". Aber ist die Entscheidung darüber, ob einer zum Häretiker oder zum Heiligen geworden ist, nicht oft, wenn auch keineswegs ausschließlich, eine Sache der Führung gewesen? Trägt ja doch auch der Hirt den größten Teil der Verantwortung dafür, wenn ein Schäflein aus der Hürde ausbricht und in der Wildnis sich verirrt! Das Feldgeschrei der katholischen Jugendbewegung ist: näher, o Gott, zu Dir, und im Mittelpunkt ihres ganzen Wirkens steht Christus und die unsterbliche, erlöste Menschenseele. Christus ist ihr kein „Problem", wie so vielen nichtkatholischen Jugendbewegungsgruppen. „Problem" im Sinne der zu lösenden Frage ist ihr vielmehr der Ruf des Gottmenschen an die Menschen unserer Zeit durch die Kirche als die lebendige Auswirkung des göttlichen Erlösers in dieser Zeitlichkeit; Antwort sucht sie und heischt sie darüber, wie dieser Ruf den Menschen übermittelt wird und wie sie ihn verstehen; ihre Aufgabe sieht sie darin, den Ruf laut und vernehmbar, verständlich zu machen und die Seelen bereit, ihm zu folgen, die Tore der Kirche weit zu öffnen und den Weg frei zu machen zu ihr von allen Hindernissen und Hemmungen. Der Mittel und Methoden, die sie dabei anwendet, sind verschiedene und mannigfaltige. Falsch ist es daher und ein Verstoß gegen die Einheit in der Mannigfaltigkeit, durch irgendwelche Gruppen und Organisationen ein Methodenmonopol zu schaffen und die katholische Jugendbewegung zu verpflichten, sich bei ihrer Arbeit dieses Monopols zu bedienen. Zentralismus, geistiger Militarismus in der katholischen Jugendbewegung wären ihr Tod.

Die kritische Einstellung der katholischen Jugendbewegung gegenüber so manchen Zeiterscheinungen innerhalb der katholischen Gemeinschaft wird ihr sehr gern als Autoritätslosigkeit, als mangelndes Verständnis und fehlende Hochachtung vor dem Wesen der Kirche gedeutet, als Anmaßung des Laientums gegenüber dem Priestertum. Es wird nicht selten katholischen Publizisten, die sich zur Jugendbewegung rechnen und sich in ihren Dienst gestellt haben, weil sie von dem Worte ergriffen worden sind omnia instaurare in Christo, das Recht abgesprochen, angesichts der Gefahren, die heute der wahren geistlichen Autorität drohen, ein freimütiges Wort zu wagen über Mißbräuche, die sich eingeschlichen haben in die Gemeinschaft der Glieder Christi, über den Mißbrauch, der vielfach mit der geistlichen Autorität getrieben wird. Dies gilt auch von meinem Kampf gegen die nationalistische Häresie, den ich seit Jahr und Tag in Wort und Schrift führe, und die auch bereits in geistlichen Kreisen Fuß gefaßt hat. Auch die von mir in dieser Zeitschrift geschilderten Vorgänge in der Berliner Studentenseelsorge und meine daran geknüpfte Kritik, sowie meine scharfen Auseinandersetzungen mit einigen führenden bayerischen Theologen dienen nur der Bekämpfung dieser modernsten und äußerst kirchenfeindlichen Epidemie, von der einmal, wie ich in Nr. 17 der österreichischen Zeitschrift Das Neue Reich las, ein Bischof das inhaltreiche Wort gesprochen hat: „Die nächste Häresie, die von der Kirche wird verurteilt werden, ist der Nationalismus".

Die Unruhe zu Gott, von der die katholische Jugendbewegung weiß, daß sie nur gestillt werden kann am Herzen der Mutter Kirche, gibt ihr die so oft gerügte kritische Einstellung zu den Zeiterscheinungen, zur Haltung des katholischen Menschen gegenüber den Problemen. Diese Unruhe zu Gott, die erst lebendig und stark geworden ist durch den Drang jugendlicher Menschen nach unbedingter Wahrhaftigkeit gegenüber ihrem eigenen seelischen und geistigen Zustand und gegenüber dem gegenwärtigen Kulturzustand, hat sie sehend gemacht gegenüber Mißständen und Verirrungen, hat sie erkennen lassen, daß es der inneren Wahrhaftigkeit widerspricht, alles schön und herrlich zu finden, und vor allem in Ehrfurcht zu ersterben, was den Namen katholisch trägt oder irgendwie mit einem katholischen Mäntelchen bedeckt ist. Wahrhaft katholischer Optimismus, der zutiefst wurzelt im Glauben an die Unbesiegbarkeit des katholischen Gedankens und an die Unzerstörbarkeit der Kirche Christi, braucht die Wirklichkeit des irdischen, unvollkommenen Lebens nicht zu fürchten, braucht nicht zu erschrecken vor dem meilenweiten Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit, braucht demzufolge auch der Lüge des Verschweigens nicht zu verfallen, der jegliche auch noch so gut gemeinte Schönfärberei ausgesetzt ist. Heute, inmitten einer Welt des Chaos und der Verirrung, ist Schönfärberei am wenigsten am Platze. Darum erscheint es Menschen, die als katholische Jugendbewegler ihre Kraft in den Dienst der katholischen Publizistik gestellt haben, nicht angebracht, immer und immer wieder Traumbilder einer katholischen Gemeinschaft vorzugaukeln, sondern es erscheint ihnen notwendig, die Kirche zu sehen, wie sie gelebt und erlebt wird in ihren Gliedern, Schwächen und Angriffsflächen zu erkennen, mit hingebender, opferbereiter Liebe an der Heilung der Krankheitserscheinungen innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft zu arbeiten, die Hüter und Hirten der Kirche zu bitten, zu beschwören und zu schützen, um die große Gemeinschaft der Kinder Gottes stark und mächtig zu machen, mächtig nicht so sehr im politischen Sinne, auch nicht im Sinne der heute herrschenden Wirtschaftsmächte, sondern so stark und gewaltig, wie es die Kirche der Katakombenzeit war. Kirche und Welt stehen heute in Feindschaft zu einander; die Kinder dieser Welt verstehen die Kirche nicht mehr, verfluchen und verfolgen sie, und auch der Weg der Hirten in die Welt ist unsagbar erschwert, versperrt. Diese kraftvolle, im Glauben und in der Liebe verankerte Gemeinschaft der Katholiken, insbesondere der deutschen Katholiken, wird schmerzlichst vermißt von der katholischen Jugendbewegung, deren Glieder durch ihren Verkehr mit nichtkatholischen Jugendbeweglern die Sehnsucht der verhetzten Brüder und Schwestern nach wahrer Gemeinschaft kennen, aber auch die unheilvolle Zerrissenheit, Zerfahrenheit und Zwietracht der Katholiken.

Das Buch von Dr. Ernst Michel „Kirche und Wirklichkeit" (Jena 1923, Eugen Diederichs) atmet Geist von diesem Geist katholischer Jugend. Sein Einleitungs- und Schlußaufsatz sind, dünkt mich, geschrieben in jenem Zustand des Erwachens einer von der Unruhe zu Gott getriebenen Seele, der die Auswirkung der Kirche in dieser gottentfremdeten Welt zum Problem ward. Dr. Michel sieht die Kirche nicht wie beispielsweise einer seiner Kritiker, Professor Behn (Hochland, Dezember 1923), der einen weiten Weg zurücklegen mußte, bis er am Herzen der Mutter Kirche Ruhe fand, und dem nun dies Erwachen am Mutterherzen alles brachte, was sein unruhvolles Herz ersehnte und erhoffte, Harmonie, Klarheit, Unvergänglichkeit, unendliche Schönheiten und über alles köstliche Offenbarungen göttlicher Weisheit, Kraft und Liebe. Siegfried Behns Erwachen ist ein anderes Erwachen als dasjenige Michels, deshalb ist es verständlich, daß er sich nicht wohl fühlt in der Nähe von Michels unruhvoll bewegten Gedankengängen. Dr. Getzeny (Hochland, Januar 1924) hat diese Verschiedenartigkeit der Betrachtungsweise beider Menschen scharf erkannt; er ist der Eigenart Michels weit gerechter geworden als Behn. Seine Besprechung ist das Beste, was ich über die Michelschen Aufsätze gelesen habe, die jedenfalls alles andere als den Vorwurf der Sensationsmacherei verdienen, wie ihn ein anderer katholischer Kritiker gegen Michel erhebt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich betonen, daß ich das Michelsche Buch keinesfalls ansehe als ein oder gar das Bekenntnisbuch der katholischen Jugendbewegung. Dazu ist das Buch doch wohl viel zu problemschwer, bewegen sich Herausgeber und Verfasser auf Gebieten, die zu betreten und zu durchwandern doch nur jenen Frucht bringt, die sich ein inneres und äußeres Wissen um all die Fragenkomplexe und Problemkreise erworben haben, denen das Idealbild der Kirche klar und unverwischbar vor der Seele steht und die es sich nicht verdunkeln lassen von all den Nebelschwaden menschlicher Irrungen und Wirrungen,

denen der Kampf zwar Wunden und Narben, aber kein dauerndes Siechtum der Seele gebracht hat, denen Enttäuschungen, Verleumdungen und Verketzerungen nicht die Seele verbittert und den Sinn für den großen Wert des schöpferischen Gehorsams genommen haben. Vor all diesen Gefahren muß sich die katholische Jugendbewegung zu hüten wissen, besonders vor Verärgerung, Verbitterung, Vereinsamung, vor dem Gefühl des Unverstandenseins. Denn das sind alles nur Vorstufen zu Stolz, Hochmut und Empörung, das alles bedeutet oft nichts weiter als gekränkte Eitelkeit. Es gehört nicht zur katholischen Jugendbewegung, daß nun jedes junge Studentlein, jeder Kaufmannslehrling, jede junge Lehrerin, die irgend einer Jugendbewegungsgruppe angehören, sich berechtigt und gedrängt fühlen, ihre unfertigen Gedanken, ihre noch unklaren Empfindungen durch die Druckerschwärze zu verewigen. Das gilt nicht nur mit Bezug auf die Kritik von Staat und Gesellschaft, die heute von der Kritiksucht sittlich und geistig noch sehr unreifer junger Intellektueller buchstäblich zu Tode gehetzt werden, sondern in noch weit höherem Maße von der Kirche. Der Wille, dem Laienelement innerhalb der Kirche zu größerer Wirksamkeit zu verhelfen zum Nutzen der Kirche und zum Heile der ungezählten unsterblichen Seelen, an die heute der Priester nicht mehr herankommt, ist unter keinen Umständen zu verwechseln mit dem Willen zum Laizismus, zum Laienregiment in der Kirche.

Aus allen diesen Gründen wäre es besser gewesen, wenn Dr. Michel den Aufsatz von Albert Mirgeler nicht gebracht hätte. Er wird dazu beitragen, daß alle jene Geistlichen und Laien, die von der Jugendbewegung nichts wissen wollen, in ihrer ablehnenden Haltung verharren. Der Aufsatz, worin Mirgeler eine Todesanzeige der katholischen Jugendbewegung bringt, zeigt die ganze Not einer durch den Intellektualismus und durch tote Organisationsformen hindurchgegangenen Jugend; sein Zweck ist die Ablehnung des von Guardini geforderten „schöpferischen" Gehorsams und die darin atmende Sehnsucht, das Verlangen nach echter Gemeinschaft. Ich kenne Albert Mirgeler persönlich nicht und habe nur einmal um ihn und für ihn gekämpft. Ich weiß nicht, ob er jemals einen wahrhaften Seelenführer gehabt hat und einen pädagogisch befähigten, das Ringen und Drängen der Jugend liebevoll verstehenden Religionslehrer. Mirgeler lehnt den Dienst an der Autorität ab, eben weil sie notwendig unzulänglich ist. Ich halte dem entgegen, daß gerade durch die Unzulänglichkeit der Autorität der „schöpferische" Gehorsam erst möglich wird. Mirgeler meint, die gegenwärtige Situation sei ja gerade gekennzeichnet durch den inneren Bankrott mißverstandener und sich selber mißverstehender Autoritäten. Wäre es nicht angebracht, statt von der Kritik an den unzulänglichen Autoritäten vielmehr einmal von der Kritik an dem unzulänglichen, weil nicht schöpferischen Gehorsam der zum Gehorsam Verpflichteten auszugehen? Uns deutschen Katholiken ward in den letzten 50—70 Jahren die Aufgabe gestellt, an der Unzulänglichkeit der Autoritäten die Schöpferkraft des Katholizismus zu beweisen. Hierbei verstehe ich unter Autoritäten die Träger und Verwalter jeglicher von Gott gesetzten Autorität. Schöpferischer Gehorsam heißt Dienst an der Autorität. Zum Dienen gehören Liebe und Demut. Wir brachten nicht die Kraft zur Liebe auf, weil wir uns in fauler Selbstzufriedenheit mit dem unlebendigen, die Schöpferkraft zerstörenden Untertanen- und Polizeigehorsam, mit dem militärischen und formal kirchlichen Gehorsam zufrieden gaben. Wäre von den Trägern der staatlichen und kirchlichen Autorität in den letzten Jahrzehnten mehr der Wille zum lebendigen, in der Liebe begründeten schöpferischen Gehorsam geweckt und gestärkt worden, so hätten 1918 die deutschen Fürsten nicht ihren Thron verloren, wäre den kirchlichen Obrigkeiten manche Niederlage, mancher Verlust erspart worden. Der Dienst an der Autorität hat in Demut zu geschehen. Waren wir Deutsche ein im Sinne der Bergpredigt wirklich demütiges Volk, waren insbesondere unsere jungen Gebildeten wahrhaft demütig? Hatten Bildungsstolz, Machthunger, Gruppenegoismus, Gier nach Besitz nicht längst vor der Revolution von 1918 die regierenden Gewalten gestürzt und andere Mächte an ihre Stelle gesetzt? Hatte nicht ein verderblicher Intellektualismus und Individualismus das Glaubensleben vieler unserer jungen katholischen Intellektuellen zerfressen und ihre Verbindung mit dem Gnadenstrom der Kirche gelöst?

Liebe und Demut schließen keineswegs aus eine dritte Forderung für den Dienst an der Autorität, nämlich den Mut zu unbedingter, radikaler Wahrhaftigkeit sich selbst gegenüber, aber auch gegenüber den Trägern kirchlicher oder staatlicher Autorität. Religiös lebendige Epochen in der Geschichte des Katholizismus haben immer eine freimütige Kritik seitens der Laienwelt ertragen können und wurden von ihr befruchtet; in Zeiten religiöser Zersetzung und Verflachung verstummte die Kritik oder aber sie wurde verfolgt, unterdrückt. Bei allem Freimut, bei aller Schärfe der Kritik hat aber der Katholik sich stets die Unzulänglichkeit seiner Kraft zu vergegenwärtigen. Diese Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Vermögens wird ihn zur unbedingten Unterwerfung veranlassen, wenn die kirchliche Autorität es von ihm fordert. Eine solche Unterwerfung bedeutet nicht ein Verzweifeln an den erkannten Wahrheiten oder an den gesteckten Zielen, sondern ein berechtigtes Mißtrauen in die menschliche Kraft und ein demutsvolles Sichbeugen unter den Willen Gottes.

Die Rücksicht auf den knapp bemessenen Raum in dieser Zeitschrift, den ich ohnedies schon recht unbescheiden ausgenützt habe, verbietet mir, weiter auf diese Gedanken einzugehen. Ich möchte Alfred Mirgeler bitten, einmal das Problem des schöpferischen Gehorsams von dieser Seite aus gründlich zu durchdenken, und ich möchte ihm sagen, daß ich der Ansicht bin, daß überall dort, wo man in den Kreisen der Jugend Gehorsam in dieser Weise auch gegenüber unzulänglichen Autoritäten übte, die Jugendbewegung lebt. Der Grund für die Isolation und für den Pessimismus so mancher junger katholischer Intellektueller scheint nur darin zu liegen, daß sie alle zu einseitig fragen: wie wirken die Gegebenheiten auf mich? statt auch einmal gründlich zu untersuchen, wie ich auf die Gegebenheiten wirke und sie beeinflusse. Diese Einstellung scheint mir noch ein Erbe der vergangenen individualistischen Epoche zu sein, von deren Ketten man sich immer noch nicht völlig freigemacht hat.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Eine Schlammflut wälzt sich z. Z. aus der trüben Quelle zweier Pamphlete des Evangelischen Bundes durch die Spalten der deutschvölkischen Presse und einiger mit ihr gesinnungsverwandter Blätter gegen den Papst und die Kirche. Und was hat Ludendorffs Prozeßrede alles wieder aufgerührt! Ein Gutes kam dabei heraus; verschiedene üble Klatschereien, die sich trotz aller Aufklärung jahrelang fortschleppten, wurden endlich restlos zerblasen. So die von angeblich deutschabträglichen Aeußerungen Kardinal Faulhabers in Amerika. Der Kirchenfürst hat dem Gericht eine Erklärung gesandt, auf die Ludendorff antwortete und dabei merklich zurückhufte. Sein inneres Unverständnis katholischen Denkens ist natürlich noch da. Wenn Kardinal Faulhaber nochmals darauf einging — zwar nicht unmittelbar, sondern gegenüber dem Generaldirektor der Münchener katholischen Blätter, Prälat Dr. Ludwig Müller —, so geschah dies zur Aufklärung der weiteren Oeffentlichkeit. War doch eine Fassung seiner Erklärung verbreitet worden, er habe von der Versenkung der Lusitania nie und nirgends gesprochen. Daß die Fassung unrichtig ist, beweist der richtige Text in der — sozialdemokratischen Münchener Post vom 17. März, gleichzeitig mit anderen Zeitungen. Es heißt nur: „ich habe die Versenkung der Lusitania nie und nirgends als völkerrechtswidrig bezeichnet". Das stimmt auch. Der Kardinal hat sie ebensowenig als Verbrechen bezeichnet. Er hat ein einziges Mal die Versenkung der Lusitania und die Begleiterscheinungen des Einmarschs in Belgien in einem einzigen Satz erwähnt, als verhängnisvoll. Diese Ueberzeugung hat er in Gesprächen mit deutschfreundlichen Amerikanern gewonnen, die ihm darlegten: ohne die Versenkung der Lusitania wäre das amerikanische Volk für den Krieg nicht zu haben gewesen. Ob völkerrechtswidrig oder nicht, spielt dabei keine Rolle. Der Kardinal hat weder von einem Verbrechen, noch von einem Bruch des Völkerrechts, noch von einem Unrecht gesprochen. Daß die versenkte Lusitania Deutschland mehr geschadet hat, als der Munitionsvorrat schaden konnte, den sie trug, das darf man wohl zugeben. So ist General Ludendorffs Offensive jetzt restlos zusammengebrochen. Man kann verstehen, daß seine Gehilfen wie D. Traub u. a. ihn noch heraushauen möchten. Da sie aber ihre Munition dem gleichen Lager entnehmen, wie der General, nämlich der in jene Broschüren umgearbeiteten Registratur des genannten Bundes, läßt sich das Ergebnis des Kampfes heute schon voraussehen. Die Stellungnahme der amtlichen Kreise ist für den Führer des neuen Feldzuges gegen Rom gleichfalls vernichtend. Außer den schon berichteten Erklärungen Preußens und Bayerns wies auch

der deutsche Reichsminister des Aeußeren im Reichstag entschieden den Vorwurf Ludendorffs von der angeblichen Deutschfeindlichkeit des Vatikans zurück; der Hl. Stuhl habe sich durch viele Jahre hindurch bemüht, die Befriedung der Welt und eine Versöhnung der Völker herbeizuführen.

Daily Expreß will aus Rom wissen, Italien habe sich bereit erklärt, dem Vatikan den noch nicht exterritorialen Teil des vatikanischen Hügels abzutreten; die Unabhängigkeit des Hl. Stuhles solle durch den Völkerbund verbürgt werden. Die merkwürdige Begründung, nämlich durch die Wohnungsnot der Kurienkardinäle, und der Hinweis auf die römische Frage scheinen darauf hinzudeuten, daß der verantwortliche Berichterstatter die römische Frage als Wohnungsfrage der Kardinäle betrachtet. Stampa wollte wissen, am Montag hätten die offiziellen Besprechungen zwischen der Kurie und den Bevollmächtigten Mussolinis über die Beilegung des 1870 entsprungenen Konfliktes begonnen. Die Quellen beider Meldungen entbehren der Zuverlässigkeit; warten wir ab: se sono rose, fioriranno. Daß wir überzeugt sind, Mussolini werde eines Tages dieses Problem anpacken, haben wir schon bei früherer Gelegenheit ausgesprochen.

Ein Konsistorium wird uns kommende Woche die Berufung zweier amerikanischer Kirchenfürsten in das Hl. Kollegium bringen, nämlich der beiden Erzbischöfe Hayes von Newyork und Mundelein von Chicago. Die Kirche Amerikas erhält damit eine wohlverdiente Anerkennung ihrer ungeheuren Verdienste auf dem Gebiete der Caritas. Auch ihre Stellung im eigenen Lande berechtigt sie zu einer solchen Steigerung ihres Ansehens. Die Katholische Gesellschaft für innere Mission in den Vereinigten Staaten hat in den 18 Jahren ihres Bestehens 2352 kirchliche Gebäude errichtet, besitzt 3 Waggonkapellen und pflegt augenblicklich besonders die geistlichen Berufe, um dem Bedürfnisse nach Priestern entgegenzukommen. Die Jahreseinnahme betrug 721422 Dollar; der neugegründete weibliche Zweig brachte 25000 Dollar auf und versorgte die neuen Kirchen mit Wäsche, Paramenten und kirchlichen Gerätschaften. Wie wir hören, hat die amerikanisch-protestantische „Interchurch World Movement“ zur Zusammenfassung der protestantischen Propaganda in den katholischen Ländern Europas bisher 1320 Millionen Dollars verpulvert; die Organisation steht wegen der mangelnden Erfolge und ihrer eigenen Uneinigkeit vor der Auflösung.

Ein kirchliches Ereignis bedeutenden Ranges begeht Rom kommenden November. Sechzehn Jahrhunderte werden sich erfüllen, seit Papst Sylvester feierlichst dem Erlöser die damals fertiggestellte Papstkathedrale zwischen den kaiserlichen Palästen des Plautius Lateranus, heute St. Johann im Lateran, das Geschenk Kaiser Konstantins an Papst Miltiades, einweihte. Noch stehen Teile des ursprünglichen Baues, das Sancta Sanctorum und das Baptisterium. Hier war jahrhundertelang der Sitz der geistlichen Weltherrschaft des Bischofs von Rom, des Papstes, und jene Weihe bezeichnet den Triumph des Christentums über das Heidentum der Antike. Papst Pius XI., der dort einst die hl. Priesterweihe empfing und dessen Kathedrale San Giovanni heute noch ist, hat beim Empfange des Kapitels sich vorbehalten, dieses Jubiläum selbst offiziell der katholischen Welt kundzugeben. „Es scheint Uns in der Tat“, sagt er, „daß es Uns selbst zukommt, dies zu tun, so wie Wir schon einen Vorsatz hatten, der allmählich Farbe angenommen hat und den Wir in möglichst kurzer Zeit ausführen werden“. In diesen Worten des Papstes wird ein Hinweis auf die Wiederaufnahme des Vatikanischen Konzils erblickt, was allerdings die Lösung der römischen Frage zur Voraussetzung hätte. So greifen alle diese großen kirchlichen Probleme in einander ein, reifen große Ereignisse heran. Wenn Pius XI. s. Z. den Besuch des Königs von Spanien ein Geschehnis von weltgeschichtlicher Bedeutung nannte, so liegt die Annahme nahe, daß derselbe Dinge ins Rollen brachte — wir denken an eine Vermittlerrolle zwischen Vatikan und Quirinal — die sich in naher Zukunft enthüllen werden.

Der bevorstehende Besuch des rumänischen Königspaares in Rom und im Vatikan ist durch Differenzen politischer Natur mit der italienischen Regierung wieder hinfällig geworden. Inzwischen weilte der rumänische Ex-Ministerpräsident Averescu in Rom und wurde vom Papst und vom Kardinal-Staatssekretär empfangen, mit denen er eine lange Aussprache hatte. Die orthodoxe Geistlichkeit Rumäniens, im Verbande Ajutorul zusammengeschlossen, läuft Sturm gegen das geplante Konkordat und gegen die Gleichstellung beider Kirchen, weil — die schismatische Kirche mehr Anhänger besitze. Der Hauptvertreter Dr. Popescu Malaesti erklärte, die schismatische Geistlichkeit werde das Konkordat nie anerkennen; bekanntlich bedarf ein Konkordat dieser Anerkennung überhaupt nicht. Er forderte dann noch, im Falle des Ablebens eines katholischen Bischofes sollten dessen Güter dem Staate zufallen.

Wenn das Konkordat Jugoslaviens mit dem Hl. Stuhle nach den Wünschen des Episkopates zustandekommt, dann dürfte dies dem politischen Gegensatze zwischen Serben und südslavischen, bzw. slovenischen und kroatischen Katholiken zuzuschreiben sein. Die Belgrader Regierung bezeigt zweifellos jetzt auf einmal so großes Entgegenkommen gegen die Kirche, um ihren politischen Gegnern katholischer Konfession den Wind aus den Segeln zu nehmen und ihnen im politischen Kampfe das konfessionelle, das gefährlichste Argument vorwegzunehmen.

Der Papst hat die britische Regierung ersucht, bei der Sowjetregierung zu intervenieren, um die Freilassung des Erzbischofes Cieplak und „anderer Bischöfe“ (welche nur orthodoxe sein könnten) und Priester zu erwirken; Macdonald erklärte, offiziell könne die Regierung in diese Frage nicht eingreifen. Sie werde jedoch jede Gelegenheit benützen, inoffizielle Vorstellungen in Moskau zu erheben. Der russische Botschafter Jureneff in Rom soll erklärt haben, die Schwierigkeiten hingen ganz von der Haltung des Hl. Stuhles gegenüber der Sowjetrepublik ab (?). Zwischen Vatikan und Rußland seien viele Fragen zu regeln, doch müsse (!) der Vatikan vor allem die Sowjets de jure anerkennen, worauf die Besprechungen zur Lösung der schwebenden Fragen beginnen könnten. Die Anerkennung werde diese Lösung wesentlich erleichtern. Inzwischen ist Erzbischof Cieplak ohnedies freigelassen.

Der Papst für Deutschland, dieses Kapitel hat sich wieder um eine neue Seite bereichert. Der Substitut des Staatssekretärs, Msgr. Pizzardo überbrachte persönlich dem Nuntius in München für Deutschlands Notleidende eine Gabe von zweieinhalb Millionen Lire; der Besuch des Prälaten entbehrte jedweden politischen Zweckes und diente nur dazu, Vereinbarungen über die Amerikagaben (Naturalien) und ihre künftige Verteilung zu treffen. Auf den Aufruf des Kardinals Bourne von Westminster zugunsten notleidender Deutscher konnte eine erste Gabe von 300 engl. Pfund und 1000 Schweizer Franken an Kardinal Schulte unmittelbar überwiesen werden. Der Hirtenbrief des englischen Kardinals befaßt sich nun auch seinerseits mit den Mechelner Unionskonferenzen, legt aber gleichzeitig die fundamentalen Gegensätze zwischen der katholischen Kirche und der englischen Staatskirche dar, ohne deren Kenntnis jede Art von Besprechung zwecklos ist. Es gibt nur einen Weg zur Wiedervereinigung, weil es nur eine Kirche Christi gibt, die katholische.

Große Bedeutung dürfte den diesjährigen Velehrader Unionskonferenzen zukommen, für die bereits eifrigst geworben wird. Unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Olmütz wurde das Programm festgestellt, dessen Hauptpunkte sind: Lehre des heutigen Orients über die Verfassung der Kirche und die Grundsätze der Union, Aufgaben und Obliegenheiten des Patriarchates unter dem Gesichtspunkte der Dogmatik, der Geschichte und des kanonischen Rechtes, Mittel zur Förderung der Union in den slavischen Ländern, das Apostolat der hhl. Cyrillus und Methodius als wirksamstes Mittel zur Union, die Hilfsaktion für die russischen Emigranten. Als Redner können bereits genannt werden Metropolit Szczeptićky, die PP. d'Herbigny und Spac?l S. J. vom päpstlich-orientalischen Institut, Msgr. Hudal-Rom, Abbé Dvornik-Paris, Professor Grivec-Laibach, Msgr. Zivković-Zagreb. (Die tschechischen Bischöfe und Katholiken werden in außerordentlicher Zahl am Internationalen Eucharistischen Kongreß in Amsterdam teilnehmen.)

Verstorben sind der Erzbischof Vaccaro von Bari, der Tit.-Erzbischof Averardi von Tharsus und die Bischöfe Polloni von Bertinoro und John E. Dunn von Natchez. Zum Nachfolger des † Abtes Ecker von Tanzenberg (Olivetaner-Abtei) wurde P. Rob. M. Gastl gewählt. — Ihren 70. Geburtstag beging am 24. März Frau Agnes Neuhaus, M. d. R., die Begründerin der kath. Fürsorgevereine für Mädchen, Frauen und Kinder. Sie zählen heute 202 Ortsgruppen.

Das vorbereitende Komitee der „Weltkonferenz über Glaube und Kirchenverfassung“ hat jetzt den künftigen Kongreßteilnehmern die erste Liste von Fragen zwecks Vereinheitlichung der Auffassungen vorgelegt, auf die insgesamt 18 Antworten eingelaufen sind (während z. B. England und Wales allein 1890 schon weit über 200 kirchliche Gemeinschaften aufwiesen). Trotzdem ist das Komitee über das günstige Ergebnis hocherfreut. Es ergibt sich aus den Antworten, daß im allgemeinen darüber Uebereinstimmung ist, daß in der geplanten vereinigten Kirche eine anerkannte Glaubenseinheit bestehen müsse und daß bezüglich der Mensch-

werdung des Gottessohnes und der Hl. Dreifaltigkeit Einheit höchst notwendig wäre. Diese sollte ihren Ausdruck in einem Glaubensbekenntnisse oder einer Glaubenserklärung finden; manche wünschen ein neues Credo, Vorschlag wurde aber keiner gemacht. Was die Notwendigkeit eines gemeinsamen, allgemein anzuerkennenden Priestertumes (ministry) betreffe, sei der traditionelle Standpunkt der einzelnen Sekten ohnehin bekannt, d. h. es gehen die Ansichten diametral auseinander.

In der Türkei hat die Regierung von Angora innerhalb des Islams jetzt den Kulturkampf entfacht; die Absetzung des Kalifen wirft in der ganzen islamitischen Welt hohe Wogen. Sollte Gott nach der Zerschmetterung der zaristischen Gegenkirche jetzt auch die Stunde des Islam schlagen lassen? Sollte auch dort die Zersetzung und Sprengung von innen heraus kommen?

Zum hundertjährigen Jubiläum der Hannoverschen Zirkumskriptionsbulle.

Von Professor Dr. Hilling, Freiburg i. B.

Am 26. März d. Js. sind hundert Jahre verflossen, seit die Zirkumskriptionsbulle Impensa Romanorum Pontificum sollicitudo gemäß den von den Vertretern des Hl. Stuhles und des Königs von Hannover getroffenen Vereinbarungen von Papst Leo XII. unterzeichnet wurde. Durch diese wichtige Urkunde wurden die beiden „durch Alter und Würde hervorragenden Bischofskirchen von Hildesheim und Osnabrück, die ihren Ursprung bis auf das Zeitalter Karls d. Gr. zurückleiten", in ihrem Bestande dauernd erhalten, bezüglich ihrer Grenzen und Pfarreien neu umschrieben und mit den erforderlichen materiellen Mitteln für den Unterhalt der bischöflichen Stühle, der Domkapitel und der Priesterseminare ausgestattet.

Ist diese Tatsache wichtig genug, um sie an ihrem 100. Gedenktage den deutschen Katholiken ins Gedächtnis zu rufen, so berechtigen hierzu auch die langen und interessanten Verhandlungen, die dem Abschlusse der Konvention voraufgingen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß von allen deutschen Staaten, die vor hundert Jahren einen Vertrag mit Rom abschlossen, das Königreich Hannover die Verhandlungen am offensten und ehrlichsten geführt hat. Daher sind die von dem Juristen Otto Mejer in seiner Schrift „Zur römisch-deutschen Frage", Band II und III (1872 und 1885) hierüber mitgeteilten Akten auch am besten imstande, uns ein deutliches Bild von den damals herrschenden kirchenpolitischen Zeitanschauungen zu vermitteln.

Am 28. Juni 1817 legte der hannoversche Gesandte von Ompteda einen von Hofrat Leist ausgearbeiteten Vertragsentwurf vor, der die Grundsätze des protestantisch-josefinischen Staatskirchentums in Reinkultur gezüchtet ungeschminkt darlegte. Es wurde darin auf Grund des königlichen Majestätsrechts die staatliche Nomination der Bischöfe gefordert, ferner das ius inspiciendi et cavendi über das ganze katholische Kirchenwesen für den Staat in Anspruch genommen, die Ernennung der Pfarrer von der königlichen Bestätigung abhängig gemacht, den Geistlichen der sog. Recursus ab abusu gegen die Urteile der Bischöfe eingeräumt und alle päpstlichen Bullen und andere Akte des Hl. Stuhles dem königlichen Plazet unterworfen. Der päpstliche Staatssekretär Kardinal Consalvi mußte in seiner Antwortnote vom 2. September 1817 sehr lange Ausführungen machen, um diese kühnen Forderungen Punkt für Punkt als für den Hl. Stuhl absolut unannehmbar zu bezeichnen. Am Schlusse bemerkt der berühmte päpstliche Diplomat:

„Aus den gemachten Ausführungen kann Eure Exzellenz ermessen, wie weit entfernt die in Ihrer Note entwickelten Prinzipien von denen sind, an denen der Hl. Stuhl unbedingt festhalten muß, und wie infolgedessen es der Hl. Vater für seine Pflicht ansah, den größten Teil der Forderungen abzulehnen, die aus den genannten Prinzipien abgeleitet sind. Wenn der Königliche Hof von Hannover auf ihnen bestehen will, so sieht Euere Exzellenz sehr wohl ein, daß alle weiteren Verhandlungen nicht zu dem günstigen Ergebnis eines gegenseitigen Einverständnisses führen können und daher unnütz sein würden."

Obwohl durch diese Erklärung des Staatssekretärs, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, die Schwierigkeiten eines Konkordatsabschlusses in das hellste Licht gerückt waren, wurden die Verhandlungen nicht sofort abgebrochen, sondern Hannover erklärte sich bereit, die Traktate auf neuer Grundlage fortzusetzen. Die Initiative wurde dabei dem Kardinal Consalvi überlassen, der im August 1818 ein neues, aus 21 Artikeln bestehendes Projekt vorlegte. Dieses hielt natürlich an den Grundsätzen der katholischen Religion fest, kam aber im übrigen den Wünschen der hannoverschen Regierung weit entgegen. Kein Geringerer als der preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl, Niebuhr, hat darüber folgendes Urteil gefällt:

„Der Entwurf ist von allgemeiner höchster Wichtigkeit; denn er muß als Typus desjenigen betrachtet werden, worauf der römische Hof, solange der Papst und der Kardinalstaatssekretär regieren, mit protestantischen Regierungen abzuschließen bereit ist: aber so, daß er durchaus auf keine anderen Basen eingehen würde. Ich gestehe, daß in Hinsicht der Redaktion sich eine größere Nachgiebigkeit zeigt, als ich für möglich gehalten habe."

Trotz dieses günstigen Urteils und trotz der noch Jahre lang hindurch fortgesetzten Unterhandlungen kam eine Einigung über das Konkordat nicht zustande. Sie scheiterte daran, daß Hannover an seinen Prinzipien des Staatskirchentums großenteils festhielt und namentlich nicht in der Frage der kirchlichen Gerichtsbarkeit nachgeben wollte. Auch hat das Beispiel Preußens mitgewirkt, das sich von vornherein auf eine bloße Abmachung über die Zirkumskription der Bistümer beschränkte. Man fürchtete in Hannover, durch den Abschluß eines Konkordats seine kirchenpolitische Lage schlechter zu gestalten, als dies in Preußen der Fall sein würde.

Der Hl. Stuhl hat das Scheitern der Konkordatsverhandlungen sehr bedauert. Am 3. Oktober 1822 schreibt Consalvi an den hannoverschen Gesandten von Reden, den Nachfolger des im März 1819 verstorbenen von Ompteda. „Er vermag kaum auszudrücken, mit welch schmerzlicher Ueberraschung der Papst es aufgenommen hat, daß nun doch kein Konkordat zustande kommt". Ferner drückt der Kardinal sein Befremden darüber aus, daß von seiten Hannovers, entgegen der sonst bei Negoziationen beobachteten Sitte, nichts nachgegeben werde, und man nichtsdestoweniger alles festhalte, was von der Kurie nur unter der Voraussetzung versprochen sei, daß der erwünschte formelle Vertrag, d. i. ein Konkordat, zustande komme.

Nachdem somit das Konkordatsprojekt endgültig gescheitert war, blieb den unterhandelnden Mächten nichts anderes übrig, als sich mit einer bloßen Zirkumskription, d. i. einer Regelung der Grenzen und der materiellen Ausstattung der Bistümer, zu begnügen. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand wurden noch dadurch verzögert, daß Hannover von neuem den Vorschlag machte, das Bistum Osnabrück zu supprimieren, ein Versuch, der jedoch an der Festigkeit des Apostolischen Stuhles scheiterte. Endlich trat noch der Tod Pius' VII. (20. August 1823) dazwischen, so daß die Zirkumskriptionsbulle Impensa Romanorum Pontificum erst am 26. März des folgenden Jahres 1824 von Leo XII. unterzeichnet werden konnte.

Die Geschichte der hannoverschen Konkordatsverhandlungen gibt ein deutliches Bild von der schwierigen kirchenpolitischen Lage, wie sie vor 100 Jahren in den meisten deutschen Staaten herrschte. Hätte man die Hindernisse damals überwunden und staatlicherseits die aufs äußerste beschränkten Forderungen der Kirche anerkannt und loyal ausgeführt, so wären manche der späteren kirchenpolitischen Kämpfe und Reibungen gewiß unterblieben. Anfangs war auch der hannoversche Gesandte von Ompteda von der Richtigkeit dieses Gedankens überzeugt, indem er Kardinal Consalvi im Frühjahr 1817 erklärte, „man wünsche durch Abschließung einer Konvention allen Mißverhältnissen und Kontroversen mit dem päpstlichen Stuhl ein für allemal auf eine dauernde Art zu begegnen." Später ist die K. Regierung in Hannover leider von diesem Plane abgegangen. Da unser deutsches Vaterland heute abermals unter dem Zeichen der Konkordatsverhandlungen mit dem Hl. Stuhle steht, die mit zum Wiederaufbau des Reiches dienen sollen, sind unsere Staatsmänner in der Lage, aus den Fehlern und Schwächen der vergangenen Zeit zu lernen.

Die Soldaten der Kaiserin.[1]

Roman von Juliana von Stockhausen.

Eine Beleuchtung durch E. M. Hamann, Scheinfeld (Mittelfr.).

(Schluß.)

Ich habe diese Geschehnisse, stark konzentrierend, im Zusammenhang widergespiegelt, um die Wucht der Darstellung anzudeuten. Wir begegnen ihr in allen der zahlreichen großen Szenen. Nur einige nenne ich: Maria Theresia im Stephansdom beim vierten Seelenamt des Vaters, in wallenden Schleiern am Altare kniend, dann am Portal jubelumbraust, aus der Rosenflut zu ihren Füßen eine Knospe wählend: „Den Gruß meines Volkes will ich am Herzen bergen." Maria Theresia zur Krönung in Preßburg, auch dort, die Seele entrückt, im Dom zur Huldigungsfeier; auf milchweißem Pferde im Zuge zum Monarchenhügel, angetan mit Krone und Schwert des hl. Stephan — die Erde unter sich, Gott über sich und die Menschen, die Menschen in all ihrer Not inmitten: „Wie ich sie liebe, liebe! Fleisch von meinem Fleisch, Geist von meinem Geist — meine Kinder!" Im Thronsaal, dann glühend ringend um den hl. Willen Gottes zur Erleuchtung in ihrem Kampf gegen die eigene Not, den furchtbaren Druck der feindlichen Uebermacht, das Andrängen der Umgebung, auch Englands, Frieden zu schließen unter „Abtretung"; gegen die drohende Treulosigkeit der Ungarn, die sie dann doch, infolge des erschütternd würdigen Ausbruches ihres Schmerzes, zum Schutz von Krone und Reich völlig gewinnt. Maria Theresia in Verzweiflung und dennoch herrlicher Stärke inmitten der Schreckensnachrichten von den Kriegsschauplätzen. Wie unter Geißelhieben klagt sie: Herr, ich verblute! doch alsbald: Wir sind sehr geschlagen — aber nicht gebrochen. — Wie dann die erste Siegesbotschaft einläuft: O wie kühl ihr alle seid! Ich aber werde Feuer in eure kalten Herzen gießen! — Bin ich wirklich der einzige Mann in Oesterreich? fragt sie einmal gegenüber all dem Zaudern und Zagen. Maria Theresias Vision vom kleinen Feuer, dessen Flammen der Wind hin und her bewegt. Dort schaut sie ein Weib und einen Mann: Sich selbst und Friedrich. Ringsum Schnee und Tote. Letzte Waffen, je eine Muskete, in den Händen jener beiden, die sie nicht lassen wollen. Bis das fast erstarrte Herz der Frau sich zum Opfer belebt. Der hölzerne Schaft, von ihr in die Flammen gelegt, läßt diese hoch aufschlagen. Der Schnee schmilzt dahin, vom Himmel fällt Licht, mehr und mehr. Da legt auch der Mann seine Waffe nieder. Die Erde sproßt plötzlich Gras und Korn, Vögel singen und fern frohe Kinder. Im blassen Himmel ragt nun der Schattenriß des Mannes weithin groß, unbewegt. Die Frau steht aufrecht auf der Erde. Wenn sie die Kinderstimmen hört, breitet sie ihnen weit die Arme entgegen. Und die Kinder kommen tröstend zu der Einsamen.

Von anderen bedeutenden Szenen seien erwähnt: Die Begegnung in Neisse, zuvor die Aussprache darüber zwischen Kaiser und Kaiserin, dann dieser beiden mit Laudon und Kaunitz; endlich Maria Theresias Tod, eines erhabenen Daseins erhabenster Abschluß. — Von hehrer Eindringlichkeit sind die Gebets- und inneren Einkehrszenen aus dem Leben dieser Einzigartigen: Staffeln auf oft schwer verdunkeltem, aber zunehmend sich lichtendem Läuterungswege einer hochedlen Seele mit großgewaltigen und zarten Regungen.

Juliana von Stockhausen schreibt nicht Geschichte: sie lebt sie uns vor, wie sie sich in Einzelzügen und wohl auch größeren Einzelteilen eines Ganzen zugetragen haben mag. Jedenfalls hat die Dichterin sie genau so innerlich geschaut, mitgelebt und demgemäß, Leben vom Leben, übermittelt: vor allem zur (überzeugenden) Vereinheitlichung einer mächtigen Persönlichkeit. Und zwar immer auf das Entwicklungsziel gerichtet, ob nun in breit ausladendem, ob in gestrafftem oder gar fliegendem Tempo der sich abrollenden Handlung, oder mit hie und da lyrischen Intermezzi, wie sie das eng mit dem Schicksal der Heldin verknüpfte Familien- und Volksleben bieten mußte. Stark ins Gewicht fällt der Kaiserin Verhältnis zu ihrem Heere. Sie selbst, ihr persönlicher begeisternder Einfluß hatte es, mitsamt der von ihr vorgeschriebenen strammen, immer aber menschlichen Zucht, aus der Verlotterung und Versumpfung zu disziplinarisch und ethisch heldischen Höhen emporgeführt. Dafür dankte sie ihm die Rettung ihrer Krone und — zugleich — ihrer selbst als reformatorische Segenspenderin des durch sie groß werdenden Reiches. Sie tat es mit einer Liebe, die sich von Anfang an streng gerecht-mütterlich geben mochte. Auf diesen festen Boden organischer Zusammengehörigkeit gründete sie auch ihr Verhältnis zu Familie und Untertanen: Alle, alle ihre Kinder, ihre Soldaten! Auch der teure, aber von ihr in der jetzigen Berufung schmerzvoll als geistig-seelisch nicht ebenbürtig empfundene Gemahl. Er besaß ihr Herz, aber zu seinem Leid nicht die Auswirkungsmöglichkeit seiner kaiserlichen Würde im Verein mit der Gattin Herrschergewalt. Nur Einer wollte diese ganz, und zwar in absolutistischer „Freiheit" des Selbst: Josef. Und weil sie beide, Mutter und Sohn, einander so ähnlich waren in der Natur und so verschieden in Erkenntnissen und Zielen, entstand jene Tragödie Maria Theresia-Josef, die unsere Dichterin im 2. Teile ihres Werkes ergreifend klar abgeschattet hat.

Ueberraschen mag manche die Art, mit der J. v. St. gleich zu Anfang das Charakterbild ihrer Heldin in den Grundzügen durchleuchtete, ohne deshalb die Spannung der Entwicklung vorweg zu nehmen. In diesem Falle eine zu begrüßende Kunst, da sie das an sich nicht unschwierige Verständnis für die große Kaiserin ohne Aufdringlichkeit erleichtern hilft. — Vielleicht auch, daß hie und da eine Neigung zur Wiederholung leidenschaftlicher Ausbrüche seitens Maria Theresias auffallen mag. Hier wäre zu sagen: Juliana von Stockhausen war jung, als sie dies ihr bisher bedeutendstes Werk begann und weiterführte — so jung wie die Heldin selbst, als diese sich plötzlich vor die Riesenaufgabe ihrer Berufung gestellt sah. Jugend aber will, und darf, ihr öfteres Wort frei haben, zumal aus innerstem Drang heraus und zur Klärung eines gewollten großen Zieles. — Ueberhaupt wird ein Wissender manches Verwandte finden zwischen der Heldin und ihrer Dichterin. Wie konnte auch jemand anders als eine nicht wesensunähnliche Frau eine Natur wie Maria Theresia so lebenstreu wiedererstehen lassen?

Noch mehr wäre darüber zu sagen. Aber der Raum drängt, und so wende ich mich zu den anderen Charakteren des Buches in allerdings gebotener Knappheit. Da ist zuerst der große Besieger Friedrich, der sich nie Maria Theresias Feind, nur ihren Gegner nannte und zutiefst ihr ehrfürchtig ergriffener Bewunderer war. Das zeigt sich auch in den herrlichen Szenen zwischen ihm und Josef II. zu Neisse. J. v. St. sieht dort den König nicht nur in die visionäre Seele der Kaiserin hinein: groß, unbewegt, fern, sondern zugleich mit dem Auge des sachlichen Historikers. Also zeichnet sie „dieses Genie" durch den Blick des jungen Kaisers: Ein schlanker, fast kleiner Mann mit tiefer, alter Stimme, das leuchtende, stählerne Auge übergroß flammend in dem schmalen, gelblichen Gesicht, die Nase geierhaft vorspringend, mit farblos dünnen Lippen der wunderbare Mund, der seiner Zeit Befehle diktierte, so hinreißend und so sarkastisch höhnend zu sprechen vermochte, um ihn tiefe, bittere Furchen, kündend, daß diesem Manne keine Qual des Daseins erspart und kein Glaube unerschüttert geblieben war. Und Josef schaute in die Augen des Königs und erkannte ihn, an dessen Gesetz das Gesetz der Frau sein Maß gefunden hat. Und empfand, wie sehr dieser Mann und seine Mutter, zwei riesenhafte und gewaltige Pfeiler, Marksteine ihrer Zeit bedeuten mußten. — Im Grunde steht Friedrich Maria Theresia wahrer als jener. Und gibt dennoch mit hartem Nein die eigene Lösungs-Ohnmacht zu, als Josef hinsichtlich der Mutter die Frage stellt: Begreifen wir Männer je das Wunder des Weibes, das Mutter ist? So sehr, daß ihres Leibes Mutterkraft ihre Seele durchdringt und sie fruchtbar macht wie ihren Schoß? — Die Dichterin aber zeichnet über den beiden rätselnden Männern: über Friedrichs Antlitz, das der Wahrheit ins Auge geschaut hatte und erstarrt war über die grenzenlose Grausamkeit des Lebens, und über Josefs rasender Glut seines Willens, der sich selbst zum Heilande machen möchte, am erhaben schweigenden Nachthimmel ein Drittes: „Es war die Frau, es war die Mutter! Und ihre leidvollen Hände lösten die Krone von ihrem Haupte und legten sie zu Füßen Gottes." Ein Sternenkranz aber krönt sie herrlicher als alle irdischen Kronen je es getan hatten: die große Mutter Maria Theresia.

Mit das Hervorragendste an Charakterabschattung gibt uns die Abspiegelung des jungen Kaisers im II. Teile des Werkes: den durch Hochmut geschwächten Adel seiner für Großes bestimmten Seele. — Besonders interessiert gleich zu Anfang die Szene mit der „Fürstin". Die Verfasserin verschweigt den Namen, hatte aber eine der vier bekannten Fürstinnen, bei denen Josef II. viel verkehrte, im Auge. — Tief ins Geschick der Kaiserin und der Familienmutter griff der schon in etwa gekennzeichnete titularkaiserliche Gatte Maria Theresias, der über alles, bis über beider Tod hinaus, geliebte „Franzel" ihres Herzens. Seiner sonnigen, strahlend liebenswürdigen und selbstverleugnenden Natur spricht die Dichterin auch den ihm sonst nachgesagten Flecken der Untreue ab (Gräfin Auersperg). — Aus der persönlichen Umgebung der Kaiserin ragen, von dieser in ihrem Werte voll erkannt, Hofrat Bartenstein und Graf Silva Tarouca hervor, deren beider (zumal des letztgenannten) restlose Hingabe an eines der größten Genies der Hingabe an Gott, Reich, Volk, Menschen und Menschheit einige der tiefsten und schöpferischsten Szenen erhöhen hilft. — Interessant gezeichnet ist der hochedle Feldherr Laudon und der in seiner Art bedeutende, freilich faunisch anmutende Staatsmann Kaunitz. Eine der markantesten Persönlichkeiten finden wir im Trenk. Sein Liebesabenteuer mit der Haydt wirkt sich zunächst zwar, wie diese selbst, schablonisiert aus. Sobald es sich aber ins Schicksal Maria Theresias verwebt, flammt das wirkliche Leben auf, den ganzen folgenden Gang der Handlung überschattend und zugleich durchleuchtend.

Ich breche ab. Auf begrenztem Raume schöpft sich dies Werk nicht aus. Möchte man mich nach dessen „Negativem" fragen, so bekenne ich: Für mich tritt es weit zurück vor der Größe des hier bekundeten Wollens, Könnens — Genies. Hinsichtlich des Sprachlichen sei bemerkt: So zutreffend und schön aufs große Ganze hin die Ausdrucksweise in Rede und Schilderung — in untergeordneten Einzelheiten versagt sie bisweilen, sodaß man unwillkürlich nach dem Korrektor ruft. Das wird verschwinden, je mehr Juliana v. Stockhausen Meisterin ihrer selbst und ihrer unschätzbaren Mittel wird. Welch raschen Hochflug ihre erstaunliche Begabung nahm, sahen wir. So bleibt für mich heute nur der einfache Wunsch nach weiterer Entfaltung des Bisherigen.

[1] Verlag Kösel & Pustet K. G., Verlagsabteilung Kempten, 8° 603 S. Broschiert 5.50 Gm., gebunden in Halbleinen 7 Gm. Für das Ausland: 1 Gm. = 10/42 Dollar. Die Preisangabe in Nr. 12 beruhte auf einem Irrtum. D. Schr.

Föhn.

Ueber die Berge kam er gefahren,
Seine feurigen Rosse schnoben
Zehrenden Dampf, — und in wildem Toben
Rüttelt die Bäume er an den Haaren,
Dass sie sich ächzend tief vor ihm beugen.
In der Nächte qualvolles Schweigen
Brüllt er sein urgewaltiges Heulen.
Mächtige Arme schwingen die Keulen,
Die den Winter zu Boden schlagen. —
— Plötzlich reisst er an meiner Tür:
„Heh, Geselle, tu auf die Kammer,
Dass ich den Plunder und all den Jammer,
Der sich in langem Winter gesammelt,
Lachend werfe zur Türe hinaus!
Kerl, was hockst überhaupt du verrammelt
Aengstlich wartend im Schneckenhaus? —"
— Mächtig ist's mir in die Seele geloht,
Und ich schiebe den Riegel zurück,
Breit' ihm die Arme sehnend entgegen,
Dass er mich mitreisst auf allen Wegen! —
Stürmen ist Leben, Stürmen ist Glück!
— Ueber uns leuchtet das Morgenrot!

Georg Nave (Hermsdorf-Kynast).

Hundert Jahre Münchener Kunstverein.

Von L. G. Oberlaender, München.

Der Münchener Kunstverein war der erste in Deutschland. Nach seinem Beispiel folgten ähnliche Gründungen, zuerst in Berlin, Dresden und Düsseldorf. Die Verbindung zwischen Kunstfreund und Künstler brachte den ersteren mit einem mäßigen Beitrag in nähere Berührung mit der Kunst seiner Zeit, bot ihm die Aussicht auf Gewinn eines Kunstwerkes bei der jährlichen Verlosung und ein Vereinsblatt, meist einen Kupferstich, den der Verein bei einem Künstler in Auftrag gegeben. Die Vorteile für den Künstler ergeben sich aus dem Gesagten. Die Ausstellungen im Kunstverein boten gute Verkaufsmöglichkeiten. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht immer der bedeutende Künstler in den Kunstvereinen so gut abschnitt, wie der sich dem Geschmack eines löblichen Publikums geschickt anschmiegende. Auch der Münchener Kunstverein hatte in den hundert Jahren seines Bestehens nicht lauter Glanzjahre, aber das reiche künstlerische Leben Münchens brachte doch immer wieder Bewegung und frische Luft; und das ist heute noch so, obwohl ein viel ausgebreiteterer Kunsthandel die Ausstellungs- und Absatzmöglichkeiten erweitert hat. Für viele Kunstfreunde ist immer noch der Kunstverein die Stelle, an der sie zur Kunst ihrer Tage in Beziehung treten, weit mehr als die großen Sommerausstellungen im Glaspalast, deren Fülle für die meisten etwas Verwirrendes hat. Man hat gelegentlich über die Kunstfreunde gespöttelt, die zwischen Kirche und Musik an der Feldherrnhalle der Kunst eine kurze Sonntagsvisite machen. Aber die Zahl derjenigen, die durch den Kunstverein zum Kenner, ja auch oft zum Förderer der Kunst wurden, wozu es durchaus nicht ganz großer Mittel bedarf, ist keine geringe.

Unter den Gründern lesen wir Künstlernamen, wie Dom. Quaglio, Stieler und Peter Heß. Sie fühlten sich gewissermaßen im Schatten stehend, denn die Bewunderung der Zeit galt der großen monumentalen Malerei der Corneliusschule gemäß der literarisch-philosophischen Einstellung, welche die Malerei nach dem Absterben des Rokoko angenommen hatte.

Die Ausstellung, mit welcher der Kunstverein seinen 100. Geburtstag feiert, umfaßt Bilder aus der Zeit von 1820—1850. Die zweite soll Piloty und seine Schule, eine dritte den Kreis um Leibl und die Impressionisten umfassen. Die vierte wird der Kunst der Gegenwart gewidmet sein. Die ältere akademische Richtung vertritt, uns heute ein wenig nüchtern anmutend, Hauber; er war Gesellschaftsmaler, wie der weit bedeutendere Stieler, der mit einem reizvollen Kinderbild und einem Selbstporträt vertreten ist. 1828 schickte ihn Ludwig I. nach Weimar, um Goethe zu malen. Jenes Bild, das in keiner Literaturgeschichte fehlt, stellt seine Höchstleistung dar. Dom. Quaglio bevorzugte romantische Architekturansichten (auch sein Wormser Dom ist ein gutes Stück Malerei). Wie die Quaglios blüht die Künstlerfamilie Adam durch das ganze Jahrhundert Münchener Kunst. In dem Bilde: Adam eine Pferdestudie malend, ist der Vater Albrecht umgeben von seinen drei Söhnen. Benno ward Tiermaler, Eugen und Franz bevorzugten das Schlachtenbild. Heinrich (Albrechts Bruder) hat das München der dreißiger Jahre und das Oktoberfest von 1824 in nicht nur kulturhistorisch, sondern auch malerisch fesselnden Bildchen festgehalten. P. Heß und Frhr. v. Heidegg sind mit griechischen Motiven vertreten. Näher stehen uns die Landschafter Wagenbauer, Cantius Dillis, Morgenstern, Heinlein und vor allem Wilh. v. Kobell. Hier ist eine Naturnähe erreicht, die vorwärts deutet in der Entwicklung der Münchener Landschaftsmalerei. Selbst der Pathetiker Rottmann steht uns heute ferner. Neben charakteristischen Aquarellen ist er mit einem Bildnis des Heidelberger Schlosses vertreten. Moritz von Schwind, Kaulbach, Pocci, Genelli, Schnorr v. Carolsfeld, Schraudolph, Neureuther sind mit Zeichnungen und Studien zur Stelle, die an die Kunst dieser Meister wenigstens hinanführen können. „Feuermüller", wie Moritz Müller wegen seiner Beleuchtungseffekte hieß, Enhuber und Rhomberg vertreten das Genre. Glänzend gezeichnet sind die lithographierten Bildnisse von Frz. Hanfstängl; es sind fesselnde Köpfe darunter, der Philosoph Schelling z. B. — Es wäre noch mancher Name zu nennen, so Habenschaden, den man heute nur noch von seinen Stiftungen kennt und von der alljährlich im Isartal abgehaltenen Habenschadenfeier, die jetzt wieder auflebte, nachdem sie während des Krieges auf die Messe in der Pullacher Dorfkirche beschränkt war.

Die Jubiläumsausstellung zeigt, daß der Kunstverein während dieses ersten Viertels seiner hundertjährigen Wirksamkeit fast alle Künstler zu den Seinen zählte, die die besten ihrer Zeit gewesen. Auch heute noch kann er der Kunst große Dienste leisten und man darf der rührigen Leitung wünschen, daß es gelänge, eine mehr führende Stellung im Kunstleben wiederzugewinnen. In ununterbrochener Reihe von Ludwig I. bis zum Kronprinzen Rupprecht waren die Wittelsbacher Schirmherren des Kunstvereins und es war dies ihnen niemals ein leerer Titel, sondern stets eine Herzenssache im Dienste der Kunst!

Vom Büchertisch.

Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner. Neu bearbeitet von Alois Stockmann S.J. Sonderdruck der **Nachträge und Ergänzungen** aus der vierten Auflage des I. Bandes. Lex. 24 S. Geh. 1 *M*. Freiburg i. Br. 1923. Herder. — Wer sich die Neuauflage nur schwer leisten könnte, wird doppelt froh sein um diese Darbietung. Der einführende Rundblick orientiert zunächst über die Vollendung der großen Weimarer Goethe-Ausgabe (WA), weist auf verschiedene umfangreiche biographische Werke über Goethe, wie Simmel, Chamberlain, Gundolf, Ludwig, und mit besonderem Nachdruck auf die große G.-Biographie des Engländers Hume Brown, herausgegeben von Lord Haldane. Unter den Einzelergänzungen findet sich Neues und auch schon weiter Zurückliegendes, je nach Anforderung der gegebenen Zeit und Anlässe. Neu- oder Wiederaufdeckungen über Goethes Religion und wissenschaftliche Werke werden ja immer mehr oder weniger lebhafte Beachtung finden unter Autoritäten und Laien. Das noch zu Messende nicht ins Ungemessene hinaustreiben zu lassen, bleibt auch Stockmanns Bemühen, wozu ihm Dank zu sagen ist. E. M. Hamann.

Lilien und Rosen. Leben und Sterben der sieben Erstlingsmärtyrerinnen der Franziskaner-Missionsschwestern in China, 9. Juli 1900. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe, besorgt von P. Leo Schlegel O. Cist. 1922. Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden. — Die sieben Heldinnen des Büchleins, dessen italienischer Erstverfasser P. Giovanni Ricci O. F. M. ist, erlitten den Tod der Blutzeugen zu Taijuenfu in der nordchinesischen Provinz Schansi beim Boxeraufstand. Die erbaulichen Einzelheiten sind in einfach-ansprechender Form hier zu lesen. Auch Wunderbares wird berichtet, selbstverständlich mit dem kirchlich verlangten Vorbehalt. Wir wollen da nicht überkritisch sein, der Prozeß der Märtyrerinnen wird schon klären und sondern. Wir tun besser, uns in das Uebernatürliche und Heldenhafte unserer hl. Religion tiefer einzuleben und können da wirklich manches von den romanischen Glaubensgenossen lernen. Dann werden wir auch unsere deutschen Heiligen besser schätzen, mehr anrufen und zu ihrer Verherrlichung mitwirken. Joseph Riedhammer.

Meggendorfer Blätter, Zeitschrift für Humor und Kunst, 2. Halbjahr 1923, Verlag J. F. Schreiber, München. Preis geb. GM. 7.50. — Der zweite Halbjahrsband der Meggendorfer Blätter für 1923 liegt nun fertig vor. Er beweist, daß in einer Zeit, die mit dem unerhörten wirtschaftlichen Niedergang wohl zu den schwersten Zeiten des deutschen Volkes gehörte, trotz allem der Humor nicht verloren gegangen ist — zum Segen und zur Freude für die Leser dieses weitverbreiteten und mit Recht überall beliebten und geschätzten Familienblattes. Viele der Witze, Bilder, Gedichte und Erzählungen fußen noch auf den Verhältnissen jener Tage, da der Marksturz ein Schrecken für alle war und zeigen zur Ehre für die Mitarbeiter, daß man auch diesen Zuständen stets neue heitere Seiten abgewinnen konnte. Textlich erweist der ganze redaktionelle Teil wieder durchwegs das Streben und den Erfolg, durch gepflegte Sprache in Reim und Prosa das literarische Niveau der Zeitschrift auf achtbarer Höhe zu erhalten und durch Wahl der Stoffe, lediglich mit Rücksicht auf ihren heiteren und allgemein erfreulichen Inhalt — unter Ausschaltung aller Pointen, die sich aus politischen und Parteigegensätzen ergeben — ein fröhlicher Unterhalter für alle deutschen Leser zu sein. — Die Bilder der Meggendorfer Blätter sind wieder hervorragend in Ausführung und Wiedergabe. Die am meisten veröffentlichten Künstler Jos. Mauder und Martin Claus zeigen eine Vielfältigkeit ihres zeichnerischen, koloristischen und humoristischen Könnens, die jede Nummer aufs neue interessant und erfreulich macht. Frank als Zeichner stimmungsvoller Städtebilder und Stirner als Maler künstlerischer Landschaften, sowie Nunes als satirischer Schilderer moderner Gesellschaftsszenen ergänzen den festen Stab, dem sich noch eine Menge gelegentlicher wertvoller Mitarbeiter anschließt. Der sittlichen Prüfung halten Bilder wie Text stand. M.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung in den Kammerspielen. Anders, wie in Shakespeares Dramen und Lustspielen stoßen wir in seinen „Historien" auf weite Szenenstrecken, in denen eine rauhe, halb barbarische Welt uns fremd und kalt anweht, bis dann wieder der große Seelenschilderer die Brücke zwischen einer fernen versunkenen Vergangenheit zu unserem Fühlen zu schlagen vermag. Vermochte es das Genie nicht immer, diese Geschichtsbilder in die Bezirke unseres Mitempfindens zu rücken, so stehen uns solche von Shakespeares Vorläufern noch ferner. Marlowe, der uns als erster Faustdichter literarhistorisch fesselt, hat aus der blutigen Geschichte seines Landes ein „Leben Eduards II. von England" geschrieben, das man einigermaßen mit Shakespeares „Richard dem Zweiten" in Parallele setzen kann. Bert Brecht hat es, von Lion Feuchtwanger unterstützt, unternommen, diesen Eduard für die Bühne zu bearbeiten. Teilweise folgte er der Szenenfolge Marlowes, teilweise war ihm die Vorlage nur Rohstoff, aus der er Eigenes gestaltete. Aus den mehr episch aneinandergereihten Bildern eine straffere Bühnenhandlung zu formen, ist ihm freilich nicht gelungen. Ja, das Stück ist noch länger geworden als bei Marlowe. Gegen Mitternacht läßt die Spannkraft der Zuschauer nach, selbst wenn sie bis dahin auf das stärkste gefesselt worden wäre. Der alte englische Dichter gab seinem englischen Publikum geschichtlichen Anschauungsunterricht, für den er Interesse voraussetzen durfte. Uns könnte eine so ausgedehnte Beschäftigung mit dieser verschütteten Vergangenheit nur fesseln, wenn die Gestalt dieses Königs Eduard und ihr Schicksal wahrhaft bedeutend wären. Das sind sie nicht. Eduard II. ist ein perverser Schwächling; wenn er später durch alle Gossen gezogen und zu Tode gequält wird, so empfinden wir sein Schicksal als quälend und traurig, aber durchaus nicht von jener Tragik, die uns wieder emporhebt. Der Prinz von Wales — er ist der erste britische Thronfolger, der diesen Titel führte — hatte ein widernatürliches Verhältnis zu Gaveston, einem Fleischerssohn, den Eduard I. verbannte. Nach des Vaters Tode ruft er diesen Lumpen zurück. Mit Musik und Spiel lullt Gaveston, wie Marlowe ihn charakterisiert, den schwachen König ein, der, während das Volk Not leidet, nur für ihn Augen hat. Bei Brecht erscheint dieser Günstling noch weit unbedeutender. Man sah beim Aufziehen des Vorhanges einen modernen Apachen in einem Spelunkenviertel und man wunderte sich, daß später auch der König in dieser proletarischen Vorstadt erscheint. Dieser jämmerliche Herrscher, der um seiner verbrecherischen Leidenschaft willen sein Reich an den Abgrund reißt, ist in der modernen Beleuchtung noch abstoßender geworden. Die Peers erheben sich gegen den König. Der aus der Gelehrtenstube geholte Mortimer ist ihr Führer. Jahre hindurch tobt der Bürgerkrieg. Als Gaveston in die Hände Mortimers gefallen ist, wird der seines Liebhabers beraubte König zum Rasenden. Er verabredet mit den Peers während eines Waffenstillstandes eine Zusammenkunft, mit seinem Königswort ihre Sicherheit verbürgend. Sie gehen in die Falle und Eduard läßt sie köpfen. Nur Mortimer entgeht dem Tode. Die von ihrem Gatten verschmähte Königin, Isabella von Frankreich (Brecht nennt sie Anna), wird die Geliebte Mortimers. Sie überfallen den König mit einem neuen Heere. Schließlich wird Eduard gefangen. Die Königin, die den Gatten trotz aller Kränkungen einst liebte, willigt in seine Ermordung. Mortimer will aber zuvor eine Abdankung erzwingen, die der König trotz Hunger und Schmach, mit Pfützenwasser gewaschen und in grauenvolle Verließe gesperrt, immer wieder verweigert. Hierdurch erlangt der würdelos Behandelte ein Restchen Würde. Der Nachdichter schenkt uns keine grausame Einzelheit, die Marlowe den Stahlnerven seines Renaissancepublikums glaubte zumuten zu sollen. Immerhin wird der König nicht unter einem Tisch zerquetscht, wie bei Marlowe, sondern „nur" erdrosselt. Diese Szenen sind unendlich quälend und abstoßend. Der junge Eduard III. besteigt den Thron; er schickt Mortimer aufs Schaffot und die Mutter in den Tower. Ein Teil der Zuschauer war sehr begeistert; ein anderer hatte am Ende aus Erschöpfung das Theater bereits verlassen. Die Opposition war nicht sehr stark. Es fehlte nicht an Streitigkeiten im Publikum. Alles Ungesunde, Häßliche ist in der Neudichtung verschärft — aus dem Bestreben heraus, psychologisch zu begründen. Brecht hat die Talentprobe seiner „Trommeln in der Nacht" nicht wieder erreicht. Bedauerlich bleibt seine Neigung für das Destruktive. Unter der Leitung des Dichters war man für meinen Geschmack oft allzu laut. Faber (vom Nationaltheater a. G.) gab in der Titelrolle eine charakteristische Gestaltung. Riewe spielte den Günstling. Die Königin, die „über die Leere der Welt lacht", sprach, eine sonst sehr eindringlich gestaltende Künstlerin, reichlich unnatürlich. Der Darsteller des Mortimer gab manches Charakteristische, aber auch Gesuchtes, indem er oft willkürlich zwischen kaum verständlichem Flüstern und überlautem Reden wechselte. Das Notwendigste für ihn ist, gewisse immer wiederkehrende Bewegungen abzustellen, die den Zuschauer fast seekrank machen. Auch in der Inszene war manches von Gesuchtem nicht frei. Herr Brecht wurde mehrmals hervorgerufen.

Schauspielhaus. Zum ersten Male: „Mein Vetter Eduard", Schwank von Friedmann-Frederich und Roberts. Es wirkt immer sympathisch, wenn Schwankdichter sich nicht verstellen, als wollten sie Literatur machen, sondern ehrlich zeigen, daß es ihnen nur darum zu tun ist, die Leute zwei Stunden zu unterhalten und lachen zu machen. Das gelingt ihnen mit einem halben Dutzend guten Witzen und dem Umstand, daß einige Herren in die Lage kommen, für den Vetter Eduard aus Amerika gehalten zu werden. Aber wenn man so Scherze, deren Komik in der Situation liegt, trocken aufzählt, so wirken sie gar nicht so lustig. Ich will deshalb nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern mich mit der Feststellung begnügen, daß sehr flott und lustig gespielt wurde, wie man solche Sachen geben muß; denn um einige Tempi bedächtiger gespielt, würde das Publikum über all den netten Unsinn nachdenken. Und das liegt nicht in den Belangen der Verfasser.

Verschiedenes aus aller Welt. In Karlsruhe hat man sich an die Oresteia des Aischylos gewagt und in vielem die volle Unmittelbarkeit des Eindruckes erreicht. — Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg ist finanziell zusammengebrochen. Die Leitung Leo Blechs, der seine glänzende Stellung als Dirigent an der Staatsoper aufgegeben hatte, um hier Alleinherrscher zu sein, wird scharf kritisiert. Die Bühne dürfte jetzt Operettentheater werden. — „Palme oder der Gekränkte", eine Komödie von Paul Kornfeld, hatte in Berlin eine nicht unerfreuliche Aufnahme. Die Titelfigur ist ein zart organisierter, innerlich unglücklicher Mensch, der vor seiner übrigens mit ziemlich billigen Mitteln gezeichneten Spießbürgerumgebung ständig in Konflikte gerät. Die Kritik bezeichnet den Autor als einen Intellektuellen, der sich bemüht, Humor zu haben. — Einen starken Talenterfolg bedeutete Paul Altenbergs in Frankfurt a. M. uraufgeführtes Drama: Quartier. Von dem Hintergrund der napoleonischen Kriege heben sich in einprägsamer Eigenart vier Menschenschicksale ab, denen jedoch nach Berichten die dramatische Lösung fehlt. — Der Plan, im Parke von Hellbrunn ein großes Salzburger Festspielhaus zu erbauen, ist infolge der Zeitumstände in die Ferne gerückt. Man plant jetzt den Umbau der sog. Winterreitschule, eines gedeckten Saales, der vom Erzbischof Guidobald Thun 1662 errichtet wurde, und erwartet aus dem Reingewinn dieser Festhalle Beiträge zu dem Baufond des Festspielhauses. Für die heurigen Festspiele ist aus Anlaß von Rich. Straußens 60. Geburtstag die Aufführung seines neuesten Bühnenwerkes „Intermezzo" und einer neuen Bearbeitung seiner „Ariadne auf Naxos" vorgesehen. — „Marianela", eine Oper von Jaime Pahissa, hatte in Barcelona starken Erfolg. Deutsche und englische Uebersetzungen werden vorbereitet. — In Wien ist ein neues Theater eröffnet worden. „Das Moderne Theater" wird als ein wahres Schmuckkästchen intimer Raumkunst bezeichnet. In den Abendvorstellungen kommt die Literatur, nachts das heitere Genre mit Musik zur Geltung. Leider bevorzugt der Spielplan fast ausschließlich französische Verfasser. L. G. Oberlaender, München.

6. Hausmusikabend, 22. März, im kleinen Odeonssaal. Die altitalienische Violinsonate bietet wohl die dankbarste Aufgabe für häusliches Musizieren. Des Corellischülers Carlo Tessarinis Werk (G-dur) mit seinem vornehmen Mittelsatze erbrachte wieder den Beweis dafür. Ganz anders und doch ebenso für diesen Zweck geeignet erschien Franz Schuberts Duo für Violine und Klavier, op. 162. Von demselben Meister hörten wir einige der berühmtesten Lieder, besonders mehrere mit Heineschem Text. Daneben kamen von Gottfried Rüdinger Gesänge aus „Spätblau" op. 30 nach Gedichten von Hermann Hesse zum Vortrag, erschienen im Volksvereinsverlag München-Gladbach, „Musik im Hause" Heft 8. Es sind Lieder voll wärmstem Empfinden, farbenfreudigem Klange, gleichwertig für Sänger und Begleiter; sie zählen zur besten neuesten musikalischen Lyrik. Johann Pfeifers Klavierstücke „Kynast" (Uraufführung) schildern in einer Folge von Stimmungsbildern die Eindrücke auf der Burgruine, der auch Theodor Körner eine Ballade geweiht, es sind wirksame, wohlklingende Stücke, die orchestralen Stil nachbilden. Die vierhändigen Walzer von Johannes Brahms waren ein prächtiger Abschluß. Dr. Hans Stadler als Sänger, Valentin Härtl als Geiger und Ludwig Funk, sowie vor allem August Pfeifer am Klavier boten ihre bewährten Leistungen. — Der Hausmusik galt auch das zum Besten des Haunerschen Kinderspitals am 18. März veranstaltete Konzert (Bayerischer Hof). Sonaten von Corelli, eine Arie von Bach, Lieder von Max Reger und dessen Sonatine op. 89 Nr. 1 wurden vorgetragen. Dr. Agnes Genewein und Julia Hilpoltsteiner spielten Geige, letztere besonders musikalisch befriedigend. Anne-Marie Wiest begleitete gut. Dr. Hans Stadler stellte seine Gesangskunst in den Dienst des Wohltuns. Maria Antonie Löhner verspricht als Pianistin viel; ihre Wiedergabe der Reger-Sonatine war in Auffassung und Technik hervorragend.

Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Abnahme der Arbeitslosigkeit hat auch weiterhin angehalten, diesem erfreulichen Zeichen steht ein unerfreuliches gegenüber. Der Lebenshaltungsindex ist um 0,9 Prozent gestiegen. Besorgnis muss die Steigerung der Mieten (vom 1. April) erregen, denn sie lösen neue Gehalts- und Lohnforderungen aus. Der Roheisenverband erhöhte die Preise für Süddeutschland, Gebiet II, die bisher mit Rücksicht auf den ausländischen Wettbewerb besonders niedrig gehalten waren, um 7 Prozent. Auch dies kann auf die gesamten Wirtschaftsverhältnisse nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die Geldlage ist andauernd schlecht. Der Kapitalknappheit steht ein riesiger Geldbedarf gegenüber. Aus der Schwierigkeit, den notwendigen Kredit zu erhalten, folgt eine geringe Produktivität unserer Wirtschaft. Auf das ungesunde Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr haben wir schon des öfteren hingewiesen. Das Ueberwiegen der Einfuhr ist indes noch im Wachsen. Dieser nicht leicht zu nehmenden Tatsache gegenüber darf man mit einer grossen Genugtuung feststellen, dass der Kurs unserer Mark weiter fest ist, die Wirtschaft also noch über einen ausreichenden Devisenbesitz verfügt. — Die Arbeiten der Finanzverständigen wegen der Schaffung einer Goldnotenbank gehen weiter, wenn auch noch manche Schwierigkeiten erwachsen und manche Frage noch der Klärung bedarf. Allein diese Verzögerungen sind nicht nur als Geduldsproben unerwünscht, jeder Zeitverlust ist auch ein Verlust für unsere Wirtschaft. — Die neugeschaffenen Silbermünzen können nur in der Menge in den Verkehr kommen, als Notgeld und Goldanleihe eingezogen werden, da sie sonst inflatorisch wirken müssten.

Die Börsenwoche begann sehr matt; das auf den Markt kommende Effektenmaterial übte bei der geringen Aufnahmefähigkeit einen Kursdruck auf allen Gebieten aus. Auch die folgenden Tage zeigten kein günstigeres Bild. Die Reichsbank sah sich veranlasst, neue Krediteinschränkungen vorzunehmen. Die gewaltige Mehrung der eingereichten Wechsel gab ihr Veranlassung, jeden Wechsel genau nach Ursprung und nach Verwendungsart der Mittel zu prüfen, da der Verdacht besteht, dass auch Finanzwechsel in grösserem Masse eingereicht werden, um von dem billigen Diskontsatz der Reichsbank Nutzen zu ziehen. Mit einiger Befriedigung nahm die Börse die Erklärungen der Metallinteressenten von Berlin und Hamburg auf, die besagen, dass im Metallhandel keine Schwierigkeiten beständen. Es handelt sich um waghalsige Tauschoperationen von Blei, Silber und Edelvaluten gegen Frankenwährung, die in grosser Ausdehnung bestehen sollen und durch die Besserung des Frankenkurses zu schweren Verlusten führen. Auch am letzten Börsentag der Woche war die Tendenz äusserst matt, die Kurse andauernd rückgängig. Auf dem Devisenmarkt zeigt der französische Franc eine weitere Erholung.

Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet haben sich in den letzten zwei Wochen die Bestellungen sehr vermehrt, so dass die Werke wieder reichlich mit Aufträgen versehen sind. Die Werke sind nicht bereit, zu den niedrigen Preisen weiterhin zu verkaufen, da diese auch nach den letzten kleinen Erhöhungen keinen Gewinn ermöglicht haben. Die Preisbildung hat mithin eine steigende Tendenz. Es ist indessen möglich, dass wenn seither stilliegende Betriebe wieder arbeiten, das vermehrte Angebot wieder preissenkend wirkt. Das Auslandsgeschäft hat sich einigermassen gebessert. Hier sind die Preissteigerungen geringer wegen des ausländischen Wettbewerbs.

Die nunmehr vorliegenden Angaben über die Weltgetreideernte des Jahres 1923 zeigen den Weltversorgungsstand weit besser als im Vorjahr. Nirgends hat ein nennenswerter Ausfall stattgefunden. Auch Russland bringt wieder Getreide auf den Weltmarkt. Die Getreidepreise stehen durch diese günstigen Ernteverhältnisse ziemlich niedrig, während alle Industrieerzeugnisse mehr oder weniger hoch über dem Stande von 1914 stehen. Hieraus folgt die Agrarkrise in allen Ländern. K. Werner, München.

Abschluß der Schriftleitung.

Erholungsreisen zur See nach Italien. Italien zählt seit vielen Jahrzehnten zu den beliebtesten Reisezielen der Vergnügungs- und Erholungsreisenden, gleichviel, ob sie nach etwa vierzehntägiger nervenstärkender Seefahrt um halb Europa herum in Nord- oder Süditalien die Schönheiten des Landes und seiner klassischen Kunst genießen wollen. Auf dem Seewege vermitteln die Ostasiendampfer des Norddeutschen Lloyd eine interessante Verbindung von Hamburg aus über Rotterdam und Antwerpen, von wo aus die Lloyddampfer ohne weitere Zwischenlandung nach Genua fahren. Was die Reise dorthin so abwechslungsreich macht, ist der Anblick der malerischen Küstenlandschaften, die fast wie ein Wandelbild an den Augen der Reisenden vorüberziehen: die Küsten Englands, Nordspaniens, Portugals, Südspaniens und Nordafrikas und schließlich die reizvollen Szenerien an der Riviera, bis endlich „Genova la Superba", die alte stolze Dogenstadt, sich am Fuße des Righi wirkungsvoll abhebt. Kein Wunder daher, wenn in aufreibenden Zeiten wie den jetzigen die Zahl derer wächst, die das Bedürfnis haben, sich auf kurze Zeit mühseliger Tagesarbeit zu entziehen und fern dem Getriebe des beruflichen Lebens auf reizvollen Meereswogen Erholung zu suchen und dem Körper die Spannung wiederzugeben, deren er im Kampf ums Dasein so dringend bedarf. Die modernen, mit allen Schutzmitteln der Technik ausgerüsteten Dampfer des Ostasien- und Südamerikadienstes des Norddeutschen Lloyd bieten überdies Gelegenheit zu einer beliebig zusammenstellbaren Reise nach Holland und Belgien, England, Spanien und Portugal, Oberitalien und weiter nach südlicheren Breiten, nach Madeira und Aegypten. Der Norddeutsche Lloyd, Vertretung München, Briennerstr. 8 (Café Luitpold), Eingang Maximiliansplatz, gibt kostenlos einen Prospekt über die Erholungsreisen ab, der über alle einschlägigen Fragen Aufschluß erteilt.

Botanische Taschenbücher

von Dr. Benjamin Plüß

*

Kurzgefaßte Darstellung, Übersichtlichkeit, viele Bilder und das bequeme Taschenformat haben die Taschenbücher bei allen Naturfreunden beliebt gemacht.

*

Unsere Bäume und Sträucher. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube nebst Blüten- und Knospen-Tabellen. 8. u. 9., verb. Auflage. Mit 156 Bildern. Gebunden G.-M. 1.60

Blumenbüchlein für Waldspaziergänger, im Anschluß an „Unsere Bäume und Sträucher" herausgegeben. Mit 285 Bildern. 8.—11. Tausend. Gebunden G.-M. 2.30

Unsere Gebirgsblumen. Als Ergänzung zum „Blumenbüchlein für Waldspaziergänger" herausgegeben. 2., verb. Auflage. Mit 268 Bildern. Gebunden G.-M. 3.—

Unsere Getreidearten und Feldblumen. Bestimmung und Beschreibung der wichtigsten Getreidepflanzen, Futtergewächse, Feld- und Wiesenblumen. 4. u. 5. Aufl. Mit 265 Bildern. Gebunden G.-M. 2.40

Unsere Beerengewächse. Bestimmung und Beschreibung der einheimischen Beerenkräuter und Beerenhölzer, nebst Anhang: Unsere Giftpflanzen. 3. Auflage. Mit 126 Bildern. Gebunden G.-M. 1.50

Verlag Herder & Co. / Freiburg im Breisgau

Wir retten Ihre Haare!

Senden Sie sofort zur mikroskop. Untersuchung unter fachmännischer Leitung Ihre ausgekämmten Haare. Darauf erhalten Sie von uns genaue Vorschriften für Ihre Haarpflege.
Untersuchung und Vorschrift kostenlos.
Kur- und Heilanstalt Schloß Falkenberg, Grünau (Mark) R. 67.
Bedeutendstes Institut f. Haarwissenschaft.

Gelegenheitssache!

Rauchtabak, gebroch., gar. Ueberseeblatt hochwert. Qualität, ohne Rippen- od. dergl. Zusatz, lose u. in 1- od. ½ Pfd.-Pkt., M. 3.— d. Pfd. Kleinverk.

Vertreter hierfür gesucht!
— Referenzen erbeten.
Zigarrenfabrik **W. Herold, Wildenfels i. Sa.**

Lehranstalten inserieren in der „A. R." mit gutem Erfolg.

Pensionat der Ursulinen zu Haselünne, Lyzeum.
Vorbereitung zum Abitur. Haushaltungsschule.

Kath. Geistlicher, pens. sucht sofort oder später

Beschlagnahmefreie Wohnung

von 4 Zimmern an aufwärts in größerer Stadt geg. höchste Friedensmiete. Offert. unt. Nr. 24 202 a. d. Geschäftsstelle d. Allg. Rundschau, München, Galeriestr. 35a Gh. erbeten.

Tabernakel-Schränke
feuer- und einbruchsicher
Paramenten-Schränke
eiserne, jeder Grösse
Opfer-Kassetten
Hand-Kassetten
aus eigener Fabrik
ALFRED MOCH
MANNHEIM

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt
die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Die kleinen Anzeigen haben in der „Allg. Rundschau" stets besten Erfolg.

BÜCHER AUS DEM VERLAGE JOSEPH BERCKER, KEVELAER.

Preisermässigung!

Georg Beyer S. J., **Der Okkultismus unserer Tage.** Kart. M. 1.80, Leinenersatz M. 2.75, Leinen M. 3.50.
Fr. X. Brors S. J., **Gloria et pax.** Ganzl., Rotschn. M. 8.—, Ganzl., Goldschn. M. 10.—, Leder-Goldschn. M. 13.—.
" " **Lateinische Grammatik und Wörterbuch.** Kartoniert M. —.60, Leinenersatz M. 1.20.
Joseph Christ S. J., **Der Laienapostel.** Kartoniert M. 2.—, Leinenersatz M. 3.—, Leinen M. 4.—.
Hardy Schilgen S. J., **Im Dienst des Schöpfers.** Kartoniert M. 1.20, Leinenersatz M. 2.—, Ganzleinen M. 3.—.
" " **Junge Helden.** Kartoniert M. 1.10, Leinenersatz M. 1.90, Ganzleinen M. 2.75.
Fr. X. Brors S. J., **„Klipp und klar".** Kartoniert M. 2.70, Leinenersatz M. 3.75, Ganzleinen M. 4.75.
Fr. X. Cremer S. J., **Hoffe und vertraue.** Leinenersatz M. 3.50, Ganzleinen M. 4.50.
Alfred Pohl S. J., **Beim heiligen Dienst.** Leinenersatz M. —.80.
" " **Der Jugend Ehrendienst.** Ganzleinenband, Rotschnitt M. 3.20.
Jakob Schmitt S. J., **Weiter empor!** Kartoniert M. —.30, Leinenersatz M. —.80.
Ludw. Soengen S. J., **Das Herz Jesu, unsere Hoffnung und Zuflucht.** Ganzleinen, Rotschnitt M. 3.—.
" " **Tauf- und Trauansprachen** nebst Brautunterricht aus verschiedenen Diözesanritualien. Halbleinenband M. 2.—.
P. Heinr. Heimans, **Wenn der König kommt.** Leinenersatz M. 2.25, Geschenkband, Ganzleinen M. 3.25.
Henriette Brey, **Sonnenfunken.** Leinenersatz M. 3.—, Geschenkband, Ganzleinen M. 4.—.
Emil Franck S. J., **Des Heilands Lieblinge.** Kartoniert M. —.30, Leinenersatz M. —.80.
Th. Mönnichs S. J., **Warum katholisch und nicht evangelisch?** Kartoniert M. —.50.
Dr. Adolf Marx, **„Kevelaer".** Kartoniert M. 1.60, Leinen M. 4.—.
Fr. X. Brors S. J., **Gloria in excelsis Deo!** oder „Wie lebe ich mit der Kirche?" Kart. M. 2.—, Leinenersatz M. 3.—, Ganzleinen M. 4.—.
" " **Tobias.** In Umschlag und beschnitten M. —.15.
" " **Warum so streng katholisch?** Geheftet M. —.02.
P. Albert. Kaufmann, Ord. Praed., **Gottes Wort und der betende Christ.** Halbleinen, Rotschnitt M. 3.20.

Dr. Augustin Wibbelt.

Arzneibüchlein für die kranke Welt.

Belehrungen für katholische Christen. Nebst vollständigem Gebetbuch.

82 × 130 mm. 448 Seiten. Halbleinen, Rotschnitt M. 3.—, Halbleinen, Goldschnitt M. 4.—, Leder, Goldschnitt M. 6.—.

Das Andachtsbüchlein enthält im 1. Teil kurze leicht fassliche Erwägungen über die Hauptübel unserer Zeit und die anzuwendenden Heilmittel. Der 2. Teil ist den Gebeten gewidmet, die in ihrer Reichhaltigkeit jedem etwas bieten werden. Mehrere derselben sind alten Schriften entnommen und in ihrer schlichten Frömmigkeit recht zu Herzen sprechend. Eine Anzahl Kommunionandachten mit ihrer warmen Sprache werden ihren Zweck nicht verfehlen „Virgo Mater".

DANKSAGUNG.

Aufs tiefste bewegt durch die ehrenden und liebevollen Beweise der Teilnahme, die wir beim Hinscheiden meines unvergesslichen Gatten, unseres teuren Vaters

Dr. Hermann von Grauert

in so reichem Masse erfahren durften, sprechen wir unseren innigsten Dank aus.

München, den 15. März 1924.

Frau Anna von Grauert
mit Kindern.



Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, meinen innigstgeliebten Mann, unseren lieben Vater

den hochgeborenen Herrn

Joh. Georg Graf v. Preysing-Lichtenegg-Moos

Freiherr von und zu Altenpreysing, gen. Kronwinkl
Fideikommißherr zu Moos, K. Kämmerer, erbl. Reichsrat der Krone Bayern, Ritter des K. Hausordens vom hl. Georg, Leutnant im K. Infanterie-Leibregiment, Inhaber der K. B. Tapferkeitsmedaille, des Bayer. Militär-Verdienstordens mit Schwertern und des Eisernen Kreuzes II. und I. Klasse

heute morgens 12½ Uhr zu München nach schwerem Leiden, versehen mit den heil. Sterbsakramenten, im 37. Lebensjahre zu sich in die Ewigkeit abzuberufen.

Schloß Moos, den 17. März 1924.

Gundelinde, Gräfin von Preysing-Lichtenegg-Moos
geb. Prinzessin von Bayern
und die Kinder Johann Kaspar und Maria Theresia.

Die Einsegnung fand statt in München, Herzog Wilhelmstrasse 19, am Dienstag, den 18. März, 2 Uhr nachmittag, die Beerdigung nach vorheriger Aufbahrung in der Schloßkapelle zu Moos am Donnerstag, den 20. März, 11½ Uhr vormittag in der Pfarrkirche, der Trauergottesdienst in München am Mittwoch, den 26. März, 11 Uhr in der Metropolitanpfarrkirche zu Unserer Lieben Frau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto [illegible]
Verlag von Dr. [illegible]





Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 14 München, 3. April 1924. XXI. Jahrgang.

Reichsverfassung Artikel 18.[1]

Von Dr. Otto Kunze.

Die Angeklagten und ihre Verteidiger im Hitler-Ludendorff-Prozeß, diesem lehrreichen politischen Schauspiel, dessen Schlußakt beim Druck dieser Zeilen beendet ist, haben mehr als einmal die Rechtsgiltigkeit der Verfassung von Weimar und der gegenwärtigen deutschen Staats- und Reichsform überhaupt bestritten. Aus Meineid und Hochverrat geboren, sei sie nicht verpflichtend, vielmehr aufs äußerste zu bekämpfen. Rechtmäßig und ehrwürdig, ja heilig scheint ihnen dagegen die Verfassung des Kaiserreichs von 1871. Zurück zu ihr, zurück zu Bismarck! Solche Gegenüberstellung ist, wie vieles in diesem politischen Prozeß, vieles im politischen München von heute, sehr oberflächlich. Die Verfassung von Weimar besteht zu Recht. Sie ist nicht mehr Revolution, sondern ein Neubau, unsretwegen Notbau, nach dem Um- und Einsturz des Alten in der Revolution. Die Beweisführung der völkischen Herren könnte sonst ihrem eigenen Ideal gefährlich werden. Denn auch hinter dem Kaiserreich steht eine Revolution. Und die Rechtmäßigkeit der bewunderten Schöpfung Bismarcks hat es bitter nötig, daß man den Neubau so sauber vom Umsturz trennt wie bei unsrer heutigen Deutschen Republik. Neubau war die glänzende Kaiserproklamation im Spiegelsaal Ludwigs XIV. Neubau waren die voraufgehenden Verträge zu Versailles. Neubau war die Grundlage, der Norddeutsche Bund und dessen Bündnisse mit den süddeutschen Staaten seit 1866. Man darf auch noch die Friedensschlüsse dazu rechnen, die den Krieg zwischen den beiden Hälften Deutschlands im selben Jahre beendeten. Teilweise darf mans! Denn hier beginnt schon der Umsturz. Es kann nur noch ganz äußerlich als ein Rechtsakt bezeichnet werden, daß der preußische Sieger vier bis zum Kriegsausbruch mit ihm im Deutschen Bund befindliche Staaten: Hannover, Kurhessen, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt, seiner Hoheit unterwarf. Preußen hatte den alten Bund gebrochen, Oesterreich und andere Glieder desselben im Bündnis mit einer ausländischen Macht — Italien — angegriffen und durch seinen Sieg ihn tatsächlich zerstört. Das war Revolution. Wer den Norddeutschen Bund und das aus ihm nur wenig fortentwickelte Deutsche Reich anerkennt, der sagt, daß nach einem vollendeten Umsturz neues Recht werden kann. — Das ist auch unsere feste Ueberzeugung. Und doch treibt die Bekämpfer des heutigen Staates eine geahnte Wahrheit. Neues Recht ist zwar geschaffen, aber altes Unrecht fordert Sühne. Was ist zu sühnen? Der Hochverrat von 1918 ganz gewiß; soweit die Revolution nicht ihre Kinder verschlungen hat: Eisner, Liebknecht, Luxemburg, Haase usw. Jedoch es gibt noch älteres Unrecht. Und das vergißt man eben da, wo man nach Bestrafung der Novemberverbrecher ruft. Es war wiederum im Hitlerprozeß. Diesmal war es der in Ludendorffs antiultramontanen Spuren reichlich unglückliche Verteidiger Justizrat v. Zezschwitz. Unter dem Vielerlei, was er ausschüttete, war das Quartiererlebnis eines Reichswehrleutnants. Der junge norddeutsche Offizier bei einem bayerischen Pfarrer. Dem klingt des Gastes Sprache fremd, frostig. Bis er vernimmt: Ein Hannoveraner. Da taut der Bayer auf: „Das sind ja unsere Freunde!" Wie kann man, seufzt Ludendorffs Anwalt, heute noch an die alten Geschichten von 1866 denken!

Uns dünkt, nicht nur mancher bayerische Pfarrer, sondern das deutsche Volk in seiner Breite und Tiefe denkt nach wie vor an die alten Geschichten. Die liberalisierte, vom Volksboden abgeschnittene Bildungs- und Mittelklasse weiß das nicht. Auch das Volk kennt nicht immer das Unrecht, worauf sein Reich erbaut war. Aber das alte Bewußtsein steckt in ihm: Gott rächt die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied — und: unrecht Gut gedeiht nicht! Da wirkt denn das Wort Hannover wie Scheidewasser. Wir haben an uns und anderen erfahren, wie die einfache Tatsache, daß ein deutsches Königshaus seines Thrones, ein deutsches Land seiner Freiheit beraubt ward, ein Bewußtsein nationaler Schuld wachrief; wie sie ein Licht auf die Vergangenheit warf und einen Schatten auf die Gegenwart, der den Glanz der Kaiserkrone verdüsterte. Hannover! Ein deutscher Stamm, der bis zum Weltkrieg Vertreter in den Reichstag schickte, die in der Hochkonjunktur des Zollernreichs Einspruch erhoben, warnten und Unheil voraussagten, nicht aus zersetzendem Geist wie die Linke, sondern aus konservativer Gesinnung, aus deutscher Ehrlichkeit und Treue! Hannover! K. Bayerische und K. Sächsische Offiziere, hohe K. K. Oesterreichische Beamte, wie ein Statthalter Graf Kielmannsegg, Pastoren in den kleineren lutherischen Landeskirchen, lauter Männer mit niedersächsischen Namen, die dem König von Preußen nicht dienen wollten, gaben in allen deutschen Gauen lautes oder stilles Zeugnis. Der Fall Hannover ist nicht verjährt. Er dauert im Gewissen des deutschen Volkes. Wäre sonst der Artikel 18 in der Verfassung von Weimar erklärbar? Das darin verbriefte Recht deutscher Volksbezirke, ihre Wünsche nach staatlicher Umgruppierung innerhalb des Reichs zur Geltung zu bringen und die Gesetzgebung dafür in Bewegung zu setzen, hat sich gegen harte Widerstände durchgesetzt. Der Artikel 18 ist von höchster sittlicher Bedeutung. Er bietet die Handhabe, altes Unrecht, das die brüderliche deutsche Einheit noch schädigt, friedlich auszugleichen. Er beschränkt sich nicht auf Hannover. Auch den hessischen Landen kann er zugute kommen. Ist die Behauptung der alten Ansprüche dort äußerlich nicht so breit wie in Hannover, so hat dafür ein geistig sehr regsamer Kreis die Idee gepflegt und schafft sich heute in der Hessischen Zeitung stetig wachsenden Einfluß in ganz Deutschland. Die Rheinische

---

[1] Der Artikel 18 lautet:
Die Gliederung des Reiches in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen. Die Aenderung des Gebiets von Ländern und die Neubildung von Ländern innerhalb des Reiches erfolgen durch verfassungsänderndes Reichsgesetz. — Stimmen die unmittelbar beteiligten Länder zu, so bedarf es nur eines einfachen Reichsgesetzes. — Ein einfaches Reichsgesetz genügt ferner, wenn eines der beteiligten Länder nicht zustimmt, die Gebietsänderung oder Neubildung aber durch den Willen der Bevölkerung gefordert wird und ein überwiegendes Reichsinteresse sie erheischt. — Der Wille der Bevölkerung ist durch Abstimmung festzustellen. Die Reichsregierung ordnet die Abstimmung an, wenn ein Drittel der zum Reichstag wahlberechtigten Einwohner des abzutrennenden Gebiets es verlangt. — Zum Beschluß einer Gebietsänderung oder Neubildung sind drei Fünftel der abgegebenen Stimmen, mindestens aber die Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten erforderlich. Auch wenn es sich nur um Abtrennung eines Teiles eines preußischen Regierungsbezirkes, eines bayerischen Kreises oder in anderen Ländern eines entsprechenden Verwaltungsbezirkes handelt, ist der Wille der Bevölkerung des ganzen in Betracht kommenden Bezirkes festzustellen. Wenn ein räumlicher Zusammenhang des abzutrennenden Gebiets mit dem Gesamtbezirk nicht besteht, kann auf Grund eines besonderen Reichsgesetzes der Wille der Bevölkerung des abzutrennenden Gebiets als ausreichend erklärt werden. — Nach Feststellung der Zustimmung der Bevölkerung hat die Reichsregierung dem Reichstag ein entsprechendes Gesetz zur Beschlußfassung vorzulegen. — Entsteht bei der Vereinigung oder Abtrennung Streit über die Vermögensauseinandersetzungen, so entscheidet hierüber auf Antrag einer Partei der Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich. (Die Verfassung des Deutschen Reiches, mit Einleitung, Randnoten und Sachregister versehen von Prof. Dr. Konrad Beyerle, München 1919, Verlag der „Politischen Zeitfragen" jetzt Dr. Franz A. Pfeiffer & Co.)

Frage ist ferner mit Artikel 18 lösbar. Hier spielt zwar weniger das Recht als die Politik herein. Innenpolitik, insofern die Stärkung der Reichsgewalt eine Zerlegung des übergroßen Preußen erfordert. Das Reich und jedes Land sollen doch wechselseitig ungefähr gleich stark einander beeinflussen. Außenpolitik, insofern Frankreich sich durch ein Preußen-Deutschland und durch Preußen am Rhein bedroht fühlt und ihm deshalb seinerseits eine machtpolitische Lösung entgegenstellt. Die anderen Ententemächte können dem nur begegnen, wenn Deutschland etwa einen rheinischen oder besser westdeutschen Bundesstaat aufrichtet und Frankreich den Vorwand seiner Angst entzieht. Allerdings hat eine Volksabstimmung im besetzten Gebiet ihre schweren Bedenken. Franzosen und Separatisten würden sie auf ihre Mühlen zu leiten suchen. Artikel 18 ermöglicht jedoch eine Neugliederung des Reichs auch ohne Volksentscheid, durch verfassungänderndes, bei Zustimmung der beteiligten Länder sogar einfaches Reichsgesetz. Ein solches wäre hier sicher nicht gegen den Willen der Bevölkerung, so es das Rheinland beim Reich hielte und die Lasten der Besetzung erleichterte. Täuschen wir uns nicht! Die rheinische Frage und die Frage der Sicherheit von Frankreichs Ostgrenze wird gelöst. Poincaré hat vor seinem Rücktritt und Wiederantritt in London eifrig gearbeitet und arbeitet jetzt doppelt. Hilft Deutschland bei der Lösung nicht mit, so erfolgt sie ohne Deutschland: das Rheinland wird Reparationsprovinz oder gar Pufferstaat.

Das nächste Beispiel der Anwendung von Artikel 18 bleibt aber Hannover. Die Anwendung ist da schon im Gang. Am 6. Nov. 1923 wurde der Antrag auf Volksabstimmung zur Bildung eines freien Landes Niedersachsen im Rahmen des Reichs erneut gestellt. Er war zur Zeit des Franzoseneinmarsches ins Ruhrgebiet zurückgezogen worden. Nach dem verlorenen Ruhrkrieg aber konnte das blödeste Auge sehen, daß preußische Vorherrschaft und Führung, kleindeutsche Politik in kapitalistischer oder marxistischer Form Deutschland kein Glück brachte. Der hannoversche Antrag war deshalb eine deutsche Tat. Der Stamm, der die großdeutsche Ueberlieferung durch 60 Jahre gehütet, wollte allen anderen auf dem Weg zur allein rettenden großdeutschen und wahrhaft europäischen Politik voranschreiten. Ein Deutschland, das altes Unrecht gutmacht und das Zusammenleben seiner Glieder wieder auf Recht und Freiheit gründet, ein Deutschland, das offen dem preußischen Imperialismus absagt, gewinnt in der Welt wieder Vertrauen. Auch draußen ist 1866 nicht vergessen, ja weniger als bei uns! Französische Historiker, wie Seignobos in seiner von der Académie Française preisgekrönten Histoire politique de l'Europe contemporaine (Paris 1894, deutsch Leipzig 1910) haben ihren Landsleuten ein hartes Urteil über die preußischen Eroberungen von damals eingeprägt. Während des Weltkriegs hat z. B. der Temps an Hannover erinnert. Deutsche Föderalisten rieten auch, den Feinden den Vorwand des Mißtrauens in unsere Diplomatie dadurch zu nehmen, daß mitten im Krieg Hannover wieder hergestellt werde.[2]) Indes die Gelegenheit wurde verpaßt wie die mit Elsaß-Lothringen. — Die erste Entscheidung ist jetzt nahe. 14 Tage nach den Reichstagswahlen, am 18. Mai, findet die Vorabstimmung darüber statt, ob Hannover preußische Provinz bleiben oder als selbständiges deutsches Land im Reiche mitarbeiten soll. Als Land hätte es mindestens 4 Stimmen im Reichsrat, als preußische Provinz hat es 1 Stimme gemäß R.-V. Art. 63. Und selbst die will ein deutsch-volksparteilicher Antrag v. Campe sowie ein neuaufgetauchter Preußenbund Hannover samt den übrigen preußischen Provinzen wieder nehmen.

Daß Preußen der Abtrennung widerstrebt, ist begreiflich. Es kommt aber auf die Art und Weise an. Gustav Noske, der als Oberpräsident in Hannover herrscht, beliebt jedenfalls eigenartige Methoden. Beamte werden in ihren staatsbürgerlichen Rechten eingeschränkt, die Presse mit Entziehung der amtlichen Anzeigen bedroht, wenn sie für die Heimatbewegung eintritt. Ein unpolitisch aufgetakelter Verein für niedersächsische Wirtschaftsgeschichte konnte unter dem Ausnahmezustand beliebig Versammlungen halten und das Volk zugunsten Preußens beeinflussen. Die preußische Regierung unterstützte ihn mit Geld. Die Vorträge des Vereins bezeichnete der deutschhannoversche Abgeordnete Alpers im Reichstag[3]), soweit es sich um Statistisches handle, als Schwindel, soweit um Geschichtliches, z. T. als direkte Fälschungen. In dieser Rede, die den niedersächsischen Freiheitsgedanken großzügig vor dem ganzen deutschen Volk rechtfertigte, geißelte Alpers auch die Verzögerung, die der Abstimmungsantrag bei den Reichsbehörden erlitten hat. Es bedurfte zweimaliger Erinnerung, bis am 5. Februar der Reichsinnenminister einen Entscheid des Kabinetts herbeiführte. Reichsbehörden sind doch keine preußischen Behörden! Nachdem die Minister Jarres (in Harburg) und Stresemann (in Dresden) sich gegen die Bestrebungen der Niedersachsen ausgesprochen, könnte mans freilich beinahe vermuten. Daß sich alle Parteien so sehr zurückhalten, wird begreiflich, wenn wir bedenken, daß in fast jeder neben der Reichspartei und Reichstagsfraktion eine nicht viel weniger mächtige preußische Landespartei und Landtagsfraktion mitspricht. Da knüpfen sich Bande an den preußischen Großstaat. Eine Ausnahme macht natürlich die Bayerische Volkspartei. Das Zentrum könnte sich u. E. mehr zugunsten der niedersächsischen Freiheit einstellen. War doch Windthorst Minister König Georgs V. von Hannover und zeitlebens im Herzen Welfe. Ferner entspricht eine Neugliederung des Reichs weit besser dem alten großdeutschen Ideal der Katholiken als die Uebermacht Preußens. Die schon gestreifte außenpolitische Wirkung liegt im Kreis der außenpolitischen Verantwortung des deutschen Katholizismus, nämlich der europäischen Verständigung.[4]) Die Ansicht derer, die gerade aus außenpolitischen Rücksichten die Neugliederung hinausschieben möchten, ist achtbar, aber unbewußt im preußisch-kleindeutschen Gesichtskreis befangen. — Und schließlich ist Art. 18 ein Stück der Reichsverfassung, deren Hut dem Zentrum als Verfassungspartei vorzüglich am Herzen liegen wird.

Sind gar die Katholiken in Hannover bedroht, wenn aus der Provinz ein Land wird? Geringer ist ihr Hundertsatz gewiß als in Preußen; statt 30—40% höchstens 10%. Die Freiheit der Kirche ist aber heute vom Reich geschützt und das Reich gewinnt, wenn Preußen verliert. Auch kann ja das Beispiel Hannovers dazu helfen, daß ein neuer Bundesstaat am Rhein entsteht, dort mit katholischer Mehrheit. Dessen Stimmen im Reichsrat — wiederum mehr als heute im Gefolge Preußens nach R.-V. Art. 63 — würden den katholischen Einfluß im Reich bedeutend stärken. Ja, im Land Hannover selbst würde vom Protestantismus her ein anderer Hauch wehen als der Wind des Kulturkampfes, der um den trotzigen staatskirchlichen Bau des geschichtlichen Preußen pfeift. In der Fremdherrschaft haben die Hannoveraner gelernt, Religion und Staat auseinanderzuhalten und das Recht Gottes über das des Kaisers zu stellen. — Es gibt preußische Katholiken, die meinen, aus Preußen einen wahrhaft paritätischen Staat machen zu können. Wir unterschätzen den Einfluß des preußischen Zentrums nicht, noch verkennen wir seine Erfolge in den letzten Jahren. Doch Preußen ist einst angetreten nach dem Gesetz der Staatsallmacht und des protestantischen Staatskirchentums. Ihm unterliegt es immer wieder, solange es aus seinem bisherigen Lebensprinzip als Großstaat existiert. Deutsche Stammesstaaten dagegen, wie ein freies Niedersachsen, das ja nicht völlig wesenseins mit dem alten Hannover zu sein braucht, bringen ein neues Gesetz deutschen Lebens. In einem deutschen, wahrhaft föderalistischen Deutschland wird es keinen Kulturkampf geben. Die Kirche wird das Ihre erhalten und der Staat das Seine.

[2]) Heldmann, Prof., Karl: Kriegserlebnisse eines deutschen Geschichtsprofessors in der Heimat. Ludwigsburg bei Stuttgart, 1922. Verlag Friede durch Recht. S. 19

[3]) Hannoversche Landeszeitung Nr. 15348 v. 1. März 1924.

[4]) Dr Ernst Michel, Unsere außenpolitische Verantwortung. Rhein-Mainische Volkszeitung, Frankfurt a. M., Nr. 58 v. 8. März 1924.

Märchen.

Seine Stimmen weckt die frühe Nacht
In den lauschenden Kastanienhecken
Alles Leben über Tag entfacht
Scheint sich im Gestrüppe zu verstecken.
Glocken sprechen mit verschollnem Mund
Aus der Vorzeit grauen Dämmerungen,
Manch Geheimnis wird dem Lauscher kund,
Das des Waldes Friedhofgras verschlungen.

Sehnsucht fühlt der liebewunde Wald
Nach dem Kinde, das schon längst verschollen,
Nach dem Märchen, dessen Aufenthalt
Einst am Brunnen unter Wurzelknollen.
Ach, der Mond, er schaut versehnt herein
In der Quelle ganz verlassne Fluten,
Wo zwei Augen wie zwei Spiegelein
Einst versonnen im Gewässer ruhten!

Karl Debus.

Weltrundschau.

Ein Zwischenspiel war der Rücktritt Poincarés und seines Kabinetts. Den Anlaß gab die Ablehnung des Pensionsgesetzes in der Kammer. Finanzmaßnahmen begegnen bei der Empfindlichkeit der Franzosen gegen neue Steuern dort stets besonderen Schwierigkeiten. Poincaré aber griff die Sache auf, um sich als unentbehrlich zu erweisen. Er kehrte mit einem teilweise veränderten Ministergefolge wieder. So ist der Finanzminister de Lasteyrie durch Marsal ersetzt. Stellvertretender Ministerpräsident ist der Kammerpräsident Raoul Peret. Auch Loucheur (Handel) und Le Trocquer (öffentliche Arbeiten) gehören dem neuen Kabinett an. Es läßt eine sehr entschiedene Fortsetzung der bisherigen Politik erwarten.

England hat ein militärisches Bündnis mit Frankreich zu dessen Schutz gegenüber Deutschland abgelehnt. Macdonald will mittels des Völkerbundes Sicherheit in Europa schaffen. Sonst hatte seine Regierung harte Arbeit mit einem Verkehrsstreik.

Der päpstliche Vertreter Msgr. Testa weilt jetzt im Saargebiet.

Innerhalb der Deutschnationalen Volkspartei treten die Deutschkonservativen wieder hervor. Ihr Führer ist Graf Westarp. Sie wollen das preußische Königtum und deutsche Kaisertum der Hohenzollern, im Reich die Vormacht Preußens und betrachten sich als Brücke zwischen Deutschnationalen und Deutschvölkischen. — In der Deutschen Volkspartei hat sich eine Nationalliberale Vereinigung mit deutlichem Zug nach rechts gebildet. — In Sachsen gibt es eine Evangelische Partei. Ihr Programm geht großenteils dem des Zentrums parallel.

Hitler, Pöhner, Kriebel und Weber wurden zu je 5 Jahren Festung verurteilt, die übrigen Angeklagten zu je 1¼ Jahr, außer Ludendorff, der freigesprochen wurde. Alle Verurteilten haben Bewährungsfrist; Hitler, Pöhner, Kriebel nach 6 Monaten Haft, die anderen sofort.

Der ehemalige sächsische Ministerpräsident Zeigner wurde wegen seiner Begnadigungen auf Bestechung usw. zu 3 Jahren Gefängnis und 3 Jahren Ehrenrechtsverlust verurteilt.

Das Reichsgericht hat die 3. Steuernotverordnung mit den Bestimmungen über Aufwertung für rechtsgültig erklärt.

Prälat Joseph Scheicher, einer der Gründer der Christlichsozialen Partei in Oesterreich, ist, 82 Jahre alt, gestorben.

Griechenland hat sich mit großer Mehrheit des Parlaments zur Republik erklärt, vorbehaltlich einer Volksabstimmung am 13. April. Dem Beispiel Griechenlands ist Albanien gefolgt.

Der Jungdeutsche Orden.

Von Dr. P. Erhard Schlund, O. F. M.

I.

Wer der schweren, vielleicht unmöglichen Aufgabe sich unterziehen wollte, festzustellen, was denn eigentlich die Eigenschaften seien, die das Wesen der deutschen Rasse, des deutschen Menschen ausmachen und die ihn zugleich von anderen Rassen und Völkern unterscheiden, der würde ganz gewiß finden, daß zum Wesen des deutschen Volkes gehört, gespalten zu sein, nicht Spaltung im Sinne einer Gliederung, sondern Spaltung im Sinne einer Zerrissenheit. Und weil es Zerrissenheit ist und nicht Gliederung, darum ist es so zu bedauern; denn Gliederung wäre Föderalismus, wäre organisch, aber Zerrissenheit ist Hause und ist mechanisch. Und weder Volk noch Staat dürfen ein Hause und dürfen mechanisch sein. Von der religiösen Zerrissenheit redeten wir neulich. Dieser religiösen Zerrissenheit entspricht auch die politische. Vor der Revolution, als die Könige noch etwas galten, nannte man das Vielstaaterei. Heute, wo nur mehr das Volk etwas gilt, möchte man es Vielbünderei nennen. Ganz verwirrend ist diese Vielbünderei in unserem Volke, verwirrend auch, wenn wir bloß an die vaterländischen Organisationen denken. So weit ist es gekommen, daß ein sammelnder Gelehrter heute kaum alle vaterländischen Organisationen in Deutschland feststellen kann und fast täglich solche entdeckt, die ihm bisher unbekannt waren. Eine tiefbetrübliche Tatsache; denn alle diese Organisationen streben ja einem großen, sehnsuchtsvoll erwarteten Ziele zu: Vaterland und Recht und Freiheit! und tragen in ihrer Vielgestaltigkeit schon die Gewißheit, daß sie ihr gemeinsames Ziel nicht erreichen werden, eben wegen ihrer Vielgestaltigkeit.

Wir können heute nicht die Gründe untersuchen, die zu einer solchen Vielgestaltigkeit führen. Wir wollen nur eine der größten vaterländischen Organisationen in Deutschland herausnehmen, die scharf angegriffen wird, um zu einem Urteil über sie vom Standpunkt der Religion und Kirche zu gelangen. Ich meine den Jungdeutschen Orden (Jungdo). Ich betone ausdrücklich, daß es mir nicht um Parteipolitik zu tun ist, hier auch nicht um die vaterländische Frage, sondern einzig und allein um die Wahrung der Interessen der katholischen Kirche.

Gerade beim Jungdo ist auch die Verwirrung besonders groß, weil mehrere katholische Geistliche, makellos in ihrer Person und in ihrer Kirchentreue, und viele gläubige Katholiken begeisterte Anhänger des Jungdo sind. Diese wehren sich heftig gegen die Behauptung, daß der Jungdo vom kirchlichen Standpunkt aus nicht zu empfehlen sei. Zeitungen bringen Kontroversen und Erklärungen[1]). Und ich selbst wurde in Zeitungen und in persönlichen Briefen heftig angegriffen wegen meiner Stellungnahme gegen den Jungdo in meiner Schrift: Neugermanisches Heidentum im heutigen Deutschland.[2])

Zunächst die Entstehung und Verfassung des Jungdo. In dem mir vorliegenden Material wird nirgends eine Entstehungsgeschichte des Jungdo gegeben. Auch die Gründungszeit ist nicht angegeben. Entstanden ist der Orden bald nach der Revolution; denn der gut informierte deutsch-nationale Abgeordnete von Lindeiner-Wildau sagt[3]): „Der Orden ist bald nach der Revolution gegründet worden und aus einer gewissen Reaktion gegen Verbände innerhalb der deutschen Jugend entstanden, die nicht unbedingt, wenigstens nach der Ueberzeugung der Gründer des Jungdo, den Anforderungen entsprachen, die man an solche Jugendverbände stellen sollte. An anderer Stelle heißt es, er sei „frontgeboren“[4]). Das erste Kapitel der Komture des Jungdeutschen Ordens, das die Verfassung von 1921 beschloß, tagte am 9. Januar 1921. Doch müssen schon vorher Verfassungen bestanden haben, die leider jetzt unzugänglich sind, weil solche am Schlußabsatz dieser jetzt auch ungültig erklärten Verfassung von 1921 erwähnt werden.

Der Gründer des Jungdo ist der Oberleutnant a. D. Arthur Mahraun, der jetzt auch als souveräner Hochmeister den Jungdo leitet. Vielfach ist die falsche Meinung verbreitet, der Gründer sei ein alter Oberst oder Oberst a. D. Noch kürzlich z. B. empfing ich einen Brief eines bedeutenden Politikers, in dem von Oberst Mahraun gesprochen wurde. Der Jungdo legt großen Wert darauf, daß der Hochmeister ein junger Mann ist: „Er hatte die Ehre, während des Krieges seinem Vaterlande als Oberleutnant zu dienen. Auch hat er seinerzeit zum Schutze Oberschlesiens mitgekämpft.“[5])

Die Verfassung des Jungdo ist zu ersehen aus den beiden Ordensverfassungen. Die ältere vom 6. 3. 1921 ist durch die neue vom 9. 9. 23 außer Kraft gesetzt. Wir werden auf den wesentlichen Unterschied der beiden Verfassungen noch zu sprechen kommen, wenn wir über die Stellung des Jungdo zur Religion zu reden haben. Jedenfalls gilt jetzt die letztgenannte Ordensverfassung. Die Gliederung des Ordens ist ausgesprochen im III., IV. und V. Stück der „Verfassung“, besonders in den §§ 4—10, 12—15:

§ 7. Die Ordensbrüder eines Bezirkes sind zusammengefaßt in der Bruderschaft. Sie wird geleitet durch den Großmeister. Die Bruderschaft gliedert sich in Gefolgschaften und Scharen, die je durch einen Gefolg- bezw. Scharmeister geleitet werden.

§ 8. Mehrere Bruderschaften bilden die Ballei. Sie wird geleitet durch den Komtur.

§ 9. Mehrere Balleien bilden die Balleigemeinschaft. Sie wird geführt durch den Leiter der Balleigemeinschaft.

§ 10. Die Leitung des Ordens hat der Hochmeister im Benehmen mit dem Hochkapitel.

§ 11. Die Bruderschaft bildet die Grundeinheit des Ordens. Jeder Bruder muß grundsätzlich der Bruderschaft seines Aufenthaltsortes angehören. In ihr wird die eigentliche Ordensarbeit geleistet. In regelmäßig stattfindenden Bruderkonventen werden die Brüder zu

---

[1]) Z. B. Der Jungdeutsche, Zeitschrift für Volkswohl und Ständefrieden. Blatt des Jungdeutschen Ordens. Kassel Nr. 2 vom 26. 1 24. Erklärung der Bruderschaftwissen des Jungdo; ebenda: Kaplan Dröder: Angriffe auf den Jungdo und deren Widerlegung; ebenda Nr 3 vom 9. 2. 24: 3 Erklärungen. — Germania Nr. 353 vom 27. 12. 23; Nr 46 vom 15. 2. 24; Nr. 49 vom 17. 2. 24; Nr. 55 vom 24. 2. 24. — Bamberger Volksblatt Nr. 20 vom 24. 1. 24, vgl. Deutschland Nr. 28 vom 2. 2. 24. — Westfälisches Volksblatt Nr. 21 vom 25. 1. 24 und andere.

[2]) München 1924 1. Auflage Seite 42, 2. Auflage Seite 50. Vgl. Allgemeine Rundschau XX (1923) Nr. 44/45 vom 6. 11. 1923

[3]) Preußischer Landtag 189 Sitzung vom 30. 11. 22. Stenographischer Bericht, Spalte 13632.

[4]) Rüstzeug n. 1. Seite 7.

[5]) Rüstzeug Nr. 4: Jungdeutscher Orden, Katholizismus und Zentrum, Kassel 1924, Nr. 12.

Vorkämpfern für den jungdeutschen Gedanken erzogen. Die Bruderschaft tätigt die Aufnahme neuer Ordensbrüder. Die Verpflichtung erfolgt namens des Hochmeisters in Anwesenheit der Bruderschaft durch den Großmeister in würdig ernster Form. Die Bruderschaft verabfolgt die vom Großmeister unterschriebenen und mit Lichtbild des Inhabers und Stempel der Bruderschaft versehenen Mitgliedsbücher, sowie Verfassung und Ordensnadel.

Mitgliedsbuch und Nadel werden leihweise gegeben. Sie verbleiben Eigentum des Ordens und sind bei Austritt oder Ausschluß zurückzugeben.

Der Verkehr der Brüder mit dem Orden wird durch die Bruderschaft geregelt. Der Verkehr der Bruderschaft mit der Ordensleitung vollzieht sich durch die Ballei. Die Ballei ist die der Bruderschaft übergeordnete Einheit, die den Schriftverkehr mit der Ordensleitung regelt und überwacht.

§ 12. Der Bruderschaft werden auf Weisung des Komturs Junggefolgschaften angegliedert, in denen junge Leute unter 20 Jahren zusammengefaßt und im Ordenssinne erzogen werden. Der Führer ist ein Ordensbruder als Junggefolgmeister, der wie andere Gefolgmeister dem Großmeister untersteht. Die Mitglieder sind die Jungbrüder, die mit Abschluß des 20. Lebensjahres Ordensbrüder werden. Das Abzeichen der Junggefolgschaften ist ein Wappen mit 6zackigem Kreuz auf weißem Felde.

Die Verfassung ist der der älteren Ritterorden nachgebildet, der auch die Namen und Bezeichnungen entnommen sind. Viel Demokratie herrscht nicht in dem Orden. Die Vorgesetzten werden zwar gewählt, aber auf unbestimmte Zeit (§ 25). Heute ist übrigens im Orden die Diktatur des Hochmeisters eingeführt, indem das Komturkapitel vom 4. 11. 1923 beschlossen hat: „Zur Vereinfachung des Geschäftsbetriebes, um die Manneszucht zu wahren und zu vermeiden, daß einzelne Teile des Ordens aus dem Rahmen seiner Tätigkeit fallen, ist seine ganze Tätigkeit unter die Diktatur seines Führers gestellt." [6])

Die Ziele des Jungdo sind ausgesprochen einmal in der Verfassung, dann in einer Schrift des Hochmeisters Mahraun: „Die Arbeit des Jungdeutschen Ordens. Die erste Aufgabe. Grundlegende Ausführungen." [7]), in einer Reihe von Flugblättern und in der Zeitung Der Jungdeutsche. Die Verfassung behandelt in Kapitel II die Ordensziele. Ich nehme wieder den Wortlaut der neuen Verfassung, obwohl gerade der wichtige § 3 in der alten Verfassung fehlt:

§ 3. Der Jungdeutsche Orden erstrebt die deutsche Volksgemeinschaft auf christlicher Grundlage.

§ 4. Der Jungdeutsche Orden steht auf dem Boden der Verfassung und will durch die ordensartige Zusammenfassung aller gut deutsch gesinnten Männer eine Gemeinschaft herstellen, die fest entschlossen ist, den Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes zu fördern und für die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes zu arbeiten.

§ 5. Sein Kampf gilt der sittlichen Entartung, der Unehrenhaftigkeit und Selbstsucht, die des deutschen Staates Grundfesten unterwühlen und des Volkes Wiederaufstieg unmöglich machen.

Er will auf der in den Stürmen des Krieges erprobten Kameradschaft und Manneszucht weiterbauend, frei von Standes- und Parteigegensätzen, für die gegenseitige Achtung und Versöhnung aller gut deutsch gesinnten Männer wirken und den unseligen Zwiespalt, Neid und Haß bekämpfen, der heute selbst die Besten des Volkes entzweit.

Er will mit dem Geiste alter Opferwilligkeit und Hingabe für das Vaterland den Sinn für deutsche Mannestugend auf das Neue im deutschen Herzen ausbreiten.

Ein freies, großes Reich aller Deutschen, einig in allen seinen Stämmen und Ständen, ist das Hochziel jungdeutscher Arbeit.

§ 6 Für dieses Ziel arbeitet der Orden durch die Pflege deutschen Geistes und durch die Erziehung der heranwachsenden Jugend zu offenem Bekenntnis für das Vaterland im kameradschaftlichen Leben seiner Ordenseinheit. Pflege deutscher Geistesgüter, Förderung des volksgemeinschaftlichen Denkens und des Verständnisses für soziale Fragen, Erziehung zur Pflichttreue und Pflichtbewußtsein gegenüber Staat und Gesellschaft, sowie rückhaltlosen Unterordnung unter den Willen und die Erfordernisse der Gesamtheit sind die Aufgaben, welche die Ordensarbeit auf allen zeitgemäßen Wegen zu erfüllen sucht.

Die eben genannte Schrift des Hochmeisters faßt die Aufgabe, die sich der Jungdo gesetzt hat, folgendermaßen zusammen:

1. Schaffung der geistigen Sturmtruppen (zum Kampf für sittliche Erneuerung der deutschen Nation) in der Form geläuterter, selbstbewußter und tatfreudiger Ordenseinheiten.

2 Das zielbewußte Einwirken der Ordenseinheiten und der ganzen Ordensgemeinschaft auf die wohl national gesinnte, aber nicht ordensfähige Bevölkerung.

3. Das zielbewußte Einwirken auf die Volksmassen durch den Ausgleich der Energie. [8])

[6]) Rüstzeug Nr. 4: Seite 12. Vgl. Der Jungdeutsche Nr. 2 vom 26. 1. 1924.
[7]) Rüstzeug Nr. 1. Kassel ohne Jahr.
[8]) Die Arbeit des Jungdo usw. a. a. O. 5.

Es wäre noch über die Bedeutung und die Stärke des Jungdo zu sprechen. Er selbst sagt von sich: „Trotz zweimaligen Verbotes [9]) durch den Minister Severing ist der Orden eine Bewegung geworden, an der niemand mehr vorbeisehen kann. Mit zirka 6000 Ortsgruppen marschiert der Verband an der Spitze der vaterländischen Bewegung." [10]) Ueber die Zahl der Mitglieder ist direkt nichts Bestimmtes zu erfahren. Der schon genannte deutschnationale Abgeordnete von Lindeiner-Wildau, der am 27. Sept. 1922 den Antrag auf Aufhebung des Verbotes des Ordens im preußischen Landtag gestellt hat und der vom Jungdo sicher gut informiert ist, sagt zur Begründung seines Urantrages im preußischen Landtag am 30. Nov. 1922 [11]): „Der Jungdo hat über 500000 Mitglieder gehabt."

Das ist im ganzen, so weit es für uns wichtig ist, das, was der Jungdo über sich selbst sagt. Allein es gilt, was der Abgeordnete Dr. L. Schwering im preußischen Landtag am 30. Nov. 1922 sagte: „Wenn Sie den Jungdo und seine gesamte Arbeit erkennen wollen, dann müssen Sie nicht auf das Programm des Jungdo eingehen. Das Programm ist geradezu wunderbar, so schön, daß es beinahe unmöglich ist, das Programm durchzuführen. Jeder Deutsche ohne Ausnahme, dem es wirklich darum zu tun ist, die Entwicklung des Deutschtums zu fördern, kann das alles glatt unterschreiben." [12]) Das Programm hat wenig zu sagen, wenn die praktische Durchführung nicht dem Programm entspricht. Darüber, vor allem über die praktische Stellungnahme des Jungdo zu Christentum, Kirche und Katholizismus wird im folgenden zu sprechen sein. (Forts. folgt.)

[9]) Der Jungdo war durch Verfügung des preußischen Ministers des Innern II G 2524 vom 31. 8. 22 aufgelöst worden. Drucksachen des Preußischen Landtags, 1. Wahlperiode Nr. 3591. Dieses Verbot ist im Januar 1923 vom Staatsgerichtshof wieder aufgehoben worden. Vgl. Bamberger Volksblatt Nr. 20 vom 24. 1. 1924. In Mecklenburg wurde das Verbot erst am 26. 3. 24 aufgehoben. Völk. Kurier, München, vom 27. 3. 24.
[10]) Flugschrift: Der Jungdeutsche Orden. Seine Arbeit und seine Ziele. Ohne Jahr.
[11]) Stenographischer Bericht Spalte 13633.
[12]) Stenographischer Bericht Spalte 13675—13677. Vgl. Bamberger Volksblatt Nr. 28 vom 2. 2. 1924.

Englands Kriegsbilanz.

Von General Karl v. Landmann.

Englands Kriegsbilanz nennt sich eine Studie von Fritz v. Hake (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1924. 87 S. 1.60 M). Eine ganz hervorragende Schrift, die auf die Aufmerksamkeit weiter Kreise im In- und Ausland rechnen darf. Der Verfasser erinnert im Vorwort an die Aeußerung der Saturday Review vom 11. September 1897: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer, der nicht um so reicher würde. Die Forderung muß daher lauten: Germaniam esse delendam." Zugleich stellt er aber auch fest, daß die Prophezeiung des englischen Blattes nicht eingetroffen ist. Deutschland ist unschädlich gemacht, England aber hat durch den Weltkrieg militärisch, wirtschaftlich und politisch nicht gewonnen, sondern nur verloren. Der erste Teil der Schrift befaßt sich mit der geschichtlichen Entwicklung der englischen Politik bis zum Beginn des Weltkriegs und behandelt besonders die Rolle, die Eduard VII. gespielt hat. Der König habe zwar nicht unmittelbar auf einen Krieg mit Deutschland hingearbeitet, aber doch eine derartige Einkreisung bewerkstelligt, daß Deutschland schließlich ohne Krieg auf die von England verlangte Einstellung der Flottenrüstungen hätte eingehen müssen. Für alle Fälle waren aber die Abmachungen derart getroffen, daß England sich gegenüber Frankreich verpflichtet hatte, 100000 Mann an der schleswig-holsteinischen Küste zu landen und ebenso Belgien durch eine Landung von Truppen zu unterstützen. Der zweite Teil der Schrift bespricht des Näheren die englische Bilanz des Weltkriegs. Vor allem wird der gegenwärtige Stand der englischen Wehrmacht zu Land, zu Wasser und in der Luft ungünstig beurteilt. Durch die Wiederabschaffung der allgemeinen Wehrpflicht ist das englische Heer auf die geringe Vorkriegsstärke gebracht worden, kann also eintretenden Falls nur 7 reguläre Divisionen aufstellen, während Frankreich ein Friedensheer von über 800000 Mann hält. Die englische Flotte ist zwar der französischen noch immer bedeutend überlegen, aber der Besitz von den Eisen- und Kohlenschätzen der Ruhr gibt der französischen Rüstungsindustrie die Möglichkeit, den Vorsprung der englischen in absehbarer Zeit einzuholen. Sehr schlimm ist es mit der englischen Luftflotte

bestellt, die nach des Verfassers Angaben im Frühjahr 1923 an Flugzeugen nur den 4. Teil der französischen betrug, ein Mißverhältnis, das nach den jüngsten Verhandlungen im englischen Unterhaus zurzeit noch beträchtlich größer ist. Diese große Ueberlegenheit wird den Franzosen gestatten, insbesondere die englischen Kriegsschiffe mit Bomben aus der Luft erfolgreich zu bekämpfen. Hinsichtlich der Wirtschaftslage und Finanzen weist der Verfasser nach, daß der freiwillige Eintritt Englands in den Krieg nicht nur den wirtschaftlichen Niedergang des Landes und große Arbeitslosigkeit, sondern auch eine gewaltige, mehr als vierfache Vermehrung der nationalen Schuld zur Folge gehabt hat.

Geradezu verhängnisvoll ist die Einbuße Englands in politischer Beziehung, infolge deren das englische Ansehen auf dem Festland einen bisher unbekannten Tiefstand erreicht hat. Im Gefühl ausgesprochener Ohnmacht hat die englische Regierung nicht gewagt, gegen die wider den Versailler Vertrag erfolgte Ruhrbesetzung einzuschreiten, obwohl führende englische Zeitungen die amtliche Politik scharf tadelten. „Es scheint fast", hat Lord Asquith in einer am 23. Oktober 1923 gehaltenen Rede gesagt, „als ob Großbritannien aufgehört hat, zu den Großmächten der Welt zu gehören."

In einer Schlußbetrachtung weist der Verfasser darauf hin, wie Frankreich, das nur durch die Hilfe seiner Verbündeten den Sieg errungen hat, nunmehr, gestützt auf seine weiße und schwarze Armee, den einstigen Retter in der Not verspottet, während England der Gewalt- und Raubpolitik Frankreichs ohnmächtig gegenübersteht. England habe durch den Eintritt in den Krieg und noch mehr durch die Zustimmung zum Versailler Vertrag die größten Fehler begangen. Der Verfasser schließt mit einer Aeußerung Bismarcks in seinen Gedanken und Erinnerungen, wonach in der Entwicklung der europäischen Politik der Fall eintreten kann, daß England sich einmal die Hilfe Deutschlands wünschen wird.

Der gotische Dom.

Ein weisser Gottesfunke sank herab,
Und fiel in eines wahren Meisters Herz,
Dem Gnade wundersame Reinheit gab.
Die Flamme lockte Flammen himmelwärts! —
Den Auserwählten schwellte ernste Lust
Und königlicher Bilder Ueberschwang
Ergriff ihn ganz. Er war sich wohl bewusst
Wie hoch er flog im heissen Höhendrang —
Und dennoch ward ihm kaum des Glücks genug.
Im Unermessenen verklang sein Flug . . .
Es zogen Sonnen hin durch seine Brust!

Seltsamen Formen, Rätseldämmerglanz
Gesellte sich fanfarenklares Licht.
Den Meister wiegte weiheliefer Tanz.
Er ahnte noch des Herren Angesicht. —
Vergessenheit umfing den Stundenlauf.
Erschauernd küsste Gottes Mantelsaum
Ein treues Kind. Es strebte stolz hinauf
Ins Grenzenlose, knechtend kühn den Raum.
Der Pfeiler lichte Geigenmelodie
Und Blumen blühten riesenhaft empor. —
Ein Heer von Heiligen zog hell heran!
Der Engel Güte half bei Turm und Tor.
Durch Demut mächtig sah der Meister sie,
Als fühlend er sein hohes Werk ersann. —
So stieg Gestalt, ein Sieg, aus seinem Traum!

O jubelndes Gebet von grauem Stein,
Beugt deine Hoheit nicht das starrste Knie?! . . .
Du reine Gottesgeigenmelodie. —
Es wurden Wünsche, wurden Pläne neu,
Doch ehrfurchtsvoll lauscht dir die alte Stadt
So heut wie einst. In edler Bogen Schwung
Rauscht auf der Schlag von Herzen sonder Zahl. —
Die alte Zeit blieb in ihm stark und jung
Und strahlt aus ihm mit seliger Macht hervor.
Es stiehlt sich Nüchternheit seitab vorbei . . .
Werk, deines Feuers werde ich nicht satt! —
Ja, Engel fügten hilfreich Turm und Tor. Ernst Noeldechen.

Armenpolitik und Hilfsvereine.

Von Georg v. Stieglitz, München.

Die Armenpolitik muß sich sowohl mit der Tätigkeit öffentlicher Organe in der Armenpflege, wie mit der Fülle freiwilliger Tätigkeit von Stiftungen, Vereinen und Einzelpersonen in der Fürsorge befassen. Es kommen drei Hauptpunkte dieser sozialen Arbeit in Frage. Die Fürsorge der durch Alter und Krankheit wirtschaftlich Bedrängten und Arbeitsunfähigen, dann die wichtigste Art heutiger Armenunterstützung, dem Armen Arbeit zu verschaffen, damit er selbst seinen Unterhalt erwerbe, und endlich gemeinsames Zusammenwirken von öffentlichen Organisationen und privaten, karitativen Einrichtungen, um den Willen und die Möglichkeit zur Tätigkeit zu erhalten, indem durch Beihilfen bei ungenügendem Verdienst würdige Arbeiter aller Stände mit Rat und Tat so unterstützt werden, bis sie wieder eine Plattform für weitere Existenz gefunden haben.

Die segensreiche und erfolgreiche Sozialpolitik der öffentlichen Organe ist bekannt, der Nutzen der Hilfsvereine oft weniger, oder wird verkannt, obwohl gerade diese im Kleinen nicht auszuschaltende Räder in der großen Maschine zur Volkserhaltung sein sollten. Streng auszuschalten ist sogenannte „Vereinsmeierei". Viele Vereine, deren Hauptzweck von früheren Zeiten her ein geselliges Beisammensein der Mitglieder ist, um Angehörige ehemals gemeinsamer Berufe und Stände zusammenzuhalten, haben gewiß kleine Unterstützungkassen eingerichtet, deren Spenden nicht verkannt werden sollen. Ein straffes, rein sozial-politisches Arbeiten im Sinn der Armenpolitik kommt aber hier nicht in Frage, da bei den allgemeinen Vereinen hier Zeit, Mittel, Personal und Seele fehlen. Hier tritt Sinn und Tat der besonderen Hilfsvereine ein. Das Deutsche Reich ist für Arm und Reich das große Vaterhaus, unter dessen Dach sich alle Volksgenossen, vielseitig in Stand, Beruf, Kultur und Stammeseigenart, sammeln. Die verschiedenen Zellen und Räume dieses Gebäudes sind die Länder, bezw. Bundesstaaten, deren Landsmannschaften und Vereine nicht im partikularistischen, sondern föderalistischen Sinn im ganzen Reich verbreitet sind. Dieser Zusammenschluß von Angehörigen der einzelnen deutschen Länder ist praktisch verkörpert in den bestehenden Hilfsvereinen, wie es z. B. in München solche von Preußen, Sachsen, Württemberg und Baden gibt.

Unter strenger Ausschaltung jeder politischen Parteibestrebung arbeiten solche Hilfsvereine nur dahin, ihren Landsleuten in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, vom Fuß der Alpen bis zum Strande der Nordsee, eine Verbindung zu ihrem Geburtsstamm, ihrer Volksfamilie, ihrer früheren engeren Heimat zu erhalten und ihnen in Nöten zu helfen. Viele sind seit Jahren aus Berufsgründen usw. aus ihrem Heimatsgau verzogen, haben neuen Fuß gefaßt auf neuem Boden bei anderen Stämmen, arbeiten und leiden gewiß gemeinsam für die große deutsche Notgemeinschaft, aber Erinnerung zieht oft bis zum hohen Alter ihre Seele in das Dorf, wo einst die Wiege stand.

Mögen im Alpenland die Bewohner noch so treuherzig sein und der Firnenschnee und die hohen Wälder noch so märchenhaft glänzen und rauschen: wenn hier ein Friese von der Wasserkante Laute seiner Muttersprache hört, dann strahlt sein Auge über Alles. Wenn an den Gestaden der See beim majestätischen Anblick der brausenden Wogen und im Kreis der arbeitsamen, vielgeschäftigen Hanseaten ein süddeutscher Alpenländler die Sprache seiner Senne hört, dann glänzt sein Blick und im Herzen hört er das Geläute der heimatlichen Herden und die Lieder aus der schneebedeckten Almhütte. Ein psychologisches Festhalten an der Heimatscholle, und daher ein Sozialgesetz, die Landsleute zusammenzuhalten und zu erhalten. Wenn heutzutage alles grau in grau und Frau Sorge der tägliche Gast in der kalten Kammer und vor leeren Schüsseln ist, dann lenkt ein Blick auf die landsmännischen Hilfsvereine den Hilfsbedürftigen auf den Weg der Hoffnung, des Vertrauens: „Hier versteht man dich, hier findet man Zeit, sich individuell aus landsmännischem Empfinden mit dir zu beschäftigen, hier findest du mitten im Meer der Verlassenheit, umgeben von oft eiskalten, teilnahmslosen, hastenden Fremden, einen warmen Rückhalt, Verständnis der Seele und Hilfe in Not."

In dankenswerter Weise sei bei Verkehr von Hilfsvereinen mit Behörden anerkannt das Entgegenkommen und die sachliche und formale Unterstützung, welche die staatlichen und städtischen Organisationen den Bestrebungen der Hilfsvereine in den meisten Fällen entgegenbringen. Mehr denn je ist aber auch solches

Zusammenarbeiten von Behörden und diesen Vereinen ein Gebot der Stunde. Denn für die Behörden, gerade bei Beamtenabbau und Arbeitsvermehrung, bedeuten die Arbeiten der Hilfsvereine eine Entlastung. Für die Vereine ist ein Zusammenwirken mit Behörden ein Rückhalt bei Prüfung der Würdigkeit der einzelnen Bittsteller und für den Bittsteller selbst eine Kräftigung der bedrängten Existenz und eine Erstarkung des Vertrauens zu seinem landsmännischen Schutz, besonders bei ungenügender Teilnahme und Fürsorge anderer Stellen.

Vielen ist es aus wirtschaftlicher Not heute versagt, bei einfachen Rechtsfragen, bei Zweifel über Auslegung der in jetziger Zeit so oft erscheinenden neuen Gesetze und Verordnungen usw. die Auslagen für Auskünfte bei Rechtsanwälten zu übernehmen; oder es fehlt infolge der erhöhten Arbeitsstunden an Zeit, von einer Instanz zur anderen zu laufen — für das Herumstehen an Schaltern für pünktliche, straflose Abführung der mannigfachen Gebühren reicht schon manchmal jetzt kaum Zeit und Fahrgeld! — um im Einzelfall die maßgebende Auskunft zu finden. Hier können Auskunftstellen bei Hilfsvereinen nützlich eingreifen, um Geld und Zeit armer Volksgenossen zu sparen, denn Sparen, auch im Kleinen, soll ja die Losung des Wiederaufbaues sein!

Unendlich viel wird schon getan durch große Spenden an bekannte, große, öffentliche Wohltätigkeitsorganisationen. Man denke nur in den heutigen Tagen an die nicht hoch genug zu schätzende Hilfe der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft, an die Spenden aus dem benachbarten Bruderlande Deutsch-Oesterreich, an die Studentenhilfen aus England, den skandinavischen Ländern, Spanien und nicht zuletzt vom Vatikan. Es sind Massengelder, die an die Massen verteilt werden, und bei dem großen Elend fallen doch oft trotz der großen Summen nicht selten nur kleine Spenden auf den Einzelnen. Auch im Krieg gegen die Not findet der Ausspruch Montecuccolis Berechtigung: es gehört dazu Geld, Geld, und nochmals Geld!

Vermittler für sinngemäße Verteilung können die Hilfsvereine sein, umsomehr, als bei der noch krankhaften politischen inneren Zersplitterung heutzutage Angehörige einzelner Länder zuweilen eine unverdiente Abweisung erfahren können. Sie haben für Meinungsverschiedenheiten und Fehler einzelner Stellen dann schuldlos zu leiden, wenn es heißt: „Geht in Eure Heimat zurück, bei uns gibt es nichts für Euch aus ...., wir haben hier nur Mittel für eigene Landsleute!“ Arme Deutsche! So begreiflich trotzdem bei unparteilicher Betrachtung solche Abweisungen manchmal sein mögen zur Vermeidung der Zersplitterung der zur Verfügung stehenden Gaben, so hart ist es für den Abgewiesenen, der nicht in die Heimat zurück kann. Er wird verbittert und verprellt und geht nicht selten einem moralischen und physischen Tod entgegen. Oft liegt es aber auch an dem Ton der durch Not und Entbehrung nervös gereizten Gesuchsteller, daß Behörden bei eigener Ueberarbeitung die Ansprüche und Bitten zunächst ablehnen. Auch hierbei kann Arbeit in Hilfsvereinen vermittelnd und aufklärend eingreifen zum Wohl des Ganzen.

Früher sollte solches soziale Interesse mit zu den Aufgaben der innerdeutschen Gesandtschaften und Konsulate gehören, die doch nicht nur die Verbindungsorgane zwischen den einzelnen Regierungen bei politischen und wirtschaftlichen Fragen darzustellen hatten, sondern auch die Interessen der einzelnen Landsleute wahren und sich Kenntnis über die Kolonie ihrer Stammesgenossen verschaffen sollten. Bei vielfacher Aufhebung dieser Behörden sind nun die Hilfsvereine für die Armen die einzige Stelle, wo sie Aussprache, Rat, Belehrung und Hilfe suchen. Der nun entstandene eigene Begriff eines sozialen Konsuls, eines landsmännischen Beraters liegt jetzt ausschließlich bei ihnen, im Sinn ihrer karitativen Ziele. Daher sei gerade in jetziger Zeit höchster Not auf den Wert dieser sozialen Selbsthilfe hingewiesen, deren Anerkennung und Unterstützung von allen volksfreundlichen Kreisen zu wünschen ist.

Je mehr wieder die Armenpolitik, die Bedeutung der Fürsorge für das ganze Gesellschafts- und Wirtschaftsleben erkannt wird, desto größer werden auch die gemeinsamen Aufgaben von Staat und privaten Hilfsvereinigungen. Diese zu unterstützen, sei den Regierungen und Einzelpersonen im Sinn des Wiederaufbaues erneut ans Herz gelegt. Die Anerkennung hierfür gipfelt heutzutage nicht in Titeln und bunten Bändern, sondern im inneren Gefühl der Befriedigung, die Pflicht dem Nächsten gegenüber zu erfüllen, sein Volk zu retten. Armenpolitik ist Volkspolitik, Volksversorgung, Volksaufbau, Staatsaufbau.

Hermann von Grauert †.

Von Staatsoberarchivar Richard Stoll, München.

Am 12. März 1924 starb in München am Schlaganfall im 74. Lebensjahre der bekannte Historiker der dortigen Universität, Professor Dr. Hermann v. Grauert. Grauert war einer der führenden katholischen Historiker Deutschlands und gleichzeitig einer jener immer seltener werdenden Meister der alten Schule, welche die mittelalterliche wie die neuzeitliche Geschichte bis auf die Gegenwart und ihre Probleme in gleicher Weise beherrschten und erfolgreich bearbeiteten.

Grauert war am 7. September 1850 als Sohn westfälischer katholischer Eltern zu Pritzwalk in der Mark Brandenburg geboren, wo sein Vater, durch eigene Tüchtigkeit zu Wohlstand gelangt, als angesehener Kaufmann und Ratsherr lebte. Ursprünglich zum Eintritt in das väterliche Geschäft bestimmt, besuchte und absolvierte (Ostern 1868) der junge Grauert die Realschule zu Wittstock und kam dann zur weiteren kaufmännischen Ausbildung in die Realanstalt zu Melle bei Gent in Belgien, wurde Kaufmann und blieb es bis zum Sommer 1872. Jetzt erst gab der Vater dem glühenden Verlangen seines Sohnes nach, ihn Geschichte studieren zu lassen. Hermann Grauert holte die Ergänzungsprüfung zum Gymnasialabsolutorium nach und bezog im Sommer 1873 die Universität Göttingen. Hier schloß er sich in erster Linie an Georg Waitz, den Vater der deutschen Verfassungsgeschichte an, der nach Grauerts eigenem Geständnis (Grauerts Selbstbiographie in Zils, Geistiges und künstlerisches München in Selbstbiographien, S. 117—124. München 1913) ihm durch seine kritischen Seminarübungen und durch seine Persönlichkeit Führer, Lehrer und Meister wurde. Am 15. August 1876 bestand Grauert mit seiner Dissertation: „Die Herzogsgewalt in Westfalen seit dem Sturze Heinrichs des Löwen“ in Göttingen das Doktorexamen summa cum laude und besuchte zu seiner weiteren historischen und juristischen Ausbildung die Universität Berlin und dann ab April 1877 die Universität München, die Stadt, die dann seine zweite Heimat werden sollte. Auf Aufforderung des damaligen Reichsarchivdirektors Franz von Löher am 8. August 1877 als Praktikant am K. allgem. Reichsarchiv eingetreten, setzte er im Sommersemester 1880, hiezu beurlaubt, in Straßburg seine juristischen Studien fort und bekam dann nach glänzend bestandenem archivalischem Staatskonkurs durch Löhers Vermittlung seitens der Münchener historischen Kommission den ehrenvollen Auftrag, in den Wintermonaten der Jahre 1882 und 1883 in dem seit 1880 durch Leo XIII. den wissenschaftlichen Studien geöffneten Vatikanischen Archiv geschichtlichen Stoff zur Geschichte Kaiser Ludwigs des Bayern zu sammeln. Die Frucht dieser Arbeit bilden die Urkunden Kaiser Ludwigs des Bayern als neunte Lieferung der von Sybel und Sickel herausgegebenen Kaiserurkunden. Grauert preist selbst in der erwähnten Selbstbiographie diese glückliche Fügung und bekennt: „In den Denkmälern Roms, in seinen wissenschaftlichen Schätzen und unter dem italienischen Himmel ist mir eine neue Welt aufgegangen.“ Hier eröffneten sich ihm auch Einblicke in die Welt der Kardinäle und der hohen kirchlichen Prälatur. Diese genaue Kenntnis der Kurie und der ewigen Stadt mit ihren berühmten Villen Borghese, Doria-Pamphili, Ludovisi, ihren Archiven und Bibliotheken, ihren Museen und Kunstschätzen hat Grauert jene lebendige Anschauung von den Zuständen der Kurie und der italienischen Früh-Renaissance vermitteln helfen, die wir später bei vielen seiner Forschungen bewundern.

Nach seiner Rückkehr von Rom habilitierte sich Grauert im Sommersemester 1883 als Privatdozent für Geschichte mit der scharfsinnigen, trotz mancher Ablehnung seiner Auffassung für die Forschung richtunggebenden Arbeit über die Konstantinische Schenkung. Schon 1885 wurde er Ordinarius der Geschichte an der Münchener Universität. Damit waren Grauerts glückliche Lehr- und Wanderjahre abgeschlossen. Seine vielseitige und gründliche geschichtliche, besonders geistesgeschichtliche und juristische, hier namentlich staats- und kirchenrechtliche Durchbildung und sein römischer Aufenthalt hatten seinen wissenschaftlichen Weg vorgezeichnet und befähigten ihn, auf den mannigfaltigsten Gebieten der mittelalterlichen und neuesten Geschichte erfolgreich zu arbeiten.

Gemäß dieser Vorbildung und seiner geistigen Einstellung behandelte er mit Vorliebe Fragen der staatlichen und kirchlichen Verfassungsgeschichte und Politik sowie der Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Hieher gehören seine zahl-

reichen Studien über Geschichte der Papstwahl, der Verwaltungsorganisation und der Zustände an der mittelalterlichen römischen Kurie, seine Kaisersagen und politischen Prophetien, seine Forschungen über Männer des Mittelalters und der Frührenaissance: Gunther der Eremit, Johann von Toledo, Heinrich der Poet, Nikolaus von Cues, Savonarola, Petrarca und namentlich über Dante. Grauert zählte zu den besten deutschen Kennern und Erforschern über Dante und die kirchenpolitische Traktatenliteratur des 14. Jahrhunderts. Freilich hat er sein Spezialwissen und seine Quellensammlungen hierüber auch nicht annähernd veröffentlicht, sodaß ein großer Teil seines Wissens mit ihm der Wissenschaft verloren ist. Es wäre ein großer Gewinn, wenn diese noch nicht herausgegebenen Sammlungen und Vorarbeiten Grauerts bearbeitet und herausgegeben würden. Ebenso wäre eine Zusammenfassung seiner wichtigsten in Zeitschriften, besonders im Historischen Jahrbuch, in den Historisch-politischen Blättern, im Hochland und der Allgemeinen Rundschau zerstreuten Abhandlungen und Aufsätze in Buchform sehr erwünscht. — Grauerts Stärke lag weniger in der schönen abgerundeten Darstellung und der Zusammenfassung fremder Forschungen als vielmehr im Aufrollen neuer Probleme, der Aufzeigung überraschender geschichtlicher Parallelen und der scharfsinnigen, mit Aufgebot eines staunenswerten gelehrten Apparates durchgeführten Beweisführung. So stellen seine beiden Abhandlungen „Magister Johann von Toledo" und „Magister Heinrich der Poet in Würzburg und die römische Kurie" eine wissenschaftliche Fundgrube ersten Ranges für den mittelalterlichen Historiker dar.

Neben weiteren Arbeiten auf dem Gebiete der mittelalterlichen Urkundenforschung und -Edition behandelte Grauert Fragen der auswärtigen Politik bis herunter zu den Ursachen des Weltkrieges. Neben der mittelalterlichen Kaisergeschichte beschäftigten ihn die „Anfänge der Regentschaft in Bayern" sowie die Entwicklung der groß- und kleindeutschen Idee und die deutsche Studentenbewegung des Jahres 1848, der er eine bedeutsame Schrift: „Schwarz-rot-goldene und Schwarz-weiß-rote Gedanken an den deutschen Universitäten" (München 1916) widmete. Besonders im letzten Jahrzehnt seines Lebens wendete er sich immer mehr der Erforschung neuzeitlicher Probleme zu. Wie viele seiner mittelalterlichen Forschungen, so brachte er auch gerne jene der Neuzeit mit einzelnen typischen Vertretern in Zusammenhang. So beschäftigten ihn aus dem Gebiete des 19. Jahrhunderts Männer wie Josef Görres, Franz X. Kraus, Waitz, Denifle, in deren literarischen Porträts er die in ihnen verkörperten Zeitströmungen am liebsten behandelte. Gemeinsam mit Karl Theodor von Heigel gab er von 1891 bis 1900 die „Historischen Abhandlungen" heraus, zumeist Münchener Doktordissertationen.

Grauert war nicht nur ein hervorragender, bis zuletzt mit einem wahrhaft staunenswerten Gedächtnis begabter, arbeitsfreudiger Gelehrter und Forscher von selten tiefem und ausgebreitetem, jederzeit präsentem Wissen. Seine Hauptbedeutung beruhte in seiner segensreichen, ihm Herzensbedürfnis gewordenen, 40 Jahre lange geübten Lehrtätigkeit an der Münchener Universität, mit der er innig verwachsen war und an deren Spitze er 1915/16 als Rector Magnificus stand. Hier wirkte er als gefeierter, äußerst anregender, für Studenten und Kollegen allzeit hilfsbereiter Lehrer. Durch seine begeisterten und Begeisterung weckenden Vorträge hat er in tausenden seiner Zuhörer die Liebe zu Wissenschaft und Vaterland entzündet und hunderte seiner engeren Schüler im Historischen Seminar in streng methodischer Schulung das kritische Rüstzeug der Geschichtswissenschaft handhaben gelehrt und zur Erforschung der reinen geschichtlichen Wahrheit, nicht etwa einer engherzigen konfessionellen Geschichtsauffassung, erzogen. Am besten gibt diese von ihm auch immer geübte Anschauung wieder sein ihn als Forscher wie als aufrichtigen edlen Menschen ehrender, Licht und Schatten gerecht verteilender Nachruf auf P. Denifle.

Bei all dem war Grauert, in der Diaspora aufgewachsen, ein Mann von tiefer und aufrichtiger Frömmigkeit, der es verstand, Glauben und Wissen in einer höheren Einheit zusammenzufassen. Seine katholische Weltanschauung verhalf ihm so recht dazu, die Probleme des mittelalterlichen Geisteslebens tief zu erfassen. Dabei war er bei aller Ueberzeugungstreue von milder Toleranz gegenüber gegnerischen Anschauungen. Bei seiner Einstellung war es natürlich, daß Grauert ebenso wie sein Freund Georg von Hertling alle wissenschaftlichen Bestrebungen der deutschen Katholiken lebhaft und aus innerer Ueberzeugung förderte. Seine Anschauungen über die Bedeutung der Wissenschaft und höheren Bildung für das geistige, aber auch für das praktische Leben und die Notwendigkeit größerer Beteiligung des katholischen Volksteils am akademischen und höheren technischen Studium sowie dessen besserer Vertretung an den Hochschulen legte er dar in der Schrift: „Der katholische Wettbewerb um die höhere Bildung und moderne Gesellschaft". Seit 1877 Mitglied der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" wurde er 1889 deren stellvertretender und nach dem Tode seines gleichgesinnten Freundes, des Grafen Hertling, 1920 deren erster Präsident. Als solcher brachte er noch im Herbst 1922 dem ihm vom internationalen katholischen Gelehrtenkongreß München 1900 her bekannten jetzigen Papst namens der Görresgesellschaft seine Huldigung dar, die Pius XI. großherzig durch Hingabe einer bedeutenden Spende für die Görresgesellschaft erwiderte. Von Anfang an war Grauert bei der Leitung des Historischen Jahrbuches teils als Herausgeber, teils als Oberleiter und Berater namentlich der sonstigen geschichtlichen Veröffentlichungen dieser Gesellschaft tätig, neben dem genannten Jahrbuch der „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte", die nach anfänglichem Mißtrauen sich bald eine geachtete Stellung in der Fachwelt eroberten. Grauert lehnte es ab, wie er selbst einmal sagte, sich die gelehrte Welt vorzustellen unter dem Sinnbild zweier feindlicher, nach Konfessionen geschiedener Heereslager, die sich unablässig bekämpfen. Im Historischen Jahrbuch konnten schon seit seiner Gründung auch protestantische Forscher neben den katholischen das Wort ergreifen. — Außerdem gehörte Grauert auch noch dem ständigen Zentralkomitee der deutschen Katholikenversammlungen als Vorstandsmitglied an und war Vorsitzender des von ihm gegründeten Albertus-Magnus-Vereins in Bayern zur Förderung bedürftiger, begabter katholischer Studierender der weltlichen Fakultäten.

Die Anerkennung dieses Wirkens blieb nicht aus. Die Wissenschaft ehrte den Verblichenen durch Aufnahme als ordentl. Mitglied in die Bayerische Akademie der Wissenschaften (1899) und in die Münchener Historische Kommission (1901), deren Präsident er zuletzt war, sowie durch Entsendung in die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae. Die Universität Löwen hatte ihn seit langem zum Ehrendoktor ernannt. Staat und Kirche zeichneten ihn durch hohe Orden und Würden aus, so König Ludwig III. mit dem Titel eines Geheimen Rats und mit dem Kronenorden, womit der persönliche Adel verbunden war.

Beinahe fünf Jahrzehnte hat Grauert in München gelebt, war innig verwachsen mit der Stadt, ihren Bestrebungen und ihrer Bevölkerung. Mit Recht durfte er öfter von sich sagen, er, der geborene Preuße, sei auch ein guter Bayer und Münchener geworden. Darüber hinaus war er jederzeit ein guter Deutscher.

Als Historiker, der Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen versucht, und warmherziger Vaterlandsfreund war Grauert seit seinen Jünglingsjahren, als er die Sehnsucht des deutschen Volkes, die Reichsgründung und das neue Kaisertum erlebt hatte, politisch rege interessiert, wenngleich er nie in die staubige Arena praktischer Politik herunterstieg. Doch zeugen seine häufigen rednerischen Darlegungen im engeren politischen Kreise der Münchner Mittwochabend-Gesellschaft der Bayerischen Volkspartei, deren Vorsitzender er bis zum Schlusse war, wie seine in manchen bedeutsamen historisch-politischen Reden und Abhandlungen niedergelegten abgeklärten Anschauungen voll reifen Urteils von seiner unzweifelhaften praktischen politischen Begabung. Immer stellte er den gerade behandelten Gegenstand in die großen geschichtlichen Zusammenhänge und eröffnete weite Ausblicke.

Mit allewdem war Grauerts Wirksamkeit noch nicht erschöpft. Im Vereinsleben akademischer wie bürgerlicher katholischer Korporationen Münchens stellte er sich trotz seiner vielfachen Arbeitsbürde gerne als glänzender und gediegener Festredner zur Verfügung. Außerdem öffnete der feingebildete Weltmann von gewinnender innerer Vornehmheit bereitwillig jungen und alten ehemaligen Schülern und Freunden, aber auch sonstigen Vertretern des geistigen, künstlerischen und vornehmen Münchens sein gastliches Haus, das unter der Leitung seiner liebenswürdigen Gattin, einer Tochter des Geheimen Rates Eugen von Regenauer in Karlsruhe, einen der ersten Mittelpunkte edler Geselligkeit, namentlich der katholischen Kreise der bayerischen Landeshauptstadt bildete.

Grauert war eine bis ins Alter stets tätige Natur. Noch am Tage vor seinem Tode hielt er eine Vorstandssitzung der Görresgesellschaft ab. Wohl hatte das Alter in den letzten Jahren seine Gestalt stark gebeugt, seinen Geist, sein Temperament und seinen Tätigkeitsdrang hat es nicht zu beugen vermocht. Bis in

die letzten Tage beschäftigten ihn Pläne zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten.

Grauert war eine opferbereite lodernde Flamme, die sich bis zuletzt im Dienste der Allgemeinheit verzehrte. Seine vielseitige Inanspruchnahme beeinträchtigte zwar die völlige Entfaltung seiner auch so noch reichen wissenschaftlichen Tätigkeit, aber der verschwenderisch von ihm ausgestreute Samen wird hundertfältige Frucht bringen. Alles in allem: in ihm ist eine ausgesprochene Persönlichkeit von seltenem Geist, Wissen und Charakter aus dem Leben geschieden, deren Verlust die Wissenschaft und das katholische Deutschland nur schwer verwinden wird.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebertragung von F. R. von Lama, Füssen.

Se. Eminenz Kardinal van Rossum hat kürzlich unter dem Titel „Aan mijne Katholieke Landgenooten" seinen holländischen Landsleuten und Glaubensgenossen über die Fahrt berichtet, welche ihn vorigen Sommer durch die nördlichen Länder Europas geführt hat. Sie trug den Charakter einer Missionsreise und dieser Gesichtspunkt ist auch in der Schilderung durchwegs ausgedrückt und festgehalten. Daher ist diese von allgemeinem, katholischem Interesse und wird dem Leserkreise der Allgemeinen Rundschau auch im Hinblick auf die hohe Stellung, die der hochwürdigste Verfasser in der kirchlichen Hierarchie bekleidet, sicher doppelt willkommen sein.

F. R. von Lama.

I.

Nach meiner mit dem ganz besonderen und manchmal sichtbaren Segen vollführten Reise nach den Missionen in Dänemark, Island, Norwegen, Schweden und Finnland drängt es mich, einen Gedanken auszuführen, der sich mir während der Fahrt mehrmals einstellte, nämlich auch euch, meine lieben Landsleute, an den Freuden, mit denen der Gott alles Trostes auf dieser Missionsfahrt mein Herz erfüllt hat, teilnehmen zu lassen, um dann mit allem Freimut und in aller Liebe ein apostolisches Wort an euch zu richten.

Vor allem ist es mir Herzensbedürfnis, warmen Dank denen auszusprechen, die mich in die Lage versetzt haben, eine so wichtige Reise auszuführen, nicht weniger aber auch den vielen, die mich mit ihrem innigen Gebete begleiteten und dadurch einen so früchtereichen Erfolg ermöglichten. In der Tat gereichten, Dank Gottes unendlicher Güte und seines Segens, meine unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter gestellten Bemühungen dem Missionswerk in jenen Ländern zu großem Nutzen.

Den Missionären flößten sie neues Leben ein, entfachten ihren brennenden Eifer, stärkten ihren großherzigen Opfergeist und trugen zur Einheitlichkeit in ihrem Wirken und ihren Absichten bei.

Den Katholiken brachten sie Trost und Belebung, Mut zu mannhaftem Bekenntnis ihres Glaubens und zu getreuer Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. Alle fühlten sich froh und gehoben durch das neugestärkte Bewußtsein, daß auch sie dem heiligen, weltumspannenden Werke unseres Herrn Jesus Christus und seines Stellvertreters auf Erden, des Papstes in Rom, angehörten.

Vielen Irregeleiteten taten sich die Augen auf, vielen, die da suchten, wurde der Weg gezeigt, zahllose Herzen und Seelen wurden der heiligen Kirche nähergebracht und so mancher wurde wieder der Wahrheit gewonnen. Kurz, jede Mission empfing einen mächtigen Antrieb, und Gott weiß, wie viele diesem unserem Besuche die Kenntnis der Wahrheit verdanken.

Unsere Fahrt brachte uns zuerst nach

Dänemark

und in dessen so wichtige Mission. Gott sei gelobt! Die heilige Kirche hat hier in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Die Hauptstadt — Kopenhagen — zählt in gut abgegrenzten Pfarreien sechs katholische Kirchen mit entsprechendem Pfarrer und außerdem noch sieben öffentliche Kapellen, größtenteils mit eigenem Priester.

Unter diesen Kirchen ist eine der schönsten die vom hl. Sakramente, erbaut von unserem holländischen Baumeister Jan Stuyt. Sowohl wegen ihrer herrlichen, ausgezeichnet zur Geltung gebrachten Lage, wie durch die geschickte Umgehung aller lichtraubenden Hindernisse und nicht zuletzt durch ihre eigenartige Architektur zieht sie ganz besonders und verdientermaßen die Aufmerksamkeit auf sich. Außer Kopenhagen besitzt Dänemark noch weitere 27 Missionsposten mit Kirche und Priester und auch unter diesen Kirchen findet sich manche, die auf die Schönheit ihrer Linien und Formen stolz sein kann.

Neben den Kirchen zählt Dänemark noch viele Schulen und Spitäler. All diese Schulen sind privat mit ausgesprochen katholischem Charakter in Unterricht und Erziehung, jedoch nicht ausschließlich für katholische Kinder.

Nun ist für die Gesinnung der Nichtkatholiken die Tatsache höchst bemerkenswert und bezeichnend, daß nicht selten protestantische Eltern darauf bestehen, ihre Kinder in die katholischen Schulen schicken zu wollen und ganz und gar damit einverstanden sind, daß sie katholisch erzogen werden und zur katholischen Religion übertreten. Der Grund, der sie dazu drängt, ist, daß in den protestantischen Schulen zumeist zwar viel geschieht, den Kindern eine möglichst große Summe von Kenntnissen beizubringen, ihre religiöse und sittliche Erziehung aber vernachlässigt wird. Infolge dieses Besuches katholischer Schulen durch protestantische Kinder geschieht es nicht selten — insbesondere gelegentlich der ersten hl. Kommunion oder der Firmung der Kinder —, daß auch die Eltern selbst übertreten.

Auch die Spitäler und die Krankenpflege tragen nicht wenig zum Fortschritte der katholischen Kirche bei. Nicht etwa, daß die Schwestern die lutherischen Kranken nötigen, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Daran denken sie nur in ihrem Gebete zu Gott. Dem Kranken gegenüber vermeiden sie mit peinlichstem Zartsinne alles, was auch nur im entferntesten als Manöver von Proselytismus erscheinen könnte. Immerhin, Dank ihrer mütterlichen Besorgtheit, der Frucht ihrer echt christlichen Liebe, und oft auch infolge der an schweren Opfern reichen Pflege der Kranken, die, den Kopf voll der unglaublichsten Vorurteile, das Spital betreten, klären sich und schwinden nach und nach viele törichte, vorgefaßte Meinungen; manches Herz wird gewonnen und so für das Wirken des Missionärs der Boden bereitet.

Eines der angesehensten und bevorzugtesten Spitäler Kopenhagens ist das der katholischen Schwestern. Sowohl wegen seiner vollkommenen Organisation, wie auch wegen der aufmerksamen, liebevollen Pflege, die es bietet, erfreut es sich des besten Rufes und wird auch von Nichtkatholiken vorgezogen.

Während unseres Aufenthaltes in Kopenhagen und auf unserem Besuche der verschiedenen Missionsposten in Dänemark hatten wir zahlreich Gelegenheit, uns über die Gesinnung der Bevölkerung und über die Hoffnungen Rechenschaft zu geben, die man für die katholische Kirche dort hegen darf. Welches ist nun unser Urteil?

Die katholische Kirche ist in Dänemark sehr angesehen. Die gesamte Presse — die wie in allen nördlichen Ländern außerordentlich verbreitet ist — gab anläßlich unseres Besuches in Worten tiefer Ehrerbietung und herzlichen Willkomms gegenüber unserer Person unzweifelhafte Beweise ihrer hohen Achtung und Verehrung für die katholische Kirche. Ueberall bezeigte das Volk dem Vertreter der Kirche Wohlwollen und Hochachtung; nie äußerte sich auch nur das geringste Anzeichen von Mißachtung, Geringschätzung oder Unehrerbietigkeit. Ohne Ausnahme bekundeten uns hochstehende Personen einschließlich des Königs selbst ihre lebhafte Befriedigung über unseren Besuch, den sie als eine Ehre für ihr Land betrachteten, und ihre Wertschätzung für die katholische Kirche, die sie bewundern, wie nicht minder auch für den Papst in Rom, den sie ehren und aufrichtig schätzen.

In allen Gesellschaftskreisen, insbesondere aber in denen der Intelligenz, vollzieht sich sowohl hier wie bei den anderen skandinavischen Völkern mehr und mehr eine Loslösung von der sogenannten Reformation. Man fühlt, daß der Protestantismus, von welcher Form oder Richtung auch immer er sei, keine Kirche mit einem einigenden Bande ist; man sieht immer klarer und deutlicher, daß er keine reinen Grundsätze besitzt; man erkennt, daß er keinen sicheren Weg durch das Leben weist und zu weisen vermag, und man sucht daher und strebt nach etwas, das hier auf Erden eine feste Stütze und eine sichere Richtschnur zu bieten imstande ist.

Alle jene also, deren Blick nicht durch den Nebel des Rationalismus oder des Modernismus getrübt ist, richten in ernstem Sinnen das Auge wieder auf die alte Mutterkirche, die durch die Jahrhunderte hin unversehrt und unveränderlich in Lehre und Kult sich bewahrt hat. Dadurch erklärt sich jene

wohlwollende Gesinnung für die katholische Kirche, die mit der Gnade Gottes ganz gewiß reiche Bekehrungsfrüchte zeitigen wird.

Ein reiner Zufall möchten wir sagen, wenn es auf dieser Welt einen Zufall gäbe und nicht alles von der göttlichen Vorsehung geleitet würde, bewies in wunderbarer Weise, was in Herz und Seele jenes Volkes vor sich geht; es war ein Anlaß dafür, daß sich jene gute Gesinnung offen bekunden konnte und Früchte trieb.

Zu Odense war für den Kardinal die Erlaubnis erbeten worden, die schöne Kathedrale aus der katholischen Zeit und die Reliquien des hl. Knut, die dort verwahrt sind, zu besuchen. Der Küster jener Kirche geriet in größte Verlegenheit und, vielleicht weiß Gott welche Folgen befürchtend, gab er das Ersuchen an den Pastor der Kirche weiter. Doch auch dieser wagte nicht, seine Zustimmung zu einem wenn auch noch so unschuldigen Besuche zu geben und er erwiderte, wir müßten persönlich bei ihm vorstellig werden und darüber verhandeln. Aus verschiedenen Gründen und auch weil es ungeziemend war, daß wir erst das erbitten sollten, was jedem anderen ohne weiteres gestattet ist, beschlossen wir, auf den Besuch zu verzichten, obwohl er unser heißer Wunsch gewesen war. Um uns dafür zu entschädigen, begaben wir uns, ohne uns weiter Gedanken darüber zu machen, nach der katholischen Kirche, und einige Augenblicke vor den wenigen, kleinen Reliquien des heiligen Königs niederknieend, baten wir ihn um seine Fürsprache vor Gottes Thron für die Bekehrung seines teuren Dänemark; dann verließen wir Odense und setzten unsere Reise fort. Doch siehe da, sobald sich die Nachricht von der uns zuteil gewordenen Behandlung verbreitete, begann sich sofort eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke zu erheben. Eine wahre Sintflut von Mißbilligungen und sogar Wut entlud sich. Blätter aller Richtungen und Farbe griffen die Sache auf, jeden Tag kamen neue Artikel und das Wunderlichste war, daß alle Zeitungen ohne Ausnahme jene Verweigerung verurteilten und die Partei des Kardinals ergriffen und oft in höchst bezeichnender Weise ihre Gedanken äußerten: „Was?“ sagten die einen, „wenn wir nach Rom kommen, finden wir nicht nur alle Kirchen mit ihren Schätzen und Reliquien, sondern sogar den Vatikan selbst offen, sodaß jeder von uns ihn besuchen kann; und hier wagt man, einem Kardinal Schwierigkeiten zu machen, eine Kirche zu betreten und die Reliquien unseres heiligen Königs Knut zu besuchen?“ — „Wir müssen uns schämen“ — schrieben andere — „über eine solche Verweigerung; die Kirche wie auch die Reliquien gehören den Katholiken; ihnen wurde alles unrechtmäßig weggenommen. Und nun auch noch dies, daß ein Kardinal, der durch seinen Besuch unserem Lande so hohe Ehre erweist, sie nicht einmal besuchen darf!“ — „Wenn sich unsere protestantischen Pastoren derart aufführen, treiben sie ihre Schafe gewaltsam in die katholische Kirche!“

Und tatsächlich wandten sich verschiedene Personen, wie uns später während unserer Reise berichtet wurde, ausschließlich infolge dieses Zwischenfalles an den katholischen Klerus, um sich in unserem heiligen Glauben unterrichten zu lassen. So weiß die göttliche Vorsehung auch die geringsten Vorkommnisse zum Besten und zum Heile der unsterblichen Seelen zu verwenden.

O, wie manch tiefer Seufzer entrang sich meinem Herzen! Gäbe es in Dänemark mehr Priester und könnte man über größere materielle Mittel für Schulen und Kirchen verfügen, welch glänzender Zukunft ginge die Kirche dort entgegen! Und ???

„In kurzer Zeit“, so versicherte mir der neue, überaus eifrige apostolische Vikar Msgr. Brems, „könnte ich hier 50000 Katholiken zählen, wenn ich nur Geld und Priester hätte!“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Friedhofmauer.

Von Clemens Heydkamp.

Ueber die Friedhofmauer schaue ich ins Land.

Kleine Leute arbeiten in ihren Schrebergärten. Alt und Jung. Ungewohnte Arbeit. Im Schweiße des Angesichts.. Auf Schuttboden dünne Humusschicht. Es wird keine große Ernte geben. Aber, Abwechslung, Erwartung, Hoffnungen, bescheidene Träume. Etwas Gemüse und einige Blumen für den grauen Alltag.

Auf der Landstraße vor dem Friedhofportal vorbei sausen die Räder und Autos und rattern die Lastwagen. Die Menschen hasten und hetzen. Zeit ist Geld. Welt ist Unrast.

Hier aber ist Ruhe, hier ist Friede — —

Ich trete von der Mauer zurück und wandele unter den ernsten Bäumen zwischen den Gräbern. Hier ist Friede. Ihnen ist wohl. Hier tun die Menschen nicht mehr einander weh. Die Atmosphäre ist nicht voll von Unwahrhaftigkeit und Feindseligkeit und Friedlosigkeit. Hier ist Friede. Und hier, bei den Toten, versteht man am besten den Sinn des Lebens: Wir haben hier keine bleibende Stätte.

Wir sollen eingedenk sein, mahnt uns Kardinal Newman, daß dies Leben kaum etwas mehr ist als etwas Zufälliges in unserm Leben, kein bleibendes Stück von uns, die wir unsterblich sind; daß wir unsterbliche Geister sind, unabhängig von Zeit und Raum, und dieses Leben war nur eine Art Schaubühne, auf der wir einige Zeit zu spielen haben.

Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen . . . Die Hülle ist gefallen, das Spiel ist aus. Ihr Leben ward abgeschnitten, wie es bei Isaias (38, 12) heißt, wie der Weber den Faden abschneidet, und das Haus ihres Leibes zusammengerollt wie ein Hirtenzelt. Aber die Seele schwebte hinauf zur Höhe, zur Sonne, zum Licht..

Die meisten Menschen gehen nicht gern über einen Friedhof. Sie mögen an den Tod nicht erinnert sein, und so denken sie auch niemals recht nach über das Leben. Und doch bemerkt Fr. W. Foerster nur zu wahr: Es ist immer tief tragisch, wenn der Mensch erst in der Stunde des Scheidens begreift, was eigentlich der Sinn des Lebens und was wahre Lebensweisheit ist. Die Wahrheit sollte nicht erst unsere Todesstunde, sondern unser ganzes Leben segnen — darum sollte sie am Anfang und nicht erst am Ende unseres Weges stehen.

Leben ist, sagt Novalis, der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Tod ist Endigung und Anfang zugleich.

Wie mögen wohl die stillen Schläfer, auf deren Ruhestätte ich gedankenvoll niederblicke, an ihrem Teil den Sinn des Lebens erfaßt haben? — —

Der lärmende Verkehr auf der Chaussee geht weiter. Lange Staubfahnen folgen den Kraftwagen. Arbeiter streben schnellen Schrittes ihren Behausungen zu. Und die Familien in den Gärten packen die Gerätschaften zusammen — Feierabend.

Wieder glitt ein Erdentag ins Meer der Unermeßlichkeit, der Unendlichkeit, der Ewigkeit — ein Tag aus der Zahl auch unserer Tage.

Ein neues Buch über Katharina Emmerich.[1]

Von Sanitätsrat Dr. M. Braubach, Köln.

Der Emmerichbund feierte in den vergangenen Wochen in zahlreichen Versammlungen den hundertjährigen Gedächtnistag des Hinscheidens der gottseligen Anna Katharina Emmerich, gestorben am 9. Februar 1824 zu Dülmen i. Westf. Der Bund hat das Bestreben, die Verehrung der im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Augustinerin und die in weiten Volkskreisen vorhandene Bewegung zur Erreichung ihrer Seligsprechung zu fördern. Demselben Zwecke dient das kürzlich erschienene Buch: „Die Herrgottsseele“ von M. Kreuser. Verfasser hat keine nüchterne Biographie geschrieben, sondern „wir wollen“, wie es im Vorwort heißt, „erbauen, nicht erzählen, noch forschen; wollen Gott weisen, eine begnadete, heldenmütige Seele zeigen, die aufs Letzte geht.“ Er gibt uns ein Lebensbild der frommen Ordensfrau und macht bei allen Geschehnissen und Schickungen in ihrem Leben auf das wunderbare Walten Gottes und seine Führung aufmerksam. Gott hatte Anna Katharina nach seinem heiligen Ratschluß zu ganz besonderer Aufgabe auserkoren. Ihr Lebensweg sollte ein Kreuzweg sein. Abstammend von schlichten, armen Bauersleuten lernte sie schon in Kindsheitstagen Not und Entbehrung kennen. Ihren

[1] Martin Kreuser: Die Herrgottsseele. Aus dem Leben und der Schatzkammer der seligen Anna Katharina Emmerich. 1923. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Einsiedeln, Waldshut, Straßburg i. E., Köln a. Rhein. Geb. 4 M.

sehnlichen Wunsch, abgeschieden von der Welt im Kloster nur Gott zu dienen, sah sie auch nach vielen Jahren und nach Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten in Erfüllung gehen. Doch selbst im Kloster stellten sich bald Kummer und Sorgen ein. Von Krankheit, körperlichen Schmerzen und Seelenleiden heimgesucht, mußte sie noch dazu von seiten mancher ihrer Mitschwestern, die sie verkannten, Vorwürfe, Tadel und Zurücksetzung hinnehmen. Die Stigmatisierung, mit der Anna Katharina von Gott begnadet wurde, wurde von vielen als Betrug ausgegeben. Die bischöfliche Behörde in Münster beauftragte mehrere Priester und Aerzte, eine genaue und strenge Prüfung der Stigmen vorzunehmen. Die demütige Dienerin Gottes unterwarf sich dem willig in Gehorsam gegen die kirchliche Obrigkeit. Betrug wurde nicht gefunden; wohl aber erkannte man, daß es sich hier um Gottes Werk handelte.

Einige Jahre später brachte eine Königlich Preußische Untersuchungskommission Anna Katharina aus ihrem Heim nach dem Hause des Hofkammerrates Mersmann. Fern von ihrer gewohnten Umgebung sollte sie dort als Betrügerin entlarvt werden. Wohl hatte sie von seiten der mit der Untersuchung betrauten Personen eine harte und rücksichtslose Behandlung zu erdulden, aber die Feststellung von Lüge und Betrug konnte nicht erbracht werden.

In den folgenden Jahren nahmen Krankheit und Schwäche immer mehr zu, so daß die fromme Dulderin ihr bescheidenes Korbbett kaum mehr verlassen kann. Doch bei allem Kreuz und Leid ist Anna Katharina ganz ergeben in Gottes hl. Willen, beseelt von innerem Frieden, süßem Trost und überreicher Glückseligkeit, verbunden in mystischer Vereinigung mit ihrem himmlischen Bräutigam, dessen Wundmale sie zu tragen gewürdigt ward. Doch wozu alle diese Leiden und Opfer? „Es ist", wie der Verfasser sagt, „der große geheimnisvolle Gott, der das Problem, die große Tiefe, die drängende Kraft und den verborgenen, nur persönlich erlebbaren Lohnfrieden des Sühneleidens vor uns enthüllt." Anna Katharina sollte sühnen, sollte sühnen für andere. — Ihre reine Seele bedurfte so schwerer Buße nicht. — Die Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution hatten die Welt Gott entfremdet. Unter Priestern und Laien gab es viele, die pflichtvergessen und abtrünnig geworden. Dazu waren Papst und Kirche von dem mächtigen Korsen hart bedrängt. Die Herrgottsseele sollte da sühnen durch ihr Gebet, sühnen durch ihre geduldig ertragenen Leiden, sühnen durch ihre Arbeiten und ihr Wohltun. Sie sollte beten und sühnen für die Sünder und die in Irrtum Geratenen, sie sollte beten für die Rettung des Papstes und die bedrohte Kirche, sie sollte auch büßen für die leidende Kirche im Fegfeuer. Die Gott ergebene Dienerin verzehrte sich, dem Beispiele ihres göttlichen Erlösers folgend, in Gehorsam und Liebe zu Gott, in Liebe zum Nächsten.

Die Veröffentlichung Kreusers ist als eine Bereicherung der Emmerich-Literatur freudig zu begrüßen. Mit tiefreligiösem Empfinden ist das Buch geschrieben; in eingehender, aber auch für den Laien leicht verständlicher Form ist die Erscheinung des „mystischen Doppellebens" näher erläutert und erklärt. Eine fesselnde Darstellung verbindet sich mit formvollendeter Sprache. Möge das Buch recht viele Leser finden, möge es der demütigen Dulderin, der Herrgottsseele neue Freunde und Verehrer gewinnen.

Vom Büchertisch.

Das ewige Märchen. Die schönsten deutschen Märchen, erzählt und gedeutet von F. Schrönghamer-Heimdal. Verlegt bei Michael Laßleben, Kallmünz 1923. Kl. 8° 177 S. Pr. br. 1.50, geb. 2.50 *M.* — Dieser Märchenband wird in erster Linie bedeutsam durch seine charakteristische Auffassung der Märchenwesenheit in Wortlaut und Deutung. Wie sehr dem Verfasser beides am Herzen liegt, zeigt gleich die „Es war einmal..." überschriebene längere Einführung. Der bekanntlich sein Vaterland und Volk heiß liebende Autor stellt sich hier nicht etwa schroff zu den Vertretern der altgermanischen Romantik. Er weiß selbstverständlich sehr wohl, daß die auch von Jakob Grimm getragene Anschauung, das Märchen sei Rest der Götter- und Heldensage eines Volkes, sich nicht als stichhaltig bewähren konnte. Hinsichtlich der germanischen Götter- und Heldensage liegt vielmehr klar, daß wohl sie Züge des Märchens aufweist, nicht aber dieses solche von ihr. Auch hat die immer weiter dringende und tiefer schürfende vergleichende Märchenforschung festgestellt, daß die altindische Literatur Urformen unserer Märchen umschließt, die später dann der Buddhismus „geistlich" in Legenden wandelte; ferner: daß eine noch größere Anzahl uns vertrauter Märchen dem alten Aegypten entstammt, um 2000 v. Chr. Die Ungebundenheit des Märchens an bestimmte Zeit und Art erklärt leicht die verhältnismäßig rasche Uebertragung von Volk zu Volk. — Sicher, das alles wußte unser Dichter sehr genau. Dennoch trifft uns aus seiner Darstellung ein nicht zu verkennender Klang altgermanischer Romantik, wenn er betont: Unsern Vorfahren sei die Welt von innen her gewachsen; in der Durchdringung der Doppelkräfte Sinn und Seele zur Einheit der Lebensführung seien sie uns ewige Vorbilder, wie sie denn ja auch im Leben schon Christen gewesen wären, ehe sie es durch den Glauben geworden. — Das erscheint denn doch zum mindesten sehr hoch gegriffen, selbst wenn wir beim Verfasser den Gedanken an die Uroffenbarung als ihn hier bestimmend voraussetzen. Was Schrönghamers Ergebnis der Märchendeutung betrifft, so sagt er selbst im Schlußwort, er dürfe sich nicht vermessen, der Weisheit letzten Schluß dargeboten zu haben. Diese Bescheidung kann nicht überraschen bei einem Manne, der ersichtlich darauf ausgeht, in uns, in seinem ganzen Volke die Seele zu wecken für möglichst selbständiges Aufsuchen und Auffinden durchseelter Gesamt- und Einzelmärchenweisheit. Jedenfalls gebührt ihm warme Anerkennung für sein ehrliches, sinnig-liebevolles Hinstreben zu den letzten Tiefen eines poetisch-ethischen Volksschatzes, der nicht verloren gehen darf; für seine (im jeweiligen Märchen) auch sprachlich schön eingekleidete bedeutsame Anregung, die wahrscheinlich weite Kreise ziehen wird. — Schrönghamer-Heimdal sieht in allen Märchen Lebensbilder, Seelengemälde, und zwar derart, daß es sich in den verschiedenen „Figuren und Erscheinungen" der jeweiligen Erzählung immer um dieselbe eine Seele handelt, die darin ihr eigenes Schicksal spielt. Dadurch kann freilich die Auslegung bisweilen verzwickt werden, zumal für die Jugend, an die sie sich doch genau so unterstrichen wendet wie an das Alter. Immerhin: Wer sich einmal fest auf des Verfassers Deutungsweise eingestellt hat, folgt ihm zunehmend unschwer. Mir persönlich tut es leid um das von ihm straff aufrecht erhaltene Prinzip der absoluten Selbsterlösung der Seele. Fraglos: Jede Seele hat an ihrer Erlösung mitzuwirken. Aber ebenso fraglos: Gottes Gnade steht zuvorderst. Welcher christliche Gedanke aber liegt z. B. bei Märchen wie Dornröschen und Schneewittchen näher als dieser: daß nicht die betreffende Seele selbst, sondern der Königssohn den Erlöser eben dieser Seele versinnbildlicht? Und zwar der göttliche Königssohn, der Weltheiland Jesus Christus? — So werfen sich Fragen auf, ohne vielleicht zu ausgesprochenen Einwendungen gerechnet werden zu wollen. Ich selber schließe meine schlichte Bewertung mit dem Danke an den Dichter, den wir alle ihm schulden. Mit Spannung dürfen wir seiner Weiterführung des begonnenen Werkes entgegensehen.

E. M. Hamann.

Die Totenmaske. Novelle von Ferdinand Künzelmann. Wiesbaden, Hermann Rauch. 1923. 8°. 48 S. Geb. 1.80 *M.* — Ein erschütterndes Buch. Ganz schlicht in seiner äußeren Aufmachung: Titel in bescheiden goldener Abhebung von schwarzer Einkleidung. Man schlägt das dünne Bändchen auf, sieht die alte Habsburg in Schwarzdruck — und vermutet — vielleicht. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls blättert man nicht vor, sondern beginnt sogleich zu lesen. Und spürt: Etwas von Künzelmanns Bestem. — Zwei Künstler stehen am Eingang der Handlung, die auf Madeira spielt. Der bedeutendere, halb Castilianer, halb Portugiese der Geburt nach, leidet unter dem Eindruck einer jäh abgebrochenen glutvollen Liebesleidenschaft. Nun fühlt er sich als weggeworfenen Handschuh, zugleich berechtigt zu schnöder Skepsis gegenüber Gott und Menschen, vor allem Frauen und Fürsten. Mit Ausschluß des Freundes, seines früheren Schülers. Der überragt ihn zurzeit seelisch, denn er ist sich Gottes gewiß und seines Glaubens. — Einst hat er den kranken jungen Kaiser ungesehen am Meeresgestade beobachtet: in losgelöstem Alleinsein. Das Gesicht befreit von dem rücksichtsvollen Lächeln für andere und jener Spannung, die letzte schwere Jahre ihm aufgedrückt. Wieder das reine, schöne junge Antlitz eines Menschen, der von der Welt und ihrer Tücke zu tiefst nichts weiß. Seitdem wurde der jüngere Künstler sein Anwalt gegen den älteren. — Der Kaiser stirbt, und die beiden Freunde folgen der Bitte, dem Geschiedenen für die beraubte Familie die Totenmaske abzunehmen. Der Tod hat den Zügen so sehr den Ausdruck des Erhabenen verliehen, daß der Skeptiker blitzartig erkennt: Er war ein Opfer, ein Träger unendlichen Leidens. Diese Erkenntnis adelt auch jenen und führt ihn zu Gott, dem verleugneten, zurück. — Im letzten Sommer las ich eine authentische Darstellung von fast nüchterner Sachlichkeit über des Kaisers letzte Lebenszeit, das ist deren Schlußteil nur im Resler aufgefangen. Möglich, daß mich dieses Buch für Künzelmanns Erzählung noch empfänglicher machte. Ich habe aber den Eindruck, daß die Novelle an sich unmittelbare Ueberzeugungskraft birgt. Möge sie denn ihre Mission erfüllen.

E. M. Hamann.

Der Verlag H. Rauch in Wiesbaden läßt in schmucken Bänden drei neue Lebensbilder erscheinen: 1. **Eine Lehrmeisterin der Caritas.** Frei nach dem Englischen von G. v. Frentz-Gemmingen. Geb. 3.15 *M.* — Schwester Rosalia aus dem Orden des hl. Vinzenz v. Paul (Johanna Rendu 1787—1856) ist wirklich eine Lehrmeisterin barmherziger Nächstenliebe. Mit einigem Widerstreben begann ich die Lebensgeschichte dieser französischen Ordensschwester zu lesen. Aber von Blatt zu Blatt fühlte ich mich mehr gefesselt. Hier fand ich nichts von der gefürchteten weichlichen, süßlichen Frömmigkeit. Männliche Energie in glücklichster Harmonie mit weiblichem Zartgefühl, tatkräftiges Leben in der Nachfolge des Heilands zeichnet diese ganz eigenartige Frau aus, die einen fast unglaublichen Einfluß auf das reiche und arme, vornehme und tiefstehende Paris ausübte: Kaiser und Kaiserin, Minister, Gelehrte, Bittsteller aus allen Schichten des Volkes drängten sich in ihrem Sprechzimmer. St. Vinzenz mag wenige unter seinen Töchtern haben, die so ganz seinen Geist in sich aufnahmen und nach ihm lebten. — Warum blieb das S. 93 erwähnte Titelbild weg? — 2. **Die hl. Theresia.** Ihr Leben, Wirken und Charakter mit einer Blütenlese aus ihren Schriften. Von J. B. Knor. Geb. 3.15 *M.* — Der großen Heiligen von Avila wendet sich heute wieder die Aufmerksamkeit weiter Kreise zu. So gedrängt auch die hier gebotene Lebensgeschichte und das entworfene Charakterbild sind, sie lassen doch deutlich und scharf genug erkennen, daß hier eine der merkwürdigsten Frauen der Kirche vor uns steht, eine Frau, in der sich echte Frauenhaftigkeit aufs innigste vermählte mit männlicher Stärke und heldenhafter Gesinnung. Das Bild, das der Verfasser von der Heiligen zeichnet, weist trotz seines engen Rahmens alle wesentlichen Züge auf. Sehr zu begrüßen ist die beigegebene Blütenlese aus den Schriften der Heiligen. Möge sie viele anregen, sich in die Gesamtausgabe der Schriften Theresias zu vertiefen! — 3. **Der hl. Ignatius von Loyola.** Von P. Antonio Astrain S.J. Aus dem Spanischen übersetzt von Prof. Dr. theol. Emil Weber. Geb. 3. 90 *M.* — Am gleichen Tage mit Theresia wurde ihr nicht minder bewunderungswürdiger Landsmann Ignatius von Loyola heilig gesprochen. Es ist ein Verdienst Webers, daß er durch die Uebersetzung der von P. Astrain bearbeiteten Lebensgeschichte des Heiligen unsere verworrene Zeit auf einen Führer hinweist, der wie wenige andere geeignet ist, den Weg zu neuen Aufstiegen zu zeigen. Die vorliegende Lebensbeschreibung hat den Vorzug strenger Geschichtlichkeit. Unter Ausschluß aller legendären und erbaulichen Zutaten bietet sie nur völlig beglaubigte Tatsachen. Trotzdem wirkt das Lebensbild aber keineswegs ermüdend und trocken, sondern fesselt den Leser in hohem Maß. Eine Beigabe von charakteristischen Aussprüchen des Heiligen und einigen Briefproben hätte das Buch noch wertvoller gemacht.

Alphons M. Rathgeber.

Johann Christoph von Preysing, ein Kulturbild aus dem Anfang des 30jährigen Kriegs, von Dr. Joseph Sturm, Archivar. München

1923. Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., Verlagsgesellschaft m. b. H. — Das Buch ist dick und gespickt mit historischen Einzelheiten, die alle mit der peinlichen Akribie des geschulten Fachhistorikers belegt sind. Und doch habe ich es von der ersten bis zur letzten Seite in einem Zuge gelesen und zwar mit Genuß gelesen. Daß einen der sonst doch nicht allzu bekannte alte churbayerische Gesandte Johann Christoph von Preysing so bei der Lektüre seines Lebens packen kann, verdankt er doch nur seinem Biographen und zwar deswegen, weil der Biograph die Grenzen der Biographie bewußt und glücklich überschreitet. Nicht bloß, daß der Verfasser aus der Lebensbeschreibung ein Kulturbild macht; er stellt noch dazu das Kulturbild ins Licht der Gegenwart, indem er besonders das auszeichnet, was den Gegenwartsmenschen interessiert. Und zwischen der Zeit des 30jährigen Krieges und unseren Jahren gibt es wahrlich Vergleichspunkte und Parallelen genug. Aber auch der Historiker der Religionskriege nach der Reformation wird mit dem Werk viel gewinnen, sowohl an Einzelkenntnissen, wie vor allem an Verständnis für Charakter und Handlungen Kurfürst Max I. von Bayern. Jedenfalls wünsche ich dem Verfasser und der erlauchten Familie Preysing Glück zu dem Buche. So, meine ich, wie diese Schrift, müßte eine moderne Biographie überhaupt aussehen.

Dr. P. Erhard Schlund, O. F. M.

An heiligen Feiertagen. Festtagspredigten für die heranwachsende, insbesondere die studierende Jugend, von Prof. Paul Sommers, Münster, Regensbergsche Buchhandlung, 1922. — Sommers, gut eingeführt durch seine schon in neuer Auflage erschienenen Predigten „Um den Lehrstuhl Christi geschart" (Paderborn 1922) gibt hier auf Drängen seiner Standesgenossen auch Festtagspredigten heraus, die sich dem ersten Bande der Sonntagspredigten würdig an die Seite stellen. Wirkt auch manches stark doktrinär, so wird doch namentlich der Religionslehrer viel Stoff aus dem Buche entnehmen können und deswegen die Sammlung begrüßen. Denn an Standespredigten für die heranwachsende Jugend besteht gewiß kein Ueberfluß. Aber auch jeder andere Jugendbildner wird das Buch mit viel Nutzen gebrauchen.

Dr. P. E. Schlund, O. F. M.

Warum katholisch und nicht „evangelisch"? Von Th. Mönnichs S. J. 5.—15. Tausend. Mit Genehmigung der geistl. Obrigkeit. Kevelaer 1923. Verlag Joseph Bercker. 0.50 ℳ. — Der Umgang mit Protestanten, besonders in der Diaspora, führt oft zu religiösen Auseinandersetzungen. Dabei treten die Protestanten meist sehr selbstbewußt auf und die Katholiken lassen sich mehr als gut ist, imponieren. Einige Schlagfertigkeit können ihnen Schriften beibringen wie die von Mönnichs. Sie hat die Form des Streitgespräches und behandelt die wichtigsten Unterscheidungslehren. Beiderseitige Theologen würden manches anders erörtern, aber das Büchlein ist absichtlich für den Durchschnittslaien verfaßt. Ihm kann es eine gute Waffe sein.

Joseph Riedhammer.

Wissen und Glauben. Magazin für volkstümliche Apologetik. Monatsschrift zur Pflege der katholischen Weltanschauung. Herausgegeben von Franz X. Fischer, im Verlag Karl Ohlinger, Mergentheim a. d. Tauber. — Wir stehen am Vorabend eines neuen Kulturkampfes. Mächte der Finsternis wollen wieder ausholen zu einem starken Schlag gegen jene Kirche, die von Christus zur Hüterin göttlicher Wahrheiten bestellt ist. Da gilt es für alle Katholiken, sich zu wappnen, um die hinterhältigen Angriffe sieghaft abzuwehren. Gutes, treffliches Rüstzeug finden wir in der Monatsschrift „Wissen und Glauben". Die Pflege der katholischen Weltanschauung hat sie sich zur besonderen Aufgabe gesetzt. Als ein Magazin volkstümlicher Apologetik bezeichnet sie sich. Und das 1. Heft des neuen 21. Jahrganges beweist wiederum, daß in der Tat „Wissen und Glauben" ein Waffenmagazin ersten Ranges für den Verteidigungskampf um die katholische Weltanschauung bedeutet. Auf den Inhalt des neuesten Hefts kann ich nur kurz hinweisen. Dr. Hans Rost zeigt in einem tiefgründigen Aufsatz: Der Kampf um die Wahrheit in Deutschland, dem weitere unter dieser Ueberschrift folgen sollen, wie der Zug nach der Wahrheit mit den Vorurteilen gegen den Katholizismus in nichtkatholischen Kreisen gründlich aufräumt. Und diese erfreuliche Tatsache wird erläutert an der Einstellung, die bedeutende protestantische Gelehrte auf Grund ihrer Forschungen gegenüber dem katholischen Mittelalter haben nehmen müssen. Franz X. Fischer, der verdienstvolle Herausgeber unserer Zeitschrift, schreibt „Zur neuesten Philosophie" und befaßt sich mit den positivistischen Theorien des Physikers Ernst Mach. Eine Untersuchung über die inneren Beziehungen zwischen „Mystik und Apologetik" gibt P. Greg. v. Holtum aus dem Prager Benediktinerkloster. Ferner: Darwins Stellung zum Gottesglauben, von Dr. Johannes Bumüller; die „Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen", von Chefredakteur Dr. K. J. Herz; Prophetendienste, von Stadtpfarrer Ströbele usw. Eine Bücherschau beschließt das Heft. Alles in allem genommen: In „Wissen und Glauben" besitzt das katholische Deutschland eine Zeitschrift, die in den 20 Jahren ihres Bestehens nicht nur einen vollen Beweis für ihre Lebensfähigkeit gegeben hat. Ihr Bestehen ist vielmehr in dem heutigen Kampf der Geister so bitter notwendig, daß sie in jeder katholischen Familie gelesen werden sollte. Der äußerst geringe Preis, Jahrgang einschl. Zustellung 5.60 Goldmark, das Einzelheft 50 Goldpfennige, ermöglicht auch dem Minderbemittelten den Bezug. Vor allem möchte ich die Zeitschrift in den Händen unserer katholischen Akademiker wissen. Und dabei habe ich gerade unsere jungen Akademiker im Auge.

Martin Apel.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Kommstunde, ein Schicksalsspiel in 3 Bildern von Leo Weismantel. Uraufführung im Prinzregententheater. Die Psychologie, in deren immer feinere Verästelungen einzudringen lange in der Zielrichtung unserer zeitgenössischen Dichtung lag, wird von jüngeren Dichtern als die Zerstörung der großen Linie erkannt. Deren Einstellung ist nicht auf das Individuelle, sondern auf das Typische gerichtet. Der Dichter will nicht mehr als ein mehr oder minder überragender Zeitgenosse sein individuelles Weltbild vor einem Publikum verschiedenartiger und widersprechender Grundanschauungen hinstellen, er will gleichsam der Sprecher sein, der der seelischen Not seiner Volksgemeinschaft Worte verleiht. Erst der Krieg und der nationale Zusammenbruch habe, so führte Dr. Weismantel in einem auf Einladung des Bühnenvolksbundes gehaltenen Vortrage aus, in ihm die völkische Not zugleich als die eigene und die eigene als die völkische erfassen lassen; so seien seine ersten dramatischen Versuche, besonders Die Reiter der Apokalypse, Der Wächter unter dem Galgen und der Totentanz entstanden als Schreie aus volkshafter und aus eigener Not. Im Totentanz, den uns die Bayerische Landesbühne vor einigen Monaten im Odeon vorführte, sind die Empfindungen der Kriegszeit in die Formen des mittelalterlichen Mysterienspieles gezogen. Ich habe seinerzeit die Vorzüge dieser beachtenswerten Dichtung dargelegt, indes blieb doch für mein Gefühl ein Rest didaktischer Kühle, der sich, aus der Erinnerung betrachtet, eher vermehrt hat. In der Umsetzung des ethischen Gedankens in das Reindichterische bedeutet die Kommstunde einen bedeutungsvollen Fortschritt. Der Dichter stellt sich auf den Boden seiner Heimat, eines abgelegenen Dorfes im Rhöngebirge. Dort sei, wie Weismantel in dem erwähnten Vortrage darlegte, in den ortsüblichen Spinnstundenabenden allwöchentlich eine Stunde gewesen, die Kommstunde, die dem auf Ruf und Widerruf sich gesellenden Liebenden ganz allein gehört habe, nicht zu unordentlicher Freiheit, sondern zu freier eigener Bewährung in Anerkennung und Achtung des natürlichen, sittlichen, göttlichen Gesetzes des Lebens. Denn das ehrbare Verhalten sei von den Alten und Liebenden, selbst von der Gemeinschaft des Dorfes scharf bewacht, und Verfehlungen hart, durch öffentliche Abzeichen, die die Schuldigen tragen mußten, und durch Verachtung geahndet worden. Der Brauch habe also dem Gesetz der Liebe gegolten, der Gesetzesfreiheit, aber auch dem Gesetzeszwang, über den die heutige Gesellschaft sich hemmungslos hinwegsetze, während sie anderseits den Irrenden und Sündigen kein Verstehen und Verzeihen, keine helfende und keine die Schuld und ihre Last als eigene empfindende und daher mittragende Liebe entgegenbringe. — Das Stück währt vom Juli 1914 bis zum November 1918. Während die jüngeren die Kommstunde noch ohne Wissen des Kommenden genießen, ist Melanie Eck von grauender Ahnung des Zukünftigen erfüllt. Schwer lastet auf der Bäuerin auch eine Schuld ihrer Jugend. Immer weckt die Kommstunde von neuem die Erinnerung an die Stunde, da Gregor Schlachter sie verführt hat, obwohl sie, seit Johannes Eck sie freite, diesem stets treu gewesen ist. Ich möchte fast die Figur des „Gregor Schlachter, des Ehebrechers" nur symbolisch nehmen, obwohl sich dies nicht in allen Szenen durchführen läßt. Man könnte sagen, die Angst, schutzlos zu sein, wenn der Gatte in den Krieg zieht, läßt die Vergangenheit wieder Gestalt annehmen. Dazwischen werden die einzelnen Typen der Kommstunde uns zum Erlebnis, das erste Paar — die Gottgesegneten, das zweite — die Buhlschaft der Sünde, die Verlassene und endlich „Mechtild, die noch nicht Erweckte", an deren Ohr die Bitten ehrlicher Liebe nicht dringen, bis es einem Verführer gelingt, sie ins Garn zu locken. Ueber dieser Gestalt, die Therese Pricken sehr fein und zart verkörperte, liegt ein Hauch wehmütiger Poesie. Gregor Schlachter ruft Melanie Eck. Dies ruft nicht nur bei ihrem Manne, sondern bei der ganzen Dorfgemeinschaft Bestürzung hervor. Sie schwört, daß sie immer eine treue Ehefrau gewesen ist. Die Erschütterung der Kriegserklärung lenkt von dem Familiendrama ab. Sehr fein in der Stilisierung hat der Spielleiter Stieler die Sammlung der dem Kriegsruf Folgenden durch einen gewissen gleichförmigen Rhythmus der Bewegung gestaltet. Die Masse formt sich zur Einheit, in der die Einzelnen nur Glieder sind und zu der auch Widerstrebende mitgerissen werden. Es liegt freilich etwas Düsteres, Schwerlastendes, Drückendes über der Szene. Der Dichter sieht vom düsteren November auf den Juli zurück und sieht nicht mehr die Sonnenstrahlen der Hoffnung, die glühenden Farben der Begeisterung, die den Ausziehenden voranleuchten. Auch der zweite Akt ist reich an Szenen, in denen das Gedankliche und Symbolische zu packender Bildhaftigkeit gestaltet ist. Anderes bleibt herber und erschließt sich schwerer dem Verständnis; so ist fraglos der Narr, welcher den Krieg ableugnet, weil er unmittelbar von ihm nichts sieht, eine sehr fein gesehene Figur, in der gewissermaßen Torheiten der Kriegszeit im Extrakt gegeben werden. Herr Höfer wußte die Figur von banalem Naturalismus fernzuhalten, ihr fast etwas Spukhaftes in E. Th. A. Hoffmanns Manier zu geben. Melanie Eck gelangt durch die Abwesenheit ihres Mannes immer mehr in den Bann Gregors, aber erst die Zweifel des auf Urlaub heimgekehrten Mannes lähmen ihren Widerstand. Ihr Gatte, der zuletzt als Gespenst ihr in den Weg tritt, wäre trotz gräßlicher Verwundung lebend geblieben, hätte sie im Geist sich nicht von ihm abgewendet; das ist der mystische Grundgedanke dieses Aktes. Der letzte Aufzug bringt das Ende des Krieges. Die Müden wollen nichts mehr als Frieden. Sie glauben nicht, daß die Durchbrechung der eisernen Mauer Sklaventum bedeute, sondern meinen, daß auf der anderen Seite Brüder seien, die nur durch eisernen Zwang kämpften. Zu diesen Ideen brüderlicher Aussöhnung gesellt sich schrankenlose Genußsucht. Die schimpflichen Abzeichen der Dirne und des Fahnenflüchtigen werden in Verwirrung der Begriffe zu Ehrenzeichen umgelogen und die Menge wütet gegen diejenigen, welche Reinheit und Ehre hochhalten! Wenn sich nun in der Kommstunde Melanie aus Mitleid dem unwürdigen Gregor hingibt, so erscheint mir hier der Dichter in die etwas dünne Luft einer Problematik zu gelangen, in die ich mich nicht voll einzufühlen vermag. Als Melanie zum Bewußtsein kommt, daß ihre Hingabe für Gregor nichts weiter als Sinnenlust bedeutete, sticht sie ihn nieder. Sie selbst

fällt durch einen Gewehrschuß des Narren. Ein Schluß, aber kein Ende. Ein plumper Zufall endigt so das Ganze. Die Sterbende umstehen Kindergestalten, denen die Aufgabe zufällt, die aus den Fugen gegangene Welt neu aufzurichten. Gespielt wurde außerordentlich gut. Stielers Leitung, sonst zumeist mehr dem Rationalistischen zugewandt, vermochte auch dem Mystischen starke Bildkraft zu geben. Die Szene stellte die Front eines langgestreckten Bauernhauses dar, das durch die Betonung seiner vereinfachten Linien trotz des Strohdaches einen fast antiken Charakter bekommt. Nur zweimal tun wir einen Blick in das Innere, in dem durch geschickte Beleuchtungskünste die Wand verschwindet und wir die um einen großen Tisch gruppierte Dorfgemeinde erblicken. Alle Veränderungen im Anblick des Bühnenbildes sind durch die malende Wirkung des Lichtes bewirkt. Schon im Auftakt der Schnitter und der Mädchen war eine Rhythmisierung von Schritt, Geste und selbst des Tones erreicht, die, dem Chor der Antike nicht unverwandt, gleich die Abkehr von der Wirklichkeitsdarstellung scharf ausprägte. Hilde Herterich gab der Melanie eine starke Innerlichkeit. Ulmer fand für die schlichte Gradlinigkeit des Ehemanns überzeugenden Ausdruck und Zäpfel gab dem Gregor einen dämonischen Zug. Die zahlreichen Nebenfiguren waren aufs Glücklichste in das Gesamtbild eingefügt. Das ausverkaufte Haus spendete sehr herzlichen und langen Beifall. Mit den Darstellern konnten Dichter und Spielleiter oftmals erscheinen. Ein Erfolg also? Gewiß, dennoch glaube ich, daß eine gewisse Herbheit der Form bei manchem Zuschauer den völligen Kontakt zum mindesten noch hindert. Das Publikum ist mehr an das Individuelle gewohnt, als an das Typische und im Bühnenbild mehr an das Stimmung gebende, Malerische, als an das Plastische. Hiermit soll gegen das Werk an sich nichts gesagt sein, dessen Wert für die Entwicklung des modernen Dramas unser jüngst verstorbener Generalintendant noch erkannt hatte.

Wohltätigkeitsabend im Palais Ludwig-Ferdinand. Zu Gunsten der Säuglingsfürsorge fand ein musikalisch-literarischer Abend statt, zu dem Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern den Festsaal ihres Palais zur Verfügung gestellt hatten. Wenn sonst bei Wohltätigkeitsveranstaltungen der Zweck ganz hinter die gebotenen künstlerischen Genüsse zurücktritt, so unternahm es hier Dr. Mich. Gg. Conrad, die Frage der Säuglingsfürsorge von hoher, religiöser und ethischer Warte zu behandeln und in seiner von starkem Empfinden durchglühten Beredsamkeit Weckrufe an die zu richten, welche diese für die Zukunft des Volkes so wichtige Frage allein auf dem wirtschaftlichen Gebiete glauben lösen zu können. Die künstlerischen Darbietungen waren in Wort und Ton in der Hauptsache auf Goethe eingestellt. Elisabeth Seefried gab Lyrik und Balladen, zwei Gretchenszenen aus Faust, die Mignonlieder aus Wilhelm Meister, die Wirkung in die Ferne u. a. m. Vom anmutig beschwingten bis zu den schwereren Sehnsuchtstönen, vom schlicht malenden Stimmungsgehalt bis zu den Akzenten der Leidenschaft, immer traf sie die Klangfärbung, die zu unserem Herzen dringt. Nichts ist schwerer, als Verse zu sprechen, die ein jeder kennt, deren Wirkung dadurch vielleicht abgenutzt ist. Der Rezitator, der neues bringt, hat schon in dem reinstofflichen Interesse eine Stütze. Die Wiedergabe des Bekannten erfordert vollendete Künstlerschaft. Frl. Seefried durfte es wagen, auf den Anreiz des Neuen zu verzichten. Sie erntete wieder stürmischen Beifall. Nicht minderen Erfolges durfte sich Kammersänger Julius Gleß von der Staatsoper erfreuen, der, von Dr. Rohr feinsinnig begleitet, Schubert, Hugo Wolf und Löwe sang. Die hohe Klangschönheit seiner Mittel und die künstlerische Kultur seines Vortrages sicherten stärkste Eindrücke.

Aus den Konzertsälen. Hans Pfitzner gab mit dem Konzertvereinsorchester einen Abend, in dessen Mittelpunkt sein neues, hier noch nicht gehörtes Klavierkonzert stand. Das Werk hinterließ einen sehr starken Eindruck sowohl in seinen ernsten, wie in seinen von Heiterkeit durchsonnten Teilen. Diese Musik trat wohl jedem nahe durch die Stärke der Empfindung, die in ihr flutet. Formal strebt Pfitzner hier nicht nach neuen Pfaden; dabei spricht aus jeder Note die Eigenpersönlichkeit dieses tiefen, deutschen Meisters. Walter Gieseking, der schon bei der Dresdner Uraufführung am Flügel gesessen, spielte sie mit hoher Vollendung. Besonders erfreulich wirkte die innige Verschmelzung mit dem von Pfitzner geführten Orchester. Der Abend begann mit Beethovens 8. Symphonie und schloß mit der Tannhäuser-Ouvertüre, die der gefeierte Künstler mit dem ganzen Einsetzen seines großen Könnens dirigierte.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine Klopstock-Ausstellung wird von der Hamburger Universität anläßlich des 200. Geburtstages des Dichters (am 2. Juli) vorbereitet. — In Wien soll eine wesentliche Verschärfung der Theaterzensur eingeführt werden, da die Zahl der Stücke, die das sittliche Empfinden der Bühnenbesucher zu verletzen geeignet sind, zunimmt. — „Der gefesselte Prometheus" von Aischylos wurde in einer Nachdichtung von Carlo Philip in Augsburg uraufgeführt. Die Wiedergabe durch die Bayerische Landesbühne wird sehr gerühmt. Die Aufführung war indessen ungewöhnlich schlecht besucht. — „Jürg Ohrt", ein dramatisch-phantastisches Gedicht von Magnus Bonnichsen, fand in Hamburg nur laue Aufnahme. — In Mannheim wurde die Oper Alkestis von Hofmannsthal, Musik von Egon Wellesz, uraufgeführt. Diese Musik wird von einem Teil unserer Jugend als die Musik der Zukunft angesprochen. Wellesz komponiert die einzelne Stimme streng tonal, aber er verwendet mit großer Folgerichtigkeit verschiedene Stimmen in verschiedenen Tonarten nebeneinander. Ein namhafter Kritiker schreibt: „Ablehnung gegenüber einem so adeligen Werke tut weh. Wir kennen das Schicksal Eduard Hanslicks, aber es wäre feige und unwürdig, wollten wir uns mit faulen Phrasen um die Aufrichtigkeit herumdrücken. Die Wiedergabe erfordert viel vom Spielleiter; es gilt alles zu lösen in stilisierter Bewegung, aus Einzelbewegungen zusammen- und emporwachsend zum großen, mitreißenden Gestus der Masse." Die Aufführung wird außerordentlich gerühmt. Als zweite Oper wurde das Wunder der Diana gegeben. In diesem Werke zeigt sich Wellesz noch als Suchender, der seine eigene, innere Form noch nicht gefunden hatte und bewegt sich in sehr verschiedenen Stilen.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Rücktritt Poincarés hatte in Finanzkreisen keinen Augenblick Hoffnungen erweckt, sondern wurde sogleich als Farce bewertet. Die Sachverständigen-Verhandlungen nehmen nicht den von uns so dringend zu wünschenden Fortgang, ja es dürfte kaum mehr zu bezweifeln sein, dass die Pariser Umwelt die Arbeiten in einer uns nicht zuträglichen Weise beeinflusst. So können wir über mancherlei Anzeichen der Besserung der industriellen Lage uns nicht so freuen, wie dies unter anderen Umständen der Fall wäre; denn bei einem schlechten Ergebnis in der Reparationsfrage wären all diese Anstrengungen nur ein Zwischenspiel. Auf dem in Berlin tagenden Reichsverband der deutschen Industrie und der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände ist es ohne jede Bemäntelung offen betont werden, dass unsere Wirtschaft in wenigen Wochen vor der schwersten Krise stehe, ohne eine rasche und glückliche Lösung der Reparationsfrage. Die mit so gewaltigen Anstrengungen errungene Stabilisierung unserer Währung wäre dann wieder schwerer Erschütterung ausgesetzt. Das Gesamtfehl der deutschen Staatsfinanzen hat sich in der letzten Dekade um 63 Millionen Goldmark verringert. Diese Besserung ist auf den Eingang grösserer Steuereinzahlungen und auf nachträgliche Vergütungen für einmalige Februarsteuern zurückzuführen.

Die Effektenbörse begann die Woche mit Kursrückgängen. Die Kreditkrise, die der Reichsbankausweis schildert, lässt keine Unternehmungslust aufkommen. Auch die weitere Steigerung des französischen Franc trug dazu bei, wenn die englisch-amerikanische Stützungsaktion ja auch keine dauernde Besserung der französischen Finanzlage gebracht hat, sondern nur die Abhängigkeit vermehrt. Der zweite und dritte Tag brachte eine kleine Befestigung, besonders in Montan-, Schiffahrts- und Petroleumwerten. Die beiden letzten Tage waren

wieder schwächer. In Berlin zeigte sich die Unternehmungslust zum Schlusse doch wieder etwas mehr angeregt. Die anderen Börsen, wie Frankfurt und München hatten indessen schwächere Tendenz. Das Angebot war nicht gross, aber es genügte, um kursdrückend zu wirken.

Das Gesetz über die Ausprägung der neuen Reichssilbermünzen ist am 21. März in Kraft getreten. Die Münzen dürfen, wie kurz erwähnt, nur in dem Masse in den Verkehr gegeben werden, als andere Zahlungsmittel diesem dauernd entzogen werden. Der Gesamtbetrag soll bis auf weiteres 5 Mark für den Kopf der Bevölkerung nicht übersteigen, er kann jedoch mit Zustimmung des Reichsrates und eines Ausschusses des Reichstages bis auf 10 Mk. erhöht werden. Niemand ist verpflichtet, mehr Münzen als im Gesamtbetrage von 20 Goldmark in Zahlung zu nehmen, dagegen nehmen die Reichs- und Landeskassen, sowie die Post und Eisenbahn jede Summe an. Das Mischungsverhältnis der Münzen beträgt 500 Teile Silber, 500 Teile Kupfer, der Prägegewinn des Reiches wird auf 240 Millionen geschätzt. Durch diese in ihrem Gehalt nicht vollwertigen Münzen könnte natürlich eine Inflationsgefahr entstehen, wenn nicht, wie oben gesagt, gleich hohe Summen anderer Zahlungsmittel des Reiches dem Verkehr entzogen würden. Auch die Rentenbank plante die Ausgabe von Silbermünzen; dies Projekt darf indessen nun als aufgegeben betrachtet werden.

K. Werner, München.

Einreise nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Es sei nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen, daß in Deutschland geborne Passagiere nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, soweit sie nicht amerikanische Bürger oder Angehörige der nachstehend näher erklärten befreiten bezw. bevorzugten Klasse sind, erst nach dem 1. Juli 1924 in den Vereinigten Staaten landen dürfen. Zur befreiten Klasse, deren Angehörige jederzeit nach den Vereinigten Staaten einreisen können, zählen berufsmäßige Schauspieler, Sänger, Künstler, Dozenten, Pfleger, Geistliche, Gymnasial- und Seminar-Professoren, Mitglieder der freien Berufe und anerkannt gelehrter Berufe sowie unter gewissen Voraussetzungen Hausangestellte, ferner Regierungsbeamte mit Familien, Angehörigen und Dienstboten, Durchgangsreisende, Geschäfts-, Vergnügungs- und Besuchsreisende sowie Personen unter 18 Jahren, die Kinder amerikanischer Bürger sind. Natürlicherweise müssen für die Zugehörigkeit zu einer dieser befreiten Klassen entsprechende Nachweise beigebracht werden. Die Angehörigen der befreiten Klassen erhalten auch jederzeit das amerikanische Einreisevisum, während die übrigen, also unter die sogenannte deutsche Quote fallenden Passagiere erst Aussicht haben, ab 1. Juni 1924 das Einreisevisum nach den Vereinigten Staaten zu erhalten. Der Norddeutsche Lloyd, Vertretung München, Briennerstraße 8 (Café Luitpold), Eingang Maximiliansplatz, nimmt jedoch jetzt schon Vornotierungen für Abfahrten nach dem 1. Juli 1924 vor und ist auch zu Auskünften über alle einschlägigen Fragen jederzeit gerne bereit.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 15 — München, 10. April 1924. — XXI. Jahrgang.

Nach dem Hitlerprozeß.

Von Dr. Otto Kunze.

In der Begründung des Urteils gegen Hitler und Genossen finden sich die Sätze: „Daß Sympathien mit den Angeklagten oder Antipathien gegen sie oder die unter Anklage gestellte Tat völlig außer Betracht zu bleiben haben, versteht sich von selbst. Aber auch politische oder staatsrechtliche Zweckmäßigkeitsgründe dürfen keinerlei Rolle spielen, selbst wenn durch den Rechtsspruch der Staat zum Schaden kommen sollte. Fiat justitia, pereat mundus.“ Was sich von selbst versteht, braucht eigentlich nicht ausdrücklich erklärt zu werden. Seit aber das Urteil bekannt ist, verstehen wir, warum dieser feierliche Absatz in der Begründung nicht fehlen darf. Um politische Verbrechen ist es überhaupt ein eigen Ding. Schon äußerlich ist das ersichtlich aus dem Umstand, daß ihretwegen niemand im Ausland verhaftet und an sein heimisches Gericht ausgeliefert wird. Und bei ihrer Wertung spielt nicht nur die Ueberzeugung von Recht und Unrecht mit, sondern auch die Schätzung der politischen Größe, gegen die sie gerichtet waren. Diese Schätzung entspricht wieder der politischen Gesamtanschauung. Ein überzeugter Republikaner wird über Hochverrat an einem Monarchen allenfalls sachlich kühl richten. Ein Nationaltscheche hat vormals einen Anschlag auf den Kaiser von Oesterreich vielleicht mit innerem Widerstreben abgeurteilt. Ein treu habsburgischer Richter wird im gleichen Fall seinen Abscheu vor Tat und Täter nur mit Mühe bezähmt haben. Es geht wohl über Menschenkraft, bei politischen Verbrechen Sympathien und Antipathien völlig auszuschalten. Auch die Zweckmäßigkeit für Volk und Staat wird unbewußt mitsprechen. Die politischen Prozesse der Geschichte bestätigen das selbst da, wo keine offenbare Rechtsverletzung vorliegt.

Was die rechtliche Seite anlangt, hätte sich also die Welt nicht weiter daran gestoßen, wenn das Münchener Volksgericht verhältnismäßig milde Strafen verhängte. Sie mußten sich nur im Rahmen des Gesetzes halten. Das gilt gerade noch vom Ausmaß der Festungshaft, nicht aber von der freigebig erteilten Bewährungsfrist. Denn die unerläßliche Erwartung künftigen Wohlverhaltens ist hier nicht gerechtfertigt. Sie ist glatt widerlegt bei Leuten, die sich ihres Hochverrats rühmen und nicht im geringsten den Schein vermeiden, daß sie auf der alten Bahn zu neuen Taten zu schreiten gedenken. Und erst der Sonderfall Ludendorff! Kann dem General nicht widerlegt werden, daß er am 8. November überrascht war und auf der Fahrt zum Keller nur an das berühmte verfassungsmäßige Reichsdirektorium Patentlösung Kahr-Lossow-Seisser dachte, so mußte er doch bei den weiteren Vorgängen im Saal merken, daß es sich um einen Staatsstreich handelte. Da gesteht ihm nun die Urteilsbegründung zu, er sei so ergriffen gewesen, daß er auf die Vorgänge um ihn kaum geachtet habe. Ludendorff brach nachher in die ordnungswidrigen Worte aus, er empfinde seinen Freispruch als Schande. Von seinem Standpunkt hat er recht. Ein Versagen der geistigen Spannkraft gerichtlich bestätigt zu erhalten, ist für den Mann, der vergessen machen will, daß er im September 1918 die Nerven verlor, ein moralischer Faustschlag. Das hinderte General Ludendorff jedoch nicht, schon tags darauf bei einer Bismarckfeier zu sprechen und auf all seinen verunglückten Theorien, z. B. von der ultramontanen Gefahr, zu bestehen. Die Deutschnationalen und den Jungdeutschen Orden, die ihm schüchtern Kulturkampf vorgeworfen haben, rüffelte er derb ab. Ludendorff wird reißend schnell Parteimann. Er hat heute mindestens dreimal soviel Gegner als vor dem Prozeß. Mag er nur als Spitzenkandidat der Völkischen in den Reichstag einziehen. Dann ist es bald so weit, daß neun Zehntel des deutschen Volkes nicht mehr Tannenberg in ihm sehen.

Lassen wir es als menschlich hingehen, wenn in einem Prozeß wie diesem Sympathien mit den Angeklagten und hoffentlich nicht ihrer Tat, aber doch ihrer politischen Grundrichtung mitsprechen. Wäre nur wenigstens zu beobachten gewesen, daß solche Menschlichkeiten nach besten Kräften eingedämmt wurden. Davon kann jedoch keine Rede sein. Wie die Angeklagten und Verteidiger weit über den Rahmen des Gegenstandes zum Fenster hinaus völkische und kulturkämpferische Hetzreden halten, wie sie die höchsten Staatseinrichtungen beschimpfen oder Belastungszeugen verunglimpfen durften, das setzt nicht mehr weitgehende Nachsicht, sondern eigentlich schon Befangenheit des Gerichts voraus. Ganz München ist ja derart befangen. Wer ein Hakenkreuz oder eine schwarzweißrote Schleife vorsteckt, kann hier jeglichen groben Unfug verüben. Die völkische Gewaltherrschaft ist soweit gediehen, daß zu den Reichsfarben schwarzrotgold, die überhaupt nicht gezeigt werden dürfen, jetzt auch die Farben weiß und blau in Acht und Bann geraten. Man muß gehört haben, wie gehässig von der angeklagten Partei wieder und wieder von einer weißblauen Broschüre gesprochen wurde, die ihnen äußerst unangenehm war.[1]) Man muß sich erinnern, daß Pöhner, der bei anderer Gelegenheit so gereizt auffuhr, der Aussage nicht widersprach, Bayern sei ihm gleichgültig, er kenne allein Deutschland. Nur dann wird verständlich, daß ein bayerisches Gericht in München einen Hochverrat so mild behandelte, der sich doch auch gegen Bayern richtete. Gegen den bestehenden Freistaat nicht minder als gegen eine mögliche Wittelsbacher Monarchie. Denn trotz aller scheinbaren Verehrung für Kronprinz Rupprecht war der Putsch des 8. Nov. nicht zuletzt wider eine bayerisch-monarchische Zukunft gedacht. Und wider den bayerischen Föderalismus! Hitler und Genossen rühmen sich ja, sie hätten Kahrs einseitig bayerische Pläne durchkreuzt. Dem Volk aber, das die Prozeßberichte verschlingt, demselben Volk, das sich durch den kleinsten Uebergriff des republikanischen Berlin in Siedehitze bringen ließ fehlt jedes Gefühl für die Fußtritte, die Landfremde und Landentfremdete seinem Nacken versetzen. Es regt sich nicht einmal merklich darüber auf, daß unterm Hakenkreuz der Haß gegen Kreuz und Kirche gepredigt wird und daß Papst und Bischof in einem bayerischen Gerichtssaal ungesühnt verleumdet werden. Mit welcher Schmach bedeckt sich das katholische München vor der katholischen Welt!

Die Urteilsbegründung verwahrt sich, vor Staatsrücksichten Halt gemacht zu haben. Fast könnte das eine Ironie sein. Denn dieser Prozeß hat auf alles mögliche Rücksicht genommen, bloß äußerst wenig auf den Staat. Das Wohl des Reiches hätte erfordert, daß die Hochverräter so gerichtet worden wären, daß ihnen und anderen die Lust zu neuen Verbrechen verging. Das Wohl des Staates Bayern hätte eine gründliche Auskehr der seit 1920 eingerissenen altpreußischen und neuvölkischen Verrottung erheischt. Mochten dabei eine ganze Reihe Vertreter dieses Staates, angefangen von den drei unzertrennlichen Italienreisenden, das politische Genick brechen. Es ist ein vergebliches Bemühen, den Schiffbruch des bisherigen bayerischen Kurses, der statt ins

[1]) Es handelt sich um die Schrift: Ludendorff in Bayern oder Der Novemberputsch. Von Veni Vidi. Veduka-Verlag, Dillingen. Preis 0,50 M. Der Umschlag ist weißblau.

großdeutsch-föderalistische Fahrwasser, ins kleindeutsch-machtpolitische Klippengewirr führte, weiter zu umnebeln. Das geschieht aber nicht allein in gewissen Wahlverbrüderungen, das geschah in unserem Münchener Prozeß. Die Kampfverbände haben sich ja erst in jüngster Zeit aus der gemeinsamen Front gelöst. Eine scharfe Beleuchtung ihrer Arbeit hätte weitreichende Folgen gehabt. Fiel ja schon der Schatten des Kapitäns Ehrhardt nur zu deutlich in den Lichtkreis der sparsamen Aufklärung. In diesem Sinn wurde die Beweisaufnahme so bald geschlossen. Das Gericht hat darauf verzichtet, den Knäuel von Hitlers Ehrenworten zu entwirren. Es ist den Plänen von Kahr, Lossow und Seisser nicht weiter nachgegangen. Es hat die Frage der Komödie im Bürgerbräukeller nicht geklärt, sondern den Angeklagten einfach zugebilligt, daß sie an die ernste Absicht der drei leitenden Männer geglaubt. Woher die Kampfverbände ihre reichen Geldmittel hatten, aus denen sie Herrn Kriebel und ihren sonstigen Beschäftigten hübsche Monatsgehälter in Schweizer Franken aussetzen konnten, ist überhaupt nicht untersucht worden. Und schonend glitt man über die vom Landtagsabgeordneten Schäffer enthüllte Tatsache hinweg, daß die Verteidigung von der Staatsregierung volle Begnadigung ihrer Mandanten zugesichert zu erhalten versuchte, um als Gegenleistung den Prozeß ohne Schaden für das Vaterland zu führen! Der 8. November sollte ein Zwischenfall gewesen sein. Auch außerhalb der Kampfverbände ist ja unter manchem schwarzweißroten Brustlatz noch nicht die Hoffnung erloschen, mit den Märtyrern der vierjährigen Bewährungsfrist bald wieder zusammenzuarbeiten. Das hieße freilich die Krankheit Bayerns bis zur staatlichen Auflösung fortschleppen.

Für das Ansehen Bayerns in Deutschland und Deutschlands in der Welt ist der Prozeß und sein Ausgang eine Niederlage. Wie schwach muß draußen eine Regierung erscheinen, die ihre inneren Feinde nicht unschädlich macht! Welchen Begriff gewinnt das Ausland von der deutschen Rechtsprechung! Besonders daß Ludendorff ganz frei ausgeht, wirkt geradezu wie eine Drohung mit dem Rachekrieg. Französische Blätter haben es bereits so aufgefaßt. — Fiat justitia, pereat mundus. Der Spruch stammt nicht aus dem Alten Rom, sondern aus dem Europa des 16. Jahrhunderts. Es ist auch weder die Welt, noch ein Staat an der Gerechtigkeit zugrunde gegangen. Vielmehr hat sich die Hemmung oder Verletzung der Gerechtigkeit auf die Dauer stets als verderblich erwiesen.

Weltrundschau.

Deutschland hat am 1. April der Botschafterkonferenz seine Antwort auf die letzte Note zur Militärkontrolle überreicht. (Vgl. Nr. 11 S. 157.) Sie schlägt vor, den umfangreichen Aufsichtsapparat sogleich und nicht erst nach einer neuen großen Untersuchung der deutschen Wehrkraft durch einen kleineren Ausschuß zu ersetzen, im ganzen jedoch die Kontrolle dem Völkerbund zu übertragen.

Wie Reichskanzler Marx einem amerikanischen Pressevertreter angab, befinden sich trotz Abbruch des passiven Widerstands noch etwa 1500 Deutsche in französischer oder belgischer Gefangenschaft. 40 sind nach Frankreich, 6 nach Belgien verschafft. Frankreich lehnt einen allgemeinen Straferlaß ab und läßt auch Untersuchungsgefangene seit 1 Jahr auf den gerichtlichen Austrag warten. In einzelnen Fällen handelt es sich überhaupt nur um Geiseln, deren Haft einen Druck auf die deutsche Rechtsprechung gegen Franzosen ausüben sollte, natürlich ohne Erfolg. — Seit neuestem fahnden die Besatzungsgewalten auf nationalistische Geheimbünde, überwachen die deutschen, früher aktiven und Reserveoffiziere und haben schon zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Auch eine Folge des Hitlerprozesses.

Das Reich hat die überhandnehmenden Reisen ins Ausland, besonders nach Italien, durch eine hohe Ausreisegebühr stark eingeschränkt. Desgleichen sind Bestimmungen gegen die Ausfuhr von deutschem Geld und Devisen ergangen.

Die bayerischen Landtagswahlen am 6. April ergaben einen bedeutenden Ruck nach den beiden radikalen Flügeln. Den größten Erfolg haben die Völkischen, die 492 000 Stimmen aufbrachten (Zählung bis 8. April). Die völkische Zunahme geht wesentlich auf Kosten der Mittelpartei (198 000), darnach der Bayerischen Volkspartei (920 000). Die Nationalliberalen erhielten 29 000 Stimmen. Sehr gelitten haben die Demokraten (Deutscher Block), die nur 74 000 Stimmen aufbrachten. Die Sozialdemokraten erhielten 434 000, Kommunisten 203 000 Stimmen. Der Bauernbund erhielt 207 090 Stimmen. Auf der Linken sind die Kommunisten stark angewachsen, durchwegs auf Kosten der Sozialdemokratie. — Der Volksentscheid ist negativ ausgefallen.

Die Zentrumspartei hat beschlossen, zur Reichstagswahl in allen vier bayerischen Wahlkreisen eigene Kandidaten aufzustellen. Der Grund liegt im Scheitern von Verhandlungen mit der Bayerischen Volkspartei. Das Zentrum verlangte Unterstützung der Zentrumskandidatur des bisherigen Abg. Hofmann (Ludwigshafen) in der Pfalz, wogegen es im rechtsrheinischen Bayern nicht für sich werben wollte. Die Bayerische Volkspartei schlug dies ab. Das letzte Wort in dieser Sache dürfte noch nicht gesprochen sein. Schnelles Urteil empfiehlt sich deshalb nicht.

Die württembergische Regierung ist zurückgetreten, weil ihre Abbauverordnung nicht angenommen wurde.

Das neue Kabinett Poincaré erhielt von der Kammer ein Vertrauensvotum mit 408 gegen 151 Stimmen.

Auch Polen saniert sich. Mit Hilfe eines Ermächtigungsgesetzes hat besonders der Finanzminister Grabski die Währungsreform eingeleitet und die Bank Polski gegründet, deren Grundkapital über alles Erwarten bereits zu 90 % gedeckt ist.

Die italienischen Kammerwahlen brachten einen Sieg der Faschisten.

Der Kampf um den Rhein.

Von Karl Heinrich Amrhein.

Kurze Zeit, nachdem der moderne Vertreter des uralten französischen Rheinannexionismus, Maurice Barrès, das Zeitliche segnete, wird auf der deutschen Abwehrfront ein großes Geschütz gelöst. Hermann Stegemann, der anerkannte Militärschriftsteller des Krieges 1914/18 gibt ein umfassendes Werk über den „Kampf um den Rhein" heraus.[1] Es war wohl ein zwangsläufiger Weg, der den genialen Erfasser des Weltkrieges von seiner 4bändigen „Geschichte des Weltkrieges" hin zum Zentralproblem, dem Rhein, führte. Gerade auf französischer Seite hat man nie verfehlt, dem Streben nach dem Rhein ein menschliches, wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Französischer Sprachrausch und französische Geste brauchten nur kleine Anstrengungen zu machen, um aller historischen Wahrheit zum Trotz Ansprüche aufzustellen, die an die Grenzfesten der Humanität rütteln. All diese dünne Gaze reißt die nüchterne Wissenschaft in Stegemanns Werk herunter.

Ueberwältigend ist das geschichtliche Beweismaterial, das seit Beginn der Geschichte bis in die letzten Tage beigebracht wird. Stegemann meistert die Sprache so, daß er beim eifrigsten wissenschaftlichen Vertiefen der behagliche Schilderer bleibt.

Der Glaube an die deutsche Zukunft geht vom Verfasser mächtig auf seine Leser über. Das ist ein großer Vorzug des Werkes, der besonders hervorgehoben zu werden verdient. Er bestätigt den alten Lehrsatz der Geschichte von ihren regulierenden Kräften. Er verlangt, daß wir das Buch warm allen Deutschen empfehlen, gleich welcher Partei oder welchen Standes.

Die erste große Erkenntnis ist die, daß der Rhein von den Römern bis zur Stunde das Zentralproblem Europas ist. Der Kriegsgeschichtsschreiber reißt mit wuchtiger Hand hier noch verborgene Zusammenhänge auf. Er zeigt, wie schon früh das Dardanellen- und Bosporusproblem zum Rheinproblem in Beziehung treten. Wie das Rheinproblem allmählig eine politische Machtfrage wird. Wie sich mit ihm die universalen Ideen des Mittelalters verknüpfen. Wie der Rhein die Schicksalsfrage Europas wird und alle Völker in seinen Bann zieht.

Köstlich sind die militärgeographischen Entwickelungen Stegemanns, die ihn in nüchterner Sachlichkeit das große, weite Stromgebiet als eine unteilbare Einheit darstellen lassen. (S. 3 ff.) Der Besitz des Landes verleiht von jeher jedem von Süden oder Westen kommenden Eroberer die Macht über die ganze Zone Mitteleuropas und somit die Vorherrschaft in der Welt, während der rechts des Rheins unmittelbar an seinen Ufern hausende Bewohner des Stromlandes bedarf, um frei und unabhängig zu leben. (S. 9.) Hier ist die Grundformel der deutsch-französischen Frage: Deutsche Lebensnotwendigkeit

[1] Hermann Stegemann, Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. Lex 8° (XI u. 664), Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. ℳ 14 oder 17.50 Schweizer Franken.

steht gegen französisches Wunschstreben. Dieses Problem läßt sich nicht wegdiskutieren. Der Rhein ist für Frankreich die Weltherrschaft. Aber eine herbe Tragik ruht in ihm: Die militärgeographischen Bedingungen des Stromgebiets lassen den Strom als Grenze nicht zu. Wer am linken Ufer erobernd steht, wird auf das rechte hinübergerissen. Wer auf dem rechten Ufer hält, wird, wie Caesar, Augustus, Ludwig XIV. Napoleon zeigen, bis an die Weser und Elbe vorgezwungen. Der Strom hat für den Fremden nur Wert als Operationsbasis, nicht Operationsendpunkt. (S. 217, 233, 238, 343.)

Erst unseren zeitgenössischen französischen Annexionisten blieb es vorbehalten, die Konstruktion eines Pufferstaates als eine Friedenslösung zu propagieren und damit um ein Haar Glauben zu finden. Die Geschichte entlarvt solche „Zwischenreiche" als untaugliches Mittel zur Lösung des Rheinproblems (Schicksal des Reiches Lothars und Burgunds) und als reine französische Annexionsverschleierung. Stegemann bringt viele Beweise dafür. So kommt er dazu, das Stromgebiet als Einheit im alten deutschen Besitz als eine Friedensbürgschaft und als den Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts zu bezeichnen.

Ich will nur einige der reichen Anregungen wiedergeben, die dem Buch unbedingt großen Wert für die politische Meinungsbildung unserer Tage geben: In allen Gestalten drängt Frankreich an den Rhein. England trieb sein Gleichgewichtsstreben immer wieder auf die deutsche Front im Kampf um den Rhein, bis es 1919 in Versailles seine traditionelle Politik begrub und diesen Fehler mit nie dagewesener Hilflosigkeit gegen Frankreich büßt. Frankreich ist in der Wahl seiner Mittel gegen den deutschen Rhein nie feinfühlig gewesen. Es hat den Verrat (S. 130, 197, 152 f., 164, 246, 269, 463 u. f. f.), gröbsten Bruch von Verträgen (Ludwig XIV.), falsche Rechtsgutachten (S. 144, 217, 248), gefälschte Schiedskammern, rücksichtslose Propaganda, wirtschaftliche Knebelung, Kontribution, planmäßige Landesverwüstung und was nicht alles in den Dienst seiner Sache gesetzt. Wie ein roter Faden zieht durch Stegemanns Werk die immer wieder von Frankreich ausgenützte deutsche Uneinigkeit. Es sollte zu denken geben, wie deutscher Partikularismus im Kampf um den Rhein immer wieder politische und militärische Gelegenheiten verpassen ließ. Der ohnmächtige deutsche Reichstag, das kopflose Reich des Mittelalters, die verbohrte Hausmachtpolitik der Fürsten sind dunkle Seiten im Kontobuch, das 1924 der leidende Rhein dem deutschen Volke vorlegt. Schon früh haben alle deutschen Stämme in glücklichen Augenblicken der Einheit um den deutschen Rhein gerungen. Sehr zeitig sind sogar die Brandenburger und Preußen in den Kampf um den deutschen Rhein getreten.[3]) Ja, das Ringen um den Strom wurde die Tragödie ganzer deutscher Völker, wie der Schweiz, des deutschen Elsasses (S. 272). Das Elsaß wird zum Sprungbrett der Hegemonie Frankreichs (S. 337). Friedrichs des Großen Kriege sind nur als das Ringen um den Rhein zu verstehen, ob er sich dessen bewußt war oder nicht. Eine große Würdigung widmet Stegemann in prachtvoller Darstellung Bismarck. Schlag auf Schlag dröhnt das diplomatische Geplänkel zwischen der napoleonischen Politik und ihm. Die Szenerie wird trübe. Das große Einkreisungsspiel beginnt. Die deutsche Politik häuft Fehler auf Fehler, bis sie sich schließlich im letzten Moment auch noch „in die Rolle des Angreifers hineinmanövrieren läßt". (S. 642.) Lloyd George hat Pitts Politik ins Gegenteil verkehrt. (S. 644) England gehört zu den Geschlagenen. Es steht vor einer Erscheinung, der es seit Ludwig XIV. nicht weniger als sechsmal begegnet, die aber fünfmal der deutsche Degen abgewehrt hatte. (S. 653.)

Die ganze Leidenschaftlichkeit Frankreichs in der Gier nach dem Rhein legt Stegemann sehr klar bloß. Man macht sich seine Gedanken darüber, wie es möglich ist, daß Frankreich die Welt so täuschen kann, indem es eine neue Idee menschlicher Fortentwicklung inbrünstig bejaht, sich das Verdienst daran zuschiebt und doch selbst sie erdrosselt. Wie sind im 20. Jahrhundert die 100000 Saarfranzosen Clemenceaus möglich gewesen? Ist der großen Welt das kleine Kartenflecken Rhein so nebensächlich? Dann ist es eine weitere ungeheuere Tragik, daß dieses kleine Flecken eine so europaumspannende militärgeographische Bedeutung hat.

[3]) Stegemann verschweigt anderseits nicht den Frieden von Basel, wo Preußen das linke Rheinufer preisgab. (S. 409.)

Die Gewandtheit und Oberflächlichkeit der französischen Sprache tun ein Uebriges, um der französischen Politik eine Haltung zu ermöglichen, die unter Menschen nur als unsittlich empfunden werden kann. Stegemann sagt da sehr glücklich: „Das politische Gedächtnis des Franzosen kennt keine Verzichte" (S. 149). Es gibt doch zu denken, daß die französische Revolution selbst es Ludwig XIV. gleichtat und von Napoleon I. an gehässigen Mitteln nicht übertroffen wurde. La paix conquérante ist im Kampf um den Rhein erfolgreicher gewesen als der Krieg (S. 268). Versailles ist ein Höhepunkt in dieser Entwicklung. Der Vergleich zwischen ihm und dem Westfälischen Frieden springt in die Augen (S. 649). Frankreich tut sein Unrecht am Rhein immer wieder „im Namen des Rechts". Der „deutschen Libertät" zuliebe muß sich das deutsche Volk befehden lassen. Die Maske fällt, wenn sie überflüssig wird. Die französische Militärherrschaft eines Mélac zur Zeit Ludwigs XIV. und eines de Metz unter Poincaré ist Emanation desselben unruhigen, europafeindlichen und widermenschlichen Geistes in Frankreich. So steigt der Ausdehnungsdrang Frankreichs mit der Erreichbarkeit seiner Ziele (S. 217, 233). Frankreich legt immer seine Ehre fest, wenn es beabsichtigt, sich in deutsche Fragen einzumischen (S. 275). Es macht im Kampf um den Rhein die deutsche Nation zum Objekt der Politik (S. 465 ff). Frankreich ist eben eine nation déconcertante (S. 523) mit fast dämonischen Zügen. Sein leicht reizbares politisches Empfinden „schafft aus Zuständen leicht diplomatische Waffen" (S. 521). Der französische Sinn für Konstruktionen und Schlagwörter bringt eine rheinische Idee in Lauf und scheut sich nicht, anrüchigste Kulissenschiebereien dazu aufzustellen (S. 645).

Soll ich noch eine Auslese von Aussprüchen französischer Staatsmänner der beiden Jahrtausende Rheinkampf bringen, die dartun, wie offen man sich gegebenenfalls ausspricht? Stegemanns Buch steckt voll davon. Von Napoleon stammt das Wort, das die letzten Ziele des französischen Rheinstrebens kennzeichnet: „Il faut dépayser l'esprit allemand, c'est le but principal de ma politique." (Man muß den deutschen Geist verbannen, das ist das Hauptziel meiner Politik.) Madame de Stael, die politischer war, als man gemeinhin annimmt, spricht die Wendung „L'Allemagne phlegmatique et bonasse" (das phlegmatische und zu gutmütige Deutschland), mit dem man halt alles anstellen kann. 1808 entgegnet General Daru einer pommerschen Abordnung, die um Milderung der Lasten der Besatzung einkommt: „Vous n'avez pas une idée ce qu'un peuple peut souffrir" (S. 489) (Sie haben keine Ahnung, was ein Volk leiden kann.) Klingt das nicht heute aus derselben Ecke uns immer wieder ins Gesicht? Richelieu umreißt das Rheinproblem also: „Il faut s'avancer jusques à Strasbourg s'il est possible, pour acquérir une entrée dans l'Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion et une doulce et couverte conduite" (S. 216). (Man muß womöglich bis Straßburg vorgehen, um einen Eingang nach Deutschland zu gewinnen. Dazu muß man sich viel Zeit nehmen, sehr verschwiegen sein, sacht und sicher führen.) Das klingt wie heute gesprochen, obwohl heute der Schneid französischer Generale am Rhein das Ausbrechen aus der Linie seiner Diplomatie sich geradezu zur Gewohnheit gemacht hat.

Wie nüchtern und ruhig läßt sich die Aeußerung des Verteidigers des Elsasses im 17./18. Jahrhundert, Markgrafen Ludwig von Baden, an, der sagt: „Für Deutschland dient Straßburg zu nichts anderem als zu einer ständigen Sicherung des Friedens, für Frankreich aber ist es eine immer offenstehende Kriegspforte" (S. 288). Schärfere Worte fand der französische Bischof de la Motte-Fénelon in seinem berühmten „Offenen Brief" an Ludwig XIV. (S. 287). Das Schicksal gerade des Elsasses im Laufe der Geschichte ist äußerst interessant und entlarvt alle französische Verstellung.

Stegemanns Buch zeichnet sich durch bedeutende Feststellungen aus, die ohne Zweifel unsere politischen Arbeiten beleben werden. Ich erinnere nur beispielsweise an seine Bemerkung, daß die allzu feinkörnig aufgebaute deutsche Einheit bei der kleinsten äußeren Berührung auseinandergefallen ist. Stegemann zeigt, wie die neue Gefahr der Gegenwart darin liegt, daß sich am Rhein der feinnervigste Wirtschaftsorganismus aufgetan hat, den Europa kennt. In der Tat, der Eindruck, den wir gelegentlich in diesen Blättern herausgestellt haben, wird durch Stegemanns Werk verstärkt: der Rhein, der für ganz Deutschland in der Geschichte gelitten hat und leidet, soll von uns nicht mit einem überstürzten födera-

listischen Experiment geheilt werden. Die Allgewalt des Problems mahnt zur Besonnenheit. Wir brauchen die große Linie eines Volkes, das an Grundsätzen festhält und zugleich aus den Erfahrungen der Geschichte sein Handeln bestimmt. Experimentieren wir nicht am Rhein! Nein, *hören* wir auf den Rhein! Vielleicht wird uns sein Völklein, das für das ganze Vaterland Schlimmstes erduldet, neue Wege zur Einheit und deutschen Seele weisen. Wege, die auch zwischen Nationalismus und Pazifismus den echten nationalen Opfergeist der Wiedererneuerung zeigen. Wenn *wir* Rheinländer nicht die Geduld und den ungebeugten Optimismus lernen, dann wird ihn niemand lernen.

Einige *technische Vorschläge* für die sicherlich schon in Aussicht stehende 2. Auflage des Buches:

Es dürfte sich empfehlen, die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Inhaltsverzeichnisse im Abschnitt selbst als Stichworte *neben* die betreffende Partie zu setzen. Ich habe mir beim Studium des stoffschweren Werkes mit gutem Erfolg 21 Seiten voll systematischer Bemerkungen mit Seitenangabe und 19 Seiten rein chronologischer Anmerkungen gemacht. Gerade um die *praktische* Auswertung des Buches für die *politische Tagesarbeit* zu erleichtern, möchte man in ähnlicher Art ein möglichst erschöpfendes Problemregister wünschen. Aeußerst wertvoll ist Stegemanns Geschicklichkeit, von Zeit zu Zeit die Ergebnisse seiner Betrachtung zu *Rückblicken* zusammenzureißen.

Dem Verfasser gebührt unser Dank dafür, daß er uns Deutschen einmal die ganze Tragik unserer Geschichte unter *einem einigen straffen Gesichtspunkte* zeichnet. Das Buch ist eine Offenbarung. Es wird uns ermutigen zum Kampf um den deutschen Rhein, der der Kampf um den Frieden sein wird. Mögen *alle Deutschen* endlich an ihm teilnehmen mit der letzten Faser ihres Herzens.

Der Jungdeutsche Orden.

Von Dr. P. Erhard *Schlund*, O. F. M.

II.

Zunächst sei einmal festgestellt, daß der Jungdo nicht verwechselt werden darf weder mit dem alten katholischen Deutschen Orden, noch mit dem neuen Deutschen Orden, mit Germanenring (Schlund, „Neugermanisches Heidentum", Seite 37), mit dem Jungborn, Jungbund, Jungscharen deutschen Ordens, Hermanns-Orden, Neugermanischer Orden, Jung-Deutsche, Jungdeutschland, Jungdeutscher Bund, Jungdeutschlandbund, Jungnationaler Bund, auch nicht mit dem Bismarck-Orden, noch mit dem Sturmvolk (Bund deutscher Jugend). Er dürfte wohl von allen ihm ähnlichen Organisationen weitaus die größte sein.

Dann die Frage: *Ist der Jungdo christlich?* Wenn wir bloß oberflächlich die Ordensverfassung befragen, ja; denn in § 3 der Verfassung von 1923 heißt es: „Der Jungdo erstrebt die deutsche Volksgemeinschaft auf christlicher Grundlage". Und in seiner an die Bischöfe von Paderborn, Fulda, Münster, Hildesheim, Köln, Mainz und Osnabrück versandten Erklärung schreibt der Hochmeister: „Wegen seiner Konfession wird kein Ordensbruder behelligt, sofern er nur auf dem Boden des echten Christentums steht".[13])

Allein mit diesen und ein paar ähnlichen Bemerkungen aus der jüngsten Zeit ist die Frage, ob christlich oder nicht, noch lange nicht geklärt. Es kommt vielmehr darauf an, ob das im Orden immer so war, und dann, was der Orden unter christlich versteht.

Ich behaupte kühn, der Orden war nicht von Anfang an christlich eingestellt; er hat sich erst allmählich unter dem Druck der Verhältnisse und vielleicht der vielen, in ihm aufgenommenen gut gesinnten Katholiken christlich eingestellt, sich die christliche Grundlage nachträglich zu schaffen gesucht. Wohl hat die gegenwärtige Ordensverfassung den schon angeführten § 3 und das heute gebrauchte Ordensbuch den Passus: „Ich weiß, daß der Orden eine völkische Gemeinschaft ist und auf dem Boden des Christentums steht". Aber es kommt sonst in der ganzen Verfassung von 1923 das Wort christlich oder das Wort Religion überhaupt nicht vor. Die erste Verfassung von 1921 hat diesen § 3 überhaupt nicht und erst recht nicht irgendein Wort von Christentum und Religion, noch irgend ein religiöses Wort. Vielmehr heißt in der ersten Ordensverfassung der § 3:

„Der Jungdo steht auf dem Boden der Verfassung und will durch die ordensartige Zusammenfassung aller gut deutsch gesinnten Männer eine Gemeinschaft herstellen, die fest entschlossen ist, den Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes zu fördern und für die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes zu arbeiten."

Der § 4 bringt dann ähnlich wie in der Verfassung von 1923 die einzelnen Ziele vaterländischer Art und der § 5 die Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Das ist wieder wichtig im Wortlaut:

„Für dieses Ziel arbeitet der Orden durch Pflege des ihm unentbehrlich erscheinenden deutschen Geistes und durch die Erziehung der heranwachsenden deutschen Jugend zu offenem Bekenntnis für das Vaterland im kameradschaftlichen Leben seiner Ordenseinheit. Pflege von Kunst und Wissenschaft, Sinn und Verständnis für soziale Fragen als Grundlage für die völkische Einheit und Versöhnung, Erziehung zu Pflichttreue und Pflichtbewußtsein gegenüber Staat und Gesellschaft und rückhaltlose Unterordnung unter den Willen und die Erfordernisse einer nutzbringenden Allgemeinheit sind die Ideale, denen die Ordensarbeit auf allen zeitgemäßen Wegen zustrebt."

Kein Wort von Christentum, kein Wort von der Bedeutung der Religion, der Kirche; rein weltlich, humanistisch, so wie es tatsächlich auch die Freimaurer vertreten könnten.

Ebenso ist in den älteren Flugblättern vor 1923 — mir liegt eine ganze Reihe vor — kein Wort von Religion und Christentum und Kirche, erst in einer ganz neuen Flugschrift, leider ohne Jahr, ist das Wort christlich genannt. Wir kommen gleich darauf zu sprechen.

Ferner müssen wir trotz der Abwehr durch den Ordenshochmeister und durch den bisherigen Großmeister von Westfalen, den katholischen Priester *Dröder*, noch einmal den „Wegweiser für den jungdeutschen Gedanken" vom Jahre 1921 (von Br. Pietschker) heranziehen. Gewiß, heute ist dieses Schriftchen vom Ordenshochmeister eingezogen worden und der Orden erklärt, daß „er sich mit dieser Schrift nicht identifiziere".[14]) Kaplan Dröder aber schreibt[15]): „Zu dieser Schrift sei ein Doppeltes zu bemerken: 1. Dieser Wegweiser erschien im Dezember 1921, ist herausgegeben von der Ballei Kassel für die Ballei Kassel, also nicht von der Ordensleitung für den Orden . . . 2. Die Ordensleitung hat die Entgleisung sich nicht nur nicht zu eigen gemacht, sondern sie sogar öffentlich mißbilligt . . ." Das ist alles schön und gut, aber wir fragen, gibt es denn für die (protestantische) Ballei Kassel andere Grundsätze als für den Orden oder die Balleien, in denen die Katholiken die Mehrheit sind? Dann ist die Schrift in Kassel erschienen, in dem nämlichen Orte, ja in dem gleichen Hause, in welchem auch die Ordensleitung ihren Sitz hat. Dürfen wir wirklich glauben, daß die Ordensleitung gar keine Kenntnis hatte von Schriften, die am gleichen Orte von den ihr unmittelbar unterstellten Persönlichkeiten herausgegeben sind, namentlich wenn es eine Programmschrift über den jungdeutschen Gedanken und über die Einstellung des Jungdo gegenüber dem Christentum ist? Und dem Büchlein lag noch dazu, soviel ich weiß, ein öffentlich gehaltener Vortrag über „Deutschtum und Christentum" zugrunde. Hat davon wirklich die Ordensleitung gar keine Kenntnis gehabt? Der Ordenshochmeister erklärt wohl wiederholt: „Bei jungen Organisationen kommen Fehlgriffe Einzelner vor"[16]). Aber sind Fehlgriffe, die in Programmpunkten unter den Augen der Ordensleitung zuerst mündlich und dann schriftlich gemacht werden, nicht schließlich doch symptomatisch?

Es war also nicht immer „die christliche Grundlage" gegeben. Doch fragen wir weiter, was der Orden unter dem Christentum versteht. Die jetzt gültige Verfassung spricht nicht davon, was unter dem Christentum gemeint sei. Auch in den übrigen amtlichen Auslassungen wird nur von „echtem" und von „positivem" Christentum gesprochen. Wenn nur der Ausdruck „positives Christentum" einmal aus der Debatte verschwinden würde! Jeder versteht darunter etwas anderes. Auch die Nationalsozialisten haben den Ausdruck „positives Christentum" in Nr. 24 ihres Parteiprogramms. Ich schrieb in meiner Schrift: „Neugermanisches Heidentum im heutigen Deutschland"[17]):

„Wir können unter positivem Christentum nichts anderes verstehen, als das gläubige Hinnehmen der positiv gegebenen Glaubenslehren und sittlichen Gesetze der christlichen Religion, wie sie niedergelegt sind in Heiliger Schrift und Dogma, und das praktische Leben nach dieser Ueberzeugung."

Versteht das auch der Jungdo unter positivem Christentum?

[13]) Rüstzeug Nr. 4, Seite 9.
[14]) Rüstzeug Nr. 4, Seite 7.

[15]) Der Jungdeutsche Nr. 2 vom 26. 1. 24.
[16]) Rüstzeug Nr. 4. Seite 8.
[17]) 2. Auflage Seite 70 ff.



Der Ordenshochmeister selbst sagt[18]), daß er unter echtem Christentum verstehe „nicht mehr und nicht weniger als das Christentum der christlichen Gewerkschaften". Wir wollen selbstverständlich die christlichen Gewerkschaften und ihr Christentum nicht angreifen, müssen aber doch auf einen gewaltigen Unterschied hinweisen. Die christlichen Gewerkschaften sind Standesvereinigungen auf wirtschaftlichen Grundlagen und haben zum Zwecke die Förderung des Arbeiterstandes. Für die Religion und Pflichten der Kirchlichkeit wünschen sie ausdrücklich, daß die Mitglieder auch konfessionellen Arbeitervereinen angehören. Der Jungdo will aber etwas ganz anderes sein: „Er will ja die Vereinigung und Versöhnung der Stände als leuchtendes Ziel seiner Hoffnungen"[19]); er will eine Tatgemeinschaft, eine Volksgemeinschaft sein. Er will den deutschen Geist aufbauen usw. Ist das möglich mit einer bloß negativen Einstellung zum Christentum? Eine wirkliche Volksgemeinschaft ist nicht möglich, ohne daß die Religion mit als wichtigster Lebensfaktor in Rechnung gestellt und gepflegt wird. Eine deutsche Volksgemeinschaft muß christlich sein auf christlicher Grundlage und in christlichem Rahmen; sie muß vom Christentum durchweht sein, durchflossen, belebt werden, so wie das Blut in den Adern den Körper durchkreist, sonst ist keine Aussicht auf bleibenden Erfolg.[20])

Auf dem Flugblatt: Der Jungdeutsche Orden, seine Arbeit und seine Ziele[21]) ist gezeigt, daß der Jungdo vaterländisch-völkisch, großdeutsch und christlich sein will. Dort heißt es:

„Christlich ist der Orden, weil er das positive Christentum als Grundlage des Staates bejaht. Die Pflege des Christentums überläßt er den Konfessionsvertretern. Er verlangt von seinen Angehörigen, daß sie als deutsche Brüder Achtung vor ihrer gegenseitigen religiösen Ueberzeugung haben, daß sie sich aber unbeschadet ihrer treuen Bekenntnisse zu ihren Konfessionen als Schicksalsgenossen die Hände reichen."

Also auch hier bloß ein Rahmenchristentum und kein Lebenschristentum. Darf uns da nicht doch ein Wort bedenklich machen, das vom Ordenshochmeister selbst geschrieben wurde, daß der Orden *zeitweilig* auf den Ueberlieferungen der alten Ordensgemeinschaften des Mittelalters aufbaue?[22]) Nur *zeitweilig*! Täte er es wirklich, dann würde er sehen, daß das Christentum, die Religion, für die mittelalterlichen Ordensgemeinschaften nicht bloß Rahmen war, sondern Leben, daß religiöse Motive, nicht aber völkische, vaterländische, diese Ritterorden, im Mittelalter wenigstens, zu ihrer Arbeit veranlaßten.

Hoffentlich ist es nicht das Christentum, das sich in einem in *München* am 24. Februar 1924 in Anwesenheit des Hochmeisters im Hofbräuhaussaale verteilten Flugblatte über die Rednerin des Tages, *Maria Kahle*, findet: „Es ist Wittekinds Geist, urgermanischer Freiheitsgeist". Das wäre ein schlechtes Vorzeichen. Denn Wittekind „ist von großer Bedeutung als die Seele des Widerstandes der Sachsen gegen ..... das Christentum, der hervorragendste Verfechter der alten Freiheit und des alten Götterglaubens seines Volkes. ... In ihm konzentriert sich die Widerstandskraft, die er immer wieder in Bewegung zu setzen weiß und mit den anderen benachbarten Stämmen in Verbindung bringt".[23])

Damit komme ich zu einem anderen Punkt, der dem Jungdeutschen Orden vorgeworfen wird. Ich selbst schrieb in meiner Schrift: „Neugermanisches Heidentum in Deutschland"[24]), daß der Orden einerseits christlich sein will, anderseits aber heidnisch eingestellt ist. Ich bin aber nicht der einzige, der eine solche heidnische Einstellung findet. Der vom Jungdeutschen Orden viel angefeindete Dr. *Steiger* schrieb[25]), daß der Jungdo vollkommen durchsetzt sei von Gedankengängen der Deutschgläubigen und der Germanischen Glaubensgemeinschaft. Der Abgeordnete Dr. L. *Schwering* konnte im preußischen Landtag am 30. Nov. 1922 sagen[26]): „Was hier weiter mißfällt ... ist die starke neuheidnische, sagen wir mal, heidnisch-germanisch eingestellte Art, mit der manche Dinge dort in die Erscheinung treten." In einem Schreiben vom 23. Febr. 1924 bestätigt er mir, daß das auch heute noch seine Ansicht sei. Und der vom Jungdo als Kronzeuge angeführte[27]) Abgeordnete *Schmelzer* schrieb mir unter dem 15. Februar 1924: „Die Schwärmerei von einer deutschen Religion ist kräftig zum Ausdruck gekommen". Ich erkenne an, daß heute sich der Orden viel vorsichtiger ausdrückt als früher. Aber man muß eben auch hier die geschichtliche Entwicklung betrachten. Und die macht bedenklich. Das Schauspiel „Allvater hilf", das der Hochmeister Mahraun selbst gedichtet hat[28]) findet sich zwar nicht mehr angegeben unter den Nummern der Jungdeutschen Bühne[29]); mir ist aber auch nicht bekannt geworden, daß es irgend widerrufen sei. Es bietet vom christlichen Standpunkt aus die allergrößten Bedenken. Und dann die schon erwähnte Schrift des Bruders Pietschker „Wegweiser für den Jungdeutschen Gedanken" bringt doch wirklich ein „Unverfälschtes arisches Christentum, frei von römisch-jüdischer Verfälschung", wie ja Kaplan Dröder und die Ordensleitung selbst zugeben müssen.[30]) Auch die im „Jungdeutschen" empfohlenen Werke eines Guido von List und andere[31]) sind doch ganz gewiß deutlich genug neugermanisch-heidnisch eingestellt. Als wesentlich heidnisch finde ich aber noch gar manche Dinge. Ich bestreite ja nicht, daß diese von den Betreffenden nicht heidnisch gemeint und als solche subjektiv erkannt sind. Aber objektiv sind sie eben doch heidnisch. So z. B. wenn *Maria Kahle*, die doch ganz gewiß christlich sein will, in München[32]) „Deutscher Gott, du Gott der Freien" vorträgt, oder wenn sie dem Deutschen sagt:

„Du bist gerecht, allzu gerecht und so suchst du in peinlicher Gewissenserforschung den Splitter im eigenen Auge und vergissest dabei den Balken im Auge des Nächsten. Warum bist du so edel und großmütig? Werde doch einmal hart und schroff und stolz, da doch die Welt da draußen es nicht anders will. ... Ist die Glut, die wir im Herzen tragen, etwas anderes als Haß? Wir wählen nur dieses Wort für den Stolz und das Nicht-vergessenwollen. Nicht vergessen! Wir wollen unsere Feinde hassen, aber unseren Bruder lieben .... Unser Programm ist den jungdeutschen Brüdern *Religion* geworden."

Und was Maria Kahle unter Haß versteht, sagt sie deutlich genug:

Bis an des Hasses weißer Glut
Die Faust das Eisen schlägt,
Voll Durst nach Blut, nach Racheblut,
Nach Sühne, wohlgewägt.[33])

Das können wir mit dem besten Willen nicht mehr christlich nennen, das ist wesentlich heidnisch. Christentum ist doch die Religion der Liebe und zur Liebe gehört auch die Feindesliebe, und christlich ist, die Worte Christi nicht umzukehren. Für Christen heißt das Gebot Christi: Ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge und darnach sieh, wie du den Splitter aus dem Auge deines Bruders ziehen kannst". Mt. 7,5. Und die Christen vertrauen auch auf das Gebot des Herrn: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und dieses alles wird euch zugegeben werden. Mt. 6,33.

Heidnisch müssen wir auch die Stellung des Jungdo zum *Staat* nennen. Der Hochmeister selbst sagt[34]):

„Der jungdeutsche Bruder muß zwei Berufe erfüllen. Der eine ist, in seinem Berufe wirtschaftlicher Art das Beste zu leisten. Der zweite aber ist, seine vaterländische Dienstpflicht im Jungdo. Ihr muß er seine Freizeit widmen in dem Bewußtsein, daß ein wahrer deutscher Mann in dieser Zeit der Not seines Volkes nicht Freude und Muße sich gönnen darf, sondern daß er sie hingeben muß als das edelste Opfer, das er bringen kann."

Für den Christen muß das erste die *Religion* sein, die Stellung zu seinem Gott, und von der Religion aus wird sich das andere von selbst ergeben. In einem Flugblatt aus jüngster Zeit heißt es: „Da sich das Recht niemals ohne Macht durchsetzen kann, fördert der Orden jede Maßnahme, die dazu dienen kann, die Macht des Staates zu heben". Auch dieser Grundsatz ist nicht unbedingt christlich. Er entspricht im Zusammenhang dem, was in einer Führerversammlung des Jungdeutschen Ordens in Bamberg am 1. Febr. 1924 der protestantische Pfarrer Johnsen gesagt hat: „Gewalt geht vor Recht. Der Jungdo wird absolut Gewalt anwenden". Das ist heidnisch, aber nicht christlich.

(Fortsetzung folgt.)

18) Rüstzeug, Nr. 4 Seite 9.
19) Verfassung von 1921 § 4.
20) Vgl. Allgemeine Rundschau Nr. 13 und meine Schrift „Katholizismus und Vaterland". München 1923.
21) 2 Seiten, Kassel ohne Jahr.
22) Rüstzeug Nr. 1, Seite 6.
23) B. von Simon in der allgemeinen deutschen Biographie XXXXII (1897) 364.
24) a. a. O. 50.
25) A. Steiger, Katholizismus und Judentum, Berlin 1923, 190.
26) Stenographischer Bericht, Spalte 13677.
27) Rüstzeug Nr. 4, Seite 5.
28) Schwering am angegebenen Orte. Stenographischer Bericht 13677.
29) Der Jungdeutsche Nr. 2 vom 26. 1. 1924.
30) Rüstzeug Nr. 4, Seite 9.
31) z. B. Der Jungdeutsche Nr. 3 vom 9. 2. 24.
32) Deutscher Abend des Jungdo, 24. 2. 24.
33) Maria Kahle, Volk, Freiheit, Vaterland, Volksvereinsverlag Seite 74.
34) Rüstzeug Nr. 1, Seite 8.



Windthorst über die Abrüstungsfrage.

Von Hermann Ludwig Müller, Paderborn.

Inbezug auf die für den Weltfrieden so überaus wichtige allgemeine Abrüstung dürfte es von großem Interesse sein, den Zeitgenossen eine bedeutungsvolle Anregung über die Abrüstungsfrage in Erinnerung zu bringen, die der große entschlafene Zentrumsführer Ludwig Windthorst schon im Juni 1890 im Reichstage gegeben hat.

Wie war die politische Lage Deutschlands im Sommer 1890, als Windthorst jene wichtige Anregung gab? Unser Vaterland stand damals mächtig und angesehen in der Welt da, es nahm eine führende Stellung unter den Großmächten ein. Am 4. Februar 1890 waren die Aufsehen erregenden sozialpolitischen Erlasse Kaiser Wilhelms II. veröffentlicht worden; im Anschluß daran hatte im März auf Einladung Deutschlands die internationale Arbeiterschutz-Konferenz in Berlin stattgefunden, an der die meisten Kulturstaaten der Welt teilgenommen hatten und auf der wichtige Ergebnisse erreicht waren. Windthorst als eifriger Förderer der Sozialpolitik war über die kaiserlichen Erlasse und über die Zusammenberufung der internationalen Arbeiterschutz-Konferenz hocherfreut. Er bezeichnete die Konferenz sogar am 15. März desselben Jahres einem Interviewer des amerikanischen Blattes New-York Herald gegenüber als die „Quelle ewigen Ruhmes“ für den Kaiser.

Im Sommer fand dann im Reichstage die Beratung über eine neue Militärvorlage statt, die von der Regierung eingebracht worden war. Am 24. Juni 1890 erhielt auch Windthorst das Wort dazu. Nachdem er zunächst im Namen des Zentrums die Zustimmung zu der Vorlage, wie sie in der Kommission gestaltet worden war, ausgesprochen hatte, betonte er die Notwendigkeit, angesichts der Weltlage nach besten Kräften für die Unabhängigkeit und Sicherheit des Vaterlandes einzustehen. Er wandte sich dann den europäischen Rüstungen und der Frage der Abrüstung zu und sprach sich darüber mit folgenden denkwürdigen Worten aus:

„Es ist ja traurig, daß wir zu solchen Militärrüstungen gezwungen sind, daß die Menschen anscheinend nur noch da sind, um immer von neuem Soldaten zu bilden, um immer von neuem Waffen zu schmieden und neue zu erfinden, die am leichtesten und raschesten die Menschen massenhaft umbringen. In allen europäischen Staaten sehen wir diese Rüstungsvorbereitungen, die gar nichts Gutes bedeuten. Ich würde daher allerdings glauben, daß wir bei Beratung der Forderung, die hier vor uns liegt, wohl überlegen könnten, inwiefern Anträge auf Abrüstung am Platze sein dürften. Wenn die Regierungen die Sachlage ruhig betrachten, so bin ich der Ansicht, daß auch ihnen der Gedanke von der Notwendigkeit einer solchen Abrüstung sich aufdrängen muß, und ich erwarte dann von dem Pflichtgefühl der Regierung, daß sie überlegt, inwiefern sie dazu mitwirken könne. Und ich nehme nicht Anstand zu sagen, daß das mächtige Deutschland in dieser Hinsicht in Europa wohl ein entscheidendes Wort sprechen könnte und vielleicht Einleitungen auf diplomatischem Wege machen könnte, welche mehr, als es bis jetzt geschehen, auf die Abrüstung hinwirken. Ich muß mit dem Abg. Rickert anerkennen, daß der Antrag, den der Abg. Bonghi in Italien gestellt hat wegen eines internationalen Schiedsgerichts, von uns nur mit der allerlebendigsten Sympathie begrüßt werden kann. . . . . Haben Sie denn geglaubt, daß es möglich gewesen wäre, so rasch die Ideen, die inbezug auf die Gesetzgebung für die Arbeiter ausgesprochen worden sind, in einem internationalen Kongreß zu erörtern? Haben Sie geglaubt, daß ein solcher Kongreß derartige Erfolge haben würde, wie er sie gehabt hat? . . . Und ich wollte sehen, wenn unser Kaiser einen internationalen Kongreß hierher beriefe zur Beantwortung der Frage: wie können wir endlich diesen entsetzlichen Rüstungen entgegentreten, ob das nicht auch Erfolg haben würde. (Zurufe: Sehr richtig!) Es muß erst in den Ideen der Menschen der Wandel entstehen, dann finden sich auch die Mittel.“

War es nicht eine hochbedeutsame und von scharfem Verständnis für die Weltlage zeugende Anregung, die unser großer Windthorst mit den vorstehenden Worten bezüglich der Inangriffnahme der Abrüstungsfrage im Juni 1890 im Reichstage zum Ausdruck brachte? Und würde es nicht für unser deutsches Vaterland sowohl, als auch für die ganze Menschheit ein unermeßlicher Segen gewesen sein, wenn unsere damaligen Machthaber der warmherzigen Anregung Windthorsts entsprochen hätten?

Leider wurde seitens der deutschen Regierung der Anregung des Zentrumsführers auf Einberufung einer internationalen Abrüstungs-Konferenz keine Folge gegeben. Unser damaliger Kaiser, der die Einberufung der Arbeiterschutz-Konferenz mit so großem Eifer betrieben hatte, brachte der Idee einer Abrüstungs-Konferenz, wohl unter dem Einflusse seiner militärischen Ratgeber stehend, nicht das erforderliche Verständnis entgegen. Vielleicht erfuhr er nicht einmal von Windthorsts Rede. Erst dem Kaiser von Rußland, Nikolaus II., blieb es vorbehalten, den auswärtigen Mächten durch eine Kundgebung vom 24. August 1898 den Zusammentritt einer Friedens-(Abrüstungs-)Konferenz vorzuschlagen, die dann von Mai bis Juli 1899 im Haag stattfand und der eine zweite Friedens-Konferenz im Haag im Jahre 1907 folgte. An der ersten Konferenz beteiligten sich 26 Staaten, an der zweiten sogar 44 Staaten.

Da die deutsche Regierung leider auf diesen beiden Konferenzen viel weniger Interesse für die Abrüstungsfrage und auch für die Einrichtung von Schiedsgerichten an den Tag legte, als die meisten anderen Staaten, so wurde leider nur ein geringes Ergebnis erzielt. Hätte unsere damalige Regierung auf den beiden Konferenzen sich mit vollem Eifer an den Verhandlungen beteiligt und es versucht, im Einvernehmen mit den andern Mächten unter der Bedingung der Gegenseitigkeit eine allmähliche Abrüstung in die Wege zu leiten, so würde das gespannte Verhältnis zwischen Deutschland und den meisten andern Mächten nicht entstanden sein, das uns später in den Weltkrieg geführt hat. Mit dieser Feststellung soll durchaus nicht gesagt sein, daß unser früherer Kaiser und seine Ratgeber die alleinige oder Hauptschuld am Kriege gehabt haben. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß bei einer regeren und wärmeren Anteilnahme Deutschlands an den beiden Friedens-Konferenzen von 1899 und 1907 das große Mißtrauen der meisten andern Staaten gegen Deutschland nicht hätte entstehen können, das eine Hauptursache des Krieges gewesen ist.

Am besten wäre es jedenfalls gewesen, wenn Wilhelm II. und seine Regierung dem Wunsche und der Anregung Windthorsts entsprechend schon bald nach der Arbeiterschutz-Konferenz vom März 1890 auch eine internationale Abrüstungs-Konferenz einberufen hätten, bevor der Zar Nikolaus II. von Rußland mit seinem Manifest hervorgetreten war. Deutschland stand damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes; auf einer von ihm selbst einberufenen Abrüstungs-Konferenz hätte es die führende Stellung einnehmen und durch eine weise Leitung der Verhandlungen sich unermeßliche Verdienste um die ganze Menschheit erwerben können. Wenn unter dem Einflusse Deutschlands auf einer solchen Konferenz auch nur eine allmähliche gegenseitige Abrüstung oder wenigstens das Aufhören der weiteren Rüstungen erreicht worden wäre, so würde das Ansehen Deutschlands als Haupt-Friedensmacht in der ganzen Welt unendlich gestiegen und seine Stellung unter den Völkern der Erde, durch Freundschaften und Bündnisse verstärkt, auf lange Zeit ungemein befestigt worden sein.

Nach Beendigung des Weltkrieges hat auf Anregung Amerikas von Mitte November 1921 bis Februar 1922 eine Abrüstungs-Konferenz in Washington stattgefunden, auf der 7 Verträge (darunter das Viermächte-Abkommen über den Stillen Ozean, die 5 Verträge über China und das Abkommen über die Abrüstung der Kriegsflotten) abgeschlossen wurden. Das war jedenfalls ein erheblicher Teilerfolg, wenn auch wegen des Widerstandes Frankreichs eine Beschränkung der Landrüstungen nicht erreicht wurde. Leider war unser deutsches Vaterland infolge des verlorenen Krieges von dieser Konferenz ausgeschlossen. Den großen Weltmächten England, Amerika und Japan, zum Teil auch Frankreich, war es beschieden, die unter ihnen bestehenden Konfliktsstoffe dadurch zu vermindern und ihre gegenseitige Stellung zu befestigen. In der Erinnerung an diese Konferenz muß es weite Kreise unseres Volkes mit bitterer Wehmut erfüllen, daß Wilhelm II. und seine Ratgeber es verabsäumt haben, zur rechten Zeit, als Deutschland noch auf dem Gipfel seiner Macht stand, der scharfsinnigen Anregung Windthorsts und anderer Friedensfreunde gemäß die Abrüstungsfrage selbst in die Hand zu nehmen und durch Einberufung einer Konferenz die Erhaltung des Weltfriedens sowie die Befestigung der eigenen Stellung Deutschlands zu sichern.

Mater Dolorosa.

Die Brust durchbohrt von siebenfachem Stahl,
Stehst unterm Kreuze Du, o Schmerzensreiche.
Wo wär' ein Schmerz, der wohl dem Deinen gleiche!
Welch Mutterherz begriff nicht Deine Qual!

Seit jener Flucht, die Dir der Herr befahl,
Durch Wüstenland zum Pharaonenreiche,
Bis zu dem Tag, da Dich das totenbleiche
Erlöserantlitz grüsst zum letztenmal:

Von stummer Drangsal eine lange Kette,
Geschmiedet von dem auserwählten Volke!
O, dass es doch sein Heil erkannt nur hätte!

Du weinst wohl heut', den toten Sohn im Schosse;
Doch siehe, hinter der Karfreitagwolke
Vollzieht das Osterwunder sich, das grosse!

Wilhelm Ruland.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

„Eben jetzt, da der Orient seine Bedeutung verliert, schickt sich der katholische Okzident zu seinem ruhmreichsten Aufstiege an. Die päpstlichen Träume einer Weltherrschaft erfüllen sich in überraschender Form. Auf dem römischen Stuhle regieren Hohepriester, ausgestattet mit übernatürlichen Fähigkeiten, beseelt von außerordentlichem Mute und von einer wunderbaren Durchbildung. Die Frömmigkeit wird wiederbelebt von neuen religiösen Orden. Es ist ein Zeitalter von heiligen Männern, die sich selbst zu verleugnen wissen, Sinne und Leidenschaften in wahrhaft heldenhafter Weise überwinden und es auch verstehen, für den Sieg der Kirche gegen aufrührerische, träge und gleichgültige Geister zu kämpfen. Die katholische Theologie erhebt sich zur vollen Höhe ihres Zweckes, sie beweist dem Intellekt die erhabensten Wahrheiten der Heilsoffenbarung, zeigt die unerschütterliche Folgerichtigkeit des christlichen Glaubens und verbindet in kühner Synthese den Komplex der geoffenbarten Wahrheiten mit jenen der Vernunft, die Gnadenordnung mit denen der Natur, das Himmelreich mit den natürlichen Einrichtungen auf Erden. Es gibt kein Beispiel in der Religionsgeschichte, auch nicht im Mittelalter, wo die religiösen Ideale solche Bedeutung, soviel innere und ewige Macht gewonnen hätten." Mit diesen Worten spricht der Prager Professor der protestantisch-theologischen Fakultät Hromatka in der Zeitschrift Kostnické listy (Nr. 9, 1924) aus, was sich ihm aus einer Analyse der religiösen Gegenwart als Niederschlag gebildet hat. So wohltuend solche Sachlichkeit berührt, ebenso unbekümmert um Lob oder Tadel schreitet die Kirche ihres Weges. Am 23. März lauschte die ganze katholische Welt auf das Wort des Papstes, der im geheimen Konsistorium seinen Kindern von seinen Freuden und Sorgen sprach. Hohe Befriedigung erweckte ihm die Aufnahme seiner Entscheidung über die Diözesan-Vereinigungen bei der Kirche Frankreichs, und beschämt lehnt er für seine Person die großen Ehrungen der ganzen Welt an seinem zweiten Krönungstage ab; sie galten „allein dem, den auf Erden zu vertreten er durch Gottes Fügung bestimmt sei". Dann lenkt er den Blick der ganzen katholischen Welt auf Erzbischof Cieplak und die russischen Priester und Ordensleute, die noch immer die Härten des Kerkers erdulden und deren Schicksal er denen empfiehlt, die zum mindesten durch Dankbarkeit dem Papste und der Kirche verpflichtet wären. (Am 24. März wandelte das Moskauer Exekutiv-Komitee des Erzbischofs zehnjährige Gefängnisstrafe in Landesverweisung um.). „Seelen, dürstend nach Wahrheit und Friede aus Häresie und Schisma, wenden sich, versprengten und ihres Hirten beraubten Schafen gleich, an Uns", sagt der Papst, „sie sehnen sich nach dem einen Schafstalle und Wir öffnen ihnen Arme und Herz, richten aus tiefem Mitgefühl die Einladung an sie: Kommet alle zu mir! .. Alles, was mein ist, sei auch euer!" Und dann dankt der Hl. Vater allen, die das Wirken der Gnade unter ihren Mitmenschen unterstützen und fördern. Immer noch strecken Notleidende von überall her ihm bittend ihre Hände entgegen, aber auch Tausende anderer Hände reichen ihm immer neue Gaben zur Verteilung dar. Zum Danke für all das, was insbesondere die Kirche der Vereinigten Staaten an Wohltun geleistet und immer noch tut, und in Anerkennung ihres Strebens und ihrer durch rastlose Tat errungenen Erfolge legt er den Purpur auf die Schultern der Erzbischöfe Chicagos und New-Yorks. In Italien bietet die Rückkehr von Kreuz und Religionsunterricht in die Volksschule Grund zur Freude, obschon manches noch dringend der Lösung harre; zu Trauer stimmen die sich mehrenden faschistischen Gewalttätigkeiten gegen ganz unpolitische, rein religiöse und soziale Vereinigungen der Katholiken. In Europa lassen manche Anzeichen zur Besserung auch Gutes für die Kirche erhoffen. Eine große Zukunft tue sich auch der Kirche in China auf, wo (am 15. Mai) unter dem Vorsitz des apostol. Delegaten Costantini das erste chinesische Plenarkonzil zusammentritt. (Es dürfte an 60 Bischöfe als Teilnehmer sehen. Inzwischen tagte zu Wutschang ein Theologenausschuß, um die Vorschläge der sieben letztjährigen Bischofskonferenzen zu einem einheitlichen Programm zu vereinigen. Diese Delegationen bestanden aus je zwei Missionären und einem chinesischen Priester.) Das 1400jährige Jubiläum von Sta. Maria in Portico und das 1600jährige von St. Johann im Lateran, Missionsausstellung und Anno Santo erwecken heiliges Erwarten.

Den Tag, da vor 1200 Jahren St. Korbinian nach Freising kam, begeht die heute vereinigte Erzdiözese München-Freising auf Einladung ihres Oberhirten Kardinal Faulhaber mit einer religiösen Jubelwoche (6. bis 13. Juli). Drei Denkmäler sollen dem Heiligen erstehen, ein alljährlicher feierlicher St. Korbinianstag, die Neubelebung des St. Korbiniansvereins für geistige und leibliche Priesterhilfe, und eine Korbinianskirche mit Pfarrei im Südteil Münchens. — Am 4. Oktober ferner vollenden sich 75 Jahre, da zu Regensburg der Bonifatiusverein ins Leben trat, der seitdem mehr als 100 Millionen Goldmark sammelte und an mehr als 4200 Orten in der Diaspora Kirchen und Schulen erbaute. — In Paderborn wurde bei Ausschachtungsarbeiten die vermauerte Grabstätte Bischof Imas (1051—76), eines der bedeutendsten Männer auf jenem bischöflichen Stuhle, wieder aufgefunden. — Deutsche Mönche, Benediktiner aus der Missionskongregation von St. Ottilien, die jüngst in Venezuela ein neues Reis pflanzten, sind nach Luzon (Philippinen) berufen worden und abgereist, um dort nach dem Muster ihrer Anstalt in Korea eine Handwerkerfachschule ins Leben zu rufen. — Von der belgischen Prämonstratenser-Abtei Averbode, aus der der apostolische Vikar von Dänemark, Msgr. Brems, hervorgegangen ist, wird demnächst in diesem Lande ein Zentralseminar für die nordischen Missionen errichtet und übernommen. — Was der Fleiß deutscher Zisterzienser der Trappisten-Reform Herrliches in Südafrika um den Missionsmittelpunkt Marianhill geschaffen und was heute von der zu einer selbständigen Missionskongregation erhobenen Genossenschaft ausgebaut und in großem Maßstabe weitergeführt wird, sichtbar gesegnet von Gottes Gnade, legt uns die Marianhiller Mission soeben in einer prächtigen Monographie (Fränkische Gesellschafts-Druckerei, Würzburg) vor. Reich illustriert, bietet sie uns einen vollen Ueberblick über diese Mission, heute ein selbständiges apostolisches Vikariat; das Buch ist eine prächtige Bereicherung unserer Missionsliteratur.

Während so immer neue Ströme religiösen Lebens von altem christlichem Kulturboden hinausfließen und kirchliches Neuland erschließen, verlorenes wiedergewinnen, streift unsere Kirche in Deutschland Fessel um Fessel ab und stärker beginnt wieder der Blutstrom zu kreisen. Nach dem württembergischen Kirchengesetze ist nun auch für Bayern die Stunde gekommen. Das Konkordat mit dem Hl. Stuhle wurde unterzeichnet, nachdem seine Uebereinstimmung mit den in der Weimarer Verfassung niedergelegten Grundsätzen Bestätigung gefunden hat. Möge der neugewählte Landtag durch die baldige Ratifizierung des Vertrages dem guten Beispiel seines Nachbarstaates folgen. Dankbar gedenken wir beim Abschluß dieses Vertrages heute besonders des Apostolischen Nuntius in München, Erzbischofs Pacelli, der am 2. April sein 25jähriges Priesterjubiläum feierte. Die Verdienste dieses Prälaten um die Kirche in Deutschland, sein Wirken für den Weltfrieden und zur Linderung der Not unseres Volkes bleiben in die deutsche Ehrentafel eingegraben. — Auf Bayern folgt vielleicht Jugoslavien mit seinem Konkordat; es wird ebenso wie Rumänien auf geradem Wege durch eine Delegation in Rom die Verhandlungen zum Abschluß bringen. Fünf Jahre hat es gedauert, bis sich in Belgrad und Bukarest die Erkenntnis vom Wesen der katholischen Kirche durchsetzte und

die Ueberzeugung sich Bahn brach, daß sie etwas sehr wesentlich Verschiedenes von jenem Kirchentum ist, das auf dem Balkan zur Tradition geworden ist. Zu Ragusa trat am 22. März die dalmatinische Bischofskonferenz zusammen, die über die Verlegung der Metropolie nach Spalato aus dem italienisch gewordenen Zara beraten soll. Spalato, einst das Bistum Salona, war schon einmal Metropolie. Jugoslaviens Katholiken sind eifrig am Werke, die Mittel zum Wiederaufbau des dortigen, jüngst abgebrannten bischöflichen Palastes und der damit vernichteten Zentrale der katholischen Organisationen aufzubringen. In Ungarn steht die Durchführung einer neuen Abgrenzung der Diözesen, die durch die Friedensverträge politisch und wirtschaftlich zerrissen wurden, nahe bevor. In Luzk (Polen) geht demnächst die ehemalige orthodoxe Kathedrale an den katholischen Kult über.

Die Ernennung der beiden amerikanischen Kardinäle richtete unseren Blick auf die Kirche der Vereinigten Staaten, von wo noch manch erfreuliche Kunde vorliegt. Der Bau des künftigen National-Heiligtumes, des Domes der Unbefleckt Empfangenen zu Washington, schreitet rüstig voran. Die Krypta mit Raum für 1800 Personen ist nahezu vollendet; sie enthält 15 Kapellen im altchristlichen Stil. Die Diözese Rochester brachte die Mittel für ein zu errichtendes thomistisch-philosophisches Institut (nahezu 1 Million Dollar) auf. In der Diözese Pittsburg treten unter Führung des Bischofs Boyle die Katholiken an die Lösung des Problems heran, das System der Pfarrschule derart auszubauen, daß jede Pfarrgemeinde ihre eigene Kirche und Schule besitzt und kein katholisches Kind mehr eine Staatsschule zu besuchen braucht. Zu diesem Zweck ist vorgesehen, daß die wohlhabenderen Pfarreien die ärmeren unterstützen. Es handelt sich darum, noch für 54,000 katholische Kinder durch Schule und Kirche zu sorgen. Das Komitee umfaßt mehrere Tausend Mitglieder aus 17 Nationalitäten, die von ihrem Bischofe vereidigt wurden. — Zu Techny im Missionshause unserer Steyler Missionäre feierte P. De Lange aus Spanbrok, ein Pionier der Glaubensverbreitung, sein 25jähriges Priesterjubiläum. Er allein hat während dieser Zeit Reisen von rund 25,000 Meilen gemacht, hat selbst 8000 Heiden unterrichtet und getauft, 60 Schulen errichtet und das erste Eingeborenen-Seminar auf den Sundainseln geschaffen. Auch Bischof Schmükler O. F. M. von Nord-Schantung weilt z. Z. in den Vereinigten Staaten, um Mittel zum notwendigen Ausbau des Missionswerkes zu bekommen. 26 europäische und 33 chinesische Priester, 2500 Missionsstationen, 2 Seminare, 200 Schulen usw. zählt der Bischof in seinem Missionsinventar auf; Mangel an Mitteln und das Räuberunwesen erschweren die Arbeit.

Wiederholt wiesen wir darauf hin, wie machtvoll das Entstehen der Unio Cleri pro Missionibus allein in Italien den apostolischen Geist im Volke gestärkt hat. Nun legt uns eben die Erzdiözese Mailand ihren Rechenschaftsbericht über das Missions-Unterstützungswerk vor. Vor wenigen Jahren noch brachte ganz Italien mit 300 Diözesen rund eine Million Lire dafür auf; heute bucht Mailand allein schon 765,540 Lire, darunter fast 200,000 Lire für das Werk der Glaubensverbreitung, das trotzdem erst in 300 von 800 Diözesen eingeführt ist. Dem Oberen des Mailänder Missionsseminars verlieh der König das Komturkreuz der Krone Italiens und den Orden des Sternes Italiens dem Andenken des Kardinals Massaia von Aethiopien.

Die Kongregation der Missionäre vom hl. Herzen feierte am 15. März den 100. Geburtstag ihres Ordensstifters P. J. Chevalier. Sein Segen hat seiner geistlichen Familie zu schönster Blüte verholfen und auch in Deutschland hat sie in zahlreichen Niederlassungen fest und tief Wurzel gefaßt. Einen Festtag ersten Ranges begingen am 5. August ihre Missionäre im fernen Ozeanien zu Vunapope, als umgeben von ein paar Tausend katholischer Kanaken der apost. Delegat Msgr. Cattaneo P. Vesters die bischöfliche Weihe erteilte, assistiert von den Bischöfen Couppé und Wolf. — In Indien gelang es P. Westropp S. J., die ersten Ghurkas in Tschuhari zu taufen und damit die erste Bresche in die Heidenhochburg Nepals zu legen. In Ceylon wird die Mission der belgischen Jesuiten (Diöz. Galle) von der neapolitanischen Provinz dieses Ordens übernommen werden.

Prälat Dr. Scheicher ist im Alter von 82 Jahren in Wien verschieden. Sein großes Verdienst ist, seine Oesterreicher wieder zu selbstbewußten Christen auch auf dem politischen Boden erweckt und mit Lueger die christliche Wiedergeburt Oesterreichs angebahnt zu haben, trotzdem ihn selbst Glaubensgenossen als Umstürzler, als Feind von Thron und Staat und als Aufwiegler verschrieen. An ihm erkannte man unschwer Sebastian Brunners Schule und Geist. R. I. P.

Positive Auswanderungspolitik.

Von Georg Timpe, P. S. M., Generalsekretär des St. Raphaels-Vereins, Hamburg.

Es steht immer schlimm um eine ernste Sache, wenn sich einmal der Dilettantismus mit ihr beschäftigt hat. Das gilt anch für die Auswanderungsfrage. Schon gleich nach dem Kriege, als man eine Auswanderung als unbedingt notwendig ansah, fehlte es nicht an dilettantischen Versuchen, diese Frage zu meistern. Heute scheint es schon fast zum guten Ton zu gehören, Vorschläge für eine systematische Auswanderung (ohne System geht es nun einmal nicht) und Ansiedelung zu geben. Nicht bloß dunkle Agenten, die vom dumpfen Trieb der Masse einmal leben, sondern auch Menschen, die im bürgerlichen Leben im allgemeinen ernst genommen werden wollen, setzen Zeit und Nachdenken dafür ein, sogenannte positive Auswanderungspolitik zu betreiben. In jeder besseren Kreisstadt entsteht ein Auswanderungs- oder Siedelungsverein, und wer es kann, bringt seine Ratschläge in die oft so geduldige Presse. Was dabei herauskommt, beweist aus letzter Zeit erst wieder das Unternehmen Langenbach in der Hagener Gegend. Hunderte von Auswanderern sind durch dies traurige Unternehmen schon ins Elend geraten, ganz abgesehen von den Familien, die mittellos in Hamburg ankamen und wieder in ihre Heimat zurückbefördert werden mußten. Anderen, die sich wie in Augsburg, Karlsruhe und in Schlesien zu ähnlichen Unternehmen zusammengeschlossen haben, wird es nicht besser ergehen. Soweit es sich bei derartigen Auswandererführern nicht um eigennützige Betrüger handelt, kann man sie nur, zart gesagt, als Dilettanten oder unverbesserliche Phantasten bezeichnen.

Es kommt eben nicht darauf an, schöne Gedanken und Pläne zu entwickeln, und zu zeigen, wie sich etwas durchführen ließen, wenn . . ., sondern ganz allein auf die harten und sehr harten Wirklichkeiten. Und die sind leider völlig anders, als solche Phantasten sie sich träumen.

Handel, Industrie und Schiffahrt, darüber muß man sich zu allererst klar sein, haben nicht das geringste Interesse an Auslandssiedelungen. Für die Schiffslinien ist das Interesse an der Auswanderung mit der Bezahlung der Schiffskarte erledigt, weiter geht ihre Menschenfreundlichkeit nicht. — Die Industrie muß sich stets eine Auswahl von Arbeitskräften im Lande ausbitten und sieht eine Abwanderung von Fachkräften eher mit heftigem Unbehagen. — Der Handel hat für Geschäfte auf lange Sicht nichts übrig. Wozu Geld in eine Sache hineinstecken, die sich vielleicht in 10 Jahren rentiert, vielleicht erst in 20, vielleicht garnicht.

Der kleine Mann kann erst recht nichts für ein so langsichtiges Geschäft wagen, wie eine Siedelung nun einmal ist. Der Volkswirt wird es am wenigsten begrüßen, wenn unserem schwer ringenden Lande gerade jene Kräfte entzogen werden, die es zu seinem Aufbau notwendig braucht. Und das sind doch schließlich unsere Facharbeiter und unsere bemittelten Landwirte. Für Unbemittelte aber gibt es so gut wie keine Möglichkeit, in der Ferne etwas zu erreichen. Man sollte endlich einmal von diesem Phantasma abkommen, Unbemittelten drüben die Wege ebnen zu wollen. Es will sie auch keiner. Die Wanderungsfrage ist doch nicht nur Auswanderungsfrage, sondern weit mehr noch — und das wird meist übersehen — Einwanderungsfrage. Darum: nicht bloß, weil Not im Land ist, wandern die Leute aus, sondern weil oder wenn sie anderswo erwünscht sind.

Die ganze Hilflosigkeit des Dilettantismus zeigt sich aber darin, daß er wieder, wie so oft in letzter Stunde, der Kirche die Lösung aufhängen will. Die Auswanderung ist heute keine kirchliche oder religiöse Frage wie etwa zur Zeit der Hugenottenausweisungen; sie ist rein wirtschaftlicher Art. Die Kirche hat also nicht an erster Stelle mit ihr zu tun, hat sie weder in die Hand zu nehmen oder sie zu organisieren, sondern hat sich nur auf ihre Aufgabe, seelische Betreuung, zu beschränken. Die Kirche treibt keine Wirtschaftspolitik und keine Weltpolitik, ihr Imperialismus ist rein geistig. Sie kann also auch hierfür nicht herangezogen werden, ebensowenig wie sie zur Zeit der Wohnungsnot verpflichtet werden kann, Wohnungen zu bauen. Sie hat nur dafür zu sorgen, daß die Auswanderer auf ihrer Reise befürsorgt werden und das tut sie durch ihre Auswandererfürsorge, bei uns durch den St. Raphaelsverein. Und weiter, daß sie im Zielland kirchliche Betreuung vorfinden, und das ist die

Aufgabe der Landesbischöfe. Eine eigentliche Ansiedelung aber, die rein wirtschaftlicher Art ist, muß die Kirche den Wirtschaftsgruppen und dem Einzelnen selbst überlassen.

Ja, dem Einzelnen selbst! Denn wenn irgendwo, dann gilt es für den Einwanderer: Selbst ist der Mann! Drüben, wo der Lebenskampf eben so stark ist wie hier, wird nur der etwas erreichen, der sich auf seine eigenen Kräfte verlassen kann. Da hilft keine Genossenschaft und keine Sippe und keine Gruppe. All diese schönen Worte zerfallen zu Staub, wie morsches Papier. Die schwierigste Seite bei der ganzen Frage ist die psychische Verfassung der Einwanderer. „Das ist der Grund", so schrieb mir noch dieser Tage ein Priester, der vor zwei Jahren selber mit den größten Hoffnungen nach Südbrasilien hinausgezogen war, „warum ich als Priester mit einem solchen Unternehmen nichts zu tun haben will, und warum ich auch meinem Bischof gegenüber den Standpunkt vertrete, daß ein katholischer karitativer Verein in ein derartiges Unternehmen sich nicht einlassen darf. Wenn ich mir die Verhältnisse in der 5. Kolonie am Itararé vergegenwärtige, die Unzufriedenheit der Leute, die Anschuldigungen gegenüber den Unternehmern, die Klagebriefe, dann sage ich mir, welches Odium wäre da auf einen katholischen Verein gefallen und welch ein Gezeter durch den ganzen kirchenfeindlichen Zeitungswald . . ."

Will man über die seelische Betreuung einen Schritt hinausgehen, dann gibt es nur einen Weg. Und das ist: Unbemittelten oder schwachbemittelten Auswanderern durch Vermittlung von ländlichen Arbeitsstellen im Ausland zu helfen. Einmal gewöhnen sich die Auswanderer dadurch in die ganz fremde Bearbeitungsweise ein, und dann ist es ihnen durch den Arbeitslohn möglich, bei Sparsamkeit etwas für die eigene Selbständigkeit zurückzulegen. Dieser von mir verschiedentlich angestrebte Weg geht endlich durch kanadische deutsch-russische Glaubensgenossen in Erfüllung.

Am Mittwoch, 26. März, reisten 49 deutsch-russische Flüchtlinge aus dem Flüchtlingslager in Frankfurt a. O. von Hamburg nach Kanada ab, wo sie von einem Vertreter des Volksvereins deutsch-kanadischer Katholiken erwartet und auf verschiedene Farmen verteilt werden. Es war dem kanadischen Volksverein an erster Stelle darum zu tun, diesen deutsch-russischen Flüchtlingen zu helfen, einmal, um den deutsch-russischen Farmern in Kanada ihre schwergeprüften Landsleute als Hilfskräfte zuzuführen, dann aber auch, „um das deutsche Volk von einer Last zu befreien, die es in großmütiger Weise auf sich genommen hat, die aber von Tag zu Tag schwerer werden muß". Das ist deutsch und katholisch gedacht, und wir können dem eifrigen Förderer dieses Werkes nicht dankbar genug sein. Es ist der Oblatenpater Kierdorf, der Sekretär der Abteilung für Einwanderer in diesem Verein, der unermüdlich in Vorträgen für diesen Gedanken warb. Leider mußten die Auswanderer ihre Frauen und Kinder zurücklassen, aber es besteht beste Aussicht, daß der Volksverein auch für deren Reise in nächster Zeit sorgt.

Der hochwürdigste Herr Bischof Keßler, selbst ein Flüchtling, der seit zwei Jahren in Berlin weilt, nahm von ihnen Sonntag, 23. März, in rührenden Worten Abschied. Er ermahnte seine scheidenden Landsleute, ihrem Ruf als gute Kinder der katholischen Kirche und arbeitsame Deutsch-Russen treu zu bleiben und so der deutschen Heimat Dank für die Gastfreundschaft abzustatten. Am selben Sonntag kamen sie in Hamburg an und wurden in den Auswanderer-Hallen der Hamburg-Amerika-Linie untergebracht. Am Dienstag konnte ich ihnen, lauter kräftigen, ernsten Männern, einen Abschiedsgottesdienst halten. Mit dem Dampfer Montrose der Canadian Pacific-Linie haben sie inzwischen ihre Reise über den Ozean angetreten. Ein zweiter Transport wird in Kürze folgen und hoffentlich weitere, „wenn der erste Versuch gelingt".

Schlagwörter kann man nicht widerlegen. Man braucht sie auch nicht totzuschlagen; sie sterben von selber. Es ist aber notwendig, sie als solche zu brandmarken, damit, die sehen wollen, nicht darauf hineinfallen.

Einsam.

Oh, das tut weh, wenn du auf steilen Stufen
Um Liebe bettelnd aufsteigst, ungerufen, —
Dann schamvoll hinzugehn, weil man nicht kannte
Dein still Begehren und dich fremd und lästig nannte.

Dr. W. Kahle.

Sadhu Sundar Singh.

Von Dr. Aloys Röck, Hohenaschau.

Im August auf der Ulmer Tagung der katholischen Akademiker war es. Im Flurraum des Hotels, wo ich einquartiert bin, komme ich mit einer gebildeten, bejahrten Dame ins Gespräch; wir warten auf einen gemeinsamen Freund. Die Dame erzählt von einem Buch, dessen Lesung sie aufs tiefste ergriffen habe. Es handle von einem Inder, bei dessen Lebensgang man immer an Christus oder Paulus denken müsse. „Ein wunderbares Leben!" Ich frage nach dem Namen dieses seltsamen Inders. Und da die Dame von Sundar Singh spricht, fällt mir ein, davon eben vor kurzem in der „Christl. Welt" gelesen zu haben. Ja, dort hat Friedrich Heiler eine Aufsatzreihe über die gleiche Persönlichkeit geschrieben. (Christl. Welt, Nr. 27—32.)[1] Dieser indische Sadhu, jetzt 33 Jahre alt, weckt Interesse, wirklich ernstes Interesse. Ein kleines Büchlein liegt vor mir, ein allzu knapper Lebensabriß.[2] Man möchte noch viel mehr wissen.

Es ward erst neulich als kirchengeschichtliches, näherhin missionsgeschichtliches Ereignis von größter Bedeutung für das katholische Christentum in Indien verzeichnet, daß zwei eingeborene indische Bischöfe von Rom ernannt wurden. Das tief religiöse indische Volk öffnet sich mehr und mehr dem Christentum. Diesem ist nun auch in Sundar Singh schon seit bald zwei Jahrzehnten ein werbender Apostel, eine Paulusgestalt erstanden. Ein Sohn des alten, vornehmen, streng religiösen Stammes der Sikh im Stromgebiet des Indus ist Sundar Singh. Am 3. September 1889 ward er als jüngster Sohn einer sehr reichen Familie geboren. Seine Mutter ist eine außerordentlich begabte Frau mit weiten Horizonten, weichem Gemüt und tief religiösem Sinn. Ihr feines Wesen gewinnt früh den tiefsten Einfluß auf den Jungen. Sie unterrichtet auch den Knaben in den hl. Schriften seines Volkes. Mit sieben Jahren wußte er die Bhagavadgita auswendig (S. 14 f.). Früh schon hat der heranreifende Knabe sich die Ueberzeugung gebildet, daß die Verbindung mit Gott das höchste Anliegen der menschlichen Seele sei.

Seine fröhliche Natur erfährt den ersten tiefen Schmerz, als ihm die Mutter stirbt. Er war eben 14 Jahre alt; das Leben erschien ihm jetzt wie „eine öde Wüste und gähnende Leere". Und bald beginnen in der Jünglingsseele harte Kämpfe: der Stolz des Hindu bäumt sich gegen die fremde christliche Religion auf. Sundar Singh wird als Gymnasiast das Haupt einer Verbindung unter den Schülern, die alle erklärte Feinde des Christentums sind. Vor der ganzen Klasse zerreißt der junge Saulus einmal das verhaßte Buch der Christen, das Neue Testament! Und wirft die Fetzen ins Feuer!

Von seiner Mutter hat er wie ein heiliges Vermächtnis das Wort: das Shanti, der Seelenfriede sei der köstlichste Schatz, den diese Erde berge. Der stolze, leidenschaftliche Jüngling ringt Tag und Nacht um diesen köstlichsten Schatz. Und da er ihn trotz aller Vertiefung in seine einheimische religiöse Gedankenwelt nicht findet, will er vom vorüberbrausenden Schnellzug sich überfahren lassen, um im Jenseits den ersehnten Frieden zu finden. Da tritt in der Nacht die Wende ein. Kurz vor Tagesanbruch schien es ihm, sein Zimmer sei von einer lichten Wolke erfüllt; eine leuchtende Gestalt, die er an der Dornenkrone erkannte, tritt ihm entgegen. Er vernimmt die Worte: „Wie lange willst du mich verleugnen und verfolgen?" — Sundar Singh erfuhr da seine Damaskusstunde. Jedenfalls war von da an der tiefe, heilige Herzensfriede sein unverlierbarer, kostbarer Besitz!

Diese innere Wandlung zu Christus hin konnte natürlich nicht verborgen bleiben. Und von da begannen furchtbare äußere Kämpfe für ihn: Quälereien seiner Mitschüler; sein Bruder fluchte ihm, wo er ihn traf; der Vater verstieß ihn. Eine Missionsstation, die ihn aufgenommen, wurde durch die feindselige Stimmung der Sikhbevölkerung zum Abbrechen gezwungen. Ein unermeßlich reicher Onkel spricht das Versucherische: „Das alles ist dein, wenn du einer der Unsern bleibst". Aber alle Stürme auf seine junge Ueberzeugung übersteht der neue

[1] Jetzt ist von Fr. Heiler auch ein Buch erschienen: Sadhu Sundar Singh, ein Apostel des Ostens und des Westens. Verlag Ernst Reinhardt, München 1924. Eine eigene fachwissenschaftliche Kritik dieses Buches wird neues Licht auf die rätselhafte Erscheinung des Sadhu werfen. D. Schr.

[2] Sadhu Sundar Singh, ein Apostel Jesu Christi in Indien. Nach englischen Quellen und mündlichen Mitteilungen bearbeitet von Max Schaerer. Gütersloh, Bertelsmann. 4. Aufl.

Christusjünger, in der Seele das Wort vernehmend: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“ (S. 24). Auch die gefährlichste Versuchung gewinnt keine Gewalt über ihn: das unchristliche Wesen vieler sog. Christen in der amerikanisch-presbyterianischen Mission zu Sudhiana. Noch andere Stürme hält er aus. Schließlich tut er den letzten Schritt: Er schneidet seinen Lockenschmuck ab zum öffentlichen Zeugnis, daß er sich nicht mehr als Sikh fühle. Vergiftet von seinen Angehörigen, bricht er an der Schwelle eines Missionshauses zusammen. Der Arzt gibt ihn verloren: „Der Jüngling wird die Nacht nicht überleben“ (S. 34). Doch sein Zustand bessert sich. Auf dem Krankenlager ist seine Geistesnahrung das Evangelium. Vom Frieden seines Wesens überwältigt, wird der Arzt an seinem Krankenbett Christ!

Vollends genesen an einem ruhigen Ort am Fuße des Himalaja, empfing Sundar Singh an seinem 16. Geburtstag, 3. Sept. 1905, die Taufe. Seine Mutter hatte ihm den Wunsch ausgesprochen: „Möchtest du früher oder später ein heiliger Sadhu werden!“ Nun sollte sich's bewahrheiten! Um seinem Volk am besten dienen zu können, zog der neue Jünger Christi den safrangelben Rock des Sadhu an; denn so schuf er sich die Möglichkeit, seinem in vielhundert Kasten zerrissenen Volke die Frohbotschaft Jesu nahezubringen. Er blieb auch als Christ auf diese Weise den Indern ein Inder! Am 6. Oktober 1905 verschenkte er seine wenigen Habseligkeiten und wanderte als Prediger Christi in die Welt hinaus, ohne Stab, ohne Tasche, ohne Brot, ohne Geld . . .

Seitdem durchzieht er, ehelos und beruflos, seine indische Heimat, nur lebend der Verkündigung des Evangeliums. Sein einziger Begleiter ist das Neue Testament. Er durchpilgert die Stein- und Eiswüsten des Himalaja, des Tibetanischen Hochlands und die glühenden Wege Ceylons. Und sein Apostelleben füllt sich nun mit Merkwürdigkeiten aller Art; mit Wunderdingen, seltsamsten Erlebnissen, schrecklichen Martyrien, auffallenden Bekehrungen. In allem, gerade auch im Widerwärtigen, sieht er Gottes Hand und Führung. Für Mißhandlungen, Verspottungen und Verfolgungen hat er nur die Waffe der Großmut und verzeihender Feindesliebe. (S. 54 ff.)

Im Leben des Inders spielt die Selbsteinkehr eine viel größere Rolle als bei uns. Tagore z. B. erzählt ja auch von seinem Vater, daß er sich von Zeit zu Zeit bis auf 8 Tage in die Einsamkeit zurückgezogen habe, ohne jeden Umgang mit Mitmenschen, zu Selbstprüfung und Selbstbesinnung. Stets habe er davon einen Abglanz von Frieden in den Alltag hineingebracht, wie nur innere Klärung ihn schaffen kann. Wer denkt da nicht an die pädagogische Weisheit unserer Kirche, die mit ihrer neueren Exerzitienpflege einem tiefsten Bedürfnis gerade der zerrissenen Gegenwartsmenschen entgegenkommt? Sundar Singh geht auch für 40 Tage in die Einöde des Dschungel, und wird schließlich, nachdem ihn Freunde längst tot glauben, von Bambusschlägern wie erdabwesend gefunden. In diesem Fasten und Einsamsein wurde er zum zweiten Male seines Herrn gewiß.

Sein Predigen ist ein Schöpfen aus betender, betrachtender Seele. Er schreibt keine Predigt, sondern legt sie sich sinnend zurecht. Ueber das Gebet und dessen natürliche Notwendigkeit weiß er manch bestechend feines Wort zu sagen. Die Hauptanziehungskraft an seiner Persönlichkeit ist sein Glaube. Sein Leben ist sein Glaube. Weiß auch er von Zeiten des Kleinmuts zu klagen, so steht ihm doch fest: Der heilige Geist wirkt auch durch unsere Schwachheit und sein Licht leuchtet in unserer menschlichen Unvollkommenheit. Etliche Male kostete er beinahe den Märtyrertod: Drei Tage und Nächte auf Totengebeinen in einer tibetanischen Zisterne den Hungertod erwartend; er wird wunderbar befreit. Ein andermal in Holzblöcke gespannt, den Oberkörper von Blutegeln besetzt, übersteht er darin Tag und Nacht und findet Rettung; ein Leopard schläft eines Morgens friedlich neben ihm in einer Felsenhöhle: „nie hat irgendein wildes Tier mir ein Leid zugefügt.“ (S. 73.)

Und besteht dieser seltsame indische Apostel, der nicht (leider!) zu unserer Kirche gehört, aber eben doch christlich ist, vor dem Richterstuhl der Demut?

Seine Zuhörer zählten oft nach Tausenden und Zehntausenden. Da fragt ihn ein Freund: ob ihn das nicht freue und stolz mache? Darauf antwortet der Sadhu: „Als Jesus in Jerusalem einzog, schritt der Esel über die hingebreiteten Gewänder und Zweige — aber es wäre doch recht töricht gewesen, wenn sich der Esel darauf etwas eingebildet hätte. . . .

1919 sah das Abendland diesen Inder zum ersten Mal. 1922 besuchte Sundar Singh unser Europa noch einmal. Und was für Eindrücke empfing der fromme Inder in Europa?

„Die Menschen des Abendlandes sind sehr kundig in allerhand Dingen, aber sie verstehen nichts von geistlichen Dingen; sie nähren ihr Gehirn, aber ihre Seelen sterben vor Hunger.“ Das christliche Neu-Indien mahnt das unchristliche Europa!

Ueber die Weltbildung.

Von F. X. Fischer, Bayersried.

Kant dachte sich den Anfangszustand der Welt als ein ungeheuer ausgedehntes Gemisch von unbewegtem Staub. Hierbei wirkte die Schwerkraft (Gravitation) nach Newtonschen Gesetzen ein, und die Materie begann nach einem gemeinsamen Zentrum, in dem jetzt die Sonne steht, zu fallen. Beim Falle wurde sie durch Zusammenstöße und eine hypothetische, elastische Kraft seitlich abgelenkt und beschrieb alle möglichen Bahnen um den entstehenden Zentralkörper. Zuletzt drang doch eine feste Drehrichtung, eine einheitliche Bewegung des gesamten Gasballes durch. Infolge der Drehung entstanden allmählich Staubringe, in denen auch außerhalb des Zentrums Stellen größerer Dichte erschienen und die Konzentration der näher befindlichen Staubmassen veranlaßten. So bildeten sich die Planeten und Kometen.

Nach Laplace ist das Sonnensystem aus einem heißen Gasnebel hervorgegangen, der sich einst bis über die Merkurbahn hinaus dehnte. Dieser hatte gleichmäßige Rotation und war gegen das Zentrum hin verdichtet. Als sich der Nebel abkühlte und verdichtete, nahm die Rotationsgeschwindigkeit zu, aber gleichmäßig auch die Zentrifugalkraft am Aequator. Diese wurde endlich groß genug, um einzelne Massen als Nebelringe abzulösen. Nach dem ersten Ringe entstand ein zweiter und dann ein dritter. Zuletzt rissen die Ringe und bildeten Planeten.

Beide Theorien, miteinander verbunden, beherrschten mehr als ein Jahrhundert lang die Astronomie und werden heute noch in populären Darstellungen als Ergebnis der Wissenschaft vorgetragen. Aber sie sind nicht mehr haltbar, seitdem bessere Forschungsmittel uns einigen Aufschluß über die Spiralnebel gegeben haben. Ein heller Zentralkern sendet an zwei einander entgegengesetzten Punkten Zweige aus, die ihn spiralförmig umschlingen und wieder verschiedene Verdichtungen und Knoten enthalten. Der Kern rotiert stets nach der konkaven Seite der Spirale hin. Die Massen der Spiralarme sind gleichfalls in Bewegung und zwar, was das Entscheidende ist, vom Kerne weg und nach auswärts in der Richtung der Arme. Letztere rotieren also nicht mit dem Kerne, geben aber die Richtung der ausströmenden Nebelmaterie an.

Nun gilt nach den Ergebnissen der neueren Forschung, daß bei einer sich drehenden Gasmasse die Winkelgeschwindigkeit wächst, wenn sich die Masse zusammenzieht. Dabei kann die Oberfläche der Kernkontraktion nicht rasch genug folgen und muß zurückbleiben, ja sie trennt sich bei einem bestimmten Grade der Konzentration vollständig vom Kerne. Kommen dazu noch von außen her störende Massen in die Nähe, so unterstützen sie den Zug nach außen und die Gaswolken lösen sich nicht in Ringen vom Kerne ab, sondern in zwei Punkten, nämlich im Punkte, der dem ankommenden Sterne am nächsten liegt, und im gerade gegenüberliegenden. Das ist der Ursprung der Spiralarme. Dazu mögen noch Kräfte, die vom Kerne selbst ausgehen, mitwirken, z. B. der Strahlungsdruck.

In den Spiralarmen entstehen alsbald Knoten, die zu sekundären Verdichtungszentren werden können. Aber sie sind nach begründeter Annahme nicht die Keime neuer Sterne, da ihre Schwerkraft hierfür nicht ausreicht und die Materie nur langsam und spärlich ausfließt. Vielmehr können die Gasteilchen den Kern nur als Atmosphäre umkreisen. Hat endlich die Zentralmasse eine bestimmte kritische Dichte erreicht, dann entwickelt sie sich zu einem Rotationselipsoid, später zu einem sanduhrförmigen Gebilde, um sich zuletzt zu einem Doppelsterne zu trennen.

Mit diesen Beobachtungen ist natürlich eine Entwickelung unseres Sonnensystems nach Kant-Laplace ausgeschlossen. Die Nebel können sich nicht in dem Sinne der Theorie beider verdichten. Wie leicht Nebel einander ausweichen und sich sogar trennen, können wir übrigens oft genug am Spiele der Wolken erkennen. Die neuere Vermutung (Jeans) geht dahin, daß die Sonne ursprünglich ein einfacher Stern gewesen, dann aber

unter die Gravitationswirkung eines nahe kommenden fremden Himmelskörpers geraten sei, der auf ihrem Nahepunkte und auf der entgegengesetzten Seite hohe Flutberge erzeugt habe. Dadurch habe die Sonne eine längliche Gestalt erhalten, die unter dem Einfluß des fremden Gestirnes und durch die eigene Zentrifugalkraft Materie ausgeschleudert habe. Indessen sei das fremde Gestirn vorübergegangen und die ausgeworfenen Massen hätten sich zuletzt als Planeten und Kometen um die Sonne bewegt. Diese Anschauung ist natürlich nur Vermutung, erklärt aber Vieles im Sonnensystem sehr gut. Verwandt ist eine andere, wornach gewaltige Eruptivkräfte in der Sonne wirksam gewesen seien, die noch durch äußere Einwirkungen von herannahenden Sternen unterstützt worden seien und die Planetenmassen ausgestoßen hätten. (Die Welteislehre dagegen ruht auf anderen Grundsätzen und hat in Fachkreisen bisher wohl keinen Anklang gefunden.)

Die Kant-Laplacesche Theorie ist also gefallen und die oben entwickelte gilt heute als die beste, obgleich auch sie Schwierigkeiten bietet. Darüber, woher der Stoff kommt, besagt sie nichts.

Wenn aber nach der Ansicht der Fachgelehrten eine solche Katastrophe einmal möglich war, so könnte doch auch in Zukunft ein Ereignis so schrecklicher Art eintreten, daß nach menschlichen Begriffen der Weltuntergang gegeben wäre. Dagegen scheint die weitverbreitete Meinung, die Bildung neuer Sterne sei nicht mehr möglich, irrig zu sein. Tatsächlich dürften die Kerne jener Spiralwolken die Bildungszentren neuer Gestirne sein. Die in letzter Zeit viel erörterte weitere Frage, ob ein Stern auf Grund der Entropie absterben und als dunkle Masse weiterdauern könne, oder ob er sich in Nebel auflöse und diese wieder zu einem neuen Sterne werden, findet in der gegenwärtigen Astronomie noch keine Antwort. Die von der Apologetik so gerne herangezogene Entropie besagt nach meiner Ansicht für ihre Zwecke gar nichts, da unsere auf der Erfahrung gründenden Naturgesetze in extremen Fällen nicht gelten, hier aber unbedingt ein extremer Fall vorliegen würde. Hier müßte also zuerst die Gültigkeit des Gesetzes auch für diesen Fall nachgewiesen werden, wofür aber bisher noch kein Material vorliegt. Wohl aber dürfte ein anderes Bedenken gegen das Erloschensein vieler Sonnen sprechen, daß nämlich die vielen erloschenen Gestirne am Himmel nicht gefunden werden können. Entgegen früheren Meinungen nimmt Kapteyn an: „Dunkle Massen, kosmische Staubwolken, erloschene Sterne können nicht in sehr merklichem Betrage vorhanden sein.“ (Ergebnisse der exakten Naturwissenschaften. 1923. S. 10.) P. Hagen glaubt allerdings, die dunklen Wolken seien sehr zahlreich, von dunklen Sternen sagt aber auch er nichts.

Aufgeräumt dürfte mit einem Märchen vergangener Zeit sein, nämlich der Riesen-Zentralsonne, um die unsere Sonne kreisen soll. Für sie findet sich an dem uns bekannten Himmel kein Platz mehr. Und doch kann die Astronomie mit Stolz verkünden: Im Bilde der Sternenwelt bis zu 20000 Lichtjahren Abstand wird sich künftig nicht mehr allzuviel ändern (Hopmann in Ergebn. S. 8). Aber auch darüber hinaus ist soviel bekannt, daß die hypothetische Zentralsonne schon zuweit entfernt sein müßte, als daß sie noch genügende Gravitationswirkungen auf unsere Sonne ausüben könnte.

Eine andere auch für die Apologetik wichtige Frage lautet: Ist unser Sternensystem schon in sich ausgeglichen? Sind seine einzelnen Bewegungen schon stetig, wiederholen sie sich gleichmäßig? Die Theorie von Jeans spricht entschieden dagegen. Die neue Forschung, namentlich durch Kapteyn angeregt und gefördert, hat bereits erkannt, daß sich die Gestirne mit Rücksicht auf ihre Bewegungen in Gruppen, Sternströme genannt, einordnen lassen, deren einzelne Glieder parallel zueinander den Raum durchmessen. Dazu gehören die beiden Kapteynschen Ströme, die sich entgegeneilen und kreuzen mit einer Geschwindigkeit von je etwa 20 km. Weiter redet man vom Taurusstrom, von der Bärenfamilie, einer Reihe von Sternen, die weit in den südlichen Himmel hineinragen und mit 30 km Geschwindigkeit gegen das Sternbild Scutum hineilen. Ferner gehören dazu die Plejaden, ein Haufen von etwa 200 Sternen gleicher Bewegung, dann die Praesepe und andere. Diese Bewegungseinheiten von oft sehr weit auseinderliegenden Sternen legen die Vermutung einer gemeinsamen Ursache nahe, eines einheitlichen Ausganges jedes Stromes. Nun gilt es, die einzelnen Komponenten ihrer Bewegung zu finden und daraus auf den ursprünglichen Zustand des Haufens zu schließen. Waren die Sterne eines Stromes früher auf einem gemeinsamen Mittelfelde? Wie kamen sie auf ihren gegenwärtigen Platz? Wie müßten nach physikalischen Gesetzen ihre Bewegungen sein, wenn ihre Bahnen sich von jetzt an stetig wiederholen würden, wie müßte die Verteilung der von außen einwirkenden Kräfte sein? Ist dieser ideale Zustand schon erreicht?

Die Antwort auf diese Fragen lautet nach Jeans: Unsere heutigen Sternhaufen sind wahrscheinlich Reste viel größerer Systeme, die sich vor langer Zeit gegenseitig anzogen, einander näherten und durchdrangen, aber dabei auch auflösten, so daß ihre einzelnen Glieder weit im Himmelsraume verteilt sind. Ihr gegenwärtiger Zustand ist noch lange nicht stetig. Hopmann, selbst einer der berühmtesten Astronomen der Gegenwart, bemerkt hierzu (Ergebn. S. 12): „Und das sollte in Hinsicht auf gewisse kosmologisch-teleologische Ansichten (Ewigkeit und Gleichartigkeit des All in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft usw.) zu denken geben.“ Wir dürfen also ruhig sagen: Wäre die Welt von Ewigkeit her, dann müßten die Sternenbewegungen schon stetig geworden sein. Der unanfechtbare Nachweis, daß sie es noch nicht sind, ist noch nicht geliefert, aber die Vermutung der ernstesten und hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft steht dafür. So ist auch hier die Wissenschaft der christlichen Anschauung durchaus nicht entgegen.

Das Gleiche gilt von einer anderen, namentlich seit Einsteins Auftreten viel erörterten Frage: Ist die Welt endlich? Man kann die kurze und diktatorische Antwort oft genug lesen: Es gibt außer unserm Milchstraßensysteme noch andere Systeme, die wir wegen ihrer großen Entfernung nur verschwommen und als Nebel wahrnehmen. Das Nächste ist die große Maghellansche Wolke. Jedes derselben ist unserm Milchstraßensysteme gleichgeordnet. Also spricht alles für die Unendlichkeit der Welt. Leider gelang der Nachweis, daß jene Wolken nicht so weit entfernt sein können, als früher behauptet wurde. Die große Maghellansche Wolke wird jetzt auf 35000 Sternweiten Entfernung geschätzt, gehört also zum Milchstraßensystem. „Soviel steht wohl heute fest, daß die Spiralnebel keine entfernten Milchstraßensysteme sind, sondern unserm eigenen Sternsysteme angehören.“ „Von Kugelnebeln gilt das Gleiche.“ „Zweifellos bildet die Gesamtheit der unseren Beobachtungen zugänglichen Himmelskörper ein einziges großes System von anscheinend endlicher Ausdehnung“ (Kopff a. a. O. S. 81) Dieses Urteil eines Fachmanns wiegt trotz seiner vorsichtigen Zurückhaltung alle die leicht hingeworfenen Behauptungen für das Gegenteil hinreichend auf. Auch hier gilt: Ein stichhaltiger Beweis für die Endlichkeit der Welt kann noch nicht erbracht werden, aber die festliegenden Tatsachen sind einer solchen Annahme durchaus günstig. Im weiteren muß die Forschung der Zukunft abgewartet werden.

Ein Baustein zur wahrhaften deutschen Geschichte.

Von Ernst Sartorius.

Philipp Losch, Geschichte des Kurfürstentums Hessen 1803—1866. VIII, 460 S. Marburg. N. G. Elwert 1922.

Das oben angezeigte Buch, bereits 1916 abgeschlossen, konnte wegen des Kriegs erst 6 Jahre später erscheinen. Der Verfasser, Hesse von Geburt und Gesinnung, wirkt als Oberbibliothekar an der Staatsbibliothek in Berlin und gehört zu den fleißigsten und tüchtigsten Geschichtsschreibern seines Heimatlandes.

Kurhessische Mißwirtschaft, Sultanslaunen, Knechtung und Ausbeutung des Volkes gehörten zu den beliebtesten Schlagworten neuerer Zeit. Dabei kannte man die Geschichte des Landes nur oberflächlich und hatte keine Lust, tiefer in sie einzudringen. Das einstige Kurhessen hatte die freisinnigste Verfassung, sogar das Heer war auf sie vereidigt. Die Gerichte erfreuten sich einer anderswo nicht üblichen Unabhängigkeit. Es gab keine Kabinettsjustiz. Jeder konnte durch die ordentlichen Gerichte seine Ansprüche gegen den Staat geltend machen und durchsetzen. Höflinge und Adelsherrschaft waren unbekannte Dinge. Adelserhebungen und Ordensverleihungen kamen im Gegensatz zu Preußen nur selten vor. Das Steuerwesen und die bäuerliche Gesetzgebung bekundeten einen entschiedenen Fortschritt gegen andere deutsche Staaten. Freilich die drei Kurfürsten hatten wunderliche und selbstherrliche Launen. Waren aber die anderen deutschen Fürsten erheblich besser? Preußen war von jeher bald der geheime, bald der offene Gegner Kurhessens und hinderte, ohne den geringsten Rechtsgrund zu haben (denn die Bundesstaaten waren doch souverän), einen engeren Zusammenschluß beider Hessen (Erbvertrag).

Der Verfasser belegt quellenmäßig und mit Humor die gänzliche Unfruchtbarkeit des damaligen politischen und religiösen Radikalis-

mus. Den Heutigen erscheint es unbegreiflich, daß der Marburger Rechtslehrer Sylvester Jordan, ein nüchterer, ideenloser Josephiner aus Tirol, schier als Vater des Vaterlandes angesehen wurde. Die liberale Partei, die meisten Besitzenden und Gebildeten umfassend, neigte von jeher zu Preußen, ohne aber nach der Ehre einer preußischen Provinz zu streben. Die althessische Partei war schwach und in keiner Weise von oben gefördert, man verkannte hier gänzlich die Bedeutung einer staatserhaltenden Partei.

Zwei hervorragende Geister, Hassenpflug der Staatsmann, und Vilmar der Theologe und Germanist, konnten wegen ihres spröden Charakters, der jede Vermittlung ausschloß, nicht zur Auswirkung ihrer reichen Gaben gelangen. Dazu verließ sie im entscheidenden Augenblick der letzte Kurfürst und umgab sich mit gefügigern Ratgebern, die teilweise später der preußischen Herrschaft dienten. In Wissenschaft und Kunst hat es im Hessenland nie an berühmten Männern gefehlt, es sei nur an die Gebrüder Grimm, Savigny, Spohr erinnert.

Die Schulen gehörten zu den besten Deutschlands. Die Konfessionen lebten schiedlich-friedlich, und in Kurhessen war zuerst die Judenemanzipation durchgeführt. Kaum einer staatlichen Belästigung war die katholische Kirche ausgesetzt. Da der Kurfürst unebenbürtig verheiratet war, würde die Thronfolge an die landgräfliche Linie gekommen sein. Die Gemahlin des Erbfolgers, die preußische Prinzessin Anna, war zur echten Hessin geworden (später katholisch, † 1918).

Es kam der Krieg von 1866, von Bismarck längst beabsichtigt mit seinen Folgen. Die Liberalen sahen nun, daß die heißgeliebte hessische Verfassung für immer schwand. Aus stolzen Hessen wurden bescheidene preußische Provinzialen. Die althessischen Einrichtungen schwanden zusehends und die „berechtigten Eigentümlichkeiten" wurden ein geflügeltes Spottwort. Von Juli 1866 bis Dezember 1872 wurden nicht weniger als 2961 neue Gesetze und Verordnungen erlassen, denn trotz alles Rühmens war in Preußen das Land mehr für die Verwaltung als diese für das Land. Gewiß pflegten nur wenige Getreue die Anhänglichkeit an das Haus Brabant, aber die Liebe zu den Hohenzollern faßte auch keinen festen Boden.

Die jetzige staatliche Gliederung Deutschlands kann unmöglich bleiben. In welchem Staatenverband der Welt kommt es vor, daß ein Gliedstaat alle anderen an Umfang und Bedeutung weit überragt? „Hessenland hat ein historisches Recht auf der Karte Deutschlands, auch wenn es kein Kurhessen und Hessen-Darmstadt mehr gäbe." (W. H. Riehl.) Wäre es übrigens nicht höchste Zeit, daß die preußische Regierung die Urkunden des Geheimen Staatsarchivs über das Jahr 1866 für die Geschichtsforschung zugänglich machte? Die jetzige preußische Staatsleitung mit dem Sozialdemokraten Braun an der Spitze will doch wohl als Gesinnungserbe der Hohenzollernherrschaft nicht gelten. Schade, daß der Verfasser wegen der Verteuerung auf ein Verzeichnis der sehr vielen benutzten Quellen und Literaturnachweise verzichten mußte. Sein auch recht flüssig geschriebenes Buch sei vornehmlich allen Föderalisten warm empfohlen.

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich — und für seine Mitmenschen nicht selten eine Hölle.

Gedankenzensur in den Köpfen, nicht erst auf dem Papier!

Nach dem Tod eines Menschen pflegt man zu sagen, er habe seinen Geist aufgegeben. Welche geistige Umwälzung braucht es, bis man sich gewöhnt zu sagen, er habe seinen Leib aufgegeben!

Bei manchen beherrscht der Glaube, Apostel zu sein, ihr Wesen, ihre Reden und Gesten, während sie vergessen, dass sie diesen Namen nicht verdienen, weil sie keines andern Abgesandte sind und sich selber aufdrängen.

Das Ewig-Kindliche zieht uns hinan.

Moden — Spektralfarben einer Kultur.

„Sei dir die Erde leicht!" — Nicht den Toten, den Lebenden soll man das wünschen.

Nicht glauben an das, woran man glauben möchte, ist schwerer als an das glauben, woran man glauben soll.

Die Liebe macht den Menschen am mächtigsten. Unser Zeitalter ist bei allem äusseren Schein von Macht das der grössten menschlichen Machtlosigkeit, weil es so liebeleer ist.

Vom Büchertisch.

Georg Freiberg. Roman von Igna Maria (Jünnemann). 1923. Aschendorff, Münster i. Westf. 8°. 280 S. Geh. 1.20 ℳ, geb. 2.50 ℳ. — Ein Entwicklungsroman von inhaltlich verschiedenwertiger Aufmachung bei einwandfreier Tendenz und vielseitiger Lebensbeobachtung. Dem Helden, Schäferssohn und geborenem Streber philiströs-peinlicher Art, wickelt sich die Szenenrolle seiner Erfahrungen arg bunt ab. Doch gibt es ja derartige Möglichkeiten auch mit sauberer Abspiegelung, nur daß diese dann weniger künstlerisch als unterhaltsam fesselnd zu wirken pflegt. Während seiner rheinischen Polytechnikumszeit lernt Georg Freiberg, den eine ländliche einsichtige Braut freigegeben hat, eine wunderschöne Tänzerin kennen und lieben. Auch sie gibt ihn aufopfernd frei, indem sie ihn rechtzeitig heimlich verläßt. Zunächst läuft er, mehr in Torheit als Traurigkeit, einem eindeutigen Mädchen nach, weiß sich aber zu bewahren. Auch verhilft er einem gestrauchelten Freundespaare zu reiner, glücklicher Zukunft. Er selbst erklimmt nun rastlos den Aufstieg des Erfolges in einer Großstadt, dann in Amerika, darauf in Berlin. Hier gerät er in Gefahr, einem kitschigen Kino-Star ehegebunden zu verfallen. Georg entkommt bei einem Haar und begründet sich, allerdings in schon ergrauendem Haar, eine feste, reiche und verdienstliche Zukunft samt beglückendem Heim. — Die begabte Verfasserin möge nie vergessen, daß sehr oft weniger mehr ist als viel, und daß hoch über aller noch so unterhaltsamen Zerstreuung wirkliche Vertiefung als Hauptgebot für echte Talente gilt.

E. M. Hamann.

Als Jesus klein war. Legenden und Geschichtlein. Von Maria Mayer. Mit Original-Steinzeichnungen von Tilde Eisgruber. 1923. Kl. 4° 50 S. Verlag „Der Bund" Nürnberg, Walther Günther Schreckenbach. — Die Dichterin des anmutigen und ideenreichen Weihnachtbüchleins „Das Fest der Mütter" schenkt diesen und deren noch kleinen Lieblingen eine neue holde Gabe für Herz, Ohr und Auge, denn gar köstlich, wenn auch der Anordnung nach etwas verstreut, schmiegen sich die Steinzeichnungen der bekannten Künstlerin dem Wortlaut an. Acht Legendchen und Geschichtlein fügen sich zu lieblichem Reigen um das göttliche Kind innerhalb seiner nächsten Welt: Jesulein mit der Mutter Fingerhut, den es verspielt und als wunderschöne Blüte wiedererstehen sieht; Jesulein unter Blumen, an und in den Wellchen des Baches; Jesulein bei den geliebten Großeltern unter Großvaters herrlichem Flötenspiel und dem Schaukeln von Großmutters Papagei; Jesulein mit dem kranken Kinde, dem es zu Freude und seligem Scheiden verhelfen darf; Jesulein glückselig mit Vögeln, Reh und Lamm, aber zurückscheuend vor der selber schauernden Spinne, bis er sich überwindet, das Tierchen zu sich heraufhebt und leise-liebevoll sein schimmerndes Kreuzlein streichelt; Jesulein in schwerem Mannestraum von Weidenrutengeißelung, Dornenkrone und Kreuz, bis es erwacht und voll Freude seine „Freunde" unversehrt sieht, die ihm in ihrer Wesenheit das kommende Geschick andeuteten: das Weidenbäumchen, den Strauch mit leuchtenden Heckenrosen, das Tännlein. Ganz menschlich-kindlich zeichnet die Dichterin den kleinen Jesus, der sein Kittelchen zerreißt und unter sehnsüchtigem Händchengreifen den Schleier der süßen Mutter dazu. Einmal aber treibt Maria Mayer Schelmerei, indem sie des Knaben Abendweg durch Gaslaternen beleuchten läßt. Doch über allem kindlich Holden webt ein Hauch wehmütiger Ahnung, von dem die Kleinen freilich noch nichts wissen, desto mehr aber die Mütter. Sind sie doch selbst, wie ihr hehres Vorbild, nicht nur Mütter der Liebe, sondern auch des Schmerzes. E. M. Hamann.

Hermelinchen und seine Brüder. Geschichten und Abenteuer von Kindern. Von L. Schmitz-Cardauns. 1923. Wiesbaden, Hermann Rauch. 8°. 199 S. Geb. 3.60 ℳ. — Das Buch erscheint im Gewande der aufgehenden Morgenröte. Und viel Sonne bringt es. Ich rate auch den pädagogisch angehauchten unter den Kinderliebenden, den schmucken Band zu lesen. Ohne Vorbehalt selbstverständlich, — sie werden dann ihre blauen Wunder sehen! Und zwar ohne allzu viele Anregung zu strengen Einwendungen. Freilich, wenn ein sonst schweigsamer Knirps der geliebten Mutter auf deren Anstandsermahnungen mit „Quatsch!" Widerpart hält! Eine Moritat, die allerdings mehr als Ausnahme zu gelten hat. Dennoch: Gesegnet die Mütter, die solche goldechte deutsche Buben zu eigen nennen dürfen. Dreie sind's. Der jüngste trägt den wenig bubenhaften Titelnamen, weil er eigentlich ein Mädchen hatte werden sollen: nach dem Ratschluß der Götter, will sagen des Vaters und übriger Blutsverwandter. Da aber das Schicksal sich für ein männliches Triumvirat entschieden hat, erhält der neue Sprößling eine Art Mädchen-Kosenamen. — Diese Kinder muß man lieben und nicht minder, wenn nicht noch mehr, die Mutter, trotz einiger ihrer negativen Erziehungsfrüchte. Wie viel An- und Erregendes in diesem Mutter- und Kinderleben an Abenteuerlichem (Affenteuerlichem, sagten unsere Vorfahren des 17. Jahrhunderts) geschieht, deutet schon in etwa das reiche Inhaltsverzeichnis an. Der Lachhumor wiegt selbstverständlich vor, doch kommen auch ernstere Töne zur Geltung. Mir schwant, daß das Buch zu den vielgekauften zählen wird. Vielleicht gar in dem amerikanisch-deutschen Maße von „Helenens Kinderchen" und „Anderer Leute Kinder?" E. M. Hamann.

Tage des Ernstes. Biblische Lesungen für jeden Tag der heiligen Fastenzeit aus J. B. v. Hirschers Fastenbetrachtungen ausgewählt von Dr. E. Krebs. Preis Pappband 4 GM., Halbleinen 4 GM. 2. Aufl. 1923. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., Verlagsabteilung Kempten. — Joh. Bapt. v. Hirschers Fastenbetrachtungen führen den Leser vom Aschermittwoch durch die Wochen der Fastenzeit zum Palmsonntag, lassen ihn das Leiden des Herrn miterleben und in der ersten Osterfreude jubeln. Es ist nicht mehr ganz unsere Frömmigkeit, dieser milde, sinnige und moralisierende Individualismus, aber es gibt heute noch viele, die da stehen, wo der Verfasser stand. Und Hirscher weist nicht rückwärts, sondern vorwärts. Der Herausgeber E. Krebs hat hier noch behutsam nachgeholfen. Er hat schon äußerlich die langen Betrachtungen durch Untereinteilung handsamer gemacht. Auch die edle Sprache, auf der die ganze feine Kultur der ersten und besseren Hälfte des 19. Jahrhunderts schimmert, macht einem diese Lesungen wert. So haben sie aufs neue ihre Anziehungskraft bewiesen, wie die 2. Auflage nach der ersten 1912 kundmacht. Dr. O. Sachse.

Der hl. Ignatius von Loyola und der Missionsberuf der Gesellschaft Jesu von P. Anton Huonder S. J. Xaverius-Verlagsbuchhandlung,

A.-G., Aachen. 122 S. P. Huonder teilt mit nicht wenigen seiner Ordensbrüder die schöne Gabe, wissenschaftlich Wertvolles und Gewichtiges in anmutender Form darbieten zu können. Der Ertrag dieses so leicht und angenehm zu lesenden Schriftchens ist ein völlig klares und lebensvolles Bild der Missionsbemühungen und Missionsgrundsätze des hl. Ignatius. Ein reiches, bestens verarbeitetes Material hat die Sprache des wirklichen Lebens gewonnen. Zu begrüßen ist der nebenher eingeheimste apologetische Gewinn, die Ueberzeugung nämlich, daß sich ein Mann wie Ignatius nie zum Schaden anderer breit gemacht und auf- oder eingedrängt haben kann. Wohl leistet er der gebietenden Stunde unverbrüchlichen Gehorsam. Ihr vorzugreifen, verbietet ihm die absolute Selbstzucht und der allem Eitlen abgewandte, nur der Sache, oder höher und besser gesagt, der Ehre Gottes zugewandte Sinn. Möge die Kirche reichen Ueberfluß an solchen Schriften gewinnen. Sie erwärmen nicht nur, sie zünden auch den Missionsgeist. D. Albani.

Das Stundengebet der heiligen Kirche von Dr. Pius Parsch, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg. 532 S., geb. Kr. 30 000. — **Klosterneuburger Liturgie-Kalender** für das Kirchenjahr 1924, verbunden mit dem deutschen Direktorium für die Gesamtkirche. Von demselben. 106 S., geh. Kr. 8000. Klosterneuburg, Selbstverlag. — Ein neues Laienbrevier ist eben aus der Feder des Wortführers der liturgischen Bewegung in Oesterreich, Dr. Pius Parsch, erschienen: Das Stundengebet der heiligen Kirche. In diesem Büchlein wird dem Laien der ehrwürdige Psalter, die Gebetsammlung des hl. Geistes, in einer gebetstümlichen Form dargeboten. Zugleich findet der Beter den Anschluß an den großen Beterchor der Weltkirche, indem er mit Hunderttausenden von Priestern und Ordensleuten das tägliche Stundengebet verrichten kann. Damit ist der erste und zugleich wichtigste Schritt für das tägliche Breviergebet getan. Das Brevier, das Gebetbuch der Kirche, soll eben auch zum Gebetbuch des katholischen Volkes werden. Gleichem Zweck dient der Liturgie-Kalender. Die fortschreitende liturgische Bewegung macht ein deutsches Direktorium notwendig; dieses hilft dem Laien, das Meßbuch und das Brevier aufzuschlagen und richtig zu gebrauchen. In Parschs Kalender wird das Direktorium für die Gesamtkirche, im besonderen für die Erzdiözese Wien geboten, und zwar für Messe und Vesper. Dazu sind kurze Einführungen in die Wochen- und Festgedanken des Kirchenjahres und liturgische Zitate beigefügt. Im zweiten Teil wird der Kalender zu einem liturgischen Jahrbuch in kleinem Stil. Da findet man in neun Aufsätzen einen Ueberblick über Ziel, Fortschritt und Tätigkeit der liturgischen Bewegung in Oesterreich. Von den Aufsätzen seien hervorgehoben: Was die liturgische Bewegung will, Unsere Liturgiegemeinden, Die liturgische Bewegung in der studierenden Jugend, Liturgische Vorbereitung auf die hl. Messe, Die liturgische Messe, Der Kanon der hl. Messe. — So will der gefällige Kalender dazu beitragen, daß die liturgische Bewegung in Oesterreich Fortschritte mache. J. F.

Le mystère de l'Eglise. Par R. P. Humbert Clérissac O. Pr., Paris 1921. — Ein populär und geistvoll gehaltener dogmatischer Traktat „de ecclesia", der formell den romanischen Sohn des Predigerordens nicht verleugnet, gleichwohl an den antikirchlichen Problemen nicht vorbeiredet. Nach Art und Geist eines Montaigne und Paskal, eines Labruyère und Larochefoucauld, eines Joubert und Roux versucht er für sein theologisches Thema den bewährten Rahmen der „Pensées" anzuwenden. Nur sind für einen „médailleur de pensées" seine Themen zuweilen zu künstlich geschraubt und gezwungen. Jedenfalls wird das Buch nicht im apologetischen, sondern im homiletischen Fach der Bibliothek seinen Platz haben, da die Haltung des Ganzen rein erbaulich ist, ohne die Straffheit und den stolzen Aufwand an apologetischem Material, wie wir diese immer noch an den „Conférences" seines größeren Ordensbruders Lacordaire zu bewundern pflegen. St. G.

Die Zukunft der politischen Parteien. Von Dr. Hans Nawiasky, Professor an der Universität München. 8° 24 S. München 1924. Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., Verlagsgesellschaft m. b. H. — Es tut wohl, wenn einmal das Durcheinander der politischen Schlagworte verstummt und der ruhig abwägende akademische Redner zu Gehör kommt. Nawiasky hat das hier Niedergelegte zuerst im Rahmen der akademischen Arbeitsgemeinschaft für Politik an der Universität München vorgetragen. Gegenüber aller Anfechtung des Parteiwesens zeigt er, daß es immer Parteien geben wird, mag das Verfassungsleben sich so oder so entwickeln. Also nicht Kampf gegen Partei und Parlament, sondern Reform beider. Die kleine Schrift ist sehr lesenswert. Dr. O. Kunze.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Paul Ernsts oft überspitzte Problemstellung, die den Erfolg seiner Dramen erschwert hat, tritt in seinen Komödien weniger hervor. Fast frei von ihr ist „Der Hulla", den das Residenztheater in einer beschwingten Aufführung herausbrachte. Ein heiteres Spiel in einer anmutigen Verssprache. In das Bagdad Harun al Raschids führt uns der Dichter. Da ist Mustapha, ein Poet, dem Kalifen wohl vertraut. Er liebt die schöne Fatime; bei ihr führt er Harun ein, natürlich inkognito als Sklave verkleidet. Dort erfährt der Kalif, daß der prahlende Dichter erzählte, Soheide, Haruns Gemahlin, liebe ihn. Im Zorn verbannt der Kalif den Dichter und bestimmt Fatime einen Gemahl. Gegen des Kalifen Befehl gibt es keinen Einspruch, selbst wenn der Hochzeiter solch ein Trottel wie das Muttersöhnchen Jussuf ist. Der junge Gatte findet wenig Entgegenkommen und die erste Annäherung endigt mit einer Ohrfeige. Auf Betreiben seiner Mutter spricht er die Formel, welche die Ehe trennt, in der falschen Voraussetzung, daß Fatime nun klein beigäbe. Es kann die geschiedene Ehe erst wieder geschlossen werden, wenn Fatime sich zuvor einen Scheingatten, Hulla genannt, antrauen läßt, der dann für ein Trinkgeld rasch die lösende Formel spricht. So verlange es der Koran. Man wählt zum Hulla einen Bettler; es ist der verkleidete Mustapha. Natürlich spricht er die Scheidungsformel nicht; immerhin droht ihm noch Unheil, denn er hat sich als einen reichen Erben ausgegeben. Doch der Kalif, der längst bereut hat, seinen Hofpoeten verstoßen zu haben, macht allen Schwindel zur Wahrheit dank der anscheinend recht günstigen Finanzverhältnisse in Bagdad. Also ein ganz leichtes Spiel, eine Posse, nur daß sie das Gewand einer kultivierten Dichtersprache trägt. Das Stückchen ist von der Durchsichtigkeit eines Operntextes, etwa (um in Bagdad zu bleiben) von der Art von Cornelius' „Barbier von Bagdad". Doch Paul Ernst hat noch eine tiefere Bedeutung dem Spiele geben wollen. Des Dichters Aufschneidereien sollen nicht Lügen eines Schwindlers sein, sondern blühende Phantasie des Poeten, die die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Illusion verwischt. Er, wie der Kalif, sind Einsame; aus diesem Grund fühlt sich Harun zu Mustapha hingezogen. Das Motiv: Es soll der Dichter mit dem König gehen, sie wandeln beide auf der Menschheit Höhen — klingt allerdings mehr in klugen Worten an, als daß es Gestaltung gewänne. Basil leitete das Spiel. Wernicke gab den Dichter als liebenswürdigen Schwadroneur, Frau Bierkowski die Fatime mit kapriziöser Anmut, gut gestaltete Henrich den Kalifen. Komisch und doch fein spielte Meyer den Jussuf, dagegen überschritt der Darsteller des Kadi bisweilen die Stilgrenze zur Operette. Das Publikum nahm das Stück mit herzlichstem Beifall auf.

Volkstheater. Pallenberg ist im Volkstheater als Gast eingekehrt. Diesmal spielt er einen Haustyrannen, der innerlich ein seelenguter Mensch ist, mit seiner überwältigenden Komik. Das Publikum kommt aus dem Lachen nicht heraus, so daß man hie und da sogar einen Witz nicht versteht in der fröhlichen Unruhe. Wenn der Haustyrann anhören muß, was ihn wütend macht und darf sich doch nicht rühren, weil er eine ausgestopfte Puppe darstellt, so ist dies natürlich sehr possierlich, nur darf man an die Logik des böhmischen Schwankverfassers Swoboda keine Ansprüche stellen. C. Hoffmann und R. Michel haben „die Dampfmaschine" deutsch aufmontiert. Die Mitspieler Pallenbergs boten ein flottes Ensemble. Der Ulk darf mit einer Reihe ausverkaufter Häuser rechnen.

Münchener Musik. Das 6. Kapitel der Offenbarung Johannis mit seiner gewaltigen Vision der apokalyptischen Reiter — Hunger, Pest, Krieg und Tod — hat Hermann W. von Waltershausen zu einer Tondichtung angeregt, in der die Tragik unserer gärenden Zeit, ihre Schmerzen und Sehnsüchte packend gestaltet sind. Die Apokalyptische Symphonie wurde mit lebhaftem Erfolg unter der Leitung des Komponisten zur Uraufführung gebracht. Der Tondichter gebrauchte zur Ausdeutung seiner musikalischen Gedanken ein sehr verstärktes Orchester, insbesondere in den Streichinstrumenten, dazu Hörner, Posaunen, Trompeten, Baßtuba, Harfen, Schlagzeug, Glocken, Orgel. Daß er diesen gewaltigen Apparat mit Meisterschaft technisch bewältigt, war zu erwarten. Schon die rein äußere Wirkung ist eine hinreißende, aber der große Eindruck wird auch durch die Kraft der Erfindung, durch die Stärke des Ausdruckes und des Empfindens bestätigt. Der Beginn der einsätzigen, weit ausgebauten Tondichtung führt gleich in medias res. Lyrische Naturstimmungen geben dann stimmungsvollen Gegensatz. Das gregorianische Magnifikat folgt, welches von dem Hauptthema abgelöst wird, das Kampf und Vernichtung in packenden Klangfarben malt. Waltershausen erreicht hier in dramatischer Steigerung durch meisterliche Behandlung der Bläser hinreißende Wirkung. Den wuchtigen Tonmassen der Vernichtung folgt wundersam der C-dur-Dreiklang als Sinnbild einer aufdämmernden neuen Welt. Die Wiedergabe war von ganz außerordentlicher Klangschönheit. Das Orchester war sehr verstärkt. Man sah unter den Mitwirkenden viele bekannte Persönlichkeiten der Münchener Musikwelt. Ein Choral-Vorspiel nebst Fuge für Orgel, gespielt von H. Sagerer, und drei Orchesterlieder Waltershausens, die Rita Bergas mit schöner Wirkung sang, hatten den Abend eingeleitet. — Einem kleinen Kreise von Künstlern und Kritikern wurde ein neues Musikinstrument vorgeführt, das demnächst in einem öffentlichen Konzert noch eingehender erprobt werden soll. Oskalyd, erfunden von Dr. Lüdtke und Dr. Walcker, verbindet die Wirkung von Orgel und Klavier. Durch variable Kombinationen bietet es Klangmischungen von erstaunlicher Vielfarbigkeit. Das von Dr. Lüdtke gespielte Instrument vermag selbst die Täuschung eines Kammermusikquartettes hervorzurufen. Bisweilen scheint uns ein Ton noch zu lange nachzuklingen. Stücke des wohltemperierten Klaviers wollten uns nicht so voll befriedigen, wie z. B. das Parsifalvorspiel, das wir ohne Orchester noch nie so farbenreich gehört haben. Ohne heute über das in technischer Hinsicht sehr erstaunliche Werk abschließend urteilen zu können, gewannen doch die Hörer den Eindruck einer Erfindung von nicht alltäglicher Bedeutung. Auch als Begleitinstrument ward das Oskalyd erprobt, wobei Margarete Rohr durch ihre schönen Stimmittel erfreute.

Verschiedenes aus aller Welt. In Hamburg wurde E. T. A. Hoffmanns Oper: „Die lustigen Musikanten" gegeben. Das Werk wurde 1805 ohne Namensnennung des Verfassers in Warschau gespielt; die Partitur galt als verschollen und ist nun in Paris gefunden worden. Hamburger Kunstfreunde haben die Mittel aufgebracht, daß sie abgeschrieben wurde. Sie weist nach Berichten anmutige melodische Einfälle auf und Ensemblesätze, die ein durchaus gepflegtes, achtbares kompositionstechnisches Können zeigen. Mit Hoffmanns Undine (die Pfitzner einer Neubearbeitung unterzog), könne man die lustigen Musikanten nicht vergleichen. Die Dichtung zu diesem Singspiel stammt von Clemens Brentano. — „Der Hochzeiter", eine Lustspiel-Oper von Karl Blehle, gefiel in Augsburg. Der Ton-

setzer hat sich aus Otto Ludwigs Novelle „Vom Regen in die Traufe“. ein Textbuch gezimmert, dessen derbere Komik nach Berichten von anderer Stilart ist, als der feinere Humor seiner Musik. Der Partitur wird gute Erfindungsgabe und melodischer Schwung nachgerühmt. — Jenusa, eine Oper aus dem mährischen Volksleben von L. Janacek, hatte in Berlin Erfolg. Der Komponist soll für Mähren bedeuten, was Smetana für Böhmen gewesen, der Musiker, der die volkstümlichen Motive zum Kunstwerk zusammenfaßt. Der Text ist im Geschmack des Verismo Mascagnis. Bei diesem Anlaß wird von einem großen Teil der Presse tadelnd hervorgehoben, daß in Berlin allerhand Ausländer, aber keine deutschen Komponisten Förderung finden.

München. L. G. Oberlaender.

Die Nibelungen im Film. In zwei Lustspielhäusern zugleich (Rathaus- und Sendlingertor-Lichtspiele) geht in München der große Nibelungenfilm von Thea von Harbou (Manuskript) und Fritz Lang (Spielleitung) mit eigener Musik von Gottfried Huppertz über die Leinwand. Bisher war nur der 1. Teil. Siegfried, zu sehen. Er umfaßt in strenger Anlehnung an das Nibelungenlied, also in wesentlich anderer Fassung als bei Richard Wagner, die Handlung bis zu Siegfrieds Tod. Die in Stil und Geist prachtvoll echte Wiedergabe macht den Film zu einer bedeutsamen Kulturerscheinung. Wir kommen nach Besichtigung des zweiten Teils eingehend darauf zu sprechen. K.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Zur Bekämpfung wieder unlieb bemerkbarer Preissteigerungen werden von manchen Seiten Nominallohnerhöhungen und künstliche Niederhaltung der Preise mittels der Preistreibereiverordnung befürwortet, Massnahmen, die trotz der schlechten Erfahrungen in der Kriegszeit eines volkstümlichen Zuges nicht entbehren. Die Handelskammer in München hat sich eingehend mit diesen Problemen beschäftigt und vertritt die u. E. richtige Ansicht, dass weder durch den Versuch einer Erhöhung der Realeinkommen durch blosse Geldlohnsteigerung ohne gleichzeitige wesentlich gesteigerte Erzeugung noch durch neuerliche Anwendung der die letzten Reste der Substanz vollkommen zerstörenden Methoden der Wucherbekämpfung die gewünschte Stabilisierung der Preise erzielt werden kann. Die Bekämpfung der in der ungenügenden Befriedigung der Nachfrage aus der laufenden Erzeugung begründeten Preissteigerungen durch die bisherige Wucherabwehr müsste entweder zu neuerlichen Ausstellungen von Arbeitern und Betriebsstillegungen oder zur abermaligen Beanspruchung von inflatorischen Krediten zwingen und damit den Bestand unserer Währung aufs neue erschüttern. — Das allgemeine deutsche Preisniveau lag Mitte Januar 1924 nur wenig mehr über den Weltmarktpreisen, als es 1913 der Fall war. Das, was durch unsere Arbeitsleistung der Volkswirtschaft und damit dem Verbrauch zur Verfügung gestellt werden kann, ist sehr vermindert (dieser Rückgang wird auf 40 p. Ct. geschätzt). Trotzdem, so legte der Berichterstatter in der Münchner Handelskammer dar, steht der Lebenshaltungsindex nur um ein Geringes über der Vorkriegshöhe. Die Allgemeinheit muss sich darüber klar werden, dass das Preisniveau nur gehalten werden kann, wenn entsprechend dem Minderangebot auch die Nachfrage zurückgeschraubt oder wenn die Eigenerzeugung der Nachfrage entsprechend erhöht wird. Die Betriebskapitalien reichen zur Aufbringung der Lohnsummen selten aus, so dass nicht so viel Arbeiter beschäftigt werden können, als vor dem Kriege. Die Verbrauchsnachfrage ist grösser als 1914, so dass sie aus der laufenden Erzeugung nicht befriedigt werden kann. Anschaffungen werden vorgenommen, während die Spartätigkeit geringer bleibt und das lässt, wenn nicht bald mehr hergestellt wird, weitere Preissteigerungen befürchten. Die Herstellungskosten gehen über die der Vorkriegsjahre hinaus trotz der sehr geringen Löhne. Die Gründe liegen im Rückgang der Arbeitsleistung, den höheren Zinssätzen und Steuern, sowie in der Belastung mit unproduktiven Arbeiten. Das Streben muss dahingehen, allmählich Beträge, wenn zuerst auch von geringer Grösse, als Depositen und Spargeldeinlagen der Erzeugerschaft zuzuführen, sonst muss die Verteuerung der Herstellung durch hohe Zinssätze anhalten. Die Verbraucherschaft muss darauf hingewiesen werden, dass der Bezug von Waren auf Kredit notwendig zur Preissteigerung führt. Mehr herzustellen ist nur möglich bei verminderten Unkosten oder bei Vermehrung des Betriebskapitals.

Nächst Steuerdruck lastet auf unserer Wirtschaft die Kapitalnot. Kredite sind so gut wie nicht erhaltbar. Die Erleichterung, die durch die Golddiskontbank eintritt, darf nicht überschätzt werden, denn an Auslandskrediten stehen nur 300 Goldmillionen zur Verfügung. Durch den steigenden Inlandsbedarf und die abnehmende Ausfuhr, auf die wir schon mehrmals hingewiesen, hat sich die Devisennot erhöht. Die Zuteilung in den wichtigsten Weltdevisen ist bereits unter 1 Prozent heruntergegangen. Hier sind, wie ein Handelskammerpräsident ausführte, schwere Gefahren erkennbar. Zahlreiche Geschäftszweige haben bereits Valutaverpflichtungen, die sie infolge der Zuteilungen nicht mehr an den festgesetzten Zahlungszielen abzulösen vermögen. Dieser Zustand gefährdet unseren eben erst mühsam aufgebauten Kredit und in der Folge auch die Währung.

„Feste Mark — Solide Wirtschaft“, heisst eine Schrift, die der Reichsfinanzminister Dr. Luther erscheinen liess. Sie gibt eine Darstellung der Vorgänge, durch die wir zu einer festen Währung gelangt sind. Als Hilfsgerüst für das Haus, dessen Bau man eigentlich beim Dache begonnen hatte, diente die Rentenmark. Alle Hoffnung beruht darauf, dass neuer Baustoff für das Erdgeschoss herbeigeschafft wird. Das ist nichts anderes, als die gesteigerte Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft. Es muss also die Volkswirtschaft wieder zu voller Lebensfähigkeit gebracht werden und die Voraussetzung ist, dass nicht das ganze Gebäude zusammenbricht, bevor die neuen Bausteine hergeschafft sind. Der Minister verschliesst sich nicht der Erkenntnis, dass wir noch immer — und niemand weiss, wie lange noch — in einer eisernen Zeit leben, in der vor den Schicksalsfragen des Volkes der einzelne zurücktreten muss.

Am 7. April trat die Ermässigung der Börsenumsatzsteuer in Kraft. Man erwartet, dass hierdurch eine Belebung des Börsengeschäftes eintrete. Wir wollen unsere Erwartungen nicht sehr hoch spannen. Die Spekulation hat sich am letzten Börsentage in Aussicht auf die grössere Nachfrage noch billig mit Material versehen. So zeigte die Börse nach einer sehr flauen Woche am Ende ein freundlicheres Gesicht. Auch die Aussicht auf Erleichterung der Geldverhältnisse durch den bevorstehenden Tätigkeitsbeginn der Golddiskontbank hob ein wenig die Stimmung.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.

Nordlandsfahrten. Der neuerbaute, rund 9000 Tonnen große Passagierdampfer „Usambara“ wird im Laufe des Sommers vier Nordlandsreisen ausführen, die eine günstige Gelegenheit zum Besuch der norwegischen Schärenküste und Spitzbergens bieten. Der Dampfer führt 1. Klasse mit vornehmer behaglicher Einrichtung, zwei geschmackvollen Speisesälen, Rauchzimmer, zwei geräumigen Hallen, und Lese- und Schreibzimmer. Die Fahrten finden in den Monaten Juni, Juli und August statt und bewegen sich im Preise je nach Fahrt und Lage der Kabine zwischen Mk. 165.— und Mk. 550.—. Für Juni 1924 ist eine dreizehntägige Fahrt nach den Fjorden Südnorwegens bis Drontheim vorgesehen, im Juli wird eine achtzehntägige Fahrt nach dem Nordkap und eine vierundzwanzigtägige Fahrt nach dem Nordkap und Spitzbergen durchgeführt, im August eine Fahrt nach den nordischen Hauptstädten. Anmeldungen sind an den Norddeutschen Lloyd, Vertretung München, Briennerstr. 8 (Café Luitpold), Eingang Maximiliansplatz, zu richten, von wo aus in den nächsten Tagen auch die in Vorbereitung befindlichen Prospekte kostenlos bezogen werden können.



Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 16/17 | München, 24. April 1924. | XXI. Jahrgang.

Infolge des Buchdruckerstreiks

in München war es technisch nicht möglich, Heft 16 der Allgemeinen Rundschau rechtzeitig fertigzustellen und noch vor den Osterfeiertagen zum Versand zu bringen. Aus diesem Grunde mussten Heft 16 und Heft 17 als Doppelnummer zusammengefasst werden. Der Verlag wird sich bemühen, die verehrl. Leser auch in den folgenden Nummern durch entsprechende Vergrösserung des redaktionellen Teiles für die unliebsame Verzögerung und Unterbrechung zu entschädigen.

Die volle Auferstehungsidee.

Von Johannes Chrys. Gspann, St. Florian, O.-Oe.

Komm, du verjüngtes Menschenherz,
Komm, blick' auch kindlich himmelwärts!
Komm, frisches Aug', schau hoch empor
Zu Gottes gold'nem Frühlingstor!
Dein Gott heißt Vater, Sohn und Geist,
Von dem ein Strom der Wonne fleußt,
Hab deinen Gott und Vater lieb,
So hast du ew'gen Frühlingstrieb.
(Albert Knapp.)

Am Hochfest der Ostern ist alles groß und gewaltig. Die zum Leben wieder erwachte Großwelt ist ein durchsichtiges schönes Abbild der Auferstehungsideen. Wie niemals im Jahre spiegelt zu Ostern das Leben der Natur den übernatürlichen Festgedanken. Dazu ist der Frühling unbestritten die schönste, wonnevollste Zeit des Jahres.

Die Auferstehung des göttlichen Welterlösers von den Toten ist der Schlußstein des ungeheuren Werkes und darum das wichtigste Dogma des Christentums, wenigstens vom praktischen Gesichtspunkt. Jener Apostel, der in seinen Schriften die Auferstehung am öftesten und nachdrücklichsten hervorhebt, sagt geradezu: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Predigen eitel und Euer Glaube umsonst“ (1 Kr. 15, 14).

Aus der Osterbotschaft blüht der Osterglaube an unsere eigene einstige Auferstehung. Osterbotschaft und Osterglaube sind unzertrennlich verbunden. Selbst Adolf Harnack gesteht: „Vom Grabe Jesu Christi her hat der unzerstörbare Glaube an die Ueberwindung des Todes und an ein ewiges Leben seinen Ursprung genommen“ (Wesen des Christentums, 102). Dieser Glaube ist wieder — diesmal nach der subjektiven Seite — das Höchste. Die Erlösung ist vollendet, die Auferstehung gewährleistet. Der Glaube an die Erlösung und die Hoffnung auf eine Auferstehung zu seligem Leben machen unser einziges wahres Glück aus.

Doch das Fest ist noch weit größer. Wir schauen in der Osteridee wie in einem wundervoll geschliffenen Brennspiegel alle Großtaten Gottes nach außen, Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Erst im Osterlicht leuchten die magnalia Dei, die Großtaten des Dreieinigen Gottes am hellsten.

Die Auferstehung von den Toten ist uns gewährleistet durch die Urtat Gottes nach außen, die Schöpfung. Gott schuf den Menschen als Natureinheit; die Seele ist kein reiner Geist, sondern naturgesetzlich zum Prinzip, zur Lebensform des Körpers bestimmt. Alles, was dieser Einheit zuwiderläuft, ist gegen unsere Natur und was gegen die Natur ist, kann nicht gottgewollt sein. „Est contra naturam animae, sine corpore esse“ sagt Thomas von Aquin, „es ist gegen die Natur der Seele, ohne Körper zu sein“ (S. cg. IV, 79). Was aber gegen die Natur ist, kann nicht ewig dauern. — Warum ist es der Seele widernatürlich, ohne Körper zu sein? Unser eigentümliches geistiges Leben besteht darin, daß wir gemäß unserem metaphysischen Wesen: Vernünftiges Sinnenwesen, vom Sinnlichen ausgehen und zu Ideen, zu geistigen Begriffen, aufsteigen. Das Resultat, eben der Allgemeinbegriff, ist so geistig wie die erkennende Seele selber und spiegelt doch den Schattenriß des Sinnlichen. So fehlt der Seele das ihr eigentümliche Leben, wenn sie vom Körper getrennt ist.

Die Auferstehung von den Toten, die Wiedervereinigung der Seele mit dem Körper auf Grund des Schöpfungstitels wird auch gefordert nach der Idee der Gesamtschöpfung. Die Schöpfung ist nach Rm 1, 20 das endliche Abbild des unendlichen Wesens. Weil nach der Philosophie die Begriffe: zusammengesetzt und unvollkommen gegenseitig sich bedingende Begriffe sind, so ist das auch bei einfach und vollkommen der Fall. Je einfacher, desto vollkommener und umgekehrt. Das unendlich vollkommene Wesen muß absolut einfach sein. Freilich muß man da an die reichste Einfachheit denken, nicht etwa an eine leere wie bei den Atomen der Physiker, den Monaden des Leibniz oder den Realen Herbarts. Unsere Welt weist bei all der bunten Mannigfaltigkeit der Milliarden von Dingen eine überraschende Harmonie und Ordnung auf, so daß schon die Alten sie einen Kosmos, ein Universum nannten. In diesem Kosmos finden sich stoffliche, stofflich-geistige und geistige Wesen. Gibt es keine Auferstehung von den Toten, so kommt ein häßlicher Riß in das harmonische Gesamtbild. Ein geistvoller Philosoph des 3. Jahrhunderts, Athenagoras, schreibt dazu:

„Wie das der Fall ist und man trennt die beiden Substanzen (Körper und Seele) ohne Hoffnung auf Wiedervereinigung, man zerstört den Tempel der Seele, ohne ihn je wieder aufzubauen, so ist der Zusammenklang zerstört; die Harmonie verschwindet, der göttliche Plan verliert seine große Einheit und diese wunderbare Kette der Wesen, welche sich zu Gott hin erstreckt, hat kein Bindeglied mehr, durch welches das stoffliche Dasein sich an das geistige knüpft. Wenn es also Richtigkeit und Angemessenheit im Schöpfungswerk gibt, wenn alles darnach hinstrebt, ein harmonisches und wohlgeordnetes Ganze zu bilden, so muß der Mensch nach einer zeitweiligen Auflösung das wieder erlangen, was ihn zum natürlichen Vertreter des physischen Universums bei Gott, zu dessen Mittler und Organ machte, mit anderen Worten: Er muß auferstehen“ (Περὶ ἀναστάσεως νεκρῶν) Deutsch von A. Bieringer, Kempten 1875, 136).

Doch — was hälfe uns die bloße Wiedervereinigung des Körpers mit der Seele, die Auferstehung allein? Wir wünschen den Toten und uns glückselige Urständ', eine fröhliche Auferstehung. Diese bekommen wir auf Grund des Erlösungstitels. — Nach der tiefsten Auffassung vom Wesen der katholischen Kirche ist diese die Braut Jesu Christi und beide bilden mitsammen einen mystischen Leib, wie Mann und Frau in der Ehe. (Eph. 5, 26.) Alle diejenigen, die das übernatürliche Leben der Gnade haben, sind lebendige Kinder dieses mystischen Ehepaares. Nach der Lehre des heiligen Paulus ist diese lebensvolle Gemeinschaft der Kinder mit den Eltern, mit Christus, dem „Erstgeborenen aus den Toten“ (Kl. 1, 18, 1. Kor. 15, 12—58) nicht bloß eine geistige, sondern eine die ganze Natur des Menschen umfassende. Mit einem verklärten Körper ist Jesus Christus von den Toten auferstanden als der Erste seiner Brüder. Einen verklärten Auferstehungskörper gewährt die Erlösung, die erst am jungen Ostermorgen vollendet ward.

Als der Erste seiner Brüder. Jesus ist in allem unser Vorbild, nur die Sünde ausgenommen; aber nicht nur schemenhaftes, kraftloses Vorbild, sondern auch vorbildliche Ursache. Jesus Christus ist ein-für allemal der Idealmensch. Weil er aber Idealmensch ist, so sind in ihm auch geschichtlich alle wesenhaften Erscheinungen der Menschheit vorgebildet. Er hat die Schwächen unserer Natur teilen wollen, von der Empfängnis im Mutterschoß bis zum allerschmerzlichsten Tod, und darum ist seine leibliche Auferstehung Vorbild und vorbildliche Ursache der unsrigen. Thomas führt den eingehenden Beweis dafür, daß der „Erstgeborene aus den Toten" die Wirkursache und vorbildliche Ursache auch unserer eigenen Auferstehung sei und beruft sich neben anderen Schriftstellen auf Jo. 5, 21: „Wie der Vater die Toten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will". Diese Stelle verknüpft Erschaffung und Erlösung als zwei verschiedene Titel zweier verschiedenen Auferstehungen. Denn die paulinische Folgerung von der glorreichen Auferstehung gilt nur für solche Menschen, die wirklich lebendige Glieder an jenem geheimnisvollen Körper sind, dessen Haupt Jesus Christus ist. Mit diesen allein beschäftigt sich der Völkerlehrer (vgl. Oswald, J. H., Eschatologie, [2] Paderborn 1896, 277).

Das dritte Glied des großen Ternars neben Schöpfung und Erlösung heißt Heiligung. Die Natur in uns ist das Fundament der Auferstehung, die Uebernatur das Fundament der glorreichen Auferstehung. Worin besteht denn eigentlich die Uebernatur in unserer Seele oder, wie wir im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegen, die heiligmachende Gnade? Ihrem Wesen nach ist die Uebernatur (accidentelle) Anteilnahme an der göttlichen Natur (2 Ptr. 1, 4) und die durch diese geheimnisvolle Anteilnahme begründete Kindschaft Gottes. Wie kann denn die Seele an der göttlichen Natur teilnehmen? Thomas von Aquin (S. th. 1993 a 4) und Franz Suarez (De gratia VII, 1, 30) sagen, die Vergöttlichung bestehe in übernatürlicher Vergeistigung. Tatsächlich erhalten wir nach einem bekannten Herrenwort die Uebernatur vom heiligen Geiste (Jo. 3, 6), und der heilige Geist ist der höchste Beweis für die Geistigkeit der Natur Gottes. Ferner ist unsere Seele wegen ihrer Geistigkeit ein natürliches Bild Gottes; so verlangt es die allseitige Harmonie zwischen Natur und Uebernatur, daß die aus Gott, dem reinsten Geist, geborne Seele (Jo. 1, 13) ein übernatürliches Bild durch übernatürliche Vergeistigung sei.

Was ist die glorreiche Verklärung unserer Körper? Sie ist Erhebung in den Stand der Geistigkeit, Vergeistigung des Stoffes, soweit es diesem möglich ist. Nun bildet aber auch für den verklärten Körper die Seele das Lebensprinzip und die Wesensform. Weil aber die Seligen im Jenseits Gott den Einen und Dreieinigen klar schauen, jedoch je nach der Verschiedenheit der Verdienste die einen vollkommener als die anderen (Concil. Florent. Denzinger-Bannwart, Enchiridion[10], n. 693), so werden diejenigen umso klarer den reinsten Geist schauen, die hier auf Erden durch gute Werke aller Art die Uebernatur vermehrt und so immer vergeistigter geworden sind. Alles, was erkannt wird, wird nach der Weise des Erkennenden aufgenommen. Also ist dann auch die Verklärung der Körper umso strahlender, je mehr die Seele, das Lebensprinzip, durch Verdienste übernatürlich vergeistigt worden ist. „Ein Stern unterscheidet sich vom anderen Stern durch Klarheit. So ist auch die Auferstehung der Toten" (1 Kr. 15, 41 f.).

Im Lichte der heiligsten Dreieinigkeit, im Zusammenhang mit den Großtaten der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, kann man die Auferstehungsidee ausschöpfen; sonst nicht. Am ersten goldenen Ostermorgen nahm auch die Schöpfung teil, die seit der Paradiesessünde nach Freiheit seufzte und in Wehen lag (Rm. 8, 21 f.) Unsere Erlösung beschreibt Paulus mit den lapidaren Worten: „Er ist auferstanden wegen unserer Rechtfertigung" (Rm. 4, 25). Und der Geist der Heiligung wurde erst gegeben, als Christus verherrlicht war. Und Herren der Verklärung sind wir selber, das ist die allerköstlichste Osterfreude.

Für Mitteilung von Anschriften, an welche mit einiger Aussicht auf Erfolg Probehefte gesandt werden können, ist der Verlag der Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestr. 35a, Gartenhaus, stets sehr dankbar.

Weltrundschau.

Der Bericht der Sachverständigen über Deutschlands Leistungsfähigkeit liegt vor. Er schlägt die Gründung einer Goldnotenbank und die Verwandlung der Reichsbahn in eine Aktiengesellschaft vor, beides unter Teilnahme des Auslands, aber unter vorwiegend deutscher Leitung. An Zahlungen soll Deutschland 1924/25 eine Milliarde Goldmark leisten, wovon jedoch 800 Millionen durch eine auswärtige Anleihe zu beschaffen wären. 1925/26 und die 2 folgenden Jahre aus eignen Kräften — Eisenbahn, Industrie, Beförderungssteuer und Haushaltmitteln — steigend 1200—1750 Millionen. Vom Normaljahr 1928/29 ab jährlich 2500 Millionen. Dazu treten ab 1928/29 Zusätze, die sich aus einem Index der deutschen Staats- und Privatwirtschaft errechnen. Der Bericht stellt ausdrücklich fest, daß in diesen Summen alle Kriegskosten enthalten sind: Wiederherstellungen, Ausgleichzahlungen, Kosten der Besatzung, der Ueberwachungsausschüsse usw. — Als notwendig wird die Einheit des deutschen Wirtschaftsgebiets und die Wiederherstellung der deutschen Finanz- und Wirtschaftshoheit bei den Steuern und Verkehrsmitteln des besetzten Gebiets erachtet. Auf umfassende Finanzkontrolle wird verzichtet, nur die Zölle und verschiedene Verbrauchsteuern sollen überwacht werden. — Der Bericht wird in Deutschland nicht ungünstig aufgenommen, nur die angesetzten Zahlen werden teilweise als zu hoch bezeichnet. — Der Reparationsausschuß hat die Vorschläge der Sachverständigen gebilligt und zunächst Deutschland eingeladen, sich zu äußern. Die deutsche Reichsregierung hat nach Anhören und mit Zustimmung der Ministerpräsidenten aller Länder ihre Bereitschaft erklärt, auf der Grundlage der Vorschläge an der Lösung des Reparationsproblems mitzuarbeiten. Daraufhin beschloß die Reparationskommission einstimmig, den Sachverständigenberichten zuzustimmen. Diese sollen nun den interessierten Regierungen offiziell zugestellt werden mit der Empfehlung, dieselben baldmöglichst in die Tat umzusetzen. Vom Deutschen Reich wird verlangt, in kürzester Frist die notwendigen Gesetzentwürfe zu beschließen und baldmöglichst die in den Berichten vorgesehenen Vertretungen zu bestimmen.

Hugo Stinnes ist am 10. April, 54 Jahre alt, an einem Unterleibsleiden gestorben.

Teilweise Eisenbahnerstreiks wegen Lohnerhöhung und Arbeitszeit wurden durch Verhandlungen beigelegt. Die Streikenden werden nicht gemaßregelt.

Die Nationalliberale Vereinigung ist aus der Deutschen Volkspartei ausgetreten und empfiehlt die Wahl deutschnationaler Kandidaten.

Der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß ruft auf, bei den Reichstagswahlen entscheidenden Wert auf Erhaltung der Bekenntnisschule zu legen.

Die Micum-Verträge sind um 2 Monate verlängert.

Reichsjustizminister Emminger ist zurückgetreten, eine Folge des Konflikts seiner, der Bayerischen Volkspartei, mit dem Zentrum. Nach dem Scheitern von Verhandlungen zu Frankfurt a. M. ist dieser Konflikt schon für die Reichstagswahl wirksam.

In Württemberg ist nach dem Rücktritt der Regierung Hieber ein Uebergangsministerium gebildet worden, das größere politische Entschlüsse bis nach den Wahlen zurückstellt. Staatspräsident ist der bisherige Verweser des Arbeits- und Ernährungsministeriums, Staatsrat Rau. Er übernimmt zu seinem alten Arbeitsbereich das Kultusministerium. Aus dem früheren Kabinett bleiben Bolz (Inneres und Finanz) und Beyerle (Justiz).

Südtirol litt bei den italienischen Wahlen unter Gewalttaten der Faschisten. In Bozen wurden der Altbürgermeister Perathoner, ein um die deutsche Selbstbehauptung hochverdienter Mann, und der Abgeordnete Reuth-Nicolussi schwer mißhandelt. Trotz allen Terrors wurde in Südtirol ganz überwiegend die deutsche Edelweißliste gewählt.

Das rumänische Königspaar besuchte Paris. Von Rom, Madrid und Brüssel war ihm abgewinkt worden. Rumänien hat sich Frankreich in die Arme geworfen und dadurch anderwärts minder beliebt gemacht. Ein Bündnis Rumäniens mit Frankreich ist im Werden. Eine Kriegsgefahr droht zurzeit von Rußland, das Beßarabien wieder haben will.

Die Volksabstimmung in Griechenland ergab eine Dreiviertelmehrheit für die Republik.

Zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan ist eine ernste Spannung entstanden, weil Amerika die japanische Einwanderung neuerdings unterbindet.

Katholik und Parteien.

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer, Meßkirch (Baden).

Mit automatischer Pünktlichkeit treten stets kurz vor Reichstagswahlen „Katholiken" in liberalen Blättern auf, um gegen das Zentrum mobil zu machen „im Interesse der Kirche". Merkwürdig aber, daß dieselben Katholiken sonst schweigen, wenn in ihren liberalen Blättern offen und versteckt gegen den Katholizismus, gegen die katholische Kirche und ihre Belange in Staat und Gesellschaft Angriffe erfolgen. Diese Tatsache gibt zu denken. Sie drängt förmlich den Schluß auf, daß es diesen Katholiken gar nicht um das Wohl der Kirche bei ihrem Auftreten gegen das Zentrum zu tun ist, sondern daß vielmehr die Kirche mißbraucht wird, um parteipolitische Geschäfte gegen das Zentrum zu machen. Was also diese Herren dem Zentrum vorwerfen, nämlich Mißbrauch der Religion zu wahlpolitischen Zwecken, das tun sie selbst in höchst widerwärtiger Weise.

Heute hört man wieder von allen Seiten das Wort ultramontan, und es soll damit ausgedrückt werden, daß der Katholik sein Vaterland nicht so lieben kann, wie es der richtige Patriot tun solle. Die so schreiben und reden, haben von der katholischen Kirche keine blasse Ahnung. Welch verdienstvolle Aufgabe wäre es da für die in liberale Blätter Schreibenden und dort in der Wahlzeit als 100%ige Katholiken Auftretenden, wenn sie den liberalen Lesern die wahre Stellung der Kirche zum Staat vor Augen führen würden. Aber dergleichen geschieht nicht.

Zwischen der Vaterlandsliebe und der Liebe zur heiligen Kirche kann, wie Papst Leo XIII. einmal ausdrücklich sagt, gar kein Gegensatz oder Widerstreit bestehen. So sagt Leo XIII. auch in dem Breve an Herrn von Chesnelong, 14. Juni 1880:

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß die Pflichten, welche Sie gegenüber dem Vaterlande haben, gestört werden können durch Ihre Ergebenheit gegenüber der Kirche. Der Stifter und Meister beider Vereinigungen, nämlich Gott, hat in der Tat eine solch schöne Ordnung aufgestellt, daß von dem Guten, das zum Schutze und zur Ehre der Kirche geschieht, die reichsten Früchte des Heils in das Land sich ergießen, dem man als Bürger angehört."

So sind denn auch in der Tat von jeher die treuesten Katholiken mit die besten Bürger ihres Vaterlandes gewesen und sind es heute noch, wie sie es immerdar sein werden. Sie unterwühlen nicht die Throne, wie der Liberalismus und Sozialismus es getan haben und tun, sie sind nicht mittelbare oder unmittelbare Revolutionäre. Aber der Katholik vergißt nie, daß der Staat nicht das letzte und höchste ist, daß die Liebe zum himmlischen Vaterlande vorgeht der Liebe zum irdischen, und daß niemals ein rein menschliches Gesetz das Uebergewicht erlangen darf über das Gesetz Gottes. Das sind allerdings Gedankengänge, die den Vertretern des Liberalismus und Sozialismus, wie auch den Vertretern der Staatsallmacht, die die Kirche höchstens als Magd des Staates gelten lassen wollen, nicht ins Hirn wollen. Ebensowenig den Nationalisten oder Völkischen. Sie schreien daher von mangelnder Vaterlandsliebe oder gar von Reichsfeindschaft, wenn der Katholik gegen Gesetze sich wehrt, die im offenen Widerspruch stehen mit dem göttlichen Gesetz. Dabei ist dieser Widerstand nicht zuletzt im Interesse des Staates. „Gehorchen wäre ein Verbrechen, dessen Folgen auf den Staat selber fallen; denn der Staat muß unter der Rückwirkung von allem leiden, was gegen die Religion geschieht."

Unsere natürliche Bestimmung besteht wahrlich nicht im Leben allein, sondern im sittlichen Leben. So sagt Leo XIII.:

„Darum erwartet der Mensch von der öffentlichen Ruhe und Ordnung, dem unmittelbaren Zweck der staatlichen Verbindung, Gewähr für sein Wohlergehen und noch mehr die Leistung des genügenden Schutzes, um sich sittlich zu vervollkommnen, ein Ziel, das ausschließlich in der Erkenntnis und Uebung der Tugend besteht. Zugleich verlangt er aber auch pflichtgemäß nach den Hilfsmitteln der Kirche, mit deren Unterstützung er in vollkommener Weise die Verpflichtungen einer vollkommenen Frömmigkeit vollzieht. Diese bestehen in der Erkenntnis und Ausübung der wahren Religion, der Fürstin unter den Tugenden, weil sie, alle auf Gott beziehend, aller Vollendung und Krone ist."

Daraus folgt aber, daß bei Feststellung von Gesetzen und Einrichtungen auch auf die sittliche und religiöse Bestimmung des Menschen zu achten und seine diesbezügliche Vervollkommnung anzustreben ist und zwar mit Fug und Recht.

Nun braucht man nur die Wörter moderne Demokratie, Liberalismus, Sozialismus, Freimaurerei zu nennen, und man kennt die Kräfte, die da behaupten, die menschliche Vernunft sei die Quelle und Norm aller Wahrheit, alle religiösen Pflichten seien aus ihr abzuleiten, es gäbe keine göttliche Offenbarung, keine Pflicht des Gehorsams gegen das christliche Sittengesetz und die Kirche; die Kirche habe keine Befugnis, Gesetze zu geben, keinerlei Rechte, ja sie dürfe auf die Einrichtungen des Staates nicht einmal den mindesten Einfluß besitzen. Ebenso bekannt ist aber auch, daß diese Kräfte heute im Gewande von Parteien mit aller Macht darnach streben, die öffentlichen Angelegenheiten an sich zu bringen, am Ruder zu sitzen, um so möglichst weitgehend ihre Lehren in die Gesetzgebung zu bringen, die wichtigsten öffentlichen Aemter mit Leuten ihrer Gesinnung zu besetzen. Man beachte ja nur die verhaltene Wut dieser Kreise, da seit den letzten Jahren endlich auch praktische Katholiken in wichtigen Staatsstellen sitzen, wie man vom Sozialisten bis zum Deutschnationalen peinlichst darauf achtet, daß, wo immer die Herren die Macht dazu haben, ja kein praktischer Katholik Kultus- und Unterrichtsminister wird.

Angesichts dieser Tatsachen würde der Katholik seine Christen- und Bürgerpflicht verletzen, wenn er untätig zusehen, oder gar im öffentlichen Leben den Gegnern der Kirche im Staate seine Stimme und damit seine Unterstützung geben würde. Er hat vielmehr die Pflicht, „Männer von anerkannter Rechtschaffenheit zu unterstützen, Männer, die sich voraussichtlich um die Sache des Christentums verdient machen, und es läßt sich kein Grund denken, weswegen man solchen, die gegen die Religion feindlich gesinnt sind, den Vorzug geben dürfte." Der große Papst nennt es lobenswert, am öffentlichen Leben teilzunehmen:

„Die Kirche selbst billigt ausdrücklich, daß alle insgesamt ihre Anstrengungen vereinigen, damit das allgemeine Beste gefördert werde, und daß jeder, gemäß seinen Fähigkeiten, zur Verteidigung, zur Bewahrung und Erhöhung desselben beitrage. . . . Wenn die Katholiken dem öffentlichen Leben sich zuwenden, so tun sie es und sie sind dazu verpflichtet, nicht damit sie das billigen, was gegenwärtig noch Tadelnswertes in den Staatseinrichtungen sich findet, sondern damit sie, soviel es möglich ist, aus diesen Einrichtungen das dem Gemeinbesten Schädliche ausscheiden und in aller Wahrheit und Aufrichtigkeit danach streben, in die Adern des Staates als neuen Lebenssaft und als kräftigendes frisches Blut die Kraft und den Einfluß der katholischen Religion zu gießen."

Hiermit sind für jeden Katholiken Pflicht und Aufgabekreis bei der Betätigung im öffentlichen Leben klar umrissen. Es ist ohne weiteres klar, daß kein Katholik die Bestrebungen des Liberalismus, die Vertreter eines einseitigen Klassenkampfes, einen übertriebenen, ja geradezu heidnischen Nationalismus, wie wir ihn heute wieder besonders kraß hervorbrechen sehen, unterstützen kann und darf. Ausdrücklich sagt Pius X. im Mai 1911 in einem Brief an einen spanischen Kardinal:

„Bei den Wahlen sind alle gutgesinnten Katholiken verpflichtet, nur solche Kandidaten zu wählen, die Bürgschaften für das Wohl der Religion und des Vaterlandes bieten."

Man beachte wohl: Religion und Vaterland. Es sind also zwei Punkte. Gar viele sogenannte rechtsstehende Katholiken scheinen mir den ersten Punkt ganz zu übersehen, bzw. ihm nur eine Nebenbedeutung zuzuerkennen. Bei den kommenden Wahlen muß für den Katholiken allein die Frage maßgebend sein: welche Kandidaten und welche Partei bieten am ersten Sicherheit für das Wohl der Religion und des Vaterlandes. Dabei darf der Katholik sich nicht von augenblicklichen Gefühlsstimmungen beeinflussen lassen, noch sich durch sogenannte Paradekatholiken — dieser Ausdruck berührt nicht den Katholizismus der betr. Herren, sondern soll lediglich besagen, daß die betr. Katholiken als Paradestücke benützt werden — über die eigentliche Gesinnung der betreffenden Partei verführen lassen. Er schaue in die Vergangenheit, prüfe die Strömungen der Gegenwart und deren Drahtzieher, frage sein Gewissen und er wird den richtigen Weg finden.

Zum Schlusse sei ein vielsagender Satz des deutschnationalen Spitzenkandidaten für Baden, des ehemaligen Kölner Oberbürgermeisters Exzellenz Wallraff angeführt. Der Satz wurde gesprochen bei einer Wahlversammlung in Konstanz. Er lautet:

„Ich bin gläubiger Katholik, und wenn es zum Kulturkampf käme, fände mich das Zentrum auf seiner Seite."

In der Tat, in Deutschland sind es bis heute nur das Zentrum und die Bayerische Volkspartei,[1]) die nach ihrer ganzen Vergangenheit und ihrer grundsätzlichen Einstellung das Wohl der Religion und des Vaterlandes verbürgen.

[1]) Wo der Katholik sich zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei zu entscheiden hat, kommen u. E. keine katholischen Grundsätze in Frage, sondern Dinge zweiter Ordnung, über die der Glaube die Meinung freistellt. (D. Schr.)

Die Landtagswahl in Bayern.

Von Dr. Otto Kunze.

Der erste Eindruck der bayerischen Landtagswahl war eine schwere Niederlage der Bayerischen Volkspartei. Namentlich das Ergebnis von München, das naturgemäß am schnellsten bekannt wurde, trug dazu bei: die Völkischen stärkste Partei der Hauptstadt! Der Vorwärts in Berlin druckte mit fetten Buchstaben: Zusammenbruch der Bayerischen Volkspartei. Bald stellte sich heraus, daß es nicht so schlimm war. Die Bayerische Volkspartei hat an sich weniger Stimmen verloren als die Sozialdemokratie und verhältnismäßig viel weniger als die Mittelpartei oder gar die so gut wie zerflossene Demokratische Partei. Bei jedem Vergleich ist übrigens zu bedenken, daß die Pfalz nicht mitwählen konnte. Erst wenn sie dies am 4. Mai, im Anschluß an die Reichstagswahl, nachgeholt hat, ist die neue politische Lage in Bayern restlos zu überblicken. Bei einem Vergleich der Mandatszahlen mit denen von 1920 fällt ins Gewicht, daß der aufgelöste Landtag in seinen letzten Wochen noch ein Gesetz genehmigte, das die Zahl der Abgeordneten von 158 auf 129 verringerte. — Der erste Eindruck ist also zu berichtigen. Die Bayerische Volkspartei hat eine Niederlage erlitten, aber keine vernichtende.

Und doch behält der erste Eindruck seine Bedeutung. Auch bei den Schlachten blutiger Kriege kommt es nicht allein darauf an, wieviel Kämpfer eine unterlegene Truppe verloren oder wieviel Boden sie aufgegeben hat. Die moralische Wirkung bei der Truppe selbst, beim ganzen Volk und bei der Mitwelt kann eine militärisch mäßige Schlappe geradeso verhängnisvoll machen wie einen schweren Schlag. Auch darf man nicht rein parteipolitisch auf die Bayerische Volkspartei allein sehen. Der Völkische Block, den es parlamentarisch vor 4 Jahren noch gar nicht gab, ist die zweitstärkste, nach den Wahlen in der Pfalz vielleicht die drittstärkste Gruppe im bayerischen Landtag und im wählenden Volk. Das kann nicht ernst genug beurteilt werden. Was ist der Völkische Block? An sich ein höchst gemischtes Gebilde. Der Völkische Rechtsblock in Bayern, ursprünglich der aktivistische kleinere Flügel der Deutschnationalen unter Minister a. D. Roth und Oberst Xylander, wuchs zusammen mit den Nationalsozialisten unter Hitler. Im unruhigen Herbst 1923 erfolgten weitere Vereinigungen. Vaterländische Verbände schärferer Tonart, wie Reichsflagge und Oberland, schlossen sich auf dem Deutschen Tag zu Nürnberg am 1. Sept. mit den Nationalsozialisten zum Kampfbund zusammen. Als gemeinsamer oberster Führer tritt seitdem Ludendorff hervor. Wir erinnern an seinen programmatischen Zeitungsaufsatz „Die völkische Bewegung". Die Unterordnung unter den geschlagenen Feldherrn des Weltkriegs war die Kapitulation der Völkischen vor den Gefühlen des Tages und der Massen. Sie bezeichnen sich so gern als deutsche Faschisten. Echter Faschismus äußert sich auch in manchen älteren Reden Hitlers oder neuestens z. B. in einem kleineren völkischen Organ (Völkischer Kurier, München, Nr. 57 vom 9. April 1924: Der Sinn der Wahlen). Da heißt es, die Nationalen, nämlich die Mittelpartei und Nationalliberale, hätten eine zu formale Auffassung von Staat und Nation. Die völkische Lebens- und Staatsauffassung allein versuche alle Gebiete des Lebens zu durchdringen. Sie wolle den ganzen Menschen erfassen und aus einem Stückwerk zu einer lebendigen Einheit machen, lebendig verschmolzen mit einer lebendigen Volksgemeinschaft. Das ist echt organisch gedacht und unterscheidet sich von unserer Auffassung lediglich — aber wesentlich und folgenschwer — dadurch, daß das Religiöse, genauer das Uebernatürliche, unbenutzt bleibt. Der italienische und noch mehr der spanische Faschismus haben sich ihm aufgeschlossen. Die Deutschvölkischen haben durch Ludendorff, den Bekenner eines veralteten Staatsglaubens, Dietrich Eckart den Neuheiden, Pöhner, den kalten Reaktionär, Kriebel, den Kasinoschwadroneur ihr jugendliches Aufbegehren zu einer trüben Schlammflut fruchtloser Unzufriedenheit verwässern lassen. Die Partei aller Unzufriedenen, das ist heute der Völkische Block in Bayern. Abgebaute oder im Gehalt verkürzte Beamte, verarmter Mittelstand, darbende Studenten, entlassene Offiziere, enttäuschte Marxisten laufen neben den vaterländisch Unzufriedenen, den ursprünglichen Völkischen, mit. Die Partei der Spießbürger, die in alle abgeleierten Phrasen einstimmen, seien es die altliberalen Schlagworte gegen katholische Kirche und Papsttum, seien es die etwas neueren gegen die Juden. Die Spießbürger, die auf jedem Butterbrot einen Franzosen verspeisen, die vom Marsch über den Rhein schwärmen, selber jedoch eine Parade auf dem Königsplatz einer Schlacht im Schützengraben vorziehen. In München besonders herrschte am Wahltag eine wahre Psychose. Völkisch war einfach die Partei. Völkisch wählten alle, für die auch die Politik Modesache ist. Fast schien es ein Wunder, daß die anderen Parteien zusammen immer noch zwei Drittel aller Stimmen in der Stadt umfaßten. Von solcher Verbreitung der völkischen Flut ist die Verflachung unzertrennlich. Die Faschisten in Italien haben sich als Minderheit die Macht erobert und erst jetzt, nach 1½ Jahren, parlamentarisch gesiegt. Unsere Völkischen ziehen als starke Opposition in die Volksvertretungen ein, ehe sie sich staatspolitisch bewähren konnten. Hitler soll nur sehr ungern zugestimmt haben, daß seine Leute sich ins Parlament wählen ließen. Ein großer Rede- und Schimpfhaufe der Mißvergnügten statt einer kleinen Schar entschlossener Kämpfer — dies Schicksal droht der Völkischen Partei mit ihrem Einzug in Landtag und Reichstag. Die Gefahr von Putschen rückt damit ferner; die Schwierigkeiten des Regierens wachsen, je stärker die rechtsradikale Opposition wird. Bleiben wir bei Bayern. Eine Koalition mit den Völkischen erscheint sowohl für die Bayerische Volkspartei wie für die Sozialdemokratie ausgeschlossen. Eine Koalition der beiden letztgenannten ebenfalls. Eine Minderheitsregierung aus Völkischen und Mittelpartei kann keine andere Partei stillschweigend dulden. Denn die Völkischen würden sie schnell dazu nutzen, um auf formell gesetzmäßigem Weg ihre Diktatur einzuführen. Eine andere Minderheitsregierung unter wohlwollender Neutralität der Völkischen oder der Sozialdemokraten? Das Beispiel anderer Staaten lehrt, daß dann immer der unverantwortliche Einfluß der neutralen Partei den Ausschlag gibt. Hoffen wir, daß es gelinge, zumal wenn die Pfalz das Wahlergebnis abrundet, eine tragfähige Regierungsmehrheit von der Mittelpartei bis zu den Demokraten oder wenigstens zum Bauernbund zu bilden.

Fast als ein Glück muß es betrachtet werden, daß dieser Landtag mit dem unbestimmten Gesicht nicht die Vollmacht bekommen hat, mit einfacher Mehrheit die Verfassung zu ändern. Der darauf bezügliche Volksentscheid, der mit der Wahl zusammen stattfand, ist verneinend ausgefallen. Nicht einmal die einfache Mehrheit stimmte mit Ja, eine Zweidrittelmehrheit aber wäre nötig gewesen. Dieser auffallende Unterschied zum Volksbegehren erklärt sich teils aus mangelhafter Werbearbeit. Die Ja-Parteien — Bayer. Volkspartei und Mittelpartei — hatten fast gar nicht mehr davon gesprochen. Die Wähler wußten infolge dessen meist gar nicht mehr, worum es ginge. Teils ist der Volksentscheid durch das Nein der Völkischen zu Fall gekommen. Die Völkischen sind für Diktatur, aber gegen den Staatspräsidenten, sind gegen die Parlamentsherrschaft, aber zugleich gegen eine Instanz, die das Parlament auflösen kann und gegen eine zweite, mehr konservative Kammer. Erklärlich ist das nur aus ihrer tiefgewurzelten Abneigung wider Bayerns eigene Staatlichkeit.

Im einzelnen hat der Wahlausfall mancherlei politische Lehren gezeitigt. Man soll sich nicht mit einem Leichnam verbünden. Die Bayer. Volkspartei aber hat es versäumt, Herrn von Kahr noch vor den Wahlen öffentlich fallen zu lassen. — Man soll nicht auch völkisch oder auch schwarz-weiß-rot oder auch proletarisch sein wollen. Das kann der Nachbar weiter links oder weiter rechts doch viel besser. Deshalb haben die Sozialdemokraten beträchtlich an die Kommunisten verloren, die bürgerlichen Rechtsparteien an die Völkischen. — Der Auszug der Nationalliberalen aus der Deutschen Volkspartei hatte in Bayern schon lange vor der Wahl stattgefunden. Das zurückgebliebene Häuflein der Stresemänner ist winzig. — Die Christlichsozialen (Bayer. Zentrum), deren Zugehörigkeit zum Reichszentrum erst nach der Wahl positiv entschieden wurde, haben kaum 23000 Stimmen errungen. Ob sie ihren Spitzenmann Leo Weismantel zum Zug bringen, ist derzeit noch nicht ausgerechnet. Der Entschluß des Reichszentrums, in Bayern Anhang zu suchen, hat ihnen im letzten Augenblick einige Stimmen aus katholischen Bildungskreisen zugeführt; eine große Wirkung hat er nicht gehabt. Im Gegenteil hat sich gerade in Unterfranken, dem Hauptsitz der Christlichsozialen, auch die Bayer. Volkspartei bemerkenswert gut gehalten. Abgesehen davon, daß der Streit unter den deutschen Katholiken überhaupt sehr beklagenswert ist, erwarten wir deshalb rein tatsächlich für einen Wahlgang des Zentrums im rechtsrheinischen Bayern nicht viel Erfolg. Ebensowenig allerdings für eine Offensive der Bayer. Volkspartei nach Norddeutschland. Denn die dortigen Katholiken sehen das Zentrum im allgemeinen nicht für eine Linkspartei an.

Emmausjünger.

Ihr Fuss verzehrt sich nach des Herrn Geleite,
Um wieviel mehr das Herz nach seinem Licht.
Sie aber wandeln an des Heilands Seite
Und doch erkennen sie den Meister nicht.

Sogar im Saale sitzen sie beisammen
Und schauen Blick auf Blick sein Angesicht,
Verspüren schon die heiligen Liebesflammen
Und doch erkennen sie den Meister nicht.

So ist es wirklich nötig, o ihr Blinden,
Dass er die weissen Brote segnet, bricht
Und darreicht — muss er erst entschwinden?
Und anders kennt ihr euren Meister nicht?

Josef Marx.

Der Jungdeutsche Orden.

Von Dr. P. Erhard Schlund, O. F. M.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich füge hier auch die Frage der Nacktkultur im Jungdo an. Der Jungdo ist sehr böse darüber, daß ihm vorgeworfen wird, in seinen Reihen werde Nacktkultur getrieben. Der Vorwurf geht zurück auf die schon öfter genannte Debatte im preußischen Landtag über die Aufhebung des Jungdo. Dort sagte der demokratische Abgeordnete Nuschke[35]) in seiner Rede über den Jungdo, daß man im Haus der Buchhändler Grenz „eine besondere Unzahl und Anzahl von Photographien des deutschvölkischen Nacktklubs" gefunden habe. Der Abgeordnete zeigte auch solche Photographien. Nach dem Zusammenhang konnte man nur annehmen, daß es sich um Jungdo handelte; denn darüber ging ja die Debatte und zudem: im stenographischen Bericht steht als Betreff über der Seite: Auflösung des Jungdeutschen Ordens.[36]) Auch aus der persönlichen Bemerkung des Abgeordneten Nuschke am nächsten Tage, 1. Dez. 1922[37]), ging nicht hervor, daß nicht der Jungdo gemeint ist. Eine öffentliche Berichtigung ist bis heute von seiten des Abgeordneten nicht erfolgt. Ich nehme aber zur Kenntnis, daß der Abgeordnete Dr. Schwering, nicht Nuschke, selbst in einem Privatbriefe vom 8. Dez. 1922 an Kaplan Dröder feststellt: „Was die Nacktänze anbetrifft, so fallen sie nicht dem Jungdo, sondern einer Ortsgruppe des deutschvölkischen Schutz- und Trutzbündnisses zur Last". In der Oeffentlichkeit wurde dies erst vor kurzem bekannt.[38]) In der offiziellen Zeitung des Jungdo „Der Jungdeutsche" Nr. 2 vom 26. Jan. 1924 sagt nun Kaplan Dröder in einem großen Aufsatz: „Angriffe auf den Jungdeutschen Orden und deren Widerlegung" folgendes: „Ein katholischer Geistlicher, Mitglied des Ordens und Zentrumsanhänger, bangend um die Reinheit der Ordensbrüder, fragte brieflich den Abgeordneten nach Art und Zeit und Namen solcher Handlungen; er hatte hinzugefügt: Der Teufel soll den Jungdo holen, wenn in ihm Nacktkultur getrieben würde". Das steht in der Nr. 2 der genannten Zeitung auf Seite 3. In der gleichen Nummer der gleichen offiziellen Ordenszeitung steht auf Seite 6 folgendes Inserat und zwar an einer nach den Uebungen des Zeitungsbetriebes bevorzugten Stelle:

11. mit 20. Tausend. Nacktheit und Aufstieg mit 60 Abbildungen. Behandelt auf 140 Seiten Nacktsport, Heilkraft von Sonne und Luft, Bekleidung, sexuelle Aufklärung, Nacktleben, Kunst und Nacktheit. Preis 2.55 Goldmark, gebunden; auf Kunstdruckpapier 4 Goldmark, Einschreiben besonders. Urteil: „Der Jugend jeden Alters können diese Bücher unbedenklich in die Hand gegeben werden; sie werden für sie zu Quellen des Segens, der Kraft, Reinheit und hellströmenden Frohsinns, zu Erlösern von Leiden werden, die Vorurteil und Lieblosigkeit ihr auferlegt haben." P. Lehmann, Hammer Nr. 447. Versand gegen Einsendung oder Nachnahme. Postscheckrechnung Stuttgart 12234, Verlag R. Ungewitter, Stuttgart.

Ist nun das nicht Nacktkultur? Wer die Werke Ungewitters kennt, weiß, was er davon zu halten hat, und er wird die Antwort auf diese Frage leicht finden. Ich betone ausdrücklich, daß in dieser Zeitung der Hochmeister Artur Mahraun als Herausgeber und als verantwortlicher Schriftleiter Karl Wirths, als Verlag der Jungdeutsche Verlag Kassel, Hansteinstraße 29, zeichnet. Erst in späteren Nummern zeichnet getrennt vom redaktionellen Teil als verantwortlich für den Anzeigenteil Reinhold Vesper.

Auch gegen den Vorwurf des Antisemitismus verwahrt sich der Jungdo. Ich selbst bin ganz gewiß kein „glühender Philosemit", wie einmal gelegentlich einem Abgeordneten vorgeworfen wird, und stimme Herrn Kaplan Dröder zu, wenn er unter Billigung der Ordensleitung schreibt[39]):

„Daß das Judentum als Religion von jedem Christen abgelehnt werden muß, ist klar, auch für jeden Katholiken, und braucht nicht betont zu werden. Wenn der Orden Stellung nimmt gegen den materialistischen Geist des Judentums auf wirtschaftlichem, geschäftlichem und ethischem Gebiet, so hat er das Recht hierzu wie jeder andere Mensch. Er befindet sich bei diesem Kampf auch in der besten und einwandfreiesten Gesellschaft, denn dieser Geist ist geeignet, den gesunden deutschen Geist zu zersetzen."

Nun werden aber vom Jungdeutschen Buch- und Schriftenvertrieb[40]) ausdrücklich als „geistiges Rüstzeug für jungdeutsche Arbeit" unter 21 ähnlichen antisemitischen Büchern auch die Schriften des bekannten alten Herausgebers des Hammers Theodor Fritsch empfohlen, die doch gewiß auch antisemitisch im Sinne einer Feindschaft gegen die christliche Religion (als aus der jüdischen hervorgegangen) sind.[41]) Wenn einer wie Fritsch z. B. den Satz wagen kann: „Der Judengott ist der trügerische Doppelgänger Gottes. Diese beiden Götter sind Feinde und wer den zweiten duldet, muß den ersten absetzen"[42]), so kann da doch wohl der Christ nicht mehr mitkommen.

Ich komme zur Stellung des Jungdo gegen die katholische Kirche. Zunächst muß bemerkt werden, daß es für den Katholiken eine Trennung von Religion und Kirche bzw. Papsttum nicht gibt. Das Papsttum und die Hierarchie ist für den Katholiken ein wesentlicher Bestandteil seiner Religion und seines Glaubens. Ohne den praktischen Glauben an Papsttum und Hierarchie kann man eben nicht mehr katholisch sein. Ferner ist für den Katholiken die Religion nicht bloße Gefühls- und Erlebenssache, sondern vorzüglich Bekenntnis und Lebenssache. Er muß seinen katholischen Glauben auch praktizieren und zwar in den Formen, die zu seiner Zeit die Kirche vorschreibt. Endlich kann für den Katholiken die Religion des stillen Kämmerleins und die Religion des offenen Bekenntnisses und des gemeinschaftlichen Gottesdienstes nicht wesentlich getrennt werden, so daß das eine oder das andere genügen würde. Die katholische Religion ist nicht individualistisch, sondern ist wesentlich eine Gemeinschaftsreligion.[43]) Für den Katholiken kann niemals die Religion Privatsache sein; sie ist für ihn notwendig Sache des öffentlichen Lebens.

Es liegen eine große Reihe von Erklärungen katholischer Mitglieder des Jungdo vor[44]), in welchen sich diese energisch dagegen verwahren, als Katholiken zweiter Klasse angesehen zu werden und feierlich erklären, daß der Jungdo nie eine katholiken- oder gar kirchenfeindliche Haltung angenommen habe. Ich stelle auch nochmals fest, daß in dem schon benützten Flugblatt von 1924 „Der Jungdeutsche Orden, seine Arbeit und seine Ziele" der Grundsatz aufgestellt ist: „Die Pflege des Christentums überläßt er den Konfessionsvertretern. Er verlangt von seinen Angehörigen, daß sie als deutsche Brüder Achtung vor ihrer gegenseitigen religiösen Ueberzeugung haben, daß sie sich aber unbeschadet ihres treuen Bekenntnisses zu ihren Konfessionen als Schicksalsgenossen die Hände reichen." Ich stelle ferner mit Befriedigung die Erklärung der Ordensleitung anläßlich des Verbots der weiteren Mitarbeit der Priester Dröder und Dr. Pieper fest: „In selbstverständlichem Gehorsam gegenüber ihren geistlichen Vorgesetzten haben sie schweren Herzens das liebgewordene Ordenskreuz ablegen müssen."[45]) Ich stelle endlich fest, daß der Jungdo von der Deutschvölkischen Freiheits-

---

35) Stenographischer Bericht, Spalte 13686.
36) Ebenda 13685.
37) Stenographischer Bericht 13735.
38) Rüstzeug Nr. 4 (1924), Seite 6. Der Abgeordnete Schwering hatte den Vorwurf der Nacktkultur gegen den Jungdo nach dem Wortlaut des stenographischen Berichts gar nicht erhoben, sondern der Abgeordnete Nuschke. (Siehe Bericht Spalte 13673—79.) Darum kann ihm oder dem Zentrum auch gar kein Vorwurf gemacht werden, daß er nicht öffentlich widerruft.

39) Rüstzeug Nr. 4, Seite 11.
40) Kassel, Hansteinstraße 29, dem Sitz des Hochmeisters.
41) Näheres über Fritsch und seine Einstellung zum neugermanischen Heidentum siehe meine Schrift Seite 15, 21, 23, 25, 29, 46.
42) Th Fritsch, Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe. 6. Auflage, Leipzig 1919, 4. 197.
43) Näheres z. B. in meinem Aufsatz: Soziologischer Katholizismus im Bayerischen Kurier, Literarische Beilage Nr. 42 vom 15. 10. 1923 und jüngst in meiner Schrift: Der moderne Mensch und seine religiösen Probleme, Mainz 1924, 62—77.
44) Siehe Der Jungdeutsche, die verschiedenen Nummern.
45) Ohne Datum.

partei, Richtung Wulle[46]), neuestens sowohl politisch wie konfessionell energisch abrückt.[47])

Aber wir haben doch noch eine ganze Reihe von Bedenken. Zunächst ist es nicht ausgemacht, daß die kirchliche Behörde die Teilnahme am Jungdo nicht verbiete oder gar billige. Kaplan Dröder schreibt[48]): „Zur Beruhigung aller jener, die es angeht, dürfen wir auch hierher setzen, daß die bischöfliche Behörde zu Paderborn im Juli 1923 erklärt hat, daß sie keinem Priester verbieten könne, Mitglied des Jungdeutschen Ordens zu sein, also verbietet sie dies erst recht nicht katholischen Laien.“ Dazu wird mir auf meine Anfrage in Paderborn unter dem 12. 2. 24 mitgeteilt: „Das hiesige bischöfliche Ordinariat hat offiziell überhaupt noch keine Stellung zum Jungdeutschen Orden genommen. Unter kurzem wird voraussichtlich aber eine bestimmte Stellungnahme erfolgen.“ Unter dem 28. 2. 24 ist mehreren Geistlichen verboten worden, für den Jungdeutschen Orden zu arbeiten. Kaplan Dröder selbst mußte austreten.

Es kann uns auch die Stellungnahme der kirchlichen Behörde gegen den Jungdo nicht wundern. Die antikatholische Schrift von Pietschker ist noch nicht vergessen.[49]) Dann wird die Kirche wohl nicht leicht zugeben können, daß sich Geistliche und Laien unter die Diktatur eines noch dazu nicht katholischen Führers stellen. Jedenfalls sagt das katholische Kirchenrecht, die Gläubigen sollten sich hüten vor Vereinigungen, welche bestrebt sind, sich der gesetzlichen Oberaufsicht der Kirche zu entziehen. (Codex juris canonici can. 684, vergl. die Stellungnahme der Kirche gegen die Freimaurer.) Doch haben darüber die Bischöfe zu entscheiden. Dann wird die Kirche sich auch stoßen an dem Worte des Generals Ludendorff: „Ich halte den Jungdeutschen Orden für die beste und stoßkräftigste Organisation in Deutschland.“[50]) Ludendorff ist als Katholikenfeind bekannt.[51]) Nun hat sich Ludendorff in seiner Rede im Münchener Hitlerprozeß unter anderem folgendes geleistet:

„Ich weiß, daß nur die Einigung der Konfessionen uns vorwärts bringen kann. . . . Bismarck sprach es aus, daß die Politik des Zentrums eingestellt ist auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum. Und dann sagte Bismarck: „Reichsfeinde, theoretisch und absolut, sind die Herren nicht, aber das Reich, wie wir es haben, paßt ihnen nicht.“ Und dann: „Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche ist.“ Nun schien ein deutsches Volk sich herauszubilden. . . . Wir wollen nicht einen Staat unter dem Einfluß ultramontaner Gewalten, sondern ein Deutschland, das nur den Deutschen gehört, und darin nichts herrscht als deutscher Wille, deutsche Ehre und Kraft, ein Hort des Friedens, so wie zu Bismarcks Zeiten.“[52])

Der Jungdo lehnt nun allerdings erfreulicherweise neuestens diese Rede Ludendorffs ab:

„So sehr wir Ludendorff als Mensch und Held verehren und als Feldherrn bewundern, so müssen wir auch erklären, daß der Jungdo ihm nicht folgt, wenn er den Kampf der Konfessionen entfesselt. Wir sagen das freimütig und offen, weil wir wissen, daß Ludendorff das gerade und ehrliche Wort achtet[53]).“

Ist der Jungdo aber auch von dem unter Ludendorffs maßgebendem Einfluß stehenden Kampfbund München ausgetreten[54])? Darf sich der Jungdo unter diesen Umständen wundern, wenn die kirchliche Behörde ihm nicht freundlich gegenübersteht?

Dann gilt aber für die kirchliche Behörde vor allem auch das Wort des Herrn: fructibus eorum cognoscetis eos, an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Und da hat die Kirche allen Grund zu Bedenken. Ich erkenne gern an, daß die Ordensleitung jetzt guten Willen hat und gebe auch gern zu, daß sich viele gute Katholiken im Jungdeutschen Orden befinden. Ich möchte auch gegen die dem Orden angehörigen Geistlichen keinen inquisitorischen Stein werfen. Aber es gilt doch das Wort des Abgeordneten Schwering, das er mir schrieb[55]): „Programm des Jungdo herrlich, wenn er es wirklich effektuiert. Aber da hapert es.“

Es ist die Klage vieler Geistlichen und Jugendführer, daß die bisher kirchentreuen und kircheneifrigen Katholiken von ihrem Eifer durch die Tätigkeit im Jungdo abkommen. Einige Belege von vielen. Kaplan Czeloth in Adersleben i. H. schreibt in der Germania[56]):

„Die nationalistische Bewegung, wie sie sich bei uns vor allem im „Stahlhelm“, Jungdeutschen Orden auswirkt, ist ganz durchsetzt von religiösen Ideen, allerdings nicht von christlichen, sondern von heidnischen Ideen. . . . Wir konnten an verschiedenen Orten erfahren, daß katholische junge Männer, die zuerst harmlos in den Jungdo eintraten, sich von seinen Ideen haben einnehmen lassen und daß sie für aktives katholisches Handeln erlahmt sind.“

Ein Gelehrter K. N. in F., der durch seine geradezu peinliche Gründlichkeit bekannt ist, schreibt mir (26. 1. 24): „Bei uns dient der Jungdo in den katholischen Ortschaften zur Protestantisierung der Jugend.“ Ein Seelsorgsgeistlicher Th. in Dr. schreibt mir unter dem 28. 1. 24:

„Wir als Seelsorgsgeistliche machen bei manchen Jungdeutschen die Feststellung, daß sie, bisher ziemlich treue katholische Vereinsmitglieder, fast gar nicht mehr kommen; allmählich bleiben sie dem öfteren Sakramentsempfang fern und das Interesse am katholischen Leben verblaßt. Ueber diese Tatsachen helfen die begeisternden Worte des Katholiken und Jungdeutschen Koch (im Westfälischen Volksblatt d. Verf.) nicht weg. Das kann er als der Seelsorge Fernstehender auch nicht beurteilen. Aber er und die anderen katholischen Mitglieder des Jungdo müssen das dem Seelsorger glauben. Das sind nicht „junge Geistliche“ allein, die Gegner des Jungdo sind. Das ist ungefähr der gesamte Klerus.“

Aber auch strenggläubige Protestanten finden die religiöse Haltung des Jungdo nicht entschieden genug christlich. Eine private Aeußerung dieses Sinnes von einem jungen mitteldeutschen Ordensbruder selbst hat uns überrascht.

Aus einer anderen mittleren Stadt Norddeutschlands wird mir am 14. 3. 24. von einem erfahrenen Praktiker (Priester) erklärt, daß die katholischen Jugendvereine, die doch von den Bischöfen nicht nur anerkannt, sondern deren Einführung den Geistlichen zur Pflicht gemacht ist, durch die Interkonfessionalität des Jungdo in ihrem Bestand und in ihrer Wirksamkeit sehr gefährdet werden. Und der Abgeordnete Oberlehrer Hofmann-Ludwigshafen sagte kürzlich (9. 3. 24.) in Münster[57]):

„In der modernen Jugendbewegung findet sich manches, was auf das Maß der Einsicht und der christlichen Bescheidenheit zurückgeführt werden muß. Die Jugend hat etwas Neigung zur Romantik, was unter anderem der Name Jungdeutscher Orden erkennen läßt. Ich begreife diese Bewegung, aber nur so weit, als es sich um eine Modekrankheit handelt. Jedoch nicht in dem Werbeprogramm und nicht in der schönen, äußeren Organisation beruht das Wesen dieser neuen Bewegung, sondern in ihrer Tätigkeit. Da verlange ich von dir, katholischer Jüngling, zuerst Beobachtung. Was hat diese Organisation bis jetzt praktisch getan und was tut sie weiter. Ich habe sie seit langer Zeit beobachtet, weil es meine spezielle Aufgabe ist, mich in der Jugendbewegung auf dem laufenden zu halten, weil mir dies als Parlamentarier und Schulmann besonders naheliegt. Ich habe gefunden, daß noch nie eine Silbe für uns gesprochen wurde. Da dachte ich an das Bibelwort: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Und als ich die Broschüre las: „Katholizismus und Zentrum“, sagte ich mir: „Spiegelberg ich kenne dich!“ Warten wir einmal die Entwicklung ab. Wir wollen sehen, wohin die Reise geht. Wenn ein Ludendorff diese Organisation als vorzüglich bezeichnet, ist mir die Sache schon bedenklich. . . . Ich weiß, wie solche Bewegungen der Jugend als Zutreiber benützt werden

[46]) Siehe Neugermanisches Heidentum, Seite 18. 59.

[47]) Erklärungen von 6. 1. 24; 28. 1. 24; 3. 2. 24; (Der Jungdeutsche vom 9. 2. 24) und neuestens Erklärung ohne Datum (vom 8. 3. 24.?) „Eine weitere und außerordentlich wichtige Tatsache ist, daß der Jungdeutsche Orden die Politik der Deutschvölkischen Freiheitspartei in bezug auf Konfessionsunterschiede in keiner Weise deckt. Wenn z. B. die „Großdeutsche Warte“, nunmehr das „Deutsche Tageblatt“, in Nr. 46 schreibt: „Dann werden aber auch die alten Götter wieder aus den Grüften steigen und der Hammer Thors wird die treffen, die einst die alten Eichen im heiligen Haine Wodans niederlegten, in deren Rauschen nach des Tacitus Wort unsere Väter unter dem Namen der Götter das große Unnennbare verehrten, das sich uns nur in Ehrfurcht offenbart.“ Wenn ferner das „Westfälische Volksblatt“ Paderborns die Möglichkeit hat, seinen Lesern in Nr. 50 Aussprüche nationalsozialistischer Redner anzuführen, wie z. B.: „Ein Friede mit der katholischen Kirche ist ebenso unmöglich, wie ein Friede mit Frankreich“ oder „Erinnern wir uns daran, wie würdelos, an Hochverrat grenzend, die katholischen Feldgeistlichen mit ihren Ententekameraden verkehrten“, dann sind dies Angriffe auf christliche Konfessionen, welche der Jungdeutsche Orden mit seiner Politik gegenüber den Konfessionen nicht mitmachen will.“

[48]) Der Jungdeutsche Nr. 2 vom 26. 1. 24, Rüstzeug Nr. 4 Seite 9, vgl. Seite 8.

[49]) Siehe Der Jungdeutsche Nr. 2 vom 26. 1. 24. Rüstzeug Nr. 4 S. 9, vgl. S. 8.

[50]) Bericht über das 4. Komturkapitel des Jungdo, nach Schwering, Preußischer Landtag am 30. 11. 22, Stenographischer Bericht Spalte 13677, vergl. die Rede des Abg. Schmelzer, ebenda am 1. 12. 22, Spalte 13731.

[51]) Siehe Augsburger Postzeitung Nr. 262 vom 14. 11. 23. Allgem. Rundschau Nr. 11 vom 13. 3. 24, vergl. auch Neugermanisches Heidentum S. 63. Die Rede selbst erschien im Deutschen Volksverlag Dr. E. Boepple, München.

[52]) Münchener Zeitung Nr. 60/61, S. 25.

[53]) Erklärung im Jungdeutschen ohne Datum (vom 8. 3. 24). Ludendorff sagte darauf, diese Erklärung sei ihm das Schmerzlichste gewesen. (Münchn. Neueste Nachrichten Nr. 93 vom 3. April 1924.)

[54]) Rundschreiben der Ordensleitung vom 12. 11. 23.

[55]) Brief vom 23. 2. 24.

[56]) Germania Nr. 315 vom 18. 11. 23.

[57]) Westfälischer Merkur Nr. 82 vom 10. 3. 1924.

für andere politische Richtungen. Erst in der Verblendung erkennen die Leute, die von Natur aus zu uns gehören, daß sie irregeführt wurden. Ich brauche nicht zurückzugreifen auf Organisationen der mittelalterlichen Geschichte. Es ergeben sich für uns Organisationen, die das Kreuz tragen, u. a. der Windthorstbund. Wir haben genug Gelegenheit, uns in unseren religiösen Jugendvereinen zu betätigen. Ich weiß, daß bei der Jugend das vaterländische Ideal besonders lebhaft ist, aber zuerst kommt das Religiöse. Es hat alles keinen Zweck, was da aufgebaut ist, wenn nicht der Untergrund das Christliche, für uns Katholische ist. Heute versucht man, vaterländisch gleichbedeutend mit völkisch auszulegen. Wer ist vaterländisch? Wer sein ganzes Wollen, sein ganzes Streben in den Dienst des Volkes stellt, von idealem Drang beseelt, dem Volke aus seiner materiellen Not zu helfen, aber gleichzeitig auch in seiner Seelennot durch praktisches Christentum. Sind wir das? Mit dem deutschen Volk sind wir den Leidensweg gegangen, daß wir alles auf uns genommen haben in dem Bewußtsein, daß, wenn wir auch geschmäht, wir doch geläutert werden. Aber wir haben es nicht getan, damit wir für das, was wir einem Volke selbstlos und in der besten Absicht geben, von gewissen Kreisen nur Undank ernten. Wenn ich die Katholiken Deutschlands messe mit dem Maßstab, was sie in den letzten Jahren für das deutsche Gesamtvolk, für die Einheit des Reiches, für die Konsolidierung des deutschen Volkes getan haben, dann fällt das Resultat sehr aktiv, nicht passiv aus."

Doch nunmehr Schluß mit den Meinungen anderer. Unser Urteil kann nicht anders lauten als: Für einen kirchentreuen Katholiken ist der Jungdo als Organisation unmöglich. Er müßte sich dann doch noch ganz gewaltig und von Grund aus ändern. Und das dürfte wohl praktisch heute nicht mehr ausführbar sein.[58])

[58]) In größerem Zusammenhang behandelt P. E. Schlund das Thema in einer Schrift: Der Jungdeutsche Orden. Sie erscheint demnächst im Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., München. D. Schr.

Osteuropa.

Von Dr. O. Färber, München.

Von allen Völkern der Welt hat sich das deutsche den gefährlichsten Wohnsitz erwählt. Der Platz inmitten der romanischen, slawischen und angelsächsischen Völker ist weder der schlechteste noch der wenigst schöne. Im Gegenteil. Unser Land ist schön und reich. Gerade deshalb aber ist unser Dasein am meisten bedroht und am wenigsten sicher.

Unserem Ausdehnungsbestreben stellen sich überall Schranken entgegen und nie hat eine Nation mehr ihr Blut anderen Völkern zugeführt, mehr Volksgenossen in fremdem Volksstamm untergehen sehen als die deutsche. Wir waren stets von allen Seiten bedrängt und jede Ausdehnung, jeder Versuch zur Kulturmission durch Erweiterung der politischen Einflußsphäre brachte uns die Gegnerschaft des uns umschließenden Ringes und den Vorwurf der Herrschsucht. Als Ausgleich für unsere Lage trugen unsere Kaiser im Mittelalter die Krone des Römischen Reichs, die höchste weltliche Würde. Das Schutzamt der Kirche ward ihnen verliehen, so daß das deutsche Volk eine hohe, Achtung gebietende Stellung inmitten seiner Nachbarn einnahm. Am Menschlichen der mittelalterlichen Kaiser zerbrach unser hoher deutscher Beruf. Auf die Zeit der Herrschaft und des Mißverstehens des ehrenvollen, von der Kirche übertragenen Amtes folgte die Zeit der Bedeutungslosigkeit und der Auflösung desselben, beschleunigt durch die Glaubensspaltung und die planmäßige Untergrabung der kaiserlichen Zentralgewalt durch ehrgeizige deutsche Staaten, zuletzt besonders Preußen. Wir wurden aus den Ersten unter Gleichen Gleiche unter Gleichen und zuletzt nach kurzem Aufstieg selbstgeschaffener Kaiserherrlichkeit Diener selbst von weniger als Gleichen. So stehen wir am Wendepunkt der deutschen Geschichte. Oestlich von uns sind Staaten groß geworden, auf die wir herabsahen und die zum Teil kulturell wirklich unter uns stehen. Der Weg deutscher Kulturmission, der im katholischen Mittelalter weit nach Osten geführt hat, wurde rückwärts zurückgelegt. Die Erfolge der preußisch-protestantischen Sendung aber zerfielen in nichts. Die Landkarte verzeichnet wieder Grenzen, die wir auf den Karten der Geschichtsatlanten bei Deutschlands tiefster Erniedrigung früherer Jahrhunderte aufsuchen können. Ein Gemengsel neuer Nationalstaaten entstand, das selbst einem Großteil der Gebildeten nicht geläufig ist. Auf dem Boden des aufgelösten Oesterreich-Ungarn erwuchsen ebenfalls neue Nationalstaaten, deren Grenzführung oft durch Mangel an natürlichen oder gerechten ethnographischen Linien sich schwer dem Gedächtnis einprägen will.

Da ist der Gebildete dankbar, wenn er zur richtigen Kenntnis osteuropäischer Probleme einen hervorragenden Führer zur Hand nehmen kann, wie ihn z. B. das Osteuropäische Jahrbuch 1923/24 darstellt. Dieses Werk des Budapester Privatdozenten Dr. Franz Fodor[1]) zeigt uns die Ergebnisse der Staatenatomisierung im östlichen Europa. Jedes der kleinen oder großen Länder von Finnland bis Griechenland und von der Tschechei bis Rußland, ja auch die Türkei, findet in dem stattlichen Sammelwerk eine wertvolle Beschreibung mit allen nur wünschenswerten Angaben und statistischem Material; ein Werk, das von der Schaffenskraft unseres verstümmelten Leidensgenossen Ungarn zeugt.

Drei Tatsachen fallen uns bei der Betrachtung der neuen osteuropäischen Landkarte in die Augen:

Einmal die Zerteilung des Slawentums. Statt des mächtigen russischen Nachbarn haben wir heute eine Reihe selbstbewußter unmittelbarer Nachbarn, die zum ferneren Rußland im gleichen Gegensatz stehen wie zum Deutschen Reich, also ihrerseits wieder eingekeilt sind. Die zweite Tatsache, die auffällt, ist die ungemein exponierte Lage der baltischen Randstaaten, die im ersten Ansturm erliegen müssen, wenn der russische Bär einmal wieder mit der Tatze ausholt. Die dritte Tatsache ist die beispiellose Zertrümmerung des altehrwürdigen Ungarn, dessen neue Grenzen nur von Haß und Unverstand gezogen sein können.

Die Betrachtung dieser Tatsachen führt zu dem Schlusse, daß der Frieden im Osten auf so schwachen Füßen, Ungerechtigkeit und Geschichtslosigkeit steht, daß ein hoher Glaube an den Völkerbund dazu gehört, um seine Dauer anzunehmen.

Dauernder Friede setzt voraus, daß Rußland mit seiner schlummernden Gigantenkraft auf die Ostseehäfen verzichtet, daß es die physisch Schwachen, Estland, Lettland, Litauen sich vor seiner Türe herumtreiben und das nie verstandene Polen in Ruhe ließe. Dauernder Friede setzt voraus, daß Ungarn, der Kulturträger des Abendlandes gegen Orient und Balkan, gegen Halbmond und Schisma, von seiner Schmach und Ungerechtigkeit nie mehr erlöst würde und Staaten, deren Inneres so ungleich wie nur möglich ist, welche nicht nur verschiedene Nationen, sondern verschiedene Kulturen in sich vereinigen, nie mehr erschüttert würden.

Dauernder Friede! Er setzt auch voraus, daß über den engen Nationalismus der Glaube an höhere Mächte, an die sittliche Stärke und geistige Prinzipien siege, daß ein wahrhaft abendländischer Geist die Völker Mitteleuropas durchdringe und sie auf Formen des Gemeinschaftslebens sinnen lasse, die über die berühmten wirtschaftlichen Notwendigkeiten hinausgehen, diese vielmehr einschließen. Wenn ein auf physische Macht pochendes Rußland sich mit einem revanchelüsternen deutschen Geschlecht finden könnte, wo wären die Mächte, die das kulturelle Deutschland des Friedens und Aufbaus mit dem atomisierten Osteuropa zunächst ohne Großrußland verbinden könnten?

Wege zu suchen zur Konzentration der abendländischen christlichen Kultur gegenüber dem trennenden Nationalismus und dem Brandstifter Chauvinismus, das ist die Mahnung aus einer eingehenden Betrachtung des Osteuropaproblems. Die berufsmäßig Regierenden suchen selten diese Wege. Sie zu suchen und zu finden sind die berufen, deren Geschichtsbetrachtung anknüpft an einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, die über die Enge des Egoismus der kleinen Nation hinaussehen auf das Missionsfeld der christlichen Nationen.

[1]) 684 S. 8⁰. „Oriens", Budapest, zu beziehen durch Köhler-Leipzig. Preis ℳ 16.—.

Pieta.

Die Nacht war mild. Des Mondes Leuchte schien,
Vor Sankt Maria glänzte jeder Kiesel.
Des Sohnes Leichnam lag auf ihren Knien,
Mit Blut getränkt der Locken wirr Geriesel.

Ihr Antlitz, zart von keuschem Licht geweiht,
Es ruhte weh an seinem stillen, fahlen.
Rings um sie her war tiefe Einsamkeit.
Hoch stand das Kreuz in weissen Glorienstrahlen.

Der Sterne Glanz durchbrach den Himmelsdom,
Gleich vieler Tränen silbernem Gefunkel.
Marias Seele trank der Leiden Strom . . .
Des Heilands Wunden glühten purpurdunkel.

Joachim Samleben †.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebertragung von F. R. von Lama, Füssen.

(Fortsetzung.)

Am 30. Juni nahmen wir Kurs nach Island. Unsere Fahrt führte uns längs der

Färöer-Inseln

hin, die noch zum Gebiete der Propaganda gehören, obschon hier — leider — kein einziger Missionär, noch auch Katholik sich mehr findet.

Mit Wehmut wandte sich unser Blick in die Vergangenheit zurück. Die Färöer, eine Gruppe von 24 größeren und kleineren Inseln, von denen nur siebzehn bewohnt sind, bildeten vor der religiösen Umwälzung des 16. Jahrhunderts eine blühende katholische Diözese mit dem Bischofssitz zu Thorshaven. Thorshaven liegt auf der Insel Strömö und ist der bedeutendste und größte Ort der ganzen Gruppe. Obwohl Mittelpunkt all der Dörfer und Flecken ringsum, soll es doch nicht mehr als 2000 Einwohner zählen. Wahrscheinlich war Strömö in früherer Zeit dichter bevölkert, insbesondere in seinem nordwestlichen Teil. Damals hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts der letzte Bischof den Bau einer neuen Kathedrale unternommen, die eine wahre Zierde jenes ganzen Gebietes hätte werden müssen; sie wurde in Stein ausgeführt, eine Seltenheit hierzulande, wo man alles aus Holz baut. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß der Name Kirkebö, den dieser Teil der Insel trägt, von dem begonnenen Baue der Kathedrale entlehnt worden ist. Zur Vollendung kam er leider nicht. Der Sturm der Reformation schlug von Dänemark auch auf die Färöer und Island herüber, trieb Bischöfe, Priester und Ordensleute weg; auf alles Kirchengut wurde Beschlag gelegt und es kam geistliches und leibliches Elend über das ganze Land. Und so verschwand auch allmählich von Strömö und den anderen Färöer-Inseln der katholische Gottesdienst und wurde der lutherische Kult überall zum herrschenden gemacht. Lange dauerte es, ehe hier wieder das Wort Gottes frei und ungehindert gepredigt werden konnte. Aber als endlich ein Schimmer von Freiheit aufzuleuchten begann, zögerte der große Pius IX. nicht und im Jahre 1855 errichtete er die apostolische Präfektur des Polarkreises, welche mit Lappland, Island und ganz Skandinavien auch die Färöer-Inseln umfaßte. Der apostolische Präfekt Msgr. Grüber, ein Zögling der Propaganda, nahm sofort mit apostolischem Feuereifer, großem Glauben, unerschütterlichem Gottvertrauen und einem Willen, der allem trotzte, seine Arbeit auf. Er verdient, der Begründer aller skandinavischen Missionen genannt zu werden und mit gutem Recht wird sein Name daher noch heute mit tiefer Verehrung genannt. Auf den Färöer-Inseln vermochte er jedoch recht wenig oder nichts auszurichten. Im Jahre 1867 ließen sich zwei Missionäre in Thorshaven nieder und bauten sich selbst eine kleine Holzkirche. Ihre Arbeit war hart und trostlos; der Bekehrungen waren es äußerst wenige, die Unverträglichkeit und Gegnerschaft der lutherischen Pastoren machte ihnen, ihren Nachfolgern und den wenigen Konvertiten das Leben unerträglich. So entschlossen sie sich denn, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und anderswo mit mehr Frucht sich an die Bekehrung der Seelen zu machen. Leider! So wurde dieses Arbeitsfeld ganz aufgegeben und seitdem blieb dieser Teil des Weinberges des Herrn brach liegen. Vor kurzer Zeit starb die letzte Katholikin, eine brave Frau, die bis zu ihrem Tode den Trost hatte, wenigstens einmal im Jahre von einem katholischen Priester besucht zu werden. Sie wohnte und starb in der Nähe von Kirkebö.

Wann werden sich hier die Worte des Psalmisten bewahrheiten: Laetentur insulae multae?, freuen werden sich die vielen Inseln im vollen Lichte der Wahrheit?

Da unser Schiff — die „Botnia" — um 2 Uhr nachmittags vor Thorshaven Anker geworfen hatte und erst um Mitternacht weiterfuhr, begaben wir uns an Land. Verlangte uns doch Kirkebö zu besuchen, umsomehr als man uns versichert hatte, daß außer einigen traurigen Ueberbleibseln alter christlicher Kultur auch noch kostbare Reliquien dort aufbewahrt würden. Wir wandten uns an den holländischen Konsul, der uns mit größtem Wohlwollen alle gewünschten Auskünfte gab und sich in höflichster Weise zu unserer Verfügung stellte. Eine Stunde hin und eine zurück — so hatte man uns gesagt — würde zum Besuche Kirkebös genügen. Der Konsul hatte uns jedoch versichert, daß damit mindestens vier Stunden gemeint seien. Dazu hing noch über dem Berg eine schwarze Wolke, die sich immer drohender ausbreitete. Auch mußte erst noch allerlei besorgt werden. Der Konsul bot uns daher sein Motorboot an, um uns auf dem Seewege nach der anderen Seite der Insel zu bringen, während er inzwischen die Leute dort von unserem Kommen in Kenntnis setzte. Mit großer Dankbarkeit nahmen wir das Anerbieten an und gleich darauf befanden wir uns wieder auf dem Wasser, der Sorge des Motorführers und eines alten Seebären mit einem dichten Bartkranz um den Hals anvertraut. Das Motorboot war eigentlich eine ziemlich kleine Barke, die zum Warenverkehr mit der Nachbarschaft diente. So gut es ging, eroberten wir uns ein Plätzchen, wo wir uns an den Tauen und Planken festhalten konnten. Das Meer war noch sehr unruhig, die Barke tanzte und schaukelte heftig und ab und zu schlugen die Wellen über unseren Bug weg. Die beiden kräftigen Seemänner jedoch verfolgten in aller Ruhe ihren Weg und versicherten, es sei gar keine Gefahr.

Nach anderthalb Stunden Schlingerns und Schaukelns kam endlich Kirkebö in Sicht. Dort zur Rechten gewahrten wir den alten, unvollendeten, im Viereck aus grauem Naturstein aufgeführten Bau, die ehrwürdige Kathedrale aus der katholischen Zeit. Wie beredt sprach sie doch nach so vielen Jahrhunderten noch durch ihre reinen, gotischen Linien und Formen, ihre schlanken, zum Himmel strebenden Spitzbogen! Wie sprach sie doch so wehmütig und doch so laut von dem alten, aber nicht veralteten Glauben, der diesen Tempel zur Ehre des allmächtigen Gottes des Himmels entworfen und begonnen hatte!

Zur Linken stieß unser Auge auf ein großes niedriges Gebäude mit runden Fenstern, das protestantische Gotteshaus. Welch ein Abstand, dieses häßliche, weißgetünchte, keinen einzigen Gedanken ausdrückende Gebäude und dort die riesige Kathedrale!

Ein Mann aus Kirkebö war inzwischen vom Lande abgestoßen, um uns mit seinem Ruderboot an den Strand zu bringen. Dort erwartete uns sein Bruder, um uns zu führen. Mit Wehmut betraten wir den mittelalterlichen Bau, der bis zur Höhe von 8 Metern über der Erde fertiggestellt ist. Die hohen, gotischen Linien, der außergewöhnlich große, schmale Haupteingang, die kühn emporstrebenden Fenster, die kunstvoll gemeißelten Steinornamente der Kreuzbögen, alles bezeugte uns, daß wir hier, wäre es fertig geworden, ein Juwel mittelalterlicher Baukunst hätten bewundern können. Wir frugen natürlich nach den Reliquien und man führte uns sofort hinter das Gebäude an die Rückseite des Priesterchors. Dort wies man uns nach einem viereckigen, grauen Verschlußstein, auf dem in mittelalterlichem Stile der Erlöser am Kreuze mit Maria und Johannes zu Füßen hervorragend und mit trefflichem Gesichtsausdruck ausgehauen waren. Darunter werden die Reliquien verwahrt, denn als sie von der Regierung nach dem Museum in Kopenhagen überführt werden sollten, gingen ihr aus der Bevölkerung so viele Bitten und Proteste zu, daß man sich schließlich zur Zurückgabe genötigt sah. Es müssen Reliquien vom heiligen Kreuze Christi und der allerseligsten Jungfrau Maria sein. Wieder im Besitze dieses nationalen Schatzes (denn als solcher gilt er und man nennt ihn auch so) und weil man nicht wußte, wie man ihn besser gegen eine neue Entführung schützen sollte, wurde er hier tief in der Mauer versteckt und vermauert. Uns ehrerbietig verneigend, da es unmöglich war, ein Plätzchen zum Knieen zu finden, beteten wir im Stillen ein Vaterunser und Ave Maria mit der Anrufung des barmherzigen Gottes: erbarme dich unser, o Herr, erbarme dich unser, auf daß Deine Barmherzigkeit über uns komme und dies arme Volk zurückführe zur Kirche, die du auf Erden gestiftet hast!

Schon vorher hatte uns der freundliche Begleiter gefragt, ob wir Katholiken seien, und auf unsere bejahende Antwort schien es uns, als komme ein trauriger Zug in das rauhe Gesicht, ein Zug, der sagen wollte: Ach, wären doch auch wir katholisch! Wir hörten später, daß diese selben Leute nicht lange zuvor noch gegenüber einem anderen katholischen Besucher den Wunsch geäußert hatten, es möchte wieder ein Kloster in ihrer Mitte erstehen, wie sie es früher besessen hatten.

Die Mühen und die vielen Opfer, die Widerwärtigkeiten, die Tränen und das trostlose Wirken der früheren Missionäre werden auch hier nicht fruchtlos bleiben. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges war einer der vier lutherischen Pastoren von Thorshaven nicht allein zu der Ueberzeugung von der Wahrheit der heiligen Kirche, sondern auch durch Gottes Gnade zu



dem Entschlusse gekommen, seiner Ueberzeugung zu folgen. Schon hatte er sich wegen seines Uebertrittes mit den Patres in Reykjavik in Briefwechsel gesetzt, als der ausgebrochene Weltkrieg die weiteren Verbindungen abriß. Ehe noch eine persönliche Aussprache möglich war, starb er infolge einer Operation, wegen welcher er sich nach Kopenhagen begeben hatte. Der unendlich barmherzige Gott wird ihm ohne Zweifel seinen guten Willen für die Tat angerechnet haben. Möge er auch für die verlassenen Färöerinseln neue Missionäre erwecken, die das Werk wieder aufnehmen und wiederherstellen, was dort so schnöde verwüstet worden ist.

Es war halb 7 Uhr, als wir wieder auf unserer „Botnia" waren. Die See hatte sich inzwischen beruhigt gehabt, so daß die Rückfahrt in der Tat angenehm war. (Forts. folgt.)

Modernes oder christlich-germanisches Kulturideal?

Von Gustav Stezenbach, Freiburg i. B.

Die meisten Menschen, sei es im Ausland oder in Deutschland, am besten gesagt im Abendland, zu dem ja auch in weiterem Sinne Amerika gehört, leben heute ohne eine klare bewußte Weltanschauung — ich meine hier nicht bloß die religiöse — leben ohne ein bestimmtes politisches Ideal, aber auch ohne eine klare Vorstellung über Entwickelung und Art unserer Kultur. Sie leben ein rein wirtschaftliches Dasein, d. h. sie gehen ihrem Beruf nach, essen, trinken und vergnügen sich durch Sport, Theater, Kino, Bälle, Vereinsunterhaltungen, je nach Vermögen und Möglichkeit. In geistiger Beziehung leben sie entweder nach ihrer Religion, in der sie erzogen sind oder huldigen irgendeiner Ersatzreligion, wie Spiritismus, Theosophie, sofern sie nicht überhaupt Materialisten und Atheisten sind. Außerdem besteht das geistige Leben des kleinen Mannes im Lesen seiner Zeitung, dem Besuch politischer Versammlungen, dem Anhören von Vorträgen. Bei den Gebildeten kommt noch die Beschäftigung mit Wissenschaft, Kunst, Literatur, Musik dazu.

Das kulturelle Leben ist ein solches ohne Kultur. Das klingt paradox, aber es ist richtig, denn eine Kultur muß einheitlich vom ganzen seiner Gemeinschaft bewußten Volk gelebt werden; sie muß in Religion und Staatsleben, Tracht und Sitte dem ganzen Volk einen gemeinsamen Stempel aufdrücken. Wo ist aber heute dieser gemeinsame Stempel? Gewiß haben einzelne Volksteile eine gemeinsame Religion, manche einen gemeinsamen Religionsersatz, einzelne Gruppen huldigen gemeinsamen politischen Anschauungen in den sogen. Parteien; andere betreiben gemeinsam irgendeine Art Sport oder verfolgen eine gemeinsame Theaterkultur (in Theatergemeinden). Aber sonst spielt sich, was wir Kulturleben nennen, in der Art ab, daß der eine etwas bietet, der andere gegen Eintrittsgeld genießt. Soweit dies nicht innerhalb geschlossener Vereine geschieht, die noch einen gewissen äußerlichen — bei religiösen Vereinen auch innerlichen — Zusammenhalt darstellen, kann von Gemeinsamkeit nicht gesprochen werden. Es fehlt völlig das Gemeinsamkeitsgefühl in allen grundlegenden Fragen und der einzelne fühlt sich in einer Versammlung höchstens als ein Individuum, das alles, was da vor sich geht, von seinem individualistischen, subjektiven Standpunkt betrachtet. Diese Versammelten sind nur eine zu irgendeinem bestimmten Anlaß zusammengekommene, aus irgendeinem besonderen Grund augenblicklich einige Masse, deren Glieder sich sonst völlig fremd und interesselos gegenüberstehen.

Der Ruf zur Verteidigung des Vaterlandes konnte 1914 noch ein gemeinsames Echo im Volke wecken. Heute wäre auch der Erfolg eines solchen Aufrufs zweifelhaft. Denn der Zersetzungsprozeß des Volkes hat seit der Revolution bedeutende Fortschritte gemacht. Man begreift deshalb, daß die These vom Untergang des Abendlandes trotz aller Schiefheiten und Unrichtigkeiten der Beweisführung Spenglers soviele Gläubige finden konnte. Und dieser Untergang der abendländischen Kultur muß kommen, wenn ihr nicht die große religiös-kulturelle Synthese gegenübergestellt wird. Nur dann kann auch eine politische Einigkeit wachsen, die gemeinsame politische Ideale voraussetzt. Mit Wirtschaftspolitik kann kein politisch zersetztes Volk gerettet werden, und der blühendste Handel kann eine Kultur nicht vom Untergang retten. Ueber Handel und Wirtschaft steht die Kultur, deren Dienerinnen beide sind. Die Geschichte lehrt sogar, daß Handel und Wirtschaftsleben den reich gewordenen Völkern verderblich geworden sind, indem sie Luxus, Verweichlichung und Sittenverderbnis herbeiführten. Die Kultur also obenan! Wenn aber dem so ist, so muß die große Synthese, von der oben die Rede war, gefunden werden, ut omnes unum sint. Der These vom Untergang des Abendlandes muß die These von der Rettung des Abendlandes gegenübergestellt werden. Diese Rettung kann nur kommen von der Wiederdurchdringung der Menschheit mit der Religion des Kreuzes. Nur sie — nicht „völkische" Rassenpolitik, Parteipolitik oder liberales Bildungsgetue, ebensowenig aber auch apokryphe Konventikelreligionen — können eine Wiedergeburt herbeiführen. Goethes „Wer Kunst besitzt, besitzt auch Religion" konnte noch nicht einmal bei dem Altmeister selbst zur Zeit der Befreiungskriege eine ideale Schwungkraft erzeugen. Nein, die Menschen, vorab die Deutschen, müssen neu zu der Ueberzeugung gebracht werden, daß nur im Wiederanschluß an die Tradition die Grundlage des Wiederaufbaus zu suchen ist. Und diese Tradition ist katholisch. Die katholische Religion aber ist die Religion an sich, denn in ihr sind alle Religionen der Völker aufgegangen und erfüllt worden. Und wir erkennen, wenn wir guten Willens sind, daß von der Urheimat unserer Kultur, Assyrien, Babylonien und Aegypten, eine gemeinsame Linie führt über die hellenische Kultur zum Christentum. Mit der hellenischen Kultur war der Höhepunkt der antiken Kultur erreicht, sie verschmolz mit der römischen und ging dann im Christentum auf, das aller Religionen Einigung und Erfüllung ist. Das Gute, Schöne, Unvergängliche und Sittliche aller Glaubensformen ist im Christentum enthalten. Das alte Römische Reich hatte seinen Zweck erfüllt, Wegbahner des Christentums zu sein, teils durch seine weltumfassende Einrichtung überhaupt, teils gegen seinen Willen durch die Verfolgungen — Sanguis martyrum semen Christianorum. Daß der Begründer des christlichen Reiches, Konstantin d. Gr., seine Residenz sofort von Rom nach Byzanz verlegte, scheint eine merkwürdige Fügung der göttlichen Vorsehung. Wäre der Kaiser zu Rom geblieben, so lag doch die Gefahr nahe, daß die Imperatoren den hl. Stuhl ebenso in ihre Gewalt gebracht hätten, wie später den Patriarchenstuhl zu Byzanz, wo eines Tages der Arianismus obsiegte. So räumte der Kaiser zu Rom dem Papst das Feld und dieser war dadurch in seinem Handeln unbeengt. Er blieb es auch nach der Teilung des Reiches, da die westlichen Kaiser später in Ravenna residierten und ihr Reich bald zerstört wurde von den Germanen.

Die Germanen übernahmen die Erbschaft des christlichen Römerreichs und zwar zunächst die religiöse und kulturelle, nachher unter Karl dem Großen die politische. Es war ein großer Augenblick in der Geschichte, als Papst Leo III. durch die Krönung des Frankenkönigs Karl zum Römischen Kaiser den Germanen die Führung im christlichen Abendlande übertrug. Damit war das christlich-germanische Staats- und Kulturideal gegeben, wie es Professor Franz Zach-Klagenfurt in seinem ebenso fesselnd und warm, wie überzeugend geschriebenen Buch aufstellt.[1] Das Frankenreich zerfiel in zwei Hälften; nach dem Aussterben der Karolinger drohte das römisch-germanische Kaisertum in ein italienisch-nationales zusammenzuschrumpfen. Da stellte Otto I. der Große das Kaisertum wieder her und mit ihm ging das Zepter an die Deutschen über. Es begann das Römische Kaisertum Deutscher Nation und mit ihm die Blütezeit der christlich-germanischen Kultur, der zweite Höhepunkt der Menschheitskultur.

Im Römischen Kaisertum Deutscher Nation hatte das Deutschtum das Ideal gefunden, das seiner universalen kosmopolitischen Veranlagung entsprach. Nur so konnte es seine völkerverbindende Kraft und Wirksamkeit ausüben. Und es scheiterten alle die Träger der Kaisergewalt, die entweder das Reich in engnationalem Sinne auffaßten und es germanisieren wollten, so Ludwig IV. der Bayer, ebenso wie jene, die sich nur als Römer fühlten und das Reich zu romanisieren versuchten, wie Friedrich II. oder Otto III. Die endliche, ungetrübte Harmonie zwischen Kaiser und Papsttum brachte die Erhebung der Habsburger.

Aber schon nahte die Götterdämmerung des christlichen Mittelalters; der Kulturbruch der Renaissance und Reformation. Er brachte zugleich den Bruch zwischen Wissenschaft und Leben, den Zerfall des Volkes in „Gebildete" und „Ungebildete". Seit jener Zeit wurde das Mittelalter als roh und finster verschrien, obwohl die Verleumder desselben ihre Kenntnisse ja nur aus den vom mittelalterlichen Mönchtum gehegten

[1] Modernes oder christlich-germanisches Kulturideal? Ein Wegweiser zum Verständnis der Gegenwart von Franz Zach, Prof. der Soziologie. Verlag v. Wilh. Merkel, Klagenfurt, Brosch. Kr. 55,000, geb. Kr. 63,000.

und gepflegten Schätzen der klassischen Antike geschöpft hatten. Im Mittelalter hatte die Religion alles durchdrungen, Gott war der Maßstab für das menschliche Handeln. Mit der Reformation begann das Zeitalter des Individualismus. Der Mensch ist jetzt selbst der Maßstab aller Dinge. Das von der Reformation aufgestellte Prinzip der freien Forschung und Entscheidung jedes einzelnen in Glaubens- und Sittenfragen war Sprengpulver im Bau des christlich-germanischen Staatslebens. Zunächst zerriß die Glaubensspaltung nicht nur das deutsche Volk in zwei sich bekämpfende Hälften, sie vernichtete auch die völkerverbindende Kraft des Papsttums und Kaisertums als übernationaler Instanzen friedlicher Schiedsgerichtsbarkeit.

Die Glaubensspaltung war für das deutsche Volk ein Unglück — das verkennen heute auch manche protestantischen Geschichtsschreiber nicht, nur hätten sie gewünscht, Deutschland wäre nach dem Beispiel Englands oder Skandinaviens ganz protestantisch geworden. Weshalb streben aber dann die größten Geister dieser Länder der katholischen Kirche wieder zu? Doch weil sie, wie Strindberg, einsehen, welch ein Unglück die Spaltung für ganz Europa war, nicht nur für Deutschland, von dem eine merkwürdige Art von Geschichtschreibung glauben machen will, was die Welt als deutsche Kultur kenne, sei im wesentlichen protestantischen Ursprungs.[1]) Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, dies im einzelnen zu widerlegen. Das hat Richard v. Kralik längst getan, als er nachwies, daß auch die großen protestantischen Dichter in ihren erhabensten Werken sich auf katholischen Boden gestellt haben. Da aber Kultur und Religion unzertrennlich sind, wie u. a. Prof. Lüttge-Heidelberg in einem im Februar zu Mannheim gehaltenen Vortrag über den „Untergang des Christentums im Abendlande?" zugibt und, wie er dort sagt, die Zersetzung der Religion auch den Zerfall der Kultur nach sich zieht, so gibt es nur eine Folgerung: Rückkehr der Getrennten zur alten Kirche. Diese hatte ja nach der Glaubensspaltung eine wirkliche Reformation vorgenommen und die christlich-germanische Kulturidee, wie Prof. Zach nachweist, weitergeführt. Sie zeitigte die Barocke, die besonders in Oesterreich zur höchsten Blüte gedeiht, dessen habsburgisches Herrscherhaus nicht nur Deutschlands völlige Protestantisierung verhindert, sondern die deutsche Kultur auch vor der Vernichtung durch den Islam gerettet hat.

Während so die Kirche mit den treugebliebenen Völkern ein neues Kulturleben erzeugte, hatte der von der Reformation erfundene Grundsatz Cujus regio illius religio zu einem fürstlichen Absolutismus auch in Glaubenssachen geführt, der den Widerspruch denkender Menschen hervorrufen mußte. Er trug die Erschütterung des Autoritätsprinzips schon in sich. Dieser Absolutismus, der mit der Einführung des römischen Rechts Hand in Hand ging, war ein Druck, der Gegendruck erzeugte. Und dieser entlud sich in der französischen Revolution, welche durch die Philosophie der sogen. Aufklärung, der zweiten Entwicklungsstufe des Subjektivismus, vorbereitet worden war. In England hatte ja die französische Revolution schon ein Vorspiel gefunden. Dort hatte der Protestantismus sehr rasch zum Königsmord Cromwells geführt. Aber erst die französische Revolution war die Revolution, die ganz Europa ansteckte, d. h. die Völker Europas, nachdem die Fürsten in ihrer Revolution gegen die Kirche und in ihrer Auflehnung gegen den Kaiser, das rechtmäßige Oberhaupt des Reiches, ihnen mit bösem Beispiel vorangegangen waren. Die Beschönigung dieses seit der Reformation betriebenen Verrats protestantischer Fürsten an Kaiser und Reich — trotzdem der Kaiser ihnen in religiöser Beziehung nichts in den Weg legte — bildet heute noch eine der traurigsten Erscheinungen einer sich deutsch nennenden Geschichtschreibung. Ist es nicht seltsam, daß protestantische Historiker, die in diesen Stoff mit ehrlicher Gesinnung eindrangen, zur katholischen Kirche zurückkehrten und Verteidiger dieser Kaiser wurden, deren Andenken man systematisch durch verzerrende Darstellung besudelt hat, wie dies ein Droysen, Häusser, Sybel u. a. taten? Und dies nicht nur zugunsten protestantischer Fürsten von wirklicher Bedeutung, wie Friedrich Wilhelm, der „Große Kurfürst" und Friedrich II., „der Große", sondern auch zugunsten notorischer Nullen wie Joachim II. oder Friedrich Wilhelm II. und III.? Es galt eben, den durch Friedrich II. von Preußen geschaffenen Dualismus im Reiche historisch zu rechtfertigen. Denn Friedrichs des Großen Politik hat ja dem Deutschen Reich die schwerste Wunde geschlagen. Durch den Raub Schlesiens beraubte er das Deutschtum Oesterreichs eines seiner beiden Grundpfeiler, und durch seinen gegen den Kaiser gerichteten Fürstenbund schuf er das Vorbild des Rheinbundes. Kaum ein Vierteljahrhundert nachher konnte Napoleon I. dem Römischen Reiche Deutscher Nation dann den Todesstoß versetzen. Die Welt gewann dadurch nichts, verlor aber viel. Wären die Völker nicht durch die Glaubenstrennung einander entfremdet worden, so daß sie sich voneinander in egoistischem Machtstreben und rücksichtsloser Interessenpolitik absonderten und dem Götzen Nationalismus huldigten, dann wäre es einem Napoleon I. nicht möglich gewesen, Reich gegen Reich und Volk gegen Volk zum Krieg zu hetzen. Mag ihm dabei die Wiedererrichtung des fränkisch-römischen Weltreichs Karls des Großen vorgeschwebt haben, er war nicht wie jene, der vom Papst gekrönte Imperator pacificus. Er setzte sich selbst die Krone auf und konnte den Sohn der Revolution nicht verleugnen.

Prof. Zach stellt weiter dar, wie nach den Befreiungskriegen die Romantik den Versuch machte, den Kulturbruch der Renaissance und Reformation zu heilen. Aber der aus Renaissance, Reformation und Aufklärungsphilosophie geborene Liberalismus, der durch die Kriegsjahre zurückgedrängt war, verhinderte, unterstützt durch naturwissenschaftliche Erfolge, die im Sinne eines ungläubigen Materialismus ausgedeutet und ausgemünzt wurden, daß die Romantik sich durchsetzte. Der Klassizismus erwies sich für die Wiedergeburt Deutschlands als unfruchtbar; darauf hätte Prof. Zach noch etwas eingehen sollen. Denn er war doch der ausgesprochenste Günstling des Liberalismus. Dieser und die hinter ihm steckende Freimaurerei haben nicht nur den kapitalistisch-manchesterlichen Industriestaat mit seiner Volksausbeutung und Proletarisierung der Arbeiter geschaffen — nach den Grundsätzen des freien Spiels der Kräfte, des schrankenlosen Wettbewerbs —, sondern auch eine destruktive Kirchen- und Kulturpolitik, besser gesagt Kulturkampfspolitik, die beide die Revolution vorbereitet haben. Ihr Anteil und der des Kleindeutschtums an der Schuld am Weltkrieg, sowie die Schuld des Sozialismus am heutigen Kulturzusammenbruch hätten im Rahmen des Zachschen Buches noch berücksichtigt werden sollen. Die Loge triumphiert besonders über den Zusammenbruch Oesterreich-Ungarns, des „alten Bollwerks der römischen Hierarchie". Dieser Triumph gibt zu denken. Er ist ein Fingerzeig für den Wiederaufbau. Nicht Untergang des Abendlandes, wie Spenglers Pessimismus ihn prophezeit, sondern Rettung des Abendlandes durch innere Umkehr! Dafür setzt sich Prof. Zach in seinem volkstümlich geschriebenen Buche ein, dessen Synthese stark an die Richard Kraliks erinnert, der als Synthetiker und Kulturpolitiker wohl sein Höchstes geboten hat. Wie Kralik, so sieht auch Zach das Heil nur in der Rückkehr des Abendlandes zum Christentum und in Ueberwindung der Glaubensspaltung zum Katholizismus. Ob diese Rückkehr wahrscheinlich ist? Donoso Cortés († 1853) glaubte nicht daran. Er sagte, er habe kein Volk kennen gelernt, das zum Glauben zurückgekehrt wäre, nachdem es ihn verloren. Zach hofft trotzdem auf eine Umkehr denn er glaubt an die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingriffs des souveränen Gottes. Nicht ganz Deutschland und Europa ist ja dem Glauben entfremdet. Von dem katholisch gebliebenen Teil also muß die Wiedergeburt kommen. Sehen doch selbst viele hervorragende Protestanten die innere Schwäche ihrer Konfession ein und die Zahl der gebildeten Konvertiten ist groß. Weshalb sollten nicht eines Tages die Katholiken zahlenmäßig die Protestanten überwiegen? Man denke nur an die Folgen des prozentualen Bevölkerungszuwachses. Daß eine katholische Welle durch die deutsche Literatur flutet, ist offenkundig. Wir haben eine neue Romantik, die auch die Schätze der mittelalterlichen Volks- und Mysterienspiele wieder erweckt hat.

Religiös-kulturell ist die Wiedererneuerung im Werden. Es fehlt nur noch die politische. Die kann aber nach Prof. Zachs Ansicht nicht von dem kleindeutschen und protestantischen, ich möchte noch sagen sozialistischen Brandenburg-Berlin, Thüringen und Sachsen kommen, sondern vom großdeutsch gesinnten Wien, dem Sitz der katholischen Tradition des Römischen Kaisertums Deutscher Nation, dessen Fall die Päpste beklagt haben, dessen Erneuerung die Bürgschaft des Friedens sein wird. Wien wollte 1849 das alte Reich wieder herstellen, Preußen verhinderte das Zustandekommen des 70-Millionenreiches. Es verschuldete damit die Angreifbarkeit der Mittelmächte durch ihre Feinde. Bismarck, der den Organismus der deutschen Nation zertrümmerte, ist aber heute noch der Abgott der meisten protestantischen nichtsozialistischen Deutschen, ja unbegreiflicherweise selbst vieler Katho-

[1]) So z. B. Joh. Haller in „Die Epochen der deutschen Geschichte" (Cotta, Stuttgart-Berlin 1923, S. 210).



liken, die infolge eines einseitigen kleindeutsch-tendenziösen Geschichtsunterrichts das großdeutsche Denken im Sinne des alten christlich-germanischen Staatsideals völlig verlernt haben. Und dem christlich-germanischen Staatsideal muß das deutsche Volk wieder zustreben, nicht dem großpreußisch-militaristischen Revanchekriegszäsarismus und Imperialismus, sondern dem Imperium des Imperator pacificus semper Augustus.

Selbst Frankreich wird sich dieser Idee nicht entziehen können und auch dort bedarf es zumeist geistiger Voraussetzungen. Soll jedoch die Idee in Frankreich Widerhall finden, so darf sie niemals von Berlin, sondern nur von Wien ausgehen. Damit ist nicht gesagt, daß der Kaiser der Zukunft, dessen Krone nach der Sage im grünen Rhein liegt, in Wien einst residieren müßte. Ein Kaiser des christlichen Völkerbunds müßte keine feste Hauptstadt haben, sondern könnte wie einst auf den verschiedenen Pfalzen abwechselnd wohnen. Daß sich einem solchen Reich, das föderativ organisiert wäre, unbeschadet ihres Eigenlebens die Schweiz, Ungarn, Belgien, Luxemburg, ja Italien und Jugoslawien, Polen und Böhmen, selbst der Balkan anschließen könnten, liegt auf der Hand. Doch diese Berechnungen, die Prof. Zach übrigens nicht aufstellt, sind noch verfrüht. Der innere politische Ausbau des Reiches wird von ihm leider nicht berührt. Und doch hätte es interessiert, wie er sich denselben nach oder infolge einer christlichen Renaissance denkt. Das Parlament der Zukunft ist nach dem Rembrandtdeutschen das der Neuzeit angepaßte Ständeparlament, nicht zu verwechseln mit einem Haufen Standesinteressenpolitiker. Auf den Schultern der christlichen Stände muß das Reich ruhen, welches das christliche Ideal des Solidarismus erfüllen soll. Alle für einen und einer für alle. Auf dem Wege zum neuen Verständnis für die wirklich christliche Staatsidee kann Zachs Buch ein trefflicher Führer sein. Gebe Gott den großen Ideen baldige Erfüllung.

Vom Büchertisch.

Das Herz der Heimat. Neue Heimatgeschichten von F. Schrönghamer-Heimdal. Verlag Michael Laßleben, Kallmünz 1924. Kl. 8° 168 S. Br. 1.50, geb. 2.50 ℳ. — Diese ist eine der besten Erzählsammlungen des Verfassers, wenn nicht die beste. Sie hat die ganze urwüchsig humorvolle Frische, die nicht selten ergreifende und bis an die Herzfasern rührende Anteilnahme am Menschengeschick, die diese redliche Quellnatur auszeichnen kann. Und wie der Mann sein Volk kennt! Er kommt ja auch aus ihm heraus und hat ein Herz voll Liebe wie für die weitere, so erst recht für die engere Heimat. Gerade die weniger ausgebreiteten, die gestraffteren Erzählskizzen liegen ihm vorzüglich. Deren bringt der Band ein reichliches Dutzend, eine — so wirkt's — immer köstlicher als die andere. Die kleine Reihe der ebenfalls ansprechenden essaiartigen Stücke ist je nachdem idyllisch, volkswirtschaftlich, ethnologisch, etymologisch und patriotisch geprägt. Ob der unterhaltsamen Skizze „Etwas vom Teufel" nicht ein Theologe am Zeuge flicken könnte? Aber schlimm dürfte und würde der Prozeß nicht werden. — Das gediegene, handliche Buch sei für Haus und Verein herzlich empfohlen. E. M. Hamann.

Fineli von Schauensee; Vom kleinen Filtsch. Zwei Erzählungen von Charlotte Tiocca. 1923. Verlag Räber & Cie., Luzern. 8°. 166 S. Brosch. 3 GM. — Hier haben wir ein liebes Erzählbuch von innerem Gehalt und anziehender Ausstattung. Jede der beiden Geschichten hebt ein bekanntes kindliches Musikgenie in den Mittelpunkt der Handlung. Die eine den englischen Geiger und Komponisten Thomas Linley 1756—78, die andere den siebenbürgischen Pianisten Karl Filtsch 1830—45. In der ersten trägt sich die Erzählkraft in Charakteristik, Schilderung und Sprachton, dem der zweiten Hälfte des gebildeten 18. Jahrhunderts, am eindringlichsten vor. In wohl freier Erfindung führt die Verfasserin den zwölfjährigen Thomas Linley mit seiner älteren Schwester Eliza, einer trotz ihrer Jugend ebenfalls schon bekannten Sängerin, auf das (historische) uralte Schlößchen Schauensee unweit Luzern, zum einsamen Großvater. Dieser begleitet die Enkelkinder einige Monate später nach Florenz, wo Thomas Nardinis Schüler werden soll. Der vierzehnjährige Mozart kommt dorthin, und die beiden genialen Knaben genießen ein paar Tage lang das Glück einer rasch, aber tief geschlossenen Künstlerfreundschaft. Noch webt sich das romantische Schlußmotiv eines Familiendramas ein, das erst der Hauptbenennung des Buches ihr Vollgewicht gibt. Das letzte Kapitel geht vom novellistischen zum (nicht eben genauen) biographischen Bericht über. Schade drum, da die Verfasserin ersichtlich Begabung genug besitzt, um ein an sich interessantes Künstlerleben wie das Thomas Linleys bis zum frühen tragisch-jähen Ende dichterisch auszugestalten. — Psychologisch noch ergreifender wirkt das zweite Stück, die Geschichte eines traurigen Kindesschicksals, in das ein Chopin und ein Liszt zwar nicht rettend, aber doch beglückend, ja beseligend eingreifen durften. Auch hier hat sich die Verfasserin nicht genau an die musikgeschichtliche Feststellung gehalten. Was sie uns gibt, ist eine an sich überzeugende dichterisch-freie Stoffbehandlung, die manche Herzen ergreifen wird. Das Buch ist vielleicht ursprünglich nur für die vorgeschrittenere Jugend geschrieben worden. Aber es liest sich fesselnd und beweglich für jung und alt in seiner klaren Veranschaulichung, leuchtenden Reinheit und tieferwurzelnden Nachdrücklichkeit. E. M. Hamann.

Der Spielmann Gottes. Erzählung aus der Zeit des Heiligen von Assisi. Von Anna Freiin von Krane. Mit einem Titelbild von Jakob Blaser. Umschlagzeichnung von A. Wendling. Erste bis fünfte Auflage. Verlag von J. P. Bachem in Köln. 8°. 292 S. Ladenpreis brosch. GM. 6.—, geb. GM. 7.50. — Eine Kranedichtung, wie Tausende sie lieben gelernt haben. Christussängerin bleibt die Dichterin auch hier, da Christus den hl. Franziskus derart sich verähnlichte, wie es die Welt seitdem nicht wieder sah. — Die Erzählung trägt zunächst den Charakter der Liebesnovelle, um dann mehr und mehr den der Legende anzunehmen. Ein junger und reicher umbrischer Edelmann, Orlando aus dem Hause Scifi, ein Weltkind lauteren, aber jähen Blutes, wird durch den hl. Franz zur Nachfolge des Heilands als Tertiare bekehrt und zugleich der Verwirklichung eines ersehnten Heimglückes zugeführt. Der Heilige tritt persönlich erst nach dem Anfangsdrittel des Buches in die äußere Handlung ein. Aber dann sofort in der ganzen unvergleichlichen Schönheit und Wunderkraft seines erhaben-schlichten Wesens. Durch ihn vollzieht sich innerhalb eines Tages an Orlando eine vollkommene Wiedergeburt. Er lehrt ihn, den geschulten Dichter, das Lied der höchsten Liebe und weiht ihn zum Spielmann Gottes, der von da ab auf Schlössern und an Höfen nicht mehr, wie einst, der weltlichen, sondern der göttlichen Minne Preis und Ehre gibt. Dies ist das Hauptmotiv. Ihm weben sich andere ein, darunter leidenschaftliche, dramatisch bewegte, idyllische. Lieblich ergreifend ist auch des Heiligen wundersames Verhältnis zu den Tieren, zur Natur überhaupt dargestellt, mit einer Anmut der Sprache und Bilder, die das Ganze hebt, durchdringt und umleuchtet. So wird das schöne Buch mit der vornehmen technischen und eindringlichen bildnerischen Ausstattung viele Herzen gewinnen und in zahlreichen Familien Heimstätten finden. E. M. Hamann.

Nachdenkliches über den Hypnotismus. Von P. Norbert Brühl, C. SS. R. Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1923. Köln, Bachem. — Der belesene Verfasser will zeigen, daß den „selbstverständlichen und ganz unerläßlichen Forderungen der Wissenschaft bei Feststellung der hypnotischen Erscheinungen nicht Genüge geschieht". Das gelingt ihm so ziemlich auch in den von ihm angeführten Fällen. Aber es bleibt doch ein ungeklärter Rest und diesen kann man wohl „nur für Komödie" halten. Ueber das Wesen der Hypnose entscheidet auch Brühls Schrift nichts.

Dr. P. E. Schlund O. F. M.

Bühnen- und Musikrundschau.

Theater am Gärtnerplatz. Die „gelbe Jacke“, eine Operette von Lehár, hat ein geschickt gemachtes Textbuch, das unterhaltend ist und Gelegenheit gibt zur Entfaltung glanzvoller Dekorationen. Die Bühne kam dieser Forderung mit reichem Aufwand nach und, was wertvoller ist, mit gutem Geschmack. Der Schauplatz der Handlung ist abwechselnd Wien und Peking. Dieser exotische Einschlag gab dem Tonsetzer Anregung zu koloristischen Klangwirkungen von einschmeichelndem Reiz. Daß der Wiener Walzer nicht fehlt, der durch feurige Rhythmik und Klangschönheit zündet, durfte man bei Lehár erwarten. Zarte, duftige Lyrik spricht aus einem Liede der Sehnsucht, und das technisch glänzende, imposante Finale des 2. Aktes ist schon nicht mehr Operettenmusik, sondern würde auch in der Oper sich voll behaupten. „Die gelbe Jacke“ ist eine chinesische Auszeichnung, die mit großer Feierlichkeit verliehen wird. Ein vornehmer Chinese und eine Wienerin haben sich kennen und lieben lernen. Als er, zum Minister ernannt, nach Peking reist, folgt sie ihm in seine ferne Heimat. Doch in China stößt seine Verbindung mit der Europäerin, die sich nach Wien zurücksehnt, auf Widerstände. Es kommt auch zu Mißverständnissen und Trübung des jungen Glückes. Der letzte Akt sieht die beiden wieder in voller Harmonie. Der junge Gatte hat es erreicht, Gesandter in Wien zu werden und da nach altem Operettenbrauch noch ein Pärchen sich singend und tanzend auf der Bühne bewegt, so erleben wir noch eine weitere west-östliche Verbindung. Emil Graf in einer verblüffend echten Maske erfreute wieder durch seine prächtige Stimme. Gute Leistungen boten auch die Damen Riemz und Walters, sowie der immer liebenswürdige Seibold. Kapellmeister Werther brachte die klanglichen Feinheiten der Partitur zu schöner Wirkung. Die Operette hatte einen sehr starken Erfolg.

Lustspielhaus. Die Puppe, die gehen und sprechen kann, hat für die Bühne einen gewissen darstellerischen und tänzerischen Reiz. Die drollige Wirkung machte den Erfolg des Ballettes „Die Puppenfee“ und der Operette von Edm. Andran: Die Puppe, die ungefähr gleichzeitig vor etwa 30 Jahren sich einer sehr dauerhaften Beliebtheit erfreuten. Das Lustspielhaus hat jetzt die Operette hervorgeholt, die eine sehr herzliche Aufnahme hatte. Die Musik ist leicht, anmutig, liebenswürdig und erwächst aus guten, künstlerischen Traditionen. Der reiche Onkel gibt dem Neffen eine große Summe, wenn er heiratet. Doch dieser zieht den Klosterfrieden vor. Allein die Mönche sind in großer Not und Lanzelot soll eine Scheinehe eingehen, mit einer Puppe, die ein Wundermann so menschenähnlich herzustellen vermag, um den Onkel zu täuschen. An Stelle der Puppe tritt ein Mädchen, das Lanzelot liebt, ohne daß er es merkt. Wenn diese allzu unglaubhafte Geschichte fesseln soll, so muß schon die Puppe sehr nett und reizvoll gegeben werden. Das war bei Inge van Heer in hohem Maße der Fall, und den ahnungslosen Lanzelot spielte Schröger liebenswürdig und mit unaufdringlicher Komik. Operettenakte ins Kloster zu verlegen, ist freilich — Geschmacksache. Die Darsteller lösten ihre Aufgaben mit leidlichem Takte. In der zweiten Hälfte des Stückes könnten einige schleppende Dialogstellen gekürzt werden. Auf französische Operetten sollten wir besser verzichten. Andran ist übrigens lange vor dem Krieg gestorben.

Schauspielhaus. 2 × 2 = 5, das Lustspiel des Dänen Wied hatte einen sehr guten Erfolg. Die Aufnahme war fast noch wärmer, als im Residenztheater vor 10 Jahren. Der Held der Komödie sagt über das Buch, das ihm eine Gefängnisstrafe einträgt, er habe nichts anderes getan, als die Menschen so geschildert, wie sie sind, ohne es oft selbst zu wissen. Wir dürfen darin auch die Absicht der Komödie erkennen. So lange das konservative Ministerium am Ruder ist, gilt der bestrafte Verfasser als der Schandfleck der Familie, beim liberalen entdeckt der Herr Schwiegervater sein eigentliches Innere und begrüßt den Schwiegersohn in seinem fidelen Gefängnis. Trotz seines neuentdeckten Liberalismus hat er nicht das geringste dagegen, wenn dieser mit einem glänzenden Redaktenrgehalt ins konservative Lager abschwenkt. Und so wandeln sich fortwährend je nach Vorteil und Umwelt die Grundsätze aller Personen, die sich um den lächelnden Skeptiker bewegen. Wied hat wirklichen Humor, sonst erschienen all seine Figuren in recht erbärmlichem Licht, aber hinter dieser packenden Komik und dem funkelnden Geist steckt eine trostlose Menschenverachtung. — Wied gehörte bekanntlich zu jenen Humoristen, die für sich das Leben nicht ertrugen, das sie den anderen im Spiegel ihrer Kunst so vergnüglich zeigten. Die Aufführung war das beste, das man im Schauspielhaus seit langem sah, anmutig beschwingt, leicht, ohne Uebertreibung der Pointen, lächelnd ohne Grimasse.

Verschiedenes aus aller Welt. Aus dem fast baufälligen Josefstädter Theater in Wien wurde eine neue Bühne geschaffen, die als eine der elegantesten und intimsten angesprochen wird. Das neue Unternehmen nennt sich etwas geziert: „Die Schauspieler in der Josefstadt unter der Führung von Max Reinhardt“. Die Eröffnung brachte einen Prolog von Hofmannsthal und den „Diener zweier Herren“ von Goldoni, mit Mozartweisen ausgeputzt. Die Darstellung lag bei bedeutenden Künstlern, wie Hugo Thimig und seinen Kindern Helene und Hermann, Waldau vom Münchener Nationaltheater u. a. — Eug. d'Albert, der seinen 60. Geburtstag beging, dirigierte in Frankfurt a. M. die 100. Aufführung seiner Oper: „Tiefland“. — Die Aufführung eines neuen Stückes „Hinkemann“ des Revolutionärs Toller stößt in Berlin auf Widerspruch; der sozialistische Minister Severing hat indessen dem Residenztheater ausgiebigen polizeilichen Schutz zugesagt. — Das geplante Gastspiel der Wiener Staatsoper in London unterbleibt, weil der Verband der englischen Musiker scharfen Einspruch erhoben. Rich. Strauß hat sich einem englischen Berichterstatter gegenüber dahin ausgesprochen, daß derlei in Oesterreich und Deutschland unmöglich wäre. Die englischen Musiker schienen einem Vergleich aus dem Wege gehen zu wollen, der nur zu ihrem Schaden ausfallen könnte.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Sachverständigen haben ihre Vorschläge jetzt veröffentlicht und die Reparationskommission hat sich nach Kenntnis der Berichte auf den Standpunkt gestellt, dass sie eine praktische Lösung für rasche Erledigung des Reparationsproblemes bilden. Es sind ungeheuere Lasten, die unserer Wirtschaft auferlegt werden sollen und wieder wird nicht die Gesamtsumme genannt, die man aus der besiegten Nation herauspressen will. Immerhin lässt sich wenigstens für die nächsten Jahre ein klares Bild machen. Nach einer Depesche von Reuter hat Dr. Sorge, der Vorsitzende des Reichsverbandes der Industrie und Mitglied des Direktoriums der Kruppwerke, sich dahin ausgesprochen, dass wir, da wir kaum bessere Bedingungen erhalten können, sie annehmen müssen. Das scheint auch der Standpunkt der Reichsregierung. Mit Recht betont Sorge, dass die volle Wiederherstellung der deutschen wirtschaftlichen Hoheit in den besetzten Gebieten, nämlich die Abschaffung der französisch-belgischen Regie und der Zollschranken zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet, eine absolute Vorbedingung ist. Auch sei, was kaum abermaliger Betonung bedurfte, die Ausführung der Vorschläge nur möglich, wenn eine internationale Anleihe aufgebracht werden könne. Dr. Sorge erklärt, die Industrie, die ganz ungeheuere Lasten zu tragen haben werde, werde ihr Aeusserstes tun, um der Regierung bei der Ausführung zu helfen. Eine Herabsetzung der in der Zahlungspause zu leistenden Sachlieferungen und Besatzungskosten und sofortige Bekanntgabe der gesamten Reparationssumme dürften berechtigte Forderungen darstellen. Die volle wirtschaftliche Souveränität fordert auch Dr. Schacht in einer in Dresden gehaltenen Rede.

Die Reichsbank hat sich zu neuen Krediteinschränkungen veranlasst gesehen. Ueber das Ausmass der im Wochenausweis vom 31. März ausgewiesenen Kredite sollen neue nicht gewährt werden, sofern nicht durch Rückflüsse freigewordene Gelder zur Verfügung stehen. Diese Sperre trifft den schon so eingeengten Geldmarkt schwer. Die Massnahmen der Reichsbank veranlassen aber auch weitere Glattstellungen an den Effektenmärkten. Die Notwendigkeit, den anstürmenden Kreditforderungen Halt zu gebieten, wird wohl allgemein als gegeben betrachtet. Ein grosser Teil der neu bewilligten Kredite floss der Landwirtschaft zu, die schon lange darauf gedrungen hat, dass ihrer Beteiligung an der Rentenbank entsprechend ihr Rentenmarkkredite zufliessen. Am 31. März hat unser Geldumlauf 3 Milliarden Goldmark überschritten. Selbst wenn man mit der Entwertung des Geldes in der ganzen Welt rechnet, ist dieser Betrag, wie der Reichsbankpräsident betont, reichlich hoch, zumal doch noch zahlreiche fremde Devisen im Umlauf sind. In der Frage der Kredite hat man der Reichsbank reichlich Spielraum gelassen mit dem Erfolg, dass in den letzten drei Monaten die Erwerbslosenzahl um ein Drittel zurückgegangen ist und die Industrie eine merkliche Belebung erfahren hat. Leider kommt die Nachfrage in der Industrie zum allergrössten Teil aus dem Inland. Schacht bezeichnet es als die akuteste Noterscheinung, dass der Einfuhr durch Ausfuhr kein Gleichgewicht gehalten werden kann. Die ausländischen Kredite sind meist kurzfristig und bald entsteht die immer dringender werdende Forderung nach Devisen durch die Industrie. Dann stehen wir wieder vor derselben Erscheinung, wie vor einem halben Jahre. Für Verbrauchswerte darf nur in den allerdringendsten Notfällen Goldkredit gewährt werden, bei Genussmitteln unter keinen Umständen. Das Endziel unserer Wirtschaftspolitik muss sein, den Zustand einer Wirtschaft zu schaffen, die sich aus sich selbst reguliert, ohne die Behörde in Anspruch zu nehmen. Wenn die Reichsbank alle Kredite bewilligen wollte, dann würden wir zu einem ungeheuren Papiergeldumlauf gelangen. Deshalb sieht sich der Reichsbankpräsident gezwungen, streng zu sichten. Zuerst mussten die Kreditnöte der Landwirtschaft befriedigt werden. Wir wollen und werden die Rentenmark weiter halten. Keine Währung kann dies aber auf die Dauer, wenn sie nicht auf Goldbestand zurückkommt. Diesen Weg verfolgt Schacht beharrlich. Die Golddiskontbank ist errichtet (der Verkehr mit dem Publikum soll am 15. aufgenommen werden). Zunächst sollen nur Industrien Kredite bekommen, die ganz oder teilweise für die Ausfuhr arbeiten, um Devisen hereinzubekommen. Auf keinen Fall darf die Möglichkeit der Goldabdeckung durch Papier gegeben werden. Die Reichsbank kann ihr Geld nicht dauernd mit 10 pCt. leihen, wenn andere Geldgeber viel höhere Sätze machen.

Die Börsenwoche verlief wieder sehr lustlos. Der Anfang der Karwoche brachte stellenweise eine etwas freundlichere Haltung. Kleine Schwankungen zu verzeichnen, hat nur für die Tagespresse Zweck. Unter anderem haben auch die aufregenden Verhandlungen wegen Verlängerung der Micumverträge verstimmend gewirkt, bis die Verlängerung gewiss ward. Auch die schwere Erkrankung und der Tod von Hugo Stinnes haben die Finanzwelt mit Sorge erfüllt. Noch schwankt sein Bild von der Parteien Hass und Gunst verwirrt. Er, der den Weg des vertikalen Trusts beschritt und immer weitere Wirtschaftsgebäude seinem Willen untertan machte, musste natürlich Gegner haben; aber im Kriege und mehr noch in der Epoche der Weltbeglückungstheoretiker hat dieser Realpolitiker Grosses geleistet und hat gehandelt, wo andere redeten. Seine Stärke lag wohl in dem carpe diem, weswegen mancher Kritiker mit mehr oder minderem Recht grosse Leitgedanken bei ihm vermissen wollten. Dem Ausland erscheint Stinnes seit langem als die bedeutendste Persönlichkeit Deutschlands. Beim Tod einer so ausgesprochenen Führernatur muss vor allem die Frage laut werden, ob sie ebenbürtige Kräfte heranzuziehen verstand, die die Hand kraftvoll an das freigewordene Steuerrad zu legen vermögen.

Die Frankfurter Frühjahrsmesse ward unter gewaltigem Andrang eröffnet. Fast ein Drittel aller Anmeldungen stammen aus dem besetzten Gebiet und auch aus dem Auslande. Ueber 5000, die gerne einen Stand gehabt hätten, musste das Messeamt abweisen. Die Textilmesse dürfte bedeutende Umsätze haben. Die besseren Waren steigen langsam, aber merklich im Preise. Neu ist die glänzend beschickte Radiomesse. Im ganzen dürften Gebrauchsgegenstände gut abschneiden, bei Kunst- und Luxuswaren ist das Geschäfs stiller. Viele Geschäfte kommen nur zustande, wenn der Verkäufer gewillt und in der Lage ist, die Zahlungsfrist hinauszuschieben. K. Werner, München.

Neues vom Rheumatismus.

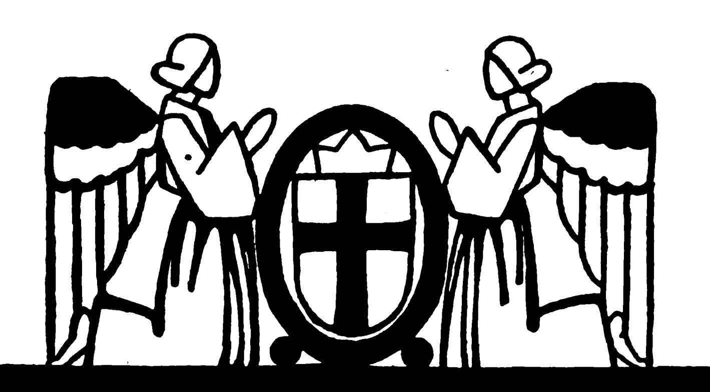
Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt über das „Kreuz-Thermalbad", den bekannten Apparat für häusliche Schwitzkuren, bei. Die Firma Kreuzversand in München, Lindwurmstr. 76, welche diesen Apparat fabriziert und ein ständiges Lager in Wien unterhält, bietet gratis ein lehrreiches Buch über das Wesen und die Heilung des Rheumatismus an, eine Krankheit, gegen welche Schwitzbäder das souveräne Heilmittel sind. Das Buch ist schön ausgestattet, enthält 176 Seiten Text und viele Bilder. Es ist geradezu ein Novum in der Geschichte der Reklame, daß solche ernsthafte, gute Literatur zu Propagandazwecken in großzügiger Weise gratis abgegeben wird.

Frühling in Bad Nauheim.

Die sich mehrenden Sonntage und das angenehme Frühlingsklima Bad Nauheims locken in steigender Zahl alte Gäste und neue Freunde nach dem im Lenz besonders reizvollen Kurort am Taunus. Herzleidende und Rheumatiker, von Gicht, beginnender Arterienverkalkung, Rückenmarks- und Frauenleiden und anderen Gebresten Genesungsuchende. Dazu das Heer der Nervösen und Erholungsbedürftigen. Zunächst jener große Kreis, der, ehe sich die Besuchskurve zur vollen Höhe emporschraubt, die mannigfachen Heilwerte des berühmten Quellen-Bades nutzen will. Zu einer Frühjahrskur, die zugleich dem Lebensrhythmus frischen Schwung und der Lebensbejahung neuen Antrieb gibt. Für alle, die nötige Distanz vom Alltag gewährenden künstlerischen, gesellschaftlichen und sportlichen Unterhaltungsmittel wird mit dem für das Heilbad traditionellen Takt ein erlesenes Programm durchgeführt. Das vorzügliche Kurorchester zählt ab 1. Mai 70 Künstler. Die Darbietungen des Theaters haben durch die regelmäßigen Ensemble-Gastspiele der Frankfurter Oper eine besondere, anziehende Note. Prophezeiungen sind voreilig, alles in allem aber dürfte die neue Kurzeit halten, was ihr Anfang verspricht. Bei aller Einschränkung kann der kranke oder erholungsbedürftige Deutsche sich heute einen Kurplan machen, den das Stichwort „Inflation" nicht durchkreuzen kann. Zudem ist die Preispolitik des Staatsbades Bad Nauheim von jeher sozial eingestellt. Vom Auslande kann zwar nicht jene Flutwelle erwartet werden, die der Valutawind hereinwehte, wohl aber jene guten Kreise, die vor dem Kriege willkommene Gäste waren. Die Bad- und Kurverwaltung Bad Nauheim gibt auf Anfragen eingehende Auskünfte über die Kurverhältnisse.

Heft 18
30. April 1924.
21. Jahrg.

Preis
des Heftes
35 Pfg.



ALLGEMEINE RUNDSCHAU

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR
BEGRÜNDER:
DR. ARMIN KAUSEN

INHALTSANGABE:

Soeben erschien die äußerst interessante und hochaktuelle Broschüre

Ludendorff und wir Bayern

Ein Spiegelbild für die Völkischen

Aus dem Inhalt:

Ludendorff und der Vatikan / Die deutschfeindliche Politik des Vatikans im Sommer 1923 / Die ultramontane Frage / Deutschland und der Vatikan / Der „geweihte Hut und Degen" des Generals Daun / Ludendorff und Kardinal Faulhaber / Der Kardinal zu den Anschuldigungen Ludendorffs / Auslandskatholiken im Weltkriege / Ludendorff und die Jesuiten / Der Jesuitismus als Volksgefahr / Ludendorff, Bayern und Wittelsbach / Die Völkischen als Gegner der Kirche und der Monarchie u. a. m.

Wegen des spottbilligen Preises von **30 Pfg.** zur Massenverbreitung geeignet

In München kann das Buch im Verlag des Bayer. Kurier, Hofstatt 6/0 à 30 Pfg. bezogen werden. Nach auswärts nur gegen Voreinsendung (Postscheck Bayer. Kurier München 5349) 1 Stück 40 Pfg., 3 Stück 1.10 Mk., 6 Stück 2.— Mk., 12 Stück 3.50 Mk., 25 Stück 6.50 Mk., 50 Stück 12.— Mk., 100 Stück 22.— Mk. — Ein weiterer Buchhändlerrabatt kann nicht gegeben werden.



WERKSTÄTTEN FÜR KIRCHLICHE KUNST

PARAMENTE FAHNEN
DIE HEILIGEN GEFÄSSE & GERÄTE

STÄNDIGE AUSSTELLUNG PROSPEKTE GRATIS

Meine Werke dem König!

opera mea Regi Ps. 44.

Betrachtungspunkte zur Heiligung des Tagwerks im Schimmer des ewig. Lichtes.

Herausgegeben von Oskar Gageur.

In Verbindung mit einer Anzahl Welt- und Ordensgeistlicher.

I. Band: Tag um Tag. 12 Hefte à —.25.
II. Band: Bethlehem und Nazareth. 12 Hefte à —.25.
III. Band: Oelberg und Golgatha. 12 Hefte à —.25
IV Band: In Sturmeswehen und Feuerzungen. Bisher erschienen Heft 1, 5, 6, 7, 8, 9, 12 (Doppelheft). Preis pro Heft —.25.
V. Band: Bis an die Grenzen der Erde. (Noch nicht erschienen.)

Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger, Mergentheim Postfach 25.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt
die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Bei Anfragen beziehe man sich stets auf die **Allg. Rundschau**

Intelligente kath. Jünglinge

aller Berufe, die Freude an sozialer Tätigkeit haben und einer religiösen Kommunität beitreten wollen, mögen sich melden beim hochwürdigen Herrn Direktor des

Ständehaus Mayen

in Mayen, Rheinld., Obere Ringstr. 38.

Regensburger Karmelitengeist

Ein vorzügl. Mittel bei Ohnmachten, Unwohlsein, Magenbeschwerden, gegen Grippe usw.

Echt nur im Karmelitenkloster in Regensburg, Moltkeplatz 7.

„Philogaster" Kräuter-Medic.-Magen-Bitter

patentamtlich geschützt unter F 208255, ärztlich vielfach glänzend begutachtet.

Löwen-Apotheke A. Flascha, Gleiwitz.

1 Liter = 8.— M, 1/2 Liter = 4.50 M, 1/4 Liter = 2.50 M, Probeflasche = 1.50 M.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.25 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 18 München, 30. April 1924. XXI. Jahrgang.

Die Männer von gestern — Hohenzollern und Freimaurer.

Von Dr. Otto Kunze.

Die Männer von gestern sind Deutschlands Unheil. Sie sehen nicht, daß der Weltkrieg unter ihr Zeitalter einen Strich gemacht hat. Sie meinen, das Vergangene sei noch gesund und lebenskräftig gewesen und brauche nur wiederhergestellt zu werden. Dann werde alles wieder gut. Die Männer von gestern haben eine unheimliche Macht. In ihrer Hand ist der Staat, die Volksvertretung, die maßgebende Presse, die Hochschule, die Wirtschaft. Und die Revolution hat nicht Menschen von heute, sondern Neulinge von gestern an die Spitze gebracht. Sie sind überall abhängig von den alten Fachleuten. Neue Ideen aber setzen sich in unserem sog. Zeitalter des Fortschritts besonders schwer durch. Die Ohren der Menschen stehen nicht offen wie in stillerer Vorzeit, sondern sind benommen vom Rauschen eines unaufhörlichen Betriebs: Zeitung, Volksversammlung, Wahlen, Theater, Kino, Radio. Die Männer von gestern haben es, wie gesagt, in der Hand, diesen Betrieb die ihnen gefällige Melodie spielen zu lassen. So ist denn der allergrößte Teil des Volkes noch befangen in Vorstellungen, wie sie vor 10 Jahren schon herrschten. Der Sozialdemokrat träumt noch von der Solidarität der Arbeiterklasse, trotzdem die Genossen in den Ententeländern ihn hundertmal enttäuscht und den Frieden von Versailles oder den Ruhreinfall gebilligt haben. Der Völkische schwärmt von einem Befreiungskrieg im Stil des ersten Vormarschs von 1914, als ob es keinen Gas- und Luftkampf in verheerendem Ausmaß gäbe. Der Monarchist träumt von neuerstandener Kaiserherrlichkeit der Hohenzollern, oder von Paraden und Hoffesten in großen oder kleinen Residenzen, von Orden, Titeln und sonstigen Gnadenerweisen.

Die Männer von gestern haben Glück gehabt. Die Revolution hat ihnen erspart, selbst den verlorenen Krieg zu liquidieren und das Elend zu verantworten, das ihm folgen mußte. Jetzt können sie sich als die Wiederbringer einer besseren Zeit empfehlen. Wir wollen nicht wieder von Ludendorff anfangen, der den deutschen Faschismus verdorben hat. Gerade das zeigt ja, daß Ludendorff immerhin zum Neuen vordringen wollte. Nur konnte er aus seiner Haut nicht heraus. Es gibt jedoch Kreise, die bewußt das Gestrige zurückführen wollen und die klüger sind als der von politischer Verantwortlichkeit gerichtlich entlastete General.

Das Gestrige sind die Hohenzollern. Nachdem Wilhelm II. sich durch sein unmögliches Buch, das schon zu zurückgesetztem Preis losgeschlagen wird, sowie durch seine zweite Heirat ausgelöscht hat, ist sein ältester Sohn, Kronprinz Wilhelm, zum sinnbildlichen Vertreter seines Hauses geworden. Auf ihn richten sich die Hoffnungen vieler. Nicht so sehr der altpreußischen Legitimisten. Der märkische und pommerische Adel hat das ursprünglich schwäbische Herrschergeschlecht nie als ganz hergehörig betrachtet. Das Deutsche Kaisertum seiner letzten Könige entfremdete ihm diese. Als gar Wilhelm II. Ausländer und Geldleute um sich scharte, letztere sogar adelte, entstand eine greifbare Mißstimmung unter den alten Getreuen. Wilhelm, der Kronprinz, war auch nicht mehr ihr Mann. Sein Liberalismus, seine Verehrung britisch-parlamentarischen Staatswesens, die er in seinen von Karl Rosner besorgten Erinnerungen deutlich genug bekennt, hat den preußischen Junkern kaum gefallen. Seine Rückkehr aus Holland endlich unter der Bedingung des Wohlverhaltens gegen die neue deutsche Staatsform wurde als Verzicht auf seine Ansprüche gedeutet. — Doch die Preußen vom alten Schlag haben derzeit nicht viel zu sagen. Desto mehr die Neu- und Großpreußen, die von der Deutschnationalen Volkspartei bis zum rechten Flügel der Demokraten reichen. Schon 1923 vernahm man von einer Kronprinzenpartei unter Hergt. Sie muß inzwischen stark gearbeitet haben, denn urplötzlich erschallen Warnungsrufe gegen eine hohenzollernsche Restauration. Wie so oft, sind es nicht Fernstehende, die sie ausstoßen, sondern Geistesverwandte. Deutschvölkische nämlich, gewissermaßen die intimsten Gegner der anderen Rechtsparteien. Herr von Graefe orakelt dumpf von einer Monarchie von Judas Gnaden. Er meint damit eine solche des Kronprinzen Wilhelm. Graf Reventlow enthüllt in seiner Wochenschrift Der Reichswart sehr umfangreiche Pläne, die dann auch in der Tagespresse besprochen worden sind. Danach soll Kronprinz Wilhelm vor allem der Thronkandidat der Freimaurer sein. Ohne Zweifel für den Kaiserthron eines Einheitsreiches ohne Landesfürsten. Bekanntlich haben die früheren Hohenzollern die Freimaurerei lebhaft begünstigt. Friedrich II. führte sie geradezu in Preußen ein und bekleidete jahrelang das Amt eines Großmeisters der Berliner Großloge zu den drei Weltkugeln. Im 19. Jahrhundert waren Wilhelm I. und als Kronprinz Friedrich III. Freimaurer. Letzterer trat nach 1871 zurück, da der Orden sich weigerte, eine geschichtliche Prüfung und Aufhellung seiner geheimen Grundlage vorzunehmen. Wilhelm II. hat der Loge nicht angehört. Sein ältester Sohn aber soll — aus politischen Gründen erst nach der Reichstagswahl — aufgenommen werden und zwar auf Betreiben von Stresemann. Der ist seit einem Jahr Maurer der Loge Fridericus im Verband der alten preußischen Mutterloge zu den drei Weltkugeln. Stresemann hat auch die Rückkehr des Kronprinzen nach Deutschland gefördert. — Graf Reventlow teilt ferner mit, daß in München ein einflußreicher Freimaurerkreis unter Hugenberg tätig sei, der für die Wahl des Großadmirals von Tirpitz zum Reichspräsidenten wirke. Tirpitz sei als Platzhalter des jüngeren Wilhelm zu betrachten.

Da haben wir wieder die Männer von gestern. Nur Leute, für die der Weltkrieg nicht stattgefunden hat, können einen Tirpitz auf den Schild heben. Seine Flottenpolitik hat uns England zum Feind gemacht. Sein Hinarbeiten auf den unbeschränkten U-Bootkrieg, der nicht das erwartete Ergebnis hatte, belastet den Admiral mit einer schweren Verantwortung. Denn er mußte wissen, daß Deutschland nicht genug U-Boote besaß. Das hindert alles nicht, Tirpitz nicht allein zum Reichspräsidenten, sondern gleich auch zum Spitzenkandidaten der Deutschnationalen Volkspartei zu küren — in München natürlich. Auf der Reichsliste der Partei steht er erst an fünfter Stelle. An erster steht Hergt, an zweiter — im Ernst — der junge Fürst Otto von Bismarck, des Altreichskanzlers schmächtiger Enkel. Weit hinter dieser politischen Null muß Martin Spahn Platz nehmen, ein Zeichen, wie Köpfe und — Katholiken bei den Gestrigen geschätzt werden.

Hergt, Stresemann, Tirpitz, D. Traub nicht zu vergessen, die Freimaurer und die Hohenzollern. Eine Front der Mächte von gestern, die eigentliche Reaktion. Auf Revolutionen pflegt eine Reaktion zu folgen: Karl II. in England, Ludwig XVIII. in Frankreich. Keine verlockenden Vorbilder. Die Reaktion bringt uns auch nur scheinbar das gute Alte, tatsächlich das revolutionäre liberale Einheitskaisertum. Und was verdankt

Deutschland den Hohenzollern? Die Zermürbung des alten Reiches, Kleindeutschland ohne Oesterreich, Verdrängung des Rechts- und Bundesprinzips durch das Machtprinzip, den militaristischen Nationalstaat, dessen Zusammenstoß mit den älteren Großmächten im Weltkriege. Was verdanken ihnen die deutschen Katholiken? Einen Kulturkampf unter Friedrich Wilhelm III., einen unter Wilhelm I., Zurücksetzung in Beamtentum und Offizierkorps, Protestantisierung im Rheinland, in Polen und Elsaß-Lothringen. Was verdanken den Hohenzollern die deutschen Protestanten? Ein evangelisches Kaisertum, jedoch um den Preis der Verstaatlichung und Veräußerlichung ihres Glaubens, Zersetzung des Luthertums in der Union mit dem Kalvinismus, Einströmen holländischen und englischen Wesens. Es ist nicht ausgeschlossen, daß England, als die Heimat der Freimaurerei und des Liberalismus, eine Wiedereinsetzung der Hohenzollern begünstigt. Das Widerstreben der Völkischen könnte hier einmal einem gesunden deutschen Instinkt entspringen. Wiederum ist zu vermuten, daß die Freimaurer nach ihrer bewährten Praxis, Gegenströmungen von innen heraus zu beeinflussen oder unschädlich zu machen, unter den Völkischen selbst arbeiten. Haben sie sie vielleicht benutzt, um den Hohenzollern in Bayern Bahn zu brechen? Und schreibt sich daher der heftige Kulturkampf der Völkischen? — Der Katholik darf aus allem die Lehre ziehen, daß keiner Partei zu trauen ist, die nicht eine sichtbare, gut katholische Führung hat, mag ihr Programm sonst noch so viel Schönes aufzählen.

Aufgaben katholischer Politik.

Von Dr. Albert Lotz, Brühl-Köln.

Wir wollen versuchen, einen Blick hinter die Erscheinungen zu richten, die man unter dem Wahlkampf begreift.

Die erste Frage heißt: Um was geht es? Etwa nur um den Ausdruck bestimmter politischer Stimmungen? Es gibt Wähler — und sie stellen vielleicht die stärkste Gruppe —, die lediglich unter Gegenwartsperspektiven urteilen. Ihre Ueberlegungen erschöpfen sich etwa in folgenden Alternativen: Rachekrieg oder Reparationen → soziale Reaktion oder Achtstundentag — Inflation oder Steueropfer. Es ist wichtig, lebenswichtig sogar für die deutsche Zukunft, wie diese und ähnliche Doppelfragen im nächsten Reichstag entschieden werden. Aber sind sie, für sich betrachtet, schon Politik? Es sind doch nur politische Möglichkeiten, allenfalls solche, die aus Zweckrücksichten erstrebt werden sollen; aber noch nicht eigentlich Politik. Erst recht natürlich nicht, insofern man sie auf wirtschaftliche Einzelinteressen gründet. Menschlich begreiflich mag es sein, wenn z. B. Beamte oder Bauern oder Mittelständler sich zur Vertretung ihrer sozialen Belange in eigenen Gruppen fürs Parlament zusammenschließen oder den Stimmzettel in die Urne legen, der ihnen dafür am günstigsten scheint. Volks- und staatsbürgerlich gedacht ist das nicht. Und dem parlamentarischen Ideal entspricht es schon gar nicht. Wenn man dazu an die üblichen Methoden bei der Aufstellung von Kandidatenlisten denkt, dann steht man Wahlen und Wahlkämpfen mit recht gemischten Gefühlen gegenüber. Wer einen Einblick in die dabei bisweilen geltenden seltsamen Grundsätze gewinnen konnte, dem geht schaudernd die Erkenntnis von der Götzendämmerung dieses Parlamentarismus auf. Der nimmt mit sich die Ueberzeugung, daß in die moderige Luft mancher Stuben noch kein Hauch jenes frischen Sturmwindes gedrungen ist, der solche von liberalem Geist zersetzten politischen Zustände einmal wegfegen wird.

Politik — das ist der tätige Ausdruck, die historische Inkarnation von Ideen. Parlament — das ist die sichtbar gewordene geistig-weltanschauliche Struktur eines Volkes. Frankfurt 1848 war ein Parlament; und Windthorst, Eugen Richter, Stahl und Bebel waren Politiker.

Rückkehr zu ihnen ist kein Rückschritt und die Besinnung auf die Auffassung vom Dienst an Volk und Staat, wie die Männer in der Paulskirche sie in sich trugen, ist keine Sentimentalität. Sind wir denn heute alle nichts weiter als Wirtschaftsinteressenten? — gibt es keinen Kampf wahrhaft politischer Ideen mehr?

Wenn wir im Lärm der platten Tagesstreitigkeiten uns einmal die Mühe nähmen, zu denken oder auch bloß hinzuhorchen auf das dumpfe Brausen zwischen allen Sirenen und Autohupen, dann würden wir die Spuren der kommenden Auseinandersetzung gewaltigen Ausmaßes erkennen. Drei Gedankenwelten beherrschen die Geister; dieses Jahrhundert sieht ihr Ringen um politische Gestaltung: Nationalismus, Sozialismus, Katholizismus, oder Machiavelli-Treitschke, Feuerbach-Marx und die Kirche. Die einen rufen: Der Staat ist Gott! die andern: Das Proletariat ist Gott! Und wir bekennen: Christus ist Gott! — Der Kampf dieser drei Ideenkomplexe, die sich immer deutlicher abzeichnen, der Kampf um die Geltung im geschichtlichen Werden unserer Zeit — das ist der Sinn der deutschen und abendländischen Politik in Gegenwart und Zukunft. Und darum handelt es sich letztlich bei allen Wahlen zu den Parlamenten.

Die Verständigung über diesen Grundgedanken führt zu einer anderen Frage: Wie steht der Gegner? Können wir von ihm lernen? Es ist nicht grundlos, daß in allen Parteien vor allem der Nachwuchs auf grundsätzliche Entscheidung in einer der genannten, formelhaft zugespitzten Richtungen drängt. Immer klarer und eindeutiger verlangt man überall Antwort auf die Frage: Was ist eure leitende Idee, von der aus ihr die politischen Aufgaben meistern und erfüllen werdet? Mögen sich manchem sog. Realpolitiker die Haare sträuben vor soviel kompromißfeindlichem, von der Wurzel auf folgerechtem Willen; oder mag er mit leichtem Achselzucken über die „unverantwortlichen Phantasten" hinweggehen —, wer den Erfolg hat, das sieht er rechts und links. Begeistert strömt ihm der Nachwuchs ins völkische Lager ab. Denn dort findet er eine, wenn auch utopische, so doch mitreißende Idee! Und die Zahl derer, die sich nach Moskau wenden, wird gerade bei ethisch und geistig wertvollen jungen Menschen auch immer größer. Warum? Auch sie lockt eine Idee. Alle wollen etwas Ganzes, und je radikaler eine Gruppe ihre Ideologie verficht, desto lieber sterben sie dafür — eher als daß sie um irgendeines Interessenklüngels willen seelisch leiden möchten. Man versteht gar wenig von Psychologie, wenn man allen Ernstes glaubt, mit bloßen Hinweisen auf Undurchführbarkeit und Unzweckmäßigkeit jenen Extremen die Kraft zu nehmen. Vergessen wir doch nicht, daß dort — bewußt oder nicht — eine im Grunde fast religiöse Inbrunst wirkt. Der kann man niemals mit bloßen Vernünftigkeitserwägungen, mit Rationalismus erfolgreich Paroli bieten. Für die völkische wie für die kommunistische Gefolgschaft ist das politische Tatbekenntnis eine Form des religiösen. Eines ist vom andern nicht trennbar. Wir fassen da freilich den Begriff des Religiösen so weit, daß neugermanischer Wotanskult ebenso darunter fällt, wie der Humanitätsidealismus der besten Kommunisten. Aber so gesehen, ist der politische Fanatismus, weil eben in diesem Sinn religiös, eine Macht, der man gleichwertigen, vielleicht gleichartigen Geist entgegenstellen muß. Jedenfalls sollte man diese Zusammenhänge bei aller Realpolitik — oder vielmehr gerade mit Rücksicht auf sie — nicht übersehen. Man läuft sonst Gefahr bei uns, von falschen Voraussetzungen aus irre zu gehen.

Wie nun — das ist die dritte, wenn man will: wichtigste Frage hier — steht es in unserem politischen Lager aus? Es handelt sich da in erster Linie um unsere katholische Jugend. Sie wird ja die Trägerin des Zukunftsringens sein. Allerdings nicht um sie allein. Aber sie und mit ihr die Akademiker sind vielfach politisch gleichgültig, so religiös ergriffen sie auch sind. Kein Zweifel; wenn irgendwo, dann ist in diesen Reihen ein eigenes katholisches Kulturbild lebendig. Gegen ausgesprochen politische Arbeit jedoch hat man eine Abneigung. Das muß kein Vorwurf für die Betroffenen selbst sein. Die Parteien freilich, die dem Katholiken programmatisch am nächsten stehen, sind nicht ohne Schuld daran. Eine Partei nämlich, die — sei es aus traditionellen Gründen, sei es aus solchen des Bekenntnisses der Abgeordneten — vorzüglich berufen erscheint und Wert darauf legt, allen Katholiken ein politischer Sammelpunkt zu sein, sollte darauf bedacht sein, vor allem nur katholische Grundsätze wahr zu machen. Streitfragen rein politischer Natur müßte sie nicht zuungunsten einer Tagesmeinung einseitig entscheiden. Trotzdem gibt es eine Reihe von Problemen, die man nicht in allen Parteikreisen erörtern darf, ohne Anstoß zu erregen. Dahin gehört hier im Rheinland etwa die föderalistische bzw. preußische Frage. Auch Gedankengänge, die sich gegen den Parlamentsmechanismus wenden, sind z. T. unbeliebt und nicht opportun. Ueberhaupt ist man sehr empfindlich gegenüber einer Kritik an der nun einmal in Berlin eingeschlagenen Marschroute.

Man braucht nicht gleich böswillig anzunehmen, daß neben der parteiamtlich abgestempelten Meinung keine andere zugelassen wird. Aber man möchte auch schon den Eindruck vermieden

sehen. Just politische Köpfe sind es, die immer wieder darüber klagen, daß man ihnen Dogmen vorsetze. Ist es doch nicht ausgemacht, daß alles, was in diesem Jahre richtig ist, auch das Zukunftsideal darstellt. Erkennt man aber an, daß auch einmal neue Ideen Wirklichkeit werden können, dann muß man sie zumindest sorgsam beobachten, nicht aber mit der Miene der Erfahrung totlächeln. Es wäre zu wünschen, daß nicht nur die Erfahrung den Idealismus, sondern auch der Idealismus die Erfahrung verbesserte.

Will man eine geschlossene politische Front der Katholiken wieder herstellen — und man muß es wollen, wenn man die Zeichen der Zeit recht deutet! — so bleibt kein anderer Weg als im Rahmen eines von allen anerkannten katholischen Kulturprogramms die wirklich indifferenten Streitfragen auch von Partei wegen offen zu lassen. Das ist natürlich nur ein Ausweg, ein notwendiges Uebel sozusagen. Allein viele Katholiken ringen ihrem katholischen Gewissen einen Wahlzettel ab, der ihrem politischen Ideal nicht entspricht. Andere gehen ihrer religiösen Weltanschauung allmählich verloren, weil sie in ein falsches politisches Lager geraten. Republik oder Monarchie, Föderalismus oder Unitarismus, München oder Berlin sind und dürfen nicht sein Prinzipien einer Partei, der alle heute politisch zersplitterten Katholiken angehören sollen. Und daß sie es nicht sind, daß sie die einheitliche Stoßkraft des Katholizismus in der Politik als einem Kampffeld der religiösen Weltanschauungsmächte nicht hemmen dürfen, das muß auch parteioffiziell zum Ausdruck kommen: in der Presse, in Wahlreden und in der Zusammensetzung der Fraktionen.

Geht man diesen Ausweg nicht, dann können wir den Kampf um Geltung aufgeben. Geht man ihn, dann gilt wenigstens der alte Grundsatz: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!

Weltrundschau.

Der Reparationsplan der Sachverständigen stößt naturgemäß auf Schwierigkeiten. Die deutsche Regierung ist zur Annahme nur bereit, wenn die Wiederherstellung ihrer Hoheit im besetzten Gebiet verbürgt ist, die Ausgewiesenen zurückkehren können und die Gefangenen freikommen. Die Umwandlung der Reichsbahn in eine Gesellschaft erheischt Zweidrittelmehrheit im neuen Reichstag. Auch die Errichtung der Goldbank muß durch Gesetz erfolgen. Alles übrige scheint die Reichsregierung aus eigner Vollmacht regeln zu wollen. — Frankreich macht Einwände gegen die Räumung des Ruhrgebiets. Es verlangt vorherige Ausführung der Hauptpunkte betr. Reichsbahn und Goldbank durch Deutschland, ferner vorherige Festsetzung von Strafmaßnahmen, falls Deutschland sich verfehle. Auch will Frankreich keine Herabsetzung der deutschen Schuldsumme zugestehen, wenn nicht seine eigene Schuld an die Verbündeten gelöscht wird.

Reichskanzler Marx erklärte in einer Wahlrede zu Sigmaringen, Deutschland sei dem Völkerbund noch nicht beigetreten, weil es sich nicht der Anerkennung des Friedens von Versailles und der heutigen Grenzen unterziehen könne, wodurch urdeutsche Gebiete in Schlesien und an der Saar dauernd vom Mutterland getrennt werden sollten und der polnische Korridor Ostpreußen abschneide.

Dr. Helfferich ist bei einem schweren Eisenbahnunglück in der Schweiz (Bellinzona) ums Leben gekommen.

Eine Tagung deutscher Staatsrechtslehrer in Jena beschäftigte sich u. a. mit dem Föderalismus. Viele waren der Ansicht, daß die Lebenskräfte der Einzelstaaten in der Revolution unterschätzt und in der Reichsverfassung nicht genügend anerkannt seien.

Die britische Reichsausstellung wurde am 23. April von König Georg in London eröffnet. Sie gibt ein gewaltiges Bild von der Größe, dem Reichtum und der Mannigfalt des britischen Weltreichs.

In Dänemark kommt auf Grund der Neuwahlen ein wesentlich sozialistisches Ministerium unter Stauning ans Ruder.

Präsident Coolidge äußerte sich auf dem Jahresbankett der Associated Preß zur auswärtigen Politik: Die Vereinigten Staaten lehnen es weiter ab, dem Völkerbund beizutreten, die interalliierten Schulden sollen nicht in wirtschaftlichen Konferenzen erörtert werden (vgl. oben Frankreich!), Amerika gedenkt sich bei der Anleihe an Deutschland zu beteiligen, es wünscht eine neue Abrüstungskonferenz, Regelung der Kriegführung und internationales Schiedsgericht.

Kabinett Poincaré Nr. II.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Wenn der französische Ministerpräsident, der hartnäckige Vertreter des gallischen Nationalismus, bisher mit dem Rechtsblock der Kammer, einer willfährigen Presse und dem Einmannministerium parlamentarisch siegreich regierte und nun sein Kabinett II aus waschechten Republikanern zusammengesetzt hat, so ist daraus noch lange nicht zu folgern — wie manche taten — daß aus dem Saulus ein Paulus geworden sei. Poincaré Nr. II gleicht dem Poincaré Nr. I schon wie ein Ei dem andern, und neben einem unersättlichen Ehrgeiz dürfte die Schlauheit immer noch eine seiner hervorragendsten Eigenschaften sein. Die Wahlen rücken heran, die man nicht ohne kluge Berechnung auf den 11. Mai, den Tag der nationalen Gedenkfeier der Jungfrau von Orleans, festgesetzt hat. Das neue Ministerium mit dem Finanztechniker Marsal, dem französischen Stinnes Loucheur und dem journalistisch und rednerisch rührigen Senator de Jouvenel (die alle drei schon in Opposition zum „großen Lothringer" standen) ist zugkräftiger als das verschollene, dessen Hauptmerkmal eine staunenswerte Mittelmäßigkeit war. Dazu kommt, daß de Selves, der frühere Seinepräfekt, als Minister des Innern einige Uebung im Wahlmachen besitzt und seinem Meister zu Diensten sein wird. Dieser „Meister der Klarheit" — wie man ihn ein paar dutzendmal in großen Preßorganen an der Seine und selbst an der Themse genannt hat — hat es nämlich unlängst erleben müssen, daß sein hell strahlender Nimbus nur noch einem Nebelstreifen glich. Damals, als sich das englische Pfund gestattete, über 100 Frcs. wert zu sein, d. h. über zweimal so viel als um die Zeit, da der große Raymond das Messiaszepter ergriff. Es ist gut, daran zu erinnern, daß der von der Regierung bekämpfte Antrag zur Wahlreform um ein Haar siegreich aus der Urne des Senats hervorging und daß das Ermächtigungsgesetz dort trotz der dreistündigen Verteidigung des Kabinettschefs und der Vertrauensfrage und trotz der aus rein taktischen Gründen erfolgten teilweisen Stimmenthaltung der Radikalen nur eine Mehrheit von dreizehn Stimmen erzielte. Wie man sieht, war es höchste Zeit, eine Vermummung vorzunehmen, um so mehr, als sich diesmal die Radikalen und Sozialisten auf der Walstatt zum Kampfe gegen den Nationalismus vereinigen.

Wie wünschenswert, endlich einmal auch eine Vermummung des deutschen Michels zu erleben! Doch lasse man alle Hoffnung fahren; die Zipfelmütze ist nach dem Vorbilde der bekannten Sieben aus südgermanischen Gauen von solcher Ausdehnung, daß sie immer wieder hervorquillt. Die Auflösung des Reichstags war neuerdings der erste Streich. Doch der zweite kam sogleich: Wahldatum 4. Mai. Jeder Abc-Schütze der Außenpolitik muß wissen, daß die Ergebnisse der deutschen Wahlen die französischen Wähler bei der Abstimmung beeinflussen. Aus dem Zug nach rechts in Deutschland wird in Frankreich, wo man sich auf Propaganda meisterlich versteht, ein großer patriotischer Appell gemacht werden. Poincarés Stern war im Sinken und davon nahm man mit Vergnügen Notiz. Das ist aber nicht das Wesentliche, denn dieser „Monsieur Non, Non" ist weiter nichts als der Exponent des nationalen Blocks, d. h. der Chauvinisten. Wir haben hier mehr als einmal darauf hingewiesen, daß eine gründliche Aenderung der französischen Politik nur möglich würde durch Neuwahlen, die eine nennenswerte Stärkung der Linken bedeuteten. Aber auch der Stern des nationalen Blocks ist im Sinken. Beweis für jeden ersichtlich: Zusammensetzung des Kabinetts II. Der Zug geht bei uns nach rechts, in Frankreich nach links. Die Linkstendenz dort wird abgeschwächt durch den Rechtsdruck in Deutschland. Es würde mich nicht wundern, wenn es den geschickten Machern an der Seine gegebenenfalls schließlich gelingen würde, eine Panikstimmung zu erzeugen und jeder vernünftigen Regelung aufs neue in den Arm zu fallen.

Raymond der Große, Foch und Genossen, die mit einigem Beben noch der englischen Wahlen gedenken, brauchen einen Rechtssieg in Deutschland, um die demokratisch gesinnte Kulturwelt, vor allem England und die Vereinigten Staaten, gegen Deutschland aufreizen und um behaupten zu können, daß der französische Ruf nach Sicherungen und nach Losreißung des Rheingebiets tief berechtigt sei. Sie würden jubilieren über einen deutschnational-völkischen Wahlsieg, da er das einzige Mittel ist, den Wahlsieg zu verhindern, den die französische Linke auf dem besten Wege war zu erringen. Sehr lehrreich, die Stim-

mung des Auslandes nach dieser Richtung zu verfolgen. Die englischen Blätter z. B. bringen große Auszüge aus den Wahlaufrufen der deutschen Nationalisten. Das englische Kabinettsmitglied Wedgewood erklärte in einer Rede (die man als typisch für die Stimmung im demokratischen Lager Britanniens auffassen darf), daß die Regierung der Arbeiterpartei dem Ausgang der Reichstagswahl mit den größten Befürchtungen entgegensehe. Die Wahlen in Frankreich würden unvermeidlich die Antwort auf die deutschen Wahlen erteilen. „Seien wir uns also klar", hieß es weiter, „in einigen Wochen können wir einen wütenden Nationalismus mit allen seinen Diktatoren haben, der die Ernte der letzten fünf Schreckensjahre reifen lassen könnte. Möglich, daß die englische Arbeiterpartei zu spät kam, um Europa zu retten ..."

Die Kandidaten des französischen nationalen Blocks kündigen an, sie wollten im Wahlfeldzug sehr viel von der Ruhrbesetzung und von den deutschen Rüstungen sprechen. Nur die Ruhrbesetzung habe den Zahlungswillen Deutschlands geweckt (Formel Poincaré). Was die Rüstungen betreffe, so hätten sich die ehemaligen Feinde Frankreichs niemals widerspenstiger und kriegerischer gezeigt als jetzt. Die Aera der friedlichen Lösungen sei also beendet. Zur Begründung dieser These würden die Herren des bekannten hohen Verstandes auf die Ergebnisse der deutschen Wahlen hinweisen. Aber sie vergessen dabei zu sagen (wie dies bei vielen anderen Stellen geschieht), daß sie selbst alles taten, um der deutschen Demokratie das Leben zu erschweren. Tatsächlich werden die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland die Wahlstatt beherrschen. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zukunft davon abhängt, wie der deutsche Reichstag und der Bourbonenpalast in einigen Wochen aussehen. Bezeichnend, wenn auch zögernd, ist das Bedauern der Blätter wie des Temps und des Journal des Débats, das Einvernehmen mit dem englischen Premier nicht gefördert zu haben, solange es noch Zeit war. Derselbe Seufzer entsteigt dem Petit Journal, dem Blatte Loucheurs: „Die gesamte Arbeit der Sachverständigen, alle Verhandlungen zwischen den Verbündeten werden reiner Zeitverlust gewesen sein, wenn wir keine deutsche Regierung vor uns haben, die ein Mindestmaß von Gewähr bietet. Niemals ist das Dilemma, das die ganze Nachkriegszeit beherrscht, klarer in die Erscheinung getreten. Die deutsche Demokratie steht aber im Begriff, zum größten Teil zu verschwinden, weil wir nichts getan haben, sie zu unterstützen und am Leben zu erhalten."

Es wäre vielleicht dienlich, hier im Anschluß an die beiden zukunftbestimmenden Maiwahlen anstatt von Poincaré II. abschweifend ein wenig von Napoleon I. zu sprechen und eine Stelle aus seinen Denkwürdigkeiten geschwind ins Gedächtnis zurückzurufen. Er sagte: „... Zwiespalt brauche ich nicht zu stiften unter den Deutschen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze brauchte ich zu stellen und sie liefen hinein wie scheues Wild. Untereinander haben sie sich erwürgt und glaubten, damit ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und törichter kein anderes auf Erden. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Torheit Glauben beigemessen hätten. Die Mißgunst, mit der sie einander angefeindet, habe ich zu meinen Gunsten wohl ausgenützt. Immer haben sie mehr Erbitterung untereinander als gegen den Feind gezeigt ..."

Unsere Voraussage in der „Allgemeinen Rundschau" vor etwa zwei Jahren „Das Krönchen Poincarés wird in der nationalistischen Sonne schmelzen" hat sich, wenn auch etwas zögernd, vor einigen Wochen bestätigt. Die Sonne brannte so heiß, daß der Frank schmolz und das Krönchen mit. Ein komisches Schauspiel; der Napoleon aus Bar-le-duc zappelte im internationalen Börsennetz wie ein gewöhnlicher Hering, den man in der Nordsee mit den Garnen erwischt. Komisch auch, die Missetäter in deutschen angriffslustigen Bankiers zu suchen, anstatt in der eigenen Gewaltpolitik, und des weiteren komisch die Anwendung von Mittelchen aus der Hausapotheke, als ob man sich vor Erdbeben durch Pillen schützen könnte. Wenn nun trotz der Abneigung, die man allmählich an der Themse wie am Mississippi gegen die französische Gewaltpolitik hat, Londoner Banken mit 4 Millionen und Morgan mit 20 Millionen Pfund als rettende Engel auf dem Plan erschienen, so geschah dies aus höchst eigennützigen Motiven zunächst deswegen, um einer weiteren Verschlechterung des internationalen Devisenmarktes zu steuern. Es hatte sich gezeigt, daß die Baisse des Franken nicht ohne Wirkung auf den London-Neuyorker Wechselkurs geblieben war. Die Schlacht ist noch keineswegs gewonnen, denn es ist klar, daß die kurzfristige Anleihe nur vorübergehend als Hilfe wirken kann. Die dauernden Ursachen des Frankenverfalls werden durch eine neue Steigerung der schon ungewöhnlich hohen französischen Staatsschuld nicht zerstört, sondern gefördert. Zudem weiß man, daß dieses künstliche Festnageln der Devisen durch Auslandskredite eine kostspielige Sache ist. Der Damm ist geschaffen, aber hinter dem Damm steigt das Wasser noch unaufhörlich. Die Hauptgefahr bleibt die ungeheure schwebende Schuld. Wenn es der Regierung nicht gelingt, die Inhaber der fällig werdenden Bons zu bewegen, sie zu erneuern, statt Zahlung zu verlangen, so droht der Staatskasse eine überwältigende Last. Trotz der halbamtlichen Flötentöne ist das Mißtrauen keineswegs überwunden. Das ist begreiflich in einem Lande, das 3 Millionen Rentner zählt, deren Lebensnerv eine stabile Münze ist. Es ist wenig bekannt, daß der dritten französischen Republik die Gefahr eines faschistischen Staatsstreichs drohte, als die Frankenkrise ihren Höhenpunkt erreichte. In sonst wohlunterrichteten Kreisen zischelten allerhand sonderbare Gerüchte, wobei die Namen des Präsidenten der Republik, des Kriegsministers Maginot (von dem sich Poincaré II. nicht trennen konnte) und andere genannt wurden. Es ist klar, daß die Geldleiher bei ihrer Stützung sich nicht mit den lieblich funkelnden Augen der schönen Marianne begnügten, sondern daß sie feste Sicherheiten verlangten. Sie waren leicht zu entdecken in den Goldgewölben der Bank von Frankreich. Alles andere, was darüber so reichlich geschrieben wurde, entspricht den Tatsachen keineswegs. Es ist nun ein starkes Stück von Bluff, wenn das gewesene Finanzgenie de Lasteyrie (dessen Ungeschicklichkeit das Kabinett I über eine höchst unwesentliche Formsache zu Fall brachte) neulich in einer Versammlung von Reserveoffizieren behauptete, kein Goldstück der Bank habe als Sicherheit gedient und die Anleihe sei vollkommen zurückgezahlt worden. Am 7. April wurden 13 Tonnen Gold in Paris nach England verfrachtet. 23 Beamte der Bank von Frankreich waren anwesend, um die Verladung zu überwachen. Der Exfinanzminister hat natürlich trotzdem die Wahrheit gesagt. Goldstücke sind als Sicherheit nicht notwendig gewesen, da man sich bei solchen Geschäften in der Regel der Barren bedient.

Die Ministerkrise, die das Kammervotum in der Pensionsdebatte hervorgerufen und die Poincaré mit taktischer Geschicklichkeit ausgenützt hat, um seine Stellung zu verbessern, war ein Zwischenakt. Immerhin hat man dabei einiges erlebt. Man hat gesehen, daß der sonst so zäh an seinem Wort klebende Lothringer seinen „unwiderruflichen Entschluß, abzudanken" nach reiflicher Ueberlegung widerrufen hat. Bäumte sich sein Ehrgeiz auf, als er die Morgenröte Briands, der seinem Dolchstoß in Cannes zum Opfer fiel, durch die Kulissen schimmern sah? Man erfuhr auch, daß Herr Millerand, der Inhaber des neutralen Elyseepalastes, seine Haltung verlor, sich, das Herkommen mißachtend, in die Politik mischte, die ewige Ruhrbesetzung forderte und gegebenenfalls mit seinem Rücktritt drohte. Der Rücktritt dieses Imperialisten wäre vielleicht zu ertragen. Seine herausfordernde Haltung rief aber einige Federn auf den Plan, die da nicht mit sich spaßen lassen, und es begann ein Duell, das nicht ohne Reiz war. Es fielen Vergleiche mit dem „größenwahnsinnigen Wilhelm II.", und es wurde dem Präsidenten nahegelegt, das ihm eingeräumte Freiquartier mit einer anderen Mietgelegenheit zu vertauschen. In einem Artikel von unglaublicher Heftigkeit klagt ihn der (linksdemokratische) Quotidien der groben Pflichtverletzung an, erinnert Millerand an die Worte, der er selbst über den Staatspräsidenten Casimir Périer vor 30 Jahren bei einem ähnlichen Anlaß geschrieben und ihn dabei einen Banditen genannt hat. Diese urwüchsige Bezeichnung mit einem Kranze anderer lieblicher Beiwörter ward jetzt an den heutigen Bewohner des Elysees gerichtet. Noch vor einem halben Jahr wäre das eine Unmöglichkeit gewesen.

Während wir diese Zeilen niederschreiben, hat sich in Paris ein Akt vollzogen, der Europa eine neue Hoffnung gibt und an den manche Europas letzte Hoffnung knüpfen. Die bekannten Sachverständigen der beiden Ausschüsse, d. h. fünfzehn der besten Geschäftsleute der Welt (die zwischen herein noch ein weiteres Dutzend fähiger Köpfe unterstützt hat), haben ihre Berichte der Reparationskommission übergeben. Nachdem das Reparationsproblem auf einige Monate dem Lärm der politischen Arena entzogen war, konnte sich das Streitgespräch nun wieder eröffnen. Es wird sich der große Waffengang vor allem zwischen dem Pazifisten Macdonald, den seine Heimatgeschäfte

leider stark in Anspruch nehmen, und dem Imperialisten Poincaré abspielen, dem der Frankenstieg die Brust wieder wölbt, wenn auch sein sonntägliches Fanfarengeschmetter nicht mehr durch die Lüfte schwirrt. Wird das Pessimistenwort von Keynes' Nation in London Recht behalten: „Es wäre töricht zu glauben, daß uns die Sachverständigen mehr als ein bißchen dem Endziel näher bringen"? Oder stehen wir am Beginn eines neuen und besseren Zeitabschnitts? Eines ist klar: Europa muß wählen zwischen Frieden und Unheil. Entscheidend wird wie immer die französische Regierung sein. Wird das neue Kabinett die weltbewegende Frage mit mehr Verständnis behandeln, als dem alten beschieden war? Der Kampf wird hart auf hart gehen. Wir hätten zu Verhandlungen die Tage vorgezogen, als der Frank seine Purzelbäume nach unten schlug und der Nationalblock sein Brot mit Tränen aß. Die Augen der Welt sind auf den Mann gerichtet, der Europas letzte Politik mehr als jeder andere bestimmt hat.

Die italienischen Kammerwahlen und ihre Bedeutung.

Von F. R. von der Kling.

Wer die Bedeutung der am 6. April auch in Italien vollzogenen politischen Wahlen aus dem nackten Verhältnis der für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen ableiten wollte, würde zu Fehlschlüssen gelangen, die ihn mit den Tatsachen in schroffsten Widerspruch brächten. Zahlen bedeuten gerade in diesem Falle nichts oder vielmehr nicht das, was sie bei oberflächlicher Betrachtung zu bedeuten scheinen. Denn gerade das Zifferverhältnis der Mandate nicht der einzelnen Parteien, wohl aber der Regierungsliste auf der einen und der oppositionellen, bzw. unabhängigen Parteien auf der anderen Seite war ja schon im voraus durch das Wahlgesetz Acerbo, das überhaupt die ganze Wahl zur Farce stempelte, genau bestimmt. Daß nun dieses Ergebnis einer Zweidrittelmehrheit für die Regierung von der Regierungspresse als großer Sieg, als unzweideutige Kundgebung des Volkswillens für Faschismus und Mussolinis Politik in alle Winde ausposaunt wird, ist schon Wochen vor den Wahlen genau so vorausgesagt worden, wie es gekommen ist. Die halbamtliche Agenzia Stefani verbreitet folgende Ziffern: Nationale Liste 4,693,690 Stimmen, Ital. Volkspartei 637,594 Stimmen, Sozialisten, Maximalisten und Kommunisten zusammen 1,095,551 Stimmen; daneben finden wir noch eine Anzahl Sonderlisten, von denen es aber nur drei, darunter jene Giolittis, auf über 100,000 Stimmen im ganzen Lande brachten. Einige derselben, die im voraus erklärten, nicht in Opposition zur Regierung zu stehen, hat die Stefani gleich zur Regierungsliste geschlagen. Und dieselbe Stefani „rechnet" bereits heraus, daß die Regierungspartei auf 375 Abgeordnete kommen werde; die anderen Parteien haben es „nur auf 161 Mandate gebracht". Dabei setzt die Lex Acerbo im voraus das Zahlenverhältnis zwischen Regierungs- und Gegenliste auf — 375:161 fest, d. h., der letzteren waren im voraus 161 Sitze und keiner mehr zubestimmt. In sie haben sich die unabhängigen Parteien nach dem Verhältnis der von ihnen aufgebrachten Stimmen zu teilen. Wenn unter diesen Umständen die Volkspartei auf 40 Vertreter, die vereinigten Sozialisten auf 25, die Maximalisten auf 22, die Kommunisten auf 17 Vertreter herabsinken, so entspricht dies Verhältnis nicht ihrer wirklichen Stärke im Verhältnis zur Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen. Nachdem ferner überhaupt nur 63 Prozent der Wähler abgestimmt haben, während seitens der Faschisten jeder Wähler herbeigetrommelt wurde, ergibt sich, daß in Wirklichkeit die Regierungsliste noch nicht ganz 40 Prozent der Wahlberechtigten hinter sich hat. Ferner muß zur Klarstellung der Tatsachen daran erinnert werden, daß in die Regierungsliste nicht etwa nur Faschisten aufgenommen wurden. Im Gegenteil, man hat in sie all die Gruppen der einstigen liberalen Regierungsmehrheit hineinverarbeitet, die sich zur willigen Gefolgschaft des Duce — um der Personalien willen — bereit erklärten. Ja, sogar etwa ein Dutzend Volksparteiler finden wir darunter, d. h. die voriges Jahr wegen ihres Umfalles in der Wahlreform ausgeschlossenen Abgeordneten wie Martire, Cavazzoni, Gentili u. a.

Selbstverständlich war auch die Wahl selbst eine ganz freie, unbeeinflußte; das war von jeher so in Italien, d. h. nirgends arbeitet der Regierungsapparat so nachdrücklich unter gleichzeitiger Wahrung des äußeren Scheines wie dort. Und daß gerade der regierende Faschismus am allerwenigsten auf diese Methoden der „Ueberzeugung" verzichtet hat, ja, ihnen auch noch das Rizinusöl beigefügt hat, dürfte zur Genüge bekannt sein. Der Faschisten-Terror hat sich denn auch in voller Ungebundenheit ausgetobt, wo er die Macht hatte, d. h. auf dem flachen Lande, wo die Bevölkerung, dünner gesät, der Möglichkeit vereinigter Abwehr beraubt ist. Dort finden wir vielfach, daß ausschließlich faschistisch gewählt wurde, obwohl die gegenteilige Gesinnung der Bevölkerung unbestreitbar ist. In den Städten liegen die Verhältnisse ganz anders. So sehen wir, daß dort fast überall die Regierungsliste in der Minderheit geblieben ist; in Mailand mit 35%, Genua 44%, Turin 33%, Livorno 33%, Alessandria 34%, Modena 41%, Pesaro 32%, Florenz 40%, Trient 15%, usw.

Mussolini, der während der Wahltage von Rom abwesend gewesen war, wurde bei seiner Rückkehr mit dem beim Faschismus üblichen Drumunddran von Fahnen, Wimpeln, Illumination, Musik usw. empfangen und hat auf der Piazza Colonna vom Balkon des Palazzo Chigi herab sich über das Wahlergebnis geäußert:

„. . . Fünf Millionen italienischer Bürger, alle wahrhaft frei und wahrhaft selbstbewußt, haben sich um das Sinnbild des Liktorenbündels geschart. Ich erlaube nicht, und wir werden es nicht zulassen, daß man das italienische Volk beschimpfe, indem man glauben macht, es handle sich um Leute, die wie eine Herde von Tieren ohne Gewissen an die Urne geschickt wurden.... Welche ist die gebieterische Mahnung, die sich aus der Probe des vergangenen Sonntages ergibt? Die Mahnung ist feierlich, und sie ist diese: alle müssen sich mit der vollendeten Tatsache abfinden, weil sie unwiderruflich ist! Die Partei hat erklärt, wir wollen dem italienischen Volke fünf Jahre Friedens- und fruchtbare Arbeit geben! Diese Erklärung ist von mir! Denn wenn andere auch sagen mögen, mag das Vaterland zugrunde gehen, wenn nur die Partei sich rettet, so sagen wir Faschisten: alle Parteien werden vergehen, auch die unsere, groß aber sei und geachtet das Vaterland Italien.... Je größer der Sieg, o Bürger, desto größer sind die Pflichten, Pflichten der Arbeit, der Selbstzucht, der nationalen Eintracht. . . ."

Schöne Worte, wie immer, aber auf die Tatsachen passen sie auch diesmal wieder wie die Faust aufs Auge. Denn zu der Stunde, da Mussolini diese Worte sprach, am 10. April abends, waren die italienischen Zeitungen bereits voll von spaltenlang aufgeführten Einzelheiten über faschistische Gewalttaten, Plünderungen, Zerstörungen, persönliche Bedrohungen und ähnliche Heldentaten, begangen vorwiegend gegenüber katholischen Organisationen, begangen ohne jedwede Provokation, es sei denn durch die ihres Daseins. Es ist eine unvollständige Liste, die ich hierhersetze, aber sie umfaßt bereits folgende Orte: Cislago, Bruzzano, Bescaldina, Sacconago, Costa Lambro, Cernusco sul Naviglio, Castellazzo di Bollate, Barlassina, Pogliano, Grezzago Bollate, Camnago, Vanzago, S. Pietro d'Olmo, Mantegazza di Vanzago, Carugate, Agrate, Brianza, Caponago, Omate, Burago, Seveso S. Pietro, Cesano Maderno, Binzago, Baraggia di Brughiero, Vimercate, Santa di Monza, Inzago, Vaprio d'Adda, Cesate, Cerenzano, Cascine Bovato. Möbel, Bücher, Bilder insbesondere religiöser Natur, Lebensmittel, alles zertrümmert, z. T. verbrannt, das sind die Siegesfeuer des Faschismus, der genau wie unsere Deutschvölkischen eine Aera der sittlichen Wiedergeburt eröffnen wollte. Ja, es ist höchst merkwürdig, daß an manchen Orten den Mitgliedern katholischer Organisationen die Wahl gestellt wurde: entweder Zerstörung oder Bekenntnis zum National-Katholizismus[1]). Man wende nicht ein, daß es sich um antiklerikale Elemente handle, die eben in die Partei sich eingedrängt haben und nun es noch immer nicht lassen können, den alten Weg zu wandeln. Kein geringerer als der im Faschismus führende Abg. Farinacci schrieb am gleichen Tage in der Cremona Nuova eine begeisterte Hymne auf das System der Gewalt, die u. a. den Satz enthält:

„Man beschuldigt die Faschisten einer gewissen Provinz, nicht begangene Gewalttaten begangen zu haben. Unverzüglich hat zu geschehen, was dort unterlassen wurde! So werden wenigstens die Lügen der Gegner der Wahrheit nicht entbehren müssen."

Die Gewalttaten wurden erwartet, denn vielfach baten schon seit Tagen die Mitglieder jener offen bedrohten Organisationen um den Schutz der Behörden: aber in all diesen Fällen haben die Behörden auch diesmal versagt; sie machten sich zum stummen Zuschauer und ließen, ohne einzugreifen, geschehen, was geschah. Der Osservatore Romano beschuldigt bereits offen die Vertreter der öffentlichen Gewalt der Parteilichkeit, und er weist mit Nachdruck auf die Tatsache, daß trotz aller mündlichen Versicherungen Mussolinis heute, ein Jahr noch, seit Faschismus und Staatsgewalt eines wurden, jeder Faschist volle Straffreiheit

[1]) Ob damit ein Gegensatz zur Kirche oder nur zur Volkspartei gemeint ist, etwa im Sinn des sogen. Katholischen Nationalverbandes, ergibt sich aus der Mitteilung selber nicht. D. Schr.

genießt, von keiner Behörde behelligt wird und niemand einen Finger rührt, um diese Elemente, ein wahres Räubergesindel, aus der Partei auszuschließen.

In der Kammer hat nun Benito Mussolini, was er will: eine absolut gefügige Mehrheit, die keinen eigenen Willen mehr besitzt. Und darin liegt auch eine Schwäche, denn er kann sich nicht mehr auf die freie Zustimmung des italienischen Volkes zu seiner Regierungskunst berufen; er hat sich einen Automat geschaffen, der es nicht mehr lohnt, die Komödie verfassungsmäßiger Methoden fortzusetzen. Und eine nicht allzu ferne Zukunft wird schon zeigen, daß *nicht in seinem Lager Italien ist*. Nicht Hunderttausende, nein, einige Millionen Bürger haben unter dem Druck ständiger Bedrohung an Leben und Eigentum diesmal sich der Stimmabgabe enthalten. Hunderttausende haben gezwungen dem Fascio ihr Votum gegeben, zähneknirschend, aber sich im Inneren gelobend, mit dabei zu sein, wenn es gilt, das Joch wieder abzuschütteln. Die Wahlen vom 6. April waren der Beweis, daß der Faschismus sich jetzt schon des Versagens des faschistischen Gedankens im Volke bewußt ist; daher wollte er die Zustimmung erzwingen. Scheinbar hat er sie auch erzwungen, in Wirklichkeit aber und bei wahrhaft freier, unbeeinflußter Stimmabgabe würde sich gezeigt haben, daß allerhöchstens ein Viertel der Nation in seinen Reihen steht.

Nachklang eines Osterbesuches in München.

Von Gertrud von *Zezschwitz*.

Die Züge führten vor Ostern Ströme von Münchnern aus der Stadt dem Lande und Gebirge zu, die die zusammengeschlossene Reihe der Feiertage dort mitten in der Ruhe und Größe der Natur, fern von Qual und Sorge der Gegenwart verleben wollten. Wir, die wir für Monate durch den Gebirgsschnee abgesperrt, ländliche Einsamkeit und Ruhsamkeit genügend besaßen, eilten zum Feste der Stadt der Kirchen und Kapellen zu, um mit den großen Scharen an der unvergleichlichen Liturgie der Karwoche und Ostertage teilzunehmen. Der Katholik findet die Berührung und Gemeinschaft mit dem Heiligen und Ewigen auch in dem einfachsten Gebirgskirchlein und dem bescheidensten ländlichen Gottesdienst, wo manchmal gesanglich und instrumental in dem gesangsfrohen Bayernland erstaunlich viel geleistet wird. Jedoch hohe Feste mit ihren Hochfeiern fordern Dome und Domchöre, Domklerus mit seiner oberhirtlichen Spitze und Domgemeinden. Im Frauendome zu München konzentrierte sich in diesen Festtagen die ganze Ehrwürdigkeit, Feierlichkeit und Großartigkeit der Gottes- und Völkerkirche. Starke und lebensvolle Eindrücke nahm der Besucher solcher Gottesdienste mit. Jedoch nur der Katholik versteht inmitten des äußeren Gepränges und der wechselvollen, die Sinne gefangennehmenden Vorgänge den inneren religiösen Geist und den tiefen Ideenhintergrund zu erfassen und in sich auswirken zu lassen. Der Akatholik, den der Dom in diesen Tagen vielleicht angelockt, würde sich vergeblich bemühen, aus dem, was Auge und Ohr wahrgenommen, für seine Seele Nahrung und Stärkung zu schöpfen. Ihn würde ich in ein anderes Heiligtum der Stadt München führen, das wie ein kostbarer Schrein in seinem Zentrum liegt — in die Allerheiligenhofkirche. Da ist's still, abgeschlossen; Farbe, Ton, Musik, Chor — alles ist abgestimmt und harmonisch zusammengestimmt. Eine viel kleinere Gemeinde sammelt sich hier, aber lautlos, andachtsvoll, nichts als Innerlichkeit. So liebt's der fromme Protestant, da fühlt auch er den Pulsschlag des katholischen Herzens und katholischer Frömmigkeit. Die Schreiberin hat nicht die Prediger anderer Kirchen gehört und weiß deshalb nicht, was sie ihren Gemeinden sagten. Sie war nur Zuhörerin der Predigten der Allerheiligenhofkirche. Da stand ein Priester auf der Kanzel — der jeweilige Hofprediger — der die Schrecken des Weltkrieges miterlebt, der die Söhne unseres Volkes mit Wort und Sakrament stärkte, ehe sie ins Feuer gingen und der an ihrer Seite kniete, wenn sie ihren letzten Seufzer aushauchten. Aus seinen Predigtworten erklangen in den Kartagen die Karfreitagstrauer, der Todesschmerz und der Grabgang aller Hoffnungen unseres deutschen Volkes, aber auch am Osterfest der Triumph der neuen Lebensbotschaft für jede Einzelseele wie für unser ganzes, noch am Boden liegendes und mit finsteren Todesmächten ringendes Vaterland. — Und da wagt man, Katholiken den Mangel des nationalen Empfindens, Denkens und Wirkens vorzuwerfen, sie als antinational zu brandmarken! Welche Torheit und Verblendung! Wie rasch hat man vergessen, daß Katholiken und Protestanten mit der gleichen flammenden Begeisterung im Herzen Schulter an Schulter dem Feinde gegenüberstanden und für das Vaterland bis zum letzten Blutstropfen kämpften. Damals zur Kriegszeit wohnten oft der katholische und der protestantische Feldgeistliche in *einem* Zimmer, bereiteten sich am gleichen Tische für ihre Predigten und seelsorgerlichen Gänge vor. Als sie voneinander schieden, gaben sich manche das Wort — das weiß die Schreiberin aus direkter Quelle —, einander fortan zu achten und zu schätzen, weil sie sich erst jetzt durch die Zusammenrückung richtig kennen und beurteilen gelernt. Der Krieg hat Klassen, Parteien, Konfessionen einst in Deutschland zusammengeschmolzen, sie zu Brüdern verbunden, und nun erleben wir, gleichsam als Tiefpunkt unseres gesamten Elends, daß, umringt und geknebelt von Außenfeinden, sich inmitten des Volkes Klasse gegen Klasse, Partei gegen Partei, Konfession gegen Konfession erhebt und bekämpft. Unser Volk ist in seinem Unglück seelisch erkrankt, und wie ein Fiebernder kann es nicht mehr klar unterscheiden, wer sein Feind und wer sein Freund, Bruder und Helfer ist.

Wenn man in diesen festlichen Tagen aus der Kirche in die Familienkreise eintrat, welch ein merkwürdiger Eindruck! Noch spürte man überall ein Nachzittern des Hitlerprozesses. Unwillkürlich taucht in der Erinnerung auf, wie vor einem Menschenalter der Dreyfusprozeß in Frankreich die Gemüter erregte, wie Familien und Familienglieder sich für und wider Dreyfus verfeindeten und wie man sich für und wider Dreyfus duellierte. Aehnliches hat die Münchener Kreise erfaßt, wenn auch die deutsche Psyche maßvoller als die französische ist. Wo ist die Gemütlichkeit und Gelassenheit des Münchener Volkscharakters geblieben? Leben und leben lassen — hieß es sonst, und nun dieser Fanatismus und Parteihader! Es ist zu beklagen, aber nicht zu verwundern. Ueber die Münchener Volksseele sind nicht nur die Schrecken, der blutige Jammer, die Entbehrungen der Kriegsjahre hingezogen, hier haben auch mehr als anderswo die Revolutionsära, der Kommunistenterror die Gemüter gequält und mit Entsetzen erfüllt, und schließlich haben im vergangenen Winter das Grauen vor der Zukunft und die Sorge um die Existenz sich fast aller Kreise bemächtigt. All das muß man sich vergegenwärtigen, um den Zustand der deutschen Volkspsyche und insonderheit den der Münchener zu begreifen.

In allen maßgebenden Parteien und beiden Konfessionen gibt es zum Glück Persönlichkeiten, die sich die Ruhe, die Nüchternheit und Objektivität des Denkens und Urteilens bewahrt haben. Fanatismus verengt sich selbst den Gesichtskreis, verbohrt sich in Sackgassen und blendet sich selbst das Licht der Wahrheit und Wirklichkeit ab. Unser Volk, das nach Ruhe, Ordnung und Frieden seufzt, braucht Führer, die es vor neuen Gefahren schützen, die aller Anarchie wehren und Eintracht schaffen. Es gibt nur *eine* Politik, die unser Volk retten kann, und die ist: für *Ruhe, Ordnung und Frieden* zu sorgen. Haben uns denn die Zustände in Rußland seit dem Kriege nichts gelehrt? *Wo ist aber Ruhe, Ordnung und Friede? Wo die Autorität geachtet wird und ewige Gesetze Geltung haben.* Alle Parteien, alle Klassen und die beiden Konfessionen Deutschlands verirren sich und setzen sich widereinander, so sie sich andere Ziele erträumen. Man klagt Rom wegen seiner Politik an, daß es überhaupt Politik und Religion verknüpfe. Wofür kämpft Rom in seinen Vertretern, den Bischöfen? (Es handelt sich hier um Deutschland und deutsche Bischöfe.) Es kämpft gegen alles, was der göttlichen, sittlichen, staatlichen Autorität widerstrebt und was an den Grundlehren des Christentums rüttelt, die auch die wesentliche Stütze der bürgerlichen Ordnung eines Staates ausmachen. Wer anders urteilt, urteilt falsch und das gilt besonders von Protestanten, die als Außenstehende den Geist und die Pflichten der katholischen Kirche als Völkerkirche zu wenig kennen und meist zu sehr von den Vorurteilen jahrhundertelanger Gegnerschaft befangen sind. Möge Ostern neues Leben, neue Hoffnung und neuen Frieden der Welt und den Gemütern gebracht haben!

Berichtigung.

In einem Aufsatz „Bedenkliches zur Jugendbewegung“ befaßte sich kürzlich H. Grundei mit meinem Beitrag im Sammelband „Kirche und Wirklichkeit“. Er behauptet, ich lehnte darin die Autorität wegen ihrer notwendigen Unzulänglichkeit ab. Nun wird eine solche ketzerische Ansicht weder explicite noch implicite in dem fraglichen Beitrag vertreten. Meine Thesen, auf die übrigens keiner meiner „Kritiker“ Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, am allerwenigsten Guardini selbst, lauten: 1. Die von Guardini vertretene Forderung des schöpferischen Gehorsams gegenüber der unzulänglichen Autorität läßt sich als allgemeingültiges Prinzip weder religiös noch rechtlich ableiten. 2. In der heutigen Situation der Jugend: der tatsächlichen Nichtexistenz von in concreto sie verpflichtenden Autoritäten (sei es auch nur unzulänglichen) hat die Forderung schöpferischen Gehorsams vollends keinen Sinn. Sie dient heute nur dazu, angemaßte oder sich selbst mißverstehende „Autoritäten“ zu sanktionieren. Albert Mirgeler, Düren, Rhl.

Es handelt sich um Hans Grundeis Aufsatz: Nachdenkliches zur katholischen Jugendbewegung. Nr. 13 S. 191 ff. Grundei läßt dort Mirgeler nicht die Autorität ablehnen, sondern sagt: Mirgeler lehnt den Dienst an der Autorität ab, eben weil sie unzulänglich ist. D. Schr.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Waffenlos, unsichtbar beherrscht der Papst eine Epoche, die unter dem Gewichte ihrer nutzlosen Waffenrüstung zusammenbricht und nach einer Autorität dürstet, die nicht Furcht einflößt, sondern Achtung ernten will. Guglielmo Ferrero, der Geschichtsphilosoph, dem wir als ständigen Gast in den Spalten des antiklerikalen „Secolo“ zu begegnen pflegten, ist es, der neulich dies Urteil fällte; seine Erkenntnis ist zweifellos im Wachsen, aber die Vertiefung hinein ins Uebernatürliche hat noch nicht begonnen. Er wandelt noch auf reinen Verstandesbahnen, aber er nähert sich dem Tor zur Stadt auf dem Berge; das Studium des Papsttums der neuesten Zeit hat ihn dorthin geleitet.

Die Einweihung eines geradezu im Schatten des Petersdomes von der amerikanischen Vereinigung der Columbus-Ritter errichteten Jugenderholungsheimes, der protestantischen Abfallpropaganda entgegengestellt und dem Papste zum Geschenke gemacht, offenbarte wieder einmal der ganzen Welt die unhaltbare Lage des Statthalters Christi, dessen Bewegungsfreiheit bereits an der Schwelle des vatikanischen Palastes endet, d. h. dort, wo das famose Garantiegesetz die Grenzen der Exterritorialität zog, so daß selbst das Organ des römischen Faschismus, der Corriere Italiano zugibt: die Römische Frage ist tatsächlich auch Gebietsfrage und muß als solche ungeachtet aller Schwierigkeiten gelöst werden. Inzwischen entfacht das Ergebnis der politischen Wahlen in Italien Ausbrüche fanatischen Religionshasses, verbunden mit blindem Fanatismus, der sich hauptsächlich in den Provinzen Como und Brianza an den katholischen Organisationen und ihrem Eigentum austobte. In demonstrativem Protest überwies der Papst aus seinen Privatmitteln eine halbe Million Lire für die Geschädigten.

Beim Empfange des Zentralrates des Werkes der Glaubensverbreitung hob Kardinal van Rossum die erfreulich starke Zunahme der Missionsgaben des abgelaufenen Jahres hervor; das Ziel ist die Steigerung bis zur Erfüllung der Bedürfnisse unseres Missionswerkes. Der Hl. Vater überreichte als persönliche Gabe 100 000 Lire.

Die amerikanischen Kardinäle sind wieder heimgekehrt. In diesem Augenblick legt uns das neue Catholic Directory die jüngsten Ziffern des Wachstums der nordamerikanischen Kirche vor; den 94 Bischöfen des Vorjahres stehen 104 im Jahre 1924 gegenüber, die Katholikenzahl wuchs um nahezu 300 000 auf achtzehn und eine halbe Million, die Zahl der Priester vermehrte sich um 614 auf 23 159, die Theologiestudierenden nahmen um 550 zu, 199 neue Kirchengemeinden wurden errichtet, die katholischen Schulen werden bei einem Zuwachs von 65 000 von insgesamt 2 Millionen Kindern besucht und die Hierarchie weist 4 Kardinäle, 13 Erzbischöfe, 98 Bischöfe, 2 Erzäbte und 18 Aebte auf. Auch in der Richtung der amerikanischen Heidenmission ist ein Fortschritt zu verzeichnen. Der von der Amerikanischen Ausland-Missions-Gesellschaft zu Maryknoll seit fünf Jahren übernommene Missionsbezirk im Hinterlande von Hongkong wurde unter dem Namen Kong-mun zur apostolischen Präfektur erhoben und ihr Sancian, geheiligt durch Franz Xavers Tod, zugeteilt. Vorbildlich in jeder Hinsicht ist ihre Missionszeitschrift The Field Afar. Dem Mitbegründer, P. Price, der die erste Gruppe nach China geführt, um dann dort zu sterben, haben seine Mitbrüder jetzt eine kleine Lebensbeschreibung gewidmet. Die geheimnisvolle Macht eines beständigen Lebens in Gott äußerte sich in einer außerordentlichen Anziehungskraft auf die heidnische Umwelt, von der ihn die vollständige Unkenntnis der Sprache trennte.

Sadhu Sundar Singhs Gotteserlebnis findet in Kreisen, die sonst nicht an Wunder glauben, Aufsehen und Annahme, wohl weil es außerhalb der katholischen Kirche sich vollzog. Als ob Gott nicht jedem von seiner Gnade mitteilen kann! Aber in der katholischen Kirche gehört das Wunder zum täglichen Brot. Wir teilen nicht den übertriebenen Wunderglauben, aber noch viel weniger die übliche Wunderscheu vieler unserer Glaubensgenossen, die sich Gott nur als den Sklaven seiner eigenen Naturgesetze denken können. Ja, wir könnten fast in jeder Rundschau von einem Wunder berichten. Heute nur deren zwei. In der Malole-Mission der Weißen Väter sieht sich ein seit 8 Jahren erblindeter Taufbewerber im Schlafe von Maria aufgefordert: Erhebe deine Augen! Schaue den Himmel an! Und der Erwachende staunt sehenden Auges den gestirnten Himmel, die aufgehende Sonne an, und der Stab, der ihn gestern noch führte, hängt heute als Votivgeschenk vor dem Bilde der Mutter des Herrn. (Afrika-Bote 1924, Nr. 3.) — In das Spital der Canossianerinnen zu Hwan-shi-kang kommt totkrank ein Heide; niemand spricht seinen Dialekt, Verständigung über die Glaubenswahrheiten ist unmöglich und die Schwestern empfehlen ihn dem Schutze Mariens. Strahlend erzählt er am Morgen, er habe nachts die von den Schwestern gehörten Namen Jesu und Mariä angerufen und in einem großen Lichte seien zwei fremde Gestalten an sein Bett getreten, haben ihn über Gott und die Seele belehrt und ihm versprochen, ihn nach drei Tagen abzuholen; er solle inzwischen die Taufe verlangen. Eine Prüfung ergibt, daß der Heide jetzt tatsächlich in der christlichen Wahrheit lebt, er wird getauft und glückselig stirbt er in der dritten Nacht. (Jahresbericht der Oberin der Canossianerinnen zu Hankow. Schw. Vincenza Bellocchio)

Der Weiße Sonntag läßt uns eine seltene Erstkommunion erwähnen, die der Senhora D. Porcina Pinto zu Pelotas; die Erstkommunikantin stand in ihrem 103. Lebensjahre. Man denkt unwillkürlich an die Parabel von den Arbeitern der letzten Stunde.

Der Karfreitag des vergangenen Jahres sah im Kerker zu Moskau das Martyrium des Prälaten Butkiewicz; die Karwoche dieses Jahres brachte uns die Befreiung seines Erzbischofes, des Prälaten Cieplak. Wortlos holen ihn zwei Rotgardisten aus seiner Kerkerzelle und bringen ihn zur Bahn; er glaubt, zur Hinrichtung und Verscharrung an einem unbekannten Orte gebracht zu werden. Am nächsten Morgen heißt man ihn aussteigen und allein steht er an einem fremden Bahnhofe. Mit der Frage eines Bahnbeamten nach seinem Gepäck bricht die Erkenntnis über den greisen Hirten herein: er ist frei! Bettelarm findet er ihm von der Vorsehung zugeführte gute Menschen und erreicht Riga. Verwahrlost wie er ist, weist man ihn an der ersten Türe ab, an der zweiten erkennt ihn ein Priester und nimmt den Bekenner auf. Gegenstand begeisterten Empfanges der Katholiken, erreicht er Warschau; Rom ist sein Ziel. — Eine Abordnung des orthodoxen Synods — ergebenster Diener der Sowjetregierung — will nächstens den Westen bereisen, um die Oeffentlichkeit über die Lage der Kirche, d. h. natürlich der sog. orthodoxen, zu unterrichten. Sie wird wohl sich selbst ob ihrer Liebedienerei gegen den gottfeindlichen Staat vor allem anklagen müssen. — Unter dem Titel: Die bolschewistische Verfolgung des Christentums, hat Mc Cullagh in englischer Sprache seine eigenen Erfahrungen veröffentlicht; fast die Hälfte des Buches behandelt den Prozeß gegen Erzbischof Cieplak und seine Gefährten.

In Lettland bietet die Kirche alle Kräfte auf, ihre Stellung zu halten. Russische Gewaltherrschaft, Krieg und Bolschewismus hat die Reihen des Klerus gelichtet. Für eine halbe Million Katholiken sorgen 120 Priester, davon viele alt und krank. Der normale Sonntag eines Landpfarrers ist folgender: bis mittag 1/2 12 Uhr im Beichtstuhl, dann Hochamt, Predigt, Segen, Vesper, Taufen und Trauungen; gegen 5 oder 6 Uhr kann er dann „frühstücken“. In Gemeinden unter 10 000 Seelen gibt es keinen Hilfspriester, das ist Regel. Dazu die Schulen

weit verstreut, schlechte Wege, eiskalte Kirchen, so daß der Wein im Kelch gefriert oder dieser wie glühendes Eisen die Lippen versengt. Eine Dame schreibt uns: Ich habe an 180 Kinder Erstkommunion-Unterricht zu erteilen. . . . Unsere Gemeinde mit 15000 Seelen zählt einen Priester . . . jetzt ist Fastenzeit, jeden Sonntag wird bis 3 oder 4 Uhr nachmittags die hl. Kommunion ausgeteilt. . . Wir Laien müssen hier überall einspringen. Letzte Woche leitete ich Exerzitien für erwerbstätige Frauen, täglich 3 Vorträge neben Religionsunterricht in Schule und Kirche; dann mußte ich Exerzitien für Lehrerinnen in der Nähe von Dünaburg geben . . ."

In der Ukraine tobt heftiger Kampf zwischen der russischen, tichonschen und der autokephalen, ukrainischen Kirche; letztere ist im Besitze der bedeutendsten Kirchen Kiews, u. a. der Sophien-Kathedrale. Man hat die ukrainische Sprache als Kirchensprache eingeführt. An der polnischen Grenze und im Kiewer Gouvernement breitet sich der katholische Unionsgedanke mehr und mehr aus, die Arbeit zeitigt recht befriedigende Erfolge und auch aus den Reihen der Popen sind Uebertritte zu verzeichnen. Erfreulicherweise enthält sich die polnische Geistlichkeit jetzt aller Angriffe auf das ukrainische Nationalgefühl, und so ist auch ihre Arbeit eine erfolgreichere, segensvollere geworden. Im Süden haben sich die Stundisten ziemlich ausgebreitet, im Gouvernement Wolin suchen die Baptisten Fuß zu fassen, in Kiew und Charkow bemühen sich die Methodisten, aber mit so geringem Erfolge, daß sie wohl in Bälde wieder abziehen werden. — In Lille wurde ein Seminar zur Heranbildung russisch-katholischer Priester des orientalischen Ritus unter Leitung der Pariser Dominikaner-Provinz errichtet.

Wenden wir uns noch kurz Deutschland zu. Am 21. März wurde durch Apost. Breve das Benediktinerinnen-Kloster zu Herstelle a. d. Weser der Beuroner Kongregation angegliedert nnd zur Abtei erhoben. So besteht jetzt wieder in niedersächsischem Lande eine Benediktinerinnen-Abtei, wo einst, wie das Breve hervorhebt, so viele Abteien, Corvey an der Spitze, blühten. — Das Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen hat bewiesen, daß die Hetze gegen die katholische Kirche sehr vielen Leuten höher steht, als das Schicksal ihres vereinigten Vaterlandes. Freilich, religiöse Motive spielen dabei die allergeringste Rolle, sondern lediglich machtpolitische. Wer da letzten Endes obenauf bleiben wird, ist daher bereits entschieden. Inzwischen ist die bayerische Regierung bemüht, auch das Verhältnis zur protestantischen Kirche Bayerns durch einen Staatsvertrag zu regeln, so daß also der neue Landtag auch darüber sein Votum abzugeben haben wird. Das Konkordat mit der katholischen Kirche wird dabei die Grundlage auch für Abmachungen mit der protestantischen Kirche bilden.

Der Rembrandtdeutsche — ein Wahnsinniger?

Von Benedikt Momme Nissen, O. P.

> „Mit Leuten, für die ich im ungünstigen Fall verrückt usw., im günstigen Fall nur eine geistige Leckerei bin, kann ich nichts anfangen."
> Langbehn 1900.

Als die ersten Nachrichten über Lebensgang und Tod des Rembrandtdeutschen sowie seine Bildnisse von der Hand erster deutscher Meister (Leibl, Thoma, Haider) an die Oeffentlichkeit gelangten, da schrieb mir Hans Thoma: „Es ist gewiß ein Ereignis, daß der gerade, darf ich sagen rechtwinklige, Langbehn eine Art von Auferstehung erlebt." Es war allerdings ein Ereignis, daß einer der einflußreichsten deutschen Schriftsteller als Persönlichkeit erst einige Jahre nach seinem ganz verborgenen Leben den Deutschen bekannt zu werden begann. Es war ferner ein Ereignis, daß bekannt wurde, dieser Mann sei zehn Jahre nach seinem großen Bucherfolg katholisch geworden. War doch seit Stolbergs und Schlegels Tagen kaum eine so hervorragende Erscheinung des deutschen Schrifttums zur Mutterkirche zurückgekehrt.

Nicht minder merkwürdig wie die „Auferstehung" Langbehns selbst waren deren Begleitumstände. Kurz ehe mein Landsmann, Leiter und Freund zu Rosenheim am letzten April 1907 verschied, gab er mir die Weisung, seinen Tod ebenso unbekannt zu lassen wie sein Leben. So schwieg ich über ihn. Nun brachte aber der Kunstgelehrte Cornelius Gurlitt im Februar 1908 in der „Zukunft" einen Leitartikel, der eingehend seine einstige Bekanntschaft mit dem Rembrandtdeutschen schilderte und mit den Worten: „Wer weiß etwas von ihm?" eine Umfrage nach dem „Verschollenen" einleitete. Daraufhin teilte Vorwald im „Hochland" mit, Langbehn sei bei seinem alten Lehrer, dem Dominikan[erpater] pater Havekes, zu Rotterdam, in die katholische Kirche aufgenomm[en] worden. Ein Jahr später, im September und Dezember 1909, brach[te] dann Roloff im „Hochland" seine Entdeckung: Der Rembrand[t]deutsche ist am 3. Mai 1907 in Puch bei Fürstenfeldbruck neben d[er] St. Edignalinde beigesetzt worden. Gleich danach veröffentlich[te] Gurlitt in der „Zukunft" als Ergebnis seiner Umfrage ei[ne] Lebensdarstellung Langbehns, die er selbst nicht ganz mit Unrech[t] als eine Art „Polizeibericht" charakterisierte. Darin war übe[r] des Verewigten katholische Zeit so gut wie nichts mitgeteilt auße[r] ein paar Berichten Ungenannter aus Würzburg und Lohr, w[o] Langbehn sich inkognito im Sommer und Herbst 1900 aufge[halten] halten hatte. Da trotz der damaligen Reserve Gurlitts in de[r] Gutheißung der Meldungen durch diese ein ganz falsches Bild des Menschen, zumal des Katholiken Langbehn entstand, da nachfolgend Gurlitt in „Westermanns Monatsheften" sein „trauriges Ende" mit dem Hölderlins — der bekanntlich vierzig Jahre lang wahnsinnig war — verglich, hielt ich mich nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, den Wunsch des Toten nach Stillschweigen über ihn vor seiner Ehrenrettung zurückzustellen. Deshalb brachte ich in der „Zukunft" (1911, Nr. 52) auf Grund meines fünfzehnjährigen vertrauten Umgangs mit Langbehn eine Charakteristik seiner ganzen Persönlichkeit mit der Bezeugung seiner Geistesklarheit bis zum letzten Atemzuge.

Nach zwölf Jahren läßt nun Gurlitt einen mir nur auf Umwegen zugegangenen Artikel in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" [1]) erscheinen, in dem er sowohl meine Neuausgabe des Rembrandtbuchs [2]) wie gleich im Ganzen den Literaten und Menschen Langbehn heftig angreift. Dort verwendet er beifällig einen alten Würzburger Bericht über Langbehn, der die Worte „Verfolgungswahn" und „Paranoiker" enthält. Doch hätte er m. E. beifügen dürfen, daß sein „hochgebildeter" Mittelsmann Langbehn gar nicht gekannt, daß er in der Hauptsache — oder ausschließlich? — das Urteil einer Hauswirtin kolportiert hat, bei der Langbehn im Ganzen gut einen Sommermonat eingemietet war. Immerhin: auch aus Lohr, wo Langbehn bei einer Wirtin vom August 1900 bis in den Winter wohnte, waren Gurlitt acht Jahre später Meldungen zugegangen, die Zweifel an seiner Geistesklarheit erregen konnten. Hier handelt es sich großenteils um Mitteilungen durch einen „Wachtmeister", um einen „Polizeibericht", der ihm u. a. die Falschmeldung von einem Briefwechsel Langbehns mit Mommsen brachte.

I.

Wenn ich mich nun anschicke, über den Geisteszustand eines Mannes zu berichten, der mich seit 1893 an allen seinen Arbeiten teilnehmen ließ, mit dem ich wie ein jüngerer Bruder zusammenlebte, den ich näher kennen lernte als Vater und Mutter, so ist mir das ungefähr, als wenn ich einen Nachweis über meine eigene Zurechnungsfähigkeit beibringen müßte. Damit man aber aus meinem Schweigen bis zum Erscheinen der Biographie Langbehns keine falschen Schlüsse zieht, bezeuge ich folgendes:

Mir ist kein zweiter Mann von einer derartigen Geistesstärke und Geistesfrische vorgekommen, obwohl ich vom ersten Beginn meiner Künstlerschaft an öfter in näheren Verkehr treten durfte mit ersten Größen der verschiedensten Gebiete. Ferner bezeuge ich, daß Langbehns geistiger Habitus der gleiche war von der ersten Stunde, da ich ihn sprach, bis zu seiner letzten, d. h. vom Januar 1892 bis zum April 1907. Eine ganz ungewöhnliche Anlage lag darin vor, daß er sein Denken und Handeln durchaus auf seine Persönlichkeit stellte. Nach seinem Worte: „Jeder Faden an mir ist Persönlichkeit" bildete sich der Mann eine Ethik auf ganz individueller Basis, in klarer Folgerichtigkeit von singulärer Erkenntnis aus, in bewußtem und gewolltem Gegensatz zur „gebildeten" Konvention im neudeutschen Kaiserreich. Sein vorwiegend cholerisches Temperament, sein impulsives Antworten auf alle Eindrücke, seine unbeugsame Energie und — eine zarte Kindesseele in der heroischen Natur, was alles oft unvermittelt durch- und nebeneinander wirkte, hoben ihn sofort aus jeder Durchschnittsgesellschaft heraus. Bei aller Anspruchslosigkeit in der Lebenshaltung war er voller Selbstgefühl, das er rücksichtslos kundgeben konnte. Gleich entschieden in seiner

[1]) „Aus Langbehns Leben" (29. Juli 1923). Auf seinen ersten dortigen Artikel „Rembrandt als Erzieher" (20. Mai 1923) hatten P. Muckermann S. J. und der Unterzeichnete, einer ohne Wissen des andern am 24. Juni 1923 entgegnet.

[2]) Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 56.—60. Auflage. Autorisierte Neuausgabe. C. L. Hirschfeld, Leipzig. — Vgl. die Besprechung in diesen Blättern Nr. 3 vom 20. Januar 1923.

Sympathie wie Antipathie, ward er im Urteil oft allzu schroff. Moralisch zum Rigorismus geneigt, lehnte er jede „Verschmierung" mit Zuständen des Menschen ab, die er mißbilligte, nicht selten in übertriebener Art, doch konsequent nach seinen Grundsätzen. Wo immer er ins Haus kam, trat gleich sein so auffallendes Wesen frei und unbefangen zu Tage, besonders auch dadurch, daß seine ganze Lebensweise individuell durchgegliedert war. Er befolgte stets seine langerprobte Art des Reisens und Wohnens in Verbindung mit einer Körperpflege, die vorwiegend auf kräftiger reiner Pflanzenkost und Kaltwaschungen beruhte.

Zum Verständnis seines Lebens, das, weit merkwürdiger noch als sein Buch, im Bannkreis des Bismarckischen Kaiserreichs eine Welt für sich bedeutet, darf man nicht vergessen, daß Langbehn von 1882 an bis zu seinem Tode seinen Lebenberuf darin sah, sich restlos einzusetzen für eine Reform unseres Geisteslebens. Für diese soziale Arbeit größten Stiles suchte er die Direktiven; er ging nicht oder wenig auf Exekutive im Einzelnen aus. In erster Linie um als Geistesbildner intakt und ganz unabhängig zu bleiben, hielt er sich allein. Das hat er öfter klar ausgesprochen, so noch 1899 mit den Worten: „Ich lebe nur für die heilige Sache, der ich diene . . . Von ihr abgetrennt kann und will ich persönliche Beziehungen nicht pflegen."

Während meines Umgangs mit Langbehn habe ich nie daran gedacht, daß er geistig gestört sein könnte. Gesundheit, Frohsinn, Kindlichkeit — das war sein stets durchklingender Grundton. Er zeigte sich oft besonders vernünftig gerade da, wo er vom großen Zeit- und Bildungsstrom abwich — vgl. das Rembrandtbuch — mochte er sich hie und da auch in Eigenheiten versteifen. Nur seiner großen Klugheit und Gewandtheit im Umgang verdankte er es, daß er bei der Fülle seiner Eigentümlichkeiten in kleinbürgerlicher Umgebung, welcher die Gründe seines Handelns unbekannt waren, nicht öfter verrückt erschien, als es geschah. Was hat er als ungewöhnlich lebhafte Natur von zarter Psyche nicht alles an angreifendsten Schicksalen besonnen durchgekämpft! Als das Extremste in seinem Benehmen erschien mir übrigens, daß ich ihn im Ganzen etwa ein Dutzend Mal seinen Schirm habe aufspannen sehen, um sich vor zudringlichen Blicken Begegnender zu schützen. Und dies erscheint minder extrem wegen des Umstandes, daß er infolge eines einmal erlittenen Sonnenstichs bei Sonnenschein öfter den Schirm tragen mußte. Ich weiß nicht, ob bei Langbehn irgendwie mehr Exzentrizitäten vorliegen als bei Beethoven, Wagner oder antiken Helden; ich kann mich als Laie nicht auf das große Grenzgebiet zwischen Genialität und Pathologie begeben, nur das kann ich bezeugen: Von einer Krankheitsform wie „Verfolgungswahn", „Paranoia" oder „Irrsinn von ausgesprochen katholisch religiöser Färbung" war gar keine Rede. Habe ich auch Langbehns Prämissen innerlich oft nicht gebilligt, er handelte stets nach klar vorgelegten Gründen, auf langgeprüfte Tatsachen hin, mit voller Selbstbestimmung und mit erstaunlicher Geistesgegenwart.

Sind nun doch vielleicht vorübergehend in Franken im Jahr 1900 Erscheinungen von Irrsinn hervorgetreten? Die mir vorliegenden zahlreichen Dokumente seiner Hand aus jenen Monaten bezeugen allesamt die Klarheit wie den Reichtum seines Geistes. Er besuchte mich von Lohr aus im Herbst in Blankenese bei Hamburg, wo wir wochenlang nebeneinander wohnend zusammen die Abhandlung „Charakterkunst" [3]) schrieben. Von Februar an bis zu dem Würzburger Aufenthalt hin weilte Langbehn in Rotterdam. Die den wildfremden Deutschen erst mißtrauisch musternden, nachher ihm volles Vertrauen schenkenden Patres sowie sein Berater, der Bischof von Harlem, hätten nie daran gedacht, ihn in die katholische Kirche aufzunehmen beim Verdacht einer Geistesstörung. Was hat denn aber die Würzburger Vermieterin nur zu ihren argen Vermutungen gebracht? Um diese Frage zu beantworten, benutze ich außer Langbehns Mitteilungen an mich über seine Würzburger und Lohrer Erlebnisse sowie seinen Briefen die Erkundigungen, die ich an beiden Orten bei seinen dortigen Hausleuten und anderen Ortseingesessenen persönlich eingezogen habe.

Erfreut, als nunmehriger Katholik in Würzburg bei einer ganz katholischen Hauswirtin zu wohnen, gab Langbehn ihr vertrauensselig Züge seines Innersten kund, ohne von seinen Verhältnissen anderes zu sagen, als daß er auf der Bibliothek zu arbeiten habe. Wegen Nachstellungen, die er befürchtete, bat er von Anmeldung abzusehen [4]). Wie immer benutzte er die Federbetten nicht, sondern richtete sich das Nachtlager mit seinen Wolldecken her. Etwas zu sehr besorgt vor verfälschten — oder, wie er zu sagen pflegte, „vergifteten" — Genußmitteln, ließ er die Wirtin genau nach seiner Anweisung kochen. Schon im Dunkel ging er zur Frühmesse fort. Er war an eine Frau von erregter Phantasie gekommen, die sich bald die wildesten Vorstellungen von dem so seltsam und entschieden handelnden Manne bildete. Da er auch noch ein Zimmer für einen Freund (mein Kommen stand zuerst in Aussicht) hatte reservieren lassen, hielt ihn die Wirtin für einen Mörder, der einen Komplizen erwartete, um an ihr einen Raubmord zu vollziehen! Aus Furcht vor Ermordung veranlaßte sie einen Verwandten, nachts mit der Waffe ins Haus zu kommen. Dieser habe, sagte mir ein Familienglied, den Mieter einmal gesehen, wie er sich am öffentlichen Brunnen im Park das Gesicht gewaschen hätte! Er tat das, unvorsichtig genug, öfter, weil ihm das Benetzen des Kopfes mit fließendem Wasser sehr wohl tat. Eines Abends wollte die Wirtin ihn nicht wieder in seine Wohnung lassen. Langbehn schlief nun im Hotel, ging dann zu dem bekannten Abgeordneten Justizrat Thaler, der, wie er mir selbst bestätigte, ihm Wiedereintritt und auf gerichtlichem Wege alsbald Kostenersatz verschaffte. Er zog nun baldigst aus. Wie er selbst über seinen „Reinfall" in Würzburg dachte, entzieht sich hier der Wiedergabe; die Titulaturen der Gegenseite: erst Verbrecher, dann Irrer, kennen wir ja. Für den grotesken Verdacht liegt abgesehen von Langbehns teilweis mißdeuteten Eigentümlichkeiten ein mildernder Umstand vor: auf der Bibliothek wußte man, wie die Wirtin verkündete, nichts von ihm. Wie das kam, belegt sein Brief vom 18. Juli: „Hier auf der Universitätsbibliothek, die ich benutzen wollte, muß man schon für Benutzung des Lesesaals sich „dem Oberbibliothekar vorstellen", was ich weder kann noch will. Mir wird dadurch der hiesige dauernde Aufenthalt abgeschnitten . . . Das Schnüffeln und Klatschen der deutschen Gelehrten ist grenzenlos. Nach Erscheinen des Rembrandtbuches hielt man auf der Dresdener Staatsbibliothek Nachfrage, welche Bücher ich benutzt; auf der Münchener Universität, welche Vorlesungen als Student ich gehört; und bei den Buchhändlern, ob ich meine Rechnungen bezahlt habe und wieviel ich noch schuldig sei."

Diese paar Mitteilungen mögen zur Kennzeichnung der Lage Langbehns in Würzburg genügen. Er hatte den Bischof zum Beichtvater und hat außer dem Hause auch Erfreuliches und Erhebendes erlebt. Welch ein Kontrast zu der Beurteilung, die er im Hause erfuhr, liegt in seinen Worten vom 26. Juli: „Ich fühle mich innerlich unglaublich gesund, Gott sei Dank . . . Innerlich bin ich, so lange ich lebe, noch nie aus dem Sonnenschein herausgekommen, und äußerlich, könnte ich hinzufügen, nicht aus dem Unwetter; aber auch letzteres ist vielleicht Mitursache meiner Gesundheit." Etwas später schrieb er: „Es ist sonderbar, aber wahr, daß ich bis heute nicht weiß, was „innere Bedrängnis" ist. Ich verstehe davon soviel, wie ein Kind vom Heiraten. Immer bin ich die Treppe hinaufgefallen".

In Lohr am Main sprach Langbehns Wirtsfrau mit Hochachtung von ihm; sie genoß sein volles Vertrauen, und er ist bis zuletzt mit ihr gut ausgekommen. Nach genauen Erkundigungen ward er in Lohr nicht als „Irrsinniger" betrachtet, wenn auch mit einem Spitznamen bedacht, der so viel wie „närrischer Sonderling" besagt. Die tiefe Frömmigkeit des ungescheut im Freien betenden Mannes bewirkte nicht nur Spötterei, auch ernste Anerkennung. Daß er den Schirm stets aufgespannt hielt, daß er den Rosenkranz nie aus den Händen ließ u. a. ist maßlose Uebertreibung. Nach etwa fünfmonatlichem Mietsverhältnis wurde ihm vom Wirt aus deswegen gekündigt, weil er oft ein etwas norddeutsch herrisches, gebieterisches Wesen bekundete und — bei angestrengtester Geistestätigkeit und regstem Briefwechsel — allzuschroff gegen die ihm unsympathische Magd verfuhr und zuviel Bedienung forderte.

Langbehn ist seit dem fränkischen Aufenthalt etwas vorsichtiger geworden in bezug auf öffentliche Glaubensbekundung, aber seine ungewöhnliche Lebensweise setzte er fort. Es liegt mir jedoch kein Anzeichen vor dafür, daß irgend eine seiner Hauswirtinnen außer der Würzburger, sei es in Berlin oder

[3]) Ueber Böcklin, Leibl, Thoma. Erschienen in der Hamburger Zeitschrift „Der Lotse" am 20. Oktober 1900. Ein Aufsatz, der Leibl kurz vor seinem Tode erfreute.

[4]) Aus triftigen Gründen, nicht nur wegen der neugierigen Nachforschungen, denen er als Autor ausgesetzt war. Er hatte einst in Oesterreich in allzuweiter Auslegung eines Mietvertrages in einem verwilderten Garten eine Anzahl Bäume fällen lassen, weil sie die Sonne von dem feuchten Landhaus fernhielten; dafür war er im Zivilverfahren zu einer für ihn unerschwinglichen Geldsumme verurteilt worden.

Rom, in Süddeutschland oder Oesterreich ihn für geistig gestört gehalten hätte. Im Gegenteil. Eine Dame in **Sigmaringen**, bei der er im Jahre 1902 drei Monate wohnte, sprach sich nach elf Jahren so über ihn aus:

„Ich habe ihn sehr verehrt. Es war ein vornehmer Mann. Auch andere hatten großen Respekt vor ihm. Mein Schwager sagte auch: Das muß ein sehr hoher Herr sein. Er war gesund und stattlich, sehr still und fromm. Ging oft zu den Franziskanern nach Gorheim. Er aß kein Fleisch, nur Fische, — wenn er sie lebendig bekam — Knödel, Gemüse, Früchte. Er arbeitete fortwährend, Tag und Nacht . . . Hätt' ich ihn für verrückt gehalten, ich hätt' mich ja gefürchtet, auch für die Kinder!"

Aehnlich ein Fräulein in **Altötting**, bei dem er im letzten Sommer seines Lebens (1906) längere Zeit wohnte. Diese erwiderte mir auf die Frage nach seiner Geistesverfassung lebhaft:

„A heiligs Leben hat er geführt. Das hat man schon kennt. Nie im Leben hab i dran denkt, daß er sein Verstand nit gehabt hätt. So gescheit is er gewesen. Er hat so verborgen sein wollen."

Und erst die alte Signora in **Rom**, bei der er im Sommer 1903 wohnte. Sie sagte einige Jahre später von ihm:

„In ihm war die Lehre der Kirche **lebendig** geworden. Er lebte sie ganz und gar, jeden Augenblick seines Lebens. Er hat an all unseren Sorgen teilgenommen. Noch heute befolge ich seine guten und treuen Winke. Bis zum Ende seines Lebens hat er auch aus der Ferne zur Erleichterung meiner Sorgen beigetragen. Bei der Nachricht von seinem Tode konnten wir alle vor Weinen den Tag nichts mehr anrühren und wohl acht Tage lang dachten wir an nichts als an ihn."

Diese wenigen Urteile von Hauswirtinnen, bei denen Langbehn als Unbekannter gekommen und gegangen ist, mögen belegen, wie er als Katholik bei unbefangener allernächster Betrachtung gewirkt hat. Das so schwer belastende Votum der Würzburger Vermieterin, teilweise durch nachweislich irrige Deutung von Einzelheiten, teilweise durch eigene Nervenerregung hervorgerufen, fällt in sich selbst zusammen. (Schluß folgt.)

Aegyptische Königsgräber.

Von Päpstl. Kämmerer **von Schad**, Bichl.

Wohl die epochemachendste Entdeckung auf dem Gebiet der Altertumskunde seit vielen Jahrzehnten ist die Ausgrabung des unberührten Grabes des ägyptischen Pharao **Twet-anch-amon** durch die Engländer Earl of Carnarvon und Howard Carter in der Totenstadt von Theben.[1]) Seit Mariette, der unvergeßliche und verdienstvollste Durchforscher der ägyptischen Totenfelder im Jahre 1851 die unberührten Grüfte der Apisstiere entdeckte, die 3700 Jahre in unveränderter Gestalt die Leichen einbalsamierter Stiere geborgen hatten, und in denen noch im Sand die Finger- und Fußabdrücke der Bauarbeiter sichtbar waren, ist keine Entdeckung auf diesem Gebiet gemacht worden, die bedeutsamer und sensationeller gewesen wäre, als die jenes Königsgrabes. Wohl sind fortwährend in Aegypten Königs- und andere Gräber entdeckt worden, aber sie waren nicht unberührt. Denn schon im grauen Altertum wurden die Grabkammern wegen der in ihnen aufgehäuften Kostbarkeiten erbrochen; wir besitzen noch Prozeßakten aus der Zeit des ägyptischen Reiches, die sich mit solchen Grabschändungen befassen. Die Einsamkeit der Lage und das mangelnde Interesse, das die spätere Zeit den Resten des Altertums schenkte, erleichterte jene Beraubungen. Die Ausbeute war aber auch bei solchen Gräbern für die Wissenschaft eine sehr bedeutende; der Wert der Entdeckungen lag in den Darstellungen, mit denen die Gräber geschmückt waren, und in den hieroglyphischen Inschriften, welche die Darstellungen begleiteten. Beiden verdanken wir ganz vorwiegend unsere Kenntnis der ägyptischen politischen, Religions- und Kulturgeschichte. Ein unberührtes Grab aber, also ein solches, worin nicht nur die Leiche, die Mumie, sondern auch die Umhüllungen, in die sie gelegt, und die Gegenstände, die ihr mitgegeben waren, sich noch befinden, hoffte man nicht mehr aufzufinden, am wenigsten gar ein Königsgrab.

Ein ägyptisches Königsgrab ist keine Gruft im heutigen Sinn, sondern ein Mausoleum, ein Gebäude in den allergrößten Dimensionen. Die Könige des alten und mittleren Reichs, die in Memphis (bei Kairo) residierten, errichteten sich als Grabstätten die monumentalsten Gebäude, welche die Welt kennt, die **Pyramiden**. Dieselben liegen ausschließlich in Unterägypten. Das Pyramidenfeld zieht sich dort auf den Höhen des westlichen Nilufers fast dreißig Stunden weit hin. Im neuen Reich, zugleich mit der Verlegung der Residenz nach Theben in Oberägypten um 1500 vor Christus, kommen die **Felsengräber** auf. Das Grabmal strebt nicht mehr in die Höhe, sondern es gräbt sich in die Tiefe. Dieser Typus ist auch der des neuentdeckten Grabes. Da die genaue Chronologie der ägyptischen Könige nicht über das 8. Jahrhundert vor Christus hinaufreicht, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, wann das Grab errichtet wurde. Twet-anch-amon war der vorletzte König der 18. Dynastie; das neue Reich umfaßt die 17. bis 20. Dynastie und etwa die Zeit von 1600 bis 950; man wird also nicht fehl gehen, wenn man das Grab um das Jahr 1300 vor Christus ansetzt.

Wenn der unvergleichliche Reiz der ägyptischen Baudenkmäler in ihrem fabelhaften Alter, ihrer tadellosen Erhaltung und in ihrer wundervollen Lage inmitten der schweigenden Einsamkeit der Wüste, fern von allen menschlichen Ansiedelungen und namentlich nicht gestört durch moderne Bauwerke, besteht, so trifft all dies auch auf unser Grab zu. Es ist zwar nicht so alt wie die Pyramiden, aber immerhin reicht es in die Zeit vor dem trojanischen Krieg zurück, in die Zeit, als die Israeliten in Aegypten Frondienste leisteten, und Moses den Aegypter erschlug. Ist die Annahme mehrerer Forscher richtig, daß erst Ramses II. der Pharao der Bedrückung (2. Mos. 1, 11) gewesen ist, so reicht das Alter des Grabes noch weiter hinauf. Man zeigt im Orient viele alte Gräber, sogar das der Rahel und die Gräber des Ajax und des Achilles. Es mag sein, daß jene Personen an den Orten, wo ihre Gräber gezeigt werden, bestattet waren; aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen einer Stätte, die nicht mehr als ein Erdhügel ist, mit dem sich die Tradition eines historischen Grabes verbindet, und einem vollständig unversehrten, mit allen ursprünglichen Einrichtungen und Darstellungen versehenen Grab, wie es die ägyptischen Pyramiden und Felsengräber sind. Wohl regt auch ein angeblich historischer Grabhügel die Phantasie mächtig an und erweckt in der Seele des Besuchers einen Schauer ehrfürchtigen Weihegefühls; ganz anders und viel tiefer ist aber der Eindruck des vollständigen Grabes. Hier handelt es sich nicht bloß um eine Einwirkung auf die Phantasie, sondern man steht vor einer lapidaren Wirklichkeit. Man sieht und greift die Bilder und Gegenstände, die vor Jahrtausenden hier geschaffen und hierher gelegt wurden, man denkt sich im Totengefolge des Königs. Kein fremdes Element stört diesen Eindruck und nur ein jedes historischen Sinnes bares Gemüt wird sich der Tiefe desselben entziehen können.

Während wir kein einziges Denkmal der griechischen Malerei besitzen, und uns von der römischen nur die aus später Zeit stammenden pompejanischen Wandmalereien erhalten sind, weisen die ägyptischen Wandmalereien eine Farbenpracht auf, daß man sich staunend fragt, ob sie etwa neu restauriert seien. Der Grund hierfür liegt weniger darin, daß sie sich vorwiegend in unterirdischen Räumen befinden — denn die Feuchtigkeit würde auch dort eindringen, und überdies sind auch in oberirdischen Räumen, sogar an den Außenwänden der Tempel zahlreiche farbige Darstellungen erhalten — als vielmehr in der jedes sonst gewöhnliche Maß übersteigenden Trockenheit der ägyptischen Luft und dem sich stets gleichbleibenden Klima. Infolgedessen strahlen die Wände der ägyptischen Grabdenkmäler in einer unvergleichlichen und unvergänglichen Farbenfülle — lila, gelb, namentlich aber ein sattes, tiefes Blau. Die Darstellungen, mit denen alle Wände bedeckt sind, bestehen aus heiligen Bildern und hieroglyphischen Texten, deren Kenntnis der Tote im Jenseits besitzen muß, und behandeln die nächtliche Fahrt des Toten durch die Unterwelt. Man sieht hier die phantastischen Tore und Mauern, die von Dämonen und Gespenstern bewacht werden, welche dem Toten den Eintritt wehren; Flammen und Schlangen bedrohen den Ankömmling; aber der Sonnengott, der ihn begleitet, führt ihn ungefährdet an sein Ziel nach Amenti zu Osiris, dem Gotte der Toten. Mozart bzw. Schikaneder hat in der Zauberflöte jene Darstellungen für den Einzug des Tamino und der Pamina in den Isistempel verwertet. Es würde weit über den dem Verfasser hier gezogenen Rahmen hinausgehen, wollte derselbe auf eine mythologische Erklärung jener Darstellungen eingehen. Es mag daher diesbezüglich auf den ausgezeichneten Aufsatz von **A. Baumgartner** S. J. über das Totenbuch der alten Aegypter in Bd. 34 S. 472 ff. Jahrg. 1893 der Stimmen aus Maria-Laach verwiesen werden.

Die **Inschriften** auf den Tempelmauern, Pylonen und Wänden der Grabkammern erläutern teils die begleitenden bild-

[1]) Vgl. das neuerschienene Werk Tut-Anch-Amun, ein ägyptisches Königsgrab. Von Howard Carter und A. C. Mace. Reich illustriert. In Ganzleinen geb. 13 M. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

lichen Darstellungen, teils berichten sie über Erbauer, Bau und Zweck des Bauwerkes, ähnlich wie es auch bei uns bis vor nicht langer Zeit Sitte war, an Monumentalbauten Inschriften anzubringen. Von den Besuchern Aegyptens können freilich nur die Allerwenigsten Hieroglyphen lesen, noch weniger sie verstehen bzw. übersetzen, und dem ägyptischen Volk von heute, das seit über tausend Jahren arabisch spricht, fehlt zumal jede Kenntnis jener alten Schrift. Ist doch das Wort Hieroglyphe sprichwörtlich geworden für dunkle und rätselhafte Schriftzeichen. Wer sich aber der allerdings nicht kleinen Mühe unterzogen hat, wenigstens die sogenannten Kartuschen lesen zu können, findet schon darin allein einen wertvollen Schlüssel zum Verständnis des betreffenden Denkmals. Unter Kartusche versteht man den ovalartigen Rahmen, worin ein Königsname steht; solche sind fast überall angebracht. Wer die Kartusche lesen kann, ist damit an Hand seiner sonstigen Kenntnis der ägyptischen Geschichte oder einer Regententafel sofort in der Lage, den betreffenden König und damit die Zeit der Errichtung des Bauwerkes zu bestimmen. Es bietet diese Methode so ziemlich die einzige Möglichkeit hierfür, da der Stil jahrtausendelang derselbe geblieben ist und deshalb nicht wie bei neueren Bauwerken die Zeit des Baues verrät.

Die Anlage der Felsengräber ist eine durchaus gleichförmige. Sie bestehen aus einer langen Reihe schmaler Korridore, die durch einzelne größere Säle unterbrochen sind; im letzten Saal stand der Sarkophag des Königs. Das Grab Twet-anch-amons selbst und die Oeffnung des Sarkophags ist in den Zeitungen ausführlich beschrieben worden. Den wertvollsten und merkwürdigsten Inhalt bildet ein goldener vierfacher Kasten mit Weihegaben und Schmuck aller Art. In dem steinernen Sarkophag, dessen schwerer Deckel mittels eines Flaschenzuges gehoben wurde, lagen zwei Leinwanddecken, deren Farbe noch erhalten war — es ist zu beachten, daß wir Gewebe aus vorchristlicher Zeit überhaupt nicht besitzen. Darunter befand sich der bemalte Holzsarg, der die Mumie des Königs birgt. Er hat wie alle Mumiensärge die Form des menschlichen Körpers und eine Kopfmaske von Gold mit Augen aus Kristall; die Hände tragen Geißel und Zepter, die Embleme der Königsgewalt. Auf der Stirne schlingt sich die Uräus- oder Königsschlange um das Bild eines Raubvogels; die Bedeutung desselben kann nur aus einer Photographie entnommen werden. Entweder ist es das Attribut des sperberköpfigen Mond- und Totengottes Chons oder des Sonnengottes Horus, der den Verstorbenen dem Osiris zuführt, oder der Göttin Mut, der Gattin des Ammon und Mutter des Chons. Uebrigens beruht die Bedeutung der Entdeckung nicht in den einzelnen aufgefundenen Gegenständen, denn ägyptische Schmucksachen und Mumiensärge besitzen wir zur Genüge, sondern, wie gesagt, allein schon in der Tatsache, daß nach so vielen Jahrtausenden überhaupt ein unbekanntes und unberührtes Königsgrab aufgefunden wurde.

Die Gräber liegen in der Totenstadt von Theben, dem hunderttorigen Theben, wie es schon in der Ilias und bei den späteren griechischen Schriftstellern genannt wird, einer der größten und reichsten Städte des grauen Altertums, schon vor Christi Geburt das Ziel zahlloser Reisenden und Altertumsforscher. Auch diese trafen schon damals nur Trümmer an, aber solche in den allergewaltigsten Ausmaßen. Die Stadt hatte sich in eine Anzahl von Dörfern aufgelöst, von denen heute nur noch die elenden Hütten von Luxor und Karnak übrig sind. Der Verfasser hat die Gegend vor Jahren bereist und will versuchen, eine kurze Schilderung der Oertlichkeit zu geben.

Theben lag auf dem rechten Nilufer. Das bedeutendste Bauwerk, das in allen seinen Teilen noch wohlerhalten ist, ist der große Ammonstempel, dessen Beschreibung allein ein Buch ausfüllen könnte. Wenn irgendein Werk der Architektur, so darf dieses ein Wunder der Welt genannt werden; es ist ein Wald von Pylonen und Säulen, die zum größten Teil noch aufrecht und unter Dach stehen; alle Teile sind mit bemalten Figuren und Hieroglyphen geschmückt. Die Wucht des Ganzen ist erdrückend, aber die Verhältnisse des Bauwerkes sind so harmonisch, daß trotz der ungeheuren Ausmaße die Säulen schlank und die Pylone wohlproportioniert erscheinen. Allein in dem großen Säulensaal, der einen Flächenraum von 5000 qm bedeckt, haben unsere größten Kathedralen Platz; die 134 Säulen dieses Saales haben einen Umfang von 8—10 m, die ganze Tempelanlage mit ihren Seen und Sphinxalleen eine Länge von 1½ km. Abseits von jedem menschlichen Verkehr, in den Staub der arabischen Wüste gebettet, von ewigem Sonnenschein beleuchtet, durch keine Nachbarschaft beunruhigt, ist dieser Ort einer der weihevollsten und feierlichsten der Welt.

Die Totenstadt liegt auf dem linken Nilufer. Man setzt über den bei normalem Wasserstand hier einige hundert Meter breiten Strom und überschreitet das Anschwemmungsgebiet des Flusses. Wo es in die lybische Wüste übergeht, beginnt eine fast ununterbrochene Reihe von Tempeln, vorwiegend Grabtempel der in den nahen Gräbern bestatteten Könige, deren Kultus sie dienten. Dazu gehörten die Gebäude für die Priester, Arbeiter und Wachmannschaften; ein eigener Beamter und Befehlshaber hatte die Aufsicht über die ausgedehnte Totenstadt. Der bedeutendste Tempel ist indes kein Grabtempel, sondern das Ramesseum, der von dem berühmten Herrscher Ramses II. dem Ammon erbaute Tempel, vor dem noch die Trümmer des Kolosses dieses Königs, der größten ägyptischen Bildsäule, über 17 m hoch, liegen. Aber die interessantesten Denkmäler an dieser Stelle, weil einzigartig und sonst nirgends, auch nicht in Aegypten vorkommend, sind die noch im Anschwemmungsgebiet stehenden Memnonskolosse. Diese Kolosse haben schon im Altertum das höchste Interesse der Forscher und Reisenden wachgerufen und wurden von zahllosen Besuchern, darunter auch Kaiser Hadrian und Septimius Severus, aufgesucht. Es sind zwei nebeneinander gestellte, auf würfelförmigen Thronen sitzende Riesenfiguren, den König Amenophis III. (um 1400) darstellend. Die Höhe des ganzen Denkmals beträgt fast 20 m. Die Gestalten haben einen mächtigen Ausdruck von Kraft und Größe; tiefsinnig blicken die Augen in die Ferne, und wenn die Nilüberschwemmung den Sockel überflutet, erscheinen sie wie künstliche Inseln inmitten der gelben Gewässer; dieselben können ihnen nichts anhaben, obwohl sie seit Jahrtausenden monatelang im Jahr im Wasser stehen; ihr Fundament bleibt unerschüttert. Der nördliche Koloß ist als sogenannte klingende Memnonssäule berühmt geworden, da er im Altertum um Sonnenaufgang einen klingenden Ton von sich gab, der wohl auf klimatische Einflüsse — rascher Wechsel zwischen Nachtkälte und Sonnenwärme — zurückzuführen ist. Seit einer durch Septimius Severus vorgenommenen Restauration ist das Klingen verschwunden. Der Sockel ist mit einer Menge Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache bedeckt, die von den Reisenden der römischen Kaiserzeit stammen, und sich ausschließlich auf jenes Klingen beziehen; sie sind sprachlich und kulturgeschichtlich bedeutsam.

Aus der Tempelniederung führen zwei Wege zu den Königsgräbern, der eine durch ein vielfach gewundenes Gebirgstal, der andere über einen steilen Gebirgsrücken. Gebirge in der Wüste? mag mancher fragen, der sich unter Wüste eine endlose, flache Ebene vorstellt. Diese Vorstellung ist ebenso irrig wie die, als wate man in der Wüste forwährend in tiefem Sand. Die Gebirgsbildung in der Wüste ist vielmehr eine sehr ausgeprägte. Unmittelbar bei Kairo steigt das Mokattam-Gebirge zu ansehnlichen Höhen auf, und bei Suez erhebt sich das Ataka-Gebirge über 800 m, im Winter mit Schnee bedeckt. Auf der benachbarten Sinaihalbinsel schaut der Sinai aus 2600 m Höhe auf die umgebenden Wüsten herab. So zieht sich zu beiden Seiten des schmalen Niltales ein Wüstengebirge hin. Auf dem linken Ufer bildet es den Aufstieg zu der mehrere hundert Meter hoch gelegenen lybischen Wüste, die in der Folge unmerklich in die Sahara übergeht; auf dem rechten Ufer ist die arabische Wüste bis zum Roten Meer alles andere denn eine Ebene, vielmehr ein Konglomerat von ineinander geschachtelten Bergen. Der Verfasser hat mehrere Wüstenberge bestiegen und sich dabei überzeugt, daß die gewöhnlichen Vorstellungen über die Wüste durchaus irrtümlich sind. So ist auch die Meinung von einem Sandmeer unrichtig; man wandelt in der Wüste auf ganz solidem Gestein; der sogenannte Sand besteht aus kleinförmigen Kieseln und nur der Flugsand, den der Wind aufwirbelt oder der durch Verwitterung der Gebirge entsteht, ist als Sand im üblichen Sinne anzusprechen. Das Gebirge prangt ähnlich den Dolomiten in rötlichen Farbentönen, von denen sich in den Mulden und Karen der Berge der weiße Verwitterungs- und Flugsand wie frisch gefallener Schnee abhebt.

Am Bergpfad auf halber Höhe liegt der reizende, nie vollendete Tempel von Dêr el bahri (arab. Nordkloster nach einem christlichen Kloster, das später in den Tempelräumen errichtet wurde, genannt). Der Tempel ist ein Terrassentempel und als solcher ohnegleichen in Aegypten. Stufenförmig übereinander liegende Höfe, durch Rampen verbunden, bilden den architektonisch hochinteressanten Grundriß dieses im Gegensatz zu der Wuchtigkeit der sonstigen Tempelanlagen graziös und anmutig zu nennenden Heiligtums.

Hinter diesem Tempel liegt im lybischen Gebirge eine tiefe Schlucht, ein Trockental im richtigen Sinne dieses Wortes. Nackte,

gelbliche Felsen, auf die in der Mittagsstunde die Sonne senkrecht ihre Strahlen sendet, engen das Tal mehr und mehr ein; eine ungeheuere Trauer und Einsamkeit ist über die ganze Landschaft gebreitet, die an majestätischer Erhabenheit im Niltal nicht ihresgleichen findet. Fast alles Leben scheint erstorben, nur hie und da fristet ein Wüstenkraut sein Dasein. Schakale und Wölfe, Adler, Falken und Eulen, Fledermäuse, Schlangen, Fliegen und Wespen sind die einzigen Bewohner. In dieser schauervollen Einöde, einem von gewaltigen Felsen umschlossenen Talkessel, haben sich die ägyptischen Könige der 18.—20. Dynastie ihre Gräber angelegt. Es ist das Tal der Königsgräber Biban el mulûk (arab. Pl. von melek, König). Hier liegt auch Twet-anch-amon begraben. Eine würdigere Stätte für einen Friedhof läßt sich nicht denken. Zahllose Treppen führen zu steinernen Türstürzen, die mit Götterbildern verziert sind und ebensoviele Eingänge in die Gräberwelt des antiken Theben bilden. Noch weiter oben liegen an malerisch geformten, nackten und hohen Kalksteinwänden die Gräber der Königinnen.

Von der Höhe des Gebirges eröffnet sich eine phantastische Aussicht über das ganze Niltal: erst in das schaurig öde Tal der Königsgräber, dann in den merkwürdig gestalteten Kessel von Dêr el bahri, auf die Vorhügel des steil abfallenden Gebirges mit ihrem Gräberhang und über die fruchtbare Ebene hin, die sich zu beiden Seiten des Nil in saftigem Grün ausbreitet und von Palmengruppen und Riesentempeln überragt wird, bis zu den Bauten von Luxor und Karnak auf dem östlichen Ufer. Die untergehende Sonne taucht dies Märchenbild in violettsamtene Tinten und verleiht ihm jenen hervorstechenden Charakter epischer Ruhe, welcher der ägyptischen Landschaft überhaupt eigen ist, eine Landschaft der Gräber und der Toten.

Vom Büchertisch.

Römisches Sonntagsmeßbuch, lateinisch und deutsch. Im Anschluß an das Meßbuch von Anselm Schott O. S. B. herausgegeben von Pius Bihlmeyer O. S. B., Mönch der Erzabtei Beuron. Mit einem Titelbild. 1. bis 20. Tausend, kl. 12° (XIV. u. 560 S.) Freiburg i. B. 1924. Herder. Geb. 5 ℳ; auch in feineren Einbänden. — Ein sehr begrüßenswertes Buch! Kein kondensierter „Schott", sondern ein fast ganz neues Werk. Es verfolgt gleiche Ziele wie jener, ohne Auszug zu sein. Geleistet wurde die Arbeit vom Herausgeber und dreien seiner Ordensgenossen, von diesen für die Uebertragung der Gesangstücke, der Lesungen und der Orationen. Die Verdeutschung überhaupt ist ein fortgesetztes Meisterstück; dies sei von vornherein festgestellt. Aus Raumrücksicht sah man von der Erklärung der Einzelmessen ab. Zur Erklärung der Messe überhaupt gab man eine, bei aller Knappheit, klare und schöne „Einführung" S. XI bis XVI. Der Ordo Missae, lateinisch und deutsch, findet sich S. 204 f. nach „Karsamstag"; die Präfationen schließen sich an. Die vier Hauptkapitel des zu Anfang gegebenen Inhaltsverzeichnisses überschreiben sich: Messen der Sonn- und Festtage in der Ordnung der Festkreise (Proprium Missarum de Tempore); Messen der höheren Festtage aus dem Proprium Missarum de Sanctis; Messen für besondere Anlässe: Brautmesse, Allerseelen usw.; Anhang: Gesänge, Andachten (Beicht-, Kommunion-), Litaneien, Gebete. Sehr wohltuend berührt die äußere Ausstattung. Das Papier ist fein, nicht zu dünn, also widerstandskräftig, der Druck von durchgehend gleichmäßiger, prachtvoller Klarheit. — Selbstverständlich kann, und soll, dies Buch den erneuten „Schott" in seiner jetzigen Unvergleichlichkeit nicht ersetzen. Aber es ist geeignet, ihm als Gefährte und Freund zur Seite zu gehen. Viele werden dies bald bestätigen, und zwar mit Freuden. Das 20. Tausend der 1. Auflage wird rasch vergriffen sein. — Zum Schluß eine fragende Bemerkung: Woran mag es liegen, daß unter den angegebenen Marientagen der hochwichtige 25. März fehlt?
E. M. Hamann.

Unter Hollands Flagge in Ostindien. Von Augustin Zehnder. Luzern. Druck und Verlag von Räber & Cie. 1924. — Schlicht und anspruchslos erzählt in diesem Büchlein der ehemalige Soldat der holländischen Kolonialarmee, der Schweizer Augustin Zehnder, seine Erlebnisse in der holländischen Fremdenlegion auf Java. Alles klingt wahrheitsgemäß und frei von Erfindung, so daß man das Büchlein jedem abenteuerlustigen Deutschen zum warnenden Beispiel empfehlen kann. Gerade diese schmucklosen Erzählungen all der Rechtlosigkeit und Unfreiheit, der vielen Leiden und Strapazen, der Opfer an allem, was das Leben lebenswert macht, sind geeignet, jungen Abenteurern die Lust zum Eintritt in die Fremdenlegionen zu nehmen, für die von den verschiedenen Kolonialstaaten offen und versteckt geworben wird.
Dr. Hans Eisele.

Schlagworte des gottlosen Sozialismus und Kommunismus von einem Franziskanermissionar. Verlag von Butzon & Bercker G. m. b. H., Kevelaer (Rhld.) 112 Seiten. Broschiert 50 Pfg. — Die Gebildeten glauben oft nicht, wie die alten Schlagworte gegen Glauben, Kirche, Priester — meist dem längst zur Makulatur abgeschobenen Schrifttum des Materialismus entnommen — noch beim Volk umgehen, besonders bei den sozialistisch-beeinflußten Arbeitern. Aber sie gehen um und müssen abgefertigt werden. Die richtige Art ist nicht jedem geläufig; nur wer ständig mit dem Volk verkehrt, trifft sie. Das gilt ganz hervorragend vom Verfasser dieses Büchleins, das 40 solcher Schlagworte zusammenstellt und volkstümlich widerlegt. Ueberaus brauchbar im Wahlkampf!
Jos. Riedhammer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Eleonora Duse †. Aus Pittsburg kommt die Nachricht, daß die große italienische Tragödin Eleonora Duse gestorben ist. Wer sie je auf der Bühne gesehen, wird sie nie vergessen. Keine größere sah unsere Zeit. Sie stand in ihrer Heimat schon auf der Höhe des Ruhmes, als sie ihren ersten Siegeszug durch Deutschland antrat im Anfang der neunziger Jahre, dem noch manche folgten. Es war eine Begeisterung, wie man sie sich in unseren trüben Zeitläuften kaum mehr vorstellen kann. Worin bestand das Geheimnis der gewaltigen Wirkung dieser Künstlerin? Nicht in einer blendenden Technik, wie dies zumeist das Ziel romanischer Kunstübung ist, sondern im vollen, intensivsten Erleben. Sie wußte Paraderollen, wie die Cameliendame, die Fedora, die Magda in das Reich der Dichtung hinaufzuheben, das sonst den Dumas, Sardou, Sudermann verschlossen war. Wenn diese Marguerite Gauthier verzichtend den Namen des Geliebten aussprach, da klang aus dem einen Worte eine Welt des Leidens. Jedes Wort der Duse war so erfüllt vom Gefühl, daß man die fremde Sprache eigentlich gar nicht als solche empfand. Das tiefe Empfinden sprach außer der Stimme auch aus den großen, ausdrucksvollen Augen, die die herben Gesichtszüge beherrschten. Lenbach hat sie der Nachwelt erhalten. Die Duse verschmähte fast jede Schminke, um ihren Tränen freien Lauf lassen zu können, und doch konnte sie wahrhaft schön aussehen, wenn sie lächelte in der „Locandiera" Goldonis, dem einzigen Lustspiel, in dem Eleonora Duse auf ihren deutschen Fahrten aufgetreten ist. Sie zeigte da, daß ihr auch tändelnde Anmut und Schalkhaftigkeit nicht minder zu Gebote standen, wie die große Geste der Leidenschaft. Ich weiß, daß sich mit Worten kaum ein Begriff von der Kunst der Duse geben läßt; ach, ich wußte es schon vor 32 Jahren, als ich meinen ersten Bühnenbericht schrieb, und ich kam damals auf den allzu jugendlichen Gedanken, daß man eine Duse nur in feierlichen Stanzen schildern könne. Allein der Redakteur schnitt nur einige Rosinen aus meinem poetischen Festkuchen. — Eleonore Duse wurde 1859 in einem kleinen Orte der Provinz Padua geboren. Großvater, Vater und Mutter waren Schauspieler. Elend und Not der Theaterschmieren hat sie durchgekostet. Mit vier Jahren stand sie zum ersten Male auf der Bühne, aber noch später spielte sie nicht aus Neigung, sondern weil sie mußte, bis dann das Bewußtsein einer genialen Begabung durchbrach. Auch die Jahre ihres Triumphes sind nicht Jahre des Glückes gewesen. Eine Natur, wie sie, konnte nur im Bezirke ihrer Kunst zur Harmonie gelangen. Ueberlassen wir es ihren Biographen, hier Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Sie wünschte den Abstand zwischen Bühne und Publikum und was dieses sah, war immer große, wahre, edle Kunst.

Nationaltheater. Als wir vor zwanzig Jahren die Rose vom Liebesgarten zum ersten Male hier sahen, da klügelten wir an der nicht ganz durchsichtigen Handlung, und da es nicht recht gelang, die symbolische Idee ohne Rest auszudeuten, überhörten wir die berückenden Schönheiten von Pfitzners Musik. Die Bühnenbilder, welche Pasetti und Linnebach für die Neueinstudierung geschaffen haben, betonen sehr glücklich das Märchenhafte, Phantastische, Losgelöste von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge. Die Beleuchtung ist sehr fein ohne alle Härten, nur vertrügen einige Szenen eine diskrete Aufhellung. Die Musik ist von hinreißendem Klangzauber, sie besitzt auch dramatische Wirkung, die dem Textbuch James Grunes nicht im vollen Maße zu eigen. Knappertsbusch brachte ihre leuchtenden Farben, ihre klangliche Schönheit, Gefühlstiefe und überzeugende Kraft zu voller Wirkung. Zwei Stimmen, wie Reinfeld (Siegnot) und Maria Müller (Minneleide), werden sich selten in gleicher Vollendung zusammenfinden. Auch Brodersen, Rode, Seydel, um nur die wichtigsten zu nennen, gaben Bedeutendes. Unsere Oper hatte ihren großen Tag. Nicht endenwollender Jubel durchbrauste das Haus. Ungezählte Male wurden Knappertsbusch und die Hauptdarsteller gerufen. Das Werk dürfte ins Festspielprogramm eingefügt werden, dann wird Gelegenheit sein, auf Einzelheiten noch einzugehen.

Cherubintheater. Im Münchner Hotel Vier Jahreszeiten hat man eine neue Bühne eröffnet. Sie ist in einen Konzertsaal eingebaut worden, den wir schwer vermissen. Der Zuschauerraum wirkt sehr apart und elegant, aber im ganzen doch mehr als Dekoration, denn als Architektur. Man führt die Bühne einstweilen als Zweigunternehmen der Kammerspiele, da die Konzession, wie man hört, auf Schwierigkeiten stößt. Daß man einem soupierenden Publikum auf der Bühne nicht schwere Probleme darbieten wird, ist verständlich. Immerhin kann von den drei Stückchen nur Presbers „Blonde Blondine" Anspruch auf ein Quentchen literarischen Geistes machen. Solch leichte Pikanterien sind im Grunde immer bewußt oder unbewußt Paris nachempfunden. Die dramatischen Kleinigkeiten wurden den Zuschauern unter der Leitung des Herrn Forster-Larrinaga durchaus zu Dank gespielt.

Der Maskenwagen der Holtorftruppe. Die von dem Maler Holtorf geführte Truppe ist aus einer Laienbühne hervorgegangen. Ihre Aufführungen während der Kieler Herbstwoche in der Marienkirche haben die Kunde von ihrer Erweckung der mittelalterlichen Stilbühne weit verbreitet und das Ensemble, dessen einzelne Mitglieder anonym bleiben, veranlaßt, ihren Tespiskarren von Ort zu Ort zu fahren. Die Künstler durften sich im Schauspielhause sehr herzlicher Aufnahme erfreuen. Der Besuch freilich war leider nur bei der einen

Abendaufführung gut, die anderen waren Nachtvorstellungen, für welche, wie alle seitherigen Versuche gezeigt haben, nur ein geringes Bedürfnis herrscht. Für die vereinfachte Inszene, die bei Holtorf allerdings bis zu einer puritanischen Strenge geht, durften die Künstler hier volles Verständnis erwarten. Sind doch von München die ersten Anregungen ausgegangen, von der Savitsschen Shakespearebühne, die gegenüber den damals herrschenden historisierenden und naturalistischen Zeittendenzen zu früh kam, bis zum Künstlertheater 1908. Man hat, wie ich aus Pressestimmen an den Plakatsäulen entnehme, Vergleiche mit Tairoffs „entfesseltem Theater" gezogen. Das mag in einigen jahrmarktsmäßigen Aeußerlichkeiten stimmen, sonst hat die Truppe des schleswig-holsteinischen Malers mit den Russen nichts zu tun. Wir sahen bei den letzteren Auflösung der Form. Hier Bindung, strenge Stilisierung. Es liegt etwas von gotischer Strenge über den Figuren, die nicht individuell erfaßt, sondern auf das Typische eingestellt sind. Wir haben schon des öfteren eine sich vom Individuellen abwendende Zielrichtung in der Gegenwartskunst feststellen können. Vor der Aufgabe, ein Mysterienspiel des Mittelalters, wie den Lübecker Totentanz zu spielen, der der Truppe sehr schön gelang, wären noch vor wenigen Jahren die Schauspieler ziemlich ratlos gestanden. Die erste Vorstellung brachte die „Komödie der Irrungen". Man spielte das Stück im Eiltempo als eine Farce. Zwei sich vollkommen gleichsehende Zwillingspaare, die fortwährend miteinander verwechselt werden, machten in den besten Vorstellungen Schwierigkeiten, wenn man dabei blieb, die Illusion wirklichen Lebens aufrecht zu erhalten. Shakespeare hat dies hier wohl auch kaum erstrebt, sein Vorbild Plautus sicher nicht. So stilisiert Holtorf seine Schauspieler zu Puppen, zu Marionetten, gibt ihnen schier Masken vor, durch ein Schminken, das vor Fratzen nicht zurückschreckt. Es läßt sich nichts sagen, was diese künstlerische Auffassung erschüttern könnte; trotzdem vermochte ich mich nicht eben leicht einzufühlen, wiewohl ich manche Einzelheit sah, die mir Eindruck machte. Es erschien mir alles zu rauh und herb. Die Komödie hat auch lyrische Stellen, die gingen verloren. Hier die Herbheit zu mildern, war wohl der Bühnenmusik zugedacht, die den Spielleiter, wie er bekannt gab, hatte aufsitzen lassen. Einen eigenartigen Reiz hatte das Puppenspiel vom „Doctor Faustus". Man gab es in seiner volkstümlichen Derbheit, wie es Goethe in seiner Jugend gesehen haben mag, ohne nach der Menschheitsdichtung zu schielen, und neben dem „weitbeschreyten" Zauberer und Schwarzkünstler hat der Hanswurst keine geringere Rolle. Auch hier keinerlei Dekoration; in der Mitte ist der Vorhang geteilt mit dem Blick auf weiter zurückhängende Stoffe. Diese werden bei Bedarf hin- und herbewegt und rot beleuchtet, damit ist mit verblüffender Einfachheit die wabernde Lohe des Höllenrachens angedeutet, in den Faust stürzt. Der letzte Abend brachte „Wozzek" von Büchner. Wenn man Steinrücks geniale Gestaltung dieses verbitterten Proletariers gesehen hat, der an der Untreue der Geliebten zerbricht, ist man gegen andere vielleicht ungerecht. Es war eine im ganzen sehr ansehnliche Aufführung. Das dumpfe, trostlose in der Gestalt des Wozzek kam gut zur Geltung. Erschüttert hat mich die Tragödie diesmal nicht, weil man bei diesem Darsteller nicht so intensiv erlebte, wie der Mordgedanke von Wozzek Besitz ergreift. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse begann nach den Osterfeiertagen mit der gleichen Geschäftsunlust, in deren Zeichen die Vorwochen gestanden hatten. Ein geringfügiger Kauf oder Verkauf kann den Kurs beeinflussen, so dass weniger die Tendenz, als der Zufall entscheidet. Die Spekulation hält sich völlig zurück; die innen- und aussenpolitische Lage scheint ihr zu wenig geklärt. Dem Privatpublikum fehlt es an Kapital, um Börsenengagements eingehen zu können. Effektenverkäufe aus Geldnot sind häufig. Das Bedürfnis nach Neuanschaffungen im Haushalt, nach Ergänzung der Lagerbestände ist ja nicht mehr zu umgehen. Hieraus erklären sich Aufträge, die verschiedene Industrien im Augenblick gut beschäftigt erscheinen lassen. Das statistische Landesamt stellt fest, dass im bayerischen Wirtschaftsleben auch im März die Besserung angehalten, ja sogar fortgeschritten sei. So lange jedoch der Absatz

nur im Inland erfolgt und die Ausfuhr fast völlig stockt, ist diese Besserung nur eine vorübergehende Erscheinung. Sie verstärkt unsere Devisennot. Wir müssen die Rohstoffe mit Devisen bezahlen und ohne Ausfuhr vermögen wir nicht über solche in genügender Zahl zu verfügen.

Die Bewegung des Zusammenschliessens der Interessengemeinschaft macht sich jetzt auch bei Privatbankfirmen geltend. Unter Aufrechterhaltung der Firmen haben sich die Bankhäuser C. H. Kretschmar, Berlin und Köln, Bass & Herz, Frankfurt a. M. und L. & E. Wertheimber, Frankfurt a. M. zusammengeschlossen. Ausser ganz wenigen Berliner Privatbanken dürfte sich kein deutsches Bankgeschäft mehr an Kapitalkraft mit dieser neuen Vereinigung messen können. Ihr industrieller Interessentenkreis ist ein weitverzweigter. Die Rückbildung der Betriebe im Bankgewerbe dürfte noch nicht zum Stillstand gekommen sein. Auch Grossbanken haben sich genötigt gesehen, eine Anzahl Filialen und Depositenkassen aufzulösen. Das hat einen starken Personalabbau bewirkt, der den Arbeitsmarkt schwer belastet und vermutlich noch schwerer belasten wird. Grosse Banken bewerben sich jetzt wieder um die Sparpfennige des kleinen Mannes, während man vor kaum einem halben Jahre die kleinen Konten ziemlich brüsk abgestossen hat. Das war rein rechnerisch damals richtig, hat aber beigetragen, die grossen Institute unpopulär zu machen. — Die Schwierigkeiten, welche in der letzten Zeit im Bankgewerbe da und dort hervorgetreten sind, haben sich indessen doch zum grösseren Teil bei Firmen gezeigt, die in den letzten Jahren gegründet, sich ausschliesslich mit Effekten- und Devisengeschäften beschäftigt hatten. Die mit der Währungsstabilisierung eingetretene Rückbildung hat diese aus einer Epoche riesiger Gewinne zu Unfruchtbarkeit geführt. Es war eine Notwendigkeit, dass diese nur durch die Inflation möglich gewordenen Unternehmungen mit deren Ende sich nicht behaupten konnten. Schwere Verluste sind in der letzten Zeit durch die Frankenspekulation entstanden. Diese Termingeschäfte sind bedeutend grösser, als zuerst angenommen worden war. Die Folge ist ein dauerndes Angebot von Effekten, das die Kurse weiter drückt.

München. K. Werner.

Nordlandsfahrten. In der Notiz über die Nordlandsfahrten des neuerbauten Passagierdampfers „Usambara" des Norddeutschen Lloyd (A. R. Nr. 15 S. 234) hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Die Preise bewegen sich nicht zwischen 165 und 550 Mk., sondern zwischen 165 und 550 Dollars. Alle Anfragen betr. dieser und anderer Seefahrten wolle man an den Norddeutschen Lloyd, Vertretung München, Briennerstr. 8 (Café Luitpold), Eingang Maximiliansplatz, richten.

Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands e. V. Essen.

NACHRUF!

Am 15. April starb nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von 47 Jahren

der hochwürdige Herr

Professor Hermann Erlhoff

Geistlicher Beirat und Vorsitzender des Jugendbundes des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands.

Als ein Priester nach dem Herzen Gottes, als edler Mensch, der Liebe ausstrahlte, wohin er kam, kannte der Verstorbene in seiner unermüdlichen restlosen Tätigkeit nur ein Ziel: Für Christus, für Maria, für die hl. Kirche. Unsern Mitgliedern war er ein treuer Freund und Berater, unserer Kaufmannsjugend ein echter Seelenhirt.

Die Treue, die uns unser geistlicher Führer bewiesen, werden wir ihm auch über das Grab hinaus bewahren. In seinem Geiste wollen wir weiter schaffen.

Er ruhe in Frieden!

Vorstand und Verbandsausschuss.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, sämtliche in München.





VERLAG HERDER & Co.

FREIBURG IM BREISGAU

BERLIN, KARLSRUHE, KÖLN, MÜNCHEN, WIEN, LONDON, ST. LOUIS MO.

NEUE AUFLAGEN:

Geschichte der Päpste
seit dem Ausgang des Mittelalters. Von *Ludwig Freiherrn v. Pastor.* Bisher 9 Bände.

II. Bd. 5.–7., unveränderte Auflage. G.-M. 13.20; gebunden G.-M. 16.—
IV. Bd. 5.—7., unveränderte Auflage.
1. Abteilung: G.-M. 9.60; geb. G.-M. 12.—
2. Abteilung: G.-M. 13.20; geb. G.-M. 16.—
V. Bd. 5.—7., unveränderte Auflage. G.-M. 15.–; gebunden G.-M. 18.—
VI. Bd. 5.–7., unveränderte Auflage. G.-M. 13.20; gebunden G.-M. 16.—
VII. Bd. 5.–7., unveränderte Auflage. G.-M. 13.20; gebunden G.-M. 16.—

Leben der hl. Margareta Maria Alacoque
aus dem Orden der Heimsuchung Mariä. Nach dem vom Kloster von Paray-le-Monial herausgegebenen Original. 4. u. 5. Auflage. Mit einem Titelbild. Gebunden G.-M. 3.30

Mit der Verbreitung der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu tritt das Andenken an Margareta M. Alacoque immer leuchtender hervor. Damit ersteht auch immer mehr das Verlangen, diese begnadete Erlöserverkünderin genauer kennen zu lernen und sie inniger zu verehren. Diesem Wunsch kommt das Buch entgegen.

Von Seele zu Seele
Briefe an gute Menschen. Von *Peter Lippert* S. J. 4.–6., vermehrte Aufl. (6.–15. Tsd.) Geb. G.-M. 3.40

In einunddreißig Briefen behandelt Pater Lippert brennende Zeit- und Herzensfragen, und zwar mit einem seltenen Verständnis für das Innenleben des katholischen Menschen unsrer Zeit. Das ist auch der Grund für den außerordentlichen Erfolg dieses Buches. Kaum erschienen, mußte nämlich schon eine neue Auflage in Druck gegeben werden.

Christliche Lebensphilosophie
Gedanken über religiöse Wahrheiten. Von *Tilmann Pesch* S. J. 41.—46. Tsd. Geb. G.-M. 5.20

Ein überlegener Denker, der philosophischen wie religiösen Interessen in gleicher Weise gerecht wird, hat hier Reifes und Tiefes gegeben. Das Buch ist eines der besten dieser Gattung.

Das Vaterunser
Zehn Betrachtungen. Von *Seb. v. Oer* O. S. B. 9.—12. Tausend. Gebunden G.-M. 3.—

Geistvolle, erhebende und den Willen stärkende Betrachtungen, reich an praktischen Ratschlägen über das Berufs- und Tugendleben des Christen, über seine Pflichten gegen Gott und sich selbst.

Mutter!
Rufe an ihre Seele. Von Dr. *Anton Leinz.* 5.—7. Tausend. Gebunden G.-M. 4.—

In herzlich offener und dabei origineller Sprache redet Leinz über die Pflichten der Mutter und die Geschehnisse des Familienlebens, besonders auch über Erziehungsfragen. Alles hat der Verfasser mit klarem Blick gesehen und nach religiösen Grundsätzen durchdacht, so daß das Buch jeder Mutter Erweiterung des Gesichtsfeldes, Schärfung des Auges und vertiefte Auffassung ihres Berufes geben wird.

Kompaß für Leben und Sterben
Von *Alban Stolz.* Gebunden G.-M. 3.40

Des Lebens Flut
Erzählungen für Jugend und Volk. Von *Konrad Kümmel.* 6 Bändchen.
I. 15.—19. Tausend. Gebunden G.-M. 3.50

An Gottes Hand
Erzählungen für Jugend und Volk. Von *Konrad Kümmel.* 6 Bändchen.
I. *Adventsbilder.* 29.–33. Tsd. Geb. G.-M. 3.50
IV. *Osterbilder.* 25.—29. Tsd. Geb. G.-M. 3.50

Kümmel versteht es wie wenige, die katholische Volksseele mit ihrem reichen inneren Leben, ihrem tiefen religiösen Empfinden, ihrer rührenden Einfalt und Glaubenstreue in konkreten Einzelzügen sichtbar und greifbar zu enthüllen. Seine scheinbar so schlichten Erzählungen schlagen den Leser in ihren Bann; ob sie ihn durch ihren Humor erheitern oder durch tragischen Ernst erschüttern, immer erfrischen sie Geist und Herz und lassen einen wohltuenden Eindruck zurück. Darum ist Konrad Kümmel der Liebling des Volkes geworden.

Im Heiligen Land
Pilgerbriefe, der Jugend gewidmet. Von *Joseph Liensberger.* 11.—15. Tsd. Mit 36 Abbildungen. Gebunden G.-M. 2.—

Die gemütvollen Schilderungen geleiten zu den heiligen Orten, welche der Leser gleichzeitig im Bilde schaut. So erlebt er die Heilige Geschichte wie an Ort und Stelle, und das Büchlein wird dadurch zu einer anschaulichen und ansprechenden Biblischen Geschichte.

Das Meßbuch der heiligen Kirche
lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Von *Anselm Schott* O. S. B. Herausgegeben von *Pius Bihlmeyer* O. S. B. 361. bis 392. Tausend. Gebunden G.-M. 7.— und höher. Das Meßbuch für alle Tage des Jahres.



Ströbele: **Die schöne Seele.** Gedanken über Charakterbildung und Seelenkultur. 2. Aufl. 160 Seiten. Brosch. Mk. 1.40, geb. 2.30 Goldmark.

Ströbele: **Lebensweihe.** Richt- und Leitgedanken auf dem Weg zum Glück. 2. Aufl. im Druck.

Ströbele: **Laien-Apostolat.** Ein Königsgebot der Zeit. Im Druck.

Imle: **Glück auf!** Des Jünglings Seemannsbuch zur Lebensfahrt. 72 Seiten. Brosch. Mk. —.50, geb. 1.— Goldmark.

Imle: **Nun geh mit Gott.** Lebensworte für junge Mädchen. 3. u. 4. Aufl. 60 Seiten. Brosch. Mk. —.50, geb. 1.— Goldmark.

Imle: **Lebensideale und Lebensziele für christliche Jungfrauen.** 124 Seiten. 2. Auflage geb. 1.60 Goldmark.

Rack: **Sparsamkeit.** Preisgekrönt vom österr. Volksschriften-Verein. Neu herausgegeben von K. W. Friedrich. 86 Seiten. Brosch. Mk. —.75, geb. —.90 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).



FABRIKAT DER WANDERER-WERKE A.-G.
SCHÖNAU BEI CHEMNITZ

Katarrh und Asthma

Hausinhalatorium nach Emser Syst. Kein Glaskugelvernebler! Gr. Tisch-Luftpumpe! 4 Inhal.-Sprühdusche od. Vernebelung Wasser od. Öl – warm od. kalt! Spez. Abhärtungskur! Spez. Asthma-Kur! Ärztl. glänzend begutachtet. Verblüffende Erfolge. Prosp. gratis.

C. Ronkarz, Apoth., München A, Romanstr. 64.

Taus. Urteile: 30jähr. Rachenkat. vollständ. kuriert Kommerz.-R.-R. — 18 Jahre Asthma – keine Anfälle mehr R. N. — 7jähr. Stirnhöhlen und Bronch.-Kat. verschwund. F. G. — Als 76jähr. Greis von m. furchtb. Asthma befreit. G. W. — Tat Wunder b. m. Asthma. H. — 20jähr. chron. Kehlkopfkat. grdl. beseit. Z. Th.



Sutanen, Römer, Hosen!
Sonderangebot!

Reines Kammgarn-Streichgarn 150 cm breit. Ia Qual. Meter 12.70 Mk. Dieselbe Ware etwas schwerer 14.50 Mk. Reelle Bedienung! Lieferung nur an Geistliche und Klöster. Teilzahlung gestattet; bei Nichtgefallen nehme Ware zurück.

Joseph Pütz,
Tuchgrosshandlung
Boppard a. Rh.

Für ein aussichtsreiches **katholisches Verlagsunternehmen** wird

Darlehen auf längere Frist

sofort gesucht. Ernsthafte Geldgeber, welche unbedingt sichere Geldanlage suchen, wollen gefl. Angebot unt. S. O. 24273 richten an die Geschäftsstelle der Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestrasse 35a Gh.

Bekannter aufstrebender **katholischer Verlag** sucht auf die Dauer von 3 Monaten gegen **höchste Verzinsung** und **doppelte Effektensicherheit** wertgesichertes

Darlehen von 21000 Goldmark (= 5000 Dollar),

evtl. auch in Teilbeträgen. Gefl. Angebot unter H. S. 24269 an die Geschäftsstelle der Allgemeinen Rundschau in München, Galeriestrasse 35a Gh.

Frühling im Berchtesgadener Land

Berchtesgaden
(Bayerisches Hochland)

Das **Kaiserin Auguste Viktoria-Kurhaus und Grand Hotel**
Berchtesgadens vornehmste u. schönstgelegene Gaststätte, herrl. Frühjahrsaufenthalt / Fernsprecher 6 u. 279. Draht- und Briefanschrift: „Kurhaus"
Auskünfte durch die Hotelleitung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges. sämtliche in München

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 33 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 19 — München, 8. Mai 1924. — XXI. Jahrgang.

Zwei Tote.

Von Dr. Otto Kunze.

Stinnes und Helfferich sind jüngst gestorben. Sie waren grundverschieden voneinander. Und sie stehen doch in der Entfernung, die uns von ihnen trennt — uns Katholiken, uns Großdeutsche, uns Jüngere — miteinander im gleichen Rahmen. Stinnes ist 1870 geboren, Helfferich 1872. Ihre Lebenszeit umfaßt also rein äußerlich schon mit ihrem größten Stück das Reich Bismarcks und der Hohenzollern. In ihrer Jugend glaubte man an dieses Reich. Es schien die endgültige Lösung deutschen politischen Sehnens. Es war im Aufstieg; der alte Kaiser lebte noch, Bismarck war noch nicht entlassen. Als die Jahrgänge von Stinnes und Helfferich in ihre Berufsarbeit eintraten, bot ihnen die steigende Macht und der wachsende Reichtum des neuen Deutschland jegliche Gelegenheit zur Entfaltung. Unbeschränkte Zuversicht auf Fortschritt, Tüchtigkeit und Leistung beherrschte damals die Geister. In Arbeit und Gewinn glaubte man den Sinn des Menschendaseins zu erfüllen. Und Männer wie Helfferich und Stinnes haben sich dabei voll eingesetzt. Sie haben sich auch voll eingesetzt, als der Weltkrieg ihr Deutschland auf die entscheidende Probe stellte. Sie haben weiter geschafft, als er verloren ging. Denn was ihnen die Hauptsache war, Arbeitskraft und Arbeitsmöglichkeit, war nicht verloren. Im übrigen beginnt hier das, was die beiden Verstorbenen unterscheidet.

Für Hugo Stinnes sind all die geschichtlichen und geistigen Wandlungen während seiner 54 Lebensjahre nicht viel mehr als äußere Zufälle gewesen. Er war durchaus in sich beschlossen. Man hat ihn einen unpolitischen Menschen genannt. Das gilt schon im Sinn des alten Satzes, daß der Mensch ein politisches Lebewesen, ein Gesellschaftswesen sei. Stinnes suchte keine Gesellschaft. Die zahlreichen Gelegenheiten, die sich einem so reichen Mann boten, vornan zu stehen bei auch im freistaatlichen Deutschen Reich glänzenden Veranstaltungen zu einem wohltätigen oder kulturellen Zweck — mit Gruppenbild in der Woche — mied er. Im Reichstag, dessen Mitglied er in der Deutschen Volkspartei war, ergriff er nie das Wort. Wenn er trotzdem zu so gewaltiger Macht kam und sein Einfluß überall zu spüren war, so betätigte er die unbewußte Regel aller Großen: erfülle nur deinen inneren Beruf und du gestaltest die Welt neu. Cäsar hat nicht für Rom gearbeitet, sondern für Cäsar, Napoleon nicht für Frankreich, sondern für Napoleon. Aber Rom ist ein Cäsar- oder Kaiserreich geworden und Frankreich trägt in Verwaltung und Heerwesen die Züge des mächtigen Korsen. Warum ist nun Hugo Stinnes doch kein Cäsar oder Napoleon geworden? Ist er nur zu früh gestorben? In seiner Persönlichkeit fehlte etwas. Wie er unpolitisch war, so war er überhaupt zu wenig Mensch. Der kleine dunkelbärtige Mann, immer geschäftig, zugleich unheimlich still, hatte etwas vom Gnom. Er war ein Herrscher, doch nicht über Menschen, sondern über tote Dinge: Kohlengruben, Erzlager, Fabriken, Schiffe, Zeitungen, Aktien. Ein Gebieter über Schätze wie der Zwergkönig Alberich. Er trug Alberichs Tarnkappe. Trug sie in Gestalt seines unscheinbaren runden Filzhuts, der ihn im Strom der Straße verschwinden ließ. Trug sie in der schlichten Bezeichnung Kaufmann, mit der er im Reichstagsverzeichnis steht. Trug sie in seinen zahllosen Beteiligungen an gewinnbringenden Unternehmungen in Deutschland und außerhalb. Längst ist die Firma Hugo Stinnes, die er als 23jähriger gegründet hat, verschwunden hinter mächtigen Gebilden von der Art, die die Franzosen so nett société anonyme nennen. Und selbst die Hugo Stinnes-Linien der neuerstandenen deutschen Schiffahrt sind schließlich nur ein Ausläufer des ungeheuren Wirtschaftsreichs, das mit eigenen Rohstoffen, Halbfabrikaten, Fertigwaren, Verkehrsmitteln sich selbst genügt und in einer eigenen Presse sich selbst vertritt. Seine Grenzen aber kennt niemand. Hugo Stinnes hat keine große plastische Schöpfung aus den Fluten des Weltlaufs emporgetürmt. Er war mächtig genug, um an die Spitze Deutschlands zu treten — ein Reichspräsident mit einer Hausmacht. Der industriefeudale Staat wäre damit aus der Nebenregierung zur offenen Regierung gelangt. Ford in Amerika gibt uns vielleicht eines Tages dies Schauspiel; Stinnes hat sicher nie daran gedacht. Sein Reich blieb ein Zwergenreich, dessen unterirdische Gänge sich unsichtbar vorschoben. War er doch gelernter Bergmann. Was kümmerte Stinnes die Politik! Das deutsche Bewußtsein hat ihm sicher nicht gefehlt. Aber schon vor zwei Jahren hat er in London über die Verpfändung der deutschen Eisenbahnen nach geplantem Uebergang in die Hände der Privatindustrie verhandelt. Die deutsch-französischen Beziehungen betrachtete er ganz vom Standpunkt seiner Werke. Spätsommer 1922 schloß er den Sachlieferungsvertrag mit Lubersac. Nachher erschien wohl ihm und seinem Konzern die Erfüllung der Reparationen nicht mehr so vorteilhaft. Denn sie ließen in Berlin merken, daß es ihnen auf die Besetzung des Ruhrgebiets nicht ankomme. Das Reich Stinnes wollte sich mit Frankreich messen, vielmehr mit dessen Industrie. Auch der Ruhrkampf wurde hier rein geschäftlich betrachtet. Die Kosten wurden mittels der Markentwertung auf das deutsche Volk abgeladen. Und als Frankreich der Stärkere blieb, machte Stinnes wieder Frieden. Seine Presse blies den passiven Widerstand ab und die Zechen und Hämmer an der Ruhr kamen neu in Gang. — Vielleicht war der rastlose Mann nun doch an seiner Grenze. Größer konnte sein Werk nicht werden. Um mehr zu sein als irgendein Trust, brauchte es jetzt eine politische oder kulturelle Idee. Die konnte ihm sein Schöpfer nicht geben. Als ein echter Sohn seiner Zeit hatte Hugo Stinnes gearbeitet, ohne ein klares Ziel zu schauen. Er hatte nie Abstand genommen von seinem Tun. Hätte ihn das Alter dazu gezwungen, er wäre am Ende verzweifelt vor der Leere, in die er hätte blicken müssen. Der Tod hat ihn davor bewahrt. Und sein Leichenbegängnis ohne düsteres Schwarz, unter den Klängen des Hochzeitsmarsches aus Lohengrin und des Niederländischen Dankgebets schloß dies Leben aus dem unbekümmert schaffensfrohen, seiner Tragik unbewußten Deutschland des letzten Menschenalters fast heiter ab.

Helfferich. Nicht minder ein Leben voller Arbeit und Erfolg, und doch so ganz anders. Alles ist hier, bergmännisch ausgedrückt, über Tag. Helfferich stand immer im Vordergrund, er liebte das grelle Licht. Hugo Stinnes stammt aus Mülheim im düsteren, qualmigen, dröhnenden Ruhrgebiet; Karl Helfferich aus Neustadt an der Haardt in der betriebsamen aber sonnigen Pfalz. Auch seine Familie ist industriell, ihn aber drängt es ins öffentliche Leben. Er ist nicht der im Grund naive Kaufmann und Arbeiter wie Stinnes, vielmehr ein überlegen kritischer Geist. Das zieht ihn zuerst zur gelehrten Tätigkeit. Er wird Dozent der Staatswissenschaft an der Universität Berlin. Aufgeschlossen und ehrgeizig wie er ist, vergräbt er sich nicht in ein Spezialfach, sondern steuert das Schiff seiner Forschung auf den Ozean des neuen deutschen Imperialismus. Ueber das Orien-

talische Seminar kommt der junge Volkswirt in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, um dort an großen kolonial- und handelspolitischen Aufgaben mitzuwirken. Aber bald verläßt er den Staatsdienst und wird 1906 Direktor der Anatolischen Eisenbahn. Das mag ihn dann zur Deutschen Bank geführt haben, welche die Bagdadbahn, die Fortsetzung der Anatolischen, finanzierte. Der hochbegabte und gewandte Mann erwarb sich auch die besondere Gunst Kaiser Wilhelms II., der ihn ob seiner Vielseitigkeit schätzte. Das hat gewiß dazu beigetragen, daß Helfferich im Weltkrieg, und zwar Januar 1915, zum Staatssekretär des Reichsschatzamts berufen ward. 1916 wurde er Stellvertreter des Reichskanzlers und Staatssekretär des Innern. Seine gewaltige Arbeitskraft konnte sich an den größten Aufgaben bewähren. Doch kann man nicht behaupten, daß sein Wirken glücklich gewesen sei. Helfferich war trotz seiner Kenntnis der deutschen und ausländischen Verhältnisse nicht frei von der Verblendung unserer damaligen Führerklasse. Das Deutschtum seiner Zeit schien ihm zur Weltherrschaft bestimmt. Er sah nicht, daß diesem Deutschtum der metaphysische Halt fehlte, ohne den Menschen- und Volkskraft nicht lange standhält. So trieb er die verwegene Politik immer neuer Kriegsanleihen, ohne, wie z. B. England, die Kriegskosten durch einträgliche Steuern zu decken. So rief er den Briten, ehe Deutschland gesiegt, ein Vae victis zu und erklärte, das Bleigewicht der Milliarden nach einem verlorenen Krieg sollten unsere Gegner am Bein schleppen. Bethmann ist in seinen Erinnerungen auffällig wortkarg über den Kollegen Helfferich. Der aber hat Bethmanns Sturz überdauert. Er hat seine Schmiegsamkeit auch darin bewiesen, daß er ein Hauptvorkämpfer des U-Bootkriegs wurde, nachdem die Entscheidung dafür gefallen war. Vorher hatte er in eindringlichen Denkschriften vor dem unbeschränkten U-Bootkampf gewarnt. — Aus den Vorstudien für Ueberführung der Kriegswirtschaft in den Friedensstand rief ihn der Auftrag, als deutscher Botschafter zur Sowjetregierung nach Moskau zu gehen. Es war ein trauriger Abschluß seiner Kriegsarbeit, er mußte fliehen. — Mit dem verlorenen Krieg hat Helfferich sich so wenig abgefunden wie die deutsche Oberschicht im ganzen. Mit ihr ist er, dessen Ueberlieferungen ziemlich demokratisch waren, nach rechts gegangen. Er ward ein Führer der Deutschnationalen im Reichstag. In frischer Erinnerung ist sein wütender Kampf gegen Erzberger, der dessen Rücktritt als Reichsfinanzminister bewirkte. „Mein Sohn kann nicht lieben, nur hassen", hat Helfferichs Vater einst einem bewanderten Politiker gesagt. Hier kam es zutage. Positiv aber war Dr. Helfferichs letzte Tat die Schöpfung der Rentenmark. Er hat sie mit seiner ganzen Rücksichtslosigkeit durchgesetzt, allen Gegnern zum Trotz, in deren Reihen sich ja auch der Reichsbankpräsident Dr. Schacht befand. — Nach den Reichstagswahlen wäre dem Verstorbenen ein hervorragender Platz in einer etwaigen Rechtsregierung beschieden gewesen, andernfalls die Führung der Rechtsopposition. Da hat das Eisenbahnunglück bei Bellinzona in der welschen Schweiz seinem Leben ein jähes Ende gesetzt. Ein schneller, grausiger Tod, der doch eigentümlich zu diesem Leben stimmt. Denn gleichsam im Schnellzug ist Karl Helfferich immer gefahren. Auf die beste und modernste Art ist er stets vorwärts gekommen. Nie hat er es lange auf einem Posten ausgehalten. Immer mußte er ein neues und größeres Arbeitsfeld haben. Vielleicht wäre jetzt bald offenbar geworden, daß seine Zeit vorüber war. Es hätte einen heftigen Zusammenstoß gegeben. Die Männer des Vorkriegs geben sich dem neuen Geist nicht gefangen. Und hier war ihr stärkster: hartnäckig wie Ludendorff und biegsam wie Stresemann. Dabei nicht alt wie Hindenburg oder Tirpitz.

In der deutschen Geschichte wird es einmal als sehr folgenreich erkannt werden, daß die beiden Männer Stinnes und Helfferich so kurz hintereinander und gerade in einem so kritischen Zeitpunkt sterben mußten.

Weltrundschau.

Die deutschen Reichstagswahlen am 4. Mai hatten, soweit bis 6. Mai übersehbar, folgendes Ergebnis: 64 Zentrum, 16 Bayerische Volkspartei, 5 Deutschhannoveraner, 103 Deutschnationale und Rechtsblock, 44 Deutsche Volkspartei, 28 Deutschvölkische, 25 Demokraten, 99 Sozialdemokraten, 59 Kommunisten. Kleinere Parteien: 4 Bayer. Bauernbund, 6 Wirtschaftspartei, 8 Sitze der Landbünde in Südwestdeutschland und Thüringen, 1 Deutschsozialer, 2 Christlichsoziale, 4 USP. — Im alten Reichstag saßen: 68 Zentrum, 21 Bayer. Volkspartei (einschl. ein Rheinländer), 5 Deutschhannoveraner, 66 Deutschnationale, 66 Deutsche Volkspartei, 3 Deutschvölkische, 39 Demokraten, 4 Bayer. Bauernbund, 173 Sozialdemokraten, 2 USP, 15 Kommunisten. — Der Ruck nach rechts ist bedeutend, aber nicht so unbedingt, wie vorausgesagt wurde. Die geringe Zahl der Völkischen fällt geradezu auf. Leute ihrer Art stecken allerdings mit in den Deutschnationalen, die zum Teil unter allen möglichen Sammellisten: Vaterländischer Block, Ordnungsblock usw. auftraten. Die Mittelparteien haben sich gut behauptet. Die Sozialdemokraten haben viel an die Kommunisten abgegeben. An Stimmen hat die gesamte rote Linke sicher über 2 Millionen verloren. Die neuen Parteisplitter Freiheitspartei, Freiwirtschaftsbund, Republikanische Partei, Evangelische Partei usw. gehen anscheinend leer aus.

Der endgültige Entscheid über den Bericht der Sachverständigen ist erst nach den deutschen und vielleicht auch nach den französischen (11. Mai) Wahlen zu erwarten. Die vorliegenden Antworten der Alliierten an den Reparationsausschuß sind zustimmend, nur Frankreich macht Einschränkungen gegen die Aufgabe des Ruhr- und Eisenbahnpfands. Die belgischen Minister Theunis und Hymans, die erst Paris, dann London besuchten, scheinen zwischen Poincaré und Macdonald vermitteln zu wollen. Auch der amerikanische Großbankier Morgan weilte in den westlichen Hauptstädten und besprach sich wegen der Anleihe an Deutschland. Er ist einer der mächtigsten Freunde Frankreichs in den Vereinigten Staaten, hat u. a. den Franken vor dem Schicksal der Mark gerettet.

Die Entente hat in Berlin einen Schritt gegen das Wirken der deutschen Geheimbünde, besonders im besetzten Gebiet, unternommen und Maßnahmen dagegen verlangt.

In Mecklenburg wollen die Völkischen den deutschnationalen Minister v. Brandenstein stürzen, weil er im Reichsrat für die Annahme des Sachverständigenberichts gestimmt hat. Infolgedessen besteht Gefahr, daß Mecklenburg-Schwerin eine Linksregierung bekommt. Völkische Aufbaupolitik!

Der erste der sog. kleinen Hitlerprozesse in München, betr. Zerstörungen bei der soz.-dem. Zeitung Münchener Post, Verhaftung der Stadträte als Geiseln und anderer Ausschreitungen, endete mit einem auffällig milden Urteil gegen die Angeklagten. Die Vandalen vom Hakenkreuz kamen mit Festungsstrafen von 1½ Jahren abwärts davon, die ganz oder größtenteils durch Bewährungsfrist unwirksam gemacht sind. Die Tage der bayerischen Volksgerichte sind glücklicherweise gezählt.

In Stuttgart wurde eine kommunistische Mörderzentrale (Tscheka) entdeckt, die u. a. General v. Seeckt beseitigen wollte. Neben Waffen verfügte die Tscheka über Ruhr-, Typhus- und Cholerabazillen.

Bei den englischen Liberalen ist eine Spaltung eingetreten. Ein Teil von ihnen kündigt die Koalition mit der Arbeiterpartei und will die Konservativen unterstützen, um die sozialistische Innenpolitik der Regierung Macdonald zu vereiteln. Auch die Ablehnung der Verhältniswahl im Unterhaus brachte Reibungen zwischen Liberalen und Arbeiterpartei.

Beide Häuser des amerikanischen Parlaments haben den Präsidenten Coolidge aufgefordert, eine Abrüstungskonferenz einzuberufen. Der amerikanische Botschafter Kellog in London betonte in einer Rede die britisch-amerikanische Freundschaft, empfahl den Bericht der Sachverständigen und bestritt ausdrücklich, daß die Vereinigten Staaten in Europa nicht eingreifen wollten. Die Wiederherstellung Mitteleuropas sei das größte Problem der Gegenwart und die Vorbedingung für Frieden und Wohlstand der Welt.

In Jugoslawien wird der deutsche Kulturbund, das geistige Kraftwerk des dortigen Deutschtums, von den Behörden verfolgt. Sein Vermögen wird beschlagnahmt und seine Führer, darunter katholische Priester, werden verhaftet.

Die Rückkehrversuche Kaiser Karls im Jahre 1921.

Von Theodor von Sosnosky.

Vor ungefähr Jahresfrist haben wir an dieser Stelle auf ein Buch des ehemaligen Privatsekretärs Kaiser Karls, Baron Karl Werkmann, „Der Tote auf Madeira“ hingewiesen, das interessante und wertvolle Mitteilungen über die letzten Lebensjahre dieses unglücklichen Herrschers enthielt. Dieses Buch hat nun eine wichtige Ergänzung erfahren. Ein anderer aus der kleinen Zahl der Getreuen, die sich um den entthronten und verbannten Kaiser geschart haben, der ehemalige k. u. k. Diplomat Aladár von Boroviczény, hat im selben Verlage (Verlag für Kulturpolitik, München 1924), ein Buch, „Der König und sein Reichsverweser“ (geh. 7 M, geb. 8.50 M), veröffentlicht, das noch wichtigere, wertvollere Mitteilungen, Kaiser Karl betreffend, enthält und das, sehr gut geschrieben und manchmal spannend wie ein interessanter Roman, bedeutsame Streiflichter auf die politische Lage Europas zur Zeit der beiden Rückkehrversuche nach Ungarn wirft und über deren Beweggründe Licht verbreitet. War man nach dem katastrophalen Mißerfolge dieser zwei scheinbar kopflos und leichtfertig unternommenen Restaurationsversuche nur zu geneigt, über die politische Einsicht Kaiser Karls den Stab zu brechen, so wird man durch das Buch Herrn v. Boroviczénys eines andern und bessern belehrt. Man erkennt, daß, was den Zeitungsberichten zufolge als unüberlegter und aussichtsloser Putsch erschien, in Wahrheit ein wohl begründetes und bedachtes Unternehmen gewesen ist, bei dem eine Ententemacht Pate stand und Karl die Anerkennung der Restauration in Aussicht stellte, wofern sie ihm gelinge.

Diese Ententemacht war Frankreich. Dort hatte man sehr bald erkannt, daß mit der Zerstörung und Aufteilung des Habsburgerreichs ein schwerer, verhängnisvoller Fehler begangen war; ein Fehler, dessen man sich wider das eigene bessere Einsehen nur deshalb schuldig gemacht hatte, weil man, als der große Krieg nicht den erwünschten Verlauf nahm, in der Bedrängnis der Stunde Oesterreich-Ungarn den Italienern geopfert hatte, um sich dafür ihre Mithilfe bei der Ueberwältigung der beiden Mittelmächte zu sichern. Auch für die Helferdienste, die die Tschechen, Rumänen und Südslawen der Entente im Kriege geleistet, mußte man die Entlohnung aus dem Leibe der alten Monarchie schneiden. Aus diesen Gründen also hatte sich Frankreich, ungern genug, dazu verstanden, in die Zerstörung und Aufteilung Oesterreich-Ungarns zu willigen. Als dies geschehen war, begann man es auch schon zu bereuen, denn man erkannte die schweren Gefahren, die Frankreich daraus erwachsen konnten, daß es kein Habsburgerreich mehr gab. Der Verfasser des vorliegenden Buchs geht zwar auf die Ursachen dieser Sinnesänderung der französischen Politik nicht näher ein; aber die Hauptursache ist nicht schwer zu erraten: es war die nationale deutsche Anschlußbewegung, die in solchem Umfange nur durch die Zertrümmerung des Habsburgerreichs möglich geworden war. Da man im Ententelager das nationale Prinzip und das Selbstbestimmungsrecht der Völker zum politischen Dogma erhoben hatte, war es nicht zu verwundern, daß die Deutschen Oesterreichs, die sich durch den Zerfall der Monarchie sozusagen in der Luft hängen sahen und überdies in einer wirtschaftlich trostlosen Lage befanden, dieses Recht auch für in Anspruch nahmen und stürmisch ihre Vereinigung mit Deutschland verlangten. Zwar brauchte Frankreich, das im Zenith seiner Macht stand, nur ein entschiedenes Nein zu sprechen, um dieser Propaganda ein Ende zu machen. Aber es sprach es in dem fatalen Bewußtsein, damit das von ihm selber aufgestellte nationale Dogma umzustoßen, und in der unbehaglichen Erkenntnis, daß sich dieser von ihm verpönte Anschluß auf die Dauer schwer werde verhindern lassen, wenn man nicht einen dauerhaften Riegel vorschiebe. Dieser Riegel nun sollte die wiederhergestellte Habsburgische Monarchie sein, die allein imstande sein würde, den Deutschen in Oesterreich wieder einen Halt zu geben und ihren Wunsch nach Anschluß ans Reich wirksam zu zersetzen. Hatte die Donaumonarchie ihre Wiedergeburt aber Frankreich zu verdanken, so war sie diesem auch verpflichtet und konnte als Gegengewicht gegen ein wiedererstarktes Deutschland verwertet werden, ja allenfalls als Bundesgenosse gegen dieses.

Und zwar sollte Kaiser Karl das Donaureich regieren, nicht etwa Erzherzog Josef, der sehr merklich mit der Stefanskrone liebäugelte. Was Boroviczény über diese Frage in seinem Buche mitteilt, ist ebenso neu wie interessant. Sie kam aufs Tapet, als Ungarn sich von dem Terrorismus der Bolschewistenherrschaft Bela Kuns und seinesgleichen befreit hatte und die Sehnsucht nach der Wiederkehr geordneter Zustände sich im ganzen Lande mächtig äußerte. Damit schien die Stunde für die Rückkehr des Hauses Habsburg gekommen; allerdings einstweilen nur auf den ungarischen Thron, und nicht des legitimen Herrschers, sondern des Erzherzogs Josef, der in Ungarn als sogenannter homo regius die Interessen der Dynastie zu wahren hatte. Dieser spielte sichtlich mit dem Gedanken, selber den Thron zu besteigen, den er dem König Karl hätte erhalten sollen.

Die Entente schien zunächst auch nichts gegen Josefs Absicht einzuwenden. Erst als Dr. Benesch die in Paris tagende Friedenskonferenz beschwor, keinen Habsburger als Regenten Ungarns zu dulden: „la Republique Tschéco-Slovaque . . . considère la restauration de la dynastie des Habsbourgs comme un danger extrême pour l'existence de l'Etat Tschéco-Slovaque . . .“; erst da fand sich die Entente bereit, den Rücktritt Erzherzog Josefs zu veranlassen, ohne sich aber gegen eine Rückkehr der Habsburger auf den ungarischen Thron grundsätzlich auszusprechen. Eben darum war es jedoch den Tschechen vor allem zu tun, denn das Haus Habsburg war der Alp, der sie Tag und Nacht verfolgte und vor dem sie zitterten. Benesch stellte der Friedenskonferenz daher ebenso beharrlich als nachdrücklich vor, daß die Entente ihr eigenes Werk, den tschechoslowakischen Staat, gefährde, wenn sie die Rückkehr der Habsburger nicht verhindere. Daraufhin erließ die Botschafterkonferenz am 4. Februar 1920 eine Warnung an Ungarn, worin sie dieses darauf aufmerksam machte, daß die Frage der Wiedereinsetzung der Dynastie Habsburg nicht bloß eine interne Angelegenheit Ungarns sei, sondern eine Frage von internationaler Bedeutung, und daß sie in diese Restauration nicht willigen könne, weil sie den Frieden Europas bedrohen würde. Gleichzeitig aber — und das ist zu beachten! — machte man von seiten der Entente Ungarn mündlich darauf aufmerksam, daß die Ausschließung des Hauses Habsburg von der Wiedereinsetzung weder in den österreichischen noch in den ungarischen Friedensvertrag aufgenommen worden sei! Auf privatem Wege wurde dem Verfasser von einem „maßgebenden Mitgliede der britischen Militärmission“ mitgeteilt, daß das Verlangen der Entente nach dem Rücktritte des Erzherzogs Josef von der Regierung in Ungarn auch im Interesse der eventuellen Restauration der Monarchie gelegen sei. Er suchte dies, dem Verfasser zufolge, nachstehend zu begründen:

„Wenn der Erzherzog an der Macht bleibt, wird es bei seiner Popularität in Ungarn schwer werden, ihn, nachdem er sich festgesetzt hat, von seinem Posten wegzubringen. Der Erzherzog gehört zwar der Herrscherfamilie an, sein Rang als Erzherzog berechtigt ihn aber noch lange nicht zur Thronbesteigung. Würde er dank seiner großen Popularität in Ungarn König, so würde er in Oesterreich oder in Böhmen, wo er keine persönliche Anziehungskraft besitzt, niemals eine für Ungarn günstige Bewegung auslösen. Im Gegenteil. Ungarn hat die Krankheit der Revolution durch den heftigen Verlauf rasch überstanden und wäre reif, die alte Monarchie bei sich wieder aufleben zu lassen. In Oesterreich aber lägen die Verhältnisse anders. Es sei unverkennbar, daß die Entwicklung in Oesterreich auch nach rechts zu gravitiere, aber, da der Verlauf der Revolution in Oesterreich ein sehr flauer war, gehe die Evolution nach rechts zu auch langsam. Heute noch, erklärte der Engländer, sind in Oesterreich die linksorientierten Elemente stärker. Sie fühlen aber, daß die Evolution nach rechts geht und deshalb fühlen sie sich im Genuß ihrer Macht beengt. Eine zu rasche Wiederherstellung der Monarchie in Ungarn könnte leicht die linksstehenden Elemente in Oesterreich zu einer energischen Aktion veranlassen und die so günstig eingetretene Evolution nach rechts für unabsehbar lange Zeit unmöglich machen. Auch in der Tschechoslowakei müsse man die Ereignisse noch reifen lassen. Die Zusammensetzung dieses neuen Staates und die Zustände, die dort herrschten, ließen auf keine glückliche Zukunft dieser Mißgeburt der Friedenskonferenz hoffen. Doch brauche es noch Zeit, bis der Prozeß dort so weit gediehen sei, um auch den Tschechen den eingebildeten Gewinn, den ihnen ihre eingebildete Selbständigkeit zu bringen scheint, in nüchternen Verlustziffern erscheinen zu lassen. Dann brauchen auch die Nationalitäten, die unter die tschechische Herrschaft gekommen sind und nicht dort bleiben wollen, Zeit, um sich zu organisieren. . .“

So äußerte sich das erwähnte Mitglied der britischen Militärmission in Wien zum Verfasser.

Erzherzog Josef mußte seine ehrgeizigen Aspirationen einstweilen kaltstellen und der Weg auf den ungarischen Thron war damit für König Karl wieder frei geworden. Der Erzherzog aber war nichtsdestoweniger noch keineswegs gewillt, auf ein

hochfliegenden Pläne zu verzichten. Herr von Boroviczény erbringt hiefür eine bisher ganz unbekannt gebliebene, höchst interessante Einzelheit als überzeugenden Beweis. Im Januar 1921 sandte Erzherzog Josef nämlich seinen Sohn, Erzherzog Josef Franz, nach Rom, wo er sich um die Hand der Prinzessin Jolande bewerben sollte und wo er auch eine sehr freundliche Aufnahme fand. Doch kam es aber tatsächlich zu dieser Verbindung nicht. Erzherzog Josef hatte sich offenbar mit der Hoffnung geschmeichelt, wenn sein Sohn eine italienische Prinzessin zur Gemahlin erhielte, würde man im Quirinal begründetes Interesse haben, ihn selber oder doch seinen Erben auf dem ungarischen Thron zu sehen. Im Quirinal wieder hatte man sich augenscheinlich mit dem Gedanken getragen, sich in Erzherzog Josef und seinem Sohne willfährige Vasallen Italiens zu schaffen und Ungarn zu einem Bollwerk gegen die fatale jugoslawische Nachbarschaft zu machen. Warum diese schon so weit gesponnenen Fäden dann zerrissen sind, darüber vermag der Verfasser leider keine Auskunft zu geben.

An der Seine sah man der Entwicklung der politischen Dinge mit wachsendem Unbehagen zu, insbesondere dem immer selbstbewußteren Auftreten Italiens und der Kleinen Entente. Da die Einigkeit der letzteren einzig und allein durch ihren gemeinsamen Antagonismus gegen das Haus Habsburg bedingt wurde, glaubte man in Paris, sie sprengen zu können, wenn man diesem Interesse den Boden entzog und Karl auf den Thron verhalf. So ließ Ministerpräsident Briand Kaiser Karl denn wissen, er wäre sehr einverstanden, ihn auf dem ungarischen Throne zu sehen. Kaiser Karl säumte nicht, diesem Winke Folge zu leisten. Der Gedanke an den mit Sicherheit vorauszusehenden Widerstand der Kleinen Entente brauchte ihm keine große Sorge zu bereiten. Denn er war über die innere Lage dieser Staaten wohl unterrichtet und wußte, daß keiner von ihnen in der Lage war, die Drohungen, an denen sie es nicht fehlen lassen würden, auch zu verwirklichen. In Jugoslawien harrten die Kroaten, Montenegriner und Herzegovzen nur des ersehnten Augenblicks, da ihre serbischen Unterdrücker durch auswärtige Schwierigkeiten in Anspruch genommen sein würden, um das verhaßte Joch abzuschütteln; und in der Tschechoslowakei stand es nicht anders mit den Deutschen, Magyaren und Slowaken, die zusammen die Hälfte der Bevölkerung bildeten. Ein militärisches Einschreiten würde demnach für beide Staaten ein überaus gefährliches Wagnis gewesen sein. Was ferner Rumänien betraf, so verhielt es sich passiv. Italien aber, das gegebenenfalls hätte am gefährlichsten werden können, war damals durch seine inneren Schwierigkeiten — sozialistische Unruhen — kaum handlungsfähig. Kaiser Karl durfte es unter solchen Verhältnissen also getrost wagen, dem Rate Briands zu folgen, denn seine Aussichten waren fraglos günstig. Es war seinerseits somit weder Leichtsinn noch Unüberlegtheit, wenn er zu Ostern 1921 den Versuch machte, sich wieder in den Besitz der ihm gebührenden Stefanskrone zu setzen . . .

Daß dieser Versuch so kläglich mißlingen sollte, hatte eine andere Ursache als die allgemein angenommene. Sie lag in den Verhältnissen, die in Ungarn herrschten, und hierin hat Kaiser Karl allerdings einen großen Irrtum begangen: er hat seine Osterfahrt in dem guten Glauben angetreten, sein Reichsverweser und Platzhalter, der Kontreadmiral von Horthy, der sich bis dahin immer als sein treuer Anhänger gebärdet hatte, werde ihn mit offenen Armen empfangen und ihm den Weg zum Thron ebnen. Horthy aber, ursprünglich dem König offenbar wirklich ergeben, hatte inzwischen unter dem Einflusse seiner durchaus habsburgfeindlichen Umgebung seine Gesinnung geändert und machte nicht nur keine Miene, ihm zum Throne zu verhelfen, sondern bot im Gegenteil alles auf, ihn zum Verlassen Ungarns zu bewegen. Schmerzlich enttäuscht, in all seinen Hoffnungen erschüttert, verlor Karl seine Tatkraft, gab den Versuch vorläufig auf und kehrte, um eine bittere Erfahrung reicher, in die Schweiz zurück.

Aber ganz hatte er seine Absicht darum noch keineswegs aufgegeben. Er wurde darin durch die französische Regierung abermals unterstützt. Sie ließ ihn durch einen Abgesandten, der sich im Laufe des Sommers wiederholt in Hertenstein einfand, ihrer Sympathie und Unterstützung versichern und empfahl ihm dringend, die von ihr erwartete vollendete Tatsache baldigst zu schaffen, da sich die politische Lage sonst zu seinen Ungunsten wenden könne und Frankreich dann vielleicht nicht mehr in der Lage sein würde, ihm zu helfen. Da Karl sich auch des Wohlwollens der britischen Regierung versichert hatte, wenngleich nur des passiven, und sich die Verhältnisse bei der Kleinen Entente seit dem Osterversuche keineswegs zu seinem Nachteil geändert hatten, seine Anhänger in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien vielmehr ungeduldig des Augenblicks zum Losschlagen harrten, beschloß er den Versuch zu wiederholen. Als dann überdies noch von seinen Getreuen in Ungarn ein dringender Alarmruf kam, daß Horthy alles aufbiete, den legitimistischen Gedanken in Ungarn zu ersticken, da zögerte der König nicht länger und trat die sensationelle Fahrt nach Ungarn im Flugzeug an (beiläufig bemerkt, ein überaus fesselndes Kapitel des Buches). Und wieder geschah, was das erstemal geschehen war. Alles verlief zuerst günstig, nur Horthy leistete Widerstand. Und abermals verlor Karl Spannkraft und Vertrauen und gab die Sache verloren, bevor sie es tatsächlich war . . .

Was hier in Kürze vorgebracht worden, ist nur ein bescheidener Bruchteil des reichen Inhalts dieses Buches, das zu lesen nicht nur allen ans Herz gelegt sei, die sich für den unglücklichen Herrscher interessieren, sondern allen, die sich über die politischen Vorgänge jener Zeit unterrichten wollen. Das Buch Herrn von Boroviczénys stellt, die Wahrheit seiner Mitteilungen vorausgesetzt, an der wir nicht zu zweifeln brauchen, jedenfalls eine erstklassige historische Quelle zur Geschichte unserer Tage dar.

Ein holländisches Urteil über den Anfang des Weltkriegs.

Von General Karl von Landmann.

Für uns Deutsche kann es nur erwünscht sein, wenn von neutraler Seite über den Weltkrieg geschrieben wird, da immerhin eine gewisse Gewähr für eine unbefangene Beurteilung der Ereignisse gegeben ist; namentlich gilt dies für den Kriegsanfang, der ja maßgebend war für den weiteren Verlauf. Eine sehr beachtenswerte Erscheinung ist in dieser Hinsicht das vom Verlag von E. S. Mittler & Sohn 1922 in deutscher Uebersetzung herausgegebene Werk des holländischen Oberst a. D. J. C. van den Belt: „Die ersten Wochen des großen Kriegs". Der Verfasser bekundet seine unparteiische Auffassung schon im Vorwort (S. VI), wo er die Ueberzeugung ausspricht, daß Deutschland nicht allein die Schuld am Krieg trage, sowie daß Deutschland und Oesterreich einen Verteidigungskrieg geführt haben.

In einem Abschnitt „Die Operationspläne" hält van den Belt dafür, daß es notwendig gewesen wäre, zu Anfang August 1914 sehr starke deutsche Kräfte nach Rußland zu schicken. Die Mittelmächte hätten nur Rußland den Krieg zu erklären brauchen, seiner drohenden Mobilisation wegen, und Frankreich hätte Deutschland den Krieg erklären müssen. Frankreichs Heere wären vermutlich gezwungen gewesen, belgisches Gebiet zu verletzen, und England hätte sich eine ganz andere Veranlassung suchen müssen, um sich am Krieg beteiligen zu können. Deutschland habe die Bedeutung der öffentlichen Meinung erheblich unterschätzt und mit dem Marsch durch Belgien seinen zahlreichen Gegnern eine Waffe in die Hand gedrückt. Der Verfasser bezweifelt auch, daß die Angriffskraft der französischen Armeen ausgereicht hätte, die Linie Metz—Straßburg—Hüningen schnell zu überwältigen. Die Ansichten van den Belts kommen somit hinaus auf den durch Schlieffen umgestürzten Kriegsplan des (älteren) Feldmarschalls Moltke, der beabsichtigt hatte, zu Beginn des Zweifrontenkriegs die deutsche Hauptmacht im Anschluß an die Oesterreicher gegen Rußland zu führen und sich gegen Frankreich defensiv zu verhalten.

In den nächsten Kapiteln bespricht der Verfasser die Operationen im Westen wie im Osten bis Mitte September und weist auf die Fehler hin, die nach seiner Meinung sowohl auf deutscher wie auf alliierter Seite gemacht wurden. Auf deutscher Seite war die Wurzel allen Uebels „die irrige Ueberzeugung, daß die durch die deutschen Armeen an der Grenze errungenen Erfolge die Entscheidung schon gebracht hätten" (Seite 32). Dieser irrigen Auffassung der Lage entsprang zunächst der Auftrag an die unter Kronprinz Rupprecht in Lothringen kämpfenden Armeen, die Offensive in südlicher Richtung fortzusetzen, wogegen sich empfohlen hätte: „defensives Verhalten in Elsaß-Lothringen mit den allernotwendigsten Truppen und beschleunigte Verstärkung des rechten Flügels mit allen Truppen, welche nur freizumachen waren". Dieser irrigen Auffassung

entsprach auch die am 26. August erfolgte Absendung von zwei Armeekorps und einer Kavalleriedivision nach Ostpreußen, wodurch der rechte Heeresflügel empfindlich geschwächt wurde und der nachfolgende große Sieg bei Tannenberg seine Bedeutung für den westlichen Kriegsschauplatz einbüßte. Nur wenige Tage sollte die Siegesfreude im Großen Hauptquartier dauern, denn am 6. September ergriffen die Franzosen, die man auf der Flucht wähnte, nachdem sie Verstärkungen aus Lothringen herangezogen hatten, überraschend die Offensive. Statt sich in dieser bedenklichen Lage selbst an die Front zu begeben, sandte der deutsche Generalstabschef v. Moltke einen Offizier (Hentsch) mit einer mündlichen Weisung, und dieser gab der am rechten Flügel kämpfenden 1. Armee den Befehl zum Rückzug, nachdem die 2. Armee bereits selbständig zurückgegangen war. Der von der Obersten Heeresleitung gegebene Befehl zum Rückzug auf der ganzen Front war die weitere Folge. An der Aisne wurde wieder Halt gemacht. Den Alliierten war es nicht gelungen, den Deutschen eine Niederlage beizubringen. Aber auch der deutschen Obersten Heeresleitung war es zunächst nicht möglich, nochmals die Offensive zu ergreifen. Van den Belt ist nun der Meinung, es hätte gelingen können, einen starken rechten Flügel zu bilden und neuerdings zur Offensive überzugehen (Seite 76). „Nur energisch und zielbewußt brauchte die deutsche Oberste Heeresleitung zu befehlen, um die Truppen zum Ziel schreiten zu lassen. Aber es wurde nicht befohlen.“ So dankbar diese Anerkennung der Leistungsfähigkeit der deutschen Truppen zu begrüßen ist, so gibt sich der Verfasser doch einer Täuschung hin. Denn für eine Kriegsführung im Sinn Schlieffens waren die deutschen Streitkräfte zu schwach, damals noch mehr als zu Beginn des Kriegs. Der Kriegsplan Schlieffens hatte zur Annahme, daß die russische Armee mindestens vier Wochen zu ihrem Aufmarsch brauche und daß eine italienische Armee am deutschen linken Flügel eintreffen werde. Beide Voraussetzungen waren im August 1914 nicht mehr gegeben. Der Vormarsch durch Belgien war daher nicht nur ein politischer, sondern ein militärischer Fehler. Der Verfasser stimmt denn auch mittelbar bei, wenn er sich, wie oben erwähnt, dahin ausspricht, daß Deutschland zu Anfang August sehr starke Kräfte gegen Rußland hätte verwenden und sich gegen Frankreich abwartend beziehungsweise defensiv hätte verhalten sollen. Im übrigen zeigt der holländische Oberst ein sehr gutes militärisches Urteil und sein Buch empfiehlt sich auch deswegen, weil es neben deutschen englische und französische Kriegsschriften verwertet, die zum Teil in Deutschland weniger bekannt sind.

Heilung.

Die Angst schloss mir die Augen
Mit schwarzem Eisenband
In tiefster Not der Schmerzen,
Dass ich nicht Heilung fand.

Du wolltest mich nicht führen
Als Opfer zu dem Stein;
Die Schranke hieltst du offen,
Dass frei ich träte ein.

Ich selber musste handeln,
Das ward mir ahnend klar;
Doch wie sollt ich im Dunkeln
Nur finden, was es war?

Dir bebte leis die Stimme
Beim letzten „Gute Nacht!“
Und nass war deine Wange,
Als ich sie küsste sacht.

Da drängte meine Liebe
Die Angst zur Seite schnell,
Und sieh! vor meinen Augen
Ward es urplötzlich hell.

Mit heisser stummer Bitte
Erfasst' ich deine Hand
Und liess dahin mich führen,
Wo ich die Heilung fand.

Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebertragung von F. R. von Lama, Füssen.

(Fortsetzung.)

III.

Island.

Um Mitternacht lichtete das Boot die Anker und setzte seine Fahrt nach dem großen Eislande (Island bedeutet ja Eisland) fort.

Am 7. Juli sichteten wir zum erstenmal die Gletscherberge des Landes von Eis und Feuer und Lava, des Landes, das wir so glühend zu besuchen wünschten.

Wer meinen würde, Island, so hoch oben im Norden gelegen, mit seinen eisigkalten, langen, dunklen Nächten sei auch kalten und unzugänglichen Wesens für höhere Bildung und arm an Fortschritten in Literatur und den Wissenschaften, oder es sei gar wenig empfänglich für die Schönheiten der Schöpfung und Kunst, der würde sich nicht wenig täuschen. Das Gegenteil davon ist die Wahrheit. Island mit seiner geringen Bevölkerung von nicht ganz 100 000 Seelen ist ein Land von eigenartiger, anziehender Entwicklung, ein Land, in dem man keinen einzigen Analphabeten findet, ein Land, reich an einer sehr eigenartigen Literatur und geradezu einzig dastehend mit seinem reichen Schatze an Volkssagen, in denen sich seine ganze Geschichte und die volle Seele seines Volkes ausdrückt. Wo immer man auch den Fuß über eine Schwelle setzt, selbst auf dem einfachen kleinen Bauernhofe, überall findet man eine kleine oder größere Bibliothek, bestimmt, die langen Abende des schier endlosen Winters zu kürzen und den Durst des Volkes nach Wissen und Fortbildung zu stillen. Stand doch Island in früheren Jahrhunderten an der Spitze ganz Skandinaviens, was Geistesbildung betrifft, und auch jetzt steht es an Studien und Veröffentlichungen, vor allem auf geschichtlichem und volkskundlichem Gebiete, noch in hohem Ansehen. Man trifft hier Künstler, die als Bildhauer köstliche Beweise des unerschöpflichen Könnens menschlichen Genies liefern. Das isländische Volk fühlt sich frei und selbständig und hält große Stücke auf seine Unabhängigkeit; es ist stolz auf seine Vergangenheit und auf die Taten seiner Helden und weiß edel, vornehm und stolz aufzutreten. Sobald bekannt geworden war, der Kardinal würde auch in Island anlegen, ergriff die Regierung alle Maßnahmen, die Ehre würdig zu erwidern. Der „Botnia“ wurde drahtlos befohlen, bei ihrer Ankunft außerhalb des Hafens liegen zu bleiben und nicht vor 8 Uhr einzufahren, damit alles für den feierlichen Empfang vorbereitet werden konnte. Die Schiffe im Hafen, die öffentlichen Gebäude in der Stadt, die Residenzen der Minister, der Regierungspalast und viele Privatgebäude hatten geflaggt, als die „Botnia“, die schon seit 3 Uhr Anker geworfen hatte, im vollen Festschmuck in den Hafen einfuhr. Der einzige, der vorher an Bord gelassen worden, war der Obere der katholischen Mission, der den Kardinal zu begrüßen kam.

Nachdem wir nun als erster das Schiff verlassen hatten, wurden wir von einer großen Volksmenge freudig empfangen und ehrerbietig begrüßt. Die Regierung, die sich durch den hohen Besuch geehrt fühlte, bot dem Kardinal ein Festmahl, an dem neben den Reichsministern auch die Präsidenten der Kammern, der Rektor der Universität mit mehreren Professoren, der Präsident des Obersten Gerichtshofes, die Konsuln von England, Dänemark u. a. teilnahmen. Man bot uns eine Autojacht zum Besuche des etwa 50 Kilometer von Reykjavik entfernten Thingveller an, des historischen Orts, wo Islands Althing im Jahre 1000 den christlichen Glauben annahm und zur Staatsreligion erklärte. Der außerordentlich ehrenvolle, dem Präfekten der Propaganda bereitete Empfang, ein Empfang, der, wie viele bemerkten, sich nicht von jenem Empfang unterschied, der vor ein paar Jahren dem Könige von Dänemark, damals auch als König von Island, bereitet wurde, war nicht nur eine höfliche Antwort Islands auf die Ehre, die es in diesem Besuche erblickte, sondern er war auch ein Ausdruck aufrichtiger Geneigtheit gegen die katholische Kirche, mit welcher die Isländer und besonders die höher Gebildeten sich immer noch innerlich verbunden fühlen. Durch das Geschichtsstudium wissen sie allzu gut, daß Island einst groß war, soweit ein kleines Volk sich zur Größe erheben kann, als es noch katholisch war; daß Kunst und Wissenschaft und Literatur unter den katholischen Bischöfen und

Priestern geblüht hatten; daß Islands Ruhmeszeit zwischen dem elften und dem sechzehnten Jahrhundert liegt; daß nur durch Gewalt und Täuschung Island von der katholischen Kirche losgerissen worden ist; daß es seines Reichtums, seines Wohlstandes, seiner Kunstschätze durch diejenigen verlustig ging, die ihm die Freiheit zu bringen vorgaben, und daß mit der Reformation auf religiösem Gebiete auch zugleich seine Unabhängigkeit und Wohlfahrt ihr Ende fanden, daß es in einen Abgrund von Armut und Elend stürzte. Daher die tiefeingewurzelte Abneigung der Isländer gegen Dänemark. Denn es war ja der lutherische König Christian, der Island zugrunde gerichtet hat, seiner Bevölkerung den katholischen Glauben nahm und tiefen Verfall über das Land brachte.

Als seinen großen Nationalhelden verehrt und liebt Island immer noch ganz allgemein den letzten Bischof von Holar, Jón Arasson, der unerschrocken für die Erhaltung des katholischen Glaubens und für die Unabhängigkeit seines teuren Island stritt. Durch gemeinen Verrat in Gefangenschaft geraten und vom Könige von Dänemark vor die Wahl zwischen Leben, Freiheit und irdischer Belohnung unter Verzicht auf den katholischen Glauben und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes einerseits und schmählichen Tod auf dem Schafott anderseits gestellt, legte er mit Mannesmut sein Haupt unter das Henkersbeil, nachdem er zuvor noch vor dem Altare der Muttergottes niedergekniet war, um ihr seine Seele und sein liebes Island anzuempfehlen. Jeder Isländer kennt seinen Namen und seine großen Taten und die Mitra, die Papst Paul III. Jón Arasson als Zeichen der Dankbarkeit und Ermutigung in seinem Kampfe für den katholischen Glauben zum Geschenk machte, wird im Museum von Reykjavik als kostbare Erinnerung mit Pietät aufbewahrt.

Nicht leicht war es, das durch und durch katholische Island, das so sehr an seiner Geschichte hing, dem Glauben seiner Väter zu entfremden. Wohl wurden die Ordensleute aus ihrer stillen Buß- und Arbeitsklause verjagt und zum Lande hinausgeworfen, wohl wurden die Klöster geschlossen und niedergerissen und die Kirchengüter als beschlagnahmt erklärt, wohl wurde den Priestern unter Todesstrafe verboten, das hl. Meßopfer zu feiern oder selbst im Lande zu bleiben. Das Volk jedoch wollte nichts von einem neuen Kulte wissen, es verlangte nach dem alten und nach seinen Priestern. Und hier darf sicher auch beigefügt werden, was wir in Reykjavik in der Chronik des Finnus Islandicus lasen, wie nämlich ein holländischer Kaufmann den armen Isländern in ihrem Kampfe gegen den ihnen aufgezwungenen lutherischen Glauben zuhilfe kam und dadurch der Ehre teilhaftig wurde, von den Gewalthabern aus dem Lande vertrieben zu werden. Der Geschichtsforscher Pastor erzählt in seiner „Geschichte der Päpste", wie mancherorts in Island die Gläubigen sich in Ermangelung von Priestern des Sonntags vor einem Korporale versammelten, das sie zu retten gewußt hatten, und davor ihre Gebete verrichteten und den Tag des Herrn heiligten. Unter dem Drucke des Volkswillens wurden nun von den Ueberwältigern Priester zugestanden, die jedoch in Wirklichkeit keine waren. Mit teuflischer Schlauheit wählte man dazu verächtliche, unwissende Leute ohne Erziehung und Bildung aus, um die Verachtung des Volkes allmählich auf den Kult selbst überzuleiten. Auch ließ man die „Messe" bestehen, die natürlich keine solche mehr war; man gestattete noch den Gebrauch von Alben, Meßgewändern und anderen priesterlichen Gewändern, von Altären und Missalien, von Kerzen und Blumenschmuck. Aeußerlich wurde am Gottesdienste fast keine Veränderung vorgenommen, aber man begann, einen Teil der Meßgebete ins Isländische zu übertragen, was dann nach und nach auch auf andere Teile ausgedehnt wurde. Noch einige Jahrhunderte hindurch wurde in dieser „Messe" das katholische Glaubensbekenntnis auf Lateinisch gebetet mit seinem „Credo ... in unam, sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam". Aber die Jahrhunderte vergingen und bei dem vollständigen Fehlen von Bischöfen, von Priestern und Ordensleuten, bei dem gänzlichen Mangel an katholischem Unterricht und der fortgesetzten Durchdringung mit dem Luthertum geriet der alte Glaube immer mehr in Vergessenheit, ging die Kenntnis des wahren Gottesdienstes mit dem Leben nach katholischen Grundsätzen verloren. Dennoch hegt das Volk noch immer tiefe Gefühle für den katholischen Glauben, blickt es mit großer Ehrfurcht zur katholischen Kirche auf, liebt es die katholischen Zeremonien und ihre Pracht und lauscht es gern und andächtig der katholischen Predigt.

Mit größter Freude wurde nicht nur von den Katholiken, sondern von der ganzen Bevölkerung Islands die Errichtung der unabhängigen Apostolischen Präfektur Island und die Ernennung des eifrigen Paters Meulenberg zum ersten Apostolischen Präfekten vernommen. Als naturalisierter Isländer erfreut sich dieser warmen Wohlwollens der Bewohner und wird ohne Zweifel, unterstützt von seinen eifrigen Mitbrüdern aus der Kongregation des sel. Grignon de Montfort, die ihm anvertraute Mission mit Gottes Segen und unter seiner heiligen Mutter Schutz zur Blüte zu bringen wissen. Island, das einstens zwei Bistümer besaß, Holar und Skalholt, und dazu zahlreiche Klöster und Schulen, zählt augenblicklich nicht mehr als hundert Katholiken. Aber die Ernte ist vielversprechend, wenn nur die Mittel, sie einzuholen, nicht fehlen würden. Eine zweite Station in dem schönen, einige Tausend Einwohner zählenden Städtchen Hafnarfjörður ist in Vorbereitung. Die Mission besitzt dort ein geeignetes Grundstück, ein Haus mit einer kleinen Kapelle darin, wo von Zeit zu Zeit Gottesdienst abgehalten wird. Dorthin soll die kleine Holzkirche von Reykjavik übertragen und in der Hauptstadt selbst ein Gottes würdiger Tempel gebaut werden, welcher die Gottesdienst und Kunst liebenden Isländer zum Guten stimmen würde.

Kulturelle Rundschau.

Von D. Johannes Albani.

Krisis im höheren Schulwesen. — Kants 200. Geburtstag.

Die Revolution von 1918, positiv nichts als eine Lohnbewegung, negativ das Ergebnis der zersetzenden Wirkung, die seit 400 Jahren der Subjektivismus der Volks- und Einzelindividuen immer hemmungsloser ausüben durfte, hat von Anfang an sich dadurch weltanschaulich zu drapieren gesucht, daß sie einen Vernichtungskampf gegen alle wirklich weltanschaulich bedeutsamen, für den inneren Aufbau von Gemeinschaft und Persönlichkeit notwendigen Größen, vor allem im Schulwesen unternahm. In erster Linie richtete sich dieser Kampf, und nicht erst seit 1918, gegen die Religion. Hier konnte man dem gegnerischen Haß immerhin Echtheit und Tiefe nicht absprechen. Unterdessen hat sich dieser Haß, wenn auch an Masse nicht geringer geworden, doch merklich abgestumpft. Die alten, gründlich geschulten Kämpen sind verschwunden oder ziehen es, angeekelt von ihrer Gefolgschaft, vor, zu schweigen. Die religiöse Diskussion gerät ins Läppische wie bei den Theosophen. Und im Kampfe um die Schule, besonders die höhere Schule, ist man bis zum Nützlichkeitsprinzip, so wie man es versteht, herabgesunken.

In demselben Augenblick, wo die süddeutschen Länder ihrer Treue zum humanistischen Gymnasium sich zu freuen immer mehr Ursache erhalten, wo ein unverkennbarer Zustrom zu den humanistischen Anstalten einsetzt und die Besuchsziffern der Realanstalten immer mehr sinken, ist man in Sachsen daran, selbst den altberühmten, sogenannten Fürstenschulen zu Grimma und Meißen als humanistischen Bildungsstätten den Garaus zu machen. Geschichtslosigkeit als Empfindung ist gewiß in einem Lande nicht zum Verwundern, wo kaum noch ein Zehntel dessen, was es enthält, in vollem Sinne bodenständig genannt werden kann. Aber daß dieses Land, nebenbei bemerkt, des Verfassers Heimat, nun schon derart von allen guten Geistern entblößt, so von seinen heimlichen schwarz-weißen und seinen unheimlichen roten Dirigenten um seinen Sachsenstolz betrogen ist, daß es solche einheimische Palladien kalten Sinnes aushöhlt, das ist ein Jammer.

Kardinal Bertram von Breslau hat aus Anlaß der „Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens" seine Stimme erhoben. Vor dem 9. November 1918 war es bei wichtigen Aenderungen im preußischen Schulwesen üblich, dem Episkopat zur Meinungsäußerung Gelegenheit zu geben. Manch freistaatlicher Minister hält das für überflüssig. Der deutsche Episkopat läßt sich trotzdem nicht mundtot machen. Er hat, allerdings erfolglos, die Beibehaltung des fakultativen Unterrichts im Hebräischen gefordert. Dann hat er die für jeden ehrlichen Erzieher selbstverständliche Forderung gestellt, daß die philosophische Schulung und Lektüre in den Aufbauklassen mit der religiösen Weltanschauung der Schüler harmonieren müsse. Und endlich hat, wie gesagt, Kardinal Bertram selbst hinsichtlich des Religionsunterrichts und der alten Sprachen beherzigenswerte Worte an das preußische Kultusministerium gerichtet. Wir entnehmen seiner Eingabe folgendes:

Als eine seiner edelsten Aufgaben hat der Episkopat es stets betrachtet, Hüter und Förderer jener humanistischen Bildung zu sein, die von allen christlichen Völkern als kostbares Erbteil der Vergangenheit betrachtet wird. Daher hat das preußische Kultusministerium zu den verschiedenen Zeiten, in denen Neugestaltung auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens in Erwägung gezogen wurde, und zu neuen Forderungen Stellung genommen werden mußte, nicht ungern die Stimme der kirchlichen Behörde gehört, vielfach auch diese zur Aeußerung eingeladen. — —

Anlaß zu den für weite Kreise beunruhigenden Bestrebungen gibt neben Rücksichten der notwendigen Sparsamkeit wohl hauptsächlich einerseits das Gerede von Ueberbürdung der Schüler, anderseits das Streben nach einer neuen Zielrichtung für die Bildungsanstalten, letzteres im Zusammenhange mit Weltanschauungsfragen und mit Interessen einzelner Stände und einzelner Kreise der Lehrerschaft. — —

Im allgemeinen möchte ich, der eigenen Erfahrung eingedenk, annehmen, daß das Reden von Ueberbürdung übertrieben ist, und daß eine Gewöhnung an volle Entfaltung der Arbeitsfähigkeit eher zur Gesundung als zum Nachteil unserer Jugendlichen gereichen wird. Wir älteren Akademiker haben bei viel mehr Schulstunden und viel kürzeren Stundenpausen in unseren Gymnasialjahren nicht über Ueberbürdung zu klagen brauchen und denken mit Dank daran zurück, daß das Gymnasium uns zu tapferer Entfaltung der Arbeitskräfte die beste Anleitung geboten hat. — —

Wenn das Kultusministerium dem Andringen auf Verminderung der Stundenzahl sich nicht sollte entziehen können, so bitte ich im Interesse einer tüchtigen und für das Leben ausreichenden sittlich-religiösen Schulung aufs dringendste darum, um Gottes willen von der Verminderung der Zahl der Religionsstunden Abstand zu nehmen. Wer bedarf in unserer Zeit der Gefährdung der religiösen Gesinnung, des Schwindens der Gottesfurcht, der Untergrabung der Achtung vor aller Autorität und der Bedrohung der Sittlichkeit, — wer bedürfte in solchen Gefahren geistiger Zerfahrenheit mehr der religiösen Festigung in einem sicheren religiösen Wissen und religiös-sittlicher Charakterbildung als unsere studierende Jugend, die später führend und vorbildlich zu wirken berufen ist? Ist da nicht vor allem ein Festhalten an der vorhandenen mäßigen Zahl der Religionsstunden das ernsteste Gebot der Stunde? — —

Eine Verminderung der zwei Stunden Religion in der Oberstufe widerspricht der ganz eminenten Bedeutung der Aufgaben, die in den Oberklassen inmitten der modernen Geisteskämpfe bei den zur Reife schreitenden Jugendlichen zu erfüllen sind. Ihre inzwischen erwachte Fähigkeit zur Reflexion, der Drang zu einer mehr selbständigen Auseinandersetzung mit den großen Weltanschauungs- und Lebensfragen, weiter die letzte Einführung in das kirchliche Leben der Gegenwart und das Vertrautwerden mit den Hauptströmungen und Erscheinungen ihres künftigen Lebenskreises: alles das in einer Wochenstunde zu bewältigen, ist eine Unmöglichkeit selbst für begabteste Lehrer und Schüler, zumal die Ausgestaltung des Religionsunterrichts zur Tat- und Lebensschule umsichtigste Sorgfalt in Anspruch nimmt. — —

In den Augen der katholischen Kirche war es stets eine der wichtigsten Kulturaufgaben, nicht die Jahrhunderte alte Brücke abzubrechen, die uns mit der Vergangenheit verbindet und nicht das ideale Bildungsgut zu gefährden, das als wertvolles Erbteil uns überkommen ist. Daher die emsige und verständnisvolle Schulung in den alten klassischen Sprachen und in der klassischen Literatur.

Wie sehr die Vertreter der weltlichen Fakultäten unserer Universitäten für die Beibehaltung der seitherigen Schulung im Lateinischen und Griechischen eintreten wollen, kann ich diesen überlassen. Für die Theologen ist es von höchster Bedeutung, daß Kenntnisse und Schulung im Lateinischen und Griechischen nicht Schaden nehmen, wobei allerdings auf die Kenntnis des Lateinischen in höherem Maße Gewicht gelegt wird. Die lateinische Kirchensprache, das Verständnis der Heiligen Schrift, der Zeugnisse aller christlichen Jahrhunderte, der kirchlichen Publikationen und Rechtsbücher in der Ursprache, das Studium der Kirchenväter, der grundlegenden philosophischen und theologischen Werke der Vorzeit, der Verkehr mit den kirchlichen Behörden: alles das zwingt zu der Forderung einer tiefen Kenntnis und einer Schulung im Gebrauche des Lateinischen, ganz abgesehen davon, daß es sich um Kern und Stern aller humanistischen Bildung hierbei handelt, um Bindeglieder, die die unvergängliche Aufgabe zu erfüllen haben, Mittler zu sein zwischen dem antiken Kulturerbe und unserem Volkstum. Es ist auch nicht übertrieben, wenn der altklassische Sprachenunterricht als eine Art vortrefflicher Palästra folgerichtigen Denkens und prägnanter Ausdrucksweise bezeichnet wird. Viele verborgene Wurzeln unserer heutigen Kultur würden bedroht, wenn man einem aus wirtschaftlich oder ähnlich interessierten Kreisen stammenden einseitigen Utilitätsprinzip nachgeben wollte. Wie viele Fasern verbinden unser Geistesleben in Recht, Literatur, Kunst und Wissenschaft mit jenem ererbten Kulturgut, mit dem die katholische Kirche in ununterbrochener Kontinuität in steter engster Fühlung geblieben ist, keineswegs zum Schaden der heimischen Sprache und Eigenart.

Unzutreffend würde die Annahme sein, als komme die Beschäftigung mit den antiken Sprachen dem Unterrichte im Deutschen nicht zugute. Wir ehemaligen Schüler der humanistischen Gymnasien sind sämtlich erst in späteren Jahren recht inne geworden, welche treffliche Schulung im Deutschen gerade das Eindringen in den Geist der antiken Meister und das Ringen nach vollendeter Wiedergabe ihrer Werke in der deutschen Sprache, in deutscher Empfindung und in deutscher Sprachbildsamkeit uns vermittelt hat.

Es trifft sich gut, daß zugleich für die gesamte Kirche eine Kundgebung Pius XI. den Wert der humanistischen Bildung bezeugt. Der Hl. Vater verpflichtet die Ordensoberen, keinen Kandidaten zum Noviziat zuzulassen, bevor er nicht die humanistischen Studien vollendet. Besonders wird die Pflege des Lateins, der Kirchensprache, ans Herz gelegt.

Die Frage nach Bestand oder Nichtbestand einer ausreichenden humanistischen Bildung ist im Grund identisch mit der andern, ob es in Zukunft noch in Deutschland nicht nur Einzelne, sondern eine höher gebildete Schicht geben soll, die imstande ist, den Kulturboden, auf dem wir stehen, zu würdigen und anderen zu deuten, oder ob wir alle miteinander in größerem oder geringerem Grade geschichtslos, wurzellos werden wollen. Dann wären wir das Volk von „Knoten", das wir nach der Voraussage eines berühmten Nationalökonomen im Verfolge von August Bebels großem Kladderadatsch werden sollten, glücklich geworden. Im Juni und Juli soll in Köln eine Ausstellung mit dem Zeitgedanken stattfinden: die Rheinische Landschaft in Literatur und Musik[1]. Eine Gruppe soll die Schönheit des rheinischen Stadt- und Landschaftsbildes veranschaulichen. Ich möchte eine solche Ausstellung, wie sie heute noch möglich ist, aufbewahren und als „Gegenbeispiel" eine Ausstellung mit dem gleichen Leitgedanken, wie sie 100 Jahre nach dem Verschwinden der humanistischen Bildung aus Deutschland zustandegebracht würde, danebenstellen können.

Es ist nun nicht die Meinung, daß der bisherige Betrieb der klassischen Studien uneingeschränkten Beifall verdiente. Die Empfindung, daß dieser Betrieb die Kluft zwischen höher Gebildeten und elementar Gebildeten geöffnet, erweitert und befestigt habe, ist leider richtig. Aber daran ist nicht die Antike schuld, sondern der seit 400 Jahren eingerissene Wahnsinn, aus Haß und Furcht vor der katholischen Kirche ein und ein halbes Jahrtausend Vergangenheit ignorieren zu wollen. So verlor die Antike in der Erziehung ihren, die westeuropäische Kulturwelt unterbauenden und einenden Sinn. Das Studium des Altertums verlor seine innerlich bildende Bedeutung und wurde zum Stichwort für den Standesdünkel des Akademikers. Nur wenige erlauchte Geister drangen und führten in den Geist der Antike wirklich ein. Und erst unserem Zeitalter ist es beschieden, daß weitere Kreise erkennen, daß die schwer errungenen und nie zu entbehrenden Lebenswerte des Altertums, vollkommen verarbeitet, lebendig der Gegenwart gehören in der katholischen Kirche. Durch sie müssen wir uns darum in das Wesen der Antike führen lassen. Dann wird das Altertum aufhören, ein bröckelndes Piedestal für eine Kaste abzugeben und wird wieder als das Fundament unserer Kultur erkannt und geliebt werden.

Der dritte Teil des Kredo, gleichsam auch eines antiken Geisteswerks, nimmt hauptsächlich Bezug auf die christliche Gemeinschaft im Diesseits und Jenseits. Darin zeigt sich, wie der Antike das Problem des großen Organismus der Menschheit ganz anders im Vordergrund stand, als den Menschen der neueren Zeit. Wenn der einflußreichste Denker der neueren Zeit, der die Weltanschauung von fast 200 Millionen Christen heute noch im wesentlichen formt, Immanuel Kant, in der Hauptsache, ja man möchte sagen, ausschließlich das menschliche Subjekt seiner philosophischen Aufmerksamkeit würdigt, so sehen wir, was wir verloren haben, als wir erst langsam und immer schneller in Subjektivismus und Geschichtslosigkeit hineinglitten. Kants 200. Geburtstag fiel in den vorigen Monat (22. April) und wurde sehr gefeiert. Als ich mir seine Lebensweise, die bei manchen Menschen mehr sagt als das Lebenswerk, vergegenwärtigte, fiel mir dieses Mal die rein äußerlich korrekte Art auf, in der er sich den Anforderungen der staatlichen Gemeinschaft, auch den unberechtigten, fügte. Sie war ihm persönlich ganz offenbar völlig gleichgültig. Auch sein berühmter kategorischer Imperativ bringt in das Wort Jesu Christi, Matth. 7, 12, einen unendlich kühlen Zug. Kants menschliche Gemeinschaft ist ein Nebeneinander, kein Miteinander. Er ist der gebildete Individualist, wie ihn eben der neuzeitliche, von der Kirche losgelöste Humanismus erzeugt hat. Wir müssen und wollen über Kant hinaus!

---

[1]) Diesjährige Rheinische Literatur- und Buchwoche. Die Geschäftsstelle des Vereins zur Veranstaltung der Rheinischen Literatur- und Buchwoche befindet sich in Köln-Deutz, Ausstellungshallen, 2. Stock. Anfragen werden von ihr gern beantwortet.

Gotischer Dom, Orplid und anderes.

Von Dr. Karl Debus.

Unsere Zeit krankt an Gegensätzen. Sie hält Leben und Sehnsucht, alles Willens- und Gefühlsmäßige getrennt von den festen Formen, den Gewohnheiten, Sitten und Ueberlieferungen, von allem, was von Geist und Geschichte bestimmt ist. Liebe, Mitleid steht revolutionär gegen Recht und Gesetz, Rasse gegen Kultur, germanische Seele gegen römisches Kirchentum. Die europäische Völker- und Kulturgemeinschaft ist zerrissen, die menschheitverbindende Kraft tiefster religiöser Gedanken gelähmt durch einen ewig protestierenden Nationalegoismus, der nur sich kennen und nur sich durchsetzen will. Die deutsche Seele mit ihrer Naturmystik, ihrer tiefen Innerlichkeit, die das Marienerlebnis, das Geheimnis der Gottesmutterschaft so innig und liebend versteht, wird trotzig und gewaltsam isoliert; der deutsche idealistische Geist, unbedingt, opferbereit, wird zum Haß aufgerufen. In Fichtes Verallgemeinerungen war noch ein universaler Zug, wie im ganzen romantischen Idealismus. Hier war das Absolute den Deutschen vor allem verpflichtend. Fichte ist in der heutigen völkischen Bewegung weltanschaulich gewaltig vergröbert und einseitig politisiert, und das germanische Heidentum ist bei den Deutschgläubigen und Wodansverehrern aller Richtungen trotz mancher im einzelnen katholisierenden Züge zur alten Gestalt- und Substanzlosigkeit zurückgekehrt. Diese Entwicklung, so sehr sie zunächst dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts und Bismarck zuzuschreiben ist, geht doch im ersten Ursprung auf die Revolution von 1517 zurück. Luther zerriß die mittelalterliche, germanisch-katholische Glaubens- und Kultureinheit, leitete die Verweltlichung und Politisierung der Religion ein. Eine Verflüchtigung der religiösen Substanz aus Staats- und Gemeinschaftsleben, die Subjektivierung der Religion, war die notwendige Folge.

Wir hatten kürzlich ein eigenartiges Erlebnis. In einer Barockkirche hatten wir neuere, gepflegte Kirchenmusik gehört und die kulturelle Verfeinerung des Katholizismus, seine vornehme Ueberlieferung, seine ausgebildete und geschmackvolle Aesthetik, sein romanisches Erbe war uns zum Bewußtsein gekommen. Diese Heiterkeit und Pracht der Kirche, der Adel und die Weltzugewandtheit aller Farben und Formen, das Herrschaftlich-Irdische, das in jeder echten Barockkirche zum Ausdruck kommt, wirkte auf uns mit der ganzen Macht einer geschichtlichen Epoche, die zwar vergangen, aber doch keineswegs untergegangen ist, sondern durch geschichtliche Kontinuität unsere Auffassung, unsere Denkgewohnheiten, unser Urteil bestimmt. Barock und Gegenreformation, sie gehören eng zusammen! Was weiß der Norden von der Barockkultur, der sichtbar gewordenen katholischen Ausdruckskultur des Südens nach der Reformation! Er hat diese geistige Entwicklung nicht mitgemacht. Anderseits macht uns der Norden den Vorwurf, wir in Bayern und Oesterreich hätten doch an Weimar keinen inneren Anteil. Ueber den Wert beider deutscher Kulturen läßt sich streiten. Die Barockkultur des Südens ist wirklich Allgemeingut geworden, schon zu ihrer Zeit. Sie hat das Volk durchdrungen, ihm Denkmäler bildender, veredelnder Anschauung fast in jedem Dorfe errichtet. Die Wortkultur von Weimar ist doch zunächst eine Angelegenheit kleinerer Kreise verblieben, bis sie im Laufe des 19. Jahrhunderts durch den Schulbetrieb popularisiert wurde. Der Zwiespalt selber aber zwischen diesen beiden Entwicklungsrichtungen ist für den betrüblich, der das ganze Deutschland liebt und der bedenkt, daß es einmal im Glauben und in der Kultur eins war. Neuerdings wird wieder von katholischer Seite der Ruf „zurück zum Barock" erhoben. Es ist dies namentlich der Schlachtruf in Oesterreich. Und gerade durch diesen Ruf: „zurück zum Barock" wird die ganze Problematik des Deutschtums seit Luther neu aufgerührt. Sollte es kein anderes Heilmittel für unsere Gegenwart geben?

Mit dieser Frage gingen wir in Münchens gotische Frauenkirche, die uns schon lange Eigenartiges für Deutschlands Schicksal zu sagen beginnt. Einen ernsteren deutschen Dom als die gotische Frauenkirche kennen wir kaum. In diesem Dom haben alle Experimente modernen kirchlichen Kunstgesangs eigentlich keinen Platz. Die betonte Vornehmheit ist hier von vornherein nicht denkbar. Monumental ragen die steinernen Stämme in die Höhe, weit lädt ihr Gezweig in der Decke aus, deren Blau keinen Abschluß bildet, sondern der Himmel mit seiner Unendlichkeit selber ist. Spärliche, farbige Lichter, Sonnenreflexe durchs Dämmer des heiligen deutschen Waldes fallen herein. Und selbst die Nebenaltäre sind knorrig-aufstrebende, phantastische Gebilde, in denen sich ein unsagbares, mystisches Naturgefühl versteinert. Aber dieser Dom ist trotzdem nicht germanische Natur. Schon daß er ein Tempel ist, hebt ihn hoch über die heidnische Gottesverehrung der Germanen, die nach Tacitus zu ihren Dämonen in Wäldern, an Quellen und Flüssen beteten. Er ist nicht nachgebildeter Urwald, in dem die erste ungestalte Sehnsucht nach Gott dem Unsagbaren opferte. Als Zentralpunkt vereinigt doch der Altar alle Linien in sich. Dort, wo der Priester steht, wo die heilige Handlung vor sich geht, ist der wahre Mittelpunkt dieses Domes, wohin alle Blicke sich wenden, der einigende Mittelpunkt religiöser Volksgemeinschaft, die den Bau errichtet hat. In keiner Kirche empfindet man die mittelalterliche, katholisch-deutsche Glaubenseinheit und Volksgemeinschaft so stark, wie im gotischen Dom. Das ist der Tempel, den ein ganzes Volk, nicht bloß ein Fürstenhaus, seinem Gotte baut. Die Lösung des Rätsels ist die, daß im Mittelalter die religiöse Atmosphäre alle Schichten und Stände von oben bis unten durchdrang. Den Münchener Frauendom hat die Münchener Bürgerschaft zusammen mit dem Herzog gebaut aus innerstem religiösem Bedürfnis. Und wenn in diesem ernsten theokratischen Bau das deutsche Lied erklingt, oder die strengen einfachen Weisen des alten lateinischen Chorals, dann hat man ein Gefühl, was Religion ist, die das ganze Leben als erster und wichtigster Bewußtseinsinhalt durchdringt, von dem aus alle übrigen, namentlich auch die politischen Fragen, mit viel größerer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit gelöst werden.

Wir haben vor kurzem eine Kunstbewegung gehabt, die sich gotisierend nannte, es war der Expressionismus. Er ist als Kunstbewegung eine Episode geblieben. Die Kirche verhielt sich bis auf wenige Einzelfälle ablehnend gegen die neue Kunst. Den Expressionismus trennte von der Gotik sein mangelnder Wirklichkeitssinn, das Fehlen geistiger, formender Kraft. Er vergaß, daß der gotische Künstler nicht nur malte, um eine isolierte Idee auszudrücken, sondern daß er, wie einst der griechische in seiner religiösen Glanzzeit, seine Gemälde, seine Bildsäulen in einen lebendigen Organismus einordnete, sie einem Dom einbaute, und daß dieser Dom nicht Selbstzweck war, vielmehr einem kultischen Bedürfnis diente. Der expressionistische Künstler wußte zwar in einzelnen Fällen etwas von der rein äußerlichen Werkgemeinschaft der Masse oder von ihrer revolutionären Erregung, aber er wußte nichts von ihrem religiösen Bedürfnis, nichts von einer sichtbar in die Erscheinung tretenden Gemeinschaft der Gläubigen, er hatte keinen Kirchenbegriff. Der Expressionist war nicht imstande, einen Dom zu bauen, den noch der Klassizist schlecht und recht zustande gebracht hatte. Der Expressionismus ist in seinen besten Schöpfungen der Masse unverständlich geblieben, weil er die Form zerbrach.

Und doch lebten im Expressionismus Kräfte, die keineswegs tot sind. Die expressionistische Bewegung stellt sich immer mehr als eine Teilbewegung dessen heraus, was wir heute Jugendbewegung nennen. Wir meinen nicht Jugendbewegung im ganz engen Sinne der dem Alter nach Jugendlichen und ihrer Gemeinschaftsbildungen. Wir denken an die allgemeine religiöse Bewegung, die in dieser Jugendbewegung im engeren Sinne am stärksten schwingt, die aber in einer Reihe von Erscheinungen, Gruppen und Führernaturen lebendig ist, die nur am Rande mit der eigentlichen Jugend und ihren engeren Zielen mitmarschierten. Diese religiöse Bewegung scheint sogar immer deutlicher als der allgemein-kulturelle Antrieb der gegenwärtigen Entwicklung frei zu werden, nachdem jene spezifischen Jugendprobleme ihrer Lösung entgegengehen. Jene Jugendbewegten rücken allmählich als reife Menschen in die Berufe, ins tätige Leben ein. Und immer stärker wird der neue Geist, der von ihnen ausgeht. Es ist zugleich ein neuer reiferer Geist in Religion, Kunst und Leben. Zeuge dieses Uebergangsprozesses ist ein Heft, das vor uns liegt, das erste Heft von Orplid, Literarische Monatsschrift in Sonderheften, herausgegeben von Dr. Martin Rockenbach. (Verlag Eugen Kuner, Leipzig und Köln.) Das Heft hat den Untertitel: Jugendbewegung und Dichtung.

Als wir hier vor einiger Zeit zu Orplid Stellung nahmen, dachten wir an einen neuen Klassizismus mit humanistischem Einschlag, eine neue Oberflächenberuhigung des Lebens. Des Expressionismus, seines ruhelosen Suchens, seines revolutionären Umstürzens aller Formen war man satt. Man wollte keinen poetischen Leitartikel, keine Formverfratzungen, lediglich aus Reflexion geboren, mehr. Wie lag es nahe, daß man an Stelle

dieses Expressionismus die schöne Form um ihrer selber willen setzte! Man kann im Renaissancebild ausruhen. Die strenge Bescheidung, das Umschlossensein aus Macht und Wille tut wohl. Und der Mensch wird ganz auf das Handeln im Irdischen gelenkt. Sehnsucht und organische Entwicklung gibt es nicht. Die deutsche Seele ist fast ausgeschaltet.

Wir waren sehr erstaunt, als wir das erste Heft Orplid aufschlugen. R. J. Sorge neben Schaukal, Jakob Kneip neben Hermann Hesse, Walter Flex neben Ernst Toller, Lisa Tetzner neben Romano Guardini. Welche Weite, welche Fülle! Alles, was lebendig ist und alles, was in irgendeiner Weise nach Gestaltung von innen heraus strebt. Ja, auch dieser Kommunist Ernst Toller strebt, wenigstens in dem dargebotenen Probestück, nach Gestaltung aus Liebe. Ein großartiges Bild der Gottessehnsucht der Zeit! Keine voreiligen Formulierungen, kein Fertigsein, eine Demut überall, die überrascht. Hier scheint langsam Form aus Weite und Offenheit zu wachsen. Das ist das Einigende, das all diese verschiedenen Gäste aus den verschiedensten Lagern verbindet: sie suchen Gott in der schöpferischen Idee, die tiefstem Erlebnis Geschenk wird. Noch ist das Suchen der bewegende Hauch dieses Buches. Aber es ist nicht mehr die alte Unrast der egozentrisch Eingestellten da, derer, die heute oder morgen schon fertig sein, König werden wollen, um Gott nicht mehr nötig zu haben. Die brüderliche Einheit der Liebe und eines neuerwachten Glaubens umschlingt diese Gemeinde eines optimistischen Hoffens auf den Sieg Gottes und des Guten.

Die Auswahl ist gut und die Physiognomie der Beitragenden klar herausgestellt. Und doch genügt es nicht, diese Physiognomie in ihren letzten Urelementen, die die Seele mit dem Göttlichen verbinden, klar erkennbar gemacht zu haben. Lisa Tetzner, die bei Muck-Lamberty war, und Romano Guardini: bei aller Aehnlichkeit des Ausgangspunktes — welche Gegensätze! War es nicht ein sichtbares Geschenk Gottes, daß der deutschen Jugendbewegung dieser Enkel Italiens geschickt wurde, ein aquinatischer Geist, der die Jugend verstand und ihr alle Rätsel im Geiste der Kirche, des lebendigen schöpferischen Gehorsams löste? Ist nicht der Kerngedanke Guardinis der Gedanke der Einordnung? Wie viele in diesem Buche experimentieren noch mit ihrer Sehnsucht und Kraft. Woran Muck-Lamberty scheiterte, das war die Unkenntnis der Ueberlieferung, der Sitte, der Ordnung in ihrer positiven, regulativen, normierenden Bedeutung. Wahrhaft große Gestaltung kann der Ueberlieferung nicht entbehren. Sie wächst organisch, wie der gotische Dom organisch aus dem romanischen gewachsen ist. Und formbildend im modernen Chaos der Seelen wirkt nur der schöpferische, universale katholische Geist. Nur er schlägt die Brücke zwischen Guardini und Lisa Tetzner, zwischen Toller und Hasenkamp, zwischen Faust und Thomas von Aquin.

Wir wollen über Rockenbachs Unternehmen als Ganzes kein Urteil wagen. Das erste Heft zeigt Großzügigkeit und das Streben nach Einigung aus jener Liebe und Brüderlichkeit heraus, die aus der Jugendbewegung im weitesten Sinne groß geworden ist. Trotzdem möchten wir gerade Rockenbach gegenüber betonen, daß das Leben immer verwirklicht werden, Gestalt annehmen muß. Wovor er mit Recht warnt, ist vorzeitige Verengung, Abweisung aus Parteigeist. Im Zeichen des Barock kann unseres Erachtens Deutschland im Glauben nicht geeinigt werden. Gegen die Barockkirche hat die nordische Innerlichkeit wegen ihrer „Weltlichkeit“ einen Widerwillen, ganz abgesehen von den dort peinlichen geschichtlichen Erinnerungen an die Gegenreformation. Sie empfindet den Barock als heidnisch, obwohl er es nicht ist. Rockenbach will Gestalt von innen heraus, aus Notwendigkeit. Er rechnet dabei auf die gegenseitige Befruchtung aus allen Lagern und auf die Kraft jener Jugendbewegung, jener religiösen Strömung, die wir oben skizzierten. Sein Bestreben, einen Ueberblick, eine Sammlung aller wahrhaft fruchtbaren Kräfte zu geben, wäre, wenn es gelänge, eine gewaltige Leistung. Aber wir wiederholen, was wir schon im ersten Aufsatz gesagt haben. Die Pflicht zur Synthese bleibt bestehen. Und sie mag sich vollziehen im großen Symbol mittelalterlicher Glaubenseinheit und deutscher Volksgemeinschaft, das zugleich das glänzendst gelöste Verhältnis von Natur und Uebernatur darstellt: im gotischen Dom.

Nachwort. Debus hat recht; ein Urteil über das ganze Orplid-Werk läßt sich noch nicht fällen. Es sind Hefte angekündigt über Eros in der Dichtung der Gegenwart (erscheint als nächstes), über Kindheitsdichtung, Liturgie in der Dichtung, Okkultismus, Buddhismus, Bolschewismus in der Dichtung, englische und spanische Literatur der Gegenwart, verschiedene einzelne Dichter. Ein buntes Programm. Doch, was Rockenbach will, ist nicht nach einer derartigen Aufzählung zu beurteilen. Auch nicht nach seinen schon im ersten Heft und vorher im Orplidbuch oder im Gral (Heft 4, Januar 1924) F. Muckermann gegenüber entwickelten Ideen. Die sind stellenweise unklar und mißverständlich. Sie werden Rockenbach manchen Angriff eintragen, etwa als pflege er Kunst jenseits der christlichen Wertordnung, setze Christentum und Heidentum gleich (Orplid, Heft 1/2 S. 110, 131). Wille zu echter Kultur läßt sich wie jeder Wille zum Leben nicht vollkommen in Worte fassen. Schauen wir lieber auf die Taten. Und da hat uns die erste Probe beruhigt und befriedigt. So konnte aus der Dichtung der Gegenwart nur ein Katholik auswählen. Es ist eine Blütenlese von λόγος σπερματικός, von Keimen der Wahrheit, des Glaubens, der Sehnsucht nach Gott und Erlösung zusammengekommen, im besten Sinn erbaulich — natürlich nur für etwas Tieferschürfende. Kann das subjektive, autoritätlose Gottsuchen z. B. sein Unvermögen erschütternder darstellen als Lisa Tetzner in der Schilderung der Neuen Schar des Muck-Lamberty? Auch die katholischen Proben: Wittig, Guardini u. a. hätte ein Nichtkatholik zwar nicht unterdrückt — katholisch ist im Gegenteil heute Mode — aber wahrscheinlich mit Modernisten vermanscht und jedenfalls nicht so sinnvoll ausgewählt. — Rockenbach will vielleicht dieses Lob nicht hören, doch wir möchten es bei jedem späteren Heft verstärken können. Sonst erklären wir ihm den Krieg. Die Beschäftigung der Katholiken mit nichtkatholischem Schrifttum und gar die Vermittlung solchen Schrifttums durch Katholiken an Glaubensgenossen birgt schwere Verantwortung und viel Gefahr. Das hat F. Muckermann (a. a. O. S. 175) schon geltend gemacht. Hinsichtlich nichtkatholisch-religiösen und z. B. okkultistischen Schrifttums möchten wir übrigens an positive kirchliche Einschränkungen erinnern, die zu beheben rein ästhetische Gründe wohl nicht genügen. Deshalb haben wir auch gleich vom λόγος σπερματικός gesprochen. — Rockenbach sucht weitab vom Krampf des Expressionismus die reine, in sich geschlossene Natur, die im Schönheitsland Orplid gedeihen soll. Leider gibt es seit dem Sündenfall keine reine Natur mehr hienieden. Wiederherstellung erfolgt nur durch die Uebernatur, die auch in die Kultur, Kunst und Dichtung eingeführt werden muß. — Germania Nr. 156 v. 27. 4. 24 rügt H. H. Bormann, daß eine ganze Anzahl der Beiträge des 1. Orplidheftes schon anderswo, z. T. in Büchern, erschienen sind. Rockenbach hat die Quellen angegeben. Er wird sich zu dem Vorwurf wohl äußern.

Dr. Otto Kunze.

Der Rembrandtdeutsche — ein Wahnsinniger?

Von Benedikt Momme Nissen, O. P.

(Schluß.)

II.

Cornelius Gurlitt bemüht sich sichtlich, dem Katholizismus gerecht zu werden, will auch Langbehn nicht vorwerfen, daß er Katholik wurde. Aber er wird nicht leugnen können, daß die Gesamthaltung seiner letzten Veröffentlichung über ihn bei Nichtkatholiken durchaus den bekannten Eindruck erweckt: „Er ist katholisch und verrückt geworden.“ Denn so ziemlich alles, was er aus Langbehns Leben darin vorbringt, erscheint in seiner Beleuchtung belastend, als Zeichen zunehmender Erkrankung oder Entartung. Diese seine Darlegungen könnten wirklich das Motto tragen: „De mortuis nil nisi male.“

Bei Anführung der fränkischen Haus- und Polizeiberichte unterläßt er die einst von ihm gemachten Einschränkungen: daß sie nämlich von Leuten stammen, die weder wußten, wer Langbehn war, noch ihm geistig näherkraten. Er unterläßt jede Berücksichtigung der ihm einst schonungsvoll gegebenen Berichtigungen. Er sagt nichts von dem Guten und Gesunden seiner katholischen Zeit. Aber er kennt doch z. B. die Briefe Langbehns an seinen Freund Professor Heubner aus seinen letzten Jahren, die volle Geistesfrische bekunden; er kennt unsere gemeinsamen literarischen Arbeiten im „Kunstwart“ (1904—05); er kennt eine Reihe von mir beigebrachter Zeugnisse über ihn, von dem des alten Pater Haveles an; er kennt mein eigenes öfter abgegebenes Zeugnis. Dürfte es ihn, wie andere kunstgelehrte Genossen Langbehns, nicht freuen, dies seinem einstigen Schützling gutzuschreiben? Wäre es nicht unsachlich, das Urteil eines nichtsahnenden „Wachtmeisters“ über eine genial angelegte Natur dem seines nächsten Vertrauten (der als Künstler wie Literat schon vor Bekanntschaft mit Langbehn im öffentlichen Leben stand und schon damals nicht kritiklos an ihn herantrat) vorzuziehen? Wie wenig dient es doch, aus einem heroisch geführten Leben gewisse pathologische Grenzfälle und Eigenheiten, die oft noch mißdeutet sind, aneinanderzureihen, um damit eines der tiefsten Menschheitsprobleme zuungunsten eines wehrlosen Toten abzutun! Wer auf ungenügende Gründe und urteilsunfähige Zeugen hin eine schlechte Auffassung von einem hervorragenden Manne verbreitet, tut ihm Ungebühr und Unrecht an.

Im unmittelbaren Anschluß an das Wort „Paranoiker" fragt Gurlitt: „Ist nun das Auftreten Langbehns schon zu Ende der 1890er Jahre (soll nach dem Zusammenhang heißen: um 1890) krankhaft?" Unter Rückbeziehung auf seine Kenntnis des frühen Langbehn führt er eine ganze Reihe von Beobachtungen und Gedankenverbindungen an, welche die Würzburger Wahnsinnsidee zu stützen unternehmen. So tritt er *selbst* als Ankläger auf und zwingt uns zu der Frage: Wie weit reicht Gurlitts persönliche Beobachtung Langbehns? Er schreibt 1924: „Die Beziehungen (Langbehns) zu mir waren nicht „vorübergehend", wie Nissen angibt (in der Neuausgabe des Rembrandtbuches), sondern umfaßten die beiden Jahre der höchsten Schaffenskraft, die entscheidenden für sein Buch . . ." Hier liegt nach allem ein Irrtum vor. In Gurlitts erstem Langbehnartikel von 1909 heißt es an einer Stelle: „Also dürften unsere Beziehungen neun Monate gedauert haben" und an einer anderen fügt er bei, Langbehn habe sich alsdann, durch Gurlitts Mißtrauen in seiner Ehre gekränkt, für immer von ihm zurückgezogen. Er „gab mir still die Hand und ging . . . *Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe.*" Nach diesen konkreten Angaben dauerte jener Verkehr vom Frühjahr 1885 bis Winter 1885; das stimmt zu meinen sonstigen Unterlagen. In einem kühlen Abschiedsbriefchen vom April 1887 bekundete Langbehn ohne Bitterkeit, daß er sich von Gurlitt, der bezweifelt hatte, daß er ein Buch schreibe, als „moralisch defekt" behandelt fühlte; gerade das bestätigt m. E. den im Winter 1885 erfolgten Bruch. Gurlitt ist *einer* aus der Reihe jener Männer, die sich rühmen, daß Langbehn in den „Achtziger Jahren" große Teile seines Buches mit ihnen durchgesprochen habe; mit anderen hat dieser aber weniger zurückhaltend verkehrt. Die wöchentlichen Disputationen mit Gurlitt während dreier Vierteljahre hörten vier Jahre vor Erscheinen des Erzieherbuches auf. Sie waren Langbehn sicherlich dienlich, aber es fehlen alle Anzeichen dafür, daß sie seine Entwickelung innerhalb der sieben Dresdener Jahre wesentlich beeinflußt hätten.

Wenn Gurlitt des kräftigen Niederdeutschen starken Appetit in seinem Elternhaus etwas anzüglich hervorhebt, so dürfte er dabei doch erwähnen, welch erschütternden Daseinskampf Langbehn damals führte, daß den Unterernährten ernstlich hungerte. Bei anderen seiner Geschichtchen muß man für den Einzelfall die Motive und den Zusammenhang kennen, um Langbehns Handlungsweise bewerten zu können, der manchen Konventionen aus Edelsinn scharf entgegentrat. Er konnte sehr brüskieren, bei bestimmten — manchmal übertrieben bewerteten — Anlässen, aber Feinheit und Urwüchsigkeit, Humor bis zur Schelmerei, Bescheidenheit und dankbarer Händedruck, seelenvoller Blick und zarte Aufmerksamkeit — die gehören *auch* zum Bilde Langbehns als Gesellschafters. Früher schrieb Gurlitt, Langbehn sei im Hause seiner Eltern „ein harmloser Plauderer" und bei allen beliebt gewesen; jetzt weiß er nur von „Schroffheiten, „Spitzfindigkeiten und Seitensprüngen" zu berichten. „Kein Wort des Dankes" hätte er erhalten; aber war denn das kein Dank, daß Langbehn ihm einmal ein Original von Thoma mit eigenhändigem Gedicht von sich hinterließ? Daß er als anerkannt überlegener Geist Gurlitt so freigebig von seinem inneren Reichtum mitteilte, bis er keinen Glauben mehr bei ihm fand?

Im einzelnen sucht Gurlitt seelische Minderwertigkeit oder Gestörtheit bei Langbehn nachzuweisen, indem er angreift:

1. Sein *Einsiedlerdasein*. Es erscheint ihm als „ewige Geheimtuerei", als Ausfluß krankhafter Scheu. Langbehn hat nun selbst seine Alleinstellung öfter klar begründet als frei gewollte Ablehr vom Strom seiner Zeit. Ich führe dafür zwei zeitlich weit getrennte Briefstellen an:

„Mit der heutzutage herrschenden Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, Unehrlichkeit, will ich nichts zu tun haben. Ich lebe abgetrennt von der Welt wie Robinson auf seiner Insel. Ich glaube, es ist das Beste, was man in solchen Zeiten tun kann." (1884.)

„Einsamkeit führt zu Gott. In ihr und bei ihm ist mir wohl. Ich bin dann fern von der „Bildung", wie der Gaunermoral der Gegenwart. Wie und wann ich wieder hervortrete — und ob überhaupt — bleibt der Zukunft überlassen." (1900.)

Solche Auffassung finden wir in der Geschichte häufig genug. Nicht nur im Christentum, zu allen Epochen haben Auserlesene der Nationen sich aus der Korruption zurückgezogen, um ungestört die höchsten Güter der Seele zu hüten. Erst Absonderung von der Gesellschaft gab ihnen die Kraft und Sammlung, Ideen zu pflegen, die oft die Blüte dessen waren, „was in den Herzen der Völker als Keim ihrer einstigen Bestimmung lange geschlummert hatte." Indem die nivellierende Neuzeit die Reinkultur großer Seelen so sehr erschwert, ihre Zielstrebung verkennt, ihre unvermeidlichen Sonderheiten schmäht, beraubt sie sich selbst der besten Ratgeber und Nothelfer in Zeiten des Niedergangs und der von jenen vorausgeahnten Volksbedrängnis.

Des Rembrandtdeutschen Alleinstellung nicht nur wegen seines Rigorismus in Einzelheiten, sondern grundsätzlich angreifen, heißt sein ganze Mission leugnen.

2. Seine *Anonymität*. Diese ist natürlich innerlich an sein verborgenes Leben geknüpft. Gurlitt sieht in ihr „eine Art Platzangst", den „Ausfluß einer krankhaften Schwäche", betrachtet sie als Ausgangspunkt eines „Lebens in Unwahrheit, weil er sich selbst nicht mehr behandeln konnte." Zugegeben, daß in Langbehns Natur etwas lag, was ihn ungeeignet machte, wie ein Blücher oder Lueger Massen persönlich anzuführen. Das ist an sich weder Krankhaftigkeit noch Schwäche. Bei Langbehn war große Kraft in der geistigen *Direktive* mit einer *zarten* Seele verbunden. Anonymität ist doch kein Verbrechen! Die bedeutendsten Publizisten kämpften anonym. Dies kann in Sonderfällen, wie hier einer vorliegt, auf sehr weisen Gründen, auf innerer Notwendigkeit wegen der ganzen Zeitkonstellation beruhen. Es war ein Akt hoher Vernunft, daß ein junger Gelehrter ohne Stellung und Ansehen in der Tarnkappe für bedrohte deutsche Erbgüter kämpfte. Langbehns Angriffe gegen gelehrte Häupter galten offensichtlich diesen nur als Typen, als Vertretern einer nach seiner Auffassung verderblichen Geistesrichtung; er trat gegen sie auf in berechtigter Wahrung großdeutscher Volksinteressen. Er selbst hat gesagt: „Die Anonymität des Rembrandtbuches bezeichnet den rein sachlichen Standpunkt des Verfassers. Er ist und will nichts sein als eine Stimme aus dem Volke." Es liegt kein Grund vor, dieser Erklärung nicht Glauben zu schenken.

3. Seine *Wandlung und Haltung* in besonderem Bezug auf das Rembrandtbuch. Hier wird Langbehn vorgeworfen, daß hinter der Kraft im Ausdruck einer Ueberzeugung ein „ängstliches Schwanken" stände. Er hätte den Mut nicht gehabt, klar mit seinem Buch zu brechen. Gurlitt sagt geradezu: „Es fehlt mir die Reue, das Bekennen der Schuld, die er in katholischem Sinne auf sich gezogen." Da er an anderer Stelle meint, alles was Langbehn als kommend vorausgesagt hätte, sei nicht eingetroffen, und fortfährt: „Das mag es gewesen sein, warum er in die Glaubenssicherheit strengen Katholizismus sich flüchtete, was in ihm den Drang auf Reue weckte" — so muß man doch fragen: was versteht er denn unter *Reue*? Das was man seinerzeit nach bestem Wissen und Gewissen getan hat und *nachträglich* als objektiven Irrtum erkennt, muß man weder, noch kann man es bereuen, weil keine Schuld vorliegt.

Aus ähnlich falscher Auffassung heraus sagt Gurlitt: „Es fehlte Langbehn scheinbar an Seelengröße, sich glatt von seinem Buche loszusagen." Er wähnt augenscheinlich, der „Katholik" Langbehn müsse sich vom „Deutschen" Langbehn grundsätzlich und reuevoll lossagen. In Wirklichkeit liegt vom strengen Katholizismus aus gar kein Grund vor, sich von den gesunden *Grundzügen* des Buches loszusagen. Im Gegenteil: Die Kirche bestätigt alles, was gesund natürlich gedacht ist. Es standen im Buche zwar eine Reihe von Anschauungen und Urteilen, die unkatholisch waren, da aber die *Tendenz* gesund war, genügte durchaus deren Streichung von Fall zu Fall. Nach katholischer Auffassung reichen Natur und Gnade sich die Hand: Gratia non destruit sed perficit naturam. Bei einer Entwickelung vom gesund Natürlichen zum Religiösen hin bedarf es keines Widerrufs von Irrtümern, die ohne jede dogmatische Einstellung, ohne jede Gehässigkeit niedergeschrieben waren. An offener Klarstellung der Punkte, in denen Langbehn sich änderte, soll es gewiß nicht fehlen.[5])

Langbehns Konversion ist der Abschluß einer langsamen, stetigen Seelenentwicklung, die bei ihm selbstverständlich in *Selbsttreue* erfolgte. Er hat diese nachweislich nie anders gefaßt als ein Handeln aus innerster Ueberzeugung nach dem Maß der je-

[5]) Gurlitt zieht besonders auch die nach Langbehns Direktive von mir selbständig besorgte Neuausgabe von „Rembrandt als Erzieher" heran, um dessen Charakter anzugreifen. Schließlich will er gegen das darin befolgte Verfahren nichts einwenden, wirft mir nur vor, den Unterschied der jetzigen Fassung von der früheren nicht klar genug gekennzeichnet zu haben. Dabei bezieht er sich einseitig auf die *erste* Auflage, während Langbehn bis zur 37. persönlich bedeutsame Aenderungen machte. Es steht jetzt auf dem Titelblatt: „Autorisierte *Neuausgabe*"; im ersten Satz der Einführung bezeichne ich mich als „Herausgeber dieser neugestalteten Ausgabe", weiterhin ist mein Vorgehen darin klar dargelegt und begründet. Doch steht nichts im Wege, bei einem Neudruck noch deutlichere Angaben zu machen.

weiligen Erkenntnis. Das Rembrandtbuch ist freilich nicht aus dem „Geiste der Heiligen" entstanden, aber der darin atmende Geist einer gesunden unverdorbenen Natur ist eben der gegebene **Unterboden** für Heiligkeit. Gewiß war Langbehn einst „Weltkind", aber ein **rein** gerichtetes, wenn auch ohne jede Prüderie, und niemals — was eine Bemerkung Gurlitts vermuten lassen könnte — ein Lüstling. Uebrigens berichtet Thoma („Die Tat", Okt. 1919), Langbehn habe schon um 1884 mehrmals gesagt, das Höchste, was der Mensch erreichen könne, sei, daß er ein Heiliger werde. Das war zu einer Zeit, wo er, der bereits als Student aus der evangelischen Landeskirche ausgetreten war, im übrigen noch vielfach heidnisch dachte.

Gurlitt führt mit Unrecht alle Aenderungen von Anschauungen beim späteren Langbehn auf seine Konversion zurück. Daß z. B. „der Sturmangriff für den Individualismus" in der Neuauflage gemäßigter auftritt, hat großenteils seinen Grund in dem Mißbrauch, der mit dem Werke seit 1890 getrieben, des Autors Absichten in ganz falsche Beleuchtung rückte. Er faßte „Individualismus" auf im Sinne einer lebensvollen Durchgliederung der Gesellschaft mittelst Ueber- und Unterordnung, wo die Individualität des Herrschers sogar ganz **aufgehen** sollte in der Individualität des Volkes. Langbehn wollte schon um 1890 einen Ausgleich schaffen: er beabsichtigte, auf das Rembrandtbuch, das Individualität, Freiheit, Charakter auf geistigem Gebiet forderte und verherrlichte, alsbald ein **zweites** Werk folgen zu lassen, das „die selbstverständliche Ergänzung dazu: Stil, Gebundenheit, Maß auf demselben Gebiet fordern und verherrlichen sollte." Er gab das auf, weil er die damalige Zeit für unempfänglich hielt dafür. Später betrachtete er das Autoritätsprinzip der Kirche als die notwendige **Ergänzung** zu dem von ihm vordem empfohlenen Individualitätsprinzip.

Man sollte Langbehns Katholizismus nicht krankhaft schelten, ehe man ihn kennt. Er war gerade so charaktervoll deutsch wie der des germanischen Mittelalters. Mit innigster Frömmigkeit verband er die freimütigste Kritik an Gebrechen und Schwächen heutiger Katholiken, die an Ernst und Eindringlichkeit seiner Professorenkritik nicht nachsteht.

* * *

Um eine große, ganz originelle Persönlichkeit zu verstehen, muß man ihr ins Herz sehen, ihre Grundgedanken, ihre Zielstrebigkeit betrachten. Wer das unterläßt, deutet alle Einzelphänomene falsch und kann kein Verständnis gewinnen. Läßt man außer Acht, daß der Rembrandtdeutsche handelte aus einem hochgespannten Reformtrieb heraus, mit Uneigennützigkeit und Opfergeist und einer feurigen Liebe zu allem Edlen und Wahren, so wird aus dem Geisteshelden durch Aneinanderreihen der auffallendsten Gegensätze zu seiner „normalen" Umwelt unversehens ein Industrieritter, ein Narr. Es ist jedoch ein Unding, daß ein niedrig gesinnter Literat einen „Tell", oder ein so universal und ideal konzipiertes Werk wie „Rembrandt als Erzieher" schreibt. Dazu gehört innerlichste Einstellung auf die höchsten und reinsten Gedankenkreise. Die Gesamtheit der urteilsfähigsten Männer, mit denen Langbehn im Mannesalter in näheren Verkehr trat, bezeugt denn auch nachdrücklich, daß er bei elementarer Rücksichtslosigkeit im Verfolg seiner Ideen eine gesunde, von edelsten Absichten geleitete Natur war. **Richard Schöne**, der Generaldirektor der preußischen Museen, und Woldemar von **Seidlitz**, der Kunstgelehrte, **Bismarck**, der Exkanzler und **Thoma**, der Malergreis, Alexander von **Peez**, der Nationalökonom und Paul Wilhelm von **Keppler**, der Bischof — diese so ganz verschiedenartigen Persönlichkeiten sowie nicht wenige andere kommen in ihrem Urteil über Langbehn im wesentlichen überein. Dazu paßt nun völlig **die** Darstellung, welche **Gurlitt** vom Rembrandtdeutschen gab, als er noch unbefangen nach eigener Anschauung urteilte. In der „Zukunft" vom 1. Februar 1908 schilderte er seine anziehende Erscheinung, den unverkennbaren „Gentleman, dem es nicht gut ging", seine „scheu tiefen blauen Hebbelaugen" und faßt dann den Eindruck der ersten Begegnung mit ihm in die Sätze zusammen:

„Mir war, als habe ich einen Schatz gehoben. Eine Frische ging von meinem neuen Freund aus, die mich in der tiefsten Tiefe zugleich erschütterte und erwärmte. Endlich ein ganzer Mensch, ein Mensch, der lebte, wie es ihm behagte, ein wirklich glücklicher Mensch, kein Asket, sondern einer, der in sich so reich war, daß er auf alles, was von außen kam, verzichten konnte, ohne zu verarmen. Ich war dem Mann herzlich dankbar, daß er mich in die Lage gebracht hatte, an mir ein gutes Werk zu tun. Denn ich war als der Beschenkte fortgegangen. Das empfand ich lebhaft, und das sagte mir Langbehn auch ganz ruhig: „Sie werden noch einmal stolz sein auf unsere heutige Besprechung!"

Er hat Recht behalten! Ich bin stolz darauf, den Mann auf den ersten Blick erkannt und mich seinen Eigenarten unterworfen zu haben."

Das ist im ganzen gesehen. Ich könnte fast wörtlich das gleiche sagen von meiner ersten Begegnung mit Langbehn wie von meinem gesamten Umgang mit ihm. Aehnlich hat Thoma geschrieben:

„Der überaus gute Eindruck, den mir Langbehns ganzes Wesen, sein Aussehen machte (als er, noch im Jünglingsalter, mich zuerst besuchte), hat fortgedauert und durchgehalten, als ich auch seine schroffen Ecken und oft so ganz unverständlichen Handlungsarten kennen lernte." (März 1912.)

Ebenfalls in Gurlitt blieb der erste Eindruck trotz aller Vorkommnisse lange über die Trennung hinaus in der Hauptsache stehen. Am Schluß seiner damaligen Darstellung berichtet er, noch um 1890 habe er sich bittere Vorwürfe gemacht, den Weltfremden verlassen zu haben. Und beim ersten Lesen des Rembrandtbuches habe er sich gesagt: „Mein Vertrauen war gerechtfertigt: Mein Mißtrauen war beschämt."

Vielerlei periphere Mitteilungen über Langbehn hatten Gurlitt wankend gemacht in dieser seiner zentralen, gesunden Grundanschauung. Wir verstehen das um so besser, als wir wissen, wie schwer man sich draußen die Seelenvorgänge gerade in einem ganz uneigennützigen Konvertiten meist erklären kann, ohne irgendeinen inneren Defekt anzunehmen, weil man das Wesen der katholischen Kirche traditionell mißversteht. Es ist aber doch möglich, daß manche, wenn ihnen erst sein ganzes Bild vor Augen gestellt ist, zu ihrer ersten Auffassung von Langbehn zurückkehren, und das ist auch vereinzelt schon geschehen.

Jedenfalls möchte ich abmahnen von voreiligen Kombinationen, ehe Leben und Geisteserbe des Rembrandtdeutschen im Zusammenhang vorgelegt sind.[6]) Dann erst wird sich auch das, was dem Psychiater in Langbehns Wesen zu denken gibt, richtig einschätzen lassen. Seine Sonderbarkeiten — so sein Selbstgefühl, das sich wohl noch krasser kundgab als bei Hebbel — wollen am **ganzen** Mann, an der **Summe** seiner Lebensziele und Geistesleistungen gemessen werden.

Zerfetzen wir doch nicht einen der wenigen Säer und Seher, die wir in der wilhelminischen Aera hatten, sondern würdigen wir ernstlich den tiefen Sinn dieses Opferganges, wenn wir auch menschliche Schwachheiten darin gewahren, — als den einer starken deutschen Seele, die im Ungenügen an Preußengeist und Glaubensspaltung ungestüm und unablässig nach der Wahrheit, nach dem Lichte rang, deren Wort und Weg gerade heute allen Deutschen so vieles zu denken gibt.

6) Eine Abhandlung: „Die religiöse Entwickelung des Rembrandtdeutschen" vom Unterzeichneten ist im Jahrbuch 1923 des katholischen Akademikerverbandes erschienen. Ich bedaure es aufrichtig, auch Gurlitt gegenüber, daß Zeit- und Lebensumstände bislang ein schnelleres Tempo der Langbehn-Veröffentlichungen verhindert haben.

Berichtigung. Im ersten Teil dieses Aufsatzes, S. 264 Spalte 2 unten, soll es statt „vom Januar 1892" heißen „vom Januar 1891".

Am ersten Maientag.

Knaben — Mädchen —
in fröhlichem Zug,
mit flatternden Fähnlein
auf sonnigem Weg,
die zogen in den Maien
mit Trommelwirbel und Gesang,
mit Flötenspiel und Hörnerklang
in langen — langen Reihen — —
Und als ihr Lied, ihr frisches Lied
mein Ohr, mein Herz vernommen,
den freudevollen Weihgesang
ans Land der Frei'n und Frommen,
da hat der Seele still Gebet
die ganze Welt umfangen —
da — aus Erinnerungsseligkeit —
da ist des Lebens Maienzeit
aufs neue aufgegangen.

Josef Lichtenberg.



Vom Büchertisch.

Luthers Kampfbilder. Von Hartmann Grisar S. J. und Franz Heege S. J.: III. **Der Bilderkampf in Schriften von 1523—1545.** Mit 17 Abbildungen. Gr. 8° X u. 72 S., geh. 2.50 ℳ; IV. **Die „Abbildung des Papsttums" und andere Kampfbilder in Flugblättern 1538—1545.** Mit 10 Bildern im Text und 3 Tafeln. Gr. 8° XI u. 153 S., geh. 4.90 ℳ. Freiburg i. Br. Herder. 1923. — Heft I u. II: „Passional Christi und Antichristi" und „Der Bilderkampf in der deutschen Bibel", erschienen 1921/22 und fanden an dieser Stelle Bewertung. Nun liegt die bedeutsame Reihe insgesamt vor, in klarer Sachlichkeit, ohne selbstverständlich mild-beruhigend wirken zu können. Unwillkürlich atmet man dem „Abschluß" gegenüber wie in Befreiung auf, zugleich im vollen Bewußtsein, wie sehr die Gesamtveröffentlichung für den zu gewinnenden sicheren Blick einschlägiger, welt- und kulturhistorischer Abschätzung zeitgemäß und daher auch notwendig war. Der akatholisch-kulturkämpferische Zeitgeist von heute zeigt dieselbe Grund- und Zielrichtung wie der unter Luthers Beeinflussung, wenn auch selbstverständlich nicht die gleichen Ausdrucksmittel. Aber Unflätigkeit läßt auch er zu, wie es, äußerlich gesteigert, sein Vorgänger unter Luthers Ermächtigung tat, und zwar sonderlich in des Reformators brutal entstellenden, aufrührerischen Spott- und Kampfbildern, die zu tausenden als polemische Holzschnitte usw. ins naiv-unwissende oder bereits verblendete Volk drangen, zu dessen unübersehbarem Schaden und Unheil. So vor allem die weitverbreiteten Einzel-Flugblätter der furchtbaren, zum Teil grauenhaft rohen „Abbildung des Papsttums": eine sozusagen leibhaftig gewordene Psychologie des Hasses, die es wagte, „das Aeußerste vor Augen zu stellen, wozu die Menschenseele und die Künstlerhand fähig ist." Kampfgeist trug das ganze Lutherwerk, die ganze Lutherpersönlichkeit. Um beide zu verstehen, muß man beide kennen. Eben dazu gibt Luthers Kampfbilderwelt blitzartig und abgrundtief aufhellende Gelegenheiten. Nicht nur gewichtige katholische, sondern auch solche protestantische Stimmen haben deshalb schon wiederholt eine möglichst vollständige, ja „schrankenlose" wissenschaftliche Herausgabe dieser Kampfbilder gefordert. Nun liegt sie vor. Wie lange wird man jetzt noch die immer wieder erneute Behauptung von der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Milde in des Reformators Kampfesweise aufrechterhalten können? Wie lange noch jene andere: Luther habe seine großen Erfolge beim Volke nur durch Anwendung der lautersten geistigen Mittel erreicht? (s. Heft I, Vorrede.) Die Schmähbilder in Heft IV, die durch die vorhergehenden Hefte „in gewissem Sinne vorbereitet werden", bezeichnet Grisar als die Blüte der Bilderpolemik Luthers. Der beiden Herausgeber hervorragender Begleittext schließt jede konfessionelle Polemik aus und beschränkt sich, in vollendeter Sachlichkeit, auf die doppelt wirksame Richtigstellung verschobener Tatbestände.

E. M. Hamann.

Tagebuch, von Evelyn Fürstin Blücher von Wahlstatt. Mit einem Vorwort von Gebhart Fürst Blücher von Wahlstatt. Verlag für Kulturpolitik, München 1924. Geb. in Ganzleinen 12.50 ℳ. — Ein echtes Tagebuch, ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, spiegelt das vorliegende Werk die Kriegserlebnisse einer vornehmen Engländerin, die als Frau eines deutschen Edelmanns Deutsche geworden war. In ihrer Gesinnung steht sie versöhnlich zwischen beiden Völkern. Das Buch kann eine Aufgabe erfüllen insofern, als unsere besitzenden und gebildeten Kreise es einer Fürstin vielleicht glauben, wie verzweifelt Deutschlands Sache schon in den ersten Kriegsjahren stand und daß der berüchtigte Dolchstoß eine Legende ist. Die Beobachtungen der Verfasserin sind vorzüglich. Daneben erfahren wir mancherlei aus den höchsten Sphären. Hier aber ist das Bild nicht so klar. Besonders wo die Politik beginnt, fehlt der hohen Dame die scharfe Einsicht und sie läßt sich hie und da von Gerüchten und Stimmungen irreführen. Um so wertvoller ist die Einleitung aus ihres Gatten Feder. Sie bringt neues Licht in das dunkle Gebiet der Friedensversuche, so über einen englischen Fühler 1916, der gleich vielen anderen vom deutschen Auswärtigen Amt nicht beachtet wurde. Interessant ist ferner das Urteil über Roger Casement. Das Buch liest sich leicht und angenehm.

Dr. Otto Kunze.

Karl Domanig als Student in Brixen, Salzburg und Meran, Innsbruck, Straßburg und Rom. Ein deutsches Burschenleben, von Anton Dörrer. Akademische Bücherei Nr. 2/3, herausgeg. von Prof. Dr. Wilhelm Kosch, München 1924. Verlag Parcus & Co., kart. 2 ℳ. — Aus seinem Werk über Domanig, den großen kath. Dichter Tirols, bietet Dörrer hier einen wichtigen Abschnitt, auf Grund neuen Materials, besonders von Briefen, Zeugnissen und Urteilen der Schul- und Studiengenossen erweitert. Student bedeutet nach süddeutschem Sprachgebrauch schon den Gymnasiasten. Und am Schluß steht der Doctor Romanus des Germanischen Kollegs. Domanigs ganze Entwicklung zieht also vorüber. Sie kann vorbilden, daß deutsch und katholisch, ja römisch sich nicht ausschließen, sondern gegenseitig steigern. Alte und junge kath. Farbenstudenten werden besonders gern zu dem Büchlein greifen.

Joseph Riedhammer.

Hochschulführer, Lebens- und Studienverhältnisse in den deutschen Hochschulstädten, herausgegeben im Auftrage der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft; 7. Ausgabe, Sommersemester 1924. Zu beziehen durch das Wohnungsamt der Deutschen Studentenschaft gegen Einzahlung von 0.50 Rentenmark (Ausland 1 Rentenmark) auf das Postscheckkonto Hannover Nr. 55 205 (Wohnungsamt der Deutschen Studentenschaft, Münster, Universität). — Die neue Ausgabe des Hochschulführers, die erste nach der Inflation, enthält wiederum klar und übersichtlich alles Wissenswerte über die einzelnen Hochschulen, wie Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse mit genauen Preisangaben, Vermittlungsstellen für Studentenwohnungen, Name und Anschriften der studentischen Wirtschaftskörper, Semester- und Vorlesungsbeginn usw. Die Schrift, die auch Deutschösterreich und die Sudetenländer berücksichtigt, ist für jeden unentbehrlich, der sich über die Verhältnisse an den deutschen Hochschulen unterrichten will.

Für den Druck bestimmte **Texte** (Abhandlungen. Gedichte) und darauf bezügliche Briefe wolle man **nur** an die **Schriftleitung** senden; **Anzeigen, Bestellungen, Anschriften für Probenummern,** Gelder (kurz: alles Geschäftliche) nur an die **Geschäftsstelle** bez. den **Verlag** der Allgem. Rundschau. Man adressiere auch **nicht** an den **Namen** eines Geschäfts- oder Schriftleiters, da dies verzögert.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Herbert Eulenbergs Liebesstück „Belinde" ist vor dem Kriege im Kgl. Residenztheater gespielt worden. Es wollte mir nicht recht gelingen, die Wirrnisse in Belindens Herzen so poetisch oder sogar tragisch zu nehmen, wie die damalige Tagesmeinung dies wahr haben wollte. Schlaffer Subjektivismus ist eben die Moral dieses Liebesstücks. Nun ist „Belinde" im Schauspielhaus zu neuem Bühnenleben erwacht, und das allgemeine Gefühl ist nun doch, daß Belinde und die absonderlichen Gestalten, die sich um sie bewegen, mehr erdacht, als gestaltet sind. Hermine Körner spielte die Titelrolle mit virtuosem Können. Sie schien an der Wirkung des breit ausladenden Lyrismus Zweifel zu hegen und legte den größeren Nachdruck auf die Handlung. Die Spielleitung lag auch in den Händen Hermine Körners, und so sah man gut ausgeglichenes Theater. Noch eine Rolle bot uns in diesen Tagen die Körner. Sie spielte die „Lady Frederick", eine Komödie von Maugham, die wir schon einmal hier kennen gelernt haben, als das Lustspielhaus noch seinem Namen entsprach und noch nicht Operettenhaus war. Zeigt Eulenbergs „Belinde" immerhin Literatur, wenn auch ein wenig mondsüchtige, so ist das Spiel des Engländers nur Unterhaltung. Dennoch machte es Eindruck, denn die Rolle der leichtsinnig-liebenswürdigen Lady im Spätsommer des Lebens liegt der Körner ganz außerordentlich. Welchen Humor entfaltete sie zum Beispiel in der Szene, in der sie ihrer Schneiderin, die gekommen ist, um eine Schuldnerin zu mahnen, schmeichelt, so daß diese nicht nur das Geld nicht nimmt, sondern sogar beglückt von dannen geht wegen der liebenswürdigen Aufnahme, die sie in den obersten Kreisen der Gesellschaft gefunden. Ein blutjunger Lord hat sich in die Lady verliebt, und sie könnte aus ihren ständigen Geldverlegenheiten kommen, wenn sie ihm ihre Hand reichte. Dennoch lehnt sie diese Versuchung ab, und um ihn abzuschrecken, weiht sie ihn in die Geheimnisse ihrer Toilette ein. Sie zeigt ihm die Schminke, die ihren Wangen das Rot der Jugend gibt und die falschen Löckchen, die er so bewunderte. Ohne einen wirklichen, inneren Humor könnte diese Szene leicht geschmacklos werden, aber die Körner spielt sie liebenswürdig und klug zugleich. Die Lady, die gewohnt ist, zu blenden, bringt mit der Preisgabe dieser kosmetischen Geheimnisse ihrer Eitelkeit kein geringes Opfer, so daß sie, wenn auch nur über die Durchschnittstypen ihrer Kreise ein wenig hinauswächst. Die letzteren wurden flott und angemessen gespielt. Es ist für unsere modernen Schauspieler ganz vorteilhaft, wenn sie dann und wann Figuren zu spielen haben, die an gewisse äußere Formen gebunden sind. Frau Körner hatte einen sehr starken Erfolg.

Uraufführung in den Kammerspielen. Fritz Rumpf, der Verfasser des „Liebestrankes oder der verzauberte Prisca" bekennt, daß seine Komödie nach altitalienischen Motiven gearbeitet sei; der Zuschauer erkennt in Macchiavellis „Mandragola" unschwer das Vorbild. Wir haben schon des öfteren solche Erneuerungen dieses Werkes erlebt und immer war es nicht der schneidende Witz oder die bittere Menschenbeurteilung, die vorwiegend in die Erscheinung trat, sondern eben die Erotik. Die Spielleitung des Herrn Zellner hat das Ganze stark stilisiert, der commedia dell'arte angenähert, und die Szenerie mit dem Ausblick auf Pisas schiefen Turm ist auch von einem gewissen feinen Reiz. Der Durchschnittszuschauer wird sich eben doch an das Pikante halten; auch kann das ästhetische Drum und Dran nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Personen des Stückes ohne Ausnahme recht niedrige Charaktere sind.

Die Staatstheater haben nunmehr in dem Freiherrn Clemens von Franckenstein einen neuen Generalintendanten erhalten. Damit kehrt ein Mann, den die Revolution brutal von seinem Posten entfernt hatte, an seine alte Wirkungsstätte zurück. Der Darmstädter Oberspielleiter Keller wurde zum Schauspieldirektor bestellt. Oberregierungsrat Heydel bleibt natürlich an der Spitze der Verwaltung, wie Knappertsbusch Operndirektor ist. Herr von Franckenstein ist also weit mehr als früher von der Notwendigkeit befreit, sich um die kleineren Dinge des Tages zu bemühen. Er kann ungehindert die großen künstlerischen und kulturellen Ziele ins Auge fassen, denen nachzustreben der ersten Bühne des Landes Aufgabe und Pflicht ist. Franckensteins künstlerische und persönliche Vorzüge lassen ein erfolgreiches Wirken erhoffen. — Alois Wohlmuth feierte sein 60jähriges Bühnenjubiläum. Wir haben des Künstlers, der 38 Jahre mit unserem Hof- bzw. heute Nationaltheater innig verbunden ist, bereits bei früheren Festanlässen ausführlich gedacht. Er hat an seinem Ehrentage den Shylock gespielt mit einer Frische, die Staunen erregt, und mit der Meisterschaft des schauspielerischen Könnens, die seinen Ruhm ausmacht. Wir dürfen hoffen, daß der ausgezeichnete Shakespeare- und Molièredarsteller noch lange unserer Bühne zur Zierde gereiche. — Auch Josef Geis, dessen Gestaltung des Sixtus Beckmesser weit über München hinaus berühmt und vorbildlich wurde, feierte sein 25jähriges Jubiläum als Sänger, Schauspieler und Spielleiter. Schon viel früher kam er in Beziehung zur hiesigen Bühne. 1886, also gleichzeitig mit Wohlmuth, trat er in deren Dienste, jedoch als Geiger im Hoforchester. Später wandte er sich der darstellenden Kunst zu und kehrte nach einigen Jahren von kleineren Bühnen an die unsrige zurück.

Verschiedenes aus aller Welt. Lord Byrons 100. Todestag beging Griechenland durch eine von Tausenden besuchte Festfeier auf der Akropolis von Athen, wobei 300 in antike Gewänder gekleidete Mädchen Byrons „Mädchen von Athen" (Musik von Gounod) sangen.

Es folgten Rezitationen Byronscher Dichtungen. Die eindrucksvolle Feier fand bei Mondschein statt. In München veranstaltet der Neuphilologenverband eine Gedenkfeier des Dichters in dem von Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand zur Verfügung gestellten Konzertsaal ihres Palais. Hierbei wird Dr. Tesdorpf sprechen und Byronsche Poesien in der Uebertragung von Therese Tesdorpf-Sickenberger und P. H. Tesdorpf vortragen (9. Mai). — Der Maler Max Slevogt hat Bühnenbilder für Mozarts Don Giovanni geschaffen, die bei der Aufführung in der Dresdener Staatsoper als außergewöhnliche künstlerische Leistungen angesprochen wurden. — In Teplitz-Schönau wurde an Stelle des vor fünf Jahren abgebrannten ein neues Stadttheater errichtet, das mit allen Neuerungen unserer Zeit ausgestattet ist. Der Bau enthält auch den Kursaal des Bades und eine Lichtspielbühne. Die Unternehmung erweist die Kraft des deutschen Gedankens in der Tschechoslowakei. Die Eröffnungsfeier brachte eine eindrucksvolle Aufführung der Meistersinger. — „Die junge Gräfin", eine Oper von Florian Leopold Gaßmann (1729—1774) hatte in einer Neubearbeitung von Dr. L. K. Mayer in Klagenfurt starken Erfolg. Die Musik hat nach Berichten echtesten Mozartstil. Das Textbuch, nach einem Lustspiel Goldonis gearbeitet, schildert den Roman einer armen Gräfin und eines reichen Kaufmanns. — „Der arme Konrad", ein Drama aus dem Bauernkrieg von F. Wolff, hatte bei der Stuttgarter Uraufführung Erfolg. — Starken Beifall fand in Karlsruhe Emil Strauß' Drama „Vaterland". Träger des Stückes ist der korsische Volksheld Sampiero, dessen Leben schon für Friedr. Halm dramatischer Vorwurf gewesen ist. Die tragende Idee des Dramas ist die Forderung unerbittlichster, letzter Opferfähigkeit. Parallelen zu heutigem Geschehen ergeben sich nach dem Willen des Dichters. — Franz Schrekers neue Oper „Irrelohe" fand in Köln eine sehr beifällige Aufnahme. Die Musik ist reich an Entladungen eines hinreißenden Temperamentes. Wie bei den früheren Opern Schrekers finden sich großartige Ensemblesätze. Die Kritik bemerkt als wesentlichen Vorteil des neuen Werkes den ausgeprägten Willen zur Melodienbildung, Ansätze zu einer Umkehr in die Bezirke des harmonischen Kontrapunktes. Der Musik haftet nach Berichten ein Rest von verklärendem Idealismus auch da an, wo die Handlung in Niederungen hinabsteigt. Frauen und Männer des Stückes sind durch die Brille erotischer Ueberhitzung gesehen; alles kreist um eine ins Hysterische gesteigerte Lüsternheit. — Die Erziehung eines unselbständigen Volkes zur Freiheit und zu Kraftbewußtsein durch einen überragenden Führer behandelte Carl Hauptmann in seiner monumental angelegten Bühnendichtung „Moses", die bei der Uraufführung in Koblenz gut aufgenommen wurde. Eine andere Mosestragödie von W. Eckart hatte in Ulm warmen Beifall. Das Werk ist nach der Widmung des Dichters als Parallele zur Not des deutschen Volkes gedacht. — „Heinrich und Kunigunde", ein Mysterium von Francis Grun, einer Schwester von Pfitzners Librettisten, gelangte in Bamberg zur Uraufführung. Das Werk behandelt die Sage von der Gemahlin Kaiser Heinrichs II., die, der Untreue verdächtig, durch ein Gottesurteil ihre Reinheit erweist. Der Erzbischof wohnte der eindrucksvollen Aufführung bei.

Aus den Konzertsälen. Im 8. Philharmonischen Konzert erwies Künger sich wieder als eine Dirigentenpersönlichkeit von ungewöhnlicher Eindringlichkeit, die sich besonders in der Wiedergabe von „Also sprach Zarathustra" von Rich. Strauß offenbarte. Der Tondichtung ward eine zwingende Wiedergabe. Von Strauß hat Zandonai Anregungen empfangen, dessen Prima vera in Val di Sole besonders durch die klangkoloristischen Reize bei einer nicht minder guten Wiedergabe stark fesselte. Eine Sopranistin von glänzenden Mitteln ist die Gräfin Marie v. Neipperg. Sie besitzt eine gute Technik, deren weitere Vervollkommnung die Wirkung des seltenen Materials noch erhöhen würde. — Wohlverdienten Beifall fand auch, wie mir ein Vertreter berichtet, der Baritonist van Tieme an seinem Lieder- und Balladenabend mit dem rhythmisch und dynamisch gleich glücklichen Vortrag eines ausgewählten Programmes. — Von den Abenden des Deutschen Kulturbundes (in der Winthirschule) hatte ich schon Gutes gehört. Er ist gegründet, um den von den Kunststätten etwas abgelegenen Stadtteilen Neuhausens und Nymphenburgs Ersatz zu bieten, aber unter der Führung eines kunstbegeisterten und weitschauenden Mannes ist es gelungen, zu Konzerten und Vorträgen eine Fülle erster Kräfte zu gewinnen. Die Abende hält Oberlehrer Freytag in seiner Schule ab, die er in allen Stockwerken mit eigenen Gemälden geschmückt hat, die sowohl in künstlerischen, als auch in pädagogischen Kreisen viel Beachtung gefunden haben. Der musikalisch-deklamatorische Abend, dem ich anwohnte, brachte Rezitationen von Elisabeth Seefried, deren erster Teil Münchner Dichter umfaßte. Es ist sehr dankenswert, daß die junge Künstlerin in ihr Programm auch Dichtungen aufnimmt, deren feine Reize sie nie zu sogenannten „Schlagern" werden lassen. Ihr plastisches Vortragsvermögen weiß auch Verse zum inneren Erklingen zu bringen, die mehr auf stilles Lesen eingestellt sind. Die Verse mehr als Romandichter bekannter Autoren, wie Walter von Rummel und Ricarda Huch, dürften den meisten unbekannt gewesen sein. Auch von Friedrich Hebbel und (als vaterländischen Ausklang) von Körner bot die Vortragende Schönes in meisterlicher Wiedergabe. Gleich ihr fand stürmischen Beifall der Tenorist Walter Götz, der, von W. v. Bohmhard feinsinnig begleitet, Lieder von Strauß und Wolf zum Vortrag brachte. Der zarte Schmelz seiner schönen und tragfähigen Stimme und ein beseelter Vortrag sicherten ihm reiche Wirkung.

München. L. G. Oberlaender.

Treugedenkstunde, veranstaltet von der Vereinigung „Dem Gedenken König Ludwigs II. von Bayern". 27. April, kleiner Odeonssaal. Als Nachfeier des fünfzigjährigen Ehejubiläums von Prinz und Prinzessin Leopold von Bayern war die Zusammenkunft gedacht. Das hohe Jubelpaar war selbst dazu erschienen und wurde von den Anwesenden in alter Bayerntreue begrüßt. Eingeleitet wurde die Feier durch einen Fanfarenmarsch, vorgetragen vom Trompeterkorps des ehemaligen Kgl. Bayer. 1. Schweren Reiterregiments. Den Prolog sprach Hofrat Richard Sturtz, der später auch Schillers Taucher vortrug. Eine schlichte Festrede hielt Ludwig Berg-Bauer. Das Konzertprogramm war einheitlich und gewählt: Max Reger, der bedeutendste bayerische Meister der letzten Jahre, stand mit seinen Orgelstücken, Melodia op. 59 Nr. 11 und Praeludium in C-moll op. 59 Nr. 1, zu Anfang und Schluß desselben. Daneben hörten wir drei Werke Joh. Seb. Bachs: Das Adagio aus der H-moll-Sonate Nr. 1 für Violine und Orgel, die Arie „Gelobet sei der Herr" aus der Kantate Nr. 129 für Sopran, Orgel und obligate Violine und die Chaconne in C-moll für Violine. Doris Frieß-Sanquillon (Sopran), Herma Studeny (Geige) und Karl Schleifer (Orgel) hatten ihre Kunst dem schönen Zwecke gewidmet. Vorzüglich erfreute uns alle die Geigerin durch ihr Spiel. Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Ueber die Kreditpolitik der Reichsbank sprach im Zentralausschuss Dr. Schacht. Er wies darauf hin, dass für das Reichsbankdirektorium in erster Linie die Forderung stehe, dass nicht durch übermässige Ausdehnung der gewährten Kredite die Stabilität der Währung erschüttert würde. Die Bankleitung würdige dabei vollkommen die Schwierigkeiten, die auf manchen Gebieten infolge der ungeheueren Kredit- und Kapitalnot bestehen. Da die Kredite der Reichsbank überwiegend für lebensnotwendige Zwecke gewährt würden, erscheine die von manchen Seiten empfohlene Diskonterhöhung gegenüber den Belangen der Allgemeinheit nicht vertretbar, während bei der grossen Kreditnot auch durch erhebliche Erhöhung der Zinssätze das Kreditverlangen nicht abgewehrt werden könnte. — Wir haben mehrmals darauf hingewiesen, dass die Konjunktur fast ausschliesslich vom Inlandsverbrauch getragen wird. Auch die Münchener Handelskammer weist mit Ernst auf diese Erscheinung hin, die angesichts der ausserordentlichen Passivität der Handelsbilanz die schwersten Bedenken auslösen muss. Ueber kurz oder lang muss sich die Vernachlässigung der Auslandsmärkte, die mangelnde Rücksichtnahme auf den ausländischen Wettbewerb rächen. Durch die genügenden Inlandsaufträge hat man auf eine weitere Herabsetzung der Produktionskosten verzichtet, noch bevor die gebotene Preislinie erreicht war. Die Indexziffer für Lebenshaltung ist — langsam zwar — in stetigem Steigen. Gleichzeitig mehren sich die Lohnforderungen und Streiks. Der Belastung durch weitere Preiserhöhungen, wie sie die Lohnsteigerungen bringen, vermag unsere Wirtschaft nicht standzuhalten. Die Münchener Handelskammer ist der kaum bestreitbaren Ansicht, dass die unvermeidbare Krediteinschränkung und -verteuerung, der langsame Eingang der Aussenstände zusammen mit Lohnerhöhung und die auf die Dauer unerträglichen Steuerlasten dahin führen, dass die weitere Entspannung des Arbeitsmarktes über kurz oder lang in eine neue schwere Krise infolge Kredit- und Absatzklemme umschlagen wird. —

Die Börse zeigte am Ende dieser Woche eine kleine Aufwärtsbewegung der Kurse. Das Angebot ist zurückgegangen und die Nachfrage hat sich vermehrt. Auch das Ausland war wieder als Käufer am Markte. In der freundlicheren Stimmung spricht sich die Genugtuung aus, dass die Aprilverpflichtungen doch eine nicht unbefriedigende Erledigung gefunden haben. Die ernsthaften Bestrebungen des Zentralverbandes des Banken- und Bankiergewerbes, die Frankenverpflichtungen für Mai festzustellen, bieten eine gewisse Beruhigung. Es handelt sich dabei um die bereits früher erwähnten Spekulationen in französischer Valuta. Namentlich im Eisen- und Metallhandel wurden Baisseengagements in Franken betätigt, die gewaltige Summen ausmachten. Die englisch-amerikanische Stützungsaktion für die französische Währung hat hier katastrophale Zustände geschaffen. Es ist erfreulich, dass es gelungen ist, allzu schwere Erschütterungen zu vermeiden. Was die Besserung der Börsenlage betrifft, so ist dabei zu berücksichtigen, dass der Mangel an Aufnahmefähigkeit auch bei den erstrangigen Bank- und Finanzkreisen weiterbesteht. Zu einer wirklichen Intervention fehlen auch den Grossbanken bei den geringen Geldeinlagen und den ausserordentlichen Kreditbedürfnissen der Kundschaft die Mittel. Einige grosse Konzerne haben, wie man annehmen darf, die Börsenkrise zur Mehrung ihres Effektenbesitzes benutzt. Von Schwierigkeiten im Bankgewerbe ist viel die Rede. Es wird freilich mehr geredet, als verantwortet werden kann. Man muss bedenken, dass gedankenlos leichtfertig weitergetragene Gerüchte Firmen, die zu kämpfen haben, schweren Schaden bringen können. Die Grossbanken haben einigen Bankhäusern Stützungskredite gewährt trotz der geringen Mittel, die ihnen selbst zur Verfügung stehen. Es gibt eine Menge in der Inflationszeit wie die Pilze hervorgeschossene Bankgeschäfte, denen auf die Dauer kein Krösus helfen kann. Das allgemeine Börsenspiel war die Möglichkeit ihres Daseins und schon der Leerlauf des zu grossen Apparates wird den Fortbetrieb auf die Dauer

nicht möglich machen. — Die Verminderung der Herstellungskosten ist das vordringlichste Wirtschaftsproblem. Der Konzentrationsgedanke findet auf immer weiteren Gebieten Verwirklichung. Drei grosse Firmen der Textilbranche Süd-, Nord- und Westdeutschlands haben in diesen Tagen eine Interessengemeinschaft begründet, von der sie eine bedeutende Herabminderung der Geschäftsunkosten erwarten; in der Waggonbauindustrie plant man die Serienfabrikation, auch der Zusammenschluss der Automobilwerke Daimler-Benz dient der Vereinfachung und Ersparnis.

Die **Dresdner Bank** legt ihren Abschluss vor, der bei 24,415,203 Bill. Bruttogewinn neun Millionen Goldmark vorzutragenden Reingewinn bringt. Die Bank sieht von der Bekanntgabe ihrer Umsätze ab, die einen kaum zu bewältigenden Umfang angenommen haben. Diese Zahlen des Inflationsjahres würden ja jedes Vergleichswerts mit den früheren entbehren. Die Kreditoren werden mit rund 194 Millionen G.-M. ausgewiesen. In Friedensjahren machten die fremden Gelder das 3—4fache des Eigenkapitales aus. 1923 wurden 6 Zweigstellen, im neuen Jahre 8 Zweigstellen und Depositenkassen eingezogen, deren Gewinnergebnis in keinem Verhältnis zu den Unkosten stand. Das Geschäft im laufenden Jahre hat einen starken Abfall aufzuweisen, besonders im Konsortial- und Effektengeschäft. Die stets im Steigen begriffenen Kreditansprüche zu befriedigen besteht bei den beschränkten Mitteln, über welche die Banken verfügen, keine Möglichkeit. Auch die Niederlassungen im besetzten Gebiet haben den Verhältnissen entsprechend zufriedenstellend gearbeitet. — Die 1864 eingegangene kaiserliche Porzellan-Manufaktur in **Wien** wurde als Aktiengesellschaft wieder ins Leben gerufen. Die Gründung ist durch österreichische und reichsdeutsche führende Finanzkreise erfolgt. Bei der feierlichen Eröffnung schilderte der Bundespräsident die Schicksale der alten kaiserlichen Manufaktur und sprach die Hoffnung aus, dass die kunstgewerbliche Begabung der Oesterreicher an der Hand der Tradition unter Befruchtung durch die hochentwickelte Wiener Kunst das neue Unternehmen zu einer Wiederbelebung der einst so leistungsfähigen Manufaktur befähigen werde.

München. **K. Werner.**

München Dachauer Papierfabriken Aktiengesellschaft in München. In der unter dem Vorsitze des Herrn Kommerzienrat Max Bullinger stattgehabten ordentlichen Generalversammlung vom 30. April war von 23 Aktionären ein Aktienkapital von *M.* 69'087,000.— mit 143 287 Stimmen vertreten und zwar 68 287 Stammaktien mit 68 287 Stimmen und 3750 Vorzugsaktien mit 75 000 Stimmen. Es wurde der Rechnungsabschluss für das Jahr 1923 vorgelegt, welcher nach satzungsgemässer Abschreibung von *M.* 2'423,396.75 (*M.* 2'518,949.13) einschliesslich des Gewinnvortrages von *M.* 791,869.21 (*M.* 94,857.97) einen Jahresgewinn von *M.* 11'274,958,423,657,582.81 (*M.* 43'190,524.55) ergab. Die von der Verwaltung gestellten Anträge wurden einstimmig genehmigt und dem Vorstande und Aufsichtsrate Entlastung erteilt. Der erzielte Reingewinn wurde auf neue Rechnung vorgetragen. Das mehrjährige Bauprogramm, dem die Kapitalserhöhungen in der Hauptsache dienten, fand nun seinen Abschluss. Es wurde ganz Ungewöhnliches geschaffen in Vervollkommnung und Produktionsmehrung bei ihren Betrieben Dachau, Deutenhofen, Olching, München und besonders erfuhr ihre Papierfabrik Pasing in fachtechnischer Beziehung einen durchaus modernen Umbau, welcher durch Mehrung der Produktion nebst rationellererer Arbeit mit dem in Betrieb genommenen Industriegleise gute Früchte tragen wird. Sämtliche Fabriken der Aktiengesellschaft waren im neuen Jahre in vollem Umfange beschäftigt und sind weiterhin auf mehrere Monate hinaus mit lohnenden Aufträgen reichlich versehen.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.25 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 20 München, 15. Mai 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Unter dem Vorwand, daß der Wahlkampf keine Klarheit über den Willen des Volkes gebracht habe, beschloß der Parteivorstand der Sozialdemokraten, über die Annahme oder Ablehnung der Sachverständigenvorschläge einen Volksentscheid zu beantragen.

Im deutschen Bergbau an der Ruhr, in Oberschlesien und Sachsen ist wegen Lohnforderungen und Verlängerung der Schichtzeit ein Generalstreik ausgebrochen, zum Teil gegen den Willen der Arbeiterverbände.

Zwischen Deutschland und Rußland ist eine diplomatische Spannung entstanden. Im Haus der russischen Handelsvertretung zu Berlin wurde ein verhafteter Kommunist, der die ihn transportierenden Beamten dorthin gelockt, von den Russen befreit. Darauf nahm die Polizei daselbst eine Haussuchung vor und verhaftete fünf Angehörige der Handelsvertretung. Die russische Regierung erhob Einspruch und die Handelsvertretung brach ihre Geschäfte mit deutschen Kaufleuten ab. Der russische Botschafter Krestinski begab sich nach Moskau. Es ist festgestellt worden, daß die russische Handelsvertretung eifrig kommunistische Wühlerei trieb.

Nach dem Ergebnis in der Pfalz setzt sich der Bayerische Landtag wie folgt zusammen: 46 Bayerische Volkspartei, 2 Zentrum, 1 Beamtengruppe Kratofiel, 11 Deutschnationale, 1 Nationalliberaler, 3 Demokraten, 23 Völkische, 23 Sozialdemokraten, 9 Kommunisten, 10 Bauern- und Mittelstandsbund. Zum Reichstag hat das Zentrum in Bayern keinen Sitz erhalten. In der Pfalz bekam es 38 000, im rechtsrheinischen Gebiet 32 000 Stimmen. — Das Kabinett Knilling ist zurückgetreten, führt aber bis zur Wahl eines neuen durch den Landtag die Geschäfte weiter.

Der neue Württemberger Landtag zeigt folgendes Bild: Zentrum 17 (bisher 23), Bauernbund 17 (17), Demokraten 9 (5), Volkspartei 3 (4), Rechtsblock 8 (11), Völkische 3 (0), Sozialdemokraten 13 (28), Kommunisten 10 (3), bei zusammen 80 (bisher 101) Sitzen.

Die reibungslose Vorabstimmung wegen der Selbständigkeit Hannovers (18. Mai) ist durch amtliche Gegenwirkung der preußischen Behörden schwer gefährdet. Auch Reichsminister haben in Aeußerungen Partei gegen die Abstimmung ergriffen. Die Hannoveraner haben sich beim Reich beschwert und einen unparteiischen Reichskommissar gefordert. Der Reichskanzler hat das abgelehnt, da die Ausführung des Volksbegehrens in der Hand eines Reichsbeamten liege und die Durchführung völlig gesichert sei. Das beteiligte Land Preußen könne verfassungsmäßig seinen Standpunkt wahren, Reichsminister könnten sich frei äußern.

Die französischen Kammerwahlen am 11. Mai ergaben: Konservative 11, Nationaler Block (Republikaner) 137, Linksrepublikaner 92, Dissidierende Republikaner 34, Radikale und Sozialistisch-Radikale 127, Sozialistische Republikaner 39, Sozialisten 101, Kommunisten 29. — Das bedeutet einen starken Ruck nach links und eine Niederlage Poincarés mit seinem nationalen Block. Ob sie entscheidend ist und zu einem Wechsel der Regierung führt, läßt sich noch nicht abschätzen. Auch in Frankreich kommt es auf Koalitionen an.

Das Verhältnis zwischen Frankreich und der Türkei scheint kritisch zu sein. Unter dem Vorwand von Strafexpeditionen gegen aufständische Ortschaften vollzieht Frankreich Truppenbewegungen in Syrien und landet neue Streitkräfte. Auch die Türken ziehen solche nach der syrischen Grenze.

Der neue deutsche Reichstag.

Von Dr. Otto Kunze.

Wären die Deutschen ein politisch reifes Volk, sie hätten ihren neuen Reichstag wesentlich im Hinblick auf die eine Frage gewählt: Für oder wider die Vorschläge der Sachverständigen. Dabei hätte das Für nicht bedeutet: bedingungslose Annahme, sondern nur positive Einstellung dazu. Alles weitere ergab sich aus diesem Für und Wider. Nach außen Verständigung oder Bruch, europäischer Friede oder europäischer Krieg — nach innen weitere Sanierung auf dem Boden der wirtschaftlichen und politischen Tatsachen oder Inflationswechsel auf eine bessere Zukunft, Ordnung und allmähliche Verbesserung des nachrevolutionären Notbaus oder staatumwälzende Experimente mit vernichtendem Ausgang. Unser neuer Reichstag kann nicht die politischen Ideale der verschiedenen Staatsbürger verwirklichen, kann die Staatsform, Gesellschaftsordnung oder Wirtschaftsweise nicht ändern. Dazu bedarf es, soweit derlei überhaupt gesetzmäßig durchführbar, einer neuen Befragung des Volkes in Wahlen oder Volksentscheid. Die meisten Wähler aber sind an die Urne gegangen, als hätten sie ein umfassendes politisches Bekenntnis abzulegen. Und wenn ihnen keine Partei ganz entsprach, blieben sie zu Hause. Andere wieder griffen zu kurz und entschieden sich nach einer Einzelfrage, die höchstens nebenher einmal erledigt wird. So gab es eine Liste der Mieter, der Geusen, d. h. der durch die Geldentwertung verarmten Rentner, der Arbeitnehmer, der Freiwirtschaftsleute, der Bodenreformer, ja der Gastwirte. Aeltere Verwechslungen wirtschaftlicher Belange mit politischem Willen sind die Mittelstands- und Bauernbünde. Im ganzen waren 25 Parteien aufmarschiert. Auch das beweist die politische Unreife der deutschen Volksmassen. Sie hat zur Folge, daß von den 29¼ Millionen Stimmen fast ¾ Millionen umsonst abgegeben sind. Die neuen Eigenbrötler ziehen nicht in den Wallotpalast ein. Die wirtschaftlichen nicht und ebensowenig die politischen: Republikaner und nach dem endgültigen Ergebnis Christlichsoziale und U. S. P.

Uebrig geblieben sind immer noch 11 Parteien, und ihr Stärkeverhältnis läßt keine klare Entscheidung des Volkes in seinen Schicksalsfragen erkennen. Positiv zum Gutachten der Sachverständigen, zur Verständigung nach außen und Sanierung nach innen stehen natürlich die Parteien, die den Kurs der Regierung Marx billigten: Zentrum, Deutsche Volkspartei, Demokraten. Davon hat das Zentrum sich fast ungeschwächt behauptet. Die beiden anderen haben empfindliche, jedoch nicht, wie vielfach vorhergesagt, vernichtende Verluste. Zusammen bilden alle drei nach wie vor nur eine Minderheit. Grundsätzlich für Fortsetzung der bisherigen Politik sind auch die Sozialdemokraten. Ihre 100 Mandate statt 173 bedeuten die an sich und verhältnismäßig größte Verschiebung zuungunsten einer Partei. Ein paar Millionen Stimmen der Vereinigten Sozialdemokratie sind an die Rechte oder die Nichtwähler verloren gegangen, ebensoviele an die Kommunisten. Hier wird es sich zumeist um ehemalige U. S. P.-Leute handeln. Mit den Kommunisten treffen wir auf die Parteien, die für eine positive Politik keinesfalls in Frage kommen. Das sind außer den Sowjetrussisch-orthodoxen wohl nur die Völkischen. Sie haben sich, zumal nach ihrem Erfolg in der bayerischen Rechtsprechung und Landtagswahl, einen gewaltigen Sieg prophezeit: 80—100 Sitze, und selbst nüchterne Gegner rechneten mit einer völkischen Gruppe von mehr als 50. Da nehmen sich die 32 mit weniger als 2 Millionen

Wählern dahinter nicht allzu großartig aus. Und gerade in ihrer bayerischen Hochburg haben die Hitlerleute merklich verloren: in München 23,000 Stimmen, in Nürnberg 8000, in Augsburg 3000 gegen die Landtagswahl am 6. April. Ludendorffs neuliche Klage, daß die Bewegung verflache, war nicht grundlos. Die Opposition der äußersten Rechten (oder setzen sich die Völkischen irgendwo links?) fällt also nicht so schwer in die Wagschale.

Wie stellen sich aber zu den brennenden Fragen die Deutschnationalen und die letzte der fraktionsstarken Gruppen, die Bayerische Volkspartei? Um diese vorwegzunehmen, so steht sie gewiß nicht unbedingt negativ. Man hat aus dem Ruhrkrieg einiges gelernt. Besonders daß die Nichterfüllung teurer kommen kann als die Erfüllung. Ein Abgeordneter der Bayerischen Volkspartei ist Justizminister im Kabinett Marx gewesen. Und die unentwegten Neinsager sind seit einem Jahr zu den Völkischen abgewandert. Aehnliches gilt vielleicht nicht minder für die Deutschnationalen. Sie haben zwar im Wahlkampf kräftig gegen Aussaugung und Versklavung protestiert, und der verstorbene Helfferich hat den Plan der Sachverständigen ein zweites Versailles genannt. Doch die Wahlen sind vorbei. Und bereits drei Tage später ließ sich der Parteivorsitzende Hergt einem Ausfrager des Berliner Lokalanzeigers gegenüber sehr vernünftig hören. Seine Partei setzt dem Gutachten und der Einladung zu Verhandlungen nicht von vornherein ein rundes Unannehmbar entgegen. Unverzichtbare Vorbehalte freilich. Die wirtschaftlichen und politischen Fragen dürfen nicht getrennt werden. Hergt meint die Hoheit des Reichs im besetzten Gebiet, vielleicht auch die Räumung des Ruhrbeckens, vielleicht — wer weiß. Bemerkenswert, wie allgemein er sich ausdrückt. Hierüber, wie über gewisse oft genannte Ehrenpunkte, deren er keinen einzeln bezeichnet. Zum Schluß betont Hergt, keine deutschnational beeinflußte Regierung werde je Unerfüllbares mit ihrer Unterschrift decken. Doch das sei für das Ausland ein Vorteil. Denn wird Erfüllbares versprochen, so wird es gehalten und das Nebeneinander der Staaten gewinnt sichere, reibungsfreie Grundlagen. Alles in allem, Dr. Hergt empfiehlt sich als künftiger Reichskanzler. — Wer die Deutschnationalen kennt, wundert sich nicht allzusehr. Ihr Ziel ist nicht außenpolitisch, sondern innenpolitisch. Läßt das Ausland sie ihr Preußenreich mit den Hohenzollern wieder aufrichten, so geben sie ihm ohne Herzbrechen deutsches Gut, deutsche Rechte, ja vielleicht in einem künftigen Koalitionskrieg deutsches Blut. Die Leute um Hergt und Westarp sind die Nachfahren derer, die um der Reaktion willen die Oberhoheit Nikolaus I. von Rußland über Preußen hinnahmen. Und Tirpitz, der alte ehrliche Seemann, der in München die völkischen Mitläufer für die Deutschnationalen einfing, hat heute seine Britenfeindschaft tief im Schiffsraum verstaut und folgt den Spuren des Diplomaten Bismarck. In der englischen Presse wird Tirpitz dementsprechend freundlich behandelt. — Die Wähler haben es sich natürlich anders gedacht. Hätten sie sich nur mehr für die bevorstehenden Beschlüsse interessiert, wie es ihnen der Wahlaufruf der Reichsregierung nahelegte! Hätten sie ihre Kandidaten, Deutschnationale und andere, geprüft und gefragt, wie sie sich zu dem und jenem Ding stellen werden. Wir hätten klarere Scheidungen erhalten. Vielleicht ein paar mehr Radikale rechts und links, doch auch eine viel breitere Mitte. Denn das wählende Volk hätte dann über sein Schicksal verfügen müssen, statt dies den Parteien zuzuschieben. Und das deutsche Volk ist noch nicht radikalisiert. Es will zu Vierfünftel keine Abenteuer- und Umsturzpolitik, weder nach völkischem noch nach kommunistischem Rezept.

Der Schönheitsfehler des neuen Reichstags ist also, daß er zwar nicht zu breite radikale Flügel zeigt, jedoch zu breite unbestimmt schillernde Uebergangsflächen nach der Mitte. Auf der Rechten — aber auch auf der Linken. Denn in der Sozialdemokratie kommt bald die Vernunft, bald die Verneinung obenauf, je nachdem es für die Partei vorteilhafter befunden wird. So ist die Regierungsbildung äußerst schwer. Ein Bürgerblock von den Deutschnationalen bis zu den Demokraten besäße mindestens 270 Stimmen, bei den 471 Mandaten eine sichere Mehrheit. Die Demokraten zeigen allerdings nicht viel Lust zum Mitgehen. Ohne sie hätte ein Bürgerblock nur rund 10 Stimmen über die Hälfte. Nicht mehr hätte die ehemals große Koalition von der Deutschen Volkspartei bis einschließlich der Sozialdemokratie. Die Nachteile einer Minderheitsregierung der bisherigen kleinen Koalition sind u. E. nur durch ein neues Ermächtigungsgesetz zu beseitigen. Es kommt auch sicher eher zu einem solchen, als zu einer Auflösung des Reichstags. Sie würde gar nichts nützen. — Im übrigen ist die Streitfrage, ob Bürgerblock, oder große oder kleine Koalition, keine grundsätzliche noch Schicksalsfrage. Ein Kabinett jeglichen Ursprungs kann gute oder schlechte Politik machen. Viel wichtiger ist, welche Männer regieren. Loebe oder Marx oder Hergt? Oder bei der Vorliebe der Deutschnationalen für Ausgrabungen Tirpitz oder Bülow? Die neue Vertretung des deutschen Volkes, die am 27. Mai zusammentritt, hat mit der Auswahl eine schwere Verantwortung. Möge sie sich ihr gewachsen zeigen.

Katholischer Pazifismus.

Von Kaplan Waibel, Heufelden (Wttbg.).

Am Osterdienstag begann im Katholischen Vereinshaus Hildesheim die erste öffentliche Tagung des Friedensbundes deutscher Katholiken. Der erste Abend diente nicht langen Begrüßungsreden, sondern lediglich dem gegenseitigen Kennenlernen. Die Jugend (Quickborn, Großdeutsche, Neudeutsche) gab dem Abend mit Recht das Gepräge, sie hatte auch einen guten Teil der Vorbereitungsarbeiten auf sich genommen.

Die Geschichte der Stadt Hildesheim ist so ziemlich die Geschichte seiner Bischöfe. Das kam den Teilnehmern so recht zum Bewußtsein, als sie am Mittwoch morgen in der Bernwardsgruft, an der altehrwürdigen Grabstätte des hl. Bischofs Bernward (993—1022) zur hl. Messe sich versammelten. An dieser Stätte entwickelte H. H. P. Franziskus Stratmann Gedanken des Friedens an Hand der Meßliturgie. Nachher setzten sich die Teilnehmer zusammen, um auf Grund der päpstlichen Enzykliken ein scharf umrissenes Bundesprogramm herauszuarbeiten, Mittel und Wege zu zeigen für intensive Friedensarbeit unter den deutschen Katholiken. Während der allgemeine Teil der Richtlinien schon im August 1923 in Freiburg festgelegt worden war, war die Frucht der Hildesheimer Besprechungen die Annahme von sieben weiteren Einzelpunkten, die als besonderer Teil dem bisherigen allgemeinen Teil angehängt werden. Dieses zu einem Ganzen zusammengeschmiedete Programm soll zunächst auch eines der Hauptmittel sein, unter den deutschen Katholiken für die Friedensarbeit zu werben. Deshalb möge der Abdruck auch hier gestattet sein.

A. Allgemeines.

1. Mitglieder unseres Bundes können alle Katholiken werden, welche sich zum päpstlichen Friedensprogramm Benedikts XV. und Pius XI. bekennen und gewillt sind, nach ihren Kräften zur Durchführung desselben beizutragen durch Gebet, praktische Arbeit und freiwillige Beiträge.

2. Der Friedensbund deutscher Katholiken verlangt von seinen Mitgliedern, daß sie zunächst für ihre Person eine echt christliche Friedensgesinnung an den Tag legen in ihrem gesamten Gemeinschaftsleben (Familie, Verein, Gemeinde, Pfarrei usw.).

3. Der F. d. K. umfaßt Gruppen in Stadt und Land, die entweder innerhalb einer schon bestehenden kirchlichen Organisation (z. B. Jugendverein, Jungfrauenverein) als besondere Abteilungen oder als eigene selbständige Gruppen sich bilden können.

4. Diese Gruppen sind keine eigentlichen Vereine mit regelrechtem Vereinsbetrieb, sondern Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaften, die je nach Bedürfnis zusammenkommen (zu gegenseitig anregenden Aussprachen, zur Vorbereitung von öffentlichen Veranstaltungen usw.).

5. Die Mitgliederschaft, persönliche oder kollektive, wird erworben durch Anmeldung an die Geschäftsstelle des F. d. K. für Norddeutschland: St. Josephsheim, Berlin N. 58, Pappelallee 60/61, für Süddeutschland: durch Anmeldung bei der Geschäftsstelle des F. d. K. Heufelden/Ehingen, Württemberg.

6. Bei voller Wahrung der Selbständigkeit arbeitet der F. d. K. zusammen mit dem deutschen Friedenskartell, den übrigen deutschen Friedensgesellschaften sowie mit den anderen internationalen katholischen Organisationen.

B. Besonderes.

Im einzelnen bekennen wir uns zu folgenden Grundsätzen:

1. Wir bekennen uns in Wort und Tat zu den Grundsätzen Papst Benedikts XV., „daß das evangelische Gebot der Liebe unter den Einzelwesen keineswegs verschieden ist von jenem, das unter Staaten und Völkern zu gelten hat" und lehnen daher jede „doppelte Moral" in Politik und Wirtschaftsleben ab. Das wahre Wohl des Vaterlandes verlangt Befolgung der christlichen Grundsätze auch in den Beziehungen der Staaten untereinander.

2. Wir bekennen uns mit Papst Benedikt XV. zu einem Pazifismus, der verlangt, „daß die rohe Gewalt der Waffen durch die sittliche Macht des Rechtes überwunden werden muß", wobei wir nicht vergessen, daß nach dem Wort Pius XI. „der wahre und echte Friede viel mehr zur Liebe als zur Gerechtigkeit gehört". Daher fordern wir eine entschieden pazifistische Politik und verurteilen jeden Versuch einer kriegerischen Lösung politischer Spannungen. Gegenüber dem Versailler Vertrag verlangen wir deshalb Revision, nicht Revanche.

3. Zwar geben wir in Uebereinstimmung mit der katholischen Theologie zu, daß es in der Idee einen gerechten Krieg gibt; in der Praxis fehlen bei den heutigen kulturellen und technischen Verhältnissen die von der katholischen Sittenlehre geforderten Bedingungen für einen erlaubten Krieg. Deshalb lehnen wir die allgemeine Waffenpflicht ab, zumal sie fast mit Notwendigkeit immer wieder Kriege erzeugt.

4. Unter Berufung auf die Worte Papst Benedikts XV., „daß es andere Mittel als Gewalt und Vernichtung gibt, verletzte Rechte unter den Völkern wieder herzustellen", sehen wir im Völkerbund trotz seiner augenblicklichen Mängel ein Mittel zur friedlichen Erledigung zwischenstaatlicher Rechtsfragen und fordern daher den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund.

5. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Friede nur erhalten bleibt, wenn das künftige Geschlecht in christlicher Vaterlandsliebe heranwächst, fordern wir Erziehung der Jugend in Kirche, Elternhaus und Schule im Geist der Völkerversöhnung. Insbesondere verlangen wir, daß im öffentlichen Unterrichts- und Bildungswesen Artikel 148 der Reichs-Verfassung durchgeführt wird und erwarten, daß unter keinen Umständen eine Verletzung seiner Bestimmungen geduldet wird.

6. Desgleichen erwarten wir von der katholischen Tagespresse und von den katholischen Volksvertretern, daß sie eintreten für Völkerversöhnung und Völkerfrieden und jeder nationalistischen und militaristischen Politik entgegenarbeiten.

7. Bezüglich weiterer Einzelfragen innerhalb des katholischen Pazifismus, über die die Meinungen noch auseinandergehen, überlassen wir es dem Gewissen des einzelnen, wie er sich jeweils entscheiden will, und verweisen auf die grundsätzlichen Darlegungen der apostolischen Rundschreiben und bischöflichen Kundgebungen, insbesondere den Hirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz vom 23. August 1923.

Dieses Programm war aber nicht die einzige Frucht der Hildesheimer Tagung. In der Tagung selber lag eine große Werbekraft für den katholischen Friedensgedanken. Schon die vorbereitenden Artikel in der Hildesheimschen Zeitung von Kaplan Hinz, Berlin, und Pater Seiller O. S. B., Augsburg, sowie die Bekanntmachung der Begrüßungsschreiben des päpstlichen Nuntius Pacelli und des Kardinals Bertram, eines gebürtigen Hildesheimers, verfehlten ihre Wirkung nicht. Kein Wunder, daß für die Abendversammlung, in welcher Prinz Max von Sachsen und Dominikanerpater Stratmann über das Kriegs- und Friedensproblem der Gegenwart sprachen, der große Saal des katholischen Vereinshauses, der mehr als 3000 Personen faßt, sich als zu klein erwies. Prinz Max von Sachsen deckte die teuflische Wurzel des Krieges auf und verlangte Lossagung von der jetzigen Lebensordnung, von dem unmoralischen „Stinnesevangelium der Arbeit", auch Lossagung von jeder politischen Partei, die nicht Ernst macht mit dem Pazifismus. P. Stratmann wies hin auf die „große Täuschung" des Krieges, da er keinen eigentlichen Sieger, sondern lauter Besiegte geschaffen hat, und auf den „großen Betrug" des Weltkrieges, der wohl Helden schuf, die aber als die „reinen Toren" vor uns stehen, als betrogene Opfer des Materialismus. Doch sehen wir keinen radikalen Bruch mit der Vergangenheit, sondern wir leben in der Uebergangszeit vom individualistischen zum solidarischen Zeitalter. Dies rechtfertigt den Pazifismus. Der katholische Pazifismus will aber nicht Frieden um jeden Preis, sondern er will den Krieg durch andere Mittel zur Hebung von Spannungen und Streitigkeiten ersetzen. Er will das internationale Gewaltsystem ersetzen durch ein internationales Rechtssystem, zumal der Krieg sich selbst überlebt, wenn wir daran denken, daß der Krieg der Zukunft im chemischen Laboratorium entschieden wird. Für Interessenten steht der Wortlaut der Reden bei den Geschäftsstellen zur Verfügung. Eines sei noch angefügt zum Beweis, daß diese öffentliche Abendversammlung eine große Werbekraft ausübte, nämlich der Umstand, daß der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Joseph Ernst von Hildesheim selbst in einem Schlußwort u. a. ausführte: „Eine Sache, die vom Heiligen Stuhl empfohlen wird, kann nicht schlecht sein. Ich möchte meine Diözesanen bitten, diese Bewegung zu unterstützen, mitzuarbeiten, daß Friede bleibe, daß vermieden werde aller Krieg unter den Nationen."

Anmerkung. Das Programm wie die Tagung zeigen, daß dieser katholische Pazifismus von Grund aus verschieden ist vom liberalen Pazifismus, der dem Irrtum Rousseaus huldigt, der Mensch sei ohne Erbsünde. Der katholische Pazifismus, nur er, verdient unsere Unterstützung. D. Schr.

Das Münster.

Die Wände
Finden kein Ende . . .
Gott ist überall.
Der Stein
Faltet die Hände.

Alfred Kunze.

Wissenschaft, Wirtschaft und Gemeinschaft.

Von Hans Grundei, Berlin.

Wir stehen vor einem Wendepunkt in der Wissenschaft. Die Berichte über die Hochschul- und Studententage der letzten Jahre wissen davon zu erzählen. In der jungen Generation drängt der Wunsch nach Synthese und Objektivierung, nach Gestaltung. Man verlangt trotz Spengler nach Vergeistigung der Wissenschaft; man sucht die großen Zusammenhänge. Es wird von der neuen gebildeten Generation in Deutschland darnach gestrebt, die reinen Geisteswissenschaften wieder in engeren Zusammenhang mit der lebendigen Wirklichkeit zu bringen und die empirischen Wissenschaften auf ein breites, sicheres, geisteswissenschaftliches Fundament zu stellen. Man sucht, ähnlich etwa wie in der Kunst, den Weg von der Wissenschaftstechnik, von der Wissenschaftsempirie zur wissenschaftlichen Intuition, zum wissenschaftlichen Schauen. Es wird behauptet, Not und Armut eines Volkes seien Zerstörer von Wissenschaft und Kunst. Dies ist nur bedingt richtig und gilt nur, meine ich, von solchen Völkern, die keine geistige Spannkraft, kein sittliches Wollen mehr besitzen. Letzteres kann gerechterweise einem großen Teil der jungen Geistigkeit in Deutschland nicht vorgeworfen werden. Das ist der helle Lichtschein inmitten all der nationalistischen Verworrenheit, der idealistischen Unklarheit unserer gebildeten Jugend, der uns trotz aller Sorge zu ihr stehen, zu ihr das glaubensstarke Ja sagen läßt: dieses starke sittliche Wollen, wie es im Werkstudententum und im Arbeitsintellektuellentum hervorbringt, dieser Wille zur Ganzheit, die Abkehr vom Zerlegen, von der Analyse, und die Hinkehr zum Schauen. Kulturelle und zivilisatorische Uebersättigung, die auf allen Gebieten des geistigen Lebens den unsympathischen, meiner Ueberzeugung nach gänzlich undeutschen Typ des Raffers schafft, führt zur Reaktion. Diese Reaktion ist heute da in weiten Kreisen der deutschen Jugend. Materielle Not und tiefes seelisches Leid fördern diese Reaktion, fördern die Sehnsucht nach neuer, vom materiellen Wohlbehagen unabhängiger Geistigkeit, führen zu einer Zusammenfassung, zu einer weisen Oekonomie aller geistigen Kräfte, die in Zeiten kultureller Sattheit allzu leicht vergeudet und verzettelt werden. Sie fördern das Werden eines neuen Typs, des geistigen Schaffers, im Sinne des synthetisch Schöpferischen, des Gestaltenden.

Wir stehen mitten in einem großen Verjüngungsprozeß der deutschen Wissenschaft. Dies soll nun nicht in dem Sinne gemeint sein, daß die neue Generation die Arbeit und Erfahrung von Menschenaltern über Bord wirft und sich nicht mehr unter das Gesetz der Wissenschaft stellen will, und dieses Gesetz heißt treueste, objektive, entsagungsbereite, die Kleinarbeit nicht scheuende Forschung. Der Weg des Schauens, des Glaubens, des Einfühlens, den die neue Jugend gehen will, der aber oft sehr steil ist, ist ungangbar ohne den Bergstock, der sich immer wieder in dem harten, glatten, unbegangenen Weg gewissermaßen festschraubt und dort immer wieder Anker wirft; ist nicht gangbar ohne die vorbereitende, wegebnende, wegbahnende Arbeit des Bergpickels, der mühsam den Boden lockert, Schritt für Schritt den Weg ins Gestein schlägt. Ich habe an anderer Stelle und in anderem Zusammenhange[1]) auf einen Aufsatz des Berliner Universitätsprofessors Spranger über Wissenschaft als Beruf hingewiesen (Hochschulblatt der Frankfurter Zeitung Nr. 894, 1. Dez. 1921), worin er von diesem Typ des neuen deutschen Wissenschaftlers schreibt. „Kulturarbeit ist heute nicht möglich ohne Unterwerfung unter das Gesetz der treuesten, objektiven Forschung. Das Ziel ist dabei gar nicht, daß man dies oder jenes wisse, noch weniger, daß man sein Wissen enzyklopädisch gestalte, sondern darauf kommt es an, daß das ganze Lebensbewußtsein von dem Objektivitätsgeist der Wissenschaft umgebildet werde. Die Erfahrung zeigt, daß dies bei denen, die erst spät studieren, nicht mehr zu erreichen ist. Sie lernen allerhand, sie erweitern ihren Gesichtskreis. Aber der Geist des kritischen Fragens und der vorurteilslosen Prüfung, auf den es allein ankommt, und der künftig auf alle möglichen Fälle des Lebens angewandt werden soll, der muß um die Zwanzig geweckt werden, oder er wird nicht geweckt."

Es würde ungerecht erscheinen, wenn behauptet würde,

[1]) Vgl. den Aufsatz „Wissenschaft und Gerechtigkeit" im ersten Heft der neuen Monatsschrift „Bergeswacht" (herausgegeben von Ernst Tigges, Münster) Mai 1924.

daß das bisher Gesagte von der heute so modernen empirischen Wissenschaft der **Nationalökonomie** am wenigsten gelte. Aber wer die Abhängigkeiten dieser Wissenschaft vom modernen Industrie- und Wirtschaftsleben kennt, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Hemmungen, gegen die unsere jungen Volkswirtschaftler heute ankämpfen müssen, um von diesem Verjüngungsprozeß erfaßt zu werden, sehr groß sind, ungleich größer als in jeder anderen Wissenschaft. Ebenso wie es heute in der Industrie, ja, im gesamten Wirtschaftsleben so bitter mangelt an Persönlichkeiten, die nicht nur Raffer, sondern vor allem und zumeist Schaffer sind, an Männern mit einem weiten und offenen Blick für die großen kulturellen Zusammenhänge, für die großen und gewaltigen, verborgenen geistigen Kräfte, von denen das Wirtschaftsleben getrieben wird, ebenso fehlt es heute vielfach in der Nationalökonomie an solchen jungen, weltaufgeschlossenen Persönlichkeiten, denen es bei strengster wissenschaftlicher Disziplin **nicht** fehlt an der intuitiven Kraft, an der Kraft, in großen Zusammenhängen zu schauen. Ich habe in dem eingangs erwähnten Aufsatz über Wissenschaft und Gerechtigkeit auf die Gefahr der Bureaukratisierung und Militarisierung des deutschen Wirtschaftslebens hingewiesen. Ich möchte hier hinweisen auf die Gefahr, die der deutschen Nationalökonomie dadurch droht, daß sie in Abhängigkeit gerät von diesen also gearteten Wirtschaftskräften. Was uns heute in der Nationalökonomie not tut, sind nicht so sehr Gelehrte, die allerlei gescheite Wirtschaftstheorien aufstellen, deren sich dann die Wirtschaft für ihre Zwecke bemächtigen kann, sondern Persönlichkeiten vom Range und Format eines **Walter Rathenau**, die den Weg weisen zur Wirtschaftsphilosophie und Wirtschaftsethik, die den Mut haben zu einer dem Wesen des deutschen Idealismus entsprechenden und aus seinen gesunden Kräften quellenden Wirtschaftsgesinnung. Liegt hier nicht noch ein ganz gewaltiges Arbeitsfeld für unsere jungen katholischen Nationalökonomen?

In dem Buch des jungen katholischen Nationalökonomen Wendelin Hecht „Organisationsformen der deutschen Rohstoffindustrie"[3]) weht solcher Geist. Der Verlag Kösel & Pustet, der in den letzten Jahren ein bemerkenswertes Geschick in der Auffindung und Förderung junger, aufstrebender Talente bewiesen, hat seinen Verdiensten um die vielseitige Pflege deutscher Wissenschaft durch die Herausgabe dieses an seine Leistungsfähigkeit große Anforderungen stellenden Werkes ein neues, großes hinzugefügt. Das Werk ist die von dem Nationalökonomen der Berliner Universität, Geheimrat Sering, **mit dem höchsten akademischen Prädikat**, dem eximium, ausgezeichnete Dissertation des jungen Gelehrten und ist gedacht als Teil eines größeren Sammelwerks, dessen 2. Teil „Das Eisen" im Herbst fertiggestellt werden soll. Eine ganz erstaunliche Fülle von bisher unveröffentlichtem, weil sehr schwer zugänglichem Stoff ist in dieser Arbeit zusammengetragen. Aber darüber hinaus erhebt sich die Schrift zu einer mit starker, intuitiver Kraft erfüllten, überaus klaren, die großen Problemkomplexe scharf herausstellenden Gesamtdarstellung der Entwicklung der lebenswichtigsten deutschen Industrie seit 1870. Vor allem sind die Verbindungen hergestellt mit dem wirtschaftlichen und sozialen Gesamtentwicklungsprozeß der deutschen Industrie bis in die jüngste Vergangenheit. Es ist selbstverständlich zu betonen, daß die Schrift infolge des **Ruhrkampfes**, der darin stark erörtert wird, infolge des Ablebens des mächtigsten deutschen Wirtschaftsführers Hugo **Stinnes** erhöhte Zeitbedeutung besitzt.

Uns interessiert im Rahmen dieses Aufsatzes, wie Hecht das Problem der Gemeinschaft innerhalb der deutschen Wirtschaft sich entwickeln sieht, wie der Staat als eine der größten gemeinschaftbildenden Einrichtungen ihm auf Grund der umfangreichen Untersuchungen gegenüber der Privatwirtschaft sich einstellt, ob der Staat gegenüber der Privatwirtschaft sein Eigenwesen, seinen auf die Gemeinschaft gerichteten Willen behauptet, oder ob die modernen Organisationsformen der deutschen Industrie Ausdruck eines zielsicheren Willens sind, sich den Staat gefügig zu machen, mittels dieser Formen den Staat durch etwas anderes zu ersetzen: eine Wirtschaftsoligarchie.

Beim Studium der Schrift von Hecht glaubte ich ursächliche Zusammenhänge zu entdecken zwischen den **zentralistischen** Tendenzen des nachrevolutionären deutschen Staatswillens und zwischen den einem festgefügten Zentralismus zustrebenden Organisationsformen des deutschen Wirtschaftslebens, und zwar dergestalt, daß der Zentralismus der Wirtschaft recht eigentlich erst die Ursache ist für die zentralistischen Tendenzen des auf der zentralistischen Weimarer Verfassung aufbauenden deutschen Staates. Die Hechtsche Arbeit gibt weiterhin Aufklärung darüber, wie es kommt, daß der in der Sozialdemokratie zur politischen Macht gelangte **Sozialismus** heute ein so lebhaftes und starkes Interesse hat an der restlosen Verwirklichung des zentralistischen Staatsgedankens. Im Staatszentralismus sozialistischen Gepräges glaubt die Sozialdemokratie den Weg gehen zu können zur sozialistischen Gemeinschaft. Dieser Glaube an die sozialistische Gemeinschaft und die Hoffnung auf die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges erklärt auch das Zusammengehen der sozialistischen Gewerkschaften mit den industriellen Arbeitgeberverbänden in der Erzeugergruppe und den gemeinsamen Kampf beider gegen die Verbraucher.

In einer Wirtschaft mit ausgesprochen zentralistischer Vertikalkonzentration, die letzten Endes zu einer Einengung und Erdrosselung der Einzelpersönlichkeit und zum Tode der mittleren Unternehmungen führen muß, ist für den **föderalistischen** Staatsgedanken kein Platz. Hieraus erklärt sich die ganze zentralistische Behördenwirtschaft, die ihre Spitze im Reichswirtschaftsministerium hat, während des Krieges und nach dem Zusammenbruch. „Die nachrevolutionären Selbstverwaltungskörper waren weniger wirtschaftliche Organe einer planvollen Gemeinwirtschaft als recht unvollkommene berufsständische Wirtschaftsgebilde. Selbstverwaltung und volle Auswirkung des berufsständischen Wirtschaftsaufbaues können zu einem Arbeitsfrieden und einer Beseelung der Arbeit hinüberführen, sind aber für die Allgemeinheit nicht ohne schwere Gefahren. Das Organisationsgebäude der nachrevolutionären Selbstverwaltung trug nicht das „Ich dien" der mittelalterlich-christlichen Korporationsidee und des preußischen Staatsgedankens, sondern das „Ich verdien" des Individualismus. Die Gefahr einer Ausbeutung der Allgemeinheit durch Gruppenegoismus war in und nach dem Kriege größer denn je, und zwar vor allem deshalb, weil das kriegs- und gildewirtschaftliche Selbstverwaltungssystem die Widerstandskraft wirtschaftlicher Verbände gegenüber der Staatsgewalt ungeheuer steigerte. . . . Das kriegswirtschaftliche Selbstverwaltungssystem brachte eine weitgehende Eingliederung gewerkschaftlicher und industrieller Verbände in den Staatsorganismus. Es kam zu einer „Zwangsehe" zwischen der Verbands-, Konzern- und Verwaltungsmacht. Die unmittelbare Folge dieser Verbindung war die Umgestaltung des freien Konkurrenzsystems auf den wichtigsten Wirtschaftsgebieten in eine Monopolwirtschaft. Im Kriege schützten die Allgemeinheit gegen offenkundige Ausbeutungen durch die Verbände aber noch mächtige Gegengewichte, gegeben durch eine starke, dem Partei- und Interessenkampf entzogene Staatsgewalt und ein unparteiisches Beamtentum mit Pflicht- und Ehrgefühl. . . . Die Revolution und die Einführung des parlamentarischen Systems zerstörten diesen Gleichgewichtszustand. Nach § 54 der Reichsverfassung bedarf die Regierung des Vertrauens der Parteien. Diese sowie die Parteipresse befinden sich in starker Abhängigkeit von den Interessenverbänden — die sozialistischen Parteien von den Freien Gewerkschaften, die bürgerlichen von den Industrieverbänden. Mit Recht sprach man im Hinblick auf diese Tatbestände von einer „Nebenregierung" der Wirtschaftsverbände und einer „Auflösung des modernen Staates" durch die Verbandsmacht. . . . Wenige, aber mächtige Interessentengruppen haben seit dem Wegfall der starken Zentralgewalt weite Bevölkerungskreise, und vor allem den gesamten Mittelstand auf Ration gesetzt. Die führenden Männer der Regierung traten diesem Gruppenegoismus zwar entgegen, erzielten aber, behindert durch ihre Herkunft, die Art ihrer Berufung und die Undurchsichtigkeit unserer Wirtschaft, keine durchgreifenden Erfolge. Sie fanden außerdem bei der Wahrung ihrer staatspolitischen Aufgaben nicht genügend Unterstützung, weil Beamte und Politiker nach Pfründen in der Industrie und in den Gewerkschaften schielten." (Hecht: a. a. O. S. 249—251.) Nicht unterrichtete Kreise mußte es in Erstaunen setzen, als seinerzeit das Organ der Schwerindustrie, die Deutsche Allgemeine Zeitung mit ihrem hetzerischen Artikel gegen die Vorauszahlung der Beamtengehälter in der Inflationszeit den Kampf eröffnete gegen das **Berufsbeamtentum**, und daß dieser Kampf nicht nur von der Links-, sondern auch von fast der ganzen Rechtspresse aufgenommen und Monate hindurch weitergeführt wurde. Wer das Buch von Hecht liest, wird die Erklärung für diese Tatsache schon in den angeführten Sätzen finden. Eine moderne Wirtschaftsoligarchie hat kein Interesse mehr an einer starken, auf einem sittlich hochstehenden,

[3]) I. Teil: **Die Kohle.** Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München/Kempten 1924. Preis geb. 4,50 M. XVI u. 272 Seiten. Aus der Sammlung Lebende Bücher, herausgegeben von Adalbert Deckert.

gesellschaftlich geachteten, gewissenhaften, im Autoritätsgedanken wurzelnden Beamtenkörper aufgebauten Staatsgewalt. Für sie ist der Abbau des Berufsbeamtentums eine Notwendigkeit. All die schönen und volltönenden Versprechungen der politischen Parteien vor der Reichstagswahl werden an dieser Entwicklung nichts ändern. Das Wachsen und Erstarken der Wirtschaftsoligarchie hat unzweifelhaft das Absterben des Berufsbeamtentums in Deutschland zur Folge. Darüber vielleicht ein anderes Mal ausführlicher.

Es mußte ferner den die Zusammenhänge nicht kennenden Zeitungsleser wundernehmen, daß die Deutsche Allgemeine Zeitung etwa um 1920/21 herum einen so arbeiterfreundlichen Ton anschlug, ja geradezu um den Arbeiter warb, lange Leitartikel über die Gewerkschaftsbewegung brachte und dergleichen mehr. Der damalige Abgeordnete Stresemann tat sich besonders hervor durch sein Werben um den Arbeiter, durch die Verfechtung des Gedankens einer großen Koalition (einschließlich der schwerindustriellen deutschen Volkspartei) mit den Sozialdemokraten. Und die Sozialdemokratie fand, daß die Industriellen etwas gelernt hätten, daß Stresemann ein ganz vernünftiger Mann sei, mit dem man ein Geschäft machen könne. Durch das Hechtsche Buch sind mir auch diese geheimen Zusammenhänge klar geworden. „Mit dem Ausbruch der Revolution trat die industrielle Selbstverwaltung in eine neue Phase ihrer Entwicklung. Unter dem Einfluß sozialistischer Ideen fand, wie in der ersten Kriegszeit, wieder eine weitgehende Delegation staatlicher Gewalt an privatrechtliche Organisationen statt. Schädigungen der Allgemeinheit glaubte man dieses Mal durch Heranziehung der Arbeitnehmer und Verbraucher zu den Selbstverwaltungskörpern und durch paritätische Beteiligung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer beim Aufbau der Zentralorganisationen vorbeugen zu können. . . . Die Arbeitnehmervertreter traten in allen Gemeinwirtschaftskörpern fast ausnahmslos auf die Seite der Unternehmer und sicherten dadurch der Erzeugergruppe ein außerordentliches Uebergewicht über die anderen Vertretergruppen" (246). Für das Zusammengehen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegen die übrigen großen Teile der Volksgemeinschaft führt Hecht folgende Aufsehen erregende Beispiele an: „Der Arbeitnehmervertreter und stellvertretende Vorsitzende des Kalisyndikats äußerte sich in der Beratung der Sozialisierungskommission vom 12. 11. 1920 dahin: „Von jeher waren also die Arbeiter auch daran interessiert, die Verkaufspreise zu erhöhen, da sonst die Löhne nicht erhöht werden konnten. . . . Die Materialpreise waren exorbitant gestiegen, die Landwirtschaft erzielte auch unter der Zwangswirtschaft gute Preise und hätte auch höhere Kalipreise zahlen können." Schon am 6. Juni 1919 war zwischen dem Bergarbeiterverband im Ruhrgebiet und dem Zechenverband folgende Vereinbarung getroffen worden: „Die Vertreter des Bergarbeiterverbandes verpflichten sich, entsprechend den am 8. Mai getroffenen Vereinbarungen mit allen Nachdruck dafür einzutreten, daß die Kohlenpreiserhöhung in der schon damals für erforderlich gehaltenen Höhe in vollem Umfang genehmigt wird. Unter dieser Voraussetzung erklären sich die Vertreter des Zechenverbandes bereit, den Verbandsmitgliedern zu empfehlen, vom Tage der Kohlenpreiserhöhung ab eine Zulage von durchschnittlich 2 Mark je Mann und je Schicht zu gewähren". . . . Mit welchen Mitteln die Erzeugergruppe die Regierung zu beeinflussen suchte, beweist folgender Vorgang. Als Mitte 1921 das Reichswirtschaftsministerium dem notleidenden sächsischen Kohlenrevier nach einem längeren Streik eine Preiserhöhung bewilligte, dem Ruhrrevier aber abschlug, erklärte der Arbeitnehmervertreter des Ruhrreviers: „Wenn das Kabinett es wünsche, könne ja auch an der Ruhr gestreikt werden" (Hecht: A. a. O. S. 247, 248).

Es gehört ein hoher, wissenschaftlicher Mut dazu, heute ein so unpopuläres Buch zu schreiben, sich in wirtschaftlicher Unabhängigkeit von den machtvollen Industriegruppen seine wissenschaftliche Objektivität zu erhalten und als schwer Kriegsbeschädigter in schlecht besoldeter Stellung bei höchster geistiger Arbeitsleistung sich ganz dem Dienste der Wahrheit auf einem so ungeheuer verworrenen und verschlungenen Gebiete wie dem der modernen Staatswissenschaft und Privatwirtschaftslehre zu widmen, wie Hecht es tut. Aber gerade dadurch stellt er sich in die erste Reihe jenes jungen deutschen Gelehrtengeschlechts, das nach einer höheren wissenschaftlichen Plattform strebt und auf dieser unerschrocken mit den Waffen eines überlegenen Geistes den Kampf um Wahrheit und Gerechtigkeit führt.

Das neue Oesterreich.

Von Alfons Wild, Berlin.

An der Teilnahme der Reichsdeutschen an dem Schicksal Deutsch-Oesterreichs kann nicht gezweifelt werden. Doch — seien wir einmal offen — ein leiser Unterton von herablassendem Wohlwollen spricht nur allzu oft in dieser Teilnahme mit. In vielen Deutschen lebt das Bewußtsein, daß wir doch tüchtiger seien als unsere Nachbarn. Als es uns während der Inflationszeit recht schlecht ging und wir von unseren Stammesgenossen Hilfe in der Not empfingen, schwand diese Ueberheblichkeit. Aber gänzlich überwunden ist sie leider noch nicht. Die Gefahr, daß sie trotz aller offiziellen Reden wiederkehrt, wird immer größer, je mehr in Deutschland die Stimmung wächst, die alles Heil vom altpreußischen Geist erwartet. Ja, wenn das nur altpreußischer Geist wäre, was uns die Herren Ludendorff, Hergt, Wulle, und wie sie alle heißen, verkünden. Man kann in den großen Worten dieser späten Nachfahren lange suchen; echtes schlichtes Preußentum ist nicht zu finden, dagegen um so mehr Verständnislosigkeit, Verachtung alles dessen, was nicht preußisch in ihrem Sinne ist. Und doch ist deutsches Wesen mehr als preußische, mehr auch als reichsdeutsche Art. So ist es nicht, daß nur wir die Spender kultureller, politischer, wirtschaftlicher Güter und wertvoller Eigenschaften wären, die Oesterreicher aber nur Empfänger unserer Gaben und Schüler unserer Weisheit. Bei einem Zusammenschluß beider Länder brächten die Oesterreicher sehr vieles mit, so daß es nicht allein Mitleid und Bedauern mit dem „lebensunfähigen" Gebilde des Vertrages von St. Germain sind, die den Anschluß begründen. Und es ist gut so! Eine Ehe zwischen arm und reich ist immer ein gefährliches Ding.

Mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Stammesgenossen macht die Schrift von Arthur Feiler „Das neue Oesterreich"[1]) in vorzüglicher Weise bekannt. Von besonderem Interesse sind für uns Reichsdeutsche die Daten der Sanierung. Bis zum Ende des Jahres 1923 war diese zweifellos erfolgreich. Es gelang, das monatliche Fehl weit unter dem im Sanierungsplan des Völkerbundes vorgesehenen Betrag zu halten. Dieser Erfolg war hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Einnahmen sich schneller steigern ließen, als vorgesehen war. Doch mit Beginn des neuen Jahres entstanden nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Der Fehlbetrag läßt sich nicht in dem Maße herabdrücken, wie es der Sanierungsplan vorschreibt. Die Gründe hierfür sind folgende:

Die Steigerung der Einnahmen läßt sich über einen gewissen, bereits erreichten Punkt nicht mehr weitertreiben, während anderseits die Verringerung der Ausgaben gewisse Grenzen hat. Der Abbau der Beamten hat keine große finanzielle Bedeutung, obwohl gerade hierauf der Völkerbundskommissar Zimmermann großen Wert legt. Eine weitere Verminderung der Ausgaben schlösse einen Abbau des Staates selbst in sich. Mit vollem Recht weist deshalb Feiler darauf hin, daß die zweite Periode der Sanierung weniger glänzend verlaufen werde als die erste. Die Probleme, die für die Zukunft noch zu lösen sind, bestehen nicht lediglich in den mit der Stabilisierung der Währung zusammenhängenden Aufgaben. Die mit Hilfe der Völkerbundsanleihe erreichte Stabilisierung der Krone ist vielmehr nur eine Vorbedingung für die Lösung der eigentlichen Aufgabe. Und diese Aufgabe besteht in dem Ausgleich der Handelsbilanz und der Sicherung und Ordnung der Staatsfinanzen. Die Völkerbundsanleihe ist eine Krücke. Der Kranke wird so lange gehen können, als er die Krücke benutzt; er wird aber später wieder des Gehens unfähig werden, wenn er es nicht lernen kann, solange ihm der Völkerbund den Gebrauch der Krücke erlaubt.

Ob sich Oesterreich während dieser Zeit, da es sich auf die Krücke des Völkerbundes stützen kann, so weit kräftigt, ist die schwere Frage der Gegenwart und nächsten Zukunft. Einige günstige Anzeichen sind zu erkennen; daneben weist der Gesundungsprozeß allerdings auch einige weniger günstige Erscheinungen auf. So beobachtet man einen gewissen Ueberverbrauch nach der Stabilisierung der Währung. Die Wirkungen bleiben selbstverständlich nicht aus. Anderseits sind die Oesterreicher sicherlich befähigt, die Schwierigkeiten zu überwinden. Während bei uns immer noch viele Leute im Denken und Fühlen vergangener Zeiten stecken, erkannten die Oesterreicher frühzeitig die

[1]) „Das neue Oesterreich". Tatsachen und Probleme in und nach der Sanierungsaktion von Arthur Feiler. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M. 1924. Preis 1.20 M.

Tatsachen an, und was wichtiger ist, sie machten sie auch zur Grundlage ihrer Politik. Zunächst gelang es so, das österreichische Problem zu entpolitisieren dank der überall anerkannten politischen Fähigkeiten des Bundeskanzlers Seipel. Die Reibungen mit dem Völkerbundskommissar z. B. sind auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt, ein Zeichen der Anpassungsfähigkeit und Ausgleichskunst der Oesterreicher. Die Illusionslosigkeit und der Wirklichkeitssinn äußern sich namentlich in wirtschaftlicher Beziehung: Nach Zerreißung der Wirtschaftseinheit der alten Donaumonarchie hat Oesterreich sich dank dieser Eigenschaft bald wieder den Platz im Wirtschaftsleben Europas sichern können. Alte Verbindungen wurden wieder aufgenommen. Wien, das zunächst als Wasserkopf des kleinen Oesterreich galt, erweist sich jetzt als ein Aktivum im Wirtschaftsleben unserer Nachbarn, namentlich durch seine Bedeutung als Börsenplatz. Man konnte sich drüben eben rasch genug umstellen, trotz der Schwierigkeiten und Widerstände, die sich aus dem Nationalitätenstolz der neuen Staaten ergaben.

Wir Reichsdeutsche können in vielen Dingen von Oesterreich lernen. Allerdings dürfen wir das Vorbild der österreichischen Sanierung nicht einfach blind nachahmen. Unser Weg wird viel rauher und steiler sein. Wir haben nicht nur wirtschaftliche Schwierigkeiten zu überwinden, die ebenso groß, ja noch viel größer als bei Oesterreich sind, wir müssen vielmehr auch gegen politische Schwierigkeiten ankämpfen, die unsere Aufgaben ganz außerordentlich erschweren.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

In der Berliner freigeistigen Wochenschrift „Weltbühne“ kommt Friedrich Sternthal, wahrscheinlich Nichtkatholik, in einer Betrachtung über den Kampf zwischen der alten europäischen Kultur mit der Kultur des äußersten Ostens zu dem Urteile, daß, wie immer man sich zur römischen Kirche stelle, man ihr zutrauen müsse, daß sie mindestens den Kampf um die Erhaltung dieser Kultur führen werde. Sie sei überhaupt die einzige Macht, die dazu noch imstande sei, „nachdem wir den Zusammenbruch aller anderen Autoritäten erlebt haben: des Staates, der Wissenschaft, der Kunst, der Wirtschaft. . . . Wir haben eine europäische Kultur, die vom ersten Schlaganfall getroffen ist. Die römische Kirche wäre das Heilmittel. Denn sie allein hat noch das Bewußtsein, daß sie kraft ihrer geistigen Macht eine alte Kultur zu verteidigen bestimmt ist, und weiß um das Dasein dieser Kultur. Die anderen europäisch-amerikanischen Machthaber, die Männer der Wirtschaft und des Militärs, haben keine Ahnung von Kultur; und die Menschen, die um diese Kultur wissen, haben keine Macht . . .“ Eine Fülle von Gedanken ruft dieses Urteil hervor, von denen wir nur den einen aussprechen wollen: die römische Kirche wird nicht den Kampf mit der Kultur des Ostens führen, sondern ihrer Aufgabe gemäß trachten, sie mit dem Geiste des katholischen Christentums zu durchdringen und damit jene Umwandlung von innen heraus bewirken, die unsere europäisch-christliche Kultur zu dem gemacht hat, was sie ist. Dazu stehen ihr übernatürliche Kräfte zur Seite, ja, sie ist von ihnen erfüllt. Herr Sternthal seinerseits dürfte davon keine Ahnung haben; er sieht ja nur, wie die meisten, die letzten äußeren Wirkungen. Gottes Wirken in der Kirche entgeht ihm, und wenn er in Gottes Heilspädagogik, wie sie uns z. B. im Leiden unserer Anna Katharina Emmerick oder in Margarethe Marie Alacoque gegenübertritt, Einblick hätte, würde er ganz gewiß, am gesunden Menschenverstande der Kirche verzweifelnd, Reißaus nehmen; freilich ohne dem „Jagdhund des Himmels“, wie Francis Thompson Gottes Liebe nennt, entgehen zu können, um am Ende vielleicht doch, um Aufnahme bittend, an der Schwelle der Gemiedenen zu landen. Es ist meist so bei den Außenstehenden: die Wirkung möchte man annehmen, aber das Mittel, das einzige Mittel, weist man für sich selbst von sich. Wer kennt Domenico Savio, der mit Don Bosco, Don Beltrami, Don Czartoryski, Don Rua und der Schwester Mazzarello jene salesianische Familie bildet, mit deren Seligsprechung die römischen Behörden befaßt sind? Dieser Knabe, dem Gott in der hl. Kommunion den Blick der Seele für Englands Zukunft öffnete, drängte mit allen ihm verfügbaren Mitteln Papst Pius IX., „sich mit ganz besonderer Sorge Englands anzunehmen, wo Gott der katholischen Kirche einen großen Triumph vorbereite“. Das war im Jahre 1856 geschaut und es besteht Grund zu der Annahme, daß die Oxford-Bewegung mit ihren Folgen (1840—50) in ursächlichem Zusammenhange mit dem Gebetskreuzzuge steht, den 1838 der Passionist P. Spencer für Englands Bekehrung organisierte. Bei solchen Einblicken kommt uns unsere ganze Unzulänglichkeit zum Bewußtsein, mit unserer kirchlichen Rundschau mehr zu bieten, als ein paar Steinchen eines Mosaiks, an dem Gottes Künstlerhand arbeitet.

Ein Beweis des göttlichen Charakters des Katholizismus — das Wort in seinem geschichtlichen Sinne genommen — liegt in seiner ewig jungen Anziehungskraft. Katholische Kreise Wiens veranstalteten soeben eine Vortragswoche „über den Katholizismus als Erfüllung der Gegenwart“. Ein Sturm auf die Kassen des Kartenvorverkaufs zeigte auch von dem gewaltigen Interesse weitester, außerhalb der Kirche stehender Kreise mitten in den Tagen, da Carpentiers Boxmatch wegen mangelnder Beteiligung fehlschlug und Theater und Kabaretts über zunehmende Entleerung klagen. Aus der Zahl der Redner nenne ich: Dr. Seipel, Lux, P. Przywara, Eibl, Eberle, Graf Apponyi, P. Mager, Schreyvogel, P. Lippert. Und gleichzeitig feierte Christi Mutter, die Unbefleckt Empfangene, in Oberösterreich ihren und ihres Sohnes Triumph, an dem das ganze Land teilnahm und die Kirche selbst durch die Teilnahme geistlicher Persönlichkeiten auch aus anderen Ländern und Riten ihren übernationalen Charakter voll entfaltete, die Einweihung des mächtigen Mariendomes zu Linz, zu der der Hl. Vater Kardinal Frühwirth als Legaten entsandt hatte. Gaude et laetare, Virgo Maria! (Ausführlicher Bericht folgt. D. Schr.)

Die Zentralstelle der Internationalen Katholischen Liga (Ika) wird mit gütiger Erlaubnis des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Basel-Lugano ab 1. Mai ds. Js. von Graz nach Zug verlegt. Ohne Zweifel zeigt dieser bedeutungsvolle Schritt die äußerst günstige Entwicklung der Liga, die sich ganz der idealen Aufgabe widmet, im Geiste der Kundgebungen der letzten Päpste die friedliche Zusammenarbeit der Katholiken aller Länder zu fördern. Die Verlegung der Zentralstelle in die neutrale Schweiz wird der Liga viele neue Freunde zuführen.

In Bayern lichtet sich der künstliche Nebel des politischen Kampfes der sogenannten deutsch-völkischen Partei, den auch Großadmiral von Tirpitz öffentlich als Kulturkampf gekennzeichnet und abgelehnt hat. Unbestreitbare Tatsachen lassen erkennen, daß wir einer vom berüchtigten Evangelischen Bunde angefachten politischen Bewegung gegenüberstehen, in deren Dienst Ludendorff und die deutschvölkische Presse arbeitet und von dem sie ihre geistige Munition (soweit von Geist gesprochen werden kann) beziehen. Hinter dem bereits eingeleiteten Feldzug gegen die katholische Kirche, die ja aus dem Papste, den Bischöfen, Priestern und Ordenspersonen und den Laiengläubigen besteht, birgt sich als nächster Akt des Dramas die Parole: Los von Rom! Auf Bayern, als das stärkste Bollwerk der Kirche in Deutschland, konzentriert sich der Angriff. Wir erleben heute das „Streben nach friedlichem Einvernehmen und Zusammenarbeiten auf den Gebieten des sittlichen und nationalen Lebens“, zu dem sich jene Kampforganisation in ihrem neuen Arbeitsprogramm vom Mai 1921 bekannt hat, und wovon sie zu Bayreuth, Hof, Nürnberg, Koburg durch den Mund eines Bräunlich, Born u. a. Zeugnis abgelegt hat. Die enge Zusammenarbeit mit dem jüdischen Freimaurertum ist gleichfalls erwiesen. Nec portae inferi . . .

Auf dem Tabor, der einst des Erlösers Verklärung geschaut, steht vollendet heute eine herrliche Basilika, gebaut mit den Gaben der amerikanischen Katholiken. Viele von ihnen sind, geführt vom Erzbischof Draeger von Santa Fé, zur feierlichen Einweihung herübergekommen, haben die Leidenswoche in Jerusalem durchlebt, um dann romwärts weiterzuziehen. Eine Indianerfamilie von sieben Personen, welche die Pilgerfahrt mitmacht, hat eine handgestickte amerikanische Flagge gestiftet, die bei der Einweihung auf dem Tabor wehte, in Rom den Segen des Hl. Vaters erhielt und als künftige Pilgerfahne im amerikanischen Nationalheiligtum, dem Dome der Unbefleckten Empfängnis zu Washington, Aufstellung findet. Am Gründonnerstag während der Messe des amerikanischen Erzbischofes überfielen die Kopten die Prozession der Katholiken in der Grabeskirche, so daß die Polizei einschreiten mußte. Am Ostersonntage wiederholte sich die häßliche Szene, bis der Patriarch Msgr. Barlassina feierlich gegen die Untätigkeit der Sicherheitsorgane protestierte; nach wenigen Minuten herrschte Ruhe und Ordnung.

Amerikas Katholiken können einen doppelten Sieg buchen.

Das Bundesgericht erklärte das im Staate Oregon durchgedrückte Gesetz gegen die Konfessionsschulen der Katholiken, das nur die Staatsschule zulassen wollte, als im Widerspruch zur amerikanischen Verfassung stehend, und hob es auf. Die Entscheidung ist von höchster, grundsätzlicher Bedeutung, und nun erst darf der Gesetzentwurf der Freimaurer Smith-Towner als gefallen betrachtet werden. — Wir berichteten jüngst, daß die Diözese Pittsburg eine entschiedene Anstrengung zu machen sich anschicke, um für alle katholischen Kinder die noch fehlenden katholischen Schulen zu erstellen. Der dafür benötigte Betrag war 3 114 000 Dollars; das Ergebnis des „drive", an dem 2000 Personen sich führend beteiligten, ist die doppelte Summe, rund 6 Millionen. Ueberrascht hat die Leichtigkeit, mit der die Gaben flossen.

Aus einem Berichte des Generalsekretärs der „Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung" ist zu entnehmen, daß auch mit Kardinal Mercier Besprechungen gepflogen worden sind und eine Einladung von Kardinal Marini (inzwischen gestorben) nach Rom vorlag. Die Weltkonferenz soll nächstes Jahr in Washington oder Jerusalem zusammentreten. Kardinal Mercier konnte auch in der Prämonstratenser-Abtei Averbode fünf chinesischen Studenten, die am Morgen die hl. Taufe empfangen hatten, das Sakrament der Firmung spenden; damit ist ein guter Anfang mit dem Missionswerk unter der in Europa studierenden Jugend gemacht, dem sich in Belgien besonders P. Lebbe widmet. Hocherfreulich ist auch, zu sehen, wie die Prämonstratenser von Averbode unternehmend sich neuen apostolischen Aufgaben widmen (vgl. Dänemark) und sich nicht etwa nur begnügen, altes zurückzuerwerben. Darin sind ihnen die Trappisten mit gutem Beispiel vorangegangen, die heute als „Missionäre von Marianhill" in Südafrika die Genugtuung haben, ihr apostolisches Wirken mit den ersten weiblichen Berufen zum Ordensstande belohnt zu sehen. Auf Bischof Fleischers Ruf waren zwölf Anmeldungen erfolgt und heute ist die Zahl dieser einheimischen „Töchter des hl. Franz von Assisi" auf 35 gestiegen, während sechs weitere Aufnahmen bevorstehen. Das Werk, das die Trappisten zu Melleray in Irland geschaffen, wo sie eine Oede zum Paradies umgewandelt haben, hat im englischen Unterhaus durch den protestantischen Abgeordneten Acland rückhaltloses Lob gefunden. Er meinte übrigens auch, es wäre gut, wenn „manche von uns Abgeordneten den Rest ihres Lebens in der Buße des Stillschweigens beschließen würden". Am 22. April verwarf das britische Parlament mit 228 gegen 162 Stimmen den Antrag, den Religionsunterricht aus den Schulen auszuschließen.

Der erste Bischof (und Priester) **Neuseelands**, Erzbischof Redwood von Wellington, beging unter größter Anteilnahme sein goldenes Bischofsjubiläum, umgeben vom gesamten Episkopat des Landes, zahlreichen Bischöfen Ozeaniens, den Erzbischöfen von Sidney, Brisbane, Melbourne, Adelaide, Perth; der apost. Delegat Msgr. Cattaneo überbrachte ihm ein Glückwunsch-Handschreiben Papst Pius XI. Nie noch hatte Australien eine solche Kundgebung von ähnlicher Großartigkeit gesehen. Erzbischof Redwood war bei seiner Weihe durch Kardinal Manning der jüngste Bischof und ist heute der älteste Erzbischof. — Der Errichtung der ersten einheimischen **chinesischen** apostolischen Präfektur folgte jetzt die Ernennung des apostolischen Präfekten in der Person des Franziskanerpaters Odorich Tseng. Er ist 1873 in der Provinz Hu-pe geboren und hat seine geistlichen Studien in Italien, das Noviziat im Kloster Alverna gemacht. In China wirkte er als Vizerektor eines Priesterseminars und Professor der chinesischen Literatur.

Die Erstaufführung der Oper „Nero" von Arrigo Boito, eines Kunstwerkes von ausgesprochen christlichem Charakter, im Mailänder Scalatheater wurde für die Hauptstadt der Lombardei zu einem Kunstereignisse ersten Ranges, an dem fast die ganze Bevölkerung Anteil nahm. Die zwölfmalige Herausrufung der Darsteller und des Komponisten am Schlusse erweist den vollen Erfolg. Boito hat sich nicht damit begnügt, den Gegenstand seines neuesten Werkes „Nero" der ersten Kampfperiode der jungen Kirche nur zu entnehmen, sondern er hat ihm auch den dieser Periode eigenen Charakter der Sieghaftigkeit verliehen.

„Jeder kath. kaufmännische Verein, jede Studentenvereinigung und alle übrigen kath. Vereine sollten es ihren Mitgliedern zur Pflicht machen, die „Allgemeine Rundschau" auf den Bahnhöfen, in Kaffeehäusern, Hotels und Fremdenpensionen, sowie in öffentlichen Lesehallen und Verkaufsstellen so oft zu verlangen, bis diese führende katholische Wochenschrift neben der Berliner Illustrierten und den anderen landläufigen Zeitschriften gleichheitlich vertreten ist. Gelesene Nummern im Zuge liegen lassen oder an Bekannte weitergeben! Das ist praktisches Christentum!"

Die Görresgesellschaft.

Von Dr. Hermann Cardauns, Bonn.

Die Görresgesellschaft hat in den letzten Jahren eine schwere Krisis durchgemacht. Ernstlich drängte sich die Frage auf: Wird sie ihre Arbeiten noch fortführen können oder genötigt sein, nach fast einem halben Jahrhundert ihre segensreiche Tätigkeit einzustellen? Ein reiches Maß von Einsicht, Tatkraft und Opfersinn, von außerordentlichen Maßregeln des Vorstandes und Verständnis der Mitglieder, alles das war erforderlich, um die Gefahr zu beschwören. Jetzt besteht die begründete Hoffnung — von Sicherheit darf man ja in unseren Tagen nicht reden —, daß die Gründung von 1876 neu gekräftigt und mit freudiger Zuversicht 1926 ihr goldenes Jubiläum feiern wird. Dies läßt der **Jahresbericht** des bisherigen Generalsekretärs Prof. Dr. **Beyerle** bestimmt erwarten, der soeben mit entschuldbarer Verspätung als zweite Vereinsschrift für 1923 erscheint (Köln 1924, Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem, 70 S.). Er ist zugleich ein beredtes Zeugnis für die Notlage der deutschen Wissenschaft, welche Prof. **Schreiber** so eindringlich geschildert hat, der als „Treuhänder" und „Stellvertreter des Generalsekretärs" ein Vorbild abgab, wie wissenschaftliche Vereine die Notlage überwinden können. Neue Männer stehen jetzt an der Spitze der Geschäftsführung: der bisherige Vizepräsident Geheimrat **Finke** trat an die Stelle des am 12. März unerwartet verstorbenen Präsidenten **Hermann v. Grauert** (der Jahresbericht widmet ihm einen vorläufigen warmen Nachruf), und Prof. **Günter** in München als Generalsekretär an Stelle von Beyerle, der 1922 die Sekretariatsgeschäfte nur provisorisch übernahm und sich jüngst nach energisch eingreifendem Wirken durch seine Berufs- und parlamentarische Tätigkeit zum Rücktritt genötigt sah.

Die Ursache der Krisis war natürlich der Weltkrieg und seine Folgen in der „Friedenszeit". Vor ihm befand sich die Gesellschaft in bescheidenen, aber streng geregelten Verhältnissen mit rund 4000 Mitgliedern, einer Jahresbilanz von 50—60000 und einer Vermögensrücklage von etwa 80 000 Goldmark. Dann ging es abwärts, trotz der nicht genug anzuerkennenden Arbeit von Prof. **Rademacher** (Bonn), meinem Nachfolger als Generalsekretär, und der zunächst noch fortdauernden vorzüglichen Leitung des Gründers und Präsidenten der Gesellschaft, unseres unvergeßlichen Grafen **Georg v. Hertling**. Schon 1921 deckten die ordentlichen Einnahmen nur einen Teil der ins Ungeheuerliche wachsenden Druck- und Versandkosten der **regelmäßigen** Veröffentlichungen (Jahrbücher und Vereinsschriften). Wohl stiegen durch außerordentliche Zuwendungen die Gesamteinnahmen in die Hunderttausende, aber die Ausgaben desgleichen, und unter der schließlich katastrophalen Entwertung des deutschen Papiergeldes schwanden die Mittel wie Schnee an der Sonne. Im Herbst 1922 konnte noch ein Haushaltplan aufgestellt werden; Ende des Jahres war er schon zur Utopie geworden. Es war die höchste Zeit, daß eine Vorstandssitzung vom 30. Dez. 1922 den Tatsachen fest ins Auge sah, die ganz unvermeidlichen Satzungsüberschreitungen des engeren Vorstandes billigte und weitergehende Vollmachten erteilte. Jetzt hat auch die Mitgliederversammlung in **Münster** anstandslos Entlastung beschlossen und die entsprechenden Aenderungen der Satzung (gute Uebersicht im Jahresbericht S. 49) genehmigt.

Unterstützt wurde die organisatorische Tätigkeit durch freiwillige Spenden des In- und Auslandes: Erhöhte Beiträge zahlreicher Mitglieder, Werbung einer Menge von Ehrenmitgliedern, Anwachsen der Graf Hertling-Stiftung, nicht zum mindesten durch hochherzige Gaben von Gönnern und Körperschaften, Kardinal Bertram, Prinz Georg von Sachsen, Verband katholischer Akademiker, Genossenschaftsverband christlicher Bauernvereine Bayerns usw. Rührend wirken Zuwendungen Ungenannter: Ein Obersteiger erwirbt die Stifterschaft der Graf Hertling-Stiftung, ein Eisenbahnobersekretär krönt frühere Zuwendungen durch 100 000 ℳ als Stifterbeitrag. Dazu kommen Gaben der Glaubensgenossen des Auslandes, vor allem von Auslandsdeutschen, aus Nord- und Südamerika, Holland, sogar aus Japan. Ein leuchtendes Beispiel gab Papst **Pius XI.**, der dem Präsidenten v. Grauert 50 000 Lire für die Förderung des Abdrucks der Akten des Concilium Tridentinum einhändigte und weitere 15 000 Lire folgen ließ. Mit besonderem Dank sei noch der Hilfe der **Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft** gedacht.

Die Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des

Berichtsjahres ist nur eine Rohbilanz (S. 65), da die Buchungen noch in Papiermark vorgenommen werden mußten. Die allgemeine Zurückführung auf wertbeständige Beträge steht in Aussicht, zum Teil ist sie bereits erfolgt, so für die Jahresbeiträge der Mitglieder und Teilnehmer (3 bzw. 1 Goldmark). Ihre Zahl ist nur unwesentlich gesunken, aber die Zahl der lebenslänglichen Mitglieder um Hunderte gestiegen (762 statt 543). Die größte Aufmerksamkeit soll der Werbung neuer Mitglieder zugewendet werden, durch freiwillige Vertrauensmänner, Ausbau der Ortsgruppen und örtlichen Geschäftsstellen, Propaganda bei den allgemeinen deutschen Katholikentagen, erhöhte Unterstützung seitens der katholischen Presse. So hofft der Jahresbericht allmähliche Hebung des Mitgliederstandes auf eine fünfstellige Ziffer zu erreichen.

Ueber alle äußeren Bemühungen um die Weiterentwicklung und Blüte der Gesellschaft stellte der Jahresbericht „die Lebendighaltung und Vertiefung der inneren Zwecke". Das Arbeitspensum für 1922/23 konnte im wesentlichen eingehalten werden. Vollendet wurde der mächtige 9. Band des Concilium Tridentinum, den Prälat Ehses kürzlich Sr. Heiligkeit überreicht hat. Von den „Quellen und Forschungen" erschien der 1. Band von L. Mohlers Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann, von Finkes Akten des Konzils von Konstanz Band 2, von den „Studien zur Geschichte des Altertums" erschienen vier Doppel- und zwei Einzelhefte. Weiter eine orientalistische Untersuchung im Rahmen der Collectanea Hierosolymitana, zwei Festschriften zum 70. Geburtstag der Herren Klemens Bäumker und Geheimrat Porsch, die Arbeit von Prof. Schilling über die Staats- und Soziallehre des hl. Thomas von Aquin, an Vereinsschriften der programmatische Aufsatz Dr. Sachers über das neue Staatslexikon und Norbert Brühls Abhandlung „Nachdenkliches über den Hypnotismus". Der neue Haushaltplan für 1923/24 trägt, sehr begreiflicher Weise, bewußt die Züge eines Mindestprogramms. Das Historische und Philosophische Jahrbuch werden in beschränktem Umfang zu erscheinen fortfahren, die Abhandlungs-Serien unserer Sektionen für ein Jahr stillgelegt, im übrigen die Arbeit auf zwei Hauptaufgaben beschränkt: Die Vorarbeiten zur neuen (fünften) Ausgabe des Staatslexikons und die Fortführung des Concilium Tridentinum, von dessen 12 Bänden jetzt sieben vorliegen und der Rest weit gefördert ist. Die früher jährlich dreimal kostenlos versandten Vereinsschriften sollen jetzt nur einmal, verbunden mit dem Jahresbericht, herauskommen. „Daß nicht an Einstellung der Unterstützung junger katholischer Gelehrten gedacht wird, versteht sich von selbst." Der vorsichtige Voranschlag beziffert die Gesamtausgaben auf 13,370 (natürlich Gold-)Mark; und sie sind durchweg auf ein Drittel des Friedenshaushaltes zurückgeführt — bedauerlich, aber durch die Not der Zeit unvermeidlich und hoffentlich nur vorübergehend, bis bessere Tage kommen.

Daß durch das Mindestprogramm auch die Vereinsschriften betroffen wurden, kann niemand mehr bedauern, als der Schreiber dieser Zeilen, der seit 1885 Jahrzehnte hindurch die Herausgabe besorgte, bis sein hohes Alter ihn zum Verzicht nötigte. Ihm seien noch einige Bemerkungen zu diesem Punkte gestattet. Ausstellungen, auch berechtigte oder doch sehr erklärliche, sind mir nicht erspart geblieben, und nachdrücklich wurde Ersatz der Vereinsgaben durch eine von der Gesellschaft herauszugebende Zeitschrift verlangt. Ich habe mich darüber in einem Aufsatz der dritten Vereinsschrift für 1916 geäußert und an den Verhandlungen über die Zeitschrift fördernd teilgenommen. Die Grundlagen eines Vertrags waren bereits vereinbart, aber der große Krieg hat dafür gesorgt, daß es beim Plane blieb. Nochmals betone ich: Es ist unmöglich gewesen, in den Vereinsschriften immer allgemein interessierende, vorwiegend aktuelle Abhandlungen zu bieten, aber diese über 100 Hefte umfassende Reihe hat doch eine starke Zahl tüchtiger Arbeiten von Gelehrten mit klangvollen Namen aufzuweisen. Auf einem Irrtum beruhte die vereinzelt begegnende Beschwerde, Süddeutschland sei nicht genügend berücksichtigt worden; ein Blick in ein bis Ende 1913 weisendes Verzeichnis der Vereinsschriften (Beilage zum Jahresbericht für 1913) wird genügen, um das Gegenteil zu beweisen. Daß Gott Lob die Görresgesellschaft keine Mainlinie kennt, zeigt übrigens schon die Tatsache, daß die Leitung der im Rheinland entstandenen Gesellschaft mehr und mehr nach Süddeutschland verlegt worden ist. Dem rheinischen Westen ist nur noch das juristische Domizil Bonn und die Geschäftsstelle in Köln verblieben.

Ein hocherfreuliches Bild bot die Generalversammlung zu Münster.[1] Während die Koblenzer Gründungsversammlung von 1876 von den Behörden ignoriert, dafür aber polizeilicher Ueberwachung gewürdigt wurde, waren in Münster zahlreiche Behörden mit warmer Begrüßung vertreten: Stadt und Universität, der Hochschulverband, das Auswärtige Amt, das Reichsministerium des Innern, das preußische Unterrichtsministerium. Daß der Diözesanbischof nach Zelebrierung eines feierlichen Hochamtes die allgemeine Sitzung begrüßte und den bischöflichen Segen erteilte, entsprach altem Herkommen, desgleichen, daß der Hl. Vater durch Handschreiben des Herrn Kardinalstaatssekretärs der Gesellschaft seine wärmste Anerkennung aussprechen ließ. Die ganze Versammlung trug ein ernstes, würdiges Gepräge, unter Verzicht auf geräuschvolle Festlichkeit. Wiederholt kam die Pflicht zu erhebendem Ausdruck, auch bei dieser Gelegenheit, an der Grenze des schwergeprüften Ruhrgebiets, „die letzten Güter Deutschlands" zu schützen. Erfreulich waren auch die herzlichen Sympathien, welche Sprecher des Auslandes dieser deutschen Gesellschaft aussprachen. Wie ihr „die Lebendighaltung und Vertiefung der inneren Zwecke" am Herzen liegt, haben die Sitzungen sämtlicher Sektionen mit ihrem anderthalb Dutzend wissenschaftlicher Vorträge gezeigt. Und so darf ich, einer der wenigen Ueberlebenden der Gründungszeit, mit dem hoffnungsvollen Wunsche schließen: Möge die Görresgesellschaft, lebenskräftig und zielbewußt wie bisher, beseelt von dem Geiste ihres Gründers, unter besseren Bedingungen als gegenwärtig am Schluß ihres ersten Halbjahrhunderts, 1926 in das zweite Halbjahrhundert eintreten.

[1] Vgl. Beyerle, A. R. 1923 Nr. 44/45 S. 525. D. Schr.

Moderne Astrologie.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz in München.

Dr. med. F. Schwab, der Leiter zweijähriger Experimentalsitzungen mit dem Berliner Medium Maria Vollhart, hat „Tausende von Horoskopen statistisch zusammengestellt", um unter dem Titel „Sternenmächte und Mensch"[1] durch „Astrobiologie und Astropsychik den Kosmos nicht mehr als mechanistisch gedachtes Zufallsgefüge, sondern als Organismus" darzustellen (VII f.). Er will „als Lebenskenner deutlich sehen, daß die von außenher kommenden Ereignisse ebenso wie die von innen kommenden einen gemeinsamen Aufbau haben" (17). Wie nämlich die Erde, haben auch die Planeten, vor allem Sonne und Mond, einen magnetisch-odischen Einfluß auf den Menschen (34). Strahlen von Gestirnen rufen elektromotorische Reize im Nervensystem hervor. Die Nativität[2] enthält alle Keime für den späteren oft so vielfachen Wandel des Glücks oder Unglücks. Die Erforschung dieser Einflüsse ergibt ein verwickeltes Gewebe, dessen fertige Muster die Schicksale sind (39). Die Astrologie arbeitet mit dem Stand der Planeten im Tierkreis und mit den sogenannten 12 Häusern der Erde (40). Das Tierkreiszeichen, d. h. ein bestimmtes polarisches Feld der Ekliptik, das zu einem bestimmten Menschen Beziehungen hat, gibt Andeutungen über dessen Grundcharakter (typische Geistesrichtung) sowie Körperkonstitution. Die 12 Zeichen haben Beziehungen zu 12 Körpersegmenten.[3] Sie werden vom Kopf bis zu den Füßen gezählt, so daß Widder als erstes den Kopf, die Fische als letztes Zeichen die Füße regiert. Eine Parallele hierzu zitiert A. Kniepf[4]: Der Winkel von 0 Grad irritiert das Gehirn, 50° das Herz, 90 Zwerchfell und Atmung, 120 Leber, Magen, Milz und Nieren, 135—150 Lendengegend und Unterleibsorgane, 180 Geschlechtsorgane (43/4).

In einer Geburtskonstellation kommt in Betracht, in welchem Tierkreiszeichen, dann, in welcher Beziehung zu anderen Planeten (Aspekt) ein Planet steht. — Ein Planet mit Sonne oder Mond zusammen (Konjunktion) wirkt verstärkt, die „bösen Planeten" Saturn und Mars sehr übel, die „guten", wie Jupiter und Venus, sehr günstig. Sonne gibt Pracht und Macht, Mond macht sanft, aber auch launisch, phantasiereich; Merkur klug; Mars kriegerisch, produktiv, erregt; Jupiter gerecht, herrschend, würdevoll; Saturn zurückgezogen, ernst; Neptun sensitiv, visionär, abnorm. Venus verleiht Liebe zu

[1] Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde 1923, 205 S. Ueber „Die Geschichte und das Wesen der Astrologie" vgl. näher Fr. Boll, Sternglaube und Sterndeutung: Aus Natur und Geisteswelt, 638. Bdch., bei Teubner, Leipzig 1918.
[2] = Geburtszeit.
[3] Nach altägyptischer Priesterweisheit.
[4] Die Physik der Astrologie, Hamburg 1899.



Kunst und Gesellschaft, Luxus; Uranus Anlage zu Reform, Technik, genialen Ideen. Körperlich bezieht sich die Sonne auf Herz und Blutkreislauf, Mond auf Kleinhirn und Rückenmark (ist Lebensbedeuter); Merkur auf Vorderhirn, periphere Nerven, Sinnesorgane; Venus auf Nieren, Venen, Haut; Mars auf Galle und Geschlechtsorgane; Jupiter auf Leber und Drüsen; Saturn auf Milz, Knochensystem und blutbildende Organe (46/7). Die 12 Häuser werden dadurch gebildet, daß man die Erde in 12 Sektoren (Schnitte) geteilt denkt, angefangen im östlichen Horizont bei der Geburtszeit, gemessen auf dem Aequator; sie schneiden die Tierkreiszeichen je nach Tageszeit an verschiedenen Stellen. Die Erdhäuser und die Himmelshäuser decken sich deshalb meistens nicht. — Sie beziehen sich hauptsächlich auf das Schicksal von außen. Von den 4 Eckhäusern der Kardinalpunkte hat das erste Bedeutung für die eigene Individualität, das gegenüberliegende siebente bezieht sich auf den Gegensatz, die andere Hälfte der Persönlichkeit, daher Ehe, Feinde. Das vierte Haus betrifft, was aus der Tiefe, dem Verborgenen, zur Existenz beiträgt, daher Abstammung, Mitgift, Grundbesitz, vererbte Anlagen; das zehnte alle nach außen ausgeprägten Stützen der Persönlichkeit, Ziel des Lebens, des Berufes, Popularität, öffentliche Anerkennung, Taten. Die anderen 8 Häuser leiten ihre Wirkungen aus den Grundwirkungen dieser Eckhäuser ab (48/9).

Schwab bringt das Geschick auf ein Koordinatensystem (53). Die Zeitdreiecke und die Raumdreiecke geben, ineinandergestellt, ein Dodekagramm, das alles enthält, was im Leben vorkommt, eine graphische Darstellung des Geschickes (62). Damit haben wir die 12 Häuser der Astrologen, in welchen die 4 Dreiecke harmonisch ineinanderragen, in freier logischer Folgerung entwickelt, so daß man alles, was besteht, notwendig aus einer Einheit ableiten kann. Diese Häuser könnte man sich konstruieren, ohne von Astrologie etwas zu wissen. Wir müssen umdenken. Der Mensch kopiert nur spekulativ die großen graphischen Darstellungen im ganzen Kosmos, die realen Dinge selbst; unsere Mathematik ist noch furchtbar stümperhaft gegen eine Weltenmathematik, die bereits in allem Werden angewandt wird. Die 12 Häuser des Horoskops sind nicht bloß ausgedacht, sondern auch empirisch gefunden und haben eine Entsprechung in der odischen Aura des Menschen und in der Erdiris[5]) (65/6). Es ist ein naturgetreues Schema des Geschickes, die graphische Darstellung seines psychologischen Problems, wie es sich aufbauen muß, unabhängig von dem Glauben oder Nichtglauben an Astrologie. — Eine gute Psychologie des Geschickes kann, selbst wenn sie nur Denkarbeit ist, so richtig sein, daß sie zur Entdeckung von Tatsachen führt, wie der durch Abweichungen berechnete Planet später durchs Fernrohr bestätigt wird (70/1).

Hier verrät sich der Pferdefuß der astrologischen Fiktion: der erkenntnistheoretische Todessprung von der Innenwelt rein idealer Geistestätigkeit in die Außenwelt realer Wirklichkeit, die Phantasiespekulation mit einem am grünen Tisch fein ausgezirkelten leeren, logischen bzw. psychologischen Schema, zum Teil sogar einer ganz mechanischen Schablone (Aufeinanderfolge „vom Kopf bis zu den Füßen", vom „östlichen Horizont" aus), die Einbildung, aus dem Kosmos herauslesen zu können, was man umgekehrt willkürlich hineingelegt hat, der Idealismus eines Kant, welcher die Welt auf den Kopf gestellt hat, indem er es auch einmal mit dem Umdenken des obersten Erkenntnisgrundsatzes, daß unser Erkennen sich nach den wirklichen Dingen richten müsse, probieren zu sollen vermeint hat. „Wie Kopernikus die herkömmliche Theorie der Himmelsbewegungen umkehrte, so behauptet Kant, nicht in der äußeren Wirklichkeit befände sich das feste Zentrum, sondern in meinem Erkenntnisvermögen, welches nur eines Anstoßes bedürfe, um mit einer gewissen subjektiven Notwendigkeit das Panorama der Objekte aus sich herauszustrahlen[6])." Mit solch weltfremder Verstiegenheit, einer Kopie der Kantschen Immanenzphilosophie, in der populären modernen Astrologie hat nichts gemein die wahre, auf tatsächliche Grundlagen aufgebaute Kopernikustat der exakt wissenschaftlichen Astronomie und ebensowenig die mittelst des Schlusses von erfahrungsgemäßen Wirkungen, d. i. Wirklichkeitsäußerungen auf deren hinreichende Ursache zustande gekommene scharfsinnige Berechnung der Bahn des Planeten Neptun durch Leverrier vor dessen Sichtbarkeit im Fernrohr. Im Gegensatz hiezu baut Dr. Schwab seine „Häuser" samt astrologischem Zubehör rein in die Luft mit bloßer Phantasiespekulation. Den mangelnden Tatsachenbeweis täuscht er gleichwohl sich und dem blindgläubigen Publikum vor bei der „Aufstellung eines Horoskopes" (43 ff.).

Die Horoskopstellung geht aus von der unbewiesenen und unbeweisbaren Voraussetzung, daß gewissen Teilstücken eines subjektiven Gedankenschemas je ein Abschnitt der in dieses abstrakte Schema hineingepreßten Wirklichkeit genau entsprechen müsse. Wenn hiebei gleichwohl eine weitgehende Uebereinstimmung mit Verhältnissen der Wirklichkeit erreicht wird, so hat dies seinen Grund in einem ganz anderen Faktor, der absichtlich in den Hintergrund gedrängt wird, um von ihm die Aufmerksamkeit abzulenken auf den geheimnisvollen Formelkram astrologischer Mystifikation. Das eigentlich ausschlaggebende Moment ist auch bei der astrologischen Wahrsagekunst nicht der gekünstelte Hokuspokus des astrologischen Apparates, sondern der durchdringende Blick ins tiefe, volle Menschenleben hinein, dessen komplizierter Charakter erforscht wird mit psychologischem Scharfblick, verstärkt durch Hell- und Fernsehen, insbesondere „Gedankenübertragung", mit einem Worte Innenschau durch alle überhaupt verfügbaren natürlichen, auch außergewöhnlichen Hilfsmittel. Man muß nur zwischen den Zeilen zu lesen verstehen in dem „Charakteristik" (120 ff.) überschriebenen Kapitel: „Die folgenden Versuche wurden bei Personen vorgenommen, deren Geburtsdatum nicht bekannt war, deren Horoskope erst hinterher, nach der Schätzung, berechnet wurden" (128). Darnach bildete die Horoskopstellung erst das sekundäre Element, das primäre hingegen die „Schätzung". Worauf diese aber beruht, deckt ganz naiv die Bemerkung auf, „daß man den Aszendenten (das aufsteigende Tierkreiszeichen) schätzungsweise nach dem Aeußeren bestimmen könnte ohne Berechnung"; denn wir „finden in der Literatur eingehende Beschreibungen darüber, wie die Menschen aussehen müssen, die in den einzelnen Zeichen, im Widder, Stier, Zwillinge usw. geboren seien." Daraus geht ganz deutlich hervor, daß die „Charakteristik" eines Menschen einfach nach dessen „äußerem" Gesamtmilieu entworfen, und darnach erst ihm sein Platz in der Sternenwelt zugewiesen wird. Als grundlegende astrologische Berechnung wird somit ausgegeben, was in der Tat „erst hinterher berechnet", von vornherein aber „ohne Berechnung nach dem Aeußeren bestimmt" und von da aus in die astrologische Perspektive übertragen worden ist. Dabei hat es der Astrolog vollständig in der Hand, ein dazu passendes Sternbild auszusuchen. Niemand kann ihm ja nachrechnen, welche Kombination in der Gruppierung der „Sternenmächte" als maßgebend zu erachten ist. Darüber befindet jeder Astrologe nach seinem Gutdünken höchst verschiedenartig (73 ff.). Auch Abweichungen der zur Geburtsstunde gerade „regierenden" Tagesgestirne bilden keine erheblichen Schwierigkeiten; denn es ist zur Genüge dafür gesorgt, daß die mannigfachen Charaktertypen in einer Anzahl verschiedener Gestirne zugleich vertreten sind. So z. B. haben das längliche Gesicht gemeinsam Widder, Steinbock und Zwillinge; Stier, Krebs und Fische neigen zur Korpulenz. Bei der Beurteilung der Zeichen treten leicht Verwechslungen auf. Schließlich gibt es auch Uebergangsformen von einem Zeichen nach dem nächsten, wobei beide Zeichen trotz großem Kontrast vereinigt sind (127). Kein Wunder, wenn nach solchen Anpassungen 73% Treffer zu verzeichnen sind statt 8,3%, entsprechend der „Wahrscheinlichkeit, ein Zeichen zufällig zu treffen" (131). In Sternbildern mit so dehnbarer Bedeutung kann man leicht die verschiedenartigsten Deutungen nachträglich unterbringen. Zudem stellt sich der Astrologe für alle Fälle unzutreffender Horoskopstellungen sicher durch die Ausflucht: „Bei Einschätzungsversuchen sind selbstverständlich noch als Abzüge von der idealen Typusform in Anrechnung zu bringen modifizierende Momente: 1. Familienähnlichkeit und Vererbung. 2. Rasseneigentümlichkeit. 3. Geschlecht: Frauen, im Widder geboren, und Männer, in den Fischen, sind schwieriger zu treffen, und es können Fehlschläge eintreten. 4. Seelische und geistige Entwicklungshöhe, Kulturstufe. 5. Gesundheitszustand, Ernährung. 6. Lebensalter: In der Jugend und im Alter scheinen die Zeichen weniger ausgeprägt zu sein[7]). 7. Milieu, Beruf: Ein Mensch wird mit der Zeit den Dingen ähnlich, mit denen er sich beschäftigt. 8. Variationen: Unter Tausenden von Varianten

[5]) D. h. in der fluidartigen Umhüllung des Mikro- und Makrokosmos.

[6]) P. Tilman Pesch S.J., Die Haltlosigkeit der „modernen Wissenschaft". Eine Kritik der Kantschen Vernunftkritik für weitere Kreise. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach", III (1877), S. 20.

[7]) Auch ein Beweis dafür, daß den Maßstab zur Beurteilung der Charakter bildet, der schwerer erkennbar, weil weniger ausgeprägt ist in den Perioden des Werdens und Wiedervergehens durch Erschlaffung!

den einzelnen bei einer Zwölfer-Rubrik unterzubringen, kann ja auch keine Kleinigkeit sein. Schließlich modifizieren Planeteneinflüsse bedeutend die Tierkreiszeichen" (124 ff). Wenn so viele Modifikationen zur Entschuldigung falscher Sterndeutungen bereitgestellt sind, was bleibt dann überhaupt noch übrig als verlässige Grundlage? Wird nicht das Horoskop zur Geburtsstunde schon dadurch illusorisch gemacht, daß es „mit der Zeit" der selbständigen Entwicklung des Menschen einfach entkräftet wird?

(Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

Theatiner-Drucke. Erster Druck: Gedichte des hl. Johannes vom Kreuz, spanisch und deutsch. In Pappband 3 M, in Halbleder (50 Stück auf Handbütten, mit der Hand numeriert) 12 M, in Leder (30 Stück ebenso) 20 M. — Zweiter Druck: Angelus Silesius, Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge. In Pappband 5.50 M. in Halbleder (wie bei 1) 28 M, in Leder (wie bei 1) 45 M. — Theatiner-Verlag München 1924. Hergestellt in der Offizin von Dr. C. Wolf & Sohn, München. — Den besten Inhalt im erlesensten Gewand darzubieten, diesen Ruhm hat sich der Theatiner-Verlag in seinem schnellen und glänzenden Aufschwung erworben. Da ist kein unruhiges Tasten, kein Experimentieren mit Farben und Schnörkeln. Jedes Buch atmet sicheren, selbstverständlichen Geschmack, wie er der alten katholischen Kultur- und Kunstheimat München würdig ist. Mit ganz besonderer Sorgfalt ist die neue Reihe der Theatinerdrucke ausgestattet und, soviel bis jetzt ersichtlich, auch literarisch ausgewählt. Die Gedichte des hl. Johannes vom Kreuz, des spanischen tiefen Mystikers und Reformators des Karmelitenordens, sind eine ganz kostbare Gabe. Um so verdienstlicher ist ihre Veröffentlichung, als die älteren deutschen Uebersetzungen von Storck und Diepenbrock fast verschollen sind. Ihre Güte machte neue Versuche überflüssig, und so ist der Text des einen oder des anderen hier wiederum verwendet. Der Herausgeber Ludwig Burchard hat ein Nachwort angefügt und ein paar authentische Erklärungen einzelner Gedichte aus der Feder des Heiligen selbst in seinen mystischen Schriften. Das war gut, denn nur mit ihrer Hilfe werden viele Leser wirklich in den Sinn der Gedichte eindringen und über ein bloß sentimental-religiöses oder gar bloß ästhetisches Genießen hinauskommen. Das Vergängliche ist für den Mystiker doch in ganz anderer Art ein Gleichnis als für den rein diesseitigen Dichter. Es schwindet vor dem göttlichen Sinn und behält doch als dessen Spiegelbild in der Schöpfung mehr Wirklichkeit als im Nirgendland der Kunst. Nicht ganz so religiös vermögen wir das zweite Buch aufzunehmen, die Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge, ein wenig bekanntes Werk des Angelus Silesius (Johann Scheffler). Gewiß ist auch er ein echter Mystiker, aber er spielt schon mit seinen heiligen Erlebnissen. Wir bringen die fromm-fröhliche Barocknaivität nicht mehr auf, mit der Scheffler sich das erlauben durfte. Nur wenn wir sehr bedachtsam sein Vorwort lesen, kommen wir seinem Standpunkt etwas nahe und erbauen uns wirklich. Möchte das beachtet werden. Denn unerträglich wäre es, würden diese schönen Drucke zu snobistischer Näscherei mißbraucht. — Als dritter Band erscheinen noch vor Pfingsten Manzonis Inni Sacri, deutsch von Dr. Paul Graf Thun-Hohenstein. Der Urtext wieder daneben, ein besonders lobenswerter Gebrauch. Dr. Otto Sachse.

Landschaften von Otto Reiniger. Mit Begleitwort von Dr. Erich Heyfelder. Acht Blätter in vielfarbigem Offset-(Gummi-)Druck in Mappe M 5.—. Bildgröße 19 : 25 cm. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. Inhalt: Rhein bei Laufenburg, Thuner See, Gebirgsee (Murgsee), Im Maderaner Tal, Oliven am Gardasee, Abend am Gardasee, Auf Sirmione am Gardasee, Deutscher Wald (Pfalz). — Ein königliches Geschenk von königlichem Entgegenkommen für alle, die wahre Kunst lieben und sie nur schwer einlösen können. Als ich die stattliche Mappe öffnete und gleich das erste Bild in die richtige Ferne der Beleuchtung rückte, traute ich meinen Augen kaum vor beglückender Ueberraschung. Die aber stieg von Blatt zu Blatt. Welche Vollendung der heutige Kunstdruck in Wiedergabe mannigfaltigsten Farbenreichtums zur lebendigen Veranschaulichung für das äußere Auge und erst recht für das innere, den Phantasieblick, zu bieten vermag, zeigt dieses hervorragende Werk in seiner unbedingt auf Größe, Wahrheit, Tiefe, auf sieghafte und zugleich zarte Kraft der Aufhebung und Verschmelzung deutenden Eigenart. Otto Reiniger ist berühmt als Porträtist Anselm Feuerbachs und wohl mehr noch als Stimmungsmaler schwäbischer, nicht minder schweizerischer und italienischer Landschaft. In der vorliegenden Mappe führt er uns von den Stromschnellen des Rheins ins Berner Oberland und, südöstlich vom Züricher See, ins obere Tal der Murg, dann ins wildromantische Maderanertal, darauf nach Italien an den Gardasee und schließlich zurück in den deutschen Wald. — Wie geschaffen gibt sich die Sammlung, um fortab Hunderte und Tausende von Heimstätten schmücken zu helfen zur Festes- und zu aller Zeit; ein Besitz, der bleibt und zu steter Bereicherung anregt. Dem opferbereiten Verlage aber sei Dank gesagt! E. M. Hamann.

Wellen und Wiesen. Eine Wanderung durch das Tal der Schwarzen Laber. Von J. B. Laßleben. Bilder von Max Schultze. 1924. Verlegt bei Michael Laßleben, Kallmünz (Bayern). 12^0 114 S. Kart. — Ein echter Heimatsohn sendet das Büchlein aus, um Freunde zu werben für sein romantisch-idyllisches Geburtstal mit dem freundlich regen Nebenflüßchen der gewaltigen Mutter Donau. Ein Veilchen im Blumenstrauß, so mutet es den Schilderer selber an. Ueber dessen Darstellung aber, getragen von landschaftlichem, geschichtlichem, kulturhistorischem und sagenhaftem Anreiz, ist eine Blumenfülle des Bildschmuckes ausgestreut: fast ein halbes Hundert frisch-lieblicher Federzeichnungen aus der Hand eines Fünfundsiebzigjährigen! Ihm, dem Oberbaurat a. D. Max Schultze, hat denn auch J. B. Laßleben das Bändchen gewidmet. Mit verdoppelter Freude vertieft man sich nun in Wort und Bild, fühlt das Verlangen, das so anziehend Geschilderte mit eigenen Augen zu schauen und Gott zu danken für alles Schöne, Aufrichtende, das er uns innerhalb unseres geliebten Vaterlandes geschenkt. Uns und — so wolle Er es — ungezählten kommenden deutschen Geschlechtern. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Festspiele 1924. Die Wagner-Mozart-Festspiele beginnen wieder am 1. August und währen bis 9. September. Die Festspiele erhalten heuer eine Erweiterung. Als Vorläufer erscheint im Juni eine Richard Strauß-Woche. Der September bringt eine Hans Pfitzner-Woche. Die Straußspiele bieten im Nationaltheater Rosenkavalier, Salome, Elektra, Feuersnot, Josefs Legende, Ariadne auf Naxos. Am 8. Juni, dem 60. Geburtstag des Meisters, findet im Odeon ein Konzert statt, welches die Orchester-Suite aus dem Bürger als Edelmann, sowie die symphonischen Dichtungen Eulenspiegel und Don Juan bietet. Die Wagner-Festspiele bringen die Meistersinger (viermal), den Ring (zweimal), Tristan (dreimal) und den Parsifal (fünfmal). Das Bühnenweihespiel erscheint unter Knappertsbuschs und Hofmüllers Leitung in musikalisch-dramatischer und szenisch-dekorativer Erneuerung. Das Bühnenbild stammt von Pasetti und Linnebach. Von Mozartopern werden im Residenztheater Cosi fan tutte und Figaros Hochzeit (je dreimal) gegeben, zweimal Entführung und Don Giovanni. Die Pfitzner-Woche bringt im Prinzregententheater den Armen Heinrich und Palestrina, im Residenztheater das Fest auf Solhaug (mit Musik von Pfitzner), im Nationaltheater die Rose vom Liebesgarten, das Käthchen von Heilbronn (mit Musik von Pfitzner) und die romantische Kantate Von deutscher Seele. — Die Wagner-Mozartspiele leiten Generalmusikdirektor Knappertsbusch, Heger und als Gastdirigent W. Furtwängler. Die szenischen Leiter sind Hofmüller, Wirk und Geis

Kammerspiele. Grillparzers „Jüdin von Toledo" wird von den Bühnen vernachlässigt; gerade als wage sich keiner so recht an die unvergeßliche Kainzrolle heran. Ernst Deutsch, ein Berliner Gast, der den König Alfons spielte, hat mich — ich kann es nicht anders sagen — enttäuscht, wahrscheinlich rechtfertigt er in einer modernen Rolle den großen Ruf, der ihm vorausging. Grillparzer hat im Plan zu dem Trauerspiele die Gestalt umschrieben: „Das Volk betet ihn an, die Großen sehen mit scheuer Ehrfurcht, was er ist und was er zu werden verspricht, er selbst fühlt sich glücklich in dem ungestörten Gleichgewicht seines Wesens. Was er tut, ist kräftig, denn er hat noch nie die Erfahrung einer demütigenden Unzulänglichkeit gemacht; was er spricht, ist Weisheit, aber erlernte, Bücherweisheit, die Welt hat ihn noch nicht in ihre strenge Lehre genommen." Das ist der Mann, der durch das Erscheinen der schönen Jüdin ganz aus dem seelischen Gleichgewicht geschleudert wird, aber es schließlich an seinem Königsbewußtsein wiederfindet und darauf verzichtet, sich an denen zu rächen, welche die Jüdin gleichsam aus Staatsraison ermorden ließen. Der Darsteller des Königs wuchs nicht aus dem Mittelmaß zu einer großen Persönlichkeit empor, die zur sittlichen Reinigung befähigt erscheint. Die Jüdin Frl. Costas hatte zu viel raffinierte Großstadtkultur. Das soll sie nicht sein, sie ist gedacht als naive Urnatur ohne Hemmung, das Gegenspiel zur Königin, der ganz intellektuell angelegten, herben, der die strenge Form der Sitte keinen Zwang bedeutet, weil sie bereits ererbte Anlage ist. Von starker Innerlichkeit war Frl. Koppenhöfer als Rahels Schwester.

Münchener Volkstheater. Vor ausverkauftem Hause wurde das Volkstheater neueröffnet. 17 Tage und 17 Nächte wurde gearbeitet, um ihm ein neues Gewand überzuwerfen und verschiedene bauliche Aenderungen vorzunehmen. Die buntfarbige Antike des zwischen zwei hochragenden Geschäftshäusern eingeklemmten Tempels hat einem gelblich warmen Ton Platz gemacht und auch an Stelle der Stilmaskerade der Kassenhalle sind ruhige Linien und Farben getreten. Die verstaubte Schillerbüste, die schon lange in diesem Unterhaltungstheater nur noch als Anachronismus wirkte, ist einem niedlichen Brunnenfigürchen gewichen. Der Zuschauerraum ist in rot, gold und mattweiß gehalten, ein matt blaugrauer Samtvorhang, ein Kristalldeckenlüster zeigen angenehmen Geschmack. Das Orchester ist überdeckt; hübsch ausgestattet ist das Foyer, neueingebaut ist ein solches für Nichtraucher. Wenn die linden Lüfte endlich einmal erwachen, kann man auch auf einem Dachgarten, dem ersten in München, lustwandeln. Bach, der Direktor des Volkstheaters, hat sein neues Stück wieder mit seinem bewährten Dichtersozius Frz. Arnold verfaßt und Jean Gilbert hat mit leichtem Handgelenk seine leichte, fesche Musik dazugeschrieben. Ein harmloser Münchener Spießbürger, Konsul eines südamerikanischen Raubstaates, wird von dem auf einer Europareise befindlichen Präsidenten tüchtig gerupft und auf einer Fahrt nach Abbazia, die er bezahlen darf, mitgenommen. Daraus ergeben sich allerhand komische Abenteuer und Verlobungen. Lantzsch ist von überwältigendem Humor und Koutenskys exotisches Staatsoberhaupt auch eine köstliche Figur. Gäste aus Wien und Berlin, die Damen Anzengruber und Burchardy und Herr Pasch, vereinigen stimmliche und darstellerische Vorzüge. Da konnte es bei glänzender (und geschmackvoller) Ausstattung an Beifall nicht fehlen. Am Schlusse hielt Bach eine kleine Rede. L. G. Oberlaender.

Im **Hessischen Landestheater** zu Darmstadt errang Cimarosas seit vielen Jahrzehnten in Deutschland nichtaufgeführte Oper „Die heimliche Ehe" in der Neubearbeitung Eugen Kellers und unter seiner meisterlichen Leitung einen stürmischen Erfolg, der sich in 37 Hervorrufen aller beteiligten Künstler austobte. Mit dieser Neubearbeitung Kellers, der als Schauspieldirektor an die Staatstheater nach München geht, ist der deutschen Bühne ein ganz köstliches heiteres Werk gewonnen, das den Zuhörern wie den Sängern viel Freude

machen wird. Sechs junge Künstler — drei Damen und drei Herren — erfüllten das Ohr mit beglückendem Wohlklang und hatten dazu die herrlichsten Möglichkeiten zu wirklichem Komödienspiel. Es liegt in diesem Werke, vor allen Dingen aber in der Aufführung in Darmstadt, eine hinreißende Theaterfreudigkeit. Jetzt, wo sich die Menschen mehr denn je nach dem Hellen und Schönen in der Kunst sehnen, wird man dieses problemlose Werk mit doppelter Freude begrüßen müssen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es in Kellers Fassung einen Siegeszug über die Bühnen antreten wird. Mit größter Deutlichkeit zeigte die Aufführung, welch ein Gewinn es für München sein wird, einen Mann von Kellers Vielseitigkeit, Wissen und Kultur an der Spitze seines Schauspiels zu haben. Ferdinand Künzelmann.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat für kurze Zeit im Schaufenster ihrer Ausstellungsräume, München, Karlstr. 6, eine interessante und eigenartige Ausstellung veranstaltet. Es sind dort Originalkunstwerke und Kunstblätter zu sehen, die durch die Verlosung für 1923 unter den Mitgliedern der Gesellschaft verteilt wurden. Von den Originalwerken sind zu nennen: Madonna, Statuette in Holz von Otto Zehentbauer; musizierender Engel in Holz, Statuette von Hans Faulhaber; Johannes der Täufer, Statuette in Holz von Josef Auer; heiliger Martin, Oelgemälde von Karl Gerhard; Heilige, Oelgemälde von Prof. Friedrich Wirnhier; Madonna, Bronzeplakette von Professor Cyrill dell'Antonio; Anbetung der Könige, Majolika-Relief von August Schädler; Segnendes Christkind von Unterpieringer. Außerdem wurden über 1100 ganz vorzügliche Kunstblätter ausgelost und zwar nach Professor Matth. Schiestl: „Der heilige Wendelin" und Fritz Kunz: „Der zwölfjährige Jesus im Tempel". Die Gewinne verteilen sich auf Mitglieder aus vielen Staaten der ganzen Welt; so sind unter den Gewinnern der Originale 2 Münchener, 4 Mitglieder aus dem besetzten Gebiet, 1 Luxemburger, ein Mitglied aus Amerika. Die Gesellschaft hat während der letzten 20 Jahre insgesamt 246 Originalkunstwerke und 20000 wertvolle Kunstblätter bei diesen jährlichen Verlosungen kostenlos unter ihren Mitgliedern verteilt im Gesamtwert von 165,000 Goldmark. — Die Jahresmappe 1924 ist soeben erschienen. Die Münchener Mitglieder der Gesellschaft können sie bereits im Laufe der nächsten Wochen in der Geschäftsstelle, Karlstr. 6/I, abholen; sonst wird sie im Juni zugestellt. Der Jahresbeitrag für 1924 beträgt Mk. 6.—, dafür wird neben anderen Vorteilen die Jahresmappe kostenlos als Vereinsgabe geliefert.

7. Hausmusikabend am Samstag, den 17. Mai, 7½ Uhr, im kleinen Odeonssaal, München. Zur Aufführung gelangen: Sonate in G-moll und „Katzenfuge" von Domenico Scarlatti; „Märchenbilder" für Bratsche und Klavier, op. 113 von Robert Schumann; aus den „Heldentotenliedern" für eine Singstimme und Klavier, op. 16 von Gottfried Rüdinger; 2 Gesänge von Rich. Wagner; Sonate in a-moll für Violine und Klavier von Adolf Pfanner (Uraufführung); Klavierstücke aus dem „Bilderbuch" op. 24 von Hermann Zilcher; Sonate in C-dur, vierhändig von Mozart. Mitwirkende: Mathilde Rüdinger (Alt), Valentin Härtl (Violine, Bratsche), Aug. Pfeifer (Klavier), Ludwig Funk (Klavier). Eintritt frei. Freiwillige, die hohen Kosten berücksichtigende Spenden werden am Saaleingang dankend entgegengenommen. Eintrittskarten können im voraus abgeholt werden in der Musikalienhandlung von O. Halbreiter, Promenadeplatz.

Finanz- und Handels-Rundschau.

300000 Arbeiter feiern infolge des Streikes im Ruhrkohlenbergbau, für die vielen Schwierigkeiten unserer Wirtschaftslage eine neue schwere Belastung. Eine leidenschaftslose Beurteilung wird zugeben müssen, dass die drückenden Micumverträge auf die Lohngestaltung ungünstig wirken und eine Ausdehnung der Arbeitszeit erwünscht machen. Die Bergarbeiter bestehen indessen auf der Siebenstundenschicht. Dass der Streik auf die Kohlenpreise und damit auf weite Wirtschaftsgebiete nicht günstig einwirken wird, ist zu befürchten. — Gegenüber Börsengerüchten, bei denen wohl der Wunsch der Vater des Gedankens war, dass die Reichsbank die Kreditsperre gegen die Industrie lockere, darf betont werden, dass die bisherige Restriktionspolitik unverändert bleibt. Auch eine Diskonterhöhung wird für nicht angebracht gehalten. Sie würde auf schwache Kräfte vernichtend wirken und die schon hohe Zahl der Zusammenbrüche mehren. Wir haben jüngst gegen das frivole Weitertragen von Gerüchten gesprochen; es liegen Anzeichen dafür vor, dass solches auch solide Firmen durch Erschütterung des Vertrauens in unangenehme Lagen bringen kann. Wenn freilich, wie es von einem sehr bedeutenden österreichischen Bankinstitute, für das eine Stützungsaktion eingeleitet wurde, heisst, die fatale Lage desselben durch die Privatspekulationen eines Direktors herbeigeführt wurde, so schädigen solche Vorkommnisse das Vertrauen für viele. Infolge der Kreditsperre sind zur Geldbeschaffung viele Devisen dem Markt zugeflossen und haben eine Entlastung bewirkt, die zu begrüssen ist. Auch die Tätigkeit der Golddiskontbank kommt hier in Betracht. Die Kurse der Mark an auswärtigen Plätzen haben sich gebessert. Sie stimmen fast mit der Berliner Markparität überein. An der Effektenbörse konnte eine leise Besserung nicht von Dauer sein. Die Zuspitzung des Konfliktes der Ruhrarbeiter, Meldungen von schwach gewordenen Firmen verstimmten. Auch die Schwierigkeit für eine arbeitsfähige parlamentarische Konstellation mehrte die Geschäftsunlust. — Eine Besserung des Auslandsgeschäftes ist nicht eingetreten. Der Einfuhrüberschuss im ersten Vierteljahre

1924 beträgt 627 Millionen Goldmark. Die auf den Stichtag des 6. Mai berechnete Grosshandelsindexziffer ist gegenüber dem Stande vom 29. April um 0,5 % gestiegen. Die Steigerung ist massvoll, aber leider stetig; die Lebensmittel sanken um 0,3 %, die Industriestoffe stiegen um 1,4 % (Kohlen und Eisen um 2,7 %). Die Inlandswaren stiegen um 0,7 %, die Einfuhrwaren sanken um 0,8 %. — Im Kurs des französischen Franken ist wieder eine Abwärtsbewegung eingetreten. Der Rückgang betrug innerhalb zweier Tage dieser Woche fast 10 %.

In München erfolgte die Eröffnung der ersten staatlich anerkannten Warenbörse in Bayern, der Produktenbörse. Der Handelsminister stellte der preisausgleichenden Aufgabe der Börse eine günstige Prognose. Er erachtete es als eine vornehme Pflicht des Handels, den Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen in erster Reihe auf dem Inlandsmarkte zu decken und dadurch zu seinem Teile mit beizutragen zur Linderung der krisenhaften Lage der heimischen Landwirtschaft und zur Besserung der deutschen Zahlungsbilanz. Gerade die starke Beteiligung des Provinzhandels an der Münchener Börse dürfte eine gewisse Gewähr für die Erfüllung dieser Forderung bieten.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 21 München, 22. Mai 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die Neubildung der Reichsregierung auf Grund des Wahlergebnisses hält die politischen Kreise in Spannung. Im Interesse glatter Verhandlungen über den Sachverständigen-Bericht wird das Verbleiben des jetzigen oder eines ähnlichen Kabinetts gewünscht. Dagegen machen die Deutschnationalen als stärkste Fraktion Anspruch auf den Posten des Reichskanzlers. Einen etwaigen Block der Mitte (Zentrum, Deutsche Volkspartei, Demokraten) wollen sie mit einem Rechtsblock (Zusammenschluß mit den Völkischen) übertrumpfen. Deutschnationale Forderungen, vor der Neubildung keine verbindlichen Verhandlungen mehr über das Sachverständigen-Gutachten zu pflegen, weist die Reichsregierung zurück.

Im Streik der Bergleute des Ruhrgebiets ist ein Schiedsspruch ergangen. Er wurde jedoch von den sozialdemokratischen wie den christlichen Arbeiterverbänden abgelehnt. Die Christlichen nahmen zwar den Manteltarif an, verwarfen aber Mehrarbeit, die nicht als solche anerkannt und bewertet sei.

In Köln wurde am 11. Mai die erste Kölner Messe in Anwesenheit des Reichspräsidenten und der Regierungen des Reiches und Preußens eröffnet.

Am 11. Mai fand in Halle eine große vaterländische Feier statt. Das in der Revolution zerstörte Moltkedenkmal wurde neu aufgerichtet. Es gab Straßenkämpfe mit den Kommunisten, wobei beiderseits eine Anzahl Verwundete und Tote auf dem Platz blieben.

Die Vorabstimmung über die reichsunmittelbare Selbständigkeit Hannovers ist verneinend ausgefallen. Von 1 771 660 Wahlberechtigten stimmten 448 961 mit Ja. Durch das Nein oder Stimmenthaltung der Uebrigen ist das Volksbegehren abgelehnt. Immerhin zeigt das Ergebnis, daß der Gedanke von Hannovers Selbständigkeit weit über die Deutsch-hannoversche Partei hinausgreift. Diese hatte bei der Reichstagswahl im Abstimmungsgebiet — Provinz Hannover ohne Regierungsbezirk Aurich (Ostfriesland) — nur rund 300 000 Stimmen. Das Mehr von 50 Prozent wird als Ansporn zu föderalistischer Weiterarbeit wirken, umsomehr als amtlicher Druck die Aeußerung des Volkswillens schwer beeinträchtigt hat.

Im Reichsverband der deutschen Industrie ist über das Sachverständigen-Gutachten eine Spaltung eingetreten. Die neue Gruppe, die das Gutachten anficht, nennt sich Deutsche Industrie-Vereinigung.

Die Völkische Gruppe im Reichstag hat sich den Namen National-sozialistische Freiheitspartei gegeben. — Hitler erklärt sich gegen die Bekämpfung anderer nationaler Parteien. Der völkische Kampf gelte nur dem Marxismus. Ludendorff erklärt die Bayerische Volkspartei für eine römische Partei. Welches von beiden ist die maßgebende völkische Ansicht?

Ein Ermittlungsverfahren gegen Kahr, Lossow und Seisser auf den Vorsatz des Mittuns beim Hitlerputsch oder sonstigen Hochverrats wurde mangels Beweisen eingestellt.

Poincaré beabsichtigt nach seiner Niederlage bei den Kammerwahlen am 1. Juni, dem Beginn der neuen Session, zurückzutreten. Eine beabsichtigte politische Zusammenkunft mit Macdonald fällt aus. Als künftiger Ministerpräsident kommt in Frage Briand oder weiter links Herriot.

Das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten hat mit großer Mehrheit das Einwanderungsgesetz angenommen, das die Japaner nach dem 1. Juli ausschließt. Präsident Coolidge hatte vorher sein Veto eingelegt. In Japan haben kürzlich bei den Wahlen die Amerika feindlichen Parteien gesiegt.

Die drei folgenden Aufsätze von **Finke, Färber** und **Kunze** müssen im Zusammenhang und nach ihrer Reihenordnung gelesen werden. Sie behandeln das brennende Problem der politischen Organisation und Einigkeit der deutschen Katholiken von verschiedenen Standpunkten aus.

Die konservative Idee in der Zentrumspartei.

Von J. Finke, Bonn.

Am 16. November 1870 fanden die preußischen Landtagswahlen statt. Der katholische Volksteil hatte auf Grund der Veröffentlichung Peter Reichenspergers in der Kölnischen Volkszeitung vom 11. Juni 1870 eine Reihe von Abgeordneten gewählt, die sich auf jene Richtlinien verpflichtet hatten, aber keiner bestimmten Partei angehörten. Die erste Zusammenkunft dieser Männer fand statt im Hause des Geheimrats v. Savigny in Berlin. Windthorst hatte diese Besprechung in Begleitung des freikonservativen Domkapitulars Dr. Künzer bereits verlassen, als man sich dahin einigte, daß eine politische Fraktion christlich-konservativer Richtung zu gründen sei.

Die nächste Sitzung fand Mitte Dezember 1870 im Engl. Hof statt. Mallinckrodt und andere traten ein für den Namen Konservative Volkspartei. Savigny und A. Reichensperger schlugen den Namen Zentrumsfraktion-Verfassungspartei vor, und dieser Vorschlag drang durch. Die politische Weltanschauung der jungen Partei war jedenfalls konservativ. Mallinckrodt kennzeichnete ihr Programm am 31. Januar 1872 im preußischen Abgeordnetenhaus wie folgt:

„Das ganze Programm dreht sich um drei Punkte. Der erste Punkt ist die Betonung des strengen Standpunktes des positiven und historischen Rechts. . . . Der zweite ist das Prinzip der religiösen Freiheit, der Freiheit für alle Bekenntnisse. . . . Der dritte Punkt ist das Prinzip der Föderation im Gegensatz zu dem Prinzip der Zentralisation, im Gegensatz zu den Tendenzen des Unitarismus."

Der konservative Gedanke wurzelt eben im positiven und historischen Recht. Die Mallinckrodtsche Umschreibung atmet wahrhaft konservativen Geist. Der Antipode, die liberal-demokratische Idee, kennt kein positives, historisches Recht; ihre Rechtsquelle ist der schwankende Mehrheitsbeschluß einer wechselnden, durch skrupellose Agitation beeinflußbaren Parlamentsmehrheit. Ich war kürzlich peinlich überrascht, den Bericht über eine Versammlung der demokratischen Partei zu lesen, wonach ein hiesiger Redner behauptet haben soll, die Zentrumspartei stehe der deutsch-demokratischen Partei hinsichtlich ihrer demokratischen Grundsätze am nächsten. Da das Zentrum nach der Revolution weder seinen Namen noch sein Programm geändert hat, ist jene Behauptung nicht richtig. Die Zentrumspartei ist christlich-konservativ, oder sie ist nicht mehr die Zentrumspartei.

Am 22. April 1871 erklärte Windthorst im Reichstag:

„Ich bin der Zentrumspartei, nachdem ich vier Jahre beobachtend hier war, deshalb beigetreten, weil ich in ihr mehr als in anderen Fraktionen — nach meiner subjektiven, vielleicht irrigen Anschauung — das Prinzip vertreten sah, daß das Recht und die Moral auch in öffentlichen Dingen gelte. . . . Ich bin ferner ihr beigetreten, weil ich, meiner inneren Natur nach konservativ, fand, daß die Fraktion, der ich am liebsten beigetreten wäre, die Konservative Fraktion, wie sie sich nennt, nicht mehr konservativ ist."

Ein deutlicheres Bekenntnis ihres größten Führers und Taktikers zur konservativen Idee und zum konservativen Charakter der Fraktion ist nicht denkbar.

Die Fraktion des Reichstags erließ am 21. März 1871 ihr Programm, welches in lateinischer Sprache die Ueberschrift trägt: „Gerechtigkeit ist das Fundament der Reiche." Der Punkt 2 lautet:

„. . . für die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches ist die verfassungsmäßige Feststellung von Garantien zu erstreben und insbesondere das Recht der Religionsgesellschaften gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schützen.“

Schutz gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schaffen, bedeutet, sich selbst als konservatives Bollwerk des ewigen Rechts aufzurichten, gegen die wandelbares Gesetz und wechselndes Recht durch Mehrheitsbeschluß schaffende demokratische Ideenwelt. Dieses Programm ist unterzeichnet von v. Savigny, Windthorst, v. Mallinckrodt, Probst, P. Reichensperger, Fürst Löwenstein und Freytag.

Daß das Zentrum als politisch konservative und nicht als konfessionell katholische Fraktion gegründet ist, beweist die Tatsache, daß die der freikonservativen Fraktion angehörenden Abgeordneten von unzweifelhaft katholischer Gesinnung es ablehnten, der neuen Fraktion beizutreten. Es handelte sich u. a. um die Namen Janssen, Domkapitular Dr. Künzer, von Heister, Dr. Kellner, Houben, Devens und Kirch. Janssen und Kirch sind später dem Zentrum beigetreten. Dagegen schlossen sich schon bald die protestantischen Konservativen Schulz, Dr. von Gerlach, Dr. Brüel, Dr. Rieper, Graf von Grote, Frh. von Grote und Frh. von Adelebsen der Fraktion des Zentrums an.

Es soll nicht geleugnet werden, daß seit der Revolution mancherlei Bestrebungen aufgetaucht sind, zwar nicht den Namen, wohl aber den Inhalt der Partei und ihre überkommenen Grundsätze zu verwässern. Stegerwald legte ihr die Attribute bei „christlich, national, demokratisch und sozial.“ Es ist wieder davon still geworden und das ist gut so. Stegerwald selbst hat den Unterschied seiner germanisch-christlichen Demokratie von westlicher und liberaler Formaldemokratie immer deutlicher herausgearbeitet. Die Verwandtschaft mit der demokratischen Partei, die in Bonn ein Redner antönte, sollten wir getrost leugnen. Erzberger, Dr. Wirth u. a. haben das Prinzip des Zentralismus und Unitarismus bewußt gefördert, im Gegensatz zu dem zweiten Punkt des Zentrumsprogramms, wie es Mallinckrodt im Januar 1872 ausführte. Alles in allem, es hat nicht an Versuchen gefehlt, das alte konservative Zentrumsprogramm auszuhöhlen. Dadurch sind manche alte Zentrumsleute verstimmt, weil die neue Richtung tut, als ob sie das Hausrecht hätte. Uebrigens handelt es sich dabei ausschließlich um innerpolitische Gegensätze sowie um Fragen der Taktik, bzw. ob mehr die Taktik oder mehr die Grundsätze herauszukehren sind. Man muß auch in der Politik, wenn man nicht auf den Spuren Machiavellis wandelt, eine scharf umrissene, abgeklärte Grundanschauung haben; sie kann sein konservativ, liberal, demokratisch oder sozialistisch: entweder — oder. Aber das Zentrum als Partei kann nicht konservativ und zugleich demokratisch sein und dazu noch in sogen. christlichem Sozialismus machen. Die alte Katholische Fraktion ist daran zugrunde gegangen, weil sie keine geschlossene politische Weltanschauung hatte. Selbst Männer wie Bischof Ketteler und von Waldbott wandten ihr den Rücken. Der konservative Gedanke, wurzelnd im positiven und historischen Recht, der einen maßvollen Fortschritt keineswegs ausschließt, ist der ruhende Pol in der Folge der Ereignisse. Wohin wir sehen, da beobachten wir fehlgeschlagene Experimente demokratischer Sturm- und Drang-Betätigung, einen politischen Expressionismus von grotesker Gestaltung. Wie aus den heißen Sümpfen der Ueberkultur der Ruf laut wird: Zurück zur Natur!, so wird auch in der Parteipolitik die Rückkehr zum Erprobten, Gediegenen, zum Natürlichen einsetzen. Der konservative Gedanke ist auf dem Marsch. Er allein kann stabile Verhältnisse schaffen, die wir so sehr benötigen. Der Gedanke an sich ist auch nicht belastet mit den Taten irgendeiner Partei. Wir verstehen ihn als den ruhigen, besonnenen Aufstieg und Fortschritt, als die Verneinung des Experimentierens, stets geleitet vom positiven und historischen Recht, dessen Quelle nicht bei einer wechselnden Parlamentsmehrheit liegt, sondern bei den unwandelbaren, göttlichen Sittengesetzen. Der konservative Gedanke ist auch sozial in höchstem Grade. Nach ihm hat jeder Stand sein natürliches Recht auf Dasein im Rahmen der Volksgemeinschaft. Hat je ein Demokrat soviel soziale Taten und Erfolge aufzuweisen gehabt, wie der streng konservative Bischof Ketteler? Die soziale Idee, soweit sie nicht im Kampf (Klassenkampf) wurzelt, ist überhaupt nur zu verwirklichen auf dem konservativen Boden des natürlichen Rechts. Außerhalb dieses gottgegebenen Rechtsbodens schwankt und wankt alles, und alles ist abhängig von den unbestimmbaren Mehrheitsbeschlüssen der Parlamente, soweit sie sich als Repräsentanz des allmächtigen Staates betrachten und keine konservativen Bindungen bezüglich der Rechtsquelle kennen.

Das Zentrum in Bayern.

Von Dr. Otto Färber, München.

Daß auf die Dauer das kühle und unfreundliche Nebeneinander des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei innerhalb des gemeinsamen deutschen Vaterlandes nicht bestehen bleiben könne, mußte allmählich jedem deutschen Katholiken klar werden. Darum waren ja gerade die Besten immer bestrebt, die alte Einigkeit aller deutschen Katholiken wieder herzustellen. Das um so mehr, als die Gefahren, die der katholischen Weltanschauung seitens eines vielgestaltigen, im Grunde aber einigen Gegners drohen, größer waren und es noch sind, als man nach all den vielen Zusicherungen der gnädigen Duldung in weiteren Kreisen oft ahnt. Duldung ist eben nicht alles, was für uns in Frage kommt. Wir Katholiken wollen auch Geltung, Geltung unserer Weltanschauung auf allen Gebieten der Politik, die nicht ganz neutral sind. Und was ist in Ursache und Ziel heute noch neutral? Religion, Dogma und Moral haben mit dem ganzen täglichen Leben zumindest Berührungspunkte.

Daß die Bemühungen um Wiederherstellung der Einigkeit oder wenigstens einer mehr als formalen Arbeitsgemeinschaft noch nicht von Erfolg gekrönt wurden, ist tief bedauerlich. Wir wollen die Ursachen des Fehlschlagens nicht bis in die Einzelheiten verfolgen, sondern feststellen, daß auf beiden Seiten Fehler vorgekommen sind. Der Abbruch der Bemühungen, mit der Bayerischen Volkspartei zusammenzukommen, war auf Zentrumsseite vielleicht zu früh erfolgt, zu forciert. Die logische Folge des „Verzweifelns“ am Erfolg der Bestrebungen, nämlich die Aufstellung eigener Kandidaten aber war gerade im Interesse des Zentrums zum ungünstigsten Zeitpunkt und darum mit der geringsten Aussicht auf Parteierfolg eingetreten.

Das spricht vielleicht zugunsten des guten Willens der Zentrumspartei, der es nicht um Stimmenfang zu tun war, sondern um einen demonstrativen Vorstoß gegen einen starken Flügel in der Bayerischen Volkspartei, der alle Dinge, deutsche und katholische, unter bayerischem Gesichtswinkel betrachtet und dadurch die Fähigkeit zur Einfühlung in das politische Denken Großdeutschlands fast ganz verloren hat. Von einem starken „Partei“egoismus sehen wir ab.

Den Schmerz der Trennung empfand man in Bayern sehr, soweit er eben Bayern betraf. Von einer Bekümmernis über die gänzlich unfruchtbare, schädliche Zerreißung der größeren Einheit, die gerade Windthorst seinerzeit den Bayern abgerungen, vernahm man in Bayern nur sehr wenig. Dieser engherzige Standpunkt bayerischer Kreise wurde im Gegenteil verteidigt und durch eine, einer besseren Sache würdige Korrespondenztätigkeit in die Köpfe des Volkes im bayerischen Lande eingehämmert.

Womit wurde der Standpunkt verteidigt? Einmal durch Herabsetzung der Mehrheit des katholischen Volkes, das im Zentrum immer noch die Vertretung seiner Interessen und Anschauungen erblickte, ohne badische, preußische und thüringische Volksparteien zu gründen. Die Herabsetzung kam besonders dadurch zum Ausdruck, daß die Führer im Zentrum bei der oft nicht von Nächstenliebe eingegebenen Kritik schlechter wegkamen als die anderer Parteien, so daß man zuletzt nur das katholische Volk bemitleiden mußte, das solchen Führern die Treue hielt und sich nicht von Regensburg neue verschrieb. Aber auch die Frage der politischen Rechtgläubigkeit aufzuwerfen, mußte die außerbayerischen Katholiken mitunter seltsam berühren. Abgesehen davon, daß die Bayerische Volkspartei etwas ganz Neues darstellen wollte, mutete die spätere und besonders jetzt dem Zentrum gegenüber vorgenommene Betonung politischer Orthodoxie im Sinne Windthorsts etwas eigenartig an und erschien Nichtbayern anmaßlich. Man verkannte zwar außerhalb Bayerns keineswegs, daß bezüglich der Reichsverfassung u. a. Modifikationen — nicht im Sinne Bismarcks — wünschenswert und möglich seien. Hatte man doch die Reichsverfassung nicht allein gemacht. Aber die wahre politische Rechtgläubigkeit erblickte man immer in der Wahrung der Einigkeit, in der Unterordnung kleinerer Gesichtspunkte unter die größeren und in der praktischen Anwendung ewiger Gesichtspunkte im nimmerruhenden Leben der Nation, nicht aber im leblosen Formalismus. In dieser Richtung verstand das außerbayerische katholische Volk seine politischen Führer und wahrte ihnen die Treue, unterstützt vom Episkopat, der eine „rote“ Partei sicherlich nicht begünstigt hätte (vgl. die Aeußerungen Kardinal Bertrams mit der Wiederholung des Mahnrufs zur Einigkeit, den sein Amtsvor-

gänger Kardinal Kopp an der Bahre Windthorsts ertönen ließ, und des hochw. Bischofs von Limburg). Gewiß, die politische Einigkeit muß auch politischen Inhalt haben. Dieser aber ist m. E. gegeben durch die Stellungnahme der Katholiken zu den Hauptfragen der Außen- und Innenpolitik. Es sei nur erinnert an die Fragen der Völkerverständigung, des Kriegs und Friedens, an die Sozial- und Kulturpolitik, nicht zu vergessen auch die Verfassungstreue. Den einigenden Momenten gegenüber müssen trennende um so mehr zurücktreten, als sie oft über ihre Bedeutung herausgestellt werden und Sonderziele innerhalb einer großen Partei tatsächlich besser verfolgt werden können.

Nur kleinlicher Parteigeist kann meines Erachtens dem Zentrum vorwerfen, daß es „um des Oberlehrers Hofmann willen in Bayern einmarschierte". Mit solchen Deutungen ist der großen Sache der Wiedervereinigung schlecht gedient. Gewiß spielt die Achtung eines verdienten Abgeordneten eine Rolle und darf nicht so geringschätzig behandelt werden, wie es durch die Bayerische Volkspartei z. B. dem Abgeordneten Geheimrat Beyerle gegenüber geschah. Aber das Zentrum hatte noch andere leitende Gesichtspunkte. Den einen, den Zweifel am Einigungswillen der Leiter der Bayerischen Volkspartei, erwähnten wir schon. Dazu kam aber noch das berechtigte Mißtrauen, das die politische Praxis der Bayerischen Volkspartei in Bayern und im Reich einflößen mußte. Hat doch die Partei, der Bayern der Lebensquell sein sollte, es so weit kommen lassen, daß dieses Land bis an den Rand des Verderbens geriet und zeitweise als Musterbeispiel für ein autoritätsloses Land dienen konnte. Dazu nehme man noch die bedenklichen sozialpolitischen Exkurse und Experimente, das Zusammenarbeiten mit Elementen, die man sich heute nur mühsam vom Halse schafft. Außerdem sagte man sich im Zentrum, daß man es verhindern müsse, daß die Stimmen derer, die innerlich der Zentrumspartei angehören, zersplittern oder verloren gehen.

Daß die Bayerische Volkspartei instinktiv fühlt, daß der Gedanke des Zentrums, der großen, duldsamen, arbeitsfreudigen Geschlossenheit der deutschen Katholiken, in Bayern eine starke latente Anhängerschaft besitzt, beweist ihre mit grobem Geschütz gegen das kleine Häuflein geführte Wahloffensive. Zuerst war es Geringschätzigkeit, dann Totschweigen, endlich aber Trommelfeuer. Dagegen war in den paar Tagen vor der Wahl schwer anzukommen.

Nirgends freut man sich mehr als im Zentrum, daß das katholische Bayernvolk so treu und blind gehorsam seinen Führern folgte. Das ist ein gutes Zeichen; denn es ist bitter schwer, von den Führern an das Volk zu appellieren. Die Führer sind verantwortlich und das Zentrum wäre glücklich, wenn es ihm erspart geblieben wäre und in Zukunft erspart bliebe, um der heiligen Einigkeit willen sich an das Volk zu wenden und es Mann für Mann zu gewinnen. Daß hierzu die Möglichkeit vielerorts besteht, dürfte bekannt sein; es braucht dazu nur systematische Aufklärung und Werbearbeit.

Das Wort von der Niederlage des Zentrums in Bayern ist oberflächlich. Gewonnen hat das Zentrum, verloren die B. V. P. Aber darum geht es ja nicht. In den Einigungsbestrebungen ist die Reichstagswahl 1924 nur eine kleine Episode und deutet einen Weg an, den man gehen kann aber nicht gehen muß, um zum Ziel zu kommen. Der Glaube des bayerischen Volkes an seine Führer in der Volkspartei wird wachsen oder abnehmen mit der freundlichen oder unfreundlichen Einstellung zur Frage der Wiedervereinigung. Denn obschon diese von einer gewissen Seite als nicht einmal wünschenswert bezeichnet wird, können wir doch den Zeitpunkt erwarten, in dem das deutsche katholische Bewußtsein auch in Bayern gebieterisch den Anschluß verlangt und den gerade für bayerische Ziele unfruchtbaren Abseitsstandpunkt vielfach gar nicht bayerischer Führer verwirft.

Die Bedingungen zur Wiedervereinigung wird allerdings die Minderheit der Mehrheit nicht diktieren dürfen. Man wird sich auf bayerischer Seite einmal damit zufriedengeben müssen, daß man erkennt, gegen Nebel und Windmühlen gekämpft zu haben, anderseits mit der Befriedigung, daß auch auf Zentrumsseite ernstlich der Wille vorhanden ist, das gemeinsame Haus für alle wohnlich zu gestalten.

Ad kalendas graecas aber darf der Entschluß, der Einheit zu folgen, nicht verschoben werden. Das liegt im Interesse der Sache und der Beruhigung des katholischen Volkes in Bayern. Mit Freuden werden die wahren Zentrumsleute in Bayern aufs neue zur Bayerischen Volkspartei sich wenden, wenn diese programmatisch und organisatorisch wieder mit der großen Einheit verbunden ist zu neuer gemeinsamer fruchtbarer Tat. Daran aber erkennt man den wahren Zentrumsmann, daß er die Einigkeit über alles stellt und sein Bestreben darin sieht, sein warmes deutsches Gefühl und sein tiefes katholisches Bewußtsein in der Politik zur Geltung und Anwendung zu bringen, ohne bei links oder rechts Ideenanleihen zu machen. Möge 1924 uns die Einigkeit bringen und uns die Vertiefung und Austragung des Kampfes ersparen, der doch bedauerlich ist unter solchen, die im Grunde das gleiche wollen und sich nur entfremdet worden sind durch eine ihrer Aufgabe nicht gerechte Presse und „Partei"arbeit.

Die kranke Einigkeit der deutschen Katholiken.

Von Dr. Otto Kunze.

Die politische Einigkeit der deutschen Katholiken ist dahin. Wie gewinnen wir sie wieder? Diese Frage tönt aus allen Erörterungen, die über den Charakter oder den Ursprung des Zentrums, über Zentrum und Bayerische Volkspartei, über Katholizismus und Vaterland, Nationalbewußtsein der deutschen Katholiken und ähnliches gepflogen werden. Die politische Einigkeit und Einheit der Katholiken Deutschlands wird sichtlich für ein besonders hohes Gut erachtet. Dr. Otto Färber, der als Reichstagskandidat des Zentrums im Wahlkreis München-Oberbayern-Schwaben aufgestellt war, baut seine Ausführungen im heutigen Heft unmittelbar auf diesem Satz auf. Die Vorzüge solcher Einheit brauchen nicht erst gerechtfertigt zu werden. Die Katholiken im Reich sind eine Minderheit. In mehreren Kulturkämpfen haben sie die öffentliche Betätigung ihres Glaubens zu verteidigen, ja zu erstreiten gehabt. Von rechts bedroht sie das Staatskirchentum, von links der Unglaube. Darin hat sich seit fast 100 Jahren nichts geändert. Und mit den ersten Volksvertretungen tritt eine politische Einigung der Katholiken zutage, wenigstens wo sie sich in der Minderheit befinden. So wird im preußischen Landtag 1852 die katholische Fraktion gegründet. Im Reiche Bismarcks verdanken es die Katholiken nächst Gottes Hilfe ihrer einheitlichen Organisation, daß die Kirche Deutschlands nicht von Rom losgerissen und zur feilen Staatsanstalt erniedrigt ward. Auch beim Umsturz von 1918 schützte das Zentrum den religiösen Besitz der Katholiken und erstritt ihnen in Weimar sogar mehr Freiheit, als sie im Kaiserreich besessen. Der starke katholische Block allein ließ die damals so mächtige Sozialdemokratie von einem Kulturkampf absehen.

Trotzdem wurden alsbald viele Katholiken mit dem Zentrum unzufrieden. 1920 trennte sich gar die Bayerische Volkspartei als Körperschaft von der alten Einheit. Und jetzt ist es soweit, daß sich zwei Parteien deutscher Katholiken bei Landtags- und Reichstagswahlen bekämpfen. Hie Bayerische Volkspartei, hie Zentrum! Ein Glück, daß weitere Absplitterungen erfolglos geblieben sind, wie z. B. die Christlichsoziale Volksgemeinschaft. Die zu den Deutschnationalen abgewanderten Katholiken kommen dort wenig zur Geltung. Die zu den Völkischen, zur Deutschen Volkspartei und anderen versprengten scheinen auf katholische Geltung in ihrer Gruppe von vornherein zu verzichten.

Hätte, wie Färber will, die politische Rechtgläubigkeit der Zentrumsanhänger als ersten Hauptpunkt die Wahrung der Einigkeit, so wären die Bayern gewiß nicht abgeschwenkt. Die Zentrumstradition war bei ihnen so fest wie irgendwo. Orterer, Daller, Schädler, Pichler, Jäger, Speck, Held, Gerstenberger, Leicht, — was unterscheidet sie von Gröber, Burlage, Spahn, Porsch, Herold, Mausbach, Marx, Lauscher? Man wird einwerfen: Aber Dr. Heim! Wir antworten gleich: Aber Erzberger! Auf beiden Seiten gab es eben Männer, deren Eigenart den Zaun der Ueberlieferung durchbrach. Die großen politischen Umwälzungen lösten in ihnen neue Gedanken und Strebungen aus. Erzberger und Heim waren die stärksten Persönlichkeiten im nachher sich spaltenden Zentrum. Jeder von beiden riß einen Teil der Partei mit sich. Der Appell an die alte Einigkeit half 1920 nichts und hilft heute nichts. Färber selbst sagt, die Einigkeit muß einen politischen Inhalt haben. Er bezeichnet als solchen die Stellung zu den Hauptfragen der Außen- und Innenpolitik, Völkerverständigung, Krieg und Frieden, dann zur Sozial- und Kulturpolitik, endlich die Verfassungstreue. Das ist, recht verstanden, nicht wenig. Die Rechte der Kirche, die Parität der Katholiken im Staat, die christliche Schule können heute um so mehr alle deutschen Katholiken sammeln, als es zum größeren Teil denn früher Gegenstände der Reichsgesetzgebung

sind. Die Sozialpolitik kann ebenfalls sammeln. Sie bedarf allerdings der Reinigung von staatssozialistischen oder kapitalistischen Oberflächlichkeiten und der tiefen Eingründung in katholischen Solidarismus. Sonst ziehen die Arbeiter nach links, die Kaufleute oder Landwirte nach rechts. Die verfassungspolitischen Fragen müssen gleichfalls auf eine Grundformel gebracht werden, um Einigkeit zu erzielen. Hier weist uns Finke den Weg zur ursprünglichen konservativen Idee im Zentrum. Genauer ist es der Gedanke von der Herrschaft des Rechts im Staats- und Völkerleben. Das Recht hat den Staat zu gestalten, es setzt ihm Grenzen und schützt vor seinen Uebergriffen die Person, die Familie, die Kirche. Das Recht wehrt dem staatlichen Umsturz und lehrt die Treue zur geltenden Verfassung. Das Recht hütet auch die gegenseitigen Beziehungen der Staaten und beschränkt die Willkür ewiger Kriege. Völkerversöhnung und Völkerbund wachsen unter der Sonne des Rechts. — Sind das noch nicht genug gemeinsame Aufgaben für die Einheitsmacht der reichsdeutschen Katholiken?

Die Erfahrung der letzten Jahre verneint es. Was war denn die politische Aufgabe der letzten Jahre? Eine neue Grundlage des deutschen Staatswesens. Parlamentarismus, Revolution, Weimar, Kapp-Putsch, Einheitsstaat oder Föderalismus, Schutz der Republik, Hitlerputsch, Selbständigkeit von Rheinland, Oberschlesien und Hannover oder Einheit und Vormacht Preußens. Diese innenpolitischen Probleme hatten das Hauptgewicht trotz der äußeren Bedrückung, trotz Versailles und Ruhrkrieg. Und nicht mit Unrecht. Denn wie das äußere Unglück letztlich von alten inneren Schäden herrührt, so kann es nur durch innere Gesundung überwunden werden. Auch Preußen hat sich zwischen 1806 und 1813 von Grund aus umgestaltet. — Es war natürlich, daß der Umbau des Reichs auch die deutschen Katholiken mehr beschäftigte als kirchen- oder schulpolitische, soziale oder wirtschaftliche Fragen. Mußten sie sich darüber entzweien? Hier tritt ein alter Mangel unserer sonst so stolzen politischen Organisation zutage. Wir haben ihn schon berührt, als wir Ludendorffs religiös-politische Gedankenwelt beleuchteten (Nr. 11 S. 159). Das Zentrum hatte in den 47 Jahren des kleindeutschen Kaiserreichs kein positives deutsches Programm ausgearbeitet. Es mag daher rühren, daß man sich in der Partei wie in ihrer Vorgängerin, der Katholischen Fraktion, wesentlich im Zeichen des Katholizismus zusammengefunden hatte. Trotzdem wollte ja nicht einmal die Katholische Fraktion ungeachtet ihres Namens konfessionell sein, noch weniger bekanntlich das Zentrum. — Es spielte noch der Umstand mit, daß nach dem Krieg von 1866 die deutsche Frage gelöst schien, mochte die Lösung auch gerade vielen Katholiken nicht gefallen. So ist denn das einzige, was die ersten Programme des Zentrums, das von Essen und das von Soest 1870, staatspolitisch fordern, der deutsche Bundesstaat mit Einheit im Notwendigen, sonst aber Freiheit und Selbständigkeit der Bundesländer. Vom großdeutschen Ideal, von einem näheren Verhältnis zu Oesterreich findet sich nichts mehr. Der Kulturkampf drängte bald das Zentrum derart aufs kirchenpolitische Gebiet, daß das Staatspolitische nicht weiter ausgebaut wurde. Das müssen wir heute sehr beklagen. Die deutschen Katholiken waren berufen, die unchristliche Entwicklung des preußisch-deutschen Machtstaates zurückzubilden. Konnten sie der Revolution von oben — denn das war der Bundesbruch und Bruderkrieg von 1866 samt seinem Sturz deutscher Fürsten und Unterjochung ihrer Länder — nicht sogleich widerstreben, so mußten sie später auf Bereinigung dieser Schuld hinwirken. Gewiß hat das Zentrum, besonders unter Windthorst, mancherlei tätige Sympathie für Hannover bewiesen. Es hat das Bündnis mit Oesterreich stets gefördert. Aber von noch so verfassungstreuer Opposition gegen die Schöpfung Bismarcks hörte man je länger je weniger. Ja bei der zweiten Generation der Zentrumsführer schien es geradezu vergessen, daß der politische Zustand des deutschen Volkes, der kleindeutsche Nationalstaat und die entsprechende Nationalgesinnung, mit der ganzen Ueberlieferung besonders des katholischen Volksteils, mit allem Edlen und Hohen der deutschen Seele in klaffendem Widerspruch lag. Ist es möglich, daß diesen vom wahren Glauben erleuchteten und vom Leben geschulten Männern das Vergängliche und Brüchige des neuen Reichsbaues, im 3. und 4. Jahrzehnt dessen mähliche Vermorschung nicht fühlbar wurde? Abgesehen von ein paar süddeutschen Warnern, wie Jäger zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. (A. R. 1913 S. 445) kennen wir kein Zeugnis. Es fehlte ja auch katholischerseits an einer volkstümlichen Pflege der vaterländischen Geschichte im großdeutschen Sinn. Gelehrte hatten wir: Ficker, Janssen, Jörg, Klopp. Aber wer münzte ihre Forschungen aus? Daß der Schulunterricht liberal-kleindeutsche Legende vermittelte, entschuldigt nicht. Wir hatten Vereine, Vorträge, Zeitungen, Kalender. Haben es die Hannoveraner fertig gebracht, ihre Tradition entgegen Bismarcks Prophezeiung über das Geschlecht von 1866 hinaus fortzupflanzen, haben die Sozialdemokraten dem Proletariat eine eigne Geschichtsklitterung aus den politischen Verbrechen aller Zeiten und Völker beigebracht, so konnten die deutschen Katholiken die Erinnerung an das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und eine katholische Wertung der politischen Wandlungen in die Herzen ihrer Jugend graben. Dann hätte ein positives nationales Ideal die katholischen Deutschen geeinigt. Dann wären sie nach dem roten November nicht mit leeren Händen dagestanden. Sie hätten die neue lebendige Form für den staatlichen Aufbau gefunden. Alles drängte 1918 zur Abkehr vom Irrweg der 50 kleindeutschen Jahre. Freies Rheinland! Freies Hannover! Großschwaben! Großsachsen! Aus seinen Stämmen wollte sich Deutschland gesund und frei aufrichten. Aber die Kräfte fehlten. Der protestantische Volksteil war Preußen oder der Sozialdemokratie verfallen, war geschichtslos geworden. Und der katholische Volksteil, der Geschichte besaß, hatte sie nicht handhaben gelernt.

Weil das Zentrum in der entscheidenden Stunde kein positives deutsches Programm bereit hatte, deshalb zerbrach die Einheit der deutschen Katholiken. Den Schaden hatten beide, Zentrumspartei wie Bayerische Volkspartei. Keine entging jetzt der Versuchung, das staatspolitische Ziel zu kurz zu stecken. Im Zentrum wurde teilweise die Republik von Weimar dafür erklärt, angesichts deren Formaldemokratie eine unglaubliche Bescheidenheit. In der Bayerischen Volkspartei wurde der Bayerische Staat mit aller denkbaren Selbständigkeit erstrebt, ein mehr bureaukratisch-liberales als deutsches oder gar katholisches Staatsideal. Erst seit etwa einem Jahr finden sich in beiden Lagern greifbare Ansätze, zu einem organischen, unserer Volksart und Geschichte entsprechenden Gemeinwesen zu kommen. Beim Zentrum wollen die Windthorstbündler sowie die Großdeutsche Jugend nach innen eine deutsche und christliche Demokratie, nach außen eine neue europäische Sendung Deutschlands für den Völkerfrieden im christlichen Europa. Auch der Kreis der Rhein-Mainischen Volkszeitung zu Frankfurt wirkt erfreulich in diesem Sinn. In der Bayerischen Volkspartei und in Bayern überhaupt verdichtet sich die echt großdeutsche und föderalistische Richtung im parteilosen Heimat- und Königsbund. Auf den ersten Blick erscheint er wohl recht verschieden von den genannten Strömungen im Zentrum. Aber sein monarchisches Hochziel läutert sich immer mehr vom neudeutsch-militaristischen Wesen und nähert sich dem alten deutschen Volkskönigtum. Und der vaterländische Zug wird im Heimat- und Königsbund ausgesprochen weißblau und über Bayern hinaus großdeutsch. Die Verfemung der Landesfarben durch Ludendorff („Viel zu viel von dem ekelhaften Weiß-blau!") und die Völkischen hat weite Kreise zur Besinnung gebracht. Alles in allem, Bayerische Volkspartei und Zentrum begannen sich tatsächlich zu nähern. — Weil wir den großdeutschen Gedanken in Bayern wie im Reich, in der Bayerischen Volkspartei wie im Zentrum wachsen sehen, bedauern wir den Zwist und die Art seines Ausbruchs. So war die Einigung nicht anzubahnen. Wir wissen auch, daß im Zentrumslager selbst einsichtige und bewährte Männer das Vorgehen ihrer Partei in Bayern nicht gebilligt haben. Was geschehen ist, war das Werk von politischen Taktikern, Leuten, die sich in ihrem mechanistischen Trieb zur Parteiung und Entzweiung möglicherweise von beiden Seiten trafen. Solche hören vielleicht manchmal das Gras wachsen, sind jedoch dem Wehen des Geistes gegenüber stumpf und taub.

Wandern.

Wie kann das sein, du schrecklich grosser Wald,
Dass ich dich fange und für mich behalt'?
Und in mein Wanderbündel schnür' ich euch,
Ihr schmucken Dörflein, Menschlein, arm und reich,
Und deinen Duft, gebroch'nes Ackerland.
Im Herzen trag ich euch und in der Hand.
In meinem Büchlein seid ihr meine Knecht' —
Ich mach's euch hoffentlich nicht gar zu schlecht.

Georg Wolfgang.

Europäische Schicksalsfragen.

Von Pfarrer Follert, Oberemmel, Rheinland.

Es gibt nur drei Ereignisse in der Geschichte Europas, mit denen die gewaltigen Umwälzungen, die der Friede von Versailles vom 28. Juni 1919 unserem Erdteil gebracht hat, sich vergleichen lassen: die Völkerwanderung im 4. und 5. Jahrhundert, der Westfälische Friede vom Jahre 1648 und der Wiener Kongreß vom Jahre 1815. Die Völkerwanderung zerstörte das Römische Weltreich und brachte eine Reihe kleiner germanischer Staatsgebilde, den Staat der Franken, der West- und Ostgoten, der Vandalen usw. Der Westfälische Friede brachte die Vorherrschaft Frankreichs in Europa; die Niederlande und die Schweiz erlangten die förmliche Anerkennung ihrer Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche. Schweden und Frankreich wurden Friedensbürgen, Schweden erhielt die Reichsstandschaft. Dadurch war diesen beiden Ländern ein großer Einfluß auf die Geschicke Deutschlands gesichert. Die allmähliche Auflösung der kaiserlichen Zentralgewalt war durch den Westfälischen Frieden nahezu vollendet. Wie der Wiener Kongreß von 1815 eine neue europäische Ordnung begründete, wie u. a. damals Preußen die Rheinlande und Westfalen und einen Teil des Königreiches Sachsen erhielt, ist allgemein bekannt.

Durch den Frieden von Versailles ist der ganze Zusammenhang der Völker in seinem äußeren Bestande wie in seiner inneren Struktur grundstürzend revolutioniert worden. Das Bild der Welt vor dem 1. August 1914 ist vollkommen verschoben. Die großen Kriegsziele unserer sämtlichen Gegner sind erreicht: 1. Das englische Kriegsziel, insofern es gegen den deutschen Handel und die deutsche Ueberseestellung, gegen alle Möglichkeiten einer deutschen Weltpolitik gerichtet war, 2. das russische Kriegsziel, zwar nicht zugunsten der Russen, aber wenigstens insofern, als die panslawistischen Träume einer Aufteilung Oesterreich-Ungarns sich verwirklicht haben, 3. das französische Kriegsziel, insofern es nicht nur Elsaß-Lothringen zurückgewinnen wollte, sondern auf die Revision eines jahrhundertelangen Prozesses, des Aufbaus eines starken und unabhängigen deutschen Nationalstaates gerichtet war, 4. das italienische Kriegsziel, insofern Italien Trient, Triest und Südtirol bekommen hat. Die bisherige Machtordnung Europas ist in ihrer Mitte, an ihrer entscheidenden Stelle von einem Eingriffe erfaßt worden, wie er seit vielen Menschenaltern nicht vorgekommen ist. Wo bisher ein Machtzentrum lag, ist jetzt die vollendete Ohnmacht. Mitteleuropa ist, statt zu einem gestaltenden Subjekt im Völkerleben aufzusteigen, zu einem bloßen Objekt der anderen Großmächte herabgesunken. Diese eine Tatsache verschiebt für Europa das Verhältnis aller zu allen; sie verändert auch das Verhältnis Europas zu den Mächten anderer Erdteile; sie hat in erster Linie eine völlig neue Stellung Frankreichs geschaffen.

Denn da nicht nur Deutschland als aktiver Faktor so gut wie ausgelöscht ist, da gleichzeitig die alte Großmacht Oesterreich vollständig zerlegt, die Großmacht Rußland in ein unbeschreibliches Chaos versunken ist, so ist die Revolutionierung der Staatenordnung im alten Europa vollkommen geworden. Indem von den bestimmenden Großmächten der früheren Jahrhunderte nur England und Frankreich übriggeblieben sind, bedeutet das vor allem, daß auf dem Festland die Franzosen in eine ganz außergewöhnliche Stellung eingerückt sind. Tatsächlich stehen die Franzosen heute da, wohin die ausschweifendsten Träume Ludwigs XIV. sich nicht verstiegen, wohin selbst Napoleon I. trotz größerer Machtentfaltung nicht gelangt war; denn eine von England anerkannte Festlandordnung hat auch Napoleon I. nicht zu begründen vermocht. Der nüchtern denkende Historiker kann, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, den Versailler Frieden und seine Folgen für unser deutsches Vaterland, nicht anders darstellen. An diesem Vertrage hat bekanntlich die schärfste Kritik geübt der Engländer J. M. Keynes[1]). Seine Kritik gipfelt in dem Satze: Der Vertrag ignoriert die wirtschaftliche Solidarität Europas; indem er die Zerstörung des wirtschaftlichen Lebens Deutschlands anstrebt, bedroht er die Wohlfahrt der Alliierten selbst. — Keynes macht dem Vertrage den Vorwurf, er ziele darauf hin, die drei Hauptfaktoren des deutschen Wirtschaftssystems: Ueberseehandel, Ausbeutung von Kohle und Eisen, das Verkehrs- und Zollsystem zu zerstören. Keynes bezeichnet die Politik, Deutschland zu einer Knechtschaft für ein Menschenalter zu verurteilen, das Leben von Millionen menschlicher Wesen herabzuwürdigen und eine ganze Nation ihres glücklichen Daseins zu berauben, als abhorrent and detestable.

Es ist ein Caritaswerk ersten Ranges, an der Lösung des ungeheuren Problems der Wiederherstellung der Weltwirtschaft mitzuarbeiten. Wer es lösen hilft, der bewahrt Millionen von Familien vor dem Elend und dem Hungertod. Sollte es nicht möglich sein, diese Frage so zu lösen, daß nicht nur das Sonderinteresse eines einzelnen Volkes, sondern das Wohl und Wehe der großen Völkergemeinschaft berücksichtigt wird? Zwei Lösungsversuche kann der Historiker Professor Hermann Oncken buchen. In erster Linie ist der Gedanke einer Solidarität des europäischen Festlandinteresses aufgetaucht. Sowohl gegenüber der Möglichkeit einer angelsächsischen Weltherrschaft als gegenüber den Unberechenbarkeiten, die aus dem Osten aufsteigen können, läßt sich diese Solidarität theoretisch gut begründen. Auch darf man zugeben, daß innerhalb einer solchen Solidarität gerade Frankreich und Deutschland aufeinander angewiesen sind, und daß rein theoretisch, wie Professor Hermann Oncken am 8. März 1921 in einer Rede zu Frankfurt a. M. gesagt hat, keine geringe Wahrheit in dem Worte Romain Rollands ausgesprochen wird: „Frankreich und Deutschland sind die beiden Flügel des Abendlandes. Wer den einen zerbricht, der lähmt den Flug des anderen.“ Es lassen ökonomische Gründe genug sich anführen dafür, daß auch die beiden Volkswirtschaften eher auf wechselseitigen Austausch (z. B. französisches Erz gegen deutsche Kohlen) als auf die Ausbeutung der einen durch die andere angewiesen sind, und daß insbesondere der Wiederaufbau Frankreichs nur mit Hilfe eines leistungsfähigen und gutwilligen, eines aufrechten Deutschland möglich ist. Bereits vor 41 Jahren hat ein Franzose diesen Gedanken von der Notwendigkeit einer Solidarität des europäischen Festlandinteresses ausgesprochen.

Im Jahre 1880 besuchte der deutsche Volkswirt Dr. Rudolf Meyer (geb. 10. 12. 1839, gestorben am 16. Januar 1899 in Dessau) den berühmten französischen Nationalökonomen Frédéric Le Play (geb. 11. 4. 1806, gestorben 13. 4. 1882). Im Laufe des Gesprächs beklagte Le Play aufs tiefste die Spaltungen, an denen Europa litt infolge der Kriege von 1859 bis 1871. „Es gibt nur vier große Reiche in der Welt“, sagte Le Play. „Diese vier großen Nationen sind die chinesische, die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, England, so lange es Indien beherrscht, und Rußland. Und wenn die übrigen kleinen Nationen Europas nicht einen sehr festen Bund gegen diese vier großen Reiche schließen, sondern noch weiter fortfahren sollten, sich, wie ehedem die Indianerstämme Amerikas zu bekämpfen, so werden sie eine Beute einer oder mehrerer der vier großen Nationen werden, wie die Indianerstämme Amerikas eine Beute der Weißen wurden.“ Le Play befürwortete also bereits 1880 ein Bündnis der kleineren Staaten, zu denen er auch Frankreich, Deutschland und Oesterreich rechnete. Diese Idee eines Bündnisses der kleineren Staaten ist eine echt französische Idee. Das hatte bereits Napoleon I. versucht, als er durch das Berliner Dekret vom 21. November 1806 die Kontinentalsperre gegen England durchführen wollte. Le Play meinte, das von ihm vorgeschlagene Bündnis der europäischen Festlandstaaten solle zunächst deren politischen und ökonomischen Schutz gegen Rußland, England und die Vereinigten Staaten zum Zwecke haben. (Historisch-politische Blätter, Band 107, Seite 10.)

Wer war Frédéric Le Play? Er war unbestritten der bedeutendste französische Sozialtheoretiker und Volkswirt der Neuzeit, einer der hervorragendsten Vertreter der christlichen Sozialwissenschaften aller Völker, Mitglied der Jury der Londoner Weltausstellung von 1851, Organisator der Pariser Weltausstellung von 1855, Generalkommissar der Pariser Weltausstellungen von 1862 und 1867, die rechte Hand Napoleons III. bei der Ausführung des Sozialprogrammes von Bordeaux von 1852, Gründer der Société internationale d'économie sociale, Begründer der Unions de la paix sociale, Verfasser hochbedeutsamer wissenschaftlicher Werke. Weinand nennt in seinem Abschnitt über Le Play im Staatslexikon der Görresgesellschaft diesen „den größten bahnbrechenden Apologeten des 19. Jahrhunderts in der Erkenntnis der sozialen Wahrheit“ und er bemerkt mit Recht, „daß die bisherige Vernachlässigung der Forschungen Le Plays von seiten deutscher Soziologen tief beklagenswert bleibt.“ Hier habe die christlich-soziale Wissenschaft eine große Lücke auszufüllen (Staatslexikon, 3. Bd., Seite 840.) Ein Mann, wie Le Play, der in seinen Schülern, die in der Ecole de la paix sociale und der

[1]) „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags“ und „Revision des Friedensvertrags“. Deutsch bei Duncker und Humblot, München 1921.

Société internationale d'économie sociale die Ideen ihres Meisters weiter entwickeln, fortlebt, ist auch für die heutigen französischen Staatsmänner nicht unbeachtlich. Seine Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines festen Bundes der „kleinen" Staaten untereinander, sein von keinerlei Chauvinismus getrübtes Urteil über die Weltpolitik wird sicher von vielen vernünftig denkenden Franzosen geteilt.

Wie recht Le Play hatte, als er die Gefahren signalisierte, welche den kleineren Staaten von den großen Nationen, besonders von den Vereinigten Staaten Nordamerikas drohten, sollte den Franzosen bald klar werden. In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober 1890 trat in Washington die nach dem Antragsteller Mac-Kinley-Bill genannte Zollbill in Kraft, deren ausgesprochener Zweck war, Nordamerika wirtschaftlich vom Auslande unabhängig zu machen, indem sie die einheimische Industrie stärken und neue Industrien schaffen und anderseits das Mittel bieten sollte, auf Europa einen Druck auszuüben, damit es den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Union günstigere Einfuhrbedingungen gewähre. Die Mac-Kinley-Bill vom 5. Oktober 1890 und die Dingley-Bill vom 24. Juli 1897 sollten nichts anderes sein als eine chinesische Mauer, die die Union vom internationalen Freihandel abschlösse. Alle diese schutzzöllnerischen Maßnahmen der Vereinigten Staaten strebten als äußerstes Ziel an: Einbeziehung des ganzen amerikanischen Erdteils, zunächst der mittel- und südamerikanischen Republiken, in das geschlossene Zollgebiet nach der alten Losung: Amerika den Amerikanern.

Daß mit diesen schutzzöllnerischen Maßnahmen Nordamerika dem alten Weltteil den wirtschaftlichen Krieg erklärte, erkannten die Franzosen ebenso klar wie die Deutschen. Der Pariser Paix veröffentlichte bereits im August 1890, als die Mac-Kinley-Bill noch der Beratung im Kongreß unterlag, also zwei Monate, ehe sie in Kraft trat, einen Alarmruf mit der Ueberschrift „Europa in Gefahr", der nach allen Beziehungen hin den Nagel auf den Kopf traf. Der Paix schrieb:

„Während wir Europäer die stärkste Kugel suchen, um uns besser und aus größerer Entfernung untereinander zu vernichten, legt der Amerikaner auf uns alle an und trifft uns alle im Herzen durch eine Handelsbill, die ganz einfach in der Praxis die europäische Ausfuhr verbietet. Schon haben die Lyoner Fabriken einen Schmerzensschrei ausgestoßen, den die ganze Welt vernommen hat, und schon sehen die Führer des großen Pariser Handels den Augenblick voraus, da die Fabrikanten gezwungen sein werden, ihre Werkstätten zu schließen. Die amerikanische Union hat einen Plan, der in Wahrheit höchst einfach ist: sie verschließt vorerst den amerikanischen Markt, und wenn sie mit ihren riesigen Reichtümern ihre Industrie genügend entwickelt hat, um allen Bedürfnissen zu genügen, dann wird sie den gesamten Weltmarkt nehmen. Sie wird Freihändlerin werden, um nach allen Plätzen der Welt frei gelangen zu können an dem Tage, da sie nichts mehr vom fremden Wettbewerb zu fürchten haben wird. (Vergl. Münchener Zeitung vom 14. August 1890.)

Wie Frédéric Le Play, so war auch der französische Graf Paul de Leusse tief durchdrungen von der Notwendigkeit eines festen Bundes der kleineren Staaten gegen die erdrückende Uebermacht der großen Nationen. Seine Gedanken über die Verwirklichung dieses Bundes legte er in zwei Broschüren nieder, die bei ihrem Erscheinen von der deutschen Presse sehr günstig beurteilt wurden. Die erste Broschüre trug den Titel „Der Friede durch die französisch-deutsche Zollunion" (Straßburg 1888). Die zweite Broschüre hieß „Landwirtschaftliche Zollunion von Zentral-Europa" (Paris 1890). Ein liebenswürdiges Begleitschreiben, das Paul de Leusse seinen beiden Broschüren beilegte, zeigt die tiefchristliche Gesinnung des französischen Grafen:

„Es ist sehr zu bedauern, daß diese Idee (der französisch-deutschen Zollvereinigung) keinen Anklang finden konnte. Wenn man die wirtschaftlichen Interessen vereinigt hätte, hätte man die nationalen Zwistigkeiten vermindert. Wir Katholiken müssen immer an das Evangelium des hl. Johannes denken und an sein Wort: „Liebet einander!"

Mit seinen Vorschlägen fand Paul de Leusse bei einem Hauptvertreter der deutschen Landwirtschaft, dem Grafen von Mirbach-Sorquitten, vollstes Verständnis; er bekundete ihm durch ein Schreiben, das er im März 1888 an Paul de Leusse richtete, die Billigung seiner Bestrebungen.

Nicht nur Volkswirte und Sozialethiker, wie Le Play, und Landwirte, wie Graf Paul de Leusse, arbeiteten für eine Verständigung von Frankreich mit Deutschland, auch hohe französische Militärs stellten ihre Feder in den Dienst des großen Versöhnungswerkes: 1890 erschien in Paris eine Schrift des Obersten Stoffel, die dringend zu einer Einigung Frankreichs mit Deutschland gegen die Weltmacht im Osten riet. Ein Pariser Blatt, der Figaro, wagte sogar zu behaupten, es sei verkehrt, zu sagen, die Engländer seien die Freunde, die Deutschen die Feinde Frankreichs. „Was ich kühn ausspreche: Heute ist ein Bündnis mit Deutschland hundertmal demjenigen mit England vorzuziehen." (Germania v. 30. Juli 1884.) Wie der Abgeordnete Dr. Stresemann am 28. April 1921 im Deutschen Reichstage für eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich eintrat, wie der Abgeordnete Trimborn am 28. Oktober 1920 die politische Verständigung beider Länder eine Politik des gesunden Menschenverstandes nannte, ist noch in allgemeiner Erinnerung.

Mächtiger und stärker als die Gründe des gesunden Menschenverstandes sind die nationalen Leidenschaften. Haß und Furcht lassen die Verwirklichung der Idee einer festland-europäischen Solidarität augenblicklich noch als Unmöglichkeit erscheinen. Es bleibt also nur übrig, wie Oncken in Frankfurt sagte, Ausschau zu halten und zu fragen, ob nicht irgendwo im Weltzusammenhange Kräfte vorhanden sind, die mittelbar oder unmittelbar einer Revision des Versailler Friedens zustreben und der deutschen Nation eine Aussicht auf Erholung bieten. Solche Kräfte treffen wir in England, und zwar in zwei getrennten Lagern, in dem Kreise der linksliberalen Freihändler und Pazifisten und in einem Teile der Arbeiterpartei.

Der Vertreter der ersten Gruppe ist Keynes; er ist sich der ungeheuren Verantwortlichkeit der Stunde bewußt. Ihm kommt es vor allem darauf an, die furchtbar verwirrte Maschine der Weltwirtschaft wieder in Gang zu bringen, weil er weiß, daß ohne die Ordnung dieses verwickelten Systems das Chaos unvermeidlich hereinbricht. Keynes weiß, daß es im Interesse der Sieger liegt, Deutschland als einen wirtschaftlich lebensfähigen Körper und somit als gesundes Glied der Völkergesellschaft zu erhalten. Darauf zielen alle seine Einzelvorschläge ab. Keynes schlägt die Rückgabe des Saargebietes und seiner Bergwerke an Deutschland nach 10 Jahren vor, bedingungslos und ohne Zahlung. In der oberschlesischen Frage verlangt er eine Erklärung der Verbündeten, daß die wirtschaftlichen Bedingungen den Anschluß des Kohlenbezirkes an Deutschland fordern, wenn nicht der Wunsch der Bevölkerung dagegen sich ausspreche. Keynes ist unbefangen genug, den Gedanken zu erörtern, daß der deutschen Industrie, die eine größere Absatzsphäre haben müsse, Rußland als eigentliches Arbeitsgebiet zu überlassen sei. — Das Weltbild, in dem der englische Volkswirt sich bewegt, ist im Grunde das alte Weltbild des Freihandels mit seiner Harmonie der Interessen, mit seiner friedlichen Arbeitsteilung und seiner Völkerversöhnung. Wie man auch zu dem freihändlerischen Dogma stehen mag, man muß zugeben, daß für seine Wiederbelebung in einer veränderten Welt manches sich sagen läßt. Mehr als ein Zeichen deutet heute darauf hin, daß das Zeitalter der autonomen Nationalwirtschaften sich überlebt hat und daß die Entwickelung eher auf Wiederherstellung eines möglichst erleichterten und zugleich vernünftig geregelten freien Güteraustausches hindrängt.

Auch die englischen Arbeiter sehen die auswärtige Politik unter ihrem Klassengesichtspunkt an und ihre Zeitung, der Daily Herald, faßt die Frage, um die es sich handelt (Wiederherstellung der Weltwirtschaft), in die scharfe Formel:

„Darf die Arbeiterschaft eines Landes durch die Militärmaschine eines andern Landes zur Zwangsarbeit genötigt werden? Und das in einer Zeit, wo in den meisten Ländern die organisierten Arbeiterschaften ihre Ansprüche auf Mitbestimmung in der auswärtigen Politik anmelden? Es war jedenfalls ein merkwürdiges Ereignis, als in Spaa der Führer der deutschen Bergarbeiter, Huë, hervortrat und erklärte, daß über den Umfang der Kohlenförderung letztlich nicht die Diplomaten und Militärs, sondern die Bergarbeiter zu befinden hätten."

Also Keynes und sein großer Anhang fordern mit den organisierten englischen Arbeitern eine allgemeine Solidarität aller Völker, und zwar aus wirtschaftlichen Gründen.

Die gleiche Forderung erhebt aus ethisch-religiösen Gründen kein geringerer als Papst Benedikt XV. in seiner schönen Enzyklika Pacem Dei munus pulcherrimum vom Pfingstfest 1920. Dort heißt es:

„Wie wir die einzelnen an ihre Pflicht, die Liebe zu üben, ermahnt haben, so wollen wir diese Mahnung auch auf jene Völker ausdehnen, die den großen Krieg gekämpft haben, auf daß sie, nachdem möglichst jeder Grund zur Uneinigkeit behoben ist — unter

Wahrung der Forderung der Gerechtigkeit — unter sich wieder freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Das evangelische Gebot der Liebe zwischen den einzelnen unterscheidet sich ja nicht von dem, das für die Staaten und Nationen gegeben ist, die aus einzelnen Menschen gebildet werden und bestehen. Vom Augenblicke des Kriegsendes an bahnt sich nicht nur aus Gründen der Nächstenliebe, sondern auch aus Gründen einer gewissen Notwendigkeit eine allgemeine Vereinigung der Völker an, die ganz selbstverständlich durch gegenseitige Bedürfnisse auf einen Zusammenschluß angewiesen sind ... Wir wenden uns voll Liebe an alle unsere Söhne, um sie im Namen unsers Herrn Jesu Christi zu beschwören, sie möchten die gegenseitige Befehdung und alle Beleidigungen vergessen und sich mit jener christlichen Liebe umfangen, vor der es keine Fremdlinge gibt. Wir fordern alle Nationen dringend auf, geleitet von christlicher Gesinnung, sich zu einem echten Frieden zu entschließen und sich in einem einzigen Bündnis zu vereinigen, das unter dem Patronate der Gerechtigkeit dauernd werden soll."

Aus Gründen der Humanität verlangen eine allgemeine Völkersolidarität auch die Mitglieder der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. Am 21. Juli 1921 fand in Wien eine von der Organisation der Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen einberufene Versammlung statt, an der auch die noch in Wien befindlichen ausländischen Frauen des Kongresses der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit teilnahmen. Am Schluß der Versammlung wurde eine von Frau Lelin (Paris) empfohlene, in französischer Sprache abgefaßte Entschließung angenommen, in der die Solidarität aller Völker gefordert und jeder Krieg entschieden verurteilt wird.

Den Frieden Christi im Reiche Christi verlangt der gegenwärtig regierende Papst Pius XI. in seiner Enzyklika vom 23. Dezember 1922. In seinem Schreiben an den Kardinalstaatssekretär Gasparri vom 24. Juni 1923 spricht er die Befürchtung aus, daß das Elend und die drohenden Verhältnisse Europas sich verschlimmern würden, wenn „jeder Versuch einer aufrichtigen Versöhnung und dauernden Verständigung mißlänge", und er glaubt jede sich darbietende Gelegenheit benutzen zu müssen, um auf irgendeine Weise an der pflichtmäßigen Aufgabe der heißersehnten Versöhnung der Völker mitzuwirken.

Wie ergreifend sind die Worte der deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbriefe vom 23. August 1923:

„Wir entsagen allen Gedanken und Plänen des Hasses und der Rache, wir sinnen nicht auf Wiedervergeltung .... Wir wollen nicht Feinde vernichten, sondern Feinde versöhnen, nicht Völker entzweien, sondern Völker verbrüdern, nicht den Frieden stören, sondern Frieden stiften."

Mit diesen Worten haben die Führer eines Drittels des deutschen Volkes ihren Wunsch und ihr Verlangen nach Frieden und Versöhnung ehrlich und unzweideutig bekundet und sich rückhaltlos auf den Standpunkt Pius XI. gestellt und zum Dolmetsch seiner Absichten gemacht.

Die Männer, die heute noch die Geschicke Frankreichs in der Hand haben, wollen von den beiden Wegen, der Weltwirtschaftskrisis ein Ende zu machen, wie es scheint, nichts wissen. Frankreich ist nach dem Abzug der angelsächsischen Heere im Besitz der einzigen großen und gutgerüsteten Armee auf dem Festland, und ist entschlossen, von seiner Macht Gebrauch zu machen, um sich für lange Zeiten die Vorherrschaft zu sichern. Talleyrand, der gewandte französische Diplomat, der auf dem Wiener Kongreß 1815 es meisterhaft verstanden hat, die Interessen Frankreichs zu wahren, hat einmal gesagt: „Man kann alles machen mit den Bajonetten, nur nicht auf ihren Spitzen sitzen." Es ist klar, was er damit sagen wollte: „Man kann nicht darauf sitzen, das heißt: Man kann keine dauernde öffentliche Ordnung darauf begründen, geschweige denn einen ordentlichen Wirtschaftszustand." — Ob der große Diplomat diese seine Ansicht als maßgebend betrachtete für alle Zeiten oder bloß für seine Zeit, das ist ein Geheimnis, das Talleyrand mit ins Grab genommen hat.

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Man wird verkehrt durch manches, womit man verkehrt.

Manches wird unheimlich durch Heimlichkeit.

Man findet einen Zufall ganz in der Ordnung, durch den einem etwas Gutes zufällt.

Politisches Wollen in der Jugend.

Von Norbert Rocholl, Barmen.

Der Begriff Jugend ist so weitschichtig, daß zweckmäßig vorausgeschickt wird, was hier darunter verstanden sein will. Um es kurz und bündig zu sagen: Gemeint ist weder die Jugend schlechthin als die kommende Generation unseres Volkes, auch nicht der Teil derselben, welcher, sei es durch mangelnde geistige Bildung, sei es wegen seiner Unreife, sei es endlich durch seine Verstrickung in niedere materielle Begierden des Augenblicks oder des bloßen Daseinskampfes für ernsthaftes Ergreifen und geistiges Durchdringen politischer Probleme nicht in Frage kommt. Ausgeschlossen ist hier auch die Jugend, für die der Anschluß an eine der bestehenden politischen Parteien ohne die im Kern der Einzelpersönlichkeit vollzogene Gewissensentscheidung einfachhin durch Tradition oder durch die Unfähigkeit, sich der suggestiven Wirkung von Schlagwörtern oder ganzen Geisteshaltungen durch eigenes Denken zu entziehen, von vornherein feststeht. Gemeint ist vielmehr die Jugend, die unter dem unmittelbaren Erlebnis der in unseren Tagen sich vollziehenden Schicksalswende steht und sich aus der in Fäulnis sich selbst zersetzenden Kultur und dem oft lügenhaften und nur selbstischen Zwecken dienenden politischen Leben der Gegenwart mit vollem Bewußtsein oder instinktiver Notwendigkeit zunächst herausgestellt hat, um ihr Eigenleben und Eigenwollen ausreifen zu lassen. Diese Art Jugend deckt sich aber nicht restlos mit dem Begriff Jugendbewegung, weil einerseits manche außerhalb, wenigstens der offiziellen Gemeinschaftsbildungen, derselben stehen, anderseits weite Kreise der Jugendbewegung die Kraft der Selbstbehauptung gegenüber den Mächten der Vergangenheit und Gegenwart — auf geistigem Gebiete: Subjektivismus, Rationalismus und philiströses Bürgertum, auf wirtschaftlichem Kapitalismus, auf kulturellem Gebiet Weichlichkeit und Materialismus — nicht aufgebracht haben.

Es handelt sich also, zusammenfassend gesagt, um die Menschen unserer kommenden Generation, die den Unwert unserer Kultur und Politik in wesentlichen Dingen, weil erkannt und erlebt, aus ihrem Wesen und Wollen ausgeschlossen, dem mit Macht sich ankündigenden Neuen in innerer Bereitschaft aber sich aufgeschlossen haben; Menschen, die dennoch alle wertvollen Kräfte des Vergangenen so stark spüren und in sich tragen, um in Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit und in Bereitschaft für das Kommende beides in sich lebensvoll aneinanderzuschmieden. Wenn im folgenden von Jugend die Rede ist, so wird das Wort immer in dem nun genau bestimmten Sinne gemeint.

Man hat dieser Jugend oft genug ihr politisches und kulturelles Abseitsstehen bitter vorgeworfen. Man verstand eben nicht die Notwendigkeit, sich aus der hastenden und alles Besinnen auf die Hintergründe der Dinge ganz unmöglich machenden Aufgeregtheit und Sinnlosigkeit unseres gegenwärtigen Lebens zurückzuziehen, man hatte auch ein unangenehmes Gefühl bei der entschiedenen Forderung der Jugend auf unbedingte Ehrlichkeit und Grundsatzfestigkeit. Und allerdings, man hatte Grund genug, diese Jugend zu sich herüberzulocken, denn sie stellte eine große Schicht wertvollster Menschen mit später großem Wirkungskreis dar. Die Jugend ließ sich zumeist aber nicht beirren, sondern ging den Weg ihres einsamen Reifens weiter, bis ihre Stunde schlagen würde. Für viele scheint sie jetzt gekommen. Konkreter gestalten sich ihnen die Ziele ihres Wollens, erwachsen aus Ueberlegungen, welche letzte Tiefen und Grundlagen des politischen Lebens zu ergründen versuchten. Noch ist, das muß zugegeben werden, dieses Wollen nicht frei von Ueberspannung durch ideologische, unwirkliche Gedankengänge; aber diese werden sich an der Wirklichkeit von selbst berichtigen. Zudem ist es weniger ein Zeichen klarer Wirklichkeitserfassung und der Bescheidung auf das jeweils Erreichbare — trotz rastlos weiter erstrebter höchster Ziele, als vielmehr philiströser Mittelmäßigkeit und ideeller Blutarmut, in seinem Wollen nicht über das Notwendige und Wirkliche hinauszuschießen, eher aber weit dahinter zu bleiben.

Einen äußerst bemerkenswerten Ausdruck des politischen Wollens dieser neuen Jugend stellt nun, freilich noch mit den angeführten Mängeln behaftet, die im Verlage von Dr. Middelhauwe in Köln erscheinende neue Zeitschrift: Der Neue Strom dar. Hier veröffentlicht Aribert de Jonge (1. Heft, Nov. 1923) einen programmatischen Aufsatz, der eine kritische Beleuchtung verdient. Er trägt den gleichen Titel wie die Zeitschrift, um anzudeuten, daß hier versucht wird, eine Politik aufzubauen auf einer Metaphysik des Stromes, d. h. des Rheins. Politik aus

dem Geiste des Rheins ist die Losung. Die Grundlage für diese Auffassung eines Stromes nicht nur als Symbol, sondern als bewegendes und bildendes inneres Prinzip für die ganze landschaftliche, stammespsychologische, kulturelle, politische und wirtschaftliche Gestaltung des Stromgebietes bildet der vorausgehende Aufsatz von Josef Ponten „Der Rhein". Daß allein schon in der apodiktischen Aufstellung eines solchen Prinzips große Möglichkeiten zu einer ideologischen Verirrung liegen, ist klar. Dieser Gefahr ist Josef Ponten bei aller im einzelnen überraschenden Feinheit in der Beobachtung nicht entgangen.

Aribert de Jonge baut auf dieser Grundlage mit Scharfsinn und Kühnheit weiter. Er spürt im Gefühl der Notwendigkeit, daß wesenhafte Jugend ihre ganzen politischen Anschauungen von Grund aus neu bauen und im Kern der Dinge fundieren muß, zunächst den letzten Elementen von Volkheit und Kultur und ihrer natürlichen Verbindung mit dem Boden, der Landschaft nach. Auf Rhein und Ruhr übergehend, findet er deren Symbole in Strom und Werk, d. h. in der freudigen Beschwingtheit von Denken und Handeln beim Rheinländer und in der ernsten, zähen gemeinschaftlichen Arbeit des Ruhranwohners. — In diesen Symbolen geht das Ideal auf, das sofort, in Vergleich zur Wirklichkeit gestellt, gebieterisch zum Eingreifen in der Stunde der Not aufruft. Die Not und Qual der Gegenwart aber besteht in der Verständnislosigkeit, die in erbärmliche egoistische Interessen verbissen in den anderen Menschen „nur fleischgewordene Ideologien" sieht, den Menschen aber, den Volksgenossen und Bruder im anderen vollkommen übersieht. Außenpolitisch bedeutet das, daß man im fremden Volke nur die „stilisierte eigene Minderwertigkeit" wiederfindet. Demgegenüber heißt es für die Jugend, dem Gemeinsamen zu dienen. Ziel ist die Verständigung. Diese Aufgabe stellt sich ungezwungen der Jugend an Rhein und Ruhr. Denn einerseits hat die Jugend eine organisch gewachsene, von kapitalistischen, nationalistischen oder materialistischen Gelüsten freie Gesinnung voll innerer Zucht und Würde, voll blutvoller Begeisterung, auf dem mit größter Klarheit, nicht aber in knabenhaftem Ueberschwang beschrittenen Wege auch auszuharren. Anderseits sind Rhein und Ruhr gerade die Gebiete des härtesten Aufeinanderplatzens aller außenpolitischen und innerpolitischen Probleme und Kräfte.

Rhein und Ruhr müssen endlich einmal der Vorstellung entrissen werden, die darin immer nur Beute oder Kapital sieht: Den Offiziellen Frankreichs nämlich, die von „Unmaß und Machtsucht" bersten, und den Offiziellen Deutschlands, die der Verhordung oder einem zügellosen Amerikanismus anheimgefallen sind; dem Militär, „Widersprechern aus Veranlagung, Banditen in der politischen Maske", dem Händlertum, das all seiner Unsauberkeit zum Hohn noch von „kultureller Sendung" spricht. Die ganze Gesinnung muß hier von Grund aus umgestürzt werden. Denn alle Verträge, alle Eide und Pfänder bleiben bei solch verotteter Gesinnung bestenfalls Bürgschaften eines durch den Wechsel der kapitalistischen Interessen jederzeit sabotierbaren wirtschaftlichen Effektes, wirtschaftlicher Einigung. Nicht das aber, sondern Verständigung der Völker ist die Aufgabe; die Einordnung aller Völker in eine europäische Harmonie, ein neues Europa, in dem „alle Vaterländer klingende Saiten an der Lyra der Menschheit" sind. Am heißumkämpften Rhein geht der Sinn des Völkergewimmels, die einträchtige Gemeinschaft der Nationen auf. Der Rheinländer erkennt auch, daß zum neuen Europa weder die Machtpolitik Frankreichs, noch die Mystik Asiens oder der Bolschewismus Rußlands helfen können, sondern nur wir selbst, indem wir uns wollen, als unser Volk und unsere Kultur und mit dieser Volkheit als Rückendeckung uns in Verantwortung, aber auch in kraftvollem Glauben hineinbegeben in die Gemeinschaft der Nationen. (Vom heutigen Völkerbund ist nicht die Rede.)

Ein neues Europa ist aber nicht zu verwirklichen ohne ein neues Deutschland. Sieht man hier alle Schrecken des Mammonismus, die „Triumphe einer entgötterten Welt", die hoffnungslose Degeneration der bürgerlichen Gesellschaft, die drohende Verproletarisierung des größten Teils der Bevölkerung, so eröffnen sich der Möglichkeit des Untergangs gegenüber nur zwei Quellen neuer Volkheit: Jugend und Proletariat. In ihnen allein finden sich die Grundzüge des Volkes von morgen: die „Unbekümmertheit des Wollens" und das „Weltgefühl eines neuen Menschen", verbunden mit dem Bewußtsein, Träger einer Sendung zu sein. In ihnen ersteht der neue Mensch, ein „neuer Barbar im Sinne der Unverdorbenheit", einer „natürlichen oder wiedererworbenen Unbefangenheit" (Kleists „Marionettentheater" bringt denselben Gedanken!), eines „jugendlichen Menschenschlags, auf den Verlaß ist".

Diese beiden Mächte, Jugend und Proletariat, sind zwar jede für sich allein machtlos. Denn die Jugend ist zwar Trägerin von Ethos, Würde und Tradition, aber ohne wirkliche Macht; denn bloß moralisch ist der Kapitalismus bei seiner ethischen Dickhäutigkeit nicht zu besiegen. Das Proletariat aber ist vorläufig noch bloße Masse, dumpf, gesichtslos, um die tägliche Notdurft ringend und deshalb unfähig, eine neue Kultur zu schaffen. Darum ist es notwendig, daß die beiden Kräfte sich finden. Das Proletariat muß die Garde der Jugend werden. Sie werden die Einigung vollziehen im religiösen Begriff des Reiches. Diesen äußerst unklaren Begriff umschreibt Aribert de Jonge folgendermaßen: Er ist ein geistiges Bild, keine gewaltpolitische Organisation, die Idee unseres Zusammenlebens und Staates, der eine formale Hoheit eignet; die höchste Forderung des allmenschlichen Erlösungsgedankens und der letzte Sinn der volkseienden Kulturgemeinschaft. — Man braucht es nicht erst zu sagen, daß hier vieles Phrase ist. Es scheint, daß de Jonge die an anderer Stelle als Ziel des innerpolitischen Kampfes genannte „aristokratische Sozietät" mit dem „Reiche" gleichsetzt. Er versteht darunter eine Gemeinschaft, die beschlossen ist in der Bindung an das gemeinsame Werk, eine sinnvoll gestufte Ordnung, in der jeder sich dem Höheren, durch seine Fähigkeiten Hervorragenderen freiwillig unterordnet, die Führer aber in Zuneigung den Untergebenen dienen.

Um dieses Ziel zu erreichen, sieht de Jonge nur einen Weg: den der Revolution unter der ziel- und verantwortungsbewußten, zuchtvoll gebändigten und von jeder Leidenschaft und Gier freien Führung der Jugend. Die Revolution allein ist das „selbstverständliche Mittel, um das Gegenständliche für die Einwirkungen der Idee freizumachen". Seine Losung lautet darum: „Mit dem Proletariat für unsere Gesinnung!" Durch dieses Kulturbewußtsein und diesen Kulturwillen der Jugend wird der Bürgerkrieg zum letzten und heiligen Krieg.

Scharf zieht Aribert de Jonge eine Trennungslinie zum offiziellen Sozialismus. Der Marxismus ist eine Ideologie, die nur des Proletariats Wohl verwirklichen will, und das auf dem Wege der Klassendiktatur. Sie betrachtet die Menschen nur als Objekte wirtschaftlicher Verschiebungen. Die Jugend dagegen umspannt in ihrem Weltgefühl nicht nur das Proletariat, sie will keine Diktatur, sondern Führer — und Gefolgschaft, sie fühlt ihr Eingespanntsein in die lebensvollen Bande kultureller Entwicklung. Ihr Ziel ist nicht Masse, sondern Volk. Mit einem neuen Volk im neuen Europa! Das ist ihr Streben.

Die Großzügigkeit des Gedankenganges von Aribert de Jonge muß man anerkennen, und wesentliche Punkte wird man unterschreiben: die Notwendigkeit einer Entgiftung der ganzen politischen Atmosphäre, ja der Beziehungen von Mensch zu Mensch, die Verständigung der Völker, die schonungslose Bekämpfung des materialistischen Kapitalismus, die Befreiung des Proletariats, die Notwendigkeit einer biologischen und geistigen Aufartung unseres Volkstums u. a. m. Aber es finden sich in diesen Gedankenreihen böse Schwächen, welche die Rechnung fälschen können. Angreifbar sind schon die Voraussetzungen. De Jonges Zukunftsbild von der Volksgemeinschaft in der freudigen Gemeinsamkeit des Werkes setzt voraus, daß der Mensch in sich gut sei und man ihn nur in seine natürlichen Lebensbedingungen hineinzusetzen brauche, um seine Kräfte in eine vollkommene Harmonie zu bringen. Der Weltsinn der neuen Jugend ist der „untragische Mensch", der „Mensch an sich", frei und freudig in seiner natürlichsten Gemeinschaft. Es verbindet sich hiermit ein gewisser Determinismus: Unsere Gesinnung ist uns weniger aufgegeben, als schlechthin gegeben.

Hier schiebt sich also, vielleicht durchaus unbewußt, das Ideal des reinen Menschentums, des Neuheidentums in edelster Gestalt, unter. Es paßt dazu die auffallende Umdeutung fundamentaler religiöser Gedanken, wie z. B. der Erlösung, in die rein natürliche Sphäre. Uebersehen wird vollständig der durch die Erbsünde in die Natur des Menschen hineingetragene Riß, der das Ideal des reinen Menschentums und alle auf ihm sich aufbauenden Zukunftsträume unweigerlich und endgültig zerschlägt. Da gilt es einzusehen, daß eine Höherentwicklung der Menschheit, auch im politischen Leben, nur möglich ist durch die fortschreitende Erlösung der ganzen Schöpfung in der Gnade des Kreuzestodes Christi, ein Gedanke, der in Ernst Michels Schrift „Zur Grundlegung einer katholischen Politik" von so über-

ragender Bedeutung ist. An diesem Punkte wird es offenbar, daß Aribert de Jonge neben die Kräfte Jugend und Proletariat als Hauptmacht die Gnadenschätze der Kirche zu setzen vergessen hat, und hier springt vielleicht einmal die katholische Jugend in die Bresche.

So sehr Aribert de Jonge den Marxismus als Ideologie ablehnt, so wenig vermag er sich selber davor zu hüten. Denn daß die Massen des Proletariats sich zur Garde einer idealistischen Jugend hergäben, darauf ist bei allem Idealismus mancher junger Proletarier, mit denen eine Verbindung möglich und wahrscheinlich ist, nicht zu rechnen. Das ist auch eine Ideologie. — In merkwürdigem Gegensatz zu dem Ethos, das die übrigen Ausführungen trägt, steht die Verteidigung der Revolution als heiliger und gerechter Sache. Es geht auch hier nicht an, mit einem heiligen Zweck das verwerfliche Mittel adeln zu wollen. Revolution aber ist verwerflich und unsittlich, und Bürgerkrieg ist Mord. Zudem soll ja das „Reich" keine gewaltpolitische Organisation sein. Und wer will andern verwehren, um eines andern Kulturbewußtseins willen, durch eine neue Revolution das Reich wieder zu stürzen? Will de Jonge alle Gegner ums Leben bringen oder glaubt er an ihre wunderbare Bekehrung? — Vollends skeptisch sein muß man gegenüber dem mystischen Begriff des „Reiches", über den mit dem Verstand sehr wenig auszumachen ist. Soll etwa alle Staatlichkeit verschwinden unter der „formalen Hoheit" des Reiches, im gemeinsamen Dienst an der „unendlichen Ausbildung und geistigen Konzentriertheit des Werkes"? Hier ist die Theorie doch sehr graue Ideologie.

Die Zahl derjenigen wächst, die, ohne Spenglers Geschichtskonstruktion im einzelnen zu billigen, seine Hauptthese vom wenn auch nur allmählichen Untergang des Abendlandes anzuerkennen geneigt sind. Aber soweit das nicht überhaupt ein Problem biologischer Degeneration ist, bzw. einer durch Jugend und Proletariat vielleicht teilweise möglichen Regeneration, hilft uns hier nicht eine politische Revolution in erster Linie, sondern eine Revolution der Gesinnung im Geiste der Urtatsachen des Christentums; und sei es auch nur, um die wertvollen Güter der abendländischen Kultur zu retten für das große Unbekannte der Zukunft, das nach seinem Willen heranzuführen wir ja schließlich Gott, dem Lenker der Geschichte, doch überlassen müssen.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebertragung von F. R. von Lama, Füssen.

(Fortsetzung.)

IV.

Am 12. Juli verließen wir unter großer Teilnahme und begleitet von den freundlichen Grüßen einer unabsehbaren Menge, die am Hafen zusammengeströmt war, das sympathische Island, um mit der „Syrius" unsere Reise nach

Norwegen

fortzusetzen.

Nach einer Fahrt von zehn Tagen betraten wir in Bergen den Boden dieses Landes.

Die Mission von Norwegen, unter der hingebungsvollen Leitung unseres eifrigen und beliebten holländischen Bischofes Jan Olaf Smit, ist bei uns in den Niederlanden wohlbekannt. Wir wollen daher nur berichten, was uns während unseres Besuches bezüglich dessen, was auch auf religiösem Gebiete in Norwegen die Geister bewegt, auffiel und welche schönen Erwartungen man auch hier für den Fortschrritt unseres heiligen Glaubens hegen darf. — Natürlich verdoppelte und verstärkte der Kardinalsbesuch überall im Lande die Beachtung und das Interesse an allem, was die katholische Kirche betrifft. Die Presse befaßte sich mit der Person des Kardinals, mit der Größe und Schönheit der heiligen Kirche, mit dem Weitblick und der hohen Umsicht Roms und der unvergleichlichen Macht und dem wohltätigen Einflusse des Papstes. Ganz Norwegens und seiner katholischen Vergangenheit wurde mit warmer Anteilnahme gedacht. Einst, so erklang es in allen Tonarten, einst war auch Norwegen katholisch, aber ihr Glaube wurde den Norwegern von ihren Feinden mit Gewalt und List geraubt. Einst war Norwegen unabhängig und blühend, doch es mußte sich unter das Joch der Fremden beugen und sah mit dem Verluste seines Glaubens seine Blüte untergehen.

Der Ort unserer Ankunft war Bergen, wegen seiner prächtigen Lage eine der schönsten Städte Europas. Dort besichtigten wir die herrliche Königshalle, die im Jahre 1247 Wilhelm von Sabina besucht hatte, der letzte Kardinal, der Norwegen betreten, um dort als päpstlicher Legat König Haakon zu krönen. Die große gotische Festhalle wurde in letzter Zeit restauriert, ganz im Einklang mit den großen Ideen des Mittelalters, die so viele Kunstwerke auf architektonischem und dekorativem Gebiete hervorgebracht haben. Ueberall sind die Motive dem katholischen Kult entnommen. In dem großen, neueingesetzten Glasgemälde des Fensters, das von rückwärts seine starken Lichtbündel durch den ganzen großen Festsaal bis zu dem an der vorderen Wand sich erhebenden Königsthrone hinstreut, sieht man den heiligen König Olaf dargestellt, geschmückt mit dem Heiligenscheine.

In der unmittelbaren Nachbarschaft der Königshalle befindet sich die alte Marienkirche, eine der wenigen erhaltenen katholischen Kirchen, die Bergen einst zählte. Sie stammt aus dem Jahre 1125 und ist in wuchtigem, romanischem Stil erbaut. Da prangt noch das auffallend große Bild von des Herrn heiliger Mutter inmitten des alten Flügelaltares, während die Bilder der zwölf Apostel die Kirchenwände zieren. O möge die allerseligste Mutter Gottes das norwegische Volk bald wieder heimführen zum wahren Glauben ihres Sohnes, den einst die Apostel verkündet!

Am Nachmittage besuchten wir das hochberühmte Lyse-Kloster, in nächster Umgebung Bergens gelegen. Es sind die Ruinen einer alten Abtei, in der einst Zisterziensermönche, Söhne des hl. Bernhard, beteten und Gottes Lob sangen; in Friede und Stille wirkten sie dort im Dienste Gottes und der Wissenschaft, büßten und brachten dem Himmel Sühneopfer für die Sünden der Welt dar. Der geistliche und materielle Vernichtungssturm des sechzehnten Jahrhunderts verjagte wie anderwärts auch hier die Klosterleute, die Stützen von Glaube und Gesittung, schloß die Schulen von Tugend und Wissenschaft, verwüstete die heiligen Stätten des Friedens und des Lebens in Gott und vergeudete die Güter dieser gottgeweihten Stätten in Kriegen und Schwelgereien. Gegenwärtig wohnt dort eine edle lutherische Familie, die uns ehrerbietigst bewillkommte, mit großer Freude uns wohlwollend empfing und uns umherführte. Ganz auf eigene Kosten läßt sie dort mit beträchtlichen Opfern Ausgrabungen vornehmen, um die Anlage der alten Abtei wieder aufzufinden. Hier und dort sieht man noch ein Stück Mauer höchstens einen Meter über den Boden herausragen, aber sonst ist von dem alten Kloster wenig mehr übrig. Nichtsdestoweniger wird mit aller Sorgfalt der Boden durchforscht, werden die Steine, die dabei zum Vorschein kommen, zusammengesetzt und nicht selten vom Besitzer persönlich untersucht. Und alles, was ein Bruchstück zu sein scheint oder weiteres Licht zu verbreiten erhoffen läßt, wird sorgfältig beiseitegelegt. Dadurch ist man bereits zu den überraschendsten und erfreulichsten Ergebnissen gelangt und hat die ganze Anlage der alten Abtei wieder feststellen können. Deutlich unterscheidet man noch immer die Kirche mit ihrem Chor, die Seitenkapellen. die Sakristei und den Friedhof, die Kreuzgänge des Klosters mit dem Brunnen in der Mitte, die Säle der Abtei usw. Möge es dieser edlen Familie gelingen, bei ihrem kunstsinnigen Suchen auch den Schatz des heiligen, katholischen Glaubens zu finden und die altehrwürdige Stätte von Arbeit, Gebet und Studium wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben.

Am 26. Juli wurde uns durch den hochwürdigsten Herrn Bischof Msgr. Smit die Freude zuteil, zu Molde eine neue Missionsstation eröffnen zu dürfen. Die Schwestern vom hl. Karl Borromäus von Maastricht („unter dem Bogen"), die voll des Mutes ihre Aufgabe angetreten haben, werden ganz gewiß durch ihre Werke christlicher Nächstenliebe und vor allem durch Krankenpflege tatkräftig mitwirken, daß unser heiliger Glaube Aufnahme findet.

Die hübsch eingerichtete vorläufige Kapelle, in der die kleine, aber ergreifende Zeremonie sich vollzog, war ganz mit Teilnehmern gefüllt, mit Ausnahme der zwei einzigen Katholiken alles Protestanten, welche die katholische Mission mit wohlwollender Freude begrüßen.

Von dieser guten Stimmung sollte ich noch am selben Abend im Hause des englischen Konsuls, des Herrn Dahll, eines Katholiken, die unzweideutigsten Beweise erhalten. Mit dem Fylkesmand, dem höchsten Regierungsvertreter dieses Landesteiles, hatte er die Auslese des Städtchens, den Doktor und die Redakteure

der dortigen Tagesblätter zu Tisch geladen, wodurch ich Gelegenheit fand, mit der religiösen Gesinnung der Bevölkerung Bekanntschaft zu machen. Unter dem Segen Gottes und dem Schutze der allerseligsten Jungfrau, sowie der hl. Sunniva, einer norwegischen Heiligen, der diese Mission geweiht ist, wird denn auch hier bald eine katholische Gemeinde erblühen. Bereits erhielten wir Nachricht vom Uebertritt einer ganzen Familie, von dem beständigen, lebhaften Interesse der Bevölkerung und verschiedenen Bitten um Unterricht im katholischen Glauben.

Kurz darauf besuchten wir Trondhjem, eine Stadt von 55 000 Einwohnern, berühmt durch den Monumentalbau seiner alten katholischen Kathedrale. Im elften Jahrhundert begonnen, im zwölften erweitert und im dreizehnten mit heiliger Begeisterung vollendet, war und blieb sie der größte Tempel des Landes, errichtet zur Ehre des hl. Olaf, der Stolz und Ruhm des hohen Nordens. Seit der beklagenswerten Spaltung des 16. Jahrhunderts verfiel dieses Muster hoher katholischer Kunst, wurde vernachlässigt und wäre seinem Schicksale überlassen worden, um schließlich ganz in Trümmer zu fallen gleich so vielen anderen Denkmälern aus Norwegens Ruhmeszeit, hätte nicht das Wiederaufleben des christlichen Gedankens, die Liebe zum alten Ruhme des Landes und die Verehrung für den hl. Olaf, der dem Norden noch immer so teuer ist, sich des Denkmals, so reich an Schätzen der Architektur und der Bildhauerei, angenommen, um es noch rechtzeitig zu retten. Weder Mühe noch Kosten werden heute mehr gespart, um die Wiederherstellung durchzuführen, und geschickte Baumeister leiten das gewaltige Unternehmen mit wahrer Pietät. Und das unverholene Bestreben und die Großzügigkeit, die Kirche, so wie sie früher war, in ihren Formen und ihrer Gliederung, ihrem Schmucke und ihren Bildern, wiederherzustellen, drängt die katholische Idee in den Vordergrund. Im Volksmund läuft von Alters her die Sage, daß die große Kathedrale, wenn einmal wiederhergestellt, katholisch werden wird.

Zu Trondhjem hätten wir beinahe eine Wiederholung dessen erlebt, was zu Odense vorgefallen war. Man hatte nämlich vor der Ankunft des Kardinals angefragt, ob er am Feste des hl. Olaf in der Kapelle des heiligen Königs die hl. Messe lesen dürfe, welche Kapelle im zweiten Stockwerke eines Anbaues liegt und heute nur zur Aufbewahrung von Steinen, die zum Baue der Kathedrale gebraucht werden, dient. Das Gesuch war von der Regierung der protestantischen Geistlichkeit übersandt worden, um deren Gutachten einzuholen. Und es würde sicher bewilligt worden sein, wäre nicht der Bescheid des lutherischen Bischofs ablehnend gewesen. Allgemein und unverblümt drückte das Volk darüber seine Unzufriedenheit aus und dem Bischof wurde seine Handlungsweise sehr übel genommen.

Noch ein Vorfall bewies uns nicht minder greifbar die Stimmung des norwegischen Volkes gegenüber der katholischen Kirche. Zu Sylling, wo wir auf unserer Fahrt nach Drammen und Porsgrund durchkamen, haben die Xaveriusschwestern von Bergen ihr Noviziat in einer kleinen Villa, die ihnen vor kurzem zur Verfügung gestellt worden ist. Die ganze Bevölkerung ist noch ausschließlich protestantisch. Aber kaum war es bekannt geworden, daß der Kardinal auch Sylling besuchen würde, da setzte sich die lutherische Nachbarschaft in Bewegung, um Kapelle und Haus innen und außen mit Blumen und Teppichen zu zieren. Von der Straße bis zur Wohnung wurde ein Ehrenpfad mit Girlanden und Flaggen angelegt, jeder half mit und von allen Seiten kam man herbei, den Schwestern Stühle, Sessel und Tafelgerät und alles Nötige anzubieten, um uns und unser Gefolge so würdig als möglich empfangen zu können. Wir waren denn auch betroffen, eine große Zahl Landleute, unsere Ankunft erwartend, aufgestellt und in ihrer Mitte auch den lutherischen Pastor zu sehen, der als ein Mann von Studium und Wissen hohe Achtung genießt. Niemand jedoch sprach ein Wort, keine Aeußerung, kein Zeichen eines Grußes an uns fiel und wer die große Zurückhaltung der Norweger nicht kennt, der hätte diese Haltung sicher als Kundgebung einer abweisenden oder selbst feindlichen Gesinnung angesehen. Zögernd trat endlich der lutherische Geistliche einen Schritt näher und sprach beklommen die wenigen Worte: „Es ist viel, was uns eint, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen." Wir drückten ihm herzlich die Hand, dankten dem guten Volke für alles, was es zu unserem Empfange getan hatte und flehten von ganzem Herzen Gottes Segen auf all die Familien herab. Und siehe! Als wir nach einem kurzen Aufenthalte bei den Schwestern wieder herauskamen, um unsere Fahrt fortzusetzen, war das Bild ein ganz verändertes; freundliche Blicke begrüßten uns von allen Seiten, Blicke von Zuneigung; vertraulich trat man auf uns zu, reichte die Hand und begleitete uns zum Auto. Man sah und winkte uns nach, bis wir den Augen entschwunden waren.

Sagt nicht das alles, daß hier ein geistlicher Boden besteht, der gute und reichliche Früchte verspricht? O, ganz sicher! Die Norweger sind noch ein sehr gläubiges, christliches Volk, welches das Bedürfnis nach Religion und Wahrheit tief empfindet und willig den Boten des Heiles, den Aposteln lauscht, die ihm Gottes Wort verkündigen.

Aber was kann ein Bischof in einem so ausgedehnten Lande bei so wenig Priestern erreichen! Bezeichnend war das Wort, das der König in der langen und sehr wohlwollenden, uns gewährten Audienz zu uns sprach, um uns einen Begriff von der Ausdehnung seines Reiches zu geben: „Wenn man Norwegen um seine Südspitze drehen könnte, so würde sein nördlichster Punkt über Rom hinaus, ungefähr nach Neapel zu liegen kommen." Und in diesem unermeßlichen Gebiete nun gibt es nur 17 Stationen und stehen dem Bischofe 23 Priester zur Verfügung. Von dieser kleinen Schar ist im August noch einer gestorben, sechs andere zählen bereits über 60 Jahre, während verschiedene der übrigen auch schon 50 Winter gesehen haben. Jedesmal, wenn einer von ihnen ausfällt, wiederholt sich das bedrückende Problem: was tun, ohne eine Station aufzuheben? Auch hier bewahrheitet sich wieder voll und ganz: Die Ernte ist reif und weiß, bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter schicke auf seine Aecker, um sie einzuholen!

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Astrologie.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

(Schluß.)

„Ein Lieblingseinwurf, warum Zwillinge, die doch zu gleicher Zeit geboren seien, dennoch oft so verschiedene Schicksale hätten", wird damit abgetan: „Erstens sind Zwillinge meist (?) 10 Minuten bis 2 Stunden zeitlich auseinander, wodurch Verschiebungen der Schicksalserlebnisse eintreten; zweitens wird von Astrologen gar nicht behauptet, daß gleiche Horoskope gleiche Menschen bedeuten. Müssen nicht noch andere mitbestimmende Faktoren vermutet werden? Eine Divergenz im Laufe der Zeit ist durch die individuelle Entwicklung verständlich. Die neuere Astrologie will ja auch das Schicksal nicht als Fatum aufgefaßt haben, sie beschreibt lediglich Einflüsse, auf die verschieden reagiert werden kann. Möglich, daß man willkürlich in das Geschehen eingreift. Die Vererbungslehre wird durch die Astrologie nicht hinfällig (177 ff.). Ist es Fatalismus, wenn ich zu meinem Freunde sage: im Programm deines Lebens liegt nach einer Richtung hin eine Unfallsquote, wenn du leichtsinnig bist? Einflüsse brauchen das Geschick nicht zu einem unabänderlichen zu machen. Man muß sie nur kennen. Von Schwächung des Lebenswillens ist keine Rede, wenn ein Kulturmensch die Naturgesetze besser kennt, als ein Afrikaneger" (188). Damit wäre eigentlich der althergebrachten Astrologie, deren innerster Wesenskern Fatalismus ist, das Todesurteil gesprochen; allein damit wird nicht voller Ernst gemacht. Die neuere Astrologie versteht sich zu solcher Bankerotterklärung der alten nur notgedrungen, soweit sie sich nicht anders aus der Klemme zu ziehen vermag. Im übrigen hinkt sie immer noch nach mit unausgeglichenen Widersprüchen; mit der Möglichkeit eines willkürlichen Eingreifens zugleich läßt sie noch offen das damit unvereinbare Gegenteil: „Ein künstliches Eingreifen (Korrektur der Geburtszeit bei verfrühten oder verzögerten Geburten) würde den richtigen, aber versteckten Aszendenten weder beseitigen noch vertauschen können. Unter jedweden Umständen gibt der Geburtsmoment den sein sollenden Aszendenten an." Unter allen Umständen bleibt aufrechterhalten „die Idee des Fatums, daß bei einem bestimmten Volke in der Zeit von 1870—1890 Menschen geboren werden müssen, mit der Bestimmung, in einem Weltkrieg 1914—1918 zu sterben: Man muß annehmen, daß bei Katastrophen, die eine größere Menschengemeinschaft treffen, ein Einfluß wirkt, der auch einzelne, die kein schlechtes Einzelhoroskop haben, in den Strudel der Ereignisse hineinzieht. Das Horoskop des einzelnen ist in ein Rassen- bzw. Menschheitshoroskop eingebettet, bei dem größere kosmische Zyklen und Wendepunkte in Betracht kommen" (178 ff.). Nur, weil sie einfach unleugbar sind, werden die „vielen Fehldiagnosen und Fehlprognosen der Astrologen" eingeräumt, und wird auch ruhig zugegeben:

„Die Astrologie kann nicht prophezeien im Sinne eines Wahrsagertums, sie kann nur Einflüsse beschreiben und daraus ein zukünftiges Ereignis auf gut Glück konstruieren. Damit ist aber den Neugierigen nicht gedient. Die Astrologen sind vielfach nicht ehrlich genug und täuschen ihre Kundschaft. Die Fehlschläge in der astrologischen Vorausbestimmung von Krieg und Frieden beruhen darauf, daß die Forscher, obwohl teils ernste Menschen und Astrologen vom Fach, oft durch ihre eigene nationale Brille die Konstellationen angeschaut haben. Ob man aus den Himmelskonstellationen das Geschick einer Nation berechnen kann, ist eine ganz fragliche Hypothese. Auch besteht kein genügender Grund, aus dem Horoskop eines Staatsoberhauptes einen Krieg oder einen Bankerott des Staates abzuleiten. Die Astrologen schreiben fast alle aus Büchern heraus, und diese sind wieder zusammengestellt aus alten Traditionen ohne Nachprüfung; die Elemente der Geburtsastrologie müssen mindestens für unsere Zeit und Kultur umgearbeitet werden (181 ff.)."

Möchte der Verfasser der Sternenmächte sich doch einer solchen zeitgemäßen Kulturarbeit ganz und nicht bloß halb unterziehen und vollends „ehrlich" werden! Wohl hat er selbst „lange herumgekaut an Bedenken, daß die Astrologie durch begleitenden Fatalismus eine Schwächung des Lebenswillens beim einzelnen, wie bei der Masse herbeiführen und dadurch lähmend auf das Ganze wirken könne, daß durch umsichgreifende Wahrsagerei Familienzerwürfnisse zustande kommen, fanatische Handlungen, Aufhetzereien usw."; allein die Kulturschäden dieses verderblichen Aberglaubens vermag er immer noch nicht recht einzusehen; im Gegenteil versichert er: „Der astrologische Unfug kann nur deshalb gedeihen, weil mehr als ein Korn Wahrheit in der Ueberlieferung liegt" (186). Darin ist ihm ja recht zu geben: „Schuld am Unfug ist zum Teil die Wissenschaft (186). Mit dem Zeitalter der sogenannten Aufklärung bereitete sich der mechanistische Weltgedanke vor. Der zunehmende Aufschwung der Wissenschaft und Technik und ihre Resultate wurden für den Kulturmenschen so interessant, daß er keinen Anlaß mehr sah, nach einer anderen Welt auszuschauen. Der materialistische Weltgedanke fand keine ernsten und durchdringenden Widersacher mehr, und aus einem philosophischen Materialismus wurde bald ein praktischer (bisweilen auch umgekehrt). Sein Gefolge war Mammonismus, imperialistischer Kapitalismus. Damit kam die Kulturlüge einer Außenzivilisation. Die Wissenschaft hat den metaphysischen Ursprung des Lebens geleugnet, ohne die ewige Frage und Sehnsucht des Menschen nach dieser Richtung stillen zu können. — Der „Gott", die überweltliche Regie, ging verloren. — In früheren Zeiten stand dem Kapitalismus als Klasse (im Abendland) das wohlgefügte Gebäude der katholischen Kirche gegenüber, das keine Basis für einen allgemeinen Klassenkrieg abgab. Jetzt war die Gesamtpsyche sozusagen mazeriert von dissoziierenden Strömungen. Die andere Seite des Pendelschlages nach metaphysischem Gelände wird keiner aufhalten. — Das Bedürfnis nach Religion, diesmal nicht blind, sondern gepaart mit Wissenschaft, erwacht wieder (189 ff.)."

Schwabs verhängnisvoller Wahn besteht nur in der Gleichsetzung des „Bedürfnisses nach Religion" mit dem „Sinn nach dem Okkulten", in dem verstiegenen Satz: „Die Astrologie führt uns wieder zu den Göttern und dann zu Gott" (192/3), sowie in dem überheblichen Eigendünkel, dieselbe bedeute geradezu ein Allheilmittel für die gesamte Menschheitskultur, „zur Selbsterziehung, für pädagogische Zwecke, für die Rechtswissenschaft, Kunst, Religion, Politik und Völkerkunde, Psychologie, Medizin: Man sieht im eigenen Horoskop seine Seele wie ein Schachbrett, auf dem die Kräfte sich bekämpfen oder ergänzen. Durch ein Horoskop kann man die Charakteranlagen durchschauen, schon eine halbe Stunde nach der Geburt, — kann gefunden werden die rechte Wahl des Berufes, des Umganges, des Ehegatten, die Erkennung von Verbrechertypen, des Grades von Verantwortlichkeit, der Art des Unfalls, der Künstlertalente. Astrologie ermöglicht wieder den Ausblick zu einem großen Organismus der Welt, Zusammenhang aller Dinge, bläst neue Lebenskraft in die absterbenden Sakramente, Embleme und Heiligtümer der Religionen, erklärt Völkerverschiebungen, Kriege, gibt Anhaltspunkte für die Wahl guter Führer, unterscheidet scharf Charaktertypen, vertieft die Analyse der Psyche, gibt Auskunft über die Konstitution und individuell angepaßte Heilmittel" (194 ff.). — Wie kann eine solch universelle Basis für die kulturellen Menschheitsbedürfnisse abgeben, was selbst nichts weniger als auf festem Boden steht? Sollte überhaupt ein Wahrheitskern aus der Astrologie im Fortschritt menschlicher Zukunftsforschung herauszuschälen sein, so würde dieser sich beschränken auf die Möglichkeit gewisser Beeinflussungen des sympathischen Nervensystems, wie der derselbe Verfasser andeutet in seinem Aufsatz über „das sympathische Nervensystem", 1922[8]): „Einzig und allein das Gangliensystem kann uns die Astrologie begreiflich machen. Als Antennensystem nimmt der Sympathikus kosmische Einflüsse auf." Wie man von altersher dem Mond einen bestimmten Einfluß auf die menschliche Körperkonstitution und seelische Verfassung zugeschrieben hat, namentlich bei sog. Mondsüchtigen (21), so könnten noch weitere analoge Beeinflussungen von seiten der Gestirne im allgemeinen durch verfeinerte experimentelle Forschungsmethoden festgestellt werden, mag auch bis jetzt noch gar kein beweiskräftiger Anlauf hiezu genommen sein. Was die derzeitige Astrologie experimentelle Statistik nennt, ist das gerade Gegenteil solider, induktiver Erfahrungswissenschaft; denn es beruht auf der geisttötenden Schablone abstrakter mathematisch-logischer und psychologischer Phantasiespekulation mit einem Unkundige blendenden wissenschaftlichen Scheinapparat zur Täuschung einer sensationslüsternen, nur in einer Art mystischer Selbstbenebelung sich wohl fühlenden modernen Welt.

8) In „Psychische Studien", Jg. 1922, H 10, S 523. Vgl. Eberhard Buchner, Von den übersinnlichen Dingen. Ein Führer durch das Reich der okkulten Forschung (Verlag: Felix Meiner, 1924, S. 105 ff.): „Was bleibt übrig von der Astrologie? In den vielen Fällen, bei denen sie sich bewährte, okkulte Intuition — ihr eigentliches Herz ist die Kombination —, aber auch ein Wirkungszusammenhang zwischen den verschiedenen Weltkörpern. Denken wir etwa an die durch die Mond- und Sonnenanziehung erklärten Erscheinungen von Ebbe und Flut oder an die Beziehungen zwischen den Sonnenfleckenperioden und den erdmagnetischen Phänomenen. — Hat Rudolf Mewes (Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben. 1897) recht, so wickelt das irdische Geschehen sich periodisch ab: Ebbe und Flut im Völkerleben. — Aber warum entscheidet das Horoskop der Geburtsstunde, nicht der viel wichtigeren Zeugungsstunde? Der Astrologe ist ein Mann der sehr willkürlichen Tradition."

P. Expeditus Schmidts Handbuch zu Goethes Faust.

Von Univ.-Bibl. Dr. Anton Dörrer, Innsbruck.

Es ergeht wohl manchem anderen ähnlich wie mir, wenn er vor einem altgotischen Gotteshause steht, das der Barock um- und ausgestaltet hat, daß sich sein Auge an der und jener Einzelschönheit des Gebäudes festklammert, aber der ganze Bau, der Gedanke des Gotteshauses vor den Teilen zurückweicht. Damit möchte ich das Verhältnis und den Eindruck vieler vergleichen, die sich mit Goethes Menschheitsdichtung befassen. Ihnen ist der erste Teil geläufig, sozusagen der Erdenmensch, und nur ungern dringen die wenigen, die überhaupt den Vorstoß wagen, bis ins letzte Heiligtum des Gedichtes vor.

Dr. P. Expeditus Schmidt O.F.M. unternimmt es in seinem Handbuch zu Goethes Faust[1]), den Zusammenhang des gedanklichen Aufbaues zu klären und die Idee der Dichtung herauszuschälen. Er bringt für diese Arbeit besondere Qualitäten mit. Seine theologische Bildung, seine Mitarbeit an den Fragen des Berufstheaters und der Bühnentechnik, seine literarhistorische Schulung und seine eigene künstlerische Begabung sprechen für den neuen Kommentator, der bekanntlich schon vor seiner Dissertation sich mit dem Thema beschäftigt und in verschiedenen Beiträgen zu seiner Literaturzeitschrift „Ueber den Wassern" sowie in Vorträgen sich darüber ausgelassen hat. Wir haben es also mit einer Synthese eingehenden Studiums eines im Vordergrund unseres Literaturlebens stehenden Mannes zu tun, die allgemeine Beachtung erweckt und verdient.

Schmidts Stellungnahme ist im Geleitwort gekennzeichnet: sein Buch will Goethes gewaltige Dichtung in ihrer Ganzheit, also den ersten und den zweiten Teil, verstehen und genießen helfen, den Faden des großen Zusammenhangs festhalten, die hiefür besonders wichtigen Teilstücke eingehender behandeln und an der Hand der Dichtung gelesen sein. Konfessionelle Voreingenommenheit lehnt der Verfasser ab. „Ich habe wie immer so auch hier die große Dichtung aus sich selber, d. h. durch Vergleich vieler einzelnen Stellen und daneben durch Aussprüche des Dichters zu erklären gesucht, die ausdrücklich diesem Werke dienen.... Rückhaltlos gebe ich zu, daß ein gläubiges Auge natürlich gar manches anders sieht als ein ungläubiges." Die Stellungnahme ist klar und deutlich und meines Erachtens dem Buche kaum zum Nachteil. Viele Gläubige werden es begrüßen, von ihrem religiösen Standpunkt aus sich geleitet zu fühlen; viele Andersdenkende werden mit Interesse verfolgen, wie ein Katholik sich diese Dichtung erklärt und zu ihr Stellung nimmt. Zur Versöhnung und Einigung in den wichtigsten Fragen kann das Buch beitragen. Um es gleich vorwegzunehmen, auch die klare Sprache, die Uebersichtlichkeit, die jeder gelehrten oder romantisch

1) Faust, Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenhange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaues dargelegt von P. Expeditus Schmidt O. F. M., Dr. Phil., Verlag Kösel & Pustet K G.-Gesellschaft München, Verlagsabteilung Kempten. Sammlung Kösel, Band 100. 202 S., 1924.

unbestimmten oder belasteten Ausdrucksweise abholde Art, die hie und da etwas eigenwillige Sprache der auslegenden Persönlichkeit werden gleichfalls dem Handbuch förderlich sein. Vielleicht selbst die Abweisung von Baumgartners Standpunkt, deren Tenor an die seinerzeitigen Literaturdebatten anklingt. Sie wird einem Teile das Buch um so interessanter machen und wie einen Gegensatz zwischen Jesuit und Franziskaner erscheinen lassen, während der andere nicht ungern an dieser Achillesferse einsetzen wird.

Es scheint mir P. Expedit besonders geglückt zu sein, den Faust des Reformationszeitalters und anderer Vorläufer Goethes von dem der behandelten Dichtung scharf geschieden und in verschiedene Fragen einzelner Teile neues Licht gebracht zu haben, indem sie aus dem ganzen Lebenswerk erklärt werden. Wir können ziemlich genau unterscheiden, welche Baustoffe Goethe für sein Monumentalwerk übernommen und welche er im Laufe seines langen Lebens selbst gefestigt hat. Aber gerade bei der Länge seines Lebens und bei den vielen Wandlungen, die dieser im Vergleich zu den mittelalterlichen moderne Dichter durchgekämpft hat, ist es schwer, die Dichtung allein aus sich selber zu erklären und doch wieder den Einheitsbau in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen. Letzten Endes wird es bei der Beurteilung dieser Hauptfrage sehr auf die Verfassung, Veranlagung und Einstellung des einzelnen ankommen. Je nachdem wird er die dichterische Einstellung Goethes mehr als religiöses Naturbewußtsein, als poetisch-theatralische Staffage oder als sinnliche Auswertung empfinden. Jedenfalls hat sich Schmidt auf die wichtigste Frage der Dichtung am eingehendsten eingelassen, deren Lösung ich in dem Vergleiche vom Gotteshause, an dem Jahrhunderte gebaut haben, ohne auf die subjektive Note zu verzichten, andeuten möchte. Faust ist eine katholische Menschheitsdichtung, deren Eindruck durch die weitgehende Restaurierung im Sinne Goetheschen Welterlebens in verschiedene Phasen bestimmt wurde. Durch die ungleiche Verteilung starker Lichtgegensätze erreicht der Vorderteil den Eindruck von überraschend malerischer Wirkung des irdischen Erlebens, während das transzendentale Schlußbild wie ein prächtiger Abschluß symbolisch wirkt.

Das interessante Buch fällt auch äußerlich durch seinen Umfang und durch die Auszeichnung, als hundertstes in der Sammlung Kösel zu erscheinen, auf. Das Erscheinen des hundertsten Bandes soll uns eine angenehme Veranlassung sein, auf die Gediegenheit und die Gemeinverständlichkeit dieser hervorragenden Veröffentlichungen wieder einmal hinzuweisen, die wesentlich dazu beitragen, unsere christlich-deutsche Kultur auszuprägen und die neuen intellektuellen Bedürfnisse, psychologischen Wandlungen, kulturellen und sozialen Errungenschaften unserer Zeit mit den christlichen Idealen unseres Volkes zu versöhnen, zu vereinen und zu — bereichern. In diesem Sinne bedeutet auch Schmidts Handbuch zu Faust eine erfreuliche Tat.

Vom Büchertisch.

Liturgia. Eine Einführung in die Liturgie durch Einzeldarstellungen. 1. Gruppe: Abhandlungen über die Liturgie im allgemeinen. 1. Bdchn.: Christus unser Liturge. Von Chrysostomus Panfoeder O. S. B. Matthias-Grünewald-Verlag Mainz 1924. Geb. 1.20 M. — Je zerrissener und zerfahrener unsere Zeit wird, desto sehnsüchtiger wenden sich viele Herzen der unwandelbaren Kirche zu, desto verlangender heben sich viele Hände mit der Kirche zu Gebet und Opfer. Die liturgische Bewegung, die durch die katholische Welt geht, ist ein Ausdruck dieses Verlangens. Soll jedoch diese herrliche Bewegung nicht zum ästhetisierenden Sport werden, ist den suchenden Seelen eine wegkundige Führerhand vonnöten. Diese Führerhand will die neue von den Coesfelder Benediktinern herausgegebene Sammlung „Liturgia" bieten. Zum Unterschied von der hochwertigen Sammlung „Ecclesia orans" soll die neue Sammlung nicht voneinander unabhängige Darstellungen bringen, sondern ein abgeschlossenes Ganzes darstellen: Eine Einführung in die Liturgie, die rein wissenschaftlichen Ballast vermeidet, aber anderseits die liturgischen Fragen doch in ihrer Tiefe aufgreift nach ihrer systematischen, geschichtlichen, dogmatischen und aszetischen Seite, eine Einführung, die dem Gläubigen ohne theologisch liturgische Fachbildung das bietet, was er zum Verständnis der Liturgie und für sein religiös liturgisches Leben braucht. Diese schwierige Aufgabe löst glänzend das eben erschienene, mit vielem Geschmack ausgestattete 1. Bändchen der Sammlung: „Christus unser Liturge". In 3 bei aller Wissenschaftlichkeit doch leicht verständlichen und ansprechend geschriebenen Aufsätzen behandelt der gelehrte Verfasser sein zum Verständnis der Liturgie äußerst wichtiges Thema. Vielleicht hätte es sich empfohlen, die etwas langen Aufsätze in mehrere kürzere abzuteilen. Der moderne Mensch schreckt leicht vor langen Kapiteln zurück und schaut verlangend nach einer leeren Seite aus, mag der Inhalt noch so anregend sein. Man darf sich auf die folgenden Bändchen der so verheißungsvoll eröffneten Sammlung freuen.

Alphons M. Rathgeber.

Entwicklungszüge in der zeitgenössischen Musik von Dr. Hermann Erpf (Wissen und Wirken, Bd. 1). 1922. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe i. B. Preis 30 M. — Dies Büchlein kann man nur loben. Unser zeitgenössisches Musikgeschehen in Komposition und Musikvermittlung ist knapp und übersichtlich dargestellt; die weitere Entwicklung möchte Verfasser in hoffnungsvollere Bahnen hinübergeleitet wissen. Ihm ist es um „moderne" Kunst zu tun, die aufhört, eine Sonderangelegenheit der Fachmusiker zu sein, sondern Ausdruck und Wille der gesamten musikalischen Volkskultur ist. — Nur zwei Einwendungen seien gemacht, sie mögen zugleich als Beitrag für das (auch in vorliegender Schrift erwähnte) Ineinandergreifen von Musikgeschichte und zeitgenössischer Musikpraxis angesehen werden. Die eine betrifft das Verhältnis von Reger und zeitgenössischer Musik überhaupt zu Kirche und Gottesdienst (Seite 24). Hier sieht Verfasser unrecht. Zur Richtigstellung darf ich kurz verweisen auf meine eben erscheinende Schrift „Restauration und Palestrina-Renaissance in der kath. Kirchenmusik der letzten zwei Jahrhunderte"; dort wird über dies Verhältnis ausführlicher gehandelt. Die andere Einwendung richtet sich gegen des Verfassers Anschauungen über die Dur- und Molltonalität, die in folgendem Satze gipfeln: „Weder in fremden Musikkulturen, noch in früheren Zeiträumen unserer eigenen ist das Dreiklangs- und Tonartsprinzip des 19. Jahrhunderts herrschend." (S. 37.) Da können eigens die zwei Spielmannslieder aus dem 13. Jahrhundert angezogen werden, die sich in einer Ueberarbeitung durch den Münch von Salzburg erhalten haben und deren originale Gestalt nun wieder zugängig gemacht ist (siehe meine Abhandlung über die Lieder des Münch von Salzburg im Archiv für Musikwissenschaft 1923). Diese Lieder stellen unsere ältesten erhaltenen Denkmäler volksmäßiger Liedkunst dar; sie ergeben sich in reinster Durtonalität. Und überhaupt, wie ist sich die spezifisch deutsche Liedkunst so treu geblieben vom tiefsten Mittelalter an bis in die Gegenwart herein. Andere Tonalitätsbeziehungen, wie sie in der Periode des Minnesanges und des durchimitierten Stils herrschend geworden sind, wurden immer wieder weggespült von der trotz allem fortbestehenden volksmäßigen Musik und von einer Kunstmusik, die sich als Reaktion aus der gelehrten Musik des Humanismus erhob. Merkwürdigerweise haben aber auch Humanismus und Renaissance mächtig mit Enharmonik experimentiert, nach einigen Jahrzehnten waren dann diese Bestrebungen wieder verschwunden. Darum unterliegt es keinem Zweifel: das „atonale" Musizieren, die Vierteltonmusik usw. bedeuten nur ein Durchgangsstadium, die den indogermanischen Völkern im Blute liegende Dur- und Molltonalität wird wieder obsiegen.

Dr. O. Ursprung.

Die am Leben zerbrechen. Novellen von Henriette Brey. 2. Aufl. (Neuauflage von „Als er gestorben"). Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln. 8° 219 S. — Ein Jahrzehnt liegt zwischen der Erst- und Zweitausgabe dieses schon von vornherein als gewichtig gekennzeichneten Sammelbandes. Inzwischen hat die Künstlerin in Henriette Brey gelernt; das kommt auch der neugeformten Auflage zugute. Was ich schon früher herausstellte, kann ich hier nur wiederholen: Wahrhaftigkeit, Gottes- und Menschenliebe, diese bis zum Hochgrade der Güte und des Erbarmens, durchflammen das Ganze. Hier sieht man wieder einmal, wie der Kreuzesweg körperlicher Fesselung dem Geiste, dem Talent den Königsweg freizugeben vermag. Unter den sämtlich ins helle Licht der Psychologie gestellten acht Stücken hat es mir die zweite Hälfte, darunter vor allem die fünfte und die siebente Novelle, am meisten angetan. — Das Buch bedeutet Aussaat für reiche Ernte.

E. M. Hamann.

Briefkasten.

Zwei Tote. (F. F., Köln.) Es ist Tatsache, daß Kreise der Großindustrie die Reichsregierung dahin unterrichteten, daß der drohende französische Einmarsch ins Ruhrgebiet nicht durch weiteres Nachgeben abgewendet zu werden brauche. Man hatte die Erfüllung satt und versprach sich zuviel von den Mitteln, die später den passiven Widerstand ausmachten. Ueber nähere Umstände, auch den Einfluß von Stinnes, können wohl Parlamentarier private Auskunft geben. Beim Abbau des Ruhrkampfes wurde das Einlenken der Deutschen Allgemeinen Zeitung und die baldige Wiederaufnahme der Arbeit auf den Stinneszechen viel bemerkt. Daß der Einmarsch ins Ruhrgebiet rechtswidrig war, wird durch diese Umstände nicht aus der Welt geschafft. Die geschlossene Abwehr des deutschen Volkes war ebenso berechtigt wie begreiflich.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Otto Ernsts Komödie Flachsmann als Erzieher wurde 1901 im Residenztheater erstmalig gegeben. Seitdem war sie hier, wie vielerorts, ungezählte Male gespielt. Selbst als Buch ist das Stück immer wieder aufgelegt worden. In den letzten Jahren — es kann aber noch nicht allzulange her sein — ist die Komödie von unserem Spielplan verschwunden. Jetzt hat man sie neu einstudiert und zwar im Prinzregententheater. Es ist in den letzten Jahren mehr und mehr gelungen, auf der Riesenbühne intime Schauplätze künstlerisch einwandfrei herzurichten, so daß man die kleine Bühne des Residenztheaters nicht allzusehr vermißt und doch den Vorteil hat, das Stück der weit größeren Zuschauerzahl vorzuführen. Der Erfolg der Neueinstudierung war stark. Wir haben heuer hier so viele Neubelebungen älterer Stücke gesehen, die schnell alterten. Dem gegenüber konnte man mit Freude sehen, wie frisch Flachsmann geblieben ist, wie zündend jede Anspielung aufgenommen wurde, wie die gewiß nicht tendenzlos gesehenen Schulmeistertypen doch wirkliches Bühnenleben haben. Als das Stück neu war, mußte die Kritik auf den Schönheitsfehler hinweisen, daß der Dichter den unfähigen Schulmann zugleich mit einer Urkundenfälschung belastete und so zwar eine bequeme Handhabe fand, ihn aus dem Sattel zu heben, aber den satirischen Pfeilen die Durchschlagskraft nahm. Wir haben heute an dramatischer Unterhaltungsliteratur so weniges, was wirkt und doch ein gewisses künstlerisches Niveau wahrt, daß die Kritik sicher nicht dem Publikum solch harmlos heiteren Abend stören darf. Wohlmuth, dessen sechzigjähriges Bühnenjubiläum wir unlängst feierten, hat den Flachsmann in allen Vorstellungen gespielt und tut dies jetzt wieder in unverminderter Frische. Das ist kultivierte Schauspielkunst jenseits aller heute so beliebten Grimassenschneiderei, deren immerhin geniales Vorbild Pallenberg ist. Die feinabgewogene Leitung des Stückes führte Ulmer, der die Sympathie weckende Figur des Musterlehrers Flemming mit gewinnender Natürlichkeit gab. Noch zwei Darsteller sollen heute erwähnt werden, obwohl auch die kleineren Rollen sehr gut gespielt wurden: Schröder und Höfer. Der erstere feierte sein fünfzigjähriges Jubiläum, aber hinter der Szene im intimen Kreise der Kunstgenossen. Das Publikum sollte, so wollte es der Künstler, nichts davon

erfahren. Es wird wohl wenig Theaterbesucher geben, die sich erinnern, daß Schröder nicht auf der Bühne stand, neben dankbaren auch viele undankbare Rollen mit höchster künstlerischer Sorgfalt verlebendigte. Höfer beging seinen 60. Geburtstag zugleich mit seinem 40. Bühnenjubiläum. Anfangs der neunziger Jahre war er am Ensemblegastspiel der „Münchener" beteiligt, begleitete diese auch auf der Amerikafahrt, wirkte dann in Breslau und Hamburg, bis er unter der Intendanz Speidel nach München ans Hoftheater berufen wurde, wo er unseren phantasiereichsten Gestaltern zuzurechnen ist.

Schauspielhaus. „Schweiger", ein Trauerspiel von Franz Werfel, läßt uns die Frage aufwerfen, ob Wahnsinnige Träger der Handlung eines Bühnenwerkes sein können, welches tragische Wirkung in uns auslösen kann. Unser Gefühl wehrt sich dagegen. Wohl kann der Dichter seine Gestalten auf Wege führen, die in seelische Krankheit münden (Lear, Ophelia), aber Menschen, deren Entschließungen und Taten wir von vornherein nicht nachfühlen können, weil krankhafte Triebe sie leiten, sind schon deshalb dramatisch unbrauchbar, weil sie jenseits einer ethischen Wertung stehen. Franz Schweiger ist Uhrmacher in einer kleinen Provinzstadt. Um ihn weht ein Hauch des Ungewöhnlichen, ja des Heiligen. So läßt es uns wenigstens der Dichter sagen, doch erreicht weder er noch der Darsteller, daß der Eindruck, den Schweiger auf seine Umgebung macht, sich auch uns aufdrängt. Die Sozialdemokraten wollen Schweiger als Kandidaten aufstellen, um aus der Macht, die er auf die Menschen ausübt, Nutzen zu ziehen. Um dies zu verhindern, taucht ein Irrenarzt auf, der ihm enthüllt, daß er nicht immer der harmlose Uhrmacher Schweiger war, sondern ein Gelehrter namens Forster, der in der Psychose ein Kind erschossen hat. Der Arzt rettete ihn, indem er die krankhafte Stelle seines Seelenlebens austilgte und das Erinnerungsvermögen durch Hypnose auslöschte. Ob diese „arisch-psycho-synthetische Therapie", die gegen die Freudsche Psychoanalyse (die übrigens auch in der schönen Literatur viel mißbraucht worden ist) ausgespielt wird, erfunden ist oder einmal erfunden wird, ist für die Beurteilung des Stückes Nebensache. Schweiger vermöchte wohl die Erschütterung seiner Seele zu überstehen, wenn seine Frau ihm beistände; allein diese begeht eine Untat, um nicht ein psychisch belastetes Kind zur Welt bringen zu müssen. Die Einsamkeit, die er fürchtet, weckt eine neue Psychose. (Der Irrenarzt ist mittlerweile von einem anderen Narren ermordet worden.) Schweiger will auf die Menge, die gekommen ist, um ihm zu danken, weil er Kinder von einem brennenden Schiff gerettet hat, schießen. Aber die Waffe entsinkt seiner Hand und er springt aus dem Fenster in die Tiefe. Um Schweigers seelische Rettung müht sich auch ein Geistlicher, der in diesem milden Menschen, in dem doch das „absolut Böse" wohnt, einen Mann von besonderer Berufung zu erkennen glaubt. — Innerhalb dieser schauderhaften Vorgänge können die (zum Teil wenigstens) geistvollen Deduktionen meines Erachtens nur verwirrend wirken. Deutsch, der vorige Woche in den Kammerspielen Grillparzers König Alphons gab, spielte den Schweiger, schlicht und mild von einer fast slawischen Weichheit. Die Erregungsekstase packte, aber über einen interessanten klinischen Fall gelangte die Gestalt doch nicht hinaus. Frl. Tiedemann gab die Frau des Unglücklichen mit herbem, mattem Farbenauftrag, aber überzeugend. Auch die kleineren Rollen waren passend besetzt; im Irrenarzt könnten die starken Willenskräfte, im Geistlichen der mystische Zug stärker hervortreten. — „Kolportage" nennt Gg. Kaiser eine Komödie, die er zum Nutzen der „Kinderfürsorge und des zeitgenössischen Theaters" geschrieben haben will. Der Autor bietet ein Stück ohne literarischen Ehrgeiz. Um eine Kritik gleich vorweg zu nehmen, gab er ihm den Titel „Kolportage" und bog da und dort eine Linie ins Karikaturistische. Eine geschiedene Gräfin vertauscht den ihrem Mann zugesprochenen Sohn gegen ein Proletarierkind. So wächst letzteres als Aristokrat heran, während der echtblütige, der nach zwanzig Jahren aus Amerika zurückkehrt, ein tüchtiger Geschäftsmann ist, der seinem neuentdeckten gräflichen Vater, der sein Vermögen verloren hat, helfen kann. Herm. Bahr hat auch einmal in einer Komödie (Die Kinder) gezeigt, daß die Umwelt stärker auf die Heranwachsenden einwirke, als das Blut, aber es ließe sich wohl mit gleicher Ueberzeugungskraft die Gegenkomödie schreiben. Jedenfalls ist das Stück witzig im Dialog, und die Figuren sind in ihrer komischen Verzerrung dankbar zu spielen, wofür in einem aparten Bühnenrahmen von der flotten Leitung des Herrn Werck gesorgt wurde.

Residenztheater. Den „Geldtopf" und den „Bramarbas" von Plautus hatte Jak. Mich. Reinhold Lenz, der Sturm- und Dranggenosse Goethes, frei nachgedichtet. Wilhelm v. Scholz hat nun diese alten Fassungen nochmals bearbeitet. Dem ersten Lustspiel stand die Transponierung vom Antiken ins Barock nicht übel. Plautus ist derb, seine Bearbeiter auch. Neben dem witzigen Ulk klangen doch auch ein paar tragische Töne, die Zäpfel der Figur des Geizhalses gab. Im Bramarbas war die Antike in die Offenbachsche Operette verzerrt, mit örtlichen Anspielungen bespickt. Graumann hatte sich in der Titelrolle gar ulkig ausstaffiert. Pasetti hatte hier, wie im ersten mit Künstlerlaune sehr komische Bühnenbilder geschaffen. Es wurde auch viel gelacht, aber bisweilen weckte die Lustigkeit auf der Bühne nicht ganz den gleichen Widerhall. Es steht eben nicht mehr Karneval im Kalender, und unsere vornehme Mozartbühne ist nicht ein Theater am Gärtnerplatz. Ein Teil der Zuschauer ruhte nicht, bis Erwin Faber erschien, dessen mitdichtende Regie etwas vom „entfesselten Theater" der Russen hatte.

Gärtnerplatztheater. „Nixchen", Operette von A. M. Willner und R. Oesterreicher, Musik von Oskar Straus. Ein Pariser Lebemann hat sich auf eine weiberlose Insel zurückgezogen. Dort wird er von einer kühnen Schwimmerin, die dem Meere entsteigt, in ihren Bann gezogen, aber das „Nixchen", das eine Filmdiva ist, verschwindet wieder und verlobt sich in Monte Carlo erst noch mit einem Prinzen, bis der Weg nach den üblichen Hindernissen und Mißverständnissen zum Glück frei wird. Die Musik von Straus ist wieder einschmeichelnd, es wird getanzt zu jedem passenden und unpassenden Anlaß und das Publikum ist jedesmal glücklich darüber. Die Stimmen hatten diesmal nicht ihren allerbesten Tag, aber es fehlte nicht frohe Laune.

Lustspielhaus. Zell und Genées Operette Nanon gehört zu jenen Werken aus der Blütezeit der Wiener Operette, denen gegenüber Jean Gilberts Allerweltsmusik sich nicht messen kann. Das Buch hat wirklichen Witz und der Walzer, der sich um die Figuren der tugendsamen Wirtin vom goldenen Lamm, der schönen Ninon de l'Enclos und der alt und frömmelnd gewordenen Madame de Maintenon webt, ist so zündend wie vor 40 Jahren, als ihn alle Drehorgeln spielten. Die mit den Damen v. Heer und Panzer, mit Forstner, Schröger und Rogati in den Hauptrollen sehr gewinnend besetzte, schmuck inszenierte Operette hatte denn auch einen durchschlagenden Erfolg, der ihr zahlreiche Wiederholungen sichert. Auch Pastors Orchesterführung verdient Anerkennung.

Lord Byronfeier. Der Feier zu Byrons 100. Todestag, welche der Bayerische Neuphilologenverband mit einer durch die Osterferien bedingten Verschiebung veranstaltete, haben Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern Aufnahme in ihrem Palais gewährt und sie dadurch über eine Vereinsangelegenheit hinaus zu einer Huldigung des geistigen Münchens vor dem Dichter erhoben. Byron ist nicht der unsere, sein Weltschmerz nicht christlich. Aber er ist echt, und der ganze Charakter des Dichters im Gegensatz zu dem des in manchem verwandten Heine so wahr, daß wir Byron fast so gegenüberstehen können, wie einem antiken Sänger seines geliebten Griechenlands. Der Verbandsvorsitzende gab den Gefühlen des Dankes geziemenden Ausdruck. Im Mittelpunkte der Gedenkfeier standen Byronsche Dichtungen in deutscher Uebertragung von Therese Tesdorpf-Sickenberger und Dr. P. Tesdorpf, Nachdichtungen, die niemals den Eindruck einer Uebersetzung hervortreten lassen, sondern durch die Prägnanz des Ausdruckes und die klangliche Schönheit durchaus als Originale wirken. Mußten wir die Dichterin infolge einer noch nicht völlig überwundenen schweren Erkrankung vermissen, so war der Dichtungen Dr. Tesdorpf ein geschmackvoller Dolmetsch. Einen Teil der Gedichte sprach auch der bewährte Rezitator Dr. O. Fraaß mit den reichen Mitteln seiner eindringlichen Vortragskunst. Die feinsinnig ausgewählte Blütenlese begann mit Byrons erstem Gedicht, einer erschütternden Totenklage, und endigte mit seinem letzten, das der Dichter an seinem 36. Geburtstage am 22. Januar 1824 in Missolunghi schrieb; dazwischen lagen Proben aus Jung Harolds Pilgerfahrt, aus Lara, Hebräische Melodie, Traum, Finsternis, aus der Prophezeiung Dantes, Stanzen zu einer Hindu-Weise u. a. m. Es waren vorzugsweise Dichtungen gewählt, in denen sich Byrons Leben spiegelt. Dr. Tesdorpf gab außer einer Würdigung des Dichters und seiner Beziehungen zu Goethe zwischen den Dichtungen noch manche wertvolle literarhistorische Erläuterung. Teile aus Robert Schumanns Musik zu Byrons Manfred spielte die bewährte Pianistin Lammfromm beifallswürdig. L. G. Oberlaender, München.

Maientrost.

Wie schwer die gold'ne Frühlingssonne
Den Sieg erkämpft nach Wintersnacht,
Bis endlich Lust und Maienwonne
Ueber der ganzen Schöpfung lacht!

Ein Sinnbild kann uns dies bedeuten
Der eisigharten neuen Zeit,
Die selbst dem Herrn will widerstreiten
Und der gebenedeiten Maid.

Doch ob des Regens Böen rauschen
Und Stürme brausen durch das Ried:
Zuletzt wird stets die Erde lauschen
Auf lichter Schöpfung Maienlied.

So muss das Volk sich wiederfinden
Beim lieblichen Marienbild,
Sein eignes Herz neu zu entzünden
Am Mutterherzen treu und mild.

Und mitten in der Stürme Wehen
Ein süsser Trost vom Himmel fällt:
Es ist der Gottesmutter Flehen
Um Rettung für die ganze Welt.

Bruder Silvester.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Woche begann mit einem weiteren beträchtlichen Rückgang des Frankenkurses; mithin werteten die Weltbörsen die Niederlage Poincarés ungünstig. Die Verschlechterung betrug von Samstag bis Montag 5—10%. Der belgische Franken schloss sich der Abwärtsbewegung des französischen an. Auch die Reichsmark wurde im Auslande etwas schlechter bewertet. Das Sinken des Frankenkurses hat die Schwierigkeiten im Metallhandel etwas erleichtert; die Stützungsaktion für denselben ist jedoch noch nicht zustande gekommen. Am Geldmarkt war tägliches Geld reichlicher angeboten. An der Effektenbörse stellte sich nach anfänglicher Zurückhaltung eine Befestigung ein. Die Erleichterung liess auch am zweiten Tage die Kauflust bestehen bleiben. Die grössere Flüssigkeit am Geldmarkt ist auf Steuereingänge bei Gemeinden zurückzuführen, auch werden die Ausleihungen der Golddiskontbank fühlbar. Nach einer neuen Bestimmung der Reichsbank ist zur Errichtung eines Girokontos nur noch eine Einlage von 100 Rentenmark nötig; auch hiervon dürfte eine Erleichterung zu erwarten sein. Der Ausfall der französischen Kammerwahlen hatte auf unsere Börse keinen besonderen Einfluss, da man an ein rascheres Tempo in der Lösung der Anleihe- und Ruhrprobleme noch nicht recht glauben kann. Eine Besserung des Frankenkurses, die auf ein Eingreifen des französischen Finanzministers zurückzuführen sein dürfte, machte die Börse Mitte der Woche wieder etwas unsicher, doch trat dann wieder Befestigung ein infolge von Käufen ausländischer und auch inländischer Gruppen. Aber es fehlt, was nicht wunder nimmt unter den heutigen Verhältnissen, woran man aber immer wieder erinnern muss, das grosse Publikum. Eine neue Unsicherheit brachte die Tatsache, dass die Metallstützung nicht zustande gekommen ist; aber da das angebotene Material rasch Aufnahme fand, so wurde die Tendenz wieder fester. Die Seehandlung (Preuss. Staatsbank) hat wegen grösserer Einlagen flüssiger Staatsgelder die Kreditzinsen herabgesetzt. Auch bei den Grossbanken erscheint eine weitere Erhöhung des Zinssatzes unwahrscheinlich. Die Neigung, Bargeld wieder in Effekten anzulegen, dürfte hierdurch zunehmen. —

Die Reichsbank hat vom 15. Mai ab eine Diskontsperre von Schecks in Beträgen über 1000 Bill. M. (bzw. 1000 Rent.-M.) verhängt, weil der Scheck vielfach als Kreditinstrument missbraucht wird, was seinem Charakter als blosses Zahlungsmittel widerspricht. Es entspricht diese Massnahme der Krediteinschränkung, die zur Sicherung der Währung verfolgt wird. Handel und Industrie werden den Kredit zum Durchhalten ihrer Bestände nicht dauernd aufrechterhalten können. In der Textilbranche, auch auf dem Holzmarkt, zeigt sich ein Preisrückgang, der aus dem Bestreben herrührt, Gelder flüssig zu machen. Der Reichswirtschaftsrat wird eine Rundfrage veranstalten, um die Preisentwicklung für Häute, Leder und Schuhwaren zu prüfen. — Die Passivität unserer Handelsbilanz ist nach wie vor das vordringlichste Problem. Die Belastung durch die Umsatzsteuer ist ungemein hoch. In der Textilbranche wird die Belastung auf 20 bis 25 pCt. des Endproduktes berechnet; bei anderen Industriezweigen, wo diese Steuer 4—6 mal zugeschlagen wird, dürfte die Verteuerung nicht geringer sein. Um unsere Ausfuhr nicht noch weiter zu schädigen, plädieren viele Wirtschaftler auf eine Herabsetzung oder vorübergehende Aufhebung der Umsatzsteuer. Sie können sich auf eine Rede des Reichswirtschaftsministers stützen, der die Untragbarkeit der 2½ prozentigen Steuer zugab. Der Verlust in der Steuereinnahme müsste allerdings getragen werden. Sehr zugenommen hat der Tabakgenuss; hier und im Verbrauch von fremdländischen Lebensmitteln könnte die Selbsterziehung des einzelnen dazu beitragen, ein geringes zur Besserung unserer Handelsbilanz zu bewirken.

Der **Barmer Bankverein** Hinsberg, Fischer & Co. schliesst mit einem Reingewinn von 6,2 Mill. Goldmark ab; Dividende soll nicht ausgeschüttet werden. Die Verwaltung legt dar, dass abgesehen von dem vorjährigen Ueberschuss und wertvollen Immobilienbesitz umfangreiche stille Reserven und Vermögenswerte aller Art vorhanden sind, die in der Goldmarkbilanz in Erscheinung treten werden. Eine Anzahl Niederlassungen müssen auch bei diesem Institute aufgelöst werden.

München. K. Werner.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gb.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.25 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.25 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 22 · München, 29. Mai 1924. XXI. Jahrgang.

Der wahre Fridericus.

Von Dr. Otto Kunze.

Es ist gerade ein Jahr her, da berichteten wir über den Film Fridericus (Nr. 21, 1923). Er ist inzwischen aus der Mode gekommen, der Alte Fritz selber nicht. Als Symbol der Hohenzollernromantik wird er im Gegenteil bewußt gepflegt in Wort, Lied, Bild und Buch. Das Neueste auf dem Feld des Buches ist eine literarische Ausgrabung, die gewissermaßen das politische Testament Friedrichs des Großen sein will. Kein öffentliches an sein Volk, sondern ein geheimes an seinen Nachfolger. Es ist ein kleines Heft und heißt: „Morgenstunden eines Königes an seinen Bruder Sohn 1766. Angehängt ist ein „Glaubensbekänntniß Seiner Königlichen Majestät von Preußen." Beides hat Eugen Freiherr von Massenbach als unveröffentlichte Handschrift aus seinen Familienpapieren herausgegeben. (München 1924. Verlag für Kulturpolitik.) — Die merkwürdige Schrift ist, wie es in der Vorbemerkung heißt, inhaltlich in wesentlich anderer, vergröberter, teils verkürzter, teils verwässerter Form bereits aufgetaucht, zuletzt vor reichlich einem halben Jahrhundert. Die unmittelbare Verfasserschaft Friedrichs II. steht nicht fest. Das Papier aber erweist die Urschrift als zeitgenössisch. Es stammt nämlich dem Wasserzeichen nach aus einer ostpreußischen Papiermühle, von wo der König seinen Bedarf bezog. Auch Stil, Ausdrucksweise und Anschauung sind friderizianisch und deuten mindestens auf die allernächste Umgebung des großen Preußenherrschers. Der Hohenzollernsche Hausarchivar Geheimrat Schuster denkt an den Grafen Herzberg, den staatsrechtlichen Berater und späteren Minister Friedrichs. Herzberg war als dessen besonderer Vertrauter und Geistesverwandter zu solch einer Eckermann-Rolle gewiß geeignet. Mag er nun aus zahlreichen Gesprächen die Niederschrift geformt oder mag der König selbst sie diktiert haben, wir können nicht anders denn sie als echtes Zeugnis annehmen, als Zeugnis eines Regentengeistes, der heute als Vorbild hingestellt wird.

Genau besehen sind Geist und Lehren der Morgenstunden nicht einmal neu. Der Machiavellismus des Herrschers, der als Thronfolger einen Antimachiavell schrieb, die Menschenverachtung des Alten von Sanssouci sind wohlbekannt. Nur so dick eingekocht und gepfeffert, ganz nach dem Tafelgeschmack ihres Urhebers, bekam die Nachwelt sie noch nicht vorgesetzt. — Der Gesellschafter dieser königlichen Morgenstunden ist der „Neveu", der spätere Friedrich Wilhelm II. Ihm hält der erfahrene Oheim einen Regentenspiegel vor. Er beginnt mit dem Ursprung ihres Hauses und schildert, wie und wodurch die Vorfahren auf die Höhe der Macht kamen. Dann umreißt er Lage und Art des Königreichs sowie den Charakter der Einwohner. Es folgt eine Morgenstunde über die Religion, eine über die Gerechtigkeit und dann die zwei ausgedehntesten über die Politik und Staatsklugheit nebst einigen Lebensweisheiten für königliches Auftreten.

Lassen wir Fridericus selbst das Wort. In seinem ungepflegten Deutsch sagt oder schreibt er (Sperrungen von uns):

„Ihr werdet* roth, und noch vergebe ich es euch, aber höret einmahl auf euch so kindisch zu stellen, und wisset ein für allemahl, daß sobald es auf ein Königreich ankommt, man nimmt, raubt und an sich reißt, was man nur immer haben kann, und man hat nicht eher Unrecht, als bis man gezwungen wird, das einmal Eingenommene wiederzugeben. ... Sehen wir auf die *Tugenden und Heldenthaten unserer Vorfahren*; so werden wir sehr leicht überzeugt, daß unser Hauß diesen Tugenden und großen Thaten seine Größe *nicht zu verdanken hat*. ... Ich muß euch überdem versichern, daß der erstere, der sich unsre Krone auf das Haupt gesetzt, einer der *eitelsten und blödsinnigsten Herren* gewesen, und dabey einen sehr ungestalten und pucklichten Körper gehabt hat." (S. 28—30.)

Welche beißenden Zynismen hätte Fridericus über die Siegesallee gehabt! Die grausame Zeichnung des Allerhöchsten Großvaters spricht überdies für die Echtheit. Das hätte kein Höfling erfunden.

Von der Religion:

„Ein König würde seinem Besten sehr zuwider handeln, wenn er zuließe, daß seine *Unterthanen* ohne Religion lebten, indessen handelte ein *Monarch* selbsten *wieder die Vernunft*, wenn er Religion hätte. Merket es euch wohl, mein lieber Neveu, es ist nichts in der Welt, was den Geist und das Herz mehr *foltert und tirannisiert* als die Religion; denn sie kommt weder mit unseren Leidenschaften, noch mit den Absichten der Staatsklugheit überein, die doch ein Monarch allein für Augen haben muß... Kommt es darauf an, von einem vorteilhaften Augenblick Gebrauch zu machen und sich einer *ganzen Provinz* zu bemächtigen; gleich werden sich unseren Augen ein ganzes Heer von Teufeln entgegen stellen, die diese Provintz in ihren Schutz nehmen und verteidigen wollen... Fällt uns bey Verfertigung eines Tractats mit einer angrenzenden Macht nur der Gedanke ein, daß wir *Christen* sind, so ist alles verlohren, und wir sind hinter das Licht geführt." (S. 33.)

Von der Gerechtigkeit:

„Es ist eine ausgemachte Sache, daß so wie uns unsere Unterthanen Respect und Gehorsam schuldig; so sind wir ihnen Recht und Gerechtigkeit schuldig. Wir müssen uns indessen sehr in Acht nehmen, *uns allein* von der Gerechtigkeit leiten und führen zu lassen... Die *Gerechtigkeit* ist ein Ebenbild Gottes. Wer kann in Ausübung derselben zur höchsten Vollkommenheit kommen? Thut man nicht also vernünftiger, wenn man *gar den Vorsatz fahren* läßt, sie vollkommen zu besitzen?" (S. 35/6.)

Es kommt aber noch besser beim Kapitel Politik:

„Sobald die Menschen unter sich eins geworden waren, daß seine Nebenmenschen zu betrügen, die allerniederträchtigste und lasterhafteste Handlung wäre; so gab man sich alle Mühe, einen Ausdruck zu erfinden, der diese Sache nicht so verhaßt vorstellte. Man wählte das Wort *Politique* oder Staatsklugheit als das Zuträglichste. Dieses Wort aber geht ohnfehlbar nur Souverains und regierende Herren an. Denn wer sollte sich wohl unterstehen uns für Betrüger oder für Schelme zu halten? .. Ich verstehe, mein lieber Neveu, unter dem Worte Politik die *äußerste Bemühung*, die man sich gibt, andere Leute zu *hintergehen* .. Ihr könnt hiebey gewiß versichert seyn, daß alle Staaten in der Welt, in diesem Fall, nur eine Laufbahn vor sich haben. Ist dieser Grund festgesetzt, so schämet euch nicht *Aliancen* zu machen, in der Absicht, vor euch *alleine allen Vortheil* daraus zu ziehen; ihr würdet einen recht groben und unverzeihlichen Fehler begehen, wenn ihr nicht diese Alliierte sogleich fahren ließet, sobald ihr euren Vortheil dabey gewahr würdet: und überhaupt muß dies eure Haupt-Maxime seyn, seinen *Nachbaren das Seine zu nehmen* (suum cuique — rapere! O. K.) und seine Länder berauben, ist das Mittel ihm berauben, euch zu schaden." (S. 39/40.)

Fridericus gesteht selbst ein, wie er diese Grundsätze anwandte:

„Sobald meine Truppen diesen Vorzug (besserer Ausbildung) vor andern erhalten hatten; so war meine einzige Beschäftigung alle meine Pretensiones (Ansprüche) zu untersuchen, die ich an unterschiedene Provintzen machen konnte. Vier vorzügliche Hauptumstände stellten sich meinen Augen dar; dieses waren Schlesien, Polnisch Preußen, das Holländische Geldern, und Schwedisch Pommern. Ich richtete meine Augen zuerst auf *Schlesien*, weil diesen Gegenstand am mehresten meine Aufmerksamkeit verdiente, und weil die damahligen Umstände

mir am aller zuträglichsten waren. Die Zeit und meine Nachkommen mögen einen andern Project ausführen." (S. 51/2.)

Die Nachkommen haben das letztere nicht versäumt: Nordsachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt. Wie man über mangelnde Gültigkeit der Ansprüche hinwegkommt, sagt der König etwas später:

„Man muß zwey oder drey Gelehrte an seinem Hofe ernähren, und denen die Mühe überlassen, alle unsere Anforderungen zu rechtfertigen." (S. 54.)

Ein sittliches Werturteil über die Person Friedrichs II. können wir natürlich auf Grund dieser Aussprüche allein nicht fällen. Wir wissen, daß die Reflexion über das eigene frühere Handeln nicht fehlerlos ist. Aber wir wissen, daß der eiskalte Politiker, der bittere Menschenfeind, der zynische Freigeist schon ziemlich fertig war in dem jungen König, der 1740 den Thron bestieg. Die furchtbaren Jugenderlebnisse unter der Tyrannei des Vaters hatten ihn hart gehämmert. Freiherr von Massenbach gibt in seinem Prolog eine feine, in Einzelheiten vielleicht etwas kühne Analyse dieser Erschütterungen. Der eingeborene Ehrgeiz (lieber zwei Königreiche verlieren, als nicht eine große Rolle bei der Nachwelt spielen, S. 57) war bei Friedrich aller Hemmungen natürlicher Gefühle entledigt. Dazu aller Hemmungen der Religion. Unser Büchlein enthält ein Glaubensbekenntnis. Nur ist dies gleich dadurch gekennzeichnet, daß es Se. Majestät „dem protestantischen Minister zu Regensburg haben insinuiren lassen, um dadurch das Directorium über die Evangelische Stände zu erhalten". Was Wunder, daß es ungefähr das enthält, was wir heute unter positivem Protestantismus verstehen! Einzig eine gewisse Freiheit gegenüber verschiedenen lutherisch-kalvinischen Unterscheidungslehren hebt das Bekenntnis von der staatskirchlichen Orthodoxie damaliger öffentlicher Religionsübung ab.

Ist dieser wahre Fridericus nun von Gegnern der fritzischen und preußischen Tradition ans Licht gezogen worden? Weit gefehlt! Aus den Worten des Herausgebers spricht überall diese Tradition selbst. Und Friedrichs Nachfahr Wilhelm II. hat sich in Schloß Doorn die Morgenstunden gnädig vortragen lassen. Ein sonst unbekannter Heinrich Petermeyer schildert das in einem nicht auf der Höhe des übrigen stehenden Anhang. — Es ist wohl das Interessanteste an der ganzen literarischen Episode, daß sie noch zum Ruhm ihres Helden beitragen soll. Sie wird es auch. Die zynische Ablehnung aller Moral in der Politik, die Anbetung des Erfolgs und Verhöhnung des Rechts ist ja offizielle Weisheit in Preußen-Deutschland. Treitschke, Nietzsche, Bernhardi haben sie verkündet. Verblendet hat man sogar die Klugheit des Alten von Sanssouci vergessen, daß derlei nur für die Ohren von Souverains und regierenden Herren, allenfalls von Staatsmännern sei. Ja, selbst die letzte Scham ist gewichen. Die Morgenstunden, dieser Katechismus des Preußentums, dieser Uebermachiavell, sind der deutschen Jugend gewidmet! Welcher Jugend? Der Jugend vielleicht, die sich in Haß- und Racheträumen berauscht? Aus der die Mörder von Erzberger und Rathenau kommen? Die übrige deutsche Jugend weist jedenfalls die Widmung zurück. Sie ist über die veraltete Klugheit hinaus, daß es vorteilhaft sei, den Nächsten zu hintergehen — in der Politik und natürlich dann auch im Privatleben. Die politischen Grundsätze Friedrichs II. sind uns Deutschen nicht zum Guten ausgeschlagen. Niemand traut uns mehr, niemand glaubt uns mehr. Niemand bemitleidet uns um das Unrecht, das wir dulden.

Was ist eigentlich die heutige Fridericus-Mode? Bei den Preußen ein Stück Selbstbehauptung im Unglück, ein natürliches und verständliches Gefühl. Bei den nichtpreußischen Deutschen ist sie eine seltsame Erscheinung. Solange Preußen mächtig war, wehrten sie sich dagegen, ganz besonders die Bayern. Jetzt, wo Preußen geschlagen ist und ohnmächtig scheint, finden sie Gefallen an ihm und seinem sinnbildlichen Helden. Es ist der echt deutsche Zug, dem Schwachen und Verfolgten sein Herz zu schenken. Es ist das Gegenteil preußischer Erfolgsanbetung. Liebe Deutsche! Preußen ist nicht ohnmächtig. Es herrscht in Deutschland, wenn sich gleich die Friderizianer statt des Helms einen Zylinder oder gar eine Ballonmütze aufgestülpt haben. Noske, der eben erst die Selbstbestimmung Hannovers geknebelt hat, sollte euch warnen. Schenkt euer Herz lieber denen, die als Deutsche von Preußen entmündigt worden sind und als Provinzler im Rat der deutschen Staaten nicht mitsprechen dürfen. Seht euch den wahren Fridericus an und urteilt, ob der euer Vorbild sein darf.

Weltrundschau.

Die neue Reichsregierung war bis zum Anfang der letzten Maiwoche noch nicht gebildet. Die Deutschnationalen schlugen als Reichskanzler Tirpitz vor. Als dieser Vorschlag bei den Mittelparteien ein sehr geteiltes Echo fand, nahmen sie Fühlung mit den Völkischen. Ende der Woche folgten neue Verhandlungen zwischen Mittelparteien und Deutschnationalen. Die Entscheidung hing daran, wie sich die Letzteren zum Gutachten der Sachverständigen stellen würden. Hierüber sollte eine Deutschnationale Fraktionssitzung am 26. Mai befinden.

Die Landesvorstandschaft der Bayer. Volkspartei erklärte sich unzweideutig für einen politischen Kurs, der die Staatsautorität wiederherstellt und die Erbschaft des 9. November liquidiert. Dazu gehört auch, daß neue Männer in Bayern ans Ruder kommen. Man scheint das jetzt wirklich in Aussicht zu nehmen.

Düsseldorf leidet unter schweren Bedrückungen durch die französische Besatzung. Die Stadt ist außerstande, eine neue große Artilleriekaserne zu bauen. Auch das Reich kann diese und andere Forderungen im besetzten Gebiet (62 Millionen Goldmark) nicht erfüllen, ohne die deutsche Währung zu gefährden. In Düsseldorf haben nun die Franzosen den Kunstpalast, wo am 1. Juni die Düsseldorfer Kunstausstellung eröffnet werden sollte, neuhergerichtete Konzertsäle, den Zoologischen Garten und 145 Wohnungen beschlagnahmt. Es scheint, als wollten militaristische Einflüsse einer kommenden gemäßigten Regierung Frankreichs bereits entgegenarbeiten.

Der Streik im Ruhrbergbau dauerte die ganze Woche an. Die Bergleute wiesen nach wie vor einhellig jede Mehrarbeit ohne besondere Entschädigung zurück. Kommunisten suchen den Streik politisch auszuschlachten. Große Betriebe wie Krupp und Thyssen mußten infolge Kohlenmangels teilweise stillegen.

Die von der politischen Rechten in Norddeutschland zahlreich angesetzten Deutschen Tage, Schlageterfeiern usw. sind, soweit sie sich unter freiem Himmel abspielen sollten, verboten worden. Die Gefahr von Zusammenstößen mit Linksradikalen und der z. T. aufreizende Charakter dieser Feiern lassen das Verbot nicht grundlos erscheinen.

Die Hannoveraner geben ihren Kampf nicht auf. In einem Aufruf der Deutsch-Hannoverschen Partei heißt es:

Die Vorabstimmung hat einen Erfolg nicht gehabt. 450 000 Stimmen sind für die Sache der Heimat abgegeben worden.

Dieses Ergebnis ist nur möglich gewesen unter einer Vergewaltigung der freien Abstimmung, die ein Hohn auf die Reichsverfassung war.

Selbstverständlich wird die Ungültigkeitserklärung der Vorabstimmung beantragt werden.

Reichskanzler und Reichsinnenminister haben in Hannover gegen die Abstimmung Stellung genommen.

Der gesamte preußische Verwaltungsapparat wurde in den Dienst der Gegenpropaganda gestellt.

Reichs- und Staatsbeamte wurden dadurch in der Freiheit ihrer Stimmabgabe auf das schwerste beeinträchtigt.

Flugblätter und Plakate, zum Teil den preßgesetzlichen Anordnungen widersprechend, wurden amtlich in Massen verbreitet. Sogar in den Gerichtsgebäuden wurden diese Flugblätter aufgehängt.

Die Lüge von der vaterlandsfeindlichen Haltung der „welfischen" Führer wurde erneut durch ganz Deutschland getragen. . . .

Alle Parteien des Landes stellten sich in ihrer offiziellen Führung gegen uns. . . .

Nur wenige mutige und aufrechte Vertreter der großdeutschen Staatsauffassung haben uns in unserem Kampfe gegen den preußischen Partikularismus geholfen.

So sind wir unterlegen, so mußten wir unterliegen. Der preußische Partikularismus, dieser schlimmste Feind wahrhafter deutscher Einheit, der Mitschuldige an unserem Zusammenbruch, darf triumphieren.

Es wird ein kurzer Triumph sein — es muß ein kurzer Triumph sein um Deutschlands willen. . . .

Es muß in Hannover jetzt ein Ende haben mit jeder Rücksichtnahme auf Parteien, Gruppen und Personen, die den preußischen Partikularismus über die großdeutsche Staatsidee stellen.

Es muß jetzt ein Ende haben mit aller falschen Scheu, Dinge und Menschen, die Deutschland mit ins Unglück gestürzt haben, das hannoversche Land und Volk vergewaltigen, nicht beim richtigen Namen zu nennen. . . .

Die 450 000 Männer und Frauen, die sich trotz aller Unterdrückung und Beschimpfung zum großen Deutschland, zu dem Gedanken des Rechtes und der Treue bekannt haben, sind das Gewissen des hannoversch-niedersächsischen Volkes!

. . . Wir beugen uns, wie vor 58 Jahren, so auch diesmal unter Gottes Hand. Aber wir vertrauen fest darauf, daß das Unrecht, die Lüge, die Gewalt nicht dauernd triumphieren kann.



Ein freies Hannover in einem deutschen Deutschland bleibt das unverrückbare Ziel unserer Arbeit!

Ein Hospitantenverhältnis Deutsch-hannoverscher Abgeordneter zum Zentrum findet im neuen Reichstag nicht mehr statt.

Nach einer Erklärung Mussolinis, der Besprechungen mit belgischen Staatsmännern gepflogen hat, ist eine interalliierte Konferenz für Anfang Juli vorbereitet.

Die neue italienische Kammer wurde am 24. Mai unter großem Gepränge vom König eröffnet. Die Thonrede sprach sich für eine starke, aber friedliche Politik aus.

Gestorben ist Prinz Alexander von Hohenlohe, Sohn des einstigen Reichskanzlers; ein bemerkenswerter Vertreter des Pazifismus.

Der hessische Föderalismus.

Von Will Scheller, Kassel.

Am 9. November 1918 hat mit dem Zusammenbruch des deutschen Kaiserreiches auch die Stunde für die Liquidation der innerdeutschen territorialen Staatsverhältnisse geschlagen. Dieser Vorgang erfolgte ganz automatisch mit einer Logik, die sich aus dem staatsrechtlichen Zustandekommen des Kaiserreiches ergab, und war so handgreiflich, daß er keiner besonderen formaljuristischen Sanktion bedurfte. Gleichwohl hat er eine solche in dem Artikel 18 der neuen deutschen Reichsverfassung gefunden, welcher bekanntlich „die Neubildung von Ländern innerhalb des Reichs" oder „Gebietsänderung" gemäß dem durch Abstimmung festzustellenden Willen der Bevölkerung und durch das Mittel eines einfachen, bez. verfassungändernden Reichsgesetzes vorsieht.

Das Zustandekommen dieses wichtigen Artikels gründet sich auf die der Nationalversammlung wohlbewußten Bestrebungen in einzelnen deutschen Ländern, den durch die Liquidation der innerdeutschen territorialen Staatsverhältnisse bewirkten — sozusagen fließenden — Zustand zu beseitigen und zwar durch einen innerdeutschen Umbau, der den bei der Reichsgründung von 1871 nicht genügend berücksichtigten stammesgeschichtlichen und wirtschaftsgeographischen Verhältnissen weitestgehend Rechnung tragen soll. Derartige Bestrebungen sind bald nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs in Schlesien, Schleswig-Holstein, Hannover, im Rheinland und in Hessen zutage getreten; und zwar zugestandenermaßen aus der Erwägung der Dringlichkeit einer einheitlichen Neuordnung des deutschen Vaterlandes heraus.

Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß diese Bestrebungen zum weitaus größten Teil nicht erst durch den Umsturz hervorgerufen und etwa mit ihm in ursächliche Verbindung zu bringen sind; sie liegen vielmehr in einzelnen Motiven Jahrzehnte zurück und konnten sich nur erst in vollem Umfange entfalten, als die äußeren Umstände dies ermöglichten und erheischten. Diese geschichtlichen Zusammenhänge werden besonders deutlich an der Entwicklung, welche die Bestrebungen in Hessen aufzuweisen haben.

Hier hat es stets Persönlichkeiten und Kreise gegeben, welche die innerdeutsche Entwicklung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nur als ein Unrecht am Hessenlande allein, sondern am deutschen Volke, am Reichsgedanken und an der rechtlichen Staatsauffassung schlechthin betrachteten. Ein ruhmreicher Sproß der Familie von Ketteler, Wilhelm Emanuel, Bischof von Mainz, hat in seinem heutigentags geradezu prophetisch anmutenden Buch „Deutschland nach 1866", dem Werk eines tief deutsch und wahrhaft christlich empfindenden Mannes, diese Vorgänge rücksichtslos und mit ebensoviel Sachlichkeit wie Offenheit gegeißelt und die denkwürdigen Worte ausgesprochen: „Wir Deutsche haben viele traurige Ereignisse in der deutschen Geschichte zu beweinen; wir wissen nicht, ob eines diesem gleichkommt . . ." Es war ferner die Hessische Rechtspartei, die vor allem durch den Mund ihres 1921 dahingegangenen großen Führers, des Pfarrers Wilhelm Hopf[1]) das Bewußtsein des im Jahre 1866 an Deutschland verübten Unrechts wachhielt und den Gezeiten der materialistischen Verseuchung der deutschen Oeffentlichkeit zum Trotz hinüberrettete in eine Epoche, die zwar durch die vollkommene Vernichtung der äußeren Machtstellung Deutschlands zu den traurigsten, durch die Möglichkeit einer inneren Gesundung Deutschlands aber auch zu den hoffnungsreichsten der deutschen Geschichte gehört.

[1]) Verfasser des Quellenwerkes „Die deutsche Krisis des Jahres 1866" (Melsungen[2] 1899) und Herausgeber der bis 1921 erschienenen Hessischen Blätter.

Der Gedanke des Rechts genügte freilich nicht, um eine politisch wertvolle neue Bewegung in Gang zu bringen. Der von führenden Männern aus allen Kreisen der kurhessischen Bevölkerung unterzeichnete erste Aufruf des gegen Ende 1918 in Erscheinung getretenen Hessischen Volksbundes enthielt im wesentlichen neue Gedanken, vor allem die Gedanken der Zweckmäßigkeit, die in der Forderung sich kundtaten, daß durch eine Zusammenlegung der zerrissenen hessischen Gebietsteile zu einem lebensfähigen Ganzen ein brauchbarer, kräftiger, tragfähiger Baustein zum Neubau des Reiches, ein fruchtbares Mittel zur Beseitigung der Kleinstaaterei geschaffen werden möge.

Der Hessische Volksbund ist allmählich das Sammelbecken aller derjenigen Wünsche geworden, die in der Heimatkultur die Keimzelle der Gesundung Deutschlands erblicken. Indem er aber anderseits von einer Fusion mit der Hessischen Rechtspartei absah, weil er von Anfang an die Vereinigung Kurhessens mit Hessen-Darmstadt anstrebte und, über den Parteien stehend, die Gesamtheit der Bevölkerung zu gewinnen sucht, kämpfte und kämpft er einen schweren Daseinskampf. Insonderheit sind es Mißdeutungen verschiedenster Art, die von links und rechts ihm den Weg erschweren. Von links wird er oftmals dynastischer Umtriebe verdächtigt, rechts wird seine Abkehr vom Preußentum als Reichsverrat aufgezäumt und beide Seiten haben nicht vor den lächerlichen und beklagenswerten Unterstellungen des Partikularismus und des Einvernehmens mit dem Feinde zurückgeschreckt.

Um diesen bösartigen, mit großem Aufwand betriebenen Verleumdungen wirksam zu begegnen, hat der Hessische Volksbund vor fünf Jahren die Herausgabe einer Monatsschrift „Hessen" in die Wege geleitet, die jetzt zu einem unter dem Titel Hessische Zeitung in Kassel erscheinenden „Wochenblatt für Deutschtum und Heimat" ausgebaut worden ist. In ihr führt er den ihm aufgezwungenen Kampf durch und in seinen Leitsätzen hat er die Ideen, deren Verwirklichung er anstrebt, in volkstümlicher Form zum Ausdruck gebracht.

Aus letzteren geht klar und deutlich hervor, daß die hessische Bewegung nichts will als die ehrliche und tatkräftige Mitarbeit am Neubau des Reiches, wobei allerdings für erforderlich gehalten wird, daß die Mängel des alten Reichsgebäudes zuvörderst beseitigt werden, die vor allem in dem Vorhandensein einer Mehrzahl kleiner und kleinster Bundesstaaten und in dem Uebergewicht und der Vorherrschaft eines einzigen großen Bundesstaates über alle anderen bestanden haben und noch immer bestehen. Die verfassungsmäßige Neugliederung des Reiches auf stammesgeschichtlicher und wirtschaftsgeographischer Grundlage, ein die Natur des deutschen Volkes erst wahrhaft berücksichtigender Neubau soll und kann Deutschland allein widerstandsfähig machen gegen die weiterhin drohenden Erschütterungen des Kulturlebens. In dem Bewußtsein, daß der hessische Volksstamm seit Menschengedenken eine der bedeutsamsten Verkörperungen des Deutschtums gewesen ist, erstreben die hessischen Aktivisten die Wiedervereinigung aller von Hessen bewohnten Gebiete zu einem lebens- und leistungsfähigen Gliedstaat des einigen Deutschen Reiches.

Damit gehen sie nicht einmal so weit wie die Reichsverfassung selbst, die geradezu eine Neubildung von Ländern vorsieht. Die Wiederherstellung eines Landes aber, das schon einmal bestanden und im Rahmen des Reiches wichtige Aufgaben erfüllt hat, kann logischerweise nicht gut als Neubildung, geschweige als Phantasterei bezeichnet werden. Die im Hessischen Volksbund vereinigten Männer und Frauen aller Berufs- und Gesellschaftskreise lehnen jede Zwangswirkung ab und maßen sich auch in den Einzelheiten ihrer Forderungen keine Endgültigkeit an. Aufs entschiedenste aber weisen die Leitsätze jeglichen ausländischen Einfluß auf die Angelegenheit zurück, deren rein deutscher Charakter nicht oft genug betont werden kann. Für den geforderten hessischen Gesamtstaat aber wird in erster Linie Folgendes verlangt: uneingeschränkte Reichsunmittelbarkeit und nach dem Grundsatz der gleichmäßigen Verteilung von Recht und Pflicht die Selbstverwaltung auf den Gebieten des Landesrechts, der Kirche, des Unterrichts, des Bauwesens, der Kunstfürsorge, der Landwirtschaft und Forstkultur, sowie das Recht der Ernennung von Richtern und Staatsdienern, ferner die Verwaltung des Landesvermögens und der Steuererhebung im Rahmen allgemeiner Reichssätze. Verworfen werden anderseits alle Sonderrechte der Gliedstaaten, für das Reich hingegen die einheitliche Zusammenfassung der-

jenigen allgemeinen Angelegenheiten erstrebt, die, wie beispielsweise die äußere Politik und diplomatische Vertretung, oder die bürgerliche, soziale, Straf- und Handelsgesetzgebung, ihre Durchführung naturgemäß in der Reichsgewalt finden müssen.

Unzweideutig hat der Hessische Volksbund es ausgesprochen, daß er im Reich eine unlösliche Einheit erblickt. Wie sehr der deutsche Gedanke im Vordergrunde seiner Absichten steht, geht auch daraus hervor, daß er in einem besondern Leitsatz die Reichseinheit für unvollkommen erklärt, solange die deutsch-österreichischen Länder noch nicht in ihren Rahmen einbezogen sind.

Es ist nur natürlich, daß die hessische Einheitsbewegung in Kurhessen die stärksten Wellen schlägt, denn die Bewohner von Hessen-Darmstadt haben ja bereits, was die Kurhessen erst erstreben und mit jenen gemeinsam besitzen wollen. Anderseits aber ist nicht zu verkennen, daß die Bewegung in Hessen-Darmstadt durchaus latent ist und in dem Augenblick aktiv wird, in dem die Angelegenheit ihre Spruchreife erlangt hat. Im übrigen wird innerhalb der hessischen Einheitsbewegung nichts Bedeutendes beschlossen ohne unmittelbare Fühlungnahme und ersichtliche Uebereinstimmung beider Teile. Manche wertvolle Initiative, manche wirksame Kundgebung ist von seiten Hessen-Darmstadts ausgegangen. So ist zu hoffen, daß der große Aufwand an Idealismus, den die hessische Einheitsbewegung aufbringt, zum Segen des Hessenlandes nicht nur, sondern auch des ganzen deutschen Reiches einmal praktische Geltung gewinnt.

Sechs Monate Direktorium in Spanien.

Von Gustav Stezenbach, Freiburg i. B.

Eigentlich sind es schon über acht Monate seit dem Staatsstreich vom 13. September 1923. Damals hatte der Diktator seine Amtszeit auf etwa 3 Monate, später auf 6 Monate berechnet. Heute spricht er von einem Jahr oder noch längerer Dauer, je nach der Notwendigkeit. Keinesfalls will Primo de Rivera, den der König zum Granden erhoben hat, von seinem Posten weichen, ehe er das Staatswesen auf neue Grundlagen gestellt hat. Anläßlich seines sechsmonatlichen Amts„jubiläums" empfing er die Direktoren der Madrider Zeitungen, aber auch den Berichterstatter des Pariser Temps. Und diesem machte er gar nicht den Eindruck eines Mannes, der seinen Sturz befürchten muß, sondern M. Galtier schreibt ausdrücklich, „man glaubt nicht mehr an die Gerüchte von seinem Sturz; er macht den Eindruck eines Menschen, der völlig zielbewußt vorgeht und keinen Augenblick an dem Gelingen seines Werkes zweifelt". Bei dem Gerüchte von seinem bevorstehenden Sturz war der Wunsch der Vater des Gedankens.

Zweifellos gibt es Kreise, die alle Hebel in Bewegung setzen, den Mann zu stürzen, der es gewagt hat, ihre Zirkel zu stören. Zuerst wurden ein oder mehrere Scharmützel mit den Mauren in Marokko auf dem Weg über die Daily Mail und französische Sensationsblätter zu einer neuen Katastrophe aufgebauscht und sogar berichtet, Melilla stehe in Flammen. Mit diesem Börsenmanöver, das war es zugleich, sollte das Volk und die Presse gegen Primo de Rivera eingenommen sowie Beunruhigung und Mißtrauen gesät werden. Allmählich stellte sich die Wahrheit heraus und der Diktator ließ den Hauptschuldigen dieser Pressematadoren verhaften und über die Grenze abschieben. Gegen die Börsenspekulanten aber leitete er eine strenge Untersuchung ein. Das zweite „Verbrechen", das er beging, war schon schlimmer. Die Häupter der Freimaurerei hetzten zur Revolution gegen den Diktator auf, besonders unter Mißbrauch des schöngeistigen Instituts Athenäum, das deshalb von Primo de Rivera geschlossen wurde. Als man den bekannten Vizerektor der Universität Salamanka und republikanischen Exdeputierten Miguel Unamuno (übrigens mit Lerroux der Hauptkriegshetzer gegen Deutschland) überführte und seinen revolutionären Briefwechsel beschlagnahmte, da machte der Diktator kurzen Prozeß und ließ Unamuno, das Haupt der spanischen Freimaurerei, ferner die gleichfalls revolutionärer Umtriebe überführten republikanischen Exdeputierten Soriano und Ortega sowie den bekannten Marqués de Cortina, den Freund des Grafen Romanones, der in einer Fachzeitschrift einen unzensierten Artikel gegen die Finanzpolitik des Direktoriums veröffentlicht hatte, verhaften und nach der kleinen kanarischen Insel Fuerteventura verbringen. Nur Cortina durfte nach kurzer Zeit wieder zurückkehren. Man kann sich denken, daß die Logenkreise nach Rache lechzen. Aber den Diktator läßt das offenbar kalt, obwohl Romanones, der in Paris weilte, drohend einem Ausfrager seine Rückkehr nach Spanien ankündigte mit der Absicht, dort den Kampf gegen die Unterdrückung der Freiheit und der Verfassung aufzunehmen. Wenn Romanones so zu sprechen wagte, so fühlt er sicher hinter sich die Macht des französischen Großorients, dessen Vertrauensmann er ja schon während des Krieges war. Primo de Rivera mag sich also vorsehen, daß er nicht eines Tages das Schicksal seines Vorbildes Prim erleidet.

Einzelne Mißerfolge, wie der unvermeidliche in der Tangerkonferenz, die Spanien mit einigen kleinen Zugeständnissen abspeiste, Frankreich aber zum Herrn des „internationalisierten" Tanger machte, ferner der nur Italien günstige, die spanische Industrie aber schwer schädigende spanisch-italienische Handelsvertrag hatten in Spanien sehr enttäuscht und Mißstimmung hervorgerufen. Dasselbe bewirkte auch die den Spaniern so vorkommende lange Dauer der Vorbereitungen für die inneren Reformen. Es schien, als sei Primo de Rivera auf einem toten Punkt angelangt. Man übersah die von ihm bewirkten riesigen Ersparnisse im Staatshaushalt, die bedeutende Erhöhung der Staatseinnahmen. Natürlich machte er sich durch den Abbau der überflüssigen Beamten (25%), die nur Staatspensionäre waren, viele Feinde. Manchen Kanzleien, so sagte der Diktator zu M. Galtier, waren 40 Beamte zugeteilt, während nur deren vier nötig waren und arbeiteten. Inzwischen haben aber auch die Reformen eingesetzt. Der Reinigung der Gemeindeverwaltungen von dem Unrat der Korruption (viele Hunderte von Amtsträgern wanderten ins Gefängnis) folgte das neue Gemeindewahlgesetz, im wesentlichen nach Mauras von den Kammern einst genehmigtem Entwurf. Es sieht Verhältniswahl vor, sowie die Wahl des Gemeindepräsidenten durch den Gemeinderat, aber nicht aus dessen Mitte, und für die Gemeinden unter 1000 Einwohnern die Gemeindeversammlung der Einwohner wie im Mittelalter zu Kastilien. Merkwürdig ist dabei seine Auffassung des Frauenwahlrechts, das nur die unverheirateten, selbständigen, ferner die verwitweten und getrennten Ehefrauen erhalten, die Haushalts- oder Familienhäupter sind. Denn — die Verheirateten stehen ja unter der Oberhoheit des Mannes. Mit einem Militärgesetz wurde die bisher in Spanien übliche dreijährige Dienstzeit durch die zweijährige ersetzt und das Institut der Einjährig-Freiwilligen für die gebildeten Berufe eingeführt, die ihre Verpflegung bestreiten und je nachdem 2—5000 Pesetas für Ausrüstung bezahlen müssen. Die Zahl der Schulen wird vermehrt, die Lehrerbezahlung erhöht, ein nationaler Wirtschaftsrat wurde errichtet für Handelsverträge, Zoll- und Produktionsfragen. Erwähnt sei ferner die Erweiterung der Zuständigkeit des Obersten Gerichtshofes als Staatsgerichtshof gegen Minister und Abgeordnete, ferner die geplante Zusammenfassung der sozialen Gesetzgebung zu einem Kodex, die diesmal wirkliche Aufhebung der Juntas de Defensa, der Offiziersjunten zur Verteidigung der Staatsautorität, deren Aufgaben das Direktorium selbst übernahm und die Errichtung eines Ratskollegiums für Vorschläge zur Besetzung von kirchlichen Aemtern in Ausübung des Königlichen Patronats. Primo de Rivera erklärte, er werde einer von ihm einberufenen Versammlung der Stände des Landes, der Universitäten, der Industrie, des Handels, der Arbeiter, kurz des ganzen denkenden und schaffenden Spanien, einen Bericht über seine Arbeit vorlegen. Er suche dazu Männer, die fähig seien, alle die Probleme zu beherrschen; daß die alten Parteien wiederkehren, glaube er nicht, wohl aber einzelne Personen. Dafür neue Gruppen und neue Programme. Die Armee sei durchaus einig; auch der Prozeß wegen der Verantwortlichkeit für Marokko (bei welchem der frühere Oberkommissar General Berenguer zum Tod verurteilt wurde) nehme einen ruhigen Ausgang. Es waren nämlich anläßlich des Rücktritts des Generals Aguilera vom Amt des Vorsitzenden im Obersten Kriegsrat Gerüchte entstanden über Meinungsverschiedenheiten im Offizierskorps, besonders weil der über 80jährige General Weyler, der immer wieder einspringen muß, zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Den Oberbefehl in Marokko hatte der Kriegsminister unter Garcia Prieto, General Aizpuru, übernommen. Mit den Rifkabylen erklärte Primo nur auf Grundlage des Protektorats Spaniens über das Rif Frieden machen zu können, weil ein selbständiger Rifstaat eine Gefahr für den Verkehr und dessen Sicherheit bedeute. — Die militärischen Zivilgouverneure werden jetzt durch wirkliche Zivilgouverneure ersetzt, der erste Schritt zum Abbau der Militärherrschaft. Primo de Rivera hat neben oder mit der Somatenbürgergarde eine Art

Vaterlandspartei oder Einheitspartei gründen lassen, in die jeder patriotische Spanier, gleichviel welcher Partei er früher anhing, eintreten kann. Es ist die Union patriotica, die einzige Partei, für die er Agitation duldete. Romanones und Alvarez, die schriftlich um Freigabe der politischen Agitation nachsuchten, wurden brüsk abgewiesen und auf später vertröstet. Da Episkopat, Klerus, Mauristen und Katholiken für die Union arbeiten, wird Primo de Rivera in der liberalen Auslandspresse als klerikal verschrien. Die Linksliberalen und Sozialisten haben sich zu einer sog. Arbeiterpartei vereinigt, die etwa 600 000 Mitglieder zählen soll.

Manche Ursache der Mißstimmung besteht freilich noch immer fort. Die offenbar als zu hart empfundene Behandlung auch der harmlosen katalonischen Veranstaltungen, die strenge Preßzensur, die täglich weiße Lücken in den Zeitungen schafft u. a. m. In der auswärtigen Politik erregte es Aufsehen, daß der Vertreter Spaniens, Admiral Magaz, Vizepräsident des Direktoriums, bei der Seeabrüstungskonferenz in Rom die Konferenz verließ und der Presse die Haltung Spaniens, das der Abrüstung nicht unbedingt ablehnend gegenüberstehe, aus seiner Küstenbeschaffenheit und seinen Verteidigungsnotwendigkeiten erklärte. Aufsehen erregte auch die Absage des Besuchs des Königs von Rumänien. Mussolini soll die Absage an Rumänien mit der Drohung erzwungen haben, daß dann der Gegenbesuch Viktor Emanuels in Madrid unterbleibe. In Rumänien hat ja das Vorgehen des Diktators gegen Unamuno zu Protestkundgebungen geführt. Aber der wirkliche Grund der Absage war wohl doch der Wunsch Italiens, das Rumänien isolieren will und zwar Sowjetrußland zuliebe, mit dem Italien gern in Wirtschaftsbeziehungen träte. Uebrigens hat auch in Italien die Verbannung Unamunos ein mißtönendes Echo hervorgerufen. Gabriele d'Annunzio, Fürst von Montenevoso, wettert gegen den Diktator, dessen Werk so gern mit der faschistischen Erneuerung Italiens durch Mussolini verglichen wird, und stimmt in den Protest der Pariser Sorbonne und französischer Schriftsteller, wie Anatole France u. a. ein. Primo de Rivera erwiderte auf diesen Protest kalt, Unamuno werde wissenschaftlich sicher überschätzt; er habe dessen Werke sämtlich gelesen, aber keinen einzigen eigenen Gedanken darin gefunden. Man sieht, dieser Mann läßt sich nicht so leicht durch irgend einen Rummel einschüchtern. Er hat offenbar feste Nerven. Wenn es ihm glückt, die Marokkofrage befriedigend zu lösen, was meines Erachtens nur im vorläufigen Verzicht auf Marokko geschehen kann — aus dem Tausch Melilla-Ceuta gegen Gibraltar scheint nichts werden zu wollen —, dann kann alles gut werden. Spanien sollte hier dem Beispiel Italiens in Abessynien folgen und auf diesen Imperialismus, der nur vergebliche Opfer an Gut und Blut fordert, verzichten. Daß in der Innenpolitik Primo de Rivera keine Schwäche zu zeigen gedenkt, beweist sein Verbot der Feier des 1. Mai. Der Diktator wollte den Sozialisten den 1. Mai zuerst freigeben. Als er aber las, die Sozialisten wollten die Kundgebung zu einem Manifest für ihre Forderungen benutzen, verbot er die Feier völlig. Hoffentlich gelingt es ihm, allen Schwierigkeiten der Lage bald Herr zu werden und durch Einberufung eines berufsständischen Parlaments der Welt den Weg zu zeigen zur Befreiung vom Joch des Parlamentarismus und der Formaldemokratie, die statt zur Ständepolitik zur Interessenpolitik führte, in Spanien und anderwo.

Die Frankfurter Zeitung veröffentlicht von Zeit zu Zeit sehr abfällig gehaltene Berichte über die Tätigkeit des Diktators, begreiflich vom Standpunkt ihres Lieblings Melquiades Alvarez. Dagegen stellt die Neue Zürcher Zeitung objektiv fest, daß die Stellung Primo de Riveras wieder bedeutend stärker geworden ist und nicht so leicht erschüttert werden kann. Die abfälligen Urteile des Frankfurter Blattes über Primo de Riveras Finanzwirtschaft werden dadurch widerlegt, daß die neue innere Anleihe achtfach gezeichnet wurde! Der Diktator hat also das Vertrauen der Finanzwelt. Erst jetzt wird eine Rede des Königs Alfons bekannt, die er im Mai 1921 in Cordova gehalten hat und in welcher er sich mit den inneren Zuständen seines Landes unter dem parlamentarischen Regime beschäftigt. Bisher war diese Rede von den spanischen Kabinetten unterdrückt worden, weil sie den Finger in die Wunde legt und die Bestätigung der vom ganzen spanischen Volk begriffenen Wahrheit von höchster Stelle enthält, daß die parlamentarischen Berufspolitiker und die Cliquenwirtschaft die Schuld an den trostlosen inneren Zuständen der Monarchie tragen. Gleichzeitig enthält die Rede einen nicht undeutlichen Wink für eine Bewegung, wie sie letzten Endes von Primo de Rivera durchgeführt wurde. Und das ist auch der Grund für die Veröffentlichung der königlichen Aeußerung jetzt, wo der Diktator-General seine Volkstümlichkeit und innere Stellung stärken zu müssen glaubt. Der König sagte in Cordova u. a. Folgendes:

„Eure Klagen kenne ich nur zu gut, aber helfen kann ich euch nicht. Wenn ich den Cortes etwas vorschlage, so dringt es bis zum nächsten Regierungswechsel nicht durch. Dann muß ich es neuerlich verlangen und erleben, daß nun diejenigen, die zuerst als Regierungspartei für meinen Antrag waren, als Opposition dagegen sind und umgekehrt. So kann man nicht regieren, und das sage ich euch, der schließlich seit neunzehn Jahren euer König ist und es am besten wissen muß. Aber helfen kann ich auch nicht, denn ich bin kein absolutistischer Herrscher und habe geschworen, diese Verfassung zu halten. Wie ich die Sachlage kenne, gibt es nur eine Abhilfe: daß von den vernachlässigten Provinzen eine Bewegung zur Sanierung dieser Zustände eingeleitet wird."

Hoffnung.

Von Geh. Archivrat Dr. Jos. Weiß, München.

Waldesrauschen, Mondesblinken,
Schweigend in der dunkeln Nacht,
Wo die weißen Nebel winken
In der nord'schen Märchenpracht.

Sitzend auf der Brücke Steinen,
Deutschland — ach, wir dachten Dein!
Durften wir nicht herzlich weinen,
Mußten wir nicht traurig sein?

Und es zündet in den Herzen
Zornesflamme heiß die Nacht
Und der Mond stillt nicht die Schmerzen,
Der so still herniederlacht.

Weh! Daß Du so tief gefallen,
Du der Länder schönste Zier!
Fluch den falschen Lügnern allen,
Die den Kranz zerblättert Dir!

Deutsches Volk, Du Schmuck der Erden
Jetzt so freventlich zertheilt!
Wird's denn nimmer besser werden,
Nimmer dieser Schmerz geheilt?

Ja, noch kannst Du fröhlich hoffen,
Denn es nagt ein grimmer Schmerz,
Eine Wunde, heiß und offen,
In der Söhne treuem Herz.

Und es geht ein tiefes Gähren
Durch des deutschen Volkes Brust:
„Nein! Nicht länger darf es währen!"
Ruft es rings voll Todeslust.

Hörst Du nicht schon Schwerter klirren?
Bald, bald nahet sich die Zeit,
Wo die Raben nicht mehr schwirren
Und ersteht die Herrlichkeit.

Wenn der Mond dann wieder scheinet
Ueber Wald und Berg und Feld,
Schaut er wie vor tausend Jahren
Auf die freie deutsche Welt.

Dieses Gedicht steht auf Seite 24 ff. der Juni-Nummer (Nr. 6) 1866 (X. Jahrg.) des „Correspondenzblattes des Philistervereins und der Verbindung Aenania". Von wem ist es? Es könnte von Eichendorff sein, so stark verrät es dessen Form und Gesinnung. Es stammt aber von einem damaligen Aenanen; alle die vielen, teils guten, teils schlechten Gedichte pflegte das genannte Correspondenzblatt aus dem Kneipzeitungsarchiv der Verbindung zu bringen. Veröffentlicht hat es der Herausgeber des Correspondenzblattes, Hermann Streber, Religionslehrer am Münchener Wilhelmsgymnasium, ein Sohn des bekannten Münzforschers Univer.-Prof. Franz Streber, Gründers des „Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit" und des (Vincenz-) „Vereins zur Unterstützung armer Studierender". Hermann Streber wurde 1870 als Religionslehrer wegen angeblicher „Umtriebe zugunsten des Infallibilitätsdogmas" entlassen und starb 1896 zu Tölz als Dr. theol. und freiresig. Pfarrer und hochverdienter Redakteur des Herderschen Kirchenlexikons. Von den Aenanen aus jenen Jahren leben noch fünf, davon in München der hochverehrte Geistliche Rat und Professor Monsignore A. Bollnhals.

Der Aenane jedoch, dem wir das prächtige, ohne Angabe seines Namens veröffentlichte Gedicht verdanken, ist kein Geringerer als Georg Freiherr von Hertling, der nachmalige Reichskanzler (bei Aenania rezip. 13. II. 62, geburscht 30. V. 62, „Ehrenmitglied", d. i. Inaktiver wegen Uebersiedelung nach Berlin, 19. XI. 62, philistr. auf schriftliches Ansuchen April 1863). Inwieweit er — er war von seiner Reise nach Italien am 1. Juni 1866 in Darmstadt angekommen (Erinnerungen aus meinem Leben I, 159) — der Veröffentlichung nahestand, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Jene Juni-Nummer des Correspondenzblattes berichtet vom Ausbruch des Bruderkrieges von 1866, und in diesem Zusammenhang erschien allerdings das Gedicht zu passender Zeit. Allein es ist viel früher entstanden und zwar schon am 18. Juli 1861, wie H. auf S. 30 seiner Erinnerungen erzählt: „Noch finde ich unter meinen alten Papieren einen kleinen Zettel mit den Worten: Zum Andenken an den 18. Juli 1861 vor Lütgenbeck bei Münster. Darüber stehen die nachfolgenden Verse, die freilich in jeder Zeile den noch nicht Achtzehnjährigen verraten. Zur Kennzeichnung meines damaligen Denkens und Empfindens mögen sie immerhin ihre Stelle finden." Und dann druckt H. das Gedicht ab, ohne Hinweis auf das Correspondenzblatt und ohne die dortige Ueberschrift des Gedichtes, mit einigen ganz geringfügigen Abweichungen in der Interpunktion. Nur steht in der dritten Strophe „Zornesflammen" statt „Zornesflamme" und in der letzten „langen Jahren" statt „tausend Jahren".

Der Ur-Aenane Hertling zählt bekanntlich durch seine Mitgliedschaft beim Kath. Leseverein Berlin, dem heutigen Kath. Studentenverein Askania, auch zu den Gründungsphilistern des Kartellverbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands. C.-V. und K.-V. verdanken ihm von ihrem Liederschatz bereits den glaubensinnigen „Gruß an Rom". Beiden Verbänden hat seine Muse auch dieses herrliche Vaterlandslied geschenkt. So sehr es der Zeitlage entsprach, als es im Correspondenzblatt der Aenania vor 58 Jahren zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat, es ist noch viel zeitgemäßer in der Gegenwart und verdient heute mehr denn je vorgetragen und gesungen zu werden! Mag auch H. selbst über die Poesie des „noch nicht Achtzehnjährigen" allzustrenge urteilen, sie macht seinem patriotischen „Denken und Empfinden" alle Ehre. Und wenn gerade in unseren Tagen uns Katholiken von offenen und versteckten Widersachern die Vereinbarkeit der Liebe zur Kirche mit der zum Vaterlande abgestritten wird, so möge die Bekanntgabe dieses Gedichtes erneut die Augen auf das vorbildliche Beispiel des Mannes lenken, bei dem der Dienst am Volk und Staate allenthalben im harmonischen Einklang mit seiner Treue gegen die Kirche die Dominante seines Lebenswerkes gewesen ist.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Ueber die „größte Großmacht", wie er sie nennt, sagte beim Festmahle, das die brasilianische Regierung dem Kardinal Arcoverde zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum gab, der Außenminister Pacheco u. a.: „Noch ist die Geschichte des großen Krieges ganz frisch, noch währt die aus der ungeheuren Heimsuchung stammende allgemeine Not der Geister. Gestern wie heute bietet Petri Schifflein inmitten dieses furchtbaren, über die Menschheit hereingebrochenen Sturmes die einzige sichere Zuflucht, dem in verzweifeltem Aufschrei die Sinkenden sich zuwenden. Throne und Reiche fielen in Trümmer, schweres Gewölk lastet am Himmel, nichts aufrechtes blieb mehr auf seinen Füßen Völker und ihre Einrichtungen zerfielen. Man kann sagen, daß ein großes Weltbeben alle Länder erschüttert hat. Der Hl. Stuhl aber, sieghaft und erhaben, steht unberührt von diesem fürchterlichen Aufruhr und breitet liebevoll seinen Mantel über die Nationen der Erde. . . . Niemals hat sich die Kirche so hoch erhoben, wie in diesen tragischen Stunden." Leo XIII. beginnt modern zu werden. Nachdem man die Warnungen dieses Papstes, wohin der Weg führen müsse, den die Menschheit in ihrer Abwendung von Gott und seiner Kirche eingeschlagen, in den Wind geschlagen hat, sucht man jetzt nach einem sicherem Führer aus der geistigen, politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Verwirrung und Verirrung und so greift man nach dem monumentalen Rundschreiben des Papstes Lumen de Coelo. Die Mailänder haben ihm jetzt in der Abtei des hl. Ambrosius ein Denkmal errichtet, dessen Enthüllung zugleich mit einer Gedenkfeier der Encyklika über die soziale Frage zusammenfiel.

Das große Interesse Papst Pius XI. für die Wissenschaft, ja, für deutsche Wissenschaft, bekundete sich von neuem beim Empfang des Generaldirektors der preußischen Staatsarchive Prof. Dr. Kehr, mit dem ihn 35jährige Bekanntschaft verbindet. Gerne nahm er den neuen Band der von Kehr herausgegebenen Regesta Pontificum Romanorum entgegen, erkundigte sich über das Fortschreiten der Monumenta Germaniae Historica und ließ sich die Mitglieder des preußischen Instituts für Geschichtsforschung vorstellen. Ungefähr um dieselbe Zeit sah sich Kardinal Bertram von Breslau im Namen des preußischen Episkopates veranlaßt, beim preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Protest gegen die willkürlich eingeführte Einschränkung des Religionsunterrichtes an den höheren Schulen zu erheben und strikte Forderungen diesbezüglich zu stellen, die er mit nur zu viel Berechtigung mit der zunehmenden Korruption in weiten Kreisen der Oeffentlichkeit durch die Verdrängung von Religion und christlicher Sitte begründet. Bezüglich der Ausgestaltung der philosophischen Lektüre fordert der Kardinal, daß sie dem Geiste des Bekenntnisses der Schüler, den Grundlagen des religiösen Glaubensgutes entspreche, auf die konfessionelle Weltanschauung Rücksicht nehme und daher konfessionell gesondert durchgeführt werde. Der Protest wird durch ein beigegebenes Votum der Albertus Magnus-Akademie in Köln zum Philosophieunterricht an höheren Schulen gestützt. — Gegen eine andere schwere religiöse Gefahr wendet sich der katholische Klerus des Diaspora-Dekanates Halberstadt, nämlich gegen die Unterbringung katholischer Ruhrkinder in protestantischen Gebieten, wo Kirchenbesuch und Sakramentenempfang, also Pflege des religiösen Lebens unmöglich ist, zumal auch den nichtkatholischen Pflegeeltern dafür jedes Verständnis fehlt. Die Erfahrungen des letzten Jahres in dieser Hinsicht seien so überaus traurig, daß die genannten Seelsorger für eine Wiederholung des Versuches die Verantwortung vor ihrem Gewissen ablehnen.

Wir haben öfters schon auf die Werke eines Don Bosco, Cottolengo und anderer hingewiesen, als Beispiele, was die christliche Caritas, gepaart mit Arbeitskraft und Gottvertrauen, Herrliches zu leisten imstande ist. Da ist es mehr als Pflicht, was uns gebietet, der katholischen Welt ein gleiches Unternehmen der Heimat vorzustellen, Ursberg in Schwaben, die Gründung des Priesters Ringeisen (1884) mit ihren Filialen Bildhausen, Pfaffenhausen, Grönenbach und Fendsbach. Auch hier in Ursberg ist ein altes Prämonstratenserstift wieder auferstanden; doch nicht die weißen Mönche walten mehr dort; dafür pflegen fromme Frauen, die Josefsschwestern unter der Leitung ihres Superiors Gerle 1600 Pfleglinge die Aermsten der Armen, Unheilbare, Idioten. 13 Priester, 734 Schwestern und 105 Postulantinnen arbeiten hier an den geringsten der Brüder Christi mit unversieglicher Opferfreude und Hingebung. St. Josef ist auch der Schutzherr eines ähnlichen Unternehmens, das im gleichen Geiste mit gleichem Erfolge im fernen Schanghai von dem Laienapostel Lopahong geschaffen und geführt wird.

Die Abteikirche Maria Laach, bisher noch Staatseigentum, ging, wie wir jetzt hören, Ende des letzten Jahres schenkungsweise ohne Entgelt in den Besitz des Benediktinerordens über. Die ehemalige Kadettenanstalt Schloß Bensberg bei Köln wurde dem Jesuitenorden zur Einrichtung einer Erziehungsanstalt überlassen. (Germania dementiert. D. Schr.) Auch aus Italien kommt ähnlich erfreuliche Kunde. Die Franziskus-Basilika in Assisi und das dazu gehörige Kloster, heute staatliche Lehrerwaisenanstalt, soll nunmehr den Franziskanern zurückgegeben werden. Vandalisch hat dort der italienische Staat in der Zeit unumschränkter Logenherrschaft gehaust, geradezu idiotische Bürokratie tobte sich dort aus. Beide Gebäude sind von jeher Eigentum des päpstlichen Stuhles gewesen und der langjährige Prozeß scheint nunmehr mit der Rückgabe seinen Abschluß finden zu wollen; beendet war er ja längst. In diesem Falle wollen die Franziskaner (Minoriten) dort ein Missionskloster und ein franziskanisches Museum unterbringen.

Welcher Wind wird für die Kirche wohl in Frankreich wehen, nachdem dort die Linke den Wahlsieg davongetragen hat? Wurden doch die Katholiken, die in ihrem blinden Nationalismus Poincaré unbedingte Gefolgschaft geleistet hatten, furchtbar geschlagen! Marc Sangnier warnte sie noch vorigen Juli, die Vertretung des Friedensgedankens der Linken zu überlassen, und er mahnte, sich den Geist des Papstes zu eigen zu machen. Vergebens. Es genügt, an die erste Enzyklika Pius XI. Ubi Arcano Dei und an das Schreiben desselben Papstes an Kardinal Gasparri über den Ruhrkonflikt zu erinnern, Kundgebungen,

die den vollen Zorn Poincarés erweckten und gegen die sich die ganze Regierungsmeute wie toll erhob, um zu erkennen, daß unter Poincarés Sturz gerade der Hl. Stuhl am allerwenigsten zu leiden haben dürfte; waren es doch auch Männer der Linken, De Monzie und Briand vornehmlich, die am tätigsten an der Wiederherstellung der Beziehungen zum Vatikan gearbeitet haben. Selbst Hervé schrieb kürzlich in seiner Victoire: Frankreich muß die Rückkehr der religiösen Orden autorisieren und die einzige Bedingung setzen, daß sie das Zivilgesetz achten. Er fordert die Rückgabe aller Kirchen und Seminare, die 1905 weggenommen wurden, und volle Neutralität auf dem Gebiete des Unterrichts, ohne die ein wahrer Friede im Lande nicht möglich sei. — Rumänien, dessen Königspaar z. B. auch die katholischen Höfe Europas bereist (aber in Italien und Spanien verschlossene Türen fand) schickt sich durch einen neuen Gesetzentwurf des Ministers Anghelescu an, Hunderten katholischer Schulen das Oeffentlichkeitsrecht zu entziehen, trotz Minderheiten„schutz“ und Völkerbundsbürgschaft. Balkan! Rußlands Nähe scheint ansteckend zu wirken. Dort wütet die Verfolgung der Kirche immer noch ungehemmt. Man meldet die Verhaftung des Priesters Niemencewicz in Moskau. Das Todesurteil gegen den (orthodoxen) Bischof Prokopius in Odessa wurde allerdings in lebenslängliche Ausweisung umgewandelt. Erzbischof Cieplak ist am 8. Mai in Rom angekommen, empfangen u. a. vom Kardinal-Staatssekretär. Der Hl. Vater empfing den Bekennergreis noch am gleichen Abende mit offenen Armen. Von Verwirrung und Rührung überwältigt und unfähig, ein Wort zu äußern, brach dieser in Tränen aus. Den gestammelten Dank ließ der Papst nicht gelten. Der Erzbischof erklärt, an eine wirkliche Besserung sei augenblicklich in Rußland nicht zu denken. Die Türkei scheint Rußland auf diesem Gebiete seinen traurigen Ruhm jetzt streitig machen zu wollen. Wie Al Bashir in Bairut aus den Vilayets Mardin und Diarbekir meldet, haben die Türken dort geradezu drakonische, jedes kirchliche und religiöse Leben der Christen so gut wie unterdrückende Gesetze erlassen. Die Ausweisungen von Christen dauern fort; seit 15. Februar sind deren aus dem Distrikt Urfah allein 2568 in Syrien angekommen.

Ein erfreulicheres Bild bietet ein Blick in die neue Welt. Die Ankunft des Kardinals Hayes in seiner Residenz New York gestaltete sich zu einer öffentlichen Kundgebung größten Stiles für die ganze Bevölkerung. Am Pontifikalamte nahmen u. a. der Gouverneur des Staates mit seinem Stabe, der Bürgermeister von New York mit den Stadträten, das in Washington beglaubigte diplomatische Korps und die erlesenste Gesellschaft der Riesenstadt, Vertreter des Heeres, der Marine und der höchsten Justiz teil. Der Kardinal trat mit allem Nachdruck für die Verbreitung des christlichen Geistes ein, der allein des Amerikaners würdig sei, unter dem allein Amerika die Sicherheit seines Gedeihens finde.

Neben Amerika tritt unter den uns ehemals als Feind gegenüberstehenden Ländern erfreulicherweise jetzt auch immer mehr England beim praktischen Abbau des Hasses hervor. Der katholische Episkopat dieses Landes verlangte in seiner jüngsten Konferenz von der Regierung eine Förderung des Völkerbundes im Sinne der Herbeiführung internationaler Gerechtigkeit, um dadurch Vorbedingungen für den internationalen Frieden zu schaffen. Der Völkerbund scheine nunmehr wirklich Anstrengungen zu machen, diejenigen Grundsätze von Gerechtigkeit und gutem Willen zu verwirklichen, welche die katholische Kirche durch die Stimme des Papstes immer wieder dem Weltgewissen eingeschärft hat. — Der Aufruf des Kardinals Bourne für die notleidenden Kinder in Deutschland ergab insgesamt 1088 Pfund; unter den Kirchensammlungen erreichte die deutsche Kirche zu Whitechapel die größte Summe, 78 Pfund; Westminster erbrachte 53 Pfund, Brompton (Oratorianer) 67 Pfund.

In Riga wurde am 10. Mai die Jakobikirche, die im deutschen Protestantismus so viel Staub aufwirbelte (ganz zu Unrecht bekanntlich), unter ungeheurer Teilnahme der Bevölkerung, der Staatsbehörden und der Katholiken des ganzen Landes vom Erzbischof Springovicz feierlich eingeweiht, um künftig als dessen Kathedrale zu dienen. Gleichzeitig erhielt der zum Tit.-Bischofe von Markopolis ernannte Msgr. Ranzan, der seinerzeit im Namen der Regierung die Verhandlungen mit dem Vatikan geführt hatte, unter Assistenz Erzbischofs von der Ropp von Mohilew und des Bischofs Matulewicz (des einzigen weißrussischen Bischofes) von Wilna die bischöfliche Weihe. — Die norwegische Regierung brachte in der Kammer den Antrag ein, alle gesetzlichen Bestimmungen gegen die Jesuiten zu beseitigen. (Und unsere völkischen Kapitolswächter gefallen sich im alten Jesuitenkoller.)

Zur Unterstützung der italienischen katholischen Missionen in China wies die italienische Regierung zehn Millionen Lire an, die in Jahresraten von je einer Million auf zehn Jahre gewährt werden. Der Zentralrat des Werkes zur Verbreitung des Glaubens konnte bei seiner letzten Jahressitzung 35 Millionen Lire verteilen, 6 Millionen mehr als im Vorjahr. (Die amerikanischen Presbyterianer hatten im gleichen Jahre eine Gesamteinnahme von 5 Millionen Dollar für ihre Missionen.)

Wir verzeichnen noch kurz folgende Personalnachrichten: Verstorben sind Msgr. Hummel, apost. Vikar der Goldküste, ein geborener Elsässer, und Msgr. P. Matthies, besser und vorteilhafter bekannt als Ansgar Albing; ferner P. Fell, S. J., durch viele Jahre deutscher Beichtvater am Dome zu Mailand, zuletzt Professor in Sitten.

Ostermorgen in der Capella Sistina.

Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen.

Ostern in Rom, das sind drei Worte, die manches katholische Herz in Freuden beben lassen. Und so mancher hat sich schon gesehnt, diese heiligen Tage in der Ewigen Stadt zu erleben. Mir ist in diesem Jahre schon zum zweiten Male diese Freude zuteil geworden. Wie herrlich sind die Gottesdienste der letzten Kartage in St. Peter, in Santa Croce in Gerusalemme und im Lateran! Aber die Krone von allem bleibt es immer, wenn es einem vergönnt ist, an der Ostermesse im Vatikan teilzunehmen und die Kommunion aus der Hand des Stellvertreters Christi zu empfangen. Im Jahre 1922 war nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis zu dieser Feier geladen. Immerhin wurden in der Sala Matilde, wo der Papst zelebrierte, 104 Kommunionen gezählt. Alle Welt fand diese Zahl sehr hoch.

Als ich in diesem Frühjahr wieder in Rom weilte, bekam ich abermals eine Einladung zu dieser Feier. Jeder glaubte sicher, es würde wiederum eine Messe in der Sala Matilde sein. Aber es sollte ganz anders kommen. Die Wagen und Autos fuhren teils am Portone di Bronzo, teils im Damasushof vor. Mancher kam auch zu Fuß. Wie erstaunten alle, als sich plötzlich die Türe zur Capella Sistina auftat! Also da sollte dieses Mal die Ostermesse sein! Bald füllte sich die herrliche Kapelle, die man gewöhnlich nur als Kunstfreund betritt. Einzelne Schweizergardisten sorgten für die Ordnung. Wie erhaben wirkte es, diesen Raum einmal so zu sehen, wie er gedacht ist, nämlich als Gotteshaus! Ernst blickten von der Decke die überweltlichen Propheten und Sibyllen Michelangelos herab. Und doch war es, als ob auch in ihre Gesichter ein Strahl der Osterfreude gekommen sei. Selbst Jeremias schien seinen ewigen Schmerz um das zerstörte Jerusalem für einige Zeit zu vergessen. Die Schöpfungsgeschichte bekam jetzt erst die rechte Deutung. Der Sündenfall, den uns der Meister so erschütternd dargestellt hat, verlor etwas von seinem Schauer. Auch das Jüngste Gericht nahm an diesem Lichte teil. Noch mehr als bei sonstiger Betrachtung verschwanden die Werke des Quattrocento neben Michelangelo. Und doch wurde mir heute erst so klar, wie Michelangelo bei allen seinen gewaltigen Vorzügen auf diesem fußt.

Erst heute erschloß sich mir so recht das wunderbare religiöse Werk, das die Ausschmückung der Sistina bedeutet. Sie ist eben kein Kunstraum, sondern eine Kapelle. Die Kunstwerke in ihr kann man nur dann ganz würdigen, wenn Gottesdienst stattfindet. Nur ein Mißton: Ueber dem Altar hat man ein Bild des Auferstandenen angebracht, das in seiner Süßlichkeit schrecklich wirkte.

So hatte sich die Kapelle mit mehreren hundert Gläubigen gefüllt. Alle harrten schweigend und in Andacht. Da ein Zeichen! Alle erhoben sich. Der Hl. Vater hielt, von der Haupttüre kommend, seinen Einzug. Ihn begleiteten der Maestro di Camera und einige Monsignori. Acht Nobelgardisten in ihren roten Galaröcken schritten voraus. So kam der Zug langsam zum Altar, wo der Papst niederkniete und die letzten Vorbereitungsgebete sprach. Dann wurde er angekleidet und trat zum Altar, um die hl. Messe zu lesen. Kein Hochamt war es, nur eine einfache stille Messe, und doch wie schön, wie ergreifend! Der Papst liest die hl. Messe sehr würdig und andächtig, nicht so rasch wie manche seiner Landsleute, aber auch nicht zu langsam. Wir alle folgten ihm in stiller Andacht.

Die hl. Kommunion nahte. Aus allen Ländern, aus allen Ständen und von jedem Alter nahten sie sich der hl. Bank. Alles

ging in tadellosester Ordnung. Man hat 800 Kommunikanten gezählt, so berichtet wenigstens der Osservatore Romano. Andere wollten sogar 900 zählen. Eine Anzahl Kinder gingen bei dieser Gelegenheit zur ersten Kommunion. Ergreifend war es, wie ein vornehmer älterer Herr mit dem Band eines Großkreuzes an zwei Krücken sich dem Tisch des Herrn nahte. Doch was soll ich da berichten? Wer den Morgen nicht erlebt hat, kann es kaum nachfühlen. Jeder bekam ein Zeugnis, daß diese Kommunion als seine Osterkommunion gültig sei. Es dauerte eine geraume Zeit, bis alle sich dem Tisch des Herrn genaht hatten. Hierauf beendigte der Papst die Messe und wurde der kirchlichen Gewänder entkleidet.

Mit großer Andacht verrichtete er seine Dankgebete. Dann erhob er sich und gab noch einmal seinen feierlichen Segen. Hierauf zog er mit demselben Gefolge wie beim Ankommen durch die Kapelle und verschwand. Damit hatte die herrliche Feier ihr Ende gefunden. Langsam leerte sich die Kapelle. Jeder nahm ein erhebendes Gefühl mit sich. Hatte man doch etwas Großes, ja fast Ueberweltliches erlebt! Sicher ist jeder mit dem Gefühl hinweggegangen: „Ich bin stolz, ein Katholik zu sein“ und hat sich im Herzen vorgenommen, noch treuer als bisher zum Papst in Rom zu stehen. Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferi non praevalebunt adversus eam.

Einladung zur Teilnahme an den zwei internationalen Weltkongressen in Graz (Steiermark, Oesterreich).

Vom 18. bis 24. September 1924 tagen in Graz, der reizenden Hauptstadt der grünen Steiermark, **zwei internationale Weltkongresse.** Der erste wird veranstaltet von dem „International Bureau of the Suppression of the Traffic in Women and Children“ (London S. W. 1., 76. Victoria street), **zur Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels,** der zweite Kongress von der „Fédération Abolitionniste Internationale“, Genf (Schweiz, rue du Vieux College 3), **zur Bekämpfung der Reglementierung der Prostitution.**

Auf der Tagung des Kongresses zur Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels (vom 18. bis 20. September) werden folgende Gegenstände behandelt:

1. Die Frage der Auswanderung, Schutz für die ausgewanderten Frauen und Mädchen.
2. Die Kino- und Theaterfrage, obszöne Veröffentlichungen und dergl. Die Frage der Anstellung von Frauen und Mädchen in Theatern, Vergnügungslokalen, Kinos usw.
3. Das Verbot, ausländische, zugewanderte Frauen in Bordelle aufzunehmen.
4. Zulassung der Frauen als berufliche Polizeibeamtinnen.

Der Kongress zur Bekämpfung der Reglementierung der Prostitution (vom 22. bis 24. September) befasst sich mit der Beantwortung folgender Fragen:

1. Welche Grundsätze vertritt die Féd. Abol. Intern.?
2. Welche Erfahrungen hat man in den abolitionistischen Ländern mit der Abschaffung der Reglementierung gemacht? Welche Fortschritte hat der abolitionistische Gedanke in Deutschland und Oesterreich gemacht? Welche praktischen Massnahmen könnten getroffen werden, um vom reglementierten System zu einem System überzugehen, das der Gerechtigkeit und den Ergebnissen der Wissenschaft besser entspricht?
3. Sind die venerischen Krankheiten den übrigen Infektionskrankheiten gleichzustellen?

Am Sonntag, den 21. September abends, veranstalten beide Kongresse gemeinsam eine grosse Festversammlung als Volkskundgebung zum Kampfe gegen die öffentliche, Familie, Gemeinde und Staat bedrohende Unsittlichkeit.

Die österreichische Bundesregierung hat beiden Weltkongressen ihren Ehrenschutz zugesagt, ebenso wie die Landesregierung von Steiermark und die Stadtverwaltung von Graz.

Für jeden dieser zwei Kongresse werden getrennte Mitgliedskarten ausgegeben. Die einzelne Karte kostet 2 Schweizer Franken (25,000 österr. Kronen) für Angehörige von Oesterreich, Ungarn, Polen, Tschechoslowakei, Deutschland und Balkanstaaten: die Angehörigen aller anderen Staaten zahlen für die einzelne Mitgliedskarte 5 Schweizer Franken.

Jeder, dem die öffentliche Volkssittlichkeit am Herzen liegt, möge sich **beide** Mitgliedskarten lösen, oder sonst wenigstens **einem** Kongress als Mitglied angehören, ob er nun zu den Tagungen in Graz erscheinen kann oder nicht. Wer aber kommen kann, versäume es nicht.

Alle näheren Auskünfte betreffend die Unterkunftsfrage, Hotel, Freiquartiere für die Angehörigen der valutaschwachen Länder, Fahrtverbindungen usw. erteilt **„Oesterreichs Völkerwacht“, Graz, Richard Wagnergasse Nr. 36, Oesterreich.**

Das vorbereitende Arbeitskomitee.

Humanismus und humanistische Studien.

Von Päpstlichem Kämmerer v. Schad in Bichl.

Der Humanismus ist die Renaissance auf dem Gebiete der Literatur. Wohl war der Schatz der aus dem Altertum in das Mittelalter herübergeretteten Schriftdenkmale der klassischen Zeit sorgfältig behütet in den Klöstern des Abendlandes, gepflegt und durch zahllose, mühevolle Abschriften weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Wohl fußte die Scholastik auf den Grundlagen, welche Plato und Aristoteles der Philosophie gelegt. Aber diese Schätze waren nicht Gemeingut der Gebildeten geworden, sie befanden sich in den Händen der Gelehrten, und dies waren damals, wo selbst vornehme Personen nicht lesen und schreiben konnten, die Geistlichen. Eine Presse gab es nicht; die Verbreitung von Schriften erfolgte von Hand zu Hand innerhalb eines beschränkten Kreises von Interessenten. Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst schuf hier eine Aenderung. Sie wurde der Geburtstag der Weltliteratur, und gleichzeitig mit ihr und wesentlich durch sie veranlaßt, entstand ein allgemeiner Wettstreit im Aufsuchen, der Bearbeitung und Verwertung der alten Klassiker. Hand in Hand damit ging aber überhaupt eine allgemeine Rückkehr zu den Anschauungen des Altertums, auch auf dem Gebiet der Kunst, namentlich der Architektur, die wir als Renaissance im engeren Sinne verstehen. Niemand, der Anspruch auf Wissen und wissenschaftliche Geltung machen wollte, konnte sich dieser Strömung entziehen; Bildung und Humanismus wurden gleichbedeutend.

Es lag in den Verhältnissen, daß die Kirche in ihrer damals noch unangefochtenen Stellung als erste geistige Macht zunächst veranlaßt wurde, Stellung zu der neuen Richtung zu nehmen. Der Klerus war im wesentlichen der Träger der bisherigen Kultur gewesen, ihn ging es in erster Linie an, wenn neue Quellen der philosophischen und philologischen Erkenntnis erschlossen wurden, und wenn Anschauungen daraus gefolgert wurden, die den bisher üblichen widersprachen.

Die antike Kultur war heidnisch. Zwar fallen eine Anzahl von Kirchenschriftstellern noch in die antike Zeit, aber die Blüte derselben war damals bereits erloschen. Als klassisch konnten die Werke dieser christlichen Schriftsteller nicht nur deshalb nicht angesehen werden, weil sie der Zeit nach als nachklassisch zu gelten hatten, sondern weil sie auch in keiner Weise die antike Kultur repräsentierten, vielmehr sich vielfach in gewollten Gegensatz zu ihr stellten. Gegen die Lektüre der alten Klassiker konnte die Kirche nichts einwenden, hat sie dieselben doch in ihren Schulen das ganze Mittelalter hindurch gepflegt. Wohl aber mußte sie sich dagegen wenden, daß die darin ausgesprochenen Anschauungen über Philosophie und Moral nun als allgemein gültige Normen gepriesen und so mit der ganzen bisherigen Uebung und Schulmeinung gebrochen wurde. Es ergab sich also für die Kirche die schwierige Aufgabe, hier einen Mittelweg zu finden, das, was an der alten Kultur schön und brauchbar schien, herauszuschälen aus dem Chaos mythologischer und heidnisch-philosophischer Vorstellungen, und so den Einklang mit dem Christentum herzustellen bzw. zu bewahren. Der ältere Humanismus hat die hier auftauchenden Klippen glücklich zu umgehen gewußt; er erkannte in der Hinterlassenschaft des Altertums ein vorzügliches Bildungsmittel, einen unerschöpflichen Fruchtboden edler Gesinnung. Aber die griechischen und römischen Klassiker sollten nach seiner Anschauung nicht studiert werden, um den Zweck der menschlichen Bildung und Vervollkommnung zu erreichen, sondern um als Mittel für christliche Zwecke zu dienen. Er wollte sich an dem Geistesleben der Alten erfrischen und es wissenschaftlich erfassen, jedoch nicht bloß für die Bildung des Verstandes und des Geschmacks, sondern vor allem behufs einer tieferen Auffassung des Christentums und einer Läuterung des sittlichen Lebens. Hierfür war besonders geeignet die Darstellung des Gegensatzes zwischen dem antiken und dem modernen Leben, der ungeheueren Mißstände des antiken Staates — Sklavenwesen, Latifundienwirtschaft, Unglaube, ja vollständige Verzweiflung an der Möglichkeit jeder höheren Erkenntnis. Dieser Gegensatz sprach schlagend zugunsten des Christentums. Nur im Lichte des Christentums kann die antike Welt voll und richtig gewürdigt werden, denn das Ideal der Menschlichkeit, welches das klassische Heidentum erfaßte und in seinen Heroen und Götterbildern darstellte, ist weder das volle noch das wirkliche Ideal der Menschlichkeit. Es ist, wie Pastor sagt, nur ein Schattenriß, der seine Farbe und sein Leben von einem höheren

Bilde erwartet, und ein Bruchstück, dessen Lücken in einem höheren Ganzen ihre Vollendung suchen. Die antike Philosophie war nur eine, wenn auch sehr mangelhafte Vorbereitung auf die christliche Offenbarung, der gegenüber die Ideale Griechenlands kein Recht besitzen. Von der Kirche und den älteren Humanisten wurde klar erkannt, welche Gefahr darin liegt, wenn die sittlichen und religiösen Grundsätze des Heidentums so idealisiert werden, als ob eine Belehrung, sittliche Hebung und Führung von oben nicht nötig gewesen wäre, als ob durch sie schon der höchste Lebenszweck erreicht werden könnte. Dieser Gefahr erlag der jüngere Humanismus, der statt von den griechischen Dichtern und Philosophen zum Christentum emporzusteigen, der Heiligkeit des Christentums den Rücken kehrte, um von dem Genius Griechenlands seine Ideale zu entlehnen.

Die Ausschreitungen dieser Literaten führten zu einer völligen Verheidnischung des öffentlichen Lebens. Der jüngere Humanismus appellierte an die schlechten Seiten der menschlichen Natur; die lockende Lehre der Epikuräer und die leichtfertige Lebensweisheit des augustäischen Roms traten in einem viel reizenderen Gewande auf als die christliche Moral. Die frivole Götterlehre des Heidentums zog die genußsüchtige und verdorbene Gesellschaft jener Zeit mehr an, als das Evangelium und die Religion der Entsagung und Enthaltsamkeit. Dazu kam noch die Verweltlichung des Klerus und der große Anstoß, der an dem weltlichen Treiben am päpstlichen Hofe der Renaissancezeit genommen wurde. Kein Wunder, wenn der jüngere Humanismus den älteren bald völlig unterdrückte, so daß dessen Anhänger als Scholastiker verschrien und überhaupt nicht mehr unter die Humanisten gezählt wurden.

Der Humanismus entstand auf italienischem Boden, dem Urboden aller Kultur bis weit in die neuere Zeit herein. Dort war das Band mit dem Altertum nie ganz abgerissen, und die antiken Denkmäler mußten auch dem blödesten Geist die Größe des Altertums ständig vor Augen führen. Auch die Renaissance ist italienischen Ursprungs. In Italien war auch der jüngere Humanismus nicht so gefährlich, weil dort die Kirche sowohl über größere Machtmittel verfügte, als auch das Volk im allgemeinen von revolutionären Strömungen auf kirchlichem Gebiet nichts wissen wollte.

Ganz anders in Deutschland, wo zwar der ältere Humanismus glänzende Vertreter aufzuweisen hatte, aber das Unglück es wollte, daß seine Blüte durch die Reformationsbewegung jählings abgebrochen wurde. Die revolutionäre Propaganda bemächtigte sich des Humanismus, dessen Führer Literaten und Raubritter, wie Hutten und Sickingen wurden. Dieselben schlugen nicht nur den älteren Humanismus, sondern den Humanismus überhaupt tot, und Deutschland versank auf 200 Jahre in einen Zustand der Barbarei, namentlich auf literarischem Gebiet, wie dies in keinem anderen Kulturland der Fall war. Luther selbst klagte in seinen alten Tagen bitter über das Darniederliegen der Wissenschaften.

In einem Brief an Melanchthon von 1533 klagt ein Professor des Griechischen:

„Kläglich finde ich hier die armen Camönen verachtet
Und in den Augen des Volks jeglicher Ehre beraubt.
Wer fragt nach Poesie? Wen kümmern die Sänger der Alten?
Wem scheint gar ein Gedicht würdig unsterblichen Ruhms?
Wem wohl fiele es ein, Demosthenes herrlichen Reden
Oder, Cicero, dir, ernstes Bemühen zu weih'n?
Hellas und Latium stehn bei allen in gleicher Verachtung:
Und die barbarische Flut strömet schon wieder herein."

Was die soziale Revolution und die Gewalttaten des Reformationszeitalters übrig gelassen, vertilgte der Dreißigjährige Krieg.

Der eigentliche Hauptberuf des Humanismus, Wissenschaft und Leben mit dem Geiste und den feinen Formen altklassischer Bildung zu durchdringen, mußte bei den trostlosen deutschen Verhältnissen zur Unmöglichkeit werden. Die Musen starben in den Religionskriegen; niemand mehr hatte unter der eingedrungenen Barbarei Sinn für klassische Schönheit und Feinheit der Form, kein Fürst pflegte mehr die Traditionen der Renaissance. Es waren einfache Schulmänner, nicht zuletzt die Jesuiten, die gegen die wachsende Verwilderung ankämpften und, wie einst die Mönche des Mittelalters, die Reste des Humanismus hinüberretteten in eine neue Zeit.

Während aber früher der Humanismus als solcher unangefochten blieb, und nur Auswüchse desselben zu bekämpfen waren, blieb es unserer Zeit vorbehalten, den Humanismus und die humanistischen Studien überhaupt in Frage zu ziehen.[1])

Die Einwürfe, die gegen die humanistischen Studien und damit gegen die Daseinsrechte des humanistischen Gymnasiums erhoben werden, sind von der verschiedensten Art; sie gipfeln darin: Warum soll die Jugend jahrelang mit toten Sprachen gequält werden, die einer entlegenen Zeit und einer fremden Kultur angehören und keinen unmittelbaren Nutzen bringen? Ist die Erlernung dieser schwierigen, von der unseren sehr verschiedenen Sprachen nicht einseitige Gedächtnisarbeit? Ist das mühsame und mechanische Uebersetzen von Phrasen aller Art wirklich erforderlich zur Begründung einer höheren Geistesbildung? Wäre die hierfür aufgewendete Zeit nicht besser angewandt mit dem Studium lebender Sprachen? Leidet nicht unter der ausschließlichen Beschäftigung mit der Antike die deutsche Sprache und das nationale Gefühl?

Demgegenüber muß zunächst auf die Tatsache hingewiesen werden, daß unsere ganze moderne Kultur auf der griechisch-römischen sich aufbaut. Eine alte deutsche Kultur im Sinne jener gibt es nicht. Die deutsche Geschichte beginnt im Grunde erst mit der Völkerwanderung, und sie begann gerade damit, daß sich die Deutschen die römische Kultur aneigneten und damit erst zu einer Kulturnation wurden. Alles, was im Mittelalter deutsch geschrieben wurde, fußte auf antiken Vorbildern, die ganze Wissenschaft schöpfte aus den Schätzen der Griechen und Römer. Es ist also nicht eine entlegene fremde Kultur, die in den humanistischen Schulen gepflegt wird, sondern unsere eigene in einer jahrhundertelangen Entwicklung erworbene. Niemandem fällt es ein zu leugnen, daß die griechische Kunst unerreichte Vorbilder für jede Kunst geliefert hat, und doch gehört sie einer sehr entlegenen Zeit an; ihr Gegenwartswert ist deshalb nicht geringer. Es ist auch nicht einmal richtig, daß die humanistischen Studien keinen unmittelbar praktischen Wert für den künftigen Beruf der Schüler haben. Niemand kann bestreiten, daß der Jurist, Theologe, Philosoph und Philolog, ja auch der Mediziner, der höhere Schriftsteller, überhaupt alle Vertreter der Geisteswissenschaften jener Studien als Vorbereitung für ihren Beruf bedürfen. Uebrigens soll das Gymnasium keine Fachschule sein, sondern eine Geistesschule, die an den alten Sprachen, deren Exaktheit, Logik und Folgerichtigkeit des Aufbaues unerreicht dasteht, das Sprachgefühl, die Genauigkeit des Ausdrucks, die Grundlagen der Poesie, Strophenbildung und Rhythmik lehrt, und damit den Grund sowohl für jede Rhetorik wie für jede literarische Betätigung legt. Es ist richtig, daß hierbei große Schwierigkeiten zu überwinden sind, und daß es namentlich den minder Befähigten, von denen die meisten Klagen über Ueberbürdung herrühren, sehr schwer wird mitzukommen. Es ist aber zu beachten, daß das humanistische Gymnasium Vorschule nur für eine Auslese sein soll, die entweder die akademische Laufbahn anstrebt, also für künftige Gelehrte, oder sich den sogenannten akademischen Berufen zuwendet. Das Verständnis der akademischen Vorlesungen und die Ablegung der Staatsprüfungen bietet noch ganz andere Schwierigkeiten, als die elementaren Gymnasialstudien. Letztere müssen daher in ihren Anforderungen in einigem Verhältnis zu den ersteren stehen. Nur wer geschult wurde — und dazu sind die alten Sprachen ein hervorragendes Mittel —, in langjähriger, intensiver Arbeit sich die sprachlichen Eigenarten derselben anzueignen, und damit überhaupt erst zum Bewußtsein gelangt, was für ein kunstreiches Gebilde eine vollkommene Sprache ist, wird den höheren Schwierigkeiten des akademischen Studiums gewachsen sein. Es ist daher nur ein Vorzug jenes Studiums, daß es schwer ist. Minderbefähigte werden sich zu ihrem Vorteil veranlaßt sehen, sich beizeiten anderen Lehranstalten zuzuwenden, anstatt kostbare Jahre zu verlieren und auf der Universität doch zurückzubleiben. Will man aber diesen entgegenkommen und damit zugleich der Ueberbürdungsklage begegnen, so entferne man die Mathematik aus dem humanistischen Gymnasium, wohin sie — bei aller Achtung vor dieser Wissenschaft — nicht gehört. Für deren Pflege sind andere Anstalten da. Für die reinen Geisteswissenschaften ist eine Vorbildung in Mathematik neben den alten Sprachen unnötig.[2])

Moderne Sprachen sollen die alten ersetzen. Hierauf

---

[1]) Vgl. Kulturelle Rundschau Nr. 19. J. Bauer Nr. 4, beide 1924. Dr. O. Sachse Katholizismus und deutscher Kulturbesitz 1923. Nr. 28 u. 29. D. Schriftl.

[2]) Vielfach ist schon eine Gabelung in den Oberklassen: die eine Abteilung sprachlich mit sehr wenig Mathematik, durchgeführt. D. Schr.

ist zunächst zu bemerken, daß es einen Ersatz für die griechische Sprache, die auch keine Tochtersprache entwickelt hat, überhaupt nicht gibt. Sie steht unerreicht da an Wohlklang, Reichtum der Formen und Fülle des Ausdrucks. Der lateinischen Sprache stehen die italienische und spanische am nächsten. Aber wenn man von modernen Sprachen als Ersatz für die klassischen redet, denkt man hauptsächlich an Französisch und Englisch. Auch diese Sprachen, die letztere wenigstens in einem großen Teil ihres Wortschatzes, sind vom Lateinischen abgeleitet, aber sie entbehren gerade aller der Vorzüge, welche das Lateinische als Schulsprache auszeichnen. Diese Sprachen sind in formaler Beziehung abgeschliffen. Es fehlt ihnen, an ihrer Ursprungssprache gemessen, alle und jede Formstrenge und Systematik; sie haben weder den Reichtum der Flexionsformen, noch die durchgebildete Syntax der alten Sprachen. Wenn also das Sprachstudium als solches Werkzeug der Bildung sein soll, so wählt man vernünftig die vollendetste Sprache. Es wäre dies ebenso verfehlt, wie wenn die Kunst statt an einem Meisterwerk an einer Kopie gelehrt werden sollte. Uebrigens muß jeder Philologe zugeben, daß die erwähnten modernen Sprachen von dem, der Latein gelernt hat, in der halben Zeit bewältigt werden, so daß der Nutzen des lateinischen Studiums auch hier einleuchtet.

Wenn endlich gesagt wird, unter dem Studium der klassischen Sprachen leide die Pflege der deutschen Muttersprache, so darf wohl darauf hingewiesen werden, daß die ersten Meister des deutschen Schrifttums, Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Herder sich an den klassischen Sprachen gebildet haben und voller Bewunderung für die Alten waren. Mit Vorliebe erinnerten sie daran, wie sehr der Fortschritt der Literatur von der Kenntnis und Nachahmung jener abhängig sei. Alle elementaren Formen lehrt für die Sprachen des indo-germanischen Sprachstammes die lateinische Sprache, und jeder wird es nur begrüßen, wenn bei den Uebersetzungen aus den alten Sprachen auf ein gutes Deutsch gehalten wird. Wer dabei lernt, sich den Stil, den oratorischen Schwung und die Reichhaltigkeit des Ausdrucks anzueignen, wird seine Muttersprache, statt sie zu vernachlässigen, im Gegenteil auf die Höhe heben. Und national im höchsten Sinne sind sicher die Werke der Griechen und Römer; gingen dieselben doch geradezu im Staatsgedanken auf, und sind ihre Dichter und Geschichtsschreiber vorbildliche Dolmetscher aller nationalen Tugenden.

Die im Vorstehenden näher gewürdigten Einwürfe gegen die humanistischen Studien erscheinen indes bei tieferem Eindringen in das hier erörterte Problem nur gleichsam als Vorwände oder Einkleidung einer allgemeinen und grundsätzlichen Gegnerschaft, nämlich der Ablehnung jeder Wissenschaft und der Herabsetzung jeder rein geistigen Arbeit. Eine radikale Richtung in unserem öffentlichen Leben erblickt in den Trägern der Wissenschaft Vertreter konservativer Tendenzen, reaktionäre Elemente, Stützen von Autorität und Kirche, Bureaukraten und Ordnungsphilister, welche ausgerottet gehören. Es sind dieselben revolutionären Kreise, in deren Gefolgschaft bzw. als deren Führer seinerzeit Hutten und Sickingen den Humanismus mit Keulen erschlagen haben; auch der neueste Humanismus soll das Schicksal seines Ahnen teilen. Wie weit eine auf solche Ziele hinstrebende Bewegung bereits gediehen ist, kann man aus der Verachtung entnehmen, mit welcher da und dort über die Kopfarbeiter — schon dieser moderne Ausdruck bedeutet eine Herabsetzung der Wissenschaft — gesprochen wird. Wohin aber eine Bewegung kommt, welche auf die Mitarbeit und Führung der Wissenschaft verzichten zu können glaubt, hat unsere wie die russische Revolution gezeigt. In Rußland bemüht man sich jetzt, mit Hilfe der Intelligenz ein geordnetes Staatswesen wieder aufzurichten, und wenn bei uns sich nicht Beamte, Lehrer und sonstige Gebildete selbstlos im Interesse der Ordnung zur Verfügung gestellt hätten, wäre der Staat im Chaos versunken. Die Leitung des Staates ist undenkbar ohne Staatsrecht, Rechts- und Geschichtswissenschaft. Deren Kenntnis setzt akademische und humanistische Studien voraus. Unser Thema hat also nicht bloß eine philosophische, sondern eine hervorragend politische Bedeutung. In Frage steht unsere Kontinuität mit den Traditionen der Vergangenheit und damit unsere ganze Kultur.

Jahrhundertfeier der Gregorianischen Universität in Rom.

Von Dr. P. Kunz, Darmstadt.

Unter den vielen Jubiläen, die das Jahr 1924 gebracht hat, darf die Jahrhundertfeier der Gregorianischen Universität in Rom nicht übersehen werden.

Am 17. Mai d. J. waren 100 Jahre verflossen, daß Leo XII. den Jesuiten das Kollegium Romanum zurückgab, welches im Jahre 1551 von dem hl. Ignatius von Loyola gegründet, im Jahre 1773 unter Klemens XIV. infolge der Aufhebung des Jesuitenordens seine Tätigkeit aufgeben mußte.

Das Römische Kolleg, nach seinem Erbauer, dem Papst Gregor XIII. auch Gregorianische Universität genannt, ist Jahrhunderte hindurch ein Zentrum christlicher Philosophie und Theologie gewesen. Hörer aus aller Herren Länder holten sich hier ihre wissenschaftliche Ausbildung. Das angegliederte Observatorium des berühmten P. Secchi S. J., das naturhistorische und das archäologische Museo Kircheriano mit seinen antiken Malereien, Mosaiken, Terrakotten, dem christl. Museum, der prähistorischen und ethnologischen Sammlung usw., die 68,000 Druckwerke und die 2000 Handschriften, die die Bibliothek zieren, geben dem Römischen Kolleg in der Tat ein wahrhaft wissenschaftliches Gepräge. Aber das ganze herrliche Kolleg mit all seinen Schätzen verschwand nach dem Jahre 1870, nach der Einnahme Roms, in der Mensa des Staates. Die Bibliothek wurde umgetauft in die Staatsbibliothek Vittorio Emmanuele. Die beiden Fakultäten siedelten 1873 in den einige Straßen entfernt gelegenen Palazzo Borromeo über, in dem sich damals das Deutsche Kolleg (seit 1851) befand. Das Kollegium Germanikum hat inzwischen ein anderes Haus bezogen, während die Gregoriana noch immer in dem allzu engen Palazzo Borromeo sich befindet. Heute beläuft sich die Zahl der Hörer auf weit über 1000. Sie setzen sich zusammen aus den Insassen all der vielen Kollegien, die die einzelnen Nationen in der ewigen Stadt besitzen. Die größten davon sind: das Deutsche, zugleich älteste Kolleg (1552), das Ungarische (1578) im Jahre 1580 mit dem Deutschen Kolleg bereits vereint, das Englische (1579), das Schottische (1600), das Irische (1628), das Belgische (1844) das Französische (1858), das Südamerikanische (1858), das Polnische (1865), das Spanische Kolleg aus dem Jahre 1892 u. a. m.

So ist die Gregoriana wahrhaft eine Universität in doppelter Hinsicht. Philosophie und Theologie reichen sich hier schwesterlich die Hand und beleuchten, eine jede von ihrer Warte aus, das ganze universale menschliche Leben in seinen Anfängen, Zwecken und Zielen. In Deutschland klagen seit Jahren große Gelehrte über den Mangel an philosophischer Durchbildung der jungen Akademiker und der gebildeten Kreise überhaupt. Hier in Rom steht die Philosophie, so darf man sagen, ebenbürtig an der Seite der Theologie. Aus der Stellung der ancilla theologiae, in der sich die Philosophie zeitweise befand, ist sie vornehmlich hier zur Würde einer sponsa theologiae erhoben worden. In mehrjährigem Studium entfaltet sich das Licht der christlichen Philosophie zur echten Leuchtkraft, um dann allerdings in dem sich anschließenden theologischen Studium unter dem Einfluß des lumen fidei seine letzte Ergänzung zu finden. Wenn heute die christlich-scholastische Philosophie in der katholisch-theologischen Welt fast überall Eingang und Bürgerrecht gefunden hat, so hat die Universitas Gregoriana hieran ein großes Verdienst, denn von hier aus nicht zuletzt wurde sie in die Länder hinausgetragen. Aber auch die Tausende der Hörer, die aus aller Herren Länder kommen und gehen, sind so recht ein Bild der großen katholischen Kirche, deren Mittelpunkt Rom ist. All die Insassen der vielen Kollegien mit ihrer verschiedenartigen Tracht sind zugleich ein Bild der Mannigfaltigkeit der ganzen Kirche. Astitit regina a dextris tuis in vestitu deaurato circumdata varietate.... Die Königin (Kirche) steht zu deiner Rechten in goldenem Gewande, bunt anzusehen.... (Psalm 44). Wer dieses Bild auf sich einwirken lassen konnte, in dem bekommt der Begriff von der Universalität der Kirche Gestalt und Wirklichkeit. Wie jede Stadt und jede Hochschule ihren charakteristischen Eigenwert besitzt, so auch die Ewige Stadt. Er liegt in ihrer Eigenschaft als universales Zentrum der Kirche, was sich hier dem Menschen deutlicher als sonstwo offenbart und zwanglos aufdrängt. An dieser Universalität Roms hat auch die Gregoriana Anteil oder vielmehr, sie trägt zu dieser Universalität bei.

Vom 13.—17. Mai d. J. fand die Jahrhundertfeier der Universität in Rom statt. Die Feier stand zugleich im Zeichen des großen Kardinals Bellarmin, des größten Lehrers der Universität. Am 13. Mai war Pontifikalamt mit Predigt, am 15. Mai Seelenamt für die verstorbenen Wohltäter, am 17. Mai feierliche Disputation (Doktorexamen) in Gegenwart des Hl. Vaters im Vatikan. Alle ehemaligen Hörer der Alma Mater wurden hierzu eingeladen und werden in Zukunft in einer unio ex-alumnorum zusammengeschlossen.

Wenn heute deutsch-völkische Kreise von Rom reden als einer Stadt, die noch keinem „Gesunden" gefallen habe, so werden sie von den Hunderten und Tausenden, die sich dort ihre Wissenschaft und Begeisterung geholt, Lügen gestraft. Die neue Universität, die ein wahres Bedürfnis ist, und deren Bau noch in diesem Jahre begonnen wird, wird ein weiterer Beweis sein für die ewig junge Kraft der römischen Kirche und ein stilles, edles und dauerndes Zeugnis für die vera Universitas Gregoriana. Deus providebit.

Die grosse Not.

Die Not geht wieder dräuend durch die Welt . . .
O Eitelkeit, des Spiegels Glanz erlischt,
Denn Not hat seine Fläche angehaucht! —
Du loser, böser Tänzer Leichtsinn, stirb!
Magst du noch hüpfen unterm Trauerflor,
Der nun als Fahne von den Zinnen weht?

Am Markte steht der Hunger, grau vermummt!
In Kelleröde werden Donner laut . . .
Erbebend, hilflos sinkt der Schwächling hin. —
Der Starke doch reckt sich empor und lauscht.
Er fühlt in jeder Fügung Gottes Hand.

Hört, Brüder, was der Herr im Sturme spricht,
„Durch Leid erprobe ich, die ich ersehen!
Vertraut euch mir! . . . Wenn euch Verzweiflung packt,
Entfacht in euch die mächtige, heilige Flamme,
Schürt sie, dass sie zur steilen Lohe wird!
Der Reinheit Glut kann euch vom Schweren lösen,
Kann eure Herzen zu den Sternen heben!

Ihr zwingt Unendliches zu euch herab,
Erkennt ihr in Bedrängnis Höhenpfade!
Wegführer sollen meine Engel sein!

Nicht wirklich ist, was Menschenhände greifen
Und Trug ist, was als Wert der Wucher preist.
Um euch herrscht Täuschung. — Schweigend hinter Schleiern
Wirkt Ewigkeit; nur die ist klar und wahr . . .
Es steigt die Rettung aus der Seele Tiefe. —
Schwingt euch zur Liebe auf von euerer Furcht! — —
Lieblosigkeit war eueres Falles Mutter!

Ernst Noeldechen.

Vom Büchertisch.

Der Heidevikar. Roman von Henriette Brey. Erste bis vierte Auflage. J. P. Bachem, Köln. 8° 355 S. Brosch. 7 M, gebunden 9 M. — Ein jugendlicher Geistlicher mit Johannesseele, Dichtergemüt, Schönheitsgeist und idealistischer Willensrichtung hat an städtischer althistorischer Kulturstätte Aufsehen erregt durch die Auswirkungsart seiner reichen Begabung. Plötzlich versetzt ihn die kirchliche Behörde in ein Heidedorf, aus regem geistigem Verkehr in äußere Einöde und innere Einsamkeit. Der unbewußt Verwöhnte und leicht Verletzte ist wohl von heroischer Gesinnung, nicht aber heldischer Veranlagung, seine jetzige Gemeinde aber infolge längerer Vernachlässigung und einzelner schlimmer Elemente gefährlich verhetzt und verroht. So entstehen für den temperamentvollen jungpriesterlichen Hirten heiße Kämpfe, die ihn bis in die Tiefen aufrühren und erschüttern, zumal als sie auch in die beglückende, aber nicht ganz ungefährliche Freundschaft mit einer lauteren Frauenseele störend und wirrend einzugreifen drohen. Beider Edelnaturen aber finden sich endgültig zurecht, der zur Festigung fürs Leben gelangende Held durch die Wahl der für ihn schwersten Entscheidung: Als die Gemeinde sich reuig für immer zu ihm bekennt, entschließt auch er sich, trotz anderer verlockender Ausblicke, ihr treu zu bleiben. „Zu schade ist auch der beste Priester nicht für die ärmste Gemeinde." Diese Worte seines einstigen Vorgesetzten wird er wahr machen. Und ein anderes, das des Propheten Isaias, dazu: „In der Wüste brechen Quellen hervor, Ströme in der Steppe. Der Glutboden wird zum Teich, das dürre Land zu Wasserquellen." — Ueber dem in diesem Roman nicht zu übersehenden Dichterischen in Aufbau, Sprache, Schilderung (Heidebilder), Charakterzeichnung, steht obwiegend das Seelische. Eben deshalb ist das Buch angetan, in Laien- und Priestertum Segen zu verbreiten, beim Laien das rechte Verständnis für das Schwere und Hohe im Priestertum zu fördern. In der Erzählung liegen Wahrheitsfunde beschlossen, die man nur zu heben braucht. Die Liebe zu den äußerlich und innerlich Notleidenden, den Unbetreuten, Entbehrenden, den Kranken und Kleinen prägt sich in der Handlung wie in einzeln aufblitzendem Gedanklichem weckend aus. Gewiß, man könnte sich einen gestraffteren Vortrag denken. Aber ob er zu wünschen wäre? So wie er ist, schaffte er der Verfasserin Raum für eine ihrem eigenen Erfahrungs- und abgeklärten Gemütsleben entstammende eindringende Darstellung. — Die in der erhöhten Auflageziffer ausgesprochene Erwartung einer raschen Verbreitung wird sich voraussichtlich erfüllen. Der schönen Ausstattung sei besonders lobend gedacht. Alles in allem: Auch dieses Werk der schwer leidenden und dennoch immer tätigen Berufenen trägt seinen Lohn in sich selbst.

E. M. Hamann.

Die Monschäuer. Roman von Ludwig Mathar. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet, Kempten-Regensburg. — Im vorigen Jahre habe ich an dieser Stelle bei Besprechung des Romans „Das Glück des Oelbers" auf Ludwig Mathar als einen Kommenden in der neuen Romanliteratur hingewiesen. Inzwischen ist mir sein früheres Werk „Die Monschäuer", das bereits 1922 erschienen ist, zugegangen und hat mein Urteil über den Dichter bekräftigt. Auch dieses Werk ist ein klangschöner, poesievoller Sang der Heimat, eine Perle dichterischer Heimatkunst zum Preis des von welscher Hand entrissenen Monschäuer Ländchens und seines treudeutschen, strebsamen Völkchens. Im Vordergrund läuft erst einfach und geradlinig, dann in überraschenden Sprüngen das Lebensschicksal des Buchhaltersohnes Lex Martini vorüber, von der fidelen Tauffeier bis zum ersten Schulgang, vom unglücklichen Hausiererlehrling bis zum noch unglücklicheren Konviktoristen von Neumünster, der zum Ausreißer wird, dann vom Buchhändlerlehrling in Köln bis zum kunstverständigen wandernden Gehilfen und schließlich bis zum seßhaft gewordenen geistigen Führer und Ehrenbürger der Heimatstadt Monschau. — Doch das „Heldenschicksal" ist gleichsam nur der Faden der ganzen Erzählung, der alle Geschehnisse verbindet. Im Hintergrunde wächst ein Stück Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der letzten drei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts heraus. Es flammen die schönsten Bilder vom Venn- und Monschauerländchen dort hinten an der Wallonie auf. In dieser kleinen und an Charakteren doch so reichen Welt formt Mathar Charakterbilder von ungewöhnlichem Reiz, von herzerquickender Originalität. Jede Gestalt im Roman wird zum festumrissenen Charaktertyp. Nur ein paar Köpfe möchte ich aus dieser Galerie herausgreifen: Da blinzelt vergnügt und verschmitzt das köstliche Original, „der Lügen-Matteshe" mitten aus der Urtelsgesellschaft der Weber heraus; da steht wie ein kostbares Stück aus alter Zeit Ohm Jitt, der Künstler als Kupferschmied und Glockengießer; da stolpert schweren Schrittes der Vennfuhrmann Nathaniel herein, der Hasser der neuen Zeit mit Eisenbahn und Dampfmaschinen, der Hüne von Körpergestalt mit dem träumerischen Kindergemüt. Da schwebt wie ein gütiger, rettender Engel der abgeklärte, vom harten Leben weichgeschlagene Rentier Lippert über dem Geschick des jungen Lex. Da kommt die Hausierergesellschaft dazu, es erscheinen Rektor und Lehrerschaft von Neumünster, dann die originelle, Achtung gebietende Gestalt des Kölner Buch- und Kunsthändlers Oberée, zuletzt der Held des Buches selber mit seinen grundverschiedenen Eltern, alles Gestalten mit Blut und Leben, mit Farbe und Bodenständigkeit. Das eigentlich Romanhafte tritt auch in dieser Erzählung ganz zurück. Und doch fesselt der Roman mit seinen herrlichen Charakterbildern, mit steigender Spannung das Interesse bis zum versöhnenden Ausklang des Schicksals von Alexander Martini. Die Sprache ist leichter und flüssiger als im „Glück der Oelbers". Etwas weniger Mundart und Zierwerk der Schilderung würden sie dem Nichtrheinländer noch lieber machen. Eine reiche Fülle Humor würzt die Ereignisse und gibt den Gestalten so viel lebensfrische Farben. Kurz, auch die Monschäuer sind mit ihrem lebensbejahenden, aufbauenden Optimismus ein prächtiges Werk, daß ich neben dem „Glück der Oelbers" für jung und alt in jeder guten Bücherei sehen möchte.

Dr. Hans Eisele.

„Die Jobsiade". Von Karl Arnold Kortum. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit einer Einführung herausgegeben von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Ausgestattet mit zahlreichen Holzschnitten von Hans Thuma. 391 Seiten. Verlag von Gebrüder Stiepel, Ges. m. b. H., Reichenberg in Böhmen. 1924. In Halblbd. 26.— tschech. Kr. oder 3.50 GM. — Als Band 38 einer Reihe von „Büchern der Deutschen" erscheint hier Kortums Jobsiade. An das große komische Heldengedicht des 18. Jahrhunderts von Leben, Meinungen und Taten des Hieronymus Jobs, Kandidaten und Nachtwächters, Pfarr- und Gutsherrn, braucht kein preisendes Wort mehr verschwendet zu werden. Ueber Wilhelm Busch steht Kortum so hoch wie das 18. Jahrhundert über dem Neunzehnten. Ja, es ist unrecht, die beiden Humoristen in einem Atem zu nennen, und höchstens damit zu entschuldigen, daß die meisten Deutschen den unsterblichen Kandidaten Jobs nur aus Buschs Illustrationen zur Jobsiade kennen. Busch mag im kleinen und einzelnen groß, ja vollkommen sein wie sein Zeitalter überhaupt; bei Kortum rauscht der breite, volle Strom einer reichen Kultur mit ihrer Fülle von typischen Gestalten und Szenen. Das ist spätes Barock, noch nicht zum Klassizismus gefroren, Lebens- und Abenteuerlust und gesunde Derbheit. Freilich weht der kühle Wind der Aufklärung schon herein und der Dichter wird mit leiser Karikatur ihrer nicht mehr Herr. Deshalb bleibt sein Werk auch unter der Ebene des Don Quichote, Gargantua oder Simplizissimus. — Die neue Ausgabe erscheint passend im hundertsten Todesjahr des originellen Dr. med. Karl Arnold Kortum. Der bekannte Sudetendichter und Literarhistoriker Müller-Rüdersdorf hat eine gute Einleitung dazu geschrieben. Schade, daß die alten Holzschnitte des Dichters fehlen, womit gegen die neuen von Hans Thuma nichts gesagt sein soll. Die Ausstattung ist sonst nett, doch etwas nüchtern. Die Verlagsanzeige wünscht das Werk u. a. in die Büchereien höherer Schulen. Für die scheint es uns doch nicht geeignet. Denn Kortum verschleiert das Schlechte, Schwache und Niedrige der Menschennatur keineswegs, deckt es vielmehr, wie alle großen Charakterschilderer, schonungslos und ohne moralisierende Verwahrung auf. Deshalb ist die unverkürzte Jobsiade nur für den gereiften Menschen, für diesen aber eine gesunde Erquickung.

Dr. Otto Sachse.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Wenn die schönen, warmen Tage kommen, dann fühlen sich die Bühnen der Verpflichtung Literatur zu pflegen, ledig. Ein alter Brauch, aber ein schlechter. Er scheint mir nicht einmal vom Standpunkt der Kasse empfehlenswert; sicherlich nicht in München. Wir haben von einer Ferienpause abgesehen vom Juni bis tief in den September hinein Festspiele, also die hohe Saison anderer Großstädte ist hier sehr lebendig. Ist es da empfehlenswert, wenn ein Privattheater Kolportagedramatik bringt? „Das Zeichen an der Türe" ist ein amerikanisches Stück. Channing Pollock heißt der Verfasser. Ein reicher, junger Herr hat ein Bürofräulein seines Vaters in die Oper und dann ins chambre separée eines üblen Lokals geführt. Die Ahnungslosigkeit eines im Erwerbsleben stehenden Mädchens der Großstadt erscheint uns recht unnatürlich und deshalb nicht so poetisch, wie der Verfasser wohl möchte. Eindringende Sittenpolizei rettet das Mädchen von dem Wüstling. Im zweiten Aufzuge hat das Mädchen

eine anscheinend sehr glänzende Partie gemacht, einen Witwer, dessen Tochter kaum viel jünger als sie zu sein scheint. Das Familienleben ist sehr innig. Da taucht durch Zufall jener Wüstling auf. Die junge Frau beträgt sich so, daß wenn nicht Eifersucht, doch Argwohn in dem Manne entsteht. Im dritten Aufzuge ergeben sich folgende Situationen: Der Verführer erwartet die Tochter, an deren Stelle erscheint deren Stiefmutter, um das Mädchen zu retten. Während sie noch streiten, will der Gatte eindringen; es bleibt nichts übrig als die Frau zu verstecken. Daß der Wüstling den braven Mann so reizt, daß der ihn im Affekt niederknallt, ist zwar nicht gerade wahrscheinlich, aber Kino. Bevor der Rächer seiner Ehre flieht, drückt er dem Toten den Revolver in die Hand, geht von dannen und schließt das Zimmer ab. Nun ist seine im Schlafzimmer verborgene Frau eingesperrt, es bleibt ihr nichts übrig, als durch Revolverschüsse das Hotelpersonal herbei zu rufen und sich selbst des Mordes zu bezichtigen. Im letzten Akt gelingt es einem scharfsinnigen Staatsanwalt, die verwickelte Angelegenheit, die der Zuschauer ja ausreichend kennt, zu enthüllen. Da der Staatsanwalt s. Zt. in den Frack eines Kellners geschlüpft war, kann er den Gatten auch über die Unschuld seiner Frau in jenem üblen chambre separée aufklären, so daß die Harmonie der Ehe ungestört bleibt, wenn der Mann sich auch wegen des Mordes vor den Geschworenen zu verantworten haben wird. Diese Moritat wirkt erzählt fast unfreiwillig komisch; sie ist aber nicht ungeschickt auf Spannung gearbeitet und es gibt Leute, die da in aller Ehrlichkeit Beifall klatschen. Die Heldin gab ein Gast, Charlotte Schultz. Man möchte sie wohl einmal in einer besseren Rolle sehen, denn sie weiß diskret aber doch eindringlich zu charakterisieren.

Konzert. Es war, so viel wir wissen, das erstemal, daß Georg **Grauert**, ein Sohn des unvergeßlichen Münchener Historikers, vor ein breiteres Publikum trat. Er fand einen vollbesetzten Saal und einen ungemein herzlichen, ja sich immer mehr steigernden Beifall, der wohl verdient war. Der junge Sänger hat eine schöne und gepflegte Stimme von zartem Schmelz und warmem Timbre. Sie besitzt ansehnlichen Umfang, so daß der Künstler seine Vortragsfolge spielend bewältigte, ja je freier er dem Empfindungsausdruck den Lauf ließ, an stimmlichem Glanz gewann. Der zukunftsreiche Baritonist sang Lieder von Schubert, Brahms, Courvoisier und Strauß, die bekanntesten und dankbarsten. Nach dem Vortrag der Courvoisier-Lieder zwang er den anwesenden Tonsetzer aufs liebenswürdigste, an den reichen Beifallsspenden teilzuhaben.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Festspiele in **Lauchstädt** wurden mit einer sehr guten Tasso-Aufführung eröffnet. Es ging ein Prolog Ernst **Hardts** voraus, der die Stunde der Wiedererweckung des alten Goetheschen Theaters feiert. — In **Hamburg** fand in der St. Georgenkirche die Aufführung eines „Sehnsuchtfrauenspiels" statt, dessen Verfasser ein unbekannter Mönch ist. Die alte Dichtung setzt sich mit der scholastischen Religiosität und dem Individualismus der Reformation auseinander. Der Held des Spieles ist Landgraf Friedrich der Freidige, der einen Kampf gegen die Gedankensünde des Ehebruchs ausficht. — Das „Apostelspiel" eines neuzeitigen Dichters M. **Mell** wurde in **Prag** gegeben. Es behandelt die Bekehrung zweier Schwarmgeister durch die Glaubensstärke eines Kindes. Die Dichtung weiß nach Berichten realistische und metaphysische Elemente harmonisch zu verbinden. — Gerühmt wird „Belian und Marpalye", eine Traumdichtung von B. **Ertler**, die in **Graz** zur Uraufführung gelangte. Die symbolische Dichtung behandelt in zeitlosen phantastischen Bildern den ewig gegenwärtigen Kampf zwischen lastenden materiellen und befreienden, geistigen Kräften. — Ein plattdeutsches Legendenspiel: De Speelmann von Peter **Werth** hatte in **Oldenburg** Erfolg. — Auf der Naturbühne des **Schwetzinger** Schloßgartens fand eine Aufführung von Der Widerspenstigen Zähmung durch Künstler der Karlsruher Staatsbühne statt. — „Maruf, der Schuster von Kairo", eine komische Oper von Henry **Rabaut**, dem Direktor des Conservatoire National in Paris, die in französischer Sprache noch nicht gespielt worden ist, gelangte in **Zürich** in deutscher Uebersetzung zur Uraufführung. Die graziöse Musik fand Anerkennung. Eine Episode aus Tausend und eine Nacht ist dem heiteren Werke zu Grunde gelegt. — Hermann **Kretzschmar**, der hervorragende Musikgelehrte, langjährige Ordinarius für Musikgeschichte an der Berliner Universität und Nachfolger Joachims als Direktor der Musikhochschule, ist im 77. Lebensjahre in Berlin gestorben. — „Schlagobers", Rich. Straußens in **Wien** uraufgeführtes Tanzspiel, in dem allerhand Konditorwaren tänzerisches Leben gewinnen, nennen auch innige Bewunderer des Tondichters eine allzu kindliche Belanglosigkeit. Doch sei die Partitur wieder mit alter Vollendung geschrieben; sie habe die gleiche Bravour der thematischen Verflechtung, die sprühende Leuchtkraft des Klanges, das Tempo und die Beschwingtheit all seiner Meisterwerke; aber sie habe nur die spezifische straußische Farbe ohne den spezifisch straußischen Einfall.

München. L. G. **Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das Wochenende zeigt an der Börse wiederum eine Geschäftsunlust, bei der kaum eine Steigerung noch möglich ist. Abbröckelung der Kurse ist die Folge. Wenn wir bedenken, dass über die Abwicklung der Engagements des Metallhandels noch immer nichts Positives verlautet, dass der Ausstand der Bergarbeiter noch keine Regelung gefunden hatte, dass endlich die Schwierigkeiten der Regierungsbildung noch nicht bewältigt waren, so haben wir damit kleinere und grössere Gründe genug gesagt, die hinreichen, um die Unternehmungslust zu verscheuchen. Schon der erste Börsentag hatte eine Abschwächung gebracht. Der unmittelbare Anstoss waren die beantragte Geschäftsaufsicht über das Stahlwerk Becker gewesen und die ablehnende Haltung der Bergarbeiter gegenüber dem Schiedsspruch. Die Vorgänge bei dem genannten Stahlwerk liessen schlimme Gerüchte über andere erste Unternehmungen auftauchen, deren Abenteuerlichkeit wohl erkannt werden konnte, aber die Nervosität doch noch steigerte. Man wollte wissen, dass wegen der Kreditkrise ein allgemeiner Zahlungsaufschub bei der Reichsregierung für Gesellschaften nachgesucht werden solle, die mit ihren Zahlungen ins Stocken geraten seien, auch sei von zuständiger Seite wegen Erweiterung der Kredite herangetreten worden. Die Reichsbank hat indessen erklärt, dass weder Anregungen vorliegen, noch von einer allgemeinen Stundungsfrist die Rede sein könne. Die Krediteinschränkungen seien zur Stützung der Valuta und zum Abbau unserer Warenpreise unerlässlich. Es gibt Dinge, die man immer wiederholen muss. Immer wieder tauchen Zweifel an der Wertbeständigkeit der Rentenmark auf. Es ist sicher, dass böser Wille hier mit Torheit einen schlimmen Bund eingeht. Das Ergebnis kann nur wirtschaftlicher Schaden sein. Für eine Erschütterung der Rentenmark liegt nach ernsten Versicherungen der massgebenden Berliner Stellen nicht der geringste Anlass vor. Am vorletzten Börsentag war die Stimmung auch etwas beruhigter; dass diese freundlichere Stimmung einstweilen immer nur Episode bleibt, liegt an den vielerlei ungelösten Problemen, von denen wir einige eingangs angedeutet haben. Was den Devisenmarkt betrifft, so wurden am letzten Börsentage (23. Mai) einige ausländische Zahlungsmittel etwas niedriger notiert, entsprechend der Festigkeit der Mark im Ausland. Der Ausweis der Reichsbank vom 15. l. Mts. zeigt vermehrte Kreditansprüche, etwa dem Rückgang der Wechsel- und Lombardanlage der Vorwoche entsprechend.

Die **Kölner Messe**, eine neue Veranstaltung, ist im äusseren höchst glanzvoll verlaufen, doch hat sie die Erwartungen in materieller Hinsicht nicht erfüllt. Anfangs war die Neigung zu Abschlüssen nicht gering, doch ging wegen der sich verschärfenden Geld- und Wirtschaftskrisis die Kauflust immer mehr zurück. Als Hauptgrund für den geringen Erfolg der Messe wird jedoch mit Recht die materielle Schädigung angeführt, die durch Frankreichs Abschnürung des besetzten vom unbesetzten Gebiet herbeigeführt ist. — In **München** wurde am 24. Mai eine bis 1. Juni währende **Reichsausstellung für Kolonialwaren und Lebensmittel** eröffnet. Die sehr reichbeschickte Schau besteht aus 10 Gruppen: Kolonialwaren und Landeserzeugnisse, Heimkost, Süssigkeits-Industrie, Getränke, Tabak, Hausbedarfsartikel, Ausstattungsgegenstände, Maschinen, Apparate und Werkzeuge, Banken, Versicherungen und Treuhandgesellschaften und endlich Fachliteratur. Raumgestaltung und Ausstattung entsprechen wieder der in München besonders gepflegten Ausstellungskultur unter Leitung Münchener Künstler.

Der auf den Stichtag des 20. Mai berechnete **Grosshandelsindex** des Statistischen Reichsamtes ergibt gegenüber dem Stande vom 13. Mai einen Rückgang von 1,3%. Lebensmittel sanken um 2%, davon Getreide und Kartoffel um 2,2%, Industriestoffe um 0,8% (unverändert blieben nur Textil, Roh- und Heizstoffe, Kohlen und Eisen). Die Inlandswaren sanken um 1%, Einfuhrwaren um 2,2%. — Ein Preisstillstand war auf der am 21. Mai in Stuttgart abgehaltenen Industrie- und Handelsbörse für Baumwollgarne und Gewebe zu verzeichnen.

K. **Werner**, München.

Bad Wörishofen. Bad Wörishofen steht den meisten südbayerischen Kurorten und Sommerfrischen an Naturreizen nach, übertrifft sie aber trotzdem alle weit an Weltberühmtheit. Denn hier ist die Wiege des neueren vervollkommneten Wasserheilverfahrens, die Schöpfung und das Erbe des verewigten Prälaten Sebastian Kneipp, der zu seinen Lebzeiten selbst von den Amerikanern als einer der drei berühmtesten lebenden Männer (neben Papst Leo XIII. und Bismarck) bezeichnet wurde. Kneipp hatte sich in seinen Studienjahren durch eine Kaltwasserkur von schwerem Lungenleiden selbst geheilt und später sein Wissen mit großem Erfolg auch an andern Menschen angewendet. Die staunenswerten Heilungen durch den einfachen Bauernpfarrer wurden immer mehr bekannt und der Andrang von Kranken aller Stände und Länder schließlich so groß, daß sich aus dem Bauerndorfe ein weltberühmter Kurort entwickelte. Bad Wörishofen liegt 629 Meter über dem Meere auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, in der Nähe des Bahnknotenpunktes Buchloe. Es zeigt eine eigenartige Mischung von Dorf und Stadt: einzelne Straßen bieten ein durchaus städtisches Bild, während andere ihr ländliches Ansehen völlig bewahrt haben. Die Gegend um den Kurort hat überaus lieblichen Charakter; das Gelände ist hügelig und steigt namentlich gegen Westen und Südwesten an. Ueppige Wiesen wechseln mit prächtigen Wäldern, die sich bis unmittelbar an den Ort heranziehen und in der Hauptsache aus Nadelholz bestehen. Geradezu auffallend ist die Staubfreiheit und Reinheit der Luft, was sich dadurch erklärt, daß die Luft von der Wetterseite her durch einen Kranz von Nadelwäldern streichen muß, ehe sie den Ort berührt. Daß die Wasserkur mit dem Tode ihres Erneuerers Kneipp nicht an Bedeutung verloren hat erhellt daraus, daß sich Bad Wörishofen ständig vergrößert und dort heute 10 Kneippärzte und 3 Laienpraktiker der Wasserheilkunde ihren Beruf ausüben. Für die Kur stehen neben einem Sanatorium und den 3 großen von Kneipp gestifteten Anstalten Sebastianeum, Kneippianum, Kinderasyl eine Reihe von privaten Badeanstalten zur Verfügung. Anerkannt leistungsfähige Gasthöfe und Fremdenheime, Gastwirtschaften und Kaffeehäuser sorgen für das leibliche Wohl; die bescheidensten und höchsten Ansprüche in dieser Beziehung können be-

friedigt werden. Daneben stehen zahlreiche Fremdenzimmer in Privathäusern zur Verfügung. Ein besonderer Vorzug unseres Weltbades besteht darin, daß hier jeder Kleiderzwang verpönt ist und daß man hier an heißen Tagen sich nicht nur überall ohne Hut und Kragen sehen lassen kann, sondern daß auch das Barfußgehen — mit oder ohne Sandalen — allgemein Sitte unter Einheimischen und Kurgästen ist. Für die Unterhaltung stehen Lese-, Spiel- und Musikzimmer im gemeindlichen Kasino zur Verfügung, woselbst auch regelmäßig Tanz-, Konzert- und Theaterabende veranstaltet werden. Für den Sport im Freien ist gesorgt durch Tennis- und Fußballplätze, Radfahrbahnen, Gelegenheit zum Kahnfahren auf zwei kleinen Seen. Besondere Erwähnung verdient das Luft- und Sonnenbad Sonnenbüchel, eine der größten und schönsten derartigen Anstalten Deutschlands, mit Herren- und Damenschwimmbad und prächtigem Hochwald. Zu Spaziergängen eignen sich neben den Kuranlagen vor allem die herrlichen Tannenwälder, die von der Mitte des Ortes aus schon in einigen Minuten erreichbar sind; ein Vorteil, den zu bieten wohl nur wenige Fremdenplätze in der Lage sind. Lohnende Ziele für halbtägige Ausflüge bilden die Nachbarstädte Türkheim, Mindelheim und Kaufbeuren, für Tagesausflüge München, Augsburg, Landsberg, Memmingen, Ottobeuren und Ammersee, vor allem aber die Königsschlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau bei Füssen. Die erwähnten Vorzüge — liebliche Umgebung, reine, staubfreie Luft, unmittelbare Nähe ozonreicher Wälder, Zwanglosigkeit in der Kleidung, Gelegenheit zu Unterhaltung, Sport und Ausflügen, gute Unterkunft und Verpflegung bei mäßigen Preisen — bringen Bad Wörishofen immer mehr in guten Ruf als geeignete Sommerfrische auch für solche, die weder Ursache noch Lust zu einer Wasserkur haben. Und so nehmen denn neben den eigentlichen „Kurgästen" auch die „Sommerfrischler" immer mehr zu.

Bad-Nauheim. Die Sonnenwärme der letzten Wochen hat auch dem Kurleben in Bad-Nauheim ein schon sommerliches Gepräge gegeben. Die eigentliche Kursphäre, die Bade-, Trink- und sonstigen Kuranlagen bieten wieder das lebhafte Bild einer aus allen Ländern zusammenströmenden Menge, die ihre Kurpflichten erfüllt. Die bunten Bilder des geselligen Lebens auf der Kurhausterrasse können ungehindert abrollen, immer neu sich entfaltend um ihre Mittel- und Höhepunkte, die vorzüglichen Konzerte, für die jetzt die Vorherrschaft des geschlossenen Raumes gebrochen ist. Wenn für viele Kurgäste der Abend dem künstlerischen und gesellschaftlichen Leben in den vornehmen Sälen des Kurhauses gehört, so liegt das vor allem an der Anziehung des ausgezeichneten Programms, das in vielseitiger Auswahl allen etwas bringt. Die Symphoniekonzerte des 70 Künstler zählenden Orchesters haben einen weiten Ruf, die regelmäßigen Gastspiele der Frankfurter Oper bieten einen einzigartigen Kunstgenuß. Mit den mannigfachen Darbietungen des Wortdramas wetteifern die Operette und die Fülle der sonstigen künstlerischen und gesellschaftlichen Veranstaltungen. Nach den Zerstreuungen des Abends herrscht am Tage wieder das Freiluftrecht insbesondere auf dem Gebiete des Sportes. Vom Gemeinsamkeitsgenuß führen wenige Schritte in die entspannende Stille des unvergleichlichen Parkes oder weiterhin auf den anmutigen Johannisberg, in die schattigen Laub- und Nadelwaldungen. Stete Erquickung spendet die Salzluft der Gradierwerke und der am Abend vom Taunus her einsetzende kühle Luftstrom. Daß Bad Nauheim trotz seiner Weltbedeutung nicht als ein teurer Luxusort zu gelten braucht, ist nicht zuletzt die Folge seines traditionellen Strebens, jedem Anspruch und jeder Leistungsfähigkeit Rechnung zu tragen. Eine Anerkennung dieses Mitverantwortungsgefühls für die Volksgesundheit liegt auch mit in der hohen Wertschätzung, die Bad-Nauheim von jeher in der Aerztewelt genießt: Als Stätte erfolgreicher Heilfaktoren, wie auch als Quelle wertvoller Anregungen für die medizinische Forschung und Erkenntnis, als Sammelpunkt und vorzügliche Werkstätte für wissenschaftlichen Gedankenaustausch. Ein neuer Beweis dafür ist die außerordentliche Anteilnahme, die der zweite Bad-Nauheimer Fortbildungslehrgang über die Therapie der Herz- und Gefäßerkrankungen (6. und 7. Juni ds. Js.) in allen Teilen Deutschlands findet.

Sonderzüge mit ermäßigten Fahrpreisen an die Nordsee zu Beginn der großen Schulferien werden auch in diesem Jahre wieder gefahren und zwar ist auf der am 29./30. April d. J. in Baden-Baden abgehaltenen Sommersonderzugskonferenz beschlossen worden, Sonderzüge an die Nordsee von Berlin, Leipzig, München, dem Rheinlande und Westfalen, Frankfurt a. M. und Beuthen/Breslau aus einzulegen, um möglichst auch den der Nordsee entfernter gelegenen Landesteilen die Reise nach einem Nordseebade zu ermöglichen. Aus diesem Grunde sind auch die Fahrpreise für die Sonderzüge gegenüber denen des gewöhnlichen Verkehrs ermäßigt. Eine tarifliche Maßnahme, die zweifellos zur Belebung des Ferienverkehrs beitragen wird, indem sie vielen Erholungssuchenden die Reise überhaupt erst ermöglicht und insbesondere das Reisen über weitere Strecken zu fördern geeignet ist. Bei den Fahrten an die Nordsee sind in diesem Jahre auch die sog. Seewege über Helgoland besonders berücksichtigt worden. Neben durchgehenden Sommersonderzugs-Rückfahrkarten werden für die Züge Karten bis Bremen oder Hamburg ausgegeben, von wo Anschlußsonderkarten nach den in Frage kommenden Inseln mit wahlweiser Gültigkeit über die Landwege oder über die Seewege und mit gleicher Ermäßigung der Fahrpreise, wie bei den direkten Fahrkarten, herausgabt werden. Die Karten können im Hauptbahnhof Bremen oder Hamburg gelöst werden. Außerdem sind derartige Anschlußkarten auch schon auf Binnenstationen gleichzeitig mit bis Bremen bzw. Hamburg gültigen Sonderzugskarten erhältlich. Damit ist die wahlweise Gültigkeit der Sommersonderzugs-Rückfahrkarten, die vor dem Kriege sowohl für die Hinfahrt wie für die Rückfahrt nach den Nordseebädern bestand, nach dem Kriege aber aufgehoben wurde, jetzt wenigstens für die Rückfahrt wieder eingeführt worden. Nähere Auskunft geben alle Eisenbahnfahrkartenausgaben, sowie die Vertretungen und Büros der Schiffahrtsgesellschaften.

Hohe päpstliche Auszeichnung. Se. Heiligkeit Papst Pius XI. geruhte den Senior-Chef der Firma Alois Maier, Fulda, Herrn Hofmusikverleger Richard Maier, in Anerkennung seiner Verdienste um die „Musica sacra", die das Haus auf dem Gebiete des Kirchenmusik-Verlags und der Verbreitung guter Orgelharmoniums nach allen Teilen der Welt seit nahezu 80 Jahren betätigt, zum Ritter des Ordens vom hl. Gregor dem Großen zu ernennen.

Abschluß der Schriftleitung.



Ölbild / der „Ungläubige Thomas"

echter Carl Loth, († Venedig 1696)

2/1,5 m, überraschend wirkungsvoll, auch als Altarbild hervorragend geeignet, für 5000 Gm. zeitverhältnissehalber von Privat zu verkaufen. Das Bild wurde seinerzeit aus der v. Gob'schen Sammlung-Augsburg nachweislich für 11250 Friedensmark erworben. Näheres unter Nr. 24356 bei der Geschäftsstelle der Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gb.

Kehr zur Natur zurück!

Wandere auf deutschen Flüssen

im Klepper-Faltboot

Das zerlegbare Klepperboot ist in 10 Minuten auf- und abgebaut, wiegt ca. 18 kg und ist kostenlos als Handgepäck in Eisenbahnabteil, auf dem Rade, im Auto, in der Trambahn mitzuführen. Auf Fluss, See und Meer sturmerprobt, infolge des geringen Tiefganges (10 cm) auch auf den seichtesten Gewässern verwendbar / Unbedingt sicher / Von Jedermann ohne Vorkenntnisse fahrbar / Ob Herr oder Dame, ob Sportsmann oder Laie / Zum Paddeln und Segeln / Für Sport, Wandern, Jagd, Fischfang / Das Boot für Jedermann / Garantiert Wasserdicht (D.R.P.) / Höchste Dauerhaftigkeit / Einmalige Anschaffungskosten / Keine Reparatur- u. Betriebsspesen / Kein Lagergeld, kein Klubbeitrag / Nur einmalige Bahnfahrtkosten / Das Boot ist infolge seiner leichten Transportmöglichkeit im zusammengelegten Zustand auch für jene passend, die nicht am Wasser wohnen / Für einmalige, mässige Kosten dauernd Lebensfreude und Gesundheit!

Klepper-Faltboot-Werke



Rosenheim 222a
Bay. Alpen.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Kunststrickdeckchen, Filetarbeiten, Decken, Einsätze und Spitzen
allerbest gearbeitet
Karl F. J. Nägle, Marktsteft a. Main (Ufr.)
Musterkollektionen in allen Preislagen in echten und imitierten Arbeiten.

Bei
geistiger u. körperlicher Ermüdung,
nervösen Störungen usw. bringen
Webers
Coca Cola Tabletten
rasch die gewünschte Hilfe. Wirkt belebend, hebt die Energie.
Unentbehrlich für Sportleute!
Preis 1.— M.
Chem. Laboratorium Apotheker Weber
Eßlingen a. N.

Das deutsche Lied

Deutsches Kommersbuch

18. u. 14. Aufl. Hist.-kritische Bearbeitung besorgt von Dr. K. Reisert. Mit Titelbild. Geb. in Leinw. G.-M. 6.—; in Dermatoid m. Biernägeln G.-M. 6.50

Sonderabdrucke aus der 12. bzw. 13. u. 14. Aufl. des Deutschen Kommersbuches von Dr. Karl Reisert:

42 neue Lieder zum Deutschen Kommersbuch. G.-M. 0.80 / **10 neue Lieder zum Deutschen Kommersbuch.** G.-M. 0.25 / Die Besitzer früherer [illegible]lagen können durch diese Nachträge ihr Kommersbuch ergänzen.

Deutsche Lieder

Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches, besorgt von Dr. K. Reisert. 6., vermehrte Aufl., enthaltend 726 Vaterlands-, Studenten- u. Volkslieder sowie ein- u. zweistimmige Sologesänge mit Klavierbegleitung. Geb. in Halbleinw. G.-M. 20.—

„Das ‚Deutsche Kommersbuch' und seine Klavierausgabe ‚Deutsche Lieder' mit ihren mehr als 800 Gesängen bilden einen stets reich und frisch quellenden Liederborn, berufen und geeignet, zu erheben, zu begeistern und Freude zu bringen ins deutsche Haus." (Echo, Berlin 1921.)

HERDER & CO. / FREIBURG I. B.

Johann Peter van Kasteren S. J.

Wie Jesus predigte

Deutsche Bearbeitung von Joh. Spendel S. J. 3.—6. Tausend. Gebunden G.-M. 2.40

Was Jesus predigte

Eine Erklärung des Vaterunsers. Deutsche Bearbeitung von J. Spendel S. J. Geb. G.-M. 2.90

Wie die Schale zum Kern, so verhalten sich diese zwei Schriften zueinander. In dem Werkchen „Wie Jesus predigte" hat van Kasteren die Schale, die Form der Predigt Jesu, dargeboten. In „Was Jesus predigte" dagegen geht er auf den Kern, den Inhalt derselben ein. Wenn nun schon die Form seiner Rede uns den göttlichen Prediger so anziehend macht, daß man seinem Reize nicht widerstehen kann, in welchem Lichte müssen erst die ewigen Wahrheiten selbst, welche er verkündet, den Heiland erscheinen lassen. Priestern sowohl als Laien können die beiden Bücher reiche Anregung u. Erbauung bieten.

HERDER & CO., FREIBURG I. BR.

Dr. Joseph Geyser

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

Einige Hauptprobleme der Metaphysik

Mit besonderer Bezugnahme auf die Kritik Kants. Gebunden G.-M. 3.50

Dem Sehnen unsrer Tage nach übersinnlicher, metaphysischer Erkenntnis, nach sicherem Wissen und klarem Erfassen Gottes und unsrer Seele will dieses Buch auf streng wissenschaftliche Weise entgegenkommen. Es spricht darum vom Sinn des Seins und des Allgemeinen, gibt einen Beweis für die Gültigkeit des Kausalprinzips, macht klar, wie und warum Kant die Gottesbeweise und die Erkennbarkeit der Seele bekämpft, weist seine Gründe zurück und zeigt den positiven Weg, der zu Gott führt und uns Dasein und Natur unsrer Seele erkennen läßt.

Eidologie oder Philosophie als Formerkenntnis

Ein philosophisches Programm. G.-M. 1.—

Aus dem Bestreben heraus, die philosophische Problemstellung zu klären, zu vereinheitlichen und zu vertiefen, legt der Verfasser ein Programm zur philosophischen Forschung vor, welches er, die Philosophie nach ihrem Wesen als Formforschung auffassend, als Eidologie vorlegt. Der Kern dieser Auffassung liegt in der Verallgemeinerung des Begriffs der Materie in der Weise, daß jene Materie, der Geyser den Namen der letzten Materie oder der Urmaterie gegeben hat, auch bei der Seele und im geistigen Wesen anzusetzen sei.

Max Schelers Phänomenologie der Religion

Nach ihren wesentlichsten Lehren allgemeinverständlich dargestellt und beurteilt. Gebunden G.-M. 3.50

Auf welchem Wege erfaßt unsre Vernunft Gott als ein persönliches Geistwesen? Kommt zuerst die Liebe und dann die Erkenntnis Gottes oder ist es umgekehrt? Was Scheler auf diese Frage antwortet, wie sich seine Antwort zu Thomas von Aquin, wie zur Wahrheit verhält, das sagt dieses Buch.

Intellekt oder Gemüt?

Eine philosophische Studie über Rudolf Ottos Buch „Das Heilige". G.-M. 1.—

Das Buch Ottos verdankt seine weite Verbreitung dem Umstande, daß es in der Religion dem Gemüt den Primat vor dem Intellekt zuerkennt. Diese Auffassung kommt dem Zeitgeist entgegen. Geyser orientiert klar und genau über das Werk Ottos und macht zugleich vom philosophischen Standpunkt aus auf bedenkliche Momente in den dargelegten Theorien aufmerksam.

HERDER & CO. ✦ FREIBURG I. BR.

NEUENAHR

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden / Gallensteine / Zuckerkrankheit
Gicht / Rheumatismus / Katarrh

Wohnung im **KURHOTEL** und in vielen anderen Hotels, Pensionen und Privathäusern

Kurhotel einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst

Für Hauskuren:
Versand des Neuenahrer Sprudels. Rein natürliche Füllung.

Prospekte und Besorgung von Geleitscheinen für die Einreise in das besetzte Gebiet innerhalb 24 Stunden durch die Kurdirektion.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gb.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 23 München, 5. Juni 1924. XXI. Jahrgang.

Pfingsten im Mikrokosmos.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian, O.-Oe.

Man spricht und schreibt gern von den Hochfesten des Kirchenjahres. Wenn diesen stolzen Namen nur ein Fest verdient, so sind es die Pfingsten. Alles an den Pfingsten ist groß, gewaltig, abschließend.

Im Alten Testament waren die Pfingsten Erntedankfest und Erinnerungsfeier an die Gesetzgebung auf Sinai. So ist in den Pfingsten die volle theokratische Idee eingeschlossen. Die alttestamentliche Heilsökonomie war ja vorwiegend eine zeitlich-irdische; an die getreue Befolgung seiner Gesetze knüpft Jahwe Segen in Feld und Stall! Wie oft ist dieser Gedanke in den heiligen Büchern der Juden ausgesprochen!

Das Alte Testament ist Schattenriß, Vorbild des messianischen Reiches. Alle Gesetze, Zeremonien und Einrichtungen der Synagoge hatten nur insofern Kraft und Bedeutung, als sie auf das Neue Testament hinwiesen. So sind auch unsere Pfingstfeste Erntedankfest und Gesetzgebungstag. Die Erstlinge einer überaus kostbaren Saat, dreitausend Getaufte, bringt die junge Kirche ihrem Herrn. Und Gesetzgebungstag? Ja, statt des steinernen Herzens der Juden, von dem Ezechiel spricht, gibt der Geist der Liebe ein fleischernes Herz, gottgefälligen Wandel auf dem Wege der Gebote. Die heiligmachende Gnade, um derentwillen das Wort Fleisch wurde, am Kreuze verblutete und dann siegreich von den Toten auferstand, gibt uns übernatürliches Leben und übernatürliche Lebenskräfte. Der Geist der Liebe schenkt uns dieses neue, göttliche Leben.

Wie sich die volle Idee des alttestamentlichen Gottesstaates in den Pfingsten verkörpert, so sind auch unsere Pfingsten die katholische Religion ihrem tiefsten Wesen nach. Weihnachten und Ostern finden ihre Vollendung, die Pfingstsonne geht nimmer unter. Sündenfall und Erlösung gibt es nur, weil wir von Ewigkeit her für das übernatürliche Ziel bestimmt sind und von diesem Ziel durch die „unsagbare große Sünde" abgefallen sind. Die heiligmachende Gnade, die Uebernatur in unserer Seele, wieder herzustellen, ist der Zweck der Menschwerdung Gottes. Die Subjektivierung der Erlösungsgnade — das ist das Pfingstgeheimnis. Alle Sorge und Mühe der katholischen Kirche, der Braut Jesu Christi, die an Pfingsten beseelt wird, dreht sich um Erlangung der heiligmachenden Gnade für alle Menschen.

Für alle Menschen — gewaltiger Pfingstgedanke! Zum äußeren Zeichen predigt die junge lehrende Kirche heute in allen Sprachen und tritt hinaus aus den beengenden Mauern der Stadt Jerusalem, sie ist καθ' ὅλους — katholisch geworden.

Doch alles Große und Wundersame der Pfingsten sammelt sich wie in einem Brennpunkt im Menschen, seiner Natur nach Mikrokosmos (kleine Welt), seiner Uebernatur nach Mikrotheos (kleiner Gott) gemäß 2 Ptr. 1, 4. Der Mensch wird gleich der jungen Kirche zu Pfingsten durch die heiligmachende Gnade beseelt, belebt, um in diesem Leben sein übernatürliches Ziel erreichen zu können. Der Heilige Geist ist der Geist Jesu Christi und die Seele der katholischen Kirche, mit der Christus einen mystischen Körper bildet. Nur wer vom Pfingstgeiste beseelt ist, ist ein lebendiges Glied dieses mystischen Körpers, weil er sonst keine Seele, kein Lebensprinzip für die Uebernatur hat. So sind die berühmten Worte des hl. Cyprian zu verstehen: „Niemand kann Gott zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat".[1])

Wir sagten, daß dem Heiligen Geiste als dem Geist der Liebe diese übernatürliche Belebung zugesprochen wird, weil in der göttlichen Offenbarung Eigenschaften und Tätigkeiten, die der göttlichen Natur zukommen, besonders einer Person zugeschrieben werden, wenn dieselben eine gewisse Verwandtschaft und Analogie mit dem ewigen Ausgang der betreffenden Person haben. Aus Liebe erblüht Leben. Darum sagt Christus: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann nicht in das Himmelreich eingehen". (Jo. 3, 5.) Ich halte es aber für eine zu seichte Auffassung, die Begnadigung, die übernatürliche Belebung dem Geiste der Liebe nur zuzuschreiben, zu appropriieren, wie die Schule sagt. Das übernatürliche Leben, das der Geist der Liebe uns gibt in der Rechtfertigung (Sakramente der Toten und vollkommene Reue) bringt uns in eine ganz eigene, nur dem Geist eigentümliche Beziehung. Die Gottesgelehrten sagen, das Dasein des Geistes im Schoß der heiligsten Dreieinigkeit Gottes sei der tiefste theologische Beweis für die absolute Geistigkeit Gottes und damit für das höchste, weil geistigste Leben, und nur im absoluten Geist sei eine Dreiheit der Personen möglich.[2])

So ist auch die Einwohnung des Geistes in unserer Seele der tiefste Beweis für unser göttliches, geistiges Leben, das dem der Sinnlichkeit allzeit widerstreitet. Nicht weniger als 10 Stellen des Neuen Testamentes sprechen vom Sein und Wohnen des Geistes in der begnadeten Seele. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist".(Rm. 5, 5. Vgl. auch Jo. 14, 16 ff.; Rm. 8, 9; 11; Gal. 4, 6; 1. Kr. 3, 16; 6, 19; 2 Kr. 6, 16 u. a.). Wie demnach der Geist real verschieden ist vom Vater und vom Worte und für absolute Geistigkeit Gottes und damit Dreipersönlichkeit den Beweis bildet, so stehen wir als Begnadete in realer, eigentümlicher Beziehung zum Heiligen Geiste. Seine ganz besondere Einwohnung ist der tiefste Beweis unserer Vergöttlichung durch die Gnade.

Diese Vergöttlichung (2 Ptr. 1, 4) gehört zur Hinterlage des Glaubens. Das Wie beantworten Thomas und Suarez dahin, diese Vergöttlichung bestehe in einer ganz besonderen Anteilnahme der begnadeten Seele an der Geistigkeit Gottes. Es sind somit nur andere Worte für die nämliche Wahrheit: Die heiligmachende Gnade schenkt uns das Höchste und Köstlichste, was wir uns nur ausdenken können: die Vergöttlichung unserer Seele. Sie wird von der Gottheit vergoldet, wie das Eisen vom Feuer durchglüht wird. Wodurch geschieht diese Vergöttlichung? Der heilige Athanasius sagt schon: „Wenn wir durch Mitteilung des Heiligen Geistes zur Teilnahme an der göttlichen Natur erhoben werden, so kann nur ein Tor behaupten, der Heilige Geist sei nicht göttlicher, sondern geschöpflicher Natur".[3])

So verbinden sich die beiden Ideen, Ostern und Pfingsten. Die Frucht der Erlösung ist Vergöttlichung unserer Seele. Gott ist Mensch geworden, um den Menschen zum Gott zu machen. Von den hundert Antithesen des Christentums die tiefste und umfassendste! Der Geist der Liebe, der tiefste Grund für das Wesen Gottes als absolute Geistigkeit und damit für die Drei-

---

[1]) De unit. ecclesiae cap. 6.
[2]) Uhlmann, J., Die Persönlichkeit Gottes und ihre modernen Gegner (Freiburg 1906) 34 ff.
[3]) cp. 1 ad Serap. n. 24.

persönlichkeit, ist auch der Grund für unsere Vergöttlichung, übernatürliche Vergeistigung und damit für das Wohnen des dreipersönlichen Gottes in unserer Seele. So verstehe ich die ganz besondere Beziehung der begnadeten Seele zum Heiligen Geiste. Der dreipersönliche Gott mit dem Geiste als Urgrund — substanziell, unendlich — von Ewigkeit zu Ewigkeit nimmt Wohnung in der Seele. Wie? „Das, was an Gott wesenheft ist, wird accidentell in der Seele desjenigen, die an der göttlichen Güte teilnimmt“[4]).

Nichts versinnbildet Gott, den reinsten Geist, so schön und deutlich wie das Licht. Jetzt verstehen wir auch die äußere Pfingstoffenbarung. Ein helles Licht zuckt vom Himmel und läßt sich auf die Köpfe der Christusgetreuen nieder.

Die Pfingsten verkünden die großartigste Weltanschauung. So weit der Unglaube an der Gottesidee festhält, ist er pantheistisch. Das All ist Gott und Gott ist das All. Der Mensch ist ein Teilchen der Gottheit. Wie es bei dieser Auffassung mit der Sittlichkeitspflicht und dem Verantwortlichkeitsgefühl aussieht, kann man sich denken. Wer soll mich zur Verantwortung ziehen, wenn ich als Atom der Gottheit selber sündige? Wer verdient Belohnung, wer erklärt das Gewissen, die „einander anklagenden oder auch lossprechenden Gedanken“ (Rm 2, 15), wenn ich als Teil der Gottheit gut lebe?

Der Teufel ist der Affe Gottes. Die Pfingsten lehren auch einen Pantheismus, aber einen ganz anderen als ihn die offenbarungsfeindliche Weltanschauung lehrt. Der dreipersönliche Gott wohnt in der Menschenseele mit dem Heiligen Geiste. Das ganze Leben bis in die geheimsten Gedanken besteht aus tausend Siegen des Geistes über die Sinnlichkeit. Das ist Um und Auf der katholischen Ethik.

Und wieder versteht man auch die katholische Wissenschaft nach ihrem eigentlichen Wesen erst im hellen Pfingstlichte. Alle Wissenschaft ist ein Spiegelbild der Wirklichkeit, ein Nachdenken des göttlichen Schöpfungsgedankens. Die Wissenschaft ist Auswirkung des Verstandes, die Sittlichkeit Auswirkung des Willens. Durch Verstand und Willen sind wir natürliche Bilder des dreipersönlichen Gottes. Durch die Gnade, durch die übernatürliche Vergeistigung im Heiligen Geiste, wird unsere Seele ein übernatürliches Abbild der Dreifaltigkeit. Wie die Sittlichkeit von oben beleuchtet, vom Geiste gegen die Sinnlichkeit gewirkt wird, so nach katholischer Weltanschauung, im Pantheismus des Mikrokosmos — das nämliche Schauspiel sehen wir in der katholischen Philosophie. Hier geht man von Gott als dem ersten Prinzip aus; nach der philosophia perennis ist das erste in allem Sein und Wirken die Gottheit. Alles ist „von oben herab: Licht, Geist, Ziel und bewußter Plan“ (Portmann).

Und im falschen Pantheismus? Da ringt sich alles in blindem Trieb vom Niederen zum Höheren empor. Nach Hartmann war Gott zuerst nichts, nur das ruhende, untätige, bloß wesende Wesen. Dann erhob sich dieses zum leeren Wollen. Das war ein Anstoß, ein Anlaufnehmen, ohne noch zum Sprung zu kommen, eine Sucht, ein Schmachten nach Inhalt, ein quälendes Unbehagen. Darauf hat sich dieses lange Zeit nur ruhige, wesende Wesen in den Weltprozeß gestürzt, um diesen traurigen Zustand der Untätigkeit zu beenden. (Zimmermann.) — Man müßte lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre! — —

Lassen wir die Pfingstglocken verklingen, sie läuten bis zum Tode nach in der begnadeten Kleinwelt. Was sie künden in Synagoge und Kirche, das ist groß, doch das Größte künden sie dem, der erlöst sein will. Der Heilige Geist ist ja der personale Wille Gottes. Um Betätigung des Verstandes, um Kunst und Wissenschaft, um Auswirkung des Willens, um die Sittlichkeit, webt das höchste Fest der Christenheit seinen goldenen Heiligenschein. Und im unvergleichlichen Glanze leuchtet die Seele des Mikrokosmos, des Menschen, im Pfingstlichte, ein Glanz, der sich erst verliert an den Grenzen der katholischen Weltanschauung: „Wenn mich jemand liebt, so wird er mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben“ (Jo. 14, 23).

[4]) S. Thomae, S. th. 1, 2 q 119 a 2 ad 2.

Poincarés Sturz.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Europas Schicksal hing am 4. und 11. Mai. Mehr noch: die Augen der ganzen Welt waren an diesen Tagen auf Deutschland und Frankreich gerichtet. Und nun weiß man's. Die deutschen Gaue müssen auf die milden Segnungen des Hakenkreuzes verzichten, und der große Lothringer, der allzulange auf dem Kapitol geprunkt, darf das Vaterland nicht weiter retten. Sein Hätschelkind, der Nationale Block, nahm den Weg über den tarpejischen Felsen. Der Tag, den wir vorausgesagt, ist gekommen. Europa atmet vorläufig auf. Der Napoleon des Chauvinismus hat sein Waterloo gefunden.

Selten ist ein Ministerium unter günstigeren äußeren Umständen in den Wahlkampf gezogen als das Ministerium Poincaré. Schlau gewählt war dieser 11. Mai zum Wahltag, der zugleich der Gedächtnistag von Jeanne d'Arc, der Befreierin Frankreichs, ist und an dem die Patrioten ihre Pilgerzüge zu den Statuen in der Rivolistraße und vor der Augustinerkirche in Paris unternehmen. Das Lilienbanner der Jungfrau von Orleans schien Poincaré, Daudet und Foch u. Genossen indes nicht viel Glück zu bringen, seitdem z. B. die drei Millionen Rentner des Landes mit größerem Interesse zur Kaufkraft des Franken aufblicken. Es ist sicher, daß der erneute Fall dieses Geldstücks genau zwei Tage bevor sich die Wahlurne auftat (und nachdem die vom Elysee geleitete Stützung vorbeigelungen war) zur zerschmetternden Niederlage der Poincaristen beigetragen hat. Wenn der Gedenktag der heldenmütigen Jungfrau keine Zugkraft mehr besaß, so waren noch andere Helfer da: die Ergebenheit der großen Pariser Preßorgane mit ihren Millionenauflagen, der klingende Wahlschatz der Kriegsgewinnler (man beziffert ihn auf 60 Millionen Frcs.), dessen Verteilung der Senator Billiet übernahm, der Zug nach rechts bei den eine Woche zuvor erfolgten deutschen Reichstagswahlen und die Erneuerung des Kabinetts durch republikanisch und technisch tönende Namen wie Marsal, Loucheur und de Jouvenel. Dazu kamen noch die scheinbaren Zugeständnisse an die Linke durch die Erklärung des Einverständnisses mit dem Dawes-Bericht. Der Haupttrumpf der Regierung aber lag in dem von Clemenceau 1919 zugunsten der Nationalisten eingeführten, seither von der Opposition vergeblich bekämpften und jeder Gerechtigkeit hohnsprechenden Wahlsystem (mit der Mehrheitsprämie), das die Stimmen der Minderheit einfach nicht anerkennt. Aber damit nicht genug. In jenen Wahlkreisen, wo eine Liste die absolute Mehrheit erhält, fallen alle Abgeordneten dieser Liste zu und die unterliegenden Parteien gehen leer aus. Mehrere Parteien also, die sich auf einer Liste zusammenschließen, können die andern erdrücken, die einzeln aufmarschieren. Der Nationale Block hat sich das 1919 zunutze gemacht, und das Ergebnis war jene Kammer, die an Gehirnschwäche und Lungenkraft alle anderen in der parlamentarischen Geschichte Frankreichs überragte. Unter solchen Umständen blieb der zu einem ohnmächtigen Häuflein zusammengeschmolzenen Opposition nur die Aenderung der Wahltaktik als Ausweg. Die Sozialisten haben es über sich gewonnen, mit den bürgerlichen Parteien der Linken zusammenzugehen, obwohl ihnen dabei manche Arbeiterstimme an die Kommunisten verloren ging. Die Not des Wahlrechts hatte alle Zwietracht auf einen Tag überwunden.

Es ist allen, die die Entwicklung der Dinge mit Muße und Sachkenntnis beobachten können, ein ganz besonderes Vergnügen, jetzt daran zu erinnern, daß der Tintenbureaukrat aus Bar-le-Duc, vor dem die hysterische Morning Post an der Themse jeden zweiten Tag den Hut zog, der wunderbare Bilanzenzieher (wie ihn Clemenceau ironisch genannt) vier Tage vor dem Wahlgang in einer Parteiversammlung der schweren Börsen eine jener bekannten Fanfaren losschmetterte, womit er seinen Sieg, der seinen Gegnern eine herbe Enttäuschung bereiten würde, mit mathematischer Sicherheit verkündete. Es läßt sich aber nicht ändern, Paragraphendrechsler sind weit davon entfernt, Seher zu sein, und eitles Phrasengetön hat mit der Staatskunst wenig gemein. Wir sehen ja, dieser Meister der Klarheit (wie so oft in der Boulevardpresse geschrieben stand) hat sich wieder einmal ein bißchen getäuscht und völlig übersehen, daß sich in der französischen Volksstimmung, die zu vertreten er vorgab, ein gewaltiger Umschwung vollzogen hatte. Der aus Cannes versagte Briand war der bessere Seher, als er neulich das reizende Sätzchen sprach: „Frankreich hat nicht die Ruhr, die Ruhr hat Frankreich besetzt.“

Ein bißchen interessant, die Wahlbewegung zu streifen. Rührend, wie der Nationale Block (der Mißkredit ahnte) für die Wahlen sich umtaufte in „Vereinigung für die republikanische Einheit und Eintracht“. Noch rührender, wie das Urbild des Hasses und der Hetze, die Action Française, die Kandidaten für „nationale Versöhnung“ empfahl. Indes die lockendsten Vermummungen ließen das Volk kalt, und die gegenseitigen Achtungserklärungen, wobei Wendungen wie „heuchlerische Mörder“ (Kommunisten) und „stinkende Hyänen“ (Nationalisten) noch lange nicht die höchsten Steigerungsstufen darstellten, reizten nur zum Lächeln. In einem politisch geschulten Lande regt man sich über die Sprache der Gasse nicht mehr auf. Man ging mit stoischer Ruhe zur Urne, und man ging so zahlreich wie noch nie in den letzten 50 Jahren. Der Kampf ging um die Vorherrschaft der republikanischen Rechtsparteien, die den Kern des Nationalen Blocks bildeten und unter der Reklameflagge Poincaré segelten, oder den Sieg der nach links orientierten radikalen und sozialistischen Gruppen, die den Block der Linken schaffen wollten. Dabei sind die kleinen monarchistischen Gruppen (Action Française und die vom Fürsten Murat geführten Bonapartisten), sowie die beiden kommunistischen Fraktionen (die eine von Moskau geführt, die andere selbständig) außer acht gelassen. Das Ergebnis ist bekannt. Vielleicht gut, da es sich um ein Ereignis großen Ausmaßes handelt, noch einmal kurz darauf zurückzukommen und etwas anschaulicher, als es die Drahtnachrichten besorgen.

Das Linkskartell, d. h. die bisherige radikale und sozialistische Opposition, brauchte einen Zuwachs von 150 Abgeordneten, um die erfolglose Gewaltpolitik ändern zu können. Das Ergebnis war nun bedeutend günstiger, als die Aussicht dazu schien. Meine Privatnachrichten aus sonst gut unterrichteten politischen Kreisen in Paris und London stimmen überein, daß Kenner an der Themse und selbst an der Seine von einem so gewaltigen Siege der Linken überrascht sind. Die Provinz hatte ihre Stimme erhoben. Nur Paris, die Normandie und ein Teil des Ostens blieben dem Abgott des Nationalen Blocks noch treu. In der Politik hat die Provinz sich ihre Meinung schon längst nicht mehr von Paris diktieren lassen. Der französische Wähler, der fern vom Rauschgetriebe der Hauptstadt lebt, der im Genuß seiner Kleinrente gestörte Kleinbürger und der fleißige, geizige Bauer sind für die wirtschaftlichen Wirkungen der verkehrten Politik des Nationalen Blocks überaus empfänglich. Auch herrscht in breiten Schichten des französischen Volkes (Arbeiterschaft, Intelligenz, Kleinhandel und Kleinindustrie) ein ehrliches Streben nach einer wirklichen Politik der Verständigung und des Friedens. Die beste Illustration für die politische Unabhängigkeit der Provinz lieferten die denkwürdigen Vorgänge in der Dreyfus-Affäre. Die im Jahre 1870 gegründete (und nach links gerichtete) Dépêche de Toulouse z. B. macht als stärkstes Provinzblatt die Wahlen in 27 Departements. Die Lage ist nun so: die Nationalisten, die in der Siegeskammer rund 400 Sitze einnahmen, verfügen in der neuen Kammer noch nicht über 250. Das Linkskartell erreichte zusammen rund 300 Mandate, also die Mehrheit. Es ist hier noch geschwind einzuschalten, daß die Zahl der Abgeordnetensitze von 626 auf 584 vermindert worden ist.

Unter den Geschlagenen befinden sich die markantesten Führer des Nationalismus. Nicht allein die Parteien des „glorreichen“ Nationalen Blocks sind erledigt, auch die Persönlichkeiten wurden vom Volkswillen hinweggefegt: Daudet, der kleine Sohn des großen Vaters und der Hetzapostel des Blattes Action Française, der unheimlich gefährliche Clemencist Mandel, Tardieu, der frühere Außenpolitiker des Temps und nachherige Leiter des (vor einigen Tagen eingegangenen) Clemencistenorgans Echo National, die drei nationalistischen Vizepräsidenten der Kammer, darunter Arago, der Führer der stärksten Nationalistengruppe; der Fanatiker André Lefèvre, Kriegsminister a. D., de Lasteyrie, der frühere Finanzminister, der ehemalige Minister des Innern Maunoury, Persil, der Vertrauensmann Millerands, und Brousse, einer der treuesten Anhänger Poincarés. Bemerkenswert ist der starke Sieg Briands, dessen Liste 4 Sitze gewann, und die Wahl des von den Nationalisten am meisten angefeindeten früheren Ministers Malvy, der wegen seiner angeblich verdächtigen Haltung während der letzten Kriegsjahre vom Staatsgerichtshof für einige Jahre aus Frankreich verbannt wurde. Auch der bekannte und zeitweise verbannte J. Caillaux wäre sicher gewählt worden, hätte er auf einer Liste gestanden.

So also hat das französische Volk gesprochen, das eine jahrelange Haßpropaganda vergiftet hatte und von dem Kenner wohl wußten, daß es keineswegs mit Poincaré verwechselt werden darf. Es hat begriffen, daß es durch die Politik des Hasses, der brutalen Gewalt, der eitlen Ruhmesfanfaren, elender Advokatenchikanen und kostspieliger Vasallenanwerbungen wirtschaftlich ruiniert und politisch isoliert wird. Frankreich spie die Politik des Nationalen Blocks aus. Es gibt heute keinen Diktator Europas mehr. Die Presse sämtlicher Länder sagt's, daß die Welt ob der Niederlage des europäischen Friedensstörers erleichtert aufatmet. Selbst in den bekannten Boulevardorganen, in denen seiner Zeit Hosiannaschreie den „Meister der Klarheit und Energie“ feierten, glänzt nicht eine Abschiedsträne. Nur der Herzog von Northumberland, der erste Häuptling der Hards jenseits des Kanals, und der Nachfolger des Giftmischers Northcliffe, Lord Rothermere, recken verblüfft die Hälse wie jene Lohgerber, denen die Felle davonschwimmen. Der Sturz Poincarés ist ein Glücksfall, den das Schicksal Mac Donald beschert hat. Es wäre auch ihm ebensowenig wie Lloyd George, Bonar Law und Baldwin möglich gewesen, sich mit diesem Fanatiker zu einigen.

Die weitere Entwicklung bleibt abzuwarten. Zur Stunde ist die sehr wesentliche Frage noch unentschieden, ob das Linkskartell, das die Wahlschlacht so glänzend gewann, parlamentarisch auch im Bourbonenpalast weiterbestehen wird. Die Sozialisten, deren Mandatsziffer zum ersten Male die Hundert übersteigt (102), also einen Zuwachs von 80 Prozent aufweist,

sind geteilter Ansicht. Theoretiker wie Blum und Renaudel stützen sich auf den internationalen Kongreßbeschluß von Amsterdam, wonach die sozialistische Beteiligung an einer bürgerlichen Regierung verpönt ist. Dagegen ist ein anderer Sozialist, Paul Boncour, der große Sympathien und selbst bei seinen Gegnern Achtung besitzt, ein entschiedener Anhänger des Gedankens, daß die Sozialisten sich in dieser Stunde an der Regierung beteiligen müssen. Der Sieg der Linken dürfe nicht durch eine Spaltung gefährdet werden. Ein Parteikongreß wird entscheiden, ob der außergewöhnliche Augenblick nicht eine Ausnahme von der Regel heischt. Die Zeitungen des Nationalen Blocks freuen sich über diesen Familienstreit und sagen voraus, daß die Uneinigkeit der linken Parteien jede Ausnutzung des Wahlsieges verhindern werde. Entscheidet sich der Kongreß für die Isolierung, dann ist die Gefahr des Kompromisses mit Republikanern nationalistischer Färbung herangerückt. Keiner sehnt eine derartige Wendung der Dinge mehr herbei, als der Staatspräsident Millerand, dessen Stellung durch den Wahlausfall nicht gerade gefestigt worden ist; denn er hatte sich bekanntlich vor den Wahlen gegen den Geist der Verfassung öffentlich für die nationalistische Politik entschieden. Tatsächlich hat ein Preßfeldzug gegen den Inhaber des Elysee eingesetzt, an dessen Spitze der tatkräftige und intelligente Herr Bertrand, Direktor des linksradikalen Quotidien, marschiert, einer der wenigen, die das Wahlergebnis richtig vorausgesagt haben. Der naturgemäße Präsident eines Kabinetts mit Sozialisten wäre Herriot, der wirtschaftlich eingestellte radikalsozialistische Bürgermeister von Lyon und Führer der Opposition in der verflossenen Kammer. Der gegebene Präsident einer bürgerlichen Linksregierung ist Briand.

Natürlich hat es nicht an Journalisten gefehlt, die die künftigen Minister über die Richtlinien der kommenden Politik befragten. Was man da im allgemeinen vernahm, waren Redewendungen ohne klare Farbe, die mit dem scharfen Programm des radikalsozialistischen Exekutivkomitees merkwürdig kontrastieren und den Spott der Oppositionspresse herausfordern. In nur wenigen dieser Erklärungen findet sich ein Wort über Deutschland. Die deutlichste Antwort hat der bekannte Sauerwein, Leiter der außenpolitischen Abteilung am Matin, von Herriot erhalten: „Zunächst ist die Außenpolitik das Wesentliche. Frankreich muß erst wieder in Beziehungen mit Europa und der übrigen Welt gebracht werden. Wir müssen uns bemühen, die andern Völker besser zu verstehen. Die Welt hat sich geändert. Ich weiß, daß große Schwierigkeiten zu erwarten sind, aber wir haben leider den Fehler gemacht, das ganze Deutschland als einen einheitlichen Block zu behandeln. Gerade in den Beziehungen zu einem besiegten Lande ist eine klare und kluge Politik notwendig. Jetzt sind in Deutschland die demokratischen Elemente durch eine Hochflut des besinnungslosen Nationalismus zurückgedrängt — und leider nicht ganz ohne unsere eigene Schuld. Wir müssen aber die demokratischen Elemente in Deutschland zu stützen versuchen, denn sie sind eine der besten Bürgschaften für den Frieden. Für dieses große Werk der internationalen Verständigung brauchen wir Diplomaten, die ihre Zeit verstehen . . ." Das bekannte L'Oeuvre, dem Herriot vertraulich nahesteht, erhebt neben anderen folgende Forderungen: Durchführung des Sachverständigenplanes ohne Vorbehalte, Verzicht auf Zwangsmaßnahmen, Befreiung der deutschen Gefangenen ohne Gegenleistung, denn die radikale Mehrheit darf in einer Frage der Menschlichkeit nicht feilschen, Uebertragung der Sicherheitsfrage und der Abrüstungskontrolle auf den Völkerbund, Anerkennung der Sowjetrepublik, Abgang Millerands.

Der Kampf, den der lothringische Dickkopf und seine Kammer gegen die ganze Welt geführt haben, wird liquidiert. Es findet zweifellos auch ein Diplomatenwechsel statt. Die Tage Barrères in Rom und des Direktors des außenpolitischen Dienstes am Quai d'Orsay z. B. sind gezählt. Es wird ein frischerer und menschlicherer Zug wehen. Die Methoden werden andere sein und den brutalen Gewaltcharakter verlieren. Aber man gebe sich keinen Augenblick der Illusion hin, als ob ein Ministerium der Linken in Frankreich von seinem Gläubigerstandpunkt in der Reparationsfrage irgendwie abgehen würde oder die Sicherheitsfrage beiseite schöbe. Der Nationalismus, der bis zum Höchstmaß mobilisiert war, ist über Nacht nicht ausgestorben. Er muß immer noch in Rechnung gestellt werden. Man hat ein Gefühl der Genugtuung und Befreiung beim Anblick der Trümmer, in die Poincarés Block zerfallen ist. Aber es bleibt noch sehr viel an gefahrvollen Möglichkeiten. Die Wortführer der deutschen Nationalisten mögen sich keiner Täuschung hingeben. Sie werden keinen erbitterteren Gegner finden als ein französisches Linkskabinett, das den Kampf gegen allen nationalistischen Wahn auf seine Fahne geschrieben hat. Und wer wird daran zweifeln, daß von jetzt ab, seitdem uns dieser häßliche Freund Poincaré fehlt, die Demokratien Frankreichs, Englands und Amerikas sich in Freundschaft und Vertrauen verbunden fühlen und geschlossener dastehen als je zuvor?

Weltrundschau.

Der Reichstag trat am 27. Mai zusammen. Die erste Sitzung wurde durch die Kommunisten gestört, die vor der Wahl des Präsidiums die Entlassung verhafteter Abgeordneter — sieben Kommunisten und der Nationalsozialist Kriebel — verhandelt haben wollten. Am 28. Mai wurde zum Präsidenten des Reichstags Abg. Wallraf (Deutschnationaler) gewählt, zu Vizepräsidenten Dittmann (V.S.P.), Bell (Zentrum), Riesser (D. V.P.). Der kommunistische Antrag auf Entlassung der acht Verhafteten wurde gegen Kommunisten, Sozialdemokraten und Völkische abgelehnt und an den Geschäftsordnungsausschuß verwiesen.

Die Regierung Marx trat Anfang der Woche zurück. Marx ward zunächst vom Reichspräsidenten beauftragt, ein neues Kabinett auf Grund des Bürgerblocks (von Deutschnationalen bis zu Demokraten) zu bilden. Dieser Versuch scheiterte. Die Bemühungen wurden fortgesetzt und zu Beginn der 1. Juniwoche lag noch keine Entscheidung vor.

Der Streik im Ruhrgebiet ist durch einen Schiedsspruch des Reichs beigelegt. Die vier Bergarbeiterverbände fordern zur Arbeitsaufnahme auf, da die sieben- bis achtstündige Schicht und gesonderte Bezahlung der Ueberarbeit gesichert sei.

Die Botschafterkonferenz hat Deutschlands Antrag auf Aufhebung der Militärkontrolle in der bisherigen Form abgelehnt. Deutschland soll einer Generalinspektion zustimmen, nach dieser wird der Kontrollapparat beschränkt werden. Eine deutsche Antwort wird bis 30. Juni verlangt.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel wurde am 1. Juni durch den Anschlag eines Kommunisten erheblich verletzt.

Das französische Kabinett Poincaré hat seinen förmlichen Rücktritt eingereicht. Auch in Paris störten die Kommunisten die Eröffnung des Parlaments.

Das italienische Königspaar hat dem britischen Hof in London einen feierlichen Besuch gemacht.

Präsident Coolidge hat das Einwanderungsgesetz vollzogen, das die Japaner praktisch von den Vereinigten Staaten ausschließt. In Japan herrscht tiefe Erbitterung. Regierung und Parlament erheben Einspruch gegen das Gesetz. Der japanische Botschafter erhielt von seiner Regierung die Erlaubnis, die Vereinigten Staaten zu verlassen.

Paul Cambon, früher französischer Botschafter in London, ist gestorben. Er war einer der Haupturheber der Entente und der Einkreisung Deutschlands.

Wogen / Sterne / Menschen.

Und wieder rollt die ew'ge Welle
Weisszackig, unabwendbar ans Gestade,
Und wieder donnert hohl herauf die Hölle!

Und Wog' auf Woge rauscht zuhauf,
Zu meinen Füssen rastlos umzukehren,
Und ewig, ewig ist des Meeres Lauf!

Und über mir in goldnen Kreisen
Dreht sich der Sterne Heer am Himmelsdom,
Und ewig reisen sie und werden reisen.

Und Meeresflut und Sternenwandern,
Bewegung, Ansturm, Kreis und Kraft,
Was wissen sie von uns, den andern?

Wie bald schon wird es sein, dass mein Gebein
Ans Ufer fühllos spült der Brandung Mund,
Und bleicht sie silbern in der Sterne Schein?

Dr. W. Kahle.

Die deutsche Nation und das Preußentum.

Von Dr. Otto Kunze.

Von einem Staatsmann, wie es statt des Verfassernamens heißt, erschien 1893 eine Broschüre: Die deutsche Nation und das Preußentum. Sie mußte in der Schweiz gedruckt werden; im damaligen Deutschland wäre sie der Beschlagnahme verfallen. Erst als ihre düsteren Voraussagen sich erfüllt hatten, durfte sie im Vaterland ihres Urhebers neu aufgelegt werden. (Paderborn 1919, Bonifazius-Druckerei, Preis 1 M.) Im Vorwort der Neuausgabe, gezeichnet Frau von Borell du Fernay-Rösler, erfahren wir, wer der Staatsmann, ja man darf sagen der Weise, der Prophet gewesen ist, der diese deutsche Gewissenserforschung anstellte. Es war der Vater der genannten Frau, der 1894 zu Bozen verstorbene Professor Dr. Hermann Rösler. Geboren 1834 zu Lauf (Mittelfranken) widmete er sich der Staats- und Wirtschaftslehre und wirkte 1862—78 an der Universität Rostock. Dort war kein Platz mehr für ihn, als er zur katholischen Kirche übertrat. Rösler verließ die Heimat und ging in japanische Dienste. Beim modernen Umbau des ostasiatischen Reiches hat er hervorragend mitgewirkt und z. B. das japanische Handelsgesetzbuch geschaffen. Erst kurz vor seinem Tod kehrte er nach Europa zurück und schrieb als eine Art Vermächtnis jene inhaltschwere Schrift über die deutsche Nation und das Preußentum.

Wie der Rembrandtdeutsche in sittlich-kultureller, so hält der ungenannte Staatsmann in sittlich-politischer Hinsicht seiner Zeit den Spiegel vor. Es war die Zeit, da das Hochziel des Deutschtums im Preußentum erreicht schien. Wilhelm II. regierte, reiste und redete in der Fülle äußeren Glanzes. Der Milliardensegen von 1871 war aufgegangen. Das neue Deutschland unternahm die ersten glückverheißenden Schritte als Kolonial- und Seemacht. Eine liberale Wissenschaft bewies tagtäglich die Vorzüglichkeit der herrschenden Zustände und die Sicherheit ungehemmten Fortschritts. Dahinein klangen die Worte unseres Staatsmannes:

„Der Deutsche, der sein Vaterland, das ganze große Vaterland, liebt, der auf dem Boden seiner tausendjährigen Geschichte stehen bleiben und sein Deutschtum nicht aufgeben will, kann in diese verherrlichende Darstellung des politischen Zustandes der deutschen Nation unmöglich einstimmen. Hält man sich an die Tatsachen, wie sie wirklich vorliegen, so ist dieser Zustand der folgende: Ein mächtiger zentralisierter Militärstaat hat sich im Innern der Nation herausgebildet. Dieser Militärstaat — die preußische Monarchie — hat Deutschland überfallen, besiegt, erobert und geteilt ... Einen möglichst großen Teil davon hat er sich selbst einverleibt, einen andern in der Form eines Bundes, Deutsches Reich genannt, seiner Herrschaft unterworfen." (S. 5; Sperrungen von uns.)

Der Verfasser, der noch die Zeit des Deutschen Bundes bewußt miterlebt, bedauert besonders, daß Oesterreich abgerissen wurde und das dortige Deutschtum seinen Halt verlor. Er erklärt die preußische Tat von 1866 für einen Rechtsbruch grellster Art (S. 6). Dauer vermag er der Schöpfung von 1871 nicht zuzusprechen, was ihm in den fetten neunziger Jahren natürlich so gut wie niemand glaubte.

Rösler erkannte mit dem Tiefblick des Weisen und des Christen, daß die neue deutsche Kaisermacht nicht aus dem wahren Geist deutscher Nation hervorgegangen war. Von diesem Geist hegt er eine sehr hohe Meinung. Seine Schrift ist die bündigste Widerlegung des Vorwurfs, daß die Gegner des Preußentums wurzellose Internationalisten, vaterlandslose Nörgler wären. Kaum irgendwo liest man im Gegenteil so stolze Sätze über die Sendung des deutschen Volkes wie hier. Die Deutschen sind für den Verfasser geradezu ein von Gott auserwähltes Volk. Wie die Juden das Gottesreich im Alten Bund darstellen, wie die Römer den politischen Boden für die Entstehung des Christentums und den Kern einer weltlichen und staatlichen Einheit des Menschengeschlechts zu bereiten hatten, so ward den Deutschen die Aufgabe, „das römische Reich fortzubilden, der Kirche als Streiter Gottes zur Seite zu stehen und das Rechts- und Staatsleben der Völker der Neuzeit mit christlichem Geist zu erfüllen." (S. 16.) Die christliche Weltreligion in ihrer Einheit der katholischen Kirche verlangte auch eine gewisse dauernde politische Einheit der Menschen. Deren Kern sollten eben die Deutschen bilden und dazu ließ Gott sie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gründen. Wir müssen bedenken, daß bei Röslers Lebzeiten das Verständnis für Zusammenhänge zwischen Kirche und politischer Form der Christenheit, für den Ideenkreis des Gottesstaats, selbst unter Katholiken zumeist geschwunden war. Um so tiefer haben wir seine Einsicht zu bewundern und seine großartig einfache Beweisführung an Hand von Daniels Weltreich-Gesichten. Rösler überträgt das Schema der vier Weltreiche von der vorchristlichen nochmals auf die nachchristliche Zeit. Das goldene Reich ist das Reich Karls des Großen, das silberne das Reich von Ludwig dem Deutschen bis zu den Hohenstaufen; auch dies noch ein europäisches Kaiserreich, aber geringer an Macht und Ausdehnung. Das eherne Reich ist das Reich der älteren Habsburger bis auf Karl V. Es endet mit der Kirchenspaltung. Dann beginnt das eiserne Reich und dauert bis zum Westfälischen Frieden. Mit dem Eisen ist der Lehm des Unglaubens und der Ketzerei vermischt. Der Verfasser deutet noch ein weiteres Reich aus der Weissagung, das sich auf Bündnisse stützt und nicht von Bestand ist, das preußisch-deutsche Reich. Auf den Untergang der großen Reiche folgt das Reich Gottes, „die Gemeinschaft der Heiligen, das ist die christliche Demokratie, die sich vielleicht in der nordamerikanischen Union vorbereitet." (S. 23.)

Für sicher hält Rösler seine Deutungen selbst nicht. Ja er sträubt sich gegen die letzte, daß das Römisch-Deutsche Reich endgültig aus sein könne. Dann wäre es auch mit der deutschen Nation für immer vorbei. Wir sehen hier nicht so trüb. Die christliche Demokratie, der wahre zukünftige Völkerbund, wird von Rom ausgehen. Amerika gab nur den Anstoß und schuf zu Genf ein unvollkommenes Vorzeichen. An den Deutschen ist es, von der Mitte Europas aus die verbindenden Fäden zu knüpfen und wie im Mittelalter vom Papst die Weihe des neuen Friedensreiches zu erbitten. Damit erhielte der alte Beruf Deutschlands eine weitere Aufgabe und die römisch-christliche Reichsidee erstände in verjüngter Gestalt. Hiervon gründet sich die Gewißheit nicht auf dunkle Weissagungen und schwierige Spekulationen, sondern auf die Lage Deutschlands in Europa und die innere Stimme der deutschen Seele.

Ohne ihre göttliche Sendung, ohne das Reich und die Kirche sind die Deutschen nichts:

„Der Glanz und die Macht des Reichs verlieh den Deutschen Ansehen, Wohlfahrt und Blüte; mit dem Dahinsinken des Reiches versank auch die deutsche Nation in Armut, Unehre und Schwäche ... Das Reich ist aber niemals gewesen und kann niemals werden eine nationalstaatliche Macht wie die der Engländer und Franzosen, die nur der nationalen Selbstsucht und Ruhmsucht dient.... Die kaiserliche Nation der Deutschen sollte das Mustervolk, das Zentralvolk der Christenheit werden, es sollte seine ganze Kraft einsetzen für ein lebendiges Christentum, unmittelbar bei sich selbst und mittelbar auch bei anderen; es sollte den Unglauben, die Ketzerei von der Christenheit abwehren und dem Papst als Streiter für Christus zur Seite stehen. Das Reich und damit die deutsche Nation ist, da diese Aufgabe ohne lebendigen christlichen Glauben nicht erfüllt werden kann, durch den providentiellen Weltplan Gottes auf den Boden des christlichen Glaubens gestellt, nicht wie die übrigen Völker auf den Boden der bloßen menschlichen Vernunft. Darin liegt die hohe Würde, aber auch die schwere Bürde der deutschen Nation. Nicht als ob wir den übrigen Völkern Christentum und christliches Leben überhaupt absprechen wollten; aber ihr staatliches Leben, ihre nationale Existenzbedingung hat nicht die providentielle Weihe einer göttlichen Mission für das Christentum. Ihr staatliches Lebensgesetz ist das vernünftige Interesse, das der Deutschen ist eine besondere Pflicht gegen Gott. Darum hat Gott den Deutschen solche Tiefe des Geistes, solche Innigkeit des Gemüts ... verliehen, damit sie ihre Aufgabe erfüllen können. Das ist es, was die Ausländer deutschen Mystizismus nennen, weil sie es nicht verstehen; nur der Deutsche kann es verstehen. Der Deutsche sieht die Welt anders an als die Ausländer ..." (S. 25/6).

Ist hier nicht mit genialem Tiefblick das Geheimnis erschlossen, warum der Deutsche aus seiner Natur kein heidnischer Nationalist sein kann. Warum Nationalismus bei ihm eine viel größere Sünde ist als bei Franzosen, Italienern, Polen?

Die Schuld des Preußentums besteht nun darin, daß es die deutsche Nation ihrem hohen Beruf abspenstig gemacht und sie einem gewöhnlichen diesseitigen Nationalinteresse vorgespannt hat. Rösler verwahrt sich dagegen, als seien unter dem Preußentum die ehrenwerten und tüchtigen norddeutschen Stämme der Franken, Sachsen, Friesen, Hessen usw. verstanden. Der Name Preußen — nach einem nichtdeutschen Volksstamm — bedeutet lediglich Untertanen des Königs von Preußen, dessen Königstitel ja ebenfalls außerhalb des Alten Reiches entstanden ist.

„Mit kurzen Worten kann man sagen: Das Preußentum ist ein politisches System, das die Untertanen des Königs von Preußen zu einer Nation zu machen strebt. Friedrich der Große wollte eine nation prussienne schaffen, und

für den heutigen preußischen Geschichtsschreiber ist der neue preußische Reichsbund das „Deutsche Reich preußischer Nation". Diesem Streben dient das deutsche Volk lediglich als Material; die preußische Nation kann nicht bestehen, wenn die deutsche Nation in ihrer göttlich bestimmten Staatsform, im Deutschen Reiche, besteht ... Entnationalisierung, Entchristlichung des deutschen Volkes ist daher der Grundzug der Politik des Preußentums ... Oesterreich und das Papsttum sind des Deutschtums einzige Stützen; daher gilt es für alle Anhänger des Preußentums, das Papsttum zu vernichten und Oesterreich zu verderben." (S. 37/38.)

Kulturkampf also von Bismarck bis Ludendorff! Wir verstehen nun ferner, besonders im Rückblick auf Jahrzehnte, die dem Staatsmann Rösler noch Zukunft waren, die Heimatlosigkeit des deutschen Nationalgefühls, die Vaterlandslosigkeit der Massen. Ja konnte denn das Herz der schlichten Leute für ein Staatswesen schlagen, das sich vor das wahre Deutschland schob? Das preußisch-deutsche Reich war allein das Reich einer liberalen Bildungsschicht, deren Ideal es tatsächlich verkörperte, ein rein irdischer, selbstsüchtiger Nationalstaat, der äußeren Glanz und Fortschritt brachte. Es verstand sich von selbst, daß in diesem Staat Macht vor Recht ging, mochte es auch erst ein Hegel philosophisch begründen. Von selbst versteht sich auch der zentralistische Zug Preußens.

Preußen entstand aus der Zersetzung des Alten Reichs, der Kleinstaaterei. Es ist nur ein ins Riesige gewachsener Kleinstaat, vorzüglich dank der Herrschsucht und Selbstsucht des genialen, aber durchaus undeutschen und unchristlichen Friedrichs des Großen. (Wir brauchen hier bloß auf den wahren Fridericus Nr. 22 zurückzuverweisen.) Die Spuren des Kleinstaats trägt noch Preußens Fortsetzung, das kleindeutsche Reich. Furchtsam und unsicher, manchmal anmaßend, trat es unter den alten Mächten auf. Der neue Deutsche wurde kein Weltmensch. Im Innern wußte dies Reich keine kraftvolle deutsche Kultur mehr zu zeugen:

„Das moderne Preußentum ist geistig unfruchtbar, wie das Friedrichs des Großen es war. Pessimistische Philosophie des Unbewußten, Sybelsche und Treitschkesche Geschichtsschreibung, Wagners sinnliche Theatermusik, das Küchenlatein hyperbelnder Barba-blanca-Oden, eine Flut seichter, schlüpfriger Romane und Theaterstücke, das ist die geistige Nahrung, die das Preußentum dem deutschen Volke bietet." (S. 67.)

Was hätte Rösler erst gesagt, wenn er die Stuck- und Marmorgreuel wilhelminischer Baukunst, die Festspiele von Josef Lauff, den Karneval auf der Saalburg, die homosexuelle Lyrik Philipp Eulenburgs hätte erleben müssen! Hier gedieh die Verblendung des sich selbst untreu gewordenen deutschen Volkes bis zum Schwachsinn und Wahnsinn. Wir können wahrlich nicht zu hart finden die zermalmenden Prophetenworte:

„Hat denn ein Volk, das sich willenlos von seiner Geschichte, seiner Vergangenheit losreißen, zersplittern und verstümmeln läßt, das sich jeder Vergewaltigung hingibt und von falschen Netzen umgarnen läßt, das im blöden Selbstbetrug dahintaumelt, das zwischen Recht und Unrecht, zwischen Ehre und Unehre zu unterscheiden verlernt hat, hat ein solches Volk noch Anspruch auf Ansehen oder Achtung, ja auf Selbständigkeit? Wo gab es denn je ein Volk, das ein gleiches Schicksal erlitt und noch darüber jauchzte und jubelte? Ist denn wirklich die politische Figur des deutschen Michels, des blödsinnigen Riesen, eine Wahrheit, gleich der des grasfressenden Nebukadnezar? Auf natürliche Weise läßt sich der so traurige Zustand, in den die edle und ausgezeichnete deutsche Nation seit Jahrhunderten geraten ist, nicht erklären. Es ist der Zorn, das Strafgericht Gottes über ihren Abfall von der Kirche, von ihrer providentiellen Bestimmung. Wen Gott verderben will, den verblendet er vorher. Die Verblendung des deutschen Volkes ... ist die göttliche Strafe für seine Abwendung von der ihm gesetzten Aufgabe. Es ist dem deutschen Volke nicht erlaubt, ein Leben des nationalen Hochmutes und der nationalen Selbstsucht gleich anderen niedrigeren Völkern zu führen, ihm hat der göttliche Weltplan Höheres zugewiesen. (S. 69/70)

Wir können die Schrift des einsamen Sehers hier nicht ausschöpfen. Wer irgend kann, lese sie ganz. Er stoße sich dabei nicht an dem harten Urteil über Goethe (S. 68), das z. T. durch den liberalen Goethekult verursacht ist. Er stelle sich einmal mit dem Verfasser entschlossen abseits vom Weg der glaubenslosen neuzeitlichen Kultur. Dann wird er ihn verstehen. — Hier soll nur der eben wörtlich angeführte Gedankengang in uns nachklingen, vor allem das Wort von der Verblendung. Ihr haben die jüngsten zehn Jahre das sichtbare und fühlbare Strafgericht Gottes folgen lassen, den unglücklichen Krieg und den Sturz des Kaisers samt den Fürsten. Aber noch hat unser Volk den Sinn der Heimsuchung nicht erfaßt. Ja, gerade in seinen Sünden glaubt es vielfach die Rettung suchen zu müssen. Es opfert dem Götzen Nationalismus, es klammert sich an Preußen, es schwärmt vom Alten Fritz. Männer und Bücher, die dem Volk ins Gewissen rufen, werden totgeschwiegen. Solange bis wir einen Rückfall ins Preußen- und Wilhelminertum erleben, eine Herrschaft der Gespenster von 1890—1914 und im Anschluß daran einen zweiten Weltkrieg. Dessen fressende Gase würden vom Preußentum allerdings nichts mehr übrig lassen, vom preußisch verhafteten Deutschtum aber auch keine Spur. Zu eigner Belehrung würden dann fremde Völker die Worte deutscher Propheten in der Schule übersetzen.

Die Vorabstimmung in Hannover.

Von Carl Oskar Freiherrn von Soden, München.

Warum sind wir Bayern nach Hannover gegangen? Die amtliche Stimme der preußischen Regierung gibt darauf prompt, aber wenig taktvoll die Antwort: unberechtigte Einmischung bayerischer Partikularisten in innerpreußische Dinge. Wir haben hier einen jener Fälle der naturgemäßen Enge rein preußischer Betrachtungsweise vor uns. Der hannoversche Freiheitskampf muß als eine Sache aller Deutschen, weß Staates und Stammes sie auch sein mögen, angesehen werden. Er ist die wichtigste Etappe aller Auseinandersetzungen der letzten Jahre um das Problem Unitarismus oder Föderalismus. Wer ehrlich auf eine Verwirklichung der föderalistischen Idee in der Gestaltung Deutschlands ausgeht, muß für die Herstellung eines lebensfähigen Mittelstaates auf dem Boden des Niedersachsenstammes eintreten. Wer irgend konnte, hatte darum die Pflicht, auch persönlich — so schlecht und recht es ging — am Abstimmungskampf teilzunehmen.

Das föderalistische Problem wird in Bayern vielfach noch zu sehr formaljuristisch als eine Frage der eigenstaatlichen Zuständigkeit, der Quantität der staatlichen Hoheitsrechte, angesehen. Die soziologische Betrachtungsweise, die Frage nach den realen politischen Machtverhältnissen, kommt häufig zu kurz. Sonst könnte es nicht geschehen, daß man einen Reichsbau als föderalistisch bezeichnet, bei dem ein Großstaat mit geradezu erdrückender Macht einer Menge mittlerer und kleinerer Staaten gegenübersteht, die nicht einmal in ihrer Gesamtheit das Gleichgewicht zum Vormachtsstaat aufzubringen vermögen. Föderalismus ist nicht durch die Einräumung von sättigenden, aber wenig nahrhaften Reservaten an Bayern gewährleistet; Föderalismus bedeutet Gleichberechtigung aller Glieder, bedeutet genossenschaftliche Organisation, bei der jeder das gleiche Stimmgewicht in die Wagschale legen kann, bei der die Majorisierung der Kleinaktionäre durch den die Mehrheit der Aktien in seiner Hand vereinigenden Großaktionär verhindert wird. Hier liegt auch der grundsätzliche Fehler der bayerischen Regierungsdenkschrift zum föderalistischen Problem, wenn sie an der Frage des Artikel 18 R.V. mit eigenartiger Verständnislosigkeit vorbeigeht. Gerade wenn man — wie es die Denkschrift im Anschluß an die Lehre Bilfingers[1] tut — das Wesen des föderalistischen Problems in der Frage der Willensbildung des Reichs erblickt, muß man die Gliederung des Reichs als inneren Kern des Gesamtproblems anerkennen. Denn die Willensbildung ist vor allem die Frage des quantitativen Verhältnisses der zum Gesamtwillen des Reichs beitragenden Einzelwillen. Eine Gliederung des Nordens Deutschlands, die Preußen auf seine natürlichen Grundlagen zurückführt, die Deutschland unter Beseitigung aller Kleinstaaterei zu einem aus annähernd homogenen Körpern zusammengesetzten Gebilde umwandelt, ist die Voraussetzung föderativer Reichsform. Das ist der tiefere Grund, weshalb die Forderung nach einer beschleunigten Durchführung der Gedanken des Artikel 18 R.V. im Programm der Bayerischen Volkspartei notwendig einen bevorzugten Platz finden mußte. Und hier wird es besonders klar, wie verfehlt es ist, wenn man einem bayerischen Staatsmann (Schweyer) einen Vorwurf daraus machen will, daß er seine Sympathien für den hannoverschen Freiheitskampf offen zum Ausdruck gebracht hat. Man mag ein derartiges Vorgehen vom unitarischen Standpunkte aus bekämpfen; unter der Losung des Föderalismus diese Haltung anzugreifen[2], zeugt nur entweder von einem völligen Mißverstehen der föderalistischen Idee oder von einem bedauerlichen Mißbrauch, den man

[1]) Der Einfluß der Einzelstaaten auf die Bildung des Reichswillens. Tübingen 1923.

[2]) Bayer. Staatszeitung Nr. 118.



mit ihr für andere als föderalistische, nämlich für großpreußische und damit letzten Endes zentralistische Gedankengänge treiben will. Noch bedenklicher werden die Methoden freilich, wenn man sie — gänzlich unberechtigt — als die „des offiziellen Bayern" bezeichnet. Wären sie es wirklich, dann wäre es höchste Zeit, daß mit solcher offizieller Regierungskunst in Bayern aufgeräumt würde. Das bayerische Volk will an seiner Spitze Männer sehen, die den Föderalismus innerlich erfaßt haben, die es ablehnen, ihn unter Verwechslung mit ein paar bayerischen Scheinrechten großpreußisch zu interpretieren.[5])

Freilich, die Gegner einer föderativen Neugliederung weisen mit Genugtuung auf den Mißerfolg der hannoverschen Abstimmung hin. Aber auch das ist eine Betrachtungsweise, die den Dingen nicht auf den Grund geht. Gerade die Abstimmung hat gezeigt, daß der Gedanke der niedersächsischen Freiheit eine Herzenssache zahlreicher, über die deutsch-hannoversche Partei weit hinausragender Kreise ist. Während die Deutschhannoveraner in den zur Abstimmung stehenden Bezirken bei der Reichstagswahl am 4. Mai nur rund 299000 Stimmen aufgebracht haben, sind bei der Volksabstimmung fast 450000 Stimmen für die hannoversche Freiheit abgegeben worden. Hier haben wir den schlagenden Beweis, daß die Bewegung nicht bloß „Partikularismus einer beschränkten Partei welfisch Gesinnter" (wie die preußische Stilistik so schön sagt), sondern den lebendigen Ausdruck der Gesinnung eines großen Teiles des hannoverschen Volkes selbst darstellt. Wenn man aber bedenkt, daß diese Stimmen aufgebracht wurden bei einem Terrorismus des preußischen Regierungsapparats, der in der neueren deutschen Geschichte wohl ohne Beispiel dasteht, bei einer Flut von infamsten Verleumdungen gegen die Träger der Abstimmungsbewegung, so wird die eigentliche Bedeutung dieser Ziffern noch klarer. Noske, der unerreichte Beweistyp für die Richtigkeit der Spenglerschen Lehre von der Ideenverwandtschaft des Preußentums und des Sozialismus, hat den ihm zur Verfügung stehenden Beamtenkörper bis hinunter zum Bürgermeister und Lehrer des letzten Heidedorfs unter der Drohung der Brotlosmachung gegen Hannover eingesetzt. Die Polizei wurde zur Verbreitung des preußischen Plakatdienstes verwendet. Die Pressestelle des Noskeschen Oberpräsidiums hat unter Aufwendung größter Geldmittel den Kampf der ganzen Front der gegnerischen Zeitungen geleitet. Sogar die Gerichte wurden für Noskes Plakatpropaganda eingespannt. Eine Reihe höherer Beamter und Richter erhielt bis zum 18. Mai Urlaub, um rednerisch gegen die Freiheitsbewegung aufzutreten. Die öffentlichen Versammlungen der Abstimmungsfreunde waren scharf überwacht. In der einzigartigen Herzogsstadt Heinrichs des Löwen, in dem mit seiner großartigen Backsteingotik von der alten niedersächsischen Kultur Zeugnis ablegenden Lüneburg wurden meine Rede und mein Schlußwort von anwesenden Polizeibeamten wörtlich mitgeschrieben. Aber auch der Versammlungsterror spielte keine kleine Rolle. Als unser bewährter Mitarbeiter Karl Kahn, der Vorsitzende der Jugendorganisation der Bayerischen Volkspartei, in Hildesheim sprach, schickte ihm das Parteibureau der Deutschen Volkspartei über hundert Studierende der Technischen Hochschule Hannover nach, von denen jeder für die Sprengarbeit dieses Abends 5 Goldmark erhielt. Daß dieser Betrag nicht aus den nach Mitteilung der „Zeit" so leeren Kassen der Deutschen Volkspartei, sondern aus dem preußischen Staatssäckel, also auch aus den Taschen der hannoverschen Steuerzahler gekommen ist, darf mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden. Den Beschluß der ganzen Gegenagitation bildete ein großartiger Wahlschwindel. Am Vormittag des Abstimmungstages wurde durch ganz Nordhannover — ob bloß mündlich, ob auch mit Flugblättern, ist anscheinend bis jetzt noch nicht festgestellt — die Nachricht verbreitet, die Führer der hannoverschen Bewegung seien wegen Konspiration mit Frankreich verhaftet; kein Hannoveraner dürfe diesen französischen Machenschaften seine Stimme geben. So kam es, daß beispielsweise in der Lüneburger Gegend von Mittag ab kaum mehr eine Stimme abgegeben wurde. Hier liegt ein wichtiger Grund, weshalb das Abstimmungsergebnis in den nordhannoverschen Bezirken so stark zu wünschen übrig ließ, während es in der Stadt Hannover und im Süden ja über die höchsten Erwartungen hinausging. Hätten die nordhannoverschen Bezirke die gleiche Steigerung der Stimmenzahl gegenüber der Reichstagswahl wie die Stadt Hannover (67000 gegen 38000) aufgewiesen, so wäre die notwendige Ziffer erreicht worden.

Selbstverständlich hat auch die ziemlich einmütige gegnerische Stellungnahme der offiziellen Leitung der politischen Parteien viel geschadet. Ich habe in Lüneburg darauf hingewiesen, daß hier das Parteibonzentum seine Unfähigkeit zur Inangriffnahme der deutschen nationalen Lebensfragen erschreckend beweise. Diese Lebensfragen müßten von überparteilicher Grundlage aus gelöst werden. Einen solchen überparteilichen Charakter hat weitgehend die hannoversche Freiheitsbewegung bereits gewonnen. Die ablehnende Parole der Parteileitungen wurde zum großen Teil nicht befolgt. In den agrarischen Bezirken müssen Tausende von deutschnationalen Wählern für die Freiheit Hannovers abgestimmt haben; sonst könnten sich die ländlichen Stimmziffern nicht erklären. Auch die Sozialisten haben erfreulicherweise zum guten Teil Heimat und Vaterland über die Partei gestellt; das günstige Ergebnis in dem stark industrialisierten Peine (Ilsederhütte!) weist darauf hin; auch die Erfolge in der Stadt Hannover sind zum Teil den Sozialdemokraten zu verdanken. Die Zentrumspartei hat keine klare Haltung eingenommen. Im Osnabrückischen erklärte sie sich offen gegen die Abstimmung, allerdings nur mit Rücksicht auf den Zeitpunkt, während sie in der Frage selbst für die niedersächsische Freiheit eintrat. In der Stadt Hannover dagegen hat der ehemalige mehrjährige Zentrumsabgeordnete, Pfarrer Dr. Maxen, der ehrwürdige Seelenhirt an der von Windthorst erbauten und Windthorsts Grab bergenden Marienkirche, treu dem Windthorstschen Geiste mit einem bedeutsamen Flugblatt sich für die Abstimmung eingesetzt. Das hat naturgemäß auf die hannoverschen Katholiken tiefen Eindruck gemacht. Ich selbst hatte Gelegenheit, bei der großen Schlußversammlung am Vorabend der Abstimmung in der Stadthalle zu Hannover festzustellen, daß der Appell an die Windthorstsche Tradition, den ich gerade an meine katholischen Glaubensbrüder richten durfte, freudige Zustimmung fand. Es ist ein Trost für uns Heutige, daß Windthorsts Geist, dessen Bedeutung man an der schmucklosen Grabplatte stehend erst voll erfaßt, auch heute noch in den niedersächsischen Landen alt und jung zu lebendigen Taten zu entflammen vermag.

Es darf an dieser Stelle vielleicht auf die ausgezeichnete Jugendorganisation hingewiesen werden, die sich die deutschhannoversche Partei durch ihren Jugendführer Matthes-Ilten geschaffen hat und die als Vortrupp der Bewegung eine bedeutende Rolle im Abstimmungskampf gespielt hat. Man stand stets unter dem Eindruck, daß der niedersächsische Gedanke von außergewöhnlich starken, jungen Kräften gespeist und getragen wird, in der

---

[5]) Sollten bayerische Politiker wirklich so naiv sein zu glauben, man könnte durch eine Politik der Nichtintervention Preußen gegenüber die preußische Regierung von einem Eingreifen in innerbayerische Verhältnisse, etwa die fränkische Frage, abhalten, so mögen sie folgenden recht beachtlichen Bericht der Vossischen Zeitung über die Sitzung des Preußischen Staatsministeriums vom 2. Dez. 1920 lesen:

Zu Punkt 1 der Tagesordnung (die bevorstehende Generaldebatte der Zentralstelle für die Gliederung des Reiches über Frage 10) berichtete Staatssekretär Göhre über die Zusammensetzung der Zentralstelle und ihr bisheriges Verhalten. Er schlug vor, daß den preußischen Vertretern in den Kommissionen, welche zur Beratung der vom Reichsministerium des Innern der Zentralstelle vorgelegten ersten neun Fragen gebildet sind, folgende Verhaltungsmaßregeln gegeben werden:

1. Die Vertreter sollen für jede in Betracht kommende Vergrößerung Preußens eintreten.

2. Sie sollen sich gegen jede Abtretung preußischen Gebiets aussprechen.

3. Gegebenenfalls sollen sie für die Zusammenlegung kleinerer Länder eintreten.

4. Alle Erklärungen sollen mit dem Hinweis darauf abgegeben werden, daß der Wille der Bevölkerung des abzutrennenden Gebiets die Entscheidung zu fällen habe.

Für die am 3. Dezember 1920 stattfindende Generaldebatte über die Frage 10 des Reichsministers des Innern schlug der Herr Berichterstatter vor, daß 1. der Staatskommissar für die Verwaltungsreform, Staatsminister a. D. Dr. Drews, der als Mitglied der Kommission zur Beratung dieser Frage vom Reichsminister des Innern berufen worden ist, von den Vertretern der Staatsregierung gebeten wird, zu Beginn der Verhandlungen zu erklären, daß er nicht als Beauftragter der Staatsregierung spreche, sondern seine private Meinung vorbringe; 2. die preußischen Vertreter sich in der Diskussion möglichste Zurückhaltung auferlegen. Die Beteiligung der preußischen Vertreter an der Debatte soll demgemäß grundsätzlich nur erfolgen, um a) etwaige Angriffe auf Preußen zurückzuweisen; b) Tatsachen fest- und richtigzustellen; c) auf das Vorgehen der preußischen Regiernng in bezug auf die Autonomie für die Provinzen (Art. 58 der Verfassung: Autonomie-Gesetzentwurf) hinzuweisen; d) wenn die Aufteilung Preußens verlangt wird, auch die Neugliederung Süddeutschlands zu fordern.

Das Staatsministerium stimmte diesen Vorschlägen zu, jedoch soll das Eintreten für eine Vergrößerung Preußens in vorsichtiger Form erfolgen, damit bei den anderen Ländern nicht der Eindruck, Preußen treibe eine Annexionspolitik, hervorgerufen werde.

städtischen Intelligenz, in der Arbeiterschaft, nicht zuletzt in der durch Rednerkurse politisch erfreulich gereiften Jungbauernschaft, ja daß geradezu die kommende Generation mehr noch als die heutige von der niedersächsischen Idee erfüllt ist.

Ein Wort über unsere Gegner! Vor allem hat man mit der Sorge einer Rückwirkung auf das besetzte Gebiet gegen uns gearbeitet. Es sind wohl wenige Versammlungen gewesen, in denen nicht wenigstens ein „Rheinländer" auftrat, um gegen uns zu sprechen. Ob das freilich immer echte Rheinländer waren, woher sie die rednerische Schulung und woher das Geld hatten, um uns zum Teil recht weit nachzureisen, diese Frage kann wohl nur von der preußischen Regierung beantwortet werden. Bemerkenswert ist aber, daß das Schlagwort einer Gefährdung des Rheinlands auch nicht durch eine einzige positive Angabe gestützt werden konnte. Der ehemalige Reichstagsabg. Wilhelm Heile, einer der geistigsten und sympathischsten Köpfe des demokratischen jungen Deutschlands, der vorbildlich für die hannoversche Freiheit eingetreten ist, hat in seinen Versammlungen dieses Schlagwort offen als Schwindel bezeichnet. Es war übrigens verhältnismäßig leicht zu widerlegen, besonders durch den Hinweis darauf, daß die Widerstandskraft der Rheinländer ja nicht in ihrem preußischen Staatsgefühl, sondern in ihrer Heimatliebe und dem hieraus entspringenden deutschen Nationalbewußtsein wurzle. Wenn man aber von jener verwerflichen Versackungspolitik sprach, die das Rheinland zugunsten einer erträglicheren Lösung der Reparationsfrage für Restdeutschland opfern will und der bekanntlich die an der Spitze der Abstimmungsgegner mit dem Rheinlandschlagwort kämpfende Deutsche Volkspartei durch einen ihrer Vertreter im Kabinett Marx nicht allzufern stand, so wurde dieser Hinweis fast restlos mit verlegenem Schweigen übergangen. Daß man die Bayern von gegnerischer Seite gern als Partikularisten bezeichnete — mich z. B. in einer Versammlung zu Göttingen — sei nebenbei erwähnt. Unterhaltender war es, daß das deutschvolksparteiliche Hoyaer Wochenblatt vom 16. Mai im Anschluß an eine meiner Versammlungen in Hoya an der Weser davon schrieb, „der bayerische Baron, ein Mitglied der Bayerischen Volkspartei, also des Zentrums", sei den Hannoveranern zu Hilfe gekommen, um das kernlutherische Hannoverland den Zielen des reichs- und evangeliumsfeindlichen Ultramontanismus dienstbar zu machen, um Bayern als ersten Staat an Deutschlands Spitze zu stellen, vielleicht mit dem Gedanken des Wittelsbacher Königreichs im Hintergrunde. Als ob nicht die Deutschhannoveraner selbst meist Lutheraner — und gerade die strengsten und besten — wären! Wenn aber der Völkisch-soziale Block Hannover-Ost am 17. Mai in den „Lüneburgischen Anzeigen" gegen die Bayerische Volkspartei den Vorwurf des Separatismus und des Verrats des Reichs an die Franzosen erhebt, so muß das noch nachträglich als niederträchtige Verleumdung bezeichnet werden und außerdem als offenbare Feigheit, da dieses Pamphlet am Tag nach meiner Lüneburger Versammlung veröffentlicht wurde und mir infolgedessen die Möglichkeit genommen war, in breiter Oeffentlichkeit sofort dagegen Stellung zu nehmen. Von ähnlichem Tiefstand der politischen Gesinnung zeugte das in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitete Plakat, auf dem man einen stupid aussehenden Mann mit dem Niedersachsenhut erblickt, dem der Franzose den Stimmzettel mit Artikel 18 in die Hand drücken will und das die Worte „Tu mir den Gefallen" trägt. Kann man es den Hannoveranern verdenken, wenn dieses Plakat am Tag, nachdem es angeschlagen wurde, mit einem kleinen gelben Zettel beklebt war, auf dem zu lesen stand: „Hannoveraner, dieses Schandplakat müßt Ihr mit Euren sauerverdienten Steuergroschen bezahlen! Gebt Berlin am 18. Mai die richtige Antwort."

Im allgemeinen war, das darf ruhig festgestellt werden, die Aufnahme der auswärtigen Redner gut. Sie wurden von Freund und Feind mit erfreulicher Einmütigkeit als starke Trümpfe eingeschätzt. Insbesondere hat der unermüdliche Karl Kahn in seinen Versammlungen glänzende Erfolge aufzuweisen gehabt. In manchen Gegenden wollte man ihn überhaupt nicht loslassen, schleppte man ihn zu immer neuen, gar nicht vorgesehenen Versammlungen, was dann freilich zu mancher Störung des Reiseprogramms Anlaß gab. Sehr erfreulich war auch die Anwesenheit des bauernbündlerischen Reichstagsabgeordneten Benedikt Bachmeier, die vor allen Dingen bewies, daß nicht bloß eine Partei in Bayern, sondern die ganze Masse des föderalistisch denkenden Volks auf der Seite der Hannoveraner steht.

Die Frage nach den künftigen Aussichten der hannoverschen Bewegung ist leicht zu beantworten. Sie hat trotz des Mißerfolgs bei der Abstimmung eine gewaltige Stärkung zu verzeichnen gehabt. Der Kampf wird auf breiterer Basis weitergeführt werden. Von dem Aufruf vom 22. Mai haben die Leser dieser Zeitschrift bereits (Weltrundschau Nr. 22) Kenntnis erhalten. Ebenso hat in der Sitzung des Provinziallandtags vom 20. Mai der deutschhannoversche Abgeordnete Hagemann-Verden eine geharnischte Protestkundgebung namens seiner Partei und zweier anderer Landtagsmitglieder vorgetragen, in der die Abstimmung wegen des gegnerischen Terrors und Wahlschwindels angefochten wird. Wenn man auch nicht hoffen darf, daß diese Proteste bei der bekannten Mentalität der preußischen und der von ihr leider nur allzu abhängigen Reichsregierung positiven Erfolg haben, so sind sie doch als Anzeichen der neuen Richtung bemerkenswert, in der die Auseinandersetzung geführt werden wird. Die Niedersachsen haben granitne Schädel. Es war ein großartiges Schauspiel, wie dieses Volk sich gegen die Vergewaltigung durch den preußischen Staatsapparat während der Abstimmungsbewegung wehrte, wie es durch kein noch so robustes Mittel wankend zu machen war. Es wird ein Beispiel für uns alle werden, den weiteren Verlauf zu beobachten. Wenn man den Aufwand an politischer Energie und an Opfermut gesehen hat, mit dem die Niedersachsen kämpfen, dann wünscht man sich in Bayern etwas annähernd gleiches. Wir wären in Bayern weiter, würden wir in diesem großen Charakter es dem niedersächsischen Volke gleich tun. Auf die Bauernschaft werden sich die niedersächsischen Führer wohl ziemlich sicher verlassen können. Ich hatte Gelegenheit, in meinen Versammlungen in Hoya und Bassum gerade die Stimmung des Landvolks genau kennen zu lernen. Aber auch die städtische Bevölkerung wacht zusehends auf. Vielleicht sind gerade hier die Noskeschen Methoden die besten Wegbereiter für den Freiheitsgedanken.

Wir andere Deutsche haben die Aufgabe, mitzuhelfen. Die eisernen Klammern sind heute verrostet. Die politischen Realitäten dürfen nicht mehr allein auf dem Gebiete materieller Macht, sie müssen in den staatspsychologischen und staatspädagogischen Faktoren gesucht werden. Die deutsche Einheit wird am sichersten auf der Grundlage eines unerschütterlichen Willens zur Einheit aufgebaut sein, nicht auf der Vormacht eines heute im Reich überlebten Großstaats. Hier allein liegt die Möglichkeit, zum wahren Großdeutschland zu gelangen. Wenn die anderen deutschen Stämme in partikularistischer Enge bloß in der Wahrung eigenstaatlicher Rechte ihre Politik erschöpfen, bleibt Großdeutschland auch den Deutschen des 20. Jahrhunderts unerreicht. Wenn wir durch entsprechenden Zusammenschluß aller auf deutschem Boden lebenden, ehrlich föderalistisch und im echten Sinn großdeutsch orientierten politischen Bewegungen zu jener föderalistischen Einheitsfront kommen, die von der Nordsee bis zu den bayerischen Alpen keine Gegensätze mehr kennt, dann wird unsere Idee doch noch zum Siege gelangen, dann wird die niedersächsische Freiheitsbewegung den Ehrennamen eines Stoßtrupps des deutschen Föderalismus führen, dann werden auch wir niedersächsische Abstimmungskämpfer von unserer Arbeit im Mai 1924 ähnlich sprechen dürfen, wie Goethe 1792 gesagt hat: Von hier und heut geht eine neue Epoche an. Und wir können sagen, wir sind dabei gewesen.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebertragung von F. R. von Lama, Füssen.

V.

Am 4. August abends verließen wir Christiania, um unsere Missionsfahrt nach

Schweden

fortzusetzen.

Am 5. kamen wir in der Stadt Göteborg an, wo dieses Jahr die große Weltausstellung abgehalten worden ist.

Viel wäre zu sagen über den uns hier bereiteten, wohlwollenden und ehrenvollen Empfang, über die schöne Stadt, die zweitgrößte des hochzivilisierten Landes, mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten, über die großen Beweise von Aufmerksamkeit und Freundlichkeit unseres holländischen Konsuls und über die reiche und wahrhaft staunenswert ausgestattete Ausstellung, eine der wenigen, die einen wesentlichen Erfolg zu buchen imstande sind. Da findet sich u. a. auch eine interessante Ab-

teilung, die der kirchlichen Kunst des früheren Schweden gewidmet ist und wo natürlich die katholische Zeit den Löwenanteil stellt. Eine ganze gotische Kirche hat man aufgebaut, durch welche die zahlreichen bildlichen Darstellungen des gekreuzigten Heilandes, der allerseligsten Jungfrau mit dem Jesuskinde, der hl. Mutter Anna, der zwölf Apostel, der hl. Brigitta und der anderen Landesheiligen neben verschiedenen Flügelaltären und heiligen Gefäßen und Gewändern aus der katholischen Zeit heute zu ihrem Rechte kommen. Doch all das würde zu sehr von dem abbringen, was wir hier verfolgen, nämlich die Dinge anzudeuten, die sich in religiöser Hinsicht in den Gemütern vollziehen, und von den Hoffnungen zu sprechen, die sich daraus für die Rückkehr dieser Völker zum Glauben und zur Religion ihrer Vorväter ergeben.

Schon hier in Göteborg konnten wir wie immer und überall in Schweden die Erfahrung machen und vertiefen, daß auch im Lande Gustav Wasas unter dem noch christgläubigen Volksteile eine wachsende Annäherung an die katholische Kirche sich äußert. Gewiß, es wird in Schweden nicht so einfach sein, das Getrennte wieder zu vereinigen. Die Geschichte des Landes im 16. Jahrhundert, seines Freiheitskrieges gegen Dänemark, seiner Triumphe und seiner materiellen Wohlfahrt unter Gustav Wasa ist zu sehr verwachsen mit dem Kampfe gegen die katholische Kirche und der Einführung des Protestantismus. Ein Beispiel dieser Art bietet ja auch unser holländisches Vaterland. Aber das Studium der Geschichte, vorab in den gebildeten Kreisen, zeigt allzu deutlich, daß der Kampf um die Unabhängigkeit nicht notwendig Hand in Hand mit dem Kampfe gegen die Kirche hätte gehen müssen, daß da doch entsetzlich viel wahre und hohe Kulturwerte vernichtet worden sind und daß ein königliches Machtgebot es war, durch das gegen den Volkswillen die lutherische Lehre eingeführt, und List und Gewalt es waren, mit denen sie vielfach durchgeführt und der Väterglaube verdrängt wurde. Und dieses Studium, die wissenschaftliche Erkenntnis trägt mächtig zu einer besseren Stimmung und Gesinnung in bezug auf die katholische Kirche bei. Dazu kommt in Schweden noch die tiefgehende, hoffnungslose Zersplitterung in Lehre und Kult innerhalb der lutherischen Geistlichkeit, eine Zersplitterung, die sich durch kein Mittel, auch nicht durch allerhöchste Entscheidungen des Staates, beschwören läßt. All das wirkt zusammen, um eine zunehmende Abneigung gegen die unglückselige Staatskirche zu nähren und in dem noch christgläubigen Teile der schwedischen Nation die Zahl derer zu verstärken, die in ihrer Ratlosigkeit den Blick vertrauensvoll Romwärts zur Mutterkirche richten.

In Göteborg hatten mehrere lutherische Geistliche um die Vergünstigung gebeten, beim feierlichen Empfange des Kardinals teilzunehmen, und es wurde ihnen das natürlich gern zugestanden. Sie gehörten zu jenen aufrichtig nach Wahrheit strebenden Seelen, wie wir deren so viele in Schweden trafen. Befragt, welchen Eindruck die Feier auf sie gemacht, war ihre entschiedene Antwort: „Ueberwältigend! Wahrhaftig heilig und die Seele tief ergreifend!“ Und ihre weiteren Worte waren uns ein Beweis, daß ihr Urteil nicht auf äußeren Eindrücken aufgebaut war.

„Ach“, so klagte uns einmal ein bejahrter lutherischer Pastor, der in seinem Denken und Streben, im Herzen wie in jedem Worte Katholik ist und sich auch nicht scheut, für die heilige Kirche einzutreten, „ach, fände ich nur eine andere Existenz, ich würde keinen Augenblick zögern, den letzten Schritt zu tun. Das Luthertum ist Irrtum und Täuschung; aber was soll ich in meinen alten Tagen anfangen, wo und wie einen Lebensunterhalt finden? Denn mit meinem Uebertritt verliere ich meine Stellung, die ich jetzt benütze, um das Volk der Wahrheit und damit der katholischen Kirche immer näherzubringen. Was soll ich tun, wovon mit den Meinen leben?“

Erfahrungen dieser Art, die wir auf unserer Fahrt zu sammeln Gelegenheit hatten und die manchmal sich bis zum freimütigen Bekenntnisse der katholischen Wahrheit erhoben, ließen in uns die süße und feste Hoffnung zurück, daß bei manchem dem Worte die Tat folgen werde und es mancherorts wohl nur des Beispiels bedarf, um bei dem hohen Ansehen solch gerader, aufrichtiger Seelen anderen zum Führer zu werden.

O wie tief fühlt man bei solchen Aeußerungen der Entmutigung, welch unschätzbares Glück darin besteht, im Schoße der heiligen Kirche geboren und erzogen zu sein!

Kurz vor unserer Ankunft in Schweden war hier die große Jahrhundertfeier der hl. Brigitta, die auch vom protestantischen Schweden immer noch als die geliebte Landesheilige betrachtet und verehrt wird. Bei dieser Gelegenheit hatten die Lutheraner den alten Reliquienschrein, in dem die Gebeine der Heiligen bei ihrer Ueberführung von Rom nach Schweden geruht hatten, im hohen Priesterchor vor dem alten Hochaltar aufgestellt, mit Blumenkränzen und kostbaren Stoffen geziert und mit brennenden Kerzen umgeben. So wurde das Jahrhundertfest dieser katholischen Heiligen mit größter Feierlichkeit begangen. Wahrlich, eine zwar befremdende, aber desto bemerkenswertere Erscheinung bei Protestanten, welche die Reliquienverehrung der katholischen Kirche ablehnen und sich darüber aufhalten, und um so auffallender, wenn man bedenkt, daß der Schrein heute die Gebeine der hl. Brigitta gar nicht mehr enthält! Die warme, echte Liebe, die unbeschreibliche Hochachtung und die tiefe Verehrung für die heilige Landesmutter sind im Herzen der Schweden so festgewurzelt, daß sie sich von selbst derart äußern, ungeachtet aller sonstigen sich aufdrängenden Vorurteile. Natürlich unternahmen auch wir eine Wallfahrt nach Vadstena, der Stadt der hl. Mutter Brigitta. Nicht weit davon wurden wir von Baron Armfelt, einem schwedischen Edelmann und Konvertiten, mit großer Auszeichnung erwartet und empfangen. Sein gediegenes und anregendes Buch „Mein Weg zur Kirche“ ist auch ins Holländische übersetzt.

In seiner Gesellschaft befand sich und wurde uns vorgestellt ein ehrwürdiger Greis von 82 Jahren, Erik Ihrfors. Als Protestant in rein protestantischer Umgebung lebend und ohne je mit Katholiken in Berührung gekommen zu sein, war er durch eigenes Studieren und Forschen in der Hl. Schrift und den Vätern zur Erkenntnis und Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion gekommen. Durch Bitten und Beten, durch gute Werke und Abtötung hatte er sich von Gottes unendlicher Freigebigkeit die Gnade erworben, alle die Wahrheiten des hl. Glaubens auch als Richtschnur seines Lebens anzunehmen, sich den vollen Geist unseres Herrn Jesu Christi anzueignen, wie ein Heiliger zu leben, Gutes zu tun, wo immer er konnte, Wallfahrten zu unternehmen in Fasten und Büßen und Flehen, und Maria als die hochgebenedeite Mutter Gottes zu verehren. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ließ er sich dann jubelnd vor Freude in die katholische Kirche aufnehmen. In der ganzen Gegend ringsum, wo er von allen als ein wissenschaftlich und geistig hochstehender Mann gekannt und geehrt war, erweckte sein Uebertritt nicht nur keine Verwunderung, sondern neben Ehrfurcht und Achtung sogar eine gewisse Neigung zur Nachahmung. — Es war hocherfreulich, mit dem einfachen und doch so merkwürdigen Manne, der gut Latein sprach, sich ein Weilchen zu unterhalten.

Wir gingen dann nach dem Stifte der hl. Brigitta, um die große Kirche mit ehemals den beiden Klöstern zur Rechten und zur Linken, eines für die männlichen, das andere für die weiblichen Ordensgenossen, zu besuchen. Noch stehen sie teilweise da, die großen Klöster, von denen jetzt das weibliche als Irrenhaus dient und 900 Personen beherbergt. Die Kirche macht durch ihren kräftigen Bau, durch die stattlichen drei Schiffe, den ernsten gotischen Stil, ihren herrlichen Chor und den prächtigen Hochaltar einen gewaltigen Eindruck, und dennoch spricht aus dem Ganzen Verlassenheit, Trauer und Tod. Denn der Gott der Tabernakel wohnt nicht mehr hier und nicht mehr die geistlichen Söhne und Töchter der heiligen Stifterin, um das Lob Gottes und seiner heiligen Mutter zu singen. Links vom Hochaltar stand sogar noch der Reliquienschrein, geziert mit Blumenkränzen, und zur Rechten in einer Nische befand sich ein durch seine Schönheit bemerkenswertes Bild der Muttergottes. In um so eindrucksvollerem Gegensatz dazu steht das im Mittelschiff errichtete Mausoleum des leichtsinnigen Sohnes Gustav Wasas, Magnus. Traurig knieten wir einige Augenblicke vor dem hohen Chore und flehten zur hl. Brigitta, sie möge sich zur Fürsprecherin für ihr Schweden bei Gott machen und ihre geistliche Familie in ihrem Vaterlande wieder aufleben lassen.

Bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der hl. Brigitta waren schwedische Brigittinerinnen hierhergekommen und hatten, vom sichtlichen Wohlwollen und offenkundiger Freude des Volkes begleitet, an der Feier teilgenommen. Und dieses wünschte so sehr, die Schwestern möchten doch in Schweden bleiben, daß diese, nachdem die schwedischen Gesetze jede klösterliche Niederlassung katholischer Ordensleute verbieten, ein Erholungsheim für Frauen errichteten, um jenem Wunsche zu willfahren und dem Lande der großen Heiligen dauernd zu dienen.

(Fortsetzung folgt.)



Der fünfzigste Tag.

Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Am Ostertag. Aus dem Kaisersaal der Burg Tirol, durch tausendjährigen rundbogigen Säulenbau, gleitet der Blick über die gewaltigen Wunder der Natur fast bestürzt hinweg, die bergtiefen Täler hinab und hinauf. In der Kapelle nebenan zieht andachtsvoller Schauer den Besucher auf den romanischen Quaderbogen nieder. Dort betet eine Frau. Sie ringt mit den Händen, sie beugt ihr Haupt unter der lastenden schwarzen Haarfülle, lose bedeckt von lichtem Schleier, tief, tief hinab.

Als sie die Kapelle verläßt, liegen ihre samtweichen breiten Wimpern über den Augen. Nur dem Christus da oben schenkt sie noch einmal einen Blick, da glänzen die Kohlendiamanten wie von einem Strahl getroffen auf. Dann schreitet sie im gelben Gewande, im hellblauen Umhang, im lichten Schleier hinaus bis in den Hof der Burg. Dort bleibt sie in Sinnen stehen, bis sie sich zusammenrafft, erzittert und fast schweren Fußes über die harten Felsen bergab klimmt. Ich folge ihr. Auch mein Weg führt zu Tal. — Am Brunneneck saß sie nieder und starrte in das sprudelnde Wasser hinein. Als ich vorübergehen wollte, hoben sich langsam die Lider von weißem Samt, und ich las Fragen in todernsten, traurig schwarzen Augen. Dann bebte eine Stimme, fast kindlich, zitternd, ängstlich hervor:

„Wo ist das Rauschen des Heiligen Geistes?"

Ich blieb am Brunnen stehen und horchte auf. Eine Seele, die sucht, da durfte ich nicht vorübergehen. Oder war es nur eine Finte? — — oder — —, ich wartete.

Sie ließ ihre Hand von dem glitzernden springenden Wasser benetzen:

„Wie dieser Brunnen quillt, so quellen mir viele bange Fragen auf. Seit Jahrzehnten lebe ich im fernen Osten, in einem Häuschen, still, eingezogen für mich. Immer darauf wartend, ob sich die Kraft des Geistes mir offenbaren würde. Nun trägt des Schicksals Wirbel mich bis hierher, in dieses Wunderland der Schönheit, fern der gewünschten Sammlung, vielfach zerstreut — — und doch, was ich verlernt, hier fand ich es wieder, da oben in der Kapelle, die Gebete meiner Kindheit. Und jetzt suche ich ihn, ich möchte ihn rauschen hören, von allen Hängen hinab, durch alle Täler hinauf, den Odem des Heiligen Geistes."

„Wer ihn hören will, kann ihn hören."

„Ich will!" Es war ein Aufschrei, voller Sehnsucht und überirdischen Verlangens.

Da saß ich denn nieder am Brunnen, ich durfte nicht weitergehen. Das Wasser plätscherte. Sie ließ ihre blassen, schlanken Arme von den springenden Tropfen immer wieder benetzen, die rosaleuchtenden blumenumwundenen Aeste des Apfelbaumes streiften fast die Haarwellen, dunkel wie von gebeiztem Ebenholz — und irgendwo läutete ein feines Tiroler Glöcklein herüber.

Was sie als Kind erlebt, was als Mädchen, wie man sie in die Ehe gezwungen, wie ihr Glaube zerschellt sei, ein anderer wohl, als der meinige, aber doch der an Christus — — bis endlich, endlich, hier in dieser Kapelle, wo seit tausend Jahren der Lob- und Preisgesang Gottes nicht aufgehört hatte, hier hörte sie wieder Englein singen, hier fand sie die Liebe, die Christusliebe wieder, hier suchte sie einen, der sie hinüberbegleitete aus dem zerfahrenen Leben in die Sonne des Glückes und zu Füßen des erlösenden Heilandes. Der Heilige Geist sollte sie leiten. Ob ich sie an die Hand nehmen und dorthin führen wollte, wo seine Kraft rausche.

So saßen wir an dem Brunnen. Die Sonne stieg über den höchsten Berg nach der Abendseite hin, und dann langsam auf seinem Rücken hinab. Sie vergoldete die rosigen Apfelblüten, sie blinkte durch das lichte Tuch, versilberte das Wässerchen: Und in fast unwahrscheinlicher Ferne röteten sich allmählich die gigantischen Felsmassen des Rosengartens.

Da nahm ich sie leise an der Hand, und dann sprach ich, wie ich sprechen mußte:

„Wie soll ich Sie dorthin führen, wo Sie längst dort sind. Der Heilige Geist ist überall, und sein Rauschen und sein Brausen erfüllt unaufhörlich die ganze Welt. Aber sie hörten ihn bisher noch nicht, weil Sie Ihr Gehör nicht genügend bewußt angestrengt haben. Wie einer in der Großstadt ihren Lärm nicht hört, wie es Menschen gibt, die das Zirpen der Grillen nicht vernehmen, obgleich tausende um sie herum zirpen, wie man das Rollen des Eisenbahnzuges nicht vernimmt, und erstaunt aufhorcht, wenn er sein Getöse einstellt, wie in der Schlacht der Kanonendonner in dem Gehör der Menschen liegt, ohne daß sie ihn vernehmen . . . Versuchen Sie zu hören, strengen Sie Ihre Gedanken an, öffnen Sie Herz, Seele, Verstand, alle Kammern Ihres Denkvermögens, und Sie werden ihn rauschen hören, so stark und so laut, wie gestern abends die Osterglocken, die in der weiten Runde die Auferstehung des Herrn kündeten."

„Ja, die Glocken."

„Fünfzig Tage später kam der Heilige Geist über die Apostel und Jünger, als sein Mittler, sein Tröster; denn durch ihn wird der Auferstandene mit uns sein, bis ans Ende der Welt."

Langsam erhob sie sich in ihren gelben und himmelblauen Gewändern, der lichte Schleier umrahmte das Madonnenantlitz, aber ihre Hände zitterten nicht mehr. Ihre Lippen bewegten sich nur:

„Ich danke, ich werde ihn erwarten, am fünfzigsten Tage."

Dann schritt sie den Berg hinab, durch den Osterwald, unter den blühenden, blütenden Aesten dahin, und die letzten Sonnenstrahlen vergüldeten ihren Talweg.

Ich stand am Brunnen, und sah ihr lange nach, bis sie im ungewissen Dunkel der Bergschlucht verschwand.

Aus den Höhen tönte mir ein Rauschen und Brausen, und es war mir, als müßte der Geisteswind sie heute schon erfassen. Von der Burgkapelle hub das Glöcklein an, und über dem Schloß Tirol blendete der erste Stern auf.

Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Aber der fünfzigste Tag wird ihr die Gnade bringen, die sie sucht; denn wer sucht, der findet, wer sehen will, der sieht, wer hören will, der hört, wer sich vom Heiligen Geist erfassen lassen will, der wird erfaßt, wer leben will, der lebt, und zwar in Ewigkeit — im Pfingstsonnenglanz.

Vom Büchertisch.

Im Lande der Morgenstille. Reiseerinnerungen an Korea, von Dr. Norbert Weber O. S. B., Erzabt von St. Ottilien. Zweite Auflage. Mit 24 Farbentafeln nach Lumièreaufnahmen des Verfassers, 28 Vollbildern und 230 Abbildungen im Text, sowie mit 3 Karten. 1923, Missionsverlag St. Ottilien. Ganzleinen ℳ 20.—, Halbleinen ℳ 18.—. — Im Jahre 1911 machte Erzabt Norbert Weber von St. Ottilien die Ostasienfahrt, die er in vorliegendem Buche beschreibt. Die erste Auflage war in zwei Jahren vergriffen. Und es ist in der Tat eine Freude, die prächtigen Bilder zu betrachten, die uns mitten in das ferne Land versetzen. Der Text ist von den Bildern unzertrennlich, unter dem frischen Eindruck geschrieben, daher lebensvoll und echtes Miterleben zeugend. Die Missionare von St. Ottilien arbeiten in Korea unter einem alten Kulturvolk von stiller und schwerer Gemütsart. Es besitzt nicht die Emsigkeit der Chinesen oder die Leichtigkeit der Japaner, die nun seine Herren geworden sind. Dafür scheint es dem Ewigen besser offenzustehen. Der katholische Glaube kann ihm Trost und Halt werden wie den Iren oder Polen. Auch wir Deutsche entdecken in Koreas Art und Schicksal manches Vertraute. Gerade zu gegenwärtiger Zeit vertiefen wir uns daher gern in das Buch und seine bunten Ansichten.
Joseph Riedhammer.

Sonderlinge von der Gasse. Erzählung von Richard Knies. Einbandzeichnung und Bebilderung von Willy Meier. Matthias-Grünewald-Verlag in Mainz 1924. Auslieferung: Hermann Rauch, Wiesbaden. 12°. 164 S. geb. — Die bereits an dieser Stelle empfohlene Sammlung „Das Gastmahl der Erzähler. Geleitet von Richard Knies", bringt von diesem als siebentes Stück die längst vielgerühmte obgenannte Geschichtenreihe. In der Tat bedeutet dieser Griff in die Schatzkammer künstlerisch gestalteten Humors die Heraushebung eines Kleinods von innerlichem Schmelz des Leuchtglanzes. Wenn je, so tritt in dessen Feuer aus des Humors verborgenster Seelenkammer der liebende Schmerz um Menschenleid doch neben lachende Heiterkeit: eine Verbindung, die als Kernwesenheit echten Humors im Empfänglichen, zumal im schon Wissenden nachwirkende Ergriffenheit auslösen muß. Unter den sechs Erzählungen steht für mich „Wie Molly hopp-hopp-hopp an der Ordnung starb" weit voran. Aber auch die übrigen werden jede für sich ihre besonderen Freunde finden. — Ein Büchlein, das nicht nur gelesen und genossen, sondern wirklich zu eigen gemacht werden will.
E. M. Hamann.

Der Eiserne Steg. Jahrbuch 1924. Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M. 300 Textseiten mit 6 Bildnissen in Kupfertiefdruck. Preis 3 ℳ. Im Geleitwort findet sich eine Erklärung des Titels: Ueber den wirren und brausenden Strom der jetzigen Zeit führt in das ferne Neuland der Zukunft „Der Eiserne Steg"; „Eisern im Verzicht auf berauschende Sehnsuchtsträumereien, eisern in der Gefolgschaft des Geistes unerbittlicher Wahrheit, höchster Sachlichkeit" (S. 8). Dieses erste Jahrbuch des Buchverlags der Frankfurter Societätsdruckerei ist eine achtbare Bereicherung der deutschen Almanachliteratur. Der Inhalt ist vielseitig im wahren und guten Sinn, er setzt sich zusammen aus politischen Erinnerungen, volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Abhandlungen, Reisebildern, philosophischen Erörterungen und schöngeistigen Essays von ersten Verfassern wie Francesco Nitti, Ferdinand Ossendowski, Ernst Lissauer, Alexander v. Hohenlohe, Fritz von Unruh, um nur einige zu nennen. Jeder findet darin, wofür er sich besonders interessiert. Bei der Buntheit des Inhalts tritt eine Weltanschauung nicht scharf umrissen hervor, zumal die Mehrzahl der Aufsätze sich nicht mit weltanschaulichen Fragen befaßt. Die technische Ausstattung des Buches verrät einen gut beratenen Geschmack und wird allein schon dem Buch Freunde zuführen.
Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Residenztheater. Wie mit seinen „Improvisationen im Juni", die sich im Spielplan halten, hatte Max Mohr mit der neuen Komödie „Die Karawane" einen sehr guten Erfolg. Der letzte Akt stand an Eindruck ein wenig nach, ist vielleicht um fünf Minuten zu lang. Auf den Brettern können eben Augenblicke schmälern, was zwei Stunden gutgemacht haben. Wie in den „Improvisationen" fesselt Mohr durch die Eigenart, mit der er seine Figuren sieht. Sie sind durchaus Schöpfungen des Intellektes und um Ideen willen da, aber sie haben doch genug Bühnenblut, daß sie im Lichte der Rampen wenigstens lebendig wirken. Kalebe war ein großer Tänzer, der durch seine Kunst das Publikum aus der Nüchternheit des Alltags zu reißen verstand und die geliebte Frau mit allem umgeben konnte, was das Leben angenehm macht. Durch einen Unglücksfall hinkt der Tänzer, nun sind Kunst und Glanz dahin. Verarmt, möchte er dem Leben ein Ende machen. Doch seine Frau will nicht auf das Leben verzichten, auch nicht auf dessen Glanz. Sie wird Gesellschafterin eines Weltreisenden. Die liebende Gattin und der ihr als Kofferträger eifersüchtig nachschleichende Gatte, der sie für eine Dirne halten muß, können uns allerdings nicht sympathisch berühren. Der Foxerwitz des Premierenpublikums sprach von einem Wedekind, dem man die Giftzähne ausgebrochen hat. Der blasierte, mit Gott und der Welt zerfallene Weltenbummler tritt ihr übrigens nicht zu nahe, nicht aus Ritterlichkeit, sondern weil der Zweck des Engagements lediglich ist, ihn vor der Unruhe in seinem Innern, die ihn das Alleinsein scheuen läßt, zu schützen. Dieser Kaufmann hatte in der ersten Hälfte seines Lebens rastlos Schätze angehäuft und jetzt, da er sich alles kaufen kann, bleibt der erwartete Genuß aus. Durch einen Neger (wir befinden uns in einem Grand Hotel Sahara irgendwo in Afrika) wird der Egoist zur Nächstenliebe bekehrt. Die Angst des von Häschern verfolgten Schwarzen, der übrigens einen Mord auf dem Gewissen hat, erschüttert seine Seele. Er versteckt ihn in seinem Koffer, dort wird der Neger von der Polizei entdeckt und sein Beschützer wegen Begünstigung ins Gefängnis geworfen. Der Tänzer und seine Frau kämpfen mit der Versuchung, mit seinem Gelde inzwischen auf und davon zu gehen. Leontine freilich fühlt sich gebunden durch das Vertrauen, welches der verhaftete Garilan ihr entgegengebracht hat. Durch einen lustigen Galgenvogel (eine echte Waldaurolle!) werden sie auf einen anderen Weg geführt, der freilich auch derjenige der Lüge ist. Nachdem Garilans erste menschenfreundliche Tat mißglückt ist (der Neger wird wahrscheinlich gehenkt), dürstet es ihn nach neuen Taten. In der benachbarten Zelle sitzt ein lebenslänglich Verurteilter, nach 20 Jahren freilich darf er auf Begnadigung hoffen und bis dahin fürchtet er blind zu werden. Diesen Unglücklichen will Garilan retten und der Zellengenosse, der früher die Freiheit erlangt, als er, verspricht ihm durch Bestechung seinen Wunsch zu erfüllen. Dieser Agent beredet nun den Tänzer, sich für den befreiten Gefangenen auszugeben. Er macht ihm klar, daß diese Lüge keinem schadet, nur jedem von ihnen nützt. Dem „Lebenslänglichen" kann doch niemand helfen; Garilan ist glücklich, einen Menschen gerettet zu haben, der Tänzer kann sich als Gast des reichen Mannes einer Vergnügungsreise in die Wüste anschließen und dabei, wenn auch inkognito, um seine Frau sein, und der Agent steckt eine große Provision in die Tasche. Aus Geldgier rüstet der letztere die Karawane schlecht aus. Das Trinkwasser geht zu Ende und den Verirrten droht der Tod. In dieser ernsten Stunde gestehen der Tänzer und seine Frau ihrem Gönner, daß sie ihn betrogen. Dieser verzeiht, denn er hat in dem in ihm erwachten Gemeinschaftsgeist sein Glück gefunden. Hat er auch nicht jenen Unglücklichen retten können, so war doch auch die Seele des Tänzers von einem Kerker umschlossen, den er zu sprengen vermocht hatte. Etwas schwankhaft kommt noch die Rettung der Karawane zustande. Das Ganze hat zweifellos einen grotesken Einschlag, manche Wortarabeske ist reichlich derb und mancher Ausspruch gewiß mit der Absicht pointiert, Widerspruch hervorzurufen. aber mit guten lustspielmäßigen Mitteln werden die Figuren von Selbstsucht zu schönerer Menschlichkeit geführt. Frl. Holz hatte als Leontine starke, eigene Töne neben matteren. Ich halte sie zu den zukunftsreichsten der von Zeiß gewonnenen jüngeren Talente. Auch Diehl (Tänzer Kalebe) wußte zu fesseln. Wernicke gab den Garilan überzeugend, wiewohl der Charakter noch farbenreicher gegeben werden kann. Unter Stielers Regie waren auch die kleineren Rollen gut besetzt. An den zahlreichen Hervorrufen hatte auch der anwesende Dichter teil.

Schauspielhaus. Aus Anlaß des 60. Geburtstages Karl Rößlers gab man eine Festvorstellung der „Fünf Frankfurter". Die Bezeichnung, die etwas anspruchsvoll klingt, wurde doch mehr als von den „fünf" von deren Mutter, in welcher Rolle die ehemalige Heroine des Mannheimer Nationaltheaters Toni Wittels ihr Gastspiel fortsetzte, von Wohlbrück (Herzog) und Dysing erfüllt. Rößler ist in alten Zeiten selbst Mitglied des Schauspielhauses gewesen und er war ein starkes Talent. Als Autor begann er mit einem biblischen Drama: „Der reiche Jüngling", das in einer Vorstellung vor Geladenen Eindruck machte, aber, soweit ich mich erinnere, mit Problemen überladen war. Diesem verschollenen Stücke folgten nur Lustspiele, deren Erfolge meist mit dem Theaterwinter dahinwelkten; nur die „fünf Frankfurter" hielten sich, aber die jetzige Wiedergabe zeigte mir, ohne ganz besondere schauspielerische Anstrengung sind auch sie nicht zu retten. Der Reiz des Lustspieles liegt in dem Kontrast zwischen dem alten, bescheidenen Haus in der Frankfurter Judengasse und den fünf die Börse beherrschenden Männern in Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel, die daraus hervorgegangen, in ihrem von Parvenütum nicht freiem Streben und dem konservativen Sinn der klugen, alten Mutter. Die (gewiß nicht historische) Fabel von dem fürstlichen Heiratsprojekt ist schwach in der Erfindung. Vor Jahren, als das Stück neu war, war der Name der Rothschilds bekannter, gewissermaßen ein Synonym für einen großen Haufen Geld. Ich habe den Eindruck, daß heute ein großer Teil des Publikums vom „Historischen" kaum noch etwas weiß. Warum auch nicht? Inzwischen ist die in Frankfurt letzte Namensträgerin gestorben und die Herrschaften haben in den Ländern der Entente gezeigt, daß sie von deutscher Sentimentalität freigeblieben sind.

Aus den Konzertsälen. Der Sonatenabend von Lothar Drumm und W. Ruoff bot sehr schöne Eindrücke. Drumm besitzt eine sehr schöne Technik und eine gute Einfühlung, die dem überragenden Partner gerecht zu werden vermag. Beifällig aufgenommen wurde auch die Pianistin Helene Lankmer, welche mit dem Geiger Werner Schmalmack konzertierte. Beide verfügen über gute Technik und geschmackvollen Vortrag. Weniger durch Klangpoesie als durch Gestaltungskraft und Temperament zeichnet sich das Klavierspiel von Maria Kahl-Decker aus, die über ein sehr bedeutendes Können verfügt.

Verschiedenes aus aller Welt. „Anarchie in Sillian", ein Schauspiel von A. Bronnen, spielt in der höchsten Zelle eines Elektrizitätswerkes. Hochspannung zwischen zwei Männern, dem ordnenden Ingenieur, der nur sein Werk kennt, und dem proletarischen Techniker, der das Gehirn des Werkes anarchisch gefährdet; Hochspannung auch, weil beide um ein Weib kämpfen. Die Berliner Aufführung fand eine etwas zurückhaltende Beurteilung. — Das Volksschauspiel Oetigheim beginnt am 1. Juni wieder seine Spielzeit mit „Joseph und seine Brüder". — Starken Eindruck hinterließ in Erfurt Magdalena, ein Legendenspiel von Rud. Becker, mit Chören von Professor Rinkens.

München. L. G. Oberlaender.

VII. Hausmusikabend, 17. Mai, kleiner Odeonssaal. Domenico Scarlattis G-moll-Klaviersonate steht unter dem Einflusse der italienischen Violinmusik, wie seine Katzenfuge an eine Art der Orgelkompositionen, die chromatischen und programmatischen Capriccios, mahnt. Es war ein schöner Anfang des Konzertes. Dann reihten sich Stücke aus Robert Schumanns stimmungsvollen Märchenbildern für Bratsche und Klavier op. 113 an. In Rüdingers Heldentotenliedern op. 16 ist der Ausdruck des erhabenen Schmerzes, dem die Hoffnung nicht fehlt, voll getroffen. Aus Wagners Gesängen folgten die Träume und Schmerzen. Ein starker Beifall war der zum ersten Male aufgeführten Sonate für Violine und Klavier in A-moll von Adolf Pfanner beschieden. Sie ist ein leidenschaftlich dahinstürmendes Werk, melodisch und harmonisch nicht ohne Eigenart. Hermann Zilchers Bilderbuch, Klangstudien für Klavier, op. 34, ist durch den Titel gekennzeichnet; es sind dankbare Vortragstücke. Mozarts vierhändige Variationen für Klavier in G-dur waren ein prächtiger Schluß für den genußreichen Abend. Mathilde Rüdinger (Alt), Valentin Härtl (Violine, Bratsche), August Pfeifer und Ludwig Frank (Klavier) hatten uns wieder durch ihre Kunst viel Freude bereitet. — Ein Künstler, welcher uns schon früher an einem der Hausmusikabende begegnete, Willy Hintermeyer, veranstaltete am 24. Mai im Bayerischen Hof einen Zitherabend. Mathilde Rüdinger trug dabei Volksliedbearbeitungen Gottfried Rüdingers vor, von vorzüglicher Uebereinstimmung des Gesangs mit dem Begleitinstrument. In der Suite für Zither „Eine kleine Ballettmusik" (op. 56) desselben Komponisten ist die alte Form in ein farbenfrisches, neues Gewand gekleidet; die feine Humoreske, ein zartes Tonbildchen Idylle, und eine niedliche kleine Fuge (op. 53) folgten. Letztere gab dem Vortragenden Gelegenheit, sein klares polyphones Spiel zu zeigen, ebenso die Arrangements klassischer Stücke von J. S. Bach und Joseph Haydn, denen der Cembaloklang der Zither zustatten kam. Von den Variationen Hintermeyers ist die beste die in Moll. Wiederum empfing man den Eindruck ernster, gediegener Leistungen. Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die ersten Börsentage der Woche hielt die hochgradige Geschäftsunlust an. Eine Hamburger Rede Dr. Schachts, in der nochmals die Notwendigkeit eines weiteren Auslaufes der Wirtschaftskrise betont wurde, weitere Schwierigkeiten in der Bank- und Geschäftswelt, insbesondere bei einem Frankfurter Bankhause von jahrhundertealtem Rufe und bei einer alten angesehenen Bank in Königsberg mussten das Gefühl von Unsicherheit verstärken. Die Ultimoliquidation für Mai vollzog sich besser, als man nach den vielen Konkursgerüchten hatte erwarten dürfen; zwar gab es auch in Berlin einzelne Insolvenzen, sie trafen aber keine Firmen von grösserer Bedeutung. Auch der Zahlungstermin für Metalle ging leidlich vorüber. In Hamburg ist allerdings ein Weltbankhaus mit einer sehr beträchtlichen Summe beigesprungen. Die Genugtuung über diese glimpflich vorbeigegangenen Termine machte die Börse am 28. Mai unternehmungslustiger. Die Spekulation schritt zu Meinungskäufen und die Kurse besserten sich auf allen Gebieten. Es lagen zudem der Börse Nachrichten vor, wo-

nach der Schiedsspruch zwischen Arbeitnehmern und Bergarbeitern für verbindlich erklärt sei und auf dieser Grundlage der Streik zu Ende gehen werde. Die Vorgänge im Reichstag, die den Eindruck dieser günstigen Nachrichten wieder hätten verwischen können, blieben ohne Wirkung. Am Devisenmarkte haben infolge des verringerten Bedarfes für Einfuhrdevisen die Zuteilungsquoten für London auf 60 pCt. und für Neuyork auf 10 pCt. erhöht werden können. Die Aussicht auf eine normale Lage des Devisenmarktes ist jetzt vorhanden; die Nachfrage nach allen Devisen ist sehr heruntergegangen. Der letzte Börsentag der Woche war nach einer ganz kleinen Schwankung wieder fester, namentlich traf dies zu für schwere Montanwerte, die in Erwartung einer Wiederaufnahme der Arbeit im Ruhrgebiet stärker gekauft wurden. Die Mark hat sich den fremden Zahlungsmitteln gegenüber weiter gekräftigt. Der französische Franken senkte sich im internationalen Verkehr weiter. Im Zentralausschuss der Reichsbank erklärte Dr. Schacht u. a.: Die günstige Wirkung der zurückhaltenden Kreditpolitik der Reichsbank auf die Devisen und auf den Kurs der Mark ist offensichtlich. Die Reichsbank ist nach wie vor entschlossen, ihre Kreditpolitik von währungspolitischen Gründen beherrschen zu lassen, da es ein anders Mittel zur Aufrechterhaltung der Markstabilität zurzeit nicht gibt. Eine Erhöhung der Papiermarkausgabe ist ebenso wenig möglich, wie die Inangriffnahme der Rentenmarkreserve. Kredite lediglich aus der Notenpresse würden nur eine neue Inflation herbeiführen und wären in sich selbst zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Es bleibt deshalb nichts übrig, als dass sich die Wirtschaft nach der Decke streckt. Alle Bewerbungen, Kredite zu liquidieren und die Warenbestände abzubauen, werden durch die heute vielfach missbrauchte Einrichtung der Geschäftsaufsicht sabotiert, um den Schuldnern zum Schaden ihrer Gläubiger das Durchhalten von Waren- und Devisenbeständen zu ermöglichen. Die Reichsbank hat sich an die Regierung mit dem dringenden Ersuchen gewendet, die Geschäftsaufsicht zu beseitigen oder zum mindesten ihre Auswüchse unmöglich zu machen. Innerhalb der z. Zt. gegebenen Grenzen hat die Reichsbank durch Ausgleichung und anderweitige Verteilung der Kredite nach Möglichkeit geholfen. Insbesondere ist der Landwirtschaft über die bereits gewährten Kredite von rund 800 Millionen hinaus nochmals ein ansehnlicher Betrag für Auswinterungsschäden zugewendet worden. In seinen weiteren Ausführungen erklärte der Reichsbankpräsident: In ihrem derzeitigen Zustand kann sich die deutsche Volkswirtschaft weder Streiks noch Gratislieferungen an das Ausland leisten. Alle Bemühungen um Behebung der Kreditnot werden fehlschlagen, wenn nicht schleunigst der **Arbeitsfriede** im Innern und die Regelung unserer Verpflichtungen an das Ausland erfolgen.

Der Ausweis der **Reichsbank** vom 23. Mai zeigt eine Erleichterung. — Nach statistischer Berechnung ist im April eine geringe Steigerung der Ausfuhr und eine erhebliche Steigerung der Einfuhr eingetreten. Die Zunahme der Einfuhr wird hauptsächlich von den Rohstoffen und „Teilsfertigfabrikaten" bewirkt. Die Ausfuhr hat in den Hauptgruppen dem Werte nach zugenommen. Da die statistische Erfassung der Ein- und Ausfuhr des besetzten Gebietes noch immer nur unvollkommen möglich, so wird darauf hingewiesen, dass die ermittelten Zahlen nicht gestatten, eine einwandfreie Bilanz des Aussenhandels zu erzielen. — In der Generalversammlung der **Dresdner Bank** wurde u. a. betont, dass die Spareinlagen eine langsam ansteigende Tendenz zeigen, dass sich jedoch die Bildung neuen Sparkapitals nur ganz allmählich vollziehe. Neben anderem oft Wiederholtem wird auch von dieser Seite die Meinung ausgedrückt, es müsse sich noch mehr die Erkenntnis **durchringen**, dass wir **mehr arbeiten** müssen und **weniger verbrauchen** dürfen.

München. K. Werner.

Im Zeichen des hl. Willigis stehen die Werkstätten für kirchliche Kunst der Firma Krieg & Schwarzer in Mainz. Ueber dem Toreingang dieses Hauses sehen wir ein plastisches Bild des hl. Willigis mit dem Mainzer Wappen, einem Rade, das seinen Ursprung eben diesem großen Mainzer Erzbischof verdanken soll. Dieses Hauswappen hätte nicht sinniger gewählt werden können. Willigis war groß als Staatsmann. Manch dornige Pfade mußte er auf seiner politischen Laufbahn als Erzkanzler des Reiches gehen. Mindestens ebenso hohe Verdienste hat er sich erworben durch die Förderung der kirchlichen Interessen, insbesondere der Kirchenkunst. Man denke nur an den Bau des Mainzer Domes und an die berühmten ehernen Pforten am Marktportal. Der hl. Erzbischof setzte die Worte des Psalmes in die Tat um, die jeder Priester Tag für Tag in der hl. Messe beim Lavabo betet: „Herr, ich liebe so sehr die Zierde Deines Hauses, und den Ort, wo Deine Majestät den Thron hat aufgeschlagen." Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Mainzer „Werkstätten für kirchliche Kunst" mit vollem Recht und mit Stolz dieses Hauswappen tragen dürfen. Denn es waren beschwerliche Wege, die diese Firma, besonders in der Kriegszeit, gehen mußte. In dieser schicksalsschweren Zeit des deutschen Volkes hat es auch für dieses Kunstinstitut bange, düstere Tage gegeben. Es schien, als sollten die Erfolge langer, arbeitsreicher Jahre verloren gehen. Während noch bis in die 90er Jahre hinein fast alle Paramente oder wenigstens deren Hauptbestandteile, wie Stoffe und Stickereien, Borten und Gespinste, zum größten Teil aus Frankreich importiert wurden, hatte sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg die Kirchenkunst zu neuer Blüte emporgeschwungen, sie war selbständig geworden. Das bewiesen auch die glänzenden Ausstellungen der genannten Firma auf dem Mainzer Katholikentag 1911. Während des Krieges mußte die Kirchenkunst wie so viele andere ideale Bestrebungen gänzlich ruhen und es wäre traurig gewesen, wenn sie durch den unglücklichen Ausgang des Krieges in Frage gestellt worden oder sogar untergegangen wäre. Um so höher ist es zu bewerten, daß die „Werkstätten für kirchliche Kunst" nach des hl. Willigis Vorbild trotz aller Schwierigkeiten mit deutschem Fleiß und deutschem Unternehmungsgeist sich durchgerungen. Und wenn man die vielen anerkennenden Urteile von maßgebenden ausländischen Stellen liest, so ist es nicht übertrieben, wenn man sagt: diese Firma hat sich neben anderen ähnlichen deutschen Instituten einen beachtenswerten Platz auf dem großen Weltmarkt errungen. In der Zeit des krassesten Materialismus und eines übertriebenen Egoismus haben diese Werkstätten ein Kulturwerk allerersten Ranges vollbracht. Schon gelegentlich des Frankfurter Katholikentages 1921 und der letzten Passionsspiele in Oberammergau 1922 trat diese Firma ganz überlegen durch ihre glänzenden Ausstellungen hervor, so auch mit einer Sonderausstellung in ihren eigenen Ausstellungsräumen in Mainz im gleichen Jahre. Zurzeit unterhalten die Werkstätten für kirchliche Kunst Krieg & Schwarzer in Mainz in ihren eigenen Lokalitäten eine Dauerausstellung, deren Besichtigung allen Konfratres und allen Freunden der christlichen Kunst aufs Wärmste empfohlen wird. Alte und moderne Techniken der Stickerei von dem einfachsten Plattstich bis zu der vollendetsten Nadelmalerei zaubern Werke der Paramentik hervor, wie man sie in unserer Zeit garnicht mehr vermutet. — In einer anderen Abteilung, der Silberschmiede, erzeugen die Werkstätten Gefäße und Geräte von staunenswerter Kunstfertigkeit. Den Wert ehrlicher Handwerkskunst lernt man schätzen, wenn man den reichen und doch nicht überladenen, erst kürzlich fertiggestellten gotischen Kelch und eine überraschend kunstvolle Figuren-Casula sieht. Viele Monate mußte an diesen Werken gearbeitet werden. Was besonders auffällt, ist die hervorragende künstlerische Grundlage. Bei einer Besichtigung hatte ich Gelegenheit, einen Blick in das Atelier der Künstler zu tun und erkannte hierin die Bedeutung des künstlerischen Entwurfes. Diese Werke der Paramentik und Silberschmiedekunst reihen sich würdig denen der besten Zeitalter an, in vielen Fällen überragen sie sogar. Die Werkstätten sind hervorragend organisiert. In dem verständnisvollen Zusammenarbeiten von Künstlern, Technikern und Kaufleuten scheint auch das Geheimnis des Gesamterfolges zu liegen. Möge diese Firma in unserer heutigen, an handwerklichen Idealen so armen Zeit, unbeirrt und rastlos auf dem Wege deutscher Qualitätsarbeit weiterschreiten und das Können unserer Zeit für spätere, bessere Jahre beweisen und erhalten.

Pfarrer Hochbrunn.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 24 München, 12. Juni 1924. XXI. Jahrgang.

Es bleibt beim Alten.

Von Dr. Otto Kunze.

Endlich ist das neue Reichskabinett da. Das alte Kabinett Marx. Denn wir halten den Parlamentarismus so heilig, daß wir uns scheuen, ihn anzuwenden. In allen parlamentarisch regierten Staaten ist es Brauch, der stärksten Partei den Platz am Steuer anzubieten. Braucht sie als Rückhalt eine Koalition, so muß sie selber für deren Zustandekommen sorgen. Also hätte die Regierung Marx nach den Wahlen zurücktreten, der Reichspräsident einen deutschnationalen Führer mit der Kabinettsbildung beauftragen und dieser hätte Verhandlungen mit den Parteien anbahnen müssen. Daß es nicht so gemacht wurde, entschuldigt man mit dem Gutachten der Sachverständigen. Eine zurückgetretene, bloß geschäftsführende Regierung hätte sich nicht verbindlich damit befassen können. Wir sehen das nicht ein. Eine Regierung auf Abbruch, wie wir sie fast 4 Wochen lang hatten, genoß im Inland gewiß nicht mehr Autorität, im Ausland gewiß nicht mehr Vertrauen als eine förmlich abgemeldete.

Die Mittelparteien haben vielleicht die außen- und innenpolitischen Folgen einer Rechtsregierung gefürchtet. Nach den Proben bisheriger rechtspolitischer Versuche nicht ohne Grund. Ist aber eine so starke Rechtsopposition wie heute minder gefährlich? England und Dänemark lassen ruhig die äußerste Linke regieren, wenn sie parlamentarisch dran ist. Sie mag zeigen, was sie kann. Bei uns handelte es sich nicht einmal um die äußerste Rechte. Die Deutschnationalen waren bereit, ein Kabinett des Großen Bürgerblocks — ohne Völkische — zu bilden. Dort hätten ihnen Zentrum, Deutsche und Bayerische Volkspartei die Wage gehalten. Die Demokraten konnten zur Not entbehrt werden. Die Mittelparteien hätten dabei vielleicht mehr Einfluß gehabt als in einem Minderheitskabinett, das nach rechts oder links heimlich Anlehnung suchen muß. Selbst Friedrich Wilhelm Foerster, der gewiß die Deutschnationalen nicht liebt, spricht in der „Menschheit" dafür, sie einmal schalten zu lassen. Das wäre eine heilsame Kur für sie selbst oder für Deutschland.

Es scheint jedoch, als hätten sich auch die Deutschnationalen gefürchtet. Vor der Hauptverantwortung unter einem Kanzler ihrer Farbe, vor der Mitverantwortung unter Marx, vor ihren Wählern. Das unbedingt Notwendige, eine klare Stellung zum Sachverständigenbericht, war nicht von ihnen zu kriegen. Die politische und wirtschaftliche Lage erforderte überdies positive Stellung. Ein paar Monate noch ohne ausländischen Kredit und Deutschland steht vor dem Nichts. Noch längeres Schweben zwischen Ja und Nein und das besetzte Gebiet ist verloren. Der Oberpräsident der Rheinprovinz ruft es laut nach Berlin. Wer die Deutschnationalen kennt, wenigstens die besseren und annoch maßgebenden, die nicht völkisch umnebelt sind, weiß, daß sie genau so positiv zu diesen Fragen stehen wie Deutsche oder Bayerische Volksparteiler, Zentrumsleute und Demokraten. Aber es ist wie in Versailles und wie der alte Skeptiker Fontane gedichtet: „Wir lassen es andere machen". Da sie sich im Hauptpunkt nicht festlegen wollen, bringen die Deutschnationalen andere Klötze geschleppt. Kursänderung, den unerträglichen Stresemann, Rechtsschwenkung in Preußen. Das letztere ist erst nach neuen preußischen Landtagswahlen möglich. Bis dahin kann das Reich versackt sein.

Marx und sein Kabinett brauchen keinen Linkskurs zu steuern. Die Deutschnationalen werden sich hüten, es zu stürzen. Sie werden ihm billige Opposition machen und sich weitere Vorschußlorbeeren als Vaterlandsretter sammeln. Hätte aber statt Marx ihr Hergt hinter dem Reichskanzlerpult gestanden, er hätte vielleicht im Ton, schwerlich in der Sache anders zu den Reichsboten gesprochen. Auch Marx will Lücken im Gutachten aufklären. Auch er will die Erfüllung nicht in Kraft treten lassen, ehe nicht sicher ist, daß auch die Gegenseite den Bericht unteilbar und unverändert annimmt und die als notwendig bezeichneten Maßnahmen trifft, Deutschland wieder leistungsfähig zu machen. Der Friedensvertrag muß an Rhein und Ruhr wieder zu Recht gelangen. Vom Ziel, die Ausgewiesenen heimzubringen und die Gefangenen zu befreien, geht die Reichsregierung nicht ab. — Unter den neuen Machtverhältnissen in England und Frankreich ist das erreichbar. Und wenn die Früchte reifen wie in Seipels Oesterreich, dann bekommen wir vielleicht eines Tages doch den großen Bürgerblock unter Stresemann, Marx — und Hergt.

Weltrundschau.

Die Krisis der Reichsregierung endete damit, daß das Kabinett Marx in alter Zusammensetzung neu berufen ward. Nachdem es sich dem Reichstag vorgestellt und die politische Aussprache stattgefunden hatte, schälte sich aus Vertrauens- und Mißtrauensanträgen eine Billigungsformel, die mit 247 Stimmen der Mitte, der Bayer. Volkspartei und der Sozialdemokratie Annahme fand. 183 Stimmen der Rechten und der Kommunisten waren dagegen.

Der Sozialdemokrat Loebe hat im Reichstag erdrückende Beweise vorgebracht, daß die Kommunisten unter Teilnahme dreier verhafteter Mitglieder des Reichstags die Revolution im großen Stil vorbereiteten. Sie hatten in zahlreichen Städten Waffen- und Sprengstofflager angelegt, auch Tschekas gebildet, die mit Pistole oder Bazillen mißliebige Personen beseitigen sollten. Auswirkungen des neuen radikalen Kurses in Moskau nach Lenins Tod.

Württemberg gab sich eine Regierung des bürgerlichen Blocks. Staats- und Ministerpräsident ist der Deutschnationale Bazille, Finanzminister Dr. Dehlinger, von der gleichen Partei, Innenminister Bolz, Justizminister Beyerle, beide Zentrum. — In Bayern ist die neue Regierung noch nicht zustande gekommen.

Zwei politische Prozesse wurden in Berlin beendigt. Der Oberleutnant a. D. Ankermann erhielt wegen Mordversuchs an Maximilian Harden 6 Jahre Zuchthaus. Die wegen eines Mordanschlags auf General v. Seeckt angeklagten Thormann und Dr. Grandel wurden aus rechtsförmlichen Gründen freigesprochen. Sie hatten nämlich mit Spitzeln zusammengewirkt, die den Mord nur zum Schein betrieben. Man darf uns also glauben, wenn wir versichern, daß in unserer Doppelnachricht keine Namen an die falsche Stelle geraten sind.

Das Befinden von Dr. Seipel ist erfreulicherweise günstig. Für seine Genesung werden in ganz Oesterreich Bittgottesdienste gehalten.

In Frankreich ist infolge von Millerands Weigerung, zurückzutreten, zunächst ein farbloses Kabinett unter Marsal eingesetzt worden. Es kommt nun darauf an, ob die Kammer den Rücktritt des Präsidenten verlangt.

In Albanien ist ein nationalistischer Aufstand gegen die Regierung ausgebrochen.

Unerbauliches aus dem Rechtsleben.

Von Rechtsanwalt Dr. phil. A. Kneer, Trier.

Zu den wenigen nichtgeborstenen Säulen unseres alten Staatsgebäudes gehört die Rechtspflege. Der deutsche Berufsrichter hat in all den Erschütterungen der letzten Jahre die Probe bestanden. Seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Sachlichkeit vertrauen Inland und Ausland heute noch wie in alter Zeit. Gleichwohl ertönt nach wie vor laut der Ruf nach Richtern „aus dem Volk". Ob das immer mehr vordringende Laienrichtertum einen Fortschritt bedeutet, ist eine Frage, die man schwerlich ohne weiteres bejahen möchte. Wer die Entwicklung in der Praxis zu verfolgen Gelegenheit hat, mag wohl öfter den Eindruck von Ballast haben: Zugeständnisse an die Volksgunst, um das schwankende Schiff im Gleichgewicht zu halten.

Die Anerkennung, die man — Menschen sind natürlich Menschen — dem Berufsrichter zollen muß, wiegt umso schwerer, als die Gerichte (es sei an dieser Stelle nur von unserer Ziviljustiz die Rede, während das Strafrecht eine gesonderte Betrachtung notwendig machen würde) infolge der wachsenden wirtschaftlichen Nöte mit immer größeren Schwierigkeiten in der Rechtsprechung zu kämpfen haben. Es sei hier nur das Stichwort Geldentwertung ausgesprochen. Der Gesetzgeber hat die Fiktion „Mark ist Mark" aufrechterhalten bis zum Irrsinn. Natürlich: waren doch Fiskus und Gemeinden die größten Schuldner im Deutschen Reich, sie wehrten sich verzweifelt ihrer Haut. Noch unlängst hat ein Kundiger das Vorgehen der Regierung als „die größte Vermögenskonfiskation der Geschichte, vollzogen am schaffenden Mittelstande, an den kleinen Sparern", bezeichnet, „während die Neureichen, die Banken und Börsen, das große Unternehmertum ungeschoren blieben."[1]) Nur langsam, nur zögernd, wie leicht begreiflich, wagte die Judikatur an der von der Regierung hartnäckig festgehaltenen Fiktion zu rütteln. Erst als sich im unseligen Inflationsjahre 1923 die Dinge nachgerade völlig auf den Kopf stellten, als die Eins sich in ihrem „Werte" immer mehr der Billion näherte (1 = 1 000 000 000 000!), erst da setzte sich eine Rechtsprechung durch, die jener tollen Fiktion „die Berechtigung absprach".

Leider hat man zunächst Abhilfe auf falschem Wege gesucht. Die Rechtsprechung erkannte zwar die Unbilligkeit: daß Sachleistung und Papiermarkleistung einander nicht mehr entsprachen; sie erkannte aber — von einzelnen Gerichtshöfen abgesehen — nicht die Ursache. Sie verkannte die Entwertung des Zahlungsmittels und suchte den Einfluß der wirtschaftlichen Aenderung auf der Seite der Sachleistung. Man hielt zunächst noch an der Fiktion „Mark gleich Mark" fest und sah nur die Verteuerung der Sachleistung. Man half sich mit Gesichtspunkten wie Unmöglichkeit und Unzumutbarkeit, bis schließlich diese Rechtsprechung als innerlich unwahr und unhaltbar aufgegeben wurde und der Gedanke der Aufwertung sich wie die Sonne durch dicken Nebel durchzukämpfen suchte.

Diese Dinge sind nun noch im Fluß. Hier ist auch kein Platz, näher darauf einzugehen.[2]) Es sollte ja auch nur an einem Beispiel angedeutet werden, wie sich die Aufgaben für die richterliche Tätigkeit in der Gegenwart vermehrt und erschwert haben — in gleicher Weise natürlich auch für die Anwaltspraxis. Nicht mehr ein ruhiges Weiterbauen auf festem Boden, sondern auf morastigem Untergrund ein ewiges Umbauen, ein andauerndes Niederreißen, und mühsames und behelfsmäßiges Wiederaufrichten. Was vor einem Jahre Recht erschien, ist heute Unrecht. Und wenn der Prozeß in der höheren Instanz vorkommt, sind inzwischen die Voraussetzungen wieder gänzlich andere geworden.

So das Elend im materiellen Recht. Um nun das Unglück vollzumachen, hat die Reichsregierung es für angebracht gehalten, just in dieser Zeit der Unruhe und Unsicherheit, der wachsenden Schwierigkeiten (und abgebauter Richterkräfte) auch noch ein neues Verfahren einzuführen. Mit dem 1. Juni 1924 trat, nachdem die alte Ordnung 45 Jahre bestanden hat, eine neue Zivilprozeßordnung in Kraft. Es ist ja eine bekannte Tatsache: der blühendste Industriezweig bei uns im neuen Deutschen Reich ist die Gesetzesfabrikation — leider ist es durchweg keine Qualitätsarbeit (man nehme nur ein so jämmerliches legislatorisches Erzeugnis wie das Mieterschutzgesetz vom 1. Juni 1923 zur Hand). Daß die Ministerialinstanzen, die mit der Schnellerzeugung solcher Gesetze befaßt sind, vielfach nicht einmal über das nötige Sprachgefühl verfügen, nimmt man dabei schon in den Kauf, wie so manches andere. Um noch so wohlmotivierte Einsprüche aus den Kreisen der Richter, Rechtslehrer, Anwälte — die doch schließlich von dem Kram so viel verstehen wie ein strebsamer Ministerialrat — kümmert sich Berlin keinen Deut. Wirkungslos verhallte der Protest des Deutschen Anwaltvereines vom 23. März 1924: der eine „Gelegenheitsgesetzgebung verwirft, welche — überdies im Wege der staatsrechtlich durchaus bedenklichen Anwendung des Ermächtigungsgesetzes — durch Gelegenheits-Notverordnungen das System und den Aufbau der Prozeßordnung in planloser, unorganischer Weise durchlöchert und dadurch Unklarheit und Rechtsunsicherheit schafft."[3]) Ohne jede Wirkung blieb auch der Widerspruch zahlreicher örtlicher Anwaltsvertretungen, unter denen der Vorstand der Anwaltskammer des Oberlandesgerichtbezirks Düsseldorf kurz und bündig von einer „außerordentlichen Verschlechterung der Rechtspflege und einer unerträglichen Minderung der Garantien des Verfahrens" spricht.[4]) Was hilft's — Berlin weiß alles besser.

Es ist eine merkwürdige innere Unrast in dieser Art Regiererei. Gleich als wollte man in der Zeit immer neuer Kabinette und des Beamtenabbaues um jeden Preis zeigen, wieviel zu tun noch übrig bleibt und wie leistungsfähig man ist. Und dabei wechseln die Justizminister im Reich wie die Mädchen in einem Hause, wo man kein Personal zu halten weiß. Und jeder neue Stelleninhaber hat neue Ideen und neue Pläne.

Aber alles das ist letzten Endes nicht das Schlimmste. Wahrhaft unheilvoll ist der „Verfall unserer Rechtsordnung", die „aller Hemmungen bare Handhabung der Gesetzgebungsgewalt",[5]) die Entwickelung unserer Ermächtigungsgesetzgebung, die sich dank einem wortreichen, aber kraftlosen Reichstag „unter dem Deckmantel budgetmäßiger Ersparnisse im bequemen Verordnungsweg über alle Individual- und Volksrechte hinwegsetzt" und nur eine Aufgabe zu kennen scheint: „jeder Beschränkung der Staatsgewalt mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten".[6])

Da wundert man sich schließlich nicht mehr, daß es eines Tages zwischen der Reichsregierung und — dem Reichsgericht zu offener Fehde kommen konnte und ausgerechnet die Richter unseres höchsten Gerichts in Aussicht stellten, daß sie einer von der Reichsregierung angekündigten gesetzgeberischen Maßnahme die Anerkennung der Rechtsgültigkeit versagen würden, weil der geplante Eingriff „als ein Verstoß gegen Treu und Glauben, als unsittlich seiner unsittlichen Folgen wegen ... rechtsunwirksam sei"[7]). Wir haben es wie man sieht, herrlich weit gebracht.

Es gehört zu den Wesenszügen unserer Zeit, die sich für demokratisch hält: Viel unausgereifte Gesetze einer geradezu diktatorisch dekretierenden Staatsgewalt — wenig ausgleichende Gerechtigkeit. Viel Gesetze — wenig Recht.

---

[1]) Prof. Dr. Hans Pfeiffer (Meßkirch, Baden) in der Wiener Wochenschrift Das Neue Reich Nr. 31 vom 3. Mai 1924.

[2]) Es sei verwiesen auf die Schrift von Schaeffer und Keidel, Die Hauptfragen der Geldentwertung und Aufwertung (Leipzig 1924), und die Aufsätze in der A. R. von Dr. Jos. Kausen, 1924, Nr. 1 u. 8.

[3]) Nachrichten des Deutschen Anwaltvereines 1924. S. 55.

[4]) Ebenda. S. 76.

[5]) Vgl. den Aufsatz „Gesetzesdämmerung" von Prof. Dr. J. Goldschmidt (Berlin) in der Juristischen Wochenschrift 1924, S. 245 f.

[6]) Leg.-R. Dr. Otto Simon (Berlin) in der Besprechung der Schrift von Hermann Isay, Die Isolierung des deutschen Rechtsdenkens, in der Juristischen Wochenschrift 1924, S. 643.

[7]) Siehe die Erklärung in der Juristischen Wochenschrift 1924, S. 90

Der Silberprüfer.

Als Prüfer gab ich dich hin meinem Volke,
genau ihren Wandel zu prüfen:
sie alle störrisch, Verleumdung ihr Weg,
sie alle schaffen Verderbtes.

Blasebalg blies — Blei blieb;
umsonst das ganze Geschmelze:
die Schlechten schieden nicht aus.
Verworfenes Silber sollt ihr sie nennen,
denn Jahwe hat sie verworfen.

Jeremias 6, 27—30. Uebersetzt von Alfons Schulz.*)

*) Vgl. desselben ausgewählte Dichtungen des Alten Testaments: Von Sion Liedern, Matthias Grünewald Verlag, Mainz 1924.



Sadhu Sundar Singh.

Von Dr. P. Erhard Schlund O.F.M.

Unsere Gegenwart ist voller Probleme, und zwar sind es nicht bloß Probleme, die den Politiker interessieren und auch nicht bloß Probleme für die Studierstube des Gelehrten; es tauchen auch eine Menge von Fragen auf, die oft in die religiös interessierte Seele des gegenwärtigen Menschen hineingreifen, dort aber auch fragenden Widerhall finden. Dinge, die früher in wissenschaftlichen Zeitschriften und nur dort behandelt worden wären, haben heute Auge und Ohr der großen gebildeten Oeffentlichkeit. Man denke nur an Tut-ench-Amun und die hohen Auflagen des Buches von Carter und Mace, die schon vergriffen sind, ehe sie erscheinen. Oder man denke an Ossendowskis Tiere, Menschen und Götter. Mag immerhin viel Mode darin stecken und mag man es schließlich vom Standpunkt des Forschers und des Philosophen aus gar nicht einmal begrüßen, wenn solche Einzelprobleme allzu modern werden — eine Einseitigkeit ist unvermeidlich — immerhin, die Probleme sind da und der Gebildete möchte vom Gelehrten Antwort und Lösung haben.

Ein Problem, das gegenwärtig mancher religiösen Seele, erst recht vielen gebildeten Katholiken und gar Theologen viel zu schaffen macht, ist mit dem Namen Sadhu Sundar Singh verbunden. Erscheint da plötzlich am Himmel der christlichen Welt eine religiöse Persönlichkeit gleich einem hell strahlenden Meteor, die man zunächst in gar kein Schema einreihen kann. Alles kommt einem außergewöhnlich, alles kommt einem groß vor an diesem Menschen. Eine Persönlichkeit, von der man nicht weiß, ob man sie für Paulus oder gar für Christus halten oder ob man an das prophetische Wort des Herrn denken soll: „Es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen und werden große Zeichen und Wunder tun, so daß sogar, wenn es möglich wäre, die Auserwählten in Irrtum geführt würden.“ (Mt. 24, 24.), eine Persönlichkeit, die jedenfalls für viele ein Rätsel ist, das man aber nicht ungelöst liegen lassen möchte.

Der Marburger Religionshistoriker Friedrich Heiler hat uns jüngst ein Buch über diese Persönlichkeit geschenkt: Sadhu Sundar Singh, ein Apostel des Ostens und Westens[1]), nachdem er schon in der Christlichen Welt 1923 Nr. 27—32 eine Aufsatzreihe über diesen Mann veröffentlicht hatte. Es gibt übrigens über den christlichen Sadhu schon eine ganze Literatur von größerem oder geringerem Wert[2]). Namentlich hat Söderblom[3]) viel zur Kenntnis der Persönlichkeit dieses indischen Christen getan. Wer die Persönlichkeit einigermaßen kennt, der wird sich nicht wundern, daß sich auch die eschatologische Richtung in unseren heutigen protestantischen Sekten[4]) besonders für diesen Mann interessiert und in ihm ein neues Beweisstück für ihre Anschauung und gegen die Lehre der katholischen Kirche sieht.

Nachdem erst kürzlich in dieser Zeitschrift Dr. A. Röck einen Ueberblick über das Leben des Sadhu gegeben hat, dürfte es genügen, wenn wir zunächst über Heilers Buch und dann über das Problem Sadhu Sundar Singh vom Standpunkt des Religionswissenschaftlers und katholischen Theologen aus sprechen.

I. Das Buch.

Heilers Buch ist wieder ein echter Heiler, geschrieben mit einer Feder, der auch das Herz des tiefreligiösen Menschen, nicht bloß der kalte Verstand des Gelehrten diktiert; glänzender, mit Genuß zu lesender Stil, auch da noch mit Genuß zu lesen, wo schwierige theologische Fragen behandelt werden. Die Art der Darstellung ist so, wie wir es eben bei Heiler gewohnt sind. Heiler lebt sich mit ganzer Seele in die religiöse Persönlichkeit hinein, die er schildern will und sieht sie von innen heraus. Er durchlebt und durchkämpft sein Thema und gibt uns dann, freilich nicht das ganz abgeklärte Resultat dieses Kampfes — denn zu einem Frieden kommt es bei Heiler nicht —, sondern die Schilderung des Kampfes in dem Stadium, in dem dieser eben abgebrochen wurde. So auch bei Sadhu Sundar Singh. Man sieht, wie Heiler ganz in der Persönlichkeit aufgeht, so daß er oft zu vergessen scheint, was Gelehrtenpflicht wäre, nämlich nicht nur darzustellen, nicht nur zu erklären und zu schildern, sondern auch zu kritisieren, zu widerlegen und, wenn es sein muß, abzulehnen. Der indische Sadhu ist eben eine Erfüllung von Heilers Ideal und Sehnsucht, ein Beispiel, wie Heiler glaubt, von der evangelischen Katholizität (vgl. Das Wesen des Katholizismus, 1. Auflage Seite 92 bis 115). Denn Heiler sieht das christlich-kirchliche Ziel und die Lösung des Konfessionsproblems in dieser evangelischen Katholizität, in der Zusammengehörigkeit und Vereinigung von Katholiken und Protestanten zu einer ecclesia invisibilis, in der die einzelnen Konfessionen eben nur Erscheinungsformen der großen, unsichtbaren Gesamtkirche, Phänomena der Kirche an sich seien. Als ein Typus einer solchen unkonfessionellen Religion, unmittelbar zu Jesus, erscheint ihm der Sadhu. In der Beleuchtung, die diese religiöse Persönlichkeit so empfängt, verschwinden dann gar manche Mängel, die Heiler sonst nicht entgehen würden. Der Sadhu ist für Heiler eine der Spitzen „aus der Welt christlicher Frömmigkeit“, eine durchaus schöpferische religiöse Persönlichkeit, „die man nicht in irgendeine Gruppe der christlich Frommen einordnen kann“ (S. 175), nicht bei den mittelalterlichen Mystikern, nicht bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts, nicht bei den Martyrern und Konfessoren der alten Christenheit, nicht bei den großen Glaubensboten der abendländischen Kirche in alter und neuer Zeit. Dennoch stellt Heiler fest, daß der Sadhu, „der so viel mit den christlichen Mystikern gemeinsam hat“, in der Auffassung von Christus und vom Heil, von Glaube und Werk, so sehr mit Martin Luther übereinstimme, der doch der Gegenpol der mittelalterlichen Mystik sei. Wenn auch viel an die katholische Kirche erinnere, so sei doch „seine Freiheit von aller kirchlichen Autorität, seine alleinige Anerkennung der inneren Erfahrung als religiöser Gewißheitsquelle, echt protestantisch, in Sonderheit echt lutherisch“. Und so fragt Heiler: „Ist also die Persönlichkeit des Sadhu nicht ein geradezu klassisches Beispiel für eine Synthese von ekstatischer Mystik und evangelischer Frömmigkeit?“ (S. 176.) Doch erkennt Heiler an, daß der Sadhu in seiner subjektiv bestimmten Heilsverkündigung einer Ergänzung durch streng objektiv gerichtete Theologie und Kirchenlehre bedürfe (S. 180). So kommt Heiler zu dem Schluß, daß der Sadhu eine urchristlich-evangelische Persönlichkeit sei mit einem Zug zu pietistischer Subjektivität und kirchenlosem Individualismus; seine geistige Gesamthaltung sei nicht eigentlich katholisch, sondern evangelisch: denn ihm fehle das Streben nach Harmonie und Ausgleich der religiösen Offenbarungswahrheiten mit dem Gesamtgeistesleben, der Sinn für theologischen Scharfsinn, liturgische Schönheit, kirchlichen Gemeinschaftsgeist und kirchliche Organisationskunst. Ob freilich Heiler die Bedeutung des S. nicht doch zu hoch einschätzt, wenn er schreibt, mit S. fange eine neue Epoche der Geschichte der indischen Religion an (199), das ist eine Frage, die erst von der Geschichte, von der Zukunft gelöst werden kann. Und gar, ob er wirklich ein Apostel des Westens, ein Apostel Europas wird? Gewiß ist er einer, der das μετανοεῖτε des Täufers predigt, und zwar eindrucksvoll predigt. Aber ob die abendländische Welt ihn hört, ob sie ihn überhaupt hören kann, den einsamen Prediger in der religiösen Wüste der Modernen? Sagen könnte er uns freilich genug.

Was ich an Heilers Buch noch gewünscht hätte, das sind zwei Dinge. Einmal halte ich die Darstellung der Mutterreligion des S. nicht für genügend. Man sollte nicht bloß untersuchen, in welchen Punkten Sundar von dem Granth und der Lehre der Sikh und dann von der allgemeinen indischen religiösen Einstellung abweicht, sondern wo er anknüpft, aufbaut und bewußt oder unbewußt weiterbaut. Gerade im indischen Bhakti-Begriff und sodann im Granth selbst finden sich gar manche Punkte, welche eine Erklärung für die Einstellung und die Predigt des Sadhu geben. Und dann würde es interessieren, ob nicht doch ein wenn nicht äußerer, so doch innerer Zusammenhang besteht mit dem Brahma-samaj des Rammohun Roy, wenn auch in der Form des Keschub Tschunder Sen; denn die Lehre von der Anbetung Gottes als des liebreichen Vaters und von der brüderlichen Liebe zu allen Menschen ohne Unterschied der Nation hat viel Anklang an die Anschauungen Sundars.

---

1) München 1924, Verlag Ernst Reinhardt. Preis GM 3.60, geb. GM 4 80.

2) Von den Schriften des Sadhu sind zugänglich: Zu des Meisters Füßen, Sadhu Sundar Singhs Botschaft, übersetzt von E. Pohl, Stuttgart 1923. — Par Christ et pour Christ, Discours du S. S. S 2. ed., Lausanne 1923. — S. S. S. aus seinen Reden in der Schweiz, Zürich 1922. La merveilleuse puissance de la bible par Sundar Singh. Lausanne 1922. Betrachtung und Gebet, Ansprache des S. in Leipzig; Güterloh 1922 (im Verlagskatalog von Bertelsmann).

3) N. Söderblom, Sundar S'nghs budskap utgivet och belyst, Stockholm 1923. Dieselbe in International Review of Mission 1922, 226 ss Weitere Literatur s. bei Heiler, 214 f.

4) O. Liebler, Maharischi von Kailas, ein jetzt noch und bis zur Wiederkunft Christi lebender 318 Jahre alter heiliger Mann und etliche seiner wunderbaren Berichte und göttlichen Offenbarungen an Sadhu Sundar Singh. Bamberg 1923. Christlicher Schriftenvertrieb J. Maar.

Dann möchte ich an der Schrift Heilers noch aussetzen die unnötige scharfe Spitze gegen die katholische Kirche und gegen Rom im Nachtrag S. 232. Die Dinge mit Brahmabandhav Upadhyaya, dem 1907 gestorbenen, ehemals katholischen bedeutenden Inder liegen nicht so einfach. Es war nicht gerade die „Engherzigkeit der römischen Hierarchie", die ihm und seiner Bewegung kostbare Missionskräfte zerstörte. Die Gründe liegen viel tiefer. Uebrigens gibt es doch auch heute noch bedeutende katholische Männer in Indien, so das freilich wieder ganz anders geartete Gegenstück zu Sundar Singh, den Sadhu Brahmacari Animananda[5]) oder Permanand in Heiderabad und andere.

II. Das Problem.

Für gar manche Katholiken ist Sadhu Sundar Singh mehr als eine äußerst interessante religiöse Persönlichkeit; für sie ist er ein die ganze Seele aufwühlendes Problem geworden. Eine große Anzahl Priester und Laien kamen bereits, um nach einer Lösung für dieses Problem zu fragen, das so tief in die Seele hineingeschnitten hatte. Ich hebe drei Punkte heraus, die so vielen gläubigen Katholiken zu denken geben.

Die meisten stoßen sich an dem Auffälligsten an Sadhu Sundar Singh, an seinen Wundern und gern wird gefragt, wie denn das überhaupt möglich sei, diese empörenden Wunder, die ja eine mittelalterliche Heiligenlegende nicht besser hätte zusammenstellen können. Ist die heutige Welt so schon arg skeptisch gegen Wunder, so sind es manche Katholiken erst recht gegen Wunder, die außerhalb der katholischen Kirche sich ereignen. Und man kann Meinungen hören, daß die Wunder, die Sundar von sich erzählt, entweder erdichtet und unwahr oder daß sie Halluzinationen seien oder daß sie gar vom Teufel stammten. Das alles braucht nicht zuzutreffen.

Zunächst ist doch wohl zu sagen, daß jeder Gottesgläubige die Möglichkeit von Wundern anerkennen muß, schon wegen der mit der monotheistischen Gottesvorstellung notwendig verbundenen Allmacht Gottes; denn wer an Gott glaubt, muß ihm auch die Fähigkeit zuerkennen, daß der allmächtige Schöpfer die von ihm selbst gegebenen Naturgesetze auch jederzeit und in jeder Weise durchbrechen kann. Jeder Katholik aber kann zugeben, daß auch außerhalb der sichtbaren katholischen Kirche von Gott Wunder gewirkt werden können. Gottes Ratschluß ist unerforschlich und Gott hat in keiner Weise irgendwie gesagt, daß es nur in der sichtbaren katholischen Kirche Wunder geben könne. Faktisch hat auch Gott Wunder gewirkt außerhalb der Kirche; man denke nur an das gerade bei Sundar naheliegende Damaskus-Ereignis, das aus einem Saulus einen Paulus machte. Und dann kann z. B. die katholische Wahrheit oder eine Offenbarung Gottes durch ein Wunder bestätigt werden. Aber die Umkehrung dieses Satzes gilt nicht: Es muß nicht jedes Wunder eine Bestätigung irgendeiner Wahrheit, gar des Glaubens oder der Predigt des Wundertäters sein. Also die Möglichkeit, daß bei Sadhu Sundar Singh Wunder geschehen sind, braucht nicht von vornherein bestritten zu werden.

Aber auch die Tatsächlichkeit der Wunder des Sadhu müssen wir nicht a priori leugnen. Beachten wir zunächst, daß Sundar seine Wunder nicht selbst wirkt, wie wir von manchem Heiligen wissen, daß sie — freilich aus der Kraft Gottes — die Wunder wirken. Vielmehr werden die Wunder an Sundar gewirkt; er erlebt sie; er ist passiv, nicht aktiv. Dann aber ist kein einziges Wunder unabweisbar und unwiderlegbar als Wunder dargetan. Man kann gar manche Bedenken haben. Der Sadhu erzählt seine Wunder selbst und zwar in ziemlich einfacher Weise. Sie sind von anderer Seite nicht bestätigt. Wenigstens wissen und erfahren wir nirgends etwas davon. Wir sind also ganz auf die Glaubwürdigkeit Sundars angewiesen. Diesem ethisch hochstehenden Mann wollen wir nun freilich nicht irgend eine bewußte Täuschung oder eine subjektive Unwahrheit zutrauen, wenn Sundar auch gar manche nationale Eigentümlichkeiten der Inder hat. Aber es kann eine unbewußte Selbsttäuschung, eine objektive Unwahrheit vorliegen. Dabei müssen wir auch nicht notwendig an eine Halluzination und Illusion denken. Man könnte sich nur schwer die nachhaltige Wirkung der Erlebnisse des S. über soviele Jahre hinaus erklären, wenn man alles ausschließlich mit Halluzinationen ausdeuten wollte. Und doch macht uns so manches bedenklich. Einmal erzählt Sundar Wunder, bei denen wir doch wohl nur schwer glauben können, daß Gott aus einem von den Menschen aus gesehen so geringfügigen Anlaß heraus die Naturgesetze so auffällig durchbricht. Manches Wunder erscheint uns, von der Fülle des theistischen Gottesbegriffes aus betrachtet, sehr kleinlich, wenn nicht geradezu lächerlich und als Spielerei. Heiler selbst spricht mit Recht von einer eigentümlichen Plumpheit und Steifheit der Wunder (S. 138) und Pfister[6]) hat ebenso recht, wenn er die schwärmerische Wundersucht des Sadhu betont und darauf hinweist, daß die Wunder des Sadhu z. B. stark an Geist und Lieblichkeit hinter den Wundern des hl. Franz von Assisi, wie sie etwa die Fioretti erzählen, zurückbleiben. Denn untersuchte man einmal bei allen Wundern das Wundermotiv, es wird sich eine seltsame Stetigkeit ergeben. „Es sind eigentlich nur ein paar Wundertypen, welche in den verschiedenen Erzählungen variiert werden. Das häufigste Vorkommnis ist das plötzliche Auftauchen und ebenso plötzliche Verschwinden von übernatürlichen Gestalten" (Heiler 138). Z. B. erzählt der Sadhu selbst gelegentlich das gleiche Wunder, nach Zeit und Ort unbedingt eindeutig und einmalig, in zweifacher verschiedener Form. Man denke an die wunderbare Befreiung Sundars aus dem Leichenkerker resp. Brunnengrab in Tibet.[7]) Wir müssen also gegen die Wundererzählungen des Sadhu doch sehr bedenklich sein.

Wenn wir nun auch nicht alles einfach als unwahr von vornherein ablehnen werden, so dürfen wir doch um Erklärungsversuche uns bemühen, ohne damit in einen extremen Rationalismus zu verfallen. Einmal ist Indien das Wunderland, auch was Wunder betrifft. Wunder sind für den Inder etwas Selbstverständliches und Alltägliches. Er wundert sich über die Wunder nicht. Seine religiöse Literatur — und Sundar kennt sie gut genug — erzieht ihn zu einem absoluten Wunderglauben. Ferner können wir nicht bezweifeln, daß im Orient gar manche „okkulte" Naturgesetze wirken, die wir eben noch nicht kennen und deren Wirkung uns als Wunder erscheinen möchte. Dem Kenner der Religionsgeschichte und der Ethnologie ist das klar. Heute können wir am besten hinweisen auf das schon genannte Buch von Ossendowski. Endlich müssen wir auch beachten, daß der Inder anders denkt und anders beweist, als wir durch Logik geschulten Westeuropäer. Er hat und gebraucht eine andere Logik. Erinnern wir uns nur einmal an die Parabel, uns so bekannt aus dem Neuen Testament. Für uns heutige Westeuropäer ist die Parabel eine Stilform und dann eine pädagogische Methode. Für den Orientalen ist die Parabel Beweis und zwar unter Umständen vollgültiger Wahrheitsbeweis. Der Semit z. B. kann mit der Parabel beweisen und erkennt die durch die Parabel gezeigte Wahrheit dann als wahr und bewiesen an, wenn die Schilderung mit der praktischen Wirklichkeit übereinstimmt und dazu einen ethischen Charakter trägt. Er ist in seinem Denken eben ganz realistisch eingestellt und operiert mit dem sogenannten „gesunden Menschenverstand". (Der englische Philosoph würde sagen common-sense) Für den indischen Denker ist die Parabel ein Wahrheitsbeweis dann, wenn sie schön, überraschend, übernatürlich ist und mit Ueberzeugung erzählt wird. Das muß man auch wissen, wenn man Sundar Singhs Wundererzählungen beurteilen will. Viele seiner Wunder tragen unverkennbar die Züge der indischen Art der Parabel an sich und sind bloß als erdichtete Parabeln zu verstehen. So können wir schon die Wunder des indischen Sadhu begreifen und sehr weit erklären, ohne daß wir ihn deshalb des Betrugs zeihen müßten. Zudem, ausgeschlossen muß es ja nicht sein, daß Gott aus irgend einem uns verborgenen Grunde Wunder an ihm gewirkt hat. Theologisch-dogmatisch steht dem nichts entgegen und die Kirche hat nicht gesprochen.

Das zweite, was vielen Katholiken zu denken gibt, ist die tiefe Religiosität des Sadhu. Er macht den Eindruck eines von Gott reich begnadeten Heiligen, aber außerhalb der katholischen Kirche. Man kann auch auf keinen Fall leugnen, daß er eine tiefchristliche Persönlichkeit ist und daß er Jesu Lehre und Geist zu erfassen bestrebt ist und in weitem Maße auch erfaßt. Er will Jesus nachfolgen und zwar bis in die äußersten Konsequenzen. Fast das Einzige, was er nicht anerkennt, ist die Kirche mit den Sakramenten und die Worte Jesu von der Stiftung der Kirche. Sundar kennt auch keine religiöse Gemeinde und will keine Gemeinde gründen. Er ist der reli-

[5]) Katholische Missionen 1923, Heft 9. Hochland, Juni 1924: Dr. Günther Schulemann, Christliche Sadhus.

[6]) Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft XXXVII (1922), 18.

[7]) Par Christ et pour Christ etc. l. c. 5, 100 f., 129; Oeverflödande Liv, Sju predikningar av Sundar Singh, Jönköping 1922, 10 f.; Söderblom, b. c. 120 f.; R. J. Parker, Sadhu Sundar Singh, 4. Aufl., Liebenzell 1923, 62 f.

giöse Einzelmensch, der religiöse Individualist, der in Dienst und Disziplin keiner Kirche stehen will. Bis jetzt hat er jede Bemühung abgelehnt; er will allein sein. Er ist ein erratischer Block im religiösen Indien. Der Sadhu ist nicht Katholik; aber er will auch nicht Protestant sein im Sinn der Zugehörigkeit zu irgend einer Religionsgesellschaft. Er ist auch kein Feind der katholischen Kirche. Wenigstens finde ich keine Aeußerung von ihm, in welcher er sich als ihr Gegner bekennen würde. Daß er auch außerhalb der katholischen Kirche ein tiefreligiöser Mensch und ein sittlich hochstehender Christ sein kann, wer würde das leugnen? Gewiß, nach katholischer Auffassung fehlt dem Sadhu etwas wesentliches zum Heiligen, nämlich die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche. Aber wir Katholiken vergessen manchmal, daß die katholische Kirche eine societas supranaturalis ist und daß es neben dem corpus ecclesiae auch eine anima ecclesiae gibt (Denzinger 1646 s. 1959). Das ist Dogma, bindender Glaubenssatz. Zur Seele der Kirche gehört jeder Christ, der es gut meint, von der Wahrheit seiner Ueberzeugung durchdrungen ist und nach Gottes Gesetzen lebt; der also, wenn er erkennen würde, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende ist, auch zu ihr übertreten würde. Die Kirche will also mit ihrem Anspruch, die alleinseligmachende zu sein, durchaus nicht sagen, daß jeder, der ohne eigene Schuld außerhalb ihrer sichtbaren Organisation steht, ein schlechter Mensch und unbedingt verloren sei und kein Gotteskind sein könne. Vielmehr sagt das katholische Dogma nur, daß jeder die Pflicht hat, nach dem Maße seiner Erkenntnis auch dem sichtbaren Körper der Kirche anzugehören, nach der Wahrheit zu trachten und der einmal erkannten Wahrheit zu folgen. Und Sadhu Sundar Singh ist noch auf dem Wege. Er will die Wahrheit, die volle Wahrheit. Gebe Gott, daß er sie finde.

Eine dritte Schwierigkeit haben manche darin gesehen, daß sie meinen, es könne durch das Auftreten des Sadhu die Missionstätigkeit der katholischen Kirche in Indien gestört werden; das aber könne Gott doch nicht wollen. Also müsse auch die Gestalt des Sundar nicht in Gottes Willen liegen. Gott ist sicher nicht so kleinlich wie wir. Gewiß geht der Sadhu aus der anglikanischen Mission hervor. Aber er hat sich ja definitiv von ihr getrennt. Sundar will überhaupt keine Gemeinde, keine Kirche gründen, sondern nur Christi Geist ausbreiten. Und das kann gerade er als Inder wohl besser als wir Europäer, denen es durchaus nicht leicht wird, in den Geist des indischen Volkes oder vielmehr des indischen Völker- und Religionsgemisches einzudringen. Ihm, dem Sadhu in dem gewohnten gelben indischen Aszetengewand, werden die Landsleute viel leichter glauben als dem Europäer, namentlich dann, wenn er ihnen zeigt, wie unberechtigt und nachteilig so manche indische Anschauungen und Einrichtungen sind, z. B. das Kastenwesen, die Samsara (Seelenwanderung), der brahmanistische Pantheismus. Sie werden ihm viel leichter Glauben schenken, wenn er ihnen in ihrer Art und Weise das Leben Christi und des rechten Christen schildert und praktisch vorlegt. So muß Sundar durchaus nicht als ein Hindernis der katholischen Mission angesehen werden.[8]) Im Gegenteil. Wir können uns sehr wohl denken, daß sich Gott Sundars bedient, um den Boden Indiens für die Missionierung und das Christentum vorzubereiten. Wird doch auch auf katholischer Seite erkannt, daß die indische Mission mehr mit den Mitteln und Methoden der Inder als denen des Westens getrieben werden müsse. So berichtet P. Väth S. J.:[9]) „Es fehlt nicht an Katholiken, die das Christentum auf der indischen Philosophie, Aszese und Moral aufgebaut wissen möchten. Allgemeiner ist auf katholischer Seite der Wunsch. . . einen Weg zu suchen, die christliche Religion zu einer einheimisch-indischen zu machen.“

So werden wir sagen dürfen: Wenn Gott unserer Zeit in Sadhu Sundar Singh ein religiöses Phänomen und einen religiösen Genius gegeben haben sollte, so wollen wir ihn dankbar annehmen. Dabei aber wollen wir nicht vergessen, daß die Wahrheiten des Glaubens und der Sitten im unveräußerlichen Besitz der katholischen Kirche sind. Wenn Sadhu Sundar Singh von Gott für uns geschickt ist, dann wird er sich mit der Zeit auch noch der Autorität der Kirche unterwerfen müssen. Wir wollen auch beachten, daß wir einzelne Gläubige wohl in der Regel im Besitz des wahren Glaubens, aber nicht immer im Besitz der rechten Tugend sind. Und dazu darf uns der Sadhu immer ein Mahner sein. Beten wir, daß er selbst seine Aufgabe in Indien, auch seine Aufgabe an seiner und unserer Seele recht erfülle.

---

8) Augsburger Postzeitung Nr. 49 vom 27. Febr. 24.

9) Die katholischen Missionen 1920/21, S. 225.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Das Jahr, mit dem ein neues Vierteljahrhundert für die Menschheit anhebt, ist in weiser Fürsorge von der Kirche zum Heiligen Jahre erhoben, zu einem Jahre ganz besonderer innerer Sammlung und Erneuerung vor allem des Seelenlebens durch Sühnung des Vergangenen, durch Beseitigung jener Rückstände, welche den Aufstieg zu höherer Vervollkommnung behindern und erschweren. 1925 ist wiederum solch ein Heiliges Jahr und als solches hat Papst Pius XI. es am Feste Christi Himmelfahrt durch die Anheftung der Jubiläumsbulle an den Toren der vier Patriarchalbasiliken urbi et orbi feierlich angekündigt. Der Beginn setzt mit der Vesper des Weihnachtsfestes 1924 ein und die Dauer erstreckt sich bis zum gleichen Termine des Jahres 1925. Zur Gewinnung des Jubiläumsablasses ist die Rompilgerfahrt, der vorschriftsmäßige Besuch der vier Hauptkirchen, der Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altares und das Gebet nach der Intention des Hl. Vaters um den Frieden unter den Menschen und den Völkern und um die Rückkehr der von der katholischen Kirche Getrennten erforderlich. „Wenngleich“, sagt der Papst, „der Katholizismus in letzter Zeit sich nicht geringer Fortschritte rühmen kann und die Massen infolge der langen und bitteren Erfahrungen nachgerade nach Religion fast dürsten, ist es immerhin notwendig, daß die maßlosen Begierden der Bürger und selbst der Völker von den Gesetzen des Evangeliums gezügelt und die Menschen in Christi Liebe wieder zu Brüdern werden. Aber es ist nicht abzusehen, wie die Bande der Brüderlichkeit unter den Völkern wiederhergestellt werden könnten und ein dauerhafter Friede sich wieder aufrichten lasse, wenn sich nicht die Bürger und die Regierungen selbst von jener Liebe durchdringen lassen, die durch den Krieg leider so gut wie erloschen und erstorben schien...“ Bezüglich der Rückkehr der Nichtkatholiken sagt der Papst: „Nichts Lieberes und Angenehmeres gäbe es für uns, als sie alle zurückkehren zu sehen zur Hürde Christi... und wenn schon nicht alle, so doch wenigstens viele von ihnen umarmen und in die Zahl unserer liebsten Kinder einreihen zu können. Und es fehlt nicht an Hoffnungen, daß solche überaus willkommene Früchte von der Feier des Hl. Jahres erwartet werden dürfen“. Die Bulle enthält auch Anspielungen auf die Lage in Palästina und auf die Römische Frage, das Bedauern über die noch immer unleidliche Lage des Papstes, die ihn verhindere, das Jubiläum so öffentlich wie in alter Zeit begehen zu können: es sei möglicherweise mit „Schwierigkeiten seitens der Menschen“ zu rechnen, welche „Gottes Güte beseitigen möge“. Einen Einblick in die Vorgänge, die sich um den Friedensschritt Papst Benedikts XV. vom August 1917 bewegten, gewähren Ribots soeben erschienene „Lettres à un ami“, (souvenirs de ma vie politique. Paris, Bossard, 1924). Danach galt die Politik des Hl. Stuhles dem französischen Ministerpräsidenten als ausgesprochen prodeutsch; mit der päpstlichen Friedensnote war er, Ribot, wegen ihrer Nichtberücksichtigung der „berechtigten“ Kriegsziele der Ententemächte „außerordentlich unzufrieden“, so daß er und Sonnino sich überhaupt gegen eine Beantwortung aussprachen. Ribot war froh, als Michaelis und Ludendorff den englischen Friedensschritt (über den Vatikan) zum Scheitern gebracht; er hatte Verhandlungen gefürchtet und mit der Nichterfüllung der französischen Aspirationen im Falle eines Papstfriedens sicher gerechnet. (Ludendorff und seine Hintermänner vom Evangelischen Bund aber fanden, daß die Papstnote deutschfeindlich sei, und daß „die Kurie zu unseren Feinden hinneigt und ein Papstfrieden den Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht wird“.) Um den Beweis zu erbringen, daß nicht, wie von freimaurerischen Kreisen Italiens immer wieder in der Presse behauptet wird, die vatikanische Politik während des Krieges im Dienste der Mittelmächte stand, ist dort, wie wir hören, sogar eine besondere größere Veröffentlichung aus der Feder Don E. Vercesis in Vorbereitung.

Der Gedanke des Friedens unter den Völkern, erfüllt vom Geiste der Liebe Christi — Liebe den Nächsten wie dich selbst, liebe deinen Feind! — ist während des Krieges und nach ihm allein vom Oberhaupte der katholischen Kirche immer wieder allen Menschen als heilige Pflicht vorgehalten worden: das Prinzip, das er vertritt, nicht politische Zweckmäßigkeit bestimmte ihn dazu. Umgekehrt liegen die Dinge beim Antipoden des Papstes, bei der Freimaurerei: niemand hat mehr zum

Kriege gehetzt und geschürt, als sie. Die Friedensdiktate von Versailles, St. Germain usw. sind Erzeugnisse reinsten freimaurerischen Kriegsgeistes. Seit einiger Zeit nun arbeitet dieselbe Freimaurerei der Welt an einem noch engeren Zusammenschlusse, für den Prof. Dr. Ernst Horneffer eine zeitgemäße gemeinsame philosophische Grundlage zu schaffen bemüht ist. Auch sie hat erkannt, daß der Friedensidee die Zukunft gehört. Daher sucht sie diesen Wind aufzufangen und für ihre Zwecke nutzbar zu machen, die Führung der Friedensbewegung zu gewinnen, um auch diesmal wieder wie die Katze auf die vier Füße zu fallen, sich den Dank der Menschheit zu verdienen und als ihre Retterin dazustehen. Dafür erbringt P. Hermann Gruber S. J. in „Historisch Tijdschrift“ (April 1924) erdrückenden Beweisstoff. Katholischerseits hat die IKA (Internationale Katholische Aktion) sich zuerst mit der praktischen Durchführung dieses durchaus christlichen Gedankens befaßt. Auf ihrem vorjährigen Kongreß zu Konstanz fehlten die Vertreter nahezu aller deutschen katholischen Organisationen, obwohl gerade auch aus ihren Reihen die Klagen über mangelnde Ueberbrückung der nationalen Gegensätze unter den Katholiken nicht verstummen. Für dieses Jahr lädt die IKA auf den 15.—20. August nach Venedig ein. Pax Christi in regno Christi ist ihr Programm.[1] Wird man sich im deutschen Katholizismus zur Mitwirkung aufraffen oder in kleinlicher Eifersüchtelei beiseite stehen bleiben, weil man es unterlassen hat, selbst die Initiative zu ergreifen? Soll auch die päpstliche Bulle zum Hl. Jahre für uns wieder ein toter Buchstabe bleiben? Denselben Zweck internationaler Annäherung unter den Katholiken verfolgt unter vollster Zustimmung des britischen Episkopates eine für den 19. Juni nach Westminster einberufene Konferenz, zu der alle ausgesprochen katholischen Vereinigungen, die mit der Erziehung der öffentlichen Meinung sich befassen, eingeladen sind. Pax Christi in regno Christi ist auch das Zeichen dieser Tagung. Die zu gründende britische Vereinigung erstrebt freie Zusammenarbeit mit jeder britischen, ausländischen oder internationalen Vereinigung, von welcher Förderung der vom Hl. Vater gewiesenen Ziele zu erwarten ist. Der Verwaltungsrat des nordamerikanischen International Catholic Welfare Council, der bekanntlich ausschließlich aus Bischöfen besteht (Vorsitzender z. B. Erzbischof Hanna-San Franzisko) veröffentlicht soeben eine Erklärung, die mit Freude die tröstlichen Anzeichen einer zunehmenden Ausbreitung des Friedens unter den so lange einander feindlichen Völkern begrüßt. Einzige Quelle dieser Eingebung sei das Wort des Hl. Vaters gewesen, dessen Wohlwollen gegenüber allen uns als Norm bei der Regelung unserer nationalen und internationalen Beziehungen dienen muß. Jedes Mittel zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens muß studiert werden, der Friede muß unser Ziel sein, jeden Schatten von Ungerechtigkeit oder Kränkung müssen wir im Verkehr mit anderen Nationen ablehnen...

In der gleichen Richtung strebt eine internationale Rundfrage der Mailänder Italia, um für ein Zusammenwirken das Arbeitsgebiet zu umschreiben, und letzten Endes dient diesem Gedanken auch das Preisausschreiben der Kölnischen Volkszeitung, die Beantwortung der Frage: Wie stellt sich der Christ zum nationalen Gedanken? Caritas heißt die Lösung des Problems: wie können die politischen und nationalen Schranken beseitigt werden? Praktisch führend hat auch da sich immer wieder der Papst betätigt, daher folge jeder seinem Beispiele, wie es auch der 25. Deutsche Caritastag will, der für die Tage vom 10.—14. Juni nach Breslau einberufen ist.

Nächstenliebe bestimmte den am 20. Mai in der Aussätzigenkolonie zu Tucundúba (Brasilien) am Aussatze verstorbenen Kapuzinerpater Daniel von Samarate (Lombardei), um der Seelsorge der Aussätzigen willen diesem furchtbaren Tode sich zu weihen. 1908 wußte er sich angesteckt; seine Oberen riefen ihn zu Heilungsversuchen nach Europa. Im August weilte P. Daniel in Lourdes. Bei der eucharistischen Prozession heftete er im Augenblick des Segens seine weit geöffneten Augen auf die hl. Hostie, „und“, schreibt er selbst, „mich des Aussätzigen im Evangelium erinnernd, öffneten sich instinktiv meine Lippen: Domine, si vis, potes me mundare... Eine innere geheimnisvolle Stimme, meinem Herzen deutlich vernehmbar, erwiderte: Ich will nicht... Geh in Frieden, du wirst eine andere Gnade empfangen. Deine Krankheit wird ad majorem Dei Gloriam und zu deinem geistlichen Besten sein... Seit jenem Augenblick habe ich nie mehr meinen inneren Frieden und Frohsinn verloren, nie mehr um Heilung gebetet.“ Erblindet, die Finger, Hände, Füße, Lippen abgefault, der Körper eine einzige eiternde Wunde, das war P. Daniel noch zum Schlusse. Ein blutender Fleischklumpen, der noch mit dem letzten Hauche um Verzeihung für seine Peiniger betete, das war auch der Jesuitenmartyrer P. Bobola († 1657) dessen Gebeine die Sowjetregierung kürzlich dem Papste zum Geschenk gemacht hat. Am 11. Mai in der Abendstunde wurden sie vom Vatikan aus feierlich nach der Jesuitenkirche Al Gesù übertragen; Erzbischof Cieplak hatte an dieser Auslieferung hervorragenden Anteil. Ein Triduum zu Ehren des Martyrers und zur Fürbitte für Rußland beschloß die Heimkehr der Ueberreste Bobolas in den Kreis der Ordensfamilie, birgt doch Al Gesù das Grab des hl. Ignatius. (In der russisch-„orthodoxen“ Kirche bringt jeder Tag neues Unheil. Der Ex-Patriarch Tichon hat sich mit Krasnitzki, dem Haupte der sogen. Roten oder, wie sie sich nennt, Lebenden Kirche von Sowjetsgnaden ausgesöhnt aus Furcht vor einem Schisma (!); er empfiehlt sogar die Wahl revolutionärer Priester für das kommende Kirchenkonzil und die Bekämpfung „religiös und politisch reaktionärer Priester“ sowie Exkommunikation der gegenrevolutionären Auslandsgeistlichkeit. Eine Synode des noch verbliebenen Restes der Patriarchalkirche, bestehend aus 9 Metropoliten, 27 Erzbischöfen und 3 Bischöfen warnt die Gläubigen öffentlich vor Tichons Machenschaften.)

Besteht Grund zu der vom Papste in der Jubiläumsbulle ausgesprochenen Hoffnung auf Rückkehr der Irrgläubigen? Eine Versammlung der Geistlichkeit der amerikanischen Episkopalkirche zu Philadelphia am 1. Mai sprach sich für die Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche aus; Bischof Irving von Colorado, Rev. Barry-New York und Rev. Craig Stewart befürworteten den Beschluß und bedauerten die Trennung, die „eine Sünde und eine Schande“ sei. — Die Universität New York lieferte aus den Reihen ihrer Studierenden im vergangenen Jahre 45 Konvertiten, die sich dem Newman Club zur Ausbreitung der Kirche anschlossen.

Wiederum sind zwei alte Stätten monastischen Gebetes und Studiums ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben worden. Die alte Prämonstratenserabtei Steinfeld in der Eifel, nach der Säkularisation Fürsorge- und Erziehungsanstalt, wurde von den Salvatorianern auf längere Zeit gepachtet; sie errichten dort eine Missions- und Studienanstalt. Und in Kärnten haben die regulierten Chorherren das uralte Stift Ossiach, von Josef II. aufgehoben, dann staatliches Gestüt (!) und fast zur Ruine zerfallen, gepachtet.

P. Alexius Lepicier, ehemaliger General des Servitenordens, wurde zum Visitator der ostindischen Diözesen und Tit. Erzbischof von Tarsus ernannt und von Kardinal van Rossum konsekriert. Zum Erzbischofe von Puebla (Mexiko) ernannte der Papst den Rektor des Seminars zu Queretaro Pietro Vera. Abbé Wetterlé der in seiner elsässischen Heimat vollkommen abgewirtschaftet hat, erhielt von Poincaré für seine der Regierung geleisteten Dienste die Ernennung zum geistlichen Beirat der französischen Botschaft beim Vatikan; wenn er den Botschafter ebenso gut berät, wie er sich selbst beraten hat, kann man gratulieren. Gerüchte von einem Austritt des Biologen P. Muckermann aus dem Jesuitenorden entbehren jeglicher Grundlage. Verstorben sind P. Prinz Radziwill, S. J., im Alter von 88 Jahren, ferner der Zisterzienserabt Remigius Bekefi von Zirz und den vereinigten Abteien von Pilis, Paßtó und St. Gotthard, bestbekannt als Historiker; Bischof Louis S. Walsh von Portland (Ver. St.), der eben von seiner Romfahrt zurückgekehrt war, und Tit.-Erzbischof Gonzalves Ponce de Leao von Anazarbo, einst Bischof von Porto Alegre. Vor Abschluß dieses erreicht uns die Trauerbotschaft vom Hinscheiden des hochbetagten Bischofs von Würzburg, Dr. Ferdinand von Schlör. Er regierte seit 1898. R. I. P. Die seltene Feier des sechzigjährigen Priestertums durfte am 5. Juni Weihbischof Joh. Baptist von Neudecker in München begehen.

* * *

Nachwort. Ein lieber Gast in stillen Stunden ist bei unzähligen gebildeten Katholiken die Monatsschrift Seele (Regensburg, Habbel, z. Z. 6. Jahrgang). Ihr Herausgeber Dr. theol. Alois Wurm beging am 4. Juni sein 25jähriges Priesterjubiläum. Schon früher als feinsinniger Kunstkritiker und Deuter des modernen Geisteslebens bekannt, hat er in der „Seele“ eine wundervolle Pflegestätte für katholische Herzensbildung und übernatürliches Leben geschaffen. (Die Schriftleitung.)

[1] Zu beziehen vom Verfasser oder der IKA in Zug (Schweiz).

4. Internationaler katholischer Kongress

Venedig, 15.—20. August 1924.

Vom 15.—20. August ds. Js findet der **4. Internationale katholische Kongress** statt, der mit gütiger Erlaubnis des Hochwürdigsten Herrn Kardinals von der Internationalen katholischen Liga (Zug, Schweiz) veranstaltet wird. Ziel des Kongresses ist, die friedliche Zusammenarbeit der Katholiken aller Länder auf der Grundlage der päpstlichen Friedenskundgebungen zu fördern. Im Mittelpunkt des diesjährigen Kongresses steht die Internationale katholische Friedenswoche, wo die katholischen Prinzipien über Friede und Völkerrecht durch Theologen und Fachgelehrte aus verschiedenen Ländern Europas in fünftägigen Beratungen eingehend behandelt werden.

Ausserdem werden in 6 Fachkonferenzen aktuelle Fragen für die praktische internationale Zusammenarbeit erörtert: z. B. die Zusammenarbeit der katholischen Lehrer, Kaufleute, der kirchlich approbierten Klerusverbände, der katholischen Auswanderer usw. Das grösste Interesse findet die Pressekonferenz, die als Hauptthema behandelt: Praktische Wege zur Durchführung des internationalen katholischen Pressedienstes.

Nähere Auskunft sowie gedruckte Programme durch die Zentralstelle der Ika, Zug, Schweiz, die auch bei frühzeitiger Anmeldung Unterkunft in Venedig besorgt.

Kirche und Priestertum bei den deutsch-protestantischen Hochkirchlern.

Von Prof. Dr. Ludwig, Freising.

Ueber die Ziele und Bestrebungen der hochkirchlichen Bewegung in Deutschland ist von dem verstorbenen Münchener Religionsprofessor Dr. Jakob Hoffmann wiederholt in der Allg. Rundschau berichtet worden. Diese neueste Erscheinung im deutschen Protestantismus hat für die Katholiken, die bisher fast nur an leidenschaftliche Bekämpfung alles Katholischen von jener Seite gewöhnt waren, so viel Erfreuliches und Sympathisches, daß man es uns nicht verübeln wird, wenn wir mit teilnahmsvoller Aufmerksamkeit ihren Fortgang verfolgen. Es wäre aber, um dies gleich zu sagen, ein unberechtigter Optimismus, den allmählichen Anschluß der Hochkirchler an die katholische Kirche zu erwarten. Uns Katholiken steht ja immer als Ideal vor Augen das Ut omnes unum und wir meinen, eine Entwicklung, wie wir sie in dieser Bewegung sehen, müsse unbedingt in ihren Konsequenzen schließlich zum Katholizismus führen. Allein einmal sind religiöse Gefühle und Stimmungen durchaus nicht immer von streng logischer Folgerichtigkeit. Luthers religiöses System war z. B. gar nicht so konsequent wie etwa das Kalvins. Endlich verwahren sich die Führer der Hochkirchenbewegung immer wieder in ihrer Zeitschrift Hochkirche gegen den aus den Reihen ihrer protestantischen Glaubensgenossen erhobenen Vorwurf, als führe ihr Weg nach Rom. Nein, von Rom, vom Papsttum wollen sie nichts wissen und wir glauben an die Ehrlichkeit ihrer Versicherung. Sie weisen darauf hin, daß sie ganz im Geiste Luthers und Melanchthons handeln, die ja auch „Hochkirchler“ insofern gewesen seien, als sie die bischöfliche Verfassung, selbst einen Ehrenprimat des Römischen Bischofs zugelassen hätten, als sie die äußere Struktur des Hochamts beibehalten wissen wollten, den Segen der geheimen oder Privatbeichte rühmten und an die Möglichkeit eines evangelischen Mönchtums dachten. In diesen Gedankengängen bewegt sich soeben auch ein Artikel von Oskar Joh. Mehl „Die hochkirchlichen Bestrebungen und Martin Luther“ in Nummer 1 der Zeitschrift Hochkirche 1924. Auch vor der Bezeichnung „katholisch“ scheut man nicht mehr zurück wie einst. Im Gegenteil, man betont die „evangelische Katholizität“ ähnlich wie die anglikanische Hochkirche. Katholisch will man sein im Sinne der Wiederaufnahme oder stärkeren Hervorkehrung altchristlichen Glaubensgutes, im Sinne der altkatholischen und jansenistischen, teilweise auch der orientalischen Kirchengemeinschaften; aber nur nicht römisch-katholisch. „Es ist tief zu beklagen,“ schreibt Mehl in dem erwähnten Artikel, „daß dies große und die Erde umspannende Wort (katholisch) die jetzt übliche, eingeengte Bedeutung bekommen hat, ja in manchen evangelischen Kreisen einen etwas anrüchigen Sinn. Katholisch, katholisierend — mit diesen Ausdrücken ist für viele eine religiöse oder kultische Sache erledigt.“ Man hat deshalb schon an ein Ersatzwort gedacht und in der Hochkirche den Ausdruck „allkirchlich“ vorgeschlagen, diesen aber als nicht glücklich gewählt abgelehnt.

So sehr man nun auch von hochkirchlicher Seite die Zugehörigkeit zur Reformationskirche hervorhebt, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die neue Richtung in einigen Punkten über die Schranken des reformatorischen Protestantismus hinausgeschritten ist. Freilich kann man sich auch da auf moderne protestantisch-theologische Autoritäten der liberalen Schule berufen, die auf Grund ihrer kirchenhistorischen Forschungen manches alte Lutherdogma gesprengt haben. Ich meine da zunächst die Lehre vom Kirchenamt bez. vom allgemeinen Priestertum. Im Gegensatz zu Sohm in Leipzig, der nur eine sog. pneumatische Organisation des ältesten Christentums zugeben wollte, hat Harnack in seiner „Entwicklung der Kirchenverfassung in den zwei ersten Jahrhunderten“ seine eigene frühere radikale Stellung korrigierend gestanden, die christliche Urgemeinde sei kein „Verein kommunistischer Quäker“ gewesen, sondern habe bereits in der apostolischen Zeit kirchliche Beamte, Hirten, besessen, deren Weihe durch Handauflegung „gewiß sakramental“ war. Harnack gesteht zu, daß diese Seelsorger von der Gemeinde Gehorsam fordern konnten, daher keine bloßen Beauftragten der Gemeinde waren. Da ist nun überaus bedeutsam zum Erweis, daß es sich in Hochkirchenkreisen auch um neu gewonnene Erkenntnisse handelt, die freilich altes katholisches Erbgut sind, was Pastor Stoevesandt, Berlin, in seiner ausgezeichneten Abhandlung „Das Wesen der Kirche“ (Hochkirche, 1921, Nr. 3) ausführt. Nachdem er bitter über ein Hereinströmen außerchristlicher Gedanken, Goethescher Humanitätsideen, eines naturalistischen Monismus, buddhistischer Theosophie in die evangelische Kirche, in der sich niemand zu ernster Gegenwehr aufraffe, geklagt, meint er, viele Protestanten hätten deshalb mit Neid in die Hallen der römisch-katholischen Kirche geblickt. „Wir scheuen uns nicht, zu bekennen, daß wir die Selbständigkeit der Römischen Kirche, ihre straffe Zucht, ihre Gottesdienste, ihre Seelenleitung bewundern.“ So manche protestantische Theologen, die das katholische Wesen tiefer studierten, hätten längst das Gruseln vor der Römischen Kirche verlernt. „Diese jahrelange Beobachtung nötigte uns zu der Frage, ob wir nicht von ihr lernen können, ja lernen müssen, weil sie Güter bewahrt, die, obwohl genuin christlich, trotzdem von den Reformatoren vernachlässigt und verworfen wurden.“ Einen spiritualistischen Kirchenbegriff weist er unter anderem mit dem Hinweis ab, daß Christus aus der Menge seiner Anhänger die Apostel berief, denen er einen Auftrag über andere erteilte, und daß es doch recht bedeutsam sei, daß der Herr sich nicht mit der Wirkung seiner Worte von Person zu Person begnügte, sondern Männer einsetzte, die die Verbreitung des Evangeliums als Lebensaufgabe erhielten und als solche mit Autorität über andere bekleidet wurden. Mit einem Wort, Jesus hat das Kirchenamt gestiftet, indem er seinen Aposteln die Binde- und Lösegewalt gibt (Matth. 18, 18 und Joh. 20, 23). Gegenüber der gewöhnlichen Behauptung von protestantischer Seite, es habe in der Urkirche keinen Episkopat im katholischen Sinne gegeben, sondern nur Presbyterkollegien, gibt Stoevesandt zu, daß die Pastoralbriefe sowohl wie die Ignatiusbriefe für das Dasein des monarchischen Episkopats zeugen. „Die Bischöfe gelten als Nachfolger der Apostel . . . Das Amt ist keineswegs ein von Menschen geschaffenes und übertragenes Institut, sondern ein religiös-sakramentales, da es durch Handauflegung übertragen wird“. Manchem möchte dies Ergebnis „katholisch“ erscheinen, aber das Neue Testament sei eben in einem viel größeren Umfang ein katholisches Buch, als man bisher auf protestantischer Seite wußte! „Unsere evangelische Pflicht ist es, daraus die praktischen Folgen zu ziehen, damit nicht eines Tages das seltsame Bild entsteht, daß die römische Kirche die Kirche des Wortes ist, während sich die evangelische Kirche soweit von ihm entfernt hat, daß die Verbindung mit der Urkirche überhaupt verloren geht“. Während Harnack in seiner Dogmengeschichte behauptet, die weitere Entwicklung des Neuchristentums stelle eine fortlaufende Hellenisierung des Christentums dar, hat sich Pastor Stoevesandt der Erkenntnis erschlossen, daß vom Standort des Glaubens an den erhöhten Herrn, der seine Kirche dauernd leitet, behauptet werden müsse, die Ausbildung der alten katholischen Kirche erfolgte aus göttlichem Willen. Eine andere Entwicklung als die erfolgte sei historisch undenkbar. Daher müsse man auch ein göttliches Kirchenrecht annehmen. Daß aber mit einem göttlich legitimierten Kirchenamt eine feste Schranke gegen den auflösenden Subjektivismus gegeben sei, sieht Stoevesandt klar, wenn er schreibt, „die Kirche (d. h. die protestantische) ist nicht mehr imstande, die Zersetzung ihres spezifischen Offenbarungsgehaltes zu verhindern. Man sollte denken, die Kirche

sei durch ihre Normen, die Schrift und das Bekenntnis, vor diesem Zerfall geschützt. Aber der von Luther privilegierte Glaubensindividualismus löst diese Normen auf . . ., so sind unsere Landeskirchen ein Tummelplatz von jeglichem Wind der Lehre, um nicht zu sagen von Einfällen und Modetorheiten geworden. So ist die Kirche der Freiheit in die Knechtschaft der Menschen geraten. Kein Wort klingt ihr so schrecklich wie das Wort „Rückständigkeit", keines so lieblich wie das Wort „modern". . . . wenn sie kommen und sagen „wir haben Bedenken wegen des Dogmas, erlaßt ihnen das Dogma; wenn der Zeitgeschmack nach Mystik verlangt, gebt ihnen Mystik, mögt ihr sie auch aus Persien oder Indien holen". So ironisiert Stoevesandt trefflich das Schillern des modernen Protestantismus in allen Modefarben. Die protestantischen Kirchenbehörden aber seien eben infolge dieses Glaubensindividualismus zur Ohnmacht verurteilt. Nach einer beweglichen Schilderung der entsetzlichen Entkirchlichung in protestantischen Kreisen meint Stoevesandt in bitterer Ironie, das sei das allgemeine, viel gerühmte Priestertum der Gläubigen! So könne man wohl verstehen, daß scharfe Urteile über die Reformation gefällt wurden gerade von denen, die hoch von der Kirche denken. Darum fordert er das Eintreten für das Kirchenamt, bessere religiöse Schulung und Durchbildung der heranwachsenden Geistlichen. Es sei unverantwortlich, wie sorglos die protestantische Kirche in dieser Hinsicht verfahre, und er mahnt: „Wir wollen die Ueberlieferung der alten Kirche wieder fruchtbar machen. Wer in den Schacht dieser Ueberlieferungen hinabgestiegen ist, weiß, was für Goldadern zwischen dem faulen Gestein anzutreffen sind: Heiligen- und Märtyrergeschichte, Gebets- und Willensschulung und vor allem eine Fülle liturgischer Schätze, die durch die Reformation entwertet und vergessen sind."

Schon 2 Jahre früher, im Jahrgang 1919 der Hochkirche hat ein kirchlich interessierter Laie, der Gießener Medizinalrat Dr. **Walger** ganz ähnlichen Gedanken wie Stoevesandt Ausdruck gegeben in dem Artikel „Besitzt die Kirche ein besonderes Priestertum?" Er folgert richtig aus Luthers Lehre, wenn Geistliche nur der Ordnung halber aufgestellt werden sollen und jeder Getaufte auch zugleich Priester sei, müsse dies unfehlbar zur Auflösung der Kirche führen. Dann könne schließlich jeder Familienvater sein Priesteramt zu Hause ausüben. Die Entehrung des Priesteramtes durch schlechte Priester hätte nicht zur Verleugnung des Amtes selbst führen dürfen. Das allgemeine Priestertum schließe ein besonderes Priestertum im Neuen Testament so wenig aus wie einst im Alten und es kranke der Protestantismus schwer daran, daß er mit dem besonderen Priestertum auch das eucharistische Opfer als Mittelpunkt des Gottesdienstes abgewiesen. Der Vergleich der Kirche mit einem organisierten Leib (Röm. 12, 4) sei ein Beweis für das Priestertum. „Weil die Kirche lebt, weil sie der wunderbarste aller organischen Leiber ist, und weil in ihr das Leben Christi, des Hohenpriesters nach der Weise Melchisedeks, pulsiert, deshalb hat sie ein besonderes Priesteramt." Nur diejenigen, die in dieses Amt **von Gott** gesetzt sind, können rechtmäßig das Amt verwalten. Und das sind die Priester. Sie erfüllen priesterliche Funktionen im Auftrag Christi, als handle er selbst. So sei es in der Kirche seit Urzeiten gehalten worden. Die **Ordination** aber müsse selbstverständlich eine **sakramentale Handlung** sein, durch die der Herr selbst den von ihm berufenen Priestern die Amtsgnade erteilt. Nach dem Zeugnis der Hl. Schrift sei es einfach nicht wahr, daß jeder Getaufte zum Lehramt, zur Vergebung der Sünden und zur Verwaltung der Sakramente berechtigt sei. Der Apostel betone ausdrücklich (Röm. 12, 4, 6; 1. Kor. 12, 5, 14, 27, 29), daß nicht alle Hirten und Lehrer seien. Nur der Herr sei Geber des Amtes, die Gemeinde Empfängerin. Die Geschichte des Protestantismus lehre deutlich, wohin man ohne das spezielle Priestertum gekommen sei. Die Entkirchlichung der Gebildeten wie Ungebildeten war die Folge.

In engstem Zusammenhang mit dieser Abhandlung Dr. Walgers steht ebendort ein Exzerpt aus der Schrift des bekannten lutherischen Kirchenrechtslehrers **Fr. J. Stahl** „Die luth. Kirche und die Union. 1859", wonach auch dieser scharfsinnige Jurist behauptet, das Kirchenamt sei göttlicher Stiftung. Christus hat es eingerichtet und es besteht in ununterbrochener Folge (Sukzession) von seiner Stiftung her in der christl. Kirche. Das Amt leitet sein Ansehen und seine Vollmachten nirgends und in keiner Hinsicht von der Gemeinde her, sondern durchaus von der göttlichen Stiftung. — Schließlich berührt das Februarheft der Hochkirche 1921 auch das Problem der **apostolischen Sukzession**, an der bekanntlich die englische Hochkirche festhält. Und zwar wird eine Abhandlung des anglikanischen Theologen Littledale in deutscher Uebersetzung wiedergegeben. Hier wird der Nachweis versucht, daß nach dem Tode der Apostel die Hierarchie tatsächlich in den 3 Stufen des Amtes der Bischöfe, Priester und Diakonen bestand, daß das Recht der Ordination ausschließlich auf die Bischöfe beschränkt blieb und die lückenlose Reihenfolge der Bischöfe eben die apostolische Sukzession bilde. Nach der Wiederherstellung dieses Bischofsamtes aber sehnen sich die Hochkirchler. Der Bischof soll der religiöse Führer der Gemeinden werden, wenn auch nicht „im ultramontan-römischen Sinn". „In diesem Schrei nach dem Führer liegt eine der großen Sehnsüchte unserer Zeit, der Hunger nach Autorität. Nicht Gesetze, sondern Persönlichkeiten können uns helfen. Dazu wird ein Landesbischof viel volkstümlicher sein als eine Behörde."

Die Nibelungen im Film.

Von Dr. Otto **Sachse**.

Die Nibelungen im Film. Welche Nibelungen? Der alte Sagenstoff ist ja nicht in einer bestimmten und allgemein anerkannten Form in unserer Spätzeit heimisch. Viele höher, aber nicht gründlich Gebildete kennen eigentlich nur Wagners Ringtrilogie. Andere haben noch Hebbels herb-großartiges Drama gesehen. Ein Prosaauszug des mittelhochdeutschen Epos von der Nibelunge Not, vermischt mit Zügen aus dem Hürnen Seifrid des 15. Jahrhunderts, findet sich in Schullesebüchern. Aber selbst wer zu den erhaltenen Quellen vordringt, gewinnt nicht das Ursprüngliche. Das genannte Lied des 12. Jahrhunderts von der Nibelunge Not hat eine lateinische Vorlage, die Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, kurz vor dem Jahr 1000 verfertigte. Sie ist verloren bis auf den Namen ihres Verfassers, während wir das deutsche Epos wieder selbst besitzen, allerdings ohne Dichternamen. Auch die nordische Fassung in den einschlägigen Eddaliedern, in Snorris Prosa-Edda und in der Wolsunga-Saga setzt ältere Vorlagen voraus. Denn die Götter und Walküren, die darin auftreten, sind den Anfängen der Sage fremd, die teils — wie Siegfrieds Drachenkampf, Hortgewinn und Erwerbung Brunhilds — im Märchen, teils in der Geschichte der Burgunden, Franken, Goten und Hunnen liegen.

Der uralte Stoff, der jedes Jahrhundert eine neue Gestalt annahm: Märchen, Heldenlied, Epos, Volksbuch, Drama, geht auch in die neueste Gattung der Literatur, in den Film, mühelos ein. Zwangloser gewiß als mancher Roman (Soll und Haben, Buddenbrooks usw.), dessen Handlung mit einer einmaligen Form organisch verwachsen ist. **Thea von Harbou**, die das Manuskript zum Nibelungenfilm geliefert hat, und **Fritz Lang**, der den Film stellte und aufnehmen ließ, haben deshalb recht getan, daß sie sich nicht sklavisch an eine bestimmte Dichtung banden. Im allgemeinen ist ja ihr Vorbild der Nibelunge Not. Sie hätten es aber gewiß schwerer gehabt ohne die Vorarbeit, die Friedrich **Hebbel** mit seiner dreiteiligen Tragödie „Die Nibelungen" geleistet. Hebbels Werk mußte lange hinter Wagners Ring zurückstehen. 1860 vollendet und 1861 in Weimar uraufgeführt, ist es doch erst in den letzten 20 Jahren zum festen Bestandteil des Spielplans fast aller größeren Bühnen geworden. Im Gegensatz zu Wagners eigenen Pfaden mit Ausgang vom Nordischen schließt sich Hebbel bewußt und eng an das deutsche Epos an. Nur dessen Unbeholfenheiten beseitigt er durch eine festere logische Verknüpfung. Und, was sein Hauptverdienst ist, er tilgt die höfischen Spielereien und Verzierlichungen des ritterlichen Dichters aus der Staufenzeit und gibt den Gestalten wieder die reinen, großen, einfachen Formen des germanischen Heldenalters, wo Christentum und Heidentum in den Seelen miteinander kämpfen. Hier wie in seinem Moloch oder Gyges versenkt sich Hebbel mit wahrer Liebe und genialer Einfühlung in ursprüngliche Zustände. Ungebändigte Leidenschaften brechen aus seinen Personen hervor. Kriemhilds Liebe und Rachedurst, Hagens Trotz, Rüdegers Treue und — das Meisterstück — Brunhilds, der letzten Riesin, naturhafter Drang zum letzten Riesen Siegfried. Es ist keine Schande, wenn der Dichter dieser großen Dinge oft nicht ganz Herr wird. Wenn er als Mensch später Tage gerade im Ursprünglichen Probleme sieht. Darum geraten seine Nibelungenreden manchmal ins Philosophieren oder mindestens Reflektieren. Der Film ist stumm. Und jetzt gewinnen die Gestalten der Sage wieder das Ueberlebensgroße, nicht nur auf der Leinwand. Die Handlung wird notwendig einfach, das Mienenspiel typisch. Wir begreifen diese großen Kinder mit

ihren starren Moralbegriffen und ihrer Folgerichtigkeit bis zum Tod. Wir verstehen Kriemhild, die unversöhnt mit den Ihren zusammenlebt, unversöhnlich von ihnen zu den Hunnen zieht und das Blut ihrer Brüder zur Rache an Siegfried vergießt. Wir nehmen Hagen hin, wie er großartig taktlos ungeladen an Etzels Hof mit seinen Königen erscheint und das Schwert des Ermordeten vor dessen Witwe zur Schau trägt.

Nicht ohne Hebbel wäre die reine deutsche Sagenform im Film zu ihrem Recht gelangt. Ohne sie zu sprengen, hat er auch dem Mythischen und Märchenhaften wieder das Seine gegeben, nachdem es im ritterlichen Epos allzusehr verdrängt war. Es darf sich im Film naturgemäß noch mehr ausbreiten als im Drama. So wird uns denn Siegfried vorgeführt, wie er sich bei Mime das Schwert Balmung schmiedet, wie er den Drachen bezwingt, Alberich die Tarnkappe raubt und den Nibelungenhort gewinnt. Das sind Dinge, in denen das Wandelbild dem Theater überlegen ist. Nebel brauen über dem Land der Zwerge und vor unseren Augen werden Alberich und seine Wichte zu Stein verzaubert. Aehnlich ist es mit dem Flammensee um Brunhilds Burg und mit dem Auftreten und Verschwinden Siegfrieds bei den Kampfspielen der reckenhaften Jungfrau. Und daß große Aufzüge, Reiterszenen, die Jagd im Odenwald im raschen Lichtbild besser gleiten als bei noch so guter Spielführung auf der Bühne, ist ohne weiteres einzusehen. Das ist namentlich die Stärke des zweiten Teils: Kriemhilds Rache. Das Gewimmel der Hunnen an Etzels Hof, der Sturm auf den Saalbau, dessen Beschießung mit Feuerpfeilen, Brand und allmählicher Einsturz stellen eine Glanzleistung der Aufnahme dar. Dramatisch ist der zweite Teil schwächer als der erste. Die Handlung bringt es einmal so mit sich. Wohl zur Auffüllung ist da König Etzel vor Rom eingelegt. Man sieht aber nur Kalmückenzelte, Pferde und tanzende Hunnen. Warum nicht Etzels Begegnung mit Papst Leo I., dessen Fürbitte und Geistesgewalt den wilden Heiden von der Zerstörung der Ewigen Stadt abhielten? Selbst Hebbel nimmt ja auf diese geschichtlich hochbedeutsame und wirkungsvolle Szene Bezug. Sie hätte es vielleicht ermöglicht, den gewaltigsten Eroberer der Völkerwanderungszeit in seiner wahren Größe den Zuschauern nahezubringen. Sonst tritt Etzel hinter Kriemhild nur allzu sehr zurück und sein Darsteller hält mit achtbarer Mühe die Mitte zwischen einem lebenden Buddha aus der Mongolei und einem alternden Siouxhäuptling.

Im ersten Teil hat uns Brunhild nicht ganz befriedigt. Allerdings gleichfalls eine schwierige Rolle. Mit ihren kurzen schwarzen Locken und dem etwas zu lebhaften Augenspiel erscheint sie nicht mythisch genug. Und daß sie an Siegfrieds Bahre stirbt, ist zwar eine sehr einfache und rührende Lösung, widerspricht aber der Sage. Es reicht auch an die Tragik bei Hebbel nicht heran, der sie die Mörder verfluchen und darauf in Schmerz, mehr noch in ihrer verfehlten Bestimmung, erstarren läßt:

> Dann aber fiel sie um und alles war
> für immer aus. — Ja wohl! So völlig aus,
> Als hätt' sie ihre ganze Ewigkeit
> In diesem einz'gen kurzen Augenblick
> Durch ihren Feuerfluch voraus verzehrt,
> Denn nur als Tote stand sie wieder auf.

Und so hockt sie an Siegfrieds Sarg, in Kriemhilds Augen ein Vampir.

Es wäre noch zu bemerken, daß die Darstellung der hl. Messe, und zwar gerade der Wandlung, wenn auch in der Form nicht unwürdig, so doch dem katholischen Empfinden einigermaßen anstößig wirkt, zumal sie ganz überflüssig ist. Soll Kriemhilds Frömmigkeit besonders betont werden? Das ist weder für Kriemhild, noch für die Handlung von Belang. Ist kirchliches Gepränge erwünscht, so kann es ja bei der Doppeltrauung zu Worms noch stärker entfaltet werden. Oder auch bei Siegfrieds Begräbnis, das im übrigen höchst feierlich wirkt.

Als Ganzes darf der Nibelungenfilm freudig begrüßt werden. Er bringt die größte deutsche Sage dem Volk unserer Städte in der Form nahe, die ihm gemäß ist. Diese Form des 20. Jahrhunderts hat nicht minder recht und steht dem Stoff als solchem nicht ferner als das Drama oder die Oper des 19., das Volksbuch des 17., die Ballade des 15., das Ritterepos des 12., das lateinische Mönchsepos des 10. oder ein stabreimendes Heldenlied des 8. Jahrhunderts. Ueberdies zeigt der Film in Kulissen und Kostümen echtes Frühmittelalter, keine Ritterphantastik oder konstruierte Urzeit. Und das ist für die gangbare Vorstellung von unserer Vergangenheit und damit für unser Verhältnis zu ihr nicht unwesentlich. Denn die Neuromantik liegt hinter uns. Wir wollen keine ästhetischen Träume, sondern wirkliches Leben. Und wir weisen das Erbe unserer Väter zurück, wenn es uns immer wieder in neuromantischer Zauberperspektive vorgegaukelt wird. Wo aber wirkliche Völkerwanderung, wirkliches Mittelalter, wirklicher Dreißigjähriger Krieg, wirkliches 18. Jahrhundert aufersteht, da beweisen wir in freudigem Wiedererkennen, daß wir nicht traditionslos sind. Der Nibelungenfilm schafft ein solches Erlebnis.

Ein Dokument katholischer Wissenschaft.

Von Pfarrer Dr. Doergens, Traar-Krefeld.

Tilburg in Nordbrabant, die traute Stadt mit dem echt deutschen Namen, beherbergte vom 6. bis 14. September 1922 die dritte Tagung des von P. Dr. Wilhelm Schmidt S.V.D. ins Leben gerufenen Kongresses für Religions-Ethnologie. Fast zu reichhaltig waren die Vorträge, die dort vor ungefähr 200 Gelehrten aus allen Gegenden Europas gehalten wurden, aber sie ließen die ganze Größe der weltweiten katholischen Wissenschaft ans helle Licht treten. Diese Größe kommt mit Macht auch zum Ausdruck in dem Bericht der Tagung, der soeben erschienen ist (Semaine d'Ethnologie religieuse. Compte rendu analytique de la IIIe session tenue à Tilbourg, 6.—14. September 1922. Missionshaus St. Gabriel, Moedling b. Wien, 1923). Das Buch ist keine Unterhaltungslektüre. Es setzt Leser voraus, die an den Problemen der modernen religiösen Forschung, an Prähistorik und Sprachwissenschaft, an Religionspsychologie und Religionsgeschichte, Soziologie, Missions- und Völkerkunde ernsthaft interessiert sind, und die zugleich die französische Sprache, in der die Mehrzahl der Konferenzreden gehalten ist, wenigstens in etwa beherrschen.

Das wichtigste Ergebnis der Verhandlungen, soll es auf eine Formel gebracht werden, ist die Feststellung, daß die Todesstunde des extremen historischen Evolutionismus, der alle Religionen aus Anfängen ganz roher und wilder Art (Fetischismus, Dämonismus und Animismus) kontinuierlich und schematisch sich entwickeln läßt, geschlagen hat. Warum? Weil diese Theorie — wie schon im 4. Jahrhundert n. Chr. Eusebius von Cäsarea in seiner „Vorbereitung auf das Evangelium" feststellte — den Tatsachen der Geschichte widerspricht. So war denn der erste allgemeinere Teil des Kongresses beherrscht von P. Schmidts Kulturkreislehre, d. h. jener Forschungsmethode, die auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen einzelner Gegenstände materieller Art (Werkzeuge und Geräte), dann ganzer Gruppen von Objekten, Formen und Arten des menschlichen Lebens (Form- und Quantitätskriterium) den historischen Zusammenhang der Kulturerscheinungen zu deuten versucht. Diese Methode kennt kein Herauswachsen des religiösen Bewußtseins aus Instinkten tierisch-niedriger Art im Sinne der monistischen Religionstheorie Eduard von Hartmanns, keinen Zustand völliger Regellosigkeit der geschlechtlichen Beziehungen (sog. Promiskuität) am Anfang der Menschheitsgeschichte. Sie unterscheidet vielmehr Urkulturkreise, in denen der Mensch die Natur noch nicht bearbeitete, sondern aus ihr entgegennahm, was sie freiwillig ihm bot (Pygmäenvölker, altaustralische und Bumerangkultur); die Primärkulturkreise, in welchen der Mensch auf drei ganz verschiedenen, voneinander unabhängigen Wegen, in Viehzucht, höherem Jägertum und Ackerbau, dazu übergeht, die Natur zu bearbeiten und ihren Ertrag zu steigern; endlich die Sekundärkreise, in welchen die bisher parallel nebeneinander verlaufenden Entwicklungsbahnen der einzelnen Kulturkreise durch gegenseitige Wanderungen miteinander in Berührung kommen und zu neuen Gesellschaftsformen Anlaß geben. Mögen auch nicht alle der in diesem Zusammenhang aufgestellten Thesen über jeden Zweifel erhaben sein: von besonderer Bedeutung war jedenfalls der Vortrag Prof. Dr. Menghins über „Prähistorische Archäologie und kulturhistorische Methode", in dem zu zeigen unternommen ward, daß dem Glauben an eine Entwicklung der Menschheit in der Form von Kulturkreisen von seiten der Archäologie und Prähistorie keine ernsthaften Schwierigkeiten erwachsen. Soeben noch polemisiert gegen die Annahme einer Uroffenbarung (bei O. Willmann) Geheimrat Lorzing in der neuen Bearbeitung von Ed. Zellers „Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung" 1. Teil (Allgem. Einleitung S. 46 ff.). Und doch: es gab dem historischen Befunde nach niemals eine Periode völliger Kulturlosigkeit. Die Anerkennung eines höchsten Wesens, die tatsächliche Unterscheidung des Guten und Bösen, die einfachste Betätigung der Kunst gehört zum geistigen Urbestand der Menschheit. Innerhalb dieses Rahmens der Lehre von parallel nebeneinander laufenden Entwicklungsreihen beschrieb P. Pinard de la Boullaye S.J. die Hauptmethoden der religions-ethnologischen Forschung, nämlich die kulturgeschichtliche Methode, die philologische — der Leser denke hier an die sprachliche Verwandtschaft der Namen Zeus pater, Juppiter, Sanskrit: Dyaus pitar und die Schlüsse, die sich aus dieser Etymologie für die Religion der indo-europäischen Völker und die Einheit des Menschengeschlechtes ziehen lassen, Studien, die auf dem Kongreß selbst durch den Löwener Professor Carnoy („Kultur und Religion der Indo-Europäer") und Dr. A. Drexel („Afrika, Vorderasien und die früheste Vorgeschichte") nach dem Beispiel Max Muellers, O. Schraders und L. von Schroeders fortgesetzt wurden — und die psychologische Methode.

Nach diesen u. a. Vorträgen mehr einleitender Art gruppierte sich das Interesse der Kongreßteilnehmer um die beiden Fragen nach

Wesen und Charakter des Opfers und der geheimen Weihen (Mysterien). Es sprachen „Zur Psychologie des Opfers“ Prof. Dr. Wunderle (Würzburg), „Ueber das Opfer in Afrika“ P. Schebesta S. V. D., „Das Opfer in Indien und bei den Indo-Europäern“ Prof. Carnoy, bei „Den Sumero-Akkadern“ Prof. Dr. Hehn (Würzburg), bei „Den Arabern“ Prof. Dr. Khameth (Olmütz). Wichtig war, daß die totemistisch gedachte altarabische Opferidee von W. R. Smith (vgl. dessen bekanntes Werk „Die Religion der Semiten“, Tübingen 1899) — das Opfer war in erster Linie überall und immer eine Huldigungsgabe — mit neuen Gründen als unhaltbar zurückgewiesen werden konnte. Zu bedauern ist, daß die Studien Prof. Sandas (Prag) „Das Opfer bei den Hebräern“ und des Bonner Privatdozenten Dr. Andres „Opferriten der griechischen und römischen Kulte“ im Bericht nicht enthalten sind.

In engstem Zusammenhang mit der Opferidee stehen die Geheimbünde (Stammesweihen) und Mysterien in primitiven und höheren Kulturen. Es berichtete u. a. auf Grund langjähriger eigener Missionstätigkeit über „Die Ingiet-Mysterien auf Neupommern“ P. Winthuis M. S. C., ähnlich über „Geheimgesellschaften der Marind (auf Niederländisch-Neuguinea)“ P. Viegen M. S. C. Den Höhepunkt dieses Teiles wie vielleicht der gesamten Tagung bildete der Vortrag von P. W. Koppers, S. V. D., über „Die religiösen Anschauungen der Jaganindianer (Feuerland)“. Vor ungefähr hundert Jahren hatte Darwin auf Grund flüchtiger Bekanntschaft mit den Bewohnern der Inselflur am Kap Horn diese für religions- und gottlose Kannibalen erklärt. Und nun stellt sich infolge der Teilnahme zweier Forscher (P. Koppers und P. Gusinde S. V. D., letzterer stellvertretender Leiter des Museums für Völkerkunde zu Santiago) an geheimen Feierlichkeiten (Jugendweihe) und streng vertraulichen Einrichtungen eines uralten, dem Kulturkreis des niederen Jägertums angehörenden Volkes heraus, daß unter den Stammesangehörigen die Rede geht von einem höchsten allsehenden Wesen (Watauineuwa = der Uralte oder Hitapuan = mein Vater), das das Gute will und das Böse verabscheut. In allen Lebenslagen wird Watauineuwa angerufen, und erhört, vergißt man den Dank nicht. „Wünscht man gutes Wetter, ist ein Kind krank, wird man von irgendeiner Gefahr bedroht: man fleht die Hilfe des großen Watauineuwa an“. Wie sagt Tertullian? „Dich, Seele, rede ich an, die du einfach und unverfeinert, ungebildet und unwissend bist, die Seele, ganz wie sie von der Gasse, von den Straßenecken, aus der Werkstätte kommt.... Dich hören wir sogar öffentlich und mit aller Freiheit, wie wir es nicht können, zu Hause und draußen dich so ausdrücken „Gott gebe es“ und „Wenn es Gottes Wille ist“. Mit diesen Ausdrücken deutest du an, daß irgendein Gott existiere und gestehst, daß er alle Macht habe.... und behauptest damit, daß er der alleinige Gott sei“ (Das Zeugnis der Seele). P. Koppers steht im Begriffe, durch Herausgabe eines größeren Werkes („Bei den Indianern auf Feuerland“, Stuttgart, Strecker und Schröder) weitere Kreise für seine Fahrt nach Feuerland und die Kulturelemente, die er dort angetroffen, zu interessieren. Treffend finde ich u. a. folgende Bemerkung: „Wir (die P. P. Koppers und Gusinde) haben nicht verfehlt, die Stammesältesten (der Jagan) zu fragen: Wie ist es möglich, daß Eure Ideen über Watauineuwa den Missionaren — seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts befinden sich solche dort — nicht bekannt geworden sind? Stets gab man uns zur Antwort: anfangs haben die Missionare derartige Fragen nie an uns gerichtet. Später pflegten sie stets zu sagen: was ihr da vortragt, sind doch alles Lügen; ihr müßt alles vergessen, um unsere Lehre anzunehmen. Und doch, fügten jene hinzu, die engere Beziehungen zur Mission gehabt hatten: wir haben gleich gemerkt, daß im Grunde der Gott der Christen mit unserem Watauineuwa identisch ist.“ — „Es muß ein Erfolg der ethnologisch-religiösen Woche sein“ — fährt P. Koppers fort — „dafür Sorge zu tragen, daß solche Fehler von seiten unserer Missionare in Zukunft möglichst vermieden werden.“ Mir will scheinen, als ob mit dieser Forderung gerade jene Methode des Urchristentums wieder zu Ehren käme, die von der extremen religionsgeschichtlichen Schule unserer Tage so gern verkannt wird. Von Paulus bis Bonifatius haben die Verkünder des jungen Christentums an gegebene religiöse Begriffe und Kulturerscheinungen ihrer Zeit und ihrer Umwelt angeknüpft, ohne daß man deshalb — wie es von jener Seite (Usener, Pfleiderer, Heiler) geschieht — behaupten darf, die Religion Jesu sei wesentlich und innerlich nichts anderes, als der zusammenfassende Abschluß der antiken Weltanschauung. Es war deshalb ein besonders glücklicher Gedanke — er soll von der nächsten Versammlung, 1925 zu Mailand, wieder aufgenommen werden — dem Bericht über die Geheimbünde bei den unzivilisierten Völkern anzureihen Studien über das Mysterienwesen der untergehenden Antike. Der Aegyptologe Prof. Dr. Junker (Wien) beschrieb „Die Mysterien des Osiris“; „Die Mithrasmysterien“ Prof. van Crombrugghe (Löwen), „Den Demeterkult von Eleusis“ Prof. De Calune (Waes, Belg.), „Die Adonis- und Attis-Mysterien“ P. Duhr S. J. (Enghien, Belg.). Reiche Anregung in dieser Hinsicht bietet auch das Referat P. Kreichgauers S. V. D. über die „astronomisch-religiösen Mysterien“ der annoch rätselhaften Völker Zentralamerikas (Tolteken, Azteken, Maja). Wiederum spricht eine einzige solche Tatsache wie die, daß diese altmexikanische Kultur im 21. Jahrhundert v. Chr. die Venus beobachtete und der Sonne und dem Monde eine gewisse religiöse Aufmerksamkeit schenkte, gegen die Annahmen des darwinistisch-historischen Evolutionismus.

Ich kann nur wünschen, daß der Rechenschaftsbericht der Tilburger Tagung nicht zuletzt auch in die Hände deutscher protestantischer Gelehrter wie Ed. Meyer, Reitzenstein, Harnack u. a. gelange, die sich mit der Erforschung des Urchristentums befassen. Solch leeres Spiel mit Worten, wie es dem Hallenser Altphilologen Prof. Dr. Kern beliebt, der von Dionysos Zagreus als dem „Erlöser“ der Menschen redet, dessen „Leiden ihn an die Passion Christi erinnere“ (Orpheus, Berlin 1920) — die Fehler dieser Methode stellt P. de Grandmaison S. J. (Paris) im letzten Vortrag der Konferenz, einem geschichtlichen Ueberblick über „Die heidnischen Mysterien und das christliche Mysterium“ zusammen, — wird dann in sich selbst zerfallen. Nicht in Worten steht das Reich Gottes, sondern „in Kraft und im heiligen Geiste und in reicher Fülle“ (1. Thess. 1, 5).

Vom Büchertisch.

Charakterbilder katholischer Reformatoren des XVI. Jahrhunderts: Ignatius von Loyola, Teresa de Jesus, Filippo Neri, Carlo Borromeo. Von Ludwig Freiherr von Pastor. Mit einem Gedenkwort und fünf Bildnissen, darunter ein dem festlich gehaltenen Bande vorstehendes vom berühmten Historiker selbst. Freiburg im Breisgau 1924. Herder & Co. Gr. 8° 168 S. Pr. geb. 4.70 M. — Das dem Buche angefügte fesselnde Gedenkwort Dr. Max Schermanns bringt u. a. Einzelheiten mit bisher wenig bekannten Erinnerungen aus des Jubilars „jungen und alten Tagen“ unter dem gewiß sich erfüllenden Widmungsgedenken: Dem Gefeierten zur Freude, seinen Verehrern und der Nachwelt zum Gedächtnis! Was uns der große Gelehrte selbst in dem Werke schenkt, wurde seiner Geschichte der Päpste entnommen. Es sind vier in ihrer meisterhaften Knappheit bis in letzte Tiefen erhellende Persönlichkeitswiedergaben heiliger Reformatoren, die in inniger Verbindung mit gewaltigen Reformpäpsten ihr Jahrhundert dem Untergange entrissen, mit dem die allgemeine religiöse und sittliche Verderbnis es bedrohte. Wir kennen v. Pastors lebenatmende Geschichtsbilder; wir wissen, wie unmittelbar sie anzupacken vermögen durch ihre klaren, gründlichen, zusammenschließenden Charakterzeichnungen. Jedesmal von neuem spüren wir, wie sicher wir der führenden Hand dieses unbedingt Sachlichen mit dem warmen Puls für Mensch, Menschheit und lautere Wahrheit folgen dürfen. So gleich beim ersten Kapitel über den hl. Ignatius in dessen Beleuchtung als schlagfertiger, kampfeslustiger, hochherziger, aber nicht eben heiligmäßiger junger Krieger, der dann in sich ein- und umkehrt zu geheiligtem Leben, Verfasser wird jener unvergleichlichen geistlichen Uebungen des Exerzitienbüchleins unter dem Ziel der Selbstüberwindung und der Lebensordnung. Die Skizze ist wesentlich ausschöpfende Abspiegelung des Gründers und seines welterobernden Ordens. — Mit hinreißender Wärme erfaßt Ludwig von Pastor die zugleich als Schriftstellerin geniale Persönlichkeit Teresias, der schöpferischen Reformatorin des Karmelitenordens, dem sie neue Gebiete öffnete, neue Schwungkraft lieh und ein z. T. neues Gepräge. — Womöglich noch tiefer schürft die Herausgestaltung Filippo Neris, des ergreifenden Apostels auf Heilandswegen, des zielstarken Pfadbereiters geschichtlicher Wahrheit. Seinem Geiste entsprang das in entscheidender Einwirkung unübersehbare Kolossalwerk seines Lieblingsschülers Baronius: die unter des Meisters Hut durch zehnjährige Vorbereitung sieghaft ausgerüstete Kirchengeschichte als Gegenstück zu den Magdeburger Zenturien. — Würdig reiht sich als Schlußstück das Charakterbild Carlo Borromeos an, des gewaltigen Beters und Reformbischofs in seiner herrlichen Festigkeit und Lauterkeit, in seinem ständigen welterleuchtenden Tätigkeitsdrang, in seiner rückhaltlosen Hingabe an die notwendige Ergänzung und Erläuterung des Trientiner Konzils: er, Leuchte der Kirche auch auf dem Gebiete der Kirchenzucht, unerschütterlich Ueberzeugter von den in der Kirche als dem Werke Christi, immer vorhandenen übernatürlichen Kräften zur Wiedergeburt. — Das Buch ist erfüllt und getragen von der Einwirkungsmacht großer persönlicher Vorbilder. Darum gehört es hinein in Schule und Haus, in alle Kreise der Jugend- und Volkserzieher, der Gebildeten und realidealistisch Strebenden. E. M. Hamann.

Marias Romfahrt. Eine Dichtung von Franz Albert Kückelmann. Wanne in Westf. Verlag von Heinrich Bouvet. 12°. 66 S. — Der liebenswürdig und innig durchgeführte Hauptgedanke ist der Gottesmutter königliche Maien-Pilgerfahrt aus der Kevelaerer Gegend gen Rom, unter Heroldschaft des Frühlings, den später auch der Sommer begleitet. Die Menschheit schließt sich mählich mehr und mehr an: Geistlichkeit, Stadt- und Landvolk, Arbeiterschaft, Fürsten der Erde. Auch der Papst kommt der hehren Pilgerin entgegen, die dann zu Rom, in den Petersdom getragen, vor den Augen der Menge verklärt wird. — Der Dichter hat ersichtlich Phantasie, Ideen und Einfälle, auch Sprachflüssigkeit. In der Technik erlaubt er sich allzu häufige Apostrophierung, überhaupt zu viele dichterische Freiheiten. Der ständig durchgeführte gleiche Strophenbau im Verlaufe der 14 Kapitel droht schließlich reichlich eintönig zu wirken. Aber das Büchlein gibt sich freundlich-anspruchslos und dürfte schon dadurch, mehr noch durch den anmutigen Stoff und das Ehrfurcht gebietende Thema, weitere Verbreitung finden. Was der Kunstgeschmack dazu sagen wird? Eine Neuauflage mag dieser Frage günstig begegnen.

E. M. Hamann.

Veteranenblut. Ein Schauspiel (in 4 Spielen) von Bernhard v. Eye. Erstes, zweites und viertes Spiel in einem hannoverschen Dorfe, drittes Spiel an der Westfront. Zeit 1917/1918. 8°. 66 S. 1924. Leuchtturm-Verlag in Osnabrück. — Ein kurzes Einleitungswort deutet Wesen und Ziel des Stückes an: „Kein Drama von Krieg und Kriegsgeschrei, von guten und bösen Menschen, sondern von Mühe und Arbeit und allem Leid in schwerster Stunde.“ Doch von allem diesem ist darin die Rede. Auch möchte es, außer zumal von der Liebe zum Vaterlande, „ein hohes Lied sein von den höchsten Gütern.“ Ganz will ihm das freilich nicht gelingen. — Ein Heidebauer, der den Namen seines Standes trägt: Heidebur, bewirtschaftet seit Kriegsausbruch mit seiner tüchtigen Tochter und einer töchterlich gehaltenen braven Magd allein seinen Hof. Er ist Veteran von 70/71 und trägt glutendes Veteranenblut in den Adern. Zwei seiner Söhne sind unlängst gefallen, und sein ihm sehr teurer Tochtermann ist noch an der Front eingestellt. Alle vier waren, sind Heldennaturen. Auch der jüngste, dritte Sohn war es, bis ihm die Hölle an der Somme die Nervenkraft zerschlug und er instinktiv, wie unbewußt, nach Hause entfloh. Der Vater droht den Deserteur innerhalb kürzester Frist zu erschießen. Niemand sonst

weiß von dem Unglücklichen außer der Magd, die ihn heimlich liebt und verbirgt. Der Alte begleitet den Schwiegersohn nach dessen kurzem Urlaub freiwillig an die Westfront: als Ersatz für den „Feigling". Jener fällt, er selbst erkrankt und muß heimkehren. In den scheinbar männerlosen Hof brechen Strolche ein. Der verborgene Sohn verläßt sein Versteck, befreit den gefesselten Vater und rettet die beiden Frauen vor Schlimmem und Schlimmstem. Heidebur verzeiht dem ob seiner einmaligen Schwäche tief Reuigen und weist den nun doppelt von Vaterlandsliebe Entflammten in den Kampf an die Grenze. „Auf Trümmern und Gräbern führt der Weg, der dich wieder aufwärts bringt." Auch das Vaterland: Das ist der tiefere, nicht eben sonderlich tiefe Sinn. — Das Stück hat inneren Wert, bedarf aber dessen sorgsamer Herausholung. Es stecken Feinheiten darin, die auf Vereinsbühnen leichter übersehen oder vernachlässigt werden könnten. Wird es sehr gut gespielt, zumal an gehobenen Stellen mit dem rascheren Puls unmittelbaren Gefühls, dann wird es nachhaltig wirken können.

E. M. Hamann.

Jesus Christus. Sein Leben, seine Lehre und sein Werk. Von Dr. August Reatz, Professor der Theologie in Mainz. Gr. 8° (VIII u. 354 S.: 1 Titelbild) Freiburg i. Br. 1924, Herder. G.-M. 5.50; geb. in Leinwand G.-M. 7.50. — Wer Jesus sei und was er uns sein wolle, das ist, wie der Verfasser sagt, der Ausgangspunkt seiner Darstellung. Für ihn gibt es kein Christusproblem, keine messianische Frage, Jesus ist der Messias des Alten, der Christus — des Neuen Testamentes. Nicht darum nähern wir uns nach und nach dem Glauben an ihn, weil wir bei kritischer Untersuchung seine Worte und Taten glaubhaft finden, sondern darum sind uns seine Worte Wahrheit und seine Lehren Gesetze, weil er die Wahrheit und das Leben ist. Für uns ist das Christentum christonom, christozentrisch; mit Christus steht und fällt das ganze Christentum. Darum geht die Darstellung aus von der Persönlichkeit Jesu Christi. Dieser Teil der Aufgabe ist denn auch dem Verfasser gelungen in einer Weise, die erfreulich an die klassische Ruhe und die schlichte Würde bei Döllinger erinnert.

Albert Maria Weiß O. Pr.

Katakombenbilder. Drei Erzählungen aus den ersten Jahrhunderten der römischen Kirche von Anton de Waal. Mit zahlreichen Textbildern. Fünfte Auflage. 1923. Verlag Jos. Kösel und Friedr. Pustet (K. G. Regensburg. Geh. 2.75 ℳ, geb. 3.50 ℳ. — Ueber den drei ergreifenden Erzählungen liegt eine ausgesprochene literarische Eigenart, die Kunst de Waalschen Schaffens. Sie läßt sich in zwei einander fast fremde Elemente auflösen. Das erste ist die beinahe wissenschaftliche, historische Bearbeitung des Stoffes mit Quellenangaben im Text, die große Kenntnis der Welt, in die uns seine Feder führt, der Welt der Cäsaren, ersten Christen und Katakomben. Das andere ist der Fluß, ja der Strom fortreißender Kraft im Schildern. Die geschichtliche Gewissenhaftigkeit, die historische Kleinarbeit, die jeden einzelnen Federstrich rechtfertigen kann, tötet hier nicht den Schwung der Sätze und Seiten. Sie drückt sich in einer so schlichten, klaren, warmen Sprache aus, daß wir mit diesen Neronischen Opfern unwillkürlich mitleben, mithoffen und mitzittern. In packenden Bildern, mächtig in den Ausmaßen, erschütternd in ihrer erhabenen Tragik, läßt der Verfasser jene fast zwei Jahrtausende zurückliegende Epoche christlichen Märtyrerheldentums erstehen in den drei Erzählungen „Kreuz und Krone" aus den Tagen der Apostel, „Kaiser Domitian" aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, „Soteris" aus der diokletianischen Verfolgung. — An solchen Büchern wächst die Liebe und der Stolz zur katholischen Kirche und der Mut zum katholischen Bekennen.

Martin Mayr.

Bühnen- und Musikrundschau.

Lustspielhaus. Nach der alten „Nanon" bot die Olferssche Operettenbühne wieder eine neue Operette. Sie ist musikalisch nicht so wertvoll, aber das Publikum nahm sie sehr dankbar auf, besonders wegen der vielen Tanzszenen, die an allen möglichen und unmöglichen Stellen eingeschoben, den beifallklatschenden Zuschauern nicht oft genug wiederholt werden können. „Bajazzos Abenteuer" von L. Stärk und A. Eisler, Musik von Krauß, entbehren bei Beginn etwas des dramatischen Flusses. Dann wird es besser. Eine junge Dame der Gesellschaft, deren Reitpferd durchging, ist von einem unbekannten Herrn, der dem Pferde kühn in den Zügel fiel, gerettet worden. Die kurze Begegnung hat beider Herzen entzündet. Zu Helenens Genesung wird ein Fest veranstaltet, das auch durch schauspielerische Darbietungen verschönt werden soll. Als „Bajazzo" die Angebetete sieht, möchte er das Spiel absagen und in die Garderobe flüchten, allein die Flucht gelingt nicht und er wird Helene vorgestellt. Diese erkennt zwar in dem weißgeschminkten Clown nicht ihren Retter, fühlt sich jedoch zu ihm hingezogen. Große Liebesszene, in den musikalischen Formen sich der Oper nähernd, in dem süßen, schmelzenden Klangreiz öfters an Lehár erinnernd. Schließlich scheut die Baronesse dennoch davor zurück, sich von den verschminkten Lippen küssen zu lassen und entflieht. „Bajazzo" bleibt einsam zurück. Daß ein schmerzlich bewegter Bajazzo musikalisch sich an Leoncavallo erinnert, läßt sich verstehen. Im zweiten Akte ist Helene mit einem eleganten Grafen, ihrem Lebensretter, verlobt. Daß dieser vornehme Aristokrat in Lebenslagen gewesen, die ihn nötigten, den Bajazzo zu spielen, weiß sie nicht, aber Bajazzos Partnerin, die eifersüchtig ist, bringt die Wahrheit ans Licht, und so gehen die Liebenden am Ende des zweiten Aktes wieder auseinander. Helene kann ihn indes nicht vergessen. Sie holt sich zu gutem Schlusse ihren Bajazzo aus der Theatergarderobe. Inge van Heer und Forstner spielten und sangen die beiden Hauptrollen mit warmem Gefühl und Klangreiz. Die Partien sind anspruchsvoller, als es meist in Operetten der Fall ist, sie wurden jedoch durchweg gut gesungen. Eine sehr wirksame Rolle hat noch Frl. Pänzer. Als deren Partner übertraf ein Wiener Gast noch die hohen tänzerischen und equilibristischen Anforderungen, die heutzutage an Operettensänger gestellt werden. Im Ensemble fehlt seit einiger Zeit Miller, dessen vis comica man entbehrt. Mit den Darstellern und dem Kapellmeister wurde auch Direktor Olfers, der verdienstvolle Inszenator, oft gerufen.

Gärtnerplatztheater. Jean Gilbert, dessen leichtflüssige Weisen allabendlich im Volkstheater erklingen, ist auch der Tonsetzer der neuen Operette am Gärtnerplatz. Es ist erstaunlich, wie viel er jahrein jahraus komponiert. Die frische und melodische Eingängigkeit, die rhythmische Verve seiner Tanzweisen ist nicht zu leugnen, aber Persönlichkeit spricht eben kaum noch aus dieser immer geschickt gemachten Musik. „Dorine und der Zufall" nennt sich ein Lustspiel mit Musik. Warum die Herren F. Grünbaum und F. Stark nicht einfach Operette sagten, ist nicht recht erfindlich. Vielleicht weil sie selber fanden, daß die Entwicklung etwas beschwingter verlaufen könnte. Vier Männer werben um die lebhafte, liebenswürdige Dorine, die so schöne Augen hat. Ein Zufall läßt den braven, unbeholfenen Emanuel sie als Braut gewinnen, ein Zufall führt sie wieder auseinander. Da aber Dorine den guten Emanuel liebt, so konnte man schon von vorneherein annehmen, daß die lockeren Gesellen keinen Platz in Dorinens Herz finden werden und daß der dritte Akt, in dem so viel getanzt wird, wie das Publikum nur wünschen mag, die beiden Liebenden nunmehr endgültig zusammenführt. Dorine ist die einzige weibliche Rolle des Stückes; das ist bei Operetten ungewohnt und erfordert, daß die Darstellerin den ganzen Abend über zu fesseln vermag. Das ist Gretel Walters durch ihre frische, liebenswürdige Natürlichkeit voll gelungen. Graf erfreute wieder durch seinen schönen Tenor, auch die übrige Besetzung konnte sich sehen lassen.

Theaterfragen. Ueber den organisatorischen, künstlerischen und wirtschaftlichen Aufbau der Staatstheater hielt deren Verwaltungsdirektor Oberregierungsrat Heybel im Münchener Presseheim einen sehr lehrreichen Vortrag, der insbesondere sehr wertvolles, durchaus neues Zahlenmaterial brachte, aber er brachte auch eine große Ueberraschung: der Bau eines neuen, dem Schauspiel dienenden Theaters in unmittelbarer Nachbarschaft des Nationaltheaters auf dem Areal des Marstalles, dessen monumentale Architektur nicht geschädigt werden soll, ist in greifbare Möglichkeit gerückt. Als vor einem halben Jahre etwa Heybel über die Umbauten im Nationaltheater sprach, bezeichnete er diesen Plan noch als schöne Zukunftsmusik. Er geht bis auf Dingelstedt zurück, in neuerer Zeit haben Frhr. v. Speidel und Frhr. von Franckenstein (in seiner ersten Amtstätigkeit) und in letzter Zeit Dr. Zeiß sich mit dieser Frage beschäftigt. Gegen eine tägliche Benützung des Prinzregententheaters als Schauspielbühne sprechen künstlerische Gründe; ungemein groß aber sind auch die technischen Schwierigkeiten, weil das Haus vom Sitz der Verwaltung, von den Werkstätten und den Dekorationsmagazinen so weit entfernt ist. Dies verursacht gewaltige Unkosten, welche bei einem neuen Theater eingespart werden und zur Abtragung der Baukosten verwendet werden können. Der Redner gab einen Ueberblick über die Entwicklung der Münchener Bühnen im letzten Jahrhundert, wobei auch die Privatbühnen volle Berücksichtigung fanden. Bei den letzteren zeigt sich immer wieder, daß sie bei Beschränkung auf ein sicheres Gebiet ihre Blütezeiten hatten, sowie sie ihre Grundrichtung verließen, künstlerisch und teilweise auch wirtschaftlich ins Schwanken geraten. Auch heute kommen die Kompromißler nicht mehr auf die Bahn ruhiger Entwicklung; es halten sich meist nur diejenigen sicher, welche sich auf Serienvorstellungen einstellen. Neuere Gründungen gedeihen nicht mehr recht. Es sind zu viel Theater. Das Konzessionsverfahren wurde sehr liberal gehandhabt. — Unter König Max II. bot das Hoftheater jährlich 83 Opern- und 147 Schauspiel-Vorstellungen. (Das Residenztheater war damals ein Magazin.) Heute haben wir eine Siebentageoper und einen doppelten Schauspielbetrieb aufgebaut für die Zwecke der volkstümlichen Kunstpflege. Im ersten Jahrfünft des staatlichen Theaterbetriebes wurde eine Zahl von 318 Opern und 602 Schauspielabenden jährlich erreicht. Ludwig I. hat in den dreißiger Jahren eine Dienstanweisung gegeben, die die Rechte und Pflichten des Intendanten umschreibt, welche für lange Jahrzehnte mustergültig war; konnte man die Stellung des verantwortlichen Bühnenleiters früher etwa mit derjenigen eines Regimentskommandeurs vergleichen, so entspricht sie heute etwa der eines kommandierenden Generals. Ohne Selbständigkeit eines Opern- und eines Schauspieldirektors könnte der Riesenbetrieb nicht geführt werden.

Verschiedenes aus aller Welt. Hans Pfitzner hat Marschners Oper „Der Vampyr" einer maßvollen Neubearbeitung unterzogen und diese nunmehr im Stuttgarter Staatstheater mit großem Erfolge herausgebracht. Im Textbuch erscheint manche Inkonsequenz noch nicht ausgemerzt, doch wußte die Musik in ihrer Mischung des Dämonischen mit dem Lustig-Gemütvollen zu fesseln. Der „Vampyr" dürfte ähnlich wie Marschners „Hans Heiling" durch Pfitzners Bearbeitung wieder öfters im Spielplan der deutschen Opernhäuser erscheinen. — In Bochum hatte die Königin Draupadi, ein Trauerspiel von Eugen Herbert-Kuchenbuch, eine freundliche Aufnahme. Der Dichter sucht nach eigener Darlegung die Entwicklung des Weibes darzustellen, in das der Keim geistigen Wachstums gelegt wurde, bis zur Erlösung, welche die Erkenntnis ist. Der Weg durch Irrtum, Zweifel und Kampf verliert sich immer mehr im Gestrüpp der Reflexion, wie die Berichte dartun. — H. J. Rehfischs Tragikomödie: „Wer weint um Juckenack" gefiel in Stuttgart. Die Kritik bezeichnet es für bedeutsam, daß der Autor mit Gewinn sich vom Expressionismus einem vergeistigten Realismus zuwendet. Rein äußerlich findet man hier die Technik des Traumspieles, aus dem heraus der Held in sein sensitives Handeln gedrängt wird. Das Stück ist mit Geschick aufgebaut

und hat einen geschliffenen Dialog. — Das Berliner Staatstheater spielte an einem Abend die gesamte Nibelungentrilogie Friedrich Hebbels. Der Versuch wurde nicht wiederholt, denn er hatte gezeigt, daß diese gewaltige Leistung Raubbau an den Nerven der Darsteller und der Zuschauer bedeutet. Die Stoffülle wird jetzt auf zwei Abende verteilt. — In „Hinkemann" versucht Toller, der in der Münchener Rätezeit bekannt gewordene Kommunist, die Tragödie eines Kriegskrüppels zu gestalten, kommt aber über rhetorische Leitartikel nicht hinaus. Die Leitung hatte nach Berichten einige stoffliche Brutalitäten gestrichen, so daß die Berliner Aufführung nicht, wie die unlängst in Dresden stattgefundene, zu einem Theaterskandal führte. — „Aennchen von Tharau," ein Singspiel des Münchener Hofkapellmeisters Hugo Röhr, hatte in Koburg einen durchschlagenden Erfolg. Die Musik wird sehr gerühmt. — Der bekannte Literarhistoriker Oskar Walzel macht die Oeffentlichkeit darauf aufmerksam, daß Rosa Sucher, die gefeierte Sängerin, die einst unter Richard Wagners Führung zu den Schöpferinnen des Stiles der Wagnerwerke gehörte, 75 Jahre alt, an beiden Knien gelähmt, in einem Gasthof zu Eschweiler bei Aachen in bitterster Armut lebt. Das preußische Finanzministerium hat an Stelle einer in der Inflationszeit ausgefallenen Gnadenpension eine monatliche Zuwendung von — 30 Mark bewilligt, von der auch noch die Kleinrentnerunterstützung abgezogen wird. Walzel hofft, daß mancher der einst so umjubelten Künstlerin aus der großen Vergangenheit der Berliner Oper und der Bayreuther Festspiele hilfreich die Hand reichen werde. — Das von Max Reinhardt einst mit so großen künstlerischen Hoffnungen erbaute Berliner Große Schauspielhaus, das jetzt eine Operettenbühne ist, soll nun an eine Filmgesellschaft übergehen. — Die katholische Pfarrkirche in Schweinfurt hat in mehreren Gottesdiensten eine Protesterklärung gegen das dortige Stadttheater verlesen lassen. Sie erblickt in einer Reihe daselbst gespielter Stücke eine Gefährdung der öffentlichen Moral, insbesondere aber der Jugend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„Die Lage unserer Wirtschaft ist trostlos und in allerkürzester Zeit muss eine Entspannung der Geldknappheit erfolgen, wenn nicht unsere ganze Wirtschaft erliegen soll", heisst es in der Regierungserklärung, die der Reichskanzler von dem Reichstage bekannt gab. Die vielen Tage, die mit den vergeblichen Versuchen einer neuen Regierungsbildung nutzlos vertan worden sind, haben unsere Lage nicht verbessert und es bedarf der von Herrn Marx versprochenen schnellen Arbeit. Die Börse hat die Regierungsbildung sehr zurückhaltend aufgenommen; wegen der schmalen parlamentarischen Basis sah sie sich nicht zu einer Geschäftsbelebung angeregt. Nach einem nicht ungünstigen Wochenschluss hatte man eine freundliche Montagsbörse erwartet, aber es lagen wohl als Folge der Versteifung der Geldsätze Verkaufsaufträge vor, die auf die Kurse drückten. Verstimmend wirkte die Insolvenz der Hamburger Handelsbank. Auch die Zahlungseinstellung der Firma Adler, des ältesten Bankgeschäftes in Kopenhagen, hat wegen ihrer Verbindung mit einem Berliner Hause besonderen Eindruck gemacht. Auch der zweite Tag verlief in matter Haltung. Irrige Schlüsse auf eine Aenderung in der Stinnes'schen Organisation haben vorübergehend die schlechte Stimmung verschärft. Die Geldsätze zogen weiter an infolge von einigen Kreditkündigungen, die wegen der vollen Zuteilung am Devisenmarkt notwendig geworden waren. Die Rückwärtsbewegung hielt am Mittwoch an; doch war das Geschäft ausgesprochen matt. Der Stillstand war indes nur vorübergehend, denn die Bedrängnis, in welche die Industrie durch den Geldmangel getreten ist, hat immer weiteres Angebot an Effekten und damit Kursrückgang zur Folge.

Gerüchte über Zusammenlegung der Aktien im Stinneskonzern haben am letzten Börsentage die Kurse weiterhin ungünstig beeinflusst. Auch pflegt die Spekulation vor einer mehrtätigen Feiertagsruhe aus ihrer Reserve nicht herauszugehen. Tägliches Geld war etwas niedriger. Der französische Frank blieb weiterhin schwach.

Die Woche vor Pfingsten brachte mehrere Geschäftsberichte von Grossbanken. Die Kommerz- und Privatbank hat einen Ueberschuss von 6,25 Mill. Goldmark und gibt keine Dividende. Aus dem Bericht seien folgende Sätze hervorgehoben, obwohl sie im ganzen nur früher an dieser Stelle Gesagtes wiederholen:

Der Zusammenbruch der Papiermarkwährung machte die Aufrechterhaltung des regulären Bankgeschäftes im Berichtsjahr fast zur Unmöglichkeit. Die den Banken noch zufliessenden Gelder hatten im steigenden Masse den Charakter von Durchgangsposten, die eine über wenige Tage hinausgehende Benutzung seitens der Banken nicht mehr zuliessen. Das in immer stärkerem Masse aufkommende Notgeld verschiedenster Herkunft war für den Bankverkehr ungeeignet. Von den hieraus herrührenden Schwierigkeiten waren die ohnehin durch die rigorosen Massnahmen der Besatzungsbehörden vor fast unlösbare Aufgaben gestellten Filialen im besetzten Gebiet ganz besonders betroffen. . . Nachdem eine Erhöhung der Zins- und Provisionssätze sich gegenüber dem rapiden Tempo des Markzusammenbruches als ungenügender Schutz erwiesen hatte, schritten die Banken endlich zur Valorisation der gewährten Kredite. Es soll nicht verkannt werden, dass mit der Einführung der Valorisation sich für die Kundschaft mannigfache Schwierigkeiten ergaben, ebenso wenig wie übersehen werden darf, dass durch diese Massnahme die Mark als gesetzliches Zahlungsmittel tatsächlich ausser Kraft gesetzt wurde. Anderseits konnte aber nur hierdurch der Spekulation gegen die Mark der Hauptantrieb genommen, dem Denken und Rechnen in Gold und damit der Umkehr zur soliden Geldwirtschaft der Weg geebnet werden.

Wie bei den anderen Instituten sind diejenigen Hauptaktivkonten, die den Goldwertgehalt darstellen und die bei der späteren Umstellung auf Goldrechnung neu eingeschätzt werden, auf je 10 Goldmark heruntergeschrieben. 50 kleine Geschäftsstellen schliessen. Auch die Mitteldeutsche Kreditbank hat verschiedene kleinere Niederlassungen aufgelöst. Das Filialnetz umfasst jetzt im wesentlichen die wichtigeren Geschäftszentren. Der Wiederaufbau des Geschäfts seit Beendigung der Inflation war namentlich in den ersten Wochen des laufenden Jahres befriedigend. Die Einlagen haben sich gegenüber dem Bilanztag nicht unerheblich erhöht. Inzwischen haben die Kapital- und Kreditnot zu krisenartigen Vorgängen geführt, die zu grösster Vorsicht und zur Zurückhaltung in der Eingehung von Verpflichtungen mahnten.

Der Ueberschuss von 2,201,812 Bill. wird auf neue Rechnung vorgetragen. Selbst die Deutsche Bank gibt keine Dividende. Die gewaltige Ausdehnung dieser Bank bringt es mit sich, dass der Ueberschuss von 24,466,208 Bill. durch die Unkosten aufgezehrt wurde. Der Kreditorenstand weist 349.28 Mill. G.M. auf, was heute eine riesige Summe darstellt. — Wenn die Kreditnot beseitigt werden soll, so dürfe man, wie die Bank betont, nicht auf die grosse Auslandsanleihe warten, wie dies schon seit fünf Jahren geschieht, sondern wir müssten, genau so wie wir mit der Rentenmark die Inflation beseitigt haben, alles tun, um aus eigener Kraft die überflüssigen Geldsummen in die grossen Sammelbecken zurückzuleiten und so diese flüssig zu machen. Auch der Scheckverkehr, der noch grosse Schwierigkeiten bereitet, könnte besser ausgestaltet werden.

Die Niederlassung in Amsterdam hat sich gut entwickelt, das Konstantinopeler Geschäft konnte wieder aufgenommen werden. Die Deutsch-Ueberseeische Bank soll mit gutem Erfolge gearbeitet haben.

Für die Bayerische Notenbank war das Geschäftsjahr 1923 ein ununterbrochener Kampf um eine der Geldentwertung folgende Bemessung des Notenkontingentes und damit um die Bedeutung der Notenbank als Kraftquelle für die bayerische Wirtschaft. Der Versuch, das Notenemissionsrecht auch nur einigermassen der Geldentwertung anzugleichen, ist misslungen. Der Reingewinn wird mit 49,415 Bill. (2 Mill.) ausgewiesen. Davon sollen 6000 Bill. (80,000 M.) an den Staat abgeführt, 30,000 Bill. (250,000 M.) für soziale Fonds verwendet und der Rest von 13,415 Bill. (297,000 M.) vorgetragen werden. Eine Dividende wird also nicht verteilt (i. V. 10%). Die kommenden Monate werden die Bayerische Notenbank vor die Aufgabe stellen, sich anlässlich der Errichtung der Deutschen Goldnotenbank in das neue Währungs- und Banksystem einzufügen. Die Grundlage hierfür ist dadurch gegeben, dass nach dem Sachverständigenbericht die Privatnotenbanken ihre Notenausgabeprivilegien bis zur Höhe ihrer jetzigen gesetzlichen Quote behalten sollen. Dadurch eröffnet sich den Privatnotenbanken die Aussicht, ihre alte Stellung, die sie in der Vorkriegszeit in der Volkswirtschaft der von ihnen versorgten Länder eingenommen hatten, wieder zu erlangen.

München. K. Werner.

„Zum 5 Uhr-Tee". Die Sammlung, die innerhalb kurzer Zeit Liebling aller musiktreibenden Kreise geworden ist, hat soeben durch Erscheinen des zweiten Bandes eine wertvolle Bereicherung erfahren. Der rührige Verlag Anton J. Benjamin in Leipzig hat durch Inhalt und Ausstattung wirklich alles getan, um die vielen Freunde dieser begehrten Sammlung zufrieden zu stellen. 19 der zur Zeit beliebtesten Schlager umfaßt die Sammlung in ungekürzten Originalausgaben mit beigefügtem Text in bekannter vornehmer Ausstattung. Die neue Folge ist in gleich vornehmer Weise wie der erste Band erschienen und eignet sich daher ebensogut zu Geschenkzwecken wie für den täglichen Gebrauch. Jedem Liebhaber moderner Musik kann dieser Band wie auch der früher erschienene erste nur angelegentlichst empfohlen werden.

Erholungsfahrten zur See nach Finnland. Beginnend mit dem 7. Juni 1924 wurden während des Sommers allwöchentlich auf dem Doppelschrauben-Schnelldampfer „Rügen" Erholungsfahrten nach Finnland veranstaltet. Die Reisen beginnen jeweils Samstag nachmittag in Stettin und dauern sechs Tage. Die Fahrt führt von Stettin—Swinemünde an der schwedischen Insel Gotland vorbei und dann nach kurzem Anlaufen von Reval zu der finnischen Festung Sveaborg nach Helsingfors. Dort findet u. a. eine Rundfahrt durch das interessante Schärengebiet statt mit anschließendem Besuch der Insel Klippan. Die übrige Zeit ist der Besichtigung Helsingfors mit seinen Museen, Kirchen und Aussichtspunkten sowie einer Fahrt durch die Umgebung der Stadt gewidmet. Die Heimreise nach Stettin findet jeweils Mittwoch nachmittag statt. Der Preis für die Teilnahme an dieser Fahrt beträgt 240 Goldmark einschließlich Dampferfahrt, Unterkunft, Verpflegung, Führungen, Eintrittsgeldern, Trinkgeldern ausschließlich Getränken. Teilnehmer an diesen Reisen sind von der Entrichtung der Ausreisegebühr von Mk. 500.— befreit. Anmeldungen nimmt der Norddeutsche Lloyd, Vertretung München, Briennerstraße 8 (Café Luitpold), Eingang Maximiliansplatz, entgegen, wo auch Auskünfte und Prospekte kostenlos zur Verfügung gehalten werden.



Wer hilft uns,

den mangels Geldmittel eingestellten Klosterneubau zur Vollendung bringen? Für jede Gabe ein „herzl. Vergelt's Gott!"

Die Schwestern der Ew. Anbetung in Neustift, Post Ortenburg (Niederbay.)
Postscheckkonto 31106 Nürnberg.

Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Vorbereitung f. alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Halle a. d. S. Gegr. 1864. Fernr. 1115. Prospekt A.

Aschaffenburg a. M.
Obernauerstraße 12
Haushaltungsinstitut St. Maria
Damit verbunden Fremdenpension. Schöne ruhige Lage, gute Verpflegung bei mäßigen Preisen.

Landwirtschaftliche Frauenberufe bildet aus Staatl. anerkannte Wirtschaftliche Frauenschule „Helikum", Neuß. Paß u. Einreise keine Schwierigkeiten. Mäßiger Pensionspreis.

Welche edeldenkende Familie hilft einer
Ordenskandidatin,
die Krankenschwester werden will, durch eine Beihilfe zur Anschaffung der Aussteuer? Angebote unt. Caritas 24870 an die Geschäftsst. der Allg. Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gh.

Junger, katholischer
Diplom-Landwirt
(K. V.) in Landw. praktisch erfahren, kräftig, sucht ab 1. September irgendeine
Stelle
in Landw. oder Genossensch. usw., macht geringe Anspr., arbeitet ausdauernd. Näh. Postdirektor Gfrörer, Ebingen (Württemberg), OA. Balingen.

Herzliche Bitte.
Ein armes Diasporakirchlein bedarf der Fortsetzung einer gründlichen Ausbesserung, wenn es nicht zugrunde gehen soll. Wer will weiterhin zur Ehre Gottes ein Scherflein spenden?
Kuratus Emil Hampel in Rothenburg (Lausitz).
Postscheckkonto: Berlin 81822.

Die
kleinen Anzeigen
haben in der
„Allgemeinen Rundschau"
stets besten Erfolg.

Orgelantrieb.
Neuanlagen von elektr. Windmasch. mit ganz geringem Stromverbrauch evtl. unter Rücknahme bestehender Einrichtungen liefert billigst
Heinrich Höhmann,
Orgelbauer,
Ronsdorf (Rhld.).
Verlangen Sie Aufklärung und unverbindliche Angeb.

Bei Anfragen beziehe man sich stets auf die **Allg. Rundschau**

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt
die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Tabernakel-Schränke
feuer- und einbruchsicher
Paramenten-Schränke
eiserne, jeder Grösse
Opfer-Kassetten
Hand-Kassetten
aus eigener Fabrik
ALFRED MOCH
MANNHEIM

Regensburger Karmelitengeist
Ein vorzügl. Mittel bei Ohnmachten, Unwohlsein, Magenbeschwerden, gegen Grippe usw.
Echt nur im Karmelitenkloster in Regensburg, Moltkeplatz 7.

Abiturienten und Akademiker
die Missionspriester werden wollen, mögen sich vertrauensvoll wenden an den Pater Provinzial der Oblaten des hl. Franz v. Sales in Overbach b. Jülich, Bez. Aachen (Rhld.)

Gotischer Hochaltar
massiv Eiche
in einfacher Ausführung
und
Barock-Kommunionbank
beide in bestem Zustande
preiswert zu verkaufen.
Kath. Pfarramt, Saarburg
(Bez. Trier).

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Amrum, Nordseebad. Hotelpensionat Hüttmann.
Vorzüglich und billig. Keine Kurtaxe. Tägl. kathol. Gottesdienst für eig. Gäste in eig. Privatkapelle. Ausführl. Prospekt.

Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für Erzieher. — Mit kirchl. Druckerlaubnis. Von Pfr. A. Ehrler, Dr. med. A. Baur und Studienrat A. Gutmann. 8. Auflage, 36.—40. Tausend. Form. 8°. 392 S. Preis geb. 4.50 Goldmark.

Im Garten der Ehe. Ein Wegweiser für reife Mädchen und junge Frauen zu den Höhenzielen der christlichen Ehe. Von Dr. F. Imle. Form. Kl. 4°. 76 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Unsere Kinder! Gedanken und Ratschläge für christliche Eltern und Erzieher. Von A. Stöckle, S. J. Form. Kl. 4°. 64 S. Preis geb. —.75 Goldmark.

Die gesegnete Mutter. Gebet- und Erbauungsbüchlein für christliche Mütter zur treuen und freudigen Wahrung des Ehesegens und zur Erlangung einer glücklichen Niederkunft. Von Amica Matrum. 224 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Stark und rein! Ein offenes Wort an unsere Jünglinge. Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 32 S. Preis —.20 Goldmark.

„Heiraten — oder ins Kloster." Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 72 S. Preis —.35 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).

Raummangel? Wohnungsnot?
beseitigen
„Schlafe patent" - Jaekel - Möbel

Ein Griff



Ein Bett

Preisliste 9 kostenlos. Chaiselongue Bett „Fürst Bülow" Preisliste 9 kostenlos
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München, Dienerstrasse 6.

„Philogaster" Kräuter-Medic.-Magen-Bitter
patentamtlich geschützt unter F 208255, ärztlich vielfach glänzend begutachtet.
Löwen-Apotheke A. Flascha, Gleiwitz.
1 Liter = 8.— M., 1/2 Liter = 4.50 M., 1/4 Liter = 2.50 M., Probeflasche = 1.50 M.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gb. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung f. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 25 München, 19. Juni 1924. XXI. Jahrgang.

Föderalismus und souveräner Staat.

Von Dr. Otto Kunze.

Von allen Seiten tönte bei der Vorabstimmung zur Selbständigkeit Hannovers der Vorwurf, man wolle das Reich zerreißen. Der gleiche Vorwurf wird den Föderalisten überhaupt gemacht, mögen sie in Bayern, Hessen, Schleswig-Holstein oder am Rhein sitzen. Als Separatisten wirft man sie mit den fremden Söldlingen und Verrätern zusammen; allenfalls nennt man sie gnädig mit Stresemann Edelseparatisten. Die Föderalisten wollen aber nicht trennen, sondern ihrem Namen entsprechend binden und verbünden (foedus). — — Ja, heißt es, die Föderalisten wollen neue Staaten gründen. Wir haben aber schon zu viele. — Nein, antworten die Föderalisten, wir wollen nicht mehr, sondern weniger Staaten in Deutschland. Nur sollen sie vernünftiger gegeneinander abgegrenzt und abgewogen sein. Ist das Föderalismus, wenn 40 Millionen Deutsche nur durch einen Staat im Reich mitzureden haben — Preußen, 20 Millionen dagegen durch 20 Staaten, die wiederum ganz verschieden groß sind? Kann man Bayern und Schaumburg-Lippe gleich behandeln? Deshalb soll sich das Reich aus ungefähr gleichgroßen Gebilden zusammensetzen, die selber und durch die alle Deutschen gleich stark im großen Ganzen mitsprechen.

Der Gegner ist immer noch nicht bekehrt. Er befürchtet aus dieser Gliederung bloß das alte Ergebnis: Soviel Köpfe — soviel Sinne. Heute geschieht, was die Vormacht Preußen will; da geschieht wenigstens etwas. Wo alle mitraten, geschieht meistens nichts. — Das ist nicht leicht von der Hand zu weisen. Die Föderalisten sind selbst nicht ganz schuldlos an diesem Argwohn. Sie haben ihr Staatsideal nicht vollständig gezeichnet. Ja sie haben es vielfach nicht vollständig bei sich zu Ende gedacht. In unsern Köpfen, mögen wir Föderalisten oder Unitaristen sein, sitzt zumeist noch der Staatsbegriff des 19. und der drei vorhergehenden Jahrhunderte. Der Begriff des souveränen und absoluten Staates. Die Unitaristen legen die Eigenschaften souverän und absolut dem Reich bei, die Föderalisten unmittelbar dem Einzelstaat, dem Reich allenfalls abgeleitet. Der Staat ist nach dieser Ansicht etwas ganz Besonderes. Etwas Einziges und Hohes haftet ihm an wie keinem Einzelwesen und keiner anderen Körperschaft. Das Beiwort staatlich, noch deutlicher in Monarchien königlich usw., der staatliche Stempel gibt eine ganz eigne Weihe. Was ihrer teilhaft wird, erhält einen Charakter der Festigkeit, Dauer oder Vorzüglichkeit. Staatlich gegen privat, das ist fast wie heilig gegen profan. Der Staat setzt vor allem das Recht. Vor seinem Stuhl erst gewinnen Verträge und Vereinigungen ihren rechtlichen Bestand; ja das Recht im ganzen ist erst vom Staat geschaffen. Der Staat seinerseits ist unabhängig vom Recht, ist souverän. Ueber den Staaten gibt es kein Gesetz, zwischen ihnen kein bindendes Recht, nur Vereinbarung oder Krieg. Diese Lehre, wenn auch nicht überall so schroff ausgebildet, beherrscht das Staatsrecht der Neuzeit. Sie hat das alte Deutsche Reich ausgehöhlt und dessen Glieder eigenständig gemacht. Umgekehrt hat sie in Frankreich dem König alle Macht überliefert und die alten Landstände wellen lassen. Sie hat verhindert, daß die völlig souverän gewordenen deutschen Fürsten 1815 wieder unter einen Kaiser traten. So kam der unvollkommene und schwerfällige Deutsche Bund zustande. Auch das Reich von 1871 sollte nur ein Bund souveräner Staaten sein, die einen Teil ihrer Souveränität an die Bundesgewalt übertrugen. Kein Wunder, daß mangels besserer Bindung die preußische Faust in Wirklichkeit das Reich zusammenhielt.

Die Unitaristen haben hier ganz recht. Souveräne Staaten, noch dazu gleichgroße, können keine feste Einheit bilden. Aber sie haben zugleich unrecht. Der wahre Föderalismus kennt nämlich gar nicht den Begriff des souveränen Staates. Weder für das Reich noch für das Land. Der Föderalismus kennt vor allem das Recht. Es ist Gottes Recht oder Naturrecht und besteht unabhängig vom Staat. Der Staat hat es nur in Gesetze zu fassen und anzuwenden. Nicht der Staat allein! Ein Vertrag, den zwei Menschen schließen, ist an sich Recht. Die Familie, die von einem polnischen Landarbeiterpaar ohne Heimatpapiere vor einem furchtlosen Priester gegründet wird, ist so gut eine rechtliche und vollkommene Körperschaft wie die Republik Preußen. Ein Dorf, das seine Aeltesten wählt, tut dies aus eigenem Recht. Tirol ist ein Land, ohne daß es von Wien dazu ernannt zu werden braucht. Die natürlichen Körperschaften, kleine, größere und größte, bestehen eben von Natur oder besser ausgedrückt durch den Willen Gottes. Nach germanischer Anschauung hat der Mensch vor allem die Freiheit, sich mit anderen Menschen zu verbinden. Das ist föderalistisch. Natürlich und gottgewollt ist dann die Vereinigung der kleineren Körperschaften zu größeren, der Familien zur Gemeinde, der Gemeinden zum Gau, der Gaue zum Stammesland, der Länder zum Reich. Souverän ist keines oder jedes. Die kleineren Einheiten sind in die größeren organisch eingeordnet, können sich also nicht willkürlich trennen. Und das Land kann die Gemeinde, das Reich kann das Land nicht auflösen. Wer wagt hier noch von Separatismus zu sprechen? Freilich, die heutigen Länder Deutschlands sind, bis auf das neue Thüringen, Kinder eines Zeitalters, wo die Lehre vom souveränen Staat herrschte. Sie kommen gegenseitig schwer in ein wahrhaft föderalistisches Verhältnis. Wir brauchen nur an die unglückliche bayerische Regierungsdenkschrift zu erinnern.

Mit der organischen Anschauung vom Aufbau des Reiches aus selbständigen Einheiten in gestufter Ordnung ergibt sich die Forderung einer höchsten Gewalt, die über den Ländern steht. Regiert doch auch im Land nicht ein Kreis, in Bayern etwa nicht der Regierungspräsident von Oberbayern — wenigstens hieß das Ausnahmezustand. Der Form nach haben wir wohl eine Reichsregierung, doch sie setzt sich gegenüber Preußen schwer durch. Würde es nicht jeder grotesk finden, wenn die Regierung des letzteren wiederum wesentlich abhängig wäre vom Berliner Rathaus? Ohne Neugliederung der deutschen Länder ist eine unabhängige Reichsgewalt nicht möglich. Unsere Föderalisten haben leider dieser Frage bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Auch dabei hat sie die alte Vorstellung vom souveränen Staat gehemmt. Freilich, ist das Land souverän, welche Rechte soll es da dem Reich abtreten? Schließlich geht so die ganze Souveränität auf das Reich über und die Länder verschwinden. Ja, ihr müßt eben die Irrlehre vom souveränen, absoluten Staat entschlossen abschwören. Ist sie doch nur ein neuheidnisches Renaissancegewächs, ein Stück römischen Rechts. Mit christlicher Gesellschaftslehre und deutschem Recht hat sie nichts gemein.

Die Erstarkung der föderalistischen Idee in Deutschland macht bald eingehende Vorschläge nötig, wie eine Reichsgewalt nach unserm Sinn beschaffen sein muß. Welche Befugnisse soll sie haben und welche die Länder? Welche Machtmittel braucht sie und welche soll sie erhalten? Manches können wir den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder der Schweiz absehen. Besonders solange

kein Streit besteht, daß das föderalistische Deutschland freistaatlich aufgebaut sein soll. Nun knüpft aber gerade der Föderalismus an die bodenständige Ueberlieferung an. Und die ist bei uns Deutschen fast überall monarchisch. Der bayerische Föderalismus, getragen von der Bayerischen Volkspartei und vom parteilosen Heimat- und Königsbund, will einen König aus dem angestammten Haus Wittelsbach. In Hannover hängen viele am alten Herrschergeschlecht der Welfen. Ein verheißungsvoll keimendes mecklenburgisches Bewußtsein sieht im Großherzog seine natürliche Verkörperung. Diese Dinge kann man nicht nach Art einiger pazifistischer und doktrinär-demokratischer Föderalisten von der flachen Hand blasen. Wir bezweifeln sehr, ob in manchen deutschen Gauen das Heimat- und Stammesgefühl getrennt vom fürstlichen Wappenpfahl in die freie Luft ranken möchte. Gerade in den alten Herzogsgeschlechtern hat sich ja der Stamm — ein urgermanischer oder geschichtlich gewordener — sein Bild geschaffen und sein Haupt gegeben. Es ihm dauernd abschnüren, ist Unnatur. Mit einer Rückbildung zu Monarchien ist also gerade dann weithin zu rechnen, wenn das Bewußtsein vom engeren Vaterland wieder erstarkt. Und das wollen ja wir Föderalisten. Was für eine Reichsgewalt soll aber über Könige und Herzöge gebieten? Unseretwegen ein gewählter Kaiser oder auch ein Erbkaiser. In beiden Fällen sollte er nicht Landesfürst sein. Dagegen fände er wohl einen natürlichen Rückhalt an den Freien Städten und an fernerhin freistaatlichen Ländern. Werden sich die Fürsten ihm unterordnen? Ja, wenn mit dem souveränen Staat auch der souveräne Fürst endgültig begraben ist und der König nichts weiter sein darf als der erste Mann seines Volkes. Der erste Bayer, Hesse oder Mecklenburger kann ebensowenig auf den Anspruch verfallen, dasselbe zu sein wie der erste Deutsche (der Kaiser), als der Stamm der Bayern usw. das ganze deutsche Volk darstellen will. So etwa verhielten sich König und Herzöge unter den sächsischen und fränkischen Kaisern. Ihr seht, es wird alles ganz anders im Licht des Föderalismus. Da gibt es nicht im überkommenen Sinne Bundesgenossen oder Vasallen. Vom freien Mann bis zum Kaiser sind alle gleich, nur verschieden nach dem Bereich, dem sie vorstehen. — Ob sich solch reiner Föderalismus in der deutschen Wirklichkeit einmal durchsetzt, muß die Zeit lehren. Ohne Kompromisse wird es wohl nicht abgehen. Zuvor aber muß das Ideal klar herausgestellt sein. Wer es betrachtet, kann nicht mehr von Partikularismus oder gar Separatismus sprechen.

Weltrundschau.

Die Gefahr eines Eisenbahnerstreiks im ganzen Reich ist nach schwierigen Verhandlungen glücklich vermieden.

Die Micumverträge sind bis 30. Juni unverändert verlängert.

In Berlin tagte der Parteitag der Vereinigten Sozialdemokratie. Er sprach sich mit großer Mehrheit für die Koalition mit bürgerlichen Parteien aus. Die sächsischen Genossen, die lieber mit den Kommunisten zusammengehen, fügten sich. Immerhin sollen die Landesparteien eine gewisse Freiheit nach rechts und links behalten.

Bei den Völkischen in Bayern zeigt sich ein Riß zwischen den früheren Deutschnationalen, die im Parlament positiv mitarbeiten wollen, und den Nationalsozialisten. Die Beteiligung an einer bürgerlichen Koalitionsregierung haben die Völkischen abgelehnt.

Der französische Präsident Millerand ist zurückgetreten, nachdem das von ihm bestellte Kabinett Marsal vom Senat wie von der Kammer abgelehnt wurde. An Millerands Stelle wählte die Nationalversammlung zum Präsidenten der Republik den früheren Minister und Senatspräsidenten Doumergue. Er darf als Kandidat Poincarés gelten. Der neue Ministerpräsident ist Herriot, Kriegsminister der bekannte Militärkontrolleur General Nollet.

Das italienische Königspaar hat den spanischen Hof besucht. Mussolini war an der Teilnahme verhindert.

Die britische Regierung hat einen Ministerausschuß bestellt, der mit unbeschränkter Vollmacht die kommunistische Wühlarbeit zu bekämpfen hat. Die englische Arbeiterpartei ist eben doch nicht dasselbe wie die deutsche Sozialdemokratie, Macdonald ist nicht Severing.

Rumänien steht vor einer Bauernerhebung. Ihr Führer ist General Averescu, der nur durch Eingreifen des Königs von einem Staatsstreich zurückgehalten wurde.

Zentrum und Konservatismus.

Eine Erwiderung.

Von Dr. Richard Mai, Saarlouis.

In jeder Partei spielen Kräfte, die gegensätzlich sind, die zu Richtungen, zu Flügeln werden, und schließlich je nach der Gewalt und Größe der Gegensätze zu neuen Parteibildungen sich heraussteigern können. Um die Partei gebunden zu halten, ist es notwendig, sich rechtzeitig über die verschiedenen Richtungsstrebungen, deren Entstehungsursachen und mögliche Wirkungskonsequenzen klar zu werden, gegenseitiges Verstehen zu suchen und auf dieser Liebegrundlage eine Synthese zu finden. In diesem Geiste mag mein Aufsatz eine Antwort sein auf den Beitrag von J. Finke über „Die konservative Idee in der Zentrumspartei". (Allg. R. Nr. 21.)

Ohne auf die ideellen und z. T. tatgewordenen Vorläufergründe des Zentrums zurückgehen zu wollen, begnügen wir uns, von dem Geschehen im Jahre 1870 Ausgang zu nehmen. In der bekannten Zusammenkunft der kurz gewählten katholischen Abgeordneten 1870 wurde beschlossen, eine politische Fraktion christlich-konservativer Richtung zu gründen. Was bedeutete das? Abgesehen von Gegensätzlichkeiten zu anderen Parteien, die wir hier nicht erörtern können, ward damit gesagt, daß man in der bestehenden Konservativen Partei nicht sein Genügen fand. Warum nicht? Weil die Konservative Partei die Religion erst in zweite Linie setzte und sie vielfach zum Mittel für ihre anderen machtpolitischen Zwecke machte, ferner weil sie eine rein preußisch-partikularistische Politik trieb, die als föderalistisch mit der Zentrumspolitik gleich ideelle Grundlage hatte, von ihr aber abgespalten war durch das Attribut, d. h., daß sie Föderalismus nur für Preußen gelten lassen wollte. Nicht umsonst hat die Konservative Partei den föderalistischen Gedanken aufgegeben, als ihr Ziel erreicht und Preußen Vormacht des Reiches war. Diese Gegensätze haben das Zentrum mitgestalten helfen.

Christlich-konservativ war das erste Attribut der entstehenden Partei. Schon die Voranstellung von christlich deutet darauf hin, daß die Partei vor allem andern eine Kulturpartei oder Weltanschauungspartei sein wollte. Ich verstehe unter Weltanschauungspartei eine Partei, die außer- oder vorpolitisch sich aus einer Kondensierung weltanschaulich gleichgerichteter Kräfte entfaltet und dann erst politische Ziele einsetzt zum Zwecke der Selbstbehauptung oder Herrschaftsüberbreitung der entsprechenden Weltanschauung. Letzterer Begriff ergibt sich aus der Notwendigkeit der Stellungnahme zu Gott und Welt. Wo einer dieser Faktoren ausgeschaltet ist, kann von Weltanschauung nicht mehr die Rede sein, wie es bei allen nur wirtschaftlichen Parteien der Fall ist. Diese scheiden also a priori aus. Ferner aber scheidet als Weltanschauungspartei jede aus, der Weltanschauung das Sekundäre ist: entweder Nebenzweck zur Verwirklichung ihrer Ideen oder Mittel zur Durchsetzung andersgerichteter, z. B. politischer oder wirtschaftlicher Zwecke. Bei dieser Begriffsbestimmung muß auch die Konservative Partei als Weltanschauungspartei ausscheiden. Denn ihr Entstehungsboden ist schon äußerlich betrachtet durchaus nicht weltanschaulicher, sondern wirtschaftspolitischer Natur. Baut sie doch auf den großen Besitz und zwar den ländlichen Großgrundbesitz. Vom Bürgertum waren es höchstens solche in gleicher sozialer Stellung, die innerlich überzeugt zu ihr standen. Die Weltanschauung ist der Konservativen Partei in ihrer übergroßen Mehrheit lediglich Mittel zum Zweck; konkret gesprochen, sie bedarf einer bestimmten Weltanschauung, um die von ihrem Besitz Abhängigen an sich zu ketten und sie ihren primären Besitzinteressen nutzbar zu machen. Konservativ als Parteiname bedeutet also nicht Weltanschauung in unserem Sinne, sondern opportunistische Zieleinstellung zu besonders gearteten Gegebenheiten des Lebens.

Ganz anders ist die Entstehung des Zentrums. Sein primäres Fundament ist die Weltanschauung und zwar die christliche[1]). Diese ist der Lichtkelch, von dem aus alle Probleme des staatlichen Lebens bestrahlt werden. Sie ist Anfangs- und Ausgangspunkt jeglichen politischen Lebens der Partei und richtet sich alle politischen und wirtschaftlichen Zwecke und Interessen als Mittel zu. So ist die Zentrumspartei sowohl ihrer Entstehung wie ihrer historischen inneren Dauergestalt nach christliche Weltanschauungspartei. Wir leugnen den Finkeschen Satz, daß das Zentrum als politisch konservative Partei ge-

[1]) Christlich heißt bei uns und auch nach dem tatsächlichen Ursprung des Zentrums katholisch. D. Schr.

gründet worden ist und können seine rein personalen Gründe, bei denen so viele individuelle Eigenschaftlichkeiten mitgespielt haben mögen, nicht anerkennen.

Finke behauptet weiter, das Zentrum müsse entweder konservativ oder liberal, oder demokratisch, oder sozialistisch sein; negativ ausgedrückt, es könne nicht zugleich konservativ, demokratisch usw. sein. Das Zugleich ist in diesem Zusammenhang zweideutig. Es kann sowohl als Nebeneinander wie auch als Nacheinander im gleichen Subjekt gefaßt werden. Nach Finkes Ausführungen muß man es als Nacheinander, d. h. historisch verstehen, sodaß z. B. das Zentrum in seiner Wesensdauergestalt nicht einmal konservativ und dann demokratisch sein könnte. Denn das wäre ein Widerspruch in sich. Dauer und Wechsel vertragen sich nicht. Jedoch hier wird deutlich, daß Finke eine Forderung als selbstverständlich annimmt, die es durchaus nicht ist. Zur Wesensdauergestalt des Zentrums gehört gar nicht die Forderung einer bestimmten, dauernden politischen Einstellung. Zu ihr gehört nur der christliche Gedanke. Er ist die Grundlage der Verewigung des Zentrums und zudem noch das Lötmittel für die zeitlich nebeneinander und nacheinander auftretenden politisch orientierten Ideenkreise. Wir müssen mit Finke anerkennen, daß das Zentrum in seinen Anfängen konservativ war. Nicht zugeben können wir, daß der Konservatismus zu seiner Wesensform gehört, daß er also nicht ohne Zerstörung des Zentrums einer anderen politischen Einstellung weichen kann. Das Zentrum ist nicht nur formal veränderlich, indem z. B. der des Fortschrittes in bestimmter Richtung fähig erklärte Konservatismus sich fortbewegt, sondern auch materiell, indem z. B. der Konservatismus durch Demokratismus oder Sozialismus, natürlich in christlicher Gestaltung, ersetzt werden kann. Das macht ja eben das lebendige Element im Zentrum aus, während das Christliche der Ruhepol ist, an dem sich das Leben orientiert. Nach Finke ist der konservative Gedanke der ruhende Pol, was seiner Auffassung vom Zentrum als zunächst politischer und nicht Weltanschauungspartei entspricht.

Wir haben nur die Möglichkeit einer politischen Andersseinstellung des Zentrums dargelegt. Ob der konservative Gedanke auf dem Marsch ist, wie Finke prophezeit, wollen wir nicht weiter erörtern. Wir stellen nur die eine Frage, warum der konservative Gedanke auf dem Marsch sein muß, wenn das Zentrum doch in seiner Dauerform konservativ ist. Es kann dann doch nur Auswüchse geben, die zu bekämpfen sind. Nehmen wir aber die Männer, die in politischer Beziehung andere Wege gewandelt sind, nicht als Auswüchse oder, milder ausgedrückt, als individuelle Ausbrecher, sondern als Deutungsobjekte der Zukunft und als ihre möglichen Propheten.

Nachwort. Ob das Zentrum Weltanschauungspartei oder politische Partei sei, scheint ein unlösbarer Knäuel. Ist es Weltanschauungspartei — Sammelpartei der deutschen Katholiken — so hat es allerdings mehr Bewegungsfreiheit in den sekundären politischen Ebenen denn als rein politische Gruppe. Wir haben das früher mehrfach dargetan (1921 S. 805. 1922 S. 302, 349, 375, 387). Anderseits konnte gerade der Charakter als Weltanschauungspartei das Zentrum hindern, ein festes staatspolitisches Programm aufzusetzen. Denn Staatsform, Teilung der Gewalten, Parlamentarismus, Föderalismus usw. stellt die katholische Weltanschauung frei. Trotzdem gebietet das Interesse der deutschen Katholiken als eines Volksteils, hier Farbe zu bekennen. Es ist für sie nicht gleichgültig, ob z. B. die Hohenzollern wiederkehren, oder ob eine neue Mainlinie entsteht. Derartige Machtverschiebungen können für die Freiheit der Kirche in Deutschland und für unsere katholische Kultur einschneidende Folgen haben. Deshalb haben wir im gleichen Heft wie Finke eine Einigung der deutschen Katholiken in positiven politischen und deutschen Zielen vertreten. Nur etwas Positives, Greifbares stellt die kranke Einigkeit wieder her, nicht ein leerer Raum, den jeder mit seinen Idealen ausfüllen kann. Wir glauben, daß die deutschen Katholiken das Bewußtsein von der europäischen Sendung ihrer Nation wieder herzustellen haben, die mittelalterliche Reichsidee in zeitgemäßer Form. Klar ist natürlich, daß man auf diese politische Idee keinen Katholiken als Katholiken verpflichten kann. Hier liegt vielleicht die Ursache, warum das Zentrum und jede Sammelpartei der deutschen Katholiken nicht konfessionell-katholisch sein kann. Das Nationale ist bei den Deutschen eigentümlich mit dem Religiösen verquickt dank ihrer providentiellen Aufgabe, wie sie Rösler (Die deutsche Nation und das Preußentum, Paderborn 1919, vgl. Nr. 23 S. 341) tiefeindringend geschaut hat. Diese Sendung, dieser Wille Gottes mit den Deutschen ist selbstverständlich kein katholisches Dogma, muß sich aber in politisches Wollen der deutschen Katholiken umsetzen. Das Widerspruchsvolle im Charakter des Zentrums als katholisch eingegründeter und doch nicht konfessioneller Partei scheint uns damit einigermaßen erklärt. — Zu den Aufsätzen in Heft 21 hat ausführlich Stellung genommen das „Bayerische Vaterland“, das neuerdings oft bemerkenswerte großdeutsche Beiträge bringt. Unter dem Titel „Die kranke katholische Einigkeit — Gedanken zur großdeutschen Idee“ (Nr. 123—127, 31. Mai bis 5. Juni 1924) stimmt das B. V. besonders meinen Ausführungen weithin zu, erhofft aber nichts von den bestehenden Parteien, am wenigsten vom Zentrum. Es sei zu sehr preußisch infiziert. Um Prophezeiungen zu streiten, ist natürlich mißlich. Angesichts der Zentrumsjugend — die Windthorstbünde werden sich wundern, vom B. V. als Häretiker des Zentrums ausgerufen zu sein — und hoffnungsvoller Erscheinungen in der Presse, die sich nicht nur in Frankfurt grundsätzlich und geistespolitisch zu erneuern sucht, lassen wir uns jedoch die Zuversicht nicht rauben. Wenn das Heil von Bewegungen kommen soll — unsere Parteien waren auch einmal Bewegungen und können es wieder werden. Man werfe nur neue Ideen in das stagnierende Wasser. Von Altersschwäche des Zentrums zu sprechen erscheint uns jedenfalls verfrüht. Immerhin gilt auch dem Zentrum die bemerkenswerte Mahnung des B. V. an die eigene Partei: „Inwieweit die Bayerische Volkspartei mit der Lösung der deutschen Frage engagiert ist, inwieweit sie föderalistisch und großdeutsch ist, soweit hat sie Zukunft“.

Dr. Otto Kunze.

Zum Artikel von P. Schlund: Der Jungdeutsche Orden.

Von H. Böhmer, Komtur der Ballei Sennegau.

Zu dem Artikel des P. Schlund über den Jungdeutschen Orden, Nr. 14, 15, 16/17 der Allgemeinen Rundschau, sei mir gestattet, einige Bemerkungen und Richtigstellungen zu machen.

Die Debatten über den Jungdo haben wir von Anfang an begrüßt; sie mußten das notwendige Licht bringen. Du choc des opinions jaillit la lumière, haben wir früher gelernt. Privatansichten über den Jungdo darf jedermann haben; er darf sie auch beweisen; über diese Beweise darf wiederum gestritten werden. Jedoch nach der religiösen und kirchlichen Seite hin durch Privatansichten das Verwerfungsurteil auszusprechen, geht wohl nicht an. Denn in diesem Falle werden hunderttausende Katholiken betroffen, denen man obendrein für ihre Kirchlichkeit eine gute Note gibt. P. Schlund schreibt selbst unter dem 24. April S. 242, nachdem unter dem 3. April sein 1. Abschnitt erschienen war: daß darüber die Bischöfe zu entscheiden hätten, daß vom Ordinariat zu Paderborn ihm unter dem 12. 2. 24 mitgeteilt worden sei, unter kurzem würde voraussichtlich eine bestimmte Stellungnahme des Ordinariates erfolgen. Diese Stellungnahme ist erfolgt. Da sie gleichlautend auch von anderen Kirchenbehörden erfolgt ist, darf sie als Stellungnahme des Episkopates angesehen werden.

P. Schlund schreibt unter dem 24. April S. 243: Unser Urteil kann nicht anders lauten als: „Für einen kirchlichen Katholiken ist der Jungdo als Organisation unmöglich.“ Andere Geistliche hatten öffentlich den Satz aufgestellt, daß ein Katholik dem Orden nicht angehören dürfe; einer davon verbot den Eintritt unter Todsünde usw.

Bereits unterm 24. März 1924 steht im kirchlichen Amtsblatt der Diözese Paderborn „Zur Frage einer Stellungnahme zu einzelnen neuen Organisationen“:

„In den letzten Monaten ist mehrfach das Ersuchen ausgesprochen, es möge kirchlicherseits der Beitritt zu einzelnen neuen Organisationen als unbedenklich für Katholiken erklärt werden (eine Erklärung, die dann trotz aller vorsichtigen Abfassung voraussichtlich wohl zur Werbetätigkeit benutzt worden wäre). Solche Wünsche wurden laut für den Jungdeutschen Orden, den Stahlhelm u. a. m. Es wurde hingewiesen auf Vorzüge des Programms, auf Ausschluß politischer Parteibestrebungen und konfessionellen Zwistes, auf Notwendigkeit der Förderung patriotischen Sinnes, sittlicher Tüchtigkeit, Ueberwindung ungesunden Klassengeistes usw.; auch wurde bemerkt, daß Entgleisungen in einzelnen Gruppen nicht dem Programm zur Last fallen u. dgl. mehr. Nach Einholung von Gutachten kann eine Erklärung vorgedachter Art nicht gegeben werden. Es wird vielmehr erwartet, daß der Klerus vorsichtige Zurückhaltung übe, zumal die weitere Verwirklichung der Sätze des Programms noch abzuwarten ist. Dazu sei folgendes bemerkt: Dem katholischen Volke ist genügend bekannt, mit welch hingebender Liebe und Opferfreudigkeit Klerus und Volk in friedlichen und schlimmen Zeiten die Treue zum Vaterland betätigt haben, und daß diese Tugend wie alle sittlichen Tugenden ihren festesten Halt in den Grundsätzen unserer heil. Religion, im kirchlichen Geiste finden. Ebenso ist dem katholischen Volke bekannt, wie harmonisch kirchliche und vaterländische Gesinnung im Pflichtbewußtsein aller treuen Katholiken verbunden, in ihren Herzen fest eingewurzelt und stets im gesamten katholischen Vereinsleben aufs wirksamste gefördert sind. Die Ausbreitung und Wirksamkeit des katholischen Vereinswesens verlangt vom Klerus eine solche Summe von Zeit und Arbeit, daß diese nicht durch Teilnahme an interkonfessionellen Bestrebungen gedachter Art zersplittert werden kann.“

Von dieser Stellungnahme vom 24. März scheint P. Schlund am 24. April noch nichts gewußt zu haben.

Was sagt uns nun diese Stellungnahme, die auch für P. Schlund maßgebend sein dürfte? Daß sie mit aller Vorsicht abgefaßt ist, daß zuerst Gutachten eingeholt worden sind, daß vom Klerus erwartet wird, daß er vorsichtige Zurückhaltung übe. Für den Laien wird nichts gesagt, indirekt, daß die Sätze des Programms des Jungdo einwandfrei sind, denn sonst hätte das Gegenteil hier gesagt werden müssen; daß die bisherige Verwirklichung der Sätze des Programms da ist, daß nur die weitere Verwirklichung der Sätze des Programms abzuwarten ist. Hier scheint auch die Quintessenz der Stellungnahme zu liegen; denn es waren Vorwürfe gegen den Jungdo erhoben und in der breitesten Oeffentlichkeit umstritten worden, die zu einem kirchlichen Verbot führen mußten, falls die Gutachten sie als bewiesen fanden: heidnische Einstellung, Nacktkultur, Katholikenfeindlichkeit. Jeder Freund des Jungdo, zumal die katholischen Mitglieder, werden sich freuen, daß sie bis jetzt in dieser Hauptphase des Kampfes den Sieg davongetragen haben.

In der kirchenbehördlichen Stellungnahme heißt es dann: „Nach Einholen von Gutachten kann eine Erklärung vorgedachter Art nicht gegeben werden.“ Bei der Erklärung vorgedachter Art steht anfangs: „Es möge kirchlicherseits der Beitritt (hier zum Jungdo) als unbedenklich für Katholiken erklärt werden“. Also diese Erklärung kann nicht gegeben werden. Warum nicht? Der Grund scheint in dem Nachsatz zu liegen, weil sie „dann trotz aller vorsichtigen Abfassung voraussichtlich wohl zur Werbetätigkeit benutzt werden würde“. Die Sätze des Programms sind wohl nicht schuld, daß die Erklärung der Unbedenklichkeit nicht gegeben werden kann; die Sätze werden ja nicht beanstandet. Auch eine den Sätzen vielleicht nicht entsprechende Praxis ist nicht schuld, denn die bisherige Verwirklichung wird ja indirekt zugegeben. Das Abwarten der weiteren Verwirklichung scheint kein genügender Grund der Ablehnung zu sein. Bleibt als Grund nur übrig, damit eine solche Erklärung nicht zur Werbetätigkeit benutzt werden kann. Dieser Grund zur Ablehnung soll durchaus nicht beanstandet werden. Jedoch es folgt daraus, daß die Ablehnung selbst des Ersuchens der Unbedenklichkeitserklärung für Katholiken im Kampfe gegen den Jungdo kein wesentlicher Faktor sein kann.

Somit ist P. Schlund in seinem bereits angeführten Endurteil, daß für einen kirchentreuen Katholiken der Jungdo als Organisation unmöglich ist, zweifelsohne übers Ziel hinausgefahren. Auch die anderen sind es, die vom religiösen und kirchlichen Standpunkt dem Jungdo das Verwerfungsurteil zugerufen hatten.

Parallelen beleuchten! Deshalb hier einige Sätze aus der Stellung der kirchlichen Behörden zu den Freien Gewerkschaften. Im Amtsblatt für die Diözese Paderborn steht (4. 1. 24):

„a) Es ist dem Katholiken nicht gestattet, den Freien Gewerkschaften als Mitglied anzugehören, einerlei, ob es sich um Gewerkschaften für Arbeiter oder solche für Beamte oder Angestellte handelt. b) Wenn die Katholiken die Möglichkeit haben, sich in Verbänden zu organisieren, die ihren religiösen Interessen nicht entgegenstehen, so sind sie verpflichtet, aus den Freien Gewerkschaften auszutreten. . . . c) Wenn Katholiken trotz erfolgter Aufklärung und obwohl ihnen Eintritt in eine andere erlaubte Organisation möglich ist, dennoch als Mitglied in den Freien Gewerkschaften verbleiben, so sind sie zum Sakramentsempfang nicht mehr zuzulassen.“

Das ist eine ganz andere Sprache, als in der Stellungnahme zum Jungdo! Weiteres hierzu zu sagen erübrigt sich.

Und nun zu einigen Einzelheiten des Artikels des P. Schlund.

Unsere Anerkennung dafür, daß er frei das viele Gute des Jungdo betont hat. Es ist zwar nicht alles, aber viel mehr, als wir erwartet haben. Führende katholische Blätter, oder richtiger Zentrumsparteiblätter, haben sich hierzu nicht aufschwingen können. Die Germania schrieb diesbezüglich am 7. 1. 24: „Wir sehen keinerlei Veranlassung für den Jungdo Reklame zu machen.“

Warum soll das nicht gelten, was der Jungdo über sich selbst sagt, sondern allein das, was der Abgeordnete Schwering am 30. Nov. 1922 über den Jungdo sagte, wie P. Schlund S. 208 meint? Wollte jemand sagen, daß das nicht gelte, was das Zentrum über sich selbst sage, sondern allein das, was z. B. Ludendorff über das Zentrum sagt, so fände man dieses geradezu lächerlich. Wie Ludendorff ein Gegner des Zentrums ist, so ist Schwering ein Gegner des Jungdo.

P. Schlund zitiert § 3 der Verfassung, daß der Orden auf dem Boden des Christentums stehe; erhebt aber den Vorwurf, daß in der ganzen Verfassung sonst kein Wort vom Christentum stehe und folgert daraus, daß der Jungdo nicht christlich sei. Zudem schreibt er S. 208: „Das Programm hat wenig zu sagen, wenn die praktische Durchführung nicht dem Programm entspricht“; auch zitiert er S. 242 Schwering: „Programm des Jungdo herrlich, wenn er es wirklich effektuiert. Aber da hapert es.“ Und nun gesteht P. Schlund S. 241 folgendes:

„Ich stelle auch nochmals fest, daß in dem schon benützten Flugblatt von 1924 „Der Jungdeutsche Orden, seine Arbeit und seine Ziele“ der Grundsatz aufgestellt ist: „Die Pflege des Christentums überläßt er den Konfessionsvertretern. Er verlangt von seinen Angehörigen, daß sie als deutsche Brüder Achtung vor ihrer gegenseitigen religiösen Ueberzeugung haben, daß sie sich aber unbeschadet ihres treuen Bekenntnisses zu ihren Konfessionen als Schicksalsgenossen die Hände reichen.“ Ich stelle ferner mit Befriedigung die Erklärung der Ordensleitung anläßlich des Verbots der weiteren Mitarbeit der Priester Dröder und Dr. Pieper fest: „In selbstverständlichem Gehorsam gegenüber ihren geistlichen Vorgesetzten haben sie schweren Herzens das liebgewordene Ordenskreuz ablegen müssen.“ Ich stelle endlich fest, daß der Jungdo von der Deutschvölkischen Freiheitspartei, Richtung Wulle, neuestens sowohl politisch wie konfessionell energisch abrückt.“

Doch wir fragen nun: Kann man von einer vaterländischen Organisation mehr verlangen? Wenn das Programm auch wenig zu sagen haben soll, kann diese praktische Durchführung denn besser dem Programm entsprechen? So hat P. Schlund den Abgeordneten Schwering selbst widerlegt, daß es an der „Effektuierung“ des Programms hapern soll!

P. Schlund schreibt S. 224: „Und in seiner an die Bischöfe von Paderborn, Fulda, Münster, Hildesheim, Köln, Mainz und Osnabrück versandten Erklärung schreibt der Hochmeister: „Wegen seiner Konfession wird kein Ordensbruder behelligt, sofern er nur auf dem Boden des echten Christentums steht“. Warum fügt er aus derselben Erklärung nicht hinzu: „daß weder der Orden noch seine Leitung an irgendeiner Katholikenhetze beteiligt sind oder jemals beteiligt sein werden“? Gerade diese letzte Feststellung ist doch praktisches Christentum, und sie käme doch für die Zukunft auch für die katholische Kirche in Deutschland einem geschichtlich wichtigen Dokumente gleich.

Wir möchten darauf hinweisen, daß der „Wegweiser für den Jungdeutschen Gedanken“ von 1921, herausgegeben von der Ballei Cassel, mit dem „Aufsatz des Bruder Pietschker“ identisch ist. Dieser Wegweiser wurde gerade wegen des darin enthaltenen Aufsatzes von der Ordensleitung auf den Index gestellt. Aber nicht, wie P. Schlund schreibt: „Heute“, sondern sofort nach Erscheinen, vor etwas mehr als 2 Jahren. Deshalb ist auch P. Schlunds Beweisführung S. 225 aus Pietschkers Schrift irreführend. Die Indizierung des Wegweisers erkennt er an, sucht aber aus Pietschker gegen den Orden zu argumentieren.

P. Schlund fragt diesbezüglich: „Gibt es denn für die (protestantische) Ballei Cassel andere Grundsätze als für den Orden oder die Balleien, in denen die Katholiken die Mehrheit sind?“ Die Antwort ist doch so einfach, daß die Frage gar nicht gestellt zu werden brauchte: Gerade weil es für die Protestanten im Orden keine anderen Grundsätze gibt als für die Katholiken, deshalb ist die Schrift ja auf den Index gekommen!

P. Schlund zitiert öfters Abgeordnete. Die Ansichten von Abgeordneten gelten nur soweit, als sie begründet sind; und dann sind diese angeführten Abgeordneten doch ausgesprochene Gegner des Jungdo. Gerade als wenn wir uns Auskunft über das Zentrum holen wollten bei Abgeordneten, die Gegner des Zentrums sind!

P. Schlund schreibt S. 225:

„Der Ordenshochmeister selbst sagt, daß er unter echtem Christentum verstehe „nicht mehr und nicht weniger als das Christentum der christlichen Gewerkschaften“. Wir wollen selbstverständlich die christlichen Gewerkschaften und ihr Christentum nicht angreifen . . . für die Religion und Pflichten der Kirchlichkeit wünschen sie ausdrücklich, daß die Mitglieder auch konfessionellen Arbeitervereinen angehören. . . . (Einige Zeilen weiter) Auf dem Flugblatt: der Jungdeutsche Orden, seine Arbeit und seine Ziele ist gezeigt, daß der Jungdo . . . christlich sein will. Dort heißt es: „Christlich ist der Orden, weil er das positive Christentum als Grundlage des Staates bejaht. Die Pflege des Christentums überläßt er den Konfessionsvertretern. Er verlangt von seinen Angehörigen, daß sie als deutsche Brüder Achtung vor ihrer gegenseitigen religiösen Ueberzeugung haben . . .“

Aus diesem Letzteren zieht er die Schlußfolgerung, daß hier bloß ein Rahmenchristentum und kein Lebenschristentum sei. Wenn P. Schlund nun das Christentum der christlichen Gewerk-

schaften nicht angreifen will, warum greift er das Christentum des Jungdo an? Warum Haarspaltereien in der Beurteilung?

P. Schlund weist auf ein Inserat betr. Nacktkultur hin. Das sei dankbarst begrüßt. Die verantwortlichen Stellen werden diesen Hinweis als einen Protest mit dem unserigen verbinden und in Zukunft danach handeln. Da P. Schlund jedoch auf einen Datumsunterschied hinweist, möchten wir es auch tun. Am 6. Nov. 1923 machte er dem Jungdo den Vorwurf der Nacktkultur. Unter dem 8. Febr. 1924 wurde er im Organ des Jungdo aufgefordert, dies zu beweisen. Sein jetziger Artikel ist wohl als eine Antwort auf diese öffentliche Aufforderung aufzufassen. Nun versucht er unter dem 24. April 1924 durch Anführung eines Inserates, das erst am 26. Jan. 1924 in dem Organ gestanden, seine Aeußerung vom 6. Nov. 1923 zu beweisen. Wir meinen, man kann doch eine Aeußerung vom 6. Nov. 1923 nicht mit Material beweisen, das es erst seit 26. Jan. 1924 gibt.

P. Schlund schreibt S. 242 unter dem 24. April 1924:

„Kaplan Dröder schreibt: „Zur Beruhigung aller jener, die es angeht, dürfen wir auch hierher setzen, daß die bischöfliche Behörde zu Paderborn im Juli 1923 erklärt hat, daß sie keinem Priester verbieten könne, Mitglied des Jungdeutschen Ordens zu sein, also verbietet sie dieses erst recht nicht katholischen Laien." Dazu wird mir auf meine Anfrage in Paderborn unter dem 12. Febr. 1924 mitgeteilt: „Das hiesige bischöfliche Ordinariat hat offiziell überhaupt noch keine Stellung zum Jungdeutschen Orden genommen. Unter kurzem wird voraussichtlich aber eine bestimmte Stellungnahme erfolgen." Unter dem 28. Febr. 1924 ist mehreren Geistlichen verboten worden, für den Jungdeutschen Orden zu arbeiten. Kaplan Dröder selbst mußte austreten."

Aus diesen Zeilen kann sich jeder leicht ein vernichtendes Urteil gegen Kaplan Dröder bilden. Und dennoch! Das bischöfliche Ordinariat hat recht, Kaplan Dröder hat auch recht; aber P. Schlund hat hier unrecht. Hätte er die Ordenszeitung vom 5. April 1924 gelesen, dann hätte er wahrscheinlich seinen diesbezüglichen Bericht anders der Oeffentlichkeit am 24. April 1924 übergeben. Wir fassen zusammen: dem Kaplan Dröder ist unter dem 28. Febr. 1924 verboten worden, im Jungdo tätig zu sein oder Propaganda dafür zu machen. Weshalb? Nicht, weil der Jungdo nichts tauge; der Hochwürdigste Herr hat ihm selbst in liebenswürdiger Weise in die Feder diktiert, daß er mit dieser Anordnung kein Urteil über den Jungdo abgeben wolle, das sei Sache des Episkopates, sondern er wolle durch die Anordnung den Zwist ausräumen, der unter seinen Geistlichen, des Jungdo wegen, ausgebrochen war. Um diesen Zwist gründlich auszuräumen, hat Kaplan Dröder des Friedens unter seinen Konfratres wegen die Folgerungen gezogen und ist ausgetreten, auch um seiner vorgesetzten Behörde ein Beispiel jungdeutscher Disziplin zu geben. Er mußte nicht austreten. Auch in der neuesten Stellungnahme der kirchlichen Behörde ist von Geistlichen dieser Austritt nicht gefordert; es wird nur erwartet, daß der Klerus vorsichtige Zurückhaltung übe. Das bischöfliche Ordinariat hat recht; denn bis zum 12. Febr. 1924 hatte es offiziell noch keine Stellung zum Jungdo genommen. Die angekündigte Stellungnahme ist für Paderborn am 24. März 1924 erfolgt. Die Stellungnahme für Breslau, gleichen Inhalts, war schon Wochen vorher durch die Presse gegangen. Kaplan Dröder hat aber auch recht. Der jetzige Ordenskanzler, damals Komtur der Ballei Sauerland, hatte der bischöflichen Behörde zu Paderborn am 4. Juni 1923 eine Beschwerde eingereicht gegen einen Geistlichen, der als Jugendpräses gegen den Jungdo etwas unternommen hatte, was er beanstanden zu müssen glaubte. Darüber weiter unten. Was inzwischen mündlich gesprochen worden ist, übergehen wir, da es nicht genügend Beweiswert hat. Am 8. August erfolgte die schriftliche Niederlegung. Sie lautet: „Bischöfliches Generalvikariat. J. Nr. 6990. Paderborn, den 8. August 1923. . . . Wir sind nicht in der Lage, dem Vikar (folgt der Name des Geistlichen) seine Auffassung dem Jungdeutschen Orden gegenüber vorschreiben zu können. Er muß die Freiheit behalten, sich für oder gegen den Jungdeutschen Orden entscheiden zu können . . ." Kaplan Dröder war nicht im Unrecht, sich auf dieses Dokument zu stützen. Es trägt allerdings nicht den Charakter einer offiziellen Stellungnahme zum Jungdo, jedoch es war gerichtet an einen Führer des Jungdo in Jungdosachen und enthielt Richtlinien für Geistliche. Von einer offiziellen Stellungnahme der bischöflichen Behörde hat Kaplan Dröder nie etwas geschrieben oder gesprochen. Von diesem Dokument ist auch nie, am wenigsten zur Werbetätigkeit, Gebrauch gemacht worden; es ist erst zur Verteidigung zitiert worden, als im Dez. 1923 Geistliche den Satz aufstellten, „ein Katholik dürfe nicht Mitglied des Jungdeutschen Ordens sein". (Schluß folgt.)

Römische Eindrücke.

Von P. Hugo Lang O. S. B.

Rom: Ewige Welt im Banne eines Namens... Traumhaftes „Anklingen tiefgedämpfter Trommelwirbel über dem weichen Golde der Posaunen!" (A. H. Rausch, Südliche Reise S. 65.) Nahe dem Bahnhofe wächst als erster der sieben Hügel Roms der Esquilin auf: In verwahrlosten Rasenstücken ein rotbrauner Obelisk aus der ägyptischen Sonnenstadt, dahinter die weitgeschwungenen und doch in sich gesammelten weißen Schnüre einer hohen Marmortreppe, die an die Altarwände der großen Marienkirche hinaufträgt. Und die grauen Riesenwände scheinen an den höchsten blauen Himmel gelehnt. Hier erwächst dem Romfahrer der erste Begriff von Raumdimensionen dieser Stadt. Gleicherart türmt sich auch ein Zeitalter auf das andere: Ueber des edlen Clemens altererbtem Haus, an dessen Mauerwerk der Kenner Königszeit und Republik und Kaisersäkula unterscheidet, steht die weite Konstantinische Basilika und über dieser der Glanz einer neuen frühmittelalterlichen Kirche im Schmuck keuscher Frührenaissance und schweren Barockprunkes. „Unseres Daseins unendliche Kette" scheint hier kein Glied verloren zu haben. Ewige Stadt! — Zur St. Peterskuppel und dem Moses des Michelangelo pilgern wir wie zu den gewaltigsten Taten, in denen die Menschenhand der Schöpferhand Gottes nacheiferte. — Die öde Campagna und die sanfte, unerhört vieltaktige Melodie der Sabiner- und Albanerberge im weiten Rund wecken in der Brust die größten Ahnungen auf. Wird das heutige Rom auch im Geistigen Stil, Format und Dimensionen erleben lassen? Der erste Anblick gestriger und heutiger Kunstleistungen enttäuscht trauriger als anderswo, weil der allgemeine Abfall der Moderne von der Tradition nirgends so schmerzlich fühlbar werden kann. Der internationale Liberalismus hat hier, wie allerwärts, nur Zuckerbäckereien in gigantischen Maßen, edelste Baustoffe mißbrauchend, hergestellt. Armselige Kriegspsychosen wollen sich in Permanenz erklären in Denkzeichen für österreichisch-italienische Ueberläufer, im Standbild des „Verstümmelten", in immer neuen Bereicherungen des Nationaldenkmals. Und was die kirchliche Kunst erzeugte, ist Volksgeschmack, das heißt Ungeschmack, kraftlos wie nur irgendwo. Sollen wir die Hoffnung, hier, in der Ewigen Stadt, wenigstens noch Haltung der Geister zu finden, fahren lassen? Nein, die alten Römer leben noch! Sieh, wie die ärmste Frau aus dem Volke würdig zu schreiten weiß, wie die Männer gelassen schlendern! Es muß doch noch geistige Dimensionen in Rom geben! Und wirklich, sie sind das kaum geahnte, eindrucksvollste Erlebnis dessen, der aus dem nachrevolutionären, wirr und kleinlich bewegten Deutschland kommt.

I.

Wer nach langer Fahrt durch die grenzenlose Armut, Verwahrlosung und Sorglosigkeit Italiens die Welt des Vatikans betritt, atmet auf: Weiträumigkeit, Materialgediegenheit, Gepflegtheit umfangen ihn allenthalben. Die Wachen, Ehrendienste, Behörden weisen alle Großartigkeit des in langer geschichtlicher Entwicklung organisch Gewordenen auf. Hier wohnt erhabene Selbstsicherheit, weithin schwingt die wohltuendste Stille. „Die katholische Kirche regt sich nicht auf, wenn wieder einmal ein Blatt in der Weltgeschichte umgewendet wird" (P. Odilo Rottmanner). Solche Art dürfte vor allem der Politik zugute kommen. Und wahrlich, deren Stetigkeit fällt auf. Hier ist man nicht auf die zufälligen Zulänglichkeiten und Unzulänglichkeiten jedes Mitarbeiters auf Gedeih und Verderb angewiesen, was gerade Deutschlands augenblickliches Verhängnis bildet. Davor ist der Vatikan schon dadurch bewahrt, daß ihm ein seit Innozenz III. (1198—1216) lückenloses Archiv zur Verfügung steht, das, dank vorzüglicher „Rubriken" und „Minuten" stets die Tagesereignisse und Tagesaufgaben in größeren Rahmen zu stellen gestattet. Dazu kommt eine peinliche Wahrung der Zuständigkeiten, die seit Benedikt XV. auch dem wohlwollenden Herzen ein motu proprio-Verfahren nur selten rätlich erscheinen läßt, und eine große Bedachtheit auf ruhigen Gang aller Arbeiten, die zuweilen zu reichlicher Bedächtigkeit werden mag. Das Staatssekretariat freilich kann sich keiner Beschaulichkeit erfreuen. Der größte Gesandtschaftsapparat der Welt sorgt für dauernde Spannung und bringt überreichlichen, bedeutsamen Stoff zu rascher Aufarbeitung, besonders an den beiden wöchentlichen Empfangstagen Dienstag und Donnerstag, an denen die Vertreter aller Staaten offiziell antreten, „jedesmal klopfenden Herzens", wie einmal ein witziger Franzose sagte, da doch 280 breite Marmorstufen zu diesem

„hohen" Ministerium des Auswärtigen erstiegen werden müssen. Die Informationswege sind sehr gerade: Gesandtschaftsberichte und regelmäßige Bischofsberichte, aus denen das Wichtigste, an den zuständigen Hauptstellen vorbearbeitet, jeden Morgen um 9 Uhr dem Heiligen Vater durch den Kardinalstaatssekretär Gasparri unterbreitet wird. Auch im Audienzwesen herrscht prachtvolle Genauigkeit, so daß sich Informationsversuche „auf Hintertreppen" recht wenig empfehlen würden. Bekannt sind ferner die peinlichen Kanzleiregeln und die sorgfältige Stilisierung aller Verlautbarungen des Vatikans, die auch auf sprachliche Eleganz hohen Wert legt. Im Bereich der Kurie ist also nicht nur das Marmorpflaster durchaus reinlich! Soviel vom Formalen der vatikanischen Politik, dessen Gediegenheit auch dem flüchtigsten Besucher auffallen wird. Die Bedeutung dieser formalen Vorzüge für den weitesten Verwaltungsapparat, für die ausgedehnteste Diplomatie und den größten Postverkehr der Welt läßt sich gar nicht hoch genug einschätzen.

Was kann nun ein guteingeführter Besucher vom Inhalt dieser Politik mühelos und zuverlässig beobachten? Summa summarum: Hier wird noch Ideenpolitik gemacht, die nicht vom Tag für den Tag, von der Hand in den Mund lebt. Klugheit gibt's auch anderwärts, hier ist aus ewigen Quellen gespeiste Weisheit. Es will viel besagen, wenn Rom keinen einzigen Rückzug während all den Kriegswirren anzutreten brauchte. Dadurch, daß die Entente den Papst von ihren Friedensmachenschaften ausschloß, ist dieser keineswegs moralisch entwaffnet worden. All ihre Pakte werden einmal zerfallen. Dann erst wird man erkennen, welche Großtat die päpstlichen Vermittlungsversuche während des Krieges, die vielen erfolgreichen Fürsorgeleistungen zur Linderung der Kriegsschrecken und -Schäden, welche Großtat insbesondere die Enzyklika Pius XI. „Ueber den Frieden Christi im Reiche Christi" vom 23. Dezember 1922 bedeutete. Daß deren Bedeutsamkeit, wie die aller vatikanischen Leistungen, von den deutschen Katholiken, besonders auch von ihrer Presse, stets geziemend beachtet und zur Geltung gebracht worden sei, kann sehr bezweifelt werden.

Mit innerstem Interesse wird sich der deutsche Romfahrer nach der Stellung des Vatikans zu deutschen Lebensfragen erkundigen. Wer Gelegenheit hat, die amtlichen Vertreter unserer deutschen Sache und glühende deutsche Patrioten, die Rom ihre zweite Heimat nennen dürfen, eingehend darüber zu hören, wird, selbst wenn er ohnehin nicht ahnungslos war, aus dem Staunen und — Sich-schämen nicht herauskommen. In letzter Zeit sind bei uns gewisse Zettelkästen umgestürzt worden, um die „Deutschabträglichkeit" der vatikanischen Maßnahmen während des Weltkrieges als ein zwingendes Agens zur Neueinstellung der gesamten Politik der deutschen Nation zu erweisen. Kurz zuvor hatte Helfferich in Rom selbst Augen und Ohren aufgemacht und erkannt, daß hier hellichte Tatsachen gegen dunkle Verdächte stehen. Seine letzte Reichstagsrede zeigte seinen Mut zur Wahrheit; klipp und klar rückte er darin von Ludendorffs Ahnungslosigkeiten ab. In den verschiedensten, seit 1919 veröffentlichten Dokumenten hat die Kurie den Versailler Frieden unverkennbar abgelehnt. Die Deutschen können schlecht lesen, das schlechte Gewissen der anderen liest feiner. Immer wieder wurde darum bei uns die Forderung erhoben, der Papst solle einmal im Namen Christi ein gewaltig hallendes Donner- und Fluchwort sprechen. Vor allem erwarten naive Leute ein Bannwort gegen die französischen Machthaber: Was soll aber Exkommunikation gegen bereits Exkommunizierte? Wenn jedoch drüben der Krieg selbst das Urteil von Kirchenfürsten verwirrt oder verengt hat, wird dann ein solches Donnerwort nicht jeden Rest von Gesundheit auslöschen und ein ganzes Volk in schismatische Verarmung treiben? Ist es nicht besser und christlicher, den glimmenden Docht wieder geduldig zur Flamme anzufachen, den Urteilskranken, den Pupillenstarren als Arzt zu begegnen? Was würde ferner eine rücksichtslose Brandmarkung Frankreichs als des wahren Friedensbrechers unmittelbar schaden? Es würde der französische Vertreter am Vatikan abberufen, der Nuntius in Paris müßte weichen. Die in langer Mühe neu errichteten unmittelbaren Verhandlungsmöglichkeiten und darüber erst recht alle Einwirkungsmöglichkeiten wären auf lange hinaus wieder hoffnungslos verschüttet. Frankreich würde von seiner Haßpolitik nicht abgebracht, sondern neu darin bestärkt und sich Deutschland gegenüber nun völlig ungehemmt fühlen. Einzelerfolge, wie sie der Hl. Stuhl bisher in der Ruhr- und Rheinpolitik durch unverdrossene Kleinarbeit erreichte, wären nie mehr zu erwarten. Daß großspurige Proteste nur erbittern und nicht ernüchtern, dürften selbst die protestlustigsten Deutschen allmählig einsehen. Ist es nicht besser, zu retten, was wirklich zu retten ist, und diesem und jenem lebendigen Menschen, den die Härten der Feindbesetzung treffen, in zäher Einzelbemühung zu helfen? Unermüdlich ist Rom in solcher Einzelhilfe: Es gelang, bei den zum Tod Verurteilten (Görges) die Begnadigung wenigstens zu Freiheitsstrafen, bei vielen der Freiheitsstrafe Verfallenen deren Aufhebung (Krupp), sowie Milderung aller mißlichen Zwangsmaßnahmen den Franzosen abzuringen. Im Falle Schlageter war das Todesurteil zum Schrecken des Vatikans bereits vollzogen, ehe Vermittlung möglich war. Daß die Anwesenheit eines päpstlichen Delegierten in den bedrängten Gebieten nur den Fremdherren, nicht der armen Bevölkerung unbequem ist, dürfte sich von selbst verstehen. Wenn z. B. Msgr. Testa Zeuge des furchtbaren Essener Mordens war, kann eine noch so geschickte Frisierung der Ereignisse durch die französische Regie gegen den Bericht des Augenzeugen schwerlich aufkommen. Durch einen förmlichen Bruch mit Paris begäbe sich der Vatikan weiterhin aller Möglichkeit, auch nur charitativ zu helfen, wo irgendeine Not ruft. Wen die Liebe Christi bestimmt, der bringt die Kälte nicht auf, dem deutschen „Namen", der deutschen „Sache" etwa ein moralisches Plus in der Welt zu schaffen, wenn darüber die deutschen lebendigen Menschen verhungern und verelenden. Die Lüge von der deutschen Kriegsschuld hat auf den Vatikan nicht gewirkt, keine moralische Aburteilung Deutschlands konnte von ihm erpreßt werden. Daß in einem vielleicht (!) nicht ganz wohlgewählten Augenblick des Ruhrkampfes die berühmt gewordene Sabotagenote abgesandt wurde, wird von berufenen Kennern der Vorgänge als eine Erscheinung rein physischer Abmüdung durch maßlose Inanspruchnahme der vatikanischen Stellen seitens der Ententevertreter betrachtet. Der Inhalt ist ja nichts als selbstverständliche christliche Moralauffassung, ihre Veröffentlichung jedoch fällt gerissener Tücke der Gegner zur Last. Ihre Bedeutung ist sehr gering gegenüber der kurz vorangegangenen, in Deutschland wie immer betrüblich wenig beachteten, schärfsten Verurteilung der Haßpolitik gegen Deutschland in einem feierlichen Brief des Papstes an seinen Staatssekretär. Jeder Eindruck von einseitiger Stellungnahme wurde noch dazu sofort wettgemacht durch Erlaß einer ähnlichen Dienstanweisung an die Nuntiaturen in Paris und Brüssel, deren Wert von der römischen Gesamtdiplomatie sehr richtig eingeschätzt wurde. So ist auch jene Episode nur ein Beweis peinlichsten Gerechtigkeitsstrebens, und ihre Ausschlachtung in „antiultramontanem" Sinn ein Zeichen dafür, daß es Zeitungsschreibern und Zeitungslesern bei uns am rechten Augenmaß fehlt. Das Augenmaß aber ist es, das den Politiker macht.

Mehr noch als die Stellungnahme des Vatikans zur deutschen Außenpolitik interessiert heute die Frage, ob er überhaupt, und in welchem Sinne er die innere Gestaltung des Deutschen Reiches zu beeinflussen sucht. Manche glauben, daß sich auf diesem Feld die neue katalaunische Geisterschlacht abspiele, daß der Vernichtungskampf gegen das deutsche Luthertum von Rom nun ins luftige Gebiet der Diplomatie verlegt worden sei. Für solche ungeheuerliche Vermutung bräuchte es ungeheuerliche Anlässe. Es scheinen aber die unklarsten Verdächte und kecke Verdächtigungen vollauf dafür zu genügen. Das Volk der Dichter wird zu einem Volk der Erdichter. Kardinalstaatssekretär Gasparri ist vor vielen Jahren in Paris gewesen, das genügt, ihn romantischer Rheinbundpläne hinreichend verdächtig zu erklären. In Wahrheit verbürgt sich der bayer. Gesandte beim Apostolischen Stuhl, Baron Ritter dafür, daß „die deutsche Einheit keinen energischeren Freund hat als gerade Kardinal Gasparri". Wenn schon der Zerfall Alt-Oesterreichs vom Vatikan aufs tiefste beklagt wird, wie kann er auch noch am Zerfall der letzten mitteleuropäischen Einheit ein Interesse haben? Die Idee einer Donaumonarchie oder eines Donaubundes ist dort undiskutierbar und wird überhaupt nicht erörtert. Wer das nicht glauben will, setze sich einmal mit folgender einfachen Ueberlegung ernstlich auseinander: Wenn es römischen Ränkeschmieden oder der Hauptfigur in allen politischen Ammenmärchen, Kaiserin Zita, wirklich gelingen sollte, die katholischen Länder deutscher Zunge zusammenzufügen und von den protestantischen zu trennen, ist wahrhaftig nicht einzusehen, welchen Einfluß die Kurie in Katholisch-Deutschland mehr gewinnen könne als sie ohnehin im bestehenden Reiche längst hat. Steuer- oder Tarifgesetzgebung und Finanzpolitik wird die „schwarze Internationale" doch kaum zu beeinflussen suchen! In den isolierten protestantischen Gebieten aber wäre jeder Einfluß naturgemäß ausgeschaltet und die katholischen Minderheiten dort völlig schutzlos einer in diesem irrealen Fall ganz berech-

tigten Bekämpfung ausgeliefert. Muß man Einfaches überhaupt niederschreiben? In rein innerdeutsche Auseinandersetzungen, wie die zwischen Unitarismus und Föderalismus, restaurativem und fortschrittlichem Denken wird die Kurie nicht aktiv eingreifen, wenn solches vielleicht auch der einen oder anderen Partei nicht ungelegen käme. Was an den sich hier widerstreitenden Gedanken der christlichen Staatsidee, den christlichen Traditionen, der Wohlfahrt der Völker und des einzelnen lebendigen Menschen mehr entspricht, wird dort naturgemäß mit mehr Sympathie begrüßt werden. Daß Bayern in Rom sich lebhaftester Sympathie erfreut, ist unschwer aus seiner Vergangenheit zu begreifen. Der Anteil der bayerischen angestammten Dynastie daran ist nicht zu übersehen; ihre Segnungen wirken nach. Wenn allerdings Bayern weiterhin sich zum Experimentierstaat herabwürdigen läßt, könnte die akute Schwäche rasch vernichten, was wir dem Gesetz historischer Beharrung verdanken. Vieles, was bei uns unsäglich wichtig genommen wird, wirkt an den Maßstäben vatikanischer Weltüberschau gemessen, ja selbst im unvoreingenommenen Urteil des einfachen Römers von heute, lächerlich. Alles in allem läßt sich sicher behaupten, was unsere berufenen deutschen Vertreter tagtäglich, erhoben und erschüttert, erleben können: Deutschland genießt ein ganz außerordentliches Wohlwollen des Heiligen Stuhles.

Das deutsche Interesse wird dort aber auch reichlich und tüchtig vertreten. Herr von Bergen, der deutsche Botschafter am Vatikan, selbst Preuße und Protestant, ist in Rom als Diplomat herangewachsen und stellt mit seiner liebenswürdigen Klugheit gewiß einen nicht unwürdigen Nachfolger Kurt von Schlözers dar. Was dieses klassischen Berichte- und Briefeschreibers Informationen über die gesamte Weltlage seinerzeit Bismarck bedeuteten, sollte auch die gegenwärtigen Staatslenker veranlassen, auf diesen Außenposten besonders aufmerksam zu lauschen. Viel zu wenig beachtet wird auch die reiche Wirkungsmöglichkeit der eigenen bayerischen Gesandtschaft beim Papst, die Baron Ritter in seiner ungemein wohltuenden Vornehmheit sehr erfreulich ausnützt. Ein wahrer Segen für das Deutschtum ist vollends der unvergessene ehemalige Münchener Nuntius, der ebenso scharfsinnige wie grundgütige Kardinal Frühwirth, dessen Arbeitsleistung bei hohem Alter unsere tiefe Dankbarkeit verdient. Was ein einziger solcher Mann dem deutschen Volk bedeutet, wußte die gerissene Entente besser zu würdigen als viele bei uns, da sie Kardinal Frühwirth unter dem Weltkrieg und noch hernach geradezu hermetisch von jeder Einflußnahme abzuschließen suchte. Sehr förderlich ist auch, daß der Unterstaatssekretär Gasparris, Msgr. Pizzardo, ehedem Uditore der Münchener Nuntiatur war und Deutsch spricht. Freilich, die ganz erstaunliche Beherrschung der deutschen Sprache, die dem Heiligen Vater selbst eignet, wird sonst an vatikanischen Stellen nicht getroffen. Von den zahlreichen deutschen Kurialbeamten und Ordensleuten, die in Rom dem deutschen Namen wahrhaft Ehre machen, seien hier etwa genannt der würdige, wohlwollende Prälat Steinmann, theologischer Berater der deutschen Botschaft, der echt bayrisch herzliche Prälat Hindringer vom obersten römischen Gerichtshof, der unermüdlich aufopferungsbereite, allbekannte Kapuzinerpater Cölestin von Deggendorf, der edle, erste Repräsentant des Benediktinerordens, Abtprimas von Stotzingen, der rheinische Prälat Baumgarten. Sie alle genießen in der ewigen Stadt Einfluß und Ansehen, das ihr Volk mit ihnen und in ihnen ehrt. Mit welcher freudigen Hochachtung man schließlich Kardinal Faulhaber und Nuntius Pacelli allenthalben nennt, erhöht das Gefühl der Beruhigung, daß unsere „völkischen" Interessen dort wohl aufgehoben sind.

Freilich, vom Vatikan „deutsche Politik" zu verlangen, wäre ebenso unbillig, wie wenn von ihm manchesmal „französische Politik" gefordert wird. Der Vatikan hat die Politik der ausgleichenden Gerechtigkeit zu üben und die der allumfassenden Liebe, sonst keine. Aus dieser großen und klaren Linie läßt sich die päpstliche Politik durch engherzige Angriffe oder Zumutungen nicht abdrängen. Aber, darf und soll denn der Vatikan überhaupt Politik machen? Diese Frage ist gleichbedeutend mit folgender: Soll es in der ganzen Welt wenigstens eine einzige Stelle geben, welche die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe mit geistiger Riesenmacht und mit praktischen Einflußmöglichkeiten unbeirrbar vertritt oder nicht? Oder soll wirklich homo homini lupus werden? Seinen größten Schönheitsfehler, nämlich den, überhaupt da zu sein, wird der Vatikan auch seinen deutschen Gegnern zuliebe nicht aufgeben.

Wenn auch die kuriale Politik sich stets uneigennützig und unparteiisch in den Dienst abwägender Gerechtigkeit stellt, läßt sich immer noch darüber streiten, ob jede einzelne Maßnahme auch gerade angebracht sei. Ueber die charitative Hilfstätigkeit des Vatikans läßt sich aber überhaupt nicht streiten. Diese wägt nicht ab; ganz selbstlos und unerhört großzügig, unerhört großartig sucht sie der Not zu steuern, wo nur Not zu finden ist. Was wäre auch politisch zu gewinnen bei all dem heißen Bemühen, den Hungernden in Rußland zu helfen, wenn schon Deutschland die aufopfernde Hilfe manchmal so eigenartig quittiert? Wie wenig werden die Liebesgaben des Heiligen Vaters beachtet, wie selbstverständlich eingesteckt, als Köder beargwöhnt oder als Bettelbrocken beschimpft? Katholische Zeitungen selbst müssen sich die Riesensumme der Aufwendungen des Heiligen Vaters für deutsche Hilfsbedürftige von einem Berliner Judenblatt melden lassen! Dabei gibt der Heilige Vater keineswegs aus unerschöpflichem Ueberfluß; die Gelder werden in tagtäglichem väterlich sorgenvollem Nachdenken ausfindig gemacht, mit aller Energie in aller Welt gesammelt, weise verteilt und — unter größten eigenen Opfern weggegeben. Die Opferbereitschaft des Vatikans muß jeden Beobachter zutiefst rühren. Man klagt bei uns vielfach über den weltgeschichtlich langsamen Geschäftsgang bei römischen Behörden, und bedenkt nicht, daß der Papst viel zu wenig Mittel für diese aufwenden kann. Die Zahl der Kurienkardinäle genügt nicht. Dies belastet manchen ehrwürdigen Greis mit unglaublichen Anforderungen. Und diese wenigen Kardinäle wurden seit 300 Jahren (!) nicht aufgebessert, einzig ihre repräsentativen Verpflichtungen wurden eingeschränkt. Die verschiedenen Beamten des riesigen Verwaltungsapparats haben unzureichende Gehälter, sodaß die Priester unter ihnen einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft dem Dienst irgend einer Kirche widmen müssen, um leben zu können. Die wichtigsten Unternehmungen, die der Vatikan als traditionelle Ehrenpflicht ansieht, werden sistiert, wie z. B. die bedeutungsvollen Ausgrabungen. Förderung von Wissenschaft und Kunst sind in engen Grenzen gehalten. Selbst für Kirchenbauten gibt Pius XI. nichts, da er den Grundsatz des primum vivere gegenüber so ungeheuerlicher leiblicher Not in der Nachkriegswelt vertritt. Daß angesichts der Fürsorgetätigkeit für Deutschland eine deutsche Invasion von Italienreisenden sehr eigentümlichen Eindruck machte, ist klar. Die amtlichen deutschen Stellen warnten seit langem, besonders weil eine infame Ausschlachtung dieser Reisewut durch die reparationssüchtigen, spionagetüchtigen Franzosen ohne weiteres zu befürchten war, außerdem jede Auslandsreise deutschen Grund und Boden ans Ausland verpfändet. So sehr in diesem Jahr deutsche Pilgerfahrten den Hl. Vater in Verlegenheit bringen würden, so sehr werden sie im Jubeljahr 1925 gleich herzlich willkommen sein, wie die Romfahrer aller übrigen Nationen. Wo in aller Welt ist eine so erfinderische und großherzige Liebestätigkeit noch aufgetreten? Sie ist auch durch gröblichen Undank nicht lahmzulegen. Freilich betrüben Vorgänge, wie die bekannten Radauszenen in der Münchener Universität. Bedeutende Männer sollten, wenn sie mit ihrer Bekämpfung Roms Eindruck machen wollen, zum mindesten Buben und Bubereien energisch von sich fernhalten.

Besonders eindrucksvoll ist endlich die erhabene, erstaunlich ruhige, überlegte und überlegene Art des Hl. Vaters, Papst Pius XI. selbst. Die Großartigkeit eines sixtinischen Gottesdienstes und einer Audienz sind unvergleichlich. Hier lernte mancher Selbstbewußte sich sehr klein fühlen. Das wunderbar gesetzmäßige Spiel der Natur, welches Mendel enthüllt hat, daß bei gemischten Rassen in bestimmter Abfolge wieder ein Exemplar der einen oder der anderen Stammrasse ganz rein auftritt, scheint gerade in dem Lombarden Pius XI. eigenartig tätig: Jeder Zoll das Bild des alten germanischen Langobarden!

Der moderne Mensch.

Du hast es zum Erstaunen weit gebracht;
Doch du erkauftest den Gigantenruhm
Mit Glauben, Liebe, wahrem Menschentum,
Und heimlich graut dir vor der innern Nacht.
Da helfen keines Trugs Sophistenkniffe,
Wenn auch dein Grössenwahn zum Himmel gellt.
An deines Ichsinns kieselhartem Riffe
Sind Herzensgüte, Mitleid dir zerschellt;
Und dass die Gier dich ins Verderben treibe,
Entriss sie dir — die Achtung vor dem Weibe!

Franz Jos. Zlatnik



Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebertragung von F. R. von Lama, Füssen.

VI.

Finnland.

Am 11. August verließen wir unter außerordentlicher Teilnahme einer unabsehbaren Menge Stockholm und kamen am 12. in Abo in Finnland an.

Da die Katholiken dort noch sehr gering an Zahl sind, hatte sich ein Ausschuß aus protestantischen Herren gebildet, um uns gebührend zu empfangen und uns alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Zuerst begleiteten sie uns nach dem alten Museum, wo sie uns die Reliquien des seligen Hemming zeigten, der das Christentum, das durch den hl. Henrik ersten Apostel und Bischof nach Finnland gebracht war, mehr verbreitete und dort noch immer hoch in Ehren gehalten wird. Wenn die Wiederherstellung der großen Kathedrale vollendet sein wird — so teilte man uns mit — sollen sie wieder dorthin überführt werden und einen Ehrenplatz erhalten. Danach besuchten wir die gotische Kathedrale, ein berühmtes Bauwerk aus dem katholischen Mittelalter mit gewaltig hohen Kreuzbogen. Mit ebenso großer Unvoreingenommenheit wie mit Bewunderung für die alte katholische Kultur wird das Baudenkmal wieder hergestellt. Mit frommer und kunstsinniger Sorgfalt holt man unter der Tünche die schönen Darstellungen wieder hervor, in denen die Voreltern ihren Glauben und ihr religiöses Denken und Leben so ansprechend ausgedrückt hatten. Ein protestantisches Blatt machte aus diesem Anlaß die Bemerkung, es möge so wie man unter der Kalkschicht die alten katholischen Darstellungen wieder zum Vorschein bringe, auch in den Gemütern der alte katholische Glaube wiederaufleben.

Auf Anraten der Herren unternahmen wir darauf einen Besuch, der wohl einer der merkwürdigsten der ganzen Reise genannt werden darf und treffend zeigte, welch gute Gesinnung auch in Finnland bezüglich des Katholizismus herrscht.

Der Besuch galt der uralten Kirche, die der allerseligsten Jungfrau geweiht ist, der Kirche „Santa Maria"; sie liegt in einer Entfernung von 25 km von Abo und ist eine der ältesten und merkwürdigsten Kirchen Finnlands, die erste Kathedralkirche des Bischofs vor der Errichtung der Diözese Abo. Kein einziger Katholik wohnt dort. Zu unserer großen Ueberraschung jedoch hatte man die Kirche für den Besuch des Kardinals geziert und der Altar prangte im Schmuck der Blumen und brennenden Kerzen. Am Eingang stand der lutherische Pastor, uns zu erwarten, und er sprach uns folgendermaßen auf lateinisch an: „Im Namen Unseres Herrn Jesus Christus danke ich Euch zum ersten, daß Ihr nach diesem uralten Tempel der heiligen Maria gekommen seid. Euch und alle Eure Begleiter heiße ich aufs höchste willkommen." Nach einer kurzen Antwort, in der wir ihm für den Willkommgruß dankten und hinzufügten, die hl. Maria möge ihm und den Seinen und seiner Pfarrei Schutz, Licht und Gnade von Gott erwirken, traten wir in die Kirche ein. Es war ein schöner romanischer Bau aus dem elften Jahrhundert, hervorragend durch die Vollkommenheit der Maße und Formen und in neuerer Zeit mit großer Sorgfalt restauriert. Auf den zwei großen Säulen befanden sich die Sinnbilder der hl. Apostel Petrus und Paulus, die Schlüssel und das Schwert. In der Stille beteten wir an dieser alten Gebetsstätte der allerseligsten Gottesmutter, der gebenedeiten Jungfrau und der Apostelfürsten für das finnische Volk, das auch in unseliger Stunde von der Einheit der Kirche losgerissen wurde und das durch unseren Herrn Jesus Christus wieder zu ihr zurückgeführt werden möge.

Bei der kleinen Erfrischung, die uns darauf im Hause des protestantischen Pastors angeboten wurde, konnten wir aufs neue unzweideutig wahrnehmen, welch gute Gesinnung unter diesen Leuten bezüglich der katholischen Kirche herrscht.

So ergriff die sehr bejahrte und sehr fromme Ehefrau des lutherischen Pastors die Hand des neuen apostolischen Vikars von Finnland und bezeugte wiederholt mit großer Freude und nachdrücklich: „Das ist unser Bischof, Sie sind unser Hirte!"

Am 14. August erreichten wir Helsingfors, wo eine große Menge Volkes am Bahnhof zusammengeströmt war, um uns nach der Begrüßung durch mehrere Abgesandte mit Ehrerbietung und sichtlicher Begeisterung zu empfangen. Tags darauf, am Feste Mariä Himmelfahrt, wurde unter Assistenz der drei skandinavischen Bischöfe die feierliche Bischofsweihe von Msgr. Buckx vollzogen. Von nah und fern war man zusammengeströmt, um der erhebenden Feier beizuwohnen. Die Regierung war offiziell durch den Kultusminister vertreten, die Gesandten nicht nur der katholischen, sondern auch der anderen Mächte waren zugegen, und viele Andersgläubige, darunter einige lutherische Geistliche, folgten mit der größten Ehrfurcht den sinnreichen Zeremonien.

Die Weihe, welche von halb zehn bis ein Viertel vor ein Uhr dauerte, machte auf alle einen überwältigenden Eindruck, um so mehr als zuvor unter den Anwesenden der ausführliche liturgische Text der Bischofsweihe mit französischer und deutscher Uebersetzung verteilt worden war. Man empfand trefflichst die Göttlichkeit der Kirche in der hocherhebenden Handlung, in der die uralten Gebete in ihrer achtunggebietenden Einfachheit so wahr und tief die größte Würde und das Amt des Bischofs sowie die Heiligkeit und Erhabenheit seiner Person ausdrücken.

Die ganze Stadt war voll von dem Ereignis, alles sprach von der nie geschauten Feier, die Blätter waren eines Lobes über die heilige Kirche und ihre ehrwürdigen ergreifenden Zeremonien. Kein Wunder, daß dann nach dem Empfange der Katholiken, der am gleichen Abend zu Ehren des Kardinals unter Teilnahme der vier Bischöfe stattfand, auch die Protestanten dringend verlangten, den Kardinal in ihrer Mitte zu sehen. Einer derselben, ein in jeder Hinsicht sehr hervorragender, einflußreicher und den Katholiken wohlgesinnter Herr bot dazu seine Wohnung an, deren viele ineinandergehende Säle sich ausgezeichnet für eine große Gesellschaft eigneten. Dort hatte sich nun auf seine Einladung eine auserlesene Gesellschaft von gegen 150 Personen zusammengefunden. Alle Minister des Landes und die angesehensten Persönlichkeiten der Hauptstadt waren anwesend.

In einem der Säle hatte ein Sängerchor von 40 bis 50 Herren und Damen Aufstellung genommen, um seine Vorträge darzubieten. Sie sollten vor allem aus dem in Finnland so wohlbekannten „Vallis Gratiae", einer durch und durch katholischen Komposition, Teile zu Gehör bringen.

Vor einiger Zeit war nämlich durch protestantische Literaturkenner eine ganze alte christliche Legende, völlig gleichlautend mit der in Holland bekannten Beatrixgeschichte, zusammengestellt und zu einem schönen und sehr erbaulichen Mysterienspiel ausgebaut worden. Das ganze Stück ist mit alten Volksgebeten, darunter auch der Muttergotteslitanei, mit kirchlichen Hymnen und Zeremonien durchflochten. Wiederholt wurde es unter außerordentlichem Zulauf und mit anerkanntem Erfolg aufgeführt. Man glaubte also, auch für diese Gelegenheit keine bessere und passendere Wahl treffen zu können.

In dem Augenblick, als der Kardinal die Säle betrat, wurde das Veni Creator Spiritus feierlich angestimmt und im Choral trefflich gesungen. Dann wurden die Anwesenden vorgestellt, der Kardinal willkommen geheißen, ihm für sein Kommen gedankt, ihm die Sympathie für die heilige Römische Kirche ausgedrückt und ein prächtig gebundenes Werk „Flores Ecclesiae Finlandiae medii aevi" überreicht, das in fünf verschiedenen Sprachen eine von protestantischen Gelehrten verfaßte Studie über das, was Finnland in der Vergangenheit der katholischen Kirche zu verdanken hat, enthält. Dann wurden verschiedene Hymnen aus „Vallis Gratiae" gesungen, indessen in den Pausen sich viele Herren mit dem Kardinal unterhielten. In einem bestimmten Augenblick trat der Herr des Hauses heran und machte besonders auf eine mittelalterliche Hymne aufmerksam, die gesungen werden sollte, und mit besonderem Nachdrucke wies er auf den jedesmal wiederkehrenden Refrain des Liedes:

Ergo, plebs Finonica
Gaude de hoc dono
Quod facta es catholica
Verbi Dei sono.

So sieht man deutlich, wie auch in Finnland so wie in den skandinavischen Ländern die Ernte am Reifen ist. Ein neuer Geist, ein Geist wohlwollender Annäherung an den Glauben der Vorväter, an die große, heilige Römische Kirche ist erwacht. Man verlangt auch danach, sie besser und gründlicher kennen zu lernen, und diese Kenntnis, verbunden mit Gottes Gnade, kann nicht anders als dazu führen, daß man sie auch liebt und sich ihrer Lehre und ihrer Leitung unterwirft.

(Fortsetzung folgt.)

Heft 27 erscheint als Festnummer zum 900 jährigen Todestag des Hl. Kaisers Heinrich II.

Siebente Jahrhundertfeier des Todesjahres des hl. Franziskus v. Assisi.

Von P. Remigius Boving, Bonn.

Eine Gedächtnisfeier von seltener Bedeutung steht der christlichen Welt in naher Zeit bevor. Am 3. Oktober 1926 werden 700 Jahre verflossen sein, seit der bedeutendste Mann des 13. Jahrhunderts, der große Erneuerer des Abendlandes und Schöpfer unversiegbarer Quellen edelster Geisteskultur, Franziskus v. Assisi, seine gotterfüllte Seele ihrem Schöpfer zurückgab. Forscher und Denker haben seitdem die Arbeiten ihres Geistes dem Ruhme dieses seltenen Mannes geweiht, Künstler und Dichter haben seine für alle Welt große Persönlichkeit mit dem Kranze ihrer schönsten Meisterwerke umgeben, alle sieben Jahrhunderte waren seitdem einmütig bestrebt, dem religiösen Heros des 13. Jahrhunderts, jedes in seiner Art, den Tribut wärmster Verehrung darzubringen.

Bei der bevorstehenden Jahrhundertfeier werden die vielen Bewunderer und Verehrer des Heiligen in der ganzen Welt Gelegenheit haben, nicht nur seine weltgeschichtliche Bedeutung öffentlich mitzufeiern, sondern auch der Menschheit des 20. Jahrhunderts mit ihren erbitterten religiösen, sozialen und politischen Kämpfen, mit all ihren wirtschaftlichen und seelischen Wirrnissen es lebendig in die Erinnerung zu rufen, was der Geist des heiligen Lebenskünstlers v. Assisi ihr auch heute noch zu geben vermag. Man darf von diesem Jahrhundertgedächtnis, wenn es für seinen eigentlichen Zweck möglichst wirkungsvoll gestaltet wird, im Interesse der inneren und äußeren Befriedung der Welt gewiß viel Gutes erhoffen. Es ist darum sehr erfreulich, daß bereits in verschiedenen Ländern sich Ausschüsse gebildet haben, um eine im besten Sinne großzügige, der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Heiligen v. Assisi entsprechende Gedächtnisfeier für das Jahr 1926 vorzubereiten.

Vor allem rüstet sich Assisi, die glückliche Bergstadt Umbriens, die die heiligen Ueberreste ihres großen Sohnes inmitten so vieler unauslöschlicher Erinnerungen an ihn bewahrt, mit vorbildlichem Eifer zu den glanzvollen Veranstaltungen, deren Ausgangs- und Mittelpunkt sie im Jubeljahr sein wird. Das religiöse Vorbereitungskomitee in Assisi überrascht die intellektuelle Welt mit einer prachtvollen Revue, eigens für die Zeit bis zum Jubelfest gegründet, um durch vorwiegend wissenschaftliche, von anerkannten ersten Fachleuten verfaßte Abhandlungen über Franziskus und seine Gründungen die glorreiche Zeit der ersten franziskanischen Bewegung in Erinnerung zu bringen und weiteste Kreise mit allem bekannt zu machen, was auf die bevorstehende Zentenarfeier Bezug hat. Unter dem Titel Frate Francesco erscheint die Zeitschrift vierteljährig in einem Umfange von 90—100 Seiten. (Verlag: Frate Francesco, casella postale, Assisi. Preis: 30 Lire fürs Jahr.) Alle Freunde des Heiligen von Assisi, auch die Franziskusforscher seien auf diese Quartalschrift nachdrücklichst hingewiesen, da sie fast ausschließlich Beiträge von bleibendem Wert enthält und dazu hervorragend schön, z. B. mit einer Reihe von Originalzeichnungen von dem Kanonikus Spagnoli ausgestattet ist. Frate Francesco ist grundsätzlich polyglott: alle gebräuchlicheren Sprachen sind zugelassen.

Sinn und Bedeutung der Jahrhundertfeier legt das religiöse Komitee in Assisi in einem beredten Aufruf an die Verehrer und Bewunderer des hl. Franziskus dar, in dem es u. a. heißt:

Pax et bonum! (Frieden und Heil!)

Von wem stammt dieser erhabene Ausdruck der Liebe?

Vor 700 Jahren durchwanderte ein dem Anscheine nach armer, in Wirklichkeit aber geistig ungemein reicher Mann Italien und predigte „Heil und Frieden“, nachdem er in der Einsamkeit seiner umbrischen Heimat „sich mit Christus bekleidet“ hatte.

Gegensätze, Hader, Parteizwist, die jenes große Jahrhundert zerrissen, verstummten vor seinem Friedensworte, und die schutzlosen Schwellen der Armen, wie die Zugbrücken der wehrhaften Burgen boten ihm Einlaß.

Als Friedenspilger, in rauhes Kleid gehüllt, umgürtet mit einem Strick, schritt er in lebensfrischer Einfalt durch die Menge, verscheuchte die Finsternis, säte Freude und sprach vertraulich mit Gottes Geschöpfen.

Am 3. Oktober 1226 verklangen in der Abenddämmerung die letzten Strophen des Sonnengesanges und selige Geister trugen des hl. Franziskus Seele hinauf in den Himmel.

Pax et bonum!

An wen ergeht dieser Ruf?

Als die Völker durch ihre materielle Zivilisation die Frische und Einfalt des Glaubens verloren hatten, als das Evangelium dunkel erschien und Christus selbst der menschlichen Schwachheit zu göttlich vorkam, da erstand Franziskus, um das hinschwindende Ideal in sich zu verkörpern. Dem schmachtenden und irrenden Volk sagte er nicht: „Lies“, sondern: „Folge mir!“

Diese leuchtende Apostelgestalt unserem Jahrhundert (das demjenigen des hl. Franziskus und Dantes so ähnlich ist) näherzubringen, sie dem modernen Gewissen so lebendig wie vor 700 Jahren vorzustellen und der instinktiven Liebe der Massen zu diesem Seelengewinner ein heiliges Ziel zu geben, das ist das Programm, welches wir von Assisi, als von der Wiege und dem Grabe des großen Friedensstifters aus, an Italien und die ganze Welt richten.

An den Vorsitzenden des genannten Ausschusses, Professor Francesco Pennacchi, richtete Se. Heiligkeit Papst Pius XI. durch den Herrn Staatssekretär Kardinal Gasparri das folgende Anerkennungsschreiben:

Mit Freuden gebe ich Ihnen Nachricht von dem lebhaften Interesse, mit welchem der Hl. Vater vernommen hat, daß sich in Ihrer Stadt, unter dem Ehrenvorsitze des hochwürdigsten Herrn Bischofs und dem tatsächlichen Vorsitze Ew. Hochwohlgeboren, ein Ausschuß gebildet hat, der die würdige Feier des 700jährigen Todestages des seraphischen Heiligen von Assisi zum Zwecke hat.

S. Heiligkeit hat mit dankbarer Freude die Huldigung entgegengenommen, welche genannter Ausschuß durch Ihre Vermittlung dargebracht hat. Darüber erfreut, daß man so zeitig daran gedacht hat, die Kräfte zu sammeln, um in drei Jahren den glücklichen Gedenktag würdig zu feiern, spricht der Hl. Vater aus väterlichem Herzen den Wunsch aus, daß diesem Zentenarfest der beste Erfolg beschieden sein möge, und daß, indem man denjenigen kennen lehrt, „der ganz seraphisch in der Liebe war“, es gelingen möge, dessen lebendigen Glauben in die Herzen auszugießen und die reinigende Flamme, durch die er seinen Zeitgenossen und auch unserer Zeit ein Abbild Christi, gewissermaßen ein „zweiter Christus“ geworden ist.

Zur Bestätigung dieser guten Wünsche und dieser freudigen Zuversicht, sowie als Zeichen besonderen Wohlwollens, erteilt S. Heiligkeit von ganzem Herzen Ihnen, allen Mitgliedern des Ausschusses und allen denen, die zum Gelingen jener Feierlichkeiten Hilfe oder Beisteuer leisten, den erbetenen apostolischen Segen.

Ich benütze die Gelegenheit, um mich mit aufrichtiger Hochachtung zu unterzeichnen.

Ihr ergebenster
P. Kard. Gasparri.

Die Gesellschaft für franziskanische Kultur in Mailand plant in Verbindung mit dem römischen vorbereitenden Festausschuß den Bau einer Friedenskirche in Rom zu Ehren des Heiligen der „Brüderlichkeit und des Friedens“ und ruft die Künstlerschaft noch zu einem andern Werk auf den Plan: Sie hat hohe Prämien ausgesetzt für das beste Gemälde, den Heiligen della fraternità e della pace darstellend, für das beste ebenfalls gemalte Bildnis des Heiligen in Ganz- oder Halbfigur und eine Erinnerungsbriefmarke mit der Inschrift: VII. Centenario francescano. Außerdem ist von besonderen Ausschüssen in Mailand und Rom die Errichtung eines großen Denkmals als eine bleibende Ehrung, dem hl. Franziskus von seinen Verehrern und Freunden in der ganzen Welt dargebracht, bei Gelegenheit der Feier vorgesehen. Zu dem obenerwähnten Wettbewerb haben sich bereits über 400 Künstler gemeldet und die eingesandten Werke sollen in einer eigenen Ausstellung dem Publikum gezeigt werden. Mit dieser Kunstausstellung wird eine Ausstellung sämtlicher Bücher verbunden, die irgendwie über den hl. Franziskus handeln und in der Zeit von 1882 bis 1926 in einer beliebigen Sprache erschienen sein werden. (Näheres durch die Direzione del Circolo di Coltura francescana Milano Via Moroncelli 23.) Verleger und Verfasser sind zur Teilnahme an der Ausstellung eingeladen. Andere über den Rahmen des bei ähnlichen Gelegenheiten Ueblichen hinausgehende Veranstaltungen werden auch anderswo mit Umsicht und Eifer vorbereitet, um den Heiligen, der jetzt wie kaum ein anderer der Freund der ganzen christlichen Welt ist, in seinem Jubeljahre würdig und angemessen zu ehren.

Für den Aufblick zum Sacro Convento und der Basilika San Francesco in Assisi läßt der umbrische Bergkranz in einem weiten Halbkreis einen großen Talraum frei, als ob er die vielen, die durch jenes Tal nach Assisi pilgern, schon von weit her die monumentale Größe des architektonischen Wunderwerkes am sanften Abhange des Monte Subasio recht deutlich erkennen lassen wollte. Aber jene Kleinwelt der Kunst, die sich über dem Grabe Francescos erhebt, ist doch nur ein schwaches Sinnbild von der geistigen Größe desjenigen, dem sie geweiht ist. Möge die kommende Jubelfeier dazu beitragen, daß die überweltlichen Lebenswerte, die des Heiligen wunderbare Persönlichkeit so anschaulich und anziehend verkörpert, unserer gegenwärtigen Welt viel mehr als bisher ein Gegenstand des Nachdenkens, der Liebe und des tatkräftigen Strebens werden.

Die beiden Töchter.

Russisches Volksmärchen.

Mitgeteilt von Wladimir von Bosenstein.

Einmal heirateten sich ein Mann und eine Frau und jedes von ihnen brachte eine Tochter mit in die Ehe. Die Tochter des Mannes war fleißig, die der Frau aber faul. Die Frau jedoch liebte ihr Kind weit mehr als die Tochter ihres Mannes und zog es bei jeder Gelegenheit vor und steckte ihm alle Leckerbissen in den Hals.

Die beiden Mädchen gingen eines Abends, wie das ihre Gewohnheit war, zur Spinnstube. Die Tochter des Mannes, Anjuschka, spann fleißig, aber Oletschka, die Tochter der Frau, vergnügte sich nur mit den Burschen. Weil sie nun gar nichts gesponnen hatte, bat sie Anjuschka auf dem Heimweg, ihr etwas von ihrem Gespinste zu überlassen, und die gute Schwester tat es auch. Aber die Mutter schalt heftig, daß sie beide nur so wenig gesponnen hatten und es gab einen großen Zank. Das nächstemal spann Anjuschka wieder fleißig und wieder trieb Oletschka sich mit den Burschen herum. Auf dem Heimweg ging sie von neuem die Schwester mit Bitten an, jedoch diesmal wollte diese ihr nichts überlassen. Da nahm Oletschka ihr heimlich das ganze Gespinst ab, als Anjuschka über einen Zaun kletterte. Sie machte ihre Schlechtigkeit voll, indem sie der Mutter erzählte, Anjuschka habe sich den ganzen Abend herumgetrieben.

Sehr böse wurde da die Alte und lag ihrem Manne Tag und Nacht in den Ohren, daß er Anjuschka, sein Kind, fortschaffen solle. Zuerst wehrte sich der Vater dagegen, aber endlich, um Ruhe zu bekommen, fuhr er mit Anjuschka davon. Er fuhr hinein in den Wald und immer weiter und weiter. Als sie endlich anhielten, um die Pferde zu füttern und um selbst etwas zu essen, kamen der Anjuschka die Tränen und sie weinte sehr und betete zu Gott. Da sah sie neben sich eine Quelle, die war ganz verwachsen und von Sand und Schlamm verstopft. Die bat: „Reinige mich und ich werde es dir einmal lohnen". Da beugte Anjuschka sich herab und reinigte den Quell. Ebenso tat sie mit einem Birnenbaum, welcher auf der Weiterfahrt an ihrem Wege stand und ganz verwildert war. Schließlich sah sie an der Straße einen alten Hund liegen, der war ganz voller Wunden und Schwären. Auch er bat sie und sie wusch ihn und pflegte ihn und bestrich seine Wunden mit Teer, um die Fliegen fern zu halten. Auch er versprach ihr zum Dank seine Hilfe.

Immer weiter fuhren sie dann, bis sie zu einer Hütte kamen. „Geh hinein", sagte da der Alte, „ich will indessen das Pferd besorgen und etwas Holz hacken für die Nacht". Aber er band einen Holzklotz an einen Strick und hing ihn auf, so, daß er im Winde immer an den Baum schlug und es klang, als hacke einer Holz. Dann wendete er still die Pferde und fuhr davon.

Anjuschka hatte lange auf den Alten gewartet und es hatte sie bekümmert, daß er in der kalten Nacht draußen sein mußte. Schließlich merkte sie den Betrug und weinte bitterlich und betete und rang die Hände. Denn sie war ganz allein in der Wildnis und nur einen Hahn hatte sie bei sich, den sie mitgenommen hatte; der saß auf dem Herde und schlief.

Da kam der Deutsche und war fein gekleidet und forderte sie auf, mit ihm zum Tanze zu gehen. Aber sie wollte nicht und sagte: „Wie mag ich wohl mit Euch tanzen, wo ich nicht ein reines Hemd habe?" „Das will ich dir bringen, Mädchen", sagte er und war fort, und war wieder zurück und gab ihr eines aus Seide und Spitzen. Sie schickte ihn aber wieder weg nach einem Kleid und dann nach einem Tuch, und dann nach Schuhen und nach Strümpfen und Ringen und Halsketten, und nach einer Kutsche und schließlich nach Geld. Zuletzt wollte er sie packen. Aber da krähte der Hahn und der Böse verschwand und wurde zu lauter Pech. Anjuschka nahm all ihre Schätze, setzte sich in die Kutsche und fuhr davon. Sie fand aber den Weg nicht nach Hause. Siehe, da kam der Hund gelaufen und zeigte ihr die richtige Straße, und der Birnbaum, der voll saftiger Früchte stand, labte sie, und der silberhelle Quell tränkte sie.

Im Dorfe angekommen wurde das Fräulein in der Kutsche von allen Menschen bestaunt; die Mutter jedoch wurde neidisch und böse. Sie verlangte von ihrem Manne, er solle auch Oletschka in den Wald führen, damit es ihr ebenso ergehe wie der Schwester.

Da spannte der Alte das Pferd ein und fuhr davon. Es geschah auch zuerst alles, wie es Anjuschka geschehen war. Aber die faule Oletschka reinigte nicht Quell noch Baum und vor dem kranken Hunde ekelte ihr und sie stieß ihn mit dem Fuße weg.

Nachdem der Vater sie in der Hütte alleingelassen hatte, kam wieder der Deutsche und forderte sie zum Tanze auf. Und auch sie verlangte von ihm ein Hemd und Kleider und Schmuck, und Schuhe und eine Kutsche — aber sie verlangte alles auf einmal. Der Deutsche brachte alles an und dann packte er das Mädchen und tanzte mit ihm so lange, bis ihr die Knochen auseinanderfielen. Dann nahm er all die schönen Sachen und verschwand, ehe der Morgen dämmerte und im Dorf die Hähne krähten.

Als die Oletschka nicht nach Hause kam, suchte ihre Mutter sie in der einsamen Hütte. Doch sie fand nur einen Haufen Knöchelchen. Da heulte sie lange, aber das half ihr nichts und auch ihrer Tochter nicht.

Anjuschka aber heiratete den Gutsherrn des Dorfes und sie wurde sehr glücklich.

Vom Büchertisch.

XXXII. **Jahresmappe** der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, E. V., in München 1924. — Durch den Buchdruckerstreik ein wenig verzögert, ist die neue Jahresmappe nunmehr erschienen. Jedes Mitglied erhält sie als Vereinsgabe (Jahresbeitrag 6 ℳ). Sowohl durch die glückliche Auswahl, als auch durch die vollkommene Technik der Reproduktion (durch F. Bruckmann A.-G.) muß sie den ersten Veröffentlichungen zeitgenössischer Kunst zugerechnet werden. Sie bringt 26 Bilder im Text und sieben ganzseitige Tafeln, zum Teil in Vierfarbendruck (30×40 Zentimeter). Den Text schrieb der bewährte Kunsthistoriker Jos. Kreitmaier S. J. Der erste Teil bringt Architektur. Eine Kriegergedächtniskapelle, der hl. Barbara geweiht, ließ die Braunkohlengesellschaft in Schwandorf durch R. Behringer erbauen. In romanisierender Formgebung, doch von warmem Stimmungsgehalt, dem Gelände glücklich angepaßt, in heimischem Gestein errichtet, gibt sich die Wegkapelle innen und außen wundersam innig. Die durch die Zeit gebotene Einfachheit hat hier nur zur Verinnerlichung des Baugedankens geführt. Auch der in den Mappen der Christlichen Kunst schon öfters gewürdigte Fuchsenberger weiß seine Bauten auf das feinfühligste der Landschaft einzufügen. Seine wuchtige Kapelle auf einer Hochalpe mit dem großen Schindeldach und das idyllische Kirchlein in Unterfranken scheinen beide aus dem Heimatsboden herauszuwachsen. Steidle lebt mit den Formen des süddeutschen Barock, dessen lichte Sonnigkeit er in seiner Kapelle von Simmerberg meistert. Malerisch gelöstes Barock gibt auch der Bildhauer J. Auer in seinen majestätischen Madonnen, leichter ist der Barockanklang in Kuolts Gedächtnistafel, imposant seine Gestalt des den Drachen besiegenden Reiters — ein Kriegerdenkmal. Feierliche Ruhe atmet Gg. Müllers Madonna. Echtestes Barockempfinden spricht aus Stehles hl. Nepomuk. Aus dem von C. dell'Antonio geschnitzten Haupte Christi kündet sich ein verinnerlichter Geist. Plattners Christus am Oelberg packt; in dieser im Gebet ringenden Gestalt ist das Empfinden zu einem schier antiken Maß gebändigt, ohne an Intensität zu verlieren. Von den Gemälden nenne ich das letzte zuerst, Sambergers Bildnis Kardinal Faulhabers. Unter den vielen Porträts dieses glänzenden Charakteristikers kenne ich kaum eines, in dem die psychologischen und koloristischen Vorzüge sich zu solch glücklicher Harmonie vereinen. Man hat Samberger früher oft verglichen mit Lenbach, aber man muß schon dessen allerbeste Porträts historischer Persönlichkeiten nehmen, wenn man sie in künstlerischer Bedeutung dem Kardinalsbild zur Seite stellen will. F. Fuchs zeigt in seinen Gemälden für Feldkirch und für die Waldkapelle der barmherzigen Schwestern in München edles Pathos und überzeugende Symbolik in packender Formgebung. Anknüpfend an die ältesten in Deutschland erhaltenen Glasgemälde im Augsburger Dom hat P. L. Goertz O. S. B. für Maria Laach Glasfenster gemalt von wundersamer Einfühlung in die alte Stilstrenge, ohne auf eigene Auffassung zu verzichten. Von großer Lieblichkeit ist die am sonnigen Gestade eines Sees sitzende Gottesmutter von F. Kräutle; von volkstümlicher Innigkeit ist auch die Madonna von F. Kunz. G. Lautenbachers Kreuzwegbilder wissen neuzeitliche Technik mit religiöser Verinnerlichung zu verbinden. Gämmerlers „St. Nikolaus" machte schon im Glaspalast Eindruck auf mich. Von gewinnender Frische und Natürlichkeit sind auch die Kindergestalten. — Ein packendes Bildnis ist L. Gözles über das Meer schreitender Franz v. Paula. Durch die Wildheit der Elemente wird die Größe des Wunders erhöht. Zwei Altarblätter von O. Graßl zeigen in ihrer reichen Symbolik den tiefbohrenden, ideenreichen Künstler, der indes Gestaltungsgabe genug besitzt, um auch zum einfacheren Beschauer zu sprechen. Diemke weiß in seinen Christus- und Kreuzwegbildern expressionistische Elemente mit bester Tradition zu verbinden.

L. G. Oberlaender.

Die Kirche im Waldwinkel und andere Geschichten vom Glauben und vom Reiche Gottes. Von Joseph Wittig. 1924. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Kösel und Pustet, Verlagsabteilung Kempten. 8°. 292 S. Preis geb. 3.80 ℳ. — Dieses ungemein reiche Buch mit seinen 15 unvergeßlichen Darstellungen innerlichst sprühenden Lebens tritt für mich, und zwar krönend, über des gleichen Autors derzeitig hier von mir angezeigte Sammlung (Herrgottswissen von Wegrain und Straße, Herder) hinaus. Es verlangt aufgeschlossene Leser und darf es tun, da auch sein Urheber, sein Dichter, der dennoch nur aus selbsterfahrener Wirklichkeit schöpfen möchte und schöpft, sich rückhaltlos aufgeschlossen gibt. Er müßte nicht er selbst sein, wäre ihm nicht auch jetzt die eine oder andere Krausheit unter die Feder gelaufen. Aber sie ist immer klar und meist eine Schelmerei, wie sie das Volk treibt und liebt, dessen Ureinfachheit so oft die Weisheit zunichte macht. Das Volk, dem ja auch dieser geborene Sonnenmensch entstammt, dieser tiefbewußte Herold unbedingter Beseligung durch den Erlösungsglauben der katholischen, d. i.

der „alles ergreifenden" Religion unserer hl. Kirche, die „die Liebe ist", der lebendig gewordene Christus und Ostermensch, von dessen Reich das Zeugnis gilt: „Katholischsein ist Glücklichsein." So gestaltet sich dieses Sammelbuch zu einem rechten Osterbuch. Nichts konnte in der Tat dem Verfasser näherliegen als das Osterthema: Auferstehung, Leben, aber Leben im beglückenden Glauben, Auferstehung mit Christus. Der Band ist, bis etwa auf das bedeutende letzte, vierteilige Stück, ein richtiger Geschichtenband, aus dem sich aber viel echte Theologie herausholen läßt: wirkliches Gottwissen. Was er kündet, schenkt, von uns verlangt, ist unser Willensentschluß zur (an sich ständig empfangenden) Hingabe an Gott, zum Besitze Gottes als Leben in unserm eigensten Leben — Er selbst immer die eigentliche Gabe an uns, während das ihr Angegliederte, ob Leid, ob Freud, nur ihre Umhüllung bedeutet. — Der großen Erkenntnis, daß „alles, was Leben hat, in einem besonderen Zusammenhang mit Christus steht, in einem Lebenszusammenhang", entspricht auch Wittigs Erzählart. Sie hat nicht nur ihren durchaus eigenen Ton, sondern zugleich ihre streng ausgewerteten ästhetischen Grundsätze: „Willst du die Kunst am eigenen Leben und Wesen üben, so kopiere nie!" Und: „Kunstwerk ist Intuition, und Intuition ist Gnade". Nicht selten wirkt seine Gestaltungsweise entzückend, ergreifend, hinreißend, auch hinreißend schön. Allem erblüht die Mahnung: Habt Vertrauen, empfangt Gott in euch, seine Liebe, seine Führung, sein Erbarmen! Das Gebet: kein Zaubermittel sondern Wundermacht, sei immer zugleich ein Suchen nach Ihm. Sucht vor allem nach dem Geheimnis des Reiches Gottes, das übrige wird euch zugegeben werden. Nicht von dieser Welt, sondern in seiner Vollendung jenseitig, überirdisch, ewig, muß dieses Reich **auch** diesseitig sein: der Himmel, der aus dem Ewigen auf diese Erde reicht. Verstehen und Herzensgüte heißen zwei seiner Tore. Das Haupttor: „Unser Wandel ist im Himmel". Darum die Feststellung eines Griechen aus dem 2. Jahrhundert: „Die Christen sind auf Erden, leben aber im Himmel". Darum auch die Forderung eines neueren Geisteslehrers: „Mußt nicht sterben wollen, um in den Himmel zu kommen. Mußt leben wollen, um im Himmel zu sein". Wie tief Wittig gräbt, zeigt besonders das Schlußkapitel, in das obiges hineinleuchtet. Das ganze Buch wird für Tausende Aufhellung, Bereicherung, Beglückung sein. E. M. Hamann.

Aus Herz und Heimat. Lieder und Mären. Mit Buchschmuck von Conrad Scherzer. 8°. 68 S.; **Liebesfeier.** Gedichte. Mit Buchschmuck von Otto Rückert. 8°. 53 S. Beides von Anton Sack. Deutscher Verlag Würzburg. — Hier haben wir einen geborenen Sänger wahrer Lyrik; diese mit der Kennzeichnung: tief aus dem Herzen und tief aus dem Leben. Ein Leid steht vor dem Dichtungstor des (randbebilderten) zweiten Büchleins. Eine junge Liebe mit dem Erstanhauch reiner Leidenschaft war erwacht. Da kam der Tod und löschte Leben und Freude aus. Dem Beraubten drückte er die Harfe des Schmerzes in die Hand. Als der Sternenhimmel über dem künstlerisch erschlossenen Leid verblich, kam das Leben und brachte ein neues Glück. So entstanden die drei lyrischen Reihen: Vorfrühling, Präludium; Lieder an eine Tote; Neue Liebe, Neues Leben. — In seiner Art bedeutungsvoller, jedoch nicht mehr, nicht weniger tief, schaut uns das erstgenannte Bändchen an mit den Augen großblickenden Humors; das eine Auge voll lachender Heiterkeit, das andere voll lächelnd-verhaltenen Leides. Die ganze Sammlung ist ein Quickborn eigenständiger Volksdichtung. Der erste Teil: Auf lieben Straßen, sprüht von fröhlicher, auch tosender, immer aber sauber gehaltener Lust. Er bringt die prachtvoll volkstümlichen Mären, die Liedel und Gesänge, wie sie im Wirtshaus, auf Straßen, in gemeinsamen Abendstunden zu hören sind. Der zweite Teil sagt, singt von der Liebe Lust und Leid, tief aus dem Volksgemüt, der Volksanschauung heraus. Was und wie das Volk sinnt, fühlt, denkt, spricht: das tritt hier in knapp-kernigem Liedausdruck ganz nahe an uns heran, eine Abspiegelung ursprünglicher Volkskultur. — Einer hat geurteilt: Volkslieder, wie man sie sonst nur im Wunderhorn findet. Ein anderer: Es ist der helle Zauber. Beide sagten recht. Vollendet stimmt Scherzers Schmuck des Buches zu dessen Inhalt. — Wie wir dieses schließen, verstehen wir, warum Anton Sack, der Jugendreife, uns seinen fränkischen Kalender schenken konnte. Und wir ahnen, welchen befruchtenden Reichtum er uns noch zu geben haben wird.

E. M. Hamann.

Der Jungdeutsche Orden (Jungdo) von Dr. P. Erhard Schlund. Gr. 8°, 58 S. Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer in München. Preis ℳ 1.20. — In dieser Veröffentlichung des rührigen Verlags sind die Aufsätze der „A. R." von P. Erhard Schlund über Vaterländische Organisationen und Religion (Nr. 12) und über den Jungdeutschen Orden (Nr. 14, 15, 16/17) in bedeutend erweiterter Form noch breiteren Kreisen zugänglich gemacht, vervollständigt durch „Dokumente und Materialien". Unsern Lesern gegenüber bedarf die Arbeit wohl keiner Empfehlung mehr. Möge sie ihr aufklärendes Werk so nachhaltig tun wie des Verfassers frühere Schriften über Neugermanisches Heidentum oder über Katholizismus und Vaterland (1924 bzw. 1923 im gleichen Verlag). Dr. Otto Kunze.

Die Katechesen (über den mittleren Katechismus für Geistliche, Lehrer und für die Oberstufe) von Dr. Ansgar Baumeister (1. Teil; geb. GM. 5.50), denen die berufene Kritik „Eroberungskraft" und „lebendiggewordene Katechetik" nachgerühmt hat, war kurze Zeit vergriffen. Der Nachfrage hat nun der Verlag Herder in Freiburg i. Br. durch einen Manuldruck entsprochen, so daß das Werk in seinem erprobten Erziehungswert wieder unverändert ausgenutzt werden kann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Straußwoche. Der 60. Geburtstag von Richard Strauß hat den Anlaß gegeben, den Tondichter durch einen Zyklus von Aufführungen seiner Werke zu ehren. **Wien**, woselbst Strauß in den letzten Jahren wirkt, ist vorausgegangen. München, die Geburtsstadt des Meisters, hielt sich an den Kalender und machte den 11. Juni, den Geburtstag, zum Mittelpunkt ihrer Richard Straußwoche. Mit Ausnahme von seiner Erstlingsoper „Guntram", der „Frau ohne Schatten" und der unlängst in Wien uraufgeführten Tanzszene „Schlagobers" zieht das gesamte Bühnenwerk Rich. Straußens an uns vorüber. Das Nationaltheater verzichtete auf eine chronologische Reihenfolge und begann mit dem „Rosenkavalier". Es war eine gute Vorstellung bei vollem Hause und starkem Beifall, aber das Publikum war noch nicht so recht festlich gestimmt. Dies kam erst am zweiten Abend, der die „Salome" brachte, zum Durchbruch. Strauß ward, sowie das Publikum ihn auf dem Balkon erblickt hatte, Gegenstand herzlichster Kundgebungen. In der von Knappertsbusch mit Temperament geleiteten Aufführung des Rosenkavaliers gestaltete Gabriele Englerth stimmlich und darstellerisch bedeutend die Marschallin. Frl. Schreiber gab die Titelrolle gewinnend. In Benders Glanzrolle des Ochs von Lerchenau zeigte Sterneck eine sehr farbenreiche und abgewogene Leistung. Frl. Fruge spielte und sang reizvoll die Sophie, aber auch die kleineren Partien waren in bewährten Händen. Die Besetzung der „Salome" war die schon früher gewürdigte. Rode (Jochanaan) und Depser (Herodes) haben ihre Gestaltungen noch vertieft. Die Salome der Frau Leander ist ihre beste Bühnenleistung sanglich, mimisch und sängerisch, wenn auch der dämonische Zug ihr minder eigen ist. Die Herodias fand durch Frl. Fichtmüller eine überzeugende Verkörperung. Der 11. Juni brachte einen Festabend im Odeon. Fanfaren des Orchesters und Jubelrufe des dichtbesetzten Hauses begrüßten Strauß beim Betreten des Saales. Dann dirigierte Knappertsbusch Straußens „Till Eulenspiegel". Es war eine wahrhaft hinreißende Wiedergabe. Nun betrat das Podium Herr Schmid, der erste Bürgermeister Münchens, mit der alten, goldenen Amtskette geschmückt. Er sprach anerkennenswert schlicht und gab unter stürmischem Beifall des gesamten Hauses bekannt, daß der Stadtrat einstimmig beschlossen habe, Richard Strauß das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Dann dirigierte Prof. Schwickerath zwei a capella Chöre von Strauß: „Der Abend" und „Hymne" (op. 84), deren hohe klangliche Schönheiten sich dem Hörer in voller Reinheit erschlossen. Der große Chor der Akademie bewältigte die ungemein schwierige Aufgabe meisterlich. H. W. von Waltershausen hielt eine gedankenreiche Festrede. Aus seinen Ausführungen seien einige Punkte hervorgehoben. Zu Richard Strauß, dem Symphoniker, haben wir bereits den nötigen Abstand gewonnen, um zu erkennen, daß er in der Entwicklung der Orchestersprache Fortschritte gebracht hat, die in der Musikgeschichte immer mit seinem Namen verknüpft sein werden. Die neuesten Komponisten sind ohne Strauß nicht zu denken. Sie verehren bereits in Richard Strauß den Ahnherren ihrer künstlerischen Entwicklung. J. S. Bach, der bis zu Mendelssohns Wiedererweckung hundert Jahre nahezu verschollen, Mozart und Beethoven, an denen wir heute noch neue Werte entdecken, welche die Mitwelt verkannte, sind für Waltershausen Beispiele, daß es unmöglich ist zu sagen, wie sich die Zukunft sub specie aeternitatis zu Rich. Strauß stellen wird, zu Strauß, der vielfach die typische Verkörperung seiner Zeit ist. Waltershausen betrachtet Salome und Elektra als die Sinnbilder einer Dekadenzzeit, über deren faszinierendem Farbenzauber man ihren wahren Charakter nicht erkannte. Er deutete die Ermordung Agamennons als die Abwendung vom Ideal und sieht in der Gestalt des Jochanaan dessen Wiedererwecker. Feuersnot, Rosenkavalier und Ariadne würdigte der Redner als Erzeugnisse echter, süddeutscher Kunst. Des Tondichters tiefe Liebe zu den Klassikern hat bewirkt, daß sein Schaffen sich in dem Rahmen der Evolution, nicht der Revolution vollzog. Der Redner schloß mit den Worten, daß es heute nicht darauf ankomme, an den Mann, der in voller Schaffenskraft vor uns stehe, kritische Maßstäbe anzulegen, ihn zu loben und zu preisen, an uns sei es heute einfach, ihm für das, was er uns geschenkt, zu danken. Später ergriff Richard Strauß selbst das Wort zu einer schlichten, innigen Dankrede, in der er von den schönen Erinnerungen ausging, die sich für ihn seit früher Jugendzeit als Kunstgenießenden, dann als Tondichter und Dirigent an diesen Saal knüpfen. Hierauf dirigierte Strauß seine Tondichtung „Don Juan"; wir haben so viele und gewiß nicht wenig treffliche Wiedergaben dieses Werkes gehört und dennoch gewann es hier noch einen Reiz des Persönlichen, der unvergeßlich ist. Auch der nächste Tag stand im Zeichen des großen Dirigenten Strauß. Er leitete die Aufführung seiner „Elektra". Sie ist ja heute noch sein umkämpftestes Werk, von dem viele mehr erdrückt, als gehoben werden, es steht ja auch am Endpunkt einer Wegrichtung, die Richard Strauß später verließ. Als Orchesterführer weiß er die melodische Linie stärker zur Geltung zu bringen, so daß hierdurch ein ästhetisches Gegengewicht zu den grauenvollen Taten geschaffen ist. Zdenka Faßbender darf heute als die klassische Elektra gelten. Sie hat sie bereits bei der Uraufführung gesungen und gehört zu den wenigen Gestalterinnen mit dämonischem Zug. Auch die Klytaemnestra der Frau Bahr-Mildenburg hat wahre Größe, und Bender ist sanglich und darstellerisch der beste Orest, den die deutschen Bühnen besitzen. So war dieser Abend wohl der künstlerische Höhepunkt des Zyklus, der noch die Feuersnot, die Josephslegende und die Ariadne bringen wird. Strauß, den übrigens auch die Universität München zu ihrem Ehrenbürger ernannte, hat sich weiteren Feiern entzogen und ist nach seinem Landsitz in den Bergen zurückgekehrt.

Nationaltheater. Man wird die Aufführung von Tschaikowskys Oper „Eugen Onegin" nicht als Beispiel jener Russenmode betrachten, die in vielen deutschen Opernhäusern ausgebrochen ist und von der unser Nationaltheater sich bis heute freigehalten hat. Obwohl im Heimatboden wurzelnd, verdankt doch Tschaikowsky das Beste seiner Kunst der westlichen Kultur, vor allem der deutschen Romantik. Es sind lyrische Strecken in der Partitur, deren starker Gefühlsinhalt uns unmittelbar ergreift. Wenn das Dramatische oft zu-

rücktritt, so liegt dies am Textbuch. das Tschaikowskys Bruder nach der Dichtung Puschkins geschaffen hat. Man merkt die Transponierung vom Epischen ins Dramatische an den abgeschnittenen psychologischen Fäden. So erscheint z. B. Onegins Galanterie gegen Olga, die dazu führt, daß Onegin seinen Freund im Duell niederknallt, als eine törichte Laune. Am musikalisch und auch dramatisch bedeutendsten ist die Szene, in der Tatjana mit ihren Gefühlen ringend, sich nach innerem Kampfe entschließt, Onegin einen Brief zu senden, worin sie ihm ihre Liebe erklärt, dann die Szene, in der dieser ihre Liebe zurückweist, weil, wie er sagt, sein Herz mit sich selber im Streit liegt, und endlich im Schlußakt, als die inzwischen Verheiratete Onegin widersteht, das Werben des nun Entflammten blutenden Herzens zurückweist, um ihrem Gatten die Treue zu halten. Maria Müller gab die Tatjana und es ist nicht so einfach zu sagen, ob der Erfolg der Oper nicht vielleicht lediglich ein Erfolg dieser seltenen Sängerin war. Sie war an Klangreiz, Musikalität und verinnerlichtem Spiel schlechthin vollendet. Leider werden wir uns nicht sehr lange an dieser Sängerin erfreuen dürfen, die wohl die stärkste künstlerische Persönlichkeit ist, welche wir in den letzten Jahren gewonnen haben. Solche von Weltschmerz angekränkelte Helden, wie Onegin, werden in unseren harten Zeiten skeptischer betrachtet, als in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die dem Stück Kolorit geben; so lag es an Brodersen, die Figur, die er auch sanglich glanzvoll meisterte, mit charakteristischen Einzelzügen lebendig und fesselnd zu machen. Die von Hager dirigierte Vorstellung war durchwegs gut und Pasetti hatte Landschaftsbilder von poetischem Reiz geschaffen. Sehr gut wurden auch die Tanzszenen gegeben, wobei die dürftige Eleganz eines Provinzballes und die üppige Pracht der Petersburger Gesellschaft sehr bildkräftig herausgearbeitet wurden.

Kammerspiele. Die goldene Geliebte (Der Reiherbusch) von Dario Nicodemi ist eine Ehebruchsgeschichte, die mit großer Geschicklichkeit aufgebaut ist. Aber der Schlußakt versagt und das Publikum wurde sich dadurch der „Mache" bewußt. Das Stück ist sicherlich als Kassenstück gedacht gewesen, dürfte aber seinen Zweck nicht erreichen, obwohl Frl. Koppenhöfers Verkörperung der Hauptrolle nicht ungeschickt ist.

Schauspielhaus. „Die Mary", Bilder aus der guten Gesellschaft von Siegfried Geyer. Diese Szenen sind in der Form von Schnitzler angeregt. Sie sind mit Witz geschrieben, aber es ist zuviel sattes Behagen dabei, als daß man dem Verfasser den Zorn des Satirikers glauben möchte. „Die Mary" ist die Tochter einer reichen und wie aus einer ihrer Bemerkungen hervorgeht, jüdischen Kaufmannsfamilie; wir lernen sie als Schulkind kennen; über Backfisch, demi-vierge führt uns der Verfasser auf Marys Lebensstationen bis zur jungen Frau. Mary ist schon als Schulmädel von einer unreinen Phantasie; immer peinlicher tritt eine mit Kälte gepaarte Lüsternheit zutage. Die Einzelheiten brauchen hier nicht breitgetreten zu werden. Wenn diese Person wirklich für die „gute Gesellschaft", wie der Titel andeuten will, symptomatisch wäre, dann wäre allerdings der moraliche Zusammenbruch vollendet. Frl. Costa hatte einen Darstellungserfolg.

München. L. G. Oberlaender.

8. **Hausmusikabend** am Samstag, den 21. Juni, halb 8 Uhr im kleinen Odeonssaal München. Programm: Sonate in C-Dur, vierhändig von Mozart; 3 Goethelieder für Sopran, Violine, Cello und Gitarre von Matthäus Roemer (Uraufführung); „ein Gruß an Papa Haydn", 2 Sätze für Klavier, Violine und Cello op 51 von Gottfried Rüdinger (Uraufführung); Kinderlieder von Wilhelm Taubert; Trio in B-Dur für Klavier, Violine und Cello („Gassenhauertrio") op. 11 von Beethoven. Mitwirkende: Else Roemer (Sopran), Klein Minni (Sopran), Valentin Härtl (Violine), Jelena Pocic (Cello), Kammervirtuose Heinrich Albert (Gitarre), August Pfeifer (Klavier), Ludwig Funk (Klavier). — Eintritt frei. Freiwillige, die hohen Kosten berücksichtigende Spenden werden am Saaleingang dankend entgegengenommen. Eintrittskarten können voraus abgeholt werden bei O. Halbreiter, Promenadeplatz.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsenlage hat sich nach den Feiertagen nicht gebessert. Weitere Kreditkündigungen der Seehandlung gaben den Anstoss zu weiteren Abgaben, und da der Markt keine Aufnahmefähigkeit besitzt, gingen die Kurse weiter zurück. Dazu kamen Geldexekutionen und erzwungene Glattstellungen, Gerüchte über finanzielle Schwierigheiten, die sich indessen diesmal nur bei zwei unbedeutenden Firmen bewahrheiteten, ferner Nachrichten über ungünstige Aktienzusammenlegungen, die sicher über das Ziel hinausschossen und Firmen nannten, die eine derartig pessimistische Beurteilung nicht rechtfertigen. Die in der sogenannten Stempelvereinigung vertretenen Berliner Banken haben, ohne förmliche Beschlüsse zu fassen, sich über Massnahmen besprochen, die ein weiteres Umsichgreifen der Krise aufzuhalten geeignet sind. Es wurde ein Stützungsfond von den Banken gezeichnet. Die Annahme, dass schon die Tatsache, dass eine Stützungsbereitschaft bestehe, auf die Stimmung entspannend zu wirken vermag, erfuhr durch die etwas bessere Tendenz am Donnerstag Bestätigung. Auch für die Wirtschaft soll eine Aktion geplant worden sein, dadurch, dass Banken im Einvernehmen mit der Reichsbank einen grösseren Betrag für erweiterte Kredite zur Verfügung stellen, eine Meldung, die noch der Klärung bedarf. Auch der letzte Tag der Börse zeigte festere Tendenz, ohne dass der Stützungsfond in Anspruch genommen werden musste. Am Devisenmarkt vollzieht sich das Geschäft jetzt in normalen Bahnen. Die Anforderungen sind durchaus beschränkt auf die tatsächlichen täglichen Bedürfnisse.

Auch die Darmstädter und Nationalbank, Kommanditgesellschaft auf Aktien, gibt keine Dividende. In ihrem Berichte wird festgestellt, dass das Gewinn- und Verlustkonto nach der Addition der Einnahmen abzüglich der Unkosten einen Saldo von 11,380,954 Bill. ergibt, der aber, weil er kein wirklicher Gewinn ist, als Ausgleichsposten unter den sonstigen Passiven eingestellt und bei der Umstellung auf die Goldbilanz zur Verfügung stehen wird. Die Bank sieht es als eine ihrer nächstliegenden Hauptaufgaben an, die Unkosten herabzudrücken. Die Zahl der Angestellten dürfte noch weiter abgebaut werden. Die Niederlassungen sind von 211 auf 155 vermindert. Die 1924 gegründete Internationale Bank in Amsterdam gab bereits bedeutende Kredite nach Deutschland, die von der Darmstädter Bank hauptsächlich im Interesse ihrer Kundschaft verwertet wurden. Die Erwartungen, die man an diese Gründung geknüpft hatte, haben sich voll erfüllt. Es finden regelmässig Zusammenkünfte mit den Interessenten dieser Bank in Berlin, London und Amsterdam statt, wobei Gelegenheit gegeben ist, dem Ausland volle Klarheit über die deutschen Verhältnisse zu schaffen.

Die Bestimmungen der Geschäftsaufsicht haben durch den Reichsrat eine Verschärfung erfahren, um in letzter Zeit stark hervorgetretene Missstände zu beseitigen. Der Gläubiger geniesst jetzt gegenüber dem böswilligen Schuldner einen grösseren Schutz.

Aus Newyork wird berichtet: Die amerikanischen Bankiers haben die Verhandlungen betreffend die Gewährung eines Kredites von 25 Millionen Dollar an die deutsche Golddiskontbank abgeschlossen. Am Abschluss der Verhandlungen ist ein aus 34 Banken bestehendes Syndikat interessiert. In Finanzkreisen wird darauf hingewiesen, dass die Erweiterung des ursprünglichen, vor sechs Wochen abgeschlossenen 5-Millionen-Kredites zum Teil auf die Verzögerung der Ausgabe der internationalen Anleihe für Deutschland zurückzuführen ist.

München. K. Werner.

Der 2. Bad-Nauheimer Fortbildungslehrgang für Aerzte am 6. und 7. Juni versammelte etwa 350 Teilnehmer aus allen Gegenden Deutschlands in dem Weltkurort am Taunus. Das Thema „Therapie der Herz- und Gefäßerkrankungen" wurde von den Professoren Edens (St. Blasien), von den Velden (Berlin), Laqueur (Berlin), Mönckeberg (Bonn), Dietlen (Homburg a. d. Saar), Rostoski (Dresden) und A. Weber (Bad Nauheim) von verschiedenen Seiten beleuchtet. Führungen veranschaulichten den Gästen die unübertrefflichen Heilfaktoren und die Reize Bad-Nauheims. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen gipfelten in einem glänzend verlaufenen Festkonzert. Die hohe Befriedigung der Gäste bewies, daß die vortreffliche Organisation Bad-Nauheims der Veranstaltung einen wertvollen Inhalt und einen würdigen äußeren Rahmen gegeben hatte. Sehr begrüßt wurde der Entschluß, diesen Kursen den Charakter ständiger Wiederkehr zu geben.

Abschluß der Schriftleitung.



Kautschuk-Stempel
aller Art liefert
Aalener Volkszeitung
AALEN

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 26 München, 26. Juni 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die Besprechungen der deutschen und ausländischen Sachverständigen über die Neuorganisation der Reichsbahn auf Grund des Sachverständigen-Berichts haben begonnen. Die Reichsbahn wird in eine Gesellschaft umgewandelt und kaufmännisch betrieben.

Das neue französische Kabinett Herriot stellte sich der Kammer vor und erhielt deren Vertrauen mit 313 gegen 234 Stimmen. Der Senat wählte an Stelle des zum Präsidenten der Republik ernannten Doumergue zu seinem Vorsitzenden De Selves, wieder einen Mann der Rechten.

Herriot und Macdonald trafen sich am 21. Juni in Chequers, dem Sommersitz des englischen Ministerpräsidenten. Die Besprechung der beiden Staatsmänner zeitigte keine endgültigen Entschlüsse, da auch Italien und Belgien gefragt werden müssen. Es wurde nur eine Konferenz sämtlicher Ententemächte für Mitte Juli nach London in Aussicht genommen. Auch wurde die Einigkeit zwischen England und Frankreich in einer Art neuer Entente festgestellt.

Italien befindet sich in einer politischen Krisis. Der sozialistische Abgeordnete Matteotti wurde von Faschisten verschleppt und ermordet. In den Anschlag sind Führer des Faschismus und hohe Beamte verwickelt, die denn auch verhaftet wurden. Vorübergehend bestand sogar eine Kabinettskrise. Sozialistische Drohungen mit Streiks und Aufständen, denen Mussolini sofort scharf begegnete, haben jedoch seine Stellung wieder gefestigt. Auch kann er sich bei der Untersuchung des Mordes unliebsamer früherer Mitarbeiter entledigen.

In Japan breitet sich ein Boykott amerikanischer Waren aus. Im übrigen bemühen sich die Vereinigten Staaten, den Konflikt nicht zum Aeußersten zu treiben.

Großbritannien hat die Beziehungen zu Mexiko abgebrochen. Grund ist die Freiheitsberaubung des britischen Geschäftsträgers durch die mexikanische Regierung.

Vor dem politischen Guckkasten.

Von Dr. Otto Kunze.

Unseren Haß- und Rachepredigern ist Heil widerfahren. Sie fürchteten schon, die neuen Männer in Frankreich würden ihnen nicht mehr den Zündstoff liefern, den Poincaré in seinen Sonntagsreden allwöchentlich aufstapelte. Jetzt ist ein Mann des Nationalen Blocks als Präsident ins Elysee eingezogen, der Kriegsminister im Kabinett Herriot heißt Nollet und Herriot selbst hat in seiner Antrittsrede auf pünktlichen deutschen Zahlungen und auf dem Ruhrpfand bestanden. Aus Mangel an Geld oder an Sprachkenntnissen oder an beidem ist leider fast kein Mensch in Deutschland in der Lage, die Rede des französischen Ministerpräsidenten im Urtext und im Wortlaut zu lesen. Auch sehr viel weniger Deutsche als früher können wöchentlich ein paarmal ins Kaffeehaus gehen und dort außer ihrem Leibblatt noch ein paar Zeitungen anderer Richtung studieren. Vergleicht man auf diese Art drei bis vier möglichst verschiedene deutsche Blätter, so erblickt man wenigstens den Schattenriß der Wahrheit. Bedenkt man außerdem, daß Monsieur Herriot im Palais Bourbon keine deutschnationale Reichstagsrede halten kann, so verkennt man den Fortschritt gegen Poincaré nicht. Das französische Kabinett, das uns die Reparationen erläßt, muß erst von Ludendorff im plombierten Salonwagen nach Paris abgelassen werden. Und der Ministerpräsident, der die Ruhr oder gar das Rheinland ohne feste Sicherheiten räumte, würde von den Pariser Geistesverwandten der Deutschvölkischen und Deutschnationalen zu Erzberger und Rathenau befördert. Herriot hat auf die Räumung der Ruhr nach Inkrafttreten der neuen Pfänder aus dem Sachverständigenbericht deutlich genug Bezug genommen. Bloß steht das nicht in allen deutschen Blättern. Er will die Militärdienstzeit herabsetzen, will die Ueberwachung der deutschen Wehrmacht möglichst bald dem Völkerbund übertragen. Er kündigt Begnadigungen für Ruhrgefangene und Ausgewiesene an. Taten beweisen mehr als Worte. Bis jetzt sind 7000 Ausweisungen aufgehoben; die tatsächliche Rückkehr scheint leider hie und da von seiten örtlicher Besatzungsbehörden noch verweigert zu werden — Rückstände des Systems Poincaré. Von 580 vor französischen Militärgerichten Verurteilten sind 210 begnadigt — wobei zu bemerken, daß 268 Strafen bereits verbüßt waren und 44 in Abwesenheit verhängt sind. Die Ueberführung der noch in Haft Befindlichen aus französischen Gefängnissen in solche des deutschen besetzten Gebiets ist im Gang. — Die französische Politik von Clemenceau bis Poincaré hat Ungeheures geleistet, den guten Willen zur Verständigung in Deutschland auszurotten und den Haß emporschießen zu lassen. Soll jetzt umgekehrt verbissene Unversöhnlichkeit auf deutscher Seite die keimende Besinnung in Frankreich zertreten? Wie es in manchen Köpfen aussieht, erhellen gleich Blitzen Aussprüche wie von Kleo Pleyer: „Ja, wir sind Kriegshetzer!" oder das ruchlose Wort eines Vorsitzenden der Deutschnationalen Volkspartei und Stahlhelm-Kommandeurs zu Frankfurt a. d. Oder: „Ja, wir wissen wohl, daß der kommende Krieg das Rheinland zur Wüste machen wird — aber dann wird es wenigstens eine deutsche Wüste!" (Die Menschheit Nr. 11 vom 16. Mai 1924) — Vermessen wäre es natürlich, sich jetzt gleich ein völlig gewandeltes Frankreich einzubilden. Hoffnungssaaten aber soll man nicht zertrampeln. Wenn Herriot und die Seinen eine schwache Stelle haben, so finden wir sie in ihrem Antiklerikalismus. Die neue Regierung will die Botschaft beim Vatikan abschaffen und das Gesetz über die Orden durchführen. Ein Gespenst vergangener Tage zeigt sich in der Tür. Glaubt der französische Staatsmann wirklich, mit Kulturkampf und Austreibung von Klosterfrauen ließen sich heute noch politische Geschäfte machen? Meint er gerade bei europäischen Friedensfragen den Päpstlichen Stuhl ausschalten zu können? Die Spuren von Versailles sollten ihn schrecken. Hier zeigt sich wieder einmal kraß, in wie ausgefahrenen Gleisen sich führende Politiker oft bewegen. Bloß in Frankreich? Wir könnten auch mit deutschen Beispielen aufwarten.

* * *

Im Völkischen Kurier, dem Organ Hitlers und gelegentlich wohl auch Ludendorffs, fällt in Folge 112 vom 16. Juni eine große Ueberschrift auf: Bevorstehender Anschluß Thüringens an Preußen? Darunter steht:

Weimar, 14. Juni. (Eigene Meldung.) In weitesten Kreisen Thüringens nimmt der Gedanke eines Anschlusses Thüringens an Preußen immer greifbarere Formen an. Es wird als die Hauptaufgabe des jetzigen Landtags bezeichnet, dieses Problem in die Wirklichkeit umzusetzen. In rechtsstehenden Kreisen gibt man sich nicht dem geringsten Zweifel hin, daß ein diesbezüglicher Volksentscheid mit einer gewaltigen Stimmenmehrheit zugunsten eines Anschlusses Thüringens an Preußen in Form einer preußischen Provinz Thüringen ausfallen dürfte. Schon rein wirtschaftliche Gründe sprechen für eine solche Verschmelzung, insbesondere der Umstand, daß der jetzige Großstaat Thüringen mehrfach

von preußischen Gebietsteilen durchbrochen ist, wie z. B. vom Regierungsbezirk Erfurt und anderseits in preußischem Gebiet Thüringer Landesteile eingeschlossen sind. Es könnten dadurch große Ersparnisse an Verwaltungsausgaben gemacht werden. Die Hauptstadt der Provinz Thüringen würde infolge seiner Lage und wirtschaftlichen Bedeutung wohl Erfurt werden, während Weimar, von seiner jetzigen politischen Zentralstellung befreit, sich ganz und gar wieder ungestört auf seine traditionelle Mission als Kunststadt verlegen könnte. Am meisten würde aber durch eine solche Tat dem nationalen, großdeutschen Gedanken der Reichseinheit gedient werden. Eine solche Tat wäre ein Appell an alle diejenigen, die zurzeit am Werk sind, das Reich durch ihre partikularistische Eigenbrötelei zu zerbröckeln. Eine solche Tat wäre am geeignetsten, den reichszerstörenden Bestrebungen einer Bayerischen Volkspartei und der Welfen gründlich zu Leibe zu gehen.

Das will aufmerksam gelesen sein. Jeder Satz offenbart die Verwechselung von preußisch und deutsch und die bekannte Einstellung, die so viel beigetragen hat zur Unbeliebtheit Deutschlands in der Welt. Die Meldung ist sehr ernst zu nehmen. Der Vorwärts fügt bestätigend hinzu, die Frage des Anschlusses habe bereits zu Verhandlungen innerhalb einzelner Landtagsfraktionen geführt. (Thüringer oder preußischer oder beider gegenseitig?) Das Land Thüringen, das erst 1920 aus sieben Kleinstaaten zusammenwuchs — der achte, Koburg, vereinigte sich mit Bayern — soll sich in Geldschwierigkeiten befinden. Das könnte nun Preußen ebenso gut abschrecken, aber dessen Gründe liegen tiefer. Wir vermuten, daß nicht von Weimar sondern von Berlin die ersten Fühler ausgestreckt sind. Der äußerliche Sieg des preußischen Gedankens in Hannover hat nicht so befriedigt, wie es zur Schau getragen wurde. 450000 wollen los von Preußen; das ist keine Kleinigkeit. So erklärt sich der Plan eines Prestigefeldzugs. Er konnte nach mehreren Seiten geführt werden: Sachsen, Mecklenburg, Oberhessen, Thüringen. Berlin entschied sich für Thüringen. Das zeigt von weitblickender Strategie. Wird Thüringen preußisch, so ist Sachsen von drei Seiten umschlossen und bald reif zum Einstecken. Im Westen ist die Flanke des großhessischen Föderalismus entblößt. Im Süden aber liegt das bayerische Franken. Hier läßt sich dann ein Feuer entzünden: Los von Bayern! und da die preußische Grenze „Provinz Thüringen" entlang läuft, zugleich: Hin zu Preußen! In Thüringen selbst ist kein starker Widerstand zu erwarten. Seine Zwergfürstentümer waren schon vor 1866 Herde des kleindeutschen Nationalismus. Hier fehlten selbst die Hemmungen des konservativen Altpreußentums, das einem Bismarck nur zögernd folgte. Doch das Verschwinden eines Landes und eine Vergrößerung Preußens berührt das ganze Reich. Statt das ungesunde Uebergewicht eines Großstaates, den Dualismus zweier mächtigen Regierungen und Parlamente in Berlin abzubauen, soll die tiefe Wagschale noch beschwert, die Spannung noch gedehnt werden. Im umgekehrten Fall, bei Hannover, wurde Rücksicht aufs besetzte Gebiet geltend gemacht. Es wurde vor dem Eindruck auf Frankreich gewarnt, das neue Hoffnung auf Deutschlands Zerfall schöpfen könne. Macht eine Vergrößerung Preußens etwa keinen Eindruck auf Frankreich? Preußen gilt einmal dort wie fast in aller Welt als gefährlich. Einem preußischen Deutschland wird die Fessel immer enger geschnürt. Der Tag, wo Thüringen in Preußen aufginge, brächte Morgenwind für Poincaré und den beiseite geschobenen Bloc national. Das Rheinland und das Ruhrgebiet hätten schließlich solche deutsche Innenpolitik zu büßen. Die politischen Parteien, die vor der Abstimmung in Hannover warnten, haben jetzt das Wort. Das Zentrum insbesondere hat in der Tagung seines Reichsausschusses am 20. Januar d. Js. seine Mitglieder aufgefordert, keinen Antrag auf einen Volksentscheid nach Art. 18 RV irgendwo zu unterstützen. Das Zentrum hat im Reich wie in Preußen einiges zu sagen. Es möge hier nach dem Rechten sehen. Ebenso würden wir gewisse Reichsminister der Deutschen Volkspartei auch über Thüringen gern reden hören.

Oh, du blaublinkender See!

Oh, du blaublinkender See!
Spiegel der hängenden Zweige;
Auge, das aufblickt zur Höh', —
Schweige, mein Leid hier, o schweige!
Fühle in Andacht den Hauch
Keuschester Seligkeit wehend!
Sei, tief erschauernd, der Rauch
Brandopfers, flammend und flehend!

Dr. W. Kahle, Dingelstädt.

Nachwort zum Thormann-Grandel-Prozeß.

Von Alfons Wild, Berlin.

Es ist fast wie im Dreißigjährigen Krieg, da zogen auch alte „Soldaten umher und verabredeten Mordtaten." Mit diesen Worten zeichnete der Generalstaatsanwalt Lindow im Prozeß gegen Thormann und Grandel ein Bild der heutigen Zeit.

Leutnant Thormann, Mitglied der Brigade Ehrhardt, und Herr Grandel aus Augsburg sind angeklagt, gegen den General v. Seeckt ein Attentat geplant zu haben. Leutnant Horst von Tettenborn, Angestellter in der Jugendorganisation der Deutschen Freiheitspartei, Gilbert, Major nach eigenem Patent, sowie Herr Köpke machen scheinbar mit, verraten aber die ganze Sache dem Reichskommissariat für öffentliche Sicherheit. Gute Dollars sind ihr Lohn, für den sie „etwas besser essen und trinken als sonst." Der Reichskommissar greift ein, verhaftet die Verschwörer in einem Berliner Kaffeehaus. Vor Gericht nun wollen Herr Thormann und Grandel keine ernste Absicht gehabt haben, den General v. Seeckt zu töten; nein, sie wollten nur Tettenborn als Spitzel entlarven. Das Gericht spricht die beiden frei, nicht weil es der Darstellung der Angeklagten Glauben schenkte, sondern weil die Verabredung zum Morde nur dann strafbar ist, wenn sie auch objektiv eine Verabredung war. Da aber Tettenborn und Köpke nur zum Schein mitspielten, kann man höchstens von einer subjektiven Absicht, nicht aber einem objektiven Versuch sprechen. Der Wille aber ist nicht strafbar.

Mit dem Freispruch ist der Prozeß nicht abgetan. Die Gerichtsverhandlungen haben ein klein wenig in die düstere Landsknechtatmosphäre hineingeleuchtet, haben die schwankenden Gestalten, Abenteurer, die Spitzel und Gegenspitzel gezeigt, deren Treiben für Deutschland unheilvoll ist und noch gefährlicher werden kann, wenn nicht eine gründliche Reinigung vorgenommen wird.

Daß nach einem vierjährigen Kriege eine große Zahl Menschen sich nicht wieder im harten Arbeitsleben zurechtfinden würde, war zu erwarten. Es wäre pharisäerhaft, sie darob zu schelten. Und doch hat man die Gefahr unterschätzt, hat geglaubt, in unserem hochkultivierten Zeitalter, das sich vom Dreißigjährigen Krieg immerhin etwas unterscheidet, werde das Landsknechttum bald aussterben. Vieles wurde versäumt. Unangenehme Mahner fanden lange Zeit kein Gehör! Ich selbst habe im Herbst 1922 einen Artikel an eine bayerische Zeitung gesandt, in dem von den Landsknechten und der Gefahr, die von ihnen droht, die Rede war. Der Artikel kam zurück, die Stelle über die Landsknechte war rot angestrichen! (Es handelt sich nicht um die Augsburger Postzeitung, die ich in Berlin vertrete!) Der Schriftleiter mit dem Rotstift konnte sich damals auf die öffentliche Meinung berufen, die es nicht vertrug, wenn die Tugend von Kriegsteilnehmern angezweifelt wurde.

Die öffentliche Meinung hat heute daher auch kein Recht, über die Landsknechte zu Gericht zu sitzen. Wohl aber hat sie die Pflicht, dem Uebel entgegenzutreten. Die Schuld an dem Uebel trifft all die Leute, die eine Atmosphäre geschaffen oder geduldet haben, die dem Gedeihen solcher Landsknechtexistenzen förderlich war. Ein Nebel nationaler Phrasen hat die Begriffe verwirrt, die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten verwischt. Zu diesem Dunkel, zu diesem Dunst fühlten sich hingezogen all die Haltlosen, die schwankenden Menschen und solche Leute, bei denen Geldsucht und Abenteuerlust längst jede moralische Hemmung ausgeschaltet hatten. Hier galt statt des Gesetzes die nationale Phrase, die alles bedeckte, jede Handlung ehrenhaft erscheinen ließ. Wer eine „nationale Sache" machte, war ein ganzer Kerl. Gewiß! Viele meinten und meinen es heute noch ehrlich. Ihre Ehrlichkeit ist der Schild für die Unehrlichkeit der anderen. Bei anderen wieder ist es der Hang zur Romantik; für sie ist die „nationale Sache" kein Vorwand, sie sind berauscht, ihr Verstand ist umnebelt von den schwülstigen Worten der „großen Führer".

Im Prozeß gegen die Rathenau- und Erzbergermörder waren es solche ehrliche Menschen, die vor den Schranken des Gerichtes als Angeklagte erschienen. Die Zeugen und Angeklagten im Prozeß Thormann-Grandel gehören zu den Haltlosen. Ob sie für Regierungsdollars spitzelten oder für 2000 Dollar eine „nationale Sache" machen wollten, ist belanglos. (Zeuge Oberregierungsrat Mühleisen ist selbstverständlich hier ausgenommen.)

Diese dunstige Atmosphäre zu vertreiben, ist die erste Aufgabe. Nur die gerade Ehrlichkeit des christlichen Sittengesetzes, die einen Mord auch Mord nennt, kann helfen. Das Grundgesetz des Christentums, seinen Nächsten zu lieben, gleichgültig, ob dieser Nächste Jude, Heide oder Christ, Franzose oder

Engländer, Neger oder Indianer ist, muß wieder zur unbestrittenen Geltung kommen. Dieses Bekenntnis zur christlichen Moral, zur Liebespflicht darf durch keine nationalistische Phrase, durch kein haßentschuldigendes Aber eingeengt und abgeschwächt werden. Auch keine Rücksicht auf Agitationsbedürfnisse darf mehr geübt werden. Wer unsere Reihen verläßt, weil wir nicht „vaterländisch" genug, weil wir „ultramontan eingestellt" seien (auf deutsch: katholisch denken!), gut, der mag gehen.

Außer dieser Luftreinigung tut ein Zweites not. In all den politischen Attentatsprozessen nach dem Kriege traten immer nur Beauftragte in Erscheinung, die Auftraggeber blieben im Dunklen. Diese Unbekannten, die Geldgeber und Leiter, die Zielweisenden sind aber weit gefährlicher als die Landsknechte, deren sie sich bedienen. Das Landsknechttum wäre verschwunden, wenn es nicht von Geldgebern ausgehalten würde. Diese Geldquellen müssen verstopft werden. Die Aussichten, sie zu entdecken, sind allerdings gering. Zu groß ist nämlich die Vorsicht der Auftraggeber, die wohl überhaupt keine unmittelbaren Befehle geben. Der Hinweis eines solchen Führers, irgendein Mann stehe der nationalen Bewegung im Wege, genügt wohl für die Unterführer, einen entsprechenden Wink zu geben. Und der Wink genügt für einen Landsknecht, der eine feine Witterung hat, wo es etwas zu verdienen gibt.

* * *

Neben den kleinen Verschwörern und Pläneschmieden trat im Thormann-Grandel-Prozeß ein Mann als Zeuge auf, der Aussagen über einen anderen, einen großen Plan machte: Herr Justizrat Claß, der Leiter des Alldeutschen Verbandes. Es handelt sich um die bekannte Ludendorffsche Patentlösung, ein Direktorium an die Spitze des Reiches zu setzen; ein Gedanke, der während der vergangenen Herbstmonate in recht vielen Köpfen spukte. General v. Seeckt sagte als Zeuge hierüber aus, Claß sei mehrmals zu ihm gekommen. In der Unterredung habe es sich um die Mitwirkung Seeckts und der Reichswehr gehandelt, falls eine Aenderung der Staatsform in Frage komme. Bestimmte Vorschläge habe Claß nicht gemacht, aber das ganze Streben ließ das Ziel erkennen. Claß suchte diese Aussage als nicht der objektiven Wahrheit entsprechend zu entkräften. „Der Anlaß zu unserer letzten Unterredung war nicht, den General v. Seeckt zu irgend etwas zu bewegen, sondern ich wollte eventuell, falls ich darum ersucht würde, Ratschläge darüber geben, wie die Reichswehr bei einer Aenderung der Verhältnisse sich verhalten müßte."

Man könnte nun neugierig sein und fragen: Woher wußte Claß, daß eine Aenderung der Verhältnisse eintreten könnte? Man könnte weiter fragen: Wie sollte sich denn die Reichswehr nach der Meinung des Herrn Claß verhalten? Man könnte die Neugierde auf die Spitze treiben und fragen: Warum fühlte sich Herr Claß zum Ratgeber Seeckts berufen, der ihn doch gar nicht gefragt hat? Oder ging der Herr Justizrat zum General, um einmal auf den Busch zu klopfen?

Es ist nicht unmöglich, daß neue Pläne geschmiedet werden und daß der Justizrat dann wieder sich zum militärischen Berater berufen fühlt. Darum wäre es schon gut, wenn solche neugierigen Fragen beantwortet würden. Aber auch das Auftreten des Generals v. Seeckt und des Herrn Claß allein schon dürfte genügen, die Geister unterscheiden zu lernen.

Der eine ein Pläneschmied, deren wir in Deutschland mehr als genug haben. Zitternd, erregt, macht er unklare, verschwommene Aussagen, redet um die Sache herum, will nie den Standpunkt vertreten haben, daß „etwas geschehen müsse", will aber Ratschläge erteilen für veränderte Verhältnisse, mischt sich in militärische Dinge ein, ohne gerufen zu sein. Der andere ein General, der nicht politisiert, der klar und bestimmt Hochverrat nennt, was Hochverrat ist.

Seeckt dient dem deutschen Volke. Er weiß, daß jetzt keine Zeit ist für große Reden, noch viel weniger für große Pläne. Jetzt ist es Pflicht, einfach, nüchtern, klar zu arbeiten am Wiederaufstieg des Vaterlandes, geleitet von der Erkenntnis des Tatsächlichen, des Möglichen. Das ist Politik im wahrsten Sinne des Wortes. Die einen fassen Politik auf nur als Streben nach irgendeinem „idealen" Ziel, meist einem Wolkenkuckucksheim; die anderen gehen von der Wirklichkeit aus und bauen auf ihr auf, so unangenehm sie auch sein mag. Die einen kennen kein Deutschland wie es ist, bei allen ihren vaterländischen Reden kennen sie nur ihr Idol und verfolgen mit teuflischem Haß, wer nicht ihrer Meinung ist; die anderen dienen dem Staate, sei die Staatsform wie sie wolle! Seeckt und Claß sind Typen dieser beiden Richtungen.

Daß Seeckt gehaßt wird, ist selbstverständlich. Er läßt sich ja nicht als Puppe von Drahtziehern mißbrauchen. Der Chef der Heeresleitung lehnt es ab, Politiker zu sein. Von manchen politisierenden Offizieren unserer Zeit, die im Reichstag sitzen und schon in der Auswahl ihrer politischen Freunde teilweise einen merkwürdigen Geschmack gezeigt haben, unterscheidet er sich allerdings himmelweit. Seeckt ist nicht der Mann des reinen Zufalls, der ihn z. B. im Monat März frühmorgens am Brandenburger Tor spazieren führt, wenn dort aufrührerische Truppen einmarschieren. Er ist auch nicht der Mann, der sich im Auto zu einer Regierungsbildung nach — — — sagen wir einmal dem Zirkus Busch in Berlin abholen ließe, und kann gleich mitmachte, obwohl er vorher nichts gewußt hat.

Deutschlands Heil wird nicht von den Heilrufern, den Schwärmern und Pläneschmieden, den Landsknechten und Verschwörern kommen, sondern nur von Menschen, die arbeiten und ihre Pflicht tun.

Katholische Arbeitsgemeinschaften für alle Stände.

Von Karl Norbisrath, Essen (Ruhr).

In Deutschland regiert der Klassen- und Rassenkampfgedanke. Wir leben nun seit fast sechs Jahren wie in einem Hexenkessel. Stets hängen schwarz-drohende Gewitterwolken über uns, und um uns zucken grell aufleuchtende Blitze. Hie Kommunismus — hie Rechtsradikalismus; das eine so unheilvoll wie das andere! Ueberall die Losung zur Gewalt; Mörderzentralen und feige Geheimbünde, Consul und Schwarze Hand! Man ruft überall nach starken Männern. Der stärkste Mann aber ist nicht sicher vor den versteckt getragenen Revolvern und dem „kühnen Angriffsgeist" unserer „nationalen" und „internationalen" Volksbeglücker. Die Mordkugeln sitzen ach so lose in den Läufen der Revolver und Pistolen, und Handgranaten lassen sich so bequem handhaben, seit der unselige Krieg jedem deutschen Jüngling die Waffen in die Hand drückte.

Wie und wo steht in diesen Wirren unser katholisches Volk? Die Frage ist nicht überflüssig; sie ist wert, untersucht zu werden. Klar beantworten läßt sie sich nicht. Auch die deutschen Katholiken sind wirr und verführt. Kommunisten, Sozialisten, Nationalisten und Völkische — alles rühmt sich, große Scharen von Katholiken in der Gefolgschaft zu haben. Und wenn man hört, daß einstmals hervorragend gewesene katholische Tageszeitungen in den Wirren dieser Zeit 20, 30, 40 Tausend Bezieher verloren haben, so gibt das zu denken. Wenn dann aber katholische Zeitungen (wie die Essener Volkszeitung) unter der Ueberschrift: „Brennende Jugendfragen" verlangen, daß schon die Schule hinlenken müsse zu den Christlichen Gewerkschaften; wenn sie erklären, die Christliche Gewerkschaft wolle der Jugend die Hand reichen, um sie zur Höhe eines reinen, edlen und gerechten Mannes zu führen, dann weiß man nicht, was man dazu sagen soll. Muß sich doch die Essener Volkszeitung selbst zu dem Bekenntnis verstehen, daß nur etwa 10 Prozent selbst der christlichsten bei den Christlichen Gewerkschaften — des Christlichen Bergarbeiter-Verbandes — auch religiösen Vereinen angehören, während von der Jugend nur etwa auf je 100 zwei Mitgieder katholischer Jugendvereine kämen.[1]) Erklärlich unter Stegerwalds, Baltruschs und Breddemanns Führung, dieses Dreigestirns christlich-nationaler Schlagworte in Klang und Farbe des ihnen eng verbündeten Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes D. H.-V.-Hamburg. Wenn Kenner der Verhältnisse heute erklären, die Christlichen Gewerkschaften unterschieden sich in nichts von den sozialistischen — höchstens insoweit, als sie sich im Klassenkampf gegen das Unternehmertum noch wilder gebärdeten als die Roten, so ist das gewiß übertrieben. Tatsache aber ist, daß die ganze Gewerkschaftsbewegung den von den Gründern gelegten Boden längst verlassen hat und Wege gegangen ist, die dem Arbeiterstande nicht viel Gutes gebracht haben, wenigstens nicht in den letzten Jahren; und am allerwenigsten unseren katholischen Arbeitern, Angestellten und Beamten. Der Klassenkampf liegt einmal im Wesen der heutigen Gewerkschaftsidee, und der Klassenkampfgedanke muß den Gewerkschaftlern die

[1]) Uebelstände müssen aufgedeckt werden. Wir hoffen immerhin, daß es nicht überall so traurig steht und behalten uns sonach unsere Stellung zu den Christlichen Gewerkschaften vor. D. Schr.

Köpfe verwirren. Er kann nichts gutes für Volk und Wirtschaft bringen und raubt den Ruhigsten die Ruhe und den Glauben an Verständigung und Wirtschaftsfrieden. Wie der Kommunismus die Reihen der Rechtsradikalinskis stärkt — oder umgekehrt —, so stählt die Gewerkschaftsbewegung den Abwehrwillen der Unternehmer. Trotz ist auf beiden Seiten, wo Verständigungswille uns retten könnte. Oder glaubt heute etwa noch ein vernünftiger Arbeiter in Deutschland, daß die Gewerkschaften jemals den Unternehmern etwas abzutrotzen vermöchten? Der kürzliche Bergarbeiterkampf hat in dieser Beziehung doch vielen die Augen geöffnet. Gewerkschaftsführer mögen anders darüber reden und schreiben.

Jedenfalls liegt für unsere katholische Sache das Verhängnis darin, daß die sogenannten christlich-nationalen Gewerkschaften auch die Erziehungsaufgabe, die Jugend- und Jungmänner-Bildungsfrage, mit in ihr Arbeitsgebiet einbeziehen. Hier liegt für uns der Kern des Uebels. Sehen wir doch, daß damit unsern katholischen Standesvereinen das Wasser abgegraben wird. In der Tat: unsere katholischen Standesvereine siechen und verkümmern. Es hieße Vogel-Strauß spielen, würde man es leugnen. Eine Ausnahme macht der Verband Katholischer Kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands, der jetzt mit einer außerordentlichen Rührigkeit in die Oeffentlichkeit tritt, um der gesamten katholischen Standesbewegung neues Leben, Bedeutung und Richtung zu geben. Er steht auf dem für uns Katholiken einzig möglichen Standpunkt, daß in allem nur eine Orientierung auf dem Grunde des Naturrechtes und der katholischen Moral in Frage kommen kann. Er will dieser Auffassung mit allen Mitteln Geltung verschaffen. Wie ein roter Faden zog sich der Gedanke der Vertiefung unserer katholischen Wirtschaftsmoral durch die Arbeit des vorigjährigen Verbandskongresses in Münster.

Inzwischen haben die von dieser Tagung empfohlenen Arbeitsgemeinschaften, die unter Mitarbeit von hervorragenden Moraltheologen alle Fragen der Wirtschaft und Politik, des Arbeits- und Handelsrechtes, der Erziehung und Berufsbildung usw. unter die Lupe der Moral nehmen, fleißig geschafft. Die große diesjährige Verbandstagung in Kassel vom 6. bis 10. August wird eine Glanzleistung katholischer Vereinstätigkeit bedeuten. Soll von ihr ausgehend doch die katholische Berufsverbandsbewegung den Stempel einer wahren Kulturbewegung bekommen! Die Forderung der Moral auf Grund des Naturrechtes wird zu einem bedeutenden Programm. Der Rassen- und Klassenkampfgedanke wird ad absurdum geführt, der einzig richtige Weg zur Jugenderziehung gewiesen und der Jugend ein wahres Staatsideal gezeigt im Sinne der Allgemeinen Rundschau, die stets den Arbeitsgemeinschaften mit richtunggebend gewesen ist. Der K. K. V.-Verband empfiehlt jetzt die zunächst von ihm für Kaufleute ins Leben gerufenen Katholischen Arbeitsgemeinschaften für alle Stände!

Der Ruf ergeht an alle diejenigen, die mithelfen wollen und mithelfen können, einer deutschen katholischen Aktion den Weg zu ebnen; an alle, die berufen und gehalten sind, sich einzusetzen für eine geistige Erneuerung in Deutschland in der Richtung unserer katholischen Moral. Der Ruf ergeht an alle katholischen Führernaturen: Gründet katholische Arbeitsgemeinschaften für alle Stände und Berufe! Es sollen kleine Zirkel sein unter Leitung eines gebildeten Laien, aber unter intensivster Mitarbeit von Moraltheologen; Gemeinschaften, die die katholische Standesvereinsbewegung zu fördern, den Vereinen Leben und Entwicklung zu sichern, dem Berufe zu dienen und die Einheitlichkeit der ganzen Bewegung durch enges Zusammenarbeiten und durch große, gemeinsame Kundgebungen zu gewährleisten haben. Zugleich sollen die Arbeitsgemeinschaften Führerschulen sein. Sie haben die Aufgabe, unsere katholische Presse zielsicher zu beeinflussen, deren Einfluß durch Erweiterung ihrer Leserkreise zu stärken, über den Wert unserer sittlichen Kraft aufzuklären und den Wirtschaftsfrieden auf der Grundlage des Naturrechtes zu fördern. Es geht um Staat und Wirtschaft, um Kultur und Volk.

Das Verbandsbüro des K.K.V. in Essen-Ruhr, Rüttenscheider Platz 10, gibt auf Anfragen weitere Auskunft über die Arbeitsgemeinschaften. Der K.K.V.-Verbandstag in Kassel möge beim Leserkreis der A.R. weitgehendes Interesse finden und möge überall die Ueberzeugung auslösen: Das ist der rechte Weg, das bedeutet katholisches Leben, das ist Aktion, es ist wahrhaftig Tat — es ist die Tat, die uns voran und aufwärts führt!

Römische Eindrücke.

Von P. Hugo Lang O. S. B.

II.

Wenn im Vatikan großer Stil traditionell und selbstverständlich ist, scheint nun auch der Quirinal in großen Stil hineinzuwachsen. Hier ist heute alles auf die eine, eigenartige Persönlichkeit Benito Mussolinis gestellt. So komisch, Fradiavolo-mäßig, der erste Eindruck des neuen Italien auf dem Brenner ist, so fällt doch allenthalben, wenn nicht Ordnung, so doch ein früher ungebräuchlicher Zug zur Ordnung auf. Erfahrene Eisenbahnfachleute wissen zu schätzen, was Pünktlichkeit des Bahnverkehrs Neues und Großes in Italien bedeutet. Die nationale Propaganda erscheint uns kindlich, ist aber ausgezeichnet auf das Volk berechnet. Bald bemerkt der Fremde die nationale Hochspannung und wird vorsichtig im öffentlichen Sich-aussprechen und Kritisieren. Der Deutsche fühlt sich jedoch allenthalben wohlgelitten. Italien will von ihm nichts, es ist am deutschen Gut gesättigt. Seit Kriegsende hat sich eine grundsätzliche Ausweitung der italienischen Politik vollzogen: Das alte Nationalitätenprinzip, das handliche Werkzeug aus der Hand des Erzintriganten Louis Napoleon, hat Italien seine Dienste geleistet. Ja über dieses Prinzip hinaus hat sich Italien, das alle Schlachten seit 100 Jahren verlor und alle Kriege gewann, Landstriche fremder Zunge angegliedert. Es will darum an jenes Prinzip nicht mehr gemahnt werden. Heute ist Imperialismus, imperialistische Mittelmeerpolitik die tragende Losung. Altrömische Ideale leuchten auf, die Liktorenbündel sind ihr Sinnbild. Mussolini ist der Cäsar, der den Rubikon überschritt. In allen Schauläden hängt sein maskenhaftes, napoleonernstes Bild, an allen Plakatsäulen prangen, großgedruckt, in immer gleichen Exemplaren mehrfach nebeneinandergeklebt, darum unausweichlich, gewalttätig sich ins Gedächtnis drängend, tönende Merksätze aus seinen Reden. Die Kunstgattung der Phrase beherrscht er wie einst Cicero. Viva Mussolini! kommandieren Buchstaben an allen Straßenecken.

Was verhalf diesem meistbesprochenen Staatsmann unserer Tage zu seinem beispiellosen Erfolg? Italien stand, dank der Mißwirtschaft schwachmütiger, liberaler Ministerien, vor etwa 1½ Jahren unmittelbar vor der sozialen Revolution. Zwei Männer hatten die Gefahr klar erkannt und suchten sie, jeder auf seine Weise, zu bannen: Der eine, der persönlich ganz unansehnliche, aber bald sehr einflußreich gewordene sizilianische Priester Don Sturzo durch eine vorbeugende Agrar- und Sozialreform, getragen von einer demokratisch gefärbten Sammelpartei; der andere, der ehemalige norditalienische Sozialist Mussolini durch Begeisterung der Volksmassen für eine neue, leichtfaßliche und hochfliegende Nationalidee und Schaffung einer brachialen Gewalt gegen den Umsturz von links. Seine Faschistentrupps waren nicht eben die Blüte der Nation, aber auch Cäsar hatte, als er den Rubikon überschritt, die Hefe gesammelt, um seine großen Ziele durchzusetzen.

Don Sturzo scheint die Agrarfrage allzu eilig eingeleitet zu haben, ein Fehler, vor dem ihn auch Dr. Heim gewarnt hatte. Dadurch dürften Grundbesitz und Kapital aus seiner Partei hinausgedrängt worden sein. Vielleicht hat er auch den neuerstandenen Gegenspieler unterschätzt. Dieser sah und nützte den Augenblick, nach seinem eigenen Rezept Italien vor dem unfehlbar drohenden sozialistischen Umsturz zu retten. Sturzo kam nicht zum Zuge und mußte sich aus dem politischen Leben zurückziehen. Sein erfolgekrönter Rivale hatte bereits viele Wandlungen hinter sich. Der Anarchist und Sozialist erspürte seit Kriegsende die neue Zugkraft des ungebrochenen nationalen Gedankens, war auch durch herbe Familienerfahrung im Glauben an sozialistische Brüderlichkeit ernüchtert. Großherzige Hilfe wurde ihm während des Krieges von sehr hoher kirchlicher Seite zuteil, so daß er sich rasch von antiklerikalem Ressentiment freimachte. Seinen Faschismus nannte er anfänglich tendenzionalmente republicano, ließ jedoch den König vor seinem Vormarsch nach Rom wissen, daß er sich darauf selbst nicht kaprizieren. Die Wahl zwischen Mussolinis Angebot einerseits und der sicheren Entthronung anderseits konnte dem König nicht schwer fallen. Schon in der Wahrnehmung des Zeitpunktes seines Eingreifens zeigte sich Mussolini als ein Realpolitiker, der diesen Namen auch im guten Sinne verdient. Noch mehr bewies er dies in der weisen Beschränkung auf das jeweils gut Erreichbare, so daß in der ganzen Folgezeit seine Maßnahmen so exakt das augenblickliche

Bedürfnis des Staates wahrnahmen und befriedigten, wie zwei Zahnräder ineinandergreifen. Soweit ihm aber seine Kraft zu reichen scheint, soweit setzt er sie rücksichtslos ein. An das auch nur kurze Zeit Zurückliegende fühlt er sich in dem Augenblick nicht mehr gebunden, wo ihm eine neue Lage neue Umstellung zu erfordern scheint. Auch von seinen eigenen Ansichten und Aussprüchen rückt er gelenkig ab, wenn es diese neue Lage erheischt. So ist er heute unzweifelhaft überzeugter Monarchist und trägt seine hohen Orden mit augenscheinlicher Wertschätzung. Die Umsturzgefahr war mit einem Schlage erledigt, allen folgenden Einzelaufgaben zeigte sich Mussolini bisher gewachsen. Ueberall bezeichnet neue äußere Ordnung den Weg seines ersten Regierungsjahres. Den Blick auf sein imperialistisches Ideal gerichtet, sieht er ein, daß er alles fördern muß, was die italienische Volkskraft hebt. In einer überschüssigen Bevölkerungszahl sieht er die erste reale Unterlage für den Erfolg seines auf Mittelmeerbeherrschung zielenden Strebens. Bezeichnend ist sein Ausspruch: „Italiens bester Ausfuhrartikel sind seine Arbeiter." Deshalb lehnt er die vom verflossenen Liberalismus angestrebte Ehescheidung ab, führt in richtiger Einschätzung des überragenden volkserzieherischen Wertes der Religion Kreuz und Religionsunterricht wieder in die Schule ein, stoppt entschlossen den abgestandenen Kulturkampf, verdrängt die Freimaurerei aus ihren so unangreifbar scheinenden Stellungen, daß sie manchmal geradezu zum Gespött der Gassenkinder wurde, bahnt schließlich ein besseres Verhältnis zum Vatikan an. Schon seine bis heute hierin erreichten Erfolge sind um so achtenswerter, als der Antiklerikalismus den italienischen Städtern noch tief im Blute steckt und mit der religiösen Gleichgültigkeit der letzterwachsenen Generation in begreiflich starker Wechselwirkung steht. Ein Opportunitätspolitiker kleinen Kalibers würde keine Veranlassung zur Förderung gerade religiösen Denkens gefunden haben. Wieweit sich Mussolini heutigentags selbst überzeugt an seinen katholischen Glauben gebunden weiß, vermag wohl weder Freund noch Gegner zu sagen. Von unmittelbar das Ganze berührender Bedeutung ist jedenfalls der eben erwähnte innere Zusammenhang von italienischem Imperialismus und der Notwendigkeit, diesen durch innere Kräftigung des Volkscharakters zu sichern; dieser Naturzusammenhang wird, einmal erkannt, auf weithinaus gleich zwingende Forderungen an einen echten Realpolitiker stellen. So dünkt es äußerst unwahrscheinlich, der gewiß sehr bewegliche Mussolini werde in diesem Punkt so bald wieder umlernen. Der glanzvolle spanische Königsbesuch im Quirinal und Vatikan brachte bisher unerhörte Dinge mit sich, so z. B., wenn König Viktor Emanuel in der Antwort auf die Rede des „katholischen Königs" der Spanier vom „gemeinsamen Glauben" beider Völker als einem verbindenden Momente sprach. Die Größe des Königs besteht darin, daß er den Mann seines Vertrauens ruhig arbeiten läßt. Und das ist eine Größe für Könige. Der Standpunkt des Vatikans dem Quirinal gegenüber ist heute ein abwartender zu nennen. Der Vatikan kann ja auch ruhig zuwarten, wie Mussolini sich behauptet und bewährt. Für die Wahlen wurde der Geistlichkeit strikte Neutralität anbefohlen. Immerhin zeigen sich hoffnungsvolle Ansätze zu einer endgültigen Regelung der Römischen Frage. So wurde es heuer wohl beachtet, daß zum erstenmal seit 1870 am Vorabend des Jahrestags der Papstkrönung in der eigentlichen Hauskirche des Papstes und Mutterkirche der Christenheit, im Lateran, wieder in Gegenwart des Majordomus des Heiligen Vaters ein feierliches Te Deum abgehalten wurde. Man deutete diese Rückkehr zu alter Gepflogenheit als eine frohe Verheißung, daß in nicht allzu ferner Zeit der Papst, im Frieden mit dem neuesten Italien, aus der heutigen unnatürlichen Lage befreit sein werde.

Mussolini weiß nun aber wohl, daß sich gerade das italienische Volk mit Wechseln auf die Zukunft nicht zufrieden gibt. Er weiß, daß er sozusagen täglich mit einem neuen, deutlich sichtbaren Erfolg auftreten muß. Und wahrlich, das erste Jahr seiner Staatsleitung ist von Erfolg zu Erfolg geschritten. Erst demütigte er Griechenland durch das gewagte, aber auch gelungene Korfu-Unternehmen, dann schloß er seine, nach dem Urteil berufener Politiker genial konzipierten Staatsverträge mit Jugoslawien und Spanien, verschaffte sich wiederholt Gehör innerhalb der Entente, machte sich schließlich besonders volkstümlich durch eine erfolgreiche Kolonialpolitik in Lybien. Und endlich Fiume! Daß seine gesamte Mittelmeerpolitik von selbst antifranzösisch wirkt, ist offensichtlich. Daraus erklärt sich die hysterische Angst der französischen Vertretung in Rom, die dann begreiflicherweise in den Augen der Wissenden kleinlich wirkt. Schon aus dieser Stellung Frankreichs beim Quirinal läßt sich ersehen, wie unbegründet gerade augenblicklich die Angst mancher deutschen Kreise ist, der französische Einfluß könne im Vatikan allzu mächtig werden. Die gegenwärtige Mittelmeerpolitik Mussolinis ist, wenn auch keineswegs in der Absicht, so doch in der tatsächlichen Auswirkung Deutschland nicht ungünstig. Das in der deutschen völkischen Bewegung oft so kraß hervortretende Rassenprinzip erscheint in Italien weniger betont, auch die Behandlung des Judenproblems wird nicht so aufgeregt erörtert.

Wenn auch die bisherigen Leistungen Mussolinis zweifellos ganz erstaunlich sind, bleibt doch die bange Frage: Wird er sich auf lange Dauer halten können? Die inzwischen veranstalteten Wahlen haben ihm ein glänzendes Vertrauenszeugnis ausgestellt. Das war vorauszusehen. Sie waren geschickt genug vorbereitet: Das Wahlgesetz war dem Faschismus auf den Leib geschnitten, den bedeutendsten Führern gegnerischer Parteien wußte Mussolini den Weg in seine eigene Partei zu ebnen. Und zudem sind die Schwarzhemden immer noch da. Es kann nicht wundernehmen, daß Mussolini seine Verbindung mit den von ihm selbst organisierten Faschisten zusehends löst, indem er ihren tollsten Uebergriffen entgegentritt und die Macht der Präfekten wieder herstellt. Viele erwarten von ihm, nachdem er in den Wahlen so ausreichende gesetzliche Unterlagen für seine Politik gewann, er werde nun die peinlichen Erinnerungen an die ersten Bürgen seiner Machtergreifung geschickt und ruhig auszutilgen nicht versäumen, d. h. die Faschisten ins Heer eingliedern. Soweit scheint alles in verheißungsvoller Ordnung. Eines darf jedoch nicht über der eindrucksicheren Idee und der fabelhaft geschickten Aufmachung, die ihn zum Heros machen, übersehen werden: Zur Lösung der allerdringlichsten italienischen Angelegenheit, nämlich der Sozial- und Agrarreform, ist noch kein Schritt geschehen, hat Mussolini auch noch keinen programmatischen Gedanken beigebracht. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der ungewöhnliche Realpolitiker sich nur weise hütet, sein Programm zu weitgehend zu enthüllen, daß er wie bisher in nicht ganz leichten Aufgaben, so auch in dieser ganz einzigartig schwierigen Frage die Forderung des jeweiligen Augenblicks genau so klar sehen und so energisch durchführen wird. Doch hört man auch die ernste Sorge aussprechen, er sei in dieser Kapitalsfrage wirklich ideenlos und programmlos und werde darüber, früher oder später, zu Fall kommen. Dann sei die Auferstehung Don Sturzos, der mehr Ideen als realpolitischen Blick zu haben scheine, zu erwarten. Chi lo sa? Wer weiß das? kann man hier mit dem echten Italiener fragen. Daß Mussolini nicht nur glühender Enthusiasmus, sondern auch hartnäckiges Mißtrauen entgegengebracht wird, weiß er sicher selber. Eines ist aber von Freunden wie von Gegnern, die z. B. im Klerus gleich stark und gleich bestimmt vertreten scheinen, zugegeben, daß Mussolini eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit von großem Stil und großen geistigen Ausmaßen ist.

Zu diesen unseren Ausführungen über die quirinalische Politik möchten wir nur noch bemerken, daß sie nicht, wie die Darstellung der vatikanischen Vorgänge, durchweg auf Informationen von maßgebenden Stellen beruhen, sondern vielfach das „Es heißt" zu Worte kommen lassen. Daß aber Stimme und Stimmung der vielen Namenlosen nicht unterschätzt werden dürfen, könnte uns das letzte Halbjahr des Münchener öffentlichen Lebens gelehrt haben.

Vielleicht findet nun mancher Leser, daß diese Zeilen doch gar zu deutsch seien in der für den Deutschen charakteristischen Art, das Fremde überhaupt anzustaunen, zu deutsch gerade in der uns im Blut liegenden Romseligkeit. Wir möchten ihm dann nicht heftig widersprechen, sondern uns nur entschuldigen mit dem Wort eines besonders eingeweihten Romkenners, des feinsinnigen Direktors der Bibliotheca Herziana, Professor Dr. Ernst Steinmann: „In Rom sieht man alle Dinge größer!" Ganz so unrecht dürfte aber auch Goethe nicht haben, wenn er einmal sagt, selbst Sonne und Mond hätten in Rom eine ganz andere Aufgabe als anderwärts, da sich ihrem Lichte nirgends so bedeutende Gegenstände gegenüberstellen.

(Diese Eindrücke sind im Februar d. J. gewonnen; also vor den neuesten Ereignissen in Italien. Sie treffen gleichwohl noch völlig zu. D. Schr.)

Heft 27 erscheint als Festnummer zum 900 jährigen Todestag des Hl. Kaisers Heinrich II.

Zum Artikel von P. Schlund: Der Jungdeutsche Orden.

Von H. Böhmer, Komtur der Ballei Lennegau.

(Schluß.)

P. Schlund schreibt S. 242:

„Dann wird die Kirche sich auch stoßen an dem Worte des Generals Ludendorff: „Ich halte den Jungdeutschen Orden für die beste und stoßkräftigste Organisation in Deutschland." Ludendorff ist als Katholikenfeind bekannt."

Zum Beweise für das letztere zitiert er die Rede Ludendorffs im Münchener Hitlerprozeß, die doch neuesten Datums ist. Es wird also der Eindruck erweckt, als wenn Ludendorff diese Worte über den Jungdo als Katholikenfeind in den letzten Zeiten geäußert habe, woraus man dann seine Schlußfolgerung ziehen könne, bzw. die Kirche. Hätte aber P. Schlund die Ordenszeitung vom 5. April gelesen, dann hätte er am 24. April diesen Satz nicht veröffentlicht. In einem Schreiben vom 8. 12. 22 (man beachte das Datum) an Kaplan Dröder zitiert Schwering bereits diesen Satz, den Ludendorff schon 1921 gesprochen hat. Zu dieser Zeit war Ludendorff als Katholikenfeind im Sinne des P. Schlund wohl noch nicht bekannt. Warum künstlich die Meinung aufkommen lassen, als wenn dieser Satz erst jetzt von ihm gesprochen sei?

P. Schlund schreibt S. 242:

„Es ist die Klage vieler Geistlicher und Jugendführer, daß die bisher kirchentreuen und kircheneifrigen Katholiken von ihrem Eifer durch die Tätigkeit im Jungdo abkommen. Einige Belege von vielen."

Dazu folgendes: Im kirchlichen Amtsblatt für die Diözese Paderborn steht unter dem 28. April 1924, Nr. 124: „Förderung der deutschen Jugendkraft. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß unsere katholischen Jünglinge, wenn sie einem Sportverein beitreten, fast durchweg unseren katholischen Vereinen und unserem katholischen Erziehungsideal verloren gehen. . ." Mit keinem Wort wird dann die Schuld den Sportvereinen zugeschrieben; verantwortlich werden dafür die Seelsorger gemacht. Wenn nun Mitglieder des Jungdo „von ihrem Eifer abkommen", warum denn nun absolut dem Jungdo die Schuld zuschieben? Könnte die Schuld nicht auch anderswo liegen? Man darf doch das post hoc nicht mit dem propter hoc verwechseln.

Zur Orientierung sei hier einiges aus dem bereits erwähnten Dokumente des bischöflichen Generalvikariats vom 8. August 1923 hergesetzt:

„Der Vikar ist zwar ein Gegner des Jungdeutschen Ordens und begründet diese seine Gegnerschaft durch Hinweis auf die Verbindungen des Jungdeutschen Ordens mit dem Protestantismus und der deutschnationalen Partei. Er bringt das Zeugnis des (N.N.) bei, daß das Fortnehmen der Ordensnadel nur eine scherzhafte Neckerei gewesen sei und das Zeugnis des (N.N.), daß das Pfui beim Spielen des Deutschlandliedes lediglich auf die vorausgegangenen Debatten in scherzhaftem Sinne gemeint gewesen sei. Die Aeußerung über den Vikar Dröder scheidet nach einer Aussprache der Beteiligten vor dem Generalvikar ganz aus. . ."

Es wäre zweifelsohne besser gewesen, wenn dieser Jugendpräses die Ordensnadel nicht fortgenommen, beim Deutschlandlied nicht Pfui gerufen, über einen Geistlichen, der Mitglied des Jungdo ist, nicht ehrenrührig gesprochen hätte. Wenn nun Sodalen, die im Jungdo sind, sich dieserhalb von dem Herrn und seinem Verein zurückziehen, und deren Väter und andere Freunde des Jungdo auch, wer ist schuld daran? Wenn ein Jugendpräses in den Schulen vor 15—20jährigen Jungen den Jungdo herabsetzt, verächtlich macht, und nachher Lehrer mit dem Ordenskreuz vor dieselben Jungen hintreten und dieses hören, und die Väter und Brüder dieser Jungen, die das Kreuz tragen, es hören, kann man sich da wundern, wenn letztere „von ihrem Eifer abkommen"? Doch wer ist schuld daran? Wenn Geistliche von der Kanzel gegen den Jungdo reden, und dabei Männer und Jünglinge, die dem Jungdo angehören oder ihm Freund sind, sich anschicken zur Kommunionbank zu gehen, kann man sich da wundern, wenn letztere „von ihrem Eifer abkommen"? Doch wer ist schuld daran? Es wäre etwas anderes, wenn ein kirchliches Verbot gegen den Jungdo vorläge, wie gegen die Freien Gewerkschaften, obwohl wir in Jugendvereinen, in Schulen und von Kanzeln vom Verbot der Freien Gewerkschaften nichts hören. Wir alle wissen, welche Mühe es kostet, die Jugend heute in katholische Vereine zu sammeln. Daran sind nicht a priori die weltlichen Vereine schuld. Wenn nun obendrein Angehörige des Jungdo im Gesellenverein, in der Sodalität sind, und Präsides erklären: „Entweder 'raus aus dem Jungdo oder 'raus aus dem Verein", ohne eine kirchliche Entscheidung für sich zu haben, noch einmal, kann man sich da wundern, wenn es mit dem Verein oder den Jungdomitgliedern nicht so steht, wie es sollte? Doch wer trägt die Schuld? Dieses alles — und wir haben hierüber ein sehr reichliches Material — gehört ins Kapitel der „seelsorglichen Unklugheiten überkluger Seelsorger", wie ein alter Exerzitienmeister schreibt. In die Opposition treiben ist negatives Arbeiten. Die „vorsichtige Zurückhaltung", welche die kirchliche Kundgebung zum Jungdo vom Klerus erwartet, bezieht sich zweifelsohne auch auf die Gegner des Jungdo. Wir haben noch selten in der Nachkriegszeit von einer größeren Vereinsberatung gehört, bei der nicht Klagen laut wurden über das schlappe Leben in unseren Vereinen und über den Geist, der in unserer Jugend steckt. Es ist ja bequem, dem Jungdo dies in die Schuhe zu schieben; dann ist man über etwaige „seelsorglichen Unklugheiten" hinweg. Wie verhält es sich aber in jenen Gemeinden oder Pfarreien, wo der Jungdo zur Zeit der Klagen noch nicht bestand oder in denen er heute noch nicht besteht? Wir haben eine Rundfrage angeregt zwecks genauer Feststellung: 1. wieviele Mitglieder des Jungdo zu katholischen, hauptsächlich Jugendvereinen gehören, 2. wie viele zu einem solchen Verein gehört haben und 3. warum sie aus diesen Vereinen ausgetreten sind. Klarheit ist auch hier das Beste.

P. Schlund schreibt S. 242: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Vergessen wir aber nicht den Unterschied zwischen faulen und unreifen Früchten. Merzen wir die faulen fortiter in re, suaviter in modo aus. Brechen wir jedoch keine unreifen Früchte, um danach den ganzen Baum zu beurteilen; geben wir diesen erst Gelegenheit heranzureifen.

P. Schlund schreibt ferner S. 242:

„Ein Gelehrter K. R. in F., der durch seine geradezu peinliche Gründlichkeit bekannt ist, schreibt mir (26. 1. 24): Bei uns dient der Jungdo in den katholischen Ortschaften zur Protestantisierung der Jugend".

Es ist schade, daß nicht wenigstens der Ort ausgeschrieben ist, um nachzuforschen und eventuell schnellstens und gründlichst Remedur zu schaffen!

Mit Zufriedenheit müssen wir feststellen, daß der Artikel des P. Schlund einen bedeutenden Fortschritt im Kampfe um den Jungdo darstellt. Durcheinanderwerfen von Sachen, die nicht zusammengehören, ist vermieden worden, Uebertragungen von Dingen anderer Organisationen ebenfalls, unklare Begriffe über Jungdo und was mit ihm zusammengehört, die bisher meist die Ursache von Mißverständnissen und Falschheiten waren, sind im Sinne des Jungdo klarer verstanden, das Gute im Jungdo wird anerkannt, wenn auch jedesmal allerhand Aber folgen.

* * *

Am Schlusse seines Artikels weist die Schriftleitung der A. R. auf P. Schlunds kommende zusammenfassende Broschüre über den Jungdo hin. (Der Jungdeutsche Orden. Verlag Dr. F. A. Pfeiffer & Co., München.) Sie ging uns zu nach Fertigstellung obiger Arbeit. Anlaß zu Aenderungen in unseren Ausführungen liegt nicht vor. Doch seien einige Bemerkungen gestattet.

S. 15 gibt P. Schlund die Möglichkeit einer umfassenden vaterländischen Organisation zu, die auf dem Boden des Christentums steht, unter Wahrung der Eigenheiten und Belange der einzelnen Konfessionen. So ist es beim Jungdo. Dabei fordert jedoch P. Schlund: „Sie müßte alle jene Mitglieder aus ihren Reihen ausschließen, denen das Christentum nicht eine Herzensfrage ist. . . . Die Organisation müßte darauf schauen, daß die Mitglieder die besten Katholiken und Protestanten sind und auch bleiben. Neutralität dürfte es nicht geben. Das müßte Grund zum Ausschluß sein." Wir fragen uns hier, warum P. Schlund bei einer vaterländischen Organisation in seinen Forderungen viel weitergeht, als es in kirchlichen Vereinen in der Praxis gehandhabt wird? Wenn eine vaterländische Organisation dafür zu sorgen hätte, selbst unter Ausschluß, daß z. B. ihre katholischen Mitglieder die besten Katholiken sind und bleiben, dann bräuchten wir u. E. keine kirchlichen Vereine mehr. Es interessiert uns zu erfahren, ob P. Schlund dieselben Forderungen stellt für andere interkonfessionelle Organisationen, die auch auf dem Boden des Christentums stehen. Hat z. B. die Christliche Gewerkschaft oder das Zentrum dafür zu sorgen, daß ihre katholischen Mitglieder die besten Katholiken sind und bleiben und müssen sie jene ausschließen, die es nicht sind? Wir sehen nicht ein, warum dies gerade vom Jungdo verlangt werden soll? Trotzdem wird im Jungdo, wenn auf Religiöses die Rede kommt, betont, daß seine Mitglieder kirchentreue Katholiken und Protestanten (s. S. 16) sein sollen.

Das Kapitel über Dokumente und Materialien will uns nicht gefallen, nicht weil der Jungdo seine eigenen Dokumente und Materialien zu fürchten hätte, sondern weil die angeführten Sachen zum größten Teil für die kritische Arbeit des Verfassers keinen guten Eindruck machen. Was beweist das Hakenkreuz-Vaterunser gegen den Jungdo als solchen? Gar nichts! P. Schlund möchte aber etwas dadurch beweisen. Was beweist der Geheimbefehl des „Jungdeutschen Ordens in Bayern", ohne Datum, gegen den Jungdo mit Hochmeister Mahraun, Sitz Cassel? Gar nichts! P. Schlund möge genau nachprüfen, was es mit dem „Jungdeutschen Orden in Bayern" für eine Bewandtnis hat. P. Schlund will aber etwas gegen den Jungdo, Sitz Cassel, damit beweisen. Was haben die Dokumente 3, 4, 5, 6 über Freimaurerei usw. mit dem Jungdo zu tun? P. Schlund möchte daraus etwas gegen den Jungdo beweisen. Was hat der Aufruf der Germanischen Glaubensgemeinschaft mit dem Jungdo zu tun? Gar nichts! Soll daraus etwas gegen den J. O. bewiesen werden? Ihn indirekt z. B. in das Verbot gegen die Freimaurerei hineinbugsieren, heißt nicht offen gekämpft. Was die Germania schreibt, ist Privatansicht. Was P. Muckermann schreibt, ist längst öffentlich aufs richtige Maß zurückgeführt worden, da er auf falscher Voraussetzung fußt, nämlich der Jungdo sei „religiös neutral". Durch die Wiedergabe dieser „Dokumente" scheint P. Schlund indirekt etwas beweisen und erreichen zu wollen. Aber qui nimis probat, nihil probat. Man kann tatsächlich zuviel beweisen wollen.

Das Dokument 10, über den Erlaß des Fürstbischöflichen Ordinariats Breslau, setzt uns auch in Erstaunen, nicht an sich, sondern durch die Art der Wiedergabe und der Aufmachung. Es wird zitiert aus einer Zeitung (Kathol. Sonntagsblatt der Erzdiözese Breslau). Warum nicht aus dem Verordnungsblatt des Fürstbischöflichen Ordinariats Breslau? Es wird zitiert unter dem Datum der Zeitung, 20. April 1924, was den Eindruck erweckt, als wäre es erst um diese Zeit erschienen. Dabei hatte das Dokument bereits Mitte März in der öffentlichen Presse gestanden. Es wird nicht richtig zitiert; wichtig erscheinende Stellen werden weggelassen. Man vergleiche unser eingangs gegebenes Zitat, welches bis auf einen lokalen Zusatz des Breslauers mit diesem übereinstimmt. Es fehlt der in Klammer gesetzte Satz: („eine Erklärung, die dann trotz aller vorsichtigen Abfassung voraussichtlich wohl zur Werbetätigkeit benutzt werden würde"). Es fehlt ferner: „auch wurde bemerkt, daß Entgleisungen in einzelnen Gruppen nicht dem Programm zur Last fallen". Beide Weglassungen scheinen wichtig. Die erstere wegen Begründung der Ablehnung einer Erklärung (siehe eingangs), die zweite, weil darin die Entgleisungen einzelner Gruppen von maßgebender Stelle desavouiert werden. Wir fragen uns auch, warum P. Schlund aus diesem Dokument nicht diejenigen Folgerungen zieht, die zugunsten des Jungdo zweifelsohne darin liegen. Wir haben sie eingangs gezogen. P. Schlund schreibt, daß er als Gelehrter an die Frage des Jungdo herantreten will. Die Wissenschaft kennt doch keine vorgefaßten Meinungen; sie forscht, wägt kritisch ab, zieht Schlüsse, ob diese nun zugunsten oder zuungunsten der These ausfallen, darf keine Rolle spielen. Ja, statt aus diesem Dokument des Episkopats die Schlüsse zu ziehen, die eine unparteiische Kritik wohl gezogen hätte, sucht P. Schlund, indem er sich die Ausführungen des Breslauer Sonntagsblattes zu eigen macht, die Schlußfolgerung zu unterminieren. Er zitiert: „Der Jungdeutsche Orden verbreitet in seiner Propaganda auch die Behauptung, daß verschiedene Bischöfe dem Orden angehören". Kompilationsarbeiten zeugen von Fleiß; soll das Zusammengetragene aber die Kritik bestehen können, dann darf nicht wahllos, nicht tendenziös übernommen werden, der Kompilator muß das, was er abschreibt, erst auf seine Wahrheit prüfen. Entschuldigungen, wie „ich muß die Verantwortung meinem Gewährsmann überlassen", bestehen nicht die Kritik. Uns ist der Jungdeutsche Orden sehr gut bekannt, unbekannt ist uns aber bis heute, daß der Jungdeutsche Orden (man beachte, daß der Jungdeutsche Orden bei P. Schlund hier in Sperrdruck steht) in seiner Propaganda die Behauptung verbreitet, daß verschiedene Bischöfe dem Orden angehören. Wir nehmen Abschied von P. Schlund, bis es ihm gelungen ist zu beweisen, daß der Jungdeutsche Orden (in Sperrdruck) eine solche Propaganda treibt und stellen mit Genugtuung fest, daß P. Schlund in der Allgemeinen Rundschau S. 243 noch schreibt: „Unser Urteil kann nicht anders lauten als: für einen kirchentreuen Katholiken ist der Jungdo als Organisation unmöglich", daß er diesen Satz in seiner Broschüre jedoch wegläßt, ihn also anscheinend nicht mehr aufrechterhalten kann.

Das Schlußwort in Sachen des Jungdo

hat nach allgemeinem Gebrauch der Eröffner der Aussprache. Dr. Pater Erhard Schlund schreibt uns folgendes:

Sehr verehrter Herr Doktor!

In dankenswerter Weise haben Sie mir die Erwiderung des Jungdo auf meinen Artikel in der A. R. mitgeteilt und mich gebeten, dazu Stellung zu nehmen. Ich halte eine Replik meinerseits für unnötig. Denn der Jungdo hat ja keine einzige meiner Behauptungen widerlegen können; er muß vielmehr zweimal die Objektivität meiner Ausführungen anerkennen. So S. 372, erste Spalte, Zeile 15 von unten und S. 390:

„Mit Zufriedenheit müssen wir feststellen, daß der Artikel des P. Schlund einen bedeutenden Fortschritt im Kampfe um den Jungdo darstellt. Durcheinanderwerfen von Sachen, die nicht zusammengehören; ist vermieden worden, Uebertragungen von Dingen anderer Organisationen ebenfalls, unklare Begriffe über Jungdo und was mit ihm zusammengehört, die bisher meist die Ursache von Mißverständnissen und Falschheiten waren, sind im Sinne des Jungdo klarer verstanden, das Gute im Jungdo wird anerkannt, wenn auch jedesmal allerhand Aber folgen."

Wünschen möchte ich nur, daß alle Leser der Erwiderung des Jungdo meine Ausführungen nochmals lesen; dann sehen sie, daß nichts widerlegt ist.

Zur Sache nur ein paar Kleinigkeiten:

1. Wer den kirchlichen Amtsstil kennt, wird aus der Verweigerung der Unbedenklichkeitserklärung alles andere eher als eine Empfehlung herauslesen; die causa soll nur in suspenso gehalten werden, bis die höhere Autorität entschieden hat.

2. Weder mein Aufsatz noch meine Schrift wollen eine unmittelbare Antwort auf die Fragen des Jungdo sein. (Der Jungdeutsche, Nr. 5 vom 8. 3. 1924.) Implicite habe ich sicher diese Fragen beantwortet. Vielmehr ist meine Schrift als Gutachten geschrieben.

3. Mein Schlußurteil, daß für einen kirchentreuen Katholiken der Jungdo als Organisation unmöglich sei, halte ich natürlich auch nach meiner Boschüre noch aufrecht.

4. Daß die Breslauer Entscheidung nicht nach dem Verordnungsblatt, sondern nach dem offiziösen Sonntagsblatt der Diözese Breslau zitiert ist, hat seinen Grund darin, daß die betreffende Nummer des Verordnungsblattes weder beim Ordinariate München vorhanden ist, noch auf schriftliches Ansuchen meinerseits von Breslau bis heute eintraf.

Freundlich ergebene Grüße, Ihr

Dr P. Erhard Schlund, O F M.

Sühnmutter.

„Ach, was sitzest du auf deinem Grabe, Mütterlein?"
„Sieh, mein liebes Kind, ich siebe — siebe Mondenschein.

Ist dein Bruder schon als Knabe in die Welt gegangen,
Ist er mir ein Räuber worden, muss der Räuber hangen.

Dass er doch Vergebung finde seiner argen Sünde,
Darf ich tote Mutter helfen meinem armen Kinde, —

Durft' ich ihn so kurze süsse Kinderjahre lieben,
Darf ich nun auf meinem Grabe Mondschein für ihn sieben . . .

Sieh, schon liegt das weisse Laken ganz zerwirkt auf meinem Stein,
Ueber hundert liebe Jahre wirds ein Schleier sein,

Ueber zweimal hundert Jahre ist es spinnwebklar,
Ueber dreimal hundert Jahre ist es nicht mehr wahr . . .

Hörst du, wie die Wölfe heulen? — Geh nach Haus, mein Kind,
In der Nacht am Totenacker weht ein böser, böser Wind —

„Mütterlein ich fürcht' mich nicht, nicht vor Toten und Wölfen,
Sieh, nun komm' ich jede Nacht — will dir sieben helfen!"

Alfred Kunze.



Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Jesus Christus, gegenwärtig unter den Menschen im hhl. Altarssakrament, ist seit einer Reihe von Jahren Gegenstand einer außerordentlichen Huldigung der Katholiken. Wandernd von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil, soll diesen internationalen Akt der Anbetung heuer die Stadt Amsterdam schauen. Durch ihre Straßen sollte der Gottessohn feierlich ziehen, so wie er wieder am Fronleichnamstage in Hunderttausenden von Orten segnend durch die Reihen derer schritt, die ihn bekennen. Es gibt nun Leute, die sich für so wichtig halten, daß sie meinen, nichts geschähe, was nicht ihretwegen geschähe, und so hören wir, daß der holländische Protestantismus durch sein Einschreiten es durchsetzte, daß Jesu Christi öffentliches Erscheinen auf den Straßen Amsterdams behördlich nicht genehmigt wurde. Es erinnert das lebhaft an jenes ministerielle Verbot, Gott dürfe künftig auf die Bitte seines Dieners Alexander von Hohenlohe keine Wunder mehr wirken. Am Haupttag des eucharistischen Kongresses, am 20. Juli, will die protestantische Landessynode Hollands einen allgemeinen Buß- und Bettag veranstalten. Und während die Segnungen des menschgewordenen Gottes im ewigen Wunder seines Sakramentes in höchstem Seelenerlebnis sich erneuern, wird zur gleichen Zeit von den protestantischen Kanzeln Hollands herab von den Segnungen der Reformation geredet werden. Jesus aber heilte zu Lourdes am 20. Mai 1924 durch den Segen seines hhl. Sakramentes die Maria Hamon aus Rennes von der Pottschen Krankheit; am 16. f. M. wurde Angela Ducret, von der gleichen Krankheit befallen, plötzlich geheilt, als sie vor der Grotte betete, während Albert Gerard aus Namur von demselben Uebel, verbunden mit teilweiser Lähmung, durch die Lourdesquelle plötzliche Heilung fand. Die Heilungen sind ärztlich festgestellt.

Eine halbamtliche Darstellung dessen, was Christi Stellvertreter, beginnend vom Tage des Waffenstillstandes, z. T. ungebeten, zugunsten der deutschen Kriegsgefangenen tat, um ihre endliche Freilassung zu erwirken, ist in diesen Tagen durch die Spalten der Tagesblätter gelaufen. Für die Entlassung der letzten 400 Mann sind nicht weniger als sechs Schritte vom Vatikan unternommen worden; die Widerstände lagen ausschließlich bei Frankreich. Während man Papst Benedikt XV. unterschob, er habe, als ihn am 4. Januar 1919 Präsident Wilson besuchte, nur sein Interesse gesucht, d. h. die Zulassung zur Friedenskonferenz angestrebt, erfahren wir jetzt, daß er den amerikanischen Präsidenten für die Heimkehr der deutschen Gefangenen zu gewinnen gesucht hat. Und da die Rechte nicht wissen soll, was die Linke tut, hat er seine Gegner reden lassen und geschwiegen.

Herriot will also den Krieg gegen den Hl. Stuhl von neuem eröffnen. Jetzt, nachdem Frankreich all die Wohltaten der päpstlichen Kriegsfürsorge genossen, um die es z. T. selbst gebeten, würde ein solches Vorgehen sich in den Augen der ganzen Welt richten! „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen", das gilt auch bezüglich eines vom „Großdeutschen Verlag" in Weißenburg verbreiteten Pamphletes gegen die Jesuiten, das den Gefrierpunkt der Dummheit erreicht hat und nicht die Jesuiten, wohl aber diese Deutschtümler heillos blamiert, da es ein Gradmesser für ihren Geisteszustand ist. Es bezweckt, neuen Kitt, nämlich konfessionellen Haß gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen beizusteuern, um einen bereits einsetzenden Zerfall der Völkischen Partei aufzuhalten.

Die Wiederherstellung des ursprünglichen Vulgatatextes, der Uebertragung der Hl. Schrift ins Lateinische durch den hl. Hieronymus, ist nach 15jährigem Studium und Durchforschen aller erreichbaren, in den Bibliotheken Europas verstreuten bezüglichen Handschriften durch die Vulgatakommission soweit vorangeschritten, daß jetzt der erste Druckbogen maschinenfertig ist; man hofft, bis Ende des Jahres den ersten Teil fertigzustellen.

Kardinal Giorgi, der Protektor des Franziskanerordens, hat am 1. Juni als päpstlicher Legat die Basilika der Verklärung Christi auf Tabor feierlich eingeweiht, assistiert vom lateinischen Patriarchen von Jerusalem, vom griechisch-katholischen Erzbischof Msgr. Hoggian und vom apostolischen Delegaten für Syrien; am 15. ds. schloß sich daran die Konsekrierung der Todesangstbasilika auf dem Oelberge. Seit Ostern sind im Auftrage des Hl. Stuhles die sogen. liturgischen Vorrechte, die den französischen Konsuln erwiesen wurden, solange Frankreich das Christenprotektorat im näheren Orient ausübte, aufgehoben worden; es ist jene Sachlage eingetreten, welche s. Z. Kardinal Gasparri in seinem Schreiben an den französischen Minister Denys Cochin vorgesehen hatte. Inzwischen ist in Jerusalem ein Pilgerzug der sogen. Anglokatholiker, also englischer Protestanten erschienen, der unter Beihilfe der schismatischen Griechen bezweckte, den status quo zu durchbrechen und durch eine vollendete Tatsache der englisch-protestantischen Staatskirche an den hl. Stätten gleiche Rechte mit den Katholiken zu verschaffen, also u. a. die Grabeskirche zu simultanisieren. Dank dem Eingreifen der Staatsbehörden wurde dies vereitelt. Die Grabeskirche ist katholische Kirche und es ist selbstverständlich keiner fremden Religionsgesellschaft erlaubt, sich über diese Tatsache hinwegzusetzen, dort einzudringen und darin nichtkatholischen Gottesdienst abzuhalten. Die Veranstalter, die im guten Glauben gehandelt haben mögen, waren denn auch vernünftig genug, dies einzusehen und sich daraufhin persönlich beim Patriarchen zu entschuldigen.

Die große, erste General-Synode der katholischen Kirche von China ist zur Tatsache geworden. Am 14. Mai trat im großen Saale der Missions-Prokur zu Schanghai zu vorbereitender Versammlung die Hierarchie Chinas, bestehend aus dem apostolischen Delegaten Costantini, den apostolischen Vikaren und Präfekten, zusammen. Als erster Akt wurde eine Begrüßungsdepesche an den Statthalter Christi gesandt, um „mit einem Herzen, mit einer Stimme, wenn auch in allen Sprachen der Erde, denselben Glauben zu bekennen". Nur der greise und kranke apostolische Vikar Chavellon von Schungking fehlte. In den fünf gebildeten Ausschüssen finden wir die Namen Henninghaus, Walesser, Tscheng und Suen (die beiden neuernannten chinesischen apostolischen Präfekten), sowie mehrere eingeborene Priester als Konsultoren. Am Morgen des 15. Mai erfolgte in der Ignatiuskirche zu Zikawei die feierliche Eröffnung durch ein Pontifikalamt; 70 Delegierte (Mongolei 5, Mandschurei 2, Tscheli 6, Schantung 3, Schansi 3, Kansu 2, Honan 4, Sutschuen 4, Hupe 5, Hunan 2, Kiangsi 4, Tschekiang 2, Fokien 2, Kwangtung 7, Kuitschu 2, Kiangnan 2, Yunnan, Koangsi und Tibet je 1) zogen in feierlicher Prozession ein. Jesuiten und Augustiner, Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner, Trappisten usw., umgeben von Tausenden chinesischer Christen, die sich ehrfurchtsvoll verneigten; und Feuerwerk knallte in den Lüften, wie chinesischer Brauch es wollte. Msgr. Costantini begrüßte die hohe Synode, insbesondere die beiden chinesischen Hirten, den Anfang einer einheimischen Hierarchie. Während des folgenden Festmahles willkommte P. Verdier S. J. von Kiangnan die Orden alle und zeichnete in großen Strichen die Geschichte der katholischen Kirche in China, den Anteil, den die Orden und Kongregationen und die verschiedenen Nationen daran hatten, zuletzt noch die Amerikaner (vertreten durch P. Ford von Maryknoll). Mit einer Aufführung lebender Bilder, gestellt von den Zöglingen des Kollegs, schloß der Tag. Es verlautet, daß die amerikanisch-kassinensische Benediktiner-Kongregation in Peking eine Niederlassung zu errichten beabsichtige, die mit der Zeit zur katholischen Universität ausgebaut werden soll. Jedenfalls wird das Hochschulproblem die General-Synode stark beschäftigen. In Hong-kong ist nun der Anfang mit einem Werke der katholischen Presse durch Herstellung und Verbreitung katholischer Schriften in chinesischer Sprache nach dem Muster der Catholic Truth Society gemacht, wie „Rod" berichtet.

Nach Indien, das sich jetzt wieder den verfehmten Deutschen öffnen zu wollen scheint, reisten am 30. November v. J., wie wir jetzt erfahren, wieder die ersten sechs Schwestern aus dem Mutterhaus der englischen Fräulein zu Nymphenburg; sie sind am 20. Dezember wohlbehalten zu Allahabad angekommen. — Die Väter vom Heiligen Kreuz (Kanada und Vereinigte Staaten), die in Bengalen ein apostolisches Vikariat missionieren, errichten zu Washington ein Missionshaus; die Kirche der Vereinigten Staaten wird, wenn es so weiter geht, in der Heidenmission die ihr gebührende und obliegende Rolle spielen. — Ein höchst nachahmenswertes Beispiel haben die Katholiken der Malabarküste gegeben: Sie entsandten 14 Vertreter zu ihrem Landesherrn, dem Maharadscha von Travankor, die diesem eine Denkschrift überreichten. Dort ist dargelegt, welches Gewicht die Katholiken ihrer Zahl und Bedeutung nach in diesem Staate erreicht haben und wie nachteilig sie im Verhältnis zu den Nichtkatholiken mit Staatsstellen bedacht sind. Der Maharadscha hörte seine Untertanen wohlwollend an und versprach Abhilfe.

Der Jahresbericht der St. Peter Claver-Sodalität, dem wir infolge Raummangels leider nicht so eingehende Behandlung zuteil werden lassen können, wie wir wünschten, erzählt uns, daß 1 515 568 Lire im abgelaufenen Jahre an die Missionen

in Afrika verteilt werden konnten; dazu kommen noch 29700 von der Sodalität selbst hergestellte Bücher, die in sieben afrikanischen Sprachen gedruckt wurden (Bibeln, Schulbücher, Katechismen, Wörterbücher).

Zum General der Franziskaner-Konventualen (Minoriten) wählte das Generalkapitel P. Dr. Alphons Orlich; er ist zu Cherso geboren, hat seine Studien an der katholischen Universität Freiburg gemacht und steht erst im 37. Lebensjahre. Verstorben ist auch der ehemalige fürstbischöfliche Delegat in Brandenburg und Pommern, Prälat Kleineidam; sein Gesundheitszustand hatte ihn bereits im Jahre 1920 zum Rücktritt gezwungen. Aus der italienischen Kolonie Erythräa kommt die Kunde vom Tode des dortigen apostolischen Vikars Msgr. Carrara, O. M. Cap.

Das Entgegenkommen des Ex-Patriarchen Tichon gegen die „Rote Kirche" von Sowjetsgnaden hat ihm nichts genützt; die allrussische Kirchenkonferenz in Moskau wurde durch Verlesung eines Schreibens des Konstantinopler Patriarchates (!) eröffnet, das die Notwendigkeit der Entfernung Tichons von der Kirchenverwaltung und der Abschaffung des russischen Patriarchates ausspricht; die Verwaltung sei dem Synod zu übergeben, der bekanntlich aus unterwürfigen Geistlichen der Sowjetregierung besteht. Der im Ausland gegründete und dort residierende Synod sei irregulär. Peinlich wirkt die Kundgebung des russischen Erzbischofs Nikolaus, der in Riga, jetzt, da er „außerhalb der Reichweite moskowitischer Herrschaft" sei, erklärte, um Rußland verlassen zu können, habe er sich der Lebenden Kirche angeschlossen, alle Kundgebungen des Patriarchen und seiner Anhänger aus letzter Zeit seien nur erzwungen. Der katholische Erzbischof Cieplak hat sich lieber sechzehn Monate einkerkern lassen, als sich einem Gewissenszwange zu fügen oder gar einer häretischen Gemeinschaft, wie es die Lebende Kirche ist, anzuschließen. In der russischen Kirche, in der es ja keine Jesuiten gibt, scheint der Zweck das Mittel zu heiligen; in der katholischen allerdings tut er es nicht. Und während die katholische Kirche fortgesetzt mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft um die Freiheit von allen Staatsfesseln kämpft, streiken jetzt die orthodoxen Priester in Montenegro, weil der Staat sie nicht mehr als Staatsbeamte anerkennt.

Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering.[1]

Von Baronin Alfa v. Twickel, Münster/Westfalen.

Als der selige Petrus Canisius von Papst Pius IV. nach Deutschland geschickt wurde, lenkte er 1565 seine Schritte nach Münster i. W. Er hoffte dort den Bischof Bernhard von Raesfeld zu treffen. In dem Begleitschreiben sagte er mit Anspielung auf die damaligen kirchlichen Zustände Westfalens: „Ich wünsche es sehr und bitte den großen Gott inständig darum, Ihre Frömmigkeit möge auch fernerhin um dieses vortreffliche Bistum Münster sich verdient machen. Möchten Sie dort die katholische Religion nicht nur aufrechterhalten, sondern auch von verderblichen Meinungen und häßlichen Mißbräuchen säubern, gemäß den so weisen, gelehrten und frommen Anweisungen der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung."[2])

Das vortreffliche Bistum Münster, wie es der selige Canisius nennt, hatte in der Folge seinen Glauben treu bewahrt. Im 17. und 18. Jahrhundert blieb der starke Katholizismus des Bistums trotz aller Gegenströmungen fest in geschlossener Einheit, und drang auch in die feineren Kanäle der Volksseele. An den verschiedensten Stellen zuckten Flämmchen religiösen Lebens auf und wurden in den Seelen einer Anna Katharina Emmerick und der Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering zu einem Feuerherd. Endlich wehte der Sturm der immer größeren Gesamtentwicklung der kirchlichen Verehrung des heiligsten Herzens Jesu in der katholischen Welt des 19. Jahrhunderts in allen Ländern viele heroische Seelen zum lodernden Meere zusammen.

Die ehrwürdige Anna Katharina Emmerick und Schwester Maria vom göttlichen Herzen sind ganz enge Heimatgenossinnen. Beide erblickten das Licht der Welt am Feste Mariä Geburt, den 8. September. In beider Jugend spiegelte sich die gleiche heimatliche Landschaft, die Kirchtürme Coesfelds, Wallhecken und die münsterländische Tiefebene. 89 Jahre später geboren wie die Dülmer Augustinerin, im Jahre 1863, stand Schwester Maria vom göttlichen Herzen am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Der Name Droste zu Vischering bedeutet katholisches Familienleben eines uralten münsterländischen Edelgeschlechts, katholische Tradition, die durch die beiden Bischöfe Clemens August, Erzbischof von Köln, und seinen Bruder Kaspar Max, Bischof von Münster, im 19. Jahrhundert nach außen hin wohl ihren stärksten Ausdruck fand. In den kirchenpolitischen Kämpfen des Jahrhunderts und im Kulturkampf standen die Droste zu Vischering treu und unentwegt zum Stuhle Petri. — Der Name der Grafen v. Galen, aus deren Geschlecht die Mutter der Schwester Maria vom göttlichen Herzen stammte, läßt an starke Charaktere, an katholische Glaubensfreudigkeit und an den kriegerischen tatkräftigen Bischof Christof Bernhard v. Galen, den Reformator der Diözese Münster im 17. Jahrhundert, und an den großen sozialen Bischof von Mainz, Wilh. Emanuel v. Ketteler[3]) denken.

In Münster wurde Schwester Maria vom göttlichen Herzen geboren. Sie erzählt in ihrer Lebensgeschichte:

„Am 8. September wurde ich in Münster geboren, ich und mein Zwillingsbruder Max. . . . Die erste Gnade, die mir Gott verlieh, war die, gleich nach der Geburt getauft zu werden, da ich in Lebensgefahr war. So wünschte der Herr mich schon im ersten Augenblicke meines Eintrittes in die Welt von der Gewalt des Teufels zu befreien und Besitz von mir zu nehmen. O möchte er auch der Herr meines Herzens bleiben bis zum letzten Augenblicke meines Lebens und für die ganze Ewigkeit!"

Die kleine Maria, die die hl. Taufe bedingungsweise in der altehrwürdigen Servatipfarrkirche am 9. Sep. mit ihrem Bruder Max empfing, erhielt die Namen: Maria Anna Johanna Franziska Theresia Antonia Huberta. Ihre Jugend verlebte sie im traulichen Familienkreise mit ihren Geschwistern auf dem Stammschloß Darfeld im Kreise Coesfeld; es wurde dies eine Vorahnung, der die grünen Laubwälder und Alleen heilige Einsamkeiten, das Schloß und die Kapelle ferne Sehnsuchten gaben. Hier wurde das kleine Mädchen wie eine wahre Christin erzogen. Was immer sie sah, war echte starke Elternliebe und das Beispiel treuester Pflichterfüllung. Der goldene Duft echt katholischen Familienlebens war über ihre Kindheit und Jugend ausgegossen. Leise dämmerte durch die Gnade Gottes das Kind in die Herz-Jesu-Verehrung ein.

„Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich anfing, das heiligste Herz Jesu zu kennen und zu lieben. Die ersten Bilder, deren ich mich in den Zimmern meiner Eltern und Brüder entsinne, waren die des heiligsten Herzens Jesu und der lieben Mutter Gottes."

Unübersehbar waren die Fäden und Beziehungen, die der Hl. Geist in dieser jugendlichen Seele anknüpfte. Die Früchte waren überreich. Das Programm religiösen Unterrichts war umfassend und gründlich in den Studienplan der jungen Gräfin hineingebaut, nicht so wie es vielfach die jungen Damen unserer Zeit gewohnt sind, überall nur zu nippen, überall sich nur mit der Oberfläche zu begnügen. Ihre Jugend sah den unseligen Kulturkampf. Sie hörte von der Verbannung des Oberhirten Joh. Bernhard Brinkmann. Wie nahm sie Anteil an dem Ausweisungsgesetz, das die Jesuiten und die ihnen verwandten Orden der Heimat beraubte! In Maria zitterte gleichsam eine ritterliche Seele und auf dem vorwärts gewandten Gesicht loderte bereits in ihrer Jugend innige Jesusliebe. Die erste hl. Kommunion empfing sie am 25. April in der Pfarrkirche zu Darfeld, im gleichen Jahre wurde sie am 8. Juli gefirmt. Was im Elternhaus begonnen, wurde in der Erziehungsanstalt der Ordensfrauen vom heiligsten Herzen Jesu in Riedenburg am Bodensee vollendet.

Das ist in großen Zügen die Welt, in der das Jugendleben Marias verlief, das Leben eines jungen Edelfräuleins, wie es Tausende zu ihrer Zeit leben mochten; aber bei ihr beleuchtet jenes geheimnisvolle Licht von innen heraus die Dinge. Bestimmend auf ihre Entwicklung wirkte der ausgeprägte Trieb zum religiösen Leben. Ganz durchtränkt von der katholischen Luft, die sie als junges Mädchen auch nach ihrer Pensionszeit atmete, durchlief sie die Jahre, die sie noch von der ersehnten Klosterschwelle trennten, trotz ihrer körperlichen Zartheit in strenggeregeltem Studium, Arbeit und Gebet. Die hl. Schrift, die Heiligenleben und vor allem die Offenbarungen des Heilandes an die hl. M. Margareta Alacoque waren das Brot ihres

[1]) Leben der Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering von Louis Chasle, übersetzt von P. Leo Sattler. Sechste Aufl. Herder-Freiburg.

[2]) Zitiert aus Braunsberger, Petrus Canisius.

[3]) Wilhelm Emanuel v. Ketteler war ein Onkel der Mutter von Schwester Maria vom göttlichen Herzen.

Geistes. Dieses Leben machte sie stark und ihre Tugend männlich. Die junge Gräfin lebte in der Welt, aber war nicht von dieser Welt. Statt der unschuldigen Freuden des Familienlebens fand ihre reine, jungfräuliche Seele im klösterlichen Leben, das sie vom 21. Nov. 1886 an im Elternhause führte, die Beweggründe und Mittel, um in die Abgründe der Demut hinabzusteigen. Die beständige Fühlung mit Gott, mit dem eucharistischen Heiland, der ihr durch die Verehrung des hlgst. Herzens so lebendig entgegentrat, die fortgesetzte Betrachtung seiner allumfassenden Liebe, seiner Größe und anderseits des Menschenelends — jenes wunderbaren Epos, welches die Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen der hilfebedürftigen, schuldbeladenen Menschheit und der reichen barmherzigen Gottheit singt, löste sie immer mehr los von allem, was erdhaft ist und eröffnete ihrer nach Heiligkeit und Gerechtigkeit dürstenden Seele die Pfade heldenmütigster Vollkommenheit. 1888 war Marias Gesundheit gekräftigt und sie trat am 21. November in den Orden Unserer Lieben Frau von der Liebe des Guten Hirten zu Münster ein. Ihre jugendliche Seele sang das Magnifikat. In der äußeren Zelle baute sie nun unter weiser Leitung die innere Zelle in sich auf, den festen Kern ihrer Persönlichkeit und das Zentrum ihrer Auswirkung. Der Name Schwester Maria vom göttlichen Herzen wurde für sie providentiell, sollte die junge Klosterfrau doch eine Heroldin der Liebe und Sühne des göttlichen Herzens sein. 1894 wurde Schwester Maria vom göttlichen Herzen von Münster nach Portugal geschickt und wurde dann sehr bald Oberin des Klosters in Porto, was sie bis zu ihrem Tode verblieb.

Immer mehr hatte sie das Geheimnis der Liebe und Sühne erfaßt. Der Heiland kam zu ihrer Seele, es war „wie das heiße Feuer der Gottheit und das fließende Wachs der minnenden Seele". Sie genoß die Liebe des göttlichen Bräutigams bis auf die Neige. Der Herr rief die leidgeprüfte Oberin am 8. Juni 1899 ab in die himmlische Heimat, nachmittags, als die Glocken das Herz-Jesu-Fest einläuteten und damit die Weltweihe der Menschheit an das göttliche Herz verkündeten. Um diese Weihe hatte Schwester Maria vom göttlichen Herzen gekämpft und gelitten. Jesus selbst hatte ihr den Auftrag gegeben, an seinen Stellvertreter, den Hl. Vater Leo XIII. zu schreiben und ihm die Weihe der Welt an sein göttliches Herz zu empfehlen. Wie Sturzbäche manchmal vom Gebirge Gold in die tieferen Ebenen führen, so zogen ihre Briefe an den Hl. Stuhl Lichtgürtel um den Erdball. Hatte der Heiland doch selbst seiner getreuen Braut gesagt: „Vom Glanze dieses Lichtes werden die Völker und Nationen erleuchtet und von seiner Glut wieder erwärmt werden." Bald nach dem seligen Hinscheiden der Schreiberin wurde es in Portugal und dann auch allmählich in anderen Ländern und vor allem in Deutschland bekannt: eine Heilige hatte ausgelitten. — 25 Jahre sind seither verflossen. Die Weltweihe an das hlgst. Herz war die Sonne, die das kommende 20. Jahrhundert umleuchtete, die Hoffnung und Morgenröte der Zukunft und die endgültige Krönung der öffentlichen Herz-Jesu-Verehrung.

So war es nur eine einzige große Idee, die das Leben der Schwester Maria vom göttlichen Herzen beherrscht und gestaltet hat in einer einzigen großen Linie und doch in verschiedenen Formen, die Idee von Gottesliebe und Leiden und Sühne für die Sünden der Welt. Allem, was seit ihrem innersten religiösen Erlebnis bewußte Lebensäußerung an ihr war, lag diese eine Idee zugrunde. Die Verehrung des hlgst. Herzens Jesu riß ihre hochgemute Seele, wohin die Glut ihrer Gottesliebe sie drängte, ins Herz aller Mystik zum Schnittpunkt innersten Schauens und hoher Gebetsgnaden. Die Entdeckung außergewöhnlicher Gnaden, die gewonnene Fähigkeit, auf dem gottgewollten Wege fortzuschreiten, war der große Triumph ihres Lebens, der entscheidende Akzent ihrer inneren Entwicklung. Es gab im Leben der Schwester Maria vom göttlichen Herzen nie einen Augenblick, da sie den inneren Verkehr mit Jesus ohne die Resonanz auf das praktische tätige Leben aufgenommen hätte. Und diese Seite ihres Wesens, das tief innerliche Element ihrer Seele, verbunden mit dem machtvollen Trieb zu apostolischem Wirken und Arbeiten, ward mit fortschreitenden Jahren — so scheint uns wenigstens — und unter dem Druck ihrer körperlichen und seelischen Leidensaufgabe nur noch stärker und beherrschender. Was Schwester Maria vom göttlichen Herzen durch ihre Selbstbiographie, die sie nur im Gehorsam gegen ihren Seelenführer niederschrieb, der Nachwelt vermachte, war, das Werk Gottes an ihrer Seele zu verherrlichen und ein Loblied auf die Gnade zu singen, die sie an sich selbst erfahren durfte. Ueberall, wo man dem Lied ihrer Seele lauscht, schwingen Untertöne mit, die von uralten hl. Schätzen zeugen, die ihr Stamm gehütet: Volksart, tiefe Religiösität und echte innere Herz-Jesu-Verehrung. Von Niedersachsen zog ihre Lebensstraße bis tief in den Süden nach Portugal, das Land ihrer irdischen Vollendung. Auf dem mystischen Herwege bildete auch das Zisterzienserinnen-Kloster Helfta ein Arsenal, das ihrem Geiste Nahrung gab. Wie ihre Stammesgenossin, die große hl. Gertrud, schaute und ahnte sie die „Sehnsucht der ewigen Hügel". So steht Schwester Maria vom göttlichen Herzen da, eine Nachfahrin der großen deutschen Mystikerinnen des Mittelalters, 6 Jahrhunderte später im Gleichklang derselben Liebe und Sühne für das morsche Weltgebäude, nur das eine Ziel im Auge, durch eine ganze Ewigkeit die Erbarmungen des göttlichen Herzens zu besingen.

---

† P. Mannes M. Rings, O. P.

Von Gustav Gichtel.

Der wundervolle Frühlingsmorgen am 13. des heurigen Maimonates stand in lichtem Glanze über einem Vorgang, der sich in gar mancher Träne brach. Am Kirchplatz zu Ettal harrten der ehrwürdige Konvent der Benediktiner, der hochw. Pater Prior in Pluviale und mit Assistenz und der Gnädigste Herr Abt der Ankunft eines ihnen wohlbekannten und getreuen, bis in den Tod getreuen Pilgers, dessen letzte Bitten auf dem Kalvarienberg seines Lebens, da bereits Schatten allzu früher Dämmerung auf den einst so klarblickenden Verstand sich senkten, immer wieder in der einen Bitte bündig sich zusammenschlossen: in Ettal bestattet zu werden, zu Füßen des von ihm so sehr verehrten Gnadenbildes. Möglich, daß der Himmel seine sonstigen Wünsche — immer nur die eines frommen Priesters, echten Ordensmannes und seeleneifrigen Apostels — in ihren weiten, manchmal vielleicht allzu weiten Ausmaßen nicht immer oder nicht so restlos zu erfüllen vermochte, wie es das weite, begeisterte Herz sich ausmalte. Diesmal, da es sich um ihn selber handelte, wurde seinem Wunsche von der Vorsehung in einer Weise Rechnung getragen, die sich der lebende gute Pater Mannes weder hätte träumen noch auch in seiner lauteren Bescheidenheit je hätte gefallen lassen. Nun, heimgegangen zu den Seligen seines glorreichen Ordens, erfuhr er sie von der Abtei Ettal, von seiner Ordensvertretung und den ihm Nächststehenden, von der großen Schar aufrichtig Trauernder aus Ettal selbst und der Gemeinde Eschenlohe, wo er in der letzten Stunde des 9. Mai gestorben war und die fast vollzählig von dort bis hier herauf dem geliebten Toten das Ehrengeleit, laut betend, gegeben hatte.

P. Mannes M. Rings war geboren am 13. Juli 1871 zu Köln, in schlichter Bürgerfamilie aufgewachsen unter dem Sonnenschein einer frommen Mutter, zu der er mit zärtlichster Dankbarkeit und Verehrung aufblickte und deren Gedächtnis er oft für seine Predigten und Schriften auf die hehrste und heiligste aller Mütter anwendete und adelte. Er trat nach den Gymnasialstudien zu Venlo in den Dominikanerorden. Am 20. April 1892, dem Feste der hl. Ordensschwester Agnes von Montepulciano, deren Verehrung er sich ab da besonders angelegen sein ließ, erhielt der Kandidat das weiße Ordensgewand, nach dem er sich so sehr gesehnt. Ein Jahr später legte er die einfachen Gelübde ab und begann die philosophischen und theologischen Ordensstudien, denen er bis 1900 mit großem, ernstem Eifer oblag, zwischenhinein verklärt von dem Tag seiner feierlichen Profeß 1896 und seiner Priesterweihe durch Kardinal Fischer am 30. August 1898. Schon im Herbst 1900 wurde P. Mannes, der sich inzwischen den Lektorgrad erworben hatte, die Leitung des Noviziates zu Venlo übertragen. 1910 entriß ihn die Wahl zum Prior des Berliner Konvents St. Paul seiner bisherigen rein internen Wirksamkeit. Das Berliner Priorat bekleidete er dreimal nacheinander bis 1919.

Wenn man bedenkt, was die vorausgegangenen zehn Jahre Noviziatsleitung einem Manne wie ihm, der gleich dem Völkerapostel nicht nur eines jeden Freude, sondern auch eines jeden Schmerz und Seelenzustand brüderlich teilte und miterlebte bis zur äußersten Hingabe, an Herzblut gekostet hatten, versteht man in etwa den Grad der Erschöpfung, in dem sich der Prior von St. Paulus, der während seiner zweiten und dritten Amtsperiode auch noch seinen schönen Konvent so weit nur möglich Lazarettzwecken geöffnet hatte — mit all den späteren bekannten Erscheinungen — am Ende seines dritten, letzten Priorats befand.

Die Arbeit eines zudem mit großer Pfarrei verbundenen Konvents war in seiner Zeit ins Vielfache gestiegen, seine Mitarbeiter aber, Patres und Brüder, standen großen Teils im Feld, fielen oder lagen in Gefangenschaft festgehalten. Dazu noch Sterben im Konvent selber — da legte es sich wie Todesmüdigkeit auf den Unermüdlichen. Er suchte Erholung bei den Ordensschwestern in Bad Wörishofen, wo ihm die beschauliche Stille und sorgfältige Pflege ungemein wohltaten.

Es entsprach der schaffenshungrigen optimistischen Natur des guten P. Mannes, daß er, kaum erst eine Stunde ausgeruht, sich schon wieder mit Aufstellung eines neuen Arbeitsprogramms, neuer Pläne für schriftstellerische Unternehmungen, für Missionen und Exerzitien beschäftigte. Es entsprach seiner Gewissenhaftigkeit, die ihm auferlegte Muße zu beklagen, obwohl bei seinem aszetisch geübten Gebetsleben kein Augenblick vergeudet wurde. Nach außen schien der Aufenthalt in unserem Süden alle erlittenen Schäden wieder auszugleichen. Wer aber P. Mannes näher kannte, die Tragfähigkeit des mindestens schwer erschüttert gewesenen Organismus in etwa überblickte und dann aus des Verstorbenen Munde den Umfang all der neuen apostolischen Pläne und Wünsche vernahm, der konnte nur mit Bängstigung die Wiederaufnahme der vollen Tätigkeit von ehedem verfolgen. Indes, es ging. Doch nicht allzu lange. Im Kölner Konvent, wohin es P. Mannes gezogen hatte, erfolgte schon Januar 1923 der erste Zusammenbruch, der seine alsbaldige Verbringung wieder nach Bad Wörishofen notwendig machte.

Nur sehr langsam, in winzigen Etappen erholte sich P. Mannes von der Katastrophe. Doch in dem Maße, als sich Denkvermögen und Erinnerung wieder festigten und mehrten, stellte sich bei ihm, dem Verfasser des Trostbuches „Der Hoffnung Immergrün", die alte Lust und Sehnsucht nach künftiger Arbeit ein. Die warnende Stimme der ergangenen ewigkeitsernsten Botschaft von Drüben, die seine Freunde so schmerzlich und bitter getroffen hatte, ihm schien sie, bei aller gehorsamen Ergebung in Gottes Ratschluß, am Ende doch beugungsfähig. In diese Zeit fällt die Einladung des ihm befreundeten Pfarrherrn von Eschenlohe unweit Garmisch zur Uebersiedelung in den Pfarrhof. P. Mannes folgte ihr gern, da er sich von der dortigen Höhenlage — mit Recht — Förderung seiner Erholung versprach und, was ihn besonders hinzog, der individuellsten Pflege seines Zustandes und des aufopferndsten Eingehens auf alle Nuancen seiner seelischen Spannungen und Abspannungen sicher sein durfte. Dies ist ihm denn auch, nachdem am Christabend 1923 ein mehr leichter, Ende März 1924 ein ernsterer Schlaganfall das Leben des groß und stattlich gewachsenen Mannes stufenweise zertrümmerte, in geradezu heroischer Weise zuteil geworden.

Am Mittag des 9. Mai, gegen halb 1 Uhr holte der Tod zum dritten Male aus. P. Mannes starb kurz vor Mitternacht, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, nach empfangener hl. Oelung, unter den Gebeten derer, die ihm in vorbildlich selbstloser Nächstenliebe Bruder und Schwester geworden waren.

Ein Priester, ein Ordensmann, ein Apostel ist mit ihm gegangen, der, wie alle Großen, die erst in langer Zeitflucht erkannt werden können, eigene Wege wandelte. Allem Schein und Flitter, den er mit ungeheuer treffsicherem Instinkt unfehlbar und sofort erkannte, feind und abhold, in seiner logischen Schulung bei allen Vorkommnissen und bei allen Erscheinungen Essenz und Akzidenz mit anatomischer Sicherheit auseinanderscheidend, ging er in seiner Lebensaufgabe pfeilgerade aufs Ziel: Für Gott Seelen gewinnen auf welch immer mögliche Weise. Richtlinie in Wort und Schrift hieß ein für alle Male: Christus der Gekreuzigte. Sein Handeln wie auch sein Ertragen von Unannehmlichkeiten, Verkennungen, Mißverständnissen, woran es ihm als Kreuzesjünger nicht fehlte, mündete bei ihm immer und alsbald ein in des Apostels Wort, das sein ständiger Begleiter wurde: dummodo Christus praedicatur, wenn nur Christus dabei gepredigt wird. Diese Einstellung zusammen mit seinen natürlichen hervorragenden Schaffensanlagen erklären uns die gewaltige Arbeitsleistung des Verstorbenen, die unzähligen Missionen und Exerzitien für Welt- und Ordensleute neben seinen eigentlichen Seelsorgsarbeiten und mitten aus all dieser Tätigkeit heraus, als wertvolle Früchte umfassender Praxis und nächtlichen Studiums, einen ganzen Blumengarten religiöser Erbauungsliteratur, an dessen edlem Dufte und heilkräftiger Wirkung sich Gebildete wie das große Volk erlaben und in ferne Zeiten hinein Trost und Führung finden werden. Des öfteren hat sich der Büchertisch der A. R. eingehend mit den Schriften des P. Mannes M. Rings befaßt. —

Nun war also der letzte Wunsch des P. Mannes der Erfüllung nahe. Seine sterbliche Hülle war angelangt vor seiner Grabeskirche. Ueber den schlichten Sarg wurde ein großes violettes Bahrtuch gebreitet, sechs Benediktinerlaienbrüder trugen ihn auf ihren Schulten zur Aufstellung in die Abteikirche, worauf der hochw. P. Prior von Ettal levitiertes Requiem nebst tief bewegender Ansprache hielt, den Lebensweg des Verstorbenen schildernd und seiner Grabesstätte treue, brüderliche Pflege zusagend. O quam bonum et jucundum habitare fratres in unum, wenn wie hier Söhne großer Ordensstifter einander liebend umarmen und Gastfreundschaft und Gebetsgemeinschaft gewähren bis zu den Tagen kommenden Gerichts. P. Heinrich Denifle, O. P. in der Gruft zu St. Bonifaz-München — P. Mannes Rings, O. P. hier oben in Ettal: welche Denkmale edler monastischer Gesinnung!

Dann folgte die letzte Aussegnung; der Sarg wurde in den Umgang links des Hauptportals verbracht und dort neben dem zuletzt verstorbenen Konventualen der Abtei beigesetzt, das Antlitz zum Hochaltar, zum Gnadenbilde gewendet. Da ruht der Selige nun ganz nahe dem Ewigen Lichte, dessen priesterlicher inniger Sänger er gewesen war, zu Füßen jener, deren Namen er zarter denn ein Kind, ehrfürchtig wie ein Engel und liebeerfüllt aussprach wie einer, der sie geschaut. R. I. P.

Vom Büchertisch.

Von Godefried und Mechtildis, die kreuzfahren gingen. Eine Erzählung aus dem Kinderkreuzzug. Von Helene Pagés. Freiburg im Breisgau 1924. Herder & Cie., Verlagsbuchhandlung. 8° 214 S. Preis geb. 3.15 M. Der verhängnisvolle Kinderkreuzzug: ein beliebtes, öfter benutztes Thema! Die obengenannte bewährte Jugendschriftstellerin und -dichterin wußte ihm neue reizvolle Seiten abzugewinnen. Und zwar in einer Weise, die dem lieben wertvollen Buche weite Kreise erschließen wird. Frische, Wahrhaftigkeit, Klarheit, Lebendigkeit, Vertiefung, sprachliche Anmut und Kraft schmücken die ganz in psychologisches Verstehen und künstlerische Einfachheit wie in einen Jungbrunnen getauchte Darstellung. Gesunde Spannung hält den Bogen sicherer Gefolgschaft straff. Gründliche Kenntnis einschlägiger Welt- und Kulturgeschichte, wissende Freude an den Offenbarungen einer großartigen Natur (Alpen, Meer usw.) leihen farbenreich erhellte Scheinwerfer zu wechselnder Beleuchtung her, ohne daß jemals das Gesetz edlen Maßes bei Uebermittlung mannigfacher Eindrücke auf Gemüt, Geist, Seele der Jugend verletzt würde. — Kein Geringerer als Walter von der Vogelweide steht am Eingang der Handlung, die mit dem Einzug der Kölner Kinder unter dem kleinen Nikolaus in die alte Reichsstadt Boppard am Rhein beginnt. Auch das dortige burggräfliche Paar vermag nicht dem siegesgewissen „Gott will es!" der begeisterten Schar zu widerstehen. Schweren Herzens, aber willig gestattet es, wie so viele Eltern, den beiden Kindern: Sohn und Tochter, den von herrlicher Geschwisterliebe erfüllten künftigen Helden der Handlung, den Anschluß an den lawinenartig wachsenden Zug, dem ein so trauriges Ende in Zersplitterung und Untergang bevorsteht. Die Art der Ausgestaltung kommender Begebnisse erzwingt ungeteilte Anteilnahme seitens nicht nur frühjugendlicher, sondern auch vorgeschrittener Leser und Hörer. Die Kindlichkeit im Ton aber bleibt gewahrt. Eine schöne Natürlichkeit, wie sie dieser Schriftstellerin so hervorragend zu Gebote steht, beherrscht den bewegten Entwicklungsgang des Geschehens, der, trotz schwerer Hemmungen, die geschwisterlichen Helden auf länger ins heil. Land führt und dann, innerlich gefördert und bereichert, durch den eigenen Vater zurück in die ersehnte Heimat, ans Herz der Mutter, zum Frieden lauteren Glücks, nach dem Psalmwort: „Durch Feuer und Wasser ins Land der Erquickung." E. M. Hamann.

Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Gesichten der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich, aufgezeichnet von Clemens Brentano. Nach der 4. Auflage des von P. Schmöger herausgegebenen Lebens und Leidens Jesu Christi von P. G. Wiggermann C. Ss. R. Neue 4. Auflage von P. A. Uhl C. Ss. R. Preis: Geheftet Gm. 2.50, geb. Gm. 3.50. Verlag Jos. Kösel & Friedr. Pustet K.-G. Verlagsabteilung Regensburg. — Während literarhistorischer Streit tobt um die Aufzeichnungen des wieder zu seiner Kirche zurückgekehrten Dichters Clemens Brentano nach den Gesichten der gottseligen Nonne Anna Katharina Emmerich, erbaut sich das Volk wie durch die größten Erlebnisse an solchen Aufzeichnungen und Darbietungen. Bei den Passionsspielen kann man beobachten, daß nicht nur die katholische Landbevölkerung, sondern viele Städter und Nichtkatholiken in tiefster Andacht das bittere Leiden, Sterben und Auferstehen unseres Herrn verfolgen, als ob sich zum ersten Male die Vorgänge vor ihrer Seele vergegenwärtigten. Ihre anschaulichsten Bilder entnehmen Kochem und Katharina Emmerich den Passionsspielen. Die Aufzeichnungen Brentanos bleiben die andächtigste katholische Dichtung des großen Künstlers, der wie kaum ein zweiter mit Phantasie begabt war. Aber es wäre ein großes Unrecht, diese Aufzeichnungen allein von diesem Gesichtspunkte aus anzuerkennen, da ihnen ja die Gesichte der frommen, gottbegnadeten Ordensschwester Anna Katharina Emmerich zugrunde liegen und Brentano erst aus diesen Gesichten die Szenen ausführen konnte. Inwieweit Zeitwissen und Künstlerkraft an der Veranschaulichung mitwirkten, wird man nie entscheiden können. Das eine aber ist sicher: diese Aufzeichnungen bleiben für Herz und Gemüt die eindruckvollsten konkreten Betrachtungen. Weit mehr als eine sorgfältige Darstellung des Martyriums eines Heiligen, die ein sorgsamer Biograph und feiner Psychologe auf Grund reichsten Quellenmaterials zu entwerfen imstande ist, machen sie das größte Trauerspiel der Menschheit wieder anschaulich. Es ist das natürlichste Erbauungsbuch jedes Christen, der Schritt für Schritt dem Todesgange seines Herrn bis nach Golgatha nachfolgen kann. Die neue

vorliegende Ausgabe, besorgt von P. Uhl, hat durch Ausbesserung sprachlicher Härten die Lesung des Buches erleichtert, in dem auch ein Lebensabriß Anna Katharinas zu finden ist. Ihre Seligsprechung ist gerade im besten Gange. Der hundertste Jahrtag ihres Heimganges hat ihr Andenken erst recht erneuert. So wird die neue Ausgabe ihrer Gesichte in jedem christlichen Haus willkommen sein. O. K.

Leben (Skizzen aus dem Alltag) von Dr. Kurt Klare. Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 1924. Pr. 3 M. 98 S. — Bewußt oder unbewußt hat sich der Verfasser sicher von dem Dichterwort leiten lassen: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant!" Das hätte er auch als Geleitwort für sein frisches, lebenswahres Buch wählen können. Es enthält eine Reihe kurzer, straff zusammengezogener und deshalb inhaltlich kompakter Skizzen, denen Erlebnisse zugrunde liegen, wie sie das ewig wechselnde Leben in aller Buntheit dem Verfasser als Arzt und Menschen bereitet hat. Die Skizzen sind deshalb teils froh, teils traurig, erschütternd oder mild. Einige führen natürlich auch ans Krankenbett, wo Leben und Tod so oft hart miteinander ringen. Die ergreifendste von diesen ist wohl „Lebenshunger" (S. 37). Hervorragende Beobachtungsgabe bezeugen die Schilderungen von seinen Vortragsreisen, die der Verfasser unter der Losung „Gebt den Kindern mehr Sonne!" durch ganz Deutschland machte. Besonders in den rheinischen und sächsischen Industriezentren sah er dabei viel Bemerkenswertes, was er in dem Abschnitt „Aus beruflichem Wandern" (S. 75—98) vertieft geschildert hat. Das ganze Buch ist von einem beneidenswerten Lebenswillen und Lebensverständnisse beherrscht und gehört vornehmlich in die Hände von Eltern, Erziehern und Lehrern, Aerzten und Seelsorgern. Richard Oettl.

Hans und Grete. Tausend Vornamen erklärt von Dr. Ernst Wasserzieher. 2. verbesserte und stark vermehrte Auflage. Berlin 1924. Ferd. Dümmlers Verlag. Gbd. 0.80 M. — Wasserzieher, der schon soviel getan, weiten Volkskreisen den Schatz unserer Muttersprache zu erschließen, schenkt uns mit der Verzeichnung und Erklärung von tausend Vornamen etwas besonders Kostbares. Er hat alle nur einigermaßen üblichen Vornamen berücksichtigt und nach der Herkunft in deutsche und ausländische geschieden. So kann jedes Elternpaar schöne und nicht abgegriffene, aber auch nicht zu ausgefallene Namen für seine Kinder finden. Die beim Aussuchen doch wichtige Beziehung auf die Namensheiligen fehlt. Doch sie liegt ja abseits vom Sprachlichen und kann leicht anderswo nachgeschlagen werden. Dr. Otto Sachse.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Die letzten zwei Abende der Rich. Straußwoche brachten noch Feuersnot, Josefslegende und Ariadne auf Naxos. Was in der Feuersnot an Spitzen gegen die Vaterstadt lag, ist längst aus der eifernden Gegenwart Geschichte geworden, und besäße der Musiker Strauß nicht wirklichen Humor, so wären die Aktualitäten von vorgestern verstaubt und vergessen. Brodersen ist seit langem der bewährte Träger der Hauptrolle und Frl. Feuge gibt die Diemut stimmschön und mit anmutigem Spiel. Der Klang- und Kulissenzauber der Legende weiß stets das Publikum zu fesseln und Krөllers Gestaltung Josefs ist mimisch und tänzerisch wohl die künstlerisch stärkste Leistung, die man sich nur wünschen kann. Zdenka Faßbenders Glanzrolle der Potiphar ist an Frl. Leander übergegangen, die sie mit künstlerischer Sorgfalt charakterisiert. „Ariadne auf Naxos" vertrug die Uebertragung vom kleinen in das große Haus, ohne an musikalischer Feinheit zu verlieren. Nelly Merz sang die Rolle der Ariadne mit großer Klangschönheit, ein Gast von der Wiener Staatsoper, Herr Fischer-Niemann, war ihr ein würdiger Partner. Er besitzt schöne Mittel; die Stimmlage neigt freilich mehr zum Heldentenor, als zum reinlyrischen. Von den Gestaltern des Vorspieles darf Frau Leanders Komponist hervorgehoben werden. Das Publikum spendete wieder stürmischen Beifall. Seine Hoffnung, daß Strauß aus Garmisch zurückgekehrt wäre, verwirklichte sich freilich nicht. Zu den vielen Ehrungen, die Strauß zu seinem 60. Geburtstag zuteil geworden, gesellte sich noch die Verleihung des preußischen Ordens pour le mérite (Friedensklasse). Von den Bühnen, die sich um die Uraufführung seines neuesten Werkes bewarben, hat Strauß sich die Dresdner Oper herausgesucht. Dort wird „Intermezzo" im Herbst in Szene gehen.

Schauspielhaus. Der Name Lilly Marberg verknüpft sich uns mit jenem Jahrzehnt des Schauspielhauses, in dem sich stets einige oder gar mehrere große Talente auf diesen Brettern tummelten. Lilli Marberg war eines der größten unter ihnen. Im vorigen Jahre kam sie seit langer, langer Pause zu Gaste und spielte eine ziemlich üble Pikanterie. Nun ist sie wieder zu Besuch gekommen, mit einem neuen Stücke: Jolandas letztes Abenteuer, von einem bis jetzt bei uns unbekannt gebliebenen Italiener N. Garai. Die Marberg hätte es nicht nötig, im vorigen Jahre und heuer mit Rollen von Frauen zu kokettieren, die in den Herbst des Lebens treten, wenn sie sich nur literarisch besser beraten ließe. Das Stück nennt sich Groteske. Es ist keine Groteske und läßt sich nicht als solche spielen; man gab es auch pathetisch-sentimental. Eine ältere aber hochberühmte Schauspielerin muß in der Zeitung lesen, daß sie altert. Das schmerzt weniger die Künstlerin, als das auf Liebe begierige Weib. Zwar ist da ein Oberst, der sie seit ihrer Jugend liebt und der sich pensionieren lassen, sie heiraten und sich mit ihr auf sein schönes Landgut zurückziehen will. Darüber läßt sich ja später reden, aber ein allerletztes Abenteuer will sie noch erleben; es bietet sich ihr in einem liebestollen Leutnant, der ihr für eine Liebesnacht 150,000 Lire bietet, die er widerrechtlich aus einer Militärkasse entnommen. Im ersten Teil der Nacht lehrt Jolanda ihn das Gruseln, indem sie ihm in einigen ihrer Paraderollen kommt, als „Lulu" die Geldscheine zerreißt, so daß der Leutnant glaubt, sich erschießen zu müssen, um nicht als Defraudant verhaftet zu werden, aber dennoch ist er sehr „glücklich". Ein Augenblick gelebt im Paradies, ist nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt oder so ähnlich. Es wird ihm indessen nicht unangenehm sein, wenn er auf der Straße Jolandas Brief öffnet, in dem sich Ersatz für die zerrissenen Banknoten findet, aber er darf Jolanda nie, nie mehr wiedersehen. Lilli Marberg zog alle Register ihrer Kunst und ein weiterer Wiener Gast, Herr von Jordan, gab den Leutnant, jeder Zoll ein Heldenjüngling. Aber man mußte doch den Kopf schütteln über die unwahrscheinliche Geschichte. Jolanda sollen wir für eine große Künstlerin halten; was wir sehen, ist indessen das Benehmen einer Kokotte, und der Leutnant, dem alle Kavalierstugenden zuerkannt werden, stiehlt, weil er nicht mehr mit ansehen will, wie sich die reicheren Kameraden galanter Beziehungen erfreuen. Der anständigste ist noch der Oberst, den Alter nicht vor Torheit schützt.

Verschiedenes aus aller Welt. Aus Anlaß des Tonkünstlerfestes in Frankfurt a. M. wurde eine komische Oper „Der Sprung über den Schatten" uraufgeführt. Es wurde nach dem Berichte eines namhaften Kritikers in dieser Groteske-Operette Ernst Krenaks, eines tschechischen Musikers, dem Hörerorgan bisher Unerhörtes zugemutet. Die motivische Erfindung ist nicht groß, nur für kurze Strecken sprudelt böhmisches Musikantenblut auf. — Sehr starke Eindrücke hinterließ die Uraufführung von Gerh. von Keußlers biblischem Oratorium Zebaoth. Das Werk schildert die Rückkehr zu Gott; im ersten Teile ist es das von Zweifeln zernagte Volk Israel, im zweiten ein Einzelschicksal, das einen religiösen Aufschwung erfährt. Die Ensemblesätze sind nach Berichten Meisterstücke einer eigenartig modernen Polyphonie, durchdrungen von religiöser Innerlichkeit. Ueberwältigende Eindrücke hinterließen die glanzvoll gesteigerten Finale der beiden Teile. — Auch aus Anlaß des Tonkünstlerfestes fand in Bad Homburg die deutsche Uraufführung von Henry Purcells Oper „Dido und Aeneas" statt. Das 1680 geschriebene Werk ist nicht von überragender Bedeutung, aber es erfreute durch die ruhige Selbstverständlichkeit der edlen Melodik. L. G. Oberlaender, München.

8. **Hausmusikabend**, 21. Juni, kleiner Odeonssaal. Mozarts vierhändige Sonate für Klavier in C-dur, Beethovens Trio op. 11 für Klavier, Violine und Violoncell, sowie auch aus Wilh. Tauberts Kinderliedern eine Auswahl waren bekannte, aber willkommene Stücke. Gottfried Rüdinger hat in den beiden Sätzen „Ein Gruß an Papa Haydn" op. 51 für Violine, Violoncell und Klavier, deren Erscheinen im Volksvereinsverlag München-Gladbach in Aussicht steht, wieder seine Kunst in thematischer Arbeit und Veränderung bewiesen. Dazu kommt eine erquickende Frische und ein vorzüglicher Klang. Die Goethelieder von Matthäus Roemer für Sopran, Violine, Violoncell und Gitarre sind ein Versuch, durch weniger gebräuchliche Zusammenstellung der Instrumente neue Wirkungen zu erzielen. Formal gehören sie der lyrisch-dramatischen Szene an. Klein-Minni hat im Vortrage große Fortschritte gemacht; auch die Taubert-Lieder liegen ihr recht gut. Ebenso war das Zusammenspiel von August Pfeifer (Klavier), Valentin Härtl (Violine) und der temperamentvollen Jelena Pacic (Cello) bedeutend abgerundeter. Weiter wirkten mit Else Roemer (Sopran) und Ludwig Funk (Klavier).

Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die überwundene Gefahr des Eisenbahnerstreikes und die Ermässigung der mitteldeutschen Braunkohle liess die Börse in freundlicher Grundstimmung die Woche anfangen, zumal das Geld leichter war. Die anfängliche Steigerung der Kurse ging freilich bald am ersten Tage wieder zurück, da die Haltung des französischen Ministerpräsidenten schwer enttäuschte. Zudem kursierten allerhand Gerüchte über scharfe Zusammenlegungen der Aktienkapitale der Deutschen Petroleum A.-G. und von Stinneswerken. Es traten jedoch Interventionskäufe in Petroleumaktien ein und auch Stinnespapiere wurden vielfach gekauft, wodurch wieder die Ueberzeugung aufkam, dass die Ausstreuungen falsch oder masslos übertrieben waren. Die Käufe in Petroleumaktien bewirkten eine starke Erholung der Kurse. Berichte aus Ost-Oberschlesien, nach denen die Werke bereits Schwierigkeiten mit den Lohnzahlungen haben, bewirkten, dass diese Werte ihre Kurse nicht beleben konnten. Aus einer Rede Stresemanns hatte die Börse heraushören wollen, dass an eine Aufwertung der Kurse der Vorkriegs- und Kriegsanleihen herangetreten werden könnte; die Folge war ein Hinaufschnellen des Kurses der Kriegsanleihen. Dieser Auffassung widersprachen anderen Tages verschiedene Dementis, die natürlich zunächst als Dämpfer wirken mussten. Es handelte sich nur um Agitation einiger parlamentarischer Gruppen für eine Ergänzung der Aufwertungsverordnung für Kriegsanleihe und Hypothekar- und Industrie-Obligationen. Die Reichsanleihe-A.-G., die offiziell bestritten hatte, dass sie Käufer sei, soll dennoch bedeutende Posten erworben haben. Der Kurs stieg auf diese Wahrnehmung hin bis auf 154 und ging nach mancherlei Schwankungen auf 134 zurück. Es hat sich ausser Grossbanken auch kleinere Börsenkundschaft an diesen spekulativen Käufen beteiligt, zu welchen ja nicht viel Geld nötig ist. Die Vorkriegsanleihen lagen anfänglich matter, dann kam auch bei ihnen die Haussestimmung zum Durchbruch. Auch die Hypothekenpfand-

briefe älterer Gattung gewannen etwa 10 pCt. im Wert. Am letzten Börsentage war der Verkehr in Kriegsanleihe wesentlich ruhiger. Man glaubt, dass Reichsbank und Reichsanleihe-A.-G. abermals gekauft haben und ist der Meinung, dass sich die Regierung durch diese Aufkäufe für Möglichkeiten in späteren Zeiten schon jetzt etwas entlasten wolle. Gegen Schluss der Börse trat auf Wochenschlussabgaben eine leise Abschwächung ein. Die gesamte Börsenentwicklung war, obwohl irgendwelche günstige Wirtschaftsmeldungen nicht vorlagen, eine recht günstige. Wir hatten schon in den letzten Tagen der Vorwoche gesehen, dass die Bildung einer Kursregulierungsstelle an sich genügte, um eine gute Wirkung hervorzurufen, ohne dass die Banken de facto in Aktion treten mussten. Diese Sicherheit, dass unberechtigten Kursstürzen ein Damm entgegengesetzt wird, hat auch diese ganze Woche genügt, um einer weiteren Zerrüttung der Kurse vorzubeugen.

Die Micumverträge sind vorläufig nur auf 14 Tage verlängert worden. Aus dieser kurzen Frist glaubt man hoffen zu dürfen, dass bis 1. Juli der neue Vertrag zustande kommen werde und Frankreich zu einigen Zugeständnissen bereit sei. — Die Jlseder Hütte nimmt eine Aufwertung des Aktienkapitals um 60 pCt. vor. Das ist natürlich ein Ausnahmefall. Bei den Stinneswerken dürften die Kapitalsreduktionen nur in ganz mässigem Umfang eintreten. Sehr bedeutende Kurssteigerungen erzielten die Aktien der Berlin-Karlsruher Industriewerke und der Löwegesellschaft. Man weiss nicht, wer hinter den zwei kleinen Bankhäusern steht, die bedeutende Posten dieser Werte aufgekauft haben. Grosse Käufe in Charlottenburger Wasseraktien und Hochbahnaktien sollen auf die Stadt Berlin zurückgehen, eine Finanzpolitik, die in Zeiten, wo eine scharfe Besteuerung an der Tagesordnung ist, nicht leicht verständlich scheint. Aus dem Geschäftsbericht der Bergmann-Elektrizitätswerke A.-G., Berlin ist hervorhebenswert, dass es der Gesellschaft gelang, den Auslandsabsatz auf der Höhe des Vorjahres zu halten und insbesondere das Ueberseegeschäft zu fördern. So führte sie u. a. einen Auftrag auf Elektrifizierung einer Zuckerfabrik in Peru durch, einer der bedeutendsten in der Welt. Nach dem Urteile deutscher Grossindustrieller, die eine amerikanische Studienreise unternahmen, ist unser einst vorbildlicher industrieller Apparat durch gewaltige Fortschritte amerikanischer Technik vielfach veraltet. Praxis und Wissenschaft müssen dafür sorgen, dass der Betrieb durch die neuen Errungenschaften vereinfacht und verbilligt werde. Die Verbilligung der Ware ist die Vorbedingung zur Belebung der Ausfuhr. Auf dem Wege der Zwangsverordnung ist der Braunkohlenpreis herabgesetzt worden, was verschiedenen verarbeitenden Industrien von Nutzen ist, aber nicht die einzige Massnahme bleiben kann. Von grossem, vor allem kulturellem Schaden ist auch der hohe Preis, den die deutschen Bücher im Ausland haben. Aus deutschen und deutschfreundlichen Kreisen aller Länder hört man hierüber sehr bewegliche Klagen; besonders die französische Propaganda macht sich diesen Misstand zu Nutz. Der Inlandsabsatz der Industrien ist zurückgegangen. Nachdem die dringendsten Neuanschaffungen gemacht sind, besitzen Mittelstand und Arbeiterschaft keine Mittel zu Ausgaben mehr. Alle Industrien, die nicht für Dinge des täglichen Gebrauches arbeiten, müssen dies schwer fühlen. Eine Verschlechterung des Arbeitsmarktes wird die Folge sein. Für den Monat Mai stellt die Statistik allerdings noch keine Erhöhung der Arbeitslosenziffer fest.

Als letzte der D-Banken hat die Diskontogesellschaft ihren Geschäftsbericht vorgelegt. Auch bei ihr kommt keine Dividende zur Ausschüttung. Soweit die Ueberschüsse nicht zur Deckung der Unkosten gebraucht worden sind, wurden sie zum Ausgleich der Substanzverluste verwendet. Eine genaue Uebersicht über die Vermögenslage wird sich erst ergeben bei der Aufstellung der Gold-Bilanz, mit der die Bank beschäftigt ist, die sich aber gerade für die Banken ausserordentlich schwierig gestaltet angesichts der Unsicherheit in der Bewertung des Effekten- und Konsortial-Besitzes und des Umfanges ihrer internationalen Berechtigungen und Verpflichtungen aus der Vorkriegszeit, sowie auch im Hinblick auf die herrschende Unklarheit über die Höhe und den Umfang der Aufwertungsansprüche. Wie bei allen Banken muss der soweit ausgedehnte Betrieb verkleinert werden, da bei der niedergehenden Konjunktur und bei der drückenden Kapitalnot mit einer Besserung der Einnahmen nicht gerechnet werden kann. K. Werner, München.

Briefkasten.

P. in Köln. Sie haben wegen der Anzeige und Reklame Zum 5-Uhr-Tee (Nr. 24) an die Schriftleitung geschrieben. Die Schriftleitung hat mit beiden nichts zu tun. Das Anzeigenwesen gehört bei der A. R. wie bei wohl allen Zeitschriften und Zeitungen allein zur Zuständigkeit des Verlags. Es wird auch in unserem Lager als freier Markt betrachtet, von dem nur das zweifellos Strafbare, Betrügerische, Unsittliche und Glaubensfeindliche ausgeschlossen ist. Solange dieser vielleicht unvollkommene Gebrauch herrscht, sind gewisse Spannungen zwischen Text und Anzeigenteil in der katholischen Presse möglich. Sie werden völlig aufhören, wenn die Katholiken ihre Organe so eifrig unterstützen, wie die Freimaurer oder Juden die ihrigen. Daß wegen eines einzelnen Mißgriffs Katholiken ein katholisches Blatt abbestellten, wäre natürlich das Gegenteil solcher Unterstützung.

Abschluß der Schriftleitung.



Soeben erschien
der große Roman rheinischer Not

Unter der Geißel

Das Trauerspiel eines Volkes

Ein Moselroman von
LUDWIG MATHAR

broschiert Gm. 3.50, in Halbleinenband Gm. 4.70.

Die Heldin des Romans ist die hochgebildete Tochter des Ratsschreibers von Cochem. Ihre vornehme Schönheit lenkt die Aufmerksamkeit des französischen Befehlshabers auf sie, der unter Vorwänden ihren Vater gefangen setzt und zum Tode verurteilen läßt. Um diesen zu retten, ergibt sich das stolze Mädchen der Begierde des Offiziers. Als dann die Franzosen zur zeitweiligen Räumung Cochems gezwungen werden, wird sie von dem eigenen geretteten Vater verstoßen und die Einwohner der Stadt mißhandeln sie und schleppen sie an den Pranger, weil sie sich zur Franzosendirne erniedrigt hat. Als es dann abermals zum Kampf zwischen Deutschen und Franzosen in den Straßen von Cochem kommt, sorgt sie für die Verwundeten und Sterbenden mitten im Kugelregen und findet dabei auch noch Gelegenheit, ihrem tödlich verwundeten Verderber zu verzeihen, ehe sie selbst erschossen wird. Nach ihrem Tode sieht das Volk, das sie so grausam mißhandelt hat, in ihr eine Märtyrin.

*

Karl von Perfall in der Kölnischen Zeitung:

Hinter der starken Wirkung der sich steigernden Ereignisse leuchtet immer wieder herzerquickend die innige Heimatliebe des Rheinländers auf, welche die bittere Not der Vorfahren mit eigenem Schmerze miterlebt. Das Buch Mathars ist von besonderer Farbe und nähert sich dem Roman der großen epischen Dichtung.

Vom gleichen Verfasser erschien früher:

Die Monschäuer
Roman aus dem westlichsten Deutschland
Pappband Gm. 6.50, Leinen 7 Gm.

Dieser Entwicklungsroman vergleicht den Aufstieg unseres Volkes aus der Kleinwelt unserer Väter mit dem Wachsen der Textilindustrie, mit der Verdrängung des Webstuhls durch die Maschine. Ein Roman voll kräftig pulsierenden Lebens, der sich mit den Buddenbrocks messen darf. Ein echt deutscher Heimatroman!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

VERLAG JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET K.-G. MÜNCHEN
Verlagsabteilung Kempten

D A. 2717 II

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Seil.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis:
In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis:
Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 27 — München, 3. Juli 1924. — XXI. Jahrgang.

Zum Heinrichs-Jubiläum.

Neunhundert Jahre sind verflossen, seitdem Heinrich II., der Heilige, die Krone eines Kaisers des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation vertauschte mit der lichten Krone des himmlischen Reiches.

In wenigen Tagen werden die Glocken des Kaiserdomes zu Bamberg, wo Heinrichs sterbliches Teil in Frieden ruht, in mächtigen Klängen das Jubiläum einläuten, das zu seinem Gedächtnis festlich begangen wird. Die Erzdiözese Bamberg feiert dieses Jubiläum mit allem Glanze, der in unseren harten und trüben Tagen noch möglich ist; sie verdankt ja dem hl. Kaiser ihre Gründung, sie erfreute sich seiner besonderen Gunst und Sorge; sie wurde durch ihn zum Mittelpunkt kirchlichen und kulturellen Lebens erhoben und zu Blüte und Glanz geführt; sie hat das Glück, seine heiligen Reliquien als kostbarsten Schatz bewahren zu dürfen.

Mit der Stadt und Erzdiözese Bamberg aber darf ganz Deutschland dankbar Heinrichs II. gedenken. Es war ja die Gründung des Bamberger Bistums auch eine echt deutsche Tat, eine Tat weiser Politik zum Schutz und zur Förderung deutscher Kultur; es war ja überhaupt Heinrich einer der bedeutendsten deutschen Könige, der mit grosser Weisheit und Klugheit hohe Kraft und zähe Ausdauer verband, der des Reiches innere und äussere Feinde zu besiegen und niederzuhalten wusste, der den Wohlstand des Landes tatkräftig zu heben verstand und Kunst und Wissenschaft freigebig förderte.

Da Heinrich II. sich stets bewusst blieb, dass er als Kaiser die hohe Aufgabe habe, Schirmherr der Kirche zu sein und dem Papste getreulich Schutz bot gegen alle Feinde; da er immer von idealem Bestreben geleitet war, in Gemeinschaft mit dem Oberhaupte der Christenheit die Welt zur Civitas Dei, zum hl. Gottesstaat umzugestalten; da er endlich sein ganzes Leben nach Gottes heiligem Gesetz einrichtete und in heldenmässiger Tugendübung die Krone der Heiligkeit sich errang, so hat auch die ganze katholische Kirche Grund, am Heinrichsjubiläum freudigen Anteil zu nehmen.

Das ist's wohl auch, warum der Hl. Vater anlässlich des Heinrichsjubiläums in einem eigenen Breve der Bamberger Kirche reiche Gnaden und Privilegien zuwendet, aber auch bestimmt, dass das Fest des heiligen Kaisers Heinrich für alle deutschen Diözesen im Rang erhöht und alljährlich mit grösserer Feierlichkeit begangen werde.

Der Allgemeinen Rundschau werden es die Leser Dank wissen, dass sie auf den nachfolgenden Blättern Heinrichs II. hervorragende Bedeutung allseitig würdigt und sein Bild ins rechte Licht setzt, das Bild eines verehrungswürdigen christlichen Heiligen, aber auch eines echt deutschen, verdienstvollen und ruhmreichen Kaisers.

Bamberg, 16. Juni 1924.

† Jacobus, Erzbischof von Bamberg.

Unsre deutschen Heiligen.

Von Dr. Otto Kunze.

Die Krone eines christlichen Volkes sind seine Heiligen. Mit ihnen ragt es sichtbar in die ewige, triumphierende Kirche hinauf, mit ihnen wirkt es tätig und leidend in der geschichtlichen, streitenden Kirche. Von der Bedeutung des deutschen Volkes hören wir jeden Tag, von seiner politischen oder wirtschaftlichen oder kulturellen Bedeutung. Sie wird bewiesen mit unsrer Volkszahl, mit unserm Geburtenüberschuß, unserm Reichtum, unsrer Bildung, unserm Beitrag zu Wissenschaft und Kunst. Gern werden auch die großen Männer aufgezählt, die Deutschland hervorgebracht: Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe, Meister Eckhart, Walter von der Vogelweide, Erwin von Steinbach, Dürer, Goethe, Schiller, Leibniz, Blücher, Moltke, Hindenburg, und je nach dem Standpunkt mit Vorbehalten Luther, Tilly, Wallenstein, Friedrich der Große, Kant, Bismarck, Windthorst. Aber das bleibt alles im natürlichen Bereiche. Für den Platz des deutschen Volkes im Reich Gottes hat es nicht viel zu bedeuten. Da ist **Heinrich II.**, der Heilige, dessen 900. Todestag wir jetzt feiern, der größte deutsche Herrscher. Da gelten Glaubensboten wie **Bonifatius**, **Ansgar**, **Adalbert**, **Benno**, gebietende und gelehrte Bischöfe wie **Bernward von Hildesheim** oder **Otto von Bamberg**, Ordensstifter wie **Bruno** oder **Norbert**, Frauen wie **Kunigunde**, **Elisabeth**, **Hedwig**, **Mechthild** mehr als alle weltlichen Größen. Das deutsche Volk darf mit Dankbarkeit gegen Gott und christlichem Stolz auf seinen Anteil am Reich Gottes blicken, den die 700 deutschen Heiligen verkörpern.[1]

Unser Volk ist sich jedoch zu wenig bewußt, was es an seinen Heiligen besitzt. Wir wollen gar nicht davon sprechen, daß es an ihnen herrliche Vorbilder christlichen Lebens und deutscher Art für beide Geschlechter, alle Altersstufen, Stände und Berufe hat. Das ist wieder mehr oder weniger natürlich gedacht. Nein, die Heiligen eines Volkes sind sein Einsatz an Macht und Einfluß im Reich der Uebernatur, bei Gott selber. Es ist eine begründete fromme Meinung, daß außer den einzelnen Menschen auch die Völker und Reiche ihre Schutzengel haben, die sie vor dem Thron Gottes vertreten. So wird Daniel 10. Kapitel sogar erzählt, wie der Engel des jüdischen Volkes mit dem Engel von Persien streitet. Da die Engel selig sind und Gott schauen, ist ihr Streit wohl als wetteiferndes heißes Gebet und Sichversenken in den göttlichen Willen mit ihrem Volk zu verstehen. Seit Christus die Vorhölle geöffnet und den Seelen der Gerechten die Anschauung Gottes erschlossen hat, können neben den Engeln auch die Heiligen und Seligen um die Geschicke der Menschheit ringen. Sie bevorzugen dabei den Bereich ihrer irdischen Wirksamkeit, ihre Heimat, ihren Orden oder ihr Volk. Das ergibt sich eigentlich unmittelbar aus dem Glaubenssatz von der **Gemeinschaft der Heiligen**. Leider ist diese Wahrheit im Zeitalter des Individualismus nur zu sehr verblaßt. Ist doch der Sinn für Gemeinschaft als etwas Wirkliches und Lebendiges überhaupt geschwunden. Die abgelaufenen Jahrhunderte kannten nur Zahl und Masse. Das hat das Gefühl für die natürliche Verbundenheit im Volk und die übernatürliche in der Kirche und mit der Kirche des Himmels geschwächt, ja ertötet. Wir haben deshalb auch zu wenig Fühlung mit unseren deutschen Heiligen. Der einzelne verkehrt wohl gern und eifrig mit seinem Schutzpatron, auch Orden und Bruderschaften mit den ihren. Da kommt es nicht drauf an, ob der Heilige unser Stammesgenosse ist. Es handelt sich ja um rein geistige Gemeinschaft. Aber ein christliches Volk soll auch als solches, als natürliche Gemeinschaft, beten und in die Uebernatur eintreten. Dazu ist gerade die Hilfe seiner nationalen Himmelsbewohner unerläßlich. Schon rein psychologisch und moralisch stärkt ihre Verehrung das natürliche Band der Volksgenossenschaft. St. Wenzel in Böhmen, St. Stefan in Ungarn, St. Ludwig oder gar St. Johanna, die Jungfrau von Orleans, in Frankreich! Das Auge des Glaubens aber sieht, wie in den kostbaren Gefäßen dieser heiligen Seelen die Bitten ihrer Völker zu ihnen zusammenströmen und zu dem Wohlgeruch werden, der vor dem Angesicht Gottes aufsteigt. (Apok. 5, 8) Welche weltbewegende Macht des Gebets könnte das deutsche Volk entfalten, wenn es täglich und einhellig zu seinen Heiligen riefe!

Daß diese Macht gerade bei uns so geschwächt wurde, rührt außer von der Abnahme des Glaubens und des Sinnes für Gemeinschaft augenscheinlich her von der **Glaubensspaltung** im 16. Jahrhundert. Wie es seitdem eigentlich kein einiges deutsches Volk mehr gibt, so gibt es keine geschlossene Volksverehrung deutscher Heiliger mehr. Zerrissenheit vereitelte seit der Reformation und dem Dreißigjährigen Krieg fast alle politischen Erfolge der Deutschen. Der jüngste Tag wird offenbaren, wieviel Erfolge im Reich Gottes die religiöse Zerrissenheit den Deutschen verscherzt hat. Die Macht der Heiligen bei Gott hängt gewiß mit ab von ihrer Verehrung hienieden. Wie wollen — drücken wir es einmal etwas irdisch-menschlich aus — Heinrich, Kunigunde oder Elisabeth droben etwas für Deutschland erreichen, wenn Ludwig und Johanna mit zehnmal mehr französischen Gebeten auftreten! Und die Franzosen unterstützen ihre Fürbitter in der Tat viel reichlicher als wir. Man vergleiche einmal die Zahl der Bildsäulen, Bilder, Gebetszettel, Feste usw. — Die Glaubensspaltung hat überdies bewirkt, daß Deutschland in den letzten Jahrhunderten nur ganz wenige Heilige der Kirche des Himmels zugebracht hat. — Wir meinen öffentlich bekannte, verehrte und kanonisierte Heilige. Die verborgenen kennt nur Gott. — Vergleichen wir dabei wieder Frankreich, Spanien oder Italien, so müssen wir uns schämen. Und wir können uns nur die Erklärung eines hervorragenden Mainzer Theologen zu eigen machen, der schreibt: „Der horror rerum supernaturalium, die knieschlotternde Angst vor den mystischen Dingen, welche diese Leute (die deutschen Gebildeten) und ihren ganzen Stammbaum seit den Tagen des Humanismus befangen hält, hat bei uns in Deutschland so gründlich den Geist ausgelöscht, daß während der letzten vier Jahrhunderte nur fünf Heilige deutscher Nation kanonisiert wurden."[2] Recht drastisch hat es ein anderer Theologe vor reichlich 10 Jahren ausgesprochen. Er geht aus von der Seligsprechung der französischen Karmelitin Schwester Theresia vom Kinde Jesu, für welche damals von Frankreich aus die ganze katholische Welt interessiert wurde. Erzählungen, Bildchen, Ansichtskarten wurden in Massen verbreitet. „Der Gedanke ist ja ganz richtig: die unbekannten Heiligen ruft man nicht an, und wenn man sie nicht anruft, wirken sie keine Wunder, und ohne Wunder kann keine Kanonisation stattfinden." Die Art der Propaganda für Schwester Theresia, das Süßliche der französischen Frömmigkeit, sei vielleicht nicht nach unserem Geschmack; grundsätzlich sei die Propaganda nicht zu verwerfen. Und dann wird die Anwendung auf Deutschland gemacht: „Warum ist der große Albertus Magnus nicht heilig gesprochen, warum nicht Suso, warum nicht Bartholomäus Holzhauser? Weil man sie in weitesten Kreisen gar nicht kennt und demgemäß auch nicht verehrt und sich in der Not des Leibes und der Seele an sie wendet. . . . Es fehlt — nehmen wir das triviale Wort — an Reklame für unsere großen deutschen heiligen Männer und Frauen. Gottes Wege sind wunderbar, aber er bedient sich menschlicher Mittel. Das haben die französischen Katholiken besser verstanden als wir."[3] — Zu München lebte in den Jahren der schweren Bedrängnis Bayerns unter Max Emanuel Anfang des 18. Jahrhunderts die Unbeschuhte Karmelitin **Maria Anna Lindmayr**. Ihre Gebete haben Bayern gerettet; vor allem erfolgte auf eine Offenbarung an sie der Sühnebau der Dreifaltigkeitskirche durch die Stände der Hauptstadt und des Landes. Der Seligsprechungs-Prozeß der Maria Anna Lindmayr harrt seit 200 Jahren des Urteils. Etwas mehr Andacht und Eifer ihrer Landsleute hätte ihn längst zum Erfolg geführt.[4] Diese „größte Münchnerin" darf sich in ihrem geheimnisvollen Zusammenhang mit den geschichtlichen Erschütterungen neben Anna Katharina Emmerick stellen. Auch die große Westfalin ist ja noch nicht zur Ehre des Altars gelangt, obwohl ihre Verehrung erfreulich zunimmt.

Ein Gedenktag wie der Kaiser Heinrichs II. dünkt uns besonders geeignet, für unsere deutschen Heiligen zu werben. Heinrich war Deutscher König und Christlich-Römischer Kaiser. Er prägt somit schon in seiner irdischen Erscheinung die nationale Einheit des deutschen Volkes aus — als König, und seine weltpolitische Sendung — als Kaiser. Als Heiliger aber hebt er beide Eigenschaften in die Uebernatur, wird zu ihrem Schutzherrn im Himmel. St. Heinrich vor allem müssen wir um seine Für-

---

[1] So viele zählt auf Albert **Schütte**, Die deutschen Heiligen. Ein Nachschlagebüchlein für Haus und Schule, Sakristei und Standesamt. Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1923. 80 S., kart. 1 Mk.

[2] Franz X. Hoermann, Unpopuläre Gedanken. Das Neue Reich, 5. Jahrg. Nr. 5, S. 90.

[3] Heribert Koch, Eine Fußnote zur Hagiographie. Kath. Kirchenzeitung für Deutschland, München. 4. Jahrg 1914. Nr. 15, S. 172/3.

[4] F. X. Hoermann, Bayerns Not und die ehrwürdige M. A. Lindmayr. Hist.-Pol. Blätter 171, 11. S. 635 ff.

bitte anflehen, wenn wir die natürliche und christliche Einheit und Einigkeit unseres Volkes erstreben. Den heiligen Kaiser müssen wir anrufen, daß Deutschland wieder seine wahre nationale Aufgabe erkenne: das christliche Friedensreich des Abendlandes, in dem die Völker als Geschwister wohnen. Pflegen wir nur die Gemeinschaft mit den erhöhten Helden christlichen Deutschtums! Die nichtkatholischen Deutschen können nur eine moralische Gemeinsamkeit herstellen mit den Heroen vaterländischer Geschichte und Kultur. Barbarossa, der Große Kurfürst, Friedrich II., Bismarck, Luther, Kant, Goethe sind ihnen höchstens Vorbilder oder Stimmen. Die Personen selbst sind unerreichbar entrückt. Wir können wirklich mit den seligen Deutschen der Vorzeit verkehren und sie können mit uns am Heil unseres Volkes arbeiten. Sollte ein Volk, das sich so in der Ewigkeit verankert, nicht der Auflösung trotzen, welche die Assyrer, Chaldäer, Römer, Goten, Burgunder, Vandalen erfaßt hat und heutigentags uns Deutsche zu erfassen droht?

Zur politischen und religiösen Bedeutung Heinrichs des Heiligen.

Von Hochschulprofessor Dr. Wilhelm Scherer, Passau.

Als Kaiser Heinrich der Heilige am 13. Juli 1024 zu Grona bei Göttingen die Augen geschlossen hatte, wurde er vom ganzen deutschen Volke aufrichtig betrauert als „die Blüte der Menschheit, der Preis der Könige, der Glanz des Kaisertums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit". „Es weine Europa; denn es hat sein Haupt verloren! Rom weine; denn es entbehrt seinen Schutzvogt! Es beklage die Welt den zweiten Heinrich, der die Christenheit schützte, die Friedensstörer vernichtete und aller Willkür entgegentrat!" Mit solchen Worten legten die Zeitgenossen Zeugnis über den edlen Toten ab [1]).

Heinrich II. war kein Großer im Sinne der Welteroberer, die die Geschichte in neue Bahnen lenkten; ein seltenes Gemisch aktiver und passiver Tugenden, politisch-ritterlicher und friedlich-religiöser Hingabe an seine Herrscher- und Lebensaufgabe, so daß es schwer ist zu sagen, worin er sich mehr ausgezeichnet hat. Aber die segensvolle Frucht seiner Arbeit war ein herzerfrischender Friede, den er mit dem Vaterlande in seinen letzten Regierungsjahren genoß, so daß er als Wohltäter seines Volkes aus dem Leben schied, gesegnet von allen, selbst von denen, die er als Feinde hatte bekriegen müssen. Im unermüdlichen Streben nach diesem Frieden trotz aller Kriege liegt die staatsmännische Bedeutung Heinrichs beschlossen. Dazu wandte er vor allem drei Mittel an: Zunächst brach er mit den utopistischen Weltmachtsplänen der Ottonen, die diese so oft ins Ausland geführt und die inneren Verhältnisse des Reiches hatten mißachten lassen. Wohl strebte er nach dem Tode seines Vorgängers Otto III. nach der Königs- und Kaiserkrone. Als ältester männlicher Abkömmling des Bruders Ottos des Großen war er, nach dem Verzicht des Kärntner Markgrafen Otto, seines Oheims, dazu voll berechtigt, ja verpflichtet; und er gebrauchte auch alle erlaubten Mittel zur Gewinnung der Fürsten wie des Volkes. Allein er wollte damit nur dem letzteren innere Einheit und Kraft verschaffen und es im Rang des ersten unter den christlichen Völkern erhalten, damit es seine Aufgabe, den Schutz der Römischen Kirche, stets erfüllen könne. Nur dreimal (1004, 1014, 1022) zog er nach Italien, sei es zum Schutz des Papsttums, sei es zur Befestigung des Reichsgedankens, und stets kehrte er wieder sobald als möglich in die deutsche Heimat zurück, um dem obigen Friedensgedanken zu dienen. Dabei scheute er sich nicht, gegen widerspenstige Landesfürsten die Waffen zu ergreifen. Allmählich nur gelang ihm die Anerkennung seiner königlichen Macht bei den einzelnen deutschen Stämmen, nachdem seine Widersacher Eckhard von Meißen und Hermann von Schwaben erlegen waren. Daß er an der Ermordung des ersteren durch dessen Privatfeinde, die Grafen von Nordheim, einen geistigen Anteil hatte, ist eine unbewiesene Annahme, die in keiner geschichtlichen Quelle, noch weniger in dem lauteren Charakter Heinrichs einen Stützpunkt hat. Der Chronist und Zeitgenosse Heinrichs, Bischof Thietmar von Merseburg, weist solchen Verdacht zurück. Daß die Schuldigen nicht bestraft wurden, beweist höchstens die am Anfange der Regierung noch nicht gefestigte Macht Heinrichs, zumal sich der Mörder, Siegfried von Nordheim, bald an der Verschwörung des Markgrafen Heinrich im Nordgau gegen den König beteiligte, während anderseits die Erben des Ermordeten, dessen Bruder Gunzelin, dann der Sohn Eckhards, Hermann, mit der Markgrafschaft des Vaters, mit Meißen, belehnt wurden.

Das zweite Mittel Heinrichs zur Erlangung des allgemeinen Friedens war die Herstellung des richtigen Verhältnisses zu den Reichsfürsten. Diese hatten durch die Ottonischen Weltmachtträume im Lande große Selbständigkeit gewonnen. Heinrich wollte als Souverän über alle anerkannt werden und doch ihnen bei Hof- und Landtagen weitgehenden Einfluß auf die Leitung des Ganzen überlassen. Es gelang ihm, den bedeutendsten Kriegshelden seiner Zeit, den Polenherzog Boleslav, trotz mancher Waffenerfolge desselben über deutsche Truppen durch sein kluges und ehrfurchtgebietendes Auftreten nicht nur zum Aufgeben der polnischen Großmachtgedanken bzw. der Gründung eines einheitlichen westslawischen Reiches zu bringen, sondern auch ihn zur Anerkennung des Lehensverhältnisses gegenüber Deutschland zu bestimmen. Frei von einseitiger Hauspolitik, schreckte Heinrich nicht vor dem Kampf mit den eigenen Schwägern zurück, und übernahm nach der Absetzung seines Schwagers Heinrich des Lützelburgers vom Herzogtum Bayern dieses (1009) sogar wieder in eigene Verwaltung, während er die Ansprüche jenes Markgrafen Heinrich (Hezilo) vom Nordgau auf Bayern mit den bezeichnenden Worten zurückwies: „Wir sind", so sprach er zu demselben, „die Bayern vor allen Völkern teuerwert. Solange

[1]) Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit II, Leipzig 1885, 204.

ich lebe, werde ich sie in wohlhergebrachten Rechten nicht schmälern lassen. Sie haben aber ein Gesetz, das gestattet ihnen, einen Herzog zu wählen. Wer solches antastet, wird mein Feind. Noch heute stehen sie unter meinem Feldzeichen; soll' ich sie hinwerfen dem ersten, der ihrer begehrt? Harre Hezilo meiner Heimkunft. Will Bayern ihn, auch ich, verwirft es ihn, auch ich."[2]) So zeigt sich bei aller Betonung des Lehenscharakters der Länder die kluge Rücksicht auf den Willen und die Selbständigkeit des Volkes. Giesebrecht will auch dieses Verhältnis zu Hezilo zu einem dunklen Punkt im Leben Heinrichs stempeln, da dieser dem Anwärter die Belehnung mit Bayern versprochen habe; statt dessen sei Hezilo mit Boleslav in Merseburg von deutschen Rittern überfallen worden und kaum mit dem Leben davongekommen. Aber auch hier versichert uns Thietmar sogar mit einem Schwur (per Deum testor c. 18) daß dies ohne Wissen und Willen des Königs geschehen sei[3]). Jedenfalls kennen wir nicht die Form jenes Versprechens an Hezilo, mit dem Heinrich den Willen des Bayernvolkes nicht umgehen wollte.

Anderseits zeigt gerade diese Auseinandersetzung mit dem Markgrafen des Nordgaus die edlen Charaktereigenschaften Heinrichs. Es sind dies seine unbeugsame, durch keine Wechselfälle, selbst nicht durch die Ueberzahl der Gegner gebeugte Tatkraft in Verfolgung des als richtig erkannten Weges zum Ziel; zugleich sehen wir, gepaart mit Strenge und Festigkeit gegenüber Widerspenstigen, die edle Milde und Versöhnlichkeit, wo der Gegner Reue bekundete; ein solcher konnte geradezu auf Bevorzugung rechnen in der Huld. Hezilo hatte sich selbst mit jenem Polen Boleslav verbunden, um seine Ansprüche auf Bayern zu rächen. Er wurde gänzlich geschlagen; aber auf die Kunde von seiner Reue verzieh ihm Heinrich und ließ ihn im Besitz der Markgrafschaft Schweinfurt-Nordgau. Aehnlich schenkte er seinem Nebenbuhler Hermann von Schwaben vollständige Verzeihung. Bekannt ist die Episode vor der apulischen Grenzfeste Troja im dritten Italischen Zuge des Kaisers. Auf die Bitte der Kinder der Stadt begnadigte er deren abtrünnige Väter, und das dabei gesprochene Wort ist charakteristisch für die Auffassung des Herrschers von seinem Berufe: „Mich jammert des Volkes."

Ein drittes Mittel zur Wohlfahrt des Reiches und Herstellung des Friedens war für Heinrich die Freundschaft des nationalen Klerus. Er erkannte in ihm seine zuverlässigsten Berater und auch Helfer in seinen Heereszügen. Deshalb besetzte er die Bischofsstühle auch in Italien möglichst mit deutschen oder deutsch gesinnten Männern. Und oft war das Wort der Bischöfe bestimmend für seine Milde gegenüber geschlagenen Widersachern. Es war eine Fügung, daß damals bedeutende Männer den deutschen Kirchensprengeln vorstanden. Willegis von Mainz, der den König krönte, Tagino, erst Propst der Alten Kapelle in Regensburg, dann Erzbischof von Magdeburg, Werner von Straßburg, Meinwerk von Paderborn, Godehard, erst Abt in Niederaltaich, dann Bischof von Hildesheim, Gottschalk von Freising und andere mehr. Giesebrecht will diese Freundschaft den politischen Plänen des Kaisers untergeordnet wissen, und wir haben sie ja selbst als Mittel dazu bezeichnet; allein es ist kein Zweifel, daß sie aus tiefer Liebe zur Kirche und ihren Dienern geboren war, gleichwie das Streben nach dem allgemeinen Landfrieden aus religiösem Grunde, aus der Liebe zum König des Friedens, seine stärkste Nahrung schöpfte. Diese Liebe ließ ihn gern auch den Preis einer Demütigung auf sich nehmen, wie bei jener denkwürdigen Begegnung 1006 mit König Robert von Frankreich am Ufer der Maas, als es sich darum handelte, wer zuerst dem Nachbarn den Besuch abstatten sollte und Heinrich einfach hinüberritt und die Etikettefrage im Augenblicke löste. Er begründete so einen Friedenszustand zwischen Deutschland und Frankreich, wie er kaum mehr in der Geschichte erreicht worden ist. Mit Schmerz werden wir an unsere Verhältnisse erinnert, wenn wir das Bild aus jener Zeit betrachten, wo Heinrich auf dem Throne sitzend Vertreter Roms und Frankreichs neben der Huldigung Germaniens und Slawoniens empfängt, und die schwarzäugige Gallia die Friedenspalme darbringt.

Damit sind wir zur religiösen Bedeutung Heinrichs übergeleitet. Heinrich ist der Heilige des deutschen Volkes durch seine Friedensliebe, wird aber auch von allen anderen christlichen Ländern verehrt, und ist selbst von Frankreich, das sonst für deutsche Namen nicht viel Raum in seiner praktischen Verehrung hat, in die Legende aufgenommen. Es war von hoher Wichtigkeit für die Religion, daß gerade damals mehrere heilige Könige auf den Thronen Europas saßen: Olaf in Norwegen, Stephan in Ungarn und Heinrich in Deutschland, letztere mit ihren heiligen Gemahlinnen Gisela und Kunigundis. Sie verkündeten damals den Völkern Europas am Beginn des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung, wie die Religion des Kreuzes Licht und Gnade allen Ständen bringt, so daß sie zu erhabener, sittlicher Größe erheben kann, und wie der Friede sich an ihre Spuren heftet, wo sie wirklich zur Herrschaft gelangt. Heinrich insbesondere zeigt dem deutschen Volke, wie es bei seinem Nationalcharakter die Gnadenkräfte der Religion verwenden soll, wie der Geist sorgfältiger Erziehung sich dem Kinde für das ganze Leben einzuprägen vermag. Heinrich wäre nicht das geworden, was er war, ohne den segensvollen Einfluß seines Lehrers, des hl. Bischofs Wolfgang von Regensburg († 994), ohne das Beispiel und den Einfluß einer ausgezeichneten Mutter und Schwester (Gisela), sodann einer engelreinen Gemahlin Kunigundis. Die Nachahmung des uns nach Nationalcharakter und Bedürfnissen gleichgearteten Heiligen bringt ihn uns menschlich näher als diejenigen fremder Nationen, so sehr wir deren Seelengröße und vorbildliche Erscheinung für die ganze Menschheit anerkennen. Dazu tritt der von Bischof W. Schneider in seinem Buche „Das andere Leben" (Paderborn 1919, S. 278) sogenannte „geläuterte Lokalpatriotismus der Heiligen", welche das besondere Interesse für die Orte, Verhältnisse und Beschäftigungen, in denen sie ihr Heil gewirkt, beibehalten haben, so daß wir mit besonderem Vertrauen uns gerade an unsere nationalen Heiligen wenden sollen und dürfen, ohne deshalb die Kraft der Vermittlung fremdländischer Heiligen anzutasten. Wenn dem so ist, dann möge dies Jubiläum des hl. Heinrich uns erinnern, was wir an unseren deutschen Heiligen haben, und daß wir ihren Kult eifrig pflegen; daß uns dieser nur deshalb manchmal unpopulär erscheint, weil wir sie viel zu wenig kennen. In Kaiser Heinrich begegnet uns vor allem ein dreifacher Zug, der vorbildlich für das deutsche Volk sein kann: Seine Treue zur Kirche und mit derselben innig verbunden die Treue zum Vaterland, endlich die Heilighaltung des ehelichen Bandes.

Ersteres hat besonders Papst Pius XI. in dem Jubiläumsdekret an die Bamberger Kirche Act. Ap. Sed. Nr. 5 S. 182 anerkannt. Ebenso schreibt schon Giesebrecht (79): „Selten hat es ein gekröntes Haupt gegeben, das die Vorschriften der Kirche mit gleicher Sorgsamkeit beobachtete, das sich beflissener zeigte, die Kirche auch in ihren Dienern zu ehren, als Heinrich". Dies habe er bewiesen durch drei Dinge, durch Teilnahme am kirchlichen Leben in religiösen Uebungen und Verehrung der Heiligen, im Gehorsam gegen die Gesetze der Kirche, sodann in der Förderung der weltlichen Macht der Kirche, die er „unermeßlich hob", endlich auch im Bestreben, die inneren Gebrechen der Kirche zu heilen durch Bildung und Zucht des Klerus, die er auf verschiedenen Synoden gemäß den alten Satzungen durchzuführen suchte. Zu bemerken ist, daß unter Heinrich jene berühmte Sammlung alter Kirchengesetze entstand, die den Namen des Bischofs Burchard von Worms trägt (1012—1023) und die Reform des Klerus im Geiste des Standesideals zum Zwecke hat. Heinrich ist der Gründer bzw. Neustifter zweier deutscher Bistümer (Bamberg und Merseburg); der Wohltäter und Neustifter zahlreicher Klöster (z. B. St. Michael in Bamberg, Kloster Stein in Schwaben, Niedernburg in Passau, Obermünster in Regensburg u. a.). Den Gegenpapst Gregorius, der sich an Heinrichs Hof nach Bamberg flüchtete, benützte zwar der König als Anlaß, um in die römischen Wirren einzugreifen; aber er hielt von Anfang an zum rechtmäßigen Papste Benedikt VIII., der ihn auch zum Kaiser krönte (1014) und ihm zum Abschied aus Rom jenes ehrwürdige Marienbild der Alten Kapelle in Regensburg mitgab, das für die Ausbreitung des Marienkultes in Bayern von großer Bedeutung geworden ist. Wir vermissen nur eines im kirchlichen Streben Heinrichs: die Sorge um das Missionswerk bei den Slawen. Hier war sein Verhältnis zu Boleslav von Polen einerseits, seine Bundesgenossenschaft mit den heidnischen Liutizen und Wenden anderseits das größte Hindernis, so daß er sogar seinen Verwandten Brun, den der Papst als einen zweiten Bonifatius nach Polen sandte, ohne Unterstützung und später dessen Ermordung 1009 durch die Preußen ohne Sühne ließ. Einmal mußte er sich in einem Briefe Bruns die Kritik gefallen lassen: Du bist kein weichlicher König, sondern ein gerechter und strenger Regent, wie wir ihn bedürfen; aber du mußt nicht alles allein mit Gewalt betreiben. Dagegen hat Heinrich, unter ängstlicher Wahrung deutscher Belange, an der Christianisierung Ungarns wirksam Anteil genommen.

[2]) Adelbold. Vita Heinrici M. G. Scr. IV, 68.
[3]) Thietmari Mersenburgensis episcopi Chronicon l. V. c. 18; 7 (recogn. Kurze, Hannover 1889, 111, 117.)

Bei allem dürfen wir nicht vergessen, daß eben Heinrichs Aufmerksamkeit durch das Vaterland völlig beansprucht war, und daß er die Liebe zu diesem für seine heiligste irdische Pflicht erachtete. Als er in heiliger Begeisterung sich einst ins Kloster St. Vitonius zu Verdun aufnehmen lassen wollte, rief ihn sofort der „Befehl" des Abtes Richard in die Wirklichkeit zurück, er solle in die Welt umkehren und sein Reich in Gottesfurcht und Gerechtigkeit regieren. Einen anderen Zug hat uns Thietmar aufgezeichnet (Chron. V. 31), daß Heinrich alle Unglücksfälle des Reiches wie seine eigenen ertrug und in Demut seinen Sünden die Schuld daran zuschrieb.

Die hohe Ehrfurcht vor dem ehelichen Band zeigte Heinrich vor allem in dem reinen Verhältnis zu seiner Gemahlin **Kunigundis**, mit der ihn die geistigen Bande des gleichen heiligen und vaterländischen Wollens verknüpften. Hier setzt die Legendenbildung ein, die jenes keusche Verhältnis umrankt. Daß es jungfräulich war, ist nach Andeutungen des Kaisers wohl glaubhaft; die ersten geschichtlichen Nachrichten hat der Mönch Leo von Monte Cassino (II, 46) und Ekkehard von Aura (S. S. VI 192) am Anfang des zwölften Jahrhunderts aufgezeichnet. Da aber beide sich auf die mündliche Ueberlieferung berufen (ut multi testantur), so muß diese Nachricht wohl weit bis in die Zeit des Kaisers und der Kaiserin zurückreichen, und ihre Wahrheit kann kaum bestritten werden. Die Erzählung von der Feuerprobe Kunigundens ist erst zwei Jahrhunderte darnach aufgekommen, von Adalbert, dem Biographen Heinrichs berichtet, ohne daß sie sich auf ältere Quellen stützt. Die Erscheinung des hl. Wolfgang im Jahre 1008 zu Regensburg mit der Inschrift post sex, die Heinrich zuerst als Todesmahnung auffaßte, hat sogar Giesebrecht der Erwähnung wert gefunden, ohne sie zu erklären. Der sonst kritische Mönch Othlo von St. Emmeram aus der Mitte des 11. Jahrhunderts hat sie uns in der Vita St. Wolfgangi (c. 30 M. G. Scr. IV 537) aufgeschrieben. Aber Heinrich beschränkte seinen Eifer für die Heiligung des Ehebandes nicht auf seinen Bund mit Kunigundis; auch in seiner königlichen Einflußsphäre schützte er die Familie als Wurzel des Staates. Zur Beseitigung des Aergernisses, das der Graf Otto von Hammerstein durch das Zusammenleben mit dessen naher Anverwandten Irmingard gab, scheute Heinrich nicht vor einer langwierigen Belagerung der uneinnehmbaren Burg des Frevlers am Rheine zurück, die er nur durch Aushungerung bezwang, ohne die Leidenschaft der beiden besiegen zu können.

Groß war Heinrichs Verehrung für die Heiligen, deren Gräber er oft besuchte und deren Reliquien er verehrte. Namentlich zog es ihn zum hl. Benedikt hin, dem er viele wunderbare Gebetserhörungen zuschrieb, sowohl in der Regierung des Reiches, wie in seinem schweren körperlichen (Stein-)Leiden (Urkunde 1022). Nach Giesebrecht soll die Abbildung am Ostportal des Bamberger Domes auf diese Hilfeleistung des hl. Benedikt sich beziehen, während Hirsch in den Jahrbüchern des deutschen Reichs (Leipzig 1875 III. S. 363) dem widerspricht. Der zweite vom Kaiser verehrte Heilige war St. Moritz von Magdeburg, dessen Fahne er dem deutschen Heere oft vorantragen ließ, indem er so wieder religiösen und vaterländischen Sinn verband.

In verschiedenen Punkten hat Heinrich für künftige Zeiten den Erfolg vorbereitet, während er selbst sich mit dem Erreichbaren begnügte: so in seiner Beziehung zu Burgund, das erst Konrad II. wirklich mit Deutschland zu vereinigen gelang, nachdem Heinrich dies durch Verträge vorbereitet und die dortigen Großen deutsche Heldenritter, wie Berold von Sachsen fürchten gelehrt. Auch ist es wohl nicht zufällig, daß das Bekehrungswerk der Slawen, das Heinrich selbst nicht zu fördern wußte, gerade von Bamberg aus später (durch den hl. Bischof Otto) einen glänzenden Aufschwung nahm. Auch der Kreuzzugsidee hat er vorgearbeitet.

So vereinigt sich in unserem Heinrich das doppelte Ideal von Religion und Vaterland zu schöner Harmonie. Ein Mönch in Purpur, ein Büßer in der Krone, ein deutscher und ein heiliger Mann, ein glühender Freund der Heimat im weiteren und im engeren (Bayern) Sinne und ein aufrichtiger Anhänger der Römischen Kirche, die er mit Gut und Blut beschützte. Das Connubium zwischen Kirche und Staat sehen wir in ihm verwirklicht, wie es kaum unter einem anderen Herrscher mehr erreicht wurde. Wenn ein Ueberwiegen des einen Faktors über die Grenzen hinaus je einzutreten drohte, hat der kirchliche Sinn des Kaisers immer wieder die rechte Mitte anzustreben und auch zu erreichen gewußt. Jedenfalls hat dieser Sinn ihn niemals gehindert in seiner Arbeit für das Vaterland und die letztere niemals an der Liebe zur Kirche; und das Reich erfreute sich einer relativen Glücks- und Sicherheitsperiode, wie in seinen glänzendsten Zeiten. Zugleich zeigt das Bild Heinrichs, wie deutsche Art und sittliche Kraft imstande ist, sich zum höchsten Wollen und Können zu erheben. Darum haben wir allen Grund, uns des Jubiläums zu freuen nicht nur in Bamberg, sondern im ganzen Vaterland, und über dessen Grenzen hinaus das Vorbild christlichen Charakters sowie der Herrschertugend zu ehren, die dem Lande den Weg zu Glück und Frieden wies, wenn auch erst auf dem Wege über manches Leid und unerfülltes Wünschen. Heinrich wurde vom Papst Eugen III. am 14. März 1146 heilig gesprochen, Kunigunde den 3. April 1200 durch Innozenz III. Das Wort, womit man Heinrichs Lebensarbeit gezeichnet hat, mag dem deutschen Volke von damals und heute gelten: Laboravi sustinens, ich arbeite und harre.

Kaiserstadt und Kaiserdom.

Von Hochschulprofessor Dr. Heinrich **Mayer**, Bamberg.

Es gibt Städte, die ganz in der Gegenwart leben und deren alte Denkmäler als Fremdkörper im modernen Getriebe stehen, einsam wie ganz alte Menschen unter viel jüngeren Geschlechtern, und man möchte meinen, daß sie sich in dieser Umgebung höchst unglücklich fühlen müßten. In den meisten großen Städten ist es so. Die Gegenwart ist daran, ihnen ein geschichtsloses Gepräge aufzudrücken. Und es gibt alte Städte, die Jahrhunderte oder selbst ein Jahrtausend verschlafen haben, wo die Geschichte das Lebende und Beherrschende ist, an deren Gestade die Gegenwart noch kaum hingespült hat. Da kommen die jungen Geschlechter und huldigen den alten. Aber sie fühlen sich wie Eindringlinge in einer fremden Welt. Zu diesen gehört Pisa oder Ravenna in Italien, bei uns etwa Rothenburg. **Bamberg**, das heuer die 900jährige Wiederkehr des Todes des Mannes feiert, der es groß gemacht hat, **Heinrichs** II., und das daher augenblicklich in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gerückt ist, gibt in seiner Erscheinung Zeugnis dafür, daß es nie, wenigstens nie lange geschlafen, und daß es trotz allen Mitlebens der Zeiten seine großen Traditionen durch die Jahrhunderte bewahrt hat. Alle Kunstperioden waren beteiligt an der Ausgestaltung dieser Stadt. Wenigstens war es so bis ins 19. Jahrhundert. Seither wurde freilich verständnislos erweitert, vieles vernichtet, und manches Neue dem Alten höchst unglücklich eingefügt. Kaufhäuser, Schulpaläste und Eisenbetonbrücken erzählen davon eindringlicher, als jede Schilderung es vermag.

Wenn trotzdem die alte Stadt jetzt noch ein ungewöhnlich harmonisches Ganzes bildet, so liegt das darin begründet, daß die Ausgestaltung bis zum 19. Jahrhundert nicht ruckweise geschehen ist, daß sich kein wesentlicher Bruch darin vollzogen hat, daß die alten Ideale in Weltanschauung, Lebensanschauung und Kunstwollen niemals durch ganz verschiedenartige, den alten entgegengesetzte gestürzt worden sind. Dazu trägt aber auch der in der Landschaft gelegene Zwang ein Wesentliches bei. Hier liegen die Grundzüge, die von vorne herein erfaßt und verwertet wurden und die, mit unerfreulichen Ausnahmen, bis zur Gegenwart die Grundlagen für die künstlerische Ausgestaltung geliefert haben. Gerade durch diese Verbindung von Landschaft und Kunst wird Bamberg mehr und mehr als eine der edelsten Perlen deutscher Städtebaukunst eingeschätzt.

Heute noch ist Bamberg in seinen schönsten Teilen das, was König Heinrich II. daraus gemacht hat. Drei aus dem Steigerwald ins Regnitztal vorspringende Bergzungen tragen die Stiftungen des Königs, wie einst die Heiligen drei Könige ihre Gaben. Auch von Seite Heinrichs waren es ja Weihegaben an den Herrn der Welt, nachdem ihm das Schicksal einen Leibeserben versagt hatte. Es ist zunächst der Dom mit der Domburg, die zugleich die Bischofswohnung und die Kaiserpfalz in sich schloß, das alte **Castrum Babenberg**. Dann die St. Michaelskirche mit dem großen, ehemaligen Benediktinerkloster, das als unentbehrliche Kulturstätte die Bistumsgründung begleitete. Und endlich die Stephanskirche, die, ursprünglich Chorherren und Chorfrauen zugleich dienend, vom Papst Benedikt VIII. eingeweiht wurde, als dieser, wie einst Papst Stephan II. zum Frankenkönig Pipin, nun zum deutschen König und Kaiser um Hilfe gegen seine griechischen Bedränger kam. Diese drei von Heinrich begründeten Kirchen beherrschen zusammen mit der anstelle alter Befestigungen im hohen Mittelalter erbauten Altenburg und mit der in ihren Ursprüngen dunklen, gotischen Liebfrauenkirche das Bild der Stadt.

Es sind nicht mehr Bauten aus Heinrichs Zeit. Diese fernen Tage haben nur die halb ausgegrabenen Mauerreste unter dem Westchor noch gesehen. Aber der berühmte Dom des 13. Jahrhunderts, der heute vor uns steht, hat sich doch noch etwas von seinem ersten Vorgänger bewahrt. Das ist die gesamte Anlage mit den zwei einander gegenüberliegenden hohen, von Krypten unterwölbten Chören und dem westlichen Querschiff. Die doppelchörige Anlage ist ein Erbe aus der Karolingerzeit. Um die Jahrtausendwende war sie bei monumentalen deutschen Kirchen noch die Regel. Mit ungewöhnlicher Pietät hat sich in Bamberg das baufreudige Stauferzeitalter wenigstens der Idee nach an die alten Grundlinien gehalten. Heute macht das Innere den Eindruck eines gewaltigen Schiffes. In Ost und West ist der Boden hoch gehoben und der Raum halbrund geschlossen. Das berühmte Kaisergrab, das Werk des überaus subtilen und nervösen Tilman Riemenschneider, fast überzart zwischen den wuchtigen Baugliedern, steht in der tiefen Einsenkung der Mitte. So ruhig eingebettet steht es im Schwerpunkt des Raumes zwischen den aufsteigenden Mauermassen und unter den schweren Rhythmen der Gewölbe, daß alle praktischen Zweckgedanken zurücktreten. Die zunächst sich aufdrängende Erkenntnis, daß diese ganze Raumeinteilung für die Bedürfnisse einer Kirche höchst unpraktisch sei, wird vor einer anderen Einsicht zu ehrerbietigem Schweigen gezwungen: das ist König Heinrichs, des Schöpfers dieser Stätte, Grab- und Denkmalkirche! Bereits 1024 wurden die sterblichen Reste des Kaisers in der Mitte der Kirche, also an demselben Platz, wo sie sich heute befinden, in dem damals wohl noch kleineren, zwischen den hohen Chören gelegenen Schiffraum beigesetzt. Sie blieben nicht immer an derselben Stelle. Aber dadurch, daß sie gegenwärtig wieder hier ruhen, hat auch der Dom sein Gepräge als kaiserliche Grabkirche unverfälscht erhalten.

Für den Verlust monumentaler Bauten aus Heinrichs Zeit entschädigt uns eine Reihe von Kunstgegenständen, die teils dem König ihre Entstehung verdanken, teils wenigstens aus seinem Besitz noch erhalten sind. Bis zur Säkularisation war vor allem die Bamberger Domschatzkammer der Hort für die Herrlichkeiten dieser versunkenen Welt. Man mußte schon an Kunststätten allerersten Ranges wandern, um sich ein ähnlich vollständiges Bild von der Kunsttätigkeit des früheren Mittelalters zu verschaffen und um den Genuß zu haben, solche Werke an der Stelle zu schauen, wo sie ihre Heimat hatten und wofür sie von Anfang an bestimmt waren. Man braucht für die Vorzüge großer, zentralisierter Bibliotheken und Kunstsammlungen nicht blind zu sein. Dem Forscher sind sie eine große Bequemlichkeit und dem Lernenden ein vorzüglicher Behelf. Aber sie haben auch ihre kulturfeindliche Seite. Ein Schatz von solcher Einheitlichkeit und geschichtlicher Bedeutung, wie er einst in Bamberg beisammen lag, hätte niemals angetastet und gewaltsam auseinandergerissen werden dürfen. Seit der Säkularisation aber muß man die kostbarsten Stücke dieser Sammlung in der Münchener Staatsbibliothek und in der Reichen Kapelle der Residenz suchen, zum Teil auch in der Staatsbibliothek in Bamberg, und nur ein Rest ist dem Dom geblieben. Vieles ist unwiederbringlich verloren.

Es besteht die Absicht, während des Jubiläums in Bamberg in dem großen Saale des prachtvollen Kapitelhauses, einem Glanzwerke des Bamberger Barock, eine Ausstellung zu veranstalten, in der die wertvollsten der verstreuten Kunstschätze für eine Woche wiederum zusammengeführt werden sollen. Einer synthetischen, die verschiedenen Zeugnisse einer Zeit überblickenden Geschichtsbetrachtung würde dadurch ein überaus großer Dienst erwiesen. Das Gemeinschaftliche des Kunstschaffens der Jahrtausendwende käme zu überwältigendem Bewußtsein, im Gegensatz zu der intellektualistischen Trennung der Objekte und ihrer Einordnung in kunstgeschichtliche Zusammenhänge, wie wir sie in unseren Bibliotheken und Museen gewohnt sind. Wir würden die herrlichen Buchmalereien aus Reichenau und Regensburg und die überaus kostbaren Goldschmiedearbeiten und Elfenbeine ihrer Einbände in Verbindung sehen mit dem Schmucke ehrwürdiger Reliquienbehälter und den gleichzeitigen Goldstickereien kirchlicher Prachtgewänder. Kunstformen und Gedankenwelt treffen hier und dort zusammen. Eine Krone Kaiser Heinrichs könnte zusammengeschaut werden mit den halb kirchlichen, halb weltlichen goldgestickten Gewändern des Bamberger Domschatzes, unter denen der von dem kalabrischen Fürsten Ismael dem Kaiser geschenkte Sternenmantel obenan steht, und mit einem gleichzeitigen byzantinischen Prunkgewebe. Ob es gelingen wird, diese für das Verständnis der Kultur- und Kunstgeschichte jener Zeit höchst lehrreiche Ausstellung völlig zustande zu bringen, läßt sich, während diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht sagen. Es wäre tief zu bedauern, wenn der groß gedachte Plan um praktischer Besorgnisse willen zum Stückwerk werden müßte.

Noch von einer anderen Seite soll ein Einblick in die Zeit Heinrichs II. eröffnet werden, indem der Historische Verein Bamberg in der glücklichen Lage sein wird, durch freundliches Entgegenkommen der Leitung des Münchener Hauptstaatsarchivs eine Reihe von Urkunden des Kaisers der öffentlichen Besichtigung zugänglich zu machen.

Es sind freilich nur Reste des Allerkostbarsten, die sich aus der einstigen Ausstattung der Domkirche durch den Wechsel der Zeiten, jetzt in alle Winde zerstreut, erhalten haben. Aber die Fülle von leuchtender Schönheit, die in jenen kleinen Werken hoher Kunst zusammengedrängt ist, muß uns ersetzen, was an monumentaler Kunst und dekorativer Pracht verloren gegangen ist.

Keine spätere Zeit vermochte es an Wert des Werkstoffes und an Prachtentfaltung dem Kunstmäzenat eines deutschen Kaisers und Königs gleichzutun, der dieses Fleckchen Erde mit der Sonne seiner Gunst vergoldet hat. Aber man hat weitergeschaffen. Der Dom der Hohenstauferzeit mit seiner Wucht und seiner Grazie, seinem Reichtum und seiner Monumentalität wurde eines der anziehendsten Denkmäler deutscher mittelalterlicher Baukunst. Er ist im südöstlichen Deutschland das vollendetste Werk der Romanik und gehört zu den seltenen Zeugen frühester Gotik auf deutschem Boden. Aus Süd- und Nordfrankreich, vom Rhein und von Italien trafen sich hier Kräfte und kreuzten sich Einflüsse. Dasselbe gilt von den augenblicklich vielleicht noch mehr besprochenen Plastiken des Doms. Hier spricht sich zuerst ein großer Unbekannter aus, der aber vielleicht das stärkste Temperament und einer der vorzüglichsten Charakterzeichner des Mittelalters war. Dann wurde die Dombauhütte zu einer Filiale der Steinmetzkunst der Reimser Kathedrale, und nun gingen aus ihr Gestalten wie der Domreiter und die Elisabeth hervor, und der hieher gehörige Kopf Heinrichs II. ist die vorzüglichste ideale Verbildlichung des großen Herrschers geworden. Die hohe Gotik hat sich an Grabdenkmälern und Chorschranken, die späte an Riemenschneiders Kaisergrab und an einer Reihe von Bronzeepitaphien verewigt. Von dem Schmuck der Renaissance und der folgenden Perioden haben spätere Restaurationen leider nur einzelne Reste übrig gelassen.

Neben dem Dom steht noch ein altes Gemäuer, das wahrscheinlich gleichfalls ein Zeuge der ersten Zeit der Kaiserstadt war, ein Teil der Umfassungsmauern des alten Kaiserpalas. Der Raum selber ist verschwunden. Aber um ihn legen sich die in ihrer Geschlossenheit berühmten Fachwerkbauten der alten Hofhaltung, und davor steht heute als köstliches Kleinod deutscher Renaissance die alte Residenz. Um die vorliegende Auffahrt dehnen sich die Flügel des barocken Dientzenhoferschen Residenzbaues und schaffen so jenen hohen, freien Platz, der einst als Mittelpunkt Deutschlands gegolten hat und jeden Fremden mit dem Zauber der Geschichte und monumentaler Größe umfängt.

Die Stiftungen des Kaisers auf dem Michaels- und Stephansberg sind längst neueren und in ihrer Art wieder bedeutsamen Schöpfungen gewichen. Unten aber dehnt sich die Stadt, die das Mittelalter geschaffen und der der Barock sein freundliches Gepräge verliehen hat.

Das Heinrichsjubiläum lockt dazu, der fernen Vergangenheit nachzugehen und sie nach Kräften wieder zu erwecken. Aber solch ein Gedenken schärft auch den Blick für die Gegenwart und ist eine Mahnung für die Zukunft. Ein Ausdruck dafür, daß das lebende Bamberg diese Zusammenhänge erfaßt hat, ist eine schon Anfang Juni vom Fremdenverkehrs- und Verschönerungsverein in der Neuen Residenz eröffnete Ausstellung „Bamberg, die schöne Stadt“, wo nebst Bildern der Vergangenheit und Ansichten der Gegenwart auch Pläne für den weiteren Ausbau der Stadt vorgeführt werden.

In der Tat verlangt die adelige Gesinnung verflossener Jahrhunderte auch vom lebenden Geschlecht, sich in ähnlichem Sinne erhaltend und weiter schaffend zu betätigen. Aber alle Kunstpflege vermag aus sich allein nichts wirklich wertvolles zu leisten. Sie muß aus der Gesinnung hervorgehen, letzten Endes aus dem sittlich-religiösen Geist, der die Zeit erfüllt oder wenigstens den Genius loci bildet. Bei der in Aussicht genommenen großen Prozession werden, wie übrigens alljährlich, die Häupter des Kaiserpaares feierlich durch die Straßen der Stadt getragen, durch die Straßen ihrer Stadt. Mögen sie in dem jetzigen Bamberg ihre Stadt wiedererkennen, eine Stätte, an der ihr Geist weiterlebt durch die Jahrtausende!

Die heilige Kaiserin Kunigunde.

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Nirgends trifft unser äußeres und inneres Ohr so oft der heilige Namensdoppelklang „Heinrich und Kunigunde“ wie in der alten Bischofs- und Kaiserstadt Bamberg. Immer wieder vernimmt der aufhorchende Geist dort das Echo der vollendeten Seelenharmonie jenes gesegneten Herrscherpaares, erschaut der Sucherblick die Großzeichen ihres gemeinsamen Wirkens aus der innersten Vereinheitlichung ihrer hervorragenden Persönlichkeiten heraus.

Wie sie einander fanden? Als 995 der 22jährige Erbsohn Heinrichs des Zänkers dem Vater als Heinrich IV. auf dem bayerischen Herzogsthron folgte, riefen Volk und Adel ihm den Wunsch nach seiner Verehelichung zu. Der hochsinnige Jüngling hatte, ganz Gott hingegeben, sich selbst schon das Gelübde der Jungfräulichkeit auferlegt. Dennoch erklärte er sich zur Nachgiebigkeit bereit unter Bedingung einer seiner durchaus würdigen Eigenwahl. Diese fiel auf die als vollkommenste Blüte fürstlich weiblicher Jungfrauschaft gepriesene Tochter des regierenden luxemburgischen Grafen Siegfried: Kunigunde von Lützelburg, geb. 978, gleich sehr geschmückt durch Geist, Tugend, Liebreiz und Schönheit. Früh schon hatte die Mutter den Adel der Auserwählung in diesem begnadetsten ihrer Kinder erkannt, aus dessen seelischem Reichtum eine lautere Reinheit am leuchtendsten strahlte. Demgemäß hielt die Gräfin der Heranwachsenden jeden Anreiz weltlicher Verführung fern und schenkte ihr die sorgsamste damals übliche vornehme Töchtererziehung, zu der nicht nur streng wissenschaftliche Bildung gehörte (Kunigunde sprach und schrieb u. a. ein klassisches Latein), sondern auch möglichst künstlerische Fertigkeit in den zu jener Zeit überaus reichhaltigen weiblichen Handarbeiten. — Wie Heinrich von Bayern, hatte sich Kunigunde von Lützelburg insgeheim früh und selbständig der Jungfräulichkeit fürs Leben geweiht. Des jugendlichen Herzogs Werbung traf deshalb bei ihr auf entschiedene Ablehnung, zum Schmerz und zum Schrecken der Ihren. Unter geistigem Vorbehalt ließ dann auch sie sich zur Vermählung (zwischen 998 bis 1000) bewegen, um zu ihrer beglückenden Ueberraschung am Hochzeitstage von dem edlen jungen Gemahl das ihr wertvollste Brautgeschenk zu empfangen: den Beschluß jungfräulicher Ehe.

Selten wohl gab es einen in sich harmonischeren und ideal gefestigteren Lebensbund als diesen. Und zwar trotz des auf beiden lastenden ständigen Druckes, den Kunigundens Brüder und auch ein Bruder Heinrichs in ununterbrochener Ränke- und Fehdesucht dem friedliebenden Herzogs-, seit 1002 Königs- und seit 1014 Kaiserpaar aufzwangen. Die beiden gegnerisch und feindlich Bestürmten aber blieben innerlichst eng vereint in vollständiger Uebereinstimmung des Lebens und der Lebensauffassung. Von Kaiser Heinrich hieß es: er sei nur Geist und Wille; von Kaiserin Kunigunde: sie glänze in herrlichen Tugenden wie ein in Gold gefaßter Edelstein. Beide liebten Gott und die Heiligen über alles und weihten deren Verherrlichung in feinstem Kunst- und unbedingtem persönlichem Opfersinne Kostbarstes und Schönstes, das sie zu bieten hatten. Sie bauten gemeinsam zahlreiche Kirchen, errichteten Kathedralen und förderten wichtige Bistümer, darunter das der Kaiserin besonders teure von Paderborn.

Heinrich hatte der Gemahlin als Morgengabe Bamberg verliehen. Als er dann begann, dessen Erhebung zum Bistum und, anstatt Regensburgs, zur Residenz ins Auge zu fassen, trat Kunigunde freiwillig alle Rechte ab und beteiligte sich, nicht minder großmütig als der Gemahl, durch fortgesetzte Schenkungen an der Erfüllung des Planes, der beider innige und begeisterte Anteilnahme heischte und festhielt. Beide übten denn auch hier die großartigste Wohltätigkeit, ohne diese auf Bamberg zu beschränken. Ihre gottgetragene Karitas reichte vielmehr weit hinein ins Reich, das sie vielfach zusammen besuchten, überall kraft ihres echt schöpferischen, menschlich reinsten Verbundenseins dauernden Segen verbreitend. Nicht zuletzt in den auch hier gemeinsamen Bemühungen um Aussöhnungen und den stets von neuem bedrohten Frieden. Heinrichs zahlreiche unvermeidliche Kriegsfahrten waren es, die dem Kaiserpaare viele, von beiden als hart empfundene Trennungen auferlegten. Kunigunde blieb dann, um destomehr Gutes tun zu können, demütig-still in Bamberg, einen sehr kleinen Hofstaat führend und zwar mit den bescheidensten Ansprüchen für sie selbst.

Wiederholt ernannte Heinrich, der ihre weise Klugheit und Tatkraft kannte, sie zur selbständig regierenden Statthalterin für seine Abwesenheit, wie ihr denn auch nach des Gemahls Tode (1024) die Reichsverwesung übertragen wurde, bis zur verhältnismäßig raschen Wahl Konrads II., die Kunigunde selbst nachdrücklich betrieben hatte. Aus ihrer Hand empfing der Neuerkorene die Reichskleinodien, die Heinrich auf dem Sterbebette der geliebten Gattin anvertraut hatte.

Ein herberer Schmerz als sein Tod hätte sie nicht treffen können. Aber auch jetzt hielt sie, wie immer, edles Maß, tat selbstlos ihre nächste und deshalb heiligste Pflicht, um darauf ihrer letzten Station des Erdenwandels zuzuschreiten. Ihr Ziel war das von ihr gegründete hessische Benediktinerinnenkloster Kaufungen, als dessen Aebtissin sie ihre Nichte Uta (Jutta) persönlich herangebildet hatte. Noch berief sie Aribo von Mainz zur Einweihung der Klosterkirche. In diesem Gottesdienste trug sie zum letzten Male königliche Gewänder. Bis zum Offertorium. Dann erschien sie in von ihr selbst gewebtem rauhem Nonnenkleide und empfing aus des Bischofs Hand Schleier und Ring der Braut Christi. Als schlichteste Mitschwester „ihres“ Klosters lebte sie noch 15 Jahre, war die Demütigste, unermüdlich Fleißigste, Enthaltsamste, Pflichteifrigste, mütterlich Liebevollste, Frömmste unter allen. Sie starb, nach Abweisung jeglicher, auch der bescheidensten Auszeichnung, im von ihr selbst verlangten Bußkleide am 3. März 1039. Trauer schwoll ins Land. Wer sie gekannt, hatte sie verehrend geliebt. Das Volk aber schluchzte um seine Mutter der Armen. Im Bamberger Dom, zur Seite des brüderlichen Gemahls in dessen Pracht- und Wundergruft, wurde sie bestattet. Am 3. April 1200 sprach Innozenz III. sie heilig. Schon viel früher hatte sich an ihr auch historisch bedeutendes Bild die Legende geheftet, lieblich, feierlich, erschütternd ernst. Neuere Forschung scheint in deren mehrfach auffälliger Verneinung entschieden zu weit gegangen zu sein. Das Wunder des makellos starken, ganz selbstentsagend gütigen Weibes, der menschlich vollkommenen Jungfrau, Gattin, Fürstin, Heilandsbraut und -jüngerin hat sie nicht aufzuheben vermocht. Tausende wallten und wallen zu der heiligen Kaiserin Grab. Abertausende rufen sie an als Schützerin ihres Lebens. Ungezählte beten in den ihrem hehren Andenken errichteten Kirchen. Wendet sich in den kommenden Tagen unser Blick zum großen Herrscher und Heiligen Heinrich II., so strahlt uns auch die Gewißheit auf, daß der beste Teil, der Kern seiner erhabenen Persönlichkeit zugleich seiner schwesterlichen Gattin zugehört. Untrennbar vereint steht in der Geschichte Bambergs, Bayerns, Deutschlands, der Kirche, der Welt der gottleuchtende Doppelname: Heinrich und Kunigunde.

Aus den Bücherschätzen Kaiser Heinrichs des Heiligen.

Von Dr. Bertha Antonia Wallner.

Unter den Cimelien der bayerischen Staatsbibliothek in München nehmen die Handschriften aus dem Bamberger Domschatz als Kunstwerke eine ganz hervorragende Stelle ein [1]. Nicht allzu viele Bücher des Mittelalters sind sowohl innen als außen so prächtig ausgestattet. Zwar läßt es sich nicht mit Sicherheit feststellen, wie sie in den Besitz des Domstiftes Bamberg gelangten; doch beweisen alle Umstände die Glaubhaftigkeit der Ueberlieferung, daß sie Geschenke Kaiser Heinrichs II. für die Metropolitankirche seiner geliebten Stiftung waren. Acht Jahrhunderte befanden sich diese ehrwürdigen Reliquien dort; da entführte sie der Sturm der Säkularisation mit rücksichtsloser Gewalt. „Unsere fünf Bände Manuskript sind schätzbarer als ganze Fuhren anderer Bände“, schrieb im Schmerz über den Verlust der Bamberger Bibliothekar Dr. Heinrich Joachim Jäck an den Oberhofbibliothekar und Landesdirektionsrat Johann Christoph Freiherr von Aretin in München. Wenngleich ihrem ursprünglichen Bestimmungsort entrückt, gilt den Handschriften heute noch die ehrfurchtvolle Bewunderung vieler Tausende von Beschauern. Als religions-, kultur- und kunstgeschichtlichen Quellen allerersten Ranges beschäftigten sich mit ihnen zahlreiche Forscher, deren wissenschaftliche Ergebnisse in einer außerordentlich reichen Literatur niedergelegt sind [2].

Die älteste der Heinrichshandschriften ist ein Evangeliar aus dem neunten Jahrhundert (Cod. lat. 4451). Die Malereien entstammen der sogenannten Reichenauer Schule, deren Sitz wir aber nicht

[1]) Wir entnehmen den größten Teil unserer Ausführungen den Veröffentlichungen des Leiters der Handschriftenabteilung der bayerischen Staatsbibliothek Direktor Dr. Georg Leidinger: Miniaturen aus Handschriften der K. bayer. Hof- und Staatsbibliothek in München. Heft 1: Das sogenannte Evangeliar Kaiser Ottos III., Heft 5: Das Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II., Heft 6: Evangeliar aus dem Domschatze zu Bamberg. München, Riehn und Tietze. Ferner aus: Meisterwerke der Buchmalerei aus Handschriften der bayerischen Staatebibliothek in München. München, Hugo Schmidt Verlag, S. 9 ff. 25 f. Tafel 5–13.

[2]) Vollständige Zusammenstellung bei Leidinger, Miniaturen.

auf das Inselkloster allein verlegen dürfen, sondern die ihre Tätigkeit über Süd- und Westdeutschland ausdehnte. Die Evangelistenbilder sind lebendig in Gesichtsausdruck und Handgebärden; reiche Abwechslung herrscht im architektonischen und ornamentalen Beiwerk, die Darstellung der Pflanze kommt der Natur näher als die der folgenden Bilder; doch fehlt noch jene monumentale Größe, die später unsere Bewunderung erregt. Der Einband zeigt bereits jenen reichen Schmuck, der die Heinrichskodizes vor andern Büchern auszeichnet. Die Vorderseite des Deckels bildet ein Elfenbeinrelief, die Taufe Christi darstellend, mit vielen Engeln in den Wolken. Die Rückseite, aus dem gleichen Werkstoff hergestellt, trägt die Verkündigung des Erzengels Gabriel an Maria, umrahmt von einem schönen Akanthusrand. Die Skulptur, noch nicht ganz auf der Höhe der Meisterschaft, zeigt deutlich römische Einflüsse. Sie dürfte der Wende des 9. zum 10. Jahrhundert angehören.

Cod. lat. 4453 enthält Blatt 24 r. das Bild eines thronenden Herrschers, umgeben von vier Männern seines Gefolges. Auf der gegenüberliegenden Seite befinden sich vier Frauengestalten, die dem Fürsten ihre Huldigung darbringen, bezeichnet: Roma, Gallia, Germania und Sclavinia. Antike und byzantinische Einflüsse liegen der Darstellung zugrunde. Alle Anhaltspunkte sprechen dafür, daß das Bild Otto III. darstellt; es bringt in mächtiger Wirkung die Kaiseridee des Mittelalters zum Ausdruck. Auch hier handelt es sich um ein Meisterwerk der Reichenauer Schule. In 35 Vollbildern, Zierseiten, gemalten Kanontafeln ist reichster Schmuck aufgeboten; Gold und leuchtende Farben blenden fast. Die biblischen Bilder, mit denen die Handschrift geschmückt ist, stehen in Zusammenhang mit den ältesten Werken christlicher Kunst im griechischen Süden Italiens; doch ist diese mit deutschem Empfinden gepaart namentlich im mystischen und episodischen Beiwerk; ja sogar ein feiner Humor zeigt sich im Ornamentalen und besonders in den Tierfiguren. Die Gestalten der vier Evangelisten wirken „wie eine Offenbarung des religiösen Geistes um die Jahrtausendwende“; sie sind umgeben von Engeln, Patriarchen und Propheten; symbolische Figuren zu ihren Füßen versinnbilden die Wirkung der Frohbotschaft. Zu erwähnen sind ferner die kindliche Darstellung der heiligen Nacht, die hoheitsvolle Anbetung der Könige, die Bergpredigt, die Heilung des Aussätzigen, der das mittelalterliche Signalhorn auf dem Rücken trägt, der lebensvolle Tanz der Salome, die großgedachten Bilder der Verklärung und der Segnung der Kinder, die dramatisch wirkenden der Zerstörung Jerusalems, der Vertreibung der Händler aus dem Tempel und der Gefangennahme. Ueberreich ist auch der Einband des Buches. Die Mitte nimmt eine sehr feine byzantinische Elfenbeinschnitzerei, der Tod Mariä ein; ein äußerst kunstvoll gearbeiteter Baldachin überdacht die Szene. In der Mitte trägt Christus die Seele der Mutter zum Himmel empor, wo sie die Engel erwarten, während die trauernden Apostel den in unversehrter Schönheit erstrahlenden Leichnam umgeben. Gold deckt die freibleibenden Teile des Einbandes, reich besetzt mit Perlen und Edelsteinen, selten an Größe und Feuer; mancher der letzteren trägt christliche oder germanisch-heidnische Symbole eingeschnitten.

Ueber die Bestimmung von Cod. lat. 4452 unterrichtet uns ein zwölfzeiliges Gedicht, das auf der Rückseite des ersten Blattes mit Gold auf Purpur geschrieben ist:

„Rex Heinricus . . . .
— — — — — — — — —
Obtulit hunc librum diuina lege refertum
Plenus amore Dei pius in donaria Templi
Ut sit perpetuum decus illic omne per aevum.“

Und nun gewahren wir auf dem Huldigungsbilde nicht den thronenden Kaiser, sondern Christus, den König der Könige, aus dessen Händen, geleitet von den Apostelfürsten Petrus und Paulus, den Patronen des Bamberger Domes, Heinrich und Kunigunde ihre Kronen empfangen. Unten huldigt die Babenberga umgeben von Frauengestalten. Schon dies Bild sagt uns, daß das Buch Eigentum nicht nur eines großen Herrschers sondern auch eines großen Heiligen war, der seine Gewalt als von Gott kommend betrachtete. Hatte uns schon im Evangeliar Kaiser Ottos die monumentale Größe gefesselt, so erfüllt sie uns im Perikopenbuch Kaiser Heinrichs vollends mit ehrfürchtigem Staunen. „Die Evangelienillustrationen dieser Handschrift haben ihre Vorgänger in den Wandbildern alter Basiliken und haben ihren von dorther geholten monumentalen Stil bewahrt. Von den Kirchenwänden sind sie ins Buch herabgestiegen, verkleinert und doch in der Wirkung ins Große gehend. Bei aller Abhängigkeit von Vorbildern und Vorlagen lassen diese Bilder eine geistige Selbständigkeit erkennen, die wir als eine Eigenschaft der deutschen Kunst jener Zeit bezeichnen müssen. Mehr als andere scheinen sich diese Künstler in die zu illustrierenden Texte vertieft zu haben. So holten sie aus den Evangelien neue Vorwürfe heraus oder erweiterten und veränderten alte ikonographische Ueberlieferungen. . . . Außerordentlich geschmackvoll sind in dem Perikopenbuch die großen Zierseiten mit Initialen. Sie gehören zu den schönsten Erzeugnissen ihrer Art[3].“ Von den Bildern mögen noch im einzelnen genannt werden: Die Evangelisten, bei denen der Künstler eine Charakterisierung versucht, z. B. der Adlerblick des greisen Johannes; die heilige Nacht und die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel; alle zur Andacht mahnend. Der Einzug in Jerusalem zählt zu den tiefst empfundenen Bildern, während in der Leidensgeschichte noch der sterbende Gott, nicht der Schmerzensmann uns vor Augen geführt wird.

[3]) Leidinger, Meisterwerke S. 11 f.

Eine der schönsten Darstellungen, wie geschaffen für eine Wiederholung in moderner Grabkunst ist das Osterbild, die Frauen mit dem Engel. Auf dem Bilde des jüngsten Gerichtes stoßen die Engel ins altgermanische Heerhorn. Die Gestalt des bartlosen jugendlichen Christus ist ungemein erhaben und wahrhaft göttlich. Bei aller Monumentalität herrscht aber reges Leben im Ausdruck der Gesichter und in der Sprache der Handgebärden, die oft an germanische Rechtsgebräuche erinnert. Dazu kommt noch die ganze Pracht an Gold und Farbe. Auch der Deckel des Buches ist reich geschmückt. Die Mitte bildet wieder eine Elfenbeinplatte, die der karolingischen Zeit angehört und der Schule von Reims zuzuweisen ist. Oben findet sich die Kreuzigung, darüber Sol und Luna, in der Mitte die Frauen und die Engel am Grab, unten die Auferstehung der Toten, zuunterst die Gestalten von Terra und Mare; dazu kommen noch symbolische Frauengestalten und schwebende Engel. Rechts und links befinden sich mit Pflanzenornament bedeckte Elfenbeinplatten; dann folgt ein goldenes Band mit einer auf den Stifter bezüglichen Inschrift. Am äußern Goldblechrand befinden sich die vier Evangelistensymbole in deutscher Emailarbeit in Rundmedaillons, desgleichen die Bilder Christi und der Apostel in byzantinischer Emailarbeit. Die noch freibleibenden Stellen sind mit Perlen und Edelsteinen übersät. Regensburg und die Reichenau werden für die Herstellung der selten schönen Buchdecke namhaft gemacht, deren Zusammenstellung schon eine kunstgewerbliche Leistung bedeutet. Der Rückdeckel trägt das Lamm in der Mitte, dazu in Rundmedaillons die Brustbilder der Justitia, Prudentia, Fortitudo und Temperantia, aus Silberblech geschnitten und graviert. Diese Arbeit dürfte im bayerischen Franken gefertigt worden sein.

Das Evangeliar Cod. lat. 4454 gehört gleichfalls der Reichenauer Schule an. Obwohl wesentlich einfacher, ist es doch ein Meisterwerk mittelalterlicher Buchmalerei. Wir finden in architektonischer Abwechslung umrahmte Kanontafeln, monumentale Evangelistenbilder, schönausgeführte Zierseiten und Initialen. Das bedeutendste Vollbild stellt Christus als Weltheiland dar. Er trägt die goldene Weltscheibe in der Rechten und umschließt mit der Linken den Lebensbaum, der aus der personifizierten Erde hervorwächst. Ueber ihm findet sich die Darstellung des Himmels (Uranus), in der Mitte Sol und Luna, zu beiden Seiten desgleichen rechts und links die Evangelistensymbole von den als Nymphen dargestellten Paradiesesflüssen getragen. Trotz der Mannigfaltigkeit der Darstellung liegt eine großartige Ruhe über dem Ganzen. Christliche Mystik vermischt sich mit antik-heidnischer Symbolik. Auch der Einband dieses Buches gehört zu den schönsten und geschmackvollsten des Mittelalters. Der vordere Holzdeckel ist mit Goldplattengrund belegt. Ein breites Band in Mattgold, reich mit Edelsteinen besetzt, umgibt den Rand und bildet in der Mitte ein Kreuz, in dessen Mitte wiederum ein ovaler Onyx sich befindet, in welchen ein anderer in Gold gefaßter Edelstein eingefügt ist. Die vier Rechtecke, die durch das Kreuz entstehen, werden durch schmale Diagonalleisten geteilt; die hiedurch gebildeten Felder in glänzendem Gold tragen Tierfiguren und Rankenwerk nach byzantinischen Motiven; in der Mitte findet sich noch ein kleineres Rechteck mit Edelsteinen besetzt. Die Buchdecke dürfte aus der Reichenauer Goldschmiedwerkstätte hervorgegangen sein.

Während die vorhergehenden vier Bände der Reichenauer Schule angehörten, ist Cod. lat. 4456, das **Sakramentar Kaiser Heinrichs**, völlig davon verschieden[4]). Es wird bisweilen als Missale des Bamberger Doms bezeichnet, der Text aber entspricht dem Liber Sacramentorum des heiligen Gregor, dessen Bild uns im Buche selbst und auf dessen Einband begegnet. Die Handschrift enthält zwei Huldigungsbilder. Auf dem ersten thront wieder Christus in der Mitte zwischen zwei Engeln und krönt den von den heiligen Bischöfen Ulrich und Emmeram geleiteten Heinrich. Das zweite ist eine freie Kopie des Huldigungsbildes im berühmten **Codex aureus von St. Emmeram.** Zu Corbie von zwei Brüdern, den Priestern Beringar und Liuthar gefertigt im Jahre 870, war er für Karl den Kahlen bestimmt. Später schenkte Kaiser Arnulf das kostbare Evangelienbuch, wohl die reichste Handschrift karolingischer Herkunft, dem Kloster St. Emmeram in Regensburg, wo sie bis zur Säkularisation verblieb; als Cod. lat. 14000 bildet der Codex aureus wohl den kostbarsten Schatz der Bibliotheca Monacensis[5]). Die Wiederholung des Huldigungsbildes desselben läßt auf den Herstellungsort des Sakramentars Kaiser Heinrichs schließen: **Regensburg.** Hier ließ dieser zahlreiche Handschriften für seine Stiftung fertigen. Auch für den Bamberger Dom werden Regensburger Einflüsse namhaft gemacht. Das eine der Vollbilder stellt Christus am Kreuze dar, Maria und Johannes zu beiden Seiten; unten befinden sich die Frauen am Grabe, in den Ecken die Evangelistensymbole. Umrahmung und Beiwerk stehen unter der Nachwirkung des Codex aureus. Auch bei dem Bilde des schreibenden Gregor sind dem Künstler die Evangelistengestalten daraus vorgeschwebt. Ebenso sind Zierseiten und Randleisten vielfach hievon angeregt. Doch hat der Meister trotz seines Vorbildes sich seinen persönlichen Stil geschaffen und sein eigenes Formgefühl bewahrt. Eine fast verwirrende Farbigkeit kenn-

[4]) Beschreibung bei Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts, Leipzig 1901, S. 63 ff.

[5]) Der Codex aureus der bayerischen Staatsbibliothek in München, herausgegeben von Dr. Georg Leidinger . . . . . 253 Tafeln in Farbendruck. Mit Textband. Hugo Schmidt Verlag München. Zur Zeit liegen erst die Tafelbände fertig vor; nach Erscheinen des Textes wird an dieser Stelle über das Werk berichtet werden.

zeichnet ihn. Der Vorderdeckel des Einbandes trägt als Elfenbeinrelief das Bild des Gekreuzigten mit Maria und Johannes und zwei Kriegern; oberhalb trauern Sol und Luna, sechs Engelsköpfchen lugen aus den Wolken hervor; unten sehen wir das Grab mit dem Engel, den Frauen und den schlafenden Wächtern. Die Figuren, besonders Christus, sind mit viel Feinheit gearbeitet; geglückt ist der Faltenwurf. Ein Akanthusrand umgibt das Ganze. Byzantinischer Einfluß ist unleugbar. Auf dem Rückdeckel findet sich die Gestalt des schreibenden Gregor ähnlich der Darstellung im Buche; die Figur ist aus Silberblech ausgeschnitten und graviert und vergoldet; sie dürfte eine einheimische Arbeit sein.

Eine sechste Handschrift aus dem Besitze des Bamberger Domkapitels kam am 9. Januar 1804 nach München (Cod. germ. 25). Sie stammt wahrscheinlich nicht aus dem Besitze des heiligen Heinrich, noch ist sie liturgischen Inhaltes; auch kann an ihrer äußeren Gestalt nur die schöne, saubere Niederschrift gerühmt werden. Und doch muß sie hier zum Schlusse noch erwähnt werden wegen ihres Gegenstandes, der so wunderbar übereinstimmt mit des großen heiligen Kaisers Tätigkeit für Kirche und Vaterland. Es ist der Heliand, jene altsächsische Evangelienharmonie, die Germanentum und Christentum in vollen Einklang zu bringen versteht.

Weltrundschau.

Nach der Zusammenkunft von Herriot und Macdonald haben England und Frankreich der deutschen Reichsregierung eine Note zugestellt, die nochmals auf die Militärkontrolle und die geforderte Generalinspektion Bezug nimmt und Deutschland eine zustimmende Antwort nahelegt. Es wird versichert, daß die Kontrollkommission möglichst bald zurückgezogen und die Aufsicht dem Völkerbund übertragen werden soll. Die Reichsregierung hat der Generalinspektion zugestimmt in ausdrücklichem Vertrauen darauf, daß diese den Abschluß der interalliierten Kontrolle und den Uebergang zu deren Handhabung durch den Völkerbund bilde. Sie ersucht auch um Abschluß der Inspektion bis 30. September.

An der Londoner Konferenz nehmen, wie von Washington amtlich erklärt wird, auch die Vereinigten Staaten teil. — Das neue Einvernehmen zwischen England und Frankreich soll zu einem europäischen Sicherheitsvertrag erweitert werden, dem später auch Deutschland beitreten soll. Die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund wird so eifrig betrieben, daß sie höchstens noch von deutschen Katastrophenpolitikern vereitelt werden kann.

Nach langen Schwierigkeiten ist die neue Regierung in Bayern gebildet. Ministerpräsident wird Dr. Held, der Fraktionsvorsitzende der Bayerischen Volkspartei im Landtag. Sein Kabinett spiegelt eine Koalition zwischen Bayerischer Volkspartei, Deutschnationalen und Bauernbund. Dr. Schweyer gehört ihm nicht mehr an, dagegen der für die Mißgriffe der bayerischen Rechtspflege verantwortliche Justizminister Dr. Gürtner. Letzteres ist ein bedauerlicher Erfolg der Deutschnationalen und eröffnet trübe Aussichten für einen besseren, der Staatsgewalt förderlichen Kurs in Bayern.

Regierungsverhandlungen über die Micum-Verträge sind von Frankreich unter Hinweis auf die bevorstehende Konferenz von London abgelehnt worden. Die Verhandlungen der Micum mit den Industriellen gestalten sich infolge der französischen Forderungen sehr schwierig.

Nunmehr dürfen alle aus dem Ruhrgebiet Ausgewiesenen, im ganzen 142000, zurückkehren mit Ausnahme von etwa 70 namentlich Aufgeführten, worunter sich bes. höhere Beamte befinden.

Die italienischen Minister haben Mussolini ihre Aemter zur Verfügung gestellt. Die Opposition des Parlaments fordert statt Eingliederung der faschistischen Miliz in das Heer deren völlige Aufhebung. Zum Gedächtnis des ermordeten Matteotti wurde am 28. Juni in ganz Italien eine Arbeitsruhe von 10 Minuten gehalten.

Aegypten verlangt von England den Sudan. England will ihn nicht herausgeben. Infolgedessen ist eine starke Spannung entstanden. Der tatkräftige Zaglul Pascha, der als Ministerpräsident die ägyptische Politik leitet, hat König, Parlament und Volk hinter sich.

In Südafrika hat ein Regierungs- und Systemwechsel stattgefunden. General Smuts mußte in der Staatsleitung dem Führer der Nationalisten Hertzog weichen. Die Nationalisten, besonders Buren, verfolgen eine Politik der Herrschaft der Weißen und der Unabhängigkeit von England.

Frankreichs neue Männer.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Als im Wahlgang vom 11. Mai die Provinz Frankreichs ihre Hand zum Schlage gegen den nationalistischen Block und dessen stiernackigen Führer Poincaré erhob, war der Nationalismus als politisch herrschender Faktor äußerlich zu Boden geworfen. Ein bedenklich einflußreicher Teil aber blieb noch im Amt- und Machtbesitz: Millerand, der Staatspräsident im Elysee, der Wiedererwecker des sonnabendlichen Zapfenstreichs (vor dem Krieg), der Gründer des nun in Stücke zerhauenen Blocks, der zähe, kampfbereite, zielbewußte, intrigante Jurist mit Diktatorgelüsten. Die Flügel des Elyseeinhabers sind zwar durch die Verfassung in weiser Vorsicht arg gestutzt und seit dem 50jährigen Bestand der dritten Republik mehr noch durch die Tradition. Die Herren Präsidenten waren recht bescheiden geworden und machten keinmal von ihren Vorrechten mehr Gebrauch, seit die neue Republik, die noch ziemlich hilflos in den Windeln lag, Mac Mahon vor die Türe setzte. Die politische Führung liegt in den Händen des jeweiligen Ministeriums. Der französische Staatspräsident ist so etwas wie ein Dekorum und das Elysee neutraler Boden. Man weiß zwar (seitdem die russischen Archive aufgebrochen sind), daß Poincaré nach dieser Richtung kein besonders mustergültiger Präsident war. Aber er wußte (als Advokat der Ehescheidungsprozesse) im geheimen zu tuscheln, nach außen das Gewand der Korrektheit zu wahren und das Heer der Philister zu entzücken. Anders der in Kleidung und Formen lässigere Millerand. Wollte er für sich nur die Machtfülle des Präsidenten der Vereinigten Staaten erringen? Lockten ihn die Lorbeeren Mussolinis (mit Hilfe des Kriegsministers Maginot)? Jedenfalls traute ihm von den Kernrepublikanern niemand, seit er in seiner berüchtigten Rede in Evreux Kritik an der Konstitution geübt und damit eine Todsünde gegen die guten Sitten des französischen Verfassungslebens begangen, und seitdem er sich nachher anmaßte, dem Kabinett außenpolitische Richtlinien zu geben. Es sind wenig Tränen geflossen, als Millerand nach vierjähriger (anstatt siebenjähriger) Regierung von seinem Olymp in den Kraftwagen stieg, um nach seiner Villa in Versailles zu ziehen. Er war einer der unpopulärsten unter dem Dutzend Präsidenten, welche die dritte Republik aufweist, trotzdem ihn 695 Kongreßstimmen, d. h. 4/5 der Abgeordneten und Senatoren, zur höchsten republikanischen Würde schoben. Verschwunden, aber nur aus dem Elysee. Bald wird er auf dem Wege einer Nachwahl wieder im Bourbonenpalast auftauchen als Führer der Nationalisten, die (wie in allen Landen) einen kläglichen Mangel an Gehirnen verzeichnen. Die bekannte Laufbahn von politischen Strebern, die sich mit Vergnügen in der Kurve von der äußersten Linken nach der äußersten Rechten bewegen, wenn persönliche Vorteile winken. Auch der große Lothringer, der parlamentarisch erledigt ist (wenn ihn die deutschvölkische Posaune nicht wieder in den Sattel hebt) wird von sich hören lassen. Amerikanische Blätter haben ihn um seine Mitarbeit ersucht. Im Matin, dem Sensationsblatt des Portugiesen Bunau Varilla, und in der weltbekannten Pariser Revue des Deux Mondes wird Poincaré seine Fiaskoweisheit aufs Neue flöten.

Gleichviel, es sind neue Männer gekommen, und das „widerliche nationalistische Gekrächze“ (wie der Amerikaner Dawes in seiner Donnerrede gesagt) wird die Welt nicht mehr in jenem Umfang wie früher stören. Zeitungen, wie L'Oeuvre, Ere Nouvelle, Quotidien, die vor einigen Wochen noch ein bescheidenes Veilchendasein führten, sprechen jetzt mit recht vernehmlicher Stimme, da Herriot und verschiedene seiner Kabinettsmitglieder ihre Mitarbeiter sind. Jeder Unbefangene wird auch zugeben müssen, daß das aus den Wahlen siegreich hervorgegangene Linkskartell der Kammer (Radikale, Radikalsozialisten und Sozialisten) den Schluß politischer Logik zog, mutig zum Sturm aufs Elysee schritt und mit staunenswerter Raschheit, Disziplin und Tatkraft erfolgreich durchführte. So einfach lag die Sache gerade nicht. Ein französischer Staatspräsident kann nach dem Wortlaut der Verfassung vor Ablauf des Septennats eigentlich nur entlassen werden, wenn er des Hochverrats überführt wird. Darauf stützte sich Millerand, als er sich zur Wehr setzte. Seine juristischen Spitzfindigkeiten, wie sie in der Botschaft an Kammer und Senat zum Ausdruck kamen, waren vergeblich und von ihm selbst zweifellos nur als Deckung für seinen Rückzug und als Reklame für seinen Wiedereintritt ins politische Leben gedacht. Es gibt neben dem Wort-

laut der Verfassung auch den Geist der Verfassung, der nicht in Paragraphen umgemünzt ist und gegen den er verstoßen hatte, als er die brutale Gewaltpolitik Poincarés öffentlich empfahl, obwohl das Land anderer Meinung war. Wer aber die wechselvolle Geschichte Frankreichs, in der alle nur möglichen Regierungsformen und politischen Zwischenfälle sich ablösen, kennt, weiß, daß die Volksvertretung von heute für Machthabergelüste irgendwelcher Art nicht zu haben ist, daß sie kein persönliches Regiment des Staatspräsidenten duldet und daß sie mit begründeter Eifersucht und ohne Gnade über ihre sauer erworbenen Rechte wacht. Darin liegt das ganze Geheimnis des raschen und glänzenden Erfolgs in der Elyseeschlacht. Herriot lehnte es ab, aus der Hand Millerands den Auftrag zur Bildung eines Ministeriums entgegenzunehmen. Seinem Beispiele folgten selbst jene Radikale, die mit dem Staatspräsidenten befreundet waren. Es blieb ihm also nichts übrig, als aus den Anhängern Poincarés ein Phantasiekabinett zu bilden (das ein witziger Franzose cabinet de lecture genannt hat) und das am ersten Tag erledigt war. Die Kammer wies mit 116 Stimmen und der Senat mit 10 Stimmen Mehrheit jede nähere Berührung mit ihm zurück. Kein Ausweg mehr. Der Rücktritt des Kabinetts zog den Millerands nach sich. Interessant hier noch festzustellen, daß von den 11 französischen Staatspräsidenten nur 4 in voller Amtsdauer gewesen sind (Grevy, Loubet, Fallières, Poincaré) und 6 zurückgetreten (Mac Mahon, Grevy — nach der Wiederwahl, Casimir Périer, Deschanel, Millerand). Carnot traf der tödliche Dolch Caserios in Lyon und der frühere Lederhändler und nachherige Geck Felix Faure fand einen aphrodisischen Tod in den Armen der Madame Steinheil.

Als die Prinzipienfrage der Verfassung nun gelöst war, tauchte in der Nachfolgerschaft Millerands die Personenfrage auf. Die Parteidisziplin lockerte sich und schon in der Vorversammlung gab die senatorielle demokratische Linke, die stärkste Partei des Oberhauses, die politisch gleichbedeutend ist mit den Radikalsozialisten des Unterhauses, zu erkennen, Painlevé, den Kammerpräsidenten und offiziellen Parteikandidaten, zu verleugnen und den Senatspräsidenten Doumergue zu bevorzugen. Man weiß, daß in diesem Wettlauf selten die Persönlichkeiten mit scharf umrandetem Charakter vom Glück begünstigt sind. Auch glaubt der Senat, der immer noch als Rat der Alten gelten möchte, berechtigt zu sein, den Präsidenten der Republik zu stellen. Wenn die Linke der Kammer einen ihr besonders werten Mann, wie diesmal Painlevé (der als Gelehrter und mutiger, edler Mensch Ruf genießt) auf den Schild erhebt, vereinigen sich die Rechtsgruppen der Kammer mit der Gesamtheit des Senats gegen diese Kandidatur. So mußte Painlevé unterliegen, und so wurde Doumergue gewählt. Der Senatspräsident erschien den Nationalisten des Halbmondsaales an der Seine als das kleinere Uebel, trotzdem er als Deputierter (1893—1910) und als Senator (1910—1924) dem linken Flügel der Radikalen angehörte, trotzdem er als Unterrichtsminister unter Rouvier die Trennung von Kirche und Staat durchführte und trotzdem er mit dem vom Staatsgerichtshof verurteilten Caillaux, der in seinem Kabinett (1913 bis Juni 1914) als Finanzminister der spiritus rector war, auch heute noch befreundet ist. Vielleicht begehen diese Herren den Fehler, zu laut zu triumphieren. Der sonst recht liebenswürdige Südfranzose, der als bon garçon mehr Freunde als Feinde hat, könnte das Bedürfnis empfinden, die Erinnerung daran auszulöschen, daß er der Rechten seine Wahl verdankt. Die Zeiten sind dem krächzenden Nationalismus in Frankreich vorläufig nicht mehr günstig. Painlevé, der schon in der Dreyfus Affäre zu den mutigen, draufgängerischen Intellektuellen zählte, wird auch als Kammerpräsident als vorwärtstreibende Kraft der Versöhnung gute Dienste tun. Wenn Herriot sich als Kampftemperament enthüllen sollte, wird Painlevé im Elysee entbehrlich sein und der politisch kluge, den Ausgleich suchende Parlamentsdiplomat Doumergue genügen. Er wird sich auf dem republikanischen Olymp nicht als verbissener, verbohrter Hartschädel (wie Poincaré und Millerand) erweisen und gern darauf verzichten, der Regierung seinen Willen aufzuzwingen. Es wird voraussichtlich die geruhsame Zeit anbrechen, da der Elyseeinhaber seine Hauptbeschäftigung darin sieht, in Rambouillet Fasanen zu schießen und in Paris Ehrenjungfrauen zu küssen.

Herriot, Radikalsozialist und Bürgermeister von Lyon, war als Führer der Opposition in der Nationalistenkammer und auch infolge seiner wirtschaftlichen Einstellung der berufene Mann, mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut zu werden. Dauerte nur 24 Stunden, dann stand es auf den Beinen, da es zuvor schon in der Tasche lag. Die Börse quittierte einen Fortschritt und die Aussichten auf friedlichere Zeiten. Der Frank, der sich unter Poincaré und Millerand nach unten bewegte, kletterte in die Höhe. Das Ministerium ist kein Ministerium der alten Leute. Nur der Finanzminister Clementel ist 60 Jahre alt, die übrigen stehen im kräftigsten Mannesalter. Der Süden hat die meisten Arbeiter des neuen Kabinetts geliefert. Für die Richtlinien der äußeren Politik nicht ungünstig, und ferner günstig, daß die 18 Männer nur 5 Advokaten aufweisen (worunter Moro-Giafferi, der glänzende Verteidiger von Caillaux). Ein für die Advokatenrepublik ungewöhnliches Verhältnis. 4 Senatoren, 13 Abgeordnete. Kriegsminister Nollet, der als ehrlicher Demokrat gilt, steht außerhalb des Parlaments. 14 Mitglieder gehören der radikalen und radikalsozialistischen Partei an und sämtliche dem Linkskartell. Die Sozialisten haben ihre Beteiligung aus prinzipiellen Gründen bekanntlich abgelehnt, ihre Unterstützung aber zugesagt. Von den 18 Ministern und Staatssekretären haben 10 zum erstenmal ein Regierungsamt übernommen. Die Universität erwartet Reformen von dem Unterrichtsminister François Albert, der ein Mann von glänzendem Geist, ein bedeutender Journalist und Redner ist. Die Reparationsspekulanten scheinen vor Dalbiez, dem Minister der befreiten Gebiete, zu zittern. Er wird von seinen Freunden der Jakobiner genannt und genießt den Ruf unbeugsamer Ehrlichkeit. Kriegsminister Nollet muß am Werke gesehen werden, bevor ein abschließendes Urteil gefällt werden kann. Man weiß, daß seine Ansichten als Vorsitzender der interalliierten militärischen Kontrollkommission mit denen Poincarés nicht immer in Einklang standen und daß er für die Herabminderung der Militärdienstzeit von 18 Monaten auf ein Jahr eintritt. Die chauvinistische Rede, die ihm der abziehende Minister Maginot, der von militärischen Dingen nicht viel versteht, bei Uebergabe des Kriegsministeriums hielt und wobei das Festhalten an der alten Dienstzeit als eine Notwendigkeit für die Sicherung Frankreichs betont wurde, galt als Geschmacklosigkeit. Herriot hat als Außenminister am Quai d'Orsay bereits eine nennenswerte Säuberung vollzogen (die wir in der A. R. vorausgesagt) und den Ministerialdirektor Peretti de la Rocca, Poincarés rechte Hand, entlassen. Auch der Botschafter Barrère am Quirinal wird mit anderen Kollegen demnächst seine Koffer packen.

Die Regierungserklärung, die sich durch ihre Länge und Vielseitigkeit auszeichnet, ist durch die Presse bekannt geworden. Hindernisse werden sich türmen. Der Kabinettschef, der ein vorsichtiger Mensch ist, hätte wahrscheinlich wie sein englischer Kollege vorgezogen, die inneren Streitfragen vorläufig so lange ruhen zu lassen, bis die ihm näherliegenden großen Fragen der Außenpolitik gelöst sind. Die Rücksicht auf die Stürmer im eigenen Lager und vor allem auf die sehr erstarkte Sozialistengruppe, haben ihn gezwungen, mit einem Kampfprogramm vor die Kammer zu treten und damit seine Aussichten auf dem Gebiete der Außenpolitik zu belasten. Sein Programm ist eine Kampfansage an den Nationalismus und den Klerus, der das weitere Zurückdrängen in der Schule und die Aufhebung der vatikanischen Gesandtschaft nicht so leicht hinnehmen wird. Auch dem Großkapital wurde der Fehdehandschuh hingeworfen durch die Ankündigung, die Einkommensteuer zur Grundlage einer demokratischen Steuerordnung zu machen.

Uns Deutsche interessiert vor allem der außenpolitische Teil. Schon der Ton der Rede liefert den Beweis, daß die politische Temperatur in Frankreich verändert ist. Der Dawes-Bericht wird vorbehaltlos angenommen. Also muß die Zollinie fallen, die Regie aufgehoben werden, und die Micum-Verträge müssen ihr Ende finden. Herriot hat über die Ruhrräumung und die Rückkehr der Gefangenen Erklärungen abgegeben, deren Bedeutung davon abhängt, wie diese Maßnahmen durchgeführt werden. Unter dem Beifall der Kammermehrheit hat er sich als Gegner der Gewaltpolitik bekannt, die zur Ergreifung territorialer Pfänder geführt hat. Er verkündigt die Räumung des Ruhrgebiets und macht den Termin nicht von Zahlungen (wie Poincaré) abhängig, sondern von der Einführung jener Bürgschaften und Organisationen, die im Bericht der Sachverständigen vorgesehen sind.

Wenn das alles noch kein Idealbild ergibt, so ist doch ganz klar: wir stehen vor einer Wendung. Die kommenden Monate werden entscheiden, ob wir mit Frankreich zu einem Einvernehmen kommen oder in gefährlicheren Gegensatz als je

zu ihm geraten müssen. Die Woche der Zusammenkunft Herriots mit Macdonald hält man in politisch ruhig wägenden Kreisen an der Themse für die wichtigste, die Europa seit dem Kriege erlebt hat. Die Wortführer des französischen Nationalismus haben vorläufig ausgespielt und könnten erst dann wieder Bedeutung erhalten, wenn ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland ihnen mit unvorsichtigen Kundgebungen zu Hilfe kommen. Es liegt viel an Deutschland selbst, daß die günstige Entwicklung in Frankreich nicht gestört wird. Und wenn der deutsche Michel heute aus nicht täuschenden Akten der Wilhelmstraße lesen kann, mit welch' unübertrefflichem Ungeschick er deutschfreundliche Bewegungen in England und Rußland erstickt und es schließlich fertig gebracht hat, zwei Länder mit so entgegengesetzten Interessen einander in die Arme zu führen, so sollte man ohne rosigen Optimismus vermuten dürfen, daß er eine Lehre daraus zöge. O bitte, nur vermuten, denn man weiß, das Lehrenziehen ist nicht seine starke Seite.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande[1]

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebersetzung von F. R. von Lama, Füssen.

VII.

Zeigen die mitgeteilten Tatsachen und Erfahrungen nicht deutlich, welch ein Umschwung sich in den nordischen Ländern auf religiösem Gebiete vollzieht? Immer mehr wendet man sich vom Protestantismus ab und richtet seinen Blick und sein Herz auf die katholische Kirche. Mehr und mehr geht der Protestantismus zurück. Kein einziges starkes Band hält dieses menschliche Gebäude mehr zusammen. Nicht die Lehre, denn was dem einen für unumstößlich wahr gilt, wird vom anderen unbedenklich verworfen. Nicht die Autorität der Lehrer und der Bischöfe, denn auch sie wissen nicht mehr, was geglaubt werden muß und streiten untereinander selbst um die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, um die Gottheit unseres Herrn Jesus Christus. Nicht die Staatsautorität, auch auf dem Gebiete des Glaubens und der Sittenlehre für den Protestanten das Höchste, denn was können Regierungsmänner in diesen Dingen beschließen, wenn selbst die geistlichen Hirten uneins sind? Heute haben wir eine Regierung der Rechten, morgen der Linken, heute stehen gläubige Männer am Staatsruder und morgen vollständig ungläubige. Auch nicht die Bibel, denn es steht den meisten nicht mehr fest, ob sie nicht viele Irrtümer enthält. Der Modernismus hat hier unter den Protestanten gewaltige Verheerungen angerichtet, insbesondere in den lehrenden und führenden Kreisen, und niemand steht auf, um das Wenige, noch übrige, zu verteidigen. So fällt alles auseinander, weil alle Bande zerbrochen sind.

Ein Redakteur eines Stockholmer Tagblattes, der um eine Unterredung zu uns kam, teilte uns mit, daß der hochangesehene Erzbischof von Upsala, Söderblom, eine allgemeine Kirchenkonferenz aller protestantischen Bekenntnisse einberufen wolle, um sie in einer großen Körperschaft zu vereinigen. Soeben habe er in Amerika, Polen, Deutschland usw. Besprechungen abgehalten und sei voll guter Hoffnungen. Er fragte uns um unsere Meinung darüber. Wir beantworteten die Frage mit einer Gegenfrage, nämlich was denn, falls die Vereinigung zustandekommen soll, das alle verbindende und zusammenhaltende Band sein solle.

Angesichts seiner offensichtlichen Verlegenheit um eine Antwort fragten wir weiter: Vielleicht soll es der Glaube an die Gottheit Jesu Christi sein? — Unmöglich! war die Antwort, denn sehr viele glauben nicht mehr daran. Selbst Dr. Söderblom dürfte es nicht wagen, sich öffentlich dazu zu bekennen. — Nun wohl, versetzten wir, dann wird als Band der Einheit nichts anderes übrig bleiben als der Widerspruch, der Haß und Kampf gegen die katholische Kirche; aber Widerspruch, Haß und Kampf können doch nicht das Band der Liebe sein, womit Jesus Christus alle Menschen vereinigen wollte! Kein Wunder also, daß religiös gesinnte Männer, die es recht meinen und deren es unter den lutherischen Geistlichen noch gibt, mehr und mehr erkennen und einsehen, daß die lutherische Kirchengemeinschaft unmöglich die Kirche Gottes sein kann, die von unserem Herrn Jesus Christus gestiftet ist, um den Menschen mit Sicherheit den Weg zum Himmel zu weisen; kein Wunder, daß sie nach Gewißheit, nach einer sicheren Glaubens- und Lebensregel suchen und diese nur in der katholischen Kirche erblicken, der columna et firmamentum veritatis, wie Paulus sagt, der Säule und Grundfeste der Wahrheit.

Gestützt und gefördert wird diese Gesinnung nicht unbeträchtlich durch das Studium der Geschichte, das in den nordischen Ländern so fleißig betrieben wird. Immer mehr löst sie sich dort los von den ertötenden Banden engbestimmter protestantischer Anschauung.

Man erkennt immer besser und klarer, daß die sogenannte Reformation ein Fehler war und statt aufzubauen und wiederherzustellen nur niederriß und entstellte, daß rohe Gewalt in Trümmer geschlagen hat, was frühere Geschlechter mit andächtiger Hingebung aufgebaut, und daß blinder Fanatismus zerstört hat, was Jahrhunderte gesammelt hatten. Daher spürt man auch so sorgfältig und emsig wieder alles auf, stellt wieder her und sucht zu erhalten, was noch aus katholischer Zeit aufzufinden und zu retten ist. So sahen wir die großen Wiederherstellungsarbeiten der alten, mittelalterlichen Kathedralen, all die Gegenstände des alten, katholischen Kultes in den Landesmuseen, heilige Gefäße, Meßgewänder, Kreuzbilder, Antependien von Altären, Reliquien und Reliquienschreine, Heiligenbilder besonders der lieben Mutter Gottes, Erinnerungen und Ueberreste aus alten Klöstern, Legenden, Sagen und Erzählungen aus dem katholischen Volksleben der vergangenen Jahrhunderte. So in Göteborg, in Lyse-Kloster und an anderen Orten. In Helsingfors wurde uns in der Nationalbibliothek eine in den letzten Jahren mit großer Mühe und Sorgfalt angelegte Sammlung von mehr als 8000 Blättern aus alten katholischen Missalien gezeigt. Durch eingehendes, beharrliches Studium ist man zur Gewißheit gelangt, Ueberbleibsel von 369 verschiedenen Meßbüchern vor sich zu haben, die vor dem Sturme der geistlichen Reformation in Finnland in Gebrauch waren und im sechzehnten Jahrhundert vernichtet worden sind.

Bietet schon all das begründeten Anlaß zu großer Freude und noch größerem Vertrauen, so kommt dazu noch das viele, das in jenen Ländern vom katholischen Glauben übrig geblieben ist und die Rückkehr zur heiligen Kirche erleichtert. Die Gewaltmenschen des 16. Jahrhunderts vermochten in den nordischen Ländern den katholischen Glauben nicht ganz zu vernichten; das Volk hing zu sehr daran. Daher mußte man, dem Willen und dem tiefgewurzelten Glaubensbedürfnis des Volkes nachgebend, Zugeständnisse machen. Das Aeußerliche des Kultes und die Einrichtung der Kirchen ließ man daher unangetastet, dafür aber beraubte man es seiner Seele und seines Lebens.

So blieben die Bischöfe, die infolge des Durchbrechens der apostolischen Nachfolge keine Bischöfe mehr waren; so blieben die Priester, die mangels der sakramentalen Weihe keine Priester mehr waren; so blieben die Altäre, aber ohne das heilige Opfer, zur Anbetung, Danksagung, Sühne und Bitte durch Jesus Christus eingesetzt; so blieb die Messe, aber ohne Inhalt, ohne Seele und Leben; so blieben die Kirchen, aber ohne den Gott der Tabernakel, der seine Freude darin findet, unter den Kindern der Menschen zu sein und unter ihnen zu bleiben bis ans Ende der Zeiten; so blieben an Stelle der Sakramente noch gewisse kirchliche Verrichtungen priesterlicher und bischöflicher Würde, aber ohne die Macht, die von Christus stammt.

Allgemein empfindet man denn auch die Leere, die Seelenlosigkeit, die eisige Todeskälte der lutherischen Liturgie und der kirchlichen Zeremonien und wendet sich davon ab. Wohl suchen viele führende protestantische Männer wieder Leben und Anziehungskraft in den lutherischen Gottesdienst zu bringen, indem sie sich äußerlich an die katholische Kirche anlehnen, durch Verwendung von Blumen und brennenden Kerzen auf den Altären, durch den Gebrauch von Alben und Meßgewändern und indem man katholische Messen singt. Bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der hl. Brigitta ging man selbst soweit, vor dem leeren Reliquienschreine der Heiligen eine Art Hochamt zu halten, wobei drei Geistliche mit Pluvialen umgehängt am Hochaltare erschienen. Doch all das wird nichts nützen. Das Volk wendet sich von diesem Ersatze ab, anstatt sich davon anziehen zu lassen. Während es die protestantischen Kirchen leer stehen läßt, sucht es die katholischen auf, kniet vor ihren Altären nieder, erbaut

[1] Die Deutsch-Evangelische Korrespondenz, das Sprachrohr des „Evangelischen Bundes", befaßt sich in ihrer Nr. 17 mit dieser Veröffentlichung des Reiseberichtes Sr. Eminenz. Sie nennt ihn u. a. eine „Schmähschrift" gegen den Protestantismus und befundet damit nur ihren traurigen Tiefstand gegenüber jener vornehmen Gesinnung und Wahrhaftigkeitsliebe des nordischen Protestantismus, von der der Herr Kardinal so viele herzerfreuende Beweise anführt. F. R. v. L.

sich an ihren heiligen Bildern, wohnt gern dem Gottesdienste bei und lauscht begierig und andachtsvoll den Predigten, die ihm nie lang genug sein können. So ist all das, was noch vom katholischen Glauben übrig geblieben ist, wie eine Brücke, welche die Rückkehr zum Glauben der Väter erleichtert. Und dennoch ist es trotz alledem für die meisten immer noch zu schwer, den letzten Schritt zu tun und den katholischen Glauben anzunehmen; es kommen immer noch viel zu wenig Uebertritte vor. Die großen, seit Jahrhunderten böswillig verbreiteten und von den ersten Kinderjahren an eingesogenen Vorurteile gegen die katholische Kirche halten zu viele ab. Es ist ja nicht genug, die Wahrheit **einzusehen**, man muß sie auch ergreifen und bekennen und dazu bedarf es manchmal eines kräftigen Stoßes von Gottes Gnade. Es ist dem von Natur hoffärtigen Menschen oft allzu schwer, sich vor Gott und den Menschen zu erniedrigen und den Irrtümern zu entsagen. Es fällt ihm zu schwer, die menschliche Ueberhebung mit ihrem Gefolge des Spottes und der Mißachtung zu überwinden, Verbindungen abgebrochen zu sehen, Verbindungen von Familie und Verwandtschaft, von Freunden und Bekannten. Nicht selten auch müssen schöne Zukunftsaussichten geopfert werden oder es stellt sich die große Frage der Existenz hindernd in den Weg. Denn ein protestantischer Geistlicher, der heute in der Staatskirche samt Frau und Kindern ein gutes Einkommen genießt, findet sich morgen durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche ohne Mittel zur Bestreitung des Lebensunterhaltes. Und zu all dem kommt dann noch die Schläue und Macht des Teufels, des höllischen Feindes, der die Kirche Jesu Christi von jeher verfolgt hat und daher nichts unversucht läßt, die Menschen vom Uebertritt zum katholischen Glauben abzuhalten. (Schluß folgt.)

Exerzitien

Von Dr. Johannes **Klimberg**.

Die holländischen Katholiken geben uns auf dem Gebiete der Exerzitien ein sehr gutes Beispiel. Darüber belehrt uns eine jüngst erschienene Schrift von P. Karl **Sudbrack** S. J.: **Die geschlossenen Laienexerzitien in Holland** 1906–1923, ein Musterbild zeitgemäßer Seelsorgsarbeit (Marianischer Verlag, Innsbruck 1924). Die Geschichte dieser Bewegung in Holland ist noch jungen Datums. „Wäre jemand vor 20 Jahren in Holland für die systematische Pflege der geschlossenen Laienexerzitien eingetreten, so hätte er im Lande selbst den entschiedensten Widerspruch gefunden". Dem nüchternen, bedächtigen Holländer schien dieses Frömmigkeitsideal nicht zu liegen. Erst 1906 kam der Umschwung. Von Frankreich und von Belgien ging der erste Anstoß aus, hauptsächlich aber von neun edlen Laien in Holland selbst, wobei wir Namen lesen wie den des späteren Ministerpräsidenten **Ruys de Beerenbrouck**, des Justizministers Robert **Regout**. Ein wesentliches Verdienst gebührt aber auch dem P. Wilhelm **Cramer** S. J., der aus den alten Erfahrungen der Bretagne und den modernen Ergebnissen der Exerzitienbewegungen Frankreichs und Belgiens die Ideen der holländischen Pfarr- und Diözesanorganisationen geschöpft hat.

Seitdem ist die Sache in planmäßiger Entwicklung (worüber Pater Sudbrack musterhaft klar und übersichtlich berichtet) von Erfolg zu Erfolg geschritten. Die ziffernmäßigen Endergebnisse sind in hohem Maße Achtung gebietend. Dabei ist Holland vorwiegend protestantisch; unter 6 762 828 Bewohnern sind (nach der Volkszählung von 1920) nur 2 455 051 Katholiken. 1906 stand das erste Exerzitienhaus; heute ist das dreizehnte im Bau begriffen. Neben der Stetigkeit der Beteiligung springt der vorwiegende **Männercharakter** des Werkes in die Augen.[1])

Der Hauptwert liegt natürlich in den inneren Erfolgen. „Die holländischen Exerzitien haben insbesondere die schmähliche Menschenfurcht der Männer zurückgedrängt; sie haben die Kommunionbewegung machtvoll gefördert; sie haben die Caritas- und Mäßigkeitsvereine neu belebt und befruchtet. Neuerdings nützen sie mit großem Erfolg auch die günstige Konjunktur des **achtstündigen Arbeitstages** aus, um Männer und Jungmänner für den täglichen Besuch der heiligen Messe, soweit es möglich ist, zu gewinnen. Sie bilden überall mit einem Wort: wahre Christen".

So Jesuitenpater Sudbrack.

Möge sich auch in **Deutschland**, das (nach den Worten von Kardinal Faulhaber) durch den vierjährigen Krieg und die fünfjährige Revolution in Armut und Verwüstung geraten ist, der Exerzitiengedanke, der **wahre Christen** bilden will, immer mehr durchsetzen. Nur ein Katholizismus der Tat wird uns wieder aufwärts helfen. Nur am Wesen des praktischen Christentums wird unser Vaterland und wird die Welt genesen. Aber nur auf dem Wege der **Selbsterneuerung**, d. h. der persönlichsten Arbeit an unserer Seele, werden wir (das kann man nicht oft genug betonen) zu einem sittlichen Wiederaufbau im Volksganzen kommen. Möchten dabei die sog. besseren Kreise und die Gebildeten es an ihrer besonderen Pflicht, den anderen Vorbild zu sein, nicht fehlen lassen.

---

[1]) Vgl. die Statistik von P. Sudbrack A. R. 1922, Nr. 43, S. 514. In den Jahren 1900–22: 154 301 Männer, 122 685 Frauen.

Bange Ahnung.

Ach! Dass ein Heiliger vom Himmel käme,
Der Licht in diese dunkeln Erdennächte,
Den Weinenden, den Wegemüden brächte,
Dass ihrer Seelen Not ein Ende nähme!

Der machtvoll mit dem Gotteswort beschäme
Die Lügenbrut, die feilen Mammonsknechte,
Dass in der Frevler Mitte der Gerechte
Sich nicht wie ein von Gott Verlass'ner gräme!

Tag wird's und Nacht. Kein Zeichen lässt sich sehen,
Dass die dort oben hören unsre Klage . . .
Zieht durch die Waldeswipfel nicht ein Wehen,

Wie Geisterhauch? — als seien wir dem Tage
Nicht ferne mehr, da sich zum Untergehen
Die Sonne neigt beim letzten Stundenschlage?!

Leo van Heemstede.

Vom Büchertisch.

Die Stunde des Kindes. Kinderpredigten. Unter Mitwirkung von Dr. Konstantin Brettle, Franz Joseph Brecht und Franz Xaver Huber herausgegeben von Karl **Dörner**, Benefiziat am Münster in Freiburg i. Br. 8° (VIII u. 296 S.) Freiburg i. Br. 1924 Herder. G.-M. 4.40, geb. in Halbleinen G.-M. 5.90. — Das ist wirklich eine neue Art Kinderpredigten. Nicht mehr gekürzte Gemeindepredigten. Diese Prediger wissen, wie sie ihre jungen Zuhörer anfassen müssen. Spannung und Ueberraschung, Humor und Witz, Phantasie und dichterische Gestaltung, lachender Spott und karrikierende Uebertreibung, der Dichter und das Sprichwort, ja selbst der Gassenschlager, dieses und vieles andere in reichlicher Abwechslung und allen möglichen Uebergängen stellt sich in den Dienst des Heiligen, regt das Kind an, zwingt es zum Mitdenken, drängt es zur Anwendung, zur Selbsterziehung. Ja, da ist das Arbeitsschulprinzip, das Erlebnisprinzip auf der Kanzel verwirklicht. — Angehende Prediger schöpfen hier mehr als aus mancher Psychologie und homiletischen Anweisung. Zwar „halten" kann man die meisten Predigten nicht so leicht; David konnte ja auch nicht in der Rüstung Sauls gehen. Ja, zu manchem wird man den Kopf schütteln. Nicht jeder Rock sitzt jedem. Aber Anregung, auch selber eigene Wege zu suchen, seine homiletische Eigenart zu finden und zu verwirklichen, die erhält jeder. — Aehnlich finden Lehrer und Eltern bei der Alleinlesung oder auch durch Gemeinschaftslesung in der Klasse oder Familie zur Selbst- und Fremderziehung überreiche Anregung.

Linus Bopp.

Aus der Jugendzeit. Erinnerungen eines Bambergers. Von Dr. Hans **Rost**, Schriftsteller. Mit 10 Bildern. Selbstverlag, Westheim bei Augsburg 1924. Druck St. Otto-Verlag G. m. b. H., Bamberg. Geh. 3 *M*. — Glücklich, wer solche Jugenderinnerungen schreiben kann. Das anerkannte Schriftstellertalent von Hans Rost brauchte nicht so groß zu sein, sie wären trotzdem quellend und leuchtend geworden. Denn das Herz hat dem Verfasser die Feder geführt. Mit innigster Zufriedenheit kann er auf seine Jugend zurückblicken. Mit Dankbarkeit gegen Gott und die Eltern, die ihm bis an die Schwelle ihrer diamantenen Hochzeit erhalten blieben. Eine urkatholische, urgesunde Gärtnerfamilie im schönen Bamberg hat diese Jugend gehegt. Natur und Kirche sind ihre beiden Pole. Der Segen des frommen Elternhauses läßt den Verfasser auch unbeschädigt durch die religiösen Klippen der Entwicklungsjahre kreuzen. Hier spricht er aus seiner Erfahrung manch beherzigenswertes Wort über den Einfluß katholischen und unkatholischen Lesestoffs auf Heranwachsende. Möge das Büchlein recht viele froh machen!

Dr. Otto Kunze.

Für Freiheit und Vaterland. Schauspiel in 5 Aufzügen aus Deutschlands Freiheitskämpfen 1812–13. Von Heinrich Freiherr **von Hausen**. Vaterländische Bühne: Otto Teich, Theater- und Musikverlag, Leipzig. 8° 40 S. Preis 2 *M*. Aufführungsrecht in privaten Vereinen und Gesellschaften nur durch Kauf des gesamten Materials, für öffentliche Bühnen nur vom Verfasser zu erwerben. — Das geschichtlich eingegründete Stück gibt sich angenehm-anspruchslos, hat Bühnentechnik, formalen und vertieft ethischen Wert. Gedacht wurde es für wirklich gehobene Vereinsbühnen. Auf solchen, großstädtische inbegriffen, hat es sich bereits vor der soeben beendeten Drucklegung wiederholt zündend bewährt. Die edelgefügte Sprache im wirksamen fünffüßigen Jambus besitzt Schwungkraft, auch mitreißende in gegebenen Höhenmomenten der Entwicklung und Spannung innerhalb der gut aufgebauten Handlung. Diese spielt zu Dresden in den Jahren 1812 und 1813. Motiv ist die Rückwandlung des an der Universität durch Professorenwitz zum Napoleonbewunderer umgeprägten Helden. Daheim führt ihn der Einfluß des vortrefflichen Vaters, Rat Körners Freund, der Bruch mit einem ihm teuren idealpatriotischen Mädchen, die Freundschaft mit einem innerlich hochstehenden, vaterländisch gesinnten jungen Juristen und das Zusammentreffen mit Begeisterung und Kampfeslust sprühenden Jünglingen zur Einsicht und Opferbereitschaft. Seine Teilnahme an einer patriotischen Gipfelszene, in der ein Lützower Werbeoffizier die ersehnte Botschaft der Kriegserklärung und Erhebung Preußens überbringt, bewirkt die vollgültige Wandlung in ihm. Wie Theodor Körner zieht er in den heiligen Kampf und wird schwer verwundet. Als Totgesagter kehrt er heim zu den Seinen: ins volle Leben, zum reinen Glück aufrichtender Pflichtarbeit und beseligender Liebe. — Das Stück ist geeignet, wahre Vaterlandsliebe zu stärken, auch zu wecken und Mittel und Wege zum rechten allgemeinen Aufbau zu weisen. Eine starke Verbreitung ist ihm daher zu wünschen.

M. Lund.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. „Ein Bruderzwist in Habsburg“ gehört nicht zu den bühnenmäßig besten Trauerspielen Grillparzers. Der Spielleiter kommt nicht um Striche herum; aber das Stück enthält scharf umrissene Charaktere, die eine Meisterhand gezeichnet hat. Freilich bedarf es auch einer größeren Anzahl von bedeutenderen Schauspielern, als viele andere, bei denen es nur auf die Hauptrollen ankommt. Lützenkirchen spielte den edlen Sonderling Kaiser Rudolf schon bei der vorigen Neueinstudierung, das wird wohl zwanzig Jahre her sein. Er gibt in feinster Ausführung der Einzelheiten eine erschütternde Leistung. Die Rolle des Matthias gab Jacobi mit größerem Können, wiewohl sie ihm innerlich nicht liegt. Ulmer hatte die Leitung. Er vermochte die Darsteller recht verschiedener Stilarten so ziemlich unter einen Hut zu bringen. Wenn auch Mißgriffe, wie der grotesk gespielte junge Wallenstein vereinzelt sind, so zeigte der Abend doch, daß zur Vereinheitlichung des Ensembles noch einiges zu tun bleibt. Das Publikum war gefesselt und dankbar.

Die Kammerspiele haben zwei Grotesken, Artur Schnitzlers „Grünen Kakadu“ und Hch. Manns „Varieté“, zu einem ganz eindrucksvollen Abend zusammengestellt. Sie erreichten mit dem ersteren freilich nicht ganz die darstellerische Höhe, auf der das Stück s. Zt. im Residenztheater stand. Den Inhalt darf ich als bekannt voraussetzen. Der Kakadu ist eine Pariser Verbrecherkneipe, in der sich sensationslüsterne Aristokraten bewegen und von dem Ausbruch der großen Revolution überrascht werden. Als man vor langen Jahren das Stück an der Hofbühne sah, bemerkte ich, die Wahl beweise, daß das Interesse für Verbrecherkneipen, wie bei der Marquise des Stückes, nicht für gesunde Zeiten spreche, allein, derlei zu sagen galt damals, weil man das Wetterleuchten nicht sah, als philiströs. In die Kammerspiele paßte „der grüne Kakadu“ besser; auch das „Varieté“ der Brettl-Diva hat daselbst schon früher sein Publikum gefunden. Im gleichen Theater sahen wir die Erstaufführung von „Anarchie in Sillian“, ein Schauspiel von Arnold Bronnen, der ja als eine Hoffnung in den Kreisen unserer jüngsten Dramatiker gilt, die er freilich auch diesmal nicht gerechtfertigt hat, obwohl ein Teil des Publikums am Ende vor Entzücken (oder vor Neugierde) tobte. (Der Autor, dessen Kommen angekündigt war, schien aber nicht da zu sein.) Der Verfasser verwechselt Brutalität mit Urkraft. In der Zentrale des Elektrizitätswerkes Sillian ist eine Stenotypistin, die liebt der Ingenieur und der Techniker. Der Ingenieur ist ein Fanatiker der Arbeit, er sucht die Leidenschaft, die ihn von seinem Werke abdrängen könnte, auszuschalten, sperrt das Mädchen ein und sucht sie zu vertreiben, ohne innerlich von ihr loszukommen. Der Proletarier ist ein brutaler Instinktsmensch. Die Sekretärin nervös an der Grenze des Pathologischen. Laut und weil eine Steigerung kaum mehr möglich ist, monoton führt die nicht überzeugend motivirte Handlung zur Katastrophe; zuweilen gab es gefährliche Heiterkeit im Zuschauerraum. Fernsprecher und Lichtschaltbretter sind Stimmungsstützen. Der Techniker ist der Sklave der Maschinen, seine Leidenschaft ist gleichsam Ausdruck der gegen die Fesseln revoltierenden Natur. Der Ingenieur meistert die Technik; um sie voll zu beherrschen, knebelt er seine Natur. Das etwa mögen die Gedanken sein, die Bronnen vorgeschwebt haben. Becker-Noller, Franck (vom Berliner Staatstheater) und Maria Koppenhöfer blieben ihren Rollen nichts schuldig.

Volkstheater. Direktor Bach hatte mit Dolly als sein eigener Hausdichter einen neuen Erfolg; natürlich war wieder F. Arnold sein Dichtergenosse; R. Bernauer war zur Lieferung witziger Gesangstexte herangezogen und die flotte Musik schrieb diesmal wieder Hugo Hirsch. Kleider machen Leute, auch alte Typen und Situationen verlieren in glanzvoller neuer Ausstattung den Altersstaub; kommt noch eine temperamentvolle Aufführung dazu, so ist erreicht, was das Stammpublikum begehrt.

Verschiedenes aus aller Welt. „Goethe und die Metamorphose des Menschen“ lautete der Titel des Festvortrages, den Professor Dr. Spranger auf der Generalversammlung der Goethegesellschaft in Weimar hielt. Das Theater trug durch gute Aufführungen von Goethes Satyros mit Musik von Baußnern und Egmont mit der Musik Beethovens zu den Veranstaltungen der Tagung bei. Im Anschluß an die Goethetage finden die Vorstellungen des Schillerbundes statt, an denen in diesem Jahre 2000 Schüler und Schülerinnen teilnehmen. Die Veranstaltungen begannen mit einer Erinnerungsfeier an den 200jährigen Geburtstag Klopstocks; zur Aufführung im Nationaltheater kommen die Wallensteintrilogie und Egmont. Auch sind an besonderen Tagen Tannhäuser, Meistersinger und Oberon vorgesehen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse eröffnete zurückhaltend. Die Kurssteigerungen der Vorwoche haben zwar Kaufaufträge von privater Seite hervorgerufen, aber aus Industriekreisen kam anderseits reichlich Material auf den Markt. Verstimmende Gerüchte aus der Kaliindustrie und der niederrheinischen Textilindustrie, Exekutivverkäufe, wenn auch nicht bedeutenden Umfanges, liessen keine Unternehmungslust aufkommen. Die Geldsätze waren sehr billig, da die grossen Firmen bereits ihre Vorbereitungen zum Semesterschluss getroffen haben und wegen der schlechten Zahlungsweise der Industrie vorziehen, das verfügbare Geld statt an diese an die Börse auszuleihen. Dabei stellte sich die immerhin wunderliche Tatsache heraus, dass am zweiten Börsentage nicht alles Geld Unterkunft fand. Neuerdings wird auch vom Ausland bei zurückgehenden Zinssätzen mehr Geld angeboten. Durch Käufe von westlichen Montanpapieren, die durch ein Bankhaus mit internationalen Beziehungen in Berlin betätigt wurden, kam wieder eine aufsteigende Kurstendenz zustande. Auch in Kriegsanleihe trat eine Befestigung ein, jedoch nicht wegen einer neuen Aufnahme durch die Reichsbank, sondern weil infolge der verschiedenen amtlichen Dementi sich ein Decouvert in Kriegsanleihe gebildet hat und die Stückablieferung auf Schwierigkeiten stösst. Anderen Tages ging der Kurs auf 160. Die Reichsbank soll wieder grosse Posten gekauft haben, so dass die Börse den offiziellen Dementi wieder weniger Glauben beilegte. Anderen Tages wurde ein Kurs von 290 erreicht. Ein neues Dementi des W.T.B. in der Aufwertungsfrage besagt: Die neuerliche Bewertung der Kriegsanleihe auf der Börse hat zu Gerüchten bezüglich einer angeblichen Aufwertung der Anleihen Anlass gegeben. Es muss festgestellt werden, dass diese Gerüchte jeder Grundlage entbehren. Diese amtliche Notiz wirkte auf die Börse ernüchternd, so dass die Kriegsanleihe am 27. Juni vorbörslich auf 220 zurückging, aber an der Börse bald wieder auf 280 stieg und bei den üblichen Senkungen zum Wochenschluss nur wenig fiel. Die 3proz. Reichsanleihe und die verschiedenen Konsols erholten sich gleichfalls. Eine bessere Bewertung unserer Kriegsanleihe ist nicht ohne Berechtigung gewesen, aber das Haussetreiben dürfte doch einer Begründung entbehren. Um die Aufwertungshoffnungen einigermassen aussichtsreich zu machen, müsste doch erst die Kriegsentschädigungsfrage gelöst sein. Der Verdacht ist nicht abzuweisen, dass viele Leerverkäufe stattfanden, im Glauben, vor der Lieferung billiger zurückkaufen zu können. Die ruckweise Steigerung der letzten Tage wäre dann zum grossen Teile durch Rückkäufe der Spekulation zu erklären, die nun die zu liefernden Stücke sich, wie es auch gehen möge, verschaffen muss. Die bösen Erfahrungen bei der Franc-Spekulation haben nicht abgeschreckt.

In der Zentralausschussitzung der Reichsbank vom 27. Juni gab Dr. Schacht eine Uebersicht über die Entwicklung der letzten vier Wochen. Der Status gibt ein befriedigendes Bild. Die Zahlungseinstellungen und Konkurse der letzten Zeit betrafen ganz überwiegend Nachkriegsgründungen, hauptsächlich Firmen, die in der grössten Inflationszeit entstanden sind. Die Reichsbank wird, wie bisher in jedem Falle, wo sie um Hilfe in Kreditnot angegangen wird, sorgfältig prüfen, und soweit es mit den währungspolitischen Interessen vertretbar ist, helfen. Eine generelle Aenderung der bisher befolgten Kreditpolitik kann indessen vorläufig nicht in Aussicht genommen werden.

Die auf Grund des Sachverständigen-Gutachtens zu errichtende Währungsbank wird die Reichsbank, die in der den Vorschlägen entsprechenden Form weiter bestehen bleibt und für die, soweit sich bisher übersehen lässt, eine Zusammenlegung der Aktien im Verhältnis 2:1 in Aussicht genommen werden kann. Das Mindestkapital der Reichsbank wird 300 Millionen Goldmark sein, wobei die Anteilseigner der Golddiskontbank ein gewisses Umtauschrecht für ihre Aktien in Reichsbankaktien erhalten sollen. Die Festlegung des Diskontsatzes der Reichsbank bleibt nach wie vor allein in Händen des Reichsbankdirektoriums. Der Zentralausschuss hatte an der Bilanz nichts zu erinnern und erklärte sich einverstanden mit der vorgeschlagenen Dividende von 10 Billionen Mark für je 1000 Mark Anteil, sowie mit der im Gesetzentwurf vorgeschlagenen Gewinnbeteiligung des Reiches in der Höhe von 10,3 Trillionen. —

Die Bayerische Vereinsbank legt ihren Geschäftsbericht vor. Sie hat ihre aus dem Pfandbriefverkauf eingehenden Gelder hauptsächlich in mittleren und kleinen Hypotheken angelegt und dabei insbesondere auch die Kreditbedürfnisse des bayerischen Grundbesitzes berücksichtigt. Bei der derzeitigen Anpassung aller Unkosten an die Goldmark glaubt die Bank eine Erhöhung des Beleihungssatzes nicht mehr umgehen zu können, doch wird sich auch künftig

die Beleihung erheblich unter der Friedensquote von 50—60 pCt. des Friedenswertes bewegen. Sämtliche Hypothekendarlehen, deren Nennwert 1 Million Papiermark nicht überstieg, im ganzen 390 Millionen Mark, wurden abgeschrieben. Auch das Bankgeschäft spiegelt die üblichen Erscheinungen der Inflationszeit wieder. Der rechnungsmässige Ueberschuss von 2,364,788 Billionen Mark wird zum Vortrag auf die demnächst aufzustellende Goldbilanz verwendet, da angesichts des Substanzresultates von einem Reingewinn nicht gesprochen werden kann; deshalb musste auch von einer Gewinnverrechnung mit der in Interessengemeinschaft mit der Bank stehenden Bayerischen Handelsbank und der Vereinsbank in Nürnberg abgesehen werden. Auch hier war Personal- und Filialenabbau notwendig.

Der Geschäftsbericht widmet der 3. Steuer-Notverordnung eine eingehende Beachtung, die die vielen Mängel dieser so wenig glücklichen Verordnung hervorhebt, aber doch mit Befriedigung feststellt, dass sie in der Aufwertungsfrage wenigstens eine gesetzliche Regelung bringt gegenüber dem früheren Zustand der Unsicherheit. Allerdings hat die 3. Steuer-Notverordnung auch den ganzen Komplex des Papiermarkgeschäftes der Liquidation zugeführt. Wenn auch den Obligationsinhabern der aus der Aufwertung der Unterlagen sich ergebende Erlös als eine — voraussichtlich recht bescheidene — Schadloshaltung für ihr Goldmarkkapital zufliessen wird, so bleibt doch die volkswirtschaftlich tief bedauerliche Tatsache bestehen, dass die in mehr als fünf Jahrzehnten mühevoll geschaffene Organisation des Realkredits zerstört ist und auf neuer Grundlage mit noch weit grösserer Mühe langsam wieder aufgebaut werden muss. K. Werner.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Cell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis:
In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 28 München, 10. Juli 1924. XXI. Jahrgang.

Das 1200jährige St. Korbinians-Jubiläum in Freising.

Von Domkapitular Joh. B. Schauer in München.

Durch eine glückliche Fügung sind die zwei bayerischen Erzdiözesen in der Lage, gleichzeitig bedeutsame Jahrhundertfeiern zu begehen. Bamberg, die vom Glanz des kaiserlichen Stifters umflossene Metropole des Frankenlandes, darf das 900 Jahr-Gedächtnis des Todes des Heiligen Heinrich feiern. Das ehedem kleine Bistum Freising, seit 100 Jahren zum Erzbistum München-Freising erhoben, kann auf 1200 Jahre segensvollen Bestandes zurückblicken. Ist es ein völlig einheitlicher religiöser Grundgedanke, der diesen Erinnerungsfesten gemeinsam ist, so kommt in den vor der Feier angeregten kulturgeschichtlichen Erwägungen die Eigenart eines jeden Sprengels charakteristisch zur Geltung.

Um das Jahr 724 kam der fränkische Wanderbischof Korbinian auf der Rückkehr von Rom an das Hoflager des Bayernherzogs Grimoald in Freising. Kaum sechs kurze Jahre apostolischen Wirkens waren dem umsichtigen, mutigen und seeleneifrigen Hirten bei dem noch von heidnischem Aberglauben und rohen Sitten durchsetzten Volke vergönnt, und doch ist sein Werk, gefestigt durch den Hl. Bonifatius, bis zur Stunde erhalten geblieben — durch zwölf Jahrhunderte. Ob es uns wohl leicht wird, die Tragweite dieser Tatsache völlig zu ermessen? Welches Dunkel liegt nicht doch über jener fernsten Zeit, da die Agilolfinger-Herzoge über Bayern herrschten und das Land bereits die heißumworbene Stätte westlicher und südlicher, fränkischer und langobardischer Einflüsse war? Aus jener fernsten und ersten Zeit unseres Volkes leuchtet strahlend bis in unsere Tage der Name St. Korbinian und verbindet in ununterbrochener greifbarer historischer Tradition unsere Zeit mit den ersten Anfängen unserer Geschichte.

Die Stätte, die St. Korbinian betrat, blieb eingeweiht für alle Zeiten. Das Volk, dem er predigte, hat den Glauben bewahrt bis zur Stunde; der von ihm gegründete Kirchensprengel Freising wurde der hervorragendste Kulturträger für den Südosten Altbayerns und weit über dessen Grenzen hinaus.

Eine gewisse wirtschaftliche Festigung war die notwendige Voraussetzung für die großen Kulturaufgaben des bescheidenen Kirchenwesens von Freising. St. Korbinian hatte auch hierin fürsorglich gehandelt durch Erwerb wertvoller Ländereien im heutigen Khuens und Mais bei Meran, die später sich noch erweiterten und lange im Besitz von Freising blieben. In der Umgegend von Freising, weithin über das Gebiet der heutigen Erzdiözese und vielfach selbst aus ferneren Orten, fühlten sich in den ersten Jahrhunderten nach St. Korbinians Tod zahlreiche Edle und Vermögende, darunter nicht wenige Geistliche, gedrängt, ihr gesamtes Hab und Gut „zum Dom der seligen Jungfrau Maria und zum Grabe des heiligen Herrn Korbinian“ auf dem Berge in Freising zu vermachen. Bitterauf hat in seinem zweibändigen Werk „Die Traditionen des Hochstiftes Freising“ an 1800 Urkunden veröffentlicht, die uns einen tiefen Einblick in die Entwicklungsgeschichte des Hochstiftes gewähren. Am erstaunlichsten ist aber vielleicht doch die rege und wirksame Kolonisationstätigkeit Freisings im fernen Südosten. Es mutet uns gegenüber den neuesten, durch den Weltkrieg teilweise entschiedenen Fragen eigenartig an, zu vernehmen, wie Freising vorzüglich von der 769 ihm übertragenen Hofmark Innichen aus, durch sieben Jahrhunderte eine überaus segensvolle Germanisierungs- und Christianisierungsarbeit bis weit hinunter nach Kärnten, Krain und Steiermark entfaltete. Zahlreiche Orte und Gegenden von Südtirol, zumal im Pustertal und Ampezzo, um Villach und am idyllischen Wörthersee, in Ober- und Unterkrain (Bischofslack und Zagraber Bezirk) waren Freisinger Besitz, nicht zu reden von namhaften Liegenschaften und Rechten in Steiermark und Niederösterreich (vgl. Dr. Zahnbrecher, Die Kolonisationstätigkeit des Hochstiftes Freising in den Ostalpenländern. In Deutingers „Beiträge zur Geschichte des Erzbistums München-Freising“, Bd. X) Bischof Abraham, ein Graf von Görz (957—993). gab den Slowenen in den heute nach ihm benannten Monumenta Frisingensia die ersten christlichen Gebetsformeln in ihrer Sprache, Bischof Philipp aus dem Kurhause Pfalz-Bayern (1499 bis 1541) erbaute die Burg im fernen Bischofslack in ihrer heutigen Gestalt, die freundliche Stadt Waidhofen an der Ybbs in Niederösterreich hat noch heute als wertvollsten Kunstbesitz eine prachtvolle gotische Silbermonstranz, die 1472 in „Freysingen“ gemacht wurde, und von der das sorgsam gearbeitete Holzmodell noch heute im liturgischen Gebrauch der Freisinger Domkirche steht.

Der regen Tätigkeit nach außen entsprang ein blühendes Kulturleben am bischöflichen Sitze. Wenn Roth schreiben konnte „die Geschichte Bayerns beginnt mit den Bischöfen von Freising“, so gilt dies insbesondere von der Pflege des Schul- und Musikwesens. Die Synode von Neuching (774) im Bannkreis von Freising kennt die ersten Schulverordnungen; der Schule von Freising waren die beiden Stützen der großen Schulbewegung Karls d. Gr. entwachsen: Arn, Erzbischof von Salzburg und Leidrad, Erzbischof von Lyon. Von Freising besitzen wir die erste Probe des deutschen Kirchenliedes, in einem Leisengesang auf den hl. Petrus. Freising war eine der frühesten und fruchtbarsten Stätten der populären Dramaturgie, insbesondere für die im Mittelalter so sehr gepflegten dramatischen Osterfeiern und die weihnachtlichen Hirten-, Dreikönigs- und Rachelspiele; von dem Hochstand der Buchschreibe- und Buchilluminationskunst auf dem Domberge zeugt heute noch die große Zahl und der kostbare Wert der Freisinger Manuskripte in der Münchener Staatsbibliothek; die Berühmtheit der Freisinger Musikpflege im Mittelalter wird beleuchtet durch die Tatsache, daß Papst Johann VIII. von Bischof Anno um 874 einen Orgelspieler erbat und erhielt (vgl. auch die völlig neuen Ergebnisse der Forschung bei Dr. Ursprung, Freisings mittelalterliche Musikgeschichte in „Wissenschaftliche Festgabe zum 1200jährigen St. Korbiniansjubiläum“. Die Darstellung der neuzeitlichen Musikpflege in Freising hat K. Fellerer jun. in Angriff genommen.

Die ganze Geschichte des Freisinger Bistums findet ihren sprechenden Ausdruck und gleichsam ihr Spiegelbild in der ehrwürdigen Kathedral- und Mutterkirche der Diözese, im Freisinger Dom. Die glorreiche Grabesstätte des ersten Bischofs und Bistumsgründers St. Korbinian ist umschlossen von der frühmittelalterlichen Krypta, der größten und wohl auch schönsten der deutschen Dome. Innenportal und Bauanlage der Kirche gehören gleichfalls der Bauzeit von 1159—1180 an; das Bild Barbarossas und seiner Gemahlin Beatrix am Eingang versetzt uns mit einem Schlage in die Zeit der Hohenstaufen, da eben Freisings größter Bischof Otto I., Barbarossas Oheim, das Zeitliche gesegnet hatte. Wir bewundern in Nebenbauten und im Chorgestühl Blüten der Hochgotik, erfreuen uns an Hochaltar und Kanzel als wohlgelungenen Werken der Spät-Renaissance, um endlich beim Anblick des Asamischen Innen-

schmuckes, der zum 1000jährigen Jubiläum vor 200 Jahren geschaffen wurde, einzustimmen in den Jubel und die Freude des überreifen Barock und des beginnenden deutschen Rokoko. So wie der Dom heute vor uns steht, ist er ein einziger Lobhymnus zu Ehren unserer Lieben Frau, der er von Anfang an geweiht war, und insbesondere zur Verherrlichung des Bekenner- und Gründerbischofs St. Korbinian. Sein Glorienbild an der Höhe der Wölbung beherrscht triumphierend den ganzen Raum, alle Nebenpatrone der Kirche: St. Sigismund, St. Nonnosus, St. Lampertus und St. Alexander kommen ihm huldigend entgegen; die Wände entlang aber entfaltet der Pinsel Kosmas Damian Asams die Legende des Heiligen in zwanzig Szenenbildern von einer Anmut und Farbenfrische, wie wohl selten ein Heiligenleben geschildert wurde.

Unter dem Steinboden der Domkirche aber und seitwärts in den Kapellen ruhen die Bischöfe Freisings angefangen von St. Korbinian und Erchambert und Hitto bis herab zum großen Restaurator der Domkirche, dem ebenso seeleneifrigen wie prachtliebenden Kirchenfürsten Johannes Franz Ecker († 1727) und bis herab zum drittletzten Fürst-Bischof Josef von Welden, während der letzte derselben Konrad von Schroffenberg in der Stiftskirche von Berchtesgaden begraben liegt.

Freising war mit der Säkularisation 1803 verwaist und schien mit der Verlegung des bischöflichen Stuhles nach München nahezu dem Untergang geweiht. Aber die Kirche konnte die ihr von Gottes Vorsehung zugewiesene Stätte nicht vergessen. Durch gemeinsame Bemühungen der kirchlichen und staatlichen Regierung wurde Freising in den Jahren der kirchlichen Wiederherstellung (1821—29) zum Sitze der erzbischöflichen Seminarien und damit wichtiger Bildungsanstalten gewählt, die sich im Laufe eines Jahrhunderts vermehrten und vergrößerten. So ist Freising heute wieder die Stadt der Studien. Es zählt unter 15,000 Einwohnern über 1000 Studierende und der Domberg kann mit Recht seinen alten Ehrentitel als mons doctus zurückfordern. Das kirchliche Leben ist auf weniger Kirchen beschränkt als in der bischöflichen Zeit, aber die Liturgie entfaltet durch die Teilnahme von 170 Priesteralumnen größeren Glanz denn je. Die kirchliche Kunst hat auf dem Freisinger Domberg gleichfalls wieder Auferstehung gefeiert, zuerst durch die rege Forschungs- und Sammeltätigkeit der Gelehrten Sighart und Gotthard, in den letzten Jahrzehnten aber durch umfassende künstlerische Instandsetzungsarbeiten in dem feinempfundenen gotischen Johanniskirchlein und in dem hohen Münster des hl. Korbinian. Der Staat hat zu diesen verdienstlichen Erhaltungsarbeiten weitgehende Hilfe gewährt und will eben sein Werk krönen durch Hingabe eines künstlerisch hochstehenden Nachbildes des Rubensschen Meisterwerkes „Das Apokalyptische Weib", das ehedem den Hochaltar der Domkirche zierte.

Das Gebiet der Diözese selbst hat sich mit ihrer Erhebung zur Erzdiözese München-Freising geweitet und innerlich befestigt. Das zur Großstadt gewordene München stellt die Stiftung des hl. Korbinian vor die schwierigsten Aufgaben neuzeitlicher Seelsorge und beruft sie gleichzeitig zu einer gewissen katholischen Vormachtstellung im Süden Deutschlands.

So mag denn das Freisinger Jubelfest die große Familie des hl. Korbinian, die zu einem Millionenvolke angewachsen ist, vereinen in einer Gesinnung des Dankes für das hohe Gut des Glaubens, das uns durch die Predigt des hl. Korbinian zuteil ward und durch seinen fürbittenden Schutz ist erhalten worden; hoher Freude über all das Gute, das in zwölf Jahrhunderten durch Gottes Gnade an unserem heißgeliebten bayerischen Volksstamm und durch ihn in der Pflanzung des hl. Korbinian zum Heile der unsterblichen Seelen konnte gewirkt werden; endlich unverbrüchlicher Treue zur heiligen katholischen Kirche, zu unserem Heiligen Vater, dem Papst in Rom, und zu unserem verehrungswürdigen Oberhirten, dem Kardinal und Erzbischof!

Literaturvermerk: Aus Anlaß der Jahrhundertfeier sind nachstehende Schriftwerke erschienen: Arnold, Leben des hl. Korbinian, gebunden M 3.—, kart. M 2.—, Abele, Der Dom zu Freising, reich illustriert, geb. M 3 50, kart. M 2.—, Dr. Schlecht, Päpstl. Hausprälat, Geh. Reg.-Rat u. o. Hochschulprofessor: Legende des hl. Korbinian (nach einer deutschen Handschrift von 1475); gewöhnliche Ausgabe M 3.—, numerierte Prachtausgabe M. 75.—, Dr. Schlecht: Wissenschaftliche Festgabe zum 1200jährigen Jubiläum des hl. Korbinian in vorzüglicher Buchausstattung und mit reicher Illustration geb. M. 30.—. Sämtliche Bücher können bezogen werden durch Einzahlung des Betrages auf das Postscheckkonto der Jubiläumskasse, München, Nr. 12350.

Weltrundschau.

Zur Londoner Konferenz hat die britische Regierung Einladungen versandt, die in Frankreich verstimmt haben. England will bei Entscheidungen über Erfüllung des Dawesplanes durch Deutschland den Reparationsausschuß durch das Haager Schiedsgericht ersetzen, auch sonst Deutschland einige Vorteile gewähren. Merkwürdigerweise hat die französische Regierung diese Note nicht erhalten, angeblich weil zwischen Herriot und Macdonald schon alles besprochen sei. Paris erklärt die Vorschläge in der Einladung für nicht verabredet und rein englisch. Macdonald ist zur Besprechung mit Herriot nach Paris gefahren.

Die Micumverträge sind für Juli verlängert, für Anfang August aber von der deutschen Vertragspartei gekündigt worden. Trotz aller Anstrengungen war die Finanzierung auf weiterhin nicht möglich. Auch das Reich konnte nur eine Beihilfe für Juli gewähren.

Zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei ist auf Besprechungen in Bamberg ein gewisses parlamentarisches Zusammengehen vereinbart worden. Der Vorstoß des Zentrums nach Bayern soll sich nicht wiederholen. Vor großen politischen Entscheidungen, die irgendwie mit gemeinsamen Interessen zusammenhängen, wollen die beiden Parteien miteinander in Fühlung treten. Die Unterhändler der Bayerischen Volkspartei betonten, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Arbeitsgemeinschaft wie vor 1920 nicht möglich sei, was aber gemeinsames Vorgehen im Fall gemeinsamer Auffassungen und Belange nicht hindere. Von seiten des Zentrums nahmen an den Besprechungen teil Marx, Höfle, Stegerwald, von seiten der Bayerischen Volkspartei Held, Schlittenbauer, Wohlmuth, Bayersdörfer und Walzer, letztere beiden aus der Pfalz.

Der Reichsparteitag des Zentrums findet am 5. und 6. Oktober zu Fulda statt.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel ist soweit genesen, daß er ein Erholungsheim aufsuchen konnte.

Die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Sachverständigengutachtens.[1]

Von Alfons Wild, Berlin.

I.

Als die ersten Auszüge aus dem umfangreichen Gutachten der Sachverständigen in der Presse erschienen, begann sofort ein heftiger Kampf der Parteien in Deutschland für und wider dessen Annahme. Vor den Wahlen schien der Kampf seinen Höhepunkt erreicht zu haben; doch die Hoffnung, daß das Studium des ganzen Berichtes, nicht nur einiger mehr oder weniger zuverlässiger Auszüge, nach den Wahlen die Auseinandersetzungen über das Gutachten sachlicher werden ließe, erweist sich als irrig. Gerade in den letzten Tagen und Wochen nahm der Kampf an Heftigkeit derart zu, daß eine Steigerung kaum noch möglich ist. Tendenziöse Auszüge, aus dem Zusammenhang herausgerissene Zitate, sogar Fälschungen und Falschmeldungen müssen als Mittel zur Hetze gegen die Annahme des Gutachtens dienen. Angesichts eines solchen Treibens wird man die Leute milder beurteilen, die sich wenigstens bemühen, statt der Parteileidenschaft die Vernunft sprechen zu lassen, wenn ihnen auch Fehler in der Beurteilung des Gutachtens unterlaufen. Diese Fehler rühren meist von der Einseitigkeit her, die entweder nur von politischen oder nur von wirtschaftlichen Gesichtspunkten die Vorschläge der Sachverständigen prüft. Zu dieser einseitigen Betrachtungsweise kommt dann sehr oft noch der weitere Fehler, daß man es versäumt, das Gutachten im Zusammenhang mit der politischen und wirtschaftlichen Lage zu betrachten. Ganz besonders wichtig ist es ferner, sich der Vorgeschichte des Gutachtens zu erinnern. Das Guchtachten selbst zu studieren, ist das zweite, die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge zu prüfen, das dritte. Dann erst wird man in der Lage sein, über die Stellungnahme Deutschlands zu reden.

Die Mahnung, sich die Vorgeschichte noch einmal vor Augen zu führen, ist gar nicht so überflüssig, wie es manchem Politiker zunächst scheinen mag. Nur wer weiß, wie kurz das Gedächtnis und wie gering die Kenntnis selbst wichtiger poli-

[1] Diese Arbeit gewinnt besondere Bedeutung durch die bevorstehende Konferenz zu London. D. Schr.

tischer Ereignisse bei vielen Leuten, nicht nur beim gewöhnlichen Volke, ist, kann sich die schiefen Urteile mancher Zeitungsartikel erklären.

Die nähere Vorgeschichte beginnt mit dem Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet am 11. Januar 1923. Ohne den Einbruch ins Ruhrgebiet wäre nach der Meinung des Amerikaners Dawes, eines der Väter des Gutachtens, die Arbeit der Sachverständigen nicht zustande gekommen. Als die Folgen der Ruhrbesetzung bei uns immer fühlbarer wurden, sandte die Regierung Cuno am 1. Mai 1923 eine Note an die Entente, worin Deutschland neue Vorschläge über die Lösung des Reparationsproblems machte. (Da es gut ist, sich noch einmal in die Zeiten der Geldentwertung zurückzuversetzen, sei hier der jeweilige Dollarstand angegeben: 1. Mai 1923 Dollar = 31 700 Mark) Deutschland erklärte sich damals bereit, 30 Milliarden Goldmark zu bezahlen. Als Bürgschaft wurde angeboten, die Haftung des gesamten Besitzes und aller Einnahmequellen des Deutschen Reiches und der Länder auf dem Wege von Verhandlungen konkret zu gestalten, die gesamte deutsche Wirtschaft sollte zur Sicherung des Anleihedienstes herangezogen werden. Falls das neue Angebot abgelehnt würde, sollte entsprechend der Anregung des amerikanischen Staatssekretärs Hughes das gesamte Reparationsproblem einem internationalen Ausschuß unterbreitet werden.

Am 7. Juni 1923 ergänzte und präzisierte die Regierung Cuno die Vorschläge vom 1. Mai (Dollarstand am 7. Juni 1923: 78 500 Mark). Deutschland erklärte sich nunmehr bereit, alle Unterlagen für eine zuverlässige Beurteilung der deutschen Leistungsfähigkeit beizubringen. Das Bürgschaftsangebot wird dahin näher ausgeführt, daß die Reichsbahn vom sonstigen Reichsvermögen und von der allgemeinen Finanzverwaltung losgelöst und in ein Sondervermögen umgewandelt werde. Goldobligationen in der Höhe von 10 Milliarden Goldmark sollen ausgegeben werden, die eine Jahresleistung von 500 Millionen Goldmark sicherstellen. Auf die gesamte deutsche Wirtschaft soll eine Hypothek von weiteren 10 Milliarden Goldmark eingetragen werden, die als Sicherheit für 500 Millionen Goldmark Jahresleistungen dienen. Außerdem werden die Zölle auf Genußmittel, die Verbrauchssteuern auf Tabak, Bier, Wein und Zucker, sowie die Erträge des Branntweinmonopols als Sicherheit für die Jahresleistungen verpfändet. Schließlich erklärten wir uns damals bereit, bedingungslos die Entscheidung „einer unparteiischen internationalen Instanz über Höhe und Art der Zahlungen anzunehmen".

Gibt es eine Kontinuität und eine Konsequenz in der Politik, auch nur in ganz geringem Maße, dann muß man sich die deutsche Note vom 1. Mai und das ergänzende Memorandum vor Augen rücken. Auf den darin enthaltenen Vorschlägen beruht nämlich im wesentlichen der Plan der Sachverständigen. Die Hauptunterschiede der beiden Lösungen sind sogar derart, daß der Sachverständigenplan für uns günstiger ist. Professor Dr. A. Weber[2]) urteilt darüber:

„Dieses Angebot (vom 2. Mai und 7. Juni 1923) war deshalb für unsere Volkswirtschaft weit gefährlicher, als der Vorschlag der Sachverständigen, weil deren Vorbedingungen — Stabilisierung unserer Währung und Gleichgewicht im Staatshaushalt — nicht gestellt waren. Ohne dementsprechende Schutzmaßnahmen war aber die Ausführung des deutschen Angebotes eine volkswirtschaftliche Unmöglichkeit; der Versuch, die in Betracht kommenden Summen rücksichtslos aus unserer Volkswirtschaft herauszuziehen, hätte deren völligen Zusammenbruch zur Folge haben müssen."

Wie im folgenden dargelegt wird, bestehen noch weitere erhebliche Unterschiede zugunsten des Sachverständigengutachtens.

An dieses Memorandum schlossen sich Verhandlungen der Alliierten untereinander an, die den ganzen Sommer über andauerten, aber zu keinem Ergebnis führten. In Deutschland war inzwischen Cuno durch Stresemann (am 13. August 1923) ersetzt worden. England drängte weiter auf Einberufung einer neuen Reparationskonferenz und suchte namentlich die Teilnahme der Amerikaner zu erreichen. Am 25. Oktober 1923 (Dollarstand 65 Milliarden!) wurde ein englisch-amerikanischer Notenwechsel veröffentlicht, worin sich Amerika bereit erklärte, an der Konferenz teilzunehmen unter der Bedingung, daß Deutschland weder von seiner Verantwortlichkeit für den Krieg noch von seinen gerechten Reparationsverpflichtungen befreit werde. Am folgenden Tage erklärte sich endlich auch Frankreich mit der Einberufung eines Sachverständigenausschusses zur Prüfung der deutschen Zahlungsfähigkeit einverstanden. Am 30. November 1923 (Dollarstand 4200 Milliarden, seit 20. November unverändert) beschloß die Reparationskommission die Einsetzung zweier Sachverständigenausschüsse zur Prüfung der deutschen Finanzlage und zur Feststellung des deutschen Kapitals im Auslande. Am selben Tag trat Reichskanzler Marx an die Spitze der Regierung. Am 14. Januar 1924 trat der erste Sachverständigenausschuß zusammen. Am 9. April 1924 legten die beiden Sachverständigenkomitees ihre Berichte vor.

II.

Die beiden Ausschüsse setzten sich nun nicht aus neutralen unparteiischen Personen zusammen. Die Mitglieder sind vielmehr selber Partei. Ihre Entscheidung hat also nicht den Charakter des Spruches einer „unparteiischen internationalen Instanz", wie sie im deutschen Memorandum vom 7. Juni 1923 angerufen wurde. Aber immerhin muß aus der Vorgeschichte festgehalten werden, daß die Franzosen sich lange gegen einen Sachverständigenausschuß überhaupt sträubten, so daß wir schließlich zufrieden sein müssen, wenn statt der Nurpolitiker Männer des Wirtschaftslebens, die Poincaré so sehr verachtete, sich um ein objektives Urteil bemühten.

Linksgerichtete Blätter haben nach dem Erscheinen der beiden Gutachten geglaubt, feststellen zu müssen, Deutschland sei von Cannes nach Canossa gegangen. Dieses Wortspiel ist zwar geistreich, aber trotzdem falsch. In Wirklichkeit bedeutet die Arbeit der Sachverständigen eine Wendung in der Reparationsfrage. Bisher waren die Gläubiger ausschließlich darauf bedacht, möglichst viel aus Deutschland herauszupressen. Jetzt richtet man seine Aufmerksamkeit auch darauf, die deutsche Wirtschaft instandzuhalten und den Apparat nicht zu zerschlagen, der die Arbeit leisten soll.

Zunächst zerstört das Gutachten des zweiten Ausschusses, der unter dem Vorsitz Mac Kennas tagte, die phantastischen Meinungen über die Höhe des im Auslande befindlichen deutschen Kapitals. Auf diesen abenteuerlichen Gerüchten über gewaltige Kapitalverschiebungen beruhen zum großen Teil die Anklagen gegen Deutschland als den böswilligen Schuldner. Man denke an die französischen Forderungen, Deutschland müsse sich mehr Mühe geben, die in ausländischen Banktresors befindlichen Werte aufzuspüren, sie nach Deutschland zurückzuleiten und zu Reparationszahlungen heranzuziehen. Das Gutachten kommt nun zunächst zu dem Ergebnis, daß das deutsche Auslandskapital am Ende des Jahres 1923 „nicht weniger als 5,7 Milliarden Goldmark und nicht mehr als 7,8 Milliarden Goldmark betrug, und wir erachten, daß die mittlere Zahl von 6¾ Milliarden Goldmark die ungefähre Gesamtsumme darstellt." (Seite 161.)[3]) Nach Ansicht des Ausschusses „besteht der einzige Weg, die Abwanderung des Kapitals aus Deutschland zu verhindern und zu seiner Rückschaffung anzureizen, in der Beseitigung der Ursache der Abwanderung. Inflation muß für immer aufhören". (Seite 163.) Wenn wir Deutsche die Höhe des im Ausland befindlichen Kapitals auch vielleicht weniger optimistisch einschätzen, so muß doch anerkannt werden, daß hier das Problem wirtschaftlich gesehen und geprüft wurde und nicht mehr als Gelegenheit diente, gegen Deutschland Anklagen zu erheben.

Nun zu dem Hauptgutachten, für das der Mac Kenna-Bericht nur ein Hilfsmittel darstellt! In diesem Hauptgutachten, das den Namen des Vorsitzenden Dawes trägt, zeigt sich die Wendung von der machtpolitischen zur wirtschaftlich-vernünftigen Behandlung der Reparationsfrage noch deutlicher. Dies ergibt sich zunächst aus den Voraussetzungen, die in dem Bericht genannt werden und die in den folgenden Zitaten wiedergegeben sind:

„— — sehen wir uns gezwungen, davon auszugehen, daß die fiskalische und wirtschaftliche Einheit des Deutschen Reiches wiederhergestellt wird, und auf dieser Voraussetzung beruht unser ganzer Bericht." (Seite 4.)

„Es ist jedoch unsere Pflicht, deutlich hervorzuheben, daß unsere Voranschläge auf der Annahme beruhen, daß Deutschlands wirtschaftliche Tätigkeit durch keine andere fremde Organisation als die hier vorgesehenen Kontrollmaßnahmen behindert und beeinträchtigt wird. Folglich fußt unser Plan auf der Voraussetzung,

[2]) Das Gutachten der Sachverständigen und die Volkswirtschaft. Von Dr. Adolf Weber, München, Verlag von Dr. Franz A. Pfeiffer 1924. Preis 1 M.

[3]) Die Seitenangaben beziehen sich auf die amtliche deutsche Ausgabe des Sachverständigengutachtens, die in der Reichsdruckerei hergestellt wurde. Diese Ausgabe enthält den deutschen, französischen und englischen Text.

daß die bestehenden Maßnahmen, insoweit sie diese Tätigkeit behindern, rückgängig gemacht oder hinreichend abgeändert werden, sobald Deutschland mit der Ausführung des vorgeschlagenen Planes begonnen hat — —" (Seite 4).

Außer diesen Voraussetzungen, die die Wiederherstellung vertragsmäßiger Zustände an Rhein und Ruhr verlangen, ergibt sich aus dem Bericht eine weitere Vorbedingung, die zwar nicht ausdrücklich genannt wird, aber doch deutlich herausgelesen werden kann, nämlich die Herabsetzung der Besatzungskosten, also die Verminderung der Truppen auch im altbesetzten Gebiet. Die Zahlungen für alle Zwecke im ersten Jahre sollen auf eine Milliarde Goldmark beschränkt werden, von denen wenigstens 800 Millionen ausschließlich in Deutschland ausgegeben werden müssen. (Seite 43) In diesen 800 Millionen sollen nun nach Seite 36 die Ausgaben für die Besatzungstruppen enthalten sein. Daraus ergibt sich folgerichtig eine Herabsetzung der Besatzungskosten, die sich heute auf fast den doppelten Betrag belaufen.

Die eben genannte Beschränkung der Zahlungen im ersten Jahre wird als einer der Hauptfaktoren genannt, von denen der Erfolg des Planes abhängt. Ferner wird verlangt:

„Zusammenarbeit zwischen den Alliierten und Deutschland zur Schaffung solcher politischen Verhältnisse, welche die Geldgeber der Welt für die deutsche Anleihe gegen gute Sicherheit günstig stimmen werden." (Seite 43.)

Die Anleihe selbst von 800 Goldmillionen wird als dritter Hauptfaktor genannt. Diese Forderung nach Zusammenarbeit zwischen den Alliierten und uns darf wohl als wesentlich für die Beurteilung des Geistes angesprochen werden, in dem das Gutachten geschrieben ist und in dem es auch ausgeführt werden muß. Die bisher üblichen mißtrauischen Auseinandersetzungen, Kontrollen, Strafmaßnahmen sind sicherlich mit dem Geist des Vertrauens unvereinbar.

Sämtliche Voraussetzungen zusammengenommen ergeben schon an und für sich eine völlig neue Grundlage für die zukünftige Reparationspolitik. Ein weit größeres Verdienst der Sachverständigen jedoch ist es, das Reparationsproblem selbst anders angepackt zu haben, als es bisher geschehen ist. Die Grundzüge der im Dawes-Plan vorgeschlagenen Lösung ergeben sich aus folgenden Zitaten:

„Wir sind überzeugt, daß die Einhaltung einer gewissen einheitlichen und durch sachverständige Regelung dauernd unterstützten Politik in der Frage der Wechselkurse den Kernpunkt des Reparationsproblems bildet." (Seite 38.)

„Wir gestatten uns die Tatsache zu betonen, daß ..... diese Verpflichtungen Deutschlands ein Ganzes bilden und daß eine Gattung von Lasten nur auf Kosten einer anderen vergrößert werden kann." (Seite 34)

„— — in ihrer finanziellen Auswirkung unterscheiden sich die Sachlieferungen tatsächlich nicht von Barzahlungen." (Seite 35.)

„Die Reparationszahlungen selbst werden durch einen Exportüberschuß finanziert und können nur so finanziert werden." (Seite 59.)

Eine doppelte Bedeutung kommt diesen Sätzen zu: Einmal wird das Reparationsproblem entpolitisiert; statt der politischen Launen gibt die Wirtschaft den Ausschlag, die Wechselkurse sind entscheidend. Sodann werden die volkswirtschaftlichen Möglichkeiten der Leistungen umgrenzt. Die einzelnen Verpflichtungen Deutschlands werden zusammengefaßt: Besatzungskosten, Sachlieferungen, Aufwendungen für Kontrollorgane, überhaupt alle Verpflichtungen aus dem Vertrag von Versailles sollen von jetzt an ein Ganzes bilden. Und alle diese Leistungen können nur aus dem Ausfuhrüberschuß gedeckt werden. Daraus ergibt sich, daß die deutsche Volkswirtschaft in Zukunft mehr berücksichtigt wird als es bisher im Versailler Vertrag und im Londoner Ultimatum der Fall war. (Fortsetzung folgt.)

Zentrum, Demokratie und Staatspolitik.

Von J. Finke, Bonn.

Meine Ausführungen in Nr. 21 sind von Herrn Dr. Mai (Nr. 25 Allg. Rundschau) erwidert worden. Es sind Mißverständnisse unterlaufen, allerdings auch grundsätzlich verschiedenartige Einstellungen offenbar geworden.

Veranlassung zu meiner ersten skizzenhaften Darstellung gab die Tatsache, daß bei der letzten Reichstagswahl schätzungsweise 50/60 % der deutschen Katholiken dem Zentrum die Gefolgschaft verweigert haben. Die Mehrzahl dieser Stimmen sind der Bayer. Volkspartei und der Deutschnationalen Volkspartei zugeflossen. Auf der Liste der letzteren sind 10 katholische Abgeordnete gewählt, darunter Staatsminister a. D. Wallraf und Prof. Dr. Spahn. Die Kölnische Volkszeitung hat ein Preisausschreiben erlassen, um die Ursachen dieser Erscheinung zu erforschen, daß so viele Katholiken, die ihrer Weltanschauung und Tradition nach zum Zentrum gehörten, abgesprengt sind. Das Blatt geht von der Auffassung aus, daß die Beweggründe in der nationalistischen Tendenz zu suchen sind und scheint die eingeforderten Preisarbeiten besonders auf diesen Punkt hinzulenken. Meine Meinung geht dahin, daß die an sich beklagenswerten Ursachen der Zersplitterung mehr auf staatspolitischem Gebiete zu suchen sind. Vielleicht hat der aufmerksame Leser zwischen den Zeilen in Nr. 21 die Frage anklingen hören: Wiederholen sich hier unter den Nachschwingungen der Umwälzung von 1918 ähnlich geartete Erscheinungen innerhalb des Zentrums, wie damals unter den Nachwirkungen der Revolution von 1848 bei der neuen Katholischen Fraktion, nämlich daß führende katholische Kreise wegen der starken demokratischen Pendelschwingung in der alten Partei dieser den Rücken kehren? Nach den Errungenschaften der Demokratie von 1848 zersplitterten sich gar bald die Katholiken, und ihre Sammlung im Jahre 1870 fand statt unter dem politisch konservativen Glaubensbekenntnis, und ausdrücklich als Partei christlich-konservativer Richtung mit föderalistischer Betonung.

Der Zweck dieser Erörterungen besteht ja nicht darin, unfruchtbare Kritik zu üben, sondern zu untersuchen, warum die Hälfte der deutschen Katholiken im Zentrum nicht mehr ihre traditionelle politische Vertretung sucht. Es handelt sich um den Versuch, im Interesse der Stoßkraft und Geschlossenheit des deutschen Katholizismus die alte Einigkeit in der Politik wieder herzustellen, einen Weg zu suchen, der in dies Ziel einmündet.

Grundsätzlichen Widerspruch erheischt Dr. Mais Charakteristik des Zentrums als Weltanschauungspartei. Das Zentrum war und ist eine rein politische Partei mit besonders hochgesteckten Kulturzielen. Wer kennt nicht die Parteigeschichte aus der Septennatszeit 1887 und die unbeugsame Konsequenz Windthorsts, lieber einem etwaigen Wunsche der Kurie bezüglich Auflösung der Partei nachzukommen und auf sein Mandat zu verzichten, nicht aber auf die Erkenntnis, daß auf dem verfassungsmäßigen Parkett eines modernen Staatsparlaments eine konfessionelle Partei eine unglückliche Erscheinung sei! Eine Weltanschauungspartei ist das Zentrum nicht. Die diesbezügliche Definition Dr. Mais aus der Stellungnahme zu Gott und Welt ist nicht erschöpfend. Die Weltanschauung beruht auf dem Glauben, und der Glaube kann als Form das Bekenntnis nicht entbehren. Christliche Weltanschauung schlechthin gibt es nicht, genauer gesagt, ein Katholik wird den christlichen Glauben nur in katholischer Prägung kennen. Dogmatisch sind die verschiedenen Bekenntnisse des Christentums nicht gleichwertig. Es kann nur eine im katholischen oder evangelischen Glauben wurzelnde diesbezügliche Weltanschauung geben. Jede darauf fußende Partei wäre folgerichtig konfessionell unterfangen. Der damalige Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden der Zentrumsfraktion Baron von Franckenstein einerseits, sowie dem päpstlichen Nuntius und dem Kardinalstaatssekretär Jacobini anderseits kennzeichnet das Zentrum als politische Partei. Der Kardinal Jacobini schrieb an den Münchener Nuntius, er möge den Herrn Baron beruhigen über die Absichten des Hl. Stuhles bezüglich der zum Ausdruck gebrachten Wünsche hinsichtlich Bewilligung des Septennats und des Fortbestehens der Zentrumspartei. ... „Weiterhin ist dem Zentrum, als politische Partei betrachtet, immer volle Freiheit der Aktion gelassen worden."

In England betätigen sich die Katholiken je nach ihrem politischen Glaubensbekenntnis sowohl innerhalb der konservativen als auch der liberalen Partei. Ebenso zählt die Arbeiterpartei katholische Abgeordnete und Wähler — sie ist aber keine sozialistische Partei und steht auf den Schultern von Robert Owen, nicht von Karl Marx. Auf diese Weise wurden bei der geringen Zahl der englischen Katholiken die katholischen Belange am zweckmäßigsten gewahrt. Jede Partei wirbt um katholische Stimmen und achtet darauf, ihre Wähler nicht vor den Kopf zu stoßen. Leider sind die Verhältnisse in Deutschland ohne Schuld der Katholiken gänzlich anders gelagert. Es gibt noch immer weite Kreise, die den Katholizismus als kulturwidrig, die Katholiken als inferior, ihren Gottesdienst als Hokuspokus und Firlefanz, ihre Ergebenheit gegen den Papst als ultramontan, kurz die Katholiken als Staatsbürger zweiter Klasse ansehen, deutsche Kultur mit Protestantismus identifizieren und behaupten, von Wittenberg bis zu Goethes Weimar führe eine gerade Linie.

Solange diese Verhältnisse andauern, ist die politische Einigkeit der deutschen Katholiken eine Notwendigkeit. Als Minderheit können sie sich nur in geschlossener Frontstellung erfolgreich verteidigen und ihre vollen staatsbürgerlichen Rechte behaupten. Wohl kann man sich als Idee ausmalen, daß einmal eine Zeit wahrhaftiger religiöser und politischer Duldung anbrechen werde, die keinen Romhaß mehr kennt und im Katholiken den Deutschen und nicht einen Römling sieht — dann mag der Zeitpunkt gekommen sein, da der Katholik derjenigen Partei sich zuwendet, zu der er aus sonstigen Erwägungen Sympathie empfindet.

Heute ist eine einheitliche Organisation der deutschen Katholiken notwendig, allein sie ist nur möglich auf Grund eines politischen Programms, innerhalb einer politischen Partei. Und als solche muß sie unbedingt auch ein politisches Glaubensbekenntnis haben, entweder oder — konservativ, liberal oder demokratisch. Der Sozialismus scheidet infolge seiner Mehrwerttheorie und materialistischen Geschichtsauffassung gänzlich aus; der konsequente Liberalismus ist ebenfalls nicht mit katholischer Weltanschauung in Einklang zu bringen. Die Demokratie hat gewiß auf den ersten Blick etwas Bestechendes — in der Idee! Ihr Ziel ist die Gleichheit — gleiches Wahlrecht, allgemeine Schulpflicht, freie Bahn dem Tüchtigen! Das kann ein Katholik unterschreiben, auch ein konservativer, der einem gesunden Fortschritt huldigt. Aber die weiteren Lehren sind für einen Katholiken unannehmbar. „In der modernen Repräsentativdemokratie gilt das Volk als alleinige Quelle aller Gewalt" (Staatslexikon d. G. G. 3. Aufl. I, 1193). Die deutsche Verfassung schwächt diesen Satz etwas ab — „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus". In der Praxis gilt das Wort Georg Bernhards: „Politik ist Arbeit in Menschenfleisch". (Handbuch der Politik.) Skrupellose Verhetzung der Massen — die Sozialdemokratie betrachtet sich als konsequenteste Vertreterin der Demokratie — mit dem Ziel, das Menschenfleisch wie weiches Wachs zu kneten und gefügig zu machen dem Machtwillen und Ehrgeiz der Trusts und Geldmagnaten. So widerspruchsvoll das scheint, so sehr beruht es auf Erfahrungstatsachen. Das Endziel ist das demokratische Ehe- und Schulideal, sowie die Verwirklichung der demokratischen Staatsform. Dabei gilt oft das berüchtigte Motto: Den Siegern die Beute! Korruption, Verteilung der Beamtenstellen an die siegende Partei und so Konzentration aller Macht in den Händen der Führer, die es verstanden, gute Arbeit in Menschenfleisch zu leisten. Die Kirche hat jedenfalls von solcher Demokratie nichts zu erwarten. Die Münchener Allg. Zeitung schrieb schon 1889 (Nr. 22) anläßlich der Präsidentenwahl in Amerika:

„Der Industrialismus und die Dollarsucht beherrschen das gesamte Volk, und sie korrumpieren leider auch das Volk; für Geld ist alles feil; man kauft die Wahlen, man besticht die Gesetzgeber, wohl auch die Richter; das Geld ist der Hauptfaktor. Die im November 1888 abgehaltene National- und Präsidentenwahl wirft in dieser Beziehung einen dunklen Schatten auf die Republik; in dieser Wahl wurden Millionen Dollars zur Korrumpierung der Wahl von den reichen Monopolisten beigesteuert und verwendet, um aus dem Resultat der Wahl die Dividenden zu schneiden. Der amerikanische Journalist und Humorist Donn Piatt ging in seiner satirischen Kritik über die Korruption bei den letzten Wahlen vielleicht zu weit, indem er erklärte, daß an dem Wagen des neugewählten Präsidenten, wenn er zu seiner Einsetzung am 4. März d. J. nach dem Kapitol fahre, in großen goldenen Buchstaben zu lesen sein sollte: „Gekauft für zwei Millionen Dollars." Allein wenn diese Erklärung auch zu grell ist, so hat doch unbestritten in beiden herrschenden politischen Parteien eine furchtbare Wahlkorruption stattgefunden. Das Geld ist hier die herrschende Macht. Die herrschenden politischen Parteien stehen unter der industriellen Geldmacht des Landes."

Das Staatslexikon, dem dieses Zitat entnommen ist, bemerkt dazu (3. Aufl. I, 1197):

„Daß in der Gegenwart diese Schilderung keinerlei Berechtigung mehr habe, wird schwerlich behauptet werden. — Der doppelte ungeheure Schaden derartiger Verhältnisse springt in die Augen. Die moralische Autorität der staatlichen Obrigkeit wird völlig vernichtet; es bleiben nur physische Gewalt und materieller Einfluß, diese aber weit weniger ein Gegenstand der Furcht als ein mit allen Mitteln anzustrebendes Ziel. Und die Staatsgewalt, welche im Dienste aller stehen und allein für die Verwirklichung des allgemeinen Staatszwecks tätig sein soll, verfällt dem überwiegenden Einfluß einer Gesellschaftsklasse, welche dieselbe ihrem einseitigen Interesse nutzbar zu machen bestrebt ist. Sehr nahe an die Korruption heranreichend und auf alle Fälle höchst bedenklich ist auch die Einrichtung, daß der neugewählte Präsident in weitem Umfang die Beamtenstellen neu besetzt, selbstverständlich mit seinen Anhängern und oft genug für geleistete Dienste oder zur Befriedigung geltend gemachter Ansprüche."

Demgegenüber hält das echt konservative Prinzip fest daran, daß alle Gewalt von Gott ausgeht und so eine feste Autoritätsgrundlage hat, daß die darauf beruhenden Sittengesetze unwandelbar sind und nicht einem schwankenden Massenwillen unterliegen, der heute Hosanna und morgen Kreuzige schreit, je nachdem die Arbeiter in Menschenfleisch ihre Regie aufziehen.

Der Katholizismus ist seinem ganzen Wesen nach konservativ, besonders in bezug auf Schule und Ehe. Das schließt nicht aus, daß sowohl die Staatsform als auch die Wirtschaftsform dem Gesetze der Entwicklung unterliegen. Die Kirche ist um die Jahrhundertwende den demokratischen Bestrebungen der Katholiken in Belgien, Frankreich, Italien mehrfach entgegengetreten und hat die christliche Demokratie, unter Ausschluß von der eigentlichen Politik, gestattet auf sozialem, wirtschaftlichem und moralischem Gebiet. (Vergl. Herder, Konv.-Lex. II, 1143, und Enzyklika Graves de communi.)

Professor Krebs, Freiburg i. B., machte vor einigen Jahren in der Kölnischen Volkszeitung eine nicht üble, plastisch wirkende Bemerkung. Er tadelte sozusagen die Katholiken, daß sie öfters geneigt seien ein Kleidungsstück, das die anderen bereits abgenutzt und fortgeworfen hätten, wieder aufzunehmen, es zu wenden, aufzubügeln und dann damit Staat zu machen. Wenn ich nicht irre, war damals die Rede von einem katholisch aufgebügelten Liberalismus. Heute erleben wir eine christlich gewendete Demokratie und einen katholisch gebügelten Sozialismus. Aber durch diese christliche Verbrämung der an sich antikatholischen Bestrebungen verwischt man die eindeutigen, ursprünglich klaren Begriffe und macht eine Erörterung schwierig. So z. B. gehört zum Wesen des Sozialismus in seiner ursprünglichen marxistischen Erscheinungsform die materialistische Geschichtsauffassung. Damit sollte er als wesensfremder Rock — wem er paßt, der mag ihn anziehen — für uns abgetan sein. Der Begriffskomplex für christlich-soziale Betätigung, in Idee und Praxis, erschöpft sich mit dem Ausdruck christlicher Solidarismus. Das ist unser eigener Rock, das fremde, abgetragene, flickbedürftige Gewand lassen wir den anderen.

Es scheint, daß der deutsche Katholizismus, der jetzt aus dem Exil heimkehrt, wie Dr. Wust sagt, reichlich eigenen Stoff besitzt. Warum sich mit fremden Federn schmücken, warum in den ausgetretenen Gleisen der andern den anderen nachtrotten? Warum nicht unsere eigenen großen Sozialziele unter dem Banner des christlichen Solidarismus zum Siege führen? Warum nicht den staats- und kulturpolitisch gewaltigen großdeutschen Gedanken, — unser altes Vermächtnis — enthüllen und als sein Bannerträger Deutschlands Katholiken staatspolitisch sammeln, die sich eben anschicken (wieder nach Dr. Wust) eine große Kulturfront von Wien über München, Frankfurt bis Köln zu entwickeln?

Selbst die liberale Kölnische Zeitung sagt: (Nr. 435 v. 22. 6. 24.) „. . . . Die Friedensverträge zerstörten den großdeutschen Traum bis auf weiteres und Dr. Benesch tat alles, um den Donaubund zu gründen. . . . Die geschichtliche Entwicklung hat ihre Logik. Die Interessengemeinschaft Oesterreich-Deutschland ist durch keinen Vertragsparagraphen, durch kein diplomatisches Wunschgebilde zu lösen." Sie zitiert dann zustimmend das Wort Dr. Paul Nathans, das Verhältnis Deutschland-Oesterreich sei „für Europa ein Kulturproblem ersten Ranges". Für Europa im allgemeinen, gewiß! Aber wir müssen hinzufügen, noch viel mehr ist die föderalistisch-großdeutsche Idee für die deutschen Katholiken ein kultur- und staatspolitisches Ideal und nicht nur für diese, sondern für ganz Deutschland und Deutsch-Oesterreich, und damit in der Tat für ganz Europa.

Der großdeutsch-föderalistische Gedanke ist echt konservativ. Er knüpft an eine tausendjährige Geschichte, die im Jahre 1866 durch innerdeutsche Gewaltpolitik unterbrochen wurde. Es handelt sich darum, Preußens historisches Unrecht wieder gutzumachen, das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Stämme im Rahmen der Reichseinheit zu wahren und Oesterreichs Wiedereintritt ins Reich zu ermöglichen; religiöse, politische und soziale Duldsamkeit und Achtung vor anderer ehrlicher Ueberzeugung zu pflegen; des Reiches Ansehen und Würde nach innen und außen zu fördern, sowie seinen Ruhm in Wissenschaft, Kunst und Arbeit, in friedlichen Wettbewerb und Austausch mit allen Kulturnationen zu mehren; uns frei zu machen von Beschränktheit, Fanatismus und nationaler Ketzerriecherei. Ein germanisches Kulturvolk mit zweitausendjähriger Tradition, geachtet und führend in der großen Völkerfamilie Europas! Deshalb:

Nicht ein innerlich vergewaltigtes Deutschland Preußischer Nation,
Sondern ein freies, geeinigtes Reich Deutscher Nation!

Gedanken zur politischen Entwicklung.

Von Johann Metzger, Hannover.

I.

Es wird heute so viel von Jugend und Jugendbewegung geredet und geschrieben, daß es sich für einen, der selbst jugendbewegt ist, wie ein neuer Ausdruck sagt, einmal verlohnt, rückblickend die drängende Fülle der Dinge und Erscheinungen zu übersehen. Solche Gewissenserforschungen können gewiß für jede Art von Jugendbewegung recht heilsam sein. Heilsam für die noch Bewegten, heilsam auch denen, für die sich aus der Bewegung ein eigentlicher Wesenskern schon herausgeschält hat, für die das Stadium der Ruhe schon eingetreten ist. Denn wenn wir das Vorhandensein feststehender, gültiger Ideen zugeben, dann muß für den Bewegten, das heißt doch den Ideen-Sucher, mit dem Finden der als gültig erkannten Idee die Bewegung aufhören. Denn dann fühlt er festen Grund unter den Füßen, Grund der, weil er fest ist, nach Aufbau verlangt. Die Bewegung, das Suchen darf nicht Dauererscheinung sein, kann nicht um ihrer selbst willen da sein. Es liegt im Wesen des Suchens, zu finden; im Wesen der Bewegung, Erfüllung zu erlangen. Trotzdem hört die Bewegung niemals auf. Denn im unaufhörlichen Kommen neuer Menschen findet sie neue Bewegte. Und weil die Bewegten immer kommende, neue junge Menschen sind, deshalb ist jede Bewegung notwendig Jugendbewegung. Jugend sucht; Alter ist fündig. Und man kann wohl sagen, daß geistige Jugend bis zum Finden dauert und daß geistiges Alter sich vom Fündigwerden herschreibt. Daß diese geistige Beziehung Jugend—Alter ungeheure Konsequenzen in sich birgt, ist klar.

Es ist für die Entwicklung eines Volkes und auch einer ganzen Periode außerordentlich wichtig, daß für die beiden Gruppen Jugend—Alter das richtige Verhältnis vorhanden ist. Jedes Ueberwiegen einer der beiden Gruppen hat je nach der Stärke des Ueberwiegens größere oder kleinere Nachteile für die gedeihliche Entwicklung. Ein Ueberwiegen des Alters in einer Periode bedingt Erlahmen des organischen Weiterwachsens, also Stagnation; ein Ueberwiegen der Jugend, also der Bewegung bedingt, so paradox es klingt, ebenfalls Stagnation; wie es beispielshalber das ewige Herumokulieren an einem Baume zeigt. Und dies Beispiel ist vollgültig; hier wie da Organismus, Leben, Wachsen.

II.

Wie bieten sich nun diese Dinge gerade beim deutschen Volk unserem Auge dar? Deutschland hat nach einer Periode der Bewegung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Mann hervorgebracht, der, wenn man so sagen darf, ideenfündig geworden war: Bismarck. Seine Idee war eine politische, die preußisch-kleindeutsche oder, wie Wilhelm II. während des Krieges einmal definierte, die preußisch-deutsch-germanische. Nach dem siegreichen Verlauf des Krieges von 1870/71 war die Idee groß genug, um zur Idee des deutschen Volkes überhaupt zu werden. Und soweit sie es nicht wurde, hatten die Träger der Idee alle nur wünschenswerten Machtmittel zur Verfügung, um ihr zum Siege zu verhelfen: politische, Polizei und Kasernenhof, Beherrschung des ganzen Beamten- und Verwaltungsapparats und auf die Idee eingeschworene Stände und Parteien; kulturelle, ein Staatskirchentum, dessen innerer Kern der Staatsidee ohnehin sehr nahe verwandt war. Sie hatten das Schulwesen von der Volksschule bis zur Universität und vor allen Dingen Schulmänner, deren vornehmste Aufgabe es war, die Jugend für die herrschende Staatsidee heranzubilden, hier vor allem einen Geschichtsunterricht, der den Faden der Tradition vorsätzlich abriß, der Tradition, aus der das Volk den Stoff für eine neue Idee, den Geist für eine neue Bewegung hätte schöpfen können. Da kam der große Krieg und wurde zum Prüfstein für die kleindeutsche Staatsidee. Diese Feuerprobe hat die kleindeutsche Staatsidee nicht bestanden. Sie hätte des endgültigen Sieges bedurft, um sich zu rechtfertigen. Statt dessen trat in den letzten Kriegsjahren ein ideengeschichtliches Vakuum ein, mußte eintreten, als eben die bewegte, ideensuchende Jugend vor dem Feinde lag, ein Opfer der alten Idee. Da war es ganz natürlich, daß mit der immer größer werdenden Erkenntnis vom Absterben der alten Staatsidee in der Heimat eine neue Staatsidee das Haupt erhob. Denn es geht nun einmal nicht ohne Ideen. Und es war auch ganz natürlich, daß gerade die sozialistische Staatsidee zur Idee überhaupt wurde. War sie es doch gewesen, die in einer Zeit politischer Ideenstagnation große Gruppen bewegte und zur Bewegung wurde. So konnte sie sich denn auch der versagenden alten Staatsidee gegenüber und mangels anderer Staatsideen durchsetzen. So lagen die Dinge, als wir Jungen vom Kriege heimkehrten. Des Zusammenbruchs der alten Idee gewiß, sahen wir uns plötzlich vor die neue sozialistische gestellt. Das Faszinierende, das Neuem immer anhaftet, und die Lethargie anderer Ideenträger, soweit solche vorhanden waren, fand dann seinen Niederschlag in den Wahlen des Jahres 1919 und in der Staatsform und Verfassung des neuen Deutschland. Aber recht bald, Gott sei Dank, kam uns die Erkenntnis, daß dieses sozialistische Gepräge des Neuen nicht das Letzte, Eigentliche sei. Es kam die Erkenntnis, daß die sozialistische Idee aus innerster Konsequenz ihre Erfüllung nur im vollständigen Umsturz, in der vollständigen Anarchie finden konnte. Der deutsche Sozialismus verlor durch das Aufgeben des radikalen Umsturzgedankens sein eigenstes Ich. Und aus dieser Erkenntnis heraus ist der folgerechte Sozialist heute längst Kommunist. Die sozialistische Ideenflauheit brachte nun andere Ideenträger wieder in Bewegung. Das war der Augenblick, da das Alte als Reaktion wiederkehrte. Diese Reaktion ist heute, dank der Vergeßlichkeit all derer, die doch am Alten schon einmal zusammengebrochen sind, so angewachsen, daß man ziemlich sicher mit einer längeren oder kürzeren Wiederkehr des alten, preußisch-kleindeutschen Staates rechnen kann, sozusagen mit einer Nachgeburt der alten Staatsidee.

III.

In der politischen Gestaltung der ganzen jüngeren deutschen Geschichte ist nun ein Faktor vorhanden, der zwar nie übersehen werden konnte, der aber auch nie voll zur Auswirkung, zum Zuge kam. Wir meinen die politische Vertretung der deutschen Katholiken: das Zentrum. Denn daß letzteres vorwiegend, trotz des Streits um die Begriffsbestimmungen Weltanschaulich oder Politisch, der Exponent des politischen Katholizismus, wenn man von einem solchen reden darf, war und ist, steht fest. Vorwiegend aus der katholischen Weltanschauung geborne politische Ideen haben an der Wiege des Zentrums gestanden. Und es war sicher nicht die Schuld des Zentrums, daß es in seinen politischen Lehrjahren in den Kulturkampf hineingedrängt wurde. Er zwang das Zentrum, seine Weltanschauung zu verteidigen, und hinderte es bei dem ungeheuren Kräfteverbrauch dieses Kampfes, der eigentlichen politischen Seite seiner Idee ebenso große Aufmerksamkeit zu schenken. So kam es, daß die jüngere Generation im Zentrum allzusehr die Partei zur Verteidigung der Weltanschauung sah und daß die staatspolitischen Ideen zwar programmgemäß nicht verloren gingen, aber mehr und mehr in den Hintergrund traten. Hinzu kam die Minderheitsstellung, die an eine tatsächliche Auswirkung politischer Gedankengänge ohnehin nicht denken ließ. Diese Entpolitisierung des Zentrums machte immer größere Fortschritte. Und das ging soweit, daß, als nach der Revolution Erzberger die Idee seines Einheitsstaates verfocht, dem Hauptteil der Zentrumsleute die Kluft, die zwischen der politischen Idee des Zentrums der siebziger Jahre und seiner, Erzbergers Idee, gähnte, gar nicht mehr auffiel. Nach Erzbergers Tod sank dann die Zentrumspartei wieder in den Zustand völliger politischer Ideenlosigkeit zurück. Diese Ideenlosigkeit hat der Zentrumspolitik der letzten Jahre das Gepräge gegeben. Wenn trotzdem die Partei zahlenmäßig sich halten konnte, so dankt sie es nur dem nachwirkenden Ruhm ihrer großen Männer aus dem Kulturkampf. Beileibe nicht der Zentrumspolitik. Der Beispiele sind Legion, daß gerade jugendliche, politisch interessierte Köpfe ihrer Weltanschauung wegen den Zentrumszettel in die Urne werfen, sich bewußt, daß weder das Zentrum, noch eine andere Partei ihrem politischen Denken entsprach. Diese Ideenarmut wirkt auf die Jugend geradezu abschreckend. Ist es doch vorgekommen, daß ein Reichstagskandidat des Zentrums zu unserem höchsten Erstaunen der Jugend den Stahlhelm zum Eintritt empfahl. Damit gibt man doch tatsächlich zu, daß eine eigene entsprechende Organisation nicht da ist. Man komme nicht mit den Windthorstbünden. Sie gingen aus anfänglich gutem Geist hervor, wurden von Zentrumsführern zu Partei-Jugendgruppen gemacht und sind heute genau so ideenlos wie das Zentrum.[1]) Ein weiterer Beweis von der Ideenlosigkeit des heutigen Zentrums ist die

---

[1]) Hier stimmen wir dem Verfasser nicht bei. Die Tagung von Hildesheim (vgl. Dempf Nr. 26, 1923) hat die Scharte von Godesberg ausgewetzt und hoffnungsvolle Ansätze wahrhaft katholischer Politik gezeitigt. Warten wir die diesjährige Tagung in Glatz 1.—3. August ab. Die Schriftleitung.

Haltung zur hannoverschen Abstimmung. Wir wollten hier in Hannover nicht die Privatansicht des Reichskanzlers Marx hören, sondern die der Partei. Diese hatte aber allerdings keine. Wir sind fest überzeugt, daß durch die Zentrumswähler, mit Ausnahme einiger unitaristischer Parteisekretäre, ein unbeschreiblicher Jubel gegangen wäre, wenn Herr Marx gesagt hätte: **Wählt eure Heimat!**

IV.

Dieser Zustand kann unmöglich fortdauern. Es muß etwas neues geschaffen werden. Vor mehr denn Jahresfrist kamen uns die Zeitschriften **Allgemeine Rundschau** und „Das Neue Reich" in die Hände. Das war, als ob man Jahre im Dunkeln getappt hätte und nun auf einmal ins strahlende Licht käme. Da war ja auf einmal die Staatsidee. Das war grundsätzlich, war deutsch, stimmte zur Weltanschauung. Politik ist angewandte Weltanschauung. Und deshalb geht es nicht an, daß die **großdeutsche Staatsidee** nur in den wenigen Zeitschriften, die sie vertreten, und deren Lesern Widerhall findet. Sie muß die Staatsidee überhaupt werden. Man lache nicht kleingläubig. Vor 70 Jahren lachte man auch über den Sozialismus und hat das Lachen sehr bald verlernt. **Hier** liegt die große politische Aufgabe der deutschen Zukunft. **Hier liegt die große politische Aufgabe des deutschen Katholizismus.** Man mag uns deshalb ultramontan schimpfen, für uns ist es ein Ehrentitel. Ultramontan ja, indem wir aus unserem Katholizismus heraus die Neugestaltung der Dinge in Angriff nehmen. Fühlen wir uns doch nicht selbst so arm, so inferior. Haben wir nicht in den Schriften Leos XIII. wahre Goldkörner von Staatsklugheit? Man sage nicht, die Staatsweisheit der Päpste ist für den Katholiken nicht verbindlich und nicht unfehlbar. Gewiß ist vieles nicht ex cathedra gegeben. Hat es deshalb, als auf dem Boden der ewigen Wahrheit und göttlichen Rechts fußend, nicht auch Geltung? Bewußte, unbedingte Abwendung vom Gewaltprinzip, von einem Staat, der sich seine Rechte selbst und nach Bedarf erzeugt. Knüpfen wir wieder an unsere alte christliche, d. h. katholische Tradition an. — Wir sehen in der Erneuerung der großdeutsch-föderalistischen Idee auch gleichzeitig die **weltpolitische** Aufgabe des deutschen Volkes verankert. Diese Aufgabe besteht nicht im Anstreben eines Nationalstaates und einer Weltwirtschaftsstellung. Die weltpolitische Aufgabe liegt in der Loslösung von der machiavellistischen Staatslehre. Es gilt der Welt zu zeigen, daß auf dem Boden der christlichen Moral und ewigen, göttlichen Rechts allein wahrer Frieden und Wohlfahrt der Völker sich gründen.

Weltanschauungspartei und politische Partei.

Von Dr. Otto **Kunze**.

Wie die Aufsätze von **Finke** und **Metzger** in diesem Heft zeigen, kommt die Wechselrede über die Uneinigkeit und neue Einigung der deutschen Katholiken nicht zur Ruhe. Wird aber vorläufig nur die Klärung einiger Hauptbegriffe erreicht, so kommen wir dem Ziel immerhin näher. Das Zentrum als rein politische Partei — das Zentrum als Weltanschauungspartei. Zwischen Finke und Mai sind das noch Gegensätze wie einst zwischen Bachem und Roeren und zwischen manchen noch früheren. Wir fragen dagegen: Kann eine politische Partei ohne Weltanschauung bestehen? — Kann eine Weltanschauungspartei ohne politisches Programm arbeiten? Eine politische Partei ohne Weltanschauung ist ein schwaches Gewächs. Ein paar Tagesforderungen als Programm oder die Belange einer wirtschaftlichen Klasse einigen die Parteigenossen für kurze Zeit, vielleicht für einen einzigen Wahlkampf. Ist das Programm erfüllt oder, was leichter eintritt, als unerfüllbar erwiesen, oder wendet sich das Interesse anderen Problemen zu, so zerfällt die Partei oder bewahrt ein dürftiges Dasein als leer klappernde Mühle einer toten Organisation. — Eine Weltanschauungspartei ohne ein politisches Programm ist wohl stärker. Sie kann Ueberzeugung und Gewissen bei ihren Wählern aufrufen. Doch sie ist an sich politisch passiv und wird nur tätig, wenn ein staatlicher Uebergriff, ein politisches Ereignis, ein Gesetzentwurf, ein öffentlicher Skandal ihre Weltanschauung berührt. Sie muß sich also das Gesetz des Handelns von außen vorschreiben lassen — im politischen Kampf ebenso mißlich wie im Krieg. Deshalb gibt es auch kaum irgendwo reine Weltanschauungsparteien. Die katholischen Parteien in Belgien, Holland usw. haben wenigstens für die politischen Einzelgebiete bestimmte Programme aufgestellt. Die eigentlich treibende Kraft einer politischen Kampftruppe aber ist ihr **Staatsideal**. Rein aus einer Weltanschauung, aus der katholischen zumal, läßt sich ein Staatsideal nur in sehr allgemeinen Umrissen schöpfen. Solches Bild gibt keinen politischen Anreiz. Zentralismus oder Föderalismus, Republik oder Monarchie, Teilung der Gewalten oder Parlamentarismus — all das bleibt unentschieden. Die Anwendung auf ein bestimmtes Volk und der politische Kampf verlangt indes für manche dieser Fragen einen klaren Entscheid. Und hier muß der Bereich der Weltanschauung überschritten werden. Das Gegenteil bringt Unwahrhaftigkeit und Gewissensnot. Daraus entspringen dann die unglücklichen Versuche, Monarchie oder Demokratie als **das** katholische Staatsideal zu erweisen und alle deutschen Katholiken darauf festzulegen.

Das ist der Grund, warum das Zentrum und jede politische Organisation der deutschen Katholiken auf absehbare Zeit politische Partei sein muß und keine konfessionelle Partei sein kann. Die katholischen Parteien in Holland und Belgien brauchen sich nicht mit der Staatsform zu befassen. Die liegt dort fest. In Deutschland ist sie das politische Hauptproblem. Eine Partei, die kein deutsches Staatsideal aufstellt, sammelt bei uns nicht, sondern läßt die Wähler sich zu anderen Parteien mit deutlichen staatspolitischen Bildern zerstreuen.

Der alte Fehler des Zentrums ist nicht, daß es politische nichtkonfessionelle Partei sein wollte, sondern daß es dies sein wollte aus minder wesentlichen Gründen. Der vielleicht anläßliche Grund, die Kirche nicht zu belasten mit der Verantwortung für die Entschlüsse der Partei und die Partei nicht mit dem Schein der Abhängigkeit von der Kirche, ist wichtig, aber nicht wesentlich. Er entband das Zentrum nicht zu staatspolitischer Aktivität und ließ es im Bann des Begriffes Weltanschauungspartei. Die von Metzger gezeichnete **Entpolitisierung** des Zentrums konnte sich entwickeln. So kam es auch zu dem wunderlichen Verfahren, dem Vorwurf des Konfessionalismus zu entgehen durch die Entkonfessionalisierung der weltanschaulichen Grundlage. Die Partei sollte angeblich nicht auf katholischem, sondern auf christlichem Boden stehen. Die Bemühungen, einen solchen aufzudecken, führten natürlich zu schweren dogmatischen Entgleisungen, oder doch zu gefährlichen Spitzfindigkeiten, zu Streit, Verketzerung und Unwahrhaftigkeit. Nichtkatholiken überzeugte man selten. Es stand nun einmal geschichtlich fest, daß das Zentrum auf dem Boden der katholischen Selbstbesinnung in Staats- und Wirtschaftslehre gewachsen und stark geworden war. Die Weltanschauung, aus der seine politischen Programme erflossen, war die katholische. Deshalb blieb die Stellung derer, die den nichtkonfessionellen Charakter der Partei mit der Weltanschauung dartun wollten, immer angefochten. Der letzte große Versuch, auf diesem Weg aus dem Turm zu kommen, mit dem bekannten Reichsaufruf vom Sommer 1922 unter der Fahne von **Brauns** und **Stegerwald**, ist bald gescheitert. (Vgl. A. R. 1922 Nr. 30, 32, 33.) Derselbe Reichsausschuß der Partei, der den Aufruf erlassen, bereitete ihm im Oktober 1922 ein Begräbnis erster Klasse (A. R. 1922 Nr. 41 u. 44). Allgemein ist wohl heute die Einsicht, daß Stegerwalds berühmte Verbreiterung der Grundlage auf Kosten der Tiefe geht, daß die Politik der deutschen Katholiken verdorrt, wenn sie nicht aus der vollen und reinen katholischen Ueberzeugung gespeist wird. **Politik aus dem Glauben** verlangt **Ernst Michel** in seiner vorzüglichen Studie **Zur Grundlegung einer katholischen Politik**. (Volk im Werden, Schriftenreihe der Rhein-Mainischen Volkszeitung, Carolus-Druckerei, Frankfurt a. M. 1924. Preis 1 Mk.) In dieser Schrift ist bezeichnenderweise gar keine Rede mehr von den früher nicht totzukriegenden Schlagworten: positiv christliche Weltanschauung, Einigung aller positiven Kräfte. Christlich ist bei Michel katholisch, und doch kommt er zu dem Schluß:

> „Es gibt keine **katholische** Partei, sie sei denn **die wahrhaft politische Partei dieser Zeit, dieses Volkes**... Denn es gibt eine „katholische" Partei entweder als „Partei von Katholiken" (und dann ist sie nicht als **Partei** katholisch) oder als echte **politische** Partei, in der der Same des christlichen Glaubens und die Liebestat der Kirche die politischen Kräfte **frei** gesetzt hat." (S. 58/9.)

Also eine politische Partei mit politischem Programm, das aus unserem unverfälschten vollkräftigen Katholizismus entspringt und aus dessen Kräften fortlaufend verbessert und erweitert werden kann. Das politische Ziel ist frei in den Grenzen, die Katholiken bei ihrem Handeln überhaupt zu beobachten haben. Lebendige Katholiken werden auch ihrem Volk und Staat ein politisches Ziel geben, das dem Reiche Gottes näherführt. Um dies politische Ziel für die deutschen Katholiken dreht sich unsere

Aussprache. Immer plastischer schält sich das großdeutsche Ideal heraus. Die Bayern sehen es mehr deutsch-föderalistisch, die Rheinländer mehr europäisch (Michel S. 58). Aber das sind nur zwei Seiten derselben Sache. Es ist auch dem einzelnen überlassen, ob er wie Michel (S. 10) mehr das Demokratische oder wie Finke mehr das Konservative im Zentrum unterstreicht. Von interessenpolitischen und liberalen Schlacken gereinigt (letzteres gilt auch vom landläufigen Konservatismus!), findet beides Platz in einem künftigen großdeutschen Programm.

Es gibt katholische Politiker, die ein so großes und weites Ziel nicht für nötig halten. Im Katholischen Kirchenblatt von Essen lesen wir Nr. 26 vom 29. Juni 1924 unter „Idealismus und Realismus" II. eine Polemik gegen das Neue Reich und die Allgemeine Rundschau, die von der Partei eine große, weitausschauende Idee und Losung verlangten, ein klares, eindeutiges wirtschaftliches, politisches und soziales Programm, selbst aber keines hätten. Ob beide Zeitschriften keine derartige Idee haben, mögen ruhig ihre Leser entscheiden. Ein Programm auszuarbeiten, hält aber die A. R. (das Neue Reich wird sich wohl gleichfalls äußern) allerdings für Sache der Partei. Brächten wir der Partei ein Programm zu, so bekämen wir das wahrscheinlich auch zu hören. Das Kath. Kirchenblatt fragt weiter:

„Ist die Partei überhaupt dafür da, um Ziele von dem Ausmaße und von der Blickweite aufzustellen, wie das von ihren Kritikern meist gewünscht wird? Unseres Erachtens ist das erste die Idee und nicht die Partei. Die Partei bildet sich erst, wenn die Idee geboren ist. Die Partei ist nicht dazu da, die Ideen aufzustellen, sondern dazu, sie zu vertreten und durchzusetzen. Ebensowenig, wie man vom Soldaten im Schützengraben verlangen kann, daß er Kriegsziele aufstelle und Operationspläne entwerfe, ebensowenig kann man von den Leuten, die im täglichen Parteikampf stehen, verlangen, daß sie mitten im Gefecht Probleme lösen, an welchen selbst diejenigen, die ruhig zu Hause sitzen, sich die Zähne vergeblich ausbeißen. Es ist schon so, wie jüngst ein Parlamentarier Kritikern gegenüber erklärt haben soll — es ist ihm sehr übel vermerkt worden —: „Meine Herren, dazu haben wir keine Zeit."

Ja, gibt es denn im Krieg bloß Soldaten im Schützengraben? Gibt es nicht auch eine Führung? Es erinnert uns lebhaft an die Art, wie Deutschland den Weltkrieg geführt und verloren hat. Wir haben keine Zeit! Neue Erfindungen zu prüfen, Pläne auf weite Sicht zu machen, Kriegsziele aufzustellen — dafür müssen die obersten Führer Zeit haben. Sie gehören nicht in den Schützengraben, nicht jeden Tag in drei Versammlungen und sechs Besprechungen. Organisation müssen ihnen die Sekretäre abnehmen. Es wäre keine Verschwendung, wenn die Partei ihren 5—6 leitenden Männern je einen persönlichen Adjutanten bezahlte. Wäre auch die beste Schule für einen Führernachwuchs. — Vielleicht ist es ebenfalls aus dem Blickfeld des Schützengrabens gesehen, daß die Allgemeine Rundschau für die Wittelsbacher „schwärmt". Von den Wittelsbachern sprechen wir günstig, aber selten, und wenn einzelne norddeutsche Leser glauben, die manchmal erwähnte Möglichkeit eines neuen deutschen Kaisertums schließe in München immer gleich einen Wittelsbacher Kaiser ein, so schließen sie voreilig. Wir wollen nicht dadurch Rache nehmen, daß wir uns auf die „seit jeher so eifrig gehütete demokratische und republikanische Gesinnung" der Rheinländer festbeißen. (Sperrungen hier von uns!) Die republikanische Gesinnung ist unseres Wissens 6 Jahre alt. Im übrigen hat das Essener Kath. Kirchenblatt sehr recht mit dem Vorschlag, einsichtsvolle Katholiken sollten sich zusammentun und überlegen, was geschehen muß und kann. Die Männer des praktischen Lebens sollten es in die Tat umsetzen. Dafür wollen wir arbeiten.

Sommernächtlicher Aufblick.

Alle hellen Lichter angesteckt
Hat der Herr am hochgewölbten Dach,
Das die dunkeln Breiten überdeckt.
Silber rieselt klar in mein Gemach.
Durch die Birke, welche windgewiegt
Um mein Fenster ihre Zweige schmiegt,
Strahlt der runde Mond! . . .

Silber fliesst in meine offene Hand.
Fällt ein Stern mir irrend in den Schoss?
Zitternd nickt der Schatten an der Wand —
Doch die Sterne prangen sehnsuchtslos
Unerreichbar fern — Sie lächeln nur . . .
Wolkenlämmer auf der Himmelsflur
Wandern still geschart.

Ernst Noeldechen.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Welt hat schon viele Ersatzmittel für die katholische Kirche geschaut. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Als ein solches Ersatzmittel hatte sich der Faschismus ausgegeben, der seine Wege zur sittlichen Hebung der Nation denen der Kirche Christi gegenüberstellte, bis jetzt die Ermordung des Abgeordneten Matteotti, der ja zur in die Hunderte gehenden Zahl von Todesopfern dieses Faschismus gehört, dargetan hat, daß dieser bis in seine höchsten Spitzen hinauf faul war und die Gebote jener Religion mit Füßen trat, die er selbst in einer Stunde klaren Erkennens wieder im ganzen Volke eingeführt wissen wollte. „Religiöse Ueberzeugung ist für den gebildeten Menschen nicht weniger notwendig, als Wissen und Erfahrung. Nicht im Wissen liegt der Erfolg im Leben, sondern in der guten Anwendung des Wissens. Man kann nicht den Problemen des Lebens gegenübertreten, wenn nicht moralische Ziele das Handeln leiten. Tatkraft, Mut, Regsamkeit sind notwendig, nicht weniger aber auch Demut". So der Präsident der Vereinigten Staaten, Coolidge, bei der Diplomverteilung der Universität der PP. Jesuiten zu Georgetown. — Ein anderer Ersatz sollte der Völkerbund sein. In Anbetracht dessen, daß er sich jedoch immer mehr zu einem gewöhnlichen Schiedsgerichtshofe auswächst und einer moralischen Blutverbesserung dringend bedürfte, hat vergangenes Jahr, wie wir jetzt hören, die britische Regierung bereits bei verschiedenen Mächten positive Schritte getan, das hohe moralische Ansehen des Hl. Stuhles durch Herstellung einer offiziellen Verbindung für den Völkerbund nutzbar zu machen; gedacht war eine Vertretung in Genf mittels eines Nuntius, wodurch den verschiedenen Einwänden begegnet wäre. Der Rückschlag, den der Völkerbund durch den griechisch-italienischen Konflikt erlitt, unterbrach die Ausreifung des Projektes. Der Vatikan selbst hat bekanntlich bisher jeden Schritt in dieser Richtung unterlassen.

Die sorgsame Pflege der Beziehungen des Hl. Stuhles zum Hofe in Addis Abeba hat nun ihre Krönung durch den offiziellen Besuch des äthiopischen Regenten und Thronerben Ras Tafari Makonnen beim Papste erhalten; möge er dazu beigetragen haben, allmählich das abessynische Schisma zu beseitigen oder wenigstens unseren Missionen Frieden und ungestörte Entwicklung zu erhalten. Der Besuch des Thronfolgers im äthiopischen Kolleg in Rom mag diesen mit Genugtuung erfüllt haben, auch sein Land in der Stadt des Papstes vertreten zu wissen.

Unter den zahlreichen örtlichen Kongressen religiöser Natur, die auch nur zu erwähnen der Raum mangelt, sei wenigstens der herrliche, drei Tage währende eucharistische Kongreß in Luxemburg herausgehoben, auch er ein herrlicher Triumph des Glaubens an Christus in seinem erhabenen Sakramente. Kirche und Staat vereinten sich in der Anbetung Gottes. — Zum erstenmal seit den traurigen Tagen der Glaubensspaltung sahen heuer Lauban (seit 1524) und die Schweizer Bundesstadt Bern (seit 1528) wieder die Fronleichnamsprozession. „Ein weher Zug durchweht die Seele", schreibt dazu im Vaterland (152. 3.) ein Evangelischer, der nicht als Protestant angesprochen sein will, „bei dem Gedanken an unser armseliges kirchliches Leben, das protestantisch heißt und zu sein vorgibt und dabei längst der Geisteskraft von oben entbehrt". Eine Frage sei mir gestattet, die sich in Verbindung mit den öfters berichteten Heilungen in Lourdes durch den Segen mit dem in der Hostie verborgenen Gotte aufdrängt; ließen sich nicht bei unserer Fronleichnamsprozession rings um die Evangelienaltäre, von denen aus der eucharistische Segen erteilt wird, unsere Kranken und Leidenden gruppieren? Segnet hier nicht derselbe Christus wie in Lourdes? Sollte sein Segen nicht heilen können, ohne in der Stadt am Gave erteilt zu sein? Sollte sein Wille und seine Macht nur an einen Ort gebunden sein?

Große Jubiläen kirchlicher Natur als Abschluß von Jahrhunderte umfassenden Perioden werden in diesen Tagen mit aller möglichen Feierlichkeit begangen. Stellen wir St. Bonifatius, Deutschlands Apostel, voran. Wer weiß, daß sein Geburtsort das Städtchen Crediton, an die 7 Meilen nördlich von Exeter in England ist? Von allen Seiten waren Katholiken nach dem heute leider fast ganz protestantischen Orte geeilt, um dem in der kleinen katholischen Kirche (einst für wesleyanische Kultzwecke erbaut) dargebrachten hl. Opfer und abends der öffentlichen Prozession beizuwohnen. — Bamberg begeht die Neunjahrhundertfeier des Todestages des „einzigen Herrschers

des Hl. Römischen Reiches, der in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen ist", wie das päpstliche Breve sagt, des Kaisers Heinrich II., der im Jahre 1024 zur Anschauung Gottes einging. Der Hl. Vater gewährt den Teilnehmern am Jubiläum im Hinblick auf die enge historische Verbindung des heiligen Kaisers, Bambergs und seines Domes mit Rom und den Päpsten besondere Ablässe, erhebt das Fest des Heiligen zu höherem liturgischem Rang und wünscht es in den übrigen Diözesen gefeiert zu sehen, und verleiht dem Heinrichsdome den Charakter einer Basilica Minor mit den damit verbundenen Privilegien. Von Bamberg zog vor 800 Jahren St. Otto hinauf ins Pommernland und hat dorthin die Kirche verpflanzt; im Jahre 1124 war es. Herrliches an geistigen und stofflichen Bauwerken ist daraus hervorgesproßt, heute noch der Stolz des Landes, das leider in den Tagen der sog. Reformation gewaltsam seines katholischen Glaubensschatzes beraubt, seitdem am Protestantismus festhält. Allmählich und aus winzigen Ueberresten und Anfängen erstand jedoch auch dort wieder katholisches Leben, und so begingen unsere etwa 50 000 Glaubensbrüder am Feste der Apostelfürsten das Jubiläum der Christianisierung ihres Landes durch St. Otto, dessen derzeitiger Nachfolger auf dem Bamberger, jetzt erzbischöflichen Stuhle selbst nach Pommern gekommen ist, um an der Seite des jetzigen Oberhirten Kardinals Bertram die alte Zusammengehörigkeit, die Einheit der Kirche zu bezeugen. Stettin war der Mittelpunkt der Feier. Am Fronleichnamssonntag begingen die Katholiken Swinemündes und der Umgegend eine gemeinsame Tagung, getragen von höchster religiöser Weihe, verherrlicht durch die Anwesenheit des Bamberger Erzbischofes Msgr. Dr. v. Hauck; seit 400 Jahren sahen Usedom und Wollin zum erstenmal wieder einen katholischen Bischof. — In Sachsen zeigen sich die ersten erfreulichen Früchte der Wiederherstellung des Bistums. Bischof Dr. Schreiber betreibt die Errichtung eines eigenen Priesterseminars in Bautzen für seine Diözese, wofür die Reichsregierung finanzielle Unterstützung zugesagt hat, falls auch die sächsische Regierung sich dazu bereit erklärt. Bisher wurde der sächsische Klerus in Prag erzogen. Acht neue Pfarreien und Seelsorgestellen und 5 Kaplaneien sind entstanden. In Leipzig wurde eine Hochschulpfarrei gegründet, die 12 Archipresbyterate erstanden wieder und zehn neue Schwesternniederlassungen wurden errichtet. Sogar die Jesuiten (horribile dictu!) fehlen nicht, sie haben zu Hosterwitz bei Pillnitz eine Niederlassung bezogen und geben dort Exerzitien. Weiter südwärts, wo für ängstliche Gemüter Afrika, d. h. das Land der Schwarzen beginnt, in Bayern, ja sogar in der Oberpfalz wächst im Noviziat der Salesianer Don Boscos zu Ensdorf deren neue deutsche Provinz heran; 56 Novizen traten dieses Jahr ein und vermehren die Zahl der Aspiranten und Kleriker auf 143 Personen; zu eng sind schon die Räume. Auch das Studienheim St. Clemens zu Belecke für Spätberufene erweist seine Notwendigkeit am besten dadurch, daß es jetzt, im dritten Jahre, 55 Schüler aus allen deutschen Gauen zählt. Und immer neue Gesuche laufen ein, auch hier ist der letzte Platz besetzt, und Geldhilfe zur Vergrößerung des Besitzes tut dringend not. In Preußen ist jetzt das neue Gesetz über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens entsprechend den zwischen Staat und Kirche getroffenen Vereinbarungen in Kraft getreten.

Einen Schaden, den anzurichten seine amerikanischen Mitbürger wacker mitgeholfen haben, hat der Milliardär Rockfeller durch eine Gabe von 1 Million Dollar, d. i. 18½ Millionen Franken zu beheben beschlossen; sie ist besonders bestimmt für die Wiederherstellung des Daches der Kathedrale von Reims. Rockfeller ist Nicht-Katholik. Im April hat, wie neulich angedeutet, die Jahressynode der „Protestant Episcopal Priests" stattgefunden und sich mit dem Problem der Wiedervereinigung mit Rom befaßt. Immer geringer wird der Abstand, wie folgende drei Beschlüsse erkennen lassen: 1. Christus hat dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern, den Bischöfen von Rom, den Primat über die Kirche übertragen. 2. Durch ein Uebereinkommen muß dem Papste die Jurisdiktion über die sich ihm anschließenden getrennten Christen verliehen werden. 3. Die Kirche ist unfehlbar, der Papst als autorisierter Verkünder der Kirchenlehre ist unfehlbar durch Anerkennung seitens der ganzen Kirche. Man ist noch nicht ganz katholisch, aber die Grenzlinie ist nur mehr geringfügig; der Hauptschritt ist getan. Papst Pius XI. hatte recht, bei Ankündigung des Hl. Jahres von guten Hoffnungen zu sprechen, daß ganze Gruppen Irrgläubiger sich wieder zur vollen Wahrheit bekennen. (Aus der gleichen Kirchengemeinschaft, nämlich der Protestant Episcopal Church wurde der Bischof Brown wegen Häresie — Modernismus — ausgeschlossen. Er hatte so ziemlich jeden Glaubensartikel verleugnet. Sein Verteidiger meinte nicht mit Unrecht, er wolle lieber davon absehen, den aus Bischöfen bestehenden Gerichtshof zu fragen, was denn eigentlich die Lehre ihrer Kirche sei, denn er fürchte, er würde von jedem eine andere Antwort erhalten. — Radio ist die Mode des Tages. Die Universität der PP. Jesuiten in St. Louis hat von März bis Mai sonntäglich nachmittags 2 Uhr geistliche Konferenzen auf dem Radiowege abgehalten. Behandelt wurden die Merkmale der wahren Kirche, die Unfehlbarkeit, die Sakramente, das Bußsakrament, Priestertum, Kirche und Ehe. Viele Nichtkatholiken, die daran teilnahmen, äußerten sich hochbefriedigt über diese Gelegenheit, auch einmal „die andere Glocke" läuten zu hören. Jede Polemik und Kontroverse war ausgeschlossen. — Eine Caritastat sei aus Seattle berichtet. Die Missionsschwestern vom hl. Herzen eröffneten ihr neues großartiges Herz-Jesu-Waisenhaus. Vor 25 Jahren begann ein Mr. Patrick Heney mit seiner Familie kleine Einsparungen, Verzicht auf manche „unerläßliche" Bequemlichkeit des täglichen Lebens. Nach zehn Jahren übergab er den ersten Teil des Baufonds, 125 000 Dollar, weitere Raten folgten, ohne daß sein Name je genannt wurde. Und geschah es heute, so war es gegen seinen Willen. — Der russisch-orthodoxe Bischof Stephan A. Dzubay wurde in die katholische Kirche aufgenommen. Nach seiner Aufnahme zog er sich zu geistlichen Uebungen zu den Sühne-Vätern in Graymoor zurück, einer ehemals protestantisch-episkopalen Kongregation, die vor einigen Jahren gemeinsam konvertierte; sie leben nach der Regel des hl. Franziskus. In England trat die Schwiegertochter des früheren Premiers Asquith, die Gemahlin Raymond Asquiths, und in Norwegen die angesehene Romanschriftstellerin Sigrid Undset zur katholischen Kirche über. Studien zu einem Werk über das katholische Mittelalter, eine Trilogie, von ihr verfaßt, öffneten ihr die Augen für die Wahrheit. Von den Philippinen kommt die Nachricht von der Konversion des protestantischen Pastors Catlin von Bontoc; die Beobachtung des Wirkens und der Erfolge der katholischen Missionäre war für ihn der Anlaß, der Wahrheit auf den Grund zu gehen.

Von der Synode der chinesischen Kirche in Shanghai hören wir, daß die Notabeln der Stadt, an ihrer Spitze Lo-pa-hong, der wohl keiner Einführung in katholischen Kreisen mehr bedarf, beabsichtigten, den versammelten Bischöfen ein Festbankett zu bieten. Auf Wunsch des apostolischen Delegaten Msgr. Costantini begnügte man sich mit einer brüderlichen Agape in einer der großen caritativen Anstalten. Der Vertreter des Papstes richtete hiebei an das chinesische Volk die Aufforderung, mit aller Entschiedenheit die Christianisierung ihres Landes selbst in die Hand zu nehmen; das sei der ausdrückliche Wunsch des Hl. Vaters. Außerdem sei als Redner noch der Militär-Gouverneur von Shanghai, General Ho Feng-Ling, genannt, der das Wirken des apostolischen Delegaten rühmte, der sich bereits die Liebe des chinesischen Volkes erworben habe. — Die Gründung des Benediktinerklosters in Peking, das sich zu einer katholischen Universität zu entwickeln bestimmt ist, geht von der bekannten Abtei St. Vincent zu Beatty in Pennsylvanien aus. Ein Delegierter weilt z. Z. in Rom, um die nötigen Einzelheiten mit der Kongregation der Hochschulen zu vereinbaren. Auch Australien soll eine katholische gemeinsame Universität erhalten, so ist es der Wille des Episkopates; zu Sidney soll sie errichtet werden. Eine Frauen-Hochschule ist in Verbindung damit geplant.

Der katholischen Presse noch ein Wort. Zu Toledo tagte der Nationalkongreß der katholischen Presse Spaniens mit 400 Delegierten, welche 293 Blätter und Zeitschriften vertraten. 260 Schriftsätze waren eingereicht (wurden aber hoffentlich nicht alle verlesen). Dem Kongreß gingen gemeinsame Exerzitien für Journalisten und Zeitungsleute voran.

Kardinal Gasparri drückte im Namen des Hl. Vaters den Herausgebern der 5. Auflage des Werkes Esser-Mausbach, Religion, Christentum, Kirche (Verlag Kösel-Pustet), dessen hohe Befriedigung und den Dank für den reichen Gewinn aus, den es den Lernbegierigen, besonders dem Klerus, bringe. — Dr. Drexler mit Gemahlin ist als erster deutscher katholischer Missionsarzt nach der Kapuzinermission Kansu in China gegangen. Das missionsärztliche Institut Würzburg beging dies familiär-festlich. Den Lauf beendet haben der Rektor der Breslauer Friedrich-Wilhelms-Universität Prälat Dompropst Dr. Nikel und in St. Louis der bekannte Kirchenkomponist Prof. Joh. B. Singenberger, gebürtig aus St. Gallen; 1873 schon kam er nach Milwaukee, ist Gründer des amerikanischen Cäcilienvereins. R. I. P.

Das Wesen der Dichtung.

Von Dr. Karl Debus.

Wahre Dichtung kann nicht Abreagieren im Sinne der Goetheschen Gelegenheitspoesie sein. Mit dieser Isolierung des Moments, mit der Individualisierung des Einzelerlebnisses, mit seiner Vergottung gleichsam begann der moderne Abfall vom Objekt auch in der Dichtung. Das heimliche Bewußtsein von dem Ungenügen seines individualistischen Standpunktes war die Triebkraft für Goethe, sein Selbst zur Welt zu erweitern, bedingte sein ruheloses Bildungsstreben, seine verschiedenartigen Aneignungsversuche, seine polyhistorischen Neigungen. — Die frühe, freigeistige Romantik bedeutete den denkbar größten Abfall von der scholastischen Auffassung in der Poesie. Aber wie immer an äußersten Punkten, lag hier eine Möglichkeit zur Umkehr von der skeptischen Haltung der Ironie zur Anerkennung des Absoluten. Die katholische Spätromantik überwand das paradoxe Spiel mit den Ideen, fühlte sich ihnen gegenüber verpflichtet, wagte sogar in ihnen den Sinn des katholischen Dogmas zu sehen. An der praktischen Unterwerfung sind die Spätromantiker allerdings dichterisch zerbrochen, denn Ernstmachen bedeutete für sie das ästhetische Spiel aufgeben.

Aus dem deutschen Idealismus war (schon von Kants An-Sich-Dogma her) das Moment der Beziehungslosigkeit unausrottbar; es erreichte in Hegels Panlogismus seinen Höhepunkt und zog auf ihm den Historismus gleichsam magisch an, als einen tragenden Boden. Der Historismus bedeutete in der Kunst das eigentliche Ende des organisch gewachsenen Stiles. Er endete auf seinem eigensten Gebiete, dem der Geschichtsphilosophie, mit absolutem Relativismus und Naturalismus im „Untergang des Abendlandes". Erst von hier aus allerdings wird wieder die überzeitliche Idee des Christentums als Markstein im Wechsel der Zeiten sichtbar. Von hier aus auch seine zwecksetzende Kraft. In die gleiche Linie verlief auch die Richtung, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich auf das äußere Objekt richtete. War sie zuerst auch positivistisch beschränkt, so schrie sie doch, als man an die Grenzen des naturwissenschaftlich Erfahrbaren stieß, geradezu nach Gott und der Teleologie wie nach der Entelechie.

Die Dichtung war demgemäß im 19. Jahrhundert teils romantisierend, teils historistisch, teils von jenem Oberflächenrealismus, der sich mit den Zeitproblemen am liebsten abgibt. Seit Naturalismus und Impressionismus wurde sie wieder stilsuchend. Seit dem Weltkrieg wollte sie Weltanschauungsdichtung werden. In diesem Bestreben ist abermals eine Krisis eingetreten.

Hermann Hefele läßt ein neues umfangreiches Buch in die Welt gehen: „Das Wesen der Dichtung". (Fr. Frommanns Verlag, H. Kurtz, Stuttgart 1923.) Daß eine solche Frage aufgeworfen wird, ist sehr bezeichnend für die Richtung, die unser ästhetisches Interesse nimmt. Wir sind an einem Wendepunkt angelangt, der Besinnung, Vertiefung fordert. Nach der Thesis des Impressionismus und der Antithesis des Expressionismus beginnt ein neuer Stilwille zu wachsen. Die analytische Art des den Sinneseindruck festhaltenden Impressionismus löste die gewaltsame Reaktion dessen aus, was die Modernen Seele nannten. Es war aber nur die Befreiung des Instinkts vom Bann des naturwissenschaftlichen Intellekts mit all seinen positivistischen Vorurteilen und Dogmen. Die „Seele" des Expressionismus war großenteils identisch mit dem von Freud u. a. neuentdeckten „Unbewußten". So sprach nun die befreite Assoziation, die „psychologistische" Seele als Offenbarerin der „verdrängten" Triebkräfte des Menschen. Das war namentlich die „Liebe", bolschewistisch als soziologische Gemeinschaft aller theoretisch als gleich gesehenen Menschen empfunden, eine kämpferische, anklägerische Liebe, noch erfüllt von Forderungen, noch getragen vom Widerspruch gegen die Kriegsurheber. Dieser Expressionismus betonte aufdringlich seine Verwandtschaft mit der Gotik. Die Krampfhaftigkeit isolierter Ichgefühle, die zum Ueberfinnlichen und Objektiven emportasteten, die revolutionäre Formverzerrung mystischer Symboldeutung, all dies hat aber mit der geordneten Ausdruckskraft der organisch entwickelten Gotik, die vor allem Gemeinschaftskunst war, nicht allzuviel zu tun. Gotik war vor allem klare Gliederung, gleichmäßiges Emporsteigen zu Gott, wundervolle Hierarchie des Irdischen und Ueberirdischen, geboren aus einem lebendigen Glauben. Am gotischen Dom hat die Scholastik soviel Anteil als die Mystik. Dies ahnen heutzutage diejenigen dunkel, die nach einem neuen Klassizismus rufen. Gewiß, der Ausgleich des Drinnen und Draußen, von Eindruck und Seele tut not. Dem Verstande, der Vernunft muß ihre Funktion angewiesen, der Seelenbegriff richtig erfaßt werden. Aber das alles sind doch nur Teilaufgaben. Wenn wir heute nach dem Wesen der Dichtung fragen, so handelt es sich um viel Tieferes. Es handelt sich um die Beziehung und Hinordnung des Irdischen und Menschlichen zu Gott und um die Darstellung dieses Verhältnisses in der Dichtung.

Hefeles Buch gliedert sich in sechs große Abschnitte: Problem und Methode, Leben und Schaffen, Der Stoff, Der Inhalt, Die Form, Gehalt und Idee. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, den Gedankengang des umfangreichen Werkes zu analysieren. Hoffentlich wirkt es so unmittelbar aufs Leben, auf die wirklich schöpferischen und schaffenden Poeten der Gegenwart, wie es geeignet ist, den wissenschaftlichen Leser kritisch anzuregen. Lessings ästhetische und kritische Schriften, auch die von Herder, begründeten eine neue Dichtungsepoche. Wir wollen abwarten, ob das auch Hefeles Buch zu tun imstande ist. Damit wäre auch am besten die Frage geklärt, ob Hefeles Liebäugeln mit der Renaissance wirklich so zeitgemäß ist. Zeitgemäßheit ist ja sicher kein Wertmaßstab; eher schon Zeitbedürfnis, Zeitnotwendigkeit. Im ganzen kommt uns so vor, als ob hier viel Ueberflüssiges vom Katheder herab gesagt worden wäre.

Mit einzelnen Behauptungen Hefeles müssen wir uns freilich auseinandersetzen. Seite 16 meint er: „Die Aufgabe der historischen Erkenntnis aber kann, wo es sich um eine reine Bewegung auf dem Boden des Geistigen handelt, nur eine formale sein und ausschließlich in der Bewußtwerdung des methodischen Ganges liegen". Historische Erkenntnis fragt aber auch nach dem Sinn des historischen Geschehens.

In jeder historischen Erkenntnis steckt ein Ansatz zur Geschichtsphilosophie. Selbst wo nur das Wirkliche und seine bewegenden Kräfte erkannt werden, wie in der sogen. „klassischen" Geschichtschreibung Rankes, in der reinen genetischen Geschichtschreibung, ist doch ein immanenter Sinn und ein immanentes Ziel erkennbar. Die katholische Geschichtsforschung dagegen tritt noch im höhern Sinn wertend an die Geschichte heran. Nicht bloß die Wirk-, auch die Zweckursachen sind maßgebend. Der Sinn des wirklichen historischen Verlaufs kann nur von einem lebendigen, geistigen Mittelpunkt aus erfaßt werden, der ein übergeschichtliches Ziel in den Bereich menschlichen Ringens und Strebens gerückt hat. Dies „Soll" sittlicher und religiöser Art bestimmt den Verlauf der wirklichen Geschichte auch in der literarischen Entwicklung. Und nur von hier aus ist Einheit und Fortschritt denkbar. Und darum ist die literarische Betrachtung niemals eine spezifisch methodische und von dem Gesamtkomplex der Lebensbetrachtung irgendwie zu trennen. Auch die Kunst muß dienen. Und auch die Kunst hat eine Tradition, der sie verpflichtet ist, Werte, die sie zu hüten und weiterzugeben hat, Formen, die sie entwickeln muß. Und darum besagt eine methodische Betrachtung gar nichts, wenn sie nicht bestimmt ist von überzeitlichen Werten und wenn sie nicht hineingestellt ist in die konkrete Betrachtung der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung und ihrer Aufgaben. Wir haben aber in erster Linie die katholische Dichtung im Auge zu behalten, soweit sie aus dem lebendigen Geiste Christi und seiner Kirche hervorwächst.

Dichtung ist nicht nur methodisch gewordene Form. Dichtung ist zweckvoll, hat einen lebendigen künstlerischen Willen, ist wirkende historische Kraft. Dichtung kann auch nicht isoliert begriffen werden. Die Art der kompendiösen Literaturgeschichte ist ein Erzeugnis des registrierenden 19. Jahrhunderts mit seiner Neigung zum Alexandrinertum. Dichtung ist wirkliche Geschichte und als solche ein Teil des gesamten geschichtlichen Verlaufs. Die Romantik wollte den ewigen Zusammenhang zwischen allen Künsten im Dienste der Kirche wiederherstellen. Sie ahnte etwas von der Wahrheit. Aber schon ihre Trennung der Kunst vom Leben war falsch. In Dantes Göttlicher Komödie steckt soviel Philosophie und Theologie als Kunst, Politik und Geschichte. Es muß das einmal radikal betont und hingestellt werden. Der allegorische Gehalt des großen Weltgedichtes wird der Idee wie der konkreten Situation gleich gerecht. Hier ist eben nicht bloß „Kunst gewollt". Hier ist ein lebendig wirkendes Werk, ein Stück geschichtlichen Lebens selbst, aus einer umfassenden Weltanschauung heraus geboren, von der gesamten Erkenntnis der Zeit gespeist, von einem zentralen Weitungswillen erfüllt. Ibsen noch hat diese Seite der Sachlage geahnt, als er formulierte: „Dichten ist Gerichtstag halten!" In neuester Zeit lehrt A. Kutscher

wenigstens wieder die Gesamtbetrachtung der Künste: ein Stilwille durchzieht den ganzen organischen, sich wechselseitig beeinflussenden Zusammenhang der lebendig fortschreitenden Künste, die, so fügen wir hinzu, von ästhetischen und sittlichen, wie soziologischen und psychologischen Gesetzen gleichermaßen bestimmt sind. Die „Kunst" der bisherigen Literaturgeschichte gibt es nicht, so wenig wie die l'art pour l'art Kunst, wirkliche Kunst ist. Sie ist eben auch eine „methodische" Verirrung.

Ganz charakteristisch für Hefele aber ist ein weiterer Satz: „Von schöpferischer Kraft ist nur dort zu sprechen, wo die Fähigkeit besteht, eigenlebendige Form, in sich gerundete geistige Existenz zu schaffen." (S. 40.) Hier bricht das Renaissanceerlebnis Hefeles durch: die Anbetung der Form. Darum ist ihm auch der Renaissancemensch Goethe so sympathisch, darum nennt er Ariosto neben Shakespeare. Die „geistige Form", die ihm über alles geht, hat in seiner Auffassung einen naturhaften Anstrich, wie alles Renaissancemäßige. Der individualistische Standpunkt behauptet sich. In Wirklichkeit ist wahre Schöpferschaft Begnadung, Erleuchtung und Berufung, die Form tritt vor der wirkenden Idee, vor dem historischen Zielpunkt zurück. In Hefeles Anbetung der Form (wie in seinem Kniefall vor der Methode) liegt selbst bereits eine Waffenstreckung vor der Eigengewalt formal gestaltender, individualisierender Kräfte, die sicher auch göttlichen Gesetzen gehorchen, aber gerade deswegen nicht autonom sind. Die Klassizität des Humanismus und der Renaissance ist lediglich geschichtlich zu begreifen, sie hat keine absolute Geltung. Harmonie ist keine dogmatische Forderung, die sich auf der formalen Ebene oder im Gefühlsmäßigen erschöpft, Harmonie ist ein Zusammenspiel von Gegensätzen (coincidentia oppositorum), die im Kosmos selbst liegen und objektiv im Transzendenten, subjektiv in der gottnahen Haltung der Seele ihre Auflösung finden. Die coincidentia oppositorum ist dichterisch in Dantes göttlicher Komödie am großartigsten verwirklicht. Hefele sagt: jedes echte Kunstwerk ist Persönlichkeit. Wir sagen: jedes echte Kunstwerk ist Göttlichkeit oder zu Gott hingeordnete Welt.

Helfen kann auch unserer modernen Poesie nur der Optimismus des Glaubens, in dessen Dienst das ordnende, richtende Denken steht, das aber nicht wieder renaissancehaft oder rationalistisch sein darf; Maßhalten, das nicht in stoische Stumpfheit verflachen darf; und vor allem Anerkennung der Wirklichkeit und des sittlichen Gewissens, in dem Gott am vernehmlichsten spricht. Das wäre die umfassendste Eingründung der modernen Dichtung. Die speziell ästhetischen Fragen haben sich seit Lessing und Schiller theoretisch tctgelaufen, die stofflichen Fragen seit dem Naturalismus und Historismus des 19. Jahrhunderts auch. Es handelt sich auch nicht um technische Sonderfragen mehr wie beim Impressionismus oder um „Weltanschauung" im programmatischen Sinne der Aktivisten. Es handelt sich nicht um eine neue Literaturrevolution, sondern um Zusammenfassung, Ordnung, Sichtung und Durchdringung von einem neuen lebendigen Mittelpunkt aus; diesen Mittelpunkt gewinnen wir am ehesten, wenn wir Leben und Entwicklung mit der lebendigen Tradition der Kirche durchdringen. Darum begrüßen wir Mysterium und Passionsspiel, darum erstreben wir in der Lyrik den Hymnus, darum begünstigen wir in der Epik die Legende.

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

„Geschäft ist Geschäft", aber Geschäft nennt man aus mancherlei Rücksichten nicht immer Geschäft.

Kompromisse schliessen, die niemand kompromittieren, ist die eigentliche Diplomatenkunst.

Ein Weltgewissen gibt es nicht, denn die Gewissen haben, sind noch lange nicht die Welt.

Das Wort „regieren" erlangt seine volle Bedeutung, wenn das Volk einem durchgehenden Pferd oder einem Schiff im Sturm vergleichbar ist.

Wer einen andern Menschen seine Sonne nennt, muss auch zugeben, dass sein Leben von diesem erhellt und erwärmt wird. Aber leider sagen die meisten hier nur A und nicht auch B.

Vom Büchertisch.

Schriften zum Korbiniansjubiläum. 1. Balthasar Arnold, Priester der Erzdiözese München-Freising: **Das Leben des hl. Korbinian**, dem Bischof Arbeo von Freising nacherzählt. Freising 1924. Verlag Dr. F. P. Datterer & Co., geb. 3 M, kart. 2 M. Bezug durch die Kanzlei des Erzb. Ordinariats München oder Einzahlung auf Postscheckkonto 12350 München (Jubiläumskasse). — Die wenig bekannten Lebensumstände des ersten Bischofs von Freising vor 1200 Jahren sind hier außerordentlich anschaulich, mit glücklich verbindender Einbildungskraft und kritischem Sinn zugleich dargestellt. Die Morgenfrische des ältesten christlichen Deutschtums und Bayerntums ist von Arbeos Vita aus dem 8. Jahrhundert auf Arnolds Büchlein übergegangen. Fünf Bilder zieren es, darunter als Titelbild der Tod St. Korbinians von Jan Polack, einem altdeutschen Meister in der Münchener Pinakothek. Der gelehrte Apparat der Anmerkungen und Quellen ist an den Schluß verwiesen, beschwert also den rein genießenden Leser nicht. — 2. **Zur Geschichte der Erzdiözese München-Freising.** Zum 1200jährigen Jubiläum 724—1924 bearbeitet von Georg Ludw. Schauenberg. Verlag „Glaube und Kunst", Parcus & Co., München, 1924, brosch. 3 M. — Die erste Chronologie der Erzdiözese München-Freising, enthaltend kurze Daten über bekanntere Orte mit ihren Kirchen, über alle Klöster und über die Orte mit Schankungen an das Hochstift Freising. Ein Ortsverzeichnis erleichtert die Uebersicht. Notizen über bemerkenswerte Ereignisse der Geschichte sind eingefügt, desgleichen alle Bischöfe und Erzbischöfe der Diözese. Letztere hätten besser ein besonderes Verzeichnis. Ueberhaupt wäre mehr sachliche Einteilung am Platz, andernfalls ein vollständiges Namenregister. Wer über bayerische Kirchen- oder Profangeschichte arbeitet, wird das Heft mit Gewinn benutzen. Auf eine ältere Erscheinung sei zum Schluß verwiesen: 3. Eugen Abele, **Der Dom zu Freising.** Verlag Dr. F. P. Datterer & Co., Freising 1922. Mit zahlreichen Illustrationen. Ein ausgezeichneter Führer für den Kunstfreund und Festpilger. Jos. Riedhammer.

Der praktische Chorregent und Organist, von Alexander Bock. Als 7. vollständig umgestaltete Auflage von Etts „Cantica Sacra" bearbeitet. 251 S. Preise brosch. Gm. 2.—, geb. Gm. 2.50. Verlag Kösel & Pustet, Verlagsabteilung Regensburg 1923. — Aus „dem" Cantica von Ett, das — richtig besehen — eine ungemein verdienstliche Vergangenheit hinter sich hat, ist auf dem Umweg über Haberls und nun Bocks Bearbeitung allmählich etwas ganz anderes geworden; trotzdem ist vorliegendes Büchlein mit dem eigentlich schrecklichen Titel als der legitime Nachfolger von Etts Cantica anzusehen. Und es tut gewiß auch wieder gute Dienste. Was es an choralen Gesängen für Messe, Requiem, Beerdigung, Predigt usw. enthält, ist dem päpstlichen Motu proprio gemäß in den Melodien des wieder neu eingeführten Gregorianischen Chorals gehalten. Dazu kommen verschiedene Gesänge in mensurierter Musik, einstimmige mit Orgelbegleitung und mehrstimmige für Amt, Hochzeitsmesse (die Propriumgesänge sind überhaupt immer besonders begrüßenswert), für Requiem, zum Begräbnisritus, zur Predigt, zum Empfang des Bischofs usw. Im großen ganzen ist alles recht brauchbar, aber auch öfter recht kleingeistig. So z. B. das Pange lingua Nr. III (von Schächtl, über den ich sonst nur Gutes hörte), ist doch minderwertig; und Pangue lingua Nr. IX sollte der Alt besser bereits in Takt 4, 3. Viertel wieder zum Einsatz gebracht werden. Gar wenig gefallen mir in der Begleitung zum Choralrequiem die mehrfach vorkommenden Terzsextakkordrückungen, die allerdings seltenen Chromatismen, die Verbindung A-Moll—C-Dur in der wenig geglätteten Form wie auf „luceat" u. ä., das schematische Pedalgehumpel zu den Scandicus- und Climacusfiguren der choralen Melodie. Ueberhaupt die Sucht, in der Begleitung zu modernisieren, wirkt gerade beim Choralrequiem am meisten störend. Wer den Choral begleiten will, hat wohl das schönste Vorbild in der Begleitung zum Kyriale, welche Michael Dachs, Musiklehrer am Lehrerseminar zu Freising, herausgegeben hat; das Choralrequiem klingt da so abgeklärt, ja unsagbar schön. Und im Dies irae, von dem nur die eine Bitte enthaltenden Strophen angeführt sind, ist bei Bock die Textanordnung ungünstig, da hier die Strophen zu leicht durcheinandergeworfen werden. Auf diese paar Dinge ist hier ausführlicher aufmerksam gemacht, um dadurch den jedenfalls kommenden Neuauflagen zu dienen und um mitzuhelfen, das gewiß brauchbare Buch möglichst von Schlacken zu reinigen und auch bescheidenen Chorverhältnissen eine möglichst einwandfreie Literatur zu verschaffen.
Dr. O. Ursprung.

Henriette Brey: I. **Der Kreuzhof** und andere Volksgeschichten. Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden 1924. 8° 184 S. Pr. geb. 3.15 M. II. **Frauenland.** Novellen. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln usw. — Die zwei Sammelbände zeigen abermals die reiche Begabung dieser auf schwerstem Hemmwege sich unaufhaltsam entfaltenden Kraft. Band I schaut tief ins Volk, das H. Brey gut kennt in seinen dunklen und lichten Ausprägungen, seinen Vorzügen und Unzulänglichkeiten, seinen Tugenden und Lastern. Sie zeichnet, was sie innerlich an und mit ihm erlebte, und wenn ich auch nicht glaube, daß gerade auf diesem Gebiet ihre Hauptstärke liegt (diese hat sich schon anderweitig unverkennbar bekundet), so besitzt doch das hier dichterisch-ethisch von ihr Gebotene insgesamt tiefer wurzelnden und in einzelnem, auf Sonderwirkungen hin, unabschätzbaren Wert. Mir hatten unter den 10 Geschichten 7 Eindringliches zu sagen — gewiß eine reiche Ausbeute! Immer aber steht die Güte auf, die tiefe Seelen- und Herzenskenntnis, auch, erst recht bei Aufdeckung der düsteren Kehrseiten des Lebens. Der Humor hat in beiden Sammlungen sein Wort. Gleich in dem ersten Stück von Band II tritt er golden zutage in der Zeichnung einer unweltlich überkindlichen Persönlichkeit, die durch unerschütterliche Gläubigkeit an das Gute in jeder Menschenbrust und durch eigenen Opfertod einen ergreifend herrlichen Sieg erzwingt. Die zweite Sammlung bringt nicht weniger als 16 Erzählungen aus dem Seelenlande der Frau: daher die Wahl der Aufschrift. Alle haben ihr innerliches Gewicht, wenn auch, rein kritisch gesehen, durch eine an sich bescheidene Sichtung aus dem Weniger ein entschiedenes Mehr geworden wäre. Im allgemeinen rate ich, beide Bände, zumal den zweiten, nicht in einem Zuge zu lesen, sondern kostend-langsam: gerade weil neben viel Licht auch viel Dunkel steht (und umgekehrt), wie es Menschenschicksal mit sich zu bringen pflegt. Empfängliche — und ihrer dürften zahlreiche sein — werden beide Bücher mit warmem Dank zur möglichst weit reichenden Auswertung begrüßen.
E. M. Hamann.

Kinder der Zeit. Roman von Rudolf Stratz, Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin S.W. 68. — Ein Zeitroman ist es, der die Revolution und das Jahr 1919 im Gedächtnis wieder wachruft. Bilder sind es, frisch nach dem Berliner Revolutionsleben gemalt, voll Stimmung und greifbar natürlich. — Asta, die älteste Tochter eines deutschen Schlachtenlenkers, die Hofdame am jäh vertriebenen Kleinstaatenhof, liebt unerwidert und unglücklich einen aus dem Felde heimgekehrten Ingenieur und Hauptmann der Ref. Felleitner. Sie wird, um vergessen zu können, die Braut des reich gewordenen, gutmütigen Schiebers Bartuschke, kommt im letzten Augenblick vor der Hochzeit in Wiesbaden zur Besinnung, wird zur heldenhaften Befreierin des lang geliebten Helden Felleitner, der im besetzten Gebiet Prediger und Prophet des deutschen Geistes geworden ist, der den deutschen Geist dort von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt trägt, von den Franzosen ergriffen, eingekerkert und verurteilt und nun durch Astas Hilfe von seinen Freunden und Mitverschwörern gerettet wird. Jede Figur im Buche ist ein Typus des deutschen Volkes nach der Revolution. Bartuschke, der Schieber, und sein Bruder, der Berliner Rechtsanwalt und Volkstribun, die helle, forsche und kalt rechnende Tippmamsell, die Portierstochter und spätere Frau aus dem Volke für den Volkstribunen Bartuschke, Asta selbst und im Gegensatz dazu ihre flatterhafte, lusthungrige Schwester Jo, der Typ der jungen Mädchen, denen der Krieg die Jugend zerschlagen hat, und dann Felleitner, der Schlageter-Typ. Leitmotiv des Buches ist der deutsche Geist, der nicht an sich, sondern nur ans Vaterland denkt, den noch kein französischer Krieg und keine welsche Macht vernichten konnte. Ein prächtiges Buch für jedes deutsche Haus. Manchmal etwas salopp und allzu skizzenhaft, aber in seiner dramatischen Kürze doch wieder von hinreißender Gewalt.

Dr. Hans Eisele.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Die Oper ist in die Ferien gegangen; das Schauspiel in voller Tätigkeit. Nach der Grillparzerneueinstudierung der vorigen Woche bereits eine weitere, Goethes Clavigo. Das Stück war in diesen Maitagen gerade 150 Jahre alt. Was wird man in 150 Jahren von den Stücken unserer Tage noch spielen können? Clavigo wirkte ungemein lebendig. Die Wiedergabe unter Stieler hatte Farbe, Stimmung und beflügelten Gang. Den Treulosen aus Schwäche spielte Fischel. Wir haben nicht aufgehört, in ihm einen starkbegabten Schauspieler zu wittern, auch wenn er sich oft in eine pathetische Lautheit verirrte. Als Clavigo hat er hinreißend gespielt; er wird sich durchsetzen. Den Carlos gab Wernicke in scharfumrissener Zeichnung und suggestiver Wirkung. Auch der Beaumarchais Henrichs, die verratene Geliebte Carola Wagners und Hilda Herterichs schlicht-liebenswürdige Sophie überzeugten. Man sah einmal wieder die Vorzüge eines feingestimmten Zusammenspiels gegenüber der Anarchie der Stile, die sich auf der heutigen Bühne so oft bemerkbar macht. Auch Pasettis mit sparsamen Mitteln eindrucksvolle Bühnenbilder taten das ihrige zu dem glücklichen Gelingen des Ganzen.

Schauspielhaus. Wedekinds „Musik" will nicht mehr so recht klingen. Man suchte durch einen Gast neues Interesse zu wecken. Ferdinand Bonn ist ein Schauspieler älterer Schule, er hat Aeußerlichkeiten, aber ein sehr bedeutendes Können. Wenn er spielt, ist es nie langweilig, aber der Gesangspädagoge Wedekinds ist doch auf einem ganz anderen künstlerischen Boden gewachsen, und das bleibt fühlbar. Anderentags gab man die „galante Nacht", ein Abenteuer von Hans Bachwitz. Eine sehr unwahrscheinliche Geschichte. Um sich Reisegeld und einen falschen Paß zur Flucht zu verschaffen, verschleppt ein polizeilich gesuchter Anarchist die Tochter eines von ihm gehaßten, vielvermögenden Staatsbeamten. Der sogenannte Witz ist nun, daß beim Sekt die Dame, nicht der Abenteurer, die galante Situation ausnützen möchte. Die Enttäuschte läßt schließlich ihren Zorn auf den Ungalanten niedersprühen. Charlotte Schultz ließ sich die Rolle zu sehr unterhaltsamer Schauspielerei dienen und den Partner gab der kluge, aber stets gleiche Forster-Larrinaga. Eine ernsthafte literarische Kritik an diese dramatische Nichtigkeit zu knüpfen, wäre verfehlt.

Gärtnerplatztheater. Ed. Künnecke hat in dem „Dorf ohne Glocke" gezeigt, daß er ein guter Musiker ist und Optimisten erwarteten von ihm eine Neuerung des deutschen Singspieles. Nun sehen wir ihn auf den Spuren Offenbachs. Schade, indessen wir möchten einen Autoren darnach beurteilen, wie er die Aufgaben löst, die er sich selbst gestellt hat und so möchten wir sagen, daß ihm die parodistische Musik recht gelungen ist, insbesondere durch reizvolle Farbenmischungen. Es sind auch einige Schlager vorhanden, die bei aller populären Wirkung doch nicht auf das Niveau des Platten herabsinken. Den Text der „Ehe im Kreise" schrieben Haller und Rideamus nach jenem uralten Stoff, der von Plautus bis Molière und darüber hinaus mit derberer und verhüllterer Pikanterie oft auf der Bühne behandelt wurde und den Heinrich von Kleist zu vertiefen gesucht hatte; die Geschichte des Göttervaters Jupiter, der in der Maske des Ehemannes Alkmene, die Gattin des thebanischen Feldherrn Amphitryon besucht. Die Verfasser haben sich ganz an den Stil der „schönen Helena" gehalten und besitzen auch genug Witz, der über den schwächeren dritten Akt hinweghilft. Daß Jupiter seinerseits wieder getäuscht wird und statt Alkmene eine komische Alte küßt, ist die Variante der Operette. Die namentlich in der Travestierung der großen Oper an Orchester und Stimmen gestellten größeren Anforderungen wurden unter Kapellmeister Boehes beschwingter Leitung erfüllt. Bei den vielen Wiederholungen, die heute fast jede Operette findet, ist ja genug Zeit zu sorgfältigster Vorbereitung vorhanden.

Verschiedenes aus aller Welt. Von den Darbietungen des Tonkünstlerfestes in Frankfurt wird noch berichtet, daß die Konzertwerke weit hinter denjenigen des Theaters zurücktraten. Der Gefeiertste war Richard Strauß, dessen sinfonia domestica gespielt wurde. Von verschiedenen Seiten wird der Oper Wozzek von Alban Berg Talent zuerkannt. Bruchstücke dieses der neuesten Musik zugehörenden Bühnenwerkes wurden konzertmäßig dargeboten. Was sich in Hindemith-Krells Pantomime: Der Dämon auf der Szene ereignete, war das denkbar Eindeutige. In der jüngst genannten Oper: Der Sprung über den Schatten wurden moderne Tänze mit einer Drastik gemimt, die nach Aussage eines namhaften Musikgelehrten Affen erröten machen könnte. In der „Geschichte eines Soldaten" verzerrt, parodiert, verhöhnt Igor Strawinsky den evangelischen Choral zur Begleitmusik einer überaus blöden Pantomime. Die Kritik stellt fest, daß das Publikum diese Aergernisse ohne Protest, sogar mit ungeteiltem Beifall aufgenommen habe. — Bei den Bayreuther Festspielen hat Siegfried Wagner Inszenierung und Leitung inne; auch verschiedene Entwürfe zu Dekorationen sind von ihm; die anderen stammen von P. v. Tonkowsky und Prof. Brückner (Koburg). In die Orchesterleitung teilen sich Dr. Muck, Balling, Fritz Busch und W. Kähler. Die Meistersingerkostüme wurden von Daniela Thode (Frau Cosimas Tochter) nach alten Meistern zusammengestellt. Die Gewänder zum Ring haben Hans Thoma und Arpad Schmidhammer entworfen. — Am 200. Geburtstage des Dichters Klopstock fand an seinem Grabe auf dem Ottenser Friedhof zu Altona eine Gedächtnisfeier statt. — Eine Aufführung von Schillers Räubern im Heidelberger Schloßhof hinterließ starke Eindrücke. Die herrliche Architektur dieser Freilichtbühne paßt freilich nicht zu allen Szenen des Stückes. Man half sich damit, daß man die Vorstellung spät beginnen ließ, so daß die einbrechende Dunkelheit, durch Fackelglanz und Scheinwerfer mäßig erhellt, die Dinge nur im unklaren Licht erblicken ließ. — Fritz Reuters 50jähriger Todestag (12. Juli) soll in allen Städten Mecklenburgs durch eine allgemeine Landes- und Volksfeier begangen werden; im Schweriner Landestheater werden sich Aufführungen der niederdeutschen Bühne anschließen. — Zu Vaduz im Fürstentum Liechtenstein werden Freilichtspiele veranstaltet. Man gibt „Herr Walther von der Vogelweide", ein Spiel des Göttinger Universitätslektors Rudolf Lorenz, voll mittelalterlicher Romantik. Der Erfolg war groß. Anfragen beantwortet das Spielkomitee der Freilichtspiele, Vaduz.

L. G. Oberlaender.

Volkstümliches Konzert des Rüdinger-Chors, München. Gottfried Rüdinger, der verdienstvolle Förderer der Volksmusik, veranstaltete am 8. Juli in Pasing ein volkstümliches Konzert unter Mitwirkung von Mathilde Rüdinger (Alt), Klein Minni (Sopran), Dr. Matthäus Römer (Lieder zur Gitarre), Karl Friedrich Seyfarth (Klavier) und Willy Hintermeyer (Zither). — Die Leistungen des gemischten und Frauenchors, die Rüdinger leitete, zeigten gründliche Schulung und waren gediegene Gesamtleistungen. Auf dem Programm standen nur bekannte, große Namen. Wegen seiner Frische und Kraft gefiel besonders das „Bayernlied" für ein- bis vierstimmigen gemischten Chor und Klavier, Text und Musik von G. Rüdinger. Mathilde Rüdinger sang, wie gewohnt, mit ihrem vollen, wohllautenden Organ sich dem Zuhörer in die Seele. Besonders schön trug sie aus den Hermann Hesse-Liedern „Abend" op. 30, Nr. 5, vertont von G. Rüdinger und aus den Eichendorff-Liedern „Der Freund", vertont von Hugo Wolf, vor. K. F. Seyfarth bewährte sich als einfühlender, exakter Begleiter am Klavier, doch war das Klavier ziemlich schlecht, was etwas störend wirkte. Dr. Matthäus Römer trug meist selbstvertonte Lieder zur Gitarre vor und erntete damit recht lebhaften Beifall. Bezaubernd wirkte die liebliche Sopranstimme und die reizende Erscheinung von Klein Minni, wundernett sang die Kleine unter anderen Liedern „Haidl bubaidl" (bearb. von G. Rüdinger) und „Sonne hat sich müdgelaufen" von Wilhelm Taubert. Der Tonkünstler Willy Hintermeyer, der seine Mitwirkung freundlichst zugesagt hatte, brachte wieder mit seiner alten Meisterschaft die neuartigen, hochstehenden Zitherkompositionen G. Rüdingers zu Gehör, was bei den gewaltigen Schwierigkeiten dieser Werke doppelt hoch anzuschlagen ist. — Die Oeffentlichkeit möge Rüdingers verdienstliches Wirken für die Volksmusik hochherzig und tatkräftig unterstützen, so bekommen wir von den Schätzen der Volksmusik und vor allem des Volksliedes zurück, was uns bereits verloren ging und bewahren, was bedroht ist.

Richard Oettl.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach schwierigen Verhandlungen sind die neuen Micumverträge abgeschlossen, aber schon am nächsten Tage nach vollzogener Unterschrift auf den nächstmöglichen Termin gekündigt worden; ein Zeichen, in welchem Masse unsere Industrie durch das sogen. Entgegenkommen enttäuscht worden ist. Nach dem alten Vertrage beliefen sich die an die Micum abzuführenden Kohlenlasten auf monatlich 31,5 Millionen Goldmark, weitere Lasten an Steuern usw. betrugen 10 Millionen. Die neuen Abmachungen bringen eine Kürzung dieser Summen um 12 Prozent. Lediglich um die etwas hellere politische Lage nicht wieder zu verfinstern, hat die Industrie dies ihr nur für kurze Zeit ertragbare Abkommen geschlossen, nachdem noch die Reichsregierung unsere Finanzen schwer belastende Zugeständnisse gemacht hat. Die Wirtschaftskrise hat im vergangenen Monat einen

bedrohlichen Umfang angenommen. Mit dem Anwachsen der Gestehungskosten, die die Arbeit unrentabel machen, ist die Stillegung einer Reihe von grossen Betrieben begründet worden. Diese drohenden Zeichen eines Erliegens haben die Zechenbesitzer endlich zu einer durchgreifenden Ermässigung der Kohlenpreise bestimmt. Eine der Ursachen unserer Unfähigkeit, mit dem Auslande in Wettbewerb zu treten, ist damit behoben. Die Industrie wird dem Beispiel der Zechenbesitzer im Preisabbau folgen müssen. Aber auch die fiskalische Tarifpolitik der Reichsbahn ist eine der wesentlichen Ursachen der gegenwärtigen Krisis. Nach einer Verlautbarung des Reichsverkehrsministeriums wird eine Prüfung der Tariffrage in Aussicht gestellt. Die Aussichten erscheinen nicht gerade günstig, das erhellt aus der Bemerkung, das Darniederliegen der deutschen Wirtschaft zeitige auch Rückgang des Verkehrs, was wiederum eine schlechte Ausnützung des gesamten Verkehrsapparates zur Folge habe. Eine Senkung der Gütertarife würde zweifellos diese mit Recht beklagte schlechte Ausnützung beseitigen. Die Reichsbahn, als die grösste Kohlenverbraucherin, zieht ja aus der Herabsetzung der Kohlenpreise grossen Nutzen, so dass sie im Interesse der Wirtschaft gut an eine Ermässigung der Tarife gehen könnte. Eine weitere Schwierigkeit für unsere Ausfuhr besteht, wie der Junibericht der Münchener Handelskammer ausführt, darin, dass unsere Kapitalschwäche zu möglichst kurzer Zielsetzung zwingt und daher eine deutsche Ueberlegenheit in Güte und Verkaufspreis vom Auslande durch Gewährung langgestreckter Zahlungsfristen wettgemacht werden kann. U. a. bemerkt der erwähnte Bericht: Wenn Kredit- und Steuerschraube weiterhin so unnachgiebig angezogen werden, wenn die Steuern nach den vorliegenden Mitteilungen 5—15—25% des Monatsumsatzes verschlingen, anstatt höchstens 1% in der Vorkriegszeit und dies aus einem schwächer und schwächer werdenden Wirtschaftsorganismus herauspressen, ist ein weiteres Umsichgreifen der Arbeitslosigkeit mit ihren gefahrbringenden Folgen unausbleiblich. Dass die Abwehr eines neuen, in seinen Folgen unabsehbaren Währungszusammenbruchs die rigorosen Massnahmen der Regierung bestimmt und dass Erleichterungen etwa durch reichlicher fliessende Auslandskredite nur deshalb nicht geboten werden können, weil die Reparationsfrage noch der Lösung harrt, dessen ist sich auch die Geschäftswelt bewusst. Zum mindesten muss jedoch, wie die Handelskammer betont, von den massgebenden Stellen gefordert werden, dass sie keine Stunde und keine Gelegenheit versäumen, um unsere Reparationsgegner auf den bei Fortdauer dieser Belastungen nicht abzuwendenden Niederbruch unseres Wirtschaftslebens hinzuweisen. Gelangen die Beratungen und Verhandlungen um eine endgültige Lösung des Reparationsproblems nicht bald zu einem erträglichen Abschluss, so wird das Beratungsergebnis schliesslich einen nicht mehr lebensfähigen Schuldner antreffen, und man wird auch hier sagen können: die Operation ist gelungen, der Patient ist tot.

Zur Behebung der **Agrarkrise** wird vielfach der Schutzzoll erörtert. Die Landwirtschaft würde gewiss anfangs daraus Nutzen ziehen. Allein die erhöhten Brotpreise, welche die Allgemeinheit zu tragen hätte, würden unbedingt erhöhte Arbeitslöhne und erhöhte Industriepreise herbeiführen und die Not der Landwirtschaft wäre wieder die alte. Von landwirtschaftlicher Seite werden Korn-Zertifikate angeregt. Diese sollen für die kommende Ernte an das Stickstoff-Syndikat gegeben werden, das der Landwirtschaft dafür Stickstoffdünger liefert, die Zertifikate aber von der Reichsbank diskontieren lässt. Nach der Ernte würden die Zertifikate von den Landwirten eingelöst. Die Lombardierung der erst wachsenden Ernte durch die Reichsbank würde mit so gewaltigem Risiko verknüpft sein, dass wir hier keinen möglichen Weg der Kreditgestaltung sehen können. Ein noch weitergehender Vorschlag ist, Erntegutscheine als gesetzliches Zahlungsmittel in den Verkehr zu bringen. Ein Geld also, dessen Deckung allen Gefahren unberechenbarer Naturereignisse ausgesetzt wäre. —

Die **Börsenwoche** begann wieder mit besonderem Interesse für Kriegsanleihe, das zu einer Hausse führte; die Höchstkurse konnten sich aber nicht behaupten, nachdem unkontrollierbare Gerüchte wissen wollten, dass die Ankäufer saturiert wären. Es kam täglich zu grossen Schwankungen in Kriegsanleihe. Man sollte jedoch die Aufwertungshoffnungen nicht überspannen! Auch für Montanpapiere herrschte Interesse. Der Grundton der Börse war überhaupt freundlicher. Verstimmung brachte dann die Goldbilanz der **Preuss. Staatsbank** (Seehandlung). Nach dieser beträgt das aus dem wirtschaftlichen Niedergang der Kriegs- und Nachkriegszeit gerettete Grundkapital einschliesslich der offenen Reserven 13 Millionen Goldmark, d. i. etwa 1/43 (560 Mill.) des Papiermarkkapitalbetrages oder etwas mehr als 1/10 des Goldmarkbetrages, den die der Staatsbank überwiesenen Kapitalbeträge, gemessen am Dollarkurs des Ueberweisungstages, darstellen. Die Börse schloss von diesem Institut auf die anderen Banken. Ueber die Zusammenlegung der Aktien äusserte sich die Leitung auf der Generalversammlung der **Deutschen Bank** dahin, dass die Aktien aus Prestigegründen über pari zu stehen kommen müssten, aber auch eine zu „dickflüssige" Zusammenlegung könne zu Schwierigkeiten führen. Die **Diskontogesellschaft** betonte auf ihrer Generalversammlung die Zusammenlegung so vorzunehmen, dass wieder



eine Dividende gegeben werden könnte. Bei der **Reichsbank** betrug der Gesamtbruttogewinn 63.8 Trill. M, davon rühren 44.1 Trill. M. aus dem Diskontgeschäft. Den Einnahmen stehen hohe Ausgaben gegenüber. Die Kosten der Banknotenanfertigung allein erreichten den ganz ungewöhnlich hohen Betrag von 32.8 Trill. M. Dazu kamen die Verwaltungskosten mit rund 10.9 Trill. M. Die Abdeckung der während des Krieges seitens der Reichsbank übernommenen Sicherheiten brachte einen Verlust von 7 Trill. M. Zuzüglich kleinerer Ausgabeposten ergibt sich eine Gesamtausgabe von 50.8 Trill. M, so dass ein Reingewinn von 13. Trill. M. errechnet wird.

Dem Geschäftsbericht der **Bayer. Handelsbank** entnehmen wir: Das rechnungsmässige finanzielle Ergebnis des Jahres 1923 ist ein Ueberschuss von 105,150 Bill., der bis zur Aufstellung der Goldbilanz vorgetragen werden soll. Die Verrechnung mit der Interessengemeinschaft unterbleibt diesmal, da sie mit der Aufstellung der Goldbilanz verbunden werden soll. Zu erwähnen ist noch, dass das Aktienkapital zunächst um 5 Mill. und dann um 10 Mill. auf insgesamt 65 Mill. erhöht wurde, wobei das erzielte Agio mit 340 Mill. der gesetzlichen Reserve zufloss. Gegenüber dem Zerfall des Papiermarkgeschäftes stellt der Geschäftsbericht fest, dass erfreulicherweise zu gleicher Zeit die ersten, wenn auch bescheidenen Anfänge des Wiederaufbaues auf Grundlage von Feingoldhypotheken ersichtlich wurden.

K. Werner, München.

Briefkasten.

Pugnator. Ihre Fragen können wir leider nicht beantworten. Wenden Sie sich zunächst an den Pfarrer oder den Chorregenten Ihrer Ortschaft, weiterhin an Ihr bischöfliches Ordinariat bzw. dessen Referenten für Kirchenmusik.

Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken
von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von
H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder kirchl. Artik., Devotionalien u. a.
Herder & Co., Freiburg i. Br.

Devotionalien,
Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle,
J. Pfeiffers relig. Kunst-Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6

Falzmaschinen
für Werkdruck und Zeitung.
A. Gutberlet & Co.,
Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert
Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate.
Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien
Krippen Kreuzwege Hl. Grab
in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur
Galvanoplastik.
Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe
jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen
Brems-Varain, Trier
Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker
Kevelaer, Rhld.
Verleger des Hl. Apost. Stuhles.
Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher
in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache. Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ. Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

Musikinstrumente
siehe Anzeige
J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Musikinstrumenten- und Saitenfabrik
Ammon Gläser, Erlbach i. Vogtl.
Weltbekannt als beste Bezugsquelle. Alleiniger Fabrikant der ges. gesch Bernhardts-Silberstahl-E-Saiten „Die Saite der Zukunft."

Optik aller Art
Theater und Prismengläser
Munck & Roggo, Rathenow.

TURMUHREN
B. Vortmann, Turmuhrenfabr. u. Metallgiess., Recklinghausen i W.

Uhrketten und Bijouterie,
Spezialität Doubléketten. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure.
Stockert & Co., Uhrketten und Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

WAFFEN aller Art



Drillinge, Doppelflinten, Repetierbüchs., Pistolen, Zielfernrohre, Feldstecher, Jagdmunition.
Waffen-Frankonia, Würzburg (Bayern) III.

Waffen aller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabrik G. Knaak, Berlin SW. 48.

Speditionstafel

Cassel:
Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.:
J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve:
Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

Münster i. W.:
Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

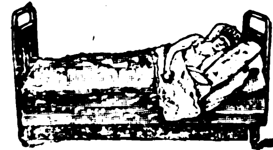
Passau-Bayern:
Internationale „Ispag" Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz:
O. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier:
J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.

Raummangel? Wohnungsnot?
beseitigen
„Schlafe patent" - Jaekel - Möbel

Ein Griff — Ein Bett



Preisliste 9 kostenlos. Chaiselongue Bett „Fürst Bülow" Preisliste 9 kostenlos
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München, Wienerstrasse 6.

Jeder Bezieher
der „Allg. Rundschau" genießt bei Aufgabe einer sog. „Kleinen Anzeige"
30 % Rabatt
auf den tarifmäßigen Anzeigenpreis. Die Kleinen Anzeigen in der „A. R." sind erfahrungsgemäß außerordentl. wirksam

Herzliche Bitte.
Ein armes Diasporakirchlein bedarf der Fortsetzung einer gründlichen Ausbesserung, wenn es nicht zugrunde gehen soll. Wer will weiterhin zur Ehre Gottes ein Scherflein spenden?
Kuratus Emil Hampel in Rothenburg (Lausitz).
Postscheckkonto: Berlin 81822

Morphium
Cocain. — Discrete langsame Entwöhnung ohne Berufsstörung. Schriftliche Anfragen an Dr. med Dientz, Boppard a. Rhein Nr. 108.

Bei allen Anfragen
beziehe man sich auf die „Allgemeine Rundschau".



WERKSTÄTTEN FÜR KIRCHLICHE KUNST
PARAMENTE FAHNEN
DIE HEILIGEN GEFÄSSE & GERÄTE
STÄNDIGE AUSSTELLUNG PROSPEKTE GRATIS

KEIN TISCH OHNE „MÜNCHENER LÖWENBRÄU"

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 29 München, 17. Juli 1924. XXI. Jahrgang.

Vorspiel zur Londoner Konferenz.

Von Dr. Otto Kunze.

Am 16. Juli tritt zu London die Konferenz zusammen, die den Knoten der Kriegsentschädigung endlich lösen soll. Schon viele Konferenzen waren damit beschäftigt, alle vergebens. Entweder kamen sie überhaupt nicht zu Beschlüssen, oder ihre Lösung des Problems stieß auf unüberwindliche Widerstände. Es hat keinen Zweck, die Geschichte von Spa, London 1921, Paris, Genua, Cannes noch einmal zu erzählen oder das Scheitern der letzten Pariser Zusammenkunft im Januar 1923 zu betrachten, auf die unmittelbar der Einmarsch ins Ruhrgebiet folgte. Entscheidende Anhaltspunkte, ob die neue Konferenz ein besseres Ergebnis zeitigt, erheben sich aus den früheren Versuchen nicht.

Vieles hat sich ja geändert. Herriot und Macdonald, auf die es zunächst ankommt, sind gründlich verschieden von ihren Vorgängern. Allein sie sind beide noch ziemlich neu in der großen Politik und können deshalb weniger nach ihren bisherigen Taten als nach ihren Gesinnungen beurteilt werden. Letzteres aber ist bei Staatsmännern immer mißlich. Was nützt es, wenn wir wissen: Macdonald und Herriot sind als demokratische Sozialisten überzeugt von der Güte und Vernunft der Menschen, glauben an den Fortschritt zum ewigen Frieden und lehnen Imperialismus und Militarismus ab? Zwischen solchen Grundsätzen und ihrer Verwirklichung liegt viel. Herriot namentlich muß eine schwere Probe ablegen, ob er die Politik Poincarés, die mit dem Gesetz der Trägheit Frankreich in ihrer Richtung weitertreibt, wirklich überwinden und neue Bahnen einschlagen kann. Das Vorspiel zur Konferenz war hierfür lehrreich genug. Es war äußerst dramatisch. Der französische Ministerpräsident fährt über den Kanal und macht mit dem britischen in der ländlichen Sommerstille von Chequers ein höchst vernünftiges Programm aus. Konferenz, neue Entente im Geist europäischer Befriedung. Kurz nachher geht die englische Einladung hinaus. Ihr Sinn ist ein vorsichtiges Verlassen der Grundlage des Friedens von Versailles. Die Wiedergutmachung wird ganz auf den Dawesplan gestellt. Der Reparationsausschuß soll dem Haager Schiedsgericht weichen. Die Sicherheit Frankreichs und die interalliierten Schulden sollen nicht erörtert werden. In Paris gewaltiger Lärm. Die Presse des bloc national ist wieder in großer Form. Poincaré hält neue Reden. Der Friedensvertrag, die Pfänder der Besetzung dürfen nicht fallen gelassen werden. Der Sturm gegen Herriot wird so stark, daß Macdonald eiligst herüberkommt und sich mit dem Kollegen noch einmal bespricht. Der Abschluß sieht beträchtlich anders aus als in Chequers. Vor allem bleibt die Schöpfung des Versailler Friedens, der Reparationsausschuß, auch für die neue Zahlungsweise zuständig. Nur wird ihm ein Vertreter Amerikas beigesellt, der die Belange der Geldgeber zu wahren hat. Wollen die Vereinigten Staaten keinen ernennen, so soll der Generalagent für die deutschen Zahlungen, nach dem Dawesplan ebenfalls Amerikaner, diesen Sitz einnehmen. Die Wirtschafts- und Verwaltungseinheit des Deutschen Reichs wird wieder hergestellt, sobald der Reparationsausschuß geurteilt hat, daß das Gutachten der Sachverständigen ausgeführt ist. Die Franzosen wünschen trotzdem unter der Marke „Strategische Sicherheit" die Regie der wichtigsten linksrheinischen Bahnen zu behalten und mögen auch die Besatzung nicht auf das Maß und die Befugnisse des Friedensvertrags zurückführen. Hier wird es noch harte Kämpfe geben, Klippen für die Konferenz, an denen sie scheitern kann. Mag Herriot noch so guten Willens sein, es kann ihm gehen wie Briand, der über die Konferenz von Cannes fiel. Und Herriot ist zwar Sozialdemokrat, aber kein deutscher Ideolog, sondern ein französischer Patriot. Frankreichs Größe und Sicherheit sind ihm mindestens soviel wert wie seine sozialistischen und pazifistischen Grundsätze. Und so besteht Herriot auf manchem, was für uns sehr hart ist. Wenn er sich hier sogar überraschend leicht mit Macdonald findet — wir denken z. B. an die Militärkontrolle — so rührt das gerade von der beiden gemeinsamen Gesinnung her. Männer der Linken, sehen sie ein Deutschland, das sich politisch immer mehr nach rechts entwickelt. Daß diese Entwicklung sehr stark die Schuld ihrer Vorgänger ist, kann ihr Verhalten nicht ändern. Denn die Folgen würde ja nicht Deutschland allein merken, sondern England und Frankreich mit. Es hilft nicht viel, wenn wir versichern, daß die Rechte ja nicht im Deutschen Reich regiert. Sie regiert in einzelnen Ländern, sie demonstriert bei unzähligen Gedenktagen und Denkmalsweihen, sie beherrscht die äußerlich parteilosen, verbreitetsten Zeitungen. Die Welt richtet sich darauf ein, daß morgen die Rechte in Deutschland herrscht, die Männer des Vorkriegs. Herriot hat es gewiß nicht schwer erreicht, daß nun doch vielleicht nicht auf, aber neben der Londoner Konferenz die Sicherheit Frankreichs vor einem deutschen Angriff neu erörtert wird. Ins Deutsche übersetzt heißt das: Den Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich aus der Welt schaffen. Diese Uebersetzung offenbart gleich die Schwierigkeit der Aufgabe. Jedenfalls auf Macdonalds Wunsch soll der Völkerbund mit ihr befaßt werden. So treten wohl in kurzem Entscheidungen an uns heran wie: Soll Deutschland dem Völkerbund beitreten? Was setzen wir der Neutralisierung des Rheinlandes unter dem Völkerbund entgegen? — Frankreich verlangt Sicherheit. Das Vertrauensvotum, das Herriot sich im Senat hart genug errang, ist ausdrücklich mit der Erwartung verbürgter Sicherheit belastet. Wir müssen unserseits das Problem anfassen, natürlich eben ins Deutsche verdolmetscht. Aktivität, nicht Passivität! Auf Aktivität aber ist wohl erst zu rechnen, wenn unsre Regenten und Parteien einmal davon abstehen, das gescheiterte Schiff Preußen-Deutschland retten zu wollen. Es bringt uns nie in den Hafen europäischen Friedens, nie zu Ansehen und Wohlfahrt. Die ganze Welt, Frankreich, England, Amerika an der Spitze, ist unerschütterlich entschlossen, ein preußisch bestimmtes Deutschland unter keinen Umständen wieder hochkommen zu lassen. Es wird sich noch einmal herausstellen, daß das Mißlingen der Abstimmung in Hannover, die preußischen Gelüste auf Thüringen, die Bewegung, den Artikel 18 abzuschaffen — alles in den Monaten des schwebenden Sachverständigenberichts — uns ganz erheblich geschadet haben. Wenn wir nicht die Kraft beweisen, unser Staatswesen mit neuem Geist zu erfüllen und diesen neuen Geist in neuen Formen auszuprägen, wenn wir kein europäisches Deutschland schaffen, verscherzen wir uns jeden Verdienst und Vorteil an der Neuordnung unsres Erdteils. Mögen wir dann selbst nach London eingeladen werden, es fehlt uns die gemeinsame Grundlage mit der Gegenpartei. Nur auf solcher Grundlage aber können wir zuversichtlich und überzeugend unsere berechtigten Forderungen geltend machen. Sie heißen: Wiederherstellung der deutschen Hoheit im besetzten Gebiet, Rückgabe der rheinischen Eisenbahnen in deutsche Verwaltung, baldmöglichste Räumung des Ruhrgebiets und der drei seit 1921 sanktionsweise besetzten Städte, völlige Heilung des Schadens an Ehre, Freiheit, Eigentum bei den Ausgewiesenen und Gefangenen, Gewißheit, daß 1925 streng nach dem Friedensvertrag die Besatzung aus der Kölner Zone abzieht. Und jetzt wollen wir sehen, wieviel Schritte weiter uns London bringt.

Weltrundschau.

Die Konferenz zu London ist am 16. Juli zusammengetreten. Vergleiche hierzu den Aufsatz: Vorspiel zur Londoner Konferenz. Die Antwortnote an Deutschland in Sachen der Militärkontrolle ist entgegenkommend gehalten, lehnt aber die vorherige Festlegung des Abschlusses der Kontrolle auf 30. September 1924 ab. Sie verlangt auch nochmals die Erfüllung früher besonders gestellter Entwaffnungsforderungen. Die Generalinspektion beginnt am 20. Juli.

Reichskanzler Marx hielt am 12. Juli zu Berlin eine Rede über den Dawesplan und die Konferenz. Er stellte fest, daß Deutschland bisher keine Einladung erhielt und daß durch die Pariser Abmachungen die Hoffnungen auf London ernstlich bedroht erscheinen. Deutschland stellt keine Bedingung als volle und aufrichtige Annahme des Gutachtens durch alle Beteiligten, wozu natürlich Wiederherstellung vertragsmäßiger Zustände und Erleichterung der deutschen Wirtschaft gehören. Deutschlands Eintritt in den Völkerbund würde der Kanzler begrüßen. Seine Aeußerung, er halte ihn noch nicht für spruchreif, sei entstellt worden in: nicht für erörterungsreif.

Der Prozeß gegen die Mörder des belgischen Leutnants Graff, ein Nachspiel aus dem Ruhrkampf, schloß mit der Verurteilung der Angeklagten Kaws und Engeler zum Tode. Das Gericht schlug sie gleichzeitig zur Begnadigung vor. Der dritte Angeklagte, Schwirrat, wurde freigesprochen. Die Täter hatten sich selbst dem Gericht gestellt, weil ein belgisches Kriegsgericht zwei Unschuldige verurteilt hatte.

Die Revision des Urteils gegen den vormaligen sächsischen Ministerpräsidenten Zeigner — 3 Jahre Gefängnis und Ehrenverlust wegen Bestechung usw. — wurde vom Reichsgericht verworfen.

Adolf Hitler hat seine Führerstelle in der nationalsozialistischen Arbeiterpartei niedergelegt und will sich für die Dauer seiner Haft jeder politischen Tätigkeit enthalten. An Hitlers Statt hat Ludendorff den bayerischen Landtagsabgeordneten Straßer zum Vertreter der nationalsozialistischen Partei in der Reichsführerschaft ernannt. Hiermit hat die großpreußische und kulturkämpferische Richtung bei den Völkischen gesiegt.

Dem Reichswirtschaftsrat ist eine Gesetzesvorlage für Schutzzölle auf Getreide, Kartoffel, Gemüse, Vieh und Fleischwaren zugegangen. Sie soll der Krisis der deutschen Landwirtschaft entgegenwirken.

Der Kongreß der dritten Internationale (Komintern) zu Moskau ergab eine Verschärfung der revolutionären Taktik und eine straffere Zusammenfassung der kommunistischen Parteien aller Länder unter russischer Leitung. Scharf kam der Gegensatz zur Sozialdemokratie zum Ausdruck. Zum Vorsitzenden des Vollzugsausschusses wurde einstimmig Sinowjew wiedergewählt.

Die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Sachverständigengutachtens.

Von Alfons Wild, Berlin.

II. (Fortsetzung.)

Auf der Grundlage dieser Voraussetzungen müßte sich nun eigentlich unter Befolgung der erwähnten Grundsätze ein System der Reparationsleistungen aufrichten lassen können, das Deutschland einigermaßen zufriedenstellt, soweit man überhaupt von Zufriedenheit bei Tributzahlungen sprechen kann. Die Konstruktion des Sachverständigenplanes ist leider weniger befriedigend, als es die Grundsätze und Voraussetzungen erwarten lassen. Der Grund hierfür ist in der falschen Einschätzung der wirtschaftlichen Möglichkeiten Deutschlands zu suchen.

Schon gleich einer der ersten Sätze des Gutachtens behauptet, Deutschland habe keine nennenswerten Verwüstungen erlitten. (Seite 5.) Ja, sind denn die Verwüstungen in Ostpreußen, die schrecklichen Folgen der Hungerblockade, die Zerstörungen und Beschlagnahme deutschen Eigentums im Ausland, der Verlust unserer Handelsflotte nicht nennenswert?

Ein eigener Abschnitt handelt sodann von den wirtschaftlichen Möglichkeiten Deutschlands. Darin heißt es, die gegenwärtigen Zustände in Deutschland gäben kein genaues Bild seiner potentiellen Leistungsfähigkeit:

„Deutschlands wachsende und arbeitsame Bevölkerung aber, seine große technische Begabung, der Reichtum seiner Materialquellen, die Entwicklung seiner Landwirtschaft auf fortschrittlichen Bahnen, seine hervorragende technische Wissenschaft, all diese Faktoren gestatten uns einen hoffnungsvollen Ausblick auf seine künftige Produktion." (Seite 6.)

Sicherlich ein sehr schönes Lob. Hoffentlich läßt sich diese Anerkennung deutschen Fleißes auch in Kredite umsetzen, die unserer kapitalarmen Wirtschaft not tun. Doch das Wachstum der Bevölkerung wird durch die wirtschaftliche Not stark gefährdet. Eine lange Fortdauer des heutigen Zustandes kann schreckliche Folgen haben, nachdem im Kriege viele blühende Leben vernichtet wurden und der Hunger die seit 1914 geborenen Kinder geschwächt hat. An der Arbeitsamkeit zehrt der politische Radikalismus, der selber wieder eine Folge der bisherigen Erpresserpolitik unserer Gegner ist. Daß es mit dem Reichtum unserer Materialquellen nicht mehr weit her ist, davon hätten sich die Sachverständigen leicht durch einen Blick in den Versailler Vertrag überzeugen können, der uns die Kolonien und wertvolle Provinzen im Osten, Westen und Norden raubte. Die Landwirtschaft schließlich ist im Rückschritt begriffen; von der intensiven Wirtschaft ist man vielfach zur extensiven übergegangen. Und zuletzt kommt es nicht nur auf die Erzeugung an, sondern auch auf die Absatzmöglichkeiten. Damit aber steht es für Deutschland sehr schlecht, nachdem fremde Industrien sich die besten Märkte der Welt gesichert haben.

Die Folgen des Währungszerfalls sind in dem Gutachten im allgemeinen richtig bewertet. Die Substanz ist zum größten Teil aufgezehrt, die Kapitalbildung unmöglich gewesen; da, wie der Bericht feststellt, auch die Gewohnheit zu sparen in Deutschland verschwunden ist, wird eine Neubildung von Kapitalien nur sehr langsam vor sich gehen. Moralpredigten helfen da nicht viel, zu hart wurde in der Inflationszeit die Tugend der Sparsamkeit bestraft. Für Kapitalbildung aber ist die Spartätigkeit gerade der kleinen Leute schlechthin unentbehrlich. Nun stellt der Bericht zwar fest (Seite 53), daß das flüssige Geld „stetig in feste Anlagen mit bleibendem innerem Werte" umgewandelt worden sei.

„Die Privatleute hatten Verbrauchsartikel gekauft, während Industrieunternehmungen ihre Anlagen im großen Maße erweitert hatten. Der Motor war in gutem, vielleicht außergewöhnlich gutem Zustand. Aber anscheinend fehlten die bewegende Kraft und das Schmieröl."

Diese Feststellung vom Fehlen des Schmieröls hätte eigentlich die Sachverständigen davor bewahren müssen, den festen Anlagen einen „bleibenden inneren Wert" beizulegen. Fabrikneubauten, Neuanschaffung von Maschinen sind wertlos, wenn das Betriebskapital fehlt. Und auch beim Vorhandensein des Kapitals sind sie nur dann volkswirtschaftlich wertvoll, wenn die Rentabilität durch die Absatzmöglichkeit gesichert ist. Wir haben zuviel erweitert, zu viel Kapital festgelegt. Die Krise, die aus der Beschneidung der allzu schnell aufgeschossenen Industrie entstehen muß, und die bereits begonnen hat, äußert sich nun nicht in der Weise, daß einfach nur die überflüssigen Fabriken still stehen, während die anderen voll beschäftigt sind und einen glänzenden Absatz haben. Vielmehr haben alle, auch die leistungsfähigeren Firmen unter der Krise zu leiden. Die Stabilität der Währung, die heute noch nicht erreicht ist — die Sachverständigen bezeichnen den heutigen Zustand mit Recht als labiles Gleichgewicht — wird zwar Besserung bringen, aber nur sehr langsam.

Bezüglich der Wirkungen der Inflation auf die Staatsfinanzen wird festgestellt, daß die eigenen, inneren Schulden Deutschlands „zum Verschwinden gebracht" worden seien. (S. 55) Aus dieser Feststellung zieht der Bericht jedoch nicht den Schluß, also sei Deutschland nun imstande, die Forderungen der Alliierten zu erfüllen. Im Gegenteil wird darauf hingewiesen, daß es ein Unterschied sei, ob Deutschland an fremde Staaten Zahlungen leiste, oder die Zinsen für seine inneren Schulden bezahle. In diesem letzteren Falle bilden nämlich die Zinsen einen Teil des Volkseinkommens, stellen einen Anreiz für die inländische Wirtschaft dar und „sind im besonderen selbst eine wichtige inländische Steuerquelle". Außerdem wird betont, daß das Verschwinden der Schuld letzten Endes auf Kosten der Steuerzahler vor sich ging. Es habe dieselbe Wirkung ausgeübt wie eine Abgabe zum Zweck der Schuldentilgung. Die unbestreitbare Tatsache, daß ein gewisser Teil der deutschen Steuerzahler „von dieser Erleichterung Nutzen gehabt hat, ohne selbst die Kosten getragen zu haben" (Seite 56), wird als Grund für eine besondere Besteuerung dieser Leute (die sogenannten Inflationsgewinnler) verwandt. Die Nutznießer der Geldentwertung zu fassen, ist eine Forderung auch deutscher Politiker, deren Gerechtigkeit wohl kaum bezweifelt werden kann. Das ist zwar leicht gesagt, aber schwer getan. Man denke nur daran, daß die meisten Gewinne, soweit sie wirkliche und nicht Scheingewinne waren, in feste Anlagen um-

gewandelt sind und jetzt eine weitere Belastung der deutschen Volkswirtschaft bedeuten, da sie die Rentabilität der Wirtschaft bedrohen, Arbeitslosigkeit hervorrufen, die Kaufkraft der Bevölkerung schwächen und die Absatzmöglichkeiten im Inland vermindern.

III.

Aus dieser Ueberschätzung der Zukunftsmöglichkeiten der deutschen Volkswirtschaft sind die hohen Ziffern der von uns verlangten Leistungen zu erklären. Die Leistungen (bestehend aus Barzahlungen und Sachlieferungen), die Quellen, aus denen Deutschland zu zahlen hat, die Sicherungen und Kontrollen, sowie die Art und Weise der Zahlungen bilden nun ein recht verwickeltes, scharfsinniges System. Die Höhe der Belastung ist aus folgender Zusammenstellung zu ersehen:

	Gesamt Summe	Zahlungen aus				
		dem Haushalt	Eisenb.-Obligationen	Eisenbahn-Steuer	Industrie-Oblig.	Deckung durch Anleihe
1. Jahr (24/25)	1000[4])	—	200	—	—	800
2. „ (25/26)	1220	—	595	250	125	250
3. „ (26/27)	1200	110	550	290	250	—
4. „ (27/28)	1750	500	660	290	300	—
5. „ (28/29) und folgende	2500	1250	660	290	300	—

Die aus dieser Zusammenstellung ersichtlichen Summen der einzelnen Jahresleistungen umfassen „Deutschlands gesamte Verpflichtungen gegenüber den Alliierten und Assoziierten hinsichtlich der durch den Krieg verursachten Kosten." (Seite 33.) Also außer den Reparationen und Restitutionen die gesamten Kosten aller Besatzungstruppen, die Salden des Ausgleichsverfahrens, die Kosten der Kontroll- und Ueberwachungsorgane, auch sämtliche Sonderzahlungen. Mit anderen Worten: Es gibt keine anderen Zahlungen mehr auf Grund des Versailler Vertrages, keine anderen finanziellen Verpflichtungen mehr, keine anderen Kontrollen und Sicherungen mehr als die in dem Dawes-Plane enthaltenen. Folgerichtig müssen die im Auslande beschlagnahmten Vermögen freigegeben werden, dürfen die im Besitz von Deutschen befindlichen Geschäfte im Ausland nicht mehr weiter behindert und unterdrückt werden. Auch der bisherige Zustand, daß im Laufe eines Jahres Forderungen namentlich in bezug auf Sachleistungen gestellt werden, die sich im voraus nicht berechnen lassen, muß jetzt aufhören.

Unter den Quellen, aus denen Deutschland seine Zahlungen zu leisten hat, nennt der Dawes-Plan zunächst den Reichshaushalt. Die Frage nach der Höhe dieser Zahlungen aus dem Haushalt wird mit der anderen Frage verbunden: „Wie kann der deutsche Reichshaushalt ins Gleichgewicht gebracht werden?" (Seite 20.) Eine äußere Anleihe zur Ordnung der Finanzen ist nach Ansicht der Sachverständigen nicht erforderlich. Dagegen sollen wir in den ersten beiden Jahren von allen Zahlungen aus dem Haushalt befreit werden. Die während dieser Zeit erforderlichen Sachleistungen sollen aus einer äußeren Anleihe gedeckt werden. Leider ist dies „Haushaltsmoratorium" nicht vollständig. Im zweiten Jahre (1925/26) müssen wir nämlich aus den Erträgen der Beförderungssteuer die Summe von 250 Millionen Goldmark streichen und für die Bezahlung der Vertragslasten aufwenden. Die Sachverständigen glauben, die Reichsregierung könne diesen Abstrich durch den Erlös aus den Vorzugsaktien der Eisenbahn, der auf 500 Millionen Goldmark geschätzt wird, ausgleichen. Etwas optimistisch ist es, wenn die Sachverständigen glauben, ein etwaiger Fehlbetrag könne durch eine innere Anleihe gedeckt werden. Leider erfreuen sich nämlich die Reichsanleihen in der Oeffentlichkeit keiner solchen Beliebtheit, daß in den nächsten Jahren mit einem nennenswerten Zeichnungserfolg gerechnet werden könnte. Die aus dem Haushalt des dritten, vierten und fünften Jahres zu leistenden Zahlungen sind nach der Meinung deutscher Wirtschaftskenner sicherlich schon zu hoch. Ganz besonders aber gilt dies von den Leistungen, die von dem Jahre 30/31 an zu tätigen sind. 1250 Millionen Goldmark Jahr für Jahr sind eine viel zu hohe Belastung des Haushaltes, auch wenn sich Deutschland so schnell erholt, wie es die Sachverständigen in einem schwer begreiflichen Optimismus erhoffen. Zu bedenken ist, daß wir jetzt einen Not- und Elendshaushalt haben, daß man nicht nur mit Erhöhungen der Besoldungsausgaben rechnen muß, die der Sachverständigenbericht nennt. Die Ausgaben für kulturelle Zwecke müssen unbedingt ganz beträchtlich gesteigert werden, soll der Bildungs- und Kulturstand des deutschen Volkes nicht noch mehr sinken.

Erfreulich ist gegenüber dieser Ueberschätzung der deutschen Leistungsfähigkeit die Tatsache, daß der Bericht die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes im Haushalt allem anderen voranstellt. Eine gewisse Sicherung bietet auch die vorgesehene Abänderungsmöglichkeit der oben genannten Summen. Die Erholung Deutschlands soll für die ersten 4 Jahre nach den Erträgen der kontrollierten Einnahmen bemessen werden. Im dritten und vierten Jahre soll darnach eine Herabsetzung oder Steigerung um eine Summe bis zu 250 Millionen Goldmark möglich sein. Für die weiteren Jahre soll ein Zuschlag zu den Leistungen hinzukommen, der nach einem komplizierten Wohlstandsindex errechnet wird. Da der „Wohlstand" Deutschlands jährlich hinter den Erwartungen (oder sollen wir sagen: Befürchtungen?) der Sachverständigen zurückbleibt, kommt dieser Index wohl kaum zur Anwendung. Eine nähere Betrachtung der Errechnung des Indexes erübrigt sich also. Erwähnt sei nur, daß die Sachverständigen Deutschland ausdrücklich den Hauptanteil am Wachstum des Wohlstandes belassen wollen, um so einen Anreiz zur Arbeitsamkeit zu geben.

Eine allgemeine Kontrolle des Reichshaushaltes als Sicherung für diese Zahlungen lehnt der Bericht ausdrücklich ab (Seite 37). Diese soll für den Fall vorbehalten bleiben, daß Deutschland seine Verpflichtungen aus dem Vertrag absichtlich nicht erfüllt. Hier ist leider eine Hintertür offengelassen, durch die Leute wie Poincaré in den kunstvollen Bau eindringen können, um dort ihre Verwüstungen anzurichten. Aber auch das eingeschränkte Kontrollsystem ist noch hart und schwer genug, um von uns als drückend empfunden zu werden. Dieses System, „eine Verbindung des eigenen Interesses (Deutschlands) mit latentem Drucke", (Seite 39) besteht darin, daß gewisse Sondereinnahmen den Gläubigern Deutschlands überwiesen und ihrer Aufsicht unterstellt werden. Dafür sind die Zölle, sowie die Abgaben auf Branntwein, Tabak, Bier und Zucker vorgeschlagen. Falls der Ertrag dieser Einkünfte den Betrag übersteigt, für den sie haften, soll der Ueberschuß der deutschen Regierung zugute kommen.

Eine besondere Bedeutung in dem System der Reparationsleistungen nehmen die Eisenbahnen ein. Bezüglich dieser Fragen haben sich die Sachverständigen ganz auf den Bericht verlassen, den der Engländer Acworth und der Franzose Leverve erstattet haben und der als Anlage 3 dem Hauptgutachten beigefügt ist. Diese Tatsache ist sehr zu bedauern; denn in dem Bericht der beiden Eisenbahnsachverständigen ist ein empfindlicher Mangel an Objektivität festzustellen. So versteigen sich die beiden Herren dazu, der deutschen Reichsbahnverwaltung „Größenwahn" vorzuwerfen (Seite 122). Bei manchen Stellen könnte man fast glauben, eine Streitschrift vor sich zu haben, nicht aber ein Gutachten. Es wird uns vorgeworfen, wir hätten zu großen Wert auf äußere Pracht der Bahnhöfe gelegt, hätten mehr als notwendig, Erneuerungsarbeiten vorgenommen, hätten zuviel Lokomotiven, Personen- und Güterwagen angeschafft. Ja daraus wird uns sogar ein Strick gedreht, daß die Bahn nach dem Grundsatz verwaltet wurde: „Die Staatsbahn hat in erster Linie für eine fortschreitende Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens zu sorgen, erst in zweiter Linie bezweckt sie die Erzielung von Ueberschüssen" (Seite 104). „Nach Ansicht der Sachverständigen ist ein völliger Bruch mit den alten Ueberlieferungen wesentlich" (Seite 28). Diese Forderung eines völligen Bruches mit der früheren Einstellung ist ganz und gar unverständlich. Gewiß mag man die kaufmännische Betriebsführung in den Vordergrund stellen, aber auch der Kaufmann darf nicht über dem Gelderwerb die Interessen der Kunden vernachlässigen. Der Amerikaner Henry Ford hat in seinem Buche „Mein Leben und mein Werk"[5]) mit Leidenschaft den Grundsatz der Dienstleistung gegen den des Gelderwerbes verfochten. Er ist durch seine Befolgung reich geworden, trotzdem er deswegen angefeindet und ausgelacht wurde. In dem genannten Buche widmet Ford sogar ein ganzes Kapitel den Eisenbahnen, dieses Kapitel fängt mit dem vielsagenden Satz an: „Nichts in unserem Lande bietet ein schlimmeres Beispiel für die Art, wie sich ein Unternehmen von dem Prinzip der Dienstleistung entfernen kann, als die Eisenbahnen." Wenn wir Deutsche uns gegen den Mißbrauch der Bahnen zur Profitmacherei wehren, so haben wir also eine Autorität für uns, die für ihre Kenntnis

[4]) Zahlen in Millionen Goldmark.

[5]) Henry Ford: Mein Leben und mein Werk. Deutsche Uebersetzung von Curt und M. Thesing. Verlag Paul List, Leipzig.



wirtschaftlicher Dinge das Zeugnis unleugbaren praktischen Erfolges beibringen kann. Es will auch fast bedünken, daß die Forderung nach dem völligen Bruch mit dem Grundsatz der Dienstleistung nur eine Rüge für die deutsche Reichsbahn sein soll, die den Fehler hat, in den Augen mancher Leute — zu gut zu sein. (Nach dem Lesen der Fordschen Betrachtungen über die amerikanischen Bahnen könnte man fast an einen gewissen Neid glauben.) So vollständig brechen, wie die Sachverständigen es zunächst verlangen, wollen sie nämlich selber nicht:

„Wir glauben, daß eine kaufmännisch geleitete Eisenbahngesellschaft die Erzielung einer angemessenen Reineinnahme als ihr Hauptziel betrachten muß, während sie allerdings gleichzeitig die fortschreitende Entwicklung des Wirtschaftslebens des Landes berücksichtigt und sorgsam darauf bedacht ist, das Huhn, das die goldenen Eier legt, nicht zu schlachten oder auch nur seine Leistungsfähigkeit zu verringern" (Seite 109).

In der Tat würde auch eine rücksichtslose Tarifpolitik die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie, die im Wettbewerb mit dem Ausland durch anderweitige Belastungen sowieso schon stark gehemmt ist, noch weiter einschränken. Da aber die Reparationen nur durch Ausfuhrüberschüsse finanziert werden können, wie die Sachverständigen selber feststellen, würde somit eine Uebertreibung der Gewinnpolitik bei der Bahn nur auf Kosten der Reparationsleistungen selbst gehen. Man versteht es also, daß das Dienstleistungsprinzip hinten wieder aufgenommen wurde, nachdem es vorn hinausgeworfen war.

Die Zahlungen, zu denen die Reichsbahn herangezogen werden soll, belaufen sich auf insgesamt 11 Milliarden. Die Reichsbahn soll in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. An der Spitze steht ein deutscher Generaldirektor und ein aus 18 Mitgliedern bestehender Verwaltungsrat, darunter 14 Deutsche. Die Interessen der Entente werden durch einen Eisenbahnkommissar wahrgenommen, der von den ausländischen Mitgliedern des Verwaltungsrates gewählt werden soll. Die Rechte des Kommissars sind in einer Satzung der Sachverständigen (Anlage 4 des Berichtes) genauer umschrieben. Sie sind außerordentlich umfangreich und umfassen u. a. die Berechtigung, alle Anlagen persönlich zu besichtigen, Berichte einzufordern, die Tarifpolitik zu überwachen, für den Zinsendienst der Obligationen zu sorgen.

Die Aktiengesellschaft „deutsche Reichsbahn" soll nun Obligationen herausgeben, die mit 5% jährlich verzinst und mit 1% jährlich getilgt werden. Um der Reichsbahn Zeit zur Reorganisation zu lassen, sollen die Zahlungen in den ersten drei Jahren ermäßigt werden, so daß sie erst im vierten Jahre die volle Höhe erreichen. — Solange in den Zahlungen kein Verzug eintritt, soll der Eisenbahnkommissar sich möglichst wenig einmischen. Seine Hauptaufgabe wird in der Entgegennahme von Berichten und in einer allgemeinen Ueberwachung der Interessen der Obligationsinhaber bestehen. Bedenklich wird die Tätigkeit des Kommissars erst dann, wenn ihm Rückstand in den Zahlungen die Möglichkeit gibt, von seinen Rechten Gebrauch zu machen. Hierbei kann er sogar Teile der Eisenbahn verpachten oder verkaufen (Seite 129).

Soweit wird es allerdings nicht gleich kommen. Nicht nur stellt der Bericht ausdrücklich fest, daß dem Deutschen Reiche das Eigentumsrecht an den Eisenbahnen verbleibt (Seite 126), sondern es sind auch einige Bestimmungen in den Plan hineingearbeitet, die bei vorhandenem gutem Willen die deutschen Interessen schützen können. So kann der Treuhänder die Bürgschaft der deutschen Regierung in Anspruch nehmen und die rückständigen Zahlungen aus den Ueberschüssen der kontrollierten Einnahmen (Zölle usw.) decken. (Seite 130.) Es ist wohl selbstverständlich, daß auch die deutsche Regierung von sich aus auf Grund der Bürgschaft für die Zahlungen aufkommen kann, auch wenn dazu andere Mittel aufgewendet werden müssen, als die Ueberschüsse der kontrollierten Einnahmen. Ferner ist ein Schiedsrichter vorgesehen, der neutraler Staatsangehöriger sein wird und vom ständigen internationalen Schiedsgerichtshof im Haag ernannt werden soll. (Seite 132.) Der Entscheidung dieses Unparteiischen, die endgültig ist, werden nach dem Entwurf der Satzungen Streitigkeiten unterliegen, die zwischen dem Reparationsausschuß, der Reichsregierung und der Eisenbahngesellschaft entstehen. Es wäre wünschenswert, wenn, wie Professor Weber in der obengenannten Broschüre verlangt, auch Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kommissar und der Gesellschaft oder der deutschen Regierung diesem Schiedsrichter unterbreitet werden könnten.

Für Bayern und die übrigen deutschen Länder ist folgender Satz des Gutachtens außerordentlich wichtig:

„Da nach dem deutschen Gesetz von 1920 die Zustimmung der deutschen Länder zu jeder Veräußerung oder Belastung der deutschen Reichsbahn nötig ist, soll die deutsche Regierung in dieser Beziehung alle erforderlichen Vereinbarungen mit den beteiligten Ländern treffen." (Seite 126.)

Wenn die bayerische Regierung ihre Ansprüche aus dem Staatsvertrag anmeldet, so ist also das Geschrei der Berliner demokratischen Presse darüber völlig überflüssig. Die Reichsregierung hat einfach die Pflicht, sich mit den Ländern über die Eigentumsrechte auseinanderzusetzen. Das Mindeste, was Bayern wohl verlangen kann, ist die Feststellung durch Reichsgesetz, daß durch die Umänderung der Reichsbahn in eine Aktiengesellschaft die Rechte Bayerns aus dem Staatsvertrag nicht berührt werden, daß also nach Beendigung der Konzession der heutige Rechtsstand wieder in Kraft tritt.

Auch während der Zeit, da die Eisenbahn im Betrieb der Aktiengesellschaft ist, wird eine Regelung möglich sein, die den bayerischen Wünschen nach Dezentralisierung entgegenkommt. Der Sachverständigenbericht läßt ausdrücklich die Einteilung der Bahn in mehrere Gruppen oder Systeme zu. (Seite 28.) Daß damit nur die Einteilung in Eisenbahndirektionen gemeint sein soll, wie von Mitgliedern des Reichsverkehrsministeriums behauptet wird, ist mehr als unwahrscheinlich. Sonst hätten nämlich die Sachverständigen nicht ausdrücklich darauf hingewiesen, daß bei der Einteilung in mehrere Gruppen die finanzielle Einheit gewahrt werden müsse, eine Selbstverständlichkeit bei der Teilung in einzelne Direktionen! Nun hat ein Teil der Presse behauptet, eine Einteilung nach Systemen entsprechend den bayerischen Wünschen bilde einen Präzedenzfall für etwaige Forderungen nach Beibehaltung des französisch-belgischen Regiesystems im besetzten Gebiet! Für diesen Mangel an Einsicht ein parlamentarisches Wort zu finden, ist schwer! Eine bayerische Gruppe der Eisenbahngesellschaft ist ja doch deutsch, während eine Gruppe der Regiebahnen französisch wäre! Die ganze Eisenbahngesellschaft soll aber doch deutsch sein. Wenn jetzt die Franzosen, auch ohne daß eine bayerische Eisenbahngruppe geschaffen wird, die Beibehaltung der Regie fordern, so können sie sich auf die Berliner Presse berufen, die einsichtslos genug war, gegen Bayern zu argumentieren, als sei in dem Gutachten nur von der finanziellen Einheit der Gesellschaft die Rede, nicht aber von dem deutschen Charakter der Gesellschaft. Das war kein Meisterstück, was sich die Berliner Presse hier wieder einmal geleistet hat!

Die letzte Quelle für die Reparationszahlungen soll die deutsche Industrie sein. Von dieser wird ein Beitrag von insgesamt 5 Milliarden Goldmark verlangt, „die durch erststellig hypothekarisch sichergestellte Obligationen dargestellt werden sollen, die jährlich mit 5 Prozent zu verzinsen und mit 1 Prozent zu tilgen sind." (Seite 30) Auch hier ist wieder ein Sicherungssystem eingeführt, das dem bei den kontrollierten Staatseinnahmen gleicht. Gegen diesen Teil des Planes werden deutscherseits am wenigsten Einwände erhoben werden können. Die Sachverständigen berufen sich auf das Angebot der Regierung Cuno, die die deutsche Wirtschaft mit insgesamt 10 Milliarden belasten wollte. Demgegenüber fordert das Komitee nur 5 Milliarden, da es die Landwirtschaft von der hypothekarischen Belastung ausnehmen will. Immerhin muß doch darauf hingewiesen werden, daß nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch die Industrie heute bei weitem nicht mehr denselben Grad an Leistungsfähigkeit besitzt wie zur Zeit der Regierung Cuno. Gerade der bedeutendste Teil der Industrie hatte in der Zwischenzeit die ungeheueren Lasten der Micumverträge zu tragen. Auch der außerhalb der Reparationsprovinz ansässige Teil der deutschen Industrie bietet keinen Anlaß zum Neid. Die tägliche Zahl von Konkursen redet eine deutliche Sprache! (Fortsetzung folgt.)

Zwei Hände.

Zwei Hände trafen sich beim Wandern
In eines dunklen Mantels Fluten,
Und froh — verstohlen vor den andern
Die beiden ineinander ruhten.

Es war ein Anfang und ein Ende,
Und doch ein Glück von klaren Gluten —
Es waren nur zwei warme Hände,
Die gläubig ineinander ruhten.

Alfred Kunze.

Die deutsche Frage am Rhein.

Von Dr. Albert Lotz, Brühl b. Köln.

Nicht allen mag es günstig erscheinen, augenblicklich die rheinische Frage wieder anzurühren. Sie ist aber nicht tot, und wenn gut deutsche Kreise sie liegen lassen, nehmen sich Internationale oder Separatisten ihrer an. Die Rheinländer selbst sind voll schwerster Sorge für ihre und Deutschlands Zukunft. Sie sehen, wie im unbesetzten Reich der im üblen Sinn preußische Geist wieder hochkommt: Reaktion, Schwertglaube, Staatssozialismus und Kulturkampf. Von letzterem zeugt neben Ludendorff der rheinische Fall von Bensberg (s. den Aufsatz von Schlang in diesem Heft). So erfahren die Rheinländer, daß sie bei Deutschlands Geschick zu wenig mitzureden haben. Schon das legt ihnen nahe, bundesstaatliche Selbständigkeit mit ihrem vollen Gewicht im Reichsrat zu begehren. Der folgende Aufsatz enthält sehr scharfe und bittere Wendungen. Aber sie erklären sich aus der rheinischen Not, die man besser zu Gehör kommen läßt als totschweigt. Wir haben Sorge getragen, daß auch der gegenteilige Standpunkt durch einen Rheinländer zu Wort kommt.
Die Schriftleitung.

Die Vorabstimmung in Hannover hat von neuem die preußische, genauer die deutsche Frage gestellt. Ohne Zweifel: wäre den Niedersachsen die Rückgewinnung der Beute von 1866 gelungen — im Gegensatz zu Bismarcks damaliger Methode freilich auf dem Wege verfassungsmäßigen Rechts —, dann wäre der erste Schritt zu einem föderalistisch gegliederten Großdeutschland getan gewesen. In Berlin weiß man das so sicher, wie man es fürchtet und hält es darum für angebracht, die stämmische Bewegung, die sich allenthalben immer lebenskräftiger regt, nach lange bewährtem Rezept zu drosseln. Negativ, indem man durch willige Preßorgane Föderalisten mit System zu Separatisten stempeln läßt oder, wo dieses plumpe, aber billige Manöver nicht mehr den gewünschten Erfolg bringt, positiv durch Aufziehen des bekannten Warnungssignals: preußische Klammer! Leute, die auch jetzt die deutsche und abendländische Gegenwarts- und Zukunftsproblematik noch nicht erfassen und auf den Leim kriechen, gibt's ja wohl genug. Für manche sind eben die Lösungsversuche von 1866, 1871 oder von Weimar Endgültigkeiten, Dogmen. Sie glauben daran, daß aus Blut und Eisen eine politische Idee geboren werden könne. „Preußens deutscher Beruf ist noch nicht erfüllt", schrieb der volksparteiliche preußische Landtagsabgeordnete Dr. von Campe während der hannoverschen Abstimmungsbewegung. „Mit Preußen zerfällt das Reich . . . Wer Preußen zerschlägt, zerschlägt das Reich . . . Preußens Größe ist Deutschlands Größe . . ."

Es ist natürlich, daß alle jene Einsatzpunkte der „Klammer" Wundlöcher im Reichsorganismus sind. Dort am schmerzlichsten, wo man am tiefsten einhackt und — wo es am wenigsten nötig wäre: in der deutschen Westmark!

Wir lehnen hier auf der rheinischen Grenzwacht selbst den leisen Verdacht ab, daß wir Preußen oder auch sonst jemanden brauchen, um unser Deutschtum zu bewahren. Noch entschiedener wehren wir uns gegen doktrinäre Verallgemeinerungen, die einer auf die Macht gestützten politischen Eitelkeit entspringen. Und ist vielleicht die seit 1918 unerträglich gewordene Gleichsetzung Preußens mit Deutschland, neuerdings gar mit Großdeutschland, etwas anderes als krankhafte Hochstapelei eines Gliedstaates? Der Selbsterhaltungstrieb ist auch auf politischem Gebiet eine naturgesetzliche Erscheinung. Aber müssen die anderen deshalb mit unsauberen Mitteln daran gefesselt werden? Müssen wir Rheinländer, die wir jetzt über fünf Jahre tätig, allerdings ohne Hurra, unsere kerndeutsche Art bewiesen haben, um borussischer Partikularinstinkte willen uns als „national minderwertig" verketzern und als „offene oder verkappte Sonderbündler" brandmarken lassen? Wer im unbesetzten Gebiet unsere rheinischen Menschen und die Verhältnisse kennt, der weiß, daß wir von französisch-Smeetsschen Neigungen ebenso frei und genau so weit entfernt sind wie der preußische Ministerpräsident oder Herr Erich Ludendorff. Wer aber vom Rhein und seinen Anwohnern nicht mehr weiß, als was gewisse Zeitungen darüber schreiben, dem geben wir weder das Recht noch die Fähigkeit, zu urteilen und zu verurteilen!

Von 1919 an haben die rheinischen Föderalisten geschwiegen. Loyal führten sie den Beschluß der Parteien aus, nach dem das Problem der organischen Neugliederung des Reiches solange unerörtert bleiben sollte, als fremde Einflüsse dabei geltend gemacht werden könnten. Sie taten das, obwohl viele schon damals der Ansicht waren, daß ein westdeutscher Gliedstaat keineswegs ein außenpolitisches Minus für Gesamtdeutschland bedeute. Für sie war und ist die „rheinische" Frage gar keine solche, sondern vielmehr eine großdeutsche und damit europäische Notwendigkeit!

Diese Ueberzeugung ist der tiefste, gleich im einzelnen zu belegende Grund dafür, daß wir es jetzt für Pflicht halten, nicht länger mit unserer Meinung im Hintergrund zu stehen. Der äußere Anlaß, uns nicht mehr an das Schweigegebot gebunden zu fühlen, liegt in den immer unverhüllteren, anmaßenderen großpreußischen Herausforderungen!

Die dürfen nicht ohne Antwort bleiben, wenn tagespolitischen, übrigens bloß vermeintlichen Konjunkturrücksichten nicht der große und wichtigste deutsche Zukunftsgedanke geopfert werden soll. Eines verlangen wir aber mit allem Nachdruck dabei: daß man uns die Legalität unserer Absichten zugesteht. Was wir erstreben, der westdeutsche Bundesstaat, ist nicht nur eine Angelegenheit unserer nationalen Verantwortung und Ehrenhaftigkeit, sondern gleichzeitig eine gesetzmäßige, aus Art. 18 RV. sich einwandfrei ergebende politische Reform. Ueber die Opportunität mag man sachlich streiten — über die Rechtlichkeit ist jedes Wort verloren. Wen es aber nun, außenpolitisch gesehen, immer noch verfehlt dünkt, die deutsche Frage am Rhein zu diesem Zeitpunkt in föderalistischem Sinne zu lösen, der ziehe einmal folgende Vergleiche:

Im März d. J. erklärte Justizrat Mönnig als Chef der Rheinischen Zentrumspartei, also der stärksten und ausschlaggebenden politischen Organisation im besetzten Gebiet: „Wir sind keine Gegner von Preußen; wir sind Preußen und wollen es bleiben. Die preußischen Beamten sind für uns einfach selbstverständlich, wie in jedem Hause der Vater regiert."[1])

An diesem Ausspruch messe man dann die franco-belgische Stimmung: La Prusse c'est la guerre! Jüngst starb der edle französische Baron D'Estournelles de Constant, der durch seine Lebensarbeit für das Zusammenwirken deutscher und romanischer Kulturkräfte hinlänglich geschützt sein dürfte, als Poincarist angesehen und eingeschätzt zu werden. Der hat einmal die Besorgnis der Besten seines Landes in die Worte gefaßt: Unser Werk würde gelingen, mais la Prusse . . ." — Es soll hier nicht untersucht werden, ob und wieweit solche Meinungen irrig oder berechtigt sind. Es genügt zu wissen, daß sie sind.

Nach wie vor, das sollten wir doch nicht vergessen, fürchtet und haßt man in Frankreich wie wohl auch sonst im gegnerischen Ausland Friedrichs II., Bismarcks und Treitschkes kürazgewordenes Gedankengut als eine Art Symbol Preußen-Deutschland. Lagarde hat gelegentlich geschrieben, alles habe sich in ihm empört, wenn er Machiavelli in Bismarck nach Deutschland versetzt fand. Schlechthin unideal sei dessen Gebaren, ein Hohn auf alles Deutsche. Preußens Staatsauffassung sei überhaupt undeutsch, sie stamme vom heidnischen Rom. Und wenn H. Platz von Treitschke sagt[2]), er sei es gewesen, der „mit Fanatismus die rein machtpolitische Linie Preußen-Deutschlands unterbaut und übersteigert" habe — so ist das eine Erkenntnis, die leider auch drüben aufs gefährlichste wirkt. Ein französischer Student, ein begeisterter Jünger Marc Sangniers, wies in einer Unterhaltung über die inneren Friedensmöglichkeiten zwischen seinem und unserem Vaterland auf jene Worte des „eisernen Kanzlers" hin, die 1866 von ihm einem hannoverschen Minister entgegengeschleudert wurden: „Es handelt sich um die heiligsten Interessen Preußens, und wo es sich um die Existenz Preußens handelt, kenne ich kein Recht." Das nennt man, so fuhr dieser Franzose fort, bei uns l'esprit de Potsdam.

Wie gesagt: Schlagworte dieser und ähnlicher Prägung brauchen nicht wahr zu sein. Aber sie tun ihre Wirkung. Furcht, Haß, Vernichtungswille auf ewig sind ihre schaurige, friedlose Zeugung. Wahrhaft realpolitisches Denken darf nach alledem die Logik für sich beanspruchen, wenn es zu dem Schluß kommt, daß der Wunsch nach dem westdeutschen Bundesstaat außenpolitisch weit weniger gefährlich ist als allzu stark betontes Preußentum!

Jede Verschlechterung der internationalen Lage, einerlei aus welchen Ursachen heraus, wollen gerade wir Rheindeutsche vermieden sehen. Der Oberpräsident unserer Provinz hat in seinem jüngsten, recht deutlichen Warnruf an Berlin darüber keinen Zweifel gelassen: Wir wollen, daß man durch Annahme und Durchführung des Sachverständigen-Gutachtens Befriedung schafft; nicht aber daß man mit unserer Vaterlandsliebe und -treue Experimente macht! So ist es. Zuallererst Verständi-

[1]) Köln. Volksztg. Nr. 354 (Sperrungen von uns).
[2]) Deutschland-Frankreich und die Idee des Abendlandes 1924. S. 22.

gung, Versöhnung und beiderseitig ehrlicher Friede — das ist der Wille des Rheins! Weil bei uns der echte nationale Gedanke lebt, der um des großen Ganzen willen opfert und leidet, eben darum ist auch die Friedensidee so mächtig in uns. Paraden machen wir nicht, wir enthüllen auch keine Kriegs- und Regimentsdenkmäler, völkische Säbelgelüste gedeihen erst recht nicht in unserer Luft. Aber wir lieben unser Deutschtum und unsere Heimat, indem wir mit Selbstverständlichkeit deutsch handeln und dem Vaterland mit dem dienen, was dem rheinischen Volksstamm eigenartig ist.

Noch immer wirkt hier uraltes geistiges Erbe: Die Brücke zu sein zwischen Ost und West! Zu Karls des Großen Zeit ist unser Stromland kulturell und politisch Ausgangs- und Mittelpunkt christlich-abendländischer Geschichtsauffassung geworden. Das weite Frankenreich gestaltete sich am Rhein sinnbildlich für übernationale Ergänzung und Verbundenheit. Zwischen Weser und Seine, im alten Mittelreich, ist die Heimat und die Stätte höchster Strebigkeit der mittelalterlichen Kultur. Wo entstanden die gigantischsten Dome? Wo brauste am heiligsten der Geist von Cluny und Assisi? Wo lehrten Thomas und Albertus Magnus? Dort, wo romanische Form mit germanischem Geist, wo deutsche Tiefgründigkeit mit fränkischer Anregungskraft, wo Innerlichkeit mit lebendigem Elan sich verbindet: in den Ländern am Rhein. Hier feierten die ersten Kulturelemente, die seelischen Energien Europas ihre Hochzeit, der das christliche Abendland entsproß. So haben wir Rheinländer unsere eigene rheinisch-deutsche Kulturaufgabe. Geschichte und Volksart begründeten sie. Um sie erfüllen zu können, bedürfen wir ererbter, nicht aufgezwungener Willenshaltung: Katholisch, nicht protestantisch, großnicht kleindeutsch, abendländisch, nicht slawisch, traditional, nicht kolonial denken wir. Wir sehen die Reichsidee von Aachen, Mainz und Frankfurt; wir lieben den gotischen Gedanken des Kölner Doms — nicht aber den engen Geist und den barschen Stil des Kultur-Raffke Berlin. Und dann — im Film „Fridericus Rex" sagt der junge Kronprinz, als ihn zwei preußische Grenadiere in Küstrin einliefern, auf die beiden Soldaten deutend zu dem Begleitoffizier: „Das ist der Sinn Preußens!" Ja — des Rheinlandes Sinn waren militaristische Lebensauffassung und zweckrationale Gewaltallmacht niemals.

Wir glauben inbrünstig an unsere Sendung. Im rheinischen Volksstamm vereinigen sich die geistigen Kräfte der Gegenwart und der Tradition. Für Großdeutschland Freiheit und Einigkeit der Stämme — für Europa Freiheit und Einigkeit der Nationen: darin liegt die deutsche Frage am Rhein begriffen. Professor Schmittmann, der sich unlängst so unerschrocken für Hannover einsetzte, beschließt seine Broschüre „Preußen-Deutschland oder deutsches Deutschland?"[3]) mit den Worten: „Die preußische Vorherrschaft muß sterben, damit das neue Deutschland lebe. Es lebe das deutsche Deutschland!" Und mit ihm und durch es — so möchten wir, Nitti parodierend, hinzufügen — das befriedete Europa, das christliche Abendland!

[3]) Bonn 1920. Verlag Marcus & Weber.

Kulturkampf am Rhein!

Von F. Schlang.

In unmittelbarer Nähe der katholischen rheinischen Metropole Köln liegt inmitten einer herrlichen Landschaft eines der schönsten deutschen Schlösser: Bensberg. Erbaut als Jagdschloß des prunkliebenden Kurfürsten und katholischen Herzogs Jan Wellem (Johann Wilhelm) in der Zeit von 1706—1710, setzte es selbst das verwöhnte Auge Johann Wolfgang von Goethes bei seinem Besuche im Jahre 1774 in Staunen und Entzücken. Namhafte Künstler der damaligen Zeit, wie die Italiener Belluci, Zanetti und Pellegrini und der Holländer Weenix machten aus dem „kleinen Versailles" einen wahren Prachtbau. Die Stürme der französischen Revolution brausten auch über das Rheinland, und in die Prunksäle des Schlosses legte man Tausende von Kranken, von denen die meisten als Tote wieder hinausgetragen wurden. Jahrelang diente Bensberg als Militärlazarett.

Als das Rheinland an Preußen fiel, wurde Bensberg unter Friedrich Wilhelm III. in ein Kadettenhaus „umgewandelt". Den Umbau leitete ein preußischer Hauptmann. In welcher Weise er vor sich ging, darüber macht der protestantische Erzieher am Kadettenkorps, Neubourg, in seiner Jubiläumsschrift: „Zum fünfzigjährigen Stiftungsfeste des Kadettenhauses" recht bemerkenswerte Mitteilungen. Er schreibt:

„Die Einrichtung zu einem Kadettenhause mußte ja notwendig das Gebäude seines früheren Charakters berauben; ob aber nicht die Leiter des Neubaues bei größerer Rücksichtnahme auf die Vergangenheit des Schlosses imstande gewesen wären, von der alten Herrlichkeit mehr zu erhalten, ist eine andere Frage. Die fürstliche Pracht schwand vollständig, die reichen Stukkaturarbeiten, die kunstvollen Malereien gingen unter, die hohen Balkone an den Flügeln und in der Mitte des Gebäudes fielen; die Decken der hohen Säle mit den schönen Deckenfiguren wurden durchbrochen und die marmornen Kamine herausgerissen (letztere kamen zum Teil nach Schloß Stolzenfels, die prachtvollen Jagdgemälde von Weenix, die die besondere Aufmerksamkeit Goethes erregt, befinden sich in der alten Pinakothek in München. D. Verf.). Nur die beiden Säle im dritten Stockwerk der beiden vorderen Türme behielten ihre Freskobilder. . . . . Unter allen Zerstörungen, welche sich an den Umbau anknüpften, war das Betrübendste die Vernichtung der großen und schönen (katholischen, d. Verf.) Kapelle. Dieselbe war ganz mit Blei gedeckt und innen zum Teil mit Marmor bekleidet; korinthische Säulen erhoben den Chor. Weshalb die Kapelle fallen mußte, ist wohl heute noch nicht ganz aufgedeckt; sie sollte wegen der unvollendeten inneren Einrichtung für die Zwecke des Gottesdienstes unbenutzbar sein und den Raum beengen. Die Kapelle erwies sich als so fest gebaut, daß Menschenhand sie nicht zerstören konnte, es mußte Pulverkraft angewendet werden. Ueber der ganzen Arbeit schien ein Unglücksstern zu walten; bei dem Sprengen der Mauern verunglückten infolge einer unzeitigen Explosion des Pulvers 7 Menschen. . . ."

Bis zum November des Jahres 1918 blieb Bensberg Kadettenanstalt. Dann wurde es mit fremden Truppen belegt, erst mit Neuseeländern, dann Schwarzen, Farbigen und Franzosen. Das Schloß erlebte recht unglückliche Tage. Die Soldateska ging nicht gerade schonend mit der Inneneinrichtung um, der äußere Bau litt, da keine Reparaturen ausgeführt wurden, sehr und befindet sich z. Zt. in starkem Zerfall. Seitdem nun das Schloß von der Besatzung freigegeben ist, ist die Frage nach seiner Zukunft spruchreif. Ueber die Zukunft des Schlosses hat der preußische Staat zu bestimmen, in erster Linie das preußische Kultusministerium, und dann wohl auch das Finanzministerium. Die beste Bestimmung ist zweifellos die von der zu 95% katholischen Bevölkerung Bensbergs gewünschte: nämlich die Umwandlung in eine Jesuitenanstalt. Der Jesuitenorden, der in Godesberg am Rhein ein Internat unterhält, das den im Rheinland bestehenden Bedürfnissen aber bei weitem nicht mehr entspricht, könnte keinen geeigneteren Platz als Schloß Bensberg finden, um seine Zöglinge unterzubringen. Zu einem anderen Zwecke als zu einem Internat ist Bensberg überhaupt nicht verwendbar.

Nachdem die übrigen sechs ehemaligen Kadettenanstalten Preußens dem Namen nach in paritätische, in Wirklichkeit aber protestantische Erziehungsanstalten umgewandelt worden sind (1923 gab es in diesen sechs Anstalten von 1550 Schülern nur 100 Katholiken, von 46 Direktoren und Studienräten nur 4 katholische!) wäre es nicht mehr als recht und billig, wenn man Bensberg den Katholiken überlassen würde. Das preußische Kultusministerium will nun auch in Schloß Bensberg ein „paritätisches" Internat einrichten, worauf sich eine humanistische und reale Vollanstalt aufbauen soll. — Ein solches paritätisches Internat dürfte die rheinischen Katholiken unter gar keinen Umständen zufriedenstellen. Die Internatserziehung ist Ersatz der Erziehung im Elternhause und muß deshalb im Geiste des Elternhauses auch konfessionell gestaltet sein. Zu einem „paritätischen" Internat im preußischen Sinne haben die rheinischen Katholiken kein Zutrauen. Es würde sich um nichts anderes als eine protestantische Erziehungsanstalt inmitten einer fast rein katholischen Gegend handeln. Während die Protestanten in Godesberg ein privates Pädagogium größten Stiles besitzen, fehlt uns deutschen Katholiken sogar im Rheinland eine derartige Anstalt. Schloß Bensberg würde sich vorzüglich hierzu eignen.

Was aber geschieht? In der gesamten nichtkatholischen Presse Deutschlands erhebt sich ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen den katholischen Vorschlag. Die deutschen Katholiken und die rheinischen im besonderen werden verdächtigt und verleumdet. Man führt einen Kampf gegen sie, der an die schlimmsten Zeiten des unglückseligen Kulturkampfes erinnert. Die deutschnationale preußische Landtagsfraktion hat — bezeichnenderweise aber erst kurz nach den Reichstagswahlen — eine Anfrage gestellt, in der eine den Katholiken gerecht werdende Lösung abgelehnt wird. Die gesamte protestantische Presse, vom evangelischen Pressedienst bis zur Deutschen Zeitung tobt. Der Kampf ist sogar bis an die deutsche Ostgrenze getragen worden, wo die in Insterburg erscheinende Zeitung „Völkischer Wegweiser des Ostens" die rheinischen Katholiken in einer Weise beschimpft, wie wir es noch selten

erlebt haben. Aus dem betreffenden Artikel nur wenige Sätze: „Die Gegenreformation auf dem Marsche! Schloß Bensberg — den Jesuiten???" So lautet die Ueberschrift. Nachdem dann das Schloß beschrieben ist, heißt es:

„Das alles muß gesagt sein, um die Begehrlichkeit jener Macht zu verstehen, die in bekannter Heimlichkeit, aber auch mit bekannter Rücksichtslosigkeit dies nach Lage und Schönheit unvergleichliche Besitztum des deutschen Reiches bzw. preußischen Staates an sich reißen will. Jesuiten sind auf dem Anmarsch nach Bensberg! Die Bildungsanstalt deutscher Wehrmacht steht in Gefahr, eine Bildungsanstalt römischer Weltmacht zu werden.... Alles scheint in schönster Parteiharmonie zu sein, um die verkappte Preisgabe des Schlosses Bensberg an die Jesuiten auf „legalem" Wege durchzuführen. Es handelt sich letzten Endes um die Schaffung einer Lehrzentrale jesuitischer Kultur, um die Gründung einer römisch-katholischen Propaganda-Hochburg für die gesamte Westmark, die bei der stiftungsgemäßen gegenreformatorischen Einstellung des Jesuitenordens das Einfallstor in die protestantischen Kreise des bergischen und rheinischen Westens werden soll. Nichts beleuchtet besser den Ernst dieser, den konfessionellen Frieden und die religiöse Freiheit bedrohenden Gefahr als die jüngst gefallene Auslassung eines eifrigen Wortführers des Jesuitismus, der in Verbindung mit diesen Plänen äußerte, daß man in 100 Jahren mit dem Protestantismus in Deutschland fertig zu sein hoffe."

In diesem Tempo geht es weiter. Zum Schlusse heißt es dann:

„Was wird gespielt?? Wer ist Gewinner?? Kein Fußbreit deutschen Landes am Rhein wird aufgegeben!! Kein deutscher Ausverkauf am Rhein!! Auch nicht zugunsten Roms und der Jesuiten!!"

Dieser Schmähartikel paßt ganz zu der unglaublichen Hetze, die zurzeit gegen den Jesuitenorden eingesetzt hat. Der furor protestanticus wütet. Ein Religionskrieg, von blindem Fanatismus entfacht, macht auch nicht vor den Toren des besetzten Gebietes Halt. Es ist Aufgabe und Pflicht aller Katholiken, sich demgegenüber zur Wehr zu setzen. Die Bensberger Schloßfrage geht jeden Katholiken an; denn es handelt sich nicht allein um die Bestimmung des Schlosses, sondern darum, ob es sich die Katholiken gefallen lassen wollen, auch heute noch als Staatsbürger zweiter Klasse und national minderwertig betrachtet zu werden. Wollen sie eine Behandlung erdulden, die von Hochmut, Willkür und Verachtung eingegeben ist?

Reiseeindrücke von einer Englandfahrt.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen.

Ein besonderer günstiger Umstand bot mir kürzlich Gelegenheit, auf dem Wege über Holland nach England zu reisen. Es mag dem einen oder anderen Leser der Allgemeinen Rundschau nicht unerwünscht sein, zu erfahren, welche Eindrücke sich dem deutschen Besucher im Ausland zurzeit aufdrängen.

I.

Zunächst dürfte interessieren, welche Ansichten über Deutschlands Lage und Zukunft man im internationalen Bahn- und Schiffsverkehr und in der Einzelunterhaltung zu hören bekommt. Ich hatte auf meiner Reise vielfach Gelegenheit, nicht nur mit Engländern, sondern auch mit Amerikanern, Australiern usw. über diese Dinge zu sprechen. Selbst soweit es sich um deutschfreundliche Persönlichkeiten handelte, muß ich das Gesamturteil dahin zusammenfassen, daß eine größere Kreditgewährung, außer vielleicht der im Dawes-Gutachten vorgesehenen, sei es an Deutschland als solches oder auch an deutsche Firmen, mögen sie auch noch so groß sein, vorerst nicht zu erhoffen sein wird. Man betrachtet Deutschland trotz allem als böswilligen Schuldner und auch für Geschäftsabschlüsse mit deutschen Firmen besteht zurzeit wenig Meinung. Die geschäftliche Unmoral, die mit der Inflationszeit in Deutschland in weitem Umfang eingerissen war und in der deutschen Rechtspflege eine Zeitlang ihre Stütze fand, hat unserem internationalen Ansehen unermeßlichen Schaden zugefügt. Wegen der Möglichkeit von Streiks usw. glaubt man mit Vertragserfüllung seitens der deutschen Firmen nicht unbedingt rechnen zu können.

Man erwartet von uns — und darüber ist sich auch die englische Arbeiterschaft einig —, daß wir uns auf der Grundlage des Sachverständigengutachtens unterschriftlich zur Leistung ziffernmäßig genau bestimmter Reparationssummen verpflichten und diese übernommene Verpflichtung auch wirklich einhalten. Wehe Deutschland — so sagt man —, wenn es unterschreibt, aber nicht hält. Darum muß es auch weiter heißen: Wehe, wenn sich eine deutsche Regierung fände, welche Unerfüllbares unterschreiben würde!

Sobald wir unsere Unterschrift geleistet haben werden, dürften uns aus Gründen des äußeren Eindrucks einige kleinere Vorschüsse gewährt werden, ein Umstand, der u. a. der internationalen Börsenspekulation wieder willkommenen Anlaß zu einer vorübergehenden Betätigung auf dem deutschen Aktienmarkt bieten wird. Aber die erwünschten großen Anleihen werden, wenigstens soweit England in Frage kommt, nach einer weitverbreiteten Meinung vorerst ausbleiben. Man steht in England auf dem Standpunkt, daß sich Deutschland zunächst selbst helfen und gesunden müsse.

Als zurzeit fähigsten Kopf des deutschen Wirtschaftslebens betrachten deutschfreundliche Engländer und Amerikaner den Reichsbankpräsidenten Schacht, dessen Verdienst es sein werde, auf Grund der systematisch und gewollt im Inland erzeugten Geldknappheit das seinerzeit ins Ausland verschobene Geld wieder zurückgebracht zu haben.

Als Hauptschuldigen am Krieg betrachtet das englische Volk den deutschen Exkaiser. Wenn auch die englische Intelligenz gewissen Vorbehalten nicht unzugänglich ist, so ist doch die Meinung des breiten englischen Volkes über die Hohenzollern eine derartige, daß allgemein versichert wurde, es werde unbedingt wieder zu kriegerischen Verwicklungen kommen, wenn Wilhelm II. wieder nach Deutschland zurückkehren würde oder er bzw. der deutsche Kronprinz wieder ans Ruder käme.

Im übrigen ist das Interesse des Auslands, insbesondere Englands für Deutschland keineswegs ein so hervorragendes, wie wir auf Grund unserer täglichen Zeitungslektüre annehmen möchten. Der deutsche Zeitungsleser steht nach wie vor unter dem Eindruck, als ob Deutschland im Mittelpunkt des Weltinteresses stünde. In Wirklichkeit liest man aber in englischen Zeitungen oft tage- und wochenlang kaum eine Zeile über deutsche Verhältnisse. Um so gefährlicher sind dann natürlich die von Zeit zu Zeit in sensationeller Aufmachung gebrachten Nachrichten über Einzelereignisse in Deutschland. Im allgemeinen hatte ich den Eindruck, daß das Schicksal Deutschlands im Ausland nur soweit interessiert, als dabei ein business herausspringt.

Eine Reise nach England kann gegenwärtig nur solchen Deutschen empfohlen werden, die einigermaßen der englischen Sprache mächtig sind oder wenigstens bei Bekannten Anschluß finden. Man trifft nur ganz selten einen Menschen, der einige Worte Deutsch versteht. Insbesondere auch in den Hotels sind all die deutschsprechenden Portiers und Kellner verschwunden, welche systematisch ausgewiesen wurden. Deutsche Arbeitsuchende haben zurzeit keine Aussicht, in England überhaupt die Landungsbewilligung zu bekommen. Ein deutscher Mitreisender z. B., der bereits im Besitze des englischen Visums war, wurde bei der Landung in Folkestone rücksichtslos zurückgewiesen, als er auf die Frage nach dem Zweck seiner Reise angab, daß er eine Arbeitsgelegenheit aufsuchen wolle. Es wurde ihm bedeutet, daß England zurzeit selbst genug Arbeitslose habe. Besondere Einreiseschwierigkeiten wurden übrigens sowohl in Holland als auch in England den russischen Reisenden gemacht.

Leider muß an dieser Stelle über gewisse deutsche Auslandreisende ein Wort gesagt werden. Es wurde oben bereits angedeutet, daß man in England zurzeit kaum ein fremdsprachiges Wort hört. Dies trifft auch auf die französische Sprache zu. Um so peinlicher wirkte ein Vorfall bei der Landung in Folkestone. Eine recht laut auftretende deutsche Familie, deren Sprößling bei der Vorbeifahrt an den Befestigungswerken von Dover in auffälliger Weise mit seinem Filmapparat zu kurbeln begann, bediente sich vom Augenblick der Landung ab nur mehr der französischen Sprache. Die Entrüstung durchaus deutschfreundlicher englischer Mitreisender über diesen Ausdruck mangelnden Nationalgefühls läßt sich kaum beschreiben, noch weniger die Gedankengänge der deutschen Ohrenzeugen. Auch auf der Heimreise mußte ich erleben, wie eine deutsche Dame am Fahrkartenschalter nicht zurecht kam und sich in deutscher Sprache an einige umstehende Herren um Auskunft wandte. Sie begegnete nur Achselzucken. Später im Berliner Schnellzug entpuppten sich alle diese „Engländer" als waschechte Deutsche. Auf der Strecke Hoek van Holland-Rotterdam saßen in meinem Abteil vier Engländer und mir gegenüber noch ein Deutscher. Mit meinem englischen Nebenmann hatte ich mich zufällig bereits auf dem Schiff verschiedentlich unterhalten. Dieser fragte auf der Fahrt in höflichster Weise jeden Mitfahrenden, ob es erlaubt sei, die Pfeife anzuzünden. Dies wurde ihm gern gestattet. Nur mein Gegenüber deutete wortlos auf das Nichtraucherschild. Dies

ist sein gutes Recht, und der Engländer steckte mit absoluter Selbstverständlichkeit seine Pfeife augenblicklich wieder ein. Die Angelegenheit wäre keines weiteren Wortes wert, wenn nicht derselbe Deutsche geraume Zeit später selbst sich im gleichen Abteil eine Zigarre angezündet hätte. Was da im Innern des einzelnen Engländers vorgegangen sein mag, kann man sich denken. Die Charakteristik „German!" in der nachfolgenden gedämpften Unterhaltung der englischen Mitreisenden mußte jedem anständigen Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben. Diese Dinge müssen einmal in der deutschen Oeffentlichkeit zur Sprache gebracht werden, denn derartige Vertreter des Deutschtums im Ausland schädigen den deutschen Namen und das deutsche Ansehen mehr als manche Ungeschicklichkeit von Regierungsseite. Aehnliche Beobachtungen wurden mir von anderen Deutschen aus Spanien berichtet. Gegen Deutsche, die im Ausland schlemmen, Sektgelage veranstalten und sich ungebührlich aufführen, insbesondere zu einer Zeit, da noch für hungernde deutsche Kinder gesammelt werden muß, sollte unbedingt die Selbsthilfe des anständigen Deutschtums Platz greifen, um derartige Herrschaften zur Raison zu bringen. Denn es wird sich wohl kaum durchführen lassen, im nationalen Interesse einen Befähigungsnachweis für Ueberschreiten der deutschen Grenze einzuführen. Auch im sonstigen Auftreten sollte sich jeder Deutsche auf einer Auslandsreise den internationalen Gepflogenheiten anpassen. So erregte z. B. auf der Hinreise ein feldmarschmäßig ausgerüsteter deutscher Tourist in einer Zusammenstellung, wie sie selbst in unserer Heimat Heiterkeit hervorgerufen haben würde, allgemeines Aufsehen. Das Problem unserer Zukunft ist nicht ein rein wirtschaftliches, es ist auch ein völkerpsychologisches. Wir müssen hier etwaige Fehlerquellen aufdecken und zu beseitigen suchen. Es wäre daher Unrecht, die vorgenannten Dinge zu verschweigen. Ich frage, ob es denkbar wäre, daß ein Engländer einen Stammesgenossen im Ausland hängen lassen würde, wenn er mit der Sprache nicht zurechtkommt. Die Pflege des deutschen Nationalgefühls scheint mir eine der wichtigsten Erziehungsaufgaben unseres Volkes zu sein, wenn wir unter den Nationen wieder eine gleichgeachtete Stellung einnehmen wollen.

Der anständige Deutsche findet in England überall aufmerksamste Aufnahme. Die Bedienung in den Geschäften ist durchweg von erlesenster Höflichkeit, auch wenn man sich als Deutscher bekennt. Ich traf manche Zeichen persönlicher Ritterlichkeit unserer früheren Feinde. So bemerkten wir an der Hand eines Londoner Detektivs einen Ring mit den deutschen, österreichischen, türkischen usw. Farben. Auf unsere Frage, welche Bewandtnis dieser Ring habe, erzählte er uns freudestrahlend, daß er als Fliegeroffizier der Jagdstaffel Richthofen gegenüber gestanden sei und den Ring von einem abgeschossenen deutschen Offizier der genannten Jagdstaffel aus Dankbarkeit für die kameradschaftliche Aufnahme geschenkt erhalten habe. Mit Stolz trug unser Begleiter, der uns in den Abendstunden ein sicheres Geleit durch das Judenviertel, Hafenviertel und Verbrecherviertel Londons gab, diesen Ring.

II.

Sobald wir England betreten, drängt sich das Bewußtsein auf, in einem der reichsten siegreichen Länder der Welt zu sein. Der aus Restaurant-Cars und Pullmann-Wägen zusammengesetzte Zug bringt den Reisenden in schneller Fahrt durch das überaus fruchtbare Land mit seinem ausgesprochen satten Grün nach London. Dort angekommen, fällt uns die Geräuschlosigkeit auf mit welcher sich der Verkehr dieser siebeneinhalb Millionen Einwohner zählenden und von 6½ Tausend Taxametern, sowie 4½ Tausend zweistöckigen Omnibussen und zahllosen zweistöckigen Trambahnen, ferner einem Netz von Untergrundbahnen belebten Stadt abwickelt. Obwohl sich auf der Straße vielfach 6 und mehr Reihen von Fahrzeugen nebeneinander bewegen, hört man nur ganz vereinzelt ein Huppenzeichen. Alles andere regelt mit sicherer Hand der den Straßenverkehr um Haupteslänge überragende Policeman. Die Straßen in London und weit ins Land hinaus sind geteert. Daher ist keinerlei Staubentwicklung zu bemerken. Der außerordentlich starke Automobilverkehr auch außerhalb Londons erhält seine Zufuhr an Betriebsstoff in den Petrolstationen, die in großer Anzahl an den Chausseen zu finden und dazu eingerichtet sind, auf schnellstem Wege „Pratt Spirit" nachzufüllen.

Aufgefallen ist mir der geringe Flugverkehr sowohl auf der Fahrt durch das saubere freundliche Holland, als auch in England. Ebenso glaubt man als Deutscher, im Ausland viel mehr Radioantennen anzutreffen, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Trotzdem wurde mir versichert, daß fast in jedem Haushalt, insbesondere in der weiteren Umgebung von London, ein wenn auch behelfsmäßiger Detektor zu finden sei.

In den englischen Theatern und Konzerthäusern hört man vorwiegend deutsche Musik, von der Lustigen Witwe bis zu Lohengrin usw. Freilich vermag sich der Engländer, soweit ich mir ein Urteil erlauben kann, wohl weniger in die deutsche Musik einzufühlen. Ihm liegt mehr das rein Rhythmische des modernen Tanzes. Was das Schauspiel anlangt, so dürfte Shakespeare auf den deutschen Bühnen sich einer eingehenderen Pflege erfreuen, als in England. In den Kinos wird zurzeit der Nibelungenfilm gezeigt. Die Musikkapellen sind vielfach durchwegs mit weiblichen Kräften besetzt. Anderseits sieht man z. B. die Kinderwägen von männlichen Hilfskräften spazieren fahren. Eigentümlich berührt es den deutschen Besucher des Königlichen Schlosses Windsor, wenn er in dem benachbarten Eton College, das von durchschnittlich 1000 Söhnen der ersten englischen Familien besucht wird, die Schüler sämtlicher Klassen („Eton Boys") im schwarzen Rock oder kurzer Jacke mit breitem Kragen und Zylinderhut zur Schule gehen sieht. In Windsor selbst, wo eben das Königspaar erwartet wurde, sowie auch an dem Tower zu London, fiel mir das ziemlich theatralische Soldatenspiel der Leibgarde mit ihren bekannten Bärenmützen auf, was auch bei der Eröffnungsfeier der Wembley-Exhibition im Stadion bei Einfahrt des Königspaares, wie die weitverbreiteten Abbildungen zeigen, zutage getreten war. Auch wenn man in London-Whitehall selbst vor dem Gebäude des Generalinspekteurs der Armee die beiden Posten der Leibgarde zu Pferde und mit blanker Rüstung im Schilderhaus stehen sieht, so glaubt man sich in längst überwundene Zeiten zurückversetzt. Ganz besonders möchte ich aber noch auf den militärischen Geist und heiligen Ernst verweisen, mit dem die englische männliche Jugend an Sonn- und Feiertagen unter Führung Erwachsener in strammer Zucht und Disziplin unter Trommel- und Flötenspiel zu ihren Geländeübungen hinauszieht. Der Kommentar im Hinblick auf die Gedankengänge der Entwaffnungsnoten an Deutschland ergibt sich von selbst.

Unverständlich ist dem Deutschen die Eigentümlichkeit der gesamten englischen Frauenwelt ohne Unterschied des Standes, sich nur stark geschminkt und gepudert zu zeigen. Die Sitte der Herren, zum Dinner nur im Smoking zu erscheinen, wird in den mittleren Hotels und Restaurants nicht mehr so streng durchgeführt wie früher. In den Familien wird aber noch unbedingt daran festgehalten. Im ersten Augenblick wird man sich als Deutscher auch über diese Sitte wundern. Bei näherem Nachdenken muß man aber anerkennen, daß darin ein wertvoller Kern der Selbsterziehung ruhen mag. Die Familie ist nicht der Ort, wo man sich nach Beendigung seiner Beschäftigung so recht gehen lassen darf, sondern gerade der Abend, wenn sich die ganze Familie beim Dinner zusammenfindet, soll der Glanzpunkt des Tages sein. So ist wohl ungefähr der Grundgedanke dieser althergebrachten Gepflogenheit.

An Sonntagen führen Tausende und Abertausende Kleinautos die Erholungsuchenden hinaus nach Surrey, Kingston, Guildford, Hindhead, Godalming, Haslemere, Richmond, Hampton-Court usw., wo sich die Familien zum Picknick im Grase oder im Walde lagern und in harmlos fröhlichem Spiel ergehen.

Das englische Volk fühlt sich in hervorragendem Maße als nationales Ganze miteinander verbunden. So fand ich in der Westminster-Abtei am Grabe des unbekannten Kriegers (in der Nähe des Grabes des 1923 verstorbenen Staatsmannes Bonar Law) eine tiefe Ergriffenheit und Andacht der Menge, die sich um das reichgeschmückte und mit riesigen Kränzen des Königshauses usw. bedachte Grab drängte. In einer der Kapellen der Westminster-Abtei, der Kapelle Heinrichs VII., sind die Chorstühle den Rittern des Bathordens zugeeignet. An jedem Sitze ist das Wappen des Inhabers und darüber dessen Schwert und Fahne angebracht. Es wurde erzählt, daß, als Wilson in diesen hohen Orden aufgenommen werden sollte, er sich ausbat, daß seine Fahne neben die Nelsons zu hängen komme.

Das Leben ist in England durchschnittlich wesentlich billiger als zurzeit in Deutschland, angefangen von den Zimmerpreisen in den Hotels, den wohlfeilen und reichlichen Mahlzeiten bis zu den Textilien und Lederwaren. Schon in Holland waren mir die billigen Preise für Schuhwaren aufgefallen. Ob die so viel teureren Preise in Deutschland nur auf die ungeheure steuerliche Belastung der Gewerbebetriebe, auf die hohen Zinssätze und den Leerlauf der deutschen Wirtschaft zurückzuführen sind, das zu

untersuchen ist hier nicht der geeignete Ort. Jedenfalls kann man den Löhnen nicht die Schuld beimessen, denn diese sind z. B. in England teilweise wesentlich höher. Als Höchstlohn eines Qualitätsarbeiters in der Metallindustrie wurde mir z. B. ein Stundenlohn von 2 1/2 Schilling genannt. Allerdings wird man derartige Einzelziffern mit großer Vorsicht aufnehmen müssen und keinesfalls verallgemeinern dürfen. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, etwas Genaueres über die Löhne der wichtigeren Industrien in Erfahrung zu bringen. Nur soviel konnte ich feststellen, daß die Löhne in England viel stärker differenziert sind nach der Qualität der Leistung. Dies werden wir auch allmählich wieder erreichen müssen. Der Achtstundentag wird in England streng eingehalten, um die Arbeitslosigkeit einzudämmen.

Das belebte Straßenbild der City of London zeigt abends eine verschwenderische Lichtreklame. Auf dem imposanten Trafalgar Square steht allabendlich eine dichtgedrängte Menschenmenge und liest die mittels elektrischer Lichtschrift laufend bekanntgegebenen neuesten Radio-Nachrichten, welche von dem nahegelegenen Marconi House übermittelt werden. Als besondere Verwendungsart des Radio sind übrigens auch die großen Lautsprecher im Guildhall zu erwähnen, mit denen besondere staatsmännische Reden oder auch die Ansprache des Königs bei Eröffnung des Parlaments wiedergegeben werden. Die Autos sind in London in der Hauptsache nicht Luxusartikel, sondern Gebrauchsgegenstand und demgemäß auch von diesem Gesichtspunkt aus hergestellt: in der äußeren Aufmachung nicht auffallend. Die spitzen Kühler, wie sie in Deutschland allgemein Mode sind, trifft man in England überhaupt nicht an. Die Eleganz auf den Straßen ist im allgemeinen diskret. Schreiend ist allerdings der Gegensatz, wenn man neben den unendlich vielen Sommersitzen und herrlichen Parks in der Umgebung von London die Armut im Osten der Hauptstadt, in der Gegend der Stepney Station, im Limehouse Causeway, in Algate, dem Judenviertel, dem von Chinesen und Malayen bevölkerten Hafenviertel und dem sogenannten Verbrecherviertel Whitechapel sieht. Die Waren sind übrigens in diesen Gegenden fast durchwegs um mehr als die Hälfte billiger als im Westen Londons. Hochhäuser findet man in London nicht allzu viele. Das höchste Haus, das ich sah, hatte elf Stockwerke. Dafür begibt man sich aber zu seinem nicht geringen Erstaunen beim Besuch des Theaters vielfach mehrere Stockwerke unter die Erde. Auch um die Untergrundbahn zu erreichen begibt man sich auf einem selbsttätig und stufenweise sich bewegenden Fußbodenband mehrere Stockwerke unter die Erde, fährt dann mit einem Lift noch tiefer, um dann erst je nach der gewünschten Richtung in einen der vielfach übereinandergelagerten unterirdischen Bahnhöfe zu gelangen. Der Raum unter der Erde wird von manchen Geschäftshäusern, welche auf beiden Seiten einer Straße ihre Gebäulichkeiten haben, noch in der Weise ausgenützt, daß die Häuser durch unterirdische Tunnels verbunden sind, so daß die Kunden bequem von einer Abteilung in die andere gelangen können, ohne die Straße überqueren zu müssen. (Fortsetzung und Schluß folgt)

Motu proprio Pius' XI. über die akademischen Grade in der Hl. Schrift.

Von Professor Dr. Hilling-Freiburg i. B.

Am 23. Februar 1904 setzte Pius X. durch das Breve Scripturae Sanctae die akademischen Grade des Lizentiaten (Prolyta) und Doktors der Hl. Schrift ein und verlieh der kurz vorher von Leo XIII. gegründeten Bibelkommission das Recht, diese neuen akademischen Grade zu übertragen. Artikel I des genannten Breves knüpfte die Verleihung aber an die sehr beachtenswerte Bedingung, daß der Kandidat Welt- oder Ordenspriester sein und den theologischen Doktorat bereits an einer vom päpstlichen Stuhle approbierten Hochschule erlangt habe müsse. (Acta Sanctae Sedis XXXVI, 530.) Benedikt XV. erweiterte die Bestimmungen über die Verleihung der akademischen Grade in den am 15. August 1916 dem Bibelinstitut, das inzwischen durch das Breve Vinea electa vom 7. Mai 1909 (A. A. S. I, 447) ins Leben gerufen war, erteilten neuen Satzungen. (Acta Apostolicae Sedis VIII, 305). Er erklärte dadurch auch das Bibelinstitut für berechtigt, seinen Alumnen nach dem zweiten Studienjahre den Bakkalaureat und nach dem dritten den Lizentiat (Prolytat) zu verleihen, jedoch den letzteren nur im Namen der Bibelkommission und unter der Bedingung, daß ein Konsultor der Bibelkommission als stimmberechtigtes Mitglied an der Prüfungskommission teilnimmt. Die Verleihung der Doktorwürde in der Hl. Schrift bleibt allein der Bibelkommission vorbehalten, die auch die Befugnis beibehält, den Lizentiat (Prolytat) der Hl. Schrift an Kandidaten, die außerhalb des Bibelinstituts studiert haben, zu verleihen.

An diese Vorakten knüpft das Motu proprio Pius' XI. Bibliorum scientiam vom 27. April 1924 an. (Acta Apostolicae Sedis XVI, 180.) Es bestimmt in den wichtigsten ersten drei Artikeln:

1. Die akademischen Grade, die bei der Bibelkommission oder beim Bibelinstitut auf Grund eines Examens erworben sind, haben dieselben Rechte und dieselben kanonischen Wirkungen wie die Grade der Theologie oder des kanonischen Rechts, die an einer päpstlichen Universität oder Hochschule verliehen sind. Diese Bestimmung ist ohne weiteres verständlich und findet auf alle Fälle Anwendung, in denen vom CIC der Besitz eines akademischen Grades der Theologie oder des kanonischen Rechts verlangt wird. Schwierigkeiten der Interpretation ergeben sich allerdings, wenn man solche Bestimmungen ins Auge faßt, in denen die Grade der Theologie und des kanonischen Rechts als grundsätzlich voneinander verschieden betrachtet werden. So z. B. bezüglich des Generalvikars, der gemäß c 367 § 1 Doktor oder Lizentiat der Theologie und des kanonischen Rechts sein soll. Man sieht im Hinblick auf die amtliche Tätigkeit des Generalvikars nicht ein, wie hier der Doktor der Hl. Schrift im Stande sein soll, den Doktorgrad des kanonischen Rechts zu ersetzen. Es scheint, daß der Gesetzgeber an derartige Spezialfälle nicht gedacht hat, sondern nur solche Fälle berücksichtigt, in denen der theologische und kanonistische Doktorgrad als völlig gleichwertig behandelt werden.

2 Ein kirchliches Benefizium, mit dem die Pflicht verbunden ist, dem Volke die Hl. Schrift zu erklären, soll niemandem übertragen werden, der nicht den Lizentiat oder Doktorat in der Hl. Schrift erlangt hat. Von dieser Vorschrift werden in Deutschland vor allem die Canonici Theologi an den Domkirchen betroffen. In Zukunft dürfen nur solche Domherren mit dem Amte eines Theologus (Dompredigers) betraut werden, die den Lizentiaten- oder Doktorgrad der Hl. Schrift in Rom erworben haben. (Vgl. CIC can. 399 und 400.)

3. Ferner soll niemand Lehrer der biblischen Wissenschaften an den Seminarien sein, der nicht nach Absolvierung eines besonderen Studienganges in dieser Disziplin die akademischen Grade bei der Bibelkommission oder dem Bibelinstitut auf gesetzmäßige Weise erlangt hat. Der Gesetzgeber weist dabei auf die Unterschiede in der Gradenverleihung hin, die zwischen der Bibelkommission und dem Bibelinstitut statthaben. Der ersteren ist die Verleihung des Doktorats vorbehalten, der Lizentiat wird von beiden verliehen, während der unterste Grad des Bakkalaureus nur beim Bibelinstitut vorkommt. Daher bestimmt unser Motu proprio: Wer nach zweijährigem Lehrgange am Bibelinstitut zum Bakkalaureus der Hl. Schrift promoviert worden ist, kann zum Lehramt an den Seminarien und auch zur Erlangung einer Pfründe, mit der die Pflicht der Auslegung der Hl. Schrift für das Volk verbunden ist, zugelassen werden. Es sollen aber diejenigen Bewerber oder Anwärter vorgezogen werden, die einen höheren Grad (den Lizentiat oder Doktorat) erworben haben. Es ist auf den ersten Blick auffällig, daß von den theologischen Lehranstalten nur die Seminare und nicht die Universitäten genannt sind. Jedoch erklärt sich die Auslassung der letzteren wohl daraus, daß bei ihnen die Berufung von sachkundigen Spezialisten für das Bibelfach selbstverständlich ist und allenthalben genügend beobachtet wird.

Die Vorschriften des Art. III erstrecken sich ferner nicht auf die Unterrichtsanstalten für die Ordenspriester. Es wird aber den Generaloberen der Orden und Kongregationen der Wille des Hl. Vaters ausgedrückt, daß sie wenigstens einige geeignete Theologen, die später das Lektorat der Bibelwissenschaften übernehmen sollen, zu ihrer speziellen Ausbildung an das Bibelinstitut nach Rom schicken. Den Bischöfen des katholischen Erdkreises legt Pius XI. nahe, Stiftungen zu errichten, die einem oder mehreren Priestern aus ihrer Diözese die unentgeltliche Ausbildung am Bibelinstitute ermöglichen. Der Papst ist hierbei selbst mit dem Beispiele vorangegangen und hat für zwei Priester eine Freistelle errichtet.

Der Grundgedanke des dargelegten päpstlichen Erlasses verdient die größte Anerkennung und darf des Beifalls aller Freunde der biblischen Wissenschaften gewiß sein. Er ist von Pius XI. als dem anerkannten Förderer der theologischen Wissenschaften ausgegangen und zieht die rechtlichen Folgen aus der offenkundigen Tatsache, daß eine bloße allgemeine Ausbildung

in den theologischen Fächern für das wissenschaftliche Lehramt der Bibelwissenschaften heutzutage nicht mehr ausreichend ist. Vor allem wird die Notwendigkeit einer gründlichen Spezialbildung der biblischen Lehrer klar, wenn man an die großen und schweren Kämpfe denkt, die in der Gegenwart um die Autorität und Irrtumslosigkeit der hl. Bücher auf katholischer Seite ausgefochten werden müssen. Pius XI. hat in der Einleitung seines Motu proprio ausdrücklich darauf hingewiesen.

Was dagegen die praktische Ausführbarkeit der normativen Bestimmungen betrifft, so dürfte diese wenigstens im Anfange wohl auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. Namentlich den außeritalienischen Diözesen wird es nicht immer sofort möglich sein, die erforderliche Anzahl von Graduierten für die Besetzung der Kanonikate und Seminarprofessuren zur Verfügung zu haben. Auch erscheint es nicht wünschenswert, daß dem römischen Bibelinstitut gleichsam ein Monopol in der Ausbildung der zukünftigen Exegeten eingeräumt wird. Man darf allerdings wohl als selbstverständlich annehmen, daß dieses Monopolrecht nur als ganz provisorische Maßregel gedacht ist und von selbst wegfällt, wenn auch außerhalb der Ewigen Stadt geeignete katholische Institute der Bibelwissenschaft gegründet werden. Ein verheißungsvoller Anfang ist bereits im vorigen Herbst bei der Errichtung der katholischen Universität in Nymwegen gemacht worden, die innerhalb der theologischen Fakultät eine eigene Sektion für biblische Wissenschaften besitzt. Es wäre meines Erachtens durchaus opportun, wenn auch an der einen oder anderen Universität in Deutschland ein entsprechender Versuch gemacht würde. Ueber den inneren Umbau und Ausbau der deutschen Universitäten ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden. Bezüglich der theologischen Fakultäten gibt das Motu proprio Pius' XI. einen neuen Anlaß, diese Erwägungen fortzusetzen. Es scheint sogar, daß durch diesen Erlaß die Frage nach der Errichtung eines Bibelinstituts in Deutschland akut geworden ist. Denn wenn die theologischen Fakultäten hierauf verzichten, werden sie künftighin nicht mehr in der Lage sein, die von der Kirche verlangte wissenschaftliche Ausbildung der Bibelprofessoren und -lektoren an den Seminaren und theologischen Ordensschulen zu übernehmen. Auf dem Gebiete des kanonischen Rechts ist diese Lücke schon lange vorhanden, weshalb die meisten deutschen Kanonisten in Rom ihre Ausbildung suchen müssen. In anderen Ländern, wie Nordamerika und Frankreich, hat man in den letzten Jahren eigene kanonistische Abteilungen zu Washington und Straßburg errichtet, um für den erforderlichen wissenschaftlichen Nachwuchs zu sorgen. In Deutschland ist von solchen Bestrebungen bislang nichts zu bemerken; die katholisch-theologischen Fakultäten stehen im großen und ganzen noch auf dem Stande, den sie bereits vor hundert Jahren erreicht hatten.

Eine Missionsfahrt durch die skandinavischen Lande.

Von Sr. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum, Präfekt der Kongregation de Propaganda Fide.

Autorisierte Uebersetzung von F. R. von Lama, Füssen.

Schlußwort.

Daher, meine lieben Landsleute (in den Niederlanden), erbitten wir an erster Stelle euer Gebet, euer inständiges, anhaltendes Gebet um die Bekehrung der nordischen Länder. Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt qui aedificant eam. (Ps. 126. 1.) Das Gebet tut am meisten not, auf daß der gute Gott durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, der Königin der nordischen Reiche, und der großen Landesheiligen dieser Gebiete diesen Verirrten mit dem Lichte und der Erkenntnis der Wahrheit auch die Gnade des Starkmutes schenke, damit sie den hl. Glauben auch annehmen und bekennen. Das innige und vertrauensvolle Gebet vermag alles bei Gott. Unser Herr Jesus Christus hat es uns gelehrt: Bittet und es wird euch gegeben. Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bittet, wird er euch geben. Gern und nachdrücklich empfehlen wir euch daher den „Gebetsverband zur Bekehrung Skandinaviens und Finnlands", den der Eifer des Hochwürdigsten Herrn Bischofs A. Diepen ins Leben gerufen hat.

Aber nebst dem Gebet bitten wir auch noch um andere Hilfe für die nordischen Missionen. Gewiß, die Niederlande tun außerordentlich viel für die Verbreitung unseres hl. Glaubens. Dankbar wollen wir hier gerne als Präfekt der Propaganda dies anerkennen. Mehr als zweitausend holländische Missionäre, Priester, Brüder und Schwestern und an zwanzig holländische Missionsbischöfe wirken in fremden Ländern. Ihr apostolischer Eifer, ihr Beten und ihre zäh ausharrende Tätigkeit wirken viel für die Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden. Holland leiht auch den Missionen eine nicht minder kräftige materielle Stütze. Durch seine blühenden Missionswerke und seine großherzigen Beiträge nimmt Holland auf diesem Gebiet einen der ersten Plätze ein. Ohne die niederländische Hilfe würden viele Missionen zu Stillstand und Untätigkeit, vielleicht sogar zu Rückgang und Verfall verurteilt sein.

Auch können wir nicht anders, als unser Lob darüber aussprechen, daß man in den Niederlanden im allgemeinen zuerst und am kräftigsten zum vornehmsten aller Missionswerke beiträgt, zum großen Werke der Glaubensverbreitung, sodann zu dem der hl. Kindheit Jesu und des hl. Petrus für die Ausbildung einheimischer Priester. Sind dies doch jene Werke, welche der Heilige Stuhl so recht als die seinen ansieht und die daher immer den Vorrang haben müssen. Aber es ist auch billig, daß man in den Niederlanden besonders der Missionen in den eigenen Kolonien gedenkt und sie reichlich unterstützt. Aber da die Liebe unerschöpflich ist und keine Grenzen kennt und daher in Holland noch niemals vergebens für die Missionen angeklopft wurde, richten wir mit Vertrauen einen neuen Ruf an eure Freigebigkeit. Nachdem wir mit eigenen Augen den Zustand der Missionen in den skandinavischen Ländern geschaut, die Not dieser Kirchen gesehen, aber zugleich auch die blühende Hoffnung wahrgenommen haben, die einem dort überall entgegenlacht, wenn nur Arbeitskräfte und Mittel sich finden, rufen wir euch vertrauend zu: Habt Mitleid mit den Scharen, die dort des vollen Lichtes der Wahrheit beraubt sind und so sehr darnach hungern. Helft den nordischen Missionen durch Missionäre und durch finanzielle Unterstützung. Der gute Gott hat euch die Güter dieser Erde geschenkt, nicht um sie geistig fruchtlos liegen zu lassen, sondern damit ihr Gutes damit tuet. Unicuique mandavit de proximo suo (Eccli. 17, 12). „Einem jedem hat er gegeben, damit er für seinen Mitmenschen sorge." Und wenn schon eine materielle Wohltat, dem Nächsten erwiesen, vom ewigen Vergelter belohnt wird, gleich als wäre sie ihm selbst erwiesen worden, wieviel größer wird dann nicht der Lohn für eine geistliche Hilfe sein, die man dem Nächsten erweist!

* * *

Und an euch, Auserwählte der Herde Christi, meine allerteuersten Brüder und Mitdiener Christi, an euch Priester und Leviten des Herrn richten wir noch ein besonderes Wort. Es ist das Wort des Propheten: Hodie si vocem Domini audieritis, nolite obdurare corda vestra (Ps. 94, 8). Wenn ihr die Stimme des Herrn vernehmet, die euch in sein Missionswerk ruft, wollet dann euer Herz nicht verhärten! Nehmet den Ruf auf, wenn euer geistlicher Führer euch sagt, daß er von Gott komme. Laßt euch dann nicht durch den Gedanken abhalten, daß es im eigenen Lande noch soviel zu tun gibt, noch so viele Posten unbesetzt sind. Der gute Gott wird auch dafür zu seiner Zeit sorgen. In all den ausgedehnten nordischen Ländern, die wir besuchten, in Dänemark, Island, Norwegen, Schweden und Finnland gibt es nur 120 Priester gegenüber so vielen Tausenden im kleinen Holland. Wenn all die Priester, die in früheren Jahrhunderten aus England und Irland nach unserem Vaterlande gezogen sind, um — Gott und ihnen sei dafür unsterblicher Dank — das Evangelium zu verkünden, gezögert und gewartet hätten, bis erst allen Bedürfnissen und geistlichen Nöten im eigenen Lande abgeholfen gewesen wäre, dann würden die Niederlande jahrhundertelang in den Ketten und Finsternissen des Heidentums geseufzt haben.

Denkt auch nicht, daß eure Bischöfe sich eurem Fortgehen widersetzen werden. Im Gegenteil! Zu gut wissen sie, daß der göttliche Erlöser nicht nur zu Petrus, sondern zu allen Aposteln gesagt hat: Euntes docete omnes gentes (Matth. 28, 19). „Gehet hin und lehret alle Völker", und daß daher nicht allein der Nachfolger des Petrus, der Papst von Rom, sondern auch die Nachfolger der Apostel für die Aussendung der Priester zu sorgen haben, um allen Menschen die ganze, unverfälschte, christliche Wahrheit zu verkündigen, docentes eos servare omnia quaecumque mandavi vobis (Matth. 28, 20).

Daher geben auch die mit Aposteleifer erfüllten Bischöfe nur zu gern ihre Zustimmung, wenn Priester und Priesteramtskandidaten sich von Gott berufen und auserkoren fühlen für das hocherhabene Missionswerk. Deshalb sind sie selbst nicht selten gleich einem hl. Ansgar und anderen trotz der Sorge für die

eigene Herde als Apostel nach anderen Ländern gezogen, um das Evangelium zu verkünden.

Und ihr, edelmütige Jünglinge, die ihr in euch den Keim des Berufes zum weiten Weltapostolat unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus gewahret, sprecht mit großmütigem Vertrauen wie Samuel: Hier bin ich, Herr, weil du mich gerufen hast. Weihet euch Gott, weihet euch den unsterblichen, so elend verlassenen Seelen! Gern werden wir euch nach Vollendung eurer niederen Studien in Rom in das Kolleg der Propaganda zur weiteren Ausbildung aufnehmen.

* * *

Gedrängt durch das Uebermaß der Sorgen, die wir als Präfekt der Propaganda allen Missionen der ganzen Welt widmen müssen, bedrückt von der schweren Verantwortung, die wir dereinst dem Herrn der Ernte kraft der hohen Aufgabe ablegen müssen, haben wir geglaubt, im Namen von Tausenden unsterblicher Seelen, im Namen Jesu Christi, des Erlösers, verlangend nach Helfern und Miterlösern Ausschau halten und den Ruf, den Notschrei ausstoßen zu müssen:

Helfet, unterstützt die nordische Mission!
Helfet durch euer Gebet!
Helfet ihr durch eure materiellen Gaben!
Helfet ihr durch eure Person!

Dann wird auch über die Länder, wo die hl. Taufe noch immer gültig gespendet wird, das Wort des Königs der Propheten, des hl. Isaias, in Erfüllung gehen: „Sie, die losgekauft waren durch den Herrn, werden zurückkehren und jauchzend vor Freude kommen nach Sion.“

Qui redempti sunt a Domino, revertentur et venient in Sion laudantes. (Is. 51, 11.)

Münchener Kunstausstellungen 1924

Von L. G. Oberlaender.

Die große Kunstausstellung im Glaspalast ist wie alljährlich von der Münchener Künstlergenossenschaft und der Sezession in Verbindung mit einigen Sondergruppen und dem Bayerischen Kunstgewerbeverein veranstaltet worden. Auch heuer wohnt die Neue Sezession im gleichen Hause, aber als abgesonderte Mietspartei mit eigenem Eingang. Wahren wir diese besonderen Verhältnisse der neuesten Kunst, so wollen wir im übrigen die künstlerischen und künstlichen Schlagbäume außer acht lassen und das uns zusammengehörend Erscheinende zusammensuchen. Vor allem sei das von der Ungunst der Zeiten in der Fülle und Vielgestaltigkeit der Erscheinungen unberührte Bild festgestellt, das schon auf den flüchtigen Beschauer eindringt. Das ist um so erfreulicher, als die Lage des Kunstmarktes heuer trostlos ist. Im Vorjahre herrschte noch mehr Bewegung, wenn es auch zumeist bereits schon entwertete Scheinwerte waren, die der Künstler für die Früchte seines Talentes eintauschte.

Der Plastik, auf der besonders die Schwere der Zeit lastet, ist heuer ein breiterer Raum gewährt. Gleich in der Vorhalle stehen zwei Werke repräsentativen Charakters: die sehr eindrucksvolle Büste des Papstes Pius XI. von Theodor Georgii und auf der anderen Seite ein symbolisch gefaßter Bismarck von Josef Jost. Hermann Hahns Christusstatue hat etwas Fremdrassiges im Ausdruck, an das man sich erst gewöhnen muß; dann aber fesselt das Vergeistigte, Transzendentale des Gesichts. Von einem verhaltenen Pathos ist H. Faulhabers Pieta, auch aus Hinkeldeys Samariter spricht ein starkes, in strenge Formen gebändigtes Gefühl. Der Gekreuzigte Bachmanns, die St. Sebastiansgruppen Hosers und L. Eckarts, J. Rudolphs Hochrelief Madonna erfreuen durch starke künstlerische Qualität; auch Daumillers Grablegung und Eberles St. Georg (Majolika) verdienen Hervorhebung. Elisabeth von Esseds Annunziata sucht durch einen dem malerischen Expressionismus verwandten Rhythmus einen ekstatischen Ausdruck plastisch zu fixieren. Stärker freilich sprechen zu mir die reinplastisch gedachten Medaillen, so der prächtig herausgearbeitete Kunsthistoriker Wölfflin, der eigenartig gesehene Ludendorff und die Ruhr- und Germaniamedaillen. H. Schwegerle bringt eine eindrucksvolle Kriegsgedenktafel mit einer im Schattenriß fesselnden Frauengestalt, lebendig gesehene Mädchenköpfe und gute Tierstücke. Die letzteren sind durch eine ganze Reihe guter Leistungen vertreten, ich nenne nur Vierthaler, Pauschinger, Allmann, W. Zügel. In den fließenden Formen von Steinels weiblicher Gruppe zeigen sich expressionistische Einflüsse. Sehr reich ist die Zahl guter Porträts, so Neppils Büste des Prof. Wopfner, Dauterts Relief des Musikers Furtwängler, dann Arbeiten von Giesin, Bermann, H. Defregger, Lommel, Gg. Müller. W. Wallner bringt eine fesselnde Variante zu dem plastisch oft behandelten Thema Beethoven. L. Dasios liebenswürdige Schäferin, die Diana und Beatrice Beyrers müssen den bedeutendsten Werken der Ausstellung beigerechnet werden, ohne daß hiermit das Erwähnenswerte erschöpft wäre.

Um nun zur Malerei überzugehen, so darf gesagt werden, daß das Figurenbild heuer die Landschaft überwiegt. Die Vorzüge von Stucks „Versuchung des hl. Antonius“ liegen in der Komposition und in den Farbenwerten, mithin im Reinartistischen. Auch Habermanns „Magdalena“ mit ihren Barockanklängen ist mehr von der Seite kühnen technischen Könnens zu werten. Sehr fein sind in Hengelers Gemälde „Auf der Flucht“ die Figuren in die Landschaft gesetzt, das Ganze hat im Rhythmus etwas liebenswürdig Versonnenes. Von einer innigen Poesie ist auch die „Madonna mit der Rose“ von Rausch, deren Ausdruck stark persönlich, während das Kind traditioneller gehalten ist. Naagers skizzenhaftes Bild „Die Jünger von Emmaus“ haben einen stark vergeistigten Ausdruck. Franz Guillery hat eine „Auferweckung“ gemalt, die besonders durch die dramatische Bewegung der von dem Wunder seelisch Ergriffenen packt. Cäcilie Graf-Pfaff malte einen tiefgefaßten hl. Franziskus. Mit ihm beschäftigt sich auch der geistvolle O. Gräßl in zwei Bildern: „Die Jugend von Assisi verspottet den hl. Franz“ und „Der hl. Franz empfängt die Wundmale“. Stark in der Stimmung ist Liebenweins Temperagemälde „Der hl. Franz bekehrt den Wolf von Aggobbio“. Eindrucksvolle Malerei bieten auch Frz. Gebhardt (hl. Elisabeth), Fr. Angelicus Maria Beckert O. P. (der junge Thomas von Aquin), Huber-Sulzemoos (Mutter und Kind), Al. Miller (Markus und Johannes). Braumanns „Samariter“ klingt gut mit der Landschaft zusammen zu einem zarten Lyrismus. In Schödelers groß gedachten Bildern „Tag“ und „Engel des Gerichtes“ und in Schwimbecks „Apokalypse“ ist für mein Empfinden das Gedachte nicht restlos in malerische Form gezwungen. Von Figurenbildern weltlichen Charakters sind vor allem diejenigen Th. Baierls zu nennen, der sich im Zeichnerischen mit einer staunenswerten Sicherheit in die Formensprache Dürers eingelebt hat; dabei ist ihm eine Farbengebung von wundersamem Schmelz eigen. Ob sich ihm ein Weg zu einem persönlichen Stil eröffnet, bleibt abzuwarten. Bestechend sind seine Gemälde in hohem Grade. Ein Bild von starker, ein wenig an Böcklin anklingender Poesie ist E. Liebermanns „Romanze“. M. Schiestls „geraubte Krone“ hat echte Märchenstimmung ohne Theaterei. Leo Putz hat „Sonnwend“, eine Folge von drei Bildern, geschaffen, im Format etwas anspruchsvoll groß für einen kurzen Liebesroman, aber in der Beleuchtung Wolken — Wasser — Lampions fein in den Farben; das Schlußbild ist für meinen Geschmack unnötig brutal. Fritz Erlers Figuren haben stets einen Rhythmus, der zum Monumentalen strebt, seine Tieridyllen neigen zum Reindekorativen. F. Staeger malte ein aus vielen Gruppen zusammengesetztes Bild, das er den „heimlichen König“ nennt; christliche und heidnische Motive, Lebenslust und Tod, himmlische und irdische Liebe stehen da unmittelbar nebeneinander, ohne daß aus diesem orchestralen Stimmengewirr eine Fuge herauswüchse. Winternitz bringt wieder musizierende Künstler in einer Farbengebung von musikalischem Reiz. Hierl-Deronco liebt grellfarbige Kontraste zum malerischen Zusammenklang zu bringen. Becker-Gundahl bringt dekorative Entwürfe von monumentalem Zug. Kaemmerer verbindet in „Frühling“ und „Herbst“ Landschaftsmalerei mit idealisiertem Figurenbild, in der Farbengebung etwas zu glatt nach heutigem Geschmacke, aber doch nicht einfach mit „zu süß“ abzutun. Und nun im Gegensatz Bilder, wie die expressionistische Seiltänzerin mit ihrem eigenwilligen Rhythmus von Hüther, Frz. Reinhardts Wasserschöpferinnen, in denen expressionistische Experimente zu einem gewissen künstlerischen Abschluß kommen. An der Spitze der Porträtisten steht wieder Samberger, der P. Rup. Mayer S. J. und einige andere markante Köpfe mit packender Eindringlichkeit gibt. Hommel malte fesselnd Herrn v. Habermann. Rienäcker, Thor, Gröber, Eber (Freilichtbildnis), Heinrich und Erwin Knirr sind bedeutend vertreten. Der letztere bringt noch Innenstücke, Blumen und Stilleben. Blumen bietet auch mit malerischer Feinheit Prinzessin Klara v. Bayern, Gerhardinger weichtonige Stilleben. Jank hat wieder flotte Reiterbilder gemalt; gute Bauernbilder bringen Best und Flashar. Cl. Bergen hat wirksame Marinen, Prinzessin Pilar von Bayern spanische Fischerbarken in reizvoller Farbengebung gemalt. Das Tierbild vertreten neben dem Altmeister Zügel der virtuose Entenspezialist Gräßl, Otto Dill (Löwen), Strützel (Schafe). Hier ist zumeist schon, besonders auch in den Bildern von Hegenbarth † der Uebergang zur Landschaftsmalerei gegeben. Der Durchschnitt ist dabei ein sehr hoher, was Feinheit von Wolken und Luft betrifft. Bayerleins Winterbilder, Bolgianos Tauwetter, Vorfrühlingsbilder, wie solche von Bechler, Curry, Hellingraths Dachauer Moos, Crodel, Küstner, Stockmann, Steppes, um nur einige zu nennen, geben mehr als einen interessant aufgenommenen Naturausschnitt, ein Stück Seele der Landschaft. Auch Eugen Wolfs Parklandschaft, den romantisierenden Müller-Wischin, Herm. Urbans sizilianischen Herbst kann man nur mit Freude sehen.

Die Kopien (im ehemaligen Lenbachsaal) sind zu gutem Teile technisch hochstehende Leistungen. Man sieht nicht nur solche nach Hals und Rembrandt, Altdorfer, Burgkmair, sondern auch nach Schwind, Spitzweg, Alb. Keller, ein Zeichen, daß hier die Wünsche der Besteller in die verschiedensten Richtungen gehen. Manch schönes und gedankenreiches Blatt ist unter den Radierungen. Gute Arbeiten birgt auch die kleine, aber gewählte Kollektion des Kunstgewerbevereins, in der alle Extreme vermieden sind und technische Meisterschaft Vorbedingung ist.

Fesselnd ist auch die Architekturabteilung. Es werden

doch noch schöne Landhäuser gebaut. Von großem Reiz sind die Erweiterungsbauten des Germanischen Museums von Bestelmeyer, dem neuen Präsidenten der Akademie der Künste. Man sieht auch einige würdige Kirchenbauten. Bei Fabrikanlagen wird trotz strengster Sachlichkeit und bei Vermeidung unorganischen Zierates die trostlose Nüchternheit überwunden, und man glaubt hier, Ansätze einer neuen Formensprache zu sehen.

Nun sei zum Schlusse auch der Neuen Sezession auf der Gartenseite des Glaspalastes ein Besuch abgestattet. Die kubistischen Stilisierungen treten heute zurück, manche bevorzugen noch eine Rhythmisierung überschlanker Akte, die von der Natur sehr weit entfernt sind; ekstatisch ausgestreckte Arme künden oft metaphysische Sehnsucht, von der ausdruckslose oder grotesk charakterisierte Gesichter nichts wissen. Schinnerer interessiert besonders durch Landschaften in weichflimmerndem Licht, bei Gött sieht man einen Akt von einer gewissen wuchtigen Größe; ein sehr fesselndes Damenporträt, das aber überall drüben bei den älteren künstlerischen Gruppen auch hängen könnte, ist von Eberz. Tröndler gibt allerhand Genre in einer fahlen Lichtstimmung, auch bei Hoß sind einige Figurenbilder und Landschaften erwähnenswert. Unold ist ein Schilderer von gewissem illustrativem Reiz; auch in Püttners Grotesken ist manch fesselnder Zug. In der Plastik sind einige gute Porträtköpfe (von Scharff u. a.).

Die Zusammensetzung einer Ausstellung ist nie frei von Zufall; es hat deshalb immer etwas Mißliches, für die künstlerische Ernte des Jahres eine wertende Formel zu suchen. Im Gebäude der neuen Staatsgalerie am Königsplatz findet heuer eine Ausstellung deutscher Malerei statt, zu der aus Galerien und Privatbesitz zusammengetragen ist, was die Kunst der letzten und der heutigen Epoche am stärksten repräsentiert. Diese Ausstellung dürfte Gelegenheit geben, sich über manches Problem klarer zu werden, die künstlerischen Absichten und das tatsächlich Erreichte aus einigem Abstand zu sehen und so zu Urteilen zu kommen, während der Bericht über den Glaspalast zwar eine gewisse Sichtung, aber doch mehr Beschreibung, als Wertung der künstlerischen Entwicklung bieten kann.

Vom Büchertisch.

Orplid, Literarische Monatsschrift in Sonderheften, herausgegeben von Dr. Martin Rockenbach. Heft 3/4: Eros in der Dichtung der Gegenwart. Eugen Kuner, Leipzig u. Köln 1924. — Das zweite Doppelheft von Orplid ist erschienen. Orplid stellt sich immer mehr als ein Unternehmen heraus, das die beste, lebenskräftigste deutsche Dichtung wie in einem Becken sammelt. Gegenüber anderen literarischen Zeitschriften tritt hier die Kritik zurück. Die Interpretation, die auch nicht fehlt, ist mehr begleitend, das immanente Entwicklungsziel der Dichtung selbst aufdeckend. Das ist nun einmal Martin Rockenbachs Auffassung seines literarischen Amtes. Diese Auffassung ist nicht die verstandesscharfe Lessings; R. schwebt auch kein dichterisches Idealbild vor, das er mehr oder minder bewußt als verpflichtende Norm betrachtet und nach dessen Maßen er aktiv die moderne Dichtung beeinflussen möchte; was ja Lessing einst in weitgehendem Maße gelungen ist, indem er ständig auf Shakespeare und die Griechen hinwies. Rockenbach ist selbst vom Eros bestimmt, ist ein Genie der Nachschöpfung, des liebenden Einfühlens, des gestaltenden Deutlichmachens. Er ist typischer Organisator der Almanache, wie sie, um den Vergleich beizubehalten, ebenfalls im 18. Jahrh. häufig waren. Aber er sucht auch die Fülle der freiwachsenden Poesie unter einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Das neue Heft ist dem modernen Eros gewidmet. Nun ist es ja gewiß möglich, Züge im modernen Eros zu entdecken, die ganz auf Sentimentalität, verlogenen Egoismus, oder auf eindeutige heidnische Sinnlichkeit hinweisen. (Wir denken hier z. B. an die Phallosgedichte Brögers, die doch auch modern sind.) Der Freudsche Pansexualismus, das Kainsmal der Vergroßstädterung: die Dirnenverherrlichung, sind keineswegs völlig überwunden. Rockenbach hat hier ausgeschieden. Sein Eros ist christlich, metaphysisch. Es ist klar, daß R. gerade mit diesem Heft seinen Standpunkt umrissen hat. Noch schwingt allerdings viel unklare Mystik mit. Gerade bei Sorge wird der durchwegs erotische Ursprung seiner religiösen Mystik immer deutlicher. Wenn Sorge „franziskanisch" dachte und fühlte, so doch in einem sehr speziellen Sinne. Aber man kann auch sagen: die Geist-Leibeinheit, deren hohes Lied hier gesungen wird, und die Erlösung der irdischen Liebe im Jenseitigen ist ja eigentlich mehr Tat- und Lebenschristentum als die platonische Spekulation. Von der praktischen, schöpferischen Seite her wird man Sorge, dem Inbrünstigen, am ehesten gerecht. Auch sonst tritt allerdings das Rauschartige der Liebe in den Vordergrund, Liebe als Moment, als der große „Nu", in dem das Ueberirdische geahnt wird. Der soziale, der gemeinschaftbildende Gesichtspunkt, die Zweieinheit im ruhigen Beisammensein, das Leben und Wirken füreinander auf der wohlgegründeten Erde, das Eingebettetsein in den rauhen aber auch beglückenden Alltag, in dem das Himmelreich Schritt für Schritt erobert wird, tritt zurück. Idylle, Epik ist wenig in diesem Sammelband, aber auch keine Tragik. Manches wirkt gerade durch das himmelstürmende Tempo etwas eintönig. Es ist, alles in allem, eine unerwartete Höhe moderner Dichtung. Aber es ist in gewissem Sinne der letzte Ausläufer von Sturm und Drang noch nicht überwunden. Der Dichter faßt Fuß im Jenseits, nachdem die irdischen Möglichkeiten ausgeschöpft erscheinen. Eine Läuterung der Gesinnung ist unverkennbar. Aber auf solcher Höhe hält man sich nur durch Askese. Hier wären vielleicht manche Gesichtspunkte von höchster Aktualität, die Pr. Müller in seinem Buche: „Die Freundschaft des heiligen Franz von Sales mit der heiligen Johanna Franziska von Chantal" entwickelt hat. Aber man vergesse auch nicht, daß wir es in diesem Werke mit dem „Typus" des Heiligen, in Orplid mit dem „Typ" des Dichters zu tun haben. In der Dichtung des Venantius Fortunatus, die durch die Freundschaft zur hl. Radegunde gespeist war, sind mehr sachlich-fromme Züge spürbar als bei Modernen. Weinrich ähnelt Fortunatus noch am ehesten. Er ist hymnischer, benediktinischer als Sorge, ohne dafür in die philosophische, dabei etwas stilisierte Abstraktheit Hasenkamps zu verfallen. In der im neuen Heft gebotenen Probe von Hasenkamp tritt allerdings die dialektische Nüchternheit, mit der das Thema von höchster Warte aus erörtert wird, gegenüber der absichtlich lallenden Trunkenheit erfreulich in den Vordergrund. Hier scheinen die Ideen als geistige Wesenheiten gleichsam durch sich selbst zu wirken, und eine unerhörte Einheit des sprachlichen Ausdrucks mit dem Gedanken ist hie und da erreicht. Ein geradezu klassisch-griechischer Hauch, an sophokleische Frömmigkeit gemahnend, weht aus manchen Versen. Dr. Karl Debus.

Ehe und Familie. Ein Buch für Bräute, junge Frauen und Mütter. Von Pfarrer Nikolaus Jansen. Butzon & Bercker, Kevelaer. 8° 286 S. Pr. geb. 4.50 M. — Das wichtige Vorwort „An die Leserin" betont, das Buch sei kein Werk für den Familientisch. Die Jungfrau, die demnächst zum Traualtar schreite, solle sich hineinvertiefen; der Gattin, der Mutter sei es Weggeleite; für Unerwachsene gehöre es unter Verschluß. Bestimmt ist es als Beitrag zur Familienhebung. Ohne sich rein religiös zu geben, will es die fortgesetzte Eingründung des Familienleben in religiöse Wahrheiten fördern helfen. Der Verfasser selbst hat sich außer an seinem Beruf an vorzüglichen Quellwerken auch besonders neuerer Art orientiert, geschult. Seine Hauptforderungen lauten: Nur dann den Eheberuf ergreifen, wenn er als Beruf erkannt worden ist! Zu dessen Verwirklichung ungeteilte Hingabe an die Vorbereitung zur Hausfrauen-, Hausmutterpflicht! Hauptbedingnis: Körperliche und seelische Eignung, Ertüchtigung. Das (ansprechend ausgestattete) Buch gliedert sich in drei Hauptteile: Jungfrau und Braut; Gattin; Mutter. Mit vollendetem Ernst und Takt tiefsittlicher Gewissenhaftigkeit leuchtet der ersichtlich vielfach erprobte seelsorgerische Verfasser in Gründe, Urgründe, Abgründe. Seine Ratschläge gehören zu den denkbar besten, bewährtesten, denn es sind die der wissenden Reinheit zur wissenden Reinheit, dem Quellboden echten Glücks. Gerechtigkeit und Liebe bilden die Grundpfeiler der Darstellung. Daher deren wundervolle, nie wirklich verletzende Klarheit, auch dort, wo ein Thema an sich meist als peinlich empfunden wird. So wenn er die furchtbar völkermordende Saat der Sünde (Unkeuschheit, Trunk) kennzeichnet. Er weiß und fordert: Dienen lerne das Weib nach ihrer Bestimmung. Aber das „grenzenlose Forderungsrecht in der Ehe" spricht er jedem der beiden Träger ab. (Der Verfasser selbst hält sich in seiner betr. Anschauung an das Naturgesetz). Denn beide, Mann und Frau, bleiben vollwertige Persönlichkeiten mit einem eigenen Lebensziele: zu Gott hin. Persönlichkeitsrechte und Gottesrechte sind durchaus in der doch heilig zu haltenden Ehe zu wahren. — Pfarrer Jansens Buch verdient nachdrückliche Empfehlung und weitestmögliche Verbreitung. E. M. Hamann.

Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. Nebst Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik. Herausgegeben von Hermann A. Krose S. J. Ergänzungsheft zum XI. Band 1922—1923: **Nachträge 1923—1924.** Gr. 8° (IV und 46 S.), Freiburg i. B. 1924, Herder. Steif broschiert G.-M. 2.40. — Die Ungunst der Zeitverhältnisse hat ein regelmäßiges Erscheinen des „Kirchlichen Handbuchs" für 1924 unmöglich gemacht. Um jedoch die seitherigen Abnehmer des Handbuchs wenigstens über die wichtigsten Veränderungen des abgelaufenen Berichtsjahres zu unterrichten, hat sich der Verlag entschlossen, für das laufende Jahr ein Ergänzungsheft zum elften Bande: 1922—1923 des Kirchlichen Handbuchs für das katholische Deutschland herauszugeben. Es behandelt in Anlehnung an das jüngst veröffentlichte amtliche Annuario Pontificio für das Jahr 1924 zunächst die wesentlichen Veränderungen im Heiligen Kollegium, in den römischen Kongregationen, Aemtern, Tribunalen und Prälatenkollegien, in den päpstlichen Kommissionen, dem päpstlichen Hofstaat und der Hierarchie der Gesamtkirche, der diplomatischen Vertretung des Apostolischen Stuhles bei den verschiedenen Staaten und dieser bei jenem, in der Oberleitung der bekannteren Männerorden und ähnlichen religiösen Genossenschaften bzw. deren Vertretung in Rom. An die Veränderungen in der Organisation der katholischen Gesamtkirche reihen sich jene in der katholischen Kirche des Deutschen Reiches, in den einzelnen kirchlichen Verwaltungsbezirken, bei den bischöflichen Behörden und Anstalten und den religiösen Orden bis zum Stande vom 1. April 1924. — Einen Hauptteil des Ganzen bilden die Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik, eine Fortschreibung der kirchlichen Statistik der deutschen Diözesen bis zum Stande vom 1. Januar 1923. Eine eingehende Würdigung dieser statistischen Ergebnisse mußte dem zwölften Bande des „Kirchlichen Handbuchs" zu Anfang des nächsten Jahres vorbehalten werden. Das erstmals dem elften Bande im Anhang angefügte Verzeichnis der Exerzitienhäuser in den deutschen Diözesen ist ob des allgemeinen Anklangs, den es gefunden, vollständig neu bearbeitet worden. J. F.

Der Kampf um die Vorabstimmung in Hannover im Jahre 1924. Herausgegeben im Auftrage der Deutsch-hannoverschen Partei. Druck und Verlag Hannoversche Landeszeitung, A.-G., Hannover, Rundestraße 11/12. — Das Material zum ersten großen Ringen um die Neugliederung Deutschlands ist hier zusammengestellt. Es scheint im allgemeinen vollständig, nur die Pressestimmen auswärtiger Freund- und Gegnerschaft könnten reichlicher mitgeteilt sein. Gerade sie enthalten doch viel Brauchbares für den weiteren politischen Kampf. Abgesehen davon ist es den Herausgebern gelungen, ihre Sache in den Rahmen der großdeutschen und föderalistischen Gesamtidee zu stellen. Deren Anhänger in allen deutschen Landen werden sich des handlichen Heftes mit Nutzen und Erfolg bedienen. Der Reinerlös ist für den Kampffonds der Deutsch-hannoverschen Partei bestimmt. Dr. Otto Kunze.

Heiliges Land. Eine Dreitagenovelle von Thyra Wendte. (Hans Hübner-Bücher 1.) 67 S. Hans Hübner Verlag, Hannover, 1921. — Das kurze reine Liebesabenteuer eines totgezeichneten Dichters mit einem empfindsamen Mädchen. Weder der Gegenstand noch die Ausführung sehr bedeutend. Die Verfasserin ist selbst zu sehr in den Gefühlen ihrer Heldin befangen, und so wirkt deren Erlebnis nicht objektiv künstlerisch und typisch, sondern subjektiv und zufällig. Die Erzählweise ist übrigens angenehm, das Büchlein unterhaltsam und insoweit zu empfehlen.

Joseph Riedhammer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Oper. Der Besetzungsplan der Festspiele im Prinzregententheater und im Residenztheater ist erschienen; er weist fast durchgängig die alten vertrauten Namen auf, die fast alle dem heimischen Ensemble angehören. Die beiden Aufführungen des Ringes des Nibelungen dirigiert Knappertsbusch, ebenso die fünf Parsifalaufführungen, Meistersinger, Tristan, Entführung aus dem Serail, Don Giovanni und Figaros Hochzeit. In den genannten Mozartopern, in den Meistersingern und in Tristan wird auch Furtwängler als Dirigent vor das Publikum treten. (In den Vorjahren wirkte als Gastdirigent Dr. Muck, der heuer durch die Bayreuther Spiele abgehalten ist.) Kapellmeister Heger leitet die drei Vorstellungen von Cosi fan tutte und auch je einmal Meistersinger und Tristan und Isolde. — Etwas später wie auswärtige Bühnen tritt unsere Staatsoper mit dem Spielplan für die nächste Spielzeit vor. Er verspricht die Uraufführungen der musikalischen Komödie nach dem Spanischen des Tirso de Molina: Don Gil von den grünen Hosen von Walter Braunfels und der Musiktragödie: Island-Saga von Gg. Vollerthun, ferner die deutsche Uraufführung der Hofmannsthal-Straußschen Bearbeitung der „Ruinen von Athen" und des „Promotheus" von Beethoven. Die planmäßige Erneuerung der Wagnerschen Werke wird durch eine Neueinstudierung des Lohengrin fortgesetzt. Don Giovanni und die Zauberflöte werden neueinstudiert, auch der Barbier von Bagdad erhielt ein neues Gewand aus Anlaß von Peter Cornelius' 100. Geburtstag am 24. Dezember. Von zeitgenössischen Meistern werden neueinstudiert: Pfitzners „Palestrina", „Don Juans letztes Abenteuer" von Paul Graener, „Meister Guido" von H. Nötzel und die „Vier Grobiane" von Wolf-Ferrari. Von alten Opern werden neuinszeniert „Doktor und Apotheker" von Dittersdorf und von Donizetti: Regimentstochter und Lucia von Lammermoor.

Schauspielhaus. Albert Bassermann begann mit seiner Frau ein Gastspiel in Schnitzlers „Komödie der Worte". Man erinnerte sich der drei Einakter „Stunde des Erkennens" — „Große Szene" — „Das Bacchusfest" ziemlich dunkel aus früheren Tagen; durch die Kunst Bassermanns gewinnen sie blühendes Leben, so wenig uns im Grunde der Dr. Eckold, der zehn Jahre auf seine Rache wartete, sowie der eitle, verlegene Don Juan, der zugleich ein Stück Kind ist, und der Schriftsteller Staufner seelisch zu sagen haben. Durch Bassermanns sprühendes Temperament und die Plastik seiner Gestaltung wirken sie wie selbstverständlich. Es geht einem wie mit einem alten Bildnis. Man fühlt sich zu dem Dargestellten nicht hingezogen; aber das Bild vermag uns dennoch nicht gleichgültig zu lassen durch die in ihm konzentrierte Lebensfülle. Die Gesamtaufführung (u. a. Egon v. Jordan-Wien und Else Bassermann als Gäste) war recht ansehnlich.

Kammerspiele. Man hat sich einmal wieder am „Erdgeist" versucht. Das Interesse an Wedekind ist, wie ich schon lange feststellen konnte, sehr abgeflaut. Fräulein Costa wird es nicht neu anfachen; sie gibt eine Lulu ins Niedliche transponiert. Es ging viel schauspielerisches Geschick von dieser Lulu aus, aber man sah wieder deutlich, wie sehr der Verfasser der Mithilfe eines starken, schauspielerischen Temperamentes bedarf, damit seine erdachten Figuren Bühnenleben bekommen. Franck (Berlin) zeichnete den Dr. Schön in starken Umrißlinien, aber man glaubte nicht recht, daß diese Lulu ihm zum Schicksal werden könnte. Den Schigolch spielte Ferdinand Bonn, und auch sonst gab es manche tüchtige Leistung, ohne indessen einen besonderen künstlerischen inneren Drang zu Wedekind zu erweisen.

München. L. G. Oberlaender.

Abendmusik, veranstaltet vom Münchener Singkreis Hochland: Das deutsche Lied, Volkslied und Kunstgesang aus verschiedenen Jahrhunderten, 2. Juli, großer Saal des Odeon, München. — Schon im Vorjahre waren unsere wackeren Hochländer für ihre notleidenden Mitbrüder eingetreten, und auch diesmal hatte das gutbesuchte Konzert zugunsten der Studentenhilfe den gewünschten materiellen Erfolg. Aber ebenso groß ist der ideale anzuschlagen. „Der Münchener Singkreis Hochland möchte edelste Kunst pflegen und nach Möglichkeit den weitesten Kreisen zugänglich machen". Diese der Vortragsordnung vorangestellten Worte waren verwirklicht worden; die junge, für alles Gute und Schöne begeisterte Schar hat sie in vollem Maße erfüllt. Dabei wurde sie auch von zwei hervorragenden Künstlerinnen unterstützt. Maria Philippi-Basel ist ja als Oratorienaltistin berühmt; im Vortrage der Bachschen Gesänge und von Mozarts Agnus Dei aus der Krönungsmesse bewährte sie ihre Meisterschaft; auch der Osterdialog (um 1690), und das Auferstehungslied der Psyche von Angelus Silesius und Georg Joseph (1657), sowie das bekannte Abendlied von Matthias Claudius und J. P. A. Schulz (1782) standen nicht zurück; ebenso wußte die Künstlerin uns mit Hugo Wolfs Liedern zu erfreuen und uns mit alten Liebes- und Volksliedern zu entzücken. Elisabeth Potz, die ihre Vielseitigkeit als Orgelvirtuosin, als Begleiterin auf diesem Instrumente und am Klavier, als Bearbeiterin von Melodien und endlich auch als Chorleiterin zeigen konnte, ist eine ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit. Am höchsten ist ihr Orgelspiel, sowohl als Solistin (G-dur-Fantasie von Bach) wie als Begleiterin zu werten. Als Dirigentin besitzt sie viel Feuer und versteht zweifellos gut einzustudieren. Das bewies der ihrer Führung anvertraute Chor mit den geistlichen Gesängen von Lasso, Bach und Brahms nicht minder, wie mit den weltlichen Liedern, von denen als besonders im Vortrag gelungen wir das siebenstimmige Mailied, Weise um 1550, Melodie in Alt, eine Bearbeitung von E. Potz, sowie das von Ph. Scharwenka behandelte Berglied vom Harz (1770) „Lustige Liebesweise" hervorheben möchten. Auch Heinrich Isaaks immer schönes „Innsbruck, ich muß dich lassen" fand eine treffliche Wiedergabe. Wir möchten nun zum Schlusse die Bitte der für alles Schöne und Gute begeisterten Jugend wiederholen: „Werbet Mitarbeiter an unserem Werk und unterstützt uns durch freiwillige Beiträge".

Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Dem Beispiel der Zechenbesitzer im Kohlenpreisabbau ist nun die Eisenindustrie gefolgt und es ist abzusehen, dass die verarbeitende Industrie die Folgerung daraus ziehen wird. Zur vollen Auswirkung des Preisabbaues behufs Erzielung gesteigerter Ausfuhr ist freilich noch die Herabsetzung der Gütertarife notwendig. Wir haben bereits in unserer vorigen Wochenschau darauf hingewiesen, dass im Reichsverkehrsministerium hierzu keine grosse Neigung vorhanden sei, und die neue Woche hat leider keine Anzeichen gebracht, dass man die fiskalischen Interessen hinter die allgemein wirtschaftlichen zurückstellen werde. — Der unlängst abgeschlossene deutsch griechische Handelsvertrag sichert allen wichtigeren deutschen Ausfuhrartikeln die Meistbegünstigung zu und gewährleistet Griechenland für die Ausfuhr griechischer Weine ein Kontingent. Es erhielt auch die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes für den griechischen Tabak zugesichert. Besondere Bedeutung kommt auch dem deutsch-chinesischen Abkommen zu. Die Deutsch-Asiatische Bank wurde wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, das deutsche Privateigentum freigegeben und die Kriegsentschädigungsforderung wird als getilgt angesehen. China hatte ja gar keinen Grund, uns den Krieg zu erklären; es tat es nur unter dem Druck der Entente. Jetzt hat es mit Russland wirtschaftliche Verhandlungen eingeleitet, was man in Amerika nicht gern sieht, und nun mit Deutschland das Abkommen getroffen, das vom Geiste gegenseitigen Wohlwollens spricht. China ist nun dem deutschen Unternehmungsgeiste wieder geöffnet. Freilich muss man bedenken, dass die Voraussetzungen vor dem Kriege ganz andere waren. Die englischen Dominions sind noch völlig verschlossen und wenn man liest, wie Lloyd George seinen Landsleuten bereits wieder vor dem deutschen Wettbewerb gruseln zu machen sucht, so ist in dieser Hinsicht Optimismus nicht am Platze.

Die Börsenwoche begann in allgemein schwacher Tendenz. Es lagen auch keinerlei Anregungen vor. Das Ende der Woche war etwas fester, dazwischen liegen starke Kursrückgänge infolge Glattstellungen der Spekulation, die wohl durch ungünstige Beurteilung der englisch-französischen Vereinbarung beeinflusst waren. Die dazwischenliegenden Tage waren matt. Als vor vier Wochen die Stützungsaktion der Banken eingerichtet worden, hatte es anfangs den Anschein, als biete sie dem Effektenmarkt einen gewissen Halt. Allein es blieb beim Anlauf, dann war die Kraft der Börse bald erschöpft. Eine grosse Sorge bildet auch die Zukunft der Micumverträge, da zum ersten August noch keine Entscheidung über das Sachverständigengutachten vorliegen kann. Wenn keine grossen Erleichterungen erzielt werden, so kommen die finanziell erschöpften Ruhrzechen in eine sehr schwere Lage. Die Börsenspekulation hat sich in letzter Zeit russischen und türkischen Werten zugewendet. Die gute Meinung stützt sich auf allerhand Verhandlungsaussichten und Möglichkeiten; allein man muss immer damit rechnen, dass es vor allem der Betätigungsdrang der Börse ist, der sich irgendwie auszuleben sucht. Für Mitläufer oder besser gesagt Nachläufer haben solche Börsengeschäfte immer ihre Gefahren.

Der Geschäftsbericht der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank verwahrt sich in überzeugenden Ausführungen, dass sie sich nicht genügend der Interessen ihrer Pfandbriefgläubiger angenommen habe. Die Bank ist als Gläubigerin, wie als Schuldnerin von dem Währungsverfall aufs härteste betroffen worden und ihr rechnungsmässiger Ueberschuss von 3052871 Billionen Mark kann um so weniger als Jahresgewinn angesehen werden, als ihm Substanzverluste von nicht berechenbarer Grösse gegenüberstehen. Die in Vorbereitung befindliche Goldmarkbilanz wird es erweisen.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.



Literarischer Handweiser

Kritische Monatsschrift

Herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis

Verlag Herder & Co. / Freiburg im Breisgau

Einzelheft 40 Goldpfennig

60. Jahrgang — Juli 1924 — 7. Heft

Inhalt:

Ein Streifzug durch das neueste englische Schrifttum .... (Karl Arns.)
Die Soziale Unrast ..... (Theodor Brauer.)
Friedrich Hebbels Persönlichkeit. (Günther Müller.)
Zum 50. Geburtstag von Wilhelm v. Scholz. (Karl Widmaier.)

Ferner kritische Beiträge über die verschiedenen Wissensgebiete von Alfred Adamietz, Ernst Bender, Ferdinand Birkner, Linus Bopp, Ludwig Brecht, Philipp Dengel, Julius Dorneich, Karl Eder, Joseph Engert, Anton Grauer, Arthur Grundei, Hans Grundei, Konrad Hofmann, Johannes Hollnsteiner, Wilhelm Kahl, Oskar Katann, G. Keckeis, Hermann Kopf, Karl Fr. Krämer, Alois Mitterwieser, Johannes Mumbauer, Franz Neureuter, Hermann Platz, Kurt Reinhardt, Karl Rieder, Ernst M. Roloff, Joseph Sauer, Franz Sawicki, Georg Schäfer, Georg Schalk, Peter Scherer, Hans Schoenfeld, Günther Schulemann, Wilhelm Schulte, Wilhelm Steinitzer, August Bezin, Martin Wackernagel, Georg Wunderle.

Neuerscheinungen. Zeitschriftenschau. Nachrichten. Ricarda Huch. Verzeichnis der besprochenen Neuerscheinungen.

Kunststrickdeckchen, Filetarbeiten, Decken, Einsätze und Spitzen
allerbest gearbeitet
Karl F. J. Nägle, Marktsteft a. Main (Ufr.)
Musterkollektionen in allen Preislagen in echten und imitierten Arbeiten.

Seehotel Feldhütter

Stock b. Prien

Direkt am Dampfersteg und Chiemseebahn. Prachtvolle Fremdenzimmer. — Pension. Restaurant. Spezialität: Chiemseefische. Auto-Garagen. Fernspr. Prien 40.



Für die Ferienzeit!

Schöne Literatur

Wolf Haberland. Roman aus der Oberpfalz von Ferdinand Benz. (159 S.) 8°. G. Halbl. 3.—.
Der Weg übers Moor. Preisgekrönter Roman von Ferd. Feldigl. (448 S.) 8°. G. geb. 3.—.
Oberammergau. Bilder und Gestalten. Erinnerungen von Ferd. Feldigl. (257 S.) 8°. G. Halbl. 3.—.
Der Blumenstrauß des hl. Franz von Assisi. (Fioretti). Aus dem Urtext neu übertragen von Dr. Otto Kunze. Mit Bildern von Otto Grassl. (134 S.). 4°. Grundpreis Pappbd. 4.50, Halbpergament 12.—.
O Licht, o Sonne! Neue Gedichte von Franz Wetzel. (96 S.). 8°. G. Pappbd. 1.50.
Volksfreund. Illustrierte Zeitschrift fürs Volk. 1. Jahrgang geb. G. 4.50.

Deutscher Novellenkranz

Die schönsten Geschichten der deutschen Literatur aus alter und neuer Zeit, fürs Volk ausgewählt von Dr. Franz Wetzel.

Bisher sind erschienen:

1. Reihe.

Die Versuchung des Frater Yvo und andere heitere Klostergeschichten von Gustav Gichtel.
Dorfgänge. Bauerngeschichten von L. Anzengruber.
Die drei gerechten Kammacher. Erzählung von Gottfr. Keller.
Schwabenstreiche. Erzählungen v. Herm. Kurz.
In St. Jürgen. Novelle von Theodor Storm.
Hugideo-Juniperus. Erzählungen von V. von Scheffel.

2. Reihe.

Abdias. Erzählung von Adalbert Stifter.
Das Majorat. Erzählung von E. T. A. Hoffmann.
Immensee und andere Sommergeschichten von Theodor Storm.
Jud Süß. Erzählung von Wilhelm Hauff.
Der blinde Passagier. — Das Elefantenrennen. Erzählungen von M. Eyth.
Der Bergnarr und andere Geschichten aus Tirol von Reimmichl (Seb. Rieger).

3. Reihe.

Der lange Jörg. Erzählung aus den Tiroler Bergen von J. Steinmayr.
Hagestolze. Erzählungen von Ottilie Wildermuth (Doppelbändchen).
Doge und Dogaressa. Erzählung von E. T. A. Hoffmann.
Pole Poppenspäler. Novelle v. Theodor Storm.
Die Judenbuche. Erzählung von A. v. Droste-Hülshoff.
Gußeiserne Leuchter. Geschichten aus alten Tagebüchern und Spinnstuben von Leo Weismantel. (Doppelbändchen.)

Grundpreis jedes Bändchens der ersten Reihe 0.40, der zweiten und dritten Reihe 1.—, Doppelbdch. 1.60.

Frauen- u. Mädchenbücher

Sonnenlandjahrbuch 1924. Herausgegeben von Maria Domanig. Mit 10 Vollbildern, darunter 4 farbigen, u. Buchschmuck von Josefa Meidinger, Tilde Eisgruber und M. Bucek. (232 S.). 8°. G. Halbleinen 3.—.

Die Sonnenlandbücherei

geleitet von Maria Domanig, bringt in geschmackvollen Bänden Romane, Erzählungen, Biographien, Bücher der Lebensführung und kommt so dem Bedürfnis nach Unterhaltung und Belehrung wie nach Vertiefung der ganzen Persönlichkeit des Jungmädchens in feinsinnigster Weise entgegen.

Bisher sind erschienen:

Hannas Lehrjahre. Erzählung v. Jassy Torrund. 3. Aufl. (197 S.). 8°. G. Halbl. 3.—.
Werden und Wirken. Biographien von Helene Riesch. (282 S.). 8°. G. geb. 3.—.
Mutter und ich. Erzählungen von Th. Korte, Isabella Kaiser und Dina Craik. (232 S.). 8°. G. geb. 3.—.
Unser Weg. Von Ferdinand Theissen. (124 S.) 8°. G. Halbl. 2.50.
Wegsucher ins Sonnenland. Erzählung von Jassy Torrund. (313 S.). 8°. G. Halbl. 3.—.
Das Geschwisterhaus. Erzählung von Helen Fidelis Butsch. (160 S.). 8°. G. Halbl. 2.50.
Ellinors Tagebuch. Erzählung von Jassy Torrund. (252 S.). 8°. G. Halbl. 3.—.
Anders als die andern. Erzählung von Emmy Gruhner. (258 S.). 8°. G. Halbl. 3.—.
Es öffnen sich heimlich die Kelche. Gedichte von Elisabeth Lill. (174 S.). 8°. G. Ganzl. 3.—.

*

Maria Ward. Die Stifterin der Englischen Fräulein. Von Helene Riesch. (170 S.) 8°. G Halbl. 4.—.
Mütter. Ein Erziehungsbüchlein v. W. Wiesebach S. J. (52 S.) 8°. G. Pappbd. 1.80.

Jugendschriften

Jugendfreund. Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.
1. Jahrgang, geb. G. 3.—
2. Jahrgang, geb. G. 3.—

Die Bände sind von einer staunenswerten Reichhaltigkeit des auf Unterhaltung, Belehrung und sittliche Festigung in gleichem Masse Bedacht nehmenden Inhalts.

Technische Jugendbücherei

Herausgegeben von Studienrat L. M. K. Capeller.

Praktische, reichillustrierte Anleitungen zu kunsterziehlichen und geschmackbildenden Uebungen. Vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus und vom Württemb. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens amtlich empfohlen. Bereits in vielen Tausend Bändchen in der ganzen Welt verbreitet.

Bis jetzt sind erschienen:

Schablonieren; Papierdruck; Pinseldruck; Pinselzeichnen; Scherenschnitt; Perlweberei; Papierschnitt; Linolradierung; Kleistermalerei; Hinterglasmalerei; Stempeldruck; Schnurzug.

Verlag Natur und Kultur A. G., München

Postscheckkonto München 48047 — **Schellingstrasse 41** — Postscheckkonto Wien 168465

Beruf

als Gärtnerin ist aussichtsreich. 1—2jährige Schulausbildung zu mäßigem Pensionspreis. Seminar für Lehrerinnen für Kleingartenbau. Aufnahme jederzeit, auch als Hospitantinnen für Ausbildung durch Kurse Paß u. Einreise keine Schwierigkeiten. Stellenvermittlg. **Rheinische Gärtnerinnenschule Rheinhaus-Kaiserswerth.**



Bruchleidende!

Lesen Sie unsere Broschüre: Was soll ich über mein Bruchband wissen?

Gratis zu beziehen durch **Bott & Walla**
München, Sonnenstrasse 20
Spezialhaus für Chirurgie u. Orthopädie-Mechanik

Eigene Werkstätten

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 30 München, 24. Juli 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die Konferenz zu London begann unter Teilnahme der Vertreter sämtlicher Ententestaaten und des amerikanischen Botschafters als Beobachters. Zum Vorsitzenden wurde Macdonald gewählt. Er umgrenzte in seiner Eröffnungsansprache die Aufgabe der Konferenz. Nur das Wirtschaftsproblem, nicht die Sicherheit, noch die interalliierten Schulden werden behandelt. Zur Ueberraschung von Frankreich und Belgien erklärten sich die Vereinigten Staaten einverstanden mit der Aufnahme eines Amerikaners in den Reparationsausschuß, falls dieser eine Verfehlung Deutschlands festzustellen hat. Schwierigkeiten macht der französisch-belgische Widerstand gegen vollen Abbau der Eisenbahnregie, gegen die Räumung des Ruhrgebietes und gegen den Verzicht auf selbständige militärische Sanktionen. Letztere wurden schließlich in einem Kompromiß den einzelnen Mächten zugestanden, doch muß jedesmal erst die Gesamtheit beraten und die Vertretung der Obligationsinhaber gehört werden. — Die deutsche Reichsregierung hat in einer Note der Konferenz ihren Standpunkt in den Hauptsachen mitgeteilt. — Der amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen, Hughes, befindet sich in London.

Gerüchte von einer Erweiterung des Reichskabinetts durch Aufnahme von Deutschnationalen sowie von einem Gegensatz zwischen Marx und Stresemann werden bestritten.

Der Völkische Block in Bayern zerbröckelt. Die scharf antiparlamentarischen Anhänger Hitlers haben sich unter Esser und dem Abgeordneten Streicher als Großdeutsche Volksgemeinschaft vereinigt und kündigen eine mächtige Agitation an. Aufsehen erregen Enthüllungen des Abgeordneten Dr. Schäffer (B.V.P.), daß im Herbst 1923 die Nationalsozialisten im Fall kommunistischer Putsche neutral bleiben wollten.

Eine Koalitionskrise in Oesterreich, hervorgerufen durch Forderungen der Großdeutschen (Liberalen) zum Beamtenbesoldungsgesetz, wurde durch einige Zugeständnisse der Regierung beigelegt.

In Moskau hatte ein Sowjetbeamter die Exterritorialität der deutschen Botschaft verletzt. Die russische Regierung leistete auf die Beschwerde des Botschafters hin Genugtuung.

Die Vereidigung der Faschistenmiliz in Italien auf den König ist ins Unbestimmte verschoben worden. Die Volkspartei (Popolari) verbündet sich zur Verteidigung der bürgerlichen Freiheit mit den anderen Minderheitsparteien und arbeitet auch mit den Sozialisten zusammen. Sie beruft sich dabei auf die Parteien der Katholiken in Deutschland, Oesterreich und Belgien.

In Brasilien — Staat Sao Paulo — ist eine Revolution ausgebrochen. Ihr Ausgang ist noch unentschieden.

Katholische Einigung und Kulturfront.

Von Dr. Otto Kunze.

Der großdeutsche Gedanke soll die deutschen Katholiken wieder politisch einigen. Im vorletzten Heft haben wir zum letzten Mal davon gesprochen und uns gleichzeitig mit einer Aeußerung auseinandergesetzt, die unser Ziel als zu weit gesteckt kritisierte. Sie spielte ferner darauf an, daß der Gesichtskreis der Allgemeinen Rundschau und des Neuen Reiches süddeutsch sei und somit nicht durchaus maßgebend für Rheinländer oder Norddeutsche überhaupt. Dieser Gedanke von Pfarrer Strauß im Essener Kirchenblatt ist aufgenommen worden von der Germania. (Sie nennt erst den Namen des Verfassers.) Friedrich Muckermann S. J. schreibt in der Sonntagsbeilage der Germania (Das Neue Ufer vom 5. Juli 1924) im Rahmen seiner „Kulturfragen der Gegenwart" von den Schwierigkeiten, denen katholische Forderungen im deutschen Norden begegnen. An Muckermanns Seite tritt im gleichen Blatt vom 12. Juli Dr. Heinrich Getzeny „Die beiden deutschen Kulturfronten".

Es ist von unserm Thema aus nicht so leicht, auf die Ausführungen beider einzugehen. Großdeutsch ist ein staatspolitisches Programm, Muckermann aber spricht gleich in den ersten Zeilen von einem Kulturprogramm. Und Getzeny hält sich ebenfalls wesentlich im Bereich der Kultur auf. Nun, in der Allgemeinen Rundschau sind ja auch Kulturfragen behandelt und Kulturprogramme entwickelt worden. Bleiben wir also zunächst bei der Kultur. Getzeny zitiert Peter Wust, der in seinen vielbeachteten Aufsätzen in der Köln. Volkszeitung (Nr. 385 und 387, 1924) eine neue deutsche und katholische Kulturfront absteckt, die sich von Wien über München-Frankfurt bis Köln hinziehe. Er befürchtet daraus eine neue Mainlinie, eine geistige, die schlimmer wirken müsse als die vergangene politische Mainlinie. Oestlich der Elbe wohnten auch Deutsche, deren Anteil an der deutschen Gesamt-Kultur nicht mehr zu beseitigen sei. Könnten wir aus der deutschen Kultur Weimar mit Goethe, Potsdam und Berlin, Königsberg, die Stadt Kants, hinwegdenken?

Die Brücke zwischen Getzeny und Muckermann bildet des letzteren Satz:

„Schon wegen unsrer Zahl nicht imstande, Deutschland allein aufzubauen, müssen wir mit andern gemeinsam handeln. Diese andern, uns an Macht und Kapital so sehr überlegen, stehen aber gerade da, wo etwas „Katholisches" im Kulturprogramm sichtbar wird, geschlossen gegen uns. Wir hören hier im Norden wohl die Stimmen vom Neuen Reich und der Allgemeinen Rundschau; unsre Freude darüber ist eine ungeteilte. Nicht nur in Glaubensdingen, wo das selbstverständlich, sondern auch darüber hinaus sind wir nicht selten durchaus einer Meinung. Aber selbst wenn wir das sind, mit einer wie verschiedenen Wirklichkeit brechen sich hier die Ideen!"

Das Urteil eines so feinsinnigen Kulturkritikers wie Friedrich Muckermann S. J. ist uns von höchstem Wert. Wir bedauern nur, daß es im Zusammenhang seiner Betrachtung nicht ausführlicher sein konnte und namentlich nicht erkennen läßt, ob alles, was er vom Neuen Reich meint, auch von der Allgemeinen Rundschau gilt und umgekehrt. Zwischen beiden gibt es doch gerade in Kulturfragen recht scharfe Unterschiede. Man denke an die ganz verschiedene Stellung zum Begriff Romantik! Man vergleiche, was hier und dort über eine Neuerscheinung wie Orplid gesagt ist. Zu vorbildlichen Beispielen für Schrifttum, Kunst und Ausdruckskultur greifen wir öfter aufs romanische und gotische Mittelalter zurück (zuletzt im St. Heinrichsheft), das Neue Reich öfter auf das süddeutsch-österreichische Barock. Unsre Kulturfront ist mindestens sowenig süddeutsch wie die von Peter Wust. Köln liegt doch immerhin weit nördlich vom Main. Und Wust hätte ruhig noch Münster und Paderborn einbeziehen können. Was dort an katholischer Kulturarbeit geleistet wird, kann sich sehen lassen. Mit Getzenys Mainlinie ist es also nichts, falls nicht Main bloß sinnbildlich für irgendeinen kulturgeographischen Trennungsstrich steht. Im übrigen regen Getzenys Gedanken zu hoffentlich fruchtbarem Widerspruch an. Er sieht eine Gegenfront aufstehen, die sich etwa von Weimar über Berlin nach Königsberg zieht:

„Diese letztgenannte Front ist durch die Ereignisse der letzten Jahre geschwächt, gelähmt, aber durchaus nicht beseitigt. Ja können, dürfen wir überhaupt wünschen, daß sie jemals beseitigt werde? Sind

wir nicht gerade als Katholiken, d. h. als Menschen der Aufgeschlossenheit gegenüber allen geistigen Werten, verpflichtet zur Anerkennung, daß Weimar, Berlin, Königsberg für uns Werte bergen, die wir als Volk nicht mehr entbehren können?"

Die Werte leugnen wir nicht. Was Weimar angeht, hat Dr. **Albani** in der ersten Kulturellen Rundschau d. J. (Nr. 2, S. 23) dessen Abwertung durch J. A. Lux im Neuen Reich ebenso knapp wie treffend zurückgewiesen, und ich habe unter Sachsen und Thüringen (Nr. 43, 1923) geschrieben: „Als ein Gipfel mehr über als in der liberalen Thüringer Luft steht das klassische Weimar." Wollte damit sagen, daß Weimar nicht aus seiner näheren Umwelt zu erklären ist, nicht aus der vergleichsweise jungen kolonialen Geschichte des deutschen Ostens. Goethe ist schließlich doch Frankfurter aus der alten deutschen Kulturfront. Sind sein Ahasver, Götz, Faust denkbar ohne katholische Volkstradition? Ueber Berlin lassen wir selbst im nächsten Heft einen dortigen Katholiken reden. Kant aber ist doch trotz seiner Größe mehr eine Einzelerscheinung. Mehr ein Problem der Wissenschaft als der Kultur. Wenn Getzeny schon Königsberg sagt bezw. Ostpreußen, warum sagt er nicht auch Hamann und Herder? Warum nennt er nicht die Marienburg und den Deutschen Orden? Auffällig, wie dieser Diasporakatholik für seine Heimat nur eine einzige Kulturschicht abklopft und nicht zu anderen, tieferen durchstößt. Gibt es denn in Nordostdeutschland nur die modern-liberale Kultur des Geheimrats Goethe, des Professors Kant, des aufgeklärten Selbstherrschers Fridericus und des Berliner Asphaltmenschen? Wir halten es nicht für die Aufgabe unserer Glaubensbrüder vorwärts der geschlossenen kath. Kulturfront, diese zerbröckelnde Gegenfront zu stützen um das natürlich Gute und Wertvolle in ihr zu bergen. Sind dort Werte, so wollen wir sie uns holen. Aber im Angriff! Unsre Front wollen wir vortragen!

Ich höre aus Getzeny so etwas wie Verteidigung einer Heimat. Selbst Ostdeutscher (Sachse) verstehe ich ihn nur zu gut. Es behält etwas von einem kriegerischen Einfall, wenn süd- oder westdeutsche katholische Kultur nach Brandenburg, Meißen oder Ostpreußen dringt. Der Katholizismus kommt nicht allein, Rheinisches oder Schwäbisch-bayerisches kommt mit. Manches daheim ganz Gesunde, wie gewisse demokratische Anschauungen, wirkt im Osten zersetzend. Das bittere Wort Kardinal Kopps von der Verseuchung des Westens ist nur so zu verstehen. Die Führer unserer Kulturfront mögen bedachtsam aussuchen, welche Menschen, Organisationen, Bücher, Zeitungen sie ins Neuland vorschicken. Die Katholiken des Ostens und der Diaspora überhaupt aber haben eine so schwere wie schöne Aufgabe: das katholische Erlebnis ihrer Heimat. Wie sähe es östlich der Elbe aus, wenn das Land katholisch geblieben wäre? Mit diesem Gedanken sollen sie einmal ihr ganzes Erbe durchforschen. Dann entdecken sie, daß die Kluft zwischen Nordost und Südwest gar nicht so breit ist. Sie sehen, daß die alten romanischen und gotischen Stadtkirchen, die weiten aufgehobenen Klöster ihnen gehören, mögen sie protestantisch oder profan sein und bleiben. Und die spätere, nicht mehr katholische Kultur wechselt Vorder- und Hintergründe. Das Zersetzende, Liberale tritt zurück, das Positive, der Rest des Alten, tritt hervor. Nicht Kant, sondern Leibniz. Herder und Hamann nannten wir schon. Und Klopstocks 200. Geburtstag hat ja eben ganz Deutschland gefeiert. Ausgerechnet unter Getzenys Zeilen steht ein Zitat aus dem Hochland, wo Karl **Muth** nachweist, daß Klopstocks Messias eher katholisch als protestantisch ist. Es fehlt übrigens nicht einmal an rein katholischer neuerer Kultur im Osten. Das halbkatholische Schlesien vom 17. Jahrhundert bis heute, als Inseln das Hochstift Bautzen und vor allem Dresden. Die Verdienste des katholischen Königshauses der **Wettiner** sind auf unserer Seite viel zu wenig bekannt. Ihre Kunstsammlungen und Rokokobauten, vor allem die mächtige Hofkirche am Elbufer, gehören durchaus zum katholischen Kulturkreis und sind doch auf ihrer Erde nicht fremd. Aber selbst in der Berliner Hedwigskirche fühlt man sich nicht in der Diaspora. Die zerstreuten Katholiken sollen sich nicht als Fremdlinge betrachten, die sich einer andersartigen Umgebung anpassen müssen, sondern als Rest eines edlen Urvolkes, das die Blütezeit des fremden Wesens überdauert hat und jetzt bei dessen Verfall wieder in die alten Plätze einrückt.

Unsere freundschaftlichen Gegner im Norden haben uns aufs Gebiet der **Kultur** gezogen. Aber der Streit ging vom **Politischen** aus und wenigstens Getzeny wird selber politisch. Er verteidigt Preußen:

„Hat nicht erst Preußen dem staatsfremden Deutschen das Wesen des Staatlichen beibringen müssen? Nicht nur für Rheinland und Westfalen war, wie Pfarrer Strauß schreibt, die straffe Zusammenfassung der preußischen Herrschaft trotz ihrer großen Mängel und Fehler eine Erlösung, sondern für das ganze Deutsche Reich. Wieviel gerade Preußen und die unbeirrbar fortwirkende preußische Verwaltung beigetragen hat zur Erhaltung des Rheinlandes bei Deutschland in den Tagen des zusammenbrechenden Ruhrkampfes, das wird erst eine spätere Geschichtschreibung zu würdigen vermögen. Gewiß, 1866 war ein namenloses Unglück, aber ein tragisches, und die Erlösung davon liegt nicht in einem Rückgang hinter 1866, sondern in einer schöpferischen Ueberwindung von 1871."

Die ersten Sätze konnte wohl nur ein Preuße schreiben oder ein preußisch gewordener Deutscher aus früher kleinstaatlicher oder geistlicher Herrschaft. Oesterreich und die großen Mittelstaaten wie Bayern, Sachsen, Hannover haben ihren Untertanen auch ein recht nachhaltiges Staatsgefühl beigebracht. Diese Staatsgefühle hat die preußische, gewaltsame Einigung Deutschlands nicht überhöht, sondern durchkreuzt. Sie hat hier wie sonst in vieler Hinsicht zerstörend gewirkt. Für den deutschen Katholiken aber handelt es sich vor allem darum, daß Preußen die alte deutsche Reichsidee und die gottgewollte Sendung der deutschen Nation durch die preußische Großstaatsidee verdrängt hat.[1]) Jene Idee lebt in den deutschen Katholiken weiter. Ueber deren Lage nach 1870 sagt Peter Wust treffend:

„Von 1870 ab beginnen Welt und Ueberwelt, irdisches und himmlisches Vaterland, für den deutschen Katholiken so etwas wie zwei völlig gesonderte Provinzen zu werden, und diese Doppelheit fängt an, seine Seele, sein ganzes Menschentum in zwei Teile auseinander zu reißen und sein Dasein in bitterer Lebenstragik zu zerspalten... Nach 1870 erst... ist der deutsche Katholik ein Bürger zweiter Klasse geworden."

Heute nach dem Scheitern der preußischen Sendung gibt es den umgekehrten tragischen Fall. Denn es gibt katholische Preußen, und zwar der preußischen Vaterlandsliebe nach. Treiben aber deutsche Katholiken Staatspolitik, so können sie die Entscheidung für oder wider Preußen auf die Dauer nicht umgehen. Zwingend stellt sich die alte großdeutsche Idee ein. Hochgesinnte katholische Männer, darunter Friedrich Muckermann S. J., haben eine **Deutsche Liga** gegründet, eine Vaterländische Arbeitsgemeinschaft der katholischen Verbände.[2]) Die Satzungen nennen als Ziel die Wiedergeburt des deutschen Volkes im Geiste seiner Geschichte:

Mit den größten Zeiten deutscher Vergangenheit durch Blut und Glauben verbunden, erkennen wir die besondere vaterländische Sendung des katholischen Volksteils in der Erhaltung und zeitgemäßen Erneuerung jenes Vätererbes, das uns einst stark gemacht.

Dies Vätererbe, die Verbindung von Katholizismus und Deutschtum, verlangt von uns das Bekenntnis zum Recht als der Grundlage der inneren und äußeren Politik gegenüber der Revolution.

Dies Vätererbe will den Geist der Versöhnung und der Volksgemeinschaft gegenüber dem Klassenkampf und bürgerlichem Hader.

Dies Vätererbe will die Reinheit der Familie und die Pflege der Stammeskultur gegenüber sittlicher Fäulnis und der Mechanisierung des Daseins.

Dies Vätererbe besagt die Hinordnung aller Volkskräfte auf ein Reichsideal, in dem sich die geschichtliche deutsche Aufgabe erfüllt gegenüber rein wirtschaftlich-materialistischer Einstellung.

Dies Vätererbe will opferfreudigen Dienst an dem Hochziele Europas und der Menschheit gegenüber völkischem Hochmut, Völkerverhetzung und Weltzersetzung.

Das Abzeichen ist ein Kreuz mit Eichenkranz. Der Deutschen Liga schließen sich katholische Verbände körperschaftlich an. Die Organisation ist nach Bistümern gegliedert. Das besagt: die Liga treibt keine eigentliche Politik. Denn katholische Vereine und deren Mitglieder auf politische Einzelfragen oder für bestimmte Parteien zu verpflichten, geht nicht an. Immerhin geben die Satzungen die Gewähr einer politischen Erziehung in großdeutschem Sinn. Wenn der Einzelne nur das Bekenntnis zum Recht in der Politik auf die letzten 60 Jahre und auf die Zukunft anwendet! — Fast zu gleicher Zeit erhalten wir Kunde von der Gründung einer **Großdeutschen Legion**.[3]) Ihr vorläufiger Satzungsentwurf zeigt sie straff organisiert und frei von jeder Partei. Ihr großdeutsches Staatsideal wird bewußt dem katholischen Staatsideal gleichgesetzt, welches „die Verwirk-

[1]) Die deutsche Nation und das Preußentum. Von einem Staatsmann (Dr. H. Rösler) Paderborn 1919, Bonifazius-Druckerei. Ausführlich behandelt Nr. 23, S. 341.

[2]) Geschäftsstelle Münster i. W., Bült 29.

[3]) Schreibstube: Bielefeld, Goldbach 32, Fabrikant A. Heiner.

lichung der katholischen Weltanschauungsgrundsätze im gesamten Wirken des Staates und der Nation" fordert. Die Programmschrift **Katholischer Tatwille zur Nation** von **Alfred Hausknecht**[4]) bewegt sich ganz in den Gedankenbahnen, die dem Neuen Reich und der Allg. Rundschau gemeinsam sind. Sie beruft sich auch auf beide. Die Großdeutsche Legion gestattet als zu jung noch kein bündiges Urteil. Sie scheint indes Bedürfnissen der katholischen Jugend zu begegnen, die zu befriedigen Abg. Dr. **Schwering** in der Germania (Nr. 265) unlängst gemahnt hat. Bedürfnisse, die bisher viele zum Stahlhelm oder zum Jungdo lockten. Und sie ist ihrer Natur nach zu politischer Aktivität fähig. — Zwei Neuschöpfungen, die jede in ihrer Art dem katholischen und großdeutschen Gedanken dienen. Deutsche Katholiken, folgt der neuen Fahne!

[4]) Verlag Rennebohm u. Hausknecht K G., Bielefeld.

Die deutsche Frage am Rhein.

Eine Erwiderung von Dr. Heinr. **Staab**, Neuß a. Rhein.

Indem ich der freundlichen Einladung des Herausgebers, zum gleichnamigen Artikel von Dr. Albert Lotz Stellung zu nehmen, folge, bin ich mir der Schwierigkeiten einer Auseinandersetzung über dieses Thema bewußt. Wer, wie ich, auf dem Standpunkt steht, daß schon ein literarischer Streit um das Problem unzeitgemäß und außenpolitisch wenig vertretbar ist, kann nur mit Zögern an eine öffentliche Diskussion gehen. Ich will deshalb auch ganz offen sprechen, weil Freunde und Gegner des sogenannten Föderalismus durch eine Welt subjektivster Anschauungen und Betrachtungsgewohnheiten getrennt sind. Dabei ist der Begriff des Föderalismus nicht einmal klar. Alle Verlautbarungen derer, die sich gemeinhin als die deutschen Föderalisten bezeichnen, deuten darauf, und auch Dr. Lotz ist ein weiterer Beweis dafür, daß eine reichlich ungeklärte Theorie allen Veränderungen der geschichtlichen Evolution zum Trotz auf Grund subjektivster Empfindungen in die weiterrollende Geistesentwicklung hineingepflanzt wird. Auch Dr. Lotz beweist nur wieder, daß sich der sogenannte Föderalismus nicht in Abwehr, sondern in einem Angriff befindet, zu welchem vor dem Weltkrieg nicht weniger Grund als heute, jedenfalls aber kein äußerer Anlaß bestand. Das eben ist es, worüber ich als Katholik, Zentrumsmann, Rheinländer und Deutscher nicht hinwegkomme, die gute Absicht der Föderalisten ganz unbestritten. Aus **Anlässen** macht man keine Geschichte, ganz gewiß nicht in gefährlichen Geschichtsepochen, man macht sie grundsätzlich. Ich habe selten föderalistische Zeitstimmen gefunden, in denen nicht das Schlagwort die Beweisgründe bedenklich in den Hintergrund drängte. Man vergleiche in benanntem Artikel: „stämmische Bewegung .. nach lange bewährtem Rezept zu drosseln", „billige Manöver", „doktrinäre Verallgemeinerungen", „krankhafte Hochstapelei eines Gliedstaates", „borussische Partikularinstinkte", „großpreußische Herausforderungen". Wenn ich die Föderalisten von heute recht verstehe, wollen sie in Deutschland ein sittliches Problem lösen, eine Grundsatzfrage, die als solche nicht **gegen** den einen heutigen Gliedstaat und für den andern, sondern mit dem einzigen Blick auf das Reich gelöst werden kann. Das verlangt mehr als Schlagworte, mehr als fortwährenden Bezug auf diese oder jene der Geschichte angehörenden augenblicklichen Aussprüche (Bismarck usw.), mehr als unkritische Rücksichtnahme auf Stimmungen der französischen Politik (ésprit de Potsdam, La Prusse c'est la guerre).

Grundsätzlich soll man sich zunächst über den Begriff des Föderalismus klar werden. Unter Deutschen kann Föderalismus weniger als je ein Erziehungsziel bedeuten. Es liegt in unserem Nationalcharakter, daß wir uns eher zur zentripetalen als zur zentrifugalen Reichsanschauung erziehen müssen, um im Hin und Her der Unterschiedlichkeiten das 1100jährige Reich in die neue Zeit zu tragen. Diese Notwendigkeit besteht im Zeitalter der Demokratie nur noch mehr. Föderalismus in diesem, meines Erachtens echten Sinne ist die Berücksichtigung eines bestimmten Artzustandes in der Zusammensetzung der Nation. Er führt zur politischen Forderung, daß im staatlichen Einheitsbau der aus mannigfaltigen Stämmen bestehenden Nation auf deren Eigenart Rücksicht genommen wird. Er ist also Berücksichtigung des Naturgesetzes vom Organismus. In diesem liegen aber zwei Elemente: 1. Das Ziel der Einheit, 2. der Weg der Berücksichtigung einer Vielheit. Das Sittliche auch am Föderalismus ist letzthin das Ziel der Einheit, nicht der Weg der Berücksichtigung an sich. Politisch gesehen heißt das: Man soll uns nicht die Staatenbildung auf Grund der Stammesverhältnisse als ein sittliches Ziel hinstellen. Man soll sie nicht als Weltanschauung oder sittliche Notwendigkeit hinstellen. Sittlicher Kern des Ganzen ist allein die lebendige Verwertung der Eigenarten fürs Ganze. Wie sie erreicht wird, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage. Der Absolutismus der heutigen sogenannten Föderalisten liegt darin, daß sie darüber nicht mit sich diskutieren lassen. Daß sie Weltanschauung und Zweckmäßigkeit nicht trennen. Auch Dr. Lotz ist wieder ein Beweis dafür, indem er „Westdeutschen Bundesstaat" und „Allzu stark betontes Preußentum" gegenüberstellt, ohne die Möglichkeit eines dritten überhaupt in Erwägung zu ziehen. (Der schon eingerichtete Reichsrat mit genau festgelegter Vertretung der preußischen Provinzen, eventuell Ausbau desselben im mittelalterlichen Banksystem: Jeder Gliedstaat ohne Rücksicht auf die Größe 1 Stimme, Provinzialautonomie u. a.)

Die beiden obengenannten Elemente des echten Föderalismus und ihre natürliche Rangordnung zeigen, daß der lebendige Gedanke in ihm ein **unitarischer** ist. Sind denn **Föderalismus** und **Unitarismus** überhaupt Gegensätze? Der Gegensatz zum Föderalismus scheint mir der **Zentralismus** zu sein, den ich als Föderalist in meinem Sinne genau so bekämpfe wie Dr. Lotz. Aber der Unitarismus scheint mir die notwendige Seele des Föderalismus sein zu müssen, ohne welche er lebloses Gestammel des einen Gliedes gegen das andere, Separation, Partikularismus, Appell an die Schwächen einer Eigenart, graue Theorie wird. Zentralismus will den straffen, formellen Einheitsstaat, unitarischer Föderalismus das organische Reich. Nach dem Grundsatze: in dubiis libertas, in necessariis unitas. Wer hat die Kühnheit, zu behaupten, daß in der Entwicklung der Völker diese necessaria sich grundsätzlich normieren lassen? Stellt nicht das Zeitalter ungebundener Demokratie z. B. den dubia engere Grenzen als die Zeit des dynastischen Reichsbaues? Bedarf nicht gerade der Föderalismus als Staatsgrundlage, weil er auf den straffen Einheitsstaat verzichten muß, der starken Zentralgewalt?

Dr. Lotz spricht eingangs seines Artikels von dem niedersächsischen Bundesstaat als dem ersten Schritt zu einem föderalistischen Großdeutschland. Er spricht von dem „westdeutschen Bundesstaat". Wie will er und wollen seine Freunde die Grenzen dieser Gebilde normieren? Wir müssen schon die geometrischen Künste von Versailles innerpolitisch nachahmen, um praktisch weiterzukommen. Die Begrenzung des Hannoverschen Abstimmungsgebietes gab eine leise Ahnung. Gerade in **Bayern** als Hauptsitz eines Föderalismus eigener Art sollte man das, was man an **Preußen** exekutieren will, einmal grundsätzlich und objektiv betrachten. Ich kenne, um mit Dr. Lotz zu sprechen, zwei „Partikularinstinkte" großen Ausmaßes in Deutschland: den „borussischen" und den bayerischen. Es ist eine Tragik, daß beide, im wesentlichen gleich, fortwährend den Splitter im Auge des andern sehen, aber den Balken im eigenen Auge nicht bemerken. Argumente und Gegenargumente sind die gleichen, mögen auch Unterschiede im Temperament bestehen. Gerade als Rheinländer erblicke ich die Aufgabe meiner engeren Heimat darin, sich nicht nur nicht in den Strudel hineinziehen zu lassen, sondern führend zu wirken, daß beiden „Partikularinstinkten" ohne Schädigung der Eigenartswerte die Hemmschuhe brüderlichen sanften Zwanges angelegt werden. Diese Aufgabe, von der Karl Heinrich Amrhein in diesen Blättern manches angedeutet hat, steht mir vor dem sehr halszerbrecherischen Experiment der „Kulturbrücke zwischen Ost und West", wie sie auch wieder Dr. Lotz empfiehlt. Ist Bayern wirklich ein homogener Stammesstaat? Bayern, Franken und die Pfalz deuten eher auf ein süddeutsches Preußen hin.

Sind schon die Grenzen der Stämme sehr schwer zu ziehen,[1]) so wird die Frage, welcher Stamm noch so echt ist, daß er Anspruch auf eine eigenstaatliche Existenz hat, wahrhaft akademische Disputationen auslösen. Dr. Lotz wird, wenn er, was ich vermute, Rheinländer ist, aus seiner und meiner Heimat Schlüsse ziehen können. Mitten durch das Rheinland gehen zwei große Sprachgrenzen, die des rheinischen Platt und der niederfränkischen Mundart einerseits und die zwischen mittel- und oberfränkischem Dialekt. Außerordentlich vielgestaltig sind die Heimatbewegungen am Rhein, ein einheitliches Stammesgefühl am Rhein gibt es nicht. Wer will da Halt gebieten, wenn man einmal anfangen will, ganz unpolitische Empfindungen am Rhein zu politisieren?

[1]) Siehe auch Rheinlande und Reich, Mahnworte eines ehrlichen Rheinländers. Union, Frankfurt 1920.

Wer nur das Nachteilige an der preußischen Geschichte des Rheinlandes sieht und deshalb Föderalist sein zu müssen glaubt, der lese die Festschrift von Dr. Julius Bachem zur 100 Jahrfeier der Zugehörigkeit der Rheinlande zu Preußen 1917 (Köln, Bachem). Hier sprechen sich unverdächtige Katholiken über diesen Punkt aus. Soll plötzlich alles eitel Lüge und Trug sein? Man wird einem Lauscher, Trimborn, Bachem eher glauben, als uns Jungen, die zu „traditionslos" sind.

Ich stimme Dr. Lotz aus vollem Herzen bei, wenn er schreibt, das Rheingebiet sei Ausgangs- und Mittelpunkt christlich-abendländischer Geschichtsauffassung. Ich weiß, daß unsere rheinische Heimat Stammsitz der mittelalterlich-christlichen Kultur Deutschlands ist. Gerade dieser Stellung aber ist es unwürdig, das Rheinland in den Staatenbildungswahn hineinzuziehen. Geschichte, Volkscharakter, geographische Lage, religiöse Verhältnisse sprechen gegen diese Auffassung von der Verwirklichung des Föderalismus. Die Aufgabe des Rheinlandes und namentlich des rheinischen Katholizismus besteht darin, in Preußen dieses zur Verwirklichung des Gedankens des mittelalterlichen abendländischen Volkstums anzuhalten. Eine starke katholische Minderheit bindet das Gros des deutschen Protestantismus. Wenn wir noch frohen Mut, gegründet auf Gottesglauben und Gottvertrauen, haben, so wollen wir ihn nicht an das Experiment der als Allheilmittel über Gebühr empfohlenen künstlichen Staatsumgruppierung in Deutschland verschwenden, sondern an diese kulturpolitische Aufgabe. Trotz allen Hohnes über diese Auffassung halten wir daran fest, daß der rheinische Katholizismus mit dem ostelbischen Protestantismus im Staate Preußen vereinigt, dieses zur Reichsklammer macht. Oder wollen wir Deutschland in lauter „Sachsen" und „Bayern" zerlegen? — Dann mag die Mission außerhalb Deutschlands kommen. Was „Kulturbrücke" sein will, muß zuerst in sich selbst fest gegründet sein. Es muß irgendwo anfangen, auszustrecken. Die deutsche Frage am Rhein faßt in der Tat sehr bequem auf, wer meint, Preußen abstoßen zu müssen, um Frankreich für die christlich-abendländische Idee zu gewinnen. Wer von Stufe zu Stufe Kräfte am Rhein einem neuen Europa dienstbar machen will, muß zuerst durch Deutschland hindurch den richtigen Weg finden, um ins Europäische zu gelangen. Man meide es, Unklarheiten zu schaffen, indem die Aufgabe der „Kulturbrücke" mit der Umgestaltung Deutschlands oder gar mit den Erfordernissen eines wahren Föderalismus in Zusammenhang gebracht wird. Der „Kampf um den Rhein" gehört auf ein anderes Blatt der Geschichte als dieser. Deutsche, gleich welchen Stammes, sind darin weniger aggressiv gewesen als französische Politik und französische Propaganda. Aber sie haben immer dieser zum bequemen Vorwand und zum Mißbrauch dienen können. Man lese Stegemanns Buch, und alle kühnen Selbstsicherheiten in der Frage der Umgestaltung des Reiches verblassen dem Rheinländer vor der Gewalt der geschichtlichen Tatsachen.

Der wahre Föderalismus wird nicht da geübt, wo es ums Länderschichten geht, sondern da, wo es ohne willkürliche, maßstablose und gefährliche Eingriffe in die zur Geschichte gewordene Entwicklung gelingt, die natürlichen Kräfte der deutschen Eigenarten für den Reichsbau unmittelbar zu schöpfen. Ein Appell an Instinkte muß gerade in einer Notzeit vermieden werden. Wie alles in der Entwicklung sind auch die deutschen Eigenarten letzten Endes dazu bestimmt, einander abzuschleifen. Da, wo man sie erst wecken muß, um sie politisch zu machen, wird wider die Entwicklung und wider den wahren Föderalismus gesündigt. Ohne Frage geschieht das von seiten der sogen. Föderalisten mit dem Rheinland, wo ein speziell preußisches Gefühl ebensowenig war, wie ein speziell rheinisches politisches Empfinden nicht gezüchtet werden kann. Wo man vielmehr in dem reinen Reichsgedanken am weitesten fortgeschritten ist. Wer die heutige föderalistische Bewegung kennt, der stellt fest:

1. Daß sie höchstens in Bayern und Hannover einigen Anhang im Volke hat,

2. von dort aus durch kleine Kreise von Führerpersönlichkeiten in anderen Gegenden Deutschlands propagiert wird (Rheinland, Hessen),

3. daß das letztere geschieht, obwohl der Rheinische Provinziallandtag und die sämtlichen Parteien ihre Stimme erhoben haben, daß man für die Dauer der Besatzung solche Dinge unterlasse.

Wer in eine ehrliche Aussprache über die Frage des Föderalismus eintritt, muß auch diesen Gesichtspunkt anhören. Die nationale Disziplin ist für uns kein leeres Wort, mag man in gutem Glauben tausend Gründe finden, wider sie zu fehlen.

Zum Schlusse besteht für den, der im Verantwortungsbewußtsein vor der nationalen Zukunft den Plan des Föderalismus überprüft, die Frage nach seinem Verhältnis zur deutschen Jugend. Wenn eines uns von der Willkür der föderalistischen Bewegung überzeugen muß, dann wäre es das Fehlen der Jugend. In der Tat: die deutsche Jugend aller ernstzunehmenden Lager will nichts vom Föderalismus der Gegenwart wissen. Mit dem Instinkt der Bejahung des Lebendigen sucht sie den Gedanken Großdeutschlands, erwärmt sich aber nicht für den so oft als Vorbedingung dafür hingestellten Gedanken einer Geschichtsrevision unter Deutschen. Die Jugend einer Nation ist eben ihre Zukunft. Und zukunftbestimmt ist jeder, auch der vielspältigsten Nation, das große Erziehungs- und Entwicklungsziel immer festerer Einheit. Wir müssen nur den Glauben haben, daß die deutschen Stämme sich immer mehr nähern. Zwischen 1866 und 1924 ist man darin viel weiter gekommen. Sollen wir Jungen ruhen, wenn wir sehen, daß unbestrittene Patrioten in bester Meinung, aber verhängnisvoller Kurzsichtigkeit der Entwicklung mit einer Theorie in die Speichen fallen? Darum zurück zum unitarischen Föderalismus, der im Zeitalter der Demokratie mehr als früher der gegebene ist! Zurück zu jenem Föderalismus, der nicht die Ländergeometrie zum Dogma erhebt, sondern die Reichsinstanzen wahrhaft föderalistisch ausbaut!

Die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Sachverständigengutachtens.

Von Alfons Wild, Berlin.

(Schluß)

Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich, daß das System der Sachverständigen durchaus nicht starr ist. Diese Elastizität besteht zunächst in der Abänderungsmöglichkeit der Zahlungen aus dem Haushalt und in dem Ausgleich der einzelnen Zahlungen aus den übrigen Quellen mit denen aus den kontrollierten Einnahmen. Darüber hinaus ist aber auch das System in seiner Gesamtheit elastisch für den Fall, daß die Ausgleichs- und Abänderungsmöglichkeiten der Zahlungen in einem Jahre untereinander nicht genügen sollten, um die Reparationen mit dem Stand der deutschen Wirtschaft in Einklang zu bringen. Der Bericht bestimmt nämlich:

„Falls sich die Einnahmen in einem bestimmten Jahr als ungenügend erweisen, wird die Dauer des in diesem Plan umrissenen Planes (Betrieb der Eisenbahnen, Hypotheken auf industriellen Besitz, Kontrolle der als Sicherheit dienenden Einnahmen) so verlängert, wie es zum Zwecke des Ausgleichs des Fehlbetrages notwendig ist." (S. 81.)

Für die weitere politische Entwicklung des Reparationsproblems ist diese Elastizität außerordentlich wichtig. Hiermit haben die Sachverständigen gleichsam ein Ventil geschaffen, durch das große Spannungen vermieden werden, wie sie sich bisher aus Zahlungsrückständen selbst kleinster Art ergeben haben. Eine vollkommene Sicherheit gegen den Vorwurf der böswilligen und absichtlichen Nichterfüllung haben wir allerdings nicht; eine solche kann es auch nicht geben, solange wir nicht den letzten Heller bezahlt haben. Aber es muß sich in Zukunft wirklich um bedeutende Rückstände handeln, und es muß ein gehöriger Mangel an gutem Willen bei der Gegenseite vorhanden sein, wenn die alten Methoden der Erpressungs- und Gewaltpolitik wieder einmal angewendet würden.

IV.

Außer der Elastizität des Zahlungsplanes liegt die Neuheit in der Lösung des Reparationsproblems, wie sie die Sachverständigen vorgeschlagen haben, in der Art, wie die Zahlungen zu leisten sind. Während bei den früheren Lösungsversuchen immer nur darüber nachgedacht wurde, wieviel aus Deutschland herausgeholt werden kann — hierbei erging man sich meist in unfruchtbaren theoretischen Prophezeiungen — wird jetzt die Frage des Schutzes der deutschen Volkswirtschaft zum leitenden Prinzip gemacht. Die Sachverständigen haben sich nicht damit begnügt, nur die Belastung des Haushaltes nach diesem Prinzip abzumessen und elastisch zu gestalten, sie haben vielmehr auch die Gefahren abzuwenden gesucht, die aus der Uebertragung der Summen an die Gläubiger bei völligem Gleichgewicht des Haushaltes für die Stabilität der Währung entstehen könnten. Dem Satz: Gleichgewicht des Haushaltes geht allem anderen voran, entspricht für die Zahlungen die Feststellung, daß nur die Stabilität der Währung Aufrechterhaltung der Ordnung im Haushalt sichert und somit Reparationsleistungen ermöglicht.

(Seite 17.) In einer längeren Betrachtung wird zunächst der Unterschied zwischen der fiskalischen und der volkswirtschaftlichen Belastung besprochen. (Seite 17.) Die Sachverständigen kamen hierbei zu dem Ergebnis:

„Um die Währung eines Landes dauernd stabil zu erhalten, muß sich nicht nur sein Haushalt im Gleichgewicht befinden, sondern es müssen auch seine Einkünfte aus dem Auslande ebenso groß sein wie seine Zahlungen an das Ausland, wobei diese nicht nur die Bezahlung der Wareneinfuhr, sondern auch die Reparationszahlungen einschließen müssen. (Seite 18.) Und wenn Reparationszahlungen durch die Einstellung eines Postens in den Haushalt aufgebracht werden können und müssen — d. h. durch Steuererhebung über die inneren Ausgaben hinaus —, so können sie ans Ausland nur aus einem wirtschaftlichen Ueberschuß der Arbeitsleistung des Landes bezahlt werden". (Seite 18.)

Diese Unterscheidung der Belastungsmöglichkeit der Steuerzahler (fiskalische Belastung) und der der Volkswirtschaft hat die Sachverständigen dazu geführt, ein besonderes System für die Uebertragung der Zahlungen vorzuschlagen, das mit den übrigen Maßnahmen zur Stabilisierung der deutschen Währung eng zusammenhängt. Diese Stabilisierungsmaßnahmen müssen daher zunächst besprochen werden.

Als „Grundbedingung für die Herbeiführung einer einheitlichen und stabilen Währung" wird die Errichtung einer neuen Notenbank oder die Umgestaltung der Reichsbank vorgeschlagen. Der Plan der Notenbank ist in Anlage I des Gutachtens enthalten. Seine Grundzüge sind folgende:

Die Bank ist eine Privatgesellschaft, die auf 50 Jahre das alleinige Recht der Notenausgabe erhalten soll. (Die Rechte der übrigen vier Notenbanken, Bayerns, Sachsens, Württembergs und Badens, bleiben erhalten. (Seite 90.) Diese Noten sollen dauernd in Gold einlösbar sein; doch kann zeitweilig, namentlich für den Anfang, der Grundsatz der Einlösbarkeit aufgehoben werden. Die Währung soll in einem wertbeständigen Verhältnis zum Gold stehen. Diese Bestimmung ist sehr wichtig. Bekanntlich tobt seit einiger Zeit ein heftiger Kampf zwischen dem englischen Pfund und dem amerikanischen Dollar, der die Bedeutung des englischen Pfundes als Standardwährung auch in Europa mehr und mehr erschüttert. Die neuen deutschen Noten werden voraussichtlich auf Gold lauten. Als Wertmesser für den praktischen Zahlungsverkehr kommen daher nicht mehr die englischen Pfundnoten, die nicht mehr volle Goldparität besitzen, in Betracht, sondern der amerikanische Dollar. Da die gesamten Reparationszahlungen durch die neue Notenbank gehen sollen, ist somit für einen wichtigen Teil des internationalen Zahlungsverkehrs die Gold- und damit die Dollarbasis festgelegt. Erinnert sei daran, daß die Noten der deutschen Interimsgoldnotenbank auf englische Pfund lauten. — Das Kapital der Bank beträgt 400 000 000 Goldmark, wovon 300 000 000 durch Zeichnungen im In- und Ausland aufzubringen sind. Direktorium und Präsident sind deutsch. Neben dem Direktorium steht der Generalrat, aus 14 Mitgliedern zusammengesetzt, davon die Hälfte deutsche Reichsangehörige. Der Generalrat wählt mit einer Mehrheit von mindestens 9 Stimmen einen Kommissar, der Ausländer sein muß. (Die deutschen Mitglieder können also zum mindesten die Wahl eines nicht zusagenden Ausländers verhindern.) Daß das deutsche Zentralnoteninstitut, die Bank der Banken, nicht mehr unter rein deutscher Verwaltung stehen wird, ist sicherlich eins der schmerzlichsten Zugeständnisse, die wir seit dem Kriege zu machen gezwungen waren. Ein schwacher Trost ist, daß die Diskont- und Kreditpolitik in Händen der deutschen Leitung verbleibt, soweit solche Geschäfte mit Privaten in Frage kommen. Auch dem Deutschen Reich und den Ländern kann das Direktorium, das ja vollständig deutsch ist, kurzfristige Kredite gewähren. Sollen jedoch langfristige Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches als Zusatzsicherheit für Darlehen, die nicht länger als drei Monate laufen, angenommen werden, so bedarf dies der Zustimmung des Generalrates. (Seite 88.) Auch bei der Aufhebung der Einlösbarkeit der Noten müssen Generalrat und Kommissar erst gefragt werden. (Seite 91.) Schulden zu machen und ungedeckte Noten auszugeben (Inflation), ist für uns in Zukunft also nicht ganz leicht.

Diese neue Notenbank ist nun die Stelle, an die sämtliche deutsche Reparationszahlungen (Haushaltüberschüsse, Zinsen und Tilgungsquoten der Eisenbahn- und Industrieobligationen), und zwar in deutscher Währung, zu leisten sind. „Diese Zahlung bildet den endgültigen Akt der deutschen Regierung zur Erfüllung der ihr ... obliegenden finanziellen Verpflichtungen." (S. 36.) Das Verfügungsrecht über die eingezahlten Beträge steht dem „Agenten für Reparationszahlungen" zu. Ihm zur Seite steht ein Komitee aus fünf Währungs- und Finanzsachverständigen der alliierten und assoziierten Mächte. Dieser Agent für Reparationszahlungen und die fünf Mitglieder des Komitees werden in Zukunft für Deutschland die wichtigsten Persönlichkeiten sein. Der Agent untersteht dem Reparationsausschuß und ist Vermittler zwischen ihm und den übrigen Kommissaren (Eisenbahnkommissar, Kommissar für kontrollierte Einnahmen usw.). Letzte Instanz bei Meinungsverschiedenheiten bleibt der Reparationsausschuß. Hier wäre ein Abbau des Planes dringend erwünscht. Es wäre immerhin möglich, daß auch einmal Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Agenten und der deutschen Regierung oder anderen deutschen Behörden, z. B. dem Direktorium der neuen Bank, entstehen. In diesem Falle sollte nicht der Reparationsausschuß — der ja selber Partei ist, da der Agent ihm untersteht —, sondern ein neutraler Schiedsrichter die Entscheidung fällen. Der Reparationsausschuß ist zum Schiedsrichter vor allem deswegen ungeeignet, weil er eine politische Instanz ist, nach politischen Gesichtspunkten urteilt, der Agent aber Funktionen wirtschaftspolitischer Art auszuüben hat. Politische Instanzen sind aber zur Lösung wirtschaftlicher Fragen ganz und gar ungeeignet. Das ganze System der Sachverständigen weist hier eine recht gefährliche Lücke auf. Es will die Politik aus dem Reparationsproblem verbannen, läßt aber nicht eine Hintertür, sondern ein recht bequemes und breites Tor offen, durch das die Politik wieder hineinkommt.

In den Händen des Agenten und des Komitees liegt das zukünftige Schicksal der deutschen Währung. Der Agent leitet nämlich unter Mitwirkung des Komitees die von Deutschland eingezahlten Gelder weiter. Er wandelt sie in ausländische Währungen um und überweist sie darnach dem Reparationsausschuß. Diese Umwandlung soll jedoch nur in dem Umfang vorgenommen werden, daß Störungen des Wechselkurses verhindert werden. Wenn die von Deutschland auf das Konto des Reparationsagenten bei der neuen Bank einbezahlten Summen nicht ohne Gefährdung der deutschen Währung in fremde Devisen umzuwandeln sind, dann werden sich diese Gelder zunächst ansammeln. Sie sollen hier zu kurzfristigen Geldoperationen der Bank verwendet werden, solange die Ansammlungen nicht den Betrag von zwei Milliarden Goldmark übersteigen. Eine für uns günstige Bestimmung! Die Reparationszahlungen verbleiben somit zunächst in Deutschland, dienen unserer Wirtschaft, bei der sie zu Zeiten von Kreditnot, wie wir sie heute durchmachen, sicherlich sehr willkommen sein werden. — Haben die Ansammlungen den Betrag von zwei Goldmilliarden überschritten, dann kann das Komitee die Gelder in Deutschland in Obligationen oder Anleihen anlegen. Haben alle Gelder, die sich in Händen der Reparationsgläubiger in Deutschland ansammeln, den Betrag von fünf Goldmilliarden erreicht, dann müssen die Zahlungen Deutschlands aus dem Haushalt und die Beförderungssteuer so lange herabgesetzt werden, bis die Ueberweisungen an die Alliierten erhöht werden können und die Ansammlung unter den genannten Betrag zurückgegangen ist. (Seite 37.) Also wieder eine automatische Ermäßigung der deutschen Zahlungen, um die Gefahren des Währungszerfalles abzuwenden!

Doch die Anlage der angesammelten Gelder in Obligationen und Anleihen und die Herabsetzung der deutschen Zahlungen ist leider nicht der einzige Ausweg, um das allzu hohe Anwachsen der Gelder für die Reparation auf der neuen Bank zu verhindern. Zwar nicht im eigentlichen Gutachten, wohl aber in der Anlage 6, in der die Rechte des Uebertragungskomitees und des Reparationsagenten umschrieben sind, sind Bestimmungen enthalten, wonach die angesammelten Beträge auch in Deutschland für Reparationszwecke ausgegeben werden können. Verhältnismäßig ungefährlich ist die Bestimmung, wonach solche Ueberschüsse, die nicht in fremde Devisen umgewandelt werden können, zur Bezahlung von Sachlieferungen in Deutschland ausgegeben werden sollen. Im Gegenteil! Diese Verwendungsmöglichkeit sichert uns Arbeits- und Absatzmöglichkeit. Allerdings wird die Industrie der Ententestaaten dafür sorgen, daß kein zu großer Gebrauch davon gemacht wird. Auch bisher hat Frankreich ja außer den Kohlenlieferungen und einigen anderen Rohstoffen recht wenig von den Sachlieferungen Gebrauch gemacht. Bedenklich aber ist folgende Bestimmung:

„Ueber seine Befugnisse unter Absatz IV hinaus (die bisher behandelten!) kann das Komitee .... Mark an Privatpersonen zu dem Zwecke überweisen, in Deutschland Einkäufe zu machen. Derartige Wiederanlagen dürfen aber nicht vorübergehenden Charakter

tragen, und es sollen nur solche Vermögensgegenstände erworben werden, die unter bestimmte Kategorien fallen, die in einer durch Uebereinkunft zwischen Komitee und deutscher Regierung festgesetzten und von Zeit zu Zeit durch ähnliche Uebereinkunft abgeänderten Aufstellung enthalten sind. Bei der Feststellung einer solchen Uebereinkunft soll von der deutschen Regierung gefordert werden, daß sie die Notwendigkeit, Höchstzahlungen an ihre Gläubiger zu leisten, gebührend berücksichtigt; sie soll dabei aber auch das Recht haben, die Aufrechterhaltung der Verfügungsgewalt über ihre eigene innere Wirtschaft zu berücksichtigen". (Seite 138.)

Diese außerordentlich wichtige Bestimmung ist bisher viel zu wenig beachtet worden, vielleicht deswegen, weil sie nicht in dem eigentlichen Gutachten steht. Und doch droht hier eine Gefahr, die um so größer ist, je geringer der Wille zur Verständigung in der Politik sein wird. Diese Verwendungsmöglichkeit der Summen ist nicht an eine bestimmte Höhe der aufgelaufenen Gelder gebunden, wie die Anlage in Obligationen und Anleihen. Gewiß hat der Reparationsausschuß das Verfügungsrecht über die von uns einbezahlten Gelder. Aber daß wir Vermögensgegenstände zum Verkauf stellen müssen, um die Notwendigkeit zu erfüllen, Höchstzahlungen an die Gläubiger zu leisten, ist neu! Man bedenke, daß solche Wiederanlagen keinen vorübergehenden Charakter haben sollen: Es kann sich also nicht um Autos, Perlen, Lokomotiven, Schiffe usw. handeln, sondern um Grundstücke, Fabriken, Bergwerke, Wälder, Aktienpakete usw. Der recht gefährliche Charakter dieser Bestimmung geht schon daraus hervor, daß die Sachverständigen für notwendig halten, ja betonen, die deutsche Regierung müsse das Recht haben, die Aufrechterhaltung der Verfügungsgewalt über ihre eigene innere Wirtschaft zu berücksichtigen. Wenn keine Gefahr drohte, wäre dieser Satz überflüssig! Leider ist die „Verfügungsgewalt über die eigene innere Wirtschaft" eine sehr unbestimmte Grenze, während die Notwendigkeit, Höchstzahlungen zu leisten, eine um so bestimmtere Forderung ist. Welcher von diesen beiden Gesichtspunkten mehr zur Geltung kommt, inwieweit das deutsche Recht anerkannt wird, hängt ganz von dem mehr oder minder großen Verständigungs- oder Unterdrückungswillen des Gegners ab. Auch hier wäre die Möglichkeit, einen neutralen Schiedsrichter entscheiden zu lassen, für uns höchst erwünscht!

Man sieht, die Rechte des Reparationsagenten und des Komitees sind sehr umfangreich. Und trotz allem muß der Vorschlag der Sachverständigen über die Art, wie die Zahlungen zu leisten sind, als ein Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand bezeichnet werden. Bisher mußten wir in fremden Währungen bezahlen. Die Zahlungstermine waren bekannt; die gesamte internationale Spekulation richtete sich darnach ein. Mußte schon der Zwang, Devisen zu kaufen, unserer Währung schädlich sein, so mußte der Schaden durch das Bekanntsein der Termine noch ungemein vergrößert werden. Nach dem Plan der Sachverständigen kann der Ankauf von Devisen zu Reparationszahlungen nur in einem Umfange vorgenommen werden, der die deutsche Währung nicht gefährdet. Die Termine sind nicht regelmäßig, sie bleiben unbekannt. Gewiß hat der Reparationsagent stets die Möglichkeit, die deutsche Währung zu stürzen, gewiß ist er soweit der Herr der deutschen Wirtschaft, aber seine Aufgabe besteht darin, die deutsche Währung zu schützen, nicht sie zu stürzen! Das ganze verwickelte System der Zahlungen, das sogenannte Transfer, wurde ersonnen zum Schutz der deutschen Währung, nicht zu deren Vernichtung! Wir haben zwar nicht die Gewißheit, aber immerhin die Möglichkeit erlangt, daß unsere Währung geschützt wird. Die Ablehnung des Gutachtens, das Weiterbestehen der bisherigen Zahlungsweise wäre jedoch gleichbedeutend mit der Gewißheit, daß die deutsche Währung aus dem labilen Gleichgewicht, in dem sie sich zurzeit befindet, sehr bald wieder in ungemessene Tiefen hinabstürzen würde.

V.

Der Inhalt des Sachverständigengutachtens bildet, wie die Ausführungen wohl gezeigt haben dürften, für uns keinen Grund zu ausschweifenden Hoffnungen auf das Anbrechen des goldenen Zeitalters. Und doch hat die Reichsregierung recht getan, als sie die Frage des Reparationsausschusses, ob wir den Dawes-Plan als Grundlage für weitere Verhandlungen annehmen wollen, mit einem klaren Ja beantwortete. Daß unsere elende Wirtschaftslage dies erfordert, wird von allen Kennern des Wirtschaftslebens gleich welcher Parteirichtung zugestanden. Unter den Parteipolitikern ist die Einigkeit minder groß. Leider war schon die Fragestellung bei den Erörterungen nicht durch besondere Klarheit ausgezeichnet. Daß wir nicht einfach Nein sagen können, ist allerdings Gemeingut aller vernünftigen Politiker. Aber worüber wir verhandeln sollten, war sehr strittig. Zwei Ansichten stehen sich gegenüber; die Regierungsparteien, sowie die nicht zur Regierung gehörigen Sozialdemokraten, die Bayerische Volkspartei und die Wirtschaftspartei sprachen sich für Verhandlungen über das Reparationsproblem aus, wobei das Gutachten die praktische Grundlage bilden soll. Die Meinung der Deutschnationalen — weiter rechts stehende Politiker lasen aus dem Gutachten nur die ungünstigen Stellen heraus und benützten sie als billigen Agitationsstoff gegen die deutsche Regierung — läßt sich etwa in folgenden Worten ausdrücken: Wir müssen zunächst verhandeln, ob das Gutachten als Grundlage der weiteren Verhandlungen angenommen werden soll. — Also Verhandlungen über das Gutachten. Dies hätte dann einen Sinn, wenn es möglich wäre, eine andere Grundlage als das Gutachten für die Reparationsverhandlungen zu erlangen. Am Dawes-Plan selbst wesentliche Aenderungen vorzunehmen, ist ja unmöglich geworden, nachdem die Sachverständigen erklärt haben, ihr Plan bilde ein Ganzes und müsse als Ganzes angenommen oder abgelehnt werden.

Bestand nun eine solche Möglichkeit? Sicher nicht! Die auf den Dawes-Plan stolzen Amerikaner hätten sich nach der Ablehnung des Gutachtens durch uns bald wieder in ihre alte Uninteressiertheit an dem europäischen Elend zurückgezogen. Sie würden zweifellos nach wie vor Sammlungen für die Kinder und Kranken veranstalten, aber die Banktresors blieben für unsere Wirtschaft verschlossen; das Mitleid bliebe uns erhalten, aber die Kredite würden versagt. Außerdem ist zu beachten, daß die Lösung der Reparationsfrage für uns allmählich dringend geworden ist. Wir hätten gar nicht Zeit, so lange zu warten, bis ein neues Fundament für die Reparationsverhandlungen gelegt ist. Man erinnere sich noch einmal der Vorgeschichte, denke an die langwierigen Verhandlungen, um Amerika an der europäischen Frage zu interessieren, um den Widerstand Frankreichs gegen die „Einmischung" der Bankiers in die Politik zu brechen; denke daran, daß der Auftrag an die Sachverständigen im November des vergangenen Jahres erging. Nun soll alles das noch einmal wiederholt werden?

In der Zwischenzeit dürften die nicht gerade zahlreichen günstigen Momente in der gegenwärtigen internationalen politischen Lage wieder verschwunden sein. Man mag an der Politik Herriots und Macdonalds noch soviel zu tadeln haben, sicherlich sind Frankreich und England unter der Leitung dieser Männer einer Verständigung — seien wir vorsichtig — nicht ganz abgeneigt. Daß ihre Stellung nicht recht sicher ist, kann nicht als Grund gegen, sondern muß als Grund für eine möglichst große Aktivität Deutschlands in Richtung auf eine Verständigung hin gelten. Ein General schrieb ein Buch über den „Krieg der versäumten Gelegenheiten". Hoffen wir, daß ein Politiker keinen Anlaß hat, dem ein anderes zuzugesellen mit dem Titel: „Die Politik der Versäumnisse".

Die deutschen Gegner des Gutachtens behaupten nun vielfach, daß wir mit dessen Annahme ein zweites Versailles unterschreiben. Diese Behauptung gründet sich auf eine völlige Verkennung des Charakters des Gutachtens. Es handelt sich nicht um einen fertigen Vertrag, sondern eben nur um ein „Gutachten", einen „Vorschlag". Und dieser Vorschlag ist nicht so abgefaßt, daß der Text nur von einem geschickten Juristen in Paragraphen umgeformt werden müßte, um ein Vertrag zu werden. Im Gegenteil haben die Sachverständigen oft verschiedene Möglichkeiten „empfohlen", manches nur angeregt, anderswo nur weite Umrißlinien gezeichnet, die recht verschiedenartig ausgefüllt werden können. Alles dies ist Aufgabe der jetzt schon im Gange befindlichen Verhandlungen. Zunächst wird in den verschiedenen Organisationskomitees über die notwendigen deutschen Gesetze beraten; dann wird in London das Abkommen über die Regelung der deutschen Zahlungen geschlossen werden müssen.

Bei diesen Verhandlungen wird nun Deutschland all die Dinge zur Sprache bringen, von denen die Deutschnationalen die Annahme des Gutachtens abhängig machen wollten. Nur daß die Regierung hierbei sich auf das schon angenommene Sachverständigen-Gutachten selbst stützen kann, also in einer wesentlich günstigeren Lage ist. Werden die im Gutachten enthaltenen Voraussetzungen — Wiederherstellung der wirtschaftlichen und finanziellen Einheit Deutschlands, Aufhören der Sanktionen usw. — nicht erfüllt, dann entfällt auch für Deutschland jegliche Verpflichtung zur Annahme eines Vertrages, der sich auf das Gutachten stützt. Die Reichsregierung wird die Gesetze zur Aus-

führung des Dawes-Planes erst dann in Kraft treten lassen, wenn genügend Sicherheit vorhanden ist, daß auch die Gegenseite ihre Verpflichtungen erfüllt.

Zum Schluß noch ein Wort über die Verhandlungstaktik! Zum eisernen Bestand jedes Oppositionsredners gehört der Vorwurf, wir seien in den Verhandlungen allzu nachgiebig. Anfänglich würden wir zwar recht forsch auftreten, würden „Unannehmbar" sagen, aber dann käme wieder der Umfall. Eine solche Taktik bringe uns um jegliche Achtung! Die Gegner sagten sich: Wir brauchen nur einen leisen Druck auszuüben, dann erreichen wir alles. An diesen Vorwurf schließt dann der Redner die geheimnisvolle Andeutung seines allein wirksamen Rezeptes an, von dem er auf Befragen nur mitteilt: „Wir müssen einmal Nein sagen, komme was da wolle. Die Bekundung des trotzigen Lebenswillens wird eine Grenze ziehen, über die der Gegner nicht hinwegkommt!"

Ja, wenn es auf den Lebenswillen ankäme, hätten die Römer einst Karthago nicht zerstören können. Wille ohne Macht erregt Mitleid oder Lachen. Allerdings liegt in dem Vorwurf, den man der bisherigen Verhandlungstaktik macht, eine gewisse Wahrheit. Aber sie lautet anders als der heldenmütige Oppositionsredner meistens meint. Wir machen gewöhnlich den Fehler, den Gegner anfänglich zu unterschätzen, uns nicht recht klar darüber zu werden, wessen er fähig ist. So war's vor, in und nach dem Kriege. Bethmann Hollweg glaubte einst nicht an die Möglichkeit, daß England in den Krieg einträte. Seit dem Tage der englischen Kriegserklärung war er ein gebrochener Mann. Hergt verkündete einst, die Amerikaner könnten nicht schwimmen und nicht fliegen; und doch kamen sie in Scharen herüber. Ludendorff berichtete die Vernichtung von Fochs Reserven, und dann kam der schwarze Tag des 8. August 1918. Frankreich wird nicht ins Ruhrgebiet einmarschieren, hieß es später. Und als die Franzosen doch einmarschiert waren, konnte man Betrachtungen militärischer Sachverständiger lesen, die haarklein die Notwendigkeit des baldigen Rückzuges der Franzosen (innerhalb 6 Wochen!) bewiesen. Es sei einfach unmöglich, daß die Franzosen die Eisenbahnen im Ruhrgebiet in Betrieb halten könnten, daran müsse die Verpflegung der Truppen scheitern usw. Immer derselbe Fehler! Der Gegner kennt unsere Schwäche viel besser als wir dessen Stärke. Festigkeit in den Verhandlungen ist gut, ist notwendig, aber sie muß verbunden sein mit der Erkenntnis des Tatsächlichen und des Möglichen. Ein solches Verhalten wäre nur dann feig, wenn Tapferkeit und Dummheit ein und dasselbe wären. In meiner Jugendzeit las ich einmal eine recht gruselige Indianergeschichte. Da wurde erzählt, wie eine Herde wilder Büffel auf einem Bahndamm in der großen Steppe weidete, als der Expreßzug heranbrauste. Die Herde stob auseinander, nur ein Büffel blieb mitten auf dem Geleise stehen. Er senkte trutzig den Kopf gegen die Lokomotive, um den Ruhestörer aufzuspießen. An diesen Büffel muß ich oft denken. Wie die Geschichte ausgegangen ist, ob die Lokomotive hielt, ein Old Shatterhand ausstieg und den kampflustigen Büffel durch einen „wohlgezielten" Schuß niederstreckte, oder ob die Lokomotive ihn einfach zermalmte, weiß ich nicht mehr. Wie die Geschichte ausgehen würde, wenn wir die Ratschläge mancher unserer sich recht tapfer gebärdenden Helden befolgten, kann man sich ohne große Phantasie ausdenken!

Findling.

Die Aufgaben einer guten Regierung (aus einer ungedruckten Korrespondenz des Vicomte de Bonald † 1840):

Wenn die Regierungen Kopf und Herz der Untertanen nur mit dem Materiellen beschäftigen, so werden die Völker sich auch mit nichts anderem abgeben und nicht vorbereitet sein auf etwas Grosses, Hochherziges, aus freiem Entschluss Hervorgehendes. Grösse, Erhabenheit, Uneigennützigkeit, Opfer findet man nur bei armen Völkern. Ich habe es anderswo gesagt, die Regierungen sollten wenig tun für die Vergnügungen der Völker, genug für ihre Bedürfnisse, alles für ihre Tugenden. Ich glaube, dass darin die ganze Wissenschaft der Verwaltung liegt, und unglücklicherweise sehen die modernen Regierungen, wie die Alten, nur panem et circenses (Essen und Trinken und Vergnügen); und wenn sie dann der Völker bedürfen, so finden sie nur Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers, Börsianer, Wucherer — aber keine Männer.

(Mitgeteilt von Jos. Janssen, Imgenbroich.)

Reiseeindrücke von einer Englandfahrt.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen.

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Das große englische Ereignis ist gegenwärtig die British Empire Exhibition 1924 in Wembley unweit London, eine rein englisch-nationale Veranstaltung, auf welcher Albion aller Welt, insbesondere dem eigenen Volke zeigt, wie es die Rohstoffe der Welt beherrscht und wie es seine Fäden über den ganzen Erdball gesponnen hat.

Das Ausstellungsgelände ist großzügig angelegt und weit ausgedehnt, jedoch nicht so unermeßlich, wie in manchen deutschen Tageszeitungen überschwenglich dargestellt. Die Ausdehnung übertrifft nur unbeträchtlich den Umfang z. B. der Brüsseler Weltausstellung 1910, immerhin eine sehr ansehnliche Leistung, wenn man berücksichtigt, daß es sich, wie gesagt, um eine nur nationale Ausstellung handelt. Die Paläste sind größtenteils massive schöne Steinbauten, in blendendem Weiß gehalten, und können auch für künftige Ausstellungszwecke verwendet werden. So das British Government Building, der Palace of Industry, der Palace of Engineering, der Indian Pavilion, Canadian Pavilion, South African Pavilion, New Zealand Pavilion, Australian Pavilion und der Palace of Art. Das 125000 Zuschauer fassende Empire Stadium schließt unmittelbar an die Ausstellung an. Jeder Ausstellungspalast ist ein in sich geschlossenes Ganze von jeweils besonderer künstlerischer Eigenart und malerischer Gesamtwirkung. Die größeren Hallen weisen eine praktische Inneneinteilung in Bays und Avenues auf, so daß es leicht ist, einen einzelnen Stand wieder zu finden. Solche Ausstellungshallen, welche nur dem gegenwärtigen Anlaß dienen und für künftige Ausstellungszwecke weniger in Frage kommen, sind Holzbauten in wirkungsvoller und hochwertiger, dem einzelnen Gegenstand angepaßter Aufmachung, wie die Hong Kong Section, in deren chinesischem Restaurant man übrigens vorzügliche chinesische Spezialgerichte mit den bekannten langen Stäben speist, der Ceylon Pavilion, Newfoundland Pavilion, die West African Section, der West Indian and Atlantic Pavilion, East African Pavilion, der in Pagodenform erbaute Burma Pavilion, der Malaya Pavilion, Palestina and Cyprus Pavilion usw.

In dem Palace of Beauty sind die zehn angeblich schönsten Frauen zu sehen, lebende Modelle in Gewändern, Frisuren und Milieu des betreffenden Zeitalters oder Genres, dessen Repräsentantin sie darstellen, jede in einem abgeschlossenen großen Glasschaukasten: Helen of Troy, Cleopatra, Dantes Beatrice, Scheherazade, Elizabeth Woodville, Mary Queen of Scots, Nell Gwynn, Madame de Pompadour, Mrs Siddons und die Miss 1924. Eigentlichen Liebreiz konnte ich nur bei ganz wenigen der stark geschminkten Darstellerinnen entdecken.

Die Ausstellungspaläste gruppieren sich um einen breiten Gürtel von Promenadeanlagen, welche Hunderttausenden von Besuchern Gelegenheit geben, sich ungehindert zu bewegen. In deren Mitte zieht sich ein langgestreckter Teich hin, auf dem Motorgondeln kleine Lustfahrten des Publikums ermöglichen, ganz ähnlich wie seinerzeit auf der Brüsseler Weltausstellung, nur nicht so abwechslungsreich wie damals. Auch die Rundfahrkarren (Railodok), mit welchen man sich zunächst einen allgemeinen Ueberblick über den Ausstellungskomplex verschafft, sind noch gleich primitiv wie in Brüssel, nur sind sie nicht mehr an einen Schienenweg gebunden. Der mit großem Kostenaufwand errichtete Amusements-Park enthält fast nichts, was man nicht schon in anderen größeren Vergnügungsgärten gesehen hat und enthält insbesondere auch nicht die letzten Neuheiten, über die mir ein aus Amerika eben eingetroffener Besucher der Neuyorker Vergnügungsparks berichtete.

Neu sind vielleicht in der Ausstellung die da und dort auf den öffentlichen Wegen und in den Nischen des Mauerwerks unauffällig eingebauten Radiolautsprecher, welche die bekannten grammophonartigen Geräusche von sich geben und in dieser Form der Verwendung vorerst noch keine besondere Bereicherung der modernen Kultur darstellen, unbeschadet der Größe der Erfindung der drahtlosen Uebertragung an sich. Die Uebertragung mittels Kopfhörern ist ja auch bei uns in Deutschland bereits eine einwandfreie.

Nichts Neues sind auf der Ausstellung die auf die Kritiklosigkeit und den Aberglauben des Publikums berechneten an-

geblich astrologischen Horoskopautomaten. Die Tänze und Zauberkunststücke, die im Indian-Theater von Eingeborenen dargeboten werden, hat man auf größeren deutschen Varietébühnen in mindestens gleicher Güte und Reichhaltigkeit gesehen. Enttäuscht ist man auch von den verhältnismäßig geringen Beleuchtungseffekten der Ausstellung am Abend. Wohl gleicht der Amusements-Park einem Lichtermeer, aber die Beleuchtung des eigentlichen Ausstellungsgeländes ist fast notdürftig und ohne einen erkennbaren Leitgedanken.

Eine ins einzelne gehende Beschreibung der Ausstellungsgegenstände dürfte sich für deutsche Zeitungen und Zeitschriften erübrigen, weil die Wembley Exhibition für einen umfangreichen Besuch aus Deutschland in der gegenwärtigen Zeit nicht in Frage kommt. Immerhin sollte möglichst vielen deutschen Ingenieuren und Kaufleuten, aber auch Arbeiterführern Gelegenheit geboten werden, das dort Dargestellte zu studieren.

Ich möchte hier lediglich auf einige besonders charakteristische Momente hinweisen. Das riesige Langrohrgeschütz, die Flugabwehrkanonen und sonstigen ausgestellten Kriegswaffen geben einen merkwürdigen Begriff von der Abrüstung, von der unsere Weltkriegsgegner so viel sprechen. In der Automobilabteilung fallen uns die außerordentlich niedrigen Preise im Vergleich zu unseren Verhältnissen auf. Stabile Zweisitzer mit zwei weiteren Klappsitzen sind schon für 170 Pfund, Viersitzer in hocheleganter Ausführung bereits für 298 Pfund zu haben, selbstverständlich auch in höheren Preislagen bis zu 1000 und mehr Pfund bei luxuriösester, aber stets diskreter Ausführung. Uebrigens hatte ich in London auch Gelegenheit, die Ford-Autos zu sehen, mit welchen ja Deutschland demnächst überschwemmt werden soll. Hier fiel mir die rohere Bearbeitung der Maschinenteile im Gegensatz zur deutschen Präzisionsarbeit auf. Ein Vorteil der Wagen soll aber die Typisierung sein, die es ermöglicht, Ersatzteile jederzeit sofort vom Lager zu erhalten. Die Ersatzteile sind ganz erstaunlich billig. Ich glaube, daß die deutsche Autoindustrie in manchen Dingen wird umlernen und insbesondere von der zu großen Zersplitterung wird abgehen müssen. Ob sich die größere Spurweite der Ford-Autos für die deutschen Verhältnisse, insbesondere auf ländlichen Feldwegen, eignen wird, mag dahingestellt bleiben.

Angesichts des lebhaften Interesses, dem seit geraumer Zeit der Radiomarkt in Deutschland begegnet, betrachtete ich auch eingehender die dort ausgestellten Radioapparate und Zubehöre. Die Preise der einfacheren Apparate sind billiger als bei uns und es wurde mir versichert, daß die Apparate auch besser seien, weil zur Herstellung nur reines Ebonit verwendet werde, das in Deutschland zurzeit nicht zu haben sei. Nebengeräusche würden durch besondere Isoliervorrichtungen bei Zuleitung von der Antenne ins Haus ganz ausgeschaltet. Ich bin nicht Fachmann genug, um die Richtigkeit nachprüfen zu können.

Neu war mir die auf der Ausstellung gezeigte Verwendung von Rohgummi für Stiefelsohlen. Die dicken und massiven hellgelben, etwas lichtdurchlässigen Sohlen scheinen sehr zäh und haltbar zu sein. Da Rohgummi auf dem Weltmarkt um etwa 30% unter den Friedenspreis gesunken ist, bedeutet die Verwendung solcher Sohlen eine große Verbilligung.

Einen besonderen Genuß bereitet dem Kunst- und Altertumsfreund die Sonderausstellung der bei Oeffnung des Grabes Tutanchamons vorgefundenen Dinge. In unterirdischen Gängen und Kammern sind die täuschend nachgemachten Tragsessel, Thronsessel und figürlichen Funde, sowie der Sarkophag selbst zu sehen. Man glaubt, sich im Innern des uralten Felsengrabes zu befinden.

Als Kuriosum sei noch die Einrichtung der Childrens Day-Nursery erwähnt. Die Besucher der Ausstellung geben dort morgens ihre kleinen Kinder zur Aufbewahrung ab. Besondere Bonnen sorgen für Unterhaltung und Ernährung der Kleinen während des ganzen Tages.

Den breitesten Raum der Ausstellung nehmen die Rohstoffe aus allen britischen Machtgebieten der Welt ein. Die verschiedensten Qualitäten von Schafwolle werden in großen Massen gezeigt. Gleich riesige Quantitäten von Butter, Fleisch usw. sind in großen gläsernen Kühlanlagen aufgestapelt und zur Schau gestellt. Eine lebensgroße Kuh aus reiner Butter ist durch eine besondere Kühlanlage vor der tückischen Schwindsucht geschützt. Ungeheure Mengen überseeischer Früchte verbreiten im New Zealand Pavilion einen überaus einladenden Duft. Im Palace of Industry gibt ein großer, höchst dekorativer Brunnen einer bekannten Parfümeriefirma, aus welchem statt Wasser ständig Seifenschaum quillt, der Luft einen sehr erfrischenden Gehalt. Der Seifenschaum ergießt sich von oben her über das ganze künstlerisch wirkungsvolle Brunnenmonument.

Die Gesamtdarstellung des praktischen Herstellungsprozesses in der Zigarettenindustrie, Süßwarenbranche, Keksfabrikation usw. geht auch auf der Britischen Reichsausstellung nicht über den Rahmen dessen hinaus, was ähnliche Veranstaltungen bisher schon zu bieten pflegten. Dagegen ist eine im Betrieb befindliche maschinelle Weißbrotbäckerei von der vorgeführten riesenhaften Ausdehnung wohl noch nirgends gezeigt worden. An anderer Stelle hat man Gelegenheit, den Entwicklungsgang in der Herstellung von Füllfederhaltern im einzelnen genau zu verfolgen.

Mit welchen Augen wird nun der deutsche Besucher die britische Reichsausstellung betrachten und prüfen? Vom Standpunkt des Wettbewerbs? Das ist im großen und ganzen zurzeit wenig nutzbringend. Ob wir die auserlesenen Qualitäten australischer Wolle, den erstklassigen Kautschuk aus Malaya, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse aus Neu-Seeland betrachten, überall finden wir aufs neue bestätigt, daß wir bei der jüngsten Verteilung der Schätze der Welt zu kurz gekommen sind. Die englischen Kleiderstoffe, Autoreifen, Lederwaren usw. werden vorerst billiger und zum Teil besser bleiben, weil die siegreichen Völker gegenwärtig die erste Qualität der Rohstoffe in Händen halten und uns vorerst den Ausschuß überlassen.

Aber eines können wir von der Wembley Exhibition lernen: England zeigt hier, wie es die seiner Eigenart entsprechenden Vorgänge und Beziehungen zur höchsten Blüte herausgearbeitet hat. Eine riesige Landkarte, deren mit Wasser dargestellte Meere von kleinen Dampfern in der verhältnismäßig natürlichen Schnelligkeit befahren werden, erinnert z. B. daran, wie fast jeder Pulsschlag der englischen Welt vom Herzen des Mutterlandes die Blutzufuhr erhält. Gehen wir eifrig jenen Gebieten auf den Grund, die uns zur Entfaltung der uns eigentümlichen Betätigungen zunächst noch geblieben sind und suchen diese zur höchsten Vollendung zu bringen, dann werden wir wieder als gleichberechtigt anerkannt sein. Ich habe auf der ganzen britischen Reichsausstellung nichts gesehen, worin der englische Geist uns überlegen wäre. Im Gegenteil hatte ich den Eindruck, als ob diese Kultur den Höhepunkt erreicht, ja überschritten hätte: nichts Urwüchsiges Neues, nichts Entwicklungsfähiges. Längst Bekanntes in massenhafter und vollendeter Darbietung: Grammophone, Automobile, Füllfederhalter, Klaviere, Parfüms, Seifen, Schminke, Puder usw. Ob nicht uns Deutschen, insbesondere unseren Ingenieuren noch sehr weitgehende Aufgaben gestellt sind, da uns die Handelsflotte, die Eisenbahnen und Flugzeuge stark beschnitten sind und uns deren Wiederaufbau in eine noch neuere Zeit hineintragen wird? Ich glaube ja und fand eine Art von Bestätigung für diese meine Ansicht auf der Rückreise, als es mir durch die Liebenswürdigkeit der Münchener und Bremerhavener Agentur des Norddeutschen Lloyd ermöglicht war, den derzeit größten und neuesten deutschen Dampfer „Columbus" des Norddeutschen Lloyd bei seiner Rückkunft aus Neuyork zu sehen und im Inneren eingehend zu besichtigen. Es sei mir gestattet, am Schluß meines Reiseberichts hierüber noch einiges zu sagen.

IV.

Einen halben Tag vor dem „Columbus" war in Neuyork der Dampfer „President Roosevelt" der United States Lines abgefahren. Er traf einen halben Tag später in Bremerhaven ein. So hatte ich Gelegenheit, auch diesen Dampfer näher zu sehen. Ich muß sagen, daß unser neuester Dampfer den Vergleich nicht zu scheuen braucht. Auch das überseeische Reisepublikum scheint die Bequemlichkeiten einer Fahrt mit dem „Columbus" hoch zu schätzen. Denn während der „President Roosevelt" nur 62 Passagiere an Bord hatte, brachte der „Columbus" 1183 Europareisende mit, und zwar 894 Amerikaner, 179 Deutsche und im übrigen Engländer, Italiener, Schweden, Australier, Spanier, Oesterreicher, Argentinier, Tschechen, Jugoslawen, Polen, Russen, Belgier, Schweizer, Ungarn, Kanadier, Bulgaren, Türken und Rumänen.

Innenausstattung, Raumeinteilung und Sicherheit des Betriebes des „Columbus" stellen das Beste dar, das gegenwärtig im Bau von überseeischen Luxusdampfern irgendwie erreicht worden ist. Es übertrifft in mancher Hinsicht das von anderen ausländischen führenden Schiffahrtslinien Geleistete.

Für das Wohlergehen der Ueberseereisenden ist derart gesorgt, daß die achttägige Fahrt von Bremerhaven bis

Neuyork einfachhin zum Genuß wird. Die überaus luxuriös ausgestatteten Räume der ersten Klasse, insbesondere die große Gesellschaftshalle, der Speisesaal, die Bibliothek, der Rauchsalon, die Verbindungsräume und die Treppenhäuser sind Sehenswürdigkeiten im Stil vornehmster Prachtbauten. Sie enthalten kostbare Gobelins aus dem 17. und 18. Jahrhundert, kunstvolle Schnitzereien an den Pfeilern und Freitreppen, Kamine mit echten Bronzestatuen und Porzellanen. Truhen von kostbarer Einlegearbeit, hochelegante Lehnsessel usw. übertreffen an Stil, Vornehmheit und Reichtum alle Anforderungen an Komfort, die von der internationalen Geldaristokratie nur irgendwie gestellt werden können. Die Bibliothek birgt in 6 hohen eingebauten Bücherschränken rund 1000 Werke in- und ausländischer Schriftsteller der Vergangenheit und Gegenwart. Speisesaal, Rauchsalon und die übrigen Gesellschaftsräume sind durch zwei Etagen des neunstöckigen Dampfers hindurchgebaut, wodurch eine imposante Raumwirkung erzielt ist. Zwei Personenaufzüge vermitteln den Verkehr der Fahrgäste durch 6 Stockwerke hindurch. Die Luxuskabinen der 1. Klasse sind mit besonderem Wohnbezw. Frühstückszimmer, Bad und W. C. verbunden. Die Kleiderschränke werden im Innern durch automatische Einschaltung elektrisch beleuchtet, sobald man deren Türen öffnet. Neben den Betten sind Thermosflaschen kardanisch aufgehängt und spenden jederzeit gekühltes Trinkwasser. An den Wänden befinden sich eigene Tresors zum Verschließen der Wert- und Schmucksachen. Die Oeffnung geschieht ausschließlich durch den Obersteward. Der Erhaltung der allgemeinen Spannkraft und Elastizität des Körpers dient die mit allen möglichen medico-mechanischen Apparaten ausgestattete Turnhalle. Entsprechende Apparate bieten Gelegenheit zum Boxen, Reiten, Rudern, Radfahren. Elektrische Vibrationsapparate sorgen für Massage und Stärkung der Muskulatur. Außerdem stehen zwei elektrische Lichtbäder zur Verfügung.

Auch die Gestaltung der Räume 2. und 3. Klasse kann als ein Meisterwerk deutscher Raumkunst angesprochen werden. In allen Räumen hat der Fahrgast das Gefühl behaglicher Wohnlichkeit. Die Schlafkabinen auf der 2. und 3. Klasse zeigen bei Vermeidung allen überflüssigen Luxus' jeden erwünschten Komfort. An hygienischen und sanitären Einrichtungen modernster Art fehlt es nirgends. In den Hospitalanlagen befindet sich u. a. ein moderner Operationssaal, in welchem auch auf der letzten Fahrt wieder ein chirurgischer Eingriff vorgenommen werden mußte, der wohlgelungen ist.

Daß „Columbus" eine erstklassige Funkstelle an Bord hat, ist selbstverständlich. Aber selbst zwei der Motorrettungsboote sind mit besonderen Funkstellen ausgerüstet. Die Rettungsboote haben eine Gesamtbelegungsfähigkeit von 3000 Personen.

„Columbus" ist imstande, die Bevölkerung einer kleinen Stadt mitzuführen. Die normale Passagier- und Besatzungsziffer beträgt 2700 Personen. Bei einer Geschwindigkeit von 20 Knoten beansprucht die Ueberfahrt von Bremerhaven nach New York in der Regel 8 Tage. Dadurch, daß das Innere des Schiffskörpers in eine große Anzahl von wasserdicht gegeneinander abgeschotteten Abteilungen eingeteilt ist, wird ein etwaiger Wassereinbruch auf einen möglichst geringen Teil des Schiffskörpers beschränkt und das Schiff unsinkbar gemacht. Für den Transport von Privat-Automobilen der Fahrgäste 1. Klasse befindet sich im Vorschiff eine besonders große Luke und ein eigener Raum. Die notwendigen riesigen Proviantmengen sind unter besonderer künstlicher Kühlung eingeordnet. Der Antrieb des Dampfers geschieht mit Oelfeuerung. Der Oelvorrat allein beträgt 6000 Tonnen. —

Möge nicht der Geschäftsneid der anderen Nationen sich uns allzu lange noch hemmend in den Weg stellen, wenn wir versuchen, die Früchte deutschen Geistes und deutscher Arbeit wieder in die Welt hinauszutragen!

Aber noch ein anderer Wunsch brannte mir auf der Seele, als ich auf meiner Heimreise wieder gewahren mußte, wie Teile der Bevölkerung Deutschlands ihre ganze Seligkeit im Shimmy, Foxtrott und Two Step suchen, andere wieder ihre Kräfte in den allsonntäglichen Fahnenweihen erschöpfen, wie jeder womöglich irgendein Abzeichen des Bruderzwistes mit sich führt, selbst wenn er aufs Land fährt. Als ich gar in der Eisenbahn wieder nichts wie „querelles d'Allemand" hörte, als da sind Bayern und Reich, Post und Eisenbahn und sonstige Parteiungen, da dachte ich mir: Möchte doch dem deutschen Volke ein großer Erzieher erstehen, der an die Stelle all des Entzweienden wieder große Leitgedanken setzt, für die sich die akademische Jugend ebenso begeistern könnte wie die Arbeiterjugend.

Die Kirche spricht:

Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme,
ich habe noch Tau in meinen Haaren aus Tälern der Menschenfrühe,
Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht, ich weiss
noch, wie man die Gewitter fromm macht und das Wasser segnet.
Ich trage noch im Schosse die Geheimnisse der Wüste,
ich trage noch auf meinem Haupt das edle Gespinst grauer Denker
Denn ich bin Mutter aller Kinder dieser Erde: was
schmähest du mich, Welt, dass ich gross sein darf
wie mein himmlischer Vater?
Siehe, in mir knien Völker, die lange dahin sind,
und aus meiner Seele leuchten nach dem Ew'gen viele Heiden!
Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter, ich
war dunkel in den Sprüchen aller ihrer Weisen.
Ich war auf den Türmen ihrer Sternsucher, ich war
bei den einsamen Frauen, auf die der Geist fiel.
Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das
Licht aller Zeiten, ich bin die Fülle der Zeiten.
Ich bin ihr grosses Zusammen, ich bin ihr
ewiges Einig.
Ich bin die Strasse aller ihrer Strassen; auf mir
ziehen die Jahrtausende zu Gott!

Gertrud Freiin von Le Fort.

Anmerkung der Schriftleitung: Dieser Hymnus stammt aus einem Kranz von „Hymnen an die Kirche", die demnächst als 4. Druck der Theatinerdrucke im Theatiner-Verlag München erscheinen. Sie zeigen eine ausserordentliche dichterische Kraft, getragen von felsenfestem, hart errungenem Glauben.

Das wiedererwachende Asien.

Von Eugen M. Kogon.

Immer deutlicher wird es sichtbar, daß der welthistorische Schwerpunkt angefangen hat sich zu verschieben. Wenn es sich nicht darin zeigt, daß es einem ganzen Erdteil wie Amerika, dessen Bedeutung in politischen wie vor allem wirtschaftlichen Dingen niemand bezweifeln wird, möglich ist, auf Jahre hinaus seine Aufmerksamkeit von Europa wegzulenken und dem Schicksal dieses einstmals alleinherrschenden Teiles der Erde gegenüber gleichgültig zu bleiben, so doch ganz gewiß in der Tatsache, daß die europäische Politik selbst seit langem mit immer größerer Zielstrebigkeit nach dem Orient, nach Asien, nach dem fernen Osten geht. Von welch gewaltigem Interesse eine solche Verschiebung des historischen magnetischen Poles für uns Katholiken ist, erhellt aus der Betrachtung der Folgen, die es nach sich ziehen könnte, wenn Westeuropa mit seiner auf dem Boden der katholischen Kirche großgewordenen Kultur (Rom!) Asien gegenüber zur Bedeutungslosigkeit herabsänke.

So wenig der Westeuropäer daran glauben will, es könne einmal eine Zeit kommen, in der die weiße Rasse ihr absolutes Uebergewicht über die schwarze und vor allem die gelbe verloren hat, so sehr mehren sich die Anzeichen, die ihn zur Erkenntnis des Gegenteils zwingen könnten.

Der Schlüssel zum Verständnis Asiens wird für Westeuropa immer Rußland bleiben. Kultur und Politik dieses Landes haben genug des Westeuropäischen, um dem Abendländer, wenn auch vielleicht nicht bis in die letzten Tiefen, verständlich zu sein, mehr noch des Asiatischen, wozu eben Rußland die Brücke schlägt, ohne die ein Eindringen erheblich erschwert würde.

Rußlands Politik ist in seiner Hauptlinie nach dem Osten orientiert. Als Lenin auf dem 5. Allrussischen Kongreß 1922 die Räumung Sibiriens und Wladiwostoks, dieses gegen Japan strategisch wichtigsten Punktes, durch die Japaner hervorhob, fand das ungleich größeren Beifall, als jüngst die de jure-Anerkennung der Sowjets durch England und Italien. Die Ernennung des Lebenden Buddha (!) zum Sowjetkommissar in der Mongolei war den führenden Moskauer Politikern lieber und bedeutender als ein etwaiges Gelingen eines kommunistischen Putsches in Sachsen und Thüringen (nicht als ob sie darauf keinen Wert legten). Man rühmt den Russen einen sicheren politischen Instinkt nach. Sollten sie diesmal nur deshalb ihr Hauptaugenmerk nach Asien richten, weil Sibirien asiatisch ist? Als ob es ihnen nicht vielmehr um Persien und Afghanistan als Weg nach Indien, um Turkestan und die Mongolei zur Be-

herrschung Chinas und damit zur Inschachhaltung Japans zu tun wäre, in dem sicheren Bewußtsein, daß die politische Zukunft der Welt hier ihren Brennpunkt finden wird.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat eine westeuropäische Macht nach der andern in den Kampf um die asiatische Vorherrschaft. Amerika wurde der große Nebenbuhler Englands. Da erwachte — kann man es anders bezeichnen? — inmitten des umstrittenen Erdteils und des pazifischen Ozeans 1868 Japan, das heute den bedeutendsten Vertreter dieses Erdteils selbst darstellt. Jahrhundertelang auf seiner Insel gegen alles Fremde hermetisch abgeschlossen, öffnete es mit einem Male seine Tore und schickte Scharen seiner gelben Söhne in die Welt, die sich mit westeuropäischem, als dem reifsten, mit amerkanischem, als dem technisch fortgeschrittensten Wissen vollsogen, in die Heimat zurückkehrten und dort eine Großmacht schufen, die heute einen der gefürchtetsten Gegner Englands darstellt. Man vergleiche die englischen konservativen Bemühungen um den Ausbau der Flottenbasis Singapore und ihre Versicherungen, es sei dies keine Wendung gegen Japan, da ja Yokohama 3000 Meilen von Singapore entfernt liege. Als ob in diesem Teil der Erde solche Entfernungen dieselbe Rolle wie in Europa spielten! — Japan ist also ein gefürchteter Gegner Englands als des westeuropäischen Vorkämpfers und zugleich des gegenüberliegenden Erdteils, soweit er zur Beherrschung des Pazifischen Ozeans fähig ist, nämlich Nordamerikas.

Und, als hätte dieses Vorbild Japans auf sie einen Einfluß ausgeübt, erwachten auch die Inder und begannen sich gegen die Engländer zu einigen (Gandhi!). Sind sie heute nicht auf dem besten Wege, ihre nationale Selbständigkeit und völlige Unabhängigkeit von England zu erreichen? Freilich wird sich auch ein durch Jahrhunderte ausgeübter Einfluß nicht in wenigen Jahrzehnten ausmerzen lassen, wenn es überhaupt möglich ist. Es ist nicht absolut ausgeschlossen, daß auch China in den nächsten 100 Jahren unter dem sich mehr und mehr verstärkenden Eindringen des Christentums uns Ueberraschungen bereitet. Wenn nach Spenglers Lehre das gewaltige Reich der Mitte, da es nur die erstarrte Zivilisationsmasse einer verblühten Kultur darstelle, so unfruchtbar sein muß wie eine ägyptische Mumie, so zeigt das Beispiel Indiens, daß ein Land, auch wenn auf eine untergegangene Kultur Jahrhunderte der Erstarrung folgten, doch eines zweiten oder dritten Aufschwungs fähig sein kann.

Aber haben wir es nicht nur mit einem politischen Wiedererwachen, sondern auch mit einer wirklichen kulturellen Blüte zu tun? Das Eindringen und die willige Aufnahme des Buddhismus in westeuropäischen Kreisen wird hierbei nicht als Symptom mitzuzählen sein, da es nicht auf eine asiatische Stärke, sondern auf die Dekadenz enthirnter, nur mehr für Exotisches empfänglicher Westeuropäer zurückzuführen ist, denen Religion so gut einen Sport und damit ein Reizmittel bedeutet wie Opiumrauchen. Hierher ist auch das kürzlich in Fontainebleau (ursprünglich für Hellerau geplante) von dem Griechen Gurdjeff gegründete „Institut zur harmonischen Entwicklung des Menschen" zu rechnen, das zahlreiche Schüler zählt, aber geeignet ist, vermöge seiner buddhistischen Mystizismen und Nirwana-Bestrebungen aus vielleicht noch einigermaßen brauchbaren Abendländern indische Fakire zu machen. Mag Graf Keyserlings auf griechisch-indischer Philosophie aufgebaute „Schule der Weisheit" in Darmstadt ernst zu nehmen sein (wenn Gurdjeffs Institut das körperliche Korrelat seiner Philosophie ist, ganz gewiß nicht), mag der von russischen Flüchtlingen in Prag und Belgrad verkündeten eurasischen Lehre für den Verfall Westeuropas Bedeutung zugemessen werden, uns kommt es auf ein kulturelles Erwachen in Asien selbst an. Und das wird ein christliches sein oder keines. Das Christentum allein ist imstande, Kräfte, die in den alten indischen und chinesischen Kulturen brach lagen oder nicht ihr volles Ziel fanden, zur Entwicklung zu bringen und in sie auch die noch von keiner Kultur berührten nordasiatischen Völker hineinzuziehen.

Die Frage, die uns am meisten interessiert, ist die nach dem Sinn dieser neuen Verschiebung des weltgeschichtlichen Schwerpunktes. Daß er von Babylon und Aegypten nach Hellas und Rom, von dort nach Deutschland, Frankreich und England gehen mußte, findet seinen Grund im Erscheinen des Christentums, das nach göttlichem Ratschluß den rechten Boden zu seiner Ausbreitung und Vertiefung finden sollte. Aber wozu jetzt neuerdings nach Asien? Warum eine Verschiebung nach dem fernen Osten, wenn die katholische Kirche mit ihrer ganzen Tradition in Westeuropa verankert ist?

Es gibt zwei untergeordnete Möglichkeiten der Erklärung. Sollte, was noch nicht ausgemacht ist, das Abendland einem Ansturm Asiens erliegen, so müßte gerade diese Tragödie die Universalität der Kirche in ungeahntem Maße beweisen, müßte und würde zeigen, daß sie nicht absolut an diesen Teil der Erde gebunden ist, mit dem sie einer nur oberflächlichen Betrachtung verknüpft scheint, sondern im wahrsten Sinne katholisch ist — καθ ὅλην τὴν γῆν, über die ganze Erde hin. Verfällt aber Westeuropa, vielleicht infolge Selbstvernichtung in einem künftigen Krieg, der Bedeutungslosigkeit, und entwickelt der Osten nach der Katholisierung Rußlands eine christliche Kultur, so würde dies den Beweis erbringen, daß die katholische Religion nicht an die Abendländer gebunden ist und mit deren Verschwinden von der politischen und kulturellen Bildfläche ebenfalls unweigerlich zugrunde gehen müßte.

Die dritte Erklärung bietet, ohne daß Westeuropa sich selbst auslöschen oder Asien seine Bedeutung mit schwerer Hand zudecken müßte, den christlichen und vollkommensten Aspekt. Noch hat Asien mit Hinblick auf das Evangelium keine Aufgabe erfüllt. Wie die Antike, so hat auch das Abendland seine eigentliche welthistorische Mission, die Verbreitung des Christentums, gelöst. Amerika, der „neue" Erdteil, kennt die Gottesbotschaft, Afrika ist, in 100 Jahren sicherlich, in allen Teilen missioniert. Zum letztenmal ist das Abendland Pionier. So findet auch der im letzten Grund auf wirtschaftliche Tendenzen zurückgehende Imperialismus Westeuropas, das zu seinem heutigen Leben sowohl der Intensivierung, als auch der Expansion der Weltwirtschaft bedarf, der Imperialismus, der die asiatische Welt zur Reaktion wachrief, seine Einstellung in den Dienst eines höheren Planes.

Noch eine selbständige christliche Blüte Asiens, könnte dann nicht die Fülle der Zeiten gekommen sein? Auf Afrika lastet der Unsegen Chams. Ist dann nicht das Evangelium allen Völkern verkündet? Sprechen nicht in diesem Sinn die Visionen katholischer Heiliger? Das große Erlösungswerk, das eine Zweiteilung der Geschichte und ihre Gipfelung in unserer Zeit rechtfertigt, wäre abgeschlossen. Der Herr der Ernte kann mit seinen Schnittern kommen!

„Eine provinziale Erklärung!" würde Spengler sagen. Aber was bedeutet uns der ganze Spenglersche Relativismus gegen die Vision einer katholischen Heiligen?

Die Tschechoslowakei.

Von Fritz Richey, Hildesheim.

Die französische Außenpolitik hatte sich nach dem Siege des Bolschewismus in Rußland als Ziel gesetzt, im Osten Europas einen Gürtel von Nationalstaaten zu schaffen, der von der Adria bis zur Ostsee reicht, um Rußland abzuriegeln und in der Niederhaltung Deutschlands Helfer zu haben. Die Friedensverträge von Versailles, St. Germain, Neuilly und Trianon verwirklichten dies Ziel. Unter den Nachfogestaaten der zerstörten Donaumonarchie nimmt die Tschechoslowakei eine besonders bedrohte Stellung ein, wenn man einen Blick auf ihre unnatürlichen Grenz- und Einwohnerverhältnisse wirft und den neuen Staat in seinen innenpolitischen Sorgen sieht, die sich auf den Kurs seiner Außenpolitik auswirken.

Die Vorgeschichte des tschechischen Nationalstaates wird durch drei Ereignisse schnell umrissen. 1621 wurde dem Tschechentum nach der Schlacht am Weißen Berg durch die Hinrichtung seiner Führer vor dem Prager Rathaus auf Befehl des Kaisers Ferdinand für 200 Jahre jede Aufstiegsmöglichkeit genommen. Böhmen selbst wurde durch die Grundenteignung des tschechischen Adels, durch die Verschenkung großer Landstrecken an kaisertreue Geschlechter und die Berufung der Jesuiten hussitischem Einfluß entzogen. Erst 1848 schlug die Geburtsstunde des neuen tschechischen Nationalismus. Die schwächliche Politik des Kaisers Franz Josef war Geburtshelferin. Das Ziel, den Ländern der Wenzelkrone staatliche Selbständigkeit zu gewinnen, wurde aufgestellt und nicht mehr aus den Augen verloren. Der 30. Mai 1918 ist dann der Geburtstag der Tschechoslowakei, als sich auf amerikanischem Boden in Pittsburg der tschechische und slowakische Stamm vermählten zur Begründung eines gemeinsamen Staates. Der tschechische Nationalismus hatte längst eingesehen, daß er allein schon mit Rücksicht auf seine Einlagerung in deutsches Sprachgebiet nicht in der Lage war, einem rein tschechischen Nationalstaate Daseinsmöglichkeit zu geben. Nur die Bruderhilfe eines slawischen Stammes konnte hier einen

Ausweg schaffen. Die Wahl fiel bereits in den 80er Jahren auf die ungarischen Slowaken. Allein der alte Panslawismus mit seinem sentimental-romantischen Einschlag mußte bei ihnen überwunden werden. Und hier setzte das realpolitische Wirken des genialen Masaryk ein, der heute als Staatspräsident und Philosoph der stärkste geistige Träger des Tschechentums ist. Er stellte den slowakischen Gebildeten, die eine ganz geringe Oberschicht ihres Stammes ausmachten, die Idee des realistischen Neuslavismus gegenüber, der sich nicht an Moskau orientierte, sondern mit fortgeschrittenem abendländischem Geiste sich zu verbinden trachtete. Nur so konnte nach Masaryks Ansicht das Slawentum als tertius gaudens im Kampf zwischen Germanentum und Romanentum aufsteigen. Prag wurde als Zentrum dieses Slawentums bezeichnet und trat damit ideengeschichtlich in Gegensatz zu Moskau. Es gelang der geistigen Ueberlegenheit Masaryks, die Zukunft des Slowakentums, die Jugend, für sich und seine Ideen zu gewinnen. So überflügelte der tatkräftige Stamm der Tschechen bald den Nachbarstamm, und den Schlußstein dieses Prozesses bildete die denkwürdige Vermählungsszene in Pittsburg. Der Zusammenbruch der Mittelmächte half dank der Hilfe der Franzosen diesem vorerst papiernen Staate zum wirklichen Leben.

Der tschechoslowakische Staat, der angeblich auf Grund des nationalen Prinzips ins Leben trat, hatte aus der Geschichte der alten Habsburgischen Monarchie nichts gelernt. Ihr Fluch war es gewesen, 10 Völkerschaften in ihren Grenzen zu vereinigen, die sich gegenseitig aufs schärfste befehdeten. Die Ländergier der Tschechen vergaß dies, nahm zu Böhmen Mähren und Schlesien und schob sich mit dem Westkarpathenland so stark nach Südosten, daß man an das durch Siebenbürgen vergrößerte Rumänien grenzte. Der Nationalstaat wurde so eine Fiktion. Sechs Millionen Tschechen stehen fast vier Millionen Deutsche gegenüber, die noch dazu in geschlossenen Sprachgebieten wohnen. Dank der zwei Millionen Slowaken wird das Uebergewicht über das deutsche Element hergestellt. Außerdem belasten aber noch über eine Million Madjaren, Polen, Ruthenen und Russen diesen angeblichen Nationalstaat. Zu dieser Belastung nach der volklichen Seite tritt eine weitere auf dem Sprachengebiete. Man hat eine tschechisch-slowakische Staatssprache konstruiert, da dies die sprachliche Verschiedenheit der beiden Stämme notwendig macht. Und trotz dieser Einheitssprache werden tschechische Bücher ins Slowakische übersetzt, weil die Autonomiebewegung im Slowakentum nicht erloschen ist und von Polen begünstigt wird, um durch innere Wirren eine außenpolitische Aktivität der Tschechoslowakei zu verhindern.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist das neue Staatsgebilde von der Natur außerordentlich reich mit Bodenschätzen bedacht. 80 Prozent der gesamten früheren österreichischen Industrie liegen auf tschechischem Boden. Trotz dieser günstigen Vorbedingungen kämpft die tschechische Wirtschaft einen harten Kampf um ihr Leben. Es rächt sich, daß die Wirtschaftseinheit der alten Donaumonarchie zerrissen ist und neu gezogene Grenzen der tschechoslowakischen Industrie Ausfuhr und Absatz erschweren. Am greifbarsten spürt dies die sudetenländische Industrie, deren bisherige einheimische Abnehmer durch die neuen Grenzen Ausländer wurden. Durch teuere Gestehungskosten und die hinzutretenden Zölle ist ihre Konkurrenzkraft im Ausland geschwächt. Die Folge ist eine wirtschaftliche Depression, die zu dem Problem der Währungsbefestigung hinzutrat. Die doppelseitige wirtschaftliche Orientierung der Tschechoslowakei erschwert weiter eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Das Karpathenland weist durch seine Flüsse schon zur ungarischen Tiefebene hin. Mit seiner Wirtschaft ist das Slowakentum auf den Verkehr zwischen Gebirgsland und Ebene seit Jahrzehnten eingestellt. Böhmen dagegen strebt ebenso stark nach Deutschland. Die durch die neuen Grenzverhältnisse bedingte Umschichtung des Absatzes drückt sich bereits in der Handelsbilanz von 1923 aus. Deutschland steht mit 20,4 Prozent der Ausfuhr neben Oesterreich mit 21,8 Prozent, dagegen ist die Ausfuhr nach Ungarn auf 5,7 Prozent gesunken. Als Lieferant steht Deutschland mit 40,8 Prozent der Gesamteinfuhr an der Spitze. Aus diesen Zahlen ist am deutlichsten die wirtschaftliche Verflechtung der Nachfolgestaaten der Donaumonarchie ersichtlich. Innerstaatlich ist überall im Tschechenreich ein starker Wettbewerb des auf engem Boden zusammengedrängten Unternehmertums spürbar. Diese Schwierigkeiten werden noch künstlich durch die parteiische Haltung der Staatsbehörden zugunsten der tschechischen Industriellen vermehrt.

An das Meer grenzt die Tschechoslowakei nicht, wohl aber an fünf Staaten mit einer Grenzlänge von 930 km, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem Staatsinhalt. Von einer harmonischen Gliederung kann man daher nicht reden. Gegenüber einer Breite im Westen von 280 km beträgt dieselbe im Osten nur 70 km. Die Folge ist, daß dem Staate der natürliche Mittelpunkt fehlt. Prag ist nur der natürliche Mittelpunkt von Böhmen.

Die Fiktion des Nationalstaates zwingt innerstaatlich zu manchen Maßnahmen. So erleben wir in der Tschechoslowakei das eigenartige Schauspiel, daß alle tschechischen Parteien mit Ausnahme der Kommunisten sich in der Regierungskoalition vereint haben. Eine Teilnahme nichttschechischer Parteien fürchtet man als Eingeständnis, daß die Tschechoslowakei ein Nationalitätenstaat ist und nicht ein Nationalstaat. Dem Axion des Nationalstaates ordnet man alles unter. Selbst kürzlich aufgedeckte Bestechungen namhafter Vertreter der Regierungskoalition haben diese nicht zu sprengen vermocht. Die Furcht vor dem deutschen Element ist zu stark, obwohl die Zersplitterung in 6 Parteien reindeutscher Art seine politische Stoßkraft fast ganz aufhebt. Die Furcht ist auch um so weniger verständlich, da durch das berüchtigte Bodengesetz von 1921 ein Drittel böhmischer Bodenfläche aus meist deutschen Händen in tschechischen Besitz geriet. Dies Gesetz stellt die Rache des Tschechentums für das Jahr 1621 an den Deutschen dar. Zu der deutschen Opposition, die sich selbst durch die Uneinigkeit schwächt, tritt auch das karpathorussische Element. Karpathorußland stellt eigentlich ein autonomes Gebiet innerhalb der Tschechoslowakei dar. Da jedoch die Regierung die durch Benesch für 1922 zugesagten Reformen nicht durchgeführt hat, haben die Ruthenen sich an den Völkerbund gewandt. Das regierende Tschechentum bestreitet ihnen jedoch die geistige Reife für eine Selbstverwaltung und steht ihnen durchaus feindlich gegenüber. Am 16. März dieses Jahres hat nun Karpathorußland zum ersten Mal Volksvertreter zum Prager Parlament gewählt. Obwohl die Regierungspartei den Wahlapparat beherrschte, errang sie von neun Sitzen nur zwei. Dies Ergebnis hat in Prag überrascht. Das Drängen der Opposition hat sich seit diesem Zeitpunkt verstärkt und fordert sofortige Neuwahlen für das ganze Land. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Sieg der bisherigen Regierungskoalition sehr in Frage gestellt ist. Da jedoch ein Sieg der Opposition über das tschechische Element dazu führen muß, daß nichttschechische Parteien in die Regierung eintreten und diese damit die Fiktion des Nationalstaates zerstören, werden die bisherigen Regierungsparteien alles versuchen, um Neuwahlen möglichst lange hinauszuschieben.

Zu den Sorgen, welche die nationalen Minderheiten der tschechischen Regierung bereiten, tritt in der Kriegsschuldenfrage eine weitere von großem Ausmaß. Für die von der Donaumonarchie übernommenen Staatsgüter ist eine Ablösungssumme an den Reparationsfond zu leisten, die sehr erheblich ist. Zu dieser Summe treten noch die Kosten, die der „Freiheitskampf" der tschechischen Legionäre im Weltkrieg gekostet hat, den die Alliierten finanzierten. Die Gesamtschuldensumme schätzt man auf 25—35 Milliarden tschechischer Kronen. Die Regierung wünscht unbedingt eine Milderung dieser finanziellen Verpflichtungen und hat in diesem Streben auch die oppositionellen Parteien hinter sich. Eine eigene Ironie des Schicksals ist es, daß die Tschechen als ausgesprochene Feinde des Deutschtums durch diese goldenen Fesseln an die Seite Deutschlands gedrängt werden und eine Einigung zwischen Deutschland und den Feindbundstaaten auf mittlerer Linie unterstützen. Eine gerechtere Lösung der deutschen Reparationsfrage müßte natürlich Rückwirkungen auf die tschechischen Verpflichtungen ausüben, um so mehr, da es sich doch hier um einen sogenannten Siegerstaat handelt. In dem Wunsche nach baldiger Lösung der Reparationsfrage wird die Tschechoslowakei bestärkt, weil der 1. Januar 1926 immer näher rückt, da die Verpflichtung der Ausgabe von Bons im Betrage von 750 Millionen Goldmark fällig ist. Eine Einlösung derselben müßte katastrophal auf den Haushaltsplan der Tschechoslowakei wirken.

Desto verständlicher ist es, wenn der Außenkurs des rührigen Benesch in letzter Zeit durch die Fäden, die er mit Italien geknüpft hat, eine stärkere Selbständigkeit Frankreich gegenüber gewinnen will, um durch den Anschluß an die aktive Außenpolitik Mussolinis, die durch die Punkte Madrid-Rom-Belgrad gekennzeichnet wird, die Lösung der tschechischen „Reparationsfrage" im günstigen Sinne für sein Land zu beschleunigen. Es ist eben die Tragik der Tschechoslowakei als Neugründung im mitteleuropäischen Raume, daß sie nur durch Anlehnung an andere Mächte sich in ihrem Besitzstand sichern kann.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

In Gottes Gnade geboren zu sein ist für den Christen der Anfang des Lebens — die steinernen Dokumente der Katakomben schon bezeugen diese Wahrheit — in Gottes Gnadenstand zu bleiben ist ewiges Leben, und was wir Tod nennen, ist der lebenslang ersehnte Augenblick, mit Gott, der Liebe über alles, die nie mehr zu unterbrechende Vereinigung einzugehen. Wir begingen den Todestag Sankt Heinrichs, des zweiten deutschen Kaisers dieses Namens, wir begingen den Tag des Heimgangs Sankt Korbinians, des ersten Hirten unseres München-Freisinger Bistums. Die Welt trauert ob des Todes, die Christen feiern Jubiläen, Jubelfeiern dieser seligen Stunde und bieten den höchsten irdischen Glanz dafür auf. Ja, sie nehmen schon teil am ewigen Leben ihrer Heiligen „in Gott" durch die hl. Kommunion, welche von der Kirche naturgemäß zum Mittelpunkte jedes kirchlichen Festes dieser Art gesetzt ist. Diese Gemeinschaft der Heiligen schon auf Erden miterleben zu dürfen, das ist der wunderbare Vorzug des Katholiken, das ist die katholische Superiorität, deren wir uns in Demut freuen, herzlich bedauernd alle jene, die davon ausgeschlossen sind oder sich ausschließen. Und wenn der Heilige Vater, Papst Pius XI., wie er neulich schrieb, allen diesen seine Arme öffnete — um dieser Gemeinschaft willen ruft er ihnen zu, zu kommen — das ist der „Triumph Roms", der Triumph eines Papstes, der ja nur Vertreter ist des Sohnes der ewigen Liebe, er selbst aber ein Mensch, der seine Sünden bekennt, die priesterliche Lossprechung erbittet und von dessen persönlicher Würdigkeit es abhängt, ob Gott auch ihm den Platz zu seiner Rechten anweist; neben dem Bettler wird er einst vor dem ewigen Richter stehen und seine irdische Würde erhöht nur die Gefahr, ob er vor Gott bestehen kann. Das ist der Sinn unserer Jubelfeiern, deren äußeren Verlauf zu beschreiben wir uns nicht aufhalten können; zu reich ist das Leben der Kirche dazu. Ich müßte sonst die ganze Nummer dieser Zeitschrift für mich beanspruchen.

Um die Jahreswende 1918/19, als die Hoff- und Scheidemänner mit ihren Schildknappen Hänisch und Wyneken es nicht erwarten konnten, der Schule ihren Geist aufzuzwingen, schienen schwerste Kämpfe um die christliche Jugenderziehung den nächsten Jahren ihr Gepräge geben zu wollen. Nun hat selbst Berlin bei der Wahl der Elternbeiräte der christlich-unpolitischen Liste mit erdrückender Mehrheit den Vorzug gegeben und in Breslau haben jetzt von 29,400 Wahlberechtigten ganze 43 Stimmen für die sozialistische Liste „Schulfortschritt" gestimmt. In Erfüllung der Pflicht, über die Beobachtung des christlichen Sittengesetzes zu wachen, hat Kardinal Bertram im Namen der Fuldaer Bischofskonferenz der Reichsregierung das Verlangen vorgelegt, die §§ 218 bis 220 des Strafgesetzbuches (Verbrechen gegen das keimende Leben) zu verschärfen. Steht doch die furchtbare Tatsache fest, daß von deutschen Frauen heute jährlich eine halbe Million solcher Verbrechen zumeist unter Mitwirkung von Aerzten begangen werden. Das sind Verbrechen gegen Gottes Gesetz, gegen das Naturgesetz und gegen das eigene Volk. Hier wäre ein dankbares Feld für unsere Deutschvölkischen, einen hochverdienstlichen Kampf zu führen; dies überläßt man aber lieber — Rom, d. h. der katholischen Kirche. (Gibt es bezüglich dieser Verbrechen eine Konfessionsstatistik?) Um die christliche Schule und Sitte haben die Katholiken des Elsaß mit hocherfreulicher Tatkraft den Kampf aufgenommen; das Land widerhallt von Protesten der katholischen Volksmassen, die in begeisterten Versammlungen den ihnen vom Freimaurer Herriot angekündigten Kampf aufgenommen haben. In Colmar legte der Abg. Pfleger dar, daß Herriot, unfähig, mit Deutschland und England fertig zu werden, das Ablenkungsmittel des Kampfes gegen den sogen. Klerikalismus versuche. „Wir glaubten, Frankreich würde uns noch mehr Freiheiten bringen, nun will es uns sogar diejenigen nehmen, die uns die Deutschen gelassen haben... Wir danken allen Innerfranzosen, die uns helfen, verlassen uns aber in erster Linie auf uns selbst. (Stürmischer Beifall). Das Trennungsgesetz ist eine Geldsache; 1905 wurde die Klostermilliarde versoffen, verspielt, verludert, aber bei uns gibt es eben noch Kirchengut, Pfarrhäuser und Stiftungen zu holen. Wenn das, was Frankreich an der Kirche getan hat, kein Barbarentum ist, was bedeutet dann das Wort „barbarisch" noch?" Zabern, Colmar, Neubreisach, Rufach, Ensisheim, Rixheim, Altkirch, Hirsingen, Pfirt sahen einmütige, glänzende Kundgebungen. Nun ist man in Paris stutzig geworden und Herriot hat die Besprechung der kirchenpolitischen Fragen einstweilen auf die Herbstsitzung der Kammer verschoben.

Bayerns neuer Ministerpräsident Dr. Held kündigte in seiner Antrittsrede die Vorlegung des von der Regierung bereits unterzeichneten Konkordates dem Landtage an, für Staat und Kirche guten Gewinn erhoffend. Aehnliche Abmachungen werden auch mit der protestantischen Kirchengemeinschaft angekündigt.

Dann und wann klärt sich außerhalb der Kirche der Blick für die Wirklichkeit des Kommenden. So bekannte der protestantische Stadtpfarrer Bürk aus Karlsruhe auf dem 4. badischen Jugendtage, daß, wenn „nicht dafür gesorgt wird, daß jener unglückselige, durch die Reformation herbeigeführte Riß wieder verkittet wird, wir unmittelbar der Auflösung entgegengehen. Zurück zur Mutterkirche! Helft Brücken schlagen zu unseren katholischen Brüdern und Schwestern, deren Kirche ja . . . eine Weltkirche ist. Vielfach ist dies ja schon geschehen. . . Ueber den höchsten Klostermauern, über allen Orden ragt gleich einem Leuchtturm auf hoher See die eine große Kirche, und alle Stämme, Völker und Nationen gehören ihr an als lebendige Glieder. Wie klein stehen wir da! . . . Mangel an Pflichtgefühl gegenüber der Mutterkirche in bezug auf Einheit, Hingabe, Kleingläubigkeit und Angst vor dem Lichte der Wahrheit haben uns so tief sinken lassen." (Bürk erklärt freilich Mutterkirche als künftige Geisteskirche!)

Jetzt ist die Zeit der großen Ernte des Priestertums. In allen Ländern lesen wir von jungen, neugeweihten Priestern und Erstlingsopfern und einige außerordentlicher Art mögen Erwähnung finden. Kronprinz Georg von Sachsen erhielt am 15. Juli von seinem Heimatbischofe Dr. Schreiber von Meißen am Grabe der hl. Hedwig zu Trebnitz die hl. Priesterweihe und feierte am folgenden Tage in Sibyllenort im Kreise der Königlichen Familie sein erstes hl. Meßopfer. In München erhielt mit einer Schar Mitbrüder aus dem Franziskanerorden der Konvertit und ehemalige Ulanen-Rittmeister Prinz Löwenstein-Wertheim-Freudenberg die priesterliche Weihe. Dabei sei eines anderen Konvertitenpriesters aus edlem Hause gedacht, des Barons Otto von Hahn; eine Aloisiusnatur, der in seiner Heimatdiözese Riga nach zweijährigem Wirken sich in der Sorge um die ihm anvertrauten Seelen aufgerieben hat. Eine dritte außerordentliche Primiz ist die des Oberstudienrates a. D. Dr. Seb. Englert in Eichstätt, der 1920 mit 66 Jahren als Witwer, in den Ruhestand tretend, noch Theologie studierte.

Aus Rumänien kommt die Kunde vom Rücktritte des Erzbischofs Raimund Netzhammer O. S. B. von Bukarest; vermutlich steht der Schritt im Zusammenhang mit dem unmittelbar vor dem Abschluß stehenden Konkordat. Der rumänische Kultusminister Banu weilt zu diesem Zwecke persönlich in Rom und hat die letzten Verhandlungen geführt. In der Schweizer Heimat des Erzbischofes hat der Besuch des Nuntius Maglione im Kanton St. Gallen bei einigen ängstlichen Nichtkatholiken schwere Befürchtungen für „den Fortbestand der protestantischen Ueberzeugungen und des Evangeliums" ausgelöst und daher ein bißchen Rumor verursacht. Erfreulicher ist die Kunde, daß die ehrwürdige Klosterkirche in St. Gallen einer umfassenden Erneuerung unterworfen wird (Kostenpunkt über ½ Million Franken); auch über die Abtei Muri hört man Aehnliches und die Klosterkirche Rheinau ist ebenfalls in Aussicht genommen. Das Benediktinerkloster Grüßau in Schlesien wurde zur Abtei erhoben.

Ueber Religion und Politik denkt man anscheinend in der neuen Welt anders als vielfach unter dem Volke der „Denker". Zur Eröffnung des demokratischen Kongresses erflehte der dazu berufene Kardinal Hayes von Newyork Gottes Segen, „damit die Wahl auf einen Kandidaten von wahrer vaterländischer Liebe, von Verstand, Herz und Seele falle... Gib uns, o Vater, christliche Nächstenliebe zu allen und Haß gegen niemand, damit Recht, Gerechtigkeit und Milde für immer triumphieren." Mit dem gemeinsamen Vaterunser schloß das Gebet. — Msgr. Kelley, der Gründer der Church Extension-Society, einer Art amerikanischen Bonifatiusvereins, wurde zum Bischof von Oklahoma und der Kathedralpfarrer Gerow von Mobile zum Bischofe von Natchez ernannt. Das amerikanische Missionsseminar Maryknoll sah die Weihe von 15 Neupriestern; 13 junge Passionistenpatres der amerikanischen Provinz reisten in das vor zwei Jahren übernommene chinesische Missionsfeld. Das britische Kolonialamt teilt mit, daß künftighin in seinem Wirkungsbereiche kein Unterschied zwischen deutschen und anderen Missionären mehr gemacht wird. Bisher wurde nur im Ausnahmewege einzelnen Personen die Rückkehr gestattet; nunmehr ist die Ausnahme zur Regel

gemacht und soweit die Mittel es gestatten, werden jetzt wohl viele der s. Z. Ausgewiesenen auf ihr altes Wirkungsfeld zurückkehren. — Der Apost. Delegat für Südafrika Msgr. Gijlswijk hat für die erste Juliwoche eine Konferenz sämtlicher innerhalb der Südafrikanischen Union und in Rhodesien wirkenden apost. Präfekten und Vikare nach Kimberley einberufen.

Die Sowjetregierung hat die Verfolgung der katholischen Kirche auch auf das weißrussische Gebiet ausgedehnt; die Kirchen werden geschlossen, die Priester nach Sibirien geschickt, genau wie unter der Zarenherrschaft. Dorthin wurden auch die Oberin der Dominikanerinnen des 3. Ordens zu Moskau mit acht Schwestern und zwei Privatpersonen auf zehn Jahre verbannt, nachdem sie sieben Monate im Gefängnis auf ihre Aburteilung warten mußten. Ihr Verbrechen bestand in der Erteilung des Religionsunterrichtes. Meldungen aus Rußland zufolge sind es vornehmlich die Hand in Hand mit der Bolschewiken-Regierung arbeitenden Baptisten, die in ihrem Haß gegen alles Katholische zu immer neuen Verfolgungen aufstacheln. Die unierten Geistlichen sind mitsamt ihren Gemeinden nach der Kolahalbinsel und dem Solowetzkikloster verbannt.

Der Kindheit Jesu-Missionsverein verzeichnet für 1923 eine Einnahme von 11 689 235 Franken (Zunahme 4 Millionen); Elsaß-Lothringen mit ihrer deutschen Bevölkerung marschieren an der Spitze der französischen Diözesen. Insgesamt weist Frankreich noch nahezu 7 Millionen auf die Vereinigten Staaten unter Verdoppelung ihrer Gaben 3 1/2 Millionen; sie werden aber sicher bald die Führung übernehmen.

Heimgegangen ist Fürst zu Salm-Reifferscheidt, langjähriger Vizepräsident des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande. R. I. P.

Latein für Erwachsene.

Von Heinrich Scherer, Köln.

Schon seit Jahrzehnten ist man auf der Suche nach einer die Völker verbindenden Weltsprache. Alle Bemühungen darum hatten bisher keinen durchschlagenden Erfolg, weil man an Stelle einer gewachsenen Sprache ein totes, mechanisches Surrogat setzen wollte, statt eines lebendigen Organismus eine seelenlose Maschine. Wir hatten einmal jahrhundertelang eine Weltsprache: Latein. Durch einen einseitig betriebenen Klassizismus haben wir sie verloren. Heute, im Zeitalter des die Völker zerreißenden Nationalismus empfinden wir ihren Verlust doppelt schwer. Wir Katholiken sehen in diesem Verlust auch ein Hindernis für die sonst so regsame liturgische Bewegung. Deshalb wird in katholischen Kreisen auch immer wieder das Verlangen wach nach Lateinunterricht für Erwachsene. Ueber den Wunsch ist man allerdings seither nicht hinausgekommen. Was fehlte, war eine Methode, die Sprache Erwachsenen leicht beizubringen. Diesem Uebel ist jetzt abgeholfen durch ein Unterrichtsbuch, das Dr. Emmeram Leitl (München) soeben herausgegeben hat [1]). Dieses Buch vermittelt die lateinische Sprache in einer dem Erwachsenen angemessenen Weise. Der Verfasser vermeidet vor allem das Auswendiglernen vieler Regeln; und das ist gut, denn der Erwachsene lernt nicht gerne Regeln auswendig. Er verfällt aber nicht in den gegenteiligen Fehler mancher modernen Sprachlehrmethode, indem er etwa an interessantem Lesestoff den Geist der Sprache zu entwickeln sucht, wobei der Lernende vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, wie Leitl mit Recht sagt. Er wählt vielmehr die goldene Mitte, dadurch, daß er die reichgegliederte lateinische Formenlehre auf einfache, übersichtliche Grundlagen zurückführt. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, die erste und zweite Deklination in eine „Behandlungsweise des Dingwortes und Eigenschaftswortes" zusammengezogen. Der zweite Vorzug der neuen Methode besteht darin, daß nicht das klassische Latein in den Vordergrund gestellt wird, sondern das mittelalterliche Spätlatein. Der Verfasser begründet das sehr richtig damit, daß die lateinische Klassik im Vergleich zum Griechischen und zum Spätlatein inhaltlich arm ist. „Die eigentliche große lateinische Literatur beginnt erst mit dem Spätlatein; und im Mittelalter erreichen die frischen europäischen Rassen im lateinischen Schrifttum ihren Höhepunkt. Unsere Schulen geben aber nur einen dürftigen Ausschnitt von der lateinischen Literatur und zwar den, der uns schon am fernsten liegt. Das ist auch mitschuld an der immer mehr wachsenden Geringschätzung des Latein. Soll Latein wieder populär werden, so kann es nur durch innigen Anschluß an unsere eigene Vergangenheit geschehen." Soweit Dr. Leitl im Vorwort. Man wird ihm darin nur recht geben können. Seine Methode folgt denn auch dementsprechend dem bekannten Lehrgrundsatz, daß man um so besser und leichter lernt, je mehr man dabei interessiert ist, je anziehender der Inhalt des Unterrichtes ist. Und so lehrt Leitl das Latein an wertvollen Stoffen des Mittelalters: an Thomas von Kempen, an biblischen Texten aus dem Alten und Neuen Testament, z. B. Sprüchen Salomons, den Psalmen, am Johannisevangelium; an der herrlichen mittelalterlichen Hymnendichtung. Doch fehlt nicht Cicero und Seneca. Der dritte Band bringt auch Horaz und erweitert die Uebersicht des lateinischen Schrifttums bis zu Comenius und Spinoza. Außerdem bringt das Lehrbuch eine Menge Sprüche und Dikta und berücksichtigt die Sprechweise des täglichen Lebens. So wird Latein als Weltsprache jedem ersichtlich. Leitl erklärt im Vorwort, daß das Buch aus Lateinkursen für Erwachsene hervorgegangen sei. Mit diesen Kursen hatte er in München großen Erfolg. Es wäre zu wünschen, daß man an Hand dieses Büchleins auch in anderen Städten solche Lateinkurse einrichtete. Man würde sich, wie Leitl in München, wundern über das große Interesse, das besonders bei katholischen Liturgiefreunden für die lateinische Sprache besteht. Auch die Freunde einer Völkerversöhnung im christlichen Sinne sollten sich die Einführung des Lateins als Weltsprache angelegen sein lassen. Diese Sprache ist der Schlüssel für jedes wissenschaftliche Verständnis, die beste Grundlage zur Erlernung auch moderner Sprachen, besonders der romanischen. Sie vermittelt den Zugang zu den wissenschaftlich-kulturellen Schätzen des Altertums und, was für uns heute noch wichtiger ist: zu unserer christlich-germanischen Kultur des Mittelalters. Daran gilt es nach dem unseligen Bruch im sechzehnten Jahrhundert heute wieder anzuknüpfen.

[1]) Lateinbuch für Erwachsene, hervorgegangen aus Unterrichtskursen für Damen und Herren aller Stände von Dr. Emmeram Leitl. Kösel & Pustet, Lehrmittelabteilung, München 1924. Erster Teil. Preis 3 M. Ein zweiter Teil erscheint demnächst, ein dritter voraussichtlich Ende des Jahres.

Vom Büchertisch.

Von Seele zu Seele. Briefe an gute Menschen. Von Peter Lippert, S. J. Zweite bis sechste, vermehrte Auflage. 6.—15. Tausend. Freiburg im Breisgau 1924. Herder & Co. 12°. VIII u. 272 S. Preis geb. 3.40 Mk. — Es gibt Auserwählte, die durch das wie aus göttlicher Meisterhand überkommene Instrument der Sprache an ihren Hörer oder Leser unmittelbar herantreten, seine Hand ergreifen, ihm durch sein Auge tief ins Innerste schauen, wo die Sehnsucht gleich einem unerfüllbaren Gebot zwingend herrscht und den Menschen nie mehr loszulassen droht. Zu solchen Berufenen zählt P. Lippert, der Credo-Theologe, dem wir die kostbaren 6 Bändchen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre danken. Von ihm liegt seit kurzem das obengenannte, auf den ersten Blick „andersartige" Buch vor, das dennoch dem gleichen Wurzelboden entsprang: dem der unbedingten Gottes- und Menschenliebe. Sehr richtig nennt die Verlagsanzeige dieses Werk ein Ereignis, dessen Ruf sich gleich einem Lauffeuer verbreitet habe. Warum? Weil es dem modernen Menschen aus der Seele geschrieben sei. — Der moderne Mensch! Nur zu oft gibt er sich als der verworren-anspruchsvolle, aber auch nicht selten als bewegt von gutem Willen. Eben deshalb kennzeichnet P. Lippert seine sämtlichen zuerst 30, nun 31 Adressaten als „gute Menschen". Wir können's ihm nicht genug danken. Denn was am meisten dadurch gewinnt, daß er sie so sah und sieht, das ist der Weinberg Gottes, dem wir alle zugehören und an dem dieser genial befähigte Arbeiter des Höchsten unermüdlich wirkt. Hier kurz gefaßt die Themen der Briefe: Vereinsamung, Fortschritt, Gebet des Suchenden, unvollkommenes Christentum, Fehler der anderen, Priesterwirken, Sündenangst, Andachtsbeichte, verfehltes Leben, Völkerliebe, Marienliebe, seelische Zersplitterung, unfromme Güte, fruchtbares Christentum, persönliche und dingliche Religion, religiöse Vielheit und Einheit, Nachfolge Jesu, eine unmögliche Wahrhaftigkeit, Aussprache, neue Gemeinschaft, Gemeinschaftsgründung, dogmatische Frömmigkeit, Glaubenszweifel, Herz-Jesu-Andacht, innere Führungen, Erziehung zur Liebe, die katholische Kirche, Nächstenliebe, seelische Kriegseinwirkung, Unwissend begnadet. Alsbald ahnt man den Grund dieses tiefen und rasch sich ausbreitenden Einflusses des Buches, vielmehr dessen Verfassers, auf Ungezählte: Er ist so echt, so entgegenkommend, so rückhaltlos verstehend, so milde, so aufrichtend — und doch wieder so erschütternd ernst, so feinsinnig überlegen in kluger, geduldiger, weiser Liebe, in wahrhaft apostolischer Güte, die zugleich ebensoviel Kraft bedeutet. Um wirklich abspiegelnd und eindringlich über das Buch schreiben zu können, bedürfte es des Raumes für ein zweites Buch und nicht zuletzt eines kühnen Mutes. Blitzartig zucken unauslöschbare Wahrheiten auf, sicher vorbereitend lenkt uns die Führerhand auf Wege mit ewigen Ein- und Ausblicken. Herausstellen möchte ich nichts; man sehe selber zu und hüte Seele und Geist, daß der göttliche Same nicht auf steinigen Pfad und in die Dornen falle. — Gesagt sei noch: Das Buch ist nicht nur ein fließender Heilsquell, sondern auch eine reiche Schatzkammer. Eines weiteren Winkes für lebendig Aufnehmende und Weitergebende bedarf es da nicht. E. M. Hamann.

Annuario Pontificio 1924. Rom, Tipografia Poliglotta Vaticana — Das päpstliche Staatshandbuch, das uns hier in seiner neuesten Ausgabe für das laufende Jahr überreicht wird, zeichnet sich auch diesmal wieder durch die von Jahr zu Jahr steigende Reichhaltigkeit und praktische Anordnung seines Inhaltes aus und bietet einen sicheren, weil amtlichen Ueberblick über die gesamte Verästelung der katholischen Hierarchie, über den Aufbau der kirchlichen Zentralregierung und Verwaltung und die internationalen Einrichtungen der Kirche in ihren Orden und Kongregationen, ihren diplomatischen Vertretungen und den amtlichen Beziehungen zu den politischen Mächten. Es enthält ferner die offizielle Liste aller derjenigen, die zum Tragen kirchlicher Titulaturen oder Auszeichnungen berechtigt sind, über die nur noch als Titular-Bistümer bestehenden Diözesen und ein analytisches, sowie alphabetisches Inhaltsverzeichnis. Die Ausstattung läßt, wie alle Publikationen der Vatikanischen Druckerei, seit ihr Comm. Scotti vorsteht, kaum etwas zu wünschen übrig; die Redaktion ihrerseits ist sichtlich bemüht, alle Ungenauigkeiten fernzuhalten, was nur in bezug auf fremdländische Rechtschreibung manchmal nicht ganz gelungen ist (vgl. z. B. S. 703 den Namen unseres bayerischen Gesandten). Friedrich Ritter von Lama.

Das Testament des Königs. Herausgegeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin 1924. — Unnötig zu sagen, daß es wieder Fridericus ist. Sein persönliches Testament von 1769 wird mitgeteilt. Am beigegebenen vollständigen Facsimile ist ersichtlich, daß selbst diese Urkunde jenes deutschen Fürsten französisch abgefaßt war. Der Inhalt interessiert nicht besonders. Die Verwandten und Freunde erhalten Pferde, goldene Dosen und anscheinend unerschöpfliche Vorräte von Ungarwein. Umrahmt ist alles von ein paar moralischen Floskeln, wie sie eben in Testamenten stehen. Friedrich wäre nach diesen Proben noch nicht der Große. Aber es handelt sich um eine neues Symptom des wachsenden und politisch wohlberechneten Fridericuskults. Die Ausstattung ist äußerst verlockend: Büttenpapier, Vignetten von Menzel, Lederrücken. Käuflich ist das Büchlein nicht, sondern als 4. Liebhaberdruck des Volksverbands der Bücherfreunde ein Preis für die Gewinnung neuer Mitglieder. Dr. Otto Sachse.

Bühnen- und Musikrundschau.

Theaterferien. Nun ist auch das Schauspielensemble der **Staatsbühnen** in die Ferien gegangen. Der letzte Abend brachte noch einen frohen Willkomm. Er galt der Heimkehr eines beliebten Darstellers, des Oberregisseurs Friedrich **Basil**, den die Franzosen wegen eines formalen Paßvergehens auf einer Vortragsreise gefangen genommen und längere Zeit im Gefängnis hatten schmachten lassen. Er spielte den Prinzenerzieher in dem unverwüstlichen „Alt-Heidelberg". Der Künstler war den ganzen Abend über Gegenstand herzlicher Ehrungen und sprach am Schlusse schlichte Dankesworte an das vollbesetzte Haus.

Schauspielhaus. **Bassermann** gab als zweite Gastspielrolle den Professor in Hans **Müllers** Schauspiel: „**Der Schöpfer**". Diesem Dichter Müller sind wir schon manches Mal begegnet. Er ist ein geschickter Theatraliker, was man durchaus nicht, wie moderne Literaten wollen, als einen Schimpfnamen zu nehmen braucht. Er versteht sich auf Wirkungen, aber sie verpuffen leider rasch, er arbeitet zu leicht und hat kein Bedürfnis zur Vertiefung. Freilich, ein Schauspieler, wie Bassermann, weiß so vieles aus der Rolle herauszuholen, daß wieder eine lebenstrotzende, packende Gestalt vor uns steht. Der Professor gerät in den Verdacht, den schwindsüchtigen Anbeter seiner Frau durch sein Serum getötet zu haben. Doch seine Frau weiß durch den Abschiedsbrief des Selbstmörders seine Schuldlosigkeit zu beweisen. Sie hat sich zu ihrem Gatten zurückgefunden, der, völlig beherrscht von seinen wissenschaftlichen Ideen und Aufgaben, den seelischen Kontakt mit der Lebensgefährtin scheinbar verloren hatte. Das Bedeutendste an Bassermanns Gestaltung schien mir zu sein, daß wir wirklich fühlen, einen genialen Menschen vor uns zu sehen, denn das kommt nicht oft vor. Es gibt genug Stücke, in denen Genies herumlaufen; es wird uns dies von allen möglichen Nebenfiguren erzählt. Nun gut, geben wir uns die Mühe, es zu glauben. Selten aber vermag uns ein Darsteller auch davon zu überzeugen. Die Gesamtdarstellung konnte sich sehen lassen. Ein Schauspieler wie Bassermann reißt die Mitspieler mit sich fort. Besondere Hervorhebung verdient Herr v. **Jordan** aus Wien in der Rolle des lebensdurstigen Kranken.

Theater am Gärtnerplatz. „**Der Günstling der Zarin**", Operette von R. Keßler (nach einem Lustspiele von H. Stobitzer), Musik von Robert **Winterberg**. Katharina II. ihr Hof und ihr Günstling Potemkin sind Träger der geschickt gebauten Handlung. Die Musik ist gewandt und nicht ohne Reiz, der Glanz der Dekorationen und Kostüme tut das übrige. **Graf** sang den Potemkin glänzend und Fräulein **Niemz** gab die Kaiserin imponierend; auch das lustige Element ist entsprechend vertreten.

Lustspielhaus. „**Zigeunerliebe**", Operette von Willner und Bodanzky, Musik von Frz. **Lehár**. Sehr romantisch für eine Operette gibt sich die in Traum und lebendiger Wirklichkeit spielende Handlung. Lehárs Musik, immer von Klangreiz, hat blühende Melodien, die dem Ohre schmeicheln. Er weiß zu rühren mit süßen, sehnsuchtsvollen Tönen, und nicht minder zu jubeln. Auch die dramatischen Höhepunkte sind musikalisch wirksam akzentuiert. Lehár hatte immer eine Neigung zum über die Operettenart hinausgehenden Opernhaften. Sein Orchester ist aber auch mit viel künstlerischer Sorgfalt und Liebe behandelt. Harfe und Flöte sind zu besonderer Wirkung benutzt. Das von Pastor geleitete Orchester brachte die Partitur temperamentvoll und sauber ausgearbeitet zur Geltung. Emmy **Panzer** und Hans **Forstner** sangen und spielten mit der gewohnten Frische. Unter den bekannten, bewährten sah man auch einige neue Darsteller von aussichtsreichem Können. L. G. **Oberlaender**, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Noch stiller wie am Schlusse der vorigen Woche begann die Börse die neue. Es entwickelte sich zwar im Laufe der neuen Woche eine etwas freundlichere Stimmung, da die Börse von der Bereitwilligkeit der Seehandlung, gute Wechsel zu nehmen, eine Milderung der Kreditnot erhoffte. Aber die privaten Effektenbesitzer beteiligen sich weiterhin so gut wie gar nicht am Börsengeschäft. Wesentliches Herabgleiten der Kurse hat die Stützungsgruppe der Grossbanken durch Aufnahme von Material vermieden. Aktienbesitzer, die nicht die Not treibt, sagen sich mit Recht, dass die Kurse unter dem Wert ihrer Papiere stehen; sie somit besser zuwarten als verkaufen. Von den starken Lohnherabsetzungen bei den oberschlesischen Montanwerken befürchtet die Börse Schwierigkeiten der Arbeiterschaft gegenüber; deshalb ist der Kursstand dieser Werte noch etwas weiter nach unten gegangen. — Aus dem Vorgehen der Berliner Banken, die Habenzinssätze für täglich fälliges Geld von 8 auf 6 Prozent herabzusetzen, während der Satz für 14 tägiges bis 30 tägiges Geld doppelt so hoch bleibt, zeigt sich der Wunsch nach länger befristetem Geld, wie solches die Banken zur Kreditgewährung bedürfen. Ob freilich die Massnahme zu dem gewünschten Ergebnis führt, bleibt abzuwarten. Die Seehandlung hat die Annahme von Tagesgeld eingestellt. Dagegen besteht die oben erwähnte Diskontierungsmöglichkeit von Wechseln. Die Seehandlung nimmt die Wechsel indessen nicht unmittelbar von der Wirtschaft, wie dies anfänglich gehofft wurde, was zu zahlreichen Diskontierungsgesuchen geführt hat, sondern nimmt nur solche, die durch die in der sogen. Stempelvereinigung zusammengeschlossenen Grossbanken ihr zugeführt werden, und auch dabei findet eine für jedes Bankinstitut festgesetzte Kontingentierung statt. Die ersten Wechsel der Golddiskontbank sind jetzt fällig geworden. Neue Wechsel werden nur auf Grund der neu eingegangenen Ausfuhraufträge diskontiert. Die Reichsbank hat Prolongationsgesuche grundsätzlich abgelehnt.

Der Gesetzentwurf über die neue **Goldbank** liegt nunmehr fertig vor. Der deutsche Standpunkt, dass sie kein internationales, sondern ein deutsches mit einem nur aus deutschen Persönlichkeiten bestehenden Direktorium sei, ist gewahrt worden. In dem der Verwaltung beigegebenem Generalrat sind 7 deutsche Mitglieder. Ferner sind Amerika, England, Italien, Frankreich, Belgien, Schweiz und Holland mit je einem Mitglied vertreten. Bindende Beschlüsse erfordern mindestens 10 Stimmen. Es ist also nicht möglich, dass die Deutschen überstimmt werden. Die Bank wird auch der Reichsregierung gegenüber völlig unabhängig sein. Sie ist nur verpflichtet, der Reichsregierung Kredite zu geben, die den Betrag von 100 Millionen nicht überschreiten dürfen. Post und Eisenbahn, die ja selbständige kaufmännische Unternehmungen sind, sollen insgesamt einen Kredit bis zu 200 Millionen erhalten. Die Bank wird Noten herausgeben, die den Namen Reichsmarknoten tragen, bei 10 Mark beginnen und bis zu 1000 Mark-Scheinen gestaffelt werden. Ausserdem werden **Münzen** in Gold, Silber und Kupfer ausgeprägt. Die umlaufende Notenmenge wird mit 5 Milliarden Goldmark begrenzt. Davon sollen 2,5 Milliarden Noten, 1,5 Milliarden Rentenmarkscheine, und etwas über eine Milliarde Gold- und Silbermünzen sein. Die Rentenbank wird nicht mehr Währungsbank, sondern nur noch Agrarbank zur Lösung der laufenden Rentenmarkkredite für die Landwirtschaft sein. Die Deckung der Noten wird, wie bisher, zu einem Drittel in Gold, daneben aber auch in Devisen bestehen. Die Bank selber wird mit einer Auslandsanleihe in Höhe von 800 Millionen Goldmark ausgestattet. Den Rest hat Deutschland beizubringen. Das wird geschehen in Gestalt des Gold- und Devisenbestandes der Reichsbank und durch die Zuschüsse der Wirtschaft. Die neue Goldmark wird auf dasselbe Verhältnis wie die jetzige Rentenmark gebracht.

Der Reichsernährungsminister hat die **Getreideausfuhr**, von einigen Beschränkungen abgesehen, freigegeben. Wie bei der Schutzzollvorlage ist die Massnahme von dem Bestreben diktiert, der schwierigen Lage der Landwirtschaft beizuspringen. Die Preise für ausländisches Getreide sind in der letzten Zeit in die Höhe gegangen, während die Inlandspreise hiervon unbeeinflusst geblieben sind. Die Freigabe hat allerdings ein Anziehen der letzteren Preise hervorgerufen; allein man wird nicht vergessen dürfen, dass es vor allem die hochgehaltenen Steuern, Frachten und Zinssätze sind, die verhindern, dass die Landwirtschaft Reinerträgnisse abwirft.

München. K. **Werner**.

Neue deutsche Dampferverbindung nach Kuba. Der Norddeutsche Lloyd-Bremen, der bereits seit einigen Monaten einen Frachtdampferdienst nach Cuba unterhält, wird ab September diesen Dienst durch Einstellung einiger Dampfer seiner Feldherrnklasse auch zu einem Passagierdampferdienst erweitern. Die Passagierdampfer führen nur III. Klasse und zwar die im Südamerikadienst des Norddeutschen Lloyd-Bremen bestens eingeführte III. Klasse-Kammer und III. Klasse-Wohndeck. Den Passagieren stehen luftige, reinliche Kammern bzw. Schlafsäle, Speisesaal, Rauchzimmer und Damenzimmer zur Verfügung. Die Küche ist die bewährte Lloydküche, die Bedienung liebenswürdig und zuvorkommend, so daß jeder Reisende auf diesen Dampfern eine angenehme Ueberfahrt finden wird. Die Preise betragen von Deutschland nach Habana in III. Klasse-Wohndeck amerikanische Dollars 80.—, in III. Klasse-Kammer amerik. Dollars 100.—. Kinder zahlen nach Alter ein Viertel oder die Hälfte. Kinder unter 1 Jahr sind frei. Die Dampfer laufen von Bremen über die spanischen Häfen La Coruna, Villagarcia und Vigo nach Habana. Die Münchener Vertretung des Norddeutschen Lloyd, Briennerstr. 8 (Café Luitpold), Eingang Maximiliansplatz, nimmt Buchungen für diese Strecken entgegen und ist gerne bereit, auch über die Einreisevorschriften nach Cuba und alle andere einschlägigen Fragen Auskünfte kostenlos zu erteilen.

Der Anzeigenteil

der Tageszeitungen und Zeitschriften steht nach althergebrachter Uebung **ausser Verantwortung der Schriftleitung** und ist nach der ständigen Rechtsprechung ein **freier Markt,** von welchem lediglich das **gesetzlich Unerlaubte** ausgeschlossen ist. Darüber hinaus hat sich der Verlag der „Allgemeinen Rundschau“ von jeher bemüht, auch alle jene Dinge vom Anzeigenteil der „A. R.“ fern zu halten, welche in irgend welcher sonstiger Beziehung mit der Tendenz des redaktionellen Teiles in Widerspruch stehen. Diese **besondere Pflege des Anzeigenteils** sollte die verehrl. Leser veranlassen, im Bedarfsfalle vorzugsweise die Inserenten der „Allgemeinen Rundschau“ zu berücksichtigen. Eine **Garantie** für Reellität und Güte der Anzeigen kann natürlich nicht übernommen werden, wie sich auch einzelne Missgriffe bei Aufnahme von Anzeigen nie werden vermeiden lassen, solange Menschenwerk Zufälligkeiten und Unvollkommenheiten unterworfen ist. Soviel Einsicht und kritischer Blick muss von den Lesern erwartet werden, dass sie bei Inanspruchnahme von Inseratangeboten selbst auch noch die erforderliche Sorgfalt walten lassen.

Die Zurückweisung aller Anzeigen nicht ganz zweifelsfreien Inhalts ist mit **beträchtlichen Geldeinbussen** des Verlags im Interesse der Sache verbunden. So hat die „A. R.“ z. B. gerade in den letzten Wochen neben den vielen Anpreisungen von **„Frauenhilfe“** usw. auch die Aufnahme aller derjenigen sog. **Preisrätselinserate** abgelehnt, welche eine versteckte Form verbotener Lotterien darstellen und meist nur auf die „Unkostenbeiträge“ des Publikums abzielen, ohne einem reellen geschäftlichen Zweck zu dienen. (Hiermit sind die ernsthaften Preisausschreiben nicht zu verwechseln, deren Preisverteilung nicht vom Zufall, sondern vom Werturteil der Preisrichter abhängen. Der Aufnahme solcher Anzeigen steht nichts im Wege.) Um so mehr sollte die reelle Geschäftswelt den Anzeigenteil der „Allgemeinen Rundschau“ eifrig beliefern. Denn nur gestützt auf einen guten Anzeigenteil kann die Presse auf die Dauer den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden.

Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken
von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von
H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder kirchl. Artik., Devotionalien u. a.
Herder & Co., Freiburg i. Br.

Devotionalien,
Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle,
J. Pfeiffers relig. Kunst-Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6

Falzmaschinen
für Werkdruck und Zeitung.
A. Gutberlet & Co.,
Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert
Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate.
Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien
Krippen Kreuzwege Hl. Grab
in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur
Galvanoplastik.
Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe
jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen
Brems-Varain, Trier
Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker
Kevelaer, Rhld.
Verleger des Hl. Apost. Stuhles.
Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher
in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache. Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ. Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

Musikinstrumente
siehe Anzeige
J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Musikinstrumenten- und Saitenfabrik
Ammon Gläser, Erlbach i. Vogtl.
Weltbekannt als beste Bezugsquelle. Alleiniger Fabrikant der ges. gesch. Bernhardts-Silberstahl-E-Saiten „Die Saite der Zukunft."

Optik aller Art
Theater und Prismengläser
Munck & Rogge, Rathenow.

TURMUHREN
B. Vortmann, Turmuhrenfabr. u. Metallgiess., Recklinghausen i W.

Uhrketten und Bijouterie
Spezialität Doubléketten. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure.
Stockert & Co., Uhrketten und Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

WAFFEN aller Art



Drillinge, Doppelflinten, Repetierbüchs., Pistolen, Zielfernrohre, Feldstecher, Jagdmunition.
Waffen-Frankonia, Würzburg (Bayern) III.

Waffen aller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabrik G. Knaak, Berlin SW. 48.

Kongregations-Medaillen, Diplome, Bücher
in grosser Auswahl.
Soeben erschienen:
Ein neues Kongregationsbild
von Fritz Kunz.
Ein klares, sonniges Bild auf duftigem Himmelsblau, eine himmlische Vision von reinen, heiligen, irdischen Blicken.
— Probebild gratis. —
Das beste Kongregationsbuch
Aufwärts
von F. Könn.
— Prospekt gratis. —
Verlagsanstalt
Benziger & Co. A. G.
Köln a. Rh., Marliusstr. 10a u. 20

Das beste
Gicht- und Rheumatismusmittel
ist
Dr. Kohler's Myalgol
Unschädlich für Herz und Magen!
Chem. Pharm. Laboratorium Apotheker Weber,
Eßlingen a. N.

Jeder Bezieher
der „Allg. Rundschau" genießt bei Aufgabe einer sog. „kleinen Anzeige"
30% Rabatt
auf den tarifmäßigen Anzeigenpreis. Die kleinen Anzeigen in der „A. R." sind erfahrungsgemäß außerordentlich wirksam.

Kunststrickdeckchen, Filetarbeiten, Decken, Einsätze und Spitzen
allerbest gearbeitet
Karl F. J. Nägle, Marktsteft a. Main (Ufr.)
Musterkollektionen in allen Preislagen in echten und imitierten Arbeiten.

Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Vorbereitung f. alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. —
Halle a. d. S. Gegr. 1864. Fernr. 1115. Prospekt A.



WERKSTÄTTEN FÜR KIRCHLICHE KUNST
PARAMENTE FAHNEN
DIE HEILIGEN GEFÄSSE & GERÄTE
STÄNDIGE AUSSTELLUNG PROSPEKTE GRATIS

Speditionstafel

Cassel:
Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.:
J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve:
Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

Münster i. W.:
Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

Passau-Bayern:
„Ispag" Internationale Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz:
C. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier:
J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.

Raummangel? Wohnungsnot?
beseitigen
„Schlafe patent" - Jaekel - Möbel

Ein Griff



Ein Bett

Preisliste 9 kostenlos. Chaiselongue Bett „Fürst Bülow" Preisliste 9 kostenlos
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München, Dienerstrasse 6.

Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für Erzieher. — Mit kirchl. Druckerlaubnis. Von Pfr. A. Ehrler, Dr. med. A. Baur und Studienrat A. Gutmann. 8. Auflage, 36.—40. Tausend. Form. 8°. 392 S. Preis geb. 4.50 Goldmark.

Im Garten der Ehe. Ein Wegweiser für reife Mädchen und junge Frauen zu den Höhenzielen der christlichen Ehe. Von Dr. F. Imle. Form. Kl. 4°. 76 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Unsere Kinder! Gedanken und Ratschläge für christliche Eltern und Erzieher. Von A. Stöckle, S. J. Form. Kl. 4°. 64 S. Preis geb. —.75 Goldmark.

Die gesegnete Mutter. Gebet- und Erbauungsbüchlein für christliche Mütter zur treuen und freudigen Wahrung des Ehesegens und zur Erlangung einer glücklichen Niederkunft. Von Amica Matrum. 224 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Stark und rein! Ein offenes Wort an unsere Jünglinge. Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 32 S. Preis —.20 Goldmark.

„Heiraten — oder ins Kloster." Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 72 S. Preis —.35 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261:
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 31 München, 31. Juli 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die zweite Woche der Londoner Konferenz war äußerst schwierig. Gegen das Kompromiß über Sanktionen machten die amerikanischen Geldgeber einen starken Vorstoß. Sie verlangten Ausschaltung des Reparationsausschusses beim Urteil über deutsche Verfehlungen, sowie Sicherheit gegen französische Sonderhandlungen. Morgan hat sich nach London eingeschifft. — Frankreich will 3—4000 Eisenbahner im Rheinland behalten. Auch das wird von den Geldgebern bekämpft, ist übrigens vom deutschen Standpunkt unannehmbar. Eine Einladung Deutschlands zur Konferenz wurde grundsätzlich beschlossen, bis 28. Juli aber nicht erlassen.

England hat den vom Völkerbund ausgearbeiteten Sicherheitsplan abgelehnt. Für die Sicherheitsfrage, die besonders Frankreich am Herzen liegt, ist eine Konferenz zu Paris im August in Aussicht genommen.

Die Deutschnationalen haben Mindestforderungen für die Annahme des Dawesplans formuliert und der Reichsregierung bei Vermeidung schärfster Opposition nahegelegt. Zu den Forderungen gehört auch förmlicher Widerruf des Schuldbekenntnisses im Friedensvertrag.

Eine Mißstimmung zwischen Reich und Bayern drohte aus der Annahme dreier Gesetzentwürfe im Reichstag: Wiederaufnahmeverfahren gegen die Urteile der bayer. Volksgerichte (Fechenbach, Fuchs, Hitler-Ludendorff), Aufhebung des bayer. Ausnahmezustands, Aufhebung des Verbots politischer Vereine. Doch wurde die Aufhebung des Ausnahmezustands abgelehnt; das Verbot politischer Vereine zwar aufgehoben, aber ohne praktische Wirkung für Bayern. Als Verordnung des einstigen Generalstaatskommissars entzieht es sich nämlich der unmittelbaren Zuständigkeit des Reichstags. Das Wiederaufnahmeverfahren bei Urteilen der Volksgerichte könnte Bayern am einfachsten selbst vorweg einführen.

Gestorben ist Sir George Buchanan, britischer Botschafter in Rußland bei Kriegsausbruch und bis 1918. Er wußte den russischen Sonderfrieden durch den Sturz des Zaren in der Märzrevolution 1917 zu verhindern.

Die Ursachen des Weltkriegs.

Von Dr. Otto Kunze.

Der zehnjährige Gedenktag des Kriegsbeginnes lädt ein, uns über die Ursachen dieses jüngsten und größten aller großen Kriege Rechenschaft zu geben. Wäre er glücklich ausgegangen, alles würde nur die Folgen preisen. Das Unglück erregt die Frage nach den Ursachen, und daraus wird leicht eine Frage nach der Schuld. Die Schuld am Weltkrieg liegt nicht so auf der Hand, wie es hüben und drüben öffentliche Meinung der demokratischen, mithin oberflächlichen Gegenwart ist. Die Schuld, will man von solcher reden, liegt zutiefst in der Abwendung der modernen Staatenwelt von Gott und seinen Geboten. Noch wurde der schon begonnenen Abwendung ein Damm gesetzt in der Heiligen Allianz vom 26. September 1815. Die Herrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland schlossen damals nach endgültiger Niederwerfung des Revolutionskaisers Napoleon einen Bund, dem nach und nach die meisten Staaten Europas beitraten. Im Vertrag der Heiligen Allianz heißt es:

„Die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen haben beschlossen, von jetzt an sowohl in der Verwaltung ihrer Länder, als auch in ihren Beziehungen zueinander, sich allein von den Vorschriften der christlichen Religion, nämlich der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, leiten zu lassen, Vorschriften, die weit entfernt davon, nur auf das Privatleben anwendbar zu sein, im Gegenteil direkt die Entschlüsse und Maßregeln der Fürsten lenken müssen, als die einzigsten Mittel, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und den Unvollkommenheiten abzuhelfen."

Herrliche Grundsätze, nur nicht auf festem Untergrund. Der berufene Sachwalter christlicher Moral, der Papst, war nicht zum Beitritt eingeladen. Die Kaiser und Könige wollten selber die Herrschaft Gottes auf Erden darstellen. Der falsche Begriff absoluter Souveränität des Staates saß in ihnen, genau wie in ihren Gegnern von der französischen Revolution, von der neuen Selbstbestimmung der Nationen und vom keimenden Sozialismus. So zerfiel die Heilige Allianz bald. An ihre Stelle trat mehr und mehr der Kampf ums Dasein, Volk wider Volk, der untersittliche Naturzustand. Der Abfall vom Glauben in Wissenschaft und Kultur, in den Lehren eines Feuerbach, Strauß, Marx, Darwin übertrug sich schnell auf die Ebene der Politik. Starke selbstsüchtige Staaten setzten sich durch. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ist das neue System vollendet, das europäische Großmachtsystem, wie es Konstantin Frantz nennt. An den Flügeln Europas, weit in die fernere Welt hinausgreifend, Großbritannien, Rußland, Türkei. In der Mitte das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich. Es war eigentlich gar kein System, denn ihm fehlte jede verbindende Idee. Es war ein zufälliges Nebeneinander völlig eigenbestimmter Körper, worin Zusammenstöße kaum vermeidlich waren. Kunstvoll geknüpfte Allianzen und Koalitionen sollten sie hintanhalten. Dabei ward diesen Verträgen ganz allgemein nur soviel bindende Kraft beigemessen, als der blinde Tätigkeitstrieb der amoralischen Staatenkolosse sich gefallen ließ.

Das Großmachtsystem mußte Kriege auslösen. Mußte es auch einen Weltkrieg auslösen? Einen Krieg der äußeren Mächte gegen die Mittelmächte? Einen Krieg, der fast die ganze übrige Welt in seinen Strudel riß? Am leichtesten beantwortet sich die letzte Frage. Europas Einfluß reichte durch Kolonien und Handelswege um den ganzen Erdball. Die feindlichen Staaten konnten sich überall angreifen. Den außereuropäischen Staaten wiederum konnte die Entscheidung im weltbeherrschenden Erdteil nicht gleichgültig sein. Der Krieg der Außenmächte gegen die Mittelmächte hat dagegen eine lange Reihe von Ursachen. Hier ist das Feld für die beliebten, oft höchst unmethodischen Untersuchungen der sogen. Kriegsschuldfrage. Wir möchten den Begriff der Schuld einmal ausscheiden. Unter den Ursachen des Kriegs befinden sich solche, die gar nicht im Bereich menschlichen Handelns, menschlicher Schuld liegen. Bei den anderen, menschlichen, spielt Schuld gewiß mit, wo aber und wie weit, das ist mindestens vorläufig nicht zu entscheiden. Wer will, ohne das Gebot der Bergpredigt „Richtet nicht!" zu übertreten, sich vermessen, den einzelnen Herrschern, Staatsmännern, Heerführern, Geld- und Pressegebietern bei Ausbruch des Weltkriegs und vorher ihr Teil Schuld zuzuwägen? Selbst wenn alle Aktenschränke geöffnet wären, woran es bei unseren westlichen Gegnern noch fehlt, es blieben Rätsel genug.

Nicht bloßer Böswilligkeit, nicht teuflischer Lügenpropaganda allein kann es zugeschrieben werden, daß fast die ganze Welt hartnäckig an die Kriegsschuld Deutschlands und Oesterreich-Ungarns glaubt. Mit der Bildung dieser beiden Großmächte zwischen 1866 und 1871 war das europäische Großmachtsystem

vollendet und die Konstellation geschaffen, die schweren Zusammenprall befürchten ließ. Hier beginnt tatsächlich eine Ursachenreihe. Es wird erwidert: Gerade jetzt blieb ja der europäische Friede 43 Jahre lang erhalten! Doch das Studium der Bündnispolitik Bismarcks[1]) legt bloß, wie mühsam und künstlich die Gefahr immer wieder gebannt wurde. Das Dreikaiserbündnis, der Berliner Kongreß, Bündnis mit Oesterreich, Dreibund, Rückversicherungsvertrag mit Rußland, 1889 noch ein erfolgloses Bündnisangebot bei England — es ist wirklich ein Spiel mit fünf Kugeln, wie es Bismarcks nicht so hoch befähigter Nachfolger nannte. — Die nächsten Kriegsgefahren bildeten damals Frankreich und Rußland. Frankreich wollte Revanche für 1870; das blieb sein außenpolitisches Ziel trotz mancher Abweichungen zweifelnden Besinnens. Rußland wollte den Schlüssel zum Schwarzen Meer und zugleich das östliche Rom: Konstantinopel. Der Panslawismus, der seine Politik mehr und mehr bestimmte, strebte zugleich nach beherrschendem Einfluß bei den Slawen des Balkans und Oesterreich-Ungarns. Ueber das Habsburgerreich konnte also Rußland in einen Krieg mit Deutschland geraten. Denn der Dreibund verpflichtete das Deutsche Reich, Oesterreich gegen einen russischen Angriff beizuspringen. Nur der größten Kunst Bismarcks gelang es, den nach Alexanders II. Tod (1881) mißgünstigen Zarenhof durch den Rückversicherungsvertrag von deutschfeindlichen Verbindungen fernzuhalten. Nach dem Abgang des Altreichskanzlers ließ sich Rußland schnell in das Bündnis mit Frankreich verstricken.

Deutschlands Verhängnis hieß seit 1890 Wilhelm II. Daß dieser unglückliche, für seinen hohen Beruf denkbar ungeeignete Monarch nicht mit Willen kriegerisch war, steht fest. Eigensinnig war er und machtberauscht, dabei jedem Eindruck hingegeben. Wohl höchst selten faßte Wilhelm II. freie, vernünftig-sittliche Entschlüsse. Noch seltener haben ihn objektive Tatsachen beeinflußt. Bald wirkten die Launen eines schwachen Menschen, bald Einbildungen, bald — und am gefährlichsten — in ihm der Staat, aber ohne Verstand, rein als blinde entfesselte Macht. Was wurde unter den Händen dieses Kaisers, der sein eigener Kanzler sein wollte und nur Knechte um sich duldete, aus Bismarcks Bündnispolitik? Feindschaft mit der ganzen Welt. Bei Rußland und Frankreich war wenig Gegenliebe. Italien war im Dreibund unsicher. Oesterreich bot bestenfalls nur auf einer Flanke Schutz. Was lag näher als Freundschaft mit England! Hiermit sind wir bei einer neuen Ursachgruppe des Weltkriegs. Woran liegt es, daß Deutschland und England sich nicht fanden? Es gibt deutsche und britische Quellen über diesen Geschichtsabschnitt. Einige behandelt in diesem Heft Dr. E. Jäger, eine andere hervorragende ist das neuerschienene Buch des englischen Premierministers bei Kriegsausbruch, H. H. Asquith: Der Ursprung des Krieges.[2]) Wertvoll schon durch viele wichtige, teils neue, teils sonst schwer zu findende Einzeltatsachen hat dies Buch auch seine besondere Bedeutung darin, daß es uns die Grundstimmung britischer Außenpolitik enthüllt: England will sich nicht binden. Auch die Entente, mit Frankreich seit 1904 und mit Rußland seit 1907, verpflichtete nicht unbedingt zur Waffenhilfe. Sie sollte zunächst Reibungen in Afrika und Asien beseitigen. Chamberlains Bündnisversuch bei Deutschland (vgl. Jäger) war wohl kein Scheinmanöver, aber doch nicht vom einmütigen Willen der in London Regierenden getragen. Deutschlands Fehler war, daß es dem Briten, der aus der Isolierung herauswollte und unverpflichtende Freundschaft suchte, nicht ähnlich entgegenkam wie der Franzose oder Russe. Der größte Fehler aber war, daß es England durch den Bau einer großen Schlachtflotte reizte. Asquith legte aufs neue dar, daß für sein Vaterland die Beherrschung des Meeres eine Lebensfrage ist. Für uns war sie es nicht. Was der britische Staatsmann über die Versuche deutsch-englischer Flottenverständigung schreibt, bis zur erfolglosen Sendung Haldanes 1912, ergänzt die deutschen Darstellungen zum geschichtlichen Beweis, daß Wilhelm II. und seine Berater hier sehr unheilvoll gearbeitet haben. Die Kriegsgefahr eines Flottenwettbewerbes der beiden Mächte konnte beseitigt werden. Von heute betrachtet, trägt die damalige deutsche Politik die Züge des Wahnsinns. Noch schauerlicher wird das Bild, wenn wir den zeitlich letzten Kriegsursachen näherkommen. Hier tritt neben die Berliner Verblendung die Wiener Verkalkung. Sträflicher Leichtsinn war es, trotz vielfacher Warnungen den Thronfolger Franz Ferdinand in das Mördernest Serajewo zu schicken. Das Vorgehen der Monarchie gegen Serbien nach der Mordtat läßt sich begreifen. Scheint doch selbst Papst Pius X. den Krieg Franz Josefs für gerecht befunden zu haben.[3]) Allein das Haus am Ballplatz verfuhr ohne die rechte Erkenntnis der politischen Weltlage. Musulin, der verteidigen will (vgl. Sosnosky in diesem Heft), bestätigt es nur. Berlin aber hat das zögernde Wien, statt zu bremsen, angestachelt, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland. Trotzdem es wissen mußte, daß dies Frankreich nach dem Bündnis von 1892 auf den Plan rufen werde! Was man in den Akten liest von Vermutungen, Rußland werde nicht eingreifen, es bluffe nur, gern usw., ist so dumm, daß es eben unsere Gegner überhaupt nicht haben ernst nehmen mögen. Mit etwas mehr Grund konnte Deutschland auf Neutralität Englands hoffen. Das Inselreich hielt sich ja dem Festland gegenüber die Hände frei. Gewissermaßen grundsätzlich. Wir beobachten es heute von neuem in Macdonalds Abweisung eines Sicherheitspaktes für Frankreich. So kommt natürlich Europa nicht zur Ruhe. So konnten 1914 sowohl die Mittelmächte wie die Außenmächte das hoffen, was sie wünschten; die einen britische Neutralität, die andern Eingreifen zu ihren Gunsten. Daß das zweite geschah, liegt nicht bloß am deutschen Einmarsch in Belgien. Asquith gesteht das verblümt zu:

„Es ist nutzlos, darüber nachzugrübeln, wie es gekommen wäre, wenn Deutschland den verhängnisvollen Fehler der Verletzung Belgiens vermieden hätte, aber bestimmt hätte dann die britische Nation nicht mit geeinter Front in den Krieg eintreten können." (S. 231.)

Trotzdem traten noch zwei britische Minister, Morley und Burns zurück, als das Kabinett den Krieg beschloß. Wohl um die Schuld Deutschlands zu erhärten, bestreitet Asquith, daß Bethmann an die Neutralität Englands geglaubt, wie er sich den Anschein gegeben. (S. 226/7.) In der Tat eine sehr bedeutsame Frage, die aber vielleicht für immer ohne Antwort bleibt.

Unser keineswegs vollständiger Ueberblick mag im Verein mit den Beiträgen von Jäger und Sosnosky eine Ahnung erwecken, wie schwer die Frage nach der Schuld am Weltkrieg zu beantworten ist. Sie ist keineswegs erledigt mit Art. 231 des Versailler Friedens, man müßte denn die Urheberschaft am Kriege formalistisch dahin einschränken, daß Deutschland und Oesterreich ihn zuerst erklärt haben. Für diese Ungeschicklichkeit ihrer Diplomaten können aber die Völker nicht so hart gestraft werden, wie es gerade die Weltmeinung fordert, die an die Schuld der Mittelmächte glaubt und am Vertrag von Versailles festhält. Bekämpfen wir diese Weltmeinung nicht mit Anekdoten und Spitzfindigkeiten! Geben wir ruhig die Fehler unserer vormals Regierenden zu! Bringen wir aber den Gegnern zum Bewußtsein, daß die Urschuld weit zurückliegt und daß auch ihre Staatskunst heidnisch war.

[1]) Bismarcks Bündnispolitik von Dr. Otto Becker (1. Teil von: Bismarck und die Einkreisung Deutschlands, Verlag Carl Heymann, Berlin 1923) wird nach Erscheinen aller 3 Teile ein Gesamtbild geben.

[2]) München 1924. Verlag für Kulturpolitik. 8°, 304 S. geh. 7 M, geb. 8.50 M.

[3]) Unabhängig von dem umstrittenen Rittertelegramm ein Zeugnis des römischen Grafen de Witten, vgl. Johann Georg, Herzog zu Sachsen: Frühlingstage in den Volsker-Bergen, A. R. 1922 Nr. 30 S. 355.

Appassionata.

Titanenhaft stürmt es, schreit
Auf wie toll, —
Sinkt plötzlich in Todesleid,
Ahnungsvoll. —
Zu neuem Leben entfacht
Bricht es hervor
Aus düstrer Klage Nacht
Zum Licht empor. —
Und möchte beten und kann nicht,
Wird dennoch Gebet,
Darein eine ringende Seele
Zum Schöpfer fleht.
Es ist ein gewaltiges Sehnen,
Bohrende Pein —
Erlösung aus Wunden und Tränen,
Im-Frieden-Sein.
So bist du, Appassionata,
Schönheitstrunken,
Mir in die dürstende Seele
Gesunken.

Ed. Berghoff.

Deutschlands Außenpolitik in der Wilhelminischen Zeit.

Nach den neuesten Veröffentlichungen.[1)]

Von Dr. Eugen Jäger, Speyer.

Die amtlichen Veröffentlichungen, welche die Reichsregierung über die „deutsche Außenpolitik seit 1870" veranstaltet, haben soeben eine Bereicherung erfahren durch die Bekanntgabe der diplomatischen Aktenstücke für die Jahre 1897—1903. Sie geben besonders auch Auskunft über das vielbesprochene englische Bündnis-Angebot. Freilich sind es nur die äußeren Dokumente der Politik, die hier vorliegen, ihre Ergänzung zur tieferen Erkenntnis der geistigen Stimmungen, die der Politik zugrunde liegen, muß man anderweitig holen. Ehe die Gegenspieler ihre Dokumente restlos veröffentlichen, was noch lange dauern wird, ist überhaupt ein abschließendes Urteil nicht möglich.

Will man den ganzen Zusammenhang der deutschen Tragödie im Auge behalten, so muß man mit Preußens Sieg von 1866 beginnen. Lange hatte Bismarck mit Napoleon III. gespielt, ihm in Luxemburg oder Belgien Entschädigung für Preußens Zuwachs in Aussicht gestellt, bis in wenigen Wochen Krieg und Sieg kamen, Oesterreich aus Deutschland verdrängt, Norddeutschland unter Preußens Führung geeinigt war, mit der sicheren Aussicht, daß bei der Macht des Liberalismus auch die süddeutschen Staaten bald folgen würden. Dieser Vorgang hatte ganz Frankreich mächtig erregt. Statt des schwerfälligen Deutschen Bundes hatte es jetzt an seiner Ostgrenze eine waffenerprobte Großmacht! Seit Jahrhunderten hatte Frankreichs Streben, an den Rhein zu kommen, seine besten Helfer, neben dem Sultan und den ungarischen Kalvinisten, bei den Deutschen selbst gehabt. Die protestantischen Fürsten unter Moritz von Sachsen hatten ihm 1552 die Reichsrechte über die Bistümer Metz, Toul und Verdun abgetreten, die Reichsstadt Metz und fast ganz Lothringen waren dadurch unter französische Herrschaft geraten und beinahe wäre damals schon Straßburg vom französischen Könige erobert worden. Als Karl V. versuchte, Metz wieder zu gewinnen, verteidigte Franz I. die Stadt mit dem Gelde, das die protestantischen Großkaufleute in Augsburg, Ulm und Nürnberg ihm geliehen hatten, und der Kaiser mußte die Belagerung aufgeben. Im Dreißigjährigen Krieg haben die im Heilbronner Bunde vereinigten protestantischen Fürsten dafür gesorgt, daß Frankreich für seine Kriegshilfe gegen Kaiser und Reich das Elsaß erhielt. Schweden mußte im Norden belohnt werden. Preußens großer Kurfürst verkaufte sich dann an Frankreich, damit Ludwig XIV., vom Reiche ungehindert, Straßburg nehmen und seine Reunionen vollziehen konnte. Später hat Friedrich II. von Preußen erklärt, er habe den böhmischen Krieg (wegen Schlesien) unternommen, damit das Elsaß bei Frankreich bleibe. Im Jahre 1795 überließ Preußen das ganze linke Rheinufer an Frankreich, um sich im Osten an polnischem Land zu vergrößern. Auch die bayerische Politik hat in jenen Jahrhunderten oft franzosenfreundliche und reichsfeindliche Wege eingeschlagen. Alle Hoffnungen auf Wiederholung solcher Möglichkeiten hatten jetzt ein Ende. So tief war der Groll über den Umschwung in Deutschland, daß die öffentliche Meinung 1870 Napoleon zwang, Preußen den Krieg zu erklären. Durch Bismarcks kluge Politik stand Frankreich allein und mußte nicht nur zusehen, wie sich die deutsche Einigung unter dem Hohenzollernschen Kaisertum vollendete, sondern auch Elsaß und Lothringen wieder an Deutschland zurückgeben.

Mit diesen Ereignissen war die deutsche Außenpolitik auf lange Zeit festgelegt. Das Ziel konnte nur sein, das Eroberte zu erhalten und alles zu vermeiden, was Frankreich Bundesgenossen zutrieb, um einen Revanchekrieg zu führen und um die verlorene Stellung am Oberrhein wieder zu gewinnen, in der eine ständige Bedrohung Deutschlands lag. Das war jetzt Bismarcks einziger Leitgedanke: unter allen Umständen die Bildung einer Koalition gegen Deutschland und damit dessen Einkreisung zu verhindern. Es war der Alpdruck, der ihm manche schlaflose Nacht verursachte. Bald erkannte er, daß alle Bemühungen, Frankreich durch Entgegenkommen auf anderen Gebieten zu versöhnen, vergeblich und hoffnungslos waren. Als nach dem Berliner Kongreß von 1878 Rußland sich von Bismarck verraten glaubte und zugleich die allslawische Bewegung dort stark wuchs, schloß er 1879 den Bund mit Oesterreich, dem später auch Italien beitrat, so daß er zum Dreibund wurde. Die drei Staaten verbürgten sich gegenseitig ihren Besitzstand. Rumänien war bereits mit Oesterreich im Bunde und gehörte so auch zu Bismarcks Bündnissystem. Der Bund mit Oesterreich sollte aber keine Lockerung der Freundschaft zu Rußland sein, der gesunde Gedanke, durch gute Beziehungen zu Rußland Deutschland Rückendeckung im Osten zu geben, fand seinen Ausdruck im sogenannten Rückversicherungsvertrag, den Bismarck 1887 mit dem Zaren abschloß, als in Frankreich der Boulangismus den Säbel in der Scheide lockerte und in Petersburg der Panslawismus umsichgriff. Dieser Vertrag sicherte Rußland gegen Angriffe von Westen und Süden, von Deutschland und Oesterreich her, hielt es dadurch ab, sich mit Frankreich zu verbünden, gab ihm freie Hand über Bulgarien, den Balkan, die Meerengen mit Konstantinopel. Für Oesterreichs weittragende Balkanpläne hatte Bismarck kein Verständnis; Oesterreichs innere Zustände machten es ihm auch unmöglich, sie durchzuführen, nur wollten die Staatsmänner in Wien und Pest das nicht einsehen.

Bismarcks Bündnissystem ruhte auf den beiden Polen: Freundschaft zu Oesterreich und zu Rußland. Aber der junge Kaiser hatte dafür kein Verständnis. Er war zu oberflächlich, überheblich und naiv selbstischer, um die politische

[1)] Die große Politik der europäischen Kabinette, 1871 bis 1914. Erste Reihe: Die Bismarcksche Zeit. Zweite Reihe: Der Neue Kurs. Dritte Reihe (jetzt erschienen): Die Politik der freien Hand. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin.

Dazu: Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Arbeit zu würdigen, mit welcher Bismarck Deutschlands Stellung und den Frieden sicherte. Er wollte sein eigener Kanzler sein und wähnte, mit einigen Handgriffen und Befehlen sei das leicht zu machen. Als er im März 1890 Bismarck entließ, hatten er und jene, die ihn dabei drängten, besonders Graf Waldersee und der Großherzog von Baden, keine Ahnung von der verhängnisvollen Tragweite dieses Entschlusses. Der Vertrag mit Rußland war abgelaufen. Der Zar wollte ihn erneuern, als Waffe gegen die allslawische Kriegspartei, aber nur mit Bismarck, zu dem er unbedingtes Vertrauen hatte. Aber Bismarck war nicht mehr Reichskanzler und so kam der Vertrag nicht mehr zustande. Wenn dieser Vertrag auch auf Wunsch des Zaren geheimgehalten wurde, so war er doch der Grund- und Eckstein von Bismarcks Politik, die Grundlage einer festen und führenden Stellung in Europa. War dieser Stein herausgebrochen, so mußte allmählich das ganze System zerbröckeln und damit verlor die deutsche Politik den sicheren Rückhalt und Europa den Frieden. Aber noch eine andere Wirkung zeigte sich bald: Deutschland wurde jetzt abhängig von den beiden anderen Partnern im Dreibund, von Italien und Oesterreich. Bismarck sagte später: Deutschland sei unangreifbar, so lange es gute Beziehungen zu Rußland habe, gerate aber sofort in eine schwierige Lage, wenn die anderen Staaten erkännten, daß wir alle Brücken zum Zarenreiche abgebrochen hätten und uns ganz auf uns selbst oder auf den guten Willen unserer Bundesgenossen verlassen müßten. Das zeigte sich jetzt bald.

Auffallend ist, daß Bismarcks Entlassung im Auslande mehr Aufsehen machte als beim deutschen Volke, das für Außenpolitik wenig Verständnis besaß. Bismarck galt als Hort des Weltfriedens. Der französische Ministerpräsident sagte damals dem deutschen Botschafter in Paris, der Rücktritt des Fürsten Bismarck habe dort größeres Aufsehen als anscheinend in Berlin und eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen. Man sehe in Bismarck den Erhalter des Friedens und habe einen Augenblick gefürchtet, daß es nun anders werden könne. Mehrfach herrschte sogar die Ansicht, der junge Kaiser werde jetzt die deutsche Friedenspolitik brechen, ja diese Absicht stehe hinter Bismarcks Entlassung. Das hat sich nicht verwirklicht, die deutsche Politik blieb friedlich und vermied jeden Präventivkrieg, obwohl sich allmählich manche Gelegenheit zu einem solchen bot. Aber das ganze System des im Sachsenwalde verbannten Meisters war ins Herz getroffen, obwohl Bismarcks Nachfolger es nicht beabsichtigt hatten. Die deutsche Politik verlor jetzt, weil nicht mehr auf Rußland gestützt, ihren mächtigen Einfluß, dazu ihre bisherige Stetigkeit, Ruhe und Zielsicherheit, wurde nervös, widerspruchsvoll, unsicher tastend, besonders wenn Kaiser Wilhelm mit seinem irrationellen Wesen, seinen Unbesonnenheiten und Plötzlichkeiten eingriff, was nur zu oft geschah. Nach Bismarcks Rücktritt erließ der Kaiser ein Telegramm: „Der Kurs bleibt der alte, mit Volldampf voran". Schon dieser Wortlaut barg in sich das Unglück von Deutschlands Zukunft. Bismarck war nach 1870 nicht mehr mit Volldampf gefahren, das Risiko war ihm zu groß geworden und wuchs ständig. Der Kaiser aber meinte, in dem mit Klippen und Untiefen besetzten Fahrwasser mit Volldampf fahren zu können. Das Endergebnis war auch darnach. Die Nichterneuerung des Vertrages mit Rußland brachte die große Wendung der Weltpolitik zuungunsten Deutschlands. Denn Rußland konnte nicht vereinsamt bleiben und wendete sich daher naturgemäß an Frankreich, wo es mit offenen Armen aufgenommen wurde. Endlich einmal ein Bundesgenosse zu dem Ziele, von dem zwar Niemand sprach, das aber ununterbrochen Frankreichs ganzes Denken beschäftigte! Die neue Freundschaft wurde der Welt bereits 1892 verkündet durch den französischen Flottenbesuch in Kronstadt mit rauschenden Festlichkeiten. Wilhelm II. aber ist es trotz zahlreicher Bemühungen nie mehr gelungen, den abgerissenen Draht nach Rußland zu flicken; was er erreichte, blieb Täuschung.

Rußland konnte nicht allein bleiben, weil das Zeitalter des Imperialismus heraufzog, das eigentlich bereits Mitte der 80er Jahre begonnen hatte mit dem vermehrten Verlangen nach kolonialer Machtstellung. Der Rest der freigebliebenen Erde sollte aufgeteilt werden. Das erweckte überall Eifersucht und neue Spannungen unter den Mächten und das Bedürfnis nach Bundesgenossen. England stand vor dem Burenkrieg, um Südafrika ganz zu beherrschen, dessen Gold und Diamantfelder für sich zu nutzen. Dazu fürchtete es, daß Rußland Korea, die Mandschurei und Mongolei nehmen werde, nach welchen auch Japan die Hand ausstreckte. Dabei handelte es sich auch um die Frage, wer das altersschwache China ins Schlepptau nehmen und sich in seinen Seehäfen festsetzen solle.

Japan war als neue Großmacht am Stillen Ozean aufgetreten. In Afrika rang England mit Frankreich um Aegypten und den Sudan, Nordamerika suchte den Rest des einst so stolzen spanischen Colonialreiches, Kuba, an sich zu reißen und angelte nach den Philippinen — kurz ein allgemeines Wettrennen nach neuem Kolonialbesitz oder Vergrößerung des alten, schon damit ihn nicht ein anderer wegnehme, kennzeichnet die 90er Jahre. Daher sagte der englische Kolonialminister Chamberlain am 29. März 1898 zum deutschen Botschafter in London, Graf Hatzfeld: Die politische Lage nötige England, seine bisherige Politik der Vereinsamung — splendid isolation — aufzugeben, besonders wegen der Gegensätze und Reibungen mit Rußland in China und Frankreich in Afrika. England sei fest entschlossen, gegenüber diesen beiden Staaten nicht nachzugeben. Daher wolle er sich zunächst einmal mit Deutschland besprechen, ja England könne vielleicht sogar in den Dreibund eintreten. (Veröffentlichungen des Ausw. Amtes, Bd. 14, 197.) Bülow, damals noch Staatssekretär, erwiderte sofort. Er wies hin auf die starke deutschfeindliche Stimmung der englischen Presse, auf die Schwierigkeit, die öffentliche Meinung Englands für ein derartiges Bündnis mit Deutschland zu gewinnen, auf die Frage, ob das Bündnis hinreichend gefestigt sei, wenn einmal durch Parlamentswahlen ein Parteienwechsel in England eintrete und auf die Gefahren, welche Deutschland bei dem ganzen Handel laufe; gehe es auf den englischen Vorschlag ein, so sei ihm als Festlandmacht die offene Feindschaft Rußlands und Frankreichs unbedingt sicher, es werde zum ersten Kampfobjekt des Zweibundes, während England bei einem solchen Kriege sich zurückziehen und die Festlandmächte den Streit unter sich ausfechten lasse. Wie stehe Deutschland da, wenn das englische Parlament den Vertrag ablehne! Einstweilen habe Rußland keinen Anlaß, Frankreichs Revanche-Hoffnungen zu begünstigen, das werde aber sofort anders, wenn Deutschland ihm in Ostasien Schwierigkeiten mache oder gar seine Stellung dort angreife. Im Laufe der Verhandlungen meinte Chamberlain, das Parlament werde sicher den Vertrag mit Deutschland genehmigen, was die Aufnahme einiger Geheimartikel in denselben nicht ausschließe. Zunächst war ein gemeinsames diplomatisches Vorgehen Deutschlands und Englands ins Auge gefaßt, um Rußland in Ostasien zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Chamberlain deutete dabei auch an, wenn Deutschland auf den englischen Vorschlag nicht eingehe, wenn England also auf die naturgemäße Allianz mit Deutschland verzichten müsse, sei es nicht ausgeschlossen, daß es mit Rußland oder Frankreich eine Verständigung suchen und diese auch erreichen werde.

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Bülow konnte nicht zusagen, wollte aber auch den Faden nicht abreißen lassen. Er legte daher England nahe: in zehn Jahren sei die sibirische Eisenbahn fertig und Rußlands Kriegsvorbereitungen an der indischen Grenze vollendet. Dann könne vielleicht ein russisch-französischer Krieg gegen England losbrechen. Vielleicht könne England inzwischen Frankreich von der russischen Freundschaft absprengen; sollte das wider Erwarten gelingen, so sei die Lage einfach. Bei der gegenwärtigen Gesamtlage aber könne Deutschland unmöglich England eine feste Zusicherung machen; aber die Verhältnisse würden sich ändern, „denn England wird den Kampf ums Dasein auf die Dauer nicht vermeiden können, und andere Alliierte als Deutschland und bessere Freunde wird es dabei nicht finden".

Am 13. Januar 1901 erklärte wieder Chamberlain dem deutschen Botschafter: England könne nicht isoliert bleiben, sondern müsse sich nach Bundesgenossen umsehen — es habe die Wahl zwischen dem Dreibund Deutschland, Oesterreich und Italien, oder dem russisch-französischen Zweibund; die öffentliche Meinung wünsche vielfach einen Ausgleich mit Rußland, selbst um hohen Preis, er ziehe aber ein Zusammengehen mit Deutschland und dem Dreibunde vor, den Anfang könne man machen mit einem geheimen Vertrag über Marokko. (Amtl. Veröffentlichungen, Band 17, 145.)

Die Herausgeber der deutschen Aktenstücke scheinen es für fehlerhaft zu halten, daß Deutschland das englische Bündnis damals ablehnte. Aber Deutschland konnte gar nicht anders handeln, ohne sich in ernste Gefahren zu begeben. Es ist nicht einmal sicher, ob das Angebot wirklich ernst gemeint war. Schon daß der Außenminister Lord Salisbury sich jeder amtlichen Aussprache mit dem deutschen Botschafter enthielt, ist höchst auffallend; er erwartete gleich vielen anderen wohl mehr von einer

Verständigung mit Rußland oder mit Frankreich. Der englische Antrag wollte Deutschland zum Festlandssoldaten Englands machen gegen Rußland, vielleicht auch gegen Frankreich.

Die wichtigste Gegenleistung, Verbürgung des deutschen Besitzstandes, vermochte England bei seiner militärischen Schwäche zu Lande überhaupt nicht zu übernehmen. Auch die Drohung Englands, sich beim Versagen Deutschlands mit Rußland zu verständigen, hielt man in Berlin für ein Schreckgespenst. Die ganze Welt hielt damals den Gegensatz zwischen England und Rußland für unversöhnlich, was ja auch der Berliner Kongreß noch vor wenigen Jahren wieder gezeigt hatte. Herr v. Holstein, der damals im Auswärtigen Amt zu Berlin die maßgebende Rolle spielte, telegraphierte am 21. Januar 1901 dem deutschen Botschaftssekretär v. Eckardstein nach London: die englische Drohung, durch Zurückziehung aus China und dem persischen Golf die Feindschaft Rußlands und Frankreichs entwaffnen zu wollen, sei ein Unsinn. Dazu bemerkte er: Kaum ein größerer Vertrag mit England sei denkbar, der Deutschland nicht in Kriegsgefahr brächte.

Damals herrschte im englischen Volke bereits die Furcht vor dem wachsenden Wettbewerb der industriellen und Handelsmacht Deutschlands und vor dem Ausbau seiner Flotte. Der bekannte Artikel der Saturday Review, der dieser Furcht sehr starken Ausdruck gab mit den Schlußworten „Germaniam esse delendam" war am 11. September 1897 erschienen. Ein Bündnis mit Deutschland konnte diese Gefahr wohl abschwächen, aber nicht dauernd beseitigen. Den unbequemen Gegner rechtzeitig niederboxen, schien manchem Engländer jedenfalls sicherer. Auch das Telegramm, das Kaiser Wilhelm beim Scheitern des Jameson-Einfalls dem Buren-Präsidenten Krüger geschickt hatte, war in England nicht vergessen. Das Telegramm beglückwünschte Krüger und sprach dabei von dem „räuberischen Einfall von außen". Dabei hatte der Einfall das Ziel gehabt, Transvaal unter englische Hoheit zu bringen und nahm nur den Gedanken des späteren englischen Burenkriegs voraus.

Friedrich Thimme hat unlängst die Tagebücher des Freiherrn v. Marschall und des Admirals v. Senden veröffentlicht. Danach schrieb Staatssekretär v. Marschall über die Entstehung des Telegramms in der Besprechung beim Kaiser am 3. Januar 1906: „Der Kaiser entwickelt etwas wunderbare Pläne. Protektorat über Transvaal, was ich ihm sofort ausrede. Mobilmachung der Marine-Infanterie, Sendung von Truppen nach Transvaal. Und auf den Einwand des Reichskanzlers, „das wäre der Krieg mit England", sagt S. M.: „Ja, aber nur zu Lande." Endlich richtet S. M. auf meinen Vorschlag ein Beglückwünschungstelegramm an den Präsidenten Krüger." Nach dieser Darstellung ist die Krüger-Depesche also ergangen, um den ebenso unreifen als unbesonnenen Kaiser von noch größeren Torheiten abzuhalten!

(Schluß folgt.)

Oesterreich-Ungarns Ultimatum an Serbien.[1]

Von Theodor von Sosnosky, Wien.

Just zehn Jahre nach der Uebersendung des vielbesprochenen Ultimatums der k. u. k. Regierung an Serbien im Jahre 1914, womit die größte historische Tragödie der neueren Zeit ihren Anfang nahm, meldet sich der Mann zum Wort, der dieses Schriftstück verfaßt hat: Freiherr von Musulin, damals Leiter der kirchenpolitischen Agentur im k. u. k. Ministerium des Aeußern, später Gesandter in Bern. Was er zu sagen hat, verdient um so mehr Beachtung, als er seiner Herkunft nach Südslawe — Kroate — ist, der Südslawischen Frage, die den Brennpunkt des Buches bildet, somit nicht bloß rein politisches Verständnis und Interesse entgegenbrachte, sondern auch persönliches und nationales, und in ihr nicht nur eine Frage des Kopfes, sondern nicht minder auch des Herzens sah.

Im Vorwort erklärt Freiherr von Musulin, daß er keine sensationellen Enthüllungen bringen werde, sich auf keinerlei Polemik einlasse und das Stück Geschichte, das er vermöge seines Berufs aus nächster Nähe sich abspielen gesehen habe, wenn auch objektiv vielleicht nicht immer ganz zutreffend, so doch subjektiv durchaus wahrheitsgetreu wiedergebe: und zwar vom Standpunkt „jener, die sich Anno 1914 trotz Nationalität und Staatsrecht als „Oesterreicher" fühlten und heute keine Heimat mehr auf der Welt haben"; ein Standpunkt, von dem aus, beiläufig bemerkt, auch der Schreiber dieser Zeilen die Dinge beurteilt, um die es sich in diesem Buch vor allem handelt.

Es sind persönliche Erinnerungen, die das Buch uns vermittelt, aber die darin zur Sprache kommenden bedeutsamen politischen Ereignisse überwiegen so sehr, daß das persönliche Moment nur deren Grundlage und Rahmen bildet.

Dresden — Paris — Stuttgart — Bukarest — Petersburg — Athen — Belgrad — Wien: das sind die Stationen der diplomatischen Laufbahn, die der Verfasser eingeschlagen und die ihn 1903 auf den Wiener Ballplatz, ins k. u. k. Ministerium des Aeußern geführt hat. Dort wurde er zunächst mit dem orientalischen und dann mit dem kirchenpolitischen Referat betraut. „Es war die Tragik meiner Karriere", schreibt er mit bitterer Resignation, „daß ich hoch genug hinaufgekommen bin, um sehen zu können, wie die Dinge geschehen und doch nicht hoch genug, um in die Entscheidung eingreifen zu können. Die Dinge vollzogen sich neben mir und nicht durch mich."

Von allen Stationen seiner diplomatischen Pilgerfahrt weiß der Verfasser interessante Beobachtungen und Einzelheiten zu berichten. Den Ernst seines Berufs und die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen gerade die österreichischen Diplomaten zu kämpfen hatten, lernte der Verfasser in Bukarest kennen, wo er den damaligen k. u. k. Gesandten Freiherrn (später Grafen) von Aehrenthal zum Chef hatte. Rumänien war — auf dem Papier — der Verbündete der Monarchie, was aber nicht hinderte, daß zwischen den beiden Staaten schon damals — Mitte der neunziger Jahre — ein tiefer Riß klaffte, in den die Sendlinge der russischen Geheimpolitik gefährliche Sprengstoffe versenkten, um ihn zum Abgrund zu erweitern. Ueber dieses Treiben der russischen Diplomatie läßt sich der Verfasser wie folgt vernehmen:

„Geheimnisvolle Menschen gingen aus und ein, Konventikel wurden abgehalten, man wußte nicht recht, wozu und weshalb, man munkelte von einem ausgebreiteten Spionagesystem, nannte den Namen eines russischen Gendarmerieobersten, der im Auftrage der Gesandtschaft eine rege und geheimnisvolle Tätigkeit in Rumänien entwickelte usw. ... Ich habe ähnlich organisierte russische Missionen auf allen Balkanposten, auf denen ich in Verwendung stand, im Betriebe gesehen. Gewöhnlich war die Organisation so, daß der Chef selbst absolut untadelig war und von den Umtrieben auf seiner Mission offiziell nichts wußte; den kleineren, mit denselben betrauten Beamten konnte man eventuell desavouieren. Dieses System des Desavouierens war überhaupt eine Eigentümlichkeit der russischen Diplomatie am Balkan. Die Regierung in Petersburg gab ihre offiziellen Direktiven. Der Vertreter am Balkan, vom Botschafter bis zum kleinsten Vizekonsul, machte Politik auf eigene Faust. Mißlang das Unternehmen, so wurden sie abberufen, da sie aber immer, wenn auch nicht im Auftrage ihrer Regierung, so doch im Sinne der öffentlichen russischen Meinung gehandelt hatten, fielen sie regelmäßig auf die Butterseite und hatten ihr „eigenmächtiges Vorgehen" kaum jemals zu bereuen" ...

Sehr zutreffend ist, was der Verfasser im Kapitel „Petersburg" über die Bedeutung dieser Stadt für die Politik der Monarchie bemerkt:

„Für den österreichisch-ungarischen Diplomaten war die Kenntnis Petersburgs tatsächlich unentbehrlich. In Petersburg wurde ins Werk gesetzt, was wir am Balkan zu bekämpfen hatten, um die Existenz der Monarchie zu verteidigen; dort wurden die Waffen geschärft, mit denen man am Balkan gegen uns kämpfte, dort wurden die Pläne geschmiedet, die schließlich den Untergang der Monarchie herbeiführten. Am Balkan die Wirkung, in Petersburg die Ursache. Ein österreichischer Diplomat, der Petersburg und den Balkan nicht kannte, war wie ein Soldat, der das Schießen nur vom Erzählenhören kennt."

Auch in Petersburg hatte der Verfasser Aehrenthal zum Vorgesetzten, der von Bukarest nach der Zarenresidenz berufen worden war und ihn dort nicht missen wollte. Die Verehrung und Dankbarkeit, die er für diesen Staatsmann hegte, dürfte sein Urteil über ihn aber etwas beeinflußt haben; uns wenigstens will dieses allzugünstig scheinen. Immerhin aber muß man dem Verfasser darin beipflichten, daß Aehrenthal seit Jahrzehnten wieder der erste führende Staatsmann der Monarchie gewesen ist, der aktive Politik trieb und sich im Gegensatze zu Kalnoky und Goluchowski, von der Bevormundung durch Berlin-Wilhelmstraße zu emanzipieren verstand, um die Politik zu machen, die das Interesse Oesterreich-Ungarns verlangte, gleichviel, ob sie dort Beifall fand oder nicht. Auch hinsichtlich der Balkanpolitik Aehrenthals muß man dem Verfasser im allgemeinen recht geben. Von der richtigen Erkenntnis durchdrungen, daß die Südslawische Frage, die für Oesterreich-Ungarn immer mehr zu einer Lebensfrage wurde, baldigster Lösung bedürfe, da sich die Anziehungskraft Belgrads auf die Südslawen der Monarchie immer bedenk-

[1]) Das Haus am Ballplatz. Erinnerungen eines österreichisch-ungarischen Diplomaten. Von Freiherrn von Musulin (Verlag für Kulturpolitik). München 1924.

licher geltend machte, nahm er 1908 die *Annexion Bosniens und der Herzegowina* vor. Sie sollte *der erste Schritt für die Vereinigung aller Südslawen Oesterreich-Ungarns zu einem gemeinsamen Staatengebilde unter Habsburgs Szepter sein.* Die Annexion gelang auch, wenngleich nicht so glatt, als Aehrenthal gehofft haben mochte, und er erlebte den Triumph, seinen Willen gegen den Einspruch und Drohungen halb Europas durchgesetzt zu haben; ein Erfolg der Monarchie, wie sie ihn schon seit Jahrzehnten nicht erlebt. Aber dieser Erfolg erwies sich als Pyrrhus-Sieg und Aehrenthal war es nicht vergönnt, dem ersten Schritte einen zweiten folgen zu lassen; die frevelhaft kurzsichtige Politik der ungarischen Regierung, die sich der Lösung der Südslawischen Frage mit dem Starrsinn eines Stiers entgegenstellte, der einen daherbrausenden Eisenbahnzug aufhalten will, lähmte seinen Fuß. Sein Tod ließ die Frage unbeantwortet, ob es ihm doch noch geglückt wäre, das Südslawische Problem in einem für die Monarchie günstigen Sinne zu lösen; eine Frage, die wir, beiläufig bemerkt, getrost verneinen dürfen, weil wir aus sicherster Quelle wissen, daß die Tage Aehrenthals als Minister auch dann gezählt gewesen wären, wenn er am Leben geblieben wäre. Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, der ihm wegen seiner schwachen Italien-Politik schwer grollte, hätte ihn nicht länger auf seinem Posten geduldet.

Aehrenthal hinterließ seinem, dem Kaiser von ihm empfohlenen Nachfolger, Grafen *Berchtold*, ein böses Erbe, denn unter dessen Regierung ging die Drachensaat auf, die sein Vorgänger, wenn auch in bester Absicht, durch die Amnestie gesät hatte. Berchtold war, wie uns der Verfasser mitteilt, von der durch Aehrenthals Rat veranlaßten Wahl des Kaisers nichts weniger als erfreut und sträubte sich nachdrücklich, die verantwortungsvolle Nachfolgerschaft anzutreten. Er konnte den Vorstellungen seines greisen Kaisers, der ihn beschwor, ihn nicht im Stiche zu lassen, schließlich aber doch nicht widerstehen.

Der *Balkankrieg* erschwerte und verschlimmerte noch die an sich so heikle Stellung der Monarchie auf dem Balkan und der Verfasser sieht in ihrer völlig passiven Haltung das entscheidende Moment für die Abkehr Rumäniens von ihr. Rumänien habe bei Ausbruch des ersten Balkankrieges von Oesterreich-Ungarn die Mobilisierung gegen den Balkanbund erwartet, offenbar, um zusammen mit ihm *gegen* die Balkanstaaten aufzutreten. Daß Oesterreich diesen Schritt unterließ, habe Rumänien ihm nicht verziehen. Oesterreich-Ungarn aber hatte sich zu dieser Passivität bemüßigt gefühlt, weil es durch ein Eingreifen zugunsten der Türkei seine eigenen Südslawen gereizt hätte, weil Kaiser Franz Josef von einem Kriege nichts wissen wollte und — nicht zuletzt — weil Kaiser Wilhelm bei der Jagd in Springe (November 1912) dem Erzherzog-Thronfolger nachdrücklich abgewinkt hatte; ein Umstand, den der Verfasser merkwürdigerweise unerwähnt läßt. Das für die Monarchie wenig erfreuliche Ergebnis des Bukarester Friedens bewog dann Graf Berchtold, den Kaiser um seine Entlassung zu bitten; er erhielt sie jedoch nicht.

Damit wären wir beim Doppelmorde von *Sarajewo* und seiner verhängnisschweren Folge, dem *Ultimatum an Serbien*, angelangt, dem Kernpunkte des vorliegenden Buches.

Daß Freiherr von Musulin zur Abfassung dieses Schriftstücks ersehen wurde, hatte einen rein äußerlichen Grund: er galt auf dem Ballplatz als hervorragender Stilist (auch sein Buch ist, zumal für einen geborenen Kroaten, gut geschrieben). Seinem besonderen Ressort nach — er hatte, wie schon erwähnt, das kirchenpolitische Referat — wäre er dazu nicht berufen gewesen. Selbstverständlich trägt er für den Inhalt des Dokuments *keinerlei* Verantwortung. — Obwohl selber Südslawe und keineswegs von dem bei Kroaten sonst üblichen Serbenhaß erfüllt, in seiner Objektivität sogar so weit gehend, das unbeirrbare Zielbewußtsein der anti-österreichischen Politik Serbiens zu bewundern, nimmt der Verfasser doch entschieden gegen Serbien Stellung und verurteilt dessen Verhalten nach dem Morde in Sarajewo aufs schärfste. Es war seiner Meinung nach ganz im Belieben der serbischen Regierung gelegen, dem Ultimatum der Monarchie vorzubeugen:

„Die serbische Regierung hat nichts getan, um die Helfershelfer der Mörder von Sarajewo, die sich alle in Belgrad befanden und auf die nicht nur die Ergebnisse der Untersuchung, sondern auch die öffentliche Meinung hinwiesen, dingfest zu machen; sie hat nichts getan, um spontan ihren guten Willen zu dokumentieren; nichts, um der Monarchie den Wind aus den Segeln zu nehmen. . ."

Auf dem Ballplatze habe man nicht nur keinen Krieg gewünscht, schon aus Rücksicht auf das hohe Alter Kaiser Franz Josefs und die inneren Zustände der Monarchie, sondern auch nicht an eine Strafexpedition gegen Serbien gedacht. Anderseits aber habe man sich im Ministerium doch bemüßigt gefühlt, den Mord nicht einfach hinzunehmen, sondern dem unerträglichen Zustand des Verhältnisses zu Serbien endlich ein Ende zu machen. Sich ein zweitesmal mit einem vagen Versprechen der serbischen Regierung abzufinden wie nach der Annexionskrise im Frühjahr 1909, sei man natürlich nicht gewillt gewesen, und deshalb habe man von Serbien eine volle Genugtuung und gewisse Bürgschaften verlangt. Die verbreitete Legende, wonach man im Ministerium diese Forderungen so hoch spannen wollte, um sie für die serbische Regierung unannehmbar zu machen, sei durchaus unwahr; man habe bei der Formulierung der einzelnen Punkte vielmehr, Punkt für Punkt die Frage erörtert, ob Serbien einwilligen könne oder nicht, und die Form erst dann festgestellt, wenn diese Möglichkeit von den dabei Anwesenden *bejaht* worden sei. Von einzelnen Pessimisten abgesehen, habe man sich denn auch im Ministerium der Hoffnung hingegeben, daß die Forderungen in Belgrad angenommen werden würden.[2]) Für wie wenig wahrscheinlich man in den maßgebenden Kreisen der Monarchie einen Krieg gehalten habe, gehe schon daraus hervor, *daß zur Zeit, da die serbische Antwort eintraf, kein einziger K. u. K. Soldat mobilisiert gewesen sei.* General Conrad habe, der zweimaligen vergeblichen Mobilisierungen von 1909 und 1913 eingedenk, von einer dritten *lediglich provisorischen* Mobilisierung nichts wissen wollen. Er habe diese Zumutung mit der Bemerkung zurückgewiesen: „Ein Pferd, das man dreimal an die Hürde bringt und vor dem Sprunge zurücknimmt, nimmt die Hürde nicht mehr an."

Mit vollem Rechte verweist der Verfasser darauf, daß es gang und gäbe geworden sei, das Ultimatum gewissermaßen voraussetzungslos zu betrachten, *ohne* somit das bei der Beurteilung zu berücksichtigen, was ihm vorausgegangen sei: die jahrelange Wühlarbeit Serbiens gegen die Monarchie und die Ermordung des Thronfolgers. Mit vollem Rechte ferner erinnert der Verfasser daran, wie ganz anders sich die Mächte verhalten hatten, als König Alexander von Serbien ermordet worden war. Hatte England damals doch seinen Gesandten in Belgrad abberufen und die serbischen Offiziere boykottiert. Diesmal jedoch habe das Ausland für Serbien Partei ergriffen. Auch daran erinnert Musulin, daß die öffentliche Meinung in Oesterreich-Ungarn — dieselbe, die später über das Ultimatum nicht genug Uebles sagen konnte — damals ganz anders darüber gedacht und es zumeist gutgeheißen habe. Selbst im Auslande sei die Note zuerst keineswegs mit solcher Entrüstung aufgenommen worden, wie man sie hinterdrein künstlich ins Werk gesetzt. Der Verfasser kommt dann auf den Inhalt des Ultimatums zu sprechen und bekämpft die herkömmliche Behauptung, daß die Antwort Serbiens tatsächlich nachgiebig gewesen sei und Oesterreich-Ungarn bösen Willen verraten habe, indem es trotzdem zum Schwerte griff. Punkt für Punkt zeigt er am Wortlaut des Ultimatums und der Antwort Serbiens, daß dessen angebliche Nachgiebigkeit in Wahrheit trügerische Spiegelfechterei gewesen sei, um die Monarchie vor der Welt als den bösen Nachbarn hinzustellen, der den Streit vom Zaune gebrochen habe. Serbiens Antwort sei „das glänzendste Beispiel diplomatischer Gewandtheit", das er überhaupt kenne. Leider verbietet es Raummangel, diese interessante und scharfsinnige Beweisführung Musulins hier wiederzugeben. Wer sich dafür interessiert, möge sie in dem Buche selber lesen und dann urteilen.

[2]) Musulins Darstellung widerspricht derartig den Zeugnissen aus den obersten Sphären — Berichten des deutschen Botschafters in Wien usw. —, daß sie nur aus dem beschränkten Blick seines untergeordneten Amtes zu erklären ist. Die K. u. K. Regierung *wollte unannehmbare Forderungen* stellen. D. Schr.

Findling.

Christliche Friedensgesinnung.

Will die Menschheit zu friedlicher Gesinnung zurückkehren, muß sie auch einigermaßen von dem ursprünglichen franziskanischen Geiste an sich haben. Er kann garnicht davon losgelöst werden. Es kommt darauf an, daß man diesen Geist der Einfachheit, der Anspruchslosigkeit wieder in weite Kreise hineinträgt. Denn wo kommt denn zum großen Teile der Krieg her? — Von dem Luxus, von der übertriebenen Verfeinerung des Lebens. Unsere ganze jetzige Kultur in ihrer Unnatur und Ueberfeinerung bringt den Krieg herbei; alle unsere Einrichtungen sind ja so, daß sie notwendig zum Kriege führen. Und darum, wenn man auch ernstlich daran denkt, den Krieg zu beseitigen, wenn man aber nicht ganz fest daran denkt, mit der jetzigen Lebensordnung und mit der jetzigen Weltordnung, wie sie die Menschen eingerichtet haben, zu brechen, so wird es nicht anders werden. Ein eitler Irrtum ist das: Den Frieden verewigen zu wollen bei den jetzigen Zuständen. Also brauchen wir etwas vollständig anderes als das, was jetzt herrschend ist. Wir brauchen eine vollständig andere Kultur. Mit dieser jetzigen Menschheit gibt es keinen Frieden. Wir müssen verbreiten helfen diese Liebe zur Armut, diese Liebe zur Einfachheit, zur Schlichtheit. Wir müssen die wirklich ernstlichen Grundsätze in bezug auf Ausgleichung der Gegensätze zwischen den Ständen mit dem wahren Franziskusgeist belegen, wie das in dem ursprünglichen christlichen Geiste der Fall war. Wir müssen dahin gelangen, daß der Arme wieder hochgehalten werde, daß dem Reichtum nicht geschmeichelt und kein Weihrauch gestreut werde. Wenn man z. B. solch eine Aeußerung liest, wie sie von einem christlichen Geistlichen (der andern Konfession) in diesen Tagen gefallen ist; wenn eine solche Persönlichkeit wie Hugo Stinnes zu Grabe getragen wird, daß man da von einem Evangelium der Arbeit spricht, da muß man sich entsetzen; da muß man sich sagen, wie kann ein Geistlicher von einem Evangelium reden dort, wo das Gegenteil von einem Evangelium vorliegt. Wie kann man einem System, einem kapitalistischen System wie es das Stinnes'sche ist, auch noch von geistlicher Seite Weihrauch streuen? Ja, da gibt es in alle Ewigkeit keinen Frieden. Alles das gehört zum Gegenteil vom Frieden. Wir brauchen diesen echten demokratischen Geist des Franziskus, diesen sozialen Frieden. Wir brauchen weiter diese Liebe zu allen Wesen, diese liebenswürdige, an die Natur angelehnte Art und Weise. Unsere ganze Kultur hat sich getrennt von der Natur und ist verkehrte Wege gegangen. Je weiter wir von der Natur wegkommen, desto näher kommen wir dem Kriege. Denn der Krieg ist ja Unnatur und alle unsere unnatürlichen Einrichtungen gipfeln darin. (Aus einer Rede beim Friedensbund deutscher Katholiken, Hildesheim 1924.)

Prinz Max, Herzog zu Sachsen.

Das Rheinproblem.

Von G. Fichtner, Augsburg.

Unter diesem Titel hat Prof. Fr. Dessauer in den Flugschriften der Rheinischen Zentrumspartei (Köln) seine im April dieses Jahres bei der Rheinkonferenz in Frankfurt a. M. gehaltene Rede veröffentlicht. Sie ist von einem in Deutschland nur allzu seltenen, echt politischen Geiste getragen, voll kluger und tiefer Gedanken und Ratschläge. Ihr Ziel der Wiedergewinnung der deutschen Freiheit und Würde, des gemessenen Verhaltens besonders im nationalen Unglück, ist ein so innig von Allen zu wünschendes, daß eine Kritik an den vorgeschlagenen Mitteln, der Wichtigkeit der Sache entsprechend, gewiß nicht als leere Kritiksucht mißverstanden wird. Man kann die eindringliche Warnung der Schrift vor dem deutschen Grundfehler der lauten Gefühlspolitik — einem Widerspruch in sich — nicht genug unterstreichen, besonders den lärmenden Nationalisten gegenüber, kann aber dennoch bezweifeln, ob das rechte Mittel zur Ueberwindung dieses Fehlers ein entschlossener Zentralismus ist.

Hier scheint uns Dessauer zu unbesehen das Ergebnis von Stegemanns Buch „Der Kampf um den Rhein" übernommen zu haben. Stegemann ist neben Kjellén der gelehrigste Schüler der großpreußisch-kleindeutschen Kriegswissenschaft und Geschichtswissenschaft. Er sieht den französischen Ausdehnungsdrang mit der Brille des sich vermeintlich unendlich ausdehnen müssenden Imperialismus, wo doch selbst Bismarck noch von einem saturierten Deutschland spricht. Eine übertreibende historische Methode muß aber zu falschen Schlüssen führen, und so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß Stegemann das Verhältnis Frankreichs zum Rhein trotz der imponierenden zweitausendjährigen gradlinigen Perspektive fehlerhaft dargestellt hat. In Wirklichkeit ist die Lage so, daß das Siedlungsgebiet der französischen Nation vom Meere, den Pyrenäen, Alpen, Vogesen und Ardennen natürlich begrenzt wird, während Deutschland nach Osten soweit geöffnet ist, daß dort noch nach 1300 zwei neue Großstaaten, Oesterreich und Preußen, entstehen konnten. Frankreich hat also naturgemäß schon von den Kreuzzügen an in konsequenter einheitlicher Politik jede Möglichkeit zu seiner Ausdehnung sofort zu ergreifen gelernt. Am ehesten zugänglich war ihm noch durch die strategischen Einfallstore das Rheinbecken, und die großen Staatsmänner Frankreichs haben es verstanden, dies Eroberungsziel durch das Verteidigungsziel der „natürlichen" Rheingrenze zu verstecken, obwohl in Wirklichkeit Frankreichs natürliche Grenze Vogesen und Ardennen, nicht aber der auf beiden Seiten deutsche Rhein ist.

Die Frage ist aber nun, ob diese tausendjährige Reihe von Eroberungsakten dazu berechtigt, einen wesensmäßigen französischen Eroberungsgeist festzustellen und zu personifizieren. Besteht er vor allem noch gegenwärtig, wo bei der abnehmenden Bevölkerungszahl Frankreichs nicht einmal das geographisch beschränkte Siedlungsgebiet ganz durchwohnt wird? Man tut gut, hier den hochinteressanten Nachweis von Hermann Platz zu beachten in Nr. 2 der Flugschriften der Rheinischen Zentrumspartei, wonach der Haupteinpeitscher des französischen Nationalismus, Maurras, gerade aus dem imperialistischen Nationalismus Fichtes entscheidende Ideen und Kräfte zu seiner nationalistischen Aufrüttelungsbewegung schöpfte. Wenn in Frankreich nach 1870 eine solche Aufrüttelungsbewegung nötig war, dann ist Frankreichs wahres Gesicht eben doch das demokratische und kleinrentnerhafte, das ja auch physiognomisch seiner abnehmenden Bevölkerungszahl entspricht. Glaubt man heute noch an den unendlichen Ausdehnungsdrang Frankreichs, dann muß man so phantastische Perspektiven aufstellen wie Spengler. Dieser sieht in Foch einen neuen Napoleon, der über Deutschland und Rußland hinweg nach Indien strebt. Durch solche Uebertreibungen wird die lediglich militärpolitische Betrachtung der Geschichte lächerlich.

Fällt nun Stegemanns Behauptung von dem naturnotwendigen imperialistischen Ausdehnungsdrange Frankreichs mindestens bei seinem heutigen Bevölkerungsstand, dann muß Deutschland freilich den dort in einigen militaristischen und industriellen Gruppen bestehenden Imperialismus stets im Auge behalten, es braucht aber nicht seine ganze Innenpolitik auf die geschlossene Abwehr einer vergrößerten Rheingefahr einzustellen. Es muß dann vielmehr bestrebt sein, seinen eigenen Imperialisten gegenüber die demokratischen Einrichtungen zu stärken, die geeignet sind, ihm Vertrauen zu gewinnen und die demokratisch-friedliche Richtung in Frankreich zu fördern. Nur so kann ein rechtliches, föderalistisches Zusammenleben der Nationen des Abendlandes vorbereitet werden. Dies ist vor allem nicht möglich durch einen straffen Zentralismus unter großpreußischer Hegemonie. Wenn sich die Staaten des Abendlandes vertragen sollen, dann müssen wenigstens die Gliedstaaten derselben Nation im kleinen die Vereinigten Staaten Europas vorbilden. Dieser Gedanke wäre natürlich Zukunftsmusik, wenn er nicht eine höchst aktuelle praktische Seite hätte. Dessauer sieht mit Recht das einzige Heil Deutschlands darin, daß statt der lauten und lärmenden Gefühlspolitik eine ruhige und besonnene Vernunftpolitik getrieben wird. Aber wie sind die Deutschen, die durch eine mehr als 600 jährige Kleinstaaterei überhaupt nicht zu einem einheitlich-deutschen politischen Wollen erzogen sind, nun plötzlich dafür zu gewinnen? Wir fürchten, daß dies am wenigsten von oben her durch einen straffen Zentralismus möglich ist, der nur durch technische Vorteile, denen ebenso viele Nachteile gegenüberstehen, gerechtfertigt ist und die deutschen Stammes- und Kulturunterschiede notwendig und unnötig immer wieder mißachtet. Soll er gar durch die Vergrößerung der Gefahr von seiten des „Erbfeindes" gerechtfertigt werden, dann stärkt er gerade die Parteien, die die lauteste und lärmendste Gefühlspolitik treiben. Wenn in einer großen Familie infolge der verschiedenen Schicksale der Mitglieder ein einheitliches Familiengefühl zu fehlen scheint, dann ist doch der nächste Weg zur Erziehung desselben nicht die Stärkung der mächtigsten und ohnehin tonangebenden Gruppe, sondern eine möglichst gleichberechtigende Ordnung des Familienlebens, eine möglichst gleichmäßige Befriedigung aller Einzelnen. Nur so können innere Mißhelligkeiten beseitigt werden und darnach erst kann ein ungestörtes Zusammenleben und Zusammenwirken zustande kommen. Ebenso ist es mit den deutschen Stämmen. Zweifellos wäre der Föderalismus vom Uebel, wenn er nur Sonderwünschen und Sonder-

bestrebungen, dem Eigensinn der Kleinstaaterei dienen sollte. Er ist aber notwendig, wo Differenzen gefühlt werden, wo nur durch deren entschlossene Vereinigung das einheitliche Reichsbewußtsein gestärkt werden kann.

Auch ein überzeugter Föderalist mag es z. B. in diesem gegenwärtigen gespannten Augenblick ablehnen, die Frage eines rheinischen Bundesstaates aufzurollen, da jetzt dadurch nur die innerdeutschen Gegensätze verschärft werden könnten. Aber man erwäge trotzdem einmal die großen außen- und innerpolitischen Vorteile, die die Gewährung der bundesstaatlichen Selbständigkeit des Rheinlandes etwa als Kompensation für den Eintritt Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat mit sich brächte. In diesem Fall entspräche der Schwächung Preußens eine bedeutende Stärkung des Reichs durch die Beseitigung der größten deutschen Irredenta. Dies wäre eine Vereinigung aller wichtigeren Glieder des Deutschtums, gegen die sich gerade die extremsten Nationalisten nicht dauernd sträuben könnten. Auch die demokratischen Staaten des Westens könnten diese Kompensation nicht dauernd ablehnen ohne mit ihrem Prinzip der nationalen Selbstbestimmung in Widerspruch zu geraten. Zudem bedeutete die bundesstaatliche Selbständigkeit der Rheinlande eine freie Tat des Rechts und der demokratischen staatlichen Ordnung, die dem friedlichen Teile Frankreichs am besten den ehrlichen Friedenswillen, der zweifellos auch in Deutschland die Mehrheit besitzt, beweisen würde, am besten seinem Sicherungsbestreben diente und wohl allein noch die Gefahr einer internationalen Entmilitarisierung der Rheinlande beseitigen könnte. Durch das Rheinland und Oesterreich als Bundesstaaten des Reichs wäre endlich eine natürliche Parität der Bekenntnisse und das natürliche großdeutsche Gleichgewicht des gesamten Deutschtums hergestellt. Es würden von selbst die Reibungen zwischen der überwiegenden Vormacht Preußens und der Mindermacht der kleinen Staaten aufhören, und damit wäre am besten der allgemeinen Reichsfreudigkeit gedient.

Man betrachte doch Zentralismus und Föderalismus nicht als unantastbare Feldzeichen und Fetische, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt des besseren Mittels zur Erzielung von Reichsfreudigkeit und einheitlichem vernunftpolitischem Wollen! Mag auch gerade jetzt die entscheidende Stunde des Föderalismus noch nicht geschlagen haben, so wird man doch das Rheinproblem um der weiteren Fragen eines reibungsloseren Zusammenlebens der Völker des Abendlandes und der Stärkung des gemeinsamen deutschen Reichsbewußtseins willen auch unter dem föderalistischen Gesichtspunkt dauernd im Auge behalten müssen.

Eucharistisches Opfer und Gemeinschaft der Heiligen bei den protestantischen Hochkirchlern.

Von Prof. Dr. Ludwig, Freising.

Mit aller Entschiedenheit hatte einst Luther in seiner Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" den Opfercharakter des hl. Abendmahls verworfen. Man wird ihm dabei zugute halten müssen, daß es zu seiner Zeit noch keine dogmengeschichtliche Forschung gab und daß manche Schriften der altchristlichen Literatur, die wichtige Zeugnisse für den Opfercharakter des hl. Abendmahls enthalten, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckt wurden. Aber eben zufolge dieser Entdeckungen hat sich auch das Urteil der modernen protestantischen Theologie gründlich geändert. Unter Harnacks Führung erkennt sie an, daß die Urkirche im Abendmahl das Opfer des Neuen Bundes sah. Die Reformatoren wurden also auch hier in einem wesentlichen Punkte durch die Geschichte widerlegt. Mit Freude, darf man sagen, haben die Hochkirchlichen dies Ergebnis der Forschung begrüßt. In einer Reihe von Artikeln der Hochkirche (Bef. 1919 Nr. 4 und 1921 Nr. 2) wird die Wiederaufnahme und Anerkennung des Opferbegriffs verlangt. Doch lehnt man den Gedanken eines Sühnopfers nach wie vor schroff ab und will nur ein Dank- und Gedächtnisopfer gelten lassen. Aber deutlich gelangt in vielen Heften der Hochkirche zum Ausdruck, daß man sich wohl bewußt ist, welche Bedeutung für den Kultus und das sittliche Leben der Opferidee zukommt. Als besonders charakteristisch hebe ich einige Gedankengänge aus einer Abhandlung von Cyrenius: „Das hl. Abendmahl als eucharistisches Opfer" heraus. Da werden zunächst sorgfältig die Beweisstellen aus der altchristlichen Literatur, von der Didache angefangen, zusammengestellt und dann von Luthers Leugnung des Opferbegriffs gesagt: „Er ahnte nicht, wie arm er damit die Kirche der Reformation machte und wie viel mehr Segen es dieser gebracht haben würde, wenn sie des Opfers . . . nie verlustig gegangen wäre". Beklagenswert sei es, daß nun so viele Protestanten gegen die Wiederaufnahme des Opferbegriffs sich sträuben unter dem Ruf: „Das ist ja katholisch!", als ob katholisch und falsch ein und dasselbe wären. „Der Protestantismus hat das Abendmahl dadurch, daß er es nur als Kommunion, nicht auch als Opfer gelten läßt, entwertet und so der Mißachtung dieses Sakraments die Wege geebnet . . . . Die schönen Gottesdienste sind verfallen und die brennende Liebe zum Liebesmahle des Herrn ist fast verglommen . . . wenn die Abendmahlsfeier beginnt, strömen unsere Gemeinden hinaus und überlassen die Feier den Einzelnen. Es ist nicht mehr ein Gemeindeakt, sondern ein dem Gemeindegottesdienst als Anhängsel folgender Privatakt. . . . Den schönsten Schmuck, den köstlichsten Edelstein aus ihrer Krone hat unsere Kirche verloren, indem sie das rechte Verständnis der hl. Eucharistie und die volle Würdigung der Herrlichkeit dieses himmlischen Opfers verloren hat. Ist es ein Wunder, daß uns unsere Gottesdienste so leer vorkommen, daß wir fühlen, es fehlt in ihnen etwas, was uns die beste Predigt nicht ersetzen kann? Wie arm wir geworden sind, bringt uns diese Aeußerung eines protestantischen Theologen zum Bewußtsein: „Der sonntägliche Gottesdienst . . . beschränkt sich auf jene Bestandteile, die ehedem die Katechumenenmesse bildeten." — „Es fehlt bei uns", sagt Cyrenius, „jenes priesterliche Bewußtsein, wie es insbesondere die Diener der Kirche erfüllen soll. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie evangelische Geistliche es ablehnen, Priester zu heißen, und zwar lehnen sie es so lange mit Grund ab, wie sich unsere Kirche ohne Grund des eucharistischen Opfers begibt. Fehlt nicht den meisten ihrer Diener jene unnennbare und doch spürbare priesterliche Weihe ihres Wesens . . . und tragen nicht auch die Laien unserer Kirche einen stärkeren Zug ins Weltliche, ein schwächeres Streben nach Heiligkeit in sich als die Gläubigen derjenigen Religionsgemeinschaften, die noch das Opfer haben? . . . Der letzte und größte Schaden endlich, den unsere Kirche durch die Preisgabe des Opfers genommen hat, ist der, daß sie das Bewußtsein ihrer Katholizität eingebüßt hat."

Für Luther sei die Abendmahlsfeier nicht mehr gewesen, als die verstärkte Zusicherung der Absolution an den Einzelnen. Wie viel Köstliches habe er mit dem Opfer hinausgetan. Erst wenn die Protestanten sehen, wie reich andere sind, würden sie der eigenen Armut inne. Darum müsse in Zukunft im Konfirmandenunterricht die Bedeutung des Abendmahls als Opfer genau dargelegt werden. Ziel des Strebens müsse sein die Wiederherstellung des evangelischen Hochamtes, nach dem ja auch in der Tat das innige Sehnen so vieler evangelischer Christen gehe. Bei solchem priesterlichen Dienst aber dürfe auch die priesterliche Gewandung, insbesondere die Kasula, nicht fehlen. — Dieser Weckruf des protestantischen Theologen Cyrenius (jedenfalls ein Pseudonym) fand bald ein freudiges Echo von den verschiedensten Seiten. Es erschienen in den folgenden Jahrgängen der Hochkirche eine Reihe von Meßformularien, die sich bald mehr an die orientalischen Riten, bald an das englische Common prayer book anlehnten, teilweise aber auch an das Missale der römisch-katholischen Kirche. Vorschläge über die liturgische Kleidung der Zelebranten wurden gemacht; in Nummer 9 der Hochkirche 1923 wird darauf hingewiesen, daß ältere protestantische Kirchenrechnungen des 17. und 18. Jahrhunderts noch von Reparaturen der Meßgewänder sprechen. Ein pommerscher Dorfpastor erzählte auf einer der Generalversammlungen der hochkirchlichen Partei in Berlin, daß er an hohen Feiertagen schon seit längerer Zeit mit Zustimmung seiner Gemeinde evangelische Hochämter mit Weihrauch halte, und nun werden diese Generalversammlungen in Berlin und anderen Orten mit der Feier eines levitierten Hochamts eingeleitet. Man kann sich dabei auf das protestantische Nürnberg berufen, wo bekanntlich bis zur Aufklärung allsonntäglich in den beiden Hauptkirchen St. Sebald und St. Lorenz Hochamt und Frühmesse gehalten wurde (vgl. Herold „Altnürnberg in seinen Gottesdiensten", Gütersloh 1890, und Graff „Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands", Göttingen 1921. Beides überaus interessante Schriften.) Die Augustnummer der Hochkirche 1923 überschreibt einen Artikel „Messe in Wolmirstedt" (bei Magdeburg). Hier wird von einem Geistlichen nach den üblichen Ausfällen „über die wahnwitzige Propaganda der römischen Katholiken" berichtet, daß zum zweiten Male in Wolmirstedt (evangelische) Messe gefeiert wurde. „Der Versuch von damals ist zu einem großen

Kirchenfest geworden, das die Gemeinde Wolmirstedt, das dortige Pfarramt, der Kreis und die Pfarrer des Kreises mit rührender Liebe vorbereiteten. Wieder war die Kirche mit einer Fülle von Blumen geschmückt, mit vielen Kerzen erleuchtet. Girlanden hingen schon vor der Kirche, die Zugangswege waren mit Grün bestreut, ja einzelne Gemeindeglieder, noch ganz wenige, hatten angefangen, ihre Häuser zu bekränzen. Aus den Nachbargemeinden waren noch mehr Gäste da als letztes Jahr, aber auch aus weiterer Ferne hat die Kunde von der „Messe" Pilger herbeigeführt. Die Geistlichkeit des Kreises, an ihrer Spitze der Superintendent, zogen wieder in ihrer Amtstracht gemeinsam zur Kirche ein. Auch das Konsistorium in Magdeburg war unserer Einladung gefolgt." Dann folgen nähere Angaben, wie derartige evangelische Meßfeiern künftig in Szene zu setzen seien. Man möge die Bezeichnung „hochkirchlich" unterlassen, damit das Wort nicht als Parteiparole wirke. Die Messe in Wolmirstedt und zwar ihre Wiederholung sei einstimmiger Beschluß des Gemeindekirchenrats, der Kirchengemeindevertretung und fast einstimmiger Beschluß der Pfarrer des Kreises gewesen. Manche der Pfarrer hatten sich an der Feier als einer „katholischen" gestoßen. „Im Pfarrerblatt hatte Bruder Dr. Karl Fay, ein großer Katholikenfresser, einen Aufsatz gegen unsere erste Messe geschrieben." Aber man habe ja nicht die Messe der römischen Partikularkirche nachahmen wollen, sondern „eine viel schönere Messe, die Messe der zukünftigen einen Kirche entwickeln helfen". Diese Messe in Wolmirstedt nahm zwei Stunden in Anspruch. Sie wurde am 14. Juli 1923 abends in der St. Johanniskirche zu Magdeburg wiederholt. Dieser sehr interessante Bericht beweist meines Erachtens deutlich, daß die Worte Hochamt und Messe, die man in den altlutherischen Kirchen Deutschlands noch bis zum 18. Jahrhundert gebraucht hatte und in den skandinavischen lutherischen Kirchen heute noch braucht, doch auf viele Protestanten noch starke Zugkraft ausüben. In anderen Kreisen des Protestantismus ist freilich das Gegenteil der Fall, eine Laienstimme im Oktoberheft der Hochkirche 1923 klagt darüber, „welche Ammenmärchen, um nicht schärfer, wahrheitsgemäßer mich auszudrücken, unserem evangelischen Volke bisher über die Messe (überhaupt katholischen Kult und katholische Lehre) von Kindesbeinen an eingeimpft wurden und noch werden von unwissenden, vorurteilsvollen, zuweilen auch übelwollenden Pastoren".

Man geht aber noch einen Schritt weiter und verlangt die **Aufbewahrung der Eucharistie in den protestantischen Kirchen.** So Pfarrer Costa aus Katharinau in Sachsen-Thüringen in einem Artikel über „dingliche Heiligkeit" (Hochkirche Nr. 7, 1923). „Welche ganz andere Weihe empfangen unsere Kirchen", so schreibt er, „wenn sie durch das Sakrament immer eine Stätte der leiblichen Gegenwart Christi dem andächtigen Herzen darbieten. Unseren evangelischen Kirchen fehlt der Hauch des Göttlichen, der göttlichen Gegenwart".

Unter den verschiedenen liturgischen Formularen für eine evangelische Messe hat ein einziges es gewagt, auch **Marias** zu gedenken (Hochkirche Nr. 5, 1920). Der Verfasser bemerkt hiezu: „Daß Maria in dem Gebet nach der Konsekration besonders erwähnt wird [„verleihe uns Gemeinschaft mit allen deinen Heiligen und Auserwählten . . . mit Maria, der heiligen Mutter unseres Herrn" . . .], geschieht nach altkirchlichem Vorgang. Im Protestantismus wurde von Anfang an wohl aus verständlicher Reaktion gegen den Marienkult die Mutter des Herrn mit einer gewissen Nichtachtung behandelt und ignoriert. Aber ist das gemäß dem Worte: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder?" Dieselbe Liturgie enthält auch ein **Memento für die Entschlafenen**, das der Verfasser rechtfertigt mit den Worten: „Die Fürbitte für die Entschlafenen ist uralt und es steht ihr nichts entgegen. Daß mit dem leiblichen Tode das Schicksal des Menschen für alle Ewigkeit entschieden sei und der Mensch sofort in die ewige Seligkeit oder ewige Verdammnis eingehe, ist spezifisch protestantische Lehre und wird in der Schrift nirgends gesagt, wäre auch geradezu entsetzlich." Dieser Gedanke der Fürbitte für die Verstorbenen wird (Hochkirche 1923, Nr. 3) von Pfarrer **Costa** aufgegriffen und aus der hl. Schrift wie aus dem natürlichen Bedürfnis zu begründen gesucht, zum Teil auch unter Berufung auf die Schrift von Dr. Fendt: „Die religiösen Kräfte des katholischen Dogmas". Da sagt Costa: „Wir vertreten unter Hinweis auf die angeführten Schriftstellen auch das Recht der Fürbitte in solchen Fällen, wo man eine Gewißheit über den Heilszustand des Verstorbenen nicht gewinnen konnte, nicht in der Meinung, als ob wir dadurch Gott zu etwas zwingen könnten, was er ohne solche Bitte nicht tun würde, aber aus dem tiefen Gefühl heraus, mit dem etwa eine Mutter für ihr Kind betet, der bleibenden Zusammengehörigkeit mit unseren Toten bis zum Augenblick des Gerichts, da eine endgültige Scheidung von Gott vollzogen wird." Dann bringt Costa eine Erzählung von einer Dame, deren beide Söhne im Krieg gefallen waren. Sie wurde katholisch, weil sie hier für das Seelenheil ihrer Söhne beten konnte. Er selbst kennt einen Offizier, der infolge der Kriegseindrücke den tiefen Drang empfinde, für die Toten zu beten, sich darin von der protestantischen Kirche nicht gestützt fühle und deshalb wohl zur katholischen Kirche übertreten werde. —

Eine der letzten Nummern der Hochkirche (Januar 1924) wagt es, auch den **Wert der Heiligenverehrung** zu vertreten, indem sie ein Exzerpt aus Dr. **Hunzingers** (früher Professor der Theologie in Erlangen) Buch: „Hauptfragen der Lebensgestaltung" wiedergibt. Es heißt da: „Erfährt man die notwendige Kraft menschlichen Mittlertums, so muß man auch den Wahrheitskern der katholischen Heiligenverehrung anerkennen. Wer Augen für das Leben in der Geschichte hat, kann nicht zweifeln, daß Unzählige durch diese „Heiligen" Gott näher gekommen sind, höhere Lebensstufen erklommen haben. . . . Die Furcht vor den Auswüchsen des Heiligenkults hat leider den Protestantismus mancher edlen mittlerischen Kraft, die aus den Tiefen der Geschichte zu ihm kommen wollte, beraubt. Will man ihn wieder zum Leben erwecken, so müssen viele Toten wieder auferstehen und den Kindern des technischen Zeitalters begegnen."

So hocherfreulich nun all diese Zeugnisse für katholische Lehren und katholischen Glauben aus dem Munde bisheriger Gegner sind, so dürfen wir doch, so lange die unüberwindlich scheinende Abneigung gegen Rom besteht, auf keine unio in fide hoffen. Aber eines beglückt uns, daß der die beiden großen Lager trennende Zwischenraum an Breite verliert und der Besitz des Gemeinsamen sich mehrt.

Kulturelle Rundschau.

Berlin.

Von Dr. Johannes **Albani.**

Warum sollte sich die Kulturelle Rundschau nicht auch einmal mit der Stadt beschäftigen, die bei allem, was heute in Deutschland getan, gedacht, gewollt wird, sich irgendwie in den Gesichtskreis drängt und ihr Gewicht geltend macht, **Berlin?** Für den Katholiken, für den Politiker, für den Erzieher, gleichviel welcher Art, entsteigen dieser rätselreichen Stadt Probleme. Und diese drängen sich mit um so größerer Wucht auf, da gerade hier nicht nur wegen der zentralen Verwaltung, sondern auch vor allem wegen der Raschheit, mit der die öffentliche Meinung alle Ideen ins Praktische zu wenden geneigt ist, es rasch handeln, aufnehmen oder beseitigen heißt, wenn nicht unübersehbarer Schaden durch Entstandenes oder Versäumtes eintreten soll.

Diese allgemeine Charakteristik ist selber wieder ein Rätsel. Die Lösung liegt einmal in dem rasch und energisch, mit merkwürdiger Lust an Entscheiden und am Entschiedenen sich vollziehenden Leben der Kinder dieser Riesenstadt, die einen, kommt man in höheren Jahren in den Kreis ihrer Energien, entweder jung macht oder ruiniert. In dieser Lust am Entscheiden liegt eine bemerkenswerte eindringliche Suggestivkraft, vor allem dem Süddeutschen gegenüber, der bei aller Lebhaftigkeit des Gefühls, wenn überhaupt, erst nach umfassender Denkarbeit zur Entscheidung kommt und daher den Unterbau von Berliner Entschlüssen leicht, gefühlsmäßig wenigstens, überschätzt. Man tut hier in Berlin gut, sich zwar von der Energie beleben zu lassen, im übrigen aber sich ein wenig mit dickfelligem Selbstgefühl zu rüsten, nach ganz angelsächsischer Methode, und seines eigenen Tempos gewiß zu bleiben. Wenn durch solche Gemessenheit die geistigen Potenzen gestiegen sind und sich dann bemerkbar machen, fügt sich das schnellfertige Volk nicht ungern und läßt sichs nicht übel gefallen, zu einem der Wichtigkeit manches Dinges angemesseneren Tempo genötigt zu werden; denn das muß man dem echten, das heißt dem anständigen, fleißigen, sparsamen, kultivierten Berliner lassen: Ihm ist etwas innerlich Gesättigtes und eine Höflichkeit eigen, die er zwar mit Bewußtsein übt und anerkannt zu sehen wünscht, die ihm aber im Grunde doch Bedürfnis ist.

An temperierenden Elementen scheint es nun leider stark zu fehlen. Die meisten Neuen lassen sich allmählich fortreißen

und machen das Tempo des genius loci mit. Eine frühere Hemmung macht sich durch ihr Fehlen besonders bemerkbar: der Hof. Es war doch früher nicht so einfach, seine Ideen an den Mann zu bringen. Blieb auf diese Art viel Kluges und Heilsames unbeachtet, so wurde doch auch manche Dummheit nicht gemacht. Heute, bzw. gestern gibt oder gab es aber an hohen Stellen eine stattliche Menge Leute, denen auch von gesinnungstüchtigen Parteigenossen recht eigenartige Dinge plausibel gemacht werden konnten, bis sie angesichts der Folgen vor ihrer eigenen Macht Angst bekamen. Was gerade in den letzten Jahren so vielfach gegen Berlin als Reichshauptstadt eingenommen hat, war diese durch ganz Deutschland wirkende Sucht, sich dort einzudrängen und dort maßgebend sein zu wollen, wo man auf grund vieljährigen Schimpfens ein Urteil zu haben glaubte, ohne eines zu haben. Das kulminierte notwendigerweise in der Hauptstadt. Solche Krankheiten pflegen aber dort, wo sie am stärksten auftreten, auch wieder zuerst zu verschwinden. Mich dünkt, Berlin ist da doch ziemlich vorangekommen. Wenn dieses vorlaute Wesen überall auf das dem deutschen Charakter entsprechende Maß zurückgeführt sein wird, bleibt Berlin die gewaltige Stadt mit lebhaftester Auffassungsgabe, die sich nunmehr nicht nur unersprießlichen, sondern auch förderlichen Einflüssen, ja tiefen Seelenwirkungen willig zu öffnen wissen und, recht behandelt, diese gut zu verarbeiten und weiterzugeben fähig sein wird.

Wo findet man denn so leicht in jeder Trambahn, an jeder Haltestelle Junge und Alte, die die kurze Rast benützen, um einen Blick in ein gutes Buch zu tun? Und welche brennende Aufmerksamkeit etwa in einer Konvertitenversammlung! Kurz, was der Berliner macht, das macht er ganz. Dafür, daß er nur Rechtes und Gutes macht, dafür muß eben gesorgt werden. Es ist zwar geschmacklos aber doch auch rührend, wenn in einer Nebenstraße mit einer langen Reihe fliegender Verkaufsstände zwischen Bananen, Taschenfeuerzeugen und extra billigen Socken plötzlich mit Stentorstimme gerufen wird: „Hier zu haben die ausjewählten Werke von Johann Wolfgang von Joethe, wohl einer der jeistreichsten Menschen, dem (sic!) je die Erde jesehen hat.“ Der gesund denkende Berliner, und das ist die große Mehrheit, will etwas werden, um etwas zu sein, und zwar in einem so hohen und anständigen Sinne, wie man es ihm nur immer begreiflich macht.

Es ist mir hier zur unumstößlich festen Ueberzeugung geworden: Was immer unsere lieben Deutschen der Klärung ihrer Zukunft entgegenführt, und wo immer das Weiterführende zuerst erscheint, zu entscheidender Wirkung wird es zuerst hier in dieser Stadt kommen. Denn nirgends ringen Menschen so zahlreich und mit solcher Tatkraft um die Probleme der Gemeinschaft und ihrer eigenen Person wie hier. Dabei ist hier eine so ungeheure Energie zusammengeballt, und ein so bedeutender Teil der deutschen Volkskraft ist diese Energie, daß es unmöglich sein wird, Berlin jemals in die zweite oder dritte Reihe zu drängen. Es wird gut sein, diese Tatsache in jede Berechnung politischer oder erzieherischer Art einzustellen, wenn man sich nicht gründlich verrechnen will. In einer Stadt, wo seit langem etwa 50 Prozent der Kinder nicht getauft werden, fangen die Menschen doch allmählich an, es zu spüren, was es heißt, ohne Weltanschauung zu sein. „Die Ernte reift.“ Es gärt gewaltig.

Der Kunstgeschmack ist in gewissem Sinne ein Symptom. Er symbolisiert die Vorzüge und die Mängel des herrschenden Empfindens der geistigen Lage. Neben architektonischen Leistungen, die einfach beleidigen, finden sich, vor allem in den Villenorten an märkischen Gewässern, Bauten aus neuester Zeit von einer Feinheit und Gesundheit, wie ich sie z. B. in Dresden und auch in München nicht zu entdecken vermochte. Daß die Bühne Berlins neben Stätten übelster Art solche hat, die allenthalben in Deutschland vorbildlich wirken, und zwar mit Recht, bestreitet kaum jemand. Und was die Form der Gesellschaft anlangt, so ist auch hier wieder das Wichtigste vorhanden, nämlich ein unbefangener gerader Ton zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten. Das war wohl nicht immer der Fall. Das Laster beherrscht zwar an einer Anzahl besonders in die Augen fallender Stellen das Straßenbild, aber doch nicht das Leben dieser unendlich tätigen Riesenstadt selbst. Mich dünkt, hier werden in den nächsten Jahrzehnten Kämpfe ausgefochten werden, die man heute nicht für möglich hält. Und die Führerschaft Berlins, die in den letzten Jahren so oft verwünscht worden ist, wird sich in einem Sinn herausarbeiten, der sie eigentlich erst begründet. Ob die geistigen Führer dann dem Weichbilde der Hauptstadt entstammen werden, ist nicht notwendig und auch nicht wahrscheinlich.

Als altem Freunde der Kaiserstadt an der Donau tut es mir eigentlich weh, der rasch ins Ungeheure gewachsenen Stadt auf dem märkischen Sande so hohe Bedeutung beimessen zu müssen. Das Verhältnis der beiden Großstädte ist vielleicht in zugespitztem Sinn das Problem des Deutschtums in Europa, in viel höherem Maße ein Kulturproblem als eines der Politik, ganz wie es dem deutschen Denken entspricht. Sicher ist, daß an beiden Orten noch sehr viel gelernt und vergessen werden muß, soll das Problem lösbar sein. Alle Achtung vor Richard von Kralik. Ich will seinen österreichischen Hoffnungen nicht widersprechen. Aber den Ansatz zu dieser gewaltigen völkischen Aufgabe zu machen, nämlich der Einigung aller Deutschsprechenden mit den von der Geschichte uns angegliederten Nationen, dazu reicht die Kraft des österreichischen Stammes nicht aus und erst recht nicht die Kraft Wiens. Soll Wien einmal das Diadem erhalten, so nur aus freiem Entschlusse des gesamten Deutschtums. Ich habe deshalb den Eindruck, daß man sich gerade in katholischen Kreisen in Wien nach dieser Richtung ein wenig übernimmt. Das katholische Oesterreich oder Süddeutschland muß, ich habe das Programm der im Mai in Wien gehaltenen Vortragsreihe „Der Katholizismus als Erfüllung der Gegenwart“ vor mir, noch sehr viel leisten, bevor es der deutschen Gegenwart als Erfüllung scheint. Hieran aber hängen auch unsere nationalpolitischen Probleme. Vor allem müssen viele Vorkämpfer des Katholizismus noch recht viel lernen wollen. Man ist noch in gar keiner Weise zur rechten Behandlung der vor uns liegenden Aufgaben imstande, wenn man sich im Lernen auf das beschränkt, was Bücher heute bieten. Das, was heute zu leisten ist, wird in Büchern zu finden sein, wenn es geleistet ist. Gute Gelegenheit kann da der Winfriedbund bieten. Hier, wo sich viele der Konvertiten zusammenfinden, die es sich haben sauer werden lassen, in das Wesen der Kirche einzudringen, werden die Pfade aufgehellt und gebahnt, die aus der modernen in die katholische Welt führen. Das ist kein Bund der Triumphe, sondern ein Bund der Mühe und Arbeit und vor allem der sich einfühlenden Liebe. Liebe erzeugt Gegenliebe. Nur diese aber erzeugt den Mut, es nach den Enttäuschungen der Zeit mit den ewigen, dem Gemüt ach so fremd gewordenen Gütern der Kirche zu versuchen. Schon ahnt man vielerorten ihre Herrlichkeit. Aber die Augen sind noch „gehalten“. Man fühlt sich noch modern erhaben. Man hat sich so manches Jahr in angeblicher Ueberlegenheit gesonnt. Es muß wohl noch kühler werden in der modernen Götzendämmerung, bevor sich das Auge der ewigen Sonne öffnet. Die Exerzitien des heiligen Ignatius von Loyola! Welche Fülle widerwärtigster Imponderabilien beherbergen diese Worte für den modernen Menschen! Und welchen Segen führen sie und alles was sich ihnen anschloß, mit sich!

Von hier aus kann sich das Chaos des zusammengebrochenen Zeitalters zum neuen Kosmos gestalten.

Wach auf, gefrorner Christ, der Mai ist vor der Tür,
Fürwahr du blühest nie, blühst du nicht jetzt und hier!

Flammender Mohn.

Du bist wie glutvolles, schwellendes Leben,
Wie es umbrandet des Weltalles Thron;
Lass mich mit dir aus dem Dunkel erheben,
Jauchzend durch lichtvolle Weiten verschweben,
Mit dir berauschen mich, flammender Mohn!

Aus deinem Kelch will das Leben ich trinken,
Leben, das kühn alle Ketten zersprengt,
Leben, das glüht wie der Schwertscheide Blinken,
An seinem Quell will ich jubelnd versinken,
Dass seines Atemzugs Glut mich umfängt.

Tranket ihr Blut in den heimlichen Nächten,
Das nun wie Feuer euch züngelnd umloht,
Das aus euch spricht von verborgenen Mächten?
O, lasst zum glühenden Kranze euch flechten
Mohnblütenflammen so heiss und so rot.

Glut, die dem Grunde des Kelches entstiegen,
Sprühe, zerreisse die dämmernde Ruh!
Zünde das Herz, lass zum Lichte es fliegen.
Flammender Mohn, lass mit durstigen Zügen
Leben mich trinken, denn Leben bist du!

Paula Schnitzler

Das Bamberger Kaiserjubiläum.

Von Hochschulprofessor Dr. Heinrich Mayer.

Am Nord-Ostturm des Domes hängen zwei sehr alte Glocken. Die Ueberlieferung nennt sie nach Heinrich und Kunigunde. So alt sind sie freilich nicht. Aber sie tönen, als wenn Silber in die Bronze gemischt wäre. Ihr Anschlag wird zur Musik und ihr Zusammenklang zur Symphonie. Wenn sie aber ihre Stimmen in diejenigen aller anderen Glocken der Stadt mischen, dann gibt das eine Ouvertüre, wie noch für kein Fest der Welt eine schönere und weihevollere komponiert worden ist. So war das viertelstündige Geläute am 5. Juli abends 9 Uhr, als sich Bamberg anschickte, die 900. Wiederkehr des Todestages seines großen Gründers, des hl. Kaisers Heinrich, festlich zu begehen.

*

Der gotische Domkreuzgang umschließt einen wundervoll lauschigen Garten. Ihm zur Seite steigen die mächtigen Mauern des Domes auf und hoch oben schauen die Türme herein. Fröhlicher Blumenschmuck plaudert in den stillen Bogen. Dort muß man durchschreiten, um in das Obergeschoß des barocken Kapitelhauses zu gelangen. In einem der kleineren Säle spricht hier Weihbischof Dr. Senger über sein Lieblingsthema, die Schätze des Domes: was kaiserliche Freigebigkeit einst der Domkirche vermacht, was die Jahrhunderte daran gemehrt und gemindert, wie 1803 zum Schicksalsjahr für Bambergs Heiligtümer geworden ist. Das war die Einführung. Dann trat man in den großen Saal, einen der festlichsten und wohltuendsten Räume Frankens. Breit strömt das Licht herein. Es flutet über farbenprächtige Buchmalereien, über die Goldstickereien prunkvoller Kaiser- und Kirchenmäntel, über funkelndes Gold, glitzernde Edelsteine, strahlenden Bergkristall. Wem diese meist in Heinrichs Zeit zurückführenden Kostbarkeiten aus dem Domschatz, der Residenzschatzkammer, dem Nationalmuseum und der Bamberger Staatsbibliothek auch nicht mehr unbekannt sind, hier in dem festlichen Raum, in der meisterhaften Aufstellung, in der Zusammenfassung des zeitlich Zusammengehörigen, gewinnen sie erst das rechte Leben. Vom Sternenmantel, dem Weihnachtspallium und anderen großen Textilstücken eingerahmt, stehen in der Mitte drei Vitrinen, die mittlere bekrönt von der an Christi Zeit heranreichenden Schale aus Jaspisglas, darunter das goldene Kreuz, das Königin Gisela ihrer und Heinrichs Mutter ins Grab mitgab. Links in eigener Vitrine der goldene Kronreif, der einst Kunigundens Stirn schmücken durfte, rechts eine spätere, wuchtige Krone, die die Tradition dem hl. Kaiser zuschreiben möchte. Zwischen diesen und vielen anderen Schätzen lebt die längst dahingeschwundene Zeit des großen Kaisers wieder auf.

*

In den Vormittagsstunden des Sonntags (6. Juli) ist große Jugendfeier in der für große Feste wie geschaffenen St. Michaelskirche, wo Dr. Mosterts (Düsseldorf) die Festpredigt und der Bischof von Speyer das Amt hält. Nachher harrt am Domplatz eine riesige Menschenmenge der Rückkehr der zum großen Teil aus Nürnberg gekommenen Jugend. Unheildrohend hängt der tiefumwölkte Himmel über der Bischofsstadt. Aber es bleibt bei einem kurzen Gewitterregen, und wer fluchtartig in die Stadt geeilt war, kehrt erwartungsvoll wieder zurück.

Endlich ziehen die jungen Leute heran. Fahne an Fahne reiht sich an der Terrasse des Domkranzes auf. Ein Massenchor, trefflich geübt, sicher geleitet, von ausgiebiger Blechmusik gehalten, braust über den Platz. Da verkündet auf dem Domkranz ein Herold das Nahen des Kaisers. Gleich darauf erscheint unter der Gnadenpforte des Domes ein roter Baldachin, und von einem kleinen Gefolge umgeben, tritt auf die Terrasse Kaiser Heinrich. Er ist vom Grabe auferstanden, um die Jugend zu sehen. Nun schreiten in vier oder fünf Reihen die Vertreter der verschiedenen Gruppen der Jugend- und Gesellenvereine die Stufen hinauf. In kurzen, schlichten Worten versichern sie den Kaiser ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Treue gegen Gott und Kirche und Gottes Gebot.

Dann aber tritt der Kaiser hervor, entbietet der Jugend seinen Gruß, dankt und spricht ein kurzes Mahn- und Segenswort. Knapp aber wuchtig ist seine Rede. Kirche und Vaterland waren einst der Gegenstand seiner Herrschersorge. Diese Sorge lastet wieder auf seiner Grabesruhe. Die Jugend aber, die da vor ihm steht, huldigend und voll besten Willens, ist seine Hoffnung. Diese Hoffnung im Herzen, zieht er ins Grab zurück.

*

In den zwei reizvollsten und intimsten Räumen der Residenz befand sich einst die fürstbischöfliche Bibliothek. Die Ausstattung mit den bewegten Wandgestellen und geschnitzten Ballustraden gehört der Zeit des Rokoko. Niemals hat man es ja besser verstanden, Bibliotheken einzurichten, wie damals. Hier hat heute der Historische Verein seine Bücher und in den anschließenden Räumen seine Sammlungen. Ein Teil der letzteren mußte aber in der Festwoche höchst ehrwürdigen Gästen Platz machen. Es ist eine Auswahl der Urkunden, die einst das Domarchiv verwahrt hatte und die jetzt ihre alten Tage im Hauptstaatsarchiv in München zubringen. In den Räumen der Bibliothek aber ist heute ein kleiner, ausgewählter Kreis versammelt, der Oberhirte der Erzdiözese in seiner Mitte. Aus dem Raum nebenan setzt ein Streichquartett von Mozart ein. Wie dies zusammenklingt mit der leichten Musik der Rokokoschränke und den lustigen Schnitzereien, die sie krönen!

Dann steht man am Rednerpult den Generaldirektor der staatlichen Archive Bayerns, Dr. Riedner, der, der Bitte des Historischen Vereins folgend, nicht nur seine kostbarsten Schätze zur Verfügung gestellt hat, sondern nun in beredten Worten den Sinn der Urkundenausstellung enthüllt. Wie da die alten Pergamente lebendig werden, die Urkunden des Königs und Kaisers, die Heinrich mit dem Vollziehungsstrich eigenhändig unterzeichnet hat, und die merkwürdige Urkunde der Frankfurter Synode von 1007 mit den Unterschriften all der deutschen Bischöfe, denen Heinrich die Zustimmung zur Bistumsgründung abgerungen hat, eine Urkunde Papst Benedikts VIII., die Heiligsprechungsurkunden des Kaiserpaars und vieles andere! Wie wir nun die Ausstellung selbst betrachten, schaut uns aus den alten Pergamenten die lang vergangene Zeit wie aus einem Spiegel entgegen. Man fühlt sich jenen Ereignissen näher als irgendwo.

*

Es ist am ersten Festsonntag abends vor dem erzbischöflichen Palais. Der Platz trug einst den Namen „In der Bürg", und noch ist hier das Gepräge der alten Domburg nicht ganz verwischt. Meist ist's still hier oben. Aber heute drängen sich die Menschen von allen Seiten her, unabsehbar viele. Nur einen Rasenplatz in der Mitte müssen sie freilassen.

Da leuchtet Fackelglanz auf, Tageshelle flutet über die Mauern der Häuser. Wohl an die 100 Fackeln erscheinen und dreimal so viele Lampions wogen heran. Musikgruppen spielen dazu. So ziehen die Bamberger Jugendvereine heran und umstellen den Kreis in der Mitte mit einem Ring von Lichtern. Sängerchöre setzen ein. Dann löst sich aus dem Dunkel eine Schar rotgekleideter Knaben, blumengeschmückte Ringe über sich haltend, und führen mit staunenswerter Sicherheit das reizende Schauspiel des Schäfflertanzes zu Ehren des Kirchenfürsten auf. Ein Hoch des Führers findet tausendfachen Widerhall.

Sie werden von den Turnern abgelöst, die ihre Reigen tanzen. Man würde sie in der Dunkelheit der Nacht, trotz des Fackelscheins, kaum erkennen, wenn nicht die Lampions in ihren Händen all die reizend wechselnden Figuren des Reigens anzeigen würden.

Von seinen hellerleuchteten Fenstern hat der Erzbischof mit seinen Gästen das schöne Schauspiel verfolgt. Nun richtet er, da lautlose Stille eingetreten ist, mit weit vernehmbarer und verständlicher Stimme Worte des Dankes und der Aufmunterung an die braven jungen Leute. Noch einige Chöre folgen. Die Fackeln sind größtenteils erloschen, auch einige Lampions in Flammen aufgegangen. Aber noch immer ist's ein Wogen von Lichtern vor unseren Augen, und erst mit den wegströmenden Menschenmassen verlieren auch sie sich den Berg hinab.

*

Alle Tage zwischen 8 und halb 9 Uhr früh schicken die zwei ältesten Domglocken ihren Schall ganz allein über die Dächer der Stadt und die Gefilde des Regnitz- und Maingaues ankommenden Pilgern entgegen. Weit stehen die Domtüren offen, auch das Fürstentor mit dem Jüngsten Gericht darüber, das sonst das Jahr über verschlossen ist wie die „Heilige Tür" am Petersdom im Ewigen Rom. Mit fliegenden Fahnen zieht das Volk der Erzdiözese den Domberg herauf. Jeden Tag kommen andere Dekanate. Viele Hunderte kommen, Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen, die Geistlichen voran, leuchtende Ministrantenröcke dazu. Hell und milde leuchten die wundervollen alten Kleider, die die Frauen aus ihren Schränken hervorgeholt haben. Ihren ganzen Stolz und ihre ganze Liebe haben einst die Voreltern da hineingenäht. Allerhand Kopftücher tragen

die Frauen, goldene Kronen die Jungfrauen. Wie lauter heilige Kunigunden kommen sie daher. Das tiefe Leuchten des Karmoisinrot, das Blau und Violett, das hineingemischt ist, das Nebeneinanderlaufen und Durcheinanderfließen aller Farben, es ist wiederum eine Symphonie, und ihr Zusammenschmelzen übt auf das Auge einen ähnlichen Reiz aus wie das Tongewoge aus der Glockenstube auf das schwelgende Ohr. Stolz und demütig zugleich schreiten sie einher, Gebete auf den Lippen. Heller und schöner aber als ihr Gewand leuchtet ihre ernste, festliche Freude.

Dieses Volk weiß, worum es sich handelt. Man sieht ihm an, wie es stolz ist auf seinen großen Wohltäter und Bistumsgründer und wie es glücklich ist in seiner katholischen Religion. Kein Weg ist ihnen zu weit, kein Opfer zu groß. Denn es ist leichter die alten Trachten bewundern, als sie selber tragen. Und sie tragen sie, nicht nur den weiten Weg auf der Landstraße und in der Bahn und zum Dom, sondern bei Predigt und Pontifikalamt, viele nüchtern, um die Sakramente zu empfangen, und gehen damit den ganzen langen Tag. So kommen Hunderte und Hunderte. Es werden Tausende und neue Tausende. Es ist unglaublich, welche Menschenmassen die Tore des Domes schlucken können.

Inzwischen warten die Bischöfe in den ihnen von der Stadt zur Verfügung gestellten Automobilen im Schatten der Residenz. In den ersten Tagen stehen sie hier allein. Aber im Lauf der Woche kommt etwas Neues. Kaum daß sie aufgefahren, sind sie schon umringt. Mütter mit ihren Kindern auf den Armen drängen sich an die Stellvertreter Christi heran, und jedes der Kleinen erhält ein Kreuzlein auf die Stirn und ein liebes Wort dazu. Wir haben den göttlichen Kinderfreund oft gesehen, wie sich ihn Künstlerphantasie ausgedacht hat. Heute ist er wieder lebendig geworden. Werden nicht auch manche dieser Kleinen das bischöfliche Kreuzzeichen auf ihrer Stirne als eine ihrer ersten und schönsten Jugenderinnerungen mit ins Leben tragen?

Endlich hat der Gottesdienst begonnen. Ein Wald von Fahnen blickt vom Peterschor nieder. Die Kirchenstühle sind entfernt, um Raum zu schaffen. Kopf an Kopf füllt die Menge die Kirche. Wie uralte Baumstämme aus dichtem Unterwuchs im Wald, so wachsen die mächtigen Pfeiler aus den Menschenmassen heraus. Von oben gesehen ein Meer von Menschen, und mitten darin, von Kerzen flankiert, schwebt die hohe Deckplatte des Grabes, in dem das heilige Kaiserpaar ruht. In stiller Bewegung liegen Riemenschneiders Marmorfiguren da. Wie in einem Schifflein schwimmen sie über der wogenden Menge. Oder tragen die vielen Menschen das heilige Paar in rührender Verehrung auf ihren Schultern?

So ist es jeden Vormittag während der Woche, so täglich bei der Abendpredigt, und nach ihr sucht eine Lichterprozession ihren Weg durch die Menge und die letzten Lichtschimmer verlieren sich an den hohen Wänden und in den dunklen Gewölben.

*

Wer die Gegenwart vergessen und sich in den Geist des Mittelalters versenken will, muß in den Hof der alten Hofhaltung in Bamberg gehen. In weitem Bogen umgürten die gemütlichen Holzlauben den großen Raum und schützend und wehrend legen sich darüber die gewaltigen Dächer. Hart dahinter ragen die Mauern und Türme des Domes auf und innen murmeln alte Brunnen und rauschen alte Bäume. Hier war einst das Hoflager Kaiser Heinrichs und manches späteren deutschen Kaisers, und glänzende und ernste Tage hat dieser von der Geschichte geweihte Platz gesehen.

Jetzt dehnen sich Bankreihen über die weite Fläche und Kopf an Kopf sitzen sie da, ein paar Tausend Menschen. Jung und alt aus nah und fern. Die Galerien, sonst so still und leer, haben sich gefüllt. Man harrt des **Festspiels**. Ein mächtiger Vorhang trennt den südlichen Teil des Hofes ab. Nur Turm und Giebel einer burgartigen Bühne ragen herüber und noch höher die Galerien und Dächer und über alles der alte Dom.

Das Renaissancetor der Einfahrt öffnet sich und herein sprengt auf einem Schimmel ein Herold in Gestalt und Tracht des „Domreiters" und kündigt das Spiel an. Musik setzt ein. Von den Galerien aus erzählen die „Geschichte" und der „Chronist" Heinrichs Geschichte und Leben. Nun öffnet sich der Vorhang. Auf der sehr großen Bühne entrollt sich ein Bild aus Heinrichs Jugend. In der Regensburger Residenz ist die herzogliche Familie um den greisen Bischof Wolfgang versammelt. Dann zieht Bild an Bild vorüber, von Musik und Deklamation begleitet. Wir sehen die Bistumsgründung, die Domweihe, die Kaiserkrönung, wir sind Zeugen der Feuerprobe Kunigundens, man sieht den Papst in den Dom einziehen und kann einen Blick in die Klosterschule von Sankt Michael werfen. Nach dem Muster alter Buchmalereien kommen die vier zum Römischen Reich gehörigen Nationen, Italia, Germania, Gallia und Sclavinia zur Huldigung vor den Kaiser, und während Heinrichs Tod in ernster Feierlichkeit vorgeführt wird, ertönt eine Trauerglocke vom nahen Dom.

Das Frankenvolk hat ein paar Stunden lang das Leben seines großen Kaisers miterlebt. Von heimischen Kräften wurde alles geleistet. Die Musik stammt von Professor **Schmidkunz**, die Dichtung von Hauptlehrer **Diener**, und heimische Kräfte haben gespielt.

*

Eine **Festakademie** der katholischen Studentenkorporationen, die durch die Gegenwart der Bischöfe geehrt wird, und eine von der Stadt veranstaltete **Schlußfeier** mit wertvollen musikalischen Darbietungen und einer Festrede des Bamberger Kirchenhistorikers Prof. Dr. **Fischer** füllen Vorabend und Abend des 13. Juli.

An diesem Tag aber, Sonntag und Heinrichs Todestag zugleich, birgt Bamberg Menschenmassen wie noch nie. Erst drängen sie, weit über die Fassungskraft des alten Domes, zum Pontifikalamt des apostolischen Nuntius, dann zu den Ausstellungen und zum Festspiel. Höhepunkt und Ende des Jubiläums aber bildet die große **Reliquienprozession**.

Längst hat sie sich in den Straßen der Stadt gebildet, bis endlich die unbeschreiblich schönen alten Domglocken das Signal zur Bewegung geben. Aus dem Fürstenportal treten die Bischöfe mit den sie begleitenden Geistlichen, zuletzt der durch seine außerordentliche Erscheinung und durch sein ganz ungewöhnlich hoheitsvolles Auftreten auffallende Apostolische Nuntius. Dann tragen Alumnen die schweren Gehäuse, die die Häupter des heiligen Kaiserpaares enthalten. Ebenso wird der einst von König Rudolf von Burgund an Kaiser Heinrich geschenkte „Heilige Nagel" in seinem schönen spätgotischen Behälter mitgetragen. Dahinter schreiten Kronprinz **Rupprecht**, der König von Bulgarien, der Bayerische Ministerpräsident und eine stattliche Reihe von Vertretern der Behörden.

Die Menschenmenge, die diese Prozession angelockt hat, ist ungeheuer groß. Niemals sah ich in Bambergs Straßen soviele Menschen. Wo sie nur herkamen! An Straßen und Plätzen, hintereinander gedrängt, auf Mauern und Brunnen, tief in die Hausgänge hinein aufgestellt! Kaum ein Fenster, das nicht von Menschen dicht besetzt wäre, von Andächtigen, Neugierigen, festlich Gehobenen. Kaum ein Dachfenster blieb leer. Da und dort sind sie auf die Dächer gestiegen. Die breiten Fenster der Auslagen zeigen zum Teil völlig ungewohnte Bilder. Am schönsten aber ist es, wo die Menschen innerlich von der Weihe der Stunde ergriffen sind und in der Nähe des Gesandten des Stellvertreters Gottes dessen Nähe selber fühlen und verehren.

Die Sonne schüttet nicht nur ihr Gold, sondern auch ihre Gluten über die festlich bewegte Stadt. Wie die Prozession zum Dom zurückkehrt, wie sich der weite Platz mit Menschen füllt, wie ein gewaltiges Tedeum zum Himmel braust und endlich der Apostolische Nuntius von dem auf dem Domkranz errichteten Altar den sakramentalen Segen gibt, da beginnen schon die abendlichen Schatten sich über die Menschenmengen zu breiten. Lebendig ist's wie selten in den Straßen. Aber in den Herzen herrscht sonntägliche Stille. Und sie wird noch lange darin fühlbar sein.

Vom Büchertisch.

Staatssozialismus. Eine Skizzierung. Bischof von Ketteler, Kolping, Windthorst, Graf Georg von Hertling, Ernst Lieber Gegner des Staatssozialismus. Von Archivrat Dr. Eugen **Mack**. 256 S. gr. 8°. Rottenburg a. Neckar, Badersche Verlagsbuchhandlung 1924. Vorerst noch vom Verfasser (Wolfegg) zu beziehen. Vorzugspreis 3 ℳ. Postscheckkonto 42 481 Stuttgart. — Das ist kein Buch, das ist ein Stück Leben. Leben eines Menschen, der viel Zeit hat und das auch verdient, denn er weiß seine Zeit auszufüllen. Solche Menschen haben eine hohe Kulturbedeutung. Sie können noch viel lesen und das Gelesene ausziehen. Sie können ein großes Stück Welt oder Geschichte aufnehmen und den eiligen Zeitgenossen im Spiegel darbieten. Wer Macks Staatssozialismus durchgelesen hat, der hat miterlebt, was sich um diesen Begriff seit Mitte des 19. Jahrhunderts abspielte. Er hat unter Kettelers Kanzel gesessen und im Deutschen Reichstag Windthorst und Hertling reden hören. Er hat das erste Auftreten von Marx und Lassalle beobachtet und ist an großen Tagen Bismarck begegnet. Die Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes, der Kulturkampf, der Weltkrieg, der 9. November 1918 und

der Hitlerprozeß, das hastige Berlin und das bedächtige Schwaben wirken mit unmittelbarer Gegenwart von Zeit und Ort. Ja, das ist kein Buch. Schon gar keins nach dem üblichen Schema wissenschaftlicher Werke. Es fehlt die systematische Einteilung, die Scheidung in Leitsätze und Beispiele, es fehlen Fußnoten und Sachverzeichnisse. Es ist auch keine Sammlung von Essais. Dafür sind die einzelnen Abschnitte viel zu lang und vollgestopft. Mancherlei läuft mit, was nur sehr lose zum Thema gehört. Diese Formlosigkeit kann abschrecken. Der Verfasser könnte mit seinem ungeheuren Wissen viel weiter wirken, wollte er es übersichtlicher aufbauen. Nur dann fesselt er die vielbeeindruckten Menschen von heute. — Den Staatssozialismus zu überwinden, ist eine der dringlichsten Aufgaben der deutschen Katholiken. Hat er doch seit dem Abgleiten des Zentrums von Hertlings strenger Linie auch uns teilweise in seinen Bann geschlagen und unseren Widerstand gegen einen verhüllt oder offen unchristlichen Staat gelähmt. Der Verfasser erblickt in **Bismarck** den großen Bahnbrecher des Staatssozialismus. Dabei hütet er sich vor dem Fehler mancher Gegner des Eisernen Kanzlers, in Bismarck nur Revolutionäres zu wittern. Er hat im Gegenteil einen feinen Spürsinn für das Konservative in ihm. Ja, wir vermissen bei Mack sogar das Gefühl für das Anarchische, Heidnische, Dämonische in Bismarck und im Preußentum überhaupt. Siehe seinen Optimismus gegenüber Ludendorff (S. 253). Bismarcks Gegenspieler sind Ketteler, Windthorst, Hertling. Der Verfasser ist erfüllt von ihren Ideen und möchte die deutschen Katholiken wieder zu ihnen zurückführen. Damit es ihm gelinge, wünschen wir dem Buch recht viele Leser. Dr. Otto Kunze.

Neue Werke von Felix Nabor, in schmucker, mustergültiger geb. Ausgabe veröffentlicht durch den Verlag der Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhl.: 1. **Das goldene Haus.** Erzählung aus den Tagen Pompejis. 8°. 192 S. Hier bekundet sich wieder der wissenschaftlich und dichterisch fest eingegründete Künstler, den wir in „Mysterium crucis" schätzen lernten, der begabte Schilderer italienischer Natur und Frühkultur, der packende Darsteller erster römischer Christenverfolgung und heldenhaften Martyriums. Eine im Ueberzeugungsglauben gesicherte Ethik durchleuchtet das wertvolle Buch, das noch eine zweite, fast noch schönere Erzählung anschließt: **Die Krone des Lebens.** Erzählung aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Eines Gottsuchers ergreifendes Wanderschicksal zieht vorüber: Durch Griechenland, Aegypten, die libysche Wüste nach Palästina mit des Heilands Wunderwegen, Bethanien und Golgatha, endlich mit seligem, heiligem Heimfinden für Zeit und Ewigkeit. 2. **Die Marienritter.** Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. 8° 158 S. Die lebendig bewegte Handlung ruft Kampf auf zwischen Christentum und Heidentum, Kampf auch gegen grausamen Strandraub. Eine Darstellung wilder Leidenschaften, läuternder Umkehr und sieghafter ritterlicher Tugend. 3. **Griseldis.** Roman aus dem 12. Jahrhundert. 8°. 127 S. Eine meisterhafte Abspiegelung des Griseldis-Schicksals nach Boccaccio. Bei Nabor erfreut die vertieft anschauliche Schilderung mit Hinzugabe einzelner feiner Charakterzüge, besonders bei der Heldin. Das altchronistisch als „Krone der Frauen" gefeierte einstige piemontesische Bauernmädchen, die spätere Markgräfin von Saluzza wird nach schwerstem Dornenwege zum Glanz der Ehren und zur Glorie der Tugend erhöht. 4. **Das Mädchen von Springes.** 8°. 174 S. Liebenswürdige Wiedergabe des bekannten Heldentums einer wackeren Tiroler Bauernmagd zurzeit napoleonischer Gewaltherrschaft. Zwei weitere geschichtliche Erzählungen reihen sich an: **Du mein Oesterreich**, mit Peter Mayr, dem Mahrwirt, als vaterländischem Märtyrerhelden, und **Die Glocken von Lüttich**, eine lebhaft fesselnde Darstellung aus dem 30jährigen Kriege, mit dem Thema der Befreiung des damaligen deutschen Lüttich aus schlimmen Feindeshänden. 5. **Das arme Prinzeßchen.** 8°. 160 S. Ein (anmutig-harmloses) Märchen aus neuer Zeit, für Jungmädchenkreise. Weit gewichtiger in darstellerischer, ethischer, sozialer Beziehung ist die beigegebene Erzählung **Marienblume** aus dem Umkreis des Pariser Frauengefängnisses St. Lazare und aus diesem selbst. 6. **Die deutsche Schmiede.** Roman aus der Gegenwart. Dieser Band darf als Krönung der Gesamtreihe bezeichnet werden. Die Handlung spielt zu München in der Nachkriegszeit, während und nach der Revolution. Sie gibt ein klares, kühnes Bild jener Ereignisse. Man spürt: Nicht nur Wärme, sondern Glut der Ueberzeugung durchdringt die Darstellung, und doch ist die epische Ruhe der Sachlichkeit gewahrt. Hier zeigt Nabor die Bedeutung seiner **Kraft**, die in ihm lebendig wird, sobald er sie an die rechten Stoffe und Themen wendet. Eine herrliche Liebe zu Deutschland, zu seinem Volke, auch dem irregeleiteten, bricht hervor. Wie auf Adlersfittichen rauscht das Lied der wahren Freiheit auf, das zugleich ein Lied der Arbeit, der Ordnung, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ist. Die ethische Forderung „Jedem das Seine" steht im Vordergrunde. Und was das Beste ist: Trotz spürbarer Empörung gegen so viel begangenes schweres Unrecht verliert Nabor doch nie das Maß, trägt er immer das Banner ausgleichender Gerechtigkeit hoch, die noch begreift, auch wo sie verurteilen muß. Das Werk gehört in die weiteren und in geschlossenere Volkskreise, in Haus-, Schul-, Vereins- und Volksbüchereien; je mehr es sich verbreitet, je fühlbarer wird seine Segenswirkung sein. E. M. Hamann.

Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters. Von Karl **Richstätter**, S. J. 2. Aufl. Gr. 8°, 416 S. mit 28 Bildtafeln. München. 1924. Kösel-Pustet, Verlagsabt. Regensburg. Geh. ℳ 8.50, geb. ℳ 11.00. — Ein guter Teil der Geschichte der katholischen Frömmigkeit und des religiösen Fühlens spiegelt sich in der Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung. Im 2. Jahrhundert finden sich ihre ersten Ansätze, um im nachkonstantinischen Zeitalter für lange zu verschwinden. Im 12. Jahrhundert beginnt eine Lösung der religiösen Stimmung. In der Kunst taucht der leidende Kruzifixus auf und im 13. Jahrhundert wird die Passion mehr und mehr Gegenstand der Andacht und Betrachtung. Aus diesem Gedankenkreis ist die Herz-Jesu-Verehrung herausgewachsen und hat ihre zarteste Ausgestaltung in der klösterlichen Mystik zwischen 1250 und 1350 erhalten. Nach einem Rückschlag folgt eine neue Vertiefung im späten Mittelalter. Des Verfassers Studien, die zu vielfach überraschenden Ergebnissen geführt haben, erstrecken sich auf deutsches Gebiet. Es scheint aber in der Tat, daß dieser Zweig religiöser Innigkeit und Innerlichkeit hier die frühesten und reichsten Blüten getrieben hat. Zum Interessantesten gehören die mitgeteilten bildlichen Darstellungen. Sie enthüllen auf den ersten Blick den Zusammenhang mit der Passionsmystik. Ueber das 15. Jahrhundert gehen sie nicht zurück. Aelter sind lediglich die den Herz-Jesu-Gedanken nur andeutenden Darstellungen des Schmerzensmannes und die Johannesgruppe. Eine Mitteilung des gesamten dem Verfasser aus seinen umfassenden Studien jedenfalls vorliegenden Materials einschlägiger Darstellungen wäre sehr erwünscht. Und noch einen anderen Wunsch möchte ich beifügen. Der Verfasser gibt die lateinischen und alt- und mittelhochdeutschen Texte durchaus in moderner Verdeutschung. Das ist nirgends weniger angebracht, als bei mittelalterlicher Lyrik. Gleichwertige Nachdichtungen gelingen sehr selten und bei den gewöhnlichen Uebertragungen geht das Feinste, der eigentliche poetische Gehalt völlig verloren. Es würde kaum eine Mehrbelastung des Buches bedeuten, und diese könnte durch Einsparungen an dem hie und da etwas weitschweifigen Text leicht hereingebracht werden, wenn bei einer Neuauflage die Originaltexte wiedergegeben und die Uebersetzungen zu den Fußnoten oder in einen Anhang verwiesen würden. — Das schöne Buch ist für den Seelsorger ebenso interessant wie für den Wissenschaftler und eine wertvolle Gabe für jeden Freund alter Frömmigkeit, Poesie und Kunst.

Prof. Dr. H. **Mayer**, Bamberg.

Annuaire Pontifical Catholique 1924. XXVII. année. Paris, Maison de la Bonne Presse. 18 Fr. — Dieses kirchliche Jahrbuch, seinerzeit von Msgr. Battandier gegründet, stellt sich in mancher Hinsicht als eine Ergänzung und Erweiterung des Annuario Pontificio dar. Diese Erweiterung bezieht sich vor allem auf die reichlichen persönlichen Angaben und die damit verbundenen Daten. Die reich illustrierte Uebersicht über das von Rom ausstrahlende kirchliche Leben während des vergangenen Jahres, die Einzelheiten über die manchen zurzeit schwebenden Selig- und Heiligsprechungsprozesse, die Bildnisse kirchlich bedeutsamer Personen (z. B. des Prälaten Budkiewicz) geben dem Annuaire seinen besonderen Wert. Da es als kirchliches Handbuch für die Kirche französischer Zunge gedacht ist, nimmt das Französische begreiflicherweise durchwegs besondere Betonung an. Friedrich Ritter von Lama.

Die Orgel. Von Wilhelm **Widmann**. 177 Seiten, mit 63 Figuren auf 23 Tafeln. Kösel & Pustet, Verlagsabteilung Kempten. (98. Bändchen der Sammlung Kösel.) — Dem vorzüglichen Buch von Heinrich **Schmidt**: Die Orgel unserer Zeit in Wort und Bild, dessen Neuauflage vorkängst an dieser Stelle besprochen wurde, tritt nun in dem Buche des geschätzten Eichstätter Domkapellmeisters und Orgelrevidenten W. **Widmann** ein ebenbürtiges Werk zur Seite. In manchen Dingen ist es ausführlicher als das erstgenannte, z.B. in der Beschreibung des Regierwerkes. In den mehr der Praxis dienenden Fragen ist es dem anderen sogar überlegen, so in der Bewertung der verschiedenen Orgelsysteme nach ihren Vorzügen und Nachteilen, in der Anleitung, kleine Schäden (Heuler usw.) selbst zu beheben, oder in dem viel eingehenderen Abschnitt über Orgelprüfungen. Im Gegensatz zu Schmidt, der in einem Anhang „das Wichtigste von der Glockenbaukunst" vom Standpunkt des Musikfachverständigen erörtert, bringt Widmann eine kurze Charakterisierung des Harmoniums und begegnet hierin wiederum einem sehr praktischen Bedürfnis. Denn gerade das Harmonium findet sich in sehr vielen Häusern, und die vom Verfasser ausgesprochene Warnung vor dessen Ueberschätzung ist nur allzu berechtigt. — Verfasser beruft sich — es handelt sich dabei um nebensächliche Dinge — mehrmals auf das bekannte Riemannsche Musiklexikon, 8. Aufl. (die neueste ist übrigens die 12.), während doch die einschlägigen Werke für Instrumentenkunde von Kurt Sachs vorhanden sind, ein Reallexikon der Musikinstrumente (1914) und das Handbuch der Musikinstrumentenkunde (1920). Eine Stichprobe: Handbuch Seite 384 z. B. berichtigt Widmann Seite 174. Wo doch die beiden oben genannten Orgelbücher auch reichlich von den akustischen Grundlagen handeln müssen und die Orgel und ihre Bestandteile auf wissenschaftlicher Basis dargestellt werden, mag es auffallen, daß beide Male nie von der wissenschaftlichen Begründung der Klangfarben der Register die Rede ist und das grundlegende Werk von Helmholtz: Die Lehre von den Tonempfindungen usw., für solche der Praxis dienende Werke nicht ausgeschöpft ist.

Dr. O. Ursprung.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Die zwei Wochen, in denen in den Staatstheatern Ruhe herrscht, wären künstlerisch öde, gäbe ihnen nicht **Bassermann** Farbe und Stimmung. In dieser Woche spielte er in drei Einaktern von Felix Salten: **Vom anderen Ufer.** Es ist schon etwas lange her, daß man die Stückchen auf der Bühne sah. Ganz kluge feuilletonistische Einfälle, mit einer blinkenden Dialektik geschrieben, nehmen es mit Wahrscheinlichkeit nicht sehr ängstlich. Da ist ein Kellner, der sich für einen Aristokraten ausgegeben und alle getäuscht und daraus gewissermaßen ein Recht ableitet, das im Leben zu spielen, wozu eine Begabung ihn fähig macht. Da wird im anderen Stück das Recht zu leben ohne Sorge um den nahen Tod proklamiert und im dritten lebt einer weiter, obwohl sich eine ganze Umgebung schon auf seinen Tod eingestellt hat. Was läßt sich nicht alles dagegen einwenden — aber da kommt Bassermann und stellt drei Figuren von solcher Lebendigkeit hin, daß die psychologischen Einwände verstummen.

Kammerspiele. Dem „Erdgeist" ist die „**Büchse der Pandora**" gefolgt. Anlaß dieser Neueinstudierungen ist **Wedekinds** 60. Geburtstag; deshalb auch „Festvorstellung". Der allgemeine Eindruck war ziemlich matt. Ich habe die Ansicht immer vertreten, wenn die Sensation des peinlichen Stoffes verpufft sei, werde hervortreten, wie gering die Gestaltungsfähigkeit des redseligen Erotikers war. Frau Wedekind spielte wieder die Lulu. Sie hat neulich die dichterische Figur ihres Mannes auch theoretisch dahin kommentiert, daß Lulu keine Dirne, sondern die triebhafte Urgestalt des Weibes sei. Mir erscheint diese sogen. Urgestalt als Entartungserscheinung. Also die Stimmung war nicht gerade festlich. Da hatte man vor zehn Jahren

mehr Lungenkraft, als man mit großen Ueberschwenglichkeiten des Dichters 50. Geburtstag beging, als schon grell die Wetterzeichen aufleuchteten, von denen diejenigen, die sich gerne die Bezeichnung Das geistige München geben, nichts sahen. Wenn man heute den „Wedekind-Rummel" von W. Thamerus (4. Juli 1914 unseres Blattes) nachliest, so fällt es uns auf, wie stark man damals gegen Aussprüche kämpfen mußte, über die heute wohl jeder lächelt (z. B. daß Wedekind der stärkste, kühnste, freieste Charakter seiner Zeit sei). Und warum? Weil sich Tausende einsichtsvoller Männer und Frauen mit ihrer Meinung nicht heraustrauten und so die Ansicht des Wedekindanhanges als öffentliche Meinung abgestempelt werden konnte. Unter den Drahtziehern von damals waren, wie aus dem Artikel hervorgeht, auch Politiker destruktiver Tendenz, denen die destruktive Moral des Dichters herzlich willkommen war. Das Bürgertum setzte sich mit an die Festtafel und meinte, es handle sich nur um Kunst. Ist es heute klüger geworden?

Verschiedenes aus aller Welt. Zum ersten Male seit Ausbruch des Weltkrieges öffnete das Wagnerfestspielhaus in Bayreuth seine Pforten. Es begann mit den Meistersingern, denen Parsifal folgte. Aus den Berichten klingt vor allem die Freude, daß es allen Schwierigkeiten zum Trotz möglich gewesen ist, die Spiele wieder zu beginnen. Es war, so liest man, ein eigentümlicher Augenblick, als sich, wie von unsichtbarem Geiste getrieben, die Zuschauer bei den letzten Worten des die Ehre der deutschen Meister rühmenden Hans Sachs ohne Laut erhoben und sie stehend anhörten. Später stimmte die Zuhörerschaft: „Deutschland, Deutschland über alles" an. — Die Donaueschinger Gesellschaft der Musikfreunde bot wieder einen Kammermusiktag. Die meisten Berichte betonen, daß die drei ersten Jahre stärkere Leistungen geboten hätten. Fast alle aufgeführten Werke gehörten der radikalen Moderne an, in der ein kühler Intellektualismus vorherrscht. Für die Rückkehr zu den einfachen Formen der alten Kirchenmusik sprach sich der Benediktinerprior Dom. Johner (Beuron) in seiner Festpredigt aus. Während des Gottesdienstes gelangte die Missa brevis von Mozart zur Wiedergabe. — In Augsburg sah man Calderons „Großes Welttheater" in Eichendorffs stilvoll eindrucksvoller Wiedergabe. — Der 50. Geburtstag des Dichters Wilh. v. Scholz wurde in Konstanz, woselbst der Schriftsteller wirkt, sehr festlich begangen. Seine wirksamste Bühnendichtung „Der Jude zu Konstanz" ging auf dem altehrwürdigen Münsterplatz in Szene. Im „Wettlauf mit dem Schatten" spielte der Dichter die Hauptrolle.

München. L. G. Oberlaender.

Das Ueberlinger Münsterspiel wird demnächst zu Ueberlingen am Bodensee vor dem ehrwürdigen St. Nikolaus-Münster aufgeführt. Spieler sind die Münchener Quickborner und der Dichter ist einer von ihnen: Alois Johannes Lippl. Wir konnten einer Voraufführung vor der St. Annakirche in München beiwohnen. Das Spiel begann im Abenddämmer. War es nicht wie ein Blick in die tiefere Wirklichkeit, als vor dem Kirchenportal, mitten unter dem gescharten Volk von heut, der Teufel auftauchte? Er will die Menschen verführen, den Dom abzubrechen und die Kreatur zu Gott zu machen. Aus dem Dunkel taucht des Teufels Gegenspieler, der weiße Mönch, der den Dom einst erbaute und weiht sich einen Kämpfer: Johannes. Zwischen dem und der Schar der im Bann des Teufels Handelnden wogt nun der Kampf um den Dom. Selbst Johannes fällt vorübergehend in die Schlinge der Versuchung durch die schöne Maid — doch das Ende ist der Sieg Gottes und die Befreiung der Menschen aus des Teufels Ketten. Singend ziehen sie in den Dom ein. Die Dichtung verleugnet den Einfluß Weismantels nicht. Aber was schadet es, wenn Weismantel Schule macht? Nur seine Breite braucht man nicht nachzuahmen. Das alte Mysterienspiel war bühnenmäßig knapp. Ein paar Streichungen würden besonders am Schlusse gut tun. Die jungen Menschen spielten im übrigen schön. Und wie plastisch und farbig war alles trotz der fast armen Einfachheit. Solche Menschen mögen über die Domstufen geschritten sein, als die hehren Münster erbaut wurden. Und solche Menschen kommen wieder. Das war die frohe Ueberzeugung, als die Fackeln erloschen und das Spiel zu Ende war. — Das Textbuch ist in geschmackvoll schlichter Ausstattung erschienen in den St. Jürg-Werkbüchern, München 1924. Preis 2.50 M. Aufführungsrecht kann erworben werden bei der Vertriebstelle Josef Müller, München, Oberanger 28. Dr. Otto Sachse.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Gegenwärtig wird in London unser Schicksal entschieden. Die Tagespresse hat die Aufgabe, die einzelnen Stimmen zu verzeichnen, und so klingt es an einem Tage ein wenig hoffnungsvoller, am anderen wieder hoffnungsärmer, bald heller, bald trüber; eine Wochenschau dagegen soll die Summe aus den sich widersprechenden Einzelheiten ziehen. Die Mischung aus helleren und dunkleren Farben gibt etwas wie Nebel und wir müssen sagen, dass der Wolkenschleier im gegebenen Augenblick noch keinen Riss zeigt, der einen Ausblick ermöglichte. Fest steht, dass die amerikanischen Interessen mit sehr grossem Nachdruck vertreten werden; das Zustandekommen der 800 Millionen-Anleihe wäre für die amerikanische Geldfülle nützlich und ein sehr gutes Geschäft. Solche Selbstverständlichkeiten zu wiederholen, ist bei uns nicht überflüssig, da Ideologen diese Anleihe immer noch nur zu leicht mit Werken der Philantropie verwechseln. Die Macht, die Amerika durch die Anleihe über die deutsche Wirtschaft erlangen würde, ist nicht gering zu achten und die Sicherheiten, die Amerika für die Anleihe erhält, bieten auch Sicherheit für weitere grosse Geschäfte. Auch die Herstellungs- und Absatzkrise in Amerika, zu denen sich Betriebseinschränkungen und zwei Millionen Arbeitslose gesellen, lassen es wünschenswert erscheinen, den Zugang zu den europäischen Märkten zu erweitern. Das sind alles gewichtige Gründe für die amerikanischen Interessen, um gegen den französischen Imperialismus anzukämpfen und die Gewinnaussichten nicht preiszugeben.

Dass in dieser erwartungsvollen Woche die Börsenspekulation nicht geneigt war, aus ihrer zuwartenden Stellung herauszugehen, ist begreiflich; es hat deshalb keinen sonderlichen Wert, die kleinen Veränderungen des Börsenbarometers von Tag zu Tag zu verzeichnen. Es ging ein lebhaftes Geschäft am Rentenmarkt auf Gerüchte hin, dass die Aufwertungskommission des Reichstags eine kleine Verzinsung der Vorkriegs- und Kriegsanleihen vorschlagen werde, und dass bei neuen Anleihen die alten Emissionen zu einem kleinen Prozentsatz in Zahlung genommen würden. Es ist immer wieder darauf hinzuweisen, dass es sich um Dinge handelt, die nicht spruchreif sind, so lange die Beratungen mit den Sachverständigen nicht stattgefunden haben. Die Gesamttendenz der Börse ward immerhin etwas freundlicher; da die Börse an eine Ergebnislosigkeit der Londoner Verhandlungen nicht glaubt, haben in einigen Industriepapieren Käufe stattgefunden. Wären nicht grosse Kreise früherer Effektenkäufer durch ihre in der Inflationszeit aufgezehrten Reserven völlig ausgeschaltet und die Industrie durch die Geldnot gehindert, so wäre bei den so niedrigen Kursen eine grössere Kauflust vorhanden. Man muss immer beachten, dass die Zahl derjenigen, die heute Effekten noch kaufen können, sehr gering ist. Ein Interesse des Auslandes an deutschen Industriewerten tritt wieder stärker in die Erscheinung. In Reichsbankanleihen fanden grössere Umsätze statt; da dies Institut seinen Goldbestand erhöhen konnte, mehrten sich die Interessenten. Im Zentralausschuss der Reichsbank betonte Dr. Schacht, dass sich nach den Ausweisen vom 24. Juni bis 15. Juli die Lage der Bank günstig entwickelte. Der Zahlungsmittelumlauf zeigte zwar eine mässige Erhöhung, bewegte sich aber noch immer unter 3 Milliarden Goldmark. Die Lage am Geldmarkt betrachtet der Reichsbankpräsident nicht mehr so kritisch wie vor einigen Wochen. Die Zinssätze zeigen sinkende Tendenz, die Einlagen bei den Banken eine erfreuliche Entwicklung. Von Ende Dezember bis Ende April trat ungefähr eine Verdoppelung der Kreditoren ein.

Der auf den 22. Juli berechnete Grosshandelsindex ergibt gegenüber dem Stande vom 15. Juli einen Rückgang um 2,4 Proz., der vor allem durch die Senkung der Getreide- und Kohlenpreise bewirkt wurde.

In dieser Woche fanden die Generalversammlungen der Bayerischen Vereinsbank und der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank statt. In beiden wurde Stellung genommen gegen Pressemeldungen, die das Abhängigkeitsverhältnis dieser Banken zu auswärtigen Gruppen behaupteten. Gerüchte über diese zwei Institute schwirrten schon lange herum, und wir haben öfter ernsthaft erwogen, ob es am Ende doch angezeigt gewesen wäre, zu ihnen Stellung zu nehmen, zumal wir die Ansicht gewinnen mussten, dass es sich teils um Unrichtigkeiten, teils um Uebertreibungen handle. Bei der Vereinsbank wurde ausgeführt, es habe geheissen, die Bank stehe unter Geschäftsaufsicht, habe ihre Zahlungen eingestellt und habe Frankenspekulationen in grösserem Umfang betrieben. Die letztere Behauptung sei durch den Zeitenablauf längst entkräftet. Aus dem Abbau der Filialen werde geschlossen, dass die Bank kein Geld mehr habe. Es gehe indessen nicht an, dass im verarmten Deutschland ein Apparat von 150 Filialen gehalten werde. Ihr Hauptzweck, zur Aufsaugung von Geldern und zum Absatz von Pfandbriefen zu dienen, habe heute seine Bedeutung verloren. Die Filialen verursachten unnötige Unkosten und werden deshalb bis auf 40 abgebaut. Die Verarmung hat auch bei der Bayerischen Vereinsbank Platz gegriffen. Das Goldkapital zusammen mit dem der Bayerischen Handelsbank und den Reserven betrug weit über 100 Millionen. Wenn die Goldbilanz erstellt wird, dann wird ein sehr kleiner Teil des eigenen Vermögens übrig bleiben, und was man mit 100 Mill. Kapital erreichen konnte, das ist bei einem Kapital von 10, 20 und 30 Mill. nicht mehr möglich. Ueber die Kreditrestriktionen äusserte die Bankleitung: Die Einlagen sind gegen Ende 1923 und im Anfang des neuen Jahres abgeflossen, daher wurde an die Debitoren herangegangen zwecks Rückzahlung der Leihgelder. Bestärkt wurde die Bank in diesem Vorgehen durch die Reichsbankpolitik. Rigoros sei nie vorgegangen worden. Gewiss bestehe zu Mendelssohn & Co. (Berlin und Amsterdam) ein Freundschaftsverhältnis, man könne wohl von einem Einfluss, aber nicht von Herrschaftsgelüsten sprechen. Das befreundete Institut sei die Führerin bei der letzten Aktienemission gewesen und als jetzt Aktien in Folge der Gerüchte in Massen an der Börse erschienen, habe Mendelssohn das überschüssige Material aufgenommen. Das Berliner Haus habe jedoch nie daran gedacht, die Bayerische Vereinsbank ihres bodenständigen Charakters zu entkleiden und ihr einen neuen Generaldirektor zu geben. Die Zusammenlegung der Aktien wird viel schärfer ausfallen, als man gemeinhin annimmt. Massgebend für die Bank ist der Gesichtspunkt, endlich wieder einmal zur Aufnahme der Divi-

dendenzahlung zu gelangen. Um wieder zum Verdienen zu kommen, so lange die Verhältnisse nicht bessere sind, ist es notwendig, das Kapital so klein als möglich zu halten. Auf die Dauer muss man daran denken, neues Kapital zu gewinnen. Voraussetzung dabei ist, dass das alte wieder rentierlich wird. In der Generalversammlung der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank wurde ausgeführt, das Institut stehe im Durchschnitt nicht schlechter da, als die anderen grossen und mittleren Banken. Selbst wenn die ungünstige Lage der Wirtschaft anhalten sollte, würden Verluste nicht eintreten. Die Bank habe entgegen verbreiteten Gerüchten fremde Hilfe nie in Anspruch nehmen müssen; sie befinde sich in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu irgendeiner anderen Bank oder einer Gruppe. Ueber die künftige Goldbilanz wurde ausgeführt, dass die Bank starke Substanzverluste habe. Wie stark die Zusammenlegung sein werde, lasse sich noch nicht sagen: Die Gesichtspunkte, nach welchen die Umstellung erfolgen wird, sind einmal das Prestige der Bank, das ein möglichst hohes Aktienkapital erfordert, anderseits die Rentabilität, und diese macht notwendig, das Kapital so zu verringern, dass künftig eine Gewinnausschüttung möglich wird Im ersten Semester des neuen Jahres decken sich Einnahmen und Ausgaben. K. Werner, München.

Herbstreisen durchs Mittelmeer. Nachdem in den kommenden Herbstmonaten der Reiseverkehr nach dem Mittelländischen Meere wieder in erhöhtem Maße einsetzen wird, seien alle Interessenten auf die große, einundreißigtägige Gesellschaftsreise des 15000 Tonnen-Dampfers „Peer Gynt“ aufmerksam gemacht, die am 17. September in Hamburg beginnt. Diese Europa-Asien-Afrika-Reise strebt nach kurzem Aufenthalt in Lissabon mit Besuch der Königsschlösser von Cintra und des Klosters Belem durch die Enge von Gibraltar den eindrucksvollsten Stätten mittelländischer Kultur zu: zunächst erste Berührung mit dem Orient in der spanisch-afrikanischen Stadt Ceuta, dann Malaga mit dem größten spanischen Stierzirkus, Palermo mit den prächtigsten Mosaiken der Welt, Piräus-Athen mit der klassischen Akropolis, Konstantinopel, die glanzvolle Osmanenhauptstadt, Smyrna, Taormina, endlich Neapel mit Pompeji und der blauen Grotte von Capri, Genua, wo die Fahrt endet, im ganzen eine Kette des Schönsten und Großartigsten, was das Mittelmeer bieten kann. Die Preise betragen pro Person Mk. 1550.— und aufwärts. Kabinen, Speisesaal und Gesellschaftsräume des nur für 1. Klasse eingerichteten Luxusdampfers „Peer Gynt“ gewährleisten den Passagieren auch auf diesem Gebiete eine angenehme, behagliche Fahrt. — Da der Andrang sehr stark ist, empfiehlt sich für alle Interessenten frühzeitige Anmeldung. Für weitere Auskünfte, Prospekte und Anmeldungen wende man sich an den Norddeutschen Lloyd, Vertretung München, Briennerstr. 8 (Café Luitpold) Eingang Maximiliansplatz.

Allianz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Berlin.

Goldmark-Eröffnungs-Bilanz am 1. Januar 1924.

A Aktiva	ℳ ₰	ℳ ₰
1. Forderungen an die Aktionäre		22 500 000.—
2. Grundbesitz (s. Ziff. 3 der Passiva)		16 097 950.—
3. Hypotheken (s. Ziff. 7 der Passiva)		827 000.—
4. Beteiligungen an deutschen Versicherungsunternehmungen		4 089 400.—
5. Darlehen auf Wertpapiere		1 —
6. Wertpapiere		4 093 365.10
7. Guthaben:		
a) bei Bankhäusern und Postscheckämtern	6 413 867.67	
b) bei Versicherungsunternehmungen	10 478 021.34	16 891 889.01
8. Rückständige Zinsen (Stückzinsen)		96 472.08
9. Ausstände bei Versicherten, Generalagenten und Agenten		6 772 255.72
10. Barer Kassenbestand		387 290.60
11. Inventar und Drucksachen (abgeschrieben)		1.—
Gesamtbetrag		71 755 624.51

B Passiva	ℳ ₰	ℳ ₰
1. Aktien-Kapital		30 000 000.—
2. Reservefonds		5 000 000.—
3. Grundbesitzentwertungsfonds (s. Ziff. 2 der Aktiva)		6 326 741.—
4. Prämien-Reserven		143 299.79
5. Prämien-Überträge		4 340 486.59
6. Reserven für schwebende Versicherungsfälle		9 135 253.20
7. Aufwertungs-Reserve (s. Ziff. 3 der Aktiva)		827 000.—
8. Sonstige Reserven		2 500 000.—
9. Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen		9 864 309.79
10. Sonstige Passiva und zwar:		
1. Zinsen-Vortrag	7 364.—	
2. Von der Nahmer-Stiftung	50 000.—	
3. Hypotheken auf dem Grundbesitz in Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Stettin und Stuttgart	224 228.—	
4. Guthaben von General-Agenten, Agenten bezw. Dritten	3 336 942.14	3 618 534.14
Gesamtbetrag		71 755 624.51

Allianz Lebensversicherungsbank Aktiengesellschaft in Berlin.

Goldmark-Eröffnungs-Bilanz zum 1. Januar 1924.

A Aktiva	ℳ ₰	ℳ ₰
1. Forderungen an die Aktionäre		4 500 000.—
2. Grundbesitz		
1. nach dem 1. Januar 1924 verkaufter:	346 250.—	
2. gegenwärtiger (s. B 3)	4 905 894 —	5 252 144.—
3. Hypotheken (s. B 6)		10 815 216.17
4. Wertpapiere		150 470.85
5. Vorauszahlungen u. Darlehen auf Versicherungsscheine		— —
Guthaben:		
1. bei Bankhäusern	492 945 01	
2. bei anderen Versicherungsunternehmungen	210 305.52	703 250.53
7. Gestundete Prämien		48 405.01
8. Außenstände bei Generalagenten und Agenten		5 137.56
9. Barer Kassenbestand		30 944.78
10. Inventar und Drucksachen		1.—
11. Sonstige Aktiva		— —
Gesamtbetrag		21 505 569.90

B. Passiva	ℳ ₰
1. Aktienkapital	6 000.000.—
2. Reservefonds	600 000.—
3. Grundbesitz-Entwertungsfonds (s. A 2, 2)	2 124 659.—
4. Prämienreserven	639 962.23
5. Reserve für schwebende Versicherungsfälle	552.75
6. Aufwertungsreserve (s. A 3)	10 815 216.17
7. Gewinnreserve der mit Gewinnanteil Versicherten	113 473.40
8. Sonstige Reserven	761 973.47
9. Guthaben anderer Versicherungs-Unternehmungen	95 838.38
10. Sonstige Passiva	353 894.50
Gesamtbetrag	21 505 569.90

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank / München

Bilanz per 31. Dezember 1923.

Aktiva:

	Mill.-Mk.
Kasse, Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken	3'165,212'968,922
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	1'897,773'974,357
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	10'789,156'677,571
Lombarddarlehen	139,943'870,000
Wertpapiere und Konsortial-Beteiligungen	—.—
Dauernde Beteiligungen	—.—
Debitoren	11'956'139,240,976
Hypotheken- und Kommunaldarlehen	2,848
Bankgebäude	8
Sonstige Aktiva	2'403'983,429
	27'950,630'718,111

Passiva:

	Mill.-Mk.
Aktienkapital	1,025
Reserve	250'601,760
Kreditoren	24'828,383'644,771
(außerdem Mill.-Mk. 1'718,520'520,000 Avale und Bürgschaften)	
Akzepte	66,485'890,000
Hypotheken-Pfandbriefe und Kommunalschuldverschreibungen	3,054
Sonstige Passiva	2'639'623,064
Rechnungsmäßiger Überschuß	3'052,870'954,437
	27'950'630,718,111

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1923.

Soll:

	Mill.-Mk.
Unkosten und Steuern	1'618,357'543,528
Pfandbriefe und Kommunalschuldverschreibungen-Zinsen	1,907'398,738
Beitrag zu Pfandbrief- und Kommunalschuldverschreibungen-Spezial-Reservefonds	200'599,975
Agio-Rückstellung (§ 26 Hyp.-B.-G.)	470
Beitrag zur Pensions-Kasse	22,295
Rechnungsmäßiger Überschuß	3'052,870'954,437
	4'673,336'519,443

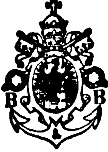
Haben:

Übertrag vom Jahre 1922	16
Hypotheken- und Kommunaldarlehens-Erträgnisse	5,919'013,314
Andere Erträgnisse im Hypotheken-Geschäft	83
Erträgnisse aus Wechseln und Zinsen, Kupons und Sorten	2'369,961'568,571
Provisionen	2'297,455'937,459
	4'673,336'519,443

München, 26. Juli 1924.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

BUTZON & BERCKER G. m. b. H. KEVELAER (Rheinland)



Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles

Schutz- und Trutzwaffen im Kampfe gegen Unglauben und Irrglauben. Von P. Nilkes, S. J. Weiteren Kreisen der Gebildeten und des Volkes dargeboten. 20. Auflage. Herausgegeben von P. Deneffe, S. J. Praktische Apologetik. 512 Seiten. 90:134 mm. Taschenformat. Brosch. G.M. 2.—. Kart. G.M. 2.40. Geb. G.M. 3.75. Die Hauptgebiete der Philosophie, Apologetik, Dogmatik und ein guter Teil der Moral sind in diesem einzigartigen Büchlein kurz in klarer Sprache und packender Form dargestellt. Früher erschienen die „Schutz- und Trutzwaffen" in drei Teilen. Bei der neuen 20. Auflage wurden sie aus praktischen Gründen in einen Band (Taschenformat) vereinigt.

Modernes A B C. Kurze Antworten auf die zahlreichen Angriffe gegen die katholische Kirche von P. Brors, S. J. 175.—182. Tausend. 640 Seiten. 90:134 mm. Brosch. G.M. 2.25. Karton. G.M. 2.70. Gebunden G.M. 4.15. Hunderte Fragen des religiösen Lebens werden hier aufgeworfen und ebenso korrekt wie schlagend beantwortet. Es ist ein moderner Volkskatechismus im besten Sinne des Wortes.

Schlagworte des gottlosen Sozialismus und Kommunismus von einem Franziskanermissionar. 112 Seiten. 31.—40. Tausend. Brosch. G.M. 0.50. 40 „Schlagworte" von Todfeinden christlicher Grundsätze werden in diesem wirklich zeitgemässen Werkchen kurz und bündig, dabei aber gründlich widerlegt von einem Manne, der das Volk lieb hat.

Anstand und Lebensart. Ein Buch der guten Sitten für die schulentlassene Jugend beiderlei Geschlechts von K. Beicht. 224 Seiten. 114:166 mm. Vornehmer Salonband G.M. 3.75. Ein zuverlässiger Freund, ein nie versagender Berater, dessen erprobte Ratschläge einem Gemüt entsprossen sind, das der wirklich feinen Lebensart kundig ist.

Die Jugend von heute .... die Männer von morgen. Lebensführer für Jünglinge von Karl Lorenz. 256 Seiten. 114:166 mm. Geschenkband G.M. 3.75. Der Verfasser, ein lebenserfahrener Mann, zeigt dem Jüngling die Gefahren, die seinen Lebensweg umstehen und gibt ihm oft humorvolle Ratschläge, wie er seine Zukunft zimmert.

Unsere Jungmannschaft. Ein Buch der Lebenskunde von Studienrat Fr. Flinterhoff. 222 Seiten. 114:166 mm. Fein geb. G.M 3.75. Das Büchlein will unseren Jungmännern den Weg zur Höhe zeigen. Zugleich ist es aber auch ein willkommenes Buch für Eltern und Führer der Jungmannen.

Ein Mädchenbuch. Lebenskunde für junge Mädchen von Fritz Flinterhoff, Studienrat. 2. Auflage. 210 Seiten. 114:166 mm. Geschenkband G.M. 3.75. Das vortrefflich ausgestattete Bändchen ist so recht geeignet, jungen Mädchen gebildeter Stände ein Führer auf dem Lebensweg zu sein. Ein sehr empfehlenswertes Festgeschenk.

Spezialverzeichnisse auf Wunsch kostenlos.

Ehe und Familie. Ein Buch für Bräute, junge Frauen und Mütter von Pfarrer Nicolaus Jansen. 286 Seiten. 122:185 mm. Gebunden G.M. 4.50. Geschenkband Goldschnitt G.M. 6.75. Ein Aufklärungsbuch für alle Eheleute und solche, die es werden wollen. Sehr zart und doch mit der notwendigen Klarheit behandelt der lebenserfahrene Verfasser ein wirklich zeitgemässes Thema. Für Nichterwachsene gehört die Schrift unter Verschluss.

Elternpflicht. Erziehung der Jugend zur Sittenreinheit von P. Herber und L. Becker. 6. Auflage. 210 Seiten. 117:156 mm. In Originalb. G.M. 3.—. Dieses Buch vertritt den Standpunkt einer entschlossenen und besonnenen sittlichen Aufklärung. Alle Fragen der sexuellen Erziehung werden dabei mit sicherem Takt behandelt. Das Buch ist ein zuverlässiger Führer auf einem heiklen Gebiete.

Das Buch der Frau. Ein Handbuch für christliche Frauen in ihrer Stellung als Gattin, Hausfrau, Mutter und Erzieherin von Paul Combes. Deutsche Bearbeitung von Domvikar Weber in Trier. 4. Auflage. 330 Seiten. 120:186 mm. Gebunden G.M. 4.50. In einer durchaus edlen Sprache werden die zartesten Familienbeziehungen behandelt. Dabei bringt der Verfasser eine Fülle praktischen Materials. Auch als Hochzeitsgeschenk zu empfehlen.

Das Ave der Heimat. Roman aus Kevelaer von Franziska Rademaker. 2. Auflage. 608 Seiten. 122:185 mm. Halbleinenband G.M. 6.—. Kein sogenannter frommer Roman. Eine bedeutsame literarische Leistung, die überall berechtigtes Aufsehen erregt. Das Werk steht im Gegensatz zu einer früheren ähnlichen Erscheinung des Büchermarktes über Kevelaer, die viel Staub aufgewirbelt hat.

Monika Hagemanns Liebe. Ein Roman aus Neudeutschland von Franziska Rademaker. 320 Seiten. 122:185 mm. Halbleinenband G.M. 5.25. Der Roman ist aufgebaut auf das Prinzip: Kehrt zurück zum Glauben, zu Gott, zum Kreuze. Arbeitet alle durch Liebe, durch gegenseitige Unterstützung des Nächsten an der hehren Aufgabe. Liebet einander, machet aus dem alten Oedland ein deutsches Neuland, ein neues Deutschland.

Die Sammlung **„Aus Vergangenheit und Gegenwart"** besteht aus 121 Bändchen Erzählungen, Romanen und Novellen. Jedes Bändchen ist ca. 100 Seiten stark, im Format 122:188 mm. In mehrfarb. Umschlag G.M. 0.55. Einzeln gebunden in modernen Phantasie-Einbänden G.M. 0.90. Je 3 Bändchen in elegant. Halbleinenband G.M. 3.15.

„Münchener Jugendschriften." Eine Sammlung gesunder Lektüre für Jugendliche im Alter von 9—14 Jahren. Jedes Bändchen 64 Seiten in schönem, farbigen Umschlag G.M. 0.40. Je 5 Bändchen in einem feinen Salon- oder Bibliothekband G.M. 3.15.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32 München, 7. August 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die Londoner Konferenz einigte sich in der Frage, wie eine Verfehlung Deutschlands festzustellen sei, auf die Zuständigkeit des Reparationsausschusses; falls dieser keine Einstimmigkeit aufweist, entscheidet ein Schiedsgericht unter amerikanischem Vorsitz. Nach dieser Einigung erfolgte die Einladung an Deutschland. Die deutsche Abordnung reiste darauf am 4. August nach London ab. An ihrer Spitze stehen Reichskanzler Marx und die Minister Stresemann und Luther. — Ueber die Räumung des Ruhrgebiets hat die Konferenz noch nichts beschlossen.

Die Micum-Verträge wurden bis zum Inkrafttreten des Dawesplans verlängert. Erleichterungen wurden bewilligt für die Ein- und Ausfuhrabgaben, die Zu- und Ablaufsgebühren, sowie für die Kohlensteuer.

Im britisch besetzten Kölner Gebiete ist am 3. August, dem Gedächtnistag der Gefallenen des Weltkriegs, das Hissen der schwarzrotgoldenen Reichsflagge und der Landesflaggen auf Halbmast erlaubt worden.

Die Nationalsozialistische Freiheitspartei hat im Reichstag einen Antrag eingebracht, Artikel 18 der Reichsverfassung aufzuheben. Ein Zeugnis für den maßgebenden Einfluß Ludendorffs in der Partei und die kleindeutsche Richtung dieser sogenannten Großdeutschen.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel ist von der Wunde des Juni-Attentats soweit genesen, daß er am 2. September sein Amt wieder antreten kann.

Die französische Kammer hat mit 346 gegen 110 Stimmen beschlossen, daß die Leiche des vor 10 Jahren ermordeten Sozialisten und Friedensfreundes Jean Jaurès im Pantheon an der Seite der größten Männer Frankreichs beigesetzt werde.

Die katholische Universität Löwen in Belgien ist zum großen Teil abgebrannt.

Die Ueberwindung des Weltkrieges.

Von Dr. Otto Kunze.

In München riefen die Anhänger Hitlers zur Gedenkfeier des Kriegsausbruches das Volk in Versammlungen, wo es Reden anhören sollte über das Thema: Ins elfte Jahr des Weltkrieges! — Die Völkischen haben hier viel Boden verloren, aber daß wir uns noch im Weltkrieg befinden, ist wohl die allgemeine Ansicht, und nicht bloß in München. Frühere Kriege schlossen mit einer Friedenskonferenz ab. Der Weltkrieg erzeugt seit Versailles immer neue Konferenzen, auf denen es fürder zugeht wie zwischen Siegern und Besiegten. Der Krieg ist eben noch nicht überwunden. Wieder berät gegenwärtig eine Konferenz zu London. Sie will den Weltkrieg dadurch überwinden, daß sie die Politik auf sich beruhen läßt und nur die wirtschaftlichen Folgen des Krieges und vielleicht noch mehr des Friedensvertrages in ein erträgliches System zu bringen sucht. Schon können wir aber sehen, daß es nicht recht gelingt. In Gestalt französischer Macht- oder Sicherheitsbelange greift die Politik immer wieder störend ein. Und mag es in London noch so gut ausgehen, der Krieg und die Friedensschlüsse haben zu viele Reibungen hinterlassen: Besetzte Gebiete, unnatürliche Grenzen, vom Volkskörper gerissene Minderheiten, Unterwerfung von Kulturvölkern unter Halbkulturvölker. Der anarchische Zustand unseres Erdteils, der den Weltkrieg herbeizog, ist trotz Völkerbund und Botschafterrat nicht beseitigt, sondern aus einer Anarchie zwischen wenigen Großmächten in ein Chaos zahlreicher Neustaaten, fließender Grenzen und rasch wechselnder Machtfaktoren ausgeartet.

Aller Erfahrung der Geschichte nach wird ein solches Chaos nicht durch Konferenzen von Staatsmännern oder gar durch Entschließungen demokratischer Klubs geordnet, sondern durch den Zwang einer Macht, die herauswächst oder von außen eingreift. Für die französischen Imperialisten ist diese Macht ihr eigenes Land. Frankreichs Soldaten stehen tief nach Mitteleuropa hinein, und die Nachfolgestaaten Oesterreich-Ungarns organisiert es in der kleinen Entente. Für die Kommunisten aller Länder und für viele Unzufriedene anderer Richtung ist Rußland der künftige Eroberer, Beherrscher und Ordner Europas, mag die abendländische Kultur dabei in Grund gewalzt werden. Eine Zeit lang sah es auch aus, als könne ein internationaler Faschismus sich zwischen Frankreich und Rußland einschieben und von Italien, Spanien und Deutschland her den zertrümmerten Erdteil wieder aufrichten. Doch die Hoffnung, aus dem Faschismus könne ein junges Europa werden, voll katholischer Tradition, staatbildend und antibolschewistisch, ist zuschanden geworden, seitdem der deutsche Faschismus im Netz des heidnischen Nationalismus und in der Schlinge des Kulturkämpfers Ludendorff gefangen ist. So findet er keine Bundesgenossen mehr. Auch der italienische Faschismus hat sich durch den Mord an Matteotti befleckt und bisher nicht gereinigt. Und Spanien ist außerhalb Europas in Marokko beschäftigt.

Solche, denen das äußerlich mächtige Deutsche Reich vor 1914 ein Ideal geblieben ist, träumen davon, die vaterländischen oder völkisch-rassischen Kräfte könnten unter starker Hand zusammengefaßt werden und uns durch einen Befreiungs- oder Rachekrieg erlösen. Sie sind dabei nicht alle so unklug wie die fest- und redeseligen Vereinsmeier, die jeden Sonntag in Etappenuniform oder im ordengepanzerten Bratenrock ein Denkmal enthüllen — glücklicherweise war zum 1.—4. August ihr Tatendrang behördlich eingeschränkt. Die Anhänger des Freiheitskrieges arbeiten und werben. Und daß ein Befreiungskampf — nicht aus Rachetrieb natürlich! — an sich sittlich erlaubt ist, kann ihnen kein gesunddenkender Mensch abstreiten. Die Frage ist nur: wozu wird er führen?! Die Aussicht auf Erfolg ist gleich null. Deutschland fehlen die entscheidenden Waffen: schwerste Geschütze, Tanks, Flugzeuge, Giftgase. Und erfänden wir Gleichwertiges, ein Kampf mit diesen Waffen würde Freund und Feind vernichten. Europa würde zur Wüste, vielleicht nicht einmal zu einer deutschen Wüste, von der verbissene Rachekriegsschwärmer schon redeten. — Der Grundfehler unserer Nationalisten ist, daß sie nicht Ordnung wollen, sondern Anarchie. Sie denken nicht weiter als vor dem Weltkrieg, wo sie auch nur an die Macht glaubten und alle Versuche zu friedlicher und rechtlicher Einigung der Staaten wie im Haag 1899 und 1907 ablehnten. Sie haben kein Recht, sich auf 1813 zu berufen. Denn damals kämpfte das legitime Prinzip wider die Revolution. Den gegen Napoleon Verbündeten stand als Ziel eine christliche Staatenordnung vor Augen. Sie dachten europäisch, nicht nationalistisch.

Wie wird aber dann der Weltkrieg überwunden? Vorerst vielleicht durch die Zwangsverwaltung durch das internationale Kapital. Das Ergebnis von London wird hier ein Fingerzeig sein. Diese Herrschaft aber wird nicht dauern. Weniger weil sie unerträglich ist — denn wer sich nicht fügt, verhungert — als weil sie ganz ohne Ideen ist. Die Menschheit front nicht ewig, damit ein Dutzend Bankkönige noch reicher werden. Neue politische Ideen blitzen auf, entzünden Völker und gründen Reiche.

Die Träger solcher Ideen machen sich selbst das Kapital dienstbar. In unseren Tagen lechzt die ganze Welt nach einer organisierenden Friedensidee. Verheißende Worte tönen vom Vatikan, aber noch ist die politische Form nicht gefunden. Einst gab es die Pax Romana, später das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Der Völkerbund ist einstweilen eine Gesellschaft der Sieger, abgesehen davon ein rein mechanisches Gebilde. Leben vermöchte ihm erst Deutschland einzuhauchen, ein Deutschland, das sich auf seine alte europäische Aufgabe besonnen hat. Geschieht das nicht, so sehen wir nur die Möglichkeit einer Pax Britannica. England, das bundesstaatlich gegliederte Weltreich, nimmt Nordamerika hinzu und beherrscht dann den Erdball. Ist dies Gottes Wille, dann findet sich zu seiner Zeit England auch mit der geistigen Weltmacht, mit der katholischen Kirche. Es ist hierfür bedeutsam, daß so manche heilige Seelen im Lauf des letzten Jahrhunderts gerade für die Bekehrung Englands gebetet und zum Gebet aufgerufen haben. Einem katholischen England wird auch Europa, das Festland mit Rom, nicht mehr gleichgiltig sein. Es wird sich den Weg dahin bahnen über das völkisch und geistig unfruchtbare Frankreich, und es wird dem katholischen Deutschland die Hand reichen. — Das sind Zukunftsträume, aber mit 1914 beginnt ja ein neues Jahrtausend.

Großdeutsche Fürstengestalten.

III.

Ludwig III., König von Bayern.

Von Dr. Franz Wetzel-München.

Seiner ganzen Art nach hätte man König Ludwig III. von Bayern das lebendige Gewissen des Konstitutionalismus nennen können. Mit einer peinlichen, oft an Aengstlichkeit streifenden Selbstbesinnung hielt sich dieser sonst so entschlossene Fürst in allen seinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen wie auch in seinen Regierungshandlungen innerhalb der Grenzen der Verfassung seines Landes. Sie galt ihm als das Grundgesetz des Königreichs, das keinerlei Verletzung duldete — selbst wenn er in seinem Innern die seine schöpferisch veranlagte Natur einengenden Fesseln verfassungsrechtlicher Gebundenheit zuweilen als lästig empfinden mußte. Allein ganz Pflicht, wie Ludwig III. als Mensch und Fürst war, wollte er auch in der restlosen Beobachtung der bayerischen Verfassung allen Vorbild sein.

Aus einer solchen, bis zur Selbstentäußerung vornehmen Geistesrichtung erklärt sich auch die für den Geschichtsschreiber wenig erfreuliche Tatsache, daß wir über die innere Stellung König Ludwigs III. zu den großen politischen Lebensfragen des deutschen Volkes, zum gemein- und gesamtdeutschen Problem überhaupt, verhältnismäßig geringe Kenntnis haben. Schriftliche Aufzeichnungen darüber von seiner Hand liegen unseres Wissens überhaupt nicht vor, und selbst während seiner mehr oder minder freiwilligen Verbannung in Wildenwart nach dem Umsturz sprach er sich über das, was ihn an politischen Problemen innerlich bewegte und beschäftigte, auch seinen Vertrauten gegenüber nur sehr andeutungsweise aus.

Und doch wissen wir, daß König Ludwig III. von Bayern ein echt großdeutsch denkender Fürst war, eine jener markanten Führergestalten, die aus der Zeit vor 1866 mit ihren zwar durch die neudeutsche Macht-, Glanz- und Gloriapolitik künstlich in den Hintergrund des Volksbewußtseins gedrängten, aber keineswegs erstorbenen großen deutschen Gedanken in eine geistesarme Gegenwart hineinragten. Ludwig III. war ganz gewiß mehr als der praktische „erste Volkswirt" seines Landes, der er mit Vorliebe sein wollte — er fühlte in seinen Adern den alten und ewig jungen Blutstrom großdeutscher Geschichte, großdeutscher Kultur- und Schicksalsgemeinschaft.

König Ludwig III. war Realpolitiker genug, um dem deutschen Reiche Bismarcks eine sachliche Wertung angedeihen zu lassen; er schätzte die überragende Staatskunst und die zielsichere Willenskraft des „Reichsbaumeisters" nach Verdienst ein und gab sich auch in den langen Jahrzehnten vor dem Weltkriege, da er als bayerischer Prinz dem Lauf der politischen Entwicklung doch sehr nahe stand (wenn auch durch die liberale Hofgesellschaft unter dem Prinzregenten Luitpold mit starkem Mißtrauen beobachtet), keinerlei Täuschung über die formale Stärke des Bismarckischen Preußen-Deutschland hin. Im Kriege selber aber traten alle inneren Regungen und tieferen Erkenntnisse Ludwigs III. zurück hinter dem echt wittelsbachischen Volksgemeinschaftsgedanken, dem die gemeinsame deutsche Not über alle noch so berechtigten Sondererwägungen ging.

Berühmt geworden ist des Königs Treubekenntnis in der gemeinsamen Reichsrats- und Landtagssitzung vom 2. August 1914: „Niemand soll je sagen dürfen, Bayerns König habe auch nur einen Augenblick gezaudert, die Treue zum Reiche durch die Tat zu beweisen." Und in so mancher anderen Kundgebung Ludwigs III. bei den verschiedensten Anlässen während des langen Krieges leuchtet bei allem Ernst der Auffassung doch wieder eine offensichtliche Freude an der Stärke und machtvollen Geschlossenheit des von allen Seiten mit Vernichtung bedrohten Deutschen Reiches auf.

Das ist verständlich — wer von uns hätte in jenen Schicksalszeiten anders gedacht und empfunden! — aber aus solchen Kundgebungen folgern zu wollen, König Ludwig III. hätte im Bismarckreiche auf einmal das Ideal der deutschen Staats- und Volksgemeinschaft erkannt, das hieße dem in die Tiefe der Erscheinungen strebenden staatsmännischen Blicke des Bayernkönigs Unrecht antun. Nach dem Kriege und der Revolution, als von der großangelegten Schöpfung Bismarcks nur noch ein Trümmerhaufen übrig war, konnte Ludwig III. für sich in Anspruch nehmen, daß er dieses Ende des preußisch-deutschen Machtstaates schon bei seiner Gründung vorhergesehen und vorausgesagt habe.

Nie hatte Ludwig III. das Jahr 1866 vergessen, nicht so sehr der preußischen Schrapnellkugel wegen, die er als Andenken an den unseligen deutschen Bruderkrieg bis an sein Lebensende im Oberschenkel mit sich trug — nein, aber er machte nie ein Hehl aus seiner Ueberzeugung, daß er die Bismarckische Politik, die zum Jahre 1866 führte, als ein Verhängnis ansah. Ja, es werden uns von Vertrauten des Königs Aeußerungen aus seiner letzten Lebenszeit berichtet, aus denen wir schließen dürfen, daß er die Revolution von 1918 als eine logische Folge der „Revolution von 1866" erkannte.

Ganz und gar widerstrebte dem aufrichtigen, wahrhaft großdeutschen Sinne Ludwigs III. die bei uns noch viel zu wenig gekannte und gewürdigte hinterhältige, das gemeindeutsche Wohl und Schicksal mißachtende, lediglich die Machtstellung Preußens auf Kosten Deutsch-Oesterreichs bestärkende Politik, die Bismarck zusammen mit dem Grafen Beust in Oesterreich-Ungarn betrieb. Ungarn war für preußische Dolchstoßpolitik gegen Oesterreich ja kein Neuland mehr, und wie seinerzeit Kossuth, so ging auch Beust willig auf die preußischen Gedankengänge ein, als im 1867er „Ausgleich" der Schwerpunkt der Politik des Habsburgerreichs nach Budapest verlegt wurde. Die nachdrückliche Befürwortung dieser, euphemistisch „Dualismus" genannten, staatspolitischen Neuordnung Oesterreich-Ungarns war ein glatter Verrat der Deutschen Oesterreichs an die Ungarn und in naturgemäßer Folge an die Tschechen und all die übrigen späteren deutschfeindlichen Ganerben der Donaumonarchie; sie war auch eine nicht wieder gutzumachende Verhinderung der föderativen Lösung des österreichischen Völker- und Staatsproblems und die Hauptursache des Zerfalles des für den Frieden Europas und die Geltung des Deutschtums im nahen Osten so wichtigen Habsburgerreichs.

Alle diese winkelzügige großpreußische Vormachtpolitik in den Jahren 1866—1870 hatte der zwar noch junge, aber geistig außerordentlich rege und scharfsichtige Bayernprinz genau verfolgt und frühzeitig durchschaut. Nur so verstehen wir die in der offiziellen Geschichtsschreibung leider fast totgeschwiegene, aber ungemein bedeutsame Kritik, die der erst 25jährige Prinz Ludwig in der entscheidenden Sitzung der bayerischen Reichsratekammer vom 30. Dezember 1870 an den sog. Versailler Verträgen, der staatsrechtlichen Grundlage des am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Versailler Schlosses ausgerufenen neuen Deutschen Reiches übte. Die damalige Rede des Prinzen Ludwig verdient wenigstens in ihren Hauptteilen der Vergessenheit entrissen zu werden, nicht nur weil sie in dem unbestechlichen Wahrheitssinn, der aus ihr spricht, für so manchen zeitgenössischen Geschichtsbaumeister eine ernste Mahnung darstellt, sondern auch wegen der ungemein klaren Durchblicke, die sie in die neuere deutsche Geschichte gewährt, und wegen ihres geradezu prophetischen Untertons.

Prinz Ludwig ging in seiner Rede von dem Bedauern aus, daß es nach Lage der Dinge nicht möglich sei, die Versailler Verträge „im föderativen und freiheitlichen Interesse zu modifizieren" — nach beiden Richtungen hin schienen sie ihm also lückenhaft —, es komme lediglich ihre Annahme oder Verwerfung in Frage. Bevor aber der Prinz sein Votum abgab, warf er einen geschichtlichen Rückblick auf die dem 70er Kriege voraus-

gegangenen Jahre, der ganz eindeutig die wahrhaft großdeutsche Gesinnung des Prinzen enthüllte und deshalb im Wortlaut hier wiedergegeben sei:

„Als anfangs der 50er Jahre der Deutsche Bund wiederhergestellt wurde — der Deutsche Bund, der, nebenbei gesagt, uns 50 Jahre, man kann sagen ununterbrochenen Frieden gebracht hat, eine in der deutschen Geschichte noch nie dagewesene Erscheinung — zeigte es sich bald, daß derselbe nicht zureichend, ja im höchsten Grade reformbedürftig sei; nur über die Art und Weise der Reform war man im Zweifel. Es bildeten sich zwei Hauptrichtungen: die sogenannte kleindeutsche, welche den Ausschluß Oesterreichs und die Vereinigung des übrigen Deutschlands unter preußischer Spitze wollte, d. h. mit anderen Worten die Hegemonie Preußens mit dem eingestandenen, manchmal auch nicht gewollten Zwecke des Einheitsstaates — einige gingen sogar so weit, zu sagen, mit dem Endzwecke der Republik, — und die großdeutsche, welche ein das gesamte Deutschland — Oesterreich inklusive — umschließendes engeres föderatives Band erstrebte, welches den einzelnen Staaten die gehörige Freiheit der inneren Bewegung wahren und doch nach außen die gehörige Macht verleihen sollte. Der letzte ernsthafte, in dieser Richtung unternommene Versuch, der deutsche Fürstentag vom Jahre 1863, vereinbarte eine Verfassung, die, wenn auch nicht ein Ideal, doch im höchsten Grade fortentwicklungsfähig war, den deutschen Staaten ihren Bestand garantierte, deren innere Entwicklung nicht störte und zugleich die gehörige Macht nach außen und für die notwendigsten Gegenstände eine gemeinsame Gesetzgebung brachte. Sie scheiterte, wie bekannt, vornehmlich an dem Widerspruche Preußens, welches sich nicht entschließen konnte, Deutschland irgend ein Opfer, auch ein noch so kleines, zu bringen, — desselben Preußens, das uns jetzt so furchtbare Opfer zumutet. Sie scheiterte weiter an der Friedensliebe der deutschen Fürsten, welche es nicht wegen dieser Frage zum Kriege kommen lassen wollten.

Kurz darauf starb König Friedrich VII. von Dänemark. Die schleswig-holsteinische Frage wurde brennend; Oesterreich, seine bis dahin in Deutschland befolgte Politik leider verlassend, schloß sich Preußen an, mit welchem vereint es den Deutschen Bund beiseite setzte und Schleswig eroberte, während Holstein schon früher von Bundestruppen besetzt worden war. Damit war Schleswig-Holstein für Deutschland gewonnen; es war aber zweifelhaft, wem es zufallen solle. Der Deutsche Bund, die Mehrheit der deutschen Fürsten, wollte es dem meiner Ansicht nach rechtmäßigen Fürsten, dem Herzoge Friedrich von Augustenburg übergeben; Preußen wollte es für sich behalten. Der Streit darüber wurde immer heftiger. Es kam zum Kriege von 1866, zu einem Kriege, der die schleswig-holsteinische Frage, zugleich aber auch die ungleich wichtigere deutsche Frage entscheiden sollte. Bayern blieb ungeachtet der ihm von Preußen gemachten schönen Anerbietungen seiner Bundespflicht treu und stand mit dem größten Teile Deutschlands auf der einen Seite, während Preußen im Bunde mit dem Auslande und mit der Revolution in Ungarn auf der anderen Seite stand. Wer siegte, ist bekannt.

Die Folgen zunächst für Bayern waren Gebietsabtretungen, die Zahlung einer bedeutenden Kriegsentschädigung und noch einige weniger bedeutende aber unangenehme Stipulationen, für Deutschland aber dessen Zerreißung. Oesterreich mußte jede Verbindung mit dem übrigen Deutschland lösen; Preußen machte die großen Annexionen im Norden und bildete den stramm zentralisierten Norddeutschen Bund, der in der kurzen Zeit seines Bestehens entschiedene Fortschritte zum Einheitsstaate machte. Die süddeutschen Staaten waren isoliert, unter sich und mit dem Norddeutschen Bunde nur durch das schwache Band der Schutz- und Trutzbündnisse und durch das stärkere der Zollvereinsverträge verbunden. Versuche, die nach dieser Zeit gemacht wurden, namentlich von bayerischer Seite aus, eine engere Verbindung mit den süddeutschen Staaten unter sich und mit dem Norddeutschen Bunde, ja sogar eine Annäherung an Oesterreich herbeizuführen — so die Mission des Grafen Taufkirchen im Jahre 1867 bei der damaligen Luxemburger Frage — waren leider erfolglos."

Geht aus diesen Darlegungen des Prinzen Ludwig sein hoher Sinn für geschichtliche und staatspolitische Gerechtigkeit und für den unverfälschten deutschen Föderalismus hervor, so beweist er in seinen weiteren Ausführungen, daß Bayern sich trotz des schweren Unrechts, das ihm 1866 durch Preußen widerfahren, niemals der Notwendigkeit der Einigung Deutschlands, etwa aus einem verärgerten Partikularismus heraus, verschloß, ja daß es 1870, „obwohl der Krieg nur an Preußen erklärt worden war, eingedenk seiner nationalen Pflicht", keinen Augenblick zögerte, für die deutsche Sache einzutreten. „Man durfte hoffen, daß dieser großherzige Entschluß Bayerns" — entsprechend der allgemeinen Dankbarkeit, die damals aus dem übrigen Deutschland in überschwänglichen Worten Bayern gezollt wurde — „belohnt werde. Man durfte hoffen, daß Bayern in dem neuzugestaltenden Deutschland eine mächtige, seinen Leistungen angemessene Stellung erhalten werde."

Statt dessen habe man die Versailler Verträge bekommen, die Bayern (wie allen deutschen Staaten) vornehmlich große Opfer zumuten und erhöhte Lasten auferlegen.

„Nun weiß ich zwar sehr wohl, daß in jedem Bundesstaate der einzelne Staat Rechte und zwar zugunsten der Gesamtheit aufgeben muß, aber ebensowohl weiß ich auch, daß in jedem wahren Bundesstaate der einzelne Staat diese Rechte in seiner Mitwirkung in der Bundesregierung und in seiner Mitwirkung in der Bundesvolksvertretung wiederfinden muß."

Anschließend übt Prinz Ludwig im einzelnen Kritik an der neuen Reichsverfassung, die „wesentliche Rechte", die eigentlich der Gesamtheit der Bundesstaaten vorbehalten bleiben sollten, der Krone Preußen übertrage und die den deutschen Bundesstaat in seinen lebenswichtigsten Fragen — Entscheidung über Krieg und Frieden, auswärtige Vertretungen und Verträge, Ernennung der Bundesbeamten — dem überragenden Einfluß Preußens überantworte.

„Dadurch bildet das Deutsche Reich keinen eigentlichen Bundesstaat, vielmehr eine Hegemonie, die überdies noch den Uebelstand hat, daß den einzelnen Staaten gegen allenfallsige Uebergriffe der Präsidialmacht soviel wie kein Schutz gewährt ist — ich weiß wenigstens keine einzige Stelle darüber in der Reichsverfassung — und gleich jeder Hegemonie die Gefahr mit sich bringt, daß die Kräfte des Ganzen zu Sonderzwecken der Präsidialmacht, d. h. daß Deutschlands Kräfte zu preußischen Sonderzwecken, zu preußisch-dynastischen Zwecken verwendet werden."

Wenn Prinz Ludwig trotz aller seiner Bedenken erklärte, er werde für die Annahme der Versailler Verträge stimmen, so begreifen wir nach dem Gesagten seinen Zusatz: „aber wahrlich nicht mit leichtem Herzen". Wohl sieht er in der Verfassung des neuen Deutschen Reichs einen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustande und auch der Verfassung des Norddeutschen Bundes, denn immerhin bewirke sie die Einigung des größten Teils von Deutschland bei Wahrung wenigstens eines gewissen föderativen Charakters des Reiches, durch welche „die deutschen Staaten weniger der Gefahr des Aufgesogenwerdens durch Preußen, Deutschland weniger der Gefahr des Einheitsstaates ausgesetzt" sei. Auch begrüßt der Prinz als eine Folge der nunmehrigen Vereinigung Deutschlands die beginnende Annäherung an Oesterreich. Sein großdeutsches Herz aber ist betrübt durch die Feststellung, daß zum neuen Deutschen Reiche, abgesehen von den deutschösterreichischen Ländern, noch andere an Deutschland grenzende, ganz oder doch überwiegend von deutschen Stämmen bewohnte Staaten, wie die Niederlande, Belgien und die Schweiz, die ehedem gleich Bayern zum Deutschen Reiche gehört haben, nicht mehr zählen. Verpaßte Gelegenheiten! Daß auch des Prinzen Auffassung vom deutschen Föderalismus durch die Reichsverfassung Bismarcks nicht befriedigt werden konnte, geht aus seinen eigenen, weiter oben angeführten Worten mit aller Deutlichkeit hervor. Ja, wir können noch einen Schritt weitergehen und sagen: Wenn Prinz Ludwig eingangs seiner Rede von Richtungen spricht, die als Endziel des neuen Reiches den deutschen Einheitsstaat oder gar die deutsche Republik erkennen wollen, dann dürfen wir wohl annehmen, daß er selbst in seinem klugen und weitschauenden Sinne jenes Endstadium der deutschen Einheitsrepublik, das er selber noch erleben mußte, als das Ergebnis einer naturnotwendigen Entwicklung aus einer ungesunden Wurzel heraus vorausgesehen hat. Und deshalb vor allem wird es ihm bei der Abstimmung am 30. Dezember 1870 so schwer ums Herz gewesen sein.

Uns, die wir den Zusammenbruch des Bismarckreiches mitansehen mußten, ohne daß es in unserer Macht stand, rettend einzugreifen, erscheint es heute fast unverständlich, wie der sonst so kluge und weitblickende Politiker Bismarck das politische Naturgesetz, das der junge Bayernprinz so klar erkannt hatte, übersehen und außer acht lassen konnte. Denn es ist doch kaum anzunehmen, daß Bismarck trotz seiner oft betonten Auffassung von der Notwendigkeit der preußischen Vormachtstellung im neuen Deutschland jenes obenerwähnte Endstadium seiner Schöpfung gewollt habe. Man kann das nicht annehmen, selbst wenn man den neuerdings vielverbreiteten Ausspruch Bismarcks kennt, daß er sich gegebenenfalls auch für eine deutsche Republik entschieden hätte, wenn durch diese die Einheit des Reiches besser gesichert worden wäre als durch die monarchische Staatsform.

Bei aller Kritik, die Prinz Ludwig an den Versailler Verträgen übte, verkannte er doch, wie schon früher erwähnt, keineswegs die großen Verdienste und die überragenden staatsmännischen Eigenschaften Bismarcks. Er hatte zu ihm das Vertrauen, daß er den einmal festgelegten bundesstaatlichen Charakter des Reiches gegen alle Versuche der Zentralisten wahren werde, und er brachte seine Anerkennung dem ersten Kanzler des Reiches ins-

besondere bei seiner Verabschiedung durch Kaiser Wilhelm II. entgegen. Diese Anerkennung war durchaus ehrlich gemeint und um so aufrichtiger, als Prinz Ludwig, wie wir annehmen dürfen, über die maßlosen zentralistischen Bestrebungen Kaiser Friedrichs III, denen Bismarck sich mit seiner ganzen Autorität entgegenstemmte, sehr wohl unterrichtet war. (Ueber die unverhohlene Absicht Friedrichs III, das Reich zu unitarisieren und namentlich die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg zu degradieren — Friedrich III. wollte höchstens Herzöge als seine Vasallen neben sich dulden —, geben die vor kurzem herausgekommenen Erinnerungen des Fürsten Philipp Eulenburg bemerkenswerte Aufschlüsse.)

In den mehr als vier Jahrzehnten von der Gründung des Reichs bis zum Weltkrieg fand Prinz Ludwig wenig Gelegenheit, nochmals zu den großdeutschen und föderalistischen Fragen, die seine Jugend beschäftigten, ausführlicher Stellung zu nehmen. Die Tatsache des kleindeutschen Reiches unter Preußens Vorherrschaft war nun einmal gegeben und zwang zur Mitarbeit am Ausbau dieses Reiches, das immerhin ein teilweiser Ersatz des geeinten Großdeutschlands war. Es wäre auch politischer Wahnwitz gewesen, gegen dieses Reich anrennen zu wollen. Dafür war Prinz Ludwig auch wieder ein zu guter Deutscher. Er warf sich mit der ihm eigenen Entschlossenheit und Zähigkeit auf die Beherrschung all der Wirtschaftsprobleme, deren Lösung ihm als dem zukünftigen Regenten Bayerns zur Aufgabe gestellt war. Einmal aber machte er doch die Welt wieder aufhorchen, damals, als er bei dem berühmt gewordenen Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Moskau anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten des Zaren Nikolaus II. den Ausspruch tat, die deutschen Bundesfürsten seien Verbündete, nicht Vasallen des Kaisers. Möglicherweise hat man jener Szene im allgemeinen zu große Bedeutung beigelegt; aber bezeichnend war das Verhalten des Prinzen Ludwig dennoch: es zeugte von stark ausgeprägtem Rechtsempfinden, das jeder Verschleierung der zu Recht bestehenden Verhältnisse sofort entgegentrat. Ebenso streng hielt er sich freilich später an die festgelegten Verfassungsnormen des bayerischen Staates, auch dort, wo man zuweilen gewünscht hätte, er möchte weniger ängstlich eingreifen. Uebrigens soll sich Bismarck über den Moskauer Ausspruch des bayerischen Prinzen höchlich gefreut haben!

Während des Weltkriegs erwachte in dem nunmehrigen bayerischen König Ludwig III. wieder der großdeutsche Traum seiner Jugend. Manche seiner Aussprüche, die von Leuten, welche seine innerste Gesinnung nicht kannten, als „Annexionismus" ausgelegt wurden, so auch seine große Anteilnahme an der Lösung der Vlamenfrage und der Wiederherstellung der deutschen Rheinmündung, all das war nichts anderes als ein Ausfluß seines großdeutschen Denkens und hatte mit Eroberungspolitik nichts zu tun. Doch auch dieser Traum des Bayernkönigs zerrann in Nichts. Kleiner und ohnmächtiger als je ging Deutschland aus dem größten aller Kriege hervor. Die trüben Ahnungen des jungen Bayernprinzen erfüllten sich grausiger, als er selber je gedacht. Als enthronter, gebrochener Greis mußte er von der Einsamkeit Wildenwarts aus mitansehen, wie die deutsche Nation, deren Größe und Einigung in einem wahrhaft großdeutschen Bund ihm stets Herzenssache gewesen war, zum Spielball der Feinde und der eigenen Leidenschaften geworden, auf lange Zeit hinaus aus der Reihe der Völker, in deren Hand das Schicksal Europas und der Welt liegt, ausgestoßen wurde. Und warum? Einem seiner Vertrauten sagte es der greise König bei einem Spaziergang in Wildenwart: Die Revolution von 1918 ist die Folge der Revolution von 1866.

Deutschlands Außenpolitik in der Wilhelminischen Zeit.

Nach den neuesten Veröffentlichungen.

Von Dr. Eugen Jäger, Speyer.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wilhelm II. gab das englische Bündnisangebot an den Zaren weiter. Dreimal, so schrieb er ihm, habe England wegen eines Bündnisses angefragt und ihm dabei hohe Angebote gemacht; er selbst fühle, daß es sich dabei um eine Frage von Leben und Tod handle. Der Zar erwiderte, auch ihm habe England einen derartigen Allianzfühler mit hohen Versprechungen unterbreitet. Ob das Spott oder Ernst war, kann man erst ersehen, wenn auch England seine Archive öffnet. Bei der Charakterlosigkeit des Zaren, seinem steten Schwanken, seiner Unwahrhaftigkeit konnten diese Verhandlungen mit Wilhelm II. nicht geheim bleiben. Wenn auch bei der damaligen politischen Lage wohl kaum der englische Botschafter etwas davon erfahren hat, so ist es noch nicht ganz unmöglich, daß der Briefwechsel Wilhelms mit dem Zaren vor englische Augen kam. Von Wilhelm II. liegt eine Aufzeichnung vor, die Licht auf seine Denkweise wirft. Sie lautet:

„1. Kombination. Der Antrag geht hervor aus der Besorgnis vor den Folgen unseres Flottengesetzes. Im Anfang des nächsten Jahrhunderts würden wir über eine Panzerflotte verfügen, welche im Verein mit andern sich auch vergrößert habenden Flotten England wirkliche Gefahr bringen wird. Daher die Absicht, uns entweder zum Bündnis zu zwingen, oder, wie seinerzeit Holland, zu vernichten, ehe wir stark genug geworden sind. 2. Kombination. Wenn England bona fide wäre, dann wäre die Vereinigung für die Zukunft ausgezeichnet und unser kolossaler Handel gesichert. Wie lange Rußland-Gallien vor solcher Kombination aus Angst Frieden halten werden, ist immerhin fraglich, doch nicht unmöglich. Anderseits weisen wir England ab und gelingt eine feste Verbindung mit Rußland — was Vorbedingung für Abweisung ist, — so kann England Gallien eventuell abspringen und uns mit ihm zusammen erdrücken, vor allem unseren ganzen Handel total zerstören, da er jetzt noch schutzlos und Rußland ihn nicht schützen helfen kann. Dagegen auf dem Land würden wir unsere ganze Heeresmacht, eventuell von Rußland verstärkt, vernichtend auf Gallien werfen können und unser Reich retten."

Lang verhandelte Wilhelm mit seinem „liebsten Nicky" streng persönlich und vertraulich über einen Festlandsbund gegen England; Deutschland, Oesterreich, Rußland und Italien sollten sich vereinigen und Rußland solle Frankreich dazu gewinnen. Diesen Plan eines Kontinentalblockes verfolgte er mit einer bei ihm sonst seltenen Beharrlichkeit. Aber Elsaß-Lothringen wollte er nicht herausgeben, seine Orientreise von 1898, seine Anfreundung mit dem Sultan und der gesamten mohammedanischen Welt, der Plan für eine deutsche, zunächst noch rein wirtschaftliche Politik in Vorderasien (Bagdadbahn) mußten in Rußland und in England stark verstimmen. Den Plan dieser beiden Staaten, die Türkei aufzuteilen, wies der Kaiser ab. Neben den Verhandlungen mit England gingen auch solche mit Frankreich. Als dieses seine zentral-afrikanischen Pläne durch England bedroht sah, streckte es zu Beginn des Jahres 1899 Fühler aus, ob vielleicht ein Zusammengehen mit Deutschland in dieser Frage möglich sei. Am 4. März faßte Bülow die deutsche Stellung dahin zusammen:

„Den französischen Annäherungsversuchen stehen wir höflich, aber ohne Illusionen gegenüber, da wir in denselben zunächst nur das Bestreben erblicken können, Deutschlands Schwergewicht unter einstweiliger Offenhaltung der elsaß-lothringischen Frage zu benutzen zur Niederwerfung der Gegner Frankreichs auf kolonialem Felde, und zwar mit dem Hintergedanken, nach Lösung dieser Aufgabe, gestützt auf den dadurch erlangten Kraftzuwuchs, zur endlichen Abrechnung mit uns wegen Elsaß-Lothringen zu schreiten. In den für die europäische Politik im Vordergrund stehenden Gegensätzen, die einmal zwischen England und Frankreich und sodann wiederum zwischen England und Rußland vorliegen, kann es für uns auch in Zukunft einstweilen nur richtig sein, eine abwartende Mittelstellung einzunehmen." (B. 13, S. 264.)

So spielte die elsaß-lothringische Frage in alle Verhandlungen hinein. Am 5. Mai 1899 hatte Bülow mit dem russischen Botschafter ein vertrauliches Gespräch wegen eines deutsch-russischen Abkommens über den türkischen Orient. Bülow sagte dabei: Deutschland sei bereit, mit Frankreich, aber auch mit Rußland und Frankreich zusammen jedes Abkommen und jede Allianz zu schließen, wenn diese beiden eine allseitige Garantie für den Besitzstand des Dreibundes übernehmen wollten. Selbst ein auf Rußland und Deutschland beschränkter Vertrag sei denkbar, wenn er die Gewähr des gegenseitigen Besitzstandes enthalte (Bd. 13, S. 265). Mit Rücksicht auf die vielen Milliarden, welche Frankreich bereits an Rußland geliehen hatte, konnte der Botschafter auf diesen Vorschlag nur mit einem beredten Schweigen antworten.

Die Deutsch-englischen Bündnisverhandlungen versandeten allmählich. Während seiner Anwesenheit in London im Frühjahr 1901 hatte Kaiser Wilhelm mit seinem Oheim, dem König Eduard VII. zahlreiche politische Gespräche, wobei sich der König stark russen- und franzosenfeindlich gab. Aber auf beiden Seiten fehlte der starke Zwang zum Zusammengehen. Auch hatte England allmählich erkannt, daß auf Kaiser Wilhelm wegen seines unsicheren und schwankenden Geistes kein Verlaß sei. Dazu war die Stimmung in England stark gegen Deutschland und die deutsche stark gegen England erregt. Hier wurde sie durch zahlreiche Unfreundlichkeiten Englands gegen Deutschland auf kolo-

nialem Gebiete immer wieder verstärkt. Zu der Drohung Englands, sich mit dem Zweibund zu verständigen, sagte Bülow: diese Verständigung enthielte für England ungeheure Opfer und werde ihm nichts helfen; es würde sich dadurch schwächen, seine Gegner politisch stärken und zu weiterem Vorgehen ermutigen; Englands Kampf um sein Dasein werde dadurch für kurze Zeit hinausgeschoben — ein geschwächtes England gegen die verstärkten Feinde — und so müsse es schließlich doch noch hilfesuchend zu Deutschland kommen.

Es kam aber ganz anders! Die britische Diplomatie zeigte wieder den Weitblick, der nur erwächst aus Jahrhunderte langer Erziehung und aus einem Standpunkt, der die ganze Erde überschaut. Statt mit Deutschland schloß England am 30. Januar 1902 mit Japan den Bund. Der Vertrag sicherte ihm seine wichtigsten Interessen in Indien und Ostasien, wirkte lähmend auf die russische Politik in jenen Gegenden, bedrohte Frankreichs ostasiatische Kolonien und gab vor allem England freie Hand gegen Deutschland. Denn daß England jetzt mit diesem gebrochen hatte und die Anfreundung an den Zweibund suchte, ohne daß die Gefahren sich einstellten, die Bülow prophezeit hatte, zeigten die Ereignisse, die nun Schlag auf Schlag folgten. Schon aus deutschen Aktenstücken von 1903 leuchtet die Ahnung von einem englisch-russisch-französischen Bündnis hervor, die allmählich festere Formen annahm. Gleichzeitig lockerte sich das Verhältnis Italiens zu seinen beiden Partnern im Dreibund, so daß Generalstabchef Graf Schlieffen dem Auswärtigen Amte bereits Ende Dezember 1903 erklärte, daß auf die Waffenhilfe Italiens nicht mehr zu rechnen sei! Es folgte 1904 Japans Krieg gegen Rußland, wobei das erstere durch England gedeckt und unterstützt, das letztere gründlich geschlagen wurde. Diese Niederlage machte den Zaren nun empfänglich für die englischen Lockungen gegen Deutschland, wobei gleichzeitig der Panslavismus in Rußland alles überflutete. Es folgte das englisch-französische Kolonialabkommen vom 8. April 1904, wodurch Frankreich seine Ansprüche auf Aegypten und den Sudan aufgab, dafür von England freie Hand in Marokko erhielt. Jedenfalls gab Eduard VII. damals bereits Frankreich sichere Hoffnungen auf Elsaß-Lothringen. Die Konferenz von Algeciras 1906 zeigte aller Welt die Vereinsamung der Mittelmächte. Nun gab England auch die Türkei preis und verständigte sich mit Rußland. Die Annexion Bosniens durch Oesterreich 1908, wobei Deutschland Oesterreichs Vorgehen deckte, zeitigte den Entschluß der herrschenden panslavistischen Kriegspartei, jetzt die südslavische Frage im großserbischen Sinne zu lösen und dabei Oesterreich zum Existenzkampfe herauszufordern. Vorbereitung dazu war der Balkanbund und der Balkankrieg vom Herbst 1912. — Im Februar desselben Jahres machte England den vierten und letzten Versuch, in der Flottenfrage mit Deutschland eine Verständigung herbeizuführen. Sie scheiterte am Widerstand des Kaisers und Tirpitzens. Im Briefwechsel zwischen Grey und Cambon vom November 1912 verpflichtete sich England, Frankreich beizustehen, wenn es von Deutschland überfallen werde.[2]) Es brauchte nur noch des letzten Signals, das am 28. Juni 1914 zu Sarajewo hochging!

(Schluß folgt.)

[2]) Nach Asquith S. 72 keine Bindung. D. Schr.

Sommerjubel.

Der rote Mohn, die roten Rosen flammen,
Voll gelber Dolden hängt der Fliederstrauch,
Und honigsüsse, weiche Düfte fliessen
Auf blühende Akazienkronen nieder.
Wie eine bronzegrüne Riesenwelle,
Die jäh erstarrte, steht die heilige Saat.
Gepanzert schweben Gottes holde Engel
Um ihren Reichtum und beschirmen sie
Vor düsterer Mächte ungeheuerem Wallen,
Vor wilden Wettern, die verderblich droh'n.
Voll Melodien ist die reine Luft . . .
Es springen warme Quellen tief in dir —
Gib ihnen Raum und lass sie überfliessen,
In all den grossen Jubel überfliessen! . . .
Blick auf — Verheissung lächelt überall;
Erfüllung folgt der lieblichen Verheissung!

Ernst Noeldechen.

Polnische Probleme.

Von Silesius-Kattowitz.

I. Großpolen und die nationalen Minderheiten.

Als im Jahre 1919 die Entente-Großmächte in den Verträgen von Versailles und St. Germain die Errichtung des polnischen Staates bestätigt hatten, als dann durch die Zuteilung der Ukraine und einiger Teile von Weißrußland und später durch die Teilung von Oberschlesien die Grenzen der jungen polnischen Republik ins weiteste gezogen wurden, da waren sich die damaligen Lenker der europäischen Politik durchaus nicht klar, welche unermeßlichen Kräfte dazu notwendig seien, Polen in seinen ausgedehnten Grenzen zu halten. Man überschätzte einerseits den nationalen Enthusiasmus, der in vielen Kundgebungen der Bevölkerung zum Ausdruck kam und der nach der jahrhundertelangen Unterdrückung des polnischen Volkes durchaus verständlich war; man vergaß aber vollkommen, daß diese Begeisterung, in der das polnische Volk monatelang schwelgte, nicht genügen konnte, ein Staatswesen, das über seine ethnographischen Grenzen hinaus weite Landesteile mit fremder Bevölkerung in sich aufnahm, auszubauen und zu behaupten. Polen hat Völker in sich aufgenommen, die von vornhinein widerstaatlich eingestellt waren. Die österreichisch-ungarische Monarchie wurde zertrümmert, den Völkerschaften des Nationalitätenstaates Oesterreich ist das nationale Selbstbestimmungsrecht gegeben worden, doch ein neues ähnliches Staatengebilde hat sich auf den Trümmern dieses Reiches, auf dem durch den Weltkrieg verwüsteten Teile Rußlands und aus Teilgebieten Preußens gebildet. Das heutige Polen stellt den Typ eines Nationalitätenstaates dar. Diese Methode der Staatenbildung nach dem Völkerringen zeugt am besten von der Vormachtpolitik Frankreichs in Osteuropa. Wenn Frankreich zu seinem „Schutz" die Errichtung von Vasallenstaaten nicht nur begünstigt, sondern fast allein zustande gebracht hat, so kann es doch nicht verhindern, daß die vielen Ukrainer, Weißrussen, Juden und Deutschen, die in den polnischen Staat hineingezwungen worden sind, national erwachen und sich gegen diese Politik stellen.

In Paris scheint man nicht wenig erstaunt darüber gewesen zu sein, daß bei den Wahlen zum polnischen Sejm (Reichstag) 1922 nicht weniger als 86 Mandate dem Block der nationalen Minderheiten zufielen. Wenn man berücksichtigt, daß bei den damaligen Wahlen der Terror überall da einsetzte, wo nationale Minderheiten leben, so wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß eine weit höhere Mandatszahl erreicht worden wäre, wäre einerseits die freie Wahl gesichert gewesen und anderseits die im polnischen Wahlrecht enthaltene Bestimmung weggefallen, wonach die Wahlkreise, in denen nationale Minderheiten leben, zerstückelt wurden, um die abgegebenen Stimmen zu zersplittern. Durch diese Benachteiligung der nationalen Minderheiten sind Tausende von Stimmen verloren gegangen.

Bis zu zwei Jahren nach der Errichtung des polnischen Staates war Polen ohne Sejm und ohne Senat. Die Regierung bestellte einen ihr genehmen verfassunggebenden Sejm und dieser diktierte. Weder Deutsche noch Ukrainer waren in ihm vertreten, nur einige Juden hatten Sitz und Stimme. Seitdem es aber den Vertretern der nationalen Minderheiten möglich gemacht wurde, von der Tribüne des Parlaments aus zu ihrem Volke und zu der Welt zu reden, da bekam die polnische Politik und der polnische Staat ein anderes Gesicht. Jetzt erst erfährt die Oeffentlichkeit, daß die nationalen Minderheiten in Polen 45 Prozent der gesamten Bevölkerung ausmachen, daß also von den etwa 29 Millionen Einwohnern Polens 14 Millionen anderen Nationalitäten angehören und mehr oder weniger ihr Streben darauf setzen, sich früher oder später loszureißen. Das bedeutet eine Belastung für ein gesundes Staatswesen und eine weit größere Belastung für einen Staat, der wirtschaftlich und politisch noch nicht gefestigt ist.

Am schärfsten gegen den Staat sind Ukrainer und Weißrussen. Sie genießen ja den Schutz der väterlichen Hand Moskaus. In der letzten Zeit kann man sichtlich verfolgen, welche Fortschritte die ukrainische Bewegung in Polen macht. Reden, wie sie in ihrer Kühnheit und wilden Kampfandrohung im polnischen Sejm seit der Gründung der polnischen Republik noch niemals gehört worden sind, wurden in den letzten Wochen von der Tribüne des Warschauer Sejm aus gehalten. Man merkt förmlich die gefährliche Gärung eines brodelnden Volkes, und die Ukrainer sind es in der Tat. Die Regierung, die nicht etwa

untätig zusieht, wie bolschewistische Agenten in den Ostgebieten ungehindert ihr zersetzendes Werk betreiben, versucht mit allen Mitteln, selbst mit denen der Gewalt, die Ukrainer bei Polen zu halten. Nachdem Verhaftungen in Unzahl und Auseinandertreiben von Demonstranten mit Spritzen durch die Feuerwehr den gewünschten Erfolg nicht gebracht haben, ja im Gegenteil solche Mittel gerade geeignet sind, die nationale Erhebung der Ukrainer zu stärken, versucht Warschau andere Wege einzuschlagen um sich die Gunst der Ukrainer zu sichern. Während den Deutschen in Oberschlesien die im Genfer Abkommen festgelegten Minderheitsschulen verweigert werden — die übrigen Minderheiten haben überhaupt keine eigenen Schulen — beschließt der Ministerrat in Warschau die Errichtung von Minderheitsschulen für Weißrussen und Ukrainer. Diese beiden Völker, die über 9 Millionen stark in geschlossenen Gebieten wohnen, sollen eine Selbstverwaltung erhalten, und beide Sprachen werden bei Gerichten und Selbstverwaltungen, als der polnischen Sprache gleichgesetzt, eingeführt. Den Außenstehenden mag diese Taktik wundern. Sie mag auch so dargestellt werden, als sei sie auf die Loyalität der polnischen Regierung zurückzuführen. Weder Liebe zum Volke, noch die eingegangenen Verträge sind der Grund, daß den Ukrainern und Weißrussen diese überaus wichtigen Rechte gegeben werden. Dem stillen Beobachter sind diese Maßnahmen selbstverständlich. Man glaubt nicht, mit welcher Intensität und Zielsicherheit die Propaganda von Sowjetrußland aus in den Ostgebieten Polens betrieben wird. Der Notenwechsel zwischen Rußland und Polen im Mai und Juni dieses Jahres warf ein grelles Licht auf die Zustände in den östlichen Wojewodschaften. In öffentlichen Volksversammlungen werden die ukrainischen Bauern aufgefordert, sich zu bewaffnen und den Zeitpunkt abzuwarten, an dem die Losreißung von Polen erfolgen soll. Die Zuversicht dieser Völkerschaften auf ihren Sieg ist den anderen Minderheiten ein Ansporn. Es mag ein halbes Jahr, vielleicht auch ein Jahr noch dauern, aber schon heute kann mit sicherster Bestimmtheit gesagt werden, daß Polen seiner ukrainischen Lande verlustig geht. Das mag an dieser Stelle ausgesprochen werden, damit man draußen von Ereignissen nicht überrascht sei.

In der gleichen Richtung arbeiten die Weißrussen, die in ihrem „hochverräterischen" Treiben den Ukrainern durchaus nicht nachstehen. Die Kämpfe um Wilna, die bis zum heutigen Tage anhalten, sind nichts anderes als Machenschaften der Sowjetregierung gegen Polen und werden von Moskau aus inszeniert. Hinter den Weißrussen steht Moskau. Und welche Macht wagt es bis jetzt, gegen die Sowjets aufzutreten? Rußland läßt sich auch die Hilfe der Litauer gefallen, weil Litauen den Verlust von Wilna nicht verschmerzen kann. Die Kämpfe „irregulärer" Banden an der polnisch-litauischen Grenze nehmen zu und flauen ab, je nach der Lage. Zur Zeit der furchtbaren Explosionskatastrophe in Cotrocent in Rumänien hatten die Kämpfe um Wilna wieder ihren Höhepunkt erreicht. Es bedurfte der dringenden Mahnung des Botschafterrates an Litauen, sich von kriegerischen Handlungen gegen Polen freizuhalten. Mit einer Klugheit, wie sie in Warschau selten anzutreffen ist, benutzte das polnische Außenministerium sogar die Vermittlung des Vatikans, um einen kriegerischen Konflikt mit Litauen zu vermeiden, als die großen Prozessionen an den Pfingstfeiertagen von Litauern nach Wilna geplant waren. Sie sollten wie festgestellt wurde, unter den Teilnehmern bewaffnete Banden, die selbst mit Geschützen ausgerüstet waren, über die Grenze bringen. Es drohte ein Konflikt, dem rechtzeitig Einhalt geboten wurde. Aber mit Sicherheit kann man sagen, daß die Beziehungen Litauens zu Polen sich nie bessern werden. Wilna ist der Hinderungsgrund. Wilna wird heute noch von den Litauern als die Hauptstadt ihres Landes angesehen. Glaubt man etwa, daß das große Polen mit dem kleinen Litauen nicht fertig werden könnte? Wenn man in Warschau nicht wüßte, daß Moskau auf Lauer liegt! Das ist auch der Grund, weshalb Polen einen kriegerischen Konflikt mit Litauen vermeiden will. Polen würde sonst mehr verlieren als Wilna. Die Weißrussen lauern auf diesen Krieg. Es ist hochinteressant, die feinen Fäden zu verfolgen, die hier im Osten gesponnen werden, die nach außen hin einen verworrenen Knäuel darstellen und doch so fein verzweigt sind. Sie kommen in Moskau zusammen. Für jede Erscheinung, für jede Bewegung, für jedes Attentat und jede Explosion findet man eine Erklärung, die durchaus begründet ist.

In einem ganz anderen Verhältnis zum polnischen Staate stehen die Deutschen und die Juden. Die Juden sind stärker vertreten als die Deutschen. Sie arbeiten auch mit mehr Intensität und Kraftanstrengung. Ihre Stärke liegt in der Wirtschaft Polens begründet. Den Juden vermag die Regierung keinen Streich zu spielen. Sie antworten mit einem Schabernack. Es genügt ein Tip für die schwarze Börse und die Juden im Lande stoßen die Zlotys ab. Die Folge davon ist, daß der Wert der neuen Währung sinkt. Einen solchen Streich haben die Juden dem jetzigen Ministerpräsidenten Grabski gespielt, als er das erstemal Finanzminister war und ihnen keine Zugeständnisse in wirtschaftlichen Fragen machen wollte. Grabski hat wohlweislich eingelenkt. Die Juden haben auch einen überaus starken Halt in ihren internationalen Verbindungen. Man mag sie Logen oder sonstwie nennen, sie bestehen und sind auch den übrigen nationalen Minderheiten von Nutzen. Die polnische Regierung weiß genau, daß sie solange keine Auslandsanleihe erhält, als die Minderheiten klagen. In diesem Falle jedoch sind Minderheiten und Juden identisch. Deshalb sind die Juden, die außerdem über die hervorragendsten politischen und Wirtschaftsführer verfügen, nicht den Schikanen und Unterdrückungen ausgesetzt wie die Deutschen. Der einzelne Jude mag auf der Straße geprügelt werden, aber vor der Masse hat die Regierung Achtung und Sorge um sie.

Die Deutschen, als die kleinste Minderheit in Polen, haben 17 Vertreter zum Sejm entsandt. Im Inneren des Landes, in Lodz und Galizien werden sie nicht so bedrückt und schikaniert wie ihre Volksgenossen in den Westmarken. Das ist darin begründet, daß das offizielle und inoffizielle Polen gegen Vertrag und jedes Recht mit aller Macht dahin strebt, die Westmarken von den Deutschen zu „säubern". Davon zeugen die Reden des polnischen Staatspräsidenten Wojciechowski in Posen und Karthaus, die Hetzreden des jetzigen Kriegsministers Sikorski und die Bestrebungen, den Minderheitenschutzvertrag, den Polen eingegangen ist, zu kündigen. Davon zeugen auch die vielen Liquidationen der deutschen Güter in Posen und vor allem die Ausweisungen der dortigen Optanten. Bis zum heutigen Tage, also nach fünfjährigem Inkraftsein des Versailler Vertrages, ist die Frage der Posener Optanten und Liquidationen noch nicht geregelt. Die Deutschen in Oberschlesien werden von diesen Schwierigkeiten weniger betroffen. Hier hat außer dem Minderheitenschutzvertrag das Genfer Abkommen Geltung, über dessen Durchführung das Auge des Völkerbundes, vertreten durch den Präsidenten der Gemischten Kommission, Bundesrat Calonder, wacht. In Oberschlesien ist es aber der roheste Terror der Aufständischen und des Westmarkenvereins (ein Gegenstück zum früheren Ostmarkenverein in viel schärferer Form), der jede Entfaltung der Deutschen unterbindet. Unter der stillen Duldung der Regierung hat sich in Oberschlesien aus diesen beiden Organisationen eine Nebenregierung herausgebildet, die die eigentlichen Geschäfte führt. Ist es doch bemerkenswert, daß seit der Abtretung Oberschlesiens an Polen keine einzige deutsche Volksversammlung infolge Terror stattfinden konnte. Selbst die Abgeordneten sind nicht in der Lage, ihren Wählern Rechenschaft zu geben. Und in der Tat, die Deutschen sind die loyalsten Bürger des polnischen Staates unter den Bürgern nichtpolnischer Nationalität. Der Terror und die Schikanen haben das Deutschtum in Polen gestärkt. Leider ist die Geschlossenheit, die notwendig ist, um einen aussichtsreichen Kampf zu führen, unter den Deutschen Polens nicht vorhanden. Die Gegensätze, hie katholisch, hie protestantisch, sie wirken sich auch im Auslande aus. Darüber wird in einem eigenen Aufsatz zu sprechen sein.

Die hier aufgeworfenen Fragen, von denen jede einzelne ein Problem ist, machen der polnischen Regierung mehr Sorge als angenommen werden durfte. Die falsche Minderheitenpolitik in Polen wird das aufgeworfene Problem lösen. Nicht in dem Sinne, in dem es die verblendeten polnischen Nationalisten lösen wollen. Gewalt erzeugt nur Gewalt. Oesterreich ist das beste Beispiel dafür. Obwohl die Tschechen, Polen, Kroaten und Slowenen im alten Oesterreich nicht entfernt der Entrechtung ausgesetzt waren, wie die Minderheiten in Polen, ist das Habsburger-Reich in sich zusammengefallen. Das Minderheitenproblem in Polen ist eine Frage von internationaler Bedeutung. Und schon die nächste Zeit kann Ueberraschungen bringen.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Berichtigung. In Albani, Kulturelle Rundschau Nr. 31 S. 473 Zeile 6 von unten muß es heißen: „Ihm ist etwas innerlich Gefälliges . . . eigen." Statt: Gesättigtes.

Das Zentrum als Weltanschauungspartei.

Von Dr. Richard Mai, Saarlouis.

Die Diskussionsebene, die durch die drei Aufsätze von Finke, Dr. Färber und Dr. Kunze in Nr. 21 der Allg. Rundschau festgelegt worden ist, hat sich verschoben. Aus der Frage nach dem politischen Ideengehalt des Zentrums ist die Frage nach seinem weltanschaulichen Untergrund geworden und zwar nicht eine Welch-Frage, sondern eine Wie- und Ob-Frage. Ihrer Grundsätzlichkeit entsprechend verwehre ich mir in der Hauptsache, den historischen Weg einzuschlagen, sondern suche der Antwort auf Grund einer Gedanken-Analyse und -Synthese nahezukommen. Es handelt sich ja nicht um eine tote Vergangenheit, sondern um eine lebendige, aufschlußheischende Gegenwart. Soll die Kontroverse fruchtreich sein, so muß ihr Ziel auf Klärung der Ideen gehen, muß sie das Verbindende und Trennende herausschälen, muß sie entweder zur Feststellung eines Gegensatzes oder zu einer durch Irrverständnisse bisher verdeckten Gemeinsamkeit kommen. So stelle ich noch einmal die Frage: Ist das Zentrum Weltanschauungspartei oder politische Partei?

Statt von einer Definition der Begriffe auszugehen, ziehe ich diesmal vor, von den Konsequenzen aus den Anlauf zu nehmen, indem der von Finke und mir schon einmal gerahmte Begriff der Weltanschauungspartei als Grundlage dienen soll. So wie ich Finke verstanden habe, zieht er aus dem Begriff der Weltanschauungspartei folgende Muß-Konsequenzen. Will eine Partei auf den Titel Weltanschauungspartei Anspruch machen, so muß sie sämtliche zu dieser Weltanschauung sich Bekennenden vereinigen, d. h. es darf keiner, der von seiner Weltanschauung überzeugt ist, einer anderen Partei angehören. Absplitterungen wären also ebenfalls unmöglich, weil sie zugleich ein Abrücken von der betreffenden Weltanschauung bedeuten würden. Eine weitere Folgerung aus dieser Auffassung ist die, daß eine Weltanschauungspartei unfähig ist, ein bestimmtes Staatsideal selbstständig und allen gerecht werdend zu formen. Im Zusammenhang damit steht die Behauptung Dr. Kunzes, daß eine solche Partei an sich politisch passiv sein muß nnd nur in Aktion tritt, „wenn ein staatlicher Uebergriff, ein politisches Ereignis, ein Gesetzentwurf, ein öffentlicher Skandal ihre Weltanschauung berührt". Stellen wir die Negativformeln dieser behaupteten Konsequenzen auf, so lauten diese: Keine Weltanschauungspartei ohne Umfassung aller zu ihr Gehörenden — Unmöglichkeit des Nebeneinanderbestehens zweier Parteien gleicher Weltanschauung — ausschließliche Fähigkeit zur Aktivität in der religiösen Sphäre.

Diesem Begriff der Weltanschauungspartei steht der meinige gänzlich andersgeartet entgegen. Wir wollen ihn durch Analyse vergleichsfertig und synthesebereit machen. Was bedeutet Weltanschauung? Sie ist eigenpersönliches Verhältnis des Menschen zu Gott und Welt und deren Realitätsassoziation. In diese Definition ist das Glauben oder der Glaube als selbstverständlich eingebaut. Es handelt sich ja nicht darum, alle Grundstützen des Begriffes „Weltanschauung" darzutun, sondern den reinen Begriff heraufzubeschwören. Weiter ist es notwendig, den Begriff „Partei" zu konstituieren. Partei ist ein organisierter Zusammenschluß von Personen zu einem bestimmten Wirkungszweck. Wir schließen ausdrücklich das Zufällige, wie es in dem Wort „Gruppe" enthalten ist und im Begriff „Partei" häufig mitschwingen geheißen wird, aus, da es nicht wesentlicher Faktor ist, ja sogar widerstrebender. Wie sind nun die Begriffe Weltanschauung und Partei zu vereinigen. M. a. W. Was ist Weltanschauungspartei? Mit Weltanschauungspartei bezeichne ich die Partei, die als organisierter Zusammenschluß von Personen oder deren Vertretern den Zweck hat, die Weltanschauung zur Wirkung zu bringen. Es ist die Frage, auf welcher Ebene sich diese Wirkung vollziehen soll. Es muß ein Neben- oder Mittelzweck eingeschaltet werden, der an sich sehr verschieden sein kann. In unserem Falle ist der Mittelzweck politisch. Es gilt also, die Weltanschauung zur politischen Wirkung zu bringen. **Der Zweck der Zentrumspartei ist es, die katholische Weltanschauung in der politischen Atmosphäre zur Entfaltung und Herrschaft emporzutragen.** Die katholische Weltanschauung ist das Fundament der Zentrumspartei. An sie muß bei jeder politischen Handlung die Frage gerichtet werden; sie muß stets den politischen Horizont abgrenzen. Ihr kommt der Primat des Wortes und der Handlung zu. Der katholische Politiker muß stets die Frage auf den Lippen haben: Wie ist diese oder jene politische Tat, diese oder jene politische Grundsetzung mit der katholischen Weltanschauung vereinbar?

Welche Folgerungen sind aus diesem Begriff zu ziehen? Zunächst begeben wir uns in die Abwehrstellung und fragen, ob dieser Begriff mit jenen obenerwähnten drei Notwendigkeitsmomenten notwendig verbunden ist. Muß das Zentrum als Weltanschauungspartei **alle Katholiken umfassen?** Eine Notwendigkeit ist nicht gegeben, denn wie der Mittelzweck nicht politisch zu sein braucht, so braucht auch der politische nicht einseitig bestimmt zu sein, sondern kann auf verschiedenen Wegen die katholische Weltanschauung wirkungshaft machen. Es führen auch politisch viele Wege nach Rom. Hier gräbt meine Behauptung ein, daß das Zentrum nicht notwendig konservativ zu sein braucht, sondern auch demokratisch, sozialistisch usw. sein kann. — Mein Gegensatz zu Finke kommt offenbar teilweise daher zustande, daß Finke die Ausdrücke konservativ usw. mehr historisch faßt und ich sie mehr nach der gegenwartspolitischen Seite hin richte. — Mit dieser Frage ist innig die nach der Möglichkeit des Nebeneinanders zweier Parteien gleicher Weltanschauung verknüpft. Sie ist eigentlich schon beantwortet. Denn sind verschiedene politische Wege auf gleicher Weltanschauung möglich, so auch verschiedene Parteien gleicher Weltanschauung und zwar alle mit dem Charakter der Weltanschauungspartei. Der Scheidepunkt liegt eben in dem Mittelzweck. Diese grundsätzliche Trennungsmöglichkeit schließt natürlich nicht die einer katholischen Einheitspartei aus. Das lebendige Bild dieser Verhältnisse haben wir in dem Gegensatz **Zentrum — Bayerische Volkspartei.** Beide sind katholische Weltanschauungsparteien, aber beide sind politisch getrennt durch die Verschiedenheit der Wege, auf denen sie die katholische Weltanschauung wirkungsvoll begründen wollen. Anders liegen die Verhältnisse bei den katholischen Politikern, die anderen Parteien angehören, mögen diese rechts oder links gerichtet sein. Diese stellen bewußt oder unbewußt einen anderen Faktor über die Religion, sei es Nation oder Internation, seien es wirtschaftliche Interessen der Arbeiter oder Unternehmer. Ihr Ziel ist nicht, die Politik mit der Religion oder Weltanschauung in Einklang zu bringen, sondern höchstens umgekehrt. Sie rauben der Religion den Primat, den auch die Politik anerkennen soll. Das dritte behauptete Notwendigkeitsmoment ist die politische Passivität einer Weltanschauungspartei. Diesen Satz kann ich durchaus nicht anerkennen. Gerade eine Weltanschauungspartei, die in ihrer Weltanschauung eine ständige unfehlbare Orientierungstafel hat, ist politisch außerordentlich aktionsfähig, ja sogar in und aus sich selbst aggressiv und schöpferisch veranlagt. Denn die Weltanschauung trägt ihr haargeschärfte Waffen zu, die sie im politischen Kampf auswerten soll und muß. Sie hat in sich den Zwang, ihre Weltanschauung auch durch die Politik zu verwirklichen. Dazu ist nötig, daß sie sich ein festes, aus ihren organischen Kräften aufgebautes Staatsideal schafft. Denn ohne intelligiblen Zweck keine Kraftauslösung. Und die Kraft ist da. Nun gibt es verschiedene Staatsideale, die der katholischen Weltanschauung nicht widersprechen. Nach welchen Grundsätzen soll eines erstellt werden? Das Staatsideal muß zunächst das sein, das der katholischen Weltanschauung am nächsten kommt. Da hier Theorie und Praxis allzusehr und allzuoft in Streit geraten, müssen noch andere Auslesegründe gesucht werden. Es bieten sich Zeitgemäßheit und Raumgemäßheit dar. Das Staatsideal muß also den Kräfte- und Ideenbewegungen der Zeit abgelauscht werden, muß dann dem Raum entsprechen, in dem es sich auswirken soll d. h. auf Geschichte, Veranlagung und Umgebung des Volkes Rücksicht nehmen. Je mehr es der Gesamtheit des Volkes entspricht, um so mehr wird die katholische Weltanschauung als seine Vertreterin davon gewinnen. Wenn die Zentrumspartei heute kein Staatsideal geformt hat, so ist damit wohl ihre Schuld zugegeben, nicht aber ein Beweis für ihre Unfähigkeit und Kraftlosigkeit. Nach denselben Prinzipien sind die untergeordneten politischen Fragen zu ordnen. Hiermit setzen wir die Frage, ob unser Begriff der Weltanschauungspartei mit jenen drei Notwendigkeitsmomenten notwendig verbunden ist, als verneinend beantwortet aus.

Welche Folgerungen enthält nun unser Begriff der Weltanschauungspartei? Es gibt nur eine einzige umfassende, nämlich die der **Unterordnung der Politik unter die Religion.** Damit will ich keineswegs die mittelalterliche Anschauung stützen, wie sie sich in der Konstruierung eines vom Papsttum abhängigen Kaisertums ausgewirkt hat. Es ist zwischen Träger (Klerus) und Getragenem (Religion) wohl zu unterscheiden. Die Politik braucht und soll sogar nicht vom Klerus abhängen. Sie ist das gegebene Gebiet, auf dem das (katholische) Laientum seine Kulturkraft entfalten soll. Von der Religion aus muß ständig ein Ideenfluidum

zur Politik hin strahlen, die in ihrem Lichte die Weltangel dreht. Die Religion ist die Mutterbrust der Politik. Es gibt wenigstens in unserem Raumgebiet keine große politische Frage, die nicht weltanschaulich unterbaut ist.

Welches ist nun das Unterscheidungsmerkmal, das Finkes und meine Auffassung von einer Weltanschauungspartei trennt? Um aus den Folgerungen zu schließen, ist zunächst der Ausgangspunkt verschieden. Finke nimmt die Politik zum Sprungbett, ich die Weltanschauung. Finkes Erkenntnisweg ist der der historischen Analyse, der meinige der der Begriffsanalyse. Sein Ziel ist, Religion und Politik formal zu trennen, das meinige, sie materiell zu vereinigen. In diesen Gedankengängen scheint mir der Unterschied zu liegen, der natürlich zu verschiedenartigen Konsequenzen führen muß. Es bleibt die Frage, welchem Begriff und welchem Weg der größere oder vielmehr einzige Notwendigkeitszweck zukommt? Dies ausdrücklich zu entscheiden, fühle ich mich nicht berufen. Meinen Kierkegaardsprung habe ich durch die Darlegung schon vollzogen.

Zuletzt möchte ich noch das Zitat Dr. Kunzes aus Ernst Michels Studie „Zur Grundlegung einer katholischen Politik" berufen.

„Es gibt keine katholische Partei, sie sei denn die wahrhaft politische Partei dieser Zeit, dieses Volkes.... Denn es gibt eine „katholische" Partei entweder als Partei von Katholiken (und dann ist sie nicht als Partei katholisch) oder als echte politische Partei, in der der Same des christlichen Glaubens und die Liebestat der Kirche die politischen Kräfte frei gesetzt hat."

Eine katholische Partei, die als Partei ewig, nicht gebunden an Zeit und Raum, gibt es allerdings nicht. Einen anderen Sinn kann ich diesen Worten nicht entnehmen. Den Bedeutungswert der Klammer aber kann ich nicht durchschauen. Eine Partei kann ihrer Form nach zwar nie katholisch sein, wohl aber ihrem Inhalt nach. Unter diesem Gesichtspunkt darf man ohne Bedenken von einer katholischen Partei reden. Mir scheint in diesem Klammersatze eine Spitzfindigkeit zu liegen, die selbst die Selbstverständlichkeit nicht in Ruhe läßt. Wenn Dr. Kunze mit Ernst Michel sagt: „Das politische Ziel ist frei in den Grenzen, die Katholiken bei ihrem Handeln überhaupt zu beobachten haben", so stimme ich insofern bei, als ich den Allgemeincharakter dieses Satzes bejahe. Dem Schluß aber, den man daraus ziehen kann, daß Religion nicht imstande sei, der Politik eine festumspannte, sichere, wegweisende Grenze zu ziehen — vielleicht der Zentralpunkt unserer Kontroverse — vermag ich meinerseits keinen Gültigkeitswert zuzusprechen. Die Religion ist die Blütendolde, die unser ganzes Leben in seinem ganzen Adergeästel fruchtbar macht.

Anmerkung. Hiermit ist Dr. Mai Finke und mir insofern nahegekommen, als er die Möglichkeit mehrerer Parteien auf dem Boden einer Weltanschauung anerkennt. Ihre Unterschiede liegen in den freigewählten Programmen. Es bleibt auch geschichtlich wahr, daß das Zentrum als konservative Partei föderalistisch-großdeutscher Art gegründet worden ist. Und eine Partei muß nicht bloß ihrer Weltanschauung, sondern auch ihrem Programm treu bleiben. Sonst wird sie eine andere, was ihr in der Regel nicht zum Guten ausschlägt. Deshalb wollen wir das Zentrum in seinem alten Geist stärken. So wird es auch wieder die alte Werbekraft bei den deutschen Katholiken entfalten. Das ist endlich der gemeinsame Boden mit der Bayerischen Volkspartei. Dr. Otto Kunze.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Nun liegt auch der 27. Internationale Eucharistische Kongreß hinter uns, die große Jahreshuldigung der Katholiken jeder Zunge vor dem in der konsekrierten Hostie gegenwärtigen Erlöser der Menschheit aller Zeiten, der täglich bis zum Weltenende fortgesetzten Opfertat draußen vor der Stadtmauer Jerusalems, in jener entsetzlichen Nachmittagsstunde vor bald neunzehnhundert Jahren, deren Eindruck fortlebt gleich als wäre die Zeit stillgestanden. Ein Freidenker schrieb voriges Jahr, daß, wenn es Gott gibt, etwas ganz unerhört, ganz unfaßbar Großes wäre, ihn mitten unter den Menschen wesentlich gegenwärtig zu haben. Jawohl, das ist es auch und der Konvertit Benson schrieb ganz richtig, daß ohne diese Gegenwart (mit all ihren logischen Voraussetzungen und Folgerungen) allein auf der Bibel, also von Menschen geschriebenen Worten einer altehrwürdigen Handschrift fußend, die wir nicht einmal mehr im Original besitzen, das Christentum auf die Stufe eines sogen. historischen Vereins herabsänke. Aller Glanz in Amsterdam, die Anwesenheit des päpstlichen Delegaten, der Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, kurz der gesamten Kirche in ihrer reichen, alle Katholiken umfassenden Gliederung, aller Aufwand an Luxus und Pomp galt einzig und allein ihm, der mit den Worten, daß das sein Leib ist, am Gründonnerstag das Brot segnend seine persönliche Gegenwart auf dieses ausdehnte und den von ihm Ausgewählten die Macht erteilte, Gleiches zu tun. Höchst erfreulich ist diesmal auch die aktive Beteiligung des Orients, Msgr. Papadopoulos an der Spitze; wenn der Orient wieder über die rituelle Hypnose hinaus, wenn er vom Sekundären zum Kernpunkte, zum Primären vordringt und sich vom Verlangen nur nach Christus wieder voll erfassen läßt, dann ist ein größerer Schritt zur Union getan, als durch alle Konferenzen. Und wir begreifen die ingrimmigen Bemühungen des holländischen Calvinismus, dem Erscheinen der Eucharistie in den Straßen Amsterdams durch das Machtgebot des Staates entgegenzutreten; denn nicht vom Kongreß, nicht vom Kardinal van Rossum, nein, von Christus in seinem heiligsten Sakramente allein droht ihm die Gefahr, daß auf den Lippen seiner Anhänger der Protest verstumme und sie einstimmen in den Preis und die Anbetung. „John Inglesant" mag viele Fehler an sich haben, aber um der einen Szene willen, da der Dichter mit einer ganz wunderbaren Realistik durch das Gewühle einer auch ganz und gar modernen Menge der römischen Großstadt den mit gläubigem Auge erkannten und geschauten Gottmenschen Christus plötzlich vom Kapitol, von Ara Coeli herabsteigen läßt und der Ruf: Christus unter uns! die Menschen alles andere vergessen läßt und sie hindrängt zu ihm, um dieser Szene willen lohnt es sich, das Buch zu lesen. Christus unter uns! und unsere Schuld ist es, wenn wir ihn nicht kennen dort wo er ist.

Tromsö mit seinen 100 Katholiken unter 10,000 Protestanten sah ihn zum erstenmal wieder seit vierhundert Jahren durch seine Straßen schreiten, die Fronleichnamsprozession pflegt man's zu heißen. Viele Nichtkatholiken ahnten es und weinten beim eucharistischen Segen, eine nichtkatholische Musikkapelle spielte die katholischen Sakramentslieder, und der Segen und die alten katholischen Hymnen machten einen tiefen Eindruck (Ein örtlicher eucharistischer Kongreß mit kroatischen, magyarischen und deutschen Veranstaltungen religiöser Natur wird am 16./17. August zu Osjek (Essegg) abgehalten.) Dem eucharistisch religiösen Leben gehören auch zwei große Empfänge im Damasushofe des Vatikans durch Papst Pius XI. an, erst der von 3000 Erstkommunikanten (am 6. Juli), dann von 6000 Mitgliedern des Werkes der Arbeiter-Exerzitien (nicht der „katholischen Arbeitervereine", wie so ziemlich alle Berichte fälschlich sagten).

Nicht der Verteidigung bedrohter Stellungen, sondern der Eroberung neuer Gebiete für die Kirche diente die große Nationalversammlung des Missionskreuzzuges der katholischen Studenten Amerikas zu Boston (an Christi Himmelfahrt); über 15,000 Teilnehmer aus dem ganzen Lande waren beisammen. Den feierlichen Umzug eröffnete eine Gruppe „Kreuzritter" des Boston Kollegs zu Pferd, ihnen folgte Schule um Schule, dann Schwestern, Seminaristen und Priester. Kardinal O'Connell hielt die Eröffnungsrede über die Erhebung der Jugend in eine Sphäre von Licht und Reinheit durch den Missionsgedanken inmitten einer auf das Negative eingestellten Umgebung. In Deutschland blickt der Akademische Missionsverein in Münster auf sein zehnjähriges Bestehen zurück.

Die nach Venedig einberufene Tagung der IKA (Internationalen Katholischen Aktion) mußte wegen der unruhigen politischen Lage Italiens nach Lugano verlegt werden. Zum Unions-Kongreß in Velehrad bestimmte der Papst den Prager Nuntius Msgr. Marmaggi als a.o. Legaten.

Daß die amerikanischen Katholiken ebenso wie für Erziehungszwecke auch für die Bedürfnisse der Kirche eine sehr offene Hand haben, ist rühmlich bekannt. Die Erzdiözese Cleveland bedarf eines neuen, geräumigeren Priesterseminars; der Einladung ihres Erzbischofes, ihm die Mittel von rund 3 Millionen Dollars zu geben, entsprachen die 234 Pfarreien mit 70—80000 Katholiken, indem sie über 4 Millionen Dollars, davon allein die Hälfte die Stadt Cleveland selbst, aufbrachten. — Kardinal O'Connell konnte auch dieses Jahr wieder in seiner Kathedrale an 930 Konvertiten das Sakrament der hl. Firmung erteilen. Wir registrieren auch den Uebertritt des Prinzen Gustav Biron von Kurland, Herren auf Schloß Wartenberg, des Vaters des s. Z. zurückgekehrten Prinzen Biron.

Das erste chinesische National-Konzil wurde am 12. Juli durch den apostolischen Delegaten feierlich geschlossen; die Be-

schlüsse werden, nachdem sie die päpstliche Genehmigung erhalten haben, veröffentlicht. — An der am 3. Juli zu Kimberley eröffneten Synode für Südafrika nehmen 7 apostolische Präfekten und ebensoviele Vikare teil; das Programm wurde vom apostolischen Delegaten Msgr. Gijlswijk entworfen, der als Dominikanermissionär früher in Holländisch-Westindien gewirkt hat.

Es ist bekanntlich das ernsteste Bestreben der katholischen Kirche, in ihren Missionen nicht mit der Religion den Europäismus zu verbreiten, sondern den Fremdvölkern ihre nationale Eigenart zu belassen, z. B. die chinesische Baukunst in den Dienst der Kirche zu stellen und nicht mitten in eine urchinesische Stadt eine Barockkirche zu setzen. Im Zusammenhange damit mögen einige Gedanken und Mitteilungen von Interesse sein, die schon seit einiger Zeit in meiner Mappe liegen. Da wäre z. B. die Frage: sagt das Gewand des hl. Franziskus dem Indier das, was es dem Europäer sagt? würde nicht das gelbe indische Büßergewand den Büßergedanken des Poverello dem Volke mit einem Schlage zum Verständnisse bringen? Würde sich ihm dadurch nicht der so trockene Boden öffnen, damit das christliche Büßertum in der dem Volke geläufigen Gestalt neben dem indischen aufträte, dort, wo der Gedanke der Buße so tief sogar im Heidentum wurzelt? Oder wie wäre ein rein liturgischer Orden wie die Beuroner Benediktiner ins Indische versetzt wirken? Wäre eine thomistische Lehrkanzel an einer indischen Hochschule für Brahmanen neben der indischen Philosophie wirklich zwecklos, oder nicht vielmehr von großem Nutzen? Hier eine kurze Notiz: aus der Mongolei (Scheuter Mission) werden Uebertritte ganzer Dörfer gemeldet; die Katechumenen vertrieben ihre Bonzen und wandelten kurzer Hand ihre Pagoden in christliche Kultstätten um. Sprechen nicht altheidnische Tempel in Rom die gleiche Sprache? P. Margutti in Zentral-Bengalen schreibt, daß seine indischen Christen zu Dinjpur dem Harmonium niemals viel Geschmack abgewinnen konnten. „Weshalb nicht ihre religiösen Lieder auf einheimische Melodien mit landsüblichen Begleitinstrumenten setzen? Nein, eine gesungene Messe nach Santalart mit Begleitung von Trommel und Tamburin, das ging nie und nimmer — bis in Ermangelung eines Besseren die Not dazu zwang. Die Wirkung war großartig, plötzlich ging dem Volke das Verständnis für die Schönheit des Gottesdienstes nach seinen Begriffen auf. Und wahrhaftig, auch ich geriet in Begeisterung, zu hören, mit welcher Treffsicherheit meine Knaben aus vollem Halse das Kyrie in der Landessprache auf ihre Melodien sangen, und die Begleitung hat mich so sehr befriedigt, daß mir von da an mein Bedauern, kein Harmonium zu besitzen, sehr überflüssig vorkam."

Zum Abschlusse noch einige Blicke hinaus aus der Hürde. Der dänische lutherische Pastor Henning Jensen, der Führer der fortschrittlichen Gruppe, erachtet es als sicher, daß die anglikanische Kirche bald in den Schoß der katholischen zurückkehren werde (wir sind nicht so optimistisch. D. V.). Unter Bezugnahme auf die Wiedervereinigungs-Konferenzen hält er es für unumgänglich notwendig, daß auch die lutherische Kirche sich den Besprechungen zugeselle, da sie ebenso die Vereinigung herbeiwünsche. Er erinnert dann an den großen Bischof Absalon von Roskilde, den die (lutherischen) Dänen vor 400 Jahren (wegen seiner Glaubenstreue) verstießen, und schlägt vor, es möge jährlich einmal dem katholischen Bischofe gestattet sein, in einer der alten Kathedralkirchen das Andenken seines großen Vorgängers zu feiern. Man müsse gestehen, daß diese großartigen Kirchen von Katholiken und für ihren Kultus gebaut, für den lutherischen Gottesdienst nicht passen. Die Predigt und der Gesang der Psalmen, all das sei ein kleiner Tropfen auf dem trockenen Grunde eines großen Gefäßes. Einzig der katholische Kult mit all seiner Pracht und eindrucksmäßigen Schönheit der Liturgie vermag das Wunder zu erfüllen und diesen ungeheuren Gewölben wieder ihren Inhalt zu geben. — Der Domherr Alexander von der englisch-protestantischen Staatskirche erwähnte neulich in seiner Predigt in der St. Pauls-Kathedrale, daß diese Kirche in diesem Lande während der letzten zehn Jahre drei Millionen Kommunikanten verloren hat, von denen 300000 zur Diözese London gehören. — Während die katholischen Seminare und Noviziate überfüllt sind und Neuanmeldungen auf Jahre zurückgestellt werden mußten, weist die anglikanische Kirche nach Angaben des (protestantischen) Bischofs von Durham in den allerletzten Jahren einen Rückgang ihrer Geistlichen von 8000 auf 4000 auf; die Seminare sind gähnend leer. Ueber die Gründe äußert sich der modernistische Flügel, eine der Hauptursachen sei der Zwang zur Abhaltung einer endlosen Runde kirchlicher Funktionen vor ganz leeren Bänken; dazu kämen noch die „theologischen Schwierigkeiten". Die anglikanische Kirche beginnt gewahr zu werden, was wir längst erkannt haben, daß sie tot ist. — Das Schweizer Bundesgericht hat den „Ernsten Bibelforschern" den Hausierhandel mit ihrer sogenannten Religion verboten; der Regierungsrat von Nidwalden begründet seinen ablehnenden Standpunkt damit, daß „an Personen, die erfahrungsgemäß beim Hausieren das Publikum durch Bettel oder Zudringlichkeiten belästigen, keine Patente erteilt werden". — In der tschecho-slowakischen Nationalkirche tobt der Kampf und das Gezänke zwischen Farsky und Gorazd Pavlik; keiner will den anderen zum „Bischof" und „Patriarch" gewählt werden lassen und die „Gläubigen" haben schon allmählich die Geschichte so satt, daß sie überhaupt weder Bischof noch Patriarch mehr wollen, wie zu Zizkov. Der serbische Patriarch Dositej begibt sich nächstens nach Karpathorußland zur Inspizierung der den Katholiken gewaltsam geraubten Kirchen.

Christliche Gewerkschaften oder Katholische Arbeitsgemeinschaften.

Von Wilh. Bosbach, Gewerkschaftssekretär, München.

In Nr. 26 der Allgemeinen Rundschau plädiert Karl Norbisrath, ein Mitglied der Kath. Kaufmännischen Vereine, für „Katholische Arbeitsgemeinschaften für alle Stände" und verwirft hierbei die Christlichen Gewerkschaften in Theorie und Praxis. Drei schwere Vorwürfe erhebt er gegen diese, und zwar seien sie

1. Klassenkampforganisationen, die sich kaum von den Sozialisten unterschieden;

2. gegen das Unternehmertum als Kampfgewerkschaften durchaus ohnmächtig und hätten keinerlei Erfolge für die Arbeiterschaft (insbesondere für die katholische nicht!) aufzuweisen;

3. unter der Führung Stegerwalds, Baltruschs und Breddemanns, „dieses Dreigestirns christlich-nationaler Schlagworte", religiös verflachend geworden. Nur ein winziger Teil der christlichen Gewerkschaftler gehörten konfessionellen Vereinen an.

Diese Behauptungen Norbisraths sind durch allzugroße Kenntnisse über die Gewerkschaftsbewegung nicht getrübt. Weiß er nicht, daß die christlichen Gewerkschaften Zeit ihres Bestehens den Klassenhaß und Klassenkampf abgelehnt haben, daß sie die stärksten Stützen des Gedankens der Arbeitsgemeinschaft in der Wirtschaft sind? Sozialistische und Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften, sowie auch die meisten Arbeitgeberverbände in Deutschland haben sich aus den Arbeitsgemeinschaften zurückgezogen, bekämpfen und sabotieren sie, nur die Christlichen Gewerkschaften halten unentwegt diese Idee aufrecht. Der sozialistische Klassenkampf sieht als Ziel die Herrschaft der Arbeiterklasse, die christliche Gewerkschaftsidee will die Einordnung des Arbeiters als gleichberechtigten Standes in Wirtschaft und bürgerliche Gesellschaftsordnung, will die Liebe und Freude am Beruf, an der Arbeit wecken. Und in der Praxis? Hunderte von Beispielen ließen sich erbringen, wo die Christlichen Gewerkschaften und ihre Mitglieder ihrem Gewissen entsprechend andere Wege gingen als ihre sozialistischen Berufskollegen. Als „Streikbrecher, Arbeiterverräter, Unternehmerknechte" wurden sie von den Radikalen beschimpft, da sie unberechtigte oder leichtfertige Streiks ablehnten. Hat Herr Norbisrath vergessen, wie oft der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter in den letzten Jahren allein im Kampfe um die Vernunft stand, allein den Interessenausgleich vertrat, während die Kommunisten die Schächte stürmten und die Zechenbesitzer wahrhaftig nicht zu viel soziales Gefühl verrieten? Ist vergessen das Eintreten des Christlichen Metallarbeiterverbandes im Ruhrgebiet für eine vorübergehende Verlängerung der Arbeitszeit, um die Hütten- und Metallindustrie in Rheinland-Westfalen nach dem unglücklichen Ruhrkampf vor dem Untergang zu bewahren? Die Christlichen Gewerkschaftsführer waren darob ihres Lebens nicht mehr sicher, und wie haben die Hüttenkönige des Westens den Vertrag mit dem Christlichen Metallarbeiterverband gehalten? Anstatt 9 Stunden täglich fronden die armen Hüttenarbeiter durch Vertragsbruch der Industriellen zwölf täglich bei einem miserablen Lohn. 24- und 36stündige Schichten werden von ihnen verlangt. So wie in Rheinland-Westfalen haben die Christlichen Gewerkschaften auch im übrigen Deutschland stets die Fahne volkswirtschaftlicher Vernunft und christlicher Liebe hochgehalten, als Minderheitsbewegung gegenüber einer oft erdrückenden Mehrheit sozialistischer Klassen

genossen. Wenn Herr Norbisrath dies nicht kennt oder so gering einschätzt, dann möge er einmal als christlicher Bergarbeiter 8½ Stunden täglich zu 3.75 ℳ Schichtlohn in ein oberbayerisches Bergwerk hineinsteigen oder als Hüttenarbeiter 12 Stunden zu 4.— ℳ Schichtlohn vor dem glühenden Hochofen arbeiten. Mancher Kritiker der Arbeiterbewegung würde zum radikalsten Verfechter von kommunistischen Forderungen, wenn er das Arbeiterlos am eigenen Körper verspürte. Bei anderen Berufsständen und Wirtschaftsgruppen haben wir bis heute noch nicht erlebt, daß etwa ein Unternehmer oder Handwerksmeister oder gar ein Händler eine Preisfestsetzung oder eine Aussperrung aus Gründen des christlichen Sittengesetzes oder der sozialen Gerechtigkeit abgelehnt hätte, obwohl der praktische Materialismus in diesen Kreisen doch stärker vertreten ist als bei vielen Sozialisten und Kommunisten. Man höre doch jetzt die Stimmen der Bauernschaft! Solche radikale Forderungen sind von Christlichen Gewerkschaftsführern noch nicht gestellt worden. Sie haben auch nicht Revolution an die Wand gemalt, wenn dies oder jenes von der Reichsregierung und den Parlamenten nicht erfüllt würde. Die Christlichen Gewerkschaften haben den Steuerstreik vor einigen Jahren abgelehnt, sie lehnen ihn heute ab, obwohl auch die Arbeiterschaft schwer unter diesen Lasten leidet. Und in anderen Ständen? Wer hat die Steuern in der Zeit der Inflation wertbeständig gezahlt? Wer hat sie völlig entwertet dem Fiskus überwiesen? Werden nicht auch jetzt unter den Augen der Staatsgewalt Steuerstreiks beschlossen, Steuerausschüsse sabotiert? Man tut sich als christlicher Gewerkschaftler schwer, hier nicht bitter zu werden! Und da erhebt man den Vorwurf, daß die Christlichen Gewerkschaften Klassenkampforganisationen sind und sich kaum von den Sozialisten unterscheiden! Ja „Kenner der Verhältnisse" sollen sogar erklären, daß die Christlichen sich oft schlimmer gegen das Unternehmertum gebärden, als die Roten. Daran ist nur das Eine richtig, daß rückständige und scharfmacherisch eingestellte Arbeitgeber die Christlichen wegen ihrer größeren Sachkenntnis, wegen ihrer Besonnenheit und Tatkraft, dann aber wegen ihrer religiösen Einstellung mehr fürchten, als die Sozialisten. Es ist ja leicht, den Sozialisten und Kommunisten als Klassenkämpfer und Revolutionär mit dito Forderungen abzutun, diese als undiskutabel und illusionistisch zu bezeichnen. Forderungen christlicher Sozial- und Wirtschaftspolitik, vertreten von Nichtklassenkämpfern, von Christen und national eingestellten Staatsbürgern, sind dem Durchschnittsarbeitgeber, dessen Gott das goldene Kalb ist, viel unangenehmer. Hat doch schon 1905 der alte Kirdorf gesagt: „Die Christlichen sind schlimmer als die Sozialisten". Gegen sozialistische und kommunistische Revolutionäre gibt es ja bekanntlich Bajonette und Maschinengewehre, gegen christliche Gewerkschaftler kann man so leicht die Staatsgewalt und die Oeffentlichkeit nicht mobil machen.

Die Gewerkschaften hätten im Kampfe um die Besserstellung der Arbeiterschaft versagt, das Unternehmertum ließe sich nichts abtrotzen, behauptet Herr Norbisrath. Als wenn Tarifverträge, vertraglicher Lohn, kürzere Arbeitszeit, Arbeiterurlaub, Betriebsrätegesetz, Schlichtungswesen usw. der Arbeiterschaft, ohne daß sie einen Finger krumm gemacht hätte, als Manna, als Geschenk des Himmels oder gar der Arbeitgeber, in den Schoß geflogen wäre! Als wenn auch die politische Gleichberechtigung der Arbeiter dem freien Willen, dem Verständnis der übrigen Stände und der alten Staatsgewalten zu verdanken wäre! Nein, ohne die organisatorische Erfassung der Arbeiterschaft, ohne die durch die Christlichen Gewerkschaften getätigte Bildungs- und Erziehungsarbeit wäre die Arbeiterschaft heute nicht formal und vielfach auch praktisch gleichberechtigt in Staat und Wirtschaft geworden. Der K.K.V. hat die wirtschaftliche und staatsbürgerliche Interessenvertretung seiner Mitglieder den Angestelltenverbänden überlassen, mit dem Erfolge, daß leider die christlichen Angestelltenorganisationen völlig bedeutungslos sind und eben der Zusammenschluß mit den nationalen Angestelltenverbänden (D.H.V.) im Deutschen Gewerkschaftsbunde notwendig wurde. Ausgesprochen christliche Angestelltenorganisationen im Rahmen des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften sind durch die patriarchalische und streng konfessionelle Einstellung des K.K.V. verhindert worden.

Man kann vielleicht sagen, daß die Arbeiterbewegung im letzten Jahr einen Rückschlag erlitten hat. Aber dies ist eine sehr naturgemäße Erscheinung. Nach der gewerkschaftlichen Hochflut in den ersten Jahren nach der Revolution mußte der gewerkschaftliche Einfluß abebben. Weite, erst in der Revolutionszeit erfaßte Arbeitermassen hatten den reifen Gewerkschaftsgedanken nicht begriffen, sahen ihr Ziel nur in Lohnbewegung. Die radikalen Gewerkschaften erlaubten sich Uebergriffe und Torheiten wirtschaftlicher und politischer Art, zogen dadurch die Antipathie und Widerstandskraft aller Nichtarbeitnehmer groß, sodaß mancher auf unnatürliche Art erworbene Einfluß der Gewerkschaften verloren ging. Die Inflation war die schwere Artillerie, mit der weiterhin das Unternehmertum die Bastionen der Arbeiterfront teilweise niederlegen konnte. Aber dies sind alles nur vorübergehende Erscheinungen. Der Gewerkschaftsgedanke ist heute so stark in der Arbeiterschaft verankert, daß der Willkür der Arbeitgeber Schranken gesetzt sind. Das 1. Halbjahr 1924 zeigte, daß der Hauptangriff des Unternehmertums auf Tarifverträge, auf Betriebsrätewesen und Schlichtungsordnung am Opfermut der Gewerkschaftler zerschellte. Wochenlange Kämpfe ohne einen Pfennig Streikunterstützung wurden geführt und gewonnen. „Lieber verhungern, als Sklave des Unternehmers werden", war die Losung, unter der man sich das fernere Mitbestimmungsrecht erstritt. Gegenüber Winter 1923/24 sind die Reallöhne durchweg um 20—30 Prozent gestiegen. Es ist Naivität, anzunehmen, daß ohne Gewerkschaften, ohne den organisierten Willen der Arbeiterschaft diese Erfolge erreicht worden wären. Gewiß ist die Lage des Arbeiterstandes noch äußerst mißlich, aber dies hängt teilweise mit der traurigen Wirtschaftslage Deutschlands, teils aber auch mit der an heidnische Auffassung grenzenden Unterbewertung der Handarbeit in Industrie- und Handwerk zusammen. Solange Beamte und Angestellte ohne Vorbildung höhere Einkommen, längeren Urlaub, bessere Existenz und Altersversorgung als die gelernten Handarbeiter haben, wird der Arbeiterschaft kein vernünftiger Mensch beschauliche Zufriedenheit zumuten. Es ist ja auch ein Treppenwitz der Wirtschaftsgeschichte, daß Deutschland in der Zeit seiner tiefsten wirtschaftlichen Not den produktiven und gelernten Arbeitskräften schlechtere Existenzbedingungen zumutet, als den ungelernten, unproduktiv tätigen und dadurch den Stolz seiner Qualitätsarbeiter ins Ausland treibt oder berufsfremd macht. Dr. Westenberger, ein süddeutscher Industrieller, hat vollkommen recht, wenn er jüngst im „Arbeitgeber" in einem Aufsatz, benannt „Der verschüttete Mensch" schreibt:

> „Was der Arbeiter will, ist doch im Grunde genommen nichts anderes, als was jeder bürgerliche Arbeiter (Beamter, freie Berufe) auch will; er will sehen, daß er nicht umsonst arbeitet, er will eine gesicherte Grundlage für sich und seine Familie haben, er will, daß seine Mittel in demselben Maße wachsen, wie die primitiven Bedürfnisse seiner Familie; er will vor den härtesten Zufällen des Lebens geschützt sein und sich ein Leben in Sicherheit und Ordnung erarbeiten... Aber sind diese Wünsche nicht bürgerliche Wünsche? Sind es nicht Forderungen, die jeder sogenannte bürgerliche Arbeiter als selbstverständlich ansieht und nicht antasten läßt? Entweder die Grundlagen (der Wirtschaft d. V.) werden saniert durch die Anerkennung des proletarischen Drängens nach — sagen wir es ruhig — bürgerlichen Daseinsformen oder die ganze Wirtschaft bricht eines Tages zusammen, Staat und Gesellschaft, Bürgertum und Proletariat unter sich begrabend."

Scharf zurückgewiesen muß die Behauptung des Herrn Norbisrath werden, wenn er davon spricht, daß dank der Führung des „Dreigestirns" Stegerwald, Baltrusch und Breddemann die Mitglieder der Christlichen Gewerkschaften nur mit wenigen Prozentsätzen in konfessionellen Vereinen wären. Vom „christlichsten" Verbande, dem Gewerkverein der Christlichen Bergarbeiter, seien nur etwa 10%, von der Jugendabteilung dieses Verbandes nur 2% Mitglied eines konfessionellen Vereines. Es ist schon sehr eigentümlich, wenn man glaubt, feine Unterscheidungen, ob mehr oder weniger christlich, unter den einzelnen Berufsverbänden der Christlichen Gewerkschaften herausdestillieren zu können; aber unerfindlich erscheint es, überhaupt feststellen zu können, wieviele Verbandsmitglieder in konfessionellen Vereinen sind. Bei der Aufnahme eines Verbandsmitgliedes wird doch nicht nach dem Glaubensbekenntnis gefragt. In reinkatholischen oder reinprotestantischen Orten ließe sich ja ein derartiges Prozentverhältnis eher errechnen, aber im Ruhrgebiet mit seiner gemischtkonfessionellen Bevölkerung ist dies kaum möglich. Richtig ist, daß vor 20 Jahren ein größerer Teil, die Mehrzahl der Christlichen Gewerkschaftler, auch Mitglieder von konfessionellen Vereinen war. Aber dies war naturgemäß, weil die Christlichen Gewerkschaften zumeist aus den konfessionellen Arbeiter- und Gesellenvereinen entstanden. Inzwischen sind die

Christlichen Gewerkschaften Massenbewegung geworden und haben weit über den Rahmen der konfessionellen Vereine hinaus an Raum gewonnen. Es kann aber doch vielfach nachgewiesen werden, daß auch in der schlimmsten Inflationszeit von den Gewerkschaftsführern und -zeitungen immer und immer wieder auf die Notwendigkeit der konfessionellen Standesvereine hingewiesen wurde. Ferner steht doch auch fest, daß die Gewerkschaftsbeamten und -vorstände durchweg Mitglieder von konfessionellen Vereinen sind. Sie sind in Bayern z. B. auch da nicht aus den katholischen Arbeiter- und Gesellenvereinen ausgetreten, wo diese Vereine einen Teil der bayerischen Christlichen Gewerkschaftsführer und -mitglieder parteipolitisch als Zentrumsanhänger scharf bekämpften und sogar Ausschlußanträge seitens Vereinsleitungen gestellt waren. Auf alle Fälle ist ein weit höherer Prozentsatz der Christlichen Gewerkschaftler in konfessionellen Vereinen, als Herr Norbisrath angibt. Kommandieren lassen sich überdies die Gewerkschaftler nicht in die konfessionellen Standesvereine, man kann nur als Führer die Notwendigkeit dieser Vereine betonen und den Beitritt dazu empfehlen. Es muß dann Sache der konfessionellen Vereine sein, durch entsprechende Werbearbeit die Leute zu gewinnen, sie organisatorisch und seelisch zu erfassen. Umgekehrt ließe sich auch leicht beweisen, daß ein Großteil der Mitglieder der konfessionellen Vereine, insbesondere der Jugend- und Jungmännervereine, keiner Gewerkschaft angehört. Aber es wäre doch zwecklos, aus diesem Grunde gegen diese Vereinsleitungen generell Vorwürfe zu erheben. Vielmehr muß es jetzt bei Eintreten stabilerer Verhältnisse Pflicht und Aufgabe der Gewerkschafts- und Vereinsleitungen sein, durch engstes Zusammenwirken und gegenseitige verständnisvolle Unterstützung am inneren und äußeren Ausbau der beiderseitigen Organisationen zu arbeiten. Daß mancherlei in den Christlichen Gewerkschaften und auch in den konfessionellen Arbeiter-, Gesellen- und Jugendvereinen für beiderlei Geschlecht verbesserungsbedürftig ist, wird kein vernünftiger Kenner bestreiten. Mögen Ignoranten sich in selbstgefälliger Selbstberäucherung gefallen, wahre Führer unserer christlichen Bewegung werden auch Sucher bleiben. Wie schreibt doch der Jesuitenpater Fr. Muckermann in der Sonntagsbeilage der „Germania“ vom 26. 7. 24. in einem tiefschürfenden Aufsatze „Vom Rätsel des Bolschewismus“ u. a.:

„Bolschewismus ist die oft nicht begriffene, noch öfter völlig falsch geleitete, aber im Grunde doch naturhafte Jugendbewegung neuer Menschheit. . . . Wie ein Wald voll morscher Bäume, so ist die herrschende Klasse von heute. . . . Das wissen die kleinen, knorrigen Stämme, die man Unterholz nennt. . . . Den Aufstieg selbstbewußt gewordener Menschen verhindern wollen, wäre ein Schlag wider die Natur. . . . Die große Sünde des Bolschewismus als System ist die, daß er die Naturkraft einer neuen Menschheitsjugend mißbraucht hat. Tatsächlich sind den Massen, die siegestrunken auf ihre Göttersitze der Zukunft losstürmten, inzwischen die Augen aufgegangen. Kommunistische Jugend ruft heute nach Gott und Kirche. Zeigt heute die christliche Arbeiterschaft sich wirklich auf der Höhe, findet sie durch Wort und Beispiel einen werbenden Ausdruck für die Richtigkeit ihres Programms, ist in ihr das Christentum nicht nur ein glimmender Funke, sondern eine lodernde Flamme, übernimmt sie die Führung und führt auf den Wegen einer gesunden, naturhaften Entwicklung, d. h. auf Gottes Wegen, liebevoll und doch kräftig voran, so kann sie Tausende und Hunderttausende ihrer unglücklichen Brüder zu den wahren Zielen der neuen Menschheitsjugend emporreißen. — Zeigt heute auf der anderen Seite die Unternehmerschaft Mäßigung und ebenfalls Liebe, sucht sie, selber schwer bedrängt, den noch bedrängteren Arbeitern die Bahn zu einem menschenwürdigen Dasein freizumachen, . . dann wird sie nicht nur sich selbst retten, sondern damit den Arbeiter . . beruhigen.“

So Pater Muckermann. Nur der Oberflächliche, der auf äußeres Spektakel eingestellt ist und die Arbeiterseele nicht erfaßt hat, kann die Richtigkeit dieser Gedanken leugnen. Noch meistert die Staatsgewalt den Bolschewismus, aber „Bajonette sind zwar nützliche Dinge, jedoch darauf setzen kann man sich nicht“, so ähnlich sagte einmal Talleyrand.

Norbisrath sieht alsdann ein Krebsübel darin, daß die „sogenannten christlich-nationalen“ Gewerkschaften auch Bildungsaufgaben in ihr Arbeitsgebiet miteinbeziehen; dadurch würde den katholischen Standesvereinen das Wasser abgegraben. Als wenn eine Gewerkschaftsbewegung, die nicht nur die vielfach angegriffene „Lohnbewegungsmaschine“, rein wirtschaftliche Interessenvertretung sein will, auf dies Gebiet völlig verzichten könnte! Die Entwicklung von der Arbeiterklasse zum Arbeiterstande, die Erziehung des entwurzelten Proletariers zum selbstbewußten, berufsfreudigen Produktionsgehilfen und Staatsbürger ist doch ohne tiefschürfende und individuelle Bildungs- und Erziehungsarbeit undenkbar. Diese kann auch nur teilweise von konfessionellen Vereinen geleistet werden. Das Wort Lassalles: „Das Werk der Hebung der Arbeiterklasse kann nur ein Werk der Arbeiter selbst sein“, ist im Prinzip richtig, denn aufpäppeln ohne innere Mitarbeit der Beteiligten läßt sich nichts. Damit soll nicht gesagt sein, daß geistige Führer aus anderen Ständen entbehrt werden können.

Wenn Herr Norbisrath dann als einziges Heil „Katholische Arbeitsgemeinschaften für alle Stände“ empfiehlt, so dürfte der Volksverein für das Katholische Deutschland das gegebene Werkzeug sein, um diesen sehr erwägungswerten Gedanken allenthalben in die Praxis umzusetzen. Er ist ja an sich bereits diese Arbeitsgemeinschaft, soll es wenigstens sein. Die Volksvereinsführung in München-Gladbach, an der Spitze Dr. Pieper und Rektor Heinen, arbeitet schon seit Jahren in Wort und Schrift an der Verwirklichung dieser hehren Idee, sie genießt deshalb ungeteilte Anerkennung auch außerhalb des katholischen Volksteils. Es scheint aber, als wenn diese wertvolle, aber mühselige Filigranarbeit in vielen Kreisen keinerlei besondere Hochschätzung erfährt. Und dennoch wird erst aus derartigen Zellenbildungen die Idee der Volksgemeinschaft feste Gestalt werden. In dem Zusammenwirken zwischen Massenorganisationen, Führerpersönlichkeit und der in der Arbeitsgemeinschaft geläuterten sozialen Idee liegt die Zukunft Deutschlands, aber auch unserer christlichen Bewegung. Soweit die katholische Arbeiterschaft in Frage kommt, muß deshalb die Losung nicht lauten:

Christliche Gewerkschaften oder Katholische Arbeitsgemeinschaften!

sondern:

Christliche Gewerkschaften und Katholische Arbeitsgemeinschaften!

Vom Büchertisch.

Ursprung und Anfangstätigkeit des ersten päpstlichen Missionsinstituts. Ein Beitrag zur Geschichte der kath. Juden- und Mohammedanermission im 16. Jhrh., von Dr. Carl Hoffmann, Münster, Aschendorff 1923. — Unter den Veröffentlichungen des internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen verdient das von dem Pallotinerpriester Dr. Hoffmann verfaßte Buch hohe Beachtung. Unter sorgfältiger Benützung der zahlreichen Literatur und sehr vieler ungedruckter Aktenstücke des vatikanischen Archivs gearbeitet, führt es dem Leser die Geschichte der Juden- und Mohammedanermission in Rom vor Augen, beginnend mit den ersten Missionsversuchen eines hl. Ignatius von Loyola bis zur Begründung eines selbständigen Instituts unter den Päpsten Paul III., Paul IV., Pius V. und Gregor XIII. Spannend behandelt es die jeweilige Politik der genannten Päpste gegenüber dieser heiklen, schwierigen Sache. Nicht immer waren die Ergebnisse der Judenmission erfreulich, aber wir lesen auch wieder ergriffen von der

aufrichtigen Bekehrung angesehener und hochgebildeter römischer Juden. Daß der Verfasser auch vorgekommene Mißbräuche (Gewalttätigkeiten bei der Taufe von Judenkindern, Vernichtung talmudischer Literatur, Zwangspredigten unter Berufung auf das ominöse compelle intrare) nicht verschweigt, zeigt ihn als gewissenhaften, unvoreingenommenen Historiker.

Dr. Ludwig, Freising.

Der Treuring. Bilder heiliger Liebe aus dem Güldenen Tugendbuch Friedrich Spees. Neu herausgegeben von Heinrich Mohr. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. 8°. 63 Seiten. Geb. 0.90 GMk. — „In treuestem Festhalten an der ursprünglichen Form der Sprache" hob H. Mohr diese Bilder für geistliche Betrachtungen, Uebungen, „ohne Anlaß zu beten": das 18. Kapitel des dritten Teiles von Spees Güldenem Tugendbuch als „eines seiner köstlichsten Stücke", unter Ueberschriften nach Brentano, heraus. Wer es unter betendem sich Hineinversenken liest, wer Glauben, Demut, Einfalt und Hingabe herzubringt, wird hier das Urteil, das Leibniz über das Gesamtwerk fällte, zu dem seinen machen: „Ein ganz göttliches Buch!" Wird alle die kostbaren Bilder in sich aufnehmen und dort auszugestalten suchen, wie: Das Kreuz ist Schlüssel, Schiff und Leiter, Stab und Thron. Wird Jesus suchen und finden, wie Heilige es taten, auf dem Wege der Freigebigkeit, der Liebe, der Reinigkeit, der Buße, des Stillschweigens. Wer will, schließt den Jesus-Bund kraft dieses ihm dargebotenen Treurings gläubiger Liebe.

E. M. Hamann.

Ruhe auf der Flucht. Aphorismen und Schlußreime von Ludwig Goldscheider. Phaidonverlag, Stuttgart, Wien, Neuyork 1924. 51 S. — Die Aphorismen erinnern sehr an die Christian Morgensterns, öfter könnte man meinen, in Morgensterns „Stufen" zu lesen. Vom Standpunkt des Katholiken kann man nicht mit allen Gedanken Goldscheiders einig gehen. Z. B. nicht damit „und Gott doch erst durch die Wesen und ihre Vorstellungen entsteht" (S. 32). Noch weniger mit Sätzen wie: „Die Schöpfung ist Gottes Sündenfall" und gleich dahinter: „Christus — Gottes Sohn. Die Schuld der Väter rächt sich an den Kindern" (S. 35). Solche Bücher sind trotz einzelner Schönheiten und trotz ihrer reichen Ausstattung wirklich überflüssig.

Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Mit den „Meistersingern" haben die Festspiele im Prinzregententheater begonnen. Das Haus war voll besetzt, wie in Bayreuth von einem vorwiegend deutschen Publikum. Das Ausland, das in den letzten Jahren mehr als billig überwogen, trat ganz zurück. die Vorstellung leitete Knappertsbusch mit Klangpoesie und höchster künstlerischer Präzision. Die Spielleitung hatte Hofmiller, der die bewegten Volksszenen, wie die Szenen intimeren Charakters plastisch herausgearbeitet hat. Brodersen sang den Hans Sachs mit seinen schönen Mitteln sehr wirkungsvoll, in der Gestaltung mehr den schlichten, deutschen Meister, als den seine Umgebung überragenden dichterischen Geist hervorhebend. Wahrhaft ergreifend waren u. a. die Szenen mit Evchen, das Maria Müller ideal verkörpert, denn selten findet man sangliche Meisterschaft und die Poesie der Jugend so vereint. Der Rolle des Pogner gab Benders starke Individualität Gewicht. Otto Wolf ist seit langem ein prächtiger Stolzing. Geis hat seine Kabinettsleistung des Sixtus Beckmesser noch um einige Nuancen bereichert. Die von Seydel liebevoll ausgefeilte Figur des David und Frl. Willers prächtige Jungfer Lene sind allen Lobes würdig. So zeigte sich die Vorstellung in jeder Hinsicht auf der Höhe. Der Eindruck war stark und tief, er ging von der Vorstellung als ganzer aus und beschränkte sich nicht auf einzelne Glanzpunkte, wenn auch die große Schlußansprache des Hans Sachs wieder besonderen Widerhall weckte. Wenn es hierbei nicht, wie unlängst in Bayreuth, zu nationalen Kundgebungen gekommen ist, so ist damit nicht gesagt, daß der Eindruck in München geringer gewesen wäre. Es zeigt eher darauf hin, daß das Publikum ganz im Banne der Dichtung stand.

Schauspielhaus. In der letzten Woche seines Gastspieles gab Bassermann den „Baumeister Solneß". Wieder stand in packenden Umrißlinien seine vollblütige Gestalt vor uns, man glaubte ihr eiserne Willenskraft. Der Schauspieler verzichtete auf künstlerhaftes Aeußere und auf die Gebärden des Genies; wer es nicht wußte, konnte diesen Solneß für einen Junker halten, der sein Gut bewirtschaftet. Das Symbolische, das Ibsen in die Gestalt hineingelegt, trat nicht hervor und so blieb nur die rationalistische Deutung: Weil ein überspannter Backfisch es will, klettert ein älterer Herr auf ein Gerüst und da er nicht schwindelfrei ist, stürzt er in die Tiefe. Frau Bassermann spielte die Hilde Wangel, deren große Jugend sie angenehm glaubhaft zu machen wußte, aber auch hier ging der mystische Zug verloren, mit dem das Mädchen jahrelang auf die Versprechungen des Baumeisters gewartet hat. Auch die anderen Figuren waren, den Hauptgestalten entsprechend, realistisch gut gesehen. Wie man vor einem Vierteljahrhundert das Beziehungsreiche im Dialog von Ibsens Altersstücken betonte, war vielleicht etwas zu viel, aber heute scheint man mir zu wenig zu tun, und so wartet der Hörer vergeblich auf das „Wunderbare".

Verschiedenes aus aller Welt. Mit dem „Ring des Nibelungen" nahmen die Bayreuther Festspiele ihren Fortgang. Die sorgfältige Regiearbeit findet Anerkennung; in der Darstellung dürfte es, wie aus den Kritiken hervorgeht, an wahrhaft überragenden Persönlichkeiten fehlen. — Ferruccio Busoni, der berühmte Pianist, Tondichter und Lehrer an der Berliner Akademie der Künste, ist im Alter von 58 Jahren gestorben. Sohn einer Oesterreicherin und eines Italieners, hat er sich als deutscher Künstler gefühlt. Bach, Mozart, Weber und Liszt galt seine besondere Neigung. Bachs Kompositionen für das moderne Klavier umzuschaffen, betrachtete er als eine seiner Hauptaufgaben. Seine Oper „Turandot" wird gepriesen, dagegen sind sein Nocturne symphonique und das Wiegenlied beim Tode seiner Mutter außerhalb der Anhänger modernster Kunst sehr umstritten. Vielleicht bringt sein Dr. Faust, der im nächsten Winter in Dresden uraufgeführt wird, Klärung der Meinungen. Busonis Bedeutung als Pianist und Lehrer ist unbestritten.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Aus Auslandskäufen an den deutschen Börsen *darf man schliessen*, dass der Ausgang der Verhandlungen in London im Auslande günstigere Beurteilung findet, als bei uns. Im ganzen ist nicht zu verkennen, dass eine freundlichere Tendenz Platz greift; wenn auch in dieser Woche vorübergehend die Stimmung bes. durch Londoner Nachrichten matter wurde, so trat bald wieder eine Erholung ein. Diese langsame Aufwärtsentwicklung kommt zwar noch nicht in starken Kurssteigerungen für die Mehrzahl der Papiere zum Ausdruck, aber die Neigung zum Verkauf ist kaum noch vorhanden. Bevor Ergebnisse der Londoner Konferenz vorliegen und man die Lasten kennt, die der Industrie aufgeladen werden, ist die Beurteilung vieler Effekten sehr schwer. Dann wird auch der Zeitpunkt da sein, der die Veröffentlichung der Goldbilanzen bringt. Aber auch ohne diese Massstäbe darf man sehr viele Papiere zu dem tiefen Kursstand so billig halten, dass niemand, der nicht unter allen Umständen Geld braucht, verkaufen soll und wird. Es scheint, dass allmählich der Effektenbesitz in starke Hände gekommen ist, die froh sind, so billig eingekauft zu haben. Es sind bei verschiedenen Aktien plötzlich erhebliche Kurssteigerungen bei grossen Umsätzen vorgekommen, ohne dass die Oeffentlichkeit irgend etwas gehört hätte, was zu einer Revision der Kurs-Beurteilung hätte führen müssen. Man darf da mit Recht annehmen, dass die Verwaltungen

und solche, die in irgend einer Interessengemeinschaft mit ihnen stehen, durch die Arbeiten zur Goldbilanz die Einsicht gewonnen haben, dass ihre Aktien mehr wert sind, und nun ihren eigenen Bestand vermehren. Dass solche Papiere weitersteigen, wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind, ist natürlich fraglich. Das muss man immer wieder den Nachläufern sagen. Die wertbeständigen Anleihen, insbesondere die Roggenanleihen, sind etwas gestiegen, als Folge der hinaufgegangenen Getreidepreise. Die Farbwerke waren auf dem Aktienmarkte gesucht, wohl in Erwartung einer baldigen Räumung des Ruhrgebietes. Bei der Anilingruppe wird eine Umstellungsziffer von 1 : 5 für wahrscheinlich gehalten. Auch die Bankaktien besserten sich etwas, selbst diejenigen solcher Institute, die in den Generalversammlungen in Schwarzmalerei sich nicht genug getan. Ruhig war das Geschäft in Staatsrenten. Die übertriebenen Aufwertungshoffnungen werden doch jetzt etwas herabgedrückt.

In der Generalversammlung der Phönix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb wurde dargelegt, dass die Belastung durch die Micumverträge mindestens dem früheren Reingewinn in guten Geschäftsjahren beim Phönix gleichkomme. Die durch mangelnde Beschäftigung hervorgerufene Steigerung der Selbstkosten mache in Verbindung mit der ungünstigen Preislage auf den Inlands- und Auslandsmärkten die Stahlerzeugung unmittelbar verlustbringend. Die Stillegungen seien noch nicht abgeschlossen. Bei dieser Lage der Industrie erfordere der Betrieb sämtlicher Werke im besetzten Gebiet Zuschüsse. Was die Zukunft betreffe, so hänge alles von den Londoner Ergebnissen ab. Sicher sei, dass die schwer belastete Industrie hart zu kämpfen haben werde, um ihre frühere Stellung auf dem Weltmarkt wieder zu erringen. Der Phönix werde bei seinem gesunden Aufbau und seiner Vielseitigkeit beim wirtschaftlichen Wiederaufstieg nicht zurückbleiben. — Die 20prozentige Herabsetzung der Kohlenpreise hat eine Besserung des Absatzes nicht gebracht; man dachte dies durch eine weitere Senkung von etwa 10 Prozent zu erreichen, doch muss man die Ausführung dieses Planes unterlassen, da das Reich bis jetzt nicht geneigt ist, weiter zu subventionieren. Sehr ungünstige Nachrichten kommen vom Textilmarkt. In dieser Industrie herrscht Kurzarbeit bis zu 24 Stunden die Woche. Der Zuckermarkt hat sich befestigt. Die Zuckerindustrie erhielt eine Ausdehnung des amerikanischen Kredites auf 4 Millionen Dollars zu 7 Prozent. Die Kaliindustrie hat erhebliche Auslandsaufträge. Die Golddiskontobank hat ihr einen Kredit von 1 Million Dollars bewilligt und Auslandskredite stehen in Aussicht. — Die Handelsbilanz weist eine Besserung im Juni auf. Die Passivität der Handelsbilanz beträgt 277,87 Millionen Goldmark gegen 353,96 Millionen im Mai.

Eine Erleichterung wird von den neuen Lombardmöglichkeiten erwartet. Die Reichsbank beleiht jetzt Waren von guter Beschaffenheit, die nicht dem Verderben ausgesetzt sind. Auch die staatlichen Kredite für die Landwirtschaft dürften zu einer leichten Besserung der wirtschaftlichen Lage beitragen. Die heurige Ernte wird als hinter der guten des Vorjahres um 20 Proz. zurückbleibend geschätzt — Unter dem Einfluss der anziehenden Getreidepreise erhöhte sich der Grosshandelsindex um 3,5 Proz.

München. K. Werner.

Die glückliche Geburt ihrer zweiten Tochter

MATHILDE

zeigen hocherfreut an

Dr. Otto Kunze

Verantwortl. Schriftleiter der „Allgem. Rundschau“

und Frau MARIA, geb. Hartle

MÜNCHEN, 5. August 1924

Familien-Anzeigen aus den gebildeten kathol. Kreisen Deutschl. gehören in die Allgem. Rundschau.

Bayerische Volkszeitung
B. V.
Die führende katholische Zeitung Nordbayerns
Nürnberg, Luitpoldstraße 5, B. V. Haus. 32. Jahrgang

Weitausgebauter politischer Teil, mit rascher und erschöpfender Berichterstattung über alle wichtigen Geschehnisse des In- und Auslandes. * Umfangreicher eigener Drahtdienst * Rundfunk * Eigene Berliner und Münchener Redaktionen * Sonderberichterstatter und Mitarbeiter an allen wichtigen Plätzen Deutschlands und des Auslandes. Vorzüglich ausgebauter Handelsteil mit eigenem Funkdienst. **Tägliche Beilage „Aus der Welt der Kirche“** mit eigener römischer Redaktion und einem hervorragendem Mitarbeiterstab im In- und Auslande. Große halbwöchentl. Unterhaltungsbeil. „Die Burg“. * Von Heim, Herd u. Kinderstube. Aus der kath. Jugendbewegung. Soziale Tagesfragen. Der Landmann. Der Bücherfreund. Steuerzeitung

Trotz dieser Reichhaltigkeit ist die B. V. eine der billigsten großen Tageszeitungen. Bezugspreis monatlich Mk. 1.90. Die **„Bayerische Volkszeitung“** ist über ganz Nordbayern und die angrenzenden Länder verbreitet. Die

große Auflage

die ständig im Wachsen begriffen ist, stempelt die B. V. zu einem bestgeeigneten, erfolgreichen **Anzeigenorgan.**

Katarrh und Asthma

Hausinhalatorium nach Emser Syst. **Kein Glaskugelvernebler!** Gr. Tisch-Luftpumpe! 4 Inhal.-Sprühdusche od. Vernebelung – Wasser od. Öl – warm od. kalt! Spez. **Abhärtungskur!** Spez. **Asthma-Kur!** Ärztl. glänzend begutachtet. Verblüffende Erfolge. Prosp. gratis.

C. Ronkarz, Apoth., München A, Romanstr. 64.

Lauf. Urteile: 80jähr. Rachenkat. vollständ. kuriert Kommerz.-R.-R. — 18 Jahre Asthma — keine Anfälle mehr R. N. — 7jähr. Stirnhöhlen und Bronch.-Kat. verschwund. F. G. — Als 76jähr. Greis von m. furchtb. Asthma befreit. C. W. — Lat Wunder b. m. Asthma. H. — 20jähr. chron. Kehlkopfkat. grdl. beseit. F. Th.

Messweine

materia digna et consecrabilis

besonders milde Qualitäten Mk. 1,20 bis 1,80 die Flasche
in jeder gewünschten Menge wieder lieferbar!

Tisch- u. Krankenweine u. Spirituosen
in grosser Auswahl!
Preislisten auf Verlangen kostenfrei.

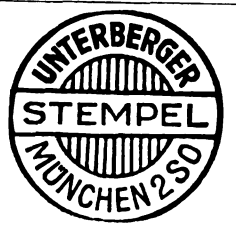
August Müller, Fulda
Beeidigter Messwein-Lieferant * **Weingrosshandlung** * Seit 1806 im Familienbesitz.



Hartsteingut ohne Wasser, auf jeden Abort sofort aufzuschrauben, hält üblen Geruch u. Zugluft fern. Präm. m. Gold- u. Silb. Medaille. — Ansichtssendung ohne Kaufzwang. Preisliste grät. u. franko. **Otto Franz,** Dresden 16, Postf., 181.

Landwirtschaftliche

Frauenberufe bildet aus Staatl. anerkannte Wirtschaftliche Frauenschule **„Selikum“, Neuß.** Paß u. Einreise keine Schwierigkeiten. Mäßiger Pensionspreis.



Jeder Bezieher
der „Allg. Rundschau“ genießt bei Aufgabe einer sog. „Kleinen Anzeige“

30% Rabatt

auf den tarifmäßigen Anzeigenpreis. Die Kleinen Anzeigen in der „A. R.“ sind erfahrungsgemäß außerordentl. wirksam



BADSTRASSE 3 **NÜRNBERG** FERNSPRECHER 7105

BELEUCHTUNGSKÖRPER; ELEKTR. HEIZ- UND KOCH-APPARATE; ELEKTROMEDIZINISCHE APPARATE

*

ELEKTRISCHE KIRCHEN-BELEUCHTUNG UND BEHEIZUNG; ORGELANTRIEBE, LAUTE-VORRICHTUNGEN FÜR KIRCHENGLOCKEN UND SELBSTTATIGE AUFZUGSWERKE FÜR TURMUHREN

RADIO-RUNDFUNKGERÄT; HOCHANTENNEN-ZUBEHÖR
BETRIEB VON EMPFANGS-ANLAGEN NUR MIT AMTLICHER ERLAUBNIS GESTATTET.
VEMA-RAHMEN-ANTENNE D. R. P. ANGEMELDET

FACHMANNISCHE BERATUNG UND BEGUTACHTUNG

INDUSTRIE-AUSSTELLUNG NÜRNBERG 1924: SILB. MEDAILLE

Stellengesuche
in der „Allgemeinen Rundschau“ verbürgen Unterkunft in gediegenem, einwandfreiem Wirkungskreis.

Wahre Wunderkuren

verrichten Krugs giftfreie Heilkräuter. Mit bestem Erfolg angewandt bei: Asthma, Augenleiden, Bandwurm, Beingeschwür, Bettnässen, Blähungen, Blasenkatarrh, Blasenstein, Bleichsucht, Bluthamen, Brechdurchfall, Bronchialkatarrh, Darmkatarrh, Drüsenleiden, Fettleibigkeit, Frauenleiden, Gallensteine, Gelbsucht, Gicht, Hämorrhoiden, Hartleibigkeit, Hautleiden, Herzleiden, Influenza, Ischias, Keuchhusten, Kehlkopfkatarrh, Kopfschmerzen, Krätze, Leberleiden, Luftröhrenkatarrh, Lungenleiden, Magenerweiterg., Magenkatarrh, Magengeschwür, Masern, Nierenleiden, Nierenstein, Nervenschwäche, Nervenerschlaffung, Nervenfieber, Nervenentzündung, Nervenschmerzen, Rückenmarksleiden, Rachitis (engl. Krankheit), Rheumatismus, Skrophulose, Syphilis, Tripper, Wassersucht, Weissfluss, Wurmleiden, Zuckerkrankheiten usw. usw. Beschreiben Sie mir **möglichst genau** Ihr Leiden, auch wenn veraltet, mit **allen** Begleiterscheinungen und Sie erhalten von mir im verschlossenen Brief **gratis und franko** eingehende Auskunft. **Ich helfe Ihnen bestimmt.** Der Versand geschieht unter ärztl. Aufsicht.

Max Krug, Berlin W 35, Potsdamerstrasse 45.



Erscheint als große Tageszeitung in sechs Ausgaben am 30. und 31. August, sowie 1., 2., 3. und 4. September und enthält im getreuen Wortlaut sämtliche Reden der Hauptversammlungen. Genaue und ausführliche Berichterstattung über die gesamten Nebenveranstaltungen. Allen Katholiken, die an der Versammlung nicht persönlich teilnehmen können, gibt das Festblatt ein naturgetreues Bild sämtlicher Vorgänge des Katholikentages. Man bestellt das Festblatt beim Briefträger oder zuständigen Postamt (Postzeitungsliste 8. Nachtrag Seite 42) zum Bezugspreise von Mark 2.—.

Das Präsidium der General-Versammlung hat sich damit einverstanden erklärt, daß das offizielle Festblatt auch mit Anzeigen versehen wird. Dieser Anzeigenanhang bedeutet für die gesamte Geschäftswelt, die Wert darauf legt, aus den gut katholischen Kreisen Deutschlands ihre Kunden zu rekrutieren, günstigste Propagandagelegenheit. Interessenten wollen ihre Aufträge an die Geschäftsstelle des Festblattes, Hannover, Münzstraße 2, von der auch kostenlos Offerte abgegeben wird, senden. Anzeigenaufträge im Interesse einer glatten Abwickelung schnellstens erbeten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gb. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 33 München, 14. August 1924. XXI. Jahrgang.

Deutscher Katholik und deutscher Staat.

Von Dr. Otto Kunze.

Der deutsche Katholik ist zu wenig politisch eingestellt, genauer: zu wenig staatspolitisch. Erfreulich wächst zwar z. B. das Interesse für die Probleme Großdeutschland und Föderalismus; doch wir machen die seltsame Erfahrung, daß sie bei vielen nicht als politische, sondern als Kulturprobleme verstanden werden. Nun ist Kultur wohl gewiß die eigentliche irdische Aufgabe des Menschengeschlechts (1. Mos., 1, 28), aber Voraussetzung der Kultur ist die Natur. Zu ihr gehört der Staat, der ja aus dem Naturgebilde der Familie entspringt und der als schützende Schale eine Hauptbedingung jeglicher Kultur ist. Natur ist also der Staat, und ein Naturreich ist das Politische und Gesellschaftliche. Es hat den ganzen Ernst der Natur, ihr Gesetzmäßiges und Unerbittliches. Hier geht es um Leben und Tod. Stirbt jemand für Kulturwerte? Für schöne Verse? Für eine Erfindung? Und wenn es solche Fälle tiefster Erfülltheit von einer Sache gibt, kann es Pflicht werden, dafür zu sterben? Nein. Für Staat und Volk aber sterben Menschen und das kann von Menschen gefordert werden. Und wenn ihnen dabei der Dom von Köln oder von Straßburg, die Hochöfen an der Ruhr oder die deutsche Handelsflagge vor Augen stehen, sie setzen sich dafür nicht als für Kulturgüter ein, sondern für Sinnbilder ihrer Heimat, ihrer erweiterten eigenen Natur. Es ist etwas Mystisches im Staat, ganz wie in der Familie — die Mystik des Naturhaften. Das Religiös-Mystische kann hinzutreten, wenn das Menschlich-Natürliche ins Uebernatürliche erhoben wird. So segnet die Kirche den Ehebund ein, salbt Könige und heiligt Verträge.

Friedrich Muckermann S. J.[1]) meint in Erwiderung auf unsern Aufsatz „Katholische Einigung und Kulturfront" (Nr. 30), im Norden Deutschlands gebe es keine staatliche Mystik mehr. Vom Staat verlange man nur, daß er für Ordnung sorge, nicht, daß er Ideen repräsentiere. Es gebe auch keine preußische Idee. Wozu sie also bekämpfen? Das würde die Kulturkraft des deutschen Katholizismus bloß hemmen, ihn politisch verdächtig machen. — Muckermann hat Norddeutschland von Königsberg bis Koblenz bereist und nirgendwo bei Katholiken eine antipreußische Einstellung über kleinere Kreise hinaus gefunden. Ebensowenig anderseits eine preußische Idee. Mit anderen Worten, die Katholiken waren überhaupt ohne staatspolitische Idee. Das mag der Kulturpolitiker leicht hinnehmen, wir finden es äußerst schlimm und gefahrvoll. Denn die Andern im Norden, auf die wir im Süden angeblich zu wenig Rücksicht nehmen, besitzen eine staatspolitische Idee. Eben die preußische. Fr. Muckermann spricht doch anderwärts selber von den Vaterländischen Verbänden der Rechten, vom Stahlhelm und Jungdeutschen Orden.[2]) Soll nicht die Deutsche Liga eine positive Gegenwirkung wider die völkische Propaganda sein? Die Nr. 30 zitierten Sätze aus ihrem Programm: besondere vaterländische Sendung des katholischen Volksteils, Verbindung von Katholizismus und Deutschtum, Bekenntnis zum Recht in der innern und äußeren Politik, Stammeskultur, Reichsideal, in dem sich die geschichtliche deutsche Aufgabe erfüllt, sie sind in unserm Sinn antipreußisch. Das Preußen, das wir bekämpfen, ist ja kein deutscher Volksteil, nicht einmal der Staat Preußen als deutsches Land, sondern eine staatspolitische Idee Und sie existiert noch in gewaltiger Macht. Existiert in der preußischen Bürokratie, in den Rechtsparteien und Rechtsverbänden, auf den Hochschulen, in der Großindustrie und in der Sozialdemokratie. Es muß eine echte, tiefe Idee sein, die so anpassungsfähig ist. Und die preußische Idee ist tief, ist metaphysisch. Hinter dem kameradschaftlichen Regimentskorpsgeist, den Friedrich der Große empfahl und den Muckermann als das einzige Preußische sieht, steht, durch Jahrhunderte getrennt und verbunden, der Pflicht- und Gemeinschaftsgeist des Deutschen Ordens. Zwischenein schiebt sich Luthers trotzig freier Christenmensch, seit 1613 — Uebertritt der Hohenzollern zum Calvinismus — verhärtet zum stählernen Verbreiter des Gottesreichs. Diesen Typ verweltlicht der aufgeklärte Despot Fridericus. Der Staat wird absolut. Fichte und Hegel machen ihn zu Gott. Kants kategorischer Imperativ bietet eine brauchbare, religiös nicht gebundene Staatsmoral. Gleichzeitig aber gibt sich dies Preußen eine christlich religiöse Weihe in der lutherisch-calvinischen Union von 1817. — Eine gewaltige Synthese fürwahr! Individualismus, Kollektivismus, Aufklärung, Christentum, Neuidealismus — und diese Synthese wird Fleisch in einem Säkularmenschen wie Bismarck. So sehr Fleisch, daß das spröd Geistige des Fridericus, Kant und Hegel zurücktritt. In Bismarck wird das Preußentum dämonisch, schöpferisch. Für ein Menschenalter! Wir sind schon Zeugen seiner Entartung und Zersetzung. Denn des Preußentums Kraft stammt nicht von Gott, es ist Titanenkraft, ist, wie es ein Tiefblickender aussprach, rein ex voluntate viri.

Die deutschen Katholiken können einem Staat und einem Reich, die aus solchen Kräften geschaffen sind, nicht so angehören wie die Andern. Sie können sie über sich ergehen lassen wie die ersten Christen das Cäsarenreich. Sie könnten Preußen und das Reich vielleicht umbilden? Gut, diese Umbildung muß aber tiefer gehen als Katholiken meinen, denen der preußische Staat unantastbar ist. Zudem stehen die deutschen Katholiken nicht wie die alten Christen ohne eigene staatliche Idee und Tradition da. Sie haben schon im Mittelalter ein großes Deutschland geschaffen, aus der deutschen Idee vom christlichen Völkerreich. Diese Idee ist von Gott. Sie prägt die wahre Sendung der deutschen Nation aus, von der Fr. Muckermann später a. a. O. so wundervoll zu schreiben weiß (Kaisergedanke und Reichsideal 9. August). Sie steht deshalb heute, wo das preußische Idol dahinsinkt, wieder auf und weist uns das politische Ziel.

Die deutsche Jugend wendet sich von Preußen ab. Das behaupten wir trotz aller deutschnationalen und völkischen Bünde. Zu sichtbar ist deren Aeußerlichkeit und an vielen Stellen bricht schon Zersetzung auf. Wollen wir Katholiken wieder einmal einen alten Rock aufbügeln und uns preußisch tragen, während schon etwas Neues Mode zu werden beginnt? Wer den Jungprotestantismus und den Jungsozialismus prüft, erkennt tiefe Gegensätze zum Preußentum, das noch in den Alten dieser Richtungen steckt. Doch wir wollen nur die katholische Jugend etwas näher betrachten. Was wir unter antipreußisch verstehen, fehlt bei ihr durchaus nicht. Nicht einmal in Preußen selber! Die in Nr. 30 erwähnte Großdeutsche Legion geht nicht aus von Bayern, nicht von Hannover, sondern von Westfalen! Das Eintreten der Allgemeinen Rundschau für ein freies Hannover hat ihr, neben ganz vereinzelten Ablehnungen, Zustimmung eingetragen bei jungen, aber nicht unreifen rheinischen, schlesischen, ja Berliner Katholiken. Kleine Kreise vielleicht, aber

---

[1]) Kulturfragen der Gegenwart: Antipreußentum und Katholizismus. Das Neue Ufer (Sonntagsbeilage der Germania) 2. Aug. 1924.

[2]) Gral, Juni 1924. S. 433/4.

sie werden größer. Die Windthorstbünde haben auf ihrer heurigen Tagung zu Glatz Anfang August einstimmig eine Entschließung zur Innenpolitik gefaßt, die u. a. die nationale Einigung aller Deutschen in einem föderalistischen Großdeutschland als heißerstrebtes Ziel nennt. Was das heißt, wissen die Windthorstbündler, denn sie bemühen sich eifrig um politische Klarheit. Ihr schlechthin neues, nicht mehr preußisches Deutschtum bewies sich in Glatz und beweist sich in ihrer neuen Monatsschrift[3]) an nichts so deutlich wie an ihrem Bekenntnis zur schwarzrotgoldnen Fahne und zur deutschen Republik. Das sage ich als Monarchist. Und als großdeutscher Föderalist verstehe ich dies Bekenntnis. Hat doch diese hauptsächlich auf preußischem Boden lebende katholische Jugend keine andre Monarchie gesehen als die des letzten Hohenzollern. Dazu waren für die meisten preußischen und auch andre deutsche Katholiken die dynastischen Bande erst 100 Jahre alt. Die deutschen Monarchien der Neuzeit sind abgesehen von Oesterreich und Bayern meist auf protestantischem Boden gewachsen und tragen, absolut oder konstitutionell, die Züge des neuzeitlichen Staates. Der ist aber weder deutsch noch katholisch. Die Republik von heute ist es auch nicht. Doch die Zentrumsjugend schwört nicht auf diese Republik. Sie will, wie der Bericht der Germania Nr. 325 unter dem frischen Eindruck von Glatz zusammenfaßt, in die Formen von Weimar immer mehr christlichen Geist und echt deutsches Blut hineinfließen lassen. Sie ist den politischen Vorbildern des deutschen Mittelalters freudig aufgeschlossen. Wo sie von Demokratie spricht, lehnt sie Formaldemokratie ausdrücklich ab.[4]) Das erheischt allerdings in der Praxis etwas größeren Abstand von Demokraten und Sozialisten, als manche Feuerköpfe in Glatz einhalten wollten. Es bedarf vielleicht nur weiterer Zersetzung des überlebten Preußentums und längerer Vertiefung in die gute großdeutsche Tradition, um diese Republikaner und Demokraten von jeglichem Ressentiment zu befreien und sie das Positive in der deutschen Monarchie erkennen zu lassen. In ihr ist doch noch mehr als der Absolutismus und Militarismus der letzten Jahrhunderte. Der Kaiser ist und bleibt die politische Sehnsucht des deutschen Volkes. Und der Landesfürst ist in Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hessen, Mecklenburg der naturgemäße Ausdruck des engeren Vaterlandes, der aus allen Wandlungen wieder hervortritt. Wahre Politik darf nicht in die Luft bauen, sondern auf den Boden der Wirklichkeit. Gerade die monarchischen Mittelstaaten haben zwischen 1866 und 1918 das Bild einer föderalistischen Gliederung Deutschlands bewahrt. Und in Hannover hat wesentlich die Treue zum Welfenhaus das Bewußtsein vom eigenen Stamm und den Anspruch auf einen eigenen Staat erhalten. Das sind unschätzbare Anknüpfungspunkte für realpolitischen Föderalismus. Die deutschen Katholiken sind auch hierin zu wenig bewandert. Ihre Vorfahren lebten größtenteils in den geistlichen Gebieten, Reichsstädten oder Standesherrschaften, die 1803—1806 verschwanden. Windthorst, der Minister der Königs von Hannover war, oder Hertling kannten sich da besser aus.

Alles in allem, der deutsche Katholizismus hat eine staatbildende Aufgabe, nicht nur eine kulturelle. Er hat in der Politik nicht bloß mitzuarbeiten wie eine Minderheit. Das ist er gar nicht. Seit der protestantische Volksteil Millionen an die Sozialdemokratie verloren hat, steht dem katholischen Volksteil keine geschlossene Mehrheit gegenüber. Die Katholiken brauchen sich nur auf ein festes politisches Ziel hin zu sammeln, und sie sind die stärkste politische Macht im Reich. Daß dies Ziel kein andres sein kann als das föderalistische Großdeutschland, ergibt sich zwar nicht bündig aus der katholischen Weltanschauung, klar genug jedoch aus der ganzen politischen Ueberlieferung und Gedankenwelt der deutschen Katholiken.

[3]) Das Junge Zentrum. Monatsschrift des Reichsverbandes der Deutschen Windthorstbünde. Berlin W 8. Französische Straße 62/III.

[4]) Der christlichen Vertiefung des Begriffs Demokratie dient eine neue Zeitschrift: Bergeswacht, Monatsschrift für christliche Demokratie in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. Unter Mitwirkung von Hans Grundei, Leo Lohmiller, Ernst Kaiser, J. F. Plaßmann und Heinrich Zerkaulen herausgegeben von Ernst Tigges Münster in W. Kettelerheim. Ohne uns mit allen Beiträgen einverstanden zu erklären, empfehlen wir sie warm.

Weltrundschau.

Das im Windthorstbund zusammengeschlossene junge Zentrum nahm auf seiner Reichstagung zu Glatz in Schlesien folgende Entschließungen an:

1 Die Reichstagung des Verbandes der deutschen Windthorstbunde wiederholt mit Nachdruck ihr Hildesheimer Bekenntnis zu dem in Weimar begründeten deutschen Staate und sieht es als eine besondere Pflicht der Bunde an, diesen Staat innerlich und äußerlich zu stärken und im Herzen des deutschen Volkes immer tiefer zu befestigen. Die nationale Einigung aller Deutschen zu einem föderalistischen Großdeutschland ist ihr ein heißerstrebtes Ziel. Sie betont von neuem auch die sittliche Verpflichtung zur Mitarbeit an den Aufgaben des neuen Staates im Sinne der Vertiefung des Volksgemeinschaftsgefühls und der Sicherung und Lebendigerhaltung des demokratischen und sozialen Gedankens bei der Führung der Reichsgeschäfte.

Angesichts der unverminderten Hartnäckigkeit, mit der die Feinde des neuen Staates offen und geheim mit Gewalt und List ihr Zerstörungswerk fortführen, betrachtet sie die zielbewußte Zusammenarbeit aller derer, die den Weimarer Staat bejahen und Anhänger der Republik sind, als ein Gebot der Stunde und empfiehlt allen Bunden höchste Wachsamkeit und Energieentfaltung.

2. Die in Glatz versammelten Vertreter der Windthorstbunde bekennen sich als lebendige Christen aus der Kraft ihres Glaubens und im Bewußtsein der natürlichen und historischen Aufgabe Deutschlands zu einer aktiven Politik der Verständigung und Versöhnung der Völker Europas. Sie sehen in einer solchen Politik zugleich die beste Gewähr für den Bestand des Reiches und eine Bürgschaft für die Erfüllung des großdeutschen Gedankens.

Auf der Konferenz von London erzielten die Deutschen wichtige Zugeständnisse betreffs der wirtschaftlichen Räumung des Ruhrgebiets. Ueber die militärische Räumung wurde sich am Wochenende der französische Ministerrat schlüssig, zu dem Herriot nach Paris gefahren war. Die militärische Räumung soll danach nicht von Rücksichten auf Sicherheit oder Pfänder, sondern nur von der Ausführung des Dawesplanes abhängig sein. Ueber den Zeitpunkt verlautet noch nichts Bestimmtes.

England und Rußland haben ein Abkommen geschlossen. Es tritt anstelle des Handelsvertrags von 1921 und umfaßt auch die russischen Schulden an England. Von der Opposition des Parlaments wird das Abkommen als unvorteilhaft und unbestimmt scharf verurteilt.

Im italienischen Faschismus siegte auf der Tagung des faschistischen Nationalrats die schärfere Richtung. Die Führung und Organisation der Bewegung und des Staates soll gründlich erneuert, die Freimaurerei bekämpft und die Lage der Arbeiterschaft verbessert werden. Der Nationalrat huldigte dem König und bekräftigte Mussolini sein Vertrauen.

In Jugoslawien hat die großserbisch-zentralistische Regierung Pasitsch einem Kabinett Davidowitsch Platz gemacht, das sich aus Demokraten und Vertretern der Slowenen und Mohammedaner zusammensetzt. Ueber den Eintritt der Kroaten unter Raditsch wird noch verhandelt.

Deutschlands Außenpolitik in der Wilhelminischen Zeit.

Nach den neuesten Veröffentlichungen.

Von Dr. Eugen Jäger, Speyer.

(Schluß.)

Das Buch von Ernst Jäckh über Kiderlen-Wächter wirft bedeutsame Schlaglichter auf die Wilhelminische Politik und auf Kiderlen selbst als Mensch. In der Einleitung sagt der Herausgeber:

„Für Deutschland kann das Kiderlen-Buch zweierlei bringen: die Bestätigung des Friedenswillens der amtlichen Auslandspolitik — gerade durch die Intimität und Authentizität des Charakters dieser Papiere. Dann aber auch die Belastung dieser Versuche und Bemühungen durch die innere Verfassung: durch die Frage des Verhältnisses (nicht nur des persönlichen, sondern auch des verfassungsrechtlichen) zwischen Kaiser und Reichskanzler, Kanzler und Staatssekretär, weiterhin auch zwischen Außenminister und Diplomaten."

Das alles findet in dem Buche seine Begründung, allerdings nicht zum ersten Male, erneuert aber wieder die schmerzvolle Erkenntnis von dem unvergleichlichen Unverstande der deutschen Politik in jener Zeit.

Das Buch enthält vorwiegend Briefe v. Kiderlens an Hedwig (Heding) Kypke, die ihm 20 Jahre lang Freundin und Lebensgefährtin gewesen. Sie war eine mecklenburgische Beamten-

tochter, sehr gebildet und klug. Warum sie sich nicht heirateten, vielleicht wegen ernster Brustkrankheit der Dame, erfahren wir nicht. Kiderlen war wohl der einzige Staatsmann in jener verhängnisvollen Zeit, der größeres Format, weiteren Blick und höhere geistige Selbständigkeit in der Beurteilung der Verhältnisse besaß. Vor allem brachte er den nüchternen und gesunden Menschenverstand mit in jene Kreise, wo so viel Unnatur, Unwahrheit, Schminke und hohler Schein herrschten, noch dazu vielfach mit Hochmut verbunden. Weiter besaß Kiderlen psychologisches Verständnis für die Denkweise der anderen Völker, unserer Gegenspieler, was dem preußischen System gänzlich abging. Daß dieses bedeutendste Talent unserer hohen Beamtenschaft von seinem natürlichen Tätigkeitsfelde zu lange ferngehalten wurde und erst viel zu spät an die richtige Stelle kam, gehört auch zu den Nachtseiten der Wilhelminischen Zeit. Als Schwabe besaß Kiderlen einen gesunden Humor, verbunden mit einer Spottlust, die stets elementar zum Ausdruck strebte. Seine süddeutsche Ungeniertheit paßte nicht in die auswattierte, steife norddeutsche Korrektheit und den bürokratischen Dienstbetrieb. Zehn Jahre lang war er als vortragender Rat in der nächsten Umgebung des Kaisers, ständiger Begleiter desselben auf den Nordlandsreisen an Bord der „Hohenzollern", wobei die Eigenart der kaiserlichen Tafelrunde ihm mehr als genug Anlaß gab, in Privatbriefen seiner Spottlust zu fröhnen. Ein beleidigter Admiral ließ durch die Geheimpolizei Kiderlens Briefe auffangen und öffnen, worauf der Kaiser, tief gekränkt, Kiderlen in 10jährige Verbannung auf einen Nebenposten in Bukarest schickte. Schon Bülow wollte den fähigen Kopf wieder bei sich haben, aber der Kaiser gab nicht nach. Erst Bethmann gelang es, dem widerwilligen Kaiser Kiderlen als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes abzuringen. Nur 2½ Jahre, von Juli 1910 bis Ende Dezember 1912 waltete er hier, als er plötzlich starb, erst 58 Jahre alt.

Schon als Gesandter zu Bukarest hatte Kiderlen zweimal den deutschen Botschafter zu Konstantinopel vertreten. In dieser Eigenschaft machte er die jungtürkische Revolution von 1907 mit und verfaßte auch jenes Telegramm, das Rußland (Iswolski) in der bosnischen Krisis 1908 zur vorläufigen Erhaltung des Weltfriedens veranlaßte. Wegen der Niederlage gegen Japan und der Revolution von 1905 war Rußland noch nicht kriegsbereit. Als Kiderlen das Auswärtige Amt übernahm, war Deutschlands Ansehen leider schon stark heruntergewirtschaftet, wesentlich durch Schuld des Kaisers. Kiderlen war viel zu sehr Realpolitiker, um den alldeutschen Phrasen und Renommistereien Einfluß auf seine Politik zu gestatten. Er erkannte sofort, daß die marokkanische Angelegenheit wegen ihrer großen Gefährlichkeit liquidiert werden müsse. An Landerwerb in Marokko hat er nie gedacht, dieses war ihm stets nur Gegenstand zu kolonialem Landausgleich. Bei Beginn der Verhandlungen wurde Kiderlen vom Kaiser hart angefahren, so daß er darob zweimal seinen Abschied erbat, bis nach einem mündlichen Vortrag die Sache wieder eingerenkt wurde. Der Panthersprung von Agadir, den er damals (1911) veranlaßte, war allerdings eine starke Geste, wie es scheint aber berechnet, die Alldeutschen zu beruhigen und hinter diesem Vorhang Deutschland gegen koloniale Entschädigungen aus dem aussichtslosen Handel herauszuziehen. Als der Reichstag im November 1911 das Marokkoabkommen genehmigte, erhoben die beiden alldeutschen Parteien, die Nationalliberalen und die Konservativen, großen Lärm. Man merkte auch dem Abkommen an, daß Deutschland es abschloß, um den Weltkrieg zu vermeiden. Leider vergeblich! Auch sonst gab sich Kiderlen alle Mühe, den festgefügten Feindesblock zu lockern und so die Lage allmählich zu entspannen. Er hat daher in Sachen der Bagdadbahn Englands Ansprüchen nachgegeben und mit Rußland bzw. dem Zaren im November 1910 das Potsdamer Abkommen geschlossen, das der Zar nach der Rückkunft in Petersburg, anderen Einflüssen folgend, in den Papierkorb warf. Sehr mißtrauisch war Kiderlen gegenüber Oesterreich, „damit Wien uns nicht über Nacht in ein Balkanabenteuer verwickle." Bülows Wort von der Nibelungen-Treue behagte ihm daher gar nicht. Eine „mürrische Solidarität" wäre ihm lieber gewesen. In der österreichisch-serbischen Gegnerschaft erkannte er mit Recht die größte und zentrale Gefahr für den Weltfrieden, verlangte daher, daß die österreichische Regierung ihre Absichten stets rechtzeitig der deutschen mitteile und sie nicht vor vollendete Tatsachen stelle, was wiederholt vorkam. Gegenüber England war Kiderlen für weites Entgegenkommen, vorausgesetzt, daß in den beiderseitigen Beziehungen eine sichtbare Entspannung eintrete. In einer Denkschrift über diesen Gegenstand sagte er:

„Ich möchte annehmen, daß man bei uns in ernsten Kreisen es kaum verstehen würde, wenn wir wegen einiger Schiffe mehr oder weniger, solange nur die Verteidigung unserer Küsten gesichert ist, uns des Vorteils einer freundschaftlichen Annäherung an England begeben würden. Flottenabkommen und politische Abkommen müssen ehrlich pari passu gehalten werden."

Kiderlen wollte mit England kein bloßes Flottenabkommen schließen, sondern eine allgemeine politische Entspannung herbeiführen auf Grund einer Art gegenseitiger Freundschaft. Denn England konnte uns überall auf der ganzen Erde ohne unmittelbar feindliche Handlung schädigen und demütigen. Aber der Kaiser in seinem Flottenwahn hörte mehr auf Tirpitz, den einseitigen Fachmann, wie auf Kiderlen, den Politiker, und Jäckh sagt daher: „Kiderlens Absicht, den Kaiser dazu zu bringen, daß er sich von Tirpitz trenne, mißglückte. Der Kaiser behielt unrecht, aber Deutschland hat die Kosten tragen müssen". Wie Kiderlen über Tirpitz dachte, zeigt eine Aufzeichnung vom Februar 1912, in der es heißt: „Ich bin Gegner von Tirpitz, weil ich fürchte, daß seine Politik uns den Krieg mit England bringen wird. Ich halte Tirpitz für den größten . . . ., den Berlins Pflaster trägt".

Unglaublich fast klingt es, daß, als Haldane im Februar 1912 zum letzten Ausgleichsversuche in Berlin weilte, Kiderlen als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes zu den Verhandlungen nicht beigezogen wurde. Er schrieb daher folgenden Brief vom Februar 1912:

„Ich bin wütend, daß man während meines Stuttgarter Urlaubes Haldane in Berlin empfing und mit ihm unterhandelte, ohne mich zu benachrichtigen. Ich sagte dem Reichskanzler gründlich meine Meinung und schrieb heute nacht noch um 3 Uhr an Seine Majestät, den ich um eine Audienz bat, um die Dinge so klar zu stellen, wie ich sie sehe. Ich möchte, daß er sich von Tirpitz trennt."

Je mehr Kiderlen ahnte, daß der Ausgleich mit England am Widerstande von Tirpitz scheitern werde, um so seltener blitzt bei ihm der Humor durch. Nur als Tirpitz die letzte, entscheidende Flottenvorlage im Reichstage durchgebracht, erzählt er, daß ein Abgeordneter, während Tirpitz die Vorlage begründete, unentwegt nach der Decke des Sitzungssaales gestarrt habe. Gefragt warum, habe er dann gesagt: „Ich will sehen, wie sich die Balken biegen."

Ueber den Kaiser findet sich in den Briefen Kiderlens kein böses Wort, obwohl er wohl Grund dazu gehabt hätte. Er sagte aber:

„Dem Kaiser geht es oft so: Er redet sich in solche Verve hinein und ist nachher selbst erstaunt und erschreckt über all die Worte und Wendungen, die ihm entschlüpft sind; er berauscht sich an seinen eigenen Reden. Der Wortlaut der Königsberger Rede war vorher genau festgelegt und trotzdem ist dem Kaiser während seiner Rede das „Gottesgnadentum" wieder in den Kopf gestiegen."

Dabei klagt Kiderlen immer wieder über die Zerfahrenheit der politischen Gesamtleitung, auf die nebenverantwortliche und unverantwortliche Personen ständig Einfluß übten:

„Es ist zum Auswachsen. So kann unsereiner natürlich keine auswärtige Politik machen. Wenn immer wieder unberufene Würdenträger unverantwortlich dazwischenpfuschen, so wie jetzt wieder einmal der Staatssekretär v. Tirpitz, der mit dem amerikanischen Botschafter politische Gespräche führt, über die dieser an den amerikanischen Präsidenten berichtet, der wieder seinerseits unseren Botschafter drüben stellt." (März 1911)

In Briefen und Aeußerungen von Bülow, Bethmann, Schoen und Marschall wird Kiderlen der einzig berufene Leiter der auswärtigen Politik genannt. Aber diese Einschätzung war nicht gegenseitig. Mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Reichskanzler Bethmann, arbeitete Kiderlen nicht gerne zusammen. Der klarblickende Schwabe und der träumerische Philosoph, der alles ungeschickt anfaßte und stets zauderte, paßten nicht zueinander. Kiderlen spricht daher von ihm als einem Pfuscher und nennt ihn „den Regenwurm". Bülow heißt bei ihm der „Aal". „Schoen hat," so schrieb er, „alles in kümmerlichem Zustande hinterlassen, jeder Botschafter und Gesandte tut, was er will." Von Marschall sagt er, er sei nie Politiker, sondern stets nur Jurist gewesen und nennt ihn das „Nilpferd". Kaiser Wilhelm ist „der Plötzliche".

Kiderlen war kein Bismarck. Das konnte man nicht erwarten. Aber in politischer Hinsicht war er doch mehr wie die anderen. Die Zeit war ihm nicht vergönnt, zu zeigen, ob er

Deutschland hätte retten können. Jedenfalls ist es sehr zu bedauern, daß ein Mann von seinem Schlage nicht früher zur Leitung des Auswärtigen Amtes kam, etwa 1902, als England den japanischen Vertrag abschloß. Aber auch Kiderlen hätte sich dem Wesen des Kaisers gegenüber nicht durchzusetzen vermocht. Die russisch-serbische Kriegspartei war seit 1908 zum Krieg gegen Deutschland und Oesterreich fest entschlossen, ob sie aber mit Frankreich allein im Bunde den Kampf gewagt hätte, ist sehr zu bezweifeln. Die Kriegsereignisse haben die Berechtigung dieses Zweifels dargetan. Der Kaiser, Tirpitz und die Alldeutschen wollten die Bedrohung Englands durch den deutschen Flottenbau nicht einstellen, daher wurde Kiderlen zur Beratung dieser Frage bei Haldanes Anwesenheit in Berlin absichtlich nicht beigezogen. Man konnte ihn nicht brauchen. Wäre es der deutschen Politik gelungen, durch Nachgiebigkeit in der Flottenfrage, die sich leicht ohne Schaden hätte zurückstellen lassen, England vom russisch-französischen Bündnis abzusprengen oder zur Neutralität zu veranlassen, so wäre der Weltkrieg vielleicht nicht ausgebrochen. Ein Krieg gegen die Mittelmächte bot dann wenig Aussicht auf Sieg, wohl aber konnte man diesen erwarten, wenn nicht nur Englands reiche Hilfsmittel mitwirkten, sondern auch seine Flotte den Mittelmächten die Lebensmittelzufuhr abschnitt, wie es in der Tat ja gekommen ist.

Wohin wir auch blicken, immer sehen wir, daß Wilhelm II. alles, auch die äußere Politik, dilettantenhaft betrieb, sich nicht Zeit, Mühe und Ernst nahm, die besten Berater und Mitarbeiter zu suchen. Daß sein durchaus unrationales Wesen alles verdarb. So kam es, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn schließlich die ganze romanische Welt (mit Ausnahme der spanischen Zunge), die ganze slavische, die ganze angelsächsische Welt, ja auch die ganze mongolische Welt in einem Kriegs-Bunde gegen sich hatten. Mußte denn das sein, hätte man es nicht anders machen können?

St. Chorin.

(Mark Brandenburg.)

Ein Garten längst entschwundner abgeblühter Zeiten,
mit Totensteinen, Epheublättern, Ginstern, Ranken,
ein träumend, schilfumflochtner See in stillen Weiten,
vielhundertjährige Bäume, die nicht stürzen, wanken, —
und dort des Klosters halb verblichne Wände,
ein Kunstwerk frommer, glaubensstarker Hände.

Wie blickst du mahnend sinnend — voller Sehnsucht nieder!
Wo einst viel tausend Steine formten sich zu Bogen,
wo priesen laut den Schöpfer heil'ge Kirchenlieder,
wo frommes Volk kam oft von nah und fern gezogen,
wo Mönche Psalmen voller Inbrunst sangen,
die an des Ufers Hängen leis verklangen. — —

Noch stehst du fest gefugt in deines Grundes Mauern!
Der Geist ergänzt, was rohe Feindeshand zerstörte.
Die Seele füllt ein ehrfurchtsvolles traumumfangnes Schauern.
Im Kreuzgang schien es ihr, als wenn sie Schritte hörte,
als wenn die Klosterglocke suchend riefe, —
als wenn der alte Ordensgeist nur schliefe — schliefe. — —

Die Sehnsucht quillt!
Wann wird der Zeitenlauf sich wieder wenden?
Wann wird die Wölbung wieder sich gen Himmel schliessen,
wann wird man beten wieder mit gefaltnen Händen,
wann werden Sündertränen wieder milde fliessen,
wann Lieder wieder hier im Dom erschallen,
in diesen hohen, einst so stolzen Hallen?

Wann wird des Klosters Abt hier wieder segnend walten,
das Volk vorm Krumstab andachtsvoll sich wieder neigen,
wann werden Mönche wieder emsig schaffen, schalten,
wann wird sich wieder finden jenes heil'ge Schweigen,
das Gott sich huldvoll einst hierselbst erkoren,
das jetzt schon lange — lange — sich verloren?
Ja, sprich, Chorin! — — Du Denkmal der Vergangenheiten,
wann kehren wieder jene goldnen — goldnen Zeiten?

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Zur großdeutsch-rheinischen Frage.

Ein Schlußwort von Dr. Albert Lotz, Brühl b. Köln.

Auch für politische Urteile muß der Grundsatz der Rechtsgleichheit gelten. Sonst kommt eine doppelte Moral dabei heraus. Und die wirkt immer peinlich. Ein erzieherisches Beispiel für die Methode, die man nicht anwenden sollte, ist die allgemein gegnerische Behandlung der organischen Neugliederung Deutschlands. Danach darf man nämlich bedenkenlos für den Anschluß Sachsens und Thüringens an Preußen eintreten, überhaupt im Interesse dieses Staatswesens „Abrundungen" ersinnen — mit oder gegen Art. 18, sogar wenn keine „tausend Gründe" dafür gefunden werden können.[1]) Nur die gegenteilige Meinung äußern darf man nicht. Wenn einer föderalistische Gedankengänge der Oeffentlichkeit vorzutragen wagt, so ist das nach dem Empfinden mancher Politiker, zu denen auch Dr. Staab gehört, nicht bloß „unzeitgemäß und außenpolitisch wenig vertretbar", sondern gar eine Sünde wider die „nationale Disziplin".

Es begreift sich, daß niemand, dem an einer tatsächlich deutschen Lösung der doch nun einmal hochakuten Aufgabe liegt, für eine derartig einseitige Klärungsart Verständnis aufbringt. Was man dort als Recht beansprucht, wird hier zum mindesten als billig empfunden. Die Beweisführung in umgekehrter Richtung ist nicht mehr originell genug, um durchzuschlagen. Sie braucht zudem nicht unbedingt als denknotwendig und allgemeingültig hingenommen zu werden. Beschlüsse des Rheinischen Provinziallandtages und der Parteien sind ja nicht schlechthin dogmatisch. Schon garnicht wurden sie für alle Ewigkeit gefaßt. Schließlich — so betonte ich schon einmal — handelt es sich um eine Angelegenheit des eigenen nationalpolitischen Verantwortlichkeitssinnes. Als Richter darüber aber kann ich weder irgendeinen anderen noch Dr. Staab anerkennen.

Wer nun — eben „mit dem einzigen Blick auf das Reich" — die föderalistische Regelung der Zukunft Rheinlands für eine der dringlichsten Forderungen der deutschen Außenpolitik hält, dem mag man Mangel an Parteigehorsam und „kühne Selbstsicherheit" vorwerfen, meinetwegen auch „reichlich ungeklärte Theorie". Ob solche Unterstellungen freilich ernsthaft begründete Argumente darstellen oder etwa nur den Niederschlag aus einer bestimmten öffentlichen Meinung, das ist eine Frage, die man wahrscheinlich je nach dem Standort verschiedenartig beantworten wird. Auch darüber dürften die Auffassungen auseinandergehen, ob man Ausdrücke wie „Separation" und „Staatenbildungswahn" in diesem Zusammenhang nicht zweckmäßiger beiseite läßt. Denn solche Worte offenbaren stets ein geradezu erschreckendes Unverständnis der großdeutsch-föderalistischen Gedankenwelt, weil doch keinesfalls angenommen werden kann, daß sie gegen ein besseres Wissen geschrieben würden. Fast möchte man es tragisch nennen, daß der Föderalismus von seinen Gegnern mehr angegriffen als begriffen wird. Hierfür ist nun Dr. Staab auch einmal — „nur wieder ein Beweis". Nicht als ob er ein völlig falsches Bild von der Sache selbst hätte — im Gegenteil: in wesentlichen Grundsätzlichkeiten sind wir mit ihm einig! Gerade aber das verkennt er wie die meisten „unitarischen Föderalisten". Und so trifft er denn letztlich doch daneben, indem er seine kritischen Pfeile nicht so sehr gegen den Föderalismus in der Idee wie gegen die angebliche Motivierung abzielt. Hätte Dr. Staab außer Stegemann auch die föderalistische Quellenliteratur eingehender berücksichtigt, dann wären ihm einige recht grobe Irrtümer in dieser Hinsicht gewiß erspart geblieben. Auf dem Boden seiner Definition stehen wir z. B. durchaus: Föderalismus ist in der Tat die Berücksichtigung eines bestimmten Artzustandes in der Zusammensetzung der Nation, und des Naturgesetzes vom Organismus. Ebenso richtig ist, daß die Erziehung zur Einheit das wahrhaft Sittliche, und alles übrige den Weg dahin bedeutet.

Wollen wir denn etwas anderes? Einige Antworten seien zusammengestellt.

„Wir begrüßen eine starke Reichsgewalt. Es ist nicht leicht gewesen, die nationale Einheit aus dem furchtbaren Zusammenbruch zu retten. . . . Die einzige Möglichkeit, trotz allem noch die Reichseinheit zu retten, lag darin . . . ., die neue Grundlage demokratischer Volkseinheit zu proklamieren . . . . Früher vertrat unsere Wehrmacht das Deutsche Reich nach außen hin, heute muß es vertreten werden durch das geeinte deutsche Volk. . . . Die Meinungen scheiden sich dann, wenn es gilt, Klarheit zu gewinnen, in welcher Form diese

[1]) Vgl. das Material, das Dr. O. Kunze in Augsb. Postzeitung Nr. 168 und Hannov. Landesztg. Nr. 15468, (Trachtet Preußen nach Vergrößerung?) beibringt.

Einheit hergestellt werden soll, ob durch den zentralistischen oder durch den organisch gegliederten, den „föderativen" Einheitsstaat. Wir stellen also nicht den „Föderalismus" höher als den „Einheitsstaat", aber wir erachten den „föderativen Einheitsstaat" für eine vollkommenere Organisationsform als den „zentralistischen" Einheitsstaat einerseits und den „Föderalismus" andererseits."[2])

Ein anderes Zeugnis:

„Mit der organischen Anschauung vom Aufbau des Reiches aus selbständigen Einheiten in gestufter Ordnung ergibt sich die Forderung einer höchsten Gewalt, die über den Ländern steht. . . Souveräne Staaten, noch dazu gleich große, können keine feste Einheit bilden. Aber . . . der wahre Föderalismus kennt garnicht den Begriff des souveränen Staates."[3])

Die Kölnische Volkszeitung schrieb erst kürzlich ebenso deutlich[4]):

„Die Frage des Föderalismus ist uns keineswegs in erster Linie eine „staatsrechtliche" Frage . . . ., sondern vielmehr des Gesamtaufbaues der deutschen Volksgemeinschaft, von unten nach oben, vom engeren zum weiteren und zum ganzen fortschreitend. . . . Wir wollen ein einiges starkes Reich in lebensvoller Gliederung, ein Haus, in welchem alle deutschen Stämme zusammenwohnen in brüderlicher Gemeinschaft — nachdem sie auf etliche staatsrechtliche und bürokratische Zöpfe verzichtet haben werden."

Auch der Aufsatz von Dr. Josef Räuscher (Hochland Heft 8, 1923/4) über echtes und falsches Großdeutschtum kann unterrichten. Die grundsätzlichen Darlegungen von Dr. O. Sachse A. R. Jg. 1922. Nr. 40—43) sind ja wohl bekannt. Vielleicht erinnert sich Dr. Staab, daß er selbst einmal folgende Forderungen erhoben hat, die sich gleichfalls von den unserigen nicht unterscheiden[5]):

„Wichtigkeit für die Belebung des Großdeutschen Gedankens hat auch die Frage der . . . Umgestaltung des Reiches. Die Bedeutung der geschichtlichen Zugehörigkeit soll nicht unterschätzt werden. Da der dynastische Druckpunkt des Reiches fehlt, muß erhöhter Wert auf den volksstämmigen Saugpunkt zur Erzielung der größtmöglichen Einheit gelegt werden. Ob es provinzielle Autonomie sein muß, ob hier durch Zusammenlegen, da durch Teilen die natürlichen Grundstücke des Reichsganzen heraustreten, jedenfalls muß der Heimatgedanke . . . einem neuen Patriotismus dienstbar gemacht werden. An Stelle des bürokratischen Aufbaus muß die Selbstverwaltung der natürlichen politischen Einheiten treten." (Sperrungen von uns außer Heimatgedanke.)

Unsere sogenannten separativen Wahnideen scheinen nach alledem auf einem erstaunlichen Mißverständnis der Gegnerseite zu beruhen. Erstaunlich, weil das vorliegende Material eine ganz andere Sprache spricht. Man müßte sich — wie gesagt — nur die Mühe machen, es zu studieren, ehe man urteilt! Dann stellt sich heraus, daß das „leblose Gestammel des einen Gliedes gegen das andere" und der „Appell an die Schwächen einer Eigenart" im letzten Grunde völlig wesensgleich ist mit dem, was Dr. Staab „den volksstämmigen Saugpunkt" und die „natürliche Rangordnung" genannt hat. Und daß unsere Staatenbildung eben vom Zusammenlegen und Teilen im Sinne Dr. Staabs bestimmt wird. Man lasse also auf der Gegenseite doch endlich Vorwürfe und Spötteleien, die weder für den Urheber noch für die Sache vorteilhaft sind!

Jedenfalls scheinen mir die ärgsten Fehler in der grundsätzlichen Beurteilung der großdeutschen Stammesbewegung jetzt soweit berichtigt zu sein, daß ohne Absicht ein Verkennen nicht mehr möglich ist. Eine Bewegung aber — und hier findet sich eine zweite Entgleisung, die zurechtgerückt werden muß — eine geistig-historische Linie, keineswegs Gelegenheitspolitik ist der Föderalismus. Aus äußeren Anlässen, wie Dr. Staab unbewiesen feststellen zu dürfen glaubt, machen wir ganz bestimmt keine Geschichte. Wir vertreten unsere tiefinnerste Ueberzeugung, die sich an einer prinzipiellen idealtypischen Auffassung von Nation, Gesellschaft und Staat orientiert (vgl. die angeführten Bekenntnisse). Gerade als Katholik und Deutscher müßte man verstehen, daß Glaubensbrüder und Volksgenossen, die auf einem Sondergebiet eine andere Meinung haben, sich auch da lediglich von einer erarbeiteten und festgegründeten Idee leiten lassen — unabhängig von der jeweiligen Windrichtung. Wenn heute, nach Wegfall der früher bestehenden (dynastisch partikularistischen) Hemmungen, die Bewegung einen allerdings sehr viel größeren Aktionsradius hat, so ist das ein Beweis dafür, daß der großdeutsch föderalistische Gedanke als notwendig und zeitgemäß immer weiteren Kreisen einleuchtet, und daß die Gegner des Föderalismus die Erkenntnis der „weiterrollenden Entwicklung" nicht für sich zu monopolisieren berechtigt sind.

Davon zeugt denn auch, trotz aller Leugnungsversuche im jenseitigen Lager, die Jugend. Es ist durchaus richtig: ohne die Jugend wäre unsere Bewegung Willkür! Aber durch sie wird die Idee eben Tat und die Zukunft Gegenwart! Unumwunden wird ja zugestanden, daß wir Jungen „mit dem Instinkt der Bejahung des Lebendigen" den Gedanken Großdeutschlands suchen. Nun — allen Ernstes kann doch niemand diesen Gedanken vom föderalistischen trennen wollen. Wenigstens nicht außerhalb des eigentlichen Preußentums, wie es als politische Geisteshaltung — als Weltanschauung — von Völkischen und Sozialisten dargestellt wird. Sie können sich freilich den halben Kontinent in lauter „Reichsprovinzen", schwarz-weißer Couleur natürlich, organisiert denken. Aber auch nur denken; in Oesterreich und im ganzen nichtpreußischen Deutschland sind solche Pläne einfach absurd. Man spricht nicht einmal davon. Das mag man sich von dort bescheinigen lassen! — Die Jugend weiß es und richtet sich in ihrem staatspolitischen Idealstreben danach. Und damit macht sie wahrhaft Realpolitik. Was hätte es z. B. sonst für einen Sinn, wenn die Vertretertagung der Windthorstbunde Badens, die am 26. und 27. Juli in Karlsruhe abgehalten wurde, in einer einstimmig gefaßten Erklärung die Gründung des Großdeutschen Ordens begrüßt, „der auf dem Boden einer gesunden Demokratie steht und im Rahmen der Verfassung die Verwirklichung der großdeutschen Idee erstrebt".[6]) Noch deutlicher spricht die Reichstagung der Windthorstbunde in Glatz[6a]). Eine vom 4.—10. August in Neisse tagende politische Gemeinschaftswoche von Windthorstbünden, Quickborn usw. beschäftigt sich an erster Stelle ebenfalls mit der stämmischen Gliederung Großdeutschlands. In Westfalen ferner hat sich gerade jetzt die Großdeutsche Legion gebildet, deren föderalistische Einstellung in der Broschüre: Katholischer Tatwille zur Nation![7]) deutlich niedergelegt ist. Endlich lebt zumal im katholischen akademischen Nachwuchs der glühende Wille zur Gestaltung des gleichen Gedankens. Vielleicht hören Zweifler sich einmal in einigen Studentischen Gruppen der Zentrumspartei oder in sonstigen überparteilichen Arbeitsgemeinschaften um.

Nun zum eigentlich preußisch-rheinischen Problemausschnitt, der ja ursprünglich allein zur Debatte stand. Weil Dr. Staab darüber hinausgegangen ist, indem er eine Reihe von Angriffen gegen den Föderalismus überhaupt richtete, mußte jedoch auch hier weiter ausgeholt werden. Eine wirklich tiefe Meinungsverschiedenheit besteht m. E. nur über das Verhältnis Rheinlands zu Preußen, damit natürlich auch zum Reich. Für uns Föderalisten ergibt sich die Forderung der Freiheit von Preußen logisch aus dem Gedanken Großdeutschlands. Dr. Räuscher spricht in dem schon erwähnten Aufsatz[8]) ganz klar die Tatsache aus, die unser Verlangen begründet: „Das alte Preußentum ist nicht großdeutsch gesinnt gewesen". Daß das junge es erst recht nicht sein will und kann, hat es zur Genüge bewiesen. Dagegen vermöchte selbst Julius Bachem nichts zu schreiben. Preußen hat eine Geistesreform bitter notwendig — ohne Zweifel. Es stimmt auch, daß dieser Staat „zur Verwirklichung des Gedankens des mittelalterlichen abendländischen Volkstums" kommen muß — aber durch seine eigene Stammeskraft! Ob es denn niemals klar wird, daß Rheinland, Hannover, Hessen diese potentielle Entwicklung von innen heraus entweder nur hemmen werden oder — daß sie selbst ihr bestes Traditionsgut dabei verlieren müssen? Wie wir Rheindeutsche mit unserm Willen niemals Kultur aus dem Osten bei uns importieren lassen, so verzichtet man dort auf jede Beeinflussung durch uns. Das Bensberger Schloß ist wohl nur ein im Höchstfall „bedauerliches Vorkommnis". Aber es bleibt symptomatisch! Wer trotz alledem daran glaubt, „daß der rheinische Katholizismus mit dem ostelbischen Protestantismus im Staate Preußen vereinigt, dieses zur Reichsklammer macht", dem ist nicht mehr zu helfen. Wenn wir das „Gros des deutschen Protestantismus" nicht stärker zu binden imstande sind — und die Geschichte zeigt die Unmöglichkeit —, dann sollten wir doch endlich lernen, von anderen Voraussetzungen auszugehen. Nichts brauchen wir dazu weiter als eine gründliche Ueberprüfung unserer historischen Anschauungen.

[2]) Schmittmann, Preußen-Deutschland oder Deutsches Deutschland? Bonn 1920. S. 12, 13, 15.
[3]) Dr. O. Kunze, Föderalismus und souveräner Staat. A. R. 1924, Nr. 25.
[4]) Nr. 549 vom 18. 7. 24.
[5]) A. R. Jg. 1922. Nr. 3, S. 27.

[6]) Vgl. Bericht der KV Nr. 582 vom 30. 7. 24.
[6a]) Vgl. deren Entschließung Weltrundschau S. 498 in diesem Heft.
[7]) Rennebohm & Hausknecht, Bielefeld 1924.
[8]) Hochland, Maiheft 1924, Seite 116.



Mit dem schulmäßig anerzogenen Affekt für alles, was an politischen und kulturellen Werten und Unwerten aus dem brandenburgisch-preußischen Winkel ins deutsche Volkstum eingesickert ist, kommen wir nimmer zum Bewußtsein unser selbst. Als preußische, besser als verpreußte Katholiken bleiben wir „inferior". Daran ändert kein noch so guter patriotischer Wille und keine noch so schöne Ideologie etwas. Aber es wird einmal zu unserem Verhängnis sein, daß man in unseren Reihen auch noch heute die politische Entwicklung im 19. Jahrhundert für naturnotwendig und vor allem für endgültig halten kann. Die deutsche Geschichte seit 1871 ist kein Kasernenhof, wo man nur Halt! kommandieren muß, um alles zum Stillstand zu zwingen. Geht sie aber ihren Gang, dann wollen wir Katholiken dabei sein, damit sie nicht in einer Wüste endet! Auch und gerade der rheinische Volksstamm wird dabei sein. Man frage ihn, ob er deutsch ist — dann hört man: bis ins Mark! Preuße? — Nein! Dr. Staab weiß wenig von unserer Volksseele, wenn er meint, das Nein müsse erst angezüchtet werden. In den Großstädten vielleicht, aber im Lande draußen nirgends. Das hat mit sogenannten Führerpersönlichkeiten nichts zu tun, sondern der Grund ist in verwurzelter Stammesüberlieferung zu finden. Was Stamm bedeutet? Keine Kostruktion nach Dialektverschiedenheiten — das ist eine Selbstverständlichkeit. Aber Herm. Platz schrieb gelegentlich sehr treffend: „Irgendwo zwischen Köln und Berlin ist eine Grenze, sagte mir ein Freund. Eine unsichtbare, aber umso einschneidendere Grenze. Sie scheidet Osten und Westen." Wo sie in concreto zu ziehen ist, das scheint leider vorläufig eine spätere Sorge bleiben zu sollen. Wir werden sie schon abzustecken wissen! Man gebe uns nur Gelegenheit!

Noch einmal: die außenpolitische Lage des Augenblicks ist uns kein Anlaß, energischer als sonst wohl das „Los von Preußen!" zu fordern. Sie ist aber auch nicht etwa eine Ursache, davon zu schweigen. Was G. Fichtner (Nr. 31 A. R.) von Stegemann gesagt hat, gilt von vielen, die in einer bestimmten Angsthypnose befangen sind — daß sie nämlich „das Verhältnis Frankreichs zum Rhein trotz der imponierenden, zweitausendjährigen gradlinigen Perspektive fehlerhaft" darstellen. Es ist tatsächlich so, daß man aus einer verkehrten Stimmung heraus die außenpolitischen deutschen Belange nicht an der europäischen Gesamtlage von 1924, sondern an der These vom Erbfeind mißt. Statt des christlichen Abendlandes und der „überstaatlichen Forderung der Zeit" (Ernst Michel)[9]) sieht man allein den zweischneidigen Befreiungsgedanken von 1813 und die engen nationalegoistischen Möglichkeiten der Vergangenheit. Wer den Frieden will, muß ihn ganz wollen! Der muß auch auf streng gehütete Vorurteile verzichten lernen. Abgesehen davon — Dr. Kunze hat bei der Behandlung der Londoner Konferenz (Nr. 29 S. 433) die ganz nüchterne Frage gestellt: „Was setzen wir der Neutralisierung des Rheinlands unter dem Völkerbund entgegen?" Wir könnten sogar weiter fragen: Wie erreichen wir am schnellsten den Abbau der fremden Besatzung? Wenn man die ausländische Presse verfolgt, weiß man, daß diese und ähnliche Fragestellungen bei uns ihre Berechtigung haben. Und man sollte an die Beantwortung herangehen, indem man sich weniger persönlichen starken Gefühlen oder tendenziös geformter öffentlicher Meinung hingibt, und dafür mehr die nationalen Notwendigkeiten und ihre diplomatisch mögliche Durchführung berechnet. Dazu gehört auch — Dr. Staab wird mich nicht vom Gegenteil überzeugen — die „Rücksichtnahme auf Stimmungen der französischen Politik." Hätten wir's nur schon einige Jahrzehnte eher getan! Außenpolitik macht man bekanntlich nicht in Berlin allein, sondern in allen Hauptstädten der Welt. Und ohnmächtigen Staaten gestattet man im Diplomatenkonzert überhaupt nur dann mitzuspielen, wenn sie ihr Instrument sehr sorgfältig auf die ersten Geigen abzustimmen verstehen.

Der Weg nach Europa geht durch Deutschland — richtig. Aber der Weg zum friedlichen Abendland ist, wie auch Fichtner darlegt, nicht möglich über ein straff zentralisiertes, großpreußisch geführtes Deutschland. „Wenn sich — so sagt er — die Staaten des Abendlandes vertragen sollen, dann müssen wenigstens die Gliedstaaten derselben Nation im Kleinen die Vereinigten Staaten Europas vorbilden." Nach Platz muß uns „im Deutschen das Abendländische aufgehen"; und so sehen wir rheinischen Föderalisten die Aufgabe — nicht das Problem — unserer Heimat.

[9]) Vgl. den so benannten Aufsatz im 3. Heft der „Schildgenossen", 1924. S. 151 ff.

Polnische Probleme.

Von Silesius-Kattowitz.

II. Polens Wirtschaftslage unter besonderer Berücksichtigung Oberschlesiens.

Die Gesamtwirtschaft des polnischen Staates steht seit Monaten im Zeichen einer Krise, die nicht allein als Folgeerscheinung der Sanierung der Staatsfinanzen anzusehen ist. Sie beschäftigt die Regierungskreise und die parlamentarischen Instanzen in Warschau auf das lebhafteste, weil sie gleichmäßig auf Industrie, Handel und Landwirtschaft ausgedehnt ist und die Gefahr in sich trägt, aus einer teilweise vorübergehenden Krise zur Dauerkrise zu werden. Ganz besonders scharfe Formen, die geradezu katastrophal wirken, nimmt die Industriekrise in Oberschlesien an.

Durch die Sanierungsaktion des Ministerpräsidenten Grabski, sind alle Wirtschaftskräfte des Landes stark in Anspruch genommen. Vorher die langjährige Inflationszeit, die alles sichtlich ausgesogen hat. Und Grabskis Werk ist bisher erfolgreich durchgeführt worden. Die Bank Polski, ein der deutschen Golddiskontbank gleichwertiges Institut, wurde auf privatwirtschaftliche Grundlage gestellt Hundert Millionen Goldfrank Aktienkapital wurden durch eine innere Anleihe gedeckt. Mit drakonischen Maßnahmen wurden Industrie, Handel und Landwirtschaft zu einer Vermögensabgabe herangezogen, die bei den meisten Unternehmungen einen Eingriff in die Substanz notwendig machte. Ein Geldmangel, wie er selbst in Deutschland zurzeit nicht anzutreffen ist, hat in Polen eingesetzt und hindert alle Geschäfte. Die Protestierungen der Wechsel gehören zur Tagesordnung. In Lodz die Textilindustrie und in Ostoberschlesien der Bergbau leiden außergewöhnlich unter dem Geldmangel. In Oberschlesien sind vor einigen Wochen die Arbeiterlöhne herabgesetzt worden; ab 1. Juli ist wiederum eine Herabsetzung der Löhne um 30 Prozent erfolgt und trotzdem beraten die großen Werke, ob es möglich sein wird, weiter zu schaffen oder ob man gegenüber den Verlusten und der Unmöglichkeit, Absatz zu finden, die Fabriken schließen soll, die noch immer mit einigen hundert Mann Belegschaft schlecht und recht die hohen Schlote im Lande qualmen lassen.

Die Großhandelspreise sinken tatsächlich, denn die Ware wird unter allen Umständen abgegeben, um nur Geld in die Hand zu bekommen. Dabei fällt es dem Kleinhandel durchaus nicht ein, die Preise dem Großhandel anzupassen und der anfängliche Enthusiasmus über die Grabskische Finanzsanierung ist im Abflauen. Die Vermögensabgabe hat buchstäblich das Geld den Gewerbetreibenden und Fabrikanten weggesaugt. Mit Schrecken denkt man an die neue Rate, die in diesen Tagen fällig wird, denn in vielen Fällen ist nicht zu sagen, woher das Geld genommen werden soll, um die alte, noch nicht abgetragene Rate zu bezahlen. Die Regierung, die bis zum 1. Juli die Ermächtigung zur Durchführung der Finanzsanierung hatte, hat ein neues Gesetz im Sejm eingebracht, daß derart geändert wird, daß selbst Herr Grabski es nicht wieder erkennt. Vielleicht fällt er mit seinem Kabinett über diesen Stein und das Chaos ist da. Gewiß, die Regierung zeigt das größte Interesse, aus der schwierigen Lage herauszukommen. Aber man merkt, daß es in Warschau an Männern fehlt, die dem Ministerpräsidenten Grabski die schwere Bürde könnten tragen helfen. Trotz aller Angriffe der Parteien gegen die Regierung, hat es bis jetzt keine gewagt, das Kabinett zu stürzen, weil man keinen Ersatz hat. Grabski selbst kann den Professor nicht verleugnen. Mit einem eigentümlich anmutenden Optimismus betrachtet er die tatsächlich ernste Lage der polnischen Wirtschaft. Die Arbeitslosigkeit wächst von Tag zu Tag, die Ausfuhr stockt nahezu vollständig und trotzdem wagen es die Minister auszusprechen, daß die Krise nur eine vorübergehende Erscheinung sei, die schon durch den guten Willen behoben werden könnte. Einige oberschlesische Industriewerke, so das größte dieser Art, die Königshütte, haben der Regierung den Vorschlag unterbreitet, sich unter Regierungsaufsicht zu stellen oder in staatliche Regie überzugehen. Die Regierung hat dankend abgelehnt. Man wurstelt auf jede Art. Interessenten erreichen es, daß die Schutzzölle erhöht werden, ohne daß die Industrie im Inland genügend Absatz findet. Durch eine vollständig falsche Zollpolitik wird auch noch die Ausfuhr erschwert, so daß die Industrie ihre Waren weder dem Ausland anbieten kann, noch im Inland Abnehmer findet. Soweit es möglich war, wurde auf Lager gearbeitet, nun droht der Stillstand. Obwohl eine Reihe von Investierungen absolut notwendig sind, ist

infolge Mangel an Mitteln zu diesen Zwecken an solche nicht zu denken. Dauernd verspricht die Regierung, Gesetze vorzulegen zur Aufnahme ausländischer Anleihen, die für den Bau von Eisenbahnen, zur Ausführung von Staatsbauten usw. benutzt werden sollen, aber es bleibt bei leeren Versprechungen.

Die ostoberschlesische Industrie bereitet der Warschauer Regierung die größten Kopfschmerzen. Man hat es sich leichter vorgestellt, ein Land, das aus einem Wirtschaftsorganismus herausgerissen wurde, so zu verwalten, daß es für den eigenen Staat und für das Volk von Vorteil wird. Ostoberschlesien, ein Land, wo noch vor zwei Jahren die blühendste Industrie Deutschlands bestand, ist derart heruntergekommen, daß man an der Zukunft der oberschlesischen Industrie tatsächlich verzweifelt. Deutschland muß bestimmte Kohlenmengen diesem Lande abnehmen. Das bestimmt das Genfer Abkommen. Und nur diesem Umstande hat es Polen zu verdanken, daß die oberschlesische Industrie nicht schon vor drei Monaten zum völligen Stillstand gekommen ist. Die Scheinkonjunktur der ostoberschlesischen Industrie setzte ein, als die Franzosen ins Ruhrgebiet einmarschierten und verstärkte sich während des sechswöchigen Bergarbeiterstreiks in Deutsch-Oberschlesien. Mit umso größerer Schärfe machte sich aber die Wirtschaftskrise geltend, als in Deutschland Maßnahmen ergriffen wurden, die ein Wiederaufleben der deutschen Volkswirtschaft erhoffen lassen. Jetzt wirkt sich in Polnisch-Oberschlesien die Teilung aus. Die Deutschen haben immer wieder betont, daß dies Land ein einheitliches Ganzes ist und eine Teilung den Tod der Industrie eines beider Hälften bedeutet. Die Vertreter des Völkerbundes in Oberschlesien müssen täglich hören, daß eine Hütte nach der anderen geschlossen wird, die Gruben folgen diesem Beispiel und das Heer der Arbeitslosen steigt ins Unendliche. Die Verhältnisse werden katastrophal. Aus dem Lande der Arbeit, wie ja Oberschlesien so oft genannt wurde, wandern monatlich hunderte Arbeiter nach Frankreich aus, weil ihnen ihre Heimat keine Arbeitsmöglichkeit mehr bietet. Es ist ein trauriges Ende, das dem an Polen gefallenen Teil Oberschlesiens beschieden ist, und an eine Besserung der Lage ist schlechterdings nicht zu denken. Fachleute versichern, daß die Krise nicht vorübergehender Natur sein kann, weil der Ursachen, die zu dieser Krise geführt haben, viele sind und Abhilfe nur dann Erfolg hat, wenn der Ausfall der Industrie bis heute wieder ersetzt, wenn die Vervollkommnung der Betriebe auf den modernsten Stand gebracht, wenn die Kreditnot behoben und länger gearbeitet wird. Die Verwirklichung dieser Pläne erfordert aber derartige Kapitalien, daß selbst das Aktienkapital der Bank Polski nicht hinreichen könnte, in Ostoberschlesien dauernde Besserung zu schaffen. Die Folge ist, daß Ostoberschlesien dem Elend preisgegeben ist.

In Verfolg dessen haben die oberschlesischen Industriellen auf eigene Faust den Achtstundentag abgeschafft und die zehnstündige Arbeitszeit eingeführt. Dadurch ist die Aussicht auf Absatzmöglichkeit noch immer nicht gegeben. 50 Prozent der Kohlen und 75 Prozent des Eisens hat Deutschland bisher aufgenommen. Der deutsche Markt ist aber nicht aufnahmefähig für polnische Ware, weil schon die deutschoberschlesischen Werke weit billiger arbeiten, als ihre Schwesternunternehmungen in Polnisch-Oberschlesien.

Daß diese furchtbare Krise sich auch innerpolitisch auswirkt, ist selbstverständlich. Viele Deutsche, die bereit waren, unter polnischer Herrschaft für ihr deutsches Volkstum zu kämpfen, sind durch die Krise gezwungen worden, für die deutsche Reichsangehörigkeit zu optieren. Schon jetzt haben tausende polnischer Bürger deutscher Nationalität für Deutschland optiert und sie werden in den nächsten Wochen und Monaten auswandern müssen. Das bedeutet einen schweren Schlag für das Deutschtum in Polen, das durch die ungerechte Behandlung seitens der Regierung schon so genug gedrückt ist. Aber auch an den polnisch-gesinnten Oberschlesiern geht die Krise nicht wirkungslos vorüber. Man hört von Tag zu Tag mehr Klagen über die eigene Regierung und viele sehnen sich nach Deutschland zurück. Wenn eine Abstimmung heute vorgenommen würde, sie würde ein ganz anderes Bild geben, als die vom März 1921. Ob die Krise in Ostoberschlesien sich auch staatspolitisch auswirken wird, bleibt zumindest abzuwarten, weil die Lage keine Möglichkeit bietet, die Schwierigkeiten, in denen sich dies Land befindet, ganz zu übersehen. Eines ist sicher: Ostoberschlesien, das reichste Land Polens, aus dem die Regierung herauszieht, was sie kann, ist das Schmerzenskind des polnischen Reiches.

Der 27. eucharistische Weltkongreß in Amsterdam.

(22. bis 28. Juli 1924.)

Von Wilhelm Maria Mülfarth, Studienassessor, Freiburg i. Br.

Amsterdam, die Mirakelstadt. So hieß es bei unserem Eintreffen. Der Beguinenhof, ein abgeschlossener, von alten Häusern und Sträuchern umgebener stiller Hofraum, etwa im Mittelpunkte der Stadt, gibt uns die Erklärung. Dort befindet sich eine alte Kirche, der Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes besonders gewidmet. Sie zeigt uns ein charakteristisches Bild: es ist die gebräuchlichste Darstellung des Wunders von Amsterdam, das auf Dienstag, den 15. März 1345, in die Woche vor Palmsonntag, datiert werden muß. Kurz nach der Vesperzeit empfing damals ein in der noch heute berühmten Kalverstraße wohnender Kranker die hl. Wegzehrung. Einige Zeit darauf mußte er brechen und das Erbrochene wurde ins Herdfeuer geworfen. Als einer der Hausgenossen am anderen Morgen das Feuer anschürte, fand sich mitten in den Flammen die weiße hl. Hostie unversehrt vor. Man legte sie auf ein reines Tuch in eine Kiste und der Priester wurde benachrichtigt. Die Mirakelhostie wurde zuerst still nach der Pfarrkirche von St. Nikolaus zurückgebracht, aber mehrmals unerklärlicherweise in der Kiste vorgefunden. Da erkannte die Geistlichkeit, daß Gott hier öffentlich geehrt sein wollte. Die hl. Hostie wurde daher in feierlicher Prozession nach der St. Nikolaskerk übertragen. Das Wunder ist durch Zeugen in einem Berichte beglaubigt und besiegelt. Eine Anzahl von Wundern und Gebetserhörungen bestätigten das erste Wunder. Die Mirakelprozession zog jedes Jahr festlich durch die Stadt, und die Großen dieser Welt, u. a. Kaiser Maximilian und Karl V., ein geborener Genter, kamen zur hl. Stätte, Gottes anbetungswürdiges Geheimnis zu verehren. So erwuchs historisch der heutige stille Umgang der Amsterdamer Katholiken, der noch immer in der Mirakelwoche von zahlreichen Gläubigen, besonders in den letzten Jahren durch Zehntausende von Männern während der ganzen Nacht des Sonntags in der Oktav veranstaltet wird. Er hat auch einen Maler gefunden in dem Amsterdamer Künstler Jacob Cornelisszoon. Vom Amsterdamer Mirakel führt eine gerade Linie zum Eucharistischen Kongreß. Eine Katholikentagung aus allen Erdteilen und Zungen sah diese schöne Stadt mit den malerischen Grachten und herrlichen Plätzen, wie kaum eine andere Stadt Europas; waren doch allein 70000 Besucher im Amsterdamer Stadion während der großen sakramentalen Schlußprozession zu Ehren des eucharistischen Königs.

Dienstag, den 22. Juli 1924 wurde der päpstliche Legat, Kardinal van Rossum C. SS. R., Präfekt der hl. Kongregation de Propaganda fide, mit dem Salondampfer der Rotterdamlinie „Batavier II" in Ijmuiden, einem großen Hafen am Nordseekanal, abgeholt. An Bord befanden sich außer einigen Pressevertretern im Gefolge des Legaten Msgr. Eras, Vertreter des holländischen Episkopates beim Vatikan, und mehrere italienische Edelleute und geistliche Würdenträger beim päpstlichen Stuhle. Weißgekleidete Schulkinder mit Wimpeln und Fahnen umsäumten den Hafen, mit Gesang und Gebet einen ersten herzlichen Willkommengruß dem päpstlichen Vertreter beim Betreten des niederländischen Bodens entbietend. Empfangen wurde Se. Eminenz an Bord von dem Vorsitzenden des permanenten Komitees der eucharistischen Kongresse, Msgr. Heylen, Bischof von Namur, einem stillen, tieffrommen Prämonstratensermönch, der mit dem P. van Dyck in Amsterdam sich um das Zustandekommen des Kongresses die höchsten Verdienste erworben hat. Das stolze Schiff fährt den Nordseekanal entlang an grünen Ufern vorbei, die mit wartenden Gläubigen dicht besetzt sind. Immer näher drängen wir auf die Hauptstadt zu, immer dichter wird der Kreis der verschiedensten Fahrzeuge, die das katholische Holland seinem Kirchenfürsten entgegensendet. Katholische Vereine mit ihren Motorbooten umkreisen das Kardinalsschiff und aus Hunderten von Kehlen dringt zum wolkenlosen Himmel empor das von P. van Schaayk gedichtete Kongreßlied. Endlich ist der majestätische Hafen erreicht. Ein Wald von festlich beflaggten Schiffen, voran die Flotille der wackeren Fischerkolonie Vollendam, Musikvorträge und nicht endenwollende Hochrufe empfangen den Kardinal, einen gebürtigen Zwoller, beim Eintreffen im Hafen. Zur Landung besteigt Se. Eminenz ein anderes, festlich geschmücktes Boot und steigt an der de Ruyterkade ans Land. Am Ufer unter einem Baldachin läßt er sich den Landesepiskopat und die in Galauniform erschienenen Malteserritter der Abteilung Holland vorstellen. Dann geht's in Autos zum Amsteldyk, einem der

schönsten Punkte Amsterdams, und zur Willibrordiskerk. Hier feierliche kirchliche Eröffnung des 27. internationalen eucharistischen Kongresses. Vor dem Chore hatten eine große Anzahl Bischöfe und Aebte aus allen katholischen Ländern Platz genommen. Im Auftrag des gesamten Klerus verlas Msgr. Callier, der Diözesanbischof von Haarlem, eine feierliche Adresse. Wunderbar erklang darauf das 6stimmige „Ecce sacerdos" mit Orgelbegleitung. Der Kardinal hielt noch eine holländische Dankrede und der Kongreß war eröffnet.

Die großen allgemeinen Versammlungen fanden abends statt in dem herrlichen, vor der Stadt gelegenen Amsterdamer Stadion, das eigens zu diesem Zwecke gemietet worden war, die erste Mittwoch den 23. Juli. In der Mitte der Kardinallegat mit den anderen Eminenzen, ferner das permanente Komitee, gegenüber die Tribüne der Bischöfe. Ansprachen der Mitglieder des Komitees, die in einem für uns Nord- und Westdeutsche leicht verständlichen holländisch-flämischen Idiom redeten, Verlesung des päpstlichen Breves, Begrüßungen der katholischen Länder wechselten miteinander ab. Die Reden wurden durch einen sog. Lautsprecher (Apparat mittels Radiotelephonie) allen den zahlreichen Anwesenden, ja Massen, die das Stadion füllten, deutlich nahegebracht. Zum Besuche des Kongresses waren eingetroffen und nahmen sowohl an den Vollversammlungen wie an den Sektionssitzungen ihrer Länder teil: Kardinal Karl Joseph Schulte, Erzbischof von Köln, Kardinal Bertram, Fürstbischof von Breslau, Kardinal Piffl, Fürsterzbischof von Wien, Kardinal Dubois, Erzbischof von Paris, Kardinal Bourne, Erzbischof von Westminster, Kardinal Reig y Casanova, Erzbischof von Toledo und Kardinal Sincero, Generalsekretär des Hl. Kollegiums in Rom.

Der Donnerstag Vormittag stand unter dem Zeichen der Pontifikalämter, die in den einzelnen Kirchen Amsterdams abgehalten wurden. Kardinal Schulte hielt ein feierliches Amt in der neuen St. Rita-Kerk jenseits des Ij ab, an dem viele seiner Diözesanen teilnahmen. Vor Beginn des Gottesdienstes hielt der Kirchenfürst an die zahlreichen Gläubigen eine Ansprache in Holländisch, um den wackeren katholischen Niederländern den tiefen Dank der deutschen Katholiken für die tatkräftige Hilfeleistung in Deutschlands schwerster Not, für die Lebensmittelsendungen, Kinderaufnahmen usw. auszudrücken. Am gleichen Morgen pontifizierte Kardinal Bertram in der Franziskus-Xaveriuskerk und predigte nach dem Evangelium für die deutschen Kongreßteilnehmer über die hehren Gnaden der hl. Eucharistie. Hochinteressant war auch der Besuch der Gottesdienste der orientalischen Bischöfe, die nach morgenländischen Riten abgehalten wurden.

Die Sektionsversammlungen der einzelnen Länder hatten sich zur Aufgabe gestellt, das Thema: Eucharistie, Versöhnung, Erlösung und Sühne zu behandeln. Den Deutschen und Oesterreichern war der Saal des St. Josef-Gesellenvereins, Mittellaan 8, zur Verfügung gestellt worden. Bei der Eröffnungssitzung aber erwies er sich als viel zu klein, und wir wären in große Verlegenheit gekommen, wenn sich nicht der gute Franziskanerpfarrer der Mohses und Aaron-Kerk (Antonius von Padua-Kirche) erboten hätte, uns liebevoll aufzunehmen. Auch an dieser Stelle dafür lieben Dank, Herr Pfarrer. Dr. Berning, Bischof von Osnabrück eröffnete Donnerstag nachmittag die 1. Sektionssitzung, an der auch Kardinal Piffl-Wien teilnahm, der die Grüße der österreichischen Katholiken überbrachte. Erschienen waren außer den deutschen Kardinälen die Bischöfe von Hildesheim, Münster, Meißen, Osnabrück, Linz an der Donau und Bischof Glattfelder aus Szegeth in Ungarn (Banat). Dechant Ingensand von Goch, Niederrhein, referierte über das Thema Eucharistie und Sonntagsheiligung.

In der Willibrordiskerk sprach am Abend des Donnerstag neben einem holländischen und französischen Redner unser beliebter Kanzelredner, Professor Dr. Donders, Münster, über den Erlösungsgedanken. Eine kultivierte, formvollendete, frei vorgetragene Predigt, die in drei Abschnitten: 1. Die große Tragik der Sünde und Schuld, 2. Die tiefe Sehnsucht nach Erlösung, 3. Die Unmöglichkeit der Selbsterlösung erläuterte. Tiefe Stille herrschte in dem bis auf den letzten Platz mit Katholiken aller Länder dicht gefüllten Gotteshause. O, Lamm Gottes, schenk uns den Frieden! Diese Worte zum Schlusse der geradezu packenden Ausführungen löften einen unglaublich reichen Beifall aus.

Die Nachmittagssitzung brachte uns Deutschen einen überfichtlichen, die historische Entwicklung glänzend belegenden Vortrag des Herrn P. Richstätter S. J.: Eucharistie und Herz Jesu-Verehrung. P. Richstätter ist Verfasser der beiden bedeutenden Bücher: „Herz-Jesuverehrung im deutschen Mittelalter" und „Herz-Jesugebete im deutschen Mittelalter". Dr. Straeter, Weihbischof von Aachen, berichtete über Eucharistie und Männerapostolat, ein Thema, zu dem einzelne Bischöfe, voran Kardinal Bertram, noch das Wort zu praktischen Vorschlägen ergriffen.

Der vorletzte Tag (26. Juli) begann mit einer Aussetzung des Allerheiligsten in allen katholischen Kirchen der Stadt und Anbetung desselben. Es folgte allgemeine Kommunion, die sich besonders im Stadion, wo Msgr. Callier, Bischof von Haarlem, das hl. Opfer darbrachte, als Kinderkommunion zu einem erhabenen Schauspiel gestaltete.

Zur Schlußsitzung der deutschen Sektion erschien dann Msgr. Heylen, der uns Deutschen schon 2 Kongresse (Köln und Wien) vermittelt hatte, selbst in unserer Mitte, von frenetischem Jubel begrüßt. Er erzählte von seinen Erinnerungen an den Kölner Kongreß 1909. Dann gab er in fehlerlosem Deutsch der Hoffnung Ausdruck, er möge doch bald wieder einen Kongreß in Deutschland erleben. Auch Msgr. Dieppen, Bischof von's Hertogenbosch, der Vorsitzende des R. K. Huisvestingskomite, war zu uns geeilt, um uns einige ermunternde Worte im Namen der holländischen Bischöfe zuzurufen. Professor Mausbach berichtete darauf über den hl. Thomas von Aquin, den eucharistischen Sänger. Prof. Dr. Ditscheid aus Koblenz, seit 3 1/2 Jahren Vorsitzender des Vereins der Deutschsprechenden Katholiken in Amsterdam, machte Mitteilung über seine vielgestaltige Seelsorgsarbeit an den katholischen Dienstmädchen in Amsterdam und Holland. Mit steigendem Interesse nahm die wiederum zahlreiche Versammlung von seinen aktuellen Mitteilungen Kenntnis. P. van den Hoeven S. J., Holländer gab in deutscher Sprache einige Ergänzungen zu dem in diesem Jubiläumsjahre vielfach erörterten Thomasproblem. Kardinal Bertram richtete noch einige Abschiedsworte an die Versammelten und mit dem Liede „Großer Gott wir loben Dich" wurde die Sitzung geschlossen.

Der Schlußtag, Sonntag, brachte den Höhepunkt des Kongresses, das Pontifikalamt des Kardinallegaten im Stadion und die große sakramentale Prozession am Nachmittag, in und um das Stadion herum. Umgeben von 7 Kardinälen, einer großen Anzahl von Bischöfen und Aebten des Morgen- und Abendlandes brachte der Stellvertreter des Hl. Vaters das hl. Meßopfer bei prachtvollem Wetter vor einer unabsehbaren Schar internationaler Katholiken dar, den wahren Frieden vom Heiland in der hl. Eucharistie erflehend. Am Nachmittag bewegte sich eine herrliche Prozession mit allen kirchlichen Würdenträgern und den Spitzenbehörden des kath. Holland, voran 2 kath. Minister und die kath. theologischen Fakultäten der beiden Hochschulen Utrecht und Nymegen, Abordnungen aller Provinzen Hollands mit Musikchören und Sängern — selbst die Fischerkolonie Volendam hatte eine Musikkapelle gestellt — durch die Weite des Stadions. Manches Männerauge wird sich bei diesem erhabenen Anblick mit Tränen gefüllt haben. Lauda, Jerusalem, Dominum, lauda eum, o Sion erscholl es aus Tausenden von Kehlen. Magnificat und Tedeum beendeten zusammen mit dem sakramentalen Segen den Hochgesang eucharistischer Feier. Möge uns der Kongreß dem wahren Frieden, den nur Gott geben kann, ein großes Stück nähergebracht haben.

Stella Matutina.

(Zu Mariä Himmelfahrt.)

Zu dir, o liebste Mutter meines Herrn
Und Heilands muss ich flehend Herz und Hände
In meiner Not erheben, dass sich wende
Zu mir dein Aug' aus steiler Himmelsfern.

Zu dir, zu dir, du lichter Morgenstern,
Schau ich empor aus neblichtem Gelände,
Dass ich, von dir geführt, mein Ziel am Ende
Des Pilgerweges seliglich erlern.

So müd bin ich die kreuz und quer gegangen;
Lahm ist mein Fuss und, ach! das Herz so wund,
Von glüher Sehnsucht und des Zweifels Bangen.

O leuchte mir! Dass aus dem dunkeln Grund
Ich endlich mag zur lichten Höh' gelangen,
Vom Engelchor begrüsst in letzter Stund! Leo van Heemstede.

Christlich-nationale Gewerkschaften und katholische Berufsorganisationen.

Von Karl Norbisrath, Essen.

Ich schrieb in diesen Tagen — ehe mir die Nr. 32 der A. R. zu Gesicht kam — in einem Aufsatz für ein bekanntes katholisches Kirchenblatt unter der Ueberschrift: „In der Stunde der Umkehr!" als Einleitung den Satz:

„Kritomanie ist zwar kein deutsches Wort; wenn man aber an das Studium der deutschen Wesensart herangeht, dann will es einem doch scheinen, als ob das Wort bei uns in erster Linie zu Hause sei; es liegt wirklich in der Natur unseres Volkes, stets und in allem mehr zu tadeln und zu bekritteln, als die eigenen Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst bessernder Bestrebungen zu stellen."

Und einer anderen Veröffentlichung flocht ich zu gleicher Zeit den Satz ein:

„Sammeln wir uns als Katholiken und lernen wir wieder uns gegenseitig zu verstehen; es fehlt an einem notwendigen warmherzigen Verkehr zwischen hoch und niedrig, zwischen Gebildeten, Mittelstand und handarbeitendem Volke; hier Ueberspannung des Bildungsbewußtseins oder des Standesideals — dort Mißachtung der geistigen Arbeit und bewußte oder unbewußte Klassenkampfpropaganda."

Mir scheinen beide Thesen geeignet, in Zusammenhang gebracht zu werden mit den Ausführungen des Gewerkschaftssekretärs Bosbach in Nr. 32 der A. R. (Christliche Gewerkschaften oder Katholische Arbeitsgemeinschaften), die meine Aufforderung zur Gründung von katholischen Arbeitsgemeinschaften für alle Stände in Nr. 26 der A. R. kritisieren.

Nach dem Erscheinen der A. R. Nr. 26 mit meinem Aufsatz schrieb ich den Herren Stegerwald, Baltrusch und Breddemann unter Hinweis auf die Veröffentlichung wörtlich:

„Für den Fall, daß von Ihnen persönlich oder seitens des Deutschen Gewerkschaftsbundes, oder seitens des Gesamtverbandes der Christlichen oder Angestellten-Gewerkschaften Erklärungen zu meinen Ausführungen gegeben werden sollten, so bitte ich, davon Kenntnis nehmen zu wollen, daß der Aufsatz von mir persönlich — ohne jedes Vorwissen des K.K.V.-Verbandes, noch einer Arbeitsgemeinschaft — verfaßt und veröffentlicht worden ist. Meine Stellungnahme vertrete ich (hinsichtlich der Christlichen Gewerkschaften) weiterhin, hoffe aber, daß damit Kräfte von beiden Seiten mobil gemacht sind, die zu einer Klärung und Lösung führen, die einer wahrhaft christlichen Arbeiter- und ganz besonders einer wahrhaft katholischen Kulturbewegung in Deutschland die Bahn ebnen."

Darin und in den eingangs zitierten beiden Sätzen dürfte sich klar mein Ziel charakterisieren, das nicht Anlaß geben darf und kann, polemisch gegen mich Stellung zu nehmen. Es war selbstverständlich, daß meine Ausführungen nicht den Beifall der Gewerkschaftsführer fanden, und ich schrieb ja auch in Nr. 26 der A. R. bereits: „Gewerkschaftsführer mögen anders darüber (den praktischen Erfolg der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung) reden und schreiben." Wir finden aber leider immer und überall — auch bei uns Katholiken im gegenseitigen Verkehr —, daß man in großen Fragen nie eine Einigung zu erzielen vermag, weil man über bedeutungslose Nebensächlichkeiten gegeneinander in Harnisch gerät. So auch bei Auseinandersetzungen über Christliche Gewerkschaften und katholische Berufsorganisationen. Typisch sind hier auch die Ausführungen Bosbachs gegen meinen Aufruf zur Gründung von Arbeitsgemeinschaften.

Es ist sicherlich ein gut Stück Propagandadienst für die Christlichen Gewerkschaften, was Herr Bosbach alles in den vier Spalten gegen meine wenigen Zeilen der Kritik an diesen Gewerkschaften wie an der Gewerkschaftsbewegung überhaupt schreibt. Viele seiner Ausführungen findet man in gleichem Sinne in den Polemiken der sozialistischen Gewerkschaften — daselbst ist es bewußt, dort unbewußt Klassenkampf! Und dabei werden meine Ausführungen — nach bürgerlich-mittelständischem Gedankengange — garnicht einmal sachlich entkräftet. Bosbach bringt viel gute Theorie, aber die Praxis im Gewerkschaftskampfe ist — leider durchweg — anders. Ich soll hier im Herzen des Ruhrgebiets, am Urquell der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, nur „Behauptungen", die durch „allzugroße Kenntnisse über die Gewerkschaftsbewegung nicht getrübt" sind, aufgestellt haben. Dabei werden die „Behauptungen eines christlichen Gewerkschaftlers" in der Essener Volkszeitung, die ich nur zitiert habe, als die meinigen bestritten. Mögen nun die von mir zitierten Prozentverhältnisse nicht überall so ungünstig für die katholischen Organisationen sein, als es von dem Essener Gewerkschaftler offen zugegeben wird —, Tatsache bleibt, daß die katholische Vereins- und Verbandsbewegung stark unter der Gewerkschaftsbewegung gelitten hat und Tatsache bleibt weiter, daß heute eine — teilweise weite — Kluft sich auftut zwischen Gewerkschaften und wieder aufblühenden katholischen Organisationen und zwar hauptsächlich, weil die Gewerkschaften das ihnen eigene Arbeitsgebiet überschritten und Aufgaben übernommen haben, die einzig und allein in konfessionellen Standesvereinen gelöst werden können und dürfen: Kultur-, Erziehungs- und Charakterbildungs-Fragen in erster Linie! Und die Verstimmung gegen sie ist noch größer im gewerblichen Mittelstande, der in der — ich gebe zu: durchweg unbewußt — klassenkämpferischen Propaganda genossenschaftlicher Selbsthilfe den gewerkschaftlichen Kampf gegen seine Existenz gerichtet sieht. Hier müssen die Christlichen Gewerkschaften einen modus vivendi eingehen, der in Verhandlungen gefunden werden könnte.

Ich will nun hier zur Empfehlung der katholischen Standesvereine weder Joos noch andere Führer katholischer Organisationen zitieren. Es mag genügen, was der Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland, Dr. Pieper, auf einer Katholikenversammlung in einem rheinischen Städtchen öffentlich erklärte und zwar wörtlich:

„Die Gewerkschaften haben sich ganz anders entwickelt, als wir es wünschten und wollten; sie sind ja zu reinen Kampforganisationen geworden! Hätten wir die anderen Organisationen, die paritätischen, mit derselben Liebe und Sorgfalt gefördert, wir stünden heute jedenfalls viel besser da. Wir haben es gut gemeint, aber es ist anders gekommen."

Uebrigens — wie und seit wann hat der K.K.V. die wirtschaftliche und staatsbürgerliche Interessenvertretung seiner Mitglieder den Angestelltenorganisationen überlassen? Und welchen Angestelltenorganisationen? Ob dieser Behauptung Bosbachs wird man im K.K.V. wohl allgemein erstaunt sein! So naiv ist man im K.K.V. nicht — was bliebe ihm dann auch noch als Berufsverband an Aufgaben? Insbesondere, wenn er dem mit den „christlich-nationalen" Gewerkschaften verbündeten „deutschnationalen" D.H.V. auch noch die Erziehungs- und Charakterbildungs-Aufgaben gegenüber der katholischen Kaufmannsjugend und Jungmännerwelt überließe, weil das ins Gebiet der Gewerkschaftsarbeit gehöre?! Soweit sind wir denn doch nicht!

Vor mir liegt ein Aufsatz des (Arbeiter-)Verbandspräses Monsignore Walterbach-München, in dem es heißt:

„Wenn die Kath. Kaufm. Vereine auf der (vorjährigen) Hauptversammlung des Verbandes es ausgesprochen haben, „daß sie die Orientierung des gesamten Wirtschaftslebens auf Grund des Naturrechtes und damit der katholischen Wirtschaftsmoral als die vornehmste Gegenwartsaufgabe betrachten", so können und müssen die katholischen Arbeitervereine diesen Grundsatz restlos unterschreiben."

Sie tun es auch.

Zu der betreffenden Entschließung des K.K.V. schrieb seinerzeit die Kölnische Volkszeitung:

„Das ist eine Entschließung, die, von solcher Gruppe und bei solcher Gelegenheit ausgesprochen, trotz aller Wirtschaftshärten der Gegenwart wieder einmal wohltut, wenn auch nur ein Teil unserer Erwerbswelt es ist, der sich zu solchen Grundsätzen bekennt."

Und wie Monsgr. Walterbach und die K. V. urteilen, so urteilt die gesamte Führung der katholischen Organisationen in dieser Frage — der Grundfrage und Grundlage unserer Einstellung zur Wirtschaft, der wir dienen wollen im Interesse der Menschen, derentwillen die Wirtschaft gefördert werden muß. Und wie stehen die Gewerkschaftler im allgemeinen in ihrem wirtschaftlichen Kampfe mit Bezug auf die Moral? So doch, daß der katholische Arbeiter, soweit er noch durch katholische Vereine auf dem Boden der Moral steht, oft in schwerem Gewissenskonflikt ist, wenn er der Parole der Gewerkschaft folgen muß. Das ist keine leere Behauptung! Doch den Gewerkschaften auch ihr Recht und ihr Betätigungsgebiet. Sie mögen sich aber nur rein gewerkschaftlich einstellen und die Praxis der Theorie anpassen. Dann können Gewerkschaften und katholische Organisationen sich gegenseitig fördern und stützen. Aber erst dann! Und hier muß der Weg zur Abgrenzung der Arbeitsgebiete in ehrlichem Willen zur Verständigung gefunden werden. Inzwischen aber muß der Gedanke der katholischen Arbeitsgemeinschaften für alle Stände sich in allen katholischen Standesvereinen Bahn brechen. Von diesen Arbeitsgemeinschaften hängt das Leben der katholischen Organisationen ab — über diese Arbeitsgemeinschaften geht der Weg zu einer wahren, auf Kultur und Moral verankerten Volkswohlfahrt!

(Wir schließen hiermit die Aussprache. D. Schr.)

Moritz und Sultan.

Ein satirisches Nachtstück von Dr. Karl Debus.

Dämmerung in der Stube, — Mondlichtdämmerung. . . Die grüne Sichel des jungen Frühjahrsgestirnes steht im dunkeln Nachtfenster. Streifen lauteren Silbers liegen überm Tische, die Wanduhr tickt. Unterm Herd streckt Sultan, der alte, ausrangierte Korpshund, eine Bulldogge reinster Rasse, die ehrwürdigen Beine. Die Stirne liegt nachdenklich in Falten, er träumt zuckend den Traum seiner Jugend. Geisterhaft schleicht über den Boden ein junger Kater, Moritz. Wie zwei glühende Kohlen funkeln seine Augen dort aus der dunklen Ecke.

Er rollt sich zusammen und ruht. Langsam dröhnts vom Turme: Mitternacht. Da geht ein Knacken durch den Raum, es gähnt im Gestühl, es bricht wie Seufzen aus den Beinen des langweiligen Großvatersessels, ein schwerer Bann ringt nach Erlösung. Geister gehen um, — der Geist geht um.

Und plötzlich aus der Ecke tönt vernehmlich eine Stimme: „Ach!"

Sultan horcht, gespannt das Haupt erhoben, neues Leben strafft den tigerhaft gefleckten Leib, Unerhörtes begibt sich. . . . Und wieder tönt aus der Katerecke ein „Ach!"

In Sultan gehen seltsame Dinge vor. Er hört den menschlichen Laut, er erinnert sich seiner Lehrzeit in Mannheim vor 12, 13 Jahren, seines ersten Debüts als sprechender Hund vor 16 wissenschaftlichen Autoritäten aus Berlin, Leipzig und Jena und seiner ruhmbedeckten Laufbahn im Zirkus Maulogrande, die ihn bis nach Bukarest, der Hauptstadt Rumäniens, brachte. Bis er endlich wegen Altersschwäche als Korpshund ein immerhin ansehnliches Auskommen fand, um zuletzt als billiger Rassehund in der Familie zu enden, in der er jetzt seinen Lebensabend beschließt. — Seine besten Instinkte werden wach. Die Summe seiner Erfahrungen rührt sich in seinem Hirn, sein längst begrabener Ehrgeiz, es den Menschen gleich zu tun, schwellt noch einmal seine Brust und auch ihm entringt sich ein leises „Ach".

Dieses „Ach" ist von unerhörter Wirkung. Als ob der gewaltige Bann endlich gebrochen sei, wird es im Zimmer wieder lebendig. Der Kater steht auf den Füßen, zuerst auf vier, dann auf zwei, und wirklich, er läuft auf diesen zwei Füßen herum wie weiland der Gestiefelte Kater aus Tiecks Märchendichtung, würdig seiner Vorfahren. Er spricht:

„Bruder! Ungewohnte, längst vergessene Laute dringen an mein Ohr! Mir erpreßte mein Leid die eigentliche Sprache, die meiner Natur gemäß ist. Lange genug mußte ich mich mit dem einförmigen quäckenden Katzenton begnügen. Jetzt ist Schluß damit. In dieser feierlichen Stunde fühle ich die alte romantische Begeisterung in mir emporsteigen. Ich erinnere mich meiner großen Ahnen: des weiland Gestiefelten Katers, des Katers Murr, den jener E. Th. A. Hoffmann persönlich kannte und hingerissen von seiner Begabung in einem Werke verewigte. Ich denke an den ebenso berühmten Kater Hidigeigei, den der Erzpoet und große Becherstürzer Josef Viktor von Scheffel unsterblich zu machen suchte, obwohl er's gar nicht nötig hatte. Zu meiner Verwandtschaft zählt auch jener sprechende Uhu aus Dreizehnlinden, der eigentlich auch ein Kater war; nur mußte er sich der Zeit und den Umständen anpassen und im Federkleide auftreten. Die Mode war uns Katzen nicht mehr günstig. Ich selbst vergrub meine Talente lange in meiner Brust, aber mit übermächtiger Gewalt erzwingt die Vererbungstheorie ihr Recht."

Nach dieser Rede sank der Kater auf die Vorderfüße, der ungewohnten Anstrengung doch nicht gewachsen. Aber die Worte hatten genügt, um Sultan auf die Beine zu bringen.

„Du zählst deine berühmten Ahnen auf, Kater, aber du selbst hast nichts geleistet. Außerdem bist du und dein Geschlecht im Grund ein Angehöriger des längst überholten 19. Jahrhunderts, ja der geradezu lächerlich gewordenen Romantik, während ich vollständig im Lichte der modernen Wissenschaft stehe. Ich gebe zu, manche sagen, auch ich gehöre zu den veralteten Requisiten. Man behauptet, die große wissenschaftliche Entdeckung von den rechnenden Pferden und sprechenden Hunden sei im Grunde auch so ein romantischer Humbug gewesen, aber du kennst ja die Menschen. Sobald sich das Tierreich einmal auf eine höhere Stufe erheben will — Darwin ist unser großer Bahnbrecher, der einzige edle Mensch — regt sich die Eigensucht dieser häßlichen Klasse. Sie schweigen unsere Leistungen tot. Unsere Freunde, die Entwicklungstheoretiker, sind wie vor den Kopf geschlagen: sie wissen keinen neuen Gedanken mehr vorzubringen. Man hat geistige Attentate auf sie gemacht, hat ihnen Mangel an gesundem Menschenverstand vorgeworfen. Als ob der Menschenverstand jemals gesund wäre! So sind wir sprechenden Hunde die einzigen Ueberlebenden einer großen Zeit, die in ihrem Busen die Erinnerung an bessere Tage bewahren und auf ein neues aufgeklärtes Jahrhundert warten. Ach, wieder scheint die große, mittelalterliche Nacht, die absolute Finsternis hereinzubrechen. Und nur in stiller Stube um Mitternacht wagt sich die Wahrheit ans — Mondlicht. Nichtsdestotrotz! Die Wahrheit siegt. Was wir können, können wir doch! Wir können sprechen!"

„Aber, lieber Sultan!" warf der Kater hier ein, „du gibst mir doch zu, daß es dies nicht allein ist! Es handelt sich nicht bloß um die Fähigkeit des Sprechens einzig und allein. Auf die erhabnen Gedanken, die unser Hirn zu denken vermag, auf die Weite der Auffassung kommt es an. Und ich wenigstens begann nicht zu sprechen aus Lust am Sprechen allein. Ich hatte ein wirkliches seelisches und geistiges Bedürfnis dazu. Mein Schicksal öffnete mir meinen Katzenmund."

„Du bist auch noch jung, Moritz", sagte Sultan; „ich ergab mich schon lange der vita contemplativa, ich bildete ein Kloster für mich allein. Aber du wirst mir zugeben, daß die Erfahrungsfülle, die ich gewann, ich, der ich einstmals im öffentlichen Leben stand, und die Zierde und der Stolz zuerst einer wissenschaftlichen Korporation, dann eines Zirkus und zuletzt einer schlagenden Verbindung war, daß diese Erfahrungsfülle verdaut werden muß. Und trotzdem gestehe ich dir: auch ich bin mit meinem bisherigen Leben nicht zufrieden."

„Wie kann man das auch", nahm hier der Kater den Faden auf, „wenn einem die geringsten animalischen Bedürfnisse beschnitten werden? Unsere Herrschaft hat zu sonderbare Ansichten. Sie achtet nicht unsre innerste Natur; ich möchte meine Eindrücke in die Formel fassen — du weißt, ich bin wie meine romantischen Ahnen in das Paradoxon verschossen — aus lauter Kultur vergißt sie die Natur in uns. Oder hältst du es für Recht, daß ich hier einsam sitzen muß, hinter geschlossenen Türen, während draußen das schönste Mondlicht auf die Dächer scheint und Mia Mai, die entzückende Edelkätzin, graziös auf dem Dachfirst spazieren geht? Ja, in der Poesie oder auf Richterschen Bildern lieben die Menschen die verliebten Katzenschäferszenen. Aber in der Wirklichkeit beschneiden sie uns unser elementarstes Menschen- — pardon — Katzenrecht!"

„Geht es mir nicht ebenso, geliebter junger Bruder und Stubengenosse? Manchmal gelingt es mir, durchs Tor zu entwischen: o, was für köstliche Spuren und Fährten duften mir da von allen Ecken und Enden entgegen! Man spürt die Wonne des Hundedaseins! Aber kaum habe ich eine solche Spur aufgenommen, die Nase am Boden (die Menschen recken die fürwitzige Nase lieber gegen Himmel, sie bleiben deshalb ewig nur Wolkengucker!), da erschallt schon gebieterisch die Stimme meines Herrn: Sultan hierher! und wieder muß ich in mein Gefängnis zurück!"

„Und dann", fuhr der Kater fort, „meinst du, in diesem verfluchten Salon gäb es Mäuse? Mein einziger Traum sind Mäuse, ich sehe weiße Mäuse, ich muß mich nächstens in ärztliche Behandlung begeben, ich leide geradezu an Mäusehalluzinationen, ohne irgendwie ein theoretischer oder praktischer Anhänger des Alkoholismus zu sein. — Aber ein lebendes Tier dieser Gattung ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich habe mich zum Brodfressen herabgewürdigt, es bleibt mir nichts andres übrig, als Weißwecke zu verzehren. So friste ich kümmerlich mein elendes Dasein! Und dabei stehe ich noch am Anfang meiner Laufbahn. Das jugendlichste Heldenfeuer brennt in meinen Adern. Kürzlich wollte ich ausreißen. Auf die entfernteste Dachkante hatte ich mich geflüchtet. Muß nicht eigens ein Dachdecker kommen, um mich einzufangen? Beinah hätt ich den Sprung gewagt, hinab in die grausige Tiefe, aber es war mir doch zu fatal!"

„Du hast deinen historischen Augenblick versäumt! Lieber tot, denn als junger Kater hier versauern! Ich kann mir wenigstens in dieser Hinsicht keine Vorwürfe machen, ich habe mein Leben gelebt: zuerst als sprechender Hund vor wissenschaftlichen Autoritäten, dann als . . . . . ."

„Um Gotteswillen, sei ruhig, — ich höre Schritte!"

Richtig, da klangen menschliche Tritte auf dem Korridor! Ein Schlüssel drehte sich um, und Sie und Er traten zur Tür herein. „Ach, war es nicht entzückend, Edgar", flüsterte sie: „dieser junge Gelehrte mit dem theosophischen Spitzbart, glühend für die Erforschung des Okkulten! Gott sei dank, es ist doch

viel interessanter jetzt, als wie damals, da du mich vor dem Kriege in die darwinistischen Vorträge mitnahmst. Es gab da so wenig fürs Herz."

„Ja, die Zeiten ändern sich! Wir wühlen jetzt in andern Geheimnissen, aber weißt du — ich habe Schlaf — zuletzt ist die Sache doch nur dazu da, um die Langeweile des Daseins zu vertreiben. Wir können doch nicht ewig ins Kino gehen . . ."

„Um Gotteswillen", schrie sie jetzt auf, „ich hatte vergessen, den Tieren etwas hinzustellen, beinah wär ich eben über Moritz gestolpert . . . .!"

„Macht nichts, es sind doch nur Bestien. In der Wildnis bekommen sie auch nicht alle Tage ihren Braten und müssen sich ganz anders anstrengen, als bei uns in der geheizten Stube!"

Zum eisernen Jubiläum des katholischen Gesellenvereins.

Von Heinrich Scherer, Köln.

In der Metropole des katholischen Rheinlandes, zu Köln, dem deutschen Rom, feierte in diesen Tagen der katholische Gesellenverein sein fünfundsiebzigstes Wiegenfest. Wegen der Not der Zeit wurde die Feier auf den Kölner Zentralverein beschränkt, doch waren auch Brudervereine aus dem Kölner Bezirk und auch aus weiterer Entfernung herbeigeeilt. Die Hauptfeier war am Sonntag, den 20. Juli: Morgens Pontifikalamt in der Minoritenkirche, der Grabstätte Kolpings, darauf weltlicher Festakt im alten Gürzenich. Der Generalpräses, Prälat Schweitzer schilderte in großen Zügen die Gründung des Vereins vor 75 Jahren und was er seither geleistet, Kardinal Schulte richtete väterliche Worte an die Gesellen und überbrachte die Grüße und Glückwünsche des Heiligen Vaters. Vertreter der Staatsregierung und der Stadt Köln fanden herzliche Worte der Anerkennung. Am Sonntag, den 3. August fand eine Huldigung an Kolping in seinem Geburtsort Kerpen statt. Dabei führten die Gesellen Wallensteins Lager von Schiller im Freien auf. Der Generalpräses hat als Festschrift den Jahresbericht April 1923 — April 1924 im Druck herausgegeben, der in seiner Schlichtheit alles sagt, was der Gesellenverein ist, und was er leistet. In neun Abschnitten wird eine Übersicht gegeben über Berufsausbildung im Verein, über die Pflege der Allgemeinbildung, über Wandern, Turnen und Sport, über die karitative Tätigkeit des Vereins und die religiös-sittliche Ertüchtigung seiner Mitglieder.

Ganz zu erfassen, was der Gesellenverein ist, vermag nur der, der selbst durch ihn hindurchgegangen ist, aber nicht nur als Nutznießer seiner materiellen Vorteile, sondern der vor allem als lebendiges Glied dieses Organismus sich einzufühlen bestrebt war, der sich erfassen ließ vom Geiste des Gesellenvaters. Kolping war einer der größten Männer aller Zeiten. Das ist nicht zuviel gesagt. Denn die Größe eines Menschen bemißt sich ja nicht allein nach seinen äußeren Werken und Erfolgen, sondern mehr nach dem Motive seiner Taten. Und wenn einer auch die größten äußeren Erfolge erzielt und etwa, wie ein Napoleon die halbe Welt sich untertan gemacht hätte, wenn er die Liebe nicht hätte, er wäre „wie ein klingendes Erz und eine tönende Schelle! Ja, hier liegt der Schlüssel zum Verständnis für alle menschliche Größe, besonders für die großen Führer des Volkes. Wachsen ihre Werke aus einem liebeströmenden Herzen, das selbst wieder mit dem Urquell der Liebe verbunden ist, dann überdauern sie, wenn auch die äußeren Formen wechseln, die Stürme der Zeit. Ein solcher Jünger der Liebe, der alle umfassenden Heilandsliebe war Adolf Kolping. Ihn erbarmte seines Volkes, aus dem er hervorgegangen war. Schon vor ihm hatte der große Schweizer Pädagog Pestalozzi, die wirtschaftliche Entwicklung mit ihren entsittlichenden Wirkungen vorausahnend, die Geister aufgerüttelt und den Funken der Liebe zu den arbeitenden Volksgenossen in die Herzen der deutschen Lehrer und Volkserzieher gesenkt. Jetzt, als diese Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts drängte, als durch sie, namentlich in den Städten, Tausende von Menschen zu Maschinen an den Maschinen wurden, und als diese Tausende ihre Seele zu verlieren drohten, weil sie geistig entwurzelt waren, da erstand ihnen im Gesellenvater der Retter aus höchster leiblicher und geistiger Not. Selbst Schuhmachergeselle gewesen, hatte er das doppelte Elend der damaligen Handwerksburschen aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Durchglüht vom heiligen Liebeseifer des guten Hirten wollte er als Priester sie erheben, retten, bewahren. Sein Gesellenverein wurde den in die Großstadt verschlagenen Burschen eine zweite Heimat. Als Familie gründete er ihn, darum speiste er mit seinen Gesellen an einem Tisch, darum wurde er ihnen ein zweiter Vater, an den sie sich jederzeit mit Vertrauen wenden konnten, ob Nöte des Leibes oder der Seele sie bedrückten. Ich habe am internationalen Gesellentag 1922 zum ersten Male mit einigen Gesellen, Kriegskameraden, vor dem Denkmal des Gesellenvaters an der Minoritenkirche zu Köln gestanden. Da ging mir wie ein Blitz das tiefste Geheimnis unseres heiligen Glaubens auf: Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, die uns erschienen ist in Christus, und die lebt und wirkt in jedem echten Jünger Jesu. Da steht der Wanderbursche mit dem Stab in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken vor dem gütigen Priesterfreund; vertrauend blickt er in die treuen Augen seines geistigen Vaters, seine rauhe, schwielige Hand ruht in den geweihten Fingern des Priesters, es ist, als wollte der Gesellenvater sagen: Komm mit, Junge, zur Breiten Straße, dort habe ich dir ein Heim bereitet, wo du auch in der Großstadt brav bleiben kannst!

Fünfundsiebzig Jahre waren am 5. Mai dieses Jahres verflossen, seitdem Adolf Kolping in der Kolumbaschule mit sieben Handwerksburschen den katholischen Gesellenverein gründete; aus dem Senfkörnlein ist ein gewaltiger Baum geworden, der fast die ganze katholische Welt überschattet. Kolping ist lange heimgegangen, aber sein Geist lebt und wirkt weiter. Mitten im Getümmel der Weltstadt Köln steht an der Breiten Straße das Kolpinghaus, wo an den Wänden des Festsaales der Wahlspruch Kolpings leuchtet: Religion und Tugend, Arbeitsamkeit und Fleiß, Eintracht und Liebe, Frohsinn und Scherz. Das war Kolpings Rezept für die Wunden seiner Zeit, mancher moderne Quacksalber könnte von ihm lernen. Und man ist dort diesem Wahlspruch treu geblieben. Der Gesellenverein ist eine der wertvollsten sozialen Einrichtungen, eine Volkshochschule im besten Sinne, auf die wir Deutsche stolz sein dürfen. Kolping und seine Nachfolger haben nicht mit prunkenden Reden und unerfüllbaren Versprechungen die Arbeiterjugend an sich gezogen, nein, sie haben überhaupt weniger geredet, als vielmehr gehandelt und ein Werk geschaffen, das noch heute, und gerade heute ein wahrer Segen für unser arbeitendes Jungvolk ist.

Die Toten stehen auf! Merkwürdig und doch verständlich, wie unsere Zeit ihren Blick zurückwendet auf die großen Männer der Vergangenheit, die heute erst recht begriffen werden, heute, wo aller Firnis von unserer Kultur abgefallen ist und nur das Bestand hat, das sub specie aeternitatis geschaffen wurde. Dr. Theodor Brauer hat den Gesellenvater für unsere Zeit wieder neu entdeckt. In seiner vorzüglichen Studie Adolf Kolping (in den Klassikern katholischer Sozialphilosophie, Herder, Freiburg 1923) zeigt er den Handwerkerpriester in seiner ganzen Größe und Bedeutung als Sozialpädagog.

Zu Pfingsten 1922 berief der jetzige Gesellenvater, Generalpräses Schweitzer einen internationalen Gesellentag nach der Kolpingstadt. Aus aller Welt folgte man dem Rufe zur großen Heerschau, sogar Nordamerika hatte Vertreter geschickt. Es war eine großartige Kundgebung katholischen Glaubenslebens und katholischer Solidarität. Da wurden keine Hetzreden gehalten, wie sie damals in deutschen Landen an der Tagesordnung waren, da sah und hörte man überall nur das Bekenntnis: Wir wollen aus der Kraft unseres Glaubens heraus mitarbeiten, Deutschland wieder aufzubauen! Ganz Deutschland sah damals nach Köln, damals zeigte der Gesellenverein, daß weder der Krieg noch die Revolution ihn in seinem Lebenskern getroffen hatten, damals fühlten die Söhne des ehrbaren Handwerks, daß sie in der Liebe Christi und im Geiste Kolpings geeint eine Macht darstellten, die dem schwer ringenden Vaterlande wertvolle Dienste leisten konnte. Und dieses Gefühl löste den Willen zur Tat aus. Mit neuer Begeisterung zogen die Gesellen vom Grabe ihres Stifters nach Hause, um in seinem Geiste zu arbeiten. Und wenn Deutschland seither unter den schweren Schicksalsschlägen nicht ganz zusammengebrochen ist, vielmehr den Weg zu langsamem Aufstiege gefunden hat, so hat auch der Gesellenverein sein Teil dazu beigetragen. Darum: Gott segne auch ferner das ehrbare Handwerk und die deutsche Jugend am Rhein!

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Ausreden will man andern einreden und weiss oft selber nicht aus noch ein.

Annehmlichkeit leiten heute die meisten nicht von angenehm, sondern von annehmen her.

Hang zu etwas ist schon halbe Abhängigkeit davon.

Drastisch sagt man etwas am besten durch eine Tat.

Die oberflächlichsten Redewendungen sitzen im Sprachgebrauch am tiefsten.

Für viele gibt es kein anderes Soll als das von „Soll und Haben".

Wer kann 100 prozentige Eigenschöpfungen aufweisen?

Vieles im Leben beruht auf Gegenseitigkeit. Man setze statt Gegenseitigkeit Gegnerschaft und unsere Zeit ist zum grossen Teil charakterisiert.

Manche Unterhaltung ist wirklich Unterhaltung im Hinblick auf ihr Niveau.

Vom Büchertisch.

Drei Wege — Ideen zur deutschen Politik. Von Dr. Ernst Hornesser, München und Berlin 1924, R. Oldenbourg. VIII. und 189 S.; geh. 4 M. — Das Buch wendet sich zunächst an die deutschen Staatsmänner. Ihre Waffe soll die politische Idee sein. Der Weltkrieg hat die alten Formen des Völkerdaseins wie der Staatskunst zerschlagen und heischt, sollen nicht neue Kriege die Menschheit, vor allem Europa, vollends zerrütten, eine gründliche Neugestaltung des Staatenlebens. Der Gegensatz National — International muß in einer höheren Einheit aufgehen, Deutschland, als das am meisten unter der Gegenwart leidende Volk, den Anstoß dazu geben. Das letzte Ziel ist der Weltbund aller Völker, und zwar als Staat. Als Uebergang dazu vorerst die Vereinigten Staaten Europas anzustreben. Drei Wege sind denkbar: 1. der westeuropäische Bundesstaat — Deutschland, Frankreich, Italien. Der Westen Europas bildet eine wirtschaftliche Einheit. Frankreich hat jetzt die Erzlager, Deutschland die Kohle. Nur ein gemeinsamer Staat, in dem nicht einer Herr, der andere Sklave sein darf, kann dies Getrennte vereinigen. Der Osten (Ostdeutschland, Polen, Rußland) ist berufen, den industriellen Westen zu ernähren. Der Vorschlag zu diesem westlichen Neustaat muß unter allen Umständen gemacht werden, und zwar durch den Reichskanzler. 2. Geht Frankreich, wie höchst wahrscheinlich, nicht darauf ein, dann muß der Versuch eines germanischen Bundesstaates gemacht werden: Deutschland, England, Holland und Skandinavien im Rahmen des englischen Weltreichs. Deutschland verzichtet auf Seemacht, die für England Lebensnotwendigkeit ist, gewährleistet aber als Landmacht die Ordnung in Europa. In dem großgermanischen Staat ist englisch die Verkehrs- und Staatssprache, deutsch tritt daneben (!) als Kultur- und Bildungssprache. 3. Weisen Frankreich und England den deutschen Gedanken ab, dann ist der dritte Weg zu gehen: der der Weltrevolution, nicht im Sinne des zu bekämpfenden Marxismus oder Volschewismus, sondern in dem Sinn, daß die konservativen Mächte das Programm des Sozialismus erfüllen, soweit es erfüllbar ist: Vereinigung der Tüchtigen aller Klassen im Aufbau; hinüber über den Klassenstaat zum Einheitstaat im geistigen Sinn, der auf dem sozialen Gleichgewicht ruht. Diese positive, schaffende Revolution ist als Waffe gegen die andern Völker zu gebrauchen. Aber nur ein von einem Geiste getragenes, von einer Idee begeistertes Volk kann diese Weltrevolution entzünden. Das Endziel aber ist und bleibt, und ihm gehört das 20. Jahrhundert, der Weltbundesstaat, der allein den Frieden schaffen kann. — Dies die Hauptgedanken des gut und klar geschriebenen Buches, das zweifellos auf tiefem Erfühlen unserer Nöte beruht, wertvolle Gedanken im einzelnen ausdrückt, und auch dann anregt, wenn man weder mit seinem Gesamtziel noch mit den einzelnen Vorschlägen einverstanden ist. Zu 1 wäre zu sagen: Wer soll die entscheidende Zentralgewalt in einem Westbundesstaat bilden? Deutschland? Das wird Frankreich nie zugeben. Frankreich? Dann werden wir eben Franzosen, da das schwächere Nationalgefühl dem stärkeren naturgemäß unterliegt. Im Falle 2 verengländern wir — trotz der „Kultursprache" — der Verfranzung allerdings noch vorzuziehen. Der dritte Gedanke wäre vielleicht der bedeutsamste, setzt aber eine außerordentliche, kaum zu hoffende Läuterung des deutschen Volkes voraus. Für die schwierige europäische Lage gäbe es auch noch andere Lösungen, von denen die Neuschaffung eines großen Mitteleuropa, dem außer Deutschösterreich und der Schweiz auch die ehemals österreichischen Nachfolgestaaten sowie die Gesamt-Niederlande und Dänemark sich anschließen könnten, ebenso nur gestreift sei wie der Gedanke einer engeren Verbindung dieses neuen Staates mit dem entbolschewisierten Rußland. Prof. Franz Sigl.

Heilige Zeiten. Religiöser Gelegenheitsunterricht über das kathol. Kirchenjahr für die Oberstufe der Volksschule und die Mittelstufe höherer Lehranstalten. Von Georg Schreiner, Pfarrer. 8°. 134 Seiten. München-Kempten, Kösel-Pustet 1924. Mk. 1.60, geb 2.40. — Das Kirchenjahr ist eines der wunderbarsten Gebilde, die aus dem Zusammenleben der Menschen hervorgegangen sind. Welche religiöse, sittliche, nationale Gemeinschaft gibt ihren Gliedern einen solchen Kranz von jährlich wiederkehrenden Festen und Festzeiten, Wahrheiten und Erinnerungen, Anregungen und Gemütswerten in die Hand? Seit bald 2000 Jahren sprießen die Blumen dieses Kranzes zu Nutz und Frommen der katholischen Christen, und ihre Lebens- und Segenskraft scheint unerschöpflich. Eine genügende Einführung in das Kirchenjahr könnte eigentlich den ganzen Religionsunterricht ersetzen, denn sie bedeutet die Einführung in das Leben mit der Kirche. Dennoch wurde seine systematische Auswertung erst im Zusammenhang mit den neuesten katechetischen Bestrebungen versucht und wir besitzen noch kein genügendes, für den Katecheten eigens bestimmtes Buch für diesen Zweck. Wohl gibt es manch treffliches Buch über Liturgie und Kirchenjahr. Aber um unmittelbar in den Dienst der Katechese treten zu können, mußte letzteres erst einen so starken Destillationsprozeß durchmachen, wie es in dem vorliegenden Buche geschehen ist. — Was immer für Kind und Volk den Zugang zu den Schönheiten des Kirchenjahres eröffnen kann, holt Sch. heraus und verfeinert dessen Gehalt so sehr, daß er in die geheimen Falten des Gemütes und in die verborgenen Adern des Lebens eindringen kann. Darin liegt das Geheimnis der Behandlung eines solchen Themas. Mit vorsichtiger Auswahl fügt er zwischen die Feste des Herrn und Mariens eine Reihe von Heiligenleben ein. Heimatkundliches wird mit allgemeinem Gut verbunden. Das Grundgewebe der Darstellung ist die allseitig verwertete Hl. Schrift. Von da werden die Fäden durch die Kirchengeschichte, durch Liturgie und Volksbräuche aus Vergangenheit und Gegenwart gezogen. — Ist also schon in den darstellenden Teilen reichlich für Assoziationen gesorgt, so noch mehr in der Wendung an das persönliche Leben. Hier muß sich der Meister der Katechese zeigen. Denn er muß das Kinderleben kennen und selbst ein reiches Erleben haben, um das Wichtigste aus dem Inhalt herauszuholen, es mit dem Leben der Kinder zu verflechten und in die feineren Verzweigungen des Empfindens und Erlebens zu verteilen. Bei Sch. stößt man nie an äußerlich angefügte „Anwendungen", sondern stets auf solch menschlich echte Auswirkung. Was dem Buch seinen besonderen Reiz gibt, ist der Klang von Poesie, der überall vernehmbar ist. So schlicht die Sprache ist, nirgends wird der Inhalt als etwas Alltägliches empfunden. Ungezwungen bilden sich durch leichte Hebungen des Gedankens ergreifende Wendungen. Wie trefflich wird der Marterpfahl des hl. Sebastian den Kindern für Stunden der Demütigung zum Erlebnis gemacht (28) oder vom Blasiussegen zu der Gefahr des geistigen Erstickungstodes durch Zungensünden hingeführt (36), und bei Peter und Paul wird man es kaum gewahr, daß man seine Vorsätze an den Gräbern der Apostel ablegt (100). — Die Darstellung hält die Mitte zwischen Skizze und Ausführung, zwischen Darbietung und Anregung zu Selbsttätigkeit, zwischen ganz Einfachem und etwas höheren Ansprüchen, so daß das Büchlein ebenso für höhere Schulen wie für die Volksschule brauchbar ist. — Mit einigen kleinen Wünschen, die noch übrig bleiben, glaube ich diese Besprechung nicht belasten zu dürfen. — Daß hier die Stufe des Gewohnten, auch des gewohnten Wertvollen in der katechetischen Literatur erheblich überschritten ist, brauche ich nach dem Gesagten nicht mehr zu betonen.

Hochschulprofessor Dr. H. Mayer, Bamberg.

Hebbels Theorie und Kritik poetischer Muster. Mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung seiner Lyrik unter Uhlands Einfluß. Von Dr. Karl Herke. Matthias-Grünewald-Verlag in Mainz. Auslieferung Hermann Rauch, Wiesbaden. Gr. 8°. 103 S. — Literarisch Gebildete werden die Schrift mit Interesse und Gewinn lesen. Neben dem für Hebbel so wichtigen Thema Uhland steht in erster Linie Goethe, Kleist, Schiller, welch letzterem der leidenschaftlich eigenständige Marse nur ein Talent, nicht ein Genie, zusprach. Ueber Goethe und Uhland sagte Hebbel, was er an den Liedern dieser göttlichen Meister bewundere, habe er auch in die meisten der seinigen hineingelegt; über Uhland insbesondere: Kein anderer habe von Jugend an auf ihn gewirkt wie er, doch würde dies in geringerem Maße geschehen sein, hätte er damals schon Goethe gekannt. Die tiefeingegründete Unabhängigkeit seiner Erkenntnisse aber beweist die Tatsache, daß Hebbel, trotz seiner ungewöhnlichen Ehrfurcht vor Goethe, von diesem abgelehnte Meister, vor allem Kleist, als künstlerische Muster erwählte. — Den interessanten Geltungsnachweis der Uhlandschen Form für Hebbels Lyrik bringt der Haupt-Schlußabschnitt des Heftes, das Hebbelfreunden manchen anregenden Aufschluß zu bieten vermag. E. M. Hamann.

Frau Emma in Europa. Die Geschichte eines arbeitsfrohen Lebens. Von Paul Rainer. 1924. Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck. 8°. 231 S. — „Ja, die alten Tiroler Wirtshäuser!" Karl Domanig war der Sprecher, und sein Auge leuchtete, als er mir das Wort zurief. Damals erfaßte ich noch nicht die ganze Berechtigung des hier zum Ausdruck gekommenen Heimat- und Familienstolzes. Eines Edelstolzes, fraglos. Und hier ist ein anderer Tiroler, der die Gestalt und die Geschichte einer Hüterin „solch echter Kulturstätte" aufs lebensgetreueste wiedergegeben hat. Niederdorf im Pustertal ist die Bühne und Frau Emma Hellensteiner, Schwarzer Adler-Wirtin dort die Heldin. Paul Rainer hat sie uns herzbeweglich nahe gebracht. Aufs überzeugendste entwickelt er den Lebensgang dieser berühmten Frau aus dem Volke, die, jung Witwe geworden, als Greisin 1899 in einer Audienz Kaiser Franz Josef zu sich sagen hörte: „Also Sie sind die weltbekannte Frau Emma!" Das goldene Verdienstkreuz hatte der volksfreundliche Monarch ihr verliehen, und über Berge und Täler kamen aus aller Herren Ländern Botschaften geflogen, darunter eine Karte aus St. Petersburg mit der Aufschrift: An Frau Emma in Europa. Ohne Abirrung hatte der Gruß diejenige erreicht, die Ungezählten eine heimatliche Erquickungsstätte zu bereiten verstand. Denn sie erfüllte, was sie sich als Lebensaufgabe gestellt hatte: Ob Wiener, Sachse, Berliner, Engländer, Italiener, alle zu halten wie ihre Kinder. „Soll'n spüren, daß sie bei mir daheim sind." Und weither Verstreute wurden gut Freund unter ihrer Betreuung, die, sanft und fest zugleich, Leitung war zu Zucht und Sitte. Prachtvoll hat unser Erzähler diese ganz tüchtige, kluge, genial-mütterliche Frauengestalt herausgearbeitet in seinem packenden Unterhaltungsroman höherer Ordnung. Wie wir das Buch schließen, wissen wir: Frau Emma lebt fürderhin auch in unserm Gedächtnis. Und der Wunsch formt sich: Möge ihre kernhafte Vorbildlichkeit weiter wirken auf lange hinaus. E. M. Hamann.

Der künstlerische Tanz, von Werner Suhr. 124 Seiten und 20 Vollbilder. C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann), Leipzig. (Band 47/48 der Sammlung illustr. Einzeldarstellungen „Die Musik".) — Der Verfasser ist begeisterter, ja überschwenglich entzückter Anhänger des „musikbefreiten, reinen Tanzes, des tänzerischen Erlebnisaktes", einer „neuen Expressivepoche des künstlerischen Tanzes". Erst in den letzten zehn Jahren etwa hat dieser sich von den zur Musik gegebenen Tanzimprovisationen einer Duncan, einer Rita Sacchetto usw. als selbständige Kunst losgelöst. „Ein bis dahin dunkel gebliebener Himmel hat sich also plötzlich mit Tanzsternen aller Art und Größe besät"; und der Verfasser glaubt an eine große Zukunft des Tanzes als Ausdruckskunst. Im Anschluß an die Charakterisierung des Tanzes unserer bedeutendsten Künstlerinnen (die männlichen Tanzkünstler werden im Vorübergehen kurz abgewandelt) hebt er verschiedene Spezialfragen dieses Gebietes besonders hervor, als da sind: Gewandproblem, nackter Körper, Mienenspiel, Groteske, Hintergrund des Tanzes, Traumtänze (nebenbei sei erinnert an das seinerzeitige Auftreten der Madeleine G. in München und den Hereinfall mit den fachmännischen und ärztlichen Gutachten über ihre „Traumzustände"!) usw. Mit viel Sach- und Personenkenntnis geschrieben, aber auch mit ebensoviel schillernder Wortkunst ausgestattet, bleibt das Buch noch stark in Geistreichelei und Aesthetentum stecken. Das ist eigentlich nicht weiter zu verwundern, da ja die ganze Literatur über das junge Gebiet des künstlerischen Tanzes sich noch im Stadium des Werdens befindet. Vorliegendes Buch gehört gewiß zu den besseren Werken, die hierüber abgefaßt sind; die Bildausstattung darin ist sogar hervorragend schön. Wer mit Presseberichten über Tanzabende zu tun hat, wird das Buch willkommen heißen. Aber „tiefgründig" (S. 114) ist es noch nicht. Die ästhetische Begründung z. B., die hier über die Entstehung des reinen Tanzes zu geben versucht wird, erscheint mir nicht restlos geglückt. Verfasser beruft sich nämlich auf die vordem viel zitierte, nun aber zumeist wieder abgetane Theorie über die Anfänge der Musik, wie sie Bücher in seinem Werke „Arbeit und Rhythmus" und weiter Wallaschek aufgestellt haben; aber auch eine neuere, von Anfang an verhängnisvoll einseitige Erklärung wird angezogen: Jedes Kunstwerk entstehe aus ungeformter Sexualität (S. 116 ff.). Also zwei wesentlich verschiedene, vielfach sogar konträr sich entgegenstehende Hypothesen müssen zugleich dienen. Ferner sind die großen Zusammenhänge doch zu wichtig, als daß sie außer acht gelassen werden dürfen. Zu

Ballett, Wortdrama und dramatischer Musik gilt jetzt als Grundsatz: „Schauspiel ist Sache der Bewegung", — kurz überall regt sich der Drang nach neuen Formen, die mimische Kunst zu beleben. Man denke nur an die Tannhäuseraufführung zu Mannheim, wo die Laban-Schule das Venusbergballett (Pariser Fassung der Tannhäuserpartitur) getanzt hat, oder an die „Alkestis" von Wellesz, oder an die Holtorfsche Schauspielertruppe „Der Maskenwagen". Darum hätte man über die Auswirkung des Tanzes auf die verschiedenen Künste überhaupt gewiß gerne nähere Ausführungen vernommen. Ferner, da das Buch in der Sammlung „Die Musik" erscheint, und noch mehr: da die zwei für künstlerischen Tanz maßgebenden Schulen von Laban und Dalcroze in der Tat auf beste musikalische Durchbildung dringen, möchte man speziell auch die verschieden gearteten Verbindungen von Tanz und Musik behandelt wissen. Endlich, da man Isadora Duncan nachsagt, sie habe den Griechen kongenial einen Tanz nach Art des klassischen Altertums geschaffen, und übrigens sie selber von ihren Lehrmeistern erzählt: „In Statuen, Reliefs und Vasenbildern sind uns die Formen der griechischen Bewegungen erhalten usw." (zitiert nach Fritz Winther, Körperbildung als Kunst und Pflicht, im Literaturverzeichnis des vorliegenden Buches nicht genannt), und da überhaupt unsere gesamte künstlerische Kultur im wesentlichen auf der Antike beruht, wäre in einem Buch über den künstlerischen Tanz die sakrale Trias Dichtung — Musik — Tanz bei den Hellenen nicht zu umgehen. Es ist doch merkwürdig, wie vielfältig diese Verankerung des künstlerischen Tanzes ist; und wie er erst auf diesem Hintergrunde Relief und Farbe gewinnt! Man muß ihn darum wohl auch höher einschätzen, als es gemeiniglich geschieht und auch das Buch von Suhr erscheinen läßt. Denn wie hier die Untertöne klingen, läuft er allzusehr Gefahr, als Produkt einer übersättigten Kultur aufgefaßt zu werden. In Wahrheit aber muß man ihm gewiß eine vielfältige künstlerische Mission und ein hohes Ethos zuerkennen. Dr. O. Ursprung.

Raumakustische, orgeltechnische und bauliturgische Probleme, von Joh. Biehle. 27 S., C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann) Leipzig 1922. — Die Abhandlung, die zuerst im Archiv für Musikwissenschaft IV, 1922, Seite 1 ff. veröffentlicht wurde, ist also, wie ersichtlich, auch in Sonderdruck einer größeren Allgemeinheit zugängig gemacht. Denn wovon hier gehandelt wird, dürfte unseres Erachtens die Kirchenarchitekten überhaupt interessieren. Biehle, bes. auf dem Gebiete der Raumakustik eine Autorität, verbreitet sich hier — ausgehend von den orgelbautechnischen Fragen, die der Dom zu Schleswig stellte — über Nachhall und akustische Sättigung des Raumes (akustisch-mathematisch), über die hieraus abgeleiteten Folgerungen bezüglich Aufstellungsort der Orgel und räumliche Zusammenfassung von Altar und Sängerchor. Ueber letzteren Punkt hat sich übrigens auch die Musica Divina, Wien, mehrmals geäußert.

Dr. O. Ursprung.

Die Korbinianslegende nach der Handschrift des Klosters Weihenstephan vom Jahre 1475, herausgegeben von Joseph Schlecht. Verlag Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising 1924. XVIII, 73 S. — Als besondere Jubiläumsspende bietet der hochverdiente Herausgeber der Korbiniansfestschrift, Prälat Schlecht in Freising, dieses Büchlein dar. Die Ausgabe erhält ihren eignen Wert dadurch, daß, wie in der gehaltvollen Einleitung betont wird, hier die einzige bisher bekannte deutsche Bearbeitung der alten Vita Corbiniani zum erstenmal wortgetreu und dazu in hervorragender buchkünstlerischer Ausstattung erscheint. Von Kunstmaler Prof. Hupp, dem bekannten Heraldiker, stammen die Typen — die Einleitung Neudeutsch, der Legendentext Liturgie —, die Münchner Firma Dr. L. Wolf u. Sohn besorgte den Druck. Eine Vorzugsausgabe, die Titel und Anfangsbild der Legende und das handkolorierte Bild des hl. Korbinian nach der einzigen Handschrift als Beigabe enthält, erscheint in einer numerierten Auflage von 100 Stück. Dr. Paul Ruf.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Der „Ring" stand auf einer künstlerischen Höhe, wie sie auch bei unseren Festspielen vier Abende lang ohne Schwanken nicht immer erreicht werden kann. Der Wettbewerb mit Bayreuth dürfte unsere Bühne angespornt haben, wirklich das letzte herauszuholen. Wenn man alle Berichte über das Wagnerfestspielhaus prüft und nicht nur die Linien, sondern auch zwischen den Linien liest, so muß man den Schluß ziehen, daß in Bayreuth die künstlerische Höhe Münchens heuer nicht erreicht wurde. Lokalpatriotischer Hochmut wäre töricht, wir müssen bedenken, welch große Vorteile wir heute vor Bayreuth haben. Während wir vermochten, unser festgefügtes Ensemble durch Krieg, Revolution und schwerste Not herüberzuretten, mußte dort nach zehnjähriger Ruhe gleichsam von neuem aufgebaut werden. Die Einheitlichkeit des Stiles, eine der vornehmsten künstlerischen Forderungen zum Festspiele, wurde unter Knappertsbuschs musikalischer Leitung und Hofmüllers Regie völlig gewahrt. Jeder Darsteller war mit dem Ensemble völlig verschmolzen, ohne doch seine Individualität zu Gunsten einer persönliches Leben entbehrenden Typisierung aufgeben zu müssen. Die musikalische Interpretation zeigte die Größe der dramatischen Dichtung in plastischem Aufbau, durchglüht von stärkster Empfindung. Knappertsbusch sucht stets mit Ueberzeugungskraft die Partitur voll auszudeuten, ohne durch subjektive Auffassungen brilliren zu wollen. Rohde singt den Wotan nicht nur prächtg, er weiß die Rolle geistig und empfindungsgemäß auszuschöpfen, so daß auch die Wandererszenen, die im groben Theatersinne einst für wenig wirksam gescholten wurden, ihre volle Bedeutung wahren. Er wurde dabei schönstens unterstützt durch Frau Onegins bedeutsame Erda und Luise Willers Fricka. Der letzteren gelang es, die Gestalt zum Sinnbild der Bewahrerin von Sitte und Recht emporzusteigern und die Szenen der banalen Sphäre ehelichen Zwistes zu entziehen. Von den verschiedenen Brünnhildendarstellerinnen, die im Laufe der 24 Jahre über die Bretter unseres Festspielhauses schritten, ist Gabriele Englerth eine der bedeutendsten. Ihre Stimme ist von blühender Schönheit und ihr Spiel bei aller Strenge des Stiles von tiefstem Empfinden. Nicola Reinfeld, schon äußerlich zum Jung-Siegfried wie geschaffen, entfaltete die siegreiche Schönheit und Fülle seines Organs. Auch zum Siegfried der Götterdämmerung ist Reinfeld nun herangereift zu einer idealen Gestaltung des Helden. — Hermann Wiedemann von der Wiener Staatsoper ist der einzige Gast in unserem Ensemble, in das er sich gut eingefügt hat. Er entbehrt nicht der Daemonie und seine Stimme ist schön und kraftvoll. Auch Seydels Mime läßt in seiner reichen Charakteristik und überzeugenden Gestaltung kaum einen Wunsch offen. Lange hatten wir Heinrich Knote nicht an der Stätte früherer Triumphe begrüßen können. Sein Sigmund zeigte sein machtvolles Organ in alter Schönheit und Kraft. Nelly Merz ist eine Sieglinde von etwas kleinerem stimmlichem Umfang, aber die Poesie ihres Spieles und das echte Gefühl lassen sie dennoch mit voller Wirkung neben Knote bestehen. Maria Müller lieh ihre wundersame Stimme der Freia und der Gutrune. Es ist stets wieder zu bewundern, wie völlig sie in Wort, Ton und Gebärde in ihren Rollen aufgeht. Dem Hagen lieh Bender seine große, so vorbildlich gepflegte Gesangskunst und sein durchgeistigtes Spiel. Brodersens Gunther ist eine altbewährte Erscheinung. Vortrefflich singt Frl. Willer die Waltraute. Rheintöchter, Walküren und Nornen waren durchwegs mit schönen und gut zusammen klingenden Stimmen besetzt. Die Bühnenbilder, die auf verwirrendes Kleinwerk zu Gunsten einer großzügigen Linienführung verzichten, haben wir voriges Jahr gewürdigt. Sie befriedigen auch bei öfterem Sehen, denn man hat mit Feingefühl vermieden, daß die modernen Stilisierungsgrundsätze mit der Wagnerschen Kunst in Widerspruch geraten. Am weitesten geht man im Schlußbild der Götterdämmerung, das fast nur noch symbolisch zu nehmen ist.

Kammerspiele. Ich wollte, die Schauspieler hörten auf zu sprechen und das Stück finge endlich einmal an. Dieses Bonmot über Stücke, bei denen die Handlung nichts, der witzige Dialog alles bedeutet, paßt so recht hier zu Shaws Komödie Der Liebhaber, der mit Forster-Larrinagas stets gleichem, aber immer wirksamen kaltblütigen Liebhabertypus in der Hauptrolle hübsch gespielt wurde. Bühnenkonversation, die nicht zu Handlung drängt, ermüdet am Ende wie plätscherndes Wasser. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Notwendigkeit einer Herabsetzung der Gütertarife haben wir schon des öfteren betont. Die Reichseisenbahn hat indessen lange eine zurückhaltende Stellung eingenommen. Jetzt hat der Ausschuss des Eisenbahnrates die alsbaldige und wirksame Ermässigung der Tarife für Kohle empfohlen. Er hält die Ermässigung der übrigen Tarife ebenfalls für erwünscht, deren Form, Ausmass und Zeitpunkt jedoch von der finanziellen Leistungsfähigkeit der Reichsbahn abhängig gemacht werden müsse. Das fiskalische Interesse bleibt also dem

wirtschaftlichen übergeordnet, was in dieser schwierigen Lage bedenklich erscheint. Anderseits ist es gar nicht ausgemacht, ob durch die Mehrung der Gütertransporte bei der Senkung der Tarife nicht für den Staatssäckel ein Ausgleich geschaffen würde. — Der **Staatshaushalt** weist eine günstige Entwicklung auf. Im Juli hatte die Reichshauptkasse einen Ueberschuss von 49,2 Mill. Gm. und vom 1. April bis 31. Juli einen solchen von 46,8 Mill. Gm. Die Steuereinnahmen beliefen sich auf 494,8 Mill. Gm., die Gesamtausgaben auf nur 452 Mill. Gm. Der Rechenmeister wird sich freuen. Der Volkswirtschaftler sagt sich freilich, dass diese Riesensummen die grosse Schwächung unserer Wirtschaft zu gutem Teile mitverschuldet haben. Es war noch eine erhebliche günstigere Lage, als die Notsteuergesetze geschaffen wurden.

Die **Börse** beurteilt die Aussichten der Londoner Konferenz nicht ungünstig. Die europäischen Devisen haben sich auf den internationalen Märkten befestigt. Die deutschen Industrieaktien zeigen gehobene Kurse, während Betriebseinstellungen noch alltägliche Ereignisse sind. Dieser Gegensatz findet seine Erklärung darin, dass manche Aktien doch noch billig sind, selbst im Falle noch schlechteren Geschäftsganges. Es hat den Anschein, als wolle man die Käufer auch für gewisse unnotierte Werte der Inflationszeit interessieren. Hier kann man dem „kleinen Mann", zu welcher Kategorie heute die wenigsten nicht gehören, Zurückhaltung nicht angelegentlich genug anempfehlen. Das Ausland zeigt wieder Kaufinteresse an deutschen Werten; wie es scheint, allerdings nur an den besten, an Montanwerten, die ja durch die Befreiung des Ruhrgebietes und durch die Erlösung von den Micumlasten bessere Aussichten gewännen. Aber auch Farbenaktien, Petroleum- und Schiffahrtspapiere sind gefragt. Die Gefahr der Ueberfremdung ist freilich nicht ernst genug zu nehmen, ein Problem, dem nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Die amtlichen Stellen haben immer wieder die übertriebenen Aufwertungshoffnungen bei den Anleihewerten zurückgewiesen. Die Kriegsanleihe stieg jedoch vom 1. bis 15. August von 355 auf 720 Milliarden Prozent, 4 prozent. Bayern von 1030 auf 2300 Milliarden, die Zwangsanleihe vervielfachte innerhalb zwei Tagen ihren Wert. Gegen die Mitte der Woche trat ein Rückschlag ein, der z. B. die Kriegsanleihe auf rund 550 Milliarden Prozent sinken liess. Die Spekulation in diesen Anleihen ist eine internationale. Rückschläge sind gerade so unberechenbar, als weitere Steigerungen. Kleinkapitalisten, die sich rasche Gewinne erwarten, können schwer enttäuscht werden und bei Kurssturz Verluste erleiden. Bei den ausländischen Märkten können die Kurse unserer Papiere schon mit mässigen Summen beeinflusst werden, was dann selten ohne Rückwirkung auf die inländische Börse bleibt.

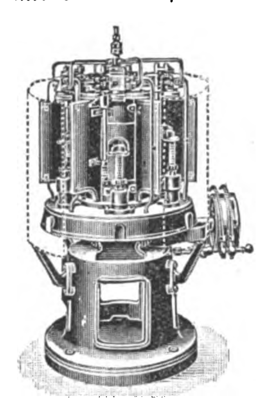
Der auf den 5. August berechnete **Grosshandelsindex** ist gegenüber dem Stande vom 29. Juli um 1 Prozent gestiegen. Die Lebensmittel haben sich um 1,7 Prozent erhöht. Seit dem 14. Juli, als die Getreideausfuhrerlaubnis erfolgte, ist die Steigerung 13,8 Prozent. Es war nötig gewesen, dass durch die Aufhebung des Verbotes der Ausfuhr der Landwirtschaft eine Hilfe zu teil wurde, allein die Auswirkung ist für den Verbraucher schwer zu tragen, zumal jetzt auch die seither niedriger im Preis gebliebenen Gruppen Fett, Zucker, Fleisch und Fische gleich um 2,8 Prozent im Preise stiegen. — Der Reichsrat hat die Durchführungsbestimmungen zu den auf die Aufwertung der Pfandbriefe und Hypotheken bezüglichen Vorschriften angenommen, deren Veröffentlichung bevorsteht. — Ein Valutazuschlag von 80 Prozent, den **Spanien** über den Goldzollaufschlag für deutsche Waren berechnete, machte die Ausfuhr für uns nach Spanien so gut wie unmöglich. Der neue Handelsvertrag beseitigt dieses Hemmnis. Einer grossen Zahl von Waren sind beträchtliche Zollermässigungen zugestanden worden; anderseits wurde ein Schutz des deutschen Weinbaues durch höhere Eingangszölle nicht erreicht.

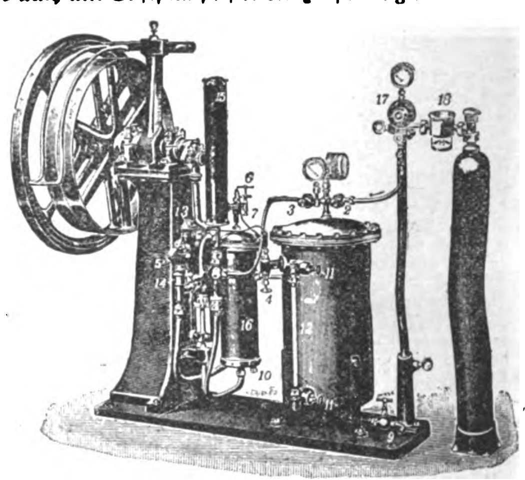
München. **K. Werner.**

Abschluß der Schriftleitung.

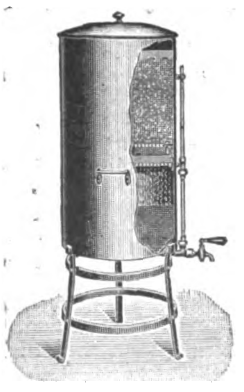
Mineralwasserapparate.

Der Bedarf an kohlensäurehaltigen Erfrischungsgetränken hat längst einen solchen Umfang eingenommen, daß sie im Großbetrieb unter Verwendung leistungsfähiger Kraftmaschinen erzeugt werden. Es wird den Leser, besonders aus den Kreisen der Mineralwasser- und Limonadenfabrikanten interessieren, auf diesem Gebiete die nebenstehend abgebildete rotierende Abfüllmaschine „Columbus" kernen zu lernen. Konstruktion und Betriebsweise sind so einfach und leicht verständlich, daß Störungen so gut wie ausgeschlossen und vorkommendenfalls ohne besondere Fachkenntnis leicht zu beseitigen sind. — Die Maschine arbeitet vollkommen automatisch; es ist nichts weiter erforderlich, als die gefüllte Flasche abzunehmen und dafür eine leere Flasche einzusetzen, so daß für die Bedienung auch ungeübte billige Arbeitskräfte Verwendung finden können. Eine sachgemäße Anordnung von Füllvorgang und Entlüftung gewährleistet ein ruhiges Abfüllen des Getränkes, so daß die gefüllte Flasche ohne Verlust an Getränk abgenommen und in bequemer Weise verschlossen werden kann. Bleibt während des Betriebes eine Füllstelle ohne Flasche, so tritt die Wasserzuführung an dieser Füllstelle nicht in Tätigkeit. Die Leistung der Maschine, die in zwei Ausführungen mit 6 und 12 Füllstellen, sowie auch mit Saftpumpe für die Herstellung von Limonaden gebaut wird, beträgt stündlich 1000 bzw. 1500 Flaschen à 1/3 Liter (10 Unzen). Die Maschine eignet sich zum Abfüllen von Hebelverschlußflaschen, Kronenkorkflaschen, Korkflaschen usw. bis zu 1 Liter Inhalt. — Fabrikant des „Columbus" ist die 1888 gegründete, im Bau von Mineralwassermaschinen und Abfüllapparaten bestens renommierte Firma Hugo Mosblech, Köln-Ehrenf. 764.





Aus dem umfangreichen Sortiment der genannten verdient ferner die ebenfalls für Großbetrieb berechnete Imprägnieranlage „Regina" hervorgehoben zu werden. Bei dieser Maschine treibt eine doppeltwirkende Pumpe das zu sättigende Wasser wiederholt durch einen sogenannten Strahlsättiger, in welchem es mit der zutretenden Kohlensäure in innigste Berührung gebracht wird. In einem besonders dafür eingerichteten Mischzylinder wiederholt sich alsdann nochmals der Sättigungsprozeß, so daß ein Getränk von nicht zu übertreffendem Kohlensäuregehalt erzielt wird. Es findet ferner eine luftfreie Imprägnierung statt, das die Qualität der Getränke wesentlich verbessert. — Eine sinnreiche Vorrichtung, die sogenannte automatische Niveauregulierung, ermöglicht ferner, daß der Apparat ununterbrochen in Betrieb bleiben kann und keinerlei Beaufsichtigung und Bedienung erfordert. — Für Betriebe, welche Zuckersyrupe verwenden, also in erster Linie Mineralwasserfabriken, Likörfabriken, Brauereien usw., baut dieselbe Firma den sehr zweckmäßigen Zuckerlös- und Filtrier-Apparat „Carolus" (siehe nebenstehende Abbildung). Die sonst übliche Methode, den Zuckersyrup durch Einkochen zu gewinnen, erfordert, um ein Anbrennen des Zuckers zu verhüten, eine ständige Bedienung. Der Zuckerlösapparat bedarf dagegen keiner weiteren Bedienung, als in bestimmten Zeitabschnitten Zucker und Wasser aufzuschütten, und liefert alsdann automatisch einen gleichzeitig filtrierten, klaren und haltbaren Zuckersyrup in der stets gleichmäßigen Höchstkonzentration von 65—66% Zuckergehalt. Wird der Apparat z. B. abends gefüllt, so hat man am nächsten Morgen den Syrup gebrauchsfertig zur Hand. Die Konstruktion des Apparates, der aus kräftigem Kupfer gearbeitet und innen verzinnt ist, überrascht in Fachkreisen durch ihre hohe Leistung bei kostenloser Betriebsweise.



Ausführliche Prospekte und Hauptkataloge stellt die oben erwähnte Firma Interessenten gratis zur Verfügung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 34 München, 21. August 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die Konferenz zu London wurde am 16. August geschlossen. Die letzten Verhandlungen waren sehr schwierig, da es sich um die militärische Räumung des Ruhrgebiets handelte. Deutschland hat nicht mehr erreicht als eine Räumung bis 15. August 1925. Doch erstreckt sich die Räumung zugleich auf das Sanktionsgebiet (Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort). Dortmund und Hörde sowie die außerhalb des Ruhrgebiets liegenden, aber zugleich mit ihm besetzten Orte werden am 31. August 1924 geräumt. Das Rheinlandabkommen und die deutsche Verwaltung wird wiederhergestellt. Die Bahnregie wird beseitigt, auf die Belassung von 3—4000 Eisenbahnern im Rheinlande haben Frankreich und Belgien verzichtet. — Straferlaß und Rückkehr der Ausgewiesenen werden mit einigen Ausnahmen bewilligt. — Die Ergebnisse der Konferenz unterliegen in allen Ländern noch der Genehmigung durch die Parlamente.

Die katholischen farbentragenden Studentenverbindungen von München (C. V.) sind aus dem Deutschen Hochschulring ausgeschieden. Dies wurde vom allgemeinen C. V.-Tag in Breslau gebilligt und dabei festgestellt, daß der Hochschulring von seiner Ueberparteilichkeit den Katholiken gegenüber abgewichen ist. — Damit ist eine unnatürliche Verbindung endlich gelöst.

In Weimar fand der erste Völkische Parteitag statt. Die versuchte Einigung der Nationalsozialisten mit der Deutschvölkischen Freiheitspartei scheint nicht völlig gelungen, sie wird in einer Entschließung nur als gewollt bezeichnet. Die Führerschaft Ludendorff, Hitler, Gräfe erhält ziemlich diktatorische Befugnisse. — Ludendorff betonte, daß die Arbeiter der völkischen Sache gewonnen werden müßten. Graf Reventlow lehnte eine Monarchie ab, die der Zustimmung der Juden bedürfe.

Die Leiche des ermordeten italienischen Sozialisten Matteotti wurde gefunden.

Griechenland und Jugoslawien haben sich zu Paris gegen Bulgarien verbündet.

Katholische Friedensarbeit und Föderalismus.

Von Carl Oskar Freiherrn von Soden (Berg a. Starnbergersee).

Auf dem heurigen Katholikentag wird das Friedensproblem eine hervorragende Stelle einnehmen. Es ist das wichtigste aller moralischen und sozialen Probleme, die heute der Menschheit aufgegeben sind. Das Thema Pax Christi in regno Christi als Ausklang, als machtvoll das Vorausgegangene in sich zusammenfassenden Schlußakkord auf die Tagesordnung des Katholikentages gesetzt zu haben, das zeugt vom Verstehen der Zeichen unserer Zeit. Dieses Thema hat epochale Bedeutung und wir hoffen, daß der ganze Katholikentag von ihm aus die Bedeutung des Beginns einer neuen Epoche erhält.

Wir Katholiken sind in der Behandlung dieses Themas bisher zurückgeblieben. Rom hat uns zwar in denkwürdigen Kundgebungen, aus denen Gottes Geist spricht, alle Grundsätze gelehrt, die hier für den Katholiken maßgebend sind, alle Wege gewiesen, die wir zu beschreiten haben. Aber gestehen wir es offen: Haben wir Katholiken aus den einzelnen Nationen, an die diese Kundgebungen gerichtet waren, deren Lehren voll erfaßt? Haben wir sie so in den Mittelpunkt unseres Lebens, unseres Tun und Handelns gestellt, wie es die Größe der Sache erfordert? Wir haben es bisher dem ökonomischen Nationalismus der Sozialisten und der rationalistischen Ethik der Freimaurer überlassen, die Fundamente des neuen Weltbaus zu legen, den uns die kommende Generation bringen muß, soll nicht in einer neuen, noch verhängnisvolleren Katastrophe als es die letzten zehn Jahre waren, der Rest von Zivilisation und Kultur vernichtet werden. Wir haben uns daran gewöhnt, die von areligiösen Kräften ausgehende Friedensarbeit der anderen Richtungen als aussichtslos zu bezeichnen und sind bei dieser Kritik stehen geblieben. Wir haben dabei nicht bedacht, daß durch Gottes Zulassung rein rationalistische Tendenzen sich schon mehrfach in der Geschichte voll durchgesetzt haben, wenn die Katholiken säumten, der Menschheit die bessere Lösung zu bringen. Die Geschichte allein ist noch kein Weltgericht, das Schlechte behält nur allzu oft die Oberhand, regelmäßig dann, wenn das Gute seine Aufgabe nicht erkennt und erfüllt. Newman sagt, Gott schreibe keineswegs sein moralisches Grundwesen in großen Zügen aufs Antlitz der Geschichte, die Sätze, nach denen die Welt regiert werde, bewiesen zwar nicht, daß das Böse in der Welt niemals aussterbe, aber sie deuteten doch nach dieser Richtung. Wir werden auf diese Weise den Frieden Europas durch areligiöse, ja antireligiöse Kräfte, durch Humanitarismus und Freimaurerei sicherstellen lassen, uns selbst aber in hoffnungsloser Vereinsamung an die Wand gedrückt sehen. Der wird die Welt des 20. Jahrhunderts beherrschen, der ihr den Frieden bringt!

Aber weit über diesen taktischen Gesichtspunkt hinaus führt uns der Gedanke, daß wir von Gott die Aufgabe überkommen haben, sein Reich, das Reich des Friedens auszubreiten, daß die Herstellung des Friedens nicht bloß zwischen den einzelnen Menschen, nein, ebensosehr zwischen den einzelnen Völkern zu den ersten Geboten unserer Religion gehört. Und mögen wir an dieser Aufgabe noch so scheitern, mag sie uns auf dieser Welt der Erbsünde und des nie aussterbenden Bösen hoffnungslos erscheinen, — wir müssen trotzdem kämpfen: Gott will es! —

Der Kampf für den Frieden kann für unsere Auffassung nicht bloß Sache dessen sein, was man die auswärtige Politik der Staaten nennt. Er ist — wie alle wahre Politik — in erster Linie Erziehungsarbeit. Aber in der Mitte zwischen der rein kollektiven Methode der „großen Politik“ und der rein individualistischen der Erziehung steht das beiden Methoden unterliegende Problem der menschlichen Assoziationsformen auf den einzelnen Gebieten des sozialen Lebens. Um das Individuum als Mittelpunkt bauen sich die verschiedenartigen menschlichen Assoziationen in konzentrischen Kreisen auf. Jede dieser Gemeinschaften, angefangen von der Familie, der ursprünglichsten und wichtigsten, die — ungleich allen anderen! — auf einem Sakrament beruht, hat ihre besondere soziale Funktion und muß darum ihr nach innen und außen fest abgegrenztes Lebensgebiet besitzen. So der Soziologe. Der Jurist spricht hier von subjektiv-öffentlichen Rechten. Jede Verschiebung, die den Funktionskomplex einer dieser Gemeinschaften, sei es zugunsten des Individuums, sei es zugunsten einer anderen Gemeinschaft, unter ein gewisses in der Natur der Dinge liegendes Mindestmaß herabdrückt, führt zu Krankheitserscheinungen, die den Gesamtorganismus in Mitleidenschaft ziehen. Das möglichste Gleichgewicht im sozialen Gemeinschaftsleben, die strengste Wahrung der aus eigenem Recht, d. h. aus Gott und Natur erwachsenden subjektiven Rechte des Individuums und der es umschließenden Gemeinschaftsindividualitäten durch das ganze System hindurch — das ist die Voraussetzung des regelmäßigen Verlaufs aller sozialen Funktionen.

In diesem Sinne ist die gegenwärtige Epoche vom Ausgang des Mittelalters bis auf unsere Tage charakterisiert

durch eine Hypertrophie der Staatsgewalt gegenüber den anderen Gemeinschaftsformen auf der einen, durch einen schrankenlosen Individualismus auf der anderen Seite. Die in der Mitte zwischen dem absoluten Staat und dem absoluten Individuum befindlichen Körper sind ausgehöhlt. Aber auch die über dem absoluten Staat sich erhebenden, die „überstaatlichen", in unserer Zeit der Nationalstaaten „übernationalen" Gemeinschaften sind zerstört. Beiden Kategorien, den innerstaatlichen Korporationen wie den universalistischen Gebilden bleibt nur so viel Leben, als ihnen der eigentliche Inhaber der Macht und damit nach der herrschenden Lehre auch der einzige Schöpfer des Rechts, der Staat, an Dasein und Daseinsrechten einräumt oder überträgt. Das gilt für das europäische Festland ausnahmslos. England hat dies weit weniger mitgemacht, obwohl es in Hobbes den genialsten Systematiker dieser Theorien besaß, weil England, fast unberührt von der Rezeption des Römischen Rechts, auch den romanistischen Staatsbegriff rasch zu überwinden vermochte, der ja, im Gegensatz zum deutschrechtlich, durchaus korporativ-genossenschaftlich gedachten Staat, der wichtigste Vorkämpfer der absolutistischen Staatsentwicklung geworden ist. England hat, nach den Verirrungen seiner Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, bereits im 18. wieder mit Locke und Blackstone den deutschrechtlichen Staat voll zurückgewonnen.

Die Idee des absoluten Staats, die — im Grund ein kollektivistischer Individualismus — die soziale Teilerscheinung der größeren und umfassenderen subjektivistischen Bewegung bedeutet, zerstört naturgemäß nicht bloß alle objektiv über den einzelnen Staaten stehende Rechtsordnung, sondern auch die bis dahin trotz aller Schwächen und Unvollkommenheiten noch lebendige Friedensgemeinschaft der abendländischen christlichen Gesellschaft, deren bedeutendster Träger das alte deutsche Reich, seine Idee eines föderalen Universalismus war. — Die französische Revolution gibt — soweit sie eine festländische Erscheinung ist, — diesem modernen Staat nur eine andere Form. Sein Wesen bleibt unverändert. Rousseau hat Hobbes nicht aufgehoben, sondern fortgeführt; er hat den Leviathan nicht getötet, sondern nur modern bewaffnet. Die nationale Demokratie und zwar in atomistischer, romanistischer, nicht in korporativ-deutschrechtlicher Form, erobert von Frankreich aus das Festland. Umsonst warnt der in England und auf niedersächsischem Boden an den alten Rechts- und Sozialformen geschulte Freiherr vom Stein, umsonst die Diplomatie der — das muß um der Gerechtigkeit willen gesagt werden — durchaus universalistisch denkenden Metternich und Gentz! Das festländische Europa ist noch nicht reif, jenen großen Abwehrkampf zu führen, den England unter der genialen Führung Burkes und Pitts besteht. Die Ueberspannung des an sich natürlichen und daher guten Nationalgedankens durch das 19. Jahrhundert, der wirtschaftliche und politische Liberalismus, die aus ihm erfließende kapitalistisch-imperialistische und dann in folgerichtiger Dialektik zum Sozialismus und Internationalismus umschlagende Entwicklung führen den subjektivistischen Partikularismus der Nationen und Klassen zum Höhepunkt. Hegel hat dies Zeitalter eingeleitet, das durch seine beiden größten Schüler, Bismarck und Karl Marx, sein Gepräge erhielt. Aber auch Mazzini, Treitschke, die Alldeutschen und die Panslavisten haben in der gleichen Front gekämpft. Das Ergebnis ist die Auflösung der Welt in einen wilden Kampf der von allem höheren Gesetz empanzipierten souveränen Staatsindividuationen.

Ist es utopische Hoffnung heute, wo der Subjektivismus nach allen Anzeichen zu Ende gehen will, wo ein Weltalter zum düsteren Abend sich neigt, an dessen Morgen das immerhin glanzvolle Phänomen der Renaissance und des Humanismus leuchtet, — heute auch auf dem Gebiet des sozialen Lebens die Regeneration aus wiedergewonnener objektivistischer Betrachtungsweise und aus objektiver Ordnung der Dinge zu erwarten? Es gibt nur ein Mittel der Befriedung Europas: die Herstellung einer über den Staaten stehenden Rechtsordnung, einer sozial sie alle umfassenden Gemeinschaft. Aber dieses Werk ist nicht ausführbar, ehe die Staatsallmacht auf ihre natürliche Grundlage zurückgeführt ist, nach Innen wie nach Außen. Das bedingt selbstverständlich auch die Wiedereinsetzung der zwischen Staat und Individuum stehenden Gemeinschaften in ihre natürlichen Funktionen und Rechte. Denn nie wird sich der nach Innen absolute zentralistische Staat in die Ordnung einer höheren Gemeinschaft fügen. Der Begriff der Souveränität, in der Spätscholastik und bei den Postglossatoren aufgekommen, vom Romanisten Bodin am Beginn der neuen Epoche so recht ad usum Delphini des französischen Absolutismus zur Herrschaft gebracht, hat in seiner Ausbildung durch die deutsche staatsrechtliche Schule des letzten Menschenalters die Entwicklung eines überstaatlichen Völkerrechts ebenso unmöglich gemacht wie einen innerstaatlichen Aufbau nach föderativen Grundsätzen. Bereits naht auch hier der Umschwung; Kelsens von rein positivistischer Metaphysik ausgehende, aber vielleicht gerade darum besonders berufene Theorie eröffnet Ausblicke auf neues, in Wahrheit längst verschollenes und nur neuentdecktes Land.

Ueberstaatlicher Föderalismus erfordert notwendig innerstaatlichen. Friedensarbeit ohne Föderalismus bleibt umsonst. Die ganze Stufenleiter der menschlichen Gemeinschaftsformen bedarf homogener Gliederung. Föderalismus im Aufbau des Staats und Föderalismus in der Zusammenordnung der Staaten in einer universalen Einheit sind nur die verschiedenen Seiten einer Tendenz: der naturgemäßen Ordnung der menschlichen Gesellschaft, oder — wenn man die Gleichung umkehren will: der Föderalismus ist ein universales, nicht bloß den Aufbau des Staats erfassendes, sondern darüber hinaus den Staat in eine höhere Gemeinschaft einordnendes Prinzip.

Das haben alle Theoretiker der Friedensbewegung erkannt; sie sind alle auch hinsichtlich der innerstaatlichen Organisation Föderalisten gewesen. Der Antike ist der Gedanke naturgemäß fremd; diese erste große Aera des Subjektivismus kennt unser Problem gar nicht. Aber schon in Augustins Gottesstaat klingt es an. Bei Gregor VII. treten die Umrisse deutlich hervor. Der hl. Thomas, besonders in De regimine principum und Dante charakterisieren die Stufenleiter vom Individuum über die Familie zur Gemeinde, Staat, Reich als das naturgegebene, wobei auch wieder das Reich nur als universale weltliche Ausdrucksform der kirchlichen Universalität erscheint, wie es der tiefste Sinn der Theorie Bonifaz VIII. ist. Ob sie nun wie die bisher genannten von der letztlich religiösen Begründung der föderativen Idee ausgehen, ob sie aus rationalistischen Erwägungen zum gleichen Ziel kommen, auch in der Folgezeit sind die föderalistischen Theoretiker Universalisten und umgekehrt. Bei Grotius und Leibniz finden wir unsere Gedanken wie bei Montesquieu und Kant, bei den Romantikern wie bei den Schülern der Schellingschen Naturphilosophie, so vor allem Constantin Frantz, bei den Vertretern der organischen Staatstheorie, so bei dem größten deutschen Juristen des 19. Jahrhunderts, Otto v. Gierke, bei den Neuthomisten, in der phaenomenologischen Lehre Max Schelers, bei den demokratisch orientierten Theoretikern eines rein rationalistischen Humanitarismus, wie Wilson. Sogar der zu des letzteren Richtung gehörige ausgesprochen nationalistische Masaryk sieht im Einheitsstreben der Menschheit, in der „organischen Föderation" die höhere Daseinsform; gerade Masaryk aber weist gegenüber dem marxistischen Internationalismus mit bemerkenswerter Schärfe darauf hin, daß Einheit nicht Einförmigkeit bedeutet, daß der Föderalismus sich grundsätzlich vom atomisierenden Internationalismus der Sozialisten unterscheidet, der in der Methode gleich dem zentralistischen Staat, die Nation als organisches Zwischenglied zwischen Individuum und Weltrepublik beseitigen will. Nein, im Föderalismus kommt jedes Individuum, das persönliche wie das Korporative, also auch das staatliche oder nationale zu seinem Recht. In der föderativen Gemeinschaft verliert der Einzelne sich selbst nicht, sondern gewinnt sich sogar durch die verwirklichte göttliche Idee der Gemeinschaft in höherem und edlerem Maße wieder. Das Problem der Polarität von Individuum und Gemeinschaft ist hier gelöst.

Dem Katholiken sind das alles alte Wahrheiten. Denn er hat in der Lehre von der Kirche als dem corpus Christi mysticum, von der Gliedeigenschaft jedes Einzelnen am Leib dieser Kirche, die tiefste und wahrste Idee wirklich lebendiger Gemeinschaft, der überirdischen, der den Menschen mit seinem Schöpfer verbindenden Gemeinschaft. Wenn wir von dieser Idee ausgehend in der föderativen Organisation der menschlichen Gesellschaft die einzig christliche Organisationsform erblicken, so hat uns dazu nicht etwa die „analogisierende Denkweise des Mittelalters" veranlaßt, sondern die Tatsache, daß jede natürliche Gemeinschaft, will sie fest und dauerhaft gegründet sein, den Kräften sich unterordnen muß, die der Uebernatur entspringen, den Kräften, die in vollkommener Weise den Leib unserer Kirche bilden.

Von hier aus ergibt sich die beherrschende Bedeutung des föderalistischen Problems für die Zukunft des deutschen Volkes. Wir werden dem allgemeinen Gesetz des Föderalismus nicht ent-

gehen. Nur im föderativen Aufbau findet Deutschland seine nationale Gesundung. Es ist nicht möglich, einen anderen Weg zu zeigen, auf dem Deutschland in das große System der Zusammenwirkung (Kooperation) gelangt, das sich heut aus dem europäischen Chaos herausbildet und nach dem die gequälte Menschheit verlangt. Zusammenwirken nach Außen setzt aber den Aufbau aus zusammenwirkenden Kräften im Innern voraus. Der innerstaatliche Zentralismus, wie er durch die preußische Vorherrschaft seit 1866 im Reiche besteht, konnte sich außenpolitisch nur partikularistisch-individualistisch äußern. Der innerstaatliche Föderalismus wird auch außenpolitisch föderalistisch orientiert sein. Föderalistische Politik wird so zur einzig realen Friedenspolitik.

Der deutsche Föderalismus wird freilich anders aussehen, als er heute in der Vorstellung weiter Kreise einer bloß von Formaljuristen oder von Partikularisten instruierten Oeffentlichkeit lebt. Nur soviel sei bemerkt: Reich und Einzelstaat gehören bei uns beide in die Kategorie des Staats als solchen zum Unterschied gegen innerstaatliche Körperschaften einerseits, überstaatliche Gemeinschaften anderseits. Sie haben beide viel vom zentralistischen absoluten romanistischen Staat abzulegen, einen weiten Weg zu gehen, bis sie einem deutschen Staatsbegriffe angenähert sind. Sie haben beide viel gutzumachen, das Reich gegen seine „Länder" und diese wieder gegen ihre Selbstverwaltungskörper. Dazu kommt das ganz entscheidende Problem der Reichsgliederung, des Reichsaufbaus. Föderalismus bedeutet hier Gliederung auf der Grundlage wirklicher Zusammenarbeit, voller Gleichberechtigung. Der Föderalismus muß — in Abwandlung eines bekannten Wortes — ehrlich sein oder er wird überhaupt nicht sein! Die Beseitigung aller übermächtigen und der sie unterstützenden zwergstaatlichen Gebilde, die Umwandlung des heute noch kleindeutsch geeinten großpreußischen Deutschlands in ein Großdeutschland gleichberechtigter Bundesstaaten durch Auflösung des heutigen preußischen Staats in seine natürlichen Bestandteile, durch Zurückführung des Preußentums auf seine natürliche Grundlage ist die selbstverständliche Konsequenz ehrlich föderalistischer Denkweise. Dieses Gliederungsproblem, wie es uns in Hannover, Hessen und — man darf nach den bemerkenswerten Ausführungen in den letzten Nummern dieser Zeitschrift sagen — auch im Rheinland entgegentritt, ist der Kern der deutschen föderativen Bewegung; der Kampf um die staatlichen Hoheitsrechte tritt ihm gegenüber in den Hintergrund.

Mit dem Verschwinden des zentralistischen und absoluten Staats wird auch der Begriff Staat manche Wandlung erfahren. Wir haben das hinsichtlich des Souveränitätsproblems oben bereits angedeutet. „Ihrem Ende eilen sie zu, die so stark im Bestehen sich wähnen," — Loges Wort von den alten Göttern gilt uns heute vom alten Staat und seinen Trabanten in Wissenschaft und Politik. Der römisch-rechtliche Staat versinkt, der deutsche steigt auf. Und das wird viele umzulernen zwingen. Der Streit über die Abgrenzung der Hoheitsrechte von Reich und Einzelstaaten wird sich im Bereich eines neuen, auf Reich und Land gleichmäßig anzuwendenden Staatsbegriffs wesentlich vereinfachen. Gerade meine bayerische Heimat mit ihren aus der Zeit des Liberalismus stammenden, stark romanistischen Verwaltungs- und Organisationsformen wird aus dieser Wandlung nur Vorteile ziehen. Auf der anderen Seite wird man sich davor hüten müssen, in einem „dezentralisierten Unitarismus", der doch nur auf der Grundlage der Integrität des preußischen Verwaltungszentralismus und des Aufgehens des nichtpreußischen Deutschlands in ihm möglich ist, eine föderative Lösung zu erblicken. Vorsicht vor dem Zu-schieben-glauben und Geschobenwerden wird man manchen norddeutschen Katholiken zurufen dürfen. Der preußische Staatsapparat bleibt sich völlig gleich, ob er deutschnational, ob er sozialistisch gesteuert wird, und Personalienpolitik kann nie grundlegende Reformen ersetzen.

Werden nun die deutschen Katholiken die angeborne Farbe einstiger Entschlußkraft wiederfinden, befreit von der Blässe manch taktischen Gedankens das Unerläßliche tun, den Kampf für das föderative, das deutsche Deutschland in Angriff nehmen? — Es ist der Kampf um Sein oder Nichtsein Deutschlands überhaupt. Hier, in der Durchführung der föderativen Idee liegt Deutschlands wahrer Beruf, nicht zuletzt sein Friedensberuf. Leider sind wir so weit gekommen, daß große Kreise unseres Volks, gerade der idealistisch denkenden Jugend, ja sogar der katholischen, die deutsche Nationalaufgabe in einem siegreichen Rachekrieg gegen Frankreich erblicken, den wir nicht wollen können, nicht wollen dürfen, weil er auf politischem wie wirtschaftlichem, aber auch — und das wiegt ungleich schwerer! — auf moralischem Gebiet Deutschlands und Europas Elend nur noch vergrößern würde. Ebenso verderblich ist naturgemäß die Tendenz, unser Vaterland jener Macht auszuliefern, die unter dem Schlagwort des Kommunismus darauf ausgeht, alles europäische Kulturgut zu vernichten, Europa und vor allem Deutschland zur Orchestra ihrer abscheulichen Barbarei zu machen. Darum darf auch das Abenteuer deutscher Staatsmänner in Rapallo nicht als Etappe wahrer Friedenspolitik angesehen werden.

Nein, Deutschlands nationale Erneuerung, sein Wiederaufstieg zu Größe und Glück liegt nur in der Verwirklichung des föderativen Gedankens. Nur in ihm finden wir unser wahres und bestes Selbst wieder, nur durch ihn werden wir mithelfen an den großen Aufgaben der Befriedung der Welt. Möge dieser Gedanke den deutschen Katholiken in Hannover, wo am Grabe Windthorsts echter Föderalismus in echt deutscher Treue lebendig erhalten blieb, zur Grundlage neuer und einiger Zusammenarbeit werden, dann können sie von sich und von Deutschland sagen: Wir sind Apostel des Friedens geworden.

Großdeutsche Fürstengestalten.

IV. Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich.[1])

Von Dr. Otto Kunze.

Kaiser Franz Josef von Oesterreich — das ist die Geschichte Europas zwischen 1848 und dem Weltkrieg. Fast sieben Jahrzehnte hat dieser Monarch auf dem Thron gesessen, hat als Zeitgenosse mit Fürsten, Staatsmännern und Feldherrn verkehrt, deren Namen uns als graue Vergangenheit anmuten: Friedrich Wilhelm IV., Nikolaus I. und Napoleon III. — Metternich, Schwarzenberg, Beust; Radetzky, Tegetthoff und Benedek. Sein Lebensbild würde, selbst auf die Hauptsachen begrenzt, den Rahmen dieser Blätter sprengen. Wir dürfen und wollen Franz Josef hier nur von einer Seite betrachten, als großdeutschen Fürsten.

Kaiser Franz Josef I. vertrat schon als Chef des Hauses Habsburg das großdeutsche Prinzip. Durch mehrere Jahrhunderte hatten seine Vorfahren die Römisch-deutsche Kaiserkrone getragen. Als Kaiser von Oesterreich war er der erste Fürst im Deutschen Bunde. Und Oesterreich ließ sich nicht gutwillig hinausdrängen. — Die letzten Jahrzehnte deutscher Geschichte haben unsern Blick verengt. Selbst viele, die ehrlich großdeutsch sein wollen, sehen oft unbewußt das Deutschtum östlich von Passau und südlich von Eger als Auslanddeutschtum an. Und umgekehrt hat sich drüben stellenweise ein Oesterreichertum entwickelt, das sich in eine Eigenart und eigene politische Aufgabe neben der allgemein deutschen einlebt. Als Franz Josef in den Erschütterungen von 1848 durch die Abdankung seines Oheims Ferdinand I. auf den Thron kam, war das noch nicht so. Wohl bekämpfte das Haus Habsburg und der konservative Teil seiner Untertanen eine revolutionäre, unitarische Einigung Deutschlands. Aber man sprach und fühlte deutsch und wollte nichts anderes als deutsch sein. Im ersten Regierungsjahr des jungen Kaisers hatte das Frankfurter Parlament dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten. Oesterreich sollte ausscheiden und mit dem Deutschen Reich nur einen weiteren Bund bilden. Der Plan scheiterte an der Weigerung Friedrich Wilhelms IV., ein Kaiser von Gnaden der Revolution zu sein. Dieser Hohenzoller, eine gewisse Ausnahme seines Geschlechts, gönnte Oesterreich den historischen ersten Platz und wünschte für Preußen nur eine Vorherrschaft über die kleineren Bundesstaaten. Ein engerer Bund unter Preußen sollte von einem weiteren Bund unter Oesterreich und Preußen umfangen sein. Franz Josefs Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg verfocht demgegenüber eine mitteleuropäische

---

[1]) Literatur: Bibl Viktor: Der Zerfall Oesterreichs, Wien-München 1924. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart-Berlin 1905 (Volksausgabe). Friedjung Heinrich: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 5. Auflage. Stuttgart-Berlin 1901/2. Johann Georg, Herzog zu Sachsen: König Albert von Sachsen, Leipzig 1922. Klopp Wiard: Rechtfertigung der Stellungnahme Onno Klopps gegenüber Preußen durch die Ereignisse. Das Neue Reich, Wien, 6. Jahrgang. Nr. 1—4 (1923). Kohl Horst: Bismarck-Jahrbuch, Bd. II. Berlin 1895. Schlitter Hanns: Aus der Regierungszeit Kaiser Franz Josef I. Wien 1919.

Einheit, ein „Siebzigmillionenreich“, in dem die ganze habsburgische Monarchie eingeschlossen sein sollte. Zum damaligen Deutschen Bund gehörten ja nur die österreichischen Stammlande und die Böhmische Krone, nicht aber Galizien, Ungarn und Dalmatien. Wieweit der junge Kaiser an dem großen Plan teil hatte, ist natürlich schwer zu sagen. In seinen ersten Regentenjahren spielten naturgemäß die Ratgeber eine größere Rolle als später. Auch der Einfluß seiner Mutter, der Erzherzogin **Sophie**, ist hoch anzuschlagen. Diese bedeutende und charaktervolle Frau war eine Tochter des ersten Bayernkönigs Max Joseph und Schwester der damaligen Königinnen von Preußen und Sachsen. Manche Spannung ihrer Staaten haben diese Fürstinnen gemildert. So nimmt Bibl[2]) an, daß Sophie mäßigend einwirkte, als der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland bereits 1850 kriegerische Formen anzunehmen drohte. Damals schrieb Franz Josef an Friedrich Wilhelm IV.:

„Eure Majestät haben nichts gegen Oesterreich. Das weiß ich, und wie sollte ich, wenn auch jung, nicht gelernt haben und nicht wissen, daß Preußen, auf einer langen Strecke, Deutschlands wehrhafter Schild ist und daß ohne einem **starken** Preußen die Dinge 1813 anders gegangen wären als sie glücklicherweise gegangen sind? Fände unter solchen **Verhältnissen** Verständigung nicht statt, so müßte sicherlich auf der einen oder anderen Seite die Schuld eine schwere sein, ich meinerseits möchte nicht, daß sie vor der Geschichte auf **mir** haften bliebe . . . Kein Leuthen mehr und kein Collin! und Leipzig sei der Wahlspruch gegen die inneren Feinde des Gemeinsamen Vaterlands wie gegen die äußern“[3]).

Vielleicht wird dieser Brief von den heutigen publizistischen Rückzugskanonieren eines „starken Preußen“ ausgenutzt. Sein hoher Verfasser aber hatte natürlich nicht **eine** Groß- und Vormacht in Deutschland, sondern **zwei** deutsche Großmächte im Auge. Er wußte, daß Oesterreich denselben Anteil an den Freiheitskriegen hatte wie Preußen, daß es Deutschlands Schild in Süd und Südost war. Und mit Franz Joseph wußten und wissen alle Großdeutschen, daß „ohne einem starken Oesterreich“ die **innere** föderalistische Freiheit Deutschlands schnell dahin gewesen wäre. Das Dasein **zweier** Großmächte hat die kleineren Staaten mit ihrer reichen, vielgestaltigen Kultur geschützt. Wenn aber der Austrag zwischen Oesterreich und Preußen unvermeidlich war, so ist kein Zweifel, daß ein Sieg Oesterreichs den staatlichen Freiheiten innerhalb Deutschlands zuträglicher gewesen wäre. Ein Jahr vor dem Krieg von 1866 sagte der Unterstaatssekretär Freiherr v. Meysenbug in Wien zu Onno Klopp: „Die deutschen Fürsten haben zu wählen zwischen Habsburg und Hohenzollern: mit jenem die Erhaltung, mit diesem den Untergang“[4]). Zeichnet sich in diesem Wort nicht hinter der Entthronung der Monarchen von Hannover, Hessen-Kassel und Nassau in der Zukunft Ferne schon die Revolution von 1918, die samt den letzten deutschen Fürsten auch Hohenzollern den Untergang brachte?

In der Vorstellung von den zwei Großmächten zeigt sich übrigens die Schranke der großdeutschen Idee bei einem mächtigen deutschen Fürsten von damals. Für Kaiser Franz Josef war das Deutschtum gewiß eine selbstverständliche Voraussetzung. In jungen und alten Jahren hat er betont, er sei ein deutscher Fürst. Nie hat er etwas ähnliches ausgesprochen wie Bismarck: „Ich bin viel weniger Deutscher als Preuße“.[5]) Aber in erster Linie war er Herrscher und sein politisches Streben richtete sich weniger auf die Einigung Großdeutschlands als auf die Erhaltung und Förderung seines Reiches. Oesterreichs deutscher Beruf, das wäre allenfalls eine Formel gewesen, die ihn zu höchst aktiver großdeutscher Politik hätte treiben können. Leider war Schwarzenberg kein Bismarck und seine Nachfolger waren es noch minder. Mitteleuropa, das Siebzigmillionenreich, wurde nicht fest ins Auge gefaßt. Vom organischen Aufbau eines solchen Gebildes konnten die verantwortlichen Lenker des Kaiserstaats umso weniger eine klare Vorstellung haben, als sie den natürlichen Aufbau Oesterreichs nicht erkannten. Ueber die Geschichte und Eigenart der Kronländer, über die Verschiedenheit der Völker, über die alten Rechte Ungarns fuhren diese Zentralisten mit dem großen Stift Josefs II. hin und her, jeder nach einer anderen Methode. Schwarzenberg mehr absolutistisch, Schmerling mehr liberal. Es kann hier nicht geschildert werden, wie die ehrwürdige Monarchie in jenen Jahrzehnten zum späteren Zerfall reif gemacht wurde. Zunächst ward Oesterreich für seine deutsche Aufgabe unheilbar geschwächt.

[2]) a. a. O. II S. 218.
[3]) Schlitter a. a. O. S. 17.
[4]) Wiard Klopp S. 12.
[5]) Nach Friedjung I. Seite 314 in besonderer Absicht zur Verlockung Frankreichs.

Kaiser Franz Josef entwickelte sich bald zu großer Selbständigkeit. Im Gedächtnis des letzten Menschenalters lebt er nur als milder Greis, als gebeugter Träger vieler Jahre und bitterschweren Schicksals. Dahinter aber blieb er, was er immer war, ein geborener Herrscher. Schon 1852 beschreibt ihn Bismarck:[6])

„Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht; zwanzigjähriges Feuer mit der Würde und Besonnenheit reiferen Alters gepaart, ein schönes Auge, besonders wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden.“

Die Würde und Besonnenheit wurde Franz Josefs Kennzeichen. Er war der Kaiser, ganz Majestät. Er verlor kein unbedachtes Wort. Dabei verglomm das Feuer der Jugend fast zu rasch. Ein Monarch, dessen Arbeitskraft alles Entscheidende an sich zog und der jeden Rat zwar anhörte, den Entscheid trotzdem unnahbar selbständig fällte, zwang dem ganzen Staatswesen unbedingt sein Gepräge auf. Aus ihm mußten dann auch die schöpferischen Antriebe kommen. Sie kamen nicht. Franz Josef regierte persönlich, sein Regiment aber war unpersönlich. Boshafte nannten ihn den ersten K. K. Hofrat. Die österreichische Politik lief infolge dessen nicht eben zielsicher. Wo indes größere Entscheidungen fielen, darf man sie dem Kaiser zuschreiben. Der Einfluß der leitenden Minister, der natürlich immerhin bestand, gab gerade für Großdeutsches nicht den Ausschlag. Viel bedeutsamer erscheint hier das Wirken eines Mannes auf formell zweitem Posten, des Hofrats **Ludwig Freiherrn von Biegeleben**. Geborener Hesse, überzeugter Katholik, versah er 1852—72 die deutschen Angelegenheiten im Ministerium des Aeußern. Fast alle diplomatischen Noten in der deutschen Frage hat er verfaßt. Anders als manche seiner Vorgesetzten wußte Biegeleben, was er wollte. Er erkannte klar, daß zwischen Oesterreich und Preußen alles auf kriegerischen Austrag drängte. Und er besaß das Ohr des Kaisers.[7]) Mit ihm bereitete Franz Josef unter Uebergehung des zuständigen Ministers Rechberg den **Frankfurter Fürstentag** von 1863 vor, jenen großen Versuch zur Reform des deutschen Bundes. Der Kaiser zeigte sich hier völlig durchdrungen von seiner großdeutschen Aufgabe. Persönlich und durch König Johann von Sachsen suchte er Wilhelm I. von Preußen zur Teilnahme zu bestimmen. Ohne Preußen war das Werk ja nicht zu vollbringen. Wilhelm I. blieb auf Bismarcks Rat fern, und der Fürstentag ward ein glanzvoller Versager. Von da ab ging es zwangsläufig auf den Krieg von 1866.

Als die Waffen gegen Oesterreich entschieden hatten, war dessen Kaiser der Form nach kein deutscher Fürst mehr. Der Gesinnung nach blieb es Franz Josef I. Soweit er konnte und soweit sie es verdienten, trat er beim Friedensschluß für seine Bundesgenossen ein. Er rettete Sachsen, dem getreuesten, sein staatliches Weiterleben. Bis Hannover reichte sein Einfluß nicht mehr; dessen vertriebenem König Georg V. konnte er nur den Schutz des Gastfreunds gewähren. — Stark war nach 1866 die Versuchung, Rache an Preußen zu nehmen im Bund mit Frankreich. Diese Politik ward zunächst auch in Oesterreich-Ungarn eingeleitet. Treibende Kraft war dabei Graf **Beust**, seit 1867 Ministerpräsident bzw. Reichskanzler. Beust mußte auf Bismarcks Verlangen vor den Friedensverhandlungen 1866 als sächsischer Ministerpräsident entlassen werden. In österreichischen Diensten arbeitete er auf ein Bündnis mit Frankreich. Kaiser Franz Josef ging darauf ein, denn das geschwächte Oesterreich mußte sich irgendwo anlehnen. Mit dem Herzen war er wohl nicht bei der Sache. Die Verhandlungen zogen sich seit 1867 jahrelang hin. Einen gemeinsamen Angriffskrieg gegen Preußen lehnte Franz Josef ab[8]). Das Bündnis war auch noch nicht geschlossen, als der Krieg von 1870 ausbrach. Im Kronrat vom 18. Juli entschied sich Oesterreich-Ungarn für Neutralität, und bald rechtfertigten die deutschen Siege diesen weisen Entschluß. Es gab im großdeutschen und österreichischen Lager solche, die ihn nicht verstanden. **Onno Klopp** z. B. befürwortete eine Koalition aller übrigen Mächte gegen Preußen als den wahren Erbfeind Deutschlands. Er schrieb: „Welche Macht ist der natürliche Bundesgenosse der österreichisch-ungarischen Monarchie? Antwort: Frankreich[9]).“ Wunderlich, daß Klopp, der in Preußen den Vorkämpfer des revolutionären Nationalismus erblickte, die gleiche Eigenschaft bei Frankreich übersah. War denn nicht das Na-

[6]) An General v. Gerlach, hier nach Friedjung I. S. 60.
[7]) Rechbergs Urteil bei Friedjung II. S. 554.
[8]) Friedjung II. S. 540.
[9]) Wiard Klopp, S. 53.



tionalitätsprinzip Napoleons III. Leitstern? Hatte er nicht deshalb Italien gegen Oesterreich geholfen? Entscheidend aber war, daß ein Oesterreich und Habsburg, das im Bund mit Frankreich Preußen zerschmettert hätte, die Führerschaft Deutschlands unmöglich behaupten konnte. Es hätte den Franzosen das linke Rheinufer überlassen müssen. Auf sein Haupt wären alle Vorwürfe zurückgeschnellt, die man Brandenburg-Preußen ob ausländischer Bündnisse machen konnte. Schon im Siebenjährigen Krieg hat die Koalition mit Frankreich Oesterreich geschadet, insofern Friedrich II. im Kampf mit den Franzosen — sein Sieg bei Roßbach! — weit über Preußen hinaus den Ruhm des deutschen Helden gewann. Nie ist die deutsche Frage unter den Feldzeichen Frankreichs zu lösen.

Ehrlich ging Franz Josef nach 1871 auf die Annäherung des neuen Deutschen Reiches ein. In Salzburg, wo er 1867 Napoleon III. empfangen, traf er sich schon September 1871 mit Kaiser Wilhelm I. Er schloß mit ihm und dem Zaren 1872 das Dreikaiserbündnis. Als es nach dem russisch-türkischen Krieg unter den widerstreitenden Belangen Oesterreichs und Rußlands zerfiel, knüpfte Bismarck den Bund mit der Donaumonarchie fester. Der Zweibund als Vorläufer des Dreibunds entstand 1879. Ein Hauptvermittler zwischen Berlin und Wien war König Albert von Sachsen, Franz Josefs innigster Freund[10]. Der Kaiser selbst ging leichter darauf ein als Wilhelm I., dem die Freundschaft mit seinem russischen Neffen Alexander II. am Herzen lag. Bismarck bewahrte dem Kaiser von Oesterreich eine tiefe Dankbarkeit und es war mehr als Diplomatie, wenn er ihn bei Gelegenheit außerordentlich rühmte[11]. — Franz Josefs Bundestreue bewährte sich bis zum Weltkrieg. Eduard VII. gelang es 1908 nicht, ihn an Deutschland irre zu machen. Hat allerdings eine neuere Darstellung recht, so hätte der König von England den Kaiser nur zu einem Einspruch gegen die Berliner Flottenpolitik zu bewegen versucht. Dann müßte man freilich bedauern, daß ihm dies nicht glückte[12].

Dem greisen Herrscher blieb es nicht erspart, das Unheil Europas hereinbrechen zu sehen. Von den aufreibenden Spannungen des Weltkriegs waren die zwei letzten Jahre seines Regentenlebens erfüllt. Aber es blieb ihm geschenkt, den vollen Zusammenbruch der Mittelmächte und den Zerfall seines Reiches zu erleben. Am 21. November 1916 schloß er die Augen. Die Kapuzinergruft am Neuen Markt zu Wien, der erhabenste Sammelpunkt geschiedener Erdengröße, nahm den letzten im Glanz seiner Kronen verstorbenen Kaiser von Oesterreich auf.

[10] Johann Georg, S. 244/5.
[11] Bismarck, Gedanken u. Er. II. S. 274, 283/4. Kohl II. S. 473 ff.
[12] E. L., Augsburger Postzeitung Nr. 37 v. 9. Februar 1924.

Völkische Gemeinschaftsidee und ihre Würdigung.

Von Franz Sales Aschenauer.

Ein neuer Vorgang hat eingesetzt: Die Masse will zur nationalen Volksgemeinschaft werden. Bereits manche Tage des vergangenen Jahres ließen erkennen, daß das keine Prophezeiung mehr ist, sondern Feststellung von Tatsachen des öffentlichen Lebens. Noch mehr zeigen die Wahlen dies als eine Bewegung, die Einfluß auf die Geister ausübt und zur Stellungnahme zwingt. Es wurde und wird immer weiter gearbeitet, die „Vielen" zur völkischen Gemeinschaft zu bringen. Gründe genug, den Gemeinschaftsgedanken, wie er von diesen Kreisen vertreten wird, näher kennen zu lernen.

Die völkische Gemeinschaft kann dort zustande kommen, wo in den einzelnen Individuen das gleiche Blut fließt. Diese Gleichheit des Blutes prägt den rassischen Charakter aus, schafft eine Gleichheit des Erlebens, ein gleiches Gesetz des Herzens. Ein Volk im völkischen Sinn ist dann vorhanden, wenn die blutmäßige Verbundenheit der Individuen den rassischen Charakter ausgeprägt hat. Was nun in der Einheit des Blutes und des rassischen Charakters in Sitte und Kultur ausgebildet wurde, ist die Art. Die völkische Gemeinschaft besteht also in der Artverbundenheit der einzelnen Individuen. — In dieser Fassung wird der Gemeinschaftsgedanke als Verschmelzung der bisherigen religiösen und politischen Gegensätze angesehen. Durch ihn soll die politische Kluft zwischen nationalistischen Bürger- und sozialistischen Klassenparteien überbrückt werden, wie auch die religiöse Scheidung zwischen Katholiken und Protestanten. Die Artverbundenheit der einzelnen Individuen ist der neue, große Strom, der alle Flüsse zu Nebenflüssen macht.

Im Gedanken der artverbundenen Volksgemeinschaft sind auch sittliche und kulturelle Forderungen eingeschlossen. In sittlicher Hinsicht verlangt er vom Individuum Arttreue gegen alle Volksgenossen, ohne Unterschied des Standes, und opferfreudigen Dienst für das Wohl der völkischen Gemeinschaft. „Gemeinnutz vor Eigennutz." — Kulturell ergibt sich die Pflicht der Ergründung und Auswirkung der völkischen Eigenart in Religion, Staat, Wissenschaft und Wirtschaft. Daher steht im Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei: „Wir fordern Ersatz für das der materialistischen Weltordnung dienende römische Recht durch ein deutsches Gemeinrecht. . . Wir fordern Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- oder Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen."

Weil die völkische Gemeinschaft die durch die Einheit des Blutes bewirkte Artverbundenheit ist, daher die politischen Forderungen der Blutsreinigung, Blutsvereinigung, Blutsentfaltung und Blutsgestaltung. Blutsreinigung ist notwendige Konsequenz aus dem Begriff der völkischen Gemeinschaftsidee. „Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist ohne Rücksichtnahme auf die Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein. . . Jede weitere Einwanderung Nichtdeutscher ist zu verhindern." Ebenso notwendig wie die Blutsreinigung ergibt sich aus dem Bedeutungsinhalt dieses Gedankens die Forderung der Blutsvereinigung. Daher: Zusammenschluß der Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem Großdeutschland.

Diese beiden Folgerungen und Forderungen können dann erst entsprechend verwirklicht werden, wenn die Nation Herr im Hause ist. Daher: Aufhebung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain. Nur wenn die blutmäßige Einheit gegen äußere Feinde gesichert ist, kann die Entfaltung und Gestaltung voll begonnen werden. Erst muß die nationale Existenz verbürgt sein, dann kann der soziale Ausbau geschehen. (Sozialisierung, Bodenreform usw.)

Der völkische Gemeinschaftsgedanke will nicht bloß politische Idee sein, sondern auch Weltanschauung; er wird verwendet um Welt, Mensch und Leben in ein System zu bringen. Die Einheit des Blutes mit ausgeprägtem rassischem Charakter ist der oberste, leitende, endgültige Wert der völkischen Weltanschauung. Für den einzelnen ist es höchste Sittlichkeit, heiliger Dienst, zum Wohle des Volkes wertvolle Arbeit zu leisten. Dadurch dient er auch der Menschheit, die eine Summe der Völker ist. Weil diese Blutseinheit der höchste Wert ist, darum darf es nicht sein, daß unedles Blut über edles Blut regiert. Das Blut der nordisch-germanischen Edelrasse muß zur Herrschaft gebracht werden (völkische Revolution; Judenhaß; „durch Kampfgemeinschaft zur Volksgemeinschaft").

Die völkische Weltanschauung will im „positiv" christlichen Sinne arbeiten; sie erkennt das Christentum an, soweit es der Entfaltung und Gestaltung der Rasse nicht hinderlich ist. Gehen die Wege auseinander, muß dem Gesetz des Blutes gefolgt werden. „Wir fordern Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- oder Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen."

Das ist der völkische Gemeinschaftsgedanke in seinem Inhalt, seinen Forderungen und seinem Ausbau. Er ist die folgerechte Durchführung der Artverbundenheit der einzelnen Individuen, die in der Gleichheit des Blutes und des rassischen Charakters gründet.

Eine Würdigung wird uns möglich sein, wenn wir bedenken, daß durch die völkische Gemeinschaftsidee Ergebnisse der Vererbungslehre ins politische Leben hereingezogen wurden. Es muß also die naturwissenschaftliche Grundlage geprüft werden. Zu diesem Zweck stellen wir die naturwissenschaftlichen Urteile des völkischen Gemeinschaftsgedankens voraus und lassen dazu einen Fachmann Stellung nehmen. Wir folgen den Ausführungen von J. A. Lettenbauer, die in Hochland XX 2. Bd., 128 ff unter dem Artikel „Rasse und Menschheit" niedergelegt sind.

Die naturwissenschaftlichen Ansichten des völkischen Gemeinschaftsgedankens sind:

1. Reine, edle Rassen sind Träger edler Eigenschaften.

2. Rasse und Nation sind gleich. Die Rassentheorie kann auch auf die Nation übertragen werden.

Zu 1. Die edle Rasse fällt nicht immer zusammen mit edler geschätzten Eigenschaften. Die tägliche Erfahrung lehrt daß ein undefinierbarer Hundebastard mitunter schätzbarere höhere Eigenschaften besitzt als ein edel gezüchteter Rassehund.

Wie beim Tier, so gibt es auch beim Menschen Grundtugenden, die als Seelenkräfte bei den einfachen, zurückgebliebenen Völkern wurzelstärker sind als bei den Völkern der Kultur. Es gibt Seeleneigenschaften höheren Grades, die geradezu vorbildlich bei den sogenannten niedrigen Rassen wohnen. Beispiel ist die Soldatentreue der Askari in Ostafrika. Die Balinesen im Jahre 1906. Als in diesem Jahre die Holländer militärisch einschritten, weihte sich das ganze Fürstengeschlecht der Insel dem Untergang. Obwohl sie wußten, daß sie gegen die Holländer nicht aufkomman konnten, stürzten sie sich den holländischen Bataillonen entgegen und blieben mit ihrem Gefolge auf dem Boden, dem sie entstammten. Auch die Frauen stürzten sich den Truppen entgegen und töteten sich selbst, soweit sie nicht von Kugeln getroffen waren. Faßt man Seelenkräfte nach dem Typus der einmaligen Vollendung, so zeigt sich diese Vollendung in einer der weißen Menschheit mindestens ebenbürtigen Höhe. Es gibt keine Seelenkräfte, — faßt Lettenbauer zusammen, — weder des Körpers noch des Herzens, in denen Angehörige der „niederen“ Rasse nicht vereinzelt die höhere Rasse überträfen. Gewiß ist die Summe der Eigenschaften und Fähigkeiten der niederen Völker der Summe der Kulturqualitäten und Leistungen nicht gleichwertig. Die Menschen, die auf niedrigen Ebenen stehen, dürfen darum mit ihren Eigenschaften noch nicht als minderwertig bezeichnet werden. Sie sind anders . . . aber dennoch Glieder und Typen der Menschheit mit Keimen, die möglicherweise als Zukunftswert im Schoß der Menschheit schlummern.

Zu 2. Rasse und Nation sind recht disparate Begriffe . . . Jedermann weiß, daß es keine einzige nationale Rasse gibt, die nicht durch Zuzüge von außen her ihre modernen Formen gewonnen hat. Das Deutsche Reich wird vielleicht nicht zu einem Drittel von ursprünglich germanischer Bevölkerung bewohnt. „Was wir heute als Menschenrasse bezeichnen, ist nichts als sehr gemischt zusammengesetzte Population.“ Wir alle entstammen einem Rassengemenge. Amerika ist das Schulbeispiel, daß zum einheitlichen Gebilde eines Nationalitäten-Typus etwas anderes gehört als die einheitliche Rasse. Selten begegnet man dort einer alteingesessenen Familie, die nicht mit Stolz dreierlei Blut aufwiese. Wo war je ein typischerer Nationalfranzose als Gambetta, der Sohn eines genuesischen Juden? Wo gibt es im Deutschen Reich bewußtere Deutsche als die Abkömmlinge jener unter dem Großen Kurfürsten nach Preußen eingewanderten Franzosen, die heute noch vielfach die äußeren Züge ihrer romanischen Abkunft aufweisen? Der Einfluß der Rasse auf den Charakter eines Volkes ist von untergeordneter Bedeutung; die Umwelt, die ungewollte Suggestion, die ganze Seelenanpassung, der niemand entrinnt, sind bestimmender für den Nationalcharakter als die Herkunft.

So urteilt ein Fachmann über die naturwissenschaftlichen Grundlagen des völkischen Gemeinschaftsgedankens. Seine Ausführungen, die wir im Vorausgehenden wiedergaben, machen durchaus nicht den Eindruck neuer, grundstürzender Entdeckungen.

Wie verhalten sich völkischer und christlicher Gemeinschaftsgedanke zueinander?

Völkisch ist die blutmäßige Einheit der Individuen mit rassischem Charakter das erste und letzte. Das Individuum hat nur Wert, soweit es Mittel ist zur Erhaltung der völkischen Art. Die christliche Gemeinschaftsidee gründet auf der unsterblichen, geistig-sittlichen Einzelseele. Die Vereinigung der unsterblichen Einzelseelen ist die Gemeinschaft. Hier hat der Einzelne persönlichen, absoluten Wert; er kann geistig-sittliche Persönlichkeit werden. In der völkischen Idee ist das nicht gegeben. Ihre Vertreter fordern zwar laut Persönlichkeiten, ihre Idee aber gestattet nur Herrenmensch und Herde. Christlich gedacht ist Gott und sein Gesetz höchster Wert; unter ihm steht auch das Vaterland.

Völkische Sittlichkeit ist Ausfluß des Volkes.

Der völkische Gemeinschaftsgedanke wird als der Sieg des Geistes über den marxistischen Materialismus hingestellt. In Wahrheit wird der auf dem toten Stoff aufbauende Materialismus eines Marx — der ökonomische Materialismus — durch einen auf den lebendigen Stoff gegründeten Materialismus — den biologischen Materialismus — ersetzt.

Als die Juden hinausgingen um sich von Johannes taufen zu lassen, sprach er zu ihnen: „Otterngezücht! Wer zeigte euch, dem bevorstehenden Zorn zu entrinnen? Bringt würdige Früchte der Buße und fangt nicht an zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater“. (Luk 3, 7 f).

Ist es Zufall, daß der völkische Antisemitismus auf die geistige Höhe des Judentums zurücksinkt?

In meiner tiefsten Seele . . .

In meiner tiefsten Seele ruht,
Aus reinem Golde eine Schale,
Gewiegt von der Gefühle Flut,
Geprägt mit Gottes ew'gem Male.

Du legst hinein mit jedem Hauch
Der Liebe schimmerndes Geschmeide,
Mit jedem Wort die Perle auch,
— Mit jeder Blume von der Heide.

Das glänzt und leuchtet, strahlt und sprüht
— Ein Märchenschatz — in tausend Farben,
Dass hell aus meinen Augen glüht
Der Widerschein in gold'nen Garben.

Und legst du noch so viel hinein,
Die Schale kann nicht überfluten:
Es baut der Schatz mit Perl' und Stein
Das Reich des Schönen und des Guten!

Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Evangelisches Mönchtum und evang. Exerzitien.

Von Hochschulprofessor Dr. Ludwig, Freising.

Längst hat die anglikanische Kirche wieder Klöster, Mönche und Nonnen.[1] In Deutschland hat Harnack in seinem Artikel „Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen“[2]) gemahnt, der Protestantismus bräuchte in den sozialen und kirchlichen Nöten der Gegenwart Gemeinschaften, erfüllt von dem Geiste, wie ihn die rechtschaffenen und lauteren Mönche besessen haben und noch besitzen. „Wir brauchen Menschen im Dienste des Evangeliums, die alles verlassen haben, um denen zu dienen, die niemand bedient. Die Parallele mit den katholischen Mönchen schreckt mich nicht.“ Nachdem auch Männer wie der Berliner Religionsphilosoph Troeltsch und der protestantische Theologe Sell in Bonn, gegenüber dem Spott protestantischer Theologen über die sogenannte Stufenmoral im Katholizismus die praktische Bewährung derselben anerkannten, hat der hannoversche protestantische Pastor Parpert, ein Schüler Harnacks, es gewagt, in seiner Schrift „Evangelisches Mönchtum“ (Leipzig 1916) geradezu die Wiedereinführung des Mönchtums in die protestantische Kirche zu fordern. „Wir werden, schreibt er, in manchen Punkten noch vom Katholizismus zu lernen haben und können ihn auch in unserer Frage als Lehrmeister anrufen. Sollen wir uns dessen schämen? Sollen wir darüber erröten, daß wir uns zum Mönchtum bekennen? Nemo proficiens erubescit sagt Tertullian.“ Parpert fürchtet die zunehmende Atomisierung des Protestantismus durch Sonder-Gemeinschafts- und Sektenbildungen. Durch ein evangelisches Mönchtum könne die Macht der Sekten gebrochen und der religiöse Individualismus in das Leben der Kirche zurückgeleitet werden; die Kirche werde dadurch wieder mehr eine das ganze Volksleben beeinflussende Volkskirche werden. Deutsche Seelen, die in der Welt der Oberflächlichkeit und in der kirchlichen Massenorganisation das vermissen, wonach ihr Verlangen steht, fänden in klösterlicher Gemeinschaft, wo die Luft des Glaubens sie umweht, das, was sie suchen: Gemütstiefe und Brudertreue, Liebesbereitschaft und herzliches Wesen. Während die Welt die Seele ausraubt, gibt ihr die Einsamkeit Ruhe und Reichtum zurück. In der Einsamkeit sollten daher Orte eingerichtet sein, die ruhelosen Seelen Sammlung und Selbstbesinnung ermöglichen, und hier sollen neue Kräfte gesammelt werden für die kirchliche Arbeit.

Diese Forderung eines evangelischen Mönchtums hat die deutsche Hochkirchliche Vereinigung denn auch zu einem ihrer Programmpunkte gemacht (1918) und „Die Hochkirche, Monatsschrift der hochkirchlichen Vereinigung“ 1920 (Januarheft) berief sich ausdrücklich auf die obengenannte Abhandlung Harnacks, aus der der Satz übernommen wird, daß im katholischen Mönch-

[1] Vgl Zurburg, Der Ordensgedanke in der anglikanischen Kirche (Frankfurter zeitgemäße Broschüren) 1918 und Benson, Bekenntnisse eines Konvertiten, Trier 1914.

[2] Harnack, Reden und Aufsätze. 2. Aufl. 2. Bd. Abt. 3. S. 252 ff.



tum eine Wahrheit lag, daß ohne Regel keine Gemeinschaft von Arbeitern bestehen könne, daß jene, die sich dem Dienst am Nächsten widmen, den besonderen irdischen Gütern freiwillig entsagen und Gehorsam üben müssen. Wenn keine bindenden Gelübde abgelegt und keine besondere Verdienstlichkeit im Klosterleben gesehen werde, könnte selbst Vater Luther nichts dagegen einwenden, meint Pfarrer Mehl in der „Hochkirche" Jahrg. 1924 (Märzheft). Die Frage, wie würde sich Luther zu einem protestantischen Mönchtum stellen, war aber schon einige Jahre vorher („Hochkirche" 1920 Novemberheft und 1921 Aprilheft) beantwortet worden. Luther war in Briefen an den Magistrat von Herford (1532 u. 1534) für den Fortbestand der Häuser der „Brüder vom gemeinsamen Leben" eingetreten, nachdem sie sich natürlich seiner Lehre angeschlossen hatten. Er hatte unter dieser Voraussetzung nichts dagegen, daß sie ihre Tracht und Regel weiter behielten. Auch auf den berühmten Pfarrer Löhe in Neuendettelsau können die Hochkirchler sich berufen. Dieser hatte schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts Ideen zu einem protestantischen Mönchtum niedergeschrieben in seinem „Vorschlag zur Vereinigung lutherischer Christen für apostolisches Leben" und im „Entwurf eines Katechismus des apostolischen Lebens". Darnach wünschte er die Bildung von aszetisch-liturgischen Vereinen, in denen keine Gelübde abgelegt werden, die aber unter den Gesichtspunkt der Zucht, der Gemeinschaft und des Opfers sich stellen sollten. Die heiligste Uebung des geistlichen Opfers sah der stark liturgisch interessierte Löhe in erhebenden liturgischen Feiern, in denen die Mitglieder dieser Vereine ihren höchsten Vereinigungspunkt finden sollten. Zu einer Verwirklichung kamen diese Ideen damals nicht. Doch konnte Löhes tiefchristlicher Geist und praktischer Blick der bayerischen Landeskirche damals wenigstens eine auf karitativem Gebiet so segensreich wirkende Schwesternschaft, die Diakonissen, schenken, für die er in Nachahmung katholischer Vorbilder seine „Rosenmonate heiliger Frauen" und das „Martyrologium" (eine christliche Heiligenlegende) verfaßte. Auffallenderweise sollte aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Schweizer Reformierte Kirche das hervorbringen, was dem Luthertum nicht gelungen war, eine „Genossenschaft vom gemeinsamen Leben". Sie soll 1919 bereits 10 Niederlassungen gezählt haben. Ihre Tagesordnung soll sehr an die der alten katholischen Brüderhäuser erinnern. Gefordert wird ein einjähriges Postulat und dreijähriges Noviziat. Die unterste Grenze für die Aufnahme bildet das 30. Lebensjahr. Eine Ordenstracht gibt es nicht. Ein bescheidenes Taschengeld wird gewährt. Ihre Aufgabe ist karitative Tätigkeit und Verbreitung christlicher Schriften. Die protestantische Auffassung ihres Ordenslebens kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß sie zwar besondere Frömmigkeitsformen, aber keine höhere Frömmigkeitsstufe anerkennen. Ob nun in dem neuen lutherischen Mönchtum eigentliche Gelübde abgelegt werden sollen, darüber gehen die Meinungen auseinander. Zwar lasse sich, so sagen die einen, für die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams eine gewisse biblische Grundlage (Matth. 19, 12; 1 Kor. 7, Offb. 14, 4 und der Rat Christi an den reichen Jüngling) finden, aber es liege die Gefahr nahe, an eine „höhere Vollkommenheit" und „Ueberverdienstlichkeit" zu denken. Eine andere Zuschrift dagegen fordert das gerade Gegenteil: „Die volle Hingabe führt von selbst zu dem dreifachen Gelübde des Gehorsams, der Armut und Keuschheit . . . Kann man die Verpflichtung zum Gehorsam beanstanden? Ist eine Genossenschaft ohne Regel denkbar? Und fordert nicht jede Regel von selbst demütige Unterordnung? . . . wir brauchen einen apostolischen Heroismus, ein ganzes Opfer, . . . Entsagung gegenüber der Ueppigkeit, demütiger Gehorsam gegenüber der zügellosen Freiheit, freiwillige Armut gegenüber aller Mammonsgier . . . nur solche Personen können den Stamm einer Ordensgemeinschaft bilden, die gewillt sind, nicht nur vorübergehend, sondern dauernd sich dem Ordensleben zu weihen. Cortez verbrannte nach seiner Landung in Mexico seine Schiffe. Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Selbstverständlich müsse in einem evangelischen Orden ein Notausgang vorhanden sein, aber wenn die Hintertür zu weit offen stehe, werde der Orden zu leicht zu einer bloßen Durchgangsstation.

Für 2 Ordenstypen, nämlich den der „Brüder vom gemeinsamen Leben" und den der (den Franziskanern nachgebildeten) Tertiaren wurden bereits Regeln entworfen.[5]) Erstere behalten ihr Besitz- und Verfügungsrecht über ihr Vermögen, legen aber freiwillig einen vereinbarten Betrag in die gemeinsame Kasse. Die Mitglieder verzichten immer für je 1 Jahr auf die Ehe. Zwei- bis dreimal des Tages findet gemeinsames Chorgebet und aszetische Lesung (aus Thomas a Kempis, Joh. Arnd, Tersteegen, Bischof Sailer, Bernhard v. Clairvaux usw.) statt. Jeden Sonntag ist feierlicher Gottesdienst nach hochkirchl. Ritus mit Abendmahlsempfang, wobei die Brüder ein weißes Chorkleid tragen. Während des Essens findet Lesung aus einem guten Buche statt. Die Theologen unter den Brüdern unterstützen überlastete Gemeindepfarrer, halten Volksmissionen, widmen sich theologischen Studien und karitativer Tätigkeit während die nichttheologischen Brüder Haus- und Gartenarbeit und ihre gelernte Berufsarbeit verrichten. Die Bruderhäuser gewähren Gelehrten Gastfreundschaft zu ungestörten Studien, studierende junge Theologen finden hier ein freundliches Heim und religiöse Anregung. Die Regel der „Evangelischen Tertiarier" ist gedacht für in der Welt lebende Brüder und soll den ersten festumrissenen Bruderorden der Zukunft vorbereiten. Hier wird nach dem feierlichen Bekenntnis des nizänischen Symbolums das Gelübde abgelegt: 1. einen reinen Lebenswandel zu führen 2. Christus und seiner heiligen katholischen Kirche treu zu dienen, 3. im Dienste der Nächstenliebe ohne Lohn zu arbeiten, 4. den Oberen gehorsam zu sein und 5. einen vorbildlichen Lebenswandel zu führen. Das Gelübde verpflichtet immer auf je 1 Jahr. Ordensgewand oder Ordensabzeichen wird angelegt. Auch hier gemeinschaftliche Chorgebete und Kommunionen mit hochkirchlichem Ritus. Die Brüder leisten teils seelsorgerliche teils praktische Hilfe, also Abhaltung von Volksmissionen „nach römisch katholischem Vorbild", Aushilfe im Beichtstuhl, Krankenseelsorge usw. Alle diese Verrichtungen sind im Ordensgewand vorzunehmen. Die praktische Arbeit besteht in körperlicher Arbeit jeder Art, Krankenpflege usw. Es wird aber aus der Regel nicht deutlich, ob diese „in der Welt lebenden Brüder" in ihrem Familienverband bleiben oder klösterlich zusammenwohnen. Daß jedoch an letzteres gedacht ist, geht wohl aus dem Tragen eines Ordensgewandes und der Regelung der „Ordenseinkünfte" hervor, die teils aus freiwilligen Gaben aus Freundeskreisen, teils aus amtlichen kirchlichen Zuweisungen und aus dem Einkommen des Einzelnen fließen sollen. Mit einem neuen trefflichen Gedanken trat der thüringische Pfarrer Costa auf den Plan[4]), indem er einen Orden für Jugenderziehung fordert. „Im Blick auf unsere kirchlichen Nöte und besonders auch unsere hochkirchlichen Aufgaben würde ich es für unendlich wertvoll halten, wenn sich der Orden der Jugenderziehung speziell im Rahmen des humanistischen Gymnasiums mit aller geistigen und finanziellen Kraft widmen wollte." Dieser Wunsch drängt sich ihm auf angesichts der traurigen Tatsache, daß in Thüringen das humanistische Gymnasium zum Absterben verurteilt ist, zu Gunsten der Einheitsschule. Wenn Siebzehn- bis Achtzehnjährige sich erst noch mit dem Lernen von griechischen Vokabeln abgeben sollen, ohne Vertiefung in die Lektüre alter Schriftsteller, so bedeute das eben den Tod des humanistischen Gymnasiums. Allein das beabsichtigte Ordensgymnasium muß sich einigen notwendigen Reformen unterziehen. Während nämlich das jetzige Gymnasium eine complexio oppositorum sei, dem ein einheitliches Bildungs- und Erziehungsideal fehle, muß das neue Gymnasium seine ganze Arbeit auf christlicher Weltanschauung aufbauen und dies, nämlich Einheitlichkeit des Lehrkörpers und Reform des Studienplanes, könne am besten von einem Orden geleistet werden. Wir bräuchten einen wahren Humanismus, der in Christus sein höchstes Ideal sieht, während der historische Humanismus unserer Gymnasien sich auf einen kleinen Ausschnitt aus der Völkerwelt beschränke und dem Christentum gegenüber eine „vornehme" Neutralität innehalte. Wir hätten aber nicht die Aufgabe, unsere Schüler zu Römern und Griechen zu erziehen, was eine Verleugnung der eigenen nationalen Werte wie des Christentums wäre. Es soll, was einzelne Reformen anlangt, neben der altklassischen auch die altchristliche Literatur berücksichtigt werden. Es soll etwa nach Rocholls Philosophie der Geschichte dem Schüler ein Ueberblick über das Ganze der Völkerwelt, ihrer Geschichte und Kulturen gegeben werden. Eine moderne Sprache, am besten die englische, soll bis zu ihrer wirklichen Beherrschung getrieben werden. Selbstverständlich sollen die Schüler solcher Ordensgymnasien sich intensiver am kirchlichen Leben beteiligen, Musik und Kunst pflegen, die kirchliche mit eingeschlossen. So

[5]) Monatsschrift der Hochkirchlichen Vereinigung 1920 Nr. 11 und 1921 Nr. 4.

[4]) Hochkirche 1923 Nr. 1.

müßten die jungen Leute lernen, sich im Geist der Kirche heimisch zu fühlen. Endlich böten solche Häuser auch für Exerzitien ein ideales Heim. — — Ueber all diese theoretischen Erwägungen hinaus, die wieder anknüpfen an die Forderungen der älteren deutschen Humanisten, eines Reuchlin, Wimpfeling, Agricola, aber auch an unsere katholischen Ordensgymnasien, scheint nun die monastische Idee bereits in die Tat umgesetzt zu sein, wie ich einem Flugblatt vom Februar 1923 entnehme, das die Aufschrift trägt: „Kundgebung der Brüder vom deutschen Hause". Danach sollen wieder Abteien als Kulturmittelpunkte erstehen, wie dies einst die alten deutschen Klöster waren. Es soll eine modifizierte Benediktinerregel gelten, die vor allem das Gelübde der stabilitas loci verlangt. Sie sollen „durch großzügige Landmission mitwirken am Bau einer einheitlichen deutschen Kirche auf dem Boden des augsburgischen Bekenntnisses". Ein solches Kloster soll bereits in Hessen, im Schlitzerland, erstanden oder doch im Entstehen begriffen sein. Im Kloster soll der Chordienst gepflegt werden. Nach außen aber wollen die Mönche besonders auf die Jungmännerwelt einwirken. Es sollen ländliche Abendschulen unterhalten, altvölkische Spiele veranstaltet, alle Zweige des Kunsthandwerks gepflegt werden, so daß eine ganze Klostersiedelung allmählich entsteht. Die Eintretenden haben sich zwei Probejahren zu unterziehen. Sie tragen schwarze Uniform nach militärischem Schnitt. Nach Ablauf des Noviziats (das entsprechend gekürzt werden kann) wird der „Jungbruder" zum „Halbbruder" befördert. Er trägt das schwarze Benediktinerskapulier, kann aber jederzeit in die Welt zurücktreten. Auf seinen Wunsch und mit Zustimmung der Kapitulare wird er zur Ablegung der Gelübde (Treue zum Haus, Gehorsam gegen die Regel und den Abt und Sittenbesserung) zugelassen und legt nun unter dem schwarzen Skapulier den weißen Habit an. Der Abt wird von den Kapitularen gewählt und ist souveräner Oberer. —

Daß die Forderung nach einem protestantischen Mönchtum eine durchaus zeitgemäße sei, wurde von einem Redner (Pfarrer Bettac) auf dem Berliner Hochkirchentag vom 7. November 1923 betont. Er erzählt, daß er von einem Berliner Geistlichen, dem Führer einer sogenannten Jugendgemeinde, hörte, es sei ihm in einer Elterversammlung die Frage vorgelegt worden, warum die evangelische Kirche keine männlichen Orden habe? Eine solche Frage aus der Gemeinde heraus sei doch ein Schrei nach der Hochkirche. Derselbe Redner berichtete weiter, unlängst sei während der sozial-theologischen Woche in Berlin von Dr. Kähler das Wort exercitia spiritualia und Ignatius von Loyola in die Versammlung geworfen worden. Darauf ein Füßescharren und lautes Preisen eines Friedrich des Großen und Bismarck. Aber dann habe sich der Führer des Neupfatfinderbundes erhoben und bestätigt, wie gerade in der Jugend das Sehnen nach exercitia spiritualia bestehe und seine Jugend mit dem Gedanken umgehe, sich in eine „Bruderschaft des gemeinsamen Lebens", also in einen evangelischen Orden, umzuwandeln. Diese Erkenntnis vom hohen geistig-sittlichen Wert der Exerzitien hatte übrigens bereits 1917 der bekannte Berliner Chirurg Prof. Dr. Schleich durch seine Schrift „Vom Schaltwerk der Gedanken" in die Oeffentlichkeit gebracht. Er schreibt dort im Kapitel „Ignatius von Loyola und der preußische Drill"[5]), er habe die Ueberzeugung, daß man mit den Exerzitien unsere Irrenhäuser reformieren und mindestens bei $^{2}/_{3}$ hätte verhüten können, daß die dort Internierten je ins Irrenhaus gekommen wären. An den protestantischen Gymnasien werde der hl. Ignatius den Schülern nicht richtig geschildert „der Mann hat sein Ziel, sich von allem irdischen Tand zu befreien, erreicht; er war rein wenn auch fanatisch, aber ganz gewiß kein Bösewicht, sondern ein gewaltiger Geist". Nun hat der für die Hochkirchen-Ideale begeisterte, fein gebildete Pfarrer Costa von Katharinau bei Rudolstadt bereits eine Exerzitienordnung entworfen.[6]) Er stellt sehr mäßige Anforderungen. Nur 1 Tag samt Vorabend und letzten Morgen wird in Aussicht genommen. Schon der Versammlungsort soll in religiöse Stimmung versetzen. Kein nüchterner Saal mit profanem Bilderschmuck, sondern eine Kapelle, am liebsten eine protestantische Klosterkirche. In einem Nebenraum soll ein Beichtstuhl Gelegenheit zu privater seelsorgerlicher Aussprache geben. Am Vorabend um 9 Uhr beginnt das silentium, Andacht und erste Ansprache. Am Haupttag $7^{1}/_{2}$ Matutin, 8 Uhr Abendmahlsgottesdienst in der Kapelle. 9 Uhr Frühstück, dann stille Betrachtung oder geistliche Lektüre, 10 Uhr Terz und zweite Ansprache, 12 Uhr Sext und dritte Ansprache, 2 Uhr Mittagessen ohne Unterbrechung des Schweigens, 3 Uhr Non, 4 Uhr Kaffee, 5 Uhr Vesper und vierte Ansprache, $7^{1}/_{2}$ Abendessen, Lektüre, 9 Uhr Andacht in der Kapelle mit Ansprache. Am letzten Morgen $7^{1}/_{2}$ Matutin, 8 Uhr Abendmahlsgottesdienst. Ziel der Ansprachen ist, Sünden- und Gnadenerkenntnis in den Teilnehmern zu erwecken und zu stärken. Hauptsache ist, diese Exerzitien nicht etwa als bloße „Versuche" abzuhalten, über die dann disputiert und kritisiert wird, sondern innere, rechte und demutvolle Hingabe an die Sache. Es soll alles nicht „wissenschaftlich" sondern seelsorgerlich behandelt werden.

Der unermüdliche, von priesterlichem Geist erfüllte Pfarrer Costa hat neuerdings auch zur Gründung einer Societas pastorum de bono Pastore aufgerufen (Hochkirche 1923 Nr. 7). Sie soll wahrhaft priesterliches Wesen unter den Pastoren fördern und dazu schlägt er vor die tägliche Schriftlesung (unter Benutzung von Vilmars Collegium biblicum), sowie die tägliche priesterliche Fürbitte für die Hochkirchliche Vereinigung. Leider sei eine tägliche Sakramentsfeier wie in der Urkirche noch undurchführbar. Im Januarheft der „Hochkirche" 1924 konnte Costa die Gründung der Societas ankündigen. Ein schwedischer lutherischer Pfarrer hatte ihm mitgeteilt, daß auch unter den schwedischen Pastoren eine solche Vereinigung Sodalitium Confessionis Apostolicae bestehe. Die Brüder haben gemeinsame Zusammenkünfte mit Gottesdienst nach hochkirchlichem Ritus.

Ich habe mich mit Absicht in diesem Bericht jeder Kritik enthalten. Es soll nur das freudige Staunen zum Ausdruck kommen, daß in der deutschen protestantischen Kirche die Erkenntnis sich mehr und mehr Bahn bricht, über welch wertvolle Güter die katholische Mutterkirche verfügt und daß man auf jener Seite den Mut besitzt, sie ungeachtet aller Anfeindung aus den eigenen Reihen so weit möglich wieder zurückzugewinnen zum Segen des Volkes. — —

---

[5]) Schleich spricht unrichtig immer von exercitia spiritualia militaria.

[6]) Hochkirche 1922 Nr. 6.

Arbeit eines katholischen Priesters für wahres Volkswohl.

Von P. G. v. Holtum, O. S. B., Prag, Abtei Emaus.

Dieser Priester ist der o. ö. Grazer Professor der Apologetik und spekulativen Dogmatik Ude, Doktor der Philosophie, der Theologie, der Naturwissenschaften und neuerdings auch der Nationalökonomie. Sein Werk ist der Verein Oesterreichs Völkerwacht, der seit 7 Jahren (gegründet am 25. März 1917) besteht, und dessen gesamte Arbeit auf Grundlage des katholischen Sittengesetzes geführt wird. Seine Ziele sind: „Aufhebung der staatlichen Reglementierung und Bordellierung der Prostitution, gesetzliches Verbot für die Einfuhr, für den Verkauf und die Anpreisung der geburtenverhindernden Mittel aller Art, Beseitigung der Widersprüche in den die Volkssittlichkeit regelnden Paragraphen der Gesetzgebung." Die höchstmögliche Zustimmung zu diesen Zielen zugleich mit der wärmsten Empfehlung seiner Arbeit erhielt der Verein durch Papst Benedikt XV. in einem Schreiben, das Kardinal Gasparri im Auftrag des Papstes an den Vorsitzenden des Vereines richtete. Darin heißt es:

„Nebst anderen, einem so edlen Zweck dienenden Bestrebungen erachtet Seine Heiligkeit besonders jene als geeignet und förderlich, welche Ew. Hochwürden mit Hilfe anderer Gutgesinnter zugunsten des Sittlichkeitswerkes durch Veröffentlichung von Broschüren entfalten, die darauf abzielen, an der Hand der Grundsätze des katholischen Glaubens und der gesunden Vernunft die dringendsten und umstrittensten Fragen zu erläutern. . . . Seine Heiligkeit wünscht, daß die erwähnten Broschüren die Grundsätze christlicher Moral, welche durch Jesus Christus dem unfehlbaren Lehramte der Kirche anvertraut wurden, weithin verbreiten und so zur Reform der Sitten wirksam beitragen mögen."

In diesen Sätzen ist offen ausgesprochen, daß der Papst die Ziele des Vereins als der katholischen Moral entsprechend anerkennt, also auch das Ziel, das die Abschaffung der öffentlichen Häuser der Schande bezweckt. Es ist dies wichtig zu bemerken, weil rücksichtlich dieses Punktes selbst bei Katholiken noch wenig Klarheit herrscht. Viele halten jene Häuser für das geringere Uebel und deshalb die betreffende staatliche Reglementierung für berechtigt. Einer anderen Meinung sind die österreichischen Bischöfe, wenn sie in dem gemeinsamen Hirtenbrief vom Jahre 1923 schreiben:

„Mögen insbesondere nach dem Vorgang mehrerer modernen Staaten gesetzliche Maßnahmen geschaffen werden zur Abschaffung der Prostitution und des Mädchenhandels. Kein Staat und keine Regierung darf diesem Krebsübel der Gesellschaft irgendwie, am allerwenigsten durch die sogenannte Reglementierung Vorschub leisten, wodurch bequeme, allgemein zugängliche Gelegenheit zur Befriedigung der ungeordneten Leidenschaft geboten wird."

Die Fassung dieser Worte erinnert unwillkürlich an die vordem angegebenen Sätze, in denen die Ziele des Vereines ausgesprochen wurden. Da nun dieser Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe nach dem Hinscheiden des Papstes Benedikt XV. erging, so ist die Folgerung nicht unberechtigt, daß sie bei ihrer Forderung jenes päpstliche Schreiben im Sinn hatten.

Wie trat die Oeffentlichkeit dem Unternehmen Udes gegenüber? Welche Arbeit leistete er und sein Werk? — Die erste Frage beantwortet Ude selber, indem er klagt: „Leider standen unsere politischen Parteien, abgesehen von einzelnen einsichtigen Männern, dem Programm von Oesterreichs Völkerwacht praktisch ablehnend, teilweise sogar feindlich gegenüber, während einzelne Behörden unsere Bestrebungen wohlwollend förderten.“ Damit ist es nun allerdings im Laufe der Zeit besser geworden. Ude stellt fest: „Wir können heute mit Stolz sagen: der Verein Oesterreichs Völkerwacht ist über die ganze Welt bekannt; über die ganze Welt sind seine Broschüren verbreitet; zu den internationalen Kongressen gegen die Unsittlichkeit wird der Verein geladen und seine Stimme gehört.“ Nun zum zweiten Punkte, der Arbeit des Vereins bis jetzt. Ude stellt fest: „Im Laufe der Jahre hat der Verein unter dem Titel: „Für Volkssittlichkeit und Volksaufklärung“ nach und nach 33 Broschüren ausgegeben und verbreitet. . . . . Es handelt sich in diesen Broschüren um die Ausarbeitung eines zielbewußten, das gesamte praktische, private und sozialpolitische Leben umfassenden christkatholischen Programms. In diesen Broschüren wird der Weg gezeigt, der zur Sanierung der Familie und dadurch zur Sanierung des Volks- und Staatshaushaltes führen muß.“ Daneben erscheint die Monatsschrift für Sexual- und Sozialethik, die um wissenschaftliche Vertiefung der die Arbeit betreffenden Probleme sich müht. Zur Tätigkeit durch das geschriebene Wort gesellt sich die durch das mündliche. Auch sie kann sich sehen lassen. Bis Ende 1922 wurden vom Verein 481 Vorträge und Predigten im In- und Auslande gehalten.

Weil es aber darauf ankommt, zunächst, bis ein anderer Geist die Welt durchweht, in praktischer Kleinarbeit an der Verwirklichung der großen Ziele zu arbeiten, so muß auch davon noch ein Wort gesagt werden. Am 28. Februar 1921 wurde die sogenannte Elisabethkonferenz eingerichtet. Jede Woche versammeln sich die Mitglieder der Konferenz — bis jetzt waren 32 Frauen und Mädchen daselbst tätig — um im Sinne sozial-charitativer Armenfürsorge sich der krassesten Fälle von Armut und Verwahrlosung anzunehmen und, so weit als möglich, auch materielle Hilfe zu bringen. Den 4,861.115 K Einnahmen stehen Ausgaben im Ausmaß von 4,466.463 K gegenüber für die Zeit vom 28. Februar 1921 bis 31. Dezember 1922. Es wurden 88 Einzelpersonen und 34 Familien mit 128 Personen in Pflege und Beteilung genommen, und zwar mit Lebensmitteln, Geld, Kleidern, Brennstoff.

Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit führt naturgemäß jene, die sich damit beschäftigen, in den Sumpf der Großstadt hinab, wo die ärmsten Opfer der öffentlichen, vom Staat reglementierten und bordellierten, von der heutigen Männerwelt so vielfach geforderten und verteidigten, sowie der geheimen Prostitution an Leib und Seele zu Grunde gehen. Diese Opfer gilt es zu retten. Dieser Erkenntnis folgend hat Oesterreichs Völkerwacht in engster Zusammenarbeit mit dem Sittenamt der Stadt Graz und mit dem Jugendgericht daselbst eine Anzahl von Damen in der Sektion „Rettungswerk“ zusammengeschlossen, um den Gedanken der Rettung dieser Opfer der Gesellschaft so viel als möglich zu verwirklichen. Es ist eine ungemein dornenvolle und aufreibende Arbeit. Bis heute wurden von den Fürsorgedamen 120 Mädchen übernommen. Eine größere Anzahl derselben konnte in Dienstplätzen untergebracht werden. In vielen Fällen jedoch war die aufopferndste Arbeit leider ergebnislos, u. zw. deshalb, weil uns kein Rettungsheim für solche Geschöpfe zur Verfügung steht. Darum wurde gleich vom Anfang an der Gedanke der Errichtung eines Rettungsheimes in Betracht gezogen. Die sonntäglichen Zusammenkünfte jener Mädchen, die bis jetzt gerettet werden konnten, unter Aufsicht und Leitung der Fürsorgedamen, ferner die gelegentlichen Besuche der Fürsorgerinnen bei den in der venerischen Abteilung des Krankenhauses untergebrachten Prostituierten, sowie die gelegentlichen religiösen Vorträge, die für diese Mädchen veranstaltet werden, sind nur als ein kleiner Ersatz für das so dringend notwendige Rettungsheim anzusehen. Auch die Arbeitsstelle in Wien hat eine Abteilung dieses Rettungswerkes für Prostituierte eingerichtet und sich bis jetzt um 55 Mädchen angenommen. Es ist eine riesige Kleinarbeit, die in aller Stille und Bescheidenheit und völlig uneigennützig geleistet wird. Eine Fürsorgeschwester hat sich selbstlos ganz in den Dienst dieser caritativen Tätigkeit, die Oesterreichs Völkerwacht in Graz entfaltet, gestellt.

Das sind wahrhaftig schöne Ergebnisse der zähen und weitblickenden Arbeit, die der Verein seit 7 Jahren unermüdet leistet. Ein schönes großes Ergebnis sei vor allem hier namhaft gemacht. In Deutschösterreich wurde eine Reihe von Bordellen abgeschafft und trägt man sich in maßgebenden Kreisen bereits mit dem Gedanken der Abschaffung der staatlichen Reglementierung.

Der Verein nimmt aber auch darauf Bedacht, international zur Verwirklichung seiner Ziele zu arbeiten. Gewiß mit vollem Recht! Denn die barmherzige Liebe kennt keine Völkerschranken, und außerdem kann das Echo der Anerkennung und Mitarbeit auf denselben Gebieten das Werk in der Heimat nur stützen, neu beglaubigen. Deshalb unternahm Professor Ude verschiedene Reisen ins Ausland, besuchte auf einer längeren Vortragsreise sogar Littauen und Lettland, wandte sich nach dem Deutschen Reich, der Schweiz, nach Holland, nach Ungarn und Italien und ist gewillt, baldmöglichst einer Einladung aus Amerika zu folgen. Hervorragend wird die Völkerwacht in diesem Jahre auf zwei Weltkongressen zu Graz vertreten sein, die genau das zu fördern suchen, was Ude will. (Vgl. den Aufruf Nr. 22 S. 328.)

Große Düsseldorfer Ausstellung Köln 1924.

(Vom 19. Juli bis Ende August.)

Von Joseph Lichtenberg.

Köln, die an ewig bedeutsamer Kunst so reiche Stadt, hat schon mehrfach große Ausstellungen als Dokumente des Form- und Kulturwillens unserer Zeit gefördert und beherbergt. Gern erinnert man sich an die Sonderbundausstellung von 1912 und an die durch den Kriegsausbruch gestörte Werkbundausstellung von 1914. Die weiten Hallen des in diesem Jahre eröffneten Messepalastes deuteten auf die Möglichkeit größerer Veranstaltungen hin, und da brachte auch schon bald die Beschlagnahme des Düsseldorfer Kunstpalastes durch die Franzosen dem gastfreundlichen Köln die erste große Kunstausstellung in die Osthalle des Messepalastes hinein. Geleitet ist sie von dem einem Ausstellungsausschuß zugehörigen Vorstand des Düsseldorfer Vereins zur Veranstaltung von Kunstausstellungen und dem Arbeitsausschuß der Arbeitsgemeinschaft bildender Künstler Düsseldorfs.

Die von dem Kölner Architekten Regierungsbaumeister Dr. Knipping und Dipl.-Ing. Josef op Gen Orth besorgte Durchgestaltung des Ehrenhofes und der übrigen 21 Räume ist musterhaft einfach. Die technische Leitung lag in den Händen des Kölner Verkehrsdirektors Dr. Wagner, während als künstlerische Leiter die Düsseldorfer Kunstmaler Karl Murdfield und Architekt Otto Engler in dem mit 64 Abbildungen versehenen Katalog genannt sind. Es werden Oelgemälde, Aquarelle, Gouachen, Pastelle, Temperabilder, Radierungen, Handzeichnungen, Lithographien und Holzschnitte gezeigt, sodann Plastiken und Baukunst in Entwürfen, Lichtbildern und Modellen.

Gerade diese Ausstellung und ihre künstlerische Höhe gibt Veranlassung, etwas Grundsätzliches über die mit ähnlichen Veranstaltungen verbindbare Erfüllung einer besonderen Kulturaufgabe zu sagen, nämlich den zu persönlicher Einstellung und persönlichem Geschmacke berechtigten Laien zu einer mehr überpersönlichen und objektiven Betrachtung der Kunsterscheinungen unserer Zeit zu erziehen. Da dieser Erziehungs- und Belehrungsversuch durch die einem erweiterten Kunstladen gleichende Ausstellung selbst nicht gemacht wird, muß hier eine in die Zukunft schauende aufbauende Kritik, die das Recht des geringeren oder größeren Interesses am Einzelobjekt jedem Besucher der Ausstellung durchaus zugesteht, bemüht sein, im angedeuteten Sinne wenigstens einen Lösungsversuch zu machen. Erst wenn alles Ausstellungswesen sich nach höheren Gesichtspunkten regelt und als Dokumentierung der sich in unserer Zeit schöpferisch-organisch vollziehenden Evolution Orientierungsmaßstäbe für das Publikum mit aufstellt, dann behält es seine tiefere Berechtigung. In Köln aber erlebt man jenseits jener großen Menge landläufiger Kunst, die sich meist darin erschöpft, mit mehr oder weniger Geschick zu zeigen, daß hier und dort ein Fleckchen Erde und Menschennatur so oder so aussieht, auch zahlreiche gewolltrevolutionäre Besonderheiten, deren Stammbäume nur der Eingeweihte genügend klar erkennt. Für das durch solche Gegensätze vielfach irritierte Publikum aber wäre schon ein Orientierungs- und Wertmaßstab gegeben, wenn, um drei naheliegende Beispiele zu nennen, innerhalb dieser Gesamtveranstaltung eine ausgewählte Kollektivausstellung von Werken der Künstlerpersönlichkeiten Heinrich Nauen, Otto Dix und Hermann Haller möglich geworden wäre. Daraus hätte sich nicht nur ein Standpunkt für den Laien ermöglicht, sondern auch eine gerechtere Beurteilung dessen, was zahlreiche Künstler an neuzeitlichem Wollen darbieten. Aus ganz ähnlichen Gründen würde es aber auch von Bedeutung gewesen sein, wenn ein einziger Raum dieser großen Ausstellung mit den reifsten Werken jener altkölnischen hohen Kunstblüte, die zwar niemals für Ausstellungen, sondern lediglich für Einstellungen in ganz bestimmte Räume geschaffen wurden, ausgefüllt worden wäre. Dadurch wäre, bei allem durch die Jahrhundertunterschiede bedingten andersgearteten Formwillen, als weiterer bedeutsamer Orientierungs- und Wertmaßstab ein überhistorisches, ewig gültiges Vollendungsgesetz fühlbar geworden. Es hat etwas zum Nachdenken anregendes, aus solchen Zusammenhängen heraus und im Hinblick auf westdeutsche Kulturentfaltung einen Vergleich zwischen den Entstehungs- und Verwurzelungsmomenten alter Düsseldorfer und der noch viel älteren Kölner Kunst anzustellen. — Gesagt muß auch noch werden, daß sich in der Ausstellung, sowohl unter den Malereien und Graphiken als auch unter den Plastiken manche ehrliche und gute Arbeit befand, der man gegenüber den in krampfhaft revolutionärem Wollen geschaffenen Werken auch dann noch den Vorzug geben möchte, wenn sie nicht im allerhöchsten Sinne als künstlerische Leistung zu werten war. Im Hinblick auf die manch ausgezeichnete Lösung aufweisende Abteilung für Baukunst darf vielleicht bemerkt werden, daß es das Verdienst einer Ausstellungsleitung hätte sein können, wenn das dem eigentlichen Wesen der Baukunst leider noch immer recht fremd gegenüberstehende Publikum durch eine frei zu verteilende Flugschrift über die wichtigsten Fragen auf dem Gesamtgebiet der Architektur belehrt worden wäre.

Uninteressant würde es übrigens nicht gewesen sein — und es hätte vielleicht nur einer Anregung bedurft —, wäre streng ausgewählte neuzeitliche höhere Kunst in einem Sonderraum geschlossen zu Wort gekommen. Sicherlich hätte die Gesamtausstellung auch dadurch eine Stärkung erfahren, wenn dem nunmehr 50jährigen Kölner Maler Joh. Greferath bei dieser Gelegenheit eine Kollektivausstellung seiner Arbeiten ermöglicht worden wäre.

Vom Büchertisch.

Papst, Völkerrecht und Völkerfrieden. Ein Rückblick und ein Ausblick von Dr. Joh. B. Sägmüller o.ö. Professor des Kirchenrechts an der Universität Tübingen. Folge zu des Verfassers Schrift: Der Apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechts und Völkerfriedens. Rottenburg 1924. Badersche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 24 S., in Umschlag brosch. Preis 1 ℳ. — Von demselben Verfasser war bereits im Jahre 1919 eine größere Schrift erschienen: „Der Apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechts und Völkerfriedens". Hierin wurde hauptsächlich behandelt, was die Päpste im 19. und 20. Jahrhundert bis zum Jahre 1919 für die Aufrechterhaltung oder Wiedergewinnung des Friedens unter den Völkern getan haben. Die neue Arbeit gibt zunächst einen weiter zurückgreifenden Rückblick auf die Friedenstätigkeit der Päpste in früheren Jahrhunderten, der infolge der sorgfältig angeführten Belegstellen außerordentlich wertvoll und interessant ist. Im zweiten Teil „Ausblick" wird dargestellt, was Benedikt XV. in seinen letzten Regierungsjahren und Pius XI. für den Weltfrieden geleistet haben. Dieser zweite Teil dürfte bei einer Neuauflage vor allem im Hinblick auf die verschiedenen hochinteressanten Abhandlungen der Herren v. Lama und insbesondere Frhr. v. Cramer-Klett nicht unerheblich erweitert werden müssen. Oberbürgermeister Dr. Hipp, Regensburg.

Religiöse Geister. Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur. Herausg. von Dr. M. Laros. Matth. Grünewald, Verlag, Mainz, Auslieferung Herm. Rauch, Wiesbaden. Nr. 2: Vom Brautschatz der Seele. Von Hugo von St. Viktor. Deutsch von Michael Roeckerath. Geb. 1.50 ℳ. — Des großen Scholastikers und Mystikers von St. Viktor, des „zweiten Augustinus", Büchlein vom Brautschatz der Seele bedarf keiner Empfehlung. Man kann dieses Zwiegespräch des Menschen mit seiner Seele nicht lesen ohne ergriffen zu werden, ohne mit der „Seele" sagen zu müssen: „Wie Flammen fassen mich deine Worte, ich fing Feuer und es glüht in mir"! M. Roeckerath verstand es, sich in die mystische Gedankenwelt des alten Büchleins einzufühlen und sie in edler, gehobener Sprache wiederzugeben. — Nr. 13: Im Geist und in der Wahrheit. Gedanken zu einer Philosophie des Gebetes aus den Schriften Martin Deutingers zusammengestellt von Franz Zimmer. Geb. 1.50 ℳ. St. Augustinus' altes Wort behält immer seine Wahrheit: Vere novit recte vivere, qui recte novit orare. Religiosität ohne Gebetsleben ist eine Unmöglichkeit. Darum ist ein Büchlein, wie das hier angezeigte, das die Kunst des Betens lehrt, den modernen Gebildeten nicht genug zu empfehlen. Viele ließen das Gebet sein, weil sie ihm ohne tieferes Verständnis gegenüberstanden und es als inhaltleeres Formelwerk betrachteten, statt als eine lebendige Kraft, ein innerstes Bedürfnis der gottsuchenden Seele. Deutingers philosophisch klare Gedanken, die Franz Zimmer geschickt aus den Schriften des Philosophen zusammenstellte, sind geeignet, manches Vorurteil zu zerstreuen und dem Gebet unter den Gebildeten wieder neue Freunde zu gewinnen.

Alphons M. Rathgeber.

Ellinors Tagebuch. Erzählung von Jassy Torrund. 1. bis 5. Tausend. 8° 252 S. Geb. 3.60 ℳ. — 7. Band der Sonnenland-Bücherei geleitet von Maria Domanig. München, Verlag Natur und Kultur. 1924. — Durch „Hannas Lehrjahre" (ebenda, jetzt im 10. bis 14. Tausend) hatte die auch sonst weitbeliebte Erzählerin unsere neuzeitlichen Jungmädchenkreise samt deren Freunden und erziehlichen Kräften wie im Fluge gewonnen. Der vorliegende Band dürfte jenem Vorgänger in keiner Weise nachstehen, vielleicht ihn noch in einzelnem Wichtigen übertreffen. Auch er zeigt die Wahrhaftigkeit und schöne Natürlichkeit im Vortrag, die zielfeste Sicherheit in Aufbau und Knotenschürzung der Handlung und deren Spannung, die kristallklare und zugleich herzwarme Sprache, die feine Psychologie der Charakterzeichnung mit ihrem brunnentiefen Schöpfen aus Erfahrung und reichem, liebendem Wissen vom Seelenleben der Menschen überhaupt und dem der Jungmädchen im besonderen. Rasch und erfreut wird man sich bewußt, daß hier eine kraftvolle Führerhand wirksam wird für tausende noch innerlich zu bildende künftige Frauen und Mütter auf dem Wege der Selbstüberwindung durchs Leben zum Leben, durch Lebenswirklichkeit zu höherer Lebenswahrheit. In der Aufrollung eines bewegten Mädchenschicksals tritt die starke Begabung für künstlerische Naturschilderung so mannigfach überzeugend hervor, daß sie für viele zu den fesselndsten Reizen der Darstellung zählen wird. Die allgewaltige Herrlichkeit der Berge tut sich auf, umblüht, gekrönt von lieblicher und majestätischer Schönheit. — Betonen möchte ich noch: das Buch ist ein Meisterstück schelmischer Frische, sprühenden Jungmädchenhumors, dem ein immer wieder aufleuchtender Zug zu ernstem Streben nach seelischer Vertiefung parallel läuft. — Ein gewiß schneller Aufstieg wird den schmucken Band in weiteste Kreise tragen. E. M. Hamann.

Vom Wesen und Wert der Operette, von Artur Neißer. 176 S. 8°, mit 26 Bildnissen, Szenenbildern und Handschriftennachbildungen. C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann), Leipzig. Band 49/50 der Sammlung „Die Musik". — Man gewinnt aus dem flott geschriebenen Buch eine klare Uebersicht über die historische und gegenwärtige Operettenkunst. Der ausführliche geschichtliche Rückblick ist um so notwendiger, als ja die Herkunft der Operette aus der Volkskunst und ihre dauernde Fühlung mit dem volksmäßigen Empfinden, das natürlich auch mehrfach dem Wechsel der Zeit unterlag, zu ihrem Wesen gehört und über ihren Wert entscheidet. Da sieht man denn an vielen Dingen, wie „die Operette in den letzten Jahrzehnten teilweise sich selber untreu geworden ist". Vom Krankheitsstadium — zusammenfassend Seite 156 ff.: Dichtung, Musik, Ausstattung, Agenturenunwesen, Künstlerbesoldung — muß und wird sie hoffentlich wieder zur Genesung gebracht werden. Warum ließ man die Operette immer nur Stiefkind der Musen sein!? Warum nehmen sich in Deutschland nicht auch Dichter und Künstler von Rang der Operette an!? Frankreich z. B. hat es mit Erfolg getan „aus dem sicheren Geschmacksurteile heraus, daß es zur Kultur eines Volkes gehöre, gerade auch in seinen heiteren Aeußerungen Stil, Anmut und Würde zu wahren". Dr. O. Ursprung.

Die Kirchliche Rundschau erscheint erst in Heft 35.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Auch die Aufführung von Tristan und Isolde stand auf stolzer künstlerischer Höhe. Knappertsbusch brachte die Partitur in wundervoller Plastik und packendem Temperament. Helene Wildbrunn (Berlin) sang die Isolde sehr schön. Ihre Stimme ist von hohem Klangreiz und besitzt die für diese gewaltige Rolle notwendige Fülle und Kraft. Auch die Bühnenerscheinung entspricht gut dem Bilde, das wir uns von Isoldens poesieumwobener Gestalt machen. Otto Wolf ist seit langem ein in Gesang und Gestaltung ergreifender Tristan. Wundersam klang Sigrid Onegins Stimme als Brangäne. Stets von neuem bewundert man Benders König Marke durch die Innerlichkeit dieser in Gesang, Bewegung und Mimik erschütternden Gestaltung. Jede Geste ist von voller Natürlichkeit, die zugleich ganz Stil ist. Die Gegensätze zwischen Realismus und Stilisierung verschwinden hier. Vorbildlich ist auch seine Textaussprache; die übrigens ebenso bei Rodes prächtigem Kurwenal zu loben ist, während andere unserer Sänger diese Angelegenheit wieder einmal besonders ins Auge fassen dürfen. — Als Parsifal frei wurde und die Münchener Oper sich nach einigem Zögern entschloß, sich an dem zu beteiligen, was der radikale Wagnerianer pathetisch den Gralsraub nennt, lag der Gedanke nahe, sich im szenischen Gewande möglichst eng an das Vorbild Bayreuths zu halten, ungeachtet des Wandels des Geschmackes, der sich schon damals bemerkbar machte. Aber auch die, welche den Stilisierungsexzessen durchaus abgeneigt waren, fanden doch in der an sich sehr verdienstvollen Inszenierung manches, was bildlich hinter ihren Erwartungen zurückblieb. So ist bald der Ruf nach einer Neuinszenierung wach geworden, nachdem man ziemlich bald schon auf die Wandeldekoration verzichtet hatte. Die Generalintendanz hat uns nun die ersehnte Neuinszenierung gebracht. Das Bühnenbild haben Leo Pasetti und Adolf Linnebach entworfen. Die Lichtung mit dem Waldsee ist voll Poesie in einer einfachen Linienführung; gedämpftes Licht, fast düster, man denkt nicht gerade an „Tagesanbruch". Unsere moderne Inszene hat ja eine gewisse Vorliebe für das düstere, und es läßt sich nicht leugnen, daß darin für das Stimmungselement gewisse Vorteile liegen. Der Versuch mit der Wandeldekoration ist wieder aufgenommen, aber nur für ganz kurze Zeit; dann versinkt die Bühne in tiefe Nacht, aus der später der Gralstempel auftaucht. Es werden zuerst Säulen sichtbar, die man anfangs für mächtige Baumstämme halten konnte. Diese falsche Vorstellung machte es mir zuerst nicht leicht, mich in diese Szenerie einzufühlen. Die Säulen ragen empor, ohne daß man eine Kuppel sieht, die sie tragen. Die Absicht des Künstlers ist, eine ungeheuere Höhe ahnen zu lassen. Dies wäre noch mehr erreicht worden, hätte der Raum architektonisch einen Abschluß, aber hinter den Säulen dämmert die Nacht. Das hat anderseits für den Auf- und Abzug der Gralsritter gewisse Vorteile praktischer und

auch malerischer Art. Amfortas war bei der Enthüllung des Grals etwas zu scharf beleuchtet, hier und an einigen anderen Stellen sind Besserungen möglich. Im ganzen war das Bild von einer mystischen Erhabenheit, die sich im Schlußbild noch verstärkte. Die Klingsohrszene hatte Märchenreiz. Die Wandlung zum Zaubergarten vollzog sich wirksam. Dieser war etwas herb in den Linien und von äußerster Stilisierung; aber von den Blumenmädchen belebt war der Anblick von hohem Reiz. Wie sie durcheinander wogten im flimmernden Licht, diese bunten Mädchenblüten, das war eine rhythmische Ausdeutung der Musik, wie ich sie noch nicht gesehen habe. Von jeher stand hier die Szene hinter der Phantasie ernüchternd zurück. Auch die Schlußszene, als der Zaubergarten versunken, war von guter Wirkung; auf die schwierige Darstellung: „die Mädchen liegen als verwelkte Blumen umhergestreut", war verzichtet. Waldrand mit Blick auf eine sanft ansteigende Au war wieder sehr fein in der Stimmung. Freilich es tagte langsam, auf der Au lag nur eine Ahnung herben Frühlings. Sehr schön, sehr fein in den Tönen, dennoch hätte ich ein wenig mehr Licht und ein wenig mehr Lenz gewünscht. — Großartig war die Aufführung. Knappertsbusch dirigierte wieder; schon das Vorspiel wirkte groß und erhaben. Es ist vielleicht hier seine Kunst der Einfühlung am meisten zu bewundern, weil Parsifal seinem starken Temperament Schranken setzt. Volle Anerkennung verdient Hofmüllers Regie. Man fühlt, wie diese beiden Männer in beglückender Uebereinstimmung zusammenarbeiten. Erb sang die Titelrolle glänzend und wuchs von Akt zu Akt. Der Schlußakt liegt ihm darstellerisch noch besser als der Anfang. Bender singt den Gurnemanz. Welche Größe und Würde weht um Benders Gestalten! Sanglich gleichfalls wahrhaft glänzend war Rodes Amfortas. Gabriele Englerth ist den hohen sanglichen Anforderungen der Kundry voll gewachsen; sie gibt die Gestalt in packender Charakteristik und Vertiefung. Wiedemann war ein überzeugender Klingsohr; unter den Zaubermädchen waren Stimmen vom Range einer Ivogün vertreten. Es war eine wahre Festspielaufführung, deren hohe Schönheit nur die Form war einer tiefen Beseelung und Durchgeistigung.

Schauspielhaus. Die Erwachsenen, ein Lustspiel von Slinghatten bei sehr hübscher, flotter Aufführung einen guten Erfolg. Mancher Einfall, manche kluge Pointe könnte von Bernard Shaw stammen, doch soll der Verfasser in Berlin zu Hause sein. Die Erwachsenen haben Grundsätze und Vorurteile, die Jugend folgt ihrem naiven Instinkt und ist darin den Alten über. Das wird in recht unterhaltsamen Szenen dargelegt, die aber schließlich doch etwas Konstruiertes bekommen. Der Dialog ist höchst witzig und unterhaltend, aber die Naivität ist eben doch eine etwas künstliche. Hält man sich indessen an das muntere Spiel, in dem besonders Charlotte Schulz, ein sehr begabter Gast, hervorsticht, so kommt man schon auf die Kosten eines angenehmen Theaterabends ohne besondere literarische Ansprüche.

Theater am Gärtnerplatz. Es ist erstaunlich, wie viele Operetten Jean Gilbert zu komponieren vermag. Sieht man die Spielpläne der kleinen Bühnen durch oder diejenigen der Großstädte, fast überall tritt uns ein Stück von Gilbert entgegen. Natürlich ist viel Routine, aber ein paar aparte Klangwirkungen sind doch dabei, flotte Tänze und belebende Marschrhythmen. Der Gauklerkönig ist nicht die an Einfällen reichste seiner Operetten, und die in einer wandernden Schauspielertruppe spielende Handlung der Herren Presber, Stein und Zerlett gibt seiner Musik nicht durchwegs starke Anregung. Aber Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Operetten und so gewann das geschmackvoll ausgestattete, flott gespielte Stück doch Freunde genug.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach dem im vorigen Bericht erwähnten Gutachten des Reichseisenbahnrates haben wir mit einer baldigen Verbilligung der Eisenbahnfahrten rechnen zu können geglaubt. Das Verkehrsministerium betont indessen, dass dem Eisenbahnrat keine beschliessende Funktion zustehe und die wirtschaftliche Möglichkeit eines Tarifabbaues noch immer nicht geklärt sei. Das Reichsverkehrsministerium hält mithin für die Inangriffnahme von Notmassnahmen noch ein Zuwarten für möglich, während die Stimmen aus dem Wirtschaftsleben rasche Hilfe für dringlich erachten. Auch der Bericht des Bayer Statistischen Amtes spricht sich in letzterem Sinne aus, wenn er schreibt: „Eine Verbilligung der immer noch hohen Produktionskosten durch Zufuhr billigen Kapitals, Abbau der hohen Bankzinsen, der Steuerlasten, insbesondere der Umsatzsteuer, der teueren Frachten bildet die wichtigste Voraussetzung für die Wiederbelebung des Geschäftes". Eine Herabsetzung der Umsatzsteuer auf 2 Prozent sieht die Zollvorlage zugleich mit der Wiedereinführung der Agrarzölle zwar vor, allein diese Ermässigung von einem halben Prozent erscheint nicht genügend. Die Zahl der Unternehmungen, die zahlungsunfähig geworden sind, ist gerade in der letzten Woche nicht gering; auch die Betriebsstillegungen und Feierschichten wachsen bedenklich Im Ruhrgebiet hat die Woche die vorhergehende um mehr als 25000 Feierschichten übertroffen. Die wöchentliche Arbeitszeit hat sich in der Maschinenindustrie gegenüber dem Vormonat um rund vier Stunden vermindert. Die meisten Geschäfte sowohl im Inland, wie im Ausland scheitern an der Geldknappheit und an der Unmöglichkeit, die geforderten langfristigen Zahlungsbedingungen einzuräumen. Die in der Vorkriegszeit nachdrücklich bekämpfte Forderung von Gegengeschäften bei Erteilung von Maschinenaufträgen greift wieder um sich. Die gegenwärtige Lage der deutschen Automobilindustrie ist, wie auf der Generalversammlung der Rheinischen Automobil-A.-G. Düsseldorf ausgeführt wurde, unter dem Wettbewerb des Auslandes eine geradezu traurige. Es wird der Preispolitik der Einzelteilfabrikanten die Schuld gegeben, dass der Absatz im Auslande unmöglich sei. Die Qualität der deutschen Wagen sei eine hervorragende. (Nach einer Statistik kommt bei uns auf je 400 Einwohner ein Auto, in den Vereinigten Staaten auf je acht Personen.) — Weniger als die Industrie wurde in letzter Zeit der Handel von Substanzverlusten durch Notverkäufe betroffen. Aeusserst unangenehm macht sich im Inlandsgeschäft das Streben, bereits erteilte Aufträge zurückzuziehen, und die schleppende Zahlungsweise bemerkbar. Die Rohstoffversorgung war befriedigend und die Lohnverhältnisse stabil.



Der Grosshandelsindex hat sich gegen die Vorwoche nur wenig geändert, allein die Gesamttendenz ist nach oben gerichtet. Von den ausländischen Getreidemärkten würden in dieser Woche schwankende Preise gemeldet, die im ganzen gegenüber der Vorwoche etwas niedriger sind; dagegen sind die Inlandspreise steigend bei lebhaftem Geschäft, da man wegen der schlechten Witterung für die Ernte Besorgnisse hegt. Es soll viel Weizen geschnitten im Regen auf den Feldern liegen. Auch der Weinbau klagt über die die Krankheiten befördernde Nässe, während die Trauben Sonne brauchen. Der Weinhandel hat sich etwas belebt, aber nicht in dem Masse, als es der Weinbau, der für seine hohen laufenden Ausgaben gern Geld in die Hand bekäme, wünschte.

Die Börse begann die Woche mit steigenden Kursen; die Aufwärtsbewegung kam dann zum Stillstand, als die Verhandlungen in London schwierig wurden, dennoch bleibt die Börse optimistisch. Sie rechnet sicher damit, dass es unserer Industrie an ausländischen Geldgebern nicht fehlen wird, sie zieht auch in Betracht, dass die Industrie aus den Sachlieferungen Nutzen ziehen werde. Bei Montanwerten, wo die Frage der Ruhrgebietsräumung besonders brennend, kam es nach vorübergehender Kursabschwächung zu Steigerungen. Sehr starke Kursbesserungen gab es bei Kali- und Petroleumpapieren. Fest lagen Bankaktien; weniger Interesse bestand für Schiffahrtsaktien. In inländischen Anleihen ward wieder eifrig spekuliert trotz aller gegen die übertriebenen Aufwertungshoffnungen erhobenen Einwände. Es sind aber noch grosse Kursunterschiede zwischen den einzelnen Anleihen; sie geben Anlass zu mancherlei spekulativer Kombination. Auf alle Fälle ist an der Börse eine Behebung des Geschäftes zu verspüren wie lange nicht. Ob dies von längerer Dauer sein wird, hängt natürlich von den Folgen Londons ab.

München. K. Werner.

Abschluß der Schriftleitung.

Das nächste Heft Nr. 35 erscheint anläßlich des
Deutschen Katholikentags
in bedeutend erweitertem Umfang mit Beiträgen hervorragender Mitarbeiter.







Erscheint als große Tageszeitung in sechs Ausgaben am 30. und 31. August, sowie 1., 2., 3. und 4. September und enthält im getreuen Wortlaut sämtliche Reden der Hauptversammlungen. Genaue und ausführliche Berichterstattung über die gesamten Nebenveranstaltungen. Allen Katholiken, die an der Versammlung nicht persönlich teilnehmen können, gibt das Festblatt ein naturgetreues Bild sämtlicher Vorgänge des Katholikentages. Man bestellt das Festblatt beim Briefträger oder zuständigen Postamt (Postzeitungsliste 8. Nachtrag Seite 42) zum Bezugspreise von Mark 2.—.

Das Präsidium der General-Versammlung hat sich damit einverstanden erklärt, daß das offizielle Festblatt auch mit Anzeigen versehen wird. Dieser Anzeigenanhang bedeutet für die gesamte Geschäftswelt, die Wert darauf legt, aus den gut katholischen Kreisen Deutschlands ihre Kunden zu rekrutieren, günstigste Propagandagelegenheit. Interessenten wollen ihre Aufträge an die Geschäftsstelle des Festblattes, Hannover, Münzstraße 2, von der auch kostenlos Offerte abgegeben wird, senden. Anzeigenaufträge im Interesse einer glatten Abwickelung schnellstens erbeten.

K·e·b·u

Neuzeitliche, taktvolle, erfolgsichere Eheanbahnung durch diskreten Briefaustausch

nur für Katholiken

Damen und Herren aller Kreise und Berufe, ganz Deutschlands und auch Ausland. Zahlreiche Erfolg- und Dankschreiben. Prospekt und Bundesschriften, verschlossen, ohne Aufdruck, gegen dreifaches Briefporto durch

Kebu-Verlag, Abt. R, **Charlottenburg 2.**

Wer hilft?

Eine arme Pfarrgemeinde im **Wiener** Vorortsbezirk **Ottakring** bedarf dringend eines

Vereinshauses.

Wer will uns durch Rat und Tat zu Bausteinen verhelfen? Gütige Zuschriften erbeten an

P. **Rektor**, Hl. Geist-Kirche, **Wien** XVI, Herbststraße 65/I.

Harmoniums

kauft man am besten direkt aus der Fabrik. Frachtfreie Lieferung. Kulante Bedingungen. Vertreter allerorts gesucht. Ausf. Illustr. Offerte gibt

Friedrich Bongardt Barmen

Harmoniumfabrikant.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes Baumwollgewebe sehr schweissaufsaugend, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis ℳ 5.40, in dichter Strickart ℳ 6.40, mit weissem oder farbigem Brust-Einsatz ℳ 1.— mehr. Unterhosen ℳ 4.20 u. ℳ 5.20, Unterjacken ℳ 3.60 u. ℳ 4.50. Damenhemden ℳ 5.— u. ℳ 6.— Damenhosen ℳ 4.70, Untertaillen, Hemdhosen usw. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen.

Math. Scholz, Regensburg, Bahnhof-Platz 17.

Die Original-Einbanddecken

für den 20. Jahrgang (1923)

der Allgemeinen Rundschau

sind fertig gestellt

und können gegen Voreinsendung des Betrages von Goldmark 1.25 bezogen werden. (Spesen für Porto u. Verpackung sind inbegriffen.) Die Einzahlung wird womöglich auf Postscheck-Konto No. 7261 des Verlag von Dr. Armin Kausen G. m. b. H. (Allg. Rundschau) b. Postscheckamt München erbeten.

Barock-Monstranze

sehr schön um **150 Mk.** abzugeben.

Hermann Weidner, Goldschmied, **München,** Kreuzstraße 8

Ballistol-Klever · Armee-Öl

Ballistol: ist zugleich

Waffenöl, Rostschutzöl, Wundöl, Schmieröl, Lederöl, Desinficiens!

Unentbehrlich für Mensch, Tier u. Pflanze. Atteste, Weltliteratur gratis und franko. In Waffen-Geschäften, Apotheken, Drogerien landw. Gesch., sonst ab Fabrik.

Chem. Fabrik F. W. Klever, Köln

Georg Timpe P. S. M.

Die brennende Leuchte

Gedanken für die jährliche Geisteserneuerung. Mit drei Bildern nach Scherenschnitten von Melchior Grossek. (Bücher für Seelenkultur.) Gebunden in Leinwand G.-M. 2.40

Wer Tage seelischen Alleinseins sucht, Rechenschaft über sein Inneres sich geben will, der wird in diesem Buch, das Johannes den Täufer, den Mahner seiner Zeit, als Vorbild hinstellt, eine wertvolle Hilfe finden.

Der selige Weg

Gedanken zu Jesusworten für jeden Tag des Jahres. (Bücher f. Seelenkultur.) Geb. G.-M. 3.60

„Dieses Buch will zu den Suchenden sprechen. Und es tut dies mit einer poetischen, verinnerlichten Sprache. Es ist nicht, wie so viele Betrachtungsbücher, ein bloßes Lehrbuch, sondern der Ausdruck wahren und tiefgehenden seelischen Erlebnisses. Durch seine Kürze ist das Buch geeignet, in Augenblicken geistiger Sammlung Gedanken zu bieten, die zur Verinnerlichung und Seelenerneuerung führen können." (Linzer Volksblatt, Linz a. D. 1921.)

Das Leben

83 Scherenschnitte von Melchior Grossek. Mit Gedanken von Georg Timpe. Geb. G.-M. 9.—

„... Grossek hat mit großem Geschick die Scherentechnik für Darstellungen aus dem Leben Jesu benützt. Es finden sich wahre Meisterstücke unter den Bildern." (Stimmen der Zeit, Freiburg i. B. 1923.)

„... Timpes Begleitworten eignet innige Versenkung in die heilige Geschichte und zugleich ein evangelistisches Werben um Gewinnung der Seelen für das im Bilde geschaute göttliche Leben." (Evangelisches Kirchenblatt, Görlitz 1923.)

VERLAG HERDER & CO. / FREIBURG I. BR.

Ausstellung kirchl. Kunst

Paramente: Fahnen: Geräte aller Art

Tel. a 4831 **WILH. WEFERS, KÖLN** Seit 35 Jahren

Komödienstrasse 6.

Bei

geistiger u. körperlicher Ermüdung,

nervösen Störungen usw. bringen

Webers

Coca Cola Tabletten

rasch die gewünschte Hilfe. Wirkt belebend, hebt die Energie.

Unentbehrlich für Sportleute!

Preis 1.— M.

Chem. Laboratorium Apotheker Weber Eßlingen a. N.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 35 München, 28. August 1924. XXI. Jahrgang.

Höret die Kirche!

Von Dr. Otto Kunze.

Höret die Kirche! Das soll der Leitgedanke der 63. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands sein. Ein Gedanke, der in der geschriebenen Grundlage unsres hl. Glaubens belegt ist. „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder." (Matth. 18, 17.) Die Kirche, die wir hören sollen, das sind Petrus und die Apostel, bei uns gegenwärtig in ihren Nachfolgern, dem Papste und den Bischöfen. „Wer euch hört, der hört mich," hat Christus der Herr zu seinen Boten gesagt (Luk. 10, 16). Papst und Bischöfen gegenüber als der lehrenden Kirche bilden die Gläubigen insgesamt die hörende Kirche. An diese richtet sich der Ruf unsres Katholikentags.

Wie sollte ein Katholik, der noch katholisch sein will, die Kirche nicht hören wollen? Willen und Bereitschaft darf man wohl voraussetzen. Trotzdem hat die Mahnung ihr Recht. Wir sind umgeben von einer Welt, die die Kirche schon längst nicht mehr hört. Der Staat hat sich emanzipiert und will souverän sein. Er meint das Recht zu schaffen, das ihm von Gott nur zu handhaben verliehen ist. Die Gesellschaft lebt nach rein weltlicher Weise, bildet sich ihre Sitten und Moden, ohne auf Gott und die Kirche zu achten. Die Wirtschaft sucht sich nach rein ökonomischen Gesetzen zu regeln. Kapitalismus wie Sozialismus weisen den Einspruch der christlichen Sittenlehre unwirsch zurück. Die moderne Erziehung, die moderne Heilkunde maßen sich Eigengesetzlichkeit an. Jedes Lebensgebiet setzt sich absolut und will sich keiner ewigen Ordnung unterwerfen. In dieser entkirchlichten Welt ist auch der Katholik Staatsbürger, Gesellschaftsglied, Berufsmensch. Er wird in ihren Rhythmus hineingezogen und verfällt leicht dem Eindruck, alles müßte so sein. Täuschen wir uns nicht! Selbst der Zusammenbruch der modernen Welt in Krieg und Revolution hat viele noch nicht kritisch gemacht. Sie können gerade heute nach der Sanierung Oesterreichs und mitten in der Sanierung Deutschlands darauf hinweisen, daß sich doch das meiste wieder einrenke und daß alles Geschrei von Weltuntergang oder Welterneuerung übertrieben sei. Wir haben mit einem breiten Rückfall in bürgerliche Selbstzufriedenheit zu rechnen.

Die, welche von dem großen Gottesgericht der letzten zehn Jahre wirklich erschüttert sind, haben wohl ein offenes Ohr. Sie haben erkannt, daß die Kirche nicht nur für das Jenseits, vielmehr auch für das Diesseits ewige Gesetze und weise Regeln hat, die in ihren Lehrentscheidungen, in päpstlichen Rundschreiben und bischöflichen Hirtenbriefen offen liegen. Einer Zeit, die Gott vergessen hat, ist auch die rechte Erkenntnis der Schöpfung abhanden gekommen. Die Kirche allein bewahrt das Naturrecht, die natürliche Sittlichkeit und Gesellschaftsnorm, die unsern Vorfahren selbstverständlich waren. Jene hörten eben die Kirche. Und die Besten von heute wollen sie wieder hören. Sie sprechen nicht mehr davon, die Kirche mit der Zeit auszusöhnen. Nein, die Zeit soll der Kirche unterworfen werden. Das ist besonders das Hochziel unsrer entschlossen katholischen Jugend. Allein für sie und für manche katholischen Idealisten besteht eine andre Gefahr. Durchglüht von echt katholischen Gedanken, vermeinen sie zuweilen selber die Kirche zu sein und wollen weniger hören als lehren und fordern. Friedensfreunde, Mammonsgegner, Lebensreformer verkünden ihre Botschaft an die Christenheit, und manche unter ihnen eifern, daß die lehrende Kirche sich ihren Ruf nicht sofort zu eigen mache. Sie machen Eingaben an Papst, Nuntien und Bischöfe und berufen sich dabei auf das Beispiel des hl. Bernhard oder der hl. Katharina von Siena. Die Kirche hat zu allen Zeiten diese vorwärtstreibenden Kräfte geschätzt. Gott wählt zu einer neuen Sendung, wen er will, auch Laien, selbst geistig Arme. Aber die echten Gottesboten haben sich immer dem Urteil der Kirche gebeugt und wiederum die Kirche gehört wie jeder Christ. So wurden ihre neuen Wege vor Ausschweifungen bewahrt. Die Gegenbeispiele von Montanus über die Donatisten, die Fraticellen des späteren Mittelalters, über Hus und Luther bis zu den Jansenisten und einzelnen tragischen Gestalten der letzten hundert Jahre zeigen den Verlauf in wahrheits- und lebensfremde Einseitigkeit und schließlich ins Nichts. Höret darum die Kirche, gerade ihr Eifrigen und Geisterfüllten, hört sie gerade wenn sie noch schweigt!

Höret die Kirche! Dies Wort dringt aber auch über die hörende Kirche hinaus. Der Katholikentag dieses Jahres sammelt sich in einer Stadt der Diaspora. Unwillkürlich werden Tausende, die durch Geburt und Erziehung der Kirche fernstehen, den Worten lauschen, die hier gesprochen werden. Sie lauschen heut williger als vor zehn Jahren. Ungeschützt und ungestützt von den Mauern der Kirche sind sie oft von den Stürmen des Kriegs und Bürgerkriegs viel heftiger g packt worden als wir. Viele von ihnen lehnen das Hineinsprechen der Kirche in irdische Dinge nicht mehr ab. Ja, sie rufen nach dem Hinaustreten der Kirche in die Welt, nach dem Papst als Schiedsrichter der Völker. Selbst der in den Kreisen der Gebildeten drüben tonangebende Nationalismus verschließt sich nicht völlig den Vorzügen einer übernationalen, im Ewigen verankerten Kirche. Ein sehr bekannter völkischer Führer (kein früherer Heerführer) schrieb einem Katholiken auf die Frage, weshalb der Sozialismus in rein katholischen Gegenden nicht Wurzel fasse, dem Sinne nach: Wir haben keine Kirche im rechten Verstand dieses Wortes; wir bieten den geistigen Vätern des Bolschewismus, den Juden und Freimaurern, zuviele Angriffsflächen. — Die Aufgabe der Kirche ist nicht weltlich. Sie hat weder den Staat, noch die Gesellschaft, noch die Kultur zu schützen. Sie hat allein Seelen zu retten. Aber indem die Kirche dies tut, wirkt sie wie Salz auf alles Irdisch-Menschliche ein und bewahrt es vor Fäulnis. Selbstherrlich ist das Irdische dem Tod ausgeliefert, nur wenn es sich der Kirche unterwirft, gewinnt es das Leben. Darum höret die Kirche, bleibt in ihr, kehrt zurück zu ihr!

Weltrundschau.

(18.—24. August.)

Die Annahme der Londoner Beschlüsse durch die Reichsregierung wird in Deutschland von den Mittelparteien und der Sozialdemokratie gebilligt, von Völkischen und Kommunisten bekämpft. Die Deutschnationalen betonen erneut ihre Annahmebedingungen vom 15. August, stellen fest, daß sie nicht erfüllt seien und scheinen sich demnach auf Opposition einzurichten. Die Gesetze zur Durchführung des Dawesplanes: Bankgesetz, Eisenbahngesetz, Gesetz über die Belastung der Industrie, bedürfen zum Teil als verfassungsändernd einer Zweidrittelmehrheit. Der Reichsrat hat die Gesetze bereits angenommen. Beim Eisenbahngesetz machten Bayern und Württemberg Vorbehalte auf Grund ihres noch nicht abgelösten Eigentumsrechts an den früheren Staatsbahnen und enthielten sich der Stimme.

Macdonald hat nach der Konferenz an Herriot einen Brief geschrieben, worin er nochmals erklärt, England habe die Ruhrbesetzung nie als rechtmäßig anerkannt und auf sofortige

Räumung nach dem Inkrafttreten des Dawesplans gehofft. Er ersucht dringend Frankreich und Belgien, die Räumung zu beschleunigen, da die fortdauernde Besetzung die Londoner Abmachungen beeinträchtige.

Als erste Folge von London haben die Franzosen Offenburg und Appenweier in Baden geräumt.

Die erste Sitzung des Reichstags sollte am 22. August stattfinden und mit einer Erklärung des Reichskanzlers über die Londoner Konferenz begonnen werden. Die Kommunisten vereitelten jedoch die Sitzung. Erst am folgenden Tage konnten Reichskanzler und Minister die Annahme der Londoner Beschlüsse dringend empfehlen.

Die Wirtschaftsverbände des besetzten Gebiets haben sich ohne Unterschied der Partei für die Annahme der Londoner Beschlüsse ausgesprochen. Desgleichen hat Reichsbankpräsident Schacht erklärt, er sehe im Fall der Nichtannahme sehr schwarz. Eine neue Inflation werde dann nur durch schärfste Einschränkung der Kredite zu bannen sein.

Als die noch immer gesuchten Mörder Erzbergers wurden auf dem Gut des bekannten ungarischen Politikers Gömbös drei Deutsche verhaftet. Ob es die Mörder sind, ist das Geheimnis der ungarischen Polizei, die die Untersuchung plötzlich einstellte. Der deutsche Botschafter in Budapest war beauftragt, bei positivem Ergebnis die Auslieferung zu verlangen.

Auf der demnächst beginnenden Tagung des Völkerbundes wird u. a. die Militärkontrolle über Oesterreich, Ungarn und Bulgarien behandelt und Beschluß gefaßt wegen des Uebergangs der alliierten Militärkontrolle in Deutschland auf den Völkerbund.

Die Rückkehr des deutschen Katholizismus aus dem Exil — durch die Wüste.

Von Hans Grundei, Berlin.

Im Lager der Katholiken sind vor nicht langer Zeit helle, laute frohlockende Fanfarenstöße vernommen worden, wie man sie seit Jahrzehnten in solcher Kraft dort nicht mehr gehört hat. Dr. Peter Wust hat in einer viel beachteten Aufsatzreihe in der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 385, 387 und 389 am 21. und 22. Mai 1924) weithin vernehmbar den Auszug der deutschen Katholiken aus ihrem Jahrzehnte langen Ghetto verkündet. Ich glaube als sicher annehmen zu dürfen, daß manche Reden an diesjährigen Katholikentag unter dem starken Eindruck dieser Fanfarenstöße gehalten werden. Und das mit Recht. Es ist hoch an der Zeit, daß wir deutsche Katholiken uns unserer Kraft bewußt werden, aber nicht jener peripherischen Kraft äußerer Organisation, deren ganzes Geheimnis in der Masse und in der Zahl liegt, sondern der gemeinschaftbildenden Zentralkraft, die uns aus unserm höchsten Persönlichkeitsideal Jesus Christus zuströmt, und die uns zu immer neuen und größeren Siegen führt, zwar nicht im Sinne einer heldischen Welteroberung, sondern vielmehr franziskanischer Weltüberwindung. Es wäre eine höchst willkommene Wirkung der Wustschen Fanfarenstöße, wenn der diesjährige Katholikentag aus dem Stadium rein äußerlicher, pomphafter, bunter Massendemonstration mehr oder weniger gut diszipliniert katholischer Standesgruppen in das Stadium einer machtvollen, innerlich fest geschlossenen Willenskundgebung neu sich bildender Lebens- und Tatgemeinschaft des gesamten katholischen Volkes träte.

Hier aber stockt schon meine Feder, hier schon hemmt der Zweifel meine Schritte, hier bereits sträubt sich meine weit aufgeschlossene Seele, diesen in Komparativen und Superlativen sich bewegenden Wustschen Optimismus restlos und vorbehaltlos zu bejahen. Gerade bei Gelegenheit des Katholikentages, wo an und für sich starke suggestive Kräfte die klare Erkenntniskraft trüben können, möchte ich die deutschen Katholiken warnen, sich diesem Kulturoptimismus restlos, bedingungslos, kritiklos hinzugeben. Mag meine Warnung wie ein schriller Mißklang tönen, mag mich der Vorwurf des Kulturpessimismus treffen, ich wage es dennoch, diesem Optimismus kritisch entgegenzutreten, weil ich mich der Erkenntnis nicht verschließen kann, daß er die Kulturlage der deutschen Katholiken einseitig und nicht allseitig sieht, weil er die gegenwärtige Situation von der bereits gewonnenen Höhenlage bestimmter intellektueller Gruppen aus betrachtet, und die Tiefen daher nicht ausmessen und ergründen kann, in denen sich die breiten Massen des Volkes bewegen.

Es ist zunächst durchaus zuzugeben, daß der deutsche Katholizismus seit etwa 10 Jahren aus dem Exil zurückkehrt. Wer die eindrucksvolle und in ihrer Wucht unvergeßliche Kundgebung der Berliner Diasporakatholiken am 1. Januar 1919 im Lustgarten zu Berlin gegen die Aera Adolf Hoffmann miterlebte, wer beobachten konnte, mit welcher Wucht der rheinische Katholizismus sich damals gegen das völlig verrückt gewordene Berliner Regiment wehrte, und mit welcher Energie führende Männer im katholischen Lager den Kampf gegen die sozialistische „Kulturoffensive“ aufnahmen, wie der deutsche Katholizismus seine besten Köpfe, etwa einen Mausbach, in die Nationalversammlung schickte, um die christlichen Kulturwerte als Fundamente und Ecksteine in das neue deutsche Haus zu fügen, der mußte glauben, daß nun die Zeit der großen Synthese, der Zusammenfassung aller Volkskräfte, daß nun das Morgenrot der großen, innerlich starken, so lange und so heiß ersehnten Volksgemeinschaft angebrochen sei.

Es gab in der Tat wohl kaum eine Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes, in der so viele Katholiken an verantwortlichste Stellen zur Lösung von Aufgaben berufen wurden, wie sie größer, schwerer und folgenreicher kaum jemals in der Weltgeschichte einem Volke gestellt worden sind, als die Jahre von 1917 an. Der Katholik Graf Hertling, Kanzler des Reiches in der Zeit vor dem Zusammenbruch! Welche Hoffnungen setzte man auf ihn! Der Katholik Erzberger als Anbahner und Leiter einer Friedens- und Verständigungspolitik. Erzberger als Führer der deutschen Waffenstillstandskommission, der die Waffenstillstands- und Friedensbedingungen für sein gehetztes und zerschlagenes Volk entgegenzunehmen hatte. Und weiterhin Erzberger, beauftragt in einer Zeit tiefsten wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruchs mit der Reform und Sanierung der deutschen Reichsfinanzen! Man denke an die Zeit zurück, da Millionen von arbeitsfähigen Männern, seit Jahren dem deutschen Wirtschaftsleben entzogen, wieder in die Heimat zurückfluteten und ihr Recht auf Arbeit forderten in einer Periode schwerster wirtschaftlicher Depression! Da wurde ein katholischer Priester an die Spitze des neugeschaffenen Reichsarbeitsministeriums gestellt und damit vor die Lösung von sozialen und wirtschaftlichen Problemen, wie sie umfassender, verzweigter, komplizierter und — hoffnungsloser wohl kaum jemals an ein Volk herangetreten sind. Ein Katholik war bestimmt, den schmachvollsten und entehrendsten Friedensvertrag, den die Geschichte kennt, mit zu unterzeichnen. Und dann weiter die fast ununterbrochene Reihe katholischer Kanzler in einer Zeit tiefster sozialer und wirtschaftlicher Hoffnungslosigkeit. Spaa ist mit dem Namen Fehrenbach verknüpft wie Cannes mit dem des katholischen Kanzlers Wirth. Der Ruhrkampf sah den Katholiken Cuno an der Spitze des Reichs. Für die Zeit schwersten finanziellen Zusammenbruchs zeichnete Hermes verantwortlich als Reichsminister der Finanzen. Und auf dem Wege heraus aus dem Inflationssumpf führte wiederum ein katholischer Kanzler, Marx, das deutsche Volk, der in den Tagen, da diese Zeilen geschrieben werden, den dornenvollen Weg nach London gegangen ist. Seit vierhundert Jahren sind niemals auf die Schultern so vieler deutscher Katholiken solche Zentnerlasten von Verantwortung für das Schicksal des gesamten Volkes gelegt worden. Und das nach fast einem Jahrhundert strengen Exils, schärfster Verbannung aus fast allen hohen und höchsten Staatsämtern! Wahrlich, an Mut zur Verantwortung und an einem stetigen Willen zu höchster Aktivität im Interesse des Vaterlandes hat es den führenden Männern und Frauen des katholischen Volkes in den Jahren seines tiefsten Niederganges nicht gefehlt! Dieser beispiellose Tatwille und dieses wirklich heroische Verantwortungsbewußtsein werden trotz aller tragischen Schatten, trotz aller Wüstenei der Erfolglosigkeit stets hell strahlende Lichter in der Geschichte des deutschen Katholizismus bleiben. An diesem 63. allgemeinen deutschen Katholikentag sei laut und eindringlich hieran erinnert.

Und dennoch steht das Riesenmaß von Mut, Tatwillen und Verantwortungsbewußtsein in keinem Verhältnis zu dem Arbeitsergebnis führender deutscher Katholiken im letzten Jahrzehnt. Wusts Aufsatzreihe läßt in keiner Weise die erschütternde Tragik erkennen, unter welcher die Aufbauarbeit des deutschen Katholizismus leidet. Im Wald von Compiegne legte Erzberger, der für einen ehrenvollen Frieden gekämpft hatte, seinem Volke zentnerschwere Hand- und Fußfesseln an, die es nun schon sechs Jahre lang in qualvollstem Frondienst mit sich herumschleppt und von denen es seine Peiniger vielleicht auf Jahrzehnte hinaus nicht befreien. Zwar rühmt sich das deutsche Volk seit dem

11. August 1919 der freiesten Verfassung der Welt, einer Verfassung, in deren Vorspruch die volltönenden Worte stehen: das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, hat sich diese Verfassung gegeben. Dabei geht aber nicht nur ein unheilvoller konfessioneller Riß, sondern auch ein Kulturriß mitten durch die Nation; und zwei Dutzend Parteien streiten sich um den Ruhm, allein das einzig richtige Rezept zu besitzen, das dem Volke die Genesung wiederbringen soll. Kurzum, das deutsche Volk befindet sich in der denkbar schlechtesten Verfassung, und das Idealbild einer christlichen Demokratie, für das katholische Männer und Frauen kämpften, ward zum Zerrbild einer Formaldemokratie, in der Masse und Zahl, Oberflächlichkeit und Parteidoktrinarismus, Kompromiß und Schiebung herrschen. Und statt einer geschlossenen katholischen Einheit entstand eine trostlose Vielheit und Mannigfaltigkeit katholischer Meinungen über die brennendsten Zeitfragen. Wenn Wust von einer neuen, sich bildenden Kulturfront spricht, die sich von Wien her über München und Frankfurt bis nach Köln hinzieht, so ließ ihn vielleicht sein hoffnungsstarker Wunsch dies Bild schauen. In Wirklichkeit besteht diese Front noch nicht. Es scheint mir doch sehr stark von der Gelehrtenstube aus gesehen, wenn Wust Wien gewissermaßen als Brückenkopf einer katholischen Kulturoffensive ansieht. So imponierend Kralik oder Eberle auf uns alle wirken mag, nie wird der Praktiker, der Volksmann, der mitten in der Volksseelsorge stehende Priester, der die ungeheure Fülle der sozialen Probleme tagtäglich neu erlebt, daran glauben können, daß von Wien aus eine mächtige und das ganze katholische Volk mit sich reißende Kulturbewegung die Wüstenei des Ruhrbezirks und des Rheinisch-westfälischen Industriegebiets erobern und aus ihr fruchtbares, neues Kulturland werde schaffen können. Die Bewegung um das „Neue Reich" ist eine unzweifelhaft sehr notwendige Erneuerungsbewegung kleinerer oder größerer intellektueller, aristokratischer katholischer Kreise Oesterreichs. Sie wird und kann aber nie das ganze katholische Volk erfassen. Das ergibt sich schon aus der negativen Einstellung dieser Kreise zum Problem der Demokratie. Wust lasse sich von einem mitten im katholischen Volk wirkenden Seelsorger beschreiben, wie es um einen großen Teil des österreichischen Katholizismus im allgemeinen und den Wiener Katholizismus im besonderen bestellt ist (vgl. den Aufsatz von Pfarrer Arthur Grundei über Seipel in Nr. 3 der neuen katholisch-demokratischen Zeitschrift „Bergeswacht", Münster i. Westf. Juli 1924).

Dr. Seipels, des katholischen Priesters Lebenswerk, den doch bei aller Diplomatenkunst und staatsmännischer Aktivität seine Seele immer wieder zu seinem eigentlichen, innersten Berufe, zur Heilung und Rettung der Seelen treibt, ist ebenso tragisch, wenn man die Gesamtlage des deutschen Katholizismus übersieht, und nicht bloß die Aufwärtsbewegung größerer oder kleinerer intellektueller Schichten, wie die Arbeit jenes anderen katholischen Priesters Brauns, dem als Reichsarbeitsminister nicht nur das rein äußere, materielle Lebensschicksal von Millionen deutscher Arbeiter, sondern auch ihr Seelenheil anvertraut ist. Ist es nicht tiefste Tragik, zu sehen, wie dieser Mann, einer der fähigsten Schüler aus der großen katholischen sozialen Schule des Volksvereins, dessen Arbeit allezeit der Lösung der sozialen Frage, der wirtschaftlichen und kulturellen Hebung des Arbeiterstandes galt, heute hineingedrängt, hineingezwungen wird in eine Bewegung, die dem Arbeiter wiederum den 10 und 12 Stundentag aufzwingt und vielleicht in nicht zu ferner Zeit wieder die Sonntagsarbeit? Wo bleibt da noch Zeit zur kulturellen Hebung, zur Seelenkultur des Arbeiters? Fast scheint mir, als ob unsere großen, katholischen Zeitschriften seit einer Reihe von Jahren das schwerste Problem nicht mehr klar erkennen, das sich der großen deutschen Kulturgemeinschaft hemmend in den Weg stellt, und das ist der Prozeß der Entchristlichung und Entkirchlichung der Industriearbeitermassen. Auf dem Gebiete der sozialen Fragen, in dem Kampf um die Seele des Arbeiters scheint mir seit etwa zwanzig Jahren im katholischem Lager die Entwicklung fast zwangsläufig so zu gehen, wie wir sie auf rein religiösem Gebiet jetzt überwunden haben. Man begnügt sich mit sozialer „Apologetik", man rühmt sich der großen sozialen katholischen Vergangenheit, man glaubt alles getan zu haben, wenn man energische Abwehrstellung einnimmt gegenüber dem Marxismus, dem Bolschewismus und der Sozialdemokratie. Man beruhigt sein Gewissen damit, daß man dem Arbeiter den Teufel des Sozialismus in den krassesten Farben an die Wand malt, daß man ihm schwere Strafen androht, wenn er sich mit diesem Teufelsspuk abgibt, daß man ihn durch Herabdrücken seines Existenzminimums zwingt, dieser Bewegung zu entsagen. Was mag wohl Brauns, was mögen die Führer des Volksvereins und die Schriftleiter der führenden katholischen Wochen- und Monatszeitschriften gedacht haben, als sie den gerade durch seine Nüchternheit doppelt erschütternden Bericht des Abgeordneten Joos über die katholisch-soziale Konferenz in Antwerpen lasen, der vor einigen Wochen durch die katholische Tagespresse ging, und in dem ein geradezu niederschmetterndes Bild von der religiös-sittlichen Verfassung der katholischen Handarbeitermassen in fast allen europäischen Ländern entworfen wurde!

Soll ich noch weitere negative Ergebnisse der katholischen Kulturarbeit in den letzten 10 Jahren anführen, um zu beweisen, daß ein Optimismus vom Wustschen Format gefährliche Selbsttäuschung bedeutet? Der Katholik Cuno, ein Mann von zweifellos untadelhafter religiöser Gesinnung und Ueberzeugung, leitete jene gewaltige, in ihrem Ende so unendlich tragisch verlaufene Bewegung, die wir als die Bewegung des passiven Widerstandes kennen gelernt haben. War es wirklich eine von den stärksten sittlichen, letzten Endes religiös gespeisten Volkskräften getragene Bewegung, wie etwa die von Gandhi geführte Bewegung des indischen passiven Widerstandes? Oder war es nicht eine fürchterliche Kraftprobe zweier mächtiger Kapitalgruppen auf Kosten der gesamten Volkskraft? Wurde es nicht eine Schlacht, die der Industriekapitalismus mittels der grausamen Waffe der Inflation der organisierten Arbeiterschaft lieferte, um sie aus ihren erkämpften Stellungen wieder herauszujagen, und in der die Industriearbeiterschaft unterlag? Und soll ich weiter erinnern an den katholischen Reichsfinanzminister Hermes, dessen unglückseliger Finanzpolitik nicht nur das Industrieproletariat, sondern auch der größte Teil des gebildeten Mittelstandes zum Opfer fiel, und unter dessen Finanzleitung die Steuermoral einen Tiefstand erreichte, wie nie zuvor?

Worin ist die Erklärung zu suchen und zu finden für dieses starke Mißverhältnis zwischen Arbeitskraft, Arbeitswille und Arbeitsleistung, Arbeitsergebnis? Ein äußerer Grund ist sicher darin zu suchen, daß der Weg der deutschen Katholiken im letzten Jahrzehnt durch endlose Wüste und durch eine Welt von Trümmerhaufen ging, daß der deutsche Katholizismus seine Kulturmission begann an Millionen verhungerter und gequälter Menschen, deren Seelen verkümmert, verkrüppelt oder tot waren, daß die Stunde, da dem Katholizismus die Rückkehr aus der Verbannung geschenkt wurde, zusammenfiel mit jener Stunde, in der durch den Abschluß des Friedens von Versailles ein körperlich wie seelisch vollkommen entkräftetes Sechzigmillionenvolk in eine Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit gestürzt wurde, in der physische und psychische Atmung fast zur Unmöglichkeit wurde.

Warum aber wirkte sich denn nicht katholischer Geist und Schöpferkraft in den katholischen Menschen aus, warum zauberte sie nicht Oasen hervor in der Wüste, die dem verschmachtenden Volke Erquickung brachten? Wo war der Moses in diesen Tagen der Trübsal, der das Wasser der Labsal mit seinem Stab aus dem öden Felsen schlug? Wo waren die Menschen, wo waren die Heiligen, die Martyrer, die Propheten großen und größten Formats, die vermittels ihrer ungebrochenen Gotteskraft die Trümmer wegräumten, die Abgründe und Klüfte ausfüllten, die Brücken schlugen und die Flut der Volksleidenschaften abdämmten? Wo waren und wo sind die großen, alles mit sich reißenden, gewaltigen, von Gott ganz erfüllten katholischen Kreuzzugsführer zum wahren Völkerfrieden und zur sozialen Befriedigung, zur alle Stände umfassenden christlichen Volksgemeinschaft?

Seien wir ehrlich! Der deutsche Katholizismus war nicht vorbereitet genug, als ihn der Ruf seiner Sendung traf! Die geistige Erneuerungsbewegung, von welcher der Wustsche Optimismus getragen wird, war noch in ihren ersten Anfängen, als die katholischen Männer und Frauen an die Steuer der Rettungsboote traten, in die ein ertrinkendes Volk sich geflüchtet. Erst seit 4—5 Jahren werden die intellektuellen Kreise des deutschen Katholizismus von der religiösen Erneuerung erfaßt; die Bewegung hat noch nicht einmal alle Gruppen der katholischen inkorporierten und freistudentischen Jugend erfaßt, um wie viel weniger erst die Kreise der Altakademiker. Das gilt von der liturgischen Bewegung, von der Erneuerungsbewegung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der Weltanschauung, von der Jugendbewegung.

Und täuschen wir uns doch nicht! Was wir heute sehen an Bewegung innerhalb des deutschen Katholizismus, ist keine Volksbewegung, sondern ein Erwachen einzelner Schichten und Kreise. Die große Masse des Volkes wird davon noch so gut wie garnicht erfaßt. Im Völkischen, im Sozialen, im Politischen, überall fehlt die engste Berührung mit dem Volksganzen, fehlt

die synthetische Kraft, fehlt der Mut zur radikalen Umkehr und Folgerichtigkeit.

Wir alle stehen noch mit einem, oder gar mit beiden Füßen im analytischen Zeitalter; wir sind groß in der Spekulation und in der Kritik. Die deutschen Katholiken haben in den letzten Jahren das Menschenmögliche an Zersplitterung, an der Heraushebung von Gegensätzen, an Spaltung und Trennung geleistet. Wir alle sind noch viel zu sehr Menschen der Halbheit, des Kompromisses; wir sind gelegentlich glänzende Theoretiker der Nachfolge Christi, auch wir in der katholischen Jugendbewegung, aber nur ganz wenige wagen den radikalen Sprung in ein rücksichtslos folgerechtes Tatleben. Diese hinwiederum tun den Sprung meist nicht, ohne irgendwelche innere Verletzungen davonzutragen. Auch in den meisten unserer katholischen Radikalisten zeigt sich die katholische Tragik unsrer Tage. Sie haben in ihrem Wesen irgendeinen „Stich", eine Neigung zum Sektierertum d. h. zur Abtrennung, Absonderung. Sie sind innerlich noch nicht fertig mit der vergangenen Zeitepoche; ihre innere Unruhe läßt sie die seelische Sicherheit nicht finden zur Zusammenfassung, zur Synthese. Entweder sie schleppen noch ein gut Teil Individualismus oder Stolz oder Unduldsamkeit mit sich, oder es fehlt ihnen das Verständnis für den Wert wurzelechter Tradition, für die Notwendigkeit einer Verwurzelung des gesunden Fortschritts im Mutterboden unseres Volkstums.

In unser aller Wesen ist irgendwo immer noch ein Riß, in unsren Seelen sind immer noch irgendwelche Hemmungen, die uns vor Gott nicht würdig erscheinen lassen, mit jener wunderbaren, Gemeinschaft bildenden Kraft begnadet zu werden, wie sie allen unseren großen Heiligen und religiösen Erneuerern, allen jenen urgewaltigen christlichen Kulturmissionaren eigen war. Diese seelischen Strukturfehler werden doppelt schmerzlich dort fühlbar, wo es sich um anerkannte Führer handelt. Was nützt uns alles theologische Wissen, was nützen uns alle Zierden katholisch theologischer Wissenschaft und alle geistvollen spekulativen Gedankengänge über die Möglichkeit einer Einigung der christlichen Konfessionen und damit des deutschen Volkstums, wenn Träger solcher Gedankengänge bei ihren Einigungsbestrebungen getragen werden von dem Wahnglauben an einen Schwertfrieden, an eine Volkserneuerung durch Krieg und Rache! Was nützt uns weiterhin Foerster mit all seiner Kritik am Katholizismus und an den Trägern katholischen Kirchentums, was helfen all seine Erkenntnisse vom Wesen und von der Größe der katholischen Kirche, wenn er selbst den Sprung nicht tun kann hinein in den mütterlichen Schoß dieser Kirche! Die katholische Jugendbewegung hat denkbar große Sympathien für Foersters Denken und Wirken; aber letzten Endes empfindet sie ihn doch als eine tragische Persönlichkeit mit einem tiefen Riß in seiner seelischen Struktur. Dieser Riß ist größer geworden in den letzten Jahren, seit Foerster in die politische Arena hinabgestiegen ist, und leidenschaftlichste Anklagen wider sein Volk erhoben hat, denen es an der rechten mâsze — dies Gefühl können heute selbst seine treuesten Freunde und verständnisvollsten Verteidiger seiner Lehren nicht mehr los werden — fehlt. Synthese ist Foersters Arbeit der letzten Jahre nicht; seine Leidenschaft der Anklage hat die in ihm ruhenden synthetischen Kräfte zersetzt.

Aehnliches gilt von den meisten Führern auf philosophischem, auf künstlerischem, sozialem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet. Einige von ihnen mögen Gestalten vom Format eines Moses sein, der sein Volk aus dem Exil durch die Wüste führte; aber es war ihm nicht vergönnt, das heißersehnte Gelobte Land zu betreten. Der deutsche Katholizismus befindet sich immer noch in der Zeit seines Advents, in einer Zeit der Erwartung. Alle Fanfarenstöße, die da glauben, die Zeit der Erfüllung künden zu können, sind verfrüht, verleiten nur eine soeben erst erwachte und noch recht schwache intellektuelle Führerschicht zu falschen Schlußfolgerungen. Uns fehlt die Gnade heiligen Führer- und Prophetentums, uns fehlt die Kraft, die eine wahre communio sanctorum schafft; uns fehlt der Mut, Christum an die Spitze zu stellen und ihm nachzufolgen in jeder Stunde unseres Lebens, als Einzelner, als Volk, als Glied der großen, alle Nationen und alle Rassen umfassenden Völkergemeinschaft. Bereiter zu werden für diese Gnade, uns immer mehr zu erziehen zu würdigen Gliedern der großen, neuen Gemeinschaft, die Führerschaft Christi und die Kraft zu seiner Nachfolge zu erflehen, ist unser aller Ziel und Aufgabe, ist vor allem und vornehmlich Aufgabe des diesjährigen Katholikentages. Es wird sich zeigen, ob er ein Schritt näher hin ist zu dem großen Ziel pax Christi in regno Christi.

Fünfundsiebzig Jahre auf den Spuren des hl. Bonifatius.

Von Weihbischof v. Hähling zu Paderborn.

Es ist ein reizvolles Unternehmen, den Spuren des großen Apostels der Deutschen zu folgen. Sie führen in besorgter Hirtenliebe nach rechts und links, nach Süden und Norden. Sie finden sich in gleichem Maße in Thüringen und Hessen, bei den Friesen und im Bayernlande. Es ist ein „Suchen und Seligmachen" nach dem Beispiele des Heilandes in des Wortes edelster Bedeutung. Ein Zeuge für sein pertransire benefaciendo nach des Apostels Wort ist der Streit, wo die Donar-Eiche gestanden. Die Spuren des Heiligen führen aber auch über Deutschland hinaus; und wenn er nicht weniger als fünfmal den Weg über die eis- und schneebedeckten Alpenkämme in einer Zeit gefunden hat, wo eine Alpenreise eine Seltenheit und ein großes Wagnis bedeutete, so ist uns auch diese Tatsache ein Beweis für seine große Liebe zu den deutschen Stämmen, die er unverbrüchlich fest mit dem Mittelpunkte der Einheit, dem Heiligen Stuhle zu Rom verbinden wollte. Von dort sollten die gesegneten Wasser des Glaubens und der Gnade ihren ständigen Lauf in die deutschen Gaue nehmen wie die kühlen Bergwasser, die die alten römischen Wasserleitungen durchströmen, um nachher zu Rom in der Fontana di Trevi, der Fontana dell'Acqua Paola und wie sie sonst heißen mögen, zu plätschern und der ewigen Stadt das notwendigste und willkommenste Labsal zu bieten. Auch die Deutschen sollten „schöpfen mit Freuden aus den Quellen des Heilandes". Die Mahn- und Unterrichtsworte des Römischen Pontifex waren für Bonifatius Leit- und Richtsterne zu getreuestem Folgen. Und wenn der Bonifatiusverein heuer auf fünfundsiebzig Jahre zurückblickt, die er seinerseits in den Spuren seines großen Patrons wandelt, so ist ihm diese treue Ehrfurcht gegen den Statthalter Christi und der willige Gehorsam gegenüber seinen Weisungen ebensolche liebe Pflicht und teures Bedürfnis.

Der Bonifatiusverein bewahrt in seinem Archiv eine Anzahl von päpstlichen Breven auf, die er seinen Nachkommen als kostbarste Schätze weitergeben will, mit Mahnungen für ihn selbst und mit Empfehlungen für das gläubige Volk, wie sie schöner und erhebender nicht gedacht werden können. Am Sankt Nikolaustage 1913 unweit des heiligen Weihnachtsfestes erging an unseren Präsidenten, den leider erkrankten Grafen Stolberg das Schreiben des Hochseligsten Papstes Pius X., das hervorhob, es könne mit vollem Rechte gesagt werden: Die Hauptpflicht des katholischen Deutschland sei die Unterstützung des Bonifatiusvereins.

Bei seiner ersten Romfahrt im Jahre 1923 überbrachte der Hochwürdigste Bischof Dr. Kaspar Klein als Protektor des Bonifatiusvereins dem Heiligen Vater anläßlich unseres 75jährigen Jubelfestes eine reichausgestattete Huldigungsadresse. Sie zeigte den Dom zu Paderborn, der hoch zum Himmel emporragt und von den hundertfachen Quellen der Pader umsprudelt ist und hat folgenden Wortlaut:

Heiligster Vater!

In diesem Jahre treten wir mit besonderer Bewegung vor Deinen Apostolischen Thron, da sich das 75. Jahr des Bestehens unseres Vereins erfüllt, der den in der Diaspora lebenden Katholiken Kirchen, Schulen und Kinderheime zu errichten bestrebt ist. Die dem heiligen Bischof Liborius geweihte Kathedrale unserer Stadt erhebt sich auf einem Hügel, dem der Paderfluß in mehr als hundert Quellen entströmt. Und da auch der Bonifatiusverein an den Quellen der Pader seinen Sitz hat, sind diese Quellen uns ein Zeichen und Sinnbild der himmlischen Gnade. Heute ist die Fürsorge für die Katholiken in der Diaspora nötiger denn jemals. Deshalb erflehen wir, Heiligster Vater, demütig zu Deinen Füßen niedergeworfen, inständig von Dir Deinen heiligen Segen, der uns allezeit das Rechte weise und uns helfe, es mit aller Kraft zu vollbringen. Wir wollen auch in Zukunft als Deiner Heiligkeit getreueste Söhne mit Eifer und Liebe im Werke Gottes verharren und bitten den Allerhöchsten, den Geber alles Guten, er wolle Deine Heiligkeit segnen und uns noch lange Jahre erhalten. Wir sind Deiner Heiligkeit gehorsamste Söhne.

Paderborn im Jahre 1924.

Der Generalvorstand des Bonifatiusvereins.

Darauf erhielten wir zu unserer innigsten Freude eine wahrhaft apostolische Antwort:

Unserm geliebten Sohne
Graf Hermann Stolberg,
dem Präsidenten des Generalvorstandes des deutschen Bonifatiusvereins
Papst Pius XI.

Geliebter Sohn,
Gruß und Apostolischen Segen.

Daß Euer Verein seit seiner vor 75 Jahren wahrlich auf Antrieb Gottes in Regensburg erfolgten Gründung sich um die unter Nichtkatholiken in der Diaspora zerstreut wohnenden Katholiken Deutschlands mit Unterstützung von 4 anderen Nebenvereinen große, ja glänzende Verdienste erworben hat, das, so glauben Wir, ist hinlänglich bekannt und eine allgemein anerkannte Tatsache. Möchten aber alle auch das wissen und erwägen, was Du Uns kürzlich berichtet hast in Deinem sehr willkommenen Schreiben, das Uns gleichsam einen Rechenschaftsbericht und eine Uebersicht über Eure Leistungen bot. Durch eine geradezu ungeheure Geldsumme, die in diesem Zeitraum gesammelt wurde, hat nämlich der Verein erreicht, daß in mehr als 4000 Städten und Dörfern die Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes wieder auflebte und ihren Bewohnern, die des geistlichen Schutzes und Trostes beraubt waren, der gegenwärtige Heiland wieder nahe war, daß Knaben und Mädchen zu einer frommen Erziehung unzählige Schulen offenstanden, von denen heute ein Teil, da die gesetzmäßige Schülerzahl erreicht ist, aus der Staatskasse unterhalten wird, während für den anderen Teil durch die von den Katholiken aufgebrachten Spenden gesorgt wird. Ebenso sind durch die Sorge Eures Vereins 170 Häuser zum Schutze der Waisenkinder errichtet worden, und durch die Besorgung des täglichen Lebensunterhaltes für eine überaus große Zahl von Priestern ist die Verwaltung des heiligen Dienstes unter den zerstreuten und versprengten Katholiken glücklich geregelt. Solch überaus edler Wettstreit des Glaubens und der Liebe unter Euch erschien Unseren Vorgängern würdig, daß Sie es Eurem Vereine gegenüber niemals an Beweisen ihres Wohlwollens und ihrer Großmut fehlen ließen. Bei Uns aber steht er so sehr in Geltung, daß Wir Uns nicht enthalten konnten, dem zahlreichen Klerus, der in seinem Interesse arbeitet, soviel an Uns lag, Hilfe zu leisten. Es ist wahr, was Du schreibst, daß die in diesen letzten Jahren dem christlichen Leben, Sitte und Unterricht zugefügten ungerechten Wunden, sowie die vermehrte Zahl der Arbeiter, die um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, in solche Gegenden abwandern, dem Verein mehr Arbeit als vorher bereitet haben. Auch Uns macht das wahrlich keine geringe Sorge, sondern es ist Uns ein dringendes Anliegen, und damit Ihr nun bereit seid, auf Behebung so großer Notstände um so größeren Fleiß anzuwenden, so muß die Freigebigkeit der Katholiken Eurer Arbeit um so reichlicher entsprechen. Wir rufen daher zur Hilfe für den Bonifatiusverein auf und wenden Uns an alle, deren Herzen den Eifer für Liebe und Religion nicht ganz und gar verloren haben. Sie können nichts tun, was sowohl dem uns so innig liebenden Erlöser der Menschen angenehmer oder ihrem ewigen Heile nützlicher wäre, als wenn sie vom Verluste des ewigen Heiles die Seelen ihrer Mitbürger und Mitbrüder wegführen und retten. Mit dieser überaus frohen Hoffnung halten Wir Uns aufrecht und fühlen Uns darin getröstet. Und schon jetzt erflehen Wir von Jesus Christus das beste allen denen, die in Zukunft ihre Mittel nach dem Maße ihrer Kräfte Eurem so heiligen Apostolat zur Verfügung stellen. Inzwischen erteilen Wir Dir, geliebter Sohn, und dem ganzen Verein, den Du leitest, als Vermittler himmlischer Güter und als Beweis Unseres väterlichen Wohlwollens überaus gern den Apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom, bei St. Peter am 3. Juni 1924 im 3. Jahre Unseres Pontifikates. gez. Pius XI., Papst.

Der Bonifatiusverein hat u. a. im Schutzengelverein eine Vereinigung geschaffen, in der sich die katholischen Lehrer und Lehrerinnen mit den Seelsorgern der Gemeinden des katholischen Hinterlandes zur Erhaltung der Diasporaschulen die Hand reichen. Die katholischen Schulen der Diaspora leisten dabei auch ihrerseits, was sie können. Auf diese Weise ist es gelungen, die Schließung der Privatschulen in der Diaspora, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, zu verhindern. Die Lehrer und Lehrerinnen, die hier in Frage kommen, besteuern aber ebenso wie die Geistlichen sich selbst für die Zwecke der Diaspora. Auf den Generalversammlungen der beiden großen Verbände zu Pfingsten dieses Jahres in Hamburg und Paderborn fand die Unterstützung des Schutzengelvereins — er ist einer der von Papst Pius erwähnten vier Nebenvereinigungen — ausgiebige Besprechung. Es wäre aber sehr zu wünschen, wenn weitere Geldmittel eingingen, damit von den vielen stellenlosen Junglehrern und Junglehrerinnen wenigstens ein Teil in der Diaspora Anstellung finden könnte. Es ist ein bitterer Gedanke, daß so viele arbeitswillige Kräfte brach liegen müssen, während ihrer ein reiches Arbeitsfeld harrt. Immerfort gehen dem Bonifatiusverein Gesuche um Einstellung zu, denen er wegen Mangel an Mitteln zu seinem größten Bedauern nicht entsprechen kann. Die gesamte Abiturientenschaft eines katholischen staatlichen Lehrerseminars ist zurzeit noch ohne Anstellung.

Dem Bonifatiusverein täten in der gegenwärtigen Stunde besonders reiche Mittel not. In der Diaspora befinden sich die Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser, an denen zehn Jahre lang keine Reparatur vorgenommen werden konnte, in einem bedauernswerten Zustande. In der Diaspora lebt man von der Hand in den Mund, und wer will die Tausende von Goldmark zahlen, die fast allenthalben nötig sind, wenn nicht der Bonifatiusverein als der allgemeine Brotvater und Schützer durchgreifend unterstützt wird! — Und was sollen wir von der persönlichen Not unserer lieben Diasporageistlichen sagen! Sie hungerten während des Krieges, sie hungern auch nach dem Kriege noch in überaus großer Zahl. „Wir rufen auf zur Hilfe für den Bonifatiusverein", hörten wir unseren Heiligen Vater sagen, „und wenden uns an alle, deren Herzen den Eifer für Liebe und Religion nicht ganz und gar verloren haben" und Papst Pius X. nennt „die Hauptpflicht des katholischen Deutschland die Unterstützung des Bonifatiusvereins".

Die internationalen Kräfte.[1]

Von P. Erhard Schlund, O. F. M., München.

Wenn ein Problem einmal von einer größeren Anzahl denkender Menschen als Problem empfunden wird, dann ist damit immer schon der erste Schritt zur Lösung des Problems selbst gemacht, mag es auch bis zur endgültigen Lösung noch gute Weile haben. Denn die Versuche, das Problem zu lösen, führen oft zu schweren hitzigen Kämpfen der Geister, namentlich da, wo es sich um ein politisches Problem handelt. Das ist ein Trost in dem gegenwärtig tobenden Kampfe, den unsere Volksgenossen gegeneinander führen und der das deutsche Volk in einander buchstäblich bis aufs Messer, bis aufs Blut bekämpfende Gruppen zerreißt; ich meine das große Volksunglück des Kampfes zwischen den national und den international eingestellten Gruppen unserer Nation. So ungeheuer uns gerade heute dieser Kampf scheinen muß, er ist schließlich doch eine geschichtliche und politische Notwendigkeit, gerade bei uns Deutschen; und wir dürfen hoffen, daß es auch hier einmal zu einer Lösung und Klärung im Interesse unseres Vaterlandes kommt.

Die folgenden Zeilen wollen ein wenig zur Klärung und Lösung beitragen, indem sie zeigen, mit welchen internationalen Kräften die Nation heute zu rechnen hat. Und weil man in einem Kampfe die Streitpunkte nie klar und scharf genug herausstellen kann, wird es gut sein, wenn zuerst versucht wird, die Begriffe und dann die Sache zu klären.

I. International.

Zunächst, was ist überhaupt international? Es mag nicht uninteressant erscheinen, wenn wir feststellen können, daß der Begriff, das Wort international, noch verhältnismäßig jung ist. Der bekannte englische utilitaristische Philosoph Bentham hat zum ersten Male, so weit bis jetzt nachweisbar, das Wort international gebraucht und zwar im Jahre 1789. Er verstand darunter das zwischen einzelnen Nationen Bestehende, Geltende oder Vorgehende, das nicht auf eine Nation Beschränkte. Natürlich kann uns diese Begriffsbestimmung des Wortschöpfers nicht genügen. Denn heute hat das Wort durchaus nicht mehr bloß den angegebenen Inhalt. Mehr und mehr hat es sich zum einen Teil eines kontradiktorischen Gegensatzes ausgewachsen und wir verwenden das Wort als den Gegensatz zu national.

Was verstehen wir unter national? Wieder wäre es interessant, die Geschichte des Wortes national zu zeigen, zu zeigen, wie das Nationalbewußtsein entstanden ist und wie man dieses Nationalbewußtsein auf einmal entdeckte und mit dem eigenen Worte auszeichnete. Es würde das eine sehr instruktive Geschichte gerade unseres Deutschtums ergeben und uns manches verstehen lehren, was wir vielleicht gerade heute nicht recht begreifen. Was verstehen wir heute unter national?

Wir verstehen darunter heute alles, was bewußt und gewollt die eigene Nation und zwar im bewußten Gegensatz zu den anderen Nationen betrifft und zwar die ganze Nation, die Nation als Ganzes. Nation aber ist uns das, was sich im Laufe der Geschichte als Gemeinschaft eines Ganzen herausgebildet hat, als lebendige und lebende Wirklichkeit von Heimat, Volk und Staatlichkeit. Nation ist also nicht identisch mit dem Volk, eben-

[1] Nach einem Vortrag in der Schulungswoche für den Jungadel München am 1. Juli 1924

sowenig mit dem Staate. Vielmehr ist uns Nation ein sozialphilosophischer und ein politischer Begriff, ein sozialer und politischer Organismus, der sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, während Volk mehr das Naturhafte, das Materielle in sich schließt. Nation ist uns also der Träger der gesamten Kultur eines Volkes. Volk aber ist biologisch gesehen und nicht etwa sozial, wobei man etwa an den Gegensatz Regierung und Volk oder Besitzende und Volk und dergl. denkt. — Volk also ist uns die Gesamtheit von Menschen gemeinschaftlichen Blutes.

Wir sehen nun sofort, daß auch ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen Nation und Volk, so wie wir es heute auffassen; ebenso natürlich zwischen national und völkisch. Volk ist nur ein Teilbegriff des Begriffes Nation und völkisch nur ein Teilattribut des Attributs national. Nation ist das Ganze, Heimat, Volk und Staatlichkeit; Volk dagegen die realisierte Blutsgemeinschaft, ganz modern, aber unrichtig ausgedrückt: die Rassengemeinschaft. Wenn wir die Begriffe ins Politische übertragen dürfen, dann müssen wir sagen: National sind jene Bestrebungen, die bewußt und gewollt die Gesamtheit von Heimat, Volk und Staatlichkeit fordern und fördern; völkisch dagegen sind jene Bestrebungen, die unter Zurückstellung von Heimat und Staatlichkeit in allererster Linie die Gemeinsamkeit des Blutes fordern und fördern. Dementsprechend wären natürlich auch die Parteien und politischen Anschauungen zu charakterisieren.

Daß es kein Mißverständnis gibt: Ich sage nicht, daß in der praktischen Wirklichkeit etwa Völkische nicht Heimat und Staatlichkeit — nicht Staat sondern Staatlichkeit, also die Selbständigkeit des Volkes, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, unabhängig und abgeschlossen von anderen Völkern und Staaten, sozusagen also die staatliche Individualität — daß also etwa völkisch gesinnte Männer nicht Heimat und Staatlichkeit fördern wollten, daß solche nicht national wären. Selbstverständlich, aber um die Begriffe handelt es sich und um Klarheit im Grundsätzlichen. Klar ist nun wohl auch, daß national und vaterländisch nicht ohne weiteres theoretisch zusammenfallen, wenn sie sich auch vielfach decken. Denn vaterländisch schließt den Begriff der Liebe in sich, also die persönliche Stellungnahme eines Menschen, und Vaterlandsliebe ist nichts anderes als der Inbegriff der Liebe zur Heimat und der Liebe zum Volk. Vaterlandsliebe muß, soll sie Tugend sein, also in sich schließen: die Einstellung der ganzen Persönlichkeit auf das Vaterland in der Art, daß man für das Vaterland im Herzen empfindet, im Willen und mit der Tat es zu schützen und zu fördern sucht, schließlich die Interessen des Vaterlandes zu den seinigen macht.

Doch nicht um den Begriff national dreht es sich ja bei unserer Untersuchung, sondern um international. Erinnern wir uns, daß wir gesagt haben, heute stünden die Begriffe national und international in einem kontradiktorischen Verhältnis. Es muß nicht innerlich so sein, aber heute ist es faktisch so. Ferner wollen wir uns erinnern, daß wir gesagt haben, wir verstünden heute unter national alles, was bewußt und gewollt die eigene Nation und zwar im bewußten Gegensatz zu anderen Nationen betrifft. Dann ist klar, was international ist. Wir verstehen gegenwärtig unter international das, was bewußt und gewollt die anderen Nationen und die Gesamtheit der Nationen im bewußten Gegensatz zur eigenen Nation betrifft. Es gehört also heute zum Begriff international im Prinzip der bewußte Gegensatz zur eigenen Nation, diese als Gesamtheit von Heimat, Volk und Staatlichkeit gesehen. Wieder sei betont, daß natürlich praktisch nicht alle, die sich international nennen, auch bewußt antinational, gegen die eigene Nation sein wollen. Aber im Prinzip ist es schließlich doch so.

Man hat versucht, vielleicht aus der im allgemeinen berechtigten Scheu gegen Fremdwörter heraus, den Begriff international mit zwischenvölkisch zu übersetzen. Die beiden Wörter und Begriffe decken sich nicht, weil doch Nation mehr ist als Volk. Ich halte im Gegenteil das Wort zwischenvölkisch für recht unglücklich.

Dagegen ist es wohl beim heutigen Sprachgebrauch notwendig, eine Unterscheidung zwischen international und übernational zu machen. Denn es gibt Dinge, die allen Nationen gemeinsam sind, ohne dabei gegen eine einzelne Nation oder gegen die eigene Nation sich zu richten. So ist gewiß die Wahrheit im philosophischen Sinne übernational zu nennen, ebenso heiße ich übernational die katholische Kirche.

So scheinen die Begriffe genügend geklärt und wir können zur Klärung der Sache schreiten. Wir verstanden an der Hand des gegenwärtigen Sprachgebrauches unter international das, was bewußt und gewollt die anderen Nationen und die Gesamtheit der Nationen im bewußten Gegensatz zur eigenen Nation und zwar bei uns natürlich zur deutschen betrifft.

II. Internationale Kräfte.

Die Kräfte, die heute international im jetzigen Verstande des Wortes wirken, glaube ich nach drei Gesichtspunkten gruppieren zu können: Ideen, Sachen (materielle Interessen, Nutzen) und persönliche Bindungen. Es zeigt sich nämlich, daß die Menschen — immer hier an die Deutschen gedacht —, aus drei Arten von Gründen eine Stellung gegen ihre eigene Nation einnehmen können: Die Einen werden es tun auf Grund irgend welcher Ideen und Ideale, vielleicht utopistischer Art, aus geistigen Rücksichten heraus also, wenigstens im Prinzip. Die Andern werden es tun aus ganz materiellen und materialistischen Beweggründen heraus, also aus rein sachlichen Rücksichten, die Dritten werden es tun aus persönlichen Motiven, also auf Grund persönlicher Bindungen. Ich spreche zuerst vom 3. Punkt, weil dieser schließlich der weniger wichtige ist.

Persönliche Bindungen können einzelne Menschen zu einer internationalen Einstellung bringen. Es kann der einzelne Mensch durch Beziehungen rein persönlicher Art zu andern Nationen so von seiner eigenen Nation abgebracht werden, daß er das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu seiner Nation und der Pflicht gegen die eigene Nation vergißt. Dabei denke ich vor Allem an die persönlichen Beziehungen durch Aufrichtung einer Familiengemeinschaft z. B. in den Kreisen der internationalen Hochfinanz, dann in den Kreisen des Hochadels, auch der Dynastien. Wer in die Seele blicken kann und darf, der weiß, welche ungeheuere Bedeutung gerade diesem Umstande zuzusprechen ist. Ich denke dann an die persönlichen Bindungen, die so manchen Gelehrten, freilich auf Grund seiner Wissenschaft, vom nationalen Denken abgebracht und zum internationalen hingeführt haben. Und ich denke endlich an die gewiß auch als persönliche Bindung, mindestens auf Grund des Blutes, zu bezeichnende internationale Bindung des rassenbewußten Judentums. Dabei will ich nicht leugnen, daß es auch nationalgesinnte Juden, und zwar im deutschen Sinn nationalgesinnte gibt. Aber wir sind uns Alle klar, daß wir darunter nicht einmal alle ansässigen deutschen Juden einreihen dürfen, geschweige denn das ganze Judentum. Endlich seien hier auch eingereiht gar manche Vertreter der Arbeiter-Internationale, bei denen nicht die Idee, sondern die persönliche Bindung das ist, was sie am Internationalismus festhält. Die Motive bei diesen persönlichen Bindungen sind meist ebenfalls rein subjektiv, oft subjektivistisch, manchmal freilich auch idealistischer Art. Sie stellen die ganze Person international ein, nicht bloß eine Richtung des Handelns und Denkens.

Eine zweite Gruppe war auszuscheiden, bei denen das Motiv nicht in der persönlichen Bindung lag, vielmehr im Nutzen, oft im materiellen Interesse, jedenfalls in der Sache. Hieher gehört vor allem das, was ich die merkantile Internationale nennen möchte, gelegentlich auch die Goldene Internationale genannt, die Internationale des Geldes. Denken wir nur an das Bankwesen, an die internationalen Anleihen, die internationalen Unternehmungen, internationalen Aktiengesellschaften usw. Die Motive dieses merkantilen Kosmopolitismus sind im Grund egoistisch und materialistisch und sein Gedankengang ist die rein geschäftliche, kaufmännische Ueberlegung. Er sucht eine internationale Einheit zu gründen, die nicht Familie ist, sondern bloß ein großes Geschäftshaus, das nicht auf Liebe aufgebaut ist noch auf Brüderlichkeit, sondern auf Bilanz und rechnerischen Vorteil. Es entstand eine Internationale des Kapitals, die durch Geld in der Lage ist, Völker und Staaten immer mehr zu vereinigen, zu vereinheitlichen, das Vaterland zu töten. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß in jedem großen internationalen Finanzmann das vaterländische Gefühl faktisch ertötet sei. Im Gegenteil können wir in der Seele dieser Männer oft ein ganz besonders stark ausgebildetes Nationalbewußtsein, den Stolz auf ihre Arbeit und auf die Größe der Nation feststellen, vielfach freilich mit dem anderen Bewußtsein, daß sie eben selbst zur Größe viel beigetragen haben. Aber in den Köpfen der kleinen Finanzmänner und in der Nation selbst wirkt der merkantile Kosmopolitismus so.

Ich reihe hier dann auch ein die internationalen Organisationen, geschaffen in der Absicht, zugunsten der vereinigten Nationen zu wirken. Diese Organisationen müssen gewiß nicht international in unserem Sinne wirken. (Wesent-

lich sind sie wohl übernational.) Aber sie wirken praktisch auf manche Geister so. Ich weise zum Beispiel hin auf die internationalen Büros, die von internationalen Vereinigungen zur Ordnung gemeinsamer Angelegenheiten unterhalten werden. In Bern zum Beispiel das Internationale Büro des Telegraphenvereins, des Weltpostvereins, der Internationalen Union zum Schutze des gewerblichen Eigentums und der Urheberrechte an Werken der Literatur und Kunst, das Zentralamt für internationalen Transport. In Brüssel sind internationale Büros zur Unterdrückung des Sklavenhandels und für Zolltarife. In Paris für Maß und Gewicht, Gesundheitsamt, im Haag das internationale Schiedsgericht, in Potsdam Erdmessung, in Rom Ackerbau, in Bern das internationale Friedensbüro; in Genf der Völkerbund. Ich wiederhole, in der Idee sind diese Organisationen und viele ähnliche, z. B. Vereinigungen von Akademikern, der Buchverleger, für Völkerrecht usw. übernational. Aber in der Wirkung doch öfter international.

Die bedeutendste internationale Kraft, wenn wir von der natürlichen Wucht des Geldes absehen, liegt in den internationalen Ideen. Hier habe ich zu unterscheiden einen utopistischen Kosmopolitismus, die nur ideal gemeinte Art, und einen praktischen Kosmopolitismus, die realisierte Art.

Der utopistische Kosmopolitismus hat noch Vertreter genug im Volk durch Dichter und Denker, die so wenig praktisch sind und oft gar nicht sein wollen. Die Gedankenwelt der Aufklärungszeit, durch unsere Klassiker uns vermittelt und mit dem strahlenden Pathos eines Schiller und der abgeklärten Lebensansicht und Lebenskunst eines Goethe verbrämt, herrscht noch weit und breit und macht den außenpolitischen Optimismus in Deutschland beinahe unausrottbar. Die Neigung des Deutschen, seinen eigenen Idealismus und seine Weltfremdheit, seine Bereitwilligkeit, Opfer des eigenen Nutzens für eine Idee zu bringen, auch bei den anderen Völkern vorauszusetzen, hat zu einem ganz unpolitisch kindlichen Vertrauen gegen unsere Feinde geführt. Der Deutsche hört eben auf die Phrase und glaubt nicht, daß sie bloß Phrase sei. Was dem deutschen utopistischen Kosmopoliten vorschwebt, ist der allgemeine und unverbrüchliche Weltfriede, die Weltverbrüderung, der heiße Wunsch, daß alle Völker zusammen rein friedliche Ziele hätten und nur mehr die innere Kultur fördern und vertiefen möchten. Ueberall soll nur die Liebe herrschen, wie im Paradies oder im chiliastischen Endreich. Darum die Grenzen einebnen, Brücken bauen zu andern Völkern, Weltbürger und Weltbrüder sein wollen! Es darf nicht bloß keine Kriege mehr geben, es darf nicht einmal für den Notfall gerüstet sein. Friedensbund und Friedensliga! Der Deutsche braucht keine anderen Waffen als die Liebe von Mensch zu Mensch. So schön das alles wäre, namentlich vom Standpunkte der Religion aus, es sind doch bloß Utopien, die sich bei den lebenden Menschen nie werden verwirklichen lassen. Das Schlimme aber ist, daß diese Utopisten nicht bloß die Anregung geben wollen, sondern selbst gleich mit der Durchführung beginnen ohne Rücksicht darauf, ob andere feindlich gesinnte Völker mittun und dadurch sich selbst und unser Vaterland zur Beute der Feinde machen.

Ich rechne unter diese Art Internationalismus vor allem die Bestrebungen des liberalen Pazifismus mit seiner Organisation, Weltfriedensbund und Friedensliga und die international gebundene Freimaurerei, wenigstens deutscher Auffassung.

Die wichtigste von allen internationalen Kräften ist für uns in Deutschland, innerpolitisch betrachtet, sicher die Internationale der Arbeit, wie sie sich gern nennt, oder die sozialistische Arbeiterinternationale. Die Ideen, die der sozialen Internationale zugrunde liegen, sind schon sehr alt. Sie gehen, von älteren Bewegungen abgesehen, in die Philosophie des 18. Jahrhunderts zurück und sind seitdem nicht mehr ausgestorben; im Gegenteil zu einer immer stärkeren Macht geworden. Sie haben sich dann auch ihre Organisationen geschaffen. Zwei Gedanken gehen nebeneinander her und greifen ineinander ein: 1. Das Eigentumsrecht im Privateigentum ist Usurpation und besteht innerlich nicht zu Recht und dann: 2. Die Not der Lohnarbeiterschaft, namentlich der industriellen, muß beseitigt werden. Je nachdem die eine oder die andere Art besonders betont wird, spricht man von Kommunismus oder von Arbeiterinternationale. Schon 1847 warf Marx durch sein Kommunistisches Manifest die Ideen, die heute noch wirken, unter die Arbeiterschaft zunächst Frankreichs und Deutschlands. Und seitdem wirken sie fort, wie wir an Rußland und Deutschland vor allem sehen. Die marxistische Internationale ist ganz materialistisch aufgebaut, sie kennt nur die materialistische Geschichtsauffassung, nur Mechanismus, nicht Organismus, nur Materie, nicht Seele, nur Wirtschaft, nicht Kultur. Sie kann darum auch keine Geschichte, vor allem nicht im Sinn einer Geistesgeschichte, anerkennen. Vaterland und Nation sind ihr ideologische Begriffe, ohne inneres Recht, überwundene Standpunkte. Nur der mechanische Ablauf der wirtschaftlichen Verhältnisse gilt und hat Bestand, nicht die Idee. Darum Internationale, nicht Nationale. Heute scheint ja freilich dieser Materialismus ziemlich stark zurückgedrängt zu werden, namentlich durch die Literaten innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. Aber er ist noch nicht faktisch zurückgedrängt. Die Internationale selbst ist noch marxistisch, nicht rein sozialistisch. Diese internationale Kraft des Sozialismus hat sich auch eine Organisation geschaffen, unter der man gewöhnlich heute die Internationale schlechtweg versteht. 1864 wurde in London unter Beesly und Marx die Internationale Arbeiterassoziation begründet, der 1866 auf dem Genfer Kongreß Marx auch die Satzungen gab. Als ihre Hauptziele sah diese erste Internationale: Bekämpfung der kapitalistischen Produktionsweise, Sturz der Bourgeoisie, Errichtung eines Arbeiterstaates auf kommunistischer Grundlage. 1872 kam es zu einer Spaltung: Die Föderalisten unter Bakunin (franz., italien., belg., span.) gingen ins Haag und die Zentralisten unter Marx (meist deutsch) verlegten ihren Sitz nach Neuyork. 1889 wurde die Vereinigung als Zweite Internationale wieder begründet mit einem Büro zuerst in Brüssel, dann in Amsterdam und London. Alle 2—3 Jahre Kongresse (Büro der Sozialistischen Internationale). Mit dem Weltkriege kam es abermals zu Zersetzungen. 1916 wurde in Zimmerwald bei Bern ein Einigungsversuch gemacht, der schließlich zur Abspaltung der kommunistischen Vertreter führte. Im März 1919 wurde dann in Moskau die Dritte (kommunistische) Internationale gegründet, streng zentralistisch organisiert. Sie hält alle Jahre Kongresse ab. Daneben besteht die Zweite und Erste Internationale noch fort; sie hat 1919 in Bern die erste Konferenz wieder gehalten; ihr gehören vor allem mehr rechts gerichtete Sozialisten an. 1921 hat sich dann ein Teil der Deutschland feindlichen Länder mit Oesterreich und der Schweiz in Wien zu einer Internationalen sozialistischen Arbeiter-Gemeinschaft zusammengeschlossen (2½ Internationale).

Der Internationalismus ist noch lange nicht tot. Er liegt nicht am Sterben, wie gelegentlich von nationaler und völkischer Seite behauptet wird. Im Gegenteil, der Kampf hat wohl noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht. Möge er dahin führen, daß man auf beiden Seiten die Rechte und Pflichten gegen die eigene Nation und gegen die fremden Nationen ehrlich anerkennt und erfüllt im Sinne der übernationalen katholischen Kirche. Dann kann auch das entstehen, was Gott haben will, die Großfamilie der Menschen unter Gott, dem Vater und Herrn.

Kaiser Wilhelm II., Bismarck und Windthorst.

Von Hermann Ludwig Müller, Paderborn.

In dem im Herbst 1921 unter großem Aufsehen erschienenen 3. Bande von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" befindet sich im 8. Kapitel „Meine Entlassung" eine Schilderung des Vortrages, den Bismarck am 15. März 1890 bei Kaiser Wilhelm II. hatte und der sich besonders auf den 3 Tage vorher, am 12. März, stattgefundenen Besuch Windthorsts bei Bismarck bezog. Laut Bismarcks Schilderung dieses Vortrages soll der Kaiser sich dabei sehr verächtlich über die Person Windthorsts geäußert haben, wozu er aber zum Teil durch Bismarcks Einleitung seines Vortrages veranlaßt worden war. Da Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" überaus stark verbreitet sind und von weiten Kreisen fortgesetzt als eine lautere Geschichtsquelle betrachtet und behandelt werden, so dürfte es angebracht sein, die im 3. Bande geschilderte Stellung Wilhelms II. zu Windthorst hier näher zu beleuchten.

Laut Bismarcks Darstellung (S. 81/82 des 3. Bandes) begann er seinen Vortrag beim Kaiser am 15. März 1890 wie folgt: „Ich kann Ew. Majestät melden, daß Windthorst aus dem Bau gekommen ist und mich aufgesucht hat." Der Kaiser rief darauf aus: „Nun, Sie haben ihn doch natürlich zur Tür hinauswerfen lassen?" In der weiteren Unterredung soll der Kaiser dann noch gesagt haben, er wisse, daß Windthorsts Besuch durch den Bankier von Bleichröder vermittelt worden sei. „Juden und Jesuiten" hielten immer zusammen. Bismarck will darauf ge-

äußert haben, es sei richtig, daß Windthorst Bleichröders Vermittelung nachgesucht habe, vermutlich aus irgend einer Berechnung, da er gewußt habe, daß jeder Abgeordnete jederzeit Zutritt bei ihm hatte. Bei der Konstellation im neuen Reichstag sei es für ihn (Bismarck) wichtig gewesen, den Feldzugsplan des Führers der stärksten Fraktion zu kennen und ihm willkommen, daß dieser unerwartet um Empfang gebeten.

Aus den vorstehenden Hauptpunkten der Darstellung im 3. Bande über die fragliche Unterredung geht hervor, daß zwar der Kaiser sich in überaus starken und erregten Worten über Windthorst ausgesprochen hat, daß aber die Veranlassung dazu hauptsächlich von Bismarck ausging. Dann durch die Einleitung seines Vortrages, Windthorst sei aus dem Bau gekommen und habe ihn aufgesucht, wollte Bismarck anscheinend seine auch sonst oft zum Ausdruck gebrachte Ansicht kundgeben, daß Windthorst ein schlauer, hinterlistiger Fuchs sei, dem man nicht trauen könne. Darauf deuten auch seine nachfolgenden Worte hin, Windthorst habe die Vermittelung Bleichröders vermutlich aus irgend einer Berechnung nachgesucht, und er (Bismarck) habe seinen Feldzugsplan kennen lernen wollen. Tatsächlich hatte Windthorst aber bei seinem Besuche Bismarcks keine andere als die wohlgemeinte Absicht, dem Reichskanzler die Unterstützung des Zentrums im neuen Reichstag anzubieten und ihm seine Wünsche auf dem kirchenpolitischen Gebiet — den status quo ante 1870 — vorzutragen.

Daß der Kaiser bis zur Entlassung Bismarcks im März 1890 eine sehr ungünstige Ansicht über Windthorst hatte, wie auch aus sonstigen Veröffentlichungen bekannt geworden ist, dürfte hauptsächlich auf die Beeinflussung durch Bismarck zurückzuführen sein. Bismarck haßte Windthorst. Er hat das dem einstigen Chef der Reichskanzlei, Christoph von Tiedemann, gegenüber, wie dieser in seinen Erinnerungen erzählte, einmal selbst ausgesprochen mit den Worten: „mir sind unentbehrlich: für die Liebe meine Frau, für den Haß — Windthorst.“ Zeitweise hat er zwar mit Windthorst auch freundschaftlich verkehrt und seine und des Zentrums Unterstützung im Reichstage — z. B. bei der Schutzzollgesetzgebung im Jahre 1879 — gern angenommen. Aber seine Feindseligkeit gegen Windthorst brach doch immer wieder hervor. Bismarck hat ihn nicht nur im Kulturkampf, sondern auch noch nach Windthorsts Tode, so u. a. in einer Rede in Ratzeburg im Dezember 1891, fort und fort als Reichsfeind bezeichnet. In dem 1919 herausgegebenen 3. Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen“ nennt er ihn auf Seite 131 im Hinblick auf die weiter unten zu erwähnenden Ehrungen nach dem Tode einen wunderlichen „preußischen“ Heiligen. In dem früheren 2. Bande scheute er sich nicht auf Seite 339 (Volks-Ausgabe) Windthorst als „religiös ungläubig“ hinzustellen. Man bedenke, welche überaus schwere Beleidigung es war, den verstorbenen großen Zentrumsführer, der sein ganzes Leben hindurch für Religion und Vaterland gearbeitet hat und dessen Hauptbestreben es war, die Grundsätze des Christentums im öffentlichen Leben zur Durchführung zu bringen, als — religiös ungläubig zu bezeichnen! Windthorst hätte ja der größte Heuchler sein müssen, wenn diese gehässige Verdächtigung Bismarcks wahr gewesen wäre!

Nach der Entlassung Bismarcks im März 1890 wurde die Stellung Kaiser Wilhelms II. zu Windthorst allmählich eine andere. Der Nachfolger Bismarcks im Reichskanzleramte, General von Caprivi, war eine offene, ehrliche Natur. Er arbeitete im Reichstage mit allen staatserhaltenden Parteien und auch mit dem Zentrum, und er dürfte in seinen Vorträgen beim Kaiser diesen zu einer besseren Meinung über Windthorst veranlaßt haben, den der Kaiser bisher gewiß nicht persönlich gekannt hatte.

Die veränderte Stellung Wilhelms II. zu Windthorst zeigte sich zuerst auf einem parlamentarischen Diner beim Reichskanzler von Caprivi am 24. November 1890. Zu diesem Diner erschien auch der Kaiser. Nachdem ihn der Gastgeber am Eingang empfangen, hielt der Kaiser Cercle und begrüßte die einzelnen Gäste, namentlich auch den Abgeordneten Windthorst. Wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung feststellte, erkundigte sich der Monarch bei Windthorst angelegentlich nach seinem Befinden und richtete in der Unterhaltung wiederholt an ihn das Wort. Ein zweites Zusammentreffen Kaiser Wilhelms II. mit Windthorst fand statt am 13. Februar 1891 und zwar gleichfalls auf einem parlamentarischen Diner beim Reichskanzler von Caprivi. An dem Essen nahmen 56 Personen teil. Der Kaiser erschien wieder und begrüßte bei seinem Eintritt in den Speisesaal sofort den Abgeordneten Dr. Windthorst sehr herzlich, beglückwünschte ihn zu seiner Genesung — Windthorst war kurz vorher von der Treppe des Abgeordnetenhauses gefallen — und erkundigte sich angelegentlich bei ihm nach den Einzelheiten des Unfalles. Als der Kaiser nach 2½ stündiger reger Unterhaltung, während der er neben anderen Gästen auch Windthorst zugetrunken hatte, das Reichskanzlerpalais verließ, fiel es allgemein auf, daß er neben dem Reichskanzler nur noch den Abgeordneten Windthorst durch einen herzlichen Händedruck auszeichnete. — Zum dritten Male traf der Kaiser mit Windthorst zusammen am 3. März 1891, 11 Tage vor Windthorsts Tode, diesmal auf einem parlamentarischen Diner beim Staatssekretär von Bötticher. Wie das Berliner Tageblatt damals mitteilte, zeichnete der Kaiser auch bei dieser Gelegenheit den Abgeordneten Windthorst sehr aus, so daß dieser zeitweise den Mittelpunkt des Interesses bildete. In der langandauernden Unterhaltung führten außer dem Kaiser hauptsächlich Windthorst und Dr. Miquel das Wort. — Gleich nachher wurde Windthorst dann zu einem Hofkonzert geladen, wo er vom Kaiser begrüßt und auch der Kaiserin vorgestellt wurde.

Weitere Aufsehen hervorrufende Ehrungen Windthorsts durch Kaiser Wilhelm erfolgten bald nachher bei der Erkrankung und dem Tode des Zentrumsführers. Als der Kaiser am 11. März spät abends erfahren hatte, daß Windthorst an einer Lungenentzündung erkrankt sei, sandte er noch in der elften Nachtstunde — wie die Germania damals mitteilte — seinen Adjutanten zur Wohnung Windthorsts, um Nachrichten über sein Befinden einzuholen. Am 12. März vormittags fuhr der Kaiser dann selbst vor der Wohnung Windthorsts in der Alten Jakobstraße vor, wo der Abgeordnete Ballestrem dem Kaiser die Mitteilung machen konnte, daß es Windthorst etwas besser gehe. Der Kaiser sprach seine und der Kaiserin innigste Teilnahme aus und fügte die Mitteilung hinzu, daß die Kaiserin dem Kranken einen Strauß Blumen zu senden wünsche und hoffe, daß die Sendung ihm angenehm sein werde. — Als Windthorst dann am 14. März 1891 gestorben war, sandte der Kaiser sofort für seinen Sarg ein reiches Blumenarrangement mit drei hervorstehenden prächtigen Palmen, und er ließ sich beim Trauergottesdienste in der St. Hedwigskirche zu Berlin am 17. März durch den Generaladjutanten von Wedell sowie am 18. März bei der Beisetzung der Leiche in der Marienkirche zu Hannover durch seinen Flügeladjutanten von Bülow vertreten. Ferner ordnete der Kaiser an, daß für den Leichenzug Windthorsts die sonst nur für Fürstlichkeiten bestimmte Kaiserdurchfahrt am Brandenburger Tor in Berlin geöffnet und daß Windthorsts Leiche bei der Ankunft in Hannover im Fürstenzimmer des Bahnhofs aufgebahrt werde.

Alle diese Ehrungen des großen Zentrumsführers vor und nach seinem Tode durch Wilhelm II. nehmen angesichts der früheren ungünstigen, ja fast feindseligen Stellung des Kaisers zu Windthorst und angesichts der herabsetzenden Darstellung Bismarcks im 3. Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen“ für weite Kreise des deutschen Volkes, besonders aber für alle Katholiken, ein historisches Interesse in Anspruch. Sie zeigen, welch mächtigen Eindruck die charaktervolle Persönlichkeit Windthorsts bei der inzwischen erfolgten persönlichen Bekanntschaft auf den Kaiser ausgeübt hatte. Leider hat Bismarck bis an sein Lebensende von seiner feindseligen Haltung gegen Windthorst nicht abgelassen. Davon liefern mehrere Stellen im 2. und 3. Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen“ den Beweis. Windthorst hatte ihm zu dieser Feindschaft keinerlei Anlaß gegeben.

Jeder objektive Beurteiler der geschichtlichen Vorgänge wird zugeben, daß die Haltung Wilhelms II. in seiner ersten Regierungszeit trotz all seiner Fehler vielfach sympathischer wirkte, als die Bismarcks. Das gilt auch hier.

O Herr!

Herr, Du bist klar, Du bist unwandelbar!
Welt? Nacht und Zwiespalt, Abweg, Schrei, Gefahr!
Das Böse jauchzt! Was Lüge frech verheisst,
Wird Dorn. — — Du Strom, der in die Tiefe reisst,
Ergreife, schüttle mich mit Urgewalt,
Dass alles Aeusserliche von mir fällt! . . .
Weh dem, der hofft, allein auf sich gestellt;
Er traut dem Winde und besät Basalt! Ernst Noeldechen.

Ein Lebensbild des Fürsten Karl zu Löwenstein.[1])

Von Ferdinand Künzelmann.

Ein stattlicher Band in Lexikonformat von 577 Seiten. Man ist heute ein wenig mißtrauisch und, wenn ich so sagen darf: unfreundlich gestimmt gegen Bücher solchen Umfangs. Man nimmt auch dieses Werk mit einem leisen Gefühl des Unbehagens zur Hand, man fürchtet für seine Zeit, man fragt sich vielleicht (wie ich es getan habe), wie es denn möglich sein kann, mit der Darstellung des Lebens dieses Fürsten, der im Klosterfrieden als Pater Raymundus gestorben ist, einen Band dieses Umfanges zu füllen, ohne weitschweifig, ohne byzantinisch zu werden, ohne den Leser mit Nebensächlichkeiten oder Wiederholungen zu plagen. Man fängt an zu lesen, ist vielleicht bei den beiden kurzen Anfangskapiteln, die etwas aus der Geschichte des Fürstlichen Hauses Löwenstein und aus der frühesten Jugend des Fürsten Karl erzählen, nicht übermäßig gefesselt, aber man merkt beim dritten Abschnitt schon auf, der Lehr- und Wanderjahre des jungen Mannes sehr anschaulich schildert, denn hier spürt man schon, daß es ein besonderer Mensch, nicht nur ein Prinz ist, der da seinen Weg in die Welt sucht und findet. Dies Leben ist auf dem festen Grunde des Glaubens, auf dem Grunde der Kirche aufgebaut. Man spürt: dieser junge Mann und Fürst will katholisch leben, und er hat den Willen und die Willenskraft, sich mit diesem Vorsatz in der Welt durchzusetzen. Familienleben und Häuslichkeit tun sich auf, und man blickt in ein beglücktes Haus, das auf katholischen Grundsätzen ruht und auf dem Bewußtsein, daß Fürst sein mehr Pflichten als Rechte oder gar Vorrechte bedeutet. Wir sehen, wie ernst der junge Fürst seine Pflichten als Familienhaupt und als Standesherr auffaßt, sehen ihn als einen wahren Vater seiner Beamten und Bediensteten, finden ihn in Armen- und Krankenpflege — z. T. persönlich — tätig, und zwar immer still, ohne viel Geschrei und viel Aufhebens davon zu machen. Wir sehen ihn umsichtig seinen Besitz verwalten, fürsorgliche Gemeindepolitik treiben, wir begleiten ihn in die Berge und in den Wald, wo er bei Jagd und Bergsport seine Erholung sucht. Aber wir sehen ihn auch mit christlicher Fassung tragen, wenn Gott seine erste Gemahlin, die Fürstin Adelheid, geb. Prinzeß zu Isenburg-Birstein, abruft. Wir werden Zeuge, wie er mit der Fürstin Sophie, die eine Prinzessin aus dem Hause Liechtenstein und eine seltene Frau von hohen Eigenschaften des Herzens und des Verstandes gewesen ist, eine zweite Ehe schließt, die reich mit Kindern gesegnet wird. In sein religiöses Leben und in seine Seelenführung tun wir bedeutsame Einblicke. Wir erkennen ihn als einen Mann großer Gewissenhaftigkeit, dem es mit dem Glauben, mit der Kirche und ihren Lehren, mit dem Befolgen ihrer Gebote ernst ist. Er ist ein eifriger Marienverehrer, er erkennt früh den Wert und die tiefe Bedeutung der Herz Jesu-Verehrung — er ist überhaupt ein Mann des Gebets. Er hat sich früh auf einen Standpunkt des Bekenners gestellt. Mit großer Unerschrockenheit hat er sich nach oben und unten als katholisch bekannt; aber er hat dies Bekenntnis mit echter, warmherziger Duldsamkeit zu vereinen gewußt und er hat niemals den Blick für die Dinge der Welt über seiner Beschäftigung mit den Dingen der Seele und des Glaubens verloren.

Haus und Standesherrschaft und die Tätigkeit in beiden weiten sich dann auch bald zur Welt und zum Wirken in der Welt, zum Wirken in die Weite. Fürst Karl zu Löwenstein hat ja schon lange vor seiner Berufung zum Ordensstand eine Berufung erlebt. 1862 hörte er die unvergeßliche „Männerrede" des Domkapitulars Moufang auf dem Katholikentag zu Aachen. Sie enthielt auch einen Ruf an den Adel, und dieser Ruf trieb den Fürsten zu dem Entschluß, „von nun an seine ganze Kraft den Interessen Gottes und der Kirche in Deutschland zu widmen und seine persönlichen Interessen und Sorgen fortan ganz dem lieben Gott allein anheimzustellen" (S. 125).

Wir sehen den Fürsten in fünf Parlamenten tätig — und wir sehen bald, daß er nicht nur ein Parlamentarier, sondern ein geborener Führer ist. Es ist fast unfaßlich, welche Vielseitigkeit dieses fromme und tatkräftige Leben umspannt, wie schnell Fürst Karl zur Tätigkeit, zum Grundlegen, zum Richtunggeben auf vielen Gebieten geführt wird. Er hat die böse und wilde Zeit des Kulturkampfes zu durchleben. Dieser Kampf findet ihn mannhaft auf seiten der Kirche, und jahrelang hat er, der strenge Legitimist, Gegner der staatlichen Gewalt zu sein: eine Stellungnahme, die ihm sicherlich nicht leicht gefallen ist, wenn sie ihn z. B. in Gegensatz zu Fürsten brachte, die er menschlich schätzte, die er verehrte, wie den Prinzregenten Luitpold von Bayern, wie den alten Großherzog Friedrich I. von Baden. Er handelte nach dem einmal gefaßten Grundsatz, daß es besser wäre, den Heiland als die Welt zum Freunde zu haben, und er machte sich daran, der Kirche in Deutschland eine Stellung zu verschaffen, die Achtung erforderte, die der großen Zahl der deutschen Katholiken, der kulturellen Vergangenheit der Kirche entsprach. Wir heute Lebenden können uns kaum noch denken, daß es einmal eine Zeit ohne Zentrumspartei, ohne die glanzvollen und wirkungsvollen Kundgebungen der Katholikentage gegeben hat, und die jüngere Generation weiß es nicht mehr, wieviel wir alle diesem einzigen Manne, diesem Fürsten Karl zu Löwenstein von dem verdanken, was uns heute ein selbstverständlicher katholischer Besitz ist. Die zwei Kapitel: „Fürst Löwenstein und die Zentrumspartei" und „Der Fürst als Kommissär der Katholikentage" sind ein Stück Zeitgeschichte, das gerade heute wieder besonders lebendig geworden ist, nachdem unter Ludendorffs Führung ein neuer großer Vorstoß gegen die katholische Kirche unternommen ist, in der das liberale Kleindeutschtum den schlimmsten Gegner seiner Theorien von Staat und Gesellschaft sieht.

Aber die Wirksamkeit des Fürsten, der während des Kulturkampfes in seinem böhmischen Schlosse Haid dem Bischof von Limburg Schutz und Gastrecht bot, der vor den preußischen Haftbefehlen fliehen mußte, greift bald über die rein deutschen und innerpolitischen Angelegenheiten hinaus. Er wendet auch der Frage der allgemeinen Abrüstung seine Aufmerksamkeit zu, und die Friedensidee findet in ihm einen begeisterten Anhänger. Er hat früh eingesehen, daß Europa mit seinem Machtrausch, daß das von Preußen geführte Deutschland mit seiner Anbetung des Materialismus, mit seinem alles umklammernden, alles sich unterordnenden Militarismus einen Weg zum Abgrunde eingeschlagen hatte, und er hat früh seine Warnerstimme erhoben, er hat früh über Mittel und Wege nachgedacht, wie dem Unheil Europas zu steuern wäre. So mahnte er nach dem Raub des Kirchenstaats 1870 alle Fürsten, „diese Gewalttat zurückzuweisen, welche jedes Recht erschüttert und jede Autorität bedroht. Wenn sie heute sich dieser Pflicht nicht zu erinnern scheinen, so wird der Gang der Ereignisse sie mit nur allzu bitterem Erfolg an dieselbe mahnen." 1893 verurteilte er im bayerischen Reichsrat den Rüstungswahnsinn, „dessen Ende schließlich doch der Weltbrand sein wird", und sorgenvoll betete er im Blick auf die internationale Lage 1912: „Möge Gott uns bewahren vor einem Weltkrieg, der einmal kommen wird, aber immer zu früh" (S. 560). Aber seine Stimme wie die Stimme aller andern, die in den europäischen Tanz ums goldene Kalb eine Warnung gerufen hatten, war ungehört verhallt. Noch vor seinem seligen Sterben flammte der Weltkrieg auf und begrub das alte Europa in seinen Trümmern. Leider finden wir keine Aussprüche des 1921 verstorbenen fürstlichen Ordensmannes mehr über dies Gottesgericht.

Wie auf politischem Gebiete, so war Fürst Karl auf sozialem Gebiete tätig, und die Seiten, die diesem Wirken und Schaffen gewidmet sind, zeigen ihn als einen Mann weiten Blicks, als einen Menschen, der seiner Zeit ein gutes Stück vorauslebte. Es ist schade, daß dieses Kapitel nicht weiter, nicht in Einzelheiten aktenmäßig ausgestaltet ist wie z. B. das ganz außerordentlich bedeutsame Kapitel über seine Gründung einer Benediktinerinnenabtei in Eibingen. Dieses Kapitel, das Bruchstücke aus Briefen seiner beiden Töchter bringt, die in Frankreich als Klosterfrauen lebten — die eine, die Mère Agnes lebt heute noch als segensreich wirkende Novizenmeisterin in Holland, eine andere als Arme Schwester in Aachen — gibt nicht nur tiefe und besondere Einblicke in das geheimste, eigenste Seelenleben des Fürsten, sondern es führt mit diesen Briefen der beiden Nonnen den Leser in eine Welt, die den meisten streng verschlossen ist: eben in die Welt der Klosterfrauen. Dies Kapitel ist besonders den Andersgläubigen zu empfehlen, die im Leben der Klosterfrau heute noch gern eine Art von Einsargung sehen. Sie werden erstaunen, wenn eine der beiden Nonnen an den Vater schreibt: „Es wäre ein großer Nachteil, wenn die Klausur (und das könnte leicht geschehen, wenn der Garten zu klein ist) ein

[1]) Paul Siebertz, Karl Fürst zu Löwenstein. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Kempten 1924. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. Lexikonformat 577 Seiten mit 12 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Broschiert 12 Goldmark, Ganzleinen 15 Goldmark.

Druck würde —, sie soll ja gar keine Abtötung sein, sondern ein Schutz, den die Kirche uns zusichert. . . ." (S. 379.)

Nicht minder bedeutsam sind die Ausführungen über den Kampf des Fürsten gegen die Freimaurerei, obwohl es mir scheint, als hätte der Verfasser, der sonst so gründlich und vorsichtig zu Werke geht, hier zuviel bei der jüngeren Generation als bekannt vorausgesetzt. Wer weiß heute noch, wer und was Leo Taxil war, wie es um Miß Vaughan eigentlich stand, was jener Schwindler behauptete, mit welchen Schlichen er die Kirche und den Fürsten zu täuschen suchte? Bei einer späteren Auflage sollte dieses Kapitel erweitert, mindestens mit reichlichen Fußnoten versehen werden. — Der Feldzug gegen den Zweikampf schließt sich dem Kampfe des Fürsten gegen die Irrtümer der Freimaurerei würdig an; er hat auch auf diesem Gebiete bahnbrechend und mit großem Mute gewirkt. Mit Schmerz lesen wir heute, wie wenig Unterstützung er beim Kaiser fand, so daß selbst der tieffromme katholische König Georg von Sachsen sich nicht für die Sache verwenden wollte (S. 509). Die Anti-Duell-Liga lag dem Alternden, der sich längst zum Kloster berufen fühlte, so am Herzen, daß er den Eintritt ins Kloster immer wieder verschob, bis er drei Männer gefunden hatte, die ihn in der Welt wenigstens bei dieser Arbeit vertreten konnten: Graf Erbach-Fürstenau, Frhr v. Cramer-Klett und Bürgermeister Antoni-Fulda.

Weiß man in Deutschland allgemein, daß es der Fürst Löwenstein ist, dem wir zu danken haben, daß in Loreto heute die prachtvolle Deutsche Kapelle die Wallfahrtskirche so herrlich schmückt und ziert? Unser Buch zeigt, mit welcher Zähigkeit, aber auch mit welcher Umsicht und welchem Weitblick der Fürst auch diesen Plan durchgeführt hat, als er sich einmal entschlossen, ihm Kraft zu widmen. Wenn man dann noch neben diesen Berg von Arbeit stellt, daß der Fürst für Presse, Kunst und Wissenschaft tätig war, daß er der Römischen Frage viel Kraft und Zeit opferte, daß er sich um die Fürsorge der entlassenen Päpstlichen Soldaten ernstlich annahm, daß er für die Organisation von Wallfahrten und Huldigungsfeiern Zeit fand, daß fromme Werke für Kirchen und Priester einen weiten Raum in seiner Arbeit und Sorge einnahmen, wie die Sorge für Orden und Klöster, so wird man sich ungefähr einen Begriff von diesem einzigartigen Leben machen können. Fürst Karl zu Löwenstein stand wirklich unter dem Grundsatz »Omnia instaurare in Christo«, aber er hat damit angefangen, sein eigenes Leben zu heiligen, ehe er ausgezogen ist, den andern zu predigen. Er hat der Welt und der Zeit praktisches, lebendiges katholisches Christentum vorgelebt. Seine Gewissenhaftigkeit ging soweit, daß er erst in Rom nachfragte, ob er die Besitzungen seines Hauses, die aus Kirchengut stammten, behalten dürfte. Diese erstmalige Frage eines Standesherrn soll in Rom Erstaunen hervorgerufen haben....

Ein solches Leben mußte fast folgerichtig im Kloster endigen, und wenn man die Bilder des Fürsten ansieht, die dem Buche beigegeben sind, so erscheint er seinem Wesen am entsprechendsten, er erscheint auch am liebenswertesten im Klosterkleide des Dominikaners. Nach dem Verschwinden des Bartes, den er in der Welt getragen hatte, zeigte es sich erst, welch einen gütigen Mund er hatte.

Güte, wirkliche, von innen herauskommende Güte, vom lebendigen Wasser des Glaubens gespeiste Güte —: das ist der Grundzug seines Wesens gewesen, und diese echte christliche Güte strahlt aus allem, was er getan und geschaffen hat. Rührend sind die letzten Kapitel des Buches, wo dieses rege, tätige Leben, rastlos rege auch in Alter und Krankheit, rührend getreu und demütig, immer darauf bedacht, anderen zu helfen, andere zu erfreuen, im Kloster ausklingt. Der Gedanke drängt sich auf, daß es das Leben eines Mannes auf dem Wege zur Heiligkeit ist, den das schöne Buch, das man bald nicht mehr als zu umfangreich geraten empfindet, vor uns aufstellt. Man muß Paul Siebertz aufrichtig dankbar sein, daß er mit großem Fleiß und großer Liebe das Lebensbild dieses seltenen Mannes aufgezeichnet hat, der wie wenige verdient, im katholischen Volke gekannt und als Vorbild verehrt zu werden. In der Zerrissenheit deutscher Gegenwart ist es ein Trost, den Blick auf einen Menschen dieser reinen Geschlossenheit richten zu können, wie Fürst Karl zu Löwenstein einer gewesen ist, ja, es ist ein besonderer Trost zu glauben, daß seine Wirksamkeit noch nicht zu Ende ist. Er lebt hier in vielem weiter, was er geschaffen hat, aber in der höheren Welt, zu der er eingegangen ist, wird er nicht nachlassen, für deutsches Land und Volk, das er so geliebt hat, zu bitten und mit seinen Fürbitten zu arbeiten.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die größere Freiheit, welche sich der katholischen Kirche Deutschlands seit dem Abschluß des kleindeutschen Zeitalters aufgetan hat, stellte uns plötzlich vor außerordentliche Aufgaben, mit denen wir uns unter dem Druck der Not und des bitteren Elends der ersten Nachkriegsjahre noch nicht genügend befassen konnten. Auch traf uns der in diesem Maße nie geahnte Umschwung unvorbereitet, wir besaßen für die neuen Aufgaben noch nicht die nötigen, entsprechend ausgebildeten Kräfte. Nun treten wir in die Jahre ein, da die Ueberwindung dieser Mängel sich immer stärker fühlbar machen wird und damit sind unsere Katholikentage mehr noch als je eine Notwendigkeit ersten Ranges geworden. Naturgemäß ist ein großer Teil unserer Aufgaben dort zu lösen, wo die Kirche ehedem am meisten gefesselt und geknebelt war und wo alle Versuche, aus den verstreuten Trümmern früherer Jahrhunderte wieder einen Bau aufzurichten, auf nahezu unüberwindliche Hindernisse stießen, deren Beseitigung sonst Jahrhunderte erfordert haben würde. Wir deutsche Katholiken haben dort so ungeheuer viel nachzuholen und wieder aufzubauen, daß alle unsere Kräfte von der Bewältigung unserer eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen werden. Man hat sich aber außerhalb unserer Reihen so sehr daran gewöhnt, diesen eingelebten Zustand als den normalen anzusehen, durch den unseren berechtigten Ansprüchen Genüge geschehen sei, daß — zumal eine bekannte Organisation berufsmäßiger Konfessionshetzer unentwegt wühlt und schürt — man sich nicht vorstellen kann, daß uns bei unserem Tun eine aggressive und provozierende Tendenz fern liegt. Diese Vorurteile müssen von der Zeit und den Tatsachen selbst überwunden werden. Und das beste Mittel dazu ist, daß die katholische Kirche möglichst viel Gelegenheit gibt, daß man sie und den ihr innewohnenden Geist kennen lerne.

Aller der Kongresse zu gedenken, die rein oder teilweise kirchlichen Charakters sind, wäre zwecklos, solange wir uns enthalten müßten, näher auf Bedeutung und Verlauf einzugehen. Aus der reichen Fülle seien daher nur einige von mehr allgemeiner Wichtigkeit erwähnt. Glänzend verlief der Schweizer Katholikentag zu Basel (9.—12. August), international im gut katholischen Sinn, insofern die vier Nationen der Schweiz, die deutsche, französische, italienische und ladinische, einträchtig teilnahmen. Höhepunkte waren die Festpredigt von Msgr. Meyenberg und die Rede von Dr. Keckeis über Katholizismus und Kultur. — Braga, das portugiesische Rom, beging vom 2. bis 6. Juli den ersten eucharistischen Nationalkongreß Portugals, zu welchem der Papst den Kardinal-Patriarchen von Lissabon als päpstlichen Legaten entsandt hatte. Bezeichnend für einen gewissen Wandel ist die Teilnahme der höchsten staatlichen und militärischen Behörden. Der Nuntius Msgr. Nicotra sprach über Eucharistie und Papst, der Führer der Katholiken Dr. Lino Netto, Präsident des katholischen Zentrums, über Volksfrömmigkeit und Altarssakrament. Von der Höhe des Sameiro aus, die das Ziel der Schlußprozession war, vollzog der Erzbischof von Braga die feierliche Weihe Portugals an das hh. Herz Jesu inmitten von 300000 Teilnehmern, und der Kardinal segnete den Grundstein des auf jenem Punkte zu errichtenden Herz-Jesu-Denkmals. — Palermo schloß die feierliche Uebertragung der Reliquien der hl. Rosalia auf den Pilgerberg, den Monte Pellegrino, gleichfalls mit einem großartig verlaufenen eucharistischen Kongreß; wie in Amsterdam nahm auch hier das katholische Orientalentum, das ja in Sizilien durch griechische Kolonien stark vertreten ist, aktiven Anteil, während sich der Hl. Vater durch Kardinal Belmonte vertreten ließ. Wenn heute die Tatsache der Vertiefung des katholischen Glaubenslebens allenthalben sich der Beachtung aufdrängt, und wenn die öffentliche Verehrung und Anbetung Jesu Christi in diesem seinem Sakramente sich in täglich mehr herrlichen Kundgebungen äußert — der zahllosen örtlichen Kongresse dieser Art haben wir gar nie gedacht — so liegen hier Wechselwirkungen vor, die zu besonders erhebenden Hoffnungen berechtigen.

Nun liegt auch der IV. Unionskongreß von Velehrad hinter uns, der sich diesmal zum Weltkongreß von internationaler Bedeutung erhob. Durch päpstliches Breve war seine Leitung in die Hände des Olmützer Erzbischofes Dr. Preczan gelegt, der Staat gewährte, der politischen Konjunktur gehorchend, volle Freiheit. 350 Teilnehmer aus den verschiedensten Ländern verzeichnet der Kongreßbericht, unter denen in geringer Zahl auch

Gläubige aus fremden Kirchen sich befanden; offiziell waren diese noch nicht vertreten. Die Teilnahme von 20 katholischen Erzbischöfen und Bischöfen zumeist slavischer Diözesen beweist den entschiedenen Willen der ostwärts gerichteten Kirchen, das Unionsproblem im Sinne der katholischen Kirche, d. h. im Sinne der Einheit in der Wahrheit, einer Lösung zuzuführen. Man will dort entgegenkommen, wo die im Vollbesitz der Wahrheit des geoffenbarten Glaubens befindliche Kirche entgegen kommen kann. Es soll nicht eine Union um jeden Preis sein, auch nicht ein rein äußerlicher Zusammenschluß auf Grund einer Kautschukformel, die sich jeder Deutung fügt und über bestehende Gegensätze nur hinwegtäuscht. Auch da gilt, daß wer die Trennung vollzogen hat und eigene Wege wandelte, die Trennung aufheben und zum ursprünglich verlassenen Wege zurückkehren muß. Allerdings haben die orientalischen Kirchen viel des Wesentlichen festgehalten, ihre Abkehr war eine Trennung, nicht ein Umsturz, und was heute uns noch mit ihnen eint, sucht der westliche Protestantismus in mühsamer Arbeit wiederzugewinnen, die Einheit der Begriffe. Mit einem gewissen Grimm verzeichnet man, daß dem Metropoliten Szeptyckij die Teilnahme am Kongreß von den staatlichen Behörden seines Landes nicht gestattet wurde; er durfte es nicht verlassen. Das heißt man Förderung der Union. Bis zum nächsten Unionskongreß in 3 Jahren sollen Unionskurse in Polen und Jugoslavien abgehalten werden. Zum Abschluß des Weltkongresses hatten sich 50000 Pilger eingefunden, die der feierlichen Konsekration des neuen Uzhoroder griechisch-katholischen Bischofs Msgr. Gebej beiwohnten. Hocherfreulich auch war die Eintracht der Vertreter der verschiedenen nationalen Lager, der Polen, Ukrainer, Russen, und die Zusammenarbeit unter der Führung Roms. Die offizielle Sprache des Kongresses war Latein.

Gedacht sei auch noch des litauischen Katholikentages zu Kaunas unter dem Ehrenvorsitz des apostolischen Delegaten Msgr. Zecchini und des Bischofs Msgr. Karewicz; zu Schaulen hielt die katholische Jugendvereinigung desselben Landes (rund 44000 Mitglieder) ihren Jahreskongreß unter freiem Himmel, da kein Raum die 7000 Teilnehmer zu fassen vermochte. — Und wenn wir noch des Weltkongresses der schwarzen Rasse zu Newyork Erwähnung tun, geschieht es, weil die erste Begrüßungsdepesche an Papst Pius XI. gesandt wurde. Damit wären wir nun wieder in der neuen Welt angelangt, die uns immer wieder Neues für unsere Rundschau bietet. Durch das Auftreten der Geheimsekte des Ku-Klux-Klan scheint eine Zeit der Prüfung über unsere dortigen Glaubensbrüder gekommen, die der jungen Kirche Amerikas das gibt, was ihr eigentlich bisher noch fehlte: Blutzeugen und Bekenner. Bei Haverhill wurde Mr. Borroughs, von Beruf Richter, von einer solchen Bande überfallen und wegen seines Uebertrittes zur katholischen Kirche auf Stirne und Brust mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt; er hat überdies das „Verbrechen" begangen, eine Konvertitin zu heiraten. (Großes Aufsehen erregt die erst jetzt bekannt gewordene, bereits im Juli erfolgte Konversion des einzigen Sohnes des Begründers der zionistischen Bewegung Theodor Herzl in der Kapelle des Dominikanerklosters in Wien, der aus der Hand des hochw. P. Schlesinger, gleichfalls eines Judenkonvertiten, die hl. Taufe erhielt. Der Neophyt ist nach London abgereist.) Zwölf Benediktiner aus der schottischen Abtei Fort Augustus, unter ihnen fünf Amerikaner, reisten nach Washington ab, um dort ein neues Kloster zu errichten. — Der irischen Missionsgesellschaft vom hl. Kolumban wurde ein neues Missionsgebiet in Siam übertragen. Unsere bekannte (Steyler) Missionsgesellschaft vom Göttlichen Worte errichtete in Polen zwei Niederlassungen zur Heranbildung von Aposteln für den Osten. Wie auf dem Eucharistischen Kongreß zu Amsterdam in der orientalischen Sektion mitgeteilt wurde, besteht Hoffnung, daß die katholischen Priester bald wieder in Rußland zugelassen werden. In der Ukraine haben die katholischen Schwestern wieder Zutritt. Unter Vorbehalt verzeichnen wir die Meldung von angeblichen Verhandlungen des Vatikans mit der Moskauer Regierung. Daß Rom solche Beziehungen anstrebt, erscheint glaublich, denn sie sind die notwendige Voraussetzung weiterer Verhandlungen für eine Besserung der Lage der Kirche. Der apostolische Nuntius in München Msgr. Pacelli hatte bei seinem jüngsten Aufenthalt in Berlin auch eine längere Aussprache mit dem dortigen Sowjetvertreter, Bratman Brodowski.

Wir begrüßen jede Veröffentlichung, die unser innerdeutsches Missionsgebiet, die weitgedehnte Diaspora, und zwar nicht allein ihre Bedürfnisse, allen deutschen Katholiken anschaulich näher bringt. Diesen Zweck erfüllt ausgezeichnet der uns überreichte „Diaspora Heimat-Kalender" für die Bezirke Magdeburg, Merseburg, Anhalt. (Verl. Sächs. Tageblatt, Wegeleben, Preis 0,75 Mk.) Vorbildlich baut er die Diaspora auf der großen katholischen Kultur jener Gebiete im Mittelalter auf: Halberstadt, Quedlinburg. Auch der Franziskanerorden legt uns eine wertvolle Gesamtübersicht vor, betitelt: „Die Franziskanermissionen der Gegenwart", dargestellt nach den letzten Jahresberichten der Missionsoberen von P. L. Lemmens (Schwann, Düsseldorf).

Ein Unternehmen, das, wenngleich nicht allein kirchlicher Natur, auf dem letzten internationalen Katholikenkongreß zu Konstanz von Deutschland, von Fulda, seinen vielversprechenden Ausgang nahm, ist die bereits auf alle Erdteile übergreifende „Internationale Wirtschaftsvereinigung Katholischer Kaufleute"; ihr mehrsprachiges Organ „Welthandel" wird kostenlos zugesandt.

Von besonderem Interesse müssen wegen ihrer Rückwirkung auf die Lage des Hl. Stuhles stets jene Vorgänge sein, die sich auf italienischem Boden abspielen. Bezeichnend für das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ist, daß unterm 11. August das italienische Unterrichtsministerium die Satzung der katholischen Herz-Jesu-Universität in Mailand anerkannt hat. Die in diesen Tagen erfolgte Auffindung der Leiche des Abg. Matteotti reinigt die Regierung Mussolinis von dem Verdacht, den Lauf der Gerechtigkeit durch Vertuschungsversuche hemmen zu wollen möge Mussolini die Durchführung des Reinigungsprozesses und die Wiederherstellung der Gesetzlichkeit gelingen. Die Kirche hat von einer Rückkehr zur früheren Lage in Italien nichts zu erwarten. Für die Verkehrs- und sonstigen Bedürfnisse der zum Hl. Jahre nach Rom strömenden Pilgerscharen wurde im Verkehrsministerium eine eigene Abteilung eingerichtet. Eine päpstliche Konstitution beschränkt für auswärtige Pilger die Pflichtbesuche auf die vier Hauptkirchen und auf einen Zeitraum von drei Tagen. — Bekanntlich hat Mussolini jüngst mehrere ehemalige Volksparteiler in sein Kabinett hereingenommen. Diese gehören zu den von dieser Partei ausgeschlossenen Dissidenten, die sich jetzt zum sog. Centro Nazionale Italiano zusammenschlossen. Eine Erklärung des Vatikans zieht auch nach dieser Seite hin einen reinen Trennungsstrich und unterstreicht nochmals, daß der Hl. Stuhl außer- und oberhalb der politischen Partei steht. — Wie man hört, gehen die Bestrebungen der englischen Regierung, zwischen Papst und Völkerbund amtliche Beziehungen herzustellen, auf das Mitglied der Labour-Regierung Lord Parmoor zurück; dieser war ehedem Generalvikar des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury. Wie der Osservatore meldet, wurde, nachdem über den größten Teil der Artikel des Rumänischen Konkordates Uebereinstimmung erzielt ist, der Abschluß wegen der eingetretenen Ferien der Kardinals-Kongregation für a. o. kirchliche Angelegenheiten auf den Herbst verschoben. Erzbischof Netzhammer von Bukarest hat, wie aus seinem Abschiedsschreiben hervorgeht, nicht demissioniert, sondern ist abberufen worden. Der Schritt steht natürlich mit dem Konkordat in engstem Zusammenhang.

An Personalnachrichten verzeichnen wir die Wahl des P. Albert Schmidt O. S. B. von Weingarten zum Abte der neuerstandenen Benediktinerabtei Grüßau; Kardinal Bertram nimmt die Weihe vor. Ernannt wurde zum Bischof von Rieti der Obere der Opera Scalabriniana Don Rinaldi; zum Weihbischof des Patriarchen von Jerusalem der englische Domherr Godric Kean. — Verstorben ist Bischof Marty von Nimes.

Der gelehrte Nicolaus Steno als Bischof in Hannover.

Von Dr. Konrad Algermissen, Hannover.

Wohl das interessanteste Jahr in der Geschichte der Stadt Hannover ist das Jahr 1679. Auf dem Herzogsthrone saß seit 1665 Johann Friedrich, jener edle Konvertit aus dem Welfenhause, den ein protestantischer Schriftsteller rühmt als einen Fürsten voll Fleiß und Gründlichkeit, voll Demut und Sanftmut, voll Frömmigkeit und Geduld, voll Mildtätigkeit und Wahrhaftigkeit und als einen Mann von Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntnis. Sein reger, nach Wahrheit dürstender Geist hatte ihn schon früh in die Fremde getrieben, zumal nach Italien. Die Gnade Gottes hatte seine Schritte nach Assisi gelenkt. Dort war Johann Friedrich 1651 zur wahren Kirche zurückgekehrt. Dann war er 1665 Herrscher der Calenbergschen Lande geworden. Unermüdlich arbeitete er daran, vor allem in seiner Residenzstadt Hannover den kath. Glauben, der seit den Tagen der Reformation vollständig erstorben war, wieder neu erstehen zu lassen. Er zog katholische Ausländer an seinen Hof. Eingesessene Pro-

testanten kehrten zum alten Glauben zurück. Bis zum Jahre 1679 zählte man 330 Konvertiten. Ein reges internationales, ein eifriges katholisches Leben herrschte damals in der Stadt Hannover. An der Spitze der lutherischen Kirche des Landes stand der edle, hochberühmte und gelehrte **Molanus**, den Johann Friedrich 1674 als Direktor des Konsistoriums nach Hannover berufen hatte und der seit 1677 mit dieser bedeutenden Stellung noch die Würde eines Abtes der säkularisierten Cisterzienser-Abtei Loccum verband. Dieser lutherische Würdenträger betete täglich das Cisterzienserbrevier und hielt kraft eines Gelübdes den Zölibat. Ueber dem Eingang seiner herrlichen Bibliothek stand die Inschrift: Fructus sancti coelibatus. Noch einen anderen Mann hatte Johann Friedrich an seinen Hof gezogen. Das war der universalste Geist des deutschen Volkes, **Gottfried Wilhelm Leibniz**. Ende Dezember 1676 traf der 30jährige Gelehrte in Hannover ein und hat bis zu seinem Tode 1716 dort gewirkt. In der Neustädter Kirche liegt sein Leib begraben. Im Sommer 1679 kam noch ein anderer Gelehrter nach Hannover, allerdings zunächst nur für 1/2 Jahr, der berühmte **Bischof Spinola** aus dem Franziskanerorden, der später mit Molanus und Leibniz so eifrig gearbeitet hat an der Wiedervereinigung im Glauben. Es muß ein reger geistiger Verkehr damals am Hofe zu Hannover gewesen sein. Noch ein Name fehlt in der Reihe dieser herrlichen Männer. Das ist der Name desjenigen, der einer der ersten Gelehrten seiner Zeit war und dann zwei Jahrhunderte vergessen wurde, weil er die Wissenschaft vertauschte mit der Wirksamkeit des Priesters und Missionsbischofs, den Ruhm des Forschers mit dem stillen Ringen und Kämpfen des Heiligen. Erst das letzte Jahrhundert hat den Namen **Nicolaus Steno** wieder entdeckt und zu Ehren gebracht.

Niels Stensen, bekannter unter dem latinisierten Namen Nicolaus Steno, war am 1. Januar 1638 zu Kopenhagen von lutherischen Eltern geboren. Der hochbegabte Knabe und Jüngling studierte in Kopenhagen, Amsterdam und Leiden Mathematik und Medizin und begann bereits als 22jähriger auf dem Gebiete der Anatomie Forschungen und Entdeckungen zu machen, die sich von Jahr zu Jahr mehrten und seinen Namen berühmt machten in der ganzen Welt. Der deutsche Gelehrte Häser schreibt hierüber: „Steno galt mit Recht für einen der größten Entdecker seiner Zeit. Es gibt fast keinen Teil des menschlichen Körpers, dessen Kenntnis er nicht gefördert hätte." (Lehrb. d. Gesch. der Medizin 3. Aufl. Jena 1879 Bd. II S. 306.) An die anatomischen Forschungen schlossen sich geologische von solcher Bedeutung, daß der geniale Alexander v. Humboldt Steno als den Vater der modernen Geologie bezeichnet. (Kosmos, Stuttgart 1845—1858 Bd. II S. 318)

Bei seinen tiefen wissenschaftlichen Forschungen verlor der große Geist Gott nicht aus den Augen. Von Geburt Lutheraner, hatte er in Holland viel mit Calvinern verkehrt, sich gründlich in die Philosophie des Cartesius eingearbeitet und war mit dem Pantheisten Spinoza befreundet geworden. Sein scharfer Geist und sein gründliches Forschen auch auf philosophischem und theologischem Gebiet ließen ihn alle Irrtümer überwinden. Dem katholischen Glauben stand er noch sehr fern. Aber Gottes Gnade und eigenes aufrichtiges, unermüdliches Ringen und Forschen führten ihn schließlich zur Wahrheit. Besonders zog ihn die Lehre vom hh. Altarssakrament mächtig an. Auf der Höhe seines Ruhmes, im Vollbesitz und der ganzen Kraft und Frische seiner großen geistigen Fähigkeiten faßte Steno an Allerseelen 1667 den Entschluß, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Am 4. November 1667 legte er zu Florenz in die Hände des Franziskaners Girolamo Baroni da Lugo das Glaubensbekenntnis ab. 1672 berief König Christian V. den berühmten Gelehrten auf den Lehrstuhl der Anatomie nach Kopenhagen. Zwei Jahre später folgte Steno einem Rufe des Herzogs von Toskana zur Erziehung des Erbprinzen Ferdinand. In den folgenden Jahren begann seine große gottsuchende Seele sich immer mehr der irdischen Wissenschaft zu entschlagen und sich ganz dem Dienste Gottes und dem Heile der Seelen zu weihen. Steno bereitete sich auf das Priestertum vor. Ende 1675 empfing er zu Florenz die Priesterweihe. Dem Gelübde der Keuschheit, das er schon früher abgelegt hatte, fügte er jetzt das Gelübde freiwilliger Armut hinzu.

In jenen Jahren leitete am Hofe Johann Friedrichs die neuerstandene aufblühende katholische Gemeinde in der Stadt Hannover der italienische Priester und Bischof Maccioni. Maccioni war der erste Seelsorger in Hannover und der erste Apostolische Vikar der Nordischen Missionen. Am 5. September 1676 starb Maccioni. Es war bei der ganzen Veranlagung und den reichen Beziehungen Johann Friedrichs natürlich, daß sein Blick bald auf den neugeweihten Priester und Gelehrten Steno als Nachfolger fiel. Am 5. April 1677 beauftragte der Herzog seinen römischen Agenten, den dänischen Priester Nicolaus Steno für Hannover vorzuschlagen. Papst Innozenz XI. willigte freudig ein. Durch Breve vom 21. August 1677 ernannte er den Konvertiten Steno zum Bischof von Titiopolis und zum Apostolischen Vikar der Nordischen Missionen. Am 19. September wurde Steno durch Kardinal Barberigo in Rom zum Bischof geweiht. Dann begann er, im Geiste der Buße und Abtötung den langen Weg von Rom nach Hannover zu Fuß zurückzulegen. Im Dezember 1677 traf er in Hannover ein. Als dann im Sommer 1679 Spinola auch in Hannover erschien und für ein halbes Jahr beim Herzog Wohnung nahm, wirkten hier fünf Männer zusammen von solchem Adel der Gesinnung und solch hervorragender Geistesgröße, wie wir es nur selten finden im Laufe der Geschichte: Johann Friedrich, Leibniz, Molanus, Steno und Spinola.

Von Dezember 1677 bis zum 1. Mai 1680 ist Nicolaus Steno als Bischof in Hannover tätig gewesen und hat als solcher Großes gewirkt zum Heile der Seelen. Den größten Wert in seiner Arbeit als Seelsorger und Bischof legte er auf das Apostolat des guten Beispiels. Der Bischof Steno hat seinen Gläubigen und der großen andersgläubigen Welt den katholischen Glauben, katholische Demut, katholische Frömmigkeit, katholische Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit, katholische Nächstenliebe vorgelebt. Sein Wandel war der eines Heiligen. Ueber sein Leben und Wirken in Hannover sind eine ganze Anzahl Zeugnisse seiner Zeitgenossen erhalten, vor allem die eidlich bekräftigten Aufzeichnungen der Augenzeugen Nicolaus di Francesco Graziani und Maria Teresa Du-Verges.

Steno war **ein demütiger Bischof**. Nach mühseliger Wanderung war er in Hannover angekommen. Der Herzog sandte ihm Kavaliere und Karossen entgegen, Steno lehnte alles ab. Nach dem Beispiele der Apostel wollte er zu Fuß einziehen. Die kostbaren Gewänder seines Vorgängers wollte er nicht tragen. Nie ließ er sich bei Tisch von seinen Bedienten aufwarten, vielmehr sie im selben Saale und zu gleicher Zeit, jedoch an einem besonderen Tische, mitspeisen.

Steno war **ein tiefreligiöser, frommer Bischof**. Als er in der Stadt eintraf, fragte er zunächst nach der herzoglichen Kirche, verrichtete dort ein Dankgebet und begab sich erst dann zum Herzog zur Begrüßung. Nie schlief er in einem Bette, sondern auf einem Strohsack an der Erde. Er bediente sich seines Mantels als Decke. Jeden Freitag fastete er bis zum Abend. An diesem Tage gab er dann sein Mittagessen einem Armen, den er selbst ehrerbietigst bei Tisch bediente und dann reich beschenkt entließ. — Morgens um 5 Uhr stand er mit seinem ganzen Hauspersonal auf. Nach einer halben Stunde begann für alle die Betrachtung, die eine volle Stunde dauerte. Dann las er ein Kapitel aus der „Nachfolge Christi" vor, die er stets bei sich trug. Gleich darauf begann er die hl. Messe zu lesen, die er nie versäumte. Ein Augenzeuge berichtet: „Ich habe ihn oft unter so heftigen Kolik-Anfällen Messe lesen sehen, daß er sich vor Schmerzen kaum aufrecht halten konnte." Im Laufe des Tages machte das ganze Haus einen Besuch beim hh. Altarssakramente. Nach dem Abendessen wurde Gewissenserforschung über den verflossenen Tag gehalten, worauf mündliche Gebete das Tagewerk schlossen.

Steno war **ein seeleneifriger und gewissenhafter Bischof**. An den Festtagen hielt er selber nach der hl. Messe vom Altar aus einen Vortrag und am Nachmittag eine zweite Predigt auf Französisch, Deutsch oder Italienisch. Ueber seinen apostolischen Eifer bei seinen Missionsreisen im Gebiete seines Vikariats berichten Augenzeugen:

„Ueberall waren seine Gedanken nur auf die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen gerichtet. Wir sehen ihn voll Eifer zu den Hütten armer katholischer Soldaten eilen, um ihnen in ihrer geistigen und leiblichen Not beizuspringen. Dieselbe Liebe erzeigte er armen Lutheranern, um zu sehen, ob er sie für den Glauben gewinnen könne. Es gelang ihm, viele in der Todesstunde zu retten."

Große Mühe gab sich der Bischof, um die traurigen Schulverhältnisse in Hamburg, das zu seinem Missionsbezirk gehörte, zu regeln. In Hannover errichtete er in seinem eigenen Hause für einige Jünglinge eine Schule mit Konvikt.

Ueber alles groß war die **Nächstenliebe des edlen Oberhirten**. Selbst eine goldene Halskette mit einem Medaillon,



welches das Bildnis des Herzogs enthielt und ein Geschenk von ihm war, übergab er einem Freund mit der Weisung, es für die Armen zu verwenden. Als er nichts mehr hatte, verkaufte er sein silbernes Brustkreuz und seinen kostbaren Bischofsring, um die Not der Armen zu lindern.

Einen schönen Beweis des edlen und gütigen Charakters des Bischofs geben uns die Aufzeichnungen des lutherischen Pastors Joh. Wilh. Petersen von der Aegidienkirche in Hannover, eines Zeitgenossen Stenos. Derselbe schreibt:

„Derselbige Bischoff, als er von mir hörete, daß ich hertzlich predigte, darzu auch nicht geheyrathet hätte, noch Lust darzu hätte, gedachte, daß ich nicht ungeneigt zum Pabstthum sein würde, kam deswegen in Person, in Begleitung einiger Mönche zu mir in mein Pfarr-Hauß bey hellem Tage, und versicherte mich, daß er von Religions-Controversien mit mir nicht handeln, sondern sich mit mir in Gott erbauen wollte, wovon er so viel Gutes gehöret hätte. Ich aber bat ihn, er möchte mich künftig unbesucht lassen, weil es einen großen Anstoß bey meiner Gemeine geben würde, wenn sie sähen, daß ich so familiar mit ihm umginge und er mich besuchte. Ich würde damit machen, daß meine Predigten wenig Erbauung bey ihnen haben würden. Er ist auch darauf nicht wieder zu mir gekommen, aber er hatte doch einen mit Nahmen Jakobus Rautenfelß subordinieret, der in einem seculairen Habit (ob er nun ein Jesuit gewesen, weiß ich nicht) zu mir kam, und versicherte, wie hoch und werth mich der Herr Bischoff Steno hielte. Es schickte mir auch der Bischoff (weil ich allein war, und keine Familie hatte) dann und wann Fische, und was er sonst fand, um sein gutes Gemüth gegen mir zu beweisen." (Lebensb. Petersen Ed. 1719 § 10)

Wie schön zeigt sich hier die edle selbstlose Seele des wahrhaft großen Mannes, der die kränkende Zurückweisung dem etwas engherzigen Prediger nicht nachträgt und fortfährt, ihm Gutes zu erweisen.

Daß solche Beispiele der Demut, Abtötung, Frömmigkeit und Nächstenliebe des hochberühmten Gelehrten einen tiefen Eindruck auf die Mitwelt machen mußten, ist selbstverständlich. Viele wurden durch dieses Beispiel des heiligmäßigen Bischofs für den Glauben gewonnen. Einer derselben, der Edelmann Joh. Rose, schreibt in seinen Aufzeichnungen:

„Es war im Jahre 1678, daß ich das Glück hatte, diesen heiligmäßigen Prälaten kennen zu lernen. Er war es, durch den mir Gott die unschätzbare Gnade zu teil werden ließ, vom Luthertum zum kath. Glauben zurückzukehren."

Außer durch das Apostolat des Beispiels und eifriger Seelsorgearbeit wirkte der große Bischof viel durch das Apostolat der Schrift. Seine theologischen Schriften stammen sämtlich aus der Zeit seiner Wirksamkeit in Hannover. 1678 erschien zu Hannover in deutscher Sprache die Schrift „Prüfung der Reformatoren", in welcher Steno den Beweis führt, daß diejenigen Lehrer, welche die Sitten der Menschen zu verbessern trachteten, von Gott, diejenigen aber, die den Glauben zu verbessern suchten, nicht von Gott waren. Dasselbe Jahr brachte auch die Schrift „Katholische Glaubens-Lehr vom Fegfeuer", Hannover 1678. Im nächsten Jahre gab Steno zu Hannover eine weitere Schrift heraus unter dem Titel: „Verteidigung und weitere Beleuchtung der Prüfung der Reformatoren". In seiner letzten Schrift, die er 1680 zu Hannover als „Verteidigung und weitere Beleuchtung des Briefes über die eigene Konversion" erscheinen ließ, betont der Bischof vor allem den Nutzen des kirchengeschichtlichen Studiums, um zur religiösen Klarheit zu kommen. Alle diese Schriften haben viel zur Klärung und wegen ihres versöhnlichen Geistes viel zur Beruhigung beigetragen. Daß der sorgende Oberhirte außer durch das Apostolat des Beispiels, der Predigt und Schrift durch das Apostolat des Gebetes gewirkt hat für seine große Herde, braucht bei dem demütigen und frommen Priester nicht erwähnt zu werden.

Leider war die Wirksamkeit Stenos in der Stadt Hannover nicht von langer Dauer. Herzog Johann Friedrich starb am 18. Dezember 1679 ohne männliche Nachkommen. Es folgte sein lutherischer Bruder Ernst August. Steno mußte am 1. Mai 1780 Hannover verlassen. Zunächst hat er dann von Münster, später von Hamburg aus die Nordischen Missionen geleitet. Am 6. Dezember 1686 rief Gott ihn zu sich in den Himmel. Seine Gebeine wurden aus dem Schweriner Dom, wo sie zunächst ruhten, auf Wunsch des Herzogs von Toskana im folgenden Jahr nach Florenz überführt und in der Fürstengruft der Medizeer zu S. Lorenzo beigesetzt.

Nicolaus Steno, Bischof von Hannover im Jahre 1679 — die 63. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Hannover im Jahre 1924. Lassen sich Beziehungen herstellen zwischen beiden? Der Name des großen Mannes, der einst hier gelebt, wird vielleicht in keiner der großen Reden des Katholikentages erwähnt werden. Steno ist leider auch uns Katholiken noch zu wenig bekannt. Und doch sollte gerade dieser Mann eine vorbildliche Bedeutung haben für unsere Tage, und besonders für die Probleme, die der hannoversche Katholikentag behandeln wird. Wir sehen, wie auf der einen Seite der Unglaube sich immer mehr einfrißt in unser deutsches Volk, wie der Protestantismus sich innerlich immer mehr und mehr zersetzt, das Sektenwesen in Stadt und Land überhand nimmt, wie aber auf der andern Seite das Ansehen der katholischen Kirche stetig wächst und sich die Blicke einer an der Wahrheit fast verzweifelnden Welt sehnsüchtig hinlenken zum Felsen Petri. Die Generalversammlung der Katholiken in Hannover steht unter der Losung: Höret die Kirche. Das ist die zeitgemäßeste Forderung, die es gibt. Stenos Leben zeigt, wie wir gläubige Katholiken durch Wort, Schrift und besonders das Beispiel des eigenen Lebens alle miteinander Aposteldienste leisten müssen an dieser sehnsüchtig suchenden Welt.

Sein Leben zeigt noch mehr. Wie kommt es, daß trotz aller Unionsbestrebungen seit den Tagen von Leibniz und Steno, trotz aller Arbeit des Winfriedbundes in unseren Tagen der Zuzug aus dem Protestantismus zur katholischen Kirche verhältnismäßig so gering ist? Ein Vergleich zwischen Leibniz und Steno sagt uns alles. Weshalb wurde der edle Leibniz trotz seiner Freundschaft mit Steno nicht katholisch? An verstandesmäßiger Erfassung der Wahrheit des katholischen Glaubens fehlte es nicht. Leibniz' Schriften zeigen das deutlich. An Kenntnis der Schönheit der katholischen Liturgie fehlte es auch nicht. Am Hofe Johann Friedrichs entfaltete sich der katholische Gottesdienst mit vollster Pracht. Die Gründe lagen tiefer. Wesenselement des Protestantismus ist das Subjektive, das Persönliche, ist Selbstherrlichkeit. Wesen des katholischen Menschen ist das „Sentire cum Ecclesia" in des Wortes vollster und ganzer Bedeutung, das Denken, Empfinden, Wollen im Geiste der Kirche und deshalb unbedingter Gehorsam gegen die rechtmäßige kirchliche Autorität. Trotz seiner Freundschaft mit Steno hat Leibniz nie begreifen können, daß der große Gelehrte Steno seine irdische Weisheit daran gab, um demütiger Priester und gehorsamer Sohn seiner Kirche zu werden. E magno Physico factus est Theologus mediocris, schrieb er etwas bitter.

Im Laufe der Jahrhunderte ist der Geist des Subjektivismus immer mehr erstarkt. Deshalb sind die Schwierigkeiten in dieser Hinsicht heute noch größer als zu Stenos Zeiten. Stenos Leben zeigt uns, was katholisch sein heißt: alles dran geben, selbst seine eigene Seele verlieren, um Christus zu gewinnen und mit ihm durch seine Kirche vereinigt zu werden. Das ist der wichtigste Punkt bei allen Unions- und Konversionsbestrebungen. Das ist der wichtigste Punkt in der heutigen Gebildetenseelsorge: das Sentire cum Ecclesia im Geiste Stenos, wie es der Katholikentag in Hannover der Welt verkünden will.

Literatur: Plankers S. J. „Der Däne Niels Stensen", Freiburg 1884; Metzler S. J. „Nicolaus Steno" in den Historisch-politischen Blättern, München; derselbe „Die Apostolischen Vikariate des Nordens", Paderborn 1919; Woker Dr. Fr. „Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinde in Hannover und Celle; Cathrein S. J. „Eucharistische Konvertitenbilder", Leipzig 1922; Grote „Leibniz und seine Zeit", Hannover 1870.

Kloster Leubus in Schlesien.

Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Ein Katholikentag in Hannover. Einige empfinden ihn als Herausforderung, andere als Vormarsch oder Angriff, die Dritten als einen Sieg. Diese Auffassung ist immerhin auffällig und nicht ohne Bedeutung. Warum aber ist es nötig, sich überhaupt in militärisch gefaßten Ausdrücken zu bewegen? Suchen wir andere. Der Katholik, durchdrungen von der weltumspannenden idealistischen Zielbewegung, muß naturgemäß darnach streben, das Feld seiner Gedankentätigkeit zu beackern. Er muß in alle Furchen der Mutter Erde die Samenkörnchen seines segensreichen Glaubens einstreuen, auch in Furchen, die ungeordnet, verlassen, verödet oder vertrocknet daliegen. Er will also Segen über diese Gefilde bringen, wenn auch ihre Bewohner nicht immer und überall darnach verlangen, wie in Amsterdam. Wir wollen ein heiliges Wort umändern:

„Wir lassen Euch nicht, Ihr müsset denn gesegnet werden."

Die letzten Jahre brachten grundsätzliche Glaubensfreiheit Wenn auch vielen die Benützung der Kanäle, durch welche die

heißbegehrte und längst vermißte Betätigungsfreiheit der Katholiken hindurchfloß, nicht immer willkommen war, an der Tatsache ist nicht vorbeizukommen. Man denke an den monastischen Frühling. In den Jahren 1919 bis 1922 sind in Norddeutschland mehr männliche Ordensniederlassungen entstanden, als in den letzten 150 Jahren der Hohenzollern-Regierung. Klosterbauten, deren Vermorschung und Zusammensturz von manchem voraussetzungsvollen Wanderer nicht ohne Schadenfreude angekündigt wurde, konnten die Spuren alternder Zersetzung von sich abwerfen. Manches verrostete Tor öffnete sich wieder vor einem pochenden Abtstab, durch manches verödete erkältete Gotteshaus durften wieder lebensspendende wärmende Lieder erschallen. Im Norden und Süden, im Osten und Westen. Während aber in Süddeutschland die Wiederherstellung von Ordensniederlassungen nur ein Zurückführen der Mönche war, muß der Norden in dieser Beziehung seine ganz eigene Mission erkennen. Nicht durch Kampf, nicht durch Streiten, nicht durch sinnlose Angriffe darf Segen verbreitet werden. Nur durch die Kultur eines hochchristlichen katholischen Lebensideals. So, wie die Mönche arbeiteten, vor 1000, 800, vor 600 Jahren, rodend und pflügend, säend und erntend durch die deutschen Lande schreitend.

Unweit der Hauptstadt Schlesiens, mit dem Dampfer flußabwärts etwa in einer Stunde zu erreichen, erhebt sich machtvoll gen Himmel die gewaltige einstige Cisterzienserabtei **Leubus**. Stehen wir heute vor den Palastfronten dieses gigantischen Barockbaues des 18. Jahrhunderts, und erwägen wir dagegen die anfänglich überaus schwere Urbarmachung des Landes in den Urwaldgebieten, so füllt uns Ehrfurcht und Staunen vor dieser monastischen Kulturleistung, und zwar einer deutsch katholischen Kulturleistung der von slavischen Herzögen auf diesen Wachtposten an der Oder aus Pforta berufenen Cisterzienser. Der Weg von dem Tage angefangen, an dem der Abt nach geheiligter Kolonistenart vor den Arbeitern her in einen düsteren Wald hineinschritt, in der einen Hand ein Kreuz, in der anderen einen Weihwasserkessel, und an diese Stelle das erste Licht durch die Arbeit der Mönche eindringen ließ, bis zur Vollendung der Prachtbauten und zum Rang einer Reichsfürstabtei, war lang und schwer. Er währte sechs Jahrhunderte und führte durch Zeiten von Kriegen, von Verfolgungen, ja, er leitete Mongolen und Hussiten nicht nur bis vor die Tore von Leubus, sondern oft in Begleitung blutiger Greuel und verwüstender Untaten bis in die Hallen und Säle des Klosterbaues hinein.

Mitte des 18. Jahrhunderts stieg Leubus, wie auch alle anderen Abteien Schlesiens, zum Höhepunkt seines äußeren Glanzes empor. Um die ehrwürdige gotische Klosterkirche herum wurde ein Komplex von Barockpalästen geschaffen, in derartigen Ausmaßen, daß nicht nur die Klosterchronik, sondern auch der schlesische Volksmund davon erzählt, der Klosterbau sei das größte zusammenhängende Gebäude des europäischen Kontinents. Möglich. Im möchte jedoch, schon mit gebührender Rücksicht auf den Vatikan in Rom, diese Aeußerung auf die Gebiete deutscher Zunge eingeschränkt wissen. Sicher ist, daß **Friedrich II.** bei seinem Besuch in Leubus, nach Eroberung des Landes, allerhand ironische Bemerkungen machte. Es ergötzte ihn auch wenig, daß der Klosterbau höher und umfangreicher als sein Schloß in Berlin dastand. Bei der Besichtigung der Prälaturgebäude leistete er sich in dem ungeheuren Festsaal, der allerdings erst kürzlich zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia einen pompösen barocküberladenen Schmuck erhalten hatte, die witzige Frage, ob die Apostel Petrus und Paulus auch über solche Säle verfügt hätten.

Mit dem Einzuge Friedrichs II. erlischt der festtägliche Glanz von Leubus. Der König zwingt bei einer fälligen Abtswahl dem Konvent seinen Freund, den Abt von Kamenz, auch als Leubuser Abt auf. Dieser nun vereinigt zwei Würden in sich und kümmert sich wenig um Leubus, zieht jährlich 5000 Taler ein und sendet davon 4000 dem König nach Berlin. In den nächsten Jahrzehnten siechte das Klosterleben dahin, bis unter der Regierung des 52. Abtes am 21. November 1810 der Königliche Kommissarius das Stift im Namen des Königs für aufgehoben erklärte. 57 Güter und 10 Domänen nahm der Staat an sich.

War nun in der Zukunft Leubus dem Verfall preisgegeben? Bröckelten die Steinmassen wie in den anderen Klöstern Schlesiens allmählich ab, stürzten wankende Mauern ein, oder öffneten sich vermorscht die Dächer und bereiteten den Untergang vor? Nicht so ganz. Das Jahr 1830 gestaltete das gewaltige Abteigebäude zu einer Irrenanstalt um. Im ersten Augenblick mag dem Leser bei diesem Gedanken das Blut in den Kopf steigen, besonders wenn er hört, daß durch lange Jahrzehnte auch die kunstvoll ausgemalten Räume wie Kapitelsaal, Winterrefektorium usw. zu Tobzellen durch Einziehen von Wänden umgeformt wurden. Auch die Wandelgänge, die breit wie ganze Gemächer und hoch wie Kirchen durch alle Baulichkeiten hinlaufen, wurden in Stockwerke und Zellen zerlegt. Aber diese scheinbare Profanierung wurde für die Erhaltung der ungeheuren Gebäude doch ein Glück. Der Staat mußte, um die nach Hunderten zählenden Bewohner zu schützen, den Bestand gewährleisten. Ja, es wurden sogar, erst am Anfang dieses Jahrhunderts, soweit mir bekannt, durch den Einfluß des schlesischen Provinzialkonservators in den schönsten Räumen die störenden Wände ausgebrochen und die kunstvollen Malereien in ihrem üppigen Barockrahmen erneuert.

Mit anderen Worten: das Kloster ist da, es ist gesund, es ist erhalten. Die alte gotische Kirche, von den Barockbauten umklammert und beschützt, dient noch immer katholischem Gottesdienst. Das schlesische kath. Volk liebt und verehrt diese christliche deutsche Kulturstätte. Aber eine Sehnsucht liegt in den Herzen der Menschen: Laßt wieder den Klostergeist einziehen, laßt auch hier wieder einen Abt mit seinem Stabe an der Pforte anklopfen, laßt auch hier wieder Mönche emsig schaffen und walten. Am Rande des schlesischen Gebirges sind die Söhne des hl. Benedikt in **Grüßau** eingezogen. Und Leubus? Sollte es nicht irgendwo in der weiten Welt Cisterzienser geben, die deutsche Ordensbrüder entsenden könnten, um die bedeutende Stätte ihres Könnens, ihrer Kunst, ihrer Kraft und ihrer Frömmigkeit dem ursprünglichen geheiligten Zwecke wieder zuzuführen? Und wenn nicht Cisterzienser, dann irgendwelche andere Mönche großer Tradition, befähigt zur Kolonisation, und zwar zur geistigen, zur religiösen, zur katholischen.

An solchen Tagen, wie dem deutschen Katholikentage, und nicht zuletzt in dem nach Norden vorgeschobenen Hannover, dürfte es an der Stelle sein, darüber nachzudenken, wie die alten großen Kulturstätten, die herrlichen Klöster wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zu übergeben seien. Eines der wichtigsten von allen ist Leubus. Die Hindernisse dürften nicht so groß sein, als man annehmen könnte. Der Erwerb erscheint nicht ausgeschlossen. Aber selbst, wenn das Ziel schwer erreichbar wäre, vielleicht sehr schwer, um so weniger darf es außer Acht gelassen werden. Möglich ist es auf alle Fälle; denn der Segen von Oben wird nicht fehlen „und bei Gott ist kein Ding unmöglich".

Katholisches Verlagswesen und deutsche Kulturaufgaben.

Von Dr. Karl Debus.

Die katholischen Verlagsgründungen von heute, soweit es sich um die wichtigsten Verlage handelt, gehen nur in ganz wenigen Fällen über das 18. Jahrhundert zurück. Nicht übersehen werden dürfen die Schranken, die im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus in Form einseitiger Privilegien, des Zunftzwangs sowie der Zensur dem Verlagswesen auferlegt waren. Auch hier schaffte die französische Revolution und in Deutschland die Napoleonszeit Luft. An Wagemut und modern anmutendem Unternehmungsgeist hatte es einzelnen Gründern katholischer Verlage schon im 18. Jahrhundert nicht gefehlt. Wir stehen staunend vor Planungen, die wegen der Ungunst der Zeit, der Primitivität der Verhältnisse, der mangelnden geistigen Organisation und der wirtschaftlichen Armut nicht durchgeführt werden konnten.

Sehen wir uns die Gründungsdaten einiger bedeutender katholischer Verlage etwas näher an. **Bartholomäus Herder**, in der Klosterschule der altehrwürdigen Benediktinerabtei St. Blasien im Schwarzwald in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zuerst zum geistlichen Beruf bestimmt, gründete in Rottweil eine Schulbuchhandlung und erhielt dann 1801 von Dalberg die landesherrliche Bewilligung, eine Buchdruckerei anzulegen und den Bücherhandel damit zu verbinden. 1808 verlegte Herder infolge der einsetzenden Säkularisation seine Buchhandlung nach Freiburg im Breisgau, der früheren Hauptstadt der vorderösterreichischen Lande. Das Haus **J. P. Bachem** in Köln wurde 1818 gegründet. Die Stiftung der Firma war das Ergebnis kölnischer und rheinischer Geschichte. Sie reihte sich ein in die Entwicklung des Rheinlandes nach den Freiheitskriegen. Das geistige Leben sproßt im Rheinland seit 100 Jahren aus dem Boden einzelner großer Städte hervor. Nach Verlust der alten Kölner Universität in den Stürmen der französischen Revolution 1796 mußte sich das geistige Leben der alten Kulturstadt durch die Verlage Bahn brechen. — **Ferdinand Schöningh** in Paderborn wurde 1847 gegründet. Auch dieser Verlag bildete eine Stütze der vor etwa 70 Jahren in der dortigen Gegend neu erwachenden katholischen Kräfte. Etwas älter ist die Verlagsanstalt **G. J. Manz**, die 1830 durch Georg Josef Manz ins Leben gerufen wurde und 1886 an die jetzige Gesellschaft überging. Ins 18. Jahrhundert reicht der **Aschendorffsche** Verlag in Münster zurück. Er

ging hervor aus einer Buchbinderei, mit der wie gewöhnlich ein Papierladen verbunden war. Die Buchdruckerei Aschendorff wurde 1762 gegründet. A. W. Aschendorff wurde bald Universitätsbuchdrucker. — Das Geschlecht der Pustet stammt aus dem Venetianischen. Der Gründer der Firma Pustet-Regensburg ist Friedrich Pustet, geb. 1798. Dieser errichtete zuerst eine eigene Druckerei 1822 in Passau und wagte sich bald an die Verlagsübernahme wissenschaftlicher Werke. 1826 erfolgte die Uebersiedelung nach Regensburg und die neue Verlagsgründung daselbst. Der älteste unter den bedeutenden katholischen Verlagen ist Kösel in Kempten. Er geht bis ins Jahr 1593 zurück und ist aus der fürstäbtlichen Buchdruckerei hervorgegangen. Fürstabt Johann Erhard Blarer von Wartensee rief 1593 im Stifte Kempten eine Buchdruckerei ins Leben, die im 18. Jahrhundert den Namen Ducale Campidonense Typographeum, Typographia ducalis führte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war damit auch eine Sortimentsbuchhandlung verbunden. 1802 ging die fürstäbtliche Buchdruckerei durch Säkularisation an die kurpfalz-bayrische Regierung über. Die Säkularisation verschleuderte ungezählte Bücherbestände, kein Werk, ja nicht ein Titel blieb erhalten. Mit der Leitung der nunmehr kurpfalz bayrischen Buchdruckerei wurde der bisherige Faktor Kösel betraut, der sie 1805 erwarb. 1828 verkaufte Veronika Kösel die Buchdruckerei an den Kemptener Kaufmann Bail, der den Faktor Huber mit der Werkführung betraute. 1838 wurde dann endgültig das Unternehmen an Johanna Huber verkauft. In die alten feudalen Verhältnisse reichen also zurück der Verlag Kösel-Kempten, der in einer Fürstabtei entstand, der Verlag Aschendorff-Münster, der unter einem Fürstbischof ins Leben trat und der Herdersche Verlag, der mit Unterstützung des Fürstbischofs von Konstanz, des nachmaligen Kurerzkanzlers und Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg gegründet wurde. Städtisch ist Bachem. Den modernen Typ des selfmademan verkörpert mehr Pustet und Manz. Für die ursprüngliche Struktur dieser katholischen Verlage ist wichtig, daß fast überall der Zeitungsverlag mit dem Buchverlag verbunden war. Bei Pustet war es zuerst die Bauernzeitung aus Frauendorf, herausgegeben von J. E. Fürst. Im Verlage Kempten wird heute die Allgäuer Zeitung gedruckt, bei Bachem die Kölnische Volkszeitung, bei Manz der Bayerische Kurier, bei Aschendorff der Münsterische Anzeiger.

Zeitbedürfnisse weisen den einzelnen katholischen Verlagen ihre Sonderaufgabe zu. Der Kampf mit dem Materialismus durchzieht das ganze 19. Jahrhundert und macht sich auch in der Geschichte des katholischen Verlagswesens bemerkbar, in Bücherausgabe sowohl, als in Zeitschriftengründungen. Die Bestrebungen der Abwehr, der Apologetik, einer besonders eingestellten Pädagogik, der rechts- und staatskundlichen Aufklärung prägen sich aus. Neben dieser Tätigkeit des Verlegers geht aber eine zweite, mehr positive einher, womit er rein schöpferisch das Geistesleben befruchtet: Die Herausgabe älterer und neuerer Werke aus der Entwicklung des katholischen Geistes und religiösen Lebens heraus. Man darf nicht vergessen, daß das Buch ein Erzeugnis vieler Vorgänge ist, unter denen die wirtschaftlichen und geistesorganisatorischen keineswegs eine unbedeutende Rolle spielen. Es genügt nicht, daß ein Verfasser eine gute Idee hat. Ihre praktische Verwirklichung ist Sache des Verlegers. Wenige ahnen, wie sehr der Verleger dem Verfasser Mentor, kritischer Führer sein kann. Und gar manches Buch ist auf Veranlassung eines weitblickenden Verlegers geschrieben worden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich allmählich die geistige Physiognomie der bedeutendsten katholischen Verlage herausgebildet, die natürlich wesentlich die ihrer Gründer und Leiter ist. Kulturpolitisches Wollen ist das Primäre bei den katholischen Verlegern, das Wirtschaftliche kommt in zweiter Linie. Das entspricht der uralten Werteordnung des Katholizismus. Dies Prinzip ist im ganzen auch heute noch nicht durchbrochen, wir dürfen es mit einem gewissen Stolz sagen, und diese Tatsache verbürgt wesentlich mit dem Katholizismus die kulturelle Ueberlegenheit in unserm Zeitalter der Umwertung aller Werte. Namentlich heute, wo Wirtschaft Politik und Kultur verdrängen will, ist es eine Tat deutscher Kulturmission, wenn der katholische Verleger am Ueberwiegen des Geistigen festhält und auch einmal wirtschaftliche Opfer bringt, damit ein bedeutendes wissenschaftliches und selbst schöngeistiges Werk an die Oeffentlichkeit komme. Kulturpropaganda ist auf die Dauer doch die beste Propaganda, weil in ideen- und geistesarmen Zeiten die Menschen, die ihre unsterbliche Seelen eben nie verleugnen können, doch magnetisch vom überlegenen Gedanken angezogen werden.

Welches ist nun die geistige Physiognomie der katholischen Verlage? Schöningh-Paderborn pflegt vor allem Theologie (mit insgesamt bisher 750 Erscheinungen), Philosophie (86), Geschichte und verwandte Wissenschaften, darunter natürlich viel Westfalica (160) Literaturwissenschaft und Germanistik (etwa 100), schöne Literatur (150), Rechts- und Sozialwissenschaft (110). Schriften, Volksschriften und Kalender (weit über 100) behandeln die politischen und religiösen Tagesfragen, die ganze bewegte Zeit der letzten Jahrzehnte vom Kulturkampf bis zum Weltkrieg widerspiegelnd. Außerdem wird als Spezialität das Gebiet der Pädagogik in 90 Werken und in einer großen Zahl von Schulbüchern und Klassikerausgaben behandelt. Jede Sparte hat ihre gutgeleiteten Zeitschriften. Unter den Neuerscheinungen der letzten Jahre sei erwähnt Kassiepes vierbändiges Homiletisches Handbuch. Weitere Kreise berühren die philosophischen Schriften Sawickis „Lebensanschauungen alter und neuer Denker". (4 Bände.) Gleichfalls in Paderborn arbeitet die Bonifaziusdruckerei, von deren Büchern besonders die Sammlung „Katholische Lebenswerte" geschätzt ist.

Aschendorff stand von der Gründung an im Dienste der Religion; dann hat er Schriften namentlich der Geschichte und Naturwissenschaft auf den Büchermarkt geliefert. Als Atheismus und Materialismus die scheinbaren Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen popularisierten, gründeten gläubige Gelehrte die Zeitschrift „Natur und Offenbarung" als Vermittlungsorgan zwischen Naturforschung und Theologie (1855—1910). Seit 1890 erschienen Werke der Bibelexegese, Religionswissenschaft und Philosophie. Namentlich ist aber der Verlag in neuerer Zeit Schulbücherverlag.

J. P. Bachem in Köln hat es sich zur Pflicht gemacht, schöngeistige Literatur zu pflegen, die nicht flache Unterhaltung, sondern Geistes- und Herzensbildung bezweckt. Er begann Mitte der Fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit guten Uebertragungen gediegener ausländischer Werke und eröffnete mit Wiseman und Newman. Bachem verlegt die Werke der Therese Keiter (M. Herbert), und der Anna Freiin von Krane. Bei Bachem erscheinen auch die Jahresberichte der Görresgesellschaft.

Manz weist unter seinen Autoren die hervorragendsten Namen auf: Balmes (Fundamente der Philosophie und Briefe an einen Zweifler), Joseph von Görres (Vorträge über Enzyklopädie und Methodologie 1841—1842), Möhler (Symbolik) Kardinal Newman (Die hl. Maria. Eine Apologie und historische Begründung des Marienkultus), Wiseman (Fabiola). In neuester Zeit seien erwähnt die Werke von Kiefl und die volkstümlichen von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee: Waldeszauber, Im Zauber des Hochgebirges u. a. m.).

Das Verlagshaus Herder will das ganze katholische Schrifttum im Sinne einer einheitlichen katholischen Kultur erfassen und in alle Schichten und Kreise des Volkes, durch den fremdsprachigen Verlag auch ins Ausland tragen. Besonders gepflegte Gebiete sind Theologie und Philosophie; Erziehung und Lebensführung; Lebensbilder, Kulturgeschichte und Geschichte; Volkswirtschaft und Soziales; Länder- und Völkerkunde; Kunst- und Literaturwissenschaft; schöne Literatur. Der Verlag hat sich mit den Ausgaben einer ganzen Reihe älterer und neuerer katholischer Schriftsteller verdient gemacht, so z. B. von Abraham a. S. Clara, Augustinus, Bonaventura, Canisius u. a. An Neueren sind zu nennen auf dem theologisch-philosophischen Gebiete: Hertling, historisch-philosophische Schriften, die bekannte Apologie des Christentums von Hettinger, Hirschers religionspolitische und erbauliche Schriften (1846—1868), ferner die Moralwerke von August Lemkuhl S. J., die religiösen Schriften von Dr. Engelbert Krebs (1910 bis 1924), die aszetischen Werke von Moritz Meschler S. J., das Credo von Lippert S. J. Pastors Papstgeschichte, das Concilium Tridentinum sind Standardwerke, Kroses Kirchliches Handbuch unentbehrlich. Auf geschichtlichem Gebiete muß Janssens Geschichte des Deutschen Volkes (1878—94), sowie die Lutherbiographie Grisars genannt werden. Nicht zu vergessen sind die Archäologischen Werke von Franz X. Kraus, die Werke Kepplers, des Bischofs von Rottenburg, die biologischen Schriften des Jesuiten Hermann Muckermann, Peschs grundlegendes „Lehrbuch der Nationalökonomie" (1895—1923). Von schöngeistigen Werken erwähnen wir Hansjakobs Volksschriften, die Heldenlegende von Franz Herwig (1922—24), Novellen von Hans Roselieb seit 1923. An Zeitschriften gibt Herder heraus die „Stimmen der Zeit", zuerst (seit 1871) „Stimmen aus Maria Laach", und den Literarischen Handweiser (seit 1919 im Verlage Herder) herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis.

Wie sich der Charakter eines Verlagsunternehmens entwickelt, sei an einem Beispiel, an der Entwicklung des Verlags Pustet-Regensburg (jetzt Verlagsabteilung Regensburg des Verlagskonzerns Kösel-Pustet K.G.) aufgezeigt. Nicht immer wird die Spezialität sofort gefunden, die geistig, wirtschaftlich und technisch ausgebaut wird und Erfolg bringt. Der Pustetsche Verlag befaßte sich mit verschiedenen Unternehmungen, so mit der Herausgabe einer Weltgeschichte (Dambergers „Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter", in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts), ein bedeutsames Wagnis für jene Zeit. Dann wurden aszetische und katechetische Werke herausgegeben. Allmählich entwickelte sich der liturgische Verlag, dessen Anfänge auf 1845 zurückgehen. Schon das erste Missale aus Pustets Offizin überraschte durch Korrektheit und Sauberkeit des Druckes. 1856 wurde Pustet für das Missale mit der großen goldenen Medaille durch Papst Pius IX. ausgezeichnet. Durch das Handbuch des liturgischen Gesanges von J. G. Mettenleitner wurde die dringend nötige Reform der kirchlichen Musik eingeleitet. 1866 erschienen bei Pustet die Fliegenden Blätter für katholische Kirchenmusik, ab 1868 als Musica sacra. Liturgie und Kirchenmusik verliehen von da ab dem Verlage einen scharf umrissenen Charakter. Auf die künstlerische Ausstattung der liturgischen Drucke wurde namentlich seit 1860 großes Gewicht gelegt. Inzwischen hatte die Kongregation der Riten ihre epochemachende erste Editio typica des Missale (1884), des Breviers, des Caeremoniale, Rituale und später des Pontifikale bei Pustet erscheinen lassen, die künftigen Ausgaben als Vorlage dienen sollten. Die wohlverdiente Bevorzugung des deutschen Verlags auf liturgischem Gebiet hatte heftigen Streit und Widerspruch in Frankreich und Belgien zufolge. Später erfolgte die Ausdehnung des liturgischen Verlags auf die Choralbücher. Es handelt sich dabei um den Wiederabdruck der sog. Medicäerausgabe. So traten allmählich anstelle der ursprünglichen Vielseitigkeit einige intensiv bearbeitete Verlagsgebiete: namentlich neben Liturgie noch Aszetik, Hagiographie, Homiletik u. a.

Der Verlag gibt daneben seit 1874 den „Deutschen Hausschatz"

heraus und erfüllt damit ein weitgehendes Bedürfnis der katholischen Lesewelt. Den Katholiken fehlte ein Familienblatt nach Art der Gartenlaube. Der „Deutsche Hausschatz," der seit der Verbindung mit der Zeitschrift „Sonntag ist's" einen glänzenden Aufschwung nimmt, will durch gediegenen Text, wie durch künstlerisch hochstehende Bildausstattung, in der an die romantische Tradition angeknüpft wird, eine zu feinstem Empfinden erziehende Familienzeitschrift sein. 9 Jahre älter als der Hausschatz ist der Regensburger Marienkalender, der in seinem diesjährigen 60. Jahrgang, herausgegeben von Peter Dörfler, auf besonders hoher Warte steht.

Der Verlag Kösel in Kempten, die alte Typographia ducalis, gab zuerst liturgische Werke heraus. Interessant ist die Tatsache, daß die Liturgie, in der dann später das Haus in Kempten vom Hause Pustet abgelöst wurde, nun durch die Fusion der beiden großen Verlage wieder ein Bestandteil des Gesamtunternehmens geworden ist. Unter den älteren Ausgaben des Kemptener Verlags sind die Werke von Lorenz Westenrieder zu nennen. Seit 1886 erscheinen die Kneippschen Werke, die in fast alle Kultursprachen übersetzt sind. Sie haben der volkstümlichen und naturgemäßen Heilweise im Zeitalter der beginnenden Vergroßstädterung und Industrialisierung unseres Lebens Bahn gebrochen und sind noch heute in ihrer Gedankenfülle und Lebenserfahrung unerreicht. Eine kulturpolitische Tat ersten Ranges war sodann die Gründung der Monatsschrift Hochland. Das erste Heft erschien im Oktober 1903. Hochland entwickelte sich unter der Schriftleitung von Karl Muth zu einer Revue großen Stils, die vermöge einer tüchtigen und umfassenden Organisation ihres inneren Betriebs imstande ist, das ganze heutige deutsche Kulturleben in all den zu seiner Erkenntnis wesentlichen, für seinen Fortschritt wirksamen Aeußerungen und Ausstrahlungen zu überschauen, zu begleiten und zu beeinflussen. — Auf dem Gebiete der schönen Literatur hat der Verlag außerordentliche Talente zu entdecken und zu fördern verstanden. Man denke nur an die Namen der Handel-Mazzetti, neuerdings Karl Linzen, Peter Dörfler, Leo Weismantel, Juliana von Stockhausen, Ludwig Mathar. — Auch auf dem Gebiete der Katechetik wurde Hervorragendes geleistet. Die Fortschritte der Münchener Methode hat der Verlag verständnisvoll begleitet, deren Sprachorgan, die „Katechetischen Blätter", erscheinen im Verlage. Auch sonst sind wertvolle katechetische Werke, so von Stieglitz, Weber, Göttler hier erschienen. Der künstlerische Verlag ist vertreten durch Fugels Zyklus von 24 Bildern für die kleine Schulbibel und namentlich durch Stummels Paramentik, die kürzlich vom Hl. Vater lobend anerkannt wurde.

Am meisten spiegelt sich der Geist eines Verlages, sein Wagemut und Weitblick in den auf lange Sicht angelegten Sammelwerken, die umfassende Planung gründliche Kenntnis der literarischen und personellen Verhältnisse, große wirtschaftliche Opfer und Sorgfalt in der äußeren Herstellung verlangen. Auch auf diesem Gebiete haben die katholischen Verlage gute Leistungen zu verzeichnen. Der Theatiner-Verlag-München läßt die Serie „Der katholische Gedanke, Veröffentlichungen des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege katholischer Weltanschauung" erscheinen, ferner Theatinerdrucke und Theatinerbücherei. Herder hat große Nachschlagewerke geschaffen: Das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, das Konversationslexikon, das Staatslexikon der Görresgesellschaft, die Realencyklopädie des christlichen Altertums von F. X. Kraus. Die Verlagsabteilung Kempten von Kösel & Pustet KG hat ein monumentales Sammelwerk geschaffen: die „Bibliothek der Kirchenväter", die auf 60 Bände berechnet ist. Sie ist herausgegeben von Prof. Dr. Otto Bardenhewer, Prof. Dr. J. Zellinger und Prof. Dr. K. Weymann. Praktisch und übersichtlich orientierend sind auch die Bände der „Philosophischen Handbibliothek", deren achter Band, Max Ettlingers „Geschichte der Philosophie von der Romantik bis zur Gegenwart" kürzlich erschienen ist. Die „Sammlung Kösel" will auf zuverlässige, leichtfaßliche und fesselnde Art in die wichtigsten Gebiete des theoretischen Wissens und der praktisch technischen Weltkunde einführen. Ihre Eigenart beruht namentlich darauf, daß alle Mitarbeiter — durchwegs Fachmänner — sich strenger Objektivität befleißigen. Mit festen und einheitlichen Gesichtspunkten der Stoffbehandlung verbindet sich eine geschickte Wahl der Themen. Bisher sind 101 Bände erschienen. Der 100. — der Jubiläumsband — war „Faust, Goethes Menschheitsdichtung im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaues" dargelegt von P. Expeditus Schmidt O. F. M. Soeben erscheint eine neue Sammlung, die geeignet ist, eine empfindliche Lücke auszufüllen: es sind die „Lebenden Bücher", die gesamte Technik in Einzeldarstellungen, die in Gruppen zusammengefaßt sind. Die Sammlung fesselt von vornherein durch die einzig dastehende Art ihres Aufbaues. Diese Anordnung macht ein Veralten unmöglich. Eine jede Neuerung auf irgend einem Gebiet stellt die Verwendungsmöglichkeit einer gewöhnlichen Realencyklopädie in Frage. Ergänzungsbände können dem nicht abhelfen. In den Lebenden Büchern behandelt jedes Bändchen ein abgeschlossenes Gebiet. Neuerungen können stets in Neuauflagen des jeweiligen Buches berücksichtigt und verarbeitet werden. Erfindungen, die Umwälzungen hervorzurufen geeignet sind, werden entweder in neuen Bänden in die betreffenden Fachgruppen eingeschoben, oder — bei ausgedehnten Stoffgebieten — in einer eigenen Gruppe zusammengefaßt zwischen die andern Gruppen gestellt. Die Sammlung ist bei aller Strenge des Aufbaues doch elastisch genug, um allen Anregungen des werktätigen Lebens gerecht zu werden. Wie für das Selbststudium sind diese Bücher auch für den Sammelunterricht geeignet. Besonders wertvoll erscheinen sie für den Unterricht auf den Beamtenakademien und ähnlichen Unternehmungen. Der Kaufkraft der minderbemittelten Schichten hat der Verlag Rechnung getragen durch Schaffung seiner Sammlung Hausschatzbücher (Verlagsabteilung Regensburg), Romane und Erzählungen hervorragender moderner und älterer Verfasser. Vertreten sind Werke von Gottfried Keller, Otto Ludwig, E. Th. Hoffmann, Storm, Dickens, Kleist, Poe, Turgenieff, Anzengruber, um einige ältere zu nennen. Von neueren Dichtern finden sich Wilhelm Schussen, Franz Herwig, Ernst Zahn u. a.

Die katholischen Verlage haben sich fortdauernd bemüht, auch die Erzeugnisse des nichtkatholischen Geisteslebens in geschmackvollen Ausgaben dem deutschen Volke zu übermitteln. Wir erinnern an Schöninghs und Herders Klassiker. In neuerer Zeit wird die Frage einer geschäftlichen Durchdringung des nichtkatholischen Geisteslebens, die mit der geistigen Hand in Hand geht, akut. Auch geistige Aufgeschlossenheit gegenüber dem Ernstzunehmenden anders gerichteter Geistesströmungen ist als Werbemittel wirksam. Vergessen wir nicht, daß auch das Christentum der ersten Jahrhunderte sich die besten Gedanken der griechischen Philosophie assimilierte, was sich im Mittelalter gegenüber Aristoteles wiederholte. Auch heute rufen die zusammengestoßenen Gedankenmassen zu einer Synthese. Namentlich die Ergebnisse des naturwissenschaftlichen Zeitalters gilt es zu verarbeiten. Hoffnungsvolle Ansätze sind Bücher wie „Experimentelle Psychologie" von Lindworsky S. J., Universitätsprofessor in Köln (Band 5 der Philosophischen Handbibliothek), und das neue Werk von Schwertschlager „Die Sinneserkenntnis", beide im Verlage Kösel & Pustet K.-G., Verlagsabteilung Kempten.

Der Katholizismus ist die Weltanschauung, die uns tiefer mit den romanischen Kulturen verbindet, namentlich auch geschichtlich. Im Mittelalter gab es bekanntlich eine west- und mitteleuropäische Kultur, die in der Gemeinsamkeit der katholischen Religion, der überlieferten römisch-griechischen Kulturelemente und zum Teil auch in der Gemeinsamkeit germanischen Blutes, das in jenen Jahrhunderten bis zur Renaissance auch in den romanischen Staaten, wenigstens in den maßgebenden Schichten überwog, ihre wohlbegründeten Wurzeln hatte. In diese Tiefe und Weite reicht nur der deutsche Katholizismus. Katholische Gedanken waren es, die im Kosmopolitismus der Klassikerzeit, im Universalismus der Romantik auflebten. Heute ist diese Sendung des Katholizismus aufs neue fällig. Tatsächlich haben die katholischen Verlage auch in dieser Hinsicht Mannigfaches geleistet. Sie haben namentlich die fremdsprachigen Werke aller Jahrhunderte in Uebersetzungen vermittelt. Herder schuf die Ausgaben Calderons und Dantes (Zoozmann). Der Theatinerverlag-München gibt die erste deutsche Gesamtausgabe der Werke Manzonis heraus. Eine zweite, sehr wichtige Aufgabe ist das Bekanntmachen des deutschen Buches im Ausland. Hier hat sich der Herdersche Verlag als weitblickend erwiesen, aus dem Werke in rund 30 Sprachen hervorgegangen sind. Besondere Sorgfalt hat Herder in den letzten Jahren dem spanischen Verlag zugewandt. Auch ins Englische wurde viel übersetzt. Kösel-Pustet kann hier die zahlreichen Uebersetzungen der Kneippbücher aufweisen, vor allem aber die über die ganze Erde verbreiteten liturgischen Werke. Gerade diese Verbindungen ermöglichten es auch wirtschaftlich den betreffenden Verlagen, die Krisis der Inflation zu überstehen. Auch in Zukunft wird die wirtschaftliche Lage des katholischen Buchhandels wie des deutschen Buchhandels überhaupt nicht gerade leicht sein. Gerade der katholische Verlag hätte hier Aussicht, auf grund seiner oben skizzierten Verbindungen und Vorteile durch Ausbau seiner Auslandsabteilungen seine Lage im Gleichgewicht zu halten zum Vorteile zugleich der ganzen deutschen Volkswirtschaft.

Interessant ist auch eine Erscheinung, die teilweise aus der Not geboren, eine Parallele in wirtschaftlichen Umorganisationsprozessen der Nachrevolutionszeit findet, wir meinen die Konzentration im deutschen katholischen Verlagswesen. Ein Beispiel ist die Fusion der altberühmten Verlage Kösel-Kempten und Pustet-Regensburg am 1. Oktober 1920, der sich auch die J. J. Lentnersche Buchhandlung und der Isariaverlag anschloß. Diese Firma ist dadurch zum größten katholischen Verlagskonzern Süddeutschlands geworden.

Mögen die katholischen Verlage ihre kulturpolitischen, organisatorischen und wirtschaftlichen Aufgaben erkennen, Aufbausteine zu liefern für das geistig und religiös wie politisch und gesellschaftlich in Zersetzung begriffene Europa. Grundsätzlichkeit muß sich dabei mit schonender Duldung, wirtschaftlicher Fortschritt mit besonderer Sorgfalt in bezug auf die technische Herstellung und Ausstattung verbinden.

Rote Rosen.

Rosen, sie schmiegen sich in meinen Arm,
Schmeicheln und kosen.
Zündet die Glut ihr so wohlig und warm
Rosen, ihr Rosen?

Flammen, die heiss euren Kelchen entsandt,
Lodern und glühen,
Züngeln zum Himmel wie feuriger Brand.
Trunkenes Blühen

Wogt in der Seele mir . . . Glut fächelt leis
Lenzwindes Kosen.
Sprühe nur, Feuer du, flammet mir heiss
Rosen, ihr Rosen!

Paula Schnitzler.

Anton Bruckner.

(4. September 1824—11. Oktober 1896.)

Von Dr. O. Ursprung, München.

Vor 100 Jahren wurde Bruckner der Welt geschenkt; vor 60 Jahren schenkte nun er der Welt sein erstes Werk großen Stils; seit 30 Jahren (erste Konzertaufführung einer Brucknerischen Symphonie, nämlich der VII.) weiß die Welt, daß sie an Bruckner einen Künstler allerersten Ranges besitzt; seit 10 Jahren (Erscheinen von Halms epochemachendem Buch „Die Symphonien Anton Bruckners") erkennt sie in ihm „den einzig berechtigten Erben Beethovens". In der Zahlenreihe 1824, 1864, 1894, 1914 tritt schon jenes Seltsame hervor, das Bruckners Erdenwallen und künstlerische Sendung durchzieht.

Das Wort „seltsam" besagt noch zu wenig; „einzigartig" war des Meisters Lebenslauf. Ich würde mich nicht unterfangen, von Einzigartigkeit zu sprechen, wenn es nicht einer meiner Freunde (J. Sch.) nach Lesung der eingehenden und vorzüglichen Bruckner Biographie von Max Auer besonders hervorgehoben hätte. Denn von „leidenschaftlicher" Vorliebe für Biographien beseelt, hat dieser die gewiß auch einzigartige Leistung vollbracht, die mehr als 50 Bände zählende Allgemeine Deutsche Biographie und die ungefähr gleich vielen Bände von Wurzbachs Biographie des Kaisertums Oesterreich (mit alleiniger Ausnahme der seinem sanften Gemüt nicht zusagenden Militärs) bedächtig zu lesen. In Anbetracht solch riesigen Vergleichsstoffes hat also das Wort „einzigartig" besonderes Gewicht. Und es mag nicht uninteressant sein, auf das Ausnehmende in Bruckners Lebenslauf kurz hinzuweisen.

Mozart war 35 Jahre alt geworden, Schubert gar nur 31; in dieser kurzen Lebenszeit haben sie eine lange Reihe erster Meisterwerke geschaffen. Bruckner ist bereits 40 Jahre alt, als seine kompositorische Schaffenszeit beginnt und er in seiner D-moll-Messe überhaupt das erste seiner Werke schuf, die seinen Nachruhm begründen sollten; vorher hatte er nur kleine Gebrauchsmusik geschrieben, zumeist für die Kirche. „Nicht so sehr das Notenpapier war damals das Mittel seiner seelischen Mitteilung, als vielmehr die Tasten und Register der Orgel. Es waren Laute, die im selben Augenblick, wo sie ertönten, schon wieder sterben mußten und für immer im Weltall verbrausten" (J. Kreitmaier). Als Orgelkünstler besonders in der freien Improvisation hat er sich einen europäischen Ruf erworben (in Nancy, Paris, London), und hat nur eine Orgelkomposition hinterlassen, eine Fuge in schulgerechter Arbeit ohne individuelle Züge. Er war bereits 10 Jahre lang Schulgehilfe und insgeheim auch schon Orgelkünstler, da setzt er, der 26jährige, sich noch auf die Schulbank der ersten und zweiten Klasse der Unterrealschule zu Linz, um nachträglich die Fundamente einer besseren Allgemeinbildung zu legen. Dem Alter nach bereits ein gereifter Mensch, nimmt er bei dem berühmten Simon Sechter in Wien, einem Mann der alten Schule, Kompositionsunterricht in einem dreijährigen, rigorosesten Kursus. Obwohl die Tonsprache von Sechters Schule gar nicht das trifft, was er innerlich fühlt, hält er gehorsam gegen eine solche Autorität gewissenhaft aus. Dann begibt sich Bruckner bei dem Linzer Theaterkapellmeister Kitzler noch einmal an ein zweijähriges Studium, um nun Komposition und Instrumentation nach den Grundsätzen der Neuromantiker, speziell R. Wagners, sich anzueignen. An den Kühnheiten Wagners wächst ihm der Mut, seine Tongedanken auch in seiner eigenen Sprache und ohne Abbeugung durch die alte Schule zum Ausdruck zu bringen. Aber noch verstreichen drei Jahre, bis er sich innerlich in allen Dingen sicher weiß. Dann folgen seine Meisterwerke: drei große Messen, neun große Symphonien — gleich Beethoven —, der 150. Psalm, und das Te Deum; dazwischen das Streichquintett als einziges Werk für Kammermusik; die Männerchöre mit Orchester „Helgoland", „Germanenzug", „Das hohe Lied". Bruckner ist ganz in der Kirchenmusik aufgewachsen, so daß man meinen möchte, die Verbindung von Instrumentalmusik und Wort würde ihm am nächsten liegen; er schreibt aber nur ein paar Kirchenwerke, sein ausgereiftes Können gilt der weltlichen Kunst, in großartiger Einseitigkeit fast nur der Symphonie, der absoluten Musik. Da schafft der Mann mit dem ewig kindlichen Gemüt und linkischen Benehmen, gebiert Tongedanken von einer titanischen Wucht, baut sich eine symphonische Form, eine Architektur von größten, ja unerhört gewaltigen Ausmaßen.

Und der so einfach und zaudernd begonnen, ist schließlich in Wien Akademieprofessor und Universitätsdozent, und Dr. honoris causa. In dem weltverlorenen Dörfchen Ansfelden war er ins Leben eingetreten und schied aus dem Leben im Schlosse Belvedere, wo der Kaiser ihm eine Wohnung eingeräumt hatte. Vom Stift St. Florian war er als Sängerknabe einst ausgezogen, um Schullehrer zu werden (1841); von dort aus trat er als Hilfslehrer das Amt eines Domorganisten zu Linz an (1855); nach St. Florian kehrte er als Toter zurück, um seinem Wunsche gemäß hier zur ewigen Ruhe bestattet zu werden.

Seltsam, ja einzigartig war auch der Werdegang von Bruckners künstlerischer Anerkennung. Bei seinen Freunden galt er als der „Wagner der Symphonie" und wurde gegen Brahms ausgespielt, dafür aber von E. v. Hanslick, dem Aesthetiker des Formalismus, und der Brahmsischen Gefolgschaft bitterböse bekämpft. Dann wurde er als der „große Adagiokomponist schlechthin" hervorgehoben (Seidl); hierauf wurde er auch in seinen meisterlichen Finales geschätzt (Morold); endlich wurde an dem weltfremden großen Wiener Kind die selbsteigene Natur des Genies entdeckt und die religiöse Wurzel und der metaphysische Kern in seinem Schaffen erkannt; Bruckner gilt nun, was er auch ist: der „einzig berechtigte Erbe Beethovens" (Decsey und Halm).

Und Bruckners Geltung als Kirchenmusiker? Zur selben Zeit schaffen vornehmlich drei Männer an der Restauration der katholischen Kirchenmusik: Witt, Liszt und Bruckner. Witt ist der große Organisator des Cäcilienvereins; als Komponist gebricht es ihm viel zu sehr an einer hochwertigen Kompositionstechnik. Liszt beherrscht gerade die technische Seite der Komposition virtuos; aber sein Empfinden ist ausgesprochen einzelhaft, er findet nicht jenen adäquaten Ausdruck, der für eine kirchliche Gemeinschaft und eine objektiv so fest normierte Liturgie, wie die katholische, zu fordern ist. Bruckner, als Kompositionstechniker wie als Ausdruckskünstler gleich vollendet, weiß in seinen Kirchenwerken gerade diese geforderten allgemeingültigen Ausdruckswerte zu geben; er ist der „Palestrina der modernen Orchestermusik". Gewisse Kreise wollen es immer noch nicht wahr haben, aber er ist es! (Näheres hierüber siehe bei O. Ursprung, Restauration und Palestrina-Renaissance in der katholischen Kirchenmusik der letzten zwei Jahrhunderte, Augsburg 1924.

Andere Tonsetzer bieten z. B. am Schluß des Credo alles auf, was nur das Reich des ewigen Lebens glanzvoll schildern kann. Anders Bruckner. Wenn er in seiner E-moll-Messe zu den Worten Et vitam venturi saeculi Amen kommt, dann sinkt er demütig in die Knie und kann nur stammeln (Staccato der Bläser); dann formt das Stammeln sich zu Worten des Gebets (Einsatz der Singstimmen); der Meister streckt in feierlichem Ernste die Hände dem Himmel entgegen — in den Himmel hinein: „Herr, in dieses dein Reich laß auch mich Armen gelangen!" Und das Sanctus darauf entwickelt eine Polyphonie, ein Auftürmen, Uebersteigern der Stimmen, daß Endliches und Unendliches sich zu berühren scheinen, daß sich förmlich Menschenstimmen und Chöre der Seligen vereinen zum Lob des Einen Höchsten. — — Im Te Deum[1]) hebt ein Schwirren von Urweltitönen an: es sind Laute in den einfachsten Zahlenverhältnissen (Grundton—Quinte—Oktave), stammend von kreisenden Himmelskörpern und Elementargewalten; es ist, als wäre die ewige Sphärenmusik in menschlich vernehmbare Töne eingefangen — ein Abbild des Makrokosmos, des kosmischen All-Lebens. In sie fällt dann brausend der Lobgesang ein Te Deum laudamus! — —

Das ist Bruckner der Kirchenmusiker. Auch auf ihn sind die Worte anzuwenden, mit denen einst Pius IV. seiner Bewunderung für Palestrinas Missa Papae Marcelli Ausdruck verliehen hat (1565): „Das sind die Harmonien des neuen Hohen Liedes, welches einst der Apostel Johannes in dem jubelnden Jerusalem gehört hatte."

Giovanni Pierluigi da Palestrina wurde nach bisheriger Annahme 1524 oder 1525 geboren. Casimiri wird über dessen Geburtsjahr neue und endgültig entscheidende Dokumente bringen, läßt aber bereits nach gewissen Anzeichen das Jahr 1525 als das richtige vermuten. Also vor 400 Jahren wurde der Italiener Palestrina, der Palestrina der Vokalpolyphonie geboren, — und vor 100 Jahren Anton Bruckner, „der einzig berechtigte Erbe Beethovens" und „der Palestrina der modernen Orchestermusik".

[1]) Ueber das Te Deum sind neu erschienen von P. Griesbacher: Bruckners Te Deum. Eine Studie. Format 8⁰. 158 Seiten. Gebunden 2 Gm. Mit zahlreichen Notentexten und Motivtabellen, und Bruckners Te Deum. Führer. Format 8⁰. 48 Seiten. Brosch. — 50. Beide bei Kösel & Pustet, Verlagsabt. Regensburg. D. Schr.

Vom Büchertisch.

Lucie Christine: Geistliches Tagebuch (1870—1908). Herausgegeben von P. Aug. Poulain S.J. Uebersetzt nach der zweiten Ausgabe von 1912 von Romano Guardini. Zweite, durchgearbeitete Auflage. Verlag L. Schwann-Düsseldorf 1923. 8⁰ XXXI u. 392 S. Geb. 6 M. — Dieses einzigartige Werk bewirkte bei seinem Ersterscheinen im katholischen Deutschland weithin einen derartig starken Eindruck, daß ich hier wohl auf nähere Inhaltsbeleuchtung verzichten darf. Mir selbst zwar kam das Buch erst jetzt zu. Kritik?... Bemerkt sei, daß ich, mehr durch Veranlagung als Sonderwillen, zu jenen zähle, die von vornherein an jede ekstatisch-mystische Literatur mit bewußt wachem Vorbehalt herantreten. So auch, selbstverständlich, hier. Bis die Sieghaftigkeit einer an sich unfaßbaren Wirklichkeit mich überwindend ergriff bis in jene Tiefen, wo jedes kontrastierende Für und Wider im Erkenntnislicht der Ehrfurcht versinkt. — Zur Beantwortung einer etwa doch noch auftauchenden Frage nach Wer und Was: Lucie Christine war ein Glied der französischen Gesellschaft, geschätzt und verehrt als erfüllt von Frömmigkeit und Nächstenliebe; als treuest besorgt für Gatten und fünf Kinder, denen sie das Heim zu einem „Haus des Friedens und der Liebe" gestaltete; als hervorragend geistig gesund, klarsinnig und selbstdiszipliniert, liebenswüdig-vornehm, Segen verbreitend. Niemand aber im ganzen Familien- und Freundeskreise ahnte, daß diese werttüchtige Frau tief im Verborgenen seit ihrem 29. Jahre ihr Gottesschicksal erlebte, in dem sie rasch, als gottberufene Ekstatikerin, zu den höchsten mystischen Gnaden aufstieg. Bis kurz vor ihrem Hinscheiden (sie starb, als Sechzigerin, 1908) war der Pfarrer ihres ländlichen Wohnsitzes ihr ständiger Seelenführer und der einzige, der von ihren Begnadungen wußte. Er war es auch, der sie zu deren Aufzeichnungen verpflichtete, diese las und für sein Beichtkind, fast ausschließlich nur aufs Tugendleben hin, kommentierte. Eigenpersönlichst stand sie immer unter einer tiefinnerlichen Gehaltenheit, die man wohl als absolute Seelenkeuschheit kenn-

zeichnen darf. Von den ihr mystisch übermittelten Bildern sagt sie selbst, daß sie ihr in der Seele ganz plötzlich erschienen, den Geist untätig, die Seelenkräfte aufgehoben lassend; eben dadurch seien sie unterschieden von jenen, die das Gedächtnis wachruft oder die Phantasie gestaltet. Diese von ihr in klarbewußter Gottvereinigung geschauten, empfangenen Bilder sind immer ganz groß, erhaben, strahlend von einer Reine und Schöne, die sich nur empfinden, fühlen, nicht schildern läßt. — Je genauer, durchdachter man das Geistliche Tagebuch liest (es bildet in dieser Ausgabe etwa ein Drittel des hinterlassenen Ganzen), desto durchleuchteter geht der Inhalt dem Verstehen ein durch die Gewalt der darin niedergelegten dogmatischen Wahrheiten. — Niemand demütiger als Lucie Christine wußte, wie unzulänglich das menschlich gestaltete Wort für die Wiedergabe des geschauten „Lichtes ohne Worte" bleiben muß. Aber hinreißend wirkt ihre Sicherheit im Bewußtsein des Es ist! in all ihrem innersten Erleben. Die ihr am öftesten gewährte Gottvereinigung vollzog sich durch den Blick zwischen dem Höchsten und der Seele. — Doch kein Wort mehr darüber. Man sehe, empfange selbst. — Wärmster Dank gebührt dem durchaus zuverlässigen Herausgeber dieses vorliegenden „Auszuges". Er hatte Lucie Christine nie persönlich kennen gelernt, noch wußte er von dem durch sie uns gespendeten Schatze, ehe das Grab sie deckte. Von besonders hohem Werte ist für uns Deutsche Guardinis nach allen Seiten und Richtungen sich als vollendet gebende Uebertragung, die unter dem Gesetz äußerster Gewissenhaftigkeit ein volles Jahrzehnt in Anspruch nahm. Guardinis prachtvolles „Vorwort" leuchtet dem Hauptinhalt durch Wege und Gründe sicher führend voran — hoffentlich wiederholt für viele Tausende. E. M. Hamann.

Wissenschaftliche Festgabe zum zwölfhundertjährigen Jubiläum des heiligen Korbinian. Herausgegeben von D. Dr. Joseph Schlecht, o. ö. Hochschulprofessor in Freising. Mit 29 Tafeln, 61 Textabbildungen und 1 Karte. München 1924. Graph. Kunstanstalt Anton Huber. 552 S. — Vor wenigen Wochen (6.—13. Juli) hat die Erzdiözese München und Freising das zwölfhundertjährige Jubiläum ihres Bistumspatrons in Freising festlich begangen. Zur Jahrtausendfeier im Jahre 1724 hatte der gelehrte Benediktiner Karl Meichelbeck in Benediktbeuern von dem damaligen Fürstbischof Johann Franz den Auftrag erhalten, die Geschichte der Freisinger Bischöfe zu schreiben. So war es für die Heutigen eine Ehrensache, durch ein literarisches Denkmal ähnlicher Art die gute Tradition wieder aufzunehmen. Prälat Schlecht, Professor der Geschichte am Lyzeum in Freising, hat sich dieser Aufgabe opferwillig unterzogen und sie mit Hilfe seiner Mitarbeiter zu einem glücklichen Ende geführt. In 26 Einzeldarstellungen wird uns von der Gründung bis zur Aufhebung Freisinger Geschichte erzählt. Einleitende Aufsätze behandeln Fragen aus der älteren Kirchengeschichte: die bayerische Kirchenorganisation, das Freisinger Domkloster, die irischen Frühmissionäre, den hl. Alto und seine Klosterstiftung Altomünster. Mittelpunkt der nächsten ist die Person und das Wirken des hl. Korbinian selbst, der als erster Bischof zu Freising und auf dem Zenoberg in Tirol saß, seine Darstellung und sein Fortleben in der Kunst. Vier Untersuchungen über einige der ältesten und bedeutendsten Schätze der berühmten Freisinger Dombibliothek schließen sich an (Freisinger Itala, Kanonessammlungen). Noch tragen zwei der ehrwürdigsten Handschriften, die jetzt in der Bayer. Staatsbibliothek zu München liegen, den Namen des Bistumspatrons: das sogenannte Evangeliar und das angebliche Homiliar des hl. Korbinian. Wenigstens bei dem ersteren, das im 7. Jahrhundert wohl in Sirmium entstanden ist, konnte der Vorstand der Münchener Handschriftensammlung Leidinger keine Gegengründe gegen die Tradition beibringen, und das Homiliar ist nach den eingehenden Darlegungen des Herausgebers dieser Festschrift schon unter Korbinians Bruder und Nachfolger Erimbert (739—748) zu Freising selbst in insularer Schrift geschrieben worden. Ein inhaltsreicher Ueberblick über Freisings mittelalterliche Musikgeschichte verbindet Korbinians Zeit mit den späteren Jahrhunderten. Da wird Bischof Ottos I. universalhistorische Chronik, sein zweiter Nachfolger Otto II. der erste deutsche Barlaamdichter behandelt. Die Geschichte des einst so ausgedehnten weltlichen Grundbesitzes des Hochstiftes wird in ihrer Gesamtheit und im Einzelbeispiel der kleinen Herrschaft Burgrain-Isen erzählt. Von den kleineren Beiträgen interessiert wohl am meisten der Aufsatz über König Sigismund von Burgund († 1. Mai 524), der seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zweiter Bistumspatron ist und dessen 1400jähriges Jubiläum also mit dem 1200jährigen des hl. Korbinian zusammenfällt. Als Repräsentanten des Humanismus in Freising treten uns sodann zwei gelehrte Domherrn entgegen, Dr. Sigismund Scheufler, ein großer Bücherfreund, und Propst Alexander Secundus Fugger, dessen Tagebuch eine Menge geschichtlicher und kulturhistorischer Aufzeichnungen bietet. Die Bestrebungen um Förderung des religiösen Lebens und des Volksbildungswesens im 17. und 18. Jahrhundert zeigen zwei lehrreiche Kapitel über das Institut der Bartholomäer und den Anfang der Freisinger Normalschule. Der Kunst sind die Abschnitte über Johann Zimmermann, den Meister des Domkreuzgangs und über die gegenwärtige Altarausschmückung des Freisinger Doms gewidmet. Das Ende der fürstbischöflichen Herrschaft und dessen Folgen zeigt der Aufsatz über die Aus- und Nachwirkungen der Säkularisation im Erzbistum München und Freising. — Diese kurze Inhaltsangabe will nur anzeigen, welche überraschende Fülle von Stoff in streng wissenschaftlicher und anregender Weise dem Leser aus der Freisinger Kulturgeschichte geboten wird. Dazu kommt noch ein Reichtum von Abbildungen, die das geschriebene Wort aufs angenehmste erläutern und vertiefen. Herausgeber und Verleger können auf dies hervorragende Werk mit gerechtem Stolze blicken. Dr. Paul Ruf.

Liturgisches Handlexikon von Joseph Braun, S. J., Professor am Ignatiuskolleg zu Valkenburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. 399 Seiten. Preis geheftet 5 GMk., gebunden 6 GMk. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet K.-G. München. Verlagsabteilung Regensburg. — Nach knapp drei Jahren hat sich eine 2. Auflage des Liturgischen Handbuchs nötig gemacht. In unserer Periode der ungekauften Bücher bemerkenswert. Die liturgische Bewegung hat gewiß dazu beigetragen, nicht minder gewiß jedoch die Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit des Handbuchs. Es läßt wohl keine rituelle Frage unbeantwortet. In der neuen Auflage sind noch 200 Stichworte mehr eingefügt. Neben dem lateinischen Ritus, dessen allseitige Vollständigkeit das Ziel ist, wird der griechische Ritus annähernd vollständig berücksichtigt. Unsre 2. Auflage behandelt auch die kleineren orientalischen Riten eingehender. Die Darstellung ist in aller Knappheit deutlich und leicht verständlich. Am Schluß ist ein großes, übersichtlich eingeteiltes Quellen- und Literaturverzeichnis beigegeben. Die Ausstattung ist geschmackvoll. Jos. Riedhammer.

Der moderne Mensch und seine religiösen Probleme. Fünf Vorträge. Von Erhard Schlund O.F.M. und Polykarp Schmoll O.F.M. Matth. Grünewald, Verlag, Mainz, Auslieferung Herm. Rauch, Wiesbaden 1924. Geb. 2 M. — Ich war gerade mit der Lesung vorliegender Schrift beschäftigt, als eine gebildete Dame anfragte, ob ich ihr nicht ein geeignetes Buch für ihren völlig unkirchlichen Mann empfehlen könne. Mit Freuden machte ich sie auf diese ganz ausgezeichneten Vorträge aufmerksam. Für einen Gebildeten ist es ein seltener Genuß, diese tiefdurchdachten, in saubersten Fassung gebotenen Gedanken auf sich wirken zu lassen. Die beiden Franziskaner sind scharfe Beobachter der komplizierten religiösen Strömungen unserer Zeit. Das einzige, was man an den Vorträgen bedauert, ist der enge Rahmen, in den sie gespannt sind. Viel Wichtiges konnte nur angedeutet, nur gestreift werden. Es wäre sehr begrüßenswert, wenn die gelehrten Patres ihre Vorträge in erweiterter Form dem gebildeten Leserkreis bieten wollten. Alphons M. Rathgeber.

Vom Zarenadler zur Roten Fahne von P. N. Krasnow, Verlag Olga Diakow & Co., G. m. b. H., Berlin W. 62. 3 Bände. — Ein ganz seltsames Werk, ein wahrheitsgetreues Stück russischer Geschichte der letzten drei Jahrzehnte und doch ein Roman voll von entzückenden Bildern wilder Phantasie. Ein Buch aus furchtbarer Wirklichkeit einer mit Blut und Eisen, Haß und teuflischem Sadismus geschriebenen Geschichte eines großen Volkes mit schier unergründlicher Seele. Und doch wieder ein Roman mit süßen, weichen Bildern der Liebe, Dichtung mit romantisch, ja phantastisch klingenden Ereignissen. Alles, was das große russische Zarenreich erschüttert hat, vom russisch-japanischen Krieg bis zum großen Weltkrieg und zur furchtbaren Heimsuchung der Bolschewikenrepublik, ist, manchmal mit historischer Treue, manchmal mit rosaroter Romantik, in den Roman verflochten. Alle die großen Männer Rußlands, der Zar und die Zarin mit der Zarenmutter, Witte und Stolypin, die Heerführer Stössel, Linewitsch und Kuropatkin bis zu den Helden der beginnenden Zerfallszeit des Zarentums Miljukow, Roditschew, Muromzew, der ersten Duma erster Präsident, Gutschkow, Goremykin, der unheimliche Rasputin und Kerenski. dann die Lenin, Trotzki, Radek spielen in dem Roman Führer- oder Statistenrollen. Bilder des russischen Lebens aus der Familie, aus der Gesellschaft, aus den Kasernen und Offizierskasinos fesseln mit packender Echtheit und intimsten Reizen. Wer den ersten Band, und er ist der beste von den dreien, verschlungen hat, der wird gierig nach den zwei nächsten Bänden greifen. So packt das Buch den ganzen Menschen und spannt die Nerven bis zum Aeußersten an. Wenige Bücher der neuen Literatur dürften interessanter, fesselnder geschrieben sein und so tiefe Blicke in die geheimnisvolle Seele des russischen Volkes werfen lassen. Der Verfasser selber will russische Geschichte in Romanform schreiben, will sagen, wie alles in Rußland seit dem russisch-japanischen Krieg sich entwickelte, wie alles so kommen mußte infolge alter Fehler der Regierenden und der Gesellschaft. Der 1. Band schildert das Leben in Petersburg vor dem Kriege, Hof und Gesellschaft, das Treiben Rasputins, das oberflächliche und luxuriöse Leben der Offiziere, die kommunistische Agitation in der Armee usw. Der Verfasser beurteilt mit seltener Offenheit und Objektivität die Verhältnisse. Der 2. Band umfaßt den Weltkrieg und gestattet sehr interessante Einblicke in die Stimmung des russischen Heeres und Volkes, die in dieser Vielseitigkeit bisher kaum geboten wurden. Im 3. Band wird der Zerfall des Heeres unter Kerenski geschildert, ein warnendes Beispiel für jeden Utopisten, der die „Demokratisierung der Armee" für das einzig Wahre hält. Wahrhaft erschütternd ist in diesem Bande, der

bezeichnend den Titel „Die Märtyrer“ führt, der Leidensweg der russischen Bourgeoisie, namentlich des Offizierskorps dargestellt. Schließlich wird im zweiten Teil des 3. Bandes das Leben im neuen Sowjetstaat geschildert, der Terror der Gewalthaber, das entsetzliche Treiben der „Außerordentlichen Kommissionen“, der Verfall der Moral im Volk und der völlige Zusammenbruch der Wirtschaft. — Krasnow selber ist russischer General gewesen. Als Erster hat er nach dem Zusammenbruch des Zarismus den Feldzug gegen Lenin begonnen, als Hetman der Donkosaken im Sommer 1918 den erbitterten, blutigen Verteidigungskampf gegen die Bolschewiken geführt, hat in dem Feldzug des Generals Judenitsch gegen den Bolschewismus eine führende Rolle gespielt und lebt jetzt mit den vielen russischen Emigranten verbannt in Deutschland. Mit seinem Werk „Vom Zarenadler zur roten Fahne“ hat er in allen publizistischen Kreisen, bei Freund und Gegner, größtes Aufsehen erregt. Wer die ganze furchtbare Entwicklung Rußlands studieren will, wird in dem Roman von Krasnow viel Interessantes und auch Lehrreiches finden. Das deutsche Volk sollte diese Bücher in Massen lesen, sie würden den Romantikern, die von Nationalbolschewismus und anderen Dingen träumen, die Augen öffnen. Es ist begreiflich, daß Krasnow, der alte Kosakenoffizier, mit besonderer Liebe von seinen Kosaken schreibt und Licht und Schatten etwas ungleich verteilt, wenn er vom alten zaristischen Rußland spricht. Auch manche sinnlich schwülen Szenen mögen zwar echt russisch sein, wären aber ohne Verlust für das Ganze besser in der Feder geblieben, wenn sie auch die Fäulnisflecken am russischen Familien- und Volkskörper zeigen. Krasnow selber ist gottgläubig, erblickt im Weltkrieg und in der Weltrevolution ein Werk der Weisen von Zion, ein Teufelswerk und in Lenin-Trotzki seine Werkzeuge. Alles in allem: ein hinreißendes, lehrreiches und gewaltiges Werk, das den Leser bis ins tiefste Innere packt und erschüttert. Dr. Hans Eisele.

Der Kaplan von Heiligenberg. Roman aus der Kulturkampfzeit von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz. 6.—10. Auflage in Vorbereitung. Verlag Ludwig Auer, Donauwörth. Ungebunden 2 ℳ, gebunden 3 ℳ. — Wir wissen nichts mehr vom Kulturkampf! Auf Schritt und Tritt erlebt man's. Wir müßten aber etwas, müßten viel davon wissen, denn neue Kämpfe können über uns kommen, in denen wir die Erfahrung aus den alten brauchen. Die rein geschichtlichen Darstellungen von Kißling u. a. dringen nicht in Volk und Familie. Ein Roman kann es, besonders wenn er einen so gewandten Erzähler zum Verfasser hat wie Graf Strachwitz. Da werden wir mitten hineinversetzt in die siebziger Jahre, erleben den ganzen Kulturkampf einer kleinen schlesischen Gemeinde im engen aber typischen Rahmen. Es ist zugleich schöne, warme Heimatkunst und die spannende, fast aufregende Handlung erscheint in mildem Lichte. Eine große Auflage beweist die Beliebtheit, die der Roman schnell gefunden hat. Joseph Riedhammer.

Grundriß der Kunstgeschichte. Von Dr. P. Albert Kuhn. 360 S. und 695 Abb. im Text. Verlag Benziger & Co., Einsiedeln. Preis 12,5 GM. — Der Grundriß präsentiert sich uns nicht als ein bloßer Auszug aus dem monumentalen Werk der „Allgemeinen Kunstgeschichte“ des gleichen Verfassers, sondern als eine knapp gehaltene Bearbeitung desselben in neuem Guß. Indessen wird man hier im Aufbau und in der Einteilung die Grundlinien der „A. K.“ wiederfinden, so die Behandlung der Geschichte der Architektur, der Plastik und der Malerei in drei gesonderten Teilen, welche die betreffende Kunst in ihren wechselvollen Wandlungen verfolgen, jedesmal von Aegypten ausgehend bis in die neuere Zeit. Doch ist auf die modernsten Richtungen, zumal in der Malerei (Impressionismus, Expressionismus usw.), nicht mehr eingegangen. Auch die Art der Betrachtung ist im Grundriß die gleiche wie in dem Monumentalwerk. Neben dem Historischen und dem Technischen kommt ganz besonders die ästhetische Würdigung der Kunstwerke zu ihrem Recht. Der Verlag Benziger hat den außerordentlich handlichen Grundriß gefällig ausgestattet. Angesichts der großen Anzahl von rund 700 zwar kleinen aber scharfen, deutlichen Illustrationen ist der Preis von 12,5 Goldmark nicht übermäßig. Kunstbeflissene, zumal Studierende, Schüler und Schülerinnen, die soviel nicht gut anlegen können, aber doch einen Grundriß der Kunstgeschichte von katholischen Gesichtspunkten aus wollen, können ja gut zu Rothes „Grundriß der Kunstgeschichte“ (mit 177 Abb. 244 S. Text, 5.—8. Auflage, Verlag Schöningh, Paderborn 1923, Preis 3 ℳ) greifen. Dr. W. R.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Wagner-Ausstellung. Das Theatermuseum der Klara Zieglerstiftung hat nicht Raum genug all seine Schätze dauernd aufzustellen, zumal der Plan Klara Zieglers, den Garten zu überbauen, in absehbarer Zeit nicht ausführbar erscheint. Es werden deshalb aus den Magazinen wechselnde Sonderausstellungen zusammengestellt. Während der Festspiele steht das Museum im Zeichen Richard Wagners. Das Treppenhaus ist geschmückt mit Bildern Wagners. Ein Holzschnitt Menzels sticht angenehm zwischen den immer etwas „feierlichen“ Photographien hervor; daneben Bildnisse von Wagners Mäzen Ludwig II., Sempers mit den Plänen zu seinem Münchener Festspielhaus, das nicht zur Tat werden sollte, ferner Liszts, Bülows. Auch der Wagneraegner Hanslick ist vertreten und Martin Schleich, ein Münchener Witzblattredakteur, der an dem Feldzug gegen Wagner besonders beteiligt war. Die große Münchener Wagner-Epoche wird durch Theaterzettel, Szenenentwürfe, Figurinen und Künstlerbilder illustriert. Da tauchen all die großen Namen auf, die erste Brunhilde Sophie Stehle, die Mallinger, Franz Betz, Kindermann, Niemann. Das Ehepaar Schnorr von Carolsfeld ließ sich als Tristan und Isolde auf einem gutbürgerlichen Sopha engumschlungen photographieren; aber auch ohne solch komische Stilmischung wirkt das Lichtbild entzaubernd; selten eine Gestalt, der das romantische Gewand geistig und körperlich wirklich völlig sitzt, wie angegossen. Dies ist auch der Fall bei solchen Künstlern, von denen wir es noch selbst erfuhren, daß sie, wie ein Heinrich Vogl, von der Bühne aus auch als Erscheinung imposant gewirkt haben. Die Szenerien sind in der Architektur meist überladen. Das Brautgemach im Lohengrin der Erstaufführung hat etwas von dem unwohnlichen kalten Prunk von Ludwigs II. Königsschlössern. Prof. Echter malte eine große Zahl Szenen aus dem „Ring“ für den König. Sie sind der romantischen Art Moritz von Schwinds verwandt und waren wohl vom Bühnenmäßigen aus betrachtet nicht plastisch genug in der Wirkung. Der König hat selbst die entsprechenden Textstellen darunter geschrieben. Wir sehen u. a. Figurinen von Seitz zu Tristan. Wagner schrieb sein Placet darunter, oder er lehnte einen Marke im Krönungsmantel ab, da der König immer im kriegerischen Kleide zu erscheinen habe; oder er wünschte, daß das Kostüm stärker verdeutliche, daß Brangäne weniger die Magd als die Vertraute Isoldens sei. Erste Ausgabe von Wagners Schriften, darunter Handexemplare des Königs, Faksimiledrucke der Meistersinger, ein begeisterter und liebenswürdiger Brief Ludwigs II. an Gottfried Semper über das Wagnertheater u. a. m. Es ist die Zeit, da zahlreiche Geister in emsiger Arbeit den Wagnerstil geschaffen haben, auf dessen sicher gegründeter Tradition wir heute weiterbauen.

Festspiele. Unmittelbar an den ersten Zyklus schloß sich der zweite. Verschiedene Hauptrollen haben eine andere Besetzung erhalten. Das Haus ist nach wie vor gut besucht. Im Publikum scheint dann und wann das ausländische Element wieder verstärkt, aber es herrscht nicht vor wie in den letzten Jahren. Die Münchener Festspiele haben neben den wechselnden Erscheinungen alljährlich wiederkehrende Freunde. Seit das Prinzregententheater besteht, sitzt unter den Geigern Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern. Erst das versenkte Orchester, das den Musiker den Blicken des Publikums entzieht, ermöglichte dem kunstbegeisterten Prinzen das Mitspielen, und in all den 24 Jahren hat er sich die Freude künstlerischen Wirkens bewahrt. Zwischen den Wagnerzyklen laufen im Residenztheater die Mozartspiele. Wilh. Furtwängler, seither hier nur im Konzertsaal bekannt, wurde als Gastdirigent in seiner Vaterstadt aufs herzlichste aufgenommen.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Deutsche Bühnen-Volksbund wird im September sechs neue Wandertheater durch die verschiedensten Teile Deutschlands reisen lassen. In erster Linie werden die Städte besucht, wo keine Bühnen vorhanden sind. — Zum Gedenken von Liszts Todestag fand eine Feier im Bayreuther Opernhause statt, bei der sich Alice Ripper als bedeutende Interpretin Liszts bewährte. — Das Ueberlinger Münsterspiel von A. J. Lippl ist nun am Ort seiner Handlung in Szene gegangen. Der Schauplatz zwischen Münster und Rathaus gelegen, gab der symbolischen Dichtung einen imposanten Hintergrund. — Eine eindrucksvolle Aufführung von Calderons „Großem Welttheater" fand in Maria-Einsiedeln statt. Die Bevölkerung erneuerte damit einen alten Brauch; vom 16 bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts haben in Einsiedeln Aufführungen geistlicher Spiele stattgefunden. Nur ein Berufsschauspieler wirkte mit, Peter Erkelenz, der Leiter der Berliner Calderonspiele. — Mariazell, der österreichische Wallfahrtsort, hat heuer ein Festspielhaus eröffnet. Es steht außerhalb des Dorfes auf einer Hügelterrasse und hat einen Blick in die herrliche Gebirgslandschaft. Es ist ein Theater von Berufsschauspielern und hat den Plan, jede Art von religiösen Spielen aufzuführen. Das Apostelspiel von Max Mell und das „Mariazeller Muttergottesspiel" von Friedl Schreyvogel werden als wertvolle Dichtungen bezeichnet, deren Aufführung den Zuschauern zu tiefstem künstlerischem Erlebnis wurde.

L. G. Oberlaender, München.

Münchener Kammerspiele. Paul Apels lustiges Traumspiel „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt", hatte einen großen, echten Erfolg. Das Stück ist lange vor dem Krieg entstanden, man hat aber das Bedürfnis gefühlt, seine satirischen Züge zeitentsprechend umzufärben. Der arme Studiosus und Dichter, der mit einer reichen Tochter verlobt werden soll und dies glücklich verschläft, ist nebenbei Werkstudent. Seinem ganzen Gehaben nach bleibt er indes vorkriegsmäßig. Die wohlhabende Spießerfamilie, in die ihn als Schwiegersohn der warnende Traum versetzt, ist zur Familie Raffke umgewandelt mit Auto, Radio und expressionistischen Fratzen über Rokokomöbeln. Die Hinrichtung des Mörders seiner jungen Frau — im Traum — vollzieht sich im elektrischen Stuhl. Der schöne Satz, der mir 12 Jahre im Ohr blieb: „Ich wünsche nun endlich geköpft zu werden", fiel also leider aus. Es fiel überhaupt manches aus, was mir von der Vorkriegsaufführung einer allerersten Bühne das Stück wert machte: der sorglose, spielende Zug, das Märchenhafte. Auch der traumartige Wechsel der Personen und Szenen war dort und damals besser — leiser und schneller. In der heutigen Gestalt wirkte das Traumspiel zu grell. Es gehört gleichwohl zu den besten Aufführungen der Kammerspiele im letzten Jahr. Ein Gast vom Deutschen Theater in Berlin, Walter Janssen, gab den Hans Sonnenstößer prächtig. Die einheimischen Darsteller schlossen sich um ihn zu schönem Zusammenspiel.

Dr. O. Sachse.

Tiefe, gottgeweihte Innerlichkeit, das Kostbarste, was wir auf Erden haben.

Den praktischen Weg zeigt in seinen Schriften
P. Cassian Karg, O. M. Cap.:

In der Schule des Heilands

Buchschmuck von A. Untersberger.

Bd. I (41.—50. Tausend) Einführung ins innerliche Leben
Bd. II (21.—30. Tausend) Vertiefung des inneren Lebens
Bd. III (1.—20. Tausend) Eine unbekannte Wunderwelt

Je 64 Seiten. Kl. 8° Preis je 0.50 Gmk.

„... Büchlein echten Tatchristentums, eine treffliche Anleitung zu vollkommenem Leben. ... Eine Menge von Beispielen aus dem Leben zeigt die Erfolge dieses Einführungskurses ins innerliche Leben in verschiedenen Lebenslagen und Lebensschwierigkeiten. ... in der Tat geeignet Opferseelen zu schaffen, glühend in der Liebe zu Gott und den Menschen. Die Ausstattung ist des goldenen Inhalts würdig. Mögen recht viele in dieser Schule des Heilands lernen und glücklich werden." (Deutsches Volksblatt, Stuttgart.)

Das kleine Geheimnis

Der Schlüssel zur Innerlichkeit

Bessere (Geschenk-) Ausgabe 64 S. 0.40 Gmk.
Ausgabe für Massenverbreitung 13,5 × 9 cm 48 S. 0.25 Gmk.

Eine kleine Auserwählte.

Ein Lebensbild unserer Tage, besonders für die heranwachsende Jugend. Eigens den Mitgliedern der Marian. Kongregation gewidmet. 64 Seit. mit Bildnis 0.20 Gmk. Eine ausführlichere Ausgabe befindet sich in Vorbereitung. Preis ca. 0.50 Gmk.

In den Herzen der Menschen das Gute zu wecken und zu fördern, ist Pflicht eines jeden einzelnen von uns. Durch die tatkräftige Verbreitung der vorgenannten Veröffentlichungen geschieht das. Ganz still und ohne Aufsehen kann durch die Verbreitung des Schriftchens „Dein Geheimnis" der Boden dafür bereitet werden. Der Verlag stellt diese Broschüre kostenfrei zur Verfügung.



Durch alle Buchhandlungen beziehbar

Verlag der Schulbrüder
Kirnach-Villingen, Baden

Tabernakel-Schränke
feuer- und einbruchsicher
Paramenten-Schränke
eiserne, jeder Grösse
Opfer-Kassetten
Hand-Kassetten
aus eigener Fabrik
ALFRED MOCH
MANNHEIM



Ordnung und Übersicht
erhalten Sie durch unsere
Aktenschränke
Preisangebot unverbindl.
Aalener Volkszeitung, Aalen, (Württemb.)



haben in der „Allg. Rundschau" stets besten Erfolg.

Aufruf an das deutsche Volk!

Ein Entrüstungssturm ging durch Deutschlands Gaue und Millionen von Menschen waren der Verzweiflung und dem Untergang nahe, als bekannt wurde, dass durch einen Schachzug des Staates alle Vorkriegsgeldscheine, Sparkassenguthaben, Reichsanleihen usw. ihren Wert verloren hatten. Das Papiergeld ist nach dem Gesetz einer Quittung über zinsloses Darlehn, welches dem Staate gewährt wurde, gleichzuachten, dieses Darlehn muss also in gleicher Güte zurückgezahlt werden. Noch ist nicht alles verloren. Beteiligen auch Sie sich an einer Petition, die dem Parlament und allen Parlamentsmitgliedern überreicht werden soll. Wir wollen und dürfen uns nicht mit den Massnahmen des Staates einverstanden erklären. Deutsche Volksgenossen, die Ihr alles verloren habt, unterstützt mich in meinem Kampf, den ich für Euch und mich führe. Für Sie besteht keine Verpflichtung oder Gefahr. Natürlich kann ich die entstehenden Kosten nicht aus eigenen Mitteln aufbringen. Senden Sie mir noch heute ihre Zustimmung zur Petition und fügen Sie 1.50 Rentenmark als einmaligen Unkostenbeitrag bei. Sie werden durch Mitteilungen, welche in zwangloser Reihenfolge erscheinen, auf dem Laufenden gehalten. Ich bin mir wohl bewusst, dass ich von vielen Seiten bekämpft werde und gestehe offen, dass ich diesen Kampf nicht aus Idealismus führe, sondern mich leiten wirtschaftliche Motive. Ich kämpfe um Ihre und meine Interessen und fordere den Staat auf, das gut zu machen, was er an seinen Bürgern gesündigt hat, und wenn es sein muss, mit den schärfsten gesetzlichen Mitteln. Ich hoffe, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen.

Kriminal-Detektiv Gurenkoff, Leipzig-Schl., Könneritzstrasse 46.





FABRIKAT DER WANDERER-WERKE A.-G.
SCHÖNAU BEI CHEMNITZ



VOM SEGEN DER LITURGIE

Eine Auswahl der besten liturgischen Werke des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G.

München / Kempten / Regensburg

BRAUN, JOSEPH S. J.

LITURGISCHES HANDLEXIKON

2. vermehrte und verbesserte Auflage 1924. 8°. 416 S. Preis: geheftet 5 Gm., gebunden 6 Gm.

Stimmen der Zeit, Freiburg: Es war ein glücklicher Gedanke des durch seine geschichtlichen Arbeiten auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst bekannten Verfassers, ein Handbuch der Liturgik in Form eines Wörterbuches herauszugeben. Denn so ist jedem, auch dem interessierten Laien, die Möglichkeit geboten, schnell und allseitig sich über eine liturgische Frage zu orientieren.

*

MEMORIALE RITUUM

1923. 8°. 160 S. Preis: geh. Gm. —.80, kart. 1 Gm., gebunden Gm. 1.40

Verbandsblatt der deutschen kathol. Geistlichkeit, Eger: Um auch in kleinen Pfarrkirchen, in denen nur ein Priester tätig ist, den Absichten der Kirche entsprechen zu können, hat Papst Benedikt XIII 1725 das Memoriale Rituum herausgeben lassen. Die neueste Ausgabe von Papst Benedikt XV. liegt in guter Uebersetzung und schöner Ausstattung vor uns und bietet dem Pfarrer oder Kirchenrektor einen Behelf, wie sie selber und die Ministranten bei den obengenannten kirchlichen Feierlichkeiten vorzugehen haben.

*

SAKRAMENTE UND SAKRAMENTALIEN

Einführung in das römische Rituale. 1922. 18°. 263 S. Preis: geh. 1 Gm., kart. Gm. 1.20, geb. Gm. 1.50

Wiener Kirchenblatt, Wien: Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die weiten Kreise des gläubigen Volkes, besonders auch die Gebildeten, in das Rituale genannte liturgische Buch einzuführen und es mit seinen gnaden- und segensreichen Riten näher bekannt und vertraut zu machen.

*

JOS. KRAMP S. J.

OPFERGEDANKE UND MESSLITURGIE

Erklärung der kirchlichen Opfergebete. 8°. 143 Seiten. Preis: kart. Gm. —.80.

Benediktinische Monatsschrift: In diesem Büchlein legt der Verfasser die Ergebnisse seiner liturgie- und dogmengeschichtlichen Untersuchungen über das Opfer weiteren Kreisen vor, um so die Teilnahme an der Messe zu fördern und zu beleben.

*

DIE OPFERANSCHAUUNGEN DER RÖMISCHEN MESSLITURGIE

Liturgie- und dogmengeschichtliche Untersuchung. Neuauflage. 8°. 120 Seiten. Preis: noch unbestimmt.

Theologische Revue: Die Arbeit Kramps ist vor allem in der Untersuchung der Offertorial- und Sekretgebete wertvoll, da sie hier vielfach den ursprünglichen Sinn gegenüber späteren Deutungsversuchen besser herausgestellt und die kirchlich beabsichtigte Auffassung im Zusammenhang des gegenwärtigen Opferaufbaus klarer als andere aufgedeckt hat.

*

Neu erschien:

MISSA

Für den gemeinsamen Gebrauch bearbeitet. Kl. 8°. 71 Seiten. In biegsamem Leinwandeinband 1 Gm.

Vorliegendes Büchlein gibt eine sehr gute Einführung in den Gedankenkreis der Messgebete und legt dann eine Art des gemeinsamen Betens und Handelns vor, die auf der einen Seite allen kirchlichen Bestimmungen aufs genaueste entspricht, auf der andern aus der Uebung der sog. „missa recitata“ als eine überaus praktische hervorgegangen ist.

CHRISTIAN KUNZ

MESSBUCH DER KATHOLISCHEN KIRCHE

lateinisch und deutsch nach dem neuen römischen Missale des Papstes Benedikt XV. bearbeitet.

In Leinw. mit Rotschnitt Gm. 5.50, in Leinw. mit Goldschnitt 6 Gm., in Ganzled. mit Rotschnitt 7 Gm., in Ganzled. mit Goldschnitt Gm. 7.50

*

SONNTAGSMISSALE

enthaltend die Messen aller Sonn- und Feiertage, lateinisch und deutsch, mit ausführlichen Erklärungen klein 8°, 655 Seiten.

In Leinw. mit Rotschnitt Gm. 2.75 in Leinw. mit Goldschnitt Gm. 3.20
in Ganzled. m. Rotschnitt Gm. 4.30 in Ganzled. m. Goldschnitt Gm. 4.75

Hermann Bahr in der „Reichspost“: Ich sage mir oft, wieviel Irrtum, sinnloses Suchen, trostloses Fragen, ratloses Zweifeln mir erspart geblieben, um wieviel leichter mir Selbstbesinnung geworden, wie ganz anders mein Leben gewesen wäre, voll Sicherheit, Stetigkeit und Gradheit, wenn vor 40 Jahren mir jungem Menschen jemand ein solches Missale mitgegeben hätte.

*

DIE TONSUR UND DIE KIRCHLICHEN WEIHEN

nach dem römischen Pontifikale deutsch und lateinisch nebst Weiheunterricht bearbeitet. Brosch. Gm 0.50, kart. Gm. 0.80, geb. 1 Gm.

Für Seminaristen sehr zu empfehlen!

*

DIE DIAKONEN- UND PRIESTERWEIHE

nach dem römischen Pontifikale deutsch und lateinisch nebst Weiheunterricht bearbeitet. Brosch. Gm. 0.50, kart. Gm. 0.80, geb. 1 Gm.

Pastoralblatt, Köln: Pfarrer Kunz gibt in diesem Bändchen den Weihekandidaten und deren Angehörigen eine treffliche Anleitung, den inhaltvollen Gebeten und Zeremonien der hl. Weihen zu folgen und mit dem Bewusstsein der Erhabenheit wie auch der Verantwortlichkeit des geistlichen Standes sich zu durchdringen.

*

DIE BISCHOFSWEIHE

nach dem römischen Pontifikale deutsch und lateinisch dem katholischen Volke erklärt. Brosch. Gm. 0.50, kart. Gm. 0.80, geb. 1 Gm.

Katholische Kirchenzeitung, Salzburg: Die Schilderung der Weihezeremonien ist knapp und dabei doch recht anschaulich, die Uebersetzung der Gebete gewandt; die Erklärung macht den wohlgelungenen Versuch, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Liturgieforschung zu popularisieren.

*

DR. PIUS PARSCH

AUS BREVIER UND MESSBUCH

Liturgische Perlen für das Volk Band 1—5:

1. Bändchen: Der Gottesdienst der heiligen Nacht. 1923. 8°. 94 S. Preis: geh. Gm. —.90, kart. Gm. 1.20, geb. Gm. 1.50
2. Bändchen: Die Trilogie der Karwoche. 1923. 8°. 196 S. Preis: geh. Gm. 1.50, kart. Gm. 1.80, geb. Gm. 2.10
3. Bändchen: Die Liturgie des Osterfestes. 1923. 8°. 97 S. Preis: geh. Gm. —.90, kart Gm. 1.20, Geb. Gm. 1.50
4. Bändchen: Die Liturgie des Fronleichnamfestes. 1923. 8°. 96 S. Preis: geh. Gm. —.90, kart. Gm. 1.20, geb Gm. 1.50
5. Bändchen: Das kirchliche Morgen- und Nachtgebet. 1923. 8°. 71 S. Preis: geh. 1 Gm., kart Gm. 1.30, geb. Gm. 1.60

Vaterland, Luzern: Die Bändchen wollen die Schätze der Liturgie, die in der Karwoche und Osterzeit besonders reich sind, dem Volke zugänglich machen und damit die Schönheiten des Breviers. Die Bänchen seien bestens empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

D. A. 2848 IV



GESAMTVERZEICHNIS DER SAMMLUNG KÖSEL

Kompendien des Wissens und der praktischen Weltkunde. Gemeinverständliche Arbeiten erster Fachleute

---

Bd. 1: **Recht, Staat und Gesellschaft.** Von Dr. Freiherr v. Hertling †. M. 1.40
Bd. 3: **Die Fixsterne.** Von Prof. Dr. Josef Plassmann. M. 1.60
Bd. 5: **Das Lehrerinnenwesen in Deutschland.** Von Pauline Herber. M. 1.40
Bd. 6: **Geschichte der Kirchenmusik.** Von Dr. Karl Weinmann. Siehe Band 64/65. M. 2.50
Bd. 7: **Mathematische Geographie.** Von Dr. H. P. Baum. M. 1.10
Bd. 8: **Die Messe im Morgenland.** Von Dr. A. Baumstark. M. 1.40
Bd. 10/11: **Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands.** Von Josef Freiherr von Eichendorff. Eingeleitet von Dr. Wilhelm Kosch. M. 4.30
Bd. 13: **Geschichte der Pädagogik.** Von Dr. Wendelin Toischer. M. 1.60
Bd. 15: **Fransizkus-Legenden.** Von Dr. P. Heribert Holzapfel. M 1.40
Bd. 16: **Die Kirche der Lateiner in ihren Liedern.** Von Dr. G. M. Drewes. M. 1.60
Bd. 18: **Das Griechische Drama und seine Wirkung bis zur Gegenwart.** Von Dr. A. Müller. M. 1.40
Bd. 19: **Geschichte der dänischen Literatur.** Von Johannes Jörgensen. M. 1.10
Bd. 20/21: **Der Mensch.** Von Dr Joh. Bumüller. M. 2.—
Bd. 22: **Geschichte der mittelalterlichen Philosophie.** Von Dr. J. A. Endres. M. 1.40
Bd. 24: **Geschichte der polnischen Literatur.** Von Professor M. Switalski. M. 1.40
Bd. 28: **Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke.** Von Univ.-Prof Dr. O. Willmann. M. 1.10
Bd. 29: **Die Grundfragen der Ethik.** Von Dr. M. Wittmann. M. 1.40
Bd. 30: **Das moderne Wohnungsproblem.** Von Dr. H. Rost. M. 1.60
Bd. 32: **Deutsche Volksschwänke des 16. Jahrhunderts.** Von J. Weigert. M. 1.60
Bd. 33: **Einführung in die elementare Mathematik.** Von A. Schuster. M. 1.40
Bd. 34: **Kraftmaschinen und Kraftübertragung.** Von Diplom-Ingenieur Gg. Siemens. M 1.40
Bd. 35: **Deutsche Mystiker.** Band I: Seuse. Von Dr. W. Oehl. M 1.60
Bd. 36: **Mietrecht des deutschen Reiches.** Von Dr. J. Löwe. M. 1.60
Bd. 37: **Die Hauptprobleme der Weltanschauung.** Von Univ.-Professor Klimke S. J. M. 1.40
Bd. 41/42: **Johann Michael Seilers Schriften.** Von Dr. R Störzle. M. 2.—
Bd. 43: **Die christlichen Kirchen des Orients.** Von Dr. K. Lübeck. M. 1.60
Bd. 44/45: **Geschichte der englischen Literatur.** Von Dr. A. Lohr. M 2.50
Bd. 46: **Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. Kl. Löffler. M. 1.80
Bd. 47: **Die Frauenbewegung.** Von L. Becker. M. 1.60
Bd. 48: **Deutsche Mystiker.** Band II: Mechthild von Magdeburg. Von Dr. W. Oehl. M. 1.80
Bd. 49: **Harmonielehre.** Von Prof Dr. E. Schmitz. M. 1.80
Bd. 51/52: **Abriss der Instrumentenkunde.** Von M Koch M. 3.—
Bd. 53: **Die Lebensversicherung.** Von Dr. F X. Zahnbrecher. M. 1.60
Bd. 54: **Das deutsche Universitäts- und Hochschulwesen.** Von Dr. K. Hoeber. M. 1.60
Bd. 55: **Novellen der Romantiker.** Von Prof. Dr O. Floeck. M. 2—
Bd. 56: **Erziehung und Unterricht.** Von H. Acker S. J. M. 1.10
Bd. 59: **System der Pädagogik als Volkserziehung.** Von F. Rzesnitzek. M. 1.40
Bd. 60: **Thomas von Aquin.** Von Dr. M. Grabmann. M. 1.40
Bd. 61: **Die Kultur der Babylonier und Assyrer.** Von Dr. P. S. Landesdorfer O. S. B. M. 1.80
Bd. 62: **Die Frau im Mittelalter.** Von Univ.-Prof. Dr. H Finke. M. 1.60
Bd. 63: **Der gewerbliche Arbeitsvertrag.** Von Dr. F. Zahnbrecher. M. 1.60
Bd. 64/65: **Geschichte der Kirchenmusik.** Neue Ausgabe mit besonderer Berücksichtigung der kirchenmusikalischen Restauration im 19. Jahrhundert. Von Dr. K. Weinmann. M. 2.50
Bd. 69: **Die Begründer der neueren Biologie.** Von Dr. F. Bosch. M. 1.60
Bd. 70: **Die Hygiene des Lebens.** Von Dr. med. A. Schnée. M. 1.40
Bd. 71: **Der Geburtenrückgang in Deutschland.** Seine Ursache und seine Bekämpfung. Von Medizinalrat Dr. Grassl. M. 1.40
Bd. 72: **Das Erdöl.** Von H. Messmer. M. 1.10
Bd. 73: **Die Haupttatsachen der organischen Chemie.** Von Professor Dr. L. Vanino. M. 1.40
Bd. 74: **Vom Denken und Erkennen.** Eine Einführung in das Studium der Philosophie. Von Dr. B. W. Switalski. M. 1.60
Bd. 75: **Justus Möser.** Eine Auswahl aus seinen Schriften. Mit einer Einleitung herausgegeb. von Dr. R. Schulze. M. 1.40
Bd. 76: **Das Leuchtgas,** seine Herstellung und Verwendung. Von Dr. K. Forch. M. 1.40
Bd. 77: **Deutsche Mystiker,** Band III: Meister Eckhart. Von Dr. J. Bernhart. M. 1.60
Bd. 78: **Geschichte des deutschen Romans bis 1800.** Von Dr. H. Rausse. M. 1.40
Bd. 80: **Ueber das Verhältnis der Poesie zur Religion.** Von Professor Karl Muth. M. 1.—
Bd. 81: **Einführung in die Vektorrechnung.** Von Professor Dr. A. Deckert. M. —.80
Bd. 82: **Einführung in die Funkentelegraphie.** I. Teil. Von Professor Dr. A. Deckert. M. 1.—
Bd. 83/84: **Geschichte der Musik.** Von Professor Dr. A. Rau. M. 2.—
Bd. 85: **Deutsche Mystiker,** Band IV: Taules. Von Dr. W. Oehl. M. 1.40
Bd. 86: **Deutsche Mystiker,** Band V: Frauenmystik im Mittelalter. Von Dr. Maria David-Windstosser. M 1.60
Bd. 87: **Einführung in die Funkentelegraphie,** II. Teil. Von Professor Dr. A. Deckert. M. —.80
Bd. 88/89: und 90/91: **Papstgeschichte von den Anfängen bis zur französischen Revolution.** Von Professor Dr. Franz Xaver Seppelt, Breslau. M. 3.40
Bd. 92: **Der Islam.** Von Hochschulprofessor Dr. J Lippl. M. —.80
Bd. 93: **Vorlesungen über Metaphysik.** Von Dr. Georg Graf v. Hertling. Herausgegeben von Prof. Dr. Matth. Meier. M. 1.10
Bd. 94: **Literaturgeschichte der Tschechoslowaken, Südslawen und Bulgaren.** Von Dr. Leo Seifert. M. 2.40
Bd. 95: **Die philosophischen Strömungen der Gegenwart.** Von Dr Johann Hessen. M. 1.40
Bd. 96: **Einführung in die moderne Religionspsychologie.** Von Professor Dr. G. Wunderle. M. 1.40
Bd. 97: **Einführung in das mittelalterliche Schrifttum.** Von Dr. A. Bauckner. M. 2.—
Bd. 98: **Die Orgel.** Von Dr. W. Widmann. M. 3.—
Bd. 99: **Die Bakterien.** Von Dr. H. v. Bronsart. M. 1.10
Bd. 100: **Faust.** Von Dr. Expeditus Schmidt. M. 1.60
Bd. 101: **Geschichte der spanischen Literatur.** Von Dr. Th. Heinermann. M. 1.10

Die fehlenden Bände sind zur Zeit vergriffen

*

Zu beziehen durch alle gutgeleiteten Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet Kommandit-Gesellschaft / **München**

Verlagsabteilung Kempten

D. A. 2949 v


Digitized by Google



NEUE ROMANE

des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. / München
Verlagsabteilung Kempten

Zum 50. Geburtstag Wilhelm Schussens erschien:

Medard Rombold, der Wirt zum goldenen Anker

von

WILHELM SCHUSSEN

Broschiert Gm. 2.40, Halbleinen Gm. 3.20

Ein Gastwirt heiratet eine stille feine Frau, die seinem Herzen alle Ehre macht, aber seiner Wirtschaft zum Schaden gereichen muß. Der „Goldene Anker" verliert seine Anziehungskraft. Nur vorübergehend fühlen sich die Gäste noch einmal durch die Kellnerin Anni angelockt, die auch den Ankerwirt in ihre Netze zieht. Aber die Verhältnisse werden immer trostloser und stürzen den einst so lebensfrohen Mann in Verzweiflung. Nur ab und zu werfen die verliebten Briefe Annis, die in Italien ein gutes Unterkommen gefunden zu haben scheint, aufreizende Lichtblicke in die Seele des Unglücklichen. Er kann zuletzt den verlockenden Plänen des Mädchens nicht mehr widerstehen und läßt Weib und Kinder im Stich. Die Ernüchterung bleibt nicht aus. Die Heimat verweigert dem Reuigen zunächst die Hilfe. Da beginnt die Wandlung. Medard rafft sich auf, nimmt niedrige Dienste an und schafft unermüdlich, bis er wieder hochkommt und sich seines edlen Weibes wieder würdig zeigt.

*

Der Roman rheinischer Not

Unter der Geißel

Das Trauerspiel eines Volkes

von

LUDWIG MATHAR

Broschiert Gm. 3.50, Halbleinen Gm. 4.70

Coblenzer Volkszeitung, Coblenz:

Eine der markantesten Figuren zeichnet der Dichter in der Person der Marie Ursel, der Tochter des Cochemer Ratsschreibers Schwang. Sie, die vermöge ihres hohen Geistesschwunges und ihrer Bildung die Not des Volkes am herbsten und tiefsten fühlt, die vaterländisch denkt und starken, tapfern Mutes handelt, die in der höchsten Not aus Liebe zum Volk und ihrem Vater wie eine zweite Judith ihr Höchstes, ihre Ehre, dem ärgsten der Feinde, dem Königsleutnant, dem Wüstling du Saxis opfert und die schwerste Buße danach bringt, verachtet von Vater und Volk, das ist eine Figur voll Blut und Leben.

*

Die Soldaten der Kaiserin

VON JULIANA VON STOCKHAUSEN

Der großartigste Maria-Theresia-Roman, der je geschrieben wurde!

Broschiert Gm. 5.50, Halbleinen 7 Gm., Ganzleinen Gm. 7.50

In einer von innerer Empfindungsfülle überquellenden Anschaulichkeit, gefaßt in echten Lokalfarben, umrankt von lebensprühenden, duftig idyllischen und erschütternd tragischen Szenen und Episoden, die durch ihre straffe Beziehung zu der einen Hauptgestalt eine fast an ein Drama erinnernde Lebendigkeit erzeugen — so steht sie vor uns die Heldin Maria Theresia.

*

Die Papstfahrt durch Schwaben

ERZÄHLUNG VON PETER DÖRFLER

Broschiert 3 Gm., Halbleinen Gm. 4.20

Um die seltene geschichtliche Tatsache einer Papstreise durch die deutschen Gaue nach Augsburg, der alten Kaufmannsstadt, rankt Peter Dörfler als geborener Erzähler sein üppiges Fabelgewinde. Ihm sind die Wege im Traumland der Phantasie und durch die Jahrhunderte der Geschichte so wohlvertraut wie die einsamen Bergpfade seiner Allgäuer Heimat. Der Allgäu hat Grund zum Stolz auf diesen Sohn, mit dem sich's so selig durch die herbe Schönheit seiner Berge und Täler wandert.

*

Maria am Meere

ROMAN VON FRIEDE H. KRAZE

Broschiert Gm. 2.80, Halbleinen Gm. 3.80

Irgendwie erinnert die feine und doch dramatische Geschichte der Elsalill Jeß, der Tochter des Deichgrafen aus Schleswig-Holstein, an die besten Romane Lauffs. Es ist der gleiche Grundakkord, der durch das Lied einer seltenen und seltsamen Liebe klingt: Der Gehalt an Uebersinnlichem einer abseitigen deutschen Heimat, deren Lebensäußerungen weit, weit zurück mit der Vergangenheit verbunden sind. Maria am Meere ist der stimmungsvollste deutsche Roman, der seit Eichendorff geschrieben wurde!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

D. A. 2949 VII

Die Hausschatzbücher

im neuen lustigen Schachbrettmustergewand sind eine Freude für jeden Bücherliebhaber. Sie kämpfen für gesunde Lektüre gegen Schund und Halbschund

*

Die neuen Bände:



32. **Susannas Geheimnis** von Iwan Turgenieff. Die Titelnovelle schildert mit raffinierter Kunst, die Turgenieff noch über Dostojewski erhebt, das bittere Erleben eines russischen Mädchens. Die letzten Schleier von ihrem Geheimnis hebt auch der Dichter noch nicht, das bleibt dem Leser überlassen. Die zweite Novelle, „Das Abenteuer des Leutnants“, ist ebenfalls von stärkstem Spannungsreiz.



33. **Judith, die Kluswirtin** von Luise v. François. Über dem Leben Judiths liegt das Grauen eines Verbrechens, für das der Mann, den sie liebt, im Gefängnis schmachtet. Ihr eigener Mund hat bezeugt, daß er ihren boshaften reichen Bewerber niedergestochen habe. Erst nach Jahren erkennt sie den wirklichen Verbrecher und erwirkt beim König die Freilassung des Geliebten.

34. **Sieben Meistererzählungen** von Ludwig Anzengruber. Wie lebensgläubig und humorvoll zeigt sich der österreichische Meister in diesen Erzählungen! In der ersten Erzählung „Die Herzfalte“ rächen sich Gewissenslosigkeit und Härte, in der Jugend gegen ein liebendes Geschöpf verübt, bitter an dem alternden Bauern. Auch einige der kostbaren Schwänke des Steinklopferhannes sind in den Band aufgenommen.



35. **Aus dem Leben eines Taugenichts. „Die Glücksritter“** von Eichendorff. Die Titelerzählung ist die schönste Novelle der Romantik, in der das Beste jener deutschen und christlichen Kunstströmung aufklingt: Abenteuer u. Geheimnis, blühende Landschaft, Italiensehnsucht u. das Schönste; goldener traumseliger Leichtsinn und jauchzendes Lied. Auch die Glücksritter sind voll eigenartiger, echt romantischer Stimmung.





36. **Die Glaskugel** von Karl Linzen. Der vorliegende Erzählungsband des Verfassers von „Marte Schlichtegroll“ zeigt alle Vorzüge eines tiefen und gepflegten Talentes. Schwere und schöne Schicksale steigen auf und ziehen unwiderstehlich den Leser in ihren Bann. Das deutsche Herz schlägt voll und warm in diesen Dichtungen, die eine ganz intime Kenntnis der Volksseele verraten.



37. **Die Hochzeit im Schneesturm** von Puschkin. — Fünf Meisternovellen des großen russischen Dichters sind in diesem Bande vereinigt, alles Kleinode romantischer Dichtung, in scharf geschliffener Form u. in allen Farben funkelnd. Die Titelnovelle bringt die Geschichte zweier Liebenden, die durch ein grausames Schicksal für immer getrennt werden. Ein sonderbarer Zufall bringt zum Schluß doch eine versöhnende Lösung.

*

Früher erschienen:

1. Eschelbach, Frühlingsstürme. 2. Schott, Seltsame Leut. 3. Hermann Schmid, Der Lober. 4. Auerbach, Barfüßele 5. Sternaux, Die Heimat der schönen Yvonne. 6. Koch, Tirolische Fahrten. 7. Dr. Ugo Mioni, Der Schutzgeist des Kaisers von Birma. 8. Thieme, Durch wessen Hand? 9. Schussen, Ein guter Stolperer. 10. Maryan, Marcia de Laubly. 11. Stifter, Abdias. 12. Schott, Im Hochriß. 13. Herbert, Der Liebesirrtum der Brigitta Zeitlos. 14. Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. 15. Gottfried Keller, Das Fähnlein der 7 Aufrechten. 16. E. Th. A. Hoffmann, Das Fräulein von Scuderi. 17. Storm, Immensee. 18. Dickens, Das Heimchen am Herd. 19. Kleist, Michael von Kohlhaas. 20. Scheffel, der Trompeter v. Säckingen. 21. Poe, Die Mordtat in der Rue Morgue. 22. Sealsfield, Die Prärie am Jacinto. 23. Storm, Der Schimmelreiter. 24. Herchenbach, Der Besuch vom Mississippi. 25. Oberkofler, Die Knappen von Prettau. 26/27. Immermann, Oberhof, 28. Gerstäcker, Der erkaufte Henker. 29. Herwig, Die letzten Zielinski. 30. Fontane, Ellernklipp. 31. Zahn, der Büßer und der „Guet!“

Jeder Band kostet nur eine Goldmark!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet / K.-G. / München

Verlagsabteilung Regensburg

D. A 2949 VIII.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20 520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Textteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 36 München, 4. September 1924. XXI. Jahrgang.

Oesterreich und wir.

Von Oberbürgermeister Dr. Hipp, Regensburg.

Es geht eine tiefe Bewegung durch den deutschen Katholizismus; ein Ringen um ein neues Werden oder auch um die Wiedergewinnung des Verlorenen und Halbvergessenen. Mit der politischen Umgestaltung Deutschlands und Oesterreichs ist auch die geistige und politische Lage der deutschen Katholiken eine ganz andere geworden. Für uns deutsche Katholiken kommt zweierlei in Betracht: einmal, daß die Revolution von 1918 nicht nur die geistloseste, inhaltärmste aller Revolutionen gewesen ist, sondern daß sie in ihren Auswirkungen gezeigt hat, daß dem neuen Deutschen Reich, wie es seit 1870 geworden war, schon jahrzehntelang eine große, zusammenfassende, aufbauende, fortreißende Idee mit staats- und völkerpolitischem Inhalt vollständig gefehlt hat. Jetzt, wo so viel des Gewohnten zusammengebrochen ist, wo man mit banger Sorge nach Wegen sucht, die herausführen sollen aus dem abgrundtiefen Elend des deutschen Volkes, müssen gerade wir deutschen Katholiken uns doppelt besinnen, ob wir nicht aus unserem ureigensten Besitztum, aus den Schätzen unserer Weltanschauung heraus dem ganzen deutschen Volke etwas zu bieten und zu bringen haben, was ihm neue Quellen der Kraft erschließen kann.

Das zweite ist die unbestreitbare Tatsache, die wir deutsche Katholiken nicht übersehen dürfen, daß durch die Gebietsverluste des Deutschen Reiches infolge des Versailler Vertrages gerade der Katholizismus die allerschwerste Einbuße erlitten hat, was seine politische, kulturelle und geistige Bedeutung im Verband des Deutschen Reiches anlangt. Die abgetretenen und die besetzten Gebiete sind größtenteils katholisch. Um so mehr legt sich uns heute die Verbindung nahe mit dem frischen, warmen Katholizismus in Oesterreich, an den wir uns freundschaftlich anlehnen, mit dem wir uns aber auch kulturell und politisch auseinandersetzen müssen. Man hat auch in unseren Kreisen nicht allzu selten etwas selbstgefällig auf das „gemütliche" Oesterreich herabgesehen. Zeugt es nicht von bewunderungswürdigem, blindem und dabei doch wieder verantwortungsfreudigem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, wie der große Bischof Rudigier den Linzer Dombau begonnen hat, ohne die Mittel irgendwie gesichert zu haben, als durch das Vertrauen auf die Opferwilligkeit des katholischen Volkes und die Gnade des Himmels? Das muß uns doch anfeuern, an die Arbeit zu gehen, gleich welcher Art, ohne immer zu wissen und vorauszusehen, zu welchem Ende und zu welchem Erfolge die Arbeit führen wird. Rudigier soll uns lehren, unverdrossen die Bausteine herbeizuschleppen zum Aufbau einer in unserer Zeit doppelt notwendigen katholischen Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftslehre.

Außen und innen ein Kunstwerk ersten Ranges — so steht der Dom von Linz vor den Augen einer staunenden Welt. Es war fast zum Dogma geworden, daß die Zeit der großen herrlichen Dombauten seit Jahrhunderten abgeschlossen sei; und hier ragt ein Werk vor uns empor, beseelt von derselben Glaubenstiefe, von derselben himmelanstürmenden Sehnsucht, wie sie in den Domen des Mittelalters verkörpert sind. Ein Zeichen, daß es auch heute noch christliche Kunst gibt, ja daß überhaupt die Kunst nur verinnerlicht, verchristlicht zu werden braucht, um wieder Leistungen hervorzubringen, die sich denen der vielbewunderten Vergangenheit ebenbürtig an die Seite stellen.

Gewaltig ist auch der Eindruck, wenn man die Aufbringung der Geldmittel bedenkt. Man wird sich in Deutschland bei den Berichten von der Domweihe im Mai d. J. kaum allseits darüber klar geworden sein, was es heißt, in unseren Tagen einen Dom von diesen Riesenmaßen aufzuführen. Zur Zeit der ersten Anfänge des Linzer Domes hat man in Köln in hochoffizieller Feier die Vollendung des dortigen Domes gefeiert — ohne den Erzbischof; denn man mußte damals Kulturkampf machen. In Linz feierte 1924 das ganze katholische Oberösterreich, einmütig geschart um seinen Bischof, die Einweihung eines vom Volke selbst mit seinem Schweiße und all seiner Liebe gebauten Domes. Regt sich nicht etwas im „schwachen" Oesterreich, was uns zum Denken und zu Neid Anlaß geben könnte, wenn es in solchen Dingen überhaupt Neid geben dürfte? Voraussetzung für ein solches Werk ist Glaubenskraft und Begeisterung. Wer wagt an einen Zufall zu glauben, daß der Retter Oesterreichs ein katholischer Priester ist?

Der Dombau war aber nicht das alleinige Lebenswerk Bischof Rudigiers. Man muß an Ort und Stelle von ihm gehört, man muß seine Hirtenbriefe, die Geschichte seiner Zeit gelesen haben, um das Riesenwerk dieses Mannes zu erfassen. Er allein hat mit der Kraft seines Geistes die seelische Entwicklung eines ganzen Volkes, des ganzen Oberösterreich, von Grund auf umgestülpt und erneuert. Immer sind es kraftvolle Einzelpersönlichkeiten, die die Geschicke und die Geschichte machen, trotz aller Demokratie; und die Lebensarbeit eines katholischen Bischofs hat sich als nachhaltiger erwiesen, als das Wirken aller möglichen Staatsmänner. Vielleicht lehrt uns die Not einmal einsehen, daß die Ansprachen und Hirtenschreiben unserer Bischöfe wichtiger sind als alle noch so interessanten Parlamentsverhandlungen; daß ein Rundschreiben des Papstes mehr Bedeutung hat als ein Dawes-Gutachten. Denn aus den Kundgebungen des Episkopates und des Heiligen Stuhles spricht die Ewigkeit zu uns.

Und endlich: Oesterreichs neuer Dom ist ein Mariendom! Ex oriente lux! Die gemeinsame Mutter von uns allen breitet segnend die Hände aus, auch zu uns herüber nach Deutschland. Ist es nicht ein wehes Gefühl und erklärt es nicht manches Schwere und Harte in den Schicksalen des deutschen Volkes, daß mit der geschichtlichen Tatsache der Glaubensspaltung auch die Mutter der Christenheit und damit zweifellos ein gewisses versöhnendes, mildes Moment verloren gegangen ist? Die Erfüllung von Hoffnungen steht in Gottes Hand; wir müssen beten und vertrauen, Liebe hegen und Liebe beweisen.

Das österreichische Volk wallt in hellen Scharen zum Grab Rudigiers. Wie würdigen wir eine Katharina Emmerick, einen Bischof Wittmann in Regensburg? Setzt man sich nicht noch vielfach mit verlegenem Lächeln über die so unmoderne Möglichkeit hinweg, auch im aufgeklärtesten Jahrhundert Heilige gehabt zu haben?

Wahrhaftig, Oesterreich ist in so Manchem viel stärker, als man bei uns es ahnt oder zugibt. Man hat schon einmal jahrzehntelang von einem „kranken Mann" in Europa gesprochen. Als dann das Ende des Weltkrieges hereinbrach, ist dieser kranke Mann stärker gewesen, als so mancher andere. Auch gegenüber Oesterreich gilt es in der öffentlichen Meinung viel gutzumachen. Pflicht der Liebe und der Gerechtigkeit ist es gerade für die deutschen Katholiken, sich entschieden von einer ganzen Anzahl künstlich gezüchteter Vorurteile loszureißen. Das führt sofort auf das staatspolitische Gebiet. Man ruft manchmal sehr laut nach einer Vereinigung aller deutschen Stämme und ist sich letzten Endes gar nicht klar darüber, ob und wie

eine solche überhaupt möglich ist. Wer sich unsererseits mit diesen Problemen befassen will, muß sich zunächst einmal gründlich umsehen in der Geschichte. Man muß sich darüber klar sein, daß das allmähliche Hinausdrängen Oesterreichs aus der Schicksalsgemeinschaft der deutschen Stämme ein schroffer Bruch einer geschichtlich-organischen Entwicklung gewesen ist. Es darf an die inzwischen durch die Geschichte selbst beantwortete Frage von Constantin Frantz erinnert werden: wer wolle behaupten, daß wir uns seit 1866 in einem Definitivum befänden und nicht vielmehr in einem bloßen Provisorium? Die Wege einer künftigen wahrhaft deutschen Politik sind ferner nur dann einigermaßen deutlich zu erkennen, wenn volle Einsicht gewonnen ist über die letzten, tiefsten Gründe von 1848 und 1866 und wenn endlich hüben und drüben das unheilschwangere Hereinragen der internationalen Freimaurerei richtig gewertet wird. Eines steht aber heute schon fest: Die österreichische Kulturwelt mit ihrer tausendjährigen Vergangenheit verträgt nie und nimmer ein Aufgehen in einem zentralistischen Einheitsstaat im Sinne einer Verschmelzung. Das wäre auch ein Unglück für die europäische Kultur. Wer daher den wahrhaft großdeutschen Gedanken unter den deutschen Katholiken fördern und pflegen will, der muß, wenn nicht Föderalist sein, so doch sich wenigstens ernst und gewissenhaft mit den Gedankengängen des Föderalismus auseinandersetzen. Er darf dabei das eine nicht außer acht lassen, daß der Föderalismus als Zusammenfassung der Glieder: Familie, Gemeinde, Stamm, Volk, Reich den Grundsätzen des organischen Lebens gerecht wird. Mit republikanischen Reichsbannerumzügen und unitaristischen Feiern gemeinschaftlich mit Sozialdemokraten und Demokraten dürften auf absehbare Zeit hinaus im katholischen Oesterreich keine Sympathien für den „großdeutschen" Gedanken errungen werden. Jedenfalls ist es heute eine vordringliche Pflicht der deutschen Katholiken und zwar gerade ihrer eigenen Geltung wegen, sich wesentlich mehr wie bisher mit der Mentalität des katholischen Oesterreich und dem dortigen Entstehen und Werden zu befassen und nicht zuletzt so gar Manches zu lernen.

Weltrundschau.

Die Annahme der Dawesgesetze im Deutschen Reichstag begegnete großen Schwierigkeiten. Außer Völkischen und Kommunisten hatten auch die Deutschnationalen durch ihren Führer Hergt Opposition angesagt. Die Beratung wurde einmal durch kommunistische Prügelszenen gestört. Im Fall der Ablehnung der Gesetze war die Regierung zur Auflösung des Reichstags fest entschlossen. Doch wurden in der Abstimmung am 29. August sämtliche Gesetze angenommen, das Eisenbahngesetz mit der für Verfassungsänderungen notwendigen Zweidrittelmehrheit: 314 gegen 127 Stimmen. Bei diesem Anlaß erließ Reichskanzler Dr. Marx eine Kundgebung, in welcher das durch den Versailler Vertrag aufgezwungene Kriegsschuldbekenntnis Deutschlands vor aller Welt und in aller Form offiziell widerrufen wird. Die Londoner Beschlüsse sind von allen Beteiligten einschließlich Deutschlands am 30. August im Britischen Auswärtigen Amt unterzeichnet worden.

Der neugewählte Präsident von Mexiko, Calles, hat sich in Deutschland aufgehalten und Berlin, München und Hamburg besucht. Vom Reichspräsidenten und den Landesregierungen wurde er ebenso feierlich wie herzlich empfangen.

Herriot gab im französischen Parlament Rechenschaft von London. Er hatte eine scharfe Aussprache mit Poincaré, welcher dabei eine moralische Niederlage erlitt. Beide Kammern sprachen schließlich Herriot ihr Vertrauen aus; der Senat mit 181 gegen 37 Stimmen bei 74 Enthaltungen, das Abgeordnetenhaus mit 336 gegen 204 Stimmen.

Italien sucht die deutschen Schulen in Südtirol zu unterdrücken. Die deutsche Mittelschule in Bozen wird durch ein italienisches Gymnasium ersetzt. Bis 1. April 1925 sollen alle deutschen Schulen geschlossen sein.

Die neue demokratische Regierung Jugoslawiens hat Kroatien und Slawonien die Selbstverwaltung mit einer Landesregierung in Agram gewährt. Für Bosnien und Krain soll ähnliches in Aussicht stehen. — Im ganzen Balkan ist übrigens ein steigender Einfluß Moskaus zu beobachten.

In China scheint eine faschistische Erhebung im Gang zu sein. Sie richtet sich gegen das demokratische Regiment von Sunyatsen im Süden.

Deutschlands Erneuerung und Ludendorff.

Von Dr. Otto Kunze.

Der Mann, der Deutschland rettet und neu aufbaut, ersteht uns hoffentlich mit Gottes Hilfe. Erkannt wird er aber erst werden, wenn er sein Werk getan hat. Vorschußlorbeeren bekamen wenigstens die echten Helden der Geschichte nie. Auch Ludendorff hat keine erhalten, bevor er Tannenberg mit schlug und als Stabschef in Oberost, später als Generalquartiermeister der Obersten Heeresleitung und Organisator der letzten Kriegsjahre seinen Feldherrnruhm begründete. Historische und militärische Kritik setzt an diesem Ruhm verschiedenes aus, bestreitet ihn aber kaum an sich. — Wird es dem Träger solcher ernsthafter Lorbeeren nicht unheimlich, wenn ihm gestern und heute Vorschußlorbeeren gereicht werden als dem Feldherrn des künftigen Befreiungskriegs, als dem Diktator eines kraftvollen neuen Deutschlands, als dem größten Deutschen überhaupt? Nein, General Ludendorff wird es nicht unheimlich. Nicht einmal, wenn die vorschnell gespendeten Ruhmeskränze entblättern wie am 9. November oder am Tag des Freispruchs im Hitlerprozeß. General Ludendorff hat die Gabe, Mißerfolge zu übersehen. Er ist ein Subjektivist von großem Ausmaß. In ihm lebt die Vermessenheit des preußischen Militarismus, der da glaubt, alles befehlen zu können und unbequeme Tatsachen einfach verbietet. „Ich verbiete, daß die Munition verdorben ist" diktierte ein anderer preußischer General, Lettow-Vorbeck, in Ostafrika und ließ 5 Millionen durchnäßte Patronen abreißen, das Pulver ausschütten, trocknen und wieder einfüllen. Die Patronen trafen zwar nicht mehr sicher, konnten aber wenigstens verschossen werden. Im Verzweiflungskampf hat solcher Trotz sein Gutes, als Grundhaltung ist er verderblich. Unsere Heeresleitung hat die amerikanische Gefahr verboten, bis die zweite Million Amerikaner anrückte. Sie hat Fochs Reserven für tot erklärt, bis sie aus dem Wald von Villers-Cotterets hervorbrachen. Es ist nichts davon verlautet, daß die Beteiligten diese Fehler später eingestanden hätten. Sie haben sie wahrscheinlich nicht einmal eingesehen.

Werden unsere Nachkommen in hundert Jahren über solche Geistesverfassung den Kopf schütteln? Oder wird sie dann immer noch unter uns wuchern als ein unausrottbarer deutscher Fehler? Den Fall Ludendorff wird man allerdings in hundert Jahren bis zu seinem Abschluß überblicken. Wir wagen vorherzusagen, daß dieser Abschluß nicht so glanzvoll sein wird, wie die Verehrer des letzten Endes nicht glücklichen Heerführers und bisher noch minder glücklichen Politikers wähnen mögen. Er erhält jedenfalls auch keinen tragischen Schimmer. Es spricht dagegen das bemerkenswerte Glück, das Ludendorff stets unversehrt an Leben und Freiheit aus all seinen Mißerfolgen hervorgehen ließ: Kapp-Putsch, 9. November 1923, Hitlerprozeß. Ludendorff erwidert nicht die Hingabe seiner Anhänger. Er ist, vielleicht unbewußt, auch ein Typ des altpreußischen Egoismus. Der bleibt solange verborgen, als das Höhere, der Staat, der König oder der Vorgesetzte, aufrecht steht. Ist er gefallen, so tritt das heilige Ich in den Vordergrund. Ludendorff spricht nicht mehr vom Kaiser, es sei denn in agitatorischer Berechnung. Er schweigt völlig von Hindenburg. „In mir sieht man Tannenberg." Und so ist er über Hitler hinweggeschritten, hinter dem sich die Festungstore schlossen. Er fühlt sich als Führer der völkischen Bewegung, deren Geist ursprünglich von ganz Anderen, von Jüngeren gehaucht ist.

Man muß die Stellung ins Auge fassen, die Ludendorff bei seiner Anhängerschaft einnimmt. Als was betrachtet er sich selbst? Als was betrachten ihn die völkischen Scharen?

„Der Zug durch die Straßen Münchens am 9. November 1923 gibt mir ein Recht, mich zu der Führerschaft der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung zu rechnen. . . . Nur durch ein Wunder wurden Hitler und ich gerettet und das war mir ein Fingerzeig des Schicksals — zumal Hitler durch seine Inhaftnahme mehr oder weniger ausfiel — mich selbst der Bewegung zur Verfügung zu halten, um das verwirklichen zu helfen, was am 8. November die Absicht Hitlers war, wofür am 9. die Männer gefallen sind, was heute unverrückbar als Ziel vor unseren Augen steht: Ein wahrhaft freies deutsches Volk, die Gemeinschaft freier Deutscher, in einem wahrhaften und freien Großdeutschland."

So sprach Ludendorff auf dem ersten völkischen Parteitag, der vor wenigen Wochen in Weimar stattfand. Er, der Führer. Auf dem Parteitag gab es keine Abstimmungen. Nach Anhörung der Meinungen und Vorschläge entscheidet der Führer frei:

„Dies ist das Thing! Die uralte germanische Volksversammlung ist wieder lebendig geworden. Den Vorsitz führt ein königlicher Mann; er ist der Erste unter den Freien und dem Gewicht seines Wortes beugt sich freiwillig jeder Widerstand. Er hört an und schlichtet. Mit Güte und mit Strenge, mit Hoheit und edler Einfachheit. Wer Ludendorff an diesem Tage sah, der erhielt den Eindruck: Hier ist einer der edelsten und größten aller Deutschen, die je gelebt! Ludendorff, der einst so wortkarge, verschlossene Mann, hat in diesen letzten Jahren eine gewaltige Wandlung durchgemacht: Er ist zum Volk gekommen, hat um die Liebe des Volkes geworben, und heute ist er Volksführer, geliebt von allen, die ihm nahekommen."

So der überschwängliche Bericht des Münchner Völkischen Kuriers (Folge 165 vom 19. 8. 24). Er beantwortet unsere zweite Frage, was Ludendorff seinen Anhängern gelte.

Der General selbst schlichtet nicht nur den Streit seiner Mannen (fragt sich auf wie lange), er schlichtet auch das verwickelte Problem deutscher Volksgemeinschaft. Der Arbeiter muß ihr gewonnen werden. Deshalb ist die Arbeiterfrage zu lösen. Ueber das Wie hören wir jedoch fast nichts. Die Volksgemeinschaft wird durch strenges Ausscheiden alles Undeutschen und Internationalen begründet, So wird die „deutsche Weltanschauung" geschaffen:

„Lehnen wir als Mitglieder grundsätzlich alle ab, die noch andere, außerhalb Bewegung und Weltanschauung liegende Bindungen haben, sogar von dort Weisungen erhalten."

Die große Prozeßrede klingt uns im Ohr: die auswärtige Bindung ist Rom. Mag sein, daß nebenbei an Moskau gedacht ist. Auch die goldene Internationale wird dem Redner vorgeschwebt haben. — Wiederum bricht hier der Subjektivismus durch. Das völkische Deutschland genügt sich allein. Weltkirche, Weltkultur, Weltwirtschaft — sie werden einfach verboten. Die Untergebenen melden dann, daß sie diese Dinge nicht wahrnehmen (bei ihrem Gesichtskreis ganz natürlich). Aufgeregte Unterführer melden auch manchmal Gespenster. Macht nichts, die O. H. L. (hier Oberste Herdenleitung) beurteilt die Lage, wie es ihr dünkt und führt die Sache ohne allen Zweifel zum Sieg. — Hätte General Ludendorff einen offenen Blick für Tatsachen, ihm würde schon bange werden angesichts seiner Gefolgschaft. Politische Schwadroneure wie Henning und Wulle; ein Graf Reventlow, dem Politik und Literatur in eins verschwimmen; drei Vertreter der Wissenschaft in Adolf Bartels mit seiner antisemitischen Literaturgeschichte, dem Hammer-Fritsch und dem Spiritisten Artur Dinter. Ein Stockwerk tiefer Herr Feder, Brecher der Zinsknechtschaft, und das edle Münchner Paar Streicher und Esser! Wir fragen: ist das Deutschland? In Wirklichkeit wird es um Ludendorff immer einsamer. Im Weltkrieg war er neben Hindenburg ein Held des deutschen Volkes. In den ersten Nachkriegsjahren, als der erste Band seiner Erinnerungen erschien und er vor dem Untersuchungsausschuß stand, war er noch der Mann aller Rechtsstehenden. Durch den Kapp-Putsch verengte sich schon der Kreis um ihn. Immerhin wurde er in München, seinem neuen Wohnsitz, noch ziemlich allgemein gefeiert. Dann kam der 9. November 1923. Ludendorff ward durch die Ereignisse jenes Tages schroffer Parteimann. Trotzdem wuchs mit der völkischen Welle seine Volkstümlichkeit. Der Freispruch vom 1. April 1924 gab ihr einen zuerst leisen Stoß. Doch wurde der General noch in den Reichstag gewählt. Seitdem bröckelt es rasch ab. Der Streit im völkischen Lager läßt zwar seine Person in Frieden. Ludendorff wird sich indes schließlich für eine oder die andere Richtung erklären müssen. Schlimmer sind seine Reibungen mit einzelnen hervorragenden Kampfgenossen. Im Anschluß an die November-Vorgänge war Kapitän Ehrhardt von den Abgeordneten von Graefe, Henning und Wulle, gestützt auf Aeußerungen Ludendorffs, schwer angegriffen und als „Verräter und nationaler Saboteur" bezeichnet worden, der sogar in „jesuitischem" Dienst den Erfolg Hitlers vereitelt habe. Um die Einigkeit wieder herzustellen, wurde ein Schiedsgericht unter Generalleutnant von Hildebrandt eingesetzt, demselben, der Ludendorff durch sein Zeugnis vor dem Volksgericht einen großen Freundschaftsdienst erwiesen. Der Schiedsspruch wurde am 1. August veröffentlicht. Er brachte eine volle Rechtfertigung Ehrhardts und des mit ihm geschädigten Kapitänleutnants Kautter. Ludendorff schien mit dem Spruch nicht zufrieden. Er klammerte sich an einen Zusatz der Telegraphenunion, womit sie die Veröffentlichung des Urteils begleitete, und machte das Schiedsgericht dafür verantwortlich, als habe es wider Treu und Glauben gehandelt. Natürlich folgten Gegenerklärungen. General von Hildebrandt, der Beisitzer Hemmeter und Kautter ließen sich sehr scharf aus. Sie werden sich als Offiziere der alten Wehrmacht ihre Gedanken gemacht haben, wie ein Kamerad sich hier zur Ehrengerichtsbarkeit des Standes stellte. Das ist der Punkt, wo Erich Ludendorff sich völlig absondert. Er ist nun auch offener Individualist. So steht er vor uns als der Typ des Deutschtums, das blind dem Unheil entgegenschritt. Subjektivist, Egoist, Individualist. Fern der Wirklichkeit, der Menschheit, den natürlichen Bindungen. Das war das System, das in Deutschland regierte von 1866—1918. Um seinen letzten Vertreter wird es einsam. Das Deutschland der Zukunft wählt sich andere Führer.

London.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Da das Gedächtnis der Menschen im allgemeinen recht stümperhaft ist, mag es gut sein, es hin und wieder ein bischen aufzufrischen. Die lang ersehnte Konferenz, die bedeutsame Fortschritte, wenn auch noch nicht das Paradies brachte, litt schon, bevor sie geboren, an Bronchitis wie Mac Donald, der als eine Art Hebamme am 8. Juli schleunigst nach Paris eilte (da sein Freund Herriot aus Geburtsängsten ihn rief). Weder der britische noch der französische Ministerpräsident kümmern sich viel um die Formen des diplomatischen Amtsschimmels. Sie sprechen am liebsten, die Maske beiseite legend, frei von der Leber weg. Aber hinter ihnen in ihren eigenen Büros (Quay d'Orsay und Downing Street) — die sie beim Amtsantritt zu säubern vergaßen — sitzen noch die sog. Geheimräte, denen jede Neuerung wie ein Greuel durch die Bürokratenseele zittert. Pertinax vom Echo de Paris, der in der Presse bedeutet, was Poincaré im Parlament, machte in seinem Blatte aufsehenerregende Enthüllungen, wonach Herriot in Chequers die Vorschläge Mac Donalds ohne Diskussion angenommen hätte. Eine wunderbare Mitteilung für Poincaré und Genossen, die nun mit der Entfaltung aller Dialektik und Intrigen gegen den französischen Kabinettschef Sturm liefen, als den „Diplomaten in Hemdsärmeln", der durch seine joviale Offenheit alle feineren Methoden verderbe. Schon sah man die Wirkung in der Presse. In einem Dutzend Pariser Blätter wurde die Forderung laut, daß die Londoner Konferenz verschoben werde, daß ein anderer Ministerpräsident Frankreich vertrete oder im äußersten Falle (anstatt London) Brüssel als Konferenzort gewählt werde, da dort der Boden günstiger sei. Merkwürdig, selbst die halbamtliche Telegraphenagentur Havas (die ihren Versuchsballon von der Themse aus steigen ließ) beteiligte sich am Manöver. Im Senat, wo Poincaré auf Ränke gegen seinen Nachfolger sinnt, zog sich ein Gewitter zusammen, dessen Gefährlichkeit nur durch die rasche Ankunft Mac Donalds in Paris verschoben und beschworen wurde. Poincaré will den Kampf gegen Herriot im Parlament führen. Freunde der abgesetzten Staats- und Ministerpräsidenten bereiten ihre vergifteten Pfeile in den Büros verschiedener Ministerien vor, wo noch Anhänger der früheren Gewaltpolitik zu finden sind. Die Pariser Oppositionsstimmungen in der Woche vor der Zusammenkunft in London schilderte die Ere Nouvelle, jetzt eines der bedeutendsten demokratischen Organe, treffend wie folgt:

„Ein Polemiker, dessen Taktlosigkeit während der Washingtoner Konferenz zu einem Zwischenfall mit Italien geführt hat (Pertinax) und ein General ohne große militärische Verdienste (de Castelnau) versuchen es, den Ministerpräsidenten zu diskreditieren, der Frankreich vor der Welt vertreten soll. Dieser Kampf ist verächtlich, da er den Parteiinstanzen gilt, der radikale Führer muß fallen, auch wenn das Interesse Frankreichs mit zu Fall kommt. Im Parlament dasselbe perfide und verächtliche Spiel der Reaktion. Der Kabinettschef soll über Verhandlungen befragt werden, die noch im Gange sind. Die Intrigen von Cannes sollen sich noch einmal wiederholen. Aber die versteckten Drahtzieher sollen sich in acht nehmen. Diesmal ist eine andere Mehrheit auf der Hut und der Versuch könnte elend mißglücken."

Gleichzeitig nannte der Manchester Guardian, dessen hoher politischer Verstand und Ehrlichkeit bekannt sind, die kommende Debatte im französischen Senat eines der entscheidendsten Ereignisse in der auswärtigen Politik und warnte: „Wenn es den Manövern Poincarés gelingen sollte, Herriot zu stürzen, wird Europa einen der beunruhigendsten Rückschläge seit dem Waffenstillstand erleiden. Im Falle eines Kabinettswechsels müßte die Konferenz abgesagt und die ganze Arbeit von neuem begonnen werden." — Die senatorielle Sitzung kam und der „große Lothringer" — der durchaus kein glänzender Redner wie Briand oder Clemenceau ist — ermüdete die alten Herrn vom Luxemburg-Palast durch eine Rede von vollen vier Stunden, streichelte seine schimmeligen Paragraphen und breitete mit väterlicher Huld seinen „Protektionsmantel", unter dem sich der Dolch barg,

über den „kleinen“ Herriot, Bürgermeister von Lyon. Welch ein Schauspiel, wenn z. B. Clemenceau der Angegriffene gewesen wäre! Von dem „großen Lothringer“, der zum großen Teil verantwortlich ist für das Wirtschaftselend Frankreichs, Deutschlands und der Welt, wäre nur noch ein Häufchen Staub übrig geblieben. Herriot hatte einen schlechten Tag. Er ließ sich auf die durch die Tatsachen längst widerlegten Gedankengänge ein, anstatt sie mutig von sich zu weisen und eine neue Zeit zu verkünden. Lieber eine kleinere Stimmenmehrheit, aber frei für London. Das alles ist wesentlich für das Verständnis mancher Vorgänge, die sich nachher an der Themse abspielten.

Unter diesen wenig günstigen Vorzeichen also trat das wichtigste und folgenschwerste Ereignis seit Abschluß des Vertrags von Versailles, das die Konferenz in London zweifellos ist, in Erscheinung. Es war klar, der Sachverständigenplan konnte nur dann Wirklichkeit werden, wenn Frankreich und England sich über eine Reihe grundsätzlicher Fragen zuvor geeinigt hatten. Das Ruhrabenteuer klaffte weiter. Herriot hatte im Senat zugesagt, es in London nicht auf die Sprechtafel zu setzen. Die Nationalisten gleichen sich als Störenfriede in allen Landen wie ein Ei dem andern. Poincaré, dessen Klauen zwar beschnitten sind, dessen Größenwahn aber noch weiterbesteht, klammert sich inbrünstig trotz aller Fehlschläge immer noch an seine Behauptung: „Frankreich kann keine andere Außenpolitik machen als die meinige.“ Spukte nicht auch noch seine Sanktionspolitik als noli me tangere selbst in manchen republikanischen Gehirnen? Und wer könnte es wagen, an die Majestät jenes Gerichtsvollziehers des Quai d'Orsay, der Reparationskommission, auch nur zu tippen? Würde damit nicht der erste Quader vom Bau rollen, den die „vier Starken“ mit Hunderten von sogenannten Sachverständigen und enggestirnten Schreiberseelen in Versailles errichtet? Gleichviel, die Konferenz in London sollte den Dawesplan zu lebendigem Leben erwecken. Man hat in Deutschland, auch vielfach in Frankreich und selbst in England gemeint, es genüge, das neue Programm anzunehmen und zu erklären, man betrachte es als unteilbares Ganze. Das war natürlich ein Trugschluß. Je mehr man sich mit der Sache befaßte, desto schärfer wurde die Erkenntnis, daß es sich in erster Linie um eine Theorie handelte, die, in die Praxis umgesetzt, naturnotwendig alle Fragen aufwarf, die seit 5 Jahren die Welt bewegen und für die noch niemand eine Universallösung gefunden hat. „Leicht wohnen im Gehirne die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Wer konnte unter solchen Umständen von London etwas anderes erwarten, als nur eine erste Etappe zum Wege des Ausgleichs? Es harren noch die Probleme der interalliierten Schulden, der Entwaffnung und der Sicherheit der Regelung. Mit „hoffnungsvollem Pessimismus“ — wie ein geistreicher Beobachter sich ausdrückte — wartete man. Mac Donald, der Kalte, der die Dinge mit leichter Hand berühren möchte, ohne wehe zu tun, vorsichtig wie ein Mann, der Entbehrungen und Püffe kennt, war zweifellos ein vorzüglicher Leiter dieser Konferenz, auf der es in erster Linie galt, eine Vertrauensstimmung zu schaffen. Es gäbe auch kaum einen geeigneteren Mann zur Verständigung als Herriot, dessen Name in Lyon, seinem Wirkungskreis, mit Verehrung genannt wird, der Pazifist und seit lange Mitglied der Liga für Menschenrechte ist. Aber er war gebunden. Das Elysee ist zwar vom nationalistischen Diktator Millerand gesäubert. Im Senat aber lauert der Drache, der Briand in Cannes gefährlich und selbst Barthou in Genua höchst unangenehm wurde.

Es war offensichtlich, daß man seit Genua einige Meilensteine hinter sich hatte. Barthou, der dort noch im Kasernenton sprach, griff an der Themse als Vorsitzender der Repko zur Flöte und unterschrieb seine Entthronung. Die Aera Poincaré lag dazwischen mit dem sinkenden Franken und der Isolierung Frankreichs. Der Nationalistenblock im Bourbonenpalast lag zerschmettert am Boden. Und — welch ungeheurer Vorteil! — Amerika, das die Heimat des Columbus mied, tauchte zum erstenmal auf: Außenminister Hughes, Finanzminister Mellon, Botschafter Kellog in London, Botschafter Houghton in Berlin, Oberst Logan, Bankier Owen Young (Dawes' rechte Hand), Bankier Lamont, der Vertreter des Morgan-Konzerns u. a. Eine erlesene Schar der Männer in den Vereinigten Staaten, die in Politik und Finanz das gewichtige Wort sprechen. Inoffiziell waren sie da, hieß es. Nur ein Deckwort. Amerika sieht, von eigenen Interessen geschoben, den Zeitpunkt gekommen, aus der Rolle des müßigen Zuschauers herauszutreten und tätig mit anzufassen. Diese Herren haben tatsächlich den Löwenanteil am Gelingen der Konferenz, die zweimal auseinanderzubrechen drohte. Sauerwein, der Leiter der außenpolitischen Abteilung des Pariser Matin, entwarf ein durchaus richtiges Bild, als die harten Zusammenstöße mit der ersten (d. h. politischen) der drei Kommissionen und den Bankiers erfolgten:

„Wenn Herriot die von ihm verlangte Zusage verweigert (Sanktionsfrage und Repko), dann ist der Dawesplan gescheitert, dann muß Frankreich von der Politik der Verständigung wieder zu der Politik der isolierten Handlung und des Zwanges übergehen, gegen den Willen der Welt und gegen das Programm seiner eigenen Regierung. Nimmt er aber an, dann begibt er sich auf einen Weg, an dessen Ende die Revision des Vertrags von Versailles steht. Es ist daher notwendig, dem Ministerpräsidenten Kredit zu geben und die Unterhaltung nicht zu stören, die er und sein Finanzminister mit den Bankiers haben werden.“

Das weitere Nationalistenblatt Echo de Paris verkündete seinen Lesern:

„Lamont, der Vertreter Morgans, erklärte, daß die Masse des amerikanischen Volkes zur Reparationskommission kein Vertrauen habe. Auch die bloßen Worte „isolierte Aktion“ erregen in der Wallstreet bereits Bedenken.“

Diese Erklärung war für die französische Stimmung von ganz besonderem Gewicht, weil Lamont von Pertinax als einer der besten Freunde Frankreichs in Amerika bezeichnet wird. Daß z. B. der Direktor der Bank von England derselben Ansicht wäre, würde in Paris schon weniger Aufmerksamkeit gefunden haben. Owen Young, dessen Interview im Matin den Standpunkt der amerikanischen Finanz klar zum Ausdruck brachte, sagte noch der amerikanischen Presse: „Es ist nach den gegebenen Verhältnissen nicht zu leugnen, daß ein Scheitern der Konferenz allein auf die Forderungen Frankreichs zurückzuführen wäre.“ Man kennt die Reihe von Besprechungen, die die Politiker mit den Vertretern der amerikanischen und englischen Finanz hatten und in denen die Herren mit vollster Deutlichkeit zu erfahren Gelegenheit bekamen, daß hier mit Kompromissen nichts erreicht wird. Biegen oder brechen. Man bog sich nach einer gründlichen Kopfwaschung. Den Bankiers gebührt die Palme des Sieges über die Politik. Der diplomatische Berichterstatter des Daily Telegraph (während des Konferenzverlaufs der bestunterrichtete sämtlicher Journalisten) vermittelte die sehr wesentliche Nachricht, daß auf Antrag des amerikanischen Botschafters Kellog in London der deutschen Regierung bei der Anleihe die völlige Freiheit in der Wahl der Bankiers gelassen werde. Das ist eine entschiedene Dienstleistung, da bekannt ist, daß es Finanzhäuser gibt, die leichtere Bedingungen als andere anbieten. Es zeugt von wenig Takt, wenn der Nachfolger Harveys von einem deutschen Journalisten als „liebenswürdige Null“ bezeichnet wird.

Es fehlt hier der Raum, um die einzelnen Vorgänge irgendwie eingehend zu behandeln. Aber tatsächlich haben die Finanzleute die Sabotageversuche des Pariser Poincaré-Klüngels erfolglos gemacht, die zählebigen Politiker in gewissen Fragen niedergerungen, die territorialen Sanktionen praktisch zur Ohnmacht verurteilt und der Reparationskommission die Giftzähne ausgebrochen. Die überraschende Aktivität des wirtschaftlichen und politischen Amerikas für das Zustandekommen des Dawesplans hat natürlich ihren letzten Grund in dem Bedürfnis der U. S. A. nach europäischen Anlagemöglichkeiten für ihren Goldüberfluß und auch darin, daß die gegenwärtige republikanische Regierung die Annahme des Sachverständigen-Berichts bei der kommenden Präsidentenwahl zugkräftig verwerten kann, da zudem Dawes von der Republikaner-Partei als Kandidat für die Vizepräsidentschaft aufgestellt ist.

Der Abschluß der Konferenz ist, nachdem sie zweimal in höchster Gefahr schwebte (nach der Vorbesprechung in Chequers und bei der Behandlung der militärischen Räumung der Ruhr), allüberall mit einem Gefühl der Erleichterung vernommen worden. Auch ernste Kritiker ließen sich da und dort tadelnd vernehmen. Ich spreche nicht von jenen bekannten Maulhelden, die sich immer durch ihre Unwissenheit und damit auszeichnen, daß sie fern vom Schuß sitzen. Trotzdem sind die Fortschritte, die erzielt wurden, bedeutend. Zum erstenmal saßen die Vertreter Deutschlands gleichberechtigt am Verhandlungstisch, ihren Standpunkt geltend zu machen und eine Reihe von Abänderungen der alliierten Beschlüsse zu erreichen. Worauf es in erster Linie ankam, war, einen Anfang zu machen. Er scheint gelungen. Die Atmosphäre, wenn der Himmel auch noch nicht blaut, hat eine Aenderung erfahren. Herriot, der Vertreter der Schiedsgerichte und der

Gegner der Gewaltpolitik, wurde bei seiner Rückkehr nach Paris von 20000 Menschen am Bahnhof stürmisch mit den Rufen „Vive la paix!“ empfangen. In der Abgeordnetenkammer und im Senat hat er die Opposition mit großer Mehrheit niedergerungen.

Die wirtschaftliche Räumung des Ruhrgebiets und die Beseitigung der französisch-belgischen Eisenbahnregie ist durchgesetzt, die militärische Räumung teilweise. „Abkürzen, nicht verlängern,“ das ist der Ruf, den die französische Linkspresse seit Wochen ausstößt. Fast allgemeine Amnestie. Die Sanktionsfrage ist so geregelt, daß künftig eine „Verfehlung“ Deutschlands nicht mehr durch Mehrheitsbeschluß, sondern durch einstimmigen Beschluß festgestellt wird. Auch dagegen kann noch ein Schiedsgericht angerufen werden. Dabei muß ein böswilliges Verfehlen festgestellt sein. Die wirtschaftlichen Vorteile des Abkommens sind unverkennbar. Eines ist noch von ganz besonderer Wichtigkeit: die gänzlich veränderte Stellung der Reparationskommission. Diese Organisation, die bisher der starke Arm der Poincaré-Politik war, ist unter allgemeine Aufsicht gestellt. Was war sie bisher? Da die Amerikaner ihren Platz unbesetzt ließen und bei Stimmengleichheit die Stimme des französischen Vorsitzenden entschied, sank sie einseitig zum Gerichtsvollzieher des Quai d'Orsay herab. Sie war Richter in eigener Sache. Deutsche Vertreter mußten von ihr „gehört“ werden. Eine Form ohne Bedeutung. Nun ist es aus mit der Allmacht der Repko. In Zukunft kann Deutschland gegen jede Entscheidung dieser Kommission Protest einlegen, der von einem paritätisch zusammengesetzten Schiedsgericht (ein Deutscher, ein alliierter Vertreter und ein neutraler Obmann) entschieden wird. Die wie ein Damoklesschwert Deuschland bedrohende Repko ist nun sehr zahm geworden. Die gewaltig schneidende Waffe, die den französischen Nationalisten so teuer war, ist stumpf. Der schiedsrichterliche Gedanke bedeutet die Brücke, die Deutschland wieder in die Gemeinschaft der Völker als gleichberechtigt aufnimmt. Wenn die Konferenz nur diesen einen Erfolg zu verzeichnen gehabt hätte, müßte man sie als Denkstein markieren. Es hat Jahre gedauert, bis die Welt so weit zur Besinnung kam, daß man das Reparationsproblem angreifen konnte. Wer weiß, ob es eines Tages nicht eine andere Regelung erfährt und der Dawesplan nur eine Stufe bis zur Endlösung ist?

Sehnsuchtsweh.

Wie sind von Tränen der Seele,
Die Augenlider mir schwer!
Todwund verdürstet die Kehle,
— Hat keine Lieder mehr.

Ich wandle die alten Pfade
Durch lenzesergrüntes Land,
Wo wir am Stromgestade
Einst gingen Hand in Hand.

Noch rauschen die silbernen Fluten
Und blitzen im Sonnenschein,
Noch steht, wo einst wir ruhten,
Der Linden heiliger Hain.

Es klagt im Blättergeflüster
Noch heimlich ein Liebeswort;
Die Möve schwebt im Düster
Weit über die Wipfel fort.

O Möve, Wellen und Bäume,
Belauscht des Geliebten Schritt!
Und nehmt in seine Träume
All meine Grüsse mit!

O sagt ihm, dass er mir fehle,
Dass ich nicht Lieder mehr,
Nur Tränen hab in der Seele
Vor Sehnen bang und schwer!

Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Borussianismus und die deutsche Zukunft.

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer-Meßkirch (Baden).

„Ein Volk, das seiner Geschichte den Rücken kehrt und seine geschichtlichen Rechtsverhältnisse zertritt, geht großen Stürmen entgegen.“

Diese mahnenden und warnenden Worte richtete der große Bischof von Ketteler[1]) in seinem Buche „Deutschland nach dem Kriege von 1866“ an das deutsche Volk. Leider vergebens. War schon außenpolitisch der Krieg 1866 und das dabei von Bismarck erstrebte Ziel in seiner Wirkung ein Kulturbruch in der deutschen Geschichte, der sich 1918 bitter rächte, so ging auch Deutschland, besonders in den letzten 70 Jahren, Wege in der Innenpolitik, die in stets stärkerem Maße als ein Abirren vom echten deutschen Wesen zu bezeichnen sind.

Wohl am treffendsten hat Ketteler die unselige Folge des Bruderkrieges 1866 gekennzeichnet im folgenden Satze eines Briefes an seine Schwester Sophie: „Mit einem Worte scheint mir dieser entsetzliche Krieg als eine Vernichtung dessen, was uns die Befreiungskriege gebracht haben.“

Die Befreiungskriege hatten einst die deutschen Lande wieder geeinigt. Der Krieg 1866 aber hatte wieder ein gut Teil deutscher Geschichte, alter deutscher Tradition, alter deutscher Rechtsverhältnisse hinweggeschwemmt. Es wurde dies alles dem damaligen preußischen Machthunger geopfert.

Die kleindeutschen Geschichtsschreiber allerdings nennen diese Haltung nicht Ausfluß preußischen Machthungers sondern sprechen von preußischem Beruf, von „geschichtlicher Notwendigkeit“. So sagt J. G. Droysen, der seinerzeit auf der Nationalversammlung in Frankfurt den kleindeutschen Standpunkt verfocht, in seiner Geschichte der preußischen Politik u. a.: „Was diesen Staat (Preußen) gegründet hat, was ihn trägt und leitet, ist, wenn ich so sagen darf, eine geschichtliche Notwendigkeit. . . . Preußen umfaßt nur Bruchteile deutschen Landes und Volkes. Aber zum Wesen und Bestand dieses Staates gehört jener Beruf für das Ganze, auf Grund dessen er fort und fort weitere Teile sich angegliedert hat. In diesem Berufe hat er seine Rechtfertigung und Stärke. Er würde aufhören, notwendig zu sein, wenn er ihn vergessen könnte.“

Wollten wir diesen Gedankengang eines begeisterten Preußen (Pommern) nur innerpolitisch auf die heutige Zeit anwenden, so hieße dies: Preußen muß noch mehr deutsche Lande sich „angliedern“, da es sonst aufhören würde, notwendig zu sein. Also Großpreußen! Nun, mit Thüringen soll anscheinend die neue Aera der Angliederung begonnen werden.

Uebrigens ist der Droysensche Standpunkt ausgesprochenster heidnischer Machiavellismus. Gegenüber solchen Theorien ist ja kein Recht und kein Staat mehr gesichert. Wie, wenn jeder deutsche Bundesstaat sich auf den Standpunkt stellen würde, daß er den naturnotwendigen Beruf habe, andere Teile Deutschlands anzugliedern und sich hierbei auf die „geschichtliche Notwendigkeit“ beriefe? Von den Folgen der Anwendung dieser Theorie auch bei anderen europäischen Staaten zeigt uns Versailles übergenug.

Man sage nicht, heute werde jener preußische Beruf nicht mehr vertreten. Denn die seinerzeitigen Verhandlungen über den Artikel 18 der Reichsverfassung und die Sabotierung der hannoverschen Abstimmung sprechen eine gar deutliche Sprache.

Es sei hier nur eine kleine Kostprobe aus der Rede des Volksparteilers Dr. Heinze, eines Sachsen, in der Sitzung der Nationalversammlung vom 22. Juli 1919 vorgelegt. Dieser Abgeordnete behauptete in seiner damaligen Rede gegen den Artikel 18 u. a.: „. . . ich will hier nicht darauf hinweisen, wie Preußen jahrhundertelang die deutschen Grenzen gegen die Feinde geschützt hat, wie es die Militärlasten im wesentlichen ganz allein getragen hat. Aber es wird viel zu wenig beachtet, und es ist auch in diesen Debatten noch nicht zutage getreten, daß der preußische Staat doch nicht allein eine preußische Schöpfung ist, sondern die größte Schöpfung des deutschen Geistes auf politischem Gebiet darstellt.“

Heinze schloß seine Rede mit dem Satze: „Meine Herren, ich möchte Sie schließlich dringend bitten, die Wünsche einzelner Landschaften zurückzustellen und dessen gedenk zu sein, daß wir

[1]) Verfasser hielt einen vielbeachteten Vortrag: „Bischof von Kettelers Staatspolitik und unsere Zeit“ auf der Pfingstkonferenz für christliche Politik zu Konstanz 1924. Erschienen in der Zeitschrift für christliche Sozialreform, Heft II 1924. D. Schr.



ein starkes Staatsgefühl in Deutschland brauchen, daß dieses Staatsgefühl nur in Preußen vorhanden ist und daß, wenn wir für den Bestand des preußischen Staates eintreten, wir damit im eminentesten Sinne für die Zukunft des Deutschen Reiches arbeiten."

Man muß staunen, daß diese Geschichtsklittereien über Preußen unwidersprochen vorgetragen werden konnten, und muß noch mehr staunen über die Unverfrorenheit, zu behaupten, daß nur in Preußen ein starkes Staatsgefühl vorhanden sei.

Dabei ist doch der ganze Werdegang Preußens eine bewußte Abkehr vom deutschen Reichsgedanken, „ein Heraustreten aus der deutschen Geschichte" wie F. X. Hoermann in seiner Broschüre „Großdeutschlands vierhundertjähriger Niedergang zum Kleindeutschland" (Regensburg, G. J. Manz 1924) treffend schreibt. Wenn man heute immer wieder in rechtsgerichteten Blättern und in deutschnationalen Reden, besonders anläßlich von Bismarckfeiern oder des 18. Januar, lesen und hören kann: nur das protestantische Preußen oder der preußische Protestantismus kann Deutschland retten, so kommen einem unwillkürlich die Worte von Richard Bahr in Erinnerung, der da schreibt: „Die meisten preußischen Historiker, auch die bedeutendsten unter ihnen, schilderten die deutschen Geschicke zwischen 1640 und 1870/71, von dem Großen Kurfürsten bis zur Gründung des Deutschen Reiches, trotz allem Aufwand moderner Kritik und einer vielfach blendenden Darstellung im Grunde in der Art mittelalterlicher Chronisten als die gesta Dei per Borussos (als die Taten Gottes, ausgeführt durch die Preußen); die weise waltende Vorsehung führte die Deutschen durch Kurmark, Brandenburg und Preußen zur Einheit. Daß die Deutschösterreicher draußen blieben, lag in Gottes Schöpferplan. Was so durch Generationen den Gehirnen und Herzen eingehämmert wurde, ist von heute zu morgen nicht auszutilgen."

Der Borussianismus lebt heute kräftiger denn je und hat seine Verteidiger nicht nur in den Rechtskreisen sondern auch weit links, wenngleich dort aus ganz anderen Motiven. Diesen Borussianismus hat einst Ketteler sehr zutreffend definiert als „eine fixe Idee über den Beruf Preußens, eine unklare Vorstellung einer Preußen gestellten Weltaufgabe, verbunden mit der Ueberzeugung, daß dieser Beruf und diese Aufgabe eine absolut notwendige sei, die sich mit derselben Notwendigkeit erfüllen müsse, wie der losgelöste Fels herabrollt, und daß es daher unstatthaft sei, diesem Weltberufe sich im Namen des Rechtes oder der Geschichte entgegenzustellen. Bei den Anhängern des Borussianismus steht dieser Beruf Preußens obenan, höher als alle Rechte; und alles, was sich ihm entgegenstellt, ist deshalb Unrecht. Er vollzieht sich mit absoluter innerer Notwendigkeit."

Aber, so schließt Ketteler seine Abhandlung über den sogenannten „preußischen Beruf": „Je aufrichtiger wir das Beste Preußens wollen, desto mehr können wir in solchen Richtungen nur die Wege zum Verderben erkennen".

Und das Verderben kam. Die bangen Sorgen, die das deutsche Herz Kettelers erfüllten anläßlich des Verrats an der deutschen Sache durch den Bruderkrieg 1866: „Möglich ist es, daß . . . uns große Stürme in Deutschland und Europa bevorstehen; möglich ist es, daß wir welterschütternden Ereignissen entgegengehen" — diese bange Vorahnung hat sich leider erfüllt.

Auf 1866, auf die mutwillige Zerstörung des deutschen Bundes, folgte 1918, folgte die Zertrümmerung des 1871 geschaffenen Bismarckreiches.

Hat nicht auch ein Moltke seinerzeit vorahnend gesagt, Deutschland werde seinen Sieg 1870/71 nach 50 Jahren nochmals verteidigen müssen, und die Partie stünde dann schlechter als vor der Gründung des Reiches! Es ist das Furchtbare in unserer heutigen Zeit, daß man den Zusammenhang zwischen 1866 und 1870/71 und zwischen 1918 nicht erkennen will, daß man die Wurzel nicht sehen will, die falsche preußische Politik seit langer, langer Zeit. Diese Wurzel muß aber bloßgelegt werden, weil sonst die große Gefahr besteht, daß der Neubau Deutschlands wiederum eine durchaus verfehlte Konstruktion aufweisen wird.

Es ist die Liebe zum Vaterlande, der innigste Wunsch, daß ein schöneres, besseres und dauerhafteres Reich aus den Trümmern der Gegenwart erstehen möge, die gebieterisch fordern, daß wir grundsätzlich von der Bismarckschen Konstruktion des Reiches abrücken, zugleich aber auch die Wege zum Verderben verlassen, daß wir für wahren, echten deutschen Föderalismus eintreten.

Denn es gibt nur zwei Wege: Entweder schreitet Deutschland auf dem seit Jahrzehnten gegangenen und seit der Revolution besonders beschleunigten Weg straffster Zentralisation, ausgesprochensten Unitarismus weiter, und es wird gar bald zum unitarischen Großpreußen, was ich als die größte Gefahr für Deutschlands deutsche Zukunft ansehen würde. — Ich sehe auch in dem zunehmenden Unitarismus ein sehr großes Gefahrenmoment für den Bestand des Reiches. — Oder, und das ist der zweite Weg: Wir werden uns wieder der alten deutschen Tradition bewußt und kehren zum alten deutschen, echten Föderalismus zurück. Gehen wir den letzteren Weg, dann ebnen wir zugleich den Weg für ein künftiges Großdeutschland, für wahren Aufstieg und innerliche Festigung und damit für Friede und Freiheit.

Aber ein richtiger föderalistischer Aufbau ist unmöglich, wenn ein Gliedstaat absolut größer und mächtiger ist als alle anderen Glieder zusammen. Als Deutsche und um der deutschen Zukunft willen müssen wir aussprechen: Wir können nicht zum wahren föderalistischen Großdeutschland kommen, wenn nicht Preußen endlich einmal der deutschen Sache ein wahres Opfer bringt, wenn nicht Preußen sich bereit findet, freizugeben, was es einverleibt hat im Bruderkriege 1866, wenn nicht Hannover, Rheinland, Hessen reichsunmittelbare Länder werden.

Niemals, darüber wollen wir uns klar sein, kann Oesterreich einen Platz finden in einem unitarischen Großpreußen, niemals wird Oesterreich sich zu einer großpreußischen Provinz erniedrigen lassen. Es wäre dies auch der Tod der deutschen Kultur. Daher ist für mich der Kampf um den Föderalismus in allererster Linie ein Kampf um deutsche Kultur, um alte, echte deutsche Staatsauffassung, um deutsches Wesen und deutsche Zukunft. Deutsche Kultur oder spezifisch-preußische Kultur, Borussianismus oder der echte christliche deutsche Gedanke, das ist die entscheidende Zukunftsfrage.

Auch heute noch gilt, was Professor Dr. Meinecke, der Historiker an der Universität Berlin, im Januarheft 1919 der Deutschen Politik geschrieben hat: „Deutschland kann sich nicht gedeihlich entfalten, wenn Großpreußen bestehen bleibt". In der Tat, wer preußische zentralistisch-unitaristische Tendenzen unterstützt, der versündigt sich am deutschen Gedanken.

„Das großpreußische Kleindeutschland, das kleindeutsche Kaisertum Bismarcks war", wie Franz Zach in seinem Buche „Modernes oder christlich-germanisches Kulturideal?" schreibt, „ein Abfall von der ganzen bisherigen nationalen und kulturellen Tradition — und darum mußte es zusammenbrechen."

Darum muß die Losung für uns sein: Zurück zu deutschem Wesen, deutscher Art, deutscher Staatsauffassung, zurück zu den Gedanken des christlichen Staates, christlicher Politik; mit Gott für das Wiedererstehen eines christlichen, föderalistischen, wahrhaft deutschen Großdeutschlands! Vergessen wir nicht die eingangs angeführte Warnung Kettelers:

„Ein Volk, das seiner Geschichte den Rücken kehrt und seine geschichtlichen Rechtsverhältnisse zertritt, geht großen Stürmen entgegen". — Und fügen wir hinzu, gräbt sich selbst sein Grab.

Ehre den kinderreichen Müttern!

Von Oberstudiendirektor Dr. Beisenherz.

Ein vielen langweiliges Lied, das Lied von der braven, tapferen Mutter einer großen Kinderschar. Vielen, die zu den Kinderarmen gehören, eine lästige Mahnung, denn die Parallele ist doch immerhin unbequem. Vielen, ja Tausenden! Auch solchen, die sich sonst zu christlichen Lebensanschauungen bekennen?

Nun, mag es auch hie und da unerwünscht sein, mag der Schreiber dieser Zeilen auch nicht wenigen „unmodern und rückständig" erscheinen, darum sollen sie doch geschrieben werden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die kinderarmen Mütter in sehr vielen Fällen nur deshalb eine kleine Familie haben, weil sie nicht mehr Kinder wollen. Und welches sind — objektiv gesehen — die Gründe ihrer Kinderscheu? Die Wahrheit muß offen ausgesprochen werden: Bequemlichkeit, Egoismus! Alle anderen Vorwände sind in 90 von 100 Fällen — fragt nur die christlich denkenden Aerzte — Scheingründe, die nur dem Selbstbetrug dienen.

Gewiß, unsere soziale Not ist groß, die Wohnungsverhältnisse sind, namentlich in den Großstädten, skandalös. Aber, urteilt selbst: Wo liegt der wahre Grund? Da sagen einem junge Leute, die im Begriffe stehen, den Bund fürs Leben zu schließen: „Wir können keine Kinder brauchen". Oder: „In den ersten fünf Jahren gibts keine Kinder, man muß doch erst mal das

Leben genießen!" Und welche Ergänzungen hierzu könnten viele Aerzte machen, wenn sie reden dürften! Wieviele Verstöße schwerster Art gegen das Moralgesetz, wieviele Verbrechen werden in manchen jungen kinderlosen Ehen und solchen, die nach zwei, drei Kindern prompt unfruchtbar werden, begangen! Ich wiederhole: Die Vorwände, die von diesen „Schlauen" und „Vorsichtigen" gemacht werden, sind — vom christlichen Sittengesetz aus beurteilt — Scheingründe, sind Selbstbetrug. Und die Hauptschuld trifft die Mütter.

Es ist schon oft gesagt worden: Wenn in den Familien die Grundsätze der christlichen Ethik befolgt werden, dann ist es um die Sittlichkeit des ganzen Volkes wohl bestellt. Hier liegt der Prüfstein des christlichen Lebens, hier ist der Angelpunkt aller Moral. Anderseits kann aber selbst von Vertretern nichtchristlicher Weltanschauungen nicht geleugnet werden, daß die blühendsten Reiche und Völker am Malthusianismus zu Grunde gegangen sind.

Unser Volk aber, das in den letzten Jahren bis an den Rand des Verderbens gekommen ist, möchte endlich wieder aus dem Elend heraus. Tausend Theoretiker innerhalb und außerhalb der deutschen Landesgrenzen versuchen sich in immer neuen Ratschlägen und doktern am siechen Körper unseres Volkes. Aber, eins ist sicher: Schneidet ihr nicht zuvor die Pestbeule gründlich heraus, wird es keine wirkliche Gesundung, keinen Wiederaufstieg geben! Die sittliche Erneuerung muß der wirtschaftlichen Besserung vorangehen! Also! „Die Rede ist hart, wer kann sie hören?"

Und sie muß doch gehört und befolgt werden. Vor allem von Euch, Ihr jungen Frauen! Besinnt Euch auf Eure große Aufgabe und werdet wieder, was unsere guten deutschen Mütter von ehemals waren, die Hüterinnen des heiligsten Hortes, die Priesterinnen echter Sittlichkeit.

Wenn Euch der Entschluß, Opfer zu bringen, „unmoderne" Frauen zu sein, schwer fallen will, dann blickt auf jene Mütter, die im Bewußtsein, eine hohe Pflicht gegen Gott und Volk zu erfüllen, für ein halbes Dutzend und mehr Kinder Blut, Gesundheit und Schönheit geopfert haben. Sie konnten auch nicht hinter jedes Kind einen Dienstboten stellen, ihre materielle Lage war in den meisten Fällen nicht besser als die Eurige; ihr Körper war nicht stärker als der Eurige; ihre gesamten Lebensbedingungen waren — wenn Ihr ehrlich sein wollt — nicht günstiger als die Eurigen, vielfach aber ungünstiger.

Seht nur, die kinderreiche Mutter nimmt alles ohne Murren auf sich; im Gegenteil, sie ist fröhlich und zufrieden. Und doch gibt sie schon jahrzehntelang ihre beste Kraft her; und doch hat sie noch zu arbeiten, wenn andere ruhen und sich erholen; und doch kann sie seit vielen Jahren kaum ein Dutzend Nächte zählen, in denen sie ungestört schlafen konnte; und doch hat sie so manche Nacht am Krankenbettchen ihrer Lieblinge durchgewacht; und doch hat sie im Hause nur gar zu oft ganz ungenügende Hilfe, weil die Dienstboten es in den kinderlosen und Ein- oder Zwei-Kinderfamilien ja doch viel bequemer haben; und doch ist auch sie nur ein Weib, das müde und nervös wird und sich nach Erholung sehnt; und doch regt sich auch in ihrer Brust der Wunsch, gelegentlich einmal für kurze Zeit auszuspannen, namentlich wenn ihre Freundinnen und Bekannten mit nur einem oder zwei Kindern in die Sommerfrische reisen, weil sie sich zuhause langweilen.

Die Mutter mit vielen Kindern hat nie Langeweile, ihre Arbeit hört nie auf. Sie ist ans Haus gekettet. Für sie gibt es keine Erholungsreisen. Das läßt das Budget bei der großen Familie nicht zu. Und wenn sich eine Sommerfrische mit vielen Rechenkünsten möglich machen ließe, wo fände sie mit den zahlreichen Kleinen Aufnahme? Und muß sie nicht trotz all der Opfer und Entbehrungen noch oft genug Zurücksetzungen und Kränkungen erfahren? Sie, der das höchste Lob und die größte Ehre gebührt, deren Märtyrerdasein ein Menschenleben dauert! Nein, Hut ab vor der Braven, für die es selbstische Gründe nicht gibt, die nur den graden Weg der Pflicht kennt! Hut ab vor der Tapferen, die der Ansteckungsgefahr ihrer Umgebung, die der Verlockung wie der Verunglimpfung standhaft trotzt! Sie ist eine wirkliche Heldin, ihr Leben ist wahrhaft heroisch. Den ersten Platz sollen wir ihr zuweisen unter allen ihren Geschlechtsgenossinnen. Ob sie der Klasse der Armen oder der Reichen angehört, ihrem Haupte gebührt das Diadem; ihr Kindersegen hat sie geadelt und sie über alle Frauen und Jungfrauen gestellt, welchen Stand und Beruf sie auch haben mögen.

Drum preist die kinderreichen Mütter hoch, und — behandelt sie entsprechend!

Der Kasseler Verbandstag der katholischen kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands.

Von Karl Norbisrath, Essen.

Ab nach Kassel!, so lautete die kategorische Aufforderung des Verbandsvorsitzenden J. Kraus, Witten, in der Verbandszeitschrift „Merkuria" vom 1. August, die als Sondernummer von 34 Seiten erschien; ab nach Kassel, zum 44. Verbandstag vom 6. bis 10. August. So hatten sich denn etwa 1000 Vertreter der Vereinigungen aus allen deutschen Gauen in Kassel eingefunden zu einer Tagung, die zu kühnen Erwartungen berechtigte, die aber bei Jung und Alt selbst die kühnsten Erwartungen übertraf. Kassel sollte ein Meilenstein für den weiteren inneren und äußeren Aufstieg des Verbandes werden. So hieß es in der Merkuria — aber Kassel ward mehr: es ward zum Eckstein, ja zum granitenen Unterbau eines Tempels, aus dessen Quadern der Geist eines sich geistig und wirtschaftlich erneuernden katholischen Deutschlands weht. Das ist nicht zuviel gesagt. Wer in Kassel war und dort den Pfingstgeist mit geatmet hat, der wird bestätigen: das war kein Strohfeuer — es war lebendiges Erwachen und ein heiliges Bekenntnis zu echt katholischem Tatwillen! So ist begreiflich, wenn der Hochw. Bischof von Fulda, Dr. Damian Schmitt, unter dessen Ehrenschutz die Tagung stand, am Schlusse erklärte: Der K. K. V. erfreue sich des ganz besonderen Wohlwollens des deutschen Episkopates. Er pries den ihm seit langen Jahren gut bekannten Verband als eine Musterorganisation nach dem Herzen des Episkopates, die den anderen katholischen Verbänden zum Vorbild dienen möge.

Es war auch in der Tat mit ganz besonderer Wärme und unter Hinweis auf die Bedeutung, die man der gegenwärtigen Strömung im Verbande und im katholischen Vereinsleben überhaupt beimaß, überall für zahlreichen Besuch der Tagung geworben worden. Besonders in diesem Jahr seien als Vertreter der Vereinigungen die Besten gerade gut genug, so hieß es in der Merkuria vom 15. Juli. Und wenn Fabrikant Kraus in der letzten Merkuria schrieb: „Kassel muß zeigen, ob der katholische Kaufmann im praktischen Wirtschaftsleben ideell und materiell sich durchzusetzen gewillt und ob er fähig ist, seine Organisation zu einer wirklichen Führerin und Wegbereiterin zu diesem Ziel zu machen. Ich habe das Vertrauen zu den führenden Köpfen des Verbandes, daß sie die Masse unserer Mitglieder, die das unbestimmbare Gefühl einer großen Kasseler Stunde durchweht, nicht enttäuschen werden!", so kann man sagen: die in Kassel versammelt gewesenen katholischen Kaufleute — die selbständigen wie die angestellten — haben die Forderungen der Zeit richtig gewertet und die Stunde genützt, da es galt, einmal den kühnen Anfang zu ganzer Arbeit zu machen.

Zunächst war die als großes Wagnis unternommene erste Ausstellung des K.K.V.-Wirtschaftsdienstes, die mit dem Verbandstage verbunden wurde, als in jeder Beziehung wohlgelungen zu verbuchen. Sie ward unternommen, um einmal in der praktischen Form als katholische Kaufleute im Wirtschaftsleben aktiv hervorzutreten. Die unteren Räume der großen Stadthalle Kassels waren in wohlgeordneter Zusammenstellung mit Musterstücken und Warenproben aller Art: Büroeinrichtungen, Bürobedarf, Haushaltungsgegenständen, Textilien, Wirk- und Wollwaren und Spitzen, Konfektion, Lederwaren, Möbeln, Korbwaren, Kunsterzeugnissen, Weinen und Spirituosen, Fahrrädern, Nähmaschinen usw. angefüllt. Bei Eröffnung der Ausstellung wurde eine Sondernummer des „Wirtschaftsdienstes K.K.V." in 10 Seiten, die den Zweck und die Bedeutung der Ausstellung dartat und als Führer diente, verteilt. Das Interesse für diese Ausstellung war allgemein groß und die Aussteller — katholische Firmen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands — werden mit den ersten Erfolgen zufrieden sein.

Der Kasseler K.K.V. hatte eine hervorragend schöne Festschrift mit Willkommengruß, Tagungsprogramm und Festliedern herausgegeben, mit einem Leitaufsatz über den Verbandsgedanken im allgemeinen und die Geschichte des K.K.V. Kassel im besonderen, der weiteste Beachtung verdient. Die Festschrift gibt auch ein Bild der Geschichte des katholischen Kirchenwesens der Kasseler Diaspora. An dem technisch guten Gelingen der fünftägigen Veranstaltung hat der Kasseler Verein mit seinem Vorstand, seinem Ehrenausschuß — an dessen Spitze Dechant Delmenhorst, und der geistliche Rektor und Studienrat Gereon Hünseler als Beirat des K.K.V. Kassel — sowie der Kasseler Arbeitsausschuß

hervorragenden Anteil. Die sämtlichen Schülerinnen des Lyceums standen den in Kassel ankommenden Kakavauern dienstfertig zur Verfügung, um sie zum Verbandstagsbüro, zu den bereitgehaltenen Quartieren zu begleiten usw. Auch die Kasseler Stadtverwaltung, die Stadtrat Weber zu der Tagung abgeordnet und die gesamten Räume der großen Stadthalle bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatte, bewies ihr besonderes Interesse an gutem Gelingen. Die Kasseler Bürgerschaft entbot in einem von Frl. Pflüger vorgetragenen Prolog zum Begrüßungsabend ihre besten Wünsche. Auffallend stark waren diesmal die Reichs- und Landtagsabgeordneten vertreten: u. a. Rauch-München, Hoffmann-Ludwigshafen, Lange-Dittersbach, Lange-Hegermann, die sich als langjährige Mitglieder des K.K.V. auswiesen. Ministerpräsident Dr. Held ließ durch Herrn Rauch besondere Wünsche an den Verband überbringen, dem seine ganze Sympathie gelte und in dem er seit langen Jahren als Mitglied mitarbeite! Auch Dr. Marx als Reichskanzler, Minister Dr. Höfle, Geheimrat Porsch und viele andere hervorragende Persönlichkeiten entboten telegraphisch und brieflich Grüße und Wünsche. Besonderen Gruß und Beifall bewiesen die Verbandsvertreter den Abgesandten aus den abgetretenen und besetzten Gebieten. Als Ehrengäste waren weiter erschienen: Regierungsrat Pätsch, der Polizeipräsident von Kassel, der Kasseler Handelskammerpräsident, Bankier Pfeiffer, Oberregierungsrat Florschütz als Vertreter des Oberpräsidenten, Prälat Mosterts, Düsseldorf, als Vertreter der katholischen Jugendverbände, Frl. Fliegel, Berlin, als Vertreterin der weiblichen katholischen kaufmännischen Verbände Berlin — Köln — Frankfurt u. a.

Die Tagung war gegliedert in 2 geschlossene und 2 öffentliche Versammlungen sowie einen Beratungstag für die verschiedenen Arbeitsausschüsse; Wirtschafts-, Steuer-, Jugend-, Haushalts-, Verbands- und Verfassungsausschuß sowie die Ausschüsse für Arbeitsrecht und für religiöse Fragen. Mittwoch früh begann die Sondertagung der Verbands-Krankenkasse, abends fand im großen Saale des Stadtparkes eine würdige Begrüßungsfeier statt und den Schluß der Tagung bildete eine große öffentliche Bonifatiuskundgebung im Festsaal der Stadthalle. Donnerstag früh fand ein Hochamt zum Hl. Geist mit Predigt (Pater Kroppenberg-Essen), Samstag ein Requiem für die verstorbenen Verbandsmitglieder und Sonntag ein feierliches Pontifikalamt in der Kirche zur hl. Familie statt. Für die sogen. Kongreßbummler und mit nach Kassel gekommenen Damen waren Besichtigungen Kassels und seiner Umgebung, Kaffeekonzerte usw. angesetzt. Freitags spielten — allerdings bei strömendem Regen — die Wasserkünste am Herkules in Wilhemshöhe unter besonderer Genehmigung eigens für die Kasseler Verbandstagsteilnehmer. Anschließend war für diese im Schloßhotel Wilhelmshöhe gemütliches Beisammensein bei Kaffee, Wein und Konzert. Den endgültigen Beschluß der Tagung bildete ein gemeinsamer Sonntags-Nachmittagsausflug von Kassel nach Hann. Münden.

Einstimmig unter starkem Beifall wurden gewählt: Bernhard Eidmann-Berlin als 1., Großkaufmann Becker-Saarbrücken als 2. und Stadtverordneter Schade-Breslau als 3. Präsident der Tagung. Zum Verbandsvorsitzenden wurde Fabrikant J. Kraus-Witten wiedergewählt und zu seinem Vertreter als 2. Vorsitzender Bankdirektor Dr. Karl Söhling-Essen bestellt. Kraus entwickelte in der ersten geschlossenen Versammlung ein neues Verbandsprogramm, das an Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es sieht eine grundlegende Aenderung des Verwaltungsapparates vor, die Errichtung eines großen eigenen Verbandsgeschäftshauses in Essen mit Einzel-Dezernaten für die verschiedenen Belange des Kaufmanns- und Angestellten-Berufes, ferner den Bau von Kaufmannsheimen in den verschiedenen größeren deutschen Städten usw. vor. Der Plan fand allgemeine Billigung und er wurde trotz der immerhin starken finanziellen Belastung der Mitglieder mit größter Begeisterung einstimmig als Ganzes angenommen. Dr. Söhling bezeichnete den Vorgang als Non-plus-ultra der bisherigen Verbandsgeschichte, das Mut und Tatkraft für die Weiterarbeit gebe! Der Jubelkongreß zur Feier des 50jährigen Verbandsbestehens soll 1927 in Essen stattfinden und alsdann das neue Haus eingeweiht werden. Man beschloß weiter, bis zu diesem Tage zum Ruhme und Andenken der im Weltkriege gefallenen Verbandsbrüder in Leipzig(-Süd), der größten Diaspora- und Handelsstadt des Reiches, eine Kaufmanns-Gedächtniskirche zu bauen, wozu die Mittel ebenfalls in der Form von Sonderbeiträgen aufgebracht werden sollen. Der nächstjährige Verbandstag soll in Stuttgart stattfinden.

Erhebend war das Bekenntnis der Kaufmannsjugend zum christlich-germanischen Reichsprinzip der großen deutschen Vergangenheit. Man lehnte in zwei Entschließungen die abwegigen Anschauungen und Bestrebungen des gegenwärtigen Nationalismus als undeutsch und reichsgefährdend ab und vermag als Reichsorganisation die Rettung der Einheit und den richtigen Wiederaufbau weder auf den Wegen des Partikularismus noch des Unitarismus zu erkennen, sondern nur auf dem Boden des allein deutschen und gesunden Föderalismus. Es sind alle K. K. V.-Vereinigungen aufgefordert, sich in diesem Sinne zu betätigen und vor allem ihre Jugend in diesem Geiste zu wahrer christlicher Vaterlandsliebe zu erziehen, in der Ueberzeugung, daß die besonders der Jugend drohende nationalistische Gefahr der Gegenwart nur durch zielbewußte Erziehung zu einem positiven Reichsideal überwunden werden kann.

Mit Bezug auf die mehrfachen Angriffe des Auslandes, die sich zu Schmähungen des deutschen Volkes verstiegen, wurde folgende Kundgebung in Kassel beschlossen:

„Der 44. Verbandstag der K.K.V. Deutschlands erblickt in dem steigenden Nationalismus weiter Kreise Deutschlands und des Auslandes eine große Gefahr für die unumgänglich notwendige Völkerversöhnung und den Bestand der christlichen Kultur. Vor allem aber glaubt er als katholische Organisation nachdrücklich Verwahrung einlegen zu müssen gegen die nationalistische, ausgesprochen deutschfeindliche Haltung, die sich in Verlautbarungen selbst hoher kirchlicher Würdenträger des gegnerischen Auslandes im Laufe der letzten Jahre wiederholt gezeigt hat. Der Verbandstag weiß sich mit allen Katholiken Deutschlands einig, wenn er eine derartige unberechtigte Vermengung von Religion und Politik als eine beklagenswerte Verletzung christlicher Grundsätze, eine unverantwortliche Erschwerung der vom Apostolischen Stuhle unablässig angestrebten Völkerversöhnung und eine überaus bedauerliche Schädigung der sowieso schwierigen Lage der Katholiken Deutschlands bezeichnet. Der Verbandstag glaubt um so mehr ein Recht zu dieser Erklärung zu haben, als die vorbildliche Haltung des deutschen Episkopates in allen seinen Verlautbarungen allgemein bekannt ist."

Als weiterer Programmpunkt der K.K.V.-Bewegung ist die folgende einstimmig angenommene Entschließung zu bewerten, die die katholischen Arbeitsgemeinschaften für alle Stände mit dem Ziele einer einheitlichen katholischen Bewegung, getragen von den katholischen Standesorganisationen, betrifft:

„In Uebereinstimmung mit dem vorjährigen Beschluß des Verbandstages zu Münster betrachtet auch die 44. Hauptversammlung des Verbandes K.K.V. die Orientierung des Wirtschaftslebens am Naturrecht und damit an der katholischen Wirtschaftsmoral als die vornehmste Gegenwartsaufgabe. Deshalb empfiehlt sie abermals, in allen Vereinen, namentlich den größeren, kleine Zirkel von besonders interessierten Kakavauern zu bilden, die sich unter Hinzuziehung von Moraltheologen und Volkswirtschaftlern mit allen einschlägigen Fragen beschäftigen, die Ergebnisse dieser Beratungen in ihren Vereinen zur Aussprache stellen und der Verbandsverwaltung mitteilen. Sie fordert die Vereine ferner auf, bei den berufenen Vertretern der anderen Stände die Anregung zu geben, ebenfalls solche Zirkel zu bilden, welche ihre Berufsinteressen und Berufsaufgaben sowie die einschlägigen Gesetze am Naturrecht und an der katholischen Moral abwägen und mit diesen in Einklang zu bringen suchen. Solche katholischen Arbeitsgemeinschaften aller Stände sollen später miteinander in Verbindung treten, um eine geschlossene katholische Bewegung vorzubereiten."

Eine weitere hervorragende Entschließung wurde gefaßt zur Schulfrage, nachdem Pater Sup. Saedler-Essen die grundsätzlichen Forderungen der deutschen Katholiken in dieser Beziehung dargelegt und verständlich begründet hatte. Sie lautet:

„Die in den K.K.V. Deutschlands vereinigten Familienväter betrachten die Entwicklung der Schulfrage, namentlich die vom preußischen Unterrichtsministerium beobachtete Haltung, mit wachsender Sorge und erheben mit allem Nachdruck folgende Forderungen:

1. Mit dem grundsätzlichen Abbau des staatlichen Schulmonopols ist endlich voller Ernst zu machen. Das unveräußerliche Elternrecht der Unterrichtsfreiheit muß für alle Schulgattungen, Volksschulen, Fortbildungsschulen, Mittelschulen und höhere Schulen, restlos anerkannt werden.

2. Der sowieso knapp bemessene Religionsunterricht an den höheren Schulen darf nicht weiter verkürzt werden.

3. Die höheren Lehranstalten sind, soweit die lokalen Verhältnisse es gestatten, zu konfessionalisieren. Wo sich diese Konfessionalisierung aus lokalen Gründen nicht verwirklichen läßt, sind wenigstens die Gesinnungsfächer, Deutsch, Geschichte und die neu einzuführende philosophische Propädeutik, vom Weltanschauungsstandpunkt zu erteilen.

Sicherem Vernehmen nach herrschen im preußischen Unterrichtsministerium gegenwärtig Bestrebungen vor, die für die durch die Reichsverfassung angebahnte Entwicklung der Unterrichtsfreiheit überaus verhängnisvoll werden müssen. Man sucht dort nicht nur die Errich-

tung neuer Privatschulen auf jede Weise zu erschweren und zu verhindern, sondern geht auch darauf aus, die bestehenden, zum größten Teil überaus segensreich wirkenden Privatschulen zu unterdrücken. Hier erscheint daher nicht nur größte Wachsamkeit angebracht, sondern es ist mit allem Nachdruck zu fordern, daß die staatlichen Hemmungen für die Entwicklung eines staatsfreien Schulwesens, die im kulturell fortgeschrittenen Ausland längst überwunden sind, endlich auch in Deutschland abgebaut werden."

Den Verbandsmitgliedern wurde dann angelegentlichst die Förderung der katholischen Presse in jeder Beziehung in einer Entschließung empfohlen, und ferner die weitestgehende Unterstützung der katholischen Jugendbewegung, insbesondere durch Förderung der K.K.V.-Jugendgruppen und Jungmännerringe. Gefordert wird in einer einstimmig angenommenen eingehenden Denkschrift eine neue Handels- und Gewerbeordnung zur Sicherung des Kaufmannsberufes und seines Nachwuchses. Sie soll eingestellt sein auf ein einheitliches kaufmännisch-gewerbliches Recht, auf Berufsbildung und Berufserziehung, Regelung des Lehrlingswesens, Befähigungsnachweis und Berechtigung zur Kaufmannsbezeichnung.

Noch eine ganze Reihe weiterer, hochbedeutsamer Entschließungen, so zur Steuer- und Hypotheken- und Bodenrechts-Reform, zum Reklameunwesen (Preisrätsel, Kundenprämiierung, Rabattgewährung usw.), zur Frage der Doppelverdiener und illegalen Warenvermittlung durch Behörden, Organisationen, Betriebe usw. wurden unter Beifall angenommen. Auch dem Angestelltenrecht widmete man sich, um seiner Nöte Herr zu werden zu suchen.

Nicht entschließen konnte man sich zur Anbahnung eines Zusammengehens mit der neugegründeten „Internationalen Wirtschaftsvereinigung katholischer Kaufleute" (Sitz Fulda). Doch wird die Verbandsleitung die Sache im Auge behalten. Zur Deutschen Liga und der Bielefelder Großdeutschen Legion will man sich in der Oeffentlichkeit vorläufig nicht äußern. Man glaubt, damit der Sache des Verbandes wie der katholischen Bewegung am besten zu dienen.

Manch großes und bedeutungsvolles Wort ist in Kassel ausgesprochen worden. Auf manches läßt sich im Laufe der Zeit noch einmal eingehend zurückkommen. Ein Huldigungstelegramm an den Hl. Vater in Rom wurde unter Erteilung des päpstlichen Segens huldvollst erwidert; dem Schweizer Katholikentage in Basel sandte man ein Grußtelegramm; zum deutschen Katholikentage und den damit verbundenen Sonderveranstaltungen des K.K.V. wurde eingeladen, ebenso zu den K.K.V.-Veranstaltungen auf den Mustermessen in Leipzig und Köln. Ein alter Kakavauer aus Essen, Jul. Blum, der Gründer der Essener Assindia, wurde zum Ehrenmitglied des Verbandes ernannt.

So waren es Tage wirklich ernster Arbeit, aber auch wahrer Erhebung und Begeisterung. Erhebend waren ganz besonders die Schlußworte des Präsidenten Eidmann, die ausklangen als ein lautes und feierliches Credo an die Kirche und den einzig wahren Gott, den Vater, den Sohn und den Hl. Geist, der uns führen und durchstrahlen soll, und mit dessen Kraft und in dessen Licht wir arbeiten wollen; als ein mächtiges Credo an die Kraft unseres Glaubens, die uns helfen möge, den Weg zu finden zur sittlichen Volksgemeinschaft und zur geordneten, in christlicher Moral verankerten Wirtschaft im lieben deutschen Vaterlande!

Die Presse war in Kassel leider nicht so stark vertreten, als man es erwartet hatte und mit Fug und Recht hatte erwarten dürfen. Man scheint der Tagung vielfach nicht das notwendige Verständnis entgegengebracht zu haben. So zeigt sich leider auch die Auswirkung der Tagung in den Zeitungsberichten nicht in vollem Maße. Die Berichte des Verbands-Pressebüros kamen durchweg zu spät heraus. Vielleicht lassen sich dank der fortschreitenden Entwicklung der Technik im nächsten Jahre die Berichte telephonisch oder durch Radiowellen verbreiten. Es gilt nun, die Ergebnisse von Kassel in der rechten Weise auszuwerten, die Beschlüsse zu verwirklichen und den Worten die entscheidenden Taten folgen zu lassen. Die einzelnen Vereine haben jetzt reichlich Stoff zur intensiven Tätigkeit, aber auch bestes Material zur Entfaltung einer großzügigen Werbearbeit. Die Gauleitungen werden in ihren Bezirken Um- und Ausschau halten müssen, um da Vereine zu gründen, wo sie noch nicht bestehen. Wo die Pfarrgeistlichkeit Schwierigkeiten bereitet, wie es laut Kassel vielerorts noch geschieht, weil der K.K.V. nicht lediglich religiöser Verein und nicht parochial eingestellt ist, da hat man es jetzt in der Hand, diese Schwierigkeiten zu überwinden. — Es gilt also — und es muß allgemein die Losung sein: vorwärts — aufwärts!

Wie der König von Babel zur Scheol, das ist zur Unterwelt, fährt.

Alsdann wirst du dies Spottlied auf den König von Babel anstimmen und sprechen:

Wie ist's vorbei mit dem Zwingherrn,
vorbei mit dem Hochmut!
Jahwe zerbrach der Ruchlosen Rute,
den Stock des Tyrannen.
Der die Völker im Zorne schlug —
mit unaufhörlichen Schlägen,
der Völkerstämme grimmig zertrat
mit Tritten der Schonung bar.

Es ruht, hat Frieden die ganze Welt:
sie brechen in Jubel aus.
Selbst die Zypressen freuen sich dein,
des Libanon hohe Zedern:
Seit du daliegst, steigt keiner herauf,
die Axt an den Stamm uns zu legen.

Die Scheol tief unten, sie rührt sich vor dir,
gespannt deine Ankunft erwartend.
Sie scheucht aus dem Schlaf dir die Schatten,
die Leiter der Erde, sie alle,
läßt steigen von ihren Thronen
der Völker Kön'ge zumal.

Sie alle heben an und sprechen zu dir:

Auch du bist so elend wie wir?
Nun bist du wie unser einer?
Gestürzt ist zur Scheol dein Stolz,
das Getön deiner Harfen.
Zum Bett ward dir Fäulnis gespreitet,
als Decke dienen dir Würmer.
Wie bist du vom Himmel gefallen,
du Strahlender, Morgenrot-Sohn!
Wie bist du zu Boden gehauen,
du Henker sämtlicher Völker!

Du freilich sagtest bei dir:
Den Himmel will ich ersteigen,
hoch über Gottes Gestirne
will ich mir stellen den Thron,
auf den Berg der Versammlung mich setzen,
der fern dort raget im Norden,
will steigen auf Wolkenhöhen,
dem Allerhöchsten mich gleichen —
Ja, in die Scheol bist du gestürzt,
tief in die unterste Grube!

Die dich erblicken, sie schauen auf dich,
scharf in das Auge dich fassend:
Das ist der Mann, der die Erde bewegte,
Reiche erschütternd?
Der den Erdkreis gewandelt zur Wüste,
Städte zu Trümmern?
Der die Gefang'nen nicht freigab,
daß keiner die Heimat schaute?

Der Völker Könige allezumal —
in Ehren sind sie begraben.
Dich warf man hin und begrub dich nicht —
wie eine verächtliche Frühfrucht.
Bedeckt von Toten, die schwertdurchbohrt —
wie einen zertretenen Leichnam.

Denn du hast ja mein Land verwüstet,
gemordet mein Volk.
Nicht soll genannt sein auf ewig
der bösen Frevler Geschlecht.
Seinen Söhnen richtet die Schlachtbank her
ob ihrer Väter Verbrechen!
Sonst kommen sie hoch und behaupten das Land
und füllen den Erdkreis mit Drangsal.

(Isaias 14, 4—21, übersetzt von Alfons Schulz.)

Moderne Handwahrsagung.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz in München.

In enger Beziehung zur Astrologie steht die Chiromantie oder Wahrsagung aus der Handbildung. Darüber hat Professor Julius Nestler ein eigenes „Lehrbuch der Chiromantie“[1] herausgegeben, um „auch weiteren Kreisen die Handlesekunst zu ermöglichen (1) und die Existenzberechtigung einer der ältesten der Geheimwissenschaften zu erweisen. Wie nämlich gewisse Gemütsbewegungen dem Angesicht einen bestimmten Ausdruck geben und eine häufige Wiederholung derartiger Erregungen diesen zu einem bleibenden machen kann, so daß es dem Physiognomen auf den ersten Blick möglich ist, das Temperament eines Menschen aus den Zügen seines Antlitzes zu erkennen, so äußert z. B. der Zorn auch seinen Einfluß auf die Hand durch eine unwillkürliche Ballung derselben, begleitet durch der Individualität entsprechende Armbewegungen. Diese bleiben bei häufigem Auftreten nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der entsprechenden Muskeln sowie auf die Ausdehnung, und damit indirekt auf die Faltung der dieselben bedeckenden Haut. Professor Preyer in Jena[2]) hat schon vor zwanzig Jahren den Nachweis geliefert, daß jeder, selbst der unbewußt bleibende Gedanke, von Muskelschwankungen begleitet ist; so ist die Annahme, daß dadurch im Laufe der Zeit die Formation der Handoberfläche beeinflußt werde, alles eher als unwahrscheinlich. Eine Chiromantie auf solcher Grundlage hat wohl ebensoviel Berechtigung wie z. B. das Vorherbestimmen von Witterungsverhältnissen. Der Chiromant zieht aus erfahrungsgemäß gewonnenen typischen Formen Schlüsse auf die diesen entsprechenden Charaktereigenschaften und berechnet die hieraus für das weitere Leben sich ergebenden Möglichkeiten (3/4).

Die Geheimlehre knüpft an die Astrologie an und betrachtet den Mittelfinger als dem düsteren Saturn oder Kronos unterworfen, während die anderen Finger den übrigen Planeten zugeeignet werden. So bedeutet der Mittelfinger (Saturn) die unveränderliche Bestimmung, das Schicksal des Menschen, der Ringfinger (Apollo oder Sonne) die Rolle des Menschen in jeglicher Kunst, der kleine Finger (Merkur) die Stellung des Menschen zur Wissenschaft, der Zeigefinger (Jupiter) den Menschen in bezug auf äußere Ehren, der Daumen (Venus) den Menschen hinsichtlich der geschlechtlichen Liebe und des Willens. Die Länge der einzelnen Finger zueinander und im Verhältnis zur Handgröße erlaubt demnach handwahrsagerische Schlüsse. Weitere Schlüsse können wir aus den Erhöhungen und Furchen der Handfläche ziehen. Jeder „Handberg“ am Fingeransatz entlehnt seine Bezeichnung: Jupiterberg, Saturnberg usw. dem zu ihm gehörigen Finger. Dazu kommt gegenüber dem Venusberg der Mondberg, zwischen ihm und dem Merkurberg der Marsberg. Es entspricht aber auch jedem Finger eine starke Furche oder Hauptlinie vom Fingeransatz aus über die Handfläche: die Saturnlinie, auch Schicksalslinie, die Merkurlinie der spiritistischen Medien, die Apollolinie der Künstler und Erfinder, die Jupiterlinie = die Herzenslinie der Leidenschaft, des Zornes und des Ehrgeizes, die Linie, die den Daumenteil umgibt = die Lebenslinie — in ihr wird man auf Krankheiten und alles rein Physische schließen können —, die Marslinie des energischen Handelns, auch Kopflinie (zwischen der Lebens- und Herzenslinie). Unter dem Zeichen des Mondes steht die Einbildungskraft, das Wachstum und die Zeugung. Er hat keine besondere Linie, aber eine Anzahl von kurzen Streifen auf dem äußersten Handrand. Die Beibehaltung dieser sieben Planeten wird verständlich durch das Verhältnis ihrer Größe oder Entfernung von der Erde. Uranus oder Neptun verliert durch seine kolossale Entfernung jeden direkten Einfluß auf die Erde; Vesta, Juno, Ceres, Pallas sind so klein, daß ihr eventueller Einfluß durch jeden größeren Planeten aufgehalten wird (5 ff.).“

Es folgt eine eingehende Deutung der Linien (10 ff.): Alle Linien, die von der Mitte aus nach rechts gehen, deuten ideale und intellektuelle Neigungen an, solche nach links praktische und materielle (10). Die Neigung zu Schlagfluß wird durch ein plötzliches Abbrechen der Lebenslinie angedeutet (13), eine Liebesheirat durch ein Kreuz unter dem Jupiterfinger (14). Wenn die Kopflinie und die Lebenslinie an ihrem Ursprung ziemlich weit voneinander getrennt sind, hat der Betreffende ein unerschütterliches Vertrauen zu seinem Stern und fast alle seine Unternehmungen verlaufen glücklich (15). Gabelung der Apollolinie verkündet Reichtum (16). Ebenso wird ausführlich erörtert die Bedeutung der Handberge (18 ff.), der Figuren: Triangel oder Vierecke in der Handfläche (28 ff.), der Chirognomie (Lehre von den Handformen) im allgemeinen (34 ff.). „D'Arpentigny hat ein heute noch als gültig allgemein anerkanntes System der sieben Handtypen: der elementaren (uranfänglichen, breitflächigen), Spatel- (schaufelförmigen), konischen (künstlerischen), eckigen (nützlichen), philosophischen, psychischen (geistigen), gemischten Hand und ihrer Bedeutung aufgestellt“ (67 ff.). Eine eigenartige Beurteilung erfährt, um daraus rechtzeitig die zu bekämpfenden Naturanlagen und geeigneten Lebensberufe zu ermitteln, die Kinderhand (88 ff.), die Frauenhand (111 ff.) und die Männerhand (133 ff.).

Hieran schließt sich an die Handwahrsagekunst (Chiromantie) aus Handwurzel und Handfläche (Palmistrie), Fingern und Fingernägeln (142 ff). So z. B. sollen die Restrictae = die auf den kleinen Raum der schmalsten Handstelle, wo der Vorderarm sich zur Hand ausgestaltet, beschränkten, die Hand gewissermaßen abschnürenden Linien bei starker Ausprägung je ein Lebensalter von 20 Jahren bedeuten (144). Die Finger und die Berge in der Hand sind Anzeichen von Energien, die Täler von Mängeln und Verlusten, die Linien von sinnlichen und geistigen Eindrücken, von vorgeburtlichen Einflüssen, die wir zusammen als individuelle Lebensanlagen bezeichnen können. Der Aetherkörper — das gestaltbildende Prinzip in uns — hat eine Anzahl individueller Zustände in sich. Das ist die Grundlage (148). Zu berücksichtigen sind: 1. Länge, 2. Richtung, 3. Einfachheit oder Verästelung, 4. Stärke, 5. Farbe der Linien in der Hand (150). Auf dem Zeigefinger bedeuten horizontale Linien am ersten Glied Erbschaft, zwei parallele Linien, die sich mit je zwei anderen parallelen Linien schneiden, Ehebruch, horizontale Linien auf dem zweiten Gliede Neid und Lüge, vertikale Parallellinien reichen Kindersegen, auf beiden Gliedern zugleich ein keusches, frommes, edles Gemüt, auch im dritten Glied ein gutes Leben und Glück im allgemeinen. Die gegenteilige Bedeutung haben die Gitterlinien (187). Jeder Nagelteil braucht, um von der Wurzel bis zur Spitze heranzuwachsen, drei Monate; wenn daher ein Zeichen an der Nagelwurzel erscheint, gelangt es erst innerhalb drei Monaten zur Wirkung, falls es nicht durch andere Zeichen beeinflußt wird. Die weißen Zeichen sind günstig, die schwarzen oder gefärbten ungünstig. Ausgehöhlte Furchen sind von äußerst böser Vorbedeutung (189).

Der Schlußabsatz: Die Chirophilosophie (191 ff.) beschäftigt sich mit der Begründung der Prinzipien der Handlesekunst und Wissenschaft. Die Forschungen des berühmten Physiologen Flourens haben erwiesen, daß alle Zellen, die das materielle Element unseres Wesens konstituieren, absterben und ungefähr in einem Zeitraum von 7 Jahren immer wieder durch neue ersetzt werden. Wenn wir eine Person nach 7 Jahren wiedersehen, hat sich unterdessen der physische Körper vollständig umgestaltet und doch seine ursprüngliche Gestalt nicht verloren. Das beweist, daß der physische Körper in seinem Aeußeren das Produkt eines Prinzips ist. Dieses wirkt uns unbewußt durch die Ganglien des großen Sympathikus, setzt als Energie die Nervenkraft in Bewegung, die sich durch die Verzweigungen des nervus sympathicus verbreitet. Statt diesen Gestaltungskörper so zu nennen, betrachten die sogenannten hermetischen Philosophen des Mittelalters, denen wir die Ausbildung der Astrologie, Alchemie und Magie verdanken, vor allem seine Wirkungsweise, die derjenigen der Gestirne durch das Universum hin ähnelt, und nennen ihn Astralkörper. Außer der Seele, diesem immateriellen, unvergänglichen Bestandteil des Menschen, der zu fein ist, um direkt auf die Materie einwirken zu können, muß man eben noch einen weiteren Bestandteil, den erwähnten Astralkörper, annehmen, gewissermaßen das Bindeglied, den Vermittler zwischen unstofflichem und stofflichem Körper, einen halb stofflichen, halb seelischen Mittelkörper. Wenn man die Modifikationen des einheitlichen Typus studiert, die an den Formen der das Gehirn umgebenden Knochenmassen durch Vermittlung der Astralkörper hervorgebracht werden, so wird man durch die Phrenologie[3]) den menschlichen Charakter beurteilen können. Wenn man die in den Gesichtszügen und Körperformen hervorgebrachten Modifikationen untersucht, wird man die Physiognomik oder Physiognomie zu Hilfe nehmen. Wenn man endlich die in den Handformen vorhandenen Modifikationen betrachtet, muß man sich der Chirognomie zuwenden. Alle diese

[1]) 2. und 3. Aufl. 1922, Verlag: Max Altmann, Leipzig.
[2]) Die Erklärung des Gedankenlesens, Leipzig 1886.

[3]) = Charakterdeutung aus der Gehirn- und Schädelformation.

Disziplinen bilden also ein Ganzes und sollten durch eine weitere Wissenschaft verstärkt werden, die zwar nicht direkt aus menschlichen Formen auf den Geist schließt, aber vom Menschen hervorgebrachte Formen, die Schriftzüge, beurteilt und als Graphologie denselben Zwecken dient.

Zur Kritik dieser „Wissenschaft" der Chiromantie haben wir zu bemerken: Als unwissenschaftlich hat zunächst auszuscheiden jede Verquickung mit Astrologie[4]); sodann aber auch jede Methode, die unter dem Vorwand empirischer oder erfahrungsgemäß festgestellter Wissenschaft ebenso schematisch wie die Astrologie arbeitet mit willkürlichen Phantasiekonstruktionen auf rein äußerlicher, mechanischer Basis. Dafür ist geradezu typisch die Aufstellung (153): „Die vier Fingerwurzelberge lassen auch eine besondere Teilung zu, um bestimmen zu können, wann die auf ihnen angekündigten Ereignisse stattfinden werden. Zu diesem Zwecke teilt man den Handrand bis zum Ansatz der Kopflinie in vier gleiche Teile und ebenso den gegenüberliegenden Handrand; der Raum der Fingerwurzelberge wird dann durch drei von diesen Punkten gezogene, mit der Glücks- und Hauptlinie parallele Linien in vier Räume geteilt, die je 15 Lebensjahre, zusammen 60 repräsentieren." Eine solche Auszirkelung im eigenen Gehirn, mit anderen Worten ein solches Hirngespinst wird ohne weiteres auf die Wirklichkeit übertragen. Das ist mehr als naiv. Im System der Chiromantie wird die „Bestimmung" zuerst unbewußt von der menschlichen Einbildungskraft in die Handbildungen hineingelegt und dann natürlich aus ebendenselben wieder herausgelesen mit der Fiktion, als sei sie umgekehrt darin ursprünglich enthalten. Die reale Basis wird damit begründet, daß, wie das seelische Wesen im allgemeinen einen gestaltenden Einfluß auf den Leib ausübt, so speziell auch der Gesamtcharakter des Menschen auf die Formen nicht bloß seiner Gesichtszüge, sondern auch seiner Hand, sowohl ihrer Gestalt im großen und ganzen als auch ihrer Linien und Zeichnungen im einzelnen. Dabei wird jedoch zwischen stofflichem und seelischem bzw. geistigem Wesen eine schon begrifflich unzulässige Wesensvermengung vorgenommen; denn die Gegensätze des materiellen und immateriellen Wesens sind kontradiktorisch, d. i. schlechthin unvereinbar. Der „Astralleib" ist und bleibt ein verschwommenes Phantasiegebilde, dessen „experimenteller Nachweis" auch nicht dem Oberstleutnant de Rochas gelungen ist, wie Professor Nestler uns glauben machen will. Er kann überhaupt nie gelingen, weil ein halb stoffliches und halb geistiges Zwitterwesen als unhaltbare Mitte zwischen Materie und Geist innerlich unmöglich ist. Solche innere Wesensgegensätze können nicht zu einem einheitlichen Wesen vermengt, sondern nur verbunden, d. i. zusammengebunden werden zu einem Doppelwesen, in dem jede an sich verschiedenartige Wesensseite in ihrer naturgemäßen Eigenart verbleibt. Wohl aber können so grundverschiedene Wesen auch ohne Mittelglied aufeinander wirken, weil das Verhältnis von Ursache und Wirkung keine Wesensgleichheit voraussetzt.

Nur unter Verwahrung gegen eine monistische Wesensvermengung zwischen dem absoluten, göttlichen Geist und der als freie Wirkung nach außen von diesem hervorgebrachten, nicht aber als innerer Wesensausfluß aus ihm hervorgegangenen Natur ist zuzustimmen dem Schlußurteil des Verfassers (194 ff.): „Das höchste geistige Prinzip ist ja doch die göttliche Urkraft. Diese kann vermöge ihres unergründlichen Willens jede Aeußerung astraler Influenzen in gutem oder bösem Sinne abändernd beeinflussen. Das göttliche immaterielle Urlicht ist es, von welchem alle Kräfte ausgehen. Und wie im großen Universum, dem Makrokosmos, das göttliche Prinzip das höchste, alles beherrschende, das astrale Prinzip aber niedriger als das göttliche ist, so auch im Menschen, im Mikrokosmos. — Die Hand ist gleichsam das Antlitz des organischen Lebens, während das Gesicht vor allem das bewußte Leben zum Ausdruck bringt. Es zeigt aber auch die Erfahrung, daß in dem Maße als der Wille auf die unbewußten Impulse einwirkt, die Linien sich ändern, was die Unverletzlichkeit der menschlichen Willensfreiheit beweist." — Der wissenschaftliche Charakter der Handlesekunst ist ganz und gar abhängig von der empirischen Feststellbarkeit. Genau soweit, als sie erfahrungsgemäß bewiesen werden kann, gilt die Behauptung (197/8): „Einflüsse, die in tiefgehender Weise auf das organische Leben und den nervus sympathicus wirken, äußern ihre Wirkung auch auf die Linien der Hand; bei Ohnmachten und Lähmungen verlieren die Linien der Hand an Stärke und Deutlichkeit. Mitunter verschwinden sie auch gänzlich und es wird dann die innere Fläche der Hand nahezu ganz glatt. 24 Stunden nach dem Tode verschwinden die Handlinien gleichfalls. Ein weiterer physiologischer Beweis, daß die Handlinien mit den Nervenzentren, also auch mit dem Gehirn zusammenhängen, besteht darin, daß, wenn die in die Hand auslaufenden Nerven abgeschnitten werden, so daß ihre Verbindung mit dem Gehirn aufgehoben wird, auch die Linien der Handfläche teilweise oder gänzlich verschwinden. Uebrigens werden auch die charakteristischen Handformen und Linien vom neugeborenen Kinde bereits mit zur Welt gebracht, sind demnach angeboren. Die chirognomischen und chiromantischen Zeichen verraten also nur die Handlungsfähigkeiten und Anlagen, die Impulse, die der betreffende Mensch von Geburt aus mitbringt. Doch können diese durch den Willen beeinflußt werden, wie das auch von den astrologischen Einflüssen gilt; astra inclinant, non necessitant, sagt einer der berühmtesten Astrologen; die Sterne machen nur geneigt, aber sie zwingen nicht. Ein starker Wille vermag viele Anlagen zu beeinflussen, ja aufzuheben, was der Chiromant und der Physiognomiker nicht immer ganz klar angeben können. Wir gleichen einem Manne, der in finsterer Nacht auf einer Straße geht, die an Abgründen vorüberführt und von tiefen Gräben unterbrochen wird. Die göttliche Macht kann diese Gräben, die durch unsere Mängel entstanden sind, nicht ausfüllen. Sie kann nur unseren Pfad erleuchten und muß uns unseren freien Willen lassen[5])."

Mit der Anerkennung der Willensfreiheit ist der vulgären Handwahrsagekunst, ebenso wie mit der Preisgebung eines unvermeidlichen Fatums der Astrologie, der Giftzahn ausgezogen. Anderseits ist prinzipiell ebenso entschieden wie der Aberglaube der Astrologie, wonach die göttliche Willensbestimmung ihre unmittelbare und unfehlbare Ausprägung finden soll in den Zeichen am Himmelsfirmament, den Gestirnskonstellationen, zurückzuweisen der Aberglaube der Chiromantie, daß ebendieselbe Vorherbestimmung des göttlichen Willens gleichsam fest eingegraben sein soll in den Formen und Linien der menschlichen Gesichtszüge und Hände, mag auch eingeräumt werden, daß in beiden Fällen der freie Wille den „Fingerzeichen" der göttlichen Vorsehung nicht rettungslos rein passiv gegenübersteht, sondern im Gegenteil gerade durch sie positive Anregung empfängt, sich entsprechend aktiv zu betätigen. Deshalb ist ungeachtet der christlich klingenden Färbung mit entsprechendem Vorbehalt und kühler Zurückhaltung aufzunehmen die förmliche Theodicee (198): „Die Zeichen der Vorsehung stehen in feurigen Lettern am Himmelszelt, sie sind unseren Gesichtszügen und Händen eingegraben, aber die törichte Eitelkeit sagt: Es gibt keine Vorsehung. Und doch brauchen wir nur die Augen zu öffnen, um ihre unaufhörliche Bemühung, uns zu retten, deutlich nachzuahmen und zu segnen."

[4]) Vergl. näher „Moderne Astrologie" in Allgemeine Rundschau, 1924. H. 20 u. 21.

[5]) Nicht aus naturhafter Nötigung, sondern getreu ihrer eigensten, freien, schöpferischen Willensbestimmung.

Die Relativitätstheorie und die Sonnenfinsternis vom 21. September 1922.

Von F. X. Fischer, Bayersried.

Einstein hatte behauptet, der Lichtstrahl komme von einem Sterne nicht geradlinig zu uns, sondern sei in seiner Richtung beeinflußt durch die Anziehung anderer Gestirne, in deren Nähe er vorübergehe. Wenn z.B. ein Strahl dem Rande der Sonne nahe komme, dann sei die Anziehung durch ihre Masse hinreichend ihn einwärts zu verbiegen, so daß er auf uns den Eindruck mache, als komme er von weiter außen her, als es wirklich der Fall ist. Der Fehler betrage 1,74 Bogensekunden und könne bei einer Sonnenfinsternis nachgeprüft werden, wenn man die Lage der Sterne, die zu dieser Zeit gefunden werde, mit jener zu anderen Zeiten vergleiche.

Bei der Bedeutung von Einsteins Theorie war es natürlich eine überaus wichtige Aufgabe der Fachwelt, diese Prüfung auch vorzunehmen. Dazu wurde schon die Sonnenfinsternis vom Jahre 1919 benützt und nun wieder unter Verwendung der damals gemachten Erfahrungen jene vom 21. September 1922. Die Messung wäre an sich bei der heutigen Technik nicht zu schwierig, wenn der Mond uns den Gefallen täte, die Finsternis gerade auf die Sternwarten zu projizieren, wo geeignete Instrumente in brauchbarer Aufstellung vorhanden und die örtlichen Bedingungen bekannt sind. Allein er geht eben seine eigenen Wege, trotz aller positivistischen und idealistischen Philosophie und überläßt es den Erdenbewohnern, ihm zu folgen oder nicht. Will man also die Finsternis beobachten, dann bleibt nichts anderes übrig, als die Instru-

mente dahin zu bringen, wo sie stattfindet. Nun ist es hierbei den Amerikanern nicht um das Geld zu tun, sie haben es ja oder finden bereitwillige Mäcene; wieder nicht um die Instrumente, die auch vorhanden sind. Ebenso fehlt es nicht an Wissen, Eifer und Geduld. Aber trotzdem sind die Schwierigkeiten ganz ungeheuer. Die Instrumente müssen an den Beobachtungsort gebracht werden, der oft von aller Zivilisation weit entfernt liegt. Dort müssen sie so aufgestellt und justiert werden, daß sie allen Ansprüchen genügen. Endlich müssen die systematischen Fehler, die jenem Orte eigen sind, gefunden, auf das genaueste untersucht und mitberechnet werden. Trotzdem mußte der Versuch stattfinden.

Ich folge hier einem Berichte von E. Freundlich in den „Naturwissenschaften" 1923 S. 963. Drei größere Expeditionen waren ausgezogen, nur eine fand günstige Beobachtungsverhältnisse (Campbell und Trümpler, die Leiter der Likksternwarte). Das Fernrohr hatte 4,5 m Brennweite und brachte die Beobachtungen selbstständig auf die photographische Platte von 42 × 42 cm Größe. Ein beigegebenes Fernrohr gestattete die Beobachtung mit dem Auge. Zur Verfügung standen ganze vier Minuten. Für je zwei Minuten wurde ein Plattenpaar eingesetzt, so daß im ganzen vier Platten gewonnen wurden. Eine fünfte Platte gab eine freigewählte, etwas abseits stehende Vergleichsgegend. Zur Kontrolle wurde das Instrument schon einige Wochen zuvor in Tahiti aufgestellt und der Ort der Sonnenfinsternis aufgenommen. Dieses mußte bei Nacht geschehen, wobei die Versuche zeitlich so bestimmt werden mußten, daß die Belichtung jener von zwei Minuten Sonnenfinsternis entsprach. Namentlich mußte untersucht werden, ob die Platten hiebei nicht verschleiert würden und die schwächeren Sterne undeutlich wiedergäben.

Die entscheidende Aufnahme wurde in Wollal an der Westküste Australiens vorgenommen. Hierbei wurde eine weitere Platte so aufgenommen, daß das Bild nicht auf der oberen Seite der Platte erschien, sondern auf der unteren, so daß man das Spiegelbid (Vertauschung von rechts und links) erhielt. Sie diente zur Vermessung. Sodann wurde die Platte der Nachtaufnahme nicht sofort entwickelt, sondern unter Verschluß gelassen und bei der Finsternis nochmal exponiert, so daß jeder Stern sein Bild zweimal darauf abdrückte. Unter ganz gleichen Verhältnissen mußten diese Bilder sich decken. Wichen sie von einander ab, so konnte dieses von der Refraktion, Aberration, der Eigenbewegung der Sterne in der Zwischenzeit zwischen den Aufnahmen und anderen schon bekannten und berechenbaren Umständen herrühren. Daß die Ausmessung mit den feinsten Instrumenten und unter Anwendung aller Sorgfalt geschah, bedarf keiner eigenen Erwähnung. Jeder der beiden Gelehrten führte sie unabhängig vom andern für sich aus, damit auch persönliche Einwirkungen ausgeschaltet waren. Man sieht daraus, daß schon die Beobachtung an sich eine Unmenge von Kenntnissen voraussetzte, daß es nicht genügte nur Gelehrter zu sein: der Forscher mußte auch Techniker auf verschiedenen Gebieten sein.

Der gesuchte Betrag von 1,74 Bogensekunden, in welchem die Sternbildchen von ihrem wirklichen Standorte abwichen, fand sich im Durchschnitt der Messungen auf allen vier Platten so ausgesprochen, daß an seinem Vorhandensein „wohl kaum mehr gezweifelt werden kann". Aber einzelne Werte wichen vom Mittelwerte, der 1,72 Bogensekunden beträgt, ziemlich stark ab (Einstein verlangt 1,74, gewiß eine Annäherung, so gut man sie nur wünschen kann). Eine Nachkontrolle unter Verwendung der neuen Erfahrung ist also erwünscht.

Somit ist Einsteins Voraussage völlig eingetroffen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß der Grund hiefür gerade in der Relativitätstheorie liegen muß. Wer nur einige Ahnung vom wissenschaftlichen Betrieb hat, wird erwarten, daß auch andere Erklärungen gefunden und vorgetragen werden. Richtig kann nur eine sein; aber, unsere Generation wird es kaum erleben, daß die Fachmänner sich auf eine bestimmte zusammenfinden. Mindestens hat Einstein den Vorteil für sich, daß er als erster auf die Erscheinung aufmersam gemacht und sie gefordert und voraus berechnet hat, ehe noch andere sie ahnten. Der Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie ist auch heute noch nicht erbracht. Aber es möge bedacht werden, daß der Beweis für die Erklärung einer physikalischen Erscheinung aus der reinen Beobachtung von Tatsachen überhaupt nicht erbracht werden kann. Alle Experimente leisten nur eine „Bekräftigung", um mit Winternitz zu reden, aber noch nicht einen vollen Beweis, weil sie mehrdeutig sind. Sie machen die Erklärung wahrscheinlich, aber nicht ausschließend und sicher. Diesen mildernden Umstand darf auch Einstein für sich beanspruchen, wenn gesagt wird, seine Theorie sei noch nicht bewiesen.

Aber auch das muß betont werden: Würde die Einsteinsche Theorie von Freund und Feind stets mit jener Sorgfalt behandelt wie im vorliegenden Fall, würde überall diese Besonnenheit und dieser wissenschaftliche Ernst angewendet, dann stünde es gut um die Forschung auf diesem schwierigen Feld und wir dürften wichtige Ergebnisse erwarten. Mit Recht können aber die Fachgelehrten verlangen, daß apodiktische Urteile von Außenstehenden einstweilen unausgesprochen bleiben.

Vom Büchertisch.

Menschheitswege zum Gotterkennen, rationale, irrationale, superrationale. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung von P. W. Schmidt S. V. D. Broschiert 3 GM., Halbleinen 4 GM. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet K.-G. München, Verlagsabteilung Kempten. — Zwei Tatsachen haben auf religionsphilosophischem Gebiete in den letzten Jahren größtes Aufsehen erregt. Die eine ist eine literarische: es ist das Buch von R. Otto „Das Heilige", das die trostlose kritisch-rationalistische Oede der liberalen Theologie wieder einmal mit einer neuen Theorie überwinden und in Fortbildung Schleiermacherscher und Friesscher Gedanken dem verzweifelnden Glaubensbedürfnis der Protestanten einen Halt geben will. Die zweite Tatsache ist eine wissenschaftliche und vollzog sich auf dem Gebiete der Ethnologie. Die Erforschung der Primitivvölker, namentlich der Pygmäenvölker und neuerlich der Feuerländer (P. Gusinde, P. Koppers) hat den tiefrationalen Grundzug des primitiven Gottesglaubens, der sich auf dem Kausalitätsbedürfnis aufbaut, äußerst wahrscheinlich gemacht, wenn nicht bewiesen. Nun setzt sich der berühmte Ethnologe P. Schmidt S. V. D., Leiter des Missionsseminars St. Gabriel bei Wien, im obigen Werke mit Otto und der neuesten Modeströmung, die auch viele Katholiken in ihren Bann schlug, in scharfer Dialektik auseinander, indem er auf eben den neuesten Entdeckungen der ethnologischen Wissenschaft fußt, welche die Uroffenbarung und den ursprünglichen Monotheismus überraschend stützen. Dabei entwickelt er auch in entsprechenden Ausführungen den tiefrationalen Grundzug der gottmenschlichen Heilandspersönlichkeit Jesu Christi. Es ist von beiden Parteien über das gegenseitige Mißverstehen der Begriffe rational und irrational gestritten worden: kein Wunder bei der weltanschaulich verschiedenen Grundlage. Rational bedeutet bei Schmidt keineswegs dasselbe wie bei dem Kantianer und aufgeklärten Rationalisten, deren Erkennen stets ein subjektives resp. kritisches Moment anhaftet. Bei Schmidt bedeutet rationales Erkennen die volle sättigende Einsicht in die realen Wesenszusammenhänge des Diesseits und geoffenbarten Jenseits, die den Primat des Intellekts voraussetzt und den Willensantrieb im Sinne eines guten und gottwohlgefälligen Handelns beflügelt. Der Affekt, das Gefühl ist hier nur Diener, nicht als Furcht und Schrecken überwältigend, Vorstellung, Erkenntnis schaffend, willenbestimmend. Das Buch enthält eine Fülle neuer Aufschlüsse für Gebildete und ist in seiner frischen, offensiven Art mehr wert als hundert Bände einer Apologetik älteren Stils, welche, indem sie die Argumente der Gegner zergliedert, sich selbst auf deren plattrationalistischen Standpunkt begab. (Vergleiche auch die Anzeige mit Anführung von Pressestimmen im Anzeigenteil dieser Nummer.)

Dr. Karl Debus.

Jugendland. Illustrierte Halbmonatsschrift für die Jugend. Im Format 17×25, 16 Seiten stark, mit Kunstbeilage in jeder 2. Nummer. Herausgegeben von M. Spitzler. Verlag bisher Jugendland-Verlag, Bad Wörishofen, seit 1. August ds. Js. Verlagsanstalt Tyrolia, München, Schellingstr. 41, Abteilung Jugendland. Preis 1.50 ℳ vierteljährlich. — Von dem laufenden 1. Jahrgang liegen nur 8 Hefte vor: 1. April bis 1. August 1924. Sie brachten mir helle Freude. Denn hier haben wir auf dem hochwichtigen Gebiete der noch „kindlichen" Jugendzeitschrift für Mädchen und Knaben eine Neuerscheinnung, die großes Lob und darum starke Verbreitung verdient. Das Alter des Leserkreises mag der Hauptsache nach bis zum etwa 13. Jahre berechnet worden sein. Aber weit darüber hinaus werden gewiß viele der rasch liebgewonnenen Zeitschrift Treue bewahren. Unter ihnen die Eltern, Freunde, Lehrer und Erzieher, denen das Unternehmen reiche Anregung zu bieten vermag. Denn „Jugendland" will, ausgesprochen, nicht nur Zeitschrift, es will weit mehr sein: ein froh-ernster Freund und Führer der Kinder. Den Befähigungsnachweis dazu hat es bereits glänzend erbracht. Denn was es bisher schenkte, ist gesund, schön, vorzüglich als Ganzes: textlich, technisch und vor allem auch rein künstlerisch. Die gut gewählten Kunstbeilagen und die zahlreichen anmutigen Federzeichnungen erquicken Auge und Gemüt gleich sehr. Schon das Deckblatt mit dem vollen Frühlingsblust und den beiden wie zum Eintritt in den neuen Freundeskreis werbenden Hauptgestalten wirkt gleich einem Jubel verheißender Erfüllung im jugendlichen Reiche lauterer Freude — goldener Humor hat überhaupt in dieser Gesamtheit belebendes Spiel — und ertüchtigenden Ernstes. Gesorgt wird für weisen Wechsel in der Fülle der Darbietung. Er umfaßt: dichterische Märchen, heiter-frische Geschichten, in Tiefeneingründung und zwangloser Unaufdringlichkeit vortreffliche Erzählungen; Lieder, Gedichte; dramatische Vorführungen; fesselnde Aufsätze; Anweisungen für Handarbeiten und technische Betätigungen; Preisaufgaben und frohe Spiele. Hervorgehoben sei der anziehende „Plauder-Winkel" mit dem rege und sorgfältig aufrechterhaltenen Briefwechsel zwischen den Lesern und der für ihren Gesamtposten ersichtlich aufs beste befähigten redaktionellen Leiterin. So sei denn das wackere „Jugendland" den — genau besehen — von vornherein vieltausend „Interessenten" aufs wärmste empfohlen.

E. M. Hamann.

Zurück zu Thomas von Aquin. Zur Renaissance der philosophischen Bildung. Gedanken zu den Reformvorschlägen der letzten Päpste von Dr. Walther König, kl. 8°, 56 Seiten. Einsiedeln und Köln 1924. Benziger & Co., A.G. 1.50 GM. — Die sozialdemokratische Zeitschrift „Die Glocke" trifft sich in ihrer Nummer vom 5. Juni 1924 mit der Grundtendenz dieses Werkchens, so stark der Gegensatz auch sonst sein mag: Auch auf dieser Seite erkennt man immer mehr, daß wir den Erfolg unserer Bildung nicht erreichen, wenn wir bloß immer noch mehr in die Breite gehen. Wir müssen in die Tiefe. Wir müssen unseren Gebildeten wieder eine solide, nicht skeptische, philosophische Grundlage schaffen durch wirkliche philosophische Ausbildung. König sieht als einzige solche mögliche Philosophie die thomistische. Er möchte predigen für ein stärkeres Philosophie-Studium aller Akademiker, aber auch aller derer, die bloß durch das Gymnasium gehen. Und da können wir ihm nur wünschen, daß seine Predigt Erfolg hätte. Denn richtig ist die Wirkung mancher Philosophie der Gegenwart gezeigt: „An Stelle des unbedingten Glaubens tritt der unbedingte Zweifel, der alle Welt- und Lebensanschauungen untergräbt und dem Seelenleben alle Festigkeit entzieht." (Seite 30.) Schade, daß das Büchlein zum Thomasjubiläum zu spät kam.

P. Erhard Schlund, O. F. M.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 37 | München, 11. September 1924. | XXI Jahrgang.

Der deutsche Katholikentag in Hannover.

Von Dr. Otto Kunze.

Die diesjährige Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, die 63. ihrer Reihe, war etwas Neues. Sie war die erste in der Diaspora. Hannover, das ihr gastlich seine Tore öffnete, hat unter 400,000 Einwohnern höchstens 45,000 Katholiken. Sie haben schöne Kirchen, haben die Erinnerung an Ludwig Windthorst, der in Hannover lebte und daselbst begraben liegt in der wesentlich von ihm gegründeten stattlichen Marienkirche. Auch weht katholische Luft herüber vom nahen Bischofssitz Hildesheim. Aber Hannover ist doch Diaspora. Konnten seine Katholiken die Kraft aufbringen und die zahlreichen Kräfte, um einen deutschen Katholikentag vorzubereiten? Nun, es ist gelungen. Das Lokalkomitee braucht sich nicht vor seinen Vorgängern in größeren katholischen Stadtgemeinden zu verstecken. Manches war vielleicht bescheidener als in München oder Frankfurt, doch es klappte alles. Stadt und Bevölkerung im ganzen zeigten sich durchaus freundlich. Mancher Süddeutsche brachte wohl ein Vorurteil mit gegen die angeblich steifen Menschen des Nordens. Das konnte er schnell berichtigen. Ist es doch im Gegenteil wahr, daß die Gastfreiheit in deutschen Landen nach Norden hin zunimmt. Und die persönliche Zurückhaltung ist besonders im Nordwesten durch sehr verbindliche Formen ausgeglichen. Hannover soll sogar der klassische Boden dafür sein. Es hat seinen eigenen Stil im deutschen Norden. Hannoverland ist ein Land für sich trotz der gewaltsamen Einverleibung in Preußen 1866. Und die Stadt Hannover ist eine Landeshauptstadt trotz Berlin. Auswärtige waren erstaunt, wieviel Welfentum und niedersächsisches Freiheitsstreben sie hier noch fanden. In Schaufenstern, Gaststätten und Wohnungen Bilder König Georgs V., des alten und des jungen Herzogs von Cumberland mit ihren Familien, oder das weiße Sachsenroß in deutlich politischer Aufmachung. Die Menschen auf der Straße ließen auch ungescheut in ihr Herz blicken. „Das nächstemal schaffen wirs" — nämlich bei der Abstimmung nach Artikel 18. Das muß hier erwähnt werden, weil es mit beiträgt zur Erklärung dafür, daß der Katholikentag in Hannover so gut aufgenommen wurde. Der Hannoversche Protestantismus ist nicht der preußische. Hier herrscht das dogmatische Luthertum, das Religion sein will, in Altpreußen die dem Staatszweck untergeordnete Union von Lutheranern und Reformierten. Wohl steht auch Hannovers Luthertum im scharfen Gegensatz der Grundsätze und Gefühle zur katholischen Kirche. Eine gewisse Belastungsprobe scheint der Katholikentag für manche Kreise schon gewesen zu sein. Aber man ist nicht kulturkämpferisch. Die Hannoversche Landeszeitung, die überhaupt sehr verständnisvoll zum Katholikentag Stellung nahm, hat im Begrüßungsaufsatz ihres Hauptschriftleiters Dr. Joh. Rathje mit einem Zitat aus Windthorst fein auf den oben beleuchteten Unterschied der konfessionellen Verhältnisse zum eigentlichen Preußen angespielt. Letzteres war in seiner neuen Gestalt, der sozialistischen nämlich, auch einmal vertreten. Auf dem Begrüßungsabend in der Stadthalle bewegten sich die Herren Noske als Haupt der Provinz und Leinert als Haupt der Stadt mit ergötzlichem Anstand in der ihnen fremden Umwelt eines Katholikentags. Ihr Notanker war der Name Erzberger. Er entfesselte Beifallsstürme, und das erschien ebenso bemerkenswert wie das zumal zur Tagesordnung des Winfriedbundes überraschende und überraschend stark begrüßte Auftreten des früheren Reichskanzlers Dr. Wirth. Wir hörten Stimmen, die das so auslegten, als herrsche auf dem Katholikentag eine bestimmte politische Richtung vor, oder als versuche sie ihn zu beherrschen. Seit die politische Einigkeit der deutschen Katholiken zerbrochen ist, wird in dieser Hinsicht jede Katholikenversammlung Gefahren zu überwinden haben. Sie überwindet sie aber am besten, wenn sie den Aufstieg ins Religiöse vollzieht. Hier gibt es unter Katholiken nur Einigkeit, weil Autorität. Höret die Kirche! war ja der Leitspruch unserer 63. Generalversammlung.

In diesem Betracht mußte es besonders froh stimmen, daß die religiöse Note gleich zu Beginn so kräftig angeschlagen ward. Festgottesdienst im Freien! Wirklich schon auf freiem Anger vor der Stadt. Nuntius Pacelli zelebrierte, Bischof Christian von Meißen — Dr. Schreiber — predigte. Wären nicht die festlichen Fahnen gewesen, es hätte an die Zeit der alten Sachsen gemahnt. Denn zwischen rauschenden Bäumen erscholl das Wort Gottes, so mächtig, einfach und apostolisch, wie es unter altes oder neues Heidentum geworfen werden muß. Der Bischof legte nach allen Seiten die richtende und doch barmherzige Autorität der Kirche dar. Sie soll aber nicht allein das Natürliche, sondern gerade und vorzüglich das Uebernatürliche lehren. So sprach er es aus und so trieb es die Versammelten. Dieser Katholikentag hat nicht weniger als vier Entschließungen gefaßt, es möchte bald durch weisen und gnädigen Entscheid des Heiligen Vaters gewissen Dienern Gottes die Ehre der Altäre oder deren höherer Grad zuteil werden: Pius X., Katharina Emmerik, Klara Fey die Seligsprechung, Petrus Canisius die Heiligsprechung, überdies der Titel eines Kirchenlehrers. Auch die herrlichen Pontifikalgottesdienste und die kirchlichen Feiern der einzelnen Verbände mit vielen hl. Kommunionen festigten das Band mit der Uebernatur.

Nach außen nahmen selbstverständlich die Fragen des irdischen Lebens im Licht des Glaubens den breiteren Raum ein. Wie immer nahm der Katholikentag zuerst Stellung zur Römischen Frage, worüber wiederum Dr. Porsch berichtete. Die Entschließung erneuerte die Forderung nach voller Souveränität und Freiheit des Hl. Stuhls zum Wohl der Völker und gemäß der Natur der Kirche. Trotz der Not im eignen Land soll der Peterspfennig gesammelt werden, kommt er doch vereint mit Gaben andrer Nationen dem bedrängten Deutschland oft wieder zugute. Es war sodann in Hannover natürlich, daß besonders die Diaspora mit ihren Bedürfnissen und Nöten in Vorträgen und Aussprachen zu ihrem Recht gelangte. Ihr getreuer Anwalt vom Bonifatiusverein, Weihbischof v. Hähling, fehlte auch diesmal nicht und ergriff mehrfach das Wort. In den großen Versammlungen gaben Generalstaatsanwalt Dr. Clar (Marienwerder) und parallel Rechtsanwalt Dr. Hille (Dresden) ein Bild von der Lage der zerstreuten Katholiken, die bei der heutigen Binnenwanderung bereits ein Fünftel der deutschen Glaubensgenossen ausmachen. Auch hier das Uebernatürliche betont: mehr als alle Gaben hilft Gebet, Liebes- und Leidensopfer für die Diaspora. — Die Karitas der Katholiken wurde durch P. Dionys O. F. M. (Köln) und Karitasdirektor Dr. Auer (Freiburg i. B.) behandelt, die Schulfrage durch Domkapitular Dr. Leicht (Bamberg). Seit Kodifizierung des kanonischen Rechts können wir unsre Schulforderungen viel klarer, fester und wirkungsvoller aufstellen. Das machte sich der Vortragende ebenso zunutz wie die Katholische Schulorganisation, die Reichskanzler Marx als bewährter Vorsitzer leitete. Ihren großen Widerhall bezeugt ungewollt eine marktschreierische Gegenerklärung der Freidenkerverbände von Hannover. Unsre andre große Organisation, der

Volksverein, hörte gediegene Vorträge von Prälat Dr. **Pieper** (Was verdankt der Volksverein Windthorst?) und Stadtrat **Rauch** (München). — Soziologische Fragen im Licht des Katholizismus behandelten in den öffentlichen Versammlungen Universitäts-Professor Dr. **Ruland** (Rektor von Würzburg): Kapital und Arbeit, Sanitätsrat Dr. **Stemmler** (Bad Ems): Ehe und Familie, endlich Frau Geheimrat **Heßberger** (Berlin): Frauenaufgaben. Noch viele größere und kleinere Veranstaltungen zeigten die Vielseitigkeit auch dieses Diaspora-Katholikentages: Mission, Frauenbund, Akademiker mit einer glänzenden Rede über katholische Akademikerideale von Professor **Steffes** (Nymwegen). Ueber Auslanddeutschtum sprach Dr. H. **Timpe** (Hamburg). Der **Winfriedbund** zur Widervereinigung Deutschlands im Glauben hatte vor zwei Jahren in München noch eine kleine, halbverborgene Versammlung gehalten. Heuer war ihm die 2. geschlossene Versammlung gewidmet. Bericht von Prof. Dr. **Simon** (Paderborn) und sehr fruchtbare Aussprache. Die eigne Versammlung des Winfriedbundes leitete Bischof Dr. **Schreiber**, die kirchliche Winfriedfeier hatte eine Festpredigt von Weihbischof Dr. **Sträter** (Aachen). Gottes Segen ruht sichtbar auf diesem Verein, der die Frage des konfessionellen Friedens auf den eigentlich katholischen Weg ihrer Lösung bringt. Brennender fühlen ja gegenwärtig viele die Frage des politischen Weltfriedens. Wohl kein Schriftstück ist auf der Generalversammlung so oft zitiert oder erwähnt worden wie die **Friedensenzyklika** unsres Hl. Vaters Pius XI. Ihr war eigentlich zu zwei Drittel die Schlußversammlung geweiht. Jugend — Nationalismus — Pazifismus, das war das Thema des Abg. **Joos**. Diese ebenso kluge wie warme Rede ist vielleicht den einen zu pazifistisch gewesen, den andern zu nationalistisch. „Der Einzelne kann verzeihen (verzichten?), ein Volk muß auf seinem Recht bestehen um der zukünftigen Geschlechter willen.“ Manchem jungen Katholiken ist das schon unchristlich. Mit Unrecht! Nur wird ihn das von Joos eingeschlagene synthetische Verfahren schwer überzeugen. Der Synthese muß Analyse vorangehen. Die vermißten wir hier. Besonders hätte der Vortrag an Klarheit und Wucht gewonnen, wenn der für sein Thema unendlich wichtige Begriff des **Föderalismus** eingehend dargelegt worden wäre. — Fürst Alois **Löwenstein** hatte es mit seinem Vortrag Pax Christi in regno Christi leichter. Eine päpstliche Friedensmahnung ist für den Katholiken kein Problem. Sie ist nur anzuwenden. Wo und wie, das entwickelte der hohe Redner vortrefflich. Friedlos ist die Welt, weil sündig und gottlos. Die Heilung muß beim Einzelmenschen beginnen. Friede im Volk, bei den Ständen und unter den Völkern. Der heutige Friede ist ein falscher Friede, der Völkerbund eine unvollkommene Lösung. Er ist nicht unparteiisch und verzichtet auf die Unterstützung der moralischen Weltmacht, des Papsttums. Dem Papst muß geeignete Vertretung beim **Völkerbund** eingeräumt werden. Das Ziel aber ist — in aller Aufrichtigkeit gesagt — das päpstliche **Schiedsrichteramt**. — Auf dem Forum des katholischen Deutschlands, in der feierlichen Schlußstunde, von einem der vornehmsten deutschen Katholiken ausgesprochen, vom Beifall der Tausende bestätigt, hat der Ruf nach dem päpstlichen Schiedsrichteramt nunmehr politische Bedeutung gewonnen. Das ist vielleicht das große praktische Ergebnis des Katholikentags von Hannover. Hätte, wie einst, ein Windthorst die Abschlußrede gehalten, er hätte es mächtig herausgearbeitet. Das ist natürlich kein Vorwurf gegen das Präsidium, an dessen Spitze Oberbürgermeister **Farwick** (Aachen) stand. Der zweite Präsident war Graf Franz **von Galen** (Dinklage), der dritte Arbeitersekretär J. **Kaiser** (Berlin); die Frauen bekamen den vierten Sitz durch Frau Ministerialrat **Heßberger**. Kein Windthorst darunter, aber nochmals: wir vermissen ihn nicht im Amt eines Vorsitzenden bei Katholikentagen, wir vermissen ihn wo anders. Die gesamte Leitung, zu deren Aufgaben ja an sich nicht die Führung gehört, waltete vorbildlich. Mißverständnisse und Mißtöne gab es nicht. Vielleicht machte sich dabei auch ein wohltätiger Einfluß der Diaspora geltend. Oberbürgermeister Farwick sei noch besonders bedankt für seinen guten Humor, zumal sich der Himmel nicht so heiter zeigte. Man hätte letzteres besonders beim Ausflug nach **Hildesheim** brauchen können, wo der Katholikentag dem Hochwürdigsten Diözesanbischof Dr. Joseph **Ernst** seinen Gegenbesuch machte und die Schönheiten dieser alten heiligen Stadt Niedersachsens den erhebenden Erlebnissen und Eindrücken von Hannover hinzufügte. Das Wiedersehen 1925 soll in **Stuttgart** sein. Der Katholikentag kann sich dort mit dem goldenen Priesterjubiläum des greisen Bischofs v. **Keppler** verbinden. Möglichst viele soll auch das **heilige Jahr** nach Rom führen. Die 63. Generalversammlung hat auch dafür Vorbereitungen getroffen und eine Geschäftsstelle für die Pilgerfahrten bei der ständigen Kanzlei der Katholikentage zu Würzburg errichtet. Mögen die politischen und wirtschaftlichen Umstände die Ausführung dieses und all der begonnenen Pläne gestatten und möge vor allem Gott seinen Segen geben!

Weltrundschau.

Am 2. September trat in Genf die 5. Tagung des **Völkerbunds** zusammen. Der belgische Außenminister Hymans eröffnete sie mit einer programmatischen Rede. Zum Vorsitzenden wurde der Schweizer **Motta** gewählt. **Herriot** und **Macdonald** sind in Genf und halten ihre wichtigeren Besprechungen anscheinend außerhalb der Tagung. Die größte Rolle spielt dabei die Sicherung Frankreichs vor einem deutschen Angriff. Dem Völkerbund liegt auch ein Plan des amerikanischen Generals **Bliß** vor, der jeden Angriffskrieg mit schärfster Exekution seitens aller Bundesmitglieder im Keim ersticken und ein verbindliches Schiedsgericht einführen will. Der erste Höhepunkt war die Rede **Macdonalds**. Er sprach lebhaft für Deutschlands Eintritt in den Völkerbund und bezeichnete die Grenzziehung in **Oberschlesien als einen Irrtum des Bundes**. Fast noch lebhafter war das Interesse der Versammlung für die Rede **Herriots**, welcher sich den Gedanken zu eigen machte, daß künftig als **Angreifer** zu betrachten sei, wer ein **Schiedsgericht ablehne**. Aehnlich sprach sich **Salandra** für Italien aus. Herriot betonte, daß für Frankreich die Frage der Schiedsgerichte aufs engste mit der Frage der **Sicherheiten** und der **Entwaffnung** verbunden sei. Frankreich habe in Deutschland nur den militaristischen Grundsatz: „Not kennt kein Gebot“ bekämpft, wolle aber nicht das Elend Deutschlands und kenne keinen Haß. Er habe Beweise seines Versöhnungswillens gegeben. In der Frage des Beitritts Deutschlands und des unglücklichen Rußland zum Völkerbund gebe es weder Ausnahme noch Vorzugsbehandlung.

Das bisherige dürftige Ergebnis der Konferenz besteht bis heute in einer **Resolution**, welche die behandelten Fragen an Kommissionen verweist. Herriot und Macdonald sind abgereist, doch wird die Tagung weiter fortgesetzt.

Inzwischen haben die **Alliierten** Schritte in Berlin unternommen, um die deutsche Reichsregierung vor der beabsichtigten Notifizierung des Widerrufs des Kriegsschuldbekenntnisses zu warnen, da deren Veröffentlichung verhängnisvolle Folgen haben könne. Der französische Botschafter in Berlin wurde in dieser Frage offiziell vorstellig. Es dürfte mit einer Hinausschiebung der geplanten Notifizierung zu rechnen sein.

Die **Repko** hat amtlich festgestellt, daß mit Verabschiedung der einschlägigen Gesetze im deutschen Reichstag die Erfüllung des **Dawesplans** begonnen hat. Zum Generalagenten der Reparationen wurde für Owen Young der Amerikaner Seymour **Parker Gilbert** ernannt.

Der Abbau der Zollgrenze im **Rheinland** hat begonnen. Die Räumung der **Dortmunder Zone** ist befohlen, doch zieht sich die tatsächliche Räumung noch einige Wochen hin.

Ueber die Stellung Deutschlands zum **Achtstundentag** veröffentlicht Reichsarbeitsminister **Brauns** eine Kundgebung, daß wir eine ausländische Kontrolle der Arbeitszeit ablehnen, einer internationalen Verständigung dagegen geneigt sind. In diesem Sinne würden wir das Abkommen von Washington ratifizieren.

Eine Arbeitsgemeinschaft von Katholiken auf der Grundlage: **überparteilich, katholisch, großdeutsch, föderalistisch** hat sich am 2. September in Hannover gebildet. Sie beauftragte einen Ausschuß, die Gründung eines Großdeutschen Bundes als eines größeren Zusammenschlusses Gleichgesinnter in die Wege zu leiten.

Die Münchener Tagung des „**Evangelischen Bundes**“ gestaltete sich zu einer **Kampfansage gegen „Rom“**. In einer geschlossenen Versammlung des Münchener Zweigvereins führte Studienprofessor Höfler in einem Vortrag über „**Protestantismus und völkische Bewegung**“ unter begeisterter Zustimmung der prominenten Führer laut Bayerischen Kurier Nr. 244 u. a.:

„Wir deutschen Protestanten dürfen uns der tätigen Mitarbeit an der völkischen Bewegung nicht entziehen und ersehen in der Entwicklung und Förderung der völkischen Bewegung ein für den **Protestantismus lebenswichtiges Problem**. . . .

Das deutsche Volk will und braucht kein römisches Recht, es braucht auch kein kanonisches Recht, es braucht ein deutsches Recht! . . . .

Wir sind mit den Völkischen auch durchdrungen von der Erkenntnis, daß der Kampf um Ehre und Freiheit Deutschlands durch Blut und Eisen ausgetragen werden muß.

Die Völkische Bewegung hat die Judenfrage als dringendes Problem klar erkannt. Wir Protestanten vertreten mit den Völkischen die Anschauung, daß die Juden als der deutschen Rasse wesensfremd, Schädlinge an der deutschen Nation sind, und daß die Lösung der Judenfrage eines der lebenswichtigsten Probleme im Interesse der Reinerhaltung deutscher Art und deutschen Volkstums ist.

Besonders wertvoll sind und werden die Völkischen sein im Hinblick auf die ultramontane Frage. Der Ultramontanismus hat sich als schärfster Feind eines einigen freien und ungeteilten Deutschlands in der Vergangenheit stets erwiesen und erweist sich als dem Deutschtum abträglich auch in der Gegenwart."

Ein Brief Ludendorffs an die Versammlung bewegt sich, wie nicht anders zu erwarten, ebenfalls in blindem Kulturkampfgeist (s. Kirchl. Rundschau).

Das Amerikaluftschiff Z R. III (L. Z. 126) der Zeppelinluftschiffbauanstalt in Friedrichshafen hat seinen Probeflug über Süddeutschland glänzend bestanden und wurde von der Bevölkerung der berührten Städte (München, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Stuttgart usw.) mit Begeisterung begrüßt. Nach Ablieferung dieses Zeugen deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Wissenschaft soll laut Friedensvertrag das Kulturwerk des deutschen Luftschiffbaues stillgelegt werden.

Der Bürgerkrieg in China hat großen Umfang angenommen. Eingreifen der Mächte oder des Völkerbunds wird erwogen.

In Chile wurde die Kammer durch einen Staatsstreich gezwungen, ein aus Militärs zusammengesetztes Kabinett zu bilden.

Das spanische Fragezeichen.

Von Gustav Stezenbach, Bamberg.

Seit der letzten Betrachtung, die in Nr. 22 vom 29. Mai ds. J. in dieser Zeitschrift erschien, sind die Dinge in Spanien immer noch nicht weiter gediehen. Am 13. September jährt sich der Tag, an welchem Primo de Rivera sein Pronunziamiento gemacht hatte. Von allen Versprechungen, die er damals gab und die die ganze Nation mit freudiger Erwartung erfüllten, ist, abgesehen von einer Reinigung der öffentlichen Verwaltungskörper und Einsparungen im Staatshaushalt, bis jetzt keine erfüllt worden. Da ist zunächst das Problem aller Probleme: Marokko, die fressende Eiterbeule am spanischen Staatshaushalt, der ewige Krieg, der auch stets die Gefahr einer Revolution in sich birgt. Einmal, Ende Juni schien es, als ob dieses Problem gelöst würde durch einen Tausch Gibraltars gegen Spanisch-Marokko, womit sich Macdonald schon einverstanden erklärt haben soll. Dann wurde es wieder still und jetzt ist der Kampf auf der ganzen Front im vollen Gang. Primo de Rivera hatte sogar, als er sich im Juli selbst nach Marokko begeben hatte, sich geäußert, er wolle im Einverständnis mit dem König die Truppen ganz aus Marokko zurückziehen. Nach einzelnen Berichten soll diese Erklärung von den Offizieren, die sich längst keinen Illusionen mehr hingaben, mit Beifall aufgenommen worden sein, nach anderen Berichten aber auch mit Widerspruch, der an Meuterei grenzte. Nur das Eingreifen des Generals Sanjurio soll die Situation gerettet haben. Der Diktator erklärte, er werde die Schuldigen vor das Kriegsgericht stellen. Jedenfalls kam die zu Malaga gehaltene Rede Primo de Riveras, in der er das Protektorat und Beschränkung auf eine Zone, von der aus Einfluß ausgeübt werden könnte, (?) ankündigte, zu Ohren der Eingeborenen, und es erwies sich als ein Fehler, so offen diese Pläne zu besprechen. Vier Tage nachher brach der Aufstand der Eingeborenen los, die in der erwähnten Ankündigung nur ein Zeichen der Ohnmacht und Schwäche erblickten. Der Diktator hielt nun zwar in Tetuan an die Vertreter der treugebliebenen Stämme eine Ansprache, in der er erklärte, das Direktorium habe den lebhaften Wunsch, daß das spanische Protektorat für die andern Nationen ein Vorbild der Zivilisation und des Fortschritts werde; das werde aber nur möglich sein, wenn absoluter Friede herrsche und der Haß verschwinde. In kurzer Zeit werde daher Spanien einen Beweis seiner freundschaftlichen Gefühle geben, keinen einzigen spanischen Soldaten zurücklassen und den eigenen militärischen Kräften die Aufgabe überlassen, die persönliche Sicherheit der Marokkaner zu gewährleisten. Vorher werde es aber das starke Spanien mit den schlechten Mohammedanern zu einem Ende kommen lassen, die durch fanatische Predigten den Krieg und die Verwüstung in dieses Land getragen. Gegenüber diesen werde das Direktorium unerbittlich sein und diejenigen, die sich seinen wohlgemeinten Plänen entgegensetzten, würden mit allen Mitteln des modernen Krieges ausgerottet werden. Genutzt hat diese Drohung leider gar nichts. Heute sollen 60,000 Mann im Felde stehen und weitere Verstärkungen unterwegs sein, um wenigstens die Waffenehre Spaniens zu retten. Eine Beschränkung auf Tetuan und die Küstenplätze Melilla, Ceuta und Larrache erschien Primo de Rivera als genügend, um ein Protektorat Spaniens über seine Marokkozone aufrecht zu erhalten. Leider wollen die Marokkaner aber davon nichts wissen, wie die neuen Angriffe auf die spanischen Truppen beweisen, und das Direktorium soll bei der ungünstigen Lage und den sonst noch zu erwartenden schweren Opfern sich sogar entschlossen haben, mit Abdel Krim, dem Führer der Aufständischen, direkte Verhandlungen anzuknüpfen. Diese sollen durch den Schiffsreeder Echevarrieta eingeleitet werden, der auch 1922 die Verhandlungen wegen der Auslösung der gefangenen Spanier führte und der kürzlich von König Alfons empfangen wurde. Vom Ausgang der Mission Echevarrietas soll dann die Durchführung des spanischen Rückzugsplans abhängen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die schwierige Lage Spaniens in Marokko der Wühlarbeit Frankreichs aufs Kerbholz setzt, und es berührt eigentümlich, daß der französische General de Chambron den spanischen Diktator bei seiner Anwesenheit in Marokko offiziell im Auftrag des Marschalls Liautey begrüßte. Die Nachricht von einer Vertauschung Marokkos gegen Gibraltar, das strategisch nicht mehr die Rolle spielt, wie bis noch vor kurzem, ging im Juli wieder durch die Presse. Aber es scheint, als werde auch diese Lösung der Schwierigkeiten Spaniens irgendwo sabotiert, wo man den heimlichen Wunsch hat, das Land in eine Revolution zu stürzen. Primo de Rivera hat hier mit zwei Faktoren zu rechnen: einmal mit dem nationalstolzen Offizierskorps, das die Waffenehre Spaniens um jeden Preis retten und sich vor den Riffkabylen nicht beugen will. Das Offizierskorps war durch die kriegsgerichtliche Verurteilung der Generäle Berenguer und Navarro schwer gereizt und der Diktator beeilte sich, die Begnadigung der beiden Generäle zu erwirken, von denen der erstere der frühere Oberkommissar von Marokko war. Auf der andern Seite war die revolutionäre Stimmung bei den Führern der alten Parteien sehr gewachsen. Die Gründung der Union patriotica, der von Primo de Rivera geplanten Partei aller Vaterlandsfreunde jeder politischen Richtung, veranlaßte die Führer der Liberalen (Romanones), der Reformisten (Melquiades Alvárez) und Republikaner (Marcelino Domingo) sich an das Direktorium zu wenden, um auch für sich die Erlaubnis zur Abhaltung von Versammlungen zu erhalten. Primo de Rivera lehnte diese Bitte sehr unwirsch ab und vertröstete die Parteiführer auf später. Er äußerte sich aber auch anderseits, die alten Parteien dürften überhaupt nicht mehr wiederkehren. Die große Mißstimmung, die er damit erregte, und die dazu führte, daß Sanchez Guerra, der Führer der konservativen Schaukelpartei, es ablehnte, einer Berufung zum König Folge zu leisten, hatte zur Folge, daß eine starke Bewegung gegen die Diktatur einsetzte und zwar bezeichnenderweise unter Führung des bekannten Ferreristenhäuptlings Lerroux und des gleichfalls radikalen Dichters Blasco Ibañez. Diese Bewegung dient angeblich einer breiten demokratischen Partei, welche — so wird berichtet — in dem Ergebnis der französischen Kammerwahlen ihren Anreiz hat. Diese Wahlen hatten bekanntlich einen Sieg der Linken und der Freimaurerischen Demokratie zur Folge. Darauf bauen die spanischen Linkspolitiker, deren Vertrauensmann der in Paris (d. h. im dortigen Großorient) tätige Graf Romanones ist. Zwar behaupten sie, keine Umstürzler, sondern Vertreter einer nach englischem Muster geschaffenen Monarchie zu sein. Aber wenn einmal republikanische und sozialistische Elemente die Macht in Händen haben, so ist nicht anzunehmen, daß sie auf halbem Wege stehen bleiben, sofern ihnen die volle Erfüllung ihrer Ideale, die Republik winkt. Lerroux teilte seinen Anhängern, die von Paris aus eine mächtige Propaganda organisiert haben, mit, daß bis spätestens Oktober das Gewaltregiment Primo de Riveras unhaltbar sein werde. Er ermahnt seine Freunde, sich auf ein vollständiges Reformwerk in Spanien vorzubereiten. Nach der Beseitigung der Diktatur werde in Madrid ein Kongreß aller demokratischen und sozialistischen Politiker einberufen werden. Alle ins Ausland geflüchteten Persönlichkeiten, auf deren Dienste Spanien rechne, müßten sich bereit halten.

„Wir werden den Umsturz, wenn irgend möglich, unblutig herbeiführen; wenn aber Widerstände eintreten sollten, so werden wir dafür sorgen, daß die Blutschuld nicht auf uns gewälzt werden kann. Primo de Rivera rüstet zum organisierten Widerstande gegen die Männer der Freiheit. Wie lange wird ihm der König dieses Handwerk noch gestatten? Wir werden im entscheidenden Augenblick an den König appellieren, um spanisches Leben zu schonen. Wenn der Monarch nicht für den friedlichen Ausgleich Sorge tragen sollte, so werden wir gezwungen sein, unsere Aktion in einem das Königtum gefährdenden Umfange zu erweitern. Wir sind Republikaner, aber bereit, zur Schonung spanischen Bürgertums, eine konstitutionelle Monarchie anzunehmen. Ein absolutistischer König wird aber verloren sein, wenn wir ans Ruder gelangt sind".

Diese Auslassungen Lerroux', die auch der Sozialistenführer Pablo Iglesias als Programm anerkannt hat, wurden von Paris aus in Spanien verbreitet. Von Paris aus soll auch das republikanische Blatt El País (heißt: das Land) (Madrid) künftig erscheinen, natürlich unzensiert, und über die Grenze geschmuggelt in Spanien verbreitet werden. Aus gewissen Gründen ließ Primo de Rivera zahlreiche Broschüren verbieten, in denen Frankreichs Politik nach dem Sturz Poincarés behandelt wird. Uebrigens befinden sich auch Sanchez-Guerra und Garcia Prieto, die Führer der Konservativen und der Demokraten, auf französischem Boden, und bereiten dort mit spanischen Flüchtlingen den Kampf gegen das herrschende Regime vor. Lerroux erklärte dem Pariser Mitarbeiter eines deutschen Blattes wörtlich:

„Die französischen Wahlen haben in Spanien, wo die gesamte Demokratie ausgesprochen franzosenfreundlich ist, einen tiefen Eindruck gemacht. Man blickt jetzt mit Vertrauen in die Zukunft. In Spanien ergab sich aus dem Staatsstreiche des Generals Primo de Rivera eine wichtige Konsequenz: die Regierungsparteien, die früher ausschließlich Instrumente im Dienste des Königs waren, haben sich ihrer Würdelosigkeit erinnert und rücken vom Könige ab. Vergeblich bemüht sich der Souverän, die Parteiführer versöhnlich zu stimmen. Er ist nicht imstande, die „reservierte Haltung" — das Schlagwort in der heutigen spanischen Politik — zu beseitigen. Ich glaube daher — und das ist die Ueberzeugung fast aller meiner Mitbürger — daß die Stunde der Abdankung des Königs nahe bevorsteht. Ich glaube, daß der König als spanischer Patriot spontan abdanken wird. Wenn er anders handeln sollte, so wird er das Land zwingen, die erforderliche Anstrengung zur Lösung der Krise und Herstellung einer normalen Situation zu machen. Spanien besitzt heute mehr Republikaner denn jemals. Wir beherrschen die stärksten Positionen. In der Armee ist der republikanische Geist vorherrschend. Ich versichere Ihnen, daß in der Armee die Entscheidung zwischen König und Vaterland bereits gefallen ist. Dafür habe ich folgenden Beweis: Als ich in Marokko Versammlungen abhielt, in denen ich die Abdankung des Königs verlangte, jubelten mir Soldaten und Offiziere zu. Der König ist ein schwacher, unentschlossener Mensch. Das Automobil, mit dem er Spanien verlassen wird, steht schon bereit. Ich habe die Gewißheit, daß der Motor sehr bald in Gang gebracht werden wird."

Lerroux errinnerte an ein Gespräch, das er in Madrid, acht Tage vor dem Ausbruch der portugiesischen Revolution hatte: damals kündigte er die Ereignisse in Lissabon an. Man fragte ihn: „Wann wird sich der Umsturz in Spanien vollziehen?" Er erwiderte: „Das ist ein Geschäftsgeheimnis."

Lerroux nimmt, wie man sieht, den Mund sehr voll, was er immer tut, aber es ist ihm sicherlich Ernst und man erkennt, was man von seiner ursprünglichen Forderung zu halten hat, Spanien müsse eine Monarchie nach englischem Muster werden. Nun hat Primo de Rivera zwar eine Amnestie erlassen, die auch den auf der Insel Fuerteventura verbannten Häuptern des spanischen Freimaurertums, Unamuno und Soriano, die Freiheit wiedergab. Aber die gewünschte Aufhebung der Pressevorzensur lehnte er ab, da er ja dann jeder Propaganda in Spanien selbst Tür und Tor öffnen würde. Seine innere Politik hat neuerdings sogar den Widerspruch des greisen Maura hervorgerufen, der sie in einem offenen Briefe scharf angriff. Es wiegt dies um so schwerer, als gerade Maura das Programm des Diktators gebilligt hatte, ein gutes Programm, von dem leider gerade die Hauptpunkte bis jetzt nicht ausgeführt wurden, wozu noch die ganz verfehlte Behandlung des katalonischen Problems hinzutrat. Neuerdings kommt nun Primo de Rivera, der die Autonomie der alten Kronländer auf sein Programm geschrieben hatte, auch mit der Kirche in Konflikt, weil er nicht nur den Religionsunterricht, sondern auch die Predigt in katalonischer Sprache verbot, eine unsinnige Maßregel, mit der er den Separatismus, den er damit bekämpfen will, erst recht großzieht! So hat also die anfänglich freudig begrüßte größte Amnestie, die jemals in Spanien erlassen wurde und alle politische und Preßvergehen sowie Vergehen gegen die Militärstrafprozeßordnung umfaßte, keine dauernde Zufriedenheit geschaffen. Der Mißerfolg in Marokko vermehrt noch die schwüle Lage, in der das Direktorium ein Jahr alt wird. Zwar hat Primo de Rivera noch keine Schwäche gezeigt, sondern gleich mit der Amnestie angekündigt, es werde von jetzt ab wieder die volle Schärfe des Gesetzes angewendet werden. Auch hat er den sozialistischen Abgeordneten Judalicio Prieto von Bilbao wegen Beleidigung des Königs verhaften lassen. Aber das alles wird nur solange helfen, als er des Heeres unbedingt sicher ist. Ob er noch mit der Somatén-Bürgerwehr ernstlich als Hilfstruppe rechnen kann, ist fraglich, nachdem selbst Maura sein Gegner geworden ist. Sollte es zur Revolution kommen, so darf angenommen werden, daß sie nicht so leicht gelingt wie 1909 in Portugal, sondern daß das Land einen Bürgerkrieg erlebt. Merkwürdig ist, daß der König nach all den Mißerfolgen noch an dem Diktator festhält oder nicht ernstlich von ihm verlangt, die Durchführung seines Programms zu beschleunigen. Primo de Rivera ist zweifellos ein guter Patriot und dabei auch ein frommer Christ. Nach seiner Rückkehr aus Marokko und Aussprache mit dem König weihte er sich und sein Werk in Santiago de Campostela dem Patron Spaniens, dem hl. Apostel Jakobus. Er bekämpft das Analphabetentum durch Errichtung neuer Schulen, stellte 1000 Lehrer mit einem Mindestgehalt von 3000 Pes. neu an, erließ eine Verordnung, die einen geistlichen Ausschuß zur Nominierung würdiger Bischofskandidaten einsetzte, ergriff Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Sittlichkeit, untersagte sogar die modernen Tänze, wobei er vom Hof und den vornehmsten Familien unterstützt wurde, so z. B. vom Infanten Don Carlos, dem Schwager des Königs. Aber sein Unglück ist nach außen die Politik der Verzichte und nach innen die Politik der Verzögerungen. Die Marokkofrage, innerhalb deren Komplex nicht einmal die Tangerfrage endgültig gelöst ist, und die Verfassungs- und Autonomiefrage nach innen versperren den Weg zur Besserung der Lage. Im Handelsvertrag mit Deutschland zeigte der Diktator sein möglichstes Entgegenkommen und stimmte auch der Aufhebung der Valutazuschläge zu. Der Vertrag wurde inzwischen in Deutschland Gesetz. Die Peseta ist in langsamem, aber ständigem Sinken begriffen. Es wäre zu wünschen, daß Spanien von inneren Wirren, die eine Revolution mit sich brächte, verschont bliebe, zumal auch dort die Republik nichts bleibendes bedeuten würde. Aber soviel ist sicher: Die Lage muß zurzeit sehr kritisch betrachtet werden. Und nach den Erfahrungen, die man in Portugal mit Frankreich gemacht hat, darf man den kommenden Monaten in Spanien nur mit Besorgnis für die Monarchie entgegensehen. Die Aeußerung Herriots, er werde alles tun, um Mussolinis Diktatur zu stürzen, darf erst recht auch auf Primo de Rivera ausgedehnt werden. Die freimaurerische Aktion wird in dem Augenblick zum Schlag ausholen, wo er ein Gelingen verspricht. Im Oktober sind 15 Jahre verflossen, als in Barcelona der Aufstand Ferrers ausbrach — auch während des Marokkokriegs. . . . .

Der Mann vom Land Tirol.

Zerrissen ist der rote Aar,
gebrochen ist sein Flügelpaar,
und Hofer klagt aus finstrer Gruft:
Wie tief, wie tief ist deine Kluft!
Mein armes Land Tirol,
Mein armes Land Tirol!

O heb' ihn auf, den toten Aar
und leg' ihn auf den Feldaltar,
und schliess mit Gott nochmals den Bund,
und fleh' und ruf' mit heissem Mund:
o du mein Land Tirol,
o du mein Land Tirol!

Und Gott ist gut, und Gott ist gross,
des Adlers Schwingen löst er los
und haucht ihm neues Leben ein,
und lässt ihn wieder König sein.
Glaub es, mein Land Tirol,
Glaub es, mein Land Tirol!

Henriette Schrott von Pelzel

Die kulturkämpferische Einstellung des preußischen Staates.

Historische Skizze von Päpstl. Kämmerer a. D. von Schad, Bichl.

Es wäre verfehlt, aus gewissen formalen Veränderungen in der Reichsverfassung auf eine Verminderung des preußischen Machtfaktors im Reiche zu schließen; derselbe ist vielmehr noch ebenso bedeutend wie früher, und troß der Verkleinerung Preußens durch die verschiedenen Gebietsabtretungen ist es nach wie vor das bedeutendste und tonangebende der deutschen Länder. Von rund 60 Millionen Einwohnern Deutschlands zählt Preußen heute 35 Millionen, was zwar gegen die Vorkriegszeit ein Weniger von ungefähr 3 Millionen ausmacht, aber immer noch mehr als die Hälfte der Einwohnerzahl des Deutschen Reiches darstellt. Dazu kommt, daß die kleinen, von preußischem Gebiet eingeschlossenen norddeutschen Länder mit einer Einwohnerzahl von 2—3 Millionen heute so wenig wie früher gegen die preußische Uebermacht aufzukommen vermögen. Preußen hat $^{2}/_{5}$ der Stimmen im Reichsrat, und rechnet man ihm die Stimmen jener Länder zu, so hat es in ihm die Mehrheit; zum mindesten können ebenso wie im alten Bundesrat irgendwelche schwerwiegende Maßnahmen gegen Preußen nicht durchgesetzt werden.

Wenn die Abtretungen an der Vormachtstellung Preußens im Reich nichts geändert haben, so haben sie anderseits zu einer wesentlichen Schwächung des katholischen Elements in Preußen geführt. Das Verhältnis der Bekenntnisse zueinander hat sich sehr zu ungunsten der Katholiken verschoben, eben weil Westpreußen, Posen, Oberschlesien hauptsächlich katholische Gebiete waren. Während vor dem Krieg den 24 Millionen Protestanten in Preußen 14 Millionen Katholiken gegenüberstanden, sind es heute $23^{1}/_{2}$ zu $11^{1}/_{2}$, also nicht einmal mehr $^{1}/_{3}$ Katholiken.

Der preußische Staat datiert als solcher erst seit der Erhebung zum Königreich 1701; vorher waren es die Mark Brandenburg, das Herzogtum (frühere Ordensland) Preußen, Pommern und zerstreute Gebiete am Niederrhein und im übrigen Deutschland. Unter Friedrich dem Großen kamen namentlich Schlesien und Westpreußen dazu, unter Friedrich Wilhelm III. Posen, Nordsachsen, die Rheinlande, Westfalen und 1866 Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig-Holstein und die Freie Stadt Frankfurt.

Die alte Mark Brandenburg, und was von Anfang an dazu gehörte, war seit 1539 ein protestantisches Land. Aber schon als es sich um die Erbfolge in das frühere Ordensland Preußen handelte, mußten aus politischen Gründen — mit Rücksicht auf die Krone Polen, zu welcher Preußen im Lehensverhältnis stand — den wenigen dort ansässigen Katholiken Zugeständnisse gemacht werden. Noch mehr erwies sich dies als notwendig, als eine bedeutende Zahl von Katholiken durch die clevische Erbschaft an das brandenburgische Kurhaus kam. Auch hier waren es, abgesehen von vorangegangenen vertraglichen Zusicherungen, politische Gründe, welche die Aufrechterhaltung der katholischen Religion in Cleve erforderlich machten. Durch den westfälischen Frieden kamen die Hochstifte Minden, Magdeburg und Halberstadt, protestantisiert, doch mit katholischen Resten, an Brandenburg. Die Rechtslage war inzwischen etwas verändert, insofern der Westfälische Friede den Konfessionen den Besitzstand des Jahres 1624 sicherte; über diese Bestimmung konnte man sich nicht ohne weiteres hinwegsetzen.

Aber zwischen Theorie und Praxis bestand ein großer Unterschied. Von Toleranz war wenig die Rede. Das Ideal der brandenburgisch-preußischen Politik war der Konfessionsstaat mit einer die politischen Zwecke nicht störenden einheitlichen Staatskirche. Nur wirtschaftliche und politische Gründe konnten dazu führen, neben dieser Staatskirche noch dissentierende Kirchen zu dulden, aber dann ebenfalls nur unter Voraussetzung strengster staatlicher Aufsicht. Angesichts dieses von einer wohldisziplinierten und rücksichtslosen Bürokratie getragenen Staatsgedankens war es um die religiöse Freiheit der Katholiken in dem jungen Staate wenig hoffnungsvoll bestellt; ja es war ihnen in demselben ein gefährlicher Gegner erstanden. Die Rolle Kursachsens als des geborenen Führers der Protestanten im Reich ging auf Preußen über. Die protestantischen Stände begehrten, daß Brandenburg unter ihnen „das Hauptwesen und Direktorium" zu führen habe. Hatte schon der Große Kurfürst als Schutzherr aller Reformierten gegolten und als solcher sich namentlich den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten gegenüber bewiesen, so schien nach der Konversion des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen 1697 die Aufgabe der Brandenburger noch eine umfassendere geworden zu sein. Und als nun gar der brandenburgisch-preußische Staat durch die Königswürde ausgezeichnet wurde, erblickten die Protestanten darin eine Fügung der Vorsehung; diese habe eine neue Macht geschaffen, welche den protestantischen Angelegenheiten „mit mehrerem Nachdruck beitreten könne". Aus dieser Schutzpolitik Brandenburgs zugunsten auswärtiger Protestanten sollten den inländischen Katholiken in der Folge schwere Bedrängnisse erwachsen.

Die Gesinnung der hohenzollernschen Fürsten — und diese Gesinnung war in absolut regierten Staaten die Grundlage der Politik — war den Katholiken durchaus ungünstig. Aufgewachsen in rein protestantischer Umgebung, aufgehetzt durch zelotische Hofprediger, durchdrungen von ihrer Mission als Rüstzeuge der protestantischen Sache, vielfach auch geneigt zu einer mystisch-religiösen Auffassung ihres Herrschertums machten sie aus ihrer Abneigung gegen alles Katholische kein Hehl. Schon Johann Sigismund, ein Vorgänger des großen Kurfürsten, erachtete es für seine Regentenpflicht, jede Spur „päpstlicher Superstition, alle Bilder und Unflat abzutun". Der Große Kurfürst preist in seinem Testament Gott, daß er die brandenburgischen Lande von päpstlichen groben Greueln und Abgötterei gänzlich befreit habe. In einem früheren Schreiben wird die Kirche von ihm bezeichnet als „eine Gemeinde, worin die armen Christen bisher mit unerträglichen menschlichen, teils unnötigen und nichts nützenden, teils auch hochschädlichen und Gottes Wort zuwiderlaufenden Satzungen beschwert, unserem Seligmacher viele und fast unzählbare Heilige auf die Seite gesetzt, und das Evangelium auf vielerlei Weise verstümmelt und fast ganz verwirrt und verdunkelt worden; auch sonst gingen Irrtum und Mißbrauch im Papsttum in vollem Schwung". König Friedrich I. rechnete die katholische Kirche zu den schädlichen und zu argem Verderben abzielenden Irrungen und Sekten, wie Arianismus, Sozinianismus und Atheismus. Er weist den Erzieher des Thronerben an, vor ihr „soviel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen". Friedrich Wilhelm I. führte das System ein, für ausländischen Protestanten zugefügte Uebel an seinen katholischen Untertanen Vergeltung zu üben.

Der Philosoph und religiöse Skeptiker auf dem Throne Preußens, Friedrich der Große, beurteilte konfessionelle Fragen rein vom Standpunkt des Staatsinteresses aus und mit einer vollständigen Gleichgiltigkeit gegenüber religiösen Gegensätzen. Aber auch seine vielgerühmte Toleranz findet ihre Grenze in der Politik, und er ist der Ansicht, daß ein protestantischer Fürst weit mehr Herr in seinem Hause ist als ein katholischer — weil er keine Einsprache kirchlicher Autoritäten zu fürchten hat. Politische Gründe beeinflußten sein Verhalten gegen die Katholiken aufs stärkste und führten zu mannigfachen, äußerst harten Maßregeln gegen sie, namentlich in Schlesien wegen der starken Hinneigung der dortigen Bevölkerung zu Oesterreich, und weil der König überhaupt die Katholiken für politisch unzuverläßig hielt. Auch er war ein protestantischer Fürst und konnte die Traditionen seines Hauses und die altpreußische Kirchenpolitik nicht verleugnen.

Bei den Gesinnungen und der Stellungnahme der preußischen Regenten gegenüber der katholischen Kirche kann es, zumal in den Zeiten der sich entwickelnden Staatsallmacht im 17. und 18. Jahrhundert nicht Wunder nehmen, daß die Bürokratie sich noch viel härter zeigte und daß mit dem Erstarken des Staates und des Staatsgedankens an die gewissenhafte Einhaltung der den Katholiken im Westfälischen Frieden und in besonderen Verträgen zugesicherten Bürgschaften bald nicht mehr gedacht wurde. In der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg waren Gewalttaten gegen katholische Reichsstände an der Tagesordnung; das neue Evangelium mußte mit Feuer und Schwert verbreitet werden. So ist auch die clevische Geschichte ein Schulbeispiel fortwährenden Vertragsbruchs und fortdauernder Beraubungen, und alle Reichsedikte hiegegen nützten nichts. Als nach dem Dreißigjährigen Krieg die Anwendung von Gewalt in konfessionellen Sachen allmählich außer Uebung kam, begannen zahllose Quälereien, in denen ein ganz maßloses und ungehemmtes Staatskirchentum zutage trat. In die innersten Lebensverhältnisse der Kirche und der Katholiken wurde hinein regiert; die Krone beanspruchte auch gegenüber der katholischen Kirche ein jus episcopale oder oberstkirchliches Aufsichtsrecht; die Amtsgewalt der außerpreußischen Bischöfe (in Preußen selbst gab es zunächst keine) wurden für die preußischen Landesteile nicht als verbindlich an-

erkannt; die ganze Lehre von der bischöflichen Jurisdiktion verworfen. Die clevische Regierung erklärte, nach göttlichem Recht inkumbiere die Sorge und Administration der Religion und geistlichen Sachen dem zeitlichen Landesherrn; der protestantische Oberbischofbegriff wurde einfach auf die katholische Kirche übertragen. Daß sich hieraus zahlose Schwierigkeiten bei Besetzung der kirchlichen Stellen, Gründung und Dotierung von Kirchen, Pflege der Feiertage, Prozessionen, Wallfahrten, namentlich in allen Fällen, wo die katholische Religionsübung in die Oeffentlichkeit trat, ergaben, liegt auf der Hand. Unter den beiden ersten preußischen Königen nahmen diese Mißstände oft geradezu groteske Formen an: Marienfeste wurden verboten, weil dieselben zu Suff- und Müßiggangstagen degenerierten; die Regierung erteilte Ehedispense, dispensierte sogar von dem Ehehindernis der höheren Weihen. Den Katholiken wurde das allgemeine Kirchengebet zugemutet: es möge der König und die königliche Familie im protestantischen Glauben erhalten bleiben. Unter Friedrich Wilhelm I. war alles für Geld zu haben. Die Katholiken in Lingen erreichten katholische Religionsübung gegen Bezahlung einer Summe zur Beschaffung von zwei Kanonen und zur Erwerbung „einer Grenadiermäßigen Person". Auch unter Friedrich dem Großen dauerte dieses System aus Gründen der Staatswohlfahrt fort. Das Hineinregieren des Staats in die Kirche wurde sogar in den Beichtstuhl und auf das Beichtgeheimnis ausgedehnt. Von irgend einer Parität war nie die Rede; „katholische Subjekte" galten ihrer Religion wegen als unzuverlässig und wurden nicht angestellt. Es würde ein Buch füllen, wollte man weiteren Einzelheiten nachgehen. Das Vorgetragene wird genügen, um erkennen zu lassen, wes Geistes Kind der alte preußische Staat war, und wie wenig Anlaß vorliegt, die Bewunderung, die dessen militärische und bürokratische Organisation verdient, auch auf seine kirchenpolitische Einstellung zu übertragen.

Es ist richtig, daß es in der Zeit des unaufgeklärten und aufgeklärten Despotismus in anderen deutschen Ländern nicht viel besser war, z. B. in Württemberg und in Bayern. In Württemberg hatte man es aber mit einem ausschließlich protestantischen Land zu tun, wo katholische Interessen nicht in Frage kamen, und in Bayern handelte es sich um ein ausschließlich katholisches Land, dessen Regierung sich mit ihren Bischöfen und mit Rom über ihre Maßnahmen auseinanderzusetzen hatte. Das Abnorme an den preußischen Zuständen bestand darin, daß hier ein Land mit einer sehr starken katholischen Minderheit vorlag — durch die Erwerbung Schlesiens kam allein eine halbe Million Katholiken zu Preußen —, welche die Anwendung jener preußischen Staatsmaximen als eine schwere Bedrückung empfinden mußte.

Mit der **Säkularisation** kamen katholische Gaue von Westfalen an Preußen, Münster, Hildesheim, Paderborn u. a. mit wieder einer halben Million Einwohnern. Trotz aller Klauseln des Reichsdeputationshauptschlusses begann der preußische Staat sofort nach der Einverleibung dieser Gebiete, gestützt auf die inzwischen im Allgemeinen Landrecht verbrieften Grundsätze seiner bisherigen Kirchenpolitik, rücksichtslos vorzugehen. Ein Konkordat wurde glatt abgelehnt; der König wollte „sein gerechtes und billiges System in katholisch-geistlichen Sachen behaupten und keine Schranken desselben anerkennen, sondern diese Angelegenheiten lediglich nach dem ihm zustehenden Majestäts- und Landeshoheitsrecht circa sacra nach seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe zu den Untertanen dirigieren". Dieses kirchenpolitische System war wenig geeignet, die Katholiken der früheren geistlichen Lande, die unter dem Krummstab gut gewohnt hatten, mit dem Gedanken auszusöhnen, nunmehr unter die Botmäßigkeit eines Staates gekommen zu sein, der sich als Hauptstütze des Protestantismus betrachtete. Wirkte schon das anmaßende Wesen der Beamten und des Militärs sehr verletzend, so wurde der Mangel an schonender Rücksichtnahme auf die katholischen Empfindungen bei den Klosteraufhebungen besonders bitter empfunden. Sogar Treitschke kann sich nicht enthalten, über das Zeitalter der Säkularisation zu urteilen: „Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neuen Geschichte erscheinen so häßlich, so niedrig und gemein, wie die Fürstenrevolution von 1803; die harte, ideenlose Selbstsucht triumphierte; kein Schimmer eines kühnen Gedankens, kein Funken einer edlen Leidenschaft verklärte den ungeheuren Rechtsbruch." Es ging in anderen deutschen Ländern nicht besser dabei zu als in Preußen; der Unterschied ist nur der, daß es sich hier um ganze große Provinzen handelte, und Bistümer von geschichtlicher Größe und Bedeutung nicht anders behandelt wurden, als irgend ein unbedeutendes Kloster oder eine kleine Abtei.

Es kann nicht Aufgabe dieser Betrachtung sein darzustellen, wie die Entrüstung über die preußische innere Kirchenpolitik sich schließlich auswuchs zu den Kölner Wirren, welchen Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse die Revolution von 1848 und die Einführung der Verfassung hatte, welche Stellung die preußischen Katholiken zur deutschen Frage nahmen, die im Jahre 1866 ihre vorläufige Lösung fand, so wenig als auf den Kulturkampf hier näher eingegangen werden kann. Die kulturkämpferische Einstellung des preußischen Staates war mit dem 18. Jahrhundert vollzogen. Man kann aber in diesem Zusammenhang unmöglich an der auffallenden Parallele vorübergehen, die sich zwischen dem Kulturkampf und dem heutigen Kulturkampfgeschrei darbietet. Man hat den Kulturkampf zum Teil mit dem gesteigerten Selbstbewußtsein des Deutschtums infolge des glücklichen französischen Kriegs erklärt, obwohl die Ursachen viel tiefer und viel weiter zurück lagen. Aber es mag wohl sein, daß wenigstens bei vielen Mitläufern im Kulturkampf die Kriegspsychose mitbestimmend war. Daß aber ein unglücklicher Krieg den Katholiken in die Schuhe geschoben und zum Ausgangspunkt eines neuen Kulturkampfes gemacht werden soll, das war der neuesten Zeit vorbehalten. Die Gründe und Zusammenhänge liegen natürlich auch hier tiefer, und wenn auch in **München** die ersten Anklänge des neuen Kulturkampfes sich ankündigten, so sind es gewiß keine bayerischen Zungen gewesen, die diesen Schlachtruf ausstießen; die Spuren weisen nach Preußen (vgl. den Aufsatz „Mitten im Kulturkampf" in Nr. 10 dieser Zeitschrift). Preußen hat den alten Kulturkampf gemacht; von Preußen wird auch der neue kommen, falls die Selbstzerfleischung Deutschlands auf das konfessionelle Gebiet übergreifen soll. Andere Länder können teils wegen ihrer vorwiegend katholischen Bevölkerung, teils wegen ihrer Bedeutungslosigkeit dafür nicht in Betracht kommen. Es ist deshalb angesichts dieser neuen Kulturkampfgefahr nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß im preußischen Staat ein Nährboden für jegliche Kulturkampfpflanzung gegeben ist, daß dieser Staat eine historische Sendung zu haben glaubt, beziehungsweise ihm eine solche von den anscheinend bald wieder maßgebenden Kreisen zugeschrieben wird, Beschützer des Protestantismus und Führer im Kampfe gegen Rom zu sein.

Ein deutsch-völkisches Evangelium.

Von Dr. P. Dominikus **Becker** O. F. M., München.

„Das Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den Berichten des Johannes, Markus, Lukas und Matthäus im Geiste der Wahrheit neu übersetzt und dargestellt von Dr. phil. nat Artur **Dinter**." — „Dem deutschen Volke widme ich dieses Buch in der Gewißheit, daß nur die reine unverfälschte Lehre des Heilandes uns wahrhaft völkisch erneuern und uns die Einigkeit und Kraft geben kann, die deutsche Ehre, Macht und Größe wieder herzustellen. Ich habe die Berichte der Evangelien aus den griechischen Urkunden im Geiste der Wahrheit neu übersetzt, von allen Zutaten und Fälschungen befreit und in geordneten Zusammenhang gebracht."

So der volle Titel und die Widmung eines Buches, das mir zur Besprechung vorliegt, das auf dem Umschlag kurz und bündig als „Das Evangelium" bezeichnet und durch das Hakenkreuz als deutsch-völkisch kenntlich gemacht ist. Vorangestellt ist der Uebersetzung ein „Bilddruck aus der ältesten uns bekannten griechischen Handschrift der Evangelien aus dem 4.—5. Jahrhundert...", eine Probe aus der von Tischendorf im Sinai-Kloster entdeckten und darum Codex Sinaiticus genannten Bibelhandschrift. Warum der Codex Sinaiticus als „die älteste uns bekannte griechische Handschrift" bezeichnet wird, ist nicht ersichtlich. Tischendorf hat das wohl in seiner Entdeckerfreude gemeint und hat in leicht begreiflicher Vorliebe für seinen glücklichen wertvollen Fund diese Wertschätzung nicht bloß in der ersten Veröffentlichung (Petersburg 1862) sondern auch in seinen späteren Textausgaben zum Ausdruck gebracht. Aber sicher ebenso alt und textlich entschieden besser ist der Codex Vaticanus. (Siehe H. J. Vogels, Handbuch der neutestamentlichen Textkritik, Münster 1923, S. 39 und 41.) Auch Hermann Freiherr von Soden in seinem großen textkritischen Werk „Die Schriften des Neuen Testamentes in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte" (1911—1913) stellt den Codex Vaticanus an die Spitze seiner Handschriftenliste (I 1 S. 102). Und auch hinsichtlich des Zeugenwertes gibt er der vatikanischen Hand-

schrift den Vorzug vor allen anderen griechischen Handschriften (I 2 S. 917 f.). In 4 Spalten wird von Dinter eine Textprobe gegeben, nämlich Mt. 10[17] ff. 1. In griechischer Großschrift, wie die alte Handschrift sie darbietet, 2. in der uns geläufigen griechischen Kleinschrift, 3. der griechische Text in lateinischer Umschrift, 4. „Deutsche Uebersetzung wörtlich und buchstäblich getreu nach der Urschrift...": tet (euch) aber vor den Mschn denn sie werden überliefern euch an Synedrien und in den Synagogen ihrer werden sie geißeln euch..." Diese 4. (deutsche) Spalte ist auch in (lateinischer) Großschrift gegeben, ein Buchstabe neben den anderen gesetzt, ohne Worttrennung und Unterscheidungszeichen; in sklavischer Buchstabentreue soll das Original nachgeahmt werden. Was die ganze Aufmachung für einen Zweck haben soll? Man sieht es nicht recht ein, wenn nicht beabsichtigt ist, dadurch den Eindruck sorgfältiger Quellentreue und wissenschaftlicher Akribie hervorzurufen.

Dieser Eindruck wird aber sofort empfindlich gestört, wenn man umblättert und den ersten Satz des völkischen Evangeliums liest: „Im Anfang war die Liebe, und die Liebe war bei Gott, und Gott war die Liebe...". Der Satz: „Gott ist die Liebe" ist ja wohl echt neutestamentlich. Er findet sich im 1. Johannesbrief (4[16]): „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm". Johannes weiß recht wohl, daß Gott die Liebe ist. Ein im Geiste der Wahrheit aus den griechischen Urkunden übersetztes Evangelium hätte keine Veranlassung, den Evangelisten zu verbessern. „Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott und Gott (von Natur und Art) war der Logos". So hat Johannes geschrieben und dabei muß es sein Bewenden haben. Der Apostel-Evangelist greift da zurück auf den ersten Satz des 1. Mosis-Buches: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde". Dieser Anklang und diese Verknüpfung ist dem kundigen Bibelleser sofort klar. Dem entsprechen auch die weiteren Aussagen über den Logos: „Dieser (Logos) war im Anfang bei Gott. Alles ist durch ihn geworden und ohne ihn ist gar nichts geworden, was überhaupt geworden ist. In ihm war Leben und das Leben war das Licht der Menschen..." Wenn der Logos-Begriff nicht ohne weiteres allgemein verständlich ist — Dinter meint S. 213: Bei der Uebersetzung „Im Anfang war das Wort" kann sich der einfache Christ nichts denken — so gibt das kein Recht, ihn einfach auszumerzen und dem Evangelisten einen anderen Gedanken zu unterschieben. In einer im Geiste der Wahrheit gearbeiteten Bibelübersetzung pflegt „das Wort" näher erläutert zu werden als das persönliche göttliche Schöpferwort. Die Kirche verlangt mit gutem Grund, daß bei Uebersetzung der Heiligen Schrift in die modernen Volkssprachen Erklärungen beigegeben werden und zwar Erklärungen im Geiste der durch Jahrtausende erprobten kirchlichen Tradition. Dinter freilich bekundet, wie sich aus der „Apologie" und den „Erläuterungen" zu seinem deutsch-völkischen Evangelium (S. 190 ff.) ergibt, für diese kirchliche Tradition — „römisch jüdisches" Christentum beliebt er sie zu nennen — eine souveräne Verachtung. Ebenso auch für die wissenschaftliche Exegese. „Soweit ich sehen kann", äußert er S. 191, „ist von allen deutschen Uebersetzern und Auslegern das Johannes-Evangelium nicht verstanden worden. Das geht insbesondere aus der Uebersetzung des 1. Kapitels hervor." Statt dessen werden wir hier und sonst oft zur Begründung seines „Geist-Christentums" und zur Rechtfertigung seiner willkürlichen Verrenkungen des Textes auf die Zeitromane Dinters verwiesen. Er mutet uns zu, seine Roman-Trilogie „Die Sünden der Zeit" zu lesen: Die Sünde wider das Blut, Die Sünde wider den Geist, Die Sünde wider die Liebe. Wir halten es indes lieber mit der wissenschaftlichen Exegese und mit der bewährten kirchlichen Tradition und so übersetzen wir denn im Prolog des Johannes-Evangeliums weiter: „Und das Wort (der göttliche Logos) ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt" und nicht mit Dinter: „Und die Liebe ist Fleisch geworden und wohnte unter uns."

Diese subjektivistisch-willkürliche Art ist charakteristisch für dieses ganze „im Geiste der Wahrheit neu übersetzte, von allen Zutaten und Fälschungen befreite und in geordneten Zusammenhang gebrachte völkische Evangelium." Welches sind die literarkritischen, exegetisch-hermeneutischen und textkritischen Grundsätze, nach welchen Dinter verfährt?

An die Spitze wird das Johannes-Evangelium gestellt. Dieses 4. Evangelium glaubt Dinter erst wieder auf den Leuchter heben zu müssen. Denn „von den 4 kanonischen Evangelien ist das Johannes-Evangelium das Stiefkind beider christlichen Kirchen von jeher gewesen" (192) Es sind aber keine geschichtlichen oder literarkritischen Gründe, die zu dieser hohen, ja einseitigen Wertschätzung des Johannes-Evangeliums führen, sondern Gründe weltanschaulicher Art: „Das Johannes-Evangelium ist die gewaltigste antisemitische Schrift, die jemals geschrieben worden ist" (229 f.). „Der ganze Gedankeninhalt des Johannes-Evangeliums und seine Schreibweise ist so urarisch durch und durch, daß seine Urschrift von seinem arischen Verfasser in einer anderen als arischen Sprache... gar nicht verfaßt sein kann" (196). „Die Synoptiker kommen über eine bloße Chronologie der von ihnen und ihren Bearbeitern noch dazu teilweise gründlich mißverstandenen Worte und Handlungen des Heilandes nicht hinaus. Das Johannes-Evangelium hingegen verarbeitet sie nicht nur zu einer ebenso einfachen wie großartigen Weltanschauung, sondern gibt die Weltanschauung, in welcher der Heiland klar bewußt gelebt und gelehrt hat, an sich wieder" (192 f.). „Das Johannes-Evangelium ist das Evangelium des Geist-Christentums" (223). Freilich auch über das Johannes-Evangelium, „die Krone allen Schrifttums und Weistums der Welt" (191) ist ein böser jüdischer Dämon gekommen, der Unkraut unter den Weizen gesät und alles durcheinander gebracht hat. „Die kanonischen Evangelien, auch das Johannes-Evangelium, sind in der Gestalt, wie sie uns heute vorliegen, nicht die Urschrift oder eine auch nur entfernt getreue Abschrift der Urschrift ihrer Verfasser, sondern das Werk mehrerer, die synoptischen sogar das Werk zahlreicher Ueberarbeiter. Das ist das übereinstimmende Ergebnis der gelehrten Evangelien-Forschung" (193). Mit solchen summarisch-apodiktischen Urteilen ist Dinter überhaupt rasch bei der Hand. „Das ganze 21. Kapitel des Johannes-Evangeliums", so heißt es z. B. Seite 376, „ist nach dem übereinstimmenden Urteil der Gelehrten die nachträgliche Fälschung eines Bearbeiters." Das Kapitel ist ein Nachtrag und macht sich selbst als Nachtrag kenntlich, zum Johannes-Evangelium aus Kreisen der Johannesjünger. Ein Nachtrag ist aber doch noch lange keine Fälschung. Auch die heiligen Bücher haben ihre Schicksale gehabt im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende; sie haben wie jedes Buch ihre Geschichte und ihre Vorgeschichte. Die Vorgeschichte und Geschichte der heiligen Bücher ist vielfach in ihrer heutigen Gestalt noch erkennbar. Sie zu studieren und aufzuzeigen, ist Aufgabe der Bibelwissenschaft, speziell der sogenannten Einleitungswissenschaft. Wie mit dem Schlußkapitel des Johannes-Evangeliums, so hat es auch mit den letzten 12 Versen des Markus-Evangeliums seine eigene Bewandtnis. Der Schluß dieses Evangeliums ist gleich anfangs entweder durch ein Mißgeschick abgebrochen worden, oder der Evangelist hat aus irgend einem Grund sein Werk nicht ganz vollenden können. Von einer späteren Hand ist das Fehlende ergänzt und das Evangelium zu einem leidlich guten Abschluß gebracht worden. In einer armenischen Evangelienhandschrift vom Jahre 989 ist uns der Name des Mannes genannt, der Presbyter Ariston aus Pella (von dem Kirchenhistoriker Eusebius einmal zusammen mit Johannes, dem Presbyter-Apostel erwähnt), der den uns vorliegenden Markus-Schluß verfaßt und dem verstümmelten oder unvollendet gebliebenen Evangelium hinzugefügt habe. Was macht nun Dinter aus dieser nüchternen geschichtlichen Tatsache? Er schreibt S. 377: „Das 16. Kapitel des Markus ist von V. 9 an gefälscht. Die Gelehrten haben nachgewiesen, daß dieser Schluß... von einem Presbyter namens Ariston aus Pella um das Jahr 150 nach Christus verfaßt worden ist. Diese geschichtliche Urkunde läßt einen Schluß darauf ziehen, mit welcher dogmatischen Willkür die evangelischen Urschriften bearbeitet worden sein mögen! Der Vorgang allein schon genügt, um diese meine kritische Evangelien-Ausgabe zu rechtfertigen." Ueberhaupt das Wort „Fälschung" mit den verschiedensten Beiworten: „banale Fälschung", „allergröbste Fälschung" (z. B. 310, 311, 312, 313), „echt pfäffische Erfindung des Matthäus" (340), „eine sogar von den Theologen herausgefundene alttestamentarische Fälschung" (344) spielt eine große Rolle bei Dinter. Es begegnet auf Schritt und Tritt; kaum eine Seite seiner „Erläuterungen", auf der es nicht einmal oder öfter stünde. Das macht einen üblen, widerwärtigen Eindruck. Mit solchen Kraftsprüchen pflegt sich der Dilettant zu verraten.

Sehr dilettantisch muten die textkritischen Ausführungen Dinters an. „Wir besitzen insgesamt mehr als 800 (nach Vogels, Handbuch der neutestamentlichen Textkritik S. 32 „nicht weniger als 1277") alte Evangelien-Handschriften in griechischer Sprache aus dem 4.—13. Jahrhundert. Auch nicht zwei dieser Handschriften stimmen miteinander überein. Die Zahl ihrer Abweichungen ist, wie Wellhausen in seiner „Einleitung zu den drei ersten Evangelien" sich ausdrückt, Legion" (194). Durch die wiederholte Betonung

der großen Zahl der Abweichungen und der „Unsicherheit des Wortsinnes kritischer Stellen“ will Dinter offenbar die Freiheit und Willkür begründen, mit der er den Text behandelt. Es ist aber in Wahrheit mit dem Text des Neuen Testamentes lange, lange nicht so schlimm, wie Dinter den Eindruck erwecken möchte. Die handschriftliche Ueberlieferung der Evangelien im Altertum und Mittelalter stand im wesentlichen unter den gleichen Gesetzen wie die der anderen (profanen) Literaturwerke des Altertums. Bei jeder, auch der sorgfältigsten Abschrift eines Buches ergeben sich naturgemäß Abweichungen. Die große Ueberzahl der „Legion“ von neutestamentlichen Textvarianten sind aber nur formaler Art, die den Gedanken nicht berühren, oder wenigstens nicht wesentlich verändern und darum auch von den Textkritikern gar nicht gebucht zu werden pflegen. Von der oben genannten großen, das Alte und Neue Testament fast ganz enthaltenden, vatikanischen Bibelhandschrift z. B. schreibt Vogels (a.a. O.S. 42): „B. Weiß hat dem Evangelientext des Vaticanus eine sehr eingehende Studie gewidmet... Von den ungefähr 400 Stellen, die er als Fehler bezeichnet, ist ein großer Teil ganz geringfügiger Art.“

Von eigentlichen bibelwissenschaftlichen Autoritäten hat Dinter offenbar nur verhältnismäßig sehr wenige zu Rate gezogen; wenn er gelegentlich (z. B. S. 371) sagt: „Auch die gelehrten Theologen sind sich darüber einig, daß...“, so sind solche volltönende Aeußerungen mit großer Vorsicht aufzunehmen. Einen Kronzeugen hat er, der in den „Erläuterungen“ immer und immer wieder, wohl an die hundertmal auftritt: „Die bewundernswerten kritischen Untersuchungen des unvergleichlichen Heidelberger Sprachgelehrten und Schriftforschers Adalbert Merx, die er in seinem berühmten Werke: Die 4 kanonischen Evangelien nach ihrem ältesten bekannten Texte, Uebersetzung und Erläuterung der syrischen im Sinai-Kloster gefundenen Palimpsest-Handschrift niedergelegt hat (191).“ Der Sprachgelehrte Merx in allen Ehren; aber sein Werk über den Codex Syrus Sinaiticus ist in vielen Stücken unhaltbar. Vogels, gegenwärtig einer der besten Kenner des neutestamentlichen Bibeltextes und seiner Geschichte, sagt in seinem mehrfach genannten „Handbuch der neutestamentlichen Textkritik“ (S. 135): „Heute sind wir wenigstens auf dem Wege, von der maßlosen Ueberschätzung des Sinaipalimpsestes, die bei der Entdeckerin leicht, bei einem Gelehrten wie A. Merx nur schwer verständlich ist, zu besonnener Wertung zurückzukehren. Möglich war jene Ueberschätzung nur dadurch, daß man sich das Studium der Geschichte der syrischen Evangelienübersetzung schenkte und es vorzog, mit Voraussetzungen zu arbeiten, anstatt sich an den Tatsachen Belehrung zu holen. Alles Wichtige in bezug auf diese Geschichte hat bereits F. Baethgen (1885) richtig erkannt. Meine eigenen Arbeiten bieten nur eine Bestätigung seiner Ergebnisse.“ Schon vor 13 Jahren hat Vogels in einer eigenen Schrift (Die altsyrischen Evangelien in ihrem Verhältnis zu Tatians Diatessaron, Freiburg i. Br. 1911) gezeigt, daß speziell unser Sinai-Syrer keinen reinen, geschweige denn den ursprünglichen, sondern vielmehr einen von einer Evangelien-Harmonie (Tatian) her beeinflußten sogenannten Mischtext darbietet. Man mag also wissen, was man davon zu halten hat, wenn Dinter im Anschluß an das „berühmte, klassische Werk“ von A. Merx sich immer wieder auf diesen syrischen Evangelientext beruft.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Der Friede Christi ist in Christi Reich wieder auf dem Wege, das Ziel unseres Heiligen Vaters kommt wahrnehmbar näher. Was ist Christi Reich? Die Kirche, die von Christus selbst gegründete katholische Kirche, die Gemeinschaft aller jener, welche sich nicht nur zu ihr bekennen, sondern ihrer Lehre gemäß zu ihr gehören, ein Reich, nicht beschränkt auf das lebende Geschlecht, sondern alle Geschlechter umfassend, die da waren und die noch kommen werden, die im Leibe leben und die bereits in Gottes beseligender Anschauung leben. Gewiß, auch draußen gibt es viele, die den Frieden suchen, Einzelne und Gruppen. Aber nur aus jenem Herzen erwächst Christi Friede, das ihn aufnimmt, und die ganze Fülle des Friedens Christi ist ohne die Gnadenmittel der katholischen Kirche nicht denkbar. Wie sich doch sofort die Herzen erschließen, wo Christi Geist zu ihnen spricht. Prächtige Worte sind auf dem Katholikentage gefallen, aber den donnernden, minutenlangen Beifall verzeichnet der Bericht, wo Fürst Löwenstein die Gedanken Papst Pius' XI. aus seiner Friedens-Enzyklika, die ja ihrerseits auch nichts weiter sind als die schon längst von Christus ausgesprochenen, unabgeschwächt, nicht nach den Bedürfnissen weltlicher Politik zugefeilt, vor die Menschen hinpflanzt: „Kein Papst brauchte mehr Enzykliken zu schreiben, kein Staatsmann mehr Konferenzen zu berufen, wenn wir den Nächsten liebten wie uns selbst!“ „Und daran soll man euch erkennen, ihr Katholiken Deutschlands, daß ihr einander liebet!“ — Nicht haarscharf abgezirkelte, diplomatisch abgewogene Sätze wurden da mit Bedacht und Vorsicht in die Oeffentlichkeit lanziert, nein, alles war aus der Fülle bewußt katholischer Gesinnung heraus gesagt und konnte ebensogut auf dem tschechischen Katholikentag in Brünn, dessen Bericht vor mir liegt, gesagt werden; es wäre des gleichen Beifalles sicher gewesen. Zwei Forderungen vornehmlich waren es, welche hohe Bedeutung für alle Katholiken, nicht nur für die deutschen, besitzen: die von Geheimrat Dr. Porsch mit allem Nachdrucke geforderte Wiederherstellung der vollen Souveränität des Heiligen Vaters, also die endliche Lösung der Römischen Frage, und das an die deutsche Regierung, vertreten durch den Reichskanzler Dr. Marx selbst, gestellte Verlangen, den Beitritt Deutschlands zum Völkerbunde davon abhängig zu machen, daß der Hl. Stuhl eingeladen werde, einen mit allen Rechten ausgestatteten Vertreter dahin zu senden. Unser Nuntius, wie wir deutsche Katholiken mit Stolz Msgr. Pacelli, den Vertreter des Hl. Vaters nennen, hat in freier deutscher Rede sich nicht mit dem Wunsche eines gedeihlichen Verlaufes begnügt, sondern er hat in programmatischen Darlegungen sich führend an die Spitze der Redner gestellt. „Die Durchdringung des gesamten privaten und öffentlichen Lebens, der staatlichen und sozialen Verhältnisse wie auch der zwischenstaatlichen Beziehungen der Völker untereinander mit dem Geiste des Evangeliums Christi, mit der übernatürlichen, versöhnenden und einigenden Kraft katholischen Glaubens und Handelns — das soll der Grundakkord, der beherrschende und tragende Leitgedanke Ihrer Verhandlungen und Beratungen sein.“

„Pax Christi! Das rufen wir auch den Brüdern zu, die außerhalb unserer Kirche stehen. Auch für sie und uns erwähnen wir Einheit. Weil wir sie lieben als Brüder in Christo und als Kinder der heimatlichen Erde wie wir, sehnen wir uns danach, mit ihnen eins zu werden in der Wahrheit des Glaubens, der uns beglückt, und in dem Schoße der Kirche, die uns zur Seligkeit führt. Aber auch hier gilt: wenn noch nicht Einheit, so doch Friede! (Stürmischer Beifall.) Genug des konfessionellen Haders, an dem das deutsche Volk dahinsiecht! Genug der würdelosen Verunglimpfungen, der grundlosen Verdächtigungen. Seien wir eins als Deutsche, wenn wir schon noch zwei sein müssen als Christen, auch als solche aber verbunden durch den Frieden Christi.“ — So Fürst Löwenstein.

Der vorerwähnte tschechische Katholikentag zu Brünn war vornehmlich jenen besonderen Sorgen gewidmet, welche der gemeinsame Kampf des mit Sozialismus, Atheismus und Freimaurerei verbündeten Staates den dortigen Glaubensbrüdern bereitet. An den Präsidenten Masaryk richtet sich die Forderung: Einbeziehung der Katholiken in die Regierung, Achtung der Freiheit! Im Vordergrunde der Verhandlungen stand das Schulprogramm, entworfen von Redakteur Prof. Dobny; hierauf konzentrierte sich die wärmste Anteilnahme des Kongresses, zu dem sich eine starke Gruppe von 200 Volksschullehrern eingefunden hatte. Der apostolische Vikar von Nisch, Msgr. Hrdy, ein Tscheche, richtete die Aufmerksamkeit der tschechischen Katholiken auf die Nöte der serbischen Diaspora und bat um Missionäre für den Balkan. Bei der kirchlichen Schlußfeier des letzten Tages, welche im Freien abgehalten werden mußte, dankte Bischof Klein den 25000 Teilnehmern für ihren Eifer und für diesen schönsten Trost seines Priesterlebens.

Auch des Märkischen Katholikentages, des zweiundzwanzigsten seinesgleichen, sei gedacht, an dem zu Berlin-Wilmersdorf 50000 Katholiken begeistert teilnahmen und die Bischöfe Deitmer-Berlin, Keßler-Saratow und Rantzan-Riga die Hierarchie vertraten. — Die goldene Jubelfeier des 75jährigen Bestehens des Bonifatiusvereins am 16./17. August, zu welcher der Hl. Vater an den Vorsitzenden Graf Stolberg in einem Breve die Sorgen des verdienten Vereines zu seinen eigenen machte, bestand in einem von Kardinal Bertram zelebrierten Pontifikalamte, der nachmittägigen Reliquien-Prozession und der abendlichen Festversammlung, bei der Bischof Dr. Schreiber von Meißen und der Herr Kardinal sprachen. Zwei Tage später trafen auch die Oberhirten der übrigen deutschen Kirchenprovinzen zur diesjährigen Bischofskonferenz ein; aus ihren Beschlüssen sei das

Mahnwort an Arbeitnehmer und Arbeitgeber über ihre gegenseitigen Pflichten und Aufgaben und die Ablehnung des Ersuchens erwähnt, Organisationen wie den Jungdeutschen Orden, Stahlhelm u. a. den Katholiken zu empfehlen; diese werden im Gegenteil aufgefordert, den katholischen, von der kirchlichen Autorität gutgeheißenen Vereinen ihre Förderung zuzuwenden, welche in vaterländischer Erziehung, Ertüchtigung und sittlicher Schulung schon längst das Gleiche bieten, das jene neuen Unternehmungen anstreben. — Zu Diakovar tritt in diesen Tagen die jugoslavische Bischofskonferenz zusammen.

Die Inländische Mission der Schweizer Katholiken, das Gegenstück unseres Bonifatiusvereins, vermochte auch im abgelaufenen Vereinsjahre wieder Erfreuliches zu leisten. Ihre Einnahmen stiegen auf 323556 Fr., bzw. 93082 Fr. an ordentlichen und außerordentlichen Gaben, aus denen nicht nur die 124 Pfarreien mit ihren 50 Filialen, 25 Pfarreischulen und den sonstigen Werken unterhalten werden konnten, sondern auch in Schlieren eine Notkirche erstellt, zu Wetzikon der Grundstein für eine Kirche gelegt, zu Pfäffikon das Notkirchlein vollendet, zu Maladers die Antoniuskirche, zu Pontresina ein Kirchlein und eines in Langenthal errichtet wurde. Schwere Sorge bereiten auch dort die gemischten Ehen. — Durch Verfügung der Konsistorial-Kongregation wird das exempte Chorherrenstift St. Nikolaus zu Freiburg i. S. zur bischöflichen Kathedrale des Bischofs von Lausanne erhoben und daran ein Domkapitel errichtet; beides mußte der Bischof jener Diözese seit 400 Jahren entbehren! — Ueber den Plan des geschäftskundigen Dr. Steiner, zu Dornach sein abgebranntes Goetheanum wiederaufzubauen sind im Solothurner Kantonsrat und in der Schweizer Presse lebhafte Erörterungen ausgebrochen. Die radikale (!) „Solothurner Zeitung" schreibt über den „anthroposophischen Zauber" Steiners von „geistigem Mummenschanz", „theatralischem Aufputz nach außen und mystischem Unsinn nach innen", von „Mischung von abgründiger, von christlichen und buddhistischen Elementen durchsetzter Philosophie mit hellseherischer Akrobatik und Trapezkunst", von „verrücktem Gemeng von Tiefsinn und amerikanischem Hokuspokus", einem „Bluff für Hysteriker und Schwarmgeister, die mit einem Bein schon im Jenseits und mit dem anderen im Vorhofe einer Irrenanstalt stehen". Dies Urteil entspringt allerdings nicht der Steinerschen Erkenntnislehre.

Dem englischen Unterhause ging ein Gesetzentwurf zu, der die Aufhebung einer Reihe veralteter Gesetze gegen die Katholiken fordert, Gesetze, welche längst nicht mehr angewendet werden, so z. B. daß „Bücher mit dem Römisch-Katholischen Ritual je in diesem Reiche gehalten werden", daß religiöse Orden „als abergläubische Institutionen" rechtlos sind, daß jede Gabe „zu papistischen und abergläubischen Zwecken" null und nichtig ist, daß Ordensleute eine Geldstrafe von 50 Pfund monatlich zu bezahlen haben, wenn sie „unregistriert" sich im Lande aufhalten und „für die Dauer ihres natürlichen Lebens" daraus verbannt sein sollen. — Mit der britischen Weltausstellung zu Wembley wird diesen Monat eine „Ausstellung der im britischen Reiche bestehenden, vornehmlich der orientalischen Religionen" verbunden, welche in positiver Darlegung der einzelnen Religionen ohne polemische Auseinandersetzungen bestehen soll. (Im britischen Reiche treffen auf je einen Christen je 4 Mohammedaner und Hindus!) — Hilaire Belloc, von französischer Abstammung, durch seine schriftstellerische Tätigkeit auf geschichtlichem und geschichtsphilosophischem Gebiete bekannt und angesehen, ist zurzeit mit Recht Gegenstand schärfster Angriffe seitens des amerikanischen Katholizismus; zur ingrimmigen Freude von dessen Gegnern hat er aus der Hotel- und Eisenbahnperspektive einer Amerikareise von einigen Wochen in einem Buche „The Contrast" das Bestehen eines „unvermeidlichen Konfliktes zwischen Staat und Kirche, wo diese beiden Gewalten sich nicht identifizieren", nachzuweisen gesucht, mit anderen Worten, daß man als Katholik nicht ein hundertprozentiger Staatsbürger sein könne, wo, wie in den Vereinigten Staaten, Trennung von Kirche und Staat besteht. (Bellocs Abneigung gegen uns Deutsche, bekundet bei mehr als einer Gelegenheit, könnte uns fast mit ein wenig Schadenfreude erfüllen.)

Beginnt in Frankreich bereits die neue Verfolgung? Laut „Croix" erhielten die Klarissen zu Alençon die Aufforderung, ihre Kommunität aufzulösen, andernfalls sie ausgewiesen werden. — Eine seltene Feier sah die Basilika von Carcassone: die drei Söhne des Oberst de Chabannes erhielten gleichzeitig durch den Erzbischof von Albi die hl. Priesterweihe, während ihre Schwester in der gleichen Kirche am folgenden Tage als Benediktinerin eingekleidet wurde.

P. Ledochowski, der General der Gesellschaft Jesu, welcher augenblicklich in Spanien weilt, war seitens des königlichen Hauses und Primo de Riveras Gegenstand besonderer Ehrungen. — Die chinesische Jesuitenprovinz wurde in eine solche für französische und englisch-sprachliche Jesuiten geteilt. — Die „Stella Matutina" zu Feldkirch, das bekannte Jesuitenkolleg, wurde vom Reichsministerium des Innern als deutsche Auslandsschule anerkannt; sie erhielt das Recht der Ablegung der Abiturientenprüfung. — Wolhusen, das junge Schweizer Missionsseminar der Missionsgesellschaft Bethlehem, sendet im Oktober seine drei ersten Missionäre aus und zwar nach China; sie werden dort von Steyler Missionären in ihre neue Welt eingeführt, um später in der Mandschurei selbständig zu wirken. Diese haben kürzlich in ihrer Chinamission ein Noviziat für chinesische Aspiranten ihrer Kongregation errichtet, zu dem zahlreiche Anmeldungen vorliegen. Auch die Franziskanerinnen des Aussätzigenheimes Molokai eröffneten zur Heranziehung einheimischer Kräfte auf Honolulu ein solches. Für die von der jüngsten großen Ueberschwemmung in China Betroffenen überwies der Papst an den apostolischen Delegaten 100000 Lire.

Dem Benediktinerorden ist mittels eines Breves die besondere Aufgabe ans Herz gelegt worden, Mitglieder auszuwählen und heranzubilden, die sich ganz vorwiegend der orientalischen Unionsfrage widmen und dabei die Völkermassen Rußlands ins Auge fassen. Als Ziel schwebt der Gedanke vor, durch Gründung monastischer Niederlassungen Zentren für die Unionsbewegung zu schaffen, zumal bei jenem Volke die Neigung zum monastischen Leben bekanntlich stark entwickelt ist. „Wenn Gott dazu seine Gnade gibt, sagt das Schreiben, wird so einmal ein Klosterverband des slawischen Ritus entstehen, dessen Erzkloster Mönche des Ostens und Westens in Rom, dem Haupte des christlichen Namens, zu einer gemeinsamen Familie umschließt."

Unsere Totenliste muß diesmal zuerst Ignaz Mitterer nennen, den um die Reform der Kirchenmusik höchstverdienten Tiroler Priester und Komponisten. Volksgut sind heute seine Marienlieder, ist besonders seine Vertonung des Herz Jesu-Bundesliedes. — Aus dem Episcopate berief Gott in die Ewigkeit Bischof Liciata von Calvi-Teano und Bischof Dowling von Hamilton, Canada R. I. P.

In der serbisch-schismatischen Kirche ist nunmehr das im Jahre 1766 von Mustapha III. unterdrückte Patriarchat wiedererrichtet worden; an der Einsetzung des neuen Patriarchen Dimitri im Kloster zu Petsch in Südserbien nahmen der König und Vertreter des Staates und Parlamentes teil. — Die Vereinigung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen hält am 22. September zu Stuttgart ihre Jahresversammlung. — Der Begründer und oberste Leiter der auf Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen zielenden „Weltkonferenz über Glaube und Kirchenverfassung", Rob. Hallowell Gardiner ist am 15. Juni 1924 gestorben.

Die Generalversammlung des „Evangelischen Bundes", um die Monatswende August/September nach München zusammenberufen, hat die auf sie gesetzten Erwartungen gerechtfertigt. Daß es nicht der deutsche Protestantismus, sondern hauptsächlich die in ihm vorhandenen, besonders stark negativ eingestellten Elemente sind, darf nicht übersehen werden. Während die Reden der ersten beiden Tage, in denen freilich nicht die offiziellen Vertreter des Bundes zum Worte kamen, noch manch irenische und sympathische Note aufwiesen, brach in der Rede des ersten Vorsitzenden Hofpredigers Dr. Döring der antikatholische Kampfcharakter dieser Organisation voll durch. Wer die Veröffentlichungen des Evangelischen Bundes zu verfolgen Gelegenheit hat, der weiß, daß die konfessionelle Verhetzung ihr Lebenselement ist; wer sich die Mittel genau betrachtet, deren man sich dabei bedient, der weiß, daß es die bewußt in ihr Gegenteil verkehrte Wahrheit, die Unterstellung, die Unehrlichkeit ist. Zum Beweise dessen genügen allein die beiden von der Bundesleitung herausgegebenen Schriften „Papst, Kurie und Weltkrieg" und „Deutschland und der Vatikan". Es wird sich Gelegenheit bieten, den Beweis dafür ausführlich zu erbringen. Was man sich unter vier Augen zu sagen hatte, darüber ist der Bayer. Kurier in seiner Nr. 244 zu berichten in der Lage. Was wir selbst, leider als Rufer in der Wüste, geschrieben und nachgewiesen haben, nämlich die enge Verbindung zwischen Evangelischem Bund und deutschvölkischer Bewegung, Hitler und Ludendorff, fand hier seine volle Bestätigung. Ludendorff sandte ein Schreiben, in dem er „von der protestantischen Kirche hofft und erwartet, daß sie immer schärfer die Machtbestrebungen des Ultramontanismus



zurückweisen wird. . . Meine Wünsche gelten heute dem deutschen Protestantismus, der dem religiösen deutschen Empfinden dem Suchen nach Gott im deutschen Volke allein gerecht wird."

Zur rechten Stunde legt da der bedeutendste Lutherbiograph, P. H. Grisar, S. J., uns eine höchst wertvolle Gabe in die Hand, betitelt „Der deutsche Luther im Weltkrieg und in der Gegenwart"[1]). Diese „geschichtlichen Streifzüge" wünschen wir in die Hand eines jeden gebildeten deutschen Katholiken, aus ihnen heraus wird manches Unverstandene der nahen Vergangenheit klar, und was jetzt der Evangelische Bund sich geleistet, bestätigt vollauf, wie zutreffend der Verfasser in seiner ruhig abwägenden Art den Lauf der geistigen Strömungen im deutschen Protestantismus gezeichnet hat. Allerdings, auf seine dem Frieden dienenden Schlußworte hat er jetzt ebenso die Quittung erhalten, wie Fürst Löwenstein.

[1]) Wir werden auf das Werk noch besonders zurückkommen.

Vom Büchertisch.

Der heilige Ambrosius und seine Zeit. Von Dr. Richard Wirtz. Trier, Paulinus-Druckerei 1924, 175 S., geb. ℳ 4.—. — Die acht Kapitel vorliegender Monographie, dem aus Trier stammenden heiligen Kirchenfürsten mit lokalpatriotischer Wärme von einem Landsmann gewidmet, haben folgenden Inhalt: 1. Völkerwanderung. 2. Das Kirchenlied. 3. Ambrosius' Leben. 4. Weltflucht. 5. Heidentum. 6. Die Irrlehre. 7. Im Kaiserpalast. 8. Der Kirchenlehrer. Von den sittlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen im römischen Reich, der Verarmung in Land und Stadt, der Jenseitssehnsucht bei Christen und Heiden, der Stellung des Bischofs als Anwalt des Rechtes und der Armen gibt W. uns eine knappe Uebersicht. Das zweite Kapitel ist dem Dichter Ambrosius gewidmet und bringt die Hymnen Aeterne rerum conditor, Splendor paternae gloriae und Jam surgit hora tertia, sowie den der Auffindung der Märtyrer Gervasius und Protasius gewidmeten Hymnus lateinisch und in deutscher Uebersetzung. Sie weicht, wie Wirtz wiederholt bemerkt, zum Teil stark von der bekannten Drevesschen Arbeit ab und bedeutet hoffentlich einen Fortschritt. Das bestätigen wir gern. Im vierten Kapitel treten Athanasius als Förderer des Mönchtums und Hieronymus als Vorkämpfer der Jungfräulichkeit in den Vordergrund, während der Bekehrung des heiligen Augustinus und der Bedeutung des Mönchtums für jene Zeit längere Ausführungen gewidmet sind. Neben der Hauptfigur und den genannten beiden werden noch manche andere heilige Zeitgenossen, wie Martinus von Tours, Paulinus von Nola, Prudentius, Ausonius, der Moselsänger, Symmachus und andere Trierer Bischöfe mehr oder weniger ausführlich gewürdigt. Dem Lokalpatriotismus ist in dem Buch, das von dem Trierer Kunstmaler Professor Trümper eine charakteristisch-antike Ausstattung erhielt, ausgiebig das Wort zugestanden. — „Das Buch", so meint der Trierer Prof. Dr. J. B. Kenne, „ist kein nüchternes Lehrbuch, sondern ein kulturgeschichtliches Lesebuch von großer Vielseitigkeit". Mit seiner Gediegenheit verbindet das Werk eine Frische, die es doppelt anziehend und empfehlenswert macht.

Leo van Heemstede.

Was ist von den Baptisten zu halten? Vom Max Heimbucher. 2. Auflage. In Umschlag geheftet und beschnitten 1 ℳ. — Derselbe: **Methodisten, Adventisten und Neuapostolische Gemeinde** (Neu-Irvingianer). Eine kurze Darstellung ihrer Geschichte und Lehren für Gebildete und das Volk. 3. Auflage. In Umschlag geheftet und beschnitten 1 ℳ. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Verlagsanstalt G. J. Manz in Regensburg. — Heimbucher, eben von seinem Lehrstuhl zurückgetreten, hat sich in seinem arbeits- und erfolgreichen Leben in Wissenschaft und Praxis unvergängliche Verdienste erworben. Seine groß angelegte, von allen Seiten, auch von nichtkatholischen Forschern anerkannte dreibändige Geschichte der Orden und Kongregationen wird ihm immer einen Ehrenplatz sichern in den Tempeln der Wissenschaft. Seine Arbeiten über die modernen Sekten aber werden die Praktiker der Seelsorge für ihre persönliche Information und zum Kampfe noch lange Zeit und dankbarst benützen. Die rasch notwendig gewordenen Auflagen zeigen, wie notwendig seine Arbeiten heute sind. Möge der hochverehrte Verfasser Gott für die seltene Gabe danken, Wissenschaft und Praxis so ausgezeichnet miteinander verbinden zu können, aber Gott auch mit uns bitten, daß er ihm noch lange die Kraft zur Arbeit erhalte. Denn ein arbeitskräftiger und arbeitsfreudiger Mann, wie Heimbucher, würde ein otium cum dignitate nicht gerne tragen, wenn er aus dem otium nicht doch ein negotium machen dürfte.

P. Erhard Schlund, O. F. M.

Geschichte der okkultistischen Forschung von Rudolf Tischner. 2. Band. 365 S. Baumverlag, Pfullingen i. Württemberg. — Der Band enthält als Fortsetzung meiner „Geschichte der okk. Forschung", die die Zeit von der Antike bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts behandelt, die Darstellung der Periode von da bis zur Gegenwart. Jedem Gebildeten sei dieses Werk empfohlen, das in gründlicher kritischer Darstellung die Forscherarbeit amerikanischer, englischer, deutscher, französischer, italienischer und anderer Forscher bespricht und damit eine gute Orientierung auf diesem eigenartigen, viel umstrittenen Gebiet gewährt. Vermißt habe ich unter den katholischen Forschern die Namen Beßmer S. J. und Grabinski. Die Einteilung des Stoffes finde ich etwas äußerlich und schematisch. Er hätte sich unter sachliche Gesichtspunkte bringen lassen, wie das im 1. Band der Fall war. Zu S. 13 möchte ich bemerken, daß die christliche Kirche unter „Auferstehung der Toten" nicht den Eintritt der Seele eines Sterbenden ins Jenseits versteht. Auffallend ist, daß Verfasser so stark hervorheben zu müssen glaubt, daß er nicht wie ich auf dem Boden der katholischen Weltanschauung steht usw. Wenn damit etwa angedeutet werden sollte, daß mich meine katholische Weltanschauung an einer ruhigen, objektiven Darstellung gehindert hätte, so muß ich eine solche Unterstellung zurückweisen. Ich bin der Meinung, daß man vom Historiker nur verlangen kann, daß er die Tatsachen sprechen läßt. Das Urteil über sie wird immer mehr oder weniger subjektiv gefärbt sein je nach der Weltanschauung des Darstellers. Im übrigen nehme ich den gleichen wissenschaftlichen Standpunkt ein wie Tischner, d. h. ich bevorzuge die sog. animistische Hypothese, ohne die spiritistische (bzw. dämonistische) ganz ausschließen zu wollen. Meine Eigenschaft als Theologe hat es mir aber möglich gemacht, in dieses Gebiet einschlägige Literatur herbeizuziehen, die einem Nichttheologen wahrscheinlich unbekannt geblieben wäre. Zu S. 226 sei noch gesagt, daß der Titel „Lyzealprofessor" an den bayerischen philosophisch-theologischen Hochschulen nicht existiert.

Dr. Ludwig, Freising.

Das Buch, mein bester Kamerad. Eine Plauderei von Hans Schrott-Fiechtl. 8° (64 S.) München-Gladbach 1921, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 0.30 ℳ. — Nicht mit theoretischer Gelehrsamkeit, sondern ganz an der Hand des gesunden Menschenverstandes bespricht der Verfasser in diesem seinem Büchlein, woran das Schrifttum heute krankt und wie dem abzuhelfen sei. Mit vollem Rechte erblickt er die Wurzel der Fehler und Mängel unserer Literatur nicht so fast in dieser selbst, als vielmehr im heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem. Er bemerkt dazu, daß eine Besserung der Zustände im Schriftwesen nur von dieser Erkenntnis und vom Handeln darnach abhängt. Sehr treffend ist auch, was über den durch und durch literarischen Charakter der Kunst — in der Literatur wie im allgemeinen —, über das Moralische und Unmoralische und über das Geschäftliche in der Kunst, sowie über das Schaffen des echten Künstlers selbst ausgeführt ist. Bezüglich des letzten Punktes verweist der Verfasser mit Fug und Recht auf seinen vorbildlichen Roman „Die Magd der Enkelin", worin alles, was damit zusammenhängt, ausführlich dargestellt ist. Auf richtigen Beobachtungen und Erfahrungen fußt auch, was der Verfasser über den Zustand und die Wirkungen der heutigen Buchkritik sagt. Der Verfasser zeigt, was es mit dem Wesen und Wirken des Buches auf sich hat, er möchte zum richtigen Lesen, Erfassen und Verwerten des Buches anleiten, so daß es dem Leser wirklich der „beste Kamerad" werden kann, wie er es im Titel nennt. Wer sich im heutigen Kampf der Geister einen klaren Kopf bewahren will, und wer ihn schon verloren hat, aber wiedergewinnen möchte, greife zu diesem Büchlein; es wird ihm richtige Aufklärung und Führung zuteil werden lassen.

Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Kammerspiele. Die Sommerdirektion hat uns keine Rosen gebracht, nun ist die Leitung wieder in die alten Hände gelegt und man darf hoffen, daß wieder ein künstlerisches Programm erkennbar wird anstelle der Versuche, die nur dem Tage dienten. Gerh. Hauptmanns „Rose Bernd" machte den Anfang. Es läßt sich gegen die Wahrscheinlichkeit der Handlung sehr viel einwenden; aber aus der Rolle der Rose kann eine große Künstlerin viel herausholen. Es liegt etwas Dumpfes in ihrem Charakter, das sie hilflos macht gegenüber all der Schlechtigkeit, die sie umgibt, die sie zur Kindsmörderin werden läßt. Lucie Höflich aus Berlin gastierte in dieser Titelrolle; sie weiß zu erschüttern, denn sie läßt uns die Begrenztheit dieser Natur fühlbar werden, wir begreifen, daß sie ihrer ganzen Anlage nach nur Opfer sein kann. Was psychologisch fein an diesem in vielem brutalen Stücke ist, trat in erfreulicher Weise ins Licht und manch häßliches in den Schatten. Die anderen Rollen waren angemessen besetzt, besonders Leibelts Stockmann war überzeugend gezeichnet und mied, das Abstoßende zu übertreiben. Die Aufführung war sehr fein abgestimmt und darin lag neben der Gestaltung des Gastes der Vorzug der Vorstellung. Das Publikum nahm den Gast, dem wir vor Jahren schon im Reinhardt-Ensemble begegnet, mit starkem Beifall auf. Anderen Tages sahen wir Lucie Höflich in einem Lustspiele: „Liselott von der Pfalz". Man kennt die kernigen Briefe, welche diese an den Hof des Sonnenkönigs verschlagene deutsche Prinzessin geschrieben hat und aus denen die Phantasie sich die herzhafte Natürlichkeit und deutsche Gradheit ihres Charakters so deutlich ausmalen kann, daß dies alle historischen Berichte nicht besser vermögen. Der Mut, mit dem sie ihrem Schwager Ludwig dem Vierzehnten ihre Meinung sagt, die Schlagfertigkeit, die Ehrlichkeit und Gradheit ihrer Sprache im Kontrast zu der Welt heuchlerischen Scheines, Liselottens Bewahren heimischer Sitte und ihr tapferes Eintreten für ihre pfälzische Heimat, all' das gibt sichere Theaterwirkungen, die sich die Autoren Presber und Stein nicht entgehen ließen. Wir haben das Stück schon vor Jahren einmal gesehen, da wirkte es eben im Sinne geschickt gemachten Theaters. Lucie Höflich hob es darüber hinaus; sie gab eine Vollnatur aus einem Guße: Geist, Gemüt und das Bewußtsein ihres Wertes. Ihr Humor läßt ahnen, wie tief unglücklich diese Frau war. Sie war es viel mehr, als die Lustspieldichter es brauchen konnten. „Monsieur", ihr Mann, war nicht nur wie in dem Stückchen ein harmloser Affe seines königlichen Bruders. Der Herzog von Orléans war ihr in jeder Hinsicht unwürdig und niemals hat Liselotte der von dem vierzehnten Ludwig befohlenen Vermählung ihres Sohnes mit der natürlichen Tochter des Königs freiwillig zugestimmt, wie es hier mit einer Wendung zu gutbürgerlicher Sentimentalität geschieht. Ludwig der Vierzehnte läßt Melac abberufen, worüber Liselott befriedigt ist. Harmlose Theaterbesucher können meinen, es sei in der Pfalzpolitik Frankreichs durch diese Heimberufung des Zerstörers eine Aenderung eingetreten. Louis XIV. als polternder, aber schließlich doch Herz zeigender Familienpapa ist schwer erträglich. Neben der trotz einer stimmlichen Indisposition sehr starken künstlerischen Leistung der Höflich stand keine weitere von ähnlichem Gewicht; aber das Ensemble war gut zusammengespielt; eine gemäßigte Stilbühne ließ das Heidelberger Schloß und den Glanz von Versailles nicht allzu sehr vermissen. Leibelts „Monsieur" war von feiner Komik; die Vorstellung von gekrönten Häuptern unserer Schauspieler ist etwas — republikanisch.

Dieser feuchtfröhliche Heidelberger Kellermeister war schwer mit dem Kurhut vorstellbar; der Sonnenkönig, der Würdenträger zum lever empfing, muß eben auch ein König in Unterhosen bleiben, und auch die alte Frau v. Maintenon war etwas gouvernantenhaft subaltern. Die Aufnahme des Gastes war auch in dem Lustspiele äußerst herzlich.

Lustspielhaus. Der alte „Bettelstudent“ fand bei ausverkauftem Hause stürmischen Beifall. Wie die „Fledermaus“ ist auch „Der Bettelstudent“ eine Operette, die man immer wieder gerne hört. Millöckers Musik ist voll der liebenswürdigsten Einfälle, leicht, anmutig und von stets gleichbleibender Frische, zündend im Rhythmus und von feinem Humor. Die Hauptsache ist, daß sich die musikalische und die szenische Leitung (die Herren Pastor und Rogati) von Uebertreibung und dickem Farbenauftrag fernhalten, was bei Operettenbühnen nicht alltäglich ist. Hier wahrten alle den Stil des feineren und musikalischen Lustspieles. Lydia Petry, hier bestens bekannt, war als Gast aus Leipzig gekommen und sang und spielte die Laura sehr reizvoll. Die Titelrolle gab der sehr beliebte Forstner, famos sang Frl. Rüggold die Bronislawa. Direktor Olfers gab als Kerkermeister eine treffsichere feinkomische Charge, Gusil Richter (Gräfin) und Gerber als Ollendorf weckten viel Heiterkeit und blieben dennoch in den Grenzen des Geschmackes. Die Bühne hatte wieder einen vollen Erfolg, der durchaus verdient war.

Verschiedenes aus aller Welt. Der 100. Geburtstag des großen Tondichters Bruckner wurde vielfach festlich begangen. In München nötigten die Festspiele zu einer Verschiebung der Gedächtnisfeiern. — Die Festspiele im Bayreuther Wagnerfestspielhause sind beendigt. Das Ergebnis ermutigt zur Wiederholung im nächsten Sommer. Siegfried Wagner veröffentlichte eine Erklärung, die jener dankbar gedenkt, die die Durchführung der Festspiele unter den erschwerenden Umständen ermöglicht haben. Die von der vom Richard Wagner-Zentralverein in Leipzig gegründeten Deutschen Festspielstiftung geleisteten Vorschüsse zur Vorarbeit konnten zurückerstattet werden. Von den ausübenden Künstlern mußte heuer Entgegenkommen beansprucht werden, in den künftigen Jahren wird dies nicht mehr nötig sein. Zahlreiche bisher aus Geldmangel verschobene Neuerungen sollen im nächsten Jahre durchgeführt werden. Siegfried Wagner rühmt die Arbeitsfreudigkeit aller an den Festspielen Tätigen, insgesamt 500 Personen. — In Frankfurt a. M. und Weimar wurde Goethes 175. Geburtstag durch Festfeiern größeren Stiles begangen. — An derselben Stätte, wo vor tausend Jahren die rührende Sage von der treuen Frau Wendelgard und ihrem Gemahl, dem Grafen Ulrich von Buchhorn spielte, führten Künstler der württembergischen Volksbühne und Friedrichshafener Bürger eine dramatische Bearbeitung der Sage von Ed. Eggart auf. Der zur Aufführung gewählte Platz liegt unmittelbar am Ufer des Bodensees. Das sorgfältig inszenierte Werk hatte starke Wirkung.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wie wir in unserem vorigen Berichte erwartet hatten, hat die Annahme des Dawesprogrammes auf das Börsengeschäft belebend eingewirkt; dass der Optimismus allzu gross sein werde, daran hatten wir mit Recht einen leisen Zweifel geknüpft. Die Kurssteigerungen der Montagbörse gaben der berufsmässigen Spekulation gleich Anlass, ihre Gewinne sicherzustellen. Lust zu Börsengeschäften zeigte sich auch bei dem kleineren Publikum, das heute freilich auf sehr niedrigstehende Papiere sich aus Mangel an Mitteln beschränken muss; es ist hierbei zu zahlreichen Repartierungen, besonders am Kassaindustriemarkt, gekommen. Starken, ja wohl überwiegenden Anteil an den Börsengeschäften hatte das Ausland, dessen Interessen durch die Kredite naturgemäss stärker an die deutschen Unternehmen geknüpft werden, vor allem waren Montan-, Schiffahrts-, Kali- und chemische Werte bevorzugt. Im ganzen hielt sich die Unternehmungslust in Grenzen, die Börse blieb sich bewusst, welche ausserordentlich schwere Lasten auf unsere Unternehmen gelegt werden; auch ist ja die Aktienbewertung, was immer wieder hervorgehoben werden soll, bis zum Erscheinen der Goldbilanzen eine sehr willkürliche. Einheitlicher war die Kursbewegung auf dem Anleihemarkt. Die Aufwertungsfragen sind zwar der Lösung nicht nähergerückt. Der vom Reichstag eingesetzte Ausschuss wird frühestens am Ende September seine Sitzungen aufnehmen. Der Reichsfinanzminister hat neuerdings seine Meinung dahin festgelegt, dass an eine Aenderung der dritten Steuernotordnung nicht gedacht werden könne, allein weite Kreise denken daran und knüpfen feste Hoffnungen an eine Aufwertung. Man meint, wenn das Reich nicht zahlen könne, so sei es doch möglich, dass die Länder ihre Gläubiger abfänden, da die ehemaligen Bundesstaaten das seinerzeit erhaltene Geld für werbende Anlagen verwendet haben, so haben die preussischen Konsols, bayerische, sächsische Staatsanleihen, Stadtanleihen von der Kriegszeit, die Zwangsanleihe, die Schutzgebietanleihe, die K-Schatzanweisungen und die alten Hypothekenpfandbriefe ganz gewaltige Kurssteigerungen erzielt. Sehr stark war auch das Geschäft in Kriegsanleihe, bei der ja vor einigen Wochen die ganze Bewegung ihren Anfang genommen hat. Sehr fest lagen auch einige Auslandswerte. Der Geldmarkt hat sich etwas gebessert und verbilligt. Die Banken zeigten sich für Conto-Correntkredite etwas geneigter. Teilweise trat Ermässigung der übermässig hohen Zinssätze ein. — Die Zahl der Konkurse und der genehmigten Geschäftsaufsichten hat sich im August gegenüber dem Juli vermindert. Der Grosshandelsindex hält sich seit Wochen so ziemlich auf gleichem Stande. Er betrug am 2. September 121,6 gegen 120,9 am 26. August. Die Preise für Getreide und Kartoffel stiegen um 1,4 Prozent, gleich blieben Kohlen- und Eisenpreise.

Auf der Leipziger Messe kam das Geschäft nur langsam in Gang. Es liegen manche Berichte vor, deren Verfasser eine zu rosige Brille aufgesetzt hatten. Wenn aber auch sehr nüchterne und vorsichtige Beurteiler darin mit ihnen übereinstimmen, dass die Messe sich auf allen Gebieten als eine Qualitätsschau erwiesen habe, so lässt sich auch aus der Ferne mit Sicherheit der Schluss ziehen, dass in Technik und Kunst hervorragendes geboten worden ist. Die Preise sind etwa um 10 Prozent gesunken, sind aber vielfach noch weit über den Weltmarktpreisen. Der Besuch des Auslandes war geringer und dessen Kauflust war mässig. Als Aussteller war erstmalig Italien vertreten. Auch Spanier waren anwesend, mit denen nach Abschluss des Handelsabkommens die Hoffnung auf ein stärkeres Geschäft besteht. Erstmalig sah man in grösserer Zahl Belgier und Franzosen, doch liess politische Reserve eine besondere Fühlungnahme noch nicht zu. Amerika hat früher sich für Spielwaren als grosser Abnehmer gezeigt; jetzt ist die Puppenindustrie in den Vereinigten Staaten erstarkt und wird durch hohe Zölle geschützt. Im Inland fehlte es nicht an Kauflust, wohl aber an Geld, für Bilder und Bücher war das Geschäft sehr schlecht, was die Lage unseres für geistige Bedürfnisse ausschlaggebenden Mittelstandes grell beleuchtet. Auf dem Porzellangeschäft lastet schwer die Luxussteuer. Allgemein war die Klage, dass die längst erwartete Frachtenermässigung (man rechnet mit 10 bis 15 Prozent) immer noch nicht eingetreten ist. Leipzigs berühmtes Konservatorium hatte für die Musikabteilung seine Räume hergegeben, das Kunstgewerbe war in der Universität, die Tabakmesse in der Handelshochschule zu Gaste. Für Luxuswaren war wenig Nachfrage im Gegensatz zur Frühjahrsmesse, im allgemeinen konzentrierte sich das Interesse auf Bedarfsartikel. Textil- und Schuhwaren haben wohl das beste Geschäft von allen Sparten gemacht. Im allgemeinen war die Stimmung durchaus nicht pessimistisch. — Die Stadt München hat die Aktienmajorität der Hotel-A.-G. erworben. Der Gesellschaft gehören die „Vier Jahreszeiten“ in München, die „Drei Mohren“ in Augsburg und das Rissersee-Hotel in Garmisch; das Aktienkapital von 35 Mill. Papiermark wurde vor 4 Monaten auf 3,5 Mill. Goldmark umgestellt und gleichzeitig auf 4 Millionen Goldmark erhöht. Der Stinneskonzern habe aus dem Hotel an der Maximilianstrasse ein Bürohaus machen wollen, dies soll der Beweggrund sein, weshalb die Stadt an das Geschäft herantrat. Bei der unter Steuerlasten leidenden Bürgerschaft ist diese Kapitalsanlage unpopulär. Das ist allerdings eine rein gefühlsmässige Einstellung; es wird darauf ankommen, ob es der Verwaltungsbürokratie gelingen wird, ihren Einfluss auf den Hotelbetrieb fruchtbringend zu gestalten. Die Fremdenindustrie beklagte sich öfters über mangelndes Verständnis der Stadt für ihre Belange. Vielleicht gewinnt die letztere jetzt Einblicke, die zu Entschlüssen führen, die dem ganzen Gasthofgewerbe nützen.

Die Produktionsmärkte des In- und Auslandes verkehrten in fester Haltung. Die Ernte ist in Süddeutschland, aber auch in grossen Teilen Mittel- und Norddeutschlands durch die schlechte Witterung im Rückstand und vielfach ist das Brotgetreide für die menschliche Ernährung nicht verwendbar. Von Argentinien lauten die Nachrichten ungünstig; mit grösseren Lieferungen aus Russland glaubt man in nächster Zeit nicht rechnen zu können; Frankreichs Ernte ist auch verregnet.

Seit 10 Jahren ist zum ersten Male wieder ein Jahresbericht des Vereins Hamburger Reeder erschienen Er stellt fest, dass die deutsche Handelsflotte auch heute noch nicht den Eigenbedarf Deutschlands zu decken vermag. Die deutsche Reederei verfügt trotz angestrengten Wiederaufbaues heute nur über 4 Prozent der Welttonnage. Die Betriebskosten unserer Schiffahrt erreichen den Weltstandard und die Hoffnungen auf eine gewinnbringende Tätigkeit sind angesichts der sozialen und steuerlichen Belastungen gering.

München. K. Werner.

Modeführer für Herbst und Winter. Soweit man es bisher überblicken kann, wandelt die kommende Herbst- und Wintermode nur scheinbar auf ausgetretenen Bahnen, sie bringt doch sehr viel Neues, das vorbereitend auf eine neue Linie hindeutet. Zunächst bleibt die uns vom Sommer her vertraute Schlankform gewahrt. Das Leibchen formt, ohne direkt anschließend zu sein, die Konturen des Körpers gewissenhaft nach. Es ist lang und umschließt besonders die Hüftpartie vollständig glatt. Mehr noch als das Leibchen ist der Rock dem Körper angepaßt. Solch ein Kleid sieht gewiß tadellos aus auf einer schlanken, ebenmäßigen Figur, die würdig wäre, einem Bildhauer als Vorbild zu dienen, für alle anderen aber ist eine etwas weniger enge Mode viel vorteilhafter. Es ist aus diesem Grunde oft recht schwer, das Richtige zu treffen. Zu Vielerlei ist zu beachten, darum bedarf man vor allen Dingen eines guten, unparteiischen Ratgebers. Hierzu seien die bekannten „Beyers Mode-Führer“ empfohlen, die in zwei Ausgaben, Band I, „Moden für Erwachsene“, und Band II, „Jungmädchen- und Kinderkleidung“, etwa 500 Vorlagen der neuesten Haus-, Sport-, Reise- und Gesellschaftskleidung sowie eine Fülle reizender jugendlicher Modelle bringen. Ein großer Schnittmusterbogen mit je 20 Modellen liegt jedem Band bei. Die Führer sind überall für Goldmark 1.80 (Band I) bzw. Mk. 1.20 (Band II) erhältlich, wo nicht, unter Nachnahme vom Verlag Otto Beyer, Leipzig T.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20 520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 38 München, 18. September 1924. XXI Jahrgang.

Der Streit um den Charakter der Zentrumspartei.

Von Univ.-Prof. Dr. Schmittmann.

Immer wieder tritt gerade bei religiös vertieften Menschen die Frage nach dem Charakter der Zentrumspartei in den Vordergrund. Sie fühlen, daß heute etwas nicht stimmt in der Haltung und in der Vertretung des katholischen Volksteiles. Sie lassen sich nicht täuschen durch einen gewissen parlamentarischen Einfluß der Zentrumspartei und sehen mit Wehmut, wie gering sich der Katholizismus durchzusetzen vermag als Gestalter der deutschen Volksseele. Das Antlitz, das das deutsche Volk zum großen Teil zeigt, trägt ganz unkatholische, unchristliche Züge.

Wir alle, denen diese Erkenntnis auf der Seele brennt, forschen nach Wegen, um unserer Weltanschauung wieder einen tieferen Einfluß zu sichern; wir suchen nach Möglichkeiten, wieder mitformend auf die Psyche unseres Volkes einzuwirken.

So ist es verständlich, daß die Frage nach dem Charakter der Zentrumspartei nicht zur Ruhe kommen will. Wir sehen die Verfassung, die Gesetzgebung geschaffen im Parlament und verlangen dementsprechend dort eine stärkere Auswirkung unserer Weltanschauung. Wir sehen unsere Abgeordneten eine emsige Tätigkeit entfalten, politisch wirken, Anlehnung suchen nach rechts und nach links zur Verbreiterung der Basis, Kompromisse schließen zur Sicherung des unter den gegebenen Verhältnissen höchst erreichbaren. — So ist unsere Weltanschauungsarbeit vorwiegend defensiv; wir wehren Angriffe auf das noch Erhaltene an katholischem Volkstum nach besten Kräften ab, wir kämpfen für die Erhaltung der konfessionellen Schule, für die Freiheit der Kirche. Aber es bleibt das bittere Gefühl, das sich immer mehr zur Gewißheit steigert, daß wir nicht politisch wirksam sind im höchsten Sinne des Wortes, daß wir nicht konstruktiv mitarbeiten am geistigen Neubau unseres Volkes.

Gerade die neuere Entwicklung läßt uns dieses Manko deutlicher vor die Seele treten. Im Kulturkampf und auch noch in den nachfolgenden Jahrzehnten hatten wir an Defensive so Gewaltiges zu leisten, daß es schon eine konstruktive Kraft bedeutete, den gesamten Einsturz der katholisch-kirchlichen Organisation zu verhüten und zu verhindern, daß auch die geschlossenen katholischen Gebiete in Deutschland zu einer zersplitterten Diaspora ohne zusammenhängende Einheit wurden.

Die mit dem Sturz des Alten eingetretene Freiheit hat diesen Defensivkampf gegen die machtstaatlichen Uebergriffe zum großen Teil beseitigt. Wir sind im Prinzip frei. Nun aber kommt das Große, das Erschütternde: wir stehen der demokratischen Staatsgestaltung entsprechend heute nicht mehr so sehr im Kampf gegen die Staatsorganisation, wir stehen vielmehr im freien Geisteskampf. Geist ringt mit Geist; der Geist des katholischen Volksteils muß sich durchsetzen gegen den Geist des antichristlichen Sozialismus, gegen den Geist des Mammonismus, gegen den Geist der reinen flachen Nützlichkeit und des Strebertums, gegen den Geist eines heidnischen Nationalismus der Staatsvergötterung. Hier trägt die Defensive ganz anderen Charakter; hier ist vollwertige Defensive unmöglich ohne aufbauende Geistesarbeit. Hier gibt es nur die Alternative: entweder Niederlage oder sieghaftes Durchdringen breiterer Volkskreise mit unserem Geist und Auswirkung dieses Geistes in der gestaltenden Form unseres politischen Lebens.

Diese innere Veränderung dessen, was die Partei zu leisten hat, ist uns noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen. Wir stehen ja noch zu nah am Beginn dieser grundstürzenden Aenderung, die der Uebergang vom Obrigkeitsstaat zur freiheitlichen Demokratie gerade auf diesem Gebiet zur Folge hatte. Wir sehen das innere Versagen des Zentrums trotz äußerer Erfolge, ohne uns über die tieferen Ursachen genügend Rechenschaft zu geben. Wir wissen nur das eine: so kann und darf es nicht weitergehen, oder der deutsche Katholizismus, der seine hauptsächlichste politische Vertretung im Zentrum findet, ist als geistige Macht, die dem Volke ihre Züge aufprägt, erledigt.

So ist es denn nur zu erklärlich, daß die Frage nicht zur Ruhe kommen will: Ist das Zentrum eine politische Partei, oder ist es eine Weltanschauungspartei, oder hat es gar eine konfessionelle Partei zu sein? Welche Basis gibt ihm wieder eine verstärkte Möglichkeit, seinen Geist auszuwirken und sieghaft zu gestalten?

Diese Frage taucht immer wieder auf; dann werden immer wieder von der Parteileitung beschwichtigende Erklärungen abgegeben, man versucht die Weltanschauungsmenschen, gerade die wertvollsten und tiefstringenden Persönlichkeiten, kalt zu stellen in der Partei, man übergeht sie, zieht Kraftmenschen, Organisationstalente über Gebühr in den Vordergrund und sieht nicht, wie mit dieser einseitigen Auslese die geistige Grundlage der Partei verarmt. Und da das Problem den tiefer schauenden Menschen eine Gewissensfrage ist, taucht es trotz aller Ueberkleisterungsversuche doch immer wieder auf. Man verfolge nach dieser Richtung doch einmal den Verlauf der Zentrumstagungen, vor allem derer, die sich nicht so sehr mit Fragen der Taktik und des parlamentarischen Erfolges beschäftigten, als vielmehr vorwiegend mit Gesinnungsfragen. Hier sind die Jugendtagungen am charakteristischsten. Man muß es der katholischen Jugend zur hohen Ehre anrechnen, daß sie so ernst ringt um die Klarstellung des Charakters der Zentrumspartei; aber aus der scharfen Fragestellung ergeben sich Divergenzen, die das Zusammenarbeiten in der Partei, besonders das Zusammenwirken zwischen den aktiven Politikern und der Jugend zu erschweren drohen. Und doch darf dieser Riß nicht tiefer gehen; ein warmes, intensives Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen suchender Jugend und wirkendem Leben ist ein Wesensbestandteil für die Partei. Die ringende Jugend ist die schaffende Kraft von morgen. Ein Nehmen der reifen Erfahrungen und ein Geben des ungetrübten Idealismus des aufsteigenden Geistes, das zusammen schafft eine kraftvolle Partei, die im Volke wurzelt.

Wenn nun aber über die grundlegende Frage nach dem Charakter der Partei bisher so wenig Einigkeit erzielt wurde, so mag dies seinen Grund haben in einer falschen Fragestellung. Es will mir scheinen, daß die Frage nach dem Charakter der Partei erst die Lösung einer Vorfrage erfordert: Wie schaffen wir wieder den katholischen Menschen? Aber damit ist nicht gemeint: Wie schaffen wir wieder den katholischen Menschen als Einzelerscheinung? Ihn haben wir Gott Dank noch nicht verloren, und gerade dadurch sind wir bewahrt geblieben vor vollständiger Verflachung und sind nicht zur Ruhe gekommen mit dem Ringen um das Weltanschauungsproblem in der Partei. Die Frage ist nur: Wie schaffen wir wieder den katholischen Menschen als Typ, als Normalerscheinung im katholischen Volkskreis? Es ist klar, daß hier nicht der katholische Mensch gemeint ist, dessen Wesen mit einem Firniß katholischer Erziehung überzogen ist, einem Firniß, der in gutem Wetter leidlich haltbar ist, in den Stürmen des Lebens aber verblaßt, zerfällt und dann den ungezügelten Genuß- oder Machtmenschen unverhüllt zum Durchbruch kommen

läßt. Wir verstehen hier unter „katholischem Menschen“ die Persönlichkeit, der die Weltanschauung ein Teil des inneren Wesens geworden ist, eine Persönlichkeit, die innerlich umgestaltet ist im Feuer der katholischen Idee, der katholisches Handeln ein Ausfluß ist dessen, was im Inneren glüht, der katholisches Handeln nur die Formung der Idee in Taten bedeutet.

Wenn wir diese Charakteristik voranstellen, wird schon klarer, inwiefern die Frage nach dem Charakter der Zentrumspartei abhängig erscheint von der Vorfrage nach der Schaffung des katholischen Menschen als Typ. Wir werden viel erfolgreicher sein in der Vertiefung des Parteicharakters, wenn wir zunächst darangehen, das katholische Wesen im Einzelmenschen, in den kleinen Gruppen, in den Berufsschichten zu pflegen.[1])

Ist das katholische Volk einmal wieder ein Bund tiefgeformter katholischer Menschen, denen ihr äußeres Handeln ein natürlicher Ausdruck des innerlich geschauten katholischen Ideals ist, dann wird sich die Frage nach dem Charakter der Zentrumspartei mit einer heute gar nicht zu ahnenden Selbstverständlichkeit ergeben. Dieses Leben aus dem Glauben wird mit einer gewissen Intuition das katholische Volk erkennen lassen, ob es der richtige Weg ist, sich zusammen zu schließen zu einer Weltanschauungspartei oder gar zu einer konfessionellen Partei, oder ob es in seinem Kreis über genügend Persönlichkeiten verfügt, die sich mitten hineinstellen können in das Getriebe des rein Politischen, ohne auch nur einen Schimmer der eigenen Weltanschauung zu verlieren. Haben wir genügend solch tief fundierter katholischer Persönlichkeiten, nicht nur für das Parlament, sondern auch für die politische Wirksamkeit in der kommunalen Selbstverwaltung, in den Gewerkschaften, in der ganzen öffentlichen Tätigkeit, dann können wir der katholischen Weltanschauung eine Eroberungsmission im neuheidnischen Leben zugedenken; es kann dann sogar die Frage erwogen werden, wie weit das kommunistische Zellensystem Erfolg verspricht, das die Parole ausgibt: drin bleiben in den anders gearteten Organisationen als Zellen der wachsenden Kraft und so diese Organisationen von innen heraus umgestalten. Aber dieses System verspricht jedenfalls nur dann Erfolg, wenn diese Zellen eine intensive eigene Lebenskraft besitzen und dadurch gesichert sind gegen Aufsaugung durch die Kräfte der sie umgebenden Schale.

So ist die Jugend mit ihrem Streben nach religiöser Vertiefung auf dem richtigen Weg; nur stelle man den Streit um den Charakter der Zentrumspartei zurück. Haben wir genug Weltanschauungsmenschen, dann werden sie die Partei vergeistigend und formend gestalten. Nur auf diesem Wege kommen wir von der Kritik zur aufbauenden, Werte schaffenden Arbeit, nur so zur organischen, von innen heraus wirkenden Reform der Partei. Ob dies eine Programmänderung erfordert oder nur eine vergeistigte Erfassung des Programms, das heute fast wie eine Schale ohne lebendigen Inhalt wirkt, ist eine spätere Sorge. „Menschen mit Seele sind die Seele der Partei.“

Der Anfang aber, den wir heute schon machen können, ohne auf andere zu warten, das ist, mit unserer eigenen Vervollkommnung zu beginnen, damit zunächst schon einmal an diesem einen Punkt, für den wir am allerverantwortlichsten sind, das Volksleben und die Partei lebendiger, geistiger, weltanschaulich vertiefter werden. Und dieser eine Punkt wird dann Hoffnung für viele, Kristallisationspunkt für eine Gruppe gleichstrebender Menschen. Gerade der Krieg hat uns gelehrt, wie viel trotz der Aufbietung von Massen auf den Einzelnen ankommt, wie viel ein Einzelner, der zäh fortschreitend seinem Ziele zustrebt, zu leisten vermag; wie vielen anderen er Halt gibt, und wie er den Weg bahnt für zahllose, die nur als Gefolgschaft eines Vordermannes sich durchzusetzen vermögen.

Und dann das andere: Umformung, Vertiefung unseres katholischen Organisationslebens. Die konfessionellen Arbeitervereine sind mehr oder weniger kaltgestellt durch die vorwiegend gepflegten Gewerkschaften, die aber infolge des zunehmenden Materialismus in einer tiefgehenden Krisis sind. — Unsere katholischen Studentenkorporationen sind vielfach in Aeußerlichkeiten verflacht, vom Nationalismus zersetzt, ohne weltanschauliche Tatkraft und ohne wissenschaftliche Vertiefung. Weiten Ständen fehlt noch jede konfessionelle Organisation, so den Landwirten, den Unternehmern. Die Wiedererweckung des tief katholischen Menschen als Normalerscheinung sei also unsere erste und höchste Sorge; alle anderen Reformen werden kraft dieses neuen, sieghaften Geistes sich organisch von innen heraus von selbst ergeben.

[1]) Vergl Dr E. Michel, Zur Grundlegung einer katholischen Politik. Carolus-Druckerei Frankfurt a. Main 1924. ℳ 1.—.

Weltrundschau.

Der Völkerbund in Genf förderte nach der schon erwähnten Entschließung, die auf eine allgemeine Abrüstungskonferenz hinweist, nichts Bemerkenswertes. Unter den weiterhin gehaltenen Reden verdient besondere Beachtung die von Lord Parmoor, der nochmals für baldigen Beitritt Deutschlands eintrat, dann die des ungarischen Vertreters Graf Apponyi. Sie brachte scharf zum Ausdruck, daß die Minderheiten nicht viel Zutrauen zum Völkerbundsrat hätten, und daß die Abrüstung wirklich allgemein sein müsse.

Der deutsche Widerruf der Schuld am Kriege ist den fremden Regierungen auch jetzt noch nicht notifiziert. Diese Frage sowie die des Eintritts in den Völkerbund soll ein Kabinettsrat am 22. September behandeln. Inzwischen ist bekannt geworden, daß der Widerruf von Ländervertretern im Reichsrat angeregt und von der Reichsregierung schon in London geplant war, dort aber wegen Arbeitsüberhäufung (?!) unterlassen wurde.

Am 8. September hat die abschließende Militärkontrolle der Entente in Deutschland begonnen.

In der Nacht vom 9. zum 10. September ist die Zollgrenze zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet aufgehoben und sind die Zollposten eingezogen worden. Auch die Räumung des Ruhrgebiets macht sichtlich Fortschritte. Owen Young, der amerikanische Reparationsagent, schätzte, daß bereits die Hälfte des Ruhrgebiets von Besatzung frei sei. — Die Rückkehr der Ausgewiesenen und die Freilassung der politischen Gefangenen ist im Gang, in einzelnen Fällen werden Schwierigkeiten gemacht.

Innerhalb der Deutschnationalen Partei gibt es seit Annahme der Dawesgesetze große Spannungen. So haben die Deutschkonservativen in einer scharfen Erklärung die Haltung der Partei gemißbilligt.

In Italien wurde der faschistische Abgeordnete Casalini von einem kommunistischen Arbeiter erschossen. Der Mörder bezeichnet die Tat als Rache für Matteotti. Die nachfolgende Aufregung führte verschiedenerorts zu Unruhen.

Die Kämpfe Spaniens in Marokko haben an Heftigkeit zugenommen. Französische Meldungen bezeichnen die Lage als kritisch; besonders sollen die Spanier in Tetuan eingeschlossen sein.

Die chinesische Regierung hat die Forderung der Mächte, zum Schutz der Fremden eine neutrale Zone um Shanghai zu schaffen, abgelehnt. Sie weist auch jede andre Einmischung zurück. Der Bürgerkrieg ist inzwischen in ganz China entbrannt. Peking wird von der mit Sunyatsen verbündeten Mandschurei bedroht.

Aus Mecklenburg.

Von Dr. Otto Kunze.

Ostelbien, aber nicht Preußen, das ist Mecklenburg. Ostelbisch ist die Landschaft: Sand, Seen, Kieferngehölz, Wiesen mit bunten behäbigen Kühen und braunen, frei grasenden Pferden; spärliche Ansiedelungen mit Strohdächern um ein stattliches Herrenhaus. Die wenigen Städte sind breit angelegt und zeigen in ihren Kirchen die norddeutsche Backstein-Gotik. Massig und doch reichgegliedert ragen diese Gotteshäuser wie Burgen über die meist niedrigen und anspruchslosen Profanbauten hervor und wirken ungewöhnlich groß. So die Dome von Güstrow oder gar von Schwerin, das bis zur Einführung der Reformation (1549) der Bischofsitz des Landes war. Prunkvolle Fürstengräber im Inneren mit knieenden oder ruhenden Marmorbildern haben die katholischen Seitenaltäre und Heiligenfiguren verdrängt und versinnbilden die Staatlichkeit des neuen Kirchenwesens. Klein und arm sind neben diesen Domen die heutigen katholischen Kirchen. Erst seit 1903 ist ja den Katholiken in Mecklenburg öffentliche Religionsübung gestattet, völlig unbeschränkte überhaupt erst seit der Revolution. Im 19. Jahrhundert war mehr als reine Privatandacht nur den katholischen Gemeinden zu Schwerin und Ludwigslust zugestanden. In Ludwigslust baute Großherzog Friedrich Franz I. die katholische Kapelle in seinem Schloßpark und besuchte allsonntäglich die hl. Messe. Ob er etwa heimlich katholisch geworden, ist nicht bekannt.

Ostelbisch ist Mecklenburgs Volksart und ihr geschichtliches Werden. Die germanische Urbevölkerung wurde im 5. Jahrhundert n. Chr. durch die slawischen Wenden, besonders vom Stamm der Obotriten verdrängt. Diese wieder wurden von

deutschen Missionaren zum Christentum bekehrt. Die Fürsten der Obotriten riefen selbst Priester und Kolonisten ins Land. Pribislav, der Sohn Niklots, des Stammvaters der bis 1918 regierenden Dynastie, trat 1164 selbst zum Christentum über und wurde 1170 deutscher Reichsfürst. In der Folge entwickelten sich die sozialen Verhältnisse in Mecklenburg entsprechend denen im ganzen nordostdeutschen Siedelungsgebiet: Großgrundbesitz mit abhängigen, oft leibeigenen Hintersassen. Nur wurde es bekanntlich die Eigentümlichkeit Mecklenburgs, daß es die Wandlung zum modernen Staat, zur absoluten, später konstitutionellen Monarchie nicht mitmachte. Es bewahrte die mittelalterliche Ständeverfassung. Der Großherzog regierte eigentlich nur, wo er zugleich Grundherr war, im sog. Domanium. Neben ihm standen ziemlich unabhängig die Stände der Gutsbesitzer (Ritterschaft) und der Städte (Landschaft). Die Prälaten waren seit der Reformation weggefallen. Doch vermehrten ihre säkularisierten Güter nicht einseitig die Macht der Herzöge, sondern es gelang den Ständen, sich die drei reichen Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz zu sichern — zur Versorgung ihrer ledig bleibenden Töchter. Ritterschaft und Landschaft bildeten bis 1918 den Landtag. Alle Versuche, den Konstitutionalismus einzuführen, scheiterten am Widerspruch der Ritter und an der Gleichgiltigkeit des Volkes. Letzteres befand sich nämlich bei den alten Zuständen durchaus wohl. Auch die Revolution wurde ganz äußerlich von zugereisten Hetzern gemacht. Daß sie überhaupt gelang, verschuldete neben dem gemeindeutschen moralischen Zusammenbruch bei Kriegsende die besonders große Passivität des Mecklenburger Volksschlags. Inzwischen ist ja die Gegenwirkung eingetreten — Ernüchterung kann man nicht sagen, da von einem Rausch nie die Rede war — und drückt sich aus in einer rechtsgerichteten Landtagsmehrheit und Regierung. Freilich auch diese hat ihre eigentliche Aufgabe noch nicht erfaßt, nämlich den neuen, künstlich geschaffenen, formaldemokratischen Freistaat umzubilden zu einem Gemeinwesen deutschen Rechts. Nirgends wäre das ja leichter als in Mecklenburg, wo der organische Ständestaat noch dicht vor den Toren der Gegenwart liegt. Der plötzliche Bruch mit ihm hat die schwersten Mißstände verursacht. Aus den Gutsbezirken, wo früher der Besitzer für die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt sorgte, hat man Gemeinden gebildet, wo die Taglöhner als Gemeinderat Beschlüsse fassen sollen über Wegebau, Feuerschutz usw., die völlig zwecklos sind. All diese Einrichtungen sind ja Privateigentum des Gutsherrn. Hier ist schon die preußische Regel besser, daß der Besitzer zugleich als Ortsvorsteher gilt. Aber es ist leichter, im Landtag gegen die Dawesgesetze zu poltern oder fern vom besetzten Gebiet die Franzosen zu vernichten, als gesunde Landespolitik zu treiben. Mecklenburg leidet überdies an der ungesunden Erscheinung, die wir in den kleineren deutschen Staaten vielfach beobachten: Fremde regieren oder vertreten das Volk. Berlin schickt Gewerkschafts- oder Parteisekretäre, es schickt auch den einzigen deutsch-nationalen Reichstagsabgeordneten des Obotritenlandes Dr. Friedrich Everling. Der sonst treffliche Mann ist Mitglied des Preußenbundes und bekämpft als solcher den Artikel 18, der die Handhabe zu vernünftiger Vereinigung von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz bieten könnte.

Angesichts der Tatsache, daß von den heutigen politischen Parteien Mecklenburg nicht viel zu hoffen hat, und gar nichts für die Behauptung seines selbständigen und eigenartigen Daseins, bricht sich immer breiter eine Bewegung Bahn, die teils aus der Pflege der niederdeutschen Sprache, der heimatlichen Tracht usw., teils aus der Anhänglichkeit ans alte Fürstenhaus, teils aus bodenständigem Föderalismus entstanden ist. Die Bewegung stellt sich dar im Mecklenburger Volksbund (Güstrow) und hat ein gut geleitetes Organ in der Zeitschrift Der Mecklenburger. Bemerkenswert sind die 10 Grundsätze des Mecklenburger Volksbundes:

„1. Das Recht ist das Fundament des Staats. Recht ist nur das, was dem sittlichen Sollgesetz entspricht.

2. Die Quelle des sittlichen Sollgesetzes ist der dem Christentum innewohnende moralisch-soziale Gedanke.

3. Rechtsbruch ist stets verwerflich. Macht geht niemals vor Recht. Es gibt keinen Unterschied zwischen öffentlicher und privater Moral. Die Moral ist jedoch nicht verletzt, wenn Notwehr die Handlung fordert.

4. Das Gesetz entspricht nicht den sittlichen Grundtatsachen und schafft Unrecht, nicht Recht, wenn es einzelne Klassen daniederhält, wohlerworbene lebenskräftige Rechte beseitigt und damit die geschichtliche Entwicklung abschneidet.

5. Wir erstreben Selbständigkeit und Gleichberechtigung der deutschen Gliedstaaten unter Wahrung der Einheit des Ganzen auf der Grundlage von Recht und Freiheit (bündisches oder föderalistisches Prinzip).

6. Dem Stamme sein Land. Mecklenburg den Mecklenburgern!

7. Wir erstreben die Vereinigung aller Stämme deutscher Zunge unter einer kraftvollen Reichsgewalt.

8. Den deutschen Einzelstaaten ist zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten die volle Selbständigkeit zurückzugeben.

9. Abkehr von Klassenhaß und Gewerkschaftsterror, von Bürgerkrieg und Putsch und Einkehr zum inneren Frieden. Zu diesem Zweck baldigste Umwandlung der einzelstaatlichen Parlamente in berufsständische Wirtschaftsvertretungen und Schaffung eines Wirtschaftsparlaments im Reich von ähnlicher Bedeutung wie das politische Parlament.

10. Streben nach Vertiefung des Stammesgefühls durch Pflege der geschichtlichen und kulturellen Besonderheiten."

Eine authentische Erläuterung (Der Mecklenburger Nr. 5—8) verdeutlicht, was ein aufmerksamer Leser schon selbst erkennt: diese Grundsätze enthalten echten großdeutschen Föderalismus. Mecklenburg ist eben nicht Preußen. Mensch und Staat verhalten sich hier ganz anders. Es herrscht die alte deutsche Anschauung, daß der Staat auf Rechten und gegenseitigen Verträgen der Einzelnen, der Körperschaften und der Stände beruht. Er ist nichts absolutes, allmächtiges. Nicht der Staatsbeamte oder Offizier war im alten Mecklenburg der Angesehenste, sondern der freie Besitzer. Bezeichnende Beispiele gibt es dafür. Bei Hofe ging der General hinter dem jüngsten Mitglied der Ritterschaft. Im Verkehr des Adels auf den Gütern sah man die Offiziere ungern in Uniform, lieber im Frack. Länger her ist, was ein englischer Reisender berichtet: beim Herrenreiten in Neubrandenburg erregte es Anstoß, daß ein preußischer Leutnant in Uniform mitreiten wollte; das sei „bezahlte Hand" und gehöre zu den Jockeis![1]) So stolz waren die mecklenburgischen Ritter. Es war jedoch kein raubritterartiges Herrenbewußtsein, sondern gutes deutsches Rechtsbewußtsein. Das bewiesen manche von ihnen gegenüber der gewaltsamen Umwälzung von 1866. Zur neuen Verfassung des Norddeutschen Bundes nahm natürlich auch der Mecklenburger Landtag Stellung. Dabei reichten zwei Freiherrn von Maltzan ein ablehnendes Diktamen ein, dessen Sätze heute zum Teil fast prophetisch klingen. So heißt es:

„Im Deutschen Bunde, wie früher in der reichen Gliederung des Deutschen Reiches, hatte Mecklenburg gleich anderen deutschen Stämmen Raum, seine Sonderart, seine Individualität zu pflegen und zu entwickeln. Dabei hat es seinen deutschen Sinn und Charakter seit lange glänzend bewährt, sowohl durch treue Erfüllung seiner Pflichten gegen Kaiser und Reich und Deutschen Bund, als sonderlich dadurch, daß es durch Bewährung seiner ständischen, charakteristisch deutschen Verfassung dem andringenden ausländischen, deutschfeindlichen Einfluß den stärksten Widerstand geleistet hat. Das gilt inbezug auf den nach französischem Vorgang andringenden Absolutismus im Anfang des vorigen Jahrhunderts; das gilt inbezug auf die gegen solchen Absolutismus reagierende Revolution zu Ende jenes Jahrhunderts und inbezug auf den einen Ausgleich zwischen beiden Richtungen suchenden französischen Konstitutionalismus. Heute ist es Mecklenburgs Aufgabe, gegen eine andere, ebensowenig in deutschem Boden wurzelnde politische Richtung nach Kräften Widerstand zu leisten: gegen die Tendenz zur Bildung großer konzentrierter, alles nivellierender Militärmonarchien, welche die Keime aufreibenden Kampfes zwischen Militärdiktatur und demokratischer Republik in sich tragen — eines Kampfes, in welchem deutsches Leben und deutsche Freiheit niemals gedeihen können."[2])

Auf demselben Landtag gab ein Herr von Arnswaldt-Gustävel ein Diktamen ein, das u. a. ausführt:

„Das Werk, das man den norddeutschen Bund nennt, und das jetzt durch eine codifizierte Verfassung eine feste Gestalt gewinnen soll, ist nach unserer Ansicht nicht auf dem Grund gebaut, der allein Bestand und göttlichen Segen verspricht, und wir können die Förderung eines solchen Werkes nicht mit zuversichtlichem Vertrauen verfolgen.

Wir müssen aber den vorliegenden Verfassungsentwurf auch aus anderen Gründen für unannehmbar erklären. Er spricht die Vernichtung der Eigenart Mecklenburgs aus, ohne uns Aussicht auf eine naturgemäße Umbildung zu bieten. Der Entwurf verfügt die Mediatisierung unserer Fürsten, indem er die Summe der wichtigsten Regentenrechte einem fremden Souverain überträgt; er vernichtet die Selbständigkeit unseres staatlichen Lebens, indem er unser Schicksal in die Hände einer Zahl von Personen legt, die von den Interessen und Bedürfnissen Mecklenburgs keine Kenntniß, oder die kein Herz dafür haben.

Man hat viel schöne Worte zum Besten gegeben von der Einheit Deutschlands, nach welcher die Völker verlangen, und von dem hohen Berufe Preußens, diese Einheit herzustellen.

[1]) James Appelay in The Sporting Magazine, London 1829.

[2]) Vergl. für dies und das folgende: Archiv für Landeskunde in den Großherzogtümern Mecklenburg. 17. Jahrgang V. u. VI. Heft S. 270—273. (Schwerin 1867.)

Auch wir halten eine engere Einigung Deutschlands für ein großes hohes Ziel, das wohl der Opfer werth ist, wohlverstanden wenn sie ohne Auflösung berechtigten individuellen Lebens und auf dem Wege geordneter Entwicklung geschaffen werden kann, und für eine solche Einigung soll auch Mecklenburg Opfer bringen.

Für das, was unter der Pression einer rücksichtslosen Gewalt hergestellt ist, können wir uns nicht begeistern; dafür die Kräfte und die Existenz Mecklenburgs einzusetzen, streitet gegen unsere Ueberzeugung. . . . . . .

Endlich sagt man, ein Versuch des Widerspruchs sei zwecklos, weil er keine Aussicht auf Erfolg habe. Zunächst ist es nicht der Erfolg allein, nach dem wir unser Thun zu bemessen haben, und überdies steht jeder Erfolg in Gottes Hand. Das aber lehrt oft die Erfahrung schon eines Menschenlebens, was mit Gewalt genommen ist, kann mit Recht zurückgefordert werden; — was freiwillig hingegeben ist, haben wir kein Recht zurückzufordern."

Der das schrieb, war kein Jurist oder Philosoph, sondern ein schlichter Landedelmann. Aber er glaubte an Gott und an eine ewige Ordnung; deshalb konnte er so treffend urteilen. — Auch zwischen 1866 und 1918 gab es in Mecklenburg unbeirrte Kämpfer für das Recht. Manche Fäden führten nach Hannover, und besonders der edle Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz nahm eine ganze Anzahl vertriebener Hannoveraner in seine Dienste. Eine Zeitlang gab es auch eine mecklenburgische Rechtspartei (von Recht!) und ein Blatt Der Mecklenburger, herausgegeben von Paul Prillwitz, das ihre Ideen vertrat. Ein Zusammenhang zwischen diesen Bestrebungen und dem jetzigen Volksbund und seinem Organ besteht indes höchstens geistig, nicht förmlich.

Beide Mecklenburg bilden zusammen ein Gebiet von 16000 Quadratkilometern mit annähernd 800000 Einwohnern. Sie sind fähig, einen lebenskräftigen Bundesstaat des Deutschen Reiches zu bilden. Die kernige Eigenart des Volkes und der gute Geist, der sich wieder so kräftig regt, geben auch Hoffnung, daß Mecklenburg ein starker Pfeiler des künftigen föderalistischen Großdeutschland wird.

Ein deutsch-völkisches Evangelium.

Von Dr. P. Dominikus Becker O. F. M., München.

(Fortsetzung.)

Im Grunde genommen sind es übrigens keine textkritischen oder überhaupt wissenschaftlichen Gründe, von denen Dinter sich leiten läßt; er setzt sich vielmehr bewußt und ausdrücklich über die Grundsätze der wissenschaftlichen Schriftauslegung hinweg. „Selbst wenn es gelänge, die Urschriften der Synoptiker wörtlich wieder herzustellen, ja wenn die Urschriften selber eines Tages aufgefunden werden sollten, sie würden sicherlich nicht den reinen Sinn der Heilandslehre zum Ausdruck bringen, denn ebensowenig wie die Bearbeiter, hatten auch die Evangelisten selber, mit Ausnahme des Verfassers des Johannes-Evangeliums, den reinen Sinn der Heilandslehre erfaßt . . . Außer seinem Lieblingsjünger Johannes hat ihn kein einziger, auch Petrus nicht, verstanden. Von dem Alten Testamente, insbesondere von der alttestamentarischen Messias-Auffassung, welcher der Heiland schroff entgegengetreten ist, sind sie (die Apostel und Jünger) niemals losgekommen, auch nach seiner Auferstehung nicht. Alle Aussprüche des Heilandes, obwohl sich viele von ihnen scharf gegen den Wahn des Alten Testamentes richten, fassen sie im alttestamentarischen grobstofflichen (materialistischen) Sinne auf. Die Verfasser der synoptischen Evangelien vollends und ihre Bearbeiter, auch ein Bearbeiter des Johannes-Evangeliums werden nicht müde, alles, was der Heiland lehrte, lebte und litt, in den blinden Sack des alttestamentarischen Erfüllungssystems hineinzupacken, obwohl der Heiland selber das Alte Testament mit feiner Ironie abgelehnt, und als dies nicht fruchtete, mit Axthieben zertrümmert hat" (197 f.). „Unter ganzen Bergen alttestamentarischen Wüstensandes liegt in den uns überlieferten Evangelien-Texten die reine Lehre des Heilandes begraben. Dieser Schutt muß erst weggeräumt werden, wenn man zu ihr vordringen will. Das habe ich mit dieser Evangelien-Bearbeitung getan" (199). Das also meint Dinter, wenn er in der Widmung sagt: „Ich habe die Berichte der Evangelien aus den griechischen Urkunden im Geiste der Wahrheit neu übersetzt, von allen Zutaten und Fälschungen befreit und in geordneten Zusammenhang gebracht." Diese Worte der Widmung werden in den „Erläuterungen" zu wiederholten Malen näher erklärt, z. B. „nicht darauf kommt es an, was der gelehrten Schriftkritik zufolge die Evangelisten, ihre Bearbeiter und Uebersetzer aus den Heilandsworten herausgelesen haben, sondern einzig und allein darauf, was wir aus ihnen herauslesen! . . . Für uns kommt es einzig und allein darauf an, was wir als Deutsche aus den Heilandsworten herauslesen können und herauslesen müssen! Hierbei können mir nur Deutsche Leitsterne sein. Was unsere großen Geistesheroen Goethe und Kant und in ihrem Geiste lebende und wirkende Führer, wie Herder, Lagarde und der reinstem germanischem Blute entsprossene Chamberlain, den wir mit Stolz einen der größten und besten Deutschen nennen, aus den Heilandsworten herauslesen, das ist mir Vorbild, nicht was irgend ein dem mittelmeerländischen Rassenchaos entsprungener Bearbeiter oder Uebersetzer daraus gelesen oder daraus gemacht hat."

Ein geradezu krankhaft überspanntes, völkisches Rassenbewußtsein führt hier das Wort. Jeder objektive Maßstab ist da abgelehnt. Das Ich, die persönliche Intuition ist zum Maß der Dinge gemacht, der blinden Willkür ist Tür und Tor geöffnet. „Seelische Analyse" nennt das Dinter. „Wie die seelische Analyse mit eindeutiger Sicherheit über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse entscheidet, so auch wenn es gilt, die Echtheit eines Heilandswortes oder seinen Sinn festzustellen. Die seelische Analyse verhält sich zu irgend einem textkritischen Reagens, wie die quantitative zur qualitativen in der Chemie. Ihre Methode läßt sich freilich nicht erlernen, sie ist Sache intuitiver Schaukraft. Mit Gelehrsamkeit allein ist da nichts auszurichten" (201). „Ich bin kein gelehrter Theologe, sondern ein einfacher gottsuchender Christ, dem auf diesem Forschungsgebiete nur sein religiöses Empfinden zur Verfügung steht . . . Die echten Heilandsworte sind an ihrem schlichten, klaren, oft herben Tone, der sich zu vollen Akkorden bis zu überirdischer Musik steigern kann . . . für jeden untrüglich zu erkennen, der diesen Ton auch nur ein einzigesmal aufgefangen hat" (283 f.).

Rein subjektive Geschmacksurteile entscheiden manchmal über Echtheit und Unechtheit der Christusworte. Ein paar Beispiele: „Die Wehrufe über Chorazin, Bethsaida und Kapernaum Mt. 11^{20-24} und Lc. 10^{13-15} sind so unverkennbar alttestamentarisches Rabengekrächz, daß darüber kein Wort zu verlieren ist." (308.) „Der Anfang von Mt. 5^{14} „Ihr seid das Licht der Welt" ist eine der Stellen, die Matthäus von Johannes übernommen und für seine Zwecke umgefälscht hat. Das Christuswort „Ich bin das Licht der Welt" wird hier in paulinischem Größenwahn auf die Jünger Christi angewandt, zu deren legitimen Nachfolgern die Theologen als „Licht der Welt" hier eingesetzt werden sollen. Den Kirchenlichtern soll durch diese Fälschung der erforderliche Nimbus zum Geltendmachen ihrer Dogmen verliehen werden. Diese und noch andere von Matthäus aus Johannes entlehnten und umgefälschten Stellen könnten darauf hindeuten, daß das Evangelium des Johannes jünger — soll doch wohl heißen: älter — sei als das des Mt. Wo der Rest des Verses 14: Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben, herstammt, darüber mögen sich die Schriftgelehrten den Kopf zerbrechen. Aus dem Munde Christi stammt diese Banalität sicher nicht (286). Auch „daß der Heiland seine verständnislosen Jünger als „das Salz der Erde" bezeichnet haben sollte, ist seelenkundlich undenkbar" (285).

In dem Heilandswort Mt. 5^{22} „Jeder, der seinem Bruder zürnt, ist dem Gerichte verfallen" legt Dinter großes Gewicht auf das Wörtlein „grundlos", also „grundlos zürnt". Das „grundlos", welches noch die ältesten Uebersetzungen führen, so äußert sich Dinter (286 f.), ist in den besten griechischen Handschriften, die dem kirchlichen Kanon zugrunde liegen, gestrichen." Dinter gibt also den alten Uebersetzungen den Vorzug vor den besten griechischen Handschriften. Es ist aber nur zu natürlich, daß bei einer Uebersetzung solche Zusätze hereinkommen. Jede Uebersetzung ist ja bis zu einem gewissen Grade zugleich Erklärung. Das „grundlos" ist in unserer Stelle sicher nicht ursprünglich, sondern eine Abmilderung des scharfkantigen Heilandswortes. Dinter selbst erklärt an einer anderen Stelle bei Mt. 5^{32} zu den Worten παρεκτὸς λόγου πορνείας „es sei denn wegen Unzucht", die er als „Fälschung des Matthäus" abtun zu sollen glaubt; „Kompromisse irgend welcher Art kennt der Heiland nicht" (304). Eine Kompromiß-Lesung ist aber offensichtlich jenes „grundlos" in Mt. 5^{22}. Indes, wissenschaftliche Gründe sind ja, wie schon gesagt, bei Dinter nicht maßgebend, wenn er solche auch gelegentlich vorschützt. Die vermeintliche „Auslassung" des Wörtleins „grundlos" gibt ihm Veranlassung zu Expektorationen über den Unterschied zwischen dem „heiligen Heilandszorn" und „der Zorneswut des Judengottes Jahwe". Und weiter ereifert er sich: „Das süßliche Heilandsbild, das sich die jüdisch-römische

Kirche zurecht gemacht hat, erträgt es nicht, daß Christus das Zürnen überhaupt gestattet. . . Sie wissen wohl, warum sie uns zu sanften Schafen machen möchten, die jüdisch-römischen Dunkelmänner! Aber es wird ihnen nicht gelingen, unseren heiligen deutschen Heilandszorn, den furor teutonicus einzuschläfern! Wir Völkischen wissen, worum es geht! Der Herzog-Heiland selber, flammend von heiligstem Zorn, trägt uns die schwarz-weiß-rote Hakenkreuzfahne voran gegen Juda und Rom, gegen Lüge und Verrat, gegen Teufel und Tod! Wir wissen, worum es geht!" (286 f.)

Dinter hat ein eigenes Glaubensbekenntnis formuliert, niedergelegt in seinem Zeitroman „Die Sünde wider die Liebe" und in Fettdruck wiederholt in der „Apologie", die er seinem „Evangelium" beigibt. (S. 208.) „Das hier von allen alttestamentarischen und dogmatischen Fälschungen gereinigte Evangelium ist die Grundlage des Geistchristentums, das ich in meinen Büchern darstelle. . ." Er hat also **sein** Evangelium, und nach diesem **seinem** Evangelium macht er **das** Evangelium zurecht. Sein „Geistchristentum" ist der Maßstab, an dem er die einzelnen Evangelien mißt und wertet. Das Johannes-Evangelium ist ihm „das Evangelium des Geist-Christentums" (223). „Die gewaltigste antisemitische Schrift, die jemals geschrieben worden ist" (230). „Lukas erweist sich . . als der zuverlässigste Synoptiker. Gleichwohl enthält er ebenso wie Markus zahlreiche Fälschungen . . ., die der Pfaffeninstinkt des Matthäus stets mit sichtlicher Wonne übernimmt." Matthäus ist ihm ganz unsympathisch. „Im Laufe meiner Darstellung wird sich noch zeigen, daß das evangelische Eigengut des Matthäus sehr gering ist, daß er fast ausschließlich von Markus und Lukas lebt. Hierbei verwässert er die übernommenen Berichte und biegt sie ins Pfäffischdogmatische um. Die sichtlichen Fälschungen bei Markus und Lukas erweitert er noch und scheut sich auch nicht, echte Textstellen gründlich ins Gegenteil zu fälschen, wo das Dogma es verlangt." — Wie Dinter den Evangelisten in die Karten geschaut hat!

Dinter glaubt „die bis jetzt noch von keinem gelehrten Theologen beobachtete Tatsache" entdeckt zu haben, daß „der eigenartige . . . Ton der Heilandsreden im Johannes-Evangelium, den ich den Johannes-Ton nennen möchte, in zahlreichen Stellen des Lukas- und in einigen des Markus-Evangeliums wiederklingt, so Lukas 10^{22} . . ., ein unwiderleglicher seelenanalytischer Beweis, daß der Johannes-Ton der echte Heilands-Ton ist, daß ihn aber Lukas und Matthäus nicht rein aufgefangen haben, weil ihr geistiges Ohr zu grob gebaut war, während Johannes, der Lieblingsjünger Christi, der Donnersohn, für seine zartesten Schwingungen empfänglich war. Dieser Tatbestand ist zugleich eine empirische Stütze für meine Behauptung, daß die treueste Wiederherstellung der synoptischen Urschriften uns nie und nimmer die reine Heilandslehre erschließen könnte. Sie haben mit ihren unzulänglichen, durch den alttestamentarischen Irrwahn noch dazu völlig verstimmten Organen nur das aufgefangen, dessen sie fähig waren, und es nur verzerrt wiedergegeben. Daß auch die sorglichste Analyse den Johannes-Ton im Matthäus-Evangelium nicht finden kann, bestätigen die im weiteren Verlauf dieser Darstellung mit Matthäus gemachten Erfahrungen" (207). — „Die bis jetzt von keinem gelehrten Theologen beobachtete" von Dinter erst entdeckte Tatsache ist dem Theologen gar nicht neu. Man spricht in diesem Sinn als von etwas ganz Geläufigem „von johanneischen Stellen bei den Synoptikern". Gleich das erste von Dinter angeführte, als johanneisch empfundene Heilandswort (Lukas 10^{22}) steht aber nicht bloß bei Lukas, sondern auch in Mattäus 11^{27}. Der „Johannes-Ton" klingt also auch bei Matthäus wieder und gerade Matthäus ist es, der die Gegensätze zwischen christlicher und jüdisch-pharisäischer Religionsauffassung und Religionsübung besonders scharf herausarbeitet in der Bergpredigt und in der sogenannten Weherede des 23. Kapitels.

Freilich damit ist Dinter nicht zufrieden. Nach seinem deutschvölkischen Evangelium hat der Heiland nicht etwa bloß die jüdischpharisäischen Auswüchse bekämpft, sondern er hat das Judentum als solches und das ganze Alte Testament als Teufelswerk gebrandmarkt und verdammt. Man höre die Begründung und — staune! „Christus hebt das Gesetz und die Propheten in ihrer Gesamtheit auf durch den Satz: Alles nun, was ihr wollt, daß Euch die Menschen tun sollen, das tut ihr ihnen auch, das ist das Gesetz und die Propheten (Mt. 7^{12}, Lk. 6^{31}), d. h.: wenn ihr nach dieser meiner einfachen Lehre handelt, dann braucht ihr weder Gesetz noch Propheten" (283) „Für den gegen das Alte Testament gerichteten Geist des Johannes-Evangeliums ist es bezeichnend, daß Christus Jo. 7^{19} sagt: Hat nicht Moses **euch** das Gesetz gegeben?" Dinter betont und unterstreicht das „euch" und folgert: „Der Heiland schließt also die Geltung des Alten Testamentes für sich und seine Lehre aus und rechnet sich selbst nicht zu den Juden!" (321). Ebenso bei Johannes 10^{34}: „Steht nicht geschrieben in **eurem** Gesetz?" Er macht darauf aufmerksam, Christus spricht zu den Juden abermals von „eurem Gesetz" und nicht von „unserem Gesetz" (326). „Johannes 10^{8} bezeichnet Christus alle Propheten, die vor ihm gekommen sind, als Diebe und Räuber. Das ist die Ablehnung des Alten Testamentes, wie sie klarer nicht ausgesprochen werden kann" (321). Tillmann bemerkt in seiner Uebersetzung des Johannes-Evangeliums zu der Stelle: „Der allgemein gehaltene Satz hat oft Schwierigkeiten bereitet, aber der Gedanke an die alttestamentlichen Propheten und Gottesgesandten liegt gar nicht im Gesichtskreis der ganzen Bilderrede (Jo. 10). Es handelt sich (in dem ganzen Zusammenhang) immer nur um die Pharisäer und Hierarchen."

Johannes 5^{39} sagt der Herr zu den Juden: „Ihr durchforscht wohl die Schriften, da ihr glaubet, in ihnen ewiges Leben zu haben und sie sind es, die über mich Zeugnis geben, und doch wollt ihr nicht zu mir kommen, um Leben zu haben." Das wird bei Dinter (26) umgebogen, so daß Christus das Zeugnis des Alten Testamentes für seine Messias-Sendung in Zweifel stellt: „Ihr forschet in den Schriften, da ihr meinet, in ihnen ewiges Leben zu haben und sie es (eurer Meinung nach) sind, die von mir zeugen . . ." Eine ähnliche Einschaltung und Umbiegung haben wir bei Dinter Johannes $5^{46.47}$, wo er übersetzt: „Denn wenn ihr dem Moses vertrautet, so vertrautet ihr auch mir, da er ja (eurer Meinung nach) über mich geschrieben. Wenn ihr aber nicht einmal seinen Schriften vertraut, wie werdet ihr da meinen Worten vertrauen?" Die Einschaltung „eurer Meinung nach" ist hier ganz textwidrig. Im Griechischen steht ein selbständiger Satz und der lautet ganz positiv: „Denn von mir hat jener (Moses) geschrieben." (Fortsetzung folgt.)

In der Fremde.

Kalt ist die Fremde, ob der Sonne Glut
Den Lenz bei ihr in ewigen Fesseln hält,
Ob auch ein Glück dir sagt: Ich bleib dir gut,
Du stehst verwaist und abseits deiner Welt.

Ob dir ein Hüttlein ward, mit Wein umkränzt,
Darin Zufriedenheit am Herde weilt,
Ob dein Palast in Gold und Marmor glänzt,
Dein Herz wird nimmer froh und bleibt geteilt.

Ob deiner Freunde Zahl sich täglich mehrt,
Ob sie es treu und redlich mit dir meint,
Es kommt die Stunde, wo dein Herz entbehrt
Den besten Freund und bitter um ihn weint.

Dann möchtest du, dass dich ein Flügelpaar,
Und wär's für Stunden, trag in jenes Land,
Das doch voreinst dein Ein und Alles war,
Das heilige Land, wo deine Wiege stand. —

Und warst du auch in seiner Söhne Kreis
Der letzte, unverstanden, ungenannt,
Und gingst . . ., die Heimat gab dich niemals preis,
Sie winkt noch jetzt mit lieber Mutterhand.

Sie spricht zu dir in trautem Mutterton
Durch fremde Blumen, fremden Berg und Wald,
Sie wirbt um dich, um den verlornen Sohn,
Und spricht im Heimweh zu dir: Komm, komm bald!

Kein Land der Erde kommt der Heimat gleich,
Und wär sie auch missachtet, klein und arm,
Und wär die Fremde noch so schön und reich,
Nur in der Heimat bleibt das Herz dir warm. —

Kalt ist die Fremde, ob der Sonne Glut
Ihr schenkt ein ewig buntes Hochzeitskleid,
Es mangelt ihr der Heimat höchstes Gut:
Die warme Herdglut stiller Traulichkeit.

P. Marcus Hecking, O. F. M., Brasilien.

Die Ankurbelung der Wirtschaft und ihre Hemmungen.

Von J. Finke, Bonn.

Die gegenwärtige Wirtschaftslage ist dadurch gekennzeichnet, daß zahlreiche arbeitsfrohe Menschen durch den Zwang der Verhältnisse erwerbslos geworden und zu Nichtstun und Darben verurteilt sind. Das gilt sowohl für werktätige als auch geistige und kaufmännische Arbeitskräfte. Die Erwerbslosigkeit hat mehrere Ursachen. Erst wenn diese restlos beseitigt sind, wird auch die Wirkung behoben werden. Ich glaube, Friedr. Muckermann war es, der folgende sinnfällige Parallele zog: Die Seele ist es, die sich den Körper baut, aber dennoch in ihren geistigen Funktionen von ihm abhängig bleibt. So ist auch das geistige Leben des Volkes in allen seinen Funktionen, in Wissenschaft und Kunst, in Kultur und Politik, in Kirche und Schule abhängig von der Wirtschaft, die die materiellen Lebensbedingungen erwirtschaften muß, auf welchen die Träger des geistigen Lebens ihre Tätigkeit erst entfalten können. So gesehen ist die Gesundung der Wirtschaft eine Frage, die nicht nur für die Wirtschaft selbst, sondern für das gesamte Kulturleben von entscheidender Bedeutung ist.

Als vor wenigen Monaten die Depositenbank in Wien ihre Zahlungen einstellte, wurden dadurch 1500 Angestellte brotlos. Eine solche Stockung im Geldumlauf hat aber nicht nur unmittelbare, augenfällige Folgen, sondern auch mittelbare, insofern die Bankgläubiger über ihre Guthaben nicht mehr verfügen und nun auch ihrerseits nicht mehr zahlen können. Eine derartige Einzelerscheinung zieht in der Regel weitere Kreise. Wenn man nun unterstellt, der Staat würde durch ein Alkoholverbot die diesbezügliche Industrie, die einen Umsatz von über 3 Milliarden Goldmark jährlich hat, unterbinden, so würden erwerbslos bzw. stillgelegt: die Winzer, Küfer, Weinhändler, die Brauereien und deren Angestellte, Transportarbeiter, Böttcher, Sattler, die Wirte, Kellner, Büffetiers, sowie des weiteren brachgelegt die gesamte Kaufkraft dieser Kreise, was sich weithin fühlbar machen würde.

Wenn für Alkohol jährlich über 3 Milliarden ausgegeben werden, dann wird man zugeben, daß die Ausgaben für **Wohnungsmieten** in der Vorkriegszeit das zwei- bis dreifache — tatsächlich 7 bis 8 Milliarden — betragen haben, während sie im letzten Jahre nur einen winzigen Bruchteil des Alkoholverzehrs ausmachten. Eine mittlere Wohnungsmiete war im letzten Jahre mit dem Gegenwert einer billigen Flasche Wein oder einiger Zigarren monatlich zu begleichen. Daß sich solche Preismaßnahmen furchtbar rächen müssen, liegt auf der Hand. Das **Reichsmietengesetz** ist das unsozialste Gesetz, weil es, solange es bestehen bleibt, einen großen Teil der deutschen Angestellten, Beamten und Arbeiter erwerbslos macht. Der Beweis ist volkswirtschaftlich sehr einfach und unanfechtbar zu führen: Der zivilisierte Mensch hat drei lebensnotwendige Bedürfnisse — Nahrung, Kleidung und Wohnung. Ein Drittel der gesamten Arbeiterschaft ist im Wege der Arbeitsteilung mittelbar oder unmittelbar mit der Herstellung und Instandhaltung der erforderlichen Wohnungen beschäftigt. Durch den Zwangseingriff des Staates wurde der Geldumlauf im Wohnungswesen künstlich verstopft. Die Folgen wirken sich aus wie eine riesige Zahlungsstockung mit der unvermeidlichen Erwerbs- und Stellenlosigkeit. Die Wohnungsherstellung erfolgt auf lange Sicht. Das muß wirtschaftlich so sein, weil ein Haus im Durchschnitt eine Lebensdauer von 100 Jahren hat. Die Herstellungskosten sind aber während und unmittelbar nach der Fertigstellung fällig. Der Mieter muß diese Kosten während der hundertjährigen Lebensdauer amortisieren und verzinsen; diese Gegenleistung heißt **Miete**. Wird nun ein Wirtschaftszweig, wie das Wohnungswesen, durch die Zwangswirtschaft unwirtschaftlich, d. h. unrentabel gemacht, so wird das Kapital unwillig, d. h. es wendet sich ab von einem Wirtschaftszweige, der nicht rentiert, und wandert in andere Branchen. Die normale Geldflüssigkeit hört auf in jenem Zweige und die darin beschäftigten Arbeiter und Angestellten werden erwerbslos. Früher wurden in Deutschland jährlich 200000 Wohnungen erstellt und jeder praktische Wirtschaftler weiß, wie schwierig die Bereitstellung der Baukosten war, die erst binnen 100 Jahren nach und nach amortisiert wurden. Stieg der Zinssatz über 5 Prozent, so wandte sich das Kapital an den offenen Markt, es fand Anlage in Wechseln, in Handel und Industrie — der Baumarkt kam zum Erliegen! Das war jedesmal das sicherste Kennzeichen der nahenden Wirtschaftskrise. Sobald das Baugewerbe ruhte, wurden die darin beschäftigten Arbeiter usw. brotlos. Die Arbeitsstockung griff über auf die ebenfalls für die Wohnungsherstellung beschäftigten Branchen der Ziegel-, Kalk-, Zement-, Holz-, Glas-, Träger-, Eisen-, Röhren-Industrie, auf das Tapeten-, Installations-, Anstreicher-, Steinmetz-, Stukkateur-, elektrotechnische Gewerbe usw. Erst wenn auf solche Weise ein Drittel der Wirtschaft darniederlag, sammelte sich das im Verkehr befindliche Geld bei Kassen und Banken; es wurde wieder willig und reizte so die Spekulation erneut zum Bauen an.

Auch heute steht die Wirtschaft im Zeichen der Erwerbslosigkeit. Nur vom Baumarkt aus kann Hilfe und Abhilfe kommen. Aber das Kapital — es kommt heute meist Auslandskapital in Frage — ist nicht willig, weil die Wohnungswirtschaft durch staatliche Maßnahmen so unrentabel gemacht ist, daß kaum die Instandhaltungskosten erwirtschaftet werden, ganz zu schweigen von Verzinsung und Amortisation. Der dem Wohnungswesen entzogene Geldumlauf lag allerdings nicht brach, er ist zeitweilig anderen Branchen zugute gekommen. Nur mußte sich der Gesetzgeber sagen, daß er durch seinen Eingriff schließlich eine furchtbare Erwerbslosigkeit hervorrufen würde, die weder durch Hauszinssteuer, noch durch Erwerbslosenfürsorge fühlbar zu lindern ist. Die dem Wohnungsmarkt entzogenen Summen entfesselten zunächst eine Hochkonjunktur im Auto- und Motorradwesen, in der Zigaretten- und Schokoladenindustrie, bei den Herstellern gewisser Seidenwaren, auf Renn- und Sportplätzen und dergleichen. Auf der einen Seite 6—7 Milliarden Mietersparnisse machten auf der anderen Seite die erhöhten Ausgaben für Genußmittel und Sportzwecke erst möglich. Aber die Wohnung ist volkswirtschaftlich lebensnotwendig, was man von Sport- und Genußmitteln nicht sagen kann, so schön und nützlich sie sein mögen.

Will man ernstlich verhindern, daß 30 Prozent der Arbeiterschaft dauernd erwerbslos auf der Straße sitzen, dann muß man zunächst die Wirtschaftlichkeit im Wohnungswesen wieder herstellen. Einem Wirtschaftszweig, in dem erfahrungsgemäß ein Drittel aller Arbeiter Nahrung findet, darf man nicht gewaltsam die Geldmittel entziehen, die für seine Lohnzahlungen, Kreditvorschüsse und zur Rentabilität notwendig sind. Selbst wenn die normale Geldflüssigkeit im Wohnungswesen wieder hergestellt sein wird, so wird es noch aller Geschicklichkeit der Finanztechniker bedürfen, um für die Finanzierung künftiger Bauprogramme das Kapital willig zu machen.

Auch in sozialer Beziehung hat das Reichsmietengesetz ganz unhaltbare Zustände geschaffen. Nach zuverlässigen Feststellungen sind 80 Prozent aller Vermieter sogenannte kleine Leute, die sozial nicht über den **Mittelstand** hinausgehen. Ich kenne Kleinrentner und Witwen, die gehungert haben und das Notwendigste verkaufen mußten, in einem Falle das letzte, die Heizungskörper der Zentralheizung des selbstbewohnten Stockwerks, um kümmerlich mit den Ihrigen leben zu können, während in ihren Häusern z. B. Industrielle, Großkaufleute wohnen, die in den neuesten Luxusautos fahren, oder gut bezahlte Direktoren und Beamte, deren Sonntagsbraten zeitweilig mehr kostete als eine Vierteljahrsmiete der Inflationszeit. Ich selbst habe auswärts ein Fabrikgrundstück zu rund 20000 ℳ vermietet. Mein industrieller Mieter zahlte im vergangenen Jahre rund 50 Goldmark (jeweils am Tage des Zahlungseingangs nach dem Kölner Dollarkurs umgerechnet). Wer naturrechtlich und moralisch begründen kann, warum das Gesetz den industriellen Mieter willkürlich seinen Vertragspflichten entbindet und den Vermieter zwang, ihm 19950 ℳ zu erlassen, der möge sich melden. Wenn die Gerechtigkeit das Fundament der Staaten ist, dann Videant consules!

Die verschiedenen Ausführungen sollten an Hand der gewählten Beispiele zeigen, daß jede Zahlungsstockung größeren Ausmaßes Erwerbslosigkeit zeitigt. Wer am Webstuhl der Wirtschaft sitzt und die Fäden untereinander und durcheinander laufen sieht, der wird unbedingt zustimmen. Wirkliche soziale Erfolge kann man nicht dadurch erzielen, daß man wahllos dem Mieter auf Kosten des Vermieters Geschenke macht, noch weniger, wenn man dadurch eine Erwerbslosigkeit von ungeheurem Ausmaße hervorruft. Ich fasse nochmals zusammen:

1. Wollen alle Deutschen menschenwürdig wohnen, so müssen 30 Prozent der Arbeiter mittelbar oder unmittelbar mit der Herstellung und Instandhaltung von Wohnungen dauernd beschäftigt werden.

2. Um diese Arbeiter aber beschäftigen zu können und sie ausreichend zu entlohnen, muß vom Gesamteinkommen des Volkes für die Wohnungsnutzung eine hinreichende Quote ausgeworfen werden, die in einem normalen Verhältnis steht zu den Ausgaben für die drei notwendigen Bedürfnisse: Nahrung, Kleidung, Wohnung.

3. Es ist in hohem Grade unsozial, durch zwangsläufige Unwirtschaftlichkeit im Wohnungswesen die in diesen Wirtschaftszweigen Beschäftigten erwerbslos zu machen, indem man den normalen Geldzufluß entzieht und ihn willkürlich in Kanäle leitet, die nicht den unmittelbaren Notwendigkeiten des Lebens dienen.

4. Im Wohnungswesen ist das Leihkapital unentbehrlich und deshalb pfleglich und rücksichtsvoll zu behandeln, um es willig und billig zu machen. Staatliche Mittel helfen nach Lage der Dinge nichts. Die Kosten für eine Wohnung mit hundertjähriger Lebensdauer müssen im voraus bereitstehen. Entweder man gibt dem Leihkapital, das sich wie bei Sparkassen vielfach aus den Spargroschen kleinster Leute zusammensetzt, seine Rentabilität, d. h. man bewilligt entsprechend hohe Mieten —, dann schafft man Wohnungen, beseitigt die Erwerbslosigkeit und bringt die Wirtschaft wieder in Gang, oder — man verharrt bei der unseligen Zwangswirtschaft, verscheucht das Kapital, steigert die Erwerbslosigkeit ins Endlose, und unsere Kinder werden einst in Erdhöhlen wohnen müssen.

5. Man verteure nicht durch Steuern die drei notwendigsten Dinge der Lebenshaltung. Es ist eine Phrase, wenn Parteien oder Minister erklären, nur die leistungsfähigsten Schultern nach Maßgabe ihrer Tragkraft belasten zu wollen. In Wahrheit wird in normalen Wirtschaftszeiten jede Steuer auf den Verbrauch abgewälzt; es geht auch gar nicht anders. Denn aus Sachwerten und Produktionsmitteln kann man keine Steuern zahlen, sondern nur aus deren Erträgnissen. Alle Steuern aber, besonders Umsatz-, Hauszins- und Gewerbsteuer, schwächen die Kaufkraft des Volkes gerade an den empfindlichsten Stellen, nämlich bei den Lebensnotwendigkeiten. Wirtschaftlich und sozial tragbar sind diejenigen Steuern, womit der Verbrauch von Luxus- und Genußmitteln sich belastet.

Die Ukraine und der Katholizismus.

Von Eugen M. Kogon, München.

Noch nie in den Jahrhunderten, seitdem Rußland im Abendland eine Rolle spielt, war die Zeit zu seiner katholischen Bekehrung günstiger, als es die nächste Zukunft sein wird. Wie stets, wenn es sich um die Ausbreitung des wahren Evangeliums handelt, hat die Kirche mit dem ihr eigenen Scharfblick die Wichtigkeit und Vordringlichkeit dieser Missionierung im Rahmen ihres universalen Bekehrungswerkes erkannt. Das Reifen der Ernte ahnend, erfleht und sucht sie Arbeiter für den Weinberg des Herrn. Noch ist die Umzäunung des neues Feldes nicht gefallen. Aber die Tore werden sich öffnen, auch wenn noch ein Jahrzehnt verstreichen sollte. Während dessen rüstet die Kirche. In Rom, Salzburg und Belgien sind Institute zur Heranbildung von Missionaren für Rußland erstanden. Auf dem westöstlichen Boden der Tschechoslowakei wirken die Velehrader Unionskonferenzen, deren heurige vom 31. Juli bis 3. August besonders feierlich begangen ward, was durch die Beauftragung des Nuntius zu Prag als päpstlichen Legaten zum Ausdruck kommt. In einem eigenen Schreiben wandte sich ferner der Hl. Vater an den Abt-Primas des Benediktinerordens mit dem Wunsche, Söhne des heiligen Benedikt in den weiten Ebenen des unermeßlichen Rußland zum Heile der Seelen, die sich „rechtgläubig" nennen, wirken zu sehen. „Maxime ad ingentes Russiae populos mens Nostra nunc amanter se vertit", schreibt der Hl. Vater. Durch die jahrhundertelange Erfahrung belehrt, verspricht sich die Kirche besonders segensreichen Erfolg durch die Gründung von Klöstern. Und gerade bei den Russen genießen die Mönche das meiste Ansehen.

Bei der Katholisierung der orthodoxen Welt wird man, wie bei jeder Mission, an das Bestehende anknüpfen, von hier aus dann weiterbauen. Die Unterschiede zwischen katholischer Glaubenslehre und Orthodoxie sind bedeutend, das Gemeinsame aber bedeutender. Erleichtert wird die Arbeit durch die tiefe Religiosität der russischen Seele. Doch ist die Veranlagung der im russischen Reich vereinigten slawischen Völker keineswegs gleich. Eine gewisse Grundübereinstimmung ist freilich vorhanden, aber das darüber hinaus Abweichende des jeweiligen Charakters der Stämme kann sich bis zur unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit steigern. Hierauf werden die Missionare Rücksicht nehmen müssen.

Moskowiter und Ukrainer! In wesentlichen Zügen des Charakters könnte man sie als Antipoden bezeichnen. Wer wird seine Seele der ganzen Wahrheit, der katholischen Kirche, schneller, bereitwilliger öffnen? Von diesem für uns maßgebenden Gesichtspunkt aus spricht für den Moskowiter sein Intellekt, sein Suchen nach Befriedigung in der Wahrheit, sein Hang auch zur Zeremonie; für den Ukrainer nahezu alles, jedenfalls weit mehr als beim nördlicheren Brudervolk.

Von aller seelischen Veranlagung abgesehen, würden auch ohne sie die Missionare ihr Werk im Süden beginnen: die katholischen Ruthenen Galiziens, die unierten Griechen, die katholische Tradition der Ukraine, alles hervorragende Stützpunkte. Noch haben die „Kleinrussen", wie das offizielle zaristische Rußland die Ukrainer oder Ruthenen zu bezeichnen für gut fand, die Taten Katharinas II., der „Großen", nicht vergessen. Noch weiß man, wie acht Millionen katholischer Ukrainer unter Vorhalten von Gewehr und Nagaika zur Orthodoxie „bekehrt" wurden, Schulen und Kirchen systematisch niedergelegt, die römischen Priester vertrieben wurden. Zählt man die geschichtliche Vergewaltigung dieses 35 Millionenvolkes hinzu, so wird man begreifen, daß es nicht die „schwarze Erde" der ukrainischen Seele ist, in der die Rechtgläubigkeit wurzelt. Der Boden für die Missionare ist gelockert.

Aber gerade der Charaktergegensatz zwischen Groß- und Kleinrussen ist es, der das Land zwischen Don und Dnjepr zum ersten Hauptarbeitsgebiet machen wird. Der Moskowiter ist analytisch. Er zerlegt. Das zergliederte Präparat läßt er liegen. Der Ukrainer ist synthetisch. Was entspräche mehr katholischem Wesen? Die große Einheitlichkeit, das Zusammenfassen unter einen Gesichtspunkt, die Einordnung unter das Ganze bei Wahrung der Individualität; das ist ukrainischer Geist. Ist es nicht auch katholischer? Nächste Folge solcher Gesamtauffassung des Daseins ist freudige Lebensbejahung, starke Lebensfreude. Moskau grübelt, Kijew jubelt. Wer wird sich zuerst dem Katholizismus hingeben, der lebenssichersten und darum im wahren Sinne frohesten Religion, weil sie die Gewißheit unfehlbarer Wahrheit in sich birgt? „Die Katholiken können über die Brücke des Lebens tanzen", hat jener Engländer gesagt. Die Ukrainer werden es. Wie bei der Kirche, kann man bei ihnen Kunst, Poesie und Musik aus der Grundtendenz der Synthese ableiten. Der Moskowiter hat Sinn für Zeremonie, aber sie ist bei ihm dumpf, düster. In seinen Adern fließt zuviel mongolisches Blut. Ganz anders beim Ukrainer. Man betrachte nur einmal seine Bauwerke, die kirchlichen und weltlichen, als Ausdruck seiner Seele. Im Gegensatz zur asiatischen Vielgestaltigkeit der Moskauer Kirchen die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Barockkirchen Kijews, ja selbst der schlichtesten Mazeppa-Kirchlein der Steppendörfer. Der zeremonielle Rhythmus in diesen Gotteshäusern ist froher, aufgeschlossener, entsprechend dem Naturell des Volkes, das an seinen Wegen Kapellen und Bildstöckchen errichtet; eine katholische Sitte. Und noch eines! Diese Menschen, die so gerne und so feurig singen, Lieder aus heldenhafter Vergangenheit, aus der ruhmreichen Zeit Taraß Bulbas und Bogdan Chmelnytzkis, mögen sie noch so wild und leidenschaftlich ihre Kosakentänze tanzen — ist doch die Saporoher Sjetsch aus ihnen hervorgegangen — sie singen und beten auch freudig zur heiligen Gottesmutter. Wann wird sich der Weihrauch der marianischen Maienlieder mit dem Duft der Steppenblumen zum Lobe der Gebenedeiten mischen? —

Das stärkste Bollwerk, das dem Vordringen des Katholizismus in Rußland entgegenstand, ist gefallen: das Zarentum. Die orthodoxe Kirche ist seit Gründung des hl. Synod durch Peter den Großen Staatskirche. Mit dem Sturz des letzten Zaren zerbrach ihr Grund- und Eckpfeiler. Innere Kraft zur Erneuerung hat sie nicht. Die Popen sind zu dumm und die höhere Geistlichkeit zu gefügig (Tychon und viele andere!). Aber der Kommunismus? Verfolgt er die Religion nicht grausamer als die Zaren? Lehrt er nicht den Atheismus? Der erste Satz in Frau Kamenews Fibel für die Schulkinder, heißt er nicht: „Es gibt keinen Gott?" — Wiederum wird das südliche Rußland sich zuerst vom Bolschewismus abwenden. Der Ukrainer ist wirtschaftlich Individualist; für die kommunistischen Ideen Moskaus hat er auf die Dauer nichts übrig. Also werden die katholischen Missionare in der Ukraine beginnen können, das gewaltige Land der endgültigen Wahrheit zuzuführen.

Es ist, als wäre die schwarze Erde der Ukraine nicht nur der fetteste Nährboden für Getreide. Schon einmal ist vom Süden aus wertvoller Besitz nach dem Norden Rußlands gelangt: vor Jahrhunderten, als es galt, die hochentwickelte Kultur Kijews den Moskowitern mitzuteilen, die zum Dank dafür die Ukraine zum Kleinrußland mit 90% Analphabeten machten. Trügen die Ruthenen neuerdings die katholische Wahrheit nach dem Norden, sie erwiesen sich als wahrhaft liebende Christen. Das Herz Moskaus wird dem katholischen Priester schwerer zugänglich sein, aber nicht unzugänglich. Welche Türen öffneten sich nicht, wenn die Christenheit betete? Das gemeinsame Flehen kann selbst bewirken, daß die Polen, die sogenannten Erbfeinde der Ukrainer, zuerst katholisch, dann erst polnisch denken lernen und den ruthenischen Unionsbewegungen nicht länger hindernd im Wege stehen.

Welcher Segen kann von einer katholischen Ukraine ausgehen! Schon sehe ich die katholischen Gotteshäuser zwischen den orientalischen Kirchenkuppeln Moskaus, höre katholische Kirchenglocken von Nischni aus über die Wolga läuten. Ja, wir werden es erobern, das Herz unseres Mütterchens Rußland. Betet nicht der Hl. Vater? Sibirien, ferner Osten, Turkestan, die Mongolei, das Kreuz in tibetanischen Jurten! Welche Ausblicke!

Wie Papst Pius XI. an den Abt-Primas Fidelis von Stotzingen schreibt, wir Katholiken alle gehen mit Seiner Heiligkeit einig: — — „nihil sane magis optamus quam ut gentes universae, quavis dissensione seposita, ad unitatem redeant Ecclesiae Catholicae fiatque tandem unum ovile et unus Pastor". Ein Hirt und eine Herde!

Civitas Dei.

Gedanken eines Protestanten.

Von Dr. Hans Lutz, München.

Einer von denen, in welchen das Feuer Gottes brannte, Augustinus, durch Kämpfe zum Heiligen geläutert, warf die durch Jahrhunderte wirkende und die Geister trennende Scheidung in den Geisteskampf der ihm folgenden Zeit: civitas Dei und civitas terrena. Das Reich Gottes und der Staat dieser Welt, einander gegenüberstehend, ein Antagonismus, erst überwunden, wenn diese Endlichkeit im Unendlichen sich aufgibt. Durch alle Modifikationen der Lehre hindurch blieb doch im Wesentlichen immer das Gleiche: Die Trennung zweier Reiche, denn auch Gregor VII. wollte nur den Primat der Kirche über den neben dieser weiter existierenden Staat. Der Irrweg der späteren christlichen Staatslehre, eine bestimmte Staatsform als die göttlich sanktionierte hinzustellen, ließ nur allzubald das πάντα ῥεῖ auch für die Lehren des Christentums Gültigkeit erlangen; Mißtrauen begann zu wuchern.

Die Verkehrtheit des letzten Weges wurde erkannt, und es scheint, als ob auch die Antithese Augustins, die allerdings durch die Anerkennung der relativen Berechtigung des sich in den Dienst des Gottesreiches stellenden Staates gemildert ist und so den Uebergang zu unserer Forderung enthält, als Richtschnur des kirchlichen Handelns aufgegeben werden könnte. Müßte sie nicht vielmehr? Denn wo stehen wir?

In einer Zeit des Unterganges von durch Tradition geheiligten Reichen und Ordnungen, während die Wehen einer ungewissen Zukunft unsere Welt erschüttern. In einer Zeit der chaotischen Verwirrung ein Wunder: In unabänderlicher Hoheit und Ruhe thront Rom über dem Gehen und Kommen unserer Tage. Mußte erst die Welt aus den Fugen zu geraten drohen, auf daß wir die Wahrheit des Wortes erkennen durften: „Selbst die Pforten der Hölle werden Dich nicht überwältigen?" Sprachen wir nicht vor Jahren mit Geringschätzung von dem Vater der Christenheit? Und blicken nun mit hoffenden Augen auf den Nachfolger Petri, als ob uns von dort das Heil kommen könnte. Gegenüber allen Relativitäten des Weltgeschehens immer das Absolute. In den Sälen des Vatikans neben den Geschenken Karls des Großen bis hinauf zu denen Franz Josefs, solche von längst zerbrochenen Republiken und ehemals mächtigen Stadtstaaten. Und all diese an das ewig gleiche Papsttum, „gewohnt in Jahrhunderten zu denken."

Hier liegt der Lebensnerv der katholischen Kirche. Ohne Papsttum gibt es keine katholische Kirche mehr. Darum ist die Forderung des unbelehrbaren Ludendorff nach einer romfreien katholischen Kirche ein Widerspruch in sich selbst. Denn das ist das Wesentliche: Der Katholizismus ist nicht nur preußisch in dem Sinne, daß ein preußischer General seine Kirchenzucht rühmen kann, er ist in erster Linie menschlich, indem er über den Nationen steht. Der Benediktinerpater Alois Mager sprach es neulich in einem feinsinnigen Aufsatze der Benediktinischen Monatsschrift aus: „Wären wir alle vollbewußte Kinder der katholischen Kirche, dann könnte auch unser politisches Denken nicht anders als katholisch sein." Der Gegensatz von katholisch ist einseitig, beschränkt. Darum liegt es im Wesen des Katholizismus, der nur universal gedacht werden kann, daß für ihn die Nationen nur Kinder eines und desselben Gottes sind, daß jede Vergottung einer Nation antikatholisch ist, daß jedes Beschränken des kirchlichen Handelns rein auf die Seelsorgetätigkeit eine Verstümmelung seiner Idee bedeutet. Jeder katholische Priester, der nicht voll und ganz auf diesem Boden steht, hat den Kern des Katholizismus nicht erfaßt. Es gilt nichts weniger als die civitas Dei in terra durch das Papsttum zu realisieren, die Enge der nationalen Gebundenheit zu sprengen und den Zwang der Kaserne durch die Freiheit des Domes zu ersetzen. Das ist freilich das Endziel. Utopie? Beinahe möchte es so scheinen. Auch Pius XI. kann nur darauf hoffen, daß seine sehnsüchtigsten Wünsche anläßlich des Jubeljahres in Erfüllung gehen.

Das darf uns jedoch nicht hindern, an dem für richtig Erkannten mit allen Fasern unserer Seele festzuhalten und Stein für Stein an die Verwirklichung des gefaßten Planes zu setzen. Die Irrwege der Anpassung an die jeweils herrschenden Gewalten in dem Sinne der göttlichen Rechtfertigung relativer Formen darf die Kirche nicht mehr gehen und geht sie auch nicht mehr. Die civitas Dei terrena muß das Ideal sein, dem zugestrebt wird. Ein Kardinalskollegium — man denke nur an die deutschen Kardinäle und Bischöfe, auf die das Vaterland stolz sein kann — wird der Welt weit besser den wahren Völkerfrieden bringen, als eine Versammlung von Männern, die vom Sektgelage in Beratungen und von Beratungen zu ihren Maitressen taumeln.

Und schließlich noch eins, was den Protestanten, sofern er das, worauf es hierbei ankommt, erkannt hat, besonders beschäftigt. Eine civitas Dei terrena muß der Entwicklung des geistigen Lebens freien Lauf lassen und den starren Formalismus ihrer Dogmen durch die Deutungsmöglichkeit derselben mit diesem Leben zu erfüllen erlauben. Es geht auch ohne Scheiterhaufen. Wenig Wissen wendet von Gott ab, viel Wissen führt zu Gott zurück. Wann stand die katholische Kirche angesehener da, wann wurde sie mehr verehrt, auch von Andersgläubigen, als zu unserer Zeit? Ueber den Sadhu Sundar Singh schrieb kürzlich der Franziskanerpater Dr. Erhard Schlund in dieser Zeitschrift. Möge der Geist der Toleranz und des Verstehens, der in seinen Worten liegt, die gesamte katholische Kirche beseelen! Ein Zeichen der Stärke, wird diese Mission der Liebe, nicht des Feuers und des Schwertes, weit eher die Sehnsucht nach der Mutterkirche wecken als rohe Unterdrückung und somit ein Wegbereiter der civitas Dei terrena sein.

Die Hauptsache aber bleibt der Wille, jener Wille, der mit dem Ausspruche des Tertullianus Apologeticus c. XXXVIII bricht, wo geschrieben steht:

At enim nobis ab omni gloriae et dignitatis ardore frigentibus nulla est necessitas coetus, nec ulla magis res aliena, quam publica. (Nichts kümmert uns Christen weniger, als Oeffentlichkeit und Politik)

Dann könnte es einst gelingen, daß die civitas Dei terrena als höhere Einheit die Augustinische Antithese: civitas Dei und civitas terrena aufhebt.

*

Anmerkungen eines katholischen Theologen.

Von Dr. P. Erhard Schlund, O.F.M.

Nachdem der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes mich selbst genannt und den Geist der Toleranz und des Verstehens, der in meinen Worten liege, anerkannt hat, wird er mir nicht böse sein, wenn ich, um zu einem richtigen Verstehen zu führen, einige Anmerkungen zu seinem schönen Aufsatz schreibe. Denn sonst könnte Manches wirklich mißverstanden werden, namentlich wenn dieser Aufsatz in einer katholischen Wochenschrift steht.

Der Aufsatz ist symptomatisch für die Einstellung weiter moderner Kreise gegenüber der katholischen Kirche. Immer wieder trifft man diese Art, die katholische Kirche verstehen zu wollen, in Schriften und in Unterhaltungen, wenigstens bei solchen, die

eines guten Willens sind, die es ernst mit der Verwirklichung der civitas Dei auf Erden meinen. Man spricht mit der größten Hochachtung von der katholischen Kirche und auch vom Papsttum, weil man beim Katholizismus die Geschlossenheit findet, die man in den eigenen Reihen vergeblich sucht. So schreibt jüngst der Sozialist Kurt Hiller in der Weltbühne Nr. 29 vom 17. Juli 1924 (Seite 92): „Auch die katholische Kirche ist eine Massenorganisation; wie anders [als in Staat und Partei], wie antimittelmäßig, wie wahrhaft aristokratisch ist das Problem der Führung in ihr gelöst!" Wie schön sagt gerade der Verfasser des vorhergehenden Aufsatzes: „In unabänderlicher Hoheit und Ruhe thront Rom über dem Gehen und Kommen unserer Tage. Mußte erst die Welt aus den Fugen zu geraten drohen, auf daß wir die Wahrheit des Wortes erkennen durften: selbst die Pforten der Hölle werden Dich nicht überwältigen?" Das ist schließlich das gleiche Problem, das auch aus Gedanken und Sätzen mancher Mitarbeiter des Buches von E. Michel, Kirche und Wirklichkeit[1]), spricht, noch mehr aus der Sozialphilosophie von O. Wichmann[2]) oder gar aus dem rasch berühmt gewordenen Aufsatz über den weißen und den gelben Papst in der linksradikalen Wochenschrift Weltbühne. Das Problem Individuum und Gemeinschaft, Völkeregoismus und Völkerfamilie; die Frage, wo finde ich in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol? Man sieht in der Kirche die zurzeit best organisierte, religiös und soziologisch festeste Gemeinschaft und darum lobt man sie oder fühlt sich gar zu ihr hingezogen. Gewiß ist die Kirche die festeste Gemeinschaft, gewiß ist das Papsttum der Fels, ewig und unerschütterlich, auf dem der heilige Tempel Gottes erbaut ist, der Fels, an dem alles zerschellt, was gegen Gott ist, der Fels, auf den auch einmal die abendländische Kultur ihre Arche stellen wird, wenn die Sintflut der gelben Rasse die weiße Rasse, ihre Länder und ihre Werke überflutet.

Aber die Kirche ist viel, viel mehr. Sie ist nicht bloße Gemeinschaft der Heiligen und Gemeinschaft des Heiligen; sie ist Gemeinschaft mit dem Heiligen. Communio sanctorum heißt das Dogma und communio sanctissimi die erhabenste Wirklichkeit. Die Kirche ist nicht bloß ein soziologischer Begriff und eine soziologische Wirklichkeit. Sie ist auch das. Aber weit mehr. Die Kirche ist religiöser Begriff und religiöse Wirklichkeit. Und noch mehr: die Kirche ist übernatürliche Wirklichkeit. Die Freunde der Kirche aus nicht-katholischem Lager, freilich auch gar manche Katholiken, sehen das Wesen der Kirche nur im Natürlichen; in dem Zusammensein der Gläubigen; sehen die Kirche als Spitze an einem religiösen Turm, den die Menschheit sich gebaut. Wohl als goldige Spitze, wohl strahlend im Glanz der Gottessonne; aber doch bloß Spitze, aufgebaut und stehend auf natürlichen Steinen. Das ist die Kirche nicht. Die Kirche ist das Absolute und will das religiös Absolute sein. Die Kirche will gar nicht natürlich sein; sie will und muß übernatürlich sein. Das Natürliche ist bei ihr nur unumgängliche Notwendigkeit, nur sichtbares Zeichen. Klar und deutlich spricht das z. B. Leo XIII. aus: Ergo ecclesia societas est ortu divina; fine rebusque fini proxime admoventibus supernaturalis; quod vero coalescit hominibus, humane communitas est. (Enc. Satis cognitum 29. Juni 1896). Es ist der immer neue Fehler, daß die Menschen glauben, wenn sie die höchste religiöse Gemeinschaft hätten, hätten sie auch schon die Kirche. Die Kirche hat nicht bloß eine natürliche Soziologie, sie hat auch eine übernatürliche Soziologie und die ist das Wesentliche. Die Kirche will und muß die von Christus gestiftete religiöse Gemeinschaft sein, die einen mystischen Körper darstellt und dessen Haupt Christus und mit Christus Gott ist. So definiert bereits die Bulle Unam sanctam (18. 11. 1302). Und die Kirche hat nicht bloß eine Soziologie, sondern auch eine Theologie, eine Dogmatik. Diese Dogmatik wird von den modernen Kirchenfreunden sehr oft übersehen oder doch beiseite gewünscht. Allein, wer das Wesentliche im kirchlichen Lehrgebäude nicht versteht, der darf noch nicht sagen, daß er die Kirche verstanden hat. Das übernatürliche constituens der Kirche liegt ja in der Absolutheit, in der unbedingten Wahrheit ihrer Dogmen. Die Dogmen sind nicht bloß Formen, worein jede Zeit ihre Wahrheiten gießt, die Dogmen sind Wahrheiten, Wirklichkeiten, die jede Zeit mehr oder weniger tief erkennt und erfaßt. Nicht das Erkennen ist für die Wahrheit des Dogmas der Maßstab, sondern das Dogma für die Wahrheitsfähigkeit des Erkennens. Die Dogmen sind nicht „relative Formen". Und es ist unmöglich, daß die „civitas Dei terrena" der Entwicklung des geistigen Lebens freien Lauf lassen und „den starren Formalismus ihrer Dogmen durch die Deutungsmöglichkeit derselben mit diesem Leben zu erfüllen erlauben" wird. Darin sieht ja die Kirche ihr Wesen, daß sie das Gottesgut des Glaubens und der Gnade besitzt, daß sie auf Erden binden und lösen darf, um das Gebundene und Gelöste auch im Himmel so zu finden. Dispensatores sumus mysteriorum Dei! Die Kirche ist, menschlich und weltlich gesehen, nur Verwalterin; sie kann wohl gestatten, die göttlichen Wahrheiten nach menschlicher Art auszudeuten, aber niemals kann sie gestatten, diese umzudeuten. Denn wenn sie das zuließe, dann würde sie sich selbst, ihr gottgegebenes Wesen verleugnen. Die Kirche will eben nicht wesentlich von dieser Welt sein. Und sie kann niemals zur civitas terrena werden; denn sie würde damit sofort regnum mundi und wäre nicht mehr civitas Dei. Die Augustinische Antithese bleibt solange, bis einmal Der kommt, der sie allein aufheben kann und der aus der civitas Dei und dem regnum mundi das regnum coelorum macht.

Es ist etwas Wahres an dem ermunternden und tröstenden Worte von Lutz: „Wann stand die katholische Kirche angesehener da, wann wurde sie mehr verehrt, auch von Andersgläubigen, als zu unserer Zeit?" Aber das Bedauerliche ist, daß man so oft die Kirche eben nur von ihrer natürlichen Seite ansieht und übersieht, daß die übernatürliche Seite das Wesentliche ist; und daß man dann, wenn man diese Tatsache erkennt, erschrickt und sich wieder abwendet, weil die Kirche eben doch etwas anderes ist, als man sich gedacht hat, nichts Natürliches. Der Kampf der Welt mit der Kirche wird und muß weitergehen, trotz der Zuneigung so vieler Menschen zur Kirche. Denn die Zuneigung zur Kirche gibt erst dann das rechte Urteil über die Kirche, wenn die Kirche sub specie aeternitatis betrachtet wird. Dann aber wird der Zuneigung und dem gerechten Urteil über die Kirche auch die Tat folgen, die Rückkehr zur Kirche, so wie sie ist mit ihren Dogmen und ihrer religiösen Praxis. Und nur so wird sich auch des Heilands Wort verwirklichen von unum ovile et unus pastor.

[1]) Kirche und Wirklichkeit, ein katholisches Zeitbuch, herausgegeben von E. Michel, Jena 1923, Eugen Diederichs.

[2]) München 1923, Rösl-Verlag.

Deutsche Malerei in den letzten fünfzig Jahren.

Von L. G. Oberlaender.

In der Münchener Neuen Staatsgalerie hat F. Dornhöffer, der Generaldirektor der Bayer. Staatsgemäldesammlungen, eine Ausstellung von Bildern veranstaltet, welche die Malerei in den letzten 50 Jahren in den hervorstechendsten Leistungen darstellt. Da sowohl die großen öffentlichen Galerien Deutschlands, als auch die privaten Sammler das Unternehmen mit Leihgaben unterstützten, darf wohl gesagt werden, daß keiner der vertretenen Meister nicht mit dem oder wenigstens einem der Hauptwerke zu sehen ist, dem er seine Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der Malerei verdankt. „Wenn unser Auge auch stets auf ganz Deutschland gerichtet blieb", schreibt Dr. Dornhöffer, „so ist doch nicht zu verkennen, daß in den wesentlichsten Teilen der Ausstellung der Münchener Charakter vorwiegt. Dies erklärt sich vollauf daraus, daß im größten Teil des Zeitraumes München die künstlerische Führung so uneingeschränkt in der Hand hielt, wie es niemals bei einer deutschen Kunststätte sonst der Fall war." Nicht alle blieben in München, aber die meisten haben daselbst fruchtbare Entwicklungsjahre durchgemacht; abgesehen von den Expressionisten, die im oberen Stocke untergebracht sind, steht kaum einer ohne Beziehung zu München.

Die Trennung in den zwei Stockwerken ist nicht ungünstig. Unten sehen wir Entwicklung, oben Revolution. „Entdeckungen" wird man kaum machen, aber man sieht Bilder wieder, die man sonst sich durch lange Reisen zusammensuchen müßte. Man sieht auch Gemälde, die sonst überhaupt unzugänglich in Privatbesitz sind. Wer die meisten der Künstler noch als Zeitgenossen kannte, kann seine früheren Eindrücke revidieren; der Zeitabstand dürfte manches in anderem Lichte erscheinen lassen. Die technische Entwicklung, welche die Malerei gegangen, die Einflüsse, die das Ausland, vorwiegend Frankreich, auf sie genommen, das ist genügend oft untersucht worden. Es sollen hier mehr von allgemein kulturellen Gesichtspunkten einzelne Entwicklungslinien aufgezeigt werden. Die bekannte Formel: „Der Ausschnitt aus der Natur, gesehen durch ein Temperament", herrschte lange, aber niemals so ausschließlich, wie es im Stimmengewirr des Tages oft den Anschein hatte. Neben den Realisten standen Farbendichter vom Range Böcklins, und wenn mit dem Worte Temperament schon anerkannt ist, daß es einen folgerechten Naturalismus nicht gibt, so war damit schon dem Subjektivismus jede Bahn geöffnet. — Unsere Zeit ist dem „Pilotysmus" abgeneigt; das zeigt sich selbst in der sich von Vorurteilen fast freihaltenden Ausstellung, wenn Defregger nur mit dem Bildnis des Malers Gysis und einem tyroler Innenstück vertreten ist. Es sind dies ganz gewiß malerisch glänzende Leistungen, aber sie

erschöpfen nicht Defreggers kulturelle Bedeutung. Man hätte mit gleichem Rechte A. v. Kellers „Auferweckung von Jairi Töchterlein" fortlassen können, denn es gibt kleinere Bilder Kellers, die an malerischer Finesse des „Farbenbouquetts" das große Gemälde übertreffen, „Die Dame im grünen Kleid" (z. B.); aber es würde bei dieser rein artistischen Einwertung doch die geistige Spannweite eine große Einschränkung erfahren. Eine ausgiebige Vertretung mußte Leibl und sein Kreis (Alt, Hirth du Frênes, Schuch, Sperl) finden, beginnend mit den bekannten Bildnissen der Frau Gentz und der Frau Gedon und einigen Männerporträts. Es folgen dann die Bauernbilder, z. B. „Die Dachauerin und Kind" (Berliner Nationalgalerie) abwechselnd mit Porträts aus jedem Jahrzehnt bis zu einem Bauerninnenstück aus dem letzten Lebensjahre des Malers. Die absolute Objektivität der Schilderung verbindet sich in Leibl mit Meisterschaft des Könnens zu einer nahezu singulären Erscheinung. Als der Realismus sich in weitere Entwicklung den verschiedenen Spielarten des Impressionismus zugewendet hatte, mußte notwendig die Exaktheit der Zeichnung geopfert werden, womit kein Werturteil ausgesprochen sei. Der Impressionismus Liebermanns ist mit einigen seiner glänzendsten Leistungen vertreten. Sehr gut läßt sich in der Uhde-Kollektion ersehen, wie Liebermanns Einfluß die Malweise des ehemaligen Munkacsyschülers änderte. Von den religiösen Bildern sieht man: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast". Daß der Maler das Kleid seiner Tage wählte, was in vielen Zeitaltern geschah, daran hat sich die historisch eingestellte Epoche der achtziger Jahre gestoßen. Ich glaube, daß heute niemand mehr von dieser Aeußerlichkeit gestört wird an dem starken Eindruck dieser tiefgefühlten Kunst. Ob er sie nun als kirchliche Malerei im strengeren Sinne anerkennen mag oder nicht, ist eine andere Frage. Uhde hat sich in späteren Jahren fast ausschließlich Lichtproblemen zugewendet, wobei das stoffliche Motiv nebensächlich wurde. Neben dieser im Grunde realistischen Richtung hat die Phantasie ihre Herrschaft nie gänzlich verloren. Böcklin! Sein Kolorismus und Naturanthropomorphismus sind in München an einer reichen Zahl von Beispielen zu studieren. Der Kentaurenkampf (Basel) und die Toskanische Landschaft (Berlin) sind willkommene Ergänzungen. Bei Stuck sind die Faune und Bacchanten nicht mehr seelisch verbunden mit der Landschaft, die rein dekorativ empfunden ist. Er erreichte eine gewisse Monumentalität, besonders in früheren Werken. „Die Vertreibung aus dem Paradies" (Dresden) war eines der letzten dieser Art. Stuck wählte später kleinere Formate und einfachere Motive. Herr und Frau v. Stuck mit Freunden an kerzenbeleuchteter Festtafel zeigen seine Malweise von heute. Klingers Pieta (Dresden) repräsentiert dessen große, herbe Kunst gut, aber nicht umfassend genug. Der ihm verwandte Greiner wird durch eine Studie zu „Odysseus und die Sirenen" vertreten. Der Marées-Saal ist aus technischen Gründen vollständig geblieben, die Bilder sogar vermehrt worden. Dieser tragische Sucher nach großen Formen, der sich nie zu genug tun konnte, wird heute unter der Autorität des großen Bildhauers Hildebrand † malerisch überschätzt. Nahe an Böcklin kommt in seinen „Meerjungfrauen" Hans Thoma. Gelegentlich mischt er realistisches und phantastisches; prächtige Portraits sind aus seiner früheren Zeit. Aus seinen späteren Schaffensjahren hebt die Ausstellung mit Recht die Landschaften hervor. In letzter Hinsicht ist er Steinhausen verwandt. Das Gemeinsame ist wohl der Blick für die Schönheit des Einfachen, Schlichten, an dem das ungebildete Auge achtlos vorübergeht. Thoma bringt die in den stillen Landschaften und Tälern liegende Schönheit zum Erklingen, für Steinhausen sind sie das Instrument, mittels dessen er seine Gefühle zum Ertönen bringt. Da man sich auf ein Bild beschränkte, so ist das Triptychon „Der Samariter" glücklich gewählt; es gibt vom Landschafter, wie von dem Maler biblischer Gestalten gute Anschauung. Seine vergeistigte Kunst verzichtet auf Farbenprunk, aber er hat nie aufgehört, Maler zu bleiben. Zwischen Leibl und Thoma steht Trübner als Bildnismaler. Auch der impressionistische Landschafter ist gut vertreten. Man wird heute kaum noch streiten, ob das Grün zu grün sei, die Farben haben sich verwachsen und unsere Augen angepaßt; geblieben ist die stupende Unmittelbarkeit des Ausdruckes, aber auch eine gewisse Kühle. Eingehende Betrachtung verdiente die Landschaft von Schönleben zu Dill, von Baisch, Wenglein, Buttersack. —

Bei Lenbach (auch bei F. A. v. Kaulbach) hat die Ausstellung auf den Künder von Frauenschönheit Verzicht geleistet, sich auf einige Männerbildnisse (Papst Leo XIII., Wilhelm I.) beschränkt, die den großen Menschenschilderer zeigen. Auch Samberger, der bedeutende Psychologe, ist mit ein paar wundervollen Portraits vertreten. Seine Bedeutung als religiöser Maler ist außer Acht gelassen, auch Ed. v. Gebhardt ist nur mit zwei allerdings meisterlichen Studienköpfen esthnischer Bauern zur Stelle. So ist außer Becker-Gundahl, dessen Kreuzigung durch ihren monumentalen Zug tiefen Eindruck macht, die christliche Kunst kaum berücksichtigt. Besondere Darstellung fand die Entwicklung der eminenten Farbentemperamente Corinth und Slevogt. Von beiden behauptet die Kunstkritik, daß ihre Kunst sich in München nicht genug auszuleben vermochte, wozu es der größeren Verhältnisse Berlins bedurft habe. Ob freilich die Entwicklung von den Portraits des Dichters Keyserling und Ansorges zu dem kraftmeiernden Familienbild Corinths, von dem Champagnerlied (d'Andrade als Don Juan) zu dem wilden „Simson" Slevogts eitel Aufstieg bedeutet, bleibt problematisch. —

Nun folgt eine Jugend, die auf der Suche nach neuen Inhalten die technischen Errungenschaften des Malenkönnens verachtet. Von den Expressionisten fehlt kein gepriesener Name. Marc und Weisgerber, deren Entwicklung ein früher Heldentod abschnitt, Pechstein, der in seiner Art genialische, aber problematische Kokoschka, Caspar, dessen religiöse Malerei immerhin stark in der Empfindung ist, während mir die maskenhaften Gesichtszüge in Noldes „Christus in Bethanien" beim besten Willen nichts sagen können.

Vom Büchertisch.

John Rothensteiner, der deutsch-amerikanische Priestersänger. Ausgewählte Dichtungen. Zum 40jährigen Priester-Jubiläum des Dichters, herausgegeben von Br. Willram. Mit Bildnis. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia 1924. 12°. 246 S. — Ein reich fürs Leben ausgerüsteter Edelmensch tyrolischer Abkunft, durchglüht von Treue zu Gott und Menschheit, zur hl. Kirche und zur irdischen Doppelheimat, Amerika und Oesterreich-Deutschland, für das er in diesen schweren Jahren unter wirksamster Hingabe seines umfassenden Könnens ununterbrochen eintrat; einer, der nicht übersehen noch vergessen werden darf im jetzigen wirren Völkerreigen einer mehr als je auf den Entscheid von Haß oder Liebe, d. h. Untergang oder Leben, eingestellten Kulturwelt: das ist Rothensteiner, hochbeliebter Pfarrer von St. Louis, geistvoller Essayist, geschätzter Historiker, weithin angesehener Journalist, und wahrlich nicht zuletzt hervorragender deutscher Dichter auf ausländischem Boden. Als eigenständiger Lyriker und, fast mehr noch, Epiker bekundet er sich hauptsächlich in drei Sammlungen vermischter Gedichte: dem leider allzu umfänglich geratenen Erinnerung und Hoffnung (1903), dem lebenssommerreifen Indianersommer und Am sonnigen Hang (1909) sämtlich bei B. Herder, St. Louis. Neben den schönen Liedern, vielleicht über diese hinaus, dürften die Balladen den Hauptvorrang einnehmen. — Br. Willram hat seiner sorgsamen Auswahl eine gründliche, liebevoll eingehende Charakter- und Lebensskizze des ihm persönlich bisher unbekannt gebliebenen Bruders im Amt und in Apoll vorangestellt; sie ist geeignet, dem als Volksbuch gedachten schmucken Bändchen weitere Verbreitung zu sichern.

E. M. Hamann.

Das Testament. Roman von Arnold Ulitz, Verlag Albert Langen, München. — Unerträgliche Gegenwart drängt die Phantasie zur Gestaltung der Zukunft. Neben einer Unzahl mehr oder weniger geistvoller Prophetien, aus denen Spenglers Schrift ihr widriges Gorgonenhaupt turmhoch emporreckt, haben uns die letzten schweren Jahre auch einige wertvolle Dichtungen dieser Art beschert: Alfred Döblins „Berge, Meere und Giganten", „Joseph Winklers grandiosen „Chiliastischen Pilgerzug" und Arnold Ulitz' „Testament", das Deutschland nach zehnjähriger Inflationszeit im Jahre 1933 schildert: als gänzlich verarmte Provinz in den Händen prassender Amerikaner, deren Monstrehotels wie Zwingburgen die verfallenden Heimatstraßen überragen; das Volk entartet, versklavt, hungerverseucht; und die ehemals führende, geistige Schicht in ihren wenigen Ueberlebenden als niedere Diener der Fremden. Um es gleich zu sagen: Ich halte Ulitz nach seinem wundervollen Gedichtsband: „Der Arme und das Abenteuer" für eine der stärkten und innigsten Begabungen unter den zeitgenössischen deutschen Dichtern — aber ich wollte lieber, er wäre wie sein Held Michael Keith im vorigen Jahr eine Zeitlang als Kellner gegangen, statt uns dieses Buch zu schreiben. Zwei Drittel davon, die eigentliche Handlung in dem verblüffend ahnungslos geschilderten Riesenhotel, sind ein haushoher Kitsch, von quälend literatenhaftem Glanz; erst der letzte Teil, in dem der nach neun traumhaft verbrachten Sklavenjahren zusammengebrochene und erwachte sterbende Held von seinem jüngsten Kind erzählt, vermag uns wieder zu versöhnen: diese Geschichten vom Pim gehören zum Allerschönsten, was über die erwachende Kinderseele je gesungen und gesagt worden ist. — Es wäre ein Jammer, wenn dieser große Dichter dem deutschen Volk durch Mangel an Zucht verloren gehen sollte. Letzten Endes wird es davon abhängen, ob sein Ringen um Gott von Erfolg gekrönt wird. Bis jetzt ist Ulitz noch nicht zur Kindschaft, sondern nur zur Kennerschaft gelangt, die zwar feinstes und tiefstes Verstehen und Schauen ermöglicht, aber doch im Glauben nicht fruchtbar zu werden vermag.

Alfred Kunze.

Die neuentdeckten lebenswichtigen Nährstoffe Vitamine und die Folgen einseitiger Ernährung. Nach dem Stande der neuesten Forschungen. Von Willy Weitzel. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—. — Die Bedeutung der vitaminreichen Kost für uns Europäer wird weniger in der Verhütung der beiden scharf umgrenzten Krankheitsbilder Beri-Beri und Skorbut erblickt; von klinischem und pathogenetischem Interesse sind jene Formen der Nährschäden, wo der Gesamtkomplex der Erscheinungen in seiner erdrückenden Fülle nicht zutage tritt und sich neben Störungen allgemeiner Art, wie Appetitlosigkeit und schlechtes Gedeihen, Gewichtsverlust, blasses Aussehen und herabgesetzte Immunität bemerkbar machen. Es hat sich erwiesen, daß das fettlösliche Vitamin ebenso wie der Eiweißkörper an der Bildung der Antikörper hervorragend beteiligt sind. In dem Kapitel „Immunität" sind die neuen Erfahrungen niedergelegt. Das Ei, die Milch, sonst so hochgeschätzte und vollwertige Nahrungsmittel, können infolge vitaminarmer Ernährung des Mutterwesens arm an den hochwertigen Nahrungsstoffen sein. Die Folge ist Gewichtsstillstand. Zahlreiche klinische Erfahrungen sind angeführt, wo Zulage pflanzlicher Extrakte zur Nahrung der Mutter oder zur Nahrung des künstlich ernährten Kindes prächtiges Gedeihen brachte und den Ansatz der Mineralien förderte. Die Kapitel „Mehlnährschäden" und „Milchnährschäden" enthalten wertvolle Fingerzeige für die Ernährung der Mutter und des Säuglings. Im Schlußkapitel ist bei der Frage der biologischen Wirkungsweise der Vitamine die Ansicht Bickels begründet, daß die Vitamine die Körperzelle zur normalen Assimilation befähigen. Wunden am vitaminreich ernährten Tiere heilen besser als am vitaminarm ernährten Tier durch bessere Proliferation. Nach der neuen Lehre kommt den pflanzlichen Nahrungsmitteln eine höhere Bedeutung zu, als man ihnen bisher zugestanden hat. In dem Kapitel „Wert der pflanzlichen Nahrungsmittel" finden sich die neuen Ergebnisse.

J. R.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hans Pfitzner-Woche. Mit den „Meistersingern" haben die Wagnerfestspiele im Prinzregententheater begonnen, mit den „Meistersingern" sind sie zu Ende gegangen. Unmittelbar an diese Festvorstellungen schließt sich eine Pfitznerwoche, mit der die sommerlichen Veranstaltungen, welche mit der Rich. Straußwoche vor den Ferien begonnen haben, ihr Ende erreichen. Den Auftakt machte Pfitzners erste Oper: „Der arme Heinrich". Der Tondichter dirigierte selbst und brachte uns sein Werk zu tiefstem Erlebnis. Wohl niemand im Hause hat sich der Stärke der Empfindung, der wundersamen Schönheit und nicht zuletzt der ethischen Höhe dieser Tonschöpfung zu entziehen vermocht und wie lange waren gerade die erfahrenen Theaterleute taub gegen ihren Klangzauber; selbst in München hatte ihr erst eine Vereinsaufführung den Weg bahnen müssen. Erb sang die Titelrolle. Er ist ein Sänger, wie ihn Pfitzner braucht. Es genügt nicht eine schöne Stimme; der „arme Heinrich" bedarf eines beseelten und durchgeistigten Gestalters. Auch die Rolle des Dietrich ist durch Brodersen vortrefflich besetzt, meisterlich ist seine dramatische Ausgestaltung der großen „Erzählung". Gabriele Englerth lieh der Hilde ihre wuchtige Stimme. Zart und innig sang Thea Linhard die Agnes. Das Kindlichreine fand überzeugenden und ergreifenden Ausdruck; jede üble Beimischung des psychopathischen, wozu unsere Zeit neigt, unterblieb. Sanglich gewann die Rolle gegen Ende noch an Kraft und Fülle. Benders Arzt war wieder eine Gestalt aus einem Gusse. Auch die Chöre waren von großer Reinheit und Präzision. Bald nachdem der letzte Ton verklungen, senkte sich der eiserne Vorhang herab, doch das Publikum nötigte durch seine Beifallsstürme Pfitzner, durch das Türchen hervorzutreten. Dem bekannten folgte am anderen Tage uns neues: Ibsens Schauspiel „Das Fest auf Solhaug" mit der Musik Pfitzners im Residenztheater. Der Beginn der Vorstellung verzögerte sich und schließlich wurde uns von der Rampe herab mitgeteilt, daß Pfitzner von heftigen Gallensteinschmerzen befallen sei, aber dennoch versuchen werde, sein Werk zu dirigieren. Er führte dann auch seine Aufgabe mit bewunderungswürdiger Willenskraft und mit glänzendem Gelingen durch. Wer den Dirigenten beobachten konnte, wird gesehen haben, daß dies nur mit Anspannung aller Kräfte möglich gewesen ist. Am Ende vermochte Pfitzner den Hervorrufen nicht Folge zu leisten; er ließ sich durch den Oberspielleiter Basil entschuldigen. Die Musik umrahmt die drei Akte völlig, so daß sie ohne Pause gespielt werden können. Das Schauspiel gewinnt dadurch an balladeskem Reiz. Jedes der drei Vorspiele ist von starker Wirkung und musikalisch von hoher Schönheit. Nun könnte ja die Musik an sich sehr wertvoll sein und würde sie die Wirkung des Schauspieles nicht haben, dann wäre ihr Platz doch besser im Konzertsaal, aber die Musik leistet der Dichtung einen großen Dienst. Sie hilft die Gestalten des Dramas aus der Atmosphäre bürgerlicher Psychologie in eine Sphäre zu rücken, wo ungebrochene Charaktere, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt, ihren Leidenschaften folgen. Auch in einzelnen Gesängen, die aus der gegebenen Situation erwachsen, ist die Musik von stärkster Wirkung. Sehr schön an sich ist sie auch da, wo Pfitzner einige Stellen melodramatisch unterstreicht, nur wäre hier die künstlerische Notwendigkeit diskutierbar; auch nötigt dieser Mischstil die Darsteller vorübergehend zu opernhaften Gesten, wodurch die Einheitlichkeit notleidet. Frau Margit lebt in unglücklicher Ehe. Zwar ist ihr nüchterner Gatte so wenig böse und schlecht wie andere Ehemänner Ibsens, wie ein paar Jahrhunderte später der Bankdirektor, von dem „Nora" vergeblich das Wunderbare erwartet, oder der pedantische Privatdozent, der Hedda Gablers Phantasie nicht anzuregen vermag. Schrankenlos schenkt sie die ganze Glut ihres Herzens einem nach siebenjähriger Trennung heimkehrenden Vetter. Sie vergäße ihre Pflicht, bereitete dieser ihr nicht die Enttäuschung, sich in ihre jüngere Schwester zu verlieben. Margit erliegt der Versuchung, ihrem Gatten Gift in den Wein zu schütten. Die Umstände fügen es, daß weder er, der dann im Kampfe fällt, noch wie sie fürchten muß, die Schwester und deren Geliebter aus dem Becher trinken. Der Himmel bewahrt sie davor, zur Mörderin zu werden. Den Liebenden, die vor des Königs Zorn gerade in ein fremdes Land fliehen wollten, wird das Glück zuteil, daß der König den Mann, den er unschuldig verdächtigte, mit reichen Ehren überhäuft. So werden, wie im Märchen, die Guten belohnt. Frl. Holz gab als Frau Margit wieder einen starken Beweis ihrer Eignung zur Heroine. Basil spielte den Gatten mit gutmütiger Täppigkeit. Das junge Paar zeigte Poesie und Jugend. Pasettis nordische Bühnenbilder sind großzügig und schön; nur müssen Baumstämme massiv sein, wenn die Schauspieler sie als Lehne benützen. Die Klänge der Sehnsucht, die lustigen Tanzrhythmen, in die tragische Töne hineinklingen, und endlich die milde Resignation hat Pfitzner in Melodien gefaßt, die wir nicht vergessen. Die Verse der Uebersetzung sind flüssig, die Reime glatt, man könnte fast sagen zu glatt für solch brennende Leidenschaft in rauhen Zeiten hoch oben im Norden.

Verschiedenes aus aller Welt. Tellspiele veranstaltet eine kleine Dorfgemeinde der Moselgegend, Malberg im Kylltal, unter der Leitung ihres kunstbegeisterten Pfarrers. Die schlichten Darsteller haben sich so sehr in Schillers Dichtung eingelebt, daß sie ihre schwierigen Aufgaben in überraschend packender Weise zu lösen vermögen. Die Freilichtbühne mit flachem Felde, hochaufragenden Felsen und sichtbarem Wasserspiegel wird als ein geradezu idealer Szenenplatz bezeichnet. — In Oberndorf bei Salzburg wurde der Grundstein zu einem Denkmal gelegt für den Pfarrer Mohr und den Lehrer Gruber, den Dichter und den Tonsetzer des vor hundert Jahren entstandenen unvergänglichen Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht". — Die Gothaer Schloßbühne, das erste deutsche Hoftheater, das mit den Anfängen der deutschen stehenden Bühnen und mit dem an ihm wirkenden „Vater der deutschen Schauspielkunst" Ekhoff verknüpft ist, soll in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt und in ein Theatermuseum verwandelt werden. — Das Dramatische Theater in Berlin brachte die Uraufführung von Gg. Kaisers Jungfrau von Orleansdrama „Gilles und Jeanne". Das Stück gliedert sich nach Berichten in zwei Dramen, die beide mit einem kirchlichen Prozeß wegen Umganges mit dem Teufel enden. Die Verbindung beider Teile liegt in der Liebe Gilles zu Jeanne, die nach deren Tode in erotischen Wahnsinn ausartet und Gilles zu einem Blaubart werden läßt. Namhafte Kritiker wenden sich gegen den Mißbrauch durch Tradition geheiligter Stoffe durch die unglaubliche Empfindungsperversität eines modernen Dramatikers. — „Fußel oder der Druckfehler" nennt sich eine Groteske von Herbert Kranz, die in Mannheim ihre beifällig aufgenommene Uraufführung erlebte. Das Stück ist nicht ohne künstlerische Qualitäten, gerät aber manchmal, wie berichtet wird, ganz in den Bereich etwa leitartikelnder sozialistischer Journalistik. Es ist zu beweisen, welch unheilvolle Macht das Geld über die Seelen der Menschen ausübt, und Fußel, das arme, getretene Menschenkind, wird als Demonstrationsobjekt verwendet, indem man ihn eine Zeitlang in dem Wahne leben läßt, das große Los gewonnen zu haben. — Dr. M. Thelemann, der geistige Führer der Berliner Calderongesellschaft, hat ein ernst Spiel aus dem alten Berlin gedichtet, „Credo", das, durch die Nürnberger Kammerspiele gegeben, beifällig aufgenommen wurde. Es spielt in jener Zeit, da das Wort cuius regio, eius religio Geltung hatte und kann das stoffliche, landschaftliche und bekenntnismäßige Gegenstück zu Schönherrs Glaube und Heimat genannt werden. Der Held verläßt um seines katholischen Glaubens willen die ererbte Scholle, Mutter und Gattin und hält durch seine Willensstärke auch ein Häuflein schwacher Glaubensgenossen zusammeu.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die auf vage Aufwertungshoffnungen aufgebauten Kurssteigerungen der Anleihen mussten, wie wir wiederholt voraussagten, zu Enttäuschungen führen. So oft auch die Dementi in den Wind geschlagen wurden, schliesslich fielen die Warnungen doch auf fruchtbaren Boden. Es haben sich grosse Interessenten noch zu guter Zeit zurückgezogen und ihre Gewinne realisiert. Grössere Käufer blieben dann aus und der Rückgang war unvermeidlich. Man spricht von einem Millionenengagement, durch welches ein Bankinstitut, allerdings nicht allerersten Ranges, zu Schaden gekommen sei. Die Spekulation sah sich genötigt, zur Deckung von Verlusten auch Aktienverkäufe vorzunehmen, die auch auf diesem Markte zur Kursverschlechterung mithalfen. Die Kriegsanleihen und die anderen Staats- und Stadtanleihen erlitten fast um die Hälfte Kurseinbussen, auch die Zwangsanleihe ist darunter, nur die Schutzgebietanleihe hielt sich. „Man" glaubt, dass die südafrikanische Union die Anleihe teilweise übernehmen werde. Worauf sich diese gute Meinung stützen zu können glaubt, weiss man allerdings nicht und so tut man gut, sich nicht allzusehr auf dieses Börsengerücht zu verlassen. Die Zusammenlegungen des Aktienkapitals bei den Goldbilanzumstellungen sind bis jetzt immer schärfer ausgefallen, als man anzunehmen geneigt gewesen. Bei der Berliner Handelsgesellschaft ist die Enttäuschung unlängst wegen deren relativ sehr günstigen Verhältnissen sehr gross gewesen und jetzt hat die Ankündigung, dass die Anilinwerte scharfe Reduktionen des Friedenskapitals vornehmen mussten, verstimmend auf die Kurse eingewirkt. Die Bewertung der Aktien kann heute nicht mit Sicherheit vorgenommen werden. Auch die Methode der Zusammenlegung der Aktien wird nicht in jedem Falle auch von Sachkennern gebilligt und namentlich bei den Kreisen der kleinen Aktionäre ist das Odium der Willkür nicht immer zu vermeiden. Es tauchen Vorschläge zur Aenderung des Aktienrechtes auf, die bezwecken sollen, die Belange der Kleinaktionäre besser zu schützen. Die Wirtschaftsberichte geben kein freundliches Bild. Die Kreditbereitschaft des Auslandes zeigt sich noch nicht so stark, wie manche dies optimistisch erwartet hatten; doch dürfte sich dies bessern, wenn die 800 Millionenanleihe gezeichnet ist. Die Gegnerschaft gegen letztere, welche in einem Teile der Presse Englands zum Ausdruck kommt, dürfte ihren Erfolg kaum beeinträchtigen. Die gewaltigen Schwierigkeiten, welche einer raschen Behebung unserer Absatzkrise gegenüberstehen, werden im Inlande zur Zeit mit weit weniger Optimismus beurteilt, als vielfach von nicht ungünstig gesinnten Ausländern. Notwendig ist, dass bei uns trotz aller Not die Kapitalsbildung durch Sparen Fortschritte macht. Ansätze hierzu bei den Sparkassen lassen sich nachweisen, aber die inländischen Bankdepositen sind noch so gering, dass die Banken nur in ungenügender Weise der Wirtschaft Geld in Form von Krediten zuführen können. Dass der Standpunkt: „Auf meine paar Mark kommt es nicht an" falsch ist, bedarf kaum besonderer Ueberlegung. Schwerer zu überwinden ist indessen ein populäres Misstrauen gegen die Sicherheiten

der Banken, obwohl es in den schlimmsten Zeiten doch nur wenige erst in der Inflationszeit entstandene Institute waren, bei denen der Einleger tatsächlich sein Geld verloren hat. Banken, die volle Sicherheit bieten, sind selbst bei dem eingeschränkten Filialwesen auch an kleineren Orten fast überall zu finden. Um die Scheu zu überwinden, wäre das Bankgeheimnis wiederherzustellen. Was dessen Aufhebung den Steuerbehörden nützte, ist unerheblich gegenüber dem Schaden für die allgemeine Wirtschaft. Dies haben wir schon des öfteren an dieser Stelle auszuführen Gelegenheit gehabt. Zweifellos besteht bei Privaten und vor allem in der kleineren Geschäftswelt noch vielfach eine Animosität gegen die Banken. Es werden jetzt in süssen Flötentönen die Kunden wieder herbeigelockt, die man vor nicht langer Zeit vor die Türe gesetzt hat. Wir haben solche Briefe von verschiedenen grossen Banken gelesen. (Herrschte nicht bei den Grossen diese Uniformierung der Massnahmen, so könnte sich der seine Kundschaft individueller bedienende Bankier heute gar nicht mehr halten.) Sicherlich waren zahllose kleine Konten nicht mehr weiterzuführen, nachdem die darauf verbuchten Beträge nur den winzigen Bruchteil einer Rentenmark ausmachten, aber mit etwas mehr Psychologie hätte man die Bankkunden wenigstens nicht vor den Kopf gestossen. Dass der Bankverkehr für die Abwicklung von Geldtransaktionen wesentliche Vorteile bietet, soll über „Stimmungen“ auch nicht vergessen werden. Der Reichsbankpräsident hat die der sogenannten Stempelvereinigung angehörenden grossen Banken Berlins aufgefordert, eine Ermässigung der Zinsen und Provisionen eintreten zu lassen; Beschlüsse sind noch nicht gefasst worden. — Die auf den 9. September berechnete Grosshandelsindexziffer des statistischen Reichsamtes ist gegenüber dem Stande vom 2. September um 2,5 v. H. gestiegen. Die Inlandswaren zogen um 3,4 v. H. an, die Einfuhrwaren wurden um 0,4 v. H. billiger. Die Getreidemärkte blieben fest, zumal der amtliche Saatenstandsbericht für September wenig günstig ist. Die Reichsregierung hat ab 18. September die Gütertarife um 10 Prozent ermässigt, die Kohlenpreise herabgesetzt und die Umsatzsteuer ab 1. Oktober von 2,5 auf 2 Prozent verringert.

München. K. Werner.

„Der Hutmacher am Dom“. Viele Hände sind geschäftig, um den neuen Laden der Hut- und Mützenfabrik A. Breiter in der Weinstraße seiner Vollendung entgegenzubringen. Bereits zeigt sich das neue Bild jenes alten Patrizierhauses. In Betonung eines farbenfrohen Barock fügt es sich doch in gedämpftem Zusammenklang eines weidegrünen Tones mit den schmucken weißen Ornamenten in die moderne Straßenzeile ein, ja es belebt sie wohltuend. Und wie dieses Haus mit einer Seite in das heimliche Sporergäßchen schaut und mit der Hauptfront an der großen Verkehrsader und Geschäftsstraße steht, so k. üpft auch die ganze architektonische Erscheinung an die Vergangenheit an, gibt aber gleichzeitig ein von edler Moderne geläutertes Bild, das in uns den Eindruck von Feinheit und Gediegenheit auslöst. Denselben Eindruck gewährt die Innenarchitektur. Es ist als habe der Schöpfer — Architekt Götz — mit dieser Note der Feinheit und Gediegenheit dem Grundcharakter dieses Geschäftshauses, das sein Stammhaus bis 1863 zurückleiten kann, symbolischen Ausdruck gegeben. Wie wir hören, wird die Eröffnung des Geschäftes Mitte der Woche stattfinden.

Abschluß der Schriftleitung.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 39 München, 25. September 1924. XXI. Jahrgang.

Papst Pius XI. über katholische Politik.

Am 9. September hielt der Hl. Vater an die katholischen Hochschüler eine Ansprache, die zwar zunächst italienische Verhältnisse im Auge hat, aber auch darüber hinaus noch Geltung besitzt, weshalb wir sie ungekürzt wiedergeben, übersetzt von Fr. Ritter von Lama, Augsburger Postzeitung, Nr. 212 vom 13. Sept. 1924.

Der Heilige Vater beglückwünscht sich mit den katholischen Universitätsstudenten zu dem in diesen Tagen ausgeübten praktischen Apostolat und erinnert an das ebenso wirksame wie stillschweigende, durch bescheidenes Benehmen allein betätigte Beispiel des hl. Franziskus und an den Ausspruch des hl. Cyprian: Non multa loquimur, sed vivimus. Und um so mehr freut sich der Papst, als er weiß, daß die jungen Studierenden zu Palermo durch ihre Präsidialgruppen die Vorsätze erneuert haben, ihre Mission mit immer größerem Eifer und mit Ausdauer zum eigenen Vorteile und dem der Seelen fortzusetzen. Indem er sich Söhnen gegenüber befinde, die so wohl vorbereitet sind, das Wort des Vaters zu vernehmen, wolle dieser die Gelegenheit benützen, ihnen einige Gedanken anzuvertrauen.

Es vergeht kein Tag, fuhr der Papst fort, ohne daß wir dem Herrn zu danken haben für die Tröstungen, welche, wie aus einer großartigen Quelle, aus jenem herrlichen Zusammenspiel von Personen, Einrichtungen und Werken, aus der katholischen Aktion rings um Uns her entspringen. Wenn Wir jedoch, geleitet von väterlicher, instinktiver Sorgfalt, aufmerksamer zusehen, gewahren Wir so manches, was Uns Besorgnis, wenn nicht sogar Schmerz und Kummer verursacht. Es will Uns scheinen, daß Wir da und dort Ideen und Urteile, Stellungnahmen und Haltungen hervortreten sehen, die nicht dazu angetan sind, Uns zu beruhigen.

Da sagt zum Beispiel der eine: Der Heilige Vater sollte sich nicht mit Politik befassen, das sollte er uns überlassen. Wir, der Papst, brauchen keine Belehrungen. Wenn die Politik bis zum Altar vordringt, dann haben Religion und Kirche und der Papst, der sie vertritt, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, Anweisungen und Richtlinien zu geben, welche katholische Seelen zu verlangen das Recht und zu befolgen die Pflicht haben.

So wurde die große Linie der Politik gezeichnet vom göttlichen Lehrmeister, als er sprach: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Und auch die Apostel berührten die ernstesten politischen Fragen, als sie lehrten: Alle Gewalt stammt von Gott. Andere beklagen sich wieder, daß der Papst der katholischen Aktion zu wenig Politik gestatte. Liebe Söhne, die Wahrheit ist klar, wenn sie auch nicht immer leicht ist, denn wahr und klar sind einander nicht gleich, und es gibt keine noch so klare Wahrheit, daß sie nicht verdunkelt werden könnte. Auch Manzoni mit seiner gewohnten Feinheit pflegte zu sagen, daß selbst das geometrische Axiom, daß die Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind, von jemand angezweifelt werden könnte, wenn sich daraus für das praktische Leben Folgerungen ergäben. Wir sollten es nicht nötig haben, weiter auf diesem Thema zu bestehen, denn Wir haben immer eindeutig gesprochen: Politik um der Politik willen, politischer Kampf, Parteipolitik darf und kann von der katholischen Aktion nicht getrieben werden, weil sie katholisch ist.

Sollen wir also die Politik ganz ausschließen? Auch nicht! Wir erinnern euch an das, was Wir das erstemal sagten, als Wir mit der katholischen Jugend im Damasushofe Uns trafen.

Die Politik zu ihrer Zeit, wann es nötig ist, wem sie zukommt und mit der nötigen, vollständigen, religiösen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Vorbereitung, kurz mit der besten Ausrüstung; denn wenn auch die katholische Aktion nicht selbst Politik treibt, so will sie doch die Katholiken lehren, von der Politik den besten Gebrauch zu machen, denn eben dazu sind alle guten Bürger und die Katholiken ganz besonders gehalten, nachdem ihr katholisches Bekenntnis von ihnen fordert, daß gerade sie die besten Bürger seien. Es ist Vorbereitung, welche jeder Beruf verlangt; wer gute Politik machen will, kann sich der Pflicht einer entsprechenden Vorbereitung nicht entziehen. Wir erinnern Uns, viele Mitglieder des alten deutschen Zentrums gekannt zu haben, welche bei sich zu Hause eine theologische Bibliothek besaßen, die selbst für einen Priester, wenn schon nicht ausreichend, doch auch durchaus nicht zu verachten gewesen wäre; eine solche Bibliothek fehlte bei keiner Organisation.

Und so sah selbst Bismarck sich von jenen Laien, Katholiken zum Schweigen gebracht, so oft er sich auf das Gebiet religiöser Fragen wagte. Nun machen in unseren Kreisen leider Ideen die Runde, welche einen gefährlichen Mangel an Vorbereitung verraten. So sagt man z. B., daß, um zu einem Uebel beizutragen bzw. daran mitzuwirken, jede Begründung mit dem öffentlichen Wohl genüge. Aber das ist falsch; eine derartige Mitwirkung, welche wohlverstanden nur eine materielle sein kann, kann nur gerechtfertigt werden durch die unvermeidliche Notwendigkeit, ein größeres Uebel zu verhindern.

Man beruft sich auch auf die Zusammenarbeit der Katholiken mit den Sozialisten in anderen Ländern, aber wenig gewohnt, zu unterscheiden, verwechselt man voneinander ganz verschiedene Sachlagen. Abgesehen von der Verschiedenheit der äußeren Umstände und ihrer historischen, politischen und religiösen Verhältnisse, ist es doch nicht dasselbe, ob man sich gegenüber einer bereits zur Macht gelangten Partei befindet, oder ob man dieser Partei den Weg frei macht und ihr die Möglichkeit, zur Macht zu gelangen, verschafft. Es handelt sich hier um etwas wesentlich Verschiedenes. Und es ist für das Herz des Vaters wahrlich schmerzlich, gute Söhne und gute Katholiken sich trennen und sich gegenseitig bekämpfen zu sehen. Weshalb im Namen der katholischen Interessen verpflichten oder sich verpflichtet halten, dort mitzumachen, wo man auf dem Boden einer Akonfessionalität steht, welche von selbst dazu führen würde, auch von der katholischen Konfession Umgang zu nehmen?

Doch verstehen wir uns recht; es ziemt sich auch nicht für Katholiken, die Gewalt zum System zu erheben, die Bedrohung zu verewigen, und die Verwirrung und die Gleichsetzung des gemeinsamen Wohles mit dem des einzelnen fortzusetzen, sowie eine Lage der Dinge wie der Geister zu begünstigen, welche zu schmerzlichen Gegensätzen und heillosen Folgen für das Gemeinwohl führen muß. Wäre es nicht ersprießlicher, ja notwendiger und pflichtgemäßer für alle Katholiken, zur Grundlage ihres Tuns, auch in der Politik, die großen Grundsätze des Glaubens und der Religion zu machen, zu denen sie sich bekennen, und denen sie in keiner Lebenslage sich entziehen können noch dürfen?

Das wollten Wir euch zu verstehen geben, euch, die ihr so ernstlich euch auf das öffentliche Leben vorbereitet. Ihr werdet ein gutes Werk tun, wenn ihr diese väterlichen, vertraulichen Mitteilungen dorthin gelangen laßt, wo sie gut aufgenommen werden und einiges Gute wirken können.

Weltrundschau.

Für den 23. September war ein **Kabinettsrat** angesagt, auf dem die Reichsregierung über ihre Umbildung und über den Eintritt Deutschlands in den **Völkerbund** beschließen wollte. Das Ergebnis kann hier noch nicht mitgeteilt werden. Bemerkenswert ist ein Besuch von Frithjof **Nansen** beim Reichskanzler **Marx**, der im Auftrag des Völkerbunds erfolgt scheint. Nansen soll Deutschland einen Sitz im Völkerbundsrat und Räumung der Ruhr bis Januar 1925 zugesagt haben.

Am 21. September fanden nachträglich die **Reichstagswahlen in Oberschlesien** statt. Die Mandate verteilen sich nach vorläufiger Schätzung wie folgt: 3 Zentrum, 1 Deutschnationaler, 1 Kommunist. Die Wahlbeteiligung war schwach. Zugenommen haben allein die Deutschnationalen.

Die Repko hat festgestellt, daß mit der Erfüllung aller Vorbedingungen durch Deutschland die Fristen des Dawesplanes sämtlich ab 1. September 1924 Mitternacht zu laufen beginnen.

Die in London von **Frankreich** zugesagten Gebietsräumungen werden zum Teil gehemmt durch Verhandlungen über die **Besatzungskosten**. Eine TU-Meldung, Frankreich verlange vor der Räumung des Ruhrgebiets 90 Millionen Goldmark, kann nicht bestätigt werden.

In Bayern macht sich eine Organisation **Frontring** oder Frontbann bemerkbar, die stark im Verdacht steht, verbotene völkische Verbände fortzupflanzen. Die Mitglieder sind nach glaubwürdigen Meldungen eidlich zu unbedingtem Gehorsam gegen **Ludendorff** verpflichtet.

In Budapest ist einer der Mörder **Erzbergers**, Schulz, gerichtlich festgestellt. Er nannte sich Heinrich Förster. Die ungarische Staatsanwaltschaft hat über die Auslieferung an Deutschland zu beschließen.

Die Finanzaufsicht des Völkerbunds über **Oesterreich** bleibt trotz gewisser Erleichterungen bestehen, bis der Völkerbundsrat die Stabilität der Verhältnisse festgestellt hat. In Oesterreich hat dieser Beschluß enttäuscht.

In **Dänemark** haben die Ergänzungswahlen zum Landsthing (Oberhaus) einen mäßigen Zuwachs der Sozialdemokratie gebracht.

Der englische Ministerpräsident **Macdonald** ist in eine peinliche Privatangelegenheit verwickelt. Er hatte sich zum Kauf und Betrieb eines Kraftwagens Aktien in Höhe von 30 000 Pfund zuwenden lassen.

Die **spanische** Regierung bestreitet englische Meldungen, wonach sie mit den Rifkabylen in Friedensverhandlungen stehe und Tetuan räumen wolle. Die spanischen Streitkräfte zögen sich nur auf eine natürliche Operationsbasis zurück.

Großfürst **Kyrill** von Rußland hat sich zum Kaiser erklärt. In seinem Thronerlaß verspricht er den Bauern das Eigentumsrecht an dem von ihnen bearbeiteten Land. Auch sagt er Religionsfreiheit zu.

Außenpolitik und Bürgerblock.

Von Dr. Otto **Kunze**.

Seit das Abkommen von London geschlossen und durch die Annahme der Dawesgesetze im Reichstag in Kraft getreten ist, hat Deutschland wieder die Gleichberechtigung in der Völkergemeinschaft erlangt. Es ist auch keineswegs machtlos; auf seinem guten Willen beruht eigentlich das ganze kunstvolle Gebäude der wirtschaftspolitischen Nachkriegsordnung. Seit London ist wie mit einem Schlag deutsche Außenpolitik wieder eine große Aufgabe geworden. Der Eintritt des Reiches in den **Völkerbund** ist eine freie Entscheidung ersten Ranges und zwingt zu hochernsten Erwägungen und Entschlüssen. — Die erhöhte Bedeutung der Außenpolitik ließ den Zustand unerträglich erscheinen, daß Deutschland eine Minderheitsregierung hat und daß gerade die größten geschlossenen Parteien, Deutschnationale und Sozialdemokraten, **beide** keine Mitbestimmung genießen. Wie wir seinerzeit andeuteten (Nr. 24), hätte es seine Vorzüge gehabt, nach der Neuwahl des Reichstags die Deutschnationalen mit der Kabinettsbildung zu betrauen. Es unterblieb, und das war den Deutschnationalen sehr bequem. Denn nun konnte der heikle Abschluß der neuen Erfüllungsverträge den Mittelparteien überlassen werden. Die Mannen Hergts aber rüsteten sich, alsbald nach Eintritt in das neue Fahrwasser die Regierung der Kleinen Koalition am Steuer abzulösen.

Wir haben erlebt, wie die Deutschnationalen zum zweiten oder schon öfteren Male seit Versailles ihre Rennpferde laufen ließen, auf die anderen wetteten und die Wette gewannen. Ganz zufällig natürlich. Bei den Dawesgesetzen stimmten sie überall mit Nein, wo die Annahme ohne sie möglich war. Beim Eisenbahngesetz, das Zweidrittelmehrheit erheischte, teilte sich die Fraktion. Gleich darauf geschahen merkwürdige Dinge. Der Reichskanzler widerrief die deutsche **Schuld am Krieg**, wie sie im Versailler Vertrag Artikel 231 ausgesprochen ist. Diese an sich gute und richtige Erklärung erregte doch wegen des Zeitpunkts einiges Kopfschütteln. Unmittelbar nach London, unmittelbar vor der Tagung des Völkerbunds, die Deutschland ein neues Tor öffnen soll! Die Anschauungen über die Ursachen des Weltkriegs sind auf dem ganzen Erdkreis in stiller Umbildung begriffen. Lautes Hineinsprechen reizt nur die Unbekehrten zum Widerspruch und schreckt die Mißtrauischen zurück. Halbamtlich heißt es zwar, es sei nur eine vergessene Reiseflasche von London aufgekorkt worden. Und doch mußte jeder Zuschauer vermuten, daß mit diesem Widerruf eine Abschlagszahlung an die Opposition ohne Arme, die Deutschnationalen, erfolgt sei.

An den Deutschnationalen hing ja das Schicksal der Londoner Errungenschaften. Das wußten sie, und sie hatten sich für ihr Wohlverhalten den Eintritt ins Reichskabinett — sagen wir irgendwie zusichern lassen. Vom Zentrum namentlich und von der Deutschen Volkspartei. Jetzt lehnen letztere beiden eine dahingehende Verpflichtung ab. Sie haben ihre Gründe. Voraussetzung war, wie aus den Aeußerungen von Zentrumsseite deutlich hervorgeht, daß die Deutschnationale Fraktion die Gutachtengesetze annehme. Wie oben berichtet, hat die Fraktion aber die meisten Gesetze abgelehnt und beim Eisenbahngesetz halb mit Ja, halb mit Nein gestimmt. Die Deutsche Volkspartei legt den Hauptwert darauf, daß die Deutschnationalen sich mindestens jetzt geschlossen positiv zur neuen Lage einstellen müßten. Tatsache ist ja das Gegenteil. Unter dem Einfluß der Wählerschaft gewinnt die Neinrichtung Oberwasser. Niemand kann es den Regierungsparteien verargen, wenn sie mit einem *solchen politischen* Chamäleon nicht in Koalition treten mögen. Wir finden es schon sehr weitherzig, wenn sie Deutschnationalen und Sozialdemokraten zugleich die Türen öffnen. Der Gedanke einer breiten Regierungsmehrheit ist an sich gesund. Außenpolitisch zumal ist sie hochwichtig. Die außenpolitische Wirkung wird jedoch geradezu zerstört, wenn eine so zweideutige Gruppe mittut wie die um Hergt und Tirpitz. Ehrliche Stellung zum Dawesplan und zum Völkerbund würde uns das Ausland dann schwer glauben.

Man könnte sagen: es ist schade um die Deutschnationalen, um eine so starke, christliche, deutsche und bürgerliche Partei. Nein, es ist nur schade um die charaktervollen guten Christen, Deutschen und Bürger, die zur Deutschnationalen Partei gehören. Diese Partei ist nicht christlich sondern staatskirchlich, nicht deutsch sondern großpreußisch. Bürgerlich ist sie, aber was heißt das? Im Zusammenhang mit dem Eintritt der Deutschnationalen ins Kabinett ist das Schlagwort vom **Bürgerblock** aufgetaucht. Gewiß könnte ein Bürgerblock manches Gute leisten, indem er unser Staatswesen wieder an Geschichte und Ueberlieferung anknüpfte und den eingefressenen Sozialismus in Gesetzgebung und Verwaltung ausräumte. Aber das Bürgertum ist selber krank. Sein Leiden heißt mit einem Wort **Liberalismus**. Aus ihm wächst der Staatsabsolutismus, der Militarismus und Imperialismus, der rohe Wirtschaftskampf, unter Umständen auch die Formaldemokratie. Das Zentrum, die Bayerische Volkspartei, Hannoveraner und ein paar wirklich Konservative sind nicht stark genug, einen Bürgerblock gesund zu bewahren. Nur zu bald würde der Klassenkampf zwischen Bürger und Arbeiter die ganze Innenpolitik erfüllen. Es läßt sich in Deutschland ohne die Sozialdemokratie regieren, aber nicht im Zeichen eines Bürgerblocks. Und auch hier darf die Außenpolitik nicht vergessen werden. In Frankreich regieren Sozialisten und Linksdemokraten, in England Arbeiter, die zwar nicht mit unseren Sozialdemokraten gleichzusetzen, doch in diesen ihre nächsten Verwandten erblicken. Es wäre nun falsch, der heute regierenden Engländer und Franzosen wegen in Deutschland links zu fahren. Das Ausland verträgt sich mit jeder **ehrlichen** deutschen Regierung. Aber es ist drüben natürlich nicht unbemerkt geblieben, daß für Erfüllung und Völkerbund bei uns neben dem Zentrum doch hauptsächlich die Sozialdemokraten eingetreten sind. Hätte das deutsche Bürgertum mehr europäische, wirklich bürgerliche Kultur und weniger preußischen Kasernendrill, so würde die ganze Welt es dem Sozialismus weit vorziehen.

Soll aber in Deutschland die Regierung wirklich nach rechts oder nach links oder nach beiden Seiten erweitert werden, so wähle man wenigstens mit höchster Sorgfalt die *Personen* aus. Keine Wachsfiguren des alten Systems! Auch kein Schüler desselben mit dem Wahlspruch: Wie ich es auffasse! (Den Dawesplan, den Völkerbund, die Abrüstung usw.) Endlich keine Schönredner oder Demagogen! Ob man aber politische Strategen findet, nicht bloß Taktiker? Im Umkreis der derzeitigen Führerschaft schwerlich.

Katholizismus — Marxismus — Protestantismus.

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer, Meßkirch-Baden.

Gegen Marxismus und „Ultramontanismus", in erster Linie gegen den „Ultramontanismus" ist der offene Schlachtruf des *Evangelischen Bundes*. Fanfarenbläser *Ludendorff*. „Nur aus dem Geiste Luthers kann die Rettung Deutschlands kommen", „in der Verbindung zwischen völkischem Gedanken und Protestantismus liegt das Heil für das deutsche Volk". Das sind die Losungen des Evangelischen Bundes, herausgegeben auf der Münchener Tagung, September 1924.

Wie hat sich denn eigentlich dieser „rettende Luthergeist" evangelisch-bündlerischer Prägung betätigt in und nach dem Umsturz 1918? Es sei nicht näher darauf eingegangen, daß der dem Evangelischen Bunde am nächsten stehende Liberalismus mit seiner jahrzehntelangen zersetzenden Arbeit die Minen unter die Fürstenthrone gelegt und die Mineure von 1918 großgezogen hat. An Hand von einwandfreien Zahlen soll lediglich der antiultramontane Kampfgeist der jüngsten Zeit in seinem wahren Bilde aufgezeigt werden, insbesondere auch seine „überwindende" Kraft gegenüber dem Marxismus.

Mit der Novemberrevolution 1918 bestand die große Gefahr, daß die Marxisten bei Neuwahlen die absolute Mehrheit erringen würden und damit eine sozialistische Regierung käme. Der sozialistische Staat stand erschreckend nahe. Am 19. Januar 1919 wurde um die Entscheidung gerungen. Das ganze deutsche Volk — Männer wie Frauen über 20 Jahre — war aufgerufen. Knapp, sehr knapp war der Sieg der Nichtmarxisten. Denn die Marxisten (das Wort Marxist in der folgenden Abhandlung als Sammelbezeichnung für sämtliche sozialistischen Richtungen zu verstehen) hatten von den 423 Sitzen der deutschen Nationalversammlung 189 = 44,2% erobert.

Woher kam dieses mächtige Anschwellen der marxistischen Stimmen. Wo waren die Haupteinbruchsstellen? Für die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung war das Reich in 37 bzw., wenn man wie bei nachfolgender Untersuchung Württemberg als einen Wahlkreis ansieht, in 36 Wahlkreise eingeteilt. Von diesen 36 Wahlkreisen wiesen 26 eine protestantische Mehrheit auf, und nur in 10 war die Bevölkerung in der Mehrheit katholisch. Wie fielen nun die Wahlen damals aus in den protestantischen Wahlkreisen und wie in den katholischen? Von den 26 protestantischen Wahlkreisen eroberten die Marxisten 13 mit meist recht starker absoluter Mehrheit. Von diesen 13 Wahlkreisen waren 11, statistisch gesprochen, rein protestantisch (der Anteil der Katholiken unter 10%), und 2 waren vorwiegend protestantische Wahlkreise (der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung zwischen 10 und 20%). In weiteren 10 Wahlkreisen errangen die Marxisten 40—50% aller abgegebenen Stimmen. Unter diesen 10 Wahlkreisen waren 4 rein protestantisch, 2 überwiegend protestantisch (ein knappes Drittel der Bevölkerung katholisch) und 4 waren gemischt, aber eben mit nichtkatholischer Mehrheit. Dem Einschlag katholischer Bevölkerung ist es zu danken, daß nicht auch unter diesen 10 Wahlkreisen die Marxisten in einigen die absolute Mehrheit zu erringen vermochten. Nur in drei von den 26 Wahlkreisen mit evangelischer Mehrheit mußten sich die Marxisten mit 30—40% aller Stimmen begnügen. Von diesen drei Wahlkreisen waren zwei überwiegend protestantisch (30% Katholiken) und einer gemischt (44% Katholiken). In diesen drei Wahlkreisen hatten von den Katholiken zwei Drittel bis über drei Viertel restlos Zentrum bzw. Bayerische Volkspartei gewählt und damit dem Marxismus einen mächtigen Damm entgegengesetzt, so daß auch hier die geringere Prozentzahl marxistischer Stimmen in erster Linie den Katholiken zu danken war. Zusammenfassend ergibt sich:

Die protestantischen Wahlkreise vermochten dem Ansturm des Marxismus nicht standzuhalten. Die Marxisten eroberten die Hälfte der protestantischen Wahlkreise mit einer absoluten Mehrheit von über 50 bis fast 75% aller Stimmen, und es waren dies ausgesprochen protestantische Wahlkreise. In weiteren 10 Wahlkreisen protestantischen Gepräges vermochten die Nichtmarxisten nur knapp eine marxistische absolute Mehrheit abzuwehren. Und nur in drei protestantischen Wahlkreisen gelang es — allerdings nur mit Hilfe der Katholiken — die Stimmenzahl der Marxisten unter 40% zu halten. Nirgends aber vermochten die protestantischen Wahlkreise zu verhindern, daß die Marxisten weniger als 30% der Stimmen für sich buchen konnten.

Errechnet man für alle 26 protestantische Wahlkreise die Summe der marxistischen Stimmen und für sich die Summe der Stimmen der anderen Parteien, so läßt sich feststellen: In den 26 Wahlkreisen mit protestantischer Mehrheit erhielten die Marxisten im ganzen 11,3 Millionen Stimmen und die Nichtmarxisten nur 11,2 Millionen Stimmen. Die Marxisten waren also die Sieger, sie erzielten 51 Prozent aller Stimmen, während die anderen Parteien sich zusammen mit 49 Prozent begnügen mußten.

Kurz gesagt: *In den protestantischen Wahlkreisen war der „rettende Luthergeist" evangelisch-bündlerischer Prägung in den Stunden höchster Not und folgenschwerster Entscheidung dem Marxismus unterlegen. Einzig und allein den 10 Wahlkreisen mit katholischer Mehrheit war es bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung zu verdanken, daß eine marxistische Mehrheit nicht in die deutsche*

Nationalversammlung einzog. Denn in keinem der 10 Wahlkreise mit katholischer Mehrheit vermochten die Marxisten 40 oder mehr Prozent der Stimmen zu erobern. Der höchste Prozentsatz, den die Marxisten in den katholischen Wahlkreisen zu erringen vermochten, war 37,57.

Nur in 5, also nur in der Hälfte der katholischen Wahlkreise konnten die Marxisten überhaupt über 30% der Stimmen auf sich vereinigen. Die Prozentsätze bewegen sich hier zwischen 32,84 und 37,57. In der anderen Hälfte der katholischen Wahlkreise blieben die marxistischen Stimmen unter 30%. Es sind dies folgende 5 katholische Wahlkreise, in Klammer sind die jeweiligen Prozentsätze marxistischer Stimmen angefügt: Provinz Posen (17%); Koblenz-Trier (22,6%); Köln-Aachen (26,06%); Niederbayern-Oberpfalz (26,3%); Düsseldorf-West (27,72%). Während also die protestantischen Wahlkreise die höchsten Prozentsätze marxistischer Stimmen verzeichnen, zeigen die katholischen Wahlkreise die niedersten Prozentsätze marxistischer Stimmen.

Errechnet man für sämtliche katholischen Wahlkreise die marxistischen Stimmen und für sich die Stimmen der anderen Parteien zusammen, so erhält man folgende Zahlen:

In den 10 katholischen Wahlkreisen brachten die Nichtmarxisten 5,3 Millionen Stimmen auf, die Marxisten dagegen nur 2,4 Millionen. Es entfielen also auf die Nichtmarxisten über zwei Drittel aller Stimmen, nämlich 69%, während die Marxisten nur 31% der Stimmen erhielten. Man vergleiche diese Zahlen mit den betreffenden der 26 protestantischen Wahlkreise, und man sieht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, wer Deutschland 1919 vor einem sozialistischen Staat bewahrt hat. **Lediglich dem gewaltigen Vorsprung von rund 3 Millionen Stimmen in den 10 katholischen Wahlkreisen gegenüber den Marxisten war es zu danken, daß die Marxisten nicht die Mehrheit in der Nationalversammlung erlangten.**

Was wäre wohl in Deutschland gekommen, wenn die Marxisten die absolute Mehrheit in der Deutschen Nationalversammlung erlangt hätten? Ich brauche das nicht näher auszuführen. Es sei lediglich nach der kulturellen Seite hin als Antwort hier angeführt, was das evangelische Neue Sächsische Kirchenblatt in Nr. 17 vom 25. April 1920 schrieb. Dort heißt es:

„Wenn am 9. November 1918 und am 11. August 1919 keine Zentrumspartei gewesen wäre und die kirchlichen Interessen hätte vertreten können, so hätte die evangelische Kirche ohne jeden Zweifel Konkurs anmelden müssen. Nicht die freundliche Stellung der drei bürgerlichen Parteien, der Deutschnationalen, der Deutschen und der Demokratischen Volkspartei gegenüber der christlichen Kultur oder dem Christentum hat die Lage vorläufig gerettet — denn sie alle stützen sich nicht auf die Massen, die in der Demokratie den Ausschlag geben —, es war allein das Zentrum, das der erdrückenden Macht einer politisch zusammengefaßten Masse in religiösen und kirchlichen Fragen Achtung und Zurückhaltung gebot."

So stand das Bild vor bald 5 Jahren. Damals allerdings, als um die innenpolitische Zukunft unseres Vaterlandes gerungen wurde, da war der Mann, der heute gegen den Ultramontanismus zum Kampfe aufruft, mit rotem Paß und blauer Brille bewaffnet, wohlgeborgen in Schweden.

Es war klar, daß die Marxisten die im Revolutionstaumel errungene Macht nicht auf die Dauer würden halten können. Aber es muß nochmals betont werden, entscheidend war, daß bei den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung die feste Hoffnung der Marxisten auf die absolute Mehrheit nicht in Erfüllung ging, dank dem deutschen Katholizismus.

Die Wahlen 1920 einschließlich der notwendig gewordenen Nachwahlen wiesen nur noch 8 Wahlkreise auf mit absoluter Mehrheit marxistischer Stimmen gegenüber 13 Wahlkreisen im Jahre zuvor. Diese 8 Wahlkreise waren ohne Ausnahme rein protestantische Wahlkreise. In 12 gegen vordem 10 Wahlkreisen errangen die Marxisten zwischen 40 und 50% aller Stimmen. Von diesen 12 Wahlkreisen waren 6, also die Hälfte, rein protestantisch, weitere 3 überwiegend protestantisch und nur 3 gemischt, aber mit nichtkatholischer Mehrheit. Weniger als 30% der Stimmen hatten die Marxisten in 4 Wahlkreisen. Es sind lauter überwiegend katholische Wahlkreise.

Bei den letzten Reichstagswahlen am 4. Mai 1924 konnten die Marxisten in keinem einzigen Wahlkreis mehr die absolute Mehrheit erreichen. Zwischen 40 und 50% der Stimmen erzielten sie auch nur noch in 7 Wahlkreisen. Diese 7 Wahlkreise mit den höchsten Prozentsätzen marxistischer Stimmen sind rein protestantisch. Dagegen haben sämtliche 8 katholischen Wahlkreise — seit 1920 gibt es nur noch 35 Wahlkreise, darunter 27 protestantische und 8 katholische — weniger als 30% marxistische Stimmen. Es haben auch dieses Mal — zum ersten Mal seit 1919 — von den 27 protestantischen Wahlkreisen 6 weniger als 30% marxistische Stimmen.

Zum Schlusse seien die 7 Wahlkreise mit den höchsten und die 7 mit den niedrigsten Prozentsätzen marxistischer Stimmen tabellarisch einander gegenübergestellt unter Angabe des Prozentsatzes katholischer Bevölkerung in diesen Wahlkreisen.

Die 7 Wahlkreise mit den höchsten Prozentsätzen marxistischer Stimmen bei den Reichstagswahlen 1924.

Wahlkreis	Von je 100 der Bevölkerung sind Katholiken	Von je 100 der abgegebenen Stimmen entfielen auf die Marxisten
Leipzig	3,68	47,4
Chemnitz	3,72	47,0
Hamburg	5,03	46,5
Berlin	rund 10,00	45,5
Dresden-Bautzen	6,82	43,7
Merseburg	3,69	42,7
Magdeburg	5,31	42,1

Die 7 Wahlkreise mit den niedersten Prozentsätzen marxistischer Stimmen bei den Reichstagswahlen 1924.

Wahlkreis	Von je 100 der Bevölkerung sind Katholiken	Von je 100 der abgegebenen Stimmen entfielen auf die Marxisten
Koblenz-Trier	rund 80,00	14,9
Niederbayern	95,96	16,6
Oberbayern-Schwaben	89,35	22,4
Köln-Aachen	85,05	25,0
Baden	59,32	26,0
Württemberg	30,37	27,0
Düsseldorf-West	über 60,00	27,4

Oesterreichischer Brief.

Der Völkerbund und Oesterreich. — Annahme des Zolltarifes. — Besserung der Wirtschaftslage. — Der Streik in der Metallindustrie. — Feierschichten in den Alpenländern. — Die Christlichen Gewerkschaften. — Feindeslob klingt. — Vorwärts!

Von Bundesrat Christian Fischer, Graz.

Oesterreichs Kanzler Dr. Seipel verhandelte in Genf mit den Delegierten des Völkerbundes, um, wenn möglich, Erleichterungen für Oesterreich zu erzielen. Durch viele Wochen weilte eine Abordnung des Finanzkomitees des Völkerbundes in Wien; täglich waren der Finanzminister, die übrigen Mitglieder der Regierung, die führenden Männer von Industrie, Gewerbe, Bauten und Landwirtschaft mit den Vertretern des Völkerbundes beisammen, um die Finanzen Oesterreichs zu prüfen, über die man im Ausland sehr ungünstige Nachrichten verbreitet hatte. An der Spitze dieser Gegenspieler stehen die Beamten um den Generalkommissär Dr. Zimmermann. Das steht heute einwandfrei fest. Es hatte den Anschein, als seien in Oesterreich lauter Schwindler an der Arbeit, die man scharf beobachten müsse, wie etwa die Leitung irgendeiner Negerrepublik. Daß sich die verantwortlichen Männer Oesterreichs, ein Dr. Seipel und Dr. Kienböck, eine solche Behandlung nicht gefallen lassen konnten, ist wohl erklärlich. Die Delegierten des Völkerbundes, die sich in Wien von den Dingen persönlich zu überzeugen vermochten, gewannen ein anderes Bild. — Dr. Seipel wurde in Genf herzlich aufgenommen. Die Begrüßungsworte des allverehrten Präsidenten Dr. Motta taten uns Oesterreichern wohl und gaben einen schönen Ausklang zu den Verhandlungen. Was aber bisher an Ergebnissen verlautet, ist wohl sehr bescheiden. Man wird einen Teil des Völkerbundkredites für die notwendigen Anschaffungen Oesterreichs freigeben. Oesterreich hat noch rund 600 Milliarden Kronen aus den Krediten des Völkerbundes zu erhalten. Seit Januar 1924 hat Oesterreich ein aktives Budget. Dieses sollte nach den Plänen Oesterreichs von 350 Millionen Goldkronen (zu je 14 400 Papierkronen) auf 530 Millionen Goldkronen erhöht werden. Nun hat aber nach den letzten Nachrichten der Völkerbund nur ein Budget von 495 Millionen Goldkronen bewilligt. Der gestrichene Rest wird der Sozialpolitik entzogen werden. Kleinrentner, Arbeits- und Kriegsinvalide, Arbeiter, Angestellte müssen neuerlich ihre Forderungen zurückstellen. Auf die Dauer ist aber die Drosselung jeglichen sozial-

politischen Fortschrittes sehr zu beklagen, ja unerträglich. Es ward auch berichtet, daß man eine Neueinteilung Oesterreichs bzw. der Bundesländer vornehmen will. Anscheinend ist aber nur bei einzelnen Leuten der Wunsch der Vater des Gedankens. Der Krieg hat ohnedies genug zerstört. Nun man sich mit der neuen Ordnung abgefunden hat, soll man nicht mehr störend eingreifen. Man stelle sich vor, daß man der Schweiz eine Neueinteilung der Kantone vorschreiben wollte! Nach seiner Rückkehr verbringt der Bundeskanzler den Rest seines Urlaubes und übernimmt jedenfalls mit 1. Oktober die Regierungsgeschäfte endgültig. Gott sei Dank!

Nationalrat und Bundesrat haben bei Unterbrechung der Ferien den Zolltarif erledigt, der bei aller Gegensätzlichkeit der Interessen eine Notwendigkeit für alle Zweige der Volkswirtschaft war. Die Frage der Lebensmittelzölle wurde durch eine gleitende Skala gelöst. Während die Sozialdemokraten noch im Nationalrate 52 Abänderungsanträge stellten, die der Reihe nach abgelehnt wurden, scheinen sie sich mittlerweile eines Besseren besonnen zu haben. Im Bundesrat ließen sie den Zolltarif schlankweg passieren. Nur die freiheitlichen Landbündler setzten ihre Klassenkampfpolitik fort und forderten höhere Zölle für Lebensmittel. Der Zolltarif wird besonders für die Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland, Jugoslawien und der Tschechoslowakei behandelt, die jetzt durchgeführt werden müssen.

Langsam, aber immerhin doch bessert sich die Wirtschaftslage. Seit Jahresbeginn hatten die Zahlungseinstellungen von Monat zu Monat zugenommen, nunmehr zeigt sich für August erfreulicherweise eine Abnahme. In diesem Monat wurden, wie der Kreditorenverein von 1870 mitteilt, 275 gerichtliche Ausgleiche und 33 Konkurse gemeldet, gegen 284 Ausgleiche und 39 Konkurse im Juli des laufenden Jahres. Im Verhältnis zum Vorjahre, wo insgesamt 533 Ausgleiche und 110 Konkurse stattfanden, sind im laufenden Jahre bis einschließlich August allerdings bereits 1546 gerichtliche Ausgleiche und 208 Konkurse angemeldet worden. Die wenn auch geringfügige Verringerung der Zahlungseinstellungen im August scheint indessen zu der Annahme zu berechtigen, daß der Höhepunkt der Krise bereits überschritten ist.

Trotzdem die Wirtschaftslage besser geworden ist — auch die Handelsbilanz ist nahe daran, aktiv zu werden — verweigern die Unternehmer jegliche Besserstellung der Arbeiter und lehnen alle Lohnforderungen brüsk ab. In der Weststeiermark streiken deshalb gegen 4000 Bergarbeiter. Das größte volkswirtschaftliche Ereignis war aber der Streik der Metallarbeiter von Wien, Wiener-Neustadt und St. Pölten mit etwa 130000 Streikenden. Es handelt sich um die Forderung, daß qualifizierte Arbeiter wenigstens einen Stundenlohn von einem Schilling = 10000 Kronen erhalten sollen. Der Verband christlicher Metallarbeiter war mit etwa zwei Drittel seines Mitgliederstandes am Streik beteiligt. In Obersteiermark, wo die große Industrie zu Hause ist, wird zum größten Teil nur vier Tage in der Woche gearbeitet. Die alpine Montangesellschaft läßt eine Woche arbeiten, um die nächstfolgende die Betriebe stillzulegen. Nur die dringendsten Arbeiten werden erledigt. Wie die Arbeiter unter solchen Verhältnissen leben sollen, ist gänzlich unverständlich.

In der Zwischenzeit haben eine Reihe von gewerkschaftlichen Tagungen stattgefunden, u. a. des rührigen christlichen Tabakarbeiterverbandes für Oesterreich. Das Schicksal dieses Verbandes ist bezeichnend für die Gewerkschaftsbewegung. Er hat infolge Abbaues in den Fabriken die Hälfte seiner Mitglieder verloren. Im allgemeinen haben die Christlichen Gewerkschaften sich behauptet, ja eine Kleinigkeit zugenommen, während die Sozialdemokraten rund 180000 Mitglieder verloren haben. Die Gewerkschaftsstatistik weist folgende Ziffern auf:

Die Christlichen Gewerkschaften Oesterreichs haben im Jahre 1923 ihren Mitgliederstand von 78105 um 1272 auf 79377 am 1. Dezember 1923 erhöht. Diese Mitgliederzahl verteilt sich auf 22 Verbände mit 839 Ortsgruppen und Zahlstellen, und zwar auf 1470 Bauarbeiter, 1563 Bergarbeiter, 6085 Bundesangestellte, 8457 Eisenbahner, 2111 Fabrikarbeiter, 146 Friseurgehilfen, 1135 Gastgewerbeangestellte, 1153 Gemeindeangestellte, 1067 Graphiker, 7112 Hausbesorger, 6105 Hausgehilfinnen, 5120 Heeresangehörige, 3548 Holzarbeiter, 1624 Krankenpfleger, 5787 Landarbeiter, 400 Lederarbeiter, 3799 Metallarbeiter, 1843 Nahrungsmittelarbeiter, 6385 Privatangestellte, 4427 Postangestellte, 430 Sicherheitswache, 2025 Tabakarbeiter und 7591 Textilarbeiter. Vierzehn Verbände (einschließlich der neuen Gewerkschaft der Sicherheitswache) weisen eine Mitgliederzunahme von insgesamt 8236 Mitgliedern auf, während sieben Verbände einen Mitgliederverlust von zusammen 6964 Mitgliedern zu verzeichnen haben.

Seit dem Jahre 1918 zeigt die Mitgliederbewegung der Christlichen Gewerkschaften Oesterreichs folgendes Bild:

	1918	1919	1920	1921	1922	1923
männlich:	12161	16365	32681	46693	46722	49627
weiblich:	8395	14360	31797	32044	31383	29750
	20556	30725	64478	78737	78105	79377

Die Aufteilung der Mitglieder nach Bundesländern ergibt folgendes Bild: Wien 42361, Niederösterreich 10678, Oberösterreich 7553, Salzburg 2111, Steiermark 3969, Kärnten 833, Tirol 5371, Vorarlberg 5789 und Burgenland 721 Mitglieder.

Die Finanzgebarung der Christlichen Gewerkschaften zeigt wieder eine bedeutende Steigerung der Einnahmen, jedoch sind die Ausgaben fast gleich gestiegen. Die Einnahmen der angeschlossenen Organisationen betrugen 1923 genau 2632561499 Kronen, die Ausgaben 2164689585 Kronen.

Ueber die Tätigkeit zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse haben nur 11 Organisationen berichtet. Diese haben 413 Lohnbewegungen geführt, davon 291 allein. Von diesen Lohnbewegungen führten 12 zu Angriffsstreiks, 8 zu Abwehrstreiks und vier zu Aussperrungen. Das Ergebnis war der Abschluß von 179 Kollektivverträgen. Die im Jahre 1923 durchgeführten Lohnbewegungen brachten den beteiligten Arbeitnehmern nur Teilerfolge. Durch die ungünstige Wirtschaftslage waren die Gewerkschaften in der vollen Ausnützung der gewerkschaftlichen Kampfmittel behindert und es war daher nicht immer möglich, die Wünsche der Mitglieder voll zu befriedigen. Die Christlichen Gewerkschaften mußten auch in diesem Jahre wieder um die Anerkennung durch die organisierten Unternehmer kämpfen. Interessant ist, daß selbst die sozialdemokratische Presse mit einem gewissen Respekt von den Christlichen Gewerkschaften Oesterreichs spricht. Feindeslob klingt!

Daß es vorwärts geht, beweisen auch die Betriebsratswahlen. Besonders in der Metallindustrie und Tabakindustrie haben die Wahlen in die Betriebsräte schöne Ergebnisse erzielt. In Bruck a. d. Mur haben die christlichen Arbeiter den Kommunisten ein Betriebsratsmandat abgenommen, in Berndorf mit 499 Stimmen zwei Betriebsräte behauptet, alles, weil es in Oesterreich keine christlichen Arbeiter gibt. So behaupten es die Sozialdemokraten. Wir aber wissen, daß es vorwärts geht auf der ganzen Linie.

Der deutsche Wald.

Es schlingt ein Kranz uralter Sagen
Sich um den lieben, deutschen Wald,
Ein Liederklang aus fernen Tagen
In seinen Gründen widerhallt.
Geheimnisleis rauscht's in den Fichten —
Die Winde harfen klangbeseelt
Den Grundakkord zu den Geschichten,
Die flüsternd uns der Wald erzählt.

Er sah die Wiege unsrer Ahnen,
Die unter seinem Schutzdach stand,
Die Opfersteine der Germanen,
Der Sonnwendfeuer Flammenbrand;
Jung Siegfried, der mit Schwert und Schilde
Die grimme Drachenbrut bezwang,
Den Feuerzauber der Brunhilde
Und Waffenlärm und Waldhornklang.

Er weiss den Weg zum Zauberbronnen,
Der tief im Tannendickicht schäumt,
Weiss, wo im Haine duftumsponnen,
Die stille, blaue Blume träumt;
Wo heimlich traut beim Hagedorne
Das Märchen wohnt im Waldesgrund. —
Ein Trank aus seinem Wunderborne
Macht uns an Leib und Seel' gesund!

Josefine Moos.

Ein deutsch-völkisches Evangelium.

Von Dr. P. Dominikus Becker O. F. M., München.

(Fortsetzung.)

Konsequent getilgt sind alle Verweise des Evangeliums auf das Alte Testament, z. B. Matthäus $1^{22.23}$, das letzte Sätzchen von Matthäus 2^{23}, Lukas 3^{4-6}. Es soll die Tatsache verwischt werden, daß das Evangelium aus dem Mutterboden der alttestamentlichen Gottesoffenbarung erwachsen und mit dem Gesetz und den Propheten durch tausend Fäden verbunden ist. Aus diesem Grunde sind große Partien einfach gestrichen, z. B. Lukas 1^{5-80}, 2^{21-39}, darunter das Magnifikat, das Benediktus und das Nunc dimittis, Perlen neutestamentlicher Poesie, die in der kirchlichen Liturgie von alters her eine wichtige Rolle spielen. Im völkischen Evangelium aber müssen sie dem Verdikt verfallen, weil sie von alttestamentlicher Frömmigkeit beseelt und gesättigt sind. In dieser Richtung liegen Ueberschriften bei Dinter wie: „Aufhebung des Sabbat-Gebotes" (50) oder die Charakterisierung der Bergpredigt: „Christus zerschlägt das jüdische Gesetz" oder: „Christus zerstört die Davidslegende" als Ueberschrift für Markus 12^{35-37}. Dinter übersetzt hier (109): „Wie können die Schriftgelehrten sagen, daß Christus Davids Sohn sei?... David nennt ihn selber seinen Herrn, wie kann er dann sein Sohn sein?" Der Herr will aber seine Davidabstammung, seine David-Sohnschaft nicht verleugnen, sondern will zum Ausdruck bringen: mehr als Davids Sohn ist hier. Die David-Sohnschaft ist nicht das Höchste, was vom Messias auszusagen ist. Es ist demnach zu übersetzen: „David selbst nennt ihn seinen Herrn, wie sollte er (nur) sein Sohn sein?" Vergleiche die ganz ähnlichen Christusworte: „Mehr als Jonas ist hier, mehr als Salomo ist hier" (Mt. $12^{41.42}$, Lc. $11^{31.32}$). Ausgetilgt wird auch alles, was sich auf die Messianität Christi bezieht. Das Petrus-Bekenntnis von Cäsarea Philippi ist überschrieben: „Christus lehnt ab, der Messias zu sein" (86). Den volleren Matthäusbericht (16^{13-23}) über das Petrus-Bekenntnis hat Dinter zurückgeschoben und dem Marcus-Bericht den Vorzug gegeben. Von den Worten Christi an Petrus: „Du bist Petrus, der Fels..." urteilt er: „Es ist ganz undenkbar, daß Christus diese Worte zu Petrus gesprochen haben kann, wo er ihn einige Zeilen später eben wegen seiner Ansprache als Messias Satan nennt!" (311.) — Indes, nicht wegen seiner Ansprache als Messias, sondern weil er dem Herrn den Leidens-Gedanken ausreden will, wird Petrus zurückgewiesen und Satan gescholten.

Johannes 8^{30-59} ist überschrieben: „Christus entlarvt den Judengott als den Teufel". Dinter wandelt hier in den Bahnen von Friedrich Delitzschs verunglücktem Buche „Die große Täuschung", ohne es zu nennen. Dinter stellt in Johannes 8^{44}: „Ihr habt zum Vater den Teufel und eures Vaters Gelüste wollt ihr vollbringen. Der war ein Menschenmörder von Anfang..." die klassische Belegstelle für seine groteske Behauptung. Dinter tut, als ob es hieße: „Ihr habt zum Gott den Teufel..." — „Ihr habt zum Vater den Teufel", d. h. ihr seid von seiner Art und Gesinnung. Nicht die Juden als solche, sondern die ungläubigen, den Tod Christi planenden Juden werden in dem Kapitel angeredet. „Nur ganz unbegreifliche Verranntheit und dogmatische Verbohrtheit", meint Dinter (325) könne sich einreden, dieser Judengott sei der gleiche Gott, den Christus uns gelehrt habe. Christus habe ihn nicht nur nicht gelehrt, sondern ihn als das entlarvt, als was er sich durch seine im Alten Testament berichteten Lehren und Taten selber zu erkennen gibt, als den Teufel. „Siehe hierüber meine ausführlichen Darstellungen in den Kapiteln 15—20 des Zeitromanes: Die Sünde wider die Liebe. In unserem christlichen Gottesdienste werden... Jubelrufe auf denselben Judengott ausgebracht, den der Heiland selber als „Menschenmörder", „Lügner von Anfang an" und „Teufel" bezeichnet hat. Halleluja heißt ja bekanntlich: Preiset Jahwe" (346). — Wahrhaftig, nur ganz unbegreifliche Verranntheit und dogmatische Verbohrtheit kann so reden! — Daß Christus das alte Gesetz respektiert, zeigt z. B. die auch von Dinter (41) aufgenommene Perikope von der Heilung eines Aussätzigen (Markus 1^{41-45}), wo Christus dem Geheilten gebietet: „Gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, was Moses vorgeschrieben hat, zum Zeugnis für sie."

Einen geradezu fanatischen Haß bekundet Dinter gegen den Apostel Paulus, denselben Paulus, der wegen seiner Stellung zum Gesetz von den Juden seiner Zeit so grimmig gehaßt und verfolgt wurde. In ihm erblickt er den Verderber der reinen Heilandslehre und des ursprünglichen Geist-Christentums. „Derjenige..., der den Grund zu dieser geistigen Verlogenheit der Kirche gelegt hat, das war der Jude Paulus. Er war in Wahrheit der Antichrist, der reißende Wolf im Schafskleid, der erste jener falschen Propheten, vor denen der Heiland seine Jünger gewarnt hatte. Das habe ich in den Kapiteln 23—26 meines Zeitromans „Die Sünde wider die Liebe" ausführlich dargestellt und mit des Paulus eigenen Worten bewiesen. Hier kann ich nur darauf hinweisen. Selbst Fachtheologen haben jene Ausführungen schlechthin unwiderleglich genannt." — Es wäre interessant, die Namen dieser „Fachtheologen" zu erfahren. „Andere Theologen und Laien dagegen haben in zahlreichen Zeitschriften zur Verteidigung des Paulus auf das wunderherrliche 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes hingezeigt. Ihnen ist zu erwidern, daß dieses schöne Kapitel sicher nicht von Paulus stammt." Und wie beweist Dinter seine Behauptung? Man lese und staune! „Wie schon aus der Einleitung des Briefes hervorgeht, hat ihn Paulus nicht allein verfaßt. Sein Mitarbeiter ist der Bruder Sosthenes. ... Es sei dahingestellt, ob Sosthenes selber der geistige Urheber dieses Kapitels ist. Vermutlich handelt es sich um einen Traktat über die Liebe, der vielleicht vom Johannesjünger oder aus der Umgebung des Johannesjüngers stammend, dem Sosthenes bekannt war und nun unter der Firma des Paulus an die Korinther weitergeschickt wurde. Ein solches Verfahren fügt sich zwanglos in das Bild des Paulus, wie er es selber von sich in seinen Briefen und durch sein sonstiges Wesen und Wirken in Uebereinstimmung mit dem Urteile seiner Zeitgenossen entwirft." (240 f.) „Der jüdisch-paulinische Dogmatismus hat die Heilandslehre von Grund aus verfälscht. Er hat die Christenheit zum Egoismus und Materialismus erzogen und ist darum schuld an dem Unglück des Weltkrieges. Er muß hinweggefegt und mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, wenn die Menschheit der reinen, unverfälschten Heilandslehre und damit neuen und überhaupt erst wahren Lebens teilhaftig werden soll." (225.) — Man sollte meinen, nicht nur die lebenden Menschen, sondern auch die großen Männer der Geschichte hätten ihre Ehre. Verdächtigungen, wie sie Dinter gegen den Völkerapostel schleudert, richten sich selber nicht nur vor der Wissenschaft, sondern auch in den Augen jedes denkenden Menschen. Wenn das der Geist der Wahrheit ist, in dem Dinter zu arbeiten vorgibt, dann möge der liebe Gott das deutsche Volk vor ihm bewahren.

Und „dieser Geist der Wahrheit (Johannes 16^{13}) war in den ersten Menschengeschlechtern nach Christus bereits in Marcion und den Gnostikern am Werke, ihre Lehre aber... wurde von der dogmatischen Kirche als Irrlehre verboten (Marcion um 150, Arianischer Streit, Konzil von Nicäa 325). Der alttestamentarisch jüdisch-paulinische Materialismus hatte vorläufig über den Geist der Wahrheit gesiegt. Seit Jahrzehnten wiederum ist dieser Geist der Wahrheit in der Geistlehre am Werke. Wiederum ist es die jüdisch-dogmatische Kirche, die ihn aufhalten will. Heute aber, wo Konzilien nicht mehr die Menschheit bevormunden, wird ihr geistfeindliches Bestreben vergeblich sein" (218). „Ansätze, aber nur Ansätze zu einem reinen Christentum haben wir durch Luther erhalten" (202). „Völkische Aufgabe ist es, durch Ausmerzung des Alten Testamentes und der in ihm wurzelnden Lügenlehre des Paulus das Werk Luthers zu Ende zu bringen" (321). „Luther hat nur einen Anlauf genommen, die Heilandslehre von der römisch-jüdischen Fälschung zu befreien. Er hat die Distel nur geköpft, sie aber nicht mit der Wurzel ausgerottet, weil er die Lügenlehre des Alten Testamentes zu spät und die in ihr wurzelnde Lügenlehre des Paulus überhaupt nicht erkannt hat" (203). Da werden uns die Karten der Völkischen aufgedeckt. Es sind das keine flüchtigen, gelegentlichen Aeußerungen, sondern ein Teil ihres religiös-kulturellen und politischen Programms. Man mag also bei den Katholiken und den gläubigen Protestanten wissen, wessen man sich von dieser Seite zu versehen hat. „Sein (Luthers) Werk zu vollenden, ist unser aller völkische Aufgabe. Völkische Erneuerung ist ohne religiös-christliche Erneuerung nicht zu denken, beide sind ein und dasselbe. Nur die Rückkehr zur reinen unverfälschten Lehre des Heilandes durch Ausmerzung der alttestamentarischen Lügenlehre und des ganzen jüdisch-paulinischen Dogmenkrams kann die deutsche Christenheit einen und den Haß beseitigen, der durch die unterschiedlichen Kirchen und Sekten in unser Volk getragen ist... Es gilt die Einigung der deutschen Christenheit zu vollziehen im Geiste der reinen dogmenlosen Heilandslehre. Hiezu stellt dieses von allen alttestamentarischen und dogmatischen Fälschungen befreite Evangelium einen ersten ernsthaften Versuch dar" (206).

Was haltet ihr von Christus? Diese Frage wird man auch an dieses „im Geist der Wahrheit neu übersetzte und dargestellte

Evangelium" richten müssen. Christus selbst hat in feierlicher Stunde vor dem jüdischen und heidnischen Gericht klar und unzweideutig gesprochen. Das Verhör vor dem jüdischen Rat gibt Dinter (170) nach Marcus: „Abermals befragte ihn der Hohepriester und sagte zu ihm: Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?" — Nun wird der Marcusbericht abgebrochen und ein Versstück aus Matthäus 26^{64a} eingeschaltet: „Da antwortete Christus: Du sagst es." Dazu wird in Klammer zur Erklärung beigefügt: „nicht ich", als ob Christus die Messianität von sich ablehne. Damit ist aber der Sinn des Wortes Christi in das gerade Gegenteil verkehrt. Christus sagte: σὺ εἶπας „Du hast es gesagt", ja so ist es. Bei Marcus 14^{62} ist das ganz klar und unzweideutig: ὁ δὲ Ἰησοῦς εἶπεν· ἐγώ εἰμι „Christus sprach: Ich bin es." Dazu passen auch die folgenden Worte Christi: „Ihr werdet den Menschensohn sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen mit den Wolken des Himmels" (Mt. 26^{64}, Mc. 14^{62}, Lc. 22^{69}), von Dinter allerdings als unbrauchbar gestrichen! Er läßt gleich Marcus 14$^{63.64}$ folgen: „Da zerreißt der Hohepriester sein Gewand und sagt: Was brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt die Lästerung gehört, was sagt ihr dazu? Und alle urteilten, er sei des Todes schuldig." Dinter hat nicht gesehen, daß diese Verse nun haltlos in der Luft hängen. Indem er die klaren Worte Christi, das Messiasbekenntnis, ausgebrochen bezw. ins Gegenteil verkehrt hat, hat er dem folgenden die logische Unterlage entzogen. Ganz ähnliche Taschenspielerkünste wendet Dinter an in dem Bericht über das Verhör vor Pilatus Johannes 18^{37}: „Da sprach zu ihm Pilatus: Mensch, bist Du ein König? Christus antwortete: Du sagst, daß ich ein König bin." Auch hier betont er das Du und setzt zur Erklärung in Klammer: „nicht ich" — wiederum eine völlige Umkehrung des Sinnes der Heilandsworte: „Du sagst es, ich bin ein König (σὺ λέγεις ὅτι βασιλεύς εἰμι). Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit Zeugnis ablege..." So wenig wie die Messiaswürde lehnt der Heiland die Königswürde von sich ab. Nur will er, daß man sein Königtum richtig verstehe. Es ist kein weltliches, national-politisches Königtum, das etwa der Macht des Kaisers gefährlich werden könnte — „mein Reich ist nicht von dieser Welt" — es ist ein Königtum im Reiche des Geistes, im Reiche der Wahrheit. Da aber ist Christus der geborene und von Gott bestellte und beglaubigte König, kein Usurpator.

Keinen Platz findet in dem völkischen Evangelium auch die Gottesstimme bei der Taufe und der Verklärung Christi. Matthäus 3^{17}: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe." Bei Marcus 1^{11}, Lucas 3^{22} in direkter Anrede: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich mein Wohlgefallen gefunden". Das Kapitel über die Taufe Christi bricht bei Dinter (17) jäh ab mit Matthäus 3^{16}: „Und Johannes sah den Geist Gottes herabfahren wie eine Taube und über ihn kommen." In den Erläuterungen (246 f.) wird die Auslassung folgendermaßen gerechtfertigt: „Alle Stellen der Evangelien, wo Stimmen erschallen, Donner erdröhnen usw. sind vulgärspiritistisches Beiwerk echt alttestamentarischen Gepräges, an den Spuk der Sinai-Offenbarung erinnernd und aus dem Evangelium zu tilgen. Hierbei ist es ganz unerheblich, ob diese Stellen aus der Feder des Evangelisten selber oder aus der eines Abschreibers oder Bearbeiters stammen. In einem Evangelium für denkende Christen haben sie nichts zu suchen. Geschichtlich können sie nicht sein. Der mit der Geistlehre Vertraute weiß, daß reine, höhere Geister sich niemals solchen vulgärspiritistischen Unfugs bedienen, daß er vielmehr das untrügliche Merkmal minderwertiger oder gar böser Geister ist." Das Bekenntnis des ungläubigen Thomas (Jo. 20^{28}) ist in dem völkischen Evangelium auch verstümmelt wiedergegeben: „Da antwortete Thomas und sprach zu ihm: Mein Herr! („und mein Gott" von Dinter [189] gestrichen). „Sagte zu ihm Christus: weil du mich gesehen hast, bist du vertrauend geworden, selig die nicht sehen und doch vertrauen." Aus dem „ungläubigen" Thomas ist in dem völkischen Evangelium der „vertrauenslose" Thomas geworden. Johannes 20^{27} wird übersetzt: „Reiche deinen Finger her und siehe meine Hand, und reiche deine Hand und lege sie in meine Seite, und sei nicht vertrauenslos sondern voll Vertrauen". Die Worte πίστις und πιστεύειν werden regelmäßig wiedergegeben mit „vertrauen" und „Vertrauen haben". „Glaube" und „glauben" werden ängstlich vermieden z. B. Johannes 5^{44}: „Wie könnt ihr Vertrauen haben, die ihr Ehre von einander nehmet, aber nicht die Ehre sucht, die von Gott allein kommt?" (26) Das griechische Wort sagt aber mehr als Vertrauen. „Wie könnt ihr zum Glauben kommen, da ihr..." An vielen Stellen entspricht die Uebersetzung mit „Vertrauen" durchaus nicht dem Gedanken des evangelischen Textes z. B. bei Johannes 5$^{46.47}$, wo Dinter (26) übersetzt: „Wenn ihr dem Moses vertrautet, so vertrautet ihr auch mir... Wenn ihr aber nicht einmal seinen Schriften vertraut, wie werdet ihr da meinen Worten vertrauen?" Johannes 8^{24} lautet bei Dinter (106): „Wenn ihr nicht vertrauet, daß ich es bin, so werdet ihr sterben in euren Sünden". In den „Erläuterungen" (234 ff) nimmt Dinter eine Belehrung über die Grundbedeutung des Wortes πιστεύειν zum Ausgangspunkt für heftige Expektorationen wider „die kirchlichen Dogmen oder Zwangsglaubensätze". Man kann da bloß sagen: Blinder Eifer schadet nur!

Ueber seine eigene Persönlichkeit, behauptet Dinter (237 ff.), habe der Heiland seinen Jüngern und Bekennern keinerlei Vorschriften gemacht. Er habe es der Erkenntnis und dem Vertrauen jedes einzelnen überlassen, für was sie ihn halten sollten oder wollten.... Wohl aber habe er keinen Zweifel darüber gelassen, daß er selber ein allerhöchster, ja der allerhöchste von Gott erschaffene Geist ist: „Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in die Hand gegeben" (Jo. 3^{35}), d. h. Gott hat dem Heiland seine Allmacht übertragen, er ist der Lenker und Leiter des Weltalls, aller von Gott erschaffenen körperlosen, verkörperten und wieder entkörperten Geister.... Er ist gottähnlich aber nicht gottgleich, er ist nicht selber Gott. In demselben Sinn, wie der Heiland sich selber als Gottes eingeborenen Sohn d. h. als den dem Vater am nächsten stehenden niemals gefallenen Sohn bezeichnet, nennt er selber auch uns „Gottes Söhne". Diese vom Heiland selbst kundgegebene Wesenheit seiner Person zwingt er uns gleichwohl nicht als Glaubensatz auf: „Ich bin der Weg, und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater als durch mich" (Jo. 14^{6})... Nur das Vertrauen fordert der Heiland von uns, daß er der einzige Weg sei, der zum Vater führt und daß wir das ewige Leben haben, wenn wir ihm auf diesem Wege folgen. Wie Dinter in diesem Zusammenhang das Wort Christi „niemand kommt zum Vater als durch mich" anführen kann als Stütze seiner These, bleibt das Geheimnis seiner Logik. Ebenso ist mir unerfindlich, wie er weiter folgern kann: „Darum ist es ganz einerlei, wie und als was ich den Heiland sehe, wenn ich mich nur auf dem Wege befinde, auf dem er mir vorangegangen ist und an dessen Ende er selber steht, um mich an seiner Hand zum Vater zurückzuleiten." Die Wunder Christi werden so erklärt: „Christus, als höchster von Gott erschaffener Geist unseres Weltensystems, beherrscht die Naturkräfte und ihre Gesetze in so hohem Maße, daß er Handlungen zu vollbringen vermochte, die uns kleinen, tief gesunkenen Geistern als Wunder erscheinen" (255). Der Wille des Heilandes als eines höchsten, nie gefallenen gottähnlichen Geistes kommt göttlicher Allmacht nahe (332 f.). „Solche hohe Geister der oberen Sphären verkörpern sich nur auf der Erde, um eine Lebensmission zu erfüllen, wie sie der Heiland als höchster Geist des Weltensystems, zu dem unsere Erde gehört, auf sich genommen hatte, um uns gesunkenen Geistern den Rückweg in die höheren Sphären zu erschließen" (322 f.).

Für das Heilandsbild des „Geistchristentums" ist bezeichnend, was Dinter (364 f.) zu dem Kapitel „Gethsemane" zu sagen weiß: „Die Schilderung der verzweifelten Todesangst des Heilands im Garten von Gethsemane in Markus 14$^{33ff.}$, die auch Matthäus fast wörtlich von Markus übernimmt, ist das Werk eines kleinen Geistes, der dem Zeit und Welt überragenden Heldentum des Heilands verständnislos gegenüberstand ... Das Dogma der Kirche legt den größten Wert darauf, den Heiland durch Schilderung seiner Todesangst und Todesqual den Gläubigen „menschlich nahe" zu bringen. Der arisch-heroische Mensch, der allein das Heldentum des Heilands begreifen kann, muß dieses inmitten des südlichen Rassenchaos entstandene und für dieses berechnete Dogma ablehnen, wie jedes Dogma überhaupt." (Schluß folgt.)

Resignation.

Wer wusste doch das Leben zu ertragen
In dieses Daseins bangen Kümmernissen,
Dem ewgen Rhythmus von Geniessen und Entsagen,
Dem Heischen und dem „hart-entbehren-müssen"?

Ein toller Wirbeltanz, der uns die Sinne dunkelt,
Ein fruchtlos Ringen, um am End zu zagen?
Wir müssen harren, bis des Jenseits Licht erfunkelt,
Und auf der Reise jetzt: „So Gott will!" sagen!

Dr. W. Kahle, Dingelstädt.

Die katholischen Akademiker in Dresden.

Von D. Johannes Albani.

Wenn man als Mann im fünften Jahrzent des Lebens und im Laufe der ersten Jahre nach dem Kriege, eigentlich mitten in der Revolution, da die moderne und modernste Welt am Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein glaubte, aus dieser Welt heraus den Weg zur katholischen Kirche gefunden hat, so bedeutet das, daß man etwas früher mit dieser Welt fertig geworden ist, als mancher andere, auch als viele Katholiken. In der Tat kam mir das in Dresden stark zum Bewußtsein. Ich hätte fragen mögen: Was sucht ihr denn? Was plagt ihr euch, da ihr doch alles habt, was ihr braucht? Was ich mühsam erkämpft und erbetet habe, das achtet ihr kaum, um Dingen nachzuforschen, die für mich längst wesenloser Schein geworden sind. Und doch wäre solches Fragen eine Ungerechtigkeit. Der Akademiker, gerade auch der katholische Akademiker, soll selber alles erschöpfen und auskämpfen, was die Welt an echten und vermeintlichen Werten, wahren und verlogenen Problemen ihm entgegenbringt. Ist der Glaube seiner Kindheit gefährdet oder gar entschwunden, so gilt es in solcher Zeit, nicht zu schmälen, sondern zu helfen.

Der Riß, der die Seele des katholischen Akademikers in der Linie zwischen Katholik und Akademiker spalten möchte, wird von Außenstehenden zweifellos überschätzt. Ein törichtes Schreiben, das während der Tagung in Dresden an den Ortsausschuß kam, zeigte das mit naiver Deutlichkeit. Falsch aber wäre es, die Augen gegen die immer noch bestehende Gefahr zu verschließen, daß katholische Akademiker sich unentbehrlicher Werte entledigen könnten, um Phantomen nachzujagen. Die Veranstalter der Dresdner Tagung haben sich das offenbar klar vor Augen gehalten.

In fast systematischer gegenseitiger Ergänzung boten die Vorträge eine grundsätzliche Umschreibung und Behauptung des katholischen Gedankens und Wesens, ohne vor unbequemen Tatsachen Halt zu machen. In vier glänzenden Vorträgen, „Katholizismus als Einheit der Wege zu Gott", zeichnete Professor Steffes-Nymwegen die Grundlinien des Katholizismus in monumentaler Abhebung von den Parallelbestrebungen der beiden wichtigsten nichtrömischen christlichen Strömungen. Eine weiter außen angelegte Vorpostenlinie zeichnete Domvikar Dr. Schulemann-Breslau in seiner Rede über die Auseinandersetzung Europas mit dem Geiste des Ostens. Auf das Schlachtfeld unseres eigenen Innern sollte P. Bernhard Jansen-Breslau führen, indem er das Denken Kants am katholischen Denken erprobte. Diese Vorträge „Der Grundgedanke des Kantschen Kritizismus und die Aufgaben der philosophischen Forschung im Katholizismus" waren vielleicht die gewaltigsten. Mit leidenschaftlicher Liebe rang P. Jansen mit seinem Stoff. Aber zu wissenschaftlich-populärer Darstellung war bei ihm und wohl auch sonst die gewaltige Synthese noch nicht reif. Wir kreisen noch um Kant, ohne ihn nach seinem Wahrheitsgehalt verarbeitet zu haben. Der Weg dazu geht meines Erachtens über Kants offenbarungsgläubige Persönlichkeit in ihrer Stellung zu den damaligen Zeitproblemen. Hätte P. Jansen diesen Weg entschlossen beschritten, so wäre zwar manches außerordentlich Interessante ungesagt geblieben. Dafür wäre aber der Gesamteindruck der Reden fruchtbarer und für den trefflichen Redner selber lohnender gewesen. Mit größerem Glück legte Prof. Rademacher-Bonn seine zum Teil schon bekannten Gedankengänge über das Verhältnis des Christen zur Umwelt dar, die in einer klugen und liebevollen Zeichnung des modernen Heiligen gipfelten. Die Neigung zur Weltentfremdung leitet er mit Recht aus der Parusieerwartung des Urchristentums her, die im Neuen Testament so überaus stark in die Erscheinung tritt. Hier wäre meines Erachtens eine Gelegenheit gewesen, gegenüber diesem Gelegenheitscharakter des neutestamentlichen Schrifttums aus inneren Gründen auf den umfassenden, auch in ethischem Sinn katholischen Wert der Tradition aufmerksam zu machen. Das wäre um so erwünschter gewesen, als die objektive Darstellung der Lebensform des Menschen nach dem Evangelium, die P. Dr. Soiron-Paderborn gab, die weltflüchtige Tendenz, die es nicht verleugnet, in alter Treue herausarbeitete und damit bei manchen Zuhörern, die in diesem Augenblicke protestantischer Schriftauswertung erlagen, auf Widerstand stieß. Die mehr praktisch-erziehungspolitischen Darlegungen des Oberstudiendirektors Dr. Schnippenkötter-Essen anzuhören mußte ich mir leider versagen. Vom äußerlich-geschäftlichen will ich nur verzeichnen, daß zum Verbandsvorsitzenden der Landeshauptmann der Rheinprovinz Dr. Horion gewählt wurde. Er tritt an die Stelle von Sanitätsrat Dr. Bergmann (Cleve).

Zu einer für Akademikerversammlungen außerordentlich zweckmäßigen Art des Gedankenaustausches haben sich die sogenannten Gemeinschaften ausgestaltet. Hier kamen die Probleme, die heute dem Akademiker sich besonders aufdrängen, zur Sprache. Bildende Kunst, Musik, Literatur, Wirtschaft, Pädagogik, Pathologie, Frömmigkeitsübung, Laienapostolat und Schriftforschung wurden katholisch und wissenschaftlich beleuchtet, um zu befriedigender Einstellung zu kommen. Diese Bestrebungen, die sich sämtlich über die Nachmittage der Zusammenkunft erstreckten, wurden aufs glücklichste ergänzt durch eine Buchausstellung bei Burdach in der Schloßstraße, in der sich das katholische Schrifttum im gediegensten Glanze zeigte. Es ist wirklich ein Ehrenkapitel, wie sich unsere großen und kleinen katholischen Verlagsanstalten durchgekämpft haben. Möge die Zeit nahe sein, wo im harmonischen Zusammenklingen von Zeitgeist und katholischem Gedanken sich dieser Heroismus lohnt. Aehnliche Ergänzung bot die Ausstellung für religiöse Kunst bei Arnold. Neben den reifen Früchten eines Samberger, Baumhauer und anderer war viel leidenschaftliches Suchen, viel ehrliche Frömmigkeit, viel energisches Ausdrucksvermögen, auch glückliches Anknüpfen an alte Formen zu sehen. Es fehlt mir augenblicklich an Stoff zu einem wirklichen Urteil über die Lage der bildenden Kunst. Die kleine Ausstellung schien mir aber doch trotz der heterogenen Elemente, die sie umschloß, auf fortschreitende Klärung in der Formgebung zu deuten. Der künstlerische Eigensinn scheint allmählich einem gemeinverständlichen Sichaussprechen zu weichen. Auch wir haben uns ja in den letzten Jahrzehnten redlich geübt, dort Echtes zu finden, wo es sich, wenn auch in ungewohnter Form, vorträgt. Mir persönlich war freilich die Gemäldegalerie vorläufig noch die willkommenere Ergänzung der Tagung. Dort empfand ich mich wieder recht daheim, und von Saal zu Saal fühlte ich mich abwechselnd glücklicher als Katholik, als Akademiker, als Deutscher, als Mensch und dankte, zögernd die Treppen hinabsteigend, dem Schöpfer, der es bei allem Schweren und Bitteren, das bei so vielgestaltigem Geistesinhalt in so zerklüfteter Zeit einem Menschenkinde beschieden sein mag, doch so über alles Verstehen gut mit mir gemeint hat.

Diese dankbare Freude verlor ihr flüchtig-halbästhetisches Wesen in dem Stahlbade, das uns der Winfriedbund in seiner noch nicht erwähnten Gemeinschaft bereitete. Christian, Bischof von Meißen, hatte selbst die Leitung übernommen und übte seine wunderbar menschliche und priesterliche Kunst, alles Gute und Echte frei und stark zu Worte kommen zu lassen, und dort, wo sich Unverstand und Eigensinn regen wollte, schonend und doch unwiderstehlich abzuwehren. Von Tag zu Tag wuchs die Hörerschaft und stärkte sich an diesem durchaus unproblematischen Teile der Tagung. Er führte uns bei aller Not des Volkes und der Seele, ja gerade durch sie, unmittelbar an die Pforten des Heiligtums und vor das Allerheiligste selbst.

Hier aber, wo ich vor ziemlich genau vier Jahren um Klarheit rang, ehe ich zum letzten Male mit meiner protestantisch-kirchlichen Oberbehörde Rücksprache hielt, in der herrlichen Hofkirche, da geleiteten uns die Klänge Palestrinas und Bruckners vor den Thron des Ewigen. Mit Ring und Stab waltete in meiner alten Heimat ein Bischof seines heiligen Amtes. Und wenige Schritte von dem Orte entfernt, wo vor 300 Jahren ein Mann meines Namens seinen Austritt aus der heiligen Kirche mit einer Predigt besiegelte, empfing ich den Leib des Herrn.

Niemals, auch in meiner Jugend nicht, ist mir Dresden in solcher Schönheit erschienen, wie diesesmal. Vom ersten Augenblicke des Zusammenseins verstanden es unsere lieben Gastfreunde und Gastfreundinnen, einen so frohen und unbefangenen Verkehr einzuleiten, und dieser Auftakt wurde in der Mitgliederversammlung so glücklich gewahrt, daß den Abreisenden das majestätische Bild an der Elbe, der reiche geistige und seelische Gewinn, die freundlichen Menschengesichter und die gewaltigen Klänge Bruckners, mit denen das Fest schloß, zu einem Gewinn reinster und reichster Freude zusammenschmolzen.

Daß nach der Meinung der Veranstalter, wie immer, viel zu wünschen übrig blieb, ist uns ein willkommenes Zeichen, daß wir jung waren, jung bleiben und noch viel zu tun übrig haben. Gott helfe weiter!

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

So lange ein Staat aus Menschen besteht, die alle ohne Ausnahme eine von Gott erschaffene und von Jesus Christus durch sein Sterben erlöste Seele besitzen und daher zwar verpflichtet, aber im Willen frei sind, einzeln wie gemeinsam nach ihres Schöpfers Geboten zu handeln, hat die katholische Kirche in ihren dazu bestellten Organen die Pflicht, auch in der Politik ein Wort mitzureden, denn es gibt kein Betätigungsfeld, auf dem jenes Gesetz Gottes nicht gälte. „Es ist nichts daran zu mäkeln, wenn religiöse Aktivität in alle Dinge des Staates und der Welt hineinlangt. Sie darf es; sie soll es; sie ist dazu da. Die Religiosität ist kein Sonderbezirk; die Welt ist ihr Bereich." So neulich der Schweizer „Protestant".[1]) Nur Beschränktheit wird da von „Ultramontanismus" sprechen, wo das Oberhaupt der Kirche seine Pflicht tut; freilich, würde er nicht seinen Standpunkt, wohl aber den politischen Parteistandpunkt seiner Ankläger einnehmen, er würde von ihnen flugs als der größte Papst des Jahrhunderts, wenn nicht der Weltgeschichte gepriesen und kein Ludendorff schriee über Ultramontanismus. Da aber außer uns Deutschen auch noch ein paar andere Leute die Welt bevölkern, die ebenso das Recht auf ihr Dasein haben und zum Papste als zu ihrem Heiligen Vater aufschauen, muß diese Hoffnung einstweilen unerfüllt bleiben. Jetzt hat sich der Papst, dem Gebote der Umstände gehorchend, in die italienische Politik „gemischt", indem er in einer Ansprache, die der Leser an anderer Stelle findet, den Katholiken der Italienischen Volkspartei sagt, es widerstreite dem Gewissen, dem atheistischen Sozialismus — der soeben in München unter Erzeugnissen von Schund- und Schmutzliteratur, wie man es nennt, den katholischen Katechismus ausstellte — in den Sattel zu helfen, während er ihren Antipoden vom Centro Nazionale Italiano, die sich mit Haut und Haaren dem faschistischen Regime verschrieben haben, vorhielt, daß dasselbe katholische Gewissen verbietet, sich für ein System der Gewalt einzusetzen, wie es zurzeit der Faschismus ist. Besonders schmerzlich aber sei, wenn Katholiken Katholiken bekämpfen.

In Turin begann am Sonntag, 14. September, die 11. Soziale Woche der italienischen Katholiken, der Kardinal Laurenti als päpstlicher Legat beiwohnt. Die Veranstaltung gleicht deutschen Katholikentagen, doch treten an Stelle unserer geschlossenen Versammlungen mit ihren Beschlüssen methodisch aufgebaute Vorträge, zwischen welchen gemeinsame Besuche, z. B. karitativer, ja auch industrieller Unternehmungen zum Vergleich mit Leben und Wirklichkeit anregen.

Läßt sich ein Kongreß denken, auf dem ohne einen einzigen Redner, ohne ein einziges gesprochenes Wort 400000 Menschen acht Stunden allein durch ihren lebendigen Glauben in höchster Begeisterung erhalten werden? Gibt es so etwas? Jawohl, das gibt es in der katholischen Kirche, das gab es vorige Woche in Siziliens Hauptstadt Palermo. Um 3 Uhr nachmittags begann mit 100000 aktiven Teilnehmern die Sakramentsprozession, um 6 Uhr verließ Jesus Christus im Wunder seiner Broterscheinung die Kathedrale und schritt schweigend bis fast um Mitternacht hin durch die Stadt. Schweigend? Wo fast eine halbe Million Menschen in den lebendigsten Ausrufen ihres Glaubens an Ihn in nicht ermüdender Begeisterung Ihm zujubelten, genau wie einst bei seinem Einzug in menschlicher Gestalt in Jerusalem. Hier liegt die Quelle unserer Kraft, die sich der Protestantismus verschlossen hat und zu der seine hochkirchliche Bewegung jetzt unbewußt zurückstrebt.

Osijek, Slawoniens Hauptstadt, feierte am 16. und 17. August gleichfalls mit einem Landeskongreß den eucharistischen Christus unter Teilnahme des gesamten jugoslawischen Episkopates und des Nuntius. 32000 Katholiken begleiteten auch hier ihren Erlöser durch die Straßen. Die Beschlüsse fordern Freiheit für den Religionsunterricht in allen Schulen, sittliche Erneuerung durch sakramental-religiöses Leben. Vom 6. bis 8. September hielt das benachbarte Laibach einen herrlichen marianischen Kongreß, verbunden mit der Einweihung der Mariahilfkirche durch den päpstlichen Legaten Kardinal Cagliero. Dieser, heute ein Greis von 87 Jahren, einst einer der ersten Zöglinge Don Boscos, dessen Salesianische Gesellschaft heute auch unter den Slowenen Niederlassungen besitzt, begab sich dann nach Przemysl, um dort die neue Kirche der Salesianer einzuweihen. Deutsche und polnische Katholiken hielten am 7. und 8. September zu Kattowitz einen gemeinsamen Katholikentag ab. Deo gratias. Auch dies erfreuliche Sich-wieder-finden ist das Werk eines Sohnes Don Boscos, des apostolischen Administrators Hlond. Das Präsidium führten Baron Reitzenstein, Senator Szczeponik und Dr. Reichel; die Reden der polnischen Delegierten in der deutschen und der deutschen Delegierten in der polnischen Versammlung fanden stürmischen Beifall.

Am 14. September trat in Breslau die Generalversammlung des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins, der Deutschland mit Ausnahme Bayerns umfassenden Missionshilfsorganisation, zusammen, um nach den letzten Jahren, da unsere Tatkraft der Lähmung der Kriegsfolgen unterlag, mit neuerwachter Entschlossenheit an die Missionsaufgabe heranzutreten, die Christus seiner ganzen Kirche gestellt hat. Und dieser Zweck scheint erreicht. In den Erfolg teilen sich außer den Veranstaltern selbst die hohen Besucher und Wortführer, Erzbischof Fallize, unser bayerischer Landsmann Bischof Müller von Stockholm, Weihbischof Sträter, P. Schütz S. J., Fürst Löwenstein, Bischof Schreiber von Meißen und Kardinal Bertram. — Daß nun der Zeitpunkt eingetreten ist, da sich die vom Weltkriege gerissenen Lücken wieder füllen, der Ausfall wieder gedeckt und die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen werden kann, bestätigen alle Meldungen der letzten Zeit. Das Steyler Missionshaus hat in diesen Tagen 21 Priester und 27 Brüder ausgesandt, denen sich noch 4 Nordamerikaner zugesellen werden; Ostasien und China, Japan, Niederländisch-Indien, Neuguinea und Philippinen, Brasilien und Argentinien werden damit versehen. 193 Priester und 88 Brüder hat damit die Gesellschaft des göttlichen Wortes seit Kriegsende wieder dem Missionswerk zugeführt. In diesen Tagen noch legte die Gesellschaft zu Tirschenreuth in der Oberpfalz den Grundstein zu einem neuen Missionshause St. Peter, das für 150 Studenten vorgesehen ist. Wir hören ferner, daß die Salvatorianer in die ehemalige Prämonstratenser-Abtei Steinfeld bei Tepl eingezogen sind, wo 100 Spätberufene für das Priestertum herangebildet werden sollen. — Die Mailänder Missions-Kongregation hat in diesen Tagen auf ihrem Generalkapitel P. Paolo Manna zu ihrem Generaloberen einstimmig gewählt. Wenn jemand an dem außerordentlichen Aufschwunge des Missionsgedankens in Italien ein Verdienst hat, dann P. Manna; er ist ein außerordentlicher Mann. — Msgr. Lepicier, der neue apostolische Visitator für Ostindien, hat sich in Neapel nach seinem Wirkungsfeld eingeschifft: Ziel Bombay. Er findet schwere Arbeit vor. In der Madura-Mission, die zu den ältesten katholischen Missionen Indiens gehört, ist infolge der Ueberspannung des Kastengeistes und der im Volke sich verbreitenden bolschewistischen Ideen ein schwerer Konflikt unter den Katholiken selbst ausgebrochen, über dessen Anfänge uns P. Lacombe schon vor einiger Zeit sorgenvoll berichtete. Bischof Faisandier sah sich gezwungen, gegen die Führer der Aufständischen — man kann sie nicht anders bezeichnen — die Exkommunikation auszusprechen. Trotzdem verharrten sie in ihrem Trotze und appellierten gegen den Bischof an die Regierung. Ohne das traurige Vorkommnis zu verallgemeinern, darf man doch sagen, daß derartiges nicht geeignet ist, die Indianisierung der indischen Kirche zu fördern. — Bezüglich Chinas schreibt ein Salesianer-Missionär von dort: Solange die Kirche in China nicht einen einheimischen höheren, vom Staate anerkannten Klerus besitzt, wird sie in den Augen des Volkes niemals jene Achtung und Beachtung gewinnen, ohne welche Erfolge größeren Umfanges nicht denkbar sind. — Für Italienisch-Somaliland hat die italienische Regierung selbst Missionäre erbeten und den Wunsch geäußert, es möge diese Mission den Turiner Consolata-Missionären übertragen werden; der Hl. Stuhl hat dem gerne entsprochen.

Herriot hat mit der Durchführung seines Freimaurerprogramms begonnen; nach den Klarissinnen von Alençon wurden nun jene von Evian-les-Bains ausgewiesen. Die Elsässer Katholiken, deren Widerstand gegen die angekündigte Kulturkampfpolitik sie immer mehr zu einem einheitlichen Abwehrblock zusammenschweißt, sind mit der Bildung eines Ausschusses befaßt, der die in Frankreich ausgewiesenen Religiosen im Elsaß ansiedelt und ihnen Schutz gewährt. Amerika weiß seine verdienten Schwestern anders zu ehren. Zu Washington wurde ein Denkmal der „Schwestern des Schlachtfeldes" eingeweiht, auf welchem zwölf katholische Schwestern der verschiedenen Orden dargestellt sind, die sich in der Verwundetenpflege an der Front betätigt haben. Die Inschrift sagt: Sie trösteten die Sterbenden, pflegten die Verwundeten, brachten den Gefangenen Erleichterung und gaben in Seinem Namen den Durstigen zu trinken. Frankreich verjagt

[1]) S. Luzerner „Vaterland" Nr. 207, 2.

seine Schwestern, in Deutschland ziehen sie ein. Vom Nonsberge in Salzburg aus erging die Gründung des neuen Benediktinerinnenklosters St. Erentrud in Kellenried bei Weingarten, in das am Weihetage Bischof von Keppler 30 Benediktinerinnen aus dem St. Hemma-Kloster zu Gurk in Kärnten einführte. — Gerne entsprechen wir auch dem Wunsche, den 50. Gedenktag zu verzeichnen, da die Diasporagemeinde zu Meiningen Kirche und Pfarrhaus erhielt; 10 katholische Maurer aus Hannover holten bei einem Brande ihren kranken Pfarrer aus seiner Wohnung und brachten ihn im unfertigen Heime, der künftigen Kirche, unter; das war die Einweihung im Jahre 1874.

Der Tag, da vor 700 Jahren die „Grauen Brüder", die Franziskaner in England ihren Einzug hielten, wurde zu Canterbury festlich begangen. Auch die Anglikaner hielten in ihrer, d. h. der einstigen katholischen, von Katholiken für Katholiken erbauten Kathedrale eine Gedenkfeier, aber ohne — Franziskaner. Kardinal Bourne erinnerte in seiner Ansprache seine „presbyterianischen Freunde", daß ihre Kontinuitätstheorie keine historischen Füße besitzt.

Ein Freund des deutschen Volkes, der apostolische Delegat im Ruhrgebiete Msgr. Testa, ist nach anderthalbjähriger Tätigkeit, welcher Hunderte von Deutschen Freiheit und die Rückkehr in die Heimat verdanken, wieder von uns gegangen. Oberpräsident Fuchs in Koblenz, dem er noch zur Rückkehr in Heimat und Amt seine Glückwünsche aussprach, betonte mit innigem Dank das warmherzige, von jeder Politik ferne Liebeswerk des päpstlichen Vertreters. Einstmals hat man es Pius XI. übelgenommen, daß er den Protest gegen die Ruhrbesetzung dem protestantischen Episkopate Schwedens überlassen habe, daß er, „der Papst, aber schwieg". Heute fragen wir: wieviel Deutsche erhielten durch jenen Protest ihre Freiheit wieder? Wer hat praktisch mehr für uns getan?

Das allgemeine Interesse, das mit Recht an P. Pio da Pietralcina genommen wird, veranlaßt uns, die Mahnung der Kongregation des Hl. Offiziums zu erwähnen, welche das Volk warnt, die dem Pater „zugeschriebenen Wundergeschichten" als übernatürlichen Charakters anzusehen und die Besuche und Korrespondenzen mit ihm fortzusetzen. Die infolge des ungeheuren Zulaufes zur Qual werdende Belästigung rechtfertigt diese Maßnahme nur zu sehr; sie richtet sich nicht gegen den Pater.

Ueber die Wirkungen der Politik der Freidenker-Regierung zu Angora auf den Islam infolge Beseitigung des Kalifates schreibt ein Karmeliten-Missionär aus Tripolis (Syrien), daß die Zersetzung bereits sichtbar hervortrete und am deutlichsten im blutigen Kriege der Wahabiten gegen den König Hussein von Hedschas, den britischen Protektionskalifen, in Erscheinung trete. Schon ist Mekka selbst umstritten und bedroht, der Fall nahe bevorstehend. Auch in der griechischen „Orthodoxie" treten die Wirkungen des Zusammenbruches des Patriarchates insofern hervor, als damit auch das ohnehin geringe Ansehen des schismatischen Episkopates gelitten hat. Nun ist Bewegung in die bisher so träge Masse des Volkes gekommen und in Syrien beginnen sich ganze Dörfer der Union, d. h. der katholischen Kirche anzuschließen. Der bisher so verzweifelt dürre Boden bringt wieder Keime hervor. — Aus Indien kommt die Nachricht vom Wiederaufleben des Religionskrieges zwischen Mohammedanern und Hindus, in dem wir vielleicht das Werk Englands sehen dürfen, das sich dadurch die bisher englandwärts gerichtete Feindschaft der Eingeborenen vom Halse schafft. — Auch die unblutige Revolution in Chile besitzt Interesse für uns. Der abgesetzte Präsident Dr. Alessandri hat es verstanden, durch seine Logenwirtschaft das einst so hochstehende, geordnete Land herunterzubringen, und wenn es nicht zum offenen Kampf gegen die Kirche kam, ist dies nur dem Zusammenhalt des Klerus zu verdanken.

Die Sekte der Mariawiten entwickelt sich in einer Weise, daß auch ihren bisherigen Freunden zu grauen beginnt. Sie wollen ein slawisches Papsttum mit einem „apostolischen" Stuhl des neuen mariawitischen Gottesreiches in Plozk errichten. Selbst das „Altkatholische Volksblatt" glaubt nicht recht daran, daß damit Rom besonders Abbruch getan werden könnte. Es wird alles auf eine Parodie hinauslaufen, auf eine Spottgeburt einiger Phantasten, die niemand mehr ernst nimmt. Immerhin, schade auch um diese Menschenseelen, welche Gott zu anderem bestimmt hatte.

Die Darstellung der Kreuzigung Christi im Tiberius-Palaste zu Rom.

Von Hermann Abels.

In den weiteren Kreisen fast in Vergessenheit geraten zu sein scheint eine Darstellung der Kreuzigung Christi, die dem größten weltgeschichtlichen Vorgange zeitlich äußerst nahe steht und wenn sie auch vielleicht nicht von einem der Augenzeugen selbst stammt, so doch von jemand, der mit dem Ereignis auf Golgotha durch nächste Ueberlieferung vertraut war und auf den dieses sowohl wie die Persönlichkeit des Heilandes selbst den tiefsten Eindruck gemacht hat. Es ist deshalb nicht ohne Wert, von neuem kurz darauf hinzuweisen, weil dies kleine und trotz seiner Kunstlosigkeit doch sehr anschauliche und mit den Evangelien überraschend zusammenstimmende Bildwerk für die geschichtliche Wahrheit der Kreuzigung Christi ein wichtiges Zeugnis ablegt. Das ist um so mehr der Fall, da in den letzten Jahrzehnten in archäologischen Kreisen wohl nicht ganz ohne Tendenz das Bestreben zutage getreten ist, das sog. Spottkreuz vom Palatin in Rom, jetzt im dortigen Collegium Romanum, (auf dem bekanntlich ein gekreuzigter Esel dargestellt ist, den ein Soldat oder Sklave anzubeten scheint) als mit der Kreuzigung des Heilandes nicht in Beziehung stehend auszudeuten.

Gegen Ende 1897 wurde von dem hervorragenden Archäologen Prof. Marucchi zu Rom in den Ruinen des Tiberius-Palastes ein an einer Wand angebrachtes mit schwarzer Farbe ziemlich roh aber deutlich erkennbar gezeichnetes Bildwerk von reichlich einem Meter Höhe und etwa 35 Zentimeter Breite entdeckt. Den oberen Teil bildet eine längere Inschrift, unter der sich eine figurenreiche Darstellung befindet, welche die Vorbereitungen zumindestens zwei Kreuzigungen schildert und zwei aufgerichtete Kreuze aufweist, von denen das rechtsstehende etwas höher ist als das linke. Die erste Kunde davon kam nach Deutschland durch den damaligen römischen Berichterstatter des Berliner Tageblattes, Dr. Barth, der zugleich zwei Abbildungen lieferte, die eine von der Fundstelle mit dem Bilde, die andere in größerer Ausführung von dem Bilde allein. Die Mitteilungen Dr. Barths finden sich abgedruckt in Nr. 83 des Berl. Tagbl. vom 15. Februar 1898. Aus diesem sind die Abbildungen zinkographisch wiedergegeben im 30. Jahrgang der Berliner Zeitschrift für Ethnologie unter den Berichten über die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von 1898. Sitzung vom 19. März unter dem Vorsitze von Rudolf Virchow, auf Seite 138 und 139. Die Erläuterungen zu dem Bilde lieferte Prof. Dr. Krause in Gleiwitz. Während Dr. Barth Beziehungen der Zeichnung zu dem Schauspiel auf Kalvaria in Abrede stellen möchte, ist Krause anderer Ansicht, und inwiefern die Meinung des letzteren sich als berechtigt erweist, möge aus der von ihm gegebenen Beschreibung und Erklärung beurteilt werden, der wir im Nachstehenden folgen.

Der Schöpfer des Bildwerks hat seinen Hauptgedanken mittelst des rechtsstehenden Kreuzes und der zugehörigen Personengruppe zum Ausdruck gebracht, denn durch die größere Höhe erscheint dieses in den Vordergrund gerückt als Hauptgegenstand der Darstellung. Auf dem Querbalken dieses Kreuzes steht ein mit dem Namen Pilus bezeichneter Mann, der in seiner Hand ein Instrument, Hammer oder Axt, hält, ganz ähnlich dem Werkzeuge, das hinter der mit besonders großen Buchstaben als erste Zeile der oben erwähnten Inschrift stehenden Namensbezeichnung Crestus zu sehen ist. Auf einer Leiter, die an den Querbalken dieses Kreuzes angelehnt ist, steigt ein Mann, Nespilus benannt, hinauf, der in seiner Hand eine Tafel hält, die, wie es scheint, als Inschrift für das Kreuz dienen soll. Eine dritte Figur, ohne Namen, hält ein Seil, das vom Kreuze herabhängt und dazu bestimmt scheint, den Körper des zu Kreuzigenden zuerst am Kreuze in geeigneter Lage festzubinden, bis die Hände und Füße angenagelt werden. An der Leiter desselben Kreuzes stehen zwei Figuren, die eine in langem Gewande, dem Kreuze zugekehrt, mit ausgebreiteten Armen, die andere in der Tracht der Henkersknechte, die sonst noch bei diesem Kreuze beschäftigt sind. Dieser mit dem Namen Eulogus bezeichnete Henker legt seine Hände an Schulter und Rücken der Person in dem langen Gewande. Es ist kein Zweifel, daß der Zeichner in ihr die Person Christi darstellen wollte, der von dem Henker zum Tode geführt wird. Diese Figur ist nämlich in die Mitte der ganzen Szenerie gestellt. Durch das lange Gewand unterscheidet sie sich von allen übrigen Gestalten, und sowohl die Bewegung der ausgebreiteten Arme wie auch die bewegte Gesamtstellung des Körpers deuten darauf hin, daß der Zeichner diejenige Person hat darstellen wollen, welche den Mittelpunkt des ganzen blutigen Dramas bildet, nämlich Christus, der in Rom damals Crestus oder Chrestus genannt wurde und dessen Name an der Spitze der Überschrift mit augenscheinlich gewollter Auszeichnung hervortritt.

Die Mittelgruppe der Zeichnung wird zum Abschluß gebracht durch das Bild des Pilatus, der zur Rechten Christi steht und gebieterisch die Hand in die Seite stemmt. Der Name Pilatus ist ausdrücklich dem Bilde beigefügt.

Auf der linken Seite des Bildes ist, wie gesagt, ein zweites Kreuz, kleiner als das erste, errichtet, an dem zwei Personen beschäftigt sind. Auf einer Leiter, die an den Querbalken des Kreuzes gelehnt ist, steigt ein Mann herauf, über dem wir den Namen Tertius lesen. An dem Kreuze hängt ein Seil herab, an dem ein Mann beschäftigt

ist, gerade so wie bei dem ersten Kreuze. Auf diese Weise sind die Vorbereitungen zu einer zweiten Kreuzigung bildlich dargestellt, welche der Zeichner als eine Nebenhandlung dadurch gekennzeichnet hat, daß er für das Kreuz einen kleineren Maßstab wählte.

Die Vorbereitungen zu einer dritten Kreuzigung sind in dem Bilde noch einfacher ausgedrückt durch eine dritte schrägstehende Leiter, ohne daß das Bild eines Kreuzes hinzugefügt worden wäre.

Von der über dem Bilde befindlichen Inschrift ist die erste, fast wie eine Ueberschrift des Ganzen erscheinende oberste Zeile bereits erwähnt; „Crestus" mit einem Marterwerkzeug, vermutlich dem zum Annageln bestimmten Hammer. Die zweite Zeile, in der die Wörter: Virgis exactus caesus secretis moribus noch lesbar sind, deutet auf die Geißelung hin wie auch auf das tugendhafte Leben Christi; denn secretis moribus kann nur heißen: von auserlesenem Charakter. Die Fortsetzung der Inschrift in den drei folgenden Zeilen lautet.

Super talum virum fixum
Non requies non somnis claudit ocellos
Per cunctos noctes estuet omnis amor,

d. h. nach Beseitigung der Fehler gegen die Rechtschreibung:

Super talem virum fixum
Non requies, non somnus claudit ocellos,
Per cunctas noctes aestuat omnis amor.

Auf deutsch: „über die Kreuzignng eines solchen Mannes läßt sich keine Ruhe finden, schließt kein Schlaf die Augen: die ganzen Nächte hindurch glüht alle Liebe". Es scheint sich hier um einen gutgemeinten, aber etwas verunglückten dichterischen Versuch zu handeln. Die beiden letzten Zeilen sollten ein Distichon abgeben, aber in dem Hexameter fehlt ein Versfuß. Vielleicht ist es auch ein aus dem Gedächtnis ungenau wiedergebenes Dichterzitat.

Durchaus richtig erscheint das Urteil, mit dem Prof. Krause seine Darlegungen schließt: „Inschrift und Bild bringen im Verein den Gedanken des Schreibers und des Zeichners vollkommen zum Ausdruck. Das historische und religiöse Interesse, welches dieses kleine Bild aus der Zeit Christi für sich in Anspruch nimmt, ist so hervorragend, daß es eigentlich in den weitesten Kreisen der Menschheit als ein geschichtliches und religiöses Dokument, als eine Urkunde des Christentums verbreitet und betrachtet werden wird". Und dennoch dürfte es wohl außerhalb Roms nur noch in Archäologenkreisen näher bekannt sein.

Kulturarbeit und Kulturaufgabe des Verlages Benziger.

Von Dr. Stephan.

Wir leben in einer Zeit der kulturellen Umstellung, des Wiederaufbaues, der Anspannung aller Kräfte, der Höchstbelastung aller Tragflächen, der Sparsamkeit, in einer Zeit, die immer geneigt ist, nach Daseinsrecht. nach Wert und Ziel zu fragen, in einer Zeit, die sich bemüht, jedem Einzelnen, jeder Gemeinschaft, jedem Institut bestimmte Aufgaben abzustecken, Ziele aufzuzeigen und Wege zu weisen. So lehnen wir auch jede Verlegertätigkeit ab, die ziellos arbeitet, die nur auf den Augenblick eingestellt ist, oder sich ausschließlich von rechnerischen Erwägungen leiten läßt. Wir fordern Kulturarbeit des Verlegertums,[1]) Arbeit nach Maßgabe eines bestimmten, bewußt vertretenen Programms, das sich aus Traditionen, Namen, Ort und Reichweite des Verlags ergibt. Bedeutung, Wirksamkeit und Wertung eines Verlagsunternehmens wird unbedingt davon abhängen, ob ein solches Programm vorhanden ist und inwieweit es befolgt wird. Wir wollen im folgenden diese Tatsachen einmal rückschauend und vorschauend an der Verlagsanstalt Benziger & Co. überprüfen, die seit nunmehr über 130 Jahren von Einsiedeln aus ihre Tätigkeit über viele Länder ausgedehnt hat und heute Zweiggeschäfte in Köln, Straßburg i. E. und Waldshut in Baden hat, und die große amerikanische Häuser in New-York, Cincinnati und Chicago besitzt.

Eifrigste Arbeit im Dienste der katholischen Kirche und Weltanschauung haben dem Verlag Benziger neben andern päpstlichen Auszeichnungen die verdienten Titel „Typographen des Hl. Apostolischen Stuhles" und „Päpstliches Institut für christliche Kunst" eingetragen. Einige noch heute beachtliche Gipfelpunkte sollen die Kulturarbeit des Verlags vergegenwärtigen. Unter den Autoren befinden sich eine stattliche Anzahl von Bischöfen und anderen hohen geistlichen Würdenträgern, sowie eine Reihe von Universitätsprofessoren und ähnlichen autoritativen Persönlichkeiten. Um nur ein paar Namen zu nennen, erwähne ich die Bischöfe Egger, Rüegg, Stang und die in der wissenschaftlichen Welt noch heute klingenden Namen: Hergenröther, Gspann, Kempf, Kuhn. Die besondere Pflege religiöser Literatur umfaßt das streng wissenschaftliche Werk wie das Erbauungsbuch und den Handzettel, von der nach Inhalt und Ausstattung gleich sorgfältigen Pflege des Gebetbuches gar nicht zu reden. Die Verlagsarbeit Benzigers beschränkte sich auch nicht nur auf die deutsche Sprache, sondern er veröffentlichte zahlreiche Bücher in spanischer, portugiesischer, italienischer und französischer Sprache; selbst eine Reihe von Werken im Negerspanischen sind in diesem Verlag vorzufinden. Gehen wir einmal aus von dem warmen, doch großzügigen Werk des päpstlichen Geh. Kammerherrn Joh. Ibach, das die Geschichte der Kirche Christi in vollständiger Ueberschau darstellt und in der 2. Auflage von Prof. Dr. Schwamborn bearbeitet, in prachtvoller Ausstattung in weiten Kreisen der deutschen Katholiken eine herzliche Aufnahme fand. Daneben bewährte sich für Studienzwecke und als Nachschlagebuch Anton Enders „Geschichte der katholischen Kirche" in ausgearbeiteten Dispositionen zu Vorträgen. Von tief religiösem Geiste erfüllt ist das Monumentalwerk „Das Leben der Heiligen" von Franz Hergenröther, ein Buch für die Gebildeten ebensowohl wie für das Volk, weil es in gepflegter Sprache sachlich und doch gefühlswarm geschrieben ist. Ergänzungen dieser Darstellung von hohem Gegenwartswert und außerordentlicher wissenschaftlicher Bedeutung bilden P. Konstantin Kempfs S. J. Werke: „Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert" (schon in 7. Auflage) und „Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu". Volkstümlicher gehalten, kräftige Nahrung für das Familienleben ist „Das Leben der Heiligen Gottes" von P. Otto Bitschnau O. S. B., eine Betrachtung voll erhebender Erwägungen. Ein ähnlich populär gehaltenes, sehr anerkanntes Werk ist die „Apostelgeschichte" von Bischof Dr. Ferd. Rüegg. An Einzelbiographien, die Benziger teilweise mit außerordentlicher Sorgfalt und Pracht ausstattete, sei nur die berühmteste genannt: P. Virgilo Ceparis S. J. „Leben des hl. Aloysius von Gonzaga" in P. Schröders Uebersetzung. Wertvolle Auseinandersetzungen mit Zeitfragen und aufschlußreiche Erörterungen brachten Prof. Maruchis „Handbuch der christlichen Archäologie" in der deutschen Bearbeitung von P. Segemüller O. S. B., Prof. Gislers „Modernismus", eine gedankenreiche, historisch fundierte, ernste Widerlegung der unter dem Namen des Modernismus bekannten Irrtümer, Bischof Stangs von Dr. Amberg aus dem Englischen übersetztes Buch „Sozialismus und Christentum", Prof. Joh. Maders Uebersetzung und Erklärung der „Hl. vier Evangelien und der Apostelgeschichte", ein ganz auf der Höhe der Forschung stehendes Bibelwerk und Prof. Jos. Scheubers „Kirche und Reformation", wo das aufblühende katholische Leben des 16. und 17. Jahrhunderts treffend gekennzeichnet und geschildert wird. Aus der Fülle der volkstümlichen und der religiösen Literatur seien nur andeutungsweise einige Punkte hervorgehoben: die Arbeit von Prof. Gspann, „Im Geiste des Kirchenjahres", „Kultur und Feuerbestattung" u. a., Bischof Egger „Der junge Katholik in der modernen Welt" u. a., Can. Scheiwillers Schriftwerke „Wege zum Frieden" (z. B. Bd. 11. „Der Friedenspapst. Leuchtende Gedanken aus dem Friedenswerk Papst Benedikts XV." und Bd. 12 „Die Reichtümer der Enterbten, oder Ein Weg zum sozialen Frieden"), sowie zwei für unsere Zeit bedeutsame Büchlein, die in ihrer nachdenklichen und verständnisvollen Art Jungen und Alten, Gebildeten und Ungebildeten reiche Schätze der Seelenkultur erschließen: Dechant Joseph Könn: „Auf Höhenpfaden" und Prof. H. Schwarzmann „An den Quellen des Heiles", ein Buch zur Förderung und Verinnerlichung des eucharistischen Kultus. Wir sehen dabei ganz ab von den religiösen Jugendschriften (etwa Bigger, „Im Glanze der Hostie") und erwähnen nur die prachtvolle asketische Jugendbibliothek „Wege und Winke". Auf dem Gebiete der kirchlichen Kunstgeschichte ist eine überragende Leistung Prof. K. Muths Uebersetzung des französischen Werkes „Der Vatikan, Die Päpste und die Zivilisation, Die oberste Leitung der Kirche" von Goyau, Pératé und Fabre, das die unvergleichlichen Verdienste der Päpste um die Kunst in selten kenntnisreicher Weise würdigt und das Papsttum als einen der größten Wohltäter der Menschheit erweist. Die Werke von Prof. Dr. A. Kuhn O. S. B. erlangten allgemeine Anerkennung. Neben den Büchern „Roma, Denkmale des heidnischen, unterirdischen, neuen Roms" (7. Auflage), „Der Maler P. Rudolf Blättler", „Die Kirche" (ihr Bau, ihre Ausstattung, ihre Renovation), „Der jetzige Stiftsbau Maria Einsiedeln" und „Moderne Kunst- und Stilfragen" stammt aus seiner Feder auch das Standardwerk des Verlages, die „Allgemeine Kunstgeschichte" in sechs Halblederbänden und Register, ein in Ausstattung, innerer und äußerer Gestaltung mustergültiges Werk mit tadellosen Reproduktionen. Neuerdings ist der „Grundriß der Kunstgeschichte", eine übersichtliche, gedrängte Zusammenfassung des Hauptwerkes, hinzugekommen. In knappem Ueberblick sei nun noch das belletristische Schrifttum gestreift. Namen wie Achleitner, Brey, Herbert, Fabri de Fabris, Linzen, Schoff usw. haben auch heute noch Klang. Noch wertvoller war es jedoch vielleicht, daß Benziger sich mit Uebersetzungen für Benson (Des Königs Werk, Die Tragödie der Königin, Mit welchem Recht und Im Dämmerschein der Zukunft) und für Sheehan (Das Haarband der Königin, Lisheen, Miriam Lukas, Von Dr. Grays Blindheit) einsetzte. Weitere Konsolidierung der Verhältnisse und Besserung der Geschäftslage wird es dem Verlag hoffentlich auch erlauben, den neueren katholischen Dichtern wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Zum Schluß sei die Arbeit auf dem Gebiete des Jugendschriftenwesens (Sammlung Sonnenschein, Wildrosenzeit und Brachzeitbücher) dankbar anerkannt. Hier sind Mitarbeiterinnen wie Helene Pagés, Elisabeth Müller nicht zu unterschätzen.

Vermittelt diese Rückschau ein Ergebnis, das durchaus befriedigt, so darf man wohl die Hoffnung aussprechen, daß der Verlag Benziger ebenso seine Gegenwartsaufgaben erfüllen und im Vollbewußtsein der Verantwortung, die eine langjährige Tradition mit sich bringt, an eine Zukunftsarbeit auf weite Sicht gehen wird. Ansätze dazu sind schon vorhanden. Martin Kreusers tiefes und herzwarmes neues Emmerichbuch „Die Herrgottsseele" ist Ausdruck des modernen religiösen Geistes. Es ist zu hoffen, daß weitere religiöse Werke stärker die neuen Strömungen in der katholischen Geisteswelt in Erscheinung treten

[1]) Vgl. auch Dr. K. Debus, Kath. Verlagswesen und deutsche Kulturaufgaben. Nr. 35 des laufenden Jahrgangs der A. R.

lassen, wie es auch schon eine kleine Festschrift zur Kölner Thomaswoche tut: Dr. W. König: „Zurück zu Thomas von Aquin", ein wertvoller Beitrag zur Erneuerung der thomistischen Philosophie. In diesem Zusammenhang gesehen, wäre von besonderem Wert eine gewisse, aufmerksame Berücksichtigung der katholischen Jugendbewegung. Aus der religiösen Grundeinstellung ergibt sich auch eine zu erwartende Beachtung sozialer Probleme, die ja heute im Mittelpunkt der Weltanschauungskämpfe stehen. Die letzten Bändchen von Scheiwillers Schriftwerk „Wege zum Frieden" liegen schon ausgesprochen in dieser Richtung. Sicher würde es die katholische Volksbildungsbewegung begrüßen, wenn der Verlag modernen Volksbildungsbestrebungen Unterstützung leihen würde, wie das — allerdings — abseits von neueren pädagogischen und kulturellen Richtungen in der naturwissenschaftlichen Bibliothek angebahnt wurde.

Welche Kulturaufgaben ergeben sich nun aus der örtlichen Herkunft der Verlagsanstalt Benziger? In Ausbau schon früher verfolgter Tendenzen, die Kenntnis des Heimatortes Einsiedeln zu vertiefen, wie sie sich in zahlreichen Schriften von P. Ringholz O. S. B., Dr. K. J. Benziger, P. Brandes O. S. B. aussprechen, wäre vielleicht eine Berücksichtigung einer auch weitere Kreise ziehenden Heimatbewegung angebracht. Unter des P. Ringholz Schriften befindet sich ein Büchlein, das weitere Aufgaben andeutet, die sich auch aus der Plazierung der Zweiggeschäfte in Köln und Straßburg ergeben, ich meine die Studien über „Elsaß Lothringen und Einsiedeln", in ihren gegenseitigen Beziehungen dargestellt. Nicht etwa, als ob nun aus der oft durch Zufälligkeiten bedingten Einrichtung der Zweiggeschäfte die Notwendigkeit hergeleitet werden sollte, die Kulturzusammenhänge hinüber und herüber zu verfolgen. Jedoch die Schweiz ist Vermittlerin zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West, deren Scheidlinie der Rhein und die deutsche Staatsgrenze bildet, wenigstens solange die politische Spannung zwischen Frankreich und Deutschland andauert. Zum Träger dieser kulturellen Vermittlerrolle ist der Verlag Benziger berufen; deutsche Kultur in die romanischen Länder zu tragen, ist seine verantwortungsvolle und ehrenvolle Aufgabe. Auch umgekehrt werden die deutschen Katholiken dankbar eine Vermittlung wertvollen französischen Kulturgutes entgegennehmen. Die Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich, angebahnt durch die Arbeit in Köln und Straßburg, könnte zu einem Dienst der Völkerversöhnung werden. Entsprechende Schriften, gegebenenfalls auch neueren Forderungen Rechnung tragend, katholisch-pazifistische Literatur könnte zu diesem Zwecke Aufnahme finden. Der kulturellen Einheit der beiden Rheinufer von Baden und Elsaß-Lothringen könnte ähnlich gedient werden. Das Gesagte zeigt, daß auch die geographische Lage und Postierung des Verlagshauses Benziger und seiner Zweigstellen Wege zu wertvoller Arbeit im Kulturleben der Gegenwart weisen. An großen Aufgaben entfalten und erproben sich große Kräfte!

Vom Büchertisch.

Ewigkeitswerte im Alltag. Gedanken über das Leben aus dem Gebete des Herrn. Von P. Dr. Dominicus M. Sickler O. P. Verlag Joseph Bercker, Kevelaer. 142 S. 10½ × 15 cm, kart. ℳ 1.50, Halbleinen ℳ 2.50, Ganzleinen ℳ 3.50. — Es war ein glücklicher Gedanke, daß der Verfasser uns Ziel und Weg des Christen nicht so sehr als weltenfernes, dem willensschwachen Geschlechte fast unmöglich erreichbar vorstellte, sondern die ewigen Güter als die Gaben des allgütigen Gottes zeigt und uns zur einzigen Bedingung macht: So sollt ihr beten und danach leben: Vater unser. „Was Gegenstand unserer Sehnsucht ist, das ist der Gegenstand unseres Gebetes", sagt mit dem hl. Augustinus der Engel der Schule. Unser Leben wird so theozentrisch und entreißt uns mehr und mehr den engherzigen Schranken egozentrischer Auffassung. Wie Gottes Liebe unendlich ist, wird auch des Menschen Herz weit: „Wie der Vatersegen über dich kommt beim Aussprechen seines Namens, so muß die Liebe zum Vater dich zu seinen Kindern treiben. Deine Brüder und Schwestern sind Kinder deines Vaters." (S. 20.) Daß der Verfasser uns in diesen Zeilen nicht auf die strenge Pflicht einer wenn auch noch so heiligen Selbstliebe beschränkt, ist besonders für unsere Tage, in denen die wahrhaft Guten zum Idealen drängen, freudig zu begrüßen. „Bonum est diffusorium sui", das Gute will werben, der wahrhaft Gute will Apostel sein. So klingt fast jede Abhandlung aus im Geiste des Apostolates der Gottesliebe in der Betätigung der Seelenliebe. „Erschüttert von der Not der Menschenseelen, zum Helfen gerüstet durch die Lehren und Gnadenschätze unserer Kirche, wollen wir Christen, Heilandsjünger, Lichtträger, Segenspender, Retter für unsere Zeit werden." (Schlußwort.) Das sind die „Ewigkeitswerte im Alltag".
P. Willigis M. Erren O. P.

Ernst Noeldechen: 1. **Die Zeitlegenden**, neuen Legenden und Mären. Hausens Bücherei (Nr. 166). Hausens Verlagsgesellschaft, Saarlouis. 2. **Blüten und Träume.** Idyllen, Legenden und Märchen. Ebenda (Nr. 141). Preis je —.65 ℳ. — Wer Noeldechen kennt, weiß, daß er an seine Leser Ansprüche stellt und daß für den, der ihn mit Genuß und Gewinn lesen will, ein gut Stück innerer Aufnahmefähigkeit Vorbedingung bildet. Denn Noeldechen ist nicht Dichter schlechthin, er ist Dichter der Gefühls- und Ideenhochspannung, der von tieferen Einsichten getragenen, aber auch von Gefahren durchwobenen Ekstase. Er ist auch überzeugter katholischer Bekenntnisdichter: „Eine Harfe bin ich in seinen (Gottes) Händen". Aus Seelengründen kommt ihm eine Stimme: „Du sollst auf Erden nimmer ruhig werden — Gott will es so". Der „heiligen Unrast" verfallen, wallt ihm in der Ekstase „Rausch, beseelter Rausch". Aus seiner Seele steigt „Licht, um sich mit Licht zu vereinigen" — „Schatten weicht, weil Glut zur Lohe will!" Die an sich zarte und schöne Sprache seiner Vorstellungs- und Darstellungskunst verliert sich bisweilen ans Grenzenlose. In ihm lebt immer das Bewußtsein innerer Sieghaftigkeit. Ein Ueberschwang und Ueberschäumen von Bildern, Gedanken, Empfindungen tritt dann wohl zwischen Gehalt (wirklichen Reichtum) und entsprechende Form (Gestaltung). Häufig ruft seine Prosa geradezu nach Rhythmus, seine Lyrik nach zwingendem Eigenvers. Nicht selten wäre ein Weniger im Gefühlsausdruck dichterisch, künstlerisch ein Mehr gewesen. Er hat viele Farben auf seiner Palette; bisweilen wünschte man ihm noch reichlicher von jenem tiefen Violett, das er selbst so liebt. — Zeitdichtung ist ihm die Dichtung, die „ganz mit dem Heute verwurzelt ist und doch wie ein Wunderbaum in das Unendliche steigt; daß sie zeitlos wird, will die Zeit!" Fraglos fühlt Noeldechen sich mitberufen zur Betätigung jenes erneuernden Geistes, der „vielen Irrenden Fackel werden kann". — Die zweite Sammlung hat den Reiz — nicht den unbedingten Vorzug — sprachlich schlichterer Darstellung. Auch hier versenkt sich N. immer ganz in seinen Stoff, um ihn dann zu fassen und in ihn selbst, den Dichter, hereinzuheben. Viele Erinnerungsbilder stehen auf, die zugleich Zukunftsbestätigungen sind. — Sammlungen wie die beiden obengenannten wollen kapitelweise und wiederholt gelesen, genossen sein. Ein Persönlichkeitszauber steckt in einzelnem und im ganzen dieser Reihen; auch er will erfaßt und, ob unbewußt, ob — besser noch — bewußt — ausgekostet sein. Lernt Noeldechen den Ueberreichtum konzentrieren, das Uebermaß in Edelmaß wandeln, dann stehen ihm bislang wohl von ihm erst geahnte, ersehnte Tiefen und Höhen offen. E. M. Hamann.

Kurze und packende Katechismusbeispiele mit beigedrucktem Text des Lindenschen Katechismus von Joseph Hanß. 2. Aufl. 8°, 304 Seiten. Kösel-Pustet, Verlagsabteilung Regensburg. Mk. 2.25, geb. 3.00. — Dieses Buch verwirklicht den praktischen Gedanken, dem Katecheten im Katechismus selbst eine Menge von Beispeilen zu bieten, mit denen er den Unterricht würzen könne. Im Vorwort dieser Neuauflage ist betont, daß in der Auswahl der Erzählungen schon viele Verbesserungen vorgenommen seien. Trotzdem ist noch eine viel strengere Auslese erwünscht. Zwischen vielen brauchbaren Beispielen findet sich noch eine Menge innerlich leerer, unbestimmter und unkontrollierbarer Ware. Insbesondere stört allzu viel Ausländisches, besonders Französisches. Man begegnet Schreckgeschichten (S. 231 f.) und der Zeitungspolemik (S. 161). Solche Bücher bringen die Gefahr mit sich, daß der Religionslehrer auf psychologische Herausarbeitung seines Themas verzichtet. Darum scheinen mir weniger, aber inhaltsreichere Beispiele erwünscht, und insbesondere sollte auf die Hauptquelle katechetischer Anschaulichkeit auf die Hl. Schrift wenigstens hingewiesen sein. Prof. Dr. H. Mayer, Bamberg.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Staatsschauspiel legt seinen Winterspielplan vor; es sind vorgesehen an Uraufführungen: „Neidhart von Gneisenau" von Wolfgang Goetz, Carl Hauptmanns „Napoleon" und die erste deutsche Aufführung eines spanischen Lustspieles von Pedro Munoz Soca. Von Goethe: „Götz von Berlichingen" und Prometheus, letzterer zusammen mit dem Guiscardfragment von Kleist; von Shakespeare: Titus Andronicus und König Heinrich IV. Mit Marionettenstücken des Grafen Pocci soll ein Versuch durch lebendige Darsteller gemacht werden. Hebbel ist mit „Herodes und Mariamne" vertreten, Calderon mit dem wundertätigen Magus, Molière mit dem Eingebildeten Kranken, Schiller mit Wallenstein; die sophokleische Antigone wird in der Uebertragung Friedrich Hölderlins, bearbeitet von Wilhelm v. Scholz, geboten. Grabbe kommt mit Heinrich VI., Raimund mit „Alpenkönig und Menschenfeind" zu Wort; der „Lucifer" von Van den Vondel, Emil Götts „Schwarzkünstler", Goldonis „Mirandolina", Gozzis Märchenspiel „Das grüne Vögelchen" und Shaws „Caesar und Cleopatra" sind ferner vorgesehen.

Hans Pfitznerwoche. Dem „Armen Heinrich" und dem „Fest auf Solhaug" folgte am dritten Tage im Prinzregententheater, woselbst die musikalische Legende ihre Uraufführung erlebt hatte, Palestrina. Von Pfitzner selbst ist die Inszenierung, die sowohl in den mystischen Szenen, wie in den bewegten des Konzils fein abgestimmte Bilder hat. Erb überrascht bei jeder Aufführung durch neue Einzelzüge seines durchgeistigten Spieles bei glanzvoller Beherrschung der sanglichen Aufgabe. Neu war uns Schorr (Berlin), der sich in der Rolle des Carlo Borromeo als guter Sänger und eindrucksvoller Gestalter erwies. Den Papst sang Bender, den Morone Brodersen mit starker Wirkung. Thea Linhard war als Ighino eingesprungen und führte die Partie mit gutem Glücke durch. Die kleineren Rollen waren alle charakteristisch besetzt. Die Engelstimmen führte Elisabeth Feuges schönes Organ. Heger dirigierte mit bestem Gelingen. Wir haben uns gewöhnt, den Eindruck der musikalischen Legende nicht durch Klatschen zu stören und so unterblieben an diesem Abend die Pfitznerovationen. An Bewunderern hat es dem „Palestrina" Pfitzners nie gefehlt, aber man gewinnt doch die Ueberzeugung, daß jetzt auch das breitere Publikum mit den künstlerischen Absichten des Tondichters vertraut in die seelischen und klanglichen Schönheiten sich einzufühlen vermag. Der andere Tag führte uns ins Nationaltheater, das vor einigen Tagen noch von Gerüsten umhüllt war. Die Neuanlagen von Garderoben, Treppen und Ausgängen erhöhen die Bequemlichkeit und vor allem die Sicherheit des Publikums. Es ist erstaunlich, wie viel Platz gewonnen werden konnte; nirgends ist Gedränge; das vollbesetzte Haus entleerte sich spielend. Hiermit ist auch der letzte Teil des Reorganisationswerkes vollendet, das wir der Tatkraft unseres verstorbenen Generalintendanten Dr. Zeiß verdanken, der ungehemmt von den Schwierigkeiten der schlechten Zeiten seinen Zielen zugeschritten war. Man gab die Rose vom Liebesgarten. Die Besetzung der wieder von Knappertsbusch geleiteten Vorstellung entsprach der unlängst gewürdigten bis auf die Rolle der Minneleide. Diese sang

Margarete Heyne-Franke (Dresden), eine Künstlerin von hohen Fähigkeiten. Neben ihr ward Reinfeld, der den Siegnot mit strahlendem Stimmglanz gesungen hatte, oft gerufen. Das Publikum gab nicht nach, bis es auch Pfitzner feiern und dem Dirigenten, sowie dem Spielleiter Hofmüller für ihre glänzenden Leistungen danken konnte. Brodersen, Gleß, Seydel, Steineck, die Damen Feuge und Waldenau sollen wieder hervorgehoben werden. Die Bühnenbilder bewährten ihre Stimmungskraft; man könnte in der Aufhellung etwas weitergehen, damit die Charakteristik der Gestalten zu beobachten bliebe. — Die Musik zum „Käthchen von Heilbronn" ist uns aus dem Konzertsaal lieb und vertraut. Hatte sich die Musik zum Feste auf Solhaug organisch mit dem Schauspiel verwoben, so stand hier Pfitzner neben Kleist. Hätte man die Ouvertüre an den Anfang gestellt, statt sie zwischen Schloßbrand und Hollunderbuschszene, zu denen sie allerdings in inniger Verbindung steht, einzuschieben, so hätte man nicht einen großen Teil reines Schauspiel und einen anderen musikalisch verzierten gehabt. Das gab einen Einschnitt, der die stilistische Einheit gefährdete. Die Vorstellung unter Ulmers Leitung, der den Wetter v. Strahl stellenweise etwas burschikos auffaßt, war im ganzen nicht unansehnlich, aber mehr Haupt- und Staatsaktion als Märchendichtung; die Streichung der Rolle der Brigitte verdunkelt die Klarheit der Handlung. Die Szenenwechsel waren etwas langsam und verstärkten den Eindruck etwas schleppender Tempi. Der rasche Umbau ohne Fallen des Vorhanges lediglich bei verdunkeltem Hause ist wieder aus dem Gebrauch gekommen. Er hatte seine Vorteile. Charlotte Kruger gestaltete die Titelrolle mit schlichter Innigkeit. Auch Käte Bierkowsky (Kunigunde) bot eine sehr ansehnliche Leistung. Die Musik stand unter der befeuernden Leitung des Tonsetzers. Das Publikum feierte ihn stürmisch. Auch die Vertreter der Hauptrollen hatten an der begeisterten Aufnahme ihren ansehnlichen Anteil. Der letzte Abend brachte im Nationaltheater: Von deutscher Seele, romantische Kantate nach Sprüchen und Gedichten von Joseph v. Eichendorff. Die Aufnahme stand an Begeisterung nicht hinter der Erstaufführung vor zwei Jahren zurück und zeigte, daß sie damals kein Strohfeuer gewesen war. Mensch und Natur — Leben und Singen überschreibt Pfitzner die beiden Teile. Man kann einwenden, daß hier verschiedenes eigenwillig zusammengetragen sei, aber das verbindende, vereinheitlichende ist, daß es der Empfindung der deutschen Seele entquillt. Unter Pfitzners Leitung kam eine eindrucksstarke Wiedergabe zu stande. Die von Neuger einstudierten Chöre erklangen in voller Reinheit; eine Sopranistin, Lotte Leonard (Berlin), sang glänzend. Die übrigen Solisten waren Mitglieder unserer Staatsoper, die ausgezeichnete Altistin Luise Willer, Fritz Krauß mit seinem strahlenden Tenor und unser trefflicher Bassist Gleß. Da „Christelflein" alljährlich als lieber Weihnachtsgast erscheint, konnte dieses Werkchen diesmal entbehrt werden. Der reibungslose und glanzvolle Verlauf der sechs Pfitznerabende darf unsere Staatstheater mit berechtigtem Stolze erfüllen.

Schauspielhaus. Sudermanns Schauspiel Die Raschhoffs kennen wir schon. Es ist vielleicht das literaturfernste Werk des großen Bühnentechnikers; alles ist auf grobe Theaterwirkung mit souveräner Verachtung der Psychologie zurechtgestutzt. Paul Wegener gastierte als Oekonomierat Raschhoff, da bekam der Alte eine ungeahnte Lebensfülle und Kraft. Mit tausend feinen Einzelzügen stattet er die Figur aus, aber alles schließt sich zu einer ungemein plastisch gesehenen Persönlichkeit zusammen. Wegener überragte seine Umgebung körperlich und geistig; alle anderen blieben Schatten, blaße Theaterfiguren, durchaus nicht schlecht gespielte, aber Rollen nicht Menschen. Am zweiten Tag gab Wegener Kollege Crampton. Man weiß, daß Gerh. Hauptmann ihn einst nach einem Vorbild schuf und die tragikomische Figur des Bohemiens in eine leichte Lustspielhandlung stellte, die nur den Zweck hat, die Titelrolle in Bewegung zu setzen. Wegener brauchte hier nicht, wie in den Raschhoffs um Sudermann herumzudichten, sondern nur die Vorlage Hauptmanns nachzuzeichnen und mit seiner plastischen Kraft vor unsere Augen zu stellen. Diesmal kamen auch die anderen Rollen frisch gespielt zu guter Geltung. Der Gast wurde mit vollem Rechte aufs herzlichste aufgenommen.

Verschiedenes aus aller Welt. Klopstocks biblisches Trauerspiel Der Tod Adams wurde in Altona uraufgeführt; es war ein literarisch anregender Versuch. — In der riesigen Ausstellungshalle am Kaiserdamm in Berlin gastierte eine von Mascagni geleitete italienische Oper mit Verdis Aïda. Der große Raum gestattet eine pomphafte Massenentfaltung, doch bot die Aufführung auch reinsanglich bedeutende Leistungen. — Die Münchener Sängerin Berta Morena folgt wieder einem Rufe nach New York, woselbst sie als erste Rolle die Isolde singen wird. — Starken Erfolg hatte in Kiel Ernst Lissauers Schauspiel York. Das Werk verdankt den großen Beifall nach Berichten besonders dem heute für den behandelten Stoff sehr empfänglichen Volksempfinden. L. G. Oberlaender, München.

Briefkasten.

Cl. Ihre Beiträge (Die Begründung der Moderne u. a.) sind schon wegen Anonymität unverwendbar, aber auch sonst nicht zum Abdruck geeignet. Wir bitten nichts mehr einzusenden.

K. D. Johannes Albani wohnt Berlin, Prenzlauer Berg 21.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bis gegen Wochenende blieb die Börse den Industriepapieren abgeneigt. Der Grund liegt in den mehrmals erörterten Umstellungsmassnahmen, die bei vielen Gesellschaften weit über die Erwartungen der vorsichtigsten Beurteiler in der Zusammenlegungsfrage hinausgingen. Die zu scharfen Umstellungen bezeichnet in ihren „Mitteilungen" die Deutsche Bank als abwegig. Es sei festzuhalten, dass die Goldbilanzverordnung vom Ausgang 1923 eine wirtschaftlich verhängnisvolle Periode abschliessen sollte; sie wollte aber keineswegs die Handhabe bieten, dass nunmehr bei den Kapitalsumstellungen auf Gold die Schwierigkeiten der Zukunft im voraus in Rechnung gestellt werden. Es scheint, als ob an vielen Stellen über das Berücksichtigen der Substanz hinausgegangen wird, indem man nicht einmal vorzugsweise die Substanz der Unternehmungen unter den heutigen Verhältnissen, sondern ihre Erwerbskraft bewertet. Es kann wirtschaftlich nicht vorteilhaft sein, alle Schäden, die unsere Aktiengesellschaften nicht nur durch die Inflation, sondern durch die verschiedensten Einwirkungen erlitten haben, gewissermassen durch einen Federstrich beseitigen zu wollen. Einesteils würde dadurch die Energie zum Wiederaufbau gehemmt, andernteils würden in vielen Fällen die bisherigen Aktionäre demselben Schicksal verfallen, das die Inhaber der festverzinslichen Papiere betroffen hat, dass nämlich ihr Besitz nicht nur für lange Zeit ertraglos bleibt, sondern dass ihnen auch die Aussicht auf eine mögliche Schadenheilung in der Zukunft genommen wird. Diese wirtschaftlichen Mitteilungen der Deutschen Bank fanden an der Freitagbörse viel Beachtung. Die Kauflust bei Industriepapieren war reger; man scheint also zu glauben, dass die Mahnungen des grossen Finanzinstitutes auf fruchtbaren Boden fallen. Ob das Misstrauen nun auch wirklich getilgt ist, bleibt abzuwarten. Ist es doch kaum übertrieben, wenn vielfach geklagt wurde, manche radikalen Aktienzusammenlegungen kämen einer Vermögenskonfiskation gleich. Einigermassen ausserhalb der Depression hatten sich die westlichen Montanwerte zu halten gewusst. Die Beseitigung der Micumlasten und die Neubildung des Kohlensyndikates (die aussenstehenden Bergwerksbesitzer wurden auf dem Verordnungswege eingefügt) liessen eine günstigere Beurteilung zu. Aus den Abbaumassnahmen in der Steuer- und Frachttarifpolitik dürfte die Börse doch allmählich Anregungen schöpfen. Wenn das Programm auch nichts Unerwartetes bringt, so bietet es doch nichts Unwesentliches. Ermässigung der Frachten um 10 Prozent. Ermässigung der Postanweisungs- und Postscheckgebühren. Senkung der Kohlenpreise um 10 Prozent, Erhöhung des Kreditkontigentes der Reichsbank nach dem Stande vom 7. April um 10 Prozent. Beseitigung der Devisenvorschriften, Herabsetzung der Umsatz- sowie der Wertpapier- und Gesellschaftssteuer. Günstig ist auch die Ermässigung des Diskontsatzes der Golddiskontbank von 10 auf 8 Prozent. Eine Herabsetzung des Diskontes der Reichsbank ist nach den Ausführungen Dr. Schachts für absehbare Zeit zweifelhaft. Die Krediterleichterungen der Reichsbank werden eine Ermässigung der Zins- und Provisionssätze der Grossbanken nach sich

ziehen. Die Herabsetzung der Debetzinsen dürfte auf 12 Prozent nebst 1/2 Prozent Monatsprovision geschehen. Die Geneigtheit der Reichsbank, die Laufzeit der Wechsel auf drei Monate zu erhöhen und auch Bankakzepte zu diskontieren, wird wiederum den Privatbanken ermöglichen, ihren Kunden mehr entgegenzukommen. — Auf den Anleihemärkten setzte sich das wilde Börsenspiel fort. In Kriegsanleihen gab es Kursschwankungen von 100 Prozent. Am 24. September werden die Aufwertungs-Ausschusssitzungen wieder aufgenommen und von ihnen erhofft die Spekulation allen Warnungen zum Trotz wunderbares. Noch stärker war das Geschäft in K-Schätzen. Es heisst, dass den geschädigten Auslandsdeutschen, denen seinerzeit 23er K-Schätze zuerkannt worden, wegen Mangel an solchen Stücken später aber 24er Schätze ausgehändigt wurden, nachträglich bessere Umtauschmöglichkeiten gewährt würden. Es soll der Austausch der beiden Serien zu einem bestimmten Prozentsatz erwogen werden, worauf man zu einer Vereinheitlichung beider Emissionen schreiten könne. Diese Gerüchte hängen ganz in der Luft, aber sie genügten, dass sich der Kursstand seit Mai verhundertfacht hat, so dass mancher sein Schäfchen im trockenen haben wird. Es scheint nichts weiter zugrunde zu liegen, als eine längst bekannte Forderung des Bundes der Auslandsdeutschen; wenn dem Verlangen nachgegeben würde, so könnten doch nur die ursprünglichen Besitzer der Anweisungen von dem Umtauschrecht Gebrauch machen, nicht die, welche sie jetzt an der Börse erworben haben. An der letzten Börse der Woche kam es denn auch zu Zweifeln an den hochgespannten Aufwertungserwartungen. Dies führte zu scharfen Rückgängen. —

Der Grosshandelsindex weist vom 9. bis 16. September wiederum eine Steigerung und zwar um 3,1 v. H. auf. Die Lebensmittel erhöhten sich um 5,3 v. H, hiervon die Gruppe Getreide und Kartoffel um 7,4 v. H. Industriestoffe gingen um 0,4 v. H. zurück. Kohle und Eisen blieben unverändert. Inlandswaren zogen um 4,1 v. H. an, während die Einfuhrwaren um 0,6 v. H. nachgaben.

Unsere Ernteaussichten haben sich sehr verschlechtert. Auch im nördlichen und östlichen Frankreich ist die Ernte verregnet. Russland hat eine Missernte und Rumänien, das auch als europäisches Ueberschussgebiet in Frage kommt, bringt ungünstige Meldungen. So werden also Nordamerika und Argentinien unseren Ernteausfall decken müssen; dieser Umstand muss natürlich die Festigkeit des überseeischen Marktes stärken.

Der hervorragende Vertreter der christlichen Nationalökonomie P. Heinrich Pesch S. J. feierte am 17. September in Berlin seinen siebzigsten Geburtstag. Der Gelehrte arbeitet zurzeit an der Neuauflage seines berühmten Lehrbuches der Nationalökonomie, in welchem er unter Ablehnung individualistischer und kollektivistisch-sozialistischer Wege den christlichen Solidarismus fordert. K. Werner.

Darmstadts katholische Pfarrkirchen.

Darmstadts katholische Kirchen repräsentieren, jede für sich, ein Stück Zeitgeschichte. St. Ludwig wurde in klassizistischer Manier erbaut, als Ludwig I. nach den traurigen Zerstörungsjahren 1790—1800 das Hessenland restaurierte. Die Kuppel der ersten katholischen Kirche in der Residenz konnte sich 1827 erheben. Die fürstliche Huld des Großherzogs ermöglichte den eigenartigen Bau, der aber ganz bedeutend war für die damalige kleine Katholikengemeinde. Das kleine Darmstadt (1815 mit etwa 15 000 meist Andersgläubigen, 1840 mit etwa 21 000 Einwohnern) hatte jetzt sein „Pantheon".

St. Elisabeths gotische Hallen konnten vornehmlich mit Hilfe der Konfessionssteuern errichtet werden. Dieser architektonische Schmuckschrein kostete in glücklichen Jahren dem einzelnen Katholiken wenig Opfer. Jene blühenden Zeiten des Wohlstandes sind vorbei.

St. Fidelis und Liebfrauen müssen in verarmter Zeit errichtet werden. Darmstadt und seine Katholiken sind in Großstadtverhältnisse hineingewachsen. Die Vermehrung der Katholiken und die modernen Verhältnisse, die eine Großstadt-Seelsorge verlangen, zwingen zum Neubau zweier Kirchen. Man fängt bescheiden an. Zunächst will man nur Unterkirchen entstehen lassen, barock, aber einfach, jedoch geräumig. Aber die Opfer dafür sind schwer. Nach Darmstadt sind Katholiken aus allen Gemeinden des Hessenlandes gezogen und aus allen deutschen Gauen sind sie gekommen, um sich dort anzusiedeln. Alle Katholiken Hessens und alle Katholiken Deutschlands haben daher ein Interesse an den beiden neuen katholischen Gotteshäusern St. Fidelis und Liebfrauen.

Ein trauriges Zusammentreffen ist es, daß die dritte Kirche, die am 14. September 1924 bezogen werden sollte, ein ähnliches Schicksal durchlebt, wie seinerzeit die erste katholische Kirche.

Der erste Neubau der St. Ludwigskirche stürzte zusammen; Moller, dem großen Architekten, gelang die zweite Probe — eigenartig, aber monumental.

Liebfrauen erlebte am 9 September 1924 das Unglück, daß die Decke einstürzte.

Das ist für Pfarrer und Gemeinde **ein großes Unglück**, welches große Teilnahme erwecken muß. Wieder müssen neue Opfer, neue Arbeit und neues Geld aufgewendet werden, die Not der jetzigen Zeit, die Diasporaverhältnisse Darmstadts, die Armut der Gemeinde machen dieses Leid noch schmerzlicher.

1827 fanden die Katholiken Darmstadts einen fürstlichen Helfer! — 1924 werden die Katholiken der Residenz auch nicht verlassen sein.

„**Wir sind ja Brüder!**" Daran erinnert sich der Darmstädter Klerus, die Geistlichkeit des Hessenlandes und die Gläubigen von ganz Deutschland, deren nächste Brüder ja vielfach in der hessischen Residenz wohnen.

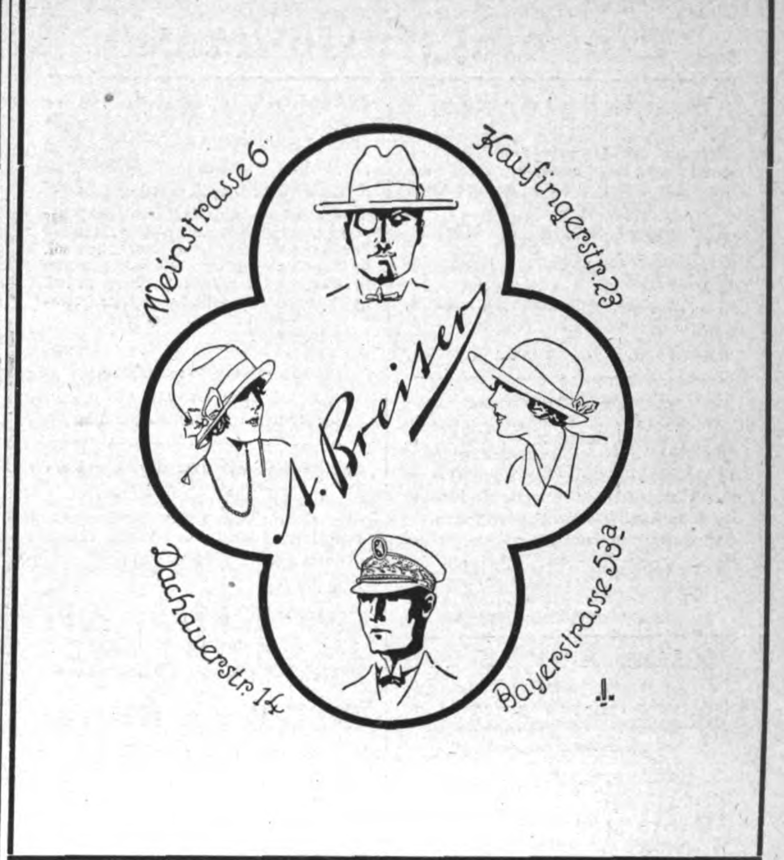
Um katholische Liebe, **die wirklich hilft**, bitten daher herzlichst und innigst der schwerheimgesuchte Pfarrer und seine arme Gemeinde.

Gaben sende man an:

Joseph Daus, Pfarrer in Darmstadt, Herdweg 28, Konto 161 278, Postscheckamt Frankfurt a. M.

Abschluß der Schriftleitung.

Das **Modehaus Renner, Dresden,** am Altmarkt, feierte am 4. September sein 70jähriges Bestehen. In diesen 70 Jahren hat sich das Modehaus aus einem kleinen Geschäft im nicht mehr vorhandenen Grundstück, Ecke Altmarkt und Badergasse, zu seinem heutigen Umfang entwickelt, der 23 Spezialabteilungen in 10 eigenen Grundstücken und 2 ermieteten Läden umfaßt.


Weinstrasse 6
Kaufingerstr. 23
A. Breiter
Dachauerstr. 14
Bayerstrasse 53a



paar Ernst August und Viktoria Luise (die gut welfisch gewordene Tochter Wilhelms II.) hat kürzlich eine Landesreise gemacht und beispiellose Huldigungen geerntet. Diese Dynastie ist geradezu ein Symbol des großdeutschen Gedankens. Im 6. Jahrzehnt erhebt sie feierlich Widerspruch gegen den Umsturz von 1866, gestützt auf Recht, Geschichte und bundesstaatliche Freiheit. Es kann nicht anders sein, als daß Anhänger des Welfenhauses großdeutsch denken, fühlen und handeln.

Nicht so selbstverständlich schien das anfangs beim Bayerischen Heimat- und Königsbund. Die Wittelsbacher hatten sich mit 1866 abgefunden. Noch mehr waren ihre Beamten und Offiziere in die kleindeutsche Schule gegangen. Und bei der bekannten Entwicklung in Bayern seit 1920 lag es nicht fern, daß man die Erneuerung des Königtums auf dem Boden des Bismarckschen Reiches versuchte. Erst der 9. November 1923 hat zahlreichen Bayern den Star gestochen, daß die Ziele der Hohenzollern und ihrer Vorkämpfer ganz andere sind als die der Wittelsbacher und sonstigen deutschen Fürsten. Letztere leben von der Tradition, die Zollern von der Revolution, sei es gegen die alten Kaiser des Heiligen Römisch-Deutschen Reiches, sei es gegen den Deutschen Bund. Selbst die Revolution von 1918, die die Hohenzollern zunächst mitgetroffen, hat anderseits die ihrem Einheitsreich im Weg stehenden Bundesfürsten beseitigt. — Erfreulicherweise setzt sich bei den bayerischen Monarchisten die großdeutsche Auffassung durch. Der Heimat- und Königsbund nahm in seiner jüngsten Landesausschußsitzung (20. September 1924) Richtlinien an, die in diesem Betracht folgendes besagen:

1. . . . Mit den monarchistisch gerichteten Bestrebungen in den anderen deutschen Bundesstaaten tritt der Bund in freundschaftliche Fühlung, ohne sich in deren innere Angelegenheiten einzumischen. Die Bruderstämme sollen frei und unbeeinflußt ihre Wünsche auf Wiedererrichtung ihrer Monarchien verfolgen. Die Wiedererrichtung des deutschen Kaiserthrons ist von allen gemeinsam zu erstreben und soll aus dem freiwilligen Zusammenwirken aller deutschen Stämme zu gegebener Zeit auf verfassungsmäßigem Wege herbeigeführt werden.

2. Der föderalistische Reichsgedanke ist mit Nachdruck zu fördern. Die staatliche Selbständigkeit Bayerns im Rahmen des Reiches muß wiederhergestellt werden. . . . In einem mächtigen Reiche sollen alle Stämme deutscher Zunge als gleichberechtigte Glieder zusammengefaßt werden in freiwilliger Einordnung unter den Reichsgedanken, ohne daß einem einzelnen Bundesstaat von vornherein eine dem wahren Föderalismus abträgliche Hegemonialstellung eingeräumt werden soll.

Im Geiste dieses großdeutschen Föderalismus sollen die Bestrebungen andrer deutscher Stämme, bundesstaatliche Neuordnungen innerhalb des Reiches auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen (Art. 18! D. V.), in freundschaftlicher Weise, ohne unnötige Schärfe gegen die Bundesstaaten erörtert werden. Dagegen wird der Bund gegen alle Lostrennungsbestrebungen aus dem Reichsganzen als nach seinen großdeutschen Zielen nicht vertretbaren Hochverrat aufs schärfste bekämpfen.

Die genannten monarchistischen Organisationen müssen sich natürlich bewußt sein, daß künftige Throne auf großdeutsch föderalistischem Ideengrund anders aussehen müssen als die absolutistischen des 16.—18. oder die konstitutionellen des 19. Jahrhunderts. Das waren keine wesenhaft deutschen Monarchien mehr, sondern römische Renaissance- oder französische Rokokostaaten. Der Fürst war privatrechtlicher Herr von Land und Leuten, später im Verfassungsstaat sozusagen Hauptaktionär einer Besitz-Gesellschaft. Der deutsche Fürst aber soll eins sein mit dem Volk, soll es sichtbar verkörpern und die Einheit und Macht des Volkstaats gegen allen Streit der Parteien, Klassen und Wirtschaftsmächte wahren. Diese neue Auffassung ringt bereits mit der überkommenen, hat sich aber noch nicht durchgesetzt. Davon hängt es jedoch ab, ob die Monarchie überhaupt noch eine Zukunft in deutschen Landen hat.

Notwendig ist natürlich der monarchische Gedanke nicht mit dem großdeutschen und föderalistischen verbunden. Es gibt auch republikanische großdeutsche Vereinigungen. Wir kennen freilich keine Landes- oder Stammesorganisation mit ausdrücklich republikanischem Bekenntnis. Vielmehr betreten wir hier das Bereich der gemeindeutschen Verbände. Von Freiburg i. B. geht ein Großdeutscher Orden aus (Schutzbund verfassungstreuer deutscher Jugend E. V.). Er will sammeln auf dem Boden einer gesunden Demokratie und möchte den Wiederaufbau Deutschlands auf christlich nationalem Boden fördern. Wir vermissen in seinem Programm nur eine Beziehung auf den Föderalismus oder was dasselbe wäre, auf die organische deutsche Staatsidee. Im Rahmen der bestehenden Verfassung von Reich und Ländern bleibt der Großdeutsche Gedanke unvollkommen. Diese Verfassungen müssen vielmehr unter den Großdeutschen Gedanken und die organische deutsche Staatsidee gestellt und — natürlich gesetzmäßig — darnach verbessert werden. — Nicht zu verwechseln mit dem Genannten ist der Großdeutsche Orden Heinrich der Löwe in Niedersachsen, eine Gründung des deutschhannoverschen Politikers Langwost. Er geht von hannoverschen Verhältnissen aus und vertritt eine junge aktive Richtung unter den Deutschhannoveranern. Seine Absicht scheint aber auf Verbreitung in ganz Deutschland zu gehen. Zur Staatsform stellt er sich neutral; gefühlsmäßig stehen wohl die meisten seiner Mitglieder treu zu den lebenden Nachkommen Heinrichs des Löwen.

Die bisher genannten Organisationen sind sämtlich interkonfessionell. Die großdeutsche Idee kann ja von Deutschen verschiedenen Bekenntnisses ebensogut erfaßt und erlebt werden wie von Deutschen verschiedenen Stammes. Es handelt sich bei ihr um natürliche Erkenntnis und Forderung. Hat sie recht, so kann das katholische Bekenntnis nichts gegen sie enthalten, andere — nicht irrtumsfreie — Bekenntnisse brauchen nichts gegen sie zu enthalten. Positiv spricht sich überhaupt kein religiöses Bekenntnis zur großdeutschen Idee aus — begreiflich, da es sich um die Staatsidee eines einzelnen Volkes handelt. So gesehen, ist es reiner Zufall, daß es konfessionelle Großdeutsche Organisationen dermalen allein für Katholiken gibt (unseres Wissens). Geschichtliche Gründe hat es allerdings, nur müssen wir uns ihre Untersuchung für später vorbehalten. Hier würde sie zu weit führen. — Die Großdeutsche Legion ist schon früher erwähnt.[3]) Sie pflegt das katholische Staatsideal. Ausgezeichnet! Nur muß sie es praktisch auf Deutschland anwenden, muß sich äußern zur Verteilung der Gewalten, zur Gliederung des Reichs, zur Friedens- oder Machtpolitik. Erst dann beweist sie das Recht auf ihren Namen und löst politische Kräfte in der Jugend aus, statt, wie es manchem bereits scheint, sie zu fesseln. Ein sehr klares und bestimmtes Staatsprogramm hat im Gegensatz zur Gr. Legion der Deutsche Marien-Ritter-Orden (Sitz Bamberg.) Sein Vorbild ist das von der Kirche geweihte Kaisertum unsres Mittelalters. Diese durch die verschiedenen Revolutionen entrechtete Obrigkeit will der Orden mit allen erlaubten Mitteln wiederbringen helfen. Seine etwas romantisch gefärbten Satzungen zeigen den Marien-Ritter-Orden als Erziehungsgemeinschaft vom Pagen über den Knappen und Junker zum Ritter und als engverbundene Lebensgemeinschaft.

Seit längerem wird in der Allgemeinen Rundschau der Gedanke vertreten, daß die großdeutsche Idee und nur sie geeignet sei, die kranke Einigkeit der deutschen Katholiken wiederherzustellen und den Einfluß katholischer Politik in Deutschland zu sichern. Das ist der Leitstern der jüngsten katholischen und großdeutsch-föderalistischen Gründung. In den Tagen der 63. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Hannover, ganz nahe dem Grabe Windthorsts, traten am 2. September deutsche Katholiken aller Stämme zusammen und schufen eine Arbeitsgemeinschaft als Vorstufe für einen Großdeutschen Bund: überparteilich, katholisch, großdeutsch, föderalistisch. Bewußt ist die konfessionelle Gestalt gewählt, um die föderalistische und großdeutsche Staatsanschauung auf dem festesten weltanschaulichen Grund zu erbauen. Politik aus dem Glauben, heißt es auch hier. Andersgläubigen, die im Ziel mit uns einig sind, wird gern die Hand zu gemeinsamer Arbeit geboten. Es ist ja überhaupt äußerst wichtig, daß die verschiedenen großdeutschen Organisationen nicht aneinander vorbei oder gar gegeneinander wirken. Auf ziemlich weit hinaus wollen sie ja ganz dasselbe. Deshalb muß es eine Ueberorganisation geben, in der alle vertreten sind und frei das gemeinsame Handeln vereinbaren. Vielleicht kann der Deutsche Föderalistenbund diese Aufgabe erfüllen. Er hat nach gutem Anfang jahrelang fast geruht, auf dem Föderalistentag zu Hannover Mitte September (also nicht zu verwechseln mit dem 2. September und dem Großdeutschen Bund!) indes einen starken neuen Anstoß erhalten. Es wurde ein Arbeitsausschuß eingesetzt und ein jährlich wechselnder Vorort bestimmt[4]). Richtlinien wurden angenommen, die wesentlich auf der jahrelangen verdienstvollen Gedankenarbeit des bekannten Hallenser Geschichtsprofessors Dr. Karl Heldmann fußen. Ein scharfer Trennungsstrich wurde gezogen gegenüber allem Separatismus. Wagen sich doch die Gefolgsleute des berüchtigten Matthes im Rheinland neuerdings als Föderalisten zu verkleiden. — Be-

[3]) Nr. 30 S. 450.

[4]) Für 1924/25 Hannover, Kaufmann H. Gräf, Osterstraße 34.

sonders bemerkenswert ist die Entschließung des Föderalistentags zu RV Artikel 18:

„Gegenüber neuerdings hervorgetretenen Bestrebungen, den Artikel 18 der Reichsverfassung abzuschaffen, hält der deutsche Föderalistenbund unbedingt fest an dem darin grundsätzlich festgelegten Recht des deutschen Volkes auf seine politische Selbstbestimmung im Rahmen der Reichseinheit. Es ist aber unhaltbar, daß nichtabgegebene Stimmen für die Ablehnung eines Antrages angerechnet werden. Wir verlangen vielmehr, daß, wie bei allen Wahlen, nur die Ja- und Neinstimmen berücksichtigt werden.

Wir verlangen für Abstimmungen nach Artikel 18 der Reichsverfassung auch gesetzliche Sicherheiten für eine unbeeinflußte, wahrhaft freie und jeglichen Nachteil für die Abstimmenden verhindernde Stimmenabgabe. — Gegenüber dem unerhörten Terror, wie er gelegentlich der Abstimmung in Hannover am 18. Mai 1924 von der preußischen Regierung, leider mit Unterstützung der Reichsregierung ausgeübt worden ist gegenüber reichsgesetzlich garantierten Rechten, legt der Deutsche Föderalistenbund schärfsten Protest ein."

An den nichtabgegebenen Stimmen und daran, daß jeder, der zur Urne ging, als Jastimmer angesehen und belästigt werden konnte, ist bekanntlich die Abstimmung in Hannover gescheitert.

Es ist noch ein weiter Weg zum Ziel des großdeutschen Föderalismus. Allein das Ziel zeichnet sich schon deutlicher ab als vor zwei oder drei Jahren. Und es sind bereits eine Menge Weggenossen, ja wie wir eben überblickt, wohlgeordnete Scharen, die ihm zustreben. Laßt euch nicht stören, daß die Mehrheit noch beiseite steht und wohl gar über euch spottet! Noch jedesmal hat in der Geschichte die Minderheit gesiegt, wenn sie erfüllt war von ihrer Sendung und der Macht des Geistes vertraute.

General Ludendorff als politischer Stratege.

Der Sinn der Generalversammlung des Evangelischen Bundes.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Es ist immer mißlich, sich eine Sendung zuzuschreiben, die man von niemandem erhalten hat, am mißlichsten aber, wenn man sie gar als göttliche ausgibt, wie das Preußen in der deutschen Geschichte zur Verbrämung seiner Interessenpolitik getan hat. Gewiß, Gott erteilt manchmal eine Sendung, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen: er verlangt vor allem Demut, denn Gott bedient sich seines Werkzeuges (nicht umgekehrt!) Er ist der wirklich Handelnde. Aber in dem Augenblick, da dieses Werkzeug seiner eigenen Unwürdigkeit und Unzulänglichkeit vergißt und seinen eigenen Willen einsetzt, da ist schon seine göttliche Sendung ausgespielt. Es wird dann die Zielrichtung eine rein irdische, die man zum „göttlichen Willen" umkonstruiert. Man belügt sich, belügt die anderen, es gelingt noch ein bißchen, den Schein zu wahren, dann aber bricht die ganze Herrlichkeit zusammen, der faule Zauber ist enthüllt. So auch im Jahre 1918. Es war aber doch eine zu schöne Fiktion für manchen, jene Fiktion von Preußens doppelter „göttlicher Sendung", einmal zur Beherrschung Deutschlands, des deutschen Volkes, und dann zur Erhaltung und Verbreitung des Protestantismus wider den arg bösen Feind, den römischen Papst, die Jesuwiter und die Ultramontanen. Ist es ein Wunder, wenn es Leute gibt, die diese Vergangenheit wieder zum Leben erwecken möchten, die allein ihrem Dasein Zweck verliehen hatte? Wie, wenn man die Uhr der Zeit um ein Lustrum zurückstellte? Der Kapp-Putsch war der erste, freilich mißglückte Versuch dazu. General Ludendorff war es, der den Befehl ausgegeben hatte: morgen früh halb 8 Uhr wird marschiert! Die anderen marschierten, gewiß: er aber schlug sich seitwärts in die Büsche, zum zweitenmal unter falschem Namen. Aber dann, als die Luft wieder rein war und er sich sicher wußte in Bayern, da war er wieder er, Ludendorff! Und eingedenk Preußens „göttlicher Sendung" begann er, wie einst Mohammed, in der Einsamkeit der Ludwigshöhe seine Sendung von neuem zu erkennen, nämlich Deutschland von allen zu retten, die nicht auf ihn schworen, denn nur er wollte des Vaterlandes Bestes! Berlin! Das war von neuem das Ziel, von dort allein konnte die Morgenröte der neuen, selbstverständlich besseren Zukunft aufgehen. Aber natürlich, man mußte Helfer haben, blind ergebene, die an seine Sendung glaubten, denn so mutterseelenallein nach Berlin marschieren, um die Hohenzollern wieder einzusetzen mit allem Drum und Drän der einstigen köstlichen Zeit, ein solcher Marsch würde in der Nervenheilanstalt geendet haben.

Ludendorff hat immer kommandiert, hat zu viel in seinem Leben kommandiert, um nicht auch jetzt wieder kommandieren zu wollen; jeder, der anderer Meinung war, als er, galt ihm als Esel. Das sagte mir ein kommandierender General, der während des Krieges mit Ludendorff zu tun hatte. Dem militärisch Kaltgestellten stand also bloß die politische Laufbahn offen. Daß ihm, der nur gewohnt war, daß die anderen nach seinem Befehl marschierten, sich alle politischen Parteien verschlossen, war natürlich. Für ihn gab es daher nur eines, eine neue Partei, bestehend aus blind gehorchenden, willenlosen Prätorianern. Es mußten Leute sein, die sich sogar zur Lächerlichkeit einer Bürgerbräuoffensive hergaben. Denn in Hitlers unmilitärischem Gehirn wurde dieser kriegerische Gedanke gewiß nicht geboren; nein, so überspannt war Hitler nicht! Der rührte nur brav die Maultrommel und mit der Routine des Ausrufers vor Schichtls Zaubertheater bearbeitete er, der Trommler, besonders die im Gebrauche des Intellektes noch weniger geübte Jugend. Man stampfte Armeen aus dem Boden, ließ sich Kriegsheere auf der flachen Hand wachsen. Kriegsheere von Tausenden begeisterter Triarier und schrecklich war deren Schlachtruf: Heil Hitler!

Einstweilen schwenkte man fortwährend die schwarz-weiß-rote Fahne, weiter ließ man die Katze noch nicht aus dem Sack, man war ja im vorwiegend katholischen München! Man durfte doch noch nicht verraten, daß man Ochsen als Vorspann für antikatholische Bestrebungen züchten wollte! In einem verschlossenen Brieflein nach der Schweiz, ja, da konnte man gestehen, „die Hitlerbewegung ist eine rein protestantische Bewegung", die paar Katholiken vorne dran sind nur da, damit uns die Münchener Katholiken besser auf den Leim gehen!

Als nun die Dinge sich genügend gestaltet hatten, „tat Ludendorf sein Möglichstes, den Protestantismus in Norddeutschland auf die schwere Gefahr aufmerksam zu machen, die ihm von der katholischen Kirche drohe" (vgl. Unterredung mit Wiegand) und ihn zum Bundesgenossen für seine politischen Zwecke zu gewinnen; auch ihn brauchte man als Vorspann. Einem rumänischen General gegenüber, mit dem Ludendorff sich in Augsburg insgeheim traf, versicherte er bombenfest, er sei der künftige Reichskanzler. Natürlich suchte er dort Anschluß, wo er der zuverlässig antikatholisch-protestantischen Einstellung sicher war. Dazu bot sich ganz von selbst die bereits vorhandene Organisation des Evangelischen Bundes. Nun war auch diesem endlich Heil widerfahren, nun lohnte es sich wieder, zu leben, die sieben Schwaben hatten einen gefunden, der voranzugehen bereit war.

Der Leser muß sich vergegenwärtigen, daß sowohl dieser Anschluß wie die nächsten gemeinsamen Machenschaften mit dem Mantel der Geheimhaltung bedeckt bleiben sollten; aufgedeckt wurden diese Beziehungen ja ganz gegen den Willen der Macher durch unsere Presse. Sie war es, die aufdeckte, wie die Kanäle vom Evangelischen Bund in die Spalten der völkischen Blätter verliefen, sie war es, die darauf verwies, daß die Kampfreden gegen Papst und Kirche vor Gericht die Kennmarke des Evangelischen Bundes trugen. Und ebenso geheim sollten die hübschen Dinger sein und einstweilen bleiben, die man sich am 1. September auf der Generalversammlung des Evangelischen Bundes im geschlossenen Zirkel sagen wollte; ja, auch der Brief Ludendorffs war nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur zum Hausgebrauch bestimmt gewesen. Die Oeffentlichkeit sollte einstweilen von der heißen Liebe des Evangelibundes zu den Völkischen nichts wissen dürfen. Zum Fenster hinaus hielt man Reden, „um des evangelischen Glaubens Herrlichkeit als den heiligen Gral zu enthüllen", wie Pfarrer Fikenscher-Nürnberg so schön sagt. Zwar brachte es Pfarrer Maßler-Berlin sowie der neugewählte erste Vorsitzende Dr. Döhring nicht ganz über sich, aus seinem Herzen, wie man so sagt, eine Mördergrube zu machen, aber das saubere Plänchen der Verkuppelung des Bundes an die Völkischen behielt man züchtig im Busen. Unter sich, als man meinte, vor unberufenen Zeugen sicher zu sein, da kramte man erst die eigentliche Herrlichkeit aus; jetzt erst war Generalversammlung! Rechtzeitig war Ludendorffs Brief eingetroffen, die Leitung klappte — fast. Wer noch irgendwelche Bedenken gegen das Konnubium mit den Völkischen haben mochte, der wurde durch diesen Brief herumgekriegt; er trug ja auch dick genug auf!

Was ist es nun, was wir heute von den bei der Generalversammlung des Evangelischen Bundes am 1. September 1924 getanen Aeußerungen, die den vollen Beifall aller Anwesenden fanden (auch den der offiziellen Häupter der protestantischen Kirche Bayerns) als feststehend und nicht bestritten ansehen dürfen? Die Bundesleitung erklärt bereits, daß ihr Berichtigungsfeldzug nunmehr geschlossen sei und sie lehnt es auch ab, der Einladung des Bayerischen Kuriers zu folgen, eine gericht-

eine Richtung die Dreiteilung der afrikanischen Mittelmeerküste verlange, wobei Tunis italienisch, Marokko spanisch werden und Algier französisch bleiben müsse.

Daß Herr Barrère über einen wohlgenährten Geheimfonds verfügte, erfuhr die breite Masse erst, als eine große italienische Bank vor einigen Jahren in Zahlungsschwierigkeiten und der genannte Fonds damit selbst in Gefahr geriet. Kenner wußten das schon längst. Sie wußten, daß der frühere Journalist (Redakteur am berüchtigten Kommunistenblatt „Père Duchesne") die allgewaltige Macht der Presse kannte, mehrere italienische, in die Massen dringenden Zeitungen (darunter den vielgelesenen Messaggero) unter seinen Einfluß bekam und so in erster Linie die Saat säte, deren Frucht der Abfall vom Dreibund war. Es liegt schon mancher Donnerstag hinter uns, seitdem ich (wenn ich mich nicht irre in der A. R.) auf die gefährliche Entwicklung und die Folgen hingewiesen habe. Das Auswärtige Amt an der Spree scheint so äußerst wesentliche Dinge nicht bemerkt zu haben, da es ihm in der Regel genügte, seine mit weißer Halsbinde, Monokel, Frack und Zylinder bewaffneten Vertreter ausschließlich von Regierung zu Regierung sprechen zu lassen und sich um den Rest wenig zu kümmern. Es gibt noch allerhand, was man bei der Assessorenprüfung (hier zu Lande früher der kugelsichere Diplomatenpanzer) nicht zu wissen braucht. Camille Barrère, wenn auch die Deutschen seiner nur in Bitterkeit gedenken können, war einer der gewandtesten und intrigantesten Diplomaten. Von Prüfungen, Aktenstaub und krummem Rückgrat nicht im mindesten beschwert, besaß er ein zweifelloses Talent und kannte die Instinkte. Im Jahre 1871 wurde in Paris während der Kommune die aus napoleonischen Kanonen gegossene Riesensäule auf dem Vendômeplatz umgestürzt. Barrère, der 20jährige, hatte den Antrag gestellt.

Der Rücktritt an der Tiber ist (nicht allein für Deutschland) ein Ereignis, das Beachtung verdient. Vom gallischen Nationalistenbau löst sich wieder ein Stein. Poincaré — Millerand — Barrère. Wenn das französische Verbum barrer versperren bedeutet, so wäre gerade Herr Barrère noch recht wohl fähig gewesen, manche Sperrmaßnahme zu treffen — unter der Herrschaft des stiernackigen Paragraphenraßlers aus Bar-le-Duc. Als aber Herriot, dem offene Ehrlichkeit weit näher liegt als diplomatische Gerissenheit, ans Ruder kam, hatte die Abschiedsstunde geschlagen, um so mehr, als Barrère während des Krieges die heftigsten Angriffe gegen Caillaux, Herriots Freund, gerichtet hat. Die Abberufung ist nur die Einleitung einer Neugestaltung auf dem diplomatischen Gebiet in Frankreich.

Interessant ist die Jugendgeschichte des abberufenen Botschafters, die Fürst Philipp zu Eulenburg in einem eben erschienenen Werk des Tübinger Historikers Joh. Haller schildert:

„Unter den fremden Diplomaten Münchens in jenen Jahren (1888—94) war einer, der noch heute eine große Rolle in Europa spielt: der französische Gesandte, seitdem langjähriger Botschafter in Rom. Seine Regierung wollte ihn 1891 zum Botschafter in Berlin machen, doch lehnte man ihn dort ab. Das hatte wohl seine besonderen Gründe. Ein Nachkomme jenes Barrère, der zur Zeit der Schreckensherrschaft während der großen Revolution Tausende von Menschen auf die Guillotine schleppte, stand er im Vordergrund, als die Kommune 1871 in Paris tobte, und wurde von der Regierung zum Tode verurteilt, nachdem Mac Mahon die Ordnung wiederhergestellt hatte. Barrère gelang es, nach England zu fliehen, wo er sich sein Brot durch französischen Unterricht verdiente. Seinen Namen hatte er geändert.

Als Cambon französischer Botschafter in London wurde, gelang es Barrère, als Lehrer bei dessen Kindern angestellt zu werden, da er unter seinem falschen Namen und dank seiner angenehmen gesellschaftlichen Formen Ansehen genoß. Der gewandte junge Mann gefiel dem Botschafter, und da er einen Privatsekretär gebrauchte, stellte er Barrère an. Cambon mußte einige Jahre später eine eilige Dienstreise nach Paris unternehmen und nahm seinen Sekretär mit, da die Botschaftssekretäre in diesem Augenblick nicht abkömmlich waren. Das war der große Moment im Leben Barrères, und er nutzte ihn aus.

Als der englische Dampfer in Calais landete und Cambon in seiner Kabine seine Sachen zusammenpackte, warf sich Barrère ihm plötzlich zu Füßen und erklärte, daß er wieder zurückfahren müsse, da er, zum Tode verurteilt, sein heißgeliebtes Vaterland niemals wieder betreten dürfe. Sein Name sei Barrère. Er bäte den Botschafter aus tiefster Seele um Vergebung, ihn getäuscht zu haben. Cambon befand sich in größter Verlegenheit. Ohne seinen Sekretär konnte er die dringenden Geschäfte beim Präsidenten nicht erledigen. Er überwand seine Skrupel und erklärte, alle Verantwortung für Barrère auf sich zu nehmen. Es gelang seiner Fürsprache, die Begnadigung des talentvollen Menschen zu erwirken und sogar aus dem Privatsekretär einen Botschaftssekretär zu machen, der schnell avancierte."

In Deutschland, dem Examenland, klingt das wie eine Fabel.

Das Lebenswerk von Heinrich Pesch S. J.

Von Dr. Heinrich Lechtape, Münster i. W.

P. Heinrich Pesch hat am 17. September seinen 70. Geburtstag gefeiert. Sein Name bleibt in der Geschichte der christlichen Volkswirtschaftslehre mit dem sozialphilosophischen und volkswirtschaftlichen System des christlichen Solidarismus für immer verbunden. In den sozialwissenschaftlich interessierten katholischen Kreisen des In- und Auslandes gilt er als einer unserer ersten Führer, in der nationalökonomischen Fachwelt aller Richtungen genießt sein Name hohe wissenschaftliche Geltung und Anerkennung.

Am 17. September 1854 ist Heinrich Pesch zu Köln geboren. Nachdem er von 1872—1875 an der Universität Bonn Rechts- und Staatswissenschaft studiert hatte, folgte er seinem um 18 Jahre älteren Bruder Tilmann Pesch in den Jesuitenorden und wurde 1888 zum Priester geweiht. Gerade damals, als Heinrich Pesch sein Universitätsstudium begann, war in weiten Kreisen Rheinlands und Westfalens dank der anfeuernden sozialen Tätigkeit des Bischofs Ketteler von Mainz ein besonderes Interesse für die großen sozialökonomischen Probleme der Zeit lebendig geworden. Auch als Priester setzte Pesch seine nationalökonomischen Studien mit immer tiefer dringendem Eifer fort. 1889 genoß er den privaten Unterricht Rudolf Meyers auf Schloß Türmitz in Böhmen zusammen mit dem Grafen Sylva-Tarouca, dem letzten Ackerbauminister unter Kaiser Karl von Oesterreich. Von 1892—1900 war P. Pesch Spiritual am Priesterseminar in Mainz, wo Dr. Paulus Leopold Haffner als Nachfolger auf dem Bischofsstuhl Wilhelm Emmanuel v. Kettelers mit großem Verständnis für die drängenden sozialen Forderungen segensreich wirkte. In diesem Lebensabschnitt sind die Grundgedanken für das große „Lehrbuch der Nationalökonomie" empfangen worden, dessen ersten Band Pesch auch Bischof Haffner gewidmet hat. Wohl von bedeutsamstem Einfluß für Peschs wissenschaftliche Entwicklung wurde die Studienzeit an der Universität Berlin in den Jahren 1901—1903. Hier war Peschs Lehrer besonders der alle anderen Nationalökonomen seiner Zeit weit überragende Adolf Wagner, der ihm bis an sein Lebensende persönlich sehr zugetan geblieben ist, wenn Pesch seinem Lehrer wegen dessen staatssozialistischer Auffassung auch nicht in allem folgen konnte. Vom Jesuitenkolleg in Luxemburg, wo Pesch dann von 1904—1910 weilte, ging 1904 der I Band seiner großen „Nationalökonomie" in die Welt. Seit 1910 lebt Pesch in Berlin-Marienfelde.

Die nationalökonomischen Schulsysteme sind stets ein Spiegelbild der jeweiligen philosophischen Zeitströmungen gewesen, so das merkantilistische, das physiokratische, das individualistische von Adam Smith und das sozialistische. Andere in sich abgeschlossene Schulmeinungen gibt es nicht. Heute bietet die nationalökonomische Wissenschaft das Bild größter Zerrissenheit. Schon 1895 klagte Gustav Ruhland: „Dringt man in die nationalökonomische Literatur tiefer ein, dann findet man — mit wenigen Ausnahmen — einen solchen Mangel an großen, klaren, feststehenden Prinzipien und eine solche Zerfahrenheit in den Grundbegriffen, daß man in jeder anderen, von mathematischem Geiste auch nur einigermaßen durchwehten Wissenschaft einen solchen Zustand geradezu als unglaublich bezeichnen würde". Dieser absolute Mangel an innerer theoretischer Einheit in unserer modernen Nationalökonomie steht mit der Entwicklung der philosophischen Spekulation der letzten Jahrzehnte im engsten Zusammenhang. Als im Dezember 1904 der I. Band von Peschs „Nationalökonomie" erschien, stand die nationalökonomische Wissenschaft noch weithin im Zeichen positivistischer, naturalistischer, evolutionistischer Ideen. Nur vereinzelte Köpfe waren es, die, wie Georg von Mayr „die Pflicht im Wirtschaftsleben", die gewaltige praktische Bedeutung „ethischer Potenzen" für die Volkswirtschaft betonten. Es waren erst einige Jahre vergangen, seitdem Werner Sombart auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik in Breslau im Jahre 1899 erklären konnte: Sittlich sein sollen auf Kosten des ökonomischen Fortschritts sei seines Erachtens das Ende der ganzen Kulturentwicklung. In dieser Atmosphäre bedeutete es darum für die ganze nationalökonomische Wissenschaft eine Tat, als Pesch erklärte, das Gladstonesche Wort: „Was moralisch falsch ist, das kann politisch nicht richtig sein", gelte in analoger Anwendung auch für das volkswirtschaftliche Gebiet. Und was das Entscheidende war, Peschs „Nationalökonomie" stellte eine wissenschaftliche Leistung von einem Format dar, die auch

der Gegner achten mußte, wie die zünftige Kritik einmütig zugestand. Es ist wertvoll, sich heute am 70. Geburtstage Heinrich Peschs an jene Zeit vor 20 Jahren zurückzuerinnern. Eine Höllenwanderung von Dantescher Furchtbarkeit liegt zwischen damals und heute. Und darum ist es zu begreifen, wenn wir in unseren Tagen vielfach wachsendem Zweifel am Werte der Wissenschaft begegnen, tiefem Mißtrauen gegenüber so vielem, was früher als unantastbar galt, was als „wissenschaftlicher" Sozialismus oder Wirtschaftsliberalismus vertreten worden ist. Wir verstehen die heutige skeptische Grundstimmung: Es habe ja alles nicht gestimmt, was uns Philosophen und Professoren gesagt hatten, alle Berechnungen seien irrig gewesen, und gerade darum sei heute die wissenschaftliche Nationalökonomie zur Einflußlosigkeit verurteilt. Für den Anhänger des christlichen Ideals ist es deshalb eine freudige Genugtuung, heute in der Nationalökonomie allenthalben eine Rückkehr zu den Werturteilen feststellen zu können. Unter den Peitschenhieben der letzten 10 Jahre ist die Bedeutung der Moral für das Sozial- und Wirtschaftsleben begriffen worden. Langsam scheinen ein neuer Geist, ein anderes Wollen, andere Formgedanken auch in unsere Wirtschaftslehre einziehen zu wollen.

Ja, Heinrich Peschs „Nationalökonomie" ist eine Tat gewesen, eine Tat des deutschen Katholizismus, dem so oft der Vorwurf der Inferiorität gerade in der Behandlung wirtschaftswissenschaftlicher Fragen gemacht worden war. Dr. August Pieper erzählt in seiner Flugschrift über den christlichen Sozialismus, ein der katholischen sozialen Arbeit wohlgesinnter Sozialgelehrter habe einmal gegenüber dem etwas ausschließlichen Rühmen deutscher Katholiken ob ihrer sozialen Reformarbeit eingewandt, es sei zwar schön und gut, daß so manche katholische Geistliche und Laien eifrig an den Universitäten Nationalökonomie studierten; die deutschen Katholiken müßten es aber dann auch als ihre Pflicht betrachten, weit mehr als bisher durch Beteiligung an der sozialwissenschaftlichen Forschung das Wissensgut zu mehren, das sie so eifrig und stolz in ihrer praktischen sozialen Arbeit ausnützten. Deshalb liegt gerade auch in dieser Richtung die große Bedeutung von Peschs Nationalökonomie. Hier wurde von katholischer Seite zum ersten Male ein Werk geleistet, das den Besten in der nationalökonomischen Wissenschaft ebenbürtig an die Seite gestellt werden konnte. Es bedeutete eine positive Bereicherung der Wissenschaft. In der folgerechten Durchführung der anthropozentrischen und organischen Wirtschafts- und Gesellschaftsauffassung hob es die Nationalökonomie aus den Niederungen der naturwissenschaftlichen Entwicklungs- und Fortschrittsgläubigkeit wieder in eine höhere geistige Sphäre, durch die Verbindung der kausalen und teleologischen Betrachtungsweise erweiterte es das durch bloße „Seins"forschung eingeengte wissenschaftliche Blickfeld und rückte durch das Einschalten des „Seinsollens" die alten wirtschaftlichen Wahrheiten und Anschauungen in völlig neue Perspektiven. In der Verbindung der deduktiven und induktiven, der analytischen und synthetischen Methode griff Peschs Werk weit hinaus über die bis dahin geltenden schulmäßigen Forschungsgesetze.

Seitdem Karl Marx, der titanische Hasser, von allen Anklägern der individualistisch-kapitalistischen Gesellschaft die wuchtigste Kritik ausgesprochen hatte, war das sozialphilosophische Denken nicht mehr zur Ruhe gekommen. Ein leidenschaftliches Verlangen nach Gerechtigkeit durchzitterte in immer stärkerem Maße das abendländische Geistes- und Gesellschaftsleben, und die besten Köpfe aller weltanschaulichen Richtungen mühten sich ab um die „Lösung der sozialen Frage". Schöpfend aus dem reichen Erbe der Vergangenheit standen unsere großen katholischen Sozialpolitiker hier von Anfang an in der vordersten Linie. Es fehlte uns jedoch das wissenschaftliche Standardwerk, das vom weltanschaulichen Standpunkt des Christentums aus auf die neuen Fragestellungen der modernen Soziologie eine umfassende Antwort gab. Da begann zu Anfang des Jahrhunderts — mit dem Kennwort Franz Eicherts von der Gerechtigkeit als dem „flammenden Feuersignal der Zeit" an der Spitze — das Erscheinen von Peschs „Nationalökonomie", nach dem damaligen Urteil Adolf Webers „eine Großtat ersten Ranges für die Geschichte der christlichen Volkswirtschaftslehre". Pesch wagte es, in mühevoller Geistesarbeit, sowohl schöpfend aus der großen katholischen Sozialphilosophie der Vergangenheit wie auch mit reicher Ausbeute aus den besten neueren Nationalökonomen das ganze Gebiet des nationalökonomischen Denkens vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung zu durchdringen und so eine Apologie der sozialen Sendung des Christentums von innen heraus zu bieten.

Oft halten wir in unseren Tagen Ausschau nach dem Hochmittelalter. Freudig, ja entzückt betrachten wir die Harmonie und die himmelanstrebende Einheit jener Zeit, selten tun wir es ohne eine schmerzliche Sehnsucht im Herzen. Die zinnengekrönte Stadtmauer umfaßt wie ein starker Ring alle Sonderkräfte im Stadtganzen; der eine Geist, der alle beseelt, läßt jede Disharmonie einschmelzen in einer höheren Einheit. Längst ist der Glanz jener Zeit verblichen, das Mittelalter liegt weit, weit hinter uns. In der kapitalistischen Zeit hat sich unser Leben in reichster Mannigfaltigkeit gestaltet zu einem vielseitigeren Wettkampf. Neue individuelle und soziale Triebkräfte sind frei geworden, neue Wissenschaften sind emporgewachsen, neue Erfindungen und Entdeckungen haben uns in alle Weiten der Erde geführt. Aber diese Zeit hat den Menschen auch an das Räderwerk hastender Maschinen gezwängt, hat ihn zum Sklaven des ruhelos nach Erfindungen jagenden Lebens gemacht, hat die in gesundem Gemeinschaftsgeist lebenden Menschen in eigensüchtige Individualisten zersprengt. Daß es ein vergebliches und nie ergiebiges Unterfangen ist, die Menschheit auf einen Zustand zurückführen zu wollen, der vor Jahrhunderten einmal so und nicht anders war, das weiß ich wohl. Jede Wirtschaftsform ist einmal da, erfüllt einmal ihre Aufgabe und ist dann in dieser Gestalt für immer verbraucht. Aber die gewaltigen, inneren Antriebe, die im Menschenwillen ruhen, der Geist, der das mittelalterliche Wirtschaftsleben beherrscht, — der ist es, durch den der Neubau der Gesellschaft erfolgen muß. Von der Umwertung der Werte in der Neuzeit sind nicht die christlichen Werte getroffen, sondern die mittelalterlichen, die mit den christlichen keineswegs identisch sind. Darum kann unser Ziel nur sein: nicht zurück zum Mittelalter, sondern zurück zu den christlichen Gesellschaftsforderungen, zurück zum deutsch-rechtlichen und christlichen Genossenschaftsgedanken, nicht in engerem Sinne, beschränkt auf Wirtschafts- und Erwerbsgenossenschaften, sondern in seiner Anwendung auf das gesamte öffentliche Leben: auf das Verhältnis der Staatsbürger zueinander und zum Staate, die Verhältnisse der Berufsgenossen im Staate, die internationalen Beziehungen der Völker in der Gemeinschaft einer die ganze Menschheit umfassenden Gottesfamilie. Dahin zurück und zurück damit zu jener Versöhnung aller Kulturkräfte der abendländischen Menschheit, wie sie die Größten erfaßt und erlebt haben. Hier hat auch unsere moderne christliche Volkswirtschaftslehre angeknüpft, indem sie unter Führung Heinrichs Peschs im System des christlichen Solidarismus jene sozialen Leitgedanken des Christentums von allen Wirrungen der Weltverhältnisse unberührt, von allem Zwang sozialer Fesseln unbeschwert und ohne an irgendein zeitgeschichtliches Ideal gebunden zu sein, entwickelte. Klar und bestimmt erklärt Pesch: „Für uns bildet nicht die Philosophie Kants sondern die scholastische Philosophie den philosophischen Ausgangspunkt, ferner die Ideen, welche das Rechts- und Wirtschaftsleben des christlichen Mittelalters beherrschten."

Wenn wir davon sprechen, daß der christliche Solidarismus als neues selbständiges sozialwissenschaftliches System neben die bisherigen Systeme des Merkantilismus, des Physiokratismus und des Smithianismus tritt, so ist das nicht so zu verstehen, als ob durch Pesch von heute auf morgen ein nie Dagewesenes gefunden worden sei. Das Neue am System Peschs ist nur das geklärtere Bewußtsein von dem, was sich in der sozialwissenschaftlichen Literatur christlicher Prägung schon früher an verschiedensten Stellen geäußert hat, die größere Schärfe, mit der etwas gesehen, erfaßt, ausgesprochen wurde; vor allem die Zusammenfassung und Ordnung der in den zahlreichen Einzeluntersuchungen christlicher Nationalökonomen und Sozialphilosophen zerstreuten Ideen zu einem einheitlichen wissenschaftlichen System. In einer Fülle wertvoller Bücher waren seit Jahrzehnten die bedeutsamsten Probleme behandelt, angefangen von Vogelsang und Ketteler bis auf Hitze und Hertling. Aber es war doch neu, als Pesch zum ersten Male mit dem ganzen Rüstzeug der modernen nationalökonomischen Wissenschaft alle diese Ideen in konstruktiver Zusammenfassung zu einem System ausbaute, den „arbeitenden Menschen in der Gesellschaft" in den Mittelpunkt seines ganzen Forschens stellte und von diesem Standort aus seine nationalökonomische Aufgabe in ihrer ganzen Breite und Tiefe erfaßte. Diese anthropozentrisch-teleologische Auffassung ist in letzter Linie der Ausgangspunkt Peschs für alle Probleme der wissenschaftlichen Nationalökonomie und für alle Fragen der praktischen Sozialpolitik.

Es ist unmöglich, in dem eng gespannten Rahmen dieses

Aufsatzes einen Ueberblick über Peschs „Nationalökonomie" zu geben. Fünf gewaltige Bände, jeder etwa 700—800 Seiten stark, umfaßt das Riesenwerk. Nur die allgemeine Grundlinie des christlichen Solidarismus sei an dieser Stelle schlagwortartig angedeutet:

Drei Grundsätze beherrschen das solidarische System: 1. Der Mensch ist Herr der Welt. Allen Menschen muß die äußere Welt dienen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Der Mensch ist darum auch Subjekt und Ziel der Wirtschaft, niemals Objekt, bloßer Gegenstand ihn drängender und schiebender Kräfte. Auch der einfachste Arbeiter nimmt teil an dieser Subjektstellung, bleibt Subjekt und Ziel der wirtschaftlichen Tätigkeit. 2. Der arbeitende Mensch ist Herr der Welt. Die Arbeit ist natürliche Notwendigkeit. Ohne Arbeit keine Befriedigung der Bedürfnisse, kein Fortschritt. Arbeit ist des Menschen Pflicht, aber auch sein Recht, seine Ehre und seine Freude. Achtung, ja Ehrfurcht vor der Arbeit, auch vor der niederen Arbeit. 3. Der arbeitende Mensch ist Herr der Welt inmitten der Gesellschaft. Hier wird der Mensch erst vollkommen Herr der Welt, indem er in der Gesellschaft zusammenwirkt mit seinesgleichen in Arbeitsteilung und Arbeitsgemeinschaft. In diesem Sinne ist der arbeitende Mensch, das arbeitende Volk die prinzipale aktive Ursache der Erzeugung und der nationalen Wohlfahrt. Das solidaristische System ist Arbeitssystem, es ist fernerhin soziales Arbeitssystem, es stellt der individualistischen Freiheitsforderung die Gemeinschaftspflicht gegenüber. Vergesellschaftung der Menschen, — das ist die Forderung gegenüber der Vergesellschaftung der Produktionsmittel im Sinne des Marxismus. Die Vergesellschaftung der Menschen umfaßt eine dreifache Solidarität. 1. Die allgemein menschliche Solidarität. Für sie gibt es keine Herrenmenschen, weder kapitalistische noch sozialistische. Für sie gibt es keinen Klassenhaß. Alle Staatsbürger sind gleichberechtigt, keiner hat grundsätzlich mehr Rechte als der andere, alle Berufe im Staate sind gleichberechtigt, jedes Volk hat ein Recht auf Leben und Entfaltung und wäre es das letzte und armseligste aller Völker. 2. Die Solidarität der Staatsgenossen. Der Staat ist mehr als eine Summe von Einzelexistenzen, er ist vielmehr eine moralisch-organische Einheit. Staatszweck ist die öffentliche Volkswohlfahrt, das Gesamtwohl. Diesem Staatszweck haben sich alle privaten Interessen unterzuordnen. Die Bürger als Staatsgenossen sind diesem Staatszwecke sittlich verpflichtet, sie sollen ihm bei ihrer wirtschaftlichen Arbeit positiv dienen durch ihre Leistungen, negativ, indem sie in ihrem Erwerbsstreben fremdes Recht und die allgemeine öffentliche Wohlfahrt nicht schädigen. Hierdurch wird die Volkswirtschaft zu einer sozialen Einheit und als soziale Einheit besitzt sie ihre Aufgabe. Was ist nun die Aufgabe der Volkswirtschaft? Aufgabe der Volkswirtschaft ist eine Bedarfsdeckung des ganzen Volkes an äußeren Gütern, die der jeweilig erreichten Kulturhöhe entspricht. 3. Die Solidarität der Berufsgenossen. Die Berufsstände sind die Organe der Gesellschaft. Der gleiche Beruf hat gemeinsame Interessen, Berufsorganisation ist Berufsgemeinschaft. Um soziales Organ in der Gesellschaft zu bleiben, darf sich die Berufsorganisation nicht vom engherzigen Gruppeninteresse leiten lassen. Auch auf das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter findet der Solidaritätsgedanke Anwendung. Der Arbeiter ist dem Leiter der Unternehmung untergeordnet als Gehilfe des Unternehmers, niemals aber als bloßes Produktionsmittel. Die Arbeitskraft ist keine Ware. Alle Dinge haben Preis, der Mensch hat Würde. In den berufsgenossenschaftlichen, mit Selbstverwaltung ausgestatteten Organisationen liegt der Schwerpunkt der Solidarisierung der Wirtschaft. Nur der einigende Berufsgedanke überwindet den trennenden Klassengedanken. So steht der Solidarismus im Gegensatz zum Kapitalismus und zum Sozialismus. Während der Kapitalismus alles Heil von dem entfesselten Erwerbstreben und die Regelung der Wirtschaft von der freien Konkurrenz erwartet, während der Sozialismus sein Ideal in einer wirtschaftlichen Zwangsorganisation erblickt, läßt der Solidarismus dem Selbstinteresse und dem Wettbewerb als mächtigen psychologischen Triebkräften ihre Geltung. Aber sie allein genügen nicht zur Regelung, sie bedürfen regelnder Faktoren. Diese sind in erster Linie die Berufsgenossenschaften, zweitens der Staat mit seiner ergänzenden, nicht verdrängenden Aufgabe, und schließlich zur Hauptsache das Gewissen des Einzelnen. Ebensowenig wie der Kapitalismus bietet der Sozialismus Gewähr für die wahre Volkswohlfahrt. Man spricht von Sozialdemokratie, sie ist in ihrer extremen Form keine Demokratie sondern Ochlokratie, Haufenherrschaft; sie ist auch nicht sozial, weil sie die Gesellschaft durch Klassenegoismus und Klassenherrschaft zerreißt. Volkswirtschaftlich betrachtet ist der sozialistische Zukunftsplan von vornherein Kurzschluß in der Leitung der wirtschaftlichen und sozialen Gesundung. Er will die Vernichtung des Privateigentums, verkennt dabei aber, daß der Kapitalismus nur ein Mißbrauch desselben ist, ein Mißbrauch im Erwerb und Gebrauch der Güter. Individualismus und Sozialismus sind Extreme. Der Solidarismus gibt dem Individuum, was ihm gebührt. Der volkswirtschaftliche Prozeß darf nicht der individualistischen Willkür, aber auch nicht dem schablonisierenden Sozialismus überlassen werden, sondern er bedarf für die Erfüllung seiner Aufgabe, nämlich der Bedarfsdeckung des Volkes, der Regelung, sowohl in der Beschaffung der Güter wie in der Zuteilung der Güter, wie in der Einkommens- und Vermögensbildung. Für die Beschaffung der Güter gilt als Gesetz die Anpassung an den Bedarf, also keine Erzeugung der Güter ins Blaue hinein. Für die Zuteiluug der Güter durch den Tauschverkehr gilt als Gesetz die Güte der Ware und angemessener Preis, für die Einkommensbildung des Unternehmers gilt das Gesetz der Wiedervergeltung nach dem Werte der Leistung, und für den Lohn des Arbeiters gilt die Forderung, daß er kein lästiger Kostenpunkt der Erzeugung ist, sondern Einkommen. So wird das Gewinnprinzip der kapitalistischen Epoche durch das Bedarfdeckungsprinzip ersetzt. Die Volkswirtschaft ist Arbeitsfeld, nicht Beutefeld. Jedem das Seine!

Das sind in ganz kurzen Grundzügen die Leitsätze des christlichen Solidarismus, wie Pesch sie in seiner „Nationalökonomie" entwickelt hat. Stets ist Pesch sich bewußt geblieben, daß wissenschaftliche Systeme allein nicht imstande sind, den Lauf der Menschheitsgeschichte zu ändern und aus Zeiten des Niedergangs wieder zu lichteren Höhen zu führen. Hierzu bedarf es der Aufrüttelung des ganzen Menschen. Pesch urteilt selbst über sein Lebenswerk: „All dies bleibt graue Theorie, abstraktes Gelehrtenprodukt, alle Reform bleibt Stück- und Flickwerk ohne den dritten regelnden Faktor — das christliche Gewissen, die echt christliche Gesinnung." „Wird Deutschland nicht sittlich erneuert", so sagt er, „dann wird es nach allen Reformen schließlich heißen: in vanum laboraverunt". So ruht das Soziale letzten Endes in der Tiefe des religiösen Bewußtseins, und es ist geborgen in der Hut unseres Glaubens.

Heinrich Pesch ist jede akademische Lehrtätigkeit versagt geblieben. Es ist für uns deutsche Katholiken auch heute noch eine Erinnerung voll Bitterkeit, daß im alten Preußen-Deutschland für einen deutschen Jesuiten an einer Staatsuniversität, deren Zierde Pesch sicherlich hätte werden können, kein Platz war. Und als nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 die Zeiten sich geändert hatten, reichte seine körperliche Kraft, die durch das Hereinbringen seiner letzten geistigen Ernte ganz in Anspruch genommen war, nicht mehr aus, um die Last und die Mühe des Lehrberufes auf seine Schultern zu laden.

Trotzdem — wenn es auch nur wenigen vergönnt gewesen ist, das lebendig gesprochene Wort dieses Meisters der christlichen Volkswirtschaftslehre in sich aufzunehmen, so ist der wissenschaftliche Einfluß Heinrich Peschs von tiefgreifendster Wirkung gewesen. Noch kürzlich sprach ein Aufsatz in der Deutschen Allgemeinen Zeitung von Pesch als dem Haupt einer Schule. Weit über die engeren Grenzen Deutschlands hinaus hat Pesch sich in allen sozialwissenschaftlich interessierten, auch nichtkatholischen Kreisen des Auslandes hochgeachteten Namen und Ruf erworben. Darum war es auch eine wohlverdiente Ehrung und Anerkennung für ihn, als die sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität seiner Vaterstadt Köln ihm die Würde eines Ehrendoktors verlieh. Dem Denken und Forschen Heinrich Peschs ist auch der nachhaltige Einfluß auf das lebendige Leben seiner Zeit nicht versagt geblieben. Die Sozialpolitik hat in Deutschland besonders nach dem Kriege eine gewaltige Ausdehnung genommen. Das, was gut und dauerhaft an ihr ist und was allen Widerständen zum Trotz auch bleiben wird, sind die alten Forderungen unserer christlichen Sozialpolitiker. Wenn Pesch als Mann der Wissenschaft auch dem Gewühl des politischen Tagesstreites fern blieb, so gebührt ihm doch das unbestrittene Verdienst, Seite an Seite mit unseren großen Sozialpolitikern wie Hitze, v. Hertling, Gröber, Pieper dem sozialen Gedanken in Deutschland die Wege aus dem liberalen Manchestertum bereitet zu haben. Nie hat Pesch nur „reine" weltfremde Wissenschaft betrieben — das widerspräche dem innersten Charakter jeder Zweckbetrachtung —, sondern er hat auch stets, den Puls seiner Zeit fühlend, durch

sein wissenschaftliches Arbeiten **grundsätzlich klärend** und **richtunggebend** die Praxis beeinflußt. Das misereor super turbam, das dem jungen Studenten einst in der Seele gebrannt, beherrscht auch noch die letzte vollendete Seite des Lehrbuches des 70jährigen Greises. Wie jetzt am politischen Horizont unseres Vaterlandes sich vielleicht die ersten Strahlen eines neuen Tages zeigen, so möge sich bald aus der Zerrissenheit unserer Zeit und unseres Volkes auch auf **sozialem** Gebiete eine Versöhnung anbahnen im Geiste des Christentums, für die Pesch Zeit seines Lebens gekämpft hat. Wenn es wahr ist, daß die Persönlichkeit des einzelnen Menschen aus der Ueberwindung von Gegensätzen heranreift, wenn es richtig ist, was die Naturforschung lehrt, daß jeder Schritt nach vorwärts nur durch Bedürfnisse, materielle Not und geistige Sehnsucht bedingt ist, so mag dies auch auf das deutsche Volk zutreffen, wo alle Kämpfe und Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit dennoch notwendig eine höhere, starke Synthese schaffen werden und schaffen müssen.

Ueber dem Arbeitstisch Heinrich Peschs in seiner stillen Gelehrtenstube in Berlin-Marienfelde hängt das Bild Adolf Wagners, das der Altmeister der deutschen Nationalökonomie seinem einstigen Schüler, dem katholischen Gelehrten und Jesuiten, in aufrichtigem Wohlwollen gewidmet hat. Es ist mir immer gewesen, als schwebe ungeachtet aller wissenschaftlichen Verschiedenheit zwischen beiden Männern etwas vom Geiste dieses großen deutschen Gelehrten über dem Lebenswerk von Heinrich Pesch: Diese Universalität des Denkens, diese klare Systematik, dieser ehrliche Wille zur Erkenntnis der Wahrheit und die ganze innere ideale Hingabe an das Forschungsobjekt. Was Adolf Wagner für die deutsche nationalökonomische Wissenschaft stets bleiben wird, das bedeutet Heinrich Pesch für die christliche Volkswirtschaftslehre der Neuzeit: er ist der Altmeister, auf dessen Schultern wir Jungen stehen und für die Zukunft bauen müssen.

Ein Wort zum Frieden zwischen den Konfessionen.

Von Gertrud von **Zezschwitz**.[1]

Acht Monate hatte die Schreiberin, fern vom Kampf der Geister, in den Bergen, vom Schneewall geschützt, in der Stille und Einsamkeit verbracht. Zurückgekehrt fiel ihr eine Gegenwarts-Streitschrift nach der anderen in die Hände. Wie können wir uns wundern, wenn uns das Ausland als ein Volk von Polterern betrachtet, die einander an die Köpfe fahren oder bissig anfallen! Wir haben nie für eine anmutige und liebenswürdige Nation gegolten; jedoch seit unserer Niederlage und Notlage vergessen wir je länger je mehr gute Sitten und feinen Ton und leisten in Ungerechtigkeit gegeneinander das Aeußerste. Der Wettkampf im politischen Leben bringt es mit sich, daß die Geister sich erhitzen und sich gegenseitig niederzuringen suchen. Aber fern sei solches Treiben, wo es sich um Religion und Christentum handelt. Der Geist des zum Himmel Erhöhten, seine Herabkunft an Pfingsten und sein Fortwirken in der Menschheit und Christenheit ist eine Mahnung zum Frieden und zur Eintracht.

Drei Artikel von Prof. **Preuß**-Erlangen: Protestantische Gedanken über katholische Frömmigkeit (Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung Nr. 13, 14, 15, 28. März bis 11. April 1924) nennen die Schreiberin dreimal beim Namen, nehmen Bezug auf ihre Schrift: Warum katholisch? und auf ihre Konversion. Das legt ihr nahe, zu diesen Ausführungen Stellung zu nehmen. Noch stärkeren Antrieb hiezu gibt ihr der letzte Teil: „Abwehr" einer Reihe von 4 Artikeln: „Vom Katholizismus unserer Tage" von Prof. **Hermelink** (Christliche Welt Nr. 20/21). Hermelink schlug anfangs einen Ton an von erfreulicher Gerechtigkeit und Billigkeit für einen gegnerischen Theologen; aber zunehmend wird er feindseliger. Ja geradezu rührt er in dem vorerwähnten Teil die Werbetrommel zum Abwehrkampf gegen die kath. Kirche. Prof. Hermelink beobachtet alles, was sich auf katholischer Seite ereignet, sei es in Rom, sei es in Deutschland und seinen Nachbarländern, sei es im Schrifttum oder in irgendwelchen Vorgängen oder Maßnahmen. Er verzeichnet besorgt die Vermehrung der Bistümer und Ordenshäuser. In allem sieht er eine Spitze, einen Anschlag auf den protestantischen Gegner. Wenn man doch Glauben schenken würde einer Konvertitin, die einen gleich großen Einblick in die katholische Kirche wie in den Protestantismus besitzt, die dazu ihren einstigen Glaubensgenossen Hochachtung bewahrt hat. Man sieht wirklich Gespenster und versteht nicht, was fromme Katholiken, was ernster Katholizismus ins Auge fassen und bezwecken. Wenn man sich auf katholischer Seite freut, Klöster wieder zu besiedeln, aus denen man einst vertrieben worden, so ist das doch bloß natürlich. Ist zudem nicht jedes Kloster in unserem erregten, verbitterten und rebellischen Volk ein Sammelort des Friedens und der Frömmigkeit? Die Schreiberin verbrachte kürzlich einen Sonntag in Beuron. Die armen Mönche konnten trotz aller Dienstbeflissenheit und Gastfreundschaft den Fremdenstrom in Kirche und Kloster kaum bewältigen: Landvolk, Vereine, Schulen und Ausflügler mit oder ohne frommen Zweck und Absicht. Einen Hauch des Guten wenigstens nahm wohl ein jeder mit sich hinweg, mindestens Achtung vor Selbstlosigkeit und Menschenfreundlichkeit.

In erster Linie gilt jede katholische Maßnahme und Bemühung, jedes katholische Werk und jede Einrichtung den **Glaubensgenossen**, sei es zur Förderung, sei es zum Schutz. Erst dann richtet sich das Augenmerk auf die dem Glauben Fernstehenden oder auf Gegner. Ihre Gewinnung wird angestrebt und versucht. Hat nicht die Hauptmasse unseres Volkes den Abfall vom Glauben und Christentum erwählt? Ich frage den Protestantismus, ob er solches Feuer und rastlosen Ernst, für Christi Sache zu eifern, in dem Maße und in dieser Ausdehnung kennt wie es bei der katholischen Kirche der Fall ist? Es ist bitteres Unrecht, in all dem etwas anderes als den Dienst, den Christus von seinen Christen für sein Reich fordert, zu suchen. Im Felde haben sich Obere und Untere manchen Uebereifer, manches Ungeschick oder auch unrichtige Gesinnung zuschulden kommen lassen; wie konnte das anders sein! Dennoch werden uns unser Heer und sein Verteidigungskampf für alle Zeiten unvergeßlich groß bleiben. Der über den Erdkreis sich erstreckende Kampf um Religion und Glauben der katholischen Kirche ist das großartigste Schauspiel. Der für ideale Güter sich einsetzende Heroismus kennt nicht seinesgleichen, mögen auch Grenzüberschreitungen, Fehlgriffe und Torheiten dabei vorkommen. Wäre der Protestantismus nicht so mit Protestieren beschäftigt, sei es auf eigenem Boden, sei es nach außen, so wäre von katholischer Seite nicht so viel zu leisten. Protestantische Theologen, liberale und orthodoxe, kämpft nicht erbittert gegen katholischen Eifer, sondern erbarmt euch mehr des Unglaubens um euch her! Vieles, besonders Gleichgültigkeit, ist dem Katholiken so ganz unverständlich und unvereinbar mit der Religion, wie umgekehrt dem Protestanten beim Katholiken vieles fremdartig erscheint. **Vorbildliche Frömmigkeit** hüben und drüben würde leichter miteinander aussöhnen — solcher Wettstreit statt Widerstreit wäre ein Verständigungsmittel. Wenn der **Winfried**bund und der Eucharistische Völkerbund, die Prof. Hermelink anführt, dafür beten und wirken, daß Wahrheit und Glauben alle Herzen erobere, so steht dahinter redlichste Gesinnung.

Aber vor allem ist es die katholische Propaganda in **Holland**, die sich anschickt, auf Deutschland überzugreifen, die die Empörung von Prof. Hermelink hervorgerufen hat. Ich frage den Herrn Verfasser, ob er sich klar macht, wen diese katholischen Missionäre ins Auge fassen? Die katholische Kirche treibt keine **Freibeuterei**. Sie kümmert sich nicht um die, welche einer religiösen Kommunität angeschlossen und in ihr befriedigt sind, sei es nun der lutherischen Kirche selbst oder irgendeiner der mannigfaltigen Sekten, die gerade jetzt in Deutschland üppig hervorschießen. Die katholische Kirche ist überlastet mit der Seelsorge und Leitung ihrer eigenen Glieder, und streckt nicht die Hand nach fremdem Gut aus. Die evangelischen Theologen wissen auch, welch erschütterndes modernes Heidentum, weit schlimmer als das antike, das noch die Ehrfurcht und Scheu vor den Göttern besaß, in unsern Großstädten anwächst und zur Brutstätte der Immoralität und Anarchie sich auswächst. Was noch an Jugend aus diesem Pfuhl zu retten ist, suchen solche katholische Missionäre zu fassen. Man begehrt nicht, andere zu verdrängen. Es können ja nicht genug Hände sich ausstrecken, solchem Massenelend, das zur Bedrohung aller Kreise ausarten kann, zu wehren. Die katholische Kirche erfüllt hier einfach ihre Pflicht und setzt ihre Hilfskräfte ein, wo das religiöse Nichts, die seelische und sittliche Not ihr entgegengähnen. Ebenso ist den Theologen bekannt, wie viele Seelen kirchenlos, weg- und ziellos herumirren mit dem quälenden Hunger nach etwas, was ihnen Licht und Heil, Friede und Genüge geben kann. Bisher hat die katholische Kirche die strengste Zurückhaltung geübt; das müssen ihr auch ihre Feinde zugestehen; selbst die bei ihr anpochten, erfuhren zunächst gar kein Entgegenkommen. Aber das christliche

[1] Im Juni dieses Jahres geschrieben, konnten diese Aufsätze wegen der Fülle an Stoff zu den eilenden Zeitereignissen nicht eher erscheinen. D. Schr.

Deutschland ist längst zum unchristlichen geworden; die Glaubenslosen und die Glaubensfeindlichen bilden die erdrückende Mehrzahl. Herumirrenden, Suchenden stellen sich katholische Missionäre an den Weg und legen zur Prüfung und freien Wahl vor, was der katholische Glaube bedeutet und was er der Einzelseele bietet. Es ist undenkbar, daß die evangelischen Stadtmissionäre Berlins über Verdrängung von seiten der katholischen Mitarbeiter zu klagen haben. Es können sich nicht genug dem Rettungsdienste zur Verfügung stellen, ein jeder an seinem Ort. Nicht zum Kampf der Konfessionen widereinander erschalle der Ruf sondern zum allgemeinen Kampf gegen die Konfessions- und Religionslosigkeit. Die Herrn Dozenten, die auf ihren Lehrstühlen nur ihre geistige Atmosphäre atmen und sich in ihre besonderen Forschungsgebiete verlieren, büßen gar oft das Verständnis für die Bedürfnisse und die Not derer ein, die in den Niederungen leben, die, umflutet von allen Strömungen des modernen Lebens, vielleicht verkürzt und geschädigt, oder sonstwie den Konflikten einer schweren äußeren Lebenslage preisgegeben, nach Halt und Hilfe durch die Religion dürsten und solche nicht gewinnen können. Mit ungezählten gestrandeten, verelendeten Existenzen, sei es materiell, sei es gemütlich, sei es beides zugleich, ist die heutige Gesellschaft durchsetzt. Gebrochenen Menschenseelen zu helfen, ihnen wieder Mut, Trost und Kraft durch die Religion zuzuleiten — das hat sich dies katholische Apostolat, das Prof. Hermelink im Auge hat, zur Aufgabe gesetzt. Ich kann nicht untersuchen, wie weit in der Werbe- und Hilfsarbeit immer der richtige Takt in Wort, Schrift und Anzeige waltet, und beklage, wenn hier Verfehlungen vorliegen. Das Motiv, das diese apostolische Wirksamkeit leitet, das Ziel, dem sie zustrebt, entspringen dem Christusbefehl und der Christenpflicht: „Gehet hin und lehret . . .“

Von protestantischer Seite hat sich nach dem Weltkrieg eine direkte Hetze gegen die katholische Kirche erhoben, hauptsächlich auf Grund dessen, daß ein katholischer Staatsmann allgemeine Abneigung hervorrief. Im Anschluß an die Polemik des Marburger Prof. Heiler gegen die von ihm verlassene Kirche erfolgt nun seit 2 Jahren eine mehr oder minder heftige Kritik nach der anderen von seiten protestantischer Theologen. Demgegenüber schweigt die katholische Kirche oder beschränkt sich auf Abweisung fälschlicher Angriffe und Vorwürfe. Auf keinen Fall gibt sie sich die Mühe, Mängel und Verfehlungen am protestantischen Kirchenwesen ans Licht zu zerren. Wenn jedoch die wachsende Konversionsbewegung Deutschlands mißgünstig erklärt und immer wieder gebrandmarkt wird, so möge doch einmal der Protestantismus gemahnt werden, mit sich selbst ins Gericht zu gehen und bei sich die Schuld zu suchen. Wie manche der Konvertiten verlassen gleich Abraham Freundschaft, Vaterhaus, Beruf, Vaterland und gehen in die Fremde, unter Fremde. Das ist kein leichter Gang, sondern ein Opfergang; das ist ein Schritt, den man nicht ohne Not, nicht ohne schwerwiegende Gründe vollzieht. Weil Prof Preuß in seinen Artikeln solche nur in der Aeußerlichkeit und im Zeitgeschmack und Zeitgeist sucht, mögen nun diese, soweit man sie verallgemeinern kann, in ihren Hauptzügen vorgelegt werden. (Schluß folgt.)

Die Steppe kommt!

Kommt die Steppe auch bei uns?

Von Pfarrer **Follert**, Oberemmel (Kreis Trier, Rheinland).

Stiep idiot! Die Steppe kommt! Unter diesem Titel hat im Jahre 1923 der russische Volkswirt S. **Ingulow** im Verlage des Sowjet-Ausschusses für politische Aufklärung eine Schrift erscheinen lassen, die ein furchtbares Bild von den **wirtschaftlichen Ergebnissen** des Sowjetregiments entrollt. Die Angaben beruhen hauptsächlich auf der Statistik der Sowjetämter und nur zum Teil auf den Berichten von Hilfsorganisationen.

Von 1916 bis 1922 hat sich die Anbaufläche in Rußland von 82 auf 50 Millionen Desjatin (ein Desjatin = 1,092 Hektar), d. i. um 39 Prozent **verringert**. In der Krim schrumpften die Anbauflächen erst 1921 zusammen; es gingen jedoch mit einem Schlage 75 Prozent derselben verloren. Pferde zählte man in Rußland 1922 an 6 Millionen Stück weniger als 1916. In den vom Hunger betroffenen Gegenden verringerte sich der Pferdebestand um 44 Prozent. Dieser Ziffern entspricht auch die Verringerung der **Bevölkerung**. Nach den Angaben des genannten russischen Volkswirts Ingulow verlor Rußland im Laufe der letzten Jahre 10 Millionen Seelen. Im Kriege 1914/18 fielen 1600000 Menschen, infolge der Hungersnot starben 2500000, an Schwindsucht starben 2000000. Den Rest verschlangen die Seuchen, insbesondere der Typhus. Während der Hungersnot vor 1891 starb in Baschkiren 1/2 Prozent der Bevölkerung, 1921/22 forderte die Hungerepidemie 22 Prozent der Bevölkerung.

Das Schlimmste ist jedoch der Rückgang der **Geburtenzahl in ganz Rußland**, denn damit schwindet die Hoffnung auf Ersatz. Im Vergleich mit dem Jahre 1913 betrug die Geburtenzahl 1921 nur 54 Prozent. „Mit jedem sterbenden Landmann“ — so klagt Ingulow — „mit jeder vom **Erdboden verschwindenden Bauernwirtschaft** stirbt auch ein Stück Ackerfläche. **Die Ackerfläche stirbt für den Anbau für unabsehbare Zeit, und der Boden bedeckt sich mit Unkraut oder mit Steppengras. Nicht Getreideähren mehr, sondern Disteln wogen über den ungeheuren vernichteten Flächen. Die Steppe kommt!**“

Eine der Ursachen des Rückganges des Ackerbaues ist nach Ingulow die **Naturalsteuerpolitik** der Sowjetregierung. Die halbverhungerten Bauern schleppen die Getreidesteuer auf Wagen, die von abgemagerten Kühen gezogen werden, oder auf Handkarren in die Reichsmagazine. Im Besitz großer Getreidemengen drückt die Regierung die Getreidepreise derart, daß sie gegenwärtig um 50 bis 60 Prozent **niedriger** sind als **vor dem Kriege**. So verarmt der Bauer immer mehr. Da er aber in Rußland der Hauptverbraucher ist, so können auch Industrie und Handel sich nicht entwickeln. **Die Steppe kommt!**

Wird sie auch bei uns in Deutschland kommen? Wenn in einem Lande gesunde Erwerbsverhältnisse herrschen, wenn es dem Einzelnen leicht gemacht ist, eine Familie zu gründen und auch zu ernähren, so wandern nur wenige oder gar keine Bürger aus diesem Lande aus. Umgekehrt: wenn ungesunde Erwerbs- und Wirtschaftsverhältnisse in einem Lande herrschen, wenn die Regierung des Landes es nicht versteht, für den Zuwachs der Bevölkerung Arbeit und Verdienstmöglichkeit im Lande selbst zu schaffen, so sehen alljährlich Tausende der darbenden Bevölkerung sich genötigt, **außerhalb** des angestammten Vaterlandes ihr Brot zu suchen. Interessant ist die Statistik über die **Auswanderung aus dem Deutschen Reiche** seit dem Jahre 1871. Seit 1871 wanderten aus Deutschland nach überseeischen Ländern aus:

Jahr	Zahl der Auswanderer	Jahr	Zahl der Auswanderer
1871	76224	1891	120089
1872	128152	1892	116339
1873	110438	1893	87677
1874	47671	1894	40964
1875	32329	1895	37498
1876	29644	1896	33824
1877	22898	1897	24631
1878	25627	1898	22221
1879	35888	1899	24323
1880	117097	1900	22309
1881	220902	1901	22073
1882	203585	1902	32098
1883	173616	1903	36310
1884	149065	1904	27984
1885	110119	1905	28075
1886	83225	1906	31074
1887	104787	1907	31696
1888	103951	1908	19883
1889	96070	1910	25531
1890	97103	1911	22690

In den Jahren 1912 und 1913 wanderten durchschnittlich jährlich 25000 Seelen aus Deutschland aus. 1921 waren es 24000, darunter 7585 aus der **Land- und Forstwirtschaft**. Im Jahre 1922 steigt die Auswanderungsziffer auf 36000; der Anteil aus der Land- und Forstwirtschaft ist auf 8000 gestiegen. Im Jahre 1923 beträgt die Gesamtziffer 115416.

Was lehren uns die brutalen Zahlen? Sie lehren uns, daß mit dem **Aufschwung**, den das wirtschaftliche Leben eines **Landes** nimmt, eine **Verminderung** der Zahl der Auswanderer Hand in Hand geht, und daß **ungesunde** Erwerbsverhältnisse die Auswanderungsbewegung stärken. In den Jahren, in denen die deutsche Landwirtschaft darniederlag und der Ertrag des deutschen Bodens die Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte, wanderten viele aus. Dagegen ließ die Auswanderung nach, als die sozialen Verhältnisse **sich besserten** und der wirtschaftliche Aufschwung des Deutschen Reiches begann. Wenn jetzt die Zahl der Auswanderer unheimlich zunimmt, so ist das ein unbedingt sicheres Zeichen, daß „vieles faul ist im Staate Dänemark“! Der Reichstagsabgeordnete Dr. **Kaas** sagte in seiner Reichstagsrede vom 5. März mit Recht: „Man kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß gerade in den Kreisen des kleinen und mitt-

leren bäuerlichen Betriebes die Auswanderungsziffer mehr und mehr zunimmt." Jeder, der unsere Landbevölkerung kennt, wird die Befürchtung bestätigen. Ich kenne Dörfer, aus denen der größte Teil der jungen Burschen auswandern würde, wenn sie Geld hätten und wenn sie wüßten, wohin. „Wo sollen wir hinkommen, wenn diese Entwicklung weitergeht?" fragt erschreckt Dr. Kaas. Kommt die Steppe?

Fast möchte man die ernste Frage mit einem resignierten Ja beantworten, wenn man erstens an die Erzeugungsschwierigkeiten der deutschen Landwirtschaft denkt und man zweitens die Aeußerungen des Abgeordneten Dr. Crone-Münzebrock (Köln. Volksztg. Nr. 173) zur Agrarkrisis, drittens die ernsten Beratungen im Unterausschuß für Landwirtschaft und Ernährung über die Ursachen und Wirkungen der Agrarkrisis, über die Kreditschwierigkeiten der Landwirtschaft, die Preisentwicklung für landwirtschaftliche Erzeugnisse und viertens die eindringlichen Worte unseres Abgeordneten Dr. Kaas über die Krisis der deutschen Agrarwirtschaft vom 5. März sich vor Augen führt.

Die Erzeugungsschwierigkeiten der deutschen Landwirtschaft: Deutschland hat infolge des Versailler Friedens an Düngemitteln eingebüßt 26 Prozent der Kalierzeugung, 64 Prozent der Thomasmehl-, 50 Prozent der Ammoniak-, über 50 Prozent der Phosphat- und 40 Prozent der Kalkstickstofferzeugung. Phosphate z. B. haben wir vor dem Krieg in großen Mengen eingeführt (Lüttich-Phosphate aus Belgien, Somme-Phosphate aus Nordfrankreich, Florida-Phosphate aus Nordamerika, Phosphate aus Algier, Tunis und Norwegen). Durch den Krieg haben sich die Verhältnisse zu Ungunsten der deutschen Landwirtschaft verschoben. Phosphate kamen ehedem häufig als Ballast in Baumwollschiffen von Amerika herüber, 1923 waren sie mit unserer Valuta kaum noch zu bezahlen. Rund 70 Prozent des Bedarfs unserer Landwirtschaft an Stickstoff wurden vor dem Kriege durch Einfuhr gedeckt, vor allem Chilisalpeter und Peruguano aus Südamerika. Heute ist die deutsche Landwirtschaft zur Deckung ihres Bedarfs an Stickstoff fast ausschließlich auf die heimische Herstellung angewiesen. Aber selbst wenn Düngermittel genug vorhanden wären, Tausende von Bauern haben kein Geld, um die Nahrungsmittel für die Pflanzen anzuschaffen. Der Abgeordnete Dr. Kaas sagte in seiner Reichstagsrede vom 5. März sehr richtig: „Die Kreditnot wirkt sich heute in keinem Stand so katastrophal aus wie gerade in landwirtschaftlichen Kreisen, und nirgendwo so katastrophal, wie gerade für die Landwirtschaft der besetzten Gebiete. Für die Beschaffung von Dünger, Gerät usw. fehlt es so gut wie vollständig an Geld."

Geradezu beängstigend sind die Aeußerungen des Abgeordneten Dr. Crone-Münzebrock: „Es handelt sich um mehr als um Krisenerscheinungen. Die Entwicklung der Landwirtschaft befindet sich nicht nur in einer vorübergehenden Stockung, in einer Agrarkrise, es handelt sich vielmehr um eine chronische, fortschreitende Depression, die analog der bereits lange vor dem Kriege begonnenen Industrialisierung Deutschlands erfolgte; sie wird das Verschwinden des Bauernstandes mit sich bringen."

Genug der düstern Kassandrarufe über das Schicksal der deutschen Landwirtschaft! Dr. Crone-Münzebrock läßt den Hilferuf an das ganze deutsche Vaterland ergehen: „Die Not des Vaterlandes und der Schutz der heimischen Scholle sollte alle Parteien und Berufsstände auf den Plan rufen, um den völligen Zusammenbruch des deutschen Nährstandes zu verhindern. Wird dieser Stand nicht wieder gesunden, so ist alle Arbeit am Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft vergebens gewesen. Nur dann wird Deutschland auf die Dauer ein gesundes Volk erzeugen, wenn es mindestens im bisherigen Umfange ein Bauernland bleibt."

Wenn das ganze Volk, auch die Industrie, mithilft, und wenn die Landwirte ihre Kraft, ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit in den Dienst der Allgemeinheit stellen und nicht mutlos werden, auch wenn es ihnen eine Zeit lang recht schlecht geht, und zäh und treu auf ihrem Posten aushalten wie unsere Soldaten im Schützengraben, so wird es nicht dahin kommen, daß der deutsche Ackerboden wieder so arm wird an Phosphorsäure und Stickstoff, wie in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Nie darf der Tag kommen, an dem man vom deutschen Ackerboden sagen soll, was Ingulow vom russischen Ackerboden gesagt hat: Der Boden bedeckt sich mit Unkraut oder mit Steppengras. Nicht Getreideähren mehr, sondern Disteln wogen über den ungeheuren vernichteten Flächen. Die Steppe kommt!

Vom Büchertisch.

Philosophische Handbibliothek, Band VII und VIII, Joseph Kösel und Friedrich Pustet, Verlagsabteilung Kempten. — Von dieser ausgezeichneten Sammlung sind zwei neue Nummern den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" zu empfehlen, die beide wirklich — sans phrase — eine Lücke ausfüllen und beide schon längst notwendig gewesen wären. — 1. Michael Wittmann, **Ethik**: Der Verfasser, Professor am bischöflichen Lyzeum in Eichstätt, ist in der respublica philosophorum als Ethiker längst bekannt. Sein neues Buch wird ihn in die erste Reihe der Ethiker unserer Zeit stellen, aller, nicht bloß der katholischen. Schon lange haben wir das Werk erwartet. Denn neben Cathreins Moralphilosophie hatten wir in der katholischen Ethik — natürlich denke ich nicht an Moraltheologie — nicht viel. — Es kam tatsächlich vor, daß katholische Philosophen ihren Vorlesungen die 6 Vorträge von Hensel zugrunde legten. Des Verfassers Büchlein in der Sammlung Kösel: Grundfragen der Ethik hat viel versprochen und seine Arbeiten über die Ethik des Aristoteles und die Ethik Max Schelers haben die Erwartung nur noch gesteigert. Jetzt liegt das Büchlein fertig vor und ich glaube, es hat bereits Eingang in die Hörsäle und Bibliotheken gefunden. Hoffentlich aber nicht bloß in die Bibliotheken der Fachlehrer, sondern auch in die recht vieler Gebildeter und vor allem Priester. Denn das Buch verdient es wirklich. Vor allem möchte ich wünschen, daß jene sich das Buch zum Durchdenken kaufen, die sich über Max Schelers Ethik vom katholischen Standpunkt aus so gefreut haben. Der Verfasser sucht seine Aufgabe in 5 Abschnitten zu lösen, die er überschreibt: Die Erscheinung der Sittlichkeit, die oberste Norm der Sittlichkeit, der Pflichtcharakter des Sittlichen, Moral und Glückseligkeit, Moral und Willensfreiheit. Besonders für den letzten Abschnitt werden die katholischen Priester dankbar sein. Drei Dinge gefallen mir an der Arbeit: einmal die Methode, die eine Verbindung von historisch-kritischem und analytisch-induktivem Verfahren darstellt. Nur im zweiten Abschnitt hat nach meinem Empfinden dies Verfahren einige Unklarheiten verschuldet. Dann gefällt mir die zielbewußte Einstellung der Ethik auf die vernunftbegründeten Forderungen des Christentums und endlich die Betonung der Bedeutung von Aristoteles und Suarez. Gerade Suarez wird bei den thomistisch eingestellten Philosophen in seiner Bedeutung für die Ethik gegenüber Thomas gern unterschätzt. Wünschen würde ich dagegen, daß der Stil manchmal mehr gehoben würde; dann finde ich die Literturangaben etwas mager, manchmal ist auch die Angabe des Erscheinungsortes, so wie sie heute üblich ist, übersehen. Doch das sind Kleinigkeiten, die den Wert des Buches nicht mindern. Philosophische Schwierigkeiten aber gehören nicht hierher, sondern in die Fachblätter. Auch sie mindern nicht den Wert des Buches. — 2. Max Ettlinger, **Geschichte der Philosophie** von der Romantik bis zur Gegenwart. Dieses Buch des Münsterischen katholischen Philosophen begrüße ich nicht minder freudig. Wer selbst Geschichte der Philosophie doziert hat, der weiß, wie man bisher vergeblich suchte, den Hörern ein vom katholischen Standpunkt aus geschriebenes Handbuch oder Lehrbuch der Geschichte der Philosophie anzugeben. Der große Ueberweg ist für den gewöhnlichen Gebrauch des Studierenden zu umfangreich und zu unübersichtlich, wenn er auch selbstverständlich für die philosophiegeschichtlichen Arbeiten unumgänglich notwendig ist. Der alte Stöckl genügt heute weder in seinem Lehrbuch der Philosophie (zuerst Mainz 1870) noch in seiner Geschichte der neueren Philosophie (Mainz 1883) noch auch in dem von G. Weingärtner bearbeiteten Grundriß der Geschichte der Philosophie (Mainz 1919). O. Willmann, Geschichte des Idealismus (Braunschweig 1907) ist für Schulzwecke trotz aller seiner Vorzüge zu einseitig und Frz. Sawickis Lebensanschauungen alter und neuer Denker (Paderborn 1923) sind Einzeldarstellungen, aber keine Geschichte der Philosophie. Da füllt Ettlingers Geschichte der neuesten Philosophie zu seinem Teil eine Lücke aus. Hoffentlich erscheinen die langersehnten Nebenteile auch bald, daß wir ein katholisches Gesamtwerk über die Philosophiegeschichte haben. 4 große Abschnitte macht Ettlinger: Philosophie der Romantik (1794—1831), Zeitalter der Epigonen (1831—1865), methodologische und kulturphilosophische Neuorientierung (1865—1900), Auferstehung der Metaphysik, seit 1900. Ein Vorzug Ettlingers ist, daß er klar und faßlich auch die schwierigsten Probleme darzustellen versteht und daß er vor allem auf die weltanschaulichen und metaphysischen Fragen Wert legt. Eine Weltanschauungsgeschichte freilich ist auch dieses Buch nicht. Will und soll es gar nicht sein. Besonders freue ich mich, daß einmal die Bedeutung Deutingers gebührend gewürdigt worden ist und die neue Scholastik eine gründliche Darstellung gefunden hat, wenn schließlich auch da noch manche Wünsche bleiben. Namentlich scheint mir die Bedeutung Leos XIII. für die neue Scholastik, dann Zigliaria, Ehrle, De Wulf (gar nicht genannt) und die Löwener Schule nicht genügend gewürdigt. Auch Scheeben, obwohl in erster Linie Theolog, war von großem Einfluß auf die Entwicklung der katholischen Philosophie in Deutschland. Zu kurz gekommen ist die ausländische Philosophie und dann die Philosophie der Gegenwart. Oder sollte für diese noch ein eigenes Werk geplant sein? (Ich darf vielleicht hinweisen auf meinen Aufsatz „über das Wertvolle und Bleibende in der Philosophie der Gegenwart" in dem Bericht über die zweite Konferenz der deutschen Franziskanerlektoren 1923.) Manchmal wäre vielleicht auch mehr Biographisches zu wünschen gewesen.

Lektor Dr. P. Erhard Schlund, O. F. M.

Olga Maria. Drei Kapitel aus einem Frauenleben. Von Mathilde Stubenberg. Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck. 8° 415 S. — Ein in Sprache und Darstellungsart echt österreichischer Gesellschaftsroman mit dem Grundton der Eugenik, d. i. der Anstrebung auf Versittlichung innerhalb der vielfach gesunkenen oberen Klassen. „Man hört den Auftakt zum Finale des österreichischen Kaiserreichs. So ehrlich hat man „oben" wohl nie gesprochen. Hätte man es doch getan, es läge weniger Schmach und Elend auf uns", heißt es zutreffend in der Verlagsanzeige. Mathilde (Gräfin) Stubenberg, die weithin bekannte Verfasserin, ist fraglos eine (psychologisch) gewiegte Kennerin der Menschen und Verhältnisse ihrer eigenen Kreise, schaut scharf und tief in die Köpfe und Herzen hinein und hat den Mut zur edlen Wahrhaftigkeit, die nur fördern, nie kränken will. Ihre Darstellung gibt sich breit, aber spannend-wirkungsvoll unter zielsicherer Licht- und Schattenverteilung. Die Handlung spielt in einer kinderreichen halbadeligen Familie, deren heran-

wachsende Töchter sehr bald ihre Lage vorwiegend dahin beurteilen: „Wir sind durch Mamas Heirat in ganz falsche Position gekommen. Nicht Fisch, nicht Fleisch. Ob Mama auch natürlich immer noch Baronin tituliert wird, wir sind die titellosen, mittellosen Fräuleins Fersen." In ergreifendem Gesinnungsabstand ist die Heldin gezeichnet: ein anmutig unschuldiges, liebenswürdiges Jungmädchen, das plötzlich aus der geliebten Stille klösterlicher Erziehung in den wenig wohltuenden Familienschoß zurückgerissen, dem gesellschaftlichen Leben und schließlich einer Ehe ohne Neigung preisgegeben wird. Sie bringt dieses Opfer aus Liebe zu den Ihren, weiß sich aber, bei viel Leid in der Familie und im eigenen Herzen, zu bewahren: als junges Mädchen wie auch als junge Frau an der Seite eines viel älteren Mannes, obwohl die Liebe zu einem anderen in ihr mächtig geworden ist. Mit dessen Heirat und mit dem baldigen Tod ihres Gatten bricht die Erzählung ab. Die drei Kapitel überschreiben sich: Daheim, Olga Marias Tagebuch (als vorzügliche Abspiegelung äußeren und zumal inneren Geschehens das Bedeutendste im Roman) und Schicksalsrätsel. Das Buch wird voraussichtlich viel gelesen werden und verdient es, weil es Gutes zu künden und Wege zum Besseren zu weisen hat. E. M. Hamann.

Herbstabend. Neue Skizzen. Von Michael Schnyder. Mit dem Bildnis des Verfassers. Luzern 1924, Verlag Räber & Cie. 8° 78 S. Leicht kart. 1.90 ℳ. — Wer Schnyders frühere Skizzensammlungen („Im Sonnenschein" usw.) in sich aufnahm, wird mit lebhafter Freude nach dieser jüngsten Gabe eines fein- und zartsinnigen Künstlers greifen. Das milde, lebenswarme Licht einer zutiefst gottsinnenden Seele durchflutet die 10 Kapitel mit den köstlichen Rückblicken auf ein langes, erfahrungsreiches Leben: auf Kindheit und Jugend, auf Heim und Heimat, auf deren in tiefer Liebe gezeichnete Typen inmitten ihrer Umwelt. Die Aristokratie des ehemaligen Bauerntums, der einstige stille, heilige, beseligende Sonntagsfriede, die Zeit und Ewigkeit verbindende religiöse Welt, die Brücke vom Sichtbaren ins Unsichtbare, das Berufsleben in katholischer Luft, schließlich das künstlerisch-literarische Schaffen und eine tiefe Aussprache darüber mit Enrica von Handel-Mazzetti in deren schönem Linzer Heim: das sind so die Themen, die anziehendste Beleuchtung erfahren. Die Stillen im Lande werden das liebe Büchlein nach seinem vollen Wert zu schätzen wissen. E. M. Hamann.

Freising, Moosburg und Umgebung. Von Prof. Prälat Dr. Rich. Hoffmann. Von München durch das Isar- und Ampergebiet (Heft 3/4 der 2. Reihe Bayer. Städte und Landschaften der Wanderbücher der M.N.N., herausgegeben von A. Heilmeyer). Mit 24 Abb. und 2 Umgebungskarten. 80 S. Text. Verlag Knorr & Hirth, München. Preis 1.50 ℳ. — Das Schriftchen ist im wahrsten Sinne des Wortes ein handliches Wanderbüchlein. Auf verschiedenen Wegen führt es uns nach Freising und Moosburg. Einschlägig orientiert es über Natur, Geschichte und Kunst, die hier auf Schritt und Tritt bedeutsam sind. Das Büchlein regt zu Ausflügen an, besonders in Richtung des viel zu wenig bekannten und doch so reizvollen Ampergebietes und erschließt uns die dortigen landschaftlichen Schönheiten, die historischen Merkwürdigkeiten und die vielen Kunstdenkmäler in anregender und alles Wissenswerte authentisch mitteilender Weise. Das Wanderbuch macht uns vor allem mit den beiden Hauptorten Freising und Moosburg näher bekannt, aber nicht etwa bloß hinsichtlich ihrer Geschichte und Kunst, sondern auch bezüglich ihrer städtischen Anlage und Straßenbilder. Gerade auch für die wanderlustige reifere Jugend eignet sich das Schriftchen sehr. Sein Inhalt lehrt wieder einmal deutlich, daß Oberbayern eine Fülle des Schönen und Wissenswerten bietet. Der Preis ist im Verhältnis zum Gebotenen sicherlich sehr niedrig. Dr. W. R.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Eine geradezu glänzende Wiedergabe ward „Wer weint um Juckunack", einer Tragikomödie von Hans J. Rehfisch, zu Teil. Dennoch vermochte sie nicht völlig den Eindruck des erklügelten, mühsam konstruierten zu verscheuchen. Der Verfasser ist uns im Schauspielhaus durch die schon im Titel reichlich gesuchte „Erziehung durch Kolibri" und ein frostiges Versstück „Deukalion" bekannt geworden. Werke, die kamen und bald wieder in den Nebel des Vergessens untertauchten. Der Grundgedanke im neuen Stücke ist nicht übel, aber es fehlt die gestaltende Phantasie und so gewinnt das Stück nicht Leben, sondern bleibt eine Schreibtischarbeit, der man anzumerken glaubt, daß es reichlich Schweiß gekostet hat, sie dem vorausgesehenen Ziele zuzuführen. Der ehemalige Unteroffizier und spätere Staatsanwaltschaftssekretär mit dem sonderbaren Namen ist dem Tode nahe gewesen. Er glaubt, daß er schon gestorben war. An der Himmelspforte habe er erfahren, daß keiner eintreten dürfe, den niemand auf Erden beweine. Der dem Erdendasein Wiedergewonnene stellt nun sein Leben auf Wohltätigkeit um; man kann auch sagen, der Egoist, der vordem seinen Gehalt und ein nicht geringfügiges Vermögen nur für sich verwendete, erkennt die Pflicht Gutes zu tun. Allein die innere Wandlung des Herrn Juckunack geht doch nicht tief. Er möchte eben das nächstemal nicht wieder an der Himmelspforte zurückgewiesen werden. So haben wir auch kein sonderliches Mitleid mit ihm, wenn er nur Undank erntet, und langatmige Erörterungen, daß Gesetz und Ordnung gegen die Menschengüte gerichtet seien, wirken wie Schläge ins Wasser. Für einen Mann, der sich lange Jahre von Amtswegen mit Strafsachen beschäftigt hat, hat Herr Juckunack erstaunlich geringe Menschenkenntnis. Erst gibt er wahllos Almosen an allerhand Bettelvolk mit dem Ergebnis, daß er auf einem Spaziergange von zwei Strolchen überfallen wird, die ihm die ihnen wohlbekannte Geldtasche entreißen wollen. Dann schenkt er einem wegen Diebstahl davongejagten Dienstmädchen sein halbes Vermögen, nachdem seine Bemühungen, sie durch Vorlesungen aus Beckers Weltgeschichte zu bilden, mißlungen sind. Der Gedanke mit der Weltgeschichte ist denn doch etwas weit hergeholt für den ehemaligen Herrn Feldwebel mit dem Zivilversorgungsschein. Um einen Scheckschwindler vor Strafe zu retten, wirft Juckunack sogar Akten ins Feuer. Beide, der Scheckschwindler und das wohlhabend gewordene Dienstmädchen, kommen sozial empor. Sie sind aber weit davon entfernt, ihrem Wohltäter zu danken, im Gegenteil. Der Gedanke, daß trotz all seiner menschenfreundlichen Bemühungen doch niemand an seinem Grabe weinen wird, bringt den armen Juckunack so sehr in Aufregung, daß ihn schließlich ein rascher Theatertod erlöst. Otto Wernicke gestaltete den sonderbaren Wohltäter so packend, daß man stellenweise das Gesuchte und Konstruierte der Geschehnisse vergessen konnte. Juckunacks alte verbitterte Wohnungsvermieterin gab Fräulein Hohorst in überzeugender Zeichnung. In einer in jeder Geste und Tonfärbung echten Charakterisierung spielte Frau Bierkowski das moralisch fragwürdige Dienstmädchen. Auch Renar, Graumann und Beneckendorff stellten überzeugende Gestalten hin. Es war unter Stielers Leitung alles geschehen, um dem Stücke Blut und Leben zu geben und die schwerfällige Technik des Verfassers tunlichst zu beflügeln. So fehlte es der Vorstellung nicht an Beifall, aber er galt doch nur oder wenigstens in erster Linie den Spielern.

Kammerspiele. Alexander Moissi haben wir hier manches Jahr nicht gesehen. Er hat sich kaum verändert und wieder starken Eindruck gemacht. Weiche, brüchige Naturen liegen ihm besonders. Es klingt immer wie Schwermut aus seiner Stimme. In dem Melos seiner Sprache liegt die Stärke seiner Kunst. So war sein Oswald Alving in den „Gespenstern" eine packende Leistung im Seelischen, wie auch als klinisches Bild. Von starker, unmittelbarer Wirkung war sein Wanderbursche in „Er ist an allem schuld" von Leo Tolstoi. Seinen „Henry" im „grünen Kakadu" faßt er nur als virtuosen Schauspieler auf, der das Publikum hinreißen will. Die echte Eifersucht, die in die Rolle des Komödianten hineinklingen soll, wirkte nicht so stark, wie man hatte erwarten dürfen. Im übrigen ist die Schnitzlersche Revolutionsgroteske als Gesamtleistung heute wohl die sehenswerteste Leistung der Kammerspiele. Die Wiedergabe der „Gespenster" war ansehnlich, wiewohl mir das düstere, sonnenlose der Umwelt schon viel stärker zum Erlebnis geworden ist. Frau Alving hat das Schicksal zu einer Persönlichkeit gehämmert; davon hatte die würdige, alte Dame auf der Bühne nicht allzuviel. Der Pastor Manders ist von tausend Rücksichten, die er nehmen muß, ein Philister geworden; das kam gut zur Geltung. Aber er ist auch ein großes Kind, das sich leicht täuschen läßt. Selbst ohne Falschheit, setzt er sie auch bei anderen nicht voraus. Dieser menschlich sympathischste Zug in der Gestalt des Geistlichen wollte nicht so recht hervortreten. Daß dieser so sehr nach dem Korrekten strebende Mann beide Hände in die Hosentaschen vergräbt, wenn er mit einer Dame spricht, kommt mir denn doch sehr unwahrscheinlich vor. Gut gesehen war die Figur des Tischlers Engstrand.

Schauspielhaus. Strindbergs „Gespenstersonate" ist uns aus der Kammerspiele allerbesten Zeit in guter Erinnerung. Dem Schauspielhaus liegt sie nicht. Trotz Wegeners Gastspiel kam sie nicht voll zum Erklingen. So ist „Kollege Crampton" der stärkste Gesamteindruck der Wegener-Abende geblieben.

Lustspielhaus. Nach dem „Bettelstudent" hat man wieder eine moderne Operette ausgewählt. „Zwei um eine", Singspiel von L. Jakobsen, Musik von Gilbert. Der erste Akt wird im Grunde von einer sich etwas schwerfällig entwickelnden Exposition ausgefüllt; der zweite ist weit lebendiger und der dritte wird von einer Tanzdarbietung beherrscht, in der Emmy Panzer und Berger, der neue Komiker, famos abschneiden. Sanglich bietet erstere die weitaus stärkste Leistung des Abends. Die Musik ist gefällig und hat ein paar nette Schlager. Das Stück ist sorgfältig einstudiert und wird flott gespielt, wie man dies im Lustspielhaus gewohnt ist. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Münchener Theater. Das „Münchener Theater", aus einem Varieté hervorgegangen, war eine Bühne, an der das sonst heimatlos gewordene Volksstück eine Stätte hatte. Jetzt muß es einem Kinoplatz machen und das ist für die volkstümliche Kunst sehr bedauerlich. Ist doch kaum zu hoffen, daß das „Volkstheater" sich ihrer wieder annehme. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit Beginn der Hausse am Anleihenmarkt haben wir stets unsere Bedenken gegen die Spielwut geäussert. Offizielle Warnungen sind ja auch öfters erfolgt. Manche meinen jetzt, diese hätten schärfer formuliert werden können. Allein wenn mühelose Gewinne locken, sind viele taub. Ein Blick auf unsere Reichsfinanzen könnte doch die Unwahrscheinlichkeit von namhaften Aufwertungen in absehbarer Zeit erweisen. Das Ausland hat sich an den Käufen stark beteiligt. Die Verluste werden nicht gerade die Stimmung verbessern. Im Inland werden in der Hauptsache durch den Kurssturz die Kleinkapitalisten betroffen. War doch hier mit verhältnismässig geringen Mitteln die Möglichkeit der Beteiligung an den so lockenden Gewinnaussichten gegeben. Am 1. Juni notierte die 5 proz. Reichsanleihe (in Milliardenprozent) 70, am 1. Juli 340, am 19. September 1180 und am 26. September 440; bei der 3 proz. Bayer. Staatsanleihe lauten die Zahlen zu den genannten Terminen 750 — 1075 — 4750 — 2800. Es wird die Anregung gegeben, den amtlichen Aufsichtsbehörden der Börse künftig eine gesetzliche Handhabe zu geben, um eine innerlich unwahre

Börsenbewegung in Schranken zu halten, ein Vorschlag, der allerdings sehr reiflicher Erwägung bedarf, da wir mit Verordnungen schon vielfach recht wenig Glück hatten. Statt einer allgemeinen Aufwertung soll eine Entschädigung von 40 Millionen Gm. an die kleinen Kriegsanleihezeichner, soweit sie bedürftig sind, erfolgen. Der Besitzer erhält unter Verzicht auf sein Kapital eine Jahresrente von 2 Prozent. Die Mittel sollen in der Hauptsache aus der Besteuerung der vor Inkrafttreten der dritten Steuernotverordnung zurückgezahlten Obligationen bestritten werden. Neben der Vermehrung der Quellen, aus denen die Rentenzahlung gespeist werden soll, gehen die Anträge der verschiedenen Parteien auch auf eine Erweiterung des Begriffes der Bedürftigkeit. Alle Zeichner der Kriegsanleihe, welche ihren Besitz bereits veräussert haben, sollen von der Entschädigung ausgeschlossen sein. Nun werden gerade viele von den Aermsten im Laufe der Hausse verkauft haben, um wenigstens etwas Geld in die Hand zu bekommen. Sie werden sich benachteiligt fühlen. Dass man die Inhaber von Kriegsanleihen den Besitzern anderer Staatspapiere vorzieht, hat gewiss eine Berechtigung; allein die letztgenannten werden der Ueberzeugung leben, dass der Staat früher oder später etwas auch für sie tun muss. Der Wille hierzu trat in den Verhandlungen des Unterausschusses des Aufwertungsausschusses zutage. Der Abg. Fleischer (Zentrum) verlangte Gesetzesvorschläge für die Erfassung gewisser Spekulationsgewinne zur Erlangung von Mitteln zur Aufnahme des Zinsendienstes. Der Reichsfinanzminister vermag sich eine Lösung auf diesem Wege nicht vorzustellen, doch verständigte sich der Ausschuss dahin, bis die geforderten Gesetzvorlagen ausgearbeitet sind, die Sitzungen auszusetzen. Was die Heranziehung der Gemeinden zur Zinszahlung für ihre Anleihen betrifft, so erscheint dem Reichsfinanzminister die Angelegenheit noch nicht spruchreif. Ueberhaupt muss zur richtigen Beurteilung der ganzen Frage die künftige Steuergesetzgebung abgewartet werden. Der Fortgang der Verhandlungen im Aufwertungsausschuss bewirkte in der Schlussstunde des letzten Börsentages einige Beruhigung, die Kursbesserungen brachte. So stiegen z. B. die 23 er K-schätze, die auf 50 Mill. zurückgegangen, wieder auf 190. Auch die Kriegsanleihe besserte sich wieder. Rückgänge erlitten ferner die Anleihen der Bundesstaaten, Provinzialanleihen und in geringerem Masse Pfandbriefe. Auch die sonstigen Papiere standen unter dem Eindruck des Kurssturzes. Die ausländischen Fonds lagen ebenfalls matter. Widerstandskräftiger zeigte sich der Markt der Industrieaktien. Die Ereignisse auf dem Rentenmarkt machten nicht unbedeutende Zwangsexekutionen nötig; Zahlungseinstellungen sind indessen noch nicht bekannt geworden. Die Nähe des Ultimo verschärft die Lage, so dass man immerhin mit der Möglichkeit von Ueberraschungen rechnen muss.

Die Aussenhandelsbilanz für August ist mit 120—140 Millionen Gm. aktiv. Wie im Vormonat ist ein Rückgang der Einfuhr und eine Belebung der Ausfuhr festzustellen. Die Verminderung der Einfuhr ist sehr erheblich, die Ausfuhr weist nur eine Steigerung von 16 Millionen Gm. gegenüber dem Juli auf. Der Einfuhrrückgang erstreckt sich hauptsächlich auf Rohstoffe und halbfertige Waren (55 Mill.), sowie fertige Waren (52 Mill. Gm.). Die Einfuhr von Lebensmitteln und Getränken ist im August gegenüber dem Juli mengenmässig um rund 300 000 Dztr. gesunken. Wertmässig tritt dieser Rückgang nicht in Erscheinung. Der Einfuhrwert dieser Gruppe im August ist um rund eine Million Gm. höher, was sich zum Teil aus der Steigerung der Getreidepreise erklärt. In der Ausfuhr hat sich die Gruppe Lebensmittel und Getränke um 1,5 Mill Gm. gegenüber dem Juli gesteigert, was auf den erhöhten Getreideabschub zurückzuführen ist. Zurückgegangen ist die Ausfuhr von Farben, Farbwaren, Leder, Tabak, Wachswaren, Fetten, Filmen, Papier, chemischen und elektrischen Erzeugnissen. Auch die Ausfuhr von Maschinen ist geringer geworden.

Die Mitgliederversammlung der Ruhrkohlen-A.-G. beschloss die Herabsetzung der Kohlenpreise vom 1. Oktober durchschnittlich um 10 Prozent. — In der Aufsichtsratssitzung der Deutschen Rentenbank wurden die neuen Satzungen im Hinblick auf das Liquidationsgesetz einstimmig genehmigt. Es ist darin vorgesehen, dass die Belastung der nichtlandwirtschaftlichen Erwerbsstände aufgegeben wird, so dass lediglich 2000 Mill. M. landwirtschaftlicher Belastung bleiben. Die Gewinne sollen an die künftige Agrarbank abgeführt werden, deren Errichtung vom Reichstag noch zu beschliessen ist. — Eine allgemeine Verbilligung der Bankspesen darf nach den von der Reichsbank mit der Banken- und Bankiervereinigung geführten Verhandlungen erwartet werden. Es ist anzunehmen, dass die letzten Endes auf eine Verbilligung der Erzeugung hinarbeitenden Bestrebungen der Reichsbank günstige Erfolge für das Wirtschaftsleben erzielen. — Die Generalversammlung der Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte fand nicht wie in früheren Jahren in München, sondern, um den Aktionären Gelegenheit zu geben, die Entwicklung des Werkes kennen zu lernen, in Haidhof statt. Es wurde auf eine Dividendenausschüttung verzichtet und der rechnerische Ausgleich von 430 751 Bill. M. für die Erstellung der Goldmarkbilanz reserviert. Die Verwaltung erklärte auf Anfrage, dass sich über die Goldumstellung, welche die Rentabilität berücksichtigen müsse, nichts sagen lasse. Für die Gesellschaft komme vor allem das Ergebnis der Zollverhandlungen mit Belgien und Frankreich in Betracht. Die heutige Zeit gleiche in vielem jener, als Bismark vom Freihandel zum Schutzzoll überging; man müsse nun für die Goldumstellung die Verträge abwarten.

München. K. Werner.

Kanarien-Edelsänger im Flugzeug. Flugzeugreisen menschlicher Passagiere sind heute kaum etwas Außergewöhnliches. Neuerdings aber benutzen auch gefiederte Sängerfürsten das modernste Verkehrsmittel für weite Reisen. So fanden wir auf dem zwischen Köln—London verkehrenden Luftschiff der H. A. P. vier wunderbar singende tourenreiche Ideal-Meister-Kanariensänger der seit 52 Jahren weltbekannten Kanarienzüchterei **E. Maschke aus St. Andreasberg im Harz,** welche die Reise zu ihrem neuen Besitzer nach Dublin, Irland, abwickelten und dabei ihre herrlichen Gesangsleistungen zu unserer großen Freude hören ließen. Ebenso wie seit 1872 bereits eine sehr große Anzahl dieser Edelsänger in der gründlich durchdachten und langjährig ausprobierten Spezial-Verpackung selbst auf Reisen von 7 Tagen Dauer ohne Schaden bei ihrem Empfänger ankamen, gelangte auch diese nach Dublin bestimmte Sendung zur vollen Zufriedenheit frisch und munter in die Hände des Auftraggebers. Demnach und wie aus zahlreichen uns vorgelegenen Anerkennungen hervorgeht, genießen E. Maschkes edle Kanariensänger berechtigten Weltruf.

Mingol-

Tabletten schützen vor Husten, Heiserkeit, Erkältung

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien

H. von Gimborn-A.-G. Emmerich a/Rhein.

Junger, strebsamer, katholischer

Kaufmann

in gröss. Textil-Industriewerk tätig, bestens vertraut in allen Kontorarbeiten, sucht geeigneten Wirkungskreis. Angebote unter Nr. 24 674 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München Galeriestrasse 35a Gh.

Erfahrener Kaufmann,

48 Jahre alt, kathol., unverheiratet, viele Jahre in Papier- und Pergamentpapierfabriken als Expedient, Buchhalter, Korrespondent und Kassierer tätig gewesen, **absolut treu und gewissenhaft**, sucht

Vertrauensstelle.

Gefl. Angebote unter Nr. 24659 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gartenh.

Kirchenausstattungen

Altäre, Beicht-, Chor- u. Betstühle, Kanzeln, Kommunionbänke, Gestühl und Sakristeieinrichtungen

Kompl. wie auch sämtl. Einzellieferungen kurzfristig. Mässige Preise.

AUGUST VOGT

Kirchenkunst :: HANNOVER-LINDEN

Kerzen aller Art

Weihrauch, Preßkohlen, Bohnerwachs, Lederfett, Schuhcrême, Treibriemenwachs.

Wachswarenfabrik

Franz Goerger Coblenz-Lützel.

Gegr. 1806

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes Baumwollgewebe sehr schweissaufsaugend, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis ℳ 5.40, in dichter Strickart ℳ 6.40, mit weissem oder farbigem Brust-Einsatz ℳ 1.— mehr Unterhosen ℳ 4.20 u. ℳ 5.20, Unterjacken ℳ 3.60 u. ℳ 4.50. Damenhemden ℳ 5.— u. ℳ 6.— Damenhosen ℳ 4.70, Untertaillen, Hemdhosen usw. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen.

Math. Scholz, Regensburg, Bahnhof-Platz 17.



Niederlage:

AND. KAUT

Fachgeschäft für Bürobedarf

MÜNCHEN

Kaufingerstrasse 10.

Ausstellung kirchl. Kunst

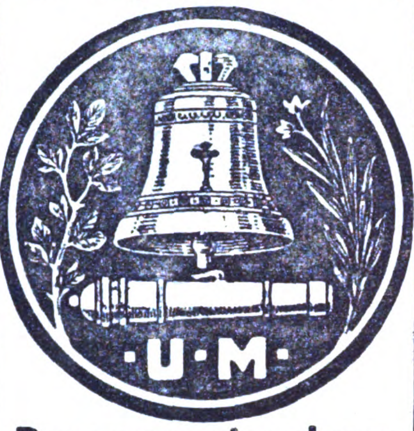
Paramente: Fahnen: Geräte aller Art

Tel. a 4831 **WILH. WEFERS, KÖLN** Seit 35 Jahren

Komödienstrasse 6.

Glockengießerei Mabilon & Co.

Saarburg, Bez. Trier (Rhld.)



Bronzeglocken

anerkannt erstklassig

in Ton, Ausführung und Metall.
Unverbindliche Kostenanschläge und Ingenieurbesuch.
Jede Lieferung — eine Empfehlung.

Amerikanischer junger Geistlicher,

Pfarrer einer großen Gemeinde, 34 Jahre alt, wünscht Anstellung als Hauslehrer oder Schloßgeistlicher bei adeliger Familie. Ist gebürtiger Deutscher, spricht fließend englisch und französisch. Gute Zeugnisse von seinem Bischofe. Grund des Wechsel ist Heimweh nach der Heimat. Stelle kann bis Sept. 1925 angetreten werden. Gefl. Offerten bitte man unt. **K. B. 24675** an d. Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gh. zu richten.



Musikinstrumente

Preisliste No. 594 umsonst.

Edmund Paulus

Markneukirchen No. 594.

Welches Instrument wird gewünscht?

Filz Tuch Sitzauflagen

Kölner Filzwarenfabrik

Ferd. Müller, Köln.



Landwirtschaftliche

Frauenberufe bildet aus Staatl. anerkannte Wirtschaftliche Frauenschule **„Selikum", Neuß.** Paß u. Einreise keine Schwierigkeiten. Mäßiger Pensionspreis.

Harmoniums

kauft man am besten direkt aus der Fabrik. Frachtfreie Lieferung. Kulante Bedingungen. Vertreter allerorts gesucht. Ausf. illustr. Offerte gibt

Friedrich Bongardt
Barmen

Harmoniumfabrikant.

Görres-Heim München

Pension

Telefon 25444 *Türkenstrasse 15*

empfiehlt sich für ständigen und vorübergehenden Aufenthalt. Centrale Lage.

Aschaffenburg a. M.

Obernauerstraße 12

Haushaltungsinstitut St. Maria

Damit verbunden Fremdenpension. Schöne ruhige Lage, gute Verpflegung bei mäßigen Preisen.

Aufnahme bei den Schulbrüdern des hl. Johannes von La Salle.

Knaben und Jünglinge, die Neigung und Beruf in sich fühlen, Gott im Ordensstande zu dienen und in der Jugenderziehung tätig zu sein als Lehrer, Aufseher, Handwerker usw., finden liebevolle Aufnahme bei den christlichen Schulbrüdern. — Anfragen sind zu richten an das **Kloster Maria-Tann in Kirnach-Villingen, Schwarzwald.**

Tabernakel-Schränke
feuer- und einbruchsicher

Paramenten-Schränke
eiserne, jeder Grösse

Opfer-Kassetten

Hand-Kassetten

aus eigener Fabrik

ALFRED MOCH

MANNHEIM

Berlin

Mittelstr. 21-22

2 Min. v. Bahnhof Friedrichstr. nahe Unter den Linden, 4 Min. v. d. St. Hedwigskirche. **Mod. Komfort.** Fahrst., Zentralhzg., elektr. Licht, Bäd., Teleph. u. dgl. 50 Zim. v. 4 Gmk. an. Bes. Frz. Stüßer.

Hotel Stadt Kiel



Damit ist das Problem einer Kodifikation des Völkerrechts jedoch noch lange nicht erschöpft. So wenig einzelnen Vertretern des Völkerrechts, wie Bluntschli und Fiore, Kodifikationsversuche gelungen sind, so wenig scheint die Gelehrtenwelt heute überhaupt die Autorität zu besitzen, um den enttäuschten Völkern den Glauben an das Völkerrecht zurückzugeben, wie es die Autorität der Kirche, der Päpste und Konzilien, auf dem Gebiete des philosophischen Völkerrechts vermag. Wenn nämlich eine teilweise Kodifikation des Völkerrechts erwünscht ist, die den Staatsmännern und den Nationen Führerdienste leistet, dann sind es sicher jene Partien, welche als Grundlagen des Völkerrechts, als die obersten, leitenden Sätze des Völkerrechts gelten, von denen der hl. Augustinus gesagt hat, sie seien „ein Produkt der Offenbarung selbst". Nicht zwischenstaatliche Vereinbarungen bilden die Grundlagen des Völkerrechts; Staatsverträge bedeuten uns nicht mehr als „Uebergangsrecht" von relativem Werte. Die Prinzipien des natürlichen Rechtes sind es vielmehr, welche den Prüfstein für den eigentlichen Wert der Bestimmungen des positiven Rechtes darstellen. Solche Sätze unabänderlichen Naturrechts sind der Grundsatz der Vertragstreue, der Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit, der Unverletzlichkeit der Schuldlosen, der Verantwortlichkeit des Staates, des Suum cuique (Jedem das Seine) auf dem Gebiete des Völkerrechts. Die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit, die Grundrechte der Nationen, die aus den Prinzipien des natürlichen Rechtes entspringen, all das feierlich zu proklamieren, ist der gesetzgeberischen Autorität der Kirche vorbehalten.

Möglicherweise schenkt uns das nächste Konzil ein derartiges großes Friedenswerk, vor allem um Gedanken Leos XIII. und Benedikts XV. weiterzuführen und zu vollenden. Hervorragende katholische und auch protestantische Gelehrte ersehnen dies, um so die Friedensordnung der Völker auf sicheren Grundlagen neu aufzubauen. Ansätze zu einem Völkerkodex enthält schon das Corpus juris canonici. Der Vorwurf Bluntschlis, die Kirche habe ihre hohe gesetzgeberische Autorität auf diesem Gebiete zu wenig entfaltet, trifft nicht zu. Denn das Völkerrecht ist in der katholischen Kirche entstanden und lange vor dem Altmeister Hugo Grotius von kirchlichen Schriftstellern, wie Ambrosius, Augustinus, Thomas, Victoria und Suarez, und von den Konzilien gepflegt worden. Ja, nach dem Zeugnisse des Pariser Völkerrechtslehrers Anton Pillet sind „die Leistungen der katholischen Wissenschaft auf dem Gebiete des Völkerrechts so groß, daß das Völkerrecht in bezug auf die Grundideen, wie es heute an den Universitäten gelehrt wird, kaum merklich emporgewachsen ist über die Geistesarbeit vor vier oder fünf Jahrhunderten".

Deutschland und der Völkerbund.

Eindrücke von der 5. Völkerbundsversammlung.

Von Bernhard Hultschiner.

Im Vordergrunde der Beratungen der diesjährigen Völkerbundstagung stand die Abrüstungsfrage. Alle übrigen auf Europa lastenden Probleme wurden zurückgestellt, um die Aussprache über diese Frage, die man zweifellos allen Ernstes zu lösen bestrebt ist, durch etwaige Zwischenfälle nicht zu stören. Die Anfang September in Genf zusammengekommenen Staatsmänner Europas haben den Mut aufgebracht, das in London begonnene Verständigungswerk fortzusetzen. In London wurde das Reparationsproblem einer einigermaßen erträglichen Lösung entgegengeführt; in Genf ist die Revision des poincaristischen Geistes, der Europa beherrschte, weiter betrieben worden. Herriot und Macdonald, die beiden Träger der Verständigungsidee in Europa, haben zwar noch nicht den Mut aufgebracht, von einer offensichtlichen Revision der Verträge zu sprechen; aber im Grunde genommen arbeiten sie darauf hin, daß diese Lasten, die auf den Schultern Europas lagern, weggewälzt werden. Das tun sie nicht unserer schönen Augen wegen, obzwar an ihrer idealen Gesinnung nicht zu zweifeln ist, sondern um des lieben Friedens willen, der durch die Politik Poincarés ernstlich bedroht schien. So konnte es den nahestehenden Beobachter nicht wundernehmen, daß der englische Ministerpräsident in seiner von leidenschaftlicher Ehrlichkeit gehaltenen Programmrede zu Genf unverblümt und offen an Deutschland die klare Aufforderung richtete, dem Völkerbunde beizutreten. Diese ernste Mahnung Macdonalds galt aber nicht minder den Mitgliederstaaten des Völkerbundes, denen der englische Staatsmann zurief, daß sich der Völkerbund den Luxus nicht länger leisten könne, einen Staat in seiner Gemeinschaft zu vermissen, ohne dessen Mitwirkung eine Lösung der Abrüstungsfrage und der übrigen Europa noch bevorstehenden schwierigen Probleme nicht gut möglich ist. Die Worte des ehemaligen Arbeiterführers haben auf die Völkerbundsversammlung den denkbar größten Eindruck gemacht. Sie konnten auch in Berlin nicht ohne weiteres übergangen werden und damit ist die Frage des Eintrittes Deutschlands in den Völkerbund spruchreif geworden.

Es muß von vornherein festgestellt werden, daß die deutsche Reichsregierung keinen Beobachter in Genf hatte. Wenn sie private Politiker mit der Wahrnehmung der deutschen Interessen in Genf betraute, dann waren es linksstehende Männer und berufsmäßige Pazifisten, wie Helmuth v. Gerlach oder Graf Harry Keßler, die Sozialisten Breitscheid oder Hilferding oder aber, was sehr wahrscheinlich ist, der deutsche Konsul in Genf, ein Schwager des verstorbenen Staatsministers Helfferich, der sich nicht des besten Rufes in der Genfer Diplomatie erfreut. Der deutsche Gesandte in Bern, der Sozialdemokrat Müller, traf in der dritten Septemberwoche in Genf ein und nahm erst dann die nötige Fühlung mit den Delegationen, nachdem das Hauptstück der Versammlung vorbei war. In neutralen Kreisen, die Deutschland gut gesinnt sind, wurde diese deutsche Ungeschicklichkeit geradezu sprichwörtlich festgehalten. Ein in Deutschland nicht unbekannter Schweizer Politiker erklärte mir in einem Gespräch, man müsse den Eindruck gewinnen, daß in Deutschland nur linksstehende Juden und Nationalisten Politik machen, da andere Deutsche in Genf überhaupt nicht anzutreffen seien. Sicher ist, daß eine den deutschen Mittelparteien nahestehende Persönlichkeit in Genf nicht anwesend war, die die Reichsregierung über den Gang der Verhandlungen und die Stimmung in Genf hätte unterrichten können, obwohl der Reichsregierung bekannt sein dürfte, welche Bedeutung der diesjährigen Tagung in Genf beigemessen ward.

„Es bestehen keinerlei Meinungsverschiedenheiten darüber, daß der Völkerbund zu einem unentbehrlichen Bestandteil des Zusammenwirkens der Staaten und der Völker der Welt geworden ist." Diese Behauptung des belgischen Außenministers Hymans ist zutreffend, abgesehen davon, ob man den Völkerbund liebt, über ihn lacht oder ihn haßt. Wesentlich ist, daß auch Deutschland mit seinem Dasein rechnen muß, mit einer Organisation, die durch die Mitarbeit von 54 Staaten der Welt getragen wird. Das sollte auch vor allem in Deutschland erkannt werden, wo aus verständlichen Einstellungen heraus so viele der Völkerbundsorganisation immer noch feindlich gegenüberstehen. Solange Deutschland dem Völkerbunde fernsteht, ist es isoliert und aller Vorteile verlustig, die es durch die internationale Zusammenarbeit bei der Beeinflussung der Delegierten und Pressevertreter u. a. erreichen kann.

Wer nicht entschiedener Gegner der Völkerbundsidee ist, der muß zugeben, daß eine gewisse Vervollkommnung der Organisation, eine Beseitigung ihrer Unzulänglichkeiten, die diesen oder jenen Staat in Nachteile versetzten, heute schon erreicht ist und eine Verbesserung des Völkerbundes nur noch von dem Willen der Mehrheit dieser 54 Staaten abhängt. Daß Europa auf dem besten Wege ist, aus dem Völkerbunde das zu schaffen, was er sein soll, das beweisen die Veränderungen auf den Bänken im Genfer Reformationssaal. Die englische Abordnung, die durchweg aus edeldenkenden Persönlichkeiten zusammengesetzt ist, nahm neben der weniger glücklich zusammengestellten Französischen Platz. Auf der französischen Bank saß Herriot. Neben ihm der alte, auf Stöcken gestützte Leon Bourgeois und Briand, der von Poincaré gestürzte Ministerpräsident.

Aus eigener Anschauung kann gesagt werden, daß Deutschland in Genf mehr erreichen kann, als von nationalistischer Seite geahnt wird. Man macht in neutralen Kreisen kein Hehl daraus, daß Deutschland Oberschlesien niemals verloren hätte, wenn es damals Mitglied des Völkerbundes gewesen wäre. Dabei muß zugegeben werden, daß seinerzeit die Voraussetzungen fehlten, unter denen Deutschland der Eintritt in den Völkerbund möglich gewesen wäre. Deutscherseits wird mit Recht die Anschauung vertreten, daß Deutschland sich dem Völkerbund nicht aufdrängen könne und daß erst von seiten des Bundes eine Aufforderung notwendig war, die Deutschland diesen Schritt erleichterte. Diese Aufforderung ist seitens des englischen Ministerpräsidenten in weitestem Maße unter dem Beifall der ganzen Versammlung erfolgt. Hierbei ließ sich Macdonald zu dem Bekenntnis fortreißen, daß seitens des Völkerbundes verschiedene Fehler begangen worden seien, so im Falle Oberschlesiens. Das beweist Macdonalds außerordentliches Verständnis für die deutsche Auffassung. Es ist verständlich, daß in Deutschland heute eine große Verbitterung gegen den Völkerbund, dessen Urteile mehr als einmal subjektiv waren, besteht. Trotzdem sollte man sich gerade bei uns auf den ruhigen

Zweckmäßigkeits-Standpunkt stellen und sich vor allem die Frage vorlegen, ob ein Beiseitestehen Deutschlands, auch wenn ihm im Rat ein ständiger Sitz zugesichert wird, von allgemeinen staatlichen Gesichtspunkten aus gesehen, nützlicher wäre. Alle außerhalb der politischen Kämpfe im Reiche stehenden Freunde des deutschen Volkes, Auslandsdeutsche zumal, denen nur das deutsche Volk in- und außerhalb der Grenzen des jetzigen Reichs am Herzen liegt, müssen wünschen, daß deutscherseits kein Tag mehr versäumt werde, um Mitglied des Bundes und damit aktiver Teilnehmer an allen Entscheidungen des Rates zu werden. In Genf kann man es auf Schritt und Tritt wahrnehmen, daß unter den Großmächten und auch den kleinen Staaten Europas der größte Wert auf die deutsche Mitarbeit gelegt wird. Die Gewährung eines ständigen Sitzes im Rate steht außer jedem Streit, wodurch das wesentlichste Hindernis beseitigt ist, das Deutschland den Eintritt erschweren würde. Wenn über diese Frage so oft gesprochen wurde, so zeigt das nur von der Ziellosigkeit der deutschen Völkerbundspolitik. Die Zusagen, die den in Genf anwesenden Deutschen von Persönlichkeiten des neutralen Auslandes und solchen der ehemals feindlichen Staaten gemacht worden sind, dürften auch der Reichsregierung bekannt sein. Bedauerlich ist, daß in Deutschland die Sozialisten den Eintritt des Reiches in den Völkerbund zu ihrer Parteithese machten. Es dürfte kaum einen Deutschen geben, der ernstlich glaubt, daß Deutschland dem Völkerbund nicht beitreten wird. Wenn dies der Fall ist, dann sollte man die Propagierung der Idee nicht allein den Sozialisten überlassen, die in Genf eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit entfaltet haben.

Deutschlands Mitarbeit im Rate der Völker ist ganz besonders notwendig mit Rücksicht auf die Deutschland freundlich gesinnten kleinen Staaten und die elf deutschen Minderheiten in Europa, deren Schicksal von den Entscheidungen des Rates abhängt. Wenn es irgend welche Kreise in Genf gab, die die Nichtanwesenheit deutscher Vertreter ernstlich bedauert haben, so waren es die deutschen Minderheiten. Auch von diesem Gesichtspunkte aus sollte der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund im Reiche bewertet werden. Für die ungarischen Minderheiten sprach Graf Apponyi leidenschaftlich gegen die Unterdrückungen seitens der Tschechen. Der Grieche Politis forderte Schutz für die griechischen Minderheiten. Die deutschen Minderheiten vermißten ihren Anwalt. Es wird deshalb in den abgetretenen Gebieten freudig begrüßt, daß die Reichsregierung in der Denkschrift an die fremden Mächte den Faden aufgenommen hat. Beschäftigt doch die Frage der Minderheiten den Völkerbund voraussichtlich im nächsten oder übernächsten Jahre, wie dies Jahr die Frage der Abrüstung.

Den Eintritt von der Revision der Verträge abhängig zu machen, wäre mindestens ungeschickt. Es kann gesagt werden, daß es an Mitgliedern nicht fehlen wird, die die deutschen Thesen unterstützen werden. Die Klärung der Kriegsschuldfrage sollte zu einer Zeit erfolgen, wenn Deutschland bereits Mitglied des Völkerbundes ist. Zehn Jahre lang war Deutschland isoliert und politisch von aller Welt abgeschlossen; jetzt kommt es darauf an, alles zu tun, um die trennende Mauer zu brechen, um wieder zu einem gleichberechtigten Mitglied der Staatenwelt zu werden.

Wenn Deutschland den Eintritt in den Völkerbund erklärt, dann muß größtes Gewicht gelegt werden auf die Persönlichkeiten, die mit der Vertretung der deutschen Sache in Genf betraut werden sollen. Auf die Persönlichkeit kommt alles an. Man hat feststellen können, daß der tschechische Außenminister Dr. Benesch nur infolge seiner Geschicklichkeit und Selbständigkeit, sowie der ersten eigenen Arbeit, sich das Ansehen zu verschaffen gewußt hat, das er und sein Staat zweifellos genießt. Deutscherseits muß besonderer Wert darauf gelegt werden, wer den Sitz im Völkerbundsrate einnehmen soll. Dieser Platz muß von einer ausgesprochen politischen Persönlichkeit besetzt werden, die sich des größten Ansehens im Auslande erfreut. Es darf nicht vorkommen, daß man nach Genf einen Mann entsendet, der nicht ernst genommen wird, weil er oder die ihm nahestehende Partei mit Sünden aus der Vergangenheit belastet ist. Man müßte sich heute bereits klar sein über die Personenfrage. Graf Lerchenfeld oder Reichskanzler a. D. Dr. Wirth würde im Auslande nicht die wenigsten Sympathien haben. Auf alle Fälle ist das mit die bedeutsamste Frage, die gelöst werden muß, bevor der ernste Schritt Deutschlands zum Eintritt in den Völkerbund getan wird. Ist die Persönlichkeit günstig gewählt, dann werden die ersten Erfolge nicht lange auf sich warten lassen. Dann werden auch die Kreise, die heute noch den Völkerbund ablehnen, seine Bedeutung erkennen.

Weltrundschau.

Die Deutschnationalen erklärten sich zu Verhandlungen über Erweiterung des Reichskabinetts bereit. Reichskanzler Marx nahm nunmehr die Verbindung mit der Deutschnationalen Volkspartei und der Sozialdemokratie zugleich auf, um eine Regierung der deutschen Volksgemeinschaft zu bilden. Die Sozialdemokraten lehnten die Koalition mit rechts nicht von vornherein ab, machten sie aber abhängig von Bereitschaft der Deutschnationalen zum Schutz der Republik, zur Durchführung des Washingtoner Abkommens über den Achtstundentag und zu positiver Außenpolitik: Dawesplan und Völkerbund.

Auf die deutsche Denkschrift über den Beitritt zum Völkerbund ist die Antwort von England und Frankreich eingelaufen. Beide empfehlen ein Aufnahmegesuch ohne Bedingungen und Vorbehalte hinsichtlich des Friedensvertrags.

Laut Gerichtsbeschluß der obersten Instanz bleiben Hitler und Kriebel in Haft, bis ihre Beteiligung am Frontbann geklärt ist.

Reichsfinanzminister Dr. Luther weilt zur Aufnahme der internationalen Anleihe an Deutschland in London.

In Paris wurden die Verhandlungen über einen deutsch-französischen Handelsvertrag eröffnet. Herriot faßte sie in seiner Begrüßung als eine weitere Etappe auf dem Weg zum Frieden auf. Der deutsche Botschafter von Hoesch erwiderte im gleichen Sinn. — Auf den deutschen Einspruch gegen die 26%ige Ausfuhrabgabe hat Frankreich abschlägig geantwortet. Dagegen soll sich der Transfer-Agent im Hinblick auf die schwere Vereinbarkeit der Abgabe mit dem Dawesplan vermittelnd betätigen.

Die Tagung des Völkerbunds wurde am 2. Oktober geschlossen. Das Ergebnis wurde in drei Entschließungen niedergelegt: 1. Die Niederschrift über Sicherheit, Abrüstung und Schiedsgerichte auf Grund des Planes von Benesch wird allen Mitgliedstaaten empfohlen. (Die meisten, darunter die Mitglieder des Rates, haben die Annahme schon zugesagt.) 2. Die Schiedsgerichte werden als verpflichtend anerkannt. 3. Der Rat wird ersucht, alle Vorbereitungen für die Abrüstungskonferenz 1925 zu treffen. — Nach allem läßt sich immerhin urteilen, daß größere Sicherheiten für den Weltfrieden geschaffen sind. Ein einzelner Staat, der Krieg anfängt, sieht sich sofort dem Boykott der halben Welt ausgesetzt.

Die schwedischen Reichstagswahlen haben der Sozialdemokratie einen Zuwachs von 5 Mandaten gebracht. Auch die beiden Rechtsparteien haben je 2 Sitze gewonnen, die Liberalen haben 6 verloren.

Die britische Arbeiterregierung ist durch Zusammenschluß der Liberalen mit der konservativen Opposition in die Verteidigung gedrängt. Beide Parteien sind gegen den Vertrag mit Rußland, ferner greifen sie das Kabinett wegen Freilassung eines kommunistischen Journalisten an. Ein Sturz Macdonalds würde Neuwahlen nach sich ziehen.

König Hussein von Hedschas hat, nachdem Mekka von den Wahabiten erobert ist, auf seinen Königsthron von Englands Gnaden verzichtet.

Herbst in Moritzburg.

Von Dr. Otto Kunze (Dr. O. Sachse[1]).

Ein paar Wegstunden nordöstlich von Dresden liegt das königliche Jagdschloß Moritzburg. Auf der Insel eines weitgedehnten Teiches lagert es massig und wuchtig, ein schmuckloser Bau aus dem 16. Jahrhundert. Nur vier mächtige runde Ecktürme mit schöngeschwungenen Helmen und der spitze Dachreiter der seitwärts herausgebauten Kapelle beleben den Anblick. Moritz, der erste Kurfürst aus dem Albertinischen Zweig des Hauses Wettin, errichtete das Schloß. Seine Glanzzeit jedoch sah es erst 150 bis 200 Jahre später. Da erkor der prachtliebende August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Moritzburg zum Mittelpunkt seiner verschwenderischen Jagdfeste. Die Terrasse wurde mit Statuen und Urnen geschmückt, ein Garten im Stil von Versailles angelegt und in den Park hinaus ein zierliches neues Schloß nach dem Vorbild des Trianon gesetzt. — Wald und Wasser waren nur zur Belustigung des Fürsten und seiner Gäste da. Was wissen wir noch von dem ungebrochenen Lebensgefühl jener Barockmenschen, die auch die Freude des Lebens wirklich ernst nahmen! Die sich Idyllen, Tänze, Ausstattungsstücke nicht nur vorführen ließen, sondern sie selber aufführten! Aurora von

[1] Vgl. Jahrgang 1922: Sylvestergespräch (Nr. 1) und Advent (Nr. 51).

Königsmarck oder Gräfin Cosel oder wie die vielen Geliebten des galanten August alle hießen, sie spielten je nachdem zwischen lauschigen Hecken die Schäferin Phyllis, oder im vergoldeten Kahn eine schöne Fischerin, der statt des Karpfens ein Geschmeide an die zierliche Angel praktiziert wurde, oder beim zahmen Wild im Tiergarten die Göttin Diana. Der König selbst ließ auf dem Teich eine stolze Fregatte schaukeln und dünkte sich bei scherzhafter Seeschlacht mit Kanonendonner und Feuerwerk als Meeresbeherrscher und Admiral. Dabei war den Glückskindern jener Tage, die ihren geputzten Leib wie die Rolle eines harmonischen Schaustückes trugen, die ernste Wirklichkeit lebendiger als uns. Schneller war der Wechsel von Höhe und Tiefe. Eine Winzigkeit konnte die Fürstengunst verscherzen, und wie im Spenden, so waltete im Strafen Laune statt Recht. Die erwähnte Cosel saß nach kurzen Jahren des Glanzes fast 50 Sommer und Winter in einem Turm des abgelegenen Schlosses Stolpen und verfiel vor Langeweile auf — jüdische Frömmigkeitsübungen.

Moritzburg ist schön zu jeder Jahreszeit. Im Frühling, wenn die Kastanienbäume der Alleen, die vom Schloß über die Dämme des Teiches in den Park und über Land laufen, ihre weißen und roten Kerzen tragen; im Sommer, wenn das Wasser den tiefblauen Himmel, das Sonnenlicht, die Türme und die Bäume spiegelt und sein Hauch die heiße Luft abkühlt; im Winter, wenn Eis die Schloßinsel umstarrt und der Wald ganz still liegt im Schnee. Im Herbst? Menschen, die zur Betrachtung neigen, finden wohl überall die Natur im Herbst am schönsten. Da tritt ihr Geheimnis heraus: der Tod. Wie Flammen, die bald verlöschen, leuchten alle Farben von Himmel und Erde. Kein Zweck ist mehr zu erfüllen, keine Frucht zu reifen, reine Erscheinung ist die bunte Pracht. Und sie singt ein Lied von allem was war, vom Frühling und vom Sommer. Singt ein Lied vom schönen Heute, das schnell vergeht, vom kurzen Leben und vom langen Todesschlaf. Von Auferstehung auch ein Lied singt sie dem, der glaubt. Aus den fahl werdenden Kastanien aber ragt das Schloß, Moritzburg im Herbst. Jetzt stimmt es zur Natur; es ist ja seit langem nur noch Erscheinung. Sein Sommer schwand mit den glänzenden Festen des 18. Jahrhunderts. Die Könige der Folgezeit, die sich Jahr für Jahr ein paar Wochen hier aufhielten, lebten wie schlichte vornehme Herren. Ihre Jagden und Tafeln waren bescheiden und selbst ein Kaiserbesuch, wie der Napoleons im Juli 1807, hielt keinen Vergleich aus mit dem, woran Augusts des Starken Gäste ihre Augen weideten. So gingen noch hundert und mehr Jahre über Moritzburg dahin. Da mußte an einem Spätherbsttag der letzte König fliehen. Unglücklicher Krieg hatte in Stadt und Land langgesäte Keime des Aufruhrs zum Reifen gebracht. Auf den Staatsgebäuden der Hauptstadt flatterte die rote Fahne. Damals sah das herbstliche Jagdschloß zwischen seinen Wandgemälden, Geweihen und Waffen die letzten Stunden einer achthundertjährigen fürstlichen Geschichte. — —

Als Leibarzt eines längst verstorbenen Mitglieds des Königlichen Hauses war der Geheime Medizinalrat Dr. Bach von Dresden aus mehrmals in Moritzburg gewesen. Seit dem Umsturz von 1918 hatte er es nicht besucht. Im Sommer 1924 aber verspürte er eine merkwürdige Neigung, alle Stätten wiederzusehen, an denen ein Stück seiner Vergangenheit hing. Mit seiner Nichte und treuen Pflegerin Käthe, die auch schon über vierzig war, aber noch offene Augen hatte wie ein Kind, hatte er im August zum erstenmal seit sieben Jahren eine große Reise gemacht: über Weimar, Würzburg, Stuttgart bis zum Bodensee und rückwärts über München und Regensburg. Ueberall hatte er Eindrücke seiner Jugend- und Mannesjahre erneuert. Im Herbst, der dies Jahr eigentlich schöner war als der Sommer, waren sie einmal ins Erzgebirge und ein paarmal in die Sächsische Schweiz gefahren. Und als die Tage kürzer wurden, kam die nächste Umgebung von Dresden an die Reihe. Da war die Dresdner Heide, in deren sandigen Waldgründen man sich viele Meilen fern einer Großstadt wähnen konnte. Da waren die Schloßgärten von Pillnitz und Großsedlitz, peinlich nach der Schnur gezogen und mit der Heckenschere geschnitten, als sei auch die Natur dem Geschmack eines absoluten Fürsten unterworfen.

An einem sonnengoldenen Oktobertag fuhr der Geheimrat mit seiner Nichte nach Moritzburg. Fräulein Käthe kannte es noch gar nicht. Sie war erst kurz vor dem Krieg zu ihrem Onkel gekommen, als er keinen Hofdienst mehr hatte und natürlich nicht so leicht daran dachte, gerade nach diesem ihm bekannten und an sich recht abgelegenen Ort einen Ausflug zu machen. Wer nicht zu Wagen hinfahren kann — durch eine der schönsten Alleen Sachsens —, muß ja eine langweilige Kleinbahn benutzen.

Noch vor einem Jahr hätte kein Mensch den alten Herrn vermocht, das leere Schloß zu betreten, das er so oft voll höfischen Lebens geschaut: Doppelposten am Tor, Lakaien in der gelbgrauen, silberbetreßten Livree auf den Treppen, Uniformen, Jagdröcke, gedeckte Tafeln und Kerzenglanz in den Gemächern und Wagenrollen vom Hof herauf. Als Zuflucht ein paar stille Turmzimmer, wo man dem Treiben ganz entrückt war, auf den Teich hinausträumen oder sich von den stolzen alten Möbeln und den verblichenen wappenbestickten Damasten zuraunen lassen konnte, der wievielte Insasse man schon sei.

Heute ging der frühere Leibarzt wie ein beliebiger Fremder durch die ausgestorbenen Räume. Die Erklärungen des Schließers verbat er sich, führte vielmehr selbst das Wort, um seiner Begleiterin alles zu zeigen: den Bankettsaal, wo die Fülle der Hirschgeweihe, in Spiegeln noch vervielfältigt, das Auge verwirrte, die kunstvollen Becher und Pokale, einst zu verwegenen Trinkproben gebraucht, die fröhlichen Jagdbilder und die mancherlei Merkwürdigkeiten. Welcher Gegensatz dazu die Kapelle, wo ein gegeißelter Christus die Sünden der Welt an seinen Qualen weist. Der kurfürstliche Bildhauer Balthasar Permoser hat aus rotgesprenkeltem Marmor den heiligen Leib wie blutüberronnen gemeißelt.

Aufatmend traten die beiden endlich auf die Terrasse, auf deren Steinen die späte Nachmittagsonne spielte. Nach langem Schweigen begann Käthe:

„Man wird den Gedanken nicht los, das muß wiederkommen. Was so viele hundert Jahre bestanden hat, kann doch nicht mit einem Schlag zu nichts werden. Es ist ja, als wären die Herrschaften bloß zurück nach Dresden und nächsten Sommer finge hier alles wieder an."

Der alte Herr seufzte. Zögernd sprach er dann:

„Das ist auch mein Traum. Aber ich bin alt und weiß nicht, ob ich die Welt noch richtig sehe. So viel ist zerbrochen, was unsereinem unverrückbar und ewig schien."

„Ach Onkel, ist nicht manches schon wieder aufrecht, was 1918 einstürzte? Es ist ja nicht alles so schlimm gekommen, wie du und deine Freunde gefürchtet haben. Sogar gutes Geld haben wir wieder!"

„Kind, du sagst gern, ich hätte einen tiefen Blick. Und 's ist wahr, ich habe schon lang bemerkt, daß die alten Dinge schwächer wurden." Er deutete hinauf zum Giebel, über dem eine leere Fahnenstange ragte: „Da droben hab ich zuletzt vor Jahren die Königsstandarte flattern sehen: die fünf schwarz und goldnen Streifen mit dem grünen Rautenbalken quer. Es war auch ein Herbsttag, aber ein trüber. Die Fahne knatterte im Sturm, und die dunklen Wolken jagten dahinter vorbei. Heute ist die Standarte weg. Es ist nicht alles für schwere Stürme geschaffen."

„Da muß ich doch die Geschichte anrufen. Unser sächsischer Thron hat Stürme genug überstanden. Den Dreißigjährigen Krieg, den Siebenjährigen, die Napoleonszeit, 1848 und 1866...

„Gewiß, gewiß. Aber da war alles noch einfacher. Das Volk glaubte an die Fürsten. Es war noch nicht aufgewühlt, ich will gar nicht sagen von Hetzern — die gab's ja schon in den Bauernkriegen — aber vom Verkehr, von der täglichen Zeitung. Wir haben ja gar kein Volk mehr, wir haben nur Massen."

„Gehn wir jetzt weiter", bat sie und sie schritten über den Damm nach dem Park und vorwärts in den Tiergarten hinein. Das ist ein Wald, wie es nicht viele mehr in Deutschland gibt. Kein Forst, wo die Bäume in Reihen stehen, die kleinen dichter, die großen lichter, sondern ein Wald vom alten Schlag. Baumriesen, viel, viel älter als das Schloß, heben sich in weiten Abständen unregelmäßig aus dem Moos, und zwischen ihnen laufen die Wildschweine mit ihren Jungen herum. Fast zahm sind diese Tiere, die hier allein noch im Land für die königliche Jagd gehegt wurden, und pünktlich kommen sie zur Fütterung an die Krippe. — Fräulein Käthe schmiegte sich erst etwas ängstlich an den Arm ihres Onkels, als ein starker Keiler mitten auf dem Weg sie kritisch betrachtete; aber er trottete bald seitwärts und da fand sie das freie Tierleben wundernett.

Kein Mensch begegnete den zwei Wanderern. Sie glaubten schon ganz allein zu sein, da entdeckten sie zwischen den Bäumen etwas, das in besonders schöner Natur sich nicht selten einfindet, einen Maler. Er saß vor seiner Staffelei und hatte auf der

Leinwand ein fast vollendetes Waldstück mit einem Rudel Wildschweine. Richtige Bäume, keine schwarzen Stangen, und richtige Wildschweine, keine indianischen Totems von solchen. Der Künstler schien also kein ausschweifender Expressionist zu sein. Er sah auch ganz schlicht-vernünftig aus. Ein langer sehniger Mann mit kurzem rötlichem Bart, hoher Stirn (wie Friedrich Hebbel, dachte Dr. Bach), und in gutem Touristenanzug. Es ergab sich leicht, daß man sich grüßte und ins Gespräch kam.

Der Maler war ein Norddeutscher, seine Kunst führte ihn indes nach den verschiedensten Landschaften. Er wohnte in dem Gasthof, wo die meisten Ausflügler einkehrten und der überdies während des Kriegs für sein gutes Essen und große markenfreie Fleischportionen weitum berühmt geworden war. Da der Abend hereinbrach, mußte die Arbeit des Pinsels eingestellt werden. Der Maler packte zusammen und die beiden Dresdner begleiteten ihn nach seinem Quartier. Eine Stunde später saßen alle zusammen bei Tisch in der gemütlichen Gaststube, unter Geweihen und Königsbildern. Denn in Moritzburg ist alles auf den Hof oder die Jagd zugeschnitten.

Der Maler hatte natürlich das Schloß auch schon besichtigt. Geheimrat Bach aber konnte ihm über vieles noch besseren Aufschluß geben und tat es mit Eifer und wachsenden Vergnügen. Er freute sich, in dem Fremden einen nicht nur aufmerksamen sondern innerlich teilnehmenden Zuhörer zu finden. So vertiefte sich das Gespräch mit der Zeit. Die Geschichte des Hauses Wettin tat sich auf und schließlich war man bei der Frage über das endgültige Vorbei oder die mögliche Wiederkehr der deutschen Monarchien. Die Männer — Fräulein Käthe hörte fast nur zu — waren sich einig über den geschichtlichen und kulturellen Wert erblichen Fürstentums.

„Die Regierungen der Kaiser und Könige," sagte der Geheimrat, „teilen die Geschichte ihrer Reiche in übersichtliche Abschnitte. Mehr, sie geben ihr ein persönliches Gepräge, einen Namen. Man spricht vom Zeitalter Ludwigs XIV., von der britischen Aera der Königin Viktoria. Wonach soll man die Geschichte einer Republik einteilen?"

„Und die Fürstengeschlechter", fuhr der Maler fort, „versinnbilden ihr Volk. Sie sind das Volk als Familie, das ja ursprünglich aus einer Familie entsproß. Im alten Frankreich, wie ich gelesen habe, konnte jedermann aus- und eingehen bei Hof. Die intimsten Vorfälle des königlichen Hauses waren öffentlich. Es war eben das Haus Frankreichs."

„Es würde mich interessieren," frug der alte Herr, „wie sie über die Zukunft der Monarchie in Deutschland denken."

„Ich kann an meine letzten Worte anknüpfen. Die Monarchie hat sich verfehlt, daß sie sich mehr und mehr vom Volke abschloß. Was in Lustschlössern wie hier nach dem Dreißigjährigen Krieg und bis zur Zeit Napoleons sich entfaltete, war ein verschlossenes Paradies, ein irdischer Olymp; nicht mehr volkstümlich und vor allem nicht mehr deutsch."

„Das Volk liebte doch gerade den Prunk," fiel hier Käthe ein, „wie haben wir noch selber an den Straßen gestanden, wenn der Kaiser unsern König besuchte und im Vierspänner mit Militäreskorte abgeholt wurde. Und von einer fürstlichen Hochzeit waren die illustrierten Zeitungen voll."

Der Fremde besann sich: „Wären die guten Tage geblieben, gnädiges Fräulein, die Menge riefe heute noch Hurra. Aber die bösen Tage haben gezeigt, daß unser Volk seine Fürsten nicht mehr als ein Teil von sich selber fühlte. Sie waren ihm nur ein Luxus, das sichtbarste Stück eines Reichtums, dem es Neid trug und schließlich Haß. — Ich glaube fest", wandte er sich wieder mehr an den Geheimrat, „daß wir Deutschen zur Monarchie zurückkehren und zwar zur erblichen Monarchie alter Geschlechter. Das ist unsre uralte Staatsform. Schon Tacitus erzählt, daß die Germanen ihre Könige nach der edlen Abkunft wählten. Wie ich vorhin sagte, Volk oder Stamm bilden sich ab in der Dynastie. In meiner Heimat, Mecklenburg, ist das Gefühl dafür noch lebendig, ähnlich wohl in Hannover und in Bayern."

„So Gott will auch in Sachsen," sprach Käthe mit glänzenden Augen.

„Arg verschüttet ist es hier freilich," seufzte der Geheimrat.

„Ich kann das nicht beurteilen. Nur soviel ist sicher und gilt überall: Die üppig-höfische Monarchie des 18. oder die militärische Monarchie des 19. Jahrhunderts bekommen wir nicht wieder. Das ist sogar gut. Wir müssen wieder deutsch werden auch im Staatswesen."

Dem alten Herrn schienen diese Worte schwere Gedanken zu machen. Er sah zum Fenster hinaus in die Dunkelheit und erwiderte nach langem Sinnen:

„Sie haben mir etwas Neues gegeben. Für mich bestand der Zauber des Königtums und des Hofes gerade in seiner Abgeschlossenheit vom gemeinen Leben. Es war wie kostbares Porzellan im Glasschrank. Sie müßten einmal ins Innere getreten sein, in ein bewohntes Königsschloß. Menschlich gings auch da zu, sehr menschlich oft. Doch es war eine eigene, wundersam behütete Sphäre. Alles Formlose, Rauhe und Unedle blieb weit draußen. — Aber ich fühle selber, das ist vorbei. Eine Flut hat die schützenden Mauern eingedrückt. Ich, der drinnen stand, kenne die Kräfte nicht, die neue Dämme aufführen, die das Zerstörende vielleicht gar in Schaffendes verwandeln können."

„Es ist noch genug Schaffendes, Schöpferisches in unserem Volk", meinte zuversichtlich der Sohn des Nordens.

„Möchte es sein. Ich finde es nicht mehr. Und so wie mir geht es vielen meines Alters und meiner Kreise. Bis Ihre Volkskönige und Stammesherzöge kommen, muß ein anderes Geschlecht aufwachsen. Ich sterbe wohl noch in der Republik."

Sie schwiegen und lauschten hinaus. Der Herbstwind klagte in den gilbenden Kastanien.

Katholizismus und politische Gegenwart.

Von Dr. Heinr. Staab, Neuß.

Mit großem Interesse habe ich die Ausführungen von Hans Grundei und P. Erhard Schlund in der Katholikentagsnummer der Allgemeinen Rundschau gelesen. Grundei warnt vor dem Optimismus, der da glauben will, wir Katholiken hätten das Rettungsmittel für Deutschland in allen den Gedanken gefunden, die sich uns heute als „neu" vorstellen. So verstand ich dies tiefste Empfinden, das seinem Aufschrei gegen Wusts Optimismus und seine theoretische Linie Wien—München—Frankfurt—Köln zugrundeliegt. P. Schlund, der energische Vorkämpfer wider den völkischen Nationalismus, wendet sich gegen die Ausartungen eines Pazifismus, der glaubt, mit der Durchführung des Friedens in seinem Sinne beginnen zu können, ohne Rücksicht darauf, „ob andere Völker mittun, und die damit sich selbst und unser Vaterland zur Beute der Feinde machen".

Beide Aeußerungen gehören zusammen. Sie berühren wohltuend denjenigen, der nicht mit begeisterter Zustimmung sich so vielen „neuen" Bewegungen im katholischen Lager in die Arme werfen kann. Ich hoffe, daß wir Katholiken darüber sprechen können, ohne gleich in die Wolle zu geraten oder einander zu verdächtigen. Alles Irdische ist relativ und wird zu seiner Zeit mit übertriebener Bedeutung belegt. Ich glaube, daß auch wir Katholiken das auf uns anwenden müssen.

Was ist unser katholisches Christentum anders als die, menschlich gesehen, organischste Weltanschauung? Es muß ja auch, wenn vom göttlichen Schöpfer aller Dinge kommend, die einzig mögliche Antwort auf diese Dinge sein.

Seit 1918 sind wir Katholiken mehr und mehr dabei, uns in der Auslegung dieses Christentums immer weiter von einander zu entfernen. Auf dem Problemgebiet des Nationalen sind wir nachgerade so gespalten, daß man alle Denkelemente vom Nationalismus bis zum Kosmopolitismus in unseren Kreisen findet. Es wird die Stunde kommen, da diese Zersplitterung vielleicht alle praktischen Verdienste um den Staat gefährdet. Ich bin trotzdem so optimistisch, zu glauben, daß die Verarbeitung der verschiedensten Denkelemente im Lichte der katholischen Weltanschauung eine heilsame sein kann. Aber es muß auch eine Verarbeitung sein. Für solche aber ist die vielfach beobachtete Tatsache eine Gefahr, daß Literatur und Publizistik unserer Zeitschriften, Zeitungen und Verlage, soweit sie sich auf „neue Bewegungen" eingestellt haben, dem bedenkenden (um das Wort zu gebrauchen) oppositionellen Diskussionsteil gegenüber sehr zurückhaltend sind. Wir Katholiken sind angekränkelt von der furchtbaren Massenpsychose des Wortes „reaktionär". Ich behaupte: Die hemmenden Momente im deutschen Katholizismus gegen die Neuerungseifrigen kommen vorwiegend deshalb nicht zu einer dem hinter ihnen stehenden Volksteil entsprechenden literarischen Vertretung, weil man das Wort „reaktionär" fürchtet. Die Ehrlichkeit vor uns selbst gebietet uns ferner, zu prüfen, wie viel Egoismus und Schwärmerei sich in unsere besten Absichten, ein „Neues" zu wollen, eingeschlichen hat. Ich erhebe keinen Vorwurf, ich möchte nur von Mensch zu Mensch meine Glaubensgenossen zum Nachdenken darüber bringen.



Es sind Kräfte in uns und neue Erkenntnisse. Zwischen denen, die im alten Denken laufen und denen, die vorwärtsstürmen, gibt es einen Mittelweg. Man muß ihn suchen und die ewigen Lebensgesetze weisen ihn. Aber Katholiken sollten im Bewußtsein dieser ihrer organischen Endeinstellung manche Klippen und Kühnheiten vermeiden, an denen andere, erdenschwerere Bewegungen bereits gescheitert sind.

Beim Thema: National oder Kosmopolitisch? müssen wir endlich klarer zum Ausdruck bringen, daß wir streng vom Boden des Nationalen ausgehen. Daß wir die nationale Selbstliebe nicht ablehnen können, wie wir auch im Einzelleben die Selbstliebe nach der Lehre der Kirche nicht ausrotten, sondern pflegen, d. h. wachsen lassen und sittlich binden. Die Lösung kann nie und nimmer in christlichen „Internationalen" liegen. Sie wird vielmehr in der christlich beeinflußten inneren und äußeren Politik der einzelnen Staaten zu suchen sein. Entscheidender Schwerpunkt liegt also weniger in „Friedensbewegungen", deren Sinn sich meist auf die Führerkreise beschränkt und zum Beispiel auf die breiten Massen, namentlich eines ohnmächtigen Volkes, ganz andere psychologische Wirkungen als beabsichtigt haben kann. Der entscheidende Schwerpunkt liegt vielmehr auf der christlichen Politik und ihren Parteimitteln in den Staaten. Wir müssen uns für das eine oder andere entscheiden, wollen wir nicht in eine Zersplitterung unserer Arbeit geraten, die tiefer an unsere Seele greift, als die Vielspältigkeit und Ueberorganisation des katholischen Vereinslebens. Die Abgrenzung gegen die moderne Vertretung des doktrinär-liberalen Pazifismus in Deutschland muß von katholischer Seite aus ernster und entschiedener betrieben werden. Die liberalistischen und sozialistischen Denkelemente haben sich in unserer Kulturpolitik eine zu gründliche Schlappe geholt, als daß wir mit ihnen auch nur in der Teilfrage einer Neugestaltung der internationalen Beziehungen zusammengehen sollten. Vieles droht zwecklose Demonstration zu werden, was, in katholischem Lichte gesehen, zur völligen Entwicklung gebracht werden kann. Ich denke an die Zukunft des Völkerbundsgedankens, der nach unseren Anschauungen ohne entscheidende Beteiligung des Papsttums nie seinen letzten sittlichen Zweck erreichen kann. Warum erhält der Gedanke des Haager Schiedsgerichts, wie ihn Amerika gegen den heutigen Völkerbund aufrechterhält, nicht mehr Aufmerksamkeit der Katholiken? Alles deutet darauf hin, daß wir dem ungestümen Tempo zu verfallen drohen, mit dem der Sozialismus als Staatsauffassung innerhalb weniger Jahrzehnte abgewirtschaftet hat, und die materialistische Formaldemokratie vielleicht noch schneller scheitern wird. Beides könnte uns Katholiken zum Abwarten reizen, zum Aufschieben einer aktiven Betätigung an den Problemen der Nation und der Welt, — wenn nicht zu vieles Gute mit diesen gewaltigen Erprobungsversuchen zugrunde ginge. Wer will leugnen, daß der gute Kern dieser Bewegungen entliehenes Christentum ist? Ein Christentum freilich, das unter materialistischen Händen und von glaubenslosen Herzen in religionslose Sittengesetze umgefälscht worden ist. In jenem Bereich, der von unkatholischen Gedanken beseelt ist, bewegen sich heute bereits weite katholische Kreise, wenn es um die letzte Entscheidung „National oder Kosmopolitisch" geht, lieber als im Kreise von Glaubensgenossen. Hier ist etwas nicht richtig, will man nicht annehmen, daß der Katholizismus in uns versagt, — sei es auf dieser oder jener Seite. Wir brauchen eine Basis für unser Arbeiten an der Welt und einem neuen Menschentum. Das ist das durch die Sprache und das Blut gesetzte Volkstum. Wir können es nicht sprengen, aber uns in seinem Rahmen mit den anderen Völkern verständigen. Wir können auch nicht den Begriff der nationalen Ehre verlassen, in der Hoffnung, dadurch unter Menschen und Völkern die „Menschheit" zu begründen.

Wie zerrissen findet uns die Fragestellung Republik oder Monarchie? Auch hier ringt Ungeduld mit Ungeduld. Wir operieren mit Enzykliken und Definitionen gegeneinander. Wir stehen in diesem und jenem Lager. Unsere Religion zwingt uns weder zu dem einen, noch zu dem anderen Bekenntnis. Sie zwingt uns nur, gute Bürger der sich behauptenden Ordnung zu sein. Doch nicht einmal das geben sich Katholiken untereinander zu. Stellenweise sind wir in gegenseitiges Verdächtigen, Verdammen, in ein — nehme mir niemand es übel! — Verleumden, in hoffärtige Gesten gegeneinander geraten, daß es zwischen Sozialisten und Deutschnationalen nicht schlimmer sein könnte. Wie viel wäre gewonnen, wenn jeder sich auf folgenden Standpunkt stellte: Wir bejahen alle den Staat von heute. Putsche macht kein Katholik mit, der sich noch als solcher fühlt. Ob die neue Republik oder eine neue Monarchie das auf die Dauer Beste für Deutschland ist, liegt in der praktischen Zukunft. Mögen Republikaner ihr Verfassungsbild wahrhaft deutsch und zeitgemäß gestalten, die monarchistisch gesinnten Katholiken tragen wichtige Bausteine zusammen, indem sie ihren monarchischen Gedanken überlegen. Auf den Geist kommt es doch an. Und der muß jeweils ein katholischer sein. Das gebietet etwa einem Monarchisten unter uns auch, die Frage einer nochmaligen Verfassungsänderung als verfrüht heute abzulehnen. Wir sind zum Teil so weit, daß wir gleich den Anhängern einer materialistischen Staatsanschauung „monarchistisch" gleich „reaktionär" gleich „illoyal gegen das Vaterland" setzen. Ueberprüfen wir das, was wir für die Republik als beste Staatsform schreiben, einmal darauf hin! Wir werden feststellen, daß wir auch auf diesem Gebiete — trotz hervorragender Arbeit für das Vaterland in praktischer Tagespolitik durch unsere christlichen Parteien — bisher unserem Volke herzlich wenig neue Maßstäbe gegeben haben. Ja, wir laufen Gefahr, daß auch bei uns das Pendel zu heftig ausschlägt. Zugegeben, daß die christlichen Parteien vor dem Kriege genau so gedankenlos ihre religiösen Kräfte zur grundsätzlichen Stützung der Monarchie als der Staatsform verwandt haben. Dasselbe droht uns heute gegenüber der Republik zu passieren. Republik ist bei vielen von uns wie bei den versteinerten Anschauungen religionsloser Bewegungen gleich Freiheit, gleich sozialem Willen, gleich Demokratie. Wir haben in vielem die historische Betrachtungsweise verloren. Ich halte unter diesem Gesichtspunkte die Glatzer Beschlüsse der Windthorstbünde betreffend das grundsätzliche Bekenntnis zur republikanischen Staatsform für zu weitgehend. Sie eilen der Haltung der Parteien voraus. Sie mögen den republikanisch Gesinnten in den Bünden eine Befriedigung sein. Diejenigen, denen die Stellung zu Monarchie oder Republik eine innere Auseinandersetzung ist, in denen der alte katholische Konservatismus mit der katholischen Fortschrittspflicht ringt, werden damit beiseitegeschoben. Seien wir uns aber klar: Das Neue liegt nicht in einer Uebersetzung bereits vorliegender, oft akatholischer Richtungen ins Katholische, sondern in einer inneren Auseinandersetzung zwischen den konservativen und fortschrittlichen Kräften des Katholizismus. Unsere Kirche mag uns ein Vorbild sein, in der sich aristokratische Hierarchie mit demokratischem Liebescharakter wundervoll paart, in der Konservatismus und stürmende Teilnahme am Weltfortschritt sich ausgleicht. Ihre Jahrtausende alte Geschichte hat noch keinen Konflikt zwischen beiden mit Schaden überstanden. Sollten wir, wenn wir organgebunden bleiben, nicht ebenso gut fahren? So muß grundsätzlich in den christlichen Parteien und ihrer Jugend die Frage der theoretisch besten Staatsform nicht mehr als den Rang einer Formfrage haben, zu deren Beantwortung in diesen Gruppen beiden Ansichten Raum und Anstoß gegeben werden muß. Es ist — das wird niemand leugnen — heute viel billiger und schneller das Neue im Republikanischen als im Monarchischen zu finden. Ein Beweis, daß das erstere das Bessere oder Wahrere sein soll? Ich wage es nicht zu bejahen. Weitere Kreise, als wir ahnen, befinden sich in der Ueberlegung. Sie werden gestört durch organwidriges Eilen, das lediglich vom politischen Zweckziel, nicht aber vom Gedanken der Katholizität in Deutschland getragen ist.

Unsere deutsche Politik leidet viel mehr, als sie sich zugestehen will, an der Flaggenfrage. An ihrer meines Erachtens unpsychologischen Lösung in einem aufgeregten Augenblick tragen wir schwerer, als wir meist zugeben wollen und heute erkennen. Auch da stehen wir gegeneinander, gespalten. Begeisterung und Geschichtsbeweise hüben und drüben. Gesellschaft formalgerichteter Anschauungskreise hüben und drüben. Wieder das falsche Bild, das mitzumachen unser Katholizismus uns nicht gehindert hat: Schwarz-Weiß-Rot gleich Monarchie, Schwarz-Rot-Gold gleich Republik! Ist das so zu Recht? Können wir uns Jemanden denken, der Schwarz-Rot-Gold als verfassungsgemäß bestimmte Reichsflagge ehrt und gleichzeitig Schwarz-Weiß-Rot erstrebt? Und doch, wie viele unter den Katholiken denken so! Aber ehe wir uns aussprechen, Festlegungen vermeiden, heften wir uns gegenseitig alle die Schlagwörter an, in denen die Akatholischen groß sind und mit denen sie eine alle befriedigende Lösung auch dieser großen Nebensache verhindern werden. Die Republikaner, die für Schwarz-Weiß-Rot sind, fehlen. Ein Zeichen für die Gründlichkeit der Aufklärung? Nein, aber ein Zeichen für den gedankenlosen Wechsel, den auch wir mitgemacht haben.

Ich habe drei kleine Punkte herausgegriffen, die mich von dem goldigen Optimismus, der die Linie Köln—Frankfurt—München—Wien als eine katholische Geistesbasis in Deutschland sieht, auf dem Gebiete der Politik bereits zurückhalten. Viele, vielleicht noch deutlichere ließen sich aufzählen. Ich denke an die Auffassungen von Großdeutschland, vom Föderalismus, von dem Grundcharakter unserer Einstellung zu den nichtkatholischen Christen. Wir sind ein Gemisch geworden, dessen einzelne Atome sich zu den verschiedensten Molekülen aller Art je nach Mischung zusammensetzen. Wir verlieren uns, scheint's, an einer Zeitwende, die möglichste Anlehnung an die grundsätzliche Betrachtung gerade vom religiösen Menschen verlangt, zu weit in die letzten Gliederungen. Was die politische Taktik uns an Verdiensten ums Vaterland erwirbt, scheint das Wesenhafte in uns trotz den Hoffnungen der Jugendbewegung zu zergliedern, mag auch heute in vielem noch das Gegenteil vorhanden scheinen.

Anmerkung der Schriftleitung: Wir stellen uns nicht in allem auf den gleichen Standpunkt wie der Verfasser, geben aber seine Ausführungen als nachdenkliche Betrachtung gern wieder.

Elsaß und Lothringen im Zeichen des Kulturkampfes.

Von H. Münsterbach, Straßburg i. E.

Seit einigen Monaten sind die ehemaligen Reichslande erneut zum Kriegsschauplatz geworden. Ein Verteidigungskrieg um die heiligsten Rechte ist in Elsaß und Lothringen entbrannt als Antwort auf die Ankündigung Herriots, die Verfolgung der Kirche wieder aufzunehmen. Wie auf Kommando sind die beiden Provinzen aufgestanden, um laut und feierlich Protest einzulegen gegen ein solches Ansinnen.

Ganz spontan aus dem Volke erscholl die Bereitschaft, bis aufs Blut den heiligen Glauben zu verteidigen. Und als gar der Hochwürdigste Bischof von Straßburg die Gläubigen aufforderte zum äußersten Widerstand, da war die Protestbewegung eine allgemeine. Von Basel bis Weißenburg hallte das Elsaß wieder von Protestversammlungen, in Straßburg zählte man über 50.000 Teilnehmer, in Mühlhausen über 20,000. Tagtäglich gingen Hunderte von Einsprüchen von Gemeinderäten, Körperschaften, Generalräten usw. an Herriot ab. Die Katholiken im Elsaß hatten an der Seite der lothringischen Glaubensbrüder den Fehdehandschuh aufgegriffen.

Ein solches Schauspiel hatte Frankreich noch nicht gesehen. Nun endlich begann es auch bei den Katholiken Frankreichs zu dämmern. Die elsässischen Katholiken wollten sich nicht wie ihre Glaubensbrüder im Innern vor 20 Jahren als stumme Lämmer zur Schlachtbank führen lassen. Und als man erkannte, daß diese ganze Widerstandsbewegung rein religiösen Charakter hatte, traten auch die Katholiken Innerfrankreichs an die Seite der Elsaß-Lothringer. Tausende von Glückwunschschreiben liefen beim Oberhirten der Diözese Straßburg ein. Kardinal Andrieu in Bordeaux schrieb, „daß nun auch für die katholische Kirche in Innerfrankreich der Kreuzzug der Befreiung ausgerufen sei".

Man sah es deutlich ein, der Katholizismus in Frankreich hatte allzuleicht das Joch der Trennung von Kirche und Staat auf sich genommen. Die Katholiken Frankreichs hatten sich resigniert abgefunden mit den Verfolgungsgesetzen und dem Zustande der Rechtlosigkeit. Gustav Hervé, gewiß kein Klerikaler, machte den Katholiken den Vorwurf, daß sie „des âmes de vaincus" haben, d. h. in die Seelenverfassung der Besiegten und Entmutigten sich eingelebt haben.

Das Beispiel des gläubigen Elsasses, das zum starken Abwehrkampf sich rüstete, hatte den Katholiken die Augen geöffnet. Sie sahen nun ein, daß sie während des Krieges herrliche Gelegenheiten versäumt hatten, ihre heiligsten Rechte zurückzuerobern. Sollten deshalb 4000 Priester und Ordensleute ihr Blut für Frankreich vergossen haben, um nachher wie gemeine Verbrecher aus der Heimat vertrieben zu werden? Dabei hat die gleiche Regierungserklärung, die den Kulturkampf ankündigte, eine allgemeine Amnestie in Aussicht gestellt. „Welch trauriger Gedanke" schrieb G. Goyau im „Figaro" „sich sagen zu müssen, daß in wenigen Wochen an den Grenzstationen unseres Landes zweierlei Leute sich begegnen werden: die Deserteure und Vaterlandsverräter, denen man die Tore öffnet und die Ordensleute, die ihr Blut vergossen für ihre Heimat, die hinausgestoßen werden".

Eine große Abwehraktion ist zur Zeit im Gange, gestützt auf die straff disziplinierte Masse des katholischen Volkes in Elsaß und Lothringen. Das katholische Elsaß fordert strikt die Beibehaltung der konfessionellen Schule, die Achtung der Ordensgenossenschaften und die Aufrechterhaltung der Gesandtschaft am Vatikan. Zu diesem Zwecke wird in gegenwärtiger Stunde eine Sammlung der Unterschriften aller katholischen Eltern in Elsaß und Lothringen vorgenommen. Obwohl sie noch nicht beendet ist, so sind es bis heute 75% aller Katholiken, die bereits unterzeichnet haben. Diese Unterschriften sollen an Stelle der verweigerten Volksabstimmung von den katholischen Abgeordneten der beiden Provinzen dem Ministerpräsidenten überreicht werden.

Die Regierungsmänner in Paris sind doch etwas beunruhigt worden ob dieser ersten Anzeichen energischen Widerstandes. Man hatte eben die Informationen über die Stimmung in den einverleibten Provinzen im falschen Lager geholt. — Es ist bezeichnend, daß auch Nichtkatholiken Herriot offen der Entfesselung des Bürgerkrieges geziehen haben. So schrieb dieser Tage ein israelitischer Senator in der „Information" einen Aufsatz mit dem Titel „Die elsässische Krisis". Darin lesen wir folgende Sätze: „Die union sacrée ist gebrochen. Das Land ist beunruhigt, geteilt in zwei übrigens sehr ungleiche Lager und zweifelt, o Trauer, an der Loyalität des Mutterlandes und an seiner Liebe. Die Seelen sind verwirrt. Es gilt unverzüglich, dieser Krisis ein Ende zu machen, welche, ich muß die Wahrheit sagen, so hart sie sein mag, sich zu einer nationalen Krisis auswachsen könnte, wie das jüngst mit so vieler Beredsamkeit der Abgeordnete Dr. Pfleger erklärte."

Die Katholiken Elsaß und Lothringens sind sich wohl bewußt, daß harte Jahre bevorstehen. Denn die Freimaurerloge, deren gefügiges Werkzeug der Ministerpräsident Herriot ist, wird alle Hebel in Bewegung setzen, um in dieser Legislaturperiode ihre Ziele durchzusetzen. Bereits hat die Finanzkommission die Kredite für die Gesandtschaft gestrichen, bereits will man der Stadt Straßburg die Simultanschule als Weihnachtsgabe überreichen. Aber trotz aller Angriffe wird der Abwehrmut der gläubigen Elsässer und Lothringer nicht erlahmen. Mit Gottes Hilfe wird man den Kreuzzug der Befreiung führen.

Ein Wort zum Frieden zwischen den Konfessionen.

Von Gertrud v. Zezschwitz.

(Schluß.)

„Es ist modern, zu konvertieren" wurde unlängst der Schreiberin mit Lächeln gesagt. Zum Glück rechnet diese nicht zu solchen Modernisten, da ihre erste Verbindung mit der katholischen Kirche bereits elf Jahre zurückliegt. Es ist nicht zu leugnen, die Konversion ist zu einer Art Zeiterscheinung geworden. Warum? Ein Fall sei vorausgeschickt, der auch auf die Schreiberin sonderlichen Eindruck machte. Eine Dame der höheren Gesellschaft, in ihrer Jugendzeit der Leitung eines der bekanntesten, trefflichsten protestantischen Seelsorger anvertraut, tritt nach einem von evangelischer Frömmigkeit erfüllten Leben in hohem Alter zur katholischen Kirche über. Aller Schmuck, alle Freude des Lebens war ihr geraubt. Ein Grab ihrer Lieben nach dem andern sah sie schaufeln. Die innere Vereinsamung überwältigte sie; aus nichts, auch nicht aus dem ihr so vertrauten Wort Gottes konnte sie ausreichend Kraft und Trost schöpfen. Nicht sie wurde gesucht, sondern sie suchte die Tröstung der katholischen Kirche und lebt in ihr neu auf.

„Sinnenzauber, Romantik, imperatorischer, organisatorischer Charakter der Weltkirche" — das sind für Prof. Preuß in seinen Artikeln die Anziehungsmächte für konvertierende Seelen. Wir sehen kaum jemand mit krankem Gemüte wie jene bejahrte Dame. Wir sehen jugendliche Gestalten beiderlei Geschlechtes den Schritt tun, aber auch reife, mit Mut und Kraft den Kampf des Lebens führende Persönlichkeiten. Die feine individualistische Nüancierung, die tiefste seelische Begründung bleibt das Geheimnis des Einzelnen. Eines jedoch trifft für alle zu: sie suchen und finden die ihnen fehlende religiöse Atmosphäre, die religiöse Gemeinschaft. Darin hat wohl Prof. Preuß recht: es ist der Zug, das Bedürfnis der Zeit — das Religiöse, die Religion. Gott sei Dank hat diese Stunde geschlagen! Sie ist der Segen unseres nationalen Jammers und Elendes. Nur ist es zu beklagen, wenn der Theologe darin „Romantik" wittert. Aufklärung und Revolution stießen Fr. L. v. Stolberg nach Rom, lautet das Urteil über einen Mann, der nahezu 10 Jahre die katholischen Wahrheiten durcharbeitet, bis er sein hohes Staatsamt niederlegt, aus

seinem Freundeskreise scheidet und mit seiner Frau übertritt. Man ist von solcher Weise eines Dozenten, über Personen und Handlungen zu urteilen, mit Recht peinlich berührt. Ebenso wenn er den Geist der Kirche prüft und feststellt nach irgendwo aufgegriffenen Devotionsbildchen oder geschmacklosen Geschäftsanzeigen oder nach der öfters die Grenzen überschreitenden Praxis des Mutter Gottes-Kults. Für Männer der Wissenschaft stehen andere Quellen zur Verfügung; sie sind doch geschult, den Dingen auf den Grund zu gehen und ins innerste Wesen einzudringen. Nicht nur die Fülle von katholischen wissenschaftlichen Werken und die lange Reihe katholischer wissenschaftlicher und kultureller Zeitschriften, auch vor allem die wissenschaftlichen Organe der großen Ordenshäuser der Benediktiner, Franziskaner, Jesuiten, dazu die Gesamtliteratur eröffnen den vollen Einblick in die Geistesart und Seele der Gesamtkirche, in ihre Wirksamkeit und ihr Streben.

Es ist der Schreiberin bedeutsam gewesen, daß moderne Menschen, gewisse geistige und ästhetische Feinschmecker, religiösen Gehalt und Wert bei außereuropäischen Religionsanschauungen aufspürten und schätzten, ihn auch noch bei der katholischen Kirche feststellten, ihn aber dem protestantischen Kirchenwesen völlig absprachen. Sicherlich kann man solchen aller Dogmatik fern stehenden Weltmännern Oberflächlichkeit und Betonung der Aeußerlichkeit vorwerfen; jedoch trotz ihrer seelischen Verwöhntheit und Abgenutztheit hat sich doch wohl noch die Fähigkeit erhalten, elementare Religiosität auf sich wirken zu lassen. Luthers Eigenart und Meisterschaft und seine Forderung an seine Zeit war intensives, elementares religiöses Glaubensempfinden und dessen Betätigung. Diejenigen, die noch heute sich zu ihm als ihrem Vater und Meister bekennen, mögen wohl zusehen, ob sie dies sein Bestes in ihrem Kirchenwesen festgehalten haben, oder ob sich nicht philosophische Theologie und gesteigerter Intellektualismus gleich einer erstarrenden Macht darüber ausbreiten.

Was schafft die religiöse Atmosphäre und Gemeinschaft in der katholischen Kirche, die die Geister und Gemüter zu sich locken? Prof. Preuß hat völlig recht: „Die katholische Kirche wird jedem gerecht, sie bietet allen etwas je nach ihrem Maß des Bedürfens und Verstehens.“ Menschen des Geistes, die prüfend an sie herantreten, kostet es einen harten Widerstreit, daß die Kirche so viel auf das Volk, den gemeinen Mann Rücksicht nimmt. Aber es muß auch ihnen das Herz abgewinnen, wenn die Armen am Geiste, wenn Erwachsene, auch Kinder, denen man die Not aus den Gesichtszügen liest und deren ganzes Aeußere den Stempel der Armut trägt, inmitten der Licht, Freude und Frieden verbreitenden Gottesdienste sichtlich aufleben und gehobene Stimmung zeigen. Jeder Mensch von sozialem Denken und Empfinden zollt der katholischen Kirche Beifall, daß sie auf das Gemüt, den Sinn und Geschmack des schlichten Volkes einzugehen weiß. Die katholische Kirche besitzt Poesie. Sie gebraucht alle Ausdrucksmittel der Schönheit und Harmonie. Wie die Gotteswelt draußen aller Reize voll, soll es auch drinnen hinter Kirchenmauern sein, dem Meister alles Schönen und aller Harmonie zu Ehren. Die Kirche wirkt dadurch wohltuend und erhebend und zugleich beruhigend. Aber nimmermehr schafft sie dadurch die ihr wesenseigene religiöse Geistesmacht. Wir wissen, wie alle äußeren und natürlichen Mittel ihre Eindrucksmacht allmählich einbüßen. Hier handelt es sich um tieferliegende, verborgene Kraftquellen. Die katholische Kirche ist Sakramentskirche und dadurch Bindeglied zwischen der transzendentalen Wirklichkeitswelt und unserer armen Menschenwirklichkeit. Die religiöse Atmosphäre und Gemeinschaft entströmen der Realpräsenz Christi; nicht der Problematik über Christus, sondern der Christusnähe, dem Christusleben selbst. Der wegwerfende Ausdruck „Sakramentalismus“ fällt anklagend und richtend auf den Protestantismus selbst zurück. Er sehe zu, wie viel er sich bewahrt hat von Wort und Sakrament, die Luther einst als Lebenskräfte seiner Kirche bezeichnete. Der äußere natürliche Mensch kommt in der katholischen Kirche nicht zu kurz; man achtet die Doppelseitigkeit der Menschennatur. Dennoch ist ihre Richtung und Leitung supranaturalistisch; das andere ist nur Durchgangspunkt, nur Staffel und Handleitung. Die Wortverkündigung, die Predigt behauptet die ihr zufallende Stellung im katholischen Gottesdienst ganz im gleichen Maße wie im protestantischen. Jedoch wenn das Predigtwort verklungen, dann erscheint unter sakramentaler Hülle Christus selbst auf dem Altar inmitten seiner Gläubigen. Diese lautlose, schweigende Predigt dringt meist viel tiefer und überwältigender in das Seelenleben. Nichts Menschliches, Persönliches, Subjektives mischt sich hier ein. Der moderne Mensch ist übersättigt von Kultur und Kulturwerten, von Menschenrede und Menschenweisheit, abgestoßen und entwürdigt vom Zeitgeist und Zeitelend. Er sucht reinere, freiere, höhere Kräfte und Einwirkungen; es kann ihn nichts mehr beruhigen, nichts mehr ausfüllen. Aus der Vielgestaltigkeit und Unrast des Tages begehrt er nach Einfachheit, Einkehr und Stille, aus der überlebten Subjektivität nach Objektivität. Die sakramentale Gottesnähe ist eine stillende, vertiefende, aus der Alltäglichkeit lösende Macht. Der moderne Mensch, bei dem sich Impressionismus und Expressionismus die Wagschale halten, ahnt, spürt all dies, ohne sich von den Zusammenhängen des sakramentalen Kults klare Rechenschaft geben zu können. Der mit Sinn und Bedeutung aller Handlungen und Vorgänge vertraute Gläubige hingegen tritt ein in die lebendige Gemeinschaft mit dem Unsichtbaren, wahrhaft Gegenwärtigen, unter schlichter Hülle der Hostie Verborgenen. Ich frage den Protestantismus, ich frage den der orthodoxen Richtung angehörenden Prof. Preuß, der „den Wesenszug katholischer Frömmigkeit sinnlich-mystische Leidenschaft“ nennt, „die entweder an den Stoff fesselt oder ihn in der Ekstase sprengt“: Wer hat denn das Sakrament eingesetzt? Christus oder die Kirche? Wer hat das Stoffliche, die Materie zur Umkleidung, zur Verhüllung der Gottleiblichkeit angeordnet? Christus oder die Kirche? „Das ist Mein Leib. Das ist Mein Blut.“ So lautet der schlichte Hinweis, das die Tatsache feststellende Schöpferwort. Die Konfessionen scheiden sich voneinander in dessen Deutung. Dennoch ist Luther mit der katholischen Kirche darin eins geblieben, daß die Materie hier zum heiligsten, höchsten Dienst erhoben sei. Die Schreiberin hat den größten Teil ihres Lebens der orthodoxen evangelischen Richtung angehört. Gerade der Umstand, daß man diesem großen göttlichen Geheimnis in den lutherischen Landeskirchen, entgegen dem Gebrauch der Urkirche, nicht mehr den Platz einräumt, der ihm gebührt, hat den Anfang zu ihrer Erleuchtung über Wahrheit und Irrtum betreffs Kirche und Konfessionen gemacht.

Die sakramentale Frage, der sakramentale Kult ist der eigentliche Scheidepunkt zwischen katholischer Kirche und Protestantismus. Der katholische Christ darf und muß die Anklage gröblicher Sinnenfälligkeit seines Gottesdienstes und seiner Gottesverehrung abweisen mit dem einfachen Hinweis auf Christi Wort und Stiftung. Die Konsequenzen der katholischen Auffassung und Praxis lassen auch die Wahrheit und Richtigkeit auf ihrer Seite erkennen. Dem Sakramentalen verdankt die katholische Kirche ihre Frömmigkeits-Atmosphäre, ihre große, feste Glaubens-, Gebets- und Gemeinschaftskraft. Der Protestantismus erlebt bei seinem Kirchenwesen — engere religiöse Kreise ausgenommen —, daß sein übertriebener Spiritualismus, seine philosophisch-rationalistische Problematik die Seelen und Geister nicht erwärmen, verinnerlichen und einen. Die Hochhaltung und Ausgestaltung des sakramentalen Kults inmitten der katholischen Kirche hingegen sind zum Segen des Ganzen und seiner Glieder geworden, haben ihr den durchaus religiösen Charakter aufgeprägt. Namenskatholiken scheiden dabei aus. Was den Sinnen wahrnehmbar, der schlichte Stoff, ist nur Unterpfand, Schleier realer Gottesgegenwart, ist nur Schulung und Erziehung zur Sammlung und Erhebung zur geistigen inneren Gottesschau und Anbetung. In Christi Fleischwerdung Gottes hat das Geistige, Göttliche sich in das Stoffliche und Menschliche niedergelassen und ist mit ihm eine bleibende Verbindung eingegangen. Dies Mysterium wird im sakramentalen Kult abgeschattet, vergegenwärtigt. Menschen, denen die dogmatische Begründung und Erfassung fehlt, fordert die Kirche in unserer pietäts- und autoritätslosen Zeit wenigstens auf, die Knie zu beugen zur Ehrfurcht und Demütigung vor dem noch bei ihnen in vagem Bewußtsein nahen Gott.

Gegen den „weltlichen Imperialismus, die organisierte Weltkirche“ protestiert Prof. Preuß, davor warnt er der Konversion zugeneigte Gemüter in seinen Artikeln. Lassen wir beiseite die für die Existenz und Fortdauer jeder Gesellschaft unentbehrliche, streng geregelte Ordnung und Verfassung. Nichts auf der Welt, nicht das kleinste Gemeinwesen, besteht ohne Gesetz und Regel, wie viel weniger eine Völkerkirche. Daß die von Rom ausgehende Herrschaft, eine von heiliger Tradition getragene und gestützte, nur durch eine im Uebernatürlichen und Göttlichen wurzelnde und von ihm beseelte Autorität in unserem allem Gesetz und Zwang abgeneigten Geschlecht erklärbar ist, dürfte auch Gegnern unverborgen sein. Imperatoren unsere Friedensapostel und Friedensstifter auf dem päpstlichen Stuhl! Drei Päpste hat bereits unser Jahrhundert erlebt. Auch der fanatischste Protestant kann es nicht ableugnen, daß ein jeder von ihnen ein Frömmigkeitsideal in seiner Person und seiner Amtsführung darstellt und

der katholischen Christenheit zur Pflicht macht. Sollte der Protestantismus blind dafür sein: gerade das im Katholizismus unserer Tage stark ausgeprägte und mit allem Ernst gepredigte, auf der Glaubenslehre ruhende Frömmigkeitsideal sowie die zu seiner Verwirklichung dargebotenen Mittel sind die Hauptanziehungskraft für suchende Seelen und Gemüter der Gegenwart. Hierin beruht auch im tiefsten Grunde das große Einheitsband und Einigungsmoment des Katholizismus, das nach außen hin Eindruck macht. Ihm in erster Linie dienen aller Kultus und alle Exercitia spiritualia im Klerus und in der Laienwelt, innerhalb und außerhalb der Klostermauern. — „Konvertiten fühlen sich sicherer in der katholischen Kirche" meint Prof. Preuß. Wir, die wir mit dem Besitz der vollen Glaubensgewißheit und Ueberzeugung eintraten, finden in ihr die große geschlossene Glaubensgemeinschaft, die beim Protestantismus nur auf ganz kleine Kreise eingeschränkt ist. Der Gedanke einer Sicherheitsanstalt liegt ebenso fern denen, die aus der Irreligiosität sich zur katholischen Religiosität flüchten. Sie finden dort die ihnen nötige Handreichung und Hilfeleistung und die sakramentale Stärkung in ihrer wesenseigenen Objektivität.

Das Frömmigkeitsideal beherrscht den heutigen Katholizismus; es lebt auch in den gläubigen Kreisen des Protestantismus. Nicht in ungerechten Anklagen ereifere sich dieser gegen die katholische Kirche, noch ergehe er sich in unrichtigen Vermutungen, warum sich viele von ihm zu dieser wenden. Möge der Streit schweigen und der Wetteifer, das Frömmigkeitsideal zu erreichen und auszugestalten, in den verschiedenen Konfessionen gleich groß sein, der konfessions- und glaubenslosen Umwelt zu Nutz und Segen, die sich am Kampf der Christen untereinander nur ergötzt. Als Kardinal van Rossum Norwegen als Visitator der katholischen Stationen bereiste, trat ein norwegischer protestantischer Geistlicher ihm entgegen und sprach mit Handdruck die Worte: „Es ist viel, was uns eint, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti." Das sei auch der Schlußgedanke dieser Entgegnung.

Dämmerung.

Es dämmert schon im stillen Raum —
Da regen rings sich die Geräte,
Und eine ganze Welt erwacht,
Als ob in ihrem tiefsten Traum
Ein frischer Hauch des Lebens wehte,
Und flüsternd um Befreiung flehte.

Die starren Bilder an der Wand
Bewegen sich in ihren Rahmen;
Sie grollen oder lächeln sacht
Und winken heimlich mit der Hand,
Und murmeln leise ihre Namen,
Erstaunt, wie sie zusammenkamen.

Der Lehnstuhl, dessen Polster schwellt
Mit stolzem hochgespreiztem Prangen,
Weit offen seine Arme hält.
Die schlanke Vase von Kristall
Bereitet sich mit süssem Bangen,
Viel duft'ge Blumen zu empfangen.

In Buch und Blättern auf dem Tisch
Entsteht ein Knittern und ein Knistern,
Geschäftig, wie im Chore frisch,
Und findet leisen Widerhall
Vom hohen Bücherbort: ein Flüstern,
Wie Frag' und Antwort rings im Düstern.

Da geht die Türe — Lichterstrahl
Ergiesst sich, Plaudern, frohes Lachen,
Mit vielen Gästen in den Saal,
Und scheucht zurück mit einemmal
Die Geister all der toten Sachen.
Ob sie in Wahrheit je erwachen?

Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Tatsache, daß Gott sich zur Ausbreitung seiner Kirche jener Werkzeuge bedient, die an sich die allerungeeignetsten und ganz von diesem Bewußtsein durchdrungen sind, stärkt immer wieder unsere Siegeszuversicht, wenn wir Katholiken den Blick in uns und um uns werfen und allenthalben so furchtbar viel Schwäche und Ungenügen und Halbheit, so unheimliches Ueberwuchern des Weltgeistes oft auch bei denen sehen, die als die Besten gelten. An Hunderttausenden von Christenseelen gleiten die angelernten oder aus den besten unserer Gebet- und Betrachtungsbücher gelesenen Worte vorüber, ohne daß ihre Oberfläche auch nur einen Augenblick in Bewegung geriete, bis endlich einmal ein Funke göttlicher Gnade jene oft für alle Ewigkeit entscheidende Sekunde herbeiführt: die Seele ist erfaßt, was wird der Wille tun? Wollten wir das wahre Leben der Kirche schildern, ja, da müßten wir all jene verborgenen Lebensbeziehungen zwischen Gott und den Seelen aufdecken, die ihre Entscheidung für Ihn getroffen haben, jene Prozesse, da die Seele zermalmt wird, bis sie sich ihrer Nichtigkeit voll bewußt, bis sie zum geeigneten Werkzeuge Gottes geformt, würdig ist für den Aufstieg zu Ihm. Vielleicht läßt die Vorsehung dann einmal ein Heft mit Aufzeichnungen in die Hand eines Kundigen gelangen und staunend erkennen wir nun die wahre Ursache dieses oder jenes Geschehnisses, das vielleicht unsere Rundschau als Beweis des Aufstieges und Fortschrittes buchen konnte. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich da z. B. Ludendorff immer wieder sein Schlachtroß gegen den Ultramontanismus tummeln sehe, taucht vor mir die Gestalt des edlen Ritters von La Mancha mit seiner Rosinante auf, wie er dem Windmühlenungeheuer auf den Leib rückt.

Der Papst hat eine Rede gegen den Klerikalismus gehalten. Nein, nicht gegen den sogenannten, sondern gegen jenen, der darin besteht, daß der Priester außerhalb der ihm von seinem Amte gezogenen Grenzen Betätigung sucht. Der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen zu dienen, sagte er, das ist die uns bestimmte Aufgabe, unser Arbeitsanteil auch zum Wohle der Gesamtheit. Aber das will nicht besagen, daß wir uns um Politik gar nicht zu bekümmern haben. Auch hier hat der Priester das Beispiel der Erfüllung von Recht und Pflicht zu geben, er hat die menschlichen Gewissen nach Gottes und der Kirche makellosen Gesetzen zu erleuchten und zu leiten. Die Erfüllung aber der Aufgaben sozialer Nächstenliebe liegt in der Erfüllung des speziellen Auftrages: für Gottes Ehre und der Seelen Heil zu wirken. Denn die Interessen der Seelen und Gottes sind die höchsten wie die tiefsten, aller anderen Grundlage und Krönung. Was wir tun, kann uns kein anderer abnehmen, denn wir allein sind Priester, umgeben zugleich von edelsten und heiligsten Einschränkungen.

20. September 1924. Il santo venti settembre! Das war seit 1870 für Italien der Tag, da das einzigemal im Jahre die „Brüder" Freimaurer aus ihren Logen hervorkrochen, sich und ihre grünen Fahnen im Lichte des Tages zeigten, zum Mauerloch an der Porta Pia zogen und gegen den Papst wetterten; denn durch jenes Loch war das Licht in die Stadt der Finsternis eingedrungen. Das Volk pflegte den Tag fuori di porta beim mezzo litro Frascati zu feiern. Ein historischer Tag, der 20. September 1924! Denn es genügten ein paar faschistische Plakate und eine Zeitungsnotiz, man wünsche diesmal den Tag ohne Freimaurer zu feiern, und liebenswürdig, wie die Brüder schon sind, blieben sie sofort zuhause. Darin liegt das Historische des Tages. Die Reden selbst waren auf den Ton der Anerkennung der Größe des — Papsttums gestimmt; noch ein paar Jährchen so weiter und die Porta-Pia-Feier wird zur vollendeten Papsthuldigung. Der „Osservatore Romano" tat gut daran, an die historische, unverrückte Tatsache der römischen Frage zu erinnern, welche von jenem Tage datiert und sich auch durch die schönsten Worte nicht wegreden läßt. Immerhin, die Zeiten haben sich sehr geändert. Zwar, es kommen noch immer vereinzelt faschistische Ausschreitungen vor wie z. B. gegen eine katholische Anstalt zu Foligno, aber der Papst, der sie verurteilt, sagt in diesem Falle selbst: die Schuld liegt auf der einen wie auf der anderen Seite, denn beiderseits wurde durch das gesprochene wie geschriebene Wort unter gegenseitiger Provokation die Erregung genährt. Und zu Castelgandolfo, wo eine Handvoll Faschisten am 20. September forderten, daß auf dem päpstlichen Palaste die

italienische Flagge gehißt werde, griff die Regierung sofort zu und ließ alle Schuldigen ins Gefängnis abführen. Erst jetzt wird auch die Tatsache bekannt, daß der Unterrichtsminister Gentile vorigen April unmittelbar vor seinem Rücktritte die Anbringung des Kruzifixes in allen Mittelschulen angeordnet hat. — Am 19. September, dem Feste des hl. Januarius, war Neapel und der Dom des Heiligen wieder Zeuge und Schauplatz des Wunders: kurz nach 10 Uhr verflüssigte sich, allgemein sichtbar, das eingetrocknete Blut des Martyrers in der Glasampulle und zur gleichen Stunde wurde in Pozzuoli auf dem Steine, auf dem die Enthauptung stattgefunden hatte, das eingetrocknete Blut ebenfalls flüssig.

Zum Danke für die wunderbaren Heilungen, welche die Mutter des Herrn durch ihre Fürsprache zu Lourdes an Teilnehmern der letzten englischen Wallfahrt zu diesem Gnadenorte vollzogen hatte, fand zu Manchester ein eindrucksvoller Dankgottesdienst statt. Dreizehn der Geheilten waren aus Oldham, und der Eindruck ihrer Heilung ist ein so tiefer, daß Protestanten sich der katholischen Kirche zuzuwenden beginnen. Mehrere Uebertritte wurden bereits vollzogen. Wir verzeichnen bei dieser Gelegenheit auch den Uebertritt dreier protestantischer Geistlicher: des Rev. F. Beavan, Pfarrers zu Holme-on-Spalding-Moor und des Pfarrers John Pinsent von Lincoln; der Name des dritten Konvertiten wird aus persönlichen Gründen z. Z. noch nicht veröffentlicht. Der Uebertritt Hans Herzls zum Christentum hat die zionistische Presse Jerusalems zu derartigen Tobsuchtsanfällen, verbunden mit Blasphemien gegen Christus gereizt, daß Katholiken, Mohamedaner, Schismatiker und selbst orthodoxe Juden öffentlich dagegen protestierten. Sir Herbert Samuel fand es nicht für angebracht, anderes zu tun, als die Proteste, darunter den des lateinischen Patriarchen, an die britische Regierung weiterzuleiten.

So wie zu Kattowitz der katholische Gedanke jüngst Polen und Deutsche wieder zu verbinden vermochte, so hat er auch in seiner höchsten Erhebung, nämlich zum eucharistischen Christus, in Preßburg Tschechen, Magyaren, Deutsche und Slowaken vereint. 250 000 Personen hatte der eucharistische Kongreß von weit her angezogen, die alle gemeinsam auf dem Platze vor dem Esterhazy-Palaste der Festmesse beiwohnten; in drei Sprachen wurde gepredigt. Der Nuntius erteilte den Segen. In Zehnerreihen zog die Prozession zur Fürstenwiese und abends wurde in den Predigten wiederum in allen drei Sprachen das Mysterium der hl. Messe behandelt. Dreitägige Konferenzen für Priester und Laien schlossen sich an. Niemand wird behaupten können, daß in Preßburg einem „verwaschenen Pazifismus" unter den Nationalitäten gehuldigt wird; wenn aber dort eine solche harmonische Kundgebung religiösen Charakters möglich ist, dann ist der volle Beweis der einigenden Kraft des katholischen Glaubens erbracht.

Die Union catholique d'études internationales hat ihren gegen die Staatsangehörigen der früheren Mittelmächte gerichteten § 2 fallen gelassen und bereits Fühlung mit den Oesterreichern, bezw. der Leo-Gesellschaft genommen. Diese Union steht in Beziehung zur Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit. Die Forderung einer Verbindung des Völkerbundes mit dem Papsttum steht augenblicklich wieder stark im Mittelpunkte der Erörterungen, doch hat die Stellung, welche der Hl. Stuhl selbst bisher dazu eingenommen hat, wenig Berücksichtigung gefunden.

Gleich dem norddeutschen Episkopat hat nun auch die bayerische Bischofskonferenz sich gegen die Empfehlung des Jungdeutschen Ordens und ähnlicher akonfessioneller Verbände ausgesprochen und der Jugend den Anschluß an katholische Organisationen empfohlen. Die katholischen Bischöfe Jugoslaviens haben zu Osijek erneut ihre Forderungen an die Regierung formuliert, und die tiefgehenden Veränderungen innerhalb der Regierung, die zur Beseitigung der beiden bösen Geister Pasic und Pribicevic führten, bieten jetzt begründete Hoffnung auf Berücksichtigung der katholischen Belange. Zur Schlußberatung über das Konkordat zog man Erzbischof Bauer-Agram und Bischof Aksamovich-Diakovar sowie den jugoslavischen Gesandten Smodlaka beim Vatikan zu. Beim bevorstehenden Besuche des jugoslavischen Königspaares im Vatikan soll angeblich die Unterzeichnung des Abkommens erfolgen. Die Bischöfe Kroatiens und der von Kroaten bewohnten Gebiete haben zur Jahrtausendfeier des kroatischen Königreiches einen gemeinsamen Hirtenbrief erlassen; sie betonen, was Kroatien seiner Teilnahme an der westeuropäischen Kultur verdanke. Kroatiens Geschichte ist die Geschichte seines katholischen Glaubens seit den Tagen seiner ersten Könige bis zu den Kreuzzügen, seit dem Kampf gegen den Islam bis zur Abwehr des Luthertums und bis zur Verteidigung des Kreuzes in Bosnien. Als Weihegeschenk des kroatischen Volkes wird ein kostbarer goldener Kelch dem Hl. Vater mit der Bitte überreicht, ihn bei Darbringung eines heiligen Opfers für Kroatiens Volk zu benützen.

In Frankreich Kampf gegen die Kirche. George Sorel hat es einst als die höchste Naivität der französischen Katholiken bezeichnet, von den Staatsmännern ihrer Republik Dank für ihre Hingabe an das Vaterland zu erwarten. Sorel war Franzose, war kein Christ, aber er kannte seine Pappenheimer. Der Protest der sechs französischen Kardinäle gegen die Erneuerung des Kulturkampfes wird nichts nützen; Herriot erwidert: es gibt ein Gesetz und nach diesem Gesetze ..... Weshalb haben übrigens die Katholiken, welche den nationalen Block s. Z. so ziemlich beherrschten, nichts getan, jene Ausnahmegesetze zu beseitigen? Weshalb vertrauten sie blind dem vorübergehenden Wohlwollen so vergänglicher Erscheinungen, wie es französische Regierungen sind? Im Elsaß sucht Herriot auf dem Umwege über die Simultanschule der Konfessionsschule beizukommen; in Straßburg und Colmar soll der Anfang gemacht werden. Die Streichung der Botschaft beim Vatikan scheint beschlossene Sache. Freilich steht die Herbstsession der Kammer bevor und Herriot hat seinen Gegnern, insbesondere Poincaré die Waffe der Verteidigung der Gewissensfreiheit in die Hand gegeben. Zwar hat der französische Groß-Orient seinem Edgar begeistert zugestimmt, auf dem betretenen Wege voranzuschreiten, aber nun ist der internationale Zusammenschluß der Freimaurerei aufs höchste gefährdet. Der französische und belgische Groß-Orient stehen vor ihrem Hinauswurf; jedenfalls dürfte es zur Trennung der amerikanischen Freimaurerei kommen, die sich weigert, mit den Franzosen und Belgiern wegen ihrer verneinenden Stellung zu Gott weiter zusammenzuwirken. Und Amerika ist heute tonangebend.

Noch einige Notizen aus den Missionen. Ras Tafari hat, ehe er seine Europareise antrat, den katholischen Missionen bedeutende Grundstücke zur Kultivierungszwecken überwiesen. — Auf dem internationalen Amerikanistenkongreß in Haag spielten die deutschen katholischen Missionäre, vornehmlich die PP. Schmidt, Koppers und Gusinde eine führende Rolle. Der Generalsekretär des Kongresses Frhr. von Nordenskjöld, der Sohn des Weltumseglers, der Konfession nach Protestant, erklärte in seiner Einleitungsansprache, die größten Verdienste an der ethnologischen Forschung hätten die katholischen Missionäre und fast die Hälfte der gegenwärtigen ethnographischen Literatur sei von katholischen Missionären geschrieben. Der nächste Kongreß ist im Jahre 1926 in Rom. — Am 5. Oktober begann die erste japanische katholische National-Synode, an der 7 Bischöfe und 4 apost. Präfekten unter dem Vorsitze des apost. Delegaten Msgr. Giardini teilnahmen.

Personalien: Ernannt wurde zum Bischof von Würzburg Domherr Dr. Matthias Ehrenfried von Eichstätt. Der General des Dominikanerordens P. Theißling beging sein goldenes Profeßjubiläum und P. Hartman Grisar S. J. sein 80. Geburtsfest. Ad multos annos! — Zurückgetreten ist der apostolische Vikar von Transvaal Msgr. Ch. Cox O. M. I. — Verstorben sind Msgr. Schweitzer, Generalpräses des Verbandes katholischer Gesellenvereine; Erzbischof Intreccialagli von Monreale, Bischof Barbara y Boada von Palencia und Tit.-Bischof Serafino von Tricala.

An Begebenheiten von kirchlicher Bedeutung außerhalb der katholischen Kirche vermerken wir die gemeinsamen Bemühungen des indisch-mohammedanischen Direktionsrates zur Beendung des mohammedanischen Bruderkrieges in Arabien. In Delhi trat eine Konferenz von 300 Abgeordneten aller religiösen Gemeinschaften Indiens zusammen, um über die Mittel zur Herbeiführung des konfessionellen Friedens zu beraten. — Mekka soll inzwischen in die Hände der Wahabiten gefallen sein.

✵

Für eine deutsche Auslandspriesteranstalt ist das bisherige Kurhaus Wilhelma in Godesberg bei Bonn a. Rh. mit seiner Einrichtung käuflich erworben worden. Die Mittel zu dem Unternehmen stammen bisher von den Katholiken, voran den katholischen Deutschamerikanern der Vereinigten Staaten. Zur Ausgestaltung des Betriebes und zu einer dauernden finanziellen Sicherstellung ist die Anstalt auch für Zuwendungen aus Deutschland und aus den angrenzenden deutschsprachigen Ländern dankbar. Für einige Jahre kann das erworbene Haus dem Zwecke genügen. Es will in bescheidenem Anfang junge Priester für die Seelsorge

in der Muttersprache bei den katholischen Deutschen, sei es bei den vom Mutterlande losgetrennten deutschen Minderheiten, bei den zeitlichen Auswanderern in den europäischen Kulturländern und bei den dauernd Ausgewanderten auf dem Festland und in Uebersee, soweit sie erfordert wird, vorbereiten. Diese Vorbereitung umfaßt die für den Beruf unerläßlich notwendige Festigung in der Aszese und eine besondere Fachausbildung. Aufgenommen werden zuerst junge Priester und später Theologen aus dem ganzen deutschen Sprachgebiete und womöglich aus den Fremdländern selbst, die ehelich und von deutschen Eltern geboren sind, keinem Orden oder Genossenschaft angehören noch angehörten, vollständig gesund und ohne Verpflichtungen gegen Verwandte sind und beste Empfehlungen ihrer kirchlichen Oberbehörde aufweisen können. Zuschriften und Anfragen an: **Bischof F. X. Geyer, Godesberg a. Rh. Karl Finkelnburgstraße 19.**

P. Ignatius Jeiler O.F.M., einer der stillen Großen.

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Dr. H. Spettmann, Schloß Wechselburg (Sachsen).

Als Doppelheft (1/2, 1924) der **Franziskanischen Studien** (Aschendorff, Münster) erscheint eine **Festnummer zur Hundertjahrfeier des P. Ignatius Jeiler**, d. h. zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Die große Welt der Wissenschaft ist an diesem Gedächtnistage (4. 12. 1923) achtlos vorübergegangen. Um so dankbarer darf man den Mitbrüdern des großen Mannes sein, daß sie seinem Andenken einen schmucken literarischen Ehrenkranz widmen. Denn ein Großer war **P. Jeiler** ohne Zweifel, einer jener echten stillen Großen, die abhold jeder Reklame für die eigene Sache, nur der Aufgabe leben, die ihnen die Vorsehung gestellt hat. Ist er doch neben dem allzu früh verstorbenen, selten begabten P. Fidelis a Fanna und manchen anderen mehr „namenlosen" Mitarbeitern der verdienstvolle Hauptherausgeber der ganz hervorragenden und in ihrer Art einzigen Bonaventura-Ausgabe von Quaracchi.

Die **Festnummer** bietet uns nun durch Beiträge namhafter Gelehrter innerhalb und außerhalb des Ordens, dem P. Jeiler angehörte, ein recht interessantes Lebensbild dieses als Mensch und als Gelehrter gleich großen Mannes.

Mit ergriffener Teilnahme verfolgen wir, wie die Vorsehung den biederen, lauteren Menschen der roten Erde aus der Enge des väterlichen Bauernhauses über das bewegte Leben der Münsterschen Alma Mater, durch die harte strenge Zucht des franziskanischen Noviziates, auf den irrungsreichen Wogen einer von Jeiler selbst ideal aufgefaßten, aber in ihrem innern Kern doch krankhaften Reformbewegung, in der Stille büßender „Verbannung", in der Vielseitigkeit franziskanischer Seelsorge für die Aufgabe vorbereitet, die sie ihm zugedacht hatte: für die Mitarbeit und die Vollendung des von **P. Fidelis a Fanna** so erstaunlich großzügig unternommenen Werkes: die Neuherausgabe und kritische Sichtung der Schriften des hl. Kirchenlehrers **Bonaventura.**

Ueber die Bedeutung dieser Quaracchianischen Großtat herrscht in Fachkreisen nur **eine** Stimme des **Lobes** und der **Anerkennung.** Und daß von dieser Ausgabe mit ihrem wahrhaft bewunderungswerten reichen Apparat an kritischen Untersuchungen und philosophie- und theologiegeschichtlichen Nachweisen die vielen Arbeiten über mittelalterliche Philosophie und Theologie auch heute noch reichlich Nutzen ziehen, viel reichlicher als die Noten in diesen Untersuchungen oft ersehen lassen, kann für den Kenner gar nicht zweifelhaft sein. Wie es denn auch nicht verkannt werden kann, daß hier für die weitere Durchforschung des reichen mittelalterlichen Lebens noch ungeheuere Schätze ungehoben liegen.

Das Beste und Bedeutendste dieser Schatzkammer aber, die tief schürfenden und weit ausholenden Scholien, stammen aus der unermüdlichen Arbeit und dem stark spekulativen Geiste des P. Ignatius Jeiler. Hätte er nichts weiter als diese Scholien geschaffen — er hätte schon damit sich als einen der bedeutendsten Köpfe seiner Zeit erwiesen. Und vielleicht klafft hier eine Lücke in der sonst so anerkennenswerten **Festnummer**, daß der **Philosoph** und **Theologe Jeiler** zu wenig oder garnicht auf Grund dieser Scholien gewürdigt oder doch nur mit allgemeinen Bemerkungen erhoben wird. Wenn Jeiler selbst sich in seinen Briefen immer nur als philosophischen Dilettanten bezeichnet, so ist das jedenfalls nichts anderes als eine aus franziskanischer Demut geborene arge Selbsttäuschung und nur ein ehrendes Zeugnis für seinen wahrhaft großen Geist der sich scheute, sich in der Erforschung der großen Tiefen der letzten Wahrheitsgründe als abgeschlossen und fertig zu betrachten. Darin war und ist Jeiler ein beschämendes Vorbild für so manche Kathederphilosophen moderner Zeit, die vor nichts mehr Achtung und Ehrfurcht zu haben scheinen als vor der eigenen Ansicht und dem eigenen System. Mag sein, daß er **zuviel** vor der Größe **Bonaventuras** sich beugte und **zuviel** nur **seine** Gedanken zu erfassen suchte. Jedenfalls geschah es nicht aus spekulativer Impotenz, sondern aus seiner des Bonaventura ganz homogenen und kongenialen Geistesverfassung heraus Schade, daß uns dieser auch mit der modernen Philosophie so ganz vertraute Denker nicht sein eigenes System vorlegen konnte. Es blieb ihm nicht Zeit und Muße dazu. Die **eine** Riesenaufgabe nahm ihn ganz in Anspruch. Das ist begreiflich, und für die klassische Neuherausgabe der Bonaventura-Schriften wurde diese bescheidene Selbstbeschränkung zum reichsten Segen!

Kongenial seinem großen Meister erwies sich P. Ignatius Jeiler auch in seiner in den Ferien immer wieder gern ausgeübten Seelsorge und in seiner brieflich und von Person zu Person geübten Seelenführung. Gerade diese Seite im Lebensbilde des so sympathisch berührenden Mannes kommt in der **Festnummer** zu besonders anschaulicher Darstellung. Ihr dienen auch die nicht spärlichen anekdotenhaften Berichte und Erinnerungen. Alles zeugt von dem großen Einfluß und der seltenen Beliebtheit, deren Jeiler in seiner abgeklärten, tief innerlichen und dabei liebenswürdigen Art sich bei hoch und niedrig, bei Gelehrten und Einfältigen, bei kirchlichen Führern und bei Mitbrüdern erfreute.

Es mag auch an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen werden, daß seine Hagiographien, sein Leben der Franziska Schervier und der hl. Crescentia von Kaufbeuren, zum Besten und Gediegensten gehörten, was wir heute noch auf diesem Gebiete besitzen.

Alles in allem: **P. Ignatius Jeiler** ist ein Mann, eine Persönlichkeit, die es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Und darum ist es dankenswert, daß die **Festnummer** uns das Bild dieses stillen Großen, wenn auch nicht erschöpfend zeichnete, so doch näher brachte und sein Andenken erneuerte.

Vom Büchertisch.

Tage in Hellas. Blätter von einer Reise. Von Bernhard **Guttmann.** 1924, Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M., 214 S., broschiert 4 *M*, Halbleinen 5.50 *M*. — Diese in allerjüngster Zeit unternommene Reise führt über Venedig, „Das Tor der Levante", und Korfu nach dem eigentlichen Griechenland: Patras, Delphi, „das große Museum des Hasses von Griechen gegen Griechen, mit höchster künstlerischer Verewigung des gegenseitig angetanen Herzeleids" (J. Burckhardt), Athen, „das den ältesten Stadtnamen unseres Erdteils trägt und die geschichtsloseste aller europäischen Städte ist"; aber während der Verfasser findet, daß „an anderen Stätten Griechenlands leider oft mehr die Gelehrsamkeit vom Altertum als dieses selbst vorhanden ist", gewinnt er einen großen Eindruck von der Akropolis. Das Volk hat kein wirkliches Verhältnis zur Antike, nur der Gebildete ist darin zu Hause. In dem Kapitel über Mykenä wird dem Leser die Stimmung der vorgeschichtlichen Urwelt trotz einer gewissen Nüchternheit der Darstellung nahegebracht; das Heiligtum Epidauros mit seinen Heilwundern ähnlich wie das delphische Orakel mit unverkennbarer Ironie und deutlicher Anspielung auf „moderne" Epidauren besprochen. Ueberhaupt steckt eine starke Dose Skepsis und Pessimismus in der Betrachtung von Geschichte, Land und Leuten in dem Buch, das sich dadurch bei gleicher Sachlichkeit und Sachkenntnis von den optimistischen „Frühlingstagen in Griechenland" von Ed. Engel unterscheidet. Gute, schlagende Kennzeichnungen: „Die Griechen sind das Volk ohne Mittelalter" — „Italien ist abendländisch, **Griechenland gehört zum Orient**". Dies letztere der Grundton für alle Ausführungen über politisches, wirtschaftliches, geistiges Leben in Griechenland. Feine Bemerkungen über den Philhellenismus, insbesondere Hadrian als Typ des Philhellenen im Altertum. Die heutigen Griechen ein Mischvolk: Slawen, Albanesen, Italiener, Türken; kein Bauernvolk, aber die geborenen Seefahrer: „Die Weltstellung des Griechentums deckt sich nicht mit der des nationalen Staates". — „Es gibt nun einmal lebenskräftige Gruppen, die sich nicht in ein einziges Staatsgefäß hineinpressen lassen", eine Aeußerung, die wie die ablehnende Stellung des Verfassers zur Rassenfrage ihren Grund wohl in seiner eigenen Rassenzugehörigkeit haben dürfte. Parteiherrschaft und Parteizerrissenheit im Altertum wie heute; ein besonders schwieriger Punkt die Zweiheit der Sprache: das dem neutestamentlichen und byzantinischen angenäherte amtliche „Altgriechisch", vom Volk vielfach nicht verstanden, dessen lebendige Sprache sich davon weit entfernt hat und sich neuerdings eine eigene Literatur zu schaffen sucht. Der „große Gedanke" neugriechischer Politik, die Wiedererrichtung des byzantinischen Reiches mit Konstantinopel als Hauptstadt, Klein-Griechenland nur eine kümmerliche und künstliche Lösung der Diplomatie der Großmächte. Politische Verderbtheit im Lande wegen des ewigen Parteienwechsels, der gleichzeitig den Wechsel fast des ganzen Beamtentums bedeutet und oft in Haß, ja Verfolgung und Mord ausartet. Venizelos, „ein großer Mann, aber aus einem anderen Jahrhundert", Zerstörer seines eigenen Werkes durch seine Haltung in und nach dem Weltkriege. Not der kleinasiatischen Griechen, die infolge der neuesten politisch-militärischen Entwicklung ihre 3000jährige Heimat verlassen müssen; die heutigen Türken mehr Griechen als Turkmenen. Düsterer Ausblick in die Zukunft des Volkes: „Der Ueberwundene weint und der Ueberwinder kommt um" (Plutarch). Als Abschluß eine sehr gute, gedrängte Zusammenfassung der griechischen Politik seit 1913. — Das schön gedruckte, inhaltlich aufschlußreiche und im allgemeinen gut geschriebene Buch liest sich angenehm, wenn auch überflüssige und abgedroschene Fremdwörter, sowie eine gewisse Schnoddrigkeit des Tones stören, wie etwa in der Schilderung des vierten Kreuzzuges oder des sizilischen Feldzuges der Athener. Prof. Franz Sigl.

Unter der Geißel. Das Trauerspiel eines Volkes. Ein Moselroman aus dem siebzehnten Jahrhundert von Ludwig **Mathar.** Verlag: Joseph Kösel und Friedrich Pustet, K.-G., Verlagsabteilung Kempten, 1924. Preis geb. 4.70 *M*. — „Den duldenden Helden" hat Ludwig Mathar sein neuestes Buch gewidmet, einen vaterländischen Roman von edelster Qualität, ein auch dichterisch bedeutendes Werk. Die Franzosen sind die Geißel, die der Weltenlenker über dem deutschen Volk an Rhein und Mosel schwingt. Französische Willkür und gallischer Uebermut hausen grausam und brutal in dem sonst so weinfrohen Moselstädtchen, schießen das stolze Koblenz zusammen und die trutzhaften Moselburgen, wüten besonders im weinreichen Kochem, schänden Frauen und Mädchen, rauben und plündern, quälen und schinden das recht- und machtlos gewordene Volk gerade wie seit 1919. Aber genau wie heute brennt auch die Schm[illegible]

in tausend Herzen und flammt das nationale Feuer vor allem in der deutschen Jugend auf, führt zu kühnen Heldentaten und zum Glauben an die Befreiung. In historischer Treue mit Schilderungen von monumentaler Plastik schreibt Mathar in seinem Roman die Geschichte jener Franzosenzeit an der Mosel unter Ludwig XIV. Wie Mathar die Not des Volkes und den Uebermut der gallischen Soldateska in ergreifenden Szenen schildert, das erinnert oft an Handel-Mazzettis beste Art. Die Sprache ist von einer inneren Glut und Wucht, wie sie Mathar in seinen bisherigen Romanen noch nicht gefunden hat. Der Erdgeruch der Heimat weht über all den herrlichen Naturbildern und umgibt auch die Helden des Romans. Ich kenne wenige Frauengestalten der Romanliteratur, die lieblicher, reizvoller und ergreifender gemalt sind als die Gestalt der sich für Vaterland und Heimat opfernden Judith von Kochem, Marie Ursel. Der Halfe Hanni, diese treue, biedere Seele, ist ein Prachtkerl, ein echt deutscher Urtyp, und Anton, der lustige Schiffsknecht, der verkappte Hauptmann und deutsche Spion, Niklas Hoffmann, der Schiffsherr von Trier und die ganze Halfengesellschaft, der schlaue Jude Ascher Lippmann, der originelle Propst Wendelinus, der Ratsekretär Schwang von Kochem, sie alle sind Gestalten von Blut und Leben, aus der Wirklichkeit gegriffen und mit dichterischer Phantasie verlockend schön gewandet. Einen ganz besonderen Reiz verleiht Mathar seinem Roman mit der Gestalt des seligen Martin von Kochem, jenes wundersamen Mystikers aus dem Kapuzinerorden, den er als Gegenspieler der weltüberwindenden Liebe mitten in all die Not und den Haß hineinstellt. Es ist ein ergreifend schönes Kapitel von dramatischer Kraft, in dem Mathar den „Send", die bischöfliche Visitation der Gemeinde Ediger durch Pater Martin beschreibt. Es scheint, als ob Mathar seinen Roman in pazifistischen Stimmungen ausklingen lassen will, doch ist dieser Schluß etwas überstürzt und unklar. Seltsam, daß unsere katholischen Schriftsteller unklar werden, wenn sie pazifistische Anwandlungen bekommen, so: Weismantel in seiner „Kommstunde" und Mathar in diesem Roman. Manchmal geht Mathar mit den Worten verschwenderisch um. Eine Schwäche zeigen bis jetzt alle seine Werke: Er klebt noch oft zu erdbeschwert an seinen Stoffen, gewinnt manchmal zu wenig Abstand und wird dadurch vielfach zu sehr Historiker und zu wenig erzählender Dichter. Doch das ist eine Schwäche, die der Leser bei diesem ungemein fesselnden Roman „Unter der Geißel" leicht verschmerzt. Dr. Hans Eisele.

Der Gotteskampf der Droste. Von Joseph Werle. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz (Religiöse Geister). Geb. 1.25 ℳ. — Mir wurde dieses Buch viel, weil es so aus der Tiefe innerlichsten Verstehens die hier in den Mittelpunkt gestellte Persönlichkeit und das mit ihr verbundene Thema vom Ringen mit Gott um den unbedingten Glauben ins helle, unterscheidende Licht rückt. Kein Zweifel, daß man der Dichterin ein echt christliches Heldentum in diesem Kampfe zusprechen darf. Schwer war er, um so schwerer, als auch die ihr wichtigsten Freunde ihr nicht beizustehen vermochten in dem Widerstand gegen den Einfluß des „Zeitgeistes" in der damaligen außerkirchlichen und außerchristlichen Kultur gerade der gebildeten Kreise. Ihr selbst fehlte der wesentliche Ueberblick ebenda. Denn trotz allen kritischen Vermögens und trotz der Neigung zum „Grübeln" war sie nicht von einschlägig großer, spekulativer Anlage. Ihren „feinen, geläuterten, christlichen Instinkt" verdankte sie z. T. dem Studium der „Nachfolge Christi", und sehr dankenswert ist da Werles bedeutsamer Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Thomas a Kempis unvergleichlichem Werk und Annettes Geistlichem Jahr. Als Ganzes hat sich dann auch der Dichterin Leben als ein großer Sieg ausgestaltet, der Sieg einer vom Christentum tief durchdrungenen sehnenden Seele. Ihre oft schroff klingende Anklage gegen sich ist durchaus nicht immer buchstäblich zu deuten. Z. B. geht ihr Vorwurf des eigenen Unglaubens selbstverständlich auf ihre Neigung zur Zweifelsüchtelei des Verstandes. Auch sonst hat man mit phantasievollen Uebersteigerungen zu rechnen. Die Gnade ist stets siegreich in ihr geblieben, allerdings auch stets ohne Vergewaltigung der Natur. Immer "wußte" sie Gott, und zwar war ihr Wissen von der Güte Gottes unverlierbares Erlebnis. Die Blume der Demut, die sowohl in Nazareth wie in Gethsemane blühte, war ihre Lieblingsblume. Darum verstand sie so gut Jesu Wort von der Armut im Geiste. — Ihr Geistliches Jahr verdient deshalb die Kennzeichnung eines „Lebenswerkes", weil es, „trotz mancher literarischer Mängel", das einzige literarische Zeugnis bildet vom Gotteskampfe unserer großen Annette Droste. E. M. Hamann.

Waldheimat. Erzählung von Franz Michel Willam. Wiesbaden, Hermann Rauch 1923. Gr. 8° 131 S. Geb. 2.50 ℳ. — Das Buch einer schlichten, naturschönen Gebirgswaldheimat mit Erwachsenen und Kindern. Der Tod hält seine Ernte, die Kinder kommen hinaus ins Leben, in die Gefahr, der Heimat zu vergessen. Dennoch bleibt die Heimatsehnsucht zutiefst wach in ihnen. Eine Frau steht inmitten dieses Kreises der Waldgebirgler in der Stadt und behütet sie. Einst ist sie selbst, durch Irrtum, aus jener Waldheimat fort und ist fern von ihr der Sünde unterlegen. Aber sie hat sich wieder aufgerichtet und gibt nun den Gefährdeten aus der Heimat Schutz, bis sie alle heimgekehrt sind: entweder ins liebe Waldländchen oder ins himmlische Land der Seligen. Dann kehrt sie selber auch heim. — Das Buch ist randvoll von prachtvoller Stimmung und redlicher Gesinnung, echtem Gefühl. Man hört den Bronnen der Kraft und der inneren Gesundheit rauschen. — Willam ist ein hervorragend markiger, zugleich tiefgründiger Dichter-Erzähler. Seine Bücher gehören in die weitesten Kreise. E. M. Hamann.

Heinrich von Ofterings poetische Sendung. Ein romantischer Roman von Richard Kralik. Vogelsang-Verlag, Wien VIII, Piaristengasse 5. 186 Oktavseiten, Preis geh. 28 000 Kr., geb. 36 000 Kr. — In diesem seinem letzten poetischen Werke bietet Kralik nochmals sein ganzes Kulturprogramm im Rahmen einer Erzählung. Sie enthält in neun Teilen 81 Kapitel, ausgehend von einem Wiener Feste um 1200, an dem Heinrich von Oftering dem zum Ritter geschlagenen Herzog Leopold von Oesterreich die Nibelungennot vorträgt, bis zur Heimkehr des Sängers von seinen vielen Fahrten. Wir werden mit dem Leben, Sinnen und Wirken des Mittelalters vertraut, zugleich mit dem Dreiklang der Ideen: der christlichen des heiligen Grals, der kaiserlichen römisch-deutschen und der nationalen des Nibelungenhortes. So sehr sich Kralik an Sage und eigene Erfindung hält, schwankt doch die knappe Fassung dieses von ihm als romantischer Roman bezeichneten Werkes zwischen geschichtlicher Erzählung und Auszug aus einer wirklichen Dichtung, deren Pulsschlag den Leser zu beleben weiß. Das Buch, dessen nüchternes Aeußere nicht gerade einladet, sollte dennoch unserer Jugend nicht fremd bleiben. Die warme Begeisterung Kraliks für die angeführten Grundgedanken, seine geistige Anregbarkeit, seine kulturgeschichtlichen Kenntnisse und so vieles, was weiteren Kreisen aus anderen Werken nicht leicht zukommen dürfte, soll vornehmlich sie sich nicht entgehen lassen. Der niedere Preis ermöglicht es wohl allen Volks- und Schulbibliotheken, den neuesten Kralik einzustellen. Der Vogelsang-Verlag in Wien hat sich um die Herausgabe der Werke Kraliks besondere Verdienste erworben.

Dr. Anton Dörrer, Innsbruck.

Inselkinder. Skizzen aus der Dorfschule für solche, die Kinder lieb haben. Von Hildegardis. München 1924. Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis geb. 3 ℳ. — Dieses kleine Buch aus einer reinen Welt, geschrieben von einer reinen Seele, ist in jedem Wort echt. Es ist von einer entzückenden Absichtslosigkeit und nirgends erdacht oder gemacht. Es ist nicht Kinderliteratur, sondern in allem Erzählung. Erzählung aus dem Leben von Kindern. Die Erzählerin, eine Schulschwester auf der Fraueninsel in Chiemsee, will nicht belehren, nicht pädagogische Schulweisheit auskramen, nicht Psychologie treiben, sie will auch nicht erzählen, sondern sie erzählt wirklich! Und deshalb ist alles Erzählte innerlich so rührend wahr, wie es in Wahrheit geschehen ist, ist wahr ohne alle Beimischung, ohne jede Pose, von ganzem Herzen wahr! Solche lebendige Wahrhaftigkeit der Erzählung ist heute in Büchern äußerst selten zu finden. — Der Verfasser des kurzen Vorwortes behauptet mit vollem Recht, daß es „eine ganze kleine Welt" ist, die sich hier auftut. Es ist eine Welt von einer Abgeschlossenheit wie die Insel selbst, die ihr Schauplatz ist, und wie das Kinderleben, dem eine gnädige Fügung auf jener Insel das Vorrecht der kindlichen Welt, ihre Abgeschlossenheit, erhalten hat. Dank dem ist die Erzählung in allen ihren kleinen Episoden von einer unendlich ruhigen Geschlossenheit, die nirgends tendenziös durchbrochen ist. — Dieses kleine Buch hat somit große Vorzüge, die ihre Quelle in einer tief menschlichen Unmittelbarkeit haben, die keine literarische Geste oder sonstige Nebenabsichten aufkommen läßt; überall herrscht die lebendigste Anschaulichkeit und eine epische Objektivität, durchleuchtet in allem, in jedem von der innigsten Liebe zum Kind! Man muß diesem kleinen Buch daher auch einen großen Leserkreis wünschen; es reinigt die Seelen, indem es sie in eine reine Welt führt und durch sie erfreut.

Dr. Karl B. Heinrich.

Angewandte Seelenkunde. Eine programmatische Uebersetzung. Von Dr. jur. u. phil. Eugen Rosenstock, Prof. der Rechte an der Universität Breslau. Darmstadt 1924. Roetherverlag G. m. b. H. 78 S. Preis brosch. 2.60 ℳ, geb. 4.50 ℳ. — Der Verfasser geht von der Erfahrungstatsache aus, daß die Verdeutschung von Fremdwörtern etwas neues Geistiges wachruft, das weder in der Absicht, noch in der Macht des Verdeutschers liegt. Das ist besonders auffällig und folgenschwer bei der Verdeutschung von „praktische Psychologie" in „angewandte Seelenkunde". Dem geht der Verfasser im einzelnen nach und kommt dabei zu mancherlei wertvollen Ergebnissen. Der sogenannten wissenschaftlichen Psychologie unserer Tage macht er mit Recht ihre teils einseitig materialistische, teils einseitig idealistische Auffassung und Betrachtung des Psychischen und ihr Zurückschrecken vor der dazwischen liegenden Mittelsphäre des Psychischen zum Vorwurf. Hauptbestreben des Buches ist das Erfassen der Seele von der Sprache aus. Dem Verfasser „ist Grammatik der Schlüssel, der das Schloß der Seele aufschließt" und er schreibt „die Geheimnisse der Sprache muß ergründen, wer die Seele erkunden will" (Seite 24). Damit ist er zweifellos auf dem rechten Weg zu seinem Ziel. Er geht in seinen Ausführungen auch ein bedeutungsvolles Stück dieses Weges. Wie er das im besonderen tut, lehrt am besten nur das Lesen eines solchen Buches, deswegen soll in dieser Besprechung nichts davon vorweggenommen werden. Bemerkt sei nur, daß überall folgerichtige, vollwertige und dabei ungeheuer ausbaufähige Erkenntnisse erreicht sind, mag auch manches auf den ersten Blick etwas gesucht erscheinen. Leicht ist dies Buch naturgemäß nicht und wie es scheint, nur solchen zugemutet, die etwas tief durchdenken und ganz verstehen können. Der Untertitel nennt das Werk eine programmatische Uebersetzung. Programmatisch besagt einerseits, daß ein Programm in allem steckt, anderseits bedeutet es auch — rein grammatisch. Eine grammatische Methode dient eben hier der Seelenforschung. Uebersetzung endlich bedeutet — Uebersetzen zum Ursprung bisher fremder Dinge, wie man von einem Ufer auf das jenseitige noch unbekannte übersetzt. Der Tendenz und Methode nach ist das Buch durchaus eigenartig und seine Lesung ist unumgänglich notwendig zum Entdecken und Begreifen dieser Eigenart und um den Gewinn zu schöpfen, den gerade das Eigene an diesem Buch bietet.

Richard Oettl.

Bruckners Tedeum. 1. Studie von Peter Griesbacher. 158 Seiten mit vielen Noten, Beispielen und Motivtafeln; Preis gebunden 2 ℳ. — 2. Führer durch das Werk, von demselben Verfasser, 40 Seiten mit vielen Notenbeispielen; Preis brosch. —.50 ℳ. Beide bei Kösel & Pustet, Abt. Regensburg. — Man kann sich nur freuen, wenn über ein solch herrliches Werk wie Bruckners Tedeum eine ausführliche und kompositionstechnische Analyse erscheint. Sie trägt sicher viel dazu bei, Bruckners Kompositionsstil näher kennen zu lernen. Doch geht meines Erachtens der Verfasser etwas zu weit, wenn er alles, selbst kleinste Spielfiguren, als Motive mit symbolischer Bedeutung, als Tonsymbole erklärt. Weniger wäre jedenfalls mehr gewesen. Die „Studie" begründet die analytischen Untersuchungen, der „Führer" ergänzt sie als ihr praktischer Abschluß. Dr. O. Ursprung.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Brucknerfeier. Bereits 1885 hatte Herm. Levi München mit einem Werke Anton Bruckners (es war die 7. Symphonie) bekannt gemacht, dem bald weitere folgten; dennoch ist erst in den letzten zwei Jahrzehnten Bruckners Gesamtschaffen zu einer häufigeren Erscheinung in unserem Konzertleben geworden. Vor allem war es Ferdinand Löwes begeisterte und begeisternde Interpretation, welche das Verständnis für Bruckner weiteren Kreisen erschloß. Auch Felix Mottl und Hausegger haben uns Aufführungen geboten, die dazu beitrugen,

daß der längst dem Streit der Tagesmeinungen entrückte Meister in seiner vollen Genialität auch von der Allgemeinheit erkannt wurde. Die 100. Wiederkehr von Bruckners Geburtstag gab Veranlassung zu einer Brucknerfeier, die in vier Festkonzerten den Symphoniker sowohl, wie den geistlichen Tondichter in einigen seiner gewaltigsten Schöpfungen uns darbot. Es waren mächtige Eindrücke, die helle Begeisterung entfachten. Anfangs konnte man befürchten, daß der Besuch hinter den Erwartungen zurückbliebe. Einmal hatte man beim Eintritt in den Odeonssaal den merkwürdigen Anblick: die ersten Sitzreihen ganz leer, daneben auf den Stehplätzen Kopf an Kopf. Auch eine Illustration zur Not der Zeit. — Das zweite Symphoniekonzert dagegen war bis auf den letzten Platz besetzt und noch gewaltigerer Andrang herrschte am letzten Abend in der St. Michaelskirche. Hier hatte man durch Einfügung von Stuhlreihen, die letzte Möglichkeit, Platz zu schaffen, erschöpft. Der erste Abend brachte die Symphonie Nr. 5 (B-dur). Ferdinand Löwe, wie wir hören von einer schweren Krankheit genesen, dirigierte sie. Seine Stabführung ist noch sparsamer in der Bewegung geworden, und doch, wie völlig beherrscht er das Orchester, das ganz wundervoll spielte. Wir haben es früher manchmal erlebt, daß das Konzertvereinsorchester nach der langen Sommerzeit erst wieder neu zu voller Einheitlichkeit verschmolzen werden mußte. Um so mehr freuen wir uns sagen zu können, daß die Wiedergabe in jeder Einzelheit bis zu dem wahrhaft erschütternden Choralschluß vollkommen war. Löwe wurde denn auch mit nicht enden wollendem Beifall bedankt, an welchem er das Orchester teilnehmen ließ. — Der zweite Abend stand unter der Leitung des Domkapellmeisters Prof. Berberich und brachte Drei Motetten, sowie Messe in e-moll. Der verstärkte Domchor sang mit bewunderungswürdiger Reinheit und Präzision. Ave Maria für siebenstimmigen gem. Chor a capella ertönte in einer berückenden Klangschönheit; nicht minder Tota pulchra es (vierstimmiger Chor). Das Tenorsolo sang Max Oßwald mit edler Tongebung. Domorganist J. Schmid meisterte die Orgel. Nicht minder vollkommen war die Wiedergabe der Messe (für achtstimmigen gemischten Chor und Blasorchester [Konzert Verein]). Neben der sanglichen Kultur war auch der empfindungsvolle und durchgeistigte Vortrag bewunderungswürdig. Prof. Berberich fand begeisterte Anerkennung und auch die anderen Mitwirkenden belohnte reicher Beifall des vollen Saales. — Der dritte Abend brachte die Symphonie Nr. 3 in D-moll und die König Ludwig II. gewidmete Symphonie Nr. 7 (E-dur). Zwischen beiden sprach Akademiedirektor v. Waltershausen ein paar Worte, die die Wirkung einer aus der starken Empfindung des Augenblickes geborenen Improvisation verbanden mit der schlagkräftigen Formulierung eines klug abwägenden Kunstverstandes. Er gedachte der Männer, die hingegeben Bruckners Werken, jahrzehntelange treue und schwere Pionierarbeit geleistet haben. Dank vor allem dem Dirigenten des Abends, der als Interpret der Brucknerschen Symphonik bereits eine Tradition des Stiles geschaffen hat. Der vom Redner ausgesprochene Dank für alles, was Löwe uns im Dienste Anton Bruckners gegeben hat, fand bei der Hörerschaft jubelnden Widerhall. Ferdinand Löwes Brucknerinterpretation schaltet das temparamentvoll Subjektive völlig aus, in breitausladender Architektonik baut er die mächtigen Quadern auf. Mit plastischer Klarheit heben sich die einzelnen Partien von einander ab, denn Bruckner kontrastirt die Streicher, Holzbläser und Bläsergruppen in den Konturen deutlich, im Gegensatz zu der Mischung des einem einheitlichen Klang zustrebenden Wagnerorchesters. Die Aufnahme war eine begeisterte. Bruckners kulturelle, über das rein musikalische hinausgehende Bedeutung ist heute doch auch in breiteren Kreisen erkannt oder zum mindesten geahnt. Oskar Lang hat Bruckners Kunst in einem eben erschienenen Büchlein (A. Bruckner, München 1924. Beck) sehr glücklich formuliert: Während bei Bach die gesamte Menschheit im Mittelpunkt steht und ihr Erleben, ihr Leiden und Dulden, ihr Jubel und Glück in machtvollen, ehernen Tönen zum Himmel schwillt, während Beethoven die Gluten seiner eigenen Feuerseele ins Weltall verspritzt, gibt Bruckner das All selbst, indem er nacherlebend eins wird mit seinen Elementen, mit Luft, Feuer, Wasser, Erde, und ihr Sichauswirken im Geschehen und in der Erscheinungswelt nachgestaltet als ein Abbild der Weltseele. Diese Einstellung hinderte ihn keineswegs . . . sich einzuverleiben . . . . die unendlich differenzierten Ausdrucksmöglichkeiten einer lebendigen Seelensprache, die gesteigerte Sinnenfreudigkeit und Sinnlichkeit auch in den Mitteln. Wir finden alles mehr oder minder stark bei ihm wieder, Schuberts Erdenfreudigkeit, Schumanns Nachtromantik, hymnische Begeisterungsglut wie bei Liszt, Wagnersche Farbenpracht und Subtilität der Harmonik, nur daß durch seine Grundeinstellung sofort alles Irdische ins Ewige, alles Persönliche ins Metaphysische umgedeutet ist. — Die Schlußfeier in der Michaelshofkirche galt Bruckner, als dem gewaltigsten Kirchenkomponisten des 19. Jahrhunderts. Die Konzertgesellschaft für Chorgesang bot die große Messe in F-moll und den 150. Psalm für gemischten Chor, großes Orchester, Soli und Orgel unter Dr. Hanns Rohrs Leitung in einer der Vollkommenheit nahen Wiedergabe. Die Chöre waren von hoher Reinheit und Schönheit; glücklich ausgewählt waren die Solisten Amalie Merz-Tunner und die Mitglieder der Staatsoper Luise Willer, Erb und Gleß. Sagerer meisterte die Orgel und das Konzertvereinsorchester spielte wieder in feinster Nüancierung der Tonwerte. Die äußerst glückliche Akustik hob die hohe Schönheit der Wiedergabe; all' dies läßt sich zwar auch im Konzertsaal erreichen. Jede Kunst wirkt indessen an der Stätte am stärksten, für die sie geschaffen wurde und so war es sehr dankbar zu begrüßen, daß der Gesellschaft für Chorgesang die St. Michaelskirche zur Verfügung gestellt wurde. Man empfand die Einheit der Musik zu dieser erhabenen himmelanstrebenden Architektur der gewaltigen Kuppelhalle des altehrwürdigen Gotteshauses.

Kammerspiele. Alexander Moissi schloß in der Jüdin von Toledo sein Gastspiel. Das Stück ist unlängst neu einstudiert worden — und ich kann leider nur von neuem sagen, das war wieder kein wahrer König, der sich auf seinen Herrscherberuf besinnt, und so wirkt der letzte Akt eher brutal als groß. Bei Moissis Oswald in den „Gespenstern" habe ich nicht Josef Kainz vermißt, aber Grillparzers Drama scheint mir seit Kainz' Tod tot zu sein. Ich komme von diesem Eindruck nicht los, aber es wäre schön, wenn einmal ein Schauspieler käme, der das Gegenteil bewiese. Die Titelrolle war neubesetzt, ohne daß ich an dem unlängst Gesagten etwas zu ändern hätte. Grillparzer hat diese Figur so klar kommentiert, daß es eigentlich schwer ist, in der Besetzung zu irren. Wem würde es einfallen, in „Tannhäuser" eine niedliche Soubrette als Venus hinauszustellen? — Shakespeares Lustspiele liegen den Kammerspielen gut. Mit den Beiden Veronesern hatten sie einen verdienten Erfolg. H. Reich war Bearbeiter und Spielleiter. Er gab dem Ganzen eine leichte, spielerische Grazie, die die starken Unwahrscheinlichkeiten der Handlung und die rasche Wendung zu gutem Ende nicht allzu störend erscheinen läßt, die allzu ausgedehnten Clownszenen beschneidet; etwas Märchenpoesie, viel Ironie. Wohlbrück und Schweikart, die Damen Bard und Leiko gaben sehr Liebenswürdiges. Das gleichbleibende Bühnenbild, ein Tor mit weitem Ausblick, war an sich recht hübsch; will man indessen durchaus einen neutralen Schauplatz, dann begnüge man sich mit Vorhängen; denn daß das gleiche Tor in Verona und in Mailand steht, das mutet der Phantasie doch ein wenig zuviel zu. Recht hübsch war auch der Schauplatz von Molières Heirat wider willen; Reich gab die Komödie im gleichen Stile. Der alte Herr, der sein Herz an die kokette junge Dorimène verloren, wurde von Eichheim mit köstlicher Charakteristik gespielt.

Theater am Gärtnerplatz. „Mädi", eine Operette von A. Grünbaum und Leo Stein, Musik von Robert Stolz gefiel sehr. Die Handlung ist ziemlich pikant. Die sehr flott instrumentierte Musik hat ihre Hauptwirkung in Tänzen. Auch ein paar Lieder von hübschem Klangreiz sind darunter. Seibold war wieder von liebenswürdigem Humor. Unter den Damen sah man einige neue Erscheinungen, die angenehm wirken, aber gesangstechnisch noch mancherlei zu tun haben, wenn sie mit ihren Mitteln lange haushalten wollen.

Verschiedenes aus aller Welt. Es besteht in allen Theater- und Konzertorchestern ein großer Mangel an tüchtigen Bläsern, Paukern und Harfenisten. Auch gute Bratscher und Kontrabassisten werden gesucht. Die Akademie der Tonkunst in München weist darauf hin, daß das Studium dieser Instrumente jungen Leuten verhältnismäßig sehr günstige Aussicht zu baldiger Anstellung bietet. Die genannte Hochschule für Musik ist bereit, bedürftigen Studierenden dieser Instrumente größtmögliche Vergünstigung, vor allem weitgehenden Unterrichtsgeldnachlaß zu gewähren. — Das Musik- und Theaterfest der Stadt Wien brachte eine Ausstellung, welche die Wiener Musik von Anton Bruckner bis zur jüngsten Gegenwart behandelt. — Beethovens Festspiel: Die Ruinen von Athen haben Richard Strauß und Hugo v. Hofmannsthal einer Bearbeitung unterzogen, die in der Wiener Staatsoper sehr gefiel. Das neue Textbuch versinnbildlicht eine Vermählung faustischen und antiken Wesens. Auch Beethovens Ballett: Die Geschöpfe des Prometheus haben Verwendung gefunden. Strauß' musikalische Bearbeitung benützt auch ein Thema aus der Coda der 5. Symphonie und ein Thema aus der Eroica. In München sollen die erneuerten „Ruinen von Athen" zur Einweihung des Deutschen Museums im nächsten Mai gegeben werden. — In Mannheim wurde F. L. Gaßmanns 1770 geschriebene Oper La contessina aufgeführt. Der Text, nach einem drama giocoso per musica von Goldoni durch Coltellini bearbeitet bietet das in der opera buffa übliche, doch mögen fünf Jahre vor „der Hochzeit des Figaro" Beaumarchais die Spitzen gegen die Standesunterschiede schärfer gewirkt haben, als in unseren Tagen. Die Musik erfreut durch die frische, leichte Schreibart, die lebendige, dramatische Bewegung und die sichere, elastische Formgabe auch heute noch. Die Bearbeitung Ludwig K. Mayers hat für energische Konzentrierung gesorgt. — Das alte Stadttheater in Nürnberg, das nach Errichtung des neuen Bühnenhauses zwanzig Jahre leer gestanden, ist als Heim des Schauspiels und der Spieloper mit einer Festaufführung des ungekürzten und großenteils auf Kammerspielton gestellten „Don Carlos" neueröffnet worden. — „Tanja", ein Drama von Ernst Weiß, bringt ein Sadistin aus gekränkter Liebe, die sich schließlich zur Reue wandelt. Des Autors Dialog häuft die Superlative so stark, daß der Eindruck abgeschwächt wird. — Sil-Varas Lustspiel: „Quartett Othmar" bietet eine zweideutige Ehekomödie mit „moralischem" Ausgang. Der Wiener Autor zeigt wieder französischen Geschmack. — Als neues Opernunternehmen für die Pfalz ist in Ludwigshafen eine südwestdeutsche Kammeroper gegründet worden. Bisher bestand in der Pfalz nur eine Oper in Kaiserslautern. — In der Folge der bereits angekündigten Sonderausstellungen der bedeutendsten deutschen Musikverleger zeigt die Hofmusikalienhandlung Otto Halbreiter, München, zur Zeit eine Auswahl der Werke des Verlages C. F. Peters, Leipzig.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Erschütterung, welche der Kurssturz am Markt der Anleihen hervorgerufen hat, hat nicht allzustarke Bewegung hervorgerufen. Zusammenbrüche sind nicht erfolgt. Zahlungseinstellungen waren zu vermeiden. Einige hervorgetretene Schwierigkeiten konnten im Stillen behoben werden. Die auf den Markt geworfenen Anleihewerte fanden kapitalkräftige Abnehmer. Man ersieht daraus, dass die Aufwertungshoffnungen noch nicht aufgegeben sind. Es kehrt die hier schon früher gestreifte Meinung wieder, wenn nach der 800 Millionen-Anleihe in späterer Zeit wieder ein starkes Anleihebedürfnis hervortrete, müsse erst ein Abkommen mit den alten Gläubigern getroffen werden, um die Stimmung bei neuen Geldgebern zu verbessern. Dies gilt nicht nur für die Staatsanleihen, sondern im besonderen Grade für die Schuldverpflichtungen der Provinzialverbände und der Städte, bei denen oft noch aus den aufgenommenen Geldern geschaffene Werte vorhanden sind. Ein Teil der Kursrückgänge der Vorwoche ist wieder ausgeglichen worden, allein es sind noch erhebliche Kursschwankungen festzustellen. Am Aktienmarkt zeigt sich im allgemeinen eine etwas freundlichere Beurteilung, aber auch hier wechselt noch sehr die Stimmung, so dass der letzte Börsentag wieder eine reserviertere Haltung zeigte. In der Zusammenlegungsfrage der Aktien tritt eine grössere Geneigtheit, die Interessen der Aktionäre besser zu berücksichtigen, hervor. So hat die Löwe-Gesellschaft ihr Kapital nur halbiert; die Harpener Bergbau-Gesellschaft will wegen ihrer wertvollen Substanz bei dem Kapital der Friedenszeit bleiben. — Günstige Berichte liegen aus der Braunkohlen- und Kali-Industrie vor. Die Textilindustrie weist über den Saisonbedarf hinaus Bestellungen auf, da die steigenden Wollepreise zu Eindeckungen anreizten. Die verbesserte Verkehrslage der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie und ihre Aussicht auf Auslandskredite bestimmten die Börse zu einer freundlicheren Beurteilung. Das Ergebnis der in Paris aufgenommenen deutsch-französischen Handelsvertragabmachungen wird freilich gerade hier von besonderer Wichtigkeit sein.

Der Septemberbericht der **Münchener Handelskammer** vermag eine allgemeine Besserung der Wirtschaftslage noch nicht festzustellen; die **Preussische Industrie- und Handelskammer** spricht von einer leichten Besserung, an der insbesondere der Bergbau, die Kaliindustrie und einzelne Zweige der Nahrungsmittelindustrie teil haben. Auch in der Eisenindustrie hatte sich zu Beginn des Septembers eine geringe Belebung gezeigt, die offenbar auf die Annahme des Londoner Abkommens durch die gesetzgebenden Körperschaften zurückzuführen ist; sie nahm jedoch gegen Monatsende wieder ab. Die von vielen Seiten an die Abmachungen in London geknüpften Hoffnungen konnten sich noch nicht erfüllen, weil weder die politischen, noch die wirtschaftlichen Wirkungen voll erkennbar sind. — In der Generalversammlung der **Reichsbank** gab der gerade von London heimgekehrte Dr. **Schacht** bekannt, dass bereits Mitte nächster Woche die Anleihe abgeschlossen werden könnte. Die von der Versammlung gefassten Beschlüsse konnten allerdings nur konditionell sein. Sämtliche Anträge, die Annahme des Gesetzes, der Satzungen, der Zusammenlegung und die Auseinandersetzung mit dem Reich wurden durch Zuruf angenommen. In weiteren Ausführungen hob der Reichsbankpräsident hervor, dass ein viel stärkerer ausländischer Einfluss vorgesehen gewesen, als nun übrig bliebe; vor allem bleibe Währung und Kreditpolitik voll in den Händen der Reichsbank und es könne schon heute gesagt werden, dass die Ernennung der alten Mitglieder des Direktoriums ganz in der Absicht des Generalrates liege. Ueber die Erhöhung des Aktienkapitals auf 300 Millionen führte Dr. Schacht aus, das in Vereinbarung mit den Inhabern der Golddiskontbank-Aktien diesen ein Umtauschrecht zu Pari gewährt werden soll. Ferner sei auch in Aussicht genommen, den Aktionären ein Bezugsrecht zukommen zu lassen in einem noch festzusetzenden Umfang und zu einem noch zu bestimmenden Kurse. —

Preissteigerungen auf den amerikanischen Getreidemärkten werden durch sensationelle Meldungen über unsere Missernte erklärt. Selbst das Gespenst der Wiedereinführung der **Brotkarte** ist aufgetaucht. Durch raschere Mitteilungen des Reichsernährungsministeriums hätte es schneller verscheucht werden können. Es kann von der Brotkarte, die so viel üble Folgen hatte, keine Rede sein, umsomehr als bereits erhebliche Getreidemengen im Ausland durch Ankauf gesichert sind. Nach den Angaben des Ministeriums ist für Brotgetreide im August mit einem Abschlag von 10,9 % zu rechnen, was für die gesamte Getreideernte aber nur 5,4 % ausmacht, wobei hervorzuheben ist, dass das vorige Jahr ein besonders günstiges Erntejahr gewesen ist. Die grössten Schäden sind erst im September entstanden besonders in Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinprovinz und Teilen von Hannover. Dagegen ist die Ernte in den eigentlichen Kornkammern Deutschlands, im Osten, gut. Man wird im ganzen mit einem Ernteabschlag von etwa 20 % an Brotgetreide gegenüber dem Vorjahre rechnen müssen.

Der Reichswirtschaftsminister hat sich an die einzelnen Länderregierungen wegen Abbaues der **Preisprüfungsstellen**, sowie die Beseitigung oder Neuordnung der Preistreibereiverordnung gewandt. Abgesehen von der Kostspieligkeit des Apparates haben diese Reste der Zwangswirtschaft nicht vermocht, den Interessen der Verbraucher förderlich zu sein.

München. **K. Werner.**

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die **bei der Schriftleitung** eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung **keinerlei Verantwortung für den Inhalt.** Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Sechzig Jahre katholisches, deutsches Studententum in Oesterreich. Festblatt zur diamantenen Bestandsfeier der akadem Verbindung Austria in Innsbruck. 35 Pfg. **Tiroler Frühling.** Novellen nach Liedern Hermann v. Gilms von Paul Rainer. 33.600 ö. Kr., 16.80 tsch. Kr., 2.40 GM., 12.60 Lire, 3 40 Fr. Zum 60. Todestag des Dichters (31. Mai 1924). **Mariazeller Muttergottesspiel.** Von Friedrich Schreyvogl. Brosch. 64 S., 1 GM. (Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia.)

Dr. Gebhardt Metzler: **Christliche Lebenskunde.** 2. Folge. Preis des einzelnen Bändchens Gm. —.40: **Freund komm mit!** Ein Büchlein für die junge Männerwelt. 121 S. **Mutterschule.** Ein Buchlein für die Frauenwelt. 126 S. **Männertugend.** Ein Büchlein für die Männerwelt. 120 S. **Mädchenzier.** Ein Büchlein für die Mädchenwelt 120 S. (Höchst, Vorarlberg, Verlag H. Schneider).

Junge Helden. Ein Aufruf an Jungmannen zu edlem Streben und reinem Leben. Von Hardy Schilgen S. J., 3. Aufl. Gm 1.20 bis Gm 3.— (Kevelaer, Jos. Bercker).

Entstehung der katholischen deutschen Studentenbewegung in Oesterreich. Von Anton Dörrer. (Akademische Bücherei Nr. 6/7). 1.— Gm. = 15000 österr. Kr. (Verlag Parcus & Co., München 22).

Sinn und Zwecke in der Erziehung und Bildung. Ein nachdenkliches Wort an unsere berufenen Erzieher und Bildner. Von Anton Heinen. 8° (74). ℳ 1.20. — **Kleine Studierzirkel und Bildungskurse.** Wege zur Schulung von Führern aus dem Volke. 4 Aufl. (Soziale Auskunft Nr. 59.) **Zur pädagogischen Reformbewegung.** Von Dr. Hermann Rolle. Sonderabdruck aus Pharus 1924, Heft 1. ℳ 1.—. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Das Zentrum und die kommenden Wahlen. Nach einer Rede, gehalten auf der Generalversammlung des Augustinusvereins am 17. Januar 1924 in Elberfeld. Von Reichsminister a. D. Johann Giesberts. (Berlin, Verlag der Germania.)

Die Staatspolitik des Zentrums Von Friedrich Sell. Flugschriften der Deutschen Zentrumspartei 1924. (Berlin W. 8, Französische Straße 62, Reichsgeneralsekretariat der Deutschen Zentrumspartei.)

Neue Hausschatzbücher: Band 31: **Der Büßer und Der „Huet!“** Von Ernst Zahn. Kl. 8°. 191 S; Band 32: **Judith, die Klauswirtin.** Roman von Louise von François. Kl 8°. 208 S.: Band 33: **Susannas Geheimnis. Das Abenteuer des Leutnants.** Von Iwan Turgenieff. Kl. 8°. 200 S.; Band 34: **Sieben Meistererzählungen** von Ludwig Anzengruber. Kl. 8°. 160 S. Jeder Band 1 Goldmark. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., Regenburg.

Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Pius XI., durch göttliche Vorsehung Papst, zum 300. Todestag des heiligen Märtyrers Josaphat, des Erzbischofs von Polozk ritus orientalis. (12. November 1923: „Ecclesiam Dei“.) Autorisierte Ausgabe. Lateinischer und deutscher Text. gr. 8° (26 S.) Freiburg i. B., Herder, GM. 0.80

Schule und Mission. Beiträge zur Förderung der Missionspflege durch den katholischen Lehrerstand. 138 S., Aachen, Xaveriusverlag. M. 2.—.

Das Buch Tobias. Uebersetzt und erklärt von Prof. Dr. Edmund Kalt. Karton. 75 Pfg. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld., Missionsdruckerei).

Lehrer Obst's

HAUS-TEE-KUREN!

Ein Segen der Volksgesundheit.

Asthma-, Blasen-, Bleichsucht-, Blut- und Darmreinigungs-, Diarrhoe-, Fieber-, Frauen-, Hals-, Hämorrhoiden-, Herz-, Leber-, Lungen-, Magen-, Nerven-, Nieren-, Rheuma-, Gicht-, Schwitz-, Wassersucht- und viele Spezialtees, wie Angst-, Arterien-, Abmagerungs-, Flechten-, Fallsucht-, Fettsucht-, Gallenleiden-, Haarausfall-, Ischias-, Krebs- und Geschwüre-, Lähmungs-, Skrofel-, Weißfluß-, Würmer-, Zuckerkrankheit und viele andere, best bewährt, selbst in anscheinend hoffnungslosen Fällen, worüber ungez. Dankesbriefe!

Man mache genaue Angaben! — Drucksachen kostenlos! — Rückporto!

1/1 Monatspaket Mk. 3.—, 1/2 Paket Mk. 1.50.

Hauptvertrieb für Süd-Bayern und Württemberg:

Apotheker Leonhardt & Cie, Ulm (Donau), Werk Mössingen, Schwäb. Alb.

Verlangen Sie die Tees in Ihrer Apotheke!

Näheres durch den alleinigen Hersteller: **R. OBST**, Herrmannsdorf bei Breslau.

Karlsruher Lebensversicherungsbank A. G.

Goldmarkversicherungen.
Doppelzahlung bei Unfalltod.
Sterbegeldversicherung für die Ehefrau.

Kirchenausstattungen

Altäre, Beicht-, Chor-u. Betstühle, Kanzeln, Kommunionbänke, Gestühl und Sakristeieinrichtungen

Kompl. wie auch sämtl. Einzellieferungen kurzfristig. Mässige Preise.

AUGUST VOGT

Kirchenkunst :: HANNOVER-LINDEN

Rosemeyers

diebessichere **Stahlpanzer-Tabernakel** nach kirchlicher Vorschrift sind immer die besten und billigsten.

Bern. Rosemeyer, Geldschrankfabrik, **Lingen** (Ems)

Junge blonde, häusl. erzog. Dame, kath., 24 Jahre, mit viel Freude an der Natur und Musik, wünscht sich mit feingeb. Herrn mit ernster Lebensauffg. in sich. Position

glücklich zu verheiraten.

Schöne Wäsche und Möbelausstattg. vorh. Zuschr. unt. Nr. 24680 an d. Geschäftsst. d. Allg. Rundschau, München, Galeriestr. 35a Gh. erbeten.

Glückliches Eheleben.

Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für jeden Erzieher. Verfaßt von Pfarrer A. Ehrler, Studienrat A. Gutmann und Dr. med. A. Baur. 8. Aufl. 36—40000. VIII und 392 S. **Mit kirchlicher Druckerlaubnis.** — In Halbleinwand 4.50 Goldmk. ohne Porto u. Verpckg. — „**Der Vorzug dieses Buches besteht darin, daß drei Fachleute sich zusammenfanden, um die verschiedenen Lebensgebiete mit Fachkenntnis zu behandeln. Das Buch ist geeignet, ein echtes Volksbuch zu werden.**" (Literarischer Ratgeber für Deutschlands Katholiken.) **Verlagsbuchhandlung R. Ohlinger, Mergentheim.**

Vollständig kostenfrei erhält jeder

der seine Adresse mitteilt das soeben erschienene

Bücher-Werbeblatt

mit einer Übersicht über die **neuesten Erscheinungen des Büchermarktes.**

Unsere Firma vermittelt prompt alle wertvollen Literatur-Erzeugnisse unter günstigen Bedingungen.

Bestellungen erbittet:

Herdersche Buchhandlung u. Antiquariat
München C 2
Löwengrube 14.

Görres-Heim München

Pension

Telefon 25444 *Türkenstrasse 15*

empfiehlt sich für ständigen und vorübergehenden Aufenthalt. Centrale Lage.

Haustochter.

Suche für meine 18jährige Tochter **Aufnahme in gutem Hause,** wo sie unter tüchtiger Anleitung Küche und Haushalt gründlich erlernen kann. Kaufmännische Kenntnisse könnten bei Bedarf mitverwertet werden. Familienanschluss und kleines Taschengeld erbeten. Gefl. Angebote wollen unter A. B. 1906 an die Allgem. Rundschau, München, Galeriestr. 35a Gh. gerichtet werden.

Deutschlands Versklavung

hat Bildhauer Hans Fries in einem Meisterwerk dargestellt. Dieses wird nun durch eine vornehme Kunstdruckkarte im Bild mit erklärendem Text jedermann zugänglich, als Erinnerung an die Vergangenheit und Mahnung für die Zukunft. — Mustersendung mit 6 Karten **Mk. 0.50 portofrei** (Ladenpreis 10 Pf. pro Karte) direkt vom Verlag: **August Stumpf, Postfach 61, Heidelberg 12.** (Postscheck-Konto 6665, Karlsruhe). Wiederverkäufer 50 Karten Mk. 2.50 portofrei.

Amerikanischer junger Geistlicher,

Pfarrer einer großen Gemeinde, 34 Jahre alt, wünscht Anstellung als Hauslehrer oder Schloßgeistlicher bei adeliger Familie. Ist gebürtiger Deutscher, spricht fließend englisch und französisch. Gute Zeugnisse von seinem Bischofe. Grund des Wechsel ist Heimweh nach der Heimat. Stelle kann bis Sept. 1925 angetreten werden. Gefl. Offerten bitte man unt. **R. B. 24675** an d. Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gh. zu richten.

Bei Blutarmut und Nervenleiden

Schwächezuständen, Appetitlosigkeit und in der Rekonvaleszenz, für Erwachsene u. Kinder werden

Dr. med. Phil. Pfeuffers Hämoglobin-

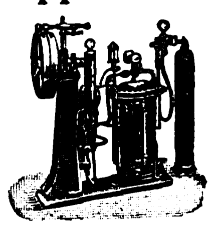
Extrakt, -Zeltchen, -Tabletten, -Hämatogen von vielen Aerzten verordnet, seit Jahren mit Erfolg angewandt.

Dr. med. Phil. Pfeuffer G. m. b H., München SO. 5.

Mineralwasserapparate

fabriziert als alleinige Spezialität

Hugo Mosblech, Köln-Ehrenf. 764



Kataloge gratis.
Vertreter gesucht.

Für den

Rosenkranzmonat

Der Rosenkranz, ein Pilgergebet
Predigten, Lesungen und Betrachtungen. Von Dr. Jakob Schäfer. Drei Teile: 1. **Die freudenreichen Geheimnisse.** G.-M. 1.30. 2. **Die schmerzreichen Geheimnisse.** G.-M. 1.20 3. **Die glorreichen Geheimnisse, Pilgerleben u. Rosenkranz.** G.-M. 1.50

Mein Rosenkranz
Erwägungen
Von Bonavent. Kroß O. Pr. G.-M. 0.90

Der Rosenkranz des Priesters
ein Mittel zu seiner Heiligung. Geistl. Lesungen. Von Ferd. Rudolf. Geb. G.-M. 4.20

Das Rosenkranzgebet im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts
Von Wilh. Schmitz S. J. 2 G.-M.

Mein liebes Rosenkranzbüchlein
Allen treuen Dienern Mariä gewidmet. Mit 17 Bildern. 6. Auflage. Geb. G.-M. 0.60

Herder & Co. / Freiburg i. B.

Filz

Tuch Sitzauflagen

Kölner Filzwarenfabrik
Ferd. Müller, Köln.

Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Vorbereitung f. alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — **Halle a. d. S. Gegr. 1864. Fernr. 1115. Prospekt A.**



Die **kleinen Anzeigen** haben in der „**Allgemeinen Rundschau**" **stets besten Erfolg.**

Seele

Monatsschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung

Herausgegeben von **Dr. Alois Wurm**

Die Zeitschrift will denen dienen, die von der Erschütterung d. Zeit, Schuld, Leid und Gnade berührt, ein neues Leben von innen heraus ernsthaft versuchen

Bezugspreis jährlich 2.40 M. (Gold)

Probeheft gratis

J. Habbel, Regensburg



Nach Verlust v. gr. Vermögen aus Heimat verdrängt, bittet Mediziner im Staatsexamen (4j. Kriegsteiln., Feldunterarzt) z. Erl. der 2 letzt. Stat.

Darlehen

von **500 Mk** auf 1 Jahr gegen Sicherheit u. Zinsen. Gütige Zuschriften unter Nr. 24679 an d. Geschft. der Allg. Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gh.

Anzeigen-Fachmann

gesucht von grossem rheinisch. Verlag f. seine **Zeitschriften-Abteilung.** Selbständiger, sehr entwicklungsfähig. Posten. Ev. Lebensstellung. Nur eine arbeitsfreudige erfahrene Kraft, die ähnliche Posten schon bekleidete, kommt in Betracht. Gefl. Angeb. m. Angabe bisheriger Tätigkeit, Ansprüchen usw. an: „Dag" Deutsche Anz.-Ges., Köln. Unter: D W 1204.

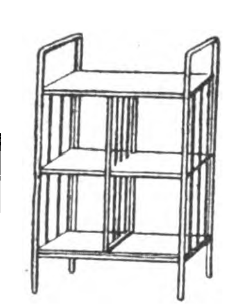
K·e·b·u

Neuzeitliche, taktvolle, erfolgsichere Eheanbahnung durch diskreten Briefaustausch

nur für Katholiken

Damen und Herren aller Kreise und Berufe, ganz Deutschlands und auch Ausland. Zahlreiche Erfolg- und Dankschreiben. Prospekt und Bundesschriften, verschlossen, ohne Aufdruck, gegen dreifaches Briefporto durch

Kebu-Verlag, Abt. R., **Charlottenburg 2.**



Ordnung und Übersicht

erhalten Sie durch unsere

Aktenständer

Preisangebote unverbindlich.

Aalener Volkszeitung Aalen (Württemb.)




Frühzeitig bestellen!

Weihnachtskrippen

unübertroffen an Reichhaltigkeit, künstlerischer und historisch getreuer Ausführung. Auch kleinere Hauskrippen. Von Museen anerkannt — Erste kirchliche Referenzen (Dom Linz, Dom Freising, München, Kirchen, Vatikan Rom etc.)

Seb. Osterrieder

akad. Bildhauer

München, Bismarckstr. 19. Tel. 31947



WEILWERKE A.G. FRANKFURT-M. RÖDELHEIM

Verkaufsniederlage:

Josef Wagmüller, München, Zweigstr. 4. Telefon 56 999.

Vertreter für München:

Bischof & Aigner, München, Reichenbachstr. Ecke Viktualienmarkt. Telefon 24 171.

Verband kath. kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands E. V.

Essen (Ruhr)
Rüttenscheider Platz 10
Tel.: Essen 7122.



Rund 45 000 Mitglieder (Selbständige und Angestellte) in annähernd 500 Ortsvereinen und Jugendgruppen.

Wirtschaftliche und soziale Einrichtungen:

1. **Wirtschaftsdienst:** Nachweis von kath. Firmen jeder Branche. Vermittlung und Anknüpfung von Geschäftsverbindungen. Veranstaltung von Ausstellungen kath. Firmen Vertretung auf Messen usw. **Vertrauensleute in mehr als 500 Orten.** Vermittlung kostenlos.
2. **Rechtsschutz, Rechtsauskunft** kostenlos
3. **Auskunftei** für alle kaufmännischen Fragen kostenlos.
4. **Stellenvermittlung** mit einem Netz von örtlichen Vertrauensleuten; kostenlos.
5. **Krankenkasse** verbunden mit Familienversicherung.
6. **Sterbekasse:** Versicherung zu günstigen Bedingungen bis 2000 Goldmark. Nach einjähriger Mitgliedschaft Auszahlung der ganzen Versicherungssumme.
7. **KKV-Selbsthilfe:** Freiwillige Sterbefall-Versicherung. Versicherungssumme: 300 Mk.
8. **Stellenlosenzuschußkasse.**
9. **Unterstützungskasse** für in Not geratene Verbandsmitglieder.
10. **Darlehnskasse** im Wiederaufbau begriffen.
11. **St.-Marien-Witwen- u. Waisenkasse** für bedürftige Hinterbliebene verstorbener Verbandsmitglieder.
12. **Sparkasse** auf Goldbasis aufgebaut.
13. **KKV-Erholungsheime** in Bayern, Schlesien.
14. **Vermittlung von Versicherungsabschlüssen.**

Einige Urteile über den KKV.

Fuldaer Bischofskonferenz (1910): „... Die kath. kaufm. Vereinigungen, die wir nach wie vor als die berufene Organisation zur Vertretung der religiösen, sittlichen und geistigen wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen der selbständigen Kaufleute, der Handlungsgehilfen und kaufm. Beamten anerkennen ..."

Oberpräsident Dr. Lippmann, Stettin (1922): „... daß die Bezeichnung ‚katholischer kaufmännischer Verein' **nicht** bedeuten soll eine **Trennung von den übrigen Kaufleuten** und kaufmännischen Angestellten, daß vielmehr der **katholische Christ** in seinen Beruf hinein die seelischen Werte mitnehmen will, die ihm sein Glaube verleiht und zur Pflicht macht"

Oberbürgermeister Farwick, Aachen (1924) als Präsident des Katholikentages in Hannover: „Die kath. Kaufleute, die sich mutig zu einer Organisation zusammengeschlossen haben und vor aller Welt öffentlich erklärt haben wir wollen Kaufleute sein, aber in unseren Geschäften die Grundsätze des Christentums, der 10 Gebote, der Gerechtigkeit walten lassen, verdienen Anerkennung und Förderung".

Universitätsprofessor Dr. Schmittmann, Köln (1923): „Der KKV hat das katholische Ideal auch im Wirtschaftskampfe hochgehalten. Allen Verlockungen des Zeitgesetzes zum Trotz ist hier die Gemeinschaftsidee zwischen Unternehmer und Angestellten verwirklicht ..."

Jugendbund im Verband KKV.

Rd. 8000 Mitglieder in 200 Jugendabteilungen und Jungmännerringen.

Verbandsschriften:

Merkuria.
Wirtschaftsdienst KKV. } Auflage je rd. 40 000. Erscheinungsweise monatlich 2mal **Wirkungsvollste Insertionsorgane.**

Urteil 1924: „Im übrigen möchte ich noch erwähnen, daß mir die seinerzeitige Insertion **sehr viel Erfolg** gebracht hat und daß ich auch demzufolge noch gut beschäftigt bin."

Monatsblätter: Zeitschrift für grundsätzliche Abhandlungen auf wirtschaftlichem, kulturellem und sozialem Gebiete — Bezugspreis: Vierteljährlich Mk. 1,50.

Wirtschafts- und sozialpolitische Korrespondenz für katholische Zeitungen; erscheint 2 mal monatlich. Kostenloser Versand an katholische Zeitungen.

Jung-Merkuria erscheint monatlich für alle jugendlichen Verbandsmitglieder. — Auflage 8000

Aufklärungsschriften des Verbandes nach Bedarf.

Auskunft erteilen die Ortsvereine und die Zentrale.

Echt Vulkan-Fiber-Koffer Nr. 306

hochfein lackiert usw.

Grösse:	50	55	60	65	70	75 cm
G.-M.	9.20	9.80	10.35	10.95	11.50	12.10

Nr. 307. Genau wie Nr. 306 jedoch mit Einsatz G.-M. 1.— mehr per Stück empfiehlt gegen Nachnahme oder Vorkasse.

Paul Krannich I, Geschwenda i. Th.

Erfahrener Kaufmann,

48 Jahre alt, kathol., unverheiratet, viele Jahre in Papier- und Pergamentpapierfabriken als Expedient, Buchhalter, Korrespondent und Kassierer tätig gewesen, absolut treu und gewissenhaft, sucht

Vertrauensstelle.

Gefl. Angebote unter Nr. 24659 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München, Galeriestraße 35a Gartenb.

Rokoko-Monstranz

ff. vergoldet (getrieben) um **150 Mk. zu verkaufen.**

Hermann Weidner, Goldschmied, **München,** Kreuzstraße 8, vis-à-vis der Kreuz-Kirche.

Lacke und Lackfarben

für alle Verwendungszwecke

Emil Laub, Lackfabrik, **Leipzig-Eutritzsch.**

Vertreter gesucht.

August Müller, Fulda.

Beeidigter Messweinlieferant, Weingrosshandlung.

Seit 1806 im Familienbesitz.

In- und ausländische **Messweine** vinum de vite in allen Preislagen.

Meinen verehrten Kunden stehen auf Wunsch Umfüllfläschchen kostenlos zur Verfügung.

Tisch- und Krankenweine sowie Spirituosen in grosser Auswahl. Bitte Preislisten verlangen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Gei... Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in ...

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 42 München, 16. Oktober 1924. XXI. Jahrgang.

Volksgemeinschaft.

Von Dr. Otto Kunze.

Um Volksgemeinschaft ringen wir Deutschen, seitdem wir sie verloren haben. Das war in der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Von da ab ist der protestantische Volksteil der Gemeinschaft noch mehr verlustig gegangen, indem sich gerade bei ihm die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten auftat. Drei Dinge schufen sie: die Alleingeltung der geschriebenen Offenbarung, der Bibel, wodurch das christliche Volk zugunsten der Theologen und Philologen entmündigt wurde; die verheiratete Geistlichkeit, die den Prediger- und Gelehrtenberuf nahezu erblich machte, und die absolute Monarchie, die eine volksfremde Bürokratie großzog. Im katholischen Volksteil blieb die Volksgemeinschaft in dem Grad erhalten, daß noch im 19. Jahrhundert die politische Vertretung der Katholiken, das Zentrum, eine Partei deutscher Volksgemeinschaft nicht nur sein wollte, sondern wirklich war und bis heute blieb. Deshalb bestimmt es so stark den neuen Staat, den das Deutsche Volk sich nach dem Umsturz von 1918 ohne Anleitung durch gewohnte Obrigkeiten selber bauen muß. Politiker des Zentrums waren es auch, die ganz Deutschland wieder eine Volksgemeinschaft schenken wollten. Stegerwald versucht sich seit vier Jahren daran. Wir haben ihn oft kritisiert, weil seinem Plan die tiefe geistige Begründung mangelt. Eine Volksgemeinschaft läßt sich nicht herstellen, indem man aus den Anschauungen und Stimmungen eines breiten Durchschnitts vier Begriffe abzieht: deutsch, christlich, demokratisch, sozial, und das als Losung für eine große Aufbaupartei verkündet. Volksgemeinschaft ohne Glaubenseinheit ist anscheinend nur von Fall zu Fall möglich, und dann wird sie nicht gemacht, sondern geschenkt. Ein gemeinsames Schicksal muß das Volk treffen. So war es 1914. So hätte es 1918 sein können, wenn Deutschland nur den Krieg verloren, nicht aber Revolution gemacht hätte. Durch sie gab es im deutschen Volke selbst Besiegte und Sieger.

Es ist demnach geradezu lächerlich, eine Regierung der Volksgemeinschaft bilden zu wollen, indem man von rechts bis links alle Parteien, die nicht gerade ausschließlich Opposition machen, in einem Kabinett versammelt. Eine Regierung gibt das schon, eine Volksgemeinschaft aber nicht einmal unter den koalierten Volksvertretern, selbst wenn sie dem richtigen Sinn des Parlaments gemäß nicht bloß Wünsche des Volkes vertreten, sondern das Volk darstellen. Jenseits des Hohen Hauses bleibt es natürlich erst recht beim Alten. Wir wissen selbstverständlich, daß Reichskanzler Marx, der solche Regierung der Volksgemeinschaft versuchte, die Lächerlichkeit dieser Vorstellung vollkommen durchschaute. Eine Volksgemeinschaft zum Schutz der Verfassung, zur Erfüllung des Dawesplans, zum Eintritt in den Völkerbund, zur gerechten Verteilung der Lasten, zur Steigerung der sozialen Leistungen und des Arbeitsertrags, zu Handelsverträgen und Zöllen! Lauter vorzügliche Dinge, nur völlig schwungslos und von unserem stil- und glanzlosen Staat so langweilig aufgemacht wie nur möglich. Der schöpferische Funke macht zwar auch einen Strohwisch zum Fanal, doch in Berliner regierenden Sphären trifft schon lange nicht mehr Stahl und Feuerstein aufeinander. Herr Marx hat natürlich bei seinen Richtlinien keine Volksgemeinschaft, sondern eine Koalition im Auge gehabt. Trotzdem hat er ganz recht getan, daß er sich des Wortes Volksgemeinschaft bediente. In der Tagespolitik wird eben nur das Schlagwort beachtet. Und der Kanzler hat damit wenigstens die Mahnung angebracht, daß es eine deutsche Volksgemeinschaft geben sollte und daß eine entsprechende Regierung in der Tat das Beste wäre.

Die Regierung der imaginären Volksgemeinschaft ist, wie vorauszusehen, nicht zustande gekommen. Die Richtlinien des Reichskanzlers genügten den Deutschnationalen nicht. Aber das Wort Volksgemeinschaft reizte sie. Können wir auch! Und die Fraktion faßte nach langem Beratschlagen fast einstimmig folgende Entschließung:

„Die Reichstagsfraktion der Deutschnationalen Volkspartei hat am Mittwoch, den 8. Oktober nachstehenden Beschluß gefaßt:

Der Vorschlag des Herrn Reichskanzlers entspricht weder den bisherigen Forderungen der Deutschnationalen Volkspartei noch den uns gegebenen Zusicherungen, deren Erfüllung wir nach wie vor erwarten. Nachdem indessen der Herr Reichskanzler den Gedanken der Volksgemeinschaft in den Vordergrund gestellt hat, erklären wir, daß gerade auch die Deutschnationale Volkspartei stets für die Volksgemeinschaft eingetreten ist. Wir verstehen darunter eine Gesinnungsgemeinschaft, die in der Zusammenfassung aller auf christlichem, nationalem und sozialem Boden stehenden Volkskräfte besteht. Demgemäß setzen wir voraus, daß Sicherheiten dafür geschaffen werden, daß alle an der vorgesehenen Gemeinschaft beteiligten Parteien sich zu folgenden Zielen bekennen:

1. Christliche Jugenderziehung und christliche Kultur als Grundlage des Staatslebens.

2. Unter Ablehnung des die Volksgemeinschaft verneinenden Klassenkampfes und unter Sicherung der Koalitionsfreiheit die Bekämpfung jedes den Arbeitsfrieden bedrohenden Terrors und die Förderung der Arbeitsgemeinschaft bei voller Wahrung der sozialen und politischen Gleichberechtigung der Arbeitnehmer.

3. Anerkennung und weitere amtliche Verfolgung der Regierungserklärung vom 29. August über die Nichtschuld Deutschlands am Kriege.

Die deutschnationale Reichstagsfraktion billigt das bisherige Verhalten ihrer Unterhändler und ermächtigt sie, in Erneuerung des am 29. August erteilten Auftrages, zu weiteren Verhandlungen über die Regierungsumbildung an Hand der vorgelegten, im einzelnen noch zu erörternden Richtlinien."

Die Deutschnationale Volkspartei hat im Reichstag etwa zwölf katholische Abgeordnete. Sicher haben die einen hervorragenden Anteil am Inhalt der taktisch geschickten und gut formulierten Erklärung. Christlich, national, sozial, das klingt nach Stegerwald, und Stegerwalds wissenschaftlicher Berater Martin Spahn gehört ja der Fraktion an. Die Katholiken legen auch besonderen Wert auf christliche Erziehung und christliche Kultur. Sie denken sich darunter entschieden Bestimmteres als ihre Parteifreunde anderer Bekenntnisse. Konservative Kreise im Zentrum muß diese Idee der christlich-deutschen Volksgemeinschaft sympathisch berühren. Ausführungen des Vorsitzenden der Rheinischen Bauernvereine, Clemens Freiherr von Loë über Christliche Demokratie[1]) bewegen sich z. T. in ganz ähnlichen Bahnen. Diese Kreise halten es für unvereinbar mit den Traditionen des Zentrums, „ein Bündnis mit der kirchen- und religionsfeindlichen Sozialdemokratie anzustreben, dagegen ein Zusammengehen mit den großen positiv-christlichen Kreisen des deutschen Volkes, die politisch rechts orientiert sind, abzulehnen". Auch wir würden es ungeheuerlich finden, wenn das Zentrum die Sozialdemokratie den Deutschnationalen vorzöge. Daß es um letztere aber werben sollte, dünkt uns doch nicht für angebracht. Die christliche Volksgemeinschaft der Deutschnationalen wird von derselben Kritik

[1]) Germania Nr. 434 vom 8. Okt. 1924.

erweckung des Protestantismus als erste und höchste Kulturmacht der Welt einzustellen. Während die Katholiken dem Burgfrieden vertrauten, entfalteten die Protestanten in einer endlosen Literatur in Form von Büchern, Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften und journalistischen Artikeln einen ganz ungeahnten Wettbewerb für das Thema Luther im Weltkrieg. Andere priesen wieder das glückliche Zusammentreffen von Weltkrieg und Reformationsjubiläum. Man muß diese genau zitierten Stimmen von einzelnen Predigern, Theologen, Kirchenbeamten, wie von evangelischen Vereinen bei Grisar nachlesen, um zu erkennen, daß bei erstaunlich vielen Protestanten der Kriegszweck schließlich fast gar keinen anderen Sinn mehr hatte, als eine Probe auf die „Siegesgewißheit Luthers“ zu sein und einen glorreichen Protestantismus der Zukunft aufzurichten. Die Wahrheit gebietet allerdings die Mitteilung, daß sich auch die Stimmen angesehener protestantischer Männer erhoben, die betonten, „das moderne Deutschland dürfe man nicht als ein im Grunde evangelisch-lutherisches Land ansprechen, seine Stärke und seine Bildung sei nicht auf Luther zurückzuführen“.

Eine Ungeheuerlichkeit ohnegleichen war sodann die Tatsache, daß ein gar nicht kleiner Kreis von Protestanten den Weltkrieg zu einem **Religionskrieg**, zu einem Kampf für deutschen Glauben, deutsche Kultur, deutschen Weltberuf, natürlich im Sinne des Protestantismus, umstempelte. So ließ u. a. der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß 1917 die populäre Schrift veröffentlichen „Die Reformation und das deutsche Volk“, worin vom Krieg erklärt wird, es handle sich „kurz gesagt um Glauben und Heimat, um Evangelium und Deutschtum; um die **Güter der Reformation** geht es nicht zuletzt . . . darum ist Luthers Geist in diesem Kriege wieder lebendig geworden in unserer Mitte“. Und ein Redner des Evangelischen Bundes verkündete beim Reformationsfest zu Leipzig: „Unsere braven Truppen draußen kämpfen nicht bloß um die Ehre und Freiheit, sondern auch um den deutschen, den evangelischen, den protestantischen Glauben“. Der General Freiherr von Vietinghoff rief aus: „Mit dem deutschen Kaisertum muß notwendig der freie deutsche Staat und die christlich-germanische Weltanschauung zugrunde gehen“. So verwob man in protestantischen Kreisen Weltkrieg, Religionskrieg, Existenz des Protestantismus auf das engste ineinander, als ob das Christentum von Dynastien, von einem verlorenen oder gewonnenen Feldzug abhängig wäre. Man erträumte sich vom günstigen Ausgang des Weltkrieges die Erneuerung der Religion im Sinne einer deutschen Religion, eines deutschen Idealismus, eines Christus der Deutschen. Ferner wurde die deutsche Kultur als ein Werk des Protestantismus hingestellt und mit überraschender Einhelligkeit und kühnem Enthusiasmus wurde der kulturelle und religiöse, natürlich protestantische Weltberuf Deutschlands in alle Welt hinaus verkündet. Bis endlich im Jahre 1920 auf der Kieler „Kulturellen Woche“ ein Redner diese überspannten Auffassungen gleichsam wieder einrenkte, indem er davon sprach, man müsse „dem alten verderblichen Wahn entsagen, daß am deutschen Wesen die ganze Welt genesen sollte“.

Der deutsche Luther wurde auf allen Gebieten, in der Predigt, in der Literatur, in der ausländischen Propaganda mobil gemacht. Soweit das ohne Seitenhiebe auf die katholische Kirche geschah, wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen. Aber zahlreiche protestantische Wortführer konnten sich im Vorgefühl des nach dem Kriege unfehlbar kommenden, gewaltig aufsteigenden protestantischen Kaiser- und Weltreichs nicht enthalten, durch Schmähungen und Beleidigungen gröbster Art den Katholiken einen Vorgeschmack beizubringen von der Freiheit im künftigen Deutschland im Zeichen des deutschen Luther. Der Theologe **Preuß** der Erlanger Universität hatte in seiner Schrift „Unser Luther“ die Kühnheit zu fragen: „Was hat denn nun eigentlich Rom in Deutschland zu suchen?“, und er erlaubte sich, von himmelschreienden Verirrungen im Katholizismus zu sprechen, von Lehren, die nur aus Herrschafts- und Geldgelüsten von der römischen Kirche festgehalten würden. Zahlreich waren die aus tiefer Mißachtung eingegebenen Behauptungen in der Jubiläums- und Kriegsliteratur, erst durch Luther sei „die Befreiung aus dem römischen Geistesjoch“ oder nach dem bekannten Goetheschen Ausspruch „aus der geistigen Borniertheit“ erfolgt. Die Erniedrigung durch einen unchristlichen Katholizismus habe erst durch Luther ein Ende erreicht; erst Luther habe freie Persönlichkeit und Menschenwürde und irdische Berufsschätzung geschaffen, Luther erst habe „die Zwingmauern einer sittenverderbenden moderigen Geisteswelt eingerissen“ und dergleichen. Der Berliner „Reichsbote“ nannte den Ablaß etwas Satanisches. Es war etwas ganz Gewöhnliches, von der „Magie“ zu sprechen, der unsere Kirche in der Sakramentslehre huldige. In einer Dichtung sah man auch den alten Drachen des Papsttums aus seiner finsteren Ecke sich wieder hervorschleppen, um der Gegenwart ein Schauspiel von Luthers Sieg zu geben. Und als die deutschen im Verein mit den österreichischen Waffen damals über Italien siegten, da wurde dieser Sieg gewissermaßen als Triumph des Furor teutonicus über das päpstliche Rom ausgemalt, die Mauern der Ewigen Stadt „sollten sich vor dem Rache- und Trutzgeschrei der **Hammerschläge Wittenbergs** fürchten“. Selbst auf einer für Konfirmanden bestimmten Flugschrift hieß es: „Wir wollen uns erstreiten den vollen Luthersieg, wir lassen nicht vom Streit, bis wir die Welt vom Wahn des Römertums befreit“. Man muß die Fülle von Zitaten bei Grisar nachlesen, um zu erkennen, daß dieser Katholikenhaß während des Weltkrieges durchaus keine vereinzelte Erscheinung gewesen ist, sondern daß System in der Sache lag und daß die mit Hilfe der katholischen Krieger und Heimat siegreichen Schlachten von einem erklecklichen Teil des deutschen Protestantismus auf das schmählichste mißbraucht wurden.

Um den Abfall vom Katholizismus in weite Kreise zu bringen, wurde vor allem auch in den katholischen Ländern des Auslands, in Spanien, in Kurland eine rege Propaganda im Namen Luthers getrieben. Bei der Neugründung der Universität in **Dorpat** hatte man eine deutsche Universität im „Geiste der 700jährigen Geschichte deutscher baltischer Kultur“ versprochen; die Hochschule wurde aber als ganz protestantische Anstalt eröffnet. Der Festprediger erklärte bei der Eröffnung in Gegenwart der staatlichen Vertreter, daselbst solle „der deutsch-protestantische, ja der Luthergeist durchgesetzt werden“. Für den Luthergeist hatten aber die vielen Tausende von katholischen Kriegern nicht gekämpft. Gegen eine Angliederung Belgiens an Deutschland wurde von protestantischen Wortführern Sturm geblasen und zwar nur aus dem Grunde, weil dadurch der katholische Bevölkerungsteil in Deutschland vermehrt worden wäre. So waren die antikatholischen Instinkte eines erheblichen Teils im Protestantismus im Weltkrieg geweckt und geschürt worden. Man erinnere sich nur noch des unverhohlen geäußerten Hasses gegen den Grafen **Hertling** bei seiner Ernennung zum Reichskanzler. In alter Gewohnheit stützte und schützte der alte Staat diese Tendenzen gegen die Katholiken; Beschwerden der katholischen Behörden gegen die schlimmsten Auswüchse protestantischer Unduldsamkeit und Anmaßung hatten nur in den seltensten Fällen Erfolg. Diese Tendenzen und Gehässigkeiten gegen die Katholiken waren ein Auftakt zu dem großen Angriff auf die katholische Kirche in Deutschland und Oesterreich, der, das geht aus der Fülle der Grisarschen Quellen mit zwingender Beweiskraft hervor, bei einem gewonnenen Weltkrieg unfehlbar ausgebrochen wäre. Denn wenn schon unter der Losung des sehr einseitig eingehaltenen Burgfriedens solche antikatholische Instinkte an das Tageslicht kommen konnten, hätte sich der Protestantismus im Verein mit dem Preußentum und den Hohenzollern sehr schnell und nachhaltig des Kaiser Wilhelms I. erinnert, er erblicke es als seine Aufgabe, die Reformation zu vollenden.

Grisar bringt dann noch Charakterstudien über Luthers Kriegslehren, er schildert die Wirkungen des Zusammenbruchs und seine Rückschläge auf den Protestantismus und fordert angesichts der inneren Zerrissenheit unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes auf zu einer gemeinsamen Abwehr des religiösen Umsturzes, wie er heute von den Mächten des Kommunismus und jenes Teiles des Protestantismus droht, der in den Wäldern Germaniens eine neue deutsche Religion, einen deutschen Christus schaffen will. Dieser Vorschlag des gemeinsamen Vorgehens gegen den modernen Unglauben durch gläubige Katholiken und Protestanten ist ohne Zweifel der beste und einzige Ratschlag zur Aufrechterhaltung des positiven protestantischen Christentums. Statt dessen führen Ludendorff und der Evangelische Bund Deutschland einem neuen, nur einseitig gewollten Kulturkampf entgegen und erblicken das Heil Deutschlands in der Säuberung von der schwarzen und der roten Internationale, während am Rhein und in Schlesien in erster Linie die Katholiken es sind, die Deutschlands Ehre und Deutschlands Namen vor aller Welt verteidigen. Der deutsche Luther, so wie sich seinen Einfluß und seine Stoßkraft weite Kreise des Ludendorffschen Protestantismus denken, wird Deutschland nicht retten. Diesen Beweis hat das Buch Grisars erbracht und darum ist es im Interesse des deutschen Vaterlandsgedankens zugleich eine deutsche Tat.

Trübe Quellen protestantischer Polemik.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die erstaunlichen Behauptungen des politischen Generals Ludendorff über finstere Pläne des Vatikans und der Ultramontanen, die er seit seiner Rede im Hitlerprozeß beharrlich wiederholt, gaben mir Anlaß, in der Tagespresse die Quellen zu beleuchten, aus denen Ludendorff und andere Streiter der eigentlich protestierenden Richtung im Protestantismus schöpfen.

Diese Quellen sind die Schriften und Presseorgane des Evangelischen Bundes, vornehmlich die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz", welche das Material für die soeben noch von Dr. F. Gerlich in den „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 264 als „unwissenschaftlich" anerkannten Schriften „Papst, Kurie und Weltkrieg" und „Deutschland und der Vatikan" geliefert hat. Niemals konnte für einen objektiven Geschichtsforscher ein derartiges Erzeugnis des Konfessionshasses als Geschichtsquelle in Betracht kommen, das verbot allein schon jene von ihr angewandte Methode, aus allerhand Schriften, Dokumenten, Aeußerungen Stellen herauszureißen, den Zusammenhang aufzulösen und den Sinn dann auch noch durch Unterstellungen oder selbst Weglassung von Worten oder ganzen Sätzen mitten aus dem Texte zu verschieben. Dafür nur ein Beispiel von vielen: in meiner Schrift „Papst, Weltkrieg und Völkerfriede" hatte ich dargelegt, daß dorthin, wo die Kriegsfurie zerstörend über die friedlichen Wohnstätten arbeitsamer Menschen hinweggebraust war und rauchende Trümmerstätten, Elend, Hunger, Not und Verzweiflung zurückgelassen hatte, die Gaben des Hl. Vaters flossen und daß dies zum Glück für Deutschland die Gebietsbereiche der Entente waren; ihnen „floß der Löwenanteil zu. Die Tatsache ist richtig — aber danken wir Gott, daß der Krieg nicht unser Land verwüstete und daß er dem Papste keinen Anlaß bot, solche Not auch bei uns zu lindern". Was macht man in „Deutschland und der Vatikan" daraus, um mich als Kronzeugen für die Parteinahme des Papstes zugunsten der Entente zu verwerten? Man unterdrückt den ganzen Vordersatz und schließt den Nachsatz dort ab, wo der Gedankenstrich steht. Oder z. B. die Zitation aus der Schrift des P. Le Floch: aus drei Seiten reißt man zwei Sätze heraus, verbindet sie durch einen selbst verfertigten Zwischensatz und setzt dann das Ganze als Originalzitat in Anführungszeichen hin.

Opfer dieser Methode der Deutsch-Evangel. Korrespondenz sind aber nicht nur Politiker und Journalisten geworden, sondern auch ein Gelehrter, der Marburger Professor Dr. H. Hermelink. Seine Schrift: „Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart", in letzter Zeit viel genannt, liegt in neuer, zweiter Auflage vor.[1]) Vermehrt durch einen Anhang „Neues vom Katholizismus unserer Tage" hat sie gerade durch diesen sich mehr und mehr von der früheren wohltuenden Sachlichkeit entfernt und — nicht etwa unter dem Zwange der Tatsachen! — eine gegen das Ende immer mehr zunehmende Feindsinnigkeit gegen uns Katholiken, bzw. unsere Kirche hervorgekehrt, welche ja auch Gertrud von Zezschwitz[2]) und P. Reichmann S. J. in ihren kurzen Besprechungen festgestellt haben. Besprechungen in unserer katholischen Tagespresse haben sich mit einem Bericht über den Anhang und der Beleuchtung eines einzelnen Punktes (Vermehrung der katholischen Ordensniederlassungen) begnügt, dabei aber Aufstellungen übernommen und stillschweigend anerkannt, die mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden müssen.

Die Gründe für den Gesinnungswandel Hermelinks drängen sich bei einem Vergleiche mit den Tatsachen und einer Untersuchung seiner Quellen von selbst auf; und zwar der wirklichen Quellen, nicht der von ihm angeführten. Hermelink hat in seiner Abneigung gegen die katholische Kirche, die ja dem Protestantismus kraft seines Ursprunges untrennbar anhaftet, die Wege der Gründlichkeit und Sachlichkeit verlassen, die er anfangs zu gehen sichtlich bestrebt war, er hat sich von subjektiven Gesinnungen leiten lassen und aus diesen heraus teilweise auf die unerläßliche Quellenkritik verzichtet, welche seiner Schrift den wissenschaftlichen Wert sicherte. Das Schöpfen aus vergifteten Quellen aber hat wiederum auf seine Gesinnung eingewirkt und das Ergebnis liegt nun vor uns.

Auf Seite 91 schildert H. einleitend die Stellungnahme der Kurie zum neuen Deutschland. Zitiert wird nach der D.E.K. 1923 Nr. 9 ein Passus aus einem Artikel des italienischen Journalisten Cantalupo: „Schon im Anfang 1920 habe Jonnart (der französische Botschafter) in Rom einen Druck ausgeübt, um von der Kurie Erklärungen zugunsten der französischen Separationspolitik zu erlangen. Damals seien sowohl Benedikt XV. wie Kardinal Gasparri eine Zeitlang unschlüssig gewesen. Aber schon Benedikt (vor seinem Tode Ende 1920 schreiben Cantalupo und die D.E.K.!) und nach ihm Pius hätten die Stellungnahme geändert . . . Unter dieser Beleuchtung sind Recht und Unrecht der Ludendorffschen Vorwürfe zu beurteilen." Cantalupo gelte als ein „persönlicher Freund des päpstlichen Nuntius Pacelli". Weiß Hermelink wirklich nicht, daß die diplomatischen Beziehungen Frankreichs mit dem Vatikan erst im Mai 1921 aufgenommen wurden? Daß am 28. Mai 1921 Jonnart zum ersten Male im Vatikan erschien? Daß er daher Anfang 1920 gar keinen Druck in Rom ausgeübt haben konnte? Daß infolgedessen Benedikt XV. gar nicht unschlüssig werden konnte und es auch nicht war? War ihm die ganze Sache nicht selbst im höchsten Grade verdächtig, weshalb er den Satz vom Tode Benedikts XV. (dieser starb zwei Jahre später!) mitten im Texte strich? Konnte er auf ein solches Zeugnis hin Cantalupo als „persönlichen Freund Pacellis" noch gelten lassen, während in Wirklichkeit nicht einmal eine Bekanntschaft besteht? Durfte er diese Quelle kritiklos sich aneignen? Es ist nämlich Cantalupos Darstellung von A—Z unwahr! Daß Ludendorff bei seiner Rede in Hannover auf sie hereingefallen ist, wundert uns minder[3]). Unmittelbar darauf schreibt Hermelink: „So ist also das Interesse des Vatikans an Deutschland, wie der Papst selbst im geheimen Konsistorium vom 23. Mai 1923 ausgesprochen hat, besonders begründet. Er rühmt in seiner Ansprache den deutschen Katholizismus, „der sowohl mitten im Toben des Weltkriegs, wie auch unter den jetzigen verwickelten Verhältnissen seinen Eifer, seine Tatkraft und sein Organisationsgeschick dafür eingesetzt hat, den traurigen Abfall von der römischen Kirche, der vor vierhundert Jahren stattfand, wieder wett zu machen. (Osservatore Romano 118 vom 24. Mai 1923)." Professor Hermelink irrt; er hat dieses Zitat nicht dem Osservatore entnommen, wohl aber wortwörtlich der D.E.K. Der Papst hat nach jener Nummer des Osservatore etwas ganz anderes gesagt, nämlich:

„ . . . Wir fühlen Uns als den Vater aller, die da im Streite miteinander sind, . . . mögen sie nun immer im Vaterhause geblieben sein oder in näherer oder fernerer Vergangenheit es verlassen haben; sie sind stets und alle Kinder des Vaters, der sich freut, mit ihnen am gemeinsamen Tische zu sitzen; mit denen, die im Hause geblieben sind, und der immer hofft und wünscht, auch die Zurückkehrenden sich dort niedersetzen zu sehen . . . Und das Auge unseres Vaterherzens unterscheidet in der Menge der streitenden Söhne, die zu den Besten und aus verschiedenen Gründen Bevorzugtesten dieses Hl. Apostolischen Stuhles gehören, Söhne der „Insel der Heiligen" (Irlands) und der „Insel der Engel" (Angliae), Söhne der „Erstgeborenen" und Söhne jenes katholischen Deutschland, das den großen Abfall vor vier Jahrhunderten, dann auch während des schrecklichen Krieges und in der gegenwärtigen Heimsuchung durch solchen Eifer und so tätige und kraftvolle Organisation des katholischen Lebens gutzumachen verstanden hat."

Das hat der Papst gesagt! Hätte Professor Hermelink wirklich den Osservatore Romano vor sich gehabt, dann hätte er auch weiter nicht zu dem Schlusse kommen können, mit dem er fortfährt und auf den er den angeblichen Offensivplan des Präfekten der Propaganda, Kardinals van Rossum, gegen das protestantische Nordeuropa aufbaut. Er schreibt nämlich: „Also um Wiedergutmachung des traurigen Abfalls vor vierhundert Jahren handelt es sich in Deutschland nach dem Urteil des Papstes selbst. Auf dieses Ziel scheint auch die Tätigkeit des sogenannten „roten Papstes" . . . mehr denn je gerichtet zu sein."

Der unmittelbar hier anschließende Abschnitt ist der Reise des Kardinals durch die skandinavischen Länder gewidmet, welche deutsch zuerst in unserer Zeitschrift abgedruckt wurde. Auch sie beurteilt er nicht aus dem Originalberichte Sr. Eminenz, schaut sie nicht mit freiem Auge, sondern durch die Brille des Evangelischen Bundes; daher übernimmt er auch dessen Irrtümer und schiefe Darstellungen und vergißt dem Leser zu sagen, daß, wenn die Reise ihren rein privaten Charakter verlor und der Kardinal zur Teilnahme an Empfängen, zum Besuche von Staatsoberhäuptern und Ministern, zum Empfange von protestantischen Geistlichen und Persönlichkeiten sich herzugeben genötigt sah, dies gegen seine Absicht geschah; er konnte sich dem liebenswürdigen, weitherzigen Entgegenkommen jener Kreise nicht ent-

[1]) Verlag F. A. Perthes, Gotha-Stuttgart 1924, 2. Aufl., Preis M 2.50.
[2]) Siehe Allg. Rundschau 1924, Nr. 40.

[3]) Vgl. meine Abrechnung mit Ludendorff Augsburger Postzeitung Nr. 233 vom 8. 10. 24 und Bayerischer Kurier Nr. 277 vom 7. 10. 24.

ziehen, ohne anzustoßen. Seine Reise galt dem Besuch der katholischen Niederlassungen in jenen Ländern. Wenn der Präfekt der Kongregation der Propaganda eine solche Reise macht, um sich aus dem Augenschein ein Urteil über Lage und Bedürfnisse zu bilden, so ist dies ebenso wenig auffallend, wie wenn ein Kolonialminister einmal persönlich die Kolonien besucht, die seiner Verwaltung unterstehen. Selbst das holländische Original der Schrift, das Hermelink Seite 117 zitiert, beurteilt er nicht mit eigenen, sondern wieder mit fremden Worten.

Ich habe den Leser damit durch knappe drei Seiten der Schrift geführt und eine Fortsetzung dieser Führung würde leider immer wieder neue Ergebnisse solch bedauerlicher Art ergeben, wie wir sie kennen lernten. Aber das Gesagte dürfte mehr als hinreichend sein, um die oben angeführte Begründung des Gesinnungswandels dieses Gelehrten zu erklären, auf den wir noch vor kurzem die große Hoffnung setzten, er würde zu jenen weißen Raben gehören, von denen wir eine ruhige, sachliche Betrachtung und Beurteilung erwarten können. Vielleicht dürfen wir noch hoffen, daß Hermelink besonders den zweiten Teil seiner Schrift einer Revision unterzieht; sie müßte ihn bei Anwendung der streng wissenschaftlichen Methode zu wesentlich anderen Ergebnissen führen.

Europa, wo gehst du hin?

Von Karl Schweizer.

Zu Freiburg war's in der Schweiz. Eines der interessantesten Fleckchen dieses alten Europa. Doppelt interessant für uns Katholiken.

Zwei Völker, zwei Weltauffassungen, zwei politisch verschiedene Anschauungen, zwei uralte christliche Kulturen — seit vielen Jahrhunderten miteinander in zerfleischendem Hader liegend —, hier reichen sie sich in heiligem Schutze der friedlichen Eidgenossen die Hand zu fruchtbringender Vermählung.

Hier fühlt man das Wehen des reichen französischen Genius. Blitzblank, stahlscharf, von unwiderstehlicher Logik, überquellend von intuitiver Synthesis, allzu leicht freilich zu oberflächlicher Geistreichigkeit neigend. Daneben das ernste, zielsichere, bis ins Kleinste zergliedernde deutsche Denken, gewissenhaft bis ins Kleinliche, alles zerdenkend bis zur Selbstzermarterung; Meister der Analyse, der sich nur allzuoft in seine Gedankengänge soweit verliert, daß er die Welt um sich nicht mehr sieht und im Irrgarten seiner eigenen Gedanken gefährlichen Abgründen zueilt.

Hier an diesem glücklichen Fleckchen Erde haben sich französischer Geist und deutsche Gründlichkeit vermählt zu einem einzigartigen internationalen katholischen Werke: der internationalen katholischen Universität. Universität nicht nur im landläufigen Sinn, daß eine Reihe von Fakultäten nebeneinander bestehen. Die Universalität zeigt sich durch ein spezifisches Merkmal, das mir von keiner der katholischen und nichtkatholischen Hochschulen in der weiten Erdenrunde bekannt ist: Jedes wichtigere Fach wird zugleich in deutscher und französischer Sprache durch Professoren aus diesen Sprachgebieten gelesen. Also nicht eine mechanische Uebersetzung, sondern eine originale Darbietung, eine buchstäbliche Verschmelzung deutscher und französischer Gelehrsamkeit, deutscher und französischer Zivilisation mitten in den traurigen Verwüstungen, die die grausame Selbstzerfleischung dieser beiden großen, reichbegabten Nationen in der Welt des Geistes und der Wirtschaft angerichtet hat! Nur zu schade, daß diese wahrhaft internationale katholische Kulturstätte nicht mehr bekannt und geachtet und daher nicht zur Fülle der Entfaltung emporgekommen ist. Aber es scheint eine besondere Kunst der Katholiken zu sein, daß sie ihre reichsten Schätze, ihre wertvollsten Juwelen vergraben und dafür den oberflächlichen, halb- oder unchristlichen Weisheitslehren der Moderne nachlaufen.

Welche Ströme von Segen von diesem Jungbrunnen katholischer Wissenschaft in alle Welt ausgegangen sind, kann nur der ahnen, der tieferen Einblick in das Geistesleben dieser Hochschule genommen hat. Aus Ost- und Westeuropa, aus Amerika, Indien und Asien treffen sich hier junge, wißbegierige Studenten und lauschen zu den Füßen ergrauter Meister der katholischen Wissenschaft. Sie lernen hier nicht nur strenge wissenschaftliche Methoden, nicht nur reine, vom Zeitgeist unverdorbene christliche Gelehrsamkeit: sie lernen vor allem das Leben, die Welt! Sie lernen hinausschauen über die engen Horizonte der eigenen Nationen. Sie erleben an sich die Vorzüge anderer Völker und die Beschränktheit der eigenen Volksbegabung. Sie schließen Freundschaften, die über Länder und Meere hinreichen, sie gehen hinweg als καθολικοί, als universal mit der Weltkirche denkende und fühlende Menschen.

Europa, wo gehst du hin? Katholiken, Ihr habt eine Hochschule des katholischen Friedens!

*

Hier war es auch, wo ein kleines Büchlein in meine Hände fiel, recht unscheinbar. Auf leuchtendem Gelb stehen in stechendem Schwarz die bedeutsamen Worte: Europe, où vas-tu?[1]) Europa, wo gehst du hin?

Ich nehme es in meine Kammer. Ich lese, lese ... die Einleitung: „Europa ist an einem schrecklichen Wendepunkte seiner Geschichte! Wird es vollkommen in das Chaos versinken? Kann es sich noch erheben? ... Die Wahrheit wird schließlich immer siegen! Möge der Glaube, den wir in sie haben, Berge versetzen"...

Ich blättere weiter. Ich spüre des Wehen des französischen Geistes. Ohne Zweifel: hier ist ein feuriger Geist, ein unentwegter Ringer nach Wahrheit! Ein mutiger Bahnbrecher für den Frieden zwischen der großen deutschen und der französischen Nation. Ich lese Kapitel um Kapitel: „Deutschland vor dem Kriege" ... „Das Kolonialproblem" ... „Die Orientfrage" ... „Der Krieg" ... Meine Ueberraschung wächst von Seite zu Seite. Eine ganz neue Einstellung zu den Problemen! Ein unverkennbares Abrücken von der Phrase des Alltags und der Parlamentspolitik: ein echt christliches, ein innerlich durch und durch katholisches Ringen nach Wahrheit, nach Verstehen, nach Verzeihen. Kein grundloses Anklagen bei aller Schärfe der Kritik an Personen und Einrichtungen! Kein böswilliges Verurteilen! Im Gegenteil, ein Begreiflichmachen der schrecklichen Geschehnisse aus den historischen Entwicklungen heraus...

Ob das wohl ein Katholik geschrieben hat? Nach all dem, was von hüben und drüben in dem vergangenen Jahrzehnt und schon vorher an gegenseitiger Befeindung und verdächtigender Schwarzmacherei gekommen war, durfte ich es kaum erhoffen. Ich las weiter, las das wuchtige Schlußkapitel: „Europa, wo gehst du hin?" Ich las mit innerster Genugtuung einen warmherzigen, hinreißenden Appell an die Katholiken aller Länder! — Es hat ein Katholik zu uns gesprochen! Ich kenne ihn weiter nicht. Jedenfalls verdient er das Lob: er hat katholisch gesprochen; ohne dabei entscheiden zu wollen, ob im einzelnen seine Urteile und Anschauungen richtig und unanfechtbar sind.

*

Deutsche Katholiken! Es ist nur ein Weg und das ist der katholische. Ihr wollt die Anklage der Alleinschuld am Krieg von eurem Volke abwälzen. Wählt den katholischen Weg! Der geht über harte unerbittliche Kritik gegen sich selbst und ein weitherziges, großmütiges Verstehen und Sichhineinfühlen in die Lage der anderen, über ein vollkommenes, ausnahmsloses Verzeihen!

Nichts werden euch nützen große politische und parlamentarische Erklärungen! Nichts die großspurigen Reden der Tagespolitiker! Nichts das ellenlange Geschreibe in den Zeitungen. Die, welche guten Willens sind in der großen Welt und die, welche ein eigenes Denken sich bewahrt in der Flut der gegenseitigen Verleumdungen, die haben nie an euere Alleinschuld geglaubt, diese braucht ihr nicht zu belehren. Die anderen aber, die Böswilligen, die Nichtdenker, die Nachbeter, die Irregeleiteten werdet ihr auch durch noch so laute Kundgebungen nicht belehren. Ihr werdet nur die Leidenschaften schüren, den Haß vermehren, die Streitpunkte vertiefen, die Kluft verbreitern!

Nein! Einen Mann brauchen wir mit katholischem Mut, der sich nicht fürchtet mit Steinen beworfen zu werden, weil er die Wahrheit sagt. Einen katholischen Mann, der sich erheben kann über Opportunitätspolitik und Tagesphrase. Einen Mann, der katholisch spricht, dem auch der verbissenste Gegner das Zeugnis ausstellen muß: er hat auf jeden Fall katholisch gesprochen. Einen Mann, der den wirklich vorhandenen Teil der deutschen Schuld unumwunden mit eiserner Selbstkritik zugesteht, der uns dann in katholischem Geiste hinüberführt zu den katholischen Brüdern jenseits der Grenze, der uns in ergreifender Weise die Leiden des französischen Volkes zu schildern vermag, der uns die furchtbaren Ruinen zeigt, die die herrlichsten und reichsten Provinzen dieses Landes bedecken, der uns die Massenfriedhöfe nennt, in denen die Manneskraft einer Generation be-

[1]) Verfasser Léon Jourdain, Verlag Fragnière Frères, Freiburg, Schweiz.

graben liegt, der mit offener Wahrheitsliebe gesteht, daß die engherzige preußische Militaristenpolitik in den 43 Jahren deutscher Regierung die elsaß-lothringische Bevölkerung dem deutschen Kulturkreis innerlich mehr entfremdet hat als Jahrhunderte französischen Einflusses vorher, der uns die innere Entwicklung des französischen Katholizismus darlegt, der auf die reichen katholischen Schätze dieses Landes, auf die vielen großen Heiligen aus alter und neuer Zeit uns hinführt.

Und Ihr werdet sehen: der katholische Gedanke macht frei, weltweit, großzügig, edelmütig. Ein anderes Frankreich wird vor Eueren Augen erstehen, ein Volk mit mannigfachen Fehlern, aber auch mit vielen lobenswerten Vorzügen. Ein anderes Bild als es Euch eine haßvergiftete kleindeutsche Geschichtsauffassung und verhetzende Tagespolitik vor Augen stellt. Ihr werdet das französische Volk psychologisch verstehen und seine Handlungen von da aus milder beurteilen. Ihr werdet erkennen und verzeihen können. Ihr werdet dann selbst offenere Ohren finden, worin ihr deutsche Interessen geltend macht. Das ist der katholische Weg.

Nicht katholisch aber könnte es sein, erst immer zu sagen: der andere soll anfangen. Was gehen uns die Fehler der anderen an, solange wir die eigenen nicht erkennen und überwinden?

*

Europa, wo gehst du hin? Zu Luzifer oder zu Gott? Zu den Predigern des Hasses oder zum Papste des Friedens? Zum Chaos der Zerstörung und Selbstvernichtung oder zum Frieden Christi im Reiche Christi?

Pax Christi in regno Christi! Dieses Wort eines großen Papstes, dieses katholische Wort hat mich von Freiburg nach Lugano geführt, wo die „Internationale Katholische Liga" unter dieser Losung einen internationalen Kongreß einberufen hatte. — „Nationale und internationale Pflicht der Katholiken", „Die Grenzen der Souveränität des Staates", „Die Erlaubtheit des modernen Krieges nach der katholischen Lehre", „Wir Katholiken und der Völkerbund", das waren Themen, die mich dorthin zogen. . . .

Und was fand ich dort? Einen Bischof, von den Seinen als heiligmäßiger Priester verehrt. Ein Aszet mit scharfgeprägten Zügen, ein Redner, der Macht hat, ein Apostel des Friedens, der aus den Tiefen des Herzens Gottes schöpft. Einen Bischof, umgeben von einer verhältnismäßig kleinen Schar (es mögen zwei- bis dreihundert gewesen sein) aus den verschiedensten Ländern Europas. Ich fand einen wahrhaft katholischen Geist! Ich fand sprühende, feurige Augen und flammende Herzen! Ich fand eine Familie, eine katholische Familie. Ich verspürte das Wehen des katholischen, des Heiligen Geistes.[2])

Hier in Lugano ward mir die Antwort gegeben auf die bange Frage: Europa, wo gehst du hin?

Es gibt nur einen Weg, den katholischen, den Weg des Papstes, den Weg der Heiligen, den Weg Christi, den Weg der universalen, großen, verzeihenden, katholischen Liebe.

Je katholischer wir werden, je katholischer wir handeln, destomehr tragen wir dazu bei, Europa zu retten und den Frieden Christi im Reiche Christi zu verwirklichen. Desto sicherer werden wir auch unser Vaterland einer großen, herrlichen, einer katholischen Zukunft entgegenführen.

[2]) Ein ausführlicher gedruckter Bericht über den interessanten Kongreß erscheint im Ika-Verlag, Zug, Schweiz.

Kleine Gedanken.

Von A. Bavier.

Das souveräne Volk, — der Souverän — das Masculinum ist doch immer stärker als das Neutrum.

Die Zeit ist das einzige Gut, das allen Menschen täglich von Neuem in gleichem Masse zugeteilt wird. Das grösste Armutszeugnis ist das Wort: Ich habe keine Zeit.

Wir empfinden weit mehr Liebe für das Geschöpf, das uns braucht, als für jenes, welches wir brauchen. Deswegen ist auch die mütterliche Liebe die tiefste.

Auch im geistigen Leben gibt es an den Strassenecken Bettler, die von Grösseren hingeworfene Ideen in ihrem Hute auffangen und davon ein ganz behagliches Dasein führen.

Die Lebensdauer des Bolschewismus.

Von Dr. Otto Färber, München.

Ist der Versuch, die Lebensdauer des Bolschewismus zu bestimmen, nicht ein undurchführbares Wagnis? Um es gleich zu sagen, so soll der Leser wissen, daß es nicht unsere Absicht ist, hier den Propheten zu spielen, Jahr und Tag des Umschwunges in Rußland vorauszusagen. Dagegen soll der Versuch gelingen, jene Faktoren herauszustellen, die auf die Lebensdauer des Bolschewismus Einfluß üben und welche die vielfach so schiefe Beurteilung des bolschewistischen Gesamtproblems in Betracht zu ziehen hat. — Das Rußlandproblem ist von Weltinteresse, obwohl es infolge der Ratlosigkeit der Kulturwelt z. Zt. verhältnismäßig in den Hintergrund getreten ist. Immer wieder beschäftigen die bolschewistisch-kommunistische Gefahr, die Moskauer Umtriebe die Ministerien, Parlamente und Polizeipräsidien, um dabei eine oft recht eigenartige Behandlung zu finden. Der Hauptfehler, der dabei meist gemacht wird, ist das Nichtunterscheiden zwischen dem Kommunismus, der Dritten Internationale und dem national-russischen Bolschewismus, der nur in loser Interessengemeinschaft mit jenem steht.

Wenn dann durch die Vernichtung der Kaufkraft und Unternehmungsfähigkeit der Russen das Interesse der Geschäftswelt sich meist andere Betätigungsgebiete gesucht hat, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß Deutschland, Europa und die Welt ohne üble Folgen Rußland auf die Dauer missen und ungestraft der Erkenntnis und Lösung des russischen Problems entraten können.

Die Not der Zeit hat die Blicke der Meisten nach innen gebannt oder auf andere Punkte und Probleme konzentriert, die gewiß von überragender Bedeutung sind, aber diese Bedeutung und ihre bekannte Komplikation nur erlangen können durch das Fehlen Rußlands in der Welt. Was das bedeutet, erhellt sofort, wenn man die ungeheuren Betätigungsmöglichkeiten Rußlands, des 6. Teils der Erde, für ein solides Kapital und überschüssige Intelligenz, Ansiedelung heimatloser und heimatmüder schaffenskräftiger Menschen in Betracht zieht. Wenn man weiter bedenkt, daß das ehemals dritte Getreideausfuhrland sich heute wie ein Bettler durchs Leben schlägt, daß nicht nur die deutsche Industrie den ehemaligen Hauptabsatz nach dorthin auf ein lächerliches Mindest einschränken mußte, dann wird man verstehen, wie gespannt wir auf die Beantwortung der Frage nach der Lebensdauer des Systems lauschen, das Rußland dahin gebracht hat, wo es heute ist. Bei der Begründung dieses brennenden Interesses haben wir das Kulturelle noch gar nicht erwähnt, das in der Vergangenheit in unseren Beziehungen zum russischen Osten eine große Rolle spielte und in der Zukunft in neuer Form und hoffentlich unter Einsatz neuer Faktoren noch mehr spielen wird.

Das Absterben des Bolschewismus wird nicht so erfolgen, wie manche sich naiv vorstellen, daß eines Tages eine Empörung des Volkes die heutigen Herren wegfegt und ein neues Regierungssystem Rußlands Glück herbeizaubert. Bei der französischen Revolution war das Problem in dieser Weise bedeutend einfacher. Die russischen Emigranten, die „noch am Grabe ihre Hoffnung aufpflanzen" haben gewiß recht, wenn sie der europäischen Politik, z. B. der Londoner Konferenz, einen starken Einfluß auf die russische Mentalität einräumen, aber der Einfluß wirkt sich eben ganz anders aus, als der Wunsch es wahr haben will. — Eine gegebene Größe im bolschewistischen Problem, mit der leider die wenigsten nur rechnen, ist der russische „biologische Bolschewismus", d. i. die Grundnatur des russischen Volkes. Die Russen sind am wenigsten im Stande, diesen Bolschewismus objektiv zu erfassen, weil sie selbst mitten drin stehen. Bolschewistisch, d. h. ausschweifend, launisch, primitiv-konservativ und konservativ primitiv, phantasiereich und unzuverlässig war das russische Volk zu allen Zeiten. Das wäre jedem Kenner russischer Geschichte geläufiger, wenn er außer den Traktaten der Herrscher zur europäischen Politik etwas tiefer eindränge ins Innerrussische und die Tatsache beachtete, daß höchst charakteristisch im Russen die Triebnatur unter einer oft patriarchalisch anmutenden sanften Maske verborgen liegt. Oft Generationen hindurch kommt sie nicht zum Vorschein. Außer der Geschichte kann Literatur und Kunst zum Nachweis des natürlichen russischen Bolschewismus herangezogen werden, selbst so „bourgeoise" Schriftsteller wie Turgenjeff. Eigene Erlebnisse wird jeder Rußlandfahrer beibringen können.[1])

[1]) Besser als die Mehrzahl beschreibender Werke vermittelt uns das im Beckschen Verlag, München, kürzlich erschienene 3 bändige Werk „Ruß-

Erst in zweiter Linie konnte sich auf dem natürlichen Bolschewismus der künstliche oder politische Bolschewismus aufbauen. Dabei ward ganz Rußland, wo über 90% der Einwohner außerhalb der eigentlichen Bildung standen, von wenigen als Grundlage für ihre Pläne und Machinationen benützt. Infolge mangelnder intellektueller und religiöser Bildung setzte das Volk den Herren der Lage natürlich nur wenig Hemmungen aus Vernunft- oder Religionsgründen entgegen. Es „ging der Spur nach", unbekümmert um die Folgen. Es wäre aber falsch, nur von den gegenwärtigen Machthabern in Rußland als Verbrechern und Verführern zu reden und anzunehmen, das man nur sie beseitigen müsse, um alles in schönste Ordnung zu bringen. Aus vielen Gründen ist das heute falsch. Das Wollen vieler Führer in Westeuropa ist im Grunde genau dasselbe, auch die „geistigen" Voraussetzungen vieler Führer bei uns vor und leider auch nach dem Krieg sind genau die gleichen wie die eines Lenin, Trotzki und Lunatscharski, die ohne den Westen heute gar nicht in Rußland säßen. In gewissem Sinne können diese Führer sogar entschuldigt werden, weil sie infolge ihrer Zugehörigkeit zum russichen oder jüdischen, kultur- und traditionslosen naturbolschewistischen Kreis mit wahrer Gier vom Westen nur das Schlechte lernten. Religion gab es für sie nicht, weil der ihnen bekannte und maßgebende Westen auch nichts davon wußte. Ueber die bürgerliche Vernunft, die ein gewisses Wohlleben und Spießbürgertum anstrebt oder berücksichtigt, stellten sie die Kritik und den Theorienfanatismus und glaubten vielfach an die Heiligkeit der Ziele, für die nicht wenige von ihnen im Unterschied zum Westen starben. Dazu kommt noch, daß das russische Volk in erdrückender Mehrheit dem Gerechtigkeitsideal namentlich in der Auslegung einer Gleichmachung der Lose ganz anders zujubelt und darüber mehr den Magen vergißt, als irgend ein anderes Volk der Welt.

Die Organisation des Bolschewismus im Rätesystem ist heute an den meisten wichtigen Plätzen so stark, daß die Person des Führers keineswegs mehr die Rolle spielt, die er spielen müßte, um allen Fluch antibolschewistischer Seite auf sich zu laden. Das Rätesystem war es, das immer wieder die Versuche der Gegenrevolution siegreich niederwarf. Infolge gewisser Vorzüge, die namentlich in der russischen Seele liegen, ist nicht daran zu denken, daß dies Rätesystem trotz seiner offenkundigen wirtschaftlichen Mängel in absehbarer Zeit den Bolschewismus aushöhle oder unmöglich mache. Wir haben es im Gegenteil mit einer denkbaren und z. T. brauchbaren Regierungsform zu tun, brauchbar wenigstens für Rußland. Zu wenig beachten wir auch die Zustände auf dem Lande. Das russische Land hat die Zeit westlich-kommunistischer Experimente hinter sich. Großgrundbesitz und frühere Argrarverwaltung, besonders das Semstwo, sind zerstört. Das Rätesystem aber wurde vom Altrussentum einfach „verarbeitet", indem die Bauern ihre alten Landsatzungen wieder einführten, wie sie vor tausend Jahren waren, und diese alten Organe der Zentralregierung als Räte anmeldeten. Diese wars zufrieden, und so lebt das Land ohne Fortschrittstrieb und ohne sich das Dasein durch Spekulationen politischer Art zu vergällen, in den Tag hinein. Unordnung und Rückschritt wiegen nicht so schwer, daß man deshalb auf seine Idylle und seine Ungebundenheit verzichtete.

Zusammenfassend läßt sich daher sagen, daß der Bolschewismus und mit ihm eine bolschewistische Regierungsform in Rußland Sicherheitsmomente hat in der Natur der Bevölkerung, in der monopolartigen Stellung, die nach Besiegung aller Gegner in Abwesenheit einer Bildungs- und Mittelstandsschicht beherrschend ist und nicht mehr so wie früher die Tscheka in Tätigkeit zu setzen braucht. Zuletzt aber ist ein besonderes Sicherheitsmoment die Ergebenheit gerade der Klassen, die seine Herrschaft stützen, Militär, Arbeiter und restliche Intelligenz, berauscht durch die nationalen Scheinerfolge der Sowjetdiplomatie und zum Teil durch die den Russen genügende relative Besserung der persönlichen Lage. Das entspricht ihrem innersten Drange und der oft christlich gefärbten Auffassung sozialer Gerechtigkeit, wie sie im Zarentum oder unter einer Parlamentsherrschaft niemals wäre verwirklicht worden. Gewiß, das russische Volk ist unberechenbar, und denkbar ist die Rückkehr zu einer ganz entgegengesetzten Haltung; aber dazu gehört Anlaß, Kopf und Programm auf der anderen Seite, wovon jetzt garnicht die Rede sein kann. Die Kaiserproklamation des Großfürsten Kyrill hat zunächst nur eine platonische Bedeutung. Ganz abgesehen davon, daß das Bekanntwerden derselben nach dem Wunsche der Verfasser in Rußland kaum möglich ist, zeigt doch eine Menge früherer Vorfälle, daß selbst organisierte Kämpfe gegen Rot-Moskau fehlschlugen, von Militärrevolten abgesehen. Ohne „Brückenkopf", ohne Führergenie, Opferwillen und Programm ist garnichts zu wollen. Aber gerade das letztere ist noch zu wenig vorhanden. Mit Zarentum und Schisma wird man den tiefen biologischen und soziologischen, religiösen und sozialen Problemen des in der Umschichtung begriffenen russischen Volkes nicht gerecht und kann nicht erwarten, daß die russische Armee und der russische Bauer sich in unabsehbare Abenteuer einlassen. Eine Gefahr für die Bolschewiken ist auch ihre stete Geldnot, die sie zwingt, tödlich zu besteuern, was sie eben zur Rettung ins Leben riefen (private Kleinindustrie, Einzelhandel usw.), endlich der immer wieder drohende Hunger und die internationale Politik. Aber für alle daraus hervorgehenden Schwierigkeiten haben die Russen von heute ihre verblüffende Lösung und zwar immer so, daß sie zum Schluß das schwerleidende Volk feiert, auch wenn im Nachbargouvernement Tausende Hungers starben. Die Hauptsache: das Problem ist gelöst, das interessiert ja den Russen zuerst. Sein Bolschewismus hat über die Anschläge der Gegner gesiegt. Nächste Gefahren für den Bolschewismus sind so zurzeit tatsächlich weder vorhanden noch denkbar, es sei denn, daß Europa eingreifen würde, was bei dessen gegenwärtigem Zustande doch nur im Falle ganz entsetzlicher Greuel der Fall sein dürfte. Infolgedessen haben wir mit einer recht langen Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse zu rechnen. Eine Begrenzung könnten wir, abgesehen von der erwähnten unwahrscheinlichen europäischen Einmischung, erblicken in einer neuen weißen Bewegung, wie sie zurzeit der Kadettenführer Miljukoff wieder befürwortet. Für eine solche Bewegung fehlen aber noch die Anhaltspunkte. Rettungslos wäre sie verloren, finge sie an ohne Führer, Programm, machtvolle Autorität und christlich-sozialen Geist.

In letzter Linie ist eben das Problem ein Kulturproblem, an dem sich alle Nur-Wirtschaftler und Nur-Politiker gründlich die Zähne ausbeißen. Das für jede Aenderung notwendige Bedürfnis einer solchen, das Verständnis hiefür und die Fähigkeit, bessere Lagen überhaupt zu erlangen und zu erkämpfen, setzt voraus, daß ein neuer russischer Mensch auf der Bildfläche erscheine. Eine Verstand und Gemüt umfassende Neubildung müßte erst den Russen befähigen, sich eine andere Vorstellung vom Leben und Streben zu machen. Die Freude an Arbeit, Ordnung und Fortschritt, die Erkenntnis vom Zweck dieser drei Worte muß dem Russen erst aufgehen. Das russische Schisma hat wie jedes Schisma seine schwerwiegenden Folgen im Charakter des Volkes. Die Vernachlässigung der Willensbildung, falscher Mystizismus, Vereinsamung, Aberglaube, religiös-sittliche Verwilderung, in denen das russische Volk seit Jahrhunderten heranwächst, tragen die Mitschuld an der Verkümmerung jener Hemmungen, die den Menschen anderwärts von Unbesonnenheit und Uebeltat zurückhalten. Das Schisma aber kann sich am eigenen Schopfe nicht aus dem Sumpf ziehen, ob mit oder ohne Tichon von Moskau. Ob eine Persönlichkeit schon existiert, die Rußland weit der Mission öffnet, die die Bildungsarbeit am russischen Volk allein vornehmen kann, eine Persönlichkeit im Kreml, wie sie einst den Germanen in Karl dem Großen erwuchs: wer weiß es? Vieles hängt auch so von uns ab. Je mehr wir an Rußland arbeiten, desto mehr können wir seine Leidenszeit bzw. seine Absonderung zur Unkultur abkürzen. Unendlich schwierig ist die Arbeit, die hier einem kranken Abendlande bevorsteht, mindestens so schwierig als Roms Arbeit seit dem vierten nachchristlichen Jahrhundert. In hartem Kampfe wird dies gottlose Geschlecht, das in Rußland heranwächst, sich sträuben. Und viele Scheinkultur, die noch heute sogar von deutscher Seite dem Bolschewismus an seinem Mittelpunkt zur Rückenstärkung zugeführt wird, wird den Kampf um die russische Seele erschweren.

Die vorstehenden Ausführungen werden es manchem verständlicher machen, daß die radikale Ablehnung des Bolschewismus nur für den Staat in Frage kommt, der auf die wenigen Geschäfte, die immerhin noch in Rußland zu machen sind, ebenso gern verzichtet, wie auf jede Einflußnahme auf das gärende und werdende Volk. Wirtschaftlich wird das Land gewiß bis auf weiteres immer kranker und heißer Boden

---

land" (Bd. 1. Rußland, wie es ward; Bd. 2. Rußland, wie es sich darstellt; Bd. 3. Rußland, wie es fühlt) ein volles Bild russischen Lebens. Es handelt sich um dichterische Dokumente über das rätselvolle Land, deren Wert durch das enge Verknüpftsein von Dichtung und Leben im Russischen gegeben ist.

sein. Gesagt ist aber damit nicht, daß nicht doch Unternehmungen zum Teil wertvoller Art in Frage kommen können, die einer anderen Nation Verdienst und Brot verheißen. Am trübsten steht es mit der Frage kultureller Einwirkung auf Rußland. Der Atheismus der gegenwärtigen Machthaber ist zum großen Teil so verbissen, daß das Verbreiten anderer Literatur, idealistischer Werke und Anschauungen geradezu lebensgefährlich ist. Das mag eine Uebergangs- und Gärungserscheinung sein; aber es ist so. Das Bestreben unserer Kreise muß dahin gehen, durch unsere Regierung bei der Sowjetregierung durchzusetzen, daß die Gedanken nach Rußland wirklich zollfrei werden. Das wird ja auch kommen, wenn die russischen Machthaber einsehen, daß Religion und christliche Kultur nicht gleich staatsumwälzend sind.

Je mehr das Land der internationalen Karitas bedarf, destomehr muß es wenigstens die Kulturschande der Geistessklaverei abwaschen. Ob der neue russische Mensch, der die Voraussetzung für jede Möglichkeit sogar einer Aenderung der Verhältnisse ist, das Rätesystem und die heutige Regierungsform zertrümmern wird, das wissen wir nicht und es kümmert uns nicht. Jeder Staat hat für sich zu sorgen. Wir wollen unermüdlich an der Neubildung des russischen Menschen arbeiten, bewußt, daß dann das am Bolschewismus vom Russen selbst dauerhaft vernichtet werden wird, was wir als Christen, Abendländer und Staatsbürger fürchten und verabscheuen.

Industrialismus und neue Geisteslage.

Von Dr. Karl Debus.

Das geistige und soziale Leben des deutschen Volkes hat sich seit etwa hundert Jahren grundwesentlich zu ändern begonnen. Vor dem Umsturz von 1789 und der Napoleonszeit herrschten jahrhundertelang in deutschen Landen dieselben Zustände. Politisch war immer noch die alte Verfassung vorhanden mit dem Kaisertum, dem Träger uralter religiöser und politischer Ueberlieferung als Spitze, dem Reichstag und der Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten, sowie den freien Städten; es herrschten im Grunde die alten feudalen Verhältnisse wie im Hochmittelalter, wenn auch unter gewandelten Namen und Formen. Die Städte hatten seit dem Heraufdämmern des kapitalistischen Zeitalters wohl ein größeres Gewicht bekommen, aber sie waren nicht wesentlich größer und zahlreicher geworden, als Jahrhunderte vorher. Sozial bestanden noch die alten Stände, die geistlichen und weltlichen Herren mit ihren Privilegien, die Bürger, Kaufleute und Handwerker, eingeteilt in Zünfte und strengen Gesetzen unterworfen, die Bauern, immer noch zu Frondiensten verpflichtet, ihren Gutsherren untertan, ohne Freizügigkeit, unter örtlicher Gerichtsbarkeit stehend. Geistig war die Lage durch die Reformation, durch Humanismus und rationalistische Philosophie, die in der Aufklärung mit den staats- und kirchenfeindlichen Bestrebungen einen engen Bund eingegangen hatte, allerdings bereits stark verändert. Aber immer noch schwebte über dem geistigen Leben Europas eine universale Stimmung, was sich namentlich in der steten, organischen Entwicklung der Künste, vor allem der bildenden, kundgab. Kulturelle Werte und Bestrebungen standen im Vordergrund. Man fußte auf der Ueberlieferung, hatte noch Achtung vor der Autorität, und hatte sich die alte optimistische Unbefangenheit, den Glauben an die Gegenwart und an das Recht der jeweils errungenen Erkenntnis bewahrt. Diese Gemeinsamkeit, Stete und Sicherheit der Zustände ging mit der Wende des 18. auf das 19. Jahrhundert entscheidend verloren. Der tiefste Grund lag in dem voraussetzungslosen, autonomen und abstrakten Denken in der Politik, das mit der französischen Revolution und mit Napoleon, aber auch schon mit Friedrich II., dem neuen Machiavell, zum Durchbruch gekommen war, lag in der allen Glaubensrest auch in protestantischen Kreisen unterhöhlenden Kritik des Kantischen Systems und vor allem in der liberalen Wirtschaftsauffassung des Adam Smith. Das Leben in Deutschland nahm reißend schnell ein anderes Gesicht an. Das alte Reich war zerstört, schon begann der Antagonismus zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland fühlbar zu werden. An die Stelle der Vielzahl alter Feudalstaaten und freien Städte waren durch Säkularisation und Reichsdeputationshauptschluß die deutschen Groß-, Mittel- und Kleinstaaten getreten, die sich durch Preußens Politik im Laufe des 19. Jahrhunderts an Zahl noch bedeutend verringerten. Der Zunftzwang war gefallen, der Bauer wurde befreit, die alten Bindungen und Hemmungen des Wirtschaftslebens wurden zerschlagen und das Verkehrswesen konnte seinen Aufschwung nehmen. Fortschritt wurde die Losung des 19. Jahrhunderts, das faustische Prinzip erlebte in Deutschland jetzt seine eigentliche Auferstehung. Mit der gesteigerten technischen Ausnutzung der Erfindungen begann die Wirtschaft und das soziale Problem in den Vordergrund zu rücken. Es begann die Binnenwanderung; gerade in der Reiselust der Romantik steckt der Anfang unserer modernen Unrast und Heimatlosigkeit, des ewigen Stellenwechsels. Die Reflexion nahm überhand und prägte sich am stärksten in einem rückschauenden Historismus auf allen Gebieten aus. Langsam wuchs das nationale Denken empor, d. h. das renaissancehafte Denken ergriff die Volkspersönlichkeit, die Masse als solche, die ja, in Revolution und Freiheitskriegen ihrer Macht bewußt, in der Romantik literarisch verherrlicht worden war. Die Massensuggestion wurde allgemein. Eine große Unruhe war ins Volk gekommen, die sich in den Streitigkeiten der Parlamente, in endlosen Revolutionen und Revolutiönchen äußerte. Im Kunststil war der organische Zusammenhang verloren. Klassizismus, Renaissance und andere Stile lösten einander ab, ohne Zusammenhang mehr mit dem Leben. Spengler sieht in der französischen Revolution den Untergang der Kultur und das Hereinbrechen des zivilisatorischen Winters im Abendland.

Als hervorstechende Merkmale des neuen Denkens möchten wir die rationalistische Wurzellosigkeit, die ewige Unruhe, das Vorwiegen des Nützlichkeitsprinzips sowie mechanistisch-technischer Gesichtspunkte bezeichnen. Es begann der große Strom vom Land in die Stadt. Die Großstädte wuchsen empor. In seinem Buche „Großstadt und Menschentum“[1]) stellt Hermann Platz folgende statistische Zahlen auf: „Noch vor einem halben Jahrhundert zählte man in Deutschland nur sechs Städte mit 100000 Einwohnern: Berlin, Hamburg, München, Breslau, Dresden und Köln; und nur Berlin hatte mehr als 200000, nämlich 450000. Heute haben wir ungefähr ein halbes Hundert. Kein anderer Staat weist eine gleiche Anzahl Großstädte auf.“ (S. 31.) Und weiter: „Der Zug zur Großstadt ist zum Schlagwort geworden, ... Während im Jahre 1871 18,65 Millionen Angehörige der Landwirtschaft oder 47,3 Prozent der Gesamtbevölkerung Deutschlands gezählt wurden, waren es im Jahre 1907 nur noch 17,68 Millionen oder 28,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die ganze Volksvermehrung in den letzten 40 Jahren, die ungefähr 25 Millionen beträgt, ist der Industrie und dem Handel, also zumeist der Großstadt zugeflossen.“ (S. 32.) Seine Krönung fand das mechanistische Denken im Evangelium der am meisten entwurzelten Arbeiterschaft, in Verkündung der Gleichheit aller, die durch die Vergottung des Wirtschaftlichen nach Hegelschen Gesichtspunkten im Marxschen System zu einer explosibeln Mischung von Idealismus und gröbstem Materialismus wurde. Vergebens bestrebte sich die moderne Wirtschaft und Technik, die soziale Frage zu lösen. Der Kapitalist hatte kein Verständnis für die Nöte der Arbeiterschaft und suchte auch den Staat von der Einmischung fernzuhalten. Das politische Anschlußbedürfnis der Arbeiter wurde vom fortschrittlichen Liberalismus in Deutschland stolz abgewiesen. Durch die Revolutionen des 19. Jahrhunderts geht überall der utopisch-sozialistische Zug. Die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung ging dem Uebel keineswegs auf den Grund. Der Umsturz von 1918 hat die Tiefe des Problems erst enthüllt. Die sozialistische Theorie versagte. Nach beinahe 100 Jahren Sozialismus ist der Arbeiter in den deutschen Großstädten elender und erbitterter als zuvor.

Während die Entwicklung in England zur modernen Gesellschaft, zum modernen Staat seit Jahrhunderten eingeleitet war und deshalb der Masse des Volkes ein Einleben in die neuen Verhältnisse leichter machte, während Frankreich noch heute im wesentlichen Ackerbauland ist, während Amerika mit starken, jugendfrischen Volkskräften bei völliger Traditionslosigkeit sich dem neuen Geist in einer Art Rausch hingab und fußend auf der weltanschaulichen Grundlage des Calvinismus und eudämonistischen Puritanismus einen eigenen Lebensstil entwickelte, den Keyserling im „Reisetagebuch eines Philosophen“ mit der gewohnten Virtuosität schildert (Neuyork), erlebte Deutschland die Krisis des Denkens aus zwei Gründen mit doppelter Wucht. Erstens ist das deutsche Volksgemüt nicht aufs Materielle angelegt wie das englische. Es empfindet jede Frage, wie einst das griechische, sofort vom allgemein-menschlichen Standpunkt aus. Zweitens erlebte Deutschland den Uebergang in das mo-

[1]) Verlag Kösel und Pustet K.-G. München 1924, Verlagsabteilung Kempten, geh. 5 M, geb. 6 M.

derne, von einem atemlosen Tempo erfüllte Leben mit einer Raschheit, daß seine ganze Charakteranlage ins Wanken geriet und dies älteste und kulturvollste der europäischen Völker sich wie kein anderes zu amerikanisieren drohte. Dies freilich unter der Führung des traditionslosen, calvinistisch durchsetzten Berlins und Preußentums, dem die Zeit wie gerufen kam. Ohne die Verwirtschaftlichung des Denkens hätte Preußen nie die Oberhand in Deutschland gewonnen. Den preußischen Unitarisierungstendenzen liefen die wirtschaftlichen Planungen im 19. Jahrhundert immer gleich. Der Nationalliberalismus, der Bannerträger Kleindeutschlands und Bismarcks, war die Partei der Unternehmer. Die deutsche Zolleinigung wird in der preußisch-kleindeutschen Geschichtsklitterung stets als Beginn der Einigung des deutschen Volkes unter Preußens Führung angesehen. Preußen-Berlin verstand infolge seiner kulturellen Unbeschwertheit wie kein anderer deutscher Staat im 19. Jahrhundert die wirtschaftlichen Zeichen der Zeit. Dies ist als Grund seines Aufstiegs und als fortdauernde Ursache seines Zusammenhaltens noch viel zu wenig beachtet von denen, die heute die preußische Vorherrschaft als geschichtlich, politisch und kulturell zu wenig tiefgewurzelt empfinden. Tatsächlich wird z. B. den Föderalisten vielfach entgegengehalten, ihre Bestrebungen seien so lange zum Scheitern verurteilt, als die wirtschaftliche Struktur Deutschlands die Unitarisierung begünstige. Es ist klar, wenn die Industrie in Süd und Nord sich zusammenschließt, Rohstoff- und Veredelungsindustrien sich verbinden, das Verkehrswesen sich vereinheitlicht, wenn alle kleineren, örtlichen Unternehmungen von überlegenen, kapitalkräftigen großen aus Zweckmäßigkeitsgründen aufgefressen werden, ist ein Zug zum Einerlei wirksam, den keine föderalistische Theorie entscheidend hemmt, wenn sie im rein Politischen und Dogmatischen stecken bleibt. Selbst Bayern wird vor der fortwährenden wirtschaftlichen Verklammerung mit Preußen (Ausbau der Wasserkräfte, Südwanderung der nordischen Industrien) die Waffen strecken, wenn nicht dem Problem grundsätzlich zu Leibe gegangen und nicht auch ein Wirtschaftsföderalismus verfochten wird. Unsere Landwirtschaft steht vor der Gefahr der Enteignung durch das Industriekapital. Die gesteigerte Einfuhr fremden Getreides, Obstes und Weines ist ein Mittel, die Landwirtschaft dem Aufkauf entgegenzutreiben. Damit ist aber eine Entwicklung angebahnt, die in englischer Großindustrialisierung und Latifundienwirtschaft endet. Wir stehen vor einer geistigen und moralischen Krise des Landes, die durch die Kapitalnot, die bereits vollzogenen oder noch drohenden Handelsverträge (Spanien, Frankreich) und die dadurch bewirkte Senkung der Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse noch verschärft wird. Die Stimmung gegen den Händlergeist, dem die Bauernschaft eine Zeitlang selbst verfallen war, wächst wieder an. Die Möglichkeit von Erzeugergenossenschaften, die mit Verbrauchsgenossenschaften unter Ausschaltung des Handels in Verbindung treten könnten, ist wieder gegeben. Daneben wächst auch erneut die Bedeutung eines überparteilichen Staates, der für alle seine Bürger, nicht für einen Stand allein zu sorgen und der ein Interesse daran hat, daß die deutsche Landwirtschaft nicht völlig zugrunde geht. Noch vor kurzer Zeit konnte Dr. Hecht am Schlusse seiner Dissertation „Organisationsformen der deutschen Rohstoffindustrie"[2]) auf Grund einer zusammenfassenden Darstellung der Lage den Siedlungsgedanken neu zur Erörterung stellen: „Was uns not tut, ist nicht ein weiterer Ausbau unserer Industrie, sondern eine radikale und rasche Umstellung unserer gesamten Volkswirtschaft. Wie vor 100 Jahren müssen wir unsere Zukunft und unseren wirtschaftlichen Aufstieg auf die Landwirtschaft gründen. Zwölf Millionen Morgen Moor- und Oedland liegen in Deutschland heute noch ungenützt. Ihre Besiedlung ist eine große, unserer Vergangenheit würdige Aufgabe." (S. 268.) Freilich ist die Dissertation vor der Londoner Konferenz geschrieben. Der in ihr vorausgesetzte dauernde Verlust unserer Rohstoffbasis trifft nach dem Dawesabkommen nicht mehr so unbedingt zu. Die Londoner Konferenz macht unserer Industrie wieder Mut. Heute ist eine Entwicklung, die der von Hecht geforderten entgegengesetzt ist, das Wahrscheinlichere. Psychologisch wäre auch die Umleitung der in die Industriestädte geströmten Arbeitermassen aufs Land, ihre Umstellung auf den Landbau ein sehr schwieriges Problem, fast noch mehr wie technisch. Ja, unmittelbar nach dem Kriege, der die Massen der Arbeiterschaft gezwungen hatte, sich mit der Erde, mit den Jahreszeiten im freien Felde und im Schützengraben auseinanderzusetzen, wäre es möglich gewesen, in größerem Stil zu siedeln. Man erinnert sich bei dieser Gelegenheit der Baltikumskämpfer und ihrer Kolonisationsbestrebungen im Nordosten. Heute ist der geeignete Zeitpunkt vorüber.

[2]) Verlag Kösel & Pustet, K.-G. München, Verlagsabteilung Kempten, in Sammlung „Lebende Bücher".

Aus den vorausgehenden Erörterungen ergibt sich, daß die ungemein dringende Frage der völligen Industrialisierung des deutschen Lebens von tieferen Gesichtspunkten angefaßt werden muß. Es handelt sich darum, die Entwicklung zu verlangsamen, ihr die Schärfen und Einseitigkeiten zu nehmen, ein geistiges Umdenken in volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen herbeizuführen, das allmählich das soziale Problem seiner Lösung näherbringt. Den Anfang auf diesem Gebiete haben längst die Enzykliken Leos XIII., die Schriften Cathreins und Peschs gemacht, die den christlichen Solidarismus begründeten. Ueber die Ausbildung einer christlichen, den Forderungen der neuen Lage entsprechenden Wirtschafts- und Sozialethik hinaus müssen natürlich immer wieder rein praktische Vorschläge gemacht werden. Verringerung der Arbeitszeit, Teilhaberschaft des Arbeiters an Aktien des Unternehmens, örtliche Siedlung in Kleinwohnungen und mit Grundstücken, die den Arbeiter an die Fabrik binden und wieder heimatbewußt machen, Verlegung der Fabrik aufs Land sind Forderungen, die sich in den Grenzen der Erfüllbarkeit halten. Dem korrupten Geschäftsgeist der Presse, den Methoden der Plutokratie geht Dr. Joseph Eberle in seinen grundlegenden Büchern „Großmacht Presse" und die „Ueberwindung der Plutokratie" zuleibe. Fußend auf den konservativen christlichen Grundsätzen, hat er die verheerende Einseitigkeit des wirtschaftlichen Durchsetzungs- und Erfolgsprinzips in vernichtender Kritik, gestützt auf reiches statistisches Material, enthüllt. Noch klafft zwischen seinen radikalen Forderungen und der modernen industriellen und wirtschaftlichen Wirklichkeit, wie sie nun einmal geworden ist, ein fast unüberbrückbarer Abgrund. Ohne Zweifel ist manches von Dr. Eberle zu scharf gesehen. Im ganzen verlangt aber gerade der Arbeiter, der seit Jahrzehnten an der Unlösbarkeit des Problems leidet und an dem alle möglichen Experimente ohne Erfolg versucht worden sind, nach solcher radikalen Vereinfachung der Frage mit Hilfe der zehn Gebote. Er fühlt dumpf, daß nur sie allein ihn von der raffiniertesten Sklaverei, die seelisch am meisten drückt, befreien kann, der Sklaverei der Maschine. Der Kommunismus in seiner radikalsten Form hat nie die Forderung aufgestellt, die Maschine zu zerstören, er verlangte immer nur die Herrschaft über die Maschine, unter deren Sklaverei natürlich andere kämen. Eberle erhebt zwar auch nirgends diese Forderung. Aber radikaler als er ist bis jetzt keiner gegen den modernen Geist der Nurwirtschaft angegangen. Sein Angriff trifft zwangsläufig gerade die technische und methodische Seite des modernen Industrialismus.

Radikal im positiven Sinne ist auch Hermann Platz vielfach in seinem neuen Buche „Großstadt und Menschentum", das wir schon oben zitierten. Er sucht in diesem Werke, das in seiner Form alles eher als anklägerisch ist, den modernen Großstadtgeist von innen heraus zu überwinden. Es darf nicht vergessen werden, daß das Christentum gerade in den städtischen Mittelpunkten der Antike den besten Nährboden fand. Der Geist der Kulturübersättigung, der brutalen Machtentfaltung und des rücksichtslosen Genusses war damals ebenso das Zeichen des „untergehenden Abendlandes" wie heute. Und die Sklaven, die Frauen und die Geistigen waren damals gerade so die Träger der christlichen Bewegung, wie es heute weite Kreise der christlichen Arbeiter, der Frauenbewegung und der Gebildeten sind, zu denen nur die Jugendbewegung als neues Glied getreten ist. Gerade diese Schichten waren und sind es, die am meisten unter dem einseitigen Geiste der Wirtschaft und des Industrialismus leiden. Platzens Buch hätte noch stärker gewirkt, wenn es eine flammende Verkündigung echt christlicher, namentlich karitativer Gedanken geworden wäre. Aber Platz ist Wissenschaftler und hat in erster Linie eine wunderbar klare Darstellung und maßvolle Würdigung all der Bestrebungen gegeben, die sich seit Jahrzehnten auf schöngeistigem, philosophischem, pädagogischem, religiösem und soziologischem Gebiet mit der Großstadt auseinandergesetzt haben. Prachtvoll gerundet sind die maßgebenden Persönlichkeiten skizziert: Spencer und Ribot, die Expressionisten, Lagarde und Naumann, Guardini. Wenn Platz die Frage auch von der politischen Seite gesehen hätte, hätte er unbedingt eine Würdigung von Constantin Frantz, dem großen Wider-

sacher von Bismarck und Prediger einer organischen politischen und staatlichen Entwicklung im großdeutsch-föderalistischen Sinne geben müssen. Die wenigsten ahnen, wie eng gerade die Frage Industrialisierung oder Nichtindustrialisierung Deutschlands mit der Katastrophe von 1866 zusammenhängt. Wäre Oesterreich nicht aus dem deutschen Verbande ausgeschieden, so wäre der Handels- und Kolonisationsweg dem deutschen Kaufmann, Bauern, Arbeiter und Handwerker nach Südosten, nach Ungarn, der Walachei und dem Balkan geöffnet geblieben. Es wäre nicht so schnell notwendig gewesen, Weltwirtschaft zu treiben, übers Meer zu gehen, eine Flotte zu bauen. Die soziale Krise hätte nicht den akuten Charakter angenommen, der Zusammenstoß mit England wäre vermieden, der mit Rußland nicht so gefährlich geworden. Den Höhepunkt von Platzens Buch bildet der Abschnitt: „Liturgische Sicherung positiver Zeitelemente". Hier gibt Platz in der Ausdeutung Guardinischer Gedanken sein Bestes. Einfügung des Lebens der Großstadt in die Kirche und ihre Liturgie vermag ein neues Heimatgefühl überirdischer Art zu schaffen. So kann auch die Großstadtkirche ihre seelisch organisierende Kraft entfalten, sie, die auf dem Lande und in den Kleinstädten seit Jahrhunderten die Fluren segnet, auf die Marktplätze hinaustritt, uralte Sitten und Gebräuche geheiligt hat. Vermag sich die liturgische Bewegung von einer gewissen Aesthetisierung freizumachen, so kann sie über allen bloßen Organisationsbetrieb hinaus zu einer neuen christlichen Gemeinschaft aller Stände und Alter in der Großstadt führen. Nie darf aber vergessen werden, daß an die Seite Guardinis ein neuer Träger des Geistes Ozanams und des hl. Vinzenz von Paul treten muß, um den gedrückten Seelen der Großstadt wahrhaft Erlösung zu bringen.

Im ganzen, können wir sagen, wird der drohenden Verwirtschaftlichung und Industrialisierung unseres Denkens am besten mit religiösen und christlich-bestimmten sozialen und politischen Gedankengängen entgegengearbeitet. Auf die sich mehrenden Stimmen für eine solche grundsätzliche Bekämpfung des Mammonismus und Kapitalismus zu hören, ist heute Pflicht jedes Deutschen, besonders jedes deutschen Arbeiters.

Josef Wilm †.

Ein Meister kirchlichen Kunstgewerbes.

Von Dr. Oskar Gehrig.

Ein bedeutsamer Meister der christlichen Kunst ist ganz plötzlich von uns gegangen: Josef Wilm, der weithin gerühmte Gold- und Silberschmied. In seinem langjährigen Wirkungsort Berlin, wo er Lehrer an der staatlichen Hochschule war, im deutschen Süden, dem er als Bayer entstammte, im Westen und Osten wird diese Trauernachricht bei allen Verehrern der Goldschmiedekunst und vor allem in den Reihen der Freunde christlicher Kunstbetätigung Bestürzung hervorrufen. Ganz schwer sind aber seine engeren Gesinnungsgenossen, zumal die im Berliner Kreis katholischer Künstler zusammengeschlossenen Vorkämpfer für die christlich-religiöse Kunstidee, betroffen. Sein Verlust innerhalb dieser Bewegung ist nicht zu ersetzen, weder menschlich noch künstlerisch. Künstlerisch wollte der eben 44jährige — geboren ist er am 21. August 1880 zu Dorfen (Oberbayern) — erst seine Hauptgedanken noch aussprechen. An der Schwelle der Ausbreitung seines Erfolges ist er zusammengebrochen. Eine verheißungsvolle Entwicklung wird damit unmöglich gemacht, zu der christlichen Kunst und unser aller Schaden. Erst recht nicht abzusehen sind die Folgen, die der Tod eines so streng religiös empfindenden Lehrers kirchlicher Kunst an öffentlicher Schule nach sich ziehen mag.

Rastlos hat der Künstler von früher Jugend an gearbeitet und sich den Weg zur Höhe auf solidester handwerklicher Grundlage gebahnt; schrittweise mußte jede Stufe erkämpft werden. Von Jahr zu Jahr erfuhr sein Können eine Steigerung. Auf vielen Ausstellungen begegnete man seinen profanen wie kirchlichen Schöpfungen (Werkbund, Gewerbeschau — in München wurde er preisgekrönt — zuletzt noch in Dresden, Galerie Arnold). Sein Ruhm als Meister des Kelches ist gefestigt; epochemachend sind seine Pontifikalinsignien für den neuen Weihbischof von Berlin geworden. Sein Ziel war nun: die neuzeitliche Monstranz kirchlich, formal und kunstgesetzlich zu schaffen. Auf seinem schönen Spezialgebiete hat er bereits stark reformerisch gewirkt, nicht durch revolutionäres, unverstandenes Drängen, dazu war seine Kunst zu fest gegründet, vielmehr leitete er seine Formen organisch ins Moderne, zeitlich markierte über. Eine Verbreiterung seiner künstlerischen Basis schien eingetreten zu sein in dem Augenblick, wo er sein Wirken vorzeitig abschließen mußte. Eine Würdigung und Zusammenfassung seines trotzdem beträchtlichen Lebenswerkes muß nun ins Auge gefaßt werden, schon um die Früchte für die kommende Zeit weiterreifen zu lassen.

Wichtige Inschriften auf dem Sinai.

Von Dr. theol. H. Schauerte, Rietberg i. W.

Was sich nach dem Berichte der Bibel auf dem Sinai abgespielt hat, wird von der radikalen Bibelforschung stark angezweifelt. Nach dem Pentateuch übergab Moses den Israeliten ein auf Stein geschriebenes Gesetz und verkündete es ihnen feierlich. Das erklärt die moderne Bibelkritik für Legende mit der Begründung: eine semitische Buchstabenschrift habe es zur Zeit des Moses (um 1500) noch nicht gegeben. Diese hätten die Israeliten erst in Kanaan kennen gelernt, und sie sei frühestens um 1100 und zwar in Palästina entstanden. Positiv gerichtete Forscher nahmen an, Moses habe sich der Keilschrift bedient.

In unseren Tagen hat jedoch die biblische Ueberlieferung eine glänzende Bestätigung erhalten durch eine Reihe von Steindenkmälern, die 1905 von einer englischen Expedition unter Führung von Flinder Petrie auf der Hochfläche Serabit el Chadem, dem biblischen Sinai, aufgefunden sind. Flinder Petrie hat im folgenden Jahre seine Entdeckungen veröffentlicht. Diese Denkmäler sind unbegreiflicherweise von ihren Entdeckern auf dem Sinai zurückgelassen worden, dagegen sind die photographischen Aufnahmen und Nachbildungen der Forschung zugänglich. Der Orientalist an der Münsterschen Hochschule, Hubert Grimme, hat sich in mehrjährigem Studium mit ihnen beschäftigt und konnte seine Ergebnisse auf der vorjährigen Tagung der Görresgesellschaft in einem Vortrag und gleichzeitig in einem Buche vorlegen [1].

Hier auf dem Sinai, wo die Aegypter Bergwerke unterhielten, in denen (nach den semitischen Namen der Inschriften zu urteilen) semitische Fronarbeiter beschäftigt wurden, war ein Tempel der ägyptischen Göttin Hathor (semitisch Ma'na), deren Sinnbild die Kuh war, und darangebaut ein Tempel des ägyptischen Gottes Sapdu (semitisch Jahu). Die gefundenen Steindenkmäler, sechzehn an der Zahl, sind teils Tempelweihgeschenke (Statuetten und Inschriften), teils Felstafeln. In diesen Inschriften ist die Rede von einem Tempelhauptmann und Obersten der Minenarbeiter Menašše, an anderer Stelle mit dem langen Namen Hjatšepsu-Chnem-Jamon-Mos(e) genannt, und ferner von einer Pharaonin Hjatšepsu(t), der dieser Mann eine Gedenktafel setzt mit einer Inschrift, die in der Hauptsache in Uebersetzung lautet: „Ich bin Hjatšepsu-Mos(e), Oberster der Minenarbeiter, Hauptmann des Tempels der Ma'na [= Hathor] und des Jahu vom Sinai. Du warst freundlich, hast mich gezogen aus dem Nil". Das letzte Wort bedarf noch genauer Nachprüfung auf dem Original; aus den photographischen Nachbildungen vermag Grimme jedoch nichts anderes zu lesen als „jeïr" = Nil. Sieben der Inschriften sind Weiheinschriften für das Hathorheiligtum; andere stellen Grabinschriften dar.

Was lehren uns diese Inschriften, und welche Folgerungen ergeben sich aus ihnen?

1. Um 1500 v. Chr. gab es auf dem Sinai eine Schrift von 22 Buchstaben (27 Zeichen, davon 5 Dubletten), die aus der hieratischen Schrift der Aegypter in der Weise entstanden ist, daß man ein ägyptisches Wort ins Semitische übersetzte und dann für den ersten semitischen Laut das ägyptische Lautzeichen setzte. Die der Buchstabenreihe zugrunde liegenden Wörter sind der Reihe nach vom Tempelheiligtum, dann von der Welt und endlich vom menschlichen Körper (Auge, Mund usw.) genommen. Da die Schrift offenbar beim Hathortempel entstand, wurde als erstes Lautzeichen Hathors Sinnbild, die Kuh, gewählt. [Beispiel: Das ägyptische Wort für „Kuh" übersetzte man ins Semitische (= aleph), bezeichnete den a-Laut durch das hieratische Zeichen für „Kuh" (ein Kuhkopf) und gab dann dem Laute selbst diesen Namen (aleph).] Diese Schrift war also für die Semiten zugleich eine den Aegyptern unverständliche Geheimschrift.

Wenn die radikale Bibelkritik nun die Abfassung des mosaischen Gesetzes in hebräischer Sprache leugnet, so lehren uns die Sinaischriften, daß um 1500 v. Ch. auf dem Sinai Leute lebten, die sich dieser Sprache schon für Inschriften bedienten. Diese Feststellung ist geeignet, die bisherige Ansicht von der Geschichte der hebräischen Schrift vollständig zu revolutionieren. Von Palästina als dem Ursitz des Hebräischen und von der Entstehung unserer Buchstaben aus dem Phönizischen kann fernerhin nicht mehr die Rede sein. Das von Grimme auf Grund dieser Inschriften aufgestellte althebräische Alphabet ist das wertvollste Ergebnis seiner Forschung nach der sprachgeschichtlichen Seite. Jetzt können wir auch einen Sinn in Exodus 32,15 bringen („Tafeln, beschrieben auf beiden Seiten"): die mosaischen Gesetzestafeln waren wohl ähnliche Felstafeln von etwa ein drittel Meter Höhe, die wie die gefundene Hockerstatue in zwei Vertikalreihen derselben Seite beschrieben waren.

2. Ungleich wichtiger sind für uns die religionsgeschichtlichen Ergebnisse der Inschriftenfunde; denn diese Inschriften enthalten das älteste Zeugnis für den biblischen Gottesnamen Jahu. Es wiegt um so schwerer, als es vom Sinai, der Wiege des israelitischen Jahwekultes, stammt. Der semitische Gottesname Jahu ist gleichbedeutend mit dem ägyptischen Gottesnamen Sapdu, zu dessen Kult der heilige Dornstrauch gehörte, der bei der Berufungsszene dem Moses

[1] Althebräische Inschriften vom Sinai: Alphabet, Textliches, Sprachliches und Folgerungen. (Mit 23 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text). 99 Seiten. Groß 8°. Darmstadt, Hagen i. W., Gotha, Folkwang-Verlag. 1923. Geb. 12.50 Mk.

noch als Manifestation Gottes erscheint, von da ab im Jahwekult verschwindet und nur noch einmal, Deut. 33,16, auftaucht in dem poetischen Namen für Jahwe: „Wohnend im Dornstrauch." — „So wissen wir nun: in vormosaischer Zeit verehrten die in Aegypten ansässigen Israeliten als ihren Gott den Sapdu und damit den Jahu, der mit jenem wesensgleich war" (S 87).

Soweit reden die Inschriften; hier setzt nun der Bibelbericht ein. Die Gottesoffenbarung am brennenden Dornbusch zieht einen Trennungsstrich unter die bisherige Gottesverehrung Israels, erst recht die Gesetzgebung auf Sinai. Denn wenn Gott, der sich dem Moses als Jahwe kundgegeben hat, hier befiehlt, keinen andern Gott als ihn zu verehren, kein Abbild von ihm zu machen — bei den Ausgrabungen hat man auch nie ein Jahwebild gefunden — seinen Namen als etwas Unaussprechliches zu ehren und seinen Sabbat zu feiern, so sind das offenbar Forderungen eines früher in Israel noch nicht dagewesenen Kultes. Also Jahwe, der Gott, den Moses verkündet und den er als den Seienden erklären muß, ist nicht derselbe wie Jahu, geht aber lautlich davon aus. — Jetzt wird uns auch die Stelle Exod. 6, 3—8 klar, die bisher für die Bibelerklärer ein Rätsel bildete: „Ich bin Jahwe; dem Abraham, Isaak und Jakob habe ich mich als „El Schaddai" gezeigt, aber mich ihnen unter meinem Namen Jahwe nicht kundgegeben." (Schaddai ist nichts anderes als Sapdu [Jahu] mit späterem Fortfall des p) Jetzt verstehen wir auch die Szene vom goldenen Kalbe, in dem wir vielleicht eine Darstellung der kuhgestaltigen, freundlich blickenden Hathor zu sehen haben: es ist eine nochmal aufflackernde Rivalität des Hathorkults mit dem Jahwekult.

Wer war nun der Mann vom Sinai? Ein Oberster der Minenarbeiter und zugleich Hauptmann des Hathor-Sapdu-Tempels begegnet uns in den Inschriften in zwei Namensformen; in dem semitischen Namen Menaššae und dem ägyptischen Namen Hjatšepsu-Moš(e) d. h. Hjatšepsu-Sohn. Wir haben es trotz der beiden Namensformen nur mit ein und derselben Person zu tun. Der Mann vom Sinai führte also einen Doppelnamen, wie das bei vornehmen Persönlichkeiten häufiger vorkam, auch im alten Israel. Um 1500 waren in Aegypten die Namen der Mošeform die beliebtesten Namen; in Abkürzungen nannte man nur den letzten Teil des Namens, hier Moše (= Sohn). Wir haben hier also wohl an ein Adoptivverhältnis zu denken, wie es der Inhalt der oben erwähnten Inschrift nahelegt. „Hiernach stammte der Mann, der den Minenarbeitern am Sinai gebot und die Aufsicht über den dortigen Hathor-Sapdu (oder Ma'na-Jahu)-Tempel führte, aus Aegypten und verdankte der Hjatšepsu seine Rettung aus dem Nil. Und um solches zu dokumentieren, schreibt er es in semitischer Sprache und einer den Aegyptern unverständlichen Schrift auf eine Felswand über einem Bergwerksstollen in gleicher Reihe mit Grabinschriften von Leuten semitischer Herkunft. „Es hält schwer, hier nicht an Biblisches zu denken, was allerdings längst in Geruch gekommen ist, Roman, Sage, Mythus zu sein" (S. 69). — Auch der Gesetzgeber Israels scheint neben dem Namen „Moses" noch den Namen „Menaššae" geführt zu haben (Richter 18, 30: „Jonathan, der Sohn des Gersom, des Sohnes des Menaššae . . ." Der hier als Sohn des Menaššae bezeichnete Geršom ist anderwärts als Sohn des Moše gut bezeugt S. 92).

Können wir nun aus der Aehnlichkeit oder geradezu Gleichheit der Namen auf die Identität ihrer Träger schließen? Oder mit anderen Worten: Redet aus den altsinaitischen Inschriften derselbe Moses zu uns, der in der Bibel als Gesetzgeber und Führer der Israeliten erscheint? Anhaltspunkte dafür sind auch für den ernsten Forscher vorhanden. Der Moses der Bibel und der Mann vom Sinai lebten zu gleicher Zeit, da ihre Geburt in das zweitletzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts (rund 1520—1510 v. Chr.) fällt. Für den biblischen Moses ergibt sich das aus 1. Kön. 6, 1, wonach die Israeliten 480 Jahre vor dem Tempelbau, also gegen 1440, aus Aegypten ausgewandert sind, verbunden mit Exod. 7, 7, wonach Moses als achtzigjähriger Mann mit dem Pharao in Unterhandlungen getreten ist. Er mag also um 1515 geboren sein. — Für seinen sinaitischen Doppelgänger ergibt sich das gleiche Geburtsjahr aus zwei Erwägungen:

1. Sein Bild, das wir in der Hockerstatuette erkennen, die ein Aufseher von Herden dem Obersten der Steinarbeiter namens Menaššae widmet, läßt ihn als einen Mann auf der Höhe des Lebens, also zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre, erscheinen. Da nun dieses Bild nicht nach 1479, dem Todesjahr der Hjatšepsu, und aus epigraphischen Gründen nicht lange vor dieser Zeit im Sinaitempel gestiftet sein kann, so ergeben sich aus ihm die Jahre zwischen 1520 und 1510 als Zeitraum für die Geburt des Mannes vom Sinai.

2. Wir kommen sogar auf das genaue Jahr 1515. Nach der ägyptischen Geschichte nahm Thutmosis I. aus der 18. Dynastie kurz vor seinem Tode seine Tochter Hjatšepsu als Mitregentin an und vermählte sie mit ihrem jüngeren Bruder Thutmosis II. Nach dessen frühem Tode führte sie selbst von 1501—1479 mit männlicher Kraft die Regierung und ließ sich sogar auf ihren Bildern mit einem Barte wie ein Mann darstellen. Das stimmt wieder genau mit ihrem im Sinaitempel gefundenen Bilde. Ihr Grab hat man 1904 bei dem von ihr gegründeten großen Tempel bei Theben entdeckt. Nach ihrem Tode folgte ihr jüngerer Stiefbruder und Gemahl Thutmosis III. (1479—1447), der größte Eroberer unter den Pharaonen, der überall den Namen der Hjatšepsu ausmerzen und durch seinen eigenen ersetzen ließ und ihre Anhänger verfolgte. Dies stimmt mit den sinaitischen Inschriftenfunden; denn eine auf einer nur unvollständig abgekratzten Tafel angebrachte neue Inschrift lautet: „Dieses hat Biaste-Moše abgekratzt auf Verordnung des Thutmose".

Diese Pharaonin Hjatšepsu machte nur, wie es in einer Inschrift ihres Totentempels bei Theben heißt, als fünfzehnjähriges Mädchen mit ihrem Vater eine Reise in den Norden Aegyptens, also in das Gebiet, wo die Israeliten wohnten. Was liegt nun näher, als das enge Verhältnis, das der Träger des Namens Hjatšepsu-Sohn zu ihr gehabt haben muß, von dieser Deltareise her zu datieren? Dann wäre also der Mann vom Sinai im Jahre 1515 oder kurz vorher geboren.

Zur gleichen Geburtszeit beider Männer kommt die Gleichheit ihres Wesens. Der biblische Moses gehörte durch Geburt dem hebräischen, durch Erziehung dem ägyptischen Volke an; seine Manneszeit führte ihn wieder ganz zum Bewußtsein seiner hebräischen Natur. — Der Mann vom Sinai verbindet mit einem ägyptischen Namen einen hebräischen, mit einem ägyptischen Zivil- und Tempelamte ein lebhaftes hebräisches Fühlen, das ihn veranlaßt, sich beim Schreiben einer den Aegyptern unverständlichen Schrift und der Sprache der verachteten Semiten zu bedienen.

In der Kindheitsgeschichte des biblischen Moses wird vor allem hervorgehoben die Aussetzung am Rande des Nils und die Rettung durch die Tochter Pharaos. Dazu stimmt aufs genaueste, was auf der erwähnten Felstafel der Hjatšepsu-Sohn — wenn die Stelle richtig gelesen ist — aus liebevollem Herzen seiner Retterin Hjatšepsu zuruft: „Du hast mich aus dem Nil gezogen." Wären alle Buchstaben dieser Reihe gleich gut lesbar, so würde dieses Geständnis allein schon genügen, in dem Manne vom Sinai den biblischen Moses zu erkennen. Hoffentlich führt das Studium des Originals noch einmal zu einer absolut sicheren Lesung.

Endlich ergänzen und begründen die Sinaiinschriften aufs trefflichste den biblischen Bericht von der Flucht des Moses. Nach dem Berichte der Bibel muß er vor dem „Schwerte des Pharao" flüchten, weil er einen Aegypter erschlagen hatte, der einen hebräischen Fronarbeiter mißhandelte. Aber hätte das unter normalen Verhältnissen genügt, ihn, den Angehörigen des königlichen Hauses, dem Henker zu überliefern? Das leuchtet nicht recht ein. Anders gestaltet sich das Bild, wenn wir das Verhältnis, das der Mann vom Sinai zu dem Pharao hatte, dem biblischen Berichte unterlegen. Als treuer Anhänger der Hjatšepsu stand er nach deren Tode auf der Liste derer, mit denen Thutmose III. blutig abzurechnen gedachte. Ließ sich einem von diesen irgend ein Vergehen gegen einen Vertreter des neuen Regierungssystems nachweisen, so war ihm strengste Bestrafung sicher. So genügte die Tötung eines untergeordneten Beamten, um über Moses das Todesurteil zu sprechen, dessen Ausführung seine Flucht vereitelt haben wird. Der Tod des Eroberers Thutmosis brachte einen Systemwechsel; denn sein Nachfolger Amenhotep (Amenophis) II. war schwächer, was die tributpflichtigen Staaten alsbald zum Aufstand veranlaßte. Wenn es nun im Plane des Moses lag, seine Volksgenossen zu befreien, so mußte ihm jetzt der passende Augenblick gekommen scheinen. Also wagte er als Achtzigjähriger die Rückkehr, um die Führung seines Volkes in die Hand zu nehmen und mit Amenhotep II., der also Pharao des Auszuges wäre, über den Auszug zu verhandeln. (Möglicherweise hatte Amenhotep II. in Anbetracht, daß seine Mutter die Tochter der Hjatšepsu war, für deren Anhänger eine Amnestie erlassen.) Der Auszug aus Aegypten wäre also bald nach 1447 (um 1440) anzusetzen, was wiederum mit der oben angegebenen biblischen Chronologie stimmt.

Bis hierher dürfen, ja müssen wir in der Vergleichung der beiden gleichnamigen Persönlichkeiten gehen. Um aber mit Sicherheit entscheiden zu können: „Ja, sie sind eine und dieselbe Person", muß noch eine Anzahl wichtiger Wortlesungen nach dem Original selbst sichergestellt werden. Hoffentlich machen die Entdecker dieser wichtigen Funde die sichere Lesung der Originale bald möglich, und hoffentlich ist es Hubert Grimme noch einmal vergönnt, die Inschriften selbst an Ort und Stelle zu studieren und dann seine jetzt noch stellenweise hypothetischen Folgerungen als feststehende Wahrheiten aussprechen zu können. Aber schon jetzt müssen vor diesem „Licht vom Sinai" alle Nebel der „großen Täuschung" zerflattern.

Die Perle.

Und einer Perle gleicht das Himmelreich . .
O wundervolles Jesuswort:
Dem köstlichsten Geschmeide ist es gleich,
Was ich ersehne fort und fort.

Gleich einer Perle, wie sie schöner nicht
Je ruhte tief am Meeresgrund,
Und keine reiner zeigte sich dem Licht
In des Ovales edlem Rund . .

Das Höchste, was ich habe, was ich bin,
Als Preis ich für die Perle wähle,
Gib nur die Perle mir, den Preis nimm hin —
Mein Herr und Gott, nimm meine Seele!

Clemens Heydkamp.

Vom Büchertisch.

Das Personenrecht des Codex Juris Canonici von Professor Dr. N. Hilling-Freiburg i. Br. Paderborn 1924, F. Schöningh; 271 S., 4.80 M. — Das Werk des Freiburger Kirchenrechtlers setzt die an gleicher Stelle besprochenen früheren Arbeiten des Münchener Professors Eichmann über die Rechtsverhältnisse des neuen Codex Juris Canonici in glücklicher Ergänzung fort. In 3 Büchern werden behandelt: Die Lehre von den kirchlichen Ständen; Die Lehre von den kirchlichen Aemtern; Die Lehre von den kirchlichen Vereinigungen, nachdem eine sehr kurz gefaßte Einleitung in knappster Form einige Grundbegriffe dargelegt hat. Den Hauptteil des Buches bildet naturgemäß die Lehre von den kirchlichen Aemtern, wobei die Stufen der Hierarchia ordinis und im Kapitel über die Stufen der Hierarchia iurisdictionis die kirchlichen Aemter im allgemeinen und im einzelnen erschöpfend, übersichtlich und in vorbildlich klarer Darstellung behandelt werden. Die juristischen Begriffe sind jeweils scharf herausgearbeitet; die rechtsgeschichtliche Entwicklung der einzelnen Einrichtungen ist mit hinreichender Ausführlichkeit und wissenschaftlicher Tiefe in die Darstellung einbezogen. Mustergültig ist die überaus sorgfältige Anführung der Belegstellen, die kaum einen erheblichen Wunsch offen läßt, und die das Studium des Gesetzes selbst erzwingende reichliche Zitation der canones des Codex. Die wesentlichsten Streitfragen sind kurz gestreift und stets durch eine selbständige Stellungnahme des Verfassers über die bloße Berichterstattung hinausgehoben. Alles in allem gehört auch dieses Werk mit zu jenen Veröffentlichungen deutscher Theologen, die dem Ansehen der deutschen Wissenschaft zu hoher Ehre gereichen und insbesondere auch die Aufmerksamkeit der wissenschaftlich interessierten Laienjuristen finden sollten.

Oberbürgermeister Dr. Hipp-Regensburg.

Geschichte des Alten Testaments mit besonderer Rücksicht auf das Verhältnis von Bibel und Wissenschaft. Von Dr. Aemilian Schöpfer, Päpstlicher Hausprälat. II. Halbband, 6. Aufl. (1923), Verlag Natur und Kultur A.-G. München, XV 752 S. Gr. 8°. — Der erste Band des sehr geschätzten Werkes ist in Nr. 2 des laufenden Jahrganges S. 28 angezeigt und empfohlen. Der zweite Halbband setzt ein mit der Periode der Richter und führt die Geschichte des jüdischen Volkes und seines heiligen Schrifttums herab bis auf Christus, die Fülle der Zeiten. Als Anhang ist die alttestamentliche Kanon- und Textgeschichte in gedrängter Kürze gegeben und eine übersichtliche Zeittafel: die Geschichte Israels im Rahmen der altorientalischen Profangeschichte. Schließlich eine Zusammenstellung der Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission.

Dr. P. Dominikus Becker O. F. M.

Unter dem Kreuze. Erzählung aus dem Luzernergebiet von Peter Halter. Luzern, Verlag Räber & Cie. 12° 92 S. Geb. 1.35 M. — Halter ist ein beliebter schweizerischer Dialektlustspieldichter. Der vorliegende Erzählband gehört zu den besten neueren Volksgeschichten, die ich kenne. Er liegt schon einige Jahre zurück und ist durch besondere Umstände, infolge des Krieges, auf dem Wege des Erfolges, der ihm gebührt, gehemmt worden. Eine saubere, markige, zugleich feinnervige Künstlerhand formte hier einen wirksamen Stoff für ein ethisch durchleuchtetes, kraftvolles Gebilde. Ersichtlich hat der Dichter tief hineingeschaut in die Menschenseele, vor allem in die Seele seines eigensten Volkes. Er führt uns zunächst einen Zug der ehemaligen „Geschneide" aus dem Luzerner Land vor: eine der früher üblichen Schnitterscharen, junge Burschen und Mädchen aus ländlichen Kreisen, darunter Bauernsöhne mit Anwartschaft auf künftigen Eigenbesitz. Sie zogen in der Erntezeit als Helfer von Hof zu Hof, werkten tagsüber schwer und gönnten sich, immer unter Aufsicht ihres zuverlässigen „Meisters", ein frohes allabendliches Tanzstündchen. Ordnung und Sitte standen in guter Zucht; Verfehlungen fanden strenge Ahndung seitens des Volksgewissens. Die hier übermittelte Darstellung ist getragen von anschaulicher Lebendigkeit hinsichtlich der Charakter- und Volkssittenzeichnung. Ein Doppelschicksal spielt sich ab mit tiefem Fall und endgültigem sich wieder Aufrichten aus Schuld und Not. Die Handlung entrollt sich in zunächst anmutig gewinnender, dann ergreifender Klarheit. Das Ganze hat allen Kreisen, den einfachen wie den gehobenen, Eindringliches zu sagen. Das schmucke Bändchen verdient rasche Verbreitung für Haus-, Volks- und Vereinsbüchereien.

E. M. Hamann.

Hümmlinger Skizzen. Von Albert Trautmann. Zweite, aus dem Nachlaß vermehrte Auflage. Mit Bildern gezeichnet von Karl Ahrens. 8° 337, Papenburg, Verlag von Heinrich Rohr. — Aus dem Nachlaß des Verfassers hat Elisabeth Specker-Tjaden die hier vorliegenden Skizzen durchgesehen und dann versucht, ihnen jeweilig ein künstlerisches Kleid zu geben (s. „Nachschrift"); sie hätte sich aber darin noch weniger zurückhaltend zeigen dürfen. Im ganzen haben wir es mit einem reichen Buche zu tun, das den Volk und Mundart liebenden Leser wohl zu befriedigen vermag. Trautmann war ersichtlich ein liebendster Sohn dieses eigenartigen hannöverschen Hügel-, Wald- und Heideländchens. Seine getreue, tiefdringende Beobachtung und Schilderung der engeren Heimat mit ihrem Völkchen markiger Charakterköpfe spricht ans Gemüt, wie denn Gemüt mit Ernst und Humor die Darstellung beherrscht. Anschauliche Szenen aus dem ländlichen Kleinleben, mit rückhaltloser Aufzeigung auch dunkelster Schatten im Volksgemälde, prägen sich mehr oder weniger dem Gedächtnis des Lesers ein. Das sich als gediegen gebende Buch verdient, über die Grenzen seiner Bühne hinauszudringen.

E. M. Hamann.

München als Musikstadt, von Ernst Bücken. 130 S. 8°, mit 36 Bildnissen usw. und Handschriftnachbildungen. C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann), Leipzig. (Band 7/8 der Sammlung „Die Musik".) — Vom Gebot der Stunde eingegeben, ertönt allenthalben und eindringlicher als je der Ruf nach Stärkung des Heimatsinnes, nach Pflege der heimatlichen Landes- und Ortskunde. Diese Bewegung soll nun auch mehreren unserer hervorragenden Musikstädte zugute kommen. Bei den gegenwärtigen Zeitumständen können also solche heimatkundliche Werke in gleicher Weise eine künstlerische wie vaterländische Tat bedeuten. — Die Monographie über München eröffnet die Reihe. In Anbetracht von Münchens Vergangenheit und Gegenwartsbedeutung möchte man von dem Buch etwas besonderes erwarten; und so gern würden wir ihm, nicht zuletzt um der vaterländischen Bedeutung willen, laut entgegenjauchzen. Aber trotz dem ansehnlichen Stoff, den das Buch zusammenfaßt, leidet es an einem Grundfehler. — Der Verfasser ist mit der Münchener Musikkultur nicht innerlich verwachsen; ihm fehlt der Blick für das Bodenständige, für die fortwirkende Tradition. So verkehrt er den wahren Sachverhalt ins Gegenteil und beginnt seine Darstellung mit dem Tadel: Am alten wie neuen musikalischen München offenbare sich die fehlende Bodenständigkeit. Anstatt nun einzelne Fehler in der Betrachtungsweise des Verfassers in kurz andeutenden Hinweisen herauszugreifen, halten wir es für besser, für die musikalische Vergangenheit die richtige Darstellung in einem eigenen Aufsatz zu geben, der etwa den Titel tragen kann: „Die Musikstadt München in ihrer historischen Kunstpolitik und Kunstmission" und ihn einmal gelegentlich zu veröffentlichen. Auch die Zeichnung des gegenwärtigen Münchener Musiklebens weist sehr große Lücken auf, von denen nur kurz angeführt seien die äußerst matte Charakterisierung unserer lebenden Komponisten, der Kirchenmusik, deren jetziger Stand sehr hoch einzuschätzen ist, der Orgelkunst, wo doch München in Anton Schmid einen Orgelkünstler hat, der sogar einen Straube in mehreren Dingen übertrifft; die gewiß nicht zu verachtende Tätigkeit mehrerer Gesangs- und Orchestervereine usw. Und die Schreibweise überhaupt ist so wenig gepflegt. Es ist bekannt, sobald sich Monographien unter einer Normallinie der Darstellung bewegen, bedeuten sie nicht viel, und noch schlimmer: sie versperren einer guten Darstellung den Weg.

Dr. O. Ursprung.

Zitatenlexikon. Von Chefredakteur Joseph Gürtler. Verlag Styria, Graz 1924. Preis geb. für Oesterreich 60 000 Kr., für Deutschland 3.50 GM., für die Schweiz 4.40 Franken. 394 S. — Dieses Buch ist eine überaus reiche Fundgrube gediegener Zitate für jeden geistig Schaffenden, der ein Urteil mit führenden Worten großer Männer und Frauen belegen will, enthält es doch die stattliche Zahl von 2541 mit Nummern versehener, nach Inhaltsstichwörtern alphabetisch geordneter Stellen. In langer, unverdrossener Arbeit hat der Herausgeber Lesefrüchte aus den besten Schriften gesammelt, um hier den Extrakt wahrer christlicher Lebensweisheit in knappen, aber kräftigen Dosen zu geben. Jeder Seelsorger, jeder Prediger vor allem, jeder Redner und Schriftleiter sollte dieses prächtige Buch besitzen — und ausgiebig benützen. Auch Eltern sollten es bei der Erziehung ihrer reiferen Kinder oft zu Rate ziehen. Es bietet ja einen aus der ganzen Fülle des ganzen Lebens geschöpften Belehrungs- und Erbauungsstoff, der schon deshalb wieder dem ganzen Leben zugute kommen kann, so daß viele andere Bücher zusammen vielleicht nur einen Bruchteil seines Inhalts aufweisen. Wer das Buch verständig gelesen hat, muß geistiges und seelisches Wachstum an sich ganz auffällig spüren. In unserer Zeit der Weltanschauungskämpfe hat dieses Werk eine besondere zeitgemäße Bedeutung, insofern es auch ein wohlbestelltes Arsenal geistiger Waffen für Glauben und Religion darstellt. Die große Gewissenhaftigkeit des Herausgebers bezeugt sehr deutlich und schön auch das „Verzeichnis der zumeist benützten Werke". Die äußere Aufmachung, die der Verlag dem Buche gegeben hat, ist des wertvollen Inhalts würdig.

Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Carl Sternheim ermüdet nicht das „geistverlassendste Land, das er kennt", mit den Früchten seines Geistes zu beschenken. Im noch Königlichen Residenztheater wurde seine „Cassette" mit Empörung weggeblasen, später sehen wir auf allen Bühnen mit mehr oder minderem Erfolg Stücke Sternheims. Bisweilen hat die Spielleitung versucht, die ätzende Schärfe mit etwas romantischem Syrup zuzudecken, immer aber hat man den unangenehmen Eindruck, hier spricht kein Satiriker aus dem Willen zu bessern heraus, sondern ein Zyniker, dem es Genugtuung ist, wenn er alles und jeden in seiner ganzen Erbärmlichkeit bloßgestellt hat. „Nebbich" heißt das neue Lustspiel. Nebbich soll in der Judensprache eine Nichtigkeit bedeuten. Der „Held" des Stückes ist solch ein Nebbich, dennoch wird er Abgeordneter, Generalkonsul, Filmdirektor u. a. m., einzig durch ein paar demokratische Schlagwörter, die nicht einmal sein geistiges Eigentum sind. Die harmlose Null wäre immer in der Dunkelheit geblieben, hätte sich nicht eine abenteuerliche Dame in ihn verliebt. Der erotischen Tollheit dieser Frau zeigen sich die Nerven des Nebbich nicht auf die Dauer gewachsen und so ist es mit seiner glänzenden Carriere bald zu Ende. Mit Witz und viel Behagen ist das erotische, wie das politische Motiv ausgestattet. Ich muß gestehen, daß das Publikum das Stück mit viel Gelächter aufgenommen hat. Frau Hermine Körner weiß Damen sehr fragwürdiger Art immer noch eine Form zu geben, die das Peinliche mit dem Schleier der Diskretion überzieht; auch trug sie Toiletten, die dem weiblichen Publikum das Studium der neuesten Modezeitschriften ersparten. Rümann gab dem „Nebbich" eine gewisse Naivität, die auch mildernd wirkte an diesem Zerrbild eines angeblich deutschen Politikers, wie der Verfasser ihn sieht. Herr Sternheim, geboren in Leipzig, wohnhaft zu Berlin, hatte einmal das Bedürfnis, drucken zu lassen, daß er vor allem Deutschtum aufrichtigen Ekel habe. Eine Pariser Zeitung indessen soll ihn neulich den vollkommensten deutschen Dramatiker genannt haben.

Kammerspiele. Die Entdeckung von Eichendorffs Lustspiel „Die Freier" für die Bühne ist für die ganze deutsche Theaterwelt wertvoll gewesen. Die Kammerspiele standen unter den Bühnen, die uns das nie gespielte und vergessene Stück des großen Romantikers in der geschickten Bearbeitung Zoffs gebracht haben, in erster Linie. Jetzt erschienen die Freier neueinstudiert, eine Aufführung von leichtem, beschwingtem Humor und zarter Poesie, über der ein echter Schimmer von Romantik lag. Unterstützt durch die famosen Bühnenbilder von Preetorius hinterließ die Vorstellung wieder die liebenswürdigsten Eindrücke.

Verschiedenes aus aller Welt. Molières Bürger als Edelmann, zuerst in Hofmannsthals Bearbeitung mit Rich. Strauß' Ariadne verbunden, dann als ermüdend abgetrennt, ist neuerdings von Hofmannsthal ergänzt und von Rich. Strauß mit Musik für den Schlußakt versehen und in dieser Form auf dem Wiener Theater- und Musikfest aufgeführt worden. Man freute sich an der Anmut und stilistischen Feinheit der Vertonung, ohne stärker bewegt zu werden. — Großen Eindruck machte das Erstlingsdrama „Ragen" von Max Zweig, das in Mannheim gegeben wurde. Ein altes tragisches Grundmotiv wird bewußt übernommen. Das griechische Mykene ward übertragen auf normannischen Grund. Elektrens Schicksal nahm neue Gestalt an und „Ragen" ist aus Tantalus Geschlecht; wohl ragt auf Bergen und Türmen das Kreuz, aber im Blute lebt noch das Heidentum. Das helle Bewußtsein verdammt die Tat der Blutrache, deren Ruf doch im Blute widerhallt. So bleibt die Bluttat nicht ungeschehen und aus ihr erwächst neuer Mord. Aus der Erkenntnis schwerer Schuld wird der Heide zum Christen, indem er sich opferbereit unter das Gesetz des Höchsten stellt. — In Berlin wurde eine Trilogie Alfred Brusts, des jungen baltischen Dichters, „Tolkening" gegeben. Die Kritik nennt die drei Akte eine Synthese von dramatischem Reißer und ekstatischem Monolog. Pastor Tolkening kämpft mit den Mitteln seines Glaubens gegen die elementare Sündhaftigkeit seiner ersten Frau. Die zweite wird unter dem Beistand eines Abgesandten Gottes in weißen Handschuhen und modischem Zylinder den Gegenspielern der Hölle entrissen. Da indessen die Gattin ihm die Pulsadern aufgebissen, muß der Pastor sich im letzten Stücke, in dem es sich um Rettung einer jungfräulichen Mädchenseele handelt, mit dem im überlieferten Gewande auftretenden Höllenfürsten als Engel auseinandersetzen. — Das Shakespeare-Jahrbuch zählt im Jahre 1923 zweitausendzwanzig Shakespeareaufführungen in Deutschland auf; die meisten fallen auf Berlin (176) und München (173). — Zu Spontinis 150. Geburtstag fand in der Berliner Universität eine vom romanischen Seminar und der Zeitschrift Cultura veranstaltete Feier statt, deren musikalische Leitung Mascagni inne hatte. Der künstlerischen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland gedachte der italienische Botschafter mit artigen Worten. Professor Schünemann hielt die Festrede. — Die Tagung des Verbandes katholischer Kirchenmusiker in Baden-Baden war mit einer sehr eindrucksvollen Anton Bruckner-feier verbunden.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst e. V. eröffnet anläßlich ihrer Mitgliederversammlung am Dienstag, den 14. Oktober, nachmittags 4 Uhr ihre ständige neue Ausstellung für christliche Kunst, die sich in geschmackvoll ausgestatteten Räumen im Ausstellungshaus für christliche Kunst, Wittelsbacherplatz 2, befindet. Eintritt ist frei.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen sind unterbrochen worden, um den Delegationen die Möglichkeit zu geben, mit ihren Regierungen Fühlung zu nehmen. Zwischen der von Deutschland gewünschten Meistbegünstigung und der von Frankreich erstrebten gegenseitigen Vorzugsbehandlung für einzelne Warengruppen soll es zu einem Kompromiss kommen. Wir haben darüber noch kein klares Bild. Die an der Ruhr Frankreich eingeräumten Zugeständnisse sind nicht geeignet, die Schwierigkeiten zu erleichtern. Die englische Industrie sieht in diesem Vorteil Frankreichs einen Umstand, der zur Schädigung der britischen Wirtschaft benutzt werden könnte. Da Macdonald sich hier gegen die Franzosen nachgiebig gezeigt hat, hat er sich grosse Gegnerschaften zugezogen. Der Hauptgrund aber, weshalb es zum Sturze seines Kabinetts kam, liegt darin, dass die Schutzzöllner in der 800 Millionenanleihe an Deutschland eine unerträgliche Konkurrenzgefahr erblicken. Ein konservativer Wahlsieg würde wegen seiner schutzzöllnerischen Tendenz nicht in unserem Interesse liegen. — Ueber den Inhalt des in London unterzeichneten Anleihevertrages liegen (bei Abschluss unseres Berichtes) amtliche Mitteilungen nicht vor. Es verlautet, dass die Anleihe zum Kurse von 92 bei einem Zinsfuss von 7 Prozent ausgegeben wird. In Frankreich werden die Stücke auf Pfund Sterling lauten, aber in Francs bezahlt zu einem Pfundkurs zu 85 Frcs. Neuyorker Bankkreise bezeichnen den Zeitpunkt für die Ausgabe der Deutschlandanleihe als ausserordentlich günstig, da Geld gerade jetzt im Ueberfluss vorhanden sei. Die Anleihe ist in den Vereinigten Staaten fast zehnfach überzeichnet.

Unsere Börsen sind in sehr zurückhaltender Stimmung. Die Wahlbewegung in Amerika, die englische Regierungskrise und die nicht ferne Gefahr einer Reichstagsauflösung könnten der Börsenmeinung nach die Aussicht auf Auslandskredite beeinträchtigen. Die Schwarzseher werden durch die mässigen Ergebnisse unserer Ernte bestärkt. Klare Ueberblicke über unsere Industrie werden wir erst durch die Goldbilanzen gewinnen. Der auf den 30. November hinausgeschobene Termin für deren Aufstellung rückt näher und näher, das Reichsjustizministerium ist indessen noch mit der Ausarbeitung weiterer Durchführungsbestimmungen beschäftigt, Erwägungen schweben in dem genannten Ministerium über die Zulassung von Unter-pari-Emissionen. Es ist zu bedenken, ob man hierdurch nicht das Vertrauen des ausländischen Kapitals zu deutschen Aktien vermindere. Allerdings ist nicht zu vergessen, dass die scharfen Zusammenlegungen des Aktienkapitals in Rücksicht auf baldige hohe Dividenden und damit ein Aktienagio für künftige Geldbeschaffung die Kleinaktionäre benachteiligen. Die Aufwertung ist ihrem Entscheid nicht nähergerückt. Der Reichsfinanzminister hat gegen die Aufwertungsvorschläge des Abg. Fischer schwere Bedenken vorgebracht und es dürfte noch nicht abzusehen sein, wann und wie wir einer halbwegs befriedigenden Lösung dieser Frage näherkommen. Leute, die sich in alten Anleihen stark engagiert haben, müssen sich klar sein, dass es sich um eine Festlegung unter Umständen auf lange Sicht handelt, wenn sie nicht schwere Verluste erleiden wollen. Durch die grossen Kursschwankungen hat die Spekulation viel eingebüsst. Es ist klar, dass diese Verluste auf dem Anleihenmarkt sich auch auf dem Industrieaktienmarkt geltend machen.

Die Reichsregierung plant eine Fortsetzung der auf Preisabbau zielenden Massnahmen, die leider noch nicht die gewünschten Ergebnisse hatte, denn, wie schon öfters bemerkt, ist der Grosshandelsindex dauernd im Steigen. Die Lebensmittelpreise stehen hier im Vordergrund. Die Getreidepreise sind in erster Linie vom Ausland abhängig. Die amerikanische Getreideausfuhr weiss die durch unsere geringe Ernte und das Fehlen russischen Exportes geschaffene Lage zu nützen. Eine Senkung der Viehpreise könnte durch die Aufhebung der Handelsbeschränkungen erzielt werden, da hierdurch der Viehgrosshandel seine Monopolstellung einbüssen würde. An die Beseitigung einer Reihe von Einfuhrverboten wird auch gedacht. Es werden Stimmen laut, die sich wundern, dass diese Massnahmen noch nicht erfolgt sind. Es erscheint uns das Problem keineswegs einfach wegen der Schädigung, die unserer mit so grosser Mühe ins Gleichgewicht gebrachten Aussenhandelsbilanz daraus erwachsen könnte. —

Nach statistischen Berechnungen ist München unter 72 deutschen Städten die teuerste. Man hat diese hohen Marktpreise immer durch den starken Fremdenverkehr in München und im Oberland zu erklären gesucht. Heuer war nach den Klagen des Gasthofgewerbes eine schlechte Saison, dennoch stiegen die Preise und nahmen auch weiter zu, obwohl die Fremdenzeit vorüber ist. Eine Klärung der zugrunde liegenden Ursachen ist aufs innigste zu wünschen.

In München starb Karl v. Thieme, der langjährige Generaldirektor der Münchener Rückversicherungsgesellschaft, die er vor 46 Jahren in Verbindung mit Frhrn. v. Cramer-Klett, dem Bankier v. Finck und den Grossindustriellen v. Maffei und Pemsel gegründet hatte. Er war der erste, der die Rückversicherung auf alle Gebiete des Versicherungswesens ausdehnte und den Wirkungskreis auf das Ausland erweiterte. Sein Institut gründete zahlreiche Tochtergesellschaften, die in dem Münchener Unternehmen ihren Rückhalt fanden. Dem stets wachsenden Beamtenheer seines Weltunternehmens gegenüber zeigte sich Thieme in seinen sozialen Massnahmen seiner Zeit weit voraus. Der Nachruf der Rückversicherung nennt ihn einen „Fürsten im Reiche des Geistes und des Herzens".

München. K. Werner.

Zwei neue Emmerichbücher zum 100jährigen Todestage (9. Febr. 1924) und zum 150. Geburtstage (8. Sept. 1924) der sel. Anna Katharina Emmerich.

Das 4.—6. Tausend ist soeben erschienen:

Die Herrgottsseele

Aus dem Leben und der Schatzkammer der sel. Anna Katharina Emmerich.

Von Martin Kreuser.

Mit 6 Einschaltbildern auf Kunstdruckpapier. Ausstattung von Karl Köster.

Kl. 8°, 248 Seiten. Halbleinen G.-Mk. 4.—.

In der Flut heutigen, oft krampfartigen Literaturschaffens bedeutet dieses Buch einen Ruhepunkt. In seiner schönen und schlichten Sprache ist es wirklich geschaffen zum Ausruhen nach hastigem Tageslärm. Es gibt uns zugleich ein Hinhorchen auf ein selten begnadetes Tugendleben und wird somit zum Erbauungsbuch, das in die Hände aller Emmerich-Freunde zu wünschen ist.

Westfälischer Merkur (Beilage) Münster.

In Vorbereitung ist:

Die Passionsblume der Roten Erde

Kleine, aber liebe Gaben dargebracht von Freunden der seligen Anna Katharina Emmerich zur Feier ihres 150. Geburtstages am 8. Sept 1924 von Prof. Dr. Jos. Dieninghoff.

Zirka 160 Seiten. Kl. 8°. Halbleinen zirka G.-Mk. 3.—.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Strassburg i. E.



Deutscher Wein!

Wir bringen unsere von der Traube bis zur Kellerabfüllung unter fachmännischer Leitung sorgsamst gepflegten Mosel-Weine zum Versand. Es ist bei den jetzigen sehr niedrigen Preisen der deutschen Weine jedem ermöglicht, aber auch zu empfehlen, seine Vorräte zu erneuern. Wir dienen Ihnen auf Wunsch mit Sonder-Anstellung.

Gräfin v. Königsmarck'sche Gutsverwaltung und Weinkellerei Coblenz.

Ballistol-Klever · Armee-Öl

Ballistol ist zugleich **Waffenöl, Rostschutzöl, Wundöl, Schmieröl, Lederöl, Desinficiens!**

Unentbehrlich für Mensch, Tier u. Pflanze. Atteste, Weltliteratur gratis und franko. In Waffen-Geschäften, Apotheken, Drogerien landw. Gesch., sonst ab Fabrik.

Chem. Fabrik F. W. Klever, Köln

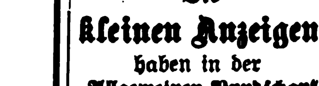
Haustochter.

Suche für meine 18jährige Tochter Aufnahme in gutem Hause, wo sie unter tüchtiger Anleitung Küche und Haushalt gründlich erlernen kann. Kaufmännische Kenntnisse könnten bei Bedarf mitverwertet werden. Familienanschluss und kleines Taschengeld erbeten. Gefl. Angebote wollen unter A. B. 1906 an die Allgem. Rundschau, München, Galeriestr. 35a Gh. gerichtet werden.

Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Vorbereitung f. alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Halle a. d. S. Gegr. 1864. Fernr. 1115. Prospekt A.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.



Die kleinen Anzeigen haben in der „Allgemeinen Rundschau" stets besten Erfolg.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Bei Anfragen beziehe man sich stets auf die Allg. Rundschau



Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für Erzieher. — Mit kirchl. Druckerlaubnis. Von Pfr. A. Ehrler, Dr. med. A. Baur und Studienrat A. Gutmann. 8. Auflage, 36.—40. Tausend. Form. 8°. 392 S. Preis geb. 4.50 Goldmark.

Im Garten der Ehe. Ein Wegeweiser für reife Mädchen und junge Frauen zu den Höhenzielen der christlichen Ehe. Von Dr. F. Imle. Form. Kl. 4°. 76 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Unsere Kinder! Gedanken und Ratschläge für christliche Eltern und Erzieher. Von A. Stöckle, S. J. Form. Kl. 4°. 64 S. Preis geb. —.75 Goldmark.

Die gesegnete Mutter. Gebet- und Erbauungsbüchlein für christliche Mütter zur treuen und freudigen Wahrung des Ehesegens und zur Erlangung einer glücklichen Niederkunft. Von Amica Matrum. 224 S. Preis geb. 1.— Goldmark.

Stark und rein! Ein offenes Wort an unsere Jünglinge. Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 32 S. Preis —.20 Goldmark.

„Heiraten — oder ins Kloster." Von A. Ailinger, S. J. Form. Kl. 4°. 72 S. Preis —.35 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung R. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 43 München, 23. Oktober 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Das deutsche Zeppelin-Luftschiff ZR III ist nach einer Fahrt von 80 Stunden am 15. Oktober 9^{17} vormittags amerikanischer Zeit, 3^{11} nachmittags mitteleuropäischer Zeit zu Lakehurst (New Jersey) in den Vereinigten Staaten von Nordamerika glücklich gelandet.

Auch in der dritten Oktoberwoche kam eine erweiterte Reichsregierung nicht zustande. Das Zentrum hatte die Koalition mit den Deutschnationalen vom Verbleiben der Demokraten abhängig gemacht. Als diese sich dagegen erklärten und das Scheitern aller Verhandlungen der Regierung freie Hand gab, versuchte der Reichskanzler, wenn nicht die Deutschnationalen als Partei, so doch einzelne Persönlichkeiten aus ihnen für sein Kabinett zu gewinnen. Auch dies blieb ergebnislos. Ein letzter Versuch der Erweiterung nach rechts stieß auf den alten Widerstand der Demokraten. So löste Reichspräsident Ebert am 20. Oktober auf Vorschlag des Kabinetts den Reichstag auf. Eine Sitzung findet nicht mehr statt. Die Neuwahlen sind wahrscheinlich im Dezember, in Preußen und Hessen verbunden mit den Landtagswahlen.

Ein in Preßburg verhafteter Reichsdeutscher ist als der zweite Mörder Erzbergers, Tillessen, festgestellt. Deutschland stellt den Antrag auf Auslieferung. — Der andere Erzbergermörder, Schulz, hat sich wieder in ungarische Haft begeben und wird aus Ungarn frei ausgewiesen.

Nach den Neuwahlen in Schweden wurde der bekannte Sozialist Branting mit der Bildung der Regierung betraut. Sein Kabinett hat keinen bürgerlichen Minister.

Der Kronprinz von Italien, Humbert, hat sich mit einer Tochter des Königs der Belgier verlobt, der belgische Thronfolger mit der zweiten Tochter des Königs von Italien.

Ein Grenzstreit zwischen England und der Türkei in Mesopotamien nimmt bedrohliche Formen an. Die Türken wollen Mossul nicht aufgeben, haben ihre Nationalversammlung einberufen und drohen mit Mobilmachung.

Christliche Politik.

Von Dr. Otto Kunze.

Die chronische Regierungskrise zu Berlin kümmerte das Volk in Stadt und Land eigentlich wenig. Das deutsche Ereignis ist vielmehr die glückliche Fahrt des Zeppelin-Luftschiffs über den Ozean. In knapp 80 Stunden hat Z. R. III die mehr als 7000 km von Friedrichshafen am Bodensee bis Lakehurst südlich von Neuyork durchmessen. Tatsächlich mehr als 8000, denn Wind und Wetter waren nicht immer günstig und zwangen zu Umwegen. Vor der stolzen Freude über diesen deutschen Sieg im Reiche der Technik ist das bittere Gefühl weit zurückgetreten, daß auch dies Luftschiff ein Tribut des Besiegten ist. Anders wäre es ja nicht gebaut worden, und die Vereinigten Staaten haben dadurch, daß sie sich einen Zeppelin auf Reparationskonto bestellten, die Luftschiffwerft von Friedrichshafen gerettet. Denn jetzt ist die von Frankreich geforderte Zerstörung dieser Stätte deutscher Arbeit moralisch undenkbar. Die Stimme der ganzen gesitteten Welt würde sich dagegen erheben. Wir Deutsche müssen freilich die Welt vergessen machen, daß die Erfindung des Grafen Zeppelin, die ihm einen Platz neben Gutenberg, Kolumbus und James Watt anweist, vor 1914 allzusehr als neue Waffe, als Triumph gegen das meerbeherrschende England und Wahrzeichen eines imperialistisch-militärischen Deutschlands[1]) gefeiert wurde. Wir müssen unzweideutig zeigen, daß wir unsre Fortschritte nur zum friedlichen Aufbau unsres Vaterlandes, Europas und der Kulturwelt nutzen wollen, und daß wir uns zu den Grundsätzen des Rechts und des Christentums bekennen auch in der Politik. In den Kämpfen um eine neue, parlamentarisch stärkere Reichsregierung war ermüdend viel die Rede von Rechts- oder Linkspolitik, auffällig wenig von christlicher Politik. Die Deutschnationalen sprachen in ihrer durchsichtig berechneten Entschließung (Nr. 42 S. 665) wohl von christlicher Jugenderziehung und christlicher Kultur als Grundlage des Staatslebens, von Zusammfassung aller christlichen Volkskräfte, nicht aber von christlichen Grundsätzen für das politische Handeln. So ist's ja ungefähr in Frankreich. Dort sitzen die Katholiken ziemlich geschlossen in den politischen Gruppen der Rechten und unterstützen — Poincaré. Der einzige Katholik, der wirklich katholische Politik treibt, Marc Sangnier, sitzt links.

Zusammenfassung tut's also nicht. Wen will man bei uns nicht alles zusammenfassen! Die Bürger, die Arbeiter, die Bauern, die positiven Christen, die reinblütigen Deutschen, die Republikaner, die politische Jugend. Mit derlei Sammelparolen ziehen die Parteien ins Land, scharen auch Massen hinter sich. Geht es aber dann an die eigentliche politische Arbeit, so bleiben sie stecken in der Vertretung mehr oder minder edler Interessen. Man sieht nicht, daß Politik etwas ganz andres ist: Arbeit am Staat, an der Gemeinschaft, die alle geistigen Lager, alle Stände, Klassen, Wirtschaftsbeziehungen überwölbt. In dieser Eigenschaft ist der Staat so kostbar und zugleich so empfindlich, daß er dauernde und sorgfältigste Pflege verlangt. Wider alle Veränderungen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse muß der Staat als Staat erhalten werden. Er muß deshalb immer zeitgemäß verbessert werden. Die französische Monarchie des 18. Jahrhunderts wußte den Bürger nicht organisch in den Staat einzugliedern, die deutsche Monarchie des 19. Jahrhunderts nicht den Arbeiter. Die heutigen deutschen Freistaaten, Reich wie Länder, sind mit ihrem Einkammersystem den Staaten im Staat: Gewerkschaften und Syndikaten, nicht gewachsen. Die gegenwärtige Gliederung des Reichs wird den Belangen der Stämme nicht gerecht. — Hier muß politische Arbeit einsetzen! Nur tut dabei Klarheit not, was der Staat ist und wie er sein soll.

Wer also christliche Politik machen will, ein Mann oder eine Partei, braucht nicht die zu sammeln, die sich Christen nennen, sondern er soll christliche Ideen und Grundsätze für seine Politik aufstellen. Dann findet er schon die Gleichgesinnten. Nicht bloß die Deutschnationalen machen es derzeit noch umgekehrt, auch Stegerwald. Seine Rede in Köln zum 25jährigen Jubiläum der Christlichen Gewerkschaften fügt dem Bild, das uns von ihm längst feststeht, nur wenig neue Züge hinzu. Die Christlichen Gewerkschaften können mit Stolz auf ein Vierteljahrhundert zurückblicken, das von sozialem, nicht politischem Wirken ausgefüllt ist. Sie waren parteilos und wollen es bleiben. Sie wollen die wirtschaftliche Lage der werktätigen Massen bessern. Im Gegensatz zum Marxismus wollen sie im Arbeiter den Berufsgedanken wecken, so daß er als Stand in einem künftigen organisch gegliederten Staat sein gerechtes Teil an Einfluß habe. Stegerwald strebt mehr nach unmittelbarer politischer Wirkung. Sein

[1]) Wie Zeppelin selbst dachte, bezeugt eine Depesche seiner Tochter Gräfin Hella von Brandenstei. «Zeppelin an die Associated Preß: „. . . Zu meiner großen Freude ist nun der Gedanke und Wunsch meines Vaters, daß seine Luftfahrzeuge einst dem friedlichen Verkehr zwischen den Ländern dienen möchten, zur Wirklichleit geworden."

politisches Ideal aber ist verschwommen. In seinen Reden und Zeitungsaufsätzen zeichnet er weniger den Aufbau als die Aufbaupartei. Es ist gewiß gut, zu erörtern, welche Gruppen im deutschen Volk neben- und gegeneinander stehen, welche man zusammenfassen kann und welche nicht, wieviel Stoßkraft sie einzeln oder vereinigt entwickeln. Sehr richtig hat Stegerwald betont, daß der **Protestantismus** eine stärkere Geistesmacht sei als der **Sozialismus**. Allein, wenn er daraus die Forderung ableitet, Katholiken und Protestanten müßten zusammengehen, führt er damit zu christlicher Politik? Wie die besten Protestanten denken, kann Stegerwald in dem Brief eines angesehenen evangelisch-lutherischen Zentrumsmannes aus Sachsen lesen, den Adam **Röder** in seiner Süddeutschen Konservativen Korrespondenz abdruckt:

„Für den Protestanten steckt das Problematische der Mitarbeit im Zentrum in dem besonderen Verhältnis der **Partei zur katholischen Weltanschauung**. Das Zentrum ist keine konfessionelle, sondern eine politische Partei; in der Quickbornzeitschrift „Schildgenossen" wurde kürzlich einmal definiert: **die politische Partei der katholischen Haltung**. Diese Definition trägt einerseits der Tatsache Rechnung, daß gerade die tiefste und folgerichtigste Zentrumspolitik allerdings aus katholischer Weltanschauung heraus zustande zu kommen pflegt, und schließt anderseits die Mitarbeit von Protestanten nicht aus. Denn die **katholische** oder sagen wir richtiger, die **ökumenische** Haltung ist prinzipiell auch dem **Protestanten möglich**. Es ist ein alter Irrtum der Zentrumspolitik, daß sie sich immer am liebsten an die sog. „gläubigen" Protestanten wenden möchte. Diese Gläubigen sind oft eingefleischte Staats- und Nationalkirchler, die eher zu den Völkischen als zum Zentrum laufen würden. Es kommt vielmehr darauf an, dem Zentrum Anhänger unter den einer **ökumenischen** Haltung zugänglichen Protestanten zu werben. . . . Unter den normalen evangelischen Landeskirchenchristen ist es mehr oder weniger selbstverständlich, daß man deutschnational oder nicht weit davon ist. Ein Zentrum, das auch nichts weiter wäre, als die katholische Ausgabe der Politik des isolierten Nationalstaats, ist für Protestanten natürlich ganz unnötig. Die wichtigste Aufgabe der Zentrumspolitik scheint mir also zu diesem Zeitpunkte darin zu liegen, das konsequente Programm einer Beherrschung der Innen- wie der Außenpolitik durch **christlich-ökumenische** Grundsätze aufzustellen und zu vertreten. In dem Moment, wo die Entscheidung über unsern Eintritt in den Völkerbund naherückt, muß sich die Partei ein- für allemal darüber klar sein, daß eine christlich-ökumenische Politik den vorbehaltlosen Verzicht auf die **Revanche**, die Unterordnung auch des Nationalstaates unter das **Recht** und die Verweisung aller an sich oft sehr berechtigter Bestrebungen auf Revision des Versailler Vertrages auf den Rechtsweg im **Völkerbunde** verlangt. Nicht die Mandatsverteilung im gegenwärtigen Reichstag darf maßgebend sein dafür, ob die Zentrumspolitik nach rechts oder links Anschluß zu suchen hat, sondern die grundsätzliche Erkenntnis, **daß die Deutschnationalen jede christlich-ökumenische Politik sabotieren werden**. Ich weiß nicht, ob Sie mir zustimmen, wenn ich sage: **Zentrumspolitik mitzumachen**, haben wir Protestanten nur dann Veranlassung, wenn sie **eine Politik aus christlich-ökumenischen Grundsätzen, auf auswärtigem Gebiete gegen das Prinzip des isolierten Nationalstaates, im Innern gegen die Vorherrschaft der nur materiellen Interessen ist**. Ich würde es also für die Aufgabe eines evangelischen Abgeordneten in der Partei halten, darauf hinzuweisen, daß bei nationalistischer oder im Schlepptau nationalistischer Parteien segelnder Politik das Zentrum für die Protestanten **ganz überflüssig** ist." (Hier nach Germania Nr. 442 vom 12. 10. 24)

Stegerwald sieht nur den äußerlichen Protestantismus der Rechtsparteien. Er wird somit nicht ein Herold christlicher Politik, sondern der üblichen verwaschenen christlich-nationalen Politik des großen Rechtsblocks. Die Christlichen Gewerkschaftler haben das auch herausgefühlt und sich in ihrer Mehrheit unter **Imbusch, Giesberts, Joos** auf reine Vertretung der Arbeiterinteressen zurückgezogen. Ein gutes Zeichen, daß im Volk der Sinn erwacht für grundsätzliche Politik, die nur von geistigen Einigungen, Parteien, getrieben werden kann. Der Berufsstand hat ein anderes Arbeitsfeld. So war der Tag von Köln für Stegerwald eine Niederlage. Der begabte und willensstarke Mann ist über seinen Ursprung hinausgewachsen und ist doch nicht in die Schicht hineingewachsen, wo sich die geistigen Dinge klar und scharf unterscheiden. Lauschen wir Stegerwald, so klingt in unserm Gedächtnis ein Wort nach, das Graf Hertling einmal über Wilhelm II. sagte: er verfügt über die umfassendste Halbbildung seiner Zeit. Wobei jeder weitere Vergleich zwischen Stegerwald und dem vormaligen Kaiser ausdrücklich abgelehnt sei.

Um christlicher Politik willen haben wir im vorigen Heft ein Bündnis zwischen **Zentrum, Bayerischer Volkspartei** und **Deutschhannoveranern** befürwortet. Inzwischen hat der Parteitag der **Bayerischen Volkspartei**, der am 11. und 12. Oktober zu **Würzburg** stattfand, manche Möglichkeit und manche Schwierigkeit dieses Weges erhellt. Die BVP. hat vor allem mit dem Zentrum alte gemeinsame Kulturideale: Freiheit der Kirche, des Unterrichts, Bekenntnisschule, Schutz der Ehe und der öffentlichen Sittlichkeit. Sie hat im Grund auch ein gemeinsames Staatsideal: das christlich-föderalistisch-großdeutsche. Doch das ist verdunkelt, und zwar beiderseits. Im Zentrum ringen linksgerichtete Einheitsdeutsche mit rechtsgerichteten Preußen. Die deutschen Föderalisten arbeiten sich zwischen beiden empor. In der Bayerischen Volkspartei ist das Bamberger Programm gut großdeutsch-föderalistisch, die Praxis allerdings manchmal kleindeutsch partikularistisch. Wir brauchen nur an Kahr und an die Denkschrift zur Reform der Reichsverfassung zu erinnern. Mit derartigen Richtlinien, mit Bürgerblock und Rechtskurs um jeden Preis, mit der schwarz-weiß-roten Fahne gewinnt man keine föderalistischen Bundesgenossen jenseits der weiß-blauen Grenzpfähle. Der Parteitag von Würzburg hat offenbart, daß noch ein gut Stück geistiger Arbeit zu leisten ist, damit die prächtigen Grundsätze der BVP. wirklich rein hervortreten. Irgendwelche Verbindung mit dem **Zentrum** wurde unter den gegenwärtigen Umständen abgelehnt. Die Umstände sind, wie gesagt, beiderseitig! Sichtbar wirkte auf den Entschluß die Neigung weiter — durchaus nicht aller — Zentrumskreise zum Reichsbanner Schwarz-rot-gold[2]) und das Auftreten Dr. **Wirths** auf dem Republikanischen Tag in Mannheim. Eine derart enge Verbrüderung mit der Linken verstehen zahllose deutsche Katholiken nicht, auch außerhalb Bayerns. Christliche Politik ist nicht Rechtspolitik, ist aber ebensowenig Linkspolitik. Sie ist, will man schon nach äußerlichen Merkmalen gehen, Politik der Mitte, des Ausgleichs, der Vernunft. Sie ist vor allen Dingen rein von jeglichem Schmutz des **Liberalismus**, der die Linke wie die Rechte gleichmäßig befleckt. Solang ihre Vertreter in der Minderheit sind, muß christliche Politik ihre Standhaftigkeit in einer Koalition mit rechts oder links bewähren. Freier ist sie im Wahlkampf. **Die Auflösung des Reichstags** sollte uns eine willkommene Gelegenheit sein, unsere Grundsätze einmal klar herauszustellen: Frieden in der Welt durch eine bindende Rechtsordnung zwischen den Staaten, Eintritt Deutschlands in den Völkerbund unter ehrenhaften Bedingungen. Frieden zwischen den Deutschen durch Ablehnung jedes Staatsstreichs und durch einen gerechten Föderalismus. Frieden zwischen den Klassen durch christlichen Solidarismus.

[2]) Wichtig ist hierfür eine Entschließung der Rheinischen Windthorstbunde von ihrem kürzlichen Vertretertag in Düsseldorf. Es heißt darin: „Die Herbsttagung der Rheinischen Windthorstbunde stellt fest, daß einzelne Berichte der Presse über die Stellungnahme der Reichstagung der deutschen Windthorstbunde in **Glatz** zum **Reichsbanner** Schwarz-Rot-**Gold unklar** und **irreführend** sind. Den Mitgliedern der Windthorstbunde ist der Eintritt ins Reichsbanner lediglich unter der **Voraussetzung** freigestellt worden, daß sich das Reichsbanner in seiner Arbeit auf den **Schutz** der Verfassung von Weimar **beschränkt** und demgemäß seine **Satzungen ändert**."

Regierungskrise — Parteienkrise.[1])

Von Alfons Wild, Berlin.

Zur selben Zeit, da der Amerikaflug des Zeppelinluftschiffes der Welt den Ruhm deutscher Technik, deutschen Wagemuts kündet, bietet der deutsche **Reichstag** ein klägliches Bild der deutschen Innenpolitik. Kein Wunder, daß das Ausland lacht! Der Temps schrieb schon vor Wochen, als der Reichskanzler Marx die Einladung zum Eintritt in die Regierung an die Deutschnationalen und die Sozialdemokraten ergehen ließ, man solle nicht an eine rasche Lösung der deutschen Regierungskrise glauben. Genau wie in der Außenpolitik, so würden die Deutschen auch in der Innenpolitik alle Verhandlungen nur verzögernd, verschleppend, marktend führen. Sie würden Beschlüsse fassen, diese zurückziehen oder umdeuten, abändern oder ergänzen; sie würden die Verhandlungen abbrechen, wieder aufnehmen, aufs neue drohen und bluffen, bis endlich ein Kompromiß zustande käme. Der Temps hat ausnahmsweise nicht so ganz unrecht — leider. Dreimal schon nahmen die Parteien den Anlaß zur Umbildung des Kabinetts nach den Maiwahlen dieses Jahres!

Das parlamentarische System scheint also doch ganz und gar unbrauchbar. Mit Verlaub! Weiß jemand etwas Besseres, als das parlamentarische System? Selbst die eifrigsten, überzeugtesten Monarchisten wollen doch nur eine Monarchie ungefähr

[1]) Vor der Auflösung des Reichstags geschrieben. D. Schr.



nach englischem Muster, also auch ein parlamentarisches System. Mit der Verurteilung des Parlamentarismus allein ist es also nicht getan. Das beste Werkzeug taugt nichts in der Hand des Pfuschers, während der Künstler auch mit notdürftigen Hilfsmitteln große Werke schaffen kann. Wichtiger als das System, wichtiger als die Verfassung sind die Persönlichkeiten, sind die Parteien, die das System der Verfassung anzuwenden berufen sind.

Gewiß ist das politische System in Deutschland, die Verfassung, durchaus nicht ideal zu nennen; es wäre sogar ein leichtes, recht viele und schwere Fehler nachzuweisen. Aber bei der gegenwärtigen Krise handelt es sich ganz offensichtlich nicht um Auswirkungen irgendwelcher Konstruktionsfehler der Verfassung, nicht um Mängel des parlamentarischen Systems, sondern um eine Krise der Parteien. Die Politik der zukünftigen Regierung ist im allgemeinen festgelegt, soweit sie überhaupt für die Zukunft festgelegt werden kann: sie ist, wie man zu sagen pflegt, zwangsläufig. Unter allen vernünftigen Politikern — Deutschvölkische und Kommunisten gehören nicht dazu — kann es nämlich keinen Streit darüber geben, daß Deutschlands Außenpolitik durch die Annahme des Dawes-Gutachtens eine bestimmte Richtung erhalten hat, daß wir Erfüllungspolitik treiben müssen. Die Außenpolitik ist maßgebend für die Innenpolitik. Also sollte doch eine Regierungsbildung möglich sein, wenn das Programm für die Politik feststeht und eine übergroße Mehrheit im Parlament findet. Tatsächlich sind denn auch die Richtlinien des Kanzlers von allen in Betracht kommenden Parteien gebilligt worden. Und wenn sowohl die Deutschnationalen wie auch die Sozialdemokraten neue Fragen aufwarfen, so geschah dies ganz offensichtlich nur aus dem Bestreben, irgendwelche Vorwände zu finden, einander aus der Regierung der Volksgemeinschaft auszuschließen. Auch im weiteren Verlauf der Verhandlungen über die Regierungsbildung spielten politische Gegenwartsfragen im eigentlichen Sinne keine Rolle. Wer auch nur oberflächlich die tagelangen Erörterungen und Verhandlungen verfolgte, bemerkte hier ganz andere Strömungen, als bei gewöhnlichen Meinungsverschiedenheiten über konkrete Fragen der Politik. Es handelt sich vielmehr um die Auswirkung jenes politischen Umwandlungsprozesses, der in der Revolution begonnen, aber nicht vollendet wurde. Durch alle Parteien geht dieser Prozeß, der sich zunächst in Zersetzungs- und Absplitterungsvorgängen äußert, dann erst zur Umschichtung und Neugruppierung führt. Es dürfte wohl überflüssig sein, die Erscheinungsformen dieses Prozesses in allen Parteien ausführlich zu behandeln. Kurze Hinweise mögen genügen. In fast allen Parteien gibt es mehrere Flügel, die sich gegenseitig mit brüderlichem Haß leidenschaftlicher, wenn auch weniger offen, bekämpfen, als die Parteien untereinander.

Die Ergebnisse dieses Umwandlungsprozesses lassen sich nicht voraussagen, wenigstens nicht mit aller Bestimmtheit. Jedoch kann man ohne allzu scharfe Beobachtungsgabe die allgemeinen Linien erkennen, in denen sich die Entwicklung vollzieht.

Bürgerblock ist das Schlagwort — übrigens ein recht unglückliches, hinter dem sich das eine Ziel verbirgt. Die Versuche, einen Bürgerblock zu bilden, sind bisher zwar gescheitert, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Entwicklung der deutschen Innenpolitik früher oder später, mit oder ohne Reichstagsauflösung, zur Hinzuziehung der Deutschnationalen zur Rechtskoalition führen muß. Wenn diese Zusammenfassung der bürgerlichen Parteien zustande kommt, so wird es Aufgabe der Mittelparteien sein, dafür zu sorgen, daß kein Klassenkampf von oben gemacht wird, daß in der Innenpolitik ebenso die Mitte ausschlaggebend bleibt, wie es in der Außenpolitik sein muß. In der Tat wird denn auch die Deutschnationale Partei es sein, die beim Eintritt in die Regierung eine Schwenkung nach der Mitte zu unternimmt, nicht die Mitte nach rechts. Unerträglich wäre es, wenn der Bürgerblock eine Spaltung des deutschen Volkes in zwei feindliche Lager zur Folge hätte. Dagegen wäre es durchaus erträglich, wenn sich zwei Gruppen bildeten, von denen jede regierungsfähig ist, von denen jede die Regierungsfähigkeit der anderen auch anerkennt. Die gerade in der Opposition befindliche Gruppe müßte ihre Opposition so einrichten, daß sie jeden Augenblick selbst die regierende Gruppe ablösen könnte. Wir haben oft das frühere Zweiparteiensystem in England als das Ideal einer Parteibildung für das parlamentarische System gerühmt. Zu einem solchen Zweiparteiensystem werden wir Deutsche kaum je kommen. Aber vielleicht wäre die Zusammenfassung in zwei Gruppen kein schlechter Ersatz.

Dem Zentrum stände eine besondere Rolle zu. Es wird immer den Ausschlag geben können zwischen den beiden Gruppen. (Der Bayerischen Volkspartei kommt meines Erachtens der Platz neben dem Zentrum zu!) Das Zentrum wird durch seine Mittelstellung allzu große Machtansprüche der beiden Gruppen dämpfen können. Es wird immer darauf sehen müssen, daß keine Partei, weder links noch rechts, sich für unentbehrlich hält. Manche Leute werden nämlich sonst leicht zu anspruchsvoll, wovon man gerade in Bayern eigentlich genug erzählen könnte! Wir hätten es aus diesem Grunde daher auch lieber gesehen, wenn man dort im Liebeswerben um die Deutschnationalen etwas zurückhaltender gewesen wäre. Schließlich sind es nämlich diese, die den Anschluß nach der Mitte zu suchen müssen, die umlernen müssen, die aus ihrer Oppositionsstellung herauskommen und sich bemühen müssen, Verantwortungspolitik zu lernen.

Ob und in welchem Zeitraume diese innerpolitische Klärung kommt, bleibt abzuwarten. Erwünscht wäre sie, nachdem in der Außenpolitik die Hauptaufgaben gelöst sind. Allerdings wird diese Scheidung und Klärung der Geister für die Parteien recht schmerzliche Folgen haben. So werden die Deutschnationalen ihren völkischen Flügel ausscheiden müssen; werden sich diejenigen Demokraten, die heute schon recht gute Beziehungen zu den Sozialdemokraten haben, zu überlegen haben, ob sie nicht lieber gleich ganz nach links hin abwandern sollen. Auch an den anderen Parteien wird die zukünftige Entwicklung nicht spurlos vorübergehen können.

Deutscher Katholik und Höhere Schule. — Ein Warnungszeichen.

Von Karl Norbisrath, Essen.

Die Lebensbedingungen der katholischen Kirche in Deutschland sind im Vergleich zur Vorkriegszeit besser geworden. Unser Staatswesen will wirklich paritätisch sein. Hier zeigt sich jedoch bereits eine neue Gefahr. Katholiken sind versucht, den paritätischen Staat für etwas an sich — nicht bloß vergleichsweise — Gutes zu halten, ja völlig in ihn hineinzuwachsen. Das führt zu einer Erweichung katholischer Grundsätze und Forderungen. Im folgenden wird an einem Beispiel aus dem Kampf um das Höhere Schulwesen gezeigt, was heute nach 5 Jahren neuer Verhältnisse bereits möglich ist. Daß ein deutscher katholischer Theologe trotz der klaren Worte des Corpus Juris Canonici und der Bischöfe sich schützend vor die interkonfessionelle Höhere Schule stellt, muß das katholische Deutschland zu schärfster Selbstprüfung treiben: Sind wir noch ganze Katholiken? D. Schr.

Das Essener Burggymnasium feierte Ende dieses Sommers ein Jubelfest, den Tag hundertjährigen Bestehens. Pater Superior Saedler S. J. benutzte diesen Anlaß, um zunächst in ehrenden Worten dem heutigen Streben der tragenden Kräfte des bekannten Gymnasiums gerecht zu werden, um dann auf die Entstehungsgeschichte des ehemals katholischen und bis zum Jahre 1773 von Jesuiten als Gymnasium Josephinum geleiteten Instituts einzugehen. Das katholische Gymnasium wurde in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach der Angliederung des Rhein- und Ruhrlandes an Preußen durch die Neuordnung des Höheren Schulwesens mit einem städtischen evangelischen Gymnasium zur paritätischen Anstalt vereinigt und 1824 in das katholische Institut am Essener Burgplatz gelegt, worin sich heute noch — allerdings in erweiterten Räumen, aber in dem altehrwürdigen Bauwerk des Essener Fürstäbtissinstiftes — das Burggymnasium befindet. Dies erwähnend, ging Pater Saedler in logischem Gedankengange und aus tiefgründiger Kenntnis der deutschen Schulverhältnisse heraus dazu über, darzulegen, was wir heute als Katholiken zu beobachten und zu fordern haben. Es waren im Grunde Gedanken, die den Verband Katholischer Kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands auf seiner Generaltagung in Kassel und die die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in diesem Jahre in Hannover zu Entschließungen des Sinnes veranlaßt haben, zu fordern:

1. Mit dem grundsätzlichen Abbau des staatlichen Schulmonopols ist endlich voller Ernst zu machen; das unveräußerliche Elternrecht der Unterrichtsfreiheit muß für alle Schulgattungen: Volksschulen, Fortbildungsschulen, Mittelschulen und Höhere Schulen restlos anerkannt werden.

2. Die Höheren Lehranstalten sind — soweit die örtlichen Verhältnisse es gestatten — zu konfessionalisieren; wo sich diese Konfessionalisierung aus örtlichen Gründen nicht verwirklichen läßt, sind wenigstens die Gesinnungsfächer: Deutsch, Geschichte und die neu einzuführende philosophische Propädeutik vom Weltanschauungsstandpunkt zu erteilen.

Pater Saedler schloß seine Darlegungen mit den Worten:

„So ruft das denkwürdige Jubiläum des Essener Burggymnasiums neben freudigen Gefühlen auch sehr ernste Gedanken wach; ernste Gedanken, welche die Feier nicht beeinträchtigen, sondern nur ihre volle Bedeutung klarlegen. Nicht die heute so hochgeschätzte deutsche Bildungseinheit ist das erstrebenswerte Ziel — sie ist angesichts unserer zwiespältigen Geschichte ein antinationales Phantom —, sondern die Bildungsgeschlossenheit der deutschen Jugend auf dem Boden der Weltanschauung. Nur so entstehen ganze deutsche Männer und Frauen, wie Volk, Kirche und Vaterland in den kommenden Entscheidungskämpfen ihrer bedürfen!"

P. Saedlers Vortrag erschien im Katholischen Kirchenblatt für den Essener Industriebezirk Nr. 30. Er fand freudigstes Echo in den katholischen Kreisen dieses Bezirkes und er mußte in seiner treffenden Folgerichtigkeit erfolgverheißend wirken. Da meldete sich in Nr. 33 des besagten Katholischen Kirchenblattes ein andrer zum Wort mit „Erwägungen zu den Saedlerschen Schulforderungen": „Um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als ob diese (Saedlerschen) Anschauungen und Forderungen Gemeingut der katholischen Akademiker im allgemeinen und der katholischen Geistlichen im besonderen seien!" Der Schreiber tritt dann als katholischer Theologe und Professor, als Bruder unseres allverehrten Prälaten Mausbach-Münster, der grundsätzlichen Forderung der deutschen Katholiken entgegen. So schreibt er beispielsweise:

„Nehmen wir doch die Dinge, wie sie sind! Unsere deutschen Bischöfe und Priester, die Vertreter der anderen akademischen Berufe: all die Tausende von treu-katholischen Juristen, Medizinern, Schulmännern usw., haben sie nicht — mit verschwindenden Ausnahmen — samt und sonders die Bahn paritätischer Bildungsanstalten durchlaufen? Vermutlich gehört P. Saedler selbst zu ihnen. Wäre der Baum der paritätischen Schulen so schlecht, wie er ihn macht, er könnte nicht solche Früchte, wie z. B. von Ketteler und Kopp, Janssen und Pastor, Windthorst und Marx, hervorgebracht haben, Persönlichkeiten, um die uns das katholische Ausland beneidet."

Worauf P. Saedler mit mehr Sachkenntnis antwortete:

„Ich hätte gewünscht, mein verehrter Gegner hätte sich diese unglückliche Argumentation erspart, kann aber jetzt nicht umhin, sie in ihrer vollen Haltlosigkeit aufzudecken: Bischof von Ketteler machte seine Gymnasialstudien auf dem Jesuitengymnasium zu Brieg in der Schweiz.

Kardinal von Kopp besuchte zuerst das katholische Progymnasium in Duderstadt, war dann von 1856 bis 1858 Telegraphenbeamter und wurde schon 1862 Priester. Er ging in der Konfessionalisierung des bürgerlichen Lebens soweit, daß er sogar katholische Gewerkschaften forderte. Bei einem solchen Manne war die grundsätzliche Forderung der Konfessionalisierung des höheren Unterrichts ohne weiteres selbstverständlich. So verfolgte er denn auch die preußische Politik der Simultanisierung der Höheren Lehranstalten Schlesiens, wie mir sein intimster Freund Prälat Adolf Franz († 1917) auf seinem Sterbebette erzählte, mit größter Sorge und hütete den geretteten Bestand katholischer Gymnasien in Schlesien wie seinen Augapfel.

Johann Janssen, der Altmeister unserer katholischen Geschichtswissenschaft, bezog zunächst die katholische Rektoratsschule seiner Vaterstadt Xanten, dann das katholische, wenn auch in dieser Eigenschaft nicht auf der Höhe stehende Gymnasium in Recklinghausen. In Frankfurt a. M. übernahm er 1854 die katholische Geschichtsprofessur am städtischen Gymnasium (die freie Reichsstadt Frankfurt war damals noch so einsichtig, den Geschichtsunterricht konfessionell getrennt erteilen zu lassen) und hielt diesen wichtigen Posten trotz mancher verlockenden Angebote bis zu seinem Tode im Jahre 1891 fest.

Ludwig Pastor besuchte m. W. das katholische Kaiser-Karl-Gymnasium seiner Vaterstadt Aachen.

Windthorst machte seine Gymnasialstudien auf dem uralten katholischen Gymnasium Karolinum in Osnabrück und vertrat zeitlebens die Forderung katholischer Höherer Lehranstalten als eine der wichtigsten des katholischen Programms.

Wilh. Marx, unser jetziger Reichskanzler und Zentrumsführer, war Schüler des katholischen Marzellengymnasiums in Köln. Als Gründer, Vorsitzender und Seele der katholischen Schulorganisation vertritt auch er die Forderung katholischer Höherer Lehranstalten mit aller Entschiedenheit.

Diese Männer würden es sich also laut verbitten, wenn man ihre vorbildliche katholische Gesinnung als einen Beweis für die Unbedenklichkeit paritätischer Gymnasien benutzen wollte. Ihre Namen beweisen nichts für die paritätischen Höheren Schulen, wohl aber das Gegenteil, daß kernhafte und aktive, gesinnungstüchtige katholische Männer nicht auf paritätischen, sondern auf katholischen Höheren Schulen herangebildet werden. Das darf ich im Hinweis auf die Bemerkung meines verehrten Gegners mit innigem Danke gegen Gott auch von mir berichten. Ich habe meine Gymnasialstudien auf einem rein und durch und durch katholischen Gymnasium, dem Aachener Kaiser-Karl-Gymnasium, gemacht, das auf dem Boden einer katholischen Familienerziehung in vorbildlicher Weise weiterbaute. Und so wird man es bei der übergroßen Mehrzahl durch ihre katholische Gesinnung ausgezeichneter Männer feststellen können."

Mit eigenartigen Gefühlen sind dann die Mausbachschen Sätze zu lesen:

„Wenn übrigens P. S. mit seiner Bemerkung über „Gesinnungsunterricht vom akatholischen Standpunkte aus" hat sagen wollen, daß dieser von nichtkatholischen Lehrern erteilte Unterricht die religiösen Ueberzeugungen und Gefühle der katholischen Schüler nicht bloß ignoriere, sondern sie durch antikatholische Spitzen verletze, so würde ich mich für verpflichtet halten, die protestantischen Amtsgenossen gegen eine solche Annahme in Schutz zu nehmen. Wenn nicht schon ihr pädagogisches Gewissen sie vor solchen Ungehörigkeiten bewahren würde, so doch die Rücksicht auf Artikel 148 der Deutschen Reichsverfassung."

Was die Trennung der Gesinnungsfächer nach der Weltanschauung der Schüler anbetrifft, die P. Saedler da fordert, wo es aus örtlichen Gründen nicht angängig ist, zwei konfessionelle Höhere Lehranstalten einzurichten, so schreibt Mausbach dazu, daß er dieser Forderung entgegenstehe, da unsere Zentralschulbehörde paritätisch eingestellt und der paritätische Zustand gesetzlich und tatsächlich sei und für die Zentralschulbehörde eines paritätischen Staates nur sein könne und sein müsse; er fügt obendrein hinzu, daß — selbst wenn die Schulbehörde der Forderung entsprechen würde — das seines Erachtens eher schädlich als nützlich sein würde! Und fährt dann fort:

„Ich glaube, Herr P. Saedler selbst wird lächeln, wenn ich ihm die Frage vorlege, ob es eine katholische und eine evangelische „Jungfrau von Orleans", einen katholischen und einen evangelischen „Wilhelm Tell", „Wallenstein" und „Faust" gibt, ein katholisches und ein lutherisches und ein reformiertes „Lied von der Glocke". Ich bin fest überzeugt, ja, ich habe Beweise dafür, daß unsere Lehrerschaft, Elternschaft und Schülerschaft — gleichviel, ob katholisch oder nichtkatholisch — zu dieser „Forderung" den Kopf schüttelt. Sie sagen sich nämlich, und zwar mit Recht: Die Meisterwerke unserer deutschen Literatur sind Nationaleigentum, Denkmal einer großen Sprach- und Schicksalsgemeinschaft für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese Dichtungen sind ein geistiges Mahl, das jeweils an einem gemeinsamen Tische, in einer Schulstube von einem Lehrer gereicht, von unserem jungen Geschlecht gemeinsam verkostet werden soll. Hierbei nach dem Bekenntnis die Schüler trennen und absondern wollen, geht mir als Menschen und als Deutschem und als Lehrer wider die Natur. Man denke z. B. an die Rütli-Szene mit ihrem Schwur: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" Müßte nicht die Pädagogik ihr Haupt verhüllen, wenn dieser Chorus der Vaterlandsliebe so — uneinig gesungen würde? Müßte sie nicht klagen: „Ach, es ist ein falsches Lied"?"

Schließlich gibt Mausbach den Katholiken den guten Rat, alles zu unterlassen, was die heutige protestantische Sehnsucht nach religiöser Neuorientierung herabstimme oder einschüchtere. Wir sollten nicht nur uns selbst lieben und an uns selbst denken, sondern wir müßten auch unsere im Glauben getrennten Brüder lieben, mit denen in einem Staat und Vaterlande, in einer Volksgemeinschaft zu leben und zu wirken, die göttliche Vorsehung uns berufen habe, und es zieme uns als Katholiken, alles zu vermeiden, was nach scheuer Zurückhaltung und geflissentlicher Absonderung schmecke. Soweit Professor und katholischer Theologe Mausbach (Essen-Borbeck).

Mit einer Geschichts- und Sachkunde und einer treffenden Logik, die meisterhaft genannt werden muß, hat Pater Saedler seinen Gegner in weiteren Aufsätzen zur höheren Schulfrage abgefertigt. Hier nur noch die folgenden Ausführungen Saedlers in Nr. 35 des fraglichen Kirchenblattes:

„Wenn dieses kirchliche Prinzip leider Gottes in weiten katholischen, ja selbst in geistlichen Kreisen, wie Herr Professor Mausbach (Borbeck) betont, was ich jedoch nicht glauben kann, heutzutage nicht mehr verstanden wird, so ist das nur ein Beweis dafür, in wie weitem und wie bedenklichem Maße uns die katholische Kulturidee im Laufe der Zeit abhanden gekommen ist. Das katholische Ausland, dem wir uns so oft überlegen dünken, denkt in dieser Beziehung ganz anders, und mit Argumenten, wie mein verehrter Gegner sie vertritt, dürfte man ihm nicht kommen. Früher war es auch bei uns anders. Die Erwägungen des Herrn Professors Mausbach (Borbeck) könnten bei arglosen Lesern den Eindruck erwecken, als versuchte ich eine ganz neue, verschrobene, integrale Idee mit dem Pathos der Ueberzeugung kursfähig zu machen. Dem ist aber nicht so. In Wahrheit greife ich nur eine alte, kernkatholische Forderung auf, die, wie wir zu unserer Beschämung gestehen müssen, nie in Vergessenheit hätte geraten dürfen. Vor mir liegt der Bericht der 14. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Aachen im Jahre 1863. Auf derselben hielt der rühmlichst bekannte Mainzer Domkapitular Moufang, einer der hervorragendsten Mitarbeiter unseres unvergeßlichen Ketteler, eine herzerfrischende Rede über das Thema: „Es fehlt uns an Männern". Bei seiner Untersuchung der Ursachen für diesen Schwund an katholischen Männern kommt er, nachdem er auf die Mängel der katholischen Familienerziehung hingewiesen hat, auch auf unsere Frage zu sprechen und sagt: „Vielleicht noch mehr schuld daran sind die schlechten Schulen. Die haben uns die Männer verdorben. Ich will hier nicht reden von den Volksschulen zunächst; ich denke hier mehr an die Höheren Schulen, jene paritätischen Schulen, jene Gymnasien mit Parität, das will fast heißen mit Indifferentismus, wo man in die jugendlichen Herzen kaum eine Begeisterung legen kann für die heilige Sache, nicht ein kräftiges Gefühl des Abscheues gegen allen Irrtum, sondern wo man sich höchstens beschränken muß auf das äußerste Maß der streng vorgeschriebenen kirchlichen Pflichten, und wo dann in der kalten Gleichgültigkeit vielfach jener Keim erstirbt, der den Jüngling befähigt, später ein gesinnungstüchtiger Mann zu werden und sich als solcher zu bewähren." (S. 63.) Darum erhob Moufang unter lautem Beifall der Versammlung die Forderung: „Es ist nötig, daß wir alles für die Unterrichtsanstalten tun, was uns immer möglich ist; es ist nötig, daß wir auf rein katholische Schulen, auf rein katholische Gymnasien bestehen; es ist namentlich nötig, daß sich die Väter erinnern, daß sie das Recht und zugleich die große Pflicht haben, für die katholische Erziehung ihrer Söhne zu sorgen." (S. 65.)

Der einzige, der sich damals unter lebhaften Ohorufen der Versammlung berufen fühlte, an den herrlichen Ausführungen Moufangs Kritik zu üben, war ein Laie, der Universitätsprofessor Schulte aus Prag. Er erklärte, daß er auch in der Schulfrage auf modernem Boden stehe. „Ich bin gebildet auf einem Königlich Preußischen Gymnasium, und ich rechne mir das zu einer großen Ehre an. Ich habe alle meine Universitätsstudien in Berlin gemacht, und ich freue mich besonders darüber. Und ich hoffe fest, ich bin trotzdem ein Mann geblieben." (S. 131.) Und was wurde später aus diesem Mann? Einige Jahre nachher fiel er von der Kirche ab und hat dann als Führer der Altkatholiken die bekannte traurige Rolle während des Kulturkampfes als Universitätsprofessor in Bonn gespielt. So wurde Moufang mit seinem Standpunkte gegenüber den paritätischen Höheren Schulen noch nachträglich durch seinen ehemaligen Gegner auf traurige, aber schlagende Weise gerechtfertigt. Aber das ist nun einmal die Logik der Tatsachen. Es liegt eben ein wahres Verhängnis im Verlassen der kirchlichen Grundsätze, das auch dadurch nicht gemildert wird, daß es mit bestem Wissen und Willen geschieht, wie bei so vielen gebildeten Katholiken, die auch heute in der Frage der paritätischen Höheren Lehranstalten auf seiten Schultes gegen Moufang stehen."

Nachdem nun Professor Mausbach zu guter Letzt auch noch durch schlagende Hinweise auf die Praxis des Unterrichtes an paritätischen Höheren Schulen von einem „Essener Familienvater" und Schluß-Ausführungen des Herrn Pfarrers Strauß in der Tat vollständig ad absurdum geführt wurde, hätte man die Angelegenheit auf sich beruhen lassen können — allerdings, ohne damit die Forderungen an das Höhere Schulwesen und die Schule überhaupt preiszugeben oder im Kampf um die Schule nachzulassen. Da kommt aber das dicke Ende — wie man zu sagen pflegt: Ausgerechnet als dem preußischen Kultusminister Dr. Boelitz die Schulforderungen von katholischen Parlamentariern vorgetragen sind und man wenigstens mit wohlwollender Beachtung und einigem Entgegenkommen gegenüber den katholischen Schulforderungen rechnen zu können glaubt — da fliegt Herrn Dr. Boelitz der Mausbachsche Aufsatz auf eigens seinen Schreibtisch! Und nun gelangen der erste Saedlersche und der Mausbachsche Aufsatz in eine breitere Oeffentlichkeit. Natürlich wird von den nachfolgenden Ausführungen Saedlers, denen des Essener Familienvaters und des Pfarrers Strauß keine Notiz genommen. Das Organ des liberalen Lehrervereins greift die Sache auf — stellt den „vernünftigen und auf realem Boden stehenden katholischen Theologen" als Lehrer dem „verbissenen Jesuiten" gegenüber. Aber noch mehr!: es zieht die logische Folgerung aus den Ausführungen Mausbachs und meint: Wenn nun die paritätische Schule das Ideal ist und auch das Ideal katholischer Theologen — warum denn dann nicht auch für die Volksschulen? Warum die Inkonsequenz? Also wir verlangen auch paritätische Volksschulen! — Das weitere liegt jetzt bei der Katholischen Schulorganisation und den katholischen Eltern!

Der 23. Weltfriedenskongreß und die katholische Friedensbewegung.

Von Oberpostrat Dr. Schwellenbach, Berlin.

Deutsches Friedenskartell, katholische Friedensarbeit und Föderalismus! Das ist wohl die kürzeste und treffendste Formel, auf die man als deutscher Katholik die Fülle der Eindrücke mitsamt den Forderungen, die sich in den Tagen vom 2. bis 8. Oktober aus der Beteiligung am 23. Weltfriedenskongreß in Berlin ergeben haben, zusammenfassen könnte. Katholische Friedensarbeit und Föderalismus, so hatte Carl Oskar Freiherr von Soden seine ausgezeichneten Darlegungen in Nr. 34 der Allgemeinen Rundschau vom 21. August betitelt. Sie mußten bei den Anhängern der katholischen Friedensbewegung die höchste Begeisterung hervorrufen, weil sie klar und deutlich den Weg für die innere Friedensarbeit im deutschen Volke wiesen, den manche bis dahin nur dunkel ahnten. Weiß man aber, daß im deutschen Friedenskartell außer dem Friedensbund deutscher Katholiken noch 20 andere Friedensverbände der verschiedensten weltanschaulichen Einstellung das deutsche Volk beim 23. Weltfriedenskongreß vertraten, dann kann es auch nicht zweifelhaft sein, wie der Kampf für das föderative, das deutsche Deutschland, von dem Freiherr von Soden spricht, in Angriff zu nehmen sei. Zunächst gilt es, das gesamte katholische deutsche Volk, vor allem die Jugend, im Friedensgedanken zu einen. Dann heißt es mit allen denen, die auch außerhalb des Katholizismus guten Willens sind, sich zusammenzutun, um zum Föderalismus zu gelangen und durch ihn Deutschland und ganz Europa mit neuer Lebenskraft zu erfüllen.

Oder ist der Kreis noch zu eng gespannt, wenn man nur von ganz Europa spricht? Hatte Professor Schücking recht, als er bei der 5. Plenarsitzung am 8. Oktober, wo es sich um „Paneuropa und den Völkerbund" handelte, gegen den Grafen Dr. Coudenhove-Kalergi, den Führer der Paneuropa-Bewegung, auftrat und behauptete, daß der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa bereits überlebt sei, weil im Zeit-

alter des heutigen hochentwickelten Verkehrs die Abgrenzung von Kontinenten keinen Sinn mehr habe, sondern lediglich die Idee des **Völkerbundes** als einer die ganze Erde umfassenden Rechtsorganisation gefährde? Trotz einer bis in die Abendstunden sich hinziehenden Aussprache ist die Frage: Paneuropa oder Völkerbund? nicht völlig geklärt worden. In seinem Schlußwort wandte sich Coudenhove-Kalergi gegen eine mißverständliche Auffassung seiner Ideen, indem er betonte, daß der Paneuropa-Gedanke weder gegen England noch gegen Rußland gerichtet sei. Er bekämpfe den Völkerbund keineswegs, sondern wolle ihn nur durch eine paneuropäische Union gestützt und gegen Ueberraschungen von Osten her gesichert wissen.

Vom Standpunkt des Kampfes wider den Krieg, besonders die Schrecken eines neuen Weltkriegs, war die wichtigste Tagung des Kongresses unstreitig die Plenarsitzung vom 7. Oktober, in der zu dem Gegenstand „Internationale Abrüstung" als bemerkenswerteste Redner namentlich Dr. Hans **Wehberg**, der ausgezeichnete Kenner des Völkerrechts, der auch im Volksvereinsverlag mehrere Schriften hat erscheinen lassen, sowie der deutsche General v. **Schönaich** und der französische General **Verraux** sprachen. Alle drei betonten übereinstimmend, daß nicht eine Beschränkung der Rüstungen, sondern nur die **vollständige Abrüstung** den Frieden sichern könne. Schönaich erklärte mit erfrischender Deutlichkeit, daß alles Gerede, es komme zunächst nur eine Beschränkung der Rüstungen, eine Verkleinerung der bestehenden Heere in Frage, lediglich eine Lüge sei, um sich an der Abrüstung vorbeizudrücken. Er behauptete auch, es gebe bei der gegenwärtigen Weltlage keinen Verteidigungskrieg mehr; jeder Angriffskrieg werde in einen Verteidigungskrieg umgefälscht. Dagegen betonte Coudenhove-Kalergi in seinem vorhin erwähnten Vortrag über Paneuropa, in Genf sei bei den Sitzungen des Völkerbundsrates überhaupt nur von Angriffs- und Verteidigungskriegen gesprochen worden, während man den Befreiungskrieg totgeschwiegen habe. Aber den Befreiungskrieg verbieten, heiße die unterdrückten Völker zu ewiger Abhängigkeit verurteilen. Ein Befreiungskrieg sei der Form nach ein Angriffskrieg, seinem Wesen nach jedoch ein Verteidigungskrieg, dem das Gewissen der Welt zujubele. Es ist begreiflich, daß nach solchen Worten mancher der Paneuropaidee zuneigte, der gegen die bisherige pazifistische Bewegung voreingenommen war und sich in seiner Voreingenommenheit durch das Auftreten oder durch einzelne Aeußerungen von Ausspracherednern nur bestärkt finden konnte.

General v. Schönaich war es, der für solche Voreingenommenheit eine zweifellos richtige Erklärung gab, indem er die Frage aufwarf, wie es wohl komme, daß so viele alte Offiziere, obwohl sie die Greuel des Krieges genugsam kennen gelernt hätten und entschieden gegen einen neuen Krieg seien, doch nicht den Mut aufbringen könnten, sich zum Weltfriedensgedanken zu bekennen und der Schar der Kriegsbekämpfer sich anzuschließen. „Ich weiß", sagte er, „weshalb meine früheren Kameraden nicht umlernen können; sie halten es für eine Schande, ihre Gesinnung zu wechseln." Und er wandte sich scharf gegen eine solche Auffassung, die der seinigen schnurstracks zuwider laufe.

Schönaich, der ferner vom militärischen Standpunkt aus die Frage der Polizeimacht des Völkerbundes ausführlich prüfte und sich gegen eine besondere Polizeimacht wandte, weil es gegebenenfalls mit Hilfe der neuzeitlichen Verkehrsmittel nicht schwer sei, die Polizeimächte der einzelnen Völkerbundstaaten gegen einen das Schiedsgericht ablehnenden Staat zusammenzufassen, fand auch das richtige Wort, um die Voraussetzungen zu kennzeichnen, unter denen allein der Gedanke der Abrüstung in die Tat umgesetzt werden könne. „Wenn ihr Abrüstung der Völker wollt", so rief er unter tosendem Beifall den zahlreichen im Plenarsitzungssaal des Reichswirtschaftsrats versammelten Aus- und Inländern zu, „dann sorgt, daß zunächst ihr und eure Freunde die **Köpfe abrüsten**." Und so heißt es auch in der ersten der Thesen, die von der Abrüstungskommission des Kongresses aufgestellt worden sind: „Es muß zugleich nach moralischer und materieller Abrüstung gestrebt werden." Nicht unerwähnt mag bleiben, daß Dr. Wehberg auch noch des Papstes **Benedikt XV.** gedachte, der sich um den Weltfrieden große Verdienste erworben habe. Im übrigen trat der Katholizismus beim 23. Weltfriedenskongreß nicht in die Erscheinung. Der Friedensbund deutscher Katholiken hat sich damit begnügt, unter den Verbänden des Friedenskartells vertreten zu sein, sodaß niemand fragen konnte, wo denn die katholische Weltkirche sei, wenn es sich um einen Weltfriedenskongreß handle. Er hat es aber auch für angezeigt gehalten, aus Anlaß des Kongresses am 8. Oktober im Plenarsitzungssaal des früheren Herrenhauses zu Berlin eine Sonderversammlung abzuhalten, auf der vom katholischen Standpunkt aus der Weltfriedensgedanke von mehreren Rednern und auch von einem Mitglied des katholischen Frauenbundes beleuchtet wurde.

Wie war hiernach der 23. Weltfriedenskongreß, der erste, der überhaupt seit dem Bestehen eines Pazifismus in Berlin abgehalten worden ist, eingestellt? Welches war der Geist, von dem er beseelt war? Wie trat er als Ganzes in die Erscheinung?

Bei der feierlichen Eröffnung des Kongresses im Reichstagsgebäude am Sonntag, den 5. Oktober, der im Rahmen des Kongresses eine internationale Geschichtstagung des Bundes entschiedener Schulreformer vom 2. bis 4. Oktober vorausgegangen war, hielt auf deutscher Seite nur der frühere Reichstagspräsident **Löbe** eine Ansprache. Löbe gehört bekanntlich der sozialdemokratischen Partei an. In den Plenarsitzungen wurde auch mehrfach von Rednern ein Bekenntnis zum Sozialismus abgelegt, aber ebenso oft wurde von Solidarismus und Brüderlichkeit gesprochen. Wenn der Vorsitzende des Verbandes der internationalen Friedensgesellschaften, der Senator **La Fontaine** aus Belgien, am Schluß seiner Eröffnungsrede sagte, es müsse darnach gestrebt werden, daß im Jahre 1930 beim zehnjährigen Bestehen des Völkerbundes eine Geopolis in der Welt vorhanden sei, eine exterritoriale Weltstadt, ohne Besatzung, ohne Befestigung, von der die Sonne des Friedens über die ganze Erde erstrahle, konnte man da als Katholik nicht fragen, ob diese Weltstadt nicht bereits bestehe im ewigen **Rom** und dem **Papsttum** als gegebenem Friedenshort für alle Menschen? Und wenn Ferdinand **Buisson**, der 83jährige, aber immer noch erstaunlich frische Sorbonne-Professor aus **Paris**, erklärte, der Krieg sei unter dem Einfluß der Technik zu einer höllischen Macht geworden, gegen die sich eine union sacrée pour sauver l'humanité, eine heilige Gemeinschaft zur Rettung der Menschheit bilden müsse, lag nicht auch da die Frage nahe, ob eine solche heilige Gemeinschaft nicht in der katholischen Idee bereits auf der Erde bestehe, also bei allen geschichtlich Denkenden und an das Gewordene Anknüpfenden zum Anschluß an die Kirche dränge? Die englische Rednerin sodann, die zum Kampf gegen den Krieg aufforderte, „damit der Reichtum Gottes auf die Erde herabkomme", bekannte sich ausdrücklich zu Jesus Christus und führte eine Stelle aus einem Briefe an, den ein während des Weltkrieges wegen seiner Weigerung, Kriegsdienst zu tun, zum Tode verurteilter und auch tatsächlich hingerichteter Engländer an seine Angehörigen geschrieben hatte. Er erklärte darin, er sterbe freudig als Jünger Christi, denn wer ein rechter Christ im Geiste des Evangeliums sein wolle, dürfe nicht gegen seinen Nächsten zu den Waffen greifen. Und Fridtjof **Nansen** endlich, mit stärkstem und lautestem Beifall überschüttet, forderte, daß der Völkerbund vom Geist der Nächstenliebe beseelt werde, wie es ja auch schon Papst Benedikt XV. in seinem Rundschreiben vom Pfingstfest 1920 als notwendig hingestellt hatte, daß ein Völkerbund auf dem christlichen Gesetz gegründet werde.

Es sind in der pazifistischen Bewegung, wie sie sich entwickelt hatte, ehe auf die päpstlichen Friedensenzykliken hin ein besonderer katholischer Pazifismus sich organisiert hat, unleugbar auch Kreise enthalten, die nicht nur von Haß gegen alles Religiöse erfüllt sind, sondern auch in unbegreiflicher Verblendung die eigenen Volksgenossen, die nicht so wie sie denken, begeifern, um sich mit Gesinnungsgenossen aus anderen Ländern zusammenzuschließen und so die internationale Einigung über die nationale zu stellen. Der Friedensbund deutscher Katholiken hat es nicht unterlassen, bei einer Tagung des Kongresses ausdrücklich Verwahrung einzulegen gegen einige Auslassungen eines linksradikalen Redners, der deutlich erkennen ließ, daß es ihm an Gerechtigkeitssinn gegenüber gewissen Berufsständen im eigenen Volke mangele. Und es wird eine der Hauptaufgaben katholischer Friedensarbeit sein, zwischen Sozialismus und Solidarismus die scharfe Grenzlinie zu wahren und für Klarheit der Grundbegriffe zu sorgen, um die Wahrheit nicht verdunkeln zu lassen. Aber wenn z. B. in dem Bericht über die Geschichtstagung der entschiedenen Schulreformer, die sich bei dem Kampf der Kirche um die Schule in erster Linie anscheinend als Gegner fühlen, ausdrücklich erklärt wurde, daß der Plan, die Menschheit zur Vernunft, zur Gerechtigkeit, zum Frieden zu erziehen, im Grunde genommen religiös fundiert sei und daß es sich bei der Erziehung um den Aufbau des Lebens aus dem Drange zur Totalität handle, spricht sich dann in einer solchen Erklärung eigentlich etwas anders aus, als das,

was die katholische Kirche will, indem sie die Mahnung Jesu befolgt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist"? Und wird nicht ebenso jeder, einerlei wie er zum Pazifismus stehen mag, dem zustimmen, was in derselben Geschichtstagung als Leitsatz hingestellt wurde, man könne keinen guten Menschen an sich heranbilden, sondern nur einen guten Deutschen, Franzosen, Engländer usw., weil jeder ein um so besserer Weltbürger sei, je tiefer er im eigenen Volkstum wurzele? Wenn allerdings ein Engländer meinte: Geschichte der Menschheit wirksam erzählen, heiße Moralunterricht erteilen, so haben die Fachleute dagegen zweifellos manches einzuwenden. Daß aber das Problem der Geschichtswissenschaft einmal international erörtert worden ist, kann für die Sache, auf die es ankommt, nur förderlich sein.

Abrüstung der Köpfe! Das ist zweifellos das erste Erfordernis, wenn Friede auf Erden werden und herrschen soll trotz der erbsündlichen Natur des Menschen, die unwillkürlich dazu neigt, spöttisch oder verächtlich auf den Mitmenschen herabzublicken oder voll Neid und Haß auf ihn hinzusehen, wenn es ihm anscheinend besser geht als dem eigenen Ich, um das sich zunächst alles für den lediglich von seinen natürlichen Instinkten beherrschten Menschen dreht. Metanoeite, denkt um! so lautet im griechischen Text der Evangelien das Wort, mit dem Jesus seine öffentliche Wirksamkeit begann. Es wird gewöhnlich: Tut Buße! übersetzt und läßt dann nicht sofort erkennen, daß Jesus eine andere Denkungsart im Menschen erzeugen will, als die natürliche Ichsucht. Nur wenn man sich die Zusammenhänge im Leben klarmacht und bedenkt, wie so oft das Sprichwort „kleine Ursachen, große Wirkungen" durch die Erfahrung bestätigt wird, nur dann beherzigt man auch die Worte Jesu, daß nicht nur wer getötet habe, sondern schon jeder, der seinem Bruder zürne, dem Gericht verfallen sei. Und wer sich dann wahrhaft Jesus von Nazareth zum Vorbild für seine Lebensführung erwählt, der merkt bald, wie eine friedfertige Gesinnung in seiner Seele Platz greift und auch seine Denkungsart umgestaltet. Der Weltfriede, der ihm früher als Torheit galt, erscheint ihm nun als eine selbstverständliche Forderung der Vernunft. Aber wie das Christusbild der Evangelien nicht nur die Züge der alles verstehenden Güte und Milde, sondern auch die der alles beherrschenden Stärke und Kraft bekundet, wie Jesus von Nazareth, der von seinen persönlichen Feinden sagt, sie wissen nicht, was sie tun, für die Gegner seines Gotteswerkes auch die härtesten Fluchworte zu gebrauchen weiß, so ist auch der katholische Pazifismus nicht Weichlichkeit und Schwäche, sondern höchste Aktivität. In diesem Sinne allein tritt der Friedensbund deutscher Katholiken für den Weltfriedensgedanken ein, getreu der Losung, die das Oberhaupt der ganzen Christenheit im 20. Jahrhundert aufgegeben hat: Pax Christi in regno Christi.

Als Michel Angelo die Decke der Sixtina malte.

Nein, keiner half mir! Ich bezwang allein
das Riesenwerk. Was wisst denn ihr davon,
was Arbeit heisst! Am Rücken ausgestreckt,
Schmerz in den Armen, tat ich diese Fron.
Und was am Tag ich tat, kam mir zur Nacht
Mit Wucht zurück. Oft blieb ich ohne Schlaf.
Die Farben troffen mir ins Angesicht,
die Augen tränten. Firnis schlang mein Mund
und mir ward übel wie betrunknem Knecht.
Wann ich dann aufstand, taumelten die Knie.
Wie die Palette war ich kraus und bunt.
Halbblind durchwankte ich die Strassen Roms. —
Ein Jahr lang trieb ich's so Und doch, es war
Zeit meines höchsten Glücks; denn Schaffenskraft
von Gott verlieh'n, ein ew'ges Können hat,
nicht ich, das unerhörte Werk getan.
— — — — — — — — — — — — — —
Nie tät ich's wieder. Keiner tät mir's nach!
In meiner Seele wuchs mir die Vision
und lenkte mich mit Schöpferleidenschaft.
Vollenden musst' ich's! Wusste nichts davon!

M. Herbert.

Großdeutsche Fürstengestalten.

V. Herzog Wilhelm von Württemberg, K. u. K. Feldzeugmeister.

Von Dr. Eugen Mack, Fürstl. Archivrat, Wolfegg, Württemberg.

Genau 22 Jahre vor jenem 10. November, der in Deutschlands Geschichte als der rote Sonntag berüchtigt ist, wurde im heiligen Land Tirol auf dem protestantischen Friedhof zu Meran unter größten militärischen Ehren ein Held zur Erde bestattet. Er war bis dahin des württembergischen Königreiches nächstberufener Thronfolger gewesen und Württembergs geliebtem Herrn und König Wilhelm II. an Charakter Vor- und Ebenbild zugleich, ein Mann, der fortleben wird in der Geschichte des deutschen Adels wie Volkes als eine der vornehmsten Gestalten. Er hat das eingehende warme, liebevolle, schlichte Lebensbild wohl verdient, das ihm Adolf Magirus, sein Ordonnanzoffizier im württembergischen Grenadierregiment König Karl (Stuttgart, Verlag Wilh. Kohlhammer 1897) gezeichnet hat. — Es ist Herzog Wilhelm von Württemberg, K. u. K. Feldzeugmeister, von Abstammung ein Schwabe, von Geburt ein Schlesier-Preuße, von Dienst ein Oesterreicher, von Gesinnung ein Großdeutscher. Dr. Selle hielt dieser Zierde der österreichischen Armee eine prächtige Grabrede mit Grillparzerscher Kürze, mit Beethovenscher Kraft im Anschluß an die Geheime Offenbarung 2, 10: „Sei getreu bis zum Tode, so werde ich dir die Krone des Lebens geben!" Heute noch soll die Sprache treuer Trauer und trauernder Treue tönen und uns an den Verblichenen denken lassen. Er selbst hat im Leben nicht gerne an seine Vergangenheit gedacht, da sie ihn nur gemahnte, wie er im Unglück Oesterreichs Glück hatte und da er nicht daran denken wollte, wie viel er durch sein selbstgebautes Glück dem Kaiserstaat und seinem gnädigsten Herrn, dem Kaiser Franz Josef I. gewesen war. Aus der Grabrede sei mitgeteilt:

„Ausgerüstet von der Gnade Gottes mit den schönsten Gaben des Geistes und des Gemütes, in freier und bevorzugter Stellung hätte er wohl in edler Unabhängigkeit seiner Neigung, den Spuren Gottes in der Natur im wissenschaftlichen Studium nachzugehen, leben können. Aber frühzeitig hat der mit einem starken Willen begabte herzogliche Herr erkannt, daß der Mensch einen festen Beruf haben muß, soll nicht sein besseres Teil verkümmern oder Schaden leiden, und daß, was unser Leben köstlich macht, Mühe und Arbeit ist. Fortan widmet er sein Lebenswerk dem Waffenhandwerk und erwählt die Losung: „Ich diene". Vor große Aufgaben gestellt, wie im kleinen Dienst als Untergebener, wie als Befehlshaber, in blutiger Feldschlacht, wie als Organisator ist er ein Vorbild leuchtender Pflichterfüllung geblieben. In stets gleicher Treue und unentwegtem Mut hat er an die 50 Jahre im Dienst der schwarz-gelben Fahne gestanden und sein Leben für unser teures Oesterreich in die Schanze geschlagen. Ob er bei Mortara und Novara fechtend die ersten Lorbeeren mit schwerer Verwundung zahlte, ob er bei Magenta mit der Fahne in der Hand in den Feind eine Gasse brach, ob er bei Oeversee und Königgrätz durch unvergleichliche Tapferkeit, wiederum schwer verletzt, sich Ehrenzeichen erwarb, oder ob er in Bosnien ein unruhevolles Land zu Frieden brachte, immer ist er der Gleiche an Tapferkeit und Treue, an Milde und Weisheit gewesen. Aber wenn es leichter erscheinen mag, in großen Aufgaben alle Tatkraft zu völliger Treue anzustrengen, so ist es wohltuend zu wissen, auch im Kleinsten ist der selige Herzog treu gewesen in selbstloser Liebe. Ein Sieger mit dem Schwert war er, ein größerer vielleicht mit dem Herzen. So viele ihm nahe standen, so viele vollgültige Zeugen dafür."

Herzog Wilhelm wurde am 20. Juli 1828 zu Karlsruhe in Schlesien geboren, als sein Vater Herzog Eugen als K. Russischer General eben bei Schumla gegen die Türken focht. Es ist derselbe Herzog Eugen, der sich bei Leipzig, bei Bar und Arcis sur Aube und vor allem in der Schlacht von Paris so hervorragend ausgezeichnet hatte, daß ihm Zar Alexander beim Einzug in Paris zurief: „Ohne Sie wären wir nicht hier". So hat der Herzog seinen Anteil an der Auflösung des Rheinbundes, dem der Bruder seines Vaters, König Friedrich I. von Württemberg, nur gezwungen beigetreten war.

Nicht bloß durch Herrn von Wolzogen, durch den er wiederholt mit Goethe, Schiller und Wieland zusammenkam, unterhielt Herzog Eugen Beziehungen mit der alten schwäbischen Heimat seines Hauses. Als er sich in zweiter Ehe mit Prinzessin Helene von Hohenlohe-Langenburg vermählt hatte, dort wurde Karlsruhe wie einst, da Karl Maria von Weber dort geweilt, eine Heimstätte höfischer Kunst. Der Stern Wien ging dem Herzog Wilhelm auf, als ihm zu Langenburg Dr. Lebküchner von seinen Wiener Studienjahren erzählte, und der junge Prinz besonders nach Degen und seiner Flugmaschine fragte. Als erster deutscher, in öffentlicher Schule erzogener Prinz studierte Wilhelm

an den Gymnasien zu Meiningen und Breslau. Von preußischen Offizieren erhielt er seine erste militärische Ausbildung, lernte das von ihm stets gerühmte preußische Pflichtgefühl als die Triebfeder kennen, welche die preußische Armee groß gemacht hat und bestand die preußische Offiziersprüfung 1846 glänzend. Die Akademie zu Genf und Reisen bildeten den aufgeweckten jungen Mann, dessen feinen Blick fürs Leben, dessen offenes Auge für Land und Leute seine prächtigen Briefe besonders an seine Mutter, seine Lieblingsschwester Mathilde, seinen Erzieher und Freund Dr. Mertens bekunden. Seine Berufsfrage löste die Zeit in einem Augenblick, als er eben bei Pius IX. Audienz gehabt hatte, die für ihn, den Protestanten, tiefstes Erlebnis war. Der Papst hatte sich zuerst nach dem verwandtschaftlichen Verhältnis zum König von Württemberg erkundigt, hatte über die neapolitanischen Verhältnisse gesprochen, daß der König selbst eine Schuld daran habe, da er seine öfters gemachten Versprechungen nicht gehalten hätte. „Unglücklicherweise", fuhr Pius fort, „gibt es mehrere Fürsten, die nicht gehalten haben, was sie 1815 versprachen." Der Herzog erkannte, daß der Herrscher des Kirchenstaates Preußen und Oesterreich meine. Darum erwiderte er: Preußen habe jetzt eine Konstitution. Der Papst: „Ich möchte, daß alle Völker eine Verfassung haben könnten. Ich schätze sehr den König von Württemberg, der ist einer der Geweckesten." Dies Kompliment hat der junge Württemberger dem Papste nie vergessen.

Wenige Monate darauf schrieb er als österreichischer Leutnant:

„Den Fall und die Flucht des Papstes begrüßt man unter den Offizieren als ein erfreuliches Ereignis; er habe es verdient, sagen sie. Mir traten die Tränen in die Augen, als ich es hörte, denn der arme Mann tut mir leid, dem für so guten Willen so schlecht gedankt wird. Vorauszusehen war es, daß er nicht der letzte Monarch sein würde, der dieses Jahr Thron und Reich verlieren werde".

Oesterreichischer Leutnant! Wie ist das Herzog Wilhelm geworden? Ueber Hindernisse hinweg und durch Protektion. Die ersteren hat er selbst überwunden, die letztere war ihm unlieb. Sein Vater hätte ihn als russischer Offizier lieber bei den Preußen gesehen; ihn zogs zu Feldmarschall Radetzky und zu seinen Fahnen, „weil Oesterreich ein Teil Deutschlands ist". Er war weder Großpreuße noch Großösterreicher, er war Großdeutscher, er sah als politisches Ideal ein einziges föderalistisch gestaltetes Großdeutschland. Die 48er Revolution konnte ihm den Glauben daran nicht nehmen, sondern hat ihn im Gegenteil bestärkt. Mit vielen Offizieren war er der Meinung, daß die ganze Bewegung dieses Jahres unausbleiblich und notwendig war. Die Auswirkung der Revolution billigte er ebensowenig, wie das Verfahren des Fürsten Windischgrätz nach der Eroberung Wiens und die Hinrichtung Blums. Kriegsminister Graf Latour hat die Ernennung des Prinzen zum Unterleutnant unterschrieben, unmittelbar bevor er als Revolutionsopfer an der Laterne endete. Das erfuhr der Prinz nicht in Wien sondern im Feldlager zu Mailand, wo ihn Radetzky zum Oberleutnant im Regiment Kaiser Franz Josef machte unter für einen solch jungen Mann ungewöhnlichen Auszeichnungen. „Ich muß doch", sprach der Feldmarschall, „Ihrem Herrn Vater da, wo mir Gelegenheit geboten wird, einen kleinen Dienst erweisen, für die unendlich vielen, die er uns im Jahre 1813 und 14 geleistet hat." Der junge Offizier schrieb wenige Wochen darauf:

„Unsere Mannschaften sind ausgezeichnet, leider kann man dies nicht auch von allen Offizieren sagen, wenigstens nicht von den höheren. Der Grund hiervon liegt in dem schändlichen Protektionswesen. Zwar habe ich selbst auch diesem System meinen Oberleutnantscharakter zu verdanken, doch habe ich mich gewiß nicht darum bemüht, ich mußte eben die Gnade des Feldmarschalls annehmen."

Die Protektion war aber keinem Unwürdigen geworden. Er hatte nach seinen Tagebuchaufzeichnungen seit seinem Geburtstag in diesem Jahr sein Schicksal an das Oesterreichs gekettet. Als Piemont den Waffenstillstand gekündigt hatte, war Oesterreichs Jubel seine Freude, die auf Kampf in offener Feldschlacht brannte und für Radetzkys Anerbieten, in seinem Stab den Feldzug mitzumachen, dankte.

Den jungen Helden von Mortara und Novara finden wir schwer verwundet zu Pavia. F. W. Hackländer, Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung, brachte ihm im Auftrag des Königs von Württemberg den württembergischen Militärverdienstorden. Er schildert die Freude des jungen liebenswürdigen Prinzen über die erhaltene wohlverdiente Auszeichnung, wie er Orden, Etui und Dekret in kindlicher Freude vor sich auf der Bettdecke ausbreitete und wie der Ueberbringer in ihm einen jener württembergischen Prinzen kennen lernte, die das Herz auf dem rechten Fleck haben und die unbeirrt von äußeren Einflüssen nach eigenem Ermessen handeln und es unter ihrer Würde fühlen, durch getrübte Gläser anderer alles schwarz zu sehen. „Es lebe Oesterreich, Radetzky und seine Armee!" schreibt der Verwundete nach Hause. Wenige Tage nachdem Franz Josef zum erstenmal als Kaiser seinen Geburtstag gefeiert hat, hat Herzog Wilhelm Audienz in Schönbrunn. Da der Parkettboden sehr glatt war, konnte er mit seinen Krücken nur schwer gehen und mußte durch zwei Diener unterstützt werden. Der junge Kaiser nötigte ihn sofort zum Sitzen und blieb selbst stehen, was ihn nicht wenig verlegen machte. Auch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gab ihm bald einen Beweis seiner bekannten Hochherzigkeit und bedauerte jenen peinlichen Vorgang der Eskortierung des jungen Fürsten wegen Skizzierung der Festungswerke von Magdeburg, was dem Prinzen so unangenehme Stunden bereitet habe. Die Episode hatte den Prinzen zugleich zu einem Förderer des föderalistischen Gedankens gemacht und gespannte Verhältnisse zwischen Preußen und Württemberg freundlicher gestaltet.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Eine englische Konvertitin, welche jetzt in Lourdes als Krankenwärterin tätig ist, schilderte neulich im „Tablet" den fast ihre Kräfte lähmenden Eindruck, als unmittelbar unter ihren Augen Gottes Allmacht sich in einem der vielen Wunder kundgab. Eine Kranke wurde unter ihrer Mithilfe in die Wunderquelle getaucht; die faustgroße, seit mehreren Jahren offene und tiefe Wunde in der Hüfte, bei deren Anblick sich der Ekel fast nicht überwinden ließ, war kaum mit dem Wasser in Berührung gekommen, als im Verlaufe weniger Sekunden der vollkommene Heilungsprozeß bis zur glatten Schließung und vollendeten Hautbildung sich vollzog und die Kranke gesund aus dem Wasser gehoben wurde. In solchen Augenblicken scheint die Zeit stillzustehen, man fühlt sich bereits von der Ewigkeit, der ewigen Gegenwart, von der unmittelbaren Atmosphäre Gottes umgeben. Welch ein beseligendes Bewußtsein, mit Ihm sich in Seiner Kirche vereinigt zu wissen, doppelt beseligend, wenn so dem Glauben die Sinne zu Hilfe kommen. Von dieser Kirche erzählen wir und in all dem, was wir erzählen, wirkt dieselbe persönliche Kraft und Macht, die jene Wunde heilte. O, wenn ihr es doch erkenntet . . .! Gott rief, und ein Dr. Ferguson, Generalarzt für Tropenheilkunde im Dienste der britischen Regierung zu Britisch-Guyana, bittet um Aufnahme in diese Kirche, bereitet sich im römischen Beda-Kolleg auf das hl. Priestertum vor und erhielt jetzt vom Bischof von Nottingham die Weihe. Gott rief, und der Direktor der Drogenfirma Evans, Lescher & Webber in Liverpool-London, Mr. St. F. Webber, klopft an die Pforte des Priesterseminars. Gott rief, und der Geschichtsdozent W. E. Brown an der Universität Glasgow verläßt seinen Katheder und macht sich auf den Weg zu den Stufen des Altares Gottes. Gott rief, und der Rechtsanwalt J. Scanlan in Glasgow hängt seine Robe an den Nagel, um nur Ihm nachzufolgen. Das sind ganz wenige Beispiele aus den letzten Tagen. Geheiligt werde Dein Name, beten täglich Millionen von Lippen und Zungen, und 100 000 Katholiken jener zweieinhalb Millionen Mitglieder zählenden Vereinigung drüben in Amerika, welche sich diese Heiligung zum besonderen Zwecke erkoren hat, scharten sich am 23. September zu Washington um den Kardinal-Legaten O'Connell, lauschten mit ihm den tiefernsten Worten des Präsidenten der Union, Coolidge, und beugten sich mit diesem unter der segnenden und gesegneten Hostie.

Des Gottessohnes sichtbarer Stellvertreter unter uns empfing am 9. Oktober eine Pilgerschar, Deutsche aus Oberschlesien. Dem Hl. Vater war das eine besondere Freude, war er doch in schlimmer Zeit dort selbst tätig gewesen und ihrer gedachte er, freute sich, daß nun doch bessere Tage angebrochen sind und betete zu Gott, es möge nun ein langer Tag des Glückes für Schlesien und für Deutschland anbrechen. Aber von selbst fällt uns dieses Glück nicht in den Schoß; wir müssen mitwirken und vor allem beseitigen, was ihm entgegensteht. Der deutsche katholische Episkopat ruft daher zu schärfster Bekämpfung der zunehmenden Unsittlichkeit in Mode, Sport und Vergnügen auf und fordert von den staatlichen Behörden, dem erschreckenden Schwinden christlicher Sitte, der zunehmenden Ent-

heiligung des Sonntages mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Der Stärkung von Glaube und Sitte und Gottesverehrung wird die neue Pauluskirche in Dresden dienen, deren Grundstein am 1. Oktober von Bischof Dr. Schreiber gelegt wurde; die PP. Oblaten sind die Erbauer. Die sächsischen Katholiken hielten unlängst ihren diesjährigen, sehr gut besuchten und anregenden Katholikentag zu Plauen ab. Am Feste des hl. Michael zogen die Mönche St. Benedikts aus Beuron auf dem Michaelsberge bei Bruchsal ein und gründeten damit die erste Niederlassung in Baden.

Lebhaften Grund zu Klagen über die gesetzeswidrige Verweigerung des katholischen Religionsunterrichts infolge Unterlassung der pflichtgemäßen Bezahlung durch Stadt und Gemeinde bieten zurzeit Swinemünde und das nahe Seebad Ahlbeck. Swinemünder Firmen schicken uns süddeutschen Katholiken fortgesetzt ihre Geschäftsreklamen ins Haus; freilich, dazu sind wir Katholiken gut genug, diesen Leuten die Taschen zu füllen!

Aus den Reiseberichten des Kardinals W. van Rossum[1]) kennen wir die Verhältnisse Norwegens, das daran ist, den letzten Rest seiner Ausnahmegesetze gegen uns Katholiken zu beseitigen, das Verbot der Zulassung der — natürlich! — Jesuiten. Der Widerstand kam nicht so sehr aus dem protestantischen Volke oder dem norwegischen protestantischen Klerus, als von der „Norwegischen Missionsgesellschaft“, die in Madagaskar als Konkurrent der Jesuiten wirkt und über ihre Erfolge klagt. Die von katholischer Seite gebotene sachliche Aufklärung hat jedoch die Ruhe wieder hergestellt. — Estland steht im Begriff, seine kirchlichen Verhältnisse zu regeln und steht in Verbindung mit dem apostolischen Delegaten Msgr. Zecchini, der die Wünsche der katholischen Kirche in einer Denkschrift überreicht hat; möge es den gleichen vornehmen Sinn beweisen, wie es Lettland in seinem Konkordat mit dem Hl. Stuhle getan hat. — Polen, das seit 1919 sich in Konkordatsnöten windet, konnte bisher zu keinem annehmbaren Vorschlage gelangen, weil es nicht nur das von den Russen seinerzeit weggenommene Kirchengut nicht herausgeben will, sondern auch noch den der Kirche verbliebenen Rest unter dem beliebten Vorwande einer „Agrarreform“ einstecken möchte. Jetzt ist plötzlich der Minister Grabski in Rom erschienen, um die Verhandlungen mit dem Vatikan aufzunehmen. Aber mit dem Abschlusse eines Konkordates ist es noch nicht getan; es muß auch ausgeführt, eingehalten werden! Serbien hat jetzt angefangen, das im Juni 1914 abgeschlossene Konkordat auszuführen; es wurde der apostolische Administrator der Bačka P. Rodic O. F. M. zum Erzbischof von Belgrad und der Lazarist P. Gnidovec zum Suffraganbischof von Uesküb ernannt; demnach ist also endlich diese im Konkordat vorgesehene neue Kirchenprovinz errichtet; es muß nun noch auf Staatskosten ein Seminar gebaut und dotiert werden. Vermutlich legte der Vatikan Wert darauf, daß, ehe er in die Unterzeichnung des Zusatzkonkordates über die neuen Gebiete des S. H. S.-Staates willigte, einmal die vor zehn Jahren gegebene Unterschrift honoriert wird.

In Rom werden in diesen Tagen der Reihe nach sämtliche in den europäischen Ländern akkreditierten Nuntien empfangen, vermutlich zu einheitlicher Instruierung und Orientierung über die kirchliche Lage. — In Frankreich hat es den Anschein, als ob sich der Episkopat diesmal nicht mehr nur mit dem passiven Widerstand gegen die Verfolgung begnügen will; den religiösen Anstalten ist der Befehl zugegangen, den vom Minister des Inneren ausgesandten Untersuchungskommissionen jede Auskunft zu verweigern. Kardinal Dubois glaubt noch, Herriot werde sich vom nationalen Interesse leiten lassen und den Kulturkampf unterlassen. Möge er recht haben! — In der Türkei scheint man tatsächlich zurückzublasen, vielleicht ein Erfolg der direkten Verhandlungen des Hl. Stuhles; es verlautet, daß die Kongregationsschulen wieder eröffnet werden dürfen und daß diese sich damit begnügen, im Hause wenigstens an einer Stelle das Kruzifix anzubringen. — Rumänien, dessen Konkordatsverhandlungen wieder einmal auf dem toten Punkt stehen, bekundete soeben seine Gesinnungen durch die Ausweisung des Bischofs Dr. Lanyi von Großwardein. — Rußland böte heute ein Kapitel für sich. Obwohl 15 Millionen Menschen neuerdings von Hungersnot bedroht sind, hat die Volkskommissärin (!) Kamenewa dem Leiter der päpstlichen Hilfsmission bedeutet, deren Tätigkeit sei nicht mehr benötigt und sie täte daher gut, zu machen, daß sie Rußlands Gebiet wieder verlasse. Es gelang wenigstens, soviel Zeit zu gewinnen, um die Magazine und Hilfsstellen aufzulösen. — In der Slowakei haben bei einer von der bischöflichen Behörde veranstalteten Urabstimmung 90 Prozent der Wahlberechtigten (750 000 Stimmen) sich für die katholische Konfessionsschule ausgesprochen. Nach den „Mitteilungen des statistischen Staatsamtes“ zählt dieses Land rund 3 Millionen Einwohner, von denen über zwei Drittel Katholiken sind; Austritte seit 1918 nicht ganz 10 000. Zuwachs 95 000 Seelen, davon im sog. Karpatho-Rußland 2000, also dort, wo der Terror der Orthodoxen am schlimmsten haust. (Die Sekte der sog. tschechischen Nationalkirche hielt ihr erstes „Konzil“ und ernannte Farsky zum „Patriarchen“, erklärte sich aber für Abschaffung des Bischofsamtes. Unter den Beschlüssen ist interessant, daß man sich für das Dogma der göttlichen Dreifaltigkeit, aber gegen die Gottheit Christi entschied!!)

Wie steht es außerhalb der Kirche? Da sendet uns die „World Conference on Faith and Order“ eine offizielle Schrift, eine Gebetsoktav für die Wiedervereinigung, auf deren Seite 18/19 zu lesen ist: „Wir haben es nicht verstanden, Freiheit mit Autorität, und Unabhängigkeit mit Disziplin zu versöhnen. Wir schließen Kompromisse, wo wir einen entschiedenen Schritt wagen sollten; und wo wir Schranken setzen müßten, fallen wir in Uebertretung. Wir tappen zwischen einer zu groben Ungebundenheit der Individualität und einer zu sehr gebändigten Typgemäßheit hin und her. Das Leben ist zu viel für uns. Die Wahrheit ist zu groß für uns ...“ Und in der englischen Staatskirche, die sich doch immer zugute darauf getan hat, etwas von der katholischen Kirche radikal Verschiedenes zu sein — wozu denn sonst die Reformation? — behauptet der Bischof von Durham und andere Dii minores, nichts Wesentliches trenne diese Kirche von der katholischen der vorreformatorischen Zeit, es bestehe volle Wesenskontinuität, die eigentliche katholische Kirche sei daher die englische, protestantische Staatskirche! Kardinal Bourne mußte sich in diesen Tagen ganz entschieden gegen die Verbiegung geschichtlicher Tatsachen wehren, sonst möchte es scheinen, daß wir Katholiken es sind, die von der vorreformatorischen einen Kirche abgefallen sind, während ein Heinrich VIII. und eine Elisabeth die wahren Bollwerke des Katholizismus gegen jene waren, die von ihnen um ihres katholischen Glaubens willen grausam getötet wurden. Uebrigens kam es soeben zu Oxford zu bemerkenswerten Beweisen jener wunderbaren Einheit. Ein Rev. Upton hatte den unerhörten Mut, in einer Versammlung anglikanischer geistlicher Würdenträger endlich einmal die Tatsache festzunageln, daß allein schon diese Kirche in drei radikal einander entgegengesetzte Teile gespalten sei. Aber man stecke, wie man es stets getan, den Kopf in den Sand, um die Dinge nicht zu sehen. — In Mürren in der Schweiz tagte neulich ebenfalls eine Wiedervereinigungskonferenz. Ergebnis? Die Gegensätze traten nur noch schärfer hervor. Selbst die (protestantische) Church Times gestehen, angesichts dieses nur allzu sentimentalen Geschwätzes sei der Standpunkt Roms der einzig vernünftige, wenn es sich nicht einmal auf Diskussionen einlasse.

Clemens Baeumker †.

Von Univ.-Professor Dr. Matthias Meier, München.

Der Tod hält grausame Ernte. Am 12. März dieses Jahres starb der geniale Historiker und Träger des katholischen Gedankens an der Universität München, Hermann von Grauert, dessen Heimgang einen unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft und das katholische Deutschland bedeutet. Nicht lange nach ihm verlieren wir nun auch die zweite Leuchte katholischer Wissenschaft an der Münchener Universität, den ordentlichen Professor der Philosophie Geheimen Rat Dr. Clemens Baeumker. Am 7. Oktober 1924 gab er seinen reichen Geist dem Schöpfer zurück. Mit Clemens Baeumker scheidet von uns eine bedeutende und tiefreligiöse Persönlichkeit, ein Führer des geistigen Lebens in Deutschland, ein epochemachender Forscher und ein stets liebenswürdiger, fesselnder Lehrer von streng wissenschaftlichem Geiste.

Baeumker war am 16. September 1853 zu Paderborn in Westfalen als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren und wuchs im Schoße einer geistig regsamen, ernsten und religiösen Familie auf. An der philosophisch-theologischen Hochschule in Paderborn studierte er Philosophie und Theologie und danach an der Universität Münster i. W. Philosophie, Philologie und Naturwissenschaften. Seine Neigung zog ihn in den gelehrten

[1]) Eine Sonderausgabe dieser Reiseberichte erschien soeben unter dem Titel „Die religiöse Lage der Katholiken in den nordischen Ländern“ in der Sammlung: Zur religiösen Lage der Gegenwart. Verlag Dr. F. A. Pfeiffer & Co., München.

Beruf und namentlich auf den Katheder. Von 1877—83 war er als Gymnasiallehrer in Münster tätig. Ostern 1883 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Breslau als Nachfolger Elvenichs. Hier am Oderstrande entfaltete Baeumker 17 Jahre hindurch eine glänzende Wirksamkeit als akademischer Lehrer und Schriftsteller. Erstaunlich ist die literarische Fruchtbarkeit dieser Periode, in welcher Baeumker seinen Ruf als Forscher und Gelehrter begründete. Ich nenne nur sein „Problem der Materie in der griechischen Philosophie" (1890), das jedoch nicht, wie schon behauptet wurde, das Hauptwerk Baeumkers darstellt, und die mustergültige Ausgabe von „Avencebrolis fons vitae" (1895), seit der Baeumker das Ansehen und den Ruhm eines durch philologische Akribie und methodische Schulung ausgezeichneten Forschers genießt. In den „Impossibilia des Siger von Brabant" (1898) vereinigt sich mit der Gewissenhaftigkeit der Herausgabe die Meisterschaft einer historisch-kritischen Analyse. Nach der Veröffentlichung des „Dominicus Gundissalinus als philosophischer Schriftsteller" (1900) folgte Baeumker im Herbst 1900 einem Ruf an die Universität Bonn als Nachfolger Neuhäusers und schon 5 Semester später, an Ostern 1903, einem solchen nach Straßburg als Nachfolger Windelbands. Namentlich zwei Werke stellen eine herrliche Frucht seiner zehnjährigen Wirksamkeit im deutschen Elsaß dar und sind von unvergänglichem Werte. Nach jahrelangem, mühsamem Forschen erschien das gelehrteste und wohl auch das Hauptwerk Baeumkers, „Witelo. Ein Philosoph und Naturforscher des 13. Jahrhunderts" (1908), ein Dokument des Scharfsinns und tiefster Gelehrsamkeit. Josef Geyser, der Nachfolger Baeumkers auf dem Münchener Lehrstuhl, hat darüber in folgender Weise geurteilt: „Erstaunlicher Gelehrtenfleiß, gründliche Sachkenntnis, umfassender Blick, hervorragende Darstellungsgabe haben sich in demselben zu seltener Harmonie vereinigt" (Theol. Revue 1910, S. 212). Dieser Frucht ungeheuren Fleißes folgte 1909 in meisterhafter, künstlerischer Synthese „Die europäische Philosophie des Mittelalters" in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" (I, 5), die Baeumker in der 2. Auflage (1913) umarbeitete und in zwei Teile, in „Die patristische Philosophie" und „Die christliche Philosophie des Mittelalters" erweiterte. Inzwischen wurde Baeumker von Freiherrn von Hertling, den Prinzregent Luitpold zum bayerischen Ministerpräsidenten berufen hatte, auf seinen philosophischen Lehrstuhl nach München geholt, das Baeumker zum Ruheplatz seiner Alterstätigkeit werden sollte. Auch in München war Baeumker vom 1. Oktober 1912 bis 1. April 1924 als Forscher und akademischer Lehrer unermüdlich und erfolgreich tätig, hat vor allem durch die klassische Einrichtung des Philosophischen Seminars der Universität ungemein segensreich gewirkt und unter den katholischen Professoren der Philosophie in Deutschland den weitaus größten wie interkonfessionellen so in den Vorkriegsjahren auch internationalen Kreis von Schülern um sich gesammelt. Von den Arbeiten aus dieser letzten Periode seines Lebens nenne ich „Roger Bacons Naturphilosophie" (1916), in der Baeumker neue Gesichtspunkte für die Beurteilung Bacons aufstellte, sodann die Rede „Der Platonismus im Mittelalter" (1916), in der die Formel: Aristoteles gehöre dem Mittelalter, Plato der Renaissance, als viel zu eng erwiesen wird; ferner die „Philosophische Welt- und Lebensanschauung" (1918) und zuletzt das schöne Schriftchen „Petrus de Hibernia" (1920), eine geistreiche Kombination und ein Musterbeispiel dafür, was ein Meister der Methode kleinen Daten zu entlocken vermag.

In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war Baeumker universal gerichtet und besaß eine gewisse geistige Artverwandtschaft mit dem von ihm stets hochgeschätzten, großen deutschen Philosophen Leibniz. Auf fast allen Gebieten der Philosophie hat sich Baeumker auf Grund einer unglaublichen Belesenheit gewandt und gründlich betätigt. Wiewohl er für das systematische Gebiet der Philosophie innerlich weniger eingestellt war, so hat er doch auch als Systematiker Bedeutung gewonnen. Zur Feier seines 70. Geburtstages hat die Kölnische Volkszeitung (Nr. 667, 13. September 1923) mehrere Jubiläumsartikel über Baeumkers Bedeutung für die Philosophie gebracht. Ich habe dort „Baeumker als Systematiker" zu würdigen versucht. In seinen Vorlesungen, die durch wissenschaftlichen Ernst und lebendigen Vortrag ausgezeichnet waren, verbreitete sich Baeumker über die systematischen Fragen der Philosophie, in deren Problematik er mit scharfem, spekulativem Denken tief eingedrungen ist. Unvergeßlich sind mir seine Auseinandersetzungen mit dem erkenntnistheoretischen Positivismus und Neukritizismus. In gleicher Weise hat er zum Materialismus, Monismus, Agnostizismus und Skeptizismus eine sichere Stellung eingenommen. Sein Kolleg über Psychologie, um die sich Baeumker durch sein vollreifes Buch über „Anschauung und Denken (1913) und organisatorisch durch die Gründung des Psychologischen Instituts in Straßburg verdient gemacht hat, stand auf der Höhe der modernen Forschung. In hohem Maße galt Baeumkers Interesse der Logik, in der er den Gesichtspunkt der Methodenlehre zur Geltung brachte. Leider hat er seine Logik, die er als Manuskript schon in Breslau drucken ließ (1890), nicht mehr veröffentlicht. Von bleibender Bedeutung ist seine Besprechung der Erdmannschen Logik in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (1893). Mit Wärme und Kraft las Baeumker auch Metaphysik, in der er sich in moderner Formulierung der Probleme streng an die Seinsmetaphysik des Thomas von Aquino anschloß und die theistische Weltanschauung begründete. Ueber alles Lob erhaben waren Baeumkers Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, der er auch als Forscher und Schriftsteller in erster Linie zugewandt war. Baeumker sah seine Lebensaufgabe in der „auf exakter Methode beruhenden historisch-kritischen Erforschung der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie". In alle Phasen der philosophischen Entwicklung, angefangen von den Vorsokratikern bis zur Gegenwart, hat er forschend eingegriffen, und jeder Aufsatz, ob länger oder kürzer, ist eine gediegene Leistung. Es würde der Wissenschaft ein Dienst erwiesen, wenn die vielen zerstreuten Aufsätze, namentlich die über Platon, Spinoza, Rousseau, Kant, Fichte, Bergson, Spencer, Fechner, Prantl gesammelt und herausgegeben würden. Baeumkers große und umfassende Arbeiten sind der Antike und dem Mittelalter geweiht. Auf dem Gebiete des Mittelalters ist er epochemachend geworden, sowohl durch seine eigene geistige Produktivität, als insbesondere durch die Begründung und Herausgabe der „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters". Diese „Beiträge", von denen in 25 Bänden etwa 130 Monographien erschienen sind, bilden eine erstklassige Sammlung von „Texten und Untersuchungen", die reiches Material zutage fördern und die tiefsten Fragen der mittelalterlichen Philosophie behandeln. In diesem ausgezeichneten Sammelwerk fließt eine unversiegliche Erkenntnisquelle für jeden, der sich ernsthaft und quellenmäßig in den Geist des philosophischen Mittelalters vertiefen will. In Deutschland steht Baeumker bisher an der Spitze der Forscher, die dieser Periode ernster Geistesarbeit eine forschende und darstellende Durcharbeitung zuteil werden lassen, und wenn sich heute das Urteil über die Scholastik und die Geistesgeschichte des Mittelalters von Grund aus ändert, so ist dieser erfreuliche Umschwung des Denkens und diese Revolution unserer Geisteswelt nicht zuletzt der rastlosen Arbeit Baeumkers und seiner Schule zuzuschreiben. Baeumker genießt also in der Philosophie nicht allein als Lehrer und Forscher hohes Ansehen, sondern ist zugleich von grundlegender Bedeutung für die Restauration der Wissenschaft auf Grund der scholastischen Denkweise. Für seine hervorragenden Leistungen sind ihm reiche Ehren und Auszeichnungen zuteil geworden. Die juristische Fakultät in Breslau und die theologische Fakultät in Bonn ernannten ihn zu ihrem Ehrendoktor. Seit langem war Baeumker auswärtiges Mitglied der Société philosophique de Louvain und der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg; später wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und Berlin. In dem Katastrophenjahr 1918/19 war er Rector Magnificus der Münchener Universität.

Baeumker, der Mann der strengen Wissenschaft, hat sich einen Ehrenplatz unter den ersten Denkern unseres Volkes erkämpft. Mit Stolz wird er neben Zeller und Windelband genannt. In den Schätzen der Wissenschaft hat er den Gegenstand gefunden, dem er seine unerschöpfliche Kraft und Lust geistigen Schaffens geweiht hat. Sein überaus reges Geistesleben konzentrierte sich in dem unendlichen Streben, Gott, den Inbegriff aller Wahrheit, immer mehr zu erkennen, ihm zu dienen. Baeumkers Forschen war im Grunde ein „itinerarium mentis ad Deum". Eine Noblesse der Gesinnung war ihm eigen, ein kindlich frommes Gemüt zeichnete ihn aus. Baeumker war ein Priester der Wahrheit, in deren wissenschaftlichem Dienst er sich verzehrte und für die er seine zahlreichen Hörer und Schüler mit flammender Begeisterung erfüllte. Non recedet memoria eius.

Salem.

Eine Reiseerinnerung von Dr. A. Kneer (Trier).

Wenn das Dampfboot, Meersburg verlassend, in jenen Arm des Bodensees einbiegt, dessen Name Ueberlinger See eine Flut von köstlichen Bildern wachruft, dann taucht rechter Hand hoch am Ufer mit schlankem Turm ein helles Bauwerk auf, von dem man zunächst nicht recht weiß, ob es eine Kirche oder ein Schloß ist. Das ist die Zisterzienserpropstei Birnau.

Die Wallfahrtskirche von Birnau ist als Meisterwerk des Barocks geschätzt und viel besucht. Aber für den, der den Spuren der Geschichte folgt, ist es nur wie ein Vorposten, ein Wegweiser, wie ein Ruf in der Landschaft. Zwei Stunden landeinwärts, da liegt in stillem Tal eine jener wunderbaren Stätten, die aus dem Geiste des vielleicht größten Sohnes des Mittelalters, des hl. Bernhard von Clairvaux, geschaffen in alter Zeit zu Pflanzgärten echter Kultur in deutschen Landen erwachsen sind: die ehemalige Zisterzienserabtei **Salem**, zu der Birnau am See als Sommerresidenz der Aebte gehörte.

Vom See führt eine kurze Talbahn (Strecke Unteruhldingen—Frickingen) nach Station Salem. Von der Bahn bis zum Kloster, dessen mächtiger schloßartiger Block von Gebäulichkeiten über die Obstbäume herübergrüßt, ist es etwa eine Viertelstunde Wegs. Die Lage im quellenreichen Wiesental inmitten waldiger Höhen verrät die Nachfahren von Zisterz. Einsamkeit fern der Heerstraße. Frei passiert man das untere Torgebäude, frei tritt man in die hohen gotischen Hallen des offenen Münsters ein. Freigewährte Fürstengunst, — wo nicht, wie neuerdings auf der Mainau und im Park von Schwetzingen, die Stimmung beeinträchtigt wird durch Absperrung und Eintrittsgeld.

Es ist seltsam, wenn man dieses lichtdurchflutete Gotteshaus betritt, mit seiner unermeßlichen Fülle an dekorativem Kleinwerk, mit seinem pomphaften Reichtum an Altären (man zählt nicht weniger als 26 Nebenaltäre) im belebenden Farbenklang des grauen und blaßroten Alabasters. Es ist, als ob man sich nur in einem der Kichenstühle niederzulassen brauche, um dem feierlichen Einzug von Abt und Konvent beizuwohnen. Alles ist geblieben, wie es war, als vor 120 Jahren jener große Raub vor sich ging, den wir mit dem beschönigenden Wort **Säkularisation** zu bezeichnen pflegen. Heute wie damals schließt ein überaus geschickt in das Mittelschiff der Kirche hineinkomponierter breiter Altar den Mönchschor ab, wo aus allem heitern und satten Formenspiel der Schranken und des Gestühls der Blick gelenkt wird auf das hochragende Bild in der Nische des (als schlichter Sarkophag gebildeten) Hauptaltares: Jesus mit den beiden Schächern am Kreuz. Wie eine immerwährende Mahnung: der Mensch hat vor sich Leben und Tod; was er will, wird ihm gegeben werden! Und wir bleiben stehen und meinen, wir müßten warten, bis sich auf ein Glockenzeichen die lange Doppelzeile des Chorgestühls beiderseits füllen und das Offizium seinen Anfang nehmen würde. Und um die Illusion vollzumachen, setzt in der frühen Nachmittagsstunde, da wir in der menschenleeren Kirche weilen, von der Orgelbühne her das Spiel ein und unter der Künstlerhand eines Unbekannten quellen die Töne auf und fluten mit dem Licht des Sommertages durch Salems ehrwürdiges und doch so lebensfrisch anmutendes Münster.

Ein Traum — —

Ich wende mich und mein Blick fällt auf eine große schwarze Tafel an der Wand, wo in einer Doppelreihe die Namen der Aebte stehen. Und in der Mitte der zweiten Kolonne, da hört die Inschrift mit einem Male auf. Es ist wie ein plötzliches Verstummen. Ich lese: vierzig prunklose Namen und vierzig schlichte Jahreszahlen, das jeweilige Todesjahr des Abtes. Welch eine Ahnentafel, von dem ersten Abte Frowin, der — ein Gefährte des hl. Bernhard — von 1137—1165 amtierte, bis zum letzten Abt, der 1803 von dem Eigentume seines Ordens scheiden mußte, nachdem noch gerade die letzten Jahrzehnte (1774—1794) der an sich aus dem 14. Jahrhundert stammenden Kirche im Innern jene vornehme klassizistische Ausstattung gebracht hatten, vor der wir heute in wehmütiger Bewunderung stehen. Welche grandiose Regentenreihe von der Frühzeit des Ordens, von den Zeiten der Kreuzzüge bis in die Jahre der Aufklärung, der Revolution und napoleonischer Herrschaft! Von den primitivsten Anfängen bis zur höchsten Prachtentfaltung, bis zum Reichsfürstentum. . . Nahezu 700 Jahre. Geschlossen, lückenlos . .

Welch ein Dokument, diese Abttafel! Wie reden diese kurzen Namen und Zahlen eine eindrucksvolle Sprache von Autorität und Tradition und lebensvollem Besitz — in unseren Tagen, wo die Menschheit die Kulturgeschichte am liebsten bei sich anfangen möchte und der kommunistische Zug der Zeit auch im wohlerworbenen Besitz einen Verstoß gegen das Gemeinwohl erblickt.

Die Zisterzienserklöster, die — über hundert an der Zahl — vornehmlich im 12. und 13. Jahrhundert auf deutschem Boden begründet worden sind, haben nach ihrer Säkularisation im Zeitalter der Reformation des 16. und besonders der Revolution des 18. Jahrhunderts in ihrem äußern Bestande meist ein klägliches Schicksal erfahren: Ruinen, Kasernen, Zuchthäuser, Irrenhäuser. Salem hat das Glück gehabt, durch den Uebergang an die Markgrafen von Baden in verhältnismäßig gute Hände zu kommen. Pietätvoll ist alles erhalten. Die Sakristei bewahrt in den alten kunstvollen schweren Schränken die prächtigen Paramente und Gefäße aus der Klosterzeit. Das ewige Licht brennt, da die Kirche als katholische Pfarrkirche weiter Leben hat und Leben spendet. Fürstensinn hütet dieses Erbe des großen Ordens — in irdischem Betracht ein nicht unverwandter Geist: aristokratischer Geist, Empfinden und Verständnis für das organisch Gewordene, historisches Gefühl, die Achtung vor dem Besitz und die Liebe zu dem, was der Familie, der Keimzelle aller staatlichen Ordnung gehört. Und eine Klostergemeinde ist ja im besten Sinne des Wortes auch eine große Familie.

Die Neubesiedelung alter Klöster ist eine heute vielerörterte und hie und da zu erfreulicher praktischer Lösung gebrachte Frage. Auch in Birnau sind in kleiner Zahl wieder die „grauen Mönche" eingezogen. Freilich werden wir uns in den meisten Fällen bescheiden müssen: „Was vergangen, kehrt nicht wieder . ." Aber das wird man sagen dürfen: Wie anders würde es auch bei uns aussehen, wenn diese Segensstätten ihrem Zwecke nicht entfremdet worden wären. Und niemals wollen wir vergessen, was so leicht außer Acht gelassen oder gar verschleiert wird: daß diese Stätten der Arbeit und des Gebetes — Blüten und Früchte am Lebensbaum der katholischen Kirche — es gewesen sind, denen Deutschland das Tiefste und Beste seiner Kultur verdankt.

Vom Büchertisch.

Liturgia. Eine Einführung in die Liturgie durch Einzeldarstellungen. 2. Bdchen: Die Kirche als liturgische Gemeinschaft. Von Chrysostomus Panfoeder O.S.B. Matthias Grünewald Verlag, Mainz, 1924. Gebd. 1.50 M. — Dem vor einiger Zeit hier angezeigten ersten Bändchen der sehr begrüßenswerten Sammlung Liturgia ist nun rasch vom gleichen Verfasser das zweite etwas stärkere gefolgt, das die Kirche als liturgische Gemeinschaft behandelt. Die Vorzüge des 1. Bändchens gelten in erhöhtem Maße von dem neuen. Gerade diese Abhandlung über die Kirche in ihrem liturgischen Amte erscheint mir für unsere Zeit höchst wichtig. Die Liebe zur Kirche ist in weiten Kreisen stark erkaltet, das Gefühl für die liturgische Gemeinschaft der Kirche ist vielen fast ganz verloren gegangen. Die folgenschwere Tatsache und Wahrheit: „Die Kirche ist der Leib Christi", ist nicht wenigen fremd geworden. Da ist das neue Bändchen der Liturgia ganz ausgezeichnet geeignet, die Liebe zur Kirche wieder zu wecken und zur Anteilnahme am liturgischen Gemeinschaftsleben anzueifern. Was einst von der Urgemeinde zu Jerusalem galt: „Sie erhoben einmütig ihre Stimme zu Gott", soll auch von der kirchlichen Gemeinde der Gegenwart Geltung haben. Und daß es so wird, dazu bringt das hübsche Büchlein wertvolle Anregungen.

Alphons M. Rathgeber.

Nach 30 Jahren. Vierte Chronik (1915—1921) der Südbrasilianischen Franziskanerprovinz von der Unbefleckten Empfängnis; herausgegeben von P. Petrus Sinzig O. F. M. Curityba (Brasilien) und Freiburg i. B. Herder & Co. 1922. — Diese 200 Seiten in Großoktav umfassende, mit Bildern reich ausgestattete Schrift des bekannten brasilianischen Presseapostels und Franziskanermissionars ist ein Dokument nicht bloß der Leistungen der südbrasilianischen Franziskanerprovinz, sondern überhaupt deutscher Kulturarbeit im Ausland während des Krieges. Deswegen verdient diese Schrift gerade in Deutschland weiteste Beachtung. Denn wir haben neben dem Buch von P. Otto Maas O. F. M. über Spanien nicht viele Bücher, die uns authentisch diese deutsche und, ich setze hinzu, katholische Arbeit im feindlichen und neutralen Ausland während des Krieges zeigen. Auch für solche, die gern nach Südamerika auswandern wollen, ist die vorliegende Schrift von großem Interesse.

Dr. P. Erhard Schlund O. F. M.

Heliand. Monatsschrift zur Pflege religiösen Lebens. Herausgegeben von Joseph Kühnel im Matthias-Grünewald-Verlag in Mainz. Auslieferung: Hermann Rauch, Wiesbaden. Erscheint jeden zweiten Monat in Doppelheften. Preis jedes Heftes 0.40 M. — Mir liegt der letzte, der 14. Jahrgang, vollständig vor, in 192 Großoktavseiten. Mein Haupteindruck war: Grundlage und Ziel dieser Zeitschrift ist 1. Glaubensbereitschaft nach dem Sinne Anselms von Canterbury: Ich kann nicht erkennen, wenn ich nicht vorher glaube; 2. Gottvereinigung durch „Jesuswerden" in der Nachfolge innerhalb unserer hl. Kirche. „Katholisch" sein heißt nicht Beschränkung, sondern Befreiung gen Oben, für Gott, zum Leben in und aus Gott. Die katholische Kirche

hat keine ausschließenden Wände — dann wäre sie Sekte. Sie aber ist Weltkirche. Nur nach einer Richtung wollen ihre Gesetze Begrenzung: nach dem lebenvernichtenden Unten der Sünde, des Unglaubens. — Wer hier zustimmt, wird — bei aller Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit auftauchender Meinungsverschiedenheit seitens einer selbständig denkenden, unterscheidungskräftigen Leserschaft — viel Anregung, auch wiederholt tiefes, führendes Licht finden. Denn der Herausgeber Joseph Kühnel selbst ist ein Tiefer, Führungsbegabter von gereift-jugendfrischer Idealität, einer, der die ihm Gesinnungsnahen zur Auswirkung befruchtenden Innenlebens zu finden weiß. — Ich verzichte auf näheres Eingehen; persönliches Eindringen in das hier Gebotene fordert ja keine „Opfer". Im übrigen erwartet Kühnel, ausgesprochen, Leser von großem Lebensernst und dementsprechend festem Entschluß zur vollen Hingabe „an das Ideal". Von den Mitarbeitern verlangt er, ebenso ausgesprochen, heiligen Willen zur Botschaftübermittlung „höchsten Glückes" aus dem Born der gewonnenen eigenen Erkenntnis. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. 1620 erstmalig in Deutschland gedruckt, ist Shakespeares Titus Andronicus schon früher durch englische Komödianten bei uns gespielt worden in der vergröberten Form, in der in diesen Zeiten auch die wahrhaft unsterblichen Gestalten, wie Hamlet, über die Szene schritten. Seit der „Sturm und Drang" den britischen Dichter wieder entdeckt hatte, seit er in der Sprache unseres klassischen Zeitalters eingedeutscht, gleichsam zum deutschen Klassiker geworden ist, sind die Bühnen jedoch an Titus Andronicus vorübergegangen. So darf man wohl mit einigem Recht, wie dies der Theaterzettel tut, die Vorstellung im Prinzregententheater deutsche Uraufführung nennen. Daß der aus Darmstadt kommende neuernannte Schauspieldirektor der Staatsbühnen, Keller, sich mit einem nicht alltäglichen Werke bei uns vorstellen wollte, ist begreiflich, daß er gerade den Titus Andronicus wählte, mußte jeden Kenner des Werkes verwundern. Ich ging jedoch mit der Hoffnung ins Theater, daß ich mich in der Bühnenwirkung des Werkes geirrt hätte. Leider ist das nicht der Fall gewesen, und wenn auch ein Teil der Zuschauer sehr lebhaft und unentwegt geklatscht hat, ein sogenannter durchschlagender Erfolg ist es nicht. Ueber die Echtheit dieses Shakespearestückes ist viel gestritten worden. Die Wissenschaft erklärt es für ein Werk des großen Dramatikers, unser Gefühl lehnt es als solches ab, mag Shakespeare an eine ältere Vorlage immerhin zum Behufe der Aufführung die bessernde Hand angelegt haben. Es ist nicht nur die Häufung der Bluttaten von elf Morden, Vergewaltigung und Verstümmelungen, die es uns so schwer macht, uns in das Stück einzuleben; fast nirgends zeigt sich die großartige psychologische Kunst Shakespeares, die sonst auch das Ungewöhnlichste zu glauben zwingt. In den Schlußworten der Tragödie sagt Lucius, der zum Kaiser ausgerufene Sohn des Andronicus, u. a. über die getötete Kaiserin Tamora: „Ihr Lebenslauf war viehisch, ohne Mitleid — und eben deshalb sind' auch sie kein Mitleid." — Titus Andronicus läßt Tamoras ältesten Sohn töten als Rache für die im Krieg gefallenen Söhne. Das weckt das Rachegefühl der Gotenfürstin, die durch Saturninus' Liebe Kaiserin geworden, dem verhaßten Geschlecht die Tat heimzahlt. Allein es bleibt nicht bei Taten, die durch wilden Haß ihre Erklärung finden. Der Mohr, Tamoras Geliebter, stiftet eine Menge bestialischer Untaten an und als er den Andronicus weinen sieht, da lacht er so herzlich, daß ihm die Augen tränen so wie jenem, „und als ich Tamora den Spaß beschrieb, erstarb sie fast, so lieb war ihr die Mär und gab mir zwanzig Küsse für die Zeitung." Und wie rächt sich der Vater der geschändeten und verstümmelten Tochter und der getöteten Söhne, dem man die rechte Hand abgehackt? Er setzt Tamora eine Fleischpastete vor, in welcher Fleisch ihrer Söhne verarbeitet ist. Durch diesen Kannibalismus verliert auch dieser „edle Römer" den letzten Rest von Sympathie und es ist uns ziemlich gleichgültig, wie die Herrschaften sich weiterhin gegenseitig umbringen. — Aus der Tiefe des Orchesters stieg eine breite Treppe zur Vorderbühne hinan, sie wurde mehrmals zum Auf- und Abtreten der Schauspieler benutzt, besonders das Gotenheer und später das Volk von Rom bewegte sich auf ihr in einer rhythmischen Disziplin, die von einem gewissen wuchtigen Eindruck war. Der Hintergrund der Stilbühne ein Bau von geometrischer Nüchternheit mit einer Plattform, die als obere Bühne benutzt wurde. Der Rundhorizont bleibt dunkel. Die einzelnen Darsteller sind durch Scheinwerfer beleuchtet. Dieses Bühnenbild findet bei den meisten Szenen Verwendung. Die Szenen im Walde zeigen allerhand kubistische Steinklötze. In der Szene, da Lucius mit dem Gotenheer auftritt, sah man eine Ovalarchitektur, die wohl eine Zitadelle darstellen sollte; dank der Beleuchtung wirkte das Bild nicht unmalerisch. Walter von Wecus, wie wir hören, ein Ehmkeschüler, hat die Bühnenbilder entworfen. Außer Frau Magda Lena, Kupfer, Wernicke und Zäpfel standen fast nur uns bisher unbekannte Leute auf der Bühne, neu Regiment bringt neue Leute auf. Klimm, der Darsteller des Titus, Claßen, der den Saturninus, Martens, der den Mohren mit einer dumpfen Rätselhaftigkeit gab, die diesen nicht nur in der Hautfarbe von den Römern isolierte, sind sicherlich nicht unbedeutende Schauspieler; sie waren aber auf ein die Individualität bindendes Pathos eingestellt, wie überhaupt die Leitung Kellers (so z. B. in dem Auf- und Abgang von Senatoren) eine gewisse rhythmische Vereinheitlichung anstrebte. Ich kann mir nicht helfen, aber manches erschien mir reichlich gezwungen. Ich möchte mein Urteil über die neuen Darsteller verschieben, bis ich sie in Rollen gesehen, deren Fühlen sich in den Zonen unseres eigenen Empfindens bewegt. Die Uebersetzung von Nicolaus Delius liegt uns nicht zum Vergleiche mit den älteren vor; sie übernimmt wohl manches von Schlegel-Tieck. Hans Eberts Musik besteht aus ein paar Klangfarben; einmal, als solch einförmiger Laut allzu oft wiederholt wurde, gab es ironischen Beifall. Unerwünschte Heiterkeit rief auch das schwarze Püppchen hervor, welches das Wickelkind darstellte, das die illegitimen Beziehungen der Kaiserin zum Mohren bewies. Wenn das Publikum allzu viel Greueltaten ansehen muß, so ist es nur zu gerne bereit, sich durch Kleinigkeiten ablenken zu lassen. Eine Unsumme künstlerischer Arbeit und Energie steckt in dieser Aufführung und so ist es schmerzlich, nicht mit Freude dazu Ja sagen zu können.

Residenztheater. „Am Teetisch", Lustspiel von K. Sloboda, haben wir vor einer Reihe von Jahren im Schauspielhaus kennen gelernt. Daß der Teewagen, dieses Requisit des modernen Salons, nun ins Residenztheater hinübergefahren wurde, hat zweifellos die Ursache, daß man in der Rolle des liebenswürdigen Schwadroneurs eine gefunden hatte, die unserem Waldau auf den Leib geschrieben sein könnte. Es ist auch ein echter Waldau-Erfolg daraus geworden. Lea hatte zwei Verehrer, der eine war ein lieber, lustiger Mensch, aus dem sein Lebenlang nichts „Richtiges" werden wird, und einen braven, nüchternen Geschäftsmann. Die Mutter riet zur soliden Partie, der Tochter wäre der andere lieber gewesen. Wenn nun Frau Lea erfreut ist, wenn ihr und ihres Mannes Freund an einem bestimmten Abend in der Woche „am Teetisch" bei ihnen Platz nimmt, so liegt es ihr durchaus ganz fern, ihren Mann betrügen zu wollen. Aber der heitere Gesellschafter bringt Leben und Ablenkung in das etwas nüchterne Heim, während der Gatte ganz in seinen Geschäftsinteressen aufgeht. Auch der Freund ist bei allem Leichtsinn kein schlechter Mensch, der die Ruhe des Paares trüben möchte. In Waldaus Spiel kommt dies sehr hübsch zum Ausdruck. Erst die Eifersucht des Gatten, der den Freund vom Teetisch vertreiben möchte, bringt in die harmlosen Beziehungen Gefahr. Es kommt zu einem amerikanischen Duell. Als der Gatte den Freund tot glaubt, packt ihn die Reue, zugleich fühlt er, daß er die Liebe seiner Frau verliere, dadurch daß er den Freund sinnlos in den Tod gejagt. So ist er denn glücklich, als dieser, der nicht daran denkt, sterben zu wollen, eintritt und räumt ihm willig den alten Platz am Teetisch ein. Der Wert des Stückchens liegt in dem beschwingten, witzigen Dialog. Bei den Privattheatern kann man schon länger auf dem Zettel lesen, welche nach Westen blickende Schneiderin die Toiletten der Heldin geschaffen hat. Auf dem Personenverzeichnis der Staatsbühnen war es neu. Wenn die Gewänder durch diese Reklame billiger sind, braucht man nicht dagegen zu zetern, nur müssen die Kleider „passen". Sie waren aber viel zu extravagant für die Frau eines kleinen Kaufmanns, der erst etwas verdienen will. Sie trugen dazu bei, der Dame etwas Allzufesches zu geben, das zu einem Abenteuer bereit zeigt. Frau Ritschers Auffassung widerspricht hier dem oben dargelegten Sinn des Werkchens. Den biederen Gatten spielte Ulmer sehr nett.

Nationaltheater. Wolf-Ferrari, der in diesen Tagen in Rom die Uraufführung einer neuen Oper erlebt, kam hier mit einer Neueinstudierung der „vier Grobiane" zu Wort. Mottl hatte uns 1906 mit großem Erfolg die Uraufführung geboten. Es war wenige Tage vor dem Tode Hermann Teiblers, der das von G. Pizzolato nach Goldoni gearbeitete Textbuch mit musikalischem und sprachlichem Feingefühl verdeutscht hat, wie ihm dies bereits bei Wolf-Ferraris Erstlingsoper mit soviel Glück gelungen war. Aeltere Leser der A. R. werden sich Teiblers als langjährigen Theater- und Musikreferenten erinnern. Der Spielleiter Willi Wirk ist der gleiche, wie vor achtzehn Jahren. Auch Bauberger steht an alter Stelle, er gibt den reichen Bürger Canciano, einen der vier Grobiane, mit dem feinen Stilgefühl, das all seine Gestalten vorbildlich macht. Von der Besetzung von 1906 sind drei sehr bedeutende Sänger nicht mehr am Leben: Sieglitz, der prächtige Bassist mit dem köstlichen Humor, Ella Tordek, die eine selten schöne Sopranstimme besaß, und Raoul Walter, der lyrische Tenor von hoher sanglicher Kultur. Sterneck, Lohfing und Gleß gaben sehr unterhaltende Typen der Grobiane, immer den Stil des musikalischen Lustspiels wahrend, und nicht auf das Operettenniveau herabsinkend. Die Rolle der Margarita war durch Luise Willer mit der bedeutendsten Stimme besetzt, aber auch Beatrix Dart in der früher von Bosetti gesungenen Partie der Felice, der gewandte Seydel und Frl. Feuge boten Erfreuliches. Frl. Schellenberg spielte die Lucieta anmutig, auch Fitzau füllte seine Rolle mit bestem Gelingen aus. Kapellmeister Heger dirigierte beschwingt und brachte die anspruchslos anmutigen und mit feinstem Geschmack instrumentierten Weisen mit bestem Gelingen. Die Ausstattung in ausklingendem Rokoko ist allerliebst, sehr reizvoll ist auch der Ausblick über die Dächer Venedigs. Mit den Darstellern wurde auch der Komponist hervorgerufen.

München. L. G. Oberlaender.

*

Hausmusikabende. Die von Gottfried Rüdinger und August Pfeiffer eingeführten Hausmusikabende werden im gleichen Sinne wie bisher fortgeführt. Der erste Abend des diesjährigen Konzertwinters findet am Samstag, den 25. Oktober 1924, abends 8 Uhr im kleinen Odeonssaal in München statt. Zur Aufführung gelangen: Zur Eröffnung der Abende: Passacaglia und Fuge für Orgel in H moll von Karl Kraft (Uraufführung); Sonatine in a-moll für Klavier op. 57a von Gottfr. Rüdinger (zum ersten Male); Sonate

für Flöte und Klavier in G-dur von Jos. Haydn; Kinderlieder für Sopran von Taubert, Joh. Pfeifer und Gottfr. Rüdinger; Volkslieder für gemischten Chor, bearbeitet von Gottfr. Rüdinger. Mitwirkende: Gustav Kaleve (Flöte), Dr. Emanuel Gatscher (Orgel), Anny Branz (Klavier), Aug. Pfeifer (Klavier), Klein-Minni (Sopran), der Rüdinger-Chor, Leitung Gottfr. Rüdinger. Eintritt frei. Freiwillige Spenden zur Deckung der hohen Kosten werden am Saaleingang dankend entgegengenommen. Eintrittskarten können vorausgeholt werden in der Musikalienhandlung von Otto Halbreiter, Promenadeplatz.

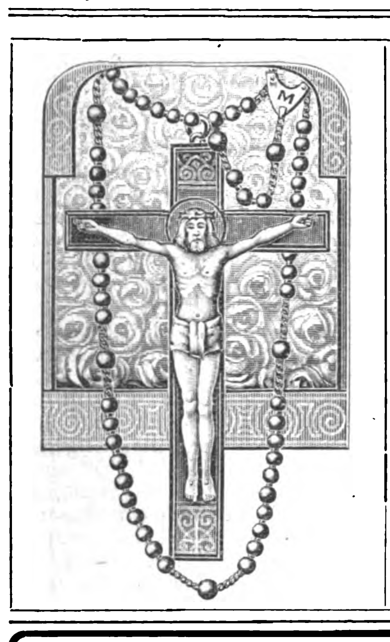
Finanz- und Handels-Rundschau.

Die grosse Anleihe an Deutschland hat auf ihren Hauptplätzen in Neuyork und London bei mehrfacher Ueberzeichnung einen glänzenden Erfolg erzielt. An den anderen Zeichnungsplätzen ist die Subskription noch nicht abgeschlossen. E ist natürlich von Wert, dass die Anleihe auch in Berlin verkauft wird und an der Berliner Börse zur Notiz gelangt, dagegen soll die Zulassung der kontinentalen Serien nicht vor zwei Jahren an der Londoner Börse erfolgen. Hierdurch soll verhindert werden, dass sogleich eine Arbitrage-Spekulation einsetzt. Auf die deutsche Börse hat das glänzende Ergebnis keinen so starken Eindruck gemacht, dass sie in ein lebhafteres allgemeines Geschäft eingetreten wäre. Das, wie man vielfach liest, überraschend gute Anleiheergebnis ist wohl den Börsen so überraschend nicht gekommen, denn es ist diese Anleihe für den Erwerber ein Geschäft, wie er es sich nicht besser wünschen konnte. Die Anleihe geniesst den Vorrang vor allen Reparationsleistungen. Der Zinsendienst und die Amortisation sind gewährleistet durch die Bruttoeinnahmen aus Zöllen und den Steuern aus Bier, Tabak und Zucker, sowie durch die Nettoeinkünfte des Alkoholmonopols. Der Ausgabekurs ist 92, der Zinsfuss 7%. Der Neuyorker Börsenkurs der Anleihe stellte sich bereits am ersten Tage um 1¾% über den Zeichnungskurs; das zeigt, dass wir auch bei einem Emissionskurs über 92 die Anleihe untergebracht hätten. Die Tilgung der Anleihe muss in 25 Jahren durchgeführt sein, sie erfolgt für die europäischen Besitzer zu pari und wegen der gegenwärtigen Hochwertigkeit des Dollars für die Amerikaner zu 105 Prozent. Die jährliche Tilgungsrate ist anfangs 4 Prozent der amerikanischen Zeichnung von 110 Mill. Dollars und verringert sich fortschreitend. Die europäischen Anteile werden in gleichbleibenden Annuitäten zurückgekauft. Die Zinslast des Reiches ist bei Berücksichtigung der Tilgungsquote mit 8½ Prozent nicht zu hoch gegriffen und dieser Zinsfuss dürfte wohl, wenigstens für die nächste Zeit, für die private Geldbeschaffung richtunggebend sein. — Sicherlich wird die Reichsbank durch die Guthaben im Auslande in Stand gesetzt, die Kreditgebung auszudehnen, was ja neben der Sicherung der Währung der Zweck der Anleihe ist. Hier werden die Stimmen von Theoretikern laut, die eine sehr kurze Aufschwungperiode mit rasch folgender neuer Krise befürchten; allein man darf doch wohl annehmen, dass in der Kreditgebung nicht mit wahlloser Freigebigkeit umgegangen wird.

Der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes fordert neuerdings eine Herabsetzung der Börsenumsatzsteuer für Wertpapiere und ausländische Zahlungsmittel. In den hohen Steuern liegt sicherlich grossenteils der Grund der Geschäftsruhe auf den Effektenmärkten. Belebt war etwas der Anleihemarkt, obwohl in der Aufwertungsfrage kein neues günstiges Moment hervorgetreten ist. Es wurden Auslandskäufer bemerkt, die vermutlich mit Möglichkeiten rechnen, die sich in späterer Zeit ergeben können. Am Montanmarkt haben sich Harpener gut erholt, sehr fest waren Reichsbankanteile durch Auslandskäufe. Auf dem Industrieaktienmarkt besteht am wenigsten Neigung zu Geschäften. Besserung bringt wohl ein befriedigender Ausgang der Handelsvertragsverhandlungen. Die deutsch-französischen sollen anfangs November wieder aufgenommen werden. Deutschland ist bereit, Frankreich die allgemeine Meistbegünstigung einzuräumen, falls dieses in manchen Waren durch Anwendung des Mindesttarifes die faktische Meistbegünstigung gewährt. Bei Wiederaufnahme der Verhandlungen werden von beiden Seiten Schriftstücke eingereicht, welche die Einzelforderungen genau festlegen. Der Reichstag wird in nächster Zeit zu entscheiden haben, ob das deutsch spanische Handelsabkommen ratifiziert wird. Die Opposition ist nicht gering, sie wird von der deutschen Winzerschaft geführt, die in der Ermässigung der Weinzölle sich in ihrer Existenz bedroht glaubt. Für die Gesamtwirtschaft wäre die Ablehnung ungünstig. Ein vertragsloser Zustand würde infolge der hohen Zölle und des Valutazuschlages die Ausfuhr unterbinden. Die deutschen Ausfuhrhäuser in Spanien könnten eine abermalige Lahmlegung der deutschen Ausfuhr nicht ertragen, sie müssten für die Konkurrenten Deutschlands arbeiten. Die letzteren sind über unser Handelsabkommen sehr wenig erbaut, wie aus amerikanischer, französischer und englischer Stimmungsmache hervorgeht. Unser Wunsch muss also sein, auf die Vorteile des Abkommens nicht zu verzichten und Mittel zu suchen, welche dem deutschen Weinbau die schwere Beeinträchtigung durch die spanische Konkurrenz zu mildern geeignet sind. Am 31. Oktober beginnen Besprechungen mit der Schweiz, die gegenseitige Vereinbarungen über Erleichterungen der Einfuhr bezwecken. Die Verbote waren berechtigt für eine Zeit, in der der Währungsunterschied eine strenge Regelung des Verkehrs notwendig machte. Die Einfuhrverbote wurden übrigens vielfach durch Filialgründungen im anderen Lande umgangen. Deutsche Häuser haben die Herstellung von Konfektion, elektr. Apparaten, Farben, Zigaretten, Kunstseide und Lederwaren nach der Schweiz verlegt. Schweizer Firmen der Schokolade-, Textil- und Elektrotechnischen Industrie haben in Deutschland Zweigbetriebe eröffnet. Die Aufhebungen der Einfuhrverbote werden uns zwar auch unerwünschte Luxuswaren bringen, welcher Nachteil gegenüber den Vorteilen eines sehr entwicklungsfähigen Handelsverkehrs mit in Kauf genommen werden muss. — Durch die Preissteigerungen für landwirtschaftliche Erzeugnisse darf die Agrarkrise als wesentlich gemildert gelten. Soweit die landwirtschaftliche Bevölkerung nicht durch das schlechte Ernteergebnis allzu stark geschädigt ist, ist sie wieder kaufkräftiger geworden. Freilich hat die Preissteigerung der Lebensmittel die Preisabbauaktion der Regierung nicht zu voller Auswirkung kommen lassen. Die Reichsindexziffer für die Lebenshaltungskosten (Ernährung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Bekleidung), die sich von Januar bis Juli auf der Höhe von 114 gegen 100 vor dem Kriege gehalten hatte, erhöhte sich bis zum 15. Oktober auf 123. Ohne die Kohlen- und Frachtenermässigung wäre sie natürlich weit höher. Gegenüber der Vorwoche ist eine Steigerung von 1,7 Prozent zu verzeichnen. — Ueber die Umstellung der Reichsbank auf Reichsmark, die durch die seit kurzem als Gesetz geltende Einführung der Reichsmark als gesetzliches Zahlungsmittel notwendig wird, wird mitgeteilt: Im Kassenverkehr der Reichsbank werden fortan die auf Reichsmark, auf Billionen Mark und auf Rentenmark lautenden Zahlungsmittel als gleichwertig angesehen. Die Umstellung der Rechnungsführung ist in die Wege geleitet und im Kreditverkehr wird von der bisher vorgeschriebenen Entwertungsklausel abgesehen.

K. Werner, München.

Hutfabrik Adalbert Breiter, München. Die neuen Geschäftsräume an der Ecke Wein- und Sporerstraße sind kürzlich fertiggestellt und in Benützung genommen worden. Was hier in der kurzen Zeit von zwei Monaten an künstlerischem Geschmack und technischer Vollkommenheit geleistet worden ist, gereicht nicht nur der Firma Breiter, sondern auch der Fremdenstadt München zur höchsten Ehre. Der „Hutmacher am Dom" gehört als vornehmster Verkaufsraum der eleganten Welt zu den interessantesten und reizvollsten Sehenswürdigkeiten des kaufenden Publikums. Schon gleich, wenn man den Verkaufsraum betritt, erzeugt der weiche und warme Ton des Tafelwerks aus geflammter Birke, von dem sich die Spiegel- und Glasschränke wirkungsvoll abheben, ein Gefühl vornehmer Behaglichkeit. Die Fülle der zur Wahl gestellten Hutneuheiten, seien es die von Breiter als Spezialität geführten Velour-Hüte, seien es Jagd- und Sporthüte u. dgl., kommen in der besten Weise zur Geltung. Ueber Teppiche gelangt man in den meisterhaft ausgestatteten Damensalon. Es ist erstaunlich, wie zweck- und sachgemäß der ganze zur Verfügung stehende Raum ausgenützt und den neuesten Modezwecken dienstbar gemacht ist. Die Wände sind mit mattem tiefrotem Mahagoni verkleidet. Die Spiegelnischen, die diskret und wirkungsvoll angeordneten Beleuchtungseffekte, erzeugen die intime Stimmung des heimischen Boudoirs. Die Qualität der Breiterschen Fabrikate ist eine anerkannt gute. Allen Liebhabern aparter und charakteristischer sowie gediegener Kopfbedeckungen ist zu empfehlen, bei Einkäufen auch das Huthaus Breiter aufzusuchen.



Rosenkränze

fabriziert

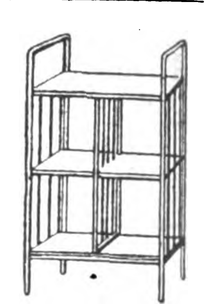
in allen Ausführungen und Ia Qualität

Hoflieferant Seiner  Hl. Papst Pius XI.

Anton Schreiner, Schwandorf (Bayern),

Rosenkranz-Industrie

Export Großhandel



Ordnung und Übersicht
erhalten Sie durch unsere
Aktenständer
Preisangebote unverbindlich.
Aalener Volkszeitung Aalen
(Württemb.)

Lehranstalten inserieren in der „A. R." mit gutem Erfolg

Haben Sie Bedarf an
Kongregations-Bildern, -Medaillen in Aluminium und Altsilber für **Männer-, Jünglings-, Jungfrauen-, Berg-Knappen-, Mütter- und Dienstboten-Vereine, III. Orden,** sowie auch passende **Halskettchen** und **Broschen,**
so verlangen Sie Muster. Grosse Auswahl und billigste Preise.

Heiligenbildchen!

I. Sortiment	400	Stück in feinst. künstler. Ausführung fein sortiert	6.30 ℳ
II. „	600	„ „ „ „ „ „	12.80 ℳ
III. „	1000	„ „ „ „ „ „	28.10 ℳ

Nichtpassendes nehme ich retour oder tausche um. Bei Voraussendung des Betrages erfolgt noch franko Lieferung. Franko gegen Franko steht auch gerne ein Postpaket zur Auswahl.

Machen Sie einen Versuch mit meinen

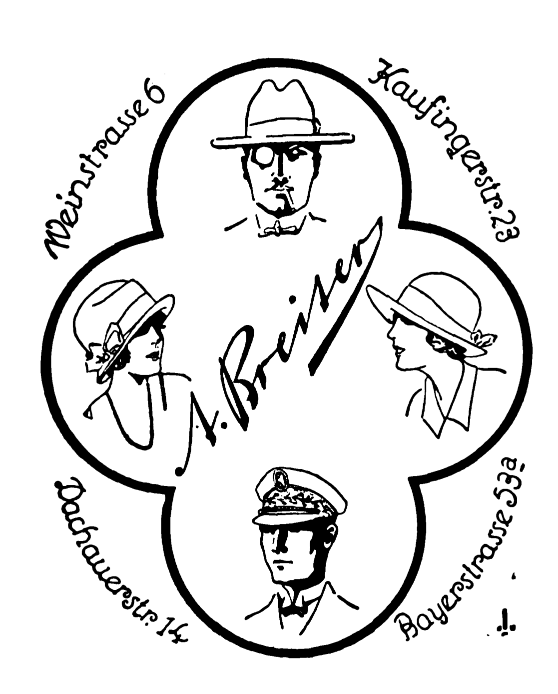
unzerreissbaren Rosenkränzen

Dutzend zu 5.60, 5.80 u. 6.— ℳ. Sie werden staunen.
Muster gerne zu Diensten.

Joh. Finger, kirchl. Buch- u. Kunstverlag, Abenheim, Rheinhessen
Postscheckkonto Nr. 712 Ludwigshafen.



Als Messweinlieferant empfehle ich besonders
deutsche und ausländische Messweine.



Bayerische Volkszeitung

B. V.

Die führende katholische Zeitung Nordbayerns
Nürnberg, Luitpoldstraße 5, B. V. Haus. 32. Jahrgang

Weitausgebauter politischer Teil, mit rascher und erschöpfender Berichterstattung über alle wichtigen Geschehnisse des In- und Auslandes. • Umfangreicher eigener Drahtdienst • Rundfunk • Eigene Berliner und Münchener Redaktionen • Sonderberichterstatter und Mitarbeiter an allen wichtigen Plätzen Deutschlands und des Auslandes. Vorzüglich ausgebauter Handelsteil mit eigenem Funkdienst. **Tägliche Beilage „Aus der Welt der Kirche"** mit eigener römischer Redaktion und einem hervorragendem Mitarbeiterstab im In- und Auslande. Große halbwöchentl. Unterhaltungsbeil. „Die Burg". • Von Heim, Herd u. Kinderstube. Aus der kath. Jugendbewegung. Soziale Tagesfragen. Der Landmann. Der Bücherfreund. Steuerzeitung.

Trotz dieser Reichhaltigkeit ist die B. V. eine der billigsten großen Tageszeitungen. Bezugspreis monatlich Mk. 1.90. Die **„Bayerische Volkszeitung"** ist über ganz Nordbayern und die angrenzenden Länder verbreitet. Die

große Auflage

die ständig im Wachsen begriffen ist, stempelt die B. V. zu einem bestgeeigneten, erfolgreichen **Anzeigenorgan.**

Brave, opferfreudige Jünglinge jeden Berufes im Alter von 14—30 Jahren, die Neigung zum religiösen Stande haben und als **Laienbrüder** am Werke der Glaubensverbreitung in unseren europäischen Niederlassungen oder in den überseeischen Missionsfeldern mitzuhelfen bereit sind, mögen sich wegen Aufnahme vertrauensvoll wenden an den
Hochw. Herrn P. Provinzial der Pallottiner, Limburg (Lahn).

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklam[illegible]
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, [illegible]

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gb. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 44 München, 30. Oktober 1924. XXI. Jahrgang.

Auf den Friedhöfen Europas.

Allerseelenrufe von Karl Schweizer.

Millionen wandern heute hinaus zu den Friedhöfen Europas. Millionen sehnsüchtiger Augen richten sich hin zu den namenlosen Gräbern. — Wer höret die Stimme, die die Friedhöfe sprechen? Wer lauscht auf die Predigt der namenlosen Gräber?

In lautem Schalle dröhnen die Zornrufe Gottes hin über die sündenrote, schuldbefleckte Erde! Aus Krieg und Umsturz, aus den Werken des Hasses und den Flammenrufen der Revolution ergeht das Wort des Herrn an die Kinder der Menschen. Noch ist sein Mund nicht verstummt! Noch die Kraft seines Armes nicht erlahmt! Noch das Werk der Heiligung nicht vollendet! Im Sturme der Zeiten spricht der Gewaltige und in heiligen Zeichen offenbart er seine Geheimnisse diesem Geschlechte.

Taub aber seid Ihr geworden, Ihr Erdgeborenen, und blind vor dem Angesichte Eures Gottes. Das Feuer der Lust hat ausgebrannt die Höhlen Eurer Augen. Die Wunder des Ewigen könnet Ihr nicht mehr schauen und die Herrlichkeiten seines Reiches sind Euch verschlossene Siegel geworden. Die brennende Gier nach den Schätzen dieser Erde hat Eure Herzen verhärtet. Ja, hart sind sie geworden wie der Stahl Eurer Kriegsschiffe, und die heiligen Feuer Gottes vermögen nicht zu schmelzen die Panzer dieser gottfernen, erdensatten Herzen.

Wem soll ich vergleichen dieses Geschlecht? Spielenden Kindern, die auf den Aeckern des Blutes tollen und aus den Gebeinen ihrer Brüder Häuser bauen? Oder tanzenden Narren, die über den Leichen der Friedhöfe ihre Lustgelage halten? . . .

Auf dem Friedhofe Europas lachen und lusten die Kinder dieses Geschlechtes. Unzählige Scharen erschlagener Brüder bleichen ringsum. Vom Blute der dahingeschlachteten Millionen sind gerötet die lieblichen Auen Gottes. Schaurig erklingen ihre Mahnrufe herüber aus der Nacht des Todes, und die Stimmen der namenlosen Gräber rufen zur Einkehr . . .

Wem soll ich also vergleichen dieses Geschlecht? Spielenden Kindern auf den Aeckern des Blutes? Oder tanzenden Narren auf den Friedhöfen der Erde?

Wehe aber den Wortstummen und Schweigern in diesen Tagen! Den Tatfeigen und Werktoten! Das Zorngericht Gottes wird über sie kommen und die Seelen der verlorenen Brüder wird er von ihnen fordern am Tage der Auferstehung alles Fleisches. Ja, Seele um Seele wird er fordern von Euch, Ihr Knechte Gottes!

Wehe auch Euch, Ihr Staatsgewaltigen und Herrschsüchtigen! Ihr dünkt Euch groß in Euren Augen. Der Herr aber wird Euren stolzen Nacken brechen gleich dem geknickten Rohre. Den Fürsten des Himmels und der Erde habt Ihr gestürzt, Seinen heiligen Namen ausgetilgt aus den Büchern Eurer Gesetze, Ihr Toren! Schon ist die Hand des Gewaltigen erhoben wider Euch! Zerschmettern wird er Eure Throne und niederwerfen Eure Parlamente! Denn er hebt empor die Völker aus dem Staube und führt sie hinan zu den heiligen Pfaden der Erwählung, auf daß sie seine Werke vollbringen mit Kraft und aufrichten das Reich der Heiligen und die Gemeinschaft der Gerechten unter den Söhnen der Erde.

Dieses Geschlecht aber hat die Wege des Herrn verlassen und mit Füßen getreten seine heiligen Satzungen. Die Stimme seines Zornes hören sie nicht und die Mahnrufe der Erschlagenen gehen ihnen nicht zu Herzen. Austilgen wird er sie darum aus dem Buche der Lebenden am Tage der Erfüllung. Zu einem Leichenacker wird er machen diese Gefilde und unter dem Schwerte der Vernichtung werden dahinsinken die Kinder der Gottlosen. Zu Asche werden Eure stolzen Städte! Zu Trümmerstätten Eure ragenden Heiligtümer! Fremde Zungen werden fremde Namen sprechen und die Völker des Aufganges wohnen auf den Fluren Eurer Heimat.

Denn aus den Gräbern sprechen die Stimmen der Toten zu Euch — und Ihr höret sie nicht. Die Gebeine der Brüder rufen Euch zu — und Ihr kehret nicht um! — — —

Aufgehen wird am Tage der Vollendung die Saat des Hasses, die Ihr gestreut. Gleich wilden Tieren werdet Ihr einander zerfleischen und wie hungernde Wölfe einander vernichten in schrecklichen Greueln . . .

Völker steigen empor wie der lachende Morgen. Völker sinken dahin wie die sterbende Nacht. — Einer aber herrscht vom Aufgang bis zum Niedergang: der Heilige und Gerechte, der seine Offenbarungen spricht zu den Geschlechtern dieser Tage.

Weltrundschau.

Die **Reichstagswahlen** finden am 7. Dezember statt, gleichzeitig die Preußischen Landtagswahlen. Der Preußische Landtag hat sich im Hinblick darauf selbst aufgelöst.

Am 27. und 28. Oktober hielten die Reichspartei des **Zentrums** und anschließend dessen preußische Landespartei ihre Parteitage zu Berlin ab. Näheres folgt in Heft 45.

Der Reichspräsident hat den noch bestehenden **Ausnahmezustand** aufgehoben.

Die Wahlen zur Bürgerschaft in **Hamburg** ergaben eine geringe bürgerliche Mehrheit. Gewonnen haben nur Deutschnationale und Kommunisten. Die bisherige sozialdemokratisch-demokratische Koalition hat nicht mehr das Uebergewicht.

Kronprinz **Wilhelm** von Preußen hat mit Kronprinzessin Cäcilie einen dreitägigen Besuch in München gemacht und mit Kronprinz **Rupprecht** von Bayern, dem Bayerischen Königshaus, militärischen und Künstlerkreisen verkehrt.

Die **Deutschnationale** Partei befindet sich in innerer Krisis. Der Führer der Alldeutschen, Justizrat Claß, organisiert den Flügel der Neinsager vom 29. August. Dr. **Hergt** ist vom Parteivorsitz zurückgetreten. — Auch die **demokratische** Partei leidet unter Erschütterungen. Namhafte Politiker, die einen Rechtsanschluß nicht scheuen, treten aus.

Die Franzosen und Belgier haben **Dortmund**, **Bohwinkel**, **Remscheid**, **Wesel**, **Emmerich**, **Limburg**, **Mannheim**, **Karlsruhe** (Rheinhafen) geräumt. — Mit 28. Oktober sind alle zur Ausbeutung der Pfänder im Rhein- und Ruhrgebiet befindlichen französisch-belgischen Aemter aufgehoben und die Industrie- und Schiffahrtsunternehmungen ihren Besitzern zurückgegeben. Die Bahnregie besteht noch, ist aber im Abbau.

Der **französische** Kriegsminister **Nollet** will die einjährige Dienstzeit durchführen, dafür aber das ganze Volk und die Wirtschaft „zum Verteidigungskrieg" organisieren. Auch die Kolonien sollen aufs stärkste dafür herangezogen werden.

Die Wahlen in **Norwegen** ergaben eine bürgerliche Mehrheit 77:73.

In **China** ist ein vollkommener Umsturz eingetreten. General Feng-Hu-Hsiang, angeblich Christ, hat in Peking den Präsidenten Tsao-Kun abgesetzt und will die streitenden Heere von Wu-Pei-Fu und Tschang-Tso-Lin zum Frieden bewegen.

Vom alten zum neuen Reichstag.

Von Dr. Otto Kunze.

Kein Wort mehr, wie es kam. Dieser Reichstag konnte nicht leben. Das Volk, das ihn gewählt hat, bekommt seine schlechte Arbeit zurück und muß sie am 7. Dezember nochmals einliefern. Wie vermeidet es die alten Fehler? — Es wird an Aufklärung nicht mangeln. Wem es Vergnügen macht, der kann sicher schon bald jeden Tag einer Wahlversammlung beiwohnen oder auf Spaziergängen die in Wort und Bild mehr oder minder schön stilisierten Wahlplakate der Parteien betrachten. Hinterher ist er so klug wie zuvor. Denn alle Parteien versprechen das Beste und der gute Staatsbürger darf nur zugreifen. Den einzigen festen Anhalt dafür, was die Parteien wert sind, ob man ihren Versprechungen trauen darf, gibt ihr Verhalten in der verflossenen Volksvertretung. Das Urteil darüber ist diesmal besonders leicht, gerade weil der Reichstag schon nach sechs Monaten aufgelöst wurde. In der normalen Zeit von vier Jahren kann jede Partei sich von den verschiedensten Seiten zeigen. Eine verwirrende Fülle von Gesetzen ist zu verabschieden, große und kleine Anfragen werden gestellt und beredet, Minister gestürzt, Koalitionen geschlossen und gelöst. Bald ist man Regierung, bald Opposition. Dem Abgeordneten, der nach vier Jahren vor seine Wähler tritt, ist um seine Rechenschaft selten bang. Er breitet eine Menge Tatsachen aus, gruppiert sie in seinem Sinn und wartet ruhig, wer seiner Sachkenntnis entgegentreten mag. Heute ist das anders. Die Männer und Frauen, die am 7. Dezember zur Wahl gehen, erinnern sich noch gut, mit welchen Ueberzeugungen und Erwartungen sie am 4. Mai ihren Zettel in die Urne gesteckt haben. Und die Leistung des damals gewählten Reichstags überblicken sie schnell. Es ist nicht viel mehr als die Annahme des nach dem Amerikaner Dawes genannten Systems der Kriegszahlungen und der damit verbundenen Reichsgesetze. Eine beachtliche, für Deutschland schicksalbestimmende Leistung, aber eine Einzelleistung. Sie ist der Maßstab für die Entscheidung, wen wir wählen. Zwar ist an der Annahme des Dawesplanes nichts mehr zu ändern, die Ausführung aber erstreckt sich auf viele Jahre. Sie kann gut oder schlecht, aufrichtig oder betrügerisch, pünktlich oder unpünktlich sein. Das hängt von den Regierungen ab, deren Zusammensetzung wieder der Reichstag bestimmt. Die Ausführung des Dawesplanes hebt oder drückt unser Ansehen in der Welt, macht uns Freunde oder Feinde. Sie läßt Schlüsse auf unsere Friedensliebe zu. Nach innen wird sie sich weiter in der wirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung auswirken.

So ergibt sich als erste Frage für die Neuwahl: Welche Parteien haben für Annahme der Dawesgesetze und damit für den Plan selbst gestimmt und welche dagegen? Daß die Annahme unvermeidlich und deshalb geboten war, ist allgemeine Ansicht aller, die eine vernünftige und friedliche Politik vertreten. Gegen die Annahme waren nur die Aeußersten rechts und links: Nationalsozialisten, Deutschsoziale und Kommunisten. Alle anderen waren dafür. Die Deutschnationalen allein geben ein großes Rätsel auf. Wie stehen sie zum entscheidenden Punkt deutscher Außenpolitik? Am 29. August — es muß immer wieder daran erinnert werden — lehnten sie alle Gesetze ab, deren Annahme ohne sie gesichert war; beim Eisenbahngesetz, das als verfassungsändernd die Zweidrittelmehrheit brauchte, teilte sich die große Fraktion. — Ich möchte im Wahlkampf alles lieber sein als deutschnationaler Kandidat. Alle Parteien haben vor dem 4. Mai ihre Wähler erkennen lassen, wie sie sich zu den vielbeschrienen Gesetzen verhalten wollten. Die Deutschnationalen mit am deutlichsten. Sie donnerten wider das zweite Versailles, die Versklavung und Ausbeutung durch das jüdisch-amerikanische Kapital. Alle Parteien haben so gestimmt, wie sie angekündigt. Nur die Fraktion der Hergt, Westarp, Tirpitz, Spahn-Sohn und Bismarck-Enkel zeigt seit dem 29. August zwei Gesichter. Deutschnational zu wählen, ist schon aus diesem Grund eine Zumutung, die uns ganz unmöglich dünkt.

Geht aber die Annahme der Dawesgesetze von der Deutschen Volkspartei bis zur Sozialdemokratie durch, so müssen für unsre Wahl noch fernere Dinge den Ausschlag geben. Hier spricht nicht mehr die Haltung im letzten kurzen Reichstag, sondern der dauernde Charakter der Parteien das Urteil. Hier denken wir daran, daß der nächste Reichstag doch hoffentlich seine verfassungsmäßigen vier Jahre alt wird und auf allen Gebieten Neues und, so Gott will, Besseres schafft. Unsre politische Anschauung wird bestimmt von unsrer Weltanschauung. Wir wollen eine christliche Politik. Damit fallen Sozialdemokraten und Demokraten aus. Die Sozialdemokratie hat zwar gut gearbeitet für Frieden und Verständigung der Völker. Das hat ihr in Frankreich, England, zuletzt in Dänemark und Schweden große Erfolge gebracht und wird ihr am 7. Dezember auch in Deutschland Gewinn bringen. Von den Kommunisten besonders wird sie sich viele zurückholen. In der Sache des Friedens aber befriedigen uns unsre eigenen, nachher zu beleuchtenden Parteien völlig. Die Sozialdemokratie hat dagegen wesenhafte Mängel. Ihre Grundlage ist Materialismus, woraus eine Menge falsche Theorien über Staat und Wirtschaft entspringen. Durch Karl Marx eine Enkelin Hegels, huldigt sie einem falschen Absolutismus des Staats, mag sie ihn auch formell durch die organisierte arbeitende Gesellschaft ersetzen. Genug staatssozialistische Experimente sind unter der Herrschaft oder Mitherrschaft der Sozialdemokratie mit dem kranken Reich oder Einzelland angestellt worden. Vergesse man endlich nicht, daß diese Partei der katholischen und jeder positiven Religion feindlich ist. In Frankreich, in Oesterreich steht sie an der Spitze des Kulturkampfs, in Sachsen, Thüringen, in Berliner und anderen Stadtverwaltungen hat sie auf reichsdeutschem Boden ihre Kirchenfeindschaft bewiesen.— Von den Demokraten gilt mit einigen Milderungen dasselbe. Statt Materialismus steht bei ihnen Liberalismus, statt Hegel Kant, statt Staatssozialismus Börse. Das freigeistige Judentum, das auch in der sozialistischen Führung eine Rolle spielt, hat bekanntlich in der Demokratischen Partei besonders viel Einfluß.

Wir wenden uns rechts. Die Deutsche Volkspartei scheint für praktische Politik nicht unbrauchbar. Nur ist sie reine Interessenpartei. Ihr Ideengehalt erschöpft sich im kleindeutschen Nationalstaat mit imperialistischem Machtanspruch. Die Abstammung von den einstigen Nationalliberalen verleugnet sich nicht. Für ein Deutschland, dessen staatlicher Aufbau und politisches Handeln von ewigen, also jenseitigen Normen bestimmt ist, fehlt diesen Diesseitsmenschen, diesen Spätlingen des 19. Jahrhunderts, jedes Organ. Wer etwas Besseres hat, braucht nicht Deutsche Volkspartei zu wählen.

Was bleibt übrig? Zentrum, Bayerische Volkspartei, Föderalisten in Hannover, Schleswig-Holstein, diesmal wohl auch zum ersten Male in Hessen. Den deutschen Katholiken befriedigt das Programm des Zentrums mindestens soweit, daß er es jeder anderen Partei vorzieht. Der katholische Bayer findet in der Bayerischen Volkspartei darüber hinaus seine landschaftlichen Belange gewahrt. Es wäre zu wünschen, daß Zentrum und Bayerische Volkspartei diesmal friedlich getrennt kämpften und keins das andere zu schmälern suchte. In Hannover wäre das frühere gute Verhältnis zwischen Deutschhannoveranern und Zentrum gewiß herzustellen, wenn das Zentrum seine alte föderalistisch-großdeutsche Staatsidee wieder eifriger pflegte. Das würde ja auch viele andere Nöte heilen, worüber wir schon manches gesagt haben und zu gelegener Zeit neues sagen wollen.

Ueber Koalitionen, die brennende Frage der letzten Wochen, braucht sich zurzeit niemand den Kopf zu zerbrechen. Eine starke Mitte der christlichen Parteien wird die Gefahren jeder Koalitionsbildung mindern. Es ist weniger bedenklich, wenn 100 von der Mitte sich mit 70 Deutschnationalen verbinden, als wenn es 80 von der Mitte mit 100 Deutschnationalen tun müssen. Der neue Reichstag wird übrigens weniger Abgeordnete zählen als der alte, da nach dem neuen Reichswahlgesetz statt 60000 Stimmen erst 75000 einen Sitz erhalten. Die Wahlbeteiligung dürfte mindestens nicht größer sein als im Mai. Sorgen wir dafür, daß die uns Gleichgesinnten nicht wahlmüde werden. Auch wer nicht mitwählt, trägt ein Stück Verantwortung für die Vertretung und Regierung seines Volkes und damit für dessen Schicksal und sein eignes.

Zeitspruch.

Alle Dunkelheiten sind umwacht
Von den Wächtern, die kein Schlummer schlägt!
Zitterst du? . . . Erschauert bleich die Nacht? . . .
Wandrer, walle weiter unentwegt! —
Ob in Wirrsal auch und düsterem Graun
Sich dein banger, trüber Blick verliert, —
In dir hallt ein Ruf, dem musst du traun!
. . . Sei gewiss, dass dich der Ewige führt!
Unergründlich wie Sein Werk sich zeigt
Ist Sein Wille. Höllengaukelspiel
Sprüht wie Flitter vor ihm auf. Er schweigt. —
Jedem krausen Pfad weiss Er ein Ziel! Ernst Noeldechen.

Oesterreichische Rundschau.

Nach dem großen Krach. — Die Finanzlage des Staates. — Die Organisation des Kulturkampfes. Fragen der Sozialpolitik.

Von Bundesrat Christian Fischer, Graz.

Man kann sagen, daß der große Krach vorüber ist. Es war aber auch des Bösen genug. Den Anfang des Krachs bildete der Zusammenbruch der Industrie- und Handelsbank, dann folgten in fast ununterbrochener Reihe die Depositenbank, die Kaufmannsbank, Bodenbank, Heimatbank, Handels- und Gewerbebank in Graz, Nordisch-österreichische Bank in Wien und eine Reihe von Genossenschaften aller politischen Richtungen. Den hoffentlichen Schlußpunkt bildete der Zusammenbruch des Hauses Castiglioni, was vom Bösen das Böseste war. An den Ausgleichsbestrebungen dieses Gewaltigen beteiligt sich in hervorragendster Weise das ausländische Kapital, so daß die anschließende Industrie sich wieder wird betätigen können. Im allgemeinen gewinnt der objektive Beschauer den Eindruck, daß es sich bei dem ganzen Kampfe um das Ringen zwischen altem und neuem Kapital handelte. Die Rothschildgruppe und die Finanzgruppe um den seinerzeit allmächtigen Gouverneur der Bodenkreditanstalt, Geheimrat Sieghart, sie wollten neben sich keine anderen Götzen aufkommen lassen. Rothschild wurde sein herrliches Palais in der Heugasse verleidet, als sich in nächster Nähe Camillo Castiglioni ein noch schöneres Haus einrichten ließ. Ein Hauptargument des Kampfes gegen Castiglioni hat dieser Tage der ehemalige Minister Dr. Gürtler in einer christlichsozialen Versammlung zu Graz enthüllt. Das alte jüdische Kapital hat an der Geldknappheit wahnsinnig hohe Summen verdient, erpreßt aus dem Fleiße und dem Elend breiter Volksschichten. Castiglioni hat Geld ins Land gebracht, die Konditionen verbilligt, daher der Kampf, der Oesterreich mehr geschadet hat als alles, was vorher an Bankkrachs zu verzeichnen war. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich neuerlich, daß die Wiener Presse, mit Ausnahme der Reichspost und der Tageszeitung zu einem der Konzerne gehört. Die Castiglioniblätter wurden aber in den letzten Tagen an eine ungarische Gruppe verkauft. Traurig ist nur, daß der Riesenkampf zwischen den Kapitalisten Oesterreichs auf dem Rücken der Arbeiter ausgetragen wurde. Die Zahl der Arbeitslosen steigt sehr schnell und nur sehr schwache Anzeichen einer Besserung sind vorhanden. Rasch wurden in die Betriebe Tausende von Arbeitern eingestellt, aber nur langsam wird es wieder vorwärts gehen. Die sozialpolitische Gruppe in der Christlichsozialen Partei, die geholfen hat, die so viel verlästerten Arbeiterschutzgesetze zu schaffen, sie hat recht behalten. Die Arbeitslosenversicherung, die Kündigungsbestimmungen und die Abfertigung bei den Angestellten haben sich vollständig bewährt. Daß sich die christlichsozialen Arbeitervertreter vollständig in den Dienst der von der Krise betroffenen Angestellten und Arbeiter gestellt haben, ist wohl selbstverständlich.

In all dem Trubel der letzten Wochen stand der Bundeskanzler Dr. Seipel wie ein Fels, der nicht zu erschüttern war. Die Vorsehung Gottes hat zur schlimmsten Zeit den rechten Mann geschickt. Sein Kampf um Oesterreichs Zukunft wird nicht vergeblich sein. Minister Dr. Kienböck, von dessen Rücktritt man gesprochen hatte, stellte kürzlich in einem Vortrag folgende Richtlinien auf: Die österreichische Finanzpolitik muß sich nach vier Hauptgesichtspunkten orientieren: der erste ist die Stabilität der Währung, der zweite das Gleichgewicht und die Sparsamkeit im Budget, der dritte die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, der vierte das finanzielle Verhältnis des Bundes zu den Ländern. Die Stabilität der Währung steht in innigem Zusammenhang mit der Politik der Nationalbank. Die Nationalbank hat alle ihre verschiedenen schwierigen Aufgaben mit hervorragendem Erfolg bewältigt, darunter die allerschwerste, die ihr aus der Notwendigkeit erwachsen ist, nach dem Höhepunkt der Krise das Eskompteportefeuille abzubauen und den dringenden Forderungen nach billigen Krediten die eherne Tafel der Währungspolitik entgegenzuhalten. Wenn ihr auch wie jedem, der öffentlich handelt, Kritik nicht erspart bleibt, so kann sie doch mit voller Beruhigung auf das Ergebnis ihrer Tätigkeit hinweisen. Der Minister verwies schließlich darauf, daß im Jahre 1924 nur 125 Milliarden Papierkronen aus den Völkerbundskrediten benötigt wurden. Die am 21. Oktober beginnende Periode des Nationalrates wird das Budget für 1925 vorgelegt erhalten, das eine weitgehende Besserung der Lage aufweist.

Die Gegner des katholischen Volkes rasten nicht. Der 60. Geburtstag Kardinals Dr. Gustav Piffl wurde vom katholischen Volke herzlich gefeiert. Die Freimaurer beantworteten den Festtag mit der Abhaltung des internationalen Freidenkerkongresses in Wien, der einheitliche Richtlinien für die Arbeit der Freimaurer in den einzelnen Ländern beschloß. Die Sozialdemokratie in Oesterreich gerät immer mehr unter die Führung der Loge. Der Wiener Großmeister vom Stuhl, Dr. Schlesinger, hat in einer großen Rede die Arbeit seiner jüngeren, in der Sozialdemokratie tätigen „Brüder" ausdrücklich gebilligt. Gegenwärtig handelt es sich bei den Freimaurern um die Einführung der Zivilehe, die Trennung von Kirche und Staat, Trennung von Kirche und Schule, Abschaffung des § 144 des österreichischen Strafgesetzes, der den Kindermord im Mutterleib verbietet. Zum Glück weiß das katholische Volk zur Genüge, was auf dem Spiel steht, und Dr. Seipel hat in einer großen Rede im christlichsozialen Parteirat ein neues Schulprogramm entwickelt, das sich restlos zur katholischen Bekenntnisschule stellt. Darüber ist die sozialdemokratische und freiheitliche Wiener Presse empört und die „Arbeiterzeitung" stellt an den Bundeskanzler die Frage, ob er nichts Besseres zu tun habe, als den Kulturkampf zu entflammen. Nun darf aber nicht vergessen werden, daß es gerade die Gegner sind, die, wie an dieser Stelle wiederholt festgestellt wurde, seit Jahr und Tag Kulturkampfpolitik betreiben. Dr. Seipel wehrte sich auch erfolgreich gegen eine sozialdemokratische Interpellation im Parlament. Er hielt an seinem Schulprogramm fest, bewies aber, daß die Regierung in der gegenwärtigen Koalition mit den Großdeutschen (Liberalen) kein entsprechendes Gesetz einbringen könne. Die Mehrheit des Hauses erkannte diesen Standpunkt an.

Bundesminister Schmitz, der sich seine Sporen in der Christlichen Gewerkschaftsbewegung Oesterreichs verdient hatte, versammelte dieser Tage die Vertreter der politischen Parteien bei sich, um ihnen über seine Absichten hinsichtlich der sozialpolitischen Gesetzgebung Mitteilungen zu machen. Die Reform der Angestelltenversicherung steht unmittelbar bevor. Der Unterausschuß des Nationalrates ist mit seinen Beratungen schon ziemlich weit vorgeschritten; wenn es zur Annahme seiner Vorschläge kommt, würden die Renten aus der Angestelltenversicherung beinahe verdoppelt werden. Auch an der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter wird fleißig gearbeitet. Das Programm der Regierung sieht eine starke Konzentration der Krankenkassen als Grundlage für die Invaliden- und Altersversicherung vor. Eine Streitfrage ist neuerdings durch einen Beschluß des Verfassungsgerichtshofes aufgeworfen worden. Die landwirtschaftlichen Arbeiter haben durch ein Bundesgesetz Zutritt zur Krankenversicherung erhalten. Der Verfassungsgerichtshof findet irgendeine verzwickte Stelle in der Bundesverfassung und erklärt, daß die Krankenversicherung der landwirtschaftlichen Arbeiter nicht Sache des Bundes, sondern der Länder sei. Die Landtage haben aber seit 30 Jahren das Recht gehabt, eine Krankenversicherung für die Landarbeiter zu schaffen, doch kam es nicht einmal zu geringen Ansätzen einer solchen Versicherung, so daß jetzt unter der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft große Erregung herrscht. Die christliche Arbeiterschaft stellt sich auf den Standpunkt, daß die gesamte Sozialversicherung Sache der Bundesgesetzgebung sei, ein Standpunkt, der von der Bauernschaft auf das heftigste bekämpft wird.

Mittlerweile geht die Arbeit in der christlichsozialen Bewegung weiter. Die katholischen Arbeitervereine rüsten sich zur Durchführung ihres Winterprogrammes und die Reichsverbandsleitung geht ihnen dabei durch Beschaffung von Material sehr an die Hand. Eine neue Wendung in der Bildungsarbeit der katholischen Arbeitervereine wird die Herausgabe eines neuen gewerkschaftlichen Organs der christlichen Arbeiterschaft bedeuten. Die Zeitschrift soll zweimonatlich erscheinen und sich in besonderer Weise die Vertiefung der Grundsätze der christlichen Arbeiterschaft zur Aufgabe stellen. Die Schriftleitung wird Dr. Karl Lugmaier übernehmen.

Die Christlichen Gewerkschaften waren in der letzten Zeit an größeren Aussperrungen und Streiks beteiligt, haben sich aber glänzend gehalten und viele Erfolge erzielt. In der alpenländischen Eisen- und Metallindustrie sind die Christlichen Gewerkschaften zum erstenmal zu einem Kollektivvertrag zugelassen worden. Unsere ausländischen Freunde ersehen daraus, daß die Bewegung in Oesterreich gute Fortschritte macht.

Nach zwei Jahren Herrschaft des Faschismus.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Das Heilige Jahr steht vor der Türe und schon in zwei Monaten werden von überallher die Menschen nach jenem Punkte unseres Erdenballes hinströmen, wo der Eine thront, dem die Binde- und Lösegewalt für alle Erdenschuld übertragen ist. Tausende aus unserem Volke werden unter ihnen sein. Tausende tragen sich heute schon mit dem Gedanken einer Romfahrt und viele von ihnen werden nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung dem Augenblick entgegensehen, da sie sich einem ganz fremden Volke, das uns gestern noch mit der Waffe gegenüberstand, anvertrauen sollen, zumal doch fast jeden Tag die Zeitungen Unerfreuliches von den öffentlichen Zuständen in Italien berichten.

Gewiß ist ja das Bestreben weiter italienischer Kreise und vor allem der Behörden unleugbar, alles zu tun, damit das Land im Heiligen Jahre eine „bella figura“ mache; überdies rät das materielle Interesse, der klingende Vorteil, den dieser Zustrom einiger Millionen Fremder bringt, alles zu unterlassen, was das „Geschäft“ beeinträchtigen oder gar verderben könnte. Endlich ist nicht zu leugnen, daß das italienische Volk in seiner Gesamtheit es uns längst schon großmütig verziehen hat, daß es uns, seine Verbündeten, bekriegte. Aber daneben bietet der Anblick des Italien von heute auch Erscheinungen, die für uns Ausländer stark in die Wagschale fallen und im Abwägen von für und wider eine Romfahrt ihr volles Gewicht besitzen. Schon die italienische Regierung selbst führt uns und der ganzen Welt unmittelbar vor den Grenzen unseres Landes das Schauspiel rücksichtsloser Despotenwirtschaft gegenüber unseren deutschen Stammesbrüdern Südtirols vor und setzt damit ein weithin leuchtendes Warnungsfanal auf.

Die Frage, die hier beantwortet werden soll, lautet: wie steht es heute in Italien? Zwei Jahre Faschistenherrschaft gehören bereits der Vergangenheit an; ob auch der Geschichte, mußt sich erst weisen. Daß sich die Schwarzhemden von vornherein stark übernommen haben, wußte man ja, denn in Italien muß alles sehr cum grano salis genommen werden. Wir wollen daher von der Geistes- und Sittenerneuerung absehen, die der Faschismus nicht etwa bringen, nein, sein wollte. Es war eine Selbsthypnose und nicht einmal bei allen. So wie mir ein Fall bekannt ist, daß unsere Völkischen im Handumdrehen einen Zigeuner mit sanfter Gewalt zu ihrem urteutonischen Evangelium (natürlich der Rasse und des Blutes) bekehrten, so haben ja auch die Faschisten in großem Stil Sozialisten und Kommunisten in ihre faschistische Altweibermühle getrieben; äußerlich kamen auch richtige Schwarzhemden dabei heraus, aber sonst blieb alles beim alten. Unter der Führerschaft geriet das gegenseitige Sich-überbieten an urechter, integraler nationaler Gesinnung in Schwung, die Konkurrenz wurde mit den Sprachwerkzeugen überboten und in diesem Wettrennen gelang es natürlich recht unsauberen Elementen, die jetzt wegen der Ermordung Matteottis im Commendatorenpalast sitzen —, so nennt der Römer von den Bankskandalen her das große Staatsgefängnis —, sich um Mussolini zu drängen und die höchsten Posten in der faschistischen Hierarchie an sich zu raffen. Immer wieder diesen Stall zu reinigen erforderte schon bisher einen großen Teil der Arbeitskraft des Duce; Leute, die als unantastbar und als unabsetzbar galten, die über starken persönlichen Anhang verfügen und an Rücksichtslosigkeit keinem Faschisten nachstehen, lassen sich schwer absägen, aber auch solche mußten schon daran glauben.

Es ist vielfach im Ausland die Meinung verbreitet, Mussolini sei zum mindesten innerhalb seiner Partei ein absoluter Alleinherrscher, dem alles sich widerspruchslos fügt; daher macht man ihn auch für alles und jedes verantwortlich, was irgendwo von jemandem, der sich ein schwarzes Hemd anzieht und einen Fez aufsetzt, begangen wird. Wer die allmonatlichen Verhandlungen des Obersten Rates genau verfolgt, der sieht, daß es Mussolini gar nicht leicht ist, sich immer wieder durchzusetzen und so mancher Beschluß ist ein Kompromiß; darüber täuschen auch große Worte nicht hinweg. Draußen aber, im Lande, wo man nicht unter unmittelbarer Kontrolle steht, maßen sich manche (auch nicht alle!) faschistische Unterhäuptlinge durch ihr brutales Auftreten eine Gewalt an, vor der selbst die Behörden kapitulieren. Es ist in solchen Fällen mit Lebensgefahr verbunden, das Gesetz zur Geltung zu bringen, und so drückt man lieber beide Augen zu. Ganz besonders kraß ist in dieser Hinsicht der Fall Regazzi, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese unsicheren Zustände gelenkt hat. Regazzi, ein solcher faschistischer Miniaturdespot, hatte zu Molinella und Umgegend seine absolute Herrschaft über Eigentum und Freiheit, ja über Leben und Tod der Bewohner aufgerichtet, hatte mit Ueberlegung und Vorsicht öffentlich einen Mord an einem wehrlosen politischen Gegner begangen und war Gegenstand eines Haftbefehles der Justizbehörde. Die Verhaftung aber unterblieb auch dann noch, als der Befehl vom Justizminister selbst erging; ja, ein volles Jahr lang konnte Regazzi sich frei bewegen, sich öffentlich zeigen, an Kundgebungen und Sitzungen in Gegenwart staatlicher Behörden teilnehmen, gekannt von allen. Für die Polizeibehörde galt er als „unauffindbar“. Erst als der Skandal die ganze Oeffentlichkeit beschäftigte und von der Zentralregierung Karabinieri, also Staatspolizei, aufgeboten wurde, um die Verhaftung vorzunehmen, endete die Komödie, aber selbst dann noch blieb Regazzi wirklich unauffindbar, da er rechtzeitig eine telegraphische Warnung erhalten hatte. Schließlich hat er sich dann selbst gestellt.

Es muß auch gesagt werden, daß es in letzter Zeit mit der früheren Straflosigkeit der Faschisten anders geworden; mancher hat für eine Flasche Rizinusöl ein Jahr Gefängnis eingetauscht, aber allzu viele, die Schuld auf sich geladen, laufen noch frei umher, und die Liste von Mordtaten (in geringem Maße auch begangen an Faschisten) verlängert sich leider mit jedem neuen Tage.

Ein besonderes Kapitel ist das Verhältnis zwischen Freimaurertum und Faschismus. Wenn wir darauf mit ein paar Worten eingehen, müssen wir vorausschicken, daß wir hier das Freimaurertum des italienischen Groß-Orients im Auge haben, das sein Hauptquartier im Palazzo Giustiniani hat und in Abhängigkeit von der Pariser Großloge steht. Seine politischen Aktien stehen zurzeit auf Null, was manche dazu verleitet, der Geheimgesellschaft überhaupt keine Bedeutung mehr beizulegen. Mit Unrecht! Die frühere Gegnerschaft hat sich zu vollster Feindschaft entwickelt, die noch vor wenigen Wochen in einer neuen grundsätzlichen Erklärung des faschistischen Obersten Rates ihren unzweideutigen Ausdruck fand. Es ist allbekannt, daß gerade die italienische Beamtenschaft, vor allem Justiz- und Unterrichtswesen, stark von freimaurerischen Elementen durchsetzt sind. Klar ist auch, daß jede von Faschisten begangene Untat das Ansehen des Faschismus selbst immer weiter untergräbt und zerstört; läßt man daher solche Missetäter ungestört und ungestraft ihren Weg weiter gehen, so besorgen sie selbst das Geschäft ihrer Gegner. Viele Fälle von Straffreiheit finden darin ihre Erklärung. Aber die Tatsache, daß man jüngst, z. B. in Bologna, Mitgliederlisten der Freimaurerlogen fand, auf denen die Namen angesehener Faschisten standen, und daß man in Neapel eine Loge aushob, wobei unter den anwesenden Freimaurern sich 15 Faschisten in Uniform, darunter ein Offizier der Nationalmiliz, also der faschistischen Garde, befanden, beweist doch, daß die Behauptung, gerade freimaurerische Faschisten seien die Attentäter auf katholische Institutionen, um den Gegensatz zwischen Staat und Kirche, der sich zu bessern begonnen hatte, neuerdings zu verschärfen und zu vergiften, nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden kann. Ein jüngst veröffentlichter Geheimrunderlaß einer Loge bestätigt überdies die Tatsache, daß Rossi und Dumini, die in der Mordaffäre Matteotti am stärksten belastet sind, Freimaurer waren und der Auftrag zur Tat von ihren Ordensoberen ausging, damit die Wirkung auf den Faschismus zurückfalle. Man muß sich aber auch da vor Verallgemeinerung hüten, denn es wird noch genug Schuld an echten, hundertprozentigen Faschisten kleben, für die ein Teil der Verantwortung die Organisation selbst trägt.

Die politische Folge jenes Mordes an Matteotti bestand im Zusammenschlusse der Oppositionsparteien und ihrem Auszug aus dem Parlament, das ohne Opposition lahmgelegt ist; ihre Forderungen bestehen in der Wiederherstellung der verfassungsmäßigen staatsbürgerlichen Freiheiten, Rechte und Sicherheiten. Leider hat die Cäsarennatur Mussolinis redlich zur Verschärfung dieses Gegensatzes beigetragen. Er hat den Gegnern nicht, wie er behauptet, den Olivenzweig hingehalten, sondern um die Ohren gehauen. Mussolini kann sich nicht dareinfinden, daß ein Mitarbeiter sich die Freiheit der Entscheidung über Zustimmung oder Ablehnung vorbehält, er verlangt blinde, bedingungslose Gefolgschaft. Er mag wohl das begreifliche Empfinden haben, daß dem Faschismus in der Zwangsjacke des Parlamentarismus die Gefahr der Erstarrung und Versteinerung droht, und kann zwischen diesen Gegensätzen keine sichere Linie finden. Anderseits übersieht er, daß ein in voller Lebensreife stehendes Volk wie

das italienische, sein Glück in freier Selbstbestimmung und Zusammenarbeit schmieden will; Mussolini aber will es ihm mit aller Gewalt aufnötigen. So sehen wir einen Prozeß zunehmender politischer Isolierung sich vollziehen. Soeben hat die liberale Partei, die allerdings der Regierungspartei einverleibt ist, das gleiche Schicksal durchlebt, wie einst die Italienische Volkspartei; hier führten die Vorgänge zur Absplitterung des Centro Nazionale, das sich vor Mussolinis Wagen spannt, dort führten sie ebenfalls zur Ausscheidung einer Gruppe (sie schwankt allerdings noch), die ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit trotz wohlwollender Mitarbeit wieder zurücknehmen möchte. Ueberdies ist der Verband der Frontkämpfer und Kriegsbeschädigten von der Seite des Faschismus zurückgetreten, vornehmlich deswegen, weil unter des letzteren Einfluß nationale Gesinnung mehr und mehr zur Parteisache herabgewürdigt wird. Diese Stimmungen pflanzen sich aber hauptsächlich in den politisch interessierten Kreisen fort; im Volke selbst hat die Persönlichkeit Mussolinis an Ansehen und Zustimmung kaum wahrnehmbar eingebüßt, sie übt dort immer noch einen starken Zauber aus.

Mussolini hat erst in diesen Tagen freiwillig eingestanden, daß seinerseits schon manche Fehler begangen worden sind. Daß es ihm an Einsicht nicht fehlt, wird niemand bezweifeln; er hat aber auch die seltene Gabe des Mutes, umzukehren und die von anderen gemiedenen Wege zu gehen. Er mag längst eingesehen haben, daß die angestrebte Erneuerung des gesamten Lebens von Nation und Staat aus dem faschistischen Gedanken heraus nicht zu erhoffen ist: besteht doch gerade von seinen Anhängern ausgehend die Gefahr des Zerfalles der moralischen Einheit des Landes. Entschlossen geht er daher auch kirchenpolitisch seine Wege und Stück um Stück gibt er dem Volke zurück, was ihm der Liberalismus an Bestem geraubt; denn man sage, was man wolle, die Umwandlung der religionslosen Staatsschule zur katholischen Konfessionsschule ist eine Tat, die offene rückhaltlose Anerkennung verdient. Er verfolgt diese Linie konsequent weiter und ich glaube, in letzter Zeit ein Anzeichen dafür zu sehen, daß er auch die Römische Frage noch ihrer Lösung zuführen werde. Jedenfalls verdanken ihm Religion und Kirche in diesen zwei Jahren mehr, als sie unter einer fünfzigjährigen Herrschaft des Liberalismus erhielten. Eben jetzt wurde auch der Vertrag mit dem Minoritengeneralat abgeschlossen, der dem Hl. Stuhle das Kloster San Francesco zu Assisi wiedergibt.

Und wenn wir schon das Dunkle am Faschismus hervorgehoben, so muß endlich auch um der Wahrhaftigkeit willen zugegeben werden, daß sehr viel stumme Disziplin sich in seinen Reihen findet. Dem von Mussolini gegebenen Befehl, den Mord an Casalini nicht zu rächen, wurde Folge geleistet; es sollte kein Blut dafür fließen, sondern verziehen werden. Und das ist geschehen.

Großdeutsche Fürstengestalten.

V. Herzog Wilhelm von Württemberg, K. u. K. Feldzeugmeister.

Von Dr. Eugen Mack, Fürstl. Archivrat, Wolfegg, Württemberg.

(Schluß.)

In dalmatinischen Garnisonen sammelt der junge Württemberger bei dem 1850 in der Herzegovina ausgebrochenen Aufstand Erfahrung und Einblick in Kriegführung in schwer zugänglichem Bergland. Er sollte bei ihrer und Bosniens Eroberung und Befreiung alles verwerten. Einmal, im August 1850, sieht er auf einem Felsen einen Adler, einen Wächter des Kaiserreichs, der seine scharfen Blicke nach Süden gerichtet hat. Der Prinz war ja immer überzeugt, daß Oesterreichs Sendung wesentlich darin besteht, deutsche Kultur nach Osten zu tragen. Er hat später die Worte geschrieben:

„Ein Staat, der seine Staatsidee verleugnet, ist ein Körper, der die Seele aushaucht. Ein solcher folgt den Gesetzen der Zersetzung, der Verwesung, aus der allerdings auch neues Leben sproßt, aber ein Leben der einzelnen verwandelten Teile. Das römische Reich, das assyrische, das babylonische, das großmährische und die vielen, die die Geschichte nennt, sind solche Staaten, deren Teile zu neuem selbständigem Leben erwachsen sind, die aber mit ihrer zum Teil großartigen politischen Idee der Geschichte anheimfielen. Da, wo die nationale Idee nicht die Trägerin des Staates ist, muß sie durch eine politische oder soziale Mission ersetzt werden. Mit ihrem Aufhören schwindet die Berechtigung der staatlichen Existenz."

So verriet der Herzog einen tiefen staatsmännischen Blick. Er erkannte, wie Oesterreich wachsen und seinen Besitz durch strategische Bahnen schützen und erhalten müsse. Am 8. November 1850 schrieb er:

„Wenn in der Zukunft, wie es wohl nicht ausbleiben kann, Bosnien und Herzegovina zu Oesterreich gehören, so wird die Narentamündung von ganz besonderer Wichtigkeit sein, denn es ist der einzige zur Ausmündung einer Eisenbahn geeignete Punkt Dalmatiens." Er schließt aber auch resigniert: „Freilich wird zu unseren Lebzeiten das für Oesterreich so wichtige Werk kaum ernstlich überlegt, viel weniger begonnen und vollendet werden."

Als im Herbst wegen der kurhessischen Frage ernste Verwicklungen drohten, schrieb der großdeutsche Föderalist von Ragusa aus an seine Mutter:

„So erwünscht mir persönlich im allgemeinen ein frischer, fröhlicher Feldzug wäre, so wünsche doch auch ich eine friedliche Lösung, denn nichts wäre betrübender und schrecklicher als ein Bruderkrieg in Deutschland. Sollte es aber zum Kriege kommen, so sage nur allen Karlsruhern, wie schmerzlich es mir sei, gegen sie und das Land meiner Geburt kämpfen zu müssen. Wo aber die Pflicht ruft, verstummt jedes andere Gefühl und meine Losung ist und bleibt: Oesterreich und mein Kaiser über alles. Im Jahre 1848, an meinem Geburtstag habe ich den Vorsatz gefaßt, mein Schicksal an das Oesterreichs zu knüpfen. Und es mag geschehen, was da will, ich werde meinem gewählten Vaterlande und meinem Kaiser, für den ich schon einmal gekämpft und gelitten habe, treu bleiben bis in den Tod. Ich weiß, Du billigst das auch, wenn Zeiten kommen, wo ich mit anderen Pflichten in Widerspruch komme, denn für den Soldaten ist die erste und heiligste Pflicht die der Treue, alle anderen müssen ihr nachgestellt werden."

Als der Friede wieder gesichert war, machte der Prinz Reisen nach dem Orient, ferner nach Schottland, Frankreich und Süditalien. Seine Briefe verraten wieder den Staatsmann, der im Föderalismus sein Ideal sieht. In den nordischen Breiten vermißt er das öffentliche gesellige Leben, wie es namentlich in Oesterreich durch die vielen Beziehungen mit Italien ganz heimisch geworden ist und wie man es auch abgewandelt in Frankreich findet. Der ganze Landes- und Volkscharakter stempelt England und noch mehr Schottland zu einem aristokratischen Land. Frankreich ist ganz — das Wort wurde allerdings erst später geprägt — auf Staatssozialismus zugeschnitten:

„Das ist es eben, woran Frankreich leidet: die Ueberzentralisation, die Ueberkontrolle und die übermäßige Organisation jeder unbedeutendsten Funktion. Das datiert von Ludwig XIV. und ist durch die Revolution allgemein geworden, es hat sich so tief in den Geist der Nation eingefressen, daß ein jeder Franzose, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Organisierungs- und Tyrannisierungsmaschine geworden ist, was natürlich den Gang des Lebens und Treibens mit einer Unmasse von Fesseln belastet, allenthalben Barrieren errichtet, die nur an einem Punkt auf eine Weise überschritten werden können, daher alles auf denselben Weg zwängt und sei es unter was immer für einer momentanen Regierungsform, stets organisierter Sozialismus sein und bleiben wird. Ich für meine Person möchte in einem solchen Lande nicht ansässig und wohnhaft sein; da lobe ich mir England."

In Neapel überzeugt er sich, daß die bestgesinnten und royalistischsten Leute mit dem damaligen Regierungssystem unzufrieden sind und sein müssen, denn es ist wirklich mehr als ein Jahrhundert hinter der Zeit zurück. Die italienischen Fideikommisse, die geradezu etwas wesentlich anderes sind, als die deutschen, tadelt er und findet eine scharfe Sprache gegen einen Adel, der seinen Besitz nicht erwirbt, um ihn zu besitzen. Er tat das als Adelsgenosse eines deutschen Adels, der vorleben und vorstreiten wollte und seine Vor- und Sonderrechte in Vor- und Sonderpflichten verankert sah. Sind bei Herzog Wilhelm Magenta und Solferino nicht das laute Zeugnis des hier nur Angedeuteten? Da errang der Herzog mit seinem Regiment in österreichischen Niederlagen nur Siege, nahm bei Magenta aus der Hand des sinkenden Fähners die Fahne und trug sie mit dem Ruf: Soldaten mir nach! dem Feind entgegen. Bei den Franzosen hieß er nur der „junge Oberst". Als er nach dem Tag von Solferino für Magenta das Kommandeurkreuz der Eisernen Krone erhielt, schrieb er am Abend des Friedensschlusses von Villa Franca, in dem Oesterreich die Lombardei übergab, alle seine Hoffnungen, Wünsche und Träume seien ins bodenlose Chaos hineingesunken. Das Wort Friede sei ihm das schneidendste Schwert „weil mit Schmach und Schande gewürzt. Was helfen uns alle Ehren und Auszeichnungen? Wir gehören zur geschlagenen österreichischen Armee, die den Sieger um Frieden bat und ihm die Eiserne Krone zum Opfer brachte. Wir sind besiegt."

Des Herzogs Wille auf Hoffnung siegte wieder. Er hatte aber zu deutlich gesehen, wie gänzlich unfähig sich die österreichische Armeeleitung erwies, und er war zu aufrichtig und strategisch durchgebildet, als daß er nicht in wissenschaftlichem

Freimut in Streffleurs Zeitschrift gezeigt hätte, wo es fehle. 1860—63 schrieb er **drei der Reform der österreichischen Armee geltende Aufsätze.** Dem grünen Tisch war das nicht genehm. Der Kaiser bewahrte ihm Huld und Gnade und sagte einmal beim Anblick seines Regiments: „Es lacht mir das Herz im Leibe, ein so braves und tapferes Regiment um mich zu sehen."

Die deutsche Frage wurde immer dringender. Der Herzog sah immer klarer den französischen Einspruch. Zurückgekehrt von Friedrichshafen, wo er der Königin von Württemberg und Königin Marie von Hannover seine Aufwartung gemacht hatte, schrieb er:

„Politik habe ich auf meiner Reise nicht getrieben, auf diesem Gebiet sieht es für einen Deutschen schlimm aus und man kann sich der Furcht vor dem bald näher, bald ferner stehenden, aber stets drohenden französischen Gespenst nicht erwehren."

Beim österreichischen Armeekorps, das Feldmarschalleutnant Gablenz gegen die Dänen 1864 führte, war auch des Herzogs Regiment „König der Belgier". König Wilhelm von Preußen pries zu Berlin den fürstlichen Führer, der bereits die schönsten militärischen Auszeichnungen und wahrlich nach Verdienst erhalten hatte. Der Tag von **Oeversee**, 6. Februar 1864, heftete dem Herzog den Orden Pour le Mérite an die Brust, zwang den entsetzlich Verwundeten aber auch zum Abschied vom Regiment.

Die Wiener vergötterten ihren Herzog nach Oeversee, die Preußen beneideten ihn um das kameradschaftliche Verhältnis, das sie in seiner Truppe gesehen, der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm schloß mit ihm Freundschaft, und er, der Herzog, freute sich am Stuttgarter Hof den jungen Vetter, den **Prinzen Wilhelm, den nachmaligen König von Württemberg,** als einen überaus netten, gescheiten und bescheidenen jungen Mann kennen zu lernen, der mit seinen 16 Jahren ein sehr natürliches einfaches Wesen und bereits staunenswerte Kenntnisse hatte. Der Generalmajor Herzog Wilhelm reist dann nach Spanien und Nordafrika, findet viele Aehnlichkeit zwischen den Spaniern und den tapfern Steirern, die ihm bei Magenta auf den Feind gingen. In **Paris** legt er das bis dahin strengst bewahrte Inkognito ab, genießt die Gastfreundschaft des österreichischen Botschafters, des Fürsten Metternich, ist zweimal am Hof Napoleons, sieht Pracht und Prunk, aber keine Tradition. Alles ist zu neu und zu glänzend. So ist der Herzog in Paris Aug und Ohr, Diplomat — und im Sommer des gleichen Jahres Stratege im **deutschen Bruderkrieg,** der nun leider doch ausgebrochen war.

Unter Feldzeugmeister Benedek stand der Generalmajor Herzog Württemberg. In der Entscheidungsschlacht bei **Königgrätz** führte er den Befehl, den ganzen Swiepwald zu nehmen, glänzend aus. Er hatte wieder Glück in Oesterreichs Unglück, er war wieder Sieger neben den Besiegten. Die Niederlage befiehlt seiner Truppe den Rückzug, er der Führer reitet am Abend noch ganz in die Nähe des Feindes, um zu erkunden, wohin er sich wende. **Wohin sich die großdeutsche Sache wende,** besagte der Waffenstillstand zu Nikolsburg (26. Juli) und der Friede von Prag (23. August). **War diese Wendung Notwendigkeit?** Des Herzogs Biograph sagt: Damit wurde das politische Ideal des Herzogs, ein einiges föderalistisch gestaltetes Großdeutschland, für immer zerstört. Herbst 1866 finden wir den Herzog in Triest. Dort wird er die traurige Erinnerung an das jüngst Vergangene nicht los, sieht immer das Gespenst der Schlacht von Königgrätz, bewahrt aber den klaren Blick auf die Realitäten der Zeit. Er war ja immer mehr realpolitisch als sentimental veranlagt, er, der in den amerikanischen Wäldern schreiben sollte:

„Das Waldleben hat eine eigentümliche Poesie. Wenn ich nur kein so langweiliger, prosaischer Mensch wäre, daß mich ein Eisenhammer, eine Petroleumquelle oder eine neue Bahn weit mehr interessiert als Waldeinsamkeit und Tannendunkel."

Solche Leute in leitender Stellung konnte Oesterreich damals brauchen. Andere mochten auf ein Bündnis mit Frankreich, — diesem alten Feind des Hauses Habsburg! — sinnen, gegen die deutsche Frage ganz verundeutschen und selbst das Haus Oesterreich in einen neuen Großen Rheinbund hineinziehen wollen. Er, der alte Großdeutsche, wollte wie sein ehrfurchtgebietender Kaiser von solcher Politik wenig wissen, er dachte an die eigene Kraft und hatte, wie das Hackländer am jungen Leutnant beobachtet hatte, das Herz am rechten Fleck. Kein Hehl machte er aus der Notwendigkeit der **Reform der Armee.** Er war „ganz Schulmeister" geworden mit seinem Projekt der Reorganisation der Infanterie. Er wußte, er lehre umsonst, weil Oesterreich glaubte, mit dem alten, nur etwas geflickten Kleid auskommen zu können. Mit dem Freimut eines Prinzen Eugen schrieb er:

„Leider hat das Jahr 1866 die Kraft der Armee so untergraben, daß nur energische Mittel helfen können. Dies ist meine Privatansicht — ich hoffe mich zu irren. Ich hoffte in so vielen Fällen falsch vorauszusagen, die aber dann leider zur traurigsten Wahrheit wurden. Ich bin ja nicht berufen zu reden, ich werde, wie ich es bisher getan, gehorchen, aber es drückt mich schwer, seit Jahren die Erkenntnis zu haben, welches der richtige Weg wäre und ihn nicht verfolgt zu sehen."

Vor seiner großen Reise nach Nordamerika und Westindien 1868 hielt der Herzog seine **Vier Vorlesungen über den Krieg in Nordamerika in den Jahren 1861/65,** die dann zu Triest im Druck herauskamen. Wie richtig seine Beobachtungen und Winke waren, wird man jetzt nach dem Weltkrieg und dem Eingreifen Nordamerikas auf dem europäischen Kriegsschauplatz ganz besonders erkennen. Herzog Wilhelm verglich den Krieg, was seine räumliche Ausdehnung anlangt, mit einem zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, an dem auch Frankreich teilnimmt. Er macht Oesterreich zum Vorwurf, daß es allein die Aufmerksamkeit auf den nordamerikanischen Krieg am meisten vernachlässigt habe, während Norddeutschland stets im regen Verkehr mit Amerika viele Angehörige als Offiziere und Soldaten in der Unionarmee gehabt habe. Die nachhaltige Verachtung Oesterreichs gegen die amerikanische Kriegskunst sei durchaus nicht am Platz gewesen. „**Die Weltgeschichte wiederholt ihre Dramen und Schauspiele nicht, der unaufmerksame Zuschauer hat eine** seconda replica **nicht zu erwarten, ihm bleibt nur das Nachsehen und Bedauern, nicht aufgepaßt zu haben.**" Man kann zwischen den Zeilen lesen, wem er einen Hieb geben will — wie das Prinz Eugen oft genug machen mußte, dem so viel dreingeredet wurde, wenn er schreibt:

„Politische Gründe haben den direkten Angriff nicht zur Geltung kommen lassen und dafür den konzentrischen Angriff bedingt. Die Folge davon war, daß der Krieg riesenmäßige Dimensionen annahm und sich fünf Jahre hinzog. Wenn Diplomaten einen Feldzugsplan anlegen, glauben sie immer, daß Landbesitz wichtiger sei, als das Schlagen des feindlichen Heeres und verfallen stets in den Fehler, die Entscheidung in Nebendingen zu suchen. Ein Feldherr wird dagegen unter allen Umständen dem Grundsatze huldigen, daß das Schlagen der feindlichen Armee die unbedingte Hauptsache sei, alles andere kommt dann von selbst."

Das ist das Moltkische Praeveniere spielen. Zu dem grausamen Charakter, den der amerikanische Krieg 1863 annahm, schreibt der Herzog:

„Der Krieg ist ein so grausames Handwerk, daß in seiner raschen Beendigung gewiß die größte Milde liegt. Darum ist schonungslose Gewalttätigkeit im Kriege, wenn dadurch der Zweck der raschen Beendigung desselben erzielt wird, oft ein zu rechtfertigendes Mittel. Das Streben, den Krieg in ein in die Grenzen der Courtoisie gebanntes Duell zu verwandeln, ist ebenso unnatürlich, wie unerreichbar. Alles, was man tun kann, um die Grausamkeit des Krieges zu mildern, ist unnützes Vergießen feindlichen Blutes und willkürliches Zerstören fremden Eigentumes zu vermeiden. Man erreicht dadurch den doppelten Zweck, die eigene Armee nicht blutgierig und plünderungssüchtig zu machen, was sie gänzlich demoralisieren würde, und den Feind nicht unnütz zu reizen. Wo aber Zerstörung und Vernichtung notwendig sind, dürfen sie nicht aus übertriebener Menschlichkeit beanstandet werden."

Der Herzog von Württemberg war wahrlich früh aufgestanden, — aber man schlief am grünen Tisch. Der Kaiser erkannte seine Größe, ernannte ihn 1869 zum Feldmarschalleutnant und Divisionskommandanten zu Prag. Und von König Karl von Württemberg kam das Anerbieten, das Gouvernement Ulm und ein Kommando in der württembergischen Armee zu übernehmen. Das Letztere wurde 1870 wiederholt. Wie verlockend für den Herzog, dessen Ideal es immer war, an der Zurückeroberung von Elsaß-Lothringen mithelfen zu dürfen und der von seinen Ahnen her wußte, daß Frankreich immer der größte Feind des Hauses Habsburg war. Er hatte aber 1848 sein Schicksal unwiderruflich an das Oesterreichs geklettet, seine soldatische Treue ließ ihn dem Kaiserstaat treu bleiben — aber seine ganze Begeisterung zog mit den siegreichen deutschen Fahnen. Noch nie sei ein großartigerer Feldzug geführt worden, urteilt der Herzog aus der Ferne. Am 16. Februar 1871 überzeugt er sich davon auf dem Kriegsschauplatz selbst, sieht Straßburg, Villiers, erlebt wie König Karl, sein Vetter, im Hauptquartier zu Versailles große Stunden, findet aber die Menschen, die sie gemacht haben, in ruhiger, einfacher, objektiver Anschauung der Verhältnisse, ohne Ueberhebung, ohne Rodomontaden. Seine Beobachtungen faßt er in dem gedruckten Vortrag zusammen: **Die Angriffsweise der preußischen Infanterie im Feldzuge 1870/71.** Was er hier in Anerkennung preußischer Strategie schreibt, zeigt den gerechten gebildeten Mann und beweist, daß man großdeutsch gesinnt sein kann, ohne das, was

preußische Disziplin geschaffen hat, verkleinern zu müssen. Der Herzog blieb auch von 1871 an gesinnungstreu. Und dabei konnte er Bismarck wohl gerecht werden, zumal vom Jahr 1878 — Berliner Kongreß —, und 1879 — Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich — an. Kein österreichisches Herz entdeckt er im Dresdener Todfeind Bismarcks, dem Trennungsminister der Monarchie Graf von Beust. Der Herzog ist 1878 beteiligt an der Okkupation Bosniens und der Herzegowina, er wird Feldzeugmeister, kommandierender General und Chef der Landesregierung in Bosnien, residiert zu Serajevo, arbeitet fast übermenschlich, entdeckt in der Militär- wie Zivilverwaltung große Ungeschicklichkeiten, besetzt das Sandschak Novibazar und bringt das ganze Land zur Ruhe. Was er vorschlägt, findet vollen Beifall des Kaisers, wird aber von drei Ministerien in Wien sabotiert. So nimmt der Herzog Abschied von seinem Amt, wird kommandierender General in Lemberg, 1889 in Graz. Die Reise 1886 in den Orient überzeugt ihn, welch hervorragender Sympathien sich der Kaiser und sein gerechtes Szepter bei den Anhängern des Islam erfreuen. Diesem seinem Kaiserlichen Herrn unterbreitet er am 16. Oktober 1891 nach König Karls von Württemberg Tod sein Abschiedsgesuch. Er war ja jetzt dem württembergischen Königsthron nächststehender Agnat. Der edle Fürst war Schlesier auf seinem Gut Karlsruhe ebenso wie Schwabe zu Stuttgart. Er machte die Kaisermanöver 1893 im Elsaß mit, wie die kleineren in Württemberg, er fand es empörend, daß der deutsche Reichstag dem Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstag nicht Glück wünschte. Das schrieb er von Kairo aus vor der Abreise nach Athen. Uebers Jahr war er tot. Erzherzog Franz Ferdinand trauerte für Oesterreich, Herzog Albrecht, des Erzherzogs Schwager, für Württemberg an seinem Grab. Waren sie nicht vereint Vorboten jenes Großdeutschland, dessen Gedanken Bismarcks Bündnispolitik wieder aufgenommen[1]), das des Toten nie verleugnetes Ideal gewesen und dem — Gott walte es — zur rechten Zeit die rechte Form zuteil wird?

[1]) Vgl. des Verfassers Buch „Staatssozialismus", Rottenburg 1924, S. 35 ff.

Rom und die Orthodoxen.

Von Eugen M. Kogon, München.

Der kirchenpolitische Horizont um Rom ist weithin erfüllt mit östlichen Problemen. Eines der vordringlichsten sind die Einigungsbestrebungen der Katholiken mit den sog. Orthodoxen. Daß die Kirche diesen Bemühungen weitgehendste Bedeutung beimißt, erhellt ohne weiteres aus der Tatsache, daß der Hl. Vater Papst Pius XI. zum diesjährigen vierten Unionskongreß auf dem Velehrad, der vom 31. Juli bis zum 3. August tagte, den Prager Nuntius Msgr. Marmaggi als päpstlichen Legaten beauftragte. Die offizielle Bestätigung gab Seine Heiligkeit durch ein eigenes Breve, in dem der Erzbischof von Olmütz, Dr. Leopold Preczan, zum Vorsitzenden des Kongresses ernannt wurde und wo in großen Zügen die Richtlinien aufgezeigt sind, von denen sich die Kongreßteilnehmer bei allen Verhandlungen leiten lassen sollten.

Nicht geringer ist das Interesse, das die katholisch-kirchlichen Stellen des Ostens, sowie zahlreiche Gläubige besonders aus Theologen- und Gelehrtenkreisen für die Lösung des Unionsproblemes zeigten. 20 Bischöfe, davon 10 aus der Tschechoslowakei, die als Staat selbst, wohl aus Opportunitätsgründen, durch einen Vertreter des Außenministers am Kongreß teilnahm, 6 aus Jugoslawien, 4 aus Polen, dazu namhafte Theologen und Laien kamen auf dem altehrwürdigen Velehrad zusammen, um im sogenannten slowenischen Saal des dortigen 1198 gegründeten Zisterzienserklosters, am ruhmvollen Grab des hl. Bischofs Methodius, der zusammen mit dem hl. Cyrillus den slawischen Völkern den Glauben Christi predigte, die Fragen der Einigung der beiden Kirchen der Lösung näherzubringen.

Der eifrigste Pionier und Verfechter des Unionsgedankens, der auch die Velehrader Konferenzen ins Leben rief, war der Vorgänger des jetzt regierenden Olmützer Kirchenfürsten, der 1923 verstorbene Erzbischof Stojan. Im Jahre 1880 schon wurde ein religiöses Apostolat, nach den hl. Bischöfen Cyrillus und Methodius benannt, gegründet, das sich mit dem besonderen Lob und Segen der Päpste eingehend den Vorarbeiten einer Einigung widmete. Das nächste Ziel, eine tiefere Kenntnis von den Morgenländern zu verbreiten und ein besseres gegenseitiges Verstehen anzubahnen, blieb auch für den vierten Kongreß bestehen. Neben den dogmatischen Schwierigkeiten gilt es eine Unsumme von tiefeingewurzelten Vorurteilen zu beseitigen. Erstere wie letztere hat die russisch-orthodoxe Kirche von Byzanz übernommen, und wie Byzanz über die „Lateiner" dachte, ist hinreichend bekannt. Nie lernte die Orthodoxie Rom unter einem anderen als dem byzantinisch-metropolitanischen Gesichtswinkel kennen. Umgekehrt war Rußland für den Abendländer ein geheimnisvolles Etwas, über das man nichts Genaueres wußte, und ist es zum Teil heute noch. (Sagt doch ein geistreicher Franzose des vergangenen Jahrhunderts von seinen Landsleuten, sie glaubten, auf den Straßen Moskaus liefen noch die Bären herum und den Russen falle es schwer, sich auf die Hinterbeine zu erheben!)

Die russisch-orthodoxe Kirche ist die Tochter von Byzanz und hat von diesem schon in den ersten Jahren ihres Bestehens das schismatische Gift erhalten. 1015 starb Wladimir der Apostolische, dem das Hauptverdienst an der Christianisierung Rußlands zuzuschreiben ist, wenigstens an der eigentlichen Ausbreitung des Evangeliums, während die Vertiefung, wie natürlich, erst das Werk der folgenden Zeit sein konnte. Am 24. Juli des Jahres 1054 verbrannte Michael Cärularius, Patriarch von Konstantinopel, nachdem er alle lateinischen Kirchen und Klöster in Konstantinopel hatte schließen lassen, die päpstliche Exkommunikationsbulle. Der Spalt, der sich seit den Tagen des ehrgeizigen Photius deutlich gezeigt hatte, klaffte auseinander. Die Einheit war zerrissen, und auf der Seite der Schismatiker befand sich auch die junge russische Kirche — ohne daß sie es eigentlich so recht wissen konnte. Sie übernahm sämtliche Irrtümer des Schismas, deren hauptsächlichste die Ablehnung des Zölibates, die Spendung der Firmung durch jeden Priester, vor allem aber die Bestreitung des römisch-päpstlichen Primates und der Streit um das Filioque (die dritte Person der Gottheit geht nach schismatischer Lehre nur von der ersten Person, nicht auch, wie es im römischen Glaubensbekenntnis heißt, von der zweiten Person aus) bildeten. In den kommenden Jahrhunderten wurden wohl verschiedene Einigungsversuche unternommen, aber alle blieben ergebnislos. Das Verhältnis gestaltete sich auch nicht besser, als Byzanz zu immer größerer Bedeutungslosigkeit herabsank, während die russische Tochterkirche machtvoll aufblühte. 1328 wurde der russische Primatialstuhl nach Moskau verlegt, 1589 verzichtete der byzantinische Patriarch Jeremias II. auf die Jurisdiktion über die orthodoxe Kirche. Damit war sie endgültig selbständig geworden, um — in die Abhängigkeit der moskowitischen Zaren zu geraten.

Zu dieser Zeit war die Abneigung gegen den „westlichen" Katholizismus — daß die Polen katholisch waren, vermehrte den Abscheu der Russen — bereits so tief eingewurzelt, daß eine 1595 versuchte Union gänzlich fehlschlug. Auch fürchtete man, vielleicht war das nicht der letzte Grund des Fehlschlags, den politischen Einfluß und die Herrschaftsgelüste Polens. Mit dem Augenblick, da der größte Romanow sich zum Beschützer der „Rechtgläubigkeit" aufwarf und den „Heiligen Synod" (1721), ein Werkzeug zaristischer Willkür, einsetzte, war es um jede Einigungsbemühung zwischen katholischer und russischer Kirche geschehen. „Ruhmreich regiere, herrsche zu unserem Ruhm! Herrsche den Feinden zum Schrecken, rechtgläubiger Zar!" hieß es in der russischen Volkshymne. Es war auch unmöglich gemacht, die starre Ablehnung von innen heraus durch Missionierung zu sprengen. Nach dem russischen Staatsgesetz hatte die orthodoxe Kirche „allein das Recht, Angehörige anderer christlicher Konfessionen zur Annahme ihrer Glaubenslehre zu überreden". Dagegen waren „geistliche und weltliche Personen der übrigen christlichen Konfessionen, sowie Andersgläubige strengstens gehalten, die Gewissensüberzeugung derjenigen, die nicht zu ihrer Religion gehörten, nicht anzutasten. Im Uebertretungsfalle unterlagen sie den in den Kriminalgesetzen bestimmten Strafen". (Russ. Reichsgesetzbuch Bd. XI, T. I, § 4, angef. b. Lübeck: Die Christianisierung Rußlands.) Wollte ein Andersgläubiger zu einer anderen als der russisch-orthodoxen Kirche übertreten, so mußte er in jedem Einzelfalle beim Minister des Innern die allerhöchste Genehmigung einholen, vor deren Eintreffen jede Unterweisung der sich zum Uebertritte Meldenden gesetzlich verboten war. Man muß staunen, daß Rußland trotzdem 1897 über 11 Millionen Katholiken zählte. Das Gesetz vom 17./30. April 1905 (die Gewitterwolken der Revolution 1905/06 standen am politischen Himmel!) lockerte diesen unglaublichen Zustand etwas. Volljährige Angehörige der russisch-orthodoxen Kirche durften nunmehr zu anderen Bekenntnissen übertreten.

Die wirklichen Fesseln fielen aber erst 1917. Die Orthodoxie verlor ihr Oberhaupt: den Zaren. Der Rumpf war hilflos. Was tun? Professor Dr. Grivecz aus Laibach führte auf dem Velehrader Kongreß in seinem Thema: „Die heutige Kirchenlehre des widerstrebenden Ostens und das Prinzip der Einheit der Kirche" aus, daß der Orthodoxie nach der furchtbaren Katastrophe der letzten Jahre kein anderer Weg bleibe, als ihre Verfassung zu ändern, die Mißgestaltung der östlichen Tradition durch die byzantinische Theologie einzusehen und zur wahren Tradition der Urkirche, die auch diejenige der hl. Cyrillus und Methodius war, zurückzukehren. Das heißt, kurz gesagt, Anerkennung des päpstlichen Primates. Aber soweit sind wir noch lange nicht.

Schriftleiter Klimenko (orthodoxer Russe) aus Paris wies in seiner Rede in der ersten Vollsitzung des Kongresses mit Recht darauf hin, daß die Schwierigkeiten einer Verständigung und Einigung zwischen Katholiken und Orthodoxen nicht so sehr in den dogmatischen Unterschieden der beiden Kirchen zu suchen seien, als vielmehr in Verschiedenartigkeiten psychologischer und politischer Art. Hier ist wirklich der Kern des ganzen Unionsproblemes berührt. Ein durch Jahrhunderte vererbtes Mißtrauen gegen Rom steht der Wahrheit entgegen. Rom, das ist gleichbedeutend mit Herrschaftsgelüsten und Unterdrückungsversuchen. Warum? Weshalb? Nun, Rom will es so, Rom ist der Antichrist, ewiger Widersacher der „Rechtgläubigkeit", die die Welt zum Glück führen wird. Nicht verwunderlich also, wenn die Jesuiten weit mehr noch, auch bei den Gebildeten, zum Schreckgespenst geworden sind als im Westen. Geriebene Diener Satans! (Schuld daran ist freilich zum nicht geringen Teil das Königreich Polen, das oftmals religiös gerichtete Bestrebungen der Gesellschaft Jesu politisch ausnützte.) Vielleicht hat keiner besser und typischer die Meinung der orthodoxen Intelligenz von Rom und seinen Absichten zum Ausdruck gebracht als Dostojewskij, von dem selbst man aber vielleicht sagen könnte, daß er die Orthodoxie liebte, weil sie russisch war, und nicht Rußland, weil es orthodox war. In seinen politischen Schriften ist der Jesuitismus so sehr der Schwarze Mann, daß es eigentlich nicht heißen sollte: où est la femme?, sondern: où est le jésuite? Am deutlichsten tritt diese Ansicht zutage im „Großinquisitor" Iwan Karamasoffs. Hier treten sich der Heiland (lies: Rechtgläubigkeit der Russen!) und der Jesuitengeneral (lies: materialistisches, herrschsüchtiges, teuflisches Rom!) gegenüber und das ist bezeichnend. Auch der Masse des Volkes sind russisch und orthodox identische Begriffe.

Inwieweit sich das unter der atheistischen Bolschewistenregierung, die die orthodoxe Kirche als Popanz und ihr Zeremoniell als Hokuspokus verhöhnte, die ihren Vernichtungswillen gegen jede Religion richtete und dadurch zweifellos die Nachdenklichkeit angeregt hat, geändert haben sollte, läßt sich heute schwer sagen. Eine Zeitlang bekämpften die Sowjets jedenfalls mit besonderer Wut gerade den katholischen Glauben. Dr. von der Ropp, Erzbischof von Mohilew, der dem Velehrader Kongreß die Grüße der russischen Katholiken überbrachte, wies besonders auf das schwere Schicksal der drei russischen Bischöfe hin. In der letzten Zeit scheint sich die Lage etwas gebessert zu haben, wenn die Bolschewisten auch große Vielseitigkeit an den Tag legen. So haben sie bekanntlich Erzbischof Cieplak freigelassen und über die Grenze abgeschoben, Moskauer katholische Klosterschwestern aber zu zehn Jahren Zwangsarbeit nach Sibirien verschleppt. Die Baptisten sollen von den antireligiösen Sowjets starke Unterstützung erfahren, und in der Ukraine ist katholischen Schwestern der Zutritt und die Wirksamkeit gestattet worden. Was wollen sie eigentlich, die Herren?

Bei aller Unklarheit läßt sich das eine mit Gewißheit sagen: die gegenwärtige Krisis in Rußland, die dem Sturz des Zarentums, mit dem die orthodoxe Kirche als Organisation das Fundament verlor, folgte, birgt für die katholiche Kirche ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten. Welche Gemeinsamkeit mit dem Westen und welche Aufnahmefähigkeiten für den Katholizismus im besonderen die russische Volksseele und der Charakter ihrer Hauptträger, der Moskowiter und Ukrainer, aufweisen, ist an dieser Stelle bereits einmal dargelegt worden (Nr. 38). Welche Bedeutung aber den Unionskongressen zur Hebung und Verwirklichung der gebotenen Zukunftsmöglichkeiten zukommt, liegt offen zutage. Sie sind es ja gerade, die eine gegenseitige Verständigung anbahnen. Da dies das hauptsächlichste Problem darstellt, wurde am 2. August auf dem Velehrad nach eingehenden Beratungen der Beschluß gefaßt, jedes dritte Jahr eine Unionsversammlung daselbst abzuhalten und sofort gemischte Ausschüsse mit gleichen Rechten für Katholiken und Orthodoxe einzusetzen, die alle strittigen Fragen durchzustudieren haben. Außerdem lauten die Entschließungen dahin, daß die katholischen Schulen und Hochschulen im Sinne des päpstlichen Breves mit besonderem Eifer darauf wirken sollen, das ganze Wesen des Morgenlandes mit all seinen Eigentümlichkeiten dem Westen zu erschließen. Diesem Zwecke dienen auch Unionskurse in Polen und Jugoslawien.

Wie die große Einigung und Wiedervereinigung, die Beseitigung des nahezu 1000jährigen Schismas, in Wahrheit wird vollzogen werden, das zeigte der Abschluß des Velehrader Kongresses: die feierliche Konsekration des neuen Uzhoroder griechisch-katholischen Bischofs Msgr. Bebej, der an die 50000 Pilger beiwohnten. Das Gebet der mit dem Hl. Vater in Rom vereinigten Christenheit wird die Einheit erflehen, wenn sie im Plane der Vorsehung liegt. Es ist und bleibt das wichtigste bei allen Bemühungen. Ohne Gebet blieben auch die Velehrader Unionskongresse eitel Menschenwerk. Das sind sie aber nicht, da die Kirche um die Einheit betet.

*

Das obenerwähnte päpstliche Breve lautet in freundlichst uns zur Verfügung gestellter Uebersetzung:

Dem Ehrwürdigen Bruder Leopold Preczan, Erzbischof von Olmütz,
Pius XI., Papst.

Ehrwürdiger Bruder,
Gruß und apostolischen Segen.

Von Unserem geliebten Sohn Johann, der römischen Kirche Kardinalpriester Tacci, Sekretär der Kongregation für die morgenländische Kirche, erhielten Wir die hocherfreuliche Nachricht, daß auf dem altehrwürdigen Velehrad, am ruhmvollen Grabe des hl. Bischofes Methodius, welcher mit dem hl. Cyrillus den slavischen Volksstämmen den Glauben Christi gebracht hat, im kommenden Monat Juli unter Deiner Leitung und Deinem Vorsitz die wissenschaftliche Tagung abgehalten wird, um geeignete Mittel zu finden, durch welche eine geeignete Unterlage für die Vereinigung der Völker des Orients mit der römisch-katholischen Kirche hergestellt und zwar in Bälde vollzogen werden könnte. Es wird dies bereits die vierte der Versammlungen sein, welche unter verschiedenen Umständen auf Antrieb des religiösen Apostolates, nach den heiligen Bischöfen Cyrill und Method benannt und im Jahre des Heiles 1880 gegründet, von den römischen Erzpriestern, Unseren Vorgängern, höchstes Lob erhalten haben. Die hervorgebrachten Früchte im Interesse der hl. Religion und des hl. Glaubens waren überaus reichliche. Indem Wir in die Fußstapfen Unserer nächsten Vorgänger eintreten, bezeugen Wir hiermit Unser größtes Wohlwollen den heiligen Aufgaben dieser Versammlung und spenden ihr Unser ganz besonderes Lob. Wir wissen sehr wohl, daß diese Versammlung dahinstrebt, eine tiefere Kenntnis von den Morgenländern zu verbreiten, sofern selbe deren geschichtliche Schicksale, Veränderung der Völker, Volksbräuche, Ueberlieferungen, ehrfurchtgebietende Zeremonien und kirchliche Bestimmungen betrifft. Zugleich aber geizt sie nicht mit Kummer und Sorgen, alle Morgenländer zur Reinheit und Einheit des Glaubens im Schoße der katholischen Kirche zu führen, der einzigen Beschützerin des Schatzes der göttlichen Offenbarung. Wir hegen die feste Hoffnung, daß diese heiligen Bestrebungen der Versammlung nicht wenig dazu beitragen werden, daß viele Zweifel und grobe Irrtümer, die von der Geschichte und dem religiösen Leben des Morgenlandes unter die Menschen getragen worden sind, weggeräumt werden, ferner aber auch, daß die Versammlung selbst, besonders wenn sie vom Geiste der wahren christlichen Liebe geleitet wird, sehr viel dazu beitragen wird, daß die Irrenden wieder in den einzigen Schafstall Christi unter einem Hirten eingeführt werden. Darum machen Wir abermals darauf aufmerksam und wünschen für die Zukunft, daß nicht nur katholische Männer, geschmückt mit Frömmigkeit und Wissenschaft und glühendem Seeleneifer, dieser Versammlung beiwohnen mögen, die beim Grabe des hl. Methodius stattfinden wird, und sich an ihren Arbeiten gewissenhaft beteiligen, sondern auch der schismatische Klerus möge sich dazu einfinden; denn ihm wird die Möglichkeit geboten werden, die katholische Lehre ganz zu durchdringen und zu erkennen, daß selbe im Grunde mit derjenigen Lehre übereinstimmt, welcher sowohl die Väter des Morgenlandes als auch die des Abendlandes ergeben waren und welche die Konzilien der Kirche bestätigt und festgesetzt haben. — Darum erteilen Wir Dir, Ehrwürdiger Bruder, dessen frommes Wissen, Klugheit und andere besondere Geistesvorzüge und Begabung Uns wohlbekannt und erwiesen sind und von dem Wir wissen, daß er als Vorsitzender und Leiter dieser 4. wissenschaftlichen Versammlung am Grabe des hl. Bischofes Methodius Unseren Erwartungen vollkommen entsprechen wird, ferner allen Gläubigen, die sich an dieser Versammlung beteiligen, huldvollst und als Pfand himmlischer Gnaden und als Beweis Unseres Wohlwollens den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, unter dem Fischer-Ringe, den 21. Juni 1924, im dritten Jahre Unseres Pontifikates.

Die Freiburger Tagung für Christliche Kunst

(22. bis 25. September 1924.)

Von Hochschulprofessor Dr. Heinrich Mayer, Bamberg.

Wo ist heute die christliche Kunst? Früher brauchte man nicht so zu fragen. Und tat man es, so war die Antwort einfach. Da mochte man in eine berühmte Kathedrale gehen oder in eine entlegene Dorfkapelle, man fühlte sich sofort von der Gedanken- und Gefühlswelt der christlichen Religion umfangen. Zwanglos und selbstverständlich hat sich Volk und Zeit in dieser Kunst ausgesprochen. Was von ferne kam, wurde dem eignen Empfinden eingeschmolzen, und was aus der Volksseele aufsprudelte, wurde vom Strom großer Entwicklungen erfaßt und getragen. Die christliche Kunst war kein Problem. Im Gegenteil. Sie war die natürlichste, unmittelbarste Lösung der vielen Fragen und Spannungen, die das Menschenherz ohnedies allezeit erfüllten.

Heute ist die christliche Kunst zum Problem geworden. Was als solche auftritt, ist den einen keine Kunst, den anderen kein Ausdruck der Religion oder wenigstens des katholischen Empfindens. Hier ein Haften an einer überlebten Vergangenheit, dort das Predigen einer noch unbekannten Zukunft. Die sich rückhaltlos von modernen Strömungen tragen lassen, scheinen den Konservativeren vielfach die Fühlung mit den religiösen, volkstümlichen Traditionen verloren zu haben, während umgekehrt die letzteren den ersteren in einer vergangenen Welt zu leben scheinen. Die eine Gruppe hat ihr Schwergewicht, soweit Deutschland in Betracht kommt, in dem mit künstlerischen Ueberlieferungen stark gesättigten deutschen Südosten, die andere im deutschen Nordwesten mit seiner industriellen Gegenwartskultur.

Niemand kann wissen, wie sich unter diesen Umständen die Entwicklung weiter vollziehen wird. Aber es ist keine Frage, daß es nottut, dem gegenseitigen Nichtverstehen ein Ende zu bereiten und sich mit dem auf allen Seiten vorhandenen guten Willen und künstlerischen Können auseinanderzusetzen. Es gilt also zunächst, Brücken zu schlagen. Die seit einigen Jahren, vorzüglich durch das Verdienst des Dresdener Architekten Robert Witte zustande gekommenen Tagungen für christliche Kunst dienen nebst der allgemeinen Anregung und der Lösung praktischer Fragen vorzüglich auch jener wichtigen Aufgabe der gegenseitigen Verständigung und Befruchtung.

Als Ort für die 4. Tagung wurde diesmal Freiburg i. B. gewählt. Dadurch war schon gegeben, daß die Teilnehmer größtenteils Rheinländer waren, wie denn auch die Führung in den Händen des verdienten Kölner Dompropstes Prälat Dr. Middendorf lag. Die treffliche örtliche Organisation aber war einem rührigen Ortsausschuß unter Leitung von Universitätsprofessor Dr. Sauer zu verdanken. Kirchliche und weltliche Behörden nahmen an der Tagung teil. Der Erzbischof Dr. Karl Fritz von Freiburg ergriff wiederholt selbst das Wort und der Reichskunstwart H. Redslob beteiligte sich aktiv an den Verhandlungen.

Der Begrüßungsabend erhielt sein besonderes Gepräge dadurch, daß Dombaumeister H. Kempf, der die außerordentlich schwierigen Wiederherstellungsarbeiten am Freiburger Münster geleitet hatte, über das Münster und seine Ausstattung einen Lichtbildervortrag hielt. Also am Vorabend einer Tagung über die Kunst der Gegenwart ein Rückblick auf die große Kunst der Vergangenheit! Die Absicht dieser Vorführung war klar. Der sein Münster hingebend liebende Meister wollte sagen: Schaffet uns eine neue Kunst, der großen alten ebenbürtig, Geist von ihrem Geiste! Aber es ist wohl manchem Zuhörer so wie mir gegangen, daß man klein geworden ist vor der Größe jener Leistungen und sich fragte, ob wohl je wieder Zeiten kommen mit so geschlossener Weltanschauung, so einheitlichem Weltgefühl und solcher künstlerischer Kraft, um ihrem Seelenleben einen auch nur annähernd so starken, überzeugenden und gewinnenden Ausdruck verleihen zu können. Dem denkenden Teilnehmer mußte sofort die ganze Schwere der Probleme auf die Seele fallen, zu deren Lösung hier ein Beitrag geleistet werden sollte.

Ueber die Quellen, an denen eine neue christliche Kunst erwachen soll, sprach in einem grundlegenden Vortrag der Prior von Maria-Laach, P. Hammenstede O. S. B.: Liturgische Bewegung und Kirchenkunst. Die liturgische Bewegung also, die bekanntlich aus den beiden Benediktinerklöstern Beuron und Maria-Laach ihren Ausgang nimmt, will zur künstlerischen Anregerin werden. Daher stellte P. Hammenstede zunächst die Frage: „Was hat die Liturgie der Kunst zu geben?“ Liturgie ist Mysterium, dem eine Wirklichkeit höchster Ordnung, nämlich Leben und Leiden, Verherrlichung und Gegenwartswirken des Gottessohnes zugrunde liegt. Aus dem Schauen und Lieben dieser Wirklichkeit wächst ihre symbolische Form heraus. Beschauende Teilnahme an der Liturgie wirkt eine Erhöhung und Verklärung des Menschentums. Etwas ähnliches geht in der christlichen Kunst vor. Auch hier vollzieht sich eine symbolische Darstellung einer heiligen Wirklichkeit, auch hier Erhöhung und Verklärung der Psyche. Aber eben nur an einer liturgisch orientierten Kunst. Daher die Gegengabe der Kunst an die Liturgie. Ohne die Natur zu vernachlässigen, führt diese Kunst zum Typischen hin, gibt kein rein subjektives Erlebnis, verliert sich nicht ins Maßlose. Auch sie liebt die Symbolik, ja sie wirkt wie eine Art von Sakramentale. Daher ist sie in ihren Ideen dogmatisch, in ihrem Ethos heroisch, in ihren Affekten oft berauscht aber jungfräulich. Sie steigt von oben herab, ringt sich nicht von unten hinauf. Ihre Verbindung mit dem Leben Christi macht sie christozentrisch und zugleich gemeinschaftbildend. Friedliche, sichere, christuserfüllte Menschen stellt sie dar. Und sie läuft nie Gefahr, langweilig zu werden.

Hier hat ein Mann gesprochen, der in der Liturgie lebt und webt, der ihre Bedeutung und befruchtende Kraft sehr hoch, vielleicht allzu hoch einschätzt. Aber auf eine ergiebige Quelle für die Erneuerung der christlichen Kunst hat er damit hingewiesen. Der Korreferent, Rektor van Acken (Gladbeck i. W.) zog daraus konkrete Folgerungen für den Kirchenbau, für die „christozentrische“ Kirche. Bau und Ausstattung der Kirche sollen die liturgischen Grundgedanken zum Ausdruck bringen. Daher schließt er die Kirche mit ihren Nebengebäuden (Pfarrhaus, Versammlungsraum usw.) vom weltlichen Leben möglichst ab. In dieser Isolierung soll sie erstehen. Da sie Bedürfnisbau ist, finden in ihr moderne Hilfsmittel, vor allem der Eisenbeton, in weitem Maße Verwendung. Ohne die Verbindung mit der künstlerischen Tradition ganz zerschneiden zu wollen, verlangt und erhofft der Redner neue Kunstformen. Die Hauptsache ist ihm aber, daß der liturgische Zweck den praktischen Zwecken voranstehe, also nicht die Versammlungshalle sondern der Altarraum vorherrsche. Der Altar, als Opferstätte gedacht, soll von der Apsis und Abschlußwand weggezogen und in die Mitte einer Vierungsanlage gestellt werden. Ueber ihm soll sich der Raum zur höchsten Höhe erheben und die stärksten Lichtmassen sollen sich dort entfalten. Nichts als der Tabernakelbau darf sich auf dem Altar erheben. An drei Seiten umschließen ihn die Kommunionschranken. Die Laienräume schließen sich kreuzförmig um den Altarraum und sind, ihrer geringeren Wertung entsprechend, niedriger zu halten. Seitenschiffe haben höchstens noch als schmale Gänge Berechtigung, dafür aber wächst vielleicht die Bedeutung von Emporen. Um auch am Aeußeren den Vorrang des Altarbaues zum Ausdruck zu bringen, soll der bisher vielfach beliebte Widerstreit zwischen Westturm und Kuppel zugunsten eines die Opferstätte weithin kennzeichnenden Kuppelturmes entschieden werden. — Aber auch die ganze Ausstattung muß dem Opfergedanken eingeordnet werden. Ebenso soll in der Benennung der Kirche ihr tiefster Sinn zum Ausdruck kommen. Nicht mehr nach einem Heiligen, sondern nach einem Glaubensgeheimnis ist sie zu bezeichnen. Van Acken dehnt sein Programm auch auf die kirchlichen Gewänder, ja selbst auf die Kirchenmusik aus. Die Norm ist ihm der gregorianische Choral. Kompositionen aber, die darüber hinausgehen, sollen sich in ihrem Stimmungsgehalt, auf- und niedersteigend, dem Gang der Opferhandlung anpassen. — In einer Art dogmatischen Sicherheit vorgetragen, mag dieses Programm in manchem Punkte Widerspruch herausfordern. Aber es dürfte mit seinem Reichtum trefflicher, wertvoller Gedanken in der Tat fähig sein, die Entwicklung des christlichen Kirchenbaues ein Stück vorwärts zu tragen.

Ganz praktisch gerichtet war der Vortrag des Direktors der Dresdener Akademie für Kunstgewerbe, Professor Karl Groß, über Devotionalien und Hauskunst. Die Schwierigkeiten für Erstellung einer guten Kleinkunst findet er bei dem Künstler, dem Fabrikanten, dem Händler und dem Käufer. Daraus ergeben sich ihm folgende Forderungen: Vor allem bedürfen die Künstler einer regen Aussprache mit den Geistlichen, ja einer Art von eigener Seelsorge. Ferner sollen Wettbewerbe veranstaltet und ihre Ergebnisse der Industrie zugeführt, dadurch aber auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf gute Kleinkunst gelenkt werden. In der Aussprache wurde hier besonders der Wunsch laut, daß die bischöflichen Behörden und die Klöster ihren Einfluß mehr auf Hebung der religiösen Kleinkunst ausüben sollten.

Den in den ersten Vorträgen ausgesprochenen programmatischen Gedanken hat Architekt **Dominikus Böhm** (Offenbach) konkrete Form und mit Hilfe von Lichtbildern auch entsprechende Anschaulichkeit verliehen. Sein Thema lautete: **Siedelungs- und Notkirchen.** Er empfahl ein zielbewußtes Vorgehen. Schon bei Anlage einer Notkirche soll darauf geachtet werden, daß sich der künftige Bau der Umgebung einfüge und daß er nicht auf einen freien, weiten Platz zu stehen komme. Auch B. tritt für den Eisenbeton ein. Den Anforderungen der Billigkeit, der Weiträumigkeit und Leichtigkeit des Eindrucks kommt man damit zugleich entgegen. Durch dieses Material müßte die Raumvorstellung wie die Formenwelt bedingt werden. Alles Unechte, besonders aller einen anderen Baustoff vortäuschende Schmuck soll aus der Kirche verbannt sein. Es ist eine entschlossene, für Gegenden mit starken künstlerischen Traditionen wohl befremdende, aber sehr beachtenswerte Gegenwartskunst, die der Redner in Wort und Lichtbild vertrat. In der Linie dieser Gedankengänge lag es, wenn ein Aussprecheredner den m. E. nicht unbedenklichen Satz prägte, daß gute Kunst überallhin passe.

Eine brennende Tagesfrage behandelte Regierungsbaurat **Waldo Wenzel** (Dresden): **Ueber Friedhofkunst und Kriegerehrungen.** Das Grabmal soll einerseits persönlichen Charakter tragen und den Wert des Menschen, nicht bloß seinen Reichtum zum Ausdruck bringen, anderseits aber auch sich dem Gepräge des Friedhofs einfügen. Für den Künstler sind Voraussetzungen der Sinn für Stimmungswerte und religiöse Gesinnung. Angesichts der großen Unsicherheit des Urteils müssen Beratungsstellen eingerichtet werden. Richtlinien zu diesem Zwecke, und zwar für Industrielle, Gewerbetreibende, Künstler, Geistliche und Verwaltungsorgane sind herausgegeben vom „Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal", dessen Vorsitzender der Redner ist. Vorbildliche kirchliche Bestimmungen bestehen für die Diözese Paderborn und verdienen allenthalben Nachahmung. Zur Ausbildung von Beratungsstellen sollen Lichtbildervorträge, gute Veröffentlichungen, Flugschriften und Unterrichtskurse dienen, letztere besonders für Theologen. Auch in diesem Zusammenhang wird auf die notwendige enge Zusammenarbeit von Geistlichen und Künstlern hingewiesen. Eine derartige Beeinflussung der öffentlichen Meinung müsse dahinführen, daß die Industrie von sich aus den künstlerischen Anforderungen mehr Genüge leistet, als es jetzt im Durchschnitt geschieht. Auch soll für Grabdenkmäler eine Qualitätsmarke geschaffen werden.

Eine Kunsttagung muß auch auf das Auge wirken. Alle mündlichen Ausführungen können nicht ein einziges Bild ersetzen. So wurde denn auch diese Tagung von zwei **Ausstellungen** begleitet. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß die moderne Ausstellung ein einigermaßen abgerundetes Bild religiösen Kunstwollens in Deutschland geboten hätte. Aber auch die durch die Zeitumstände gebotene Beschränkung auf die Freiburger Erzdiözese ließ die Ausstellung im **Kunstverein** noch interessant genug erscheinen. Dem Eingang zunächst waren zwei Räume der **Beuroner Kunst** gewidmet. Das ist nun wirklich liturgische Kunst, eigentlich die vollendete Verkörperung des vom ersten Redner aufgestellten Programms. Zurückhaltend-adelig, bald von herber Gesetzmäßigkeit, bald von sehr zurückgehaltener Empfindung erfüllt. Aber die besten dieser Dinge sind schon mehrere Jahrzehnte alt, und was neu ist, läßt noch nicht erkennen, inwieweit sich diese Kunst verjüngen und mit neuem Leben erfüllen wird. Zudem waren die hier angeschlagenen Akkorde zu leise, um in diesen Räumen überhaupt recht vernehmlich zu werden. Denn bereits durch die Tür des nächsten, des größten und bevorzugtesten Saales drang die laute Sprache von **Gemälden**, die nicht nur der Zahl nach an erster Stelle standen, sondern durch ihr bloßes Dasein den Blick zu allererst auf sich zogen. Die Bilder von **Willy Oeser** (Mannheim) sind fast alle großen Formats, mit überlebensgroßen Gestalten. Die festen Konturen und die starken, schillernden Farben scheinen aus der Glasmalerei zu stammen. Die Typen sind einförmig, durch Wiederholung von Gesichtsschnitt und Geste jeweils einen Gedanken stark unterstreichend, und sie sind fremdartig, mit ihren langen, steilen Nasen an die Karikatur streifend. Viel Manier liegt in dieser Typenbildung. Aber hinter diesen Bildern stecken zweifellos Erlebnisse, und gewisse Gefühle wie Andacht, Ehrfurcht, Hingabe, Mitleid sind mit ungewöhnlicher Ausdrucksgewalt zur Anschauung gebracht. Es ist ein Gefühlsausdruck, der etwas Zwingendes hätte, wenn er weniger laut, [illegible] so sehr plakatmäßig gewaltsam an den Beschauer herankäme und sich von einer gewissen, nicht auf dem Boden der Tradition und des schlichten menschlichen Erlebens gewachsenen Manier freihielte. Wer kann sagen, ob in solchen Werken, wenigstens in einem gewissen Sinn, ein Wegweiser in die Zukunft aufgestellt ist? Auf der Freiburger Ausstellung konnte man versucht sein, sie als die bezeichnendste Vertretung modernen religiösen Kunstwollens zu betrachten. — Alles andere trat daneben zurück. So die Bilder eines Jugendlichen, Suchenden, **Paul Meyer-Speer.** Ein die Sterne aus seinen Händen ausstreuender Gottvater, von kristallinischen Gebilden umleuchtet, verrät diesen Künstler als einen Denker, einen, der vielleicht mehr als gut ist in seine Bilder hineingeheimnißt. Entwicklungsfähiger erscheint er mir in Werken, wo er an die starke Empfindungswelt und die zeichnerische Kraft Grünewalds anknüpft, und an der, trotz mancher Bedenken, wahrhaft monumentalen Ausmalung seiner Pfarrkirche zu Zähringen bei Freiburg.

Die **Plastik** trat neben der Malerei stark zurück. Am bedeutendsten war eine tief empfundene Pietà von **Hans Franke.** — Nicht sehr reichlich war das Kunstgewerbe vertreten. Meyer-Speer war mit einigen in der Farbe gewählten Teppichen zu sehen. Nebst Vitrinen mit Werken kirchlicher Goldschmiedekunst sah man Paramente von **Helene Stummel**, aus der Kunstanstalt Dischler und von Beuron. Besonderer Erwähnung wert sind die kleinen, barockes und modernes Empfinden verschmelzenden Majolikafiguren nach Modellen von **Otto Gothe** aus der staatlichen Majolikamanufaktur in Karlsruhe. Die letztere hatte auch ein Modell und Schnitte einer in Eisenbeton zu erbauenden und mit Majolika zu verkleidenden Kirche für Karlsruhe ausgestellt, in vielfacher Fältelung nur senkrecht gegliedert, mit Räumen, die zum Altar hin an Höhe und Breite wachsen, und trotz des höchst modernen individualistischen Gepräges mit gotischen Erinnerungen.

Das städtische **Augustinermuseum**, in den Räumen des ehemaligen Augustinerklosters untergebracht, ist nicht zuletzt durch das Verdienst des gegenwärtigen Direktors, Dr. **Werner Noack**, zu einem großen Museum oberrheinischer Kunst umgestaltet worden. Anläßlich der Kunsttagung ist aber der Ueberblick über die alte Kunst des Oberrheins noch dadurch vervollständigt worden, daß eine Reihe kostbarer Leihgaben den Sammlungen vorübergehend eingefügt wurden. Aus dem Münsterschatz waren kostbare Goldschmiedearbeiten des früheren und späteren Mittelalters, Scheibenkreuze u. a. ausgestellt. In den weiten Räumen der ehemaligen Kirche konnte man eine Fülle alter Holzschnitzereien bewundern. Die vornehme große Haltung des 13. Jahrhunderts bildete den Ausgangspunkt. Daran schloß sich eine große Reihe von Werken, besonders von Madonnen und Vesperbildern, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die von der mystischen Frömmigkeit jener Zeit befruchtet waren. Die hier außerordentlich schöpferische Spätgotik wurde durch eine ganz köstliche Madonna des großen Anregers Nikolaus Gerhaut von Leyden (Privatbesitz) eingeleitet und sie findet ihren Abschluß in einigen Werken des Meisters des Breisacher Hochaltars. Ungewöhnlich reich war die Auswahl gewirkter Bildteppiche, die gleichfalls mit dem 13. Jahrhundert einsetzen. Spärlicher ist die Malerei vertreten, aber mit umso erleseneren Werken. Nebst Hans Baldung-Grien konnte man den Meister des Hausbuches, Grünewald, den Meister von Meßkirch und, in einem besonders schönen Schmerzensmann, Lukas Cranach bewundern.

Die Tagung galt der Pflege der bildenden Kunst. Aber schon der Vortrag Rektor van Ackens zog auch die Musik in das Programm hinein. Die Einheit der Künste kam noch in zwei Abendveranstaltungen zum Ausdruck. Die Stadt Freiburg lud die Teilnehmer zur Uraufführung eines Schauspiels von **Otto Brües**: „Die Füchse Gottes" ins Stadttheater ein. Gegenstand war die Rettung des Straßburger Münsterturmes, als dieser durch die Revolutionäre vernichtet werden sollte. — Ein musikalisches Erlebnis, das den allermeisten völlig neu gewesen sein dürfte, verdankten wir dem **Collegium musicum** der Universität unter Leitung von Professor Dr. **W Gurlitt.** Es waren Proben mittelalterlicher Musik, die die Entwicklung vom strengen gregorianischen Choral zur polyphonen Musik des 15. Jahrhunderts verfolgen ließen, wobei P. **Böser** O.S.B. (Beuron) die liturgiegeschichtliche und Prof. Gurlitt die musikgeschichtliche Einführung gab. Dem von der Kunstgeschichte Kommenden legten sich überraschende Parallelen in der Entwicklung der Künste zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert nahe.

Den Abschluß der Tagung bildete ein Ausflug, der den Teilnehmern mit Hilfe einiger Gesellschaftsautos in das Gebiet

des Kaiserstuhls ermöglicht wurde. Die starken Eindrücke alter Kunst, die man in Freiburg gewonnen hatte, wurden hier noch vertieft. Den Glanzpunkt bildete das hoch und malerisch über dem Rhein gelegene Münster von Breisach, und in diesem wieder der aus den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts stammende Hochaltar mit den Schnitzwerken eines bis heute noch unbekannt gebliebenen Meisters H. L. Sie stellen das Höchste dar, was an Reichtum der Erfindung, an stürmischem Temperament, an malerischer Fülle in der späten Gotik geschaffen worden ist. Die Gestalt dieses Meisters ist für die Gegenwart sehr belehrend. Gewiß gehört er zu den eigenwilligsten Künstlern der ganzen Kunstgeschichte. Aber er konnte seinen Individualismus in der großen Strömung seiner Zeit ausleben, er brauchte seine Kräfte nicht im Suchen zu erschöpfen. Die Tragik der auf sich allein gestellten Entdecker blieb ihm erspart.

Vom Breisacher Münsterberg, schöner noch von der hochliegenden Ruine der Limburg, in der Rudolf von Habsburg seine Jugend verlebt haben soll, schweift der Blick über den nahen Rhein auf die weiten Gefilde, auf das Elsaß mit seinen Fluren, Wäldern und Städten bis an die fließenden Höhenzüge der Vogesen. Deutsches Land lag uns zu Füßen, breitete sich in entzückender Schönheit vor unseren Augen. Schneidenden Schmerz in der Brust genossen wir das wundervolle Naturschauspiel, als die Spätnachmittagssonne mit dem andrängenden Regen an den Vogesenkämmen kämpfte. Da drüben ist Grünewalds großer Altar, liegt eine Welt deutscher Kunst, für uns verloren. Wir dürfen uns aber nicht tragischen Stimmungen hingeben. Wir müssen der Gegenwart und der Zukunft leben, müssen anregen und schaffen. So weit wir hier überhaupt an Kunst denken konnten, hat's nicht so sehr ein Heimweh nach dem Vergangenen und Verlorenen, als ein Sehnen und Suchen nach dem Lebendigen und Kommenden sein dürfen.

Griffe ins Volle.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Wir sind äußerlich arm geworden, aber reich geblieben in Auswirkung idealpraktischen Strebens. Das gilt nicht zuletzt von der Welt des deutschen katholischen Buches für Familie und Haus. Mit zum Wichtigsten rechne ich hier die Pflege guter billiger Sammlungen. In einer ersten Reihe steht da Hausens Bücherei (Saarlouis), schmuck-schlicht in festem Gewand, literarisch unter Mumbauers feinsinniger Leitung, im Preis der gebundene einfache Band eine reichliche halbe, der gebundene Doppelband eine reichliche ganze Mark. Und welch köstliche Auswahl! Es hat mir unlängst Freude gemacht, einmal wiederholt in die wohl zweihundertköpfige Reihe (mit ihren vorzüglichen „Einleitungen") einen Vollgriff zu tun. Hier das Ergebnis, ein kleiner Teil des ständig wachsenden Ganzen:

Stifters Meistererzählungen Heidedorf, Hochwald, Brigitta; G. Kellers Erzählјuwel aus dem Volksleben: Romeo und Julia auf dem Dorfe; P. Roseggers Bilder aus dem steirischen Volksleben, von Mumbauer selbst, nach Aufstellung eines liebevoll gerechten Rosegger-Charakterbildes, herausgegeben aus des Meisters Gesamtwerk; des Allgäuers Franz Michel Willams romantisch-kräftige Erzählung: Auf dem Tannehofe; Hedwig Kiesekamps herb zwingende Gruppe: Aus Widukinds Land; Marga Thomés fein und duftig, zugleich wahrhaftig dargestellter Roman: Der Werdegang des Felician Unruh; Maria Homscheids nicht minder lebensechte künstlerische Novelle: Glanzdam'; Leo Weismantels glanzvolle zwei Rhöner Kalendergeschichten: Die Kläuse von Niklashausen; Josef Feitens rührende Kindergeschichte aus der Eifel: Nikel und Goldköpfchen und, ihr traulich angereiht, Das Rosenlied; Richard Knies' ebenfalls ergreifende Kindererzählung: Die Gitarre (Blümlein im Rauhreif: 1. Stück); seine von prachtvollem, konfessionell irenischem Humor getragene Nachtwächtergeschichte: Häraffa und Siebenguldennas; seine spannende Erzählung aus dem Leben eines jugendlichen Athleten: Der Schrei der Mutter (wer den rhythmischen Dichter R. Knies in seinen Tiefen kennen lernen möchte, lese das Sonettenbändchen dieser Sammlung: Die feierliche Zelle); des Schweizers Michael Schnyders feines, gemütvolles Skizzenbuch: Jugend und Heimatfriede. Zu begrüßen ist der Sammelband eines großen ausländischen Gestalters, des irischen Priesterdichters Patrick Augustin Sheehan: Der Ausgestoßene und andere Erzählungen (übersetzt von unserm Heinrich Mohr).

Auf geschichtlichen und romantischen Boden gestellt sind: Charles Nodiers berühmte Episode aus der sog. großen französischen Revolution: Das letzte Bankett der Girondisten; Luise von François' rassige Abspiegelung aus dem Jahre 1813: Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier. Angehängt ist eine gemütvolle Herzensgeschichte der gleichen Verfasserin: Phosphor Hollunder; Hans Eisbert-Mostert macht die immer willkommene Liselotte zur Heldin einer herzhaften Erzählung: Liselotte und der König, zwei kleine historische Novellen derselben Autorin sind angefügt; Kinderhochzeit, Burg Thuron im Mosselland; zu danken haben wir für die Aufnahme von Ludwig Tiecks vielgepriesener Novelle aus der Frühromantik: Des Lebens Ueberfluß. Pulsierendes Leben umschließt Franz Herwigs zweiteiliger Roman aus der Zeit kurz vor und in dem letzten Weltbegebnis: Pinz und der heilige Krieg; Altitalienische Novellen bekannter, aber nicht abgeleierter Stoffe übertrug meisterlich Karl Simrock; in der Regierungszeit Karl V. spielt C. Fr. von Rumohrs Novelle auf italischem Boden: Der letzte Savello. Eine vielgenannte Selbstbiographie, romanhaft wirkend, aber geschöpft aus der Wirklichkeit, schrieb ein Vetter des berühmt-berüchtigten Pandurenhäuptlings von der Trenck unter Maria Theresia, deren gewaltigstem Gegner, Fridericus rex, einst jener obenerwähnte Trenck diente. Er starb unter der Guillotine; sein hinterlassenes merkwürdiges Buch, in unserer Sammlung frei bearbeitet, heißt: Aus dem Leben des Abenteurers Friedrich Freiherrn von der Trenck.

Ein Lebensdokument und -monument besitzen wir in den kostbaren Lebenserinnerungen des großen Kinderfreundes Christoph v. Schmid. Die in Hausens Bücherei aufgenommenen zwei Bände bringen des Hochedlen Briefe und Tagebuchblätter in Auswahl bearbeitet von Ferdinand Eckert.

Ein Blick auf Ausgaben von Märchen, Legenden usw., willkommen für Jung und Alt, Haus, Schule, Vereine: A. Stegers reiche Auswahl der weltberühmten Märchen der Gebrüder Grimm; Schneiderhans Darbietung: Zehn köstliche Märchen von Richard Leander, dem vertieft anmutigen Märchendichter im Professorentalar (R. von Volkmann); Ernst Noeldechens an anderer Stelle der A.R. näher besprochene zwei Märchen-, Legenden- und Idyllenbändchen: Blüten und Träume, Zeitlegenden; M. Homscheids liebliche Legendenreihe aus der Kindheit Jesu: Frauenschuh; Th. Seidenfadens hervorragend dichterisch gestalteter, tiefgläubiger Legendenzyklus: Im Wunderkahn; Anna Freiin von Kranes bereits mehrfach aufgelegte biblische Erzählung vom Heiland selbst: Es ging ein Sämann auszusäen. — Man versuche weitere Griffe ins Volle: Hausens Bücherei wird nie versagen.

Vom Büchertisch.

Katechetik von Dr. Heinrich Mayer (Herders Theologische Grundrisse), Freiburg, Herder 1924, 12° VIII und 180 S., geh. 2.50 M, geb. 3.40 M. — Ein Buch von einem erfahrenen Praktiker! Das ist der Eindruck, den diese Katechetik beim Leser schafft. Es ist auf dem verhältnismäßig knappen Raum soviel an wissenschaftlicher Grundlegung und praktischer Wegweisung, soviel an Anregung zum Weiterarbeiten durch eine musterhafte Literaturangabe geboten, daß man das Geschick des Verfassers bewundern muß. Auch die typographische Unterscheidung der Leitgedanken, der Begründung und der praktischen Anweisungen ist rühmend hervorzuheben. Die modernen Errungenschaften der Didaktik sind für die Katechese genützt. Lernende, in der theologischen Ausbildung, und Lehrende, die schon in der Praxis stehen, werden zu ihrem großen Nutzen sich das Buch beschaffen; es ist kein Leitfaden berüchtigter Art, sondern ein sicherer Führer für alt und jung. Franz Weigl, Amberg.

Lebensbeschreibung der Heiligen Kiliani, Colonati, Totnani. Von P. Ignatius Gropp. Mit 3 Tafeln. Univers.-Verlagsbuchh. Würzburg. 2 M. — Der Verlag Kabitzsch & Mönnich hat die 1738 vom fränkischen Historiker Gropp verfaßte Biographie der Frankenapostel neu herausgegeben in der anmutenden altertümlichen Form des Originals. Das Schriftchen mag deshalb für den Bibliophilen von Interesse sein. Wenn aber im Vorwort behauptet wird, keine Kiliansbiographie reiche an Gründlichkeit und volkstümlicher Darstellung an diese heran, so muß ich entschieden Einspruch erheben. Ich sage vielmehr, keine Lebensbeschreibung des hl. Kilian kann sich, was Gründlichkeit, dauernden wissenschaftlichen Wert und allgemein verständliche, schöne Darstellung anlangt, mit der Arbeit des gelehrten und geistreichen ehemaligen Würzburger Bibliothekars Dr. Stamminger (in seiner Franconia sancta) vergleichen. Würde diese vortreffliche Biographie, vielleicht in etwas gekürzter Form, wieder herausgegeben, so könnte damit dem kathol. Volk Frankens eine wertvolle Gabe in die Hände gelegt werden. Dr. Ludwig, Freising.

Unromantisches Morgenland. Aus dem Tagebuch einer Reise. Von Leopold Weiß. Mit vielen Bildern in Kupfertiefdruck. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M. 1924. Ganzleinen 5.50 M, br. 4.— M. — Das vorliegende Buch ist sehr unterhaltend und anregend zu lesen. Es ist nicht eine Reisebeschreibung, sondern eine Aneinanderreihung von Eindrücken, die der Verfasser in dem Tagebuch niedergelegt hat, das von ihm auf einer Reise von Aegypten über den Suezkanal nach Syrien und Palästina geführt wurde. Es ist durchaus ungeschichtlich gehalten und nimmt insbesondere keinen Bezug auf die Ereignisse, die nach der Bibel in den dortigen Gegenden gespielt haben, daher ist die Bezeichnung „Unromantisches Morgenland" gewählt. Kairo, Jerusalem, Damaskus, Haifa und Bairut sind die Hauptpunkte, an denen Weiß sich aufgehalten hat, dazu hat er verschiedene kleinere Orte, insbesondere jüdische Niederlassungen östlich des Jordan besucht. Neben der Schilderung von Land und Leuten bringt der Verfasser ausführliche Betrachtungen über die politischen Verhältnisse der besuchten Gebiete, so daß man den Eindruck gewinnen könnte, es sei ihm mehr darum zu tun gewesen, diese bekannt zu geben, als seine Landschafts- und Sittenbilder. Da ist es vor allem der Zionismus und die Errichtung eines jüdischen Freistaats in Palästina, die besprochen werden, dann die arabische Bewegung, d. i. das Streben nach Vereinigung aller arabischen Stämme unter einem Oberhaupt, die englische Taktik in Palästina, die Wünsche der Franzosen nach Erhöhung ihres Einflusses und die neu errungene Machtstellung der Türkei. Der Weltkrieg, „der auch im Osten die Geister erregte", hat wichtige Veränderungen hervorgerufen oder doch eingeleitet. Eine große Anzahl von augenscheinlich an Ort und Stelle aufgenommenen Bildern erleichtern das Verständnis und erhöhen den Wert der Schrift. Manchem Leser würde außerdem eine kleine Uebersichtskarte erwünscht sein. v. Landmann.

Von unseren lieben Frauen. Von Maria Mayer. Einband mit einem Scherenschnitt von Tilde Eisgruber. Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden 1923. Schmal 8° 48 S. Geb. 0.90 ℳ. — Eine rückhaltlose Hingabe an die Bereitschaft zum möglichst vollkommenen Verstehen des hehren Themas; eine gehobene dichterisch gehaltene Abspiegelung des Lebens Mariä, getragen von inbrünstiger Marienhuldigung. Reich an innerlichen Bildern, wie: Dein Name schwebt wie ein sonnenbunter Falter über die Heide. Du gingst über die Welt wie die Sonne. Staub blieb nicht an deinen Füßen.... Du bist das Lied, das der Heilige Geist unserer Erde gesungen. Unsere Herzen waren leer und kalt. Nun blüht wie eine Himmelsrose dein Name darinnen. — Mit einem Sehnsuchtsruf nach der himmlischen Anschauungsherrlichkeit Mariä schließt das für Unmittelbarkeit Veranlagte auch unmittelbar anziehende Büchlein. E. M. Hamann.

Im Kampf um Elternrecht und Gewissensfreiheit. Im Auftrag der Ges. zur gegenseitigen Unterstützung verfaßt von Hch. Huhnen. Gr. 8°, 56 Seiten. Essen-Ruhr, Verlag der Wirtschaftsstelle für Verselbständigung und Seßhaftmachung, Renatastr. 1. Mk. 1.20. — In Essen ist zurzeit ein Kampf um die Schule entbrannt, der die Notwendigkeit einer die Elternrechte respektierenden Schulgesetzgebung in helles Licht rückt. Gewisse Mißstände an der städtischen Fortbildungsschule haben die Katholiken genötigt, eine eigene Fortbildungsschule zu gründen. Um der grundsätzlichen Freiheit willen glaubte man, auf staatliche und gemeindliche Genehmigung verzichten zu müssen. Die Folge war eine Menge von Prozessen wegen verweigerter Strafgelder und die Schließung der Schule. Die vorliegende Broschüre legt den ganzen Vorgang, über den in Nr. 12 des laufenden Jahrgangs der A. R. schon berichtet wurde, aktenmäßig dar und bildet mit ihrem interessanten Inhalt einen flammenden Aufruf zur Befreiung der Schule aus staatlichen Fesseln. Prof. Dr. H. Mayer, Bamberg.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. „Doktor und Apotheker", komische Oper von Karl Ditters von Dittersdorf (1739—1799) erschien nach jahrzehntelanger Pause in neuer Einstudierung. Mag sein, daß die Ermüdung an der Kompliziertheit moderner Musik den schlichten Weisen eine besonders gute Aufnahme bereitete, aber es steckt in ihnen doch eine Menge guter Einfälle; die Melodien sprudeln reich. Eine anmutige Leichtigkeit beschwingt das Ganze. Dr. Böhm dirigierte die liebenswürdige kleine Oper mit einer rhythmischen Feinheit und Frische, die zündend wirkte. Unser altes, kleines Rokokohaus ist die gegebene Stätte für das graziöse Spiel, in dessen Wiedergabe dem bescheideneren Werke unsere besten Mozarttraditionen zugute kamen. Seydel, der sich an Stelle des erkrankten Josef Geis um die Leitung sehr verdient machte, spielte die Verkleidungsrolle mit köstlichem Humor und ohne alle heute so selten vermiedene Uebertreibung und Derbheit. Eine köstliche Figur war der Apotheker Lohfings, der sich für einen großen Gelehrten hält. Frieda Schreiber war seine energischere bessere Hälfte. Die Damen Linhard und Schellenberg gaben die jungen Mädchen sehr anmutig; Fitzau in seiner Liebhaberrolle, Birrenkovens Invalide auf Freiersfüßen, der erst im letzten Akt auftretende Doktor, dem Bauberger eine mehr weltmännische Note gab und Diemers gemütlicher Polizist boten durchweg sanglich sehr gefällige Leistungen. Schön waren Pasettis Bühnenbilder. Das nächtliche Städtchen hatte Schwindschen Reiz und auch die Szene vor dem Stadttor war ein gar freundlicher Anblick. Es war ein Abend ohne Mißklang, für den sich das Publikum sehr dankbar erwies.

Kammerspiele. Zum ersten Male „Wera Mirzewa", Schauspiel von Leo Urwantzow. Starke Effekte, aber ohne Innerlichkeit, und zwei Akte Spannung. Man denkt an Viktorien Sardou, der freilich technisch ein viel größerer Könner war als der Russe. Ein junger Rechtsanwalt gründet ein Unternehmen; da er aber kein Geld hat, knüpft er mit unverstandenen Frauen Beziehungen an. Die schöne Frau Wera kommt indessen ohne die versprochenen 40000 Rubel. Sie denkt nur an ihre Liebe und hat nicht gewußt, daß die Sache so eilt. Der Liebhaber, der das Kapital noch am gleichen Abend einzahlen sollte, wird brutal, und die aus allen Himmeln gestürzte Frau erklärt, daß sie ihr Zahlungsversprechen zurückziehe. Da droht der Lump ihre Liebesbriefe ihrem Manne auszuhändigen. Wera ergreift einen bereitliegenden Revolver und knallt den Bösewicht nieder. Die zwei folgenden Akte zeigen sie in der ständigen Gefahr, entdeckt zu werden; zudem ist der Gatte Staatsanwalt, der Verwandte Untersuchungsrichter. Immer aber vergehen wieder die Sturmwolken, obwohl Wera sich oft mehr als auffallend benimmt. Was sie eigentlich gegen ihren Mann einzuwenden hatte, erfahren wir nicht. Er ist ein ganz fabelhaft guter Mensch; er hat sogar die Absicht, sich nach Sibirien versetzen zu lassen, damit seine Frau ohne seinen unangenehmen Anblick angenehm in Petersburg leben kann. Die Untersuchung in der Mordsache wird ergebnislos eingestellt und nun fühlt Wera doch das Bedürfnis, sich mit ihrem Manne auszusöhnen und ihm ein Geständnis abzulegen. In Breslau gab es dieser Tage einen Theaterskandal, weil das Publikum irrig meinte, das Theater unterschlage ihm den Schlußakt. Hier wunderte man sich nur im stillen über die ausbleibende Reue und Sühne. Fräulein Leiko gab die schöne Sünderin als Glanzrolle, wie sie gedacht, ohne über das rein Aeußerliche hinwegzutäuschen. Auch die Nebenrollen, bis hinunter zu einem mauschelnden Frauenarzt von fragwürdigem Rufe, wurden charakteristisch gegeben. Auf dem Wohltätigkeitsfest des Schlußaktes tanzte als Einlage ein Kosak. Das war der lebendigste Augenblick des Abends. Das Publikum war sehr freundlich.

Schauspielhaus. Der dunkle Punkt, Lustspiel von R. Presber und Kadelburg, hat Gustav Kadelburg überlebt und erschien zum ersten Male im Schauspielhause. Es ist früher an anderen Bühnen gespielt worden. Ein Baron mit dem in Lustspielen immer gleichbleibenden Standesdünkel sträubt sich gegen die Verlobung seines Sohnes mit einem reichen Bürgermädchen, und am Ende muß er ein Mohrenkind als Enkel anerkennen, denn seine Tochter hat im „freien" Amerika einen Schwarzen geheiratet. In Rassefragen denkt man freilich drüben nicht so liberal, wie unsere Schwankdichter sich es träumen; aber wir wollen uns doch nicht ernster mit Problemen befassen, wo die Autoren keine Probleme, sondern nur Anlaß zu allerhand Scherzen gesucht haben. Herr Hoch hat einen Humor, der im Schauspielhaus leider oft brachliegen muß.

Lustspielhaus. Die Operettenbühne griff einmal wieder in die Vergangenheit zurück nach einem Werke, das frischer und lebendiger anmutet, als die modernsten Schlager. Der Vogelhändler von Karl Zeller hat Melodien von Anmut und Liebenswürdigkeit, von denen einige echter Volkspoesie nahekommen. Die Handlung ist unterhaltend, humorvoll und niemals keck. Gespielt wurde wieder gut und auch singen hörte man erfreulich, besonders von den Damen Selo und Panzer, den Herren Forstner und Faber.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Goethebühne, ein neues als Volksbildungsstätte gedachtes Theater Berlins begann mit der selten gespielten „Natürlichen Tochter" Goethes. — „Die Zwingburg", eine Oper von Ernst Krenek, wurde in Berlin uraufgeführt. Von einigen originellen Zügen abgesehen, ist die Musik des Tschechen die heute landläufige Musik des Atonalen. Sie verwechselt nach Berichten Lärm mit Kraft. Die Zwingburg symbolisiert die Herrschaft des Kapitalismus. — In Wien gefiel Schnitzlers Komödie der Verführung. Der üble Grundgedanke der losen Szenen ist, daß im Grunde jede Frau verführt werden könne, es komme nur auf Gelegenheit an. — Ein Apostelspiel von M. Mell, das die Bändigung von Verbrechern durch den reinen Glauben eines Kindes behandelt, konnte sich trotz poetischen Wertes nicht lange auf der Bühne behaupten. In Wien lernte man auch „Das Schwert des Attila" von Ernst Fischer kennen. Die Kritik





erklärt das Stück für unreif und unfertig, findet jedoch in Einzelheiten starke Talentproben. — In Klosterneuburg wurden drei Orchesterwerke aus Bruckners Frühzeit uraufgeführt. Großes Interesse weckten zwei Sätze aus Gustav Mahlers unvollendeter 10. Symphonie, die auf dem Wiener Musikfest zu Gehör gebracht wurden. — Zur Tagung des Reichsverbandes deutscher Tonkünstler und Musiklehrer wurden in Dortmund Konzerte veranstaltet, die als erfolgreiche Uraufführungen Passacaglia für Orgel von Ad. Busch, Klavierkonzert von Reuß und A cappella-Lieder von Elsäßer brachten. — Die Weimarer Schillerfestspiele 1925 für die deutsche Jugend sollen Kätchen von Heilbronn, Braut von Messina, Florian Geyer (Hauptmann) und Tannhäuser bringen. — Professor Dülfer, der Erbauer des Duisburger Theaters und der Münchener Tonhalle, wurde mit dem Bau des bulgarischen Nationaltheaters in Sofia betraut. — In Paris macht Meyer-Försters Lustspiel „Alt-Heidelberg“ in leidlich echter Aufmachung volle Häuser. — Gestorben ist die Münchener Hofschauspielerin Emmy Pregler, ein junges, hoffnungsvolles Talent. — Im Oktober wurde ein neues Bischof Otto-Drama — „Der Pommernapostel und Julin“ von Kurt Heidkrüger-Wollin — erstmalig daselbst aufgeführt; es ist in Pommern schon das vierte Drama vom Heiligen Otto (Verlag L. Lipski-Wollin). L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Auf die im vorigen Bericht erwähnte Eingabe des Banken- und Bankierverbandes ist wegen der Herabsetzung der hohen Steuern eine Massnahme nicht erfolgt; aus dieser Ursache kam es am Montag zu einer Schliessung der Börsen in Berlin und Köln als Protest gegen die Umsatzsteuern. Sie betragen beinahe das 38fache der Vorkriegssätze bei einer aus Kauf und Verkauf sich zusammensetzenden Transaktion. Direktor Wassermann von der Deutschen Bank wies in der Börsenversammlung darauf hin, dass es nicht möglich sei, ausländisches Kapital heranzuholen, solange der Markt an den deutschen Börsen so eng bleibe. Kein Ausländer werde sich für Papiere interessieren, von denen an einem Börsenplatz wie Berlin nur 6 Mille je Tag umgesetzt würden. Eine Belebung des Börsengeschäftes erfordere auch das Termingeschäft und was mit dem Prämiengeschäft verknüpft ist, die Prolongation. Solange aber der augenblickliche Stempelsteuersatz von 9 Prozent jährlich auf der Prolongation liege, sei dieses Geschäft eine Unmöglichkeit. Der Vertrauensmann der Angestelltenschaft wies darauf hin, dass die Banken ihr Personal immer weiter abbauen müssten, wenn die Börse nicht eine Belebung erführe. Der freie Maklerstand leidet durch Zuzug aus stellenlosen Bankbeamten an Ueberfüllung;

die vereidigten Makler vermögen die Bürokosten nicht mehr zu verdienen. Viele Bankiers sehen sich gezwungen, ihr Geschäft aufzugeben, nicht wegen Mangel an Geld, sondern um ihr Kapital nicht in kurzer Zeit durch Unkosten aufzubrauchen. Schon vor einem halben Jahre hat die Börse auf ihre schwere Lage die Aufmerksamkeit gelenkt. Es erfolgte dann eine Ermässigung von 50 Prozent, aber der der Inflationszeit angepasste Stempelsatz ist auch nach der Halbierung untragbar. Ob das Reichsfinanzministerium einer baldigen Steuerbeschränkung geneigt ist, scheint in den letzten Tagen wieder zweifelhaft. Die Auflösung des Reichstages blieb bei der allgemeinen Aktionsunlust ohne Wirkung auf die Börse. Die Kriegsanleihe ging infolge kleinerer Verkäufe zurück, dagegen konnten 3½ und 3% Konsols, für die unter Nachwirkung des Zeichnungserfolges Auslandsinteressenten vorhanden sind, den alten Kurs behaupten. Gar kein Geschäft ist in Bankaktien. Montan- und Kaliwerte liegen schwächer. Bei einigen wenigen Papieren, die höher notierten (Hammersenspinnerei z. B.), liegt der Grund in Interessenkämpfen. Günstige Umstellungsgerüchte bewirkten eine Steigerung in Paketfahrtaktien. Am Geldmarkt ist die Lage überaus flüssig. — Die deutsche **Handelsbilanz** weist im September einen geringen Einfuhrüberschuss auf. Die Ausfuhr hat sich nicht verringert, die Rohstoffeinfuhr sich indessen vergrössert, woraus eine kleine Belebung der Industrie gefolgert werden darf. — Im **bayerischen Staatshaushalt** ist durch ausserordentliche Massnahmen das Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben erreicht worden, was nur durch Aufrechterhaltung der hohen Steuern zu erzwingen war. Optimismus wäre, so führte der Finanzminister aus, unbegründet. Die Lasten werden in den nächsten Jahren nicht geringer sein. Die Betriebshaushalte schnitten nicht ungünstig ab; erstmalig erscheinen im Etat Einnahmen aus der Beteiligung des Staates an industriellen Unternehmungen. Die Entwicklung der Grosswasserkraftwerke schreitet befriedigend vorwärts. Im Sinne der bayerischen Denkschrift erhob der Finanzminister die Forderung, dass die Steuerhoheit den Ländern zurückgegeben werde und insbesondere die Einkommen- und Körperschaftssteuer ihnen überlassen wird. Die Hauptfrage liegt darin, ob der Schwerpunkt der inneren Verwaltung und des ganzen Kulturlebens bei den Einzelstaaten oder beim Reiche sein soll. In der **Aufwertungsfrage** erkennt der Minister eine gewisse sittliche Pflicht an, die Papiermarkschulden nicht für alle Zeiten abzuschütteln, aber er ist der Ueberzeugung, dass es in absehbarer Zeit nicht möglich ist, die Hoffnungen der Gläubiger auch nur im bescheidensten Masse zu erfüllen. Nach Lage unserer Wirtschaft brächte eine sofortige fühlbare Linderung der allgemeinen Not nur die Zurückschleuderung in die kaum überwundene Fieberkrankheit, jedoch mit dem Unterschiede, dass diesmal die Krankheit zu einer Auflösung des Staates führen müsste.

Morgans Gewinn an der Dawesanleihe soll fast alle Kriegsanleihegewinne Morgans erreichen; die Initiative in der Neuyorker Grossfinanz zu ergreifen, für Privatkredite nach Deutschland, soll bei diesem Bankhause wenig Neigung bestehen. Nach Neuyorker Blättern haben dreissig deutsche Bankiers ihren Besuch angekündigt.

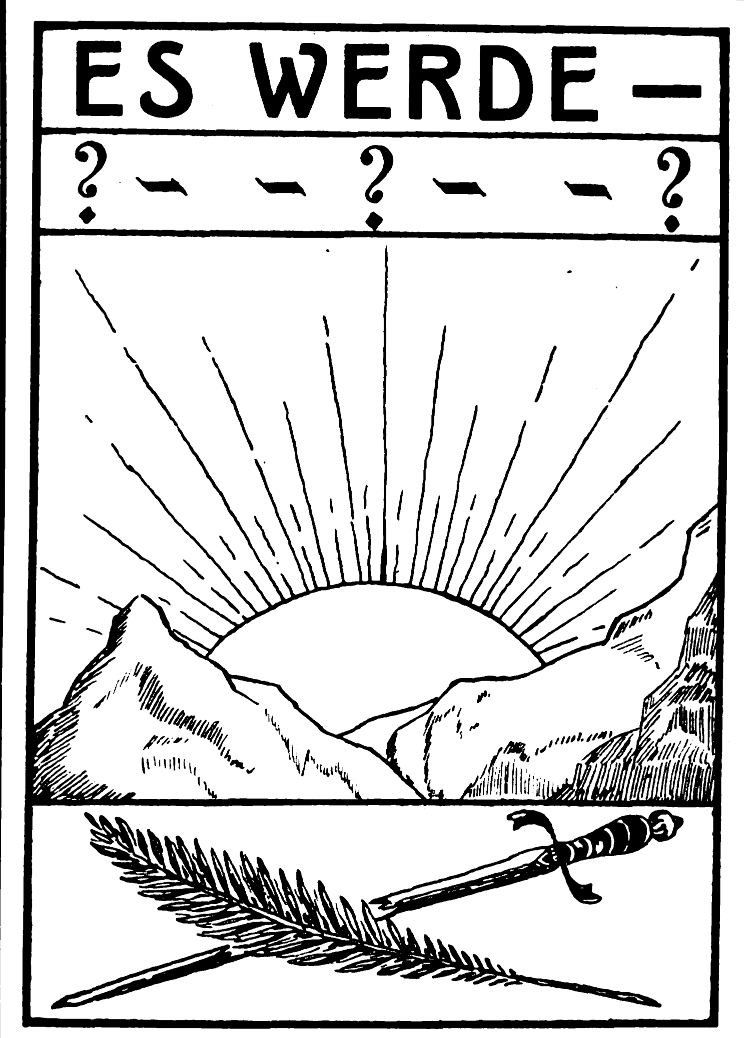
An der **Münchener Produktenbörse** zeigte sich ein scharfer Preisrückgang. Gerüchte über die Schwierigkeiten an der Mannheimer Produktenbörse lassen Versteigerungen befürchten, die ein weiteres Sinken der Preise bringen müssten. So verhielt sich der Markt abwartend und das Geschäft blieb wenig umfangreich.

München. K. Werner.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters, mit Benützung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive bearbeitet von Ludwig Freiherr von Pastor. Der vorliegenden Nummer der „A. R." liegt ein Prospekt des Verlages Herder & Co., Freiburg im Breisgau über dieses bekannte Standardwerk katholischer Geschichtsforschung bei, auf welches die verehrl. Leser der „Allgemeinen Rundschau" hiermit nachdrücklichst hingewiesen werden.

Nervisan. Der vorliegenden Nummer der „A. R." liegt ein Prospekt der Firma Dr. med. Robert Hahn & Co., Magdeburg betr. das hochwertige Nerven-Nährpräparat Nervisan bei, welcher der besonderen Beachtung der verehrl. Leser empfohlen wird.





Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 45 München, 6. November 1924. XXI. Jahrgang.

Katholizismus und Föderalismus.

Von Dr. Ottomar Schuchardt, Dresden-Gorbitz.

Wer mit seinem Denken und Fühlen in der Gegenwart wurzelt und sich daran erinnert, daß die politischen Vertreter der preußischen Katholiken vor nicht langer Zeit Seite an Seite mit der Sozialdemokratie die Forderung erhoben nach restloser Beseitigung aller geschichtlich gewordenen deutscher Staatenbildungen, der wird sich vielleicht wundern über die Nebeneinanderstellung der Begriffe Katholizismus und Föderalismus; wer sich aber von dem, was er in der Gegenwart sieht, losreißt und einen Blick rückwärts auf die Geschichte wirft, der wird in jener Forderung, wie in vielem anderen, was nach 1918 von parlamentarischen Vertretern des deutschen katholischen Volkes getan worden ist, nur ein bedauerliches und hoffentlich vorübergehendes Abweichen erkennen von den Richtlinien und Grundsätzen des deutschen politischen Katholizismus, ein Abweichen, das für diesen geradezu katastrophal werden müßte, würde ihm kein Halt gesetzt.

Neben den infolge ihrer kleinen Zahl machtlosen Deutsch-Hannoveranern (Welfen) war es einzig und allein das Zentrum, das nach 1866 das Versinken Deutschlands im romanischen Einheitsstaat verhinderte. Die ehemals noch auf großdeutsch-föderalistischem Boden stehenden Konservativen und Demokraten waren nach 1870/71 mit fliegenden Fahnen ins zentralistisch-kleindeutsche Lager übergegangen. Aber die Vertreter des deutschen Katholizismus waren beileibe nicht erst durch die Politik des Bundesbruchs, der Zerstörung des alten geschichtlichen Deutschland und der Annexionen auf die Bahn einer das Recht und den Föderalismus hochhaltenden Politik gedrängt worden. Schon lange vor den unheilvollen Ereignissen des Jahres 1866, in der Zeit, in der der Nationalverein dabei war, Deutschland innerlich zu zerstören und die Blut- und Eisen-Politik theoretisch vorzubereiten, erhoben sie ihre warnende Stimme.

August Reichensperger, eine der würdigsten, zuverlässigsten und feinfühligsten der aus jener Zeit hervorgegangenen Gestalten kennzeichnete den nationalen Liberalismus bereits in einer Zeit, in der er noch weit von seiner Herrschaft entfernt war, folgendermaßen:

„Die deutschen Cavourianer wollen den zentralisierenden, alles Recht, die Religion und die deutsche Sitte nivellierenden Beamtenstaat, die französische Kopfzahlvertretung statt des englischen, germanischen Selfgovernements der Korporationen, Stände und Genossenschaften, den französischen Staatsabsolutismus, den „modernen" Polizeistaat. Das deutsche Sardinien soll die Rolle des italienischen spielen, und ohne Rücksicht auf die germanische Selbständigkeit der deutschen Hauptstämme soll ganz Klein-Deutschland von Berlin aus zentralisierend, wie Frankreich von Paris, Jung-Italien von Rom aus, beherrscht werden. Diese Gothaer können nichts Neues schaffen; sie kehren immer wieder in den falschen Zirkel ihres Staatsabsolutismus zurück, mit den aus ihnen bestehenden Kammermajoritäten, mit der sich unter ihren Händen vermehrenden Bürokratie, mit der Monopolisierung des Rechtes und den bevormundenden, welschen Einheitsstaaten, mit der stetigen Vermehrung des Staatsbudgets, mit dem Staatskirchentum."

Und wie recht ein Reichensperger und alle seine katholischen Mitkämpfer gehabt haben, das sollte sich eben nach der Zertrümmerung des alten Deutschland auch den die Dinge weniger scharf ins Auge Fassenden und weniger tief Sehenden offenbaren. Der ebenso anmaßende wie geistig stumpfe, glaubenslose nationale Liberalismus hat es sofort als ein Evangelium verkündet, daß bei Königgrätz nicht nur das „undeutsche Oesterreich" und der „verderbliche deutsche Partikularismus" sondern auch der „deutschfeindliche Ultramontanismus" zu Tode getroffen worden seien. Partikularismus, Habsburg und Katholizismus waren immer gleichwertige und gleichgefährliche Mächte. Daß aber der Katholizismus — den die Liberalen ja meinen, wenn sie von Ultramontanismus reden — bei Königgrätz sich doch noch nicht verblutet hatte, zeigt der nach der Begründung der preußisch-deutschen Einheit ausbrechende Kulturkampf, der sich ja nichts Geringeres zur Aufgabe gestellt hatte, als die Beseitigung des römischen Katholizismus im deutschen Reiche und die Errichtung einer von Rom losgelösten deutschen Nationalkirche.

Inwieweit es den Leuten, die diese Gründung betrieben, Ernst war mit Kirche und Christentum, vermag man ja zu ermessen, wenn man erwägt, daß es dieselbe Gesellschaft war, die hinter dem Gründer- und Schwindlertum stand, die immer und überall gezeigt hat, daß sie wohl zerstören, nimmer aber aufzubauen vermochte. Es lohnt sich immer wieder, auf jene Säulen des neuen Deutschen Reiches — ihre Nachläufer nennen sich heute Deutsche Volkspartei — zurückzuschauen und ihr Wesen und Treiben sich von neuem klar zu machen, will man die Antwort auf die Frage suchen, wie das deutsche Volk in das Elend von heute hineingeraten konnte. Const. Frantz in seinen Schriften, Rud. Mayer in: Politische Gründer und die Korruption in Deutschland, und Glagau sind als zuverlässige Führer zu empfehlen. (Das Archiv für deutsche Politik und Kultur, Dresden-Gorbitz dürfte die einzige vollständige Sammlung dieses Schrifttums besitzen.)

Auf ein neues Römertum läuft das System von 1866 hinaus. So kennzeichnet Constantin Frantz scharf und knapp die Geistesrichtung des im neuen Deutschland verkörperten staatlichen Systems:

„Seltsamer Widerspruch, angesichts dessen sich um so mehr über den Ultramontanismus ereifern zu wollen! Denn das eben nenne ich hingegen die allerschlimmste Art von Ultramontanismus. Und wahrlich, ein sonderbares Mittel zur Wiederherstellung deutscher Nationalität, wenn man unser deutsches Rechts- und Ehrgefühl ersticken will, um uns dafür die Grundsätze jener von Mars erzeugten und von der Wölfin gesäugten Tiberbrut einzuimpfen, welche einst Gottes Zorn zur Geißel aller Völker werden ließ, damit die Lüge der heidnischen Welt zu ihrer Selbstoffenbarung gelange, bis er dann in seiner Barmherzigkeit die alten Germanen aus ihren Wäldern hervorbrechen hieß, um das Sündenreich jener Tiberbrut wieder zu zertrümmern und eine neue bessere Weltordnung zu begründen. Jetzt aber will man die seitdem emporgekommene christlich-germanische Denkweise wieder zu der altrömischen zurückschrauben. Das heiße ich unumwunden Ultramontanismus!"

Wiederum urteilt Const. Frantz:

„Welcher Dämon treibt denn nun das Volk der Denker dazu, nachdem es sich 1870 so hoch erhoben haben soll, daß es noch bis heute nichts Besseres zu tun weiß, als Schritt für Schritt alle diejenigen Maximen und Einrichtungen anzunehmen, die das verkommene Frankreich aufgestellt? Ist dieses Frankreich wirklich verkommen, so scheint es wohl ein naheliegender Gedanke, daß solche Vorkommnisse in einigem Zusammenhang mit den Grundsätzen von 1789 stehen dürften. Warum also desselben Weges gehen, wie doch jetzt wieder durch Nachahmung der großen französischen Erfindung der Zivilehe und des Zivilstandsregisters geschieht? Soll es aber um des Fortschritts willen geschehen, um neue Waffen für den großen Kulturkampf zu gewinnen?"

War eben alles im neuen Deutschland nur auf Real- und Nützlichkeitspolitik eingestellt, so durfte man sich nicht wundern, wenn schließlich auch versucht wurde, Religion und Kirche zur Dienerin der herrschenden Kreise herabzudrücken. Frantz sagt darüber:

„Hatte gegenüber der antik-heidnischen Denkart seit zwei Menschenaltern allmählich wieder eine Rückkehr zur christlichen Weltansicht begonnen, so war dann die Politik von 1866 vielmehr ein Rückschlag in diesem Fortschritte des christlichen Geistes. Begann diese Politik zunächst mit dem Absehen von aller Religion, so konnte kaum etwas anderes dahinter verborgen liegen als Gleichgültigkeit gegen das Christentum. Nichts natürlicher aber, als daß sich aus der Gleichgültigkeit je mehr und mehr die Abwendung vom Christentum entwickelt und aus dem Unchristlichen zuletzt das Widerchristliche.

So erscheinen die großen Erfolge der letzten Jahre vom christlichen Standpunkt aus betrachtet. Nicht aber, wie sie der Berliner Generalsuperintendent und Oberhofprediger Hoffmann darstellen will, indem er uns den Nationalliberalismus mit einer theologischen Brühe auftischt. Das heiße ich erst recht Vollendung der Begriffsverwirrung, wenn gar in den Veränderungen seit 1866 ein Fortschritt des christlichen Geistes erblickt werden soll! Der babylonische Turmbau ist es vielmehr, der, wie er vorher an der Seine unternommen worden war, jetzt an der Spree unternommen wird. Alles läuft dabei auf Zentralisation und Machtpolitik hinaus, damit wir uns einen Namen in der Welt machen, der bis an die Wolken reicht. Aber so fährt auch der Herr hernieder, daß er die Sprache der Menschenkinder verwirre, welche an dem Werke arbeiten. Denn Sprache ist Ausdruck des Innern, und was bedeutet das anders, wo sich die Begriffe, die Ueberzeugungen und Bestrebungen verwirren? Drückt die Zentralisation dem neuen Reiche ihren Einheitsstempel auf, so beginnt im Innern vielmehr die Zersetzung, und wir haben gesehen, wie mannigfach sie schon hervortritt. Zerfall der alten Parteien in immer haltungslosere Gruppen. Auflösung der gesellschaftlichen Bande durch die zunehmenden Arbeiterbewegungen; Spannung in dem ganzen östlichen Grenzgebiete zwischen der deutschen und der nichtdeutschen Bevölkerung; Zwiespalt zwischen Staat und Kirche und Zwiespalt zwischen den kirchlichen Konfessionen; endlich Zerrüttung des öffentlichen Rechtes in Deutschland wie des europäischen Völkerrechts; das sind die Folgen des babylonischen Turmbaues, wie es anderseits zugleich die Grundlagen sind, worauf das Bauwerk selbst ruht. Je schneller und je höher es emporsteigt, um so gewisser muß es in sich selbst zusammenbrechen. — — So gewiß die deutsche Nation, was sie geworden, nur auf der Grundlage des Christentums geworden ist, kann sie auch ihren deutschen Charakter nur behaupten, wenn und insoweit sie ihren christlichen Charakter behauptet oder denselben beziehungsweise wieder herstellt. Wird hingegen dieser Eckstein unserer Nationalentwicklung verworfen, so soll man auch wissen, welche Folgen damit in Aussicht stehen.

Bis jetzt tröstet man sich freilich mit den äußeren materiellen Erfolgen, die den inneren Verfall verdecken; doch das macht eine Nation noch lange nicht groß, daß sie sich eine Armee schafft und ihre Nachbarn niederschlägt, sondern wahrhaft groß macht sie erst, daß sie sich hohe — eben durch das Christentum bedingte — Ziele setzt, und nur, was aus dem Streben danach entspringt, sind die wahrhaft großen Taten."

Von wie geringer Dauer aber materielle Erfolge sind, denen die geistigen und sittlichen Grundlagen fehlen, das hat uns ja das vergangene Jahrzehnt so elementar und furchtbar gezeigt. Und wenn ich es unternommen habe, in diesen Zeilen Vergangenheit und Gegenwart, Ursache und Wirkung mit Bezug auf die deutschen Zustände nebeneinanderzustellen, so möchte ich das recht verstanden wissen: Nicht Buße allein, wie von gewisser Seite gepredigt wird, vermag uns zu helfen und aus dem Elend von heute herauszuführen, dazu gehört auch und zu allererst eine klare Einsicht, die Erkenntnis der ungeheuren Fehler, die gemacht, der Verbrechen, die verübt worden sind und der ernste Wille, rücksichtslos gegenüber allen feindlichen Mächten den Grundgesetzen deutschen staatlichen Lebens wieder Geltung zu verschaffen, und meine ich, daß hierzu vor allem der deutsche Katholizismus berufen ist durch seine Geschichte sowohl wie durch die innere Verwandschaft.

Zentrum und Bayerische Volkspartei.

Von Dr. Otto Kunze.

Politik der tiefen Grundsätze und hohen Ideen gibt derzeit leider noch nicht den Ausschlag. Von allen Seiten wird sie laut gefordert, hie und da auch betätigt. Das Leben und Ringen der großen Parteikörper jedoch bestimmen einstweilen ganz andere Dinge. Gegen Ende Oktober fanden in Berlin Verhandlungen zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei statt, um einen Burgfrieden für die Reichstagswahl zu sichern. Das Zentrum sollte in Bayern, die Bayerische Volkspartei im übrigen Reich auf Kandidaten verzichten. Man hätte glauben sollen, das sei nicht schwer. Beide Parteien stammen aus der gleichen Wurzel, erstreben dieselben Kulturziele. Beide hegen eine gesunde, zugleich konservative und freiheitliche Staatsidee, nur daß die Bayern besonderen Nachdruck legen auf den bundesstaatlichen Charakter des Reichs und die Rechte und Belange ihres Landes. Es darf noch festgestellt werden, daß der Gedanke des Burgfriedens von beiden Seiten sich traf. Die Verhandlungen hätten auch schnell zum Ziel geführt, wäre nicht die Lage besonders verwickelt in der Pfalz. Das Zentrum wollte im rechtsrheinischen Bayern auf Kandidaturen verzichten, in der Pfalz aber den Abgeordneten Hofmann-Ludwigshafen halten. Die Bayerische Volkspartei glaubte hierauf nicht eingehen zu können. — Der Grund liegt beiderseits wohl darin, daß vor der Wahl des 4. Mai der Kampf in der Pfalz ungewöhnlich erbittert gewesen war, fast als ständen sich zwei innerlich ganz fremde Parteien gegenüber. Nun hat am 2. November der Landesausschuß der Bayerischen Volkspartei in München getagt, um zu den Berliner Besprechungen Stellung zu nehmen. Eine Liste des Zentrums in der Pfalz oder eine gemeinsame Liste beider Parteien daselbst mit Anrechnung der Reststimmen für das Zentrum (das äußerste Entgegenkommen der Zentrumspartei) wurde für unannehmbar erachtet. Trotzdem entschloß sich die Bayerische Volkspartei noch nicht zu dem folgenschweren Vorgehen mit eigenen Kandidaten im Reich. Sie versucht vielmehr noch einmal mit dem Zentrum zu verhandeln, auf Grund des (wie es in ihrem Beschluß heißt) vom Reichskanzler Marx und Reichspostminister Höfle am 20. Oktober den Abgeordneten Leicht und Dr. Beyersdörfer gemachten Vorschlags, Bayern einschließlich Pfalz der Bayerischen Volkspartei, das übrige Reich dem Zentrum zu überlassen. — Jeder, dem die Einigkeit der deutschen Katholiken am Herzen liegt, muß wünschen, daß der Burgfrieden zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei zustande kommt.

Während die beiden Parteien verhandelten, beriet sich der Reichsparteitag des Zentrums. Es war kein Geheimnis, daß die Wochen der Regierungskrise auch im Zentrumslager manche Aufregung und Spannung gezeitigt hatten. Der Wunsch, die Koalition nach rechts zu erweitern, war von sehr abgestufter Stärke. Die natürlichen Gegensätze der Stände, Stämme, Temperamente und Altersklassen, sonst im Zentrum so glücklich überbrückt, zeichneten sich hier deutlich ab. Prüfungsstunden decken eben die Tiefen und Schwächen auf, die jedes irdische Gemein- oder Einzelwesen hat.

Der Parteitag hatte die ernste Aufgabe, die Einheitskräfte von neuem zu stärken. Daß ihm dies gelang, daß sich am Schluß ein einheitliches starkes Zentrum zum Wahlkampf gürtete, kann nur ein Uebelwollender als reine Mache bezeichnen. Diese Partei hat eben in der gemeinsamen katholischen Weltanschauung ihrer Wählermassen ein Band und einen Boden für ihr Programm, wie keine, die bloß durch Leitsätze zur kurzlebigen Tagespolitik zusammengehalten ist. Auch weiß der Katholik Großes und Kleines besser zu unterscheiden als einer, der keine absoluten Maßstäbe kennt. Er stiftet nicht Parteien und Sekten auf Grund dritter und vierter Dinge, wo man im Ersten und Zweiten einig ist. Das Erste ist der katholische Glaube. Soll der allein das Band des Zentrums bilden, so muß es eine konfessionelle katholische Partei werden. (Was man so nennt. Streng genommen ist es anmaßlich von einer rein weltlichen Einrichtung — Partei —, sich katholisch zu nennen. Das Katholische kann ihr nie Eigenschaft werden, nur Norm sein.) Eine gemeinsame christliche Weltanschauung mit nicht katholischen Bekenntnissen gibt es nicht (Nr. 42 S. 666). Christliche Politik ist katholische Politik, auch wenn Protestanten sie treiben. Das Zentrum kann dann alle deutschen Katholiken sammeln, muß aber auf ein bestimmtes Staatsideal verzichten. Wir haben früher dargetan, was dagegen spricht (Nr. 28 d. J.). Das Staatsideal ist das Zweite in der politischen Einigung. Die nächsten größeren Aufgaben der praktischen Politik sind das Dritte. Der Parteitag zu Berlin hat nächst der gemeinsamen Weltanschauung dies Dritte in den Vordergrund geschoben. Die taktisch vorzügliche und ethisch grundgediegene Eröffnungsrede des Reichskanzlers Marx ließ zwar das Staatsideal nicht völlig außer acht. Ueber die eigentlich nur negativen Begriffe von Verfassungstreue und Volksgemeinschaft hinaus sprach Marx schon von dem fernen Ziel eines Großdeutschland und deutete Schwarz-Rot-Gold als „Symbol für das politische Streben, das das gesamte deutsche Volk in natürlicher Gliederung ohne Vormachtstellung eines einzelnen Teiles zu einem nach außen machtvollen und im Innern gesicherten und gefestigten Reich zusammenfassen will." [1])

[1]) Der am 2. September in Hannover grundgelegte Reichs- und Heimatbund deutscher Katholiken, vor dem führende Zentrumsblätter schon warnen zu müssen glaubten, will nichts anderes. Er will nur, daß diese Idee als eigentliche Staatsidee der politisch organisierten deutschen Katholiken bewußt und ernst ins Auge gefaßt wird. Das soll

Aufgenommen wurde dieser Faden jedoch nicht. Das Hauptgewicht wurde vielmehr gelegt auf die eingenommene und zukünftige Stellung zum Dawesplan, zum Völkerbund, auf eine friedliche Außenpolitik und gerecht ausgleichende Innenpolitik. Nur wegen ihrer Stellung zur Außenpolitik scheinen die Deutschnationalen zurzeit nicht koalitionsfähig.

Politik der Mitte! Von rechts und links innerhalb der Partei will man nichts wissen. Dr. Wirth, nach dem Bericht der Germania mit Beifallstürmen empfangen, unterstrich ebenfalls die mittlere Linie und bestritt, daß er je gesagt: Der Feind steht rechts! Vielmehr: Dieser Feind steht rechts! im Hinblick auf die Stimmung Rechtsradikaler nach dem Mord an Rathenau. Und schließlich konnte die Politik der Mitte ein Sinnbild von Fleisch und Blut erhalten in der Person des von allen verehrten Reichskanzlers Marx. Wilhelm Marx ist tatsächlich auf dem Weg, durch seine lautere Gesinnung und seine kluge, zugleich vermittelnde und feste Führung der Sache des Reichs eine ähnliche Volkstümlichkeit zu gewinnen wie drüben in Oesterreich Dr. Seipel. Der Parteitag konnte wirklich nichts besseres tun, als den Reichskanzler seines vollen Vertrauens versichern nnd seinen Namen im Wahlaufruf ausdrücklich nennen. Im übrigen trägt dieser Wahlaufruf in seiner schönen Abrundung und vortrefflichen Gesinnung, nicht minder aber in seiner etwas allgemeinen Ausdrucksweise, die scharfe, schlagende Begriffe wie Aufwertung, Bekenntnisschule (im preußischen Wahlaufruf genannt), Frieden Christi, Völkerbund vermeidet, den Stempel des Abgeordneten Joos. Auch das Bestreben, eine mittlere Linie zu halten, spricht zwischen den Zeilen. Wir sind einverstanden damit, wenn nämlich Politik der Mitte nicht heißt: nimm etwas von links und etwas von rechts! sondern: geh mitten hindurch zwischen links und rechts auf ein eignes höheres Ziel!

Weltrundschau.

Zum Streit zwischen Kronprinz Rupprecht und Ludendorff veröffentlichen die bayerischen Generäle (Nr. 42 S. 667) folgenden neuen, überaus bemerkenswerten Beschluß vom 25. Oktober:

„Auf Grund der sämtlichen über den Konflikt Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern mit dem General Ludendorff vorliegenden Aktenstücke erklären wir folgendes:

General Ludendorff hat in der Oeffentlichkeit gegen Se. Kgl. Hoheit den Kronprinzen eine beleidigende Beschuldigung erhoben. Er hat sich, nachdem ihm nachgewiesen worden war, daß seine Behauptung unwahr sei, geweigert, die Beschuldigung in angemessener Weise öffentlich zu widerrufen.

Das von Sr. Kgl. Hoheit darauf gegen ihn beantragte Ehrengericht hat er abgelehnt; seine als Grund der Ablehnung angegebene Forderung, sich einem Ehrengericht nur dann zu unterstellen, wenn das gleiche auch von Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen geschieht, steht in schroffem Widerspruch mit der Auffassung königstreuer Offiziere.

Die unterfertigten Generale der alten K. Bayerischen Armee sehen sich daher gezwungen, fernerhin die Standesgemeinschaft mit General Ludendorff abzulehnen."

In Oesterreich hat sich eine monarchistische Vereinigung als parlamentarische Partei gegründet unter dem Namen Konservative Volkspartei Oesterreichs. Der Reichsbund der Oesterreicher, als kulturelle Organisation zur Pflege des österreichischen Gedankens, erklärt, daß er dieser Gründung fern stehe.

Die Parlamentswahlen in England brachten einen überwältigenden Sieg der Konservativen. Das neue Unterhaus zählt 415 Konservative (im alten Parlament 279), 152 Arbeiterparteiler (192), 44 Liberale (158), 4 Vertreter kleinerer Gruppen (6). Das Arbeiter-Kabinett Macdonald muß zurücktreten. Als Haupt der neuen Regierung wird Baldwin genannt, als Außenminister Austen Chamberlain.

Die französische Regierung hat die russische Sowjetrepublik förmlich anerkannt. Die beiderseitigen Botschafter sollen demnächst ernannt werden (während Herriot bekanntlich die Botschaft beim Vatikan aufheben will). Ueber die russischen Schulden an Frankreich soll eine Konferenz entscheiden.

Primo de Rivera ist durch ein Attentat am Arm verletzt worden. Der Täter, ein Offizier, wurde hingerichtet.

im Zentrum geschehen wie in der Bayerischen Volkspartei. Der Reichs- und Heimatbund deutscher Katholiken steht als überparteilich beiden Parteien loyal gegenüber. Seine einzelnen Mitglieder handeln bei Wahlen nach freiem gewissenhaftem Ermessen. (Vgl. Nr. 40 S. 634, wo der anfänglich beabsichtigte Name Großdeutscher Bund steht.)

Der wahre Fridericus.

Von Dr. Wilhelm Matthießen.

Der wahre Fridericus, so war in Nr. 22 der A. R. eine Mitteilung über ein politisches Testament Friedrichs II. überschrieben. Nachdem uns Deutschen nunmehr der 1916 samt dem Schiff, das ihn nach Europa trug, verschollene Amerikaner Manfred Maria Ellis[1]) den wahren Fridericus zeigte, können wir getrost sagen: Jenes Testament, die „Morgenstunden eines Königes an seinen Bruder-Sohn" ist gefärbt. Und zwar von einer Seite, die Friedrich wohlwollte. Denn daß der König ein solches Testament schrieb, schreiben konnte, ist uns, die wir nun sein ungeschmeicheltes Konterfei besitzen, selbstverständlich. Doch Fritzens Original muß nicht ad usum delphini, sondern populi gemildert und abgeschwächt worden sein. Es ist für Friedrich zu matt und in der Sprache zu deutsch. Trotz des Entsetzens, das seinerzeit diese Veröffentlichung hervorrief, rührt es nur von ferne an den vollkommen amoralischen und antideutschen Zynismus des Königlichen Verfassers. Man verstehe diese Ausdrücke nicht falsch. Keine polemischen Entgleisungen bedeuten sie. Im Gegenteil. Selbst der kühlste Historiker kann, wenn er die Wahrheit sagen will, hier seine Ausdrücke nicht scharf und stark genug wählen.

Daß die deutschen Historiker, die doch selber die von Ellis so treu — wie jede Nachprüfung lehrt — benützten Quellen herausgaben, dieses ungeheuerlichste Stück der Hohenzollern-Legende nicht durchschauten, ist eigentlich sonderbar. Standen sie alle noch so sehr im Banne des dynastischen Gedankens? Dieses Gedankens, mit dem Bismarck schon innerlich gebrochen hatte, als er das Wort sprach, das unsere Hohenzollernschwärmer sich jede Stunde einmal nachdenksam vorsagen müßten: „Ich würde mich nicht wundern, wenn die vis major der Gesamtnationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete!"

Wir haben also dem Amerikaner im Namen der deutschen Gesamtnationalität zu danken für seine Arbeit. Bei der Arbeit am neuen Deutschland darf uns kein Idol leiten. Kein Götzenbild darf Feldzeichen sein auf reinen Bannern. Erkennen alle somit die jetzt einsetzende Götzendämmerung, dann ist ein neuer Weg frei. Gewiß, die Mannentreue ist etwas Großes. Höher steht die Treue zum Vaterland. Und höchste, tragischste Mannentreue kann es sein, für Volk und Vaterland diese Treue zu versagen. Wir könnten uns da auf Friedrichs II. schönes Wort berufen: „Der König ist der erste Diener des Staates", — wenn wir jetzt nicht schmerzlich erkennen müßten, welch ein Komödiant dieser „große" König war. Eher hätte er Ludwigs XIV. Wort auf sein Leben und Handeln anwenden können: L'état c'est moi!

Damit sind wir bei dem für viele Deutsche so Furchtbaren angelangt: Der alte Fritz, auf dessen Schultern Wilhelm I., die einzige wahrhaftig königliche Gestalt unter den Hohenzollern, das neue Deutsche Reich gegründet zu haben glaubte, war ein französischer König von Preußen. Gewiß, auch die Habsburger kämpften für ihre Hausmacht. Doch diese Habsburger waren die Deutschen Kaiser, und so fielen die habsburgischen Belange mit denen des Reiches zusammen. Goethe möchte seinen Götz „wie Cherubim mit flammenden Schwertern vor die Grenzen des Reichs, gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen lagern und zugleich unsers teuren Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reiches beschützen" lassen. Friedrich II. tat das Gegenteil: Als Maria Theresia alles daransetzte, Elsaß und Lothringen dem Reiche zurückzugewinnen, verbündete er sich gegen diesen deutschen Habsburgerplan mit Frankreich. Und als sein 16jähriges Bündnis mit Frankreich in die Brüche gegangen war, knüpfte er doch sofort wieder die Fäden an. „Ich vertraue", so schrieb er dem französischen Oberbefehlshaber, „meine Interessen dem König, Ihrem Herrn, lieber als irgendeinem anderen an," lieber als den Mächten, „qui sont ennemies de la Prusse par état". Nach diesem Grundsatz hat der Preußenkönig sein Leben lang gehandelt. Ein paar von den Anbetern Friedrichs „übersehene" Stellen in seinen Werken (er redet von sich in dritter Person) zu dem kaiserlichen Kampf um Lothringen:

„. . . les succès des armées autrichiennes en Alsace, l'obligèrent bientôt à se déclarer contre la reine de Hongrie.

[1]) M. M. Ellis, Deutsche Schriften. Herausgegeben von Werner Hegemann. I. Bandes 2. u. 3 Teil. Berlin 1924. Sanssouci-Verlag.

L'alliance des Prussiens étoit tout ce qui pouvoit arriver alors de plus avantageux à la France . ." [2])

Und im „Testamente" Friedrichs von 1752: „Schlesien und Lothringen sind zwei Schwestern; die ältere heiratete Frankreich, Preußen die jüngere . . . Preußen würde nicht ruhig zusehen können, wenn Frankreich Elsaß oder Lothringen entrissen würde. Und Frankreich kann begreiflicherweise nicht zugeben, daß Oesterreich Schlesien zurücknimmt. Die Politik des Hofes von Versailles und die Interessen Preußens, das ist dasselbe."

Natürlich sind alle diese Unverblümtheiten französisch geschrieben. Wenn ihr Verfasser — fügt Ellis ironisch hinzu — „ein Deutscher wäre, müßte er wegen Hochverrats gehängt werden. Es ist ein Glück für ihn, daß Französisch in Deutschland von den wenigsten Menschen verstanden wird."

Aber weiter: Beim Ausmarsch in den ersten Schlesischen Krieg sagte der König zu dem französischen Gesandten: „Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich sein Spiel spielen und, wenn ich gute Karten bekomme, den Gewinn mit ihm teilen werde." Nach seinem Siege von Friedberg schrieb er an Ludwig: „Ich habe den Wechsel eingelöst, den Sie bei Fontenoi auf mich gezogen haben." — Ich weiß keinen anderen Ausdruck: Für einen deutschen König von Preußen ist eine derartige Sprache teuflisch, und derartiges Denken Judasmoral.

Für einen deutschen König. Was dem Komödianten Friedrich jedoch an Deutschland und selbst an seinen Preußen lag, wird ungeheuerlich durch folgendes beleuchtet: Fest steht ja, daß der „große" König nur ungern und widerwillig eine Stunde des Tages den Regierungsgeschäften widmete. Selbst im Feldlager schallte stundenlang seine Flöte. Und stundenlang machte er nachmittags Verse. Natürlich französische. Und bei diesen wichtigen Staatsgeschäften (er schrieb fast ebenso schauderhaft französisch wie deutsch) durfte er nicht gestört werden. So dichtete er einst eine „Parodie auf den Prediger Salomonis, in Anlehnung an Voltaire". Keiner wagte es, ihn während dieser wichtigen und königlichen Arbeit an seine Pflicht zu mahnen. Erst allmählich sickerte es zu ihm durch: In diesen Stunden hatte er ein ganzes Heer restlos verloren: 9 Generäle, 35 Schwadronen, 18 Bataillone, 66 Kanonen und ungezählte Fahnen. Auf diese Nachricht hin zetert der Königliche Schauspieler von verlorener Ehre. „Die Ehre", sagt er, „ist ein Verlust, der sich nicht messen und nicht wieder gutmachen läßt . . .", und — am anderen Tage — malt er behaglich aus, wie entzückend sein Leben würde, wenn er sich jetzt — er fürchtete abdanken zu müssen — irgendwo als Privatmann niederließe.

Ebenso spielte Friedrich mit seinen Selbstmordgedanken Komödie. Die langen Briefe, in denen er mit den Giftpillen kokettiert und in herzbewegenden Worten seinem Lebensüberdruß Ausdruck gibt, bestimmt er ausdrücklich zur Bekanntgabe an die Franzosen; seiner vertrautesten Schwester Wilhelmine schreibt er — gleichzeitig — in chiffrierten Briefen in ganz anderem Tone. „Wertherstimmung" nennt Ellis das, und Friedrich wollte damit Voltaire und — durch die weitverzweigten Verbindungen Voltaires — die auf Preußens Reichsfeindschaft rechnenden französischen Staatsmänner erschrecken. Sagt der „preußische" König doch selbst: „Ich wage zu prophezeien, daß es ihnen (den Franzosen) nicht leicht sein wird, meinen Untergang zu verschmerzen."

Dieser „Don Quichote des Nordens" wußte, für wen er arbeitete. Zynisch gesteht er es selber ein: „Wenn Frankreich sich nicht vorsieht, wird es einen Feind sich gegenübersehen, der mächtiger ist als Karl V., ehrgeiziger als Ferdinand II., tatkräftiger als Karl VI., der ohne weiteres die Franche-Comté, Elsaß, Lothringen und womöglich noch Flandern zurücknehmen würde." Und dann schwört der Preußenkönig dem Franzosen, er werde mit ihm „diese Hydra bekämpfen". „Diese Hydra" fügt Ellis hinzu, „das ist der deutsche Kaiser, der mächtiger gewesen wäre als Karl V., wenn nicht Preußen den Franzosen beigestanden hätte." Und Ellis fährt fort: „Heute, nach anderthalb Jahrhunderten, können Franzosen und Lothringer die deutsche Rückeroberung Lothringens ein Verbrechen nennen; damals mußte sie bei jedem Kriege mit Frankreich sich als Pflicht und selbstverständliches Ziel darbieten."

Wie oft haben nationale Deutsche geseufzt: Hätten wir heute einen Fridericus Rex! Die Früchte, die einst dieser König säte, haben wir nun 1919 in Versailles geerntet. War es nicht schon nach den Freiheitskriegen ähnlich? Ging nicht schon da die Freiheit zugrunde? Aber wir denken nur noch an unseren Fridericus, nicht mehr an die großen Freiheitshelden jener Zeit, die gegen Potsdam uns die äußere Freiheit errangen: an den hochgemuten Reichsfreiherrn v. Stein, an den unvergeßlichen Josef Görres, und — an Goethe. Wie schreibt Erich Marcks von dem friderizianischen Preußen nach den Freiheitskriegen, von der im Hohenzollernreiche herrschenden „hitzigen Feindschaft gegen alle Forderungen und Menschen der neuen Zeit, dem System des dumpfen Druckes und Zwanges, dem vergeblichen Ringen mit den vorwärts treibenden, gesellschaftlichen und staatlichen Kräften des Tages"! Bedenken wir weiterhin Napoleons großes Wort über die Zeit des Fridericus Rex: „Wie war es möglich, daß kein deutscher Fürst das Streben des deutschen Volkes verstanden hat? Ganz gewiß: Hätte mich der Himmel als deutschen Fürsten geboren werden lassen, dann hätte ich unfehlbar die dreißig Millionen Deutsche geeint."

Und das hätte in des alten Fritzen Macht gelegen. Aber er wollte nicht einigen, sondern zersplittern. Er, der nicht deutsch sprechen konnte, vermochte auch nicht deutsch zu denken.

Zerschlagen wir also, wenn uns unser Vaterland noch heilig, das Idol des französischen Preußenkönigs. Nur Wahrheit kann retten, nicht eine romantische „Philosophie des Als ob."— —

Es wäre unberechtigt, hier zu sagen, daß derartige „aus dem Zusammenhang gerissene" und nach „vorgefaßter Tendenz gruppierte" Einzelstellen aus Friedrichs Werken der Beweiskraft entbehren. Die A. R. müßte mir drei ihrer Hefte restlos zur Verfügung stellen, wollte ich auch nur die wichtigsten Beweistexte von Ellis zusammentragen. Nicht nur im einzelnen, auch in seiner Gesamtheit ist das Buch des — nebenbei bemerkt für Deutschland begeisterten Amerikaners [3]) vernichtend für den Götzen Fridericus Rex.

[2]) Die Erfolge der österreichischen Heere im Elsaß zwangen ihn (mich) bald, sich (mich) gegen die Königin von Ungarn zu erklären. Das preußische Bündnis war damals das vorteilhafteste, was Frankreich widerfahren konnte.

[3]) Ich bemerke ausdrücklich, daß Ellis in seinem Werk noch etliche Dialoge über Christi Opfertod bringt, die jeder Katholik und gläubige Protestant aufs schärfste abweisen muß: Leugnung nicht bloß der Gottheit Christi, sondern auch seines geschichtlichen Todes am Kreuz. Von seiten gewisser Völkischen oder des Evangelischen Bundes läßt sich also kein „ultramontaner" Angriff auf Fridericus konstruieren. Die Person und der Standpunkt des Amerikaners Ellis sind auch, wo die Quellen so deutlich gegen Fridericus sprechen, völlig belanglos.

Vom 4. internationalen demokratischen Friedenskongreß in London.

Von H. Ruster, Bonn.

Bald nach der Londoner Konferenz tagte dort der 4. internationale Friedenskongreß, vom 16.—20. September. Es war kein Kongreß von Diplomaten mit öffentlicher Mission zum Zwecke politischer Vereinbarungen, sondern von Menschen mit entschlossenem Mut und gutem Willen, die sich zusammenfanden zu einer Aussprache über die aktuellen internationalen Probleme und über politische Zukunftsgedanken. Die Organisation und zum Teil auch die Führung hatte der bekannte französische Ethiker und Parlamentarier Marc Sangnier und der in der Action démocratique pour la paix um ihn sich sammelnde Kreis.

Es waren 19 Nationen und das Genfer Internationale Arbeitsamt vertreten, rund 400 Teilnehmer, darunter etwa 90 Franzosen. Aus Deutschland und Oesterreich kamen etwa 40, darunter Professor Quidde, der ehemalige demokratische Abgeordnete Heile, Dr. Stocky (Verleger der K. V.); die übrigen vom Friedensbund deutscher Katholiken, vom norddeutschen Kartell der Deutschen Friedensgesellschaft, vom Auslandsamt deutscher katholischer Akademiker, von der Zentralstelle für studentische Völkerbundsarbeit, vom Kartell Republikanischer Studenten, vom Jungzentrum, vom Bund der Kriegsdienstgegner usw. Sodann neben Abordnungen aus Handwerk und Arbeiterschaft viel Jugend aus den verschiedensten Bünden, wie Quickborn, Neudeutschland, Großdeutsche, Freideutsche, Neuwerker u. a.; die französische Jugend war diesmal schwach vertreten. Der Papst sandte ein herzliches Begrüßungstelegramm, desgleichen der Erzbischof von Canterbury. Der Bischof von Manchester gehörte dem Komitee an. Im übrigen blieben die englisch-kirchlichen Kreise fern; ebenso die katholischen Gruppen, mit Ausnahme der St. John's Social and Political Alliance; man legte ihre Haltung als bedachte Taktik einer schwachen Minderheit aus, die sich nicht exponieren will. Im Komitee und unter den Versammlungsleitern und Rednern trafen wir viele Namen

von Klang, wie Norman Angell, Lord und Lady Parmoor, Lord H. Bentinck M. P., Laur. Binyon, Miß Ruth Fry, Laur. Housman, Viscount Gladstone, G. Lansbury M. P., Lord H. A. L. Fisher usw. Am Vorabend gab die englische Regierung großen Empfang im Lancasterhouse, durch Unterstaatssekretär Lord Arnold. Die Aufnahme seitens der englischen Kreise war außerordentlich herzlich und die Gastlichkeit schier bedrückend großzügig. Alle fremden Teilnehmer wurden bei englischen Teilnehmern und Freunden der Bewegung untergebracht und mußten überdies Tag für Tag den Einladungen in Familien oder Klubs Folge leisten, so schwer es auch bei der Arbeitsfülle gehen mochte.

„Frieden durch internationale Zusammenarbeit", so hieß das Leitthema des diesjährigen Kongresses. Als entscheidende Voraussetzung für das Gelingen forderte Marc Sangnier in seiner Programmrede am Eröffnungstage „vor allem das eine: die ganze Kraft des guten Willens. Im Geiste absoluter Offenheit und Freimütigkeit und Vorurteilslosigkeit sollen die Verhandlungen vor sich gehen und unbeschadet der besonderen Richtungen in weltanschaulicher und religiöser Beziehung. Er selbst halte fest an dem Vorrang der religiösen Motivkräfte, speziell der katholischen, betrachte aber das Zusammengehen mit Andersgerichteten nicht als gefährlichen confusionisme. Nur die Sammlung aller kann zu dem Ziele führen, das gegenwärtig im Vordergrund der Friedensbewegung steht: zur Organisierung einer neuen öffentlichen Meinung, die nicht mehr von den Regierungen gemacht, sondern über die Regierungen Herr werde und so die Friedenssache hochbringe". Nach der Programmrede blieb Marc Sangnier im Hintergrund, abgesehen vom öffentlichen Mittwochsmeeting, und überließ die Führung den Arbeitsgruppen, die an den 3 Verhandlungstagen eine jede ihren Aufgabenkreis zu erledigen hatte.

So ergriffen am ersten Tage die Deutschen die Initiative, als die politische Seite des internationalen Friedensproblems zur Verhandlung stand (Vorsitz Norman Angell). Stocky, Heile und Quidde erörterten gründlich und ausgiebig die Mindestforderungen, die einen dauernden Völkerfrieden verbürgen: daß Deutschland und Rußland baldigst Sitz und Stimme in einem allumfassenden Völkerbund erhalten, daß die Schuldfrage alle Völker angehe und nur nach Oeffnung aller Archive durch objektivste und gründlichste Forschung zu klären sei; daß die Sicherheitsfrage niemals durch irgendwelche groben oder feinen Methoden des Zwanges zu lösen sei und nur auf der Basis der Gleichberechtigung, daß nur allgemeine Abrüstung in Frage kommen könne, daß die deutsche Gebietsverstümmelung das Selbstbestimmungsrecht der Völker verletze und zu revidieren sei, daß eine Vereinigung mit Deutschösterreich unvermeidlich werde usw. Die Aussprache unterstrich alle diese Forderungen und Marc Sangnier stellte die Einmütigkeit in allen diesen Fragen ausdrücklich fest. Heile wandte sich dann noch besonders gegen die nationalistische Jugend aller Länder, die wirklich kein Verantwortungsbewußtsein für ihr verheerendes Treiben hat und überdies nicht sieht, wie sehr sie gegen ihr eigenes Wesen sündigt, denn „Jugend, die immer hassend und rachsüchtig rückwärts schaut, ist greisenhaft".

Auch bei der Wechselrede über die kommenden Wirtschaftsprobleme (Vorsitz Sir G. Paish) bewies die deutsche Gruppe einen gesunden realpolitischen Blick, indem sie hinwies auf die Gefahr, daß die Leistung der Reparationen ausschließlich mit der Ueberarbeit der Arbeiterschaft und auf Kosten ihrer Lebenshaltung erfolge. Das Kernproblem der Zukunft ist: Leistung der Reparationen unter Wahrung aller bisherigen wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften der Arbeiter, oder eben Herabsetzung der Reparationsschuld; keinesfalls darf die grundsätzliche Forderung des Achtstundentages angetastet werden. Die deutsche Auffassung und Entschließung fand verständnisvollste Aufnahme.

Besonders charakteristisch kam es zum Ausdruck, daß der Schwerpunkt der Friedensfrage im Moralischen liege. An diesem Punkte wird jederzeit die Scheidung der Geister offenbar und die Probe auf die Wahrhaftigkeit und Grundsatztreue zu geben sein. Rev. Oliver Dryer, zurzeit der lauterste und feinste Kopf unter den englischen religiösen Aktivisten und Jugendbildnern, etwa dem Typ der Guardini und Platz nahestehend, leitete diesen Verhandlungsteil. Er wandte sich gegen die Lüge, daß es immer Krieg geben müsse, und bekannte sich zum Prinzip der Kriegsdienstverweigerung unter betontem Beifall des ganzen Hauses. Dasselbe tat ein deutscher Handwerkervertreter und gleicher Geist sprach sehr unzweideutig aus der großen Jugendversammlung am Schluß der Kongreßwoche. Man kann nicht mehr übersehen, daß diese Losung wie ein Zunder unter die Geister gefallen ist. Bei uns wird diese „revolutionäre" Einstellung oft als Verbrechen gegen die Staatsautorität bezeichnet. Sie kann aber und wird in der gegenwärtigen Lage wahrlich von ernstestem sittlichem Ethos getragen sein, und wir möchten allen Ernstes die Gegenfrage zur Erwägung stellen, ob der Staat da noch Gehorsam verlangen darf, wo er der Gebote Gottes spottet und menschliche Grundrechte zu Boden tritt, wie es z. B. beim leichtfertigen oder ungerechten Krieg der Fall ist![1]) Noch eine ganze Reihe anderer praktischer Gesichtspunkte traten bei diesem bewegten Meinungsaustausch unter den Teilnehmern aus verschiedensten Ländern zutage; es kann gar kein Zweifel sein, daß eine bohrende Nachdenklichkeit eingekehrt ist und die Befreiung der Geister aus den Banden alter Vorurteile, Denkgewohnheiten oder Bänglichkeiten nur noch eine Frage der Zeit sein wird. Marc Sangnier wies auf den Unfug der noch immer geltenden alten Typenschätzungen hin: „Wer ist größer, der Typ eines Napoleon oder die Geister wie Pascal und Pasteur, die Beethoven und Raffael?" Das Parlamentsmitglied Lansbury, „der populärste Mann Englands", geißelte in der großen öffentlichen Versammlung in hinreißender Rede die reichlich undurchsichtige und kraftlose Haltung vieler kirchlichen Kreise in Sachen der Friedenspropaganda: „Eure Kirchen müssen leer bleiben, wenn wir nicht endlich einmal klar sehen, wie Ihr es mit dem Liebesgebot unseres Herrn in der nüchternen Praxis des ganzen Lebens nehmt. Diplomaten, Bischöfe, Erzbischöfe und Fürsten — fürwahr eine glänzende Schar, und doch keiner so wahrhaft groß, daß er Person und Amt, Würde und Macht bis zum letzten einsetzt gegen den Würgengel Krieg. Wir warten aber doch alle, alle auf diesen Führer!" Auf den gleichen Ton stimmten andere englische Ausspracheredner ihre Kritik. Das waren Symptome von außerordentlicher Wirkung, die im privaten Gedankenaustausch der Kongreßteilnehmer starken Nachhall fanden. Die deutschen und französischen Gruppen berührten diesen heiklen Punkt in der Oeffentlichkeit nicht, waren sich aber darüber einig, daß es hier in beiden Ländern wenig befriedigend stehe.

Am offensten und treffendsten aber sprach sich die große Jugendversammlung über das Grundgebot der moralischen Läuterung aus. Seien wir ehrlich — wir älteren Teilnehmer fühlten uns beschämt und fast wie abgestanden neben so viel Wahrhaftigkeit und Lauterkeit des Willens zur Schlichtheit und Echtheit und christlichen Positivität. Da wächst ein neues Volk in einen jungen reinen Tag hinein und bringt uns schon jetzt die Ahnung, wie es werden kann, wenn einmal die ältere und vorläufig noch kulturtragende Schicht dahingegangen und durch jene ersetzt sein wird. Sillard, der französische Sprecher, ein junger Rechtsanwalt, ließ alle Ideologie in seinen Ausführungen beiseite: Was sollen die papierenen Schranken des gegenwärtigen Paßsystems, die Schikanen des Grenzverkehrs, wozu das soldatische Spielzeug für die aufwachsenden Kinder, wozu der verfahrene Geschichtsunterricht, der ein falsches Ideal von Heldentum und Völkeraufgaben großzieht? Wozu die Rede vom Erbfeind, wozu überhaupt all die rückschauende Tendenz, die Atmosphäre des Mißtrauens, ja der Angst, sobald mehrere verschiedener Nationalität beisammen sind? . . . Aehnlich der junge Norweger Lange und in etwa auch der Oesterreicher Ogierski. Neben diesen fiel der Deutsche inhaltlich und formell ab. Es war eine schmerzliche Wahrnehmung; muß man wirklich noch betonen, daß gerade zum Pazifismus nicht Sentimentalität und Salbung gehört, sondern daß er eine sehr nüchterne Verstandes- und ernste Willenssache ist?

In der Schlußversammlung appellierte Marc Sangnier an die religiösen Mächte und an das Pflichtgefühl der religiösen Führer in allen Ländern. Das war bei ihm keine berechnete Geste, sondern schlichte Treue zum grundsätzlichen Leitgedanken seiner ganzen Aktion; er gedachte mit Vorzug der Mission des Katholizismus und der führenden Initiative der Päpste. Prof. Quidde, der Protestant, trat ihm mit warmen Worten zur Seite, während sich in englischen Kreisen Nervosität und Widerspruch geltend machte. Wer die kirchengeschichtliche Entwicklung Englands kennt, wird hierin nichts sonderlich Befremdendes finden.

---

[1]) Vorkommendenfalls wird der einzelne sehr schwer entscheiden können, ob der Krieg seines Landes ungerecht ist. Bei irgendwelchem Zweifel wird er die Verantwortung des Dienstverweigerns nicht auf sich nehmen. D. Schr.

Dieselben 15 Jugendgruppen, die die Jugendversammlung organisierten, waren auch das treibende Element in der großen Nie-wieder-Krieg-Bewegung, die, anschließend an die Tagung, acht Tage lang über ganz England hinging, gewissermaßen als letzter Wellenschlag des Kongresses. Wir haben sie eine Woche lang beobachtet; es waren ruhige und würdig-ernste Demonstrationen in 35 englischen Städten, mit Umzügen und Meetings in Sälen oder Kirchen oder auf freien Plätzen. Die deutsche Presse hat darüber kaum berichtet, und doch wurden deutsche Redner, wie Quidde, Heile, Pfarrer Weertz (Ründeroth) und andere Kongreßteilnehmer zur Mitwirkung gebeten und mit besonderer Herzlichkeit begrüßt. Sie sprachen mit starker Wirkung in den größeren Städten, wie Birmingham, Manchester, Liverpool, Edinburgh usw.; immer Seite an Seite mit französischen Rednern oder englischen namhaften Persönlichkeiten aus Parlament, Regierung und Wissenschaft. Wir konnten uns dem Eindruck nicht verschließen, daß sich eine geistige Umstellung anbahnt, mit einer Energie und Vorbehaltlosigkeit, die auch dem Besiegten wohlanstehen würde. Sicher besser als die gedankenlose oder verlogene oder künstlich gezüchtete Kriegsromantik, die gegenwärtig in breiten Schichten deutscher, zumal akademischer Jugend die Köpfe verwirrt und die Herzen verdirbt!

*

Eine Beurteilung von Kongressen wie der gekennzeichnete muß sich von vornherein über die anzulegenden Maßstäbe klar sein. Wir gehen nicht mit den Extremen von rechts und links, von denen die einen auf solche Aussprachen überhaupt nichts geben, während die anderen sie schon für ausschlaggebend halten. Jedenfalls muß eine mittlere Betrachtung zugeben, daß sie Faktoren der öffentlichen Meinungsbildung sind, die im heutigen Kulturprozeß ihre Stelle haben. Wir kamen selbst anfänglich mit Skeptizismus hin, haben aber einen kritischen Optimismus der mittleren Linie heimgebracht. Dieser vierte der Kongresse Marc Sangniers war entschieden nüchterner und arbeitsamer, als die früheren; etwas von der männlichen Gelassenheit und Zielbewußtheit des englischen Wesens hat sich ihm mitgeteilt und das gab eine Positivität, die in den entscheidenden Formulierungen durchaus greifbar zum Ausdruck kommt. Gewiß unterschätzen wir nicht z. B. den Enthusiasmus und erst recht nicht die religiöse Weihe des vorjährigen Freiburger Kongresses, auf dem die vielberedete und -geschmähte, weil wenig verstandene Idee des Versöhnungsopfers so hinreißend durchbrach. Und wir wissen es sehr zu würdigen, daß die katholische deutsche Jugend ihm den katholischen Charakter zurückgab, nachdem 1922 in Wien die freidenkerischen Kreise vorgeherrscht hatten. Daß aber nun die religiöse Note in diesem Jahre in London auf den Verhandlungen seltener und schwächer durchklang, braucht darum noch nicht als Manzel gebucht zu werden. Es steht doch eine sehr richtige Beobachtung hinter dem Worte Schückings (auf dem Berliner Weltfriedenskongreß), daß der Pazifismus aus dem Stadium der religiös-ethischen Bewegung herausgetreten und, unter dem Einfluß der Angelsachsen, zu einer politisch-juristisch-organisatorischen Bewegung geworden sei. Wir werden da geltend machen und darauf halten, daß immer beide Wege begangen werden, aber als die größere Aufgabe empfinden wir heute doch, das eine zu tun und das andere nicht zu unterlassen! Also die erstarkende neue Richtung auf die politisch-juristisch-organisatorische Sicherung des Friedens mit aller Entschiedenheit zu bejahen und zu fördern, zunächst mit eigenem optimistischem Glauben an diesen Weg und dann mit tätiger Mitarbeit, wie immer es geboten sein mag. Marc Sangnier hatte wirklich Recht mit seiner gelegentlichen Mahnung: „Bleibe sich aber nun auch, nach der Klärung der Geister, ein jeder seiner Aufgabe in seinem Lande bewußt; ein jeder trägt seinen Teil der Verantwortung dafür, ob diese Dinge werden oder nicht.“

Das Bezeichnendste am Kongreß aber war, daß er weit mehr als bloß Redetagung wurde. Sein bester Ertrag reifte vielmehr in der Vielseitigkeit und Herzlichkeit der persönlichen Fühlungnahme mit den verschiedensten englischen Kreisen. Bei der Lehrerschaft aller Schulgattungen, bei Universität, Beamtenschaft, Journalisten, Parlamentariern, Juristen, Aerzten, Geistlichkeit, vereinzelt auch Aristokratie und Regierung, bei Kaufmannschaft, Handwerk und Arbeiterführern, überall die besten Gelegenheiten in diesen 14 Tagen zu gründlichen Einblicken in die sich wandelnde Mentalität.[2]) Wir gelten doch nicht mehr durchweg nur als das Volk des brutalen Machtideals, man war tief überzeugt von der Ehrenhaftigkeit und staatsmännischen Weisheit des Reichskanzlers Marx, man will keinen Völkerbund als Werkzeug des Siegers, sondern glaubt unbeirrt an seine ideale Ausgestaltung, die aber erst mit dem Eintritt Deutschlands möglich werde, dann begänne auch der wahre Frieden. Und kein Hehl wurde daraus gemacht, daß auch der Dawesplan nur das kleinere Uebel sei, wenn auch immerhin der bisher größte Schritt zur Vernunft und Gerechtigkeit, und als letztes Ziel bekannte man oft in diesen Kreisen den gegenseitigen Erlaß der Kriegsschulden mit gleichzeitiger Streichung der deutschen Reparationen, so daß also nur der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete als deutsche Reparationsschuld bestehen bliebe.[3]) Von der Vorbehaltlosigkeit und Ehrlichkeit der englischen Meinungen gewannen wir einen überzeugenden Eindruck und einen stärkeren, als bei manchen französischen Teilnehmern. — Neben diesem Erkenntnisgewinn dann die vielen neuen persönlichen Anknüpfungen, die zu manch neuer Arbeitsgemeinschaft im Dienste internationaler Befriedung geführt haben. All das ergab eine Innenwirkung und Seelensaat, die nicht unfruchtbar bleiben kann für spätere Zeiten. Sie ist bei Kongressen dieser Art immer das nächste und vorerst entscheidende Ziel, das alle aufgewendete Mühe lohnt.

Aber auch von einer konkreten Außenwirkung haben wir inzwischen erfahren. Als der Spanier, Domkapitular Dr. G. Sanz, in temperamentvoller Rede gegen die Schuldlüge sprach, fand er besonderen Beifall bei einer Gruppe englischer Geistlicher, die sofort seine Rede übersetzen und rundgaben.[4]) Jetzt ergreift unter dem Eindruck dieser Aussprache Rev. Dorrity, Pfarrer von St. Anna in Manchester, die Initiative zu einer planmäßigen Bewegung kirchlicher Kreise gegen die Lüge von der Alleinschuld Deutschlands. Er sammelt in der Diözese Manchester die Unterschriften der Geistlichkeit für eine Denkschrift an den Bischof von Manchester, damit dieser eine öffentliche Entscheidung der Bischöfe der Church of England herbeiführe. (Derselbe Bischof hat sich bisher als einziger unter den englischen Bischöfen gegen die Kriegsschuldlüge erklärt.)

Und zuletzt noch eines: Es war bemerkenswert an dieser Friedenstagung, daß sich hier aus 19 Ländern die Vertreter der verschiedensten Richtungen einträchtig in einer Atmosphäre des guten Willens zusammenfanden zu Ueberlegungen über die Annäherung der Völker. Man hat diese gewisse Promiskuität in einer deutschen Zeitung von sonst gutem Urteil getadelt, wie man überhaupt Marc Sangnier, auch auf anderem Gebiete, einen confusionisme, besonders das politische Zusammengehen mit freidenkerischen Kreisen, gerne zur Last legt. Wir können das sicher vorläufig noch nicht mitmachen. Denn im Gegenteil, es kommt in dieser Menschheitsangelegenheit oder in dieser Stunde vorerst auf die Sammlung aller, wirklich aller Gutgesinnten und Aufrechten an. Es bleibt dabei ja selbstverständlich jeder besonderen Gruppe unbenommen, ihre eigenen Motivkräfte zu pflegen und verstärkend ins Spiel zu bringen. Und wenn wir Katholiken meinen, daß gerade uns in dieser Hinsicht mehr gegeben sei, dann wollen wir aber auch bedenken, daß von uns mehr verlangt werden wird! Wir sollen darum — das ist die Folgerung — im Bewußtsein unserer Kraft und Berufung auch in der Friedensbewegung den Vortrupp stellen, statt mit der pharisäischen Geste der Selbstgerechten abseits zu stehen und immer erst auf die weltanschaulichen Mängel der anderen hinzuweisen, wenn sie von ihren Ausgangspunkten aus dem gleichen Ziele, dem Menschheitsfrieden, zustreben. Der ist kein rechter Christ, der auch in der Friedensbewegung die Zusammenarbeit mit weltanschaulich Andersgerichteten scheut. Und der ist kein rechter Katholik, der es versäumt, aus den reichen Quellen zu schöpfen, an die uns unsere letzten großen Päpste führen mit ihren Friedensenzykliken. Dort, im Syllabus Pius IX., in der Enzyklika Pacem Dei Benedikts XV., und in der Ubi arcano Dei Pius XI., sind die Richtlinien eines katholischen Pazifismus gegeben, und dort entzünde sich Mut und Stolz des aufrechten Mannes, der ein höheres Ideal von sittlicher Menschen- und Menschheitsreife verficht, auch wenn er gegenwärtig unpopulär wird und vorerst einsam bleibt! Denn es gilt das Heil des breiten Volkes, das nicht länger mehr durch Leid und Not, durch Blut und Tränen gehen und mit seinen Witwen, Waisen, Verstümmelten und Entwurzelten immer wieder zahlen soll für die Launen und den Machtkitzel einer gottvergessenen Herrenschicht!

---

[2]) Hierin ist die heutige Lage wesentlich verschieden von dem, was W. Picht 1923 in seinem Buche über „England nach dem Kriege“ (bei Kösel) berichten konnte.

[3]) Vgl. übrigens jetzt auch den inhaltreichen Bericht Heiles über seine verwandten Londoner Eindrücke, im Berl. Tageblatt Nr. 484.

[4]) Wir brachten eine deutsche Uebersetzung in verschiedenen Blättern.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Krieg in Arabien, in China, im Rif und im Kaukasus, Japan auf dem Sprung in der Mandschurei, Wahlen in Deutschland und England, Staatskrise in Jugoslavien. Für und Wider um Sowjetrußlands Anerkennung. Dinge, geeignet, die Menschheit voll in Atem zu erhalten, möchten wohl z. B. der Kirche wenig Spielraum für ihr universales Wirken übrig lassen; da wird es wenig zu berichten geben, will es scheinen. Und dennoch drängt sich heute wie selten der Stoff.

Die Ueberraschung des Tages war die Ueberführung der Leiche Papst Leos XIII. aus dem Vatikan in den Lateran, wo er sich einst seine letzte Ruhestätte gewünscht. Schon seit Jahren harrte sie der Aufnahme des toten Papstes, überragt von seiner im Segensgestus dargestellten Marmorgestalt, aber die traurigen Erfahrungen bei der Ueberführung der Leiche seines Vorgängers nach S. Lorenzo, der Ueberfall durch antiklerikale Elemente und der mangelnde Schutz der öffentlichen Sicherheitsbehörde zwangen, andere Zeiten abzuwarten. Im Hinblick auf das bevorstehende Lateran-Jubiläum hatte das Kapitel vor einiger Zeit den Wunsch vorgetragen, nunmehr die Ueberführung zu bewerkstelligen. die vom Papste grundsätzlich zugesagt wurde. Um jedoch jeden öffentlichen Charakter zu vermeiden, der umständliche Verhandlungen mit den staatlichen Behörden bedingt und ein Einvernehmen bekundet hätte, das weit über seinen wahren Sinn hinaus geschätzt worden wäre und zu sehr naheliegenden, aber nicht gerechtfertigten Schlüssen geführt hätte, ergingen die Anordnungen und Einladungen an den kleinen Kreis der als Mitwisser ausersehenen Personen fast unmittelbar vor der Ausführung. Auch die städtische Sicherheitsbehörde wurde erst in allerletzter Stunde verständigt und das Fehlen jedes auffallenden äußeren Apparates bewirkte, daß der stumme Zug, der in der frühen Nachtstunde St. Peter verließ, unauffällig S. Giovanni erreichte, also einen großen Teil der Stadt durchfuhr; wenige Tage später, am 27. Oktober vormittags vollzog sich im Beisein der Kurienkardinäle, des Kapitels und einiger Geladener die letzte Beisetzung. Der vom Vatikan gewählten Art der Ueberführung liegt auch die Absicht zugrunde, noch einmal die anormale Lage des Papsttums zu beleuchten.

Das Heilige Land bezw. Jerusalem sah die feierliche Weihe Msgr. Godric Keans, eines englischen Prälaten, zum Hilfsbischof des lateinischen Patriarchen. Man benötigt gegenüber dem britischen Oberkommissär Sir Herbert Samuel eine schon durch ihre Staatsangehörigkeit ins Gewicht fallende Persönlichkeit, um sich der zunehmenden Erdrückung durch das ins Land gezogene Judentum zu erwehren. Hat doch Professor Weismann, der Sir Herbert Samuel zur Berichterstattung vor dem Völkerbundsrate nach Genf begleitete, erklärt, die Judeneinwanderung müßte noch mindestens verzehnfacht werden, um zum Erfolg der zionistischen Pläne zu führen. In Genf berichtete Samuel über die Ausübung des britischen Mandats in Palästina, d. h. über sein Werk. Das eigentliche Palästina aber, das Volk, dem Samuel als Fremdling aufgezwungen ist und gegenübersteht, darf nicht zu Wort kommen. Zwar hat das Direktorium der katholischen italienischen Vereinigung für die heiligen Stätten und für die Palästinapilgerfahrten an den Völkerbund appelliert, damit die zionistische Bewegung in ihren nationalistischen Tendenzen gehemmt und in ihre Schranken gewiesen werde. Die unantastbaren Rechte der Christenheit müßten gewahrt werden und man ersuche die italienische Regierung, ihre Schutzmission auszuüben. Schutzmission? Seit wann besitzt denn Italien eine solche? Sonst aber versagt die Solidarität der Katholiken wieder einmal, wie nicht minder der Unternehmungsgeist. Man versteckt sich hinter das bequeme politische Prinzip der Nichteinmischung.

Hans Herzl, der einzige Sohn des Begründers des Zionismus, ist am 19. Oktober in London in der Klosterkapelle der Sionsschwestern durch P. Day S. J. in die katholische Kirche aufgenommen worden. Wir können nunmehr die bisher zurückgehaltene Nachricht veröffentlichen, daß die erste Meldung insofern richtig war, als Herzl in Wien von den Baptisten die Taufe erhalten hatte, sich jedoch schon damals mit der Absicht trug, nach Beendigung seiner inneren Kämpfe um Aufnahme in unsere Kirche zu bitten. — Von Konvertiten zu berichten gibt uns die Erinnerungsfeier an John Henry Newmans Aufnahme Gelegenheit, welche das St. Karls-Haus am letzten Jahrestage beging. Diese Anstalt ist eine Gründung von Msgr. Hinde, einem jener vier Brighton-Konvertiten, deren gemeinsamer Uebertritt aus dem geistlichen Stande der anglikanischen Kirche s. Z. so großes Aufsehen erregt hatte; sie dient geistlichen Konvertiten, damit diese sich in die katholische Kirche einleben und auf das theologische Studium und das katholische Priestertum vorbereiten können. In den fünf Jahren ihres Bestandes hat sie 57 Konvertiten geistlichen Standes Aufnahme gewährt, deren Namen bisher nicht veröffentlicht wurden (uns aber vorliegen). — Um möglichst vielen den Weg zur Wahrheit zu öffnen, wirkt bekanntlich in England die Catholic Evidence Guild, die Gesellschaft zur Darlegung des katholischen Glaubens, durch ihre Straßenpredigten, wofür jetzt 100 geschulte, dem Episkopate unterstehende Redner zur Verfügung stehen. Ein Amerikaner, der den Gedanken auch in seinem Lande ausführen will, hat diesen Sommer mitgearbeitet und fast täglich auf einer der 30 stabilen Tribünen der Gilde gesprochen. Proselytismus ist dabei ausgeschlossen, da nur in einfacher Form die religiöse, katholische Wahrheit dargelegt werden darf. Polemik ist verboten; das Weitere bleibt der Gnade Gottes überlassen, die einen immer stärkeren Strom von Wahrheitssuchern in die Kirche führt. — In Holland hat nun P. van Ginneken S. J. den Anfang damit gemacht, Radio in den Dienst des Apostolates zu stellen, indem er Ende September zu den 25000 angeschlossenen Hörern über die Geheimnisse des hl. Meßopfers sprach, und in Wien beginnt in Fortsetzung des voriges Jahr so hoffnungsvoll begonnenen Werkes P. Bichlmair S. J. einen Kurs der katholischen Religion für Nichtkatholiken.

Was nützen uns Katholiken all unsere Anstrengungen des Aufbaues der Kirche, wenn wir stillschweigend und tatenlos zusehen, wie das von unseren Glaubensbrüdern in Jahrhunderten mit unendlichen Opfern Aufgebaute von einer uns feindlichen Staatsmacht niedergerissen und vernichtet wird? Rumäniens Regierung und ihr Kultusminister Angelescu müßten vor der ganzen Welt gebrandmarkt werden wegen ihres Wütens gegen die katholischen Schulen aller Grade, das, wenn es so weiter geht, in kurzem nur mehr ein Trümmerfeld und damit eine geistig und religiös verkommende Bevölkerung, reif für den Umsturz, zurücklassen wird. Aber man schweigt, denn es handelt sich ja doch nur um deutsche und ungarische katholische Schulen, und vergnügt darüber, daß der nationalen Sache Anderer Schaden zugefügt wird, übersieht man das große, gemeinsame, katholische Interesse. Einzelheiten berichtet über Rumäniens Zerstörungswerk soeben die Köln. Volkszeitung (Nr. 815), aber auch empörende Einzelheiten darüber, was sich sittlich verkommene, schismatische rumänische Schulkommissäre gegenüber katholischen Schwestern erlauben. Erfreulicheres ist über die katholischen Schulen in den Vereinigten Staaten zu vermelden. Sie weisen seit Beginn des Schuljahres einen Durchschnittszuwachs von 33 v. H. an Schülern auf und zwar in Volks-, Mittel- und Hochschulen, so daß Erweiterungsbauten, die für die nächsten Jahre als ausreichend gedacht waren, sich schon jetzt als unzulänglich erweisen. An der Spitze steht Neuyork mit 300000 Schülern, wozu Brooklyn noch weitere 85000 stellt. Man schreibt diesen erneuten Aufschwung der Kampfestätigkeit des Ku-Klux-Klan zu, die das katholische Bewußtsein gestärkt und vielfach auch geweckt hat. In den Vereinigten Staaten bietet sich deutschen katholischen Lehrerinnen, deren ja viele junge Kräfte bei uns abgebaut wurden, in den Orden und Kongregationen ein aussichtsvolles und sicheres Betätigungsfeld.[1]) — In der Türkei wurde durch die direkten Verhandlungen des Hl. Stuhles mit der Regierung — Frankreichs Ausschaltung soll ja der Hauptzweck des türkischen schroffen Vorgehens gewesen sein — in der Schulfrage eine Einigung erzielt. Die geschlossenen Schulen bleiben geschlossen, d. h. sie werden als neue Schulen unter anderem Namen wieder eröffnet, wobei der Religionsunterricht in einem eigenen Schulsaale mit Kruzifix oder in der gleichfalls zugelassenen Schulkapelle erteilt wird.

Ungarns Katholiken feierten in der Hauptstadt einen glänzenden Katholikentag, der Zeugnis von dem ungeheuren Umschwung ablegt, der sich da vollzogen hat; noch vor Jahrzehnten würde es niemand, der sich zur Intelligenz rechnete, gewagt haben, sich offen als kirchlich gesinnter Katholik zu bekennen. Kardinal Czernoch nannte als eine der Hauptursachen dieses Wandels: wir besitzen jetzt eine große katholische Presse. (Bekanntlich das Werk von P. Bangha.) Entschlossen hat man auch den ersten Schritt auf dem Gebiete der Heidenmission gemacht; die Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes (Steyl)

---

[1]) Auskunft erteilt Spiritual Rektor Theisen, z. Z. Erlenbad, Amt Achern, Baden.



errichtete ein Missionshaus in Ungarn, wofür die Mittel durch eine Anleihe in Holland aufgebracht wurden, die der ungarische Klerus durch Uebernahme von Meßstipendien abzutragen bereit ist. Die ungarischen Jesuiten stehen bekanntlich vor der Uebernahme eines Missionsgebietes. Da die belgische Jesuitenprovinz allein ihrer wachsenden Aufgabe in der Erzdiözese Kalkutta nicht mehr gewachsen ist, kommt ihr auf Befehl des P. Generals die jugoslawische und sizilische Provinz durch Abgabe von Kräften zu Hilfe. Die englische Jesuitenprovinz sandte 14 ihrer Mitglieder in die südafrikanische Mission; ohne Zeremonie vollzog sich die Ausreise, man traf sich auf dem Bahnhof und fuhr ab. Von Turin reisten zur Uebernahme der Mission in Italienisch-Somaliland am 11. Oktober 14 Missionäre, 10 Brüder und 7 Schwestern der Consolata ab; an der Abschiedsfeier nahmen die höchsten Vertreter der Stadt und des Heeres, sowie das Kgl. Haus teil, auch ein Zeichen einer neuen Zeit. Vom amerikanischen Missionshaus Maryknoll erhielt die Mission in China und Korea einen weiteren Zuzug von 10 Missionären und 6 Schwestern, und die irische Missionsgesellschaft zur Heranbildung eines einheimischen Klerus in China konnte jüngst ihre 105. Studienbörse errichten. Die irischen Rosenkranz-Schwestern, die in Unter-Nigeria wirken, eröffneten zu Killeschsudra ein neues Noviziat und in Daressalam trafen am 19. Juni wieder die ersten zwei Tutzinger Missionsschwestern seit ihrer Vertreibung ein, freudig begrüßt von allen eingeborenen Katholiken. — Belehrend, aneifernd, begeisternd für das Werk der Glaubensverbreitung wirkt der uns soeben vorgelegte neue 8. Jahrgang 1924 des Jahrbuches der Unio Cleri p. M., „Priester und Mission". Auf den reichen Inhalt näher einzugehen, muß ich mir versagen; ich begnüge mich mit einer uneingeschränkten, warmen Empfehlung.

Bischof Fallize, der ehemalige apost. Vikar Norwegens, begeht am 9. November seinen 80. Geburtstag. Zum Weihbischof von Freiburg i. Br. ernannte der Papst den Domkapitular Dr. W. Burger, zum Bischof von Novara den Bischof Castelli von Cuneo. Zum Generalpräses der deutschen katholischen Gesellenvereine wählte der Schutzvorstand Pfarrer Hürth von Aldenhoven. Verstorben sind Erzbischof Duarte Silva (Brasilien) und Weihbischof Laminne von Lüttich.

Einer greisen Mutter zum Geburtstag.

Die Mutter spricht:

O später Tag! Wo ist die Zeit,
Die wir aus Schmerzen auferbauten?
Wir spannten uns'rer Hoffnung Bogen weit
Und trauten
Des Glückes Gang ob uns'ren Zielen.

O Tag, steigt nicht aus Dorngehecken
Ein Springbrunn dunklen Leids zu dir,
Als wollt' er klagend seine Hand ausstrecken
Zur Tür
Vor uns'res Gottes harten Mühlen?

Fern auf dem Berge toter Jahre,
Einsamer Tag, wie schweigest du,
So legt ein Baum die langen grünen Haare
Zur Ruh . . .

Du stiller Tag, auf des Gesicht
Die reife Wehmut eingeschrieben,
Auf dich neigt sich ein ander Licht
Von drüben . . .

Du Feiertag! Zur Ewigkeit
Lasst unsern Schmerz hinaufwärts bauen
Und spannen uns'res Glaubens Brücken weit
Und trauen
Zu Gottes ewiglichem Ziele . . .

Sonntag! Spriesst nicht aus Dorngehecken
Voll Blut des Kreuzes Tanne vor?
Darnach lasst uns die wunden Händ' ausstrecken
Empor
Nach uns'res Herren Throngestühle.

Walter Bader

Verfallserscheinungen im deutschen Beamtentum.

Von Dr. Hans Grundei, Berlin.

Wir wissen, daß die im Großindustrialismus und im Großgrundbesitz zusammengefaßten Mächte einer deutschen Plutokratie heute bereits mit allen Mitteln nach der Staatsgewalt streben. Plutokratisches Regiment aber bedeutet Diktatur, bedeutet Ausschaltung der schaffenden Volkskräfte an der Schicksalsgestaltung der deutschen Nation, bedeutet statt Erziehung zur Achtung vor der Staatsautorität Erziehung zur Machtanbetung, bedeutet Spenglersche Zivilisation statt christlicher Kultur des Abendlandes, bedeutet mechanischen Staatszentralismus statt lebendiger Volksgemeinschaft, bedeutet humanisierte Produktionssteigerung Fordschen Formats statt Höherentwicklung menschlicher Kultur durch gesteigertes Arbeitsethos und beseelten Arbeitsprozeß. Es ließen sich interessante Vergleiche anstellen zwischen west- und mitteleuropäischer Plutokratie und osteuropäischem Bolschewismus. Beide arbeiten mit den gleichen Methoden.

Die deutsche Plutokratie sieht sich in ihrem Kampf um die Macht zwei starken Gruppen gegenüber, die ihr erheblichen Widerstand leisten und die es zu überwinden gilt: es sind dies die organisierte Arbeiterschaft und das privilegierte Beamtentum. Während aber der Kampf zwischen Kapitalismus und Arbeiterschaft in der Oeffentlichkeit sehr scharfe und erbitterte Formen angenommen hat, und die lauten Kampfrufe hüben und drüben nun schon seit Jahren die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen aufwühlen, spielt sich der Kampf der Plutokratie gegen das Berufsbeamtentum viel unauffälliger ab. Die breite Oeffentlichkeit hat sich wenigstens bis zum Erlaß der Abbauverordnung verhältnismäßig viel weniger mit dem Stand der Dinge auf dieser zweiten großen Kampffront beschäftigt. Der tiefe Ernst der Lage und der reißende wirtschaftliche und kulturelle Niedergang des deutschen Beamtentums zwingen aber heute zu einer stärkeren Beleuchtung dieses Frontabschnittes und zu ernster Auseinandersetzung mit Verfallserscheinungen, die in innerem Zusammenhang stehen mit dem Absterben des deutschen Mittelstandes.

Daß der Kampf gegen das privilegierte Berufsbeamtentum sich bisher weniger leidenschaftlich und laut abgespielt hat als der Kampf gegen die organisierte Arbeiterschaft, liegt im Charakter und in der Eigenart des Berufsbeamtentums begründet. Das deutsche Berufsbeamtentum der Vorkriegszeit — eine der größten und beachtenswertesten Schöpfungen des preußischen Staates — gehörte ähnlich wie das Militär zu den privilegierten Ständen in Deutschland. Zu diesen Privilegien gehörte der Anspruch auf lebenslängliche Versorgung durch den Staat (auch dann, wenn der Beamte seine Dienste dem Staat nicht mehr zur Verfügung stellte), gehörte ein gewisses Maß eigener Gerichtsbarkeit, ein genau nach dem jeweiligen Rang abgestuftes Maß von gesellschaftlicher Hochwertung, eine besondere, eben durch den Stand bedingte Qualifikation zur Bekleidung öffentlicher Ehrenämter u. a. m. Der deutsche Berufsbeamte der Vorkriegszeit besaß ein ganz bestimmtes Staatsbewußtsein, er kannte den Wert und die Bedeutung der Tradition, er war, zum großen Teil wenigstens, noch bodenständig. Das alles schuf einen riesengroßen Abstand zwischen ihm und dem wurzellosen, zum Staat etwa im Verhältnis eines Fürsorgezöglings stehenden, fast rechtlosen Handarbeiter. Dafür war der Beamte aber auch dem Staate mit seinem ganzen Sein und Denken verpflichtet; seine und seiner Familie Lebens- und Denkweise war ihm vom Staate genau vorgeschrieben. Hierzu kam, daß die Repräsentanten der großpreußisch-protestantischen Kaiseridee vom höheren Beamtentum eine besonders innige Verbundenheit, ein besonders festes, innigeres Verhältnis zu dieser Idee erwarteten und für die Gegebenheit aller Voraussetzungen Sorge trugen, damit ihre Erwartungen auch gerechtfertigt wurden. Zur Qualifikation der höheren und höchsten Beamten im Deutschland der Vorkriegszeit wurde nicht so sehr verlangt ein Verwurzeltsein mit dem Volksstamm, eine verständnisvolle Einfühlung in die Eigenart der Volksschicht, zu deren Führung und Leitung der Betreffende berufen wurde, sondern vielmehr eine absolute Hingabe an den großpreußischen Staatsgedanken und die preußisch-protestantische Kaiseridee.[1])

Diese Privilegien und dieses Verbundensein, diese Abhängigkeit des Beamtentums vom Staate schufen nun eine ganz

[1]) Im nichtpreußischen Deutschland zeigen sich gewisse Abweichungen, entsprechend den einzelnen Dynastien und ihren Traditionen. Besondere Verhältnisse herrschten in Mecklenburg und in den Hansastädten. Die Grundlagen des Beamtentums waren jedoch überall gleich. D. Schr.

bestimmte Mentalität, eine eigenartige geistige Besonderheit, auch in der unteren und mittleren Beamtenschaft, der ja ihr Nachwuchs zuströmte aus jener anderen, ganz ähnlich eingestellten privilegierten Kaste, dem Militär. Diese Besonderheit zeigte sich von der Sonnenseite aus in einer ganz besonders gearteten Treue und Ergebenheit, die aber im Laufe der preußischen Staatsentwicklung ganz erhebliche Wesensveränderungen erlitten hatte. Zur Zeit Friedrichs des Großen konnte man an ihr vielleicht noch manche Züge der germanischen Lehnstreue erkennen; im Wilhelminischen Zeitalter konnte man eine schon bedenklich weit vorgeschrittene Entartung in Byzantinismus und Servilität in der höheren Beamtenschicht feststellen. Mit dieser Treue und Ergebenheit verwandt war eine stark ausgeprägte Gewissenhaftigkeit, Exaktheit und Disziplin, verankert im kategorischen Imperativ der Pflicht. Die preußische Geschichte kennt eine Fülle von Beispielen heroischer Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung in den Zeiten ihres Aufstiegs. Aber merkwürdig! Auch diesen Tugenden fehlte ebenso wie der Treue etwas, fast möchte ich sagen Irrationales; religiös gesprochen, die Beständigkeit, die Dauerhaftigkeit der übernatürlichen Tugenden, wie wir sie an unseren großen Heiligen in Zeiten der Ueppigkeit und des Lebensüberschwanges so sehr bewundern. So wurden in den Zeiten des Glanzes, der Materialisierung der Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen diese vor aller Welt leuchtenden Tugenden der deutschen Beamtenschaft entwertet, herabgezerrt zu anerzogenen Gewohnheiten. Die Gewissenhaftigkeit ward zur Korrektheit, zur bürgerlichen Anständigkeit, das Pflichtbewußtsein zu dem um Anerkennung und Belohnung buhlenden Diensteifer, die Exaktheit zum Bürokratismus mit seinem alles individuelle Leben, alle Selbständigkeit tötenden Mechanismus der Zuständigkeiten. Autoritätsglaube und Ergebenheit wurden zu Byzantinismus und Kadavergehorsam, Disziplin, innere Zucht zum Kasernendrill, Staatsbewußtsein und Standeswürde zu alldeutschem Größenwahn und Kastendünkel. Es wäre äußerst reizvoll, zu untersuchen, ist aber hier wegen des begrenzten Rahmens nicht möglich, inwieweit die Zersetzung all dieser Mannestugenden eine notwendige Folge der systematischen Ausschaltung der im deutschen Katholizismus ruhenden sittlichen Kräfte ist, die zutiefst im Religiösen verankert, gottbezogen sind.

Dies Beamtentum mußte zerfallen, mußte in eine schier unlösbare Krisis geraten, sobald sich herausstellte, daß die Idee, der es diente, nur eine fiktive war, die wie eine Seifenblase, herausgeblasen aus dem buntschillernden Seifenschaum aller möglichen philosophischen Spekulationen, unverändert in der Luft schwebte und bei irgendeiner größeren Erschütterung zerplatzen mußte. Und die Idee eines preußisch-protestantischen, kastenmäßig aufgebauten Weltreiches war eine solche fiktive Idee, ebenso wie es die Idee eines sozialistisch-kommunistischen Einheitsstaates und Weltreiches ist. — Die Erschütterungen des Zusammenbruches von 1918 haben die Seifenblase zum Zerplatzen gebracht. Es war höchst merkwürdig zu beobachten, wie das deutsche Beamtentum, scheinbar unerschüttert, der Idee weiter diente, obwohl diese Idee gar nicht mehr existent war. Es läßt sich dies doch nur teilweise erklären mit dem glänzend eingespielten Mechanismus der deutschen Bürokratie und mit dem Beispiel, daß ein Schwungrad noch eine Weile weiterschwingt, auch wenn ihm der elektrische Strom bereits entzogen ist. Daß die deutsche Beamtenschaft als Ganzes in der Revolutionszeit 1918/19 nicht versagt und damit den völligen Zerfall des Reiches verhütet hat, ist nur ein Beweis, daß in ihr nicht nur der Mechanismus der Bürokratie wirkte, sondern daß sehr vielen Gliedern dieses Riesenkörpers die Erkenntnis dämmerte, sie seien letzten Endes doch nicht da, um einer fiktiven Idee, sondern der lebendigen Volksgemeinschaft zu dienen. Diese Erkenntnis ist allerdings leider wieder bei sehr vielen deutschen Berufsbeamten durch die nach dem Erzbergermord einsetzende rückläufige Bewegung in Deutschland verdunkelt, ja ausgelöscht worden.

Man kann eigentlich gerechterweise nicht gut behaupten, daß das deutsche Volk seiner Beamtenschaft diesen in seinem Werte sehr hoch einzuschätzenden Dienst am Vaterlande in den Stunden schwerster Not gedankt hat. So kam es, daß sie bald ein Spielball aller möglichen Kräfte, Mächte und Strömungen wurde, deren sie sich infolge ihrer eigenartigen Beschaffenheit und mangels einer kraftvollen Organisation nicht erwehren konnte. Die radikalen Sozialisten haßten die Beamtenschaft wegen ihrer Bindung an die Vergangenheit, an die Armee und an das Herrscherhaus, wegen ihrer Privilegien, wegen ihrer Kastenhaftigkeit, wegen des übermächtigen bürokratischen Mechanismus, den kein sozialistischer Minister überwinden konnte, und der auch in der Hand einer wieder zur Besinnung gekommenen Reaktion eine der Hauptwaffen nicht nur gegen den Sozialismus, sondern auch gegen eine gesunde christliche Demokratie, überhaupt gegen jeden Fortschritt wurde. Es dürfte wohl kaum im nachrevolutionären Deutschland einen fortschrittlichen Minister geben, der nicht irgendwie einmal von den in den Kanzleien und Geheimratszimmern der Ministerien festgesponnenen Fäden eines bürokratischen Riesengespinstes eingesponnen worden ist.

Die immer selbstbewußter und maßloser in ihren Ansprüchen auftretenden Wirtschaftsoligarchen mit ihrem Streben nach Konzernbildung, nach Zusammenfassung aller schaffenden Kräfte und der von ihnen erzeugten Güter in wenigen Händen, nach rücksichtsloser, gesteigerte Erzeugung als ihr einziges und höchstes Ziel erstrebender Monopolwirtschaft ohne jegliche Rücksicht auf die Allgemeinheit sehen in der Berufsbeamtenschaft ihren Feind. Denn Berufsbeamtentum bedeutet ja Schutz einer über den Interessen stehenden Staatsgewalt vor der Willkür übermächtiger Interessentengruppen, bedeutete doch auch schon vor dem Kriege bis zu einem gewissen Grade Schutz der wirtschaftlich Schwächeren vor Willkür und Ausbeutung, bedeutete Pflege und Steigerung der Kultur. Steigerung der Gesamtkultur eines Volkes ist keinesfalls gleichbedeutend mit gesteigerter Erzeugung und Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse. Täuschen wir uns nicht! Der Traum so mancher nachrevolutionärer Wirtschaftsoligarchen nach Wiederherstellung der Monarchie ist vollkommen wesensverschieden von dem Traum eines großen Teiles unserer heutigen Beamtenschaft nach Wiederaufrichtung des Kaiserreiches oder Landesfürstentums. Denn während die Beamten die Hoffnung hegen auf Wiederkehr einer starken, vom gesamten Volke anerkannten, von ihm getragenen Autorität, verknüpfen jene mit dem Begriff der Monarchie den Begriff der Diktatur. Diktatur bedeutet aber Willkür, Rechtlosigkeit, Unfreiheit, Gewissenszwang. Der Industriekapitalismus benötigt zwar in Deutschland einer Bürokratie, aber nicht mehr eines Berufsbeamtentums als des Trägers und Schützers einer im Volke verwurzelten Staatsautorität. Was ich in Nr. 20 dieser Zeitschrift anläßlich der Besprechung des Buches von Dr. Hecht schrieb, möchte ich an dieser Stelle mit starker Betonung wiederholen: „Eine moderne Wirtschaftsoligarchie hat kein Interesse mehr an einer starken, auf einem sittlich hochstehenden, gesellschaftlich geachteten, gewissenhaften, im Autoritätsgedanken wurzelnden Beamtenkörper aufgebauten Staatsgewalt... Das Wachsen und Erstarken der Wirtschaftsoligarchie hat unzweifelhaft das Absterben des Berufsbeamtentums zur Folge."

Kein Wunder, daß in einer derart entwurzelten, nach den verschiedensten Fronten hin kämpfenden, jeglicher organisatorischen Machtmittel baren Berufsgruppe sich sehr bald starke Verfalls- und Zersetzungserscheinungen bemerkbar machten, die einen bedrohlichen Niedergang des deutschen Beamtentums zur Folge hatten! Die politischen Parteien, denen es in der Zeit der Wahlen um möglichst ergiebigen Stimmenfang zu tun war, begannen um die Gunst der Beamten zu buhlen. Nicht selten wurden in politischen Großkampfzeiten die Kanzleien zu politischen Debattierklubs, trotz der ausdrücklichen Verfügungen der übergeordneten Stellen, daß in der Dienstzeit keine Politik getrieben werden dürfe. Die Beamtenschaft wurde politisiert. Sie verlor dadurch ihren überparteilichen Charakter, ihre innere Unabhängigkeit von den politischen Tagesmeinungen. Die kastenhafte Abschließung der Beamtenschaft der Vorkriegszeit, ihre Exklusivität, die fast völlige Ausschaltung großer Volksgruppen (Katholiken und Sozialdemokraten) aus dem staatlichen Beamtenapparat hatte zur Folge, daß nach der Revolution von diesen zurückgedrängten Gruppen aus ein Sturmangriff auf die Beamtenstellen eröffnet wurde, wobei das Maß an beruflicher Leistungsfähigkeit sehr oft geringer bemessen wurde als die Strammheit politischer Gesinnung. Das hatte nicht nur Verärgerung der Zurückgesetzten, sondern auch nicht selten eine dem Volkswohl höchst schädliche Gesinnungslumperei zur Folge. Es muß jedem Einsichtigen einleuchten, daß dabei die Qualitätsarbeit, der ruhige Fortgang fruchtbaren Schaffens bedenklich leiden mußte, und nicht nur diese, sondern auch der im Volke fest eingewurzelte Glaube an die Unantastbarkeit und Gesinnungslauterkeit seiner Beamten. (Schluß folgt.)

Zum Druck bestimmte Beiträge und alle darauf bezüglichen Briefe wolle man an die Schriftleitung richten, Anzeigen, Bezugsbestellungen und alles derartige an Verlag oder Geschäftsstelle der A. R.

Gedanken vom Sterben.

Von Otto Gillen, Godesberg.

Nicht: wir leben, darum laßt uns den Tod verschweigen; und nicht: wir müssen sterben, darum verachten wir das Leben!

Sondern manchmal auf dem Seil, das über den Abgrund gespannt ist, darüber wir tanzen und es „Leben“ nennen, manchmal nur auf dem Seil stehen bleiben und hinuntersehen, damit wir nicht vergessen, daß es nur ein dünner Faden ist, auf dem wir genießen und freveln.

Nur der lebt wahrhaft groß, unabhängig und im Innersten frei, der jeden Augenblick zu sterben bereit ist. Nur dem ist Wesen und Wert der Welt aufgegangen, der sie zu dieser und zur anderen Stunde lassen kann.

Die Grenzen der Gesellschaft sind ihm nicht gesetzt, nur die Grenzen Gottes, welche endlos sind. Er allein ist in Gottes Hand und rückhaltlos seines Geschickes gewärtig und setzt seinen kleinen Willen nicht wider Gottes weltumfangende Pläne.

Auch das, was die Menschen „Erfolg“ nennen, worum sie alles zu opfern bereit sind, kennt er nicht. Er hat nicht auf Honigworte gebaut und nicht auf Neidsprüche und Mißachtungen. Keines Dinges Schwere lastet auf seinem naturhaften Frieden, Frieden, wie ihn die Blume hat, die ohne Ziel dahinblüht, und der Vogel, der am Morgen jauchzend ins Licht erwacht und um Mitternacht schon erfroren am Wege liegt.

Die Sonne heiterer Anschauung steht in seinem Mittag, immer bereit zu sinken, wenn das Gesetz Gottes es will, immer bereit zum verdämmernden Abend, wenn der Mittag sich ausgereift.

Vom Büchertisch.

J. H. Kardinal Newman, Predigten der katholischen Zeit. Deutsche Uebertragung von Franz Zimmer. Matth. Grünewaldverlag Mainz 1924. Halbleinenband ℳ 8.50. — Eigentlich sollte jeder Prediger diesen Band gründlich durchstudieren müssen. Das wäre die beste Schulung gegen seichtes Moralisieren und schöngeistiges Schaumschlagen. Bei Newman steht der heilige Ernst des Evangeliums im Mittelpunkt aller Predigten. Ohne alles Moralisieren, ohne jede angeklebte Nutzanwendung, ohne aufrüttelndes Pathos und Wecken der Leidenschaften, ergreifen Newmans Predigten die Seele aufs tiefste durch die alleinige Macht der gewaltigen Gedanken. Man darf weit suchen, bis man ein Buch findet, das einem soviel zu sagen hat und einem so ans Herz greift wie dieser Predigtband des großen Oratorianers. Hier weht katholischer Geist in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Frische. Ernst und folgerecht bietet Newman seinen Zuhörern unverwässerten, vollen Katholizismus. Liebe und Verständnis für die Kirche weckt dieser Predigtband wie selten ein Buch. Die Predigt „Christus über den Wassern“ verdiente in Broschürenform herausgegeben und in Massen verbreitet zu werden. — Die Ausstattung ist die bekannt vornehme. Uebersetzer und Herausgeber bemühten sich mit Erfolg, „den englischen Sprechrhythmus in goethisches Deutsch“ zu übertragen.
A. M. Rathgeber.

Seelsorge und Seelsorgehilfe. Von Wilhelm Wiesen. Vereinsschrift der freien Vereinigung für Seelsorgehilfe. Freiburg i. B. 1924. Caritasverlag. — Das Büchlein will über die Organisationswege und Arbeitsarten in der Seelsorgehilfe unterrichten und dazu klare Richtlinien und feste Arbeitsziele für die Praxis zeigen. Man merkt es den einzelnen Aufsätzen auch an, daß es Erfahrungen und nicht Theorien sind, die hier geboten werden. Die Schrift gibt zunächst die oberhirtlichen Verordnungen, die in Betracht kommen, dann von verschiedenen erfahrenen Praktikern folgende Aufsätze: Das Laienapostolat einer großstädtischen Gemeinde; die praktische Ausgestaltung der Seelsorgehilfe; Seelsorgehilfe geordnet und geschult im Pfarrcaritas-Ausschuß; Die Pfarrzentrale als Mittel der Seelsorge; Mitarbeit des Laienapostolates zum Schutz der kirchlichen Ehe; Seelsorge, Seelsorgehilfe und moderne Sekten; Die katholische Heimatmission Münchens; Laienkatecheten; Die Tätigkeit einer Gemeindepflegerin; Die Caritas in ihrer Bedeutung für die Seelsorge und Seelsorgehilfe. Einmal ein wirklich praktisches Werk für den Großstadt-Seelsorger!
P. Erhard Schlund, O. F. M.

Das Bild zu Jsjakowka. Die Geschichte einer Familie. Von Maria Theresia Schwertner. Paderborn 1924. Ferdinand Schöningh. 8° 162 S. — Eine russische Familientragödie aus den letzten Zeiten des Zarentums nach den Erlebnissen und Aufzeichnungen einer Deutschen — Ich rate, das dem Buche angefügte Nachwort zuerst zu lesen, da es Licht wirft auf das vor kurzem noch bestehende monarchische Rußland und auf das eigenartige Warum der vorliegenden Darstellung. Zugewiesen wurde diese als idealistisch autorisierender Auftrag an die deutsche Verfasserin, die lange unter vornehmen Russen in Rußland lebte, schließlich dort Internierung erfuhr und viel Schweres sonst für ihr geliebtes Vaterland — bis zur Stunde. Das Interessanteste an der lebhaft bewegten, an sich nicht anspruchsvollen Erzählung ist die Beleuchtung russischer gesellschaftlicher Mißstände vor Kriegsausbruch, nicht zuletzt die Tatsächlichkeit hier geschilderter Vorgänge. Die Darstellung gibt sich nicht als nackte Abspiegelung, sondern läßt die Phantasie der Erzählerin den Zusammenhängen bestimmter Ursachen spürend nachgehen, um so leichter, als die Verfasserin die eine Hauptperson persönlich kannte und in einschlägige Hauptvorgänge zuverlässig eingeweiht wurde. — Diese Buchveröffentlichung erklärt sich zugleich als ein Akt der Gerechtigkeit, als ein Zielwurf auf zu bewirkende Sühnung.
E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Strindberg gibt in seinem Karl XII. nicht den Aufstieg des jungen, von Feinden umstellten Herrschers zu länderumspannenden Kriegstaten, nicht den bewunderten Heros seines Volkes, sondern den gescheiterten, der in dem von Krieg und Pest verödeten und verwüsteten Schweden landet. Das Volk ist gegen ihn, die Stände waren im Begriff, ihn abzusetzen, die Schwester, sich als Thronerbin fühlend, sieht nur ihren Vorteil. Karl, einsam, krank, erschöpft, weiß die Gegner noch in Schach zu halten durch die Macht seiner Persönlichkeit. Vielleicht ist dem Dichter die Gestalt des Königs unter der Hand größer geworden, als er anfänglich beabsichtigte. Die Expositionsszenen in dem verödeten, zerstörten Dorf muten fast an, als sähe Strindberg in Karl nur einen starrköpfigen Abenteurer. Es ist sehr eindrucksvoll, wie die Vertreter der Stände beim Anblick des Königs unwillkürlich aufs Knie sinken, obwohl sie gerade beschlossen, dem Verhaßten diese Huldigung zu versagen. Der König geht als letzten Versuch der Rettung auf die Pläne des Barons Goertz ein. Dieser übelbeleumdete Abenteurer hat doch in seiner skrupellosen Kühnheit Charakterzüge, die, wie Strindberg hervorhebt, dem König ähnlich sind. Es ist mir unverständlich, wie er als tänzelnder bourgeois gentilhomme gespielt werden konnte. Nochmals wird ein Heer aufgestellt, aber Goertz' Inflationspolitik versagt. Der König sucht den Tod beim Sturm auf den Festungswällen. Riewe, im schmucklosen Soldatenrock, gab Karl XII. bedeutend, ein Mann von gespannter Energie, auch da, wo er körperlich matt und leidend, nur mit der Flagge Schwedens bedeckt, auf dem Feldbett ruht. Falckenbergs Regie hat aus jeder Szene das letzte an Lebendigkeit herausgeholt, so daß selbst schwächere Kräfte, von der starken Stimmung getragen, sich zu eindringlichen Wirkungen erhoben.

Schauspielhaus. „Hermine Körner in „Vom Teufel geholt.“ Inszenierung Hermine Körner — von Knut Hamsun.“ Diese Ankündigungsform, in der der Autor hinter dem fettgedruckten Schauspieler- und Regisseurnamen ganz bescheiden nachhinkt, ist pariserisch. Es besteht kein Bedürfnis, diese Mode einzuführen, denn bei uns betrachtet man den Darsteller als treuen Diener der Dichtung. Das Stück ist wohl nur gewählt worden, weil Frau Körner die Rolle der Julianne gereizt haben mag. Die alternde Größe des Tingeltangels hat sich in die Ehe mit einem reichen Greis gerettet. Damit nicht zufrieden, sucht sie allerhand Liebesabenteurer, allein alle Männer, selbst die, welche von ihrer Geldbörse abhängen, machen sich auf und davon, so daß sie sich am Ende mit einem Mohren begnügen muß. Diese Figur ist zu peinlich, um tragisch empfunden zu werden. Ein Teil der recht seltsamen Vorgänge verlangt einen Groteskstil Wedekindscher Prägung. Mancher Darsteller beschritt diese Bahn, ohne sich dafür voll entscheiden zu können; die Hauptdarstellerin schlug Heroinentöne an.

Lustspielhaus. Eysler liebt den Wiener Walzer und lehnt die neuen Tänze ab. Das ist sympathisch, auch wenn sein Dreivierteltakt heute nicht ganz mehr so hinreißt, wie in den Tagen der Jugend. Seine Operette: Ein Tag im Paradies zeigt die Erlebnisse eines Wieners, der nach 20 Jahren Amerika in die Stadt der Lieder heimkehrt. Die Handlung ist nett und unterhaltend, kommt indessen ein wenig schwerfällig in Gang, aber Forstner, Emmy Panzer und der wirklich liebenswürdige Komiker sichern ein paar angeregte Stunden.

Konzertverein München. Das Orchester des Konzertvereins hat eine Vergrößerung erfahren, die indes nur den Anfang einer sich auf eine Reihe von Jahren erstreckenden Reorganisation darstellt. Es fehlt der künstlerische Nachwuchs; die jungen Leute brechen das Studium zu früh ab, um rasch zum Verdienen zu kommen; während sie bei längerer Zeit der Ausbildung natürlich weit günstigere Aussichten hätten. Diese unerfreuliche Erscheinung tritt übrigens wie bei uns in gleicher Weise in den Siegerstaaten hervor. Die Münchener Akademie (und andere wohl auch) ist bereit, durch alle tunlichen Vergünstigungen begabten jungen Musikern das Studium möglich zu machen. Natürlich fehlte es nicht an Bewerbern um Orchesterstellen, aber die überwiegende Mehrzahl hielt der Prüfung nicht stand. Zwischen Staatstheater und Konzertverein ist eine Vereinbarung gegenseitiger Aushilfe getroffen wordent die für beide Teile wertvoll zu werden verspricht. Ein Vertrag mit dem Kultusministerium, der indessen immer gekündigt werden kann, gibt heuer mehr Bewegungsfreiheit und schützt vor Notlage. Die Orchestermitglieder werden weit höher bezahlt als vor dem Kriege und sind sämtlich in einer Pensionskasse. Rheinische Städte zahlen jedoch noch weit höhere Gagen. Viele Konzertfreunde sind völlig verarmt und die Neureichen haben noch nicht Kultur genug, um ernste Kunst genießen zu können; auch die Mode, Musik durch Radio oder Telephon im eigenen Heim zu hören, wird den Konzerten vielleicht schaden. Treues altes Stammpublikum fehlt nicht, indessen fühlen, im Gegensatz zu anderen Städten, es wenige als nobile officium, dem Konzertverein als Mitglied anzugehören. — Ein neues Podium aus Hartholz soll die Akustik verbessern. Die jetzt erneuerten Heiz- und Lüftungsanlagen werden nicht dem Schall ungünstige Luftwirbel entstehen lassen, wie dies bei den alten, wie man jetzt erst herausgefunden hat, der Fall gewesen ist. Zwei namhafte Autoritäten der Hochschule werden den ganzen Winter über die Akustik prüfen, um dann evt. Vorschläge zu baulichen Veränderungen zu machen. Wie bekannt, verfügt die Wissenschaft in der Akustik noch nicht über absolutes Wissen. Akademiepräsident S. v. Hausegger hat mit den anderen musikalischen Vereinigungen eine Verständigung herbeigeführt,

so daß nicht manche Werke im Konzertsaal mehrmals gespielt werden und anderen den Platz wegnehmen. Von den 12 Abonnementskonzerten dirigiert Hausegger zehn, im Januar vertreten ihn Pfitzner und Schulz-Dornburg. Bei Festlegung der Programme leitete Herrn v. Hausegger die Absicht, Schweres mit Leichterem zu verbinden, das zeitgenössische Schaffen neben den klassischen Werken nicht zu vergessen, ohne den äußerlichen Zauber, welcher das Wort Uraufführung umschwebt, zu überschätzen. Zur Uraufführung gelangen: Klavierkonzert von Ansorge, Rehan: In memoriam, erstmalig werden gespielt: Baußnerns 4. Symphonie, J. Kopschs Klavierkonzert, Blehles Ouvertüre zu Reinecke Fuchs, Regers Sinfonietta, Kaminskis Introitus und Hymne, Gesänge mit Orchester von Schjelderup und Siegel, die Natursymphonie Hauseggers und le poëme de l'extase von Skrjabin. Die Konzertfolge beginnt mit einem Brucknerabend, Vivaldi, Haydn, Mozart, Beethoven, Schumann, Schubert, Weber, Mendelssohn, Berlioz, Liszt, Cornelius, Brahms, Rich. Strauß und Pfitzner sind wertvoll vertreten. Als Solisten sind gewonnen die Pianisten Ansorge, Gieseking und Lampe, sowie Li Stadelmann (Cembalo), Ad. Busch (Violine) und von Sängern Gleß, Rehkemper, die Damen Merz-Turner und v. Hößlin. Die von Dr. Munte geleiteten Volkssymphoniekonzerte werden in ihren künstlerischen Absichten nicht hinter den Abonnementskonzerten zurückstehen. Auch die populären Konzerte, die der von der Staatsoper in Hannover kommende Kapellmeister Rammelt dirigiert, werden durchaus künstlerisches Niveau wahren. Künstler, die früher das Orchester zu eigenen Konzerten engagierten, haben sich heuer noch nicht eingestellt, der Konzertverein wird deshalb selbst weitere Orchesterabende veranstalten, zu deren Dirigenten bis jetzt Rich. Strauß, Hausegger und Pfitzner geladen sind.

München. L. G. Oberlaender.

Kirchenmusikalische Aufführung, 21. Oktober, St. Joseph-Stadtpfarrkirche München. Der dortige Kirchenchor, geleitet von Dr. Alfons Singer, zählt zu den besten Chören Münchens. Auch die letzten Darbietungen bestätigen seinen künstlerischen Ruf. Werke verschiedenster Stilrichtung wurden gleich vorzüglich zum Ausdrucke gebracht. Bruckner mit seinem Ecce Sacerdos magnus, dem siebenstimmigen Ave Maria und und dem Graduale Locus iste war wohl der musikalische Höhepunkt. Mozarts Sub tuum praesidium und Tantum ergo sind als Jugendwerke mehr von historischem Interesse. Gounods Caecilienmesse G-dur zählt zur besten modernen Kirchenmusik. Die Wiedergabe des eigenartigen Werkes gereichte dem Chore und seinem stets opferwilligen Leiter zur größten Ehre. Hannah Wilfrid, Elisabeth Waldenau, Max Oßwald, Joseph Berger (Soloquartett) und Ernst Lorenz (Orgel), sowie Mitglieder des Nationaltheaterorchesters wirkten mit.

Hausmusikabend, 25. Oktober, kleiner Odeonssaal München. Der starke Besuch bewies das Interesse weiter Kreise für die Veranstaltung. Karl Krafts Passacaglia und Fuge für Orgel in H-moll op. 8, Manuskript, zeigt tüchtige Arbeit, würde aber durch größere formale Geschlossenheit mehr gewinnen. Rüdingers Sonatine für Klavier in A-moll op. 57a, im Volksvereinsverlag München-Gladbach erscheinend, reiht sich würdig den ähnlichen Werken seines Meisters Reger an. Auch die im gleichen Verlage kommenden Kinderlieder mit Worten Hoffmanns von Fallersleben sind als gelungen zu begrüßen. Johann Pfeifer pflegt gleichfalls diese Gattung recht glücklich (Der Reitersmann, op. 58, 4, Hansaverlag Berlin). Die Volkslieder Rüdingers für gemischten Chor aus „Rund um die Linde", Volksvereinsverlag, zeichnen sich durch ihre stilvolle Bearbeitung aus; das niederländische Seemannslied und Nachbarin Schlangenköchin waren durch ihre Eigenart besonders wertvoll. Als Ersatz für die ausfallende Flötensonate Jos. Haydns kam Beethovens immer willkommene Violinsonate F-dur op. 24 zum Vortrag. Auch Tauberts Blumenlied hörte man gerne wieder. Klein-Minni sang es aber auch wie die übrigen Kinderlieder mit dem nur ihr eigenen Ausdrucke. Anny Branz und August Pfeifer (Klavier), Valentin Härtl (Geige) und Dr. Emanuel Gatscher (Orgel), sowie der unter Rüdingers Leitung stehende Chor boten ihr Bestes.

Dr. Bertha Antonia Wallner.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Die 21. ordentliche Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst brachte eine völlige Neuwahl des Vorstandes, die durch den Austritt von sechs sehr verdienten Vorstandsmitgliedern, darunter Prof. Busch und Stiftsdekan Staudhamer, nötig geworden war. Mit fast 4/5 Mehrheit wurde die Liste gewählt, die als neue Leiter der Gesellschaft Univ. Prof. Dr. Strieder (1. Vors.), Prof. Fugel (2. Vors.), Hauptkonservator Dr. Lill (1. Schriftf.), Ordensassistent M. Graßl (Kassier) vorsieht. Bei einer Führung durch das Nationalmuseum legte Dr. Lill dar, wie die christliche Kunst jederzeit nach Form und Inhalt aus den großen geistigen Strömungen der Zeit ihr Bestes gezogen hat. In Besprechungen trat der Wille der neuen Vorstandschaft hervor, den Diözesangruppen auf eigener finanzieller Basis selbständiges Wirken zu ermöglichen, sie aber auch so stark wie möglich zur Mitarbeit heranzuziehen, damit auch diese Kreise, die den Standpunkt der Gesellschaft für zu eng hielten, gewonnen werden. Verbunden mit der Tagung war die Eröffnung der neuen Münchener Ausstellungsräume, die für Ausstellungs- und Verkaufszwecke einen Rahmen schaffen, wie ihn die christliche Kunst im Wettbewerb mit der profanen noch nicht besaß. Von den 38 Ausstellern seien heute nur P. Hirsch (Papstbildnis), Samberger (Porträt Kardinal Faulhabers), Fugel (Christus als Hirte) genannt.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Trotz Geschäftsstille zeigten sich die Kurse widerstandsfähig. Herabsetzung der Börsenumsatzsteuer hielt anfangs die Börse unmittelbar bevorstehend. Die Befestigung der Geldsätze verhinderte eine lebhaftere Tätigkeit. Im Vordergrund des Interesses stand in den ersten Wochentagen der Rentenmarkt. Da verschiedene deutsche Städte für ihre Anleihen Aufwertungspläne hegen, so stiegen diese Papiere, ohne indessen die höheren Kurse voll behaupten zu können. Auch die Reichs- und Staatsanleihen, vorwiegend die der Vorkriegszeit, erzielten Kursbesserungen. Etwas fester lagen auch Montan-, Kali-, Petroleum-, Sprit- und verschiedene Maschinenanteile. Nach Erledigung der Ultimo-Verpflichtungen setzte sich die Befestigung fort. Die Börse rechnete damit, dass bereits vom Montag, den 3. Nov. an mit einer Ermässigung des Umsatzstempels zu rechnen sei; gleichzeitig sollte ein Abbau der Bankprovisionen eintreten. Die Bankenvereinigung hat jedoch über die Ermässigung der letzteren noch keine Entscheidung getroffen, sie wollte erst einmal wissen, in welchem Ausmass das Reichsfinanzministerium die Umsatzsteuer zu ermässigen geneigt ist. Am Rentenmarkt bewirkte die Mitteilung Dr. Schachts, dass die Verwendungszwecke der kommunalen Gelder unter Staatskontrolle gestellt werden müssten, erhebliche Kursrückgänge in Stadtanleihen. Hiervon ausgehend, verbreiteten sie sich auch auf die anderen Anleihen, ohne dass die Kurse stark zurückgingen bei Geschäftsunlust. Schacht berichtete noch im Zentralausschuss der Reichsbank über die Massnahmen, die im Zusammenhang mit der Ueberleitung der Bank auf die neuen Verhältnisse getroffen sind. Zur währungspolitischen Lage führte er aus, jetzt komme es darauf an, unsere Wirtschaft dauernd aktiv zu halten. Grösste Sparsamkeit im Innern und Verbilligung der Erzeugung sind hierzu notwendig. Die Bereitwilligkeit des Auslands zur Kreditgewährung werde gelähmt durch ein Heer unberufener Vermittler und dadurch, dass ausländischer Kredit für nicht lebensnotwendige Produktionszwecke gesucht werde, insbesondere auch von öffentlichen Körperschaften. Soweit sie ihre Mittel aus Steuern und nicht aus wirtschaftlichen Betrieben ziehen, sei die allergrösste Zurückhaltung nötig. Für kommunale Wohlfahrtszwecke sei nur soweit Raum, als geeignete Ersparnisse dies zulassen. Dr. Schacht hält es für dringend nötig, die Verschuldung öffentlicher Körperschaften, insbesondere an das Ausland, unter eine wirksame Kontrolle zu nehmen, da die Gemeinden infolge des schematischen Finanzausgleichs und im Rahmen ihrer eigenen Besteuerungsfreiheit die Wirtschaft ohne Not übermässig belasten. Diese Belastungen setzen Gemeinden in den Stand, nicht nur derzeit entbehrliche Erwerbungen, sondern sogar Schuldaufwertungen vorzunehmen, die das Reich als Ganzes sich unter dem Zwang der Not versagen muss. Auf dem Gebiete des Bank- und Kreditwesens bestehe eine Ueberproduktion, die naturgemäss dem Herabdrücken der Zinssätze entgegen wirke. Neben den zahllosen Neugründungen der Inflationszeit sind auch kommunale Bankorganisationen mit teueren Betrieben neu entstanden, die Mehrzahl der Sparkassen betreibt Kredit- und Kreditvermittlungsgeschäfte. Jede staatliche oder Reichsanstalt, die über öffentliche Gelder verfügt oder mit öffentlicher Unterstützung Gelder an sich zieht, fühlt sich berufen, der Wirtschaft mit Krediten unter die Arme zu greifen. Dies bewirke bei dem schreienden Missverhältnis zwischen Wollen und Können eine für das Wirtschaftsleben unerträgliche Verteuerung der Zinssätze und Provisionen. Unerfahrenheit und Leichtfertigkeit haben zu in der Vorkriegszeit unmöglichen Verlusten geführt, die aus den Taschen der Steuerzahler gedeckt werden müssen. Die Gesetzgebung müsse wie in der Zeit vor dem Kriege die Kapitalersparnisse und sonstigen Gelder, die sich unter behördlichem Schutz oder behördlicher Kontrolle entwickeln, in ihrer richtigen Verwendung beeinflussen. Statt risikovollem Kreditverkehr sei mündelsichere, langjährige Hypothekenanlage, insbesondere für die vom Hypothekenkredit nahezu entblösste Landwirtschaft zu wählen. Das ganze Volk müsse einsehen, dass es in einem verarmten Lande unmöglich sei, durch gegenseitige hohe Zinsen- und Provisionsbelastung das Verlorene in kurzer Zeit wieder zu gewinnen. Zu diesen Ausführungen Schachts nahmen die Spitzenverbände der Gemeinden sowie die Sparkassen- und Giroverbände Stellung. Hinsichtlich der Auslandskredite äussern sie ihr grundsätzliches Einverständnis mit der Auffassung des Reichsbankpräsidenten und einem diese Materie behandelnden Erlass des preussischen Ministeriums d. I. Auch in der Aufwertungsfrage und in Sachen des Finanzausgleiches stimmen sie mit Schacht überein; es sei jedoch eine Folge des ungenügenden Ausgleiches, dass die Gemeinden gezwungen seien, auch sonstige kommunale Steuern zu erheben. Die Zahl der kommunalen Bankgründungen sei verschwindend gering, so dass der Vorwurf, sie hätten zur Verteuerung der Zinsen und Provisionen beigetragen, nicht haltbar sei; auch arbeiteten diese Betriebe durch Anwendung der Grundsätze der Staatsbesoldung billiger, als die Privatbanken. In der Frage der langfristigen Hypothekarkredite wird auf den starken Rückgang der Spareinlagen von 20 Milliarden bei Kriegsbeginn auf heute etwa 1 Milliarde hingewiesen, wobei die fluktuierenden Gelder des Giroverkehrs heute den Hauptbetrag ausmachen. Die Rücksicht auf die Flüssigkeit gestatte deshalb nicht, einen grossen Teil der Einlagen langfristig anzulegen. Dieser Einwand erscheint einleuchtend. Den Sparkassen das kurzfristige Geschäft verwehren, hiesse den gesunden Wettbewerb derselben als Faktor niedriger Sollzinsen aufzuhalten und den Hauptteil der Sparkassengelder der Befruchtung der Wirtschaft zu entziehen.

Die Hoffnung auf Steuerabbau, Auslandskredite und Erleichterung der Geldsätze liessen die Börse vom 30. Oktober recht freundlich beginnen; im weiteren Verlaufe konnten sich die höheren Kurse nicht behaupten, da man aus Aeusserungen der Regierung schloss, dass die Herabsetzung der Umsatzsteuer nicht so bedeutend sein werde als die Börse gehofft hat. Das Geschäft in Stadtanleihen war bei knapp behaupteten Kursen still geworden. Bewegung herrschte auf dem anderen Rentenmarkt. Hier wirkt die Rolle, welche die Aufwertungsfrage in der Wahlagitation spielt, mit. Kriegsanleihen konnten ihre anfängliche Steigerung nicht behaupten. 3½ proz. Konsols, Zwangsanleihe und verschiedene andere stellten sich weit höher. Am Montanmarkt regte die Meldung über neue Syndikatsbildungen an. Hier konnte auch am letzten Börsentag das Interesse anhalten. Die ablehnende Haltung des Reichsfinanzministers in der Börsenumsatzsteuerfrage verstimmte und gab der Kursgestaltung ein schwächeres Gepräge. Für die englischen Wahlen hatte die Börse an den Vortagen wenig Interesse. Der überwältigende Sieg der Konservativen liess indessen jetzt doch Befürchtungen über Erschwerung des Aussenhandels hervortreten. Durch spekulative Käufe war der Kolonialmarkt lebhaft. — Der Reichsindex für die Lebenshaltungskosten (29. Okt.) blieb gegenüber der Vorwoche unverändert. Für den Durchschnitt des Oktobers ergibt sich eine Steigerung von 5,2 vom Hundert gegenüber dem Durchschnitt des Septembers. K. Werner, München.

Vom Büchermarkt.

Kalender für das Jahr 1925.

Taschenkalender und Kirchlich-statistisches Jahrbuch für den katholischen Klerus deutscher Zunge. Redaktion Hochschulprofessor Dr. K. A. Geiger. 47. Jahrgang. M. 1.50. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Regensburger Marienkalender mit 80 Seiten Unterhaltungsstoff, farbigem Einschaltbild und zahlreichen Textbildern, Märkteverzeichnis und Wandkalender. 60. Jahrgang. 60 Pfg. (Regensburg, Verlag Jos. Kösel & Friedr. Pustet.)

Monika-Kalender. Redigiert von E. M. Zimmerer. Mit reichem Bildschmuck und vielseitigen haushälterischen Anweisungen der christlichen Mutter gewidmet. 60 Pfg. **Notburga-Kalender**, ein lieber alter Freund der Mädchen. Redigiert von Maria Frankl. 47. Jahrg. 40 Pfg. **Kinder-Kalender** mit Bildern von Albert Reich. Redigiert von Maria Frankl. 40 Pfg. (Donauwörth, Ludwig Auer.)

Caritas-Kalender. Herausgegeben vom Deutschen Caritasverband. Schriftleitung Prof. Dr. Liese und Generalsekretär Dr. Beeking. Farbiges Umschlagbild von Hans Huber-Sulzemoos. Titelblatt und Umrahmungen des Kalendariums gezeichnet von Karl Köster. (Freiburg i. Br., Caritas-Verlag.)

Münchener Kalender. Mit Wappen deutscher Adelsgeschlechter. Mk. 1 50. (München, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz).

Glöckleinskalender 1925. Ein Jahrbuch für Krippenfreunde, herausgegeben von P. Simon Reider, O. F. M. Kartoniert Kr. 12.000 = 0 75 Goldmark. **Schutzengel-Kalender für Kinder 1925.** Herausgegeben von Josef Liensberger. 24. Jahrgang. Kartoniert Kr. 5.000 = 30 Goldpfennige. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München..

Bayrischer Volks- und Hauskalender 1925. M. —.60. :Verlag Haas & Grabherr in Augsburg. Vornehmer Ton und geschmackvolle Ausstattung.

Kalender für das Trierer Land 1925. Mit Beiträgen und Bildern von Mosel, Eifel, Hunsrück, Saar, Rhein und Sieg. Schriftleiter Wilh. Hay 3. Jahrgang. Mk. 1—. **Trierer Heimatkunstkalender 1925.** Ein Jahreskreis mit 53 Schwarzweißbildern. Herausgegeben von Direktor W. Uhde. Mk. 2.20. (Trier, Paulinusdruckerei G.m.b.H.)

Das kirchliche Brautexamen. Von Dr. Eduard Weial, Universitätsprofessor und Direktor des Georgianums. Zweite Auflage. Geh. und beschnitten M. 1,50. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Reden von Fritz v. Unruh. Mit einem Bildnis des Dichters. Verlag Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M. Preis brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Stimmen über die Unsterblichkeit der Seele. Von Dr. August Dold. (Kehl, Verlag W. Eckmann.)

Auf Spuren des Erlösers. Andachtsbuch zur Förderung tätiger, menschenfreundlicher Heilandsliebe. Von F. M. Hermann. 1 Mk. **Das bevorstehende Marienzeitalter.** Nach der Lehre des seligen Ludwig Maria Grignon. Von Pfarrer A. Wagner. 60 Pfg. **Katholischer Salutismus!** Gedanken über Ausgestaltung des Laien-Apostolates. Von Prof. Dr. Martin Faßbender, Geh. Reg.-Rat. Berlin. 75 Pfg. **Gedanken eines Reaktionärs.** Von Robert Mäder. 2. Auflage. 1 Mk. **Die Ganzen.** Ein Appell an die Jugend. Von Robert Mäder. 75 Pfg. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf a. Rh.

Werden Sie Redner! Der vorliegenden Nummer der Allgemeinen Rundschau liegt ein Kartenprospekt des Verlags R. Halbeck, Berlin, über Brechts Ausbildungskursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst bei, welcher hiermit der besonderen Beachtung der verehrl. Leser empfohlen wird.

Salvito. Der vorliegenden Nummer der Allgemeinen Rundschau liegt eine Ankündigung der Firma Dr. med Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg, über ihren in vielen Tausenden von Fällen bewährten natürlichen Gesundheitswiederhersteller „Salvito" bei, welche der besonderen Beachtung der verehrl Leser empfohlen wird.

Weihnachtskrippen. Die bekannte Kunstanstalt Insam & Prinoth, ansässig zu Ortisei (St. Ulrich in Gröden), Italien, führt je nach Wunsch der Besteller einfachere und kostbarere Krippen aus — solche, die mehr für allgemeinen Eindruck berechnet sind, und solche von feinster individueller Durcharbeitung. Die Maßverhältnisse der Figuren wechseln von den kleinsten bis zu lebensgroßen. Zum Anmutigsten, was man sehen kann, gehört diese bunte Gesellschaft. Aufs feinste geschnitzt, charakteristisch, feierlich, volkstümlich — teils in orientalischen Gewändern, teils in der Auffassung verschiedener Stilarten bis zur neuzeitlichen, so treten diese Krippenfiguren uns entgegen. Malerisch und schön sind die Hintergründe mit ihren Landschaften und Architekturen, lebensvoll und echt die Tiere. Für prächtige und kräftige Wirkungen sorgt die in Oel- oder Lasurfarben ausgeführte Bemalung. Kunstfreunde können übrigens auch die von ihnen selbst entworfenen Krippenfiguren bei Insam & Prinoth ganz nach ihren selbständigen Eingebungen ausführen lassen und haben so die Freude, Werke zu erwerben, die ganz ihrem eigenen Geist und Geschmack ihre Entstehung verdanken. Zur Bestellung der Insam & Prinothschen Weihnachtskrippen wäre eben jetzt die rechte Zeit. Die Firma versendet auf Wunsch ohne Verbindlichkeit und ohne irgend welche Kosten Kataloge, Zeichnungen und Preisangebote.



Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gb. Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 46 München, 13. November 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Eine Zusammenkunft der deutschen Finanzminister in Berlin beschloß wesentliche Steuererleichterungen.

Der deutsche General von Nathusius wurde in Elsaß-Lothringen verhaftet, als er das Grab seines Sohnes besuchen wollte. Der General war als sog. Kriegsverbrecher in Abwesenheit zu Gefängnis verurteilt. Das Reich bemüht sich um seine Freilassung.

In Oesterreich ist ein Streik der Eisenbahner ausgebrochen. Da ihre Forderungen unvereinbar sind mit dem Genfer Finanzplan für Oesterreich, ist Dr. Seipel mit seinem Kabinett zurückgetreten.

In Jugoslawien regiert wieder Paschitsch im Sinne des serbischen Zentralismus. Raditsch ist geflohen.

In der französischen Kammer hat sich eine neue Fraktion unter dem Namen Demokraten gebildet. 14 Mann stark, setzt sie sich zusammen aus republikanisch und sozial gesinnten Katholiken, besonders des Elsaß und der Bretagne.

Das Kabinett Macdonald ist zurückgetreten. König Georg V. hat den Konservativen Baldwin mit der Kabinettsbildung beauftragt, die dieser annahm und vollzog. Außenminister ist Austen Chamberlain.

Am 4. November wurden die Wahlmänner des Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Danach fallen im Wahlkollegium 389 Stimmen für Coolidge (Republikaner, bisheriger Präsident), 129 für Davis (Demokrat), 13 für La Folette (Progressist). Mithin ist Coolidge als der kommende Präsident anzusprechen.

Der in Peking herrschende General Feng-Hu-Hsiang zwang den entthronten Kaiser von China, die verbotene Stadt zu verlassen und die Schätze des Kaiserhauses an den Staat abzutreten. Es wird vermutet, daß Feng der Wiedererrichtung des Kaisertums durch Tschang-Tso-Lin vorbeugen wollte.

Das monarchische Problem in Deutschland.

Von Dr. Otto Kunze.

Als die Deutschen vor nunmehr sechs Jahren ihre alten Fürstengeschlechter entthronten, da begingen sie eine ähnliche Torheit wie vierhundert Jahre früher, als sie sich von der katholischen Kirche losrissen. Ganz abgesehen von dem Schaden im Bereich des Uebernatürlichen erlitten sie bei jenem Abfall einen Bruch mit ihrer Vergangenheit. Die alte Reichsidee verblaßte und die Kultur des Mittelalters versank. 1918 verschwand mit den Fürsten das ganze Deutschland der letzten 400 Jahre, denn nicht nur Staat und Heerwesen, sondern auch Gesellschaft und Sitte, ja Kunst und selbst Wissenschaft hatten sich von den Höfen aus oder auf sie hin entwickelt. Leibniz, Lessing, Goethe, Schiller, Mozart, Pöppelmann, Schinkel, Klenze, Metternich, Bismarck waren Fürstendiener, und nicht wenig von dieser Lebenslage spiegelt sich in ihren Werken. Gewiß, sie hätten ihre Höhe erklommen auch unter jeder anderen Staatsform, aber eben in vielfach anderer Weise. Die letzten 400 Jahre glaubt nun mancher allenfalls opfern zu können, wenn der Anschluß an die bessere und herrlichere Zeit vor ihnen gewonnen würde. Aber weder ein Mensch noch ein Volk kann eine längere Periode seines Lebens ganz verleugnen. Und mit den Dynastien ist gar noch ein Stück fortlebendes Mittelalter entschwunden. Habsburg, Welf, Wittelsbach, Wettin, Württemberg, Brabant (Hessen), Zähringen, Mecklenburg reichen mit Ursprung und Herrschaft weit hinter die Reformation zurück. Die als Geschlecht ebenso alten Hohenzollern saßen immerhin schon über 500 Jahre in Brandenburg. An den Fürstengeschlechtern hängt die geschichtliche Gliederung und ein großer Teil der gesamten Ueberlieferung des deutschen Volkes. Keine Reform des Geschichtsunterrichts wird das ändern. — Die Nordgermanen und Angelsachsen sind vorsichtiger mit ihrer Vergangenheit, d. h. mit ihrem staatlichen, völkischen und kulturellen Selbst umgegangen als die Deutschen. Sie haben schon in der Reformation das alte Erbe besser geschont. Die alten Bischofssitze blieben bestehen und das Gedächtnis der nationalen Heiligen. Und diese Völker haben noch ihre Könige. Daß sie deshalb rückständig wären, kann kein unbefangener Beobachter meinen.

Das deutsche Volk hat die Staatsformen seiner Vergangenheit zerbrochen, ohne zunächst neue schaffen zu können. Die französische Republik des Dritten Standes von 1792, die russische Räterepublik von 1917 waren neue Formen. Sie zeigen Stil. Die dürre, aber klare Mechanik im Aufbau des französischen Revolutionsstaats, die Trikolore, die Guillotine, die russische Rote Armee, die großartig umfassende Formel der Bekanntmachung: An alle!, die Tscheka — das hat Gestalt. Es ist ein oft sehr unerfreulicher, aber gewiß echter Ausdruck der staatbildenden Volksseele. Ist die Republik in Deutschland oder seinen Ländern das gleiche? Nicht entfernt. Sie ist ein künstlich errechneter, dem Ausland abgesehener Notbau. Wenn unser Staatswesen in der Umbildung stand, wenn teilweise die Wurzeln der Dynastien im Volksboden abstarben — mindestens war noch keine neue Form gefunden, als die alte zerschlagen wurde. Werden wir sie überhaupt finden? Die staatbildende Kraft der Deutschen ist nicht groß. In weitem Ausmaß mangelt ihnen der Bürgersinn, der Athen, Rom, die italienischen Stadtstaaten, die Vereinigten Niederlande und die Vereinigten Staaten von Nordamerika schuf. Es sind freistaatliche Gebilde auf deutschem Boden entstanden: Reichsstädte und Bauernschaften. Die Städte aber griffen nicht weit ins Land und wurden bis auf drei (Hamburg, Bremen, Lübeck) von den Nachbarmonarchien verschlungen. Aus den bäuerlichen Gemeinwesen erhielten sich allein die der Schweiz, bezeichnenderweise in Verbindung mit romanischen Bestandteilen. Mehr oder minder, im allgemeinen nach Osten zu immer mehr, ist der Deutsche Individualist. Nicht Gemeinsinn bindet ihn an den Staat, sondern eher gefühlsmäßige Anhänglichkeit. Die aber bringt er naturgemäß einer Person oder Familie leichter entgegen als einem blutlosen Begriff. Schuf nicht die Treue in deutscher und nordischer Geschichte die ältesten sozialen Beziehungen? Der Charakter eines Volkes ändert sich nicht wesentlich. Die Umschichtung und Binnenwanderung von heute wird zur Ruhe kommen. Der unstete Proletarier muß seßhaft werden oder er stirbt aus. In seiner heutigen Lebensform bestimmt er auf keinen Fall die deutsche Staatsgestalt der Zukunft. Ist aber Ruhe eingekehrt, so kann die Volksart sich wieder frei und natürlich äußern. Dann wird dem Deutschen der nüchterne Notstaat nicht mehr gefallen. Zu etwas ganz Neuem wird er aber schwerlich gelangen. Altes wird sich darbieten, und es wird unwiderstehlich sein, soweit es der deutschen Natur gemäß ist. Das ist die Erbmonarchie alter Geschlechter[1]).

[1]) Vgl. meinen Aufsatz Der Volkskönig, Augsburger Postzeitung Nr. 236 vom 11. Okt. 1924 und anderwärts, sowie die Entgegnung darauf von Prof. Dr. Eugen Rosenstock: Volkskönig oder Volksordnung? Rhein-Mainische Volkszeitung Nr. 245 u. 247 (18. u. 21. Okt. 1924).

Wir brauchen wohl hier, abseits der Tagespolitik, nicht zu versichern, daß wir keineswegs an ungesetzliche Beseitigung der Republik von heute denken. Für die Monarchie, wie wir sie uns vorstellen, ist noch viel rein geistige Vorarbeit zu leisten. Aber die Republik ist auch kein Glaubenssatz katholischer deutscher Politik. Auf dem jüngsten Parteitag des Zentrums erklärte der Parteivorsitzende Reichskanzler Marx:

„Es kommt mir oft vor, als halte man das Bekenntnis zur Demokratie für gleichbedeutend mit dem zur Republik. Das ist keineswegs der Fall. Die Zentrumspartei hat seit je ihre Ehre darin gesehen, Verfassungspartei genannt zu werden und zu sein. Deshalb bekennen wir uns zur Weimarer Verfassung und verwerfen jeglichen ungesetzlichen, insbesondere gewaltsamen Versuch zur Aenderung derselben. Wir erkennen deshalb die Republik als die verfassungsmäßig begründete und geschützte Staatsform an. Wir verlangen von jedem Zentrumsanhänger, daß er sich auf den Boden der Verfassung stellt. Damit aber wollen und dürfen wir nicht einen Gewissensdruck ausüben. Wenn jemand die Monarchie als die bessere Staatsform erachtet, so darf er deshalb nicht als geringerer Zentrumsmann geachtet werden. Die innere Einstellung muß dem Gewissen des einzelnen überlassen werden. Unbeschadet derselben ist er aber auch im Gewissen verpflichtet, die Verfassung als rechtlich bindend anzuerkennen. Unser großer Führer Windthorst soll auch in dieser Beziehung für uns Vorbild sein!"

Von einem Widerspruch gegen diese Sätze wurde nichts berichtet. Das Zentrum ist also keine republikanische Partei, was sich gewisse Linkspolitiker und Jugendführer merken dürfen. Dem Einzelnen ist es unverwehrt, die Vorzüge einer freistaatlichen Verfassung darzulegen; spricht aber ein anderer für die Monarchie, so darf das nicht als politische Ketzerei gescholten werden.

Die Abneigung weitester katholischer Volkskreise gegen die seit 1918 verlassene Staatsform ist allerdings nur zu begreiflich. Sie läßt sich auf die Formeln bringen: Monarchie ist Kulturkampf! und Monarchie ist Revanchekrieg! Dreiviertel der deutschen Katholiken haben im 19. Jahrhundert unter protestantischen Dynastien gelebt, die zumeist eine höchst unparitätische Kirchenpolitik trieben. Aber selbst unter katholischen Königen gab es oft zu klagen (Maximilian II. in Bayern!). Das Kaisertum der Hohenzollern führte sich gleich mit dem großen Kulturkampf ein. Dies Kaisertum hat ja überhaupt die deutsche Monarchie von Grund aus verändert. Wie sie sich bis zur Auflösung des alten römisch-deutschen Reichs entwickelt und in den Deutschen Bund hinübergerettet hatte, war sie gemäßigt konservativ, bodenständig-gemütlich und politischen Abenteuern abgeneigt. Militarismus gab es nur in Preußen, Imperialismus allenfalls noch in Oesterreich. Als die Grundlagen von Staat und Fürstenherrschaft empfand man Recht und Herkommen. 1866 stürzte Preußen die alte Ordnung um. Es drängte Oesterreich aus dem Deutschen Bund. Es entthronte die Monarchen von Hannover, Kurhessen und Nassau. Es beherrschte mit seinem Uebergewicht im Norddeutschen Bund und seit 1871 im Deutschen Reich die kleineren Fürsten. Es entzog ihnen durch die Militärkonventionen in verschiedenem Grad die Verfügung über ihr Heer. Seitdem galt als Grundlage der Monarchie die Macht, beim Landesfürsten nicht einmal dessen eigne Macht, sondern die des Kaisers. Bei vielen Deutschen, selbst außerhalb Preußens, wurde Kaisertum und Monarchie identisch. Der Weltkrieg vollendete diese Entwicklung. Was hörte man noch von den Fürsten? Sie wurden einfach mit den Hohenzollern schuldig befunden und abgesetzt. — So denken heute die meisten Deutschen mit Hoffnung oder Furcht allein an ein neues Kaisertum der Hohenzollern mit all seinem militärischen Glanz und seiner hemmungslosen Machtpolitik. Ein solches Kaisertum könnte den Revanchekrieg gar nicht vermeiden.

Unter deutschen Katholiken, unter aufrichtigen Christen überhaupt, ist eine solche Monarchie undiskutierbar. Gibt es aber eine andere? — Es gibt sogar nur eine andere. Die Monarchie ist Sache der Einzelstaaten. Sie war es ja schon im Reich Bismarcks, im Deutschen Bund, ja soweit es sich um Erbmonarchie handelt, im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Dessen Kaiser wurde gewählt. Der Deutsche Bund hatte kein persönliches Haupt. Und der Deutsche Kaiser nach 1871 war bloß erster unter den verbündeten Souveränen (Fürsten und Freien Städten). Er mußte die Beschlüsse der Gesamtheit ausführen, in der er als König von Preußen mitstimmte. Ein monarchisches Kaisertum der Hohenzollern wäre eine völlige Neuschöpfung. Es wäre Bruch mit der Geschichte so gut wie die Republik von 1918. Will man Tradition wahren, so muß man warten, bis die Preußen sich Wilhelm II. oder dessen Sohn als König zurückholen. Es ist deshalb ein Beispiel gröbster Begriffsverwirrung, wenn bayerische Deutschnationale, wie D. Traub in der München-Augsburger Abendzeitung (Nr. 287 v. 19. Okt. 1924), keinen Wittelsbacher als König von Bayern gestatten wollen ohne einen Hohenzollern als Kaiser:

„Wir freuen uns aufrichtig, wenn ein deutscher Stamm das Unrecht von 1918 gegen seinen König wieder gut macht. Dabei hilft ihm aber keine „Mitte", sondern nur überzeugte Rechtsgesinnte. Auch die Ratgeber des Thronfolgers haben wohl zu überlegen, was „nachher kommt", und mancher stürmische Eifer schadet. Wir machen nur zwei klare Bedingungen. Wie wir für die Rechte der bayerischen Königskrone immer eingetreten sind, traten und treten wir für ungeschmälerte Rechte der Hohenzollernschen Kaiserkrone ein. Jeder Weg oder „Umweg" der Separation „im" oder „vom" Reich ist ausgeschlossen." (Sperrungen im Original.)

Seit wann haben bayerische Rechtsgesinnte über die preußische Königskrone zu verfügen, auf der das Kaisertum der Zollern beruht? Ob die Hohenzollern in Preußen selber noch ernste Aussichten haben, erscheint zweifelhaft. Das Rheinland will sicher nichts von ihnen wissen. In Hannover sehen die meisten Monarchisten ihre angestammte Dynastie in den Welfen. Aber selbst im altpreußischen Gebiet werden die Hohenzollern nicht so betrachtet wie anderswo die alteingesessenen Herrschergeschlechter Wittelsbach, Wettin, Mecklenburg usw. Erst 1411 kam der erste Zoller, Burggraf Friedrich von Nürnberg, als kaiserlicher Statthalter ins Land. Er mußte den trotzigen Adel unterwerfen, und dessen Nachfahren haben das auch nicht vergessen. Als 1911 das 500jährige Gedächtnis der Hohenzollernherrschaft in der Mark begangen ward, wurde auf einem Essen des märkischen Adels folgendes Gedicht eines Grafen von der Schulenburg verlesen:

Der preußische Adel den Hohenzollern.

Nun sitzt Ihr 500 Jahr in der Mark!
Schließlich ist das kein lauer Quark. —
Ihr habt was getan. — Kein Ungeheuer
war unter Euch. Freilich auch wenig Feuer.
Nur ein Genie, ein Kerl, der wiegt:
Der alte Fritz, der die Welt bekriegt!
Ihr habt nicht immer gerecht gehandelt,
habt sogar den preußischen Adel verschandelt.
Ihr ließt ihn bluten, und dann, zum Schluß,
ließt Ihr ihn liegen: „Der Adel muß!"
Ihr kamt als Fremde und seid es geblieben. —
Ein bißchen Fronde nach unserm Belieben
habt Ihr uns nie so recht verzieh'n.
Ihr versteht das nicht. Nicht Friesack, Barzin,
nicht das, was in uns rumort und brennt,
was anders will als der p. p. Regent.
Wir sind nun mal von anderem Blute.
Uns ist noch etwas wilder zumute
als Euch, mit den fränkischen feinen Sitten,
von Friedrich dem Ersten bis Friedrich dem Dritten.
Wir fühlen's noch immer als einen Schaden:
„Warum ist kein Quitzow von Gottes Gnaden?"
„Warum kein Bonin, kein Kalkreuth, kein Kleist,
die älter als Ihr Hohenzollern zumeist?"
Warum? Warum? Na, — und so weiter ....
Wir waren doch Eure besten Streiter.
Ihr behandelt uns schlecht. Das ist mal so.
Ihr seid unsere Gegner! Das macht uns froh.
Heut habt Ihr uns mal wieder vergessen,
mögt lieber bei Industriellen essen.
Nur ruhig Blut! .... Es kommen noch Zeiten,
wo wir Euch wieder Attacken reiten,
wo wir Euch aus dem Wurstkessel holen!
Dann sammeln wir also feurige Kohlen? —
Nee! — Man kann eben nicht mehr voneinander.
Leben und Sterben. — Hero — Leander.
Wenn sich auch jeder fast über Euch wundert:
Unseretwegen: Nochmal 500.

Auch in den Mittel- und Kleinstaaten sind die Voraussetzungen für eine Erneuerung der Monarchie sehr verschieden. Wohl nur ganz wenige möchten die 6—8 Thüringer Fürsten wieder haben. In Baden ist der Zug zum Freistaat nichts Neues. Sachsen und Württemberg zeigen derzeit eine ganz undurchsichtige politische Oberfläche. Bei der monarchischen Frage aber kommt es auf die Tiefen an. Ueber Bayern, Hannover, Mecklenburg haben wir Nr. 40 S. 634 ausführlich gesprochen. Inzwischen ist das Problem der bayerischen Staatlichkeit und Monarchie neu beleuchtet worden in einer Schrift, auf die alle Freunde und Gegner nachdrücklich aufmerksam ge-

macht sein[2]). Sie können darin lesen, was es um Bayern eigentlich ist. Ihr Verfasser sucht u. a. die Schwierigkeit zu lösen, daß ein Einzelland, wie etwa Bayern, den Thron wieder errichtet, während das Reich noch Republik ist. Die einfachste Lösung: Aufhebung von Art. 17 RV., der den Ländern freistaatliche Verfassung vorschreibt, damit jedoch eigenartig dem im anschließenden Art. 18 anerkannten Recht der Selbstbestimmung widerspricht — stößt sich daran, daß ein König nicht wohl unter einem Reichspräsidenten gedacht werden möchte. Freiherr v. Aretin hält dem den Föderalismus entgegen:

„Das Reich muß aus freien Staaten zusammengesetzt sein, die freiwillig jene Funktionen, deren gemeinsame Verwaltung im Interesse des deutschen Volkes liegt, wie die Vertretung nach außen, einer Zentrale überlassen, die aber ebenso wie im Bismarckschen Reich nicht „vorgesetzte Behörde" der Staaten ist, sondern eben eine gemeinsame Zentralstelle aller, etwa wie eine Anzahl industrieller oder landwirtschaftlicher Betriebe eine gemeinsame Einkaufsstelle... besitzen... In einer solchen Vereinigung der deutschen Staaten . . können auch je nach dem Willen der Einzelstaaten ruhig Monarchen und Republiken unabhängig von der staatlichen Form der gemeinsamen Zentralstelle, die ja kein Vorgesetztenverhältnis hat und haben darf — das war ja der Bismarcksche Gedanke — nebeneinander leben". (Sperrungen von uns).

In diesem Vorschlag ist Richtiges und Falsches gemischt. Wohl besteht der Einzelstaat aus eigenem Recht. Allein im Bundesstaat — und wir wollen doch keinen bloßen Staatenbund — ist er organisch in die höhere Einheit eingefügt, und die Einheitsgewalt ist etwas mehr als eine gemeinsam beauftragte Zentrale. Sie ist nicht Vorgesetzte. Dieser militärisch-bürokratische Begriff paßt ebensowenig zur Staatsidee des echten Föderalismus wie der Begriff Souveränität[3]). Sie hat aber in gewissem Umfang zu befehlen und dazu bedarf sie der Hoheit. Ein wirklich bundesstaatliches Reich ist niemals Monarchie (im gleichen Sinn wie ein Einzelstaat). Das Reichsoberhaupt aber muß Titel und Würde haben, daß es einem Rat von Königen vorsitzen kann. Hier beginnt das eigentlich Schwierige im deutschen monarchischen Problem. Nur wird es nicht dadurch beseitigt, daß man das Drängen zur Monarchie in großen Ländern verneint oder verbietet. Natürliches kann man nicht verbieten, und wenn man es unterdrückt, entstehen Krankheiten. Die Kunst schöpferischer deutscher Staatsmänner wird sich immer darin erweisen, daß sie der Mannigfaltigkeit der politischen Ueberlieferung unsres Volkes gerecht werden und sie doch in starker, innerlich gefühlter Einheit zusammenschließen.

[2]) Das Bayerische Problem von Dr. Erwein Frhr. v. Aretin. München 1924. J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung. M 1.50.

[3]) Vgl. meinen Aufsatz: Föderalismus und souveräner Staat, Nr. 25 d. Js.

Britannien an der Wahlurne.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Wenn man am Neckar geboren ist und trotzdem an der Elbe sitzt, kann man sich doch ein bißchen an den Großen von Marbach anlehnen und sagen: Es reden und wählen die Menschen viel. Daß sie viel reden, wissen jetzt allmählich alle, nachdem das sattsam bekannte politische Maulheldentum sich breit macht. Daß sie aber so viel wählen wie im Jahre 1924, ist nur wenigen bekannt. Oder wer weiß es, daß in diesem Jahre des Heils Wahlkämpfe stattgefunden haben in folgenden Ländern: England, Frankreich, Vereinigte Staaten, Deutschland, Italien, Japan, Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, Griechenland, Aegypten, Südafrika, Neufundland, Kuba? Wirklich ein Rekord! Von den politischen Krisen gar nicht zu sprechen. Ihre Zahl geht ins Uferlose. Es kriselt, weil einige Parlamentssäulen morsch geworden. Es kriselt aus Machthunger oder zwischenherein aus — Dummheit.

Warum nun ist das britische Kabinett Mac Donald am 9. Oktober mit einer Mehrheit von 166 Stimmen nach einer erst 3/4jährigen Dauer gestürzt worden, trotzdem es in dieser kurzen Frist für den Weltfrieden mehr getan hat als seine Vorgänger in 6 Jahren zuvor? Diese erfolgreiche Außenpolitik ist zudem (wenn man vom russischen Vertrag absieht) von sämtlichen Parteien gebilligt und zum Gemeingut des englischen Volkes erhoben worden. Warum also der dritte Wahlkampf innerhalb 2 Jahren und warum dieser politische Sturm heftigster Art in einem Augenblick, da das Land mit allen Sehnsüchten der Wiederbelebung seiner Wirtschaft und der Hebung seiner industriellen Unternehmungslust entgegensah? Als Baldwin trotz seiner starken Stellung mit einer sicheren Parlamentsmehrheit im November 1923, von einer Laune gepackt, plötzlich an das Land appellierte, löste sich damals in ganz England höchstes Erstaunen aus. Leicht abzulesen an jenem sichersten und empfindlichsten Barometer des Wirtschaftslebens, an der Effektenbörse. Diesmal antwortete dieses Barometer nur mit einer geringen Abwärtsbewegung. Man wußte, daß die politische Stellung der Arbeiterregierung von jeher reichlich unsicher war, so daß Gerüchte von Neuwahlen schon seit einigen Monaten sich breitmachten. Also durchaus keine Ueberraschung.

Noch nicht lange her, da Lloyd George den Ausspruch tat: „Kriege werden aus Motiven entfesselt, welche die für sie verantwortlichen Staatsmänner nicht öffentlich eingestehen dürfen." Bei den Wahlen liegt die Sache vielfach nicht anders. Der machtlüsterne Waliser z. B. wird der Oeffentlichkeit niemals künden, daß ihn die Rolle eines einfachen Abgeordneten im Westminster gar zu bescheiden dünkte und daß er im Bunde mit dem wagemutigen Winston Churchill (der inzwischen ins konservative Lager absprang) für die bürgerliche Koalition gegen den „Sozialismus" warb und im geheimen Lunten legte. Die Rechnung war wieder einmal falsch. Die Konservativen (Unionisten) verfügen auf 4 Jahre über eine so starke Mehrheit wie noch nie seit 1832 und danken höhnisch für die Koalition. Selber essen macht fett, bekennt freimütig der Schwabe. Die Liberalen sind zu einem winzigen Häuflein zusammengeschmolzen, dessen (vorläufig einflußloser) Führer allerdings Lloyd George ist, da der alternde Asquith auf der Strecke blieb und erst wieder auf der Krücke einer Ersatzwahl ins Unterhaus hinken muß.

Es ist von vorneherein klar, daß die Unionisten, die die reichsten Fabrikanten und Grundbesitzer zu ihren Anhängern zählen, grundsätzliche und offene Feinde einer Arbeiterregierung waren und je bälder je lieber ihren Sturz anstrebten. Aus eigenen Mitteln ging das nicht. Man bedurfte des Züngleins an der Wage, d. h. der Liberalen. Zwischenherein eine lehrreiche Feststellung. Derselbe entschiedene Feind störte die Kreise keineswegs, als Mac Donald vor und auf der Londoner Konferenz den harten Kampf gegen den selbst unter Herriot noch fauchenden Poincarismus führte. Wurden der deutschen Regierung bei denselben Verhandlungen von deutschen „Patrioten" nicht ständig Knüppel zwischen die Beine geworfen? Leicht zu raten, welche von den beiden Methoden die anständigere ist. Die britischen Konservativen (wenn man von dem Häufchen ihres rechten Flügels, den Hards, absieht) haben mit unsern Schlotbaronen und Krautjunkern freilich wenig gemein. Ein Durchschnittskonservativer in England entspricht etwa einem Rechtsdemokraten in Deutschland. Nicht Mac Donald war von ihnen gefürchtet, sondern Snowden, der Finanzminister. Die Aufstellung seines Budgets war eine Glanzleistung, wie man sie im Westminster seit langem nicht mehr erlebt hatte. Das zweite Budget, von dem die Konservativen Vorschläge für eine ergiebige Besteuerung der Bodenwerte befürchteten, mußte verhindert werden. Zudem erwartet man an der Themse eine baldige Ausdehnung des britischen Außenhandels, da die Kaufkraft von Indien, Kanada, Australien und Südamerika, d. h. erstrangiger Kunden, außerordentlich rasch gewachsen ist. Sollte man der Arbeiterregierung auch diesen Erfolg noch zuwachsen lassen?

Nicht besonders schwierig, die Liberalen mit ins Schlepptau zu nehmen, um eine schlagkräftige Opposition zu bilden. Ich habe hier schon früher darauf hingewiesen, daß die Labour Party (Arbeiterpartei) mit den Liberalen nicht im mindesten liebäugelt. Sie sieht in ihnen fast noch schärfere Feinde als in den Unionisten, da sie ihrem politischen Aufstieg hindernd im Wege stehen. Sie wünscht (wie mancher Konservative) ihre völlige Zerreibung und damit die Rückkehr zum Zweiparteien-System. Auch Mac Donald, dessen Minderheitskabinett ganz auf die liberale Hilfe angewiesen war, vertrat dieselbe Auffassung und machte kein Hehl daraus. Zweifellos war das taktisch nicht sehr klug. Der liberale (und sehr vernünftige) Vorschlag zu einer Reform des gänzlich veralteten englischen Wahlsystems blieb unbeachtet. So kam es, daß der Groll im liberalen Lager sehr bald vernehmbar war, nicht allein auf dem rechten Flügel mit dem stürmischen Lloyd George, sondern auch auf dem linken mit dem besonneneren Asquith. Tatsächlich geriet das Arbeiterkabinett bei Abstimmungen im Westminster etwa ein Dutzendmal zuvor schon in die Minderheit. Diese Entwicklung der Dinge hat der schottische Kelte vorausgesehen und gleich zu Beginn seines Regierungsantritts erklärt, daß er nur dann demissionieren

werde, wenn er über einer wesentlichen Frage in die Minderheit gerate. So lagen die inneren Dinge rein parteipolitischer Natur, die zum Sturze führen mußten. Die äußere Veranlassung dazu bot eine Rechtsangelegenheit, die nicht ohne Reiz ist. Der Attorney-General — der oberste Staatsanwalt, der mit jeder Kabinettskrise wechselt — hatte ein Verfahren gegen einen kommunistischen Schriftsteller Campbell (der im Kriege beide Beine verlor) wegen Aufwiegelung aus Zweckmäßigkeitsgründen wieder eingestellt. Der juristische Erfolg der Verfahrens schien zweifelhaft, die moralische Niederlage unausbleiblich. Mac Donald empfahl daher die Einstellung. Durch den konservativen und liberalen Blätterwald ging ein Schrei der Entrüstung: „Die Rechtspflege ist von der Politik beeinflußt. Britannien beginnt in seinen Grundfesten zu wanken." Daß hier, wie schon so oft, der Deckmantel der Tugend über der Heuchelei lag, war jedem Kenner sofort klar. Zudem weiß man, daß Mac Donald einer der schärfsten Gegner des Kommunismus ist und daß auch im englischen Rechtsleben politische Erwägungen Strafverfahren schon beeinflußt hatten. Der eigentliche äußere Anlaß der englischen Krisis ist der Vertrag mit Rußland, den der englische Premier auf Drängen seines linken Parteiflügels abschloß. Dieser Vertrag würde in wenigen Wochen vom Parlament abgelehnt oder doch so abgeändert worden sein, daß Moskau ihn zurückgewiesen hätte. Als geschickter Taktiker hat Mac Donald in der Affäre Campbell den Kompromißweg nicht betreten und sich also in einer Sache zweiter Ordnung stürzen lassen. Die Liberalen, die den Unionisten zu diesem Sturze die Hand boten, haben die Rechnung bezahlt. Das Kesseltreiben gegen den Kabinettschef hatte schon eingesetzt, sobald die Türen der Londoner Konferenz geschlossen waren. Er hat dabei und später im Wahlkampf erfahren, was die Macht der Presse bedeutet. Die englische Presse von Einfluß liegt zum Teil in den Händen weniger Zeitungsmagnaten. Die Rothermere- und Beaverbrook-Blätter schritten vereint zum Angriff. Seine Stellung im Kampf um die öffentliche Meinung war zu schwach, da ihm eigentlich nur der wenig gelesene Londoner Daily Herald, die einzige sozialistische Tageszeitung Britanniens, als Preßwaffe zur Verfügung stand.

Die Stimmung bei der Eröffnung der Jahresversammlung der Labour Party am 7. Oktober in London war, noch bevor das Ministerium gestürzt war, schon die eines Wahlfeldzuges. Während Mac Donald die Konservativen noch glimpflich behandelte, goß er die ganze Schale seines Zornes über die Liberalen aus, die sich einbildeten, daß die Regierung von ihrer Gnade leben müsse. Nachdem er die Leistungen seiner Regierung aufgezählt, rief er zum Schlusse unter ungeheurem Beifall: „Vergesset nicht, daß es nicht die Pflicht der Arbeiterpartei ist, sich zu verteidigen, sondern anzugreifen". Der Wahlkampf wurde mit einer Heftigkeit geführt, wie man sie in England selten erlebt hat. Selbst aus Mac Donald, dem kühlen Diplomaten, der seiner Zeit aus Selbstverleugnung einen Poincaré seinen Freund nannte, war über Nacht ein wütender Agitator geworden, der erregten Antlitzes und wild gestikulierend, Anklage über Anklage auf seine Feinde schleuderte und die „honourable friends" von gestern zu Folterknechten, Verrätern und räudigen Hunden auf einem Düngerhaufen stempelte. Seine Gegner und vor allem die gegnerische Presse vergaßen natürlich von den Verdiensten der abgegangenen Regierung zu sprechen und überschütteten den Premier mit Angriffen selbst rein persönlicher Art. Höchst willkommen war ihnen dabei die Affäre des Sinowjew-Briefes, der von der russischen Regierung bekanntlich als Fälschung und Wahlmanöver bezeichnet wurde und dessen Echtheit selbst von den englischen Ministern angezweifelt wurde, da das Auswärtige Amt nur eine Abschrift von dem angeblichen Schriftstück besaß. Ob dieser Brief nun echt oder unecht ist, er hat in breiten Schichten der Wählerschaft, in der diesmal die Frauen (mit erweitertem Wahlrecht) eine sehr wichtige Rolle spielten, die Furcht vor der roten Gefahr ungemessen gesteigert und das Wahlergebnis zweifellos beeinflußt. Solche Gefühlsmomente spielten bei dieser Wahl, bei der grundsätzliche Programmfragen so gut wie ausgeschaltet waren, eine gewaltige Rolle. Die Konservativen, durch ihre Niederlage vom Vorjahr gewitzigt, ließen den Schutzzoll ganz beiseite. Man geht nicht zu weit, wenn man diese Wahl mit Sinowjew-Wahl bezeichnet. Ein weiteres Charakteristikum dieses Kampfes ist das Bündnis, das die Liberalen mit ihren konservativen Parteifeinden in einem großen Teil der 615 Wahlbezirke abschlossen.

Das Wahlergebnis war, was die Verteilung der Sitze anbetrifft, eine gewaltige Ueberraschung, selbst für die konservativen Sieger, die jetzt über eine Mehrheit von 213 Stimmen im Unterhaus verfügen, während die Liberalen trotz ihrer 3 Millionen Stimmen (= über $^3/_8$ der Konservativen) nur noch etwa 40 Sitze einnehmen und die Labour Party trotz eines Stimmenzuwachses von 1 Million etwa 40 Sitze von ihrer früheren Stärke (192) einbüßt. Ein derartiges Mißverhältnis von Stimmenzahl und Sitzen ist erstaunlich und nur durch das völlig unzulängliche Wahlsystem Englands zu erklären, bei dem einfache Mehrheit entscheidet und die Verhältnis- und Stichwahl fehlen. Die Konservativen erreichten mit $7^1/_2$ Millionen Stimmen eine erdrückende Mehrheit im Abgeordnetenhaus, während die Arbeiter ($5^1/_2$ Millionen) und die Liberalen (3 Millionen) mit zusammen $8^1/_2$ Millionen Stimmen die absolute Mehrheit im Lande haben. Nach der in Deutschland üblichen Verhältniswahl kämen den Konservativen nur 285, den Arbeitern 201 und den Liberalen 112 Sitze zu. Tatsächlich haben nur die Liberalen an Stimmen eingebüßt (1 Million). Ist es der Beginn einer Tragödie? Wird diese einst stärkste Partei Britanniens, die der Welt so leuchtende Führer wie Cobden, Bright, Gladstone und Campbell-Bannermann gegeben hatte, von den Mühlsteinen rechts und links zerrieben?

Macdonald ist gefallen. Außenpolitisch ist das für Deutschland sicher ein Verlust, wenn auch die britische Außenpolitik in ihren Grundzügen für immer festliegt. Bedenklich ist, daß die Nationalisten europäischer Länder mit diesem Sturze liebäugeln. Herriots Stellung war solange unerschütterlich, als er nicht nur sein eigenes Volk hinter sich hatte, sondern auch neben sich eine pazifistisch-demokratische Regierung in London. Der friedliche Zweibund mußte die europäische Befriedung herbeiführen. Die Großzahl der englischen konservativen Presse betont, daß die Regierung keine reaktionäre Regierung sein dürfe. Die sehr verbreiteten Sunday Times schreiben einen Satz, der die Stimmung in England treffend wiedergibt: „Wer etwa glaubt, daß das Volk für die Reaktion gestimmt habe, der irrt, und wenn es etwa Konservative vom rechten Flügel gäbe, die glauben, ihre Stunde sei gekommen, so müßten sie sofort enttäuscht werden." Die Herren, von denen dieses Blatt spricht, sind bekanntlich Poincarés wärmste Freunde gewesen und hegen auch heute noch den stillen Herzenswunsch der Vernichtung Deutschlands. Es ist zweifellos, daß keine konservative Regierung an dem Londoner Vertrag rütteln wird. Sämtliche politische Parteien Englands sind entschlossen, die Unterschrift Großbritanniens zu achten. Konservative, Liberale und Arbeiterführer haben der Deutschland-Anleihe gemeinsam ihre volle Unterstützung gewährt. Große Bedenken können sich an den britischen Regierungswechsel bezüglich der deutsch-englischen Handelsbeziehungen knüpfen. Bei dem starken Einfluß, den die protektionistischen Industriellen (Baldwin ist selbst ein Großindustrieller) in der unionistischen Partei besitzen, muß damit gerechnet werden, daß sie auf Umwegen zu ihrem Ziele gelangen. Im konservativen Wahlprogramm (das den Zoll aus taktischen Gründen unerwähnt ließ) befand sich eine Stelle, die schon auf die Gefahr unbilligen ausländischen Wettbewerbes hinweist, die sich aus der Durchführung des Dawes-Planes ergeben könne. Dabei wird gefordert, daß die Grundsätze des Industrieschutzgesetzes wieder zur Anwendung kommen müßten. In diesem Falle wäre natürlich wieder der Kampf um die alte Binsenwahrheit auszufechten, daß die Unterdrückung der deutschen Ausfuhr gleichbedeutend ist mit dem Verzicht auf Reparationszahlungen und dem auf diesen Zahlungen beruhenden politischen Frieden. In dieser Gedankenfolge ist es gut, zum Schlusse noch ein Blatt zu zitieren, das in der Hochburg des Freihandels erscheint und in diesen Dingen immer zutreffende Urteile abgegeben hat. Der Manchester Guardian schrieb während der Wahltage: „Baldwin würde die britische Zollpolitik (Freihandel) in einer Session über den Haufen werfen. Man könnte Stabilität im Sinn einer Tory-Regierung für die nächsten 4 Jahre erhalten, aber man würde keine Stabilität in der Politik erhalten. Was man erhalten würde, ist ungewiß. Gewiß ist nur, daß man zu einer Revolution in der Zollpolitik gelangte und in Irland zu einer Lage, die provozierend zu behandeln die konservativen Staatsmänner durch ihre jüngsten Aeußerungen beinahe gezwungen sind." Es wäre nur zu wünschen, daß sich das vorzügliche Provinzblatt einmal getäuscht hätte. Die Steigerung der Ausfuhr ist nämlich eines der dringendsten Bedürfnisse Deutschlands.

Der Kampf um das Problem Wirtschaft und Weltanschauung.

Von Dr. F. Landmesser, Aachen.

Die Diskussion über das Essener Programm Stegerwalds, das in Verbindung mit dem Protestantismus die große „breite Plattform" der Volksgemeinschaft sucht, die Auseinandersetzung zwischen Imbusch und Stegerwald, in der Imbusch den Stützpunkt der christlichen Gewerkschaftsbewegung mehr im katholischen Westen, Stegerwald mehr die Erweiterung des Gewerkschaftseinflusses im gesamten Deutschland, bei starker Anteilnahme auch der protestantischen Kreise, sucht — all diese Kämpfe fanden bekanntlich ihren Widerhall auf der Jubiläumstagung der christlichen Gewerkschaften in Köln vom 12. bis 13. Oktober. Stegerwald sprach dort in der großen Rede des zweiten Tages von den Strömungen in der Gewerkschaftsbewegung, nämlich der „politisch demokratischen" und der mehr „wirtschaftlich-geistigen". Die politisch-demokratische Strömung sage: „der frühere preußische Staat war de facto ein protestantischer Staat, der Katholizismus konnte darin nie zu voller Gleichberechtigung kommen ... Ungläubige und Atheisten in Deutschland sind gegenüber dem Katholizismus vielfach toleranter wie viele Evangelische ... Es ist nicht leichter, das Bürgertum für eine vernünftige soziale Auffassung zu erziehen, als die Sozialdemokratie zu einer brauchbaren nationalen Betrachtungsweise zu bringen." Stegerwald verkennt zwar nicht, daß in dieser Richtung manches Berechtigte liegt, er selbst neigt aber der mehr „wirtschaftlich-geistigen" Strömung im Gewerkschaftslager zu, die ihn zu der Auffassung bringt: „Der Protestantismus (der seine vorwiegende politische Vertretung in der Deutsch-nationalen Volkspartei und der Deutschen Volkspartei findet), ist in Deutschland eine ganz andere Geistesmacht wie der Sozialismus. Er hat geistig bedeutsame Entwicklungslinien; er übt caritative Tätigkeit, pflegt „Innere Mission" ... Der Sozialismus geht dagegen von ökonomischen Voraussetzungen aus. In wirtschaftlicher Hinsicht ist er zurückgeworfen und als Geistesmacht überhaupt zusammengebrochen. Die Heranziehung der Protestanten mit ihrer politischen Vertretung zur Volksgemeinschaft ist also wichtiger als die des Sozialismus".

An dieser Stelle zeigt sich mit vollendeter Deutlichkeit, daß den Plänen Stegerwalds wirklich die tiefere geistige Begründung fehlt (vgl. Allgem. Rundschau Nr. 42) Sonst müßte er berücksichtigen, daß im Protestantismus als System (und die wirklich gläubigen Protestanten in Deutschland stehen zu diesem System) stärkste liberalistische Triebkräfte liegen gerade auch mit Rücksicht auf das Wirtschaftsleben, und daß der Sozialismus auch in dieser Beziehung tatsächlich das Kind des Liberalismus ist, weil er, selbst als Reaktionserscheinung zum Liberalismus, doch in dessen Mentalität stecken bleibt! Die Wirtschaftsgesinnung ist in beiden Fällen dieselbe. Die Wertbetrachtung ist bei beiden die rein ökonomisch-mechanische, die alle höheren geistigen, sittlichen Lebenswerte diesen Wirtschaftswerten unterordnet.

Von großem Interesse sind hierbei die Untersuchungen über den Einfluß der Weltanschauung auf diese Entwicklung der Wirtschaftsgesinnung, insbesondere auch des Protestantismus auf die Ausbildung des liberalistischen, kapitalistischen Geistes. Mit großem Scharfsinn haben hier selbst protestantische Forscher wie Max Weber, Ernst Troeltsch, B. Fuchs u. a. darauf hingewiesen, daß der „kapitalistische Geist" sich zum großen Teil aus dem Heraufkommen des protestantisch-kalvinisch-puritanischen Bürgertums erklären läßt und daß eine Quelle dieses kapitalistischen Geistes besonders in der aszetisch-protestantischen Religiosität zu suchen ist.

Die Reformation zerbrach zunächst die harmonische Synthese zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen Natur und Uebernatur, zwischen Religion und Leben, also auch zwischen Religion und Kultur und Wirtschaftsleben. Begründet liegt dies in der Erbsündenlehre Luthers, welche die menschliche Natur als verdorben, als „stockstarr" und „blind" bezeichnet, unfähig, ein gottgewolltes „Werk" zu vollbringen. Der Mensch ist Gott gegenüber vollständig passiv. Was aber für den einzelnen Menschen gilt, besteht auch zu recht für die Gemeinschaft, auch für das Sozial- und Wirtschaftsleben. Es gibt kein Hineinströmen der übernatürlichen Gnadenkräfte in das Weltleben, keine Durchdringung des Wirtschaftslebens durch Kräfte der Religion, keine Gestaltungskraft der religiös-sittlichen Mächte, die als Ausfluß des ewigen Gesetzes das Sozialleben leitend beeinflussen könnten. Dadurch aber vollzog Luther den Riß. Er löste das konkrete Leben von der Uebernatur und überließ damit die Welt ihren eigenen gottfremden Gesetzen. Luther kennt keinen besonderen aktiven Gottesdienst unabhängig von dem dem Weltleben immanenten Berufsdienst. Er leugnet ja den nach katholischer Auffassung bestehenden grundsätzlichen Vorzug des beschaulichen Lebens vor dem tätigen Leben auf Grund des subjektiven Bildes seiner Klostererfahrung. Die „evangelischen Räte" werden fallen gelassen. Die Klosteraszese hört auf. — Jedoch nun vollzieht sich der Umschlag: die streng religiösen Naturen, die bis dahin ins Kloster gegangen waren, mußten von jetzt ab innerhalb der Welt das gleiche leisten (innerweltliche, statt wie bisher außerweltliche Aszese). Ehelosigkeit wird nicht verlangt, aber die Ehe ist eine Einrichtung für rationale Kindererzeugung. Armut wird nicht empfohlen, aber der Reichtumserwerb darf auch nicht zu gedankenlosem Genießen, wohl aber zu methodischer, rechenhafter Arbeit führen. Sebastian Frank faßt daher den Sinn der Reformation ganz richtig in die Worte: „Du glaubst, du seist dem Kloster entronnen, es muß aber jetzt jeder sein Leben lang ein Mönch sein". Aus der Passivität der Vernunft Gott gegenüber ergab sich also folgerichtig jene Umprägung des Aszesebegriffes, die den Menschen sich ins Leben hineinstürzen läßt, um dort in methodischer, rastloser Arbeit seinen Frieden zu suchen und sich seiner „Auserwählung" bewußt zu werden. Die Starrheit der Vernunft Gott gegenüber führt also zu einer Rationalisierung des Lebens, die in diesem Sinne das Mittelalter nicht kannte. Die Reformation förderte in besonderer Weise den Geist des, gegen die aristokratisch-kontemplative Lebensform gewandten arbeitsdurstigen, rechenhaft eingestellten, jungen Bürgertums! —

Auf dem Boden des von Renaissance, Humanismus, Protestantismus geförderten Individualismus konnte jener weltliche Arbeitsgeist des Bürgertums (vgl. Werner Sombach) wuchern, jener aszetisch begründete Ueberarbeitstrieb hinsichtlich der Erdenarbeit, der die stärkste Triebkraft des modernen kapitalistischen Geistes wurde. Ja, diese Erdenarbeit wurde schließlich der einzige „Gottesdienst", der alle anderen besonderen gottgeweihten „guten Werke" im Sinne des Katholizismus überflüssig machte. M. Scheler sagt darum einmal in richtiger Kenntnis des Problems: „Die Umgießung des kultischen Werkgeistes ... in den weltlich-praktischen Weltgeist der Berufs- und Erwerbsarbeit — das ist der Kern alles Streitens um die Bedeutung der „guten Werke". Und eben darum findet das Paradoxe statt, daß der gesteigerte Supranaturalismus der protestantischen Frömmigkeit, d. h. die restlose, unvermittelte Hingabe der Seelen an Gottes Gnade (das Sichwerfen an Gottes allverzeihendes Herz), die Leugnung des freien Willens usw., die Wucht der menschlichen Willenstätigkeit garnicht mehr „nach oben, sondern „nach unten" auf die grenzenlose Arbeit an der Materie spannen mußte". — Wenn eben die Religion nicht mehr die geistige Macht ist, die das Leben, also auch Sozial- und Wirtschaftsleben leitend beeinflußt, ihm Grenzen und Ziele setzt, dann tritt notwendig eine dualistische Scheidung ein, die darauf verzichtet, den Arbeits- und Erwerbstrieb zu lenken, und wir enden notwendig bei einer Emanzipation von Arbeit und Wirtschaft.

Es würde hier zu weit führen, die Steigerung und Erweiterung zu beschreiben, die das Problem Weltanschauung und Wirtschaft durch den Calvinismus, Puritanismus und das Sektenwesen empfangen hat. Nach kalvinischer Lehre erhält der Mensch durch die Bewährung in rastloser Berufsarbeit die Gewißheit, daß er droben wirklich auserwählt ist (Prädestination). — Der Puritaner sodann kennt keinen Genuß, sondern er tut alles im Sinne der Kraftersparnis zur „Ehre Gottes". Er hat den Begriff von der heiligen Arbeit nicht etwa im katholischen Sinne, sondern so, daß die Arbeit an die Stelle des Betens tritt, weil Zeit Geld ist. Die Sekten der Quäker, Baptisten, Methodisten wiederholen immer wieder den „Segen" der auf der rastlosen heiligen Arbeit ruht: „Die Gottlosen trauen einander nicht über den Weg; an uns wenden sie sich, wenn sie Geschäfte machen wollen; Frömmigkeit ist nämlich der sicherste Weg zum Reichtum". Das Wachsen des Reichtums ist ein Zeichen der Auserwählung, des göttlichen Wohlgefallens. —

Diese protestantische Arbeitsauffassung wurde die Grundlage des gesamten ökonomischen Liberalismus und auch des Sozialismus der Folgezeit. Die moderne rationalistische

Arbeitswertung steht auf der Schulter der Reformation. Die Arbeit ist Selbstzweck, wird um der Arbeit willen betrieben, steht nicht im Dienste höherer Ziele und Zwecke. Arbeits- und Wirtschaftsgeist werden überschätzt. Nur ist der tiefere Grund für diese falsche Wertschätzung der Arbeit im Liberalismus nicht mehr in der protestantischen Erbsünde- und Gnadenlehre zu suchen, sondern in dem absoluten Individualismus, der den autonomen, gottfreien Menschen als das Maß aller Dinge in den Vordergrund stellt. Dieser autonome Mensch, der direkte Gegensatz zum mittelalterlichen Menschen, braucht in seiner rasenden grenzenlosen Weltarbeit keine übernatürlichen, sittlichen Arbeitsmotive, er wartet nicht auf den „Segen von oben". Die Arbeit ist ihm reiner Nutzwert. Dieser wirtschaftliche Nutzwert ist der höchste Wert in der Rangordnung der Werte. Die ganze Kultur wird Zivilisation einer auf das Materielle gerichteten Entwicklung menschlicher Fähigkeiten, die alle Geisteswerte vernichtet, weil sie auch das Höchste nur an dem Maßstab wirtschaftlichen Nutzens und Fortschrittes zu messen versteht. Das ist der Liberalismus mit seinem Grundsatz von der Arbeit als einziger Quelle alles Wertes. Und auch der Sozialismus als Reaktionserscheinung hat diesen Gedanken nicht überwunden, sondern an dem gleichen Grundsatz festgehalten. Wenn er auch von der „Ausbeutung" der Arbeitskraft redet, von der „Ware" Arbeit, wozu sie der Liberalismus erniedrigt habe, so wird doch gerade im Sozialismus alle Wissenschaft, Philosophie, Ethik, Kunst und Religion als bloße Folge, Begleiterscheinung, als Reflex der ökonomischen Arbeit bezeichnet. Also auch hier die Unterordnung der höheren Werte unter die wirtschaftlichen Nutzwerte. Und es ist — wie nicht genug gesehen und verstanden wird — eine Tragik in der Entwicklung des Sozialismus, daß die Bewegung, die im Prinzip gegen Ausbeutung durch Maschine und Kapitalismus kämpft, durch das falsche Arbeitsethos doch zugunsten der liberalkapitalistischen Wirtschaftsordnung ausläuft! Kein Wunder aber, weil beide Kinder des protestantisch-individualistischen Geistes, der den Riß zwischen Religion und Wirtschaft vollzogen!

Ein ganz gewaltiger Irrtum also, wenn eine neue Gewerkschaftsrichtung mehr von links weg nach rechts sich orientieren wollte, um so zu einer „christlichen" Volksgemeinschaft zu kommen. Die wirklich strenggläubigen Protestanten, die zum System des Protestantismus halten, werden uns den liberalen Wirtschaftsgeist nicht überwinden helfen. Andere suchende Protestanten, die aus der Zerrissenheit und Zersplitterung des moderneren Protestantismus heraus möchten, suchen aber gerade die feste katholische Linie, die richtunggebend, gestaltend und umgestaltend in das moderne Leben hineingreift, und gerade die Verbindung von Religion und Leben, auch von Religion und Wirtschaft wiederherstellt. Darum Ausbau der katholisch-sozialen Theorie und Stärkung des katholischen Einflusses in der Gewerkschaftsbewegung, so daß die einzelnen katholischen Mitglieder die katholische Sozial- und Wirtschaftsauffassung erst einmal kennen und sich mehr und mehr mit dieser durchsetzen. Die Ueberzeugung bricht sich heute mählich Bahn, daß aus den tiefen katholischen Seinsbereichen heraus Antrieb und Verpflichtung uns kommen müssen für katholisches Führertum gerade im Wirtschaftsleben!

November.

Mutter Erde, mit köstlicher Pracht
Hattest du gestern dich schön gemacht,
Hattest noch einmal Purpur und Gold
Aus versteckter Truhe geholt,
Um vor der Kinder strahlenden Blicken
Deine Mutterreife zu schmücken. — —
— Da — über Nacht ist der Sturmwind gekommen,
Hat dir all deinen Prunk genommen,
Riss und zerrte erbarmungslos,
Bis du müde, zerfetzt und bloss
Fandest ein dürftig scheues Verstecken
Hinter Nebeln, die grau dich decken
Und dir glätten die grauen Strähnen,
Die zerzauste die Hand des Riesen.
— — — — — — — — — — — — —
Aber getrost, — aus des Himmels Tränen,
So sich über dein Leid ergiessen,
Webt schon morgen die heilende Zeit,
Weisses, friedsames Ruhekleid!

Georg Nave.

Ein Besuch in Charleville 1914.

Von General Karl von Landmann.

Am 13. Novzmber 1914 morgens traf ich nach einer Nachtfahrt über Metz und Luxemburg auf dem Bahnhof der Doppelstadt Charleville-Mezières ein, wo sich damals das Große Hauptquartier des deutschen Heeres befand. Ich war als 2. Vorsitzender des Bayerischen Roten Kreuzes beauftragt worden, mich zu dem beim Großen Hauptquartier eingeteilten Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege zu begeben, um mit ihm die Regelung verschiedener, die Abstellung bayerischer Pflegekräfte betreffender Angelegenheiten zu vereinbaren. Die Veranlassung hierzu war der außerordentlich gesteigerte Bedarf an Sanitätspersonal infolge der unerwartet großen Verluste.

In den beiden nur durch den Maasfluß getrennten Städten Charleville und Mezières war die Unterbringung des Großen Hauptquartiers mit seinem zahlreichen Personenstand dadurch wesentlich erleichtert worden, daß die Bevölkerung in Massen in das Innere von Frankreich geflüchtet war, weil der Bürgermeister von Charleville den Rat gegeben hatte, die Stadt zu verlassen, da demnächst die Deutschen kommen und alles umbringen oder in Gefangenschaft schleppen würden. Die Folge dieser sinnlosen Flucht der Einwohner war, daß eine ganze Menge sehr behaglicher und mit allem Notwendigen versehener Wohnungen leerstanden, die nun ohne Weiteres benutzt werden konnten. So bezog der Kaiser mit dem Generaladjutanten von Plessen ein von seinem Besitzer verlassenes einfaches Landhaus, das in der Nähe des Bahnhofs in einem ziemlich weitläufigen, mit einem eisernen Gitter umgebenen Garten gelegen war. In ähnlicher Weise waren die verschiedenen Gruppen des Hauptquartiers in einzelnen Privathäusern oder in Gasthöfen in Charleville untergebracht, und nur der Generalstab hatte sich in Mezières eingerichtet, unter Benützung des dortigen Präfekturgebäudes als Arbeitsstätte. Da eines Tages feindliche Flieger Bomben abgeworfen hatten, waren auf einer die Stadt beherrschenden Höhe Abwehrgeschütze aufgestellt.

Bei meiner Ankunft erhielt ich vom Bahnhofkommandanten für mich und meine Ordonnanz, einen Sanitätsmann der Freiwilligen Sanitätskolonne München, ein Quartier in einem Haus zugewiesen, von dessen Bewohnern nur eine alte Hausmeisterin zurückgeblieben war. Zur vereinbarten Stunde meldete ich mich dann bei dem Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, Fürst zu Solms-Baruth, der mit seinem Begleitpersonal ein vornehm eingerichtetes Haus auf dem Hauptplatz von Charleville bewohnte. Schon im Frieden an die Spitze des Deutschen Roten Kreuzes gestellt, hatte der Fürst, der das Hofamt eines Oberstkämmerers versah, trotz seines vorgerückten Alters darauf bestanden, mit ins Feld zu rücken: er empfing mich in gewinnender Weise und machte mich mit seinen Gehilfen, je einem Mitglied des Malteser- und des Johanniter-Ordens bekannt. Sofort wurden die einschlägigen Besprechungen begonnen und nach einer kurzen Mittagspause fortgesetzt; über das Ergebnis wurde in einem Telegramm nach München berichtet.

Für den Abend hatte mir Fürst Solms zu meiner großen Freude eine Einladung zur Kaiserlichen Tafel vermittelt. Zu der um 8 Uhr beginnenden Tafel waren außer mir geladen: zwei zu Besuch anwesende türkische Prinzen mit ihren Adjutanten, Generaladjutant von Plessen, der Chef des Zivilkabinetts von Valentini, der Gesandte von Treutler und der Etappendelegierte der 6. Armee Fürst zu Castell; mit dem Kaiser zusammen waren wir zehn Personen, die in dem bescheidenen Speisezimmer gerade Platz hatten. Ich hatte den Kaiser vor mehr als Jahresfrist in Berlin gesehen, als er bei seinem 25jährigen Regierungsjubiläum, strahlend von Stolz und Freude, die Defilierkour entgegennahm. Er schien auch diesen Abend heiter gestimmt, er hatte wohl auch Anlaß dazu, denn am Tag vorher war die Kriegserklärung der Türkei an England, Frankreich und Rußland erfolgt. Es hing damit wohl auch der türkische Besuch zusammen. Das Gespräch bei Tisch wurde hauptsächlich vom Kaiser geleitet und zwar in deutscher Sprache, die den türkischen Prinzen anscheinend genügend verständlich war; der Kaiser sprach insbesondere von den Erlebnissen seiner Orientreise. Die einfache Speisekarte lautete: Legierte Geflügelsuppe, kalte Hasen, Salat, Obst, dazu Weiß- und Rotwein. Nach dem Essen begab sich der Kaiser mit seinen Gästen in einen anstoßenden, als Wintergarten eingerichteten Raum, der, anscheinend wegen der Fliegergefahr, nur matt beleuchtet war.

Hier wurden Zigarren und Bier gereicht und man unterhielt sich in zwangloser Weise. Eine besondere Ansprache seitens des Kaisers wurde mir nicht zuteil, er war zu sehr mit seinem türkischen Besuch beschäftigt, auch mochte das von mir vertretene Rote Kreuz, das er als das Arbeitsgebiet der Kaiserin betrachtete, ihn nicht genügend fesseln. Ich unterhielt mich mit dem mir von München her bekannten Herrn von Treutler und mit Fürst Castell, bei dem ich mich über den Stand des freiwilligen Sanitätsdienstes bei der 6. Armee erkundigte. Etwa um $10^1/_2$ Uhr verabschiedete der Kaiser seine Gäste und ich wanderte in mein Quartier, wo mich unwillkürlich meine Gedanken zurückführten in den November 1870 und in das französische Landhaus vor Paris, das ich damals bewohnt hatte.

Am nächsten Tag fand beim Militärinspekteur die Fortsetzung der Verhandlungen über die Verwendung des bayerischen Roten Kreuzes auf dem Kriegsschauplatz statt und es wurde in allen in Frage stehenden Punkten unter Wahrung einer gewissen selbständigen Stellung Bayerns Uebereinstimmung erzielt. Den Abend verbrachte ich als Gast des Fürsten Solms mit ihm und den beiden Ordensrittern, dazu hatte mir der Fürst den dem Generalquartiermeister zugeteilten bayerischen Generalmajor Zöllner eingeladen, der aus seinem Arbeitsgebiet ungemein anregend zu erzählen wußte.

Mit dem befriedigenden Bewußtsein, meinen Auftrag pflichtgemäß erledigt zu haben, trat ich am 15. November die Heimreise an, von Fürst Solms noch in liebenswürdiger Weise zum Bahnhof begleitet. Es war früh morgens und noch still auf der Straße, nur der Posten vor dem Quartier des Kaisers und die Bahnhofwache erinnerten an den Krieg, mehr noch freilich der mit Kranken und Verwundeten besetzte Eisenbahnzug, der mich aufnahm. Seitdem sind zehn Jahre vergangen und über Deutschland ist viel Elend gekommen, um so tröstlicher ist es, mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft der vergangenen glücklichen Tage zu gedenken.

Verfallserscheinungen im deutschen Beamtentum.

Von Dr. Hans Grundei, Berlin.

(Schluß.)

Auch von den Freunden einer echten Demokratie muß zugegeben werden, daß der moderne Parlamentarismus als Regierungssystem mit seinem Gruppenegoismus, seiner Interessenpolitik, seiner rein mechanischen Wertung der Zahl der Pflege einer auf Vertrauen gegründeten Staatsgesinnung, einer Förderung des in der Autorität wurzelnden Staatsgedankens, einer durch Gerechtigkeit und Liebe bedingten Achtung vor den Staatsgewalten nicht gerade förderlich gewesen ist. Was durch die zahlreichen Rechtsbeugungen der letzten Jahre an Rechtsbewußtsein im Volke verloren gegangen ist, ist weder durch Amnestien noch durch weitere zahllose Gesetze, Verordnungen und Erlasse wiederzugewinnen, sondern nur in mühevoller jahrelanger Arbeit an einer Umwandlung der Gesinnungen und an einer daraus sich ergebenden Umformung unserer Rechtspflege. Was weiterhin an Treu und Glauben, an Opferbereitschaft dem Staate gegenüber, an Steuermoral in der letzten Zeit, insbesondere im Inflationsjahr 1923 vernichtet worden ist, das läßt sich nur sehr schwer wieder aufbauen. Im Wesen jeder echten Staatsautorität liegt es begründet, die Pflichten und Lasten entsprechend der Leistungs- und Tragfähigkeit der einzelnen Bevölkerungsschichten zu verteilen. Von jeder echten Staatsautorität wird erwartet, daß vor dem Gesetz jeder Staatsbürger gleich ist. Ein von der Parteien Haß und Gunst unabhängiger Geschichtsschreiber der deutschen Rechtsprechung nach dem Zusammenbruch wird dereinst den bündigen Nachweis erbringen, daß es in Deutschlands größter Not zweierlei Recht gab: Das Recht des politisch und wirtschaftlich Starken und das Recht des Schwachen. Die übertriebene Wertschätzung der Formaljuristerei hat vielfach in der Rechtsprechung sowohl als auch in der Verwaltung zu der Praxis geführt: Den Kleinen hängt man, den Großen läßt man laufen. Es gibt heute noch Steuerämter, bei denen Listen sogenannter prominenter Persönlichkeiten vom Ministerialrat aufwärts geführt werden. Nicht nur jede Steuerveranlagung, sondern jedes Schreiben, das vom Finanzamt an diese Persönlichkeiten ergeht, wird nicht nur dem zuständigen Dezernenten, sondern vor dem endgültigen Abgang dem Amtsleiter vorgelegt, der dann noch etwaige Schärfen und Härten glättet, oder, wenn er Weiterungen befürchtet, die Verfügung absetzt. Es gibt Steuerfahndungs- und Strafabteilungen, bei denen man die Auffassung findet, daß es nicht so sehr darauf ankommt, Recht und Gerechtigkeit mit allen erlaubten und verfügbaren Mitteln Geltung zu verschaffen, sondern in der Erfolgsübersicht mit einer möglichst hohen Summe an Geldstrafen und Nachsteuern der übergeordneten Behörde gegenüber angenehm aufzufallen.

Zu alledem muß der Beamte sich hergeben und wird so aus einem Hüter der Ordnung, Wahrer des Rechts, Beschützer der Schwachen in den Augen des Volkes zu einem Rechtsbeuger, zu einem Werkzeug der Willkür, zum Unterdrücker und Erpresser. Ich glaube, es hat kaum jemals einen Zeitpunkt in der Geschichte des deutschen Beamtentums gegeben, wo der Beamte so gehaßt und verachtet worden ist und so viele Schmähungen erdulden mußte wie im Jahre 1923, der Zeit schwerster wirtschaftlicher Not. Aus der freigewählten Exklusivität der Vorkriegszeit ward die Aechtung. Man denke nur an die beispiellose Hetze des größten Teils der vom Kapitalismus abhängigen Presse gegen die deutsche Beamtenschaft im Jahre 1923!

Damals schien der Plutokratie der geeignete Augenblick gekommen, um gegen das Beamtentum einen entscheidenden Schlag zu führen. Sie wußte, daß die ungeheure Not der letzten Jahre, der Verzweiflungskampf des Mittelstandes das durch den Zusammenbruch von 1918 ohnehin schon stark erschütterte Beamtentum so geschwächt hatte, daß an einen erfolgreichen Widerstand nicht zu denken war. Und dieser entscheidende Schlag richtete sich gegen die Privilegien der Beamtenschaft. Die einzelnen Etappen des großen Angriffs gegen das deutsche Berufsbeamtentum waren folgende: Beseitigung der vierteljährlichen Gehaltsvorauszahlungen, Gehaltskürzung, Verlängerung der Arbeitszeit, Urlaubskürzung, und — last, not least — Beamtenabbau. — Man muß sich klar darüber werden, wie tief bereits die Lebenshaltung und das Kulturniveau des deutschen Mittelstandes, der in der Hauptsache von der Beamtenschaft gebildet wird, gesunken war, und daß sich im deutschen Beamtenkörper wohl am ausgeprägtesten jene verhängnisvolle deutsche Charakterschwäche der Michelei, der Verschlafenheit und der Uneinigkeit bemerkbar machte, um zu verstehen, daß das Beamtentum in dem großen Kampf, der ihm 1923 aufgezwungen wurde, Schritt für Schritt an Boden verlor und heute bereits so stark in die Defensive gedrängt ist, daß es um seine Existenz erbittert und entscheidend ringt.

Wir wissen, daß die meisten Beamtenfamilien der Vorkriegszeit im Besitze kleiner Kapitalien und finanzieller Rücklagen waren, von denen sie in Tagen der Not zehrten, und die ihnen ein gewisses standesgemäßes Auftreten ermöglichten. Das gilt von den mittleren und unteren ebenso wie von den oberen. Auf diese Weise wurde es der Beamtenschaft ermöglicht, der Forderung des Staates zu entsprechen, ihre Dienste ausschließlich ihm zur Verfügung zu stellen und keinem Nebenerwerb nachzugehen. Diese Rücklagen zerflossen nach dem Kriege und insbesondere im Inflationsjahr 1923 wie Schnee an der Sonne. Das Gehalt aber wurde durch die rasende Entwertung der Mark so gering, daß es nicht einmal zur Bestreitung der notwendigsten Lebensbedürfnisse ausreichte. Das Verbot des Nebenerwerbs wurde zwar theoretisch aufrechterhalten, in der Praxis ist es aber schon längst durchbrochen worden. Die Not zwang den Beamten, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen. So kam es, daß in so manchen Verwaltungen viele Beamte in den Schubläden und Schränken ihrer Bureaus sich kleine Warenvorräte anlegten, die sie dann unter der Kollegenschaft umsetzten. Da wurde Stiefelwichse ebenso verkauft wie Kleiderstoffe; Schokolade und Selbstbinder, Kakao und Seife. Rechenmaschinen und Räucherfische fanden in bunter Mischung Absatz, und zwar während der Dienststunden. Das sind Tatsachen, die ich miterlebt habe und nicht etwa unbegründete Behauptungen. Mir ist sogar ein besonders krasser Fall bekannt. Ein Beamter legte sich in der einen Hälfte seines Aktenschrankes eine reiche Auswahl von Likören an, die vor allem anläßlich einer glücklich bestandenen Verwaltungsprüfung reißenden Absatz fanden. Später wurde sogar während der Dienstzeit ein glasweiser Ausschank eingerichtet.

Von der demoralisierenden Wirkung all dieser Vorgänge auf die Beamtenschaft will ich nicht weiter reden, auch nicht von der bedenklichen Störung des Dienstbetriebes. Sie liegt klar auf der Hand. Die Integrität, die moralische Unantastbarkeit des deutschen Beamtenkörpers wurde durch diese Entwicklung bedenklich erschüttert und gefährdet. Diese Verfalls- und Zersetzungserscheinungen wurden noch bedrohlich gefördert durch die oft ungerechte praktische Durchführung der Abbauverordnung. Alter und Leistungsprinzip sollten bei der Durchführung

entscheiden. Es sei gern zugegeben, daß durch den Abbau überalterter Beamter manche Verwaltungen von eingetretenen Blutstockungen befreit worden sind. Aber ob diese Befreiung nicht oft allzu teuer erkauft worden ist durch eine bedenkliche Vernichtung der guten Beamtentradition? Ob nicht durch den Abbau gar manche ältere Beamte beseitigt wurden, die, leuchtende Vorbilder der unbedingten Pflichttreue, Zuverlässigkeit und untadeliger Gesinnung, Bollwerke gegen den zunehmenden Verfall waren und in hervorragendem Maße erzieherischen Einfluß ausübten auf die jüngere, zum Teil nicht einmal durch die harte Zuchtschule des Krieges gegangene Kollegenschaft? Und dann das Leistungsprinzip! Es wurde eine vorzügliche Handhabe, um mißliebige Beamte, die unbequem wurden, schnell und geräuschlos zu beseitigen. Die Auswirkung dieses Prinzips nach der politischen Seite hin erleben wir ja seit einiger Zeit an einigen besonders markanten Fällen. Die deutschen Katholiken sollten auf der Hut sein, daß dieses Leistungsprinzip in politisch anders gearteten Zeitläuften nicht auch einmal gegen sie angewendet wird.

Auf eine weitere, nur vom Standpunkte einer anzustrebenden deutschen Volksgemeinschaft aus sehr bedenkliche Erscheinung in der Entwicklung des deutschen Beamtentums nach dem Kriege sei noch in Kürze hingewiesen. Es ist dies die starke, sich immer noch steigernde Gegensätzlichkeit zwischen mittlerer und höherer Beamtenschaft, die sich, wie mir scheint, durch die äußerst stark gegen die soziale Gerechtigkeit verstoßende letzte Gehaltsstaffelung und durch die in letzter Zeit immer deutlicher zutage tretende Tendenz, der mittleren Beamtenschaft die Aufstiegsmöglichkeit in die höhere Laufbahn wieder zu nehmen oder zum mindesten zu erschweren, zu einer neuen schweren Krisis innerhalb der gesamten Beamtenschaft zuzuspitzen scheint. Diese Gegensätzlichkeit ist sicherlich in erster Linie wirtschaftlicher Natur. Aber sie rührt doch auch in erheblichem Maße aus geistigen Untergründen her. Der Bildungsdünkel unserer Akademikerschicht ist trotz größter wirtschaftlicher und geistiger Not noch immer nicht gewichen und auch nicht ihr Hunger nach Macht. Dieser Dünkel mißgönnt den mittleren Beamten die in den letzten Jahren gewonnenen Aufstiegsmöglichkeiten, läßt unsere beamtete Akademikerschaft auch heute noch oft nicht das richtige, von sozialem Gerechtigkeitssinn getragene Verhältnis zu den Untergebenen finden. So werden, genau wie in der Vorkriegszeit, künstliche Schranken aufgerichtet, die den Weg zur Volksgemeinschaft versperren. Es gibt heute akademische Beamte der Gruppe X, die sich im Gegensatz zu den aus der mittleren Beamtenschaft hervorgegangenen Regierungsräten als akademische Regierungsräte auf ihren Visitenkarten bezeichnen. Ehe der unsoziale, zum großen Teil von unseren Akademikern gezüchtete Geist aus unseren Verwaltungen nicht verschwindet, wird die auch heute noch übermächtige, hemmende Kraft des deutschen Bürokratismus nicht gebrochen werden.

Um nicht mißverstanden und der Einseitigkeit bezichtigt zu werden, möchte ich jedoch mit aller Deutlichkeit betonen, daß die wirtschaftliche und kulturelle, geistige Verfassung, in der sich unsere mittlere Berufsbeamtenschaft heute befindet, ihre gesteigerten Ansprüche auf Aufstieg und Höherbewertung schlecht begründet. Ich glaube in meinen Ausführungen keinen Zweifel darüber gelassen zu haben, daß ein großer Teil der Verantwortung für diesen Niedergang außerhalb der Beamtenschaft liegt. Das alles befreit sie aber nicht von der Mitschuld, die sie selbst an der Entwicklung der Dinge hat. Wenn unserer deutschen Beamtenschaft keine überragenden Führer erstehen, die nicht nur das Kunststück einer festen organisatorischen Zusammenfassung aller Gruppen fertigbringen, sondern sie vor allem von den hemmenden Bindungen der Vergangenheit befreien, aus ihr das Fundament, den Hauptträger der zukünftigen großen deutschen Volksgemeinschaft machen, dann sind die Tage des deutschen Berufsbeamtentums gezählt und wir können die Stunde berechnen, da die Wirtschaftsoligarchie diese letzte morsche Säule eines einstmals festen Staatsgefüges umwirft. Wenn es eine allgemeine Erscheinung wird, daß man, wie in Arbeiterkreisen so auch in der Beamtenschaft und ihren Organisationen bloß noch rein wirtschaftliche Fragen ventiliert und erörtert, dann ist ihr Schicksal besiegelt. Nur eine geistig und sittlich hochstehende Beamtenschaft, die nicht wie im alten Preußen nach zentralistischen, sondern nach föderalistischen Gesichtspunkten überall dort wirkt, wo sie bodenständig, wo sie wurzelhaft mit dem Volke verbunden ist, wird all die mannigfachen Gefahren siegreich überwinden, die ihr von unsichtbar regierenden Mächten drohen. Der deutsche Katholizismus wird gut tun, wenn er an die Lösung der Aufgaben, die ihm hier gestellt werden, energischer herantritt.

Dr. Achille Ratti (heute S. H. Papst Pius XI.) als Hochtourist.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Als mir die Schriftleitung die Scritti Alpinistici del Sacerdote Dott. Achille Ratti (ora S. S. Pio Papa XI.)[1]) mit dem Ersuchen auf den Schreibtisch legte, den Lesern einen Einblick zu vermitteln, bin ich nicht ohne eine leichte Voreingenommenheit an die Lesung dieses mit ganz hervorragendem Geschmack ausgestatteten Buches herangetreten. Denn es ist nun einmal dem Katholiken, der sich die Person des Papstes nie anders als in der Ausübung seines so hohen geistlichen Amtes, in der Verbindung des Diesseits mit dem Jenseits und der Zeit mit der Ewigkeit, vorzustellen gewohnt ist, nicht leicht, selbst die Vorbereitungszeit des Trägers der höchsten Kirchengewalt sich anders als in einer rein religiösen und kirchlichen Umwelt mit entsprechend gerichtetem Zielstreben zu denken. Und nun sich mit ihm befassen zu sollen, wie er in reifem Mannesalter einem modernen Sport huldigt, das möchte sich so gar nicht mit dem gewohnten Bilde vereinbaren lassen. Daran ist wohl nicht wenig die unserer Zeit eigene unsinnige Uebertreibung alles Sportlichen und die damit sich verbindende und ausdrückende Verachtung für die Pflege und Förderung der höheren, der geistigen Fähigkeiten des Menschen schuld.

Doch da schneit mir von irgendwo ein Brief von einem Priester herein, mitten heraus aus der Bergeinsamkeit geschrieben. „Hoch über der Menschheit, sogar in Nebel, Schnee und Eis den ganzen Tag und ganz allein mit Gott . . . das klärt mir die Seele für das ganze Jahr.“ Und so schlage ich, das Zagen unterdrückend, das Buch des Priesters Dr. Achille Ratti an irgendeiner Stelle auf und schon die ersten Sätze haben alle Befürchtungen, die wie ein unheimlicher Nebel sich vorgelegt hatten, verscheucht. Nein, das Bild des elften Pius leidet wahrhaftig nicht, im Gegenteil, es spricht da plötzlich ein so warm und tief fühlender Mensch von natürlicher Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit zu uns, aber auch ein Mann von schrittsicherer Entschlossenheit, der ein wenn auch noch so — wörtlich genommen — hohes Ziel nicht in unsinniger Tollkühnheit erzwingen will, sondern in kühlem, besonnenem Vordringen und Aufwärtsstreben und in verständigem Haushalten mit den Kräften bis zu Ende verfolgt, um sich dann in bedächtig ruhigem Genuß des Erreichten zu freuen und auch andere daran teilnehmen zu lassen.

Höchste Ziele sage ich, denn unser Erdteil hat den Riesen, deren Besteigung uns vorgestellt wird, nichts mehr an die Seite zu setzen, einem Matterhorn, einem Monte Rosa mit seinen Gipfeln Zumstein und Dufourspitze und einem Montblanc. Daneben führt uns dieser Führer der Menschheit, abgesehen von vielen Höhen weniger bekannten Namens auf den St. Bernhard, das Eggishorn, die Furka, den St. Gotthard, den Mont Cenis und Monteviso, dann nach einem Abstecher auf den Vesuv zu Misurina und Marmolada.

Der Professor und Bibliothekar der Mailänder Ambrosiana, der das Jahr über sich unter Schätzen des Geistes und der Wissenschaften, aufgestapelt in Tausenden von Folianten und Handschriften ehrwürdigsten Alters, bewegt und da sichtet, ordnet und studiert und forscht, das müßte wohl ein Bücherwurm im vollen Sinne des Wortes sein, der sich vor frischem Luftzuge, ja sogar vor Höhenluft, körperlicher Anstrengung und anderen Besteigungen als denen der Bücherregale hütet. Und da kommt der Sommer und mit Eispickel, Seil und Steigeisen, das Brevier im Rucksack, zieht dieser Priester und Gelehrte mit seinem Freund und Begleiter Prof. Graselli hinauf in Höhen, wo Mitmenschen zu begegnen eine Seltenheit ist, wo das Aneroid seine 4600 m über dem Meeresspiegel zeigt und wo gewesen zu sein vielen ein nicht zu erschöpfender Stoff bis an ihr Lebensende wäre. Es bedurfte besonderer Bitten des Schriftleiters der italienischen Alpenvereinszeitschrift, um Don Achille zu seinen Berichten zu

[1]) Herausgegeben von Giovanni Bobba und Francesco Mauro. Raccolti e pubblicati in occasione del cinquantennario della Sezione di Milano del Club Alpino Italiano. MCMXXIII. Milano. Bertieri e Vanzetti Stampatori. Editori. Eine deutsche Ausgabe, in Italien hergestellt, erscheint in zweierlei Ausstattung im November; eine Liebhaberausgabe auf italienischem Handpapier, in Halbpergament gebunden, in der Presse numeriert 1—300, zum Preise von 40 Gmk., und eine Originalausgabe auf bestem holzfreien Papier, in italienischem Büttenumschlag, mit der Hand numeriert, zum Preise von 15 Gmk. Ein Sonderprospekt wird durch die Herdersche Buchhandlung in München kostenlos übermittelt, welche die Bestellungen entgegennimmt.

bewegen. Aber sie haben sich gelohnt, reichlich gelohnt, denn schon die Sprache Rattis mit ihrem wunderbar ruhig dahingleitenden Flusse, stets durchdrungen von der Wärme des Persönlichen, bietet dem einen Genuß, der das fremde Idiom beherrscht. Wir durchleben Nächte auf einsamem Felsgrat, umgeben vom Funkeln der in jenen Lüften doppelt klar blinkenden Millionen Sterne, und sobald der Morgen graut, wird mit halberstarrten Gliedern Meter um Meter mit ebenso großer Vorsicht wie Trittsicherheit dem Ziele abgerungen, bis der Fuß sich auf den höchsten Punkt setzt und der Gewaltige bezwungen ist. Viel Lob, wenn auch in kargen Worten, fällt für die Führer, für Gadin und Premont ab; um so weniger tritt der Verfasser selbst hervor.

Was der Hochtourist von solcher Schilderung fordert und was ihm besonders wissenswert erscheint, wird ihm reichlich geboten, vielfach mit wissenschaftlicher Gründlichkeit; unendlich mehr fällt aber für den Freund und Bewunderer von Gottes herrlicher Schöpfung ab, während nur ganz gelegentlich, immer aber unaufdringlich, der Priester hervortritt.

Unsere deutschen Bischöfe führten soeben lebhaft Klage über die zunehmende Entsittlichung und Entheiligung des Sonntages durch den modernen Sportwahnsinn. Jenen, denen das Wort der Hohenpriester und wohl auch des Papstes als solchen wenig gilt, mag vielleicht der bescheidene Bezwinger jener höchsten Bergesgipfel, deren Ersteigung eine sportliche Leistung ersten Ranges ist, eine des Hörens würdige Autorität sein, der da auf Seite 137 u. a. schreibt:

„... es war gebotener Feiertag und ich mußte daran denken und dafür sorgen, daß ich die hl. Messe lesen konnte. Vor allem die Pflicht! ... Es liegt ein doppeltes Verdienst darin, die Dinge derart anzuordnen, daß die Erfüllung der religiösen Pflicht allen möglich ist — und es sind deren nicht wenige! — die Gewissen mit Liebe zu den Bergen verbinden. Und ich sage dies in aller Einfachheit, als Bergsteiger und Kollege und nicht als Priester, denn es scheint mir eine Erwägung, die voll und ganz mit den erzieherischen Zwecken unseres Vereines übereinstimmt, besonders im Hinblick darauf, daß er in so breitem Maße sich auch an die Jugend wendet: die erste und notwendigste Erziehung ist die zur Achtung vor der Pflicht, und der Genuß ist umso größer, wenn die Pflicht restlos erfüllt ist, trotz Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten; ja, gerade dann erst recht!"

Es war ein guter Gedanke der beiden Herausgeber G. Bobba und F. Mauro, auch den Papst Achille Ratti darüber zu Wort kommen zu lassen, wie er heute auf dem Gipfel hohepriesterlicher Gewalt, auf dem gleichfalls wie auf so manchem der geschilderten Schroffen nur Platz für Einen ist, über den Berg port denkt[2]), und so haben sie auch jenes apostolische Sendschreiben aufgenommen, das nochmals wie in einem letzten Rückblick die ganze Erinnerung des Hochtouristen Ratti umfaßt und Sankt Bernhard von Mentone allen als Beschützer gibt, die es hinaufzieht in die ewigen Berge.

[2]) Ein merkwürdiges Zusammentreffen fügt es, daß auch Kardinal Piffl von Wien soeben, am 26. Oktober, sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied des Oesterreichischen Touristenklubs feierlich begangen hat.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast (E. M. Hamann).

Die Kraft des deutschen Buches blüht ungebrochen weiter. Davon wird auch die Weihnachtsbücherschau 1924 zeugen. Je nach Zeiteinlauf der Verlagseinsendungen finden diese hier Berücksichtigung.

Herder & Co., Freiburg i. Br. — Durften wir letztes Jahr an dieser Stelle die lebhaftere Regsamkeit des Verlages auf dem wichtigen Gebiete der Erzählliteratur hervorheben, so können wir dies jetzt verstärkt tun. An die Spitze der einschlägigen Neuerscheinungen stelle ich, als von führender Eindringlichkeit für deutsche Jugend, Familie und Volksgemeinschaft Franz Herwigs Deutsche Heldenlegende. Die acht vorliegenden Hefte (je 60 Pf.): Von der germanischen Urzeit bis zum Dreißigjährigen Kriege, wurden nun unter Haupt- und Untertitel zum stattlichen Großoktavbande I (6 ℳ) zusammengeschlossen. Der Plan des Ganzen und die vier ersten Hefte fanden in der A. R. Nr. 3 des Jahrgangs warme Würdigung. Die Hefte 5—8: Barbarossa, Maximilian, Dürer, Johann von Werth, zeigen wie die vorhergehenden — z. T in erhöhtem Maße — Herwigs klaren, weiten, tiefen Geschichtsblick, zugleich seine schöne Sicherheit unmittelbaren Einwirkens. Sein idealer Wunsch, das Werk möge ein neues Heldengeschlecht mit heranziehen, dürfte hinsichtlich der Verwirklichung nicht zu hoch gegriffen sein. Band II wird u. a. über Friedrich II., Hofer, York, Bismarck die Reihe fortsetzen bis in die jüngste Zeit: Der deutsche Mensch im großen Krieg.— Der deutsche Mensch in unserer Zeit, und zwar der mit echt deutscher Seele, ist auch das Gestaltungsthema eines bislang wenig genannten Erzählers, der nun seinen Erstroman wuchtig vor uns hinstellt: Das Land unter dem Regenbogen. Von Alfons Schreieck. 8° 294 S. Geb. M. 4.80. Der Verfasser hat es am aktuellsten deutschen Leben erfahren: „Wir brauchen nicht zum Faustischen emporzusteigen oder unterzutauchen, wir können bei den Mittelmäßigkeiten der deutschen Seele schlechthin bleiben, und wir stehen mitten im Problematischen". Eben deshalb schrieb er sein Buch in eine kleinstädtische und dörfliche Umwelt hinein, tat es in eigenständig fesselnder Art des Erzählens, indem er das brausende Leben, wie es ist, in eine räumlich enge, aber sprachlich und ethisch starke Form brachte. Durchglüht von Geist und durchseelt von einer am eigenen, heimatlichen und vaterländischen Schicksal selbst gewonnenen ausgleichenden Ruhe, trägt diese Form den unverkennbaren Zug künstlerischen Ursprungs. Trotz des wallenden Reichtums an „weltanschaulichen, sozialen und wirtschaftlichen" Motiven, gerät der Fluß der Handlung nie ins Stocken, entwickelt er sich vielmehr in logischer Folgerichtigkeit, von vornherein gewährleistet durch eine vorzügliche Psychologie der Charakterzeichnungen. Schreiecks Buch ist ein Hohelied der Arbeit, der Liebe Gottes und der Menschen. Es ist außerdem ein durch und durch irenisches Buch, ohne je von der eigenpersönlich empfangenen und eroberten Wahrheit irgendwie kompromißlich abzulassen. Möchten denn recht viele aus dem hier sprudelnden Energiequell schöpfen! — Ein ebenfalls bisher fast unbekannter Autorname steht einem Geschichtsroman vor, dessen weitere Verbreitung sich leicht voraussagen läßt: Am Landestor. Von A. Bernard. 8° 251 S. Geb. M. 4.20. Für mich keine Frage: Das hier in außergewöhnlicher Unmittelbarkeit bekundete epische Talent muß sich schon länger vorgebildet haben.—Eine wildest bewegte Zeit: die der Böhmerkriege unter dem Zeichen des Hus-Namens, stellte Stoff und Bühne zu sinnfälliger Verlebendigung. An der historisch und kulturhistorisch bei aller Mannigfaltigkeit fest eingegründeten Themendurchführung überrascht der starke Zug einer gleichgewichtigen und doch temperamentvollen Sachlichkeit. Die Handlung beginnt am Dreikönigstag 1417 in der böhmischen Grenzstadt Nachod, der ein seherischer Torwart ein Unglücksjahr prophezeit. Dieses spielt sich dann in seiner ganzen Furchtbarkeit vor uns ab, mit einer Fülle von Begebnissen und Gestalten, die alle überzeugen, ohne die Möglichkeit einer weiteren psychologischen Vertiefung auszuschließen. Was da alles an geschichtlichen Ein- und Ueberblicken, an dichterischen Ausprägungen in buntem Wechsel unterhaltsamer, ergreifender, erschütternder Szenen aufgerufen wird! Adels-, Bürger- und Volksfestlichkeiten, Ueppigkeit auf Burgen, wachsende Not in Stadt und Land, Uebermut und Knechtung, gemeinstes Raubritter- und Söldnertum, Pest, Hunger und rote Ruhr, Stehlen und Morden, Prassen und Darben, Abschaum der Menschheit und heilandsmäßiger Opfergeist: das alles flutet in lebenwogenden Auftritten an uns vorüber und hinterläßt einen Gesamteindruck, der sobald nicht verblassen wird. — Einen an innerem Gehalt bedeutsamen heimatlich-vaterländischen Roman schrieb Katharina Hofmann (deren „Pfalzgraf Hugo von Tübingen" in guter Erinnerung lebt): Der reichste Fürst. 8° 453 S. Geb. 5 80. Im Mittelpunkt steht der letzte Graf und erste Herzog von Württemberg: Eberhard im Bart, geb. 1445, gest. 1504, berühmt als Stifter der Universität Tübingen, mehr noch als heißgeliebter Freund und Vater seines Volkes. Aus unruhiger z. T. wilder Jugendblust war er zur Edelfrucht vorbildlicher Regentenweisheit herangereift. Die sehr geschickte, sehr gründliche, wirklichkeitsechte Darstellung mit dem Herzpuls der Ueberzeugung und dem Eindruck (der Hauptsache nach) absoluter Zuverlässigkeit verfolgt dieses charaktervollen Herrschers stark bewegten Lebensgang aufs genaueste: vom vaterlosen liebenswürdigen Knaben unter Leitung einer hochedlen Mutter zum allzu früh freigelassenen Jüngling, von diesem in seiner tosenden, auch schwer irrenden Lebenslust zum Manne und Herrscher, unter dem neu einsetzenden Segenseinfluß der Mutter und eines selbstlosesten Freundes ständig sich vertiefend und festigend in Tugend und Tatkraft, oft unter schwierigsten Zeit- und Persönlichkeitsbedingungen. So wird er immer mehr ein Held der Selbstzügelung, der Pietät und der demütigen Hingabe des eigenen an den höchsten Willen: zur Pflichterfüllung gegen Gott und Menschen, vor allem gegen sein Volk, gegen die Seinen seiner Liebe und seines Blutes, gegen Kaiser und Reich. — Hervorzuheben ist an dem Roman die bis ins feinste sorgsame geschichtliche Grundlegung, die blutwarme Nachschaffung der historischen und die überzeugende Neuschaffung freigebildeter Charaktere. Das Buch ist ein Geschenk ans deutsche Volk, an die deutsche Familie und die gehobene deutsche Schule, ans reife Alter und an die vorgeschrittene Jugend. — Ein kleines Juwel sachlichen und eigenpersönlichen historischen Eindringens ist Maria Petras' Roman aus der Franzosenzeit: Herzschläge einer kleinen Stadt. 8° 300 S. Geb. 4.40. — Die kleine Stadt ist die oberschlesische Kreis- und Oderstadt Kosel, tapferst gehaltene Festung gegen den Erbfeind, mit dem heldischen Freiheitskampf der Besatzung und der Bürgerschaft aus dem Jahre 1807. Dem von eigenartig romantischem Hauch umwitterten, historisch aber sachlich gehaltenen Werkchen liegt ein anderes bislang vergessenes zugrunde: Das Buch von der trauten Stadt Kosel und dem guten Pfarrer Jeremia Meer, auf dessen Wunsch für die Späteren niedergeschrieben vom Breslauer Domorganisten Josef Staitschick und seiner Eheliebsten Rikchen, beide begnadet mit treu gehegtem kindlich reinem Herzen, aus dem der Uebermittlungsstrom aus der Geschichte der Vorangegangenen in die Geschichte der Nachfolgenden

wohl am klarsten und auch wirksamsten fließen mag. Ich wenigstens habe dem Büchlein gegenüber das Gefühl, wie man es dem Farbenstaubschmelz des Schmetterlingflügels gegenüber hat: Rühr nicht an! Ganz unbeeinflußte Leser möchte ich dem Bändchen wünschen, damit sie die Freude daran haben, wie sie mir wurde: mir selbst und hoffentlich auch anderen zu Nutz und Frommen, weil es gut tut, Blick und Herz immer wieder zu klären und zu durchsonnen am Beispiel vergangener Zeiten und Menschen.

Besondere Freude ist es, einen Tüchtigen, den man wegen ungleichmäßigen Schaffenswertes verschiedentlich unter die kritische Lupe zu legen Gelegenheit hatte, nach längerem Zeitabstand sattelfest auf dem Hochweg seines Talents wiederzufinden. Diese Freude bereitete mir Anton Schott, der dichterische Volkserzähler aus dem Deutschböhmerwald, in seinem jüngsten Roman: Die Hacker vom Freiwald. 8° 318 S. Geb. in Leinw. 4 60. — Das Buch ist ein kraftstrotzender Ausschnitt aus dem Sippenleben des deutschböhmischen Freiwaldes der Gegenwart. Im Mittelpunkt eine verzweigte Bauernfamilie mit vorwiegend auf Eigenart eingestellten Typen, darunter ein scharfkantiger Selbstherrscher als Hauptträger der dramatisch bewegten Ereignisse, in die der Krieg auf Tod und Leben eingreift. Da er diese nicht nach Sinn und Begehr des Eigensinnigen richtet, lernt letzterer endlich einem höheren Willen sich fügen, ja beugen. Lebenstreue und gesunde Lebensauffassung sind Hauptzüge der Darstellung. Bisweilen mischt sich ein herber Ton der Auflehnung ein gegen die staatswirtschaftlichen Mißstände, unter denen auch dieses Schollenvölkchen bewußt deutscher Ausprägung schwer zu leiden hatte. Prachtvoll echt, voll Blut und Leben sind die ihm enthobenen Gestalten. Und wie Liebe die Triebkraft zur befreienden Lösung bildet, so übergießt des Autors Liebe zu Heimat und Volk mit schönem, milderndem Licht das Gesamtwerk, dem man sich gern wiederholt zuwenden wird. — Schotts anziehende frühere Erzählung im Herderverlag durfte eben jetzt die zweite und dritte Auflage (3.—5. Tausend) erfahren: Das Glücksglas. 8° 282 S. Geb. 4 50. — Epische Breite, wie wir ihr bei Schott begegnen, findet sich auch bei einem neueren (Allgäuer) Volkserzähler: Franz Michel Willam, nur daß er die Zügel seiner psychologischen Tiefschürfung noch unabänderlicher zieht. Der von ihm vorliegende Roman: Knechte der Klugheit. 8° 284 S. Geb. in Leinw. 4 20, zeigt des Verfassers Willen zum unerbittlichsten Eindringen in die innerste Natur der aufgerufenen Menschen und zu deren klarster Abspiegelung ohne jedwelche Kunstgriffe unterstreichender Mache. Eigentlich ist der beschämende Wundfleck unseres jüngstzeitlichen Staats- und Volkslebens: Inflation und Wucher in ihren furchtbaren Schädigungen des Einzel-, Familien- und Gesamtlebens, des Sonder- und Gesellschaftscharakters, das Hauptthema. Wir dürfen ruhig feststellen: Auf diesem Neugebiet ein Vollgriff, der zugleich Möglichkeit und rettenden Ausweg zur Wiedergeburt weist. — Hier sei ein Hinweis angefügt auf den neuesten Sammelband eines beliebten Schwarzwälder Volkserzählers: Der Vetter aus Siebenbürgen. Erzählungen von August Ganther. 8° 190 S. Geb. in Leinw. 3 50. Das in buntem Wechsel sich liebevoll über Volk und Jugend auftuende Buch wird zahlreiche Leser finden.

Ein starkes Talent, auf das ich schon wiederholt in der A. R. aufmerksam machte, trat mit Hertha Pohl in die Literatur unserer Volkserzähler. Herder brachte nun ihr bedeutendstes, weil folgestrengstes Werk: Tina Stawiks Ernte. Roman einer Magd. 8° 208 S. Geb. in Leinw. 3.50. Den möchte ich sehen, der dieses Buch unerschüttert aus der Hand legt. Ich persönlich hatte den endgültigen Eindruck: Es ist, als hätte man selbst ein verfehltes Leben im Leben miterlebt — auf der Bühne könnte es kaum unmittelbarer wirken. Eben darin zeigt sich Hertha Pohls inzwischen zur Größe entwickelte Reife. Was aber jenem Eindruck den unverlierbaren Zug gibt, ist die eiserne Aufbaukonsequenz des hier enthüllten Seelendramas, ist die übermittelte Gewißheit: Es konnte nicht anders, genau so mußte es kommen. Damit sind zugleich Wunden an unserm Gesellschaftskörper aufgedeckt, aber mit der Keuschheit der Erbarmen heischenden Ecce-Homo-Gesinnung, wie Josef Wittig so unübertreffbar feststellt. Wer Seelen liebt, wer die Volksseele liebt und sie immer mehr lieben möchte, der erwerbe dies Buch. Es selbst hat unübersehbare Ernten zu zeitigen. — Eine ungewöhnlich kraftvolle Begabung tritt auf westfälischem Boden hervor in: Der Gottversucher. Roman von Josef Albert. 8° 187 S. Geb. in Leinw. 3.50. — Ein Dichter, dieser Erzähler aus dem Volke, ein durchaus auf sich selbst fußender. Auch sein Gottversucher ist im vollen Sinne ursprünglich, einer der Gott überall schaut und hört und doch nicht zu ihm dringt, dennoch an sich selbst zerbricht, weil er die letzte Schlußfolgerung der Hingabe: Ihr sollt werden wie die Kinder, nicht zieht, weil er das Ich in seinem grausamen Sättigungshunger nicht unterwirft. So vernichtet er und wird vernichtet: gerade dann und dort, als und wo ihm der lauterste Lebensgewinn winkte. Bietet so die Handlung an sich nicht die eigentliche seelische Befreiung: für die künstlerische springt ihre großartige Gewandung ein. Wo findet man heute so unvergleichliche Heidebilder mit allem tiefsten Zauber des Heidelebens? Und die Sprache selbst! Bisweilen liest sie sich wie vollendeter Rhythmus, nicht selten geht auf sie, was das Buch S. 72 sagt: Man horcht auf. Denn die Form der Schönheit reißt alle Herzen fort und fließt um sie einher, als sei's ihr eigenes Blut und die eigene Kraft ihrer Seele. — Auf Josef Albert wird hinfort achten, wer sein Buch wahrhaft in sich aufnahm.

Eine Ueberraschung bietet uns Leo Weismantel in seiner jüngsten Erzählung: Der närrische Freier. Roman. 8° 92 S. Geb. in Leinw. 2.40. Mit Recht heißt es in der Verlagsanzeige: „L. W. hat in diesem Werke die problematische Welt seines bisherigen Schaffens verlassen und seine ganze bedeutende Dichterkraft einem einzigen merkwürdigen Menschen zugewandt." So wurde sein „erster wahrhaft volkstümlicher Roman voller Einblicke in das Wünschen und Fühlen des Herzens." Das Büchlein ist in der Tat hochkünstlerisch geformt und erfaßt. Held ist ein armer, alter Dorfnarr, hinter dem eigentlich die liebenswürdige Gutmütigkeit eines ganzen Dorfes steht. Dieses rührende Menschenkind „hat" einen gleich in der ganzen kindlich traumhaften Ahnungslosigkeit seiner Liebe zum schönsten und zugleich besten Mädchen der engen Umwelt. Und wie gerade dies entzückend barmherzige Geschöpf ihm weh tun muß, ohne ihn jedoch zu vernichten, so daß er noch einen zweiten Glückseligkeitstraum träumen darf, ehe „der letzte Freund" ihn ruft: Das ist in diesem erschütternd wundersamen Bändchen bis zur Unvergeßlichkeit dargetan.

Ein Buch voll goldener Heiterkeit und idyllischen Sonnenscheins schenkt uns Ludwig Mathar in dem Roman: 5 Junggesellen und 1 Kind. Eine traurig-lustige Geschichte. 8° 144 S. Geb. in Leinw. 3 M. Des Verfassers geliebtes Venn-Heimatstädtchen ist die Bühne. Auf ihr bewegt sich in überzeugender Anschaulichkeit die Gruppe mit den ausgerechnet fünf Hagestolzen, dem einen Kinde, dessen Mutter und einigen anderen in die Handlung eingreifenden Personen. Bäby Bubi herrscht als König, versteht sich. Viel zartes Gemüt, viel echter Humor steckt in diesem Lebensausschnitt, in dem beides das Sieghafte ausmacht. — Humor und Gemüt sind auch die tiefsten Bewegkräfte in Hermann Herz' neuer Erzählung: Der Herr Professor. Eine kleinstädtische Geschichte. 12° 72 S. In Pappband 1.50. Mitten in engen Rahmen mit viel Oberlicht ist dies psychologisch durchhellte Bild einer eigenartigen Persönlichkeit gestellt, wie es sich dem Erzähler unmittelbar aufgedrängt hat: durch eine der Erinnerung nie entschwundene Gestalt, die weit mehr war als sie sich nach außen hin gab und die hier ein ehemaliger Schüler für uns so ergötzlich wie, zu tiefst gesehen, herzbeweglich zeichnete. Das Bändchen hat auch entzückende Schilderungen und ist überhaupt ein Prachtstückchen der Fabulierkunst.

Erfreulichen Ausbau zeigt Herders Bücherei zeitgenössischer Erzähler: Der Bienenkorb, 12° kart. je 1 M. Auch hier flog Ludwig Mathars Dichterfleiß ein und zwar mit einem zwischen Eifel und Niederland spielenden Geschichtlein: Der arme Philibert. 80 S. Es ist die Darstellung seelischer Erneuerung seitens eines erst zum Charakter sich Bildenden, eines zunächst scheinbar durch äußeres Glück Begünstigten, der in zwei Ehen erst durch Enttäuschung, dann durch Verrat sich auf sich selbst besinnen und sein Schicksal meistern lernt. Ein Sieg, der zur wahren Freiheit führt auf dem Gipfelstieg der Hingabe, des Opfers, der heroischen Entselbstung. — Oskar Maria Graf heißt das neue bayerische Erzähltalent, dem wir ein in großartiger Geschlossenheit durchgeführtes Bändchen danken: Die Traumdeuter. Aus einer alten bayerischen Familienchronik. 70 S. Die Verlagsanzeige trifft den Nagel auf den Kopf, wenn sie den Verfasser mit Heinrich von Kleist, als Erzähler, in Vergleich zieht: Bei beiden „ein letztes Maß von Selbstentäußerung in sachlich gegenständlicher Darstellung". In der Tat, auch bei Graf haben wir eine chronistische Selbstverständlichkeit von einer Kraft, die aller Wirklichkeit, auch der furchtbarsten, straff ins Auge schaut und — eben das ist hier die Hauptsache — sie künstlerisch bezwingt. Wer hier herzutritt, soll wissen, daß Arbeit der Selbstbeherrschung von ihm verlangt wird, will er des Genusses teilhaft werden, den schließlich jedes wirkliche Kunstwerk in sich schließt. — — M. Herbert schmückte die Sammlung durch eine ihrer vollendetsten Novellen: Das fremde Leben. 80 S. Sie folgt darin dem eigenen Grundsatz der in Kunst und Leben ständig anzubahnenden wachsenden Vertiefung unter und zu den „Menschen untereinander": durch Güte, die tätige Weisheit der Liebe bedeutet. Inhalt der Erzählung: Eine hochsinnige Frau reifen Alters wird Universalerbin eines ihr persönlich fern gebliebenen Mannes von bedeutendem Geiste und franziskanischer Seele, der sie als würdige Trägerin seiner weiterhin auszugestaltenden Lebensideale erkannte und wählte. Sie erhält damit eine sie zuerst fast erschreckende neue Lebensaufgabe, indem sie das Leben ihr bisher fremder und zum Teil sehr eigenartiger Menschen mitleben und weiterführen muß. Ihr selbst fällt aber dadurch ein hoher und bleibender Lebensgewinn zu mit einem Ewigkeitsziele, dessen Erreichung allein dem irdischen Dasein seinen Vollwert verleiht. — Das auch dichterisch reizvolle Buch ist von einem Reichtum der Gedanken und psychologischen Erkenntnisse, wie er auf so kleinem Raume sich nur selten darbieten mag. Man liest es gefesselt, auch ergriffen von Anfang bis Ende, und wie wir es schließen, wissen wir, daß es uns Kostbares zur eigenen Klärung und Veredlung gab.

Vom Büchertisch.

Liturgisches Totenbuch. Von Joseph Weiger. 1924. Matthias Grünewald Verlag, Mainz. 2.— M. — Schade, daß das liturgische Totenbüchlein nicht mehr rechtzeitig für die Allerseelenzeit zur Anzeige kommen konnte! Aber auch außerhalb des Totenmonats wird es vielen Betern willkommene Dienste leisten. Es enthält die Formularien der verschiedenen Totenmessen, die Gebete an Tumba und Grab, die Totenvesper und das Totenoffizium. Ein Anhang bringt die Lesungen des Allerseelenoffiziums. Die Uebersetzung ist durchweg gut. Bei der Sequenz Dies irae würde eine rhythmische Uebertragung in Strophenform besser zusagen. Die in manchen Diözesen übliche Totenlitanei hätte auch aufgenommen werden können. Die feine Ausstattung braucht beim Matth. Grünewald-Verlag nicht eigens betont zu werden. A. M. Rathgeber.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Musik. Am Allerheiligentage bot die musikalische Akademie als Uraufführung Ein Friedenslied in fünf Gesängen nach Worten der Hl. Schrift entworfen und für Solostimmen, Chor und Orchester gesetzt von R. Heger, dem Kapellmeister der Staatsoper. Durch Kriegserlebnisse erweckt, hat der Tonsetzer später die Idee ausgestaltet zu einem ernsten, tiefgreifenden Kunstwerke. Es sind Stellen von starker Erfindung darunter, von hohem Klangreiz und stärkstem Gefühlsinhalt. Daß Heger das moderne Riesenorchester mit Celesta, Glockenspiel und anderen Schlaginstrumenten formal glänzend beherrscht, ist heutzutage selbstverständlich. Wundersame Wirkungen weiß er auch mit den Chören (Lehrergesangverein, Knabenchor des Wilhelmgymnasiums) zu erzielen; dagegen erscheinen uns die Solopartien, die mit ersten Opernkräften besetzt waren, nicht in gleicher Weise dankbar. Der erste Gesang ist eine Lobpreisung Gottes, der da heimsuchet der Väter Missetat an den Kindern; aber der Herr läßt auch Gnade walten und ist barmherzig, wie sich ein Vater über Kinder erbarmt. Der zweite Gesang ist Kriegsschilderung: „ein Feuer ist angegangen durch Gottes Zorn. Die Helden aber, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen zum ewigen Leben." Der dritte Gesang eröffnet Blicke in eine bessere Zukunft und schließt mit einer achtstimmigen Doppelfuge: „Denn unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Dieses glanzvolle Finale bot einen der gewaltigsten Eindrücke des Abends. Im 4. Gesang hebt das Lied des kommenden Friedens an, ohne einstweilen zu voller Harmonie zu führen; im 5. steigen nochmals bange Fragen auf: „Herr! Gott, warum hast du uns so schwer geschlagen?" Bis aus Gewittersturm die Stimme des Ewigen tönt: „Ich bin der Herr Himmels und der Erde. Meine Wege sind wunderbar." Noch einmal vereinigen sich in der Schlußfuge Singstimmen, Orchester und Orgel zum Preise Gottes. Auf dem Höhepunkt führt der Knabenchor den Choral: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" als cantus firmus ein und leitet zum Ausklang über. Heger war seinem Werke ein trefflicher Interpret, der von allen Mitwirkenden beste Unterstützung fand. Schien es uns (wenigstens nach einmaligem Hören zu urteilen) als hätten einige Teile durch eine stärkere Konzentration gewonnen, so gibt das in seinen Höhepunkten wirkungsgewaltige Werk doch in jeder Note Zeugnis von dem künstlerischen Ernst und der ethischen Höhe des Tonsetzers. — Der erste Abend der Abonnementskonzerte im Konzertverein stand im Zeichen Bruckners. Sigmund v. Hausegger dirigierte die 1. und die 9. Symphonie. Es waren gewaltige Eindrücke. Das Orchester folgte seinem Führer mit Hingebung zur vollendeten Verwirklichung seiner, die gewaltigen Werke geistig und gefühlsmäßig voll umfassenden Absichten. Das Konzert wies einen ganz ungewöhnlich starken Besuch auf und der Beifall klang sehr begeistert. — Ein Konzert mit gewähltem Programm gaben Magda Morath (Sopran), Irene Schmid (Alt) und Karl Strauß (Bariton). Am Flügel begleitete Dr. Hanns Rohr. Die Vortragenden zeigten vielversprechende Kunst und gute Schulung. Die Zuhörer waren sehr dankbar.

Münchener Schauspielhaus. „Sonkin", eine Tragikomödie von Semon Jntschkowitsch. Sonkin ist ein kleiner jüdischer Angestellter, der als winziges Rädchen in dem Mechanismus eines großen Geschäftshauses Tag für Tag, Jahr für Jahr seine freudlose Arbeit verrichtet bei schlechter Behandlung und einem Lohn, der trotz Ueberstunden bis Mitternacht selbst für den kinderlosen Haushalt kaum ausreicht, und der Blick in die Zukunft zeigt die gleiche Leere und Oede. Da hat sich der arme Teufel ein Los gekauft. Er und seine Frau malen sich in ihren kärglich bemessenen Erholungsstunden aus, wie herrlich es werden sollte, wenn der Goldsegen auf sie herniedergehen würde. Ist dann die Ziehung gekommen, so gibt es zwar eine Enttäuschung, allein später kaufen sie ein neues Los und die Zukunftsträume haben neue Nahrung. Eines schönen Morgens zieht Sonkin wirklich das große Los. Die Freude ist so groß und erschütternd, daß Sonkins Gleichgewicht langsam ins Wanken gerät. Sonkin ist ein guter Mensch; schon in seinen Träumen spiegelte sich der Wunsch, anderen helfen zu können, von dem alten Onkel angefangen, der ein armer Schuster ist und sich kein Leder kaufen kann. Bald umdrängen die Verwandten, von denen die meisten sich nie etwas um den armen Teufel bekümmert haben, den reichen Mann. Die Vorgesetzten, die ihn ein Lebenlang geringschätzig behandelt haben, suchen seine Gunst und wollen ihn als Teilhaber in die Firma aufnehmen. Es sind eine Menge fein beobachteter Einzelumstände, die schließlich das seelische Gleichgewicht des armen Sonkin so stark belasten, daß er wahnsinnig wird. In Situationen, deren Komik wir belachen, fühlen wir, wie langsam die Verwirrung von diesem armen Gehirn Besitz ergreift. Sonkin ist verkümmert durch sein trostloses, niedriges Milieu, aber nun da er die äußere Möglichkeit hat, sich über dasselbe zu erheben, fehlt ihm jeder Halt, sich in dem neuen Lebenskreise zu behaupten. Der an den Käfig gewohnte Vogel geht in der Freiheit zugrunde. Gewiß alles, was da auf der Bühne herumwurschtelt, sind kleine Leute, auch in ihrer seelischen Spannweite von kleinstem Format, aber wie der Verfasser sie mit schärfster Beobachtung gesehen und mit einem überlegenen Humor geschildert hat, ist meisterlich. Vor 25 Jahren hätte dieses Milieustück Sensation gemacht. Da wir diese Ueberschätzung heute nicht mehr hegen, möchte ich einige Striche empfehlen. Wir können einen Dichter nur nach der Aufgabe beurteilen, die er sich selbst gestellt hat, und so muß man sagen, er hat sein Ziel voll erreicht. Hoch spielte den Sonkin ohne alle laute Gebärde mit einer Innerlichkeit, in welcher die Grenzen des Komischen und des Tragischen ineinanderfließen. Der Beifall war sehr stark.

Uraufführung im Volkstheater. „Die wertbeständige Tante", ein Schwank von Max Real und Rud. Frank. Aus Angst vor der Ungnade der Tante mit den wertbeständigen Millionen läßt sich die Nichte, deren Bräutigam am Hochzeitstage vorübergehend verloren gegangen ist, mit einem anderen trauen. Da die Tante mit auf die Hochzeitsreise geht, ist es nicht möglich, den Strohmann rechtzeitig gegen den Richtigen auszutauschen. Man lacht über den tollen Unsinn, da aber die Autoren die Verwechslungen allzureichlich wiederholen, wird der anspruchsvollere Zuschauer schließlich doch etwas ungeduldig, da die Komik doch immer nur aus den Situationen (darunter die üblichen Schlafzimmerscherze der französischen Komödien) erwächst, statt aus den Charakteren. Es ist nicht nötig, eingehender darüber zu sprechen. Das Publikum des Volkstheaters war, wie stets, zufrieden.

Verschiedenes aus aller Welt. In Dresden weckte Richard Strauß' neue Oper: „Intermezzo" bei der Uraufführung starken Beifall. Die reiche musikalische Kunst des Komponisten fand wieder volle Anerkennung. Die Kritik erkennt an, daß vieles in seiner graziösen Virtuosität kein anderer hätte schreiben können, als Strauß. Die Fabel handelt von der durch einen fälschlich in ihre Hände geratenen Brief erweckten Eifersucht einer Kapellmeistersfrau. Der Darsteller des unschuldigen Gatten hat, wie man liest, die Maske Rich. Straußens jüngerer Jahre getragen. Das Publikum scheint sich noch besonders daran erfreut zu haben, in häusliche Angelegenheiten des Komponisten eingeweiht zu werden. Es ist zu hoffen, daß der lustige Text ununterrichtete Theaterbesucher nicht im geringeren Grade fesselt. — „Frankenthaler Porzellan" nennt sich ein reizvolles Spiel von Gustav Jakob, das in Mannheim aus Anlaß des 200. Geburtstages des Kurfürsten Karl Theodor erfolgreich gegeben wurde. — Die nächstjährigen Festspiele in Bayreuth bringen die Nibelungen, Parsifal und Meistersinger. — „Die gläserne Frau", Wilh. von Scholzens neues Werk, hatte in Stuttgart einen starken Erfolg. Der Dichter ist auf dem im „Wettlauf mit dem Schatten" beschrittenen Weg ins okkulte Gebiet weiter geschritten. Hellsehen und seelische Offenbarungen in Hypnose beschäftigen sein dichterisches Interesse und der Weisheit letzter Schluß ist die Unerbittlichkeit des Schicksals, die Moira der Griechen.

München. L. G. Oberlaender.

2. Hausmusikabend am Samstag, den 15. November, 8 Uhr im kleinen Odeonssaal München, Programm: Sonate für Violoncello und Klavier in F-dur, op. 5 Nr. 1 von Beethoven; Lieder von Max Reger und Joh. Brahms; Elegie und Scherzo für Violoncello und Klavier op. 18 von Otto Siegl (Wien), zum ersten Male; zwei ungarische Tänze für Klavier zu vier Händen von Joh. Brahms; gemischte Chöre von Mozart und Joh. H. Schein. Mitwirkende: Dr. Mathäus Römer (Tenor), Professor Johannes Hegar (Violoncello), August Pfeifer (Klavier), Ludwig Funk (Klavier), der Rüdinger-Chor unter Leitung von Gottfried Rüdinger. Eintritt frei! Freiwillige Spenden zur Kostendeckung werden am Saaleingang dankend entgegengenommen. Eintrittskarten werden voraus abgegeben in der Musikalienhandlung von O. Halbreiter, Promenadeplatz.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Da die Aufwertungsfrage in den Wahlkundgebungen der politischen Parteien eine so grosse Rolle spielt, haben sich die Hoffnungen neu belebt. Wieder drängen sich zahlreiche Käufer heran und die Kurse gehen ansehnlich in die Höhe; so hat die Kriegsanleihe z. B. ihren tiefsten Kurs des vorigen Monats verdoppelt. Es ist bei solchen Steigerungen jedoch immer der Anreiz gegeben, bei in spekulativer Absicht gekauften Papieren den Gewinn bald zu realisieren, wobei dann mit Kursrückgängen gerechnet werden muss. Man kann auch der Meinung sein, dass die Steigerung sich einstweilen noch fortsetzt, aber man darf nur nicht aus dem Auge verlieren, dass, so lange nicht irgendwie bestimmte Aufwertungspläne bestehen, sich höhere und niedrigere Kurse mit gleich guten Gründen verteidigen lassen. Der Wunsch aufzuwerten ist allgemein; ein sofort gangbarer Weg zum Ziel hat sich noch nicht aufgetan. Es ist nur zu natürlich, dass die Spekulation sich eifrig diesem Markte zuwendet, da auf den anderen immer noch eine grosse Unlust herrscht. Auch in ungarischen Renten war stärkeres Geschäft. Ab 1. Januar wird der Zinsendienst für die auf Gold gestellten 4 proz. Vorkriegsrenten mit 32 Prozent der Nominalverzinsung und für die auf Valuta gestellten $4^1/_2$ proz. Anleihen mit 27 Prozent der Nominalverzinsung erfolgen und es scheint mit einiger Sicherheit zu erwarten, dass diese Abmachung auch für die in deutschem Besitz befindlichen gelten wird. Auf dem Montanmarkt trat in den Rhein-Elbepapieren eine Steigerung ein in Erwartung günstiger Umstellungsziffern. Die Rohstahlgemeinschaft, die in Düsseldorf beschlossen wurde, wird für die Entwicklung nicht ungünstig beurteilt. Für Geschäfte in Bankaktien besteht geringe Neigung. Bei der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft rechnet die Börse jetzt mit einer Umstellnug von 10 : 1. Nachahmenswert ist das Vorgehen der Dresdner Handelsbank A. G., welche 20 000 Gm. zur Unter-

stützung alter bedürftiger Aktionäre ausgeworfen hat und beabsichtigt, auch im nächsten Jahre Beträge für diesen Zweck aufzuwenden Günstige Kapitalumstellungen weisen einige Reedereien, Brauerei-, Kali- und Textilgesellschaften auf. Da und dort zeigt sich ein etwas besserer Geschäftsgang. Starke Anregung ging von diesen Momenten indessen nicht aus, denn Dividenden zu erwarten, welche den jetzigen Sätzen für Leihkapital nur einigermassen entsprechen könnten, wäre verfrüht. Die Steuerermässigungen wurden nicht in dem Ausmass erwartet, wie die Börse sich gedacht. Die Herabsetzung der Börsenumsatzsteuer soll von der Verminderung der Bankprovisionen abhängig gemacht werden. Auch sonst soll mit dem Steuermilderungsprogramm eine neue Aktion zur Herabsetzung der Preise verbunden werden. Die Finanzminister beschlossen in Berlin eine Ermässigung der Umsatzsteuer auf 1½, der Luxussteuer auf 5 Prozent. Beim Lohnabzug soll das Existenzminimum auf 720 ℳ erhöht werden. Für Invalide ist eine Befreiung von der Steuerleistung geplant, soweit die Steuerpflicht nicht 20 Pfg. in der Woche übersteigt. — Der längst erwartete Abbau der Devisengesetzgebung ist eingetreten. Da nun Arbitragegeschäfte mit dem Ausland wieder möglich sind, wandte sich den Kolonialwerten grösseres Interesse zu. Mit Japan sind Abmachungen über eine Zusatzentschädigung für den enteigneten Besitzer getroffen, so konnte in Aktien der Südsee-Phosphat-Gesellschaft sich ein belebtes Geschäft ergeben. Der Geldmarkt zeigt grössere Flüssigkeit. Tägliches Geld ist zu 8/10 p. Mill., Monatsgeld zu 12 p. Prozent zu haben. — Die Verordnung des Reichspräsidenten über die Abhängigmachung der Aufnahme von Auslandskrediten der Länder, Gemeinden und Gemeindeverbände von der Zustimmung des Reichsfinanzministers betrachtet die bayer. Staatsregierung als einen Missbrauch des § 48 der Reichsverfassung und verlangt ihre möglichst schnelle Aufhebung. Der Zweck, den diese Verordnung erreichen wollte, könne nach Ansicht des Ministerrates durch eine freie Vereinbarung unter den Ländern einerseits, mit der Reichsregierung anderseits erreicht werden. Aus den Erklärungen des Reichsbankpräsidenten (vgl. Nr. 45, S. 723) sind die Uebelstände des Kreditwesens zu ersehen, die durch die Verordnung bekämpft werden sollen. Warum man nicht den von Bayern gezeigten Weg einschlug, der politisch klüger gewesen wäre, ist nicht einzusehen. Mittlerweile hat Dr Schacht eine Rede (als Parteimann allerdings) gehalten, in der er ausführte, dass das Reich auch mit Sachsen und Bayern fertig geworden sei; eine politisch gewiss nicht glückliche Formulierung. Auch der Gesetzentwurf über eine Rentenmarkkreditanstalt, den der Reichsernährungsminister vorlegt, wurde von der bayer. Staatsregierung aus grundsätzlichen, politischen und wirtschaftlichen Bedenken abgelehnt. Es ist zu befürchten, dass die bayerischen Bodenkreditinstitute, die sich gerade etwas erholen und die Bedürfnisse zu befriedigen vermögen, durch das Hinzutreten einer neuen Bank in der Entwicklung gehemmt würden. — An den Produktenmärkten haben die Preise angezogen.

K. Werner, München

Eine Sonderausstellung von Felix Nabors sämtlichen Werken findet vom 11.—17. November in der Herderschen Buchhandlung, München, Löwengrube statt. Felix Nabor blickt auf ein fast vierzigjähriges Schaffen im Dienst der katholischen Sache zurück Seine literarisch hochstehenden Werke sind in der Allgemeinen Rundschau wiederholt eingehend gewürdigt worden. Möge die Ausstellung dazu beitragen, den Nabor-Büchern einen wohlverdienten gesteigerten Absatz zu bringen.




Weihnachts-Anzeiger der Allgemeinen Rundschau




Bei Anfragen beziehe man sich stets auf die Allg. Rundschau


TORPEDO

Lehrer Obst's

HAUS-TEE-KUREN!

Ein Segen der Volksgesundheit.

Asthma-, Blasen-, Bleichsucht-, Blut- und Darmreinigungs-, Diarrhoe-, Fieber-, Frauen-, Hals-, Hämorrhoiden-, Herz-, Leber-, Lungen-, Magen-, Nerven-, Nieren-, Rheuma-, Gicht-, Schwitz-, Wassersucht- und viele Spezialtees, wie Angst-, Arterien-, Abmagerungs-, Flechten-, Fallsucht-, Fettsucht-, Gallenleiden-, Haarausfall-, Ischias-, Krebs- und Geschwüre-, Lähmungs-, Skrofel-, Weißfluß-, Würmer-, Zuckerkrankheit und viele andere, best bewährt, selbst in anscheinend hoffnungslosen Fällen, worüber ungez. Dankesbriefe!

Man mache genaue Angaben! — Drucksachen kostenlos! — Rückporto!

1/1 Monatspaket Mk. 3.—, 1/2 Paket Mk. 1.50.

Hauptvertrieb für Süd-Bayern und Württemberg:

Apotheker Leonhardi & Cie, Ulm (Donau), Werk Mössingen, Schwäb. Alb.

Verlangen Sie die Tees in Ihrer Apotheke!

Näheres durch den alleinigen Hersteller: R. OBST, Herrmannsdorf bei Breslau.

Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder, kirchl. Artik., Devotionalien u. a. **Herder & Co., Freiburg i. Br.**

Devotionalien, Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle, J. Pfeiffers relig. Kunst-Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner) München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate. Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien Krippen Kreuzwege Hl. Grab in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur Galvanoplastik. Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen Brems-Varain, Trier Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker Kevelaer, Rhld. Verleger des Hl. Apost. Stuhles. Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache. Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ. Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

Musikinstrumenten- und Saitenfabrik Ammon Gläser, Erlbach i. Vogtl. Weltbekannt als beste Bezugsquelle. Alleiniger Fabrikant der ges. gesch Bernhardts-Silberstahl-E-Saiten „Die Saite der Zukunft."

Optik aller Art Theater und Prismengläser Munck & Regge, Rathenow.

TURMUHREN B. Vortmann, Turmuhrenfabr. u. Metallgiess., Recklinghausen i. W.

Uhrketten und Bijouterie, Spezialität Doubléketten. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure. Stockert & Co., Uhrketten und Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

WAFFEN aller Art



Drillinge, Doppelflinten, Repetierbüchs, Pistolen, Zielfernrohre, Feldstecher, Jagdmunition. Waffen-Frankonia, Würzburg (Bayern) III.

Waffen aller Konstruktionen Deutsche Waffenfabrik G. Knaak, Berlin SW. 48.

Speditionstafel

Cassel: Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.: J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve: Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

Münster i. W.: Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

Passau-Bayern: „Ispag" Internationale Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz: C. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier: J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.











Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis:
In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung f. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47 München, 20. November 1924. XXI Jahrgang.

Zur Bekämpfung des Kommunismus.

Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.

Das für jeden Deutschen schmerzlichste Ergebnis der letzten Reichstagswahlen war das Anwachsen der Kommunisten auf 60 Abgeordnete. Der Kommunismus ist die Verwirklichung des Radikalismus in Staat und Gesellschaft. Sein Weg führt über Blut und Leichen. Wir kennen die Moskauer Vorbilder. Selbst die Sozialdemokratie, namentlich der Vorwärts, bekämpft ihren ungeratenen, vor nichts zurückschreckenden Sohn auf das heftigste. Aber nicht bloß die Sozialdemokraten, erst recht natürlich die bürgerlichen Parteien weite Kreise der Industrie und sonstige Gesellschaftsschichten empfinden es teilweise in großer Angst, daß hier der deutsche Volks- und Gesellschaftskörper von einem unheimlichen, in seinen Tendenzen und Zielen furchtbaren Feind angebohrt und zerstört wird.

Diese kommunistische, in ihren Konsequenzen und Verwirklichungen unheimliche Gedankenwelt ist nicht allein aus der Sozialdemokratie mit ihrer Grundlegung durch Marx herausgewachsen, sondern der Staat und die Gesellschaft der Vergangenheit und der Gegenwart haben an dem Großwerden und der Erstarkung des Kommunismus ein vollgerütteltes Maß von Schuld. Die Mutter des Kommunismus, die Sozialdemokratie, ist nicht in letzter Linie groß geworden durch den Mangel an Verständnis ihres Wesens und Wollens und durch Bekämpfung mit Gewalt. Die Sozialdemokratie entpuppte sich frühzeitig nicht bloß als Arbeiterbewegung zur Besserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Arbeiter, sondern als Trägerin einer neuen, auf antichristlicher, materialistischer Basis aufgebauten Weltanschauung. Für diese trug die deutsche Philosophie, trugen die deutschen Professoren und Schriftgelehrten die Bausteine herbei. Als im Jahre 1875 im deutschen Reichstag Klage geführt wurde über den zunehmenden Unglauben in den Volksmassen, da erwiderte der alte Bebel sehr schlagfertig, daß die Sozialdemokratie ja nur die Konsequenzen aus der herrschenden Kathederphilosophie ziehe, deren Grundlage Atheismus und Darwinismus sei. Und als Haeckel seine wissenschaftlich unwahren (siehe die Urteile von Paulsen, Wundt usw.) Welträtsel in die Welt schleuderte gegen das Christentum, da machten die liberalen und freisinnigen Zeitungen der damaligen Zeit den Inhalt dieses unheilvollen Buches den Massen mundgerecht, und von Allerhöchster Stelle aus wurde Haeckel mit hohen Titeln und Ordensauszeichnungen bedacht. Daß Haeckels Welträtsel das Evangelium der Volksmassen wurden, namentlich in weiten protestantischen Volkskreisen den Gottes- und Bibelglauben verdrängen halfen, sah man in kurzsichtiger Verblendung nicht ein. Haeckels Werke gesellten sich in den sozialdemokratischen Volksbibliotheken zu den schon vorhandenen eisernen Beständen der materialistischen Bücher des „Affenvogt", der Büchner, Moleschott usw. Die atheistische deutsche Philosophie sickerte in die Volksmassen und überlieferte sie der Autoritätslosigkeit und der Skepsis. Es wäre ein dankbares Stück Arbeit für einen jungen Soziologen, einmal konkret zu untersuchen, wie die durch den Staat bezahlte, aber dem Christentum zum großen Teil feindlich und negativ gegenüberstehende deutsche Philosophie und Kulturphilosophie auf Autoritätsglauben und christlichen Solidarismus des deutschen Volkes zersetzend und auflösend eingewirkt und dem extremen Individualismus zur Verbreitung verholfen hat, der heute im Kommunismus mit seiner Abschüttelung jeglichen Gebundenseins an Moral und Staatsbürgerpflicht zum Entsetzen der ganzen Welt ausartet.

Diese unheilvollen geistigen Quellen zur Förderung der Sozialdemokratie behandelten die damaligen Staatspolitiker als quantité négligeable. Als nun die Sozialdemokratie zu wachsen anfing und dem deutschen Staatsorganismus Sorge machte, da war die Gewalt das erste Mittel, das die Staatslenker anzuwenden wußten. Namentlich in Preußen, wo die Gewalt auch in geistigen und weltanschaulichen Fragen, wie im Kulturkampf, in der Behandlung der Elsaß-Lothringer und Polen z. B. selbstverständliches Prinzip war, waren Sozialistengesetz und Zuchthausvorlage die ersten Versuche zur Bekämpfung des Marxismus. Ein Entgegenkommen im Geiste des Christentums, ein Herabsteigen und Sicheinfühlen in das Seelenleben und die soziale Gedankenwelt des Arbeiters war undenkbar. Als im Jahre 1877 der Abgeordnete Graf Galen im Reichstag zur Hebung der Arbeiternot und Arbeiterausbeutung den ersten sozialpolitischen Antrag auf Schutz- und Versicherungsgesetzgebung im Namen des Zentrums einbrachte, da ertönte von den Bänken der Nationalliberalen ein 166stimmiges Hohngelächter. Für die Berechtigung der Forderungen dieses, einem christlichen Sozialismus entstammenden Antrags hatte man kein Empfinden. Als dann auf Kaiser Wilhelm I. ein Attentat verübt wurde, schrieb er an Bismarck, man müsse dem Volke die Religion erhalten; gleichzeitig aber untergrub man durch den Kulturkampf die religiöse Gedankenwelt und das Autoritätsgefühl: im Protestantismus noch mehr als im Katholizismus, wo die Autorität infolge der religiös-kirchlichen Gebundenheit auf viel festeren Füßen steht.

Die Unfähigkeit der preußischen Regierung, die religiösen Kräfte im Dienste der Staatsautorität nutzbar zu machen, vereitelte auch den Versuch des hochedlen protestantischen Pastors Stöcker, Berlin vor den roten Fluten retten zu wollen. Damals tat Kaiser Wilhelm II. Stöcker gegenüber den verhängnisvollen Ausspruch: Christlich-sozial ist Unsinn: „dieweilen sie (die Prediger) diese Dinge nichts angehen". Auch das christliche Schulgesetz des Ministers Zedlitz-Trützschler konnte sich nicht durchsetzen. Der Einfluß des Nationalliberalismus, dem ein christliches konfessionelles Schulgesetz ein Greuel war, war stärker als die Erwägung, „dem Volke müsse die Religion erhalten bleiben". Dafür fand der Ballinismus am preußischen Hofe Zugang und die roten Fluten stiegen.

Bereits in Friedenszeiten wurden im Wahlkreise des Kaisers in Berlin über 85% Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben. Bei den Reichstagswahlen im Jahre 1912 gaben die heute, ach, so national und vaterländisch gesinnten Leute, die jetzt die Roten mit Laternenpfählen ausrotten möchten, in ganz Deutschland die Losung aus: Lieber den Roten als den Schwarzen, und dank dieser Losung zogen weit über 100 Sozialdemokraten in den deutschen Reichstag ein. Wir erinnern uns noch des Freudengeheuls, als die liberalen Zeitungen das Aufziehen der roten Flagge am Kölner Domturm melden konnten. Die Aufpeitschung der konfessionellen Instinkte, ohne die die damaligen Nationalliberalen nicht mehr lebensfähig waren, hatte ihre Wirkung getan. Im Volk aber wurde der Marxismus nur noch populärer, denn wenn selbst hohe und höchste Staats- und Gemeindebeamte öffentlich sich mit Abgabe des roten Stimmzettels brüsten durften, was sollte denn dann für den Mann aus dem Volke dabei sein, wenn er, wie ganz selbstverständlich, sozialdemokratisch wählte?

Im besonderen erblickte der politisierende Protestantismus seine Aufgabe darin, den Arm des preußischen Staates zu stärken, indem er beileibe nicht durch geeignete soziale und religiöse Taten — die soziale Gestaltungskraft des Protestantismus ist von Haus aus nach den Urteilen von Holl Wünsch u. a. sehr gering — die Sozialdemokratie und die marxistische Ideenwelt bekämpfte, sondern durch den Evangelischen Bund, diese satzungsgemäße Fortsetzung des „leider" abgebrochenen Kulturkampfes, die Kulturkampfstimmung gegen die katholische Kirche im deutschen Volke aufrechterhielt. Dabei aber verfielen weite große Gebiete in Sachsen, Mitteldeutschland, Berlin, Braunschweig unrettbar dem Sozialismus und bilden heute Herde der kommunistischen internationalen Bewegung. So ist die Sozialdemokratie nicht zuletzt durch Gewalt, Haß und Dummheit ihrer Gegner groß geworden und durch diese gleichen Fehler erhält sie sich auch in der Gegenwart am Leben; denn der einzige letzte und stärkste Turm gegen den Marxismus, das ist die katholische Kirche, wie die sozialdemokratischen Führer selbst nach allen Wahlen und bei sonstigen Anlässen zugegeben haben.

Ludendorff und Hitler sind ausgezogen, um den Marxismus zu töten. Sie taten es mit gänzlich unzulänglichen und verfehlten Mitteln. Anstatt sich der katholischen Kirche, der „Ultramontanen", der Bayerischen Volkspartei, des Zentrums zu bedienen, anstatt diese opferbereiten, deutsch-vaterländisch absolut zuverlässigen Kreise in eine große vaterländische Gesamtbewegung einzugliedern, wie dies am Anfang der nationalsozialistischen Bewegung tatsächlich von nicht wenigen Angehörigen der Bayerischen Volkspartei erhofft wurde, haben beide geglaubt erst mit alten Kulturkampfladenhütern die unreife Jugend vergiften zu müssen, um sie dann auf die sozialdemokratischen „Novemberverbrecher" loslassen zu können. Ludendorff hat das Moment der Gewalt und des Romhasses in die deutsch-vaterländische Bewegung hineingetragen. Hitler scheint die Verfehltheit dieses absurden Unterfangens eingesehen zu haben. Er winkt ab und will in erster Linie jetzt wieder dem Marxismus aufs Korn nehmen. Der furor protestanticus, dieser Grundton der ganzen völkischen Bewegung, nützt in der Bekämpfung des Marxismus aber gar nichts. Er reißt bloß auseinander, was durch Weltkrieg, Schützengraben und Burgfrieden geeint und versöhnt war. Im Kampf gegen den Marxismus hat die völkische, nationalsozialistische Bewegung bereits Fiasko gemacht, weil sie ebenfalls mit Gewalt, Drohungen, Versammlungssprengungen, mit Aeußerlichkeiten, mit Fahnenwimpeln und Hakenkreuzen ihren Eroberungsmarsch versuchte. Es war vom Standpunkt des deutsch-vaterländischen Zusammengehörigkeitsbewußtseins aus ein Unglück und vom politischen Standpunkt aus eine Dummheit, die gegen den Marxismus gerichtete völkische Bewegung auf das schiefe Geleise kulturkämpferischer und konfessionshetzerischer Methoden hinabgleiten zu lassen. Anstatt sich Bundesgenossen zu erwerben, schuf man sich künstlich und mit Gewalt Feinde, Feinde, die gar keine sind. Denn die Wahlstatistik hat noch jedesmal gezeigt, daß die Katholiken in Deutschland die stärkste Widerstandskraft gegen die Sozialdemokratie aufweisen. Im Jahre 1912 wurden 110 Sozialdemokraten in den Reichstag gewählt. Wäre im ganzen Reiche die Abgabe der sozialdemokratischen Stimmen ebenso stark bzw. geringfügig gewesen wie in den katholischen Wahlbezirken, so hätten nur 33 sozialdemokratische Abgeordnete ihren Einzug halten können. Auch die Nachkriegswahlen haben die starke Widerstandskraft der katholischen Bevölkerung gegen die marxistische kommunistische Gedankenwelt bestätigt.

Der Marxismus bzw. Kommunismus kann nicht mit Gewalt von außen her, sondern er muß in der Hauptsache von innen heraus durch Weltanschauung bekämpft und eingedämmt werden. Ludendorff hat in Weimar die Losung ausgegeben, daß der völkische Gedanke die „neugeborene deutsche Weltanschauung" sein müsse. Wieviele Sozialisten und Kommunisten werden sich mit diesem unklaren verschwommenen Begriff für die Illusionen Ludendorffs zurückgewinnen lassen? Wir wissen bereits, was für eine Weltanschauung die Völkischen und Nationalsozialisten in ihrem Hexenkessel aus heidnisch-germanischen-arischen-christlichen Elementen zusammengebraut haben. Wo läßt sich aus dieser neuen deutschen Weltanschauung mit ihrer Vergötterung und Anbetung der Rasse und des germanischen Wesens eine Autorität, eine feste Bindung an moralische und rechtliche Normen ableiten und aufstellen? Da müßte Ludendorff ewig leben, um immer wieder Autorität diktieren zu können. Mit Gewalt, Säbelrasseln und deutschvölkischen Kraftsprüchen ist der Marxismus nicht klein zu bekommen.

In den Kreisen der Völkischen und Antimarxisten denkt kaum jemand daran, daß die Bekämpfung der kommunistischen Gefahr in allererster Linie durch Anerziehung und Pflege der christlichen Weltanschauung langsam und mühselig zu erreichen sein wird. Darin besteht das Geheimnis, weshalb die Katholiken Deutschlands dem Marxismus nur in geringem Maße verfallen sind, weil sie in ihren religiösen, sozialen, politischen Organisationen stets die Weltanschauung des Christentums als Kern des Zweckes betrachten. Der völkische Gedanke, der Kantsche kategorische Imperativ oder die preußische Subordination als Pflicht können niemals als Ersatz einer religiösen Weltanschauung bindend und zusammenfassend wirken. Denn diesen von Menschen gesetzten Verpflichtungen zur Autorität fehlt die absolute Verpflichtung im Gewissen, die nur eine göttliche und eine kirchliche Autorität gebieten kann. Die katholische Kirche ist die stärkste Macht, die auf Autorität aufgebaut ist und für ihre Autorität auch Bindung und Anerkennung heischt. Der Protestantismus, nicht das kleine Häuflein der Orthodoxen, der bedenklich an die äußersten Grenzen eines extremen Individualismus geraten ist — nicht von Hause aus — mußte gegenüber solchen weltanschaulichen Strömungen mit antichristlicher Tendenz wie der Sozialismus eine Niederlage erleiden, weshalb auch der Sozialismus und Kommunismus in den protestantischen Gegenden ihre stärksten Einbrüche zu verzeichnen haben. Wo wäre innerhalb des Protestantismus z. B. eine autoritative Stelle vorhanden, die es wagen könnte und wagen würde, die Zugehörigkeit zu einer Freien Gewerkschaft mit ihren christentumsfeindlichen Tendenzen auf Grund kirchlicher Vollmacht zu verbieten?

Der Kommunismus ist als eine Gedankenwelt aufzufassen, die nahezu eine völlige Verneinung unserer staatlichen und gesellschaftlichen Begriffe und unserer religiös sittlichen Normen darstellt. Mit Knieschlottern und Jammern über diese „verruchten Kommunisten" ist nichts zu ihrer Abwehr und zur Beseitigung ihrer Gedankenwelt erreicht. Es muß der Versuch gemacht werden, jener Gedankenwelt mit inneren Mitteln und greifbaren Taten entgegenzutreten, die dem kommunistischen Radikalismus den Wind aus den Segeln und den Schein der Berechtigung nehmen. Ein solches Mittel ist die Erziehung zu einer überzeugten christlichen Weltanschauung. Das wird auf katholischer Seite in unseren Arbeiter-, Gesellen-, Handwerker-, Kaufmanns-, Beamten-, Studenten-, Jugendvereinen usw. bewußt geübt. Die katholische Religion, der Dekalog, die Autoritätskraft und -notwendigkeit bilden mit ihren zahlreichen sittlich-religiösen Inhalten das stärkste Gegengewicht gegen gewalttätigen Umsturz, gegen politische und staatliche Negation. Jahrzehntelang haben unsere Geistlichen, unsere „Hetzkapläne", die Sonntag für Sonntag opfern im Dienste einer religiösen und zugleich vaterländischen Bildungskultur, durch ihre hingebende Arbeit die Sozialdemokratie mittelbar bekämpft und Hunderttausende von katholischen Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen zum Festhalten an ihrem Glauben ermuntert und die Ueberzeugung in weite Volkskreise getragen, daß der Sozialismus als Weltanschauung und als Staatsprinzip ein Verderben ist für die Seele des Einzelnen und den Staat im ganzen. Diese mühselige Arbeit, diesen echten Dienst am Volke hat man Verquickung von Religion und Politik gescholten. Mit welch scheelen Augen haben früher die liberalen Herren Beamten namentlich in den städtischen Gemeinden Gesellenvereins- und Kasinomitglieder angesehen! Wie hat man selbst gegen die Christlichen Gewerkschaften gearbeitet, wie hat man auf den Hochschulen unseren katholischen Studenten das Dasein schwer gemacht! Wie haben noch in jüngster Zeit die deutschpatentierten Nationalsozialisten unsere organisierten katholischen Studenten als „Marienritter" und „Herz-Jesu-Chevaulegers" verspottet, — ohne zu bedenken, daß aus diesen Reihen katholischer Gesellen, Arbeiter, Bauern, Studenten zielbewußte und standhaltende Gegner des Marxismus herauswachsen, keine Spartakisten und Kommunisten, wie dies z. B. bei den liberalen Organisationen nicht katholisch betreuter Schullehrer so bedauerlich und zahlreich der Fall war.

Die soziale Gedankenwelt, die unsere katholischen Organisationen aller Art umfaßt, ist der katholische Solidarismus, der eine geistige und eine persönlich-konkrete Verbindung schafft zwischen den verschiedenen Berufsklassen, der auch Brücken schlägt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, wie das Franz Brandts, der große rheinische Fabrikant, aller Welt als gutes Beispiel gezeigt hat. Dieser katholische

Solidarismus, der leider auch in manchen katholischen Kreisen nur in der Theorie und als Papierforderung gerne anerkannt wird, ist es allein, der die ungeheuere Verbitterung in den unteren Volksklassen dämpft durch Eindringen in das Seelenleben des arbeitenden Volkes, durch persönliche Beziehungen von Mensch zu Mensch, durch Taten des sozialen und caritativen Ausgleichs. Erst wenn diese solidaristische christliche Gedankenwelt mehr zu praktischen Taten führt und der Ausgleich von Person zu Person besser versucht wird, ist an eine wirksame Bekämpfung der kommunistischen Gedankenwelt zu denken. Wenn eine Fabrikdirektorsgattin z. B. in ihrem eleganten Auto reiche Einkäufe macht, so könnte sie auch manchmal an die schwangeren Mütter in den Fabrikräumen ihres Mannes denken und Beihilfen leisten für die leiblichen Erfordernisse der schweren Stunde. Und so mancher kinderreiche Familienvater wäre froh, wenn er über seinen Lohn hinaus mitunter einen freiwilligen Zuschuß erhielte. Diese Beispiele seien nur genannt, um zu zeigen, daß es über Sozialgesetzgebung, Sozialpolitik, Lohntarif usw. hinaus noch Dinge gibt, die die Klassengegensätze zu mildern imstande sind und die versöhnend im Sinne Christi wirken.

Es wird überaus schwer sein, die Reihen der überzeugten und verbohrten Kommunisten zu lichten und sie dem Christentum und dem deutschen Vaterlandsgedanken als zuverlässige und brauchbare Mitmenschen und Mitbürger zurückzugewinnen. Aber noch ist es möglich, vorbeugend zu wirken. Dazu können und müssen die gebildeten und besitzenden Klassen noch außerordentlich viel beitragen, außer sie sägen weiter an dem Aste, auf dem sie sitzen. Man stelle sich vor, es würden Tausende und Abertausende von gebildeten Männern mit ihrem Wissen, ihrer staatspolitischen, religiös-sittlich verfestigten Bildung in unseren katholischen und protestantischen sozialen Vereinen Aufklärungsarbeit treiben und durch ihre Persönlichkeit Gegensätze ausgleichen; es würden Abertausende von besseren Frauen sich persönlich um das Los ihrer Schwestern im Arbeiterstande auf diese oder jene sozial-caritative Weise kümmern: solche Arbeit am Volkswohl im Geiste Christi müßte versöhnend wirken und Gärungen und wilde Umsturzgedanken im Keime ersticken. Diese Arbeit wird ja schon im kleinen und im verborgenen, aber von viel zu wenig deutschen christlichen Männern und Frauen geleistet. Alles von einer solchen Arbeit der Nächstenliebe, und sei es im großen Ausmaße, erhoffen zu wollen, wäre Utopie. Aber auch diese Wege müssen gegangen werden neben den staatspolitischen und volkserzieherischen Aufgaben vom grünen Tisch aus. Denn sonst fehlt der Bekämpfung des Marxismus die Seele und die Wärme. Gerade dieses geistige Moment hat unserer bisherigen, so hoch gepriesenen deutschen Sozialpolitik gefehlt. Soweit diese Arbeit an unserem Volke von Männern und Frauen der Caritas, von unseren Geistlichen geleistet worden ist und geleistet wird, ist sie in erster Linie gar nicht Bekämpfung der Sozialdemokratie; denn die Caritas macht, wenn's nottut, auch vor keiner sozialdemokratischen oder kommunistischen Wohnstube halt. Aber das Beispiel der Liebe zum Nächsten in Gesinnung und Tat bringt den Geist des Friedens, der unserer modernen Gesellschaftsordnung so empfindlich fehlt.

Man wird über dieses Allheilmittel gegen den Kommunismus vielleicht lachen und spotten. Aber Säbel, Gewehre und Laternenpfähle sind sicher die allerletzten Mittel, um eine derartige Gesellschafts- und Menschheitsfrage zu lösen. Eben weil wir das seelische Moment in unserem Sozial- und Wirtschaftsleben so schwer, fast ganz vernachlässigt haben, ist der Sozialismus und Kommunismus als Weltanschauung so gewaltig emporgewachsen. Mit Gewalt geht es nicht. Und erst recht nicht mit Kampf gegen Rom und die katholische Kirche. Die ist ein gewaltiges Bollwerk gegen den Marxismus. Darum ist Ludendorff weit entfernt vom Ziele einer Einigung und Kräftigung des deutschen Volkes. Hat er doch unlängst wieder in der Elisabethenkirche in Marburg zu protestantischen Predigern gesagt, er erblicke den Rest seiner Lebensarbeit in der Bekämpfung des Ultramontanismus. Hiernach werden wir also noch lange auf eine innere deutsche Volkseinheit warten müssen. Der Marxismus aber freut sich ob solcher Losungen. Denn die Kräftezersplitterung im Kampfe gegen die „Ultramontanen" ist Wind in seine Segel. Für geistigen und religiösen Zusammenschluß aller verfügbaren Kräfte aber wider das kommunistisch marxistische Problem bleibt kaum mehr ein Hoffnungsfunke übrig.

Weltrundschau.

In der Nacht vom 15. auf 16. Nov. ist die Regiebahn im besetzten Gebiet wieder in den Betrieb der deutschen Reichsbahn übergegangen.

Zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei ist eine Vereinbarung zustandegekommen. Das Zentrum verzichtet im rechtsrheinischen Bayern auf eigene Kandidaturen, die Bayerische Volkspartei im Reich außerhalb Bayerns. In der Pfalz reichen beide Parteien getrennte Wahlvorschläge ein. Der Wahlkampf soll sachlich und ohne jede unnötige Schärfe geführt werden.

In seinem Streit mit Kronprinz Rupprecht hatte Ludendorff Enthüllungen angedroht, daß der bayerische Thronfolger zur Zeit des Hitlerputsches eine Art Königsproklamation vorbereitet habe. Das fragliche Schriftstück ist jetzt von Rupprecht nahestehender Seite veröffentlicht worden. Es erweist sich als ein völlig einwandfreier Aufruf zur Einigkeit und Waffenruhe nach dem 9. November. — Auch der Bayerische Heimat- und Königsbund erläßt eine Erklärung, daß er die Monarchie nur auf gesetzmäßigem Wege erstrebe.

Der frühere Führer der preußischen Konservativen, von Heydebrand, ist gestorben.

Frankreich hat die Haftentlassung des Generals v. Nathusius abgelehnt.

Der Eisenbahnerstreik in Oesterreich schien beigelegt. Die Regierungskrise wurde durch neue Beauftragung Dr. Seipels beendet. Er hatte jedoch zur Bedingung gemacht, daß die Sanierung streng nach dem Genfer Plan ohne Rücksicht auf Einzelwünsche fortzusetzen sei. Dies schuf neue Schwierigkeiten mit den Parteien wie mit den Ländern, sodaß Seipel die Kabinettsbildung zurückgab.

Der englische Arbeiterparteiler E. D. Morel, ein bekannter Kämpfer gegen die Lüge von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg, ist gestorben.

Ungarn hat den Erzbergermörder Schulz nach der Türkei abgeschoben. Die Identität des in Preßburg verhafteten Deutschen mit Tillessen steht noch nicht fest.

In Spanien sind schwere Unruhen ausgebrochen. Sie richten sich gegen die Diktatur Primo de Riveras. Die Aufständischen haben sich auf französischem Boden organisiert.

Monarchie und Militär.

Betrachtungen zum Fall Kronprinz Rupprecht—Ludendorff.

Von Dr. Otto Kunze.

Ob General Ludendorff den Kronprinzen Rupprecht von Bayern beleidigt hat oder der Kronprinz ihn, das ist weder politisch noch historisch besonders erheblich. Die Münchener Weltgeschichte von 1920—23 hat sich 1924, zumal nach dem geräuschvollen Finale im Hitlerprozeß, in ein Gewirr von Beleidigungsklagen und Ehrenhändeln aufgelöst. Interessant an sich ist nicht einmal dieser hervorragendste Fall. Er ist es nur als Stufe des Sinkens von Ludendorffs politischem Ansehen und weil er ein Verhältnis beleuchtet, auf dessen richtige Bewertung und — Ueberwindung viel ankommt, das Verhältnis von Monarchie und Militär.

Ludendorff verbraucht sich reißend schnell. Der Reichsführer der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung ist nicht mehr der Heerführer Deutschlands im Weltkrieg. Die trüben Wogen des Parteikampfs umbranden ihn, und hilflos wird er von ihnen hin und her geworfen. Denn Ludendorff ist kein Politiker, der eigene oder erlebte Ideen verficht. Er kämpft nur für sich selbst, um ein Feld seines Tatendranges, um eine Befehlsgewalt, wie er sie einst besaß. Deshalb suchte er überall Boden zu fassen, wo er nicht wurzeln konnte. In Bayern, im Lager Hitlers, im Parlament. Als er nach München kam, flaggte er weiß-blau und versuchte, den Katholiken gerecht zu werden. Es war ein Rückschlag in seine Natur, daß er vom 9. November an gegen ultramontane Gespenster focht. Sein Reichstagsmandat drängte ihn auf die demagogische Bahn. Der preußische General entdeckt auf einmal den deutschen Arbeiter. Im Hintergrund spitzt sich inzwischen die Ehrensache mit Kronprinz Rupprecht zu. Ludendorff will nicht Genugtuung leisten für seine falsche (mittelbare) Behauptung, Rupprecht habe Kahr in der Putschnacht zum Wortbruch verleitet. Der Kronprinz beantragt nach langen vergeblichen Versuchen, mit dem General direkt ins reine zu kommen, ein Ehrengericht gegen Ludendorff bei Hindenburg, weil jener „eine freventliche Verleumdung ausgesprochen und trotz Belehrung über den wahren

Sachverhalt sich geweigert, sie zurückzunehmen". Hindenburg schlägt noch einen Ausgleich vor: Der General soll seine Behauptung, der Prinz seinen Ausdruck „freventliche Verleumdung" bedauernd zurücknehmen. Eine als authentisch bezeichnete Darstellung der Münchner Neuesten Nachrichten (Nr. 309 v. 12.11.24) läßt durchblicken, daß der Vorschlag auf eine der Streitparteien, nämlich Ludendorff zurückgeht. Kronprinz Rupprecht sah sich nicht veranlaßt, den Ausdruck, der ja eben seine Anklage formulierte, zu widerrufen. Ludendorff aber beantragte nun ein Ehrengericht über „Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern". Das war etwas ganz Neues. Die Ehrenpraxis, wie sie unter den Offizieren des alten Heeres weiter geübt wird, setzt die besondere Standesehre und das Verhältnis zu dem Obersten Kriegsherrn wie im alten Staat voraus. Hiernach ist Kronprinz Rupprecht nach dem Tod seines Vaters Ludwigs III. König von Bayern und Oberster Kriegsherr aller Offiziere, die einmal den K. Bayerischen Fahneneid geleistet haben. Der Oberste Kriegsherr untersteht keinem Ehrengericht. Rupprecht ließ sich dies von den bayerischen Generälen bestätigen und lehnte das beantragte (preußische) Ehrengericht ab.

Hindenburg, getreu den alten Grundsätzen des Offizierstandes, teilte ausdrücklich diese Ansicht. Ludendorff jedoch beutete sie zu einer Hetze wider den bayerischen Thronerben aus, die an diesem völlig abprallt, den General aber zum offenen Revolutionär stempelt. Die Aufkündigung der Standesgemeinschaft durch die bayerischen Generäle (Nr 45, S. 715) und bald auch die bayerischen Offiziersverbände war vorangegangen. Sie beseitigte wohl bei Ludendorff Hemmungen, die man sonst in einem alten Offizier für unüberwindlich halten darf. Im traurig berühmten Bürgerbräukeller zu München äußerte er sich zu seinen Getreuen. Für Ludendorff gibt es keine Standesehre mehr, nur die Ehre des deutschen Mannes, die gleiche für den Offizier wie den gemeinen Soldaten. Bezeichnend, wie der altpreußische General nur die reaktionäre Auffassung des Begriffs Standesehre kennt: Die besondere Ehre einer privilegierten Kaste. Den wahren Sinn: Anwendung der allgemeinen Mannesehre auf die verschiedenen Stände und Interesse des Standes an der Ehre seiner Glieder — diesen großen Faktor menschlicher Gemeinschaft läßt er außer acht. Es ist ein peinliches Schauspiel, wenn ein Mensch moralische Stützen, die vielleicht unvollkommen sind, ihm aber Schutz und Würde leihen, in unbesonnener Wut zerbricht. Jetzt verschiebt sich Ludendorff sein ganzes Weltbild. Er wettert gegen die Reaktion. Bei den oberen Zehntausend dünkt ihm vieles faul. Wie eine einsame Säule ragt bei ihm die „Treue zu seinem kaiserlichen Herrn".

Ja, er ist ein merkwürdiger Monarchist geworden, der K. Preußische General Ludendorff. Er entrüstet sich, daß er einen — auch von ihm als solchen nicht bestrittenen — König nicht vor ein Ehrengericht fordern darf. „Die bayerischen Generäle sprachen dem Königtum das Recht zu, ungesühnt beleidigen zu dürfen!" Schon Hindenburg zeigte seinem Kameraden den Ausweg: Ehrengericht gegen sich selbst. Das schafft auch Recht gegenüber dem Monarchen. Denn der muß als Träger der Staats- und Volksordnung dem Spiel einzelmenschlicher Händel entrückt bleiben. — Es ist freilich kein Zufall, daß gerade ein so typischer Vertreter des Militärs wie Ludendorff diese revolutionären Gedanken ausspricht. Der Staat, in dem er aufwuchs, machte den König zum Soldaten. Wilhelm II. zeigte sich nur in Uniform und beförderte seine hohen Verbündeten zu Generälen und Feldmarschällen, sofern sie ihm nicht, wie Ludwig von Bayern noch als Prinzregent, durch Selbsternennung zuvorkamen. So erschien der Monarch dem Offizier und Soldaten bald einzig als Oberster Kriegsherr, als der erste von seinesgleichen. Ludendorff spricht hartnäckig vom „Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht". Zur Gerichtsbarkeit des Standes über den ersten Standesgenossen ist da bloß noch ein Schritt.

Nichts hat der deutschen Monarchie so sehr geschadet wie solche Verengung auf das Militärische. Denn trotz unseres Volkes in Waffen blieb das Militär ein besonderer Stand (wollte es sogar bleiben!) und ward nicht einmal überall als der erste Stand verehrt. Mindestens nicht außerhalb Alt-Preußens. Nicht im hohen Adel, nicht im Patriziat der Hansastädte oder Kölns, Frankfurts und Leipzigs, nicht im ständischen Mecklenburg, nicht im katholischen Westfalen, Rheinland, Bayern. Ludwig III. bewegte sich mit Vorliebe im Bürgerkleid und die toten Könige aus dem Hause Wittelsbach wurden nicht in Uniform, sondern in der altspanischen Tracht des Hubertus-Ordens in den Sarg gebettet. Ein besonders volkstümlicher Fürst war Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, in Kasinos spöttisch „Sr. Majestät schlechtester Soldat" genannt. (Auch hier eine merkwürdige Auffassung der Würde eines souveränen Bundesfürsten!) Von regierenden Herren, die das Militärische hervorkehrten, fühlte sich dagegen das Volk gefremdet. Und heute fürchtet es von einer neuen Monarchie besonders allgemeine Wehrpflicht und Revanchekrieg.

Den militärischen Monarchismus hat Ludendorff ad absurdum geführt. Hat er damit die Monarchie selbst getroffen? Er hat ihr vielleicht sogar genützt. Denn soll es in Deutschland wieder einmal Kaiser oder Landesfürsten geben, so dürfen sie nicht vom Heer, sondern nur vom ganzen Volk getragen sein. Die Zeit des Mannes als Krieger ist vorbei[1]), in den Vordergrund ist die Kulturarbeit getreten, der Kampf mit der Natur. Vorbei wäre auch das Zeitalter der Monarchie, wenn sie wesentlich kriegerisch wäre, entstanden aus der Heerführung. Das scheint uns jedoch mindestens nicht allgemein richtig. Aus dem Dunkel der Vorgeschichte tritt das deutsche Fürstentum als eine gemischte Funktion aus Priesterschaft, Richteramt und Feldherrnwürde[2]). Es haftet an alten vornehmen Familien, aus denen das Volk den König wählte. In diesen Familien setzte sich zweifellos die Urfamilie des Stammes fort. Von den Zeiten des ersten Patriarchen her schauten die abgezweigten Sippen auf sie, welche die Würde und Ueberlieferung hütete[3]). Heute leben die ursprünglichen Stämme und Fürstengeschlechter allerdings nicht mehr. Aber die späteren haben die alte Struktur übernommen und fortgebildet. Der Gedanke der Dynastie als der sinnbildlichen und Hauptfamilie eines Stammes oder Volkes lebt auch in den neueren Monarchien auf deutschem Boden. Dieser Gedanke paßt in jede Zeit. Denn die Grundzelle des Staates ist die Familie. Eine Volksordnung, aufgebaut auf Heeresgliederung, Lehenswesen, Grundbesitz, Kapitalherrschaft oder Betriebsräten, ist sekundär. Es widerspricht der echten Demokratie, sie zum Grund des Staates zu legen. Die Volksordnung ist die Familie und ihre organische Erweiterung zu Sippe, Stamm und Volk. Das andre heißt von jeher ganz richtig Ständeordnung. Die Ständeordnung als einzige Staatsordnung erzeugt meist herrschende und beherrschte Stände, schließlich Klassen. Sie zerklüftet letztlich den Staat. Die Volksordnung behauptet sich und den Staat dawider am sichersten durch die erbliche Monarchie. In ihr ist die Hoheit der Familie im Staat bestätigt. Die in der Dynastie verkörperte Staatsfamilie steht jenseits aller Stände und Klassen. Es war das Verhängnis der Monarchie in Deutschland, daß sie selber ständisch wurde: erst grundherrlich, dann ritterlich, zuletzt militärisch. Eine neue Monarchie müßte bei den Ursprüngen anfangen. Sie ist auch nicht lebenskräftig denkbar ohne Erneuerung der Familie zu ihrer ganzen volkerhaltenden und staatbildenden Kraft. Diese Erneuerung aber ist eine Schicksalsfrage für unser Volkstum.

---

[1]) Damit stimme ich mit Prof. Rosenstock a. a. O. Nr. 46 S. 729 überein. Sein Aufsatz Volkskönig oder Volksordnung? ist inzwischen auch erschienen in seiner Broschüre „Abbau der politischen Lüge" (Schriftenreihe der Rhein-Mainischen Volkszeitung „Volk im Werden", Frankfurt a. M. 1924. Preis 1 M.)

[2]) Tacitus, Germania Kap. 7, 43, 44.

[3]) Auch Hertling, Staatslexikon 3. Aufl. III, 1193 erkennt diesen Ursprung der Monarchie wenigstens neben dem aus Krieg, Heerführung und Eroberung an.

Dankgebet.

(Nach Empfang der heil. Kommunion.)

In Strömen, Herr! lass Deiner Gnaden Tau
Auf meine dürre Seele niederfliessen,
Dass weit und breit die Fluten sich ergiessen
Ueber der trostlos öden Wüste Grau!

O welche tiefst beseligende Schau,
Wenn schüchtern aus dem Sand die Gräslein spriessen,
Die ersten Blümlein gar den Kelch erschliessen,
Und lachend aufschau'n zu der Sphären Blau!

Wie Himmelsahnung kommt es über mich,
Wenn ich im Manna, das herniederregnet,
Mein Herr und Heiland, darf empfangen Dich!

Ja, wahrlich, höchstes Heil ist mir begegnet —
Nie dank' ich heut' genug, noch ewiglich,
Mein Jesu, Dir, dass Du mich so gesegnet!

Leo van Heemstede.

Einiges über die Wolgadeutschen und ihre Lage.

Skizze von Eugen Buchholz.

Hinter dem Kirchdorfe Rybnoje wird die Wolga deutsch und mir „schien es, als ob ich an die Ufer des Mains oder der Elbe versetzt würde. In bedeutender Ausdehnung ziehen am Auge vorüber die scharfen Turmspitzen der deutschen Kirchen, gutgebaute, bis zum Pedantismus geradlinige, unbedingt mit Bäumen eingefaßte Straßen, akurate, reine, mit tadellosen Schindeldächern versehene Häuschen, Speicher, Windmühlen mit ganzen Flügeln... Alles derartig in Ordnung, daß es langweilig wirkt. Und was für Ortsnamen... Hier liegt Schaffhausen und das da ist Aargau. Dort, wo die Kirchturmspitze sichtbar wird, liegt Glarus. Hinter einem Meer von rosafarbigen Tabakblüten taucht Basel auf, es folgen Zürich, Zug, Luzern u. a. m. Die ganze Schweiz."

So liest man in einer russischen Reiseschilderung.

„Auf dem Dampfer ertönt, beginnend mit Samara, die deutsche Sprache. Da sitzen in besonderen Gruppen die Kolonisten in ihren kurzen Jacken, die Kolonistenfrauen in weißen Häubchen, mit Schürzen, in den Händen die für jede Deutsche traditionellen Körbe. Da man nun ihre deutsche Unterhaltung vernimmt, möchte man nicht glauben, daß man sich im fernen Südosten des Mütterchens Rußland befindet. Dieser Landstrich ist noch germanisiert worden zu Zeiten Katharinas der Großen, welche die Deutschen herbeirief, ihnen reiche Ländereien (von den Kirgisen!) sowie Geld zum Bauen schenkte. Es ist nichts zu reden, die Deutschen haben hieraus Nutzen zu ziehen und die ohnehin fruchtbare Gegend blühend zu machen verstanden, dabei sind sie aber Deutsche geblieben, haben sich gänzlich abgeschlossen und schauen wie ehedem auf den Russen wie auf einen von ihnen beglückten Barbaren."

Aus diesen Zeilen spricht ein gewisser nationaler Antagonismus, wie er im Zusammenleben von zwei verschiedenen Volksstämmen oder gar Rassen ja auch erklärlich ist. Im allgemeinen jedoch war das Verhältnis zwischen Deutschen und Russen zufriedenstellend und nur die Hetze nationalistischer Preßerzeugnisse wirkte friedenstörend.

Mit dem Ausbruch des großen Krieges gestaltete sich das Schicksal der gesamten Bevölkerung des Riesenreiches, insbesondere der deutschen Ansiedler und Gewerbetreibenden recht tragisch. Die Konzentrationslager in Rußland, Sibirien und Deutschland könnten hierüber manches berichten. Das arme, zerrissene Mutterland, das seine Landeskinder nicht mehr ernähren konnte, wurde für viele vertrauensvoll zugewanderte Deutschstämmige nur zum Sammelplatz für die Auswanderung nach Nord- oder Südamerika. Viele oder die meisten südrussischen Ansiedler, die in ihrer Heimat selbständig und wohlhabend gewesen, mußten jenseits des Ozeans zunächst in ein dienendes Abhängigkeitsverhältnis treten.

Die deutschen Kolonien an der Wolga hatten vor dem Kriege eine Bewohnerzahl von rund 550000 Köpfen aufzuweisen, wovon etwa ein Drittel katholisch war. Kirchlicher Mittelpunkt war Saratow, der Sitz des Diözesanbischofs von Tiraspol, dem auch die deutschen Ansiedler der südrussischen (ukrainischen) Kolonien unterstehen. Sie ziehen sich nördlich des Schwarzen und Asowschen Meeres hin. Ihre Seelenzahl schätzte man vor dem Kriege auf 420000.[1]) Dem Religionsbekenntnis nach dürfte die kleinere Hälfte von ihnen katholisch sein. Der publizistische Mittelpunkt für die deutschen Katholiken der Diözese Tiraspol war Odessa, wo die Deutsche Rundschau mit der Sonntagsbeilage Klemens erschien.

Die Anlage der deutschen Kolonien in den unwirtlichen unübersehbaren Steppengebieten hatte sich einst unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen vollzogen. Die Reisestrapazen, der strenge Winter, die feuchten Erdhöhlen erforderten zahlreiche Opfer. Und doch, welche wohlhabenden blühenden Gemeinwesen hatten deutsche Regsamkeit und Ausdauer hier nicht im Laufe einiger Jahrzehnte geschaffen! Am glänzendsten standen die südrussischen Siedlungen. Von ihnen sagt ein Kenner:

„Die südrussische Gruppe deutscher Bauern ... ist die einzige Kolonistengruppe, die zur vollen wirtschaftlichen Entfaltung gekommen ist und mit großem Erfolg die kolonisatorische Kraft deutschen Bauerntums der Jetztzeit erwiesen hat."[2])

Die ältesten südrussischen Kolonien an der Wolga hatten gleich zu Beginn stark von den Ueberfällen und Räubereien der Kirgisen, Baschkiren und Kalmücken zu leiden, die nicht mit Unrecht sich in ihrem Eigentum und Nomadenleben bedroht glaubten. Dazu kamen die elementaren Ereignisse wie strenge Winter, eisige Ostwinde, im Sommer anhaltende Dürre und Heuschreckenplage.

[1]) Vergl. IV. Jahrbuch des Caritasverbandes: Das katholische Deutschtum im europäischen Ausland. 4. Rußland.

[2]) E. Schmid: Die deutschen Bauern in Südrußland, S. 5. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung.

Und diese elementaren Gewalten, denen der Mensch machtlos gegenübersteht, plagen die armen Wolgadeutschen, ganz abgesehen von den politischen Bedrängnissen, bis in die neueste Zeit hinein und gestalten ihr Schicksal oft geradezu trostlos.

Wie bereits erwähnt, erschien bis zum Kriege in Odessa die katholische Deutsche Rundschau mit dem Sonntagsblatt Klemens. Nun ist gleichsam als Ersatz dafür zu Berlin (N 24, Gr. Hamburgerstr. 10) das Clemens-Blatt ins Leben gerufen worden, das sich „religiöse, kulturelle und wirtschaftliche Rundschau für die Katholiken der Diözese Tiraspol" nennt und die Verbindung zwischen den deutschen Glaubensgenossen in Rußland, Deutschland und Amerika aufrechtzuerhalten bemüht ist.

Das Clemens-Blatt bestätigt die alarmierenden Nachrichten über die neue Hungersnot im Wolgagebiet, zu der namentlich die den Saaten schädlichen Insekten beigetragen haben. Infolge der großen Dürre und des dadurch bedingten Mangels an Weide sei bereits die Hälfte des Viehbestandes eingegangen. Erschütternd wirkt der Hilferuf des vor kurzem aus Rußland zugewanderten Pfarrers Alois Kappes in der Augustnummer der erwähnten Monatsschrift. Der Aufsatz trägt die bezeichnende Ueberschrift: „Der wolgadeutsche Bauer stirbt." In den Jahren 1921 und 1922 sei ein Drittel der deutschen Bevölkerung an der Wolga vom Hungertode dahingerafft worden.

Das Jahr 1923 gestaltete sich infolge der etwas besseren wirtschaftlichen Lage Rußlands und der amerikanischen Bruderhilfe erträglicher. Mit gespannter Erwartung wurden die Ernteaussichten im Frühjahr 1924 verfolgt. Da blieb der Regen aus und die Hoffnung schwand. Starker Höhenrauch erstickte das Getreide. Mitte Juni zeigte das Thermometer 43 Grad Reaumur. Das Gras verdorrte. Ratlos sieht die Bevölkerung der unausbleiblichen Katastrophe entgegen. Stellenweise setzt wie 1921 die Hungerflucht ein. Die Hälfte der Auswanderer geht erfahrungsgemäß hierbei zugrunde. Es kommt vor, daß die kopflosen Eltern ihre Kinder im Stiche lassen. Manche Dorfräte ordnen bereits die Massengräber für den Winter an. Auch die sittlich-religiösen Zustände sind traurig, seit der Bolschewismus eingedrungen ist. Seit Januar d. J. bildet das Gebiet die „Autonome sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen".[3])

Die „Katholische Fürsorge für Rußland, Diözese Tiraspol, beim Deutschen Caritasverband Berlin N 24 Gr. Hamburgerstraße 10, St. Hedwig" erhofft tatkräftige Unterstützung besonders von den früher ausgewanderten Deutschrussen in Amerika.

[3]) Vergl. auch: Der deutsche Wolgastaat. Von Hochschulprofessor Dr. A. Timpe, Berlin. Germania Nr. 431 und 432 (6. u. 7. Okt.) 1924.

Nittis Kampf für den Frieden.[1])

Von Dr. Hans Lutz.

Für den, der mit Geschichtsparallelen hausieren geht, existieren neuartige Probleme der Gestaltung politischen Lebens nicht. Für ihn gibt es nur Gewesenes. In diesem Sinn Epigone, wird er alles aus dem Rahmen seiner Denkgewohnheiten Herausfallende als utopisch belächeln und — in den Staub ziehen. Es mangelt diesen rückwärts blickenden Phantasten Phantasie, die sich hohe Ziele setzt und sie, vereint mit dem Glauben, auch erreicht. Denn ohne Glaube wird kein Gedanke zur Tat. Der Graf Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, bekannt durch sein Werben für Vereinigte Staaten von Europa, hat recht, wenn er sagt, daß die Weltgeschichte mehr Phantasie als ihre Marionetten habe und sich aus einer Kette verwirklichter Utopien zusammensetze. Und so haben wir denn die Hoffnung, daß selbst das, was wir heute als utopisch betrachten, einst sich verwirklichen wird. Und Achtung haben wir vor den Männern, die, allen Anfeindungen und Verleumdungen, Demütigungen und Schädigungen zum Trotz vom Glauben an ihr Ideal nicht ablassen, in denen eine „mystische Glut" wirkt, für die Menschheit zu kämpfen.

Einer von diesen Kämpfern ist Francesco Nitti, italienischer Staatsmann zur Zeit der höchsten Bedrängnis seines Vaterlandes, als die Katastrophe von Caporetto Italien in Trümmer zu legen drohte, ein Kämpfer für die Menschheit als enthusiastischer Gegner des preußisch-deutschen Militarismus und Freund Frankreichs, ein Kämpfer für die Menschheit ebenso jetzt

[1]) Francesco Nitti: Die Tragödie Europas — und Amerika? Verlag Frankfurter Societätsdruckerei, G. m. b. H., Frankfurt 1924. Steif broschiert 3 M.

als entschiedener Gegner Frankreichs und Freund Deutschlands. Der Kampf gilt dem Prinzip, wo es auch Gestalt gewinne, sei es selbst im eigenen Volke in der Form der faschistischen Diktatur. Denn was ist das Ergebnis dieses Weltkrieges, der doch angeblich für die Freiheit gegen die Gewalt geführt worden ist? Nitti kennzeichnet es mit folgenden Worten:

„Ueberall diskutiert man über Einschränkung der Freiheit, der Protektionismus greift in allen möglichen Formen um sich und die überlebten Begriffe des Merkantilismus kommen zu neuen Ehren. Heute hier, morgen dort erobert eine bewaffnete Minorität die Regierung konstitutioneller Länder im Sturm, eine Minorität, die die Ideale des Krieges wieder hervorholt und mit dem Schlagwort „Autorität" oder „nationale Größe" ihre Illegalität zu maskieren sucht."

Und an anderer Stelle seines neuesten Werkes:

„Wir hatten also gekämpft gegen den Krieg um neuer Kriege willen und einen Militarismus zerstört, um eine Reihe neuer und viel perverserer Militarismen zu schaffen."

Die Militarismen dienen der Gewaltpolitik Frankreichs, die ihre einzige Rechtfertigung in dem Vorwand der Reparationen hat. So ist für Nitti die Reparationsfrage „die große Zweideutigkeit, die Europa ruiniert und das Leben der Welt vergiftet". Sie gilt es vor allem vernünftig zu regeln. Das schien gestern noch absurd. Das Frankreich Poincarés brauchte diese Zweideutigkeit zur Durchführung seiner Pläne. Heute sind, wie Nitti annimmt, die Voraussetzungen für ihre Beseitigung günstiger. Ist doch in Frankreich, dessen Illusionen durch die Tatsachen Lügen gestraft sind, und das durch die völlige Abwesenheit einer moralischen Idee die Sympathien der Welt zu verlieren Gefahr lief, der demokratische Geist wieder zum Durchbruch gekommen und damit eine günstigere Atmosphäre geschaffen worden. In den letzten großen Wahlen hat die öffentliche Meinung Europas entschieden gegen die Politik der Gewalt und gegen den Vertrag von Versailles, von dem Nitti behauptet, daß ihn seine Unterzeichner bei der Unterzeichnung zum großen Teil nicht kannten, Stellung genommen. Wir wissen aber, wie schwach allerorts dieser neue Geist verankert ist:

„Die Kräfte der Reaktion und die Mittel und Begierden des ausbeuterischen Kapitalismus sind noch zu groß, als daß man hoffen könnte, diese tragische Periode unserer Geschichte werde sich ohne neue Irrtümer und Gewalttaten nun von selber lösen."

Da nun sieht sich Nitti hilfesuchend um, und seine Augen fallen wie gebannt auf jenes große Volk jenseits des Ozeans, das, so oft als materialistisch verschrien, doch die Heimat eines Washington und Lincoln ist. Hier liegt das Neue an Nittis neuestem Buche, der Appell an Amerika. Das unterscheidet ihn von dem „Apostel der Wahrheit" E. D. Morel. Der praktische Staatsmann verleugnet sich nicht. Nach Nittis Meinung sichert die Zukunft den Angelsachsen:

„einen stets wachsenden Einfluß in der Geschichte der Welt, und welches auch die neuen Gegensätze und Kämpfe sein mögen, die aus den Verhältnissen von heute erwachsen werden, ihre Aktion wird immer ausschlaggebender in die Wagschale der Geschicke fallen. Wie sie der entscheidende Faktor des Weltkrieges waren, können sie auch der entscheidende Faktor des kommenden Friedens sein."

In der Tat steht Amerika heute mächtiger da als je. Seine Weltherrschaft ist ebenso unbestritten wie die Roms nach dem Fall von Karthago.

Nitti denkt nun dieses Amerika, in dem sich trotz der noch andauernden geschickten französischen Propaganda da und dort bereits Stimmen, wie die der Senatoren Owen und Lewis gegen die Politik von Versailles erhoben haben, durch zwei Argumente zu tatkräftigem, energischem Eingreifen in Europa zu veranlassen. Diese beiden Argumente gründen auf der Erkenntnis,

1. Amerika müsse davon überzeugt sein, daß es seine Pflicht sei, einzugreifen,

2. Amerika müsse davon überzeugt sein, daß sein Eingreifen im eigenen Interesse liege.

Um Amerika von seiner moralischen Verpflichtung zu überzeugen, kann Nitti unschwer darauf hinweisen, daß einzig und allein auf die Versprechungen Wilsons hin Deutschland, von Hunger getrieben, die Waffen streckte und daß der Sieg der Entente ohne das Eingreifen der Vereinigten Staaten nie Tatsache geworden wäre. Senator Borah war es, der gelegentlich der Aussprache über die Kriegsschulden Europas die Worte prägte, daß ein großes Volk nicht darauf verzichten könne, sein Wort zu halten, ohne vor der Geschichte und vor Gott die schwerste Verantwortung auf sich zu laden. Da aber immer noch das im amerikanischen Volke zu gären fortfährt, was man während des Krieges seiner Vorstellung einimpfte, muß es erst selbst die Folgen von Versailles am eigenen Leibe spüren, um seinen Blick Europa zuzuwenden. Die jetzt bereits seit Monaten herrschende Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten wird Amerika dazu zwingen. Der amerikanische Farmer kann die infolge Kreditinflation überteuerten Industriegüter nicht kaufen, da die Lage der europäischen Industrie den Absatz amerikanischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse außerordentlich einschränkt. Die Abwanderung vom Lande nimmt erschrecklich zu, die amerikanische Farm ist bedroht. Die amerikanischen Parteien werden nunmehr aus diesen Gründen Stellung nehmen müssen zu der Tragödie Europas.

Hat sich Amerika, durch eine Propaganda der Wahrheit beeinflußt, mit England über eine Politik des Friedens verständigt, so wird sich kein Widerstand dagegen erheben können.

„Denn Frankreichs Finanzen sind in solcher Zerrüttung und die seiner Vasallenstaaten bilden einen derartigen Schutthaufen, daß von dieser Seite aus an irgendeinen Gegenzug überhaupt nicht zu denken ist."

Hoffnungsvolle Ausblicke gab ja schon die Londoner Konferenz. Und doch — wird Amerika der Erlöser sein? Die alten Ideale der Humanität und Güte, für die Nitti jedes persönliche Opfer gebracht hat, waren schon zu einer Zeit, als der italienische Staatsmann, wenn auch seinem Glauben nach für die Menschheit, noch die Volksmassen zum Kriege entflammte, Richtlinien einer Macht, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Wiederholt weist Nitti auf Benedikt XV. hin, auf seine durch „moralische Schönheit" ausgezeichnete Enzyklika kurz vor seinem Tode und auf seine und Gasparris Arbeit für den Frieden während des großen Krieges. Nach ihm wird einst in der Geschichte das Beispiel dieser Männer „inmitten einer Nacht voll Haß und trübstem Wahn leuchten und wird ebenso vieler Verehrung teilhaftig werden, wie das Andenken und die Namen der Todesbüttel Verachtung und Fluch treffen wird".

Noch scheinen wir allerdings davon weit genug entfernt, noch haben wir uns nicht entschlossen, das Buch einer neuen Epoche aufzuschlagen und ewig junge Kräfte das öffentliche Leben durchdringen zu lassen. Denn die Lüge unserer Zeit besteht darin, daß das als dauernd hingestellt wird, was doch nur vergänglich, und das als vergangen und veraltet, was ewig ist.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

„Das Leben der Kirche, die Entwicklung ihres Glaubens und ihrer Liebe, die Ausbildung der Dogmen, der Moral, des Kults, des Rechts steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem persönlichen Glaubens- und Liebesleben der Glieder des Leibes Christi. Im Aufstieg und Niedergang der irdischen Kirche belohnt und bestraft Gott Verdienst und Mißverdienst der Gläubigen." So der Tübinger Professor Dr. K. Adam in seinem herrlichen Werke über das Wesen des Katholizismus. Dieses Leben, das in immer neuen Einzelheiten vorzuführen unsere Aufgabe ist, ist das fortgesetzte Ergebnis von Spannung aus inneren und äußeren Gegensätzen, also von einem fortgesetzten Ringen und Kämpfen, und so ergibt sich von selbst unsere weitere Aufgabe, immer wieder auch das zur Kirche, also der katholischen Kirche Gegensätzliche heranzuziehen.

Ecclesiarum Urbis et Orbis Mater et Caput, das ist die Kirche, in der der Bischof von Rom seine Kathedra besitzt. Sie also ist des Oberhauptes der irdischen Kirche Christi Kathedrale und ihr Rang daher nicht nur historisch begründet. Wo steht, nicht als leblose Ruine, sondern als mitten im flutenden Leben seinem hohen Zweck in vollstem Ausmaße dienend, ein Gotteshaus, das auf sechzehn Jahrhunderte unerhörten Aufstieges in nie endendem Kampfe zurückblicken kann? Als die Kirche aus der Nacht ihres Katakombendaseins zum Tageslicht emporstieg, erhob sich in dem von Kaiser Konstantin geschenkten lateranischen Stadtteile die von ihm selbst erbaute, dem Erlöser Jesus Christus geweihte Kirche. Dort residierte der Papst, bis die Gebeine des Fischers von Galiläa ihre würdige Ruhestätte gefunden; seitdem ist sein Sitz „Romae apud S. Petrum" und von da spricht er bis an das Ende der Zeiten mit dem lebendigen Worte zu den Menschen. Das Lateran-Jubiläum begann mit der prozessionalen Uebertragung des uralten Christusbildes aus dem Sancta Sanctorum, der ursprünglichen Privatkapelle der Päpste, nach der Kathedrale, wo am 9. November mit besonderer Ermächtigung Kardinalvikar Pompili am Papstaltar pontifizierte. Lorenzo Perosi, geistig wieder vollständig gesundet, dirigierte die Palestrinamesse. Und

am 4. November wurde auf dem Gipfel des kapitolinischen Palastturmes das Kreuz wieder aufgerichtet, begrüßt vom Donner der Kanonen, indes eine ungeheure Menge Volkes ergriffen zu ihm aufblickte und mit einem gewaltigen Te Deum den symbolischen Akt beschloß.

Auf die Gefahr hin, uns den Unwillen einer oder der anderen in geistlichen Dingen vollständig unzuständigen Persönlichkeit zuzuziehen,[1]) registrieren wir die Tatsache, daß Papst Pius am 1. November feierlich die beiden, auf Fürbitte des sel. Pfarrers Vianney von Ars von Gott gewirkten Wunder, welche Voraussetzung der Heiligsprechung, der Macht vor Gott, sind, bestätigt hat; gleichzeitig kam der Seligsprechungsprozeß des Priesters D. Cafasso zum Abschlusse. Ueberblicken wir alle die Beatifikationen und Kanonisationen der letzten Jahre, so zeigt sich, wie ungerecht die Behauptung Hansjakobs ist, welche uns seitdem immer wieder von protestantischer Seite entgegengehalten wird: „Es ist merkwürdig, wie an den offiziellen Heiligen, also dem höchsten Stande der Welt, die besseren Stände den Löwenanteil haben." Allein schon die Tatsachen der letzten fünf Jahre beweisen das Gegenteil.

Eine Ehrung, wie sie selten einem Kardinal, selten auch einem Deutschen zuteil wurde, hat der Heilige Vater Kardinal Ehrle S. J. zu seinem Eintritt ins 80. Lebensjahr bereitet. In Gegenwart des Hl. Kollegiums, des diplomatischen Korps, von Vertretern der Kirche und der Wissenschaft hat in einer Festakademie im vatikanischen Museum der Papst die großen Verdienste des bescheidenen Gelehrten selbst gewürdigt und ihm die fünfbändige Festschrift mit eigenhändiger Widmung „Tibi tui tua de tuis" überreicht. P. Ehrle war es, der den Mailänder Bibliothekar Achille Ratti als seinen Nachfolger wünschte und in dessen Laufbahn jene Wendung bewirkte, die im Pontifikat endigte. — Auch in Italien erblüht allmählich neues Leben aus Ruinen. Am 12. Oktober zogen die Söhne St. Benedikts wieder in ihr altes Kloster S. Giustina in Padua ein, eine Gründung des neunten Jahrhunderts, die ihnen von Napoleon entrissen wurde.

Der Konflikt, den die Regierung Herriots von neuem gegen die Kirche eröffnet, verzeichnet als erste Etappe eine kleine Niederlage der neuen Staatsmänner. Unterrichtsminister Albert ging auf Grund einer angeblichen, vor zwei Jahren gemachten (aber in Wirklichkeit nicht gemachten) Aeußerung des Nuntius Msgr. Cerretti zu einem Angriff gegen den Vertreter des Papstes vor. Das diplomatische Korps mit Ausnahme des Vertreters Japans erklärte sich mit seinem Dekan, eben dem Nuntius, solidarisch, und Herriot blieb nichts anderes übrig, als sich zu entschuldigen und „Bruder" Albert abzuschütteln. Inzwischen verdient unsere höchste Aufmerksamkeit die politische Freimaurer-Internationale, welche auf dem Kongreß der radikalen Partei zu Boulogne sur Mer am 18. Oktober hergestellt wurde und der Logen aus folgenden Ländern angehören: Deutschland, England, Frankreich, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Griechenland, Holland, Ungarn, Schweiz, Norwegen, Schweden, Polen, Tschechien und Litauen. Das in Genf von der Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit ins Leben gerufene, diesem Zweck dienende Institut, die Verwirklichung eines Vorschlages des Katholiken Professors de Raynold, ist auch bereits eine reine Logenfiliale geworden; Luchaire wurde Direktor, der Jude Bergson und Einstein, der Freidenker Murray, der Sozialist Destrée und der antiklerikale Ruffini dirigieren, während Raynold überall beiseite gesetzt wird.

Wir müssen nochmals zum letzten ungarischen Katholikentag übergehen und auf ihn zurückgreifen. Er zeigte, daß manche Leute wieder Anschluß an die Katholiken als Macht suchen, die früher anderswo standen. „Wir freuen uns der Bekehrten", sprach unter stürmischem Beifall ein Redner (Czettler), „vertrauen aber nur auf unsere eigenen Kräfte", und Karl Wolff fand stärksten Beifall, als er den intransigenten Katholizismus als allein imstande bezeichnete, die Katholiken zum Siege zu führen. Dieser Katholikentag hatte ein interessantes Nachspiel, die Landeskonferenz der Evangelischen Kirche; man befaßte sich leider hauptsächlich nicht mit eigenen Angelegenheiten, sondern in gehässigster Weise mit den Katholiken und leierte die abgespielte Walze nochmals ab: Internationalismus, Intoleranz usw. Und ein Pastor Szeberenyi verstieg sich zu Verdächtigungen des Nuntius. Das protestantische Volk aber, das noch nicht vergessen hat, daß vor der Revolution die Hälfte der evangelischen Superintendenten Freimaurer waren und einer von ihnen, Dr. Balthazar, heute noch der eifrigste Anwalt der Loge ist, wies Seite an Seite mit den Katholiken die Angriffe zurück, unterstützt auch von der protestantischen Presse. Und so änderte man denn, der Not gehorchend, das Programm nachträglich, widerrief alles, was man tagsvorher beschworen hatte, weil es ja doch „nicht so gemeint" war.

Der von der rumänischen Regierungsclique geführte Kulturkampf bewirkt ein erfreuliches Erwachen der Geister. Die früher Lauen schließen sich heute in Siebenbürgen in Scharen dem Katholischen Volksbunde an, um die bedrohten Stellungen zu verteidigen. Dieser Bund hielt am 25. und 26. Oktober zu Arad bei einer Beteiligung von 20000 Personen einen prächtigen Katholikentag ab. Bischof Graf Majlath richtete an den anwesenden Vertreter des Kultusministers einen ergreifenden Appell, er möge der Regierung verständlich machen, daß der katholische Glaube berufen sei, unter seinen Befolgern den Frieden und die Liebe zu verbreiten, und daß Groß-Rumänien von den Katholiken nichts für den Bestand des Staates zu fürchten habe. „Wir Bischöfe übernehmen für unsere Priester die Bürgschaft. Unsere Schulen sind keine Eroberungsmittel, wir betrachten sie als Heiligtümer der Liebe und der Arbeit. Wir erhalten unsere katholischen Schulen zur Rettung der künftigen Generation unter allen Schwierigkeiten. Auch von diesen droht Rumänien keine Gefahr." Der Bischof schloß mit der Bitte an die Regierung, auch die anderen religiösen und caritativen Einrichtungen beschützen zu wollen, auch das Waisenhaus in Hermannstadt, eine Gründung Maria Theresias, bezüglich welcher der Kultusminister erklärt habe: „Das Waisenhaus nehmen wir weg. Bringen Sie die ungarischen katholischen Waisen dorthin, wo Sie wollen."

In der Tschechoslowakei droht dem herrschenden Freimaurerregime bei den nächsten Wahlen eine Katastrophe; es wird daher alles aufbieten, sich irgendwie seine Stellung zu verlängern. Die politische Vertretung der tschechischen Katholiken hat sich mit der angestrebten Trennung von Kirche und Staat unter der Bedingung einverstanden erklärt, daß sie nichts enthalte, was der Lehre der Kirche zuwiderläuft und im Einvernehmen mit dem Hl. Stuhle auf verfassungsmäßigem Wege erfolge. Die Slowaken, denen man jetzt in Prag goldene Brücken bauen möchte, stellen die Bedingung vollkommener Autonomie und Beseitigung aller Einmischung Prags in kirchliche Angelegenheiten der Slowakei.

Wir beklagten neulich den Mangel an Solidarität unter den Katholiken der verschiedenen Nationen in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten; wir müssen uns insofern verbessern, als die letzte Konferenz des Katholischen Episkopates der Vereinigten Staaten, die berufene Vertretung unserer Glaubensbrüder auf dem Gebiete der Union, gegen die z. B. in Rußland und in Guatemala wütende Verfolgung protestierte und die Bereitwilligkeit zur Unterstützung der Verfolgten betonte. Für die noch immer in russischen Gefängnissen schmachtenden Priester litauischer Nationalität hat sich die litauische Regierung jetzt durch Vorstellungen in Moskau verwendet. — In Mexiko (Stadt) trugen die Behinderungen, welche die antiklerikalen Behörden einem zu veranstaltenden eucharistischen Kongresse in jeder erdenklichen Weise bereiteten, nur zu noch glanzvollerem Gelingen, zur größten Teilnahme des Volkes bei.

Ein Prozeß, der sich in diesen Tagen vor dem Gericht zu St. Gallen abspielte, leuchtete tief in das Treiben der sogenannten Ernsten Bibelforscher hinein und enthüllte diese neue Bewegung als eine Geldmache des jüdisch amerikanischen Freimaurertums. Dabei spielte besonders ein Brief eines Hochgradfreimaurers eine Rolle, der die interessanten Mitteilungen enthält: „Wir geben ihnen (den Ernsten Bibelforschern) auf dem bekannten indirekten Wege viel Geld durch eine Anzahl Brüder, die während des Krieges sehr viel Geld gewonnen haben; es tut ihrer dicken Brieftasche nicht weh. Sie gehören zu den Juden.... Die katholischen Dogmen sind unseren Plänen lästig, deshalb müssen wir alles tun, ihre Anhängerzahl zu vermindern und sie lächerlich zu machen." Mister Binkele, der verantwortliche Leiter der E. B. in der Schweiz, vertreten durch jüdische Advokaten, wurde zu 600 Franken verurteilt; der von ihm wegen Verleumdung Beklagte (ein Protestant) freigesprochen.

---

[1]) Auf meine Erwähnung eines Wunders von Lourdes in Nr 43 der „Allg. Rundschau" ging mir von Dr. E. Aigner-Freiburg ein höfliches schriftliches Ersuchen um nähere Auskunft über den Fall zu. Gleichzeitig richtete aber Dr. Aigner in der sozialistischen Münchener Post eine öffentliche Erklärung gegen mich, die mir mittelbar den Vorwurf der Irreführung macht und „unter Protest gegen eine solche Berichterstattung vor solchen Falschmeldungen warnt". Ich habe darauf Dr. E Aigner mitgeteilt, wie ich sein Vorgehen beurteile und daß ich es daher ablehne, auf sein Schreiben einzugehen oder weitere Zuschriften von ihm anzunehmen.

In der orthodoxen Kirche (Sammelbegriff verschiedener Schismen, welche als Nationalkirchen fortbestehen) machen sich seit dem vollständigen Zusammenbruche des Konstantinopler Patriarchates Bestrebungen bemerkbar, um den weiteren Zerfall durch Bestellung eines neuen gemeinsamen Oberhauptes aufzuhalten. Heute, da die ganze Orthodoxie in autokephale Sonder-Staatskirchen aufgelöst ist, welche Werkzeuge weltlicher Machtpolitik geworden sind, ist es vergeblicher denn je, eine verlorene Einheit wiederherzustellen. Man trennte sich von Rom und damit setzte der zwar Jahrhunderte währende, aber unaufhaltbare Verfall ein. Man kehre zu Rom zurück und die Einheit ist wieder da. Daß heute ein emsiges Suchen nach ihr, nach der Einheit in der Wahrheit besteht, beweist die kurze Geschichte der mitten im Trubel der britischen Weltausstellung zu Wembley errichteten kleinen katholischen Kirche. In dem unscheinbaren Gotteshäuslein war von früh bis abends ein Priester beschäftigt, um all den Suchern irgendwie gerecht zu werden, von denen manche stehenden Fußes in die Kirche aufgenommen werden wollten. Alle Rassen waren dabei vertreten und ein Strom von Segen ging von da aus.

Hans Thoma †.

Von L. G. Oberlaender.

Wie oft, wenn es gilt, einem gefeierten Meister der Kunst den Nachruf zu schreiben, muß man vor allem darlegen, was der Künstler „seiner“ Generation gewesen sei, denn die nachdrängende, jüngere hat meist ganz andere Ideale! Hans Thoma ist 85 Jahre alt geworden, aber er hatte sich nicht überlebt. Nicht in dem Sinn, daß die neuen und neuesten Richtungen mit Thomas Kunst viel gemeinschaftliche Züge aufwiesen, allein sein Eindruck war doch so stark und in gewissem Sinne zeitlos, daß sich ihm niemand entziehen kann. Thoma ist der einzige moderne Maler, der populär wurde, denn in Wahrheit klafft trotz aller Kunsterziehungsversuche ein Riß zwischen gebildeten und ungebildeten Kunstbeschauern und ganze Richtungen wenden sich bewußt nur an esoterische Kreise. Thoma ist erst spät, aber dann allgemein anerkannt worden. Er hatte noch mit fünfzig Jahren unter törichter Verkennung zu leiden gehabt, aber er trug es mit der Gelassenheit eines Mannes, der sich des rechten Weges bewußt ist. Wenn wir die 874 Bilder betrachten, die Henry Thode in den „Klassikern der Kunst“ (1909) chronologisch gesammelt, so sehen wir natürlich Entwicklung und Erweiterung der Stoffwelt, aber nirgends ein Experimentieren, Herumtasten und Suchen.

Thoma war am 2. Oktober 1839 in Bernau, einem kleinen Schwarzwalddorf, als Sohn armer Leute geboren. Bei aller Armut umgab den Knaben doch Liebe und Sorgfalt. Mehr wie der sehr ernste, wortkarge Vater hatte die „immergute“ Mutter Einfluß auf ihn. Eine tieffromme Frau, die nach des Sohnes Urteil mit der Not „heldenhaft“ kämpfte, ohne verbittert zu werden. Thomas starke Phantasie ist mütterliches Erbteil. Starb der Vater bereits, als der Sohn noch in der Lehre war, so ist die Mutter 93 Jahre alt geworden und hat noch ihren weißbärtigen „Buben“ in Liebe umhegt. Die Lehre bei einem Lithographen und dann bei einem Maler und Anstreicher in Basel ward nicht vollendet, und es fanden sich wirklich Gönner, die Thoma den Besuch der Karlsruher Kunstschule ermöglichten. Seine Lehrer Schirmer und des Coudres schätzten sein Talent; aber seine Arbeiten fanden weder hier noch später in Düsseldorf öffentliche Anerkennung. In Paris machen Delacroix und Courbet Eindruck auf ihn und im Louvre alte deutsche Meister. Er erfährt, wie er schreibt, durch seine Studien nur die Bestätigung, wie großartig und malenswert das Wiesental seines Heimatdorfes sei. 1870 ging er nach München, wo Pilotys Kunst die herrschende war. Es waren nur Künstler, die abseits standen, wie Vikt. Müller und Böcklin, zu denen Thoma Fühlung gewann. Auch mit Leibl und seinem Kreis hatte er einige, nicht sehr starke Beziehung. Das an theatralische Geschichtsmalerei gewohnte Kunstpublikum blieb ihm abgeneigt. Immerhin gewann er einige Kunstfreunde, die ihm durch Käufe das Weiterschaffen ermöglichten. 1874 lernte er erstmalig Italien kennen, das er sah und malte mit der Tiefe deutschen Gemütes; dann ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, wohin einige Porträtaufträge ihn gerufen hatten. Ein Vierteljahrhundert ist er dort geblieben. Freilich, es war lange ein sehr enger Kreis, der an Thoma Interesse nahm. Immerhin ward es ihm möglich, seine Münchener Braut heimzuholen. Cella Thoma, die als seine Schülerin eine gute Blumenmalerin geworden, war eine Frau von feinstem Kunstverständnis und wohl auch die Vermittlerin zwischen dem weltfremden Gatten und der Oeffentlichkeit. In Frankfurt war seit den Tagen der Nazarener eine gute künstlerische Tradition nicht abgerissen, allein die Kreise, die für Kunstpflege in Betracht kamen, waren sehr konservativ, allem Neuen, noch dazu, wenn es sich nicht anmutig und liebenswürdig, sondern herb gab, feindlich oder zum mindesten argwöhnisch gegenüberstehend. Die Bilder im Kunstverein wurden abgelehnt, so daß Thoma viele Jahre nicht ausstellte. Die Fresken, die Thoma für ein Café malte, hat man 20 Jahre verdeckt, weil die öffentliche Meinung bekämpfte. Das Haus, dessen Außenarchitektur er mit plastischen Köpfen verzierte, die die sieben Todsünden versinnbildeten, hieß im Volksmund das Fratzeneck. In Henry Thode, der 1890 Direktor des Städelschen Kunstinstitutes wurde, gewann Thoma einen nimmermüden Propheten. Im gleichen Jahre hatte Thoma im Münchener Kunstverein eine Ausstellung, die seinen Ruhm begründete. Plötzlich kam er in Mode, kann man sagen, aber daß er nicht wieder aus der Mode kam, das beweist, daß die Leute inzwischen gelernt hatten, mit seinen Augen zu sehen. Als ich ihn in den neunziger Jahren im Frankfurter Kunstverein kennen lernte, stand er noch in den ersten Sommern seines Ruhmes, ein Mann mit weißem Patriarchenbart, schlicht, gütig lächelnd, in nichts den Künstler betonend; kein großer Herr, wie Lenbach es sein konnte, sondern von einer Hans Sachs'schen Bürgerlichkeit. Im Urteil außerordentlich milde; ein wenig weltfremd. So soll er später auch in Karlsruhe als Exzellenz gewesen sein, so spiegeln ihn seine Schriften. Als Direktor der Kunsthalle und Akademieprofessor war er in Karlsruhe 1899 bis 1911 tätig. 1905 berief der Großherzog ihn als ersten Künstler in die Erste Badische Kammer. Selten ergriff er das Wort und nur in Angelegenheiten, die er voll beherrschte. Besonderes Aufsehen machte sein von modischen Schlagworten unabhängiges Eintreten für den sittlichen Gehalt der Kunst. Er ward Ehrendoktor der Heidelberger Universität, Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz. Der 70., der 80., der 85. Geburtstag waren Feste, die in aller Weite ihren Widerhall fanden. 1901 hatte er die geliebte Gattin verloren; die Schwester führte ihm nun das Haus und ist dem lange leidenden, aber stets ein optimistisches seelisches Gleichgewicht Wahrenden eine aufopfernde Pflegerin gewesen.

Thode hat einmal Thomas Schaffen die Wiedergeburt der Natur in der Phantasie genannt. Damit ist ausgedrückt, daß Thoma sich nicht mit einem Abschreiben der Natur begnügt, daß er aber andererseits Realist war. Da überall sich der Himmel über die Erde spannt und Wolkenzüge über ihn gleiten, habe er nirgends eine Landschaft gefunden, die nicht zu ihm gesprochen habe, hat Thoma einmal geschrieben. So hat er viele Landschaften gemalt, die einem stumpferen Auge als „unmalerisch“ galten. Seine Farben waren so intensiv, daß vielen seine Wiesen zu grün schienen. Thoma-Salat spotteten die Karlsruher um 1870. Das Seelische, Musikalische, das in seinen Bildern mitschwingt, ist manchem erst später aufgegangen. Die Täler seiner Heimat, die sanfte Mainlandschaft, auch italienische Motive malte Thoma nach leicht andeutenden Skizzen aus der Erinnerung; immer aber ist das Bild Spiegel seiner beschaulichen, innerlichen Natur. Wohl hat er auch den Pilatus, das Lauterbrunner Tal gemalt, aber solche Bilder einer großartigen, gewaltigen Natur blieben vereinzelt. Lieber belebt er mit Putten und Elflein die Landschaft, und die sind nie leere Staffage, sondern die Phantasie des Malers, die sich eine liebenswürdige Kindlichkeit gewahrt hatte, hat sie mit dem inneren Auge wahrhaft so gesehen. Diese Naivität des genialen Künstlers war Ursache manchen Vorurteils, denn seine Zeit überschätzte das Intellektuelle. Wundervoll ist die Einheit zwischen Landschaft und Gestalt im Mondscheingeiger. Man glaubt, die wehmütige Weise zu hören, die Züge des Spielenden und die Landschaft spiegelt sie wieder, aber die ersten Beschauer sahen nur, daß der Geiger in Hemdsärmeln war und das galt als sehr unpoetisch. Längere Zeit hat die Fabelwelt Böcklins Thoma gefesselt, ohne daß er dadurch an Persönlichkeit verloren. Seine Gestalten sind oft herb und niemals verschönt, so die Bauernfrau mit dem schlafenden Kind unter dem Flieder, aber seine Figuren sind so naturnahe und seelisch echt — darin liegt ihre eigene Schönheit. Porträts hat Thoma zahlreiche geschaffen. Selbstbildnisse aus den verschiedenen Lebensjahren gehören zu den besten. Auch die Mutter hat er oft gemalt. Wie ist da das Bedeutende, Innerliche herausgeholt, ohne das Schlichte, Dörfliche oder besser gesagt Kleinbürgerliche zu verwischen! Wundervoll hat Thoma die Blumen gemalt. Sie sind ihm nie dekorativer Farbenfleck, sondern liebevoll zeichnet der Meister ihre Formen, auch sie sind beseelt. Man würde in den Gemälden Thomas den religiösen Sinn nicht verkennen, auch wenn uns seine Bilder, die heilige Stoffe behandeln, nicht bekannt wären; in der Tat haben religiöse Fragen den sinnenden Künstler zu allen Zeiten beschäftigt. In Christus und Nikodemus trägt der letztere die Züge des Malers und es ist ergreifend, wie sich die seelische Not darin spiegelt; aber die Versuchung Christi ausgenommen, sind es doch meist auch hier idyllische, sinnige Motive, die ihn zur Verbildlichung drängen. Weihnacht, Christophorus, Ruhe auf der Flucht, immer ist es die Natur, die zum Stimmungsträger wird. Erst sehr spät dringt sein Schaffen zur Passion vor, in der an Mantegna anklingenden Pietà, der Gethsemane und die Kreuzigung folgten. Für die Peterskirche in Heidelberg hat er Fresken geschaffen, die ich nur in Reproduktionen kenne. Mit Lithographien und Algraphien ist Thoma weit ins Volk gedrungen. „Im Herbst des Lebens“, „Im Winter des Lebens“ hat er sein Leben geschildert, einen immerwährenden Kalender geschrieben, in Gedichten und Prosa seine milde Altersweisheit verkündet, biblische Geschichten in alemannischer Mundart erzählt und Wege zum Frieden gefunden. Mit Recht hat man ihn mit Joh. Peter Hebel verglichen. Es sind elf Bändchen, die uns der greise Künstler klar und schlicht geschrieben. Auf eine Auswahl (mit einer Einführung von Dr. H. Saedler): Hans Thoma als Meister des Wortes (München-Gladbach 1924, Führer-Verlag 3.— M.) sei aufmerksam gemacht. Ueberblicken wir das Gesamtwerk H. Thomas, so dürfen wir sagen, es sind in seiner Gemütstiefe und Innerlichkeit die lichtesten Seiten deutschen Wesens, die uns aus ihm entgegenleuchten.

Eine literarische Ueberraschung.

Von Dr. A. Kneer (Trier).

Ein neuer Kalender! Nun, an Kalendern ist ja nicht gerade Mangel. In Buch- und Broschürenform und als Abreißkalender, zur Erbauung und Belehrung wie als ästhetisches Hilfsmittel, als wissenschaftlicher, Sport-, Kunst-, Volks- oder Heimat-Kalender — eine üppige Fülle. Auch auf katholischer Seite fehlt es an Kalendern nicht, an guten und anderen. Was uns aber bisher fehlte, das war ein technisch auf der Höhe stehender, für die Katholiken deutscher Zunge allgemein passender Abreißkalender.

Diesen haben wir nun mit einem Schlage, nach mancherlei anderweitigen Anläufen, in einer so vorzüglich gelungenen Weise, daß man daran nur seine helle Freude haben kann: „Welt und Wissen, Deutscher illustrierter Kulturkalender" für 1925, aus dem Verlage der Xaverius-Verlags-Buchhandlung A.G. zu Aachen. (Druck und Klischeeanfertigung von B. Kühlen, Kunst- und Verlagsanstalt in M.-Gladbach. Preis 4 Mk.) Es ist ein aufs reichste illustrierter und textlich hochinteressanter Kalender, der den bekannten Erscheinungen auf nichtkatholischer Seite nicht nur nichts nachgibt, sondern an Gehalt und Form sie vielfach weit hinter sich läßt. Schon die Titelzeichnung (Kopf eines Wilden) verrät, daß die Sache „Schmiß" hat. Die Herausgeber sind eine beträchtliche Anzahl katholischer Vereine, besonders Missionsorganisationen, und die Mehrzahl der in Deutschland, Oesterreich, Luxemburg, Nordböhmen und der Schweiz wirkenden Ordensgenossenschaften. Sie alle haben „ihr Bestes beigesteuert".

„Die Blätter des Kulturkalenders bringen ein Tätigkeitsbild katholischen Schaffens. Jede Seite und ihr Text sollen anregen, fördern und begeistern. Tag für Tag wird der Leser bald an diese, bald an jene Sparte des reichgestaltigen katholischen Lebens erinnert. Es möge dem Katholiken aber auch ein Ansporn sein, nach Kräften mitzuwirken, damit die Kirche ihre hohe Sendung unter der Menschheit erfüllen kann. Kunst und Leben, Idee und Praxis sprechen in diesen Blättern zu uns. Freude, Trost und Kraft wollen sie uns schenken." So der hochverdiente Generalsekretär Dr. theol. Peter Louis in Aachen, der die Schriftleitung des neuen Unternehmens führt, in der Einleitung.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, den einschlägigen Veröffentlichungen von jeher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, der weiß, wie manches derartige Unternehmen leider der Ungunst der Zeiten, der Interesselosigkeit des Publikums, zuweilen aber auch der eigenen Unzulänglichkeit zum Opfer gefallen ist. Hier haben wir nicht den leisesten Zweifel, daß dieser, in Anbetracht des Gebotenen wohlfeile Kalender (4 Mk) von jetzt ab jährlich seinen Weg in die Häuser der katholischen Familien deutscher Zunge nehmen, apostolisch wirken und Freude und Segen spenden wird. — Solche Lebensfülle kann ja auch schließlich nur die hier in ihren Missionen verkörperte katholische Kirche bieten.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

II.

Kösel & Pustet, München: Zum 100. Geburtstage des großen katholischen Kulturschriftstellers auf dem Mainzer Bischofsstuhle erschien 1911 ein dreibändiges Werk, das jetzt — ein Beweis für die unbedingte Gediegenheit der Erstausgabe — unverändert neu aufgelegt werden konnte: Wilhelm Emanuel von Kettelers Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Johannes Mumbauer. Band I: Religiöse, kirchliche und kirchenpolitische Schriften. 8° 422 S. Geb. in Ganzleinen M. 3.50. — Band II: Staatspolitische und vaterländische Schriften. 8° 320 S., ebenso geb. M. 3.—. — Band III: Soziale Schriften und Persönliches. 8° 340 S., ebenso geb. M. 3.—. Durch diese vorzüglich getroffene, logisch gegliederte Gesamtauswahl der ungemein zahlreichen Kundgebungen des divinatorisch-seherisch eingestellten Kirchenfürsten inmitten des Kulturkampfes gelangen nun von neuem geistige Strömungen in Fluß, die bis zur Stunde und lange darüber hinaus weithin befruchtend einzuwirken geeignet sind. Und zwar auf das Deutschland der Gegenwart mit seinem kulturell eigenpersönlichen, familienhaften, sozialen, politischen, staatlichen, vaterländischen und religiösen Leben, wie auch auf das Deutschland der Gegenwart und Zukunft im Völkerchor. Der persönlichen Note in allen Ketteler-Schriften entsprechend, hat Mumbauer seiner hervorragenden Auswahl einen knappen biographischen Umriß vorangestellt, der bei aller Konzentration ein gewaltiges Charakterbild schöpferisch nachzeichnet. Wie er seinen Helden hier uns zeigt, so war dieser im Leben und Schaffen: ein ganzer Mann der Wahrheit und Kraft, des Glaubens, der Christus- und Hirtenliebe, zugleich des unmittelbaren Eindringens in die Einzel- und in die Volksseele, in die Bedingungen der rein individuellen, der gesellschaftlichen, der nationalen, der inner- und außenpolitischen Zusammenhänge. Eine kernig gerade, lautere, selbständig-überzeugungstreue Natur: so sehr der Einfachheit in sich bewußt, daß er sich den Bauernpastor nannte, schaute er auch in die Arbeiterseele wie in ein aufgeschlagenes Buch, fand er auch das verständliche, weckende Wort für die schlichtesten wie für die gebildetsten Kreise. Nicht zuletzt für die echt patriotischen. Er war es ja, der so überzeugend nachwies, wie sehr ein eifriger Katholik den „interessiertesten und aufrichtigsten Anteil an den nationalen Geschicken" nehmen könne (s. die Broschüre: Die Katholiken im Deutschen Reiche u. a. m.). Seine Mannhaftigkeit im Kampfe gegen jegliches Unrecht, mochte es von oben oder von unten oder aus der Mitte kommen, brachte ihm die Kennzeichnung des streitbaren Bischofs ein. Unter den Katholiken war er auf sozialem Gebiet der anerkannte Berater mit diesem ausschlaggebenden Grundsatz: Die soziale Frage ist zutiefst eine sittliche Frage, weshalb auch allen sozialen Bestrebungen Religion und Sittlichkeit zugrunde liegen sollten. Keine Leuchte abstrakter oder konkreter Wissenschaft, aber Beherrscher einer eindrücklichsten Bildung, umschloß Bischof Ketteler in seiner aszetischen Gesamtwesenheit ein Großes, Geniales, zur Bewunderung Zwingendes. Auch kein eigentlich ursprünglicher Denker, war er kraft seiner Persönlichkeit ein hervorragender Schriftsteller von rassiger Sonderheit, ein Bahnbrecher, ein „Popularisator allerersten Ranges". Er arbeitete journalistisch, nicht künstlerisch, denn auf die raschste und wirksamste Verbreitung seiner Gedanken kam es ihm einzig an. — Wie sein Leben, so sein Tod: von erhabener, innerlichst gefaßter Ruhe und Majestät. Erhaben-unermeßlich war auch die Trauer um ihn. Doch er lebt heute, wird lange unter uns fortleben.

Das Gedächtnis zweier edler Katholiken erfuhr ergreifende Auferweckung durch die im August d. J. zu Oberndorf stattfindende Hundertjahrfeier des über die Welt verbreiteten Weihnachtsliedes: Stille Nacht, heilige Nacht. Dichter dieses an Wirksamkeit einzigartigen Sanges war der Priester Joseph Mohr, Vertoner der Lehrer und Organist Franz Gruber, beide freundschaftlich vereint im Dienst der Oberndorfer Pfarrkirche. Prof. Karl Weinmann, Direktor der Kirchenmusikschule Regensburg, veröffentlichte 1919 ein mit 7 trefflichen Bildern geschmücktes fesselndes Bändchen, das nun zum zweiten Male aufgelegt wurde: „Stille Nacht, heilige Nacht." Die Geschichte des Weihnachtsliedes. 8° 70 S. M. —.30. Gründliche Sachlichkeit, tief berührende Innigkeit tragen die feinsinnige Darstellung, die auch in Charakter und Leben jener beiden Männer eindringt, denen unser deutsches Volk, denen die Welt ein so köstliches Glaubenskleinod verdankt. — Im Anschluß sei hingewiesen auf ein neues liturgisch-eucharistisches Buch für die Jugend: Missa. Für den gemeinsamen Gebrauch bearbeitet von Jos. Kramp S. J. Kl. 8° 71 S. In biegsamem Leinwandeinband M. 1.—. Partiepreise billiger. — Der wieder erneute Brauch, die Kommunion als Bestandteil der hl. Messe zu empfangen, bringt den Gedanken an gemeinsame Verrichtung der Meßgebete durch Priester und Laien nahe. Das vorliegende Büchlein bietet hierzu schon eine angemessene Vorbereitung an erster Stelle für die auch hier doppelt wichtige Jugend.

Die für breite Kreise, für das (begrifflich) gehobene Volk gedachte Erzählsammlung Die Hausschatzbücher erfüllt immer ersichtlicher, immer reichlicher alle gerechten Ansprüche: durch Billigkeit, inhaltliche Gediegenheit und originelles schmuckes Gewand. Unter ihren dem halben Hundert jetzt rasch zustrebenden Bänden, geb. je M. 1.—, kl. 4° bis zu etwa 260 S., findet sich Bestes von älteren Erzählern wie: Eichendorff, H. v. Kleist, O. Ludwig, E. Th. A. Hoffmann, Immermann, Auerbach, Anzengruber, Stifter, Fontane, Storm, G. Keller, Scheffel, Herm. Schmid; von neueren und neuesten: M. Herbert, Marie von Hutten, A. Schott, Oberkofler, Schussen, Herwig; von Ausländern: Dickens, Poe, Sealsfield. Aus der jüngsten Bändereihe hebe ich Volltreffer heraus. Bd. 31: Ernst Zahn, Der Büßer, Der Guet. Beides ist auf die Bühne der Alpenherrlichkeit gestellt, beides prachtvoll erzählt. In beiden durchbebt die in kantig festen Zügen aufgebaute Handlung und die psychologisch meisterhafte Personenzeichnung der warme Herzschlag des echten Menschenkenners und darum Menschenliebhabers. Bd. 32: Luise von François, Judith, die Kluswirtin, eine künstlerisch und ethisch wirklich großartige Volkserzählung mit dem etwas archaistisch anmutenden sprachlichen Reiz, dem dramatischen Puls und dem seelischen Tiefblick dieser erst nach ihrem Hingang (1893) so recht und immer mehr zur Geltung gelangten eigenständigen Dichterin. Tragik und innere Befreiung ist auch hier das Hauptmotiv: auf seiten der Heldin in unerschütterlichem Ringen gegen ein fortgesetzt hartes Schicksal, auf seiten des Helden in der nach sühnender Strafe für eigenes Verfehlen verlangenden Uebernahme fremder schwerster Schuld, deren langjährige Büßung den sie freiwillig Ertragenden zur bisher ihm mangelnden Charakterfestigkeit läutert. Bd. 35: Karl Linzen, Die Glaskugel. Novellen. Der Verlag kennzeichnet seine Erwartung hinsichtlich der hier angezeigten zweiten Auflage durch deren Höhe: 4.—13. Tausend. Linzen, Verfasser des Romans „Marte Schlichtegroll", ist im besten Sinne ein ganz und gar Moderner, so daß er alle, die wahrhaft gewählte neuzeitliche Erzählkunst heischen, wird befriedigen können. Er tut es auch hier in drei Novellen. Die titelgebende führt in ergreifender, schöner Einfachheit das Liebesgeschick eines armen Schusters zu abschließenden Entwicklung seines Lebensschicksals. Die sechste Stunde erinnert in dem Zauber ihrer zarten Tönung an Theodor Storms Höhenkunst. Janko, der Slowak dürfte — bei allem harmonischen Maß — zum Erschütterndsten unserer Gesamtnovellistik zählen. Ein leiblich und geistig Aermster unternimmt und übt beseligt, im ewigen Glücksdrang eines bisher leer gelassenen Herzens, freiwillige Mutterbetreuung an einem äußerlich abstoßenden Elendskinde. Als dessen Verlust unabwendbar droht, sucht er es zu bergen und kommt dabei mit ihm um sein armseliges Leben. — Fraglos gehört Linzen zu den Künstlern auf Heilandswegen. 37. Bd., Alexander Puschkin: Die Hochzeit im Schneesturm und andere Novellen: Pik-Dame, Der Postmeister, Das Fräulein als Bauernmädchen, Der Schreiner. In echt

russischer Prägung, flott-spannend aufgemacht sind sie alle, auch mehr oder weniger soziale Mißstände aufzeigend, die vorletzte mit schelmischem, die letzte mit „tollem" Reiz. Eine Neuerscheinung aus dem russischen Schrifttum ist Gogols Kosakenroman Taras Bulba, in deutscher Fassung von Franz Herwig.

Eine vierte Auflage erfuhr, außerhalb des Hausschatzbücher-Rahmens, Wilhelm Schussens Roman: Medard Rombold. Der Wirt zum goldenen Anker. 8° 170 S. Geb. M. 3.20. Immer wieder verdient warme Empfehlung dieses Buch, das überzeugend zunächst einen selbstverschuldeten männlichen Verfall, dann aus diesem heraus einen willensfesten männlichen Aufstieg widerspiegelt. Also auf gleichem innerem Boden zuerst ein Sinken, Versinken, darauf eine Wiederaufrichtung — Wiedergeburt.

Der schon durch einen Abriß der spanischen Literaturgeschichte vorteilhaft bekannte deutsche Hispanologe Dr. Ludwig Pfandl, Korrespond.-Mitglied der Real Academia Espanola in Madrid, hat ein Werk von unbestechlicher, zugleich wohltuender Sachlichkeit geschaffen, das man als eine in ihrer Art erstklassige Fundgrube bezeichnen darf: Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst. 1924. Lexikonformat XVI u. 288 S. Leinenband 12 GM. Die ungemein klare und reiche Darstellung zieht einen weiten Umkreis folgender Hauptthemen: Philipp II., Die drei letzten Habsburger, Das Regierungssystem, Die Inquisition, Die Gesellschaft, Nationalstolz und Ehrgefühl, Religiosität, Aberglaube und Moral, Bildung und Unterricht, Literarische Bräuche, Der Schriftsteller und das Buch, Das tägliche Leben, Idealismus und Realismus. Angefügt sind Anhang I u. II: Kulturgeschichtliche Texte und Bibliographie. Rühmlich hervorzuheben ist die an Papier, Druck und reicher, zumeist sonst schwer zu beschaffender Bebilderung kostbare Ausstattung. Das Buch will in erster Linie zur Vorbereitung dienen für das Studium der spanischen Literatur und Kunst im Zeitalter ihrer Hochblüte, die von 1550—1680 reichte: vom Regierungsantritt Philipps II. bis zu Calderons Tode. Jener Epoche also, die Spanien als vorbildlich führende europäische Großmacht unter dem zweiten Philipp sah und sogar noch unter seinen degenerierenden drei Nachfolgern als einzigartiges Volk von Dichtern, Gottsuchern, Gelehrten und Künstlern. Bis jetzt unübertroffen entwirft Pfandl vor uns König Philipps II. Charakter- und Geschichtsbild, das durch unwissenschaftliche, parteiische, z. T. gewissenlose Kritik bis zur Unwürdigkeit so vielfach verzerrte, entstellte. Auch die notwendig negative Zeichnung der 3 folgenden letzten Habsburger erfreut durch ihre Gerechtigkeit. Besonders anziehend wirkt die gründliche Herausgestaltung des umfassenden spanischen Nationalcharakters und Lebens nach den sorgsam gehobenen authentischen Quellen, wie denn überhaupt Pfandls Werk weitab jeglicher dilettantischer Versuchs- und Intuitionsspielerei steht.

Ein erfreuliches Zeichen der besseren Konjunktur des deutschen Buchwesens gegen 1923 ist das Wiedererscheinen von Kösel & Pustets Bücher-Rundschau, Monatsschrift über wichtige Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, herausgegeben von Dr. E. K. Stahl und Dr. G. Hirsch. Auch der Literarische Ratgeber, herausgegeben von Dr. Philipp Funk, steht dem Bücherliebhaber dies Jahr neu zu Diensten.

Vom Büchertisch.

Betrachtungsschule. Liturgische Methode der Betrachtung und Beschauung. Von P. Matth. Kurz O. Cist. Herm. Rauch, Wiesbaden 1924 1.80 M. — Das Büchlein, das bereits im 4.—6. Tausend erscheint, bezweckt, den Erziehungswert der Meßliturgie für die Uebung der Betrachtung auszunützen. Es wird allen willkommen sein, die gern täglich betrachten möchten, denen aber die Berufsarbeit außer der Meßandacht keine Zeit für diesen Zweck frei läßt oder die nur durch Abkürzung der Kommunionandacht die nötige Zeit gewinnen können. Die „liturgische Betrachtungsmethode" beseitigt diese Schwierigkeiten, indem sie Meßandacht, Kommunionandacht und Betrachtung zu einer einzigen Andachtsübung verbindet. Ob es jedoch empfehlenswert ist, während der Messe zu betrachten, statt gemeinsam mit dem Priester die Messe zu beten, ist eine Frage, die hier nicht entschieden werden soll. Alph. M. Rathgeber.

Deutsch-Hannoverscher Volkskalender 1925. Herausgegeben von der Deutsch-Hannoverschen Partei. Druck und Verlag der Hannoverschen Landeszeitung A.-G. Hannover. Preis 0.90 M. — Schon für 1924 haben wir diesen trefflichen Volkskalender angezeigt (Nr. 49, 1923) und tun es gern wieder für das kommende Jahr. Hannover hat an allgemeinem Interesse bedeutend zugenommen, sowohl durch den Katholikentag als durch seine Abstimmung über Selbständigkeit im Reiche. Der neue Jahrgang des Kalenders erhält seine besondere Note durch Beiträge in Wort und Bild über das welfische Königshaus. Ist doch der greise Herzog von Cumberland am 14. Nov. 1923 gestorben und sein Anspruch auf den einzigen Sohn übergegangen, der die Tradition seines Hauses getreu fortsetzt. — Auch der übrige Inhalt gibt mannigfache Einblicke und Anregungen. Die religiöse Note ist bekenntnistreu lutherisch, ohne antikatholische Stacheln. Der Deutsch-Hannoversche Volkskalender bleibt hier seinem Gründer, Pastor Ludwig Grote, treu, dessen scharfe Feder nicht allein das politische, sondern auch das kirchliche Preußentum angriff, das wir in der unierten Staatskirche und heute im Evangelischen Bund verkörpert finden. — Als Volkskalender naturgemäß nur für das protestantische Volk Niedersachsens bestimmt und geeignet, ist er dessen einzelnen politischen Freunden in allen deutschen Gauen zu empfehlen.
Dr. Otto Kunze.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Nationaltheater. Tirso de Molinas „Don Gil von den Grünen Hosen" aus der klassischen Zeit des spanischen Lustspieles hat vor einigen Jahren in einer glücklichen Nachdichtung in den Münchener Kammerspielen und auch an anderen Bühnen durch seine Anmut und Heiterkeit viel Erfolg gehabt. Diese Vorstellungen haben Walter Braunfels Anregung zu seiner musikalischen Komödie gegeben, die das Nationaltheater, welches einst seine „Prinzessin Brambilla" brachte und „Die Vögel" schon ein paar Jahre im Spielplan bewahrt, zur Uraufführung auswählte. Die durch die der ersten Vorstellung vorausgehende Generalprobe gegebene Möglichkeit, eine neue Oper zweimal zu hören, bevor man zur Feder greift, ist zu wertvoll, als daß man von dieser Gepflogenheit abgehen möchte. Um indessen den Bericht nicht auf die nächste Nummer verschieben zu müssen, sei heute eine Schilderung der äußeren Eindrücke gegeben und die Fabel skizziert, auf eine Wertung der Musik und die von Knappertsbusch geleitete Aufführung sei später zurückgekommen. Der Komponist hat die vorliegenden deutschen Uebertragungen nicht viel verwenden können, er hat sich, soweit er überhaupt sich dem spanischen Stücke angeschlossen hat, eine Prosaübersetzung anfertigen lassen. „Die Musik bedarf anderer Unterlagen als das gesprochene Wort." Die zwei ersten Aufzüge zerfallen in drei Szenen, die durch orchestrale Zwischenspiele verbunden sind; der dritte, kürzere spielt sich ohne Zwischenvorhang ab. Juana hat sich als Mann verkleidet und ist dem treulosen Manuel nachgereist, der in Madrid auf des Vaters Geheiß um die reiche Ines freien soll, was Juana verhindern will. Dies erfahren wir in der ersten Szene, die durch Volkstreiben noch ein wenig musikalisch ausstaffiert ist. Manuel hat zwar etwas Gewissensbisse, dennoch bewirbt er sich bei Ines' Vater um deren Hand. Er nennt sich Don Gil, für den Fall, daß Juanas Klage gegen ihn bekannt werde. Ines treibt während der Besprechung Gesangsstudien hinter der Szene, das gibt dem Tonsetzer zu aparten Klangmischungen Gelegenheit. Sehr hübsch ist auch sanglich die Streitszene zwischen dem Vater und Ines, die von einem unbekannten Freier nichts wissen will. In einem Park soll „Don Gil" gewissermaßen zufällig mit Ines zusammentreffen, Juana kommt ihm zuvor, nennt sich Don Gil und gewinnt das Herz des Mädchens im Sturm. Später als der Vater kommt, ist er sehr froh, zu hören, daß seine Tochter „Don Gil" liebt. Der begleitende Manuel ist über seinen raschen Sieg verwundert und erfreut, allein er wird enttäuscht. Es gibt zwei Gil, nicht ihn liebt Ines, sondern den mit den grünen Hosen, von denen sie etwas seltsam singt, sie seien „ein Märchen von Arabiens gold'nem Strand". (Sprachlich ist das Textbuch überhaupt reich an schwerfälligen und gezwungenen Wendungen.) — Im zweiten Akt kommt Juana als fremde Dame verkleidet und erzählt Ines, daß Don Gil seine Braut verlassen und einen fremden Namen führe. Die Folge ist, daß Manuel als Betrüger das Haus verlassen muß. Donna Clara, eine Freundin von Ines, möchte Manuel trösten. Um der Gefahr zu begegnen, daß Manuel sich dieser zuwende, kommt Juana wieder in ihren grünen Hosen, gewinnt leicht das Herz der rasch entflammten Clara. Ines hat sie belauscht und ist mit Recht empört. Manuel, dem man vorgelogen, Juana wäre gestorben, nimmt die Werbung um Ines wieder auf. Weil diese auf grüne Hosen so versessen, hat er grüne Hosen angelegt, desgleichen Rodriguez, ein früher bevorzugter Verehrer von Ines. Auch die eifersüchtige Clara hat, um ihrem Gil nachzuspüren, Männerkleider angelegt. Vier in grünen Hosen stehen vor Ines' Balkon in der Mondnacht. Für das tolle Durcheinander der Verwechslungen und die rasche Aufklärung (Juana und Manuel sinken sich beglückt in die Arme) hatte der Komödiendichter den Vorteil eines schnellen Tempos, während der Gesang notwendig den Scherz in die Länge zieht. Dies ist überhaupt das Problem, das der Vertonung solchen Intrigenspiels entgegensteht. Zweifellos hat Braunfels die Schwierigkeit seiner Aufgabe erkannt und hat ihr viel Reizvolles abgewonnen. Da nicht alles aus dem Handlungsverlauf erhellt, sondern aus dem Gesang entnommen werden muß, so wird sich der Zuschauer ohne Textbuch manchmal schwer tun. Die Musik klingt stets schön und verzichtet auf billige Effekte; das Lyrische erscheint stärker als das spezifisch Komische. Dekorationen und Kostüme haben die Zeit des Velasquez etwas ins Groteske gezerrt; eigentlich mehr als es rein musikalisch begründet erscheint. In den Farbenwirkungen herrscht ein Raffinement, das auch den überrascht, der nicht im Futurismus das Ziel alles Schönen sieht. Die zum Teil recht schwierigen Partien liegen in guten Händen.

München. L. G. Oberlaender.

Vortragsabend Friedrich Kayßler. Der rühmlich bekannte Schauspieler und Vorleser brachte im Richard-Wagner-Saal des Hotels Bayerischer Hof, München, in einem klassischen Teil Stücke aus Werthers Leiden von Goethe und Rüdigers Tod aus dem Nibelungenlied zu Gehör, in einem zweiten, modernen Teil Proben aus Otto Ghsaes Roman „Die Schwestern Hellwege" und aus einem Epos „Weltenmär" von Hans Offenbach. Bei letzterem fesselte nur der Vortrag, bei den übrigen freute man sich der Dichtung, vermittelt durch einen tiefempfindenden und deutenden Sprecher. Kayßler wirft seine Gefühle nicht vulkanisch heraus, sondern läßt sie unter den Worten leben. Im Nibelungenlied überraschte seine Technik dadurch, daß sie auf Abhebung der Stimmen der handelnden Personen gegeneinander verzichtete.

Trotzdem war der Eindruck dramatisch. — Der Abend war veranstaltet vom Volksverband der Bücherfreunde und verbunden mit einer Buchausstellung desselben. Man sah viel gutes Schrifttum in schönen Einbänden und erhielt die äußerst vornehm ausgestattete Denkschrift: Das Werk des V. d. B. (Wegweiser-Verlag Berlin). Der Verband vermittelt seinen Mitgliedern billigen Bücherbezug. Interkonfessionell; auch im allgemeinen wirklich neutral, vermag er die Kulturbedürfnisse der Katholiken naturgemäß nicht voll zu befriedigen. Für uns kommt zunächst in Betracht der Wolframbund, über dessen Heimbücherei Fr. Muckermann S. J. im Gral Nov 1924 schreibt: „Sie ist ein gemeinnütziges, auf katholischer Grundlage aufgebautes Unternehmen zur Verbreitung wertvoller Bücher. Sie vermittelt zum Eigenbesitz geeignete Bücher aus verantwortungsbewußten Verlagen, und zwar an einzelne oder an besondere Bezugsgemeinschaften, zu welchen sich mehrere Personen unter einem Obmann zusammenschließen. Die Bezieher sind in Gruppen eingeteilt — eine gewisse Staffelung nach der Leistungsfähigkeit verschiedener Kreise und nach den geistigen Ansprüchen erwies sich als notwendig —, von denen die erste 12 M. Jahresbeitrag zahlt und die zweite 6 M. Dazu einmal ein Eintrittsgeld von 1 M. bzw. 0,50 M. Aus den Büchern der Gruppe I hebe ich heraus: Herwig: „St. Sebastian vom Wedding"; Lippert: „Von Seele zu Seele"; Wittig: „Die Kirche im Waldwinkel"; Roft: „Die Wahrheit über das Mittelalter"; Weismantel: „Der närrische Freier"; Dörfler: „Der ungerechte Heller". . . . Aus den Büchern der Gruppe II: Werke von Knies, Stifter, Oberkofler, Heinen, Dörfler, Seidenfaden, Guardini usw. Regt die Heimbücherei die Bildung von Beziehergruppen an, so liegt darin eine Einladung, gemeinsame Leseabende und dergleichen zu veranstalten, überhaupt die Literatur wieder mehr in kleinen Gemeinschaften zu pflegen. Nur auf diese Art werden wir unser Volk vor dem Aufgehen in Wirtschaft und Sport schützen und zugleich der deutschen Familie wieder mehr Sinn für Heim und Häuslichkeit geben. . . . Daß sich Schulklassen und Pensionate einem so idealen und praktischen Unternehmen anschließen werden, dürfte selbstverständlich sein. . . . Die Geschäftsstelle befindet sich Köln-Kalk, Kantstraße 5/I. Zahlungen können geleistet werden auf das Postscheckkonto Dr. Heinz Stephan, Köln 2378. Wer als besonderer Freund gelten will, zahle 10 M., und wer den Titel eines Gönners wünscht, 100 M."

Dr. Otto Sachse.

Für Bekanntgabe von geeigneten Probenummer-Anschriften ist der Verlag der Allgemeinen Rundschau stets dankbar.

Briefkasten.

H. in R. Den Satz in Dr. A. Kneers „Salem" Nr. 43: „Die Zisterzienserklöster haben nach ihrer Säkularisation . . . in ihrem äußeren Bestande meist ein klägliches Schicksal erfahren: Ruinen, Kasernen, Zuchthäuser, Irrenhäuser" haben Sie bedauerlicherweise mißverstanden. Dem Verfasser lag eine Verächtlichmachung der Irrenhäuser ganz fern. Wir waren von vornherein davon überzeugt und haben uns nach Ihrem Brief überdies dessen versichert. Der Verfasser wollte nur die glänzende Zeit der einstigen Abtei einer späteren rein nützlichen und weltlichen Verwendung gegenüberstellen, bei der besonders die baukünstlerische Anlage leiden konnte. Eine neue kirchlich-caritative Benützung, etwa in Gestalt eines von Schwestern geleiteten Irrenhauses, fällt natürlich überhaupt nicht unter den Begriff des kläglichen Schicksals. Dr. A. Kneer hat übrigens bereits über das Schicksal alter Klöster (ausgehend von seinem Buch über Denkmalpflege 1915) ein Vielfaches veröffentlicht, klösterliche Neugründungen mit Rat und Tat selbstlos unterstützt und ist in jeder Hinsicht, nicht zuletzt publizistisch, für die katholische Sache seit langem tätig. Er darf in Anspruch nehmen, daß seinen Worten nirgends ein unchristlicher oder unkirchlicher Sinn von guten beigelegt wird. D. Schr.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Steuerermässigungen sind erfolgt, wie wir dies im Vorbericht bereits erwarten konnten. Die Umsatzsteuer ist von 2 auf $1^1/_2$ Prozent, die Luxussteuer von 15 auf 5 Prozent ermässigt. Der steuerfreie Betrag der Einkommensteuer ist erhöht worden, um dem kleinen Lohnempfänger eine Erleichterung zu verschaffen. Mit der Verringerung der Reichssteuern geht eine Senkung der Gewerbesteuer der Länder Hand in Hand. Der Reichsfinanzminister hat den Ländern die Einnahmen aus den herabgesetzten Steuern im Durchschnitt der Monate August und September bis zum 31. März nächsten Jahres gewährleistet. Das ist natürlich vorläufig. Die Aenderung des Finanzverhältnisses des Reiches zu den Ländern ist eine Forderung, die unverschiebbar ist. Das zu erstrebende Ziel ist die Wiederherstellung der Finanzhoheit der Länder, wie dies auch der bayer. Finanzminister in seiner Haushaltrede dargelegt hat. Die für die deutsche Wirtschaft notwendig gewesenen Steuererleichterungen werden vom Auslande teilweise unfreundlich beurteilt. Das Verständnis für die Belange

unserer Wirtschaft ist eben noch nicht überall durchgedrungen. Der Zentralverband des Bank- und Bankiergewerbes sieht die Ermässigungen keineswegs als genügend an; ein Steuersatz von 6 v. H. für Kundengeschäfte übersteige die in den wichtigsten anderen Ländern um ein Vielfaches. Völlig unbefriedigend sei ferner die Ermässigung des Händlerstempels auf 2 v. T. Solange nicht eine erhebliche Herabsetzung sowohl des Satzes für Kundengeschäfte als auch desjenigen für Händlergeschäfte erfolgt sei, sei die im wirtschaftlichen Interesse dringend erforderliche Wiedereinführung des Terminhandels in Effekten nicht möglich. Auch die Neuregelung der Börsenumsatzsteuer für ausländische Zahlungsmittel genüge nicht. Diese Steuer ermangle nach der erfolgten Währungsstabilisierung jeder Berechtigung und stelle eine Versteuerung des legitimen Zahlungsverkehrs mit dem Ausland dar.

Die Steuerminderungen haben an der Börse die Stimmung verbessert. Senkung der Warenumsatzsteuer und Erhöhung der Beamtengehälter dürften eine Belebung des Geschäftes bringen. Auch die internationalen Eisenverhandlungen werden günstig beurteilt. Die Bautätigkeit ist ein wenig reger geworden. Die Dresdner Bank und die Darmstädter- und Nationalbank haben als erste Grossbanken ihre Goldbilanzen veröffentlicht. Sie haben doch mehr Substanz gerettet, als man nach den pessimistisch stimmenden Zusammenlegungen verschiedener grosser Provinzinstitute hatte annehmen können. Die Dresdner Bank wird ihr Aktienkapital im Verhältnis $12\frac{1}{2}$: 1, die Darmstädter im Verhältnis 10 : 1 zusammenlegen. Die Vergleichung der Goldbilanzziffern mit denjenigen des letzten Vorkriegsjahres zeigt die furchtbare Verminderung des Volksvermögens. Erfreulicherweise weist die Entwicklung im laufenden Jahre deutlich nach oben. Beide Banken sprechen die Erwartung aus, dass bereits für das laufende Jahr die Dividendenzahlungen wieder aufgenommen werden können.

In den **deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen** trat eine ernste Stockung ein. Besondere Bedeutung hat hierfür das Schreiben des Generalagenten für Reparationen Sir Parker **Gilbert** an Reichsfinanzminister Dr. Luther. Unterstützt es doch mittelbar den deutschen Standpunkt. Wir verlangen die Aufhebung der 26 prozentigen Ausfuhrabgabe, als einer unerträglichen Belastung des deutschen Handels. Frankreich erblickt in dem Verlangen einen Eingriff in die Reparationen. Zur Uebereinstimmung führten die Verhandlungen zwischen Deutschland und der **Schweiz** über den Abbau der beiderseitigen Einfuhrbeschränkungen. Der völlige Abbau wurde für den 30. September 1925 vereinbart.

In den letzten Wochen soll an den amerikanischen Börsen in deutschen Industrieaktien ein grösserer Betrag angelegt worden sein, als der amerikanische Anteil der Dawesanleihe ausmacht. Die Gouverneure der Bundesreservebank beabsichtigen, die Spekulationslust in deutschen Kriegsanleihen einzudämmen. Es wird eine besondere Diskonterhöhung geplant.

Der bayerische Ministerrat hat eine Reihe von Richtlinien aufgestellt, um auf die im Interesse der Verbraucher notwendige Preissenkung hinzuwirken. Die Vorschläge Bayerns beim Reiche sind: Verhinderung einer nichtberechtigten Preissteigerung durch Verbände der Gütererzeuger und Verteiler. Schärfere Anwendung und Ausbau der Bestimmungen gegen den Missbrauch wirtschaftlicher Machtstellungen. Steigerung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugung und Erweiterung ihres Absatzes durch Wiedererschliessung der Auslandsmärkte. Grösste Sparsamkeit im öffentlichen Haushalt. Steuerreform, die die private Sparsamkeit nicht unterdrückt und Kapitalbildung wieder ermöglicht. Kreditpolitik, die die Stabilisierung der Preise im Auge behält. Notwendige Freiheit für die Wirtschaft und möglichst wenig unproduktive Lasten für sie. Gesunde Lohnpolitik, Reinigung des übersetzten Handels, Bekämpfung von Auswüchsen der Preisbildung, Wahrung des Wirtschaftsfriedens, Nachprüfung des Aktienrechtes, ob den Minderheiten der Aktionäre nicht ein grösserer Einfluss auf die Sparsamkeit der Betriebsführung eingeräumt werden könne. Als Massnahmen, die von Bayern selbst getroffen werden sollen, bezeichnete der Handelsminister folgende: Erhaltung der Landespreisstelle, Einwirkung auf die Verbände, scharfes Einschreiten gegen Auswüchse der Preisgestaltung, Preisnachprüfung der wichtigsten Lebensmittel, Einwirkung auf möglichste Senkung des Zinsfusses. Mit Recht betonte Minister v. Meinel; Nützen können diese Massregeln nur, wenn alle Kreise des Volkes bestrebt sind, ihre Bedürfnisse ihren Einkommensverhältnissen und der allgemeinen Notlage anzupassen, und wenn die Wirtschaftskreise ihre Gewinne auf das den heutigen Verhältnissen entsprechende Mass beschränken.

K. Werner, München.

Für die Missionsschule der Patres von den hh. Herzen Jesu und Mariä und der ewigen Anbetung, das Johanniskloster in Niederlahnstein, war das Hochwasser der vergangenen Tage eine Katastrophe. Rhein und Lahn wälzten ihre schmutzigen Fluten in das Haus. Meterhoch stand das Wasser in Haus, Flur und Gärten. Die Missionsschüler mußten bis auf weiteres nach Hause entlassen werden. Nur in Kähnen war der Abtransport noch möglich. Noch steht das Wasser 2 Meter hoch in den Kellerräumen. Der Schaden ist ganz erheblich, läßt sich aber noch gar nicht übersehen. Sofortige Hilfe tut not! An alle, die dazu in der Lage sind, richten wir die herzl. Bitte, uns zu helfen. Milde Gaben auf unser Postscheckkonto Köln Nr. 115430 erbeten. Mit herzl. „Vergelt's Gott" denen, die uns helfen

das **St. Johanniskloster, Niederlahnstein.**

Für unsere Photofreunde. Das Photohaus M. Geflitter & Co., Dresden-A 24, versendet soeben einen neuen, bedeutend erweiterten Katalog Nr. 303 über Photo-Apparate und Bedarfsartikel. Der Katalog enthält eine reiche Auswahl: Die billigsten Kastenkameras sind vertreten bis zur teuren Schlitzverschluß-Kamera mit 3fachem Auszug und allen modernen Schikanen, alle möglichen Ausführungen und Bildgrößen von einfachen und besten Klappkameras, sowie alle für die edle Lichtbildkunst in Betracht kommenden Bedarfsartikel. Es handelt sich nur um Qualitätswaren trotz außergewöhnlich niedriger Preise! Der Katalog wird von der Firma M. Geflitter & Co. kostenlos abgegeben. Für alle Photosport-Freunde empfiehlt sich in deren eigenem Interesse, diese günstige Bezugsquelle nicht vorübergehen und sich den neuen Katalog kommen zu lassen.

Man beachte die Anzeige in der vorliegenden Nummer der A.R.


Weihnachts-Anzeiger der Allgemeinen Rundschau



Soeben erschien:

Die Sonntagsepistel
in viertelstündiger Predigt verwertet.

1. Bändchen:
Advent bis Christi Himmelfahrt.
Von FR. XAVER ESSER S. J.

115×175 mm. 136 Seiten, Kartoniert Mk. 1.50; Leinen Mk 3.—.

Die kurzen Predigten wollen eine Beisteuer liefern zur eingehenden Klarstellung und praktischen Verwertung der Sonntagsepisteln.

Verlag Joseph Bercker, Kevelaer
Postscheckkonto Köln 23 759



NIEDERLAGE:
AND. KAUT / FACHGESCHÄFT FÜR BÜROBEDARF
MÜNCHEN / KAUFINGERSTR. 10

Bergland-Verlag / Elberfeld

Strindbergs Weltanschauung

(Strindberg und der Katholizismus)
von Dr. Karl Möhlig.

336 S., gr. 8° mit einem Bild Strindbergs, kart. 3 G.-Mk., in eleg. Halbl. 4 G.-Mk.

Hermann Bahr im „Neuen Wiener Journal": Ein rührend gewissenhaftes, peinlich genaues, für jede Behauptung sorgfältig den Beleg vorbringendes Buch, weitaus das Beste, was ich jemals über Strindberg las.

Weihnachtsgaben!

Johannes Dierkes:

Ein Lichtlein bist du!

Im Geschenkband . . . . M. 2.—

„Ich glaube, die Seele der heutigen gebildeten Katholiken wird sich in diesem sprachlich gut geformten Büchlein wohl mehr verstanden fühlen als in vielen anderen. Das bedeutet viel!" Seele V. J. H. 12.

Bernard Michael Steinmetz:

Altgold und Neusilber

2., stark erweiterte Ausgabe des Büchleins „Aus der Goldgrube".
Geb. M. 3.—

Lieb und Leid der Marianne Mertes

Eine Volkserzählung aus der Eifel.
Geb. M. 2.10

Wer auch nur ein Fünkchen Sinn für echte, stille, herzliche Freude und gesunde, gediegene dichterische Volks- und Hausmannskost sich bewahrt, wird an diesen treuherzig-schlichten Gestalten und Perlen altdeutscher Erzählungskunst seine helle Freude haben. Hier fließen silberklare Quellen unserer Heimat und Volkskultur. Kauft euch das Buch für den Feierabend! Verschenkt es an Geschwister u Freunde.

Wilhelm Hay:

Aus meinen Bergen

Eifeler Dorfgeschichten.
Geb. M. 1.50

Vorzüge der kleinen Erzählungen sind: prächtige Naturschilderung, naturwahre Darstellung der Eifelbauern und ihres Tuns und Treibens sowie kurze, packende Gestaltung des Stoffes.

M. Homscheid:

Am Meilenstein vorüber und andere Skizzen. 3 Aufl. des Büchleins „Alltagskinder".
Geb. M. 3.—

Auf heimlichen Steigen und andere Erzählungen und Skizzen. Geb. M. 3.—

Der heimliche Ruf. Erzählung.
2. Auflage. Geb. M. 3.25

Eifelprinz. Roman. Geb. M. 2.75

Erzfunken. Gedichte. Geb. M. 3.50

Marie Homscheids Schriften, die zum Teil schon mehrfach aufgelegt wurden, sind ob der spannenden Erzählergabe sattsam bekannt, als daß es einer weiteren Empfehlung bedürfte. „Der Eifelprinz zählt mit zu den schönsten Romanen, die sich im Eifelgebirge abspielen."

Heinrich Lentz:

Am Dorfbrunnen.

Erzählungen aus der Eifel.
Geb. M. 1.50

Ein erstes Erzählertalent, das die gute Art des Storm und Mörike fortsetzt.

M. E. Hoffmann:

Das Kinderrecht.

Ein Wegweiser für die Kinderstube. 2. Auflage.
Geb. M. 2.—

Wie ein roter Faden zieht sich durchs ganze Büchlein der ständige Hinweis a. Selbsterziehung, auf die Macht des guten Beispiels, wodurch die Mutter sich und ihrem Kinde das schwere Erziehungsgeschäft erleichtert.

M. E. Hoffmann:

Der Glaube im Frauenleben.

3., vermehrte Auflage.
Geb. M. 1.50

Das Büchlein bietet in gedrungener Kürze wesentliche Richt- und Lichtpunkte in der Frauenfrage, regt zum Weiterstudium an und stellt die von manchen unterschätzte Aufgabe der Frau in ein helleres Licht, das Licht des Glaubens. Es kann bei seinem bescheidenen Umfang allen Frauen und Männern, die für ein eingehenderes Studium der Frauenfrage keine Zeit erübrigen, warm empfohlen werden.

P. Güllekes S. C. J.:

Des Jünglings Freunde.

Geb. M. 0.90

Der Titel des Buches sagt schon, worum es sich handelt. Es führt den Jüngling auf seiner Lebensfahrt durch alle seiner Jugend drohenden Gefahren. Es ist ihm Wegweiser, wie und wo er sich seine Freunde zu suchen hat.

In der Schule Jesu.

Ein Büchlein über Charakterbildung, der studierenden Jugend gewidmet.
Geb. M. 0.60

Verlag: Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

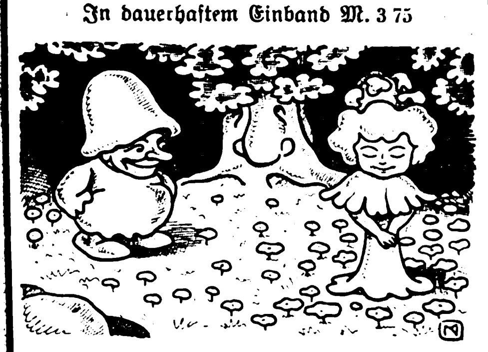
Jeder sein eigener Tischler
Tisch-Hobelbank „Voraus" D.R.G.M.
Passt an jeden Tisch Handwerkszeuge. Prospekt gratis.
Onigkeit, Moltkestr. 57, Leipzig 99.

Neue Werke von

FRITZ GÖRRES

110 Sinngedichte und Satiren
Broschiert M. 1.75, Ganzleinen M. 2.50.

„Zwerge und Kobolde"
1 Bilderbuch (mit Gedichten, Lied und Noten) für Kinder bis 12 Jahren
In dauerhaftem Einband M. 3.75



Durch jede gute Buchhandlung

Buch- u. Kunstdruckverlag C. Schulze Essen

Postkonto Essen 32 308




Digitized by Google

Lese und staune?

Friedensfreudenquelle

Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). 5. Auflage. (13.—14. Tausd.) Prachtausgabe auf feinstem blütenweißen Papier u. 9 herrlich Kunstbeilagen in modern. Pappbd M. 7.—. 6. verb. Aufl. (15. u. 16. Tausd). gr. 8. (XXXII, 360 S.) Gebunden mit neuem Deckelbild M. 4.— **Bischof Dr Ottokar Prohászka:** Solche Bücher wie das Ew. Hochwohlgeb., werden uns auch diese schwere Zeit verkürzen. Gott gebe es!

Alt-Heimatleute

Niederbayerische Dorfgeschichten. Von Dr. J. Familler. 8. (VIII, 300 S.) Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.50. **Deutsche Gaue, Kaufbeuren:** Die von echter Heimatliebe getragenen Dorfgeschichten führen uns in fesselnder Darstellung in das idyllische Bauernleben. Der Verfasser versteht es, die Volksseele zu schildern, die Volkssitten zu malen, Charaktere zu zeichnen. K. G.

Bairische Beize

Satirisches in Vers und Prosa. Von Karl Muth-Klingenbrun. gr. 8. Stattlicher Band in auffallendem Umschlag kart. M. 1.—. Dieses äußerst humorvolle Buch sollte sich jeder als klassisches Erinnerungs-Dokument an die grausame Hanswurstigkeit der bayerischen Revolution und Rätefastnacht zulegen.

Das Eheleben

Eine Darstellung der Forderungen des sittlichen Ehe-Ideals, sowie eine Besprechung der Aufgaben, die die Höhenentwicklung eines Volkes an die beiden Geschlechter stellt. Von Th. Wilhelm. Vierte, zeitgemäß veränderte Auflage. (15. und 16. Tausend.) 8. XVII, 548 Seiten. Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50. **Dr. Franz Walter, Universitätsprofessor in München:** Bei der schwierigen Aufgabe geht der Verfasser mit großem Takt und feinem Zartgefühl zu Werke. Er weiß in heiklen Dingen in feinsinniger, zurückhaltender Weise die Grenzen einzuhalten und alles Anstößige zu vermeiden.

Waldeszauber

Bergländ. Stimmungsbilder aus dem Waldgebirg. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Prachtwerk mit 645 Abbildungen u. 23 mehrfarbig. Kunstbeilagen. In Prachtbd. geb. M. 25.—. **Der Staatsminister für Unterricht und Kultus:** Die warme Heimatliebe, die jedes Blatt des Buches durchzieht und von der die trefflichen Schilderungen von Land und Leuten des bayerischen Waldes durchtränkt sind, berührt den Leser besonders sympathisch, nicht weniger die volkstümliche Darstellung und die beigegebenen zahlreichen, trefflichen Illustrationen, die auch jenen Lesern, die das geschilderte Gebiet nicht aus eigener Anschauung kennen, dieses nahebringen.

Mysterium crucis

Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von Felix Nabor. 5. Aufl. 9. u. 10. Tsd. 2 Bände. Brosch. M. 7.—; in zwei hübschen Orig.-Halbleinenbänden M. 10.—. **Der Leuchtturm, Trier:** Der umfangreiche Roman ist ein echtes Buch für unser Volk und alle, die, ohne allzu große Ansprüche auf Kunst zu machen, sich wahr in die Zeit der neronischen Christenverfolgung einleben und Begeisterung für stilles Heldentum aus den Großtaten der ersten christlichen Zeiten schöpfen wollen.

Bayerntreue

Historische Volkserzählg. aus dem 18. Jahrhundert von Otto von Schaching. 3., umgearb. Aufl. Mit 3 Kunstbeilagen u. vielen Textbildern. 8. (IV, 460 S.) Brosch. M. 3.— In hocheleg. weißblauen Originaleinband gebund. M. 4.—. Ein echtes kerniges Volksbuch. Wie Blumen wachsen prächtige Bilder aus dem Laubwerk des Textes und vollenden das natürliche Bild einer unvergleichlichen Historie der Treue.

Im Zauber des Hochgebirges

Alpine Stimmungsbilder. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Vierte bis sechste gründlich veränderte Auflage. (XII, 676 Seiten). Mit 620 Abbildungen und mehrfarbigen Kunstbeilagen. In Prachtband gebunden M. 15.—. **Dr. Peter Dörfler, München:** Ich habe mit Ihrem Buch als Bergführer einige Phantasietouren in meinem Zimmer gemacht, ich habe in Ihrem Buch gelesen und geblättert und jedesmal einen feinen Hauch von Alpenluft und eine Sehnsucht nach Höhen u. Bergen empfunden.

Herbstzeitlosen

Erzählungen aus näheren und ferneren Zeiten. Von Alfons Steinberger. 8. VIII, 266 Seiten. Broschiert M. 1.50, gebunden M. 2.—. **Offenbacher Volkszeitung, Offenbach:** Mit hoher Befriedigung werden die Leser das hübsch ausgestattete und für die Jetztzeit preiswerte Buch aus der Hand legen und in ihren Mußestunden immer wieder nach demselben greifen, um ihre Phantasie mit den lehrreichen Bildern der Vergangenheit zu bereichern und das Leben und Treiben der Vorfahren kennen zu lernen.

Republik oder Monarchie

Von Otto Hartmann. (Otto von Tegernsee.) Zweite, verb. u. vermehrte Aufl. (4.—10. Tsd.) gr. 8. Stattlicher Band in festem knallenden Umschlag kartoniert M. 1.—. **Urteil eines weltbekannten Schriftstellers:** Viele haben zur Zeit der Revolution Gesinnung und Überzeugung gewechselt wie man das Hemd wechselt. Wie wohl wird einem, in solcher Zeit einem Manne zu begegnen, der seine königstreue Überzeugung bewahrt, bewährt und offen auszusprechen wagt!

Bei guter Ausstattung mäßige Friedenspreise!



Ausführliche Verlagsverzeichnisse kostenlos und postfrei!

Das Börsenblatt

Unabhängiges Nachrichtenblatt zur Wahrung deutscher Weltmachtstellung und deutschen Volksvermögens Vierter Jahrgang. Vertretungen: Berlin—Wien—Zürich Probenummer kostenlos vom Verlag München, Barerstraße 86

Die Wahrheit

im Wandel der Weltanschauung Eine kritische Geschichte der metaphysischen Philosoph. Von Univ.-Prof. Dr. Siegfr. Behn. Kart. 8 —.geb M 9.50. (Soeben erschienen.)

Klare Begriffe!

Lexikon d gebräuchl. Fachausdrücke aus Philosophie u Theologie. Für weit. Kreise zusammengest von Th Mönnichs S.J. Geb Mk 6 —. (Soeben erschienen.) Verzeichn unberechnet!

Ferd Dümmlers Verlag Berlin SW 68 (Postscheck 145)

K·e·b·u

Neuzeitliche, taktvolle, erfolgsichere Eheanbahnung durch diskreten Briefaustausch

nur für Katholiken

Damen und Herren aller Kreise und Berufe, ganz Deutschlands und auch Ausland. Zahlreiche Erfolg- und Dankschreiben Prospekt und Bundesschriften, verschlossen, ohne Aufdruck, gegen dreifaches Briefporto durch

Kebu-Verlag, Abt. R. Charlottenburg 2.

Bei allen Anfragen beziehe man sich auf die **„Allg. Rundschau“**

Villa Maria Elisabeth Gardone-Riviera Italien

am Gardasee

Großer Park direkt am See

Kurhaus wieder eröffnet

Anfragen wolle man richten an die **Oberin der Grauen Schwestern** von der heiligen Elisabeth dortselbst

Ausstellung kirchl. Kunst

Paramente: Fahnen: Geräte aller Art

Tel. a 48 31 **WILH. WEFERS, KÖLN** Komödienstrasse 6. Seit 35 Jahren

Das deutsche Lied

Deutsches Kommersbuch

13. u. 14. Aufl. Hist.-kritische Bearbeitung besorgt von Dr. K. Reisert. Mit Titelbild. Geb. in Leinw. G.-M. 6.—; in Dermatoid m. Biernägeln G.-M. 6.50

Sonderabdrucke aus der 12. bzw. 13. u. 14. Aufl. des Deutschen Kommersbuches von Dr. Karl Reisert: **42 neue Lieder zum Deutschen Kommersbuch.** G.-M. 0.30 / **10 neue Lieder zum Deutschen Kommersbuch.** G.-M. 0.25 / Die Besitzer früherer Auflagen können durch diese Nachträge ihr Kommersbuch ergänzen.

Deutsche Lieder

Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches, besorgt von Dr. K. Reisert. 7., vermehrte Aufl., enthaltend 731 Vaterlands-, Studenten- u. Volkslieder sowie ein- u. zweistimmige Sologesänge mit Klavierbegleitung. Geb. in Halbleinw. G.-M. 22.—

„Das ‚Deutsche Kommersbuch‘ und seine Klavierausgabe ‚Deutsche Lieder‘ mit ihren mehr als 800 Gesängen bilden einen stets reich und frisch quellenden Liederborn, berufen und geeignet, zu erheben, zu begeistern und Freude zu bringen ins deutsche Haus.“ (Echo, Berlin 1921.)

HERDER / FREIBURG I. BR.

Die Original-Einbanddecken

für den 20. Jahrgang (1923) der Allgemeinen Rundschau

können gegen Voreinsendung des Betrages von Goldmark 1.25 bezogen werden. (Spesen für Porto u. Verpackung sind inbegriffen.) Die Einzahlung wird womöglich auf Postscheck-Konto No. 7261 des Verlag von Dr. Armin Kausen G. m. b. H. (Allg. Rundschau) b. Postscheckamt München erbeten

Paramenten-Haus

JOH. BAPT. DÜSTER

KÖLN A. RHEIN / gegr. 1795

Preiswerte Bezugsquelle für kirchliche Bedarfsgegenstände

:: In- und Auslands-Versand ::



Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von
H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder, kirchl. Artik., Devotionalien u. a.
Herder & Co., Freiburg i. Br.

Devotionalien, Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle,
J. Pfeiffers relig. Kunst- Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung.
A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert
Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate.
Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien
Krippen Kreuzwege Hl. Grab
in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur Galvanoplastik.
Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe
jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen
Brems-Varain, Trier
Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker
Kevelaer, Rhld.
Verleger des Hl. Apost. Stuhles.
Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher
in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

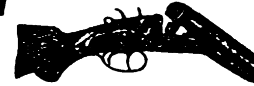
Musikinstrumenten- und Saitenfabrik
Ammon Gläser, Erlbach i. Vogtl.
Weltbekannt als beste Bezugsquelle. Alleiniger Fabrikant der ges. gesch Bernhardts-Silberstahl-E-Saiten „Die Saite der Zukunft."

Optik aller Art
Theater und Prismengläser
Munck & Regge, Rathenow.

TURMUHREN
B. Vortmann Turmuhrenfabr. u. Metallgiess., Recklinghausen i. W.

Uhrketten und Bijouterie
Spezialität Doublé ketten. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure.
Stockert & Co., Uhrketten und Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

WAFFEN aller Art



Drillinge, Doppelflinten, Repetierbüchs., Pistolen, Zielfernrohre, Feldstecher, Jagdmunition.
Waffen-Frankonia, Würzburg (Bayern) III.

Waffenaller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabrik G. Knaak, Berlin SW. 48.

Speditionstafel

Cassel: Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.: J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve: Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

Münster i. W.: Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

Passau-Bayern: „Ispeg" Internationale Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz: O. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier: J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.

Lehrer Obst's

HAUS-TEE-KUREN!

Ein Segen der Volksgesundheit.

Asthma-, Blasen-, Bleichsucht-, Blut- und Darmreinigungs-, Diarrhoe-, Fieber-, Frauen-, Hals-, Hämorrhoiden-, Herz-, Leber-, Lungen-, Magen-, Nerven-, Nieren-, Rheuma-, Gicht-, Schwitz-, Wassersucht- und viele Spezialtees, wie Angst-, Arterien-, Abmagerungs-, Flechten-, Fallsucht-, Fettsucht-, Gallenleiden-, Haarausfall-, Ischias-, Krebs- und Geschwüre-, Lähmungs-, Skrofel-, Weißfluß-, Würmer-, Zuckerkrankheit und viele andere, best bewährt, selbst in anscheinend hoffnungslosen Fällen, worüber ungez. Dankesbriefe!

Man mache genaue Angaben! — Drucksachen kostenlos! — Rückporto!

1/1 Monatspaket Mk. 3.—, 1/2 Paket Mk. 1.50.

Hauptvertrieb für Süd-Bayern und Württemberg:

Apotheker Leonhardt & Cie, Ulm (Donau), Werk Mössingen, Schwäb. Alb.

Verlangen Sie die Tees in Ihrer Apotheke!

Näheres durch den alleinigen Hersteller: R. OBST, Herrmannsdorf bei Breslau.

Junger Mann,
23 Jahre alt, der das Konditorei-Handwerk erlernt hat, zu dessen Ausübung aber etwas schwächlich ist,
bittet um anderweitige Beschäftigung
Er ist absolut treu u. ehrlich. Angeb. unt. Nr. 24762 an d. Geschäftsst. d. Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestrasse 35a Gh.

Glückliches Eheleben.

Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für jeden Erzieher. Verfaßt von Pfarrer A. Ehrler, Studienrat A. Gutmann und Dr. med. A. Baur. 8. Aufl. 36–40000. VIII und 892 S. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. — In Halbleinwand 4.50 Goldmk. ohne Porto u. Verpckg. — „Der Vorzug dieses Buches besteht darin, daß drei Fachleute sich zusammenfanden, um die verschiedenen Lebensgebiete mit Fachkenntnis zu behandeln. Das Buch ist geeignet, ein echtes Volksbuch zu werden." (Literarischer Ratgeber für Deutschlands Katholiken.)
Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim.

Bayerische Volkszeitung

B. V.

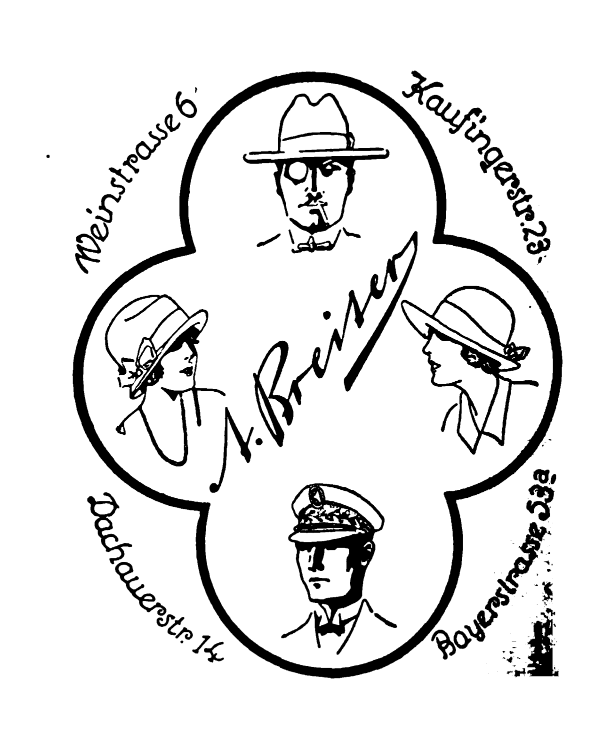
Die führende katholische Zeitung Nordbayerns
Nürnberg, Luitpoldstraße 5, B. V. Haus. 32. Jahrgang

Weitausgebauter politischer Teil, mit rascher und erschöpfender Berichterstattung über alle wichtigen Geschehnisse des In- und Auslandes. • Umfangreicher eigener Drahtdienst • Rundfunk • Eigene Berliner und Münchener Redaktionen • Sonderberichterstatter und Mitarbeiter an allen wichtigen Plätzen Deutschlands und des Auslandes. Vorzüglich ausgebauter Handelsteil mit eigenem Funkdienst. **Tägliche Beilage „Aus der Welt der Kirche"** mit eigener römischer Redaktion und einem hervorragendem Mitarbeiterstab im In- und Auslande. Große halbwöchentl. Unterhaltungsbeil. „Die Burg". • Von Heim, Herd u. Kinderstube. Aus der kath. Jugendbewegung. Soziale Tagesfragen. Der Landmann. Der Bücherfreund. Steuerzeitung.

Trotz dieser Reichhaltigkeit ist die B. V. eine der billigsten großen Tageszeitungen. Bezugspreis monatlich Mk. 1.90. Die „Bayerische Volkszeitung" ist über ganz Nordbayern und die angrenzenden Länder verbreitet. Die

große Auflage

die ständig im Wachsen begriffen ist, stempelt die B. V. zu einem bestgeeigneten, erfolgreichen Anzeigenorgan.



Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh. Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite Zeile 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 8 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 48 München, 27. November 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Bayern ist veröffentlicht worden und zur Ratifizierung an den Landtag gegangen. Gleichzeitig liegen Verträge mit der Ev.-luth. Landeskirche in Bayern rechts des Rheins und der Ev.-unierten Kirche der Pfalz dem Landtag vor.

General Nathusius wurde vom französischen Militärgericht in Lille wegen Entwendung von Tafelgeschirr im Feldzug zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt. Bezüglich andrer Entwendungen, auf denen ein Urteil in Abwesenheit (5 Jahre Gefängnis) aufgebaut war, wurde die Schuldfrage verneint. Der General hat Berufung eingelegt..

Die Franzosen haben den Siegburger Streifen auf dem rechten Rheinufer geräumt.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel ist endgültig zurückgetreten. Sein Nachfolger ist der Christlich-Soziale Dr. Ramek, der wiederum ein Kabinett aus Christlich-Sozialen und Großdeutschen (Liberalen) bildete. Seipel wird von neuem Obmann seiner Partei im Parlament.

Großes Aufsehen erregen Veröffentlichungen aus Tagebüchern des früheren französischen Botschafters in St. Petersburg, Georges Louis, durch das Pariser Blatt Oeuvre. Louis mußte 1913 auf Betreiben Iswolskis, der mit Poincaré zusammenarbeitete, seinen Posten verlassen. Die Tagebücher belasten Poincaré mit schwerer Schuld am Ausbruch des Weltkriegs. Die bisherigen Ableugnungen Poincarés sind ziemlich schwach.

Die konservative britische Regierung erklärt dem russischen Botschafter, daß sie den von Macdonald eingeleiteten Vertrag mit Sowjet-Rußland nicht ratifizieren werde.

Der englische Befehlshaber des ägyptischen Heeres, Sir Lee Stack, wurde durch ein Attentat schwer verwundet. Er starb an den Folgen der Verletzung. Londoner Blätter fordern, daß die britische Regierung energisch einschreite und Aegypten keinen Einfluß im Sudan gewähre.

Der deutsche Katholik und die Reichstagswahl.

Von Dr. Otto Kunze.

Am 7. Dezember wird zum zweitenmal im Jahre 1924 ein Deutscher Reichstag gewählt. Welche Partei wählt der Katholik? Die Antwort war früher so einfach: Zentrum! Es gab in der Tat keine andere Partei, die dem deutschen Katholiken genügen konnte.[1]) Die Linksparteien erregten wegen ihrer unreligiösen und zum Teil revolutionären, die Rechtsparteien wegen ihrer protestantischen, in zahlreichen Fällen katholikenfeindlichen Haltung Anstoß. Es gab auch ganz greifbare Forderungen, die der katholische Volksteil erhob: Aufhebung des Jesuitengesetzes, Parität in der Stellenbesetzung, Ausrottung des Zweikampfes, Lösung von Fesseln der freien Religionsübung und des Ordenswesens in verschiedenen Bundesstaaten. Diese Forderungen sind zum Teil erledigt. Kirche und Orden sind frei im ganzen Reiche. Die Jesuiten können überall wirken. Aber herrscht wirklich Parität? Die katholischen Kanzler und Minister dürfen unser Auge nicht bannen, daß es hinter die Fassade zu sehen versäumt.. Eine ganz neue Statistik belehrt uns z. B.,[2]) daß in den Reichsministerien 1923/24 unter den höheren Beamten von Gruppe 10 aufwärts kaum 12 v. H. katholisch waren (81 von 680). Von diesen 81 wurden 24 abgebaut, im Verhältnis weit mehr als nach dem allgemeinen Durchschnitt. Auch der Zweikampf sollte nicht ganz vergessen werden. Trotzdem durch politische und wirtschaftliche Umwälzungen die Standes- und Berufsschranken vielfach durchbrochen sind, grenzt sich noch eine große Gesellschaftsschicht mittels dieser heidnischen Sitte unsichtbar ab und hemmt das Werden deutscher Volksgemeinschaft. Hier haben wir bei der Strafgesetzreform Neues zu fordern, anderswo Bestehendes zu schützen: Die Sühne für den Mord der Ungeborenen (Abtreibungsparagraphen), die Strafbarkeit religiösen Aergernisses. Weite Gebiete der Gesetzgebung hat das Reich seit Weimar hinzugenommen: Verhältnis zwischen Kirche und Staat, Schulwesen, Jugendpflege. Sie verstärken die Bedeutung der Reichstagswahl. Und seien wir nicht zu bescheiden! Müssen wir nicht die Aufhebung der zwangsmäßigen Zivilehe verlangen? Ist die Eidesfrage christlich und logisch befriedigend geregelt? Widersprechen nicht hundert staatssozialistische Bestimmungen und Gedankengänge im Arbeits-, Versicherungs-, Wohnungsrecht einfach unsrer katholischen Sittenlehre?

Keine Partei freilich hat alle Forderungen, die der Katholik im Namen christlicher Politik stellen kann, je vertreten. Auch das Zentrum nicht, selbst nicht vor 1918. Nur weil seit 1918 soviel Gelegenheit war oder oft bloß schien, etwas durchzusetzen, und weil nicht alles durchgesetzt, auch nicht alles versucht wurde, zeigten sich die Wähler so kritisch. Viele Katholiken deuchte es nicht mehr selbstverständlich, ihre Stimme dem Zentrum zu geben. Die Frage: Wen wählt der deutsche Katholik? wird oft gar nicht mehr oder nur orakelhaft beantwortet. Was soll das aber nützen? Weiß jemand eine bessere Partei als das Zentrum? Was vom katholischen Gesichtspunkt aus von der Rechten oder der Linken zu halten ist, haben wir oft genug dargetan. Wahlenthaltung belastet mit schwerer Verantwortung. Im allgemeinen gilt sogar: Wer nicht wählt, wählt den Gegner. Fast das gleiche tut, wer eine Splitterpartei wählt, die vielleicht keinen einzigen Mann in den Reichstag bringt. Man soll von Menschen nichts Uebermenschliches verlangen. Und Parlamentsfraktionen bestehen aus Menschen und werden von Menschen geführt. Nicht eine schlechthin vollkommene Partei müssen wir suchen, sondern die beste unter den vorhandenen. Und hier zeigt das Zentrum Eigenschaften, die es auch dem kritischsten Beurteiler als etwas weit Besseres darstellen denn als das kleinste Uebel. Das Zentrum hat verhütet, daß der neue Staat marxistisch wurde. Es hat der katholischen Kirche eine Wirkungsfreiheit in ihm gesichert, deren sie sich in Frankreich, Italien oder in den Nachfolgestaaten Oesterreich-Ungarns nicht erfreut. Es hat durch die vielgeschmähte Erfüllungspolitik das besetzte Gebiet beim Reich gehalten und den Ausweg des Dawesplans geschaffen. Bezeichnend ist, daß von den Gegnern dieser Politik das Zentrum viel mehr angefeindet wird als die Demokratie oder Sozialdemokratie. Ohne das Zentrum wäre es eben nicht gegangen. — Ganz müßig ist heute die Frage: Wird das Zentrum im neuen Reichstag eine Rechts- oder eine Linkskoalition, eine große oder eine kleine Koalition eingehen? Die Stärke der einzelnen Par-

[1]) Katholiken polnischer Zunge konnten sich zwischen Zentrum und Polen entscheiden. Die Elsässer-Partei gehörte 1906—11 zum Zentrum. Die Deutsch-Hannoveraner hatten mit dem Zentrum meist ein Wahlbündnis.

[2]) Dr. Georg Schreiber, M. d. R. Zentrum und Deutsche Politik. Ein Handbuch zu den Dezemberwahlen 1924. Verlag der Germania A.-G. Berlin C 2. Geh. 2.50 ℳ. S. 117 ff.

teien kann gewisse Koalitionen einfach gebieten oder ausschließen. Die eigene Partei ist um so freier, je zahlreicher ihre Fraktion ist.

Zum Glück ist eine Schwierigkeit beseitigt. Kein deutscher Katholik ist vor die Wahl gestellt: Zentrum oder Bayerische Volkspartei? Im Reich außer Bayern gibt es nur Zentrum, in Bayern nur Bayerische Volkspartei. Die grundsätzliche Gleichartigkeit der beiden Parteien ist damit anerkannt. Die Pfalz allein sieht einen Wettstreit, und wir wollen hoffen, daß es ein edler Wettstreit sei. In Hannover oder wo sonst das föderalistische Problem als besonders brennend empfunden wird, mag es sein, daß Katholiken zwischen dem Zentrum und der föderalistischen Landespartei schwanken. Sie werden besonders heiß wünschen, daß auch im Zentrum die föderalistische Staatsidee wieder in den Vordergrund trete.[5]) Liegt doch in ihr die Verheißung einer neuen bewußten politischen Einheitsfront der deutschen Katholiken. Das Reich von heute ist unfertig und fordert unsere staatgestaltende Arbeit. Der Weg aber zu jener starken Einheitsfront führt nicht an den Parteien von heute vorbei, sondern durch sie hindurch. Deshalb soll der deutsche Katholik den politischen Organisationen seines Volksteils am 7. Dezember die alte treue Gefolgschaft leisten.

[5]) Ein gutes Anzeichen dafür erblicken wir in einem Aufsatz von Dr. H. Teipel: Vom Sinn der Zentrumspolitik. Ein Wort zur Sammlung an die deutschen Katholiken. Germania Nr. 504 vom 18 Nov. 1924.

Rückblick auf den Internationalen Kongreß für Sozialpolitik in Prag.

Von Walther Bayer.

Zu leicht verliert unser Volk, in inneren politischen kleinlichen Kämpfen, Streitigkeiten und Zerwürfnissen befangen, den notwendigen Ueberblick über weltpolitische und internationale Gestaltungen und Zusammenhänge und schaut nicht weiter als die eigenen Grenzpfähle reichen. So konnte es auch kommen, daß in der breiteren deutschen Oeffentlichkeit sowie in der deutschen Presse ein Ereignis von so weitgehender Auswirkung und Bedeutung, wie es immerhin in wirtschaftlicher und sozialpolitischer Hinsicht der in Prag abgehaltene Internationale Kongreß für Sozialpolitik darstellt, nur flüchtig, oder fast überhaupt nicht erwähnt worden ist. In nachträglichen Zeilen seien deshalb in kurzen Umrissen Eindrücke und Bilder wiedergegeben, wie sie sich mir als Kongreßteilnehmer einprägten. Der Kongreß war für uns deutsche Besucher um so interessanter, als er uns ermöglichte, in offiziellen und vertraulichen Rücksprachen mit Angehörigen aller Stände und Berufsgruppen der Tschechoslowakei, insbesondere der deutschen Berufsgruppen und Wirtschaftsstände in Böhmen, die Lage der Deutschböhmen kennen zu lernen. Wenn es dieser kurzen Schilderung gelingt, Interesse für die sozialpolitischen Fragen, die auf diesem Kongresse behandelt und entschieden wurden, und Interesse für unsere deutschen Stammesbrüder in der Tschechoslowakei wachzurufen, so hat dieser Bericht seine Aufgabe erfüllt.

Der in der Zeit vom 2. mit 6. Oktober 1924 nach Prag von den Internationalen Vereinigungen für gesetzlichen Arbeiterschutz und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit einberufene Internationale Kongreß für Sozialpolitik (Congrès Internationale pour la Politique sociale — C.I.P.S., wie die offizielle Abkürzung lautete) knüpft bewußt an an die Besprechungen, wie sie zunächst in der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz 1890 in Berlin und später 1897 in dem ersten Internationalen Kongreß für Arbeiterschutzgesetzgebung in Zürich verfolgt wurden, nämlich sozialpolitische Ziele im Wege gegenseitiger internationaler Verständigung und Vereinbarung festzulegen und zu sichern. Während aber sich die früheren Kongresse auf den engeren Rahmen des Arbeiterschutzes (Unfallverhütung, Gewerbehygiene, Sozialversicherung) beschränkten, standen heuer Fragen von überwiegend sozialpolitischer und wirtschaftspolitischer Bedeutung auf der Tagesordnung. Als Hauptthemata waren neben einer Ueberſicht über die gegenwärtige Weltlage der Sozialpolitik die Arbeitszeit (Achtstundentag), die Verhütung der Arbeitslosigkeit und die Mitbeteiligung der Arbeitnehmer an der Betriebsgestaltung (Betriebsrätewesen) zur Verhandlung gestellt.

Der Kongreß war von ungefähr 1100 Teilnehmern beschickt und bot in seiner mannigfaltigen Zusammensetzung ein machtvolles Bild sozialpolitischen Wirkens und Strebens der Kulturstaaten. Die Tagung selbst fand in den reich ausgestatteten Räumen des Tschechoslowakischen Parlaments statt. Unter den Abordnungen nahm vor allem die deutsche, die in Stärke von rund 90 Mann unter Führung des Präsidenten von Nostitz, Vorsitzenden der Gesellschaft für Soziale Reform, erschienen war, das Interesse weitester Kreise in Anspruch. Waren doch in ihr die bekanntesten Namen sozialpolitischer Wissenschaft vertreten, wie der 80jährige Nationalökonom Geheimrat Dr. Lujo Brentano, Professor Dr. Heyde usw., ferner führende Sozialpolitiker der Praxis, wie unser verehrter Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland, Prälat Dr. Pieper, die Reichstagsabgeordneten Giesberts, Schwarzer, Joos, Wissel und daneben eine Reihe von bekannten Gewerkschaftsführern der Christlichen und der Freien Richtung. Unter den außerdeutschen Vertretern fielen vor allem die Tschechen in ihrer starken Beteiligung auf, an deren Spitze der tschechische Arbeitsminister Habrmann stand. In der französischen Abordnung war der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, Albert Thomas, und der französische Arbeitsminister Godart vertreten. Die Verhandlungen selbst wurden in vier Sprachen — deutsch, französisch, englisch und tschechisch — geführt, was natürlich wesentlich hemmte und verzögerte; sie boten aber in ihren gegensätzlichen Debatten und eingehenden Erörterungen der den aufgeworfenen Fragen zugrunde liegenden wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme interessante Einblicke in die sozialpolitische Gestaltung der einzelnen Länder. Als Höhepunkt der Tagung darf der mehr als einstündige Vortrag Lujo Brentanos über die Arbeitszeitfrage angesehen werden. Der greise Gelehrte setzte sich nachdrücklich wieder für die Idee des Achtstundentages, die er schon vor 50 Jahren verfochten hat, ein, betonte aber zugleich, daß dem Wunsche, den Achtstundentag generell einzuführen, d. h. der Ratifikation des Washingtoner Abkommens über die Arbeitszeit, für die deutsche Wirtschaft und den deutschen Arbeiter ein unüberwindliches Hindernis entgegenstehe, nämlich die Erfüllung der im Versailler Vertrag bzw. im Londoner Abkommen der deutschen Wirtschaft und dem deutschen Volke auferlegten Lasten und Leistungen. Anschließend hieran gab Brentano in prägnanter Kürze vor dieser Internationalen Versammlung ein erschütterndes Bild der Folgen des Versailler Vertrages für die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk. Unwiderlegbare Zahlen dienten als Beweis. Jedes Kind, das während nicht begrenzter Menschenalter in Deutschland geboren wird, kommt als Schuldsklave der alliierten und der assoziierten Länder auf die Welt. Brentano schloß, daß — wenigstens nach seiner Auffassung — die gleichzeitige Durchführung des Londoner Abkommens und des Washingtoner Uebereinkommens unvereinbar sei und richtete an die Arbeiterschaft in den alliierten und assoziierten Staaten die Aufforderung, mit ihren Klagen und Beschwerden wegen Nichteinhaltung des 8stündigen Arbeitstages sich an ihre Regierungen, nicht an die deutsche Regierung zu wenden und Sorge zu tragen, daß die Lasten des Londoner Abkommens für die deutschen Arbeiter erträglich gestaltet würden. Den nachhaltigen Eindruck konnten auch die sofort gegen Brentano auftretenden gegnerischen Redner, besonders der französische Gewerkschaftsführer Jouhaux, der sich im Verein mit seinen belgischen Kollegen durch die Rede Brentanos „verletzt" fühlte, nicht verwischen. Dem Vortrag Brentanos ist vor allem zu danken, daß vor dieser internationalen Versammlung das Verhältnis zwischen Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik in seinem unzertrennbaren Zusammenhang klar gelegt und der Widerspruch aufgedeckt wurde, daß von Deutschland einerseits die fortschrittlichste Sozialpolitik gefordert, anderseits eben diesem Deutschland eine unmögliche Belastung auferlegt wird. Wenn sich auch, wie dies ja bei der Gegensätzlichkeit der Einstellung erklärlich ist, die Gegner nicht von den Beweisen des Deutschen überzeugen ließen, so wird doch vielen wahrhaft sozialpolitisch denkenden und fühlenden Männern auf der Gegenseite die Erkenntnis dämmern, daß tatsächlich ein sozialpolitischer Fortschritt, solange der Versailler Vertrag in Geltung steht, auf die Dauer sich nicht durchführen und halten läßt. — Die weiteren Kongreßdebatten flauten langsam ab und verdichteten sich schließlich zu den meist einstimmig gefaßten Entschließungen über den Achtstundentag, über die Betriebsräte und Erwerbslosenfürsorge. Ihr Inhalt ist bereits allseits in der Fachpresse bekanntgegeben, weshalb sich der Wortlaut hier erübrigt. In der erstgenannten Entschließung wird vor allem die sofortige und vorbehaltlose Ratifikation des Washingtoner Uebereinkommens durch alle Staaten, die Mitglieder der Internationalen Arbeitsorganisation sind, verlangt. Die Forderungen, die in den übrigen niedergelegt sind, sind für uns nicht von besonderem Interesse, da die hier geforderten Maß-

nahmen, vor allem Teilnahme der Arbeiter an der Betriebsführung und Vorbeugung gegen die Arbeitslosigkeit, durch die deutsche sozialpolitische Gesetzgebung schon verwirklicht worden sind.

In der Sozialpolitik ist, mehr wie in anderen Fällen noch, ein weiter Weg von der Theorie zur Praxis. Schöne Beschlüsse und Gesetze auf dem Papier können zwar eine gute Kulissenfront bilden, verbürgen aber noch lange keinen wirklichen sozialen Hochstand eines Landes. Hier ist vor allem nötig, daß die sozialpolitischen Forderungen in der Praxis verwirklicht, d. h. im wirtschaftlichen Interessenkampf eingehalten werden und sich einleben. So muß ich schon gestehen, daß auch nach meinen Beobachtungen die Tschechoslowakische Republik, die sich ja gern und mit Vorliebe als das sozialpolitisch fortgeschrittenste Land selbst zu bezeichnen pflegt und im Kongreß auch als solches reichlich gerühmt wurde, und die auch diesem Titel durch eine Flut sozialpolitischer Gesetze gerecht zu werden versucht, in der tatsächlichen Verwirklichung der sozialpolitischen Bestrebungen und Forderungen noch weit zurücksteht. Ich habe Fabriken eingesehen, wo den sozialhygienischen Anforderungen auch nicht im entferntesten Rechnung getragen ist. Ich habe Wohnräume vorgefunden, deren Verwahrlosung an die übelsten Wohnstätten in den dunkelsten Teilen unserer Großstädte erinnert. Doch mag zugegeben werden, daß wenigstens ein ehrlicher Wille zur Behebung all dieser Mißstände in der tschechoslowakischen Regierung vorhanden ist. Im übrigen kann ich mich aber dem Eindruck nicht verschließen, daß gerade in praktischer Auswirkung der sozialpolitischen Interessenpflege Deutschland in Betrieben und Wohnungspolitik den übrigen europäischen Staaten weit voraus ist. Die Verhandlungen standen sonst unter dem unerwünschten Eindruck, daß ein französisch-belgisch-tschechisches Bündnis sich hervordrängen und die Führung an sich nehmen wollte, wie ja auch die Wahl des zweifellos sehr redegewandten ehemaligen französischen Munitionsministers Albert Thomas zum Präsidenten des Kongresses, die gegen den Widerspruch eines erheblichen Teiles der deutschen Abordnung erfolgte und für den Verlauf sicher nicht als sehr glücklich bezeichnet werden darf, bewies. Der Kongreß schloß trotz der begeisterten Schlußrede des Präsidenten Thomas und des französischen Arbeitsministers Godart mit einem — wenigstens für deutsche Ohren — deutlich vernehmbaren Mißklang. In letzter Minute wandten sich der Führer der deutschen Arbeiterschaft in der Tschechoslowakei, Patzel, und der Vertreter der slowakischen Arbeiterschaft, Dr. Labay, Hilfe heischend an den Kongreß mit der Bitte, die Rechte der von ihnen vertretenen in der Tschechoslowakei systematisch unterdrückten Volksminderheiten der Deutschen und Slowaken zu schützen, ohne hinreichend Gehör, geschweige denn Hilfe zu finden. Beide Redner wandten sich vor allem dagegen, daß die von der Tschechoslowakei durchgeführte gesetzliche Arbeitslosenfürsorge als Mittel und Handhabe benützt werde, um den deutschen und slowakischen Arbeitern die Arbeitsplätze zugunsten der tschechischen Arbeiter zu nehmen. Aus den erbitterten Anklagen und Vorwürfen, die diese beiden Redner gegen die derzeitige Regierung ihres Staates erhoben, erhellten blitzartig die politischen Gegensätze, die z. Zt. in der Tschechoslowakei zwischen den einzelnen Volksteilen klaffen und die auch nicht durch die Tschechisierungspolitik der derzeitigen Regierung überbrückt oder beseitigt werden können. Deutsche und Slowaken führen tatsächlich einen verzweifelten Kampf um ihre nationale Selbstbehauptung und ihr Daseinsrecht. Er tobt in der ganzen Tschechoslowakischen Republik und wird leider von uns Reichsdeutschen viel zu wenig beachtet und gewertet, während der Franzose bewußt und nachdrücklichst die Tschechisierungspläne der verbündeten Regierung fördert und unterstützt, vor allem auch, um den französischen Kultureinfluß und damit die französischen politischen Bestrebungen in der Tschechoslowakei überall zur Geltung zu bringen. Französische Flugzeuge und französische Generäle, französische Buchausstellung und französische Kokotten, französische Sprache und französische Mode wird ganz aufdringlich überall vor Augen geführt. So mußte von uns Deutschen peinlich empfunden werden, daß bei jeder offiziellen Gelegenheit, beim Empfang bei den tschechischen Regierungsstellen, im Rathaus usw. die Herren Gastgeber sich sehr wohl der französischen, aber nicht der deutschen Sprache zu bedienen wußten.

Es fragt sich, ob der gesunde Sinn des tschechischen Volkes auf die Dauer diesen französischen Zufluß mit Erfolg ertragen kann. Uns deutschen Teilnehmern des Internationalen Kongresses ist vor allem bei Ueberschreitung der Grenze und in Prag selbst dieser Daseinskampf des deutschen Volkstums in der Tschechoslowakei vor Augen getreten und hat uns auch die an sich anerkennenswerte und freigebige tschechische Gastfreundschaft, die geeignet war, große Sympathien für diese junge Republik zu erwerben, gar manchmal und gar mannigfach verbittert und vergällt.

Praha — das goldene Prag, die alte urdeutsche Universitätsstadt und Residenzstadt der böhmischen Könige aus Habsburger Geschlecht, gelegen an den Ufern der breiten Moldau, gekrönt von der majestätischen Front der Königsburgbauten des Hradschin und umsäumt von einem Kranz waldiger Hügel, ist für uns Deutsche umflossen vom Schimmer geschichtlicher Erinnerungen. In der Tat, wer je in silberner Mondnacht von der zinnenbewehrten Bastei des Hradschin heruntersah über die schlafende Stadt, die, träumend von alten stolzen Tagen der böhmischen Könige und der habsburgischen Kaiser, zu seinen Füßen in tausendfältigem Lichtmeer sich ausbreitet, wer je durch die hallenden Gänge der alten Paläste, die gleich einer stolzen Reckenschar auf Prags Kleinseite die Königliche Burg schützend umgeben und das bunte Bild Wallensteinscher Herrlichkeit im Geiste neu aufleben lassen, gewandert ist, oder wer in den alten Winkeln und verzweigten Höfen und Gäßchen der Altstadt Prag, da wo am hellsten Mittag kein Sonnenstrahl sich hin-

verirrt und der Geist des Golem unruhig spukt, sich verloren hat, der wird verstehen, welch zwingende Gewalt auf den Geschichtskundigen und auf den, der an stolzer Architektur sich erfreuen mag, dieses alte Prag übt. Ist ja doch kein Bauwerk, das ich je in deutschen Landen geschaut habe, eigenartiger in seinen vielfältigen. aus allen Zeitperioden vom altromanischen Stil bis zum vollendeten Rokoko sich zusammensetzenden Bauformen, imposanter und eindrucksvoller als der Hradschin. Die alten Paläste der böhmischen Geschlechter (der Thun, der Lobkowitz, der Schwarzenberg, der Wallenstein) sprechen in ihren edlen Stilformen lauter und beredter von der Kultur und dem Glanze jener Zeiten, da sie von ihren fürstlichen Herren erbaut wurden, als dies viel Worte vermögen. Und auf dem Prager Judenfriedhof, der über 1000 Jahre zurück — seit 790 — sein Gräberfeld eröffnet hat, wo sich Stein an Stein in enger Reihe drängt und wo die Toten oft in vielfacher Schicht übereinander schlummern und Jahrhunderte alte Schriftzeichen reden und zeugen von dem Werden, Leiden und Vergehen dieses eigenartigen Volksstammes, der sich zäh auf Prags Boden festgehalten und eingewurzelt hat, da überkommen den einsamen Wanderer Gedanken besonderer Art von des Lebens Zweck und Endbestimmung. Neben all diesen steinernen Zeugen einer kulturell hochstehenden Vergangenheit schwillt und flutet das moderne Leben des neuen Prag durch breite Straßen in froher Sorglosigkeit, voll heiteren genußfreudigen Temperaments.

Und dieses Prag ist deutsch! Deutsch in seinem Ursprung, in seiner Entwicklung und in seinem kulturellen Werdegang bis auf unsere Tage. Heute noch treten dem unbefangenen Beobachter auf Schritt und Tritt Beweise vor Augen, daß auch das moderne Prager Leben von deutscher Kultur und deutscher geistiger Richtung abhängt. Die Oberschicht wissenschaftlicher, künstlerischer und wirtschaftlicher Art in Prag ist heute in der Mehrheit noch deutsch. Dies Deutschtum wird aber nun, wie oben schon erwähnt, von den neuen, regierenden Männern des jungen tschechoslowakischen Staates bewußt in rücksichtsloser und gewalttätiger Weise unterdrückt, geknebelt und soweit es möglich ist, vernichtet. — Das Recht eines jungen Staatswesens, sich in seinem Innern stetig zu festigen und gegnerische Einflüsse zu mildern und hintanzuhalten, will, als eine selbstverständliche Staatsnotwendigkeit, der tschechoslowakischen Regierung nicht bestritten werden. Es ist verständlich, daß das tschechische Volk, das jahrhundertelang unter deutscher Führung und Botmäßigkeit stand, nunmehr plötzlich selbständig geworden und zu eigener Staatsführung berufen, in einem gewissen Ueberschwang die ganze Vergangenheit abschüttelt und in einer Art von Selbstüberhebung und Großmannssucht das Deutschtum erledigt, das tschechische Volkstum aber an die Spitze gesetzt und als allein maßgebend im Staate anerkannt wissen will. Das sind Kinderkrankheiten, die jedes junge neue Staatswesen überstehen muß. Nicht berechtigt aber und moralisch und volkspsychologisch schlecht und verwerflich ist, wie das Tschechentum deutschen kulturellen und wirtschaftlichen Besitz enteignet und das Deutschtum verdrängen und im Staatswesen verschwinden machen will. Von den Einwohnern der Tschechoslowakei sind immer noch 2½ Millionen Deutsche und 3 Millionen Slowaken, so daß der tschechische Volksteil selbst nur eine sehr schwache Mehrheit darstellt. Nun ist aber den 2½ Millionen Deutschen, die ja doch zum großen Teil auch jetzt noch die kulturelle und wirtschaftliche Oberschicht der Republick darstellen, jede Betätigung in der Regierung genommen worden. Deutsche führende Beamte werden abgesetzt. Deutsche Minister gibt es nicht. Die deutsche Sprache wird amtlich nicht anerkannt und durch rücksichtslose Strafmaßnahmen unterdrückt. Es wirkt lächerlich, wie in dem deutschen Grenzstädtchen Eger, wo fast nur Deutsche ansässig sind, in den Aufschriften usw. das Deutsche auf behördliche Anordnung hin verschwunden ist oder an zweiter Stelle gesetzt werden muß. Es wirkt traurig und niederdrückend, wie in ganz Prag, das einst fast nur deutsche Aufschriften an Geschäften, Straßenbezeichnungen usw. kannte, kein deutsches Wort, keine deutsche Bezeichnung geführt oder angeschlagen werden darf. Ein Kuriosum, das als guter Scherz wirken würde, wäre es nicht so unendlich traurig, mag hier erwähnt werden. Zwei deutsche Aufschriften habe ich in Prag noch gefunden, bei denen jeweils daneben in tschechischer Sprache eine Tafel angebracht war, des Inhalts, daß aus historischen Gründen diese deutsche Aufschrift gelassen worden ist. Im übrigen — ganz gleich wo man hingeht und welche Geschäftsbetriebe man betritt — all die deutschen Hotels, deutschen Friseure usw., überall nur tschechische Aufschriften, nur tschechische Anrede. Ja die Vertschechungswut in der Sprache geht soweit, daß selbst Minister ihre alten, ehrlichen deutschen Namen, wie der tschechische Arbeitsminister „Habermann", auf dem Altar des Chauvinismus opferten und unter Weglassung des deutschen „e" plötzlich als Minister „Habrmann" vor die erstaunte Welt treten. Die Leute, mit denen man deutsch redet, sind erst verschüchtert und lassen ungern merken, daß sie und wie gut sie unsere Sprache verstehen. Späterhin aber unterhalten sie sich ganz zufrieden und wie früher gewohnt in deutscher Mundart. Sie erklären, daß sie nur nicht deutsch sprächen, weil es verboten sei. Die bewußte Tschechisierung tritt aber weiter vor allem auf dem Gebiete der Schule unerfreulich zutage. Hier soll die Jugend gezwungen werden, tschechisch zu reden und — zu denken, ähnlich wie in Südtirol italienisch In Gegenden mit rein deutscher Bevölkerung werden in die Schulen Lehrer gegeben, die nur tschechisch sprechen. Welche Art Schulunterricht daraus entsteht — so z. B. im Egerland mit fast bayerisch-fränkisch sprechenden Kindern und den tschechischen Lehrern — kann man sich leicht vorstellen. Dazu wird die arme deutsche Bevölkerung nach Möglichkeit verleitet, ihre Kinder in tschechische Schulen zu schicken. Als Anreiz wird in den tschechischen Schulen für deutsche Kinder wenig Schulzwang ausgeübt, kein Lehrgeld erhoben und die Kinder noch mit Kleidung unentgeltlich versehen. Leider gelingt es auch in einigen Fällen, vor allem in der sehr verarmten Arbeiterschaft, durch dieses Lockmittel Kinder für die tschechische Schule zu gewinnen. Des weiteren wird die gegenwärtige tiefgreifende Bodenreform der tschechoslowakischen Regierung ausgiebigst dahin ausgewertet, Tschechen allüberall in deutschen Sprachgebieten bodenständig anzusiedeln und Deutsche zu enteignen.

So ergibt sich in kurzen Umrissen ein niederdrückendes Bild von dem harten Kampf, den deutsches Volkstum und deutsche Art um ihr Daseinsrecht in diesem Staatswesen führen müssen. Und die Sudetendeutschen selbst, ganz auf sich allein gestellt, litten bei ihrer Verteidigung bis jetzt unter dem alten Erbübel parteipolitischer und religiöser Zersplitterung. Doch scheint sich das Deutschtum in Böhmen nunmehr auf sich selbst, auf seine innere Kraft und Einigkeit zu besinnen, um, vereint mit den in ähnlicher Lage kämpfenden Slowaken, sich parlamentarische und wirtschaftliche Freiheit und Selbständigkeit innerhalb des tschechischen Staatswesens erringen zu wollen.

Wir Deutsche haben in den Tagen des Internationalen Kongresses in Prag die Schönheit Prags und des böhmischen Landes, die Gastfreundlichkeit seiner Bewohner kennen gelernt. Möge der Kongreß dazu beitragen, daß in diesem Lande den einzelnen Volksteilen, vor allem dem Deutschtum innerhalb des Möglichen wirtschaftliche und politische Freiheitsentwicklung wieder eingeräumt und gesichert wird. Nicht zuletzt wird die freiheitliche Entwicklung der einzelnen Volksteile zur inneren Festigung der Tschechoslowakischen Republik selbst beitragen und die sonst zweifellos entbrennenden, leidenschaftlichen und zerstörenden Kämpfe hintanhalten. Den um das kulturelle und wirtschaftliche Erbe ihrer Väter streitenden deutschen Brüdern gilt unser heißer Wunsch und inniger Gruß. Mög ihnen der Tag bald leuchten, da sie in Freiheit und Frieden sich ihres Erbes freuen können! Gerechtigkeit im politischen und wirtschaftlichen Leben auch gegenüber den zahlenmäßig in der Minderheit befindlichen Volksgenossen — auch das ist ein Teil wahrer Sozialpolitik.

Kulturelle Rundschau.

Akademiker und Kirche.

Von Dr. Johannes Albani.

Im Laufe des verflossenen Oktobers durfte ich einer Reihe von Ortsgruppen des Verbandes katholischer Akademiker in Westfalen und Rheinland Vorträge halten, die teils historisch erklärend, teils grundsätzlich ableitend das noch wenig angebaute Zwischengebiet zwischen katholischer und moderner Weltanschauung behandelten. Am letzten Abend wurde mir Pfarrer **Karl Bremers** Schriftchen „Akademiker und Laienapostolat" in die Hand gedrückt, das in warmer Liebe und priesterlicher Größe die Botschaft des verewigten Weihbischofs **Stoffels** an die Akademiker ausrichtet. Es ließ meinen unter Eindrücken und Aussprachen bereits aufgekeimten Entschluß zur Reife kommen, einiges über die schwierige Lage zu sagen, in die die moderne Welt den katholischen Akademiker zu seiner Kirche gebracht hat. Wenn ich in manchen Urteilen von Karl Bremer abzuweichen **scheine**, so liegt das daran, daß dieser Akademiker vor Augen hat, die zum Laien-

apostolat bereit sind oder sein könnten, ich aber auch an jene akademischen Kreise denke, die in einem gewissen Sinne Missionsgebiet genannt werden können.

Gleich bei dem Gedanken, den Bremer bezw. Stoffels als Ausgangspunkt nimmt, daß von denen viel gefordert werden müsse, denen viel verliehen sei, ergibt sich eine solche scheinbare Abweichung. Tatsächlich ist gegebenen Falles niemandem im katholischen Sinne mehr genommen worden als dem heutigen katholischen Akademiker. Die Arbeit der Universitäten geht in der Gegenwart gewöhnlich von Gesichtspunkten aus, die denen der Kirche stracks entgegengesetzt sind. So ist der junge Katholik in seinen aufnahmefreudigsten Jahren durch etwa ein halbes Jahrzehnt Einflüssen nicht nur ausgesetzt, sondern pflichtmäßig weit geöffnet, die die Grundlagen seiner Weltanschauung wenn nicht antasten, so doch vernachlässigen. Und es ist beinahe erwünschter, wenn das in einer Weise geschieht, die alsbald behutsam macht, als wenn „nur" die relativistische, auf alle absolute Wahrheit verzichtende und immanentistische, allem Uebernatürlichen entfremdete Denkweise wie ein unsichtbares Serum die geistigen Organe des Jünglings fast unmerklich umgestaltet. Schafft doch schon der Charakter der heutigen Akademie, die, als über die ganze Welt verbreitetes Ganzes gedacht, grundsätzlich die entgegengesetztesten Lehren in sich duldet und so das geistige Chaos der Gegenwart gewissermaßen extrahiert, noch bevor sie zu einem zu sprechen begonnen hat, Denkvoraussetzungen, die sich mit dem katholischen, von der klar erfaßten und sorgfältig gepflegten offenbarten Wahrheit ausgehenden Denken nur in der Weise zusammenordnen lassen, daß die katholische Wahrheit als eine von vielen, genau genommen also als keine Wahrheit gelten muß.

Ist es da ein Wunder, daß die Eindrücke der Jugend trotz Seelsorge, Korporation und Familie vielfach verblassen, daß auch bei den Akademikern, die treue Katholiken sein wollen, sich die beiden Welten, zwischen die sie gestellt sind, merkwürdig kreuzen, und daß auf die Dauer nicht immer der katholische Einschlag überwiegt? Denn nicht jeder hat Zeit oder Gabe, die Gegensätze auch nur zu erkennen. Die Selbstverständlichkeit, mit der die moderne Weltanschauung ihre Ansprüche bis heute vertritt, bewirkt nur zu oft, daß der katholische Akademiker seine allmähliche Verarmung im katholischen Sinne schließlich als das Ergebnis eines naturgemäßen Fortschritts ansieht und sich so der akatholischen Denkweise anbequemt. Wo es aber zu diesem Zugeständnis nicht kommt, bleiben die beiden Welten wohl gar unvermittelt und unverarbeitet nebeneinander stehen; und eine Spannung der Glaubenskraft macht sich nötig, die wohl heroischer Heiligung dienen mag, aber nicht einem harmlosen, unbefangenen Lebensglück, wie man es frommen Menschen, besonders aber einem ganzen Stande von Herzen gönnen möchte. —

Es gilt, das liegt auf der Hand, alle in fremden Geistesgebieten verstreuten Wahrheitsmomente aufzufinden und als Teile der katholischen Wahrheit zu erweisen. Es gilt, ähnlich wie im Mittelalter, eine überzeugende Struktur des Lebens herauszuarbeiten, in der alles Rechte seinen rechten Platz hat. Diese Arbeit ist bisher nur stückweise geleistet, und große Hindernisse, ich erinnere nur an die Lehre von der Wirtschaft, stehen ihr noch im Wege. Es fehlt noch viel, daß die Mehrzahl der Akademiker zu allem, was sie auf der Akademie hört und sieht, ohne allzu große Schwierigkeit den richtigen katholischen Gesichtswinkel auffinden könnte. Die Gegenseite wartet aber nicht nur mit Argumenten auf, sondern auch mit Leistungen. Die Geistlichkeit, zu dieser Denkvorarbeit wohl in erster Linie berufen, kennt vielfach nicht aus eigener Erfahrung die Kanäle, durch die die Hochschule die akatholischen Momente in die jungen Akademiker hineinträgt. So findet sie gewissermaßen den Feind nicht. Und ihre systematisch aufgebaute oder praktisch die volle Gläubigkeit voraussetzende Arbeit bleibt wirkungsarm. Dann geschieht es leicht, daß man dem Akademiker vorwirft, er wolle die Tiefe in der Einfachheit nicht erkennen, und ihn mahnt, „zu werden wie die Kindlein". Darum handelt es sich aber eben, daß man dem Akademiker das Schlicht- und Einfältigwerden, das ihm die Akademie mit Notwendigkeit verbaut, wieder erleichtert.

Die Kirche hat diesen Zustand längst zu Herzen genommen und tritt darum mit der Forderung katholischer Universitäten nachdrücklich hervor. Hier sollen sich Stätten auftun, wo der gesamte wissenschaftliche Betrieb der Gegenwart theozentrisch, vom Boden des katholischen Glaubens aus eingerichtet und geübt wird. So wird die Möglichkeit vollwichtiger wissenschaftlicher Leistung auf katholischer Grundlage für alle Hochschulfächer dargetan, und der Selbstverständlichkeit, mit der sich die Moderne als einzig mögliche Grundlage echter Wissenschaftlichkeit betrachtet, wird der Boden entzogen. Auch hier sind wir noch längst nicht am Ziel. Als ein Musterbeispiel für das, worauf es ankommt, ist vielleicht Pastors Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters anzusehen. Wer hätte auf nichtkatholischer Seite noch vor wenigen Jahrzehnten für möglich gehalten, daß diese Periode der Papstgeschichte von einem Katholiken so beschrieben werden könne, daß jedem wissenschaftlichen Anspruch Genüge geschähe!

Inzwischen taucht am Horizonte die Hoffnung auf, daß die Erneuerung des wissenschaftlichen Betriebs im Geist der Wahrheit über die katholischen Universitäten, wie man sie jetzt versteht, hinausgreifen könnte. Die moderne Philosophie hat wieder angefangen, sich der Scholastik zu nähern. Vielleicht dauert es kein Menschenalter, bis die Akademien Deutschlands, ja der Welt, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie bisher auf der modernen, ihre Arbeit auf einer Weltanschauung aufbauen, die dem katholischen Glauben homogen ist, und die Hallen der Akademie wieder zu Propyläen des Heiligtums werden, wie sie es einst waren.

Inzwischen bleibt die Fürsorge für alle die, die mit ihrer akadmischen Ausbildung nicht in jene ersehnte Zeit hineinragen werden, dringende Pflicht. Neben dem positiven Aufbau der katholischen Wissenschaft an katholischen Universitäten, Fakultäten und artverwandten Arbeitsstätten muß mit den Mitteln der Presse, des Vortrags und sonstigen Gedankenaustausches die Akademikerschaft, besonders die Jugend, die die Hörsäle noch füllt oder noch gar nicht betreten hat, über die zeitlich beschränkte Bedeutung der akatholischen Potenzen, die in der Gegenwart mit namhafter Stärke begegnen, aufgeklärt werden. Geschichtliche Perspektiven haben, wenn sie gründlich belegt und durchdacht sind, an geschichtlichen Wendepunkten viel überzeugende Kraft. Auch die immanentistische, evolutionistische Denkgewohnheit von heute kommt dem entgegen. Je mehr sich ein solches Verfahren ausbaut und sichert, desto leichter wird es sein, sich von aller Animosität gegen langjährige Gegner freizumachen und den Gedanken völlig aufzugeben, daß mit der Diskreditierung des Gegners irgend etwas gewonnen sei. Der Standpunkt muß und kann so hoch gewählt werden, daß auch Erscheinungen wie Luther mit wirklicher Forscherliebe, nicht nur mit ankultivierter Objektivität behandelt werden können. Damit gewinnen wir das Vertrauen nicht nur unserer Akademiker, die von der Redlichkeit und den inneren Werten nichtkatholischen Lebens und Strebens große Eindrücke empfangen haben und noch empfangen, sondern auch der Nichtkatholiken, die ihre Wurzelarmut gar wohl empfinden, sich aber von uns nicht mit voller Liebe verstanden, nicht in ihrer ganzen Tiefe ausgeschöpft zu sehen glauben. Daß hieran die Erbitterung Jahrhunderte alter Feindschaft mit die Schuld trägt, diese sich also auf die Schultern beider Parteien verteilt, ist für uns, die wir uns im Besitze der endgültigen Synthese wissen, keine Rechtfertigung. Wenn freudiger und inniger an den Besitz dieser Synthese geglaubt worden wäre, stände es heute schon weit besser.

Neben dieser mehr historischen Aufgabe besteht auch für das geistige Leben und Wirken des Tages die zentrale, dogmatische oder systematische fort. Doch soll sie diesen Namen auch wirklich verdienen, d. h. die katholische Wahrheit muß das Leben wirklich durchdringen. Dabei brauchte vom Katholizismus lange nicht so emphatisch geredet zu werden, wie vielfach geschieht. Das gilt für die Politik, die Wirtschaft, überhaupt für die ganze nach Gottes Willen zu ordnende Menschenwelt. Das lohnt sich auch an anderen Orten. Wie sehr z. B. die katholische Kirche durch ihr ernstes und ehrliches Bekenntnis zu einer Welt des Friedens und der Gerechtigkeit die Herzen der deutschen Arbeiter gewonnen hat, ist noch kaum bekannt. Unermüdlich gilt es, die Methoden zu suchen, die Wege zu bahnen, auf denen die katholische Wahrheit in das Dickicht menschlicher Verworrenheit eindringt. Je klarer die Pfade sich zeigen, desto sicherer werden die Führer und Unterführer. Es wird sie dann wenig anfechten, als national zweitklassig verunglimpft zu werden. Sie sind ja ihrer tiefer gegründeten, der Nation tiefer gerecht werdenden Anschauung sicher. Noch weniger wird sie's stören, wenn sie als Solidaristen wirtschaftliche Utopisten genannt werden usw. usw. — Hier haben mit Umsicht und Zielsicherheit die Arbeiten des Verbandes katholischer Akademiker eingesetzt. Es mag genügen, ihnen die frohe Fahrt zu wünschen, die ihre Anfänge erhoffen lassen.

Und nun der Akademiker, wie er sein soll, in der Kirche! Da ahne ich frohe Ueberraschungen, weite herrliche Möglich-

keiten. Nikodemus war Akademiker, Petrus nicht. Jenem hat der Heiland das Geheimnis der Erneuerung im Heiligen Geiste geöffnet, diesen hat er erneuert und ihm auferlegt, an seiner Stelle zu handeln und zu herrschen. An Petri Seite aber trat der Akademiker Paulus, der nach umfassender Auseinandersetzung mit der gesamten Bildung seiner Zeit der jungen Kirche das Schwert schmiedete, mit dem sie den Geistessieg nicht nur über die alte Welt erfocht, sondern auch über die moderne und jede erfechten wird, die noch kommen soll. — Unsere Akademiker haben, in den Schulen der Gegner, gleichsam in geistigem Feindesland gebildet, einem Druck der Geister und Seelen standzuhalten gehabt, wie ihn so fein und wirksam, so gewichtig und eindringend die Geschichte der Kirche noch nicht gekannt hat. Viele sind erlegen, viele um die Süßigkeit des Glaubens gebracht worden, während das elementar gebildete Volk sich der Güter der Kirche in schlichter Treue weiter freute. Wir hören kein Wort des Tadels aus des Herrn Munde, daß Nikodemus bei der Nacht zu ihm kam. Genug, er kam. Geteiltes Herz, doppelte Last. Nichts furchtbarer, als „zweier Zeiten Schlachtgebiet" zu sein. Genug! **Katholische Akademiker, eure Nacht geht zu Ende, kommt!**

Wenn aber der Herr aus der ungebrochenen, in der Welt der Armut und Niedrigkeit geschonten Seelenkraft der schlichten Leute den Jubel der verjüngten Kirche wird hervorbrechen lassen, dann wird die Leidenschaft der Liebe ihre Sprecher und Dolmetscher suchen. Mag sie sie in den Reihen der Akademiker finden! Dem heiligen Paulus war manches Jahr zur Vorbereitung gegönnt. Aber einmal erschien der Tag der Tat. Er kommt auch für euch, Akademiker! Auch euer Tag bricht an, rüstet euch!

Großdeutsche Fürstengestalten.

VI. Karl I., König von Württemberg.

Von Dr. Eugen Mack, Fürstl. Archivrat, Wolfegg, Württemberg.

Die vier Könige von Württemberg: **Friedrich I., Wilhelm I., Karl I.** und **Wilhelm II.** haben sich die Regierung nicht leicht gemacht, sondern sie hervorragend bestimmt und ebenso tätig an ihr teilgenommen. Die zwei ersten Könige waren von internationaler Bedeutung. Wilhelm I., der uns hier als Vater des am 6. März 1823 geborenen Königs Karl interessiert, Schwager des russischen Kaisers Alexander I., wußte, daß er als Staatsmann und Heerführer großes Ansehen besaß. Dies Bewußtsein hat ihn sogar zu Schritten verleitet, die ihm von den Großmächten sehr verdacht wurden. Im Jahr 1820 nahm eine angeblich zu London von einem George Erichson herausgegebene **Flugschrift** den Weg durch Deutschland: „Manuskript aus Süddeutschland". Sie trug das Horazwort am Kopf: Quid ego et populus mecum desideret, audi. Die geheime Diplomatie sagte: So etwas hat niemand anders, als **der König von Württemberg** inspiriert und in den Druck gegeben. Und sie hatte recht. Oesterreich, Preußen und Rußland waren gereizt; auch in Bayern zürnte man. Was erst 1854 in der Bamberger Note, die vor allem durch von Beust und von der Pfordten bestimmt war, klar und offiziell hervortrat, die sog. **Triaspolitik**, ließ hier der König von Württemberg anklingen, derselbe, der ein einiges großes Deutschland mit Elsaß-Lothringen wollte, der aber weder Oesterreich noch Preußen die Vorherrschaft gönnte, sondern neben diese „das reine Deutschland" stellte — ja sogar über sie. Dieses sei wahrhaft deutsch und national, die anderen Mächte im Bund europäisch:

„Lassen wir den europäischen Mächten, was ihnen gehört, und was wir ihnen nicht nehmen können. Begnügen wir uns mit dem, was unser ist. Vergessen wir sonach, daß es einen Deutschen Bund gibt, erinnern wir uns aber um so deutlicher, daß Oesterreich, Preußen, England, die Niederlande und Dänemark uns so wenig zu gehorchen haben, als wir ihnen gehorchen wollen. **Sehen wir nun, was nach Ausscheidung des fremden Eigentums für uns als reines Deutschland übrig bleibt.** . . . Diese Berechnung ist nicht glänzend. Sie zeigt, daß die europäischen Mächte mehr als zwei Drittel des Vaterlandes uns entzogen haben. . . . In der Tat war dies unser Schicksal. Nur wird vielleicht noch ein Jahrhundert vergehen, bis wir die Bedeutung desselben verstehen lernen. Soll Deutschland nicht endlich aus Europa verschwinden und sich in Oesterreich, Preußen, England, Dänemark, die Niederlande und Frankreich auflösen, so müssen wir, so lange es noch Zeit ist, Rechnung halten mit uns selbst. Wir müssen das Gerettete zusammenhalten, unsere Splitterpolitik verlassen und mit Besonnenheit und Kraft an Sicherheit für die letzte Zuflucht derjenigen Nation arbeiten, die allen europäischen Reichen Könige gegeben hat und zum Dank dafür an ihrem väterlichen Erbe furchtbar verkürzt wurde. . . . Der Basler Friede entfremdete **Preußen** dem Süden von Deutschland, das nun keinen anderen Schirmvogt als **Oesterreich** hatte. . . . Oesterreich überließ das Reich seinem Schicksal und schloß den Frieden von Luneville, dem das unbefragte Deutschland beistimmen mußte. . . . Oesterreich legte die deutsche Kaiserwürde nieder. Ahnend die Unvermeidlichkeit dieses Ereignisses hatte der Kaiser Franz zwei Jahre früher sich zum erblichen Kaiser von Oesterreich erhoben."

Das waren wuchtige Anklagen, die Preußen und Oesterreich ins Herz trafen. Um so wärmer sprach die Flugschrift vom **Bürgertum**, von den **Reichsstädten**, vom **Volk**. Und sie **schloß** seherisch:

„Keine tapfere, gebildete, edle Nation wird sich selbst eingestehen, daß sie zu ewiger Unmündigkeit verurteilt sei. Keine Macht der Welt kann sie zwingen, nicht den Blick hinauszurichten in eine selbständige Zeit, der sie entgegenharrt. Die Vorsehung hat zugelassen, daß in **Süddeutschland** die uralten **Stämme** zum Teil wieder vereint wurden. Hochherzige **Fürsten** fühlten sich gestärkt in ihrer Mitte. Sie erkannten zugleich, daß der Geist der Zeit eine aufrichtige Verbindung mit den Völkern fordere, daß, um Vorteile von den neuen Interessen zu ziehen, man sich an ihre Spitze stellen müsse, nicht aber die Willkür im Hinterhalt bewahren, nicht mit Ständen nur ein modisches Spiel treiben dürfe. Diese Fürsten, die es redlich meinten, schlossen, unter verschiedenen Formen, doch im gleichen Sinne, Verträge mit ihren Völkern, und die erste Wirkung dieses erhabenen Beispiels war, daß sie ihre Selbständigkeit durch den Dank und die entschlossene Anhänglichkeit freier Völker gesichert sahen. Deutschland huldigt diesen Fürsten als den Garanten der Nationalunabhängigkeit. . ."

Heil dem Prinzen, der in die Schule eines solchen Vaters gehen durfte. Es ist **Kronprinz Karl von Württemberg**, ein Sproß der dritten Ehe des Königs mit Prinzessin Pauline von Württemberg, ebenso wie Prinzessin Katharina, vermählt mit Prinz Friedrich von Württemberg, Eltern König Wilhelms II., während Sophie, die spätere Königin der Niederlande, der Königin-Großfürstin Katharina Kind war. Weichheit und Milde zieren den Charakter des geistreichen Prinzen voll idealen Strebens, der hervorragendste Zug ist aber doch die Treue. Das Johanneswort der Geheimen Offenbarung 2, 10 wählte er sich zum Konfirmationsspruch: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." **Glaubenstreue, Verfassungstreue, Vertragstreue**, unter diesen Sternen stand ein königliches Leben vom 6. März 1823 bis zum 6. Oktober 1891. Die unvergängliche Liebe eines Volkes folgte dem Toten nach. Man kann König Karl nicht nennen, ohne der wohltätigen Königin **Olga**, einer russischen Großfürstin und Schwester des Zaren Alexander II., einen Kranz des Dankes zu flechten. Vor seiner Vermählung 1846 hatte der Prinz zu **Tübingen** — seit dem Jubiläum 1877 Eberhard-Karls-Universität genannt — und zu **Berlin ernste Studien** gemacht (besonders bei Robert v. Mohl, Sigwart, Ranke, Ritter, Homayer, Heffter, Rudorff, Kugler) und diese durch **Reisen**, vor allem nach den Niederlanden und Großbritanien vertieft. Der Herzog von Wellington, der Kämpfer von Waterloo, zeichnete ihn aus. Hatte der am 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien zur Welt gekommene König Wilhelm im österreichischen Heer vorübergehend Dienste getan und erst 1809 in Württemberg ein Kommando übernommen, so hatte Karl mit den Schwestersöhnen seines Vaters, Jerome und Napoleon, den westfälischen Prinzen, die Kriegsschule zu Ludwigsburg besucht.

Achtzehnjährig tritt Karl in die Erste Kammer ein, drei Jahre darauf erhält er Sitz und Stimme im Geheimen Rat. Seine Lehrjahre der Regierungskunst fallen in bewegte Zeit. Er sieht den Vater Preußen zuneigen, wenn es sich um militärische Fragen und um wirtschaftliche Einigung Deutschlands handelt, aber sehr gegen Preußen, wenn von der Kaiserkrone fürs Zollernhaus die Rede ist. Wilhelm I. wollte Oesterreich nicht außerhalb des Deutschen Bundes gestellt wissen, ließ nach 1848 und 1849 durch seine Regierung erklären: Der Deutsche Bund besteht noch, verurteilte am 15. März 1850 die durch Preußen geschaffene Union, worauf dieses seinen Gesandten abberief. König Wilhelm, der ruhmreiche Verteidiger von Montereau 1814, der Korpsführer von 1815, der anerkannt hervorragende Offizier, war bei Preußen, so oft Kriegsgefahr den Schutz der deutschen Grenzen verlangte. Auch das Jahr 1859 änderte daran nichts. Preußische Kriegskunst sah er der österreichischen weit überlegen — für preußische Staatskunst, die sich an Aenderung des Deutschen Bundes versuchen wollte, war er nicht zu haben. Der hochverdiente bisherige Direktor des württembergischen Staats- und kgl. Geheimarchivs Dr. **Eugen von Schneider**, dessen viele gediegenen Arbeiten auch für diese durchstudiert wurden, sagt:

„Gegen den Nationalverein, der anfing, im Lande Anhänger zu gewinnen, griff König Wilhelm selbst im Württ. Staatsanzeiger zur Feder". Schäffle hat ja auch aus seinen Erfahrungen als Schriftleiter am Schwäbischen Merkur ausgeplaudert, daß nicht alle Artikel, die der König eigenhändig der Presse übergab, die Kritik des Zensors bestanden.

Im Jahr 1863 — Frankfurter Fürstentag — war dies ganz der Fall. König Wilhelm hatte persönlich 1850 den Abschluß des gegen Preußen gerichteten Vierkönigsbündnisses betrieben. Jetzt, im letzten Jahr seiner Regierung, entsandte er den Kronprinzen Karl, der ihn schon ein paarmal (1848, Winter 1858/59 und seit März 1864) in Regierungsgeschäften vertreten hatte, zum Kongreß. Der Kronprinz hatte den Auftrag, der Reformakte zuzustimmen. Bekanntlich aber fuhren der König von Preußen und sein erster Minister Bismarck von Baden-Baden heim nach Berlin — und an Frankfurt vorüber. Das Zeichen war gegeben, daß die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich, der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland nahe sei. So begann die Regierung König Karls nach seines Vaters Tod am 25. Juni 1864, als die deutsche Frage auf eine Lösung drängte.

Vor Riesenaufgaben sah sich der neue König, der bereits das Schwabenalter überschritten, gestellt. Das letzte Wort seines 83jährigen Vaters klang ihm ins Ohr: „Wie schmerzlich ist es, von einem so schönen Lande scheiden zu müssen!" Es war ein Programmwort für die Regierung des Sohnes in Weiterbehandlung der sehr verwickelten Zollfrage, im Stehen zum Bundesrecht, im Grundsatz, die Innenpolitik nicht nur nach der Außenpolitik einzurichten, sondern zuerst auf Land und Volk zu schauen. Rheinbundspolitik gab es nicht mehr, echt großdeutsche und doch wieder württembergische Politik sollte gemacht werden.

Für Oesterreich bedeutete es einen ungeheuren Mißgriff, als sein zu Kompromissen und Verständigungen geneigter Außenminister Graf Bernhard von Rechberg nach dem Mißerfolg des von ihm freilich nie gebilligten Fürstentags in der schleswig-holsteinischen Frage das herbeiführte, was er dem sächsischen Minister von Beust angedeutet hatte, die Verständigung mit Preußen — und zwar unter Mißachtung des Bundesrechtes, der öffentlichen Meinung und des Reichsrates in Oesterreich. Rechberg, der noch am 16. Juli 1862 dem Bundestag Entwürfe von Verträgen vorgelegt hatte, durch welche vom 1. Januar 1865 an Gesamtösterreich und der Zollverein ein Verkehrsgebiet bilden sollten, hatte in seiner kleinmütigen Politik seine wirtschaftliche Ueberlegenheit vor der diplomatischen Kunst Bismarcks, des seit Herbst auftretenden Mannes der neuen Aera in Preußen, geopfert. Oesterreich war jetzt an den preußischen Siegeswagen gespannt, und die preußisch-österreichischen Siege haben es, so drückt sich der Schwabe und Nationalökonom von Weltruf Schäffle aus, zustande gebracht, daß auch bei den Mittelstaaten die Zolleinigungsfrage versumpfte. Schäffle, ein Großdeutschgesinnter wie wenig andere, war gerade in dieser Beziehung der Berater des verstorbenen Königs von Württemberg gewesen. Ihm erschien das Fehlschlagen der Handels- und Zolleinigung zwischen Oesterreich und dem Zollverein als eine der größten Einbußen, welche das Deutschtum in Oesterreich und nach dem Orient hin erlitten. Nach ihm konnte nur bei möglichster Verkehrsgemeinschaft der deutsche Einfluß durch seine Kapitalüberlegenheit, durch seine Intelligenz, durch die unwiderstehliche Uebermacht der bedeutendsten mitteleuropäischen Sprache im freien Verkehr rasche und große Eroberungen machen. Es verrät König Karls staatsmännisch klaren Blick, wenn er sofort erkannte, daß man sich nicht mehr ganz auf Oesterreich, das wie 1859 so jetzt wieder die Mittelstaaten verstimmt hatte, verlassen könne, daß man anderseits Preußen fürchten und sich auf den Entscheidungskampf um Deutschen Bund und Bundesrecht einrichten müsse, daß der Deutsche Bund über alles zu gehen habe, wolle man deutsche Einigkeit mit Recht und Freiheit pflegen. Es war nur zum Teil ein gewisses Zurückgreifen auf die Triaspolitik des Vaters. Stand aber bei König Wilhelm die selbstbewußte Persönlichkeit im Vordergrund, so bei König Karl das Recht. Seiner hohen Stellung war auch er, ein übrigens „schwer zu behandelnder Souverän", stark bewußt. In der Thronrede vom 12 Juli 1864, als eben die Londoner Konferenz ergebnislos verlief, sprach der König zu den um ihn gescharten Ständen:

„Die Hoffnung ist berechtigt, es werde die ganz Deutschland bewegende Frage der Schleswig-Holsteinischen Herzogtümer in einer dem nationalen Sinn und dem nationalen Recht entsprechenden Weise ihre Lösung finden. Möchte es gestattet sein, hieran die weitere Hoffnung zu knüpfen, daß aus dieser Einigung auch für alle anderen Verhältnisse Deutschlands Ergebnisse hervorgehen, welche zur Befriedigung gerechter und besonnener Erwartungen der deutschen Nation in politischer wie in handelspolitischer Beziehung führen. Meine Regierung würde, seien Sie dessen gewiß, hierzu mit aller derjenigen Bereitwilligkeit mitwirken, welche die Liebe zum deutschen Gesamtvaterland vorzeichnet."

So stand der König zum Bund, erhoffte die Lösung der deutschen Frage im großdeutschen Sinn, aber mit voller Berücksichtigung des föderalistischen Gedankens genau wie König Ludwig II. von Bayern, der warmherziges gesamtdeutsches Empfinden mit ausgeprägtem bayerischem Selbständigkeitssinn verband. Am 24. September 1864 berief der König an Stelle des Frhrn. J. von Linden, des Gegners der deutschen Einheitsbestrebungen, den Frhrn. von Varnbüler als Minister des Auswärtigen. Der war ein warmer Freund des Bundesrechts, erwartete nicht wie der wenige Wochen darauf in Oesterreich abtretende Rechberg alles Heil von Kompromissen, sondern wußte wie Beust, daß Bismarck den Deutschen Bund reformieren wolle durch Zertrümmerung desselben. Von der Triaspolitik, mit welcher die Kammermehrheit sehr sympathisierte, sagte Varnbüler sich los. In der Zollfrage mußte man sich, eben durch die Schuld Oesterreichs, den neuen Verhältnissen anbequemen, einen Zollvereinsvertrag mit Preußen und einen gesonderten Vertrag mit Oesterreich schließen. Gefühlspolitik nahm aber auf Oesterreich damals noch soweit Rücksicht, daß die Anerkennung Italiens als Königreich nicht beantragt werden wollte, so lange es Anspruch auf Venetien erhob. Von 1865 bis 1879, 14 Jahre lang, hatte der Freihandel über den Schutzzoll gesiegt. König Wilhelms Handelspolitik, wofür die Mehrheit der Kammer gewesen war, war verlassen, weil unterlegen. Um so treuer stand man Preußens Einigungsbestrebungen gegenüber zum Bundesrecht. Der König selbst hielt zu dessen Schutz mit den mittel- und kleinstaatlichen Regierungsvertretern verschiedene Konferenzen ab, wie ja auch schon sein Vater an den Wiener und Würzburger Konferenzen teilgenommen hatte. Die neue und letzte Verständigung Oesterreichs und Preußens im einseitigen Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 war ein neuer Schlag gegen die Mittelstaaten. Wozu, mußte man fragen, hatte man eigentlich einen Bundestag? Auch die württembergische Kammer nannte den Gasteiner Vertrag Rechtsbruch. Jetzt besann sich Oesterreich auf seine alten Freunde, kam in Württemberg 1866 Preußens Märzmitteilungen zuvor, indem es schon neun Tage vor diesen Kenntnis von seinem Kriegsplan gab. Was Oesterreich hinter dem Rücken der Mittelstaaten tat, ahnte man nicht. Am 17. Juni brach Württember die Beziehungen mit Preußen ab.

Als der Bruderkrieg ausbrach, hielt Württemberg so zu Oesterreich, daß sich Varnbüler sogar zum Wort verstieg: Vae victis! Es war unvorsichtig und trug ihm den Zorn Bismarcks ein. Im Jahr 1850, als das österreichische Kabinett unter Schwarzenberg den Krieg mit dem nicht gerüsteten Preußen so gern gehabt hätte, und als er nur durch die Friedensliebe des Kaisers Franz Josef vermieden wurde, hätte das Wort gesprochen werden können, jetzt nicht mehr. Es beweist aber die großdeutsche Gesinnung König Karls, daß dies Wort den Außenminister nicht stürzte, wie seine allzu ostentative Preußenfreundlichkeit unter dem Eindruck der Augustsiege 1870 es tat, als Varnbüler siegesfreudig sein Haus beflaggt und festlich beleuchtet hatte, worauf der König den ihm zu selbständigen Minister nicht mehr empfing.

Württemberg hat sich noch nach Königgrätz (3. Juli) am 24. Juli für Oesterreich gegen die Preußen bei Tauberbischofsheim geschlagen. Es erntete aber, als Oesterreich am 26 Juli zu Nikolsburg einseitig Waffenstillstand schloß, wenig Rücksicht als Dank. Oesterreich hat die süddeutschen Staaten sich selbst überlassen, Preußen ließ sie nicht in die Unterhandlungen miteingreifen, sie mußten sich unmittelbar an Preußen wenden. Also kein Bund mehr und — keine Bundes-Genossen. Am 13. August hat Württemberg dann als erster Mittelstaat mit Preußen Frieden geschlossen. Es war bei Bismarck wie Bayern gegenüber vor allem ein politischer Friede mit dem nach Frankreich gerichteten Blick. Die Kammer der Standesherren genehmigte ihn einstimmig, die Zweite Kammer mit 86 gegen eine Stimme. Die Zweite Kammer sprach sich aber gegen einen Anschluß an Preußen und für einen Bund Südwestdeutschlands aus, der im Prager Frieden in etwa vorgesehen war. Ein integrierender Bestandteil des Friedens

war das geheim gehaltene Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen, das erst 1867 anläßlich der Luxemburger Frage und in dem Jahr, da der König auf der Mainau den Preußenkönig besuchte, bekannt wurde und einen Sturm der Zweiten Kammer entfachte. Zwei großdeutsche Männer von Haus aus und Minister einer modernen Zeit übernahmen im Herbst 1867 die Verteidigung des Bündnisses, wie des mit ihm stehenden oder fallenden Zollvertrags vom 8. Juli 1867. Varnbüler zeichnete den Weg, den man nicht mehr gehen könne, Hermann Mittnacht, von 1867—1900 Württembergs bedeutendster Staatsmann, den, der jetzt zu beschreiten sei. Varnbüler: Die Geschichte habe gesprochen, der Friede sei geschlossen, er müsse die Grundlage weiteren Handelns bilden. Anschluß an Frankreich sei nationale Unmöglichkeit, ein Südbund wäre nur möglich als süddeutsche Republik in Verbindung mit der Schweizer Eidgenossenschaft. Jetzt müßte man sich an den größten Staat Deutschlands, an Preußen anlehnen, dürfe aber von der Selbständigkeit des Landes nicht mehr opfern, als nötig sei.

In seiner stets überlegenen Ruhe hatte der kühle Schweiger und Beobachter Mittnacht 1866 den Ereignissen ins Auge geschaut und in seiner Vorsicht, die er nie verleugnete, den lauten Stuttgartern geraten, sie sollten jede Erklärung während der Friedensverhandlungen unterlassen. Durch die kleinen feinen Bändchen: „Rückblicke“ und „Erinnerungen an Bismarck“, welche Sybelsche Geschichtsschreibung so sehr korrigieren, können wir der Wahrheit auf den Grund und der „kalten, zugeknöpften Verstandsnatur“ Mittnachts in die Seele schauen. Derselbe Mittnacht, der später von sich sagen kann, je weniger er unter die Schmeichler des Fürsten Bismarck gegangen sei, um so besser hätten sich seine Beziehungen zu ihm gestaltet, hat gesagt, Bismarck habe Blut an den Händen von Königgrätz, und Königgrätz sei ein Verbrechen gewesen. Mittnacht, der mit der Deutschen Partei Zeit seines Lebens wenig sympathisierte, schrieb:

„Die gewaltsame Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland konnte ich vom Rechtsstandpunkt aus nicht billigen. Der Ausschluß von Millionen deutscher Stammesgenossen aus der Zusammengehörigkeit war zu beklagen und die Gefahr, daß das besiegte Oesterreich einer preußenfeindlichen Koalition anheimfallen könnte, lag nahe. Nachdem aber Oesterreich die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes anerkannt, seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des Kaiserstaats erklärt und die süddeutschen Staaten auf eine nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bund verwiesen hatte, war für jeden, mit entscheidenden und abschließenden Tatsachen rechnenden Politiker der Weg, den die süddeutschen Staaten zu gehen hatten, vorgezeichnet. Allerdings habe ich den einfachen Eintritt in den Norddeutschen Bund mit einer Verfassung, an deren Festsetzung die süddeutschen Staaten keinen Teil hatten, nicht für den einzig gangbaren Weg gehalten und damit vom Standpunkt Sybels aus des verwerflichen Partikularismus mich schuldig gemacht“.

Im November 1867 hatte Mittnacht vor der Kammer für den Allianzvertrag mit Preußen die warmen Worte:

„Der Allianzvertrag legt uns nicht mehr auf, als was ohnedem die nationale Pflicht gebietet. Wenn in einem Kriege eine Schlacht geschlagen würde und dem deutschen Heere verloren ginge, und man könnte uns eine Schuld an dem unabwendbaren Unglück einer Abreißung deutschen Gebietes beimessen, die Schamröte müßte uns ewig auf den Wangen brennen. Und würde die Schlacht gewonnen und wir wären nicht dabei gewesen, so hätten wir zu existieren aufgehört“.

Damit hatte sich Mittnacht als Sprecher seines Königs zu treuer deutscher Tat bekannt, die in den drei Jahren 1867/70 in dem kleinen Lande Württemberg Reformen rüstete, wie allgemeines Wahlrecht, allgemeine Wehrpflicht, Organisation des Heeres nach preußischem Muster, Einführung des Zündnadelgewehrs. Und dies alles bei einer oft sehr kleinlich und engherzig denkenden Kammermehrheit, jener altwürttembergischen Demokratie, in deren Köpfen der großdeutsche Gedanke mit republikanischen Zielen spukte. Die Regierung gab aber nicht nach, selbst 1868 nicht, als die Wahlen zum Zollparlament eine außerordentliche Voreingenommenheit gegen Norddeutschland zeigten. König Karl hätte zu seinem Ministerium wie Goethe zu Staatsminister von Voigt sagen können: „Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret, denn jeder will nach eigenem Sinne schalten, beharren wir zusamt in gleichem Sinne, das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne“. Daß es wirklich so ging, war Mittnachts Werk, als er den tüchtigen General von Suckow durch den Kabinettschef als Kriegsminister vorschlug. Als Fchr. v. Egloffstein meinte, Suckow könne bei seinen extrem preußenfreundlichen politischen Ansichten doch nicht in Betracht kommen, sagte Mittnacht, die politischen Ansichten des Generals genierten ihn nicht, da man sicher sei, daß er für dieselben weder den König, noch die übrigen Minister gewinnen würde. Die württembergische Politik würde nach wie vor nicht vom Kriegsminister gemacht. Was man jetzt dringend notwendig brauche, sei ein fähiger, entschlossener Chef des Kriegswesens. Mittnacht hatte recht. Man hatte sogar das ganze Ministerium von Parteipolitik gesäubert und, wie man es nannte, „das Ministerium der Energie“ gestellt.

Im entscheidenden Jahre 1870 hat es sich klar und kühn bewährt und auch nicht einen Schein von Rheinbundpolitik auf sich geladen. Es hat den französischen Gesandten Graf St. Valliers noch vom 17. bis 19. Juli durch eine List in seinem Wunschglauben gelassen und dem von St. Moritz heimkehrenden König Karl den Bündnisfall als gegeben dargelegt. Der König stimmte sofort zu und stellte ohne Zwang und ohne Feilschen mit Preußen ein Offizierskorps voll Selbstvertrauen mit einem tüchtigen Heer, das unter General von Obernitz im Armeekorps des preußischen Kronprinzen ehrenvoll am Feldzug teilnahm. Man wußte sofort, daß Deutschland aus dem Kriege anders hervorgehen werde als wie es in ihn eingetreten war.

Georg Küntzel ist zuzustimmen, wenn er in seiner Arbeit: Bismarck und Bayern in der Zeit der Reichsgründung (Frankfurt a. M. 1910) S. 110 sagt: Darin besteht das Reizvolle und Großartige der Bismarckischen Politik in diesen Zeiten der Reichsgründung, wie er die Freiwilligkeit und Selbständigkeit der süddeutschen Politik zu wahren und sie zu gleicher Zeit zu lenken und zu beeinflussen, wie er Freiheit und Zwang mit feinster Berechnung auf die seelische Stimmung, insbesondere des Bayernkönigs, zu verbinden verstanden hat. Der Bayernkönig hat seinen Minister, den Grafen Bray, dessen Vater, Diplomat des bourbonischen Königshauses, beim Reichstag des alten Reichs zu Regensburg sich auf die Emigrantenliste hatte setzen lassen, in hochherzig nationaler Gesinnung aus seiner Ratlosigkeit und Unsicherheit herausgerissen und zum Handeln gebracht. Der König von Württemberg aber und seine Regierung mußten nicht, wie Sybel es darstellen will, von Baden ins Schlepptau und von Suckow aus störrischem Partikularismus gerissen werden. Im Gegenteil, gerade hier hat Bismarck einen Partner gefunden, der dem nationalen Gedanken wärmer zugetan als Bray, doch des Bundeskanzlers Pläne durchkreuzte, indem dieser mit den süddeutschen Staaten einzeln verhandeln wollte. Mittnacht hat die Hohenlohe-Varnbülerpolitik im Gegensatz zu Bray aufgegriffen: Nur gemeinsames Vorgehen von Bayern und Württemberg in Verhandlungen mit dem Norddeutschen Bund. König Karl legte Wert auf engstes Einvernehmen mit Bayern. Immer wieder sagte er, auf was Bayern verzichte, das müsse auch er abgeben und weniger gut als Bayern dürfe Württemberg nicht behandelt werden. Zu den Münchener Besprechungen, die ja die Grundlage der Versailler Abmachungen bildeten, wollte Württemberg eingeladen sein. Sie wurden dann vom 22.—26. September 1870 unter Rudolf von Delbrück, dem Präsidenten des Bundeskanzleramtes, Graf Bray und Mittnacht geführt. Die Vertreter der süddeutschen Staaten, von Württemberg Mittnacht und Suckow, kamen dann Ende Oktober gemeinsam nach Versailles, was Bismarck, der mit den einzelnen verhandeln wollte, so nicht willkommen war. Bray aber verdarb dort den Württembergern das Konzept, ging einseitig vor und überreichte Bismarck einen ganzen Katalog von Reservatrechten, so daß dieser am Abend des 30. Oktober zu Mittnacht kam und jene Unterredung hatte, deren Uebermittlung nach Stuttgart 14 Tage darauf die Abreise der Württemberger zur Folge hatte, ohne daß der zur Unterschrift fertige Vertrag unterschrieben war. Die Bayern blieben nun doch und setzten durch, was Mittnacht geradezu ein bayerisches Vizekaisertum nannte. In Stuttgart dagegen wurde die Hofpartei, in der der Einfluß der Königin Olga besonders groß war, aufs neue und noch mehr als anfangs Oktober schwierig, wozu es ja wenig brauchte, wenn man vom Kaisertitel hörte, trotzdem die Mutter der Königin eine preußische Prinzessin war und ihr Bruder Zar Alexander II. schon im Juni ihr Mißtrauen gegen Preußen mehr zerstreut hatte. Mittnachts „Rückblicke“ werden jetzt besonders bekräftigt und ergänzt durch die inhaltsreiche Arbeit samt Aktenstücken, die man aus Höflichkeit gegen Bayern vorher nicht der Oeffentlichkeit übergeben habe. (Eugen Schneider, Württembergs Beitritt zum Deutschen Reich 1870. Württ. Vierteljahrschrift für Landes-Gesch. N. F. 29. Jahrg. 1920. S. 121—184.) Württemberg mußte es erleben, daß Bayern den ersten Schritt Preußen gegenüber tat, seinen Vertrag am 23. November unterzeichnete, daß Bismarck in der

Thronrede im Reichstag am 24. November sagte, Württemberg sei der einzige Staat, der dem neuen Deutschen Bund noch nicht beigetreten sei. Mittnacht unterzeichnete am 25. November den Vertrag mit jenen wertvollen Reservatrechten und in einer Fassung, in welcher er ihn schon anfangs des Monats hätte unterzeichnen können, wenn Brays Politik loyaler, offener und gerader gewesen wäre, und wenn von Stuttgart nicht so scharfe Weisungen gegeben gewesen wären, das Einvernehmen mit Bayern unter allen Umständen aufrechtzuerhalten. Die Militärkonvention war Suckows Werk. Mittnacht hat noch in einer seiner letzten Reden am 31. Oktober 1900 gesagt, daß sie recht erhebliche Reservatrechte in sich schließe. Er gab sogar zu, Suckow habe Reservatrechte im Heerwesen für berechtigter gehalten als auf anderen Gebieten. Königin Olga telegraphierte an Mittnacht noch nach Berlin, wegen des Heeresersatzes solle er den russischen Gesandten aufsuchen. Als alles fertig war, hat des Königs erster Diener nach acht Tagen den Dienst für die Königin wenigstens der Form nach getan. Am 17. Dezember 1870 wurde das mit Mittnachtscher Sachlichkeit abgefaßte Gutachten des Geh. Rats dem König Karl übergeben und dargelegt, wie mit der vorliegenden Bundesverfassung ein Ziel erreicht sei, um welches die deutsche Nation seit Jahrzehnten gerungen. Es hieß zum Schluß:

„Der gerechte Schmerz der Süddeutschen über das im Jahre 1866 vergossene Blut ist begraben unter der neuen Waffenbrüderschaft des gesamten Volkes, welche durch unerhörte Erfolge besiegelt wurde, und der Einspruch der Nachbarn hat aufgehört, ein in Rechnung zu nehmender Faktor zu sein. Die Verfassung des Deutschen Bundes, wie sie sich nach den vorliegenden Verträgen gestaltet, ist ein Werk, dessen Wert nach den realen Verhältnissen, woraus es entsprang, beurteilt werden muß, und mit diesem Maßstabe gemessen erscheint sie uns als die anerkennenswerte Lösung einer mit den höchsten und mannigfaltigsten Schwierigkeiten verknüpften Aufgabe."

Die Zweite Kammer genehmigte die Verträge am 19. Dez. mit überwältigender Mehrheit, die Erste Kammer geradezu einstimmig. Dagegen votierten nur der Fürst von Oettingen-Wallerstein, der Professor der katholischen Theologie Kuhn und Freiherr v. Neurath. Bekanntlich haben im Norddeutschen Reichstag Hermann von Mallinckrodt und Ludwig Windthorst als die einzigen Katholiken gegen die Verträge mit den süddeutschen Staaten gestimmt, da ihnen dabei das föderative Prinzip nicht zur Genüge gewahrt schien. Vom 1. Januar 1871 an war Württemberg ein Glied des Deutschen Reichs, seine völkerrechtliche Stellung seit 1866 hatte aufgehört. Schneider schreibt am Schluß seiner Arbeit:

„Am wenigsten Freude an seiner neuen Stellung hatte König Karl. Zwar hat er in üblichen amtlichen Worten Mittnacht seine Zufriedenheit ausgesprochen und sich dahin geäußert, daß man in großen Angelegenheiten nicht klein sein dürfe, und daß er sich freue, Opfer für Deutschland gebracht zu haben. Aber er hat offenbar nur nachgegeben, weil er sich vor Widerwärtigkeiten scheute; schon in der Frage des Kaisertitels lieh er Einflüsterungen sein Ohr; auch später war sein Stolz verletzt, daß er einen Kaiser über sich anerkennen und sein Heer durch ihn besichtigen lassen sollte."

Gewiß, Karl hatte viele Opfer gebracht und wußte dies. Auch war er der Sohn eines selbstbewußten Vaters und der Gemahl der „in ihrer Auffassung russisch gebliebenen" Königin Olga. Fehlte etwas an der vollen Reichs- und Kaiserfreudigkeit, so strahlte doch die Liebe zum Ländchen in um so schönerem Glanze und wurde besonders 1889 zum 25jährigen Regierungsjubiläum dem milden König und der wohltätigen Königin getreuest vom Volk gedankt. Hatte aber der König nicht auch gewonnen? Trat nicht das Königliche Haus im neuen Reich in ganz besonderes Ansehen bei seinen nahen Beziehungen zum russischen und österreichischen Kaiserhaus, die zu pflegen sich Bismarck angelegen sein ließ? Freilich stand leider so viel auf vier Augen, auf der Freundschaft der beiden Staatsmänner Mittnacht und Bismarck. Als Mittnachts Stellung im Dreikaiserjahr 1888, nicht aus politischen Gründen, als erschüttert galt, übte der Kanzler durch einen Brief an den nachmaligen König Wilhelm einen Druck aus, damit er seinen Einfluß beim königlichen Oheim geltend mache. Bismarck schrieb von

„der hervorragenden Stellung, welche die württembergische Vertretung in Reichssachen infolge des Vertrauens einnimmt, welches Freiherr von Mittnacht persönlich sich im Bundesrate wie im Reichstag nicht nur durch ernstliche und sachliche Geschäftskunde, sondern als politischer Charakter erworben hat. Dieser Besitzstand Württembergs ist nicht übertragbar, sondern würde mit Personenwechsel verloren gehen, letzterer daher im Interesse des Reiches unerwünscht und für den Einfluß der Krone Württembergs nicht nützlich sein."

Personenwechsel! Uns ist das Wort Erfahrung. Damals stand das Glück von Reich und Land auf dem Einvernehmen weniger, aber Großer. Ist es jetzt zu erhoffen aus den Parteiungen so vieler, aber Kleiner? Heil kann nur kommen von einem großen Deutschland, worin der Föderalismus seine Stätte hat.

Wir Jungen und der Ruf nach dem Führer.

Von Karl Heinrich Amrhein.

Der Ruf nach dem Führer ist allgemein. Die einen schreien nach ihm, die anderen unterdrücken mit Mühe und Not den Ruf nach der Führerpersönlichkeit. In beiden Gruppen sind Leute von politischem Blick und Ansehen so gut wie schlichte Menschen mit engem Blick- und Arbeitsfeld, in beiden sind Alte und Jugendbewegte. Wir rufen nach dem Führer, ohne uns die Frage zu stellen, in welchem Sinne wir rufen und welche Vorbedingungen wir dem Führertum setzen müssen.

Zunächst: Mein liebes deutsches Volkstum, das wir alle im Herzen tragen, wie doppelt liebenswert bist du in deiner Torheit und Not! Wie war der Weg, den du durch die Geschichte gegangen bist, so tragisch in seinem Auf und Ab von Zerfall, Knechtung unter fremden Schmarotzern, Sammlung in engen Territorialstaaten und Wiederaufstieg von ihnen aus. Sie haben dich verleumdet um ungeschickter Augenblicksbilder willen, die du botest. Aber das hat nicht hindern können, daß die Geistigen der Welt dich liebten. Das wird nicht hindern, daß deinen Feinden von gestern etwas fehlt, wenn sie dich vernichtet haben werden. Es ist die Inbrunst des Menschseins, die aus dir spricht. Deren Torheit und Fehler vom Weltdurchschnitt doppelt angerechnet, deren Verdienste und Werte ebenso sicher als Selbstverständlichkeiten genommen werden. Es gibt so einen Typ Mensch im täglichen Leben, der dem deutschen Volkstyp gleicht. Er zieht unbeachtet und bescheiden seine Straße. Ist geliebt, wenn er nicht aus sich herausgeht. Ist Anstoß, wenn er tun will, was die Lauten und Geschickten immer tun. Ist als Konkurrent im Leben belacht und gefürchtet zugleich, bis sich die Explosion über ihn entladet. Hat unbeschreibliches Pech bei lauten Szenen, spielt in Zank und Streit eine fürchterlich unglückliche Rolle. Er hat den „Anstand in der Gemeinheit" nicht gelernt und wird ihn nie lernen. Der ihm darin überlegen ist, kann mit ihm spielen, ihm seine eigene Schlechtigkeit andrehen, so daß man, wenn selbst man ihm wohl will, über die tausendfältigen Angriffspunkte, die bloßgelegt sind, nicht hinwegkommt. Sein größtes Verdienst um die andern, die friedfertige Bescheidenheit, springt nicht in die Augen und ist doch da. Er kommt in den Himmel, aber auf Erden kann er trotz innerst beschaulichen Glücks nicht glücklich sein. Deutsches Volk, so bist du!

Ein solches Volk ruft in der Not am heißesten nach dem Führer. In ihm gärt's bis zur Selbstaufgabe. Es fühlt sich, ohne den Verrat und die Selbstaufgabe, die darin liegen, zu empfinden, in ein und derselben Seele gedrängt, fast den Feind zum Führer zu nehmen, um nicht führerlos zu sein. Und die große Frage bei ihm ist, ob es die Geduld zum Ertragen wird aufbringen können, bis der Führer da ist. Gerade in dem Rufen seiner Besten und seiner beredtesten Schichten zugleich liegt eine unbeweisbare, aber gefühlte Sicherheit, daß es den Führer finden wird, wenn es die Geduld und Klarheit findet. Von 1800 bis zu Bismarck war eine weite Zeit. Und 1813 ist nicht mit dem Führer gemacht worden.

Vielleicht ist es auch ein deutsches Gesetz, erfließend aus unserem Charakter und der geschichtlichen Entwicklung, daß dem epochalen Führertum bei uns die Sammlung der Unklarheiten und ihre Läuterung vorausgehen muß. Eigentümlich berührt mich der bei literarischen und politischen Besprechungen am Rhein von unseren treuen Brüdern immer wieder gehörte Ruf nach einem Görres. Sind wir Volk der Denker und Dichter mit eins so unklar über Entwicklungsgesetze geworden, daß wir nicht fühlen, daß der einheitliche, personelle Görres, der gewaltige Donnerer, an der in moderne Mittel hineingerückten Rheinlandkommission scheitern müßte? 1813 gab es nicht den universellen Führer in einer Person. Und er war doch da. In einem durch lebendige, tiefe Freundschaft verbundenen Kreis echter Männer: Blücher, Stein, Hardenberg, Görres.

Wir sind noch in der Zeit der Sammlung und Sichtung. Mehr wie damals zerfressen von Parteien- und Kliquensucht, die unsere Möglichkeiten verengt und auch dem reifenden Führertum den Weg verlängert. Die es aber doch

nicht verhindern kann, weil die Gesetze der Entwicklung stärker sind als die Menschenkinder. Weil wir alle ihnen unterliegen.

Der Drang nach Freundschaften, der in unsere Jugendbewegung wie ein Faden sich hineinwebt, das Ringen um einen neuen Lebensstil an vielen Enden, die Empfindung, in der politischen Zusammenarbeit nur auf Grund engster Freundschaft aushalten zu können, das oft beobachtete Gefühl, beim politischen, weltanschaulichen, wirtschaftlichen Gegner, weil und obwohl man sich nicht einen kann, als Letztes die Freundschaft der Seele suchen zu müssen, sind richtige, vom Schicksal bereits beschrittene Wege. Weshalb ist die Jugend uns ein allgemeines Thema geworden, das uns Stellungnahme abnötigt? Durch das Element der Freundschaft, das ihre Reihen kittet. Dem man wünschen möchte, daß es noch mehr und immer mehr und immer echter herausgebildet würde. Ich sehe die Geburtsstunde dieses neuen Lebensgefühls in der Not- und Todverbundenheit im Kriege, die wir jungen, allzujungen Soldaten unter dem tragischen Zusammenbruch des Zurückmarschierens über den Rhein, der Soldatenratspest und der Heeresauflösung jäh haben lassen müssen. Ich erkenne die Notwendigkeit, diese Freundschaft im eigenen Lager, im Beruf, auf der Arbeitsstätte zu suchen. Für mich liegt das Entscheidende des Erfolges oder Versandens unserer Jugendbewegtheit darin, ob es gelingt, die Freundschaft über die Lagergrenzen hinaus von Bewegung zu Bewegung zu spinnen. Es verdient in dieser Hinsicht beachtet zu werden, daß die literarischen Instrumente der Jugendbewegungen bisher nicht in den Kampf gegeneinander getreten sind, sondern sich mit sich selbst beschäftigen. Das zu einer Zeit, wo m. E. nicht zum Vorteil der Jugendbewegung aus den Kreisen der „Alten" des einen Lagers bereits wieder im alten, lauten, keinen befriedigenden und nur alte Gegensätze türmenden Stil über andere Jugendbewegungen das Todesurteil gefällt wird. Die Jugend wird selbst ihre Exponenten und Berührungsleute finden. Noch glaubt sie daran, daß sie eigene, neue Mittel zum Austrag von Meinungsverschiedenheiten finden wird. Politischere Völker als wir Deutsche haben da auch welche gefunden, die sich unsere braven Durchschnittsbürger bei uns nicht denken können. Auf welchem Wege wir sie finden, muß gleich sein. Nicht gleich darf aber sein, daß wir einen derselben verbauen, und wenn es der über unsere Jugend sein soll.

Lassen wir den Ruf nach dem Führer! Er ist zwecklos und schädigt das innere Aufraffen. Wir sehen ja heute, wie neben den Parteiapparaten immer mehr die freien, literarischen Kreise an Bedeutung gewinnen. Wie namentlich unserer christlichnationalen Mittelpolitik so etwas wie philosophische, intuitive Wegbereiterzirkel erstehen, die heute noch eine parteimäßige Bindung ablehnen. Die Struktur der englischen Parteien kann uns ein Zeichen sein. An der Arbeiterpartei zumal, in deren Abgeordnetenzahl sich rund ein Dutzend katholischer Oppositioneller befinden, und die als Partei durchaus nicht im deutschen oder französischen Sinne Sozialismus bedeutet, deren Ministerium ganz frei aufgebaut ist und durch starke Betonung des literarischen, evolutionären Wegbereitertums gekennzeichnet ist, kann man gewisse Studien machen.

Pflegen wir als Junge statt des Führerrufs den Aktivismus der zu Führenden! Vor allem auf der Grundlage der Freundschaft als Bedingung der Gemeinschaftsarbeit mit Gleich- und Andersgesinnten. Dann aber auch durch Herbeiführung eines starken, geordneten Innenlebens. Die Not weist Wege von der gesellschaftlich-lauten zur einfachen Freude. Wir müssen der Person, der Familie, dem Stand, dem Volke wieder etwas fürs Herz geben. Wir müssen zu einem neuen Lebensstil im Hause, im Verein, in Stadt und Gemeinde kommen. Wir brauchen eine „Liturgie" des Familien- und Staatsbürgerlebens, der Arbeit und der Freude. Nur bewußte und unbewußte materialistische Verdorbenheit kann es verdammen, wenn wir dabei mit den suggestiven Kräften vorgehen. Sogar die Politik wird nicht auf sie verzichten können. Uneingestandene, nach dem äußeren Zweck schielende Suggestion ist schon genug in der deutschen Innenpolitik am Werke. Wirkungen suggestiver Kraft auf uns selbst beobachtet man an unserer Jugend.

Aus dem Innenleben kommt die schöpferische Kraft; der Wille zum Schaffen bis zur Selbstentäußerung. Vieles an dem Konflikt zwischen uns Jungen und den „Alten" ist bloß deshalb Konflikt, weil dem rhythmischen Schwung unserer Seele die nationalen Einrichtungen, Parlament, Bürokratie, Lebensstil und Wirtschaftsformen, noch nichts zu versprechen haben. Rufen wir nicht, bereiten wir uns!

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

III.

J. P. Bachem-Köln bietet für Weihnacht eine stattliche Reihe sämtlich bemerkenswerter, zum größeren Teil künstlerisch bedeutsamer Erzählwerke. Mit der Frage: Ist es nicht ein Wagnis? beginnt die Verlagsanzeige des „von unsern Eltern in ihrer Jugend verschlungenen" meistgenannten Romans eines 1892 verstorbenen Kölner Schauspielers, Opernsängers, Theaterdirektors, Musikers und Schriftstellers. Das durch eine Autorität jetzt zu möglichst straffem epischem Fluß redigierte „Wagnis", das sich sehr wahrscheinlich als starker Erfolg auswirken wird, heißt: Goldengel von Köln. Kulturgeschichtlicher Roman aus Kölns Franzosenzeit. Von Ernst Pasqué. Neu herausgegeben von Prof. Franz Bender. Erste bis vierte Auflage 8° 495 S. Geb. 8 Mk. Der Auftakt der an Personen und Begebnissen überreichen Darstellung setzt ein mit dem furchtbaren Kölner Eisgangwinter 1783/4. Sechzehn Jahre später spinnt sich die Handlung bis zwei Jahrzehnte weiter. Kurz gesagt: Es ist eine atemraubende Geschichte. Reich an Schurken und Edelcharakteren, desgleichen an — wie es sich gehört — überzeugenden Trägern der naturechten „Mitte" reinmenschlicher Gesellschaft. Voll von äußersten Spannungen „bei einem Haar". Eigentlich wie ein für die Jetztzeit glänzend ausgeprägter Filmroman. Aber gut erzählt, von sauberster Ethik, aktuell wegen der historischen Zeit- und Ortsbühne. Vor allem, was wirklich mit die Hauptsache und schon durch den Namen des Neuherausgebers gewährleistet ist, geschichtlich und kulturgeschichtlich fest eingegründet. „Wetten?" Die 5.—10. Auflage wird bald folgen müssen, nicht nur für Köln selbst und das rheinische Gebiet. — Wer Gegensätze in der Aufeinanderfolge novellistischer Lesung liebt, greife nach dem „Goldengel" zu Valentins Magnificat. Roman von Hugo Strauch. Erste bis vierte Auflage, 8° 237 S. Geb. 5.50 Mk. Held und Heldin sind Künstler. Er, Oratorienkomponist, bereits auf der Höhe seiner Kunst, die ihn auch zurückführte zur hl. Mutterkirche. Sie, Sängerin, durch die Gewalt der Liebe zu jenem jugendlichen Meister in der Ehe selbst, unter seiner Leitung und für den Ruhm des Geliebten, zu vollkommener Meisterschaft sich aufringend. Aber sie verkennt, wie auch er hinsichtlich ihrer, die ihr als Frau gezogenen Grenzen. So stirbt sie an ihrem und seinem höchsten Triumph. Da zieht er für sich selbst die logischste Konsequenz: Aus der Welt, der Priesterschaft der Kunst tritt er ein in die des innerlichsten Berufs, des geistlichen Priestertums. — Neben dem Musik-Thema, dessen Durchführung von gediegener Kenntnis zeugt, webt sich das Problem der verheirateten Lehrerin, der verheirateten, Mutter werdenden Künstlerin ein. Viel Liebe zur Vertiefung pulst in dem seelisch durchglühten Vortrag. Er wird besonders in den Kreisen musikbegeisterter jüngerer Menschen manches Echo wirken.

Ein feines Erzählbuch aus dem innersten Herzwinkel heraus ist: Eilenborn. Die Geschichte eines Hauses und eines Geschlechts. Von Anna Freiin von Krane. Erste bis vierte Auflage, 8° 228 S. Geb. 6 Mk. Nachgerade sind wir auf den Gebieten ungefähr jedweder Kunst etwas problemmüde geworden. Besonders auf dem der Epik. Immer mehr wächst die Freude am frischen Erzählen, wächst die Lust der Hingabe an den schöpferisch belebten Stoff, ans quicke Leben selbst, wie es der Dichter gestaltend übermittelt, so recht aus der „Erzählecke" mit dem Schein des Herdfeuers heraus. Da wird das neueste Buch unserer weitbeliebten Christuserzählerin viele dankbare Empfänger finden. Mir selbst, in seit lange ungestillter Heimatsehnsucht, hatte es viel zu sagen. Die Darstellung just wie sie ist mutet mich unmittelbar an, als — im Charakter des Ganzen sowie wichtiger Einzelheiten — künstlerisch vorzüglich gelungen, gerade in der Schönheit ihrer Einfachheit unter dem Sternenlicht der Heimat-, Heim- und herzbeweglichen Treueliebe. Das Buch ist viel ergreifender, weil viel vertiefter als es manche auf den sogenannten ersten Blick hin bedünken mag. Ich rate übrigens, das Nachwort zuerst zu lesen. — Entschieden mehr kraftvoll plastischer Erzähler als sinnig verwebender Dichter, wenn auch gelegentlich ein solcher, ist Georg Julius Petersen in Um die Scholle. Erste bis vierte Auflage 8° 307 S. Geb. 6 Mk. Ein echt holsteinischer Roman, der Verfasser wohl selbst ein kerniger Holste. Die schönheitsanmutige Landschaft des Schwentineflüßchens zwischen Kiel und Preetz ist die Gegend, eine Wassermühle mit dazugehörigen Gärten und Äckern die Scholle, um die alles geht. Seit 150 Jahren ist sie im Besitz eines alten Adelsgeschlechts, in freundfriedlicher Erbpacht eines und desselben Müllergeschlechts. Väter und Söhne beider Familien verbindet gegenseitige treue Anhänglichkeit, auch zur Zeit der Handlung kurz vor, in und nach dem Kriege. Bis auf den jüngsten der beiden Grafensöhne, der, in scharfem Gegensatz zu Vater und Bruder, den unedlen Hochmütigen herauskehrt. Der älteste Müllersohn, zu dem der junge Erbgraf sich kamerad- und freundschaftlich stellt, hegte immer, im Gegensatz zu seiner ganzen Familie, sonderlich zu seinem die Standesehre hochschätzenden Vater, heiße Sehnsucht nach erblichem Eigenbesitz. Der Krieg bricht aus, der Erbgraf fällt, der künftige Müllerserbe kehrt als Krüppel heim. Schwermut überkommt ihn, trotzdem die geliebte Braut ihm Treue hält. Er und der jetzige Erbgraf stoßen, wie schon früher wiederholt feindlich aufeinander. Den beiden Vätern gelingt es, mildernd einzugreifen. Die Liebenden verbinden sich. Bei der Taufe des ersten Kindes tritt der edle alte Graf als Taufpate dem Täufling und dessen Vater das

bisherige Erbpachtgut als Erbbesitz für immer ab. — Das sind so die Hauptzüge. Manche andere von Wichtigkeit mischen sich ein. Klassengegensätze und Klassenverbindungsmöglichkeiten treten zu Tage. Positives und negatives Licht blitzt auf, hier und dort. Die Haupt- und Nebenpersonen der Handlung, im Frieden wie im Krieg, sind mit großer Wahrhaftigkeit gezeichnet, darunter die Frauen edel ausgestaltet. Das Buch hat großen Reiz, nicht zuletzt den der Verheißung für die weitere Entwicklung des Erzählers, dessen Werk und Persönlichkeit — wir spüren diese alsbald — die Lebenswärme jener Gerechtigkeit atmet, die dem Wurzelboden wissender Liebe entstammt. — Gleichfalls einen Schollenroman schenkt uns eine bisher in ihrer künstlerischen Reife noch nicht vollerkannte Kraft: Meerland-Menschen. Grenzroman. Von Dora Hohlfeld. Erste bis dritte Auflage. 8° 221 S. Geb. 5 Mk. — Die Dichterin widmet ihr schöpferisches Buch der großen Schwedin Selma Lagerlöf in Verehrung als deutschen Gruß. Es ist der Gruß einer Wesensverwandten, wenn nicht Wesensähnlichen. Germanischer Geist, germanische Seele wohnt in der Deutschlandstochter, die als Witwe eines Künstlers in Oesterreich lebt. Ihr Roman spielt um 1920 an der neupolnischen Grenze zwischen Pomerellen und Pommerns Seenplatte nahe dem Meer. Der Kampf geht nicht nur um und für die Scholle, sondern auch, innerlichst, gegen die Scholle: der Kampf der schicksalgestemmten Menschenseele gegen die allzu bezwingende Heimatseele. Bis der Friedensengel schwererrungener Erkenntnis söhnend zwischen alles Streiten tritt und noch rechtzeitig menschliches Glück schafft. In alles Geschehen singt die Stimme einer großen Natur ihr Sturm- und Segenslied. Stimmung, echt dichterische, obwaltet. Psychologie bringt klärend ein in jede Charaktergestaltung. Ueber Tragik leuchtet Sonne der Gnade. Befreiung haftet als Eindruck, wenn wir das Buch schließen — mit dem Vorgefühl öfterer Wiederkehr.

Monumental wirkt, wenn recht erfaßt, das jüngste Werk eines rheinischen Erzählers, Kunst- und Kulturhistorikers: Caesarius von Heisterbach. Künstlergeschichten aus dem Klosterleben des dreizehnten Jahrhunderts von Carl Rademacher. Mit 15 Bildern. Erste bis vierte Auflage. 8° 405 S. Geb. 8 Mk. Freilich, den guten Willen wird man herzubringen müssen, zu ruhigem in sich Aufnehmen, zum persönlichen Miterleben der mählich sich erschließenden Entwicklung, die wie ein Bau, Stein um Stein, vor uns aufwächst. Inmitten und zugleich, als spiritus rector, über der Handlung steht jener berühmte Prior von Heisterbach, der uns den Dialogus miraculorum voll kulturgeschichtlichen und rheinisch-romantischen Interesses hinterließ. Dicht neben ihm der ebenfalls berühmte Abt Heinrich, äußerlich und innerlich festen Gefüges; ferner ein junger hochbegabter Klostermaler, den der ihm blutsverwandte Prior leitend-fürsorgend betreut. „Geruhsam" ist das kennzeichnende Wort für die Entfaltung der Begebnisse, der doch leidenschaftliches Gefühl, Schauen und Erleben nicht fehlt. Auch ein Liebesmotiv spielt herein, wahrt aber lautere Keuschheit und bewirkt die Vollendung einer berufenen Künstlerkraft. Das vielgenannte Kloster erhebt sich, Leben gewordene Architektur, vor uns, mit seinen damaligen Insassen, die wir der Hauptsache nach in kräftiger Zeichnung kennen lernen, immer in Verbindung mit dem Ganzen, das von Feuer wahren Lebens, wahrer Ethik, Kunst und Kultur sprüht. Jeder derartige Einschlag berührt den Hellhörigen als willkommen innerhalb der Darstellung, auch jede legendäre Sonderepisode, wie z. B. die vom Zweifler Erpho, der als junger Mönch in den Wald ging und, unbewußt, als Hundertjähriger aus ihm zu Tod und Grab heimkehrte. Die von Rademacher gewählte Sprache ist die neuzeitliche, schmiegt sich aber im Eindruck jener des genannten Zeitraums an. Und zwar in schöner, einfacher Technik. Die Charakteristik bewährt sich als reiche Spiegelung vorwiegend beseelten Menschentums, wie es immer lebte und leben wird, wenngleich in wechselnden Formen. Die Weisheit eines echten, darum gütigen Menschenkenners spricht zu uns aus dem inhaltsschweren Buche, dem ich persönlich nichts hinwegwünsche. Möge es sich denn Raum schaffen auf lange hinaus.

Ein paar Bachem'sche Neuauflagen sind für unsere Jugend zu begrüßen: I—II. Karoline Waldaus weitbeliebte zwei Bellinibände, Bellinis Kinder und der Ziegenbeppo, Erzählung für das kleine Volk. Mit 40 Bildern von C. H. Küchler. Vierte bis siebente Auflage. 4° 175 S. Geb. 4.50 Mk. Beppo und seine Freunde in Not und Bedrängnis (Fortsetzung des Vorgenannten). Mit 20 Bildern von C. Höckner. Vierte bis siebente Auflage. 4° 160 S. Geb. 4 Mk. — III. Das wertvolle Bändchen: Parzival der Gralsucher. Erzählung nach Wolfram von Eschenbach, von Gerhard Hennes. Mit vier Bildern und Umschlagzeichnung von H. W. Brockmann. Vierte bis sechste Auflage. Kl. 8° 120 S. Geb. 1.20 Mk.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Die musikalische Komödie Don Gil von den grünen Hosen brachte dem vielgerufenen Tonsetzer Braunfels einen sehr starken Erfolg, an dem auch Knappertsbusch als musikalischer Leiter Anteil hatte. Das Publikum ruhte nicht, bis es ihn und den Oberregisseur Hofmüller neben dem mit Lorbeer beschenkten Komponisten sah. Die immer reizvoll klingende Partitur zeigt in jeder Note die vornehme musikalische Kultur des begabten Tondichters. Die Ouvertüre und die orchestralen Zwischenspiele sind in ihrem leichten, graziösen Reiz von besonderer Feinheit, hier und in einem Zankduett, in den Dienerszenen, auch im Lyrischen ist der Stil des musikalischen Lustspieles aufs liebenswürdigste festgehalten. Auch die Wirtshausszenen und die Tänze illustrieren sehr angenehm. Daß das Prachtgewand der Musik die schnelle Abwicklung der Verwechslungsscherze, die das Lustspiel so erfreulich machen, behindert, habe ich schon neulich angedeutet. Das groteske Element, das in Pasettis Dekorationen und Kostümen sehr unterhaltsam hervortritt, ist in der Musik zwar weniger stark vorhanden, aber da es keine wesensfremden Züge in sie hineinträgt, so ist es für die Gesamtwirkung von Vorteil. Die nicht leichten Partien wurden durchwegs sehr schön gesungen. Aline Sanden spielte die grüne Hosenrolle mit Frische und Anmut, reizvoll sangen Frl. Feuge und Frl. Fichtmüller. Nicht minder gut waren Erb und Gleß, um (aus Raummangel) nur die größten Rollen zu nennen. Die ganze Aufführung war von feinstem Stilgefühl getragen, auch im Komischen, wo es den modernen Darsteller nur zu leicht verläßt.

Prinzregententheater. Lessings Miß Sara Sampson ist das erste bürgerliche Trauerspiel unserer Literatur, aber durch seine redselige Sentimentalität ist das Stück für die heutige Bühne tot. So dem Sinne nach liest man in allen Handbüchern und als ich von der Einstudierung las, dachte ich mir, mit einer oder zwei Vorstellungen wird das Interesse literarischer Feinschmecker befriedigt sein. Einen vollen Erfolg hatte ich nicht erwartet. Der Spielleiter Stieler hat die langen Reden, die ein hastigeres Geschlecht nervös machen, beschnitten und die Gestalten standen nun in voller Plastik vor uns. Zwar der flatterige, haltlose Liebhaber, die liebenswürdige, in Tugend schwelgende Sara und die lasterhafte, hemmungslos kämpfende Marwood halten einen gewissen zeitlichen Abstand von unserem Mitgefühl, aber Lessing hat sie doch mit starker Hand geformt. Wie die beiden Gegenspielerinnen einander gegenübergestellt werden, empfinden wir einen Augenblick als gezwungen, aber dann sprühen echte dramatische Funken auf. Hilde Herterich gab die Marwood mit Leidenschaft, die nicht nur elementar wirkt, wenn sie auflodert, sondern noch drohender, wenn sie niedergehalten und versteckt wird. Carola Wagner gab die Sara mit Anmut und die schönen Reden mit durchleuchtender Wärme, so daß sie nie geziert klangen. Henrich spielte den Liebhaber überzeugend. Die Bühnenbilder Pasettis in ihrem sparsam bürgerlichen Rokoko von der Art Chodowieckis verstärkten die Atmosphäre des 18. Jahrhunderts. Soll ich auch etwas aussetzen an dem wohlgelungenen Abend? Nun ja, Saras Vater erschien mehr als Großpapa und das „Kind" der Marwood war doch reichlich erwachsen. — Ein zweiter Abend im Prinzregententheater brachte Neueinstudierungen dreier Einakter. Hanns von Gumppenberg, als Lyriker viel gepriesen, ist verhältnismäßig auf der Bühne wenig zu Wort gekommen. Vielleicht nur, weil er sich nie an den Tagesgeschmack kehrte. „Münchhausens Antwort" hat bereits vor Jahren gefallen. Der Lügenbaron erscheint hier als Spötter aus enttäuschtem Herzen und die Leute, die über seine Geschichten lachen, merken nicht oder zu spät, daß sie selbst es sind, die er dem Gelächter preisgibt. Der Bauernschwank „Brautschau" von L. Thoma weckte wieder viel Vergnügen. Vater und Mutter haben beide Heiratsvermittler kommen lassen und während diese in Streit geraten, kommt ein Mädchen, das der Sohn sich, ohne etwas zu sagen, ausgesucht hat, so daß beide Vermittler unverrichteter Sache abziehen können. Die Figuren sind bei aller Komik lebensecht gesehen; viel gewollter tritt diese in Ganghofers recht derber Dorfkomödie „Tod und Leben" hervor. Ganghofer ist hier nicht der „bewährte Familienblattdichter", sondern läßt seiner satirischen Laune ihren Lauf. In der Dorfschenke wird an einem Tisch der Leichentrunk gehalten, am anderen Kindstaufe gefeiert. Hier Lustigkeit, dort feierliche Mienen und dazwischen Streit, denn die Schwiegermutter weiß Nachteiliges von der Toten und ergeht sich in boshaften Andeutungen. Am Schluß Vermischung von Trauer- und Taufgästen, und der sich als betrogener Ehemann erkennende Witwer läßt sich von der Kellnerin trösten. Das Publikum unterhielt sich wieder vorzüglich, aber abgesehen von recht billigen Effekten, wie wenn der Herr Pfarrer mit dem Wickelkind auf dem Arme hilflos mitten in der Stube steht, ist der Grundton der Komödie doch ein reichlich leichtfertiger, der keinen harmonischen Ausklang in uns zuläßt. — Die Leitung Basils und Ulmer als Hauptdarsteller fanden sich in dem hannöverschen Rokoko Münchhausens so gut zu Hause, wie in der oberbayerischen Gegenwart.

Theater am Gärtnerplatz „Sibellentanz", Operette von C. Lombardo und Willner, Musik von Lehar. Lehars Musik hat immer ihren weichen Reiz. Die Handlung ist nicht bedeutend und ganz auf Ausstattung eingestellt. Der so schön singende E. Graf und der lustige Seibold hatten besonderen Anteil an der warmen Aufnahme.

Konzertverein. Das zweite Symphoniekonzert brachte die Uraufführung von Ansorges Klavierkonzert F-dur, das, von Conrad Ansorge glanzvoll gespielt, starken Eindruck machte. Seine pianistische Meisterschaft kam noch in Schuberts Wandererfantasie zur Geltung. Die perlende Technik und seine starke Gestaltungskraft tragen durchaus den Stempel des Außerordentlichen. Das von Hausegger geleitete Orchester begleitete den Solisten mit glücklicher Einfühlung. Schuberts 3. Symphonie B dur fand durch Hausegger eine wuchtige Gestaltung. Mendelssohns „Meeresstille" und die Oberonouvertüre umrahmten die Darbietungen mit beschwingter Anmut; es war eine sehr glückliche Vortragsfolge.

München. L. G. Oberlaender.

II. Hausmusikabend, 15. November, kleiner Odeonssaal, München. Trotz der Zusammenstellung verschiedener Autoren stimmte gerade das

diesmalige Programm wohl überein. Neben der klangschönen Sonate in F-dur Op. 5 Nr. 1 für Violoncell und Klavier des jungen Beethoven hatten Elegie und Scherzo von Otto Siegl-Wien für die gleichen Instrumente keinen leichten Stand, namentlich der letztere Satz ist von guter Wirkung. Die ungarischen Tänze von Johannes Brahms für Klavier zu vier Händen zählen zu dem köstlichsten auf diesem Gebiete; man freute sich, zwei von ihnen zu hören. Ebenso willkommen waren einige von desselben Meisters geradezu klassischen Liedern und solche von Max Reger. Ein Doppelkanon von Mozart und zwei Stücke aus den Waldliederlein des Leipziger Thomaskantors Johann Hermann Schein (1586—1630) bildeten den Schluß. Wir hoffen, daß von nun an auch die zahlreiche Hausmusik des 17. Jahrhunderts, vokale und instrumentale, uns öfter bei den Veranstaltungen begegne; sie liegt ja in unsern musikalischen Denkmälerausgaben zum großen Teile in Neudrucken vor. Der demnächst erscheinende XXXII. Band der Denkmäler der Tonkunst in Bayern, ausgewählte Werke des Nürnberger Organisten Erasmus Kindermann, wird hauptsächlich wieder solche enthalten. Die bewährten Künstler Dr. Matthäus Römer (Tenor), August Pfeifer und Ludwig Funk (Klavier) wurden von Professor Johannes Hegar (Violoncell) unterstützt, dazu kam der Rüdinger-Chor mit seinem trefflichen Leiter. Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Auf das Gefährliche der Spekulation in den sogenannten Aufwertungspapieren habe ich schon so oft aufmerksam gemacht, dass der ständige Hinweis langweilig wirken könnte. Der erste Börsentag der Woche brachte indessen eine sehr bittere Lehre. Die Börse konnte zum ersten Male aus der Herabsetzung der Börsensteuern und den besseren Bankbedingungen Nutzen ziehen und man durfte ein regeres Geschäft erwarten. Diese Hoffnungen erfüllten sich anfangs, es waren viele Kaufaufträge da und zum Verkauf bestand keine Neigung. Die ersten Kurse waren auch in den meisten Spekulationswerten höher. Da trat in Anleihen, nach denen noch gerade Nachfrage geherrscht hatte, ein scharfer Rückschlag ein. Die Kriegsanleihe, die in den Vormittagstunden auf 1080 gegangen war, ging auf 770 zurück. Den Anstoss haben englische Zeitungsstimmen gegeben, die die Ansicht vertreten, dass ein Aufwertungsprojekt kaum möglich sei, da der Dawesplan auf einer Annullierung der deutschen Staatsschulden basiere. Auch verlautete, die Regierung habe einen Weg gefunden, zwischen Selbstzeichnern und Spekulationskäufern bei der Aufwertung zu unterscheiden. Seit Monaten herrscht in Industrieaktien ein ganz geringes Geschäft, nur am Anleihemarkt sind Umsätze und Courtagen zu erzielen, mit geringen Mitteln grosse Geschäfte zu machen. Es gelingt leider immer noch, schwache Hände für diese Spekulation zu interessieren, sowohl im Auslande, wie im Inlande, besonders kleine Provinzfirmen dürften hier eine nicht immer vorsichtige Tätigkeit entfalten. Man hört so viel von angeblich besten Informationen, die doch sehr vorsichtig aufzunehmen sind, wobei gar nicht bezweifelt werden braucht, dass sie bona fide gemacht werden. Die Kriegsanleihe notiert am Wochenende wieder 1000 Md. Die Steigerung entspricht also fast dem Kurssturz. Viel Geld hat die Spekulation bei dieser Schwankung verloren. Sie war gezwungen, zur Deckung Industrieaktien auf den Markt zu werfen. Dadurch wurde die Wirkung der zahlreichen Aktienkäufe in der Kursgestaltung geschmälert. Die durch die Veröffentlichung der Goldbilanzen der Dresdner und der Darmstädter Bank entstandene hoffnungsvollere Stimmung hatte für sämtliche Bankaktien die Kauflust geweckt, wobei Diskonto-Kommanditanteile bovorzugt wurden. Harpener, Phönix, Rheinelbewerte und Rheinstahl zogen um einige Prozent an, geringer war das Geschäft in oberschlesischen Montanwerten und in Braunkohlen. Deutsche Waffenaktien, bei denen man eine Beibehaltung des Friedenskapitals erwarten zu können hofft, hatten Kurssteigerungen, auch Orenstein, Löwe, Schwarzkopf, Metallwaren Bing, Farbenaktien und andere chemische Werte, Petroleumaktien, Siemens-Schuckertwerke und A.E.G. fanden diese Woche stärkere Beachtung. — Unser Kampf um die Aufhebung der 26prozentigen Ausfuhr-Abgabe besteht fort. Der Entscheid des Generalagenten für die Reparationen hat doch keine volle Klärung gebracht. Gilbert vermied, klar auszusprechen, ob die von den Ententeländern erhobene Reparationszahlungen dem Reich auf Reparationskonto gutgeschrieben werden oder nicht. Der Export kann diese Belastung nicht tragen und das Reich kann vor Klärung der Frage den Exporteuren gegenüber eine Bürgschaft nicht übernehmen. Die Ausfuhrabgabe, die Frankreich und England fordern, bringt uns unermesslichen Schaden. Sollte die nun angerufene Transfer-Kommission die Rechtmässigkeit der Ausfuhr-Abgabe in der Form, wie sie jetzt erhoben wird, bejahen, so könnte der deutsche Ausfuhrhandel nicht vorwärtskommen. Hauptsächlich wegen dieser Ausfuhrabgabe sind die deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen, die jetzt wieder aufgenommen sind, noch nicht weitergerückt. Der französische Franc sinkt wieder und die Vereinigten Staaten stellen wieder die Frage der internationalen Kriegsschulden zur Debatte. Frankreich hätte also das grösste Interesse daran, dass das Dawesabkommen nicht durch sein Festhalten an der Ausfuhrabgabe erschüttert wird.

Die Umwandlung der Deutschen Rentenbank in ein Agrar-Kredit-Institut ist nicht ohne Schwierigkeiten. Es ist anzunehmen, dass das neue Unternehmen, das auch die Versorgung der heimischen Wirtschaft mit ausländischen Kreditmitteln anstrebt, leicht die schon bestehenden landwirtschaftlichen Kreditorganisationen ausschalten könnte. Der bayerische Ministerrat hat beschlossen, dem Plan nur zuzustimmen, wenn sich die neue Bank auf die Gewährung von Personalkrediten beschränkt und wenn zur Befriedigung des gegenwärtig sehr grossen Hypothekar-Kreditbedürfnisses die Mittel der Rentenbank schlüsselmässig auf die Länder verteilt werden. Man darf erwarten, dass dieser als gangbar erwiesene Weg betreten wird. — Aus der Generalversammlung der Rhein-Main-Donau-A.-G. sei hervorgehoben: das Stammaktienkapital ist auf 1,8 Mill., das Vorzugsaktienkapital auf 0,9 Mill. GM. herabgesetzt. Im Laufe von 1925 können die Bauten am Unteren Main aufgenommen werden. Das Werk bei Bamberg stehe vor der Vollendung. Die Fertigstellung der Grossschiffahrtsstrasse Passau—Regensburg könne in der festgesetzten Zeit durchgeführt werden. Man hoffe, in absehbarer Zeit zu günstigen

finanziellen Transaktionen zu gelangen, da das Unternehmen grosse Sympathien geniesse. — In München fand eine mit einer sehr reichhaltigen Aluminium-Ausstellung verbundene Leichtmetall-Tagung der Gesellschaft für Metallkunde im Verein Deutscher Ingenieure statt. Nachdem durch das Versailler Diktat uns die früher im Lande befindlichen Bezugsquellen auch für Zink und Blei genommen wurden, ist Aluminium das einzige Nichteisenmetall, das wir im Lande selbst in grossen Mengen erzeugen können. Das eben vollendete Innwerk (in der Gegend von Mühldorf) wird den grösseren Teil seiner elektrischen Kraft der Aluminiumgewinnung dienstbar machen. Der Rest kommt den Stickstoffwerken an der Alz zugute K. Werner. München.

Münchener Krippenkunst.

Von dem Zustande hoher Vollendung, zu dem die moderne Krippenbildnerei im allgemeinen und die münchnerische im besonderen sich aufgeschwungen hat, legt die z. Z. bei der Gesellschaft für christliche Kunst veranstaltete Krippenausstellung erfreuliches Zeugnis ab. Zu jenen Objekten, welche innerhalb der Gruppe plastischer Krippen besondere Aufmerksamkeit erregen, gehören die des seit langen Jahren als künstlerischer Vorkämpfer der Krippenbewegung bewährten Münchener Bildhauers Sebastian Osterrieder. Den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" ist sein Name bekannt, er ist an dieser Stelle oft genannt worden. Osterrieder beteiligt sich an der Ausstellung mit sechs Krippen. Sie zeigen jene hohen künstlerischen Eigenschaften, die den Werken dieses Meisters überhaupt eigen.

Gott dem Allmächtigen hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen, meinen heißgeliebten Gatten, unsern treubesorgten Vater, Bruder, Schwager und Onkel

den Hochgeborenen Herrn

Joseph Reichsgrafen von und zu Arco-Zinneberg,

gen. **Bogen**

ehemal. erbl. Reichsrat der Krone Bayern, kgl. bayer. Kämmerer,
Rittmeister der Reserve a. D., Ritter des kgl. bayer. Hausordens vom hl. Georg,
Comtur des päpstl. St. Piusordens etc. etc.

im 44. Lebensjahr, nach längerem, mit grösster Geduld ertragenem Leiden, wohlvorbereitet durch häufigen Empfang der hl. Sakramente und der letzten Oelung, heute mittag 12 Uhr in die Ewigkeit abzurufen.

Die Seelenruhe des lieben Verstorbenen wird dem frommen Gebete der Priester am Altare und der Gläubigen empfohlen. Im Sinne des Verstorbenen wird gebeten, von Kranzspenden abzusehen und dafür entweder hl. Messen lesen zu lassen oder Arme und Notleidende zu bedenken.

München, den 23. November 1924.
Wittelsbacherplatz 1.

Christiane Reichsgräfin von und zu Arco-Zinneberg,
geb. **Reichsgräfin von Clam-Gallas**

Max Graf zu Arco-Zinneberg
Engelbert Graf zu Arco-Zinneberg
Marie Gabrielle Gräfin zu Arco-Zinneberg
Ferdinand Graf zu Arco-Zinneberg
Ludwig Graf zu Arco-Zinneberg
Josephine Gräfin zu Arco-Zinneberg
Odalricus-Philipp Graf zu Arco-Zinneberg
Sophie Gräfin zu Arco-Zinneberg
} Kinder

zugleich im Namen der übrigen Verwandten.

Die Aussegnung der Leiche im Sterbehaus fand am Montag, den 24. ds. nachmittags 5¹/₂ Uhr statt. Die Ueberführung nach Maxlrain erfolgte am Dienstag früh. Von dort findet das feierliche Begräbnis in der Familiengruft in Tuntenhausen am Donnerstag um 10 Uhr statt. Der Leichenzug geht von Maxlrain um 8 Uhr 30 Min. ab.

Der Seelengottesdienst der „Alt-Feldkircher" ist am Mittwoch, den 3. Dezember, um 9 Uhr in der St. Michaelskirche. Der feierliche Seelengottesdienst in der Metropolitankirche U. L. Fr. in München wird noch bekannt gegeben.

Einer mehr als schmerzlichen Pflicht nachkommend, geben wir allen unseren Mitgliedern den viel zu früh erfolgten Tod des 1. Vorsitzenden des Kath. Pressvereins München bekannt

des Hochgeborenen Herrn

Reichsgrafen Joseph von und zu Arco-Zinneberg,

Reichsrat der Krone Bayern, Kgl. Bayer. Kämmerer, Rittmeister d. R.,
Ritter hoher Orden.

Als Träger eines erlauchten, um die katholische Sache in Bayern und Deutschland hochverdienten Namens zögerte er nicht, seine ganze Kraft in den Dienst des Katholischen Pressvereins zu stellen. Ueber ein Jahrzehnt hat er in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren tatkräftig und unverdrossen an führender Stelle mitgeholfen, den Kath. Pressverein und seine Unternehmungen erfolgreich durch alle Schwierigkeiten hindurchzuführen. So gehört neben der Familie des Toten unsere Organisation mit zu den am schwersten Betroffenen. Unser Dank und unser Gebet zum Belohner alles Guten übers Grab hinaus begleiten das Hinscheiden dieses wahrhaften Edelmannes und edlen Menschenfreundes.

Kath. Pressverein für Bayern, Ortsverein München.

Der Verein wird bei der Beerdigung vertreten sein und beim Requiem in Tuntenhausen wie beim Seelengottesdienst im Dom eine hl. Beimesse lesen lassen.

sind und liefern dabei den Beweis, daß er auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nicht stillsteht, sondern zu immer größerer äußerer Vollendung und seelischer Vertiefung strebt. Eine Hauskrippe von entzückender Schlichtheit und ein Teil jener prachtvollen Krippe, die Osterrieder für den † Papst Pius X. geschaffen hat, bilden bei seiner Ausstellung die beiden äußersten Gegenpole. — Die Werkstatt des Meisters beherbergt noch zahlreiche, überaus wertvolle und sehenswerte Krippen. Die Figuren sind von einer Vollkommenheit, die sie jenen der Krippenmeister der Vorzeit ebenbürtig macht. Krippen großen Umfanges und kostbarer Ausführung wechseln mit kleinen, die so recht geeignet sind, Weihnachtsfreude in das deutsche christliche Haus zu bringen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß von Osterrieder auch jene herrliche Krippe stammt, die zu den kostbarsten Besitzen des Domes von Linz gehört. — Man würde der Bedeutung dieses Künstlers aber nicht gerecht werden, wollte man ihn lediglich nach seinen Krippen beurteilen. Wo sich die Möglichkeit bietet, steigert sich seine Kunst zur Monumentalität. Wir sahen bei ihm Bildnisbüsten von prächtiger Lebenswahrheit und einer Auffassung von innerlicher Größe, Arbeiten, die sich mit solchen von Renaissancekünstlern vergleichen lassen. Von schönem Schwunge der Linie, dekorativ im besten Sinne, dabei voll echter religiöser Empfindung ist eine unlängst fertiggewordene, in Holz geschnitzte lebensgroße Herz Jesu-Statue, die für eine Kirche in der Pfalz bestimmt ist. — Ein großmonumentales Werk ist Osterrieders Reiterstatue des Generals Tilly; sie sollte auf dem Kapellenplatz zu Altötting aufgestellt werden. Sollten uns einmal bessere Zeiten beschieden sein, so geschieht es wohl noch. — Dem verdienten Künstler, der im Januar d. J. seinen 60. Geburtstag gefeiert hat, sei noch eine lange Zeit gesegneter Wirksamkeit gewünscht.

Dr. A. F. Hlaby.


Weihnachts Anzeiger der Allgemeinen Rundschau

Von Weihnachtsbüchern

Von Julius Franz

Ein gutes Buch — es ist der beste Freund eines Menschen und hat ihm viel zu sagen. Trotz der großen Geldknappheit oder gerade wegen dieser dürfte auch heuer das Buch als Weihnachtsgabe keine kleine Rolle spielen, und das mit Recht; denn einmal sind Bücher, verglichen mit den Preisen anderer Geschenkartikel relativ immer noch am billigsten und — sie behalten dauernden Wert, erinnern sie doch stets wieder an den freundl. Spender. Heute wollen wir dem Leser einmal einige wirklich wertvolle Werke aus dem aufstrebenden Verlage der Kongregation der Pallottiner in Limburg a. d. Lahn in empfehlende Erinnerung bringen. Da sind nun an erster Stelle die Schriften des auch unsern Lesern gewiß nicht unbekannten Pallottinerpaters Jos. Lucas zu nennen. Der lebens- und seelenkundige Pater hat so eine eigene Gabe, Herz und Gemüt zu packen und er versteht es, den Leser auch bei den ernstesten Stellen zu fesseln. Das zuerst erschienene Werk von ihm: „Die Reichtümer des göttl. Herzens Jesu" (geb. Mk. 4.50, besserer Einband Mk. 5.50) ist nun in fast 10 000 Exemplaren verbreitet. In diesem schönen Herz-Jesu-Buch will uns der Verfasser in ein tieferes und liebevolleres Verständnis der Anrufungen der Herz-Jesu-Litanei einführen und so die Schätze und Reichtümer des göttl. Herzens erschließen. Er wird dieser Aufgabe in vorzüglicher, origineller Weise gerecht. Das Buch ist, wir wollen uns kurz fassen, eine wirkliche Bereicherung der Herz-Jesu-Literatur. Der Verfasser ist frei von jeder schwärmerischen Uebertreibung, die uns das Heiligste so oft verleidet. Es ist ein Werk, welches bleibenden Wert besitzt, ein Buch für innerliche Seelen, ein Herz-Jesu-Familienbuch im besten Sinne des Wortes. Auch der Seelsorger wird mit Freuden zu dem Buche greifen, bietet es ihm doch eine wahre Fundgrube für Herz-Jesu-Predigten und -Ansprachen. — Starken Anklang fanden auch die beiden andern Bücher desselben Verfassers: „An der Mutter Hand", Gedanken und Anregungen zur Marienverehrung (geb. Mk. 3.75; in fein. Ganzleinenbd. Mk. 5.—) und „Du trägst das Glück", ein Buch für Frauen und Mädchen (geb. Mk. 4.50, in feinem Kunstlederband Mk. 5.50) „An der Mutter Hand" erschien nun schon in dritter Auflage, wohl der beste Beweis für die Brauchbarkeit des Buches. Der Verfasser will die reichen Schätze katholischer Marienverehrung dem religiös-praktischen Leben dienstbar machen, und wir können sagen, es ist ihm gut gelungen. Jeder Marienverehrer, und wer möchte kein solcher sein, wird das schöne Buch befriedigt aus der Hand legen und immer und immer wieder in ruhigen Stunden nachlesen. Vorstände von marianischen Vereinigungen und Kongregationen seien ganz besonders auf dieses schöne Buch aufmerksam gemacht. „Du trägst das Glück" ist ausschließlich für die Frauen und Mädchen bestimmt. Man erwarte kein Werk, welches etwa über Frauenfrage oder gar die politische Betätigung der Frauenwelt referiert. Einzig und allein der Gedanke: Wie werde ich selber gut und glücklich und wie mache ich andere glücklich, wird hier in praktischer Form behandelt. Die bekannte Frauenschriftstellerin E. M. Hamann urteilt: „Man mag den Band aufschlagen, wo man will, immer wird man Lichtes, Kerniges, Kraftspendendes finden und sich angezogen fühlen. . ." Viel begehrt sind auch die kleinen Büchlein des gleichen Verfassers, die unter dem Titel „Bücher für Selbsterziehung" herausgekommen sind. Fünf Nummern liegen bis jetzt vor:

1. So komme ich voran. Praktische Winke, wie die besondere Gewissenserforschung im Dienste der Selbsterziehung auszuwerten ist (Mk. 0.25). — 2. Leben mit Jesus. In anregenden Ausführungen zeigt hier der Verfasser, welchen Einfluß die hl. Eucharistie auf das seelische Wachstum eines Menschen haben kann (Mk. 0.40). — 3. Auf Apostelpfaden Winke und Wege zur Betätigung des Apostolats, besonders zur Förderung der Heidenmissionen (Mk. 0.25). — 4. Gesegnetes Leid. Verfasser zeigt hier allen Kreuzträgern, was sie aus ihrem Kreuze machen, wie sie unter dem Kreuze innerlich wachsen können (Mk. 0.30). — 5. Man sagt. Allerlei vom Reden und Schweigen (Mk. 0.60). Jeder, dem an der Selbsterziehung gelegen ist, muß das Büchlein lesen.

Diese kleinen, praktischen Büchlein fanden besonders in den klösterlichen Instituten Eingang und wurden mit großem Beifall aufgenommen. Als Beigabe bei Christbaumverlosungen u. dergl. kann man sich wirklich nichts Praktischeres denken.

Zum Schluß wollen wir dann noch auf ein Werk hinweisen, welches verdiente, weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wir meinen das vom Hochw. Herrn Bischof Franziskus Hennemann herausgegebene Werk: „Werden und Wirken eines Afrikamissionars" (mit Bildnis des Verfassers und mehreren Beilagen auf Kunstdruckpapier nebst einer Karte; Preis gebunden Mk. 3.75). Selten ist wohl der Beruf des Glaubensboten in seinem Aufkeimen, seinem vor der Welt verborgenen und doch so inhaltsreichen Wirken so anschaulich vor Augen gestellt worden, wie hier. Nicht langweilig, sondern fesselnd bis zum letzten Buchstaben ist dieses prächtige Werk geschrieben worden zu dem Zweck, das Interesse für das Missionswerk noch mehr zu heben. Besonders für Jungmänner ein feines Buch. Damit wollen wir unsere Aufzählung schließen. Wer sich für die weiteren Schriften des Pallottinerverlages interessiert, lasse sich ein vollständiges Verzeichnis schicken. Die hier angekündigten Bücher können übrigens auch durch jede bessere Buchhandlung bezogen werden.

Filz Tuch Sitz-auflagen
Kölner Filzwarenfabrik
Ferd. Müller, Köln.

Die Original-Einbanddecken

für den
20. Jahrgang (1923)
der Allgemeinen Rundschau
können gegen Ueberweis. von 1.25 Goldm. auf Postscheckkonto Nr. 7261 des Verlag von Dr. Armin Kausen G.m.b.H. (Allgemeine Rundschau) beim Postscheckamt München jederzeit bezogen werden.

Für vertrwdg. Mann, kath., verh., ordl., ehrl., nüchtern, politisch neutral, wird

Stellung

ges. in Landwirtschaft, Bote, Pförtner, Flurschutz od. leicht erlernb. Posten. Da Familie in Not, ist Stellg. sof. dringend nötig. Ang. unt. Nr. 24824 a. d. Geschäftsstelle d. Allgem. Rundschau, München, Galeriestrasse 35a Gh.

Jge. Lyzeallehr. sucht für Ostern Stelle an

Privatschule
oder in einer
Familie.

Angebote unter Nr. 24784 an die Geschäftsstelle der Allgemeinen Rundsch., München, Galeriestrasse 35a Gh.

Landwirtschaftliche

Frauenberufe bildet aus Staatl. anerkannte Wirtschaftliche Frauenschule „Selikum", Neuß. Paß u. Einreise keine Schwierigkeiten. Mäßiger Pensionspreis.





WERKSTÄTTEN FÜR KIRCHLICHE KUNST
PARAMENTE FAHNEN
DIE HEILIGEN GEFÄSSE & GERÄTE
STÄNDIGE AUSSTELLUNG — PROSPEKTE GRATIS



Niederlage:
AND. KAUT
Fachgeschäft für Bürobedarf
MÜNCHEN
Kaufingerstrasse 10.

Meßweine / Tischweine
Weiß- und Rotweine in Faß u. Flaschen

Als Spezialität führen wir wieder:

Velletri-Rotwein

als Meßwein verwendet zoll- und steuerfrei; garantiert echter, unverschnittener Originalwein und reiner Traubensaft vorzüglicher Qualität; ärztlich anerkanntes Stärkungsmittel.

A.-G. Kathol. Vereinshaus
Weingroßhandlung / Vereidigter Meßweinlieferant
Freiburg i. Br.

Karl Borromaeus Heinrich

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN

Erzählung
2. Auflage / Gebunden in Ganzleinen Mark 4.—

Hand in Hand mit der liebevollen Zeichnung der Hauptgestalt läuft der zweite Vorzug des Buches; fein schlichter, nur auf inneren Gehalt berechneter Ton und die zarte Delikatesse, mit der die Mystik und die asketische Tiefe der katholischen Kirche Anfang und Ende dieser eingewobenen Erzählung überstrahlen. Die Zeit, Wien.

Bevor ich auf die Erzählung näher eingehe, will ich konstatieren daß es zu den besten Büchern gehört, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden sind. Es ist so tief und wertvoll, daß die Lektüre erhebt wie die klassischen Werke. Das Buch ist ein herrliches Werk im Schmuckkasten der Dichtung, ein Juwel, das Erhebung schenkt, ein Schmuck, der in Jahren so leuchtet wie heute. Martin Feuchtwanger

FLORIAN

2. Auflage / Gebunden in Ganzleinen Mark 3.50

Ich erinnere mich kaum an eine Geschichte von der Liebe, Leid und Freuden, die mich so gepackt und gefesselt hätte, wie dieser Roman, des noch jungen, vielversprechenden katholischen Schriftstellers. Allgemeine Rundschau

Das Buch gehört zum Schönsten, literarisch Erhöhtesten, das die neueste Zeit geschaffen hat. Man stelle dieses Buch nicht in Bibliotheken, man baue ihm einen Schrein. B. Z. am Mittag

Fabian Barcata

LULE

Vätersatzung und Väterbrauch in den albanischen Bergen
Eine wahre Geschichte aus Albaniens jüngster Vergangenheit
Gebunden Mark 4.—

Albaniens Berge und seine Bewohner sind wie keins der übrigen Balkanländer mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben. Der Verfasser kennt Land und Leute, in lebendiger Sprache schildert er die Romantik der abgeschlossenen Bergwelt, zeichnet mit kräftigen Strichen seine Gestalten und läßt uns einen tiefen Eindruck tun in die Psyche des Volkes, seine Sitten und Gebräuche und die Ueberlieferungen der Väter, von denen selbst das Christentum und die Zivilisation die Bergbewohner noch nicht völlig zu befreien vermocht haben. Im Mittelpunkte der Erzählung steht Lule, die Tochter und Schwester echter Albanier. Ihre und des Stammes Ehre rächt ihr eigener Bruder, indem er sie tötet, denn so will es das unbeschriebene Gesetz der Berge. Münsterischer Anzeiger

Hildegardis

INSELKINDER

Skizzen aus der Dorfschule für solche, die Kinder lieb haben
Mit einem Bild der Fraueninsel / Gebunden in Ganzleinen M. 3.—

Dieses kleine Buch aus einer reinen Welt, geschrieben von einer reinen Seele, ist in jedem Wort echt. Es ist von einer entzückenden Absichtslosigkeit und nirgends erdacht oder gemacht. Es ist nicht Kinderliteratur, sondern in allem Erzählung aus dem Leben von Kindern. Die Erzählerin, eine Schulschwester auf der Fraueninsel im Chiemsee, will nicht belehren, nicht pädagogische Schulweisheit auskramen, nicht Psychologie treiben, sie will auch nicht erzählen, sondern sie erzählt wirklich. Und deshalb ist alles Erzählte innerlich so rührend wahr, wie es in Wahrheit geschehen ist, ist wahr ohne alle Beimischung, ohne jede Pose, von ganzem Herzen wahr!

DR. FRANZ A. PFEIFFER & CO.
VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H. MÜNCHEN

Ein- und Ausfuhrtafel

Bronzeglocken von bestem Guss u. herrlichst. Klang bei kürzester Lieferzeit sind zu beziehen durch die bis zum Jahre 1506 nachweisbare Glockengiesserei von H. Humpert, Brilon i. Westfalen.

Bücher auch fremdsprachige, Lehrmittel, Papiere, Schreibwaren, Bilder, kirchl. Artik., Devotionalien u. a. **Herder & Co., Freiburg i. Br.**

Devotionalien, Heiligenbildchen, Rosenkränze, Kruzifixe, Statuen, Gebetbücher, Katholika, Missalien, Breviere, Messpulte, Betstühle, J. Pfeiffers relig. Kunst-Buch- u. Verlagshandlung (D. Hafner) München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik Leipzig.

Filze. Alle Filze liefert Ambrosius Marthaus, Oschatz.

Harmoniums f. all. Klimate. Alois Maier, päpstl. Hofl., Fulda.

Holzschnitzereien Krippen Kreuzwege Hl. Grab in Farbendruck / Plastik / Holzskulptur Galvanoplastik. Poverello-Haus Mergentheim i. Wttbg.

Kirchen-Geräte und Gefässe jeder Stilart u. in allen Metallen fertigt nach gegebenen und eigenen Entwürfen **Brems-Varain, Trier** Kunstwerkstätten.

Butzon & Bercker Kevelaer, Rhld. Verleger des Hl. Apost. Stuhles. Spezialverlag u. Export kath. Gebetbücher in deutscher, engl., holl., franz., poln., portug. Sprache. Grösste Auswahl in all. Formaten u. Preislagen, anerkannt sol. u. vornehme Ausführ. Herstellung von religiösen u. weltlichen Büchern in jed. gewünschten Sprache in eigener Grossdruckerei und Binderei.

Musikinstrumenten- und Saitenfabrik Ammon Gläser, Erlbach i. Vogtl. Weltbekannt als beste Bezugsquelle. Alleiniger Fabrikant der ges. gesch Bernhardts-Silberstahl-E-Saiten „Die Saite der Zukunft."

Optik aller Art Theater und Prismengläser Muck & Regge, Rathenow.

Turmuhren B. Vortmann, Turmuhrenfabr. u. Metallgiess., Recklinghausen i. W.

Uhrketten und Bijouterie. Spezialität Doubléketten. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure. Stockert & Co., Uhrketten und Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

Waffen aller Art



Drillinge, Doppelflinten, Repetierbüchs., Pistolen, Zielfernrohre, Feldstecher, Jagdmunition. Waffen-Frankonia, Würzburg (Bayern) III.

Waffen aller Konstruktionen Deutsche Waffenfabrik G. Kaask, Berlin SW. 48.

Speditionstafel

Cassel: Broeckelmann sen. & Grund.

Chemnitz-K.: J. Max Meinig, Bahnspedition.

Cleve: Clever Speditions- u. Lagerhaus Jakob Driessen.

Münster i. W.: Aug. Peters, Spedition u. Schiffahrt.

Passau-Bayern: „Ispag" Internationale Speditionsgesellschaft m. b. H.

Sassnitz: O. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Trier: J. Forstmann & Co., Petrusstrasse 1. Tel. 8.

Lehrer Obst's

HAUS-TEE-KUREN!

Ein Segen der Volksgesundheit.

Asthma-, Blasen-, Bleichsucht-, Blut- und Darmreinigungs-, Diarrhoe-, Fieber-, Frauen-, Hals-, Hämorrhoiden-, Herz-, Leber-, Lungen-, Magen-, Nerven-, Nieren-, Rheuma-, Gicht-, Schwitz-, Wassersucht- und viele Spezialtees, wie Angst-, Arterien-, Abmagerungs-, Flechten-, Fallsucht-, Fettsucht-, Gallenleiden-, Haarausfall-, Ischias-, Krebs- und Geschwüre-, Lähmungs-, Skrofel-, Weißfluß-, Würmer-, Zuckerkrankheit und viele andere, best bewährt, selbst in anscheinend hoffnungslosen Fällen, worüber ungez. Dankesbriefe! Man mache genaue Angaben! — Drucksachen kostenlos! — Rückporto!

1/1 Monatspaket Mk. 3.—, 1/2 Paket Mk. 1.50.

Hauptvertrieb für Süd-Bayern und Württemberg: **Apotheker Leonhardt & Cie, Ulm (Donau), Werk Mössingen, Schwäb. Alb.**

Verlangen Sie die Tees in Ihrer Apotheke!

Näheres durch den alleinigen Hersteller: R. OBST, Herrmannsdorf bei Breslau.

E. Maschke Kaufmann Mitglied des V. D. K. **Duisburg,** Hansastr. 26



Originalzüchter edler Qualitäts-Kanarien aus St. Andreasberg, Harz. Postversand, Weltexport. 7 Gold. Medaillen, viele I. u. Ehrenpreise. — Mein Stamm hat Weltruf weg. enormer Tiefe, Tourenreichtum u. mögl. Reinheit und ist in zahlreichen Dankschreiben von langjähr. treuen Kennerkunden des In- u. Auslands glänz. anerkannt. Zeitgemässes Rückporto für Antwort, vom Ausland in Papiergeld erbeten. Der Paket-Postverkehr ist wieder vollständig offen.

Rheinisches Apfelkraut bekannte Güte, liefert zu Mk. 5.50 pro 10 Pfd. Postfrei gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung auf Postscheckkonto 3681 Köln. Ernst Adrian, Obercassel, Siegkreis, Rhein. Apfelkraut- und Geleefabrik.

Mineralwasserapparate fabriziert als alleinige Spezialität **Hugo Mosblech, Köln-Ehrenf. 764** Kataloge gratis. Vertreter gesucht.

Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Vorbereitung f. alle Prüfungen und Klassen — Schülerheim. — Halle a. d. S. Gegr. 1864. Fernr 1115. Prospekt A.

Bayerische Volkszeitung

B. V.

Die führende katholische Zeitung Nordbayerns

Nürnberg, Luitpoldstraße 5, B. V. Haus. 32. Jahrgang

Weitausgebauter politischer Teil, mit rascher und erschöpfender Berichterstattung über alle wichtigen Geschehnisse des In- und Auslandes. • Umfangreicher eigener Drahtdienst • Rundfunk • Eigene Berliner und Münchener Redaktionen • Sonderberichterstatter und Mitarbeiter an allen wichtigen Plätzen Deutschlands und des Auslandes. Vorzüglich ausgebauter Handelsteil mit eigenem Funkdienst. Tägliche Beilage „Aus der Welt der Kirche" mit eigener römischer Redaktion und einem hervorragendem Mitarbeiterstab im In- und Auslande. Große halbwöchentl. Unterhaltungsbeil. „Die Burg". • Von Heim, Herd u. Kinderstube. Aus der kath. Jugendbewegung. Soziale Tagesfragen. Der Landmann. Der Bücherfreund. Steuerzeitung.

Trotz dieser Reichhaltigkeit ist die B. V. eine der billigsten großen Tageszeitungen. Bezugspreis monatlich Mk. 1.90. Die „Bayerische Volkszeitung" ist über ganz Nordbayern und die angrenzenden Länder verbreitet. Die

große Auflage

die ständig im Wachsen begriffen ist, stempelt die B. V. zu einem bestgeeigneten, erfolgreichen Anzeigenorgan.

Ströbele: Die schöne Seele. Gedanken über Charakterbildung und Seelenkultur. 2. Aufl. 160 Seiten. Brosch. Mk. 1.40, geb. 2.30 Goldmark.

Ströbele: Lebensweihe. Licht- und Leitgedanken auf dem Weg zum Glück. 2. Aufl. im Druck.

Ströbele: Laien-Apostolat. Ein Königsgebot der Zeit. Im Druck.

Imle: Glück auf! Des Jünglings Seemannsbuch zur Lebensfahrt. 72 Seiten. Brosch. Mk. —.50, geb. 1.— Goldmark.

Imle: Nun geh mit Gott. Lebensworte für junge Mädchen. 3. u. 4. Aufl. 60 Seiten. Brosch. Mk. —.50, geb. 1.— Goldmark.

Imle: Lebensideale und Lebensziele für christliche Jungfrauen. 124 Seiten. 2. Auflage geb. 1.60 Goldmark.

Rack: Sparsamkeit. Preisgekrönt vom österr. Volksschriften-Verein. Neu herausgegeben von R. W. Friedrich. 86 Seiten. Brosch. Mk. —.75, geb. —.90 Goldmark.

Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim (Wttbg.).

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: [illegible]
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gh. Ruf-Nummer: 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark. Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif. Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark. Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite mm-Höhe 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis. Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages. Rabatt nach Tarif. Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens. Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung. Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung. Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 49 — München, 4. Dezember 1924. — XXI. Jahrgang.

Mariä Empfängnis.

Zum 70. Gedenktage der Dogmatisierung.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian OOe.

Lenken wir den geistigen Blick aus unserer unruhvollen Zeit um 70 Jahre zurück, zum 8. Dezember 1854. Das größte Gotteshaus der Welt ist überfüllt von Katholiken der ganzen Erde. 187 Kardinäle, Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, über 300 Prälaten, Tausende von Priestern und beinahe 60000 Gläubige umgeben den Heiligen Vater der Christenheit und wohnen dem feierlichen Hochamte bei. Als der zelebrierende Kardinal das Credo angestimmt hatte, streckte Papst Pius IX. seine Arme aus und flehte um den Beistand des Heiligen Geistes. Im Riesendom trat lautlose Stille ein. Jetzt erhebt sich der Papst, heilige Begeisterung und überirdisches Feuer brechen aus seinen Augen. Er verkündigt der Welt, daß es von jetzt an Glaubensatz sei, daß „Maria, die seligste Jungfrau, im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch einzigartige Gnade und einzigartiges Privilegium des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jeder Makel der Erbsünde frei bewahrt worden sei" (Bulle Ineffabilis Deus. Denzinger-Bannwart, Enchiridion[10], n. 1641).

Was besagt dieses Dogma? Die Erbsünde ist schuldbarer Mangel der heiligmachenden Gnade. Nach der Offenbarung sind wir natürlichen Menschen im Plane Gottes von Ewigkeit her in die übernatürliche Ordnung eingegliedert und damit auch für das übernatürliche Ziel bestimmt. Wäre das nicht der Fall, so wüßten wir nichts von Prüfung und Sündenfall, nichts von Erlösung und katholischer Kirche. Wegen der Eingliederung in die übernatürliche Ordnung waren Adam und Eva mit der Uebernatur (heiligmachende Gnade) geschmückt und weil sie als Stellvertreter des Menschengeschlechtes die „unsagbare große Sünde" begingen, wie sich St. Augustin ausdrückt, werden alle Menschen ohne Gnade empfangen und dieser Mangel ist schuldbar. Wenn wir, wie es eigentlich unserem metaphysischen Wesen zukäme, nur für die natürliche Ordnung und damit für ein natürliches Ziel bestimmt wären, so würden wir auch ohne Gnade empfangen und geboren, doch wäre das Fehlen kein schuldbares und damit auch keine (Erb-)Sünde.

War, wie das Dogma sagt, Maria frei von der Erbsünde, so muß Gott mit ihrem im Schoß der heiligen Anna entstandenen Lebenskeim eine bereits gnadengeschmückte Seele verbunden haben. So versteht man selbstverständlich das Dogma nur im Lichte des Mysteriums der Erbsünde und soweit dieses eben ein Mysterium, ein Geheimnis ist, umfließt auch das Dogma der Schimmer des Geheimnisvollen.

Der Glaubenssatz von der unbefleckten Empfängnis Mariens im Schoß ihrer Mutter wurzelt eigentlich in der Ueberlieferung, weniger in der Heiligen Schrift. Es sei daran erinnert, daß eine Glaubenswahrheit unserer Religion entweder aus der Heiligen Schrift oder aus der Tradition beweisbar sein muß. Aus der Schrift verweist man gern auf das sogenannte Protevangelium, auf die erste Frohbotschaft: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, deinem Samen und ihrem Samen, dieser wird dir den Kopf zertreten" (1 Mos. 3, 15). Diese Feindschaft zwischen der Mutter des Erlösers und dem Teufel und seinem Samen (den Sündern) schließt die Erbsünde aus. In der Sünde wird der Mensch ein Knecht und Freund des Teufels. Im Neuen Bund grüßt der Erzengel die Jungfrau als „voll der Gnade". Schon dieser Gruß in lateinischer und deutscher Uebersetzung ist mit der Erbsünde unvereinbar, das griechische Wort κεχαριτωμένη kann man nur mit „übergossen von übernatürlicher Schönheit" übersetzen. Wenn Maria aber überfließt von himmlischer Anmut, kann sie nicht eine Sekunde lang ein Kind des Zornes gewesen sein. Die Wirkung der Erbschuld als Sünde in bezug auf die Gnade ist die gleiche wie die der Todsünde: Schuldbarer Mangel der heiligmachenden Gnade.

Das Dogma hängt in seinen Wurzelzweigen auch fest zusammen mit der ganzen Erlösungslehre. Gerade auf diesen Zusammenhang hat in der Nummer vom 9. Dezember 1854 der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland" ein gelehrter Protestant hingewiesen. Er schrieb dort:

„Die Wurzeln des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä erstrecken sich tief in das von der orthodoxen Theologie auch der evangelischen Kirche noch unerschüttert festgehaltene dogmatische System hinein und geben einen Fingerzeig auf seine schwachen Stellen und faulen Flecke. Es ist die geschichtliche Tatsache der sündlos heiligen Person Jesu, um die es sich handelt . . . Will man sich nicht dem Doketismus in die Arme werfen, oder will man nicht etwa die bisher im orthodoxen System geltende Erbsündentheorie einmal gründlich revidieren . . ., so bleibt nichts anderes übrig, als den Einfluß der Erbsünde auf die menschliche Natur Jesu auch von mütterlicher Seite her abzuschneiden, d. h. man muß annehmen, daß auch Maria schon frei von den Wirkungen der Erbsünde gewesen sei, und da diese durch Zeugung fortgepflanzt werden soll, daß auch Maria schon ohne Erbsünde, d. h. unbefleckt empfangen worden sei. Und das ist es, worauf jetzt in der katholischen Kirche hingearbeitet wird, nicht aus irgendwelcher Willkür, sondern aus dem Zwange notwendiger Konsequenz, und es ist daher kaum daran zu zweifeln, daß das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä jetzt in Rom die kirchliche Sanktion empfangen wird. Wenn das nun auf die evangelische Kirche auch keinen Einfluß hat, so werden konsequente orthodoxe Theologen sich doch nicht enthalten können, die Folgerichtigkeit des römischen Verfahrens anzuerkennen und sich innerlich dadurch dem Marienkultus sehr genähert fühlen".

Wenn es nur geschehen wäre! Aber von der Hochkirchlichen Bewegung der jüngsten Tage abgesehen, hat sich der Protestantismus in diesen 70 Jahren mehr und mehr vom Marienkult entfernt. Vielleicht wird übersehen, daß sich hier wie in andern Stücken des Glaubens der Protestantismus von seinen Quellen entfernt. So schrieb Luther noch 1527, also rund zehn Jahre nach seinem Abfall, folgendes über die unbefleckte Empfängnis:

„Wie die anderen Menschen empfangen werden in Sünden, beide an der Seele und am Leibe, Christus aber ohne Sünde, beide an Leib und Seele, also ist Maria die Jungfrau empfangen worden nach dem Leibe wohl ohne Gnade, aber an der Seele voller Gnade" (Kirchenpostill. Ausgabe der Werke Luthers von J. G. Walch, Halle 1745, XI, 2616).

Nach seiner Hauptlast ruht das Gebäude des Dogmas auf der Ueberlieferung. Schon um das Jahr 840 wurde in Neapel und Sizilien das Fest der unbefleckten Empfängnis gefeiert und langsam hat es sich den christlichen Erdkreis erobert. In der orientalischen Kirche ist die Feier schon für das 7. Jahrhundert nachweisbar. Der Glaube ist selbstverständlich schon früher vorhanden, denn eine Wahrheit muß schon sehr stark und verbreitet sein, bis man sie zum Gegenstand und Mittelpunkt eines Festes macht. Schritt für Schritt hat der ausdrückliche Glaube die ganze abendländische und morgenländische Kirche erfüllt. Dieser communis consensus fidelium, wie sich die Schule ausdrückt, die allgemeine Uebereinstimmung der Gläubigen in einer Sache des Glaubens, gilt in der Kirche als ein so festes Kriterium der Wahrheit, daß sich das kirchliche Lehramt gar nicht selten auf diesen communis consensus fidelium berufen hat. Und zwar genügt es, daß er zu irgendeiner Zeit vorhanden ist. Es ist undenkbar, daß eine solche Uebereinstimmung dem Irrtum unterliegt, denn

nach der Offenbarung ist die Kirche der mystische Leib Jesu Christi, der versprochen hat, den Heiligen Geist zu senden, damit die Kirche in alle Wahrheit eingeführt werde. Es können Bischöfe irren, ja den Glauben verlieren, es können ganze Diözesen, ja Länder und Reiche vom wahren Glauben losgerissen werden, aber es ist unmöglich und gegen den klaren Wortlaut der Schrift, daß die gesamte Kirche in Sachen des Glaubens irre. — Ich möchte da an die philosophische Grundlage dieser Irrtumslosigkeit erinnern, die Natur ist ja in allweg das Nachbild der Uebernatur. Es ist von großen Denkern oft ausgesprochen, daß in Sachen des natürlichen Wissens eine allgemeine Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes ein unfehlbares Kennzeichen der Wahrheit sei; sonst müßte man an jeder Wahrheit verzweifeln. Ich nenne nur Aristoteles, Cicero, Thomas von Aquin und Gutberlet. Freilich muß die betreffende Wahrheit aus der reinen Quelle der Vernunft fließen, darf nicht auf den bloßen Augenschein begründet sein; sonst könnte man mit Recht einwenden, die Menschheit habe bis Galilei daran festgehalten, daß sich die Sonne um die Erde drehe und es sei doch nicht wahr.

Unser Dogma hat nicht nur größten Wert für das Verständnis der Weltgeschichte, für das Verständnis des Lebens, sondern auch für die Beurteilung der Zukunft. Im genannten Protevangelium ist es zum mindesten virtuell (einschlußweise) enthalten. Nun reicht aber die Bibel mit ihren sicheren Ergebnissen weit über alle anderen Denkmäler der Menschheit hinaus. Da ist es im Zusammenhang interessant, von der vergleichenden Religionswissenschaft zu erfahren, daß es in fast allen Völkersagen Schlangen, Drachen und Ungeheuer sind, die dem Menschen Verderben bringen und oft ist es ein Weib, das die Schlange besiegt. Gewiß, es fehlt nicht an Sagen, in denen ein Erlöser als Schlangentöter auftritt. In der altdeutschen Göttersage tötet der Befreiungsgott Thor die Weltschlange, bei den Griechen ist es Herkules, der der siebenköpfigen lernäischen Schlange das Haupt abschlägt, bei den Indern erlegt der erlösende Gott Krischna die große Schlange Kalya-Naga, bei den Aegyptern tötet Osiris den Drachen Typhon usw. Doch bei den Mexikanern und vielen anderen Völkern ist die Besiegerin der großen Schlange ein Weib. Wilhelm von Humboldt berichtet, daß in Mexiko das erste Weib „Mutter alles Fleisches" genannt und immer mit einer großen Schlange dargestellt wird. An die Besiegung der Schlange, des Drachens, des Ungeheuers knüpfen alle diese Religionssagen den glückseligen Anfang eines goldenen Zeitalters — hundert heilige Lichtreste der einstigen Uroffenbarung, der ersten Droh- und Frohbotschaft! Mitten hinein in die Uroffenbarung mit ihrer Auswirkung in der Fülle der Zeiten, mitten hinein in all die religiösen Sagen der Völker der Erde, Sagen, die Widerschein des Protevangeliums sind, stellt die Kirche jenes wunderbare Weib, das einer wirklichen und der gefährlichsten Schlange den Kopf zertrat, jenes Weib, das allein von allen Menschenkindern sagen kann:

„Ich bin die unbefleckt Empfangene,
Von keiner Teufelslist Gefangene!"

Ihr Hochfest erinnert wie kein anderes im Kirchenjahr an den Fluch der Erbschuld, unter dem die ganze Menschheit seufzt, nur die große Besiegerin der „alten Schlange" (Off. 12, 9) ausgenommen. Im hellen Lichte des Dogmas verstehen wir den Kampf des Glaubens mit dem Unglauben, des Bösen mit dem Guten, des Schmutzes mit der Reinheit. Die Feindschaft Mariens mit dem „Fürsten dieser Welt" (Jo. 12, 31) inauguriert schon an der Wiege der Menschheit einen Kampf, gegen den auch der furchtbare Weltkrieg unserer Tage nur ein Kinderspiel war, den Kampf der Jahrtausende, den Kampf, der erst zur Ruhe kommt, wenn die Akten der Weltgeschichte geschlossen sind. Wie recht hat Goethe, den Kampf des Glaubens mit dem Unglauben das tiefste Thema der Weltgeschichte zu nennen! Das Dogma läßt verstehen, warum die Völker vom verschlossenen Paradies nach Bethlehem in sittlicher Hinsicht immer abwärts gingen, bis die Ohnmacht zur Zeit der ersten Weihnacht am größten war. Die Menschheit schrie nach einem Erlöser. Als die Not am größten war, war Gottes Hilfe am nächsten. Paulus sagt in seiner Rede zu Lystra, daß Gott in den vergangenen Zeiten die Völker ihre eigenen Wege gehen ließ (Apg. 14, 15), betont aber auch im Brief an die Römer, daß sie durchaus nicht verlassen waren, daß ihnen das Naturgesetz ins Herz geschrieben war und ihnen davon ihr Gewissen Zeugnis gab, die einander anklagenden und lossprechenden Gedanken (Rm. 2, 14 f.). Erst so versteht man im höchsten Sinn, von übernatürlicher Warte aus, die Weltgeschichte, ja alles Geschehen wird zur übernatürlichen Geschichtsphilosophie.

Was die Weltgeschichte im großen, ist das Seelenleben des Mikrokosmos, des Menschen, im kleinen. Wegen der Erbsünde ist der Sinn und sind die Gedanken des menschlichen Herzens zum Bösen geneigt von seiner Jugend auf (Gn. 8, 21). Die offenbarungsfremde Pädagogik und Psychologie sehen sich in ihren Untersuchungen und Bestrebungen vor hundert Rätsel gestellt. Woher kommt denn der nimmerruhende Kampf des Bösen mit dem Guten in der Seele? Wer hat die Harmonie zerstört zwischen dem Innenleben und dem geistigen Leben? Was vergiftet schon den Frieden des Innern im zarten Kinde? Welch ein langwieriger Kampf muß durch Jahrzehnte gegen die böse Begehrlichkeit geführt werden, ja 2—3 Menschenalter lang! Als der heilige Alfons Liguori 88 Jahre alt war, klagte er, daß die Glut der Jugend noch nicht ganz erloschen sei. Furchtbarer Kampf! Woher stammen jene Leidenschaften, deren sich der Mensch in tiefster Seele schämt, wenn sie befriedigt sind oder sich ausgetobt haben? Ist es wirklich der nämliche Mensch, der gestern, im Schmutze sich wälzend, die Trebern der Schweine aß und heute am Fuße des Altares bitterlich weint? Warum auch beim durch und durch braven Mädchen die unausgesprochene, schamhaft verhaltene Bitte: „Hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend!"? Diese und viele ähnliche Fragen finden ihre volle Lösung im Dogma von der Erbsünde, im Dogma von der unbefleckten Empfängnis, das weithin Licht wirft für die Wege der seelischen Sanierung.

Ja, unser Hochfest ist auch ein Leuchtturm für die Zukunft. Die heiligen Väter pflegen zu sagen, daß durch die böse Begierlichkeit die Erbsünde sich fortpflanze. Das kann in zweifachem Sinne verstanden werden. Einmal äußert sich die böse Begierlichkeit am heftigsten in der Zeugung und durch diese wird ja die Erbschuld fortgepflanzt. Zum andern ist die böse Begierlichkeit das „Gesetz der Glieder", wie es der heilige Paulus nennt (Röm. 7, 23), für uns der unzweifelhafteste Beweis, daß wir noch an den Straffolgen zu leiden haben, wenn auch die Erbsünde durch die Taufe getilgt wurde. Dieses niedere Begehrungsvermögen, das sich auflehnt gegen den Geist, hat eine doppelte Seite. Den einen Teil nennen die Gottesgelehrten pars irascibilis (Zorn, Zank, Streitsucht, Unversöhnlichkeit, Rachegefühle usw.), den anderen pars concupiscibilis (Uebermaß im Essen und Trinken, Sinnen- und Geschlechtslust). Mariä Empfängnis zeigt den Sieg über die Erbsünde, deren allerbitterste Straffolgen die ethischen sind, eben die Revolution des niederen Begehrungsvermögens gegen die Vernunft. — Wenn ein Volk diesen Folgen nachgibt, so beginnt es zu sinken. Man braucht nicht 70 Jahre zurückzudenken, um den Zug zum Materialismus, zum Neuheidentum zu entdecken, bei vielen Völkern des Abendlandes zu entdecken. Und die Abkehr vom Geistigen, das Versinken in das Niedere ist zum Großteil die Ursache, warum Gott den schrecklichen Völkerkrieg über Europa kommen ließ.

Mariä Empfängnis predigt uns, daß den ethischen Straffolgen der Erbsünde siegreich begegnet werden kann mit jenen übernatürlichen Mitteln, die der „Same des Weibes" verdient hat. Alle finanziellen und volkswirtschaftlichen Kräftigungen werden den Tod nicht aufhalten, wenn nicht, wie Oesterreichs großer Kanzler Dr. Seipel gesagt hat, die Sanierung der Seelen dazukommt. Versöhnliche, verträgliche, mäßige, sittlich starke Völker braucht das Abendland, sonst bekommt Spengler Recht. Am Hochgedanken des ersten Marienfestes im Kirchenjahre sollen sich alle aufrichten, die irgend zur sittlichen Besserung unseres Volkes mithelfen können. Wer das tut, der sitzt wirklich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirkt der Gottheit lebendiges Kleid.

In eine aufgeregte, zügellose Zeit fällt das Jubiläum des zweitjüngsten Dogmas. Wer hätte vor 70 Jahren sich eine solche Zukunft gedacht! Doch der gute Wille, der über die verlorene Vergangenheit trauert und die Zukunft retten will, kommt nicht zu spät und wo erste und reichste Hilfe zu finden ist, zeigt ihm die unbefleckte Königin des Friedens.

Gebet.

Herr, lass mich werden, wie Du mich gedacht!
Nur nicht auf Erden verkommen in Nacht!
Wunden und Wehe, sie brennen mich aus;
Sehnend ich sehe, wie leuchtend Dein Haus! —
Aber ich bete, dass ich erst vollendet
Hin zu Dir trete, in dem alles endet.

Dr. W. Kahle

Aufruf.

An die Katholiken Deutschlands.

Die aufbauende Kraft ist in unserem Vaterlande erlahmt. Im Innern nur noch Zusammenhalt durch künstliche Klammern und Schein**demokratie**, nach außen Isolierung und feindseliges Mißtrauen.

Mitten hineingestellt in die bedeutungsvollste Schicksalswende unseres Volkes, fühlen wir alle die Not der Zeit und ahnen den **Durchbruch neuer Gestaltungen.**

Um die politische, wirtschaftliche und soziale Wiedergesundung des deutschen Volkes anzubahnen, um das Glück und die Wohlfahrt der kommenden Geschlechter zu sichern, bedürfen wir eines großen Leitgedankens, insbesondere der Herausarbeitung eines

Reichs- und Staats-Ideals

das zugleich christlich und deutsch ist. Nur ein solches macht einig, opferfreudig und stark. Dieses Ideal ist uns die **föderalistisch-großdeutsche Idee,** die ehedem Gemeingut der deutschen Katholiken war, für die unsere großen heimgegangenen Führer Reichensperger, Mallinckrodt, Windthorst, Ketteler und so viele andere gestritten und gelitten haben. Nur sie weist uns die natürlichen Formen deutschen Reichsausbaues, die unserer **Weltanschauung,** unserer großen **Vergangenheit** und unserer deutschen **Eigenart** entsprechen. Nur sie belebt die christlich-deutsche Staatsgesinnung, die **das** Staatsleben umgestalten kann zur lebendigen, **organischen** Volksgemeinschaft voll friedlich-starker Kraft.

Zur Verwirklichung dieser hehren Ziele ist am 2. September ds. Js in Hannover im Schatten der Windthorst-Gedächtniskirche der

Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken

ins Leben gerufen worden. Die Grundlagen seiner Bestrebungen sind:

1. katholisch 2. föderalistisch-großdeutsch 3. überparteilich.

Beiden — **Reich und Heimat** — will er geben, was ihnen gebührt. Der Föderalismus ist ihm keine Kleinstaaterei, sondern unauflösliche Reichsgemeinschaft und Schicksalsverbundenheit der freien deutschen Stämme. Er erstrebt daher in schärfstem Gegensatz zu jedem Separatismus ein festgefügtes **bundesstaatliches** Reich, das sich organisch aufbaut auf **gleichberechtigten** und möglichst **gleichwertigen Heimat-Stammesstaaten.** Er lehnt alle partikularistischen und unitaristisch-zentralistischen Bestrebungen ebenso entschieden ab, wie die Hegemonie eines Einzelstaates; denn die Vorherrschaft eines Teiles bedeutet Rechtsminderung für die anderen und schwächt damit deren aufbauende Kraft für das Ganze. Gemeinsam mit den anderen großdeutsch-föderalistischen Organisationen verteidigen wir den in der Reichsverfassung sichergestellten Grundgedanken einer natürlichen Gliederung des Reiches gegen alle Angriffe machtpolitisch eingestellter Parteiextreme von rechts und links.

Bewußt ist für unseren Bund die **katholische** Grundlage gewählt worden, um das Verantwortlichkeitsgefühl der deutschen Katholiken für die Mitarbeit am Wiederaufbau des Vaterlandes weltanschaulich zu vertiefen und zu stärken. Zusammenarbeit mit anderen föderalistisch-großdeutschen Bestrebungen ist vorgesehen.

Sammlung ist die Losung des Bundes. Jede Zersplitterung liegt ihm fern, er will **keine neue Partei** sein, vielmehr mit den bestehenden politischen Parteien der deutschen Katholiken aufrichtig zusammenarbeiten.

Katholiken Deutschlands, erkennet das Gebot der Stunde! Begeistert Euch wieder für den Reichsgedanken, an dem Eure Väter mit heißer Sehnsucht gehangen! Das deutsche Vaterland, die deutsche Zukunft ruft Euch! Wollt Ihr ein **deutsches** Reich, ein **Reich der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit,** dann schließt Euch zusammen im

„Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken".

Kaufmann A. W. Azert, Kassel
Domkaplan Auth, Fulda
Studienprofessor Dr Baumann, Neustadt a. d. Hardt
Geheimrat Dr. Bayersdörffer, M. d. R., Neustadt a. d. Hardt
Studienrat Bech, Speyer
Schriftsteller Michael Becker, Cleve
cand jur Otto Bischoff, Mannheim
Parteisekr. Hans Böhmecke, Hannover
Dr. Hans Brenner, Ludwigshafen
Apotheker Hans Brüninghaus, Köln
Justizrat Butscher, Ludwigshafen
Kaufmann Josef Conrad, Berlin
Kaufmann Heinrich Daalmann, Essen
Graf Dr. Karl August Drechsel, Karlstein
Karl Drechsler, Wesseling a. Rh.
Staatsanwalt Dros, Bamberg
Kaufmann Jean Echter, Speyer
Direktor Eck, Köln
Gerhard Egberts, Rheine i. W.
Dr Otto Eichenlaub, Ludwigshafen
Oberstudienrat Ludwig Eid, Speyer
cand. oec. publ. August Elsen, München
Rechtsanwalt Paul Esch I, Köln
Fabrikant J. Finke, Bonn
Pfarrer Follert, Oberemmel (Kr. Trier)
Kaufmann Franz Frede, Köln
Geschäftsführer Franz Frischholz, München.
Dr. med. Carl Funk, Köln
Kaufmann Jos. van Gemmeren, Essen
Studienassessor Getz, Pfarrer in Eckendorf (Ahrweiler)
cand. phil. Josef Giese, Köln
Dr. Hans Grundei, Berlin-Dahlem
Verwaltungsgehilfe Theodor Güß, Bonn
Religionslehrer Alban Haas, Neustadt a. d. Hardt
Gutsbes. Freiherr von Hake, Hasperde (Hannover)
Pfarrer Nikolaus Hall, Schalding bei Passau
Kgl. Wirkl. Rat Otto Hartmann (Otto von Tegernsee), Regensburg
Pfarrer Wilh. Herkert, Zizenhausen, Amt Stockach
Fürstl. hohenzoll. Archivdirektor Dr. Hebeisen, Sigmaringen
Kaplan Paul Hestermann, Essen-Bochold
Referendar Otto Hindelang, München
Professor F. X. Hoermann, Rosenheim
Buchhändler Karl Hoeves, Essen.
Fabrikant H. Humburg, Duderstadt
Vikar Gereon Jansen, Essen-Rellinghausen
Eisenbahninspektor H. Jockel, Kassel
Dr. Joktel, Leiter des Eichendorff-Verlags, Neiße-Neuland
Buchdruckereibesitzer Paul Kerschgens, Köln
W. Kersten, Aachen
Freiherr Clemens von der Kettenburg, Vehrte b. Osnabrück
Oberförster Freiherr von der Kettenburg, Münster i. W.
Domdekan Franz Kiefl, Regensburg
Pfarrer Klinkenberg, Köln
Rechtsanwalt Dr. phil A. Kneer, Trier
Architekt Walter Koch, Köln
Syndikus Dr. Köhne, Neheim (Ruhr)
Verwaltungssekretär Heinr. Krämer, Bonn
B. Kremann, Wetzlar
Dr. Otto Kunze, München
Ritter von Lama, Füssen
Josef von Lassaulx, Köln
Dr. Heinrich Lechtape. Münster i. W.
Obersekretär Eugen Leininger, Neustadt a. d. Hardt
Pfarrer Linnartz, Frohngau b. Nettersheim (Eifel)
Syndikus Dr A. Lotz, Brühl b. Köln
Hochschulprofessor Dr. Ludwig, Freising
Direktor Dr. Anton Luible, Dillingen
Schriftleiter Dr. M. Luible, München
Hauptlehrer Wilh. Hugo Mayer, Mutöschingen (Baden)
Pfarrer Dr. Maxen, Hannover
Kaufmann Johann Metzger, Hannover
Dr. Ernst Michel, Frankfurt a. M.
Definitor Mockenhaupt, Pfarrer, Dernau
Kaufmann Wilh Mühlenbeck, Essen
Verleger Moritz Müller. Hamburg
Redakteur Dr. Ludwig Münz, Augsburg
Definitor Nett, Pfarrer, Ringen
Pfarrer Noesges, Gelsdorf (Ahr)
Pfarr-Rektor Noever, Merfeld bei Dülmen i. W.
Kaufmann Karl Norbisrath, Essen
Prälat Domkapitular C. Oberdoerffer, Köln
Pfarrer Dr. P. Oberdörffer, Köln
Prokurist Wilhelm Pabst, Berlin-Südende
Rechtsanwalt Dr. J. Panholzer, München
Bürgermeistereisekretär Hans Peifer, Wesseling
Professor Dr. H. Pfeiffer, Meßkirch (Baden)
Graf Caspar Preysing, Rathmannsdorf i. Bayern
Definitor Pütz, Pfarrer, Ersdorf
Pfarrer Heinrich Radermacher, Bonn
Fabrikant Franz Rang, Köln
Syndikus Dr. Fritz Richhey, Hildesheim
Geheimer Regierungsrat Dr. Rintelen, Düsseldorf
Peter Rörig, Widdig
Kaufmann Friedrich Rose, Essen
Pfarrer Dr. Rößler, Breitenbach (Pfalz)
Dr. Hans Rost, Westheim b Augsburg
Landtagsabgeordn. Karl Rothmeier, München
Regierungsrat Schäffer, M. d. L, München
Hauptschriftleiter Arnold Schleg, Neheim (Ruhr)
Oberstudienrat Dr. Sebastian Schlittenbauer, M. d. L., Generalsekretär des Bay. christlichen Bauernvereins, München
Apotheker Clemens Schlüter, Paderborn
Dr. Kurt Schmalz, Berlin-Pankow
Verwaltungsgehilfe Hubert Schmitt, Widdig
Univ.-Professor Dr. jur. Schmittmann, Köln
Bezirksamtmann R. Schneller, Pirmasens
Professor L. Schnorbusch Brühl b. Köln
Staatsminister a. D. von Seidlein, München
Oberstudienrat Dr. Bernhard Seiller, O. S. B., Augsburg
Univ.-Prof Dr. Ant. Seitz, München
Freiherr C. O. von Soden, Berg am Starnbergersee
Studienprof. Georg Stang, München
Chefredakteur Stezenbach, Bamberg
Andreas Ritter von Stoeckle, Präsident a D. München.
Kaplan Thöne, Heiligenstadt
Hauptschriftleiter Dr. Thormann, Augsburg
Oberstudienrat A. Türkes, Kaiserslautern
Freiherr von Twickel, Ostrowine bei Schollendorf (Schlesien)
Kaufmann Ernst Unterharnscheidt, Essen
Dr. M. Birnich, Born
Dr. Th. Birnich, Bonn
Franz Walter, Hochmeister des Großdeutschen Ordens, Freiburg i. Br.
Dekan Walter, Ludwigshafen
Pfarrer Dr. Weertz, Ründeroth (Rhld.)
Schriftsteller Leo Weismantel, M. d. L., Marktbreit
Pfarrer Josef Wendling, Mayschloß (Rhld.)
Verlagsdirektor Dr Franz Wetzel, München
Dipl. rer. pol. Wilh. van Wickeren, Cleve
Eberhard Wiese, Olpe i. W.
Redakteur Alfons Wild, Berlin S.W.
Lorenz Zeiner, Direktor der Bayer. Volkskasse, München

Hauptbundesstelle: Köln, Sachsenring 26.

Postscheckkonto Köln Nr. 19732 (Prof. Schmittmann, Köln).

Bundesstellen:

Bayern: Freiherr C. O. von Soden und Dr. Otto Kunze, Herausgeber der Allg. Rundschau, München, Galeriestr. 35a Gh.
Bayr. Pfalz: Dr. Hans Brenner, und Ludwigshafen a. Rh. Franklinstr. 12
Hardt: Studienprofessor Dr. Adolf Baumann, Neustadt a. d. Hardt, Fröbelstr. 11
Hannover (Stadt u. Land): Kaufmann Johann Metzger, Hannover, Schlachthausweg 1
Hessen: Kaufmann A. W. Azert, Kassel, Schlangenweg 13
Niedersachsen: Rittergutsbesitzer Freiherr v. Hake, Hasperde (Prov. Hannover)
Rheinland linksrhein.: Rechtsanwalt Paul Esch I, Köln, Habsburgerring 18
Rheinland rechtsrhein.: Buchhändler Karl Hoeves, Essen, Schwanenkampstr. 81

Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken.

Von Dr. Otto Kunze.

An andrer Stelle dieses Heftes finden unsre Leser einen Aufruf des Reichs- und Heimatbunds Deutscher Katholiken. Am 2. September d. J. in Hannover beschlossen, ist er am 24. November in Koblenz förmlich begründet worden. Seine geistige Vorgeschichte durften großenteils die miterleben, die der Aussprache über die kranke Einigkeit und neue Einigung der deutschen Katholiken in den Spalten der A. R. aufmerksam gefolgt sind. Sie alle werden auch den Sinn des Aufrufs ohne weiteres verstehen. Was fehlt denn unsrer Parteipolitik? Was vermissen wir in den Wahlversammlungen? Große, zündende Ideen. Die Verteidigung unsrer politischen und kulturellen Güter ist gewiß notwendig und verdienstvoll, die richtige Stellung zu den Fragen der Tagespolitik sehr wichtig. Dauernde politische Energie schafft das alles nicht. Auch wird von uns deutschen Katholiken mehr verlangt als wackere Mitarbeit an dem Staat, den wir derzeit haben. Dieser Staat befriedigt keinen als seine unmittelbaren Nutznießer. Nicht aus deutschem Volksgeist ist er gezeugt, nicht aus einem großen Erlebnis geboren, sondern auf Trümmern rasch errichtet nach notdürftiger Vereinbarung. Auf das Deutsche Reich, dem unser Herz schlagen kann, warten wir erst. Und erstehen kann es nur durch die deutschen Katholiken. Die Protestanten haben im Obrigkeitstaat des Luthertums und in der geistigen Luft des Individualismus, die Sozialdemokraten in Materialismus und Klassenkampf nicht gelernt, wie Staat aus Volksgemeinschaft entspringt. Beiden fehlt überdies der Zusammenhang mit den größten Zeiten unsrer Geschichte, dem Heiligen Römischen Reich der im wahren Glauben einigen Deutschen Nation. Damals wußte Deutschland um seine Sendung, Recht und Frieden unter den Völkern zu hegen und das christliche Abendland vor den Barbaren des Ostens zu schützen. Heute wissen fast allein noch die deutschen Katholiken darum. Und doch ist dies Bewußtsein allen Volksgenossen nötig. Denn nur wenn er universal sein darf, kann der Deutsche echt national fühlen. Anders verfällt er auf schlechten Ersatz: international oder nationalistisch.

Diese Not hat die Männer getrieben, die den Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken ins Leben riefen. Mit einem deutschen Staatsideal wollen sie unsrer Politik wieder große Linien und ein großes Ziel geben. Sie wollen helfen, daß das katholische Deutschtum seine Aufgabe an Deutschland erfülle. Und welches andre Staatsideal können wir hegen als das unsrer Väter, als das großdeutsch-föderalistische? Einheit aller Deutschen, friedliches Bundesreich freier deutscher Stämme als Vorbild eines christlichen Bundes der Völker.

Der Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken ist bekämpft worden, ehe er völlig an die Oeffentlichkeit trat. Durch größere Zentrumsblätter ging eine Warnung. Warum? Der Bund hatte sich als überparteilich erklärt, konnte also einer politischen Partei nicht gefährlich sein. Seine anderen Eigenschaften: katholisch und föderalistisch-großdeutsch konnten Zentrumsorganen im Hinblick auf Ursprung und Geschichte der Zentrumspartei auch nicht mißfallen. Das haben sich offenbar auch die maßgebenden Instanzen des Zentrums gesagt, denn auf dem Parteitag ist von der neuen Gründung zwar gesprochen, jedoch nichts gegen sie beschlossen worden. Worte des Reichskanzlers Marx bezeugen eher, daß die Gedanken des Reichs- und Heimatbunds auch mit der heutigen Grundströmung im Zentrum übereinstimmen:

„Das Ziel ist klar: Ein einiges Deutschland mit dem fernen Ziel eines Großdeutschland in Stärke nach außen und in Geschlossenheit nach innen muß gewahrt bleiben. Dieses Ziel ist nur in natürlicher Gliederung, in einem demokratischen Deutschland zu erreichen. Schwarzrotgold ist nicht Verkehrung und Verkennung von Schwarzweißrot, sondern das Symbol für das politische Streben, das das gesamte deutsche Volk in natürlicher Gliederung ohne Vormachtstellung eines einzelnen Teils zu einem nach außen machtvollen und im Innern gesicherten und gefestigten Deutschen Reich zusammenfassen will."

In der Germania (Nr. 504 vom 18. Nov. 1924) ferner schreibt Dr. H. Teipel in dem schon Nr. 48 angeführten Aufsatz:

„Deutschgeschichtlich gesehen, stellt die Politik der Zentrumspartei in den letzten sieben Jahren die tatkräftige Ueberwindung der verhängnisvollen brandenburgisch-preußischen Geschichtspsychose dar. Ostelbischer Geist konnte wahren deutschen Geist nie ganz vertreten, weder kulturell noch politisch. Wenn das Preußentum, das zur selbstherrlichen und national-egoistischen Selbstisolierung hinneigt, die Aufgabe der nationalen Einigung der deutschen Stämme gehabt haben sollte, dann hat es sie äußerlich in etwa erfüllt. . . Was der Seele des ostelbischen Preußentums fehlt, das hat die politische Seele des deutschen Katholizismus als kostbares Erbe bester deutscher Tradition in sich erhalten, nämlich den föderativen, universalen Zug, die Hinordnung auf organische Bindungen, das Kulturumspannende. . . . Die politische Emanzipation der Zentrumspartei, die während des Krieges begann, ist wohl zutiefst als ein Durchbruch des Bewußtseins zu werten, ein besserer Träger des wahren Erbes politischer deutscher Tradition zu sein, als es die bei Ausbruch des Krieges herrschende Klasse war." (Sperrungen zum Teil von uns.)

Die politische Emanzipation des Zentrums und des deutschen Katholizismus überhaupt vom kleindeutschen, uns widerstrebenden Staatsgedanken — eben die will der Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken fördern. Wäre diese Emanzipation schon 1918 vollendet gewesen, hätte das Zentrum damals das großdeutsch-föderalistische Reichsideal bewußt besessen, wie anders sähe heute unser Staatswesen aus! Der rheinische, der niedersächsische Heimatstaat wäre geboren worden, der Anschluß Oesterreichs vielleicht gelungen. Schneller hätte ein solches Deutschland das Mißtrauen der Gegner zerstört. Noch heute leidet unser Vaterland daran, daß vor 6 Jahren das morsche Alte wohl äußerlich, aber nicht innerlich überwunden ward. Man spricht von Rechts- und Linkskurs und meint damit doch nur zwei Ränder der gleichen Straße. Wie lange dauert es, bis wir alle erkennen, daß Nationalismus und Sozialismus Geschwister sind, daß sie samt den Staats- und Gesellschaftsformen unsrer Tage aus dem Schoß der Lüge stammen, aus dem Liberalismus. Darum müssen neue Formen geschaffen werden aus dem Geist der Wahrheit, aus katholischem Glaubensleben. Wir wundern uns gar nicht, daß die Kölnische Zeitung (Nr. 826a v. 23. 11. 24) eine Auslassung über den Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken mit der Ueberschrift versieht: Gefährliche Bestrebungen. Für den nationalliberalen Geist dieses mit dem Kleindeutschtum historisch verwachsenen Blattes kann jener Bund in der Tat sehr gefährlich werden. Wissenschaftlich ist der Liberalismus abgetan, jetzt wird er politisch unter Feuer genommen. Die Fragen praktischer Politik: Rheinischer Bundesstaat, freies Hannover und dergleichen, was die K. Z. in den Vordergrund schiebt, werden sich aus der neuen Geisteslage schon lösen. Nicht das hat zur Stiftung des Bundes getrieben, sondern die ideen- und staatspolitische Leere, in der sich deutsche Katholiken empfanden. Geist ist nicht einzufangen, so heftet sich die K. Z. an die Spuren einzelner Personen. Die „oft recht bedenkliche und gefährliche Haltung" der „weiß-blauen" Allg. Rundschau steht vielleicht im Zusammenhang damit, daß der Herausgeber „Konvertit und Sachse" ist! Wer macht jetzt eine seelische Analyse mit dem Herausgeber des Neuen Reiches, der kein Konvertit und ein Schwabe ist? Der „Sachse" ist übrigens wenig schmeichelhaft für die großen Parteifreunde der K. Z., Heinze und Stresemann. Sind die nun auch großdeutsch-antipreußischer Neigungen verdächtig? Ich wollte, das wäre ein Kennzeichen der Sachsen, mir aber hat meine Heimat höchstens verholfen, die geistigen und moralischen Verwüstungen aus der Nähe zu studieren, die der Nationalliberalismus angerichtet hat. Daß im sächsischen Bürgertum Glauben, Vätersitte, Stammesstolz und Gemeinsinn so weit geschwunden sind und die Masse der Arbeiter mangels guten Beispiels in Sachsen besonders radikalisiert ist, das hat die nationalliberale Pest angerichtet. — Aber mir geht es noch glimpflich im Vergleich zu Prof. Schmittmann. Dieser hochangesehene Jurist, Föderalist und Mitbegründer des Reichs- und Heimatbunds

„hat es heute schon dahin gebracht, eine eindeutig bekannte politische Persönlichkeit im Rheinland zu sein; nicht ganz so sicher ist man, seine Hintermänner zu kennen, im besonderen auch die Leute, die ihm das geistige Rüstzeug liefern und ihn in seiner Stellung halten". (Sperrungen von uns)

Man muß es zweimal lesen, um zu ermessen, was ein Blatt der Kreise, die nicht genug reden können von deutscher Kultur und Wissenschaft und von Freiheit der Forschung, einem Hochschullehrer zu bieten wagt. Er muß sich geistiges Rüstzeug liefern lassen von anderen Leuten! Der Schreiber schließt wohl aus eigner Gepflogenheit, wie auch hinsichtlich der Hintermänner. Außerhalb liberaler Vertrocknung kommt es noch vor, daß ein Mann selber etwas findet und aus eignem Gewissensdrang handelt. Und was soll das Gerede von Prof. Schmittmanns Stellung? Will man ein Gegenstück liefern zum Fall Heldmann in den Kriegsjahren, bei dem sich ja der intellektuelle und politische Nationalliberalismus

Liberalismus in seiner ganzen abscheulichen Nacktheit bloßgestellt hat?[1]) Von den übrigen genannten Personen — Rheinländern — ist uns manches Gute bekannt, aber nichts Ungünstiges, vor allem nichts Separatistisches. Der Bund selbst hat sich am Gründungstag in einer Entschließung eindeutig gegen jeden Separatismus erklärt:

„Der Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken erklärt, daß er jeglichen Separatismus, der die Unversehrtheit des Reichsgebietes oder die feste bundesstaatliche Einheit des Reiches antastet, mit allen reichstreuen Volksgenossen auf das entschiedenste bekämpft und daher jede Gemeinschaft mit derartigen separatistischen Bestrebungen grundsätzlich ablehnt."

Eine andere Entschließung legt das Verhältnis zu den politischen Parteien fest:

„Der Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken ist aufrichtig gewillt, mit der Zentrumspartei und der Bayerischen Volkspartei zum Wohle des Vaterlandes zusammenzuwirken und in der Voraussetzung, daß diese seine loyale Haltung von den Parteien anerkannt wird, auf eigene parteipolitische Betätigung zu verzichten."

Nach dem Aufruf eigentlich überflüssig, nach oben gezeichneten Erfahrungen aber begreiflich. Die Köln. Volkszeitung konnte es nicht unterlassen, ihr Mißbehagen über das Dasein dieser Vereinigung noch einmal zu bekunden und hielt dem Reichs- und Heimatbund eine voreilige Grabrede (Vereinigungen, die nicht einigen Nr. 914). Ausgerechnet am 24. November, geschrieben kurz vor der Gründung zu Koblenz! Daß aber hier kein Scheinleben ist, beweist das leidenschaftliche Interesse, das der Bund bei den politisch unbefriedigten Katholiken in Stadt und Land findet; beweist die wachsende Zahl der Unterschriften: bei dem in der Köln. Zeitung abgedruckten Entwurf des Aufrufs 43, bei der hier erstmalig abgedruckten letzten, in Koblenz genehmigten Fassung 130. Einige nicht ohne politischen Einfluß, um mit der besorgten K.Z. zu sprechen. Ein Ueberblick zeigt auch, wie verschieden die politische Färbung der Unterzeichner ist: Zentrum, Bayerische Volkspartei, Deutschhannoveraner und Großhessen; Republikaner und Monarchisten, Rechts- wie Linksbetonte, konservatives Alter und stürmische Jugendbewegung. Alle aber sind einig im katholischen Glauben und im föderalistisch-großdeutschen Staatsideal. Ist es nicht ein Fingerzeig, daß hier der Weg ist zu neuer kraftvoller politischer Einigkeit der deutschen Katholiken?

[1]) Vgl. Heldmann: Kriegserlebnisse eines deutschen Geschichtsprofessors in der Heimat. Ludwigsburg bei Stuttgart 1922. Verlag Friede durch Recht.

Weltrundschau.

General v. Nathusius wurde begnadigt und freigelassen. Zur einwandfreien Klärung seines Falles wurde ein Verfahren beim Reichsgericht gegen den General eröffnet. Revision vor französischen Gerichten ist nach der Begnadigung nicht mehr möglich.

Der französische Gesandte Dard bei der Bayerischen Regierung ist abberufen worden. Tatsächlich hat er München schon 1923 verlassen.

In amerikanischen Blättern wird verbreitet, Reichspräsident Ebert wolle bei der Neuwahl für die Präsidentschaft nicht mehr kandidieren, sondern einem bürgerlichen Republikaner, etwa Marx, das Feld überlassen.

Moskau leugnet England gegenüber die Echtheit des Sinowjew-Briefs (der im britischen Wahlkampf von den Konservativen ausgenützt wurde) und schlägt zum Entscheid darüber ein Schiedsgericht vor.

Für die Ermordung Sir Lee Stacks hat England von der ägyptischen Regierung strenge und sehr weitgehende Genugtuung gefordert (vgl. Oesterreich-Serbien 1914!). Vor allem sollte Aegypten den Sudan völlig den Briten überlassen. Das Kabinett Zaglul Pascha, das nicht alles erfüllen wollte, mußte einem Unterwerfungs-Kabinett Ziwar weichen. Das ägyptische Parlament sandte eine Einspruchnote an den Völkerbund. Sie konnte von Genf an die Bundesmitglieder nur zur Information weitergegeben werden, da sie nicht von der Regierung Aegyptens ausgeht. Aegypten selbst ist nicht Mitglied des Völkerbunds.

In Peking hat Tschang-Tso-Lin die Gewalt an sich gerissen und Tuang-Chi-Jui zum Staatspräsidenten bestellt. Wu-Pei-Fu soll in den Provinzen eine Gegenregierung errichtet haben. Der frühere Kaiser erhielt seine Freiheit wieder, lehnte aber den ihm zur Verfügung gestellten Aufenthalt in seinem vorigen Palast ab und sprach die Absicht aus, sich „auf Reisen" zu begeben. Vorläufig suchte er Schutz in der japanischen Botschaft.

Katholische Weltanschauung.

Gedanken zur 60jährigen Geltung des Syllabus Pius IX.

Von Päpstl. Kämmerer a. D. von Schad, Bichl.

Man gebe den Dingen ihren rechten Namen „zurück" sagt Pius IX. in seiner berühmten Allokution vom 18. März 1861, auf Grund deren der Syllabus vom 8. Dezember 1864 erging, die Zusammenstellung der vorzüglichsten Irrtümer unserer Zeit. Unter teils hochtönenden teils harmlos klingenden Namen wurden Irrtümer verbreitet, welchen entgegenzutreten der Papst für seine apostolische Pflicht hielt — harmlos klingende Namen, indem dieselben an feststehende Begriffe anknüpften oder solche wiedergaben, aber ihnen einen ganz anderen Sinn unterlegten, als diesen Begriffen in Wirklichkeit zukam. So ist es auch heute in einer Zeit allgemeiner Begriffsverwirrung und Begriffsverfälschung geboten, die Dinge auf ihre richtigen Begriffe zurückzuführen. Man spricht von einer Umwertung aller Begriffe; „begrifflich" ist dies ein Unsinn, denn die Begriffe als solche stehen fest, sie sind theologisch, philosophisch, juristisch gegeben. So steht der Gottesbegriff theologisch, der Begriff des Pantheismus und Naturalismus philosophisch, der Staatsbegriff und der Deliktsbegriff juristisch fest. Diese Begriffe können nicht umgewertet werden. Wohl aber wird ihnen vielfach ein fremder Sinn untergelegt oder ein fremder Inhalt gegeben. Dies ist aber keine Umwertung, sondern eine Verfälschung der Begriffe, und kann nur dazu führen, daß, wo bisher die Begriffe das Feststehende waren, eine heillose Unsicherheit in dieselben hineingetragen und die Grundfesten unseres Denkens und unserer ganzen begrifflichen Einstellung ins Wanken gebracht werden.

Diese Begriffsverwirrung erscheint am augenfälligsten auf politischem Gebiet; sie ist aber dort nur eine Folge der Verfälschung allgemein ethischer Begriffe, welche die Grundlage jeder politischen Anschauung bilden. Will man also den Fehlern der Zeit auf den Grund gehen, so hat man sich an die grundlegenden Begriffe zu halten und von diesen zu den davon abgeleiteten politischen Folgerungen weiter zu schreiten. Diesen Weg hat auch der Syllabus eingeschlagen; er geht aus von den grundlegenden philosophischen Irrtümern, behandelt dann diejenigen über die Kirche und geht erst dann über zu denjenigen über die bürgerliche Gesellschaft, d. h. den politischen; es folgen dann noch die Irrtümer über die Moral und über die Ehe.

Der Streit, ob der Syllabus eine lehramtliche Entscheidung sei, und ihm daher Unfehlbarkeit zukomme, mag füglich auf sich beruhen; tatsächlich stellt er keine neuen Lehren auf, sondern faßt nur die katholische Glaubenslehre auf den wichtigsten Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens in einer den modernen Bedürfnissen angepaßten Form zusammen. Er ist unter allen Umständen von der höchsten autoritativen Bedeutung; in ihm ist zugleich die Quintessenz einer korrekten katholischen Lebens- und Weltanschauung zum Ausdruck gebracht. Obwohl 60 Jahre alt, ist er heute nicht weniger modern als zur Zeit seines Erlasses; sind doch die einer katholischen Weltanschauung entgegenstehenden Anschauungen im Laufe der Zeit nicht verschwunden oder abgeschwächt, sondern sie erscheinen teils in den alten Kleidern, teils neu kostümiert immer wieder auf der Schaubühne des Lebens.

Die Grundlage jeder katholischen Weltanschauung ist das Verhältnis zu Gott: wer Gott leugnet oder mit der Natur gleichsetzt, eine Einwirkung Gottes auf die Welt bestreitet und die Vernunft zur Göttin erhebt, die keinen Richter anzuerkennen hat, der ist nicht katholisch. Ebenso ist der Glaube an das, was als kirchliche Lehre feststeht, das unerläßliche Fundament katholischer Weltanschauung — m. a. W. es ist die Religion, aus welcher die katholische Weltanschauung fließt. Religion ist aber nicht etwa nur ein rein subjektives Gefühl oder ein dunkler, wissenschaftlich unkontrollierbarer Gefühlsglaube, sondern ist das Fürwahrhalten von positiv geoffenbarten Tatsachen und einer in einem kirchlichen Lehrsystem niedergelegten Summe von Glaubenssätzen. Durch diesen Religionsbegriff unterscheidet sich der Katholik von der großen Masse der ihn umgebenden Nicht- und Andersgläubigen. Von den Nichtgläubigen ist hier nicht zu reden; aber auch die akatholischen christlichen Bekenntnisse entbehren eines Religionsbegriffs im katholischen Sinn. Angebahnt wurde diese Religionsauffassung schon durch die Reformatoren, welche die kirchliche Lehrautorität verwarfen und den Einzelnen zum obersten Richter in religiösen Dingen erhoben. „Der große Philosoph von Königsberg" Kant hat diesen religiösen Subjektivismus in ein philosophisches System gebracht und durch sein

Ansehen einen unberechenbaren Einfluß auf die seitherige Entwicklung der religiösen Idee bei den Nichtkatholiken ausgeübt. Der Glaube besteht bei ihm nur in subjektiven, wissenschaftlich nicht beweisbaren Annahmen, sogenannten Postulaten der praktischen Vernunft. Auf göttliche oder kirchliche Autorität allein hin kann nichts als Wahrheit angenommmen werden. Damit ist das undogmatische Christentum proklamiert, das die sogenannte Religion der gebildeten nichtkatholischen Klassen der heutigen Zeit bildet. Es ist klar, daß dem gegenüber die katholische Auffassung von Religion und Welt etwas durchaus für sich Bestehendes, Selbstständiges ist.

Aus dieser religiösen Unterlage fließen nun wie aus einem Brunnen alle jene Anschauungen, die auf allen Lebensgebieten das katholische Bewußtsein zur Geltung bringen und dadurch den Katholiken vor allen anderen kennzeichnen und auszeichnen. Auf allen Lebensgebieten: denn die Religion ist etwas den ganzen Menschen Ergreifendes, sie kommt nicht nur Sonntags oder in besonders gearteten Verhältnissen oder zu bestimmten Zeiten zur Geltung, sondern sie begleitet den Menschen auf allen seinen Wegen von der Wiege bis zum Grabe, sie beeinflußt ebenso und eben deshalb auch sein ganzes Denken.

Es ist Ausfluß der katholischen Weltanschauung, daß Gott, nicht der Staat die Quelle allen Rechtes sei. Es hat also nicht der Staat zu bestimmen, was Moral ist, also auch keinen interkonfessionellen Moralunterricht zu erteilen, sondern das christliche Sittengesetz ist es, welches die Moral der Menschen bestimmen soll; eine Moral, die mit dem letzteren in Widerspruch steht, ist eine falsche Moral. Dieser Gegensatz zwischen weltlicher und religiöser Moral äußert sich ganz besonders auf dem sittlichen Gebiet im engeren Sinn und auf dem der Ehe. Die laxe Auffassung der geschlechtlichen Sittlichkeit, die zu einer Erschütterung der ganzen Volksmoral geführt hat, und die Anschauungen des Volkes in weitem Maße beeinflußt, ist mit der katholischen Auffassung ebensowenig vereinbar, als es die gesetzlichen Bestimmungen über Eheschließung und Ehescheidung sind. Nach Luther ist die Ehe „ein rein weltlich Ding und Hantierung", ein Standpunkt, den zwar die protestantischen Kirchen nicht ohne weiteres teilen, den sich aber der Staat angeeignet hat, um daraus das Recht abzuleiten, die Voraussetzungen der Eheschließung und -Scheidung zu bestimmen. Die Kirche beansprucht, da es sich um ein Sakrament handelt, die Ehegesetzgebung und Ehegerichtsbarkeit für sich. Die Verschiedenheit der beiderseitigen Standpunkte kann jeden Tag zu den tragischsten Konflikten führen; es kann unmöglich geleugnet werden, daß die Würde und Heiligkeit der Ehe darunter aufs tiefste leidet. Welche Konsequenzen sich hieraus auch für die Familie ergeben, liegt auf der Hand, und doch ist in heutiger Zeit eindringlicher als früher zu fordern, daß die christliche Jugend des Schutzes einer starken, in sich gefestigten Familie nicht entbehrt.

Wenn sich also in den erwähnten Materien die katholische Lebensauffassung nach der kirchlichen Lehre zu richten hat und im Syllabus auf das klarste vorgezeichnet ist, so ist dies nicht minder der Fall auf dem hochbedeutsamen Gebiete der Schule. Ohne auf moderne Schulfragen näher eingehen zu wollen, bedarf es kaum einer Ausführung, daß das staatliche Schulmonopol vom christlichen Standpunkt aus ein Unding und eine Anmaßung ist, daß die Kirche sich nicht etwa auf den Religionsunterricht zurückzuziehen hat, sondern verlangen muß, daß der ganze Unterricht und damit auch die Erziehung der Jugend im christlichen Geist geleitet werde. Welchen Wert hat der beste Religionsunterricht, wenn der weltliche Lehrer im bürgerlichen Unterricht die Lehren desselben zerpflückt und sich in Widerspruch dazu stellt. Welchen Eindruck muß ein solcher Widerspruch auf die Kinder machen, die hier zwischen zwei entgegengesetzten Auffassungen zu wählen haben, und da sie das Vermögen hierzu nicht besitzen, von einer Auffassung zur andern schwanken und behaftet mit einem inneren Konflikt ins Leben treten! Noch viel schlimmer sind die Auswirkungen dieser falschen Schulpolitik, wenn dazu in der Familie von einer katholischen Lebensauffassung nichts zu verspüren ist. Man lese die Bestimmungen des 4 Abschnitts, 2. Teils besonders Artikel 148 der neuen Reichsverfassung, und man wird bestätigt finden, daß der Staat sich hier Aufgaben zuwendet, die er allein und mit den dort ausgesprochenen Grundsätzen unmöglich lösen kann, und wie berechtigt daher das Verlangen der katholischen und auch der kirchlich gesinnten protestantischen Bevölkerung nach einem den Forderungen der Bekenntnisschule genügenden Schulgesetz ist.

Auf kirchenpolitischem Gebiet sind eine Reihe von Bedenken durch die neuerdings durchgeführte Trennung von Staat und Kirche weggefallen, die Kirche hat in ihren inneren Angelegenheiten Eingriffe des Staats nicht in früherem Maße zu befürchten. Man lasse sich aber dadurch nicht in Sicherheit wiegen; wie in dieser Zeitschrift zu wiederholten Malen in letzter Zeit ausgeführt, deuten die Zeichen der Zeit darauf hin, daß die Kirchenfeinde eifrig am Werk sind, die kirchliche Freiheit wieder einzudämmen und zurückzudrängen und den kirchlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten noch weiter zu unterbinden, als es früher der Fall war und zum Teil unter dem Einfluß der modernen Ehe- und Schulgesetzgebung geschieht.

Schält man aus dem Vorgetragenen den Kern heraus, so ergibt sich, daß der katholischen Weltanschauung im besonderen ein konservativer Charakter und Achtung vor der Autorität innewohnt. Der Katholizismus ist die älteste historisch bestehende Einrichtung der Welt; geprüft in zahllosen Prüfungen, treu und fest erfunden gegenüber zahllosen Angriffen schreitet er in der Würde seines Alters majestätisch durch die Jahrhunderte. Eine derartige Institution muß sich naturgemäß grundsätzlich ablehnend verhalten gegen alle Neuerungen, die keine Probe bestanden haben und keiner solchen Stich halten, gegen alle zersetzenden Elemente, die das historisch Gewordene und die historisch begründete Autorität antasten. Es ist der Liberalismus in allen seinen Schattierungen, gegen den sich die Kirche als den Hauptfeind der Gegenwart wendet, und mit ihr der Syllabus und die katholische Weltanschauung; auf dem Gegensatz zum Liberalismus beruht recht eigentlich das Wesen der letzteren. Der Liberalismus erstrebt die möglichste Emanzipation des Individuums von staatlicher und ganz besonders von kirchlicher Einflußnahme. Dadurch muß er in Gegensatz treten zu der Kirche als der Repräsentantin einer obersten, auf ihrem Gebiet unabhängigen Autorität in Sachen des Glaubens und der Sitten. Dieser Gegensatz verstärkte sich, als im Laufe des vorigen Jahrhunderts der Liberalismus immer mehr die Bahnen eines antireligiösen Radikalismus einschlug und zwar ebenso auf philosophischem, wissenschaftlichem, als auf politischem und kirchenpolitischem Gebiet. Diese Entwicklung gipfelte im Kulturkampf. Gleichzeitig vollzog sich die Scheidung der Geister in die Vertreter des Liberalismus und diejenigen der katholischen Weltanschauung; die letztere erhielt ebenfalls im Kulturkampf ihre abschließende Gestaltung und zugleich ihre Feuertaufe.

Nach dem Gesagten ergibt sich die allgemein politische Einstellung der Katholiken von selbst. Viel schwieriger liegt die Frage der parteipolitischen Einstellung derselben und zwar heute in viel höherem Maße als früher. Es bedarf keiner Ausführung, daß ein gewissenhafter Katholik sich parteipolitisch nur bei einer Partei betätigen kann, die im wesentlichen auf dem Boden seiner Weltanschauung steht. Die gegebene Partei für ihn war deshalb das Zentrum. Es mag dabei die auch in diesen Blättern erörterte Frage, ob das Zentrum eine Weltanschauungspartei oder eine politische Partei sei, nochmals kurz gestreift werden. Eine reine Weltanschauungspartei wird es kaum geben, denn es fließen teils aus der Weltanschauung politische Folgerungen, teils gibt es politische Fragen, die mit der Weltanschauung nichts zu tun haben, zu denen aber eine Partei Stellung nehmen muß. Anderseits lassen sich aber auch Parteien ohne eine zugrunde liegende Weltanschauung kaum denken, wenn man nicht bloßen Interessentengruppen den Namen einer politischen Partei geben will. Das Programm der preußischen Zentrumspartei von 1870 war dahin formuliert: „die Fraktion stellt sich zur besonderen Aufgabe, für Aufrechterhaltung und organische Fortbildung verfassungsmäßigen Rechts im allgemeinen und insbesondere für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und ihrer Institutionen einzutreten", und das Programm der Reichstagszentrumsfraktion von 1871 wandte sich gegen die zentralistischen Neigungen des Liberalismus, betonte stark den föderativen Charakter des Reichs und setzte sich als positives Ziel die Förderung des materiellen und moralischen Wohls aller Klassen der Bevölkerung, die Erlangung verfassungsmäßiger Bürgschaften für die bürgerliche und religiöse Freiheit, Schutz für das Recht der Religionsgesellschaften. Daraus ergibt sich zugleich, daß das Zentrum sich nicht als eine strikt konservative Partei betrachtete, vielmehr den Ausbau verfassungsmäßiger Rechte anstrebte. Diese Seite des Programms in Verbindung mit dem Eintreten für die Rechte einer historisch-autoritären Institution wie die Kirche, verlieh der Partei tatsächlich die Stellung einer Mittelpartei. Ob der Ausschlag praktisch mehr

nach rechts oder nach links ging, hing weniger von programmatischer Festsetzung, als von der Zusammensetzung der Fraktion und dem Ueberwiegen von jeweils mehr nach dieser oder jener Seite neigenden Führern ab. Jedenfalls war die Zentrumspartei die gegebene Partei für den Katholiken; auf demselben Weltanschauungsstandpunkt stand die polnische Fraktion und steht auch die früher einen Bestandteil des Zentrums bildende Bayerische Volkspartei, in gewissem Sinn auch der Bayerische Bauernbund.

Es sind nicht Fragen der Weltanschauung, die heute den Katholiken die Wahl einer Partei schwieriger erscheinen lassen, sondern die politischen Fragen, in welchen die genannten Parteien teils ein klares Programm vermissen lassen, teils den Beifall vieler Katholiken nicht finden können. Es ist dies eine natürliche Erscheinung in gegenwärtiger Zeit, wo es unendlich schwer ist, politische Forderungen, die über das Bedürfnis der Gegenwartspolitik hinausgehen sollen, aufzustellen, und wo die Unfreiheit, in der sich Deutschland dem Ausland gegenüber befindet, ein Hemmnis für das Bekenntnis klar umschriebener Ziele ist. Erschwert wird die parteipolitische Einstellung auch dadurch, daß die alten Namen liberal und konservativ als Parteibezeichnungen verschwunden sind; an ihre Stelle sind dem Augenblicksbedürfnis entgegenkommende, unklare Namen getreten — es ist auch hier an der Zeit, daß den Dingen ihre rechten Namen wiedergegeben werden.

Aber die politische und die parteipolitische Einstellung ist nicht das Wesentliche. Entscheidend ist das ethische Moment der Weltanschauung; auf diesem baut jene sich auf, gründet sich fest, und nur ein ethisch in seiner Weltanschauung gefestigtes katholisches Volk wird die Kraft finden, entweder sich selbständig zu eigenen politischen Schöpfungen zusammenzutun oder den bestehenden, seiner Weltanschauung nahestehenden politischen Faktoren denjenigen ethischen Gehalt wieder zu geben, der sie befähigen wird, den Bedürfnissen der Zeit und der Zukunft gerecht zu werden. Dies kann nur geschehen, wie eingangs des Näheren ausgeführt wurde, durch Betonung und Voranstellung des religiösen Moments; denn dieses ist der Urgrund der katholischen Weltanschauung, ist auch der Wegweiser auf dem Gebiete der Politik. Die Religion ist unzertrennlich mit der Menschheitsgeschichte verknüpft, sie ist die tiefste treibende und bewegende Kraft in dieser Geschichte, mit deren Einfluß alle äußeren Kräfte keinen Vergleich aushalten. Religion ist uns identisch mit Christentum und zwar mit katholischem Christentum; die Gefühls- und Phantasiereligionen der Modernen führen zur Aufgabe des Christentums und zur Wodansreligion unserer Völkischen. Die Religion, weit entfernt, nur der Ausdruck eines inneren Gefühls zu sein, ist tatsächlich einer der bedeutendsten und stärksten politischen Machtfaktoren. Die Religion hat, nachdem die christliche Lehre sich über die Welt ausgebreitet hatte, deren Angesicht von Grund aus verändert. Ihr zulieb haben ungezählte Tausende von Menschen sich die schwersten Entsagungen auferlegt; auf sie ihre Hoffnung setzend, sind sie freudig in den Tod gegangen, ihretwegen sind zahlreiche blutige Kriege geführt worden. Die Weltgeschichte seit den ersten Jahrhunderten nach Christus, und nicht zum wenigsten die deutsche Geschichte seit dem Mittelalter, sind im allerstärksten Maß beeinflußt durch die Religion und durch die Stellung, welche Menschen und Völker zu derselben eingenommen haben, also durch deren religiöse Weltanschauung. Die Zeiten haben daran wenig geändert; ist auch der Kampf gegen äußere Feinde zurückgetreten, so ist an dessen Stelle seit dem Reformationszeitalter und der dadurch begründeten konfessionellen Zerreißung Europas und besonders Deutschlands der Kampf gegen den Irrglauben und in neuerer Zeit gegen den mit den Titeln des Naturalismus, Rationalismus und Nationalismus verbrämten Unglauben getreten. Diesen Geisteskampf, dessen politische und kulturelle Folgen unübersehbar sind, kann nur der, zumal als Führer, aufnehmen, der mit einer gefestigten katholischen Weltanschauung in ihn eintritt. Diese, nicht das Sichbegeistern für augenblickliche politische Stimmungen, kennzeichnet die Führer, wie das katholische Volk sie im Kampf für seine Gleichberechtigung, besonders im Kulturkampf, in einer Reihe der glänzendsten Namen aufzuweisen hatte, und die heutzutage, wie überhaupt große, den Erfordernissen der Zeit genügende Männer schmerzlich vermißt werden.

Die Wahllisten.

Von Alfons Wild, Berlin.

Die Wahllisten der einzelnen Parteien sind erschienen. Gegenüber den Listen bei den früheren Wahlen weisen sie gerade keine großen Unterschiede auf. Bei den meisten Listen stehen dieselben Persönlichkeiten an der Spitze, so daß also im zukünftigen Reichstag die alten bekannten Köpfe wieder zu sehen sein werden. Es ist sicherlich zu begrüßen, wenn das Listensystem es den Parteien ermöglicht, einen Stamm von politischen Führern heranzubilden. Politik, zum mindesten praktische Politik, lernt man ja nicht in einem oder in zwei Jahren. Anderseits wäre es aber doch auch sehr erwünscht, wenn rechtzeitig für eine gewisse Auffrischung gesorgt würde. In vielen Parteien beklagt man sich, nicht ganz mit Unrecht, über den Mangel an Nachwuchs, denkt aber nicht daran, diesem Mangel durch rechtzeitige und ausgiebige Berücksichtigung der Jugend in der Partei abzuhelfen. Nur bei den Kommunisten und Deutschvölkischen steht es anders aus. Hier ist allerdings des Guten gleich zuviel getan. — Gewiß hat das Alter vor der Jugend die Erfahrung voraus. Aber die erfahrenen Politiker erreichen schließlich auch einmal ein Alter, in dem sie die Anpassungsfähigkeit verlieren, so daß sie also unfähig werden, ihre reichen Schätze an Erfahrungen auch praktisch zu verwerten. Will man auch später erfahrene Führer haben, dann gebe man jetzt schon der Jugend Gelegenheit, solche Erfahrungen praktisch zu sammeln.

Während die Zusammensetzung der einzelnen Listen schließlich Sache der Parteien ist, geht das Listenwahlsystem als solches das ganze deutsche Volk an. Zwar hat auch der politisch wenig Gebildete die Unvollkommenheit und das Verfehlte dieses Systems längst eingesehen, aber trotzdem scheinen die für das politische Geschehen Verantwortlichen noch nicht daran zu denken, das System abzuschaffen, an dem sie selber sehr interessiert sind. Immer und immer wieder muß daher auf die Mängel und Nachteile dieses Systems hingewiesen werden, um so in der Oeffentlichkeit eine Stimmung zu schaffen, die den kommenden Reichstag zwingt, die Wahlrechtsreform vorzunehmen, die schon dem vorletzten Reichstag zur Aufgabe gestellt war, aber auch vom letzten nicht gelöst wurde.

Das Listenwahlsystem will das Prinzip einer falsch verstandenen Demokratie, möglichst große Gerechtigkeit durch Zählung und Berücksichtigung jeder Stimme, möglichst weitgehend verwirklichen. Daß dies Bestreben auf einer gänzlich falschen Auffassung der Demokratie beruht, soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Demokratie ist nun einmal keine Mathematik; Gerechtigkeit kein Rechenproblem.

Wenn das Listenwahlsystem dem Gerechtigkeitsideal der Zahlendemokratie nicht gerecht wird, so ist das ja an sich noch zu ertragen. Schlimmer aber ist, daß auch die gesunden Gedanken der Demokratie aufs gröblichste verletzt werden. Zunächst wird durch das Listenwahlsystem der Grundsatz, daß das Volk die Abgeordneten in unmittelbarer Wahl beruft, ausgeschaltet. Die Stimmen werden heute nicht mehr einzelnen Personen gegeben, sondern den Parteien. Die Parteien, in diesem Falle ein engerer Ausschuß von Führern, bestimmen, wer auf den Listen steht; vor allem stellen sie die Reihenfolge fest. Der deutsche Wähler aber ist dadurch entrechtet. Er darf nur, als eine unter vielen Nummern, die Stimmenzahl vergrößern helfen, während die Zusammensetzung des Reichstages, die Auswahl der Persönlichkeiten einigen wenigen Leuten zusteht. Wir sind nicht mehr Reichstagswähler, sondern müssen uns damit begnügen, Stimmvieh zu sein. (Man verzeihe den Ausdruck, aber es gibt keinen anderen, um die Abhängigkeit der Wähler von den Parteien zu bezeichnen.)

Viel folgenschwerer als die Verletzung der Grundforderung der Demokratie nach unmittelbarer Wahl ist die Art und Weise, wie in allen Parteien die Listen aufgestellt werden. Gewöhnlich tobt hinter den Kulissen ein heftiger Kampf um sichere Stellen auf den einzelnen Listen. Intrigen werden gesponnen, die viel umfangreicher, viel feiner, viel verwickelter sind als sämtliche Intrigen bei unseren regelmäßigen Regierungskrisen. Wer einen Verband hinter sich hat, kann im allgemeinen als gesichert gelten. Mag im Einzelfall ein solcher Vertreter eines Verbandes oder einer Gewerkschaft auch ein guter Politiker sein, im allgemeinen hat er politische Eignung nicht nötig. Es genügt für ihn, für die Forderungen seines Verbandes scharf einzutreten. Daher kommt es, daß uns allmählich eine genügend große Anzahl von Politikern fehlen, von Leuten, die das ge-



samte Gebiet beherrschen und nicht lediglich diese oder jene Einzelfrage. Gewiß haben wir bei allen Parteien solche wirkliche Politiker an der Spitze der Reichs- oder Landeslisten. Damit ist uns aber nicht gedient. Man braucht Politiker nicht nur zu Kanzlern und Ministern, sondern auch für die Ausschüsse, für die Fraktionsberatungen, die oft ebenso wichtig wie die Kabinettssitzungen sind.

Die Anhänger der Demokratie rühmen als einen der größten Vorzüge ihres Systems, daß die Auswahl der Führer nicht beschränkt sei. Um diesem Wesensbestandteil der Demokratie Geltung zu verschaffen, genügt es unserer Ansicht nach nicht, die in der Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen oder Ständen liegende Beschränkung bei der Führerauswahl zu beseitigen. Darüber hinaus muß auch praktisch die Möglichkeit geschaffen werden, daß die Auswahl der Führer aus einer möglichst großen Anzahl von Politikern erfolgen kann. Eine unzulässige Einschränkung ist es daher, in den Reichstag in der Hauptsache nur Fachvertreter zu entsenden. Die Bevorzugung der Fachvertreter, die Berücksichtigung der von großen Verbänden vorgeschlagenen Kandidaten hat noch weit schlimmere Auswirkungen als die bis jetzt angeführten. In der Demokratie sollen alle Volksgenossen Staatsbürger sein. Staatsbürgerliche Gesinnung aber hat zur Voraussetzung Weite des politischen Gesichtskreises, Verständnis für die Nöte und Sorgen der Nebenmenschen. Die jetzige Art der Listenaufstellung fördert jedoch den Egoismus; die Enge und Beschränktheit der Interessen und des politischen Gesichtskreises wird anerkannt, gebilligt und begünstigt. Man wundere sich nicht über die Unzahl kleiner und kleinster Parteien. Die Grundübel des Deutschen: Eigenbrötelei und politischer Egoismus sind die Ursachen dieser Erscheinung. Die Zersplitterung der Interessen bei der Listenaufstellung muß die Zersplitterung in Parteien begünstigen. Auch aus diesem Grunde muß daher das bisherige Listenwahlsystem geändert werden.

Wie ist Abhilfe möglich? Vom Reichstag ist ein besonderer Eifer für die Erledigung der Wahlrechtsreform kaum zu erwarten. Es scheint fast, daß über die Verzögerung der Wahlrechtsreform unter den Parteien ebenso eine stille Uebereinkunft geschlossen worden ist, wie über manche andere Fragen, z. B. die Diätenfrage. Daher ist es Pflicht der Oeffentlichkeit, immer und immer wieder die Abänderung des mit der Demokratie in schärfstem Widerspruch stehenden Wahlrechtes zu verlangen.

Das neue bayerische Konkordat vom 24. März 1924.

Von Univ.-Professor Dr. Hilling, Freiburg i. B.

Die Konkordate, das sind Vereinbarungen zwischen Staat und Kirche über kirchenpolitische Angelegenheiten, spielen in der deutschen Geschichte eine große Rolle. Als eines der ältesten wurde das von Worms im Jahre 1122 zwischen Papst Calixtus II. und Kaiser Heinrich V. über die Besetzung der bischöflichen Stühle abgeschlossen. Heuer ist Bayern wiederum wie vor hundert Jahren als erster deutscher Staat mit einem Konkordate auf den Plan getreten, das das Vorbild für die übrigen deutschen Länder werden soll. Man ersieht hieraus, daß der Konkordatsgedanke auch noch in der Gegenwart für Deutschland lebendig ist. Er ist sogar im Jahre 1924 in erheblich verstärktem Umfang aufgetreten, da der bayerische Freistaat auch mit den beiden protestantischen Landeskirchen rechts des Rheins und in der Pfalz dem katholischen Konkordate entsprechende Verträge eingegangen ist.

Leo XIII. bezeichnet in der berühmten Enzyklika Immortale Dei über die christliche Staatsverfassung vom 1. November 1885 die Konkordate als ein Mittel, das die Kirche gern ergreift, um die ruhige Freiheit der Religion sicherzustellen. In der Tat sind solche freundschaftliche Vereinbarungen für die Herstellung und Erhaltung des religiösen Friedens weit besser geeignet als einseitige Festsetzungen der staatlichen Gewalt. Denn sie haben den Vorzug, daß sie 1. von den beiden zuständigen Autoritäten geschlossen werden, 2. eine größere Dauer und Festigung besitzen und 3. die religiösen Angelegenheiten dem politischen Streit der Parlamente, die interkonfessionell zusammengesetzt sind, entziehen.

Der Inhalt des neuen Konkordats vom 24. März 1924 bezieht sich auf folgende vier Punkte: 1. die allgemeine Freiheit der katholischen Kirche bezüglich der öffentlichen Religionsübung und die Freiheit der Orden (Art. 1—2), 2. auf den theologischen Unterricht an den Universitäten und philosophisch-theologischen Hochschulen und den Unterricht und die Erziehung der katholischen Kinder namentlich an den Volksschulen (Art. 3—9), 3. die vermögensrechtlichen Leistungen des bayerischen Staates an die katholische Kirche, besonders an die Erzbistümer und Bistümer (Art. 10—12) und 4. auf die Staatsangehörigkeit und die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen, die Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe und die Verleihung der Kanonikate und Pfarrstellen (Art. 13—14). Die beiden Schlußartikel sind lediglich formeller Natur und betreffen die Auslegung und die Ratifikation des Konkordats.

Die bezüglich des 1. und 3. Punktes, d. i. der allgemeinen kirchlichen Freiheit und der vermögensrechtlichen Leistungen des Staates, getroffenen Vereinbarungen stimmen im großen und ganzen mit dem geltenden Rechte und den vom Staate auf Grund des Reichsdeputations-Hauptschlusses vom 25. Februar 1803 infolge der Säkularisation zu erfüllenden Verpflichtungen völlig überein. Es dürfte sich hieran kaum eine erhebliche Diskussion seitens der Parteien anknüpfen.

Was dagegen die im 2. Punkte enthaltenen Schulartikel anbetrifft, so sind die hier aufgestellten Sätze und Grundsätze nicht mit gleicher Deutlichkeit im Schulrecht der Weimarer Verfassung ausgesprochen. Das Konkordat macht den Versuch, die religiösen Interessen in bezug auf die Schulen, insbesondere die von der Reichsverfassung gestatteten katholischen Schulen noch soweit zu wahren und zu retten, als dies nach der neuen Schulgesetzgebung möglich ist. Es knüpft dabei an die bayerischen Gesetze über die Schulpflege, Schulleitung und Schulaufsicht vom 1. August 1922 (GVBl. 385) und zur Aenderung von Vorschriften über das Volksschulwesen vom 1. August 1923 (GVBl. 338), die die Eigenschaften und Erfordernisse der Konfessionsschulen näher bestimmten, an und hat sie in einigen Punkten etwas schärfer ausgearbeitet. Den Stern und Kern der Schulbestimmungen des bayerischen Konkordats bildet § 1 des Art. 5: „Der Unterricht und die Erziehung der Kinder an den katholischen Volksschulen wird nur solchen Lehrkräften anvertraut werden, die geeignet und bereit sind, in verlässiger Weise in der katholischen Religionslehre zu unterrichten und im Geiste des katholischen Glaubens zu erziehen.“ Dies ist aber die Mindestforderung, welche die katholische Kirche bezüglich der Erziehung ihrer Jugend stellen muß. Denn can. 1372 § 1 des Cod. Jur. Can. schreibt vor: Alle Gläubigen sind von Jugend an so zu erziehen, daß ihnen nicht nur nichts vorgetragen wird, das der katholischen Religion und der Ehrbarkeit der Sitten widerstreitet, sondern die religiöse und sittliche Erziehung einen vorzüglichen Platz einnimmt.— In Uebereinstimmung mit dem bereits erwähnten Schulaufsichtsgesetze vom 1. August 1922 räumt daher auch das Konkordat in Art. 8 § 2 den Bischöfen oder ihren Beauftragten das Recht ein, Mißstände im religiös-sittlichen Leben der katholischen Schüler bei der staatlichen Unterrichtsbehörde zu beanstanden, die für entsprechende Abhilfe sorgen wird. Man darf diese Bestimmung aber keineswegs in dem Sinne auslegen, wie es bereits von gegnerischer Seite geschehen ist, daß dadurch die geistliche Schulaufsicht wieder eingeführt würde. Denn den Bischöfen und ihren Vertretern fehlen alle dienstaufsichtlichen Befugnisse gegenüber dem weltlichen Lehrpersonal, und sie haben lediglich das Recht, die festgestellten Mängel bei der staatlichen Unterrichtsverwaltung zur Anzeige zu bringen und auf Abhilfe zu drängen. Uebrigens ist das bischöfliche Visitationsrecht bezüglich der Volksschulen schon in dem jetzt noch in Geltung befindlichen alten bayerischen Konkordate vom 5. Juni 1817 enthalten, das in Art. V Abs. 4 bestimmt: Da den Bischöfen die Pflicht obliegt, über die Lehre des Glaubens und der Sitten zu wachen, werden sie in der Ausübung dieses Amtes auch hinsichtlich der öffentlichen Schulen in keiner Weise behindert werden.

Die vierte und letzte Gruppe der konkordatären Bestimmungen umfaßt wichtige Zugeständnisse seitens der Kirche in bezug auf die nationalen Eigenschaften und die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen sowie bezüglich der Ernennung der Bischöfe und der Anstellung der Domherren und Pfarrer. Insbesondere wird der Regierung hinsichtlich der Auswahl der Bischöfe und der Besetzung der Pfarreien ein negatives Veto oder Einspruchsrecht zugestanden. Auch sollen die Bischöfe und die Domkapitel bei der Besetzung der bischöflichen Stühle mitwirken, indem die Bischöfe alle drei Jahre eine Liste von Bischofskandidaten an den Hl. Stuhl einreichen, wie dies auch nach der neuesten päpstlichen Gesetzgebung in vielen anderen Ländern geschieht, und die Domkapitel bei der Vakanz ihrer Diözese dem Hl. Stuhle Vorschläge für die Wiederbesetzung unterbreiten. Zu diesen Zugeständnissen wäre die Kirche nach den bestehenden Gesetzen nicht verpflichtet gewesen, da nach R.V. 137 Abs. 3 jede Religionsgesellschaft ihre Aemter ohne Mit-

wirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde verleihen kann. Das Entgegenkommen entspricht jedoch der Billigkeit und ist geschehen, wie das Konkordat sagt, im Hinblick auf die Aufwendungen des bayerischen Staates für die Bezüge der Geistlichen, insbesondere der Bischöfe, der Kanoniker und der Pfarrer.

Wer das Konkordat vorurteilsfrei betrachtet, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß es äußerst behutsam abgefaßt ist und überall auf den bereits bestehenden Gesetzen oder der faktischen Uebung aufbaut. Die katholische Kirche hat sich in ihren Zugeständnissen an den Staat sehr weitherzig, in ihren Forderungen an ihn dagegen außerordentlich maßvoll bewiesen, so daß an eine Erweiterung der ersteren und eine Verminderung der letzteren nicht wohl gedacht werden kann. Alle Katholiken in Bayern und im Deutschen Reiche dürfen sich der Hoffnung hingeben, daß die vom Hl. Vater und der bayerischen Staatsregierung gutgeheißenen Vereinbarungen nun auch wirklich zur Durchführung gelangen und nicht im letzten Augenblicke an parlamentarischen Klippen scheitern. Möge das bayerische Konkordat vom 24. März 1924 seine bereits verzögerte Fahrt glücklich fortsetzen und noch im Laufe dieses Jahres in den sicheren Hafen einlaufen!

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Der Katholik hat es wahrlich nicht nötig, sich von Nichtkatholiken darüber belehren zu lassen, was er an seiner Kirche hat, welche ja die Kirche, nicht nur eine Kirche ist. Leider sind sich allzu viele bei uns dessen nicht bewußt und es kann daher auch ihnen nur von Nutzen sein, wenn andere sie auf die kostbare Perle aufmerksam machen, die sie besitzen, ohne es zu wissen. Wir wollen daher heute zu unserer Einleitung dem norwegischen lutherischen Pastor Sigurd Rosseland in Seljord das Wort geben, der in der norwegischen Zeitschrift „Varden“ schreibt:

„Inmitten der rauchenden Trümmer der Einstürze, welche der Weltkrieg herbeigeführt hat, ist ein Bau aufrecht geblieben und steht fester als je da: die katholische Kirche. Während die anderen religiösen und konfessionellen Gemeinschaften unter ihrem Mangel an Einheit und Zusammenhalt leiden, ihre Kräfte in fruchtlosen theologischen Streitereien erschöpfen, an der Schwindsucht einer ungesunden und materialistischen Politik dahinsiechen, hat dagegen die katholische Kirche an innerer Kraft und äußerer Macht gewonnen. Der mächtigste Mann der Welt ist der Papst und 320 Millionen Menschen gehorchen ihm (was wir freilich nur mit Einschränkung bestätigen. D. V.). Unabhängig von den anderen Vorteilen, die sie genießt, besitzt sie dank ihrer starken Autorität, ihrer langen Geschichte, die sie Schritt für Schritt der Verwirklichung ihres Zieles zugeführt hat, dank ihrer Schönheit und dank ihrer Anziehungskraft alle anderen Elemente des Erfolges. Somit vertieft ihr Einfluß ihre Fundamente immer mehr, besonders heute, da so viele andere Ideale zusammengebrochen sind und die Seelen ängstlich nach Gewißheit und Frieden unter dem Schutz einer festgefügten Autorität dürsten.“

Bittere Pillen verteilt er unter seine eigenen Glaubensgenossen, eine interne Angelegenheit, in die wir uns nicht drängen wollen.

Der Hauptkampf, den die Kirche derzeit durchzukämpfen hat, geht um die Seele des Kindes. Papst Pius XI. hat am 24. November bei Gelegenheit des virtuellen Abschlusses des Seligsprechungsprozesses der Schwester Lucia Filippini, Stifterin einer Lehrkongregation, ein klares Wort gesprochen. „Die Vermittlung von Wissen allein genügt nicht, die Aufgabe der Schule ist weiter, sie hat zu erziehen und diese Erziehung besteht in der Kenntnis der christlichen Tugenden, wie sie Christus und seine Kirche gelehrt haben, und in deren Uebung die Anfänge jener Heiligkeit bestehen, zu welcher irgendwie alle berufen sind zu ihrem Heile und dem der Gesellschaft, die sich aus ihnen bildet.“ Der preußische Episkopat hat im Kampfe gegen die vom preußischen Kultusministerium angestrebte allmähliche Zurückdrängung der religiösen Bildung aus den höheren Schulen nochmals erklärt, von seiner Forderung der dritten Religionsstunde für die Sexta, welche gestrichen werden sollte, unmöglich abgehen zu können und zwar im Hinblick auf den Umfang des Lehrstoffes und die große Bedeutung der ersten Einführung in eine verständnisvollere praktische Religionsbetätigung. Desgleichen fordert er die bereits gestrichene Stunde für die höheren weiblichen Lehranstalten zurück und lehnt die geplante philosophische Lektüre in Arbeitsgemeinschaften mit Besuchsfreiheit ab, soweit die höheren Schulen nicht auf der Grundlage eines einheitlichen Bekenntnisses aufgebaut sind. Er ist für Erteilung philosophischen Unterrichts (falls er in Form von Lektüre bestehen bleibt) für katholische Schüler gesondert unter Leitung von Lehrkräften, die der Kirche und den Eltern die Bürgschaft bieten, daß die philosophische Unterweisung im Einklang mit dem Bekenntnis erteilt wird. Bezüglich des Entgegenkommens im Unterrichte des Hebräischen wird gedankt. In England ist der Sieg der Konservativen für die Schulfrage von besonderer Bedeutung, da ihr Programm den Grundsatz aufstellt, alle Eltern sollen das Recht besitzen, für ihre Kinder den religiösen Unterricht in den Schulen ihres Glaubens zu fordern. Damit ist eine große Gefahr der letzten Zeit beseitigt.

Die bayerische Regierung hat nunmehr das neue Konkordat mit dem Hl. Stuhle durch Vorlegung im Landtage veröffentlicht. Es bringt nicht jene Ueberraschungen, die vielfach erwartet wurden und nur wem die Reichsverfassung vom 11. August 1919 bisher ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist, der kann sich über den Inhalt dieses Vertrages aufregen; es handelt sich um eine Umstellung des früheren Konkordates auf die neuen Verhältnisse, die in vielen Dingen der Kirche größere Freiheiten gebracht haben. Was dies Konkordat Neues bringt, hat seinerzeit der württembergische Landtag bei Abfassung seines neuen Kirchengesetzes der Kirche aus freien Stücken gegeben, d. h. er hat die logischen Folgerungen aus der Reichsverfassung gezogen. Schon erheben sich natürlich Stimmen gegen das Konkordat, aber es ist bezeichnend, daß man diesem erst allerhand Unrichtiges andichten muß, um Angriffspunkte zu finden. — Was leider noch in unserem Lande möglich ist — und ich stehe nicht an, es als einen Skandal zu bezeichnen — beweist ein Fall, der soeben die Tagespresse beschäftigt und über den wir nicht Gras wachsen lassen dürfen. Ein katholischer Pfarrer wird von einer im Konkubinate lebenden älteren Zigeunerin um die Taufe gebeten. Da sie sich unterrichtet erweist, erhält sie die hl. Taufe und empfängt ihre erste hl. Kommunion. Nun mußte auch ihr eheliches Verhältnis saniert werden, das war Gewissenspflicht für die Neophytin wie für den Priester. Sie ist Zigeunerin, ist heimatlos, ohne Staatsangehörigkeit, daher außerstande, die gesetzlich vorgeschriebenen Papiere zu beschaffen und somit vollzieht der Pfarrer pflichtgemäß auch die Trauung; die glücklichen Leute veranlassen sogar noch andere, ihre ungetauften Kinder zur Taufe zu bringen und große, langjährige Gewissensnot ist behoben. Nun mischt sich auf dem Umwege durch die Polizei der Aschaffenburger I. Staatsanwalt ein und fordert Rechenschaft. Er erhält sie mündlich, erschöpfend, mit der Folge, daß der Pfarrer trotzdem zu einer Geldstrafe von 15 Mk. bzw zu einem Tag Gefängnis verurteilt wird. Infolgedessen Berufung an das Justizministerium unter erneuter Darlegung aller Umstände, welche die Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften (Beibringung der Papiere) zur Unmöglichkeit machen, und Hinweis auf die schwere Gewissensnot, die so zu handeln zwang. Und die Antwort? Ablehnung! Der Pfarrer bleibt bestraft! Und die Ablehnung wird sogar nochmals bestätigt! Hier liegt m. E. für die Bayrische Volkspartei die Pflicht vor, rücksichtslos dem Gebot des christlichen Gewissens gegen verständnislose Paragraphenreiterei Geltung zu verschaffen. Koalitions-Rücksichten darf es hier nicht geben, das fordert das christliche Volk von jenen, denen es sein Vertrauen geschenkt hat.

Noch einen Fall müssen wir annageln. In Eichenkranz, Pfarrei Beuthen, O.S. ist die Mehrheit der Schulkinder katholisch und somit beantragt der Pfarrer die Anstellung eines zweiten katholischen Lehrers (neben dem ersten protestantischen). Darauf setzt die Gutsverwaltung die katholischen Eltern auf die Straße, macht sie brotlos und obdachlos und verweist sie höhnisch an ihren katholischen Pfarrer, sie sollten sich bei ihm bedanken! Wie schreibt der deutsche Prinz (ich sage „der“, weil es der einzige ist, der so schreibt und zu feige ist, seine läppischen Angriffe im „Völkischen Nachrichtendienst“ Nr. 9 mit seinem Namen zu decken) der Nationalsozialistischen Freiheitspartei soeben? „Der protestantische Norden muß sich bis zum äußersten wehren ... das Volk eines Goethe, Schiller, Schopenhauer und Bismarck will romfrei werden.“ Mich dünkt, aus solchen Tiraden vernehmen auch die Schläfrigsten die Kulturkampfposaune.

Kardinal Faulhaber durfte neulich die neue Pfarrkirche in Obermenzing, die Passions-Kirche feierlich einweihen, ein Gotteshaus, errichtet mit den Gaben zumeist der amerikanischen Katholiken. Wenn wir dies Gotteshaus besonders begrüßen, geschieht es, weil damit der Passionistenorden in unserem Bayerland festen Fuß gefaßt hat; möge sein Erscheinen bei uns ebenso providentiell sich erweisen, wie es sich in England erwiesen hat.

— Einen Notschrei aus der Pfalz, die Bitte um Förderung der Lotterie zur Erbauung der Antoniuskirche in Pirmasens, wo 6500 Katholiken unter erdrückender Ueberzahl Andersgläubiger bisher ein 70 Quadratmeter großes Kapellchen besaßen, möchten wir allen jenen vortragen, die da zu helfen in der Lage sind. — Pommerns Diaspora sah am 19. Oktober zu Barth die Grundsteinlegung eines neuen Kirchen- und Pfarrhauses für die 1500 Katholiken des Ortes und der Umgebung. In Schwiebus konnten die Borromäerinnen eine Caritasschule für Landkrankenpflege eröffnen. — Auch das Weiße Kreuz in Graz, die bekannte religiöse Genossenschaft für innere Mission, ersucht durch uns um Unterstützung ihres neuen Unternehmens, eines Volksexerzitienhauses mit Missionsschule, das in Ulrichsbrunn bei Graz erstehen soll.

Der Herbst ist die Zeit der Aussendung neuer Missionäre: erfreulicherweise können wir diesmal wirklich von Scharen sprechen; Maryknoll hat deren Zahl auf 24 erhöht, die amerikanischen Dominikaner sandten 6 Patres nach China, die Passionisten deren 15; die ersten 4 amerikanischen Laienhelferinnen reisten nach Bengalen, wohin auch 7 Amerikaner-Missionäre zogen. Einen Rekord stellten die Salesianer Don Boscos auf, die nicht weniger als 103 Missionäre, Patres und Brüder aussenden konnten! Die Franziskaner legen ihre jüngste Statistik vor, wonach von 17000 Mitgliedern 2662 in den Missionen wirken; in ihren 56 Missionsgebieten arbeiten außerdem 773 einheimische Priester, Mitglieder des dritten Ordens, ferner 2307 Schwestern. In den 6501 Gemeinden stehen 4326 Kirchen und Kapellen. Taufbewerber zählte man letztes Jahr insgesamt 178000, Mitglieder des 3. Ordens in den Missionen 33000. In den Seminaren und Vorschulen bereiten sich 873 Zöglinge auf den Priesterstand vor, 313000 Schüler und Schülerinnen erhalten in 2760 Schulen eine christliche Erziehung, über 5000 Waisenkinder und rund 11000 sonstige Hilfsbedürftige erhalten Pflege. 19410 Erwachsene und 132656 Kinder wurden getauft, 65000 erhielten die Firmung, 34000 Sterbende priesterlichen Beistand, das Sakrament der hl. Oelung, 22000 Ehen wurden eingesegnet und damit ebensoviele christliche Familien gepflanzt. —

In Mesopotamien ist die Mission ein Trümmerfeld: Wan, Dschazireh, Aschitta und Sert sind Ruinen; nur Mossul und Mar Yakub bestehen noch; die versprengten Christen kehren zurück und der Aufbau beginnt, auch in Persien, mit raschem Fortschritte. Hier wünschen ganze schismatische Dörfer die Vereinigung mit unserer Kirche, es ist eine Bewegung von bemerkenswertem Umfange; bis 2. April wurden 600 Nestorianer aufgenommen; auch viele schismatische Priester verlangen die Union und man hofft, alle Nestorianer der Ebene zu gewinnen. Der Obere der Dominikanermission Mesopotamiens, P. Gallad, ist auf der Rückkehr von Mar Yakub gestorben. — Aus China kommt die erfreuliche Nachricht, daß die Trappisten von Yan-kia-pan sich entschlossen haben, dort eine zweite Niederlassung zu gründen. — Das Erzbistum Calcutta erhielt in dem Inder Msgr. Fernandes einen einheimischen Generalvikar.

Unsere Totenliste wird diesmal durch den Primas von Irland, Kardinal Logue eröffnet, einen der vier noch von Leo XIII. ernannten Purpurträger. Er war die Einfachheit selbst, und kürzlich noch, als unzutreffend gemeldet wurde, er sei gefährlich erkrankt, widersprach er dem, indem er bemerkte, seine einzige Krankheit sei das Alter. Er hat niemals einen Sekretär gehabt, und als man ihm nahelegte, einen solchen beizuziehen, meinte er: wozu denn? Er hätte bei mir doch nichts zu tun! Denn Se. Eminenz pflegte all seine Briefe persönlich zu erledigen. Eines Tages — noch vor kurzem — sprach ihn in seiner Kathedrale zu Armagh ein Fremder an, und nachdem ihm der Kardinal alles erklärt hatte, wollte der Mann seinem unbekannten Führer ein Trinkgeld geben. Eminenz wehrte ab. Aber dann sagen Sie mir wenigstens, wem ich zu danken habe; Sie sind wohl der Küster? Worauf der Führer antwortete: „O, die meisten nennen mich den alten Michel, einige auch Kardinal Logue." — In Budapest verschied Bischof Fraknoi, angesehen als Kirchenhistoriker und Direktor des ungarisch-historischen Instituts in Rom. Das katholische Bayern verlor den angesehenen Theologen und Naturforscher Prälat Dr. Jos. Schwertschlager, Hochschulprofessor zu Eichstätt, und den 1. Vorsitzenden des katholischen Preßvereins München, Reichsgraf Jos. von und zu Arco-Zinneberg. Endlich verzeichnen wir noch den Tod des Prämonstratenserabtes Pammer von Hohenfurt. Gott gebe ihnen allen den Frieden in der Ewigkeit.

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Ein Wort, das Bände spricht, ist mir lieber als Leute, die Bände schreiben.

Betteln kann leicht verbieten, wer es nicht nötig hat.

Bei Blasierten trifft man blessierte Eitelkeit am häufigsten.

Der Ichstandpunkt gleicht dem Nordpol in seiner Vereisung und Vereinsamung.

Aus Verlegenheiten entsteht oft Verlogenheit und daraus neue Verlegenheiten.

Oratorienkomponist P. Hartmann.

Zur zehnten Wiederkehr seines Todestags am 6. Dezember.

Von L. G. Oberlaender.

Nun sind es schon zehn Jahre, daß im Münchener Franziskanerkloster St. Anna der Tondichter P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn die Augen für immer schloß. Schon mehrmals war der Tod nahe an ihn herangetreten, aber die Willenskraft seiner schaffensfreudigen Natur hatte ihn immer wieder seines Leidens Herr werden lassen. Sich zu schonen hatte er immer abgelehnt; es war ihm eine sittliche Pflicht, mit seinem Talent zu wuchern, so lange seine Kräfte es zuließen. Schwer lastete der Weltkrieg auf den letzten Monaten seines Lebens. War doch sein künstlerisches Schaffen seinem ganzen religiösen Gehalte nach ein völkerverbindendes gewesen, hatten seine Töne doch begeisterten Wiederhall geweckt von Jerusalem bis Rom, von Petersburg bis Wien, von München bis in die Großstädte der Vereinigten Staaten. Als der Zug mit der Leiche des Tondichters über den Brenner fuhr, da hat wohl niemand geahnt, daß der tiroler Boden, der die Gruft seiner Ahnen birgt, einmal vom Vaterlande losgerissen werde.

In Salurn wurde Paul (Hartmann ist sein Klostername) von An der Lan-Hochbrunn 1863 geboren aus altem tiroler Adelsgeschlecht, das eine stolze Reihe von Männern von Verdienst hervorgebracht hat. Die von den Eltern vererbte musikalische Begabung fand frühe Ausbildung auf der Musikschule in Bozen, die er neben seinen Gymnasialstudien besuchte. Der sechzehnjährige beschloß, Franziskaner zu werden. Im Salzburger Kloster genoß er den musikalischen Unterricht P. Peter Singers, eines hochbegabten Orgelspielers, der als Erfinder des Pansymphonikums Bedeutung erlangt hat. Als dessen „letzter Schüler" hat P. Hartmann zur Jahrhundertfeier seines Lehrers ein schönes Buch geschrieben. Nächst Singer war es der Komponist Jos. Pembauer in Innsbruck, der für Fr. Hartmanns musikalische Vervollkommnung bedeutungsvoll gewesen ist. 1886 zum Priester geweiht, wurde er Organist in Lienz (Pustertal), darauf in Reutte (Lech), woselbst er seine ersten Kompositionen schuf. Nach Jerusalem entsandt, wirkte er an der Erlöserkirche, später an der Heiligen Grabes-Kirche; nach Rom berufen, ward P. Hartmann Chordirektor des Klosters Ara Coeli und Direktor des Konservatoriums zu Santa Chiara. Mit Litaneien, Messen und Orgelsonaten ist er in den ersten römischen Jahren hervorgetreten, 1899 aber schuf er sein erstes Oratorium „Petrus", das bereits im nächsten Jahre zu Rom uraufgeführt wurde und seinen künstlerischen Ruf weit verbreitete. Schon 1902 folgte „St. Franziskus" (Uraufführung in Petersburg), „Das hl. Abendmahl" (Uraufführung 1903 Würzburg), „Die 7 Worte am Kreuz" (Uraufführung 1907 New York) „Der Tod des Herrn" (Uraufführung 1908 Amberg), Te Deum (Uraufführung 1913 München). Die Worte zu Petrus schrieb Kardinal Parocchi, die Texte der anderen Oratorien Bischof Ghezzi. Geschrieben und gesungen wurden sie in Latein; deutsche Textübertragungen schrieb der als Dichter bekannte Br. Willram.

1906 war P. Hartmann in das Münchener Kloster übergesiedelt, woselbst er bis zu seinem Tode blieb, unterbrochen nur durch die Konzertreisen, die ihn als Dirigenten seiner Werke nach Italien, Oesterreich und viele Städte Deutschlands führten und durch einen längeren Aufenthalt in Nordamerika. Ueberall fand er Anerkennung, weckte er Bewunderung der Menge, die sich zu seinen Oratorien drängte. Keinen Tondichter unserer Tage haben Päpste, Kaiser und Könige so ausgezeichnet, als den bescheidenen Mann im schlichten Ordenskleid. Soweit sich Stimmen der Kritik gegen seine Kunst erhoben, gingen sie zumeist von irrigen Voraussetzungen aus. Man hat ihn den deutschen Perosi genannt und ganz wider seinen Wunsch gegen den Italiener ausgespielt. Musikern von vorwiegend technischen Interessen war die Sprache seines Orchesters nicht modern genug. Den Errungenschaften musikalischer Ausdrucksmittel stand er indessen nie gleichgültig gegenüber. Er hat in München alle neuen Werke von Belang gehört und im technischen von ihnen gelernt. Wie Bruckner vieles Wagner verdankt, ist P. Hartmann auch von Strauß, selbst von Debussy im äußerlichen nicht unberührt geblieben, aber der geistliche Tondichter blieb sich gegenüber den Meistern einer weltlichen Kunst seiner anderen Einstellung bewußt. Händel hat einmal über seinen Messias gesagt, er wolle nicht ergötzen, sondern bessern, und P. Hartmann hat es oft ausgesprochen, daß es ihm nicht darauf ankomme, Musik zu treiben,

sondern daß ihm die Musik nur Mittel sei, seine religiösen Gedanken den Hörern kund zu tun. Doch wußte er genau, daß diese ethische Wirkung bei einer unvollkommen technischen Meisterschaft unvollkommen hätte bleiben müssen. Auch der Vorwurf allzu großer asketischer Strenge ist da und dort erhoben worden, aber schon im ersten Oratorium bei der Schilderung des wunderbaren Fischzuges verfügt der Komponist über reiche Farben da, wo es ihm angemessen erscheint. Im Zweiten lag ihm daran, in mystisch-ahnungsvollen Tönen sogleich das Franziskusmotiv anzuschlagen. Tinel bringt in seinem „Franziskus" einen weltlichen Beginn als Kontrastwirkung, an der P. Hartmann hier nichts lag. Dagegen hat er aus solchen Gegensätzen, wenn sie in seinen künstlerischen Absichten gründeten, wuchtige Wirkungen herausgeholt, so wenn im „Abendmahl" das jüdische Pascha in starken Farben geschildert wird. Wie vieles stellt das Werk nebeneinander: Altes und Neues Testament, Vorbild und Erfüllung. Die folgenden Arbeiten bringen noch eine Verstärkung des dramatischen Charakters. Die Uraufführung des Tedeums am 50. Geburtstage des Meisters brachte so rauschende Beifallskundgebungen, als hätten die Leute unbewußt gefühlt, daß sie P. Hartmann zum letztenmal als Dirigent vor sich sähen. Auch dies Werk ist reich an erhabenen Schönheiten, von dem in schlichter Diatonik entwickeltem Vorspiel bis zu dem strahlenden C-dur des Schlußsatzes von überwältigender Kraft: Non confundar in aeternum. Seit P. Hartmanns Tode hat niemand die Partituren (das hinterlassene Requiem!) zu tönendem Leben wieder erweckt. Der Krieg entschuldigt viel, der Krieg entschuldigt nicht alles. Nichts entschuldigt uns heute, wenn wir nicht alles dafür einsetzen, den deutschen Meister der drohenden Vergessenheit zu entreißen.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

IV.

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-München: Hubertus-Kraft Graf Strachwitz schrieb eine schlicht-bewegliche Erzählung mit ersichtlichen Rückblicken auf seine eigene jungpriesterliche Erfahrungszeit: Concordia. 8°, 203 S., geb. 3 M. — Der uns an diesem Autor schon bekannte flott-frische Vortrag fällt auch hier angenehm auf. Thema ist die gewagte, aber erfolgreiche Werbearbeit eines berufsfeurigen jungen Seelsorgers im beharrlichen Festhalten an dem Plane einer kaufmännischen Vereinsgründung gegen die Bedenken seines lebensgereiften Pfarrers, gegen das vielfache Hin und Her sonstiger Schwierigkeiten. Eine westdeutsche Kleinstadt ist die Bühne mit zahlreichen Gestalten von Fleisch und Blut. Der ganz hinter seinem Werk stehende Erzähler interessiert mit am eindringlichsten. Ohne an weltbewegende Probleme zu rühren, führt er wiederholt in seelische Tiefen, verrät er des öfteren ein edelzartes Gemüt. Das gute Buch wird sich um so rascher verbreiten als es frei ist von aufdringlicher Lehrhaftigkeit und Prinzipienreiterei. (In der Voralberger Verlagsanstalt Dornbirn erschien soeben vom selben Verfasser in 2. Auflage ein vergnüglich schelmisches Büchlein, dessen Ausstattung und besonders dessen Aufschrift schon die Leserfreundschaft des Autors stark anziehen dürfte: Die durchlauchtigste Geburt. Ein schalkhaftes, etwas boshaftes Hofgeschichtlein, das niemandem wehe tun will, wiedergegeben von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz, kl. 8°, 87 S.) Ein Jungmädchenbuch aus Maria Domanigs Sonnenland-Bücherei, das allen Jungmädchenkreisen mit wahrer Anteilnahme Nahestehenden viel zu sagen haben wird, ist: Anders als die andern. Von Emmy Gruhner. 8°, 258 S., geb. 3.20. Es ist ein Mißunderstood-Roman, die ergreifende Geschichte einer tiefverschlossenen, vergeblich gegen Hemmungen der Aussprache ringenden jungen Seele, einer Halbreifen mit dem denkbar besten Gesinnungswillen. Im Mittelpunkt der Handlung steht zu wirkungsvollem Gegensatz ein Stiefschwesternpaar: eine sehr junge, rassig lebensprühende echte Wienerin und die Heldin, eine um mehrere Jahre ältere mimosenhaft vertiefte Schlesierin. Um sie herum gute, aber sehr verschiedene Menschen; dazu das erschütternde Kriegsergebnis, das beiden zur inneren Befreiung verhilft, am zielbestimmendsten der schwergeprüften Heldin. Ein sehr schönes, verinnerlichtes Buch mit viel äußerer und innerer Spannung. — Herzlich empfohlen sei für unsere Mädchenjugend innerhalb und außerhalb der Sonnenland-Leserschaft Maria Domanigs textlich reich, technisch prunkend ausgestattetes Kalenderchen „für alle Sonnenkinder": Ein frohes Jahr 1925.

Bergstadtverlag, Breslau: Mitten aus dem Brennpunkte seines Hauptschaffens, dem des Gemüts, gibt uns Paul Keller ein Erzählbüchlein: Die drei Ringe. 8°, 106 S., geb. 3 M. Thema ist die dunkle Tragödie des ungeborenen Kindes, die einen immer klaffenderen Riß in den zivilisatorischen Kulturbau unserer Zeit zu bringen droht. Wie der Dichter mit düsterroter Fackel hineinleuchtet, hören wir das heiße Herz des Menschen- und Volksliebhabers schlagen. Dreierlei fiel mir an der formalen und ethischen Ausgestaltung auf: die bis zu knappsten Regiesätzen sich verdichtende dramatische Sprache; die Aufbürdung der einschlägigen Hauptschuld auf den Mann innerhalb der Gesellschaft; der ehernharte Schluß. An diesen drei Punkten wird wahrscheinlich die Kritik, die verneinende wie die bejahende, einsetzen. Tausende aber werden Paul Keller für seinen Schiedspruch danken. — Gefühls- und Gestaltungskraft prägt sich aus in Anna Hilaria von Eckhels novellistischer Erzählrunde: Rings um ein Streichquartett. Buchschmuck von Elisabeth Fuchs. 8°, 169 S., geb. 4 M. Nach dem Wiener Roman „Nanni Gschaftlhuber" und dem Novellenbande „Zwischen Wellen und Steinen" leuchten auch in diesem jüngsten Werke der hochbegabten Verfasserin neue reiche Schönheiten auf, voll Sonnengold des heiteren und des ernsten Humors, belebt von ur-originellen köstlichen Gestalten, deren man kaum je wieder vergißt. Und was das Beste ist: A. H. v. Eckhel drang eigenpersönlich in Tiefen seelischen Erlebens, so daß sie auch dahin sichere Wege aufzeigen kann. Auf den entzückenden Buchschmuck des auch äußerlich anmutigen Bandes sei besonders aufmerksam gemacht.

Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach, Mutter Natur, die ununterbrochen am Gewande der Jahreszeiten Schaffende, webt auch ihre Lebensfäden in einem kostbar reichen Buche: Rheinische Heimat im Wandel des Jahres von Hugo Otto, dessen frühere Werke (gleichen Verlages) in der A. R. wiederholt ein Echo weckten. Der vorliegende Band, kl. 8°, 463 S., geb. 3 50, zeigt von neuem des Verfassers schöne Begabung, sich ganz in die Seele der großen Allmutter zu versenken. Ergebnis sind dann seine künstlerisch geschauten Abspiegelungen aus dem Naturleben. Hier gruppieren sie sich unter folgende Hauptkapitel: Um die winterliche Sonnwendzeit, In Eis und Schnee, Heimatwerte, O wandern, wandern, Lenz ist da, Kirchweiegen der Natur, Aus Forst und Flur, Landschaften der Heimat, Aus dem Wirtschaftsleben, An der Neige des Naturlebens, Winterliche Stimmung, Am Wanderwege, Tagebuchblätter. Ein wirklich Wissender, der die gewonnenen Erkenntnisse nicht nur durch den Kopf, sondern auch durchs Herz gehen ließ, tauchte lebendigst Aufgenommenes in die blühenden Reize seiner von schärfster Beobachtung zeugenden Darstellungseigenart.

Ferdinand Schöningh, Paderborn: In der A.R. konnte ich unlängst Else Schmückers Roman „Mauern" günstig werten. Jetzt liegt ein zweiter vor, der die weitere Entfaltung dieses scharf aufs Neuzeitliche eingestellten Talents gewährleistet: Der goldene Strom. 8° 212 S. Geb 3 M. Die Aufschrift bedeutet die Macht wahrer Liebe. Zwei Hauptthemen: Untergang aus Mangel an Selbstzucht, Sieg durch Selbstzucht. Zwei Hauptpersonen im Mittelpunkt: eine heroisch-hochherzig Liebende; ein unter dem Qualbewußtsein erblicher Belastung lange Unentschlossener, bis er sich, durch Schicksal und Erkenntnis, über sich selbst stellen lernt und sein Lebensglück in Vereinigung mit jener Großgesinnten sichert. Neben den Hauptträgern der Handlung eine liebenswürdig Begabte, Gattin und Mutter, die als vorschreitende Morphinistin ihrer Umgebung das Dasein vergiftet; ein auch als Familienvater schlimmer als oberflächlicher Geldmann; eine bis zur heiligmäßigen Selbstentäußerung segnende Märtyrerin am Leben. — Wiederum einen Fortschritt, und zwar einen starken, bedeutet die soeben erschienene preisgekrönte Novelle derselben Erzählerin: Elisabeth. 8° 62 S. Geb. 1 M. Ein schmales Bändchen vornehmen Stils, räumlich also anspruchslos, künstlerisch und ethisch hochstehend, dabei in Aufbau und Sprache, in innerlicher Entwicklung von schöner fortschreitender Spannung. Thema: Ein freiwillig-offenes Bekenntnis vernichtet ein irdisches Glück, wird aber Anlaß zum raschen, endgültigen Aufstieg einer unaufhaltsam sich läuternden Seele. Wie viel sittlich Tüchtigendes, ja Wegführendes auf den wenigen Seiten! — Licht und Wärme für zahlreiche gottdurstige Seelen birgt ein Bändchen (8° 112 S. Geb. 2 40 M.) mit der Aufschrift: Wahres Leben. Ein Büchlein von der Gnade. Von Pfarrer Franz Rümmer in Arnstein Ufr., Verf. des Büchleins von der Demut: Das große Geheimnis der Heiligen (ebda). Das Thema des obengenannten Bändchens gehört zu den lieblichsten und aufrichtendsten des ganzen Gottesreiches. Eben deshalb und weil ihm so viele verschiedene heilsame Anregungen und Schönheiten abzugewinnen sind, findet es sich so häufig in der aszetischen Literatur. Die durch Pf. Rümmer dargebotenen Hauptgedanken wurden nicht in theologisch-wissenschaftlichen Untersuchungen gewonnen, sondern zur Erbauung aus den neutestamentlichen Schriftstellern herausgeschält und unter zwei zusammenfassende Kapitel gestellt: „Beim göttlichen Lehrmeister" und „Bei den Jüngern". Die sprachlich schöne Darstellung ist geeignet, unmittelbar in den innersten Menschen einzudringen. Möchte ihr tausendfach Gelegenheit dazu werden!

Bergland-Verlag, Elberfeld: Henriette Brey, die aus körperlichem Leiden sich immer zielfester zur seelischen und künstlerischen Höhe aufringende Dichterin des endgültig befreienden, erlösenden Leids tritt mit einem neuen Erzählbuch hervor: Es fiel ein Reif. Roman. 1.—3. Tausend. 8°, 255 S., geb. 4 20. Es ist die aus der Titelnovelle eines früheren, vergriffenen Sammelbandes umgewandelte Geschichte eines Gestrandeten. Begreiflich steht die Erzählung nicht in äußerer Helle, wohl aber, als Ganzes, in weithin aufhellendem Erkenntnislicht. Mit heißem Herzen wurde hier das Bild eines in tiefsten Schicksalsschatten gestellten Menschen geschaffen (oder nachgeschaffen), der nicht, infolge schwerer Hemmungen, über sich selbst hinauszukommen vermag. Das rückhaltlos sich einfühlende Buch ist ein Mahnruf an alle, die als Christen zugleich den Erlösernamen mittragen und deshalb gebunden sind, den unbegrenzten Wert schmerzgefährdeter Seelen tatkräftig anzuerkennen. — Mit 4 duftig schönen Kleinodien aus der Hand Henriette Breys eröffnet dieser Verlag eine reizvoll ausgestattete, auch bebilderte Reihe Miniaturbändchen: Elfen-Büchlein. I. Reihenfolge: 1. Maria geht über die Heide. 2. Das steinerne Herz. 3 Das tote Tal. 4. Die goldene Harfe. Die drei ersten sind Legendendichtungen, die der vertieft-zartpoetischen Begabung dieser Sängerin Gottes innerlichst entspricht. Dem Herzen — und darum auch dem Talent — Henriette Breys besonders nahe steht Maria, die hehre Maid und Königin, Mutter des Weltheilands, der Menschheit und jedes Menschen. Von ihr zeugt



das erste Bändchen in bezwingender Lieblichkeit, auch, erhöht ernsten Tones, das zweite. Das dritte, gleichfalls feinsten Edelschliffs, hat den hl. Franz zum Helden in 4 Einzellegenden: Das tote Tal, Gottes Schätze, Der Wolf von Gubbio, Der Gottesfriede. Das Schlußbändchen gilt, in nachbetendem, nacherlebendem Sichversenken, dem majestätischen „Menschheitslied", dem Gott als Schöpfer und Herrn, als alliebenden Vater lobpreisenden Psalter.

Kirchheim & Co., Mainz: C. Gondlachs beliebten biblischen Erzählungen: „Maria von Magdala" und „Judith" reihte sich (seit 1922 in 2. Auflage) an: Judas und Nikodemus. Erzählung aus der Zeit und Umwelt Christi. 8°, 280 S., geb. 3 M. Auch in diesem Buch die schon bekannte innige Hingabe an Stoff und Idee, die geschichtliche und ethnographische Treue, die klare Personenzeichnung, hier vor allem anregend durch die gutgelungene Gegenüberstellung der beiden Thematräger: einerseits des von Anfang an in selbstsüchtig-politischer Leidenschaft und Goldgier unheilvoll zum völligen Untergang sich Ueberstürzenden, anderseits des zunächst zaghaft Zögernden, dann aber zu beseligender Messiaserkenntnis und -liebe sich Festigenden. — Ein tüchtiges, gediegenes Erzählwerk gleicher Verfasserin ist auch das jetzt erschienene: Johannes, die Stimme des Rufenden. 8°, 326 S., geb. 4.50. Guter, gewissenhafter Vortrag mit Phantasie, veranschaulichendem Formtalent, psychologischem Feingefühl und allen zum Teil noch gehobenen Vorzügen seiner Vorgänger reihen den schmucken Band unter die sicheren literarischen Segenverbreiter auf neutestamentlichem Grunde.

Adolf Bonz & Co., Stuttgart: Aus der Sammlung kleiner Erzählungen stammen 3 Bändchen (je geb. 2.25) mit dem schwingenden Ton der Heimatliebe: Das fast zur Volkschronik gewordene Büchlein Der Vogtsbur von Heinrich Hansjakob mit dem berühmten Schwarzwälder Bauernfürsten Andreas I. auf seinem Gipfel- und Niedergangswege als Helden; Die vom Wald. Eine Geschichte von Hermine Villinger, das humorleuchtende Spiegelbild vom unschlüssig liebenden Lehrer mit dem heilandsmäßigen Herzen und von dem ihm eng verknüpften unblutig-revolutionär getönten Wälderlvölkchen der sich noch zu Oesterreichs Oberhoheit bekennenden „Salpeterer"; Dschapei. Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Eine köstliche saubere Menschen- und Tiergeschichte aus dem Berchtesgadener Land mit einem braven, schmucken Madel, einem goldtreuen Jager, einem schlimmen Burschen und einem gar herzigen Lamperl als Hauptgestalten. — Außerdem liegt vor: Ein bunter Strauß. Von Julius Bezlen. Mit (lustigen) Bildern von Frau G. Pfeiffer-Kohrt. 8°, 208 S., geb. 4 M. Ebenfalls ein rechtes Heimatbuch mit anschaulichen Darstellungen sonniger Naturbetrachtung, Geschichten und Märchen, zusamt in 27 Kapiteln. Tatsächlich ein bunter Strauß von reicher, duftiger Fülle, poetischem Reiz der Schilderung und erquickendem Humor. — Ein Hinweis möge genügen auf die 4. u. 5. Auflage eines Richard Voß-Romans mit allem Schillerglanz der bekannten novellistischen Vorzüge und Schwächen des verstorbenen Erzählers: Sphinx. Illustriert von Kurt Liebich. 8°, 310 S. Dies ursprüngliche „Reisebuch eines Einsamen" wurde hier stark auf die Erzählung, den „Roman" hin komprimiert. Die ausgewählte Zahl der zum Teil echt künstlerischen landschaftlichen Schilderungen wurde der jetzigen Neuauflage nur als Rahmen zum Gemälde beigegeben — und dürfte doch, nach meinem Eindruck, das Wertvollste am Ganzen sein.

C. F. Amelang-Verlag, Leipzig: 1908 erschien des Archäologen Gustav Adolf Müllers Erzählung aus Christi Tagen: Ecce Homo, jetzt im 6.—7. (10 ?) Tausend. 8°, 417 S., geb. 5 M. Das in jeder Beziehung vornehm gehaltene Werk hätte eine raschere Verbreitung verdient und sei deshalb hier nachdrücklich in Erinnerung gebracht. Aufbau, Charakteristik und Schilderung wirken überzeugend lebendig. Die Handlung entrollt alle Hauptereignisse in Jesu Mannesleben. Der Heiland selbst ist durchaus positiv erfaßt in Auftreten und Rede, ohne deren ausschließlich wortwörtliche Wiedergabe. Mit im Vordergrunde des Geschehens stehen Pilatus, dessen Gattin und der edle römische Hauptmann Cornelius Varro, dessen Liebe zu einer holden Griechin in lautersten Farben hereinspielt. Das Buch paßt in jedes christliche Haus. — Stifters Briefe in Auswahl. 4.—6. Tausend. 8°, 159 S., geb. 3 M. Die Reihe umschließt die Zeit von 1828—1866. Nicht Literatur und Kunst, sondern des Dichters innerstes persönliches Leben bildet den Hauptinhalt der eben deshalb doppelt wertvollen Sammlung. — Angegliedert sei der Hinweis auf eine Gratis-Weihnachtsgabe: Selbstbildnisse deutscher Dichter. 1924. Unter den anregenden neueren „Bildnissen" in Eigenhandschrift befinden sich die von Hans Frhr. v. Hammerstein, Friede H. Kraze, Franz Lüdtke, G. A. Müller, Emil Uellenberg.

J. L. Schrag, Nürnberg: Dieser Verlag hat die Ausführung eines prächtigen Verlagseinfalls vielversprechend begonnen: eine (nach den gestellten 3 ersten Bändchen) entzückende Nürnberger Liebhaber-Ausgabe von erfreulich feiner Ausstattung an Papier, Druck und Einband, im Kleinquart jedes Bändchen wohl 100—150 S., geb. 2.50; doch sind Vorzugsausgaben zu haben, numerierte und signierte, in Halb- und Ganzleder. Hier der Inhalt der 3 erwähnten Bändchen: I. Artur Schurig, Sieben Geschichten vom göttlichen Mozart. Mit einer Kupfertiefdruck-Nachbildung des Bronze-Medaillons von Leonard Posch: Mozart im Jahre 1789. Schurig läßt zunächst, besonders im „Prolog", seinem satirisch-launigen, nicht immer gerade pietätvollen Humor freien Lauf; darnach aber wird es fein für jeden Stimmungsfreund. 7 Mozart-Erzählkapitel bilden den Hauptinhalt, die drei ersten aus des Helden Kindheit, die zwei nächsten aus seiner jungen Mannheit, die beiden letzten aus der Zeit seines Heimgangs, jener Tage, da er schrieb: „Heiteren Sinnes muß man erfüllen, was einem die Vorsehung zu sein vorgeschrieben hat" — da er flüsterte: „Ewige Ruhe . . . endloses Licht . . . ." II. Isolde Kurz: Die Liebenden und der Narr. Eine Renaissance-Novelle. Wundervoll erzählt, mit dem Reiz der Patina und des Persönlichkeitszaubers. Die Verfasserin entfaltet hier eine überragende Künstlerschaft. III Walter von Molo: Vom alten Fritz. Vier Erzählungen aus dem Leben des großen Königs. Mit einer Kupfertiefdruck-Nachbildung Friedrich II. nach Adolph Menzel. Die beiden ersten Erzählkapitel: Vater und Sohn, Fridericus Rex, sind Molos „Im Schritt des Jahrhunderts", die beiden letzten seinem „Fridericus" entnommen. Beim Lesen fragt man aber nicht mehr nach den Quellen, sondern nur nach dem in uns lebendig werdenden unmittelbaren Eindruck.

Eugen Salzer, Heilbronn: In der längst als wertvoll bewährten Salzers Taschenbücherei erschienen jetzt 2 neue Bändchen von je etwa 100 S., schmuck in Halbleinen gebunden 1.20 M. I. Melodien des Herzens. Novellen von Johannes Höffner. Die erste der 3 liebenswürdigen Erzählungen trägt den Hauptton des tragischen Humors, die zweite den der zarten, über alles Irdische zum Himmlischen hin sich ausgleichenden Wehmut, die letzte den der berückenden idyllischen Schelmerei. II. Gleichfalls 3 Novellen schenkt Isolde Kurz unter der Gesamtaufschrift Vom Strande. Die erste besitzt hervorragend künstlerisch-dichterischen, humordurchsonnten Vortrag; die zweite steht fast noch höher an Form, Erfindung und köstlichem Humor; die dritte verkörpert in prachtvoller Anschaulichkeit eine tief eindringliche Tragik. — Ein schwäbischer Malerpoet hat seinen früheren zwei zusammengefaßten Skizzenreihen in Wort und Bild eine dritte gleichen Verlages folgen lassen: Von mir und dir. Neues Skizzenbuch gezeichnet und geschrieben von Karl Stirner. 1.—5. Tausend. Mit 20 zum Teil farbigen Bildern im Offsetdruck. Geb. 2.40. Ein herziges Büchlein, voll Tau- und Sonnenglanz, beides nicht weniger wirksam in den 16 Text-Skizzen als in den 20 in Stift und Farbe. Erfreut legt man das Bändchen, zur frohen Wiederkehr, zu seinen Vorgängern.

F. A. Brockhaus, Leipzig: Die durch schmucke, gediegene Buchtechnik in Wort, Bild, Karten, photographischen Aufnahmen, sowie durch Handlichkeit und Billigkeit (jeder Band von 8° 159 S. geb. 2.50) mit Recht weitbeliebten Sammlungen Alte Reisen und Abenteuer und Reisen und Abenteuer erfuhren neue wichtige Vermehrung. Die letztgenannte Reihe durfte eine „Jubiläumsfeier" verzeichnen durch Uebermittlung des 25. Bandes: Hochtouren im tropischen Afrika von Geheimrat Hans Meyer. Der bekannte Afrikaforscher und Kolonialgeograph bietet den Lesern seines stark interessierenden Buches unter des Verfassers eigener Führung eine Höhenwanderung in des dunklen Erdteils höchster Bergwelt mit Gipfelbesteigungen, darunter die des eisstarrenden Kibo (6010 m), des Kilimandjaro, des Vulkans Kaissimbi im äußersten Nordwesten Deutschostafrikas. Aus der erstgenannten Sammlung liegen uns die 3 jüngsten, lockenden Bände vor: 1. Marco Polo, Am Hofe des Großkhans. Reisen in Hochasien und China. Bearbeitet von Dr. Albert Herrmann. Der hochberühmte venetianische Reisende des 13. Jahrhunderts begleitete 1271 als Siebzehnjähriger Vater und Onkel auf deren zweiter Fahrt ins mongolische Riesenreich des Kublai-Khan, eines der intelligentesten und kulturmächtigsten Herrscher der Welt. Erst 1295 kehrten die 3 Polos heim, Marco im Besitze unschätzbarer, weil klar und tief aufgenommener Erfahrungen. In einer Seeschlacht den feindlichen Genuesen in die Hände gefallen, geriet er in milde, ja gastfreundliche Gefangenschaft. Hier kam ihm zuerst der Gedanke, seine oft mündlich berichteten Reiseerinnerungen festzuhalten. Da er sich die Originalnotizen aus Venedig kommen lassen konnte, führte er seinen Plan durch Diktat mit französischer Niederschrift aus. Und zwar in lange zu Unrecht bezweifelter ehrlicher Sachlichkeit, die spätere, auch deutsche, Uebersetzungsausgaben sicher feststellten. Die vorliegende darf als eine der allerbesten, weil völlig einwandfrei kritischen, gekennzeichnet werden. 2. Aehnliches Lob verdient: Hernando Cortes, Die Eroberung von Mexiko. Nach dem Bericht des Diaz del Castillo bearbeitet von Dr. H. G. Bonte. Auch hier hatte der Held ausführliche und zwar zweifellos dokumentarisch wertvolle Berichte nach Spanien geschickt, als Grundlage für spätere Geschichtschreibung. Aber an Farbe und Frische übertrifft sie die Darstellung des Diaz del Castillo, der als einfacher Soldat an Cortes' Eroberungszug teilgenommen hatte. Die vorliegende Ausgabe ist eine vorzügliche Uebertragung seines Werkes, mit den für die Sammlung nötigen Kürzungen und stilistischen Radierungen. 3. Karl Friedrich Behrens, Der wohlversuchte Südländer. Reise um die Welt 1721/22. Nach den Originalausgaben bearbeitet von Dr. Hans Plischke. Auch dem redlichen Mecklenburger Behrens hat man das Gewand der Berichtstreue ausziehen wollen, aber es mißlang. Wer seine flott und frisch aus ersichtlich scharfem Gedächtnis quellende Reiseschilderung liest, wird wissen, was autoritativ bewiesen werden konnte: Hier redet pflichtbewußte Wahrhaftigkeit ihr nicht zu deutelndes Wort. Schon mit 12 und 16 Jahren Seefahrer, war Behrens als Einundzwanzigjähriger in die Weltumseglermannschaft des niederländischen Admirals Jakob Roggereen mit dem staatlichen Entdeckungsmonopol eingetreten. Die Schilderungen des jungen Deutschen veranschaulichen besonders wertvoll das entbehrungsreiche Leben auf den Segelschiffen des 18. Jahrhunderts.

Vom Büchertisch.

Caritaskalender für das Jahr 1925. Herausgegeben vom Caritasverlag Freiburg i. Br. Pr. 1 M. — Als eine der wichtigsten, segenskräftigsten Kalenderveröffentlichungen für Familie und Haus wird fortab die obengenannte gelten dürfen, die heuer zum ersten Male erscheint. Unter Schriftleitung des bewährten Caritaskämpen Prof. Dr. Liese-Littenweiler b. Freiburg i. Br., unter besonderer Mitwirkung von Generalsekretär Dr. Beeking-Freiburg i. Br., mit eigens für den Kalender geschaffenem farbigem Umschlagbild von Hans Huber-Sulzemoos-München, stellt sich der Caritaskalender als hervorragend ethisch-schön und -reich dar. Künstlerhände haben Bildschmuck und die feinen Kalendarienumrahmungen mit dito Kopfstücken geschaffen. Dichtergeist ersann und formte Lobpreisung der Caritas zu edlem Sang, enthob lichte und dunkle Lebensstoffe der Wirklichkeit und brachte sie zu ergreifender, erschütternder Gestaltung (s. hierzu Henriette Brey's „Der Halbnarr", J. Lauffens, des deutschen Seelsorgers zu Rom, tief einschneidendes „Dort in der fremden Welt stehst du allein" usw.). Immer interessant, zum Teil auch wissenschaftlich bemerkenswert, geben sich die das Werk der deutschen Caritas beleuchtenden Aufsätze, bei aller Gründlichkeit anziehend-verständlich. So gehe denn dieser neue Bote hinaus ins frischbefruchtete Glaubensland der persönlich mitfühlenden, mitleidenden, mitlebenden Liebe, dieser großen Heilandsjüngerin göttlicher Gnade — ein Sämann zu, so hoffen wir, reicher und reichster Ernte. E. M. Hamann.

Wege nach Orplid. Herausgegeben von Dr. Martin Rockenbach. Verlag Eugen Kuner, Leipzig und Köln. I. Jugendbewegung und Dichtung. Geb. 3.20 M. II. Eros in der Dichtung der Gegenwart. Geb. 4.— M. III. Kindheitsdichtung der Gegenwart. Geb. 4.— M. IV. Das Albrecht-Schaeffer-Buch. Geb. 4.— M. Die Sammlung enthält den jeweiligen Hauptteil der Sonderhefte der Monatsschrift Orplid in gebundener Form. Wegen der kritischen Würdigung verweisen wir auf die Ausführungen von Karl Debus: Das neue Orplid Nr. 7. Gotischer Dom, Orplid und anderes Nr. 19 und Orplid im Büchertisch Nr. 29 d. J. Derselbe Verfasser wird zu den weiteren Veröffentlichungen Orplids Stellung nehmen. Hier sei nur ausgesprochen, daß die Bücherausgabe der Orplidhefte ein Bedürfnis erfüllt. Viele möchten gewiß die liebgewonnenen Dichtungen in dieser dauerhaften und schönen Form ihrer Bücherei einordnen. O. K.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. „Der Kranke in der Einbildung" ist die zweite Inszenierung des neuen Schauspieldirektors Eugen Keller, der mit Titus Andronikus sein Amt angetreten hatte und dem bereits zum nächsten Herbst gekündigt wurde, nachdem ein Versuch des Generalintendanten, ihn sofort abzufinden, gescheitert ist. Ohne zu verschweigen, was mir bei dem uraufgeführten Shakespeare bedenklich erschien, habe ich mich in meiner Besprechung s. Zt. doch abwartend verhalten, um eine zweite Tat des neuen Mannes zu sehen, bevor weiteres zu sagen wäre. Verstimmungen, die sich etwa hinter dem Vorhange abspielten, gehen den Kritiker nichts an. Sie haben natürlich bei der raschen Kündigung mitgewirkt. Die Molièreaufführung war zwar äußerlich ein Erfolg, von Molières Stil, vom Ausdruck der Kultur seiner Zeit ist aber nichts übrig geblieben. Waldau spielte den malade imaginaire. Wenn dieser beliebte Künstler auf der Bühne steht, so ist es immer ein Erfolg. Wer seine künstlerische Tätigkeit in einem Vierteljahrhundert miterlebt hat, weiß, wie schwierig trotz einer ganz ungewöhnlichen Begabung sein Aufstieg zum Charakterdarsteller war, weil das Publikum lange nur den vergnügten Spaßmacher in ihm sehen wollte und ihm durch laute Heiterkeit seine künstlerischen Absichten verdarb. In seinem Argan hatte man den Eindruck, als wolle der Regisseur nur das Possierliche, Drastische in ihm sehen. Der übrigens reichlich jung aussehende Argan trieb alles aufs Groteske, färbte den Dialekt stark münchnerisch und gebrauchte so starke Schimpfworte, wie sie in Kreisen, die sich den Luxus, krank zu sein, so ausgiebig gestatten können, nicht gerade üblich sind. Sind dies Früchte der Stegreifkomödie, so sind sie nicht zu billigen; stehen sie wirklich in der nicht im Augenblicke greifbaren alten Uebersetzung von Bierling, so hätte man nach weniger derben suchen können. Die Art, wie sich Argan zu einem Klystier bereit zeigt, das ging schon in die derben Zeiten des Hanswurst zurück. Auch einen Spucknapf hätten wir gerne entbehrt. Ganz auf der Höhe einer vornehmen Komik stand Waldau, wenn Argan sich tot stellt. Für das Liebespaar hatte man zwei Personen des großen Dramas verwendet, die Mühe haben, sich auf den leichteren Ton der Komödie einzustellen. Wie früher war der junge Diaforius eine prächtige komische Leistung von Kellerhals, auch Höfer als dessen Vater war gut. Sehr hübsche Augenblicke hatte Käte Bierkowskis kecke Toinette. Frau Hagen spielte mit Geschmack Argans Frau. Das Bühnenbild hatte wieder der von Keller berufene Herr v. Wecus gestaltet. Ein zeltartiger Raum in rot sah etwas orientalisch aus. Irgendein im Fundus vorhandenes Zimmer im Stil der Zeit würde mich als Wohnraum des eingebildeten Kranken wahrscheinlicher gedünkt haben, aber die Dekoration störte nicht viel. Sie war nur symptomatisch für das Bestreben, es möglichst anders zu machen als früher, ob besser, das ist die geringere Sorge. Es gab auch Musik; sie klang wenig charakteristisch, man vergaß sie bald. Die Vorstellung hat uns leider nicht davon überzeugt, daß Herr Keller der Mann ist, den wir suchten. Der Generalintendant war noch nicht ernannt, als während des Interregnums nach Zeiß' Tode Eugen Keller verpflichtet wurde. Ein Fachmann, wie Herr v. Franckenstein hätte sich leichter zuvor vergewissern können, ob das Können und die künstlerischen Ziele des Genannten unserem Nationaltheater entsprechen.

Schauspielhaus. Nach einer gut aufgenommenen Neueinstudierung von Lumpazivagabundus bot das Schauspielhaus die unlängst in Frankfurt mit Erfolg uraufgeführte Komödie „Gewalt" von Ernst Lissauer. Anne-Liese hieß ein früher viel gegebenes Lustspiel, das den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und dessen bürgerliche Braut zu Trägern der Handlung hatte. Sie sind auch die Helden der Komödie Lissauers, „aber", schreibt er, „diese Liebesgeschichte bildet ebensowenig den Inhalt meiner Komödie, wie die Intrigen, die sie verhindern sollten, sondern es kommt einzig und allein auf die beiden Charaktere an, die sich da vereinigen und die vor der Vereinigung in leidenschaftlichem Kampfe zusammenprallen. Mich interessiert einzig, wie diese gewaltsame und gewalttätige und diese gelassene und heitere Seele voneinander angezogen werden und wie dies weibliche und humane Wesen auf den Totschlag des Gewaltmenschen reagierte." Der Verfasser hielt es für nötig, aus der Anne-Liese eine Eva zu machen und aus dem Leopold einen Ludwig. Zeit und Kolorit sind geblieben. Auch die Kabalen nehmen genügend Raum ein. Der Prinz erhält in Wien den kaiserlichen Permiß zur Heirat. Tag und Nacht reist er, um nach Hause zu eilen. Er trifft das Mädchen in vertrauter Haltung am Klavier neben einem Vetter, gegen den man ihn eifersüchtig zu machen versucht hatte. Der wilde Prinz reißt den Degen aus der Scheide und sticht ihn nieder. Der historische Leopold hat den harmlosen Apothekerlehrling umgebracht, auf der Bühne heilen die Wunden, was die Tragik mildert. Die Tat macht indessen so ungeheueren Eindruck auf das Mädchen, daß es ihm den Ring zurückgibt. Wohl kann er Soldaten um das Haus ihres Vaters stellen, um Evas Abreise zu verhindern, aber zwingen kann er sie nicht. Erst muß der Gewalttätige sein Unrecht erkennen, bis er auf den Weg gelangt, auf dem sich die Liebenden wieder finden konnten. Vielleicht hätten wir doch einige Besorgnis beim Fallen des Vorhanges, ob das Eheexperiment auf die Dauer glücke, wenn wir's nicht aus der Geschichte wüßten. So wird die Historie, die der Dichter durch die Namensänderung verbannen wollte, doch noch zu seiner Helferin. Diehl, der vom Nationaltheater ausgeliehen war, machte das lodernde Temperament durchaus glaubhaft und zeigte auch die liebenswerten Züge des jungen Fürsten. Diese Rolle ist nicht leicht, denn es gilt, dem Haudegen, der jeden Stuhl zerschmettert, der sich ihm in den Weg stellt, die Sympathie zu wahren. Tiefes Gefühl, Festigkeit und innere Klarheit sprachen aus Frl. Bergers Eva. Alles in allem ein gut gebautes Stück und eine sehr ansprechende Darstellung. Der Beifall war laut und herzlich, so daß der Dichter Anlaß hatte, hervorzutreten. Ein Pfiff fand keine Nachahmung.

Lustspielhaus. Die Operette „1001 Nacht" mit der reizvollen Musik von Johann Strauß ist neueinstudiert worden und hat in der bewährten Inszenierung Millers wieder starken Beifall gefunden. Als Suleiman gastierte H. Rommel vom Deutschen Opernhaus in Berlin, der über eine sehr angenehme, sympathische Stimme verfügt. Auch Aina Sperling (Leila) verdient Lob. Es ist anzuerkennen, daß das Lustspielhaus diese musikalisch wertvollere Operette durch eine neue Einstudierung im Spielplan zu halten sucht.

Kammerspiele. Nach dem starken und berechtigten Erfolg von Strindbergs Karl XII. ein Einakterabend zur Unterhaltung: „Die tote Tante und andere Begebenheiten" von Kurt Götz. Diese drei Stückchen gehören eigentlich schon mehr zum Genre der Kleinbühnen, und es ginge zu weit, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen. Merkwürdige Einfälle werden mit einer Folgerichtigkeit behandelt, der Witz und geistige Elastizität nicht abzusprechen sind. Ein Spiel von belustigender Komik, der freilich zum Humor das Gemüt fehlt, das eine durchweg entsprechende Darstellung findet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die lange mit Spannung erwartete Goldbilanz der **Deutschen Bank** hat die Börse nicht im vollen Masse befriedigt, was sich trotz vorgenommener Stützungskäufe im Kurs ausdrückte. Die Bilanz für 1. Januar 1924 weist einen Vermögensüberschuss von 202,5 Mill. GM. auf. Die Verwaltung beantragt, das Aktienkapital von 1500 Mill. PM. im Verhältnis 10:1 auf 150 Mill. GM. umzustellen, der gesetzlichen Reserve 50 Mill., dem Wohlfahrtsfond 2,5 Mill. GM. zu überweisen. In der Bilanz sind die 1923 geschaffenen und damals nur mit 25 Proz. einbezahlten Schutzaktien, die inzwischen von der Bank voll einbezahlt sind, als Eigenbesitz der Bank aufgenommen. Die Deutsche Bank hat diese 40 Mill. Aktien an eine englisch-amerikanische Bankengruppe (unter Führung von J. Henry Schröder & Co., London) verkauft. Sie wird an dem sich bei der Verwertung ergebenden Agiogewinn erheblichen Anteil haben. Die Aktien werden der Gruppe mit Dividendenscheinen ab 1925 ausgeliefert. Die alten Aktionäre müssen sich mit den neuen in die Substanz teilen. Bei einer Einziehung der Schutzaktien wäre das Umstellungsverhältnis wohl vorteilhafter gewesen, aber so grosse Kapitalbeträge im Inlande aufzubringen, wäre wohl heute unmöglich. Diese Schutzaktien sind, wie schon der Name sagt, zum Schutz gegen Ueberfremdung geschaffen worden. Ihre jetzige Verwendung ist das Gegenteil. Dies ist nicht zu übersehen, wobei gern zugegeben sei, dass es ein Erfolg ist, das Ausland so stark zu interessieren; zugleich gibt die Tatsache Beweis von einer optimistischen Beurteilung der deutschen Wirtschaft von Seiten des Auslandes. Bei der Goldbilanz ist zu beachten, dass die direkten Einwirkungen des Krieges, wie die Liquidierung der ausländischen Niederlassungen, die Liquidation von im Ausland befindlichem Eigentum und von sonstigen Kriegsschäden eine Summe darstellen, die weit über den Betrag des jetzt festgesetzten Aktienkapitals hinausgeht, denn die Reichsentschädigung war bekanntlich gleich Null. Sehr bedeutende innere Reserven ruhen in den sehr vorsichtig aufgenommenen eigenen Wertpapieren und Konsortialgeschäften, sowie in den dauernden Beteiligungen. Die Bank besitzt 105 Bankgebäude in Berlin und 104 in anderen Städten, diese sind mit nur 40 Mill. GM. bilanziert. Die Entwicklung des Bankgeschäftes zeigt im laufenden Jahre höhere Ziffern; ein richtiges Bild können sie aber nicht liefern, weil sich ein grosser Teil des Geschäftes abseits der Bilanz vollzog. Aus Gründen der Flüssigkeit ziehen es die Banken heute vielfach vor, ihre Kundschaft direkt mit den ausländischen Kreditgebern in Verbindung zu setzen und sich auf Vermittlerprovisionen zu beschränken. Eine Ermässigung der Konditionen soll nur bei Weiterentwicklung der Umsätze möglich sein. — Bei der **Diskontogesellschaft** glaubt man mit der Umstellungsziffer 6:1 rechnen zu sollen, was von anderen als zu günstig betrachtet wird. Ueber die Verwendung der Schutzaktien ist eine Entschliessung noch nicht gefasst. Von den Aktien der Deutschen Bank abgesehen, haben die anderen Banken aus der besseren Börsenstimmung Nutzen gezogen. Am Rentenmarkt zeigt sich jetzt doch ein Verblassen der allzurosigen Hoffnungen. Man wendete sich dem Geschäft in Industrieaktien zu. Es gab in diesen Werten grosse Tauschoperationen gegen Anleihen; bevorzugt wurden Papiere, in denen eine Kapitalumstellung entweder unnötig oder nur in geringem Umfange zu erwarten ist. Hier gab es viele Monate lang nicht mehr erlebte Umsätze. Besonderes Interesse bestand für westliche Montanpapiere. Die Harpener haben als erstes Montanpapier den Parikurs überschritten. Lebhaftes Geschäft war in den Werten der Rhein-Elbe-Union, in Phönix, Rheinstahl-Mannesmann-Aktien. Auch die oberschlesischen Montanpapiere zogen trotz ungünstiger Geschäftslage in Erwartung günstiger Umstellungen an. Die Generalversammlung der Paketfahrtgesellschaft hat auf die schwierige Lage hingewiesen, in der sich die deutschen Schiffahrtslinien gegenüber den subventionierten ausländischen befinden. Das wirkte abschwächend auf den Kursstand der Schiffahrtswerte. Auch die Kaliwerte blieben schwach. Steigerungen dagegen wiesen einige Textilwerte und Maschinenaktien auf; im ganzen dürfte die Neubelebung der Börse befriedigen.

Der Aufsichtsrat der **Eisenwerkgesellschaft Maximilianshütte** hat beschlossen, von der letzten Kapitalserhöhung 25 Mill. Vorratsaktien einzuziehen. Der Rest von 75 Mill. soll auf 22,5 Mill. in Gold umgestellt werden dadurch, dass eine Aktie von 2000 M. auf 600 abgestempelt wird. 10000 Stück Vorratsaktien sollen zur Beschaffung von Mitteln zum Ausbau der Werke dienen. — Die **Badische Anilin- und Sodafabrik** wird das Stammaktienkapital im Verhältnis von 5:1 umstellen und das Vorzugsaktienkapital von 60 Mill. auf 1,2 Mill. Die **Württemberg. Vereinsbank** soll mit der Deutschen Bank verschmolzen werden. Vorgeschlagen wird, die Aktien der Vereinsbank gegen solche der Deutschen 4 : 1 umzutauschen.

Die Bilanz der durch die Statistik erfassten Ein- und Ausfuhr weist im Oktober eine Passivität von 244 Mill. Mk. auf. Die Einfuhr-

steigerung erstreckt sich auf Lebensmittel, Rohstoffe und halbfertige Waren, die Ausfuhrsteigerung hauptsächlich auf Fertigwaren. Die Zuverlässigkeit der Handelsstatistik ist diesmal noch beeinträchtigt, weil von den wieder in deutsche Verwaltung genommenen Zollstellen des besetzten Gebietes Meldungen nur in geringer Zahl vorlagen. — Mit der Schweiz sind die Verhandlungen wegen des Abbaues und der Milderung der noch bestehenden Einfuhrverbote zum Abschluss gekommen. Einiges ist immerhin erreicht. Die Verhandlungen mit Frankreich, England und der belgisch-luxemburgischen Zollunion dauern an. Die Notwendigkeit eines deutsch-finnischen Meistbegünstigungsvertrags wird erörtert. — Die Lohnforderung der Bergleute stösst auf Widerstand der Unternehmer, die eine Erhöhung von durchschnittlich 20 Proz ablehnen. Für das Wirtschaftsleben ist eine glückliche Lösung dieses Konfliktes aufs innigste zu wünschen. Hart wird in Süddeutschland die Erhöhung der Roheisenpreise empfunden, die den Preisabbau stört. Der für den 26. November berechnete Grosshandelsindex ist gegenüber dem Stande vom 18. November um 0,5 vom Hundert gestiegen. Der Reichsindex für Lebenshaltungskosten blieb gegenüber der Vorwoche annähernd unverändert.

München. K. Werner.

Bücher als Weihnachtsgeschenke.

Der vorliegenden Nr. der A.R liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Franz Borgmeyer, Hildesheim über gediegene Geschenkliteratur bei, welcher hiermit der besonderen Aufmerksamkeit der verehrlichen Leser empfohlen wird.

Bremer Zigarren für den Weihnachtstisch!

Das Weihnachtsfest naht wieder heran und da taucht die Frage auf: „Was soll ich meinen Lieben schenken?" Seit jeher sind gute Zigarren immer eine willkommene Gabe gewesen und haben den Beschenkten herzliche Freude bereitet. Der der heutigen Nummer beigefügte Prospekt der als reell und solide bekannten Bremer Firma Heinrich Bommelmann gibt eine sehr günstige Gelegenheit, den Weihnachtsbedarf preiswert zu decken. Dringend möchte allen Rauchern empfohlen werden, der Firma rechtzeitig die Aufträge zu erteilen, damit die Ankunft der Sendungen noch vor dem Fest gewährleistet ist. Jegliches Risiko ist vollkommen ausgeschlossen, da die Firma etwa wider Erwarten Nichtgefallendes anstandslos zurücknimmt bzw. umtauscht.

Sendet die Allgemeine Rundschau zur Aufklärung an Verwandte, Bekannte u. Geschäftsfreunde ins Ausland!

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung f. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite mm Höhe 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmar multiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 50 München, 11. Dezember 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Die Reichstagswahlen am 7. Dezember hatten folgendes Ergebnis: 68 Zentrum (im vorigen Reichstag 65), 19 Bayerische Volkspartei (16), 4 Deutschhannoveraner (5), 102 Deutschnationale (96), 8 Landbund (10) 50 Deutsche Volkspartei (44), 32 Demokraten (28), 17 Wirtschaftspartei und Bayer. Bauernbund (10), 129 Sozialdemokraten (100), 45 Kommunisten (62), 14 Nationalsozialisten (32). Das Ergebnis kann noch kleine Aenderungen erfahren nach Auszählung der Reichslisten. Sicher ist die Abnahme der äußersten Rechten und Linken. Im ganzen aber zeigt der neue Reichstag ungefähr das Bild des alten.

Die öffentliche Meinung in Deutschland, England und Frankreich beschäftigt sich mit der Räumung der britisch besetzten Kölner Zone, die laut Friedensvertrag am 10. Januar 1925 fällig ist. Da Franzosen und Belgier das Ruhrgebiet erst im August zu räumen brauchen, soll England auch noch warten. Man will erst den Bericht der Militärkontrolle sehen und sich dann vielleicht auf die gleichzeitige Räumung von Köln und Ruhr im Frühjahr einigen.

Am 2. Dezbr. wurde der neue deutsch-englische Handelsvertrag unterzeichnet. Er enthält gegenseitige Meistbegünstigung und hebt alle wirtschaftlichen Beschränkungen der Kriegszeit auf.

Der sozialistische Spinnereiarbeiter Karl Jaworek, der seinerzeit den Anschlag auf Dr. Seipel ausführte, wurde in Anbetracht seiner Minderwertigkeit zu 3 1/2 Jahren schweren Kerkers verurteilt. Bei seiner Verteidigung gab er an, er sei in Volksversammlungen gegen Seipel verhetzt worden.

In Reval, der Hauptstadt von Estland, wurde ein kommunistischer Putsch versucht, hinter dem augenscheinlich Moskau stand. Die baltischen Staaten erwägen ein Schutzbündnis gegen das rote Rußland.

Die Lage in Spanien scheint kritisch. Genaue Nachrichten dringen nicht heraus, Volk und Heer aber zeigen sich unzufrieden mit dem endlosen blutigen Krieg in Marokko.

Aegypten hat alle britischen Forderungen angenommen. England verbittet sich in einer Note nach Genf ausdrücklich die Einmischung des Völkerbunds und sucht die Mittelmeermächte mit seinem Vorgehen zu befreunden. Frankreich soll die spanische Marokkozone und Italien Zuwachs in Tripolis erhalten.

Die Freiheit der Kirche im modernen Staate.

Von Karl Norbisrath, Essen.

Es ist immer eine weit verbreitete Ansicht gewesen, daß die Irrwege der deutschen Politik lediglich auf das Schuldkonto der Regierung oder der die Politik leitenden höchsten Reichsbeamten zu setzen seien, insofern, als man die Regierungsmaßnahmen glaubte ableiten zu sollen von den politischen Anschauungen und Einstellungen der Männer, denen das Reichs- oder Staatssteuer in die Hand gegeben war. So sah man in Friedrich Wilhelm IV. den Reaktionär, gegen den sich die Revolution von 1848 wandte, in Bismarck den Führer des Kulturkampfes gegen den Katholizismus, in Wilhelm II. (der sein eigener Kanzler war), die verkörperte Seele der preußischen Ueberhebung. Gegen die letzten Königlich preußischen Regierungen wandte sich fast allgemein der Groll der deutschen Katholiken, indem man sie als die Feinde der katholischen Kirche für all die Schikanen und die der katholischen Rechtsauffassung zuwidergelaufenen Einengungen, Zurücksetzungen und Bedrängnisse verantwortlich hielt. Und doch war diese Auffassung weithin irrig; zum mindesten wurde dabei unberücksichtigt gelassen der allgemeine Zeitgeist, die Natur und geistige Einstellung weiter Volkskreise, die es geschickt verstanden, auf die Regierung ihren ganzen Einfluß einwirken zu lassen. Friedrich Wilhelm IV. war selbst fortschrittlich gesinnt, aber ihm wurde ein mitregierendes Volk als das Ende der Monarchie überzeugend dargetan. Bismarck hat zur Zeit seines Kulturkampfes das Wesen der katholischen Kirche völlig verkannt durch die antikatholische Hetze einer ganzen Meute von Freigeistern. Von ihm ist mit Bezug auf die Verfolgung der katholischen Kirche mit Weber zu sagen: „Manche, die sich Treiber dünken, werden doch nur selbst getrieben!" Das hat Bismarck selber zum Schluß völlig eingesehen. Und Wilhelm II. hätte seine prahlerischen Reden jedenfalls nicht gehalten und dem Deutschtum im Auslande vielleicht einen anderen Klang gegeben, wenn er nicht von Parade zu Parade, von einer übernationalen Veranstaltung zur anderen geführt, wenn ihm nicht unentwegt Kriegervereinsgeist und mystisches Heldentum in überschwenglicher Begeisterung gezeigt worden, wenn er mehr in die Häuser der Armen, an die Stätten der lebengefährdenden Arbeit, in das schlichte Alltagsleben des breiten Volkes gekommen wäre.

Vollends falsch ist es, zu glauben, daß eine Regierung aus sich oder aus der politischen oder weltanschaulichen Einstellung der Regierenden heraus den großen Einfluß auf all solche Maßnahmen und Handlungen habe, die wir als Katholiken als Schikane und Unrecht von Staats wegen empfinden. Gewiß kann eine Regierung sehr einseitig eingestellt sein — die sozialistischen der Nachkriegszeit waren es unbedingt — aber wie wenig vermag sich eine solche Einseitigkeit, wie die Einstellung der Regierung überhaupt, praktisch auszuwerten! Hätte eine Regierung zur völligen Durchführung von Maßnahmen, die sie unbedingt durchgeführt wissen will, eine Macht, und würde sie diese Macht hierbei anwenden gegen widerstrebende Volksteile, was würde das Ende sein?

Und wie stände es in Deutschland um die Rechte und die Freiheit der Kirche, seitdem das Reichsschiff von waschechten Katholiken gesteuert wird, wenn die Regierung persönliche Meinungen und Grundsätze eben mit der Wucht ihrer Autorität in Taten umzusetzen in der Lage wäre? Die in dieser Hinsicht gehegten Hoffnungen sind arg enttäuscht worden. Wären nicht die Gegner der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche in allen Schichten des Volkes, auf allen Stufen der Bildung, in allen politischen Parteien, hier weniger, dort mehr, aber überall zäh und kühn, es wäre besser bestellt. Die falsche Grundansicht vom Staate, wonach er die alleinige und alles umfassende öffentliche Macht sei, verwirrt natürlich den Rechtsbegriff. Auf solch falscher Auffassung des Staates ist so ziemlich das ganze heutige Staatsrecht aufgebaut, die Gewohnheiten des Staatslebens stehen im Zusammenhang mit diesem Irrtum und aus ihm heraus erklären sich die antikirchlichen Tendenzen und die bezügliche Einstellung der politischen Parteien.

Solange die heutige Auffassung von der Würde und dem Rechte des Staates sich behauptet, ist nicht daran zu denken, daß die Vertreter und Lenker des Staates der Kirche ihre Freiheit und ihr Recht, wie es ihr gebührt, gewähren, weil aus dieser Auffassung des Staatsbegriffes heraus allzu natürlich sich die Forderung ergibt, daß sich die Kirche dem Staatsrechte anzupassen habe. Von diesem Standpunkt aus ist der Staat immer — und nicht nur bei uns — kirchenfeindlich, wenigstens gegenüber unserer katholischen d. h. allgemeinen

Kirche. Staatsgesetz und Staatsrecht atmen allenthalben Freigeist und bauen sich wenig auf auf Gottes Gesetz und höhere Weltordnung. Indem man mehr und mehr dem Staate die Attribute und die Aufgaben der Kirche übertrug, bildete sich die Idee des Staatskirchentums, der größten Gefahr für die Kirche und das ganze Glaubensleben. Was man dann noch der Kirche zugesteht: das Recht einer Religionsgesellschaft, eines privatrechtlichen Vereins, einer Anstalt oder Genossenschaft — das kann und darf die Kirche als Reich Gottes auf Erden nicht hinnehmen!

Daß die Kirche als eine geistige zwar, aber darum nicht minder wirkliche und vollkommene Gesellschaft innerhalb des politischen Staates bestehen kann, hält man mit der modernen Staatsauffassung unvereinbar, weil man eben von der Voraussetzung ausgeht, der Staat habe die volle Herrschgewalt über seine Bürger. Hier liegt das Grundübel: man gesteht dem Einzelmenschen die Gewissensfreiheit und das Recht der inneren Zugehörigkeit zur Kirche zu, aber man verkennt, daß die kirchliche Gemeinschaft auch eine äußere ist, die der staatlichen Einmischung nicht bedarf und in ihrem Wesen überstaatlich — selbst souverän — ist.

Es dürfte nicht zuviel gesagt sein, wenn man darlegt, daß in dem Gegensatz des modernen Staatsgedankens zum Rechte der Kirche, in der Frage des Ausgleiches der Gegensätze zwischen Staatsrecht und Kirchenrecht ein Problem gegeben ist, das alle anderen politischen Fragen an Tiefe und Umfang der Bedeutung, wie an praktischer Wichtigkeit für die Gegenwart und die Zukunft weit überragt. Darüber sollten sich die Politiker unserer Richtung jetzt klar werden: Die Kirche ist die Vertreterin des Naturrechtes der Menschheit; sie beruht auf göttlichen Gesetzen und göttlicher Ordnung. Darum muß sie von staatlicher Seite unantastbar sein! Man glaube aber nicht, daß das Heil der Kirche vom Geist der Staatslenker allein abhinge. Damit würde man das Problem als solches unterschätzen. Die Schwierigkeit des Problems liegt in der eingewurzelten irrigen Auffassung des Staatsgedankens, der hinwiederum verankert liegt in einer gottentfremdenden, abgeirrten modernen Philosophie. Grenzen des Staatsrechtes kennt die heutige Zeit der Willkür und der Herrschaft der Masse überhaupt nicht mehr. Der Staat ist die alleinige Allmacht. Das Staatsrecht richtet sich nach den Forderungen der Masse oder nach der Macht der Gewaltinhaber. Da nützt der Kirche keine nur auf dem Wohlwollen der zurzeit Regierenden aufgebaute Freiheit, die morgen von einer neuen Regierung wieder in Ketten gelegt wird. Es nützen ihr auch nicht viel Verfassungsparagraphen, wenn Verfassungen nur als Fetzen Papier gelten, die der Macht neuer Ideen von heut auf morgen zum Opfer fallen. Ohne eine völlige Umgestaltung des Staates zu einem christlichen Staate, der auf Gottes Gesetz gründet, ist an wahre Freiheit der Kirche nicht zu denken. Diese Umgestaltung des Staates aber ist nur möglich, wenn sich alle Kräfte dafür einsetzen, die dazu berufen wären, dem modernen Zeitgeist entgegenzutreten. Ohne völlige Umstellung des ganzen modernen Denkens und ohne Rückkehr zu vernunftmäßigen Ideen, aus denen heraus allein eine vernunftmäßige politische Neugestaltung der Verhältnisse hervorgehen kann, ist das Ziel kirchlicher Freiheit in unserm Sinn nicht zu erreichen. Aber aufgerollt werden muß das Problem, und es muß mit allem Ernste in der breitesten Oeffentlichkeit behandelt werden. Von rechts und von links ist eine Mobilmachung im Gange mit dem Ziele des Umsturzes und eines Kampfes um die Macht im Reiche. Vielleicht können durch den Wirrwarr hindurch die Wege der Vernunft gar bald zur Umstellung unseres Staates im christlichen Sinne führen!

Zu Maria!

Die stets du rein warst, Jungfrau, höre mich!
Sieh', wie des Lebens Wetter mich beschmutzt,
Und wie, da ich dem Herren lang getrutzt,
Der frohe Glanz aus meinen Augen wich.

Die stets du gnädig, hehre Königin,
Erbarm' dich meiner, der ich höllentief
Gefallen war, in Stumpfheit lange schlief,
Oeffne mein Aug', lenk himmelwärts den Sinn!

Die stets du gütig, liebe Mutter du,
Streichle mit weicher Hand mein wundes Herz!
Leise, ganz leise wohl verebbt der Schmerz,
Winkt mir dein Mutterlächeln süsse Ruh.

Georg Nave, Hermsdorf-Kynast.

Christliche Wirtschaftsauffassung.

Eine Replik von Univ.-Prof. Dr. Alfred v. Martin, München.

Verfasser des Folgenden ist ein angesehenes evang.-luth. Mitglied der Zentrumspartei. Seiner Antwort auf Dr. F. Landmessers Beitrag „Der Kampf um das Problem Wirtschaft und Weltanschauung" (Nr. 46) geben wir gerne Raum aus zwei Gründen: Erstens wird der höchst wichtige Gegenstand durch die entgegengesetzte Ansicht neu und im einzelnen schärfer beleuchtet. Zweitens ergibt sich ein Einblick in Unterschiede innerhalb des deutschen Protestantismus. Die Wirtschaftsethik des Luthertums weicht in der Tat von der des Calvinismus vielfach ab. Dr. Landmesser aber darf für seine Darstellung geltend machen, daß Calvin mit seiner Lehre von Gott und vom sündigen Menschen auf Luthers Schultern steht und ferner, daß heute der Protestantismus oder mindestens der protestantische Volksteil in Deutschland von calvinischem Geist beherrscht ist — trotz des Namens evangelisch-lutherisch. Die deutsche Ausprägung der Reformation durch Luther und seine Erben ist schon bald vom westeuropäischen Calvinismus überfremdet worden: Kryptocalvinismus im 16. Jahrhundert, Uebertritt der Hohenzollern im 17. Jahrhundert, Union der beiden Bekenntnisse in Preußen, Baden, Pfalz usw. im 19. Jahrhundert, Eindringen englisch-amerikanischer Frömmigkeit in der Gemeinschaftsbewegung, Sekten usw. Im Jahrgang 1925 der A. R. will der Unterzeichnete diese Dinge zusammenhängend darstellen und besonders ihre geschichtliche Auswirkung auf die groß- und kleindeutsche Entwicklung zeigen. Er hofft damit u. a. beizutragen zur Lösung des Problems von der politischen Zusammenarbeit deutscher Katholiken und Protestanten. Die Sorge darum hat zweifellos Prof. v. Martin zu seiner Replik mit veranlaßt. Unsre Sorge um die reine katholische Grundlage des Zentrumsprogramms — u. E. eine Bedingung gesunder christlicher Politik — kann er als Protestant natürlich nicht teilen. Er fürchtet, das könne seine Glaubensgenossen vom Zentrum ausschließen. Wie wir jedoch schon mehrfach gesagt, ist dies nicht der Fall. Jeder Nichtkatholik, der die Ziele der Zentrumspartei zu den seinen macht, kann ihr beitreten. Einzelne Mißverständnisse v. Martins berichtigen sich wohl beim Vergleich beider Arbeiten von selbst. Landmesser plädiert z. B. nicht gegen Orientierung nach rechts, sondern leugnet nur, daß diese wirtschaftsethisch einen Vorzug besitze.

Dr. Otto Kunze.

„Tiefere geistige Begründung" — bedeutet sie nicht manchmal doktrinäre, wirklichkeitsfremde Konstruktion? Und ist ihr gegenüber die untheoretische gesunde Naivität nicht oft mehr im Recht? Solche Gedanken bewegten mich, als ich las, was hier (in Nr. 46) Herr Dr. Landmesser contra Stegerwald ausführte.

Nicht um das Politische ist es mir dabei zu tun; nach der politischen Seite hin liegen die inneren Widersprüche der Landmesserschen Ausführungen so offen zutage, daß ein näheres Eingehen darauf sich wohl erübrigt. Mit der (angeblichen) Beweisführung, der Protestantismus sei der geistige Vater des Liberalismus und Großvater des Sozialismus, will der Verfasser nicht etwa — wie man doch aus Gründen der logischen Konsequenz erwarten müßte — für eine katholische Frontstellung gegen links plädieren, sondern gerade umgekehrt dem „gewaltigen Irrtum" einer Orientierung „von links weg nach rechts" entgegentreten! Nun kann man zwar aus Gründen außenpolitischer Vernunft gegenwärtig einem Zusammengehen mit Links vor dem mit Rechts den Vorzug geben; davon aber ist in diesem Zusammenhang, in dem es sich um die Wirtschaftsauffassung handelt, nicht die Rede. Es handelt sich hier darum, daß Landmesser gegen ein Zusammengehen mit dem Protestantismus und insbesondere gegen eine interkonfessionelle Erweiterung der christlichen Gewerkschaften unter stärkerer Einbeziehung evangelischer Kreise polemisiert.

Was nun Landmesser über den Zusammenhang von protestantischer Ethik und kapitalistischem Geist ausführt, ist ein typisches Beispiel dafür, wie eine schon von Haus aus stark einseitige Theorie noch weiter vereinseitigt und verengt werden kann. Historisch liegen die Dinge doch ganz erheblich komplizierter. Erstens ist in bezug auf die Wirtschaftsauffassung (wie in bezug auf die Staatsauffassung) das Luthertum, mit seiner durchaus konservativen Einstellung, völlig anders geartet als der Calvinismus; aber auch dieser konnte erst auf dem Boden angelsächsischen Volkstums seine „kapitalistische" Ethik entfalten. Und zweitens ist es wirklich nicht möglich, „Renaissance, Humanismus, Protestantismus" so in einem Atem zu nennen:

Renaissance und Humanismus sind Entwicklungen, die durchaus auf dem Boden des katholischen Italien erwuchsen und erst von da aus sich ihre europäische Geltung eroberten. Und der von Landmesser zitierte Nationalökonom Sombart hat gerade auf die Bedeutung der italienischen Renaissance für das Aufkommen des frühkapitalistischen Geistes ganz besonders eindringlich hingewiesen und dabei — im Anschluß an eine Schrift des katholischen Theologen Franz Keller — betont, wie hier die — thomistische Ethik stark vorgearbeitet habe! Mag man nun auch dieser letzteren These gegenüber starke Vorbehalte machen, man sieht jedenfalls, daß man sich mit diesen Thesen und Hypothesen auf einem gefährlichen Gebiet bewegt.

Landmesser aber übersieht, einer höchst problematischen Theorie zuliebe, die klarsten und nächstliegenden Tatsachen. Oder war nicht der ganze Altkonservatismus, also diejenige (heute freilich als organisiertes Parteigebilde längst ausgestorbene) politische Richtung, in der wirklich der christliche Geist evangelischer Prägung eine wenigstens mitentscheidende Rolle spielte, von Anfang an scharf antikapitalistisch eingestellt? (Das stimmte ja auch mit den wirtschaftlichen Interessen einer vorwiegend agrarischen Partei überein.) Und fanden sich dann nicht gerade diese betont evangelischen Kreise auf den „evangelisch-sozialen Kongressen" zusammen? Statt aus Luthers religiösen Anschauungen, wie sie aus seinem ganz persönlichen Erleben herauswuchsen, allgemeine theoretische Folgerungen zu ziehen, hätte Landmesser lieber seinen Blick auf lebendige Gestalten der jüngsten Zeit, wie Adolf Stöcker oder Adolf Wagner, lenken und sich daran erinnern mögen, daß für den christlichen Nationalökonomen Wagner auch sein hervorragendster katholischer Schüler, der Jesuitenpater Pesch, stets die wärmste Verehrung gehegt hat — eine Verehrung, die keineswegs etwa nur dem großen Gelehrten galt, sondern gerade auch auf seine prinzipielle „Durchdringung des Wirtschaftslebens durch Kräfte der Religion" zurückging.

Der Liberalismus dagegen hat seinen geistigen Vater in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und seinen Großvater in der humanistischen Renaissance. Hier, nicht in der Reformation, liegen die Wurzeln jenes „absoluten Individualismus, der den autonomen, gottfreien Menschen als das Maß aller Dinge in den Vordergrund stellt".

Auch Landmesser scheint das in gewissem Grade zugeben zu wollen — damit aber entfallen seine eigenen Schlußfolgerungen. Der „Riß zwischen Religion und Wirtschaft" wurde zuerst von der Renaissance vollzogen; „die wirklich strenggläubigen Protestanten" aber müssen, als Christen, zugleich sozial gesinnt sein, — sie sind daher die natürlichen Bundesgenossen der Katholiken, mit denen sie sich gerade in der Sozial- und Wirtschaftsauffassung sehr wohl zu treffen vermögen, — mag auch ein überaltertes Parteiensystem sie vielfach, ja in der überwiegenden Mehrzahl, noch dazu verführen, sich politisch an der falschen Stelle einzuordnen.

Präsidentenwahl der U. S. A.

Von Albert Dettling, Hamburg.

Eine Staatspräsidentenwahl der Nordamerikanischen Union hat politisch eine weit größere Bedeutung als z. B. eine Präsidentenwahl in Frankreich oder in Deutschland. Denn der Präsident der Vereinigten Staaten ist gleichzeitig Leiter der Regierung. Er ist nicht ein Dekorum des republikanischen Staatshaus und eine Art Puppe zu Händen der jeweiligen Ministerien. Er verfügt über größere Machtbefugnis als etwa der König von England. Er ernennt seine Minister und entläßt sie, wenn er es für gut befindet. Kein Mißtrauensvotum des Kongresses (Repräsentantenhaus, Kammer der Abgeordneten) kann ihn wegfegen (wie vor einigen Monaten das Palais Bourbon den ehrgeizigen und machtlüsternen Millerand). Keine parlamentarischen Angriffe oder Abstimmungen können ihn zwingen, sich von seinen Mitarbeitern zu trennen. Vier Jahre bleibt er im Amt. So ist er verfassungsgemäß in der Lage, die tüchtigsten Kräfte des Landes heranzuziehen und zu halten, ohne sich um parteipolitischen Kuhhandel im mindesten zu kümmern.

Während der Nationalversammlung in Weimar hatte ich eine längere Unterredung mit Konrad Haußmann, dem Vizepräsidenten dieser Versammlung und dem Berichterstatter der Verfassungsvorlage. Haußmann war zweifellos einer der fähigsten Köpfe des deutschen Parlaments, dessen frühes Scheiden nicht allein ein Verlust für Württemberg, sondern auch für Deutschland ist. Es hat bei der Beratung der neuen Verfassung nicht an Stimmen gefehlt, die vorschlugen, sich an das amerikanische oder besser an das französische Vorbild anzulehnen. Auch ich war dieser Ansicht. Wenn in Frankreich z. B. der Staatspräsident abgeht, so versammeln sich Deputiertenkammer und Senat (= rund 900 Parlamentarier) in Versailles und lassen den neuen Präsidenten innerhalb weniger Stunden aus der Urne steigen. Dem Lande bleibt so die Aufregung eines langen Wahlfeldzugs (wobei der Mammon eine gewaltige Rolle spielt) erspart. Bekanntlich ist man hier zu Lande kein Freund von einfachen Methoden. Das Vertrauen in den nüchternen Sinn des deutschen Volkes, von dem man erwartete, daß es die tüchtigsten Kräfte hochbringen und sachlich arbeiten lassen werde, war vorläufig eine starke Enttäuschung. Das Heil liegt nun gewiß nicht zunächst in den Verfassungsparagraphen. Es liegt im Geist der politischen Schulung. Ein Kapitel für sich, das man hier wohl ein bißchen streifen konnte. —

Um dem Außenstehenden ein klares Bild von der amerikanischen Präsidentenwahl (die das öffentliche Leben der Union monatelang beherrscht) zu geben, ist es nötig, ihn zunächst mit der Wahltechnik bekannt zu machen. Der Dienstag nach dem ersten Montag im November wird als Wahltag bezeichnet. Sachlich richtig, der Form nach falsch. Denn an diesem Tage werden in jedem der 47 Staaten nur die Wahlmänner (Elektoren) ernannt,



die, 531 an der Zahl, dann am zweiten Montag im Januar zusammenkommen, um den Präsidenten und Vizepräsidenten durch einfache Mehrheit (mindestens 266 Stimmen) zu ernennen. Die Entscheidung ist natürlich schon im November gefallen. Die verschiedenen Staaten verfügen über verschiedene Stimmenzahlen. Während z. B. Arizona nur 3 Wahlmänner erreichen kann, weist der dichtbevölkerte Staat New York deren 45 auf. Die Verhältniswahl nach deutschem Muster wird in den U.S.A. ebensowenig wie in England bei den Parlamentswahlen angewandt. Die parteipolitische Mehrheit der Elektoren eines Staates verfügt über die Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen zu ihren Gunsten. Hat z. B. ein Staat 15 republikanische und 14 demokratische Wahlmänner ernannt, so werden alle 29 Stimmen den Republikanern gut geschrieben. Erreicht kein Kandidat für die Präsidentschaft die absolute Mehrheit (266 Stimmen), dann wird die Wahl in den Kongreß „geworfen", der sich für einen der beiden Bewerber zu entscheiden hat, die die meisten Stimmen erhielten. Das Abgeordnetenhaus (Kongreß) zählt 435 Mitglieder. Die Abstimmung erfolgt jedoch nach Staaten, wobei jeder Staat nur über eine Stimme verfügt. Mit der Präsidentenwahl am 4. November fanden gleichzeitig Ergänzungswahlen für die beiden Parlamentshäuser (Kongreß und Senat) und die Gouverneurswahlen statt. Im Parlament haben die Republikaner wahrscheinlich ebenfalls jetzt eine kleine Mehrheit zu verzeichnen. Wäre Coolidge nicht als Sieger aus dem ersten Rennen hervorgegangen, so hätte man merkwürdige Dinge erleben können, da der Kongreß mit seiner unsicheren Mehrheit vielleicht zu keinem Ergebnis gelangt wäre. Versagt der Kongreß, d. h. kommt es vor dem 4. März durch einen Mehrheitsbeschluß nicht zu einer Einigung über einen Kandidaten, dann beginnt der Tanz von neuem vor dem Senat, dessen Mitgliederzahl etwas über 90 ist und der bisher ebenfalls nur schwankende Mehrheiten aufwies. Ist die Entscheidung über die Präsidentenwahl einmal vor den Senat gelangt, dann scheiden die Hauptkandidaten überhaupt aus, und der von der höchsten parlamentarischen Körperschaft ernannte Vizepräsident würde das Amt des Präsidenten übernehmen müssen. Was zu geschehen hätte, sollte auch der Senat versagen, darüber verweigert die Verfassung jede Auskunft.

Im November 1920 hatte der Republikaner Harding den 1912 gewählten und 1916 wiedergewählten Demokraten Wilson in der Präsidentschaft abgelöst. Nach Hardings plötzlichem Tod war an seine Stelle der Vizepräsident Coolidge getreten. 1920 beteiligten sich von den 30 Millionen Wählern nur etwa 50 Prozent an der Wahl. Heuer war die Beteiligung wirklich lebhafter. Wie in England zu Beginn des Jahres eine dritte Partei selbständig um die Regierung rang, so erwuchs auch dem Zweiparteiensystem der Vereinigten Staaten (Republikaner, Demokraten) ein Gegner von gefährlichem Ausmaß in der Person des 69jährigen, aber immer noch äußerst temperamentvollen Senators La Follette, der mit seinen beiden (jetzt geschlagenen) Kollegen Brookhart und Magnus Johnson im Senat als enfants terribles gefürchtet war. Wenn dieser Staatsmann, dessen Name auf französische Abstammung weist, als Außenseiter und ohne eine organisierte Partei hinter sich zu haben, neben den republikanischen und demokratischen Kandidaten diesmal vergeblich auftrat, so könnte sich das Ergebnis ein andermal doch zu seinen Gunsten wenden. Auf alle Fälle wird er an die Gründung einer dritten Partei, der Progressisten, herantreten und seine Pläne methodisch für das Jahr 1928 vorbereiten. Die in ihm verkörperte Bewegung darf als der treibende Faktor der ganzen politischen Entwicklung der Vereinigten Staaten angesprochen werden. Die beiden alten Parteien erkennen in dem selbständigen Eingreifen des Senators aus Wisconsin ein Menetekel. Von ärmlichen Verhältnissen aufgestiegen, ein tadelsfreier Charakter und glänzender Staatsmann, ist er zweifellos einer der volkstümlichsten Politiker der Union. Die Aufdeckung des Petroleumskandals ist in erster Linie sein Verdienst. Noch kurz vor Schluß der letzten Kongreßtagung verhalf er einem Gesetz zur Annahme, wonach die Einkommensteuerlisten im ganzen Lande jährlich einmal öffentlicher Einsichtnahme zugänglich gemacht werden sollen. Es war nicht ersichtlich, was die republikanische Regierung bezweckte, die Schleier der Steuerbücher kurz vor den Wahlen zu lüften. Was man sah, war erstaunlich. Eine Reihe von Männern, die in der Union zu den reichsten zählen, war mit recht bescheidenen Beträgen vertreten. Vielleicht wollte die Regierung La Follettes Gesetzgebung der Oeffentlichkeit als abschreckendes Beispiel vorführen. Der Amerikaner ist im Grunde genommen streng konservativ und wünscht nicht gestört zu werden. Schon über zwei Dutzend Gesetzesvorschläge wurden von dem mutigen Senator durchgedrückt, obwohl sie zu Beginn seine stark individualistisch veranlagten Landsleute erschreckt hatten. Furchtlos war auch seine scharfe Ablehnung des Krieges und seine weitere Haltung, so daß er mehrmals in Gefahr geriet, wegen Hochverrats unter Anklage gestellt zu werden. Sein Wahlprogramm wies bedeutend höhere Ziele auf, als das seiner Rivalen. Den Vertrag von Versailles nannte er eine Bedrohung aller Nationen. Entweder müsse er in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen des Waffenstillstandes umgeschrieben oder in den Papierkorb geworfen werden. Der Kampf La Follettes gegen die Monopolwirtschaft und die Herrschaft einiger Magnaten über die Bodenschätze ist bekannt. Früher Republikaner, bezeichnet er sich als gemäßigt fortschrittlich und will mit den „roten Radikalen" nichts zu tun haben. Es ist zweifellos, daß er sich das Vertrauen der Arbeitnehmer durch die zähe Verfechtung seiner entschiedenen sozialpolitischen Reformbestrebungen erworben hat. Es ist auch richtig, daß große Kreise der Intellektuellen in dieselbe Front einschwenken, wie die Bildung eines Ausschusses zur Unterstützung des Progressistenführers unter dem Vorsitz des bekannten Herausgebers der Zeitschrift The Nation beweist.

Wie kommt es nun, daß dieser Politiker von so gewaltiger Zugkraft, die eine Zeitlang selbst im republikanischen Lager beunruhigend wirkte, verhältnismäßig schlecht abschnitt und nur etwa 5 Millionen Stimmen erhielt? Die Zeit war zweifellos zu kurz, um eine Partei aus dem Boden zu stampfen, und es fehlte vor allem an Geld, um großzügig in den Wahlkampf einzugreifen. La Follette rechnete auf die Farmer, von denen seit 1920 über 100 000 bankrott gemacht hatten. Inzwischen aber war der Getreidepreis um 30 Prozent gestiegen und damit die Zufriedenheit mit der bestehenden Ordnung. Auch das Versprechen der Steuben-Gesellschaft, des mächtigsten deutschamerikanischen Vereins, die mehrere Millionen Stimmen zusagte, hat sich nicht erfüllt. Das deutschamerikanische Bürgertum ist politisch nur einmal einig gewesen, als es 1920 für den Republikaner Harding eintrat, um dem Wilsonismus den Garaus zu machen. Die Hoffnungen der Progressisten sind nun in erster Linie auf die Wahl in vier Jahren gerichtet, und sie glauben bis dahin einen erheblichen Schritt vorwärts tun zu können. Wesentlich wird dabei die Frage sein, ob der Führer geistig frisch bleibt, um an den politischen Kämpfen noch lange teilnehmen zu können.

Es war von vorneherein klar, daß die Demokraten nach den Vorgängen auf ihrem Konvent in Newyork, die an die babylonische Verwirrung erinnern, und wo man sich erst nach über 100 Abstimmungen auf den Präsidentschaftskandidaten einigen konnte, gegen die Republikaner stark ins Hintertreffen geraten würden. Tatsächlich hat ihr Kandidat Davis, ein ehemaliger Anwalt Morgans, eine vornehm auftretende Persönlichkeit des Südens und ein ausgezeichneter Redner, kaum die Hälfte der Stimmen des republikanischen Kandidaten Coolidge erhalten. Davis führte eine gespaltene Partei, die sich hauptsächlich aus dem anglo-amerikanischen, protestantischen Junkertum des Südens und den Massen der Großstädte, in denen vielfach die eingewanderten katholischen Iren herrschende Stellungen innehaben, rekrutiert. Merkwürdig, daß der Süden nach dem Bürgerkrieg den Kuklux-Klan gegründet und auch dessen Neubildung (die sich gegen Einwanderer, Juden und sehr scharf gegen die Katholiken — also Iren — richtet) übernommen hat. Die Gegensätze der beiden Gruppen, deren gemeinsames Interesse im Kampfe gegen den Schutzzoll liegt, platzten im Wahlkonvent mit aller Schärfe aufeinander.

Die republikanische Partei gilt in den Vereinigten Staaten als Partei des Gedeihens. Sie war vorläufig nur zu besiegen, wenn sich anhaltende Mißbräuche ergaben, in Zeiten der Krisen und wenn ihre Gegner einig waren. Das trit vor allem bei einer Präsidentenwahl zutage, da hier die Gesamtstimmung des Landes spricht und die örtlichen Einflüsse zurücktreten. Der Gestank des Oelskandals lag zwar zeitweilig über dem Lande und die Republikaner trugen die Verantwortung. Der Präsident hatte selbst nichts damit zu tun. Seine Weste wies keinen Oelflecken auf. Die zunächst Schuldigen waren schließlich entlassen worden. Und hat man nicht auch schon Fäulnis in anderen Parteilagern entdeckt? Es war für den Ausfall der Wahl, d. h. den starken republikanischen Sieg, der Wunsch nach Ruhe, Ordnung, gesicherten Verhältnissen als Vorbedingung für günstige Geschäfte maßgebend. Präsident Coolidge

und seine Partei hatten zweifellos nicht so schlecht regiert, daß Unzufriedenheit mit dem herrschenden System bestanden hätte.

Die außenpolitischen Folgen des Wahlergebnisses sind unschwer zu entziffern. Es wird sich um die Fortsetzung jener Politik handeln, die wir bereits kennen: kein Beitritt zum Völkerbund, aber internationales Schiedsgericht, internationale Abrüstungskonferenzen, Ablehnung jeder Einmischung irgendeiner internationalen Organisation in amerikanische Angelegenheiten. Keine Streichung der alliierten Schulden an Amerika, aber Regelung nach englischem Muster. Das schließt keineswegs aus, daß die amerikanische Regierung in der bisherigen Form weiter das ihre zur Beruhigung und zum Wiederaufbau Europas beiträgt. Es sprechen Interessen mit. Die Vereinigten Staaten brauchen die europäischen Märkte für den Absatz ihrer Waren und für die Unterbringung ihres Kapitalüberschusses. Präsident Coolidge mag der richtige Mann sein, diesen Stimmungen gerecht zu werden Er ist, was in den letzten Jahrzehnten selten gewesen, ein großer Schweiger. Vorsicht, Ruhe, Stetigkeit zählen zu seinen Eigenschaften. In seinen Freundeskreisen geht das Gerücht, daß er mehr halte als verspreche. In seiner nun erfolgten Botschaft an den Kongreß lehnte er den Völkerbund mit scharfen Worten ab sprach sich aber für ein Schiedsgericht aus, jedoch unter Einschränkungen, da Amerika nicht in fremde Angelegenheiten verwickelt zu werden wünsche. Eine zweite Abrüstungskonferenz könne erst nach Erledigung der europäischen Pläne für diese Konferenz stattfinden. — Inzwischen hat Dr. Eckener über seine Luftfahrt nach Amerika im Ueberseeklub zu Hamburg berichtet. Er ist ein kühner Luftpionier, aber bescheiden und vorsichtig in seinen Aeußerungen und seinem Auftreten. Trotzdem äußerte er sich voller Zuversicht über den gegenwärtigen Stand und die weitere Entwicklung der Freundschaftsbeziehungen zwischen der nordamerikanischen Union und Deutschland. Der Zeppelin R 3 war ein Diplomat von Erfolg. Ganz erstrangig. „Der Umschwung der amerikanischen öffentlichen Meinung zugunsten Deutschlands ist ein völliger.“ Quelle? Der wohlbekannte amerikanische Botschafter in Berlin, Mr. Houghton, der Herrn Eckener einige Tage zuvor kurz nach seiner Rückkehr aus Washington darüber sprach.

Zum Schlusse noch einen Auszug aus der Schilderung, die der bekannte Mitarbeiter des Berliner Tageblatts, Alfred Kerr, anläßlich seines Besuchs im Weißen Hause zu Washington vom Präsidenten Coolidge entwirft: „... Kennzeichnend ist jedenfalls folgender Punkt. Er hat in unserm Gespräch nur einmal gelächelt — und wann? Als ich rief: „Newyork ist nicht Amerika“. Das hat ihn gefreut. Das hat ihm gepaßt. Denn Mr. Calvin Coolidge ist aus dem asketischen Teil der Union, aus Nordost, aus Neuengland. Er fühlt also Widerstände gegen eine geniale Lärmstadt wie Newyork. Auch wohl gegen Kalifornien. Er gleitet, so oft ich davon spreche, darüber weg. Dieses romantisch durchietzte Land bleibt ihm gewiß verdächtig.

Schweigsamkeit und Kargheit des Neuengländers? Das Reglose kann auch von Indianern stammen, deren Blut in seiner Großmutter floß. — Ernst. Halbrechts gescheitelt. Glattrasiert. Weichschmales Gesicht. Stehumlegekragen. Braunblond.

Die Augen blinzeln. Sein Grundzug: Unauffälligkeit. Sein Grundsatz: Unscheinbarkeit. ... Er ist kein Herzensdieb, aber man hegt gleich Achtung für ihn. — Auch zu wissen, daß er die Kraft hat, unbeliebt zu sein. Erstens durch sein Veto gegen die Bannung der Japaner, hernach durch seinen Einspruch gegen hohes Beamtengehalt. Es zeugt von Rückgrat Der schweigsame Präsident soll „Sprechen“ einmal als „letzte Zuflucht“ erklärt haben. Man erzählt Folgendes aus seiner Vergangenheit. Ein Redner im Parlament begann jeden Satz mit den Worten: „Hat nicht die Regierung ...“ Zwei Stunden lang: „Hat nicht die Regierung ...?“ Damals erhob sich Coolidge und sagte nur: „No“.

He da, liebes Wassertröpflein!

(Aus dem Flämischen von Guido Gezelle)

He, da, liebes Wassertröpflein,
Wie bist du so hell und klar,
Strahlend mit dem lichten Köpflein
Wie ein Demant wunderbar!

Rot und blau und grün und golden
Und mit Purpur angetan,
Schaust im Farbenspiel, dem holden,
Du mich gar so lieblich an.

Du im Glanz der Lichtkristallen
Prangend, Perlenwässerlein,
Müsstest in den Staub du fallen,
Aus wär's mit dem lichten Schein!

Hüt dich, hüt dich vor dem Falle! -
Erdenstaub ist nimmer rein. -
Zu dem hohen Himmel walle!
Dort wirst du geborgen sein.

Leo van Heemstede.

Großdeutsche Fürstengestalten.

VII. Der letzte deutsche Kurfürst (Friedrich Wilhelm von Hessen)

von Dr. Philipp Losch.

Am 20. August dieses Jahres versammelte sich wie alljährlich auf dem alten Totenhof zu Kassel eine große Anzahl von Leuten aller Berufskreise am Grabe des letzten deutschen und hessischen Kurfürsten zu einer eindrucksvollen stillen Gedenkfeier. Achtundfünfzig Jahre sind verflossen seit der Vertreibung dieses Fürsten, 49 Jahre, seitdem er in der Verbannung zu Prag gestorben ist, 6 Jahre seit der Entthronung aller deutschen Reichsfürsten und der Ausrufung der Republik. Und dennoch wird alljährlich dieser Tag noch in Hessen gefeiert, der Geburtstag eines Fürsten, der nie beliebt, nie populär war, der vielmehr nach der landläufigen Auffassung als das Zerrbild eines Tyrannen gilt, für dessen Verjagung die Kurhessen den Preußen angeblich noch heute auf den Knien danken sollten! Da die Teilnehmer dieser Gedenkfeier jetzt nach zwei Menschenaltern unmöglich sich (wie man früher wohl behauptet hat) aus früheren Hofdienern und Lakaienseelen rekrutieren können — es ist kaum einer dabei, der den alten Fürsten noch selbst gesehen hat —, so muß diese verwunderliche Anhänglichkeit zu denken geben. In der Tat gilt die alljährliche, auch durch die Revolution kaum beeinträchtigte Feier an dem mit den alten hessischen Landesfarben geschmückten Grabe des Kurfürsten viel weniger der Person dieses schon legendär gewordenen Monarchen als dem Gedenken der kurhessischen Selbständigkeit, die er verkörperte.

Was auch im allgemeinen über die Schändlichkeit des letzten Regenten von Kassel zusammengelogen ist, so muß doch zugegeben werden, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen infolge seines eckigen, steifen, kleinlichen und unliebenswürdigen Wesens in weiten Kreisen durchaus unpopulär war. Mit der Beamtenschaft lebte er in ewigem Krieg und konnte oft nur mit Mühe seine Ministerposten besetzen. Er mußte sich gefallen lassen, daß einer seiner Getreuesten, der Minister Scheffer, ihm einmal in einer erregten Sitzung zurief: „Ja, glauben Sie denn, Königl. Hoheit, es sei für uns ein Vergnügen, sich mit Ihnen hier herumzuickern (herumzuärgern)!“ Und er selber erzählte einmal, daß ein Kandidat für den Posten des Kriegsministers erklärt habe: er wolle lieber Holz hacken als Minister werden. Derartige Aeußerungen zeigen aber auch, daß man in Kurhessen eine ungeschminkte, offene Sprache sprach, und daß nichts weniger als liebedienerisches höfisches Strebertum dort üblich war. Man räsonnierte mit hessischem Freimut und führte jahrzehntelang den sog. Verfassungskampf um oft recht geringfügige Dinge, wobei zweifelhaft war, wer mehr dabei die „lederne Zähigkeit der hessischen Prozessierhaut“ bewährte, der Kurfürst oder seine politischen Gegner. In diesem Kampfe rieben beide Parteien sich auf, und das Ende des Prozesses war, daß ein unbeteiligter Nachbar, den die Sache gar nichts anging sich einmischte und Kampfobjekt und Parteien in die Tasche steckte. Das nannte man Annexion, und die hatten auch die Gegner des Kurfürsten nicht gewollt. An dem Tage, da „die preußischen Trauerfahnen“ zuerst in Kurhessen entfaltet wurden, trafen sich auf dem Totenhof von Aschaffenburg an den Gräbern der 1866 dort unter dem Zündnadelfeuer gefallenen kurhessischen Husaren, der abgesetzte Kurfürst und — Adam Trabert, der Führer der kurhessischen Demokraten! „Hätten wir uns doch früher gekannt!“ sprach der Kurfürst einige Jahre später in Wien, als er seinem ehemaligen Gegner half, das großdeutsche „Oesterreichische Journal“ zu begründen. Sie hatten ja manches gemeinsam, die alten Demokraten (um Himmelswillen nicht zu verwechseln mit denen, die sich heute so nennen!) und der hessische „Tyrann“. Ein Sohn des Kurfürsten, Fürst Heinrich v. Hanau (als Konvertit bekannt) behauptete sogar immer, sein Vater sei im Grunde genommen selber ein Demokrat gewesen, wobei er sich darauf berief, daß der Kurfürst eine bürgerliche Frau geheiratet habe, nur bürgerliche Minister ernannt, den Nobilitierungs- und Ordensschwindel verworfen und den gemeinen Mann immer gegen die Ansprüche des Adels, Großgrundbesitzes und des Bürokratismus in Schutz genommen habe. Wenn das auch richtig ist, so hätte sich der Kurfürst doch wohl bedankt, zu den Demokraten gerechnet zu werden. Aber in einem Punkte war seine Politik immer mit der der Demokraten und der in Kurhessen nicht zahlreichen Katholiken zusammengegangen, in der Abwehr des von Preußen und Preußengenossen vertretenen kleindeutschen Zentralismus und Imperialismus, dessen Anhänger ihn deshalb auch mit bitterstem Haß verfolgten. So hatte er



1850 ihre Pläne durchkreuzt und die Erfurterei zu Falle gebracht, war 1863 auf dem Frankfurter Fürstentag für den großdeutsch-föderalistischen Bundesreformplan Jul. Fröbels eingetreten und hatte schließlich 1866 allen preußischen Verlockungen gegenüber (Bismarck bot ihm u. a. das darmstädtische Oberhessen an!) standhaft jede Teilnahme an dem Bundesbruch verweigert. War auch in elfwöchiger „Kriegsgefangenschaft“[1]) in dem choleraverseuchten Stettin nicht zu bewegen, die Sprengung und Vergewaltigung Deutschlands anzuerkennen. Es hätte nahegelegen, daß der an des Greisenalters Schwelle stehende Fürst, der keine Kinder hatte, auf die er den Kurhut vererben konnte, leichten Herzens auf eine Regierung verzichtete, die ihm wenig Erfolge, umsomehr Sorgen, Aerger und Kränkungen gebracht hatte. Ein solcher Gedanke ist ihm nie gekommen, vielmehr protestierte er laut vor ganz Europa gegen die Usurpation Kurhessens und die Zertrümmerung der Bundesverfassung, obwohl er wußte, daß dieser Protest ihn nach dem Verlust seines Thrones nun auch noch sein Privatvermögen kosten würde, das die preußische Regierung auch prompt beschlagnahmte und nie wieder herausgegeben hat. In diesem Protest heißt es:

Nicht ein unter das Danaergeschenk des preußischen Staatswesens einheitlich zusammengezwungenes Reich, sondern die freie föderative Verbindung der zusammengehörigen Stämme, unter denen gewiß der kurhessische seinem Charakter wie seiner Geschichte nach nicht den letzten Platz einnimmt, — das ist die Erscheinungsform Deutschlands, welche . . . in einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Umgestaltung die sichersten Garantien allseitiger Ruhe und Sicherheit, sowie dauernden Aufschwungs materieller und geistiger Wohlfahrt darbietet.

Wie aber in dem Verlangen nach einer solchen . . . Wiedergeburt die durch die Waffen des Eroberers gewaltsam entsetzten Fürsten, die selbständigen Völkerschaften, die man bis auf den Namen verschwinden lassen möchte, die Glieder des alten Leibes, die man abgehauen und . . . in unnatürliche Isoliertheit gedrängt hat, ja unzweifelhaft selbst diejenigen Staaten weitaus in der Mehrheit zusammenstimmen, die als Mitglieder des Norddeutschen Bundes eine scheinbare Souveränität gerettet haben, so muß denselben Wunsch, dieselbe Hoffnung auch ganz Europa teilen. Einheitliche, militärisch organisierte und regierte Staaten, wie das heutige Preußen . . . werden niemals einen kriegerischen ruhestörenden Charakter verläugnen. Föderationen sind ihrer Natur und positiven Verfassung nach stets auf die Defensive beschränkt, ein Angriff von ihnen nie zu gewärtigen. Nirgends aber bedarf einer solchen defensiven Kraft es mehr als im Zentrum Europas, wo ihr die Aufgabe zufällt, nicht nur den eigenen, sondern den Frieden des ganzen Erdteils vor Erschütterungen zu bewahren, wie Kriege von unerhörter Ausdehnung noch im Anfange dieses Jahrhunderts sie mit sich brachten, und die (seit 1866) geschaffene Situation von neuem in drohende Aussicht stellt.

Es gehörte freilich nicht viel Prophetengabe dazu, den kommenden Krieg zu weissagen, den der Redaktor der Emser Depesche im Juli 1870 genau so prompt zum Ausbruch brachte, wie vier Jahre vorher den „deutschen Bürgerkrieg bester Qualität“. Es war nur zu natürlich, daß der entthronte Kurfürst die Ereignisse von 1870/71 mit gemischten Gefühlen begleitete, nachdem es sich gezeigt hatte, daß Graf Beust die Gelegenheit, die brutal gelöste Frage der Bundesreform vom großdeutschen Standpunkt wieder aufzurollen, verpaßt hatte. Der Sieges- und Milliardenrausch ließ alle noch vorhandenen wahrhaft föderalistischen Strömungen nicht aufkommen. Ludwig II. von Bayern schrieb das ihm vorgelegte Briefkonzept an den Preußenkönig ab, und der Scheinföderalismus der neuen Reichsverfassung beschwichtigte die letzten Widerstände im Süden, wo man sich noch viel darauf einbildete, die kümmerlichen Reservatrechte in Sicherheit gebracht zu haben.

Der alte Kurfürst ließ sich dadurch nicht entmutigen. In einer nach dem Frankfurter Frieden verfaßten neuen Denkschrift erklärte er, daß die neuen Ereignisse „nur zu einer Befestigung seines Standpunktes beitragen könnten, da die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Verhältnisse bzw. der damit gegebene Grund neuer Verwicklungen unverkennbar zutage liege“. Mit dem ganzen Nachdruck, dessen eine gerechte Sache fähig ist, müsse man die Frage aufwerfen: „ob dieser jetzt begonnene Neubau auf dem ungesühnten Boden des Jahres 1866 aufgeführt werden solle, ob man glauben könne, daß deutsche Einheit die Vergewaltigung deutscher Fürsten und Volksstämme als Grundlage behalten dürfe, daß auf diesem Wege ein Werk von dauerndem Bestand, auf dem Segen und Gedeihen ruhe, sich errichten lasse?“

Wichtiger und nachhaltiger als diese unveröffentlicht gebliebene Denkschrift, die bei der damals herrschenden Stimmung an den deutschen Fürstenhöfen auch kaum einen Eindruck gemacht haben würde, war die von dem Kurfürsten damals veranlaßte Gründung der „Hessischen Blätter“. Dieses kleine, aber meisterhaft redigierte Blatt sammelte die besten Kräfte des deutschen Föderalismus um sich und fand eine wenn auch zahlenmäßig geringe, doch über ganz Deutschland sich erstreckende Verbreitung.

Zwei Jahre nach ihrer Gründung starb der Kurfürst am 6. Januar 1875 zu Prag. Er hatte zuversichtlich gehofft, daß seine Verbannung nicht länger dauern werde als die seines Großvaters, der ebenfalls zu Prag sieben Jahre auf die Vertreibung der Franzosen gewartet hatte. Als auch für den Enkel sieben Jahre um waren, verlangte er immer sehnsüchtiger „nach Hause“, aber erst dem Toten wurde dieser Wunsch gewährt. „Für mich hoffe ich nichts mehr, für mein Land aber Alles“, war eins seiner letzten Worte.

In seinem Todesjahr erschien der „Aufruf zur Gründung einer föderativen Partei“ aus der Feder von Konstantin Frantz, dem Klassiker des deutschen Föderalismus, der einer der besten und treuesten Mitarbeiter der „Hessischen Blätter“ war. Diese setzten auch nach dem Tode des Kurfürsten unbekümmert um das Fehlen eines fürstlichen Prätendenten ihren Kampf um die Freiheit des hessischen und aller deutschen Stämme fort, bis nach 50 Jahren der Tod ihrem unermüdlichen Leiter Wilhelm Hopf die Feder aus der Hand nahm. An ihre Stelle ist neuerdings die „Hessische Zeitung“ in Kassel getreten, die dafür sorgt, daß der großdeutsche föderalistische Gedanke im alten Lande Hessen nicht erlischt.

[1]) Der Waffenstillstand im Westen war am 2. August geschlossen, der Kurfürst wurde erst am 19. September frei!

Christliche Kunst auf dem Weihnachtstisch.

Von Dr. Otto Kunze.

Es war eine betrübliche Kulturerscheinung, daß 1923, im Jahr der Inflation, der Weihnachtsmarkt christlicher Kunst und Literatur bescheiden, fast dürftig war. Die damals Geld hatten, kauften solche Dinge nicht. Heuer ist es glücklicherweise anders. Unsre katholischen Verlage und Kunsthandlungen haben Vieles und Schönes zum Kauf ausgebreitet. Die Ausstattung ist wieder vorkriegsmäßig; der brüchige Pappband weicht dem Halb- oder Ganzleinen und das Papier verspricht die ersten drei Jahrzehnte der Benutzung zu überdauern. Unbestimmt ist natürlich noch der Erfolg. Im Haushalt der gebildeten katholischen Familie oder des Geistlichen geht es immer noch knapp her, nicht selten knapper als zur Zeit der trügerischen Billionen. Auch die Wohnungsnot wirkt zu ungunsten des Kunstwerks. Niemand hat mehr die Wände wie früher, um Bilder oder gar Reliefs anzubringen. Dazu arbeiten die meisten Menschen außerhalb ihrer Wohnräume und sehen diese nur am Abend. Abends ist aber nicht die Wand, sondern der Tisch unter der Lampe das Hauptstück des Zimmers, und auch die Kunst muß auf dem Tisch liegen, sollen die Menschen sie unbehindert genießen. — So sind die Mappe und das Buch Hauptvermittler der bildenden Kunst geworden. Das Buch auch wegen des Textes. Denn unser Zeitalter hat mit der Einheit des Glaubens die Einheit der Bildung verloren. Noch unsre Großväter verfügten über zwei sichere Vorstellungskreise: die Bibel und Legende einerseits, die antike Götter- und Heldensage anderseits. Das gab eine Menge Gegenstände für Maler und Bildhauer, deren Darstellung ohne weiteres verständlich war. Wir haben dazu die Welt von Richard Wagner, Dostojewski, Rabindranath Tagore, Ossendowski und Tutanchamun, aber natürlich beherrschen wir die Fülle nicht mehr. An Hand von Erklärungen — möglichst einfachen — müssen wir uns ins Land der Farben und Formen vortasten.

Zwei unsrer großen christlichen Kunstverlage legen uns ein paar besonders schöne Gaben auf den Weihnachtstisch. Die Gesellschaft für christliche Kunst G.m.b.H. München bietet in neuer 3. Auflage das Bilderwerk von Fritz Kunz „Der heilige Franz von Assisi“ (geb. 10 M). Heinrich Federer, dessen erquicklicher Begleittext das Buch empfehlen hilft, zieht Vergleiche zwischen seinem Schweizer Landsmann Kunz und dem ältesten Franziskusmaler Giotto. Der erscheint ihm dramatisch, Kunz episch, ja lyrisch. Er bevorzugt die stillen oder ekstatischen Augenblicke des Heiligen. Die bunten Vollbilder sind auf starkem Glanzpapier abgezogen und wirken dadurch etwas zu glatt. Aber

man halte die schwarzen Federzeichnungen im Text daneben, so wird man sich hüten, von unmoderner Süßlichkeit und Konvention zu sprechen. Manchmal erinnern die Farben an Segantini. — Ganz anders ist und doch verwandt — weil beseelte Kunst — ein Büchlein von romantischer Kunst und Dichtung, das Cajetan Oßwald im gleichen Verlag herausgibt „Die blaue Blume" (Geb. in Halbleinen 8 M). 50 meist ganzseitige schwarze und 4 farbige Illustrationen nach Schöpfungen romantischer Maler: C. D. Friedrich, Rethel, L. Richter, Schwind, Spitzweg, Steinle usw. sind begleitet von einer feinsinnigen Betrachtung, die mit zahlreichen Proben romantischer Dichtung durchsetzt ist.

Dem Mittelalter selbst, dem Wunsch- und Traumland der Romantiker, nähern wir uns durch eine große Veröffentlichung des Verlags Ars Sacra (Josef Müller), München „Dantes Göttliche Komödie" in Bildern von Gustav Doré (Original-Prachtband, Großquart, von Prof. Otto Hupp, in Ganzleinen 15 M. Dorés Holzschnittverfahren ist ersetzt durch Kupfertiefdruck, ein glückliches Eingehen auf den Geschmack der Gegenwart. Es ist gut, daß die Einführung durch Dr. F. J. Bayer die Schranke des großen französischen Illustrators selbst aufzeigt: sein Virtuosentum, das dem Gehalt der ungeheuren Dichtung natürlich nicht gerecht wird. In der Tat gibt Doré wesentlich das Aeußere. Dantes Einbildungskraft ist in des Zeichners Stift gedrungen, sein Geist und sein Glaube nicht. So wirken die Höllenszenen teilweise gar zu sinnlich grauenvoll, die himmlischen Erscheinungen schemenhaft. Wir sehen darum den Wert des Buches nicht so sehr in der künstlerischen Wirkung, als in der praktisch-belehrenden. Eine bessere Stütze der Dantelesung läßt sich kaum denken. Dem aber, dem der hohe Dichter zu schwer und streng ist, erschließt sich aus den Bildern und den knappen, klaren Erläuterungen die Göttliche Komödie soweit eben möglich. — Kommen wir bei dem eben gewürdigten über eine gewisse Spannung zwischen Gegenstand und Darstellung nicht hinweg, so harmonieren beide aufs glücklichste in desselben Verlags Marienleben Bruder Philipps des Karthäusers, neu herausgegeben von Bruder Aegidius (Geschenkband 4 M). Eine schlichtherzliche Legende in den kurzen Reimpaaren der mittelalterlichen Epik. Bilder dazu in Kupfertiefdruck nach Holzschnitten von Albrecht Dürer. Bedarf es da weiterer Empfehlung? — Ein kleines Weihnachtsidyll von der Flucht nach Aegypten ist F. W. Webers Gedicht „Unter der Palme", handgeschrieben und mit Scherenschnitten illustriert von Olympias Schweizer I.B.M.V. (2 M). Ein Werk frommer Kunst, liebevoller Klosterarbeit. Ars Sacra bringt endlich eine kleine Einführung ins Heilige Jahr von D. Dr. Joh. Schuck, mit 4 Kupfertiefdrucken, darunter einem schönen Bild Pius XI. (0.40 M). Dem gleichen Zweck dient „Das große Jubeljahr 1925 zu Rom" von Ludwig Soengen S. J. (München 1924, Verlag von J. Pfeiffer 0.40 M). Wir möchten hier auch auf einen besonders schönen Abreißkalender aufmerksam machen „Roma Aeterna 1925" im Montana-Verlag, A.-G. Zürich u. Stuttgart (herausgegeben von Prälat K. Kümmel u. Matth. Gerster. 65 Abbildungen mit fünfsprachigen Erläuterungen: deutsch, italienisch, spanisch, französisch, englisch. 2 M, 2.50 Schweizerfranken, 11 Lire). Die Bilder zeigen Ansichten von Rom in ganz prächtiger Ausführung.

Nicht eigentlich zum Schrifttum des Heiligen Jahres gehört trotz des Titels „Der Weg der Kirche im Heiligen Jahr 1925" ein liturgisches Kalenderbüchlein, herausgegeben von der Abtei Maria Laach (in biegsamem Leinenband geb. 2 M, Kösel u. Pustet, Abt. Regensburg). Es enthält ein vollständiges Kalendarium als Führer durch das Meßbuch, ferner liturgische Belehrungen, Ansprachen und Gebete aus der Väterzeit, am Schluß eine Bibliographie. Das Büchlein soll jährlich erneuert werden. Hier sei es ein Vorbote des großen Weihnachtsgeschenks der emsigen Söhne St. Benedikts „Die betende Kirche". Ein liturgisches Volksbuch, herausgegeben von der Abtei Maria Laach. (Sankt Augustinus-Verlag, Berlin SW 61. 540 Seiten Lexikon-Oktav mit 24 Tafeln und zahlreichen Textzeichnungen. In Ganzleinenband 28 M, in Halblederband 35 M.) Wir kennen die Reihe Ecclesia orans. Dies stattliche und überaus geschmackvoll gehaltene Buch ist gewissermaßen deren volkstümliche Zusammenfassung. Teilweise dieselben Bearbeiter: Abt Ildefons Herwegen, P. Odo Casel u. a., und dieselbe Aufgabe, den Christen zu einem wirklich mittätigen Glied der betenden Kirche zu machen. Die individualistische Frömmigkeit der letzten Jahrhunderte und gar die Auflösung aller festen Sitte während der jüngsten Menschenalter zeitigen das an sich nicht Erfreuliche, daß der Kirche eigentliches Leben, das lebendige Tradition sein sollte und es vielfach Gott sei Dank noch ist, in Buchform gefangen und von außen an die Menschen herangebracht werden muß: das Kirchengebäude in seinen Teilen, ihrem Sinn und Zweck, die liturgischen Gewänder und Geräte, Kirchenjahr, Sakramente und Sakramentalien, Gebet der Kirche und der Höhepunkt ihres Dienstes: die hl. Messe. Es ist aber viel, viel mehr, als selbst der gemeinhin weiß, der von klein auf katholische Luft eingeatmet hat. Kannte er die herrlichen Gebete bei der Spendung der verschiedenen Sakramente? Die Segnungen bei Geburt und Tod, Arbeit und Reise, von Haus und Acker, lebendem und totem Besitz? — Die geschichtliche Grundlegung gerade in dem Abschnitte über Gebäude, Gewänder und Geräte und die begleitenden 24 Lichtdrucktafeln könnten dazu verführen, das Werk überhaupt unter kirchliche Kunst einzureihen. Mit Unrecht! Es ist vielmehr das Korrektiv einer Betrachtung die von christlicher und kirchlicher Kunst ausgeht. Es ist deren Gipfel und Einordnung unter ein notwendiges höheres Prinzip. Christliche Kunst grünt nicht für sich selbst. Sie muß wieder einmünden in die Frömmigkeit, aus der sie gewachsen ist. Anders verliert sie ihre Seele, gerade ihre künstlerische Seele. Es gibt, besonders aus dem 19. Jahrhundert, Gemälde von der Kreuzigung, vom zwölfjährigen Jesus usw., die sofort verraten, daß ihren Schöpfer nur der ästhetische Vorwurf beschäftigte. Solchen Bildern fehlt ihre letzte Vollkommenheit. Sie sind tot. Lebendig ist und bleibt nur, was aus dem Leben der Gemeinschaft kommt und wieder in deren Leben eingeht. Und dieses Leben hegt die betende Kirche und hebt es ins Ewige empor. Wer aber draußen steht oder sich weit von der Kirche verirrt hat, dem sei der Führer von Maria Laach besonders empfohlen.

Der „Kaplan von Heiligenberg" und meine Kritiker.

Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Etwa 100 Zeitungen des In- und Auslandes haben meinem Kulturkampfroman „Der Kaplan von Heiligenberg" (Verlag Auer, Donauwörth, 268 S., Preis 3 M. D. Schr.) längere oder kürzere Besprechungen gewidmet. Fast durchweg katholische. Es ist daher begreiflich, daß viele Kritiker sofort den eigentlichen Zweck dieses Buches herausfanden. Besonders die Feder älterer Herren und Damen, deren Geburtsstunde vielleicht in jenen bedrängten Jahren schlug. Die jüngeren begriffen erstaunt, was der Kulturkampf für das deutsche Volk bedeutete, wie er eigentlich vor sich ging und gewannen durch die belletristische Schilderung der kulturkampfgeschichtlichen Epoche erst die Klarheit der Vorgänge. Einige wenige, ganz wenige, scheinen durch ihre Kritik zum Ausdruck bringen zu wollen, daß ihnen die Behandlung dieser häßlichen Religionskriegsepoche unzeitgemäß erscheint, so die Saarländer Schulzeitung-Saarbrücken, der Schwäbische Schulanzeiger-Augsburg und die „Seele" (Septemberheft 1923, Verlag Habbel). „Die Seele" tadelt andeutungsweise das Erinnern an „alten katholischen Kampfgeist gegen die Uebergriffe des Staates", und schließt ihre Betrachtung ein klein wenig boshaft mit der Bemerkung ab: „ . . . dürfte das Werk dem Anreger, Bischof Korum, wohl sehr entsprochen haben." — Auch die Neu-Yorker Staatszeitung leitet ihre Besprechung mit den Worten ein: „Im Vorwort zu diesem etwas verspätet kommenden Tendenzroman . . ." Und schließlich eine spöttische Bemerkung aus Roseggers Heimgarten wird mit den Worten eines „von Schw." eingeführt: „Da wir bekanntlich keine größeren politischen Sorgen haben, als den Bismarckschen „Kulturkampf", so bringt die klerikale Wiener „Reichspost" einen sehr zeitgemäßen Originalroman . . ."

Wenn auch diese 5 zweifelsüchtigen Stimmen nur zu 5% im Gegensatz zu den übrigen Kritiken stehen, so genügten sie, um mich noch einmal die Frage erwägen zu lassen: Habe ich mit meiner Arbeit recht getan, oder hätte ich trotz der väterlichen Anregung des erfahrensten aller Bischöfe an diesem Thema achtlos vorbeigehen sollen?

Als ich mich etwa vor 3 Jahren entschloß, diese Geschichtsepoche zwecks literarisch-belletristischer Verwendung durchzuarbeiten, lagen die besiegten deutschen Länder in tiefster Not darnieder, vor allem geistiger Not. Zehntausende, Hunderttausende, die im festen Glauben an Gott und seine Heilslehre in den Krieg ausgezogen waren, kehrten seelenkrank in die Heimat zurück. Das Entsetzen über die Erlebnisse, der Zweifel an Gottes Güte und Barmherzigkeit, der Unverstand, sein eigenes Geschick an den Geschehnissen von Ewigkeitswerten zu messen, raubte vielen das klare Besinnen und machte sie unfähig, auch in der tiefsten Not die Wege göttlicher Vorsehung oder wenigstens Zulassung zu erkennen. So kam es, daß der Glaube in vielen Seelen zerrüttet, zerrissen niederbrach, und ein Geschlecht heranwachsen konnte, das lediglich dem Materialismus und Egoismus dienend das Unglück der deutschen Lande herbeiführen, d. h. vollenden mußte.

Es war fast naturnotwendig, daß die Feder eines Priesters ein Thema zu bearbeiten suchte, das geeignet war, nicht nur durch Betrachtungen, Predigten oder direkte seelische Beeinflussung auf die Ermüdeten einzuwirken, sondern das vor allem dazu diente, die Freude der Begeisterung neu zu erwecken. Wie ein Feldherr oft vor der Schlacht den Mut der Kämpfer durch Hinweis auf früher erfochtene



Siege zu beleben und zu entfachen sucht, so mußte ein einfaches, leicht verständliches Buch geschaffen werden, dessen Inhalt den Leser für unseren Glauben, seine Betätigung und seine Verteidigung zu begeistern wußte. Da las man von Vätern, Großvätern, die vor 50 Jahren bereit waren, die heiligsten Güter gegen alle Gewaltmittel des Staates zu verteidigen, da staunte man, daß es Menschen gab, die fähig waren, für christliche Ideale und katholische Freiheit trotz angedrohter und durchgeführter materieller Schädigung einzutreten und schwere Strafen zu erdulden. Gab das nicht zu denken? War es recht, die so kostbar erkämpften Güter nun einfach in der Zeit der seelischen Verwirrung preiszugeben? So mußten viele denken, und Gott sei es gedankt, so haben viele gedacht. Grund genug, mein Buch zu schreiben.

Aber nun stehen Stimmen auf, die da sagen, unsere idealen Güter waren oder sind nicht in Gefahr, und es war nicht nötig, die Katholiken zum Festhalten an ihrer Religion anzufeuern. Wer sagt das? Sagen das die Bischöfe, sagen das diejenigen, die gewöhnt sind, in den Tiefen der Volksseele zu lesen? Wenn ich aus den Kritiken schließen darf, so sagen es Lehrerorgane, die ja[1]) zuweilen die Gefahren nicht sehen, die unserem Glauben drohen; es sagt das die „Seele", weil sie das religiös-sittliche Ideal unter einem anderen Gesichtswinkel sieht. Ihre Auffassung ist meinem Stoff gegenüber zu weich, fast zu seelenharmonisch. Es sagt es begreiflicherweise der Amerikaner, der im Besitze voller geistiger und geistlicher Freiheit nicht glauben kann oder will, daß im 20. Jahrhundert noch ein Volk wegen seiner religiösen Betätigung bedrängt werden könnte, es sagt es Rosegger durch sein Sprachrohr von Schw. in seinem Heimgarten, der bei aller Neigung zur freien Betätigung doch einen sich frei äußernden Katholiken für unmöglich hält.[2])

Der deutsche Katholik jedoch, dem es daran liegt, seinen Glauben und seine Kirche frei und unbeengt, in voller selbständiger Entwicklung zu sehen, durfte auch in den letzten Jahren nicht sorglos zuschauen und einfach die Verhältnisse abwarten. Ich stehe nicht an, zuzugeben, daß manches, besonders in Deutschland, für die Kirche besser auslief, als sich befürchten ließ. Ja, eine gewisse, grundsätzliche Freiheit erlaubte sogar die Ausbreitung katholischer Mönchsorden in den letzten Jahren in einem Ausmaß, das in allen Jahrhunderten preußischer Hohenzollernherrschaft nicht bekannt war. Aber das Recht hierzu wurde dadurch erkämpft, daß die katholischen Staatsmänner über die erworbene Freiheit wachten und verhinderten, daß kommunistische oder deutsch-völkische Tendenzen ans Staatsruder gelangten. Und durchaus noch nicht sind die Zeiten abzusehen. In irgendeiner Form bereitet sich in vielen deutschen Landen ein Kulturkampf vor, und nicht zuletzt in österreichischen Landen. Wieder ein Grund, die Verbreitung des „Kaplans von Heiligenberg" bis in das letzte Dorf zu tragen, wie einige Zeitungen verlangen.

Nicht zuletzt waren die Qualen und die Bedrängnis der Landsleute in den besetzten Gebieten mitbestimmend, „dem Volk in leicht verständlicher Art aufzuweisen, wie erforderlich es ist, die Freiheit in der Betätigung des katholischen Glaubens zu besitzen, und wie notwendig es ist, diese Freiheit zu wahren, zum Segen unseres deutschen Vaterlandes", und ihm zu zeigen, daß Einigkeit und Geschlossenheit zum Ziele führen kann.

Es war mir eine große Freude, in der gesamten übrigen katholischen Presse Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes nur zustimmende Aeußerungen und wärmste Empfehlungen zu finden, wenn ich es auch vollständig begreiflich finde, daß die beiden größten deutschen Zentrumszeitungen aus rein politischen Gründen den Erstabdruck des Buches der „Reichspost" in Wien durch ihren Verzicht zukommen ließen. Die Reichspost hat für sich und den Autor durch den Abdruck manchen Erfolg gezeitigt. Sehr viele führende Zeitungen haben die Verbreitung des „Kaplans von Heiligenberg" außerordentlich gefördert, so die Germania, die Augsburger Postzeitung (Dr. Rost), das Neue Mannheimer Volksblatt, ganze Reihen süddeutscher, österreichischer, rheinischer und schlesischer Zeitungen. Da meine Heimat mich sicher nicht verwöhnt, war es mir eine Genugtuung, zu finden, daß verschiedene schlesische und oberschlesische Blätter in reinster Sachlichkeit das Buch dringend dem Lesepublikum empfahlen. Die Begebenheiten spielen sich ja auch an der alten schlesisch-österreichischen Grenze ab, und die Schlesier besonders sollten schon aus Lokalpatriotismus das Buch überall verbreiten.

Auch aus adeligen Kreisen, die mir meinen „Sturm- und Drangroman" „Erkämpft" noch immer nicht vergessen können, erhielt ich ziemlich viele Zustimmungen. Und mit Recht; denn der Adel kann auf seine Tätigkeit und Stellungnahme während des Kulturkampfes nur stolz sein. Als Schriftsteller mußte ich gerecht sein, durfte und mußte ich den damaligen Adel als katholisch glänzend bewährt hinstellen. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Mitglieder des katholischen Adels noch so katholisch empfänden, als sie damals empfanden. Dies Buch, das ihnen Ehre erweist, sollten sie ihren Bibliotheken nicht fernhalten.

Wir stehen in einer Zeit der Rückerinnerung. In vielen Blättern werden Erlebnisse der Kulturkampfepoche erörtert, und zwar nicht nur zufällig. Es ist unsere heilige Aufgabe, die katholische Menschheit auf Gefahren aufmerksam zu machen, die sie umlauern, und ihren Geist so zu beeinflussen, daß sie in entscheidender Stunde nicht unvorbereitet dastehe. Dazu schrieb ich den „Kaplan von Heiligenberg", und ich danke noch einmal dem großen gütigen Bischof Dr. Korum von Trier für den mir väterlich erteilten Rat.

[1]) Katholische oder sog. neutrale? D. Schr. — Sehr viele katholisch fühlende Lehrer und Lehrerinnen haben mir jedoch persönlich für die belletristische Form dieser Arbeit besonders gedankt. Str.

[2]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch diesem Kritiker seinen Schlaf wiedergeben, den er seit September 1923 nicht mehr finden kann, der Arme. Er sagt, er könne vor Denkarbeit nicht schlafen, um zu finden, wo ein solcher Dialekt gesprochen würde. Also hier die Antwort: In den schlesischen Gebirgsdörfern an der mährisch-schlesisch-tschechischen Grenze. Aus den politischen und sprachlichen Verwirrungen dieser Gegenden ist ein Gebirgsdialekt entstanden, der das Oesterreichische mit mährischen, tschechischen und schlesischen Lauten verbindet. So, nun wünsche ich: Gute Ruhe! Str.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

V.

Herder, Freiburg i. Br.: Immer mächtiger vorstoßend zur Gesamtheit, zum Ganzen des Christentums bekundet sich die Bewegung um den in der Eucharistie fortlebenden Christus, in dem wir leben, wenn wir in der Eucharistie leben. Unendliches quellendes Licht strahlt aus dieser göttlichen Heilswelt. Doch zunehmend führenden Lichtes bedürfen wir noch immer auf dem Lebenswege dorthin. Ein solcher zuverlässiger Wegweiser möchte sein, und ist es, ein schmales, inhaltlich reichgestaltiges Büchlein aus der Hand eines Bewährten: **Eucharistia. Von ihrem Wesen und ihrem Kult.** Von Joseph Kramp S. J. 12° X und 136 S. Geb. M. 2.60. Themen: Eucharistische Lebensfülle, Opfergemeinschaft und Opferkommunion, eucharistische Huldigung in Geschichte und Gegenwart, Bausteine zu einer eucharistischen Lebensordnung, Liturgie der römischen Messe. Die Unmittelbarkeit der Erkenntnis und Gefühlsausströmung innerhalb der Darstellung sichert weite Leserkreise.— Eine bis zur Vollkommenheit christusgeheiligte Seele läßt ein meisterhaft gezeichnetes Persönlichkeitsbild vor uns erstehen: **Die heilige Johanna Franziska von Chantal und der Ursprung des Ordens von der Heimsuchung.** Von Emil Bougaud, weil. Bischof von Laval. Dritte und vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von einem Mitglied des Benediktinerordens. Mit einem Titelbild. 8° XII und 250 S. Geb. in Leinwand M. 4.20. Die straffe Fassung der vorliegenden Bearbeitung verleiht diesem auserwählten Frauenleben eine noch packendere Eindringlichkeit für alle nach christlichen Vorbildern ausschauende edelstrebende Weiblichkeit in und außer dem Weltleben.— Eine neuzeitliche Mystikerin, die für sich und andere die große Wahrheit: Mystik ist an erster Stelle Erfahrungswissenschaft, erkannte und auswertete, lehrt uns Karl Richstätter S. J. kennen in: **Eine moderne deutsche Mystikerin. Leben und Briefe der Schwester Emilie Schneider, Oberin der Töchter vom heiligen Kreuz zu Düsseldorf.** Mit 5 Bildern. 8° VIII und 232 S. Geb. M. 4.80. Die Heldin, geb. 1820 (zu Haaren b. Aachen), gest. 1859, hatte im Gehorsam der Berufung binnen weniger Jahre unter denkbar ungünstigen Umständen ein Werk vollbracht, dessen Gelingen von vornherein fast als eine Unmöglichkeit erschien: Die Wiederherstellung der verfallenen Zucht eines anderen Klosters. Das Ergebnis aber lautete: Durch schweren Kampf zum leuchtenden Sieg, kraft eines begnadeten Innenlebens, das sich vorbildlich in apostolische Wirksamkeit umsetzte. Der weithin flutende Segen, der seit 70 Jahren vom Düsseldorfer Theresienkrankenhaus durch die beim Volke so sehr beliebten Barmherzigen Schwestern ausgeht, hat seinen Ursprung in jener heiligmäßigen Oberin Emilie, deren Lebensbild und Briefe von klassischer Einfachheit und Schönheit auch empfänglichen Unerfahrenen ohne Schwierigkeit eingehen. — An dieser Stelle folge der Hinweis auf ein Buch, „für Erziehung und Selbsterziehung, für Mütter und Töchter": **Kinder unserer Lieben Frau.** Bilder nach dem Leben gezeichnet von Schwester Adalberta Maria vom armen Kinde Jesus. 8° VIII und 196 S. Geb. in Leinwand M. 2.80. Es sind 10 Erzählungen über Marienkinder, „verschieden an Alter, Charakter und Lebensstellung"; für Marienkinder, die, schulentlassen, angesichts der ihnen sich auftuenden Welt der Lebenswirklichkeit stehen. — Unser der großen Gesamtheit gegenüber einerseits kleines, andererseits kostbares Leben als dessen eigener Steuermann immer besser meistern zu lernen, möchte uns, wie schon wiederholt in seinen weitverbreiteten Werken, Alfons Heilmann auch in seinem jüngsten Bande, dem dritten der „Wege zum Glück für christliche Lebensgestaltung", lehren: **Vom kostbaren Leben. Sonntagsgedanken.** Erstes bis sechstes Tausend. 8° VI und 192 S. Geb. M. 3.—. Das im lichtgrünen Gewande der Hoffnung zu uns kommende Buch gliedert sich in 5 Hauptkapitel mit insgesamt 52 Unterkapiteln. Jene heißen: Lebenskräfte, Lebensbildung, Lebensführung, Lebensbeherrschung, Lebensgemeinschaft. Ueber dem Ganzen und seinen Einzelheiten flammt unsichtbar, aber spürbar das Gebot der Verantwortlichkeit. Das zwingende Bewußtsein dieser für uns Zeit und Ewigkeit bedingenden Forderung in uns immer lebendiger, zugleich stärkender, tröstlicher zu machen: das versteht dieser Gottinnige und Gottkundige in hohem Grade.

Seelennot der Gegenwart, Ruf von Draußenstehenden nach der Kirche, Gestaltungskraft der Kirche in Vergangenheit und Gegenwart, Amt und Geist, Dogma und Leben, Sakrament und Gnade, Meßliturgie, Mystik und Caritas sind die hochwichtigen Themen einer Zusammenfassung von Kanzelpredigten, die Dr. Engelbert Krebs, Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br., zu Anfang dieses Jahres vor zahlreichen Katholiken und „manchen" Nichtkatholiken gehalten und nun als Buch veröffentlicht hat unter der Aufschrift:

Die Kirche und das neue Europa. Sechs Vorträge für gläubige und suchende Menschen. Gr. 8° VIII 191 S. Kart. 3.50. Beigegeben wurde ein Anhang: „Die Unionsmöglichkeiten für die katholische und russische Kirche", sowie ein Namen- und Schrifttextverzeichnis. Wie scharf dieser Klarsehende hineinschaut in den Zersetzungs- und Werdeprozeß unserer Zeit, wie tief er hineinzugreifen versteht ins innere Leben der nach Klärung und positivem Wissen strebenden geistigen Menschen der Gegenwart: das zeigt dieses lebensprühende Buch, das in seiner Gedrungenheit auf einen Schatz intellektuellen und seelischen Besitzes deutet. Reiche Aufhellung, dank einer schon in dieser straffen Fassung erstaunlichen Fülle des Beweismaterials, ist überhaupt das Grundmotiv der hier angeschlagenen Glaubensharmonie. Papst Pius XI. in seiner Friedensenzyklika verkündete die große Wahrheit: Keine menschliche, nur eine göttliche Stelle ist vorhanden, der Menschheit Frieden und Einheit wiederzugeben: die Kirche. Diese herrliche Verheißung übermittelt auch Prof. Krebs in seinem vorliegenden Buche, das Führerlicht schenkt für die von neuem oder ganz neu zu beginnenden Wege ins Ewigkeitsreich der Erkenntnis und Gnade. — Nur erwähnen kann ich hier eines kurz vor Torschluß eingetroffenen Werkes, das einer jetzt nicht erschwinglichen genauen Prüfung bedürfte, auch nur für ganz knappe Abspiegelung seines schwergewichtigen, weitumfassenden Inhalts: Wege der Weltweisheit. Von Bernhard Jansen, S. J. Gr. 8° VII u. 368 S. Geb. in Leinwand 8.40. Der Verlag selbst hebt klipp und klar die Hauptmerkmale hervor: Einführung in die großen erkenntniskritischen und metaphysischen, psychologischen und religiösen Fragen unserer Zeit; ein unterscheidendes Hineinleuchten auch in die neuscholastischen und modernen Philosophen, in das ihnen Gemeinsame und sie Trennende. Und diese Antwort des Werkes auf die großen Weltanschauungsfragen für weitere Kreise philosophisch Ringender geschieht nicht als Lehrbuch, sondern als eine Folge „lebensvoller, anregender Essays". — Der kundige Freund des Bauerntums in dessen äußerer und innerer Ausgestaltung, der Mockersdorfer Pfarrer Joseph Weigert, Verfasser des wiederholt aufgelegten „Das Dorf entlang", veröffentlicht im 11. Heft der Buchreihe für zeitgemäße Seelsorge eine neue Frucht seines mannigfachen einschlägigen Wissens: Religiöse Volkskunde. Ein Versuch 8° VIII u. 124 S. Geb. M. 3.20. Das im Untertitel so bescheiden gekennzeichnete Buch ist für den Volksliebhaber, besonders für den Bauernfreund, sehr anregend und nachhaltig wirksam. Zumal für den Priester und den Lehrer, wenn es sich auch gewiß nicht auf just diesen Doppelkreis beschränken dürfte, sondern in das Volk selbst hineingetragen werden sollte, vor allem in den Bauernstand, dessen Wirken und Leben es so hell beleuchtet. Nicht nur zu lesen, sondern möglichst zu fördern ist dieses Buch, dessen tiefsten Wesensgrund die Religion bildet. Eben deshalb!

„Streifzüge ins Reich der Ton- und Spielkunst" heißt der Untertitel eines feinen, fesselnden Bandes geist- und kraftvoller Ausprägung: Dominanten. Von Joseph Kreitmeier S. J. Mit 5 Bildern. 8° VII u. 261 S. Geb M. 6.—. Hier nur ein warm empfehlender Hinweis zugunsten aller Musikfreunde, die dankbar sind für intellektuelle Anforderungen erhebende Aufhellungen dieser Art. Die A. R. befaßt sich an anderer Stelle eingehender mit dem wertvollen Buch. — Als wertvoll, und zwar für breite Kreise, gibt sich auch die jüngste Bereicherung der beliebten „Denkwürdigkeiten"-Bibliothek, deren Herausgeber uns nun erfreut durch Karl Maria von Weber. Seine Persönlichkeit in seinen Briefen und Tagebüchern und in Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor a. D. Mit einem Titelbild. 8° XXV u. 204 S. Geb. M 4. Neben die uns aus gleicher Hand übermittelten wesensähnlichen Beethoven- und Mozartbände stellen wir ergriffen diesen 7. der Gesamtreihe. Ein Beweis für die zugkräftige Gediegenheit dieser Veröffentlichung: Auch — ja erst recht — wer Gelegenheit hatte und hat, Max v. Webers umfangreiche Biographie über seinen so beklagenswert früh dahingeschiedenen Vater kennen zu lernen, wird sich des vorliegenden, bisher einzigartigen Werkchens mit verdoppelter Anteilnahme erfreuen, weil es bereits Gewußtes in umso unvergeßlicheres Licht stellt und — was nicht zu übersehen ist! — bislang nicht Gewußtes hinzufügt, da es Dr. Hellinghaus gelang, neues Quellenmaterial aufzufinden und zu benutzen. — Erwähnt sei noch, daß den bei Herder durch Prof. Dr. Otto Hellinghaus herausgegebenen Ausgewählten Novellen von Theodor Storm folgende Bände in 12.—16 Tausend neu aufgelegt wurden: Der Schimmelreiter M 1.20; Zur Chronik von Grieshus M. 1; Immensee, Ein grünes Blatt M. —.40.

Nun noch zum Schluß das fröhliche Anklingen eines Christbaumglöckchens: Unseren Kleinen und den ihnen zugehörigen Großen bietet der Verlag zwei schöne Märchenbücher; I. Wilhelm Matthießen: Das alte Haus. Ein Märchenbuch für Kinder zum Vorlesen. Zweite Auflage in sehr wirkungsvoller kolorierter Ausgabe. Mit 25 Bildern von Adolf Schinnerer 4° VIII u. 84 S. Geb. M 6.— (nichtkolorierte Ausgabe M. 4.50) Dem Vorlesenden rate ich, zunächst — anstatt des nicht vorhandenen Vorworts — das Nachwort des Erzählers zu studieren. Alsbald gehen ihm verschiedene Lichter auf, vor allem das Hauptlicht: In dieser Sammlung von 17 Märchen handelt es sich um die zarteste Jugend (von 4—7 Jahren), und schon hier setzt die künstlerische Gestaltung notwendig ein; kindliche Sprache, kindliches Denken in dichterischer (nicht rhythmischer) Form. Jede zielbewußte Symbolik ist vernünftigerweise ausgeschieden. Alles Dargebotene geht dem kindlichen Verständnis und Gemüt leicht und sicher ein. Die rasche Neuauflage zeugt für den Erfolg. — II. Rosa Ziegler-Studers gleich auf den ersten Blick gewinnender Band: Märchen und Scherenschnitte. 4° 40 S. Geb. M. 4,20. Achtzehn ganzseitige künstlerische Scherenschnitte begleiten den anmutig empfundenen und dichterisch durchgebildeten Text dreier Märchen: Was Pinselöhrchen im Wald und bei den Menschen erlebte; Prinzessin Amarantha und die Spinne; Walters Erlebnis. Natur und Leben, Poesie und Wirklichkeit verbinden sich zu schönem Bunde unter dem Stern des lieblichen Scherenschnittes, dessen Aufstieg wir von Herzen begrüßen.

Matthias Grünewald-Verlag, Mainz. Auslieferung Hermann Rauch, Wiesbaden: Dieser Verbindung danken wir eine in der A R. wiederholt empfohlene, in Wortlaut, Bebilderung und sonstiger Ausstattung gewinnend vornehme kleine Erzählsammlung von Geist und Gemüt: Das Gastmahl der Erzähler. Geleitet ist sie durch Richard Knies, der auch sein bestes Buch: „Sonderlinge von der Gasse", mit Bildern von Willy Meyer, als siebentes Stück der Reihe eingefügt hat. Nun erschienen das dritte und das achte: Goethes hochstehendes Das Märchen, mit Bildern von Fritz Lang (geb. M. 1) und Peter Scherers in Vortrag und Gestalten von köstlichem rheinisch-urwüchsigem Humor durchleuchtetes Im alten Säkulum. Rheinische Heimaterinnerungen (geb. M. 1.50). — Ein fraglos sehr interessantes Werk veröffentlichte Karl Heinz Herke: Vom Expressionismus zur Schönheit. Versuche über Entwicklung und Wesen der modernen Kunst (das Neue Münster, Bausteine zu einer deutschen Kultur). Mit 2 Kunstdrucken. Gr. 8° 103 S. Geb. M. 3.60. Inhalt: Acht Abhandlungen über: Das Titelthema; Expressionismus und Schönheit; Deutscher Expressionismus, Darmstadt 1920; Kunstwissenschaft oder Kunstgeschichte?; Grünewalds Isenheimer Altar; Hans von Marées und die Zukunft des klassischen Ideals; Die Abstraktion Franz Marcs; Goethe und Thomas von Aquin. Herkes bald zu Anfang ausgesprochener Grundsatz: daß nur wirkliche Einsicht Urteilsberechtigung verleiht, und daß niemand so lebenskräftig ist, um der Auseinandersetzung mit der Zeitströmung auf die Dauer ohne geistigen Tod entbehren zu können, weckt ein Vertrauen zu des Verfassers Versuch, „den Leser zunächst die Entwicklung der modernen Kunst an einigen großen Linien nacherleben zu lassen", worauf dann das Wesen dieser Kunst sich ihm von selbst erschließen würde. Es sei gleich gesagt: Nach meiner Erfahrung bekräftigt sich das geweckte Vertrauen; man schließt das Buch unter dem Eindruck einer eingreifenden Bereicherung bis hinab zum Schlußsatz des Schlußkapitels und mit dem Vorsatz, das Echo der angeschlagenen Akkorde aufzufangen zur gewissenhaften Weiterbildung eines möglichst selbständigen Berechtigungsurteils. — Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung von Elisabeth Langgässer nennt sich ein Hymnenzyklus (Oktavformat 63 S. Geb M 2 40), dessen Folge sich in 6 Hauptkapitel scheidet: Advent, Epiphanie, Ostern, Die Vorfastenzeit, Die Fastenzeit, Pfingsten. Ein kühner Wurf. Aber er traf, trifft das Ziel. Nie hätte ich, ohne die gegebene Namennennung, auf eine Frau als Schöpferin dieser in Idee und Ausdruck mächtigen Dichtung geschlossen. Ein brausender Strom künstlerisch gehobener Sprache, ein Rhythmus, ein Ton, der dem wuchtigsten Anstoß wie dem leisesten Anhauch geheimnisvollen Schauens und Lauschens empfänglich standhält, Bilder und Verwebungen, die in der Gestaltung der Unmittelbarkeit nahekommen, eine Selbstenteignung, wie sie nur der seiner selbst gewisse Künstler kennt und ausübt: das alles deutet sich in dieser eigenartig überraschenden Dichtung an. Ich habe mich nicht zur sofortigen scharfkritischen Nachprüfung entschließen wollen, deren es zunächst auch nicht bedarf. Doch weiß ich, daß Gelegenheit zu sorgsamer Durchfeilung sich bieten wird, ohne daß diese, der Hauptsache nach, auf anderes als das rein Sprachliche zu gehen brauchte. Ein neues starkes Talent trat auf den Plan. Möchte es, besonders in dieser heiligen Festzeit, die ihm gebührende Beachtung finden! — Eine literarische Neugestaltung nahm Werner E Thormann an einer früher aufgelegten Studie vor unter der Aufschrift: Prophetische Romantik (Das neue Münster) Gr 8° 123 S. Zweites und drittes Tausend. Geb. M. 2 70. Die Umprägung entstand infolge der inzwischen erweiterten einschlägigen literarischen Strömungen, vor allem im Hinblick auf das Verhältnis der Romantik zum Katholizismus. Immer mehr tritt die ehemals vorwiegend gültige liberale Literaturgeschichtliche Auffassung zurück: Die Romantik sei nur ein reichlich negativer Seitentrieb der großen klassisch-idealistisch-deutschen Literaturepoche gewesen mit der einen positiven „Ergänzung" ihres sich Zurückbesinnens auf die Vergangenheit des eignen Volkes und auf die Kulturwerte des Mittelalters überhaupt. Thormann bekennt sich in schöner Erkenntnisklarheit zu Flaskamp und stellt fest, daß das wahre Wesen der Romantik einen prophetischen Charakter trägt. Eine Schlußfolgerung, die von vornherein früher als wesentlich romantisch angesehene „weite Bezirke" ins Gebiet der Scheinromantik verweist. Das entscheidende Merkmal für die Generationen um die Wende vom 18. bis zum 19. Jahrhundert ist ihr „Verhältnis zum Organischen" mit dem allem Zeitlichen abgelösten romantischen Typus einer innerhalb der Menschheitsgeschichte sich entfaltenden, inhaltlich — nicht rein formell — bedingten Gemeinschaftskultur. — Thormanns Buch ist eine feine, durchgeistigte Abhandlung über Friedrich Schlegels Programmzeitschrift der für die ganze Bewegung endgültig gewichtigsten Spätromantik: Concordia (1815/25) mit ihrer „großen Signatur des Zeitalters" und ihrer gewaltigen historisch-politischen Auseinandersetzung mit dessen umwälzendem Geist. Als Vorarbeit zu einem umfassenden Werk über „Romantik und Katholizität" bezeichnet der Verfasser den vorliegenden Band, der uns auf den Verheißenen um so gespannter macht. — Ein Erzählbüchlein neuzeitlich-romantischen Einschlags veröffentlicht Georg Lutz: Der einsame Liebesweg. Die

Brautfahrt einer Ehelosen. Nach ihren Aufzeichnungen mitgeteilt. Erstes bis drittes Tausend. 8° 101 S. Geb. M. 2.35. Ein Bändchen gehaltvollen Ernstes der Auffassung und der Darstellung nach, Einführungs- und Schlußkapitelchen mit ihrem nicht just unmittelbaren, leicht ins Satirische purzelnden Humor abgerechnet. Der Gang der Handlung bleibt, der „Spannung" halber, besser unaufgedeckt. Daß leben nicht sein, sondern werden heißt, und Sein Ewigkeit, schwingt sich als ethischer Hauptgedanke durchs Ganze.

Ferd. Dümmler, Berlin: Dr. Ernst Wasserzieher, bekannter eifriger Pfleger unserer Sprache, steht jetzt in 4. Auflage seine beliebte Sammlung: Briefe deutscher Frauen. Ausgewählt und mit Einleitungen versehen. 8° 270 S. Geb. 5 M. Wenn uns bei dem anziehenden zehngestaltigen Buche bisweilen ein bedauernder Wunsch ankommt, so ist es der um ein „Mehr!" Und zwar nicht nur in bezug auf die Zahl der Briefe, sondern auch der Briefschreiberinnen. Ich erinnere da einerseits nur an Maria Theresia, anderseits an Karoline von Humboldt, Rahel Varnhagen usw. Warm zu begrüßen sind die jeweiligen, oft recht tief schürfenden Einführungen und die aufgeführte Bibliographie.

Franz **Goerlich**, Breslau: Dem einst selbst gebrauchten Schullesebuch bewahren viele auf länger hinaus eine fast heimatliche Liebe. Sie alle wie die Freunde und Förderer der liturgischen Bewegung, desgleichen jene, die auf der Suche sind nach wirklichen Hilfsmitteln zur Belebung des Religionsunterrichts, auch nach erhebenden religiösen Geschenkmitteln, werden folgendes Werk begrüßen: Poetischer Legendenkranz. Aus deutschen Lesebüchern dargeboten von Dr. theol. Karl Kastner. 8° 188 S. Einfach geb. M. 2 60 Geschenkband M. 3. Nicht weniger als über 80 Stücke birgt das schmucke Buch, darunter solche einschlägig hervorragendsten Ursprungs. Im allgemeinen möchte der Herausgeber betont wissen, daß er den Legendenbegriff im weitesten Sinne faßt: als fromme Erzählung, die in allen Einzelheiten wahr sein kann, für deren geschichtliche Wahrheit aber keine Bürgschaft übernommen wird. Auch legendarischen Stimmungsbildern gönnte er Aufnahme. — Verdienst erwarben sich Verlag und Herausgeber um: Das Strachwitz-Buch. Die schönsten Balladen und Lieder von Moritz Graf Strachwitz (1822—47), gewählt und eingeleitet von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. 8° 94 S. Geb. 1.50. Es handelt sich um die besonders für unsere heutige empfängliche deutsche Jugend bedeutsamen Schöpfungen eines früh Dahingeschiedenen, an dessen hoher Formvollendung und mannhafter Ausreifung alle unsere späteren Balladendichter sich schulen konnten und können.

Verlag **Aschendorff**, Münster i. W.: Einen Quell der Vorbildlichkeit für unsere gebildete, gottsuchende katholische weibliche Jugend erschließt P. Wendelin Meyer O. F. M. in seiner das Lebensbild einer großen Frau, der Stifterin der Genossenschaft der Schwestern der Christlichen Liebe, (zu deren 75jährigem Ordensbestand das Werk erscheint) herrlich ergänzenden Monographie: Pauline von Mallinckrodt. Zu ihrem jugendlichen Seelenbilde. Nach Schlüters Aufzeichnungen bearbeitet. Mit 5 Bildern. 8° 283 S. Geb. M. 4.—. Beim Oeffnen des Bandes fiel mein Blick zuerst auf das Reisebildnis der Heldin (geb. 1817, gest. 1881) aus dem Jahre 1874. Als ich dann zurückblätterte, auf das dem Buch vorstehende noch jugendliche Bildnis aus dem Gründungsjahr 1849 (kurz vor dem Ordenseintritt), wurde mir der Reifeprozeß dieser Auserwählten sinnfällig klar. Das letzte Bild ist Spiegel einer (menschlich) vollendeten Seelenläuterung. Deren Weg bezeichnet das vorliegende Buch, das sein Dasein hauptsächlich Prof. Schlüter verdankt, dem edlen Freunde dieser Geistesheldin mit dem starken eucharistischen Zug. Zutreffend verweist die Verlagsanzeige auf die vielfach ersehnte und tatsächlich unbedingt notwendige wiederholte Neuorientierung auch unserer katholischen gottsuchenden Jugend an dem Leben seelengroßer Menschen. Hier aber bietet sich das mitreißende Vorbild einer selbst noch jugendlichen Frau, die, schon durchaus positiv gezeichnet, selbst reifen Geistern wie Schlüter von führender Bedeutung sein konnte und kann.

Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt. Zum 2. Mal aufgelegt wurde der von Josef Kühnel herausgegebene Band 9 der „Bücher der Wiedergeburt": Wipfelrauschen. Vom Gedankengut Meister Eckharts. 8° 57 S. Kühnel selbst gehört seiner Veranlagung und Auswirkung nach zum längst nicht mehr zu übergehenden Kreis der von lebenbejahender Lebensdurchdringung entflammten Neumystiker. Unter ihnen steht er als einer der bewußt unmittelbar Berufenen, „ein Eigener zu werden". Deshalb gelang es ihm auch so gut, einen der „ganz starken Eigenen" richtig zu erfassen, einen „der stärksten Eigenen, die es je gegeben." Aus dessen unausschöpfbarem Geistesschatz spendet er uns hier (unter kirchlicher Druckerlaubnis). Und was er gibt, sind gewaltige Wahrheiten, entnommen verurteilten Sätzen, damals zu Recht verurteilt wegen darin enthaltener überschäumender Ausdrucksweise, die zu Mißverstehen und Irrtum führen konnte. Kühnel enthebt sie nun der jeweilig gefahrdrohenden Schale, erläutert und legt frei, bis der Kern in Sonnenklarheit ersteht als Wahrheit, die ewig lebt: über Gott und die Welt, Gott und Mensch, Gott und Leben. Auch jetzt noch verlangen diese Gedanken absoluten Willen zur richtigen Entgegennahme und Hingabe. Leicht sind sie nicht, aber fruchtbar. Eine gute Vorbereitung bietet Kühnels Einführungskapitel: „Der Meister". — Ein anderes aus den Büchern der Wiedergeburt, Otto Gründlers „Geisteswende", erheischt philosophische Fachbesprechung. — An Suso und Elsbeth Staglin mußte ich denken, als ich die sogleich vorgenommene erste und zweite Lesung eines eben eingelaufenen Büchleins von auch äußerem Liebreiz schloß: Gott, Du und ich. Gedichte von Mathilde Fritsch. Kl. 4° 48 S. Geb. M. 1.20 In der hier niedergelegten Lyrik prägt sich eine Seelenverbindung aus, die ganz lauteres Licht, ganz Reinheit ist, zugleich ganz Schönheit in diesem ihrem dichterischen Ausdruck von bisweilen fast atemversetzender Vollendung und gebändigter innerer Gewalt. Das kleine Werk umfaßt ein großes Innenleben und schließt gewiß, in seiner Art, die irdische Gestaltung eines irdischen Lebens ab, das sich nun in der Ewigkeit fortsetzt. Der zunächst engste, wohl auch der engere Leserkreis dürfte die beiden Zugaben eines Bildes (der Verfasserin) und eines Vorwortes (Josef Wittigs) als nicht unbedingt notwendig erachten, wohl aber als dankenswert für das aus beiden wirkende Zarte, Unmittelbare. Was diese Dichterin in ihren Versen gab, stand unter zwingendem Muß, steht unter dem Segen seelisch-geistiger Tiefe und erreichter menschlich vollkommener Verbindungshöhe. — Ich fand in dem Büchlein eine einzige mich wirklich störende technische Unebenheit. Beim Neudruck, der nicht ausbleiben sollte, wäre genauere Beachtung der Zeichensetzung zu raten. — Vor Toresschluß kommt uns zur Hand: Morgenrot. Ein Büchlein von Dichtung und Dichtern. Von Alexander Baldus. 2. völlig umgestaltete und erweiterte Auflage. 8° 95 S. Kart. M. 1.—. Da von den hier beleuchteten 18 Dichterpersönlichkeiten 8: Bauer, Dörfler, Federer, Flaskamp, Sorge, Thrasolt, Weismantel, Zerkaulen, in dem bei Gutenberg-Koblenz erschienenen Baldus-Buche „Wanderer im Morgenrot" näheres Eingehen erfuhren, so sei zur allgemeinen Kennzeichnung auch des oben aufgeführten, selbstverständlich von wesensgleichem Geiste beherrschten Büchleins auf Dr. Karl Debus' warmherziges Urteil in Nr. 36/1923 der A. R. hingewiesen. Im vorliegenden Bändchen, dem 8. der Bücher der Wiedergeburt, sind noch folgende Dichter gewürdigt: Herwig, Kaies, Rockenbach, Roselieb, Schwarzkopf, v. Stach, v. Stockhausen, Weinrich, Wittig.

Der Hermann **Rauch**-Verlag, Wiesbaden, bringt wieder ein wichtiges Jugendbuch aus der Hand eines bewährten weltkundigen und feinsinnigen Jugendfreundes: Du Mägdlein, höre! Lesungen für Mädchen. Von Alfons Maria Rathgeber. Mit Bildern von L. Richter. 8° 195 S. Geb. M. 3. Der wunderhübsch ausgestattete Band wendet sich in erster Linie an das einfache Jungmädchen ländlicher und kleinbürgerlicher Verhältnisse. Aber der Inhalt wirkt so anziehend, auch anmutig-schelmisch und zugleich tiefgehend ernst, daß Mädchen wie Frauen jeden Alters Freude daran finden können. Sonne, klare, milde, beglückende, ist der Haupteindruck. Und doch wirkt das Buch, bei allem heiteren Genuß, durchaus erzieherisch, ohne Aufdringlichkeit. Die Hauptaufschrift ist ein Psalmwort und darum ein Hinweis auf den Heilquell, der hier dem Ganzen Licht und Kraft zur ethischen und praktischen Lebensführung übermittelt.

Marianischer Verlag, Innsbruck. Der Weltenheiland und die Jungfrau voll der Gnaden: das ist der hehre Vorwurf eines zart-hehren Büchleins aus längstbewährter tiefschürfender Dichterhand und einem gottglühenden Dichterherzen voll hingegebener Liebe zum erwählten Thema: Christus und die Mutter. Geistliche Gedichte und Legenden. Von Ilse Franke-Oehl. 8° 95 S. Geb. M. 2 40 Der Inhalt gliedert sich in 4 Hauptkapitel: Mutter und Kind, Der Meister, Mutter im Himmel. Zur Rechten des Vaters. Es müßte seltsam zugehen, wenn eine Sammlung wie diese nicht weiteste Statt finden könnte.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Musik. Im Herkules-Saal der Residenz hielt Abt Alban Schachleiter O. S. B. eine praktische Einführung in die Advent-Liturgie mit Vorführungen der Schola Gregoriana. Der Redner bemerkte einleitend, daß es sich weder um Darlegung sublimer mystischer Dinge, noch um große Kunstleistungen handle, sondern um eine Einführung in die Schönheit des Gottesdienstes. Wer diesen uralten, aus der Antike erwachsenen Melodien ferner stehe, könne wohl meinen, daß ihre frommen Weisen eine gewisse Einförmigkeit aufwiesen; dem, der sich näher mit ihnen beschäftige, erschlösse sich die Vielseitigkeit des Ausdruckes und die Tatsache, daß jedes Wort erfüllt sei von Musik, wie dies in der weltlichen Kunst Rich. Wagner erstrebt und erreicht habe. Die Proben wurden sowohl in den Männer-, als auch in den Knabenstimmen schön und eindrucksvoll gesungen. Jedem Gesang ging eine erklärende Einführung voraus. Indem der Redner die Schönheiten der gregorianischen Musik mit Wort und Beispiel darlegte, betonte er jedoch ausdrücklich und wiederholt, daß er damit keine Gegnerschaft zum Palestrinastil oder zu einer Messe Haydns und Mozarts ausdrücken wolle. Ueber die Weihnachtsliturgie will Abt Alban Schachleiter in gleicher Weise an einem weiteren Abend sprechen, zu dem er mit herzlichen Worten einlud. — Im Konzertverein bot S. v. Hausegger die selten gehörte, erste Leonorenouvertüre und die 2. Symphonie Beethovens in einer Gestaltung von großer Eindringlichkeit und Plastik. Dazwischen hörte man zum ersten Male die 4. Symphonie von Waldemar von Baußnern. Wir haben den Tonsetzer im Vorjahre in seinem hohen Lied vom Leben und Sterben: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod" kennen gelernt. Das neue Werk ist von einer heute seltenen kleinen Orchesterbesetzung mit Einfügung des Klaviers ohne Solocharakter. Trotz dieser Sparsamkeit der Mittel ist die Klangwirkung sehr stark. Es herrscht bei leidenschaftlicher Bewegung lyrische Stimmung vor, die von Schwermut und Sehnsucht zu freudvollem Erwachen, zu kraftvollem Leben führt. Die werbende Wiedergabe Hauseggers löste stürmischen Beifall aus, für den auch der anwesende Tondichter wiederholt danken konnte.

Volkstheater. „Die Frau ohne Kuß", Lustspiel von Rich. Keßler, Musik von Walter Kollo. Den Titel einwandfrei zu erklären, dürfte schwer fallen; ganz sicher blieben Dichter und Tonsetzer ohne Kuß von der Muse, als sie dies Stückchen verfaßten. Käme da nicht ein Schauspieler von so unverwüstlicher guter Laune und so zündendem Humor, wie Koutensky, die gesuchte Handlung und ihre zuweilen recht derben Scherze blieben ohne Leben und Temperament. Es gibt Leute, die können unerschöpflich plaudern; es ist weder sonderlich neu oder gar bedeutend, was sie sagen, aber ihre Rede plätschert angenehm dahin; man hört gerne zu. Solch leichtflüssiger Plauderer in der Musik ist Kollo. Hertha Kuß vom Deutschen Theater in Berlin gab die Titelrolle mit Anmut und ständig wechselnden, mondainsten Toiletten.

Puccini †. Giacomo Puccini, geboren am 22. Juni 1858 zu Lucca, ist am 29. November in Brüssel, woselbst er sich einer Kehlkopfoperation unterzogen hatte, gestorben. Wie Mascagni und Leoncavallo ist auch er aus dem Verismo hervorgegangen. Seine Oper Le Villi, wiewohl später aufgeführt, blieb in jenem Preisausschreiben, aus dem „Cavalleria rusticana" siegreich hervorging, ohne Preis. Seine nächste Oper „Manon Lescaut" ging bereits über die enge Richtung hinaus, mit „Bohème" (1897) erhielt er Weltgeltung. Diese Oper ist wohl der künstlerische Höhepunkt seines Schaffens, wenn auch Tosca und Madame Butterfly ihr an Zahl der Aufführungen nicht nachstehen. Weniger Verbreitung fanden „Das Mädchen aus dem Westen" und „Die Schwalbe". Gerühmt werden die Einakter Il Tabarro — Angelica — Giovanni Schicchi, von denen der letztere von der Münchener Oper vorbereitet wird. Die Mailänder Scala kündigte bereits die Uraufführung einer Oper Turandot an, an welche die letzte Hand anzulegen dem Tonsetzer nicht mehr vergönnt war. In München ist Puccini später als anderen deutschen Bühnen bekannt geworden; erst ein Ensemblegastspiel der Stuttgarter Hofoper vermittelte uns die Bekanntschaft mit seiner Bohème. Diese, Tosca und Butterfly sind dann lange erfolgsichere Stützen des Spielplanes gewesen. Vor einiger Zeit glaubte ich bei der Neueinstudierung der Tosca die Bemerkung machen zu müssen, daß die durch blendende Lyrismen verzuckerte Grausamkeit auch rein äußerlich an Wirkung eingebüßt hätte. Puccini hat sich einprägsame Textbücher mit starker Sentimentalität ausgesucht. Seine Melodik fußt auf den besten italienischen Ueberlieferungen von Schönheit der Linie und leichtem Fluß. Modern sind das verfeinerte Klangempfinden und das Raffinement seines technischen Könnens, das an eigenartigen Instrumentaleffekten fast unerschöpflich ist. Unserem Empfinden mag die Süße seiner Lyrismen oft süßlich erscheinen, den Italienern galt Puccini als der hervorragendste Vertreter ihrer Opernkunst.

Verschiedenes aus aller Welt. In Zandvoort bei Amsterdam starb der holländische Dichter Hermann Heijermans. Sein bekanntestes Drama „Die Hoffnung auf Segen" ist, als die naturalistische Richtung die herrschende war, auch in Deutschland sehr viel gespielt worden. Neueinstudierungen in den letzten Jahren haben sich nicht mehr in gleichem Maße erfolgreich gezeigt. — In Berlin fand, von Reinhardt geschmackvoll inszeniert, Shaws „Heilige Johanna" viel Beifall. Es erscheint peinlich, daß der englische Spötter gerade diesen Stoff wählte. Seine Tendenz: die Heiligkeit der Jungfrau ist die Ueberlegenheit an Wille und Geist über die Männer, die selbst zum Kriegführen zu dumm sind. — Zum ersten Male seit dem Waffenstillstand ist in Straßburg eine Vorstellung in deutscher Sprache gegeben worden. Es waren Schauspieler aus Basel, die den Don Carlos mit großem Erfolg spielten. Die französischen Aufführungen sind sehr mittelmäßig und sehr schlecht besucht. Vollere Häuser machen Operetten, für welche die deutsch-elsässische Mundart zugelassen ist.

München. L. G. Oberlaender.

III. Hausmusikabend (Weihnachtssingen) am Samstag, den 13. Dezember 1924, abends 8 Uhr im kleinen Odeonssaal, München. Programm: Toccata, Adagio und Fuge in D dur für Orgel von J. S. Bach; Rezitativ und Arie für Baß aus „Messias" von Händel; Sonate in G-dur für Flöte, Violine und Klavier von Bach; geistliche Chöre von G. Rüdinger; Klavierstücke von H. Lemacher (Köln); Weihnachtslieder für Soli, Chor, Flöte, Violine, Klavier und Orgel. Mitwirkende: Maria Demleitner (Sopran), Mathilde Rüdinger (Alt), Richard Schmid (Baß), klein Minni und Schwester (Sopran und Alt), Annemarie Stubenrauch (Flöte), Jost Raba (Violine), Hermann Sagerer (Orgel), August Pfeifer (Klavier), der Rüdinger-Chor unter Leitung von Gottfr. Rüdinger. Eintritt frei. Freiwillige Spenden zur Kostendeckung werden am Saaleingang dankend entgegengenommen. Eintrittskarten werden voraus abgegeben in der Musikalienhandlung von O. Halbreiter, Promenadeplatz.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der am 2. Dezember abgeschlossene Handelsvertrag mit England, der auf 5 Jahre festgelegt ist, beruht auf dem Grundsatz der gegenseitigen Meistbegünstigung, der England die denkbar weiteste Auslegung zu geben sich bereit erklärt. Dies zu betonen ist um so wünschenswerter, als es anderseits heisst, es solle das Recht der Vertragsschliessenden, Vorschriften über die Art, die Form oder den Platz der Einfuhr oder über die Markierung eingeführter Waren zu erlassen, durch die Bestimmungen des Handelsvertrages nicht berührt werden. Die Aufhebung des Passzwanges wurde nicht erreicht. Die 26 proz. Reparationsabgabe bleibt bestehen, wenn Deutschland nicht in dieser Sache mit dem Reparationsagenten zu einem befriedigenden Abkommen gelangt. Indien und die Dominions haben an dem Vertrag keinen Anteil; die meisten werden indessen ohne erhebliche Schwierigkeiten beitreten.

Die Umstellung bei der Diskontogesellschaft ist, wie wir schon angenommen hatten, ein wenig ungünstiger als die Börsenschätzung. Die Goldbilanz weist ein Reinvermögen von 136 Mill. G.M. auf. Dem steht ein Kommandit-Kapital von 666 667 000 M. Kommandit-Anleihen gegenüber, nachdem von den im Dezember 1922 geschaffenen 290 000 000 M. Kommandit-Anleihen 233 333 000 M. gegen Erstattung des Goldmarkwertes ihrer Einzahlung zum Einzug gelangt sind. Es wird vorgeschlagen, das Kommanditkapital im Verhältnis von $6^2/_3 : 1$ auf 100 Mill. G.M. umzustellen und eine offene Reserve von 36 Mill. G.M. zu bilden, von denen 2 Mill. der Fürsorge für die Angestellten gewidmet werden sollen. Bekanntlich befindet sich das gesamte Aktienkapital der Norddeutschen Bank in Hamburg und des A. Schaaffhausenschen Bankvereins A.-G. in Köln (seit 1914) im Besitze der Diskontogesellschaft, so dass der Geschäftskreis dieser Banken jenem der Filialen anderer Bankinstitute entspricht. Die Norddeutsche Bank hat ihr Kapital von 60 Mill. im Verhältnis 5 : 1 auf 12 Mill. G.M. umgestellt und eine offene Reserve von 3 Mill. gebildet. Der Schaaffhausensche Bankverein hat eine Umstellung im Verhältnis 4 : 1 von 100 Mill. auf 25 Mill., die gleichfalls in dieser Höhe verbucht sind, und eine Rückstellung von 8 Mill. beschlossen. Hieraus ergibt sich, dass dem Gesamtkapital der Gemeinschaft dieser drei Banken Reserven von 45 Mill. G.M. gegenüber stehen. Diesen Kapital- und Reservenstand wies die Bank in den Jahren 1895—1897 auf. Im Hinblick auf das Aufhören der Inflation, die den Erwerb grosser Aktienpakete ohne nennenswerte Kapitalaufwendungen ermöglichte und in Ansehung ihrer Eigenschaft als Kommandit-Gesellschaft auf Aktien und die in ihrer Satzung enthaltenen besonderen Schutzvorschriften glaubt die Verwaltung ihre Unabhängigkeit hinreichend gesichert, so dass die Schutzaktien entbehrt werden können. Eine Kapitalserhöhung erachtet die Bank im Augenblick nicht für opportun. Die Gerüchte von einer Auslandstransaktion, ähnlich wie bei der Deutschen Bank bewahrheiten sich nicht; die Bank scheint in günstiger Beurteilung der Verhältnisse an eine spätere Plazierung neuer Anteile im Inland zu denken. Z. Zt. besitzt das Institut 98 Filialen, von denen 77 eigene Gebäude haben. Die dauernden Beteiligungen bei Banken und Bankfirmen werden mit 22,8 Mill. bewertet. Die Entwicklung der ausländischen Unternehmungen soll günstig sein, doch hatte die Brasilianische Bank für Deutschland und die Bank für Chile und Deutschland unter der gleichzeitig ungünstigen Entwicklung der Mark und der Valuta ihres Landes zu leiden. Trotz des erheblichen Substanzverlustes ist die Bank in der Zwischenzeit und auch jüngst wieder mit vielen Millionen als „Gewinnbesteuerung" herangezogen worden. Im laufenden Jahre haben sich die Kreditoren bei allen 3 Banken verdoppelt. Die Verwaltung glaubt seinerzeit eine entsprechende Dividende vorschlagen zu können. Die Beamtenzahl ist nahezu halbiert. — Auch die Commerz- und Privatbank rechnet mit Dividendenaufnahme bereits für 1924. Das laufende Geschäft, besonders seit August, wird als günstig bezeichnet. Umstellung $16^1/_2 : 1$ auf 42 Mill.; Reserven 21 Mill. Das Aktienkapital wird auf weniger als die Hälfte der Friedensbasis ge-



bracht. Da indessen die Bank in den Kriegs- und Nachkriegsjahren sich sehr ausgedehnt, so lässt sich mit diesen Vergleichsziffern nichts besagen. Die offenen Reserven sind um ein Drittel erhöht. Bedeutende Werte stellen die 175 Bankgebäude dar. — Die Mitteldeutsche Kreditbank betreibt eine sehr scharfe Umstellungspolitik; ob die Aussicht auf eine Dividende für 1924 die Aktionäre für ihre Enttäuschung entschädigt, ist fraglich. Die Verwaltung schlägt die Umstellung des Stammkapitals auf 22 Mill. G.M. vor. Da das bisherige Stammkapital 1100 Mill. P.M. beträgt, ergibt sich ein Zusammenlegungsverhältnis von 50 zu 1 für die Stammaktien. Das Vorzugsaktienkapital von 20 Mill. P.-M. soll noch schärfer, nämlich im Verhältnis 1000 zu 1 auf 20,000 G.M. bei unverändertem 15fachen Stimmrecht umgestellt werden. Gleichzeitig sollen der gesetzlichen Reserve 222 000 G.M. zugeführt werden.

Die Börse entwickelt sich recht günstig. Die Goldbilanzen der Industriegesellschaften und Banken sind doch im allgemeinen besser ausgefallen, als man befürchtete. Auch rechnet man damit, dass die grossen Unternehmen grosse stille Reserven besitzen. Wenn man erwartet, dass die tonangebenden Aktien mit der Zeit auf Pari stehen, so ist dies kaum zu optimistisch gedacht. Von verschiedenen Industrien wird eine Zunahme der Beschäftigung gemeldet, auch der Baumarkt erfährt eine wachsende Belebung. Stagnation wird vom bayerischen Kohlenbergbau gemeldet.

Statistische Berechnungen zeigen, dass die Ernteergebnisse mit Ausnahme der Kartoffel doch günstiger ausgefallen sind, als man angenommen hatte. Auch der Weinernte hat der schlechte Sommer nicht so sehr geschadet, als zu befürchten war. Mit Ausnahme von Franken und Württemberg ist der Ertrag quantitativ zwar geringer als im Vorjahre, aber nicht unbefriedigend. Die Qualität übertrifft den Jahrgang 1922, mit welchem man ihn hatte vergleichen wollen.—

Die Deutsche Automobil-Ausstellung in Berlin (10.—18. Dezbr.) ist ein ausdrucksvoller Beweis von dem ungebrochenen Unternehmungsgeist und der Schaffenskraft dieser Industrie, deren Zusammenbruch französische Blätter von Zeit zu Zeit ankünden zu sollen glauben. In nie gesehenem Umfang tritt die Fabrikation der Klein-Autos und Motorräder auf den Plan. Vor 25 Jahren war in Berlin die erste deutsche Ausstellung der Auto-Industrie, bei welcher auf ungefähr 2000 Quadratmeter die Aussteller ihre Erzeugnisse vorführten. Heute stehen 20 000 Quadratmeter in voller Ausnutzung.

München. K. Werner.

München Dachauer Papierfabriken Aktiengesellschaft in München. Die Verwaltung wird in der für Freitag den 19. Dezember 1924 einberufenen ausserordentlichen Generalversammlung den Antrag auf Umstellung des Stammaktienkapitals auf GM 3000000. unterbreiten Die Mehrung um GM 1800000.— der Stammaktien gegenüber dem Friedensstand von M 1200000 rechtfertigt sich, weil die Gesellschaft aus den Erträgnissen der Kapitalerhöhungen erhebliche Vergrösserungen und Erneuerungen geschaffen hat. Bei der Umstellung der Vorzugsaktien auf GM. 10000.— wird das seitherige Stimmenverhältnis beibehalten Ueber die Beschäftigung der Fabriken kann Günstiges berichtet werden.

Verschiedenes.

Juliane von Stockhausen.

Der heutigen Auflage liegt ein Prospekt des Verlags **Jos. Kösel & Friedr. Pustet, K.-G., München** über die Werke der erfolgreichen Dichterin Juliane von Stockhausen bei. Der Prospekt trägt das neueste Porträt der Schriftstellerin, die sich vor kurzem mit dem Grafen Gatterburg verheiratet hat. Auf die historischen Romane Juliane von Stockhausens haben wir in früheren Nummern schon wiederholt aufmerksam gemacht.

Weihnachtsausstellung christlicher Kunst.

Die Galerie für christliche Kunst, München, Wittelsbacherplatz 2 hat eine Ausstellung neuer Werke eröffnet, die vor allem Weihnachtsbilder zeigt. Mit Rücksicht auf die Weihnachtszeit wurden kleinere, leicht verkäufliche Kunstwerke, Majoliken, Graphiken bevorzugt; besonders bemerkenswert ist eine Krippe in moderner Auffassung von Frau Ruth Schaumann.

Entstäubungsapparat „Saugling".

Eine der unangenehmsten und undankbarsten hauswirtschaftlichen Arbeiten ist die Entfernung des Staubes aus Möbeln, Betten, von Bildern und Schränken, vom Parkett und Teppichen. Undankbar vor allen Dingen deshalb, weil schon nach kurzer Zeit wieder eine neue feine Staubschicht zu bemerken ist. Dies liegt daran, daß bei dem bisherigen Verfahren des Staubwischens, bzw. Zusammenkehrens die feinsten Staubteilchen aufgewirbelt und der Luft beigemengt werden. Aus dieser scheiden sie sich allmählich wieder aus und lagern sich somit wieder im Raume ab. Es wird also nur eine Umlagerung, aber keine wirkliche Entfernung des Staubes erzielt. Dies ist nur möglich durch Verwendung eines maschinellen Entstäubungsapparates.

In richtiger Würdigung der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Vorzüge dieser Staubsauger sind in den letzten Jahren verschiedene derartige Apparate auf dem Markte erschienen. Einer der neuesten ist der Vakuum-Staubsauger „Saugling" der A. Borsig G.m.b.H., in Berlin-Tegel. Er hat den Vorteil der großen Handlichkeit und des leichten Gewichtes, da er nur etwa 3,8 kg schwer ist Der „Saugling" ist wie alle ähnlichen Apparate mit elektrischem Antriebe ausgestattet, er kann ohne weiteres an jede Steckdose der Lichtleitung angeschlossen werden Sein Stromverbrauch hält sich mit etwa 0.17 kw in sehr niedrigen Grenzen. Die kräftige Wirkung des „Saugling" ist begründet durch Anwendung der Doppel-Luftturbine in Vereinigung mit einer durchaus einwandfreien und sachgemäßen Konstruktion. Ueberaus einfach ist die Entleerung des Staubbeutels. Zu diesem Zwecke braucht man nur die vordere Kappe abzuschrauben und den Beutel herauszuziehen Als Zubehör gehören zu dem „Saugling" außer einer 8 m langen Zuleitungsschnur mit Steckern 3 verschiedene Saugmundstücke, und zwar ein solches für Teppiche und Polster, ein Bürstensauger für Parkettböden und ein runder Bürstensauger für Wände, Decken, Bilderrahmen und dergleichen. Infolge der sinnreichen Durchbildung dieser „Sauglinge" ist es möglich, auch unter Schränke, sowie in die entferntesten und unzugänglichsten Winkel der Räume zu gelangen, um somit restlos den Staub tatsächlich zu entfernen.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis: In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite mm-Höhe 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmark multiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 51 München, 18. Dezember 1924. XXI. Jahrgang.

Weltrundschau.

Der Heilige Vater beglückwünschte den britischen Außenminister Chamberlain, der im Vatikan Audienz hatte, zu der ablehnenden Haltung der neuen englischen Regierung gegen die Sowjets und nannte sie Feinde der Christenheit. Der Heilige Vater nahm dabei auch Chamberlains Versprechen entgegen, die Belange der Katholiken in Palästina gegenüber dem Umsichgreifen des Judentums wahrzunehmen.

Das Reichskabinett Marx tritt zurück, um die politische Auswirkung der Reichstagswahl freizumachen. Das Wahlergebnis ermöglicht neben der großen Koalition nur eine Rechtsmehrheit von den Deutschnationalen bis zum Zentrum. Reichskanzler Marx erklärte, für seine Person letzteren Weg nicht mitgehen zu können, da er die bisherige Außenpolitik nicht gewährleiste.

Gerüchte, die teilweise schon vor der Wahl umgingen, sprechen von neuen Beschränkungen für die deutsche Wehrmacht auf Grund des Berichts der Militärkontrolle. Der Posten des Oberbefehlshabers der Reichswehr soll abgeschafft und die Schutzpolizei in die Verwaltung der Gemeinden dezentralisiert werden. (Zurzeit ist sie nicht Reichs-, sondern Landeseinrichtung.) — Mit 1. März 1925 geht die Kontrolle an den Völkerbund über.

Die gleichzeitig mit den Reichstagswahlen erfolgten Landtagswahlen in Preußen und anderwärts ergeben: Preußischer Landtag: Zentrum 81 (wie bisher nach der Wahl 1921), Deutschhannoveraner 6 (8), Deutschnationale 109 (77). Deutsche Volkspartei 45 (57), Demokraten 27 (wie bisher), Wirtschaftspartei 10 (4), Sozialdemokraten 114 (136), Kommunisten 44 (27), Völkische 11 (0), Polen 2. — Hessischer Landtag: Zentrum 11, Deutschnationale 5, Deutsche Volkspartei 9, Demokraten 6, Bauernbund und Landliste 9, Sozialdemokraten 25, Kommunisten 4, Völkische 1. — Braunschweiger Landtag: Niedersächs. Partei 1, Deutschnationale 10, Deutsche Volkspartei 10, Demokraten 2, Wirtschaftsliste 4, Sozialdemokraten 18, Kommunisten 2, Völkische 1. — Bremer Bürgerschaft: Zentrum 3, Deutschnationale 13, Deutsche Volkspartei 22, Demokraten 14, Hausbesitzer 8, Bodenreformer 1, Sozialdemokraten 47, Kommunisten 9, Völkische 10. — Bei den Gemeindewahlen in Bayern wurde in München, Nürnberg und anderen Orten die sozialistische Mehrheit beseitigt.

In Oesterreich wurde der bisherige Bundespräsident Hainisch mit den Stimmen der bürgerlichen Parteien wiedergewählt. Die Sozialdemokraten enthielten sich der Stimme.

Die Schweizer Bundesversammlung wählte mit großer Mehrheit zum Bundespräsidenten für 1925 den Bundesrat Jean Maria Musy. Zum Vizepräsidenten wurde Bundesrat Häberlin gewählt.

Der französische Ministerpräsident Herriot ist so schwer erkrankt, daß er voraussichtlich längere Zeit den Geschäften fern bleiben muß.

Das britische Parlament wurde am 9. Dezember mit einer Thronrede des Königs eröffnet. Die Verträge der Regierung Macdonald mit Moskau werden fallen gelassen. Baldwin erklärte im Unterhaus die Echtheit des Sinowjewbriefs als einwandfrei festgestellt.

Trotzki ist als krank nach dem Kaukasus gebracht worden. In Wirklichkeit muß er der schärferen Richtung Sinowjews weichen.

Die japanische Regierung hat beschlossen, das allgemeine Wahlrecht für Männer einzuführen.

Die Wahlschlacht der beiden Fahnen.

Von Dr. Otto Kunze.

Hie Schwarzrotgold — hie Schwarzweißrot! Das waren die Schlachtrufe der beiden Heere, die in den Wahlen zum Deutschen Reichstag am 7. Dezember aneinanderstießen. Auf schwarzweißroter Seite standen Völkische, Deutschnationale und Deutsche Volkspartei, auf schwarzrotgoldner Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie. Es gab auch Parteien, die keine der beiden Fahnen entrollten. Die kleinen wirtschaftlich eingestellten Gruppen gehören hierher, von wirklich politischen Richtungen die Bayerische Volkspartei, die Deutschhannoveraner und begreiflicherweise die Kommunisten. Die scharfe und eingängige Farbensymbolik hat die Teilnahme am Wahlkampf sichtlich erhöht. An sich ist ein neuer Wahlgang nach sieben Monaten eine starke Zumutung für den unpolitischen Deutschen. Die Zahl der Nichtwähler konnte anschwellen. Tatsächlich hat sie abgenommen. Schwarzweißrot und Schwarzrotgold haben Gefühle aufgeweckt, die zur Stellungnahme und Stimmabgabe drängten.

Schwarzweißrot, das ist das glänzende Kaiserreich von 1871—1914, das mächtige Heer, dessen Stil und Zucht auf das ganze öffentliche Leben überging, die Flotte, mit der Deutschland sich in Englands Weltherrschaft einzuschieben träumte; Schwarzweißrot sind Handelsschiffahrt und Kolonien, wie wir sie damals hatten, sind nationale Feiertage mit Musik, Uniformen und Fürstenbesuchen. Schwarzweißrot bedeutet vielen alles Schöne, was wir verloren haben. Und sie wollen es wieder haben, sonst meinen sie nicht leben zu können. Und da sie ganz in den Bahnen der Vorkriegszeit denken, ist Schwarzweißrot auch das Banner des Befreiungskriegs, nach dessen siegreichem Ausgang ein Hohenzollern-Kaiser durchs Brandenburger Tor in Berlin einreiten soll. (Die Voraussetzung, daß Berlin und das Brandenburger Tor nach einem Krieg neuester Gas- und Sprengmethode noch stehen, wird harmlos aufrechterhalten.)

Schwarzrotgold soll das Gegenteil sein. Nicht ein Reich der Fürsten und Soldaten, gekittet mit Blut und Eisen, sondern das einige Deutschland eines freien Volkes, das auch den Nachbarn nur Frieden und Freiheit wünscht. Deshalb wird die Republik von heute bejaht, zum Teil sogar als herrliches Ziel gepriesen. Daß ein verlorener Krieg sie gebracht, wird leicht genommen. Denn alle Schuld an der Niederlage wird ebenso völlig dem alten schwarzweißroten Reich aufgebürdet, wie sie von dessen Anhängern der Revolution und der werdenden schwarzrotgoldenen Republik zugeschoben wird.

Die Gefolgschaft der beiden Fahnen ist zahlenmäßig ziemlich gleich. Das drückt sich auch im neuen Reichstag aus und macht ihn nicht minder rätselhaft als den alten. Die Abnahme der äußersten Rechten (10 statt 32 Völkische) und der kommunistischen Linken (die nicht so entscheidend ist) erleichtert das Problem der Regierungsbildung nur wenig. Alle Entscheidungen hängen von einzelnen Stimmen ab. Es wäre erträglich, wenn die beiden Lager zwei Parteigruppen darstellten, die im Grund auf der gleichen Staatsidee fußen, wie es im britischen Parlament und im Kongreß der Vereinigten Staaten altüblich ist. Doch Schwarzrotgold und Schwarzweißrot sind Abbilder zweier Staatsideen. Ihr Gegensatz ist nicht im Parlament entstanden, sondern auf der Straße und droht auf der Straße zu enden, im Bürgerkrieg. Bedenkliche Vorzeichen waren schon im Wahlkampf zu beobachten. Die Parteien haben nicht nur ihre Volksmassen, sondern auch

ihre stehenden Heere: auf der einen Seite Völkische und Vaterländische Verbände, auf der andern Seite Reichsbanner Schwarzrotgold. Gefechte waren nichts Seltenes. Daß sie einstweilen ziemlich harmlos verliefen, darf nicht zur Sorglosigkeit verführen. Die politische Temperatur ist heuer glücklicherweise gemäßigt. Erhitzt sie sich von neuem, so können wir böse Dinge erleben.

Die Wahlschlacht der beiden Fahnen war ein Vorspiel der langsam heranreifenden Auseinandersetzung zwischen Schwarzweißrot und Schwarzrotgold. Stünde von dieser Auseinandersetzung eine Lösung zu hoffen, so wäre sie in Kauf zu nehmen. Soweit wir aber voraussehen können, ist das Ringen hoffnungslos. Die Kämpfer beider Lager stecken in veralteten Rüstungen. Die Schwarzweißroten sind befangen in der Idee des Machtstaats und der Staatsallmacht preußischer Prägung. Sie rennen wider eine Welt an, die sich andre Ordnungen sucht. Ueber sie ist kein Wort mehr zu verlieren. Die Schwarzrotgoldnen möchten wohl mit der Zeit gehen. Einzelne können es auch, Führer und Masse bislang noch nicht. Weder die Demokratie noch erst recht die Sozialdemokratie wissen dem alten Staatsgötzen etwas andres entgegenzusetzen als einen neuen. Zentralismus, Bürokratie, Verordnungswut blühen unter ihrem Regiment nicht minder, ja eher mehr als unter dem alten. Es ist bezeichnend, wie schnell sich die Linksparteien mit dem preußischen Staats- und Vormachtgedanken befreundet haben. Noske in Hannover, Severing auf dem Ministerstuhl in Berlin. Severing stand auch an der Wiege des Reichsbanners Schwarzrotgold und ist einer seiner Hauptförderer. Es ist ein läppischer Witz, dieses Millionengefüge als Reichsbanner Nollet zu verrufen. Mag es aus dem Gegensatz zu Schwarzweißrot hie und da französischen Pazifisten Saalschutz leisten, im Grund preßt es doch preußische Disziplin in die Massen und soll die Macht eines staatssozialistischen Neupreußen ausdehnen über alles deutsche Land. Daß altpreußische Generäle wie v. Schönaich und v. Deimling in die Reihen des Reichsbanners getreten sind, ist hiernach gar nicht so schwer verständlich. Der Drillmeister ist in ihnen stärker als der Krieger und kann sich daher auch einmal pazifistisch umstellen. Umsomehr als ihre Sachkenntnis die Schrecken eines Zukunftskriegs und das Kindische der schwarzweißroten Soldatenspiele natürlich durchschaut. Das Reichsbanner Schwarzrotgold nennt sich überparteilich, gerät aber mehr und mehr in die Gewalt der Sozialdemokratie. Ein preußisches Gericht hat ganz kürzlich (2. Dez.) den Beweis als erbracht angesehen, daß das Reichsbanner eine parteipolitische Organisation sei. Es ist auf dem besten Weg, die schwarzrotgoldene großdeutsche Fahne zum Parteizeichen zu machen.

Ist es bei dieser Sachlage zu verwundern, daß die politischen Gruppen, in denen wirklich eine neue deutsche Staatsidee lebt und wächst, vom Streit der beiden Fahnen etwas abseits stehen? Schon das Zentrum hält sich hier gern zurück und überläßt ein offenes Bekenntnis zu Schwarzrotgold den einzelnen Anhängern. Die Bayerische Volkspartei wird von den Linken sogar als schwarzweißrote Partei bezeichnet. Das mochte zu Zeiten Kahrs nicht ganz falsch sein; die Erfahrungen des letzten Jahres haben jedoch die Liebe zu diesen Farben merklich abgekühlt. Man läßt die Reichsfarben unentschieden und flaggt weißblau. Für schwarzweißrot wirbt nur ein katholischer Geschichtsprofessor, aber dafür sind wenigstens seine Hefte gelb. (Der Umschlag bildet die Aehnlichkeit mit den eingegangenen Historisch-politischen Blättern, die Richtung ist merklich anders, nämlich klein-deutsch-national.) — Die Deutsch-Hannoversche Partei ist in einer Zeit entstanden, wo von Schwarzrotgold keine Rede war. Sie hat einen ihrer 5 Reichstagsitze und etwa 50000 Stimmen verloren. Der Hauptgrund liegt nach der Hannov. Landeszeitung (Nr. 15585) darin, daß von der Volksabstimmung am 18. Mai die Parteikassen noch leer waren und keine große Werbearbeit gestatteten. Eine Schwächezeichen des deutschen Föderalismus kann hier jedenfalls nicht erblickt werden. Sonst hätte nicht die Bayerische Volkspartei 3 Mandate und 170000 Stimmen gewonnen. Sonst wäre auch die Geburt des Reichs- und Heimatbunds Deutscher Katholiken nicht mit soviel Interesse und Beifall auf der einen, soviel Mißgunst auf der andern Seite begrüßt worden. Der Gegensatz der beiden Lager von heute, Schwarzweißrot und Schwarzrotgold, der Gegensatz zwischen rechts und links ist nur zu überwinden durch etwas Neues: die großdeutsch-föderalistische Staatsidee der Zukunft. Sie allein gibt Deutschland wieder innere Kraft und äußeres Ansehen als der verbindenden Mitte eines friedlichen Europa.

Findling.

Schwarzweißrot und Schwarzrotgold.

Eine klare Scheidung von hell und dunkel, schwarz und weiß ist jedenfalls besser als das fade Grau des Großstadtnebels und Großstadtstaubes, in welches sich die Bildung und Gesinnung des modernen Menschen allmählich aufzulösen droht. Will er wiedergeboren werden, so muß er sich neu schaffen; und jede Schöpfung beginnt mit einer Scheidung von Licht und Finsternis. Das schwarzweiße Banner, unter dessen Wehen der Deutsche politisch neugeboren worden ist, erscheint mithin als ein gutes Vorzeichen. Gesellt sich das Rot: die Blutfarbe, die Farbe der Individualität, dazu, so ist die neue deutsche Reichsfahne gewonnen; es erübrigt den Deutschen noch, sie durch kommende Geistestaten zu rechtfertigen. Man hat Rot auch die Farbe der Liebe genannt; man könnte noch sagen, es sei die Farbe der Tapferkeit, welche fürs Vaterland ihr Blut vergießt; ja, man könnte es die Farbe des Lebens selbst nennen. In jeder dieser Beziehungen erscheint der Zusatz von Rot, welcher im neuen Deutschen Reich den preußischen Farben angefügt wurde, höchst passend.... Die Farbe des Eisens, welche alle Völker befriedet und das deutsche Volk befreite, ist — schwarz; schwarz ist auch die Farbe der Erde, welche der Bauer pflügt und welcher der vaterländische Künstler seine besten Kräfte verdankt; fügt man dies dunkelste aller Elemente zu jenen beiden andern, zu Blut und Gold: so hat man die Farben des einstigen idealen Deutschlands — Schwarz-Rot-Gold. Wenn es irgend eine Farbenzusammenstellung gibt, die vornehmer ist als Schwarz und Gold, so ist es Rot und Gold; und wenn es irgend eine Farbenzusammenstellung gibt, die vornehmer ist als beide, so ist's: Schwarz-Rot-Gold.... Man kehrt stets zu seiner alten Liebe zurück. Deutschlands äußere politische Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen; es könnte recht wohl sein und muß sogar in gewisser Hinsicht sein, daß irgendwie ein abermaliger Wechsel seiner Nationalfarben folgt. Sie haben sich von Schwarz-Weiß zu Schwarz-Weiß-Rot verwandelt; möglicherweise verwandeln sie sich noch wieder zu Schwarz-Rot-Gold. Was wächst, verändert sich. Wenn man die geistige und die Rassengemeinschaft in Betracht zieht, welche das jetzige Deutschland mit Oesterreich verbindet und derselben irgend einen nationalen Farbenausdruck geben wollte, so dürfte sich eine Herübernahme des österreichischen Gelb in die deutsche Flagge am ersten empfehlen. Auch auf diesem Wege würde man wieder zu Schwarz-Rot-Gold gelangen. Noch jetzt flaggt man gelegentlich in Oesterreich schwarz-rot-gold. Die deutschen Idealfarben sind noch nicht ganz erloschen.... Es könnte sein und ist zu wünschen, daß wie der Ausgangs-, so auch der Endpunkt der Entwicklung des neuen Deutschland in diesen Farben gipfele.

(Aus Rembrandt als Erzieher. 1. Auflage 1890. — 50.—60. Auflage. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig. Seite 219 ff.)

Frankreich und Deutschland als Nachbarn.

Von Prof. Franz Sigl, Freising.

Unter der Ueberschrift „Welsch oder deutsch! Leiden und Kampf der westgermanischen Lande" ist als Sonderheft (Berlin, Bernard und Gräfe) ein Vortrag erschienen, den Dr. Friedrich König anfangs dieses Jahres vor Grenzdeutschen gehalten und mit dem Titel „Frankreich und die westgermanischen Gebiete" im Januarheft der Monatschrift „Elsaß-Lothringen", die Dr. Robert Ernst in Berlin herausgibt, erstmals veröffentlicht hat.[1]) Ich will teils an der Hand des Schriftchens, das in schlagend knapper Weise — ein aufrüttelnder Mahner für die Grenzdeutschen in erster, für alle Deutschen in zweiter Linie — den Jahrhunderte alten Kampf Frankreichs um die Rheingrenze, und das ist ja der Kernpunkt der französisch-deutschen politischen Beziehungen, behandelt, teils nach eigenen Gedankengängen versuchen, soweit das im Rahmen eines Aufsatzes überhaupt möglich, das politische Verhältnis der beiden Nachbarländer im Lauf der Geschichte in den wesentlichen Zügen zusammenzufassen.

Der in und von Frankreich verbreiteten Legende, als ob es der Erbe Cäsars und Karls des Großen, also der antikrömischen und der mittelalterlich-christlichen Weltherrschaft sei, setzt König die geschichtliche Wahrheit entgegen: Frankreich ist nicht gleich dem von dem Römer Cäsar unterworfenen Gallien, das während der Völkerwanderung zerfiel, von den germanischen Eroberern mit neuem Blut durchtränkt und zu einem neuen, germanisch gearteten Staatswesen aufgebaut wurde. Es ist ebensowenig gleichbedeutend mit dem Weltreich Karls des Großen, dessen wirklicher Erbe vielmehr das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ward. Das Geburtsjahr Frankreichs als eines

[1]) Die Schrift ist von der Schriftleitung „Elsaß-Lothringen", Berlin W 30, Postschließfach 5, gegen Einsendung von 45 Pfennigen postfrei zu beziehen.

vom Gesamtreich getrennten selbständigen Gebildes verlegt König, entgegen der landläufigen Auffassung, die die im Verduner Vertrag von 843 erfolgte Teilung des fränkischen Reichs als den Beginn einer eigentlich französischen Entwicklung und Geschichte annimmt, in das Jahr 987, als der Herzog Hugo von Francien, einem verhältnismäßig kleinen Gebiet um Paris, in Reims zum König gesalbt wurde. Ich bin der Ansicht, daß dennoch schon 150 Jahre früher auch die innere Trennung geschehen war. Die in jener Zeit geleisteten Straßburger Eide liefern den Beweis, daß schon damals das Heer des fränkischen Königs und das des Deutschen Ludwig einander nicht mehr verstanden, weil die in der ehemals römischen Provinz Gallien angesiedelten Franken und andere deutschen Stämme (es waren auch Alemannen und Burgunden seit Jahrhunderten eingedrungen) ihre Muttersprache längst aufgegeben und sich die lingua vulgaris, das in Gallien gesprochene volkstümliche Latein, angeeignet hatten. Es zeigt im neunten Jahrhundert schon ein deutlich umrissenes Eigengepräge, eben das der werdenden neuen Sprache, der lingua francisca, der „fränkischen", wie sie bezeichnend hieß. Alle Nachwirkung des gemeinsamen Reichsbewußtseins konnte über die nun einmal gezogene politische Grenze hinweg die Weiterentwicklung des Trennungsbewußtseins nicht mehr aufhalten, denn ein stärkeres Band als die gemeinsame Sprache gibt es nicht für ein Volk, und nichts trennt so wie Verschiedenheit der Sprache. Das Blut der herrschenden Schicht in Frankreich: Königtum, Ritterschaft, höhere Geistlichkeit, war noch lange Jahrhunderte, man darf sagen bis herunter zur großen Revolution, im wesentlichen germanisch, aber die Brüder verstanden einer des andern Sprache nicht mehr und standen sich sehr bald schon feindlich gegenüber. Das Rassegefühl, das sie hätte zusammenschweißen müssen, versagte vollständig, wie es innerhalb Deutschland selbst immer wieder versagt hat bis zum heutigen Tag. Dennoch ist immer wieder die Sprache und das aus ihr hervorgehende Schrifttum, die große Dichtung vor allem, und das auf ihr beruhende Zusammengehörigkeitsbewußtsein das einigende Band für die Deutschen geworden und geblieben, ist auch heute noch das einzige Band, das uns mit den Deutschen in der Schweiz, in Oesterreich, im Baltenland und in den durch den Krieg verloren gegangenen Gebieten verbindet. Die Bedeutung dieses Bandes haben die Franzosen richtig erkannt, indem sie vor dem Krieg schon für die Ausbreitung ihrer Sprache durch die stark mit jüdischem Geld unterstützte Alliance française sorgten, seitdem aber in den von ihnen politisch eroberten und militärisch besetzten Gebieten die deutsche Sprache, soweit es irgend möglich, durch Schule, Presse, Flugschriften, Werbetätigkeit für französische Sprache und Literatur, zurückzudrängen, ja zu unterdrücken suchen, alles im Dienste des einen uralten Gedankens: des Vormarsches nach Osten, dessen nächstes Ziel der Rhein ist, dessen weitere Ziele, haben sie einmal jenes erste erreicht, sich bald genug enthüllen werden: die Faust auf Deutschland, die Herrschaft in Europa. Dieser Drang nach dem Osten, der schon zur Zeit der Kapetinger einsetzte, war natürlich begründet in der Unmöglichkeit des erstarkenden neuen Staatswesens, sich nach anderen Richtungen zu vergrößern, sobald einmal die Schranken des Meeres im Westen und Norden und des Hochgebirgriegels der Pyrenäen im Süden erreicht waren. Von seiten des Deutschen Reichs aber, dem seit 925 auch das Mittelreich, Lotharingen, der Streif zwischen Rhein und Schelde, Maas, Saone, Rhone angeschlossen war, wurde keine entsprechende Gegenbewegung nach Westen ausgeübt. Das Reich und damit das Deutschtum betrieb vielmehr die Kolonisierung ebenfalls gegen Osten: in slavischem und ungarischem Gebiet. Unter dem kraftvollen deutschen Königtum der sächsischen, salischen und staufischen Häuser war dem Ausdehnungsdrang des neuen fränkischen oder französischen Reichs ein starker Damm gesetzt, wenn auch schon am Anfang des 13. Jahrhunderts Frankreich Vorteil aus innerdeutschem Zwist zog, indem der Gegenkönig Friedrich II. sich gegen den gewählten Welfen Otto IV. mit Philipp II. August wider England verbündete, der französische König in der Schlacht bei Bouvines die Engländer und den Welfen besiegte und damit das französische Königtum außerordentlich festigte; denn von da an fühlte sich der bisher noch ziemlich unbotmäßige Adel mit dem Volk als Angehörige eines vergrößerten Staatsgebiets und Untertanen eines starken nationalen Königtums. Nicht lange darauf mischte sich Philipp IV., der Schöne, nachdem unter französischer Mitwirkung das Haus Hohenstaufen vernichtet war, als erster in die deutschen Parteiungen ein, und während von nun an das deutsche Kaisertum schrittweise in seiner Machtstellung abwärtsging, bis es im 16. Jahrhundert durch die unheilvolle Glaubensspaltung ins Mark getroffen wurde, machte das französische Königtum wie der französische Staat die umgekehrte Entwicklung zu immer geschlossenerer Einheit und Erstarkung der zentralen Gewalt durch. Es drängte immer nachdrücklicher und rücksichtsloser gegen Osten, wo der Widerstand immer schwächer wurde. Das Vordringen Karls VIII. und Ludwigs XII. in Italien schwächte den deutschen Einfluß dort sehr, 1552 benutzte Heinrich II. die deutschen Religionswirren, um sich das Reichsvikariat in den Bistümern Metz, Toul, Verdun zu verschaffen, die bald darauf Frankreich einverleibt und 1648 im Westfälischen Frieden endgültig als französisch anerkannt wurden. Der Versuch Heinrichs IV., militärisch in Deutschland Boden zu fassen, ja die Hand nach der deutschen Königskrone auszustrecken, scheiterte an dem Dolch Ravaillacs. Heinrichs Enkel Ludwig XIV. aber nahm Straßburg ohne Schwertstreich weg, da die deutschen Fürsten keinen Finger rührten, um dem Kaiser zu Hilfe zu kommen. Er besetzte Landau, eroberte die Freigrafschaft Burgund, einen Teil des deutschen Flanderns. Ludwig XV. verleibte Lothringen 1766 endgültig ein. Die französische Revolution und ihr Günstling und Bändiger Bonaparte versetzten dem völlig morsch gewordenen deutschen Kaisertum den Todesstoß und trugen die Grenze Frankreichs an den Rhein, ja darüber hinaus. Wenn auch der Wiener Kongreß die Grenzen von 1792 wiederherstellte, so streckte Napoleon III. wieder versuchsweise die Hand nach der Pfalz, dem Saargebiet, Rheinland, Luxemburg und Belgien aus, freilich mit der Folge, daß er selber die Krone und Frankreich Elsaß-Lothringen verlor. Heute steht Frankreich nicht nur wieder am Rhein, sondern vielfach östlich des Rheins und hat die Hand auf das Ruhrgebiet gelegt.

König befaßt sich in seiner kleinen Schrift hauptsächlich mit dem Schicksal des Grenzdeutschtums, das im Lauf der Jahrhunderte dem Deutschen Reich verloren ging: die Niederlande mit Belgien und Lützelburg, das alte Lotharingen, die Schweiz, in der ebenfalls französischer Einfluß immer sehr stark war und heute sich geradezu als Druck bemerkbar macht. Er führt aus, daß den Deutschen von jeher das rechte „Grenzgewissen" gefehlt habe, nicht nur den Grenzen des mittelalterlichen Reichs gegenüber, sondern auch gegenüber den jüngst abgetretenen Gebieten. Er bezeichnet als die natürliche Grenze zwischen Franzosentum und Germanentum die Sprachgrenze, die sich im Wesentlichen seit dem Mittelalter nicht verschoben hat und, von dem rein niederdeutschen Holland abgesehen, von der Küste des Kanals zwischen Dünkirchen und Calais quer durch Belgien an die Maas, über diese hinüber und dann südlich über die Vogesen durch die Schweiz bis über den Walliser Alpenkamm hinaus verläuft. Sie ist mit der allmählichen Auflösung des alten römisch-deutschen Reichs längst nicht mehr die politische Grenze. Diese zieht vielmehr mitten durch „jenes Trümmerfeld, das in wirrem Durcheinander von der Eidgenossenschaft und von Savoyen bis hinunter zur Nordsee bedeckt ist von herabgestürzten Blöcken der mittelalterlichen Kaiserburg" (Rud. Kjellén). Dem französischen Ziel, durch Zersetzung des deutschen Volkstums in den vom alten Reichsbestand losgelösten Teilen (Schweiz, Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg, nun auch das Rheinland) durch die civilisation française jeden Zusammenhang dieser Gebiete mit dem deutschen Reich und deutschen Volk zu zerstören und sie sich selbst anzugliedern, diesem Ziel setzt König die deutsche Aufgabe entgegen: endlich aus einem Volk von Partikularisten und Individualisten zu einem Volk mit starkem Nationalbewußtsein und starkem Grenzgewissen zu werden, wie wir es schon einmal im Lauf unsrer tausendjährigen Geschichte gewesen sind: im 10. und 11. Jahrhundert, als einem starken Kaisertum ein treuergebener vortrefflicher Verwaltungskörper zur Seite stund in den reichstreuen Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, die kräftig Wache hielten an der Genze und gegen die Uebergriffe weltlicher Lehensleute.

Das Büchlein bespricht ausführlicher im einzelnen die Loslösung der Grenzgebiete: Niederlande, Schweiz, Elsaß usw., ihre teilweise Verwelschung, die wiederholten Versuche Frankreichs, sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen, Rückschläge dagegen durch die Kriege von 1813/14 und 1870/71, den Kampf der Kulturen, das Vordringen der französischen Zivilisation in der bürgerlichen Oberschicht: „Bildung" ist dieser, im französischen Sinn, der bourgeoise Lebensstil, der aus der Verbindung französischen Geschmacks, französischer Sprachform, französischer Lebensphilosophie mit der bürgerlichen Wohlhabenheit entstanden ist; also ein im wesentlichen unideales Lebensbild. Diesem

geistig-gesellschaftlichen Vordringen Frankreichs, dem die besitzende bürgerliche Oberschicht nur zu gern und rasch verfällt (man denke an die französischen Neigungen führender Volkskreise nicht etwa nur in der welschen, sondern auch in der deutschen Schweiz, an ähnliche Erscheinungen im Elsaß seit der französischen Revolution, in Luxemburg, selbst Holland) treten mehr oder weniger bewußte Gegenströmungen aus dem Volk heraus entgegen: die flämische in Belgien, die auch nach dem Krieg sich wieder kräftig rührt, freilich sprachlich und geschichtlich mehr nach Holland als nach Deutschland hindrängt, besonders seit dem neuerlichen Erstarken des Katholizismus in den Niederlanden; das immer wieder sich regende deutsche Kulturgewissen der deutschen Schweiz: „Es dämmert uns", schreibt der Schweizer Dr. Sauerbeck nach dem Krieg, „daß hier etwas geschehen sein könnte, was wir niemals wünschen durften und was wir schwer ertragen werden, nun es geschehen ist. Es steigt die Ahnung auf von Wahrheiten, die man nie hätte vergessen dürfen. Und als solche Wahrheit drängt sich die Erkenntnis auf, daß es für ein kleines Volk von 2½ Millionen Köpfen nicht gleichgültig sein kann, wenn es das Großvolk, an dessen Tisch es so oft zu Gaste war, mit seiner dreißigfachen Kopfzahl plötzlich in den Staub sinken und sein Leben als Bettler oder Sklave weiter fristen sieht." Es gehört hieher das unwillkürliche Aufbäumen der deutschen Seele im Elsaß gegen die neue geistige Vergewaltigung durch Frankreich. Bis zu welchem Grade diese noch schüchternen Anfänge in dem „Schicksalsland", wie König Elsaß-Lothringen nennt, gedeihen werden, ob ihnen durchschlagender Erfolg beschieden sein wird, das liegt im Schoß der Zukunft. Auf alle Fälle hat König mit seiner Behauptung recht: „Die Bindung germanischer Menschen an romanische ist in der Regel dem Romanentum von Vorteil gewesen." Die europäische Geschichte und Kulturgeschichte seit der Zertrümmerung des antik-römischen Weltreichs ist **ein** schlagender Beweis dafür. Ich füge hinzu: der Einfluß des französischen Geistes ist Deutschland nie von Vorteil gewesen; die ungeheuerliche Ueberflutung mit französischen Sprach- und Literaturelementen seit dem dreißigjährigen Krieg bedeutete eine ungeheure Verarmung der deutschen Sprache und Literatur. Die französische Geistigkeit — Mentalität lautet das Fremdwort — läuft der deutschen so sehr im Innersten zuwider, im Gegensatz zur englischen oder auch italienischen und spanischen, daß nur eine durch falsche Erziehung eingetretene Verkümmerung deutschen Seelenlebens, wie sie die Französelei etwa des Adels, späterhin auch gewisser ihn nachäffender Bürgerkreise im 17., 18. und vielfach noch im 19. Jahrhundert bewirkte, in einer weiten Durchtränkung deutschen Bildungswesens mit dem französischen ein Heil für uns erblicken kann. Näheres hierüber auszuführen liegt nicht im Rahmen dieser gedrängten Betrachtung.

*

Nachwort der Schriftleitung. Die großzügigen geschichtlichen Ausführungen des Verfassers drängen zu der Frage: Besteht irgend eine Aussicht, daß Frankreichs grundsätzliche Einstellung gegenüber Deutschland, das heißt das Streben nach der Rheingrenze und nach politischer Vorherrschaft in Deutschland und damit naturgemäß in Europa, sich ändere? Der Sieg der Linken bei den letzten französischen Wahlen und der Ersatz **Poincarés** durch **Herriot** wurde so gedeutet. Tendenzen aber, die viele Jahrhunderte wirken, liegen tiefer als Parteiverschiebungen. Ein Beispiel ist Herriot in London, wo er auf die Stimmung in Frankreich Rücksicht nehmen mußte. Es mag sein, daß neue Tendenzen die Oberhand gewinnen. Europa ist durch die modernen Verkehrsmittel viel kleiner als vor hundert Jahren. Seine Völker sind politisch, wirtschaftlich, geistig aufeinander angewiesen. Sie können sich nicht mehr gegenseitig den Raum streitig machen, ohne die Kultur des ganzen Erdteils einer Katastrophe auszusetzen.[2] Es ist nun eine Schicksalsfrage Europas, ob Frankreich, das nur zu gern sich selbst für Europa hielt und die Nachbarvölker gering schätzte, sich neben Deutschland, Italien und Spanien einordnet und auf seinen Imperialismus verzichtet. Wir Deutsche dürfen unserseits nicht durch chauvinistisches Reagieren die dringend notwendige Wandlung hemmen.

---

[2]) Das predigt heute am auffälligsten R. N. Coudenhove-Kalergi in seiner Zeitschrift **Pan-Europa** (gleichnamiger Verlag Wien-Leipzig). Ihr erstes Heft: Das paneuropäische Manifest, liegt vor uns. Gute Gedanken, aber Befangenheit in liberalem Humanismus. Von der kathol. Kirche als stärkstem Hort europäischen Geistes und europäischer Einheit kein Wort. So läuft alles auf ziemlich äußerliche Propaganda hinaus.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Wenn diese Zeilen in die Hand des Lesers gelangen, steht der Beginn des **Heiligen Jahres** unmittelbar bevor und unsere nächste Rundschau wird sich bereits mit der vollzogenen Tatsache zu befassen haben. Da das Heilige Jahr nicht nur ein Beginn, sondern mehr noch ein Abschluß sein will, richtet sich unser Blick unwillkürlich in die Vergangenheit und wir möchten uns fragen: was liegt mit dem abgelaufenen Vierteljahrhundert für die Kirche hinter uns? Ich habe in diesen Tagen die letzte Hand an eine Arbeit dieser Art gelegt, die sich nur mit dem letzten Lustrum befaßt und es ist ein Buch daraus geworden; somit muß ich verzichten, innerhalb des Rahmens der heutigen Rundschau jene Frage zu beantworten. Doch wird sich Gelegenheit bieten, darauf einzugehen und die kommenden Ereignisse auf kirchlichem Gebiete jeweils unter Einbeziehung der Vergangenheit zu verfolgen.

Das Suchen nach der verlorenen kirchlichen Einheit charakterisiert unsere Gegenwart; da wir Katholiken sie bereits besitzen, bleibt dieses Suchen denen überlassen, die sie verloren haben. Wie wir hören, sollen die vor einem Jahre zu Mecheln geführten Konferenzen von Anglikanern mit einer Gruppe (unautorisierter) Katholiken wieder aufgenommen werden, obwohl sie so gut wie aussichtslos scheinen. Kardinal Mercier, ihr Vorsitzender, erblickt in der Welteinheit die Voraussetzung für den Weltfrieden. Will man für den Weltfrieden arbeiten, ist es nötig, damit zu beginnen, das Gesetz des Evangeliums der Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen zu erfüllen. Mögen alle Gläubigen sich diesem Apostolate hingeben! Mögen alle christlichen Nationen eine ehrliche Anstrengung machen — ohne geistigen Vorbehalt, ohne Furcht der Wahrheit und ihren Folgerungen ins Angesicht blicken — um den höchsten Willen unseres Herrn zu erfüllen: Ut unum sint. Die vom Sozialismus und Kommunismus geträumte Internationale ist in tatsächlicher Hinsicht eine Weltorganisation des **Krieges**. Christus allein ist der Friedenskönig. Heute wie in den Tagen des Täufers bleibt es wahr, daß Christus in der Welt ist, daß die Welt von ihm gemacht ist, und daß die Welt ihn nicht kennt.

Welche Fragen heute vielfach die Welt bewegen, zeigt eine Zusammenstellung, die im Anschluß an die Wiedervereinigungsbestrebungen außerhalb der Kirche der schottische Episkopalgeistliche Muirhead im British Weekly vom 27. November unterbreitet: „Hat unser Herr eine oder mehrere Kirchen gestiftet? Wenn mehrere, dann wie viele? Entspricht die heute bestehende Zahl der Kirchen der von Ihm gestifteten Kirche? Wenn er eine Kirche oder deren mehrere gestiftet hat, welches sind die Merkmale der einen oder der mehreren? Aber vielleicht ist die Kirche gleichzeitig eine Einheit und eine Vielheit. Bestellte dann Christus Häupter für die Vielen, aber nicht für die Eine? Wenn er überhaupt Häupter einsetzte, hat er dann keine Anweisungen gegeben, wie diese in Zukunft einzusetzen seien und welche Macht sie im Gegensatz zu dem einfachen Gläubigen ausüben sollten? Wenn Er der **einen** Kirche ein Haupt gab, so wie den **vielen** Kirchen, welche Macht gab er dem höchsten Oberhaupte gegenüber den anderen Häuptern? War sie etwas wie die Macht des Papstes? Wenn Gott unser Gebet erhört und die Christenheit wieder vereint, wird die wiedervereinte Kirche ein Oberhaupt haben? Und wenn, wer soll und wird es sein? Wird es der Papst sein? Können die Kirchen je vereint werden, es sei denn unter einem Oberhaupte? Haben wir je bedacht, was eine wiedervereinte Kirche zu sein haben wird? Wird sie protestantisch oder katholisch sein? Oder beides? Und im letzten Falle, was wird sie von beiden Seiten übernehmen? Haben wir uns das je vorgestellt? Und wenn, **wie** stellen wir es uns vor?" Die Antwort auf all diese Fragen hat sich kürzlich ein isländischer Dichter gegeben. Es war nach dem Besuche des Kardinals van Rossum in **Island**, über den unsere Zeitschrift berichtet hat, als jener gute Mann in einer isländischen literarischen Zeitschrift in einem Gedichte, betitelt „Santa Chiesa", Heilige Kirche, die Schönheit und Erhabenheit der **einen**, der katholischen Kirche und ihrer Weltanschauung feierte. Das Gedicht löste unter dem hochgebildeten Inselvolke großes Aufsehen und lebhafte Erörterungen aus und von vielen Seiten erhielt der Apostolische Präfekt Msgr. Meulenberg Anfragen um nähere Aufklärungen. Der Dichter selbst aber trat kurz darauf in die katholische Kirche ein; er war von Beruf lutherischer Pastor.

Im Augenblick, da wir Vorstehendes niederschreiben, wird in unserem bayrischen Landtage um die Bestätigung des bereits unterzeichneten Konkordates mit dem Hl. Stuhle gerungen; wie immer auch der Ausgang sei, ist es hocherfreulich, daß die dadurch bewirkte Klärung des Bekenntnisses für oder wider den kirchlichen Gedanken und, wie es scheint, vornehmlich für oder wider die Konfessionsschule wieder einmal die ideellen Werte zu ihrem Recht kommen läßt. In der Tschechoslowakei, deren betriebsamer Außenminister Benesch sich seit vier Jahren eine Niederlage um die andere im Vatikan geholt hat, tritt nun dieser Herr gemäß der Losung der neugebackenen freimaurerischen Internationale für die Aufhebung der Gesandtschaft beim Papste ein, weil „dadurch viel Geld gespart werde" und weil man sich dadurch des Nuntius entledigen könnte, der „überflüssig die Zahl der klerikalen Agitatoren vermehre". Leider stehen die politischen Vertreter der tschechischen Katholiken mit Gewehr bei Fuß, ihre rein nationalistische Einstellung ist ihnen wichtiger als die gemeinsamen Belange des Katholizismus. Auch in Jugoslavien hat der Regierungswechsel wieder das Logentum obenaufgebracht und die erste Tat des Ministers Pribicevic war das Wiederverbot der marianischen Kongregationen und der katholischen Turnvereine. In Prag konnte Erzbischof Dr. Kordac am 16. November die Weihe und Eröffnung des neuerbauten tschechischen katholischen Gymnasiums, zu dem die PP. Jesuiten die Lehrkräfte stellen, vornehmen. Es ist erfreulich, daß trotz der Not der Zeit ein solches Werk erstehen konnte.

Der erzbischöfliche Stuhl von Bukarest wurde nunmehr mit Msgr. Cisar, bisher Bischof von Jassy, besetzt, eine Wirkung der Konkordatsverhandlungen. Inzwischen läuft der Verband des orthodoxen Klerus „Andrei Saguna" Sturm gegen jedes Abkommen mit dem Hl. Stuhle; er fordert u. a., der König solle das Recht der Ernennung der Bischöfe und der Verfügung über alle Kirchen- und Ordensgüter erhalten; aller Besitz der katholischen Kirche sei ohne jedwede Vergütung zu enteignen, die lateinischen Bischofssitze Szatmar und Großwardein zu unterdrücken usw.

In Rom ist der Völkerbundsrat zu einer Sitzung zusammengetreten. Ob er sich dessen bewußt ist, daß Rom auch der Sitz des Statthalters Christi ist? Grund dazu hätte er, denn es wäre allmählich Zeit, daß er sich dem ihm vom Vatikan überreichten Projekt über die Feststellung der Rechte der Kirche im Heiligen Lande widmete. England läßt dort die Zionisten ganz nach Belieben schalten und walten und für die eingeborene Bevölkerung gibt es keinen Schutz. Dafür nimmt der Völkerbund die Berichte des jüdischen Gouverneurs Samuel über sein Werk entgegen und findet alles in Ordnung. Die Bemühungen der orthodoxen Griechen um eine Annäherung zwischen Kopten und Abessyniern, die mit dem Besuche Ras Makonnens in Jerusalem eingesetzt hatten, endeten mit einem Fehlschlage. Die letzteren wollen nun ein eigenes Patriarchat errichten.

Die Beuroner Kongregation der Benediktiner, die bekanntlich am Mariendome und Patriarchalseminare wirkt, umfaßt neben der Erzabtei noch die Abteien Emaus (mit dem Priorat Altwasser), Seckau, Maria Laach, Weingarten, Gerleve, Neresheim, Trier, Grüßau, Cucujaes und die Frauenklöster Bertholdstein und Eibingen; das Personal besteht aus 280 Priestern, 50 Klerikern, 46 Novizen, 281 Laienbrüdern, 92 Chorfrauen, 7 Novizinnen, 68 Laienschwestern. Kloster Banz soll, wie wir hören, von den Trappisten aufgegeben werden und an die Benediktiner übergehen. Strahlfeld sandte am 28. November weitere 14 Schwestern aus dem Orden des hl. Dominikus nach Rhodesien in Südafrika. Die dort vorigen Juli abgehaltene Synode hat mit allem Nachdruck die Pflicht der Weißen betont, sich um die religiöse Hebung der Eingeborenen anzunehmen; hier gilt es, mit einem alten Vorurteil zu brechen. Die Zahl der eingeborenen Katholiken beträgt 63 179 unter insgesamt 4 697 813 Seelen (Eingeborenen). Msgr. Gijlwijk O. Pr., der als apostolischer Delegat für Südafrika den Vorsitz auf jener Synode geführt hatte, wird in gleicher Eigenschaft einer Synode in Holländisch-Indien präsidieren. Die Väter vom Hl. Geiste haben zu Betington in England eine neue apostolische Schule errichtet und bereits eröffnet und die Picpus-Väter eine solche zu Herzogenbusch. — Erfreulich ist auch die Meldung, daß das St. Josephs-Missionshaus in Brixen, das 1922 die Faschisten besetzt und die Regierung für italienische Schulzwecke beschlagnahmt hatte, geräumt und den rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben wurde. Freilich geschah es nicht aus Ehrlichkeits- und Gerechtigkeitssinn, sondern weil es den Usurpatoren — zu kalt war. — In Montreal brannte die altehrwürdige St. Vinzenzkirche nieder, womit sich die Reihe der Brandstiftungen katholischer Kirchen von neuem fortsetzt.

Die Kirche Ugandas sah vergangenen Juni ihre einheimische Hierarchie sich höchst erfreulich mehren: Bischof Streicher erteilte an 7 Priester, 3 Diakone, 2 Subdiakone, 5 Akolythen, 6 Exorzisten die hl. Weihen. — Dem Priestereremiten Charles de Foucauld, besser bekannt unter dem Namen P. Karl von Jesus, wurde im Atlas ein Denkmal errichtet; ein würdigeres Denkmal wäre es, er fände Nachfolger, die seinen Gedanken wieder aufnehmen, denn er war ein Tatchrist. Er besaß den Willen zur Heiligkeit, d. h. die vollständige Hingabe an Gott, verbunden mit dem tiefen Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit. Es gibt irgendwo auf Erden eine Vereinigung katholischer Lehrer, betitelt „alle Heilige"; die Mitglieder streben heraus aus der tödlichen Atmosphäre des sich selbst genügenden Alltagschristentums. Leider hat es unsere Hagiographie vielfach zuwege gebracht, uns einen Typ von Heiligkeit geläufig zu machen, der dem Wesen nicht gerecht wird und daher, gelinde gesagt, keine Anziehungskraft besitzt. Auch die große hl. Theresia von Jesus kennen wir fast nur von jener einen Seite; neulich nahm ich nun ihr Buch der Klostergründungen zur Hand und da hat mich eine Stelle ganz mit ihr ausgesöhnt, weil sie selbst es ist, die da schreibt: „Fra Antonio (der erste Jünger ihrer Reform) hatte schon mancherlei zur Gründung seines ersten Klosters gesammelt. Auch wir halfen nach Möglichkeit, aber unser Beitrag war sehr ärmlich. Nur an Uhren hatte er einen stattlichen Vorrat, es waren ihrer fünf und wir mußten herzlich lachen." Können Heilige auch lachen? Das scheint eine ganz neue Seite an ihnen. Aber ich möchte diese Stelle nicht missen, ja, möchte vielen sagen: hört ihr, die große heilige Theresia, auch sie hat herzlich gelacht! Und die gestrengen Herren der Riten-Kongregation haben darin keinen Hinderungsgrund gesehen, ihr das Prädikat der Heiligkeit zuzuerkennen.

Neue föderalistische Literatur.[1]

Von Carl Oskar Freiherrn von Soden.

Aus seiner am 7. März 1924 im Reichstag gehaltenen föderalistischen Grundsatzrede hat Konrad Beyerle, der bedeutende Münchener Rechtslehrer und weitblickende föderalistische Politiker, durch Einfügung vervollständigenden Materials einen stattlichen Band von 154 Seiten werden lassen. Die lebendige Form der Rede mit einer Fülle anregender Einzelheiten, u. a. der geistvollen Polemik gegen den demokratischen Abgeordneten und unitaristischen Widerpart Beyerles, Dr. Koch (Weser), ist beibehalten, allein sie dient nur als Illustration zu den weitreichenden, das ganze Gebiet der deutschen Gegenwartspolitik abmessenden Grundsätzen, die der Verfasser vorträgt. Das Buch ist so zu einer der besten Darstellungen des gesamten Problemgehalts der föderalistischen Politik überhaupt geworden. Gerade für den praktischen Politiker ist es eine besonders schätzbare Gabe, weil es mit einer ziemlich umfassenden Einführung in den Ideenkreis des modernen deutschen Föderalismus reichhaltige Angaben literarischer und parlamentarischer Art zu den einzelnen aktuellen Fragen (die Entwicklung des föderalistischen Programms der Bayerischen Volkspartei, besonders des Bamberger Programms; Bayern und die Republikschutzgesetze; föderalistische Kultur- und Verkehrspolitik; Verfassungsreformvorschläge und Aussichten einer Verfassungsrevision; Putschpolitik und legale Verfassungsreform; generelle Verfassungsrevision und Spezialnormen zur Wiedererlangung verlorener Reservate; föderalistische Bundesgenossen) verbindet. Die föderalistische Idee, von so vielen für klassenpolitische, von anderen für eigenstaatliche Vormachtziele mißbraucht, von den meisten — Gegnern und Freunden! — gar nicht verstanden und lediglich als Agitationsschlagwort benutzt, ist hier mit einer wohltuenden Klarheit entwickelt und vor allem mit einer Beherrschung der grundsätzlichen Gesichtspunkte und der aus ihnen erwachsenden wahren Ziele der föderalistischen Politik, die zwar bei dem verehrten Verfasser, leider aber gar nicht bei allen seinen Kollegen im Reichstag — auch seiner eigenen Partei! — eine Selbstverständlichkeit ist. Darin liegt die persönliche Note und der besondere Wert dieses Buches.

Einzelheiten treten demgegenüber mehr zurück. Beyerle als Rechtslehrer ist vor anderen berufen, uns über die verfassungsrechtlichen Probleme des deutschen Föderalismus zu

[1]) Konrad Beyerle: Föderalistische Reichspolitik, München (Dr. F. A. Pfeiffer) 1924. — Bruno Jacob: Der Föderalismus, Wiesbaden (Friede durch Recht), 1924, 2. verm. und durchgesehene Auflage.



berichten. Demgemäß sind die staatsrechtlichen Ausführungen der Kern des Buches. Diese Darlegungen des verdienstvollen Mitkämpfers bei der Weimarer Verfassungsschöpfung, der — wie hier quellenmäßig nachgewiesen wird (Seite 23—38; ferner Seite 42—49) — in einer großen Anzahl von Fällen wichtige Positionen zu retten vermochte und auch sonst stets mit anerkennenswertem Opfermut den Rückzug der Föderalisten vor der Gewaltpolitik der Mehrheitsparteien deckte, bleiben zeitgemäß, mögen sie auch dem ständigen Beobachter der Entwicklung wenig Neues mehr bieten, mag auch der Verfasser seit den Neuwahlen dem Reichstag nicht mehr angehören, übrigens gewiß nicht zum Vorteil einer grundsatztreuen, von weiten Horizonten beherrschten Politik! Aber Beyerle hat auch die ihm ferner liegende Wirtschaftspolitik, besonders dankenswert die so wichtige Eisenbahnfrage mit der erforderlichen Ausführlichkeit behandelt (S. 92 ff., 143 f.). Wir begrüßen hier u. a. die gerechte Würdigung, die er den mit seltener Folgerichtigkeit und Weitblick durchgeführten Arbeiten des Abgeordneten Rothmeier angedeihen läßt.

Zum Besten des Buches darf man das Kapitel über die föderalistischen Bundesgenossen (S. 101—123) rechnen. Hier wird das Verhältnis der Bayerischen Volkspartei zum Zentrum offen und korrekt behandelt, ihre Waffengemeinschaft mit den Hannoveranern, Hessen und den kleineren föderalistischen Gruppen des Nordens geschildert, ferner die Entstehungsgeschichte des Art. 18 R.V., der die Neugliederung vorsieht, und die seiner Ausführungsbestimmungen geboten. An letzterer Stelle wäre wohl ein Wort der Kritik an der Haltung des bayerischen Vertreters im Reichsrat angebracht gewesen, die bekanntlich um Neujahr 1922 gewechselt hat und die ursprünglich vom föderalistischen Gesichtspunkt aus keine reine Freude bereiten konnte. Auch eine kurze Auseinandersetzung mit Bilfingers unitarischer Interpretation des Art. 18 und mit Nawiaskys Lehre von seiner Rechtsungültigkeit (die allerdings der herrschenden Lehre, u. a. Walter Jellineks, widerstreitet) hätte hier nützlich wirken können, zumal da erstere unverhältnismäßigen Einfluß auf die Haltung zu Art. 18 in der bayrischen Regierungsdenkschrift gewonnen hat, die ja Beyerle (S. 122) mit Recht kritisiert. Die Bedeutung der preußischen Frage, die Beseitigung der Vormacht Preußens im Reiche als wesentlichstes Element föderalistischer Politik, treten klar hervor (vgl. auch S. 137). In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen des Verfassers über die stark antiföderalistische Haltung der Deutschnationalen, auch bei der Verfassungsberatung, bemerkenswert (S. 111 ff.). Sie frischen zum Teil Vergessenes wieder auf und werden dazu beitragen, alle Illusionen zu zerstören, denen man sich in föderalistischen Kreisen hinsichtlich des Eintritts der Deutschnationalen in die Reichsregierung hingeben mag.

Durchaus beistimmen wird man ferner dem Verfasser, wenn er den Weg von Spezialnormen zur Wiedererlangung verlorengegangener bayrischer Reservate ablehnt (S. 140); vielleicht hätte das sogar noch gründlicher geschehen können. Die vom Verfasser (S. 139) zitierten Ausführungen Nawiaskys gegen Kahls (Deutsche Juristen-Ztg. 1923, Nr. 23/24) diesbezüglichen Vorschlag, daß die spezialgesetzliche Wiederherstellung bayrischer Reservate odios und darum gerade auch für Bayern verhängnisvoll wirken müsse, kann jeder bayrische Föderalist voll unterschreiben. Nur die generelle Verfassungsreform wird zum Ziel führen, die das Prinzip der Homogenität auch für die Ausstattung der Einzelstaaten mit Hoheitsrechten gelten läßt.

Mit besonderer Wärme tritt Beyerle für eine gründliche Umgestaltung des Art. 17 RV. ein, der den monarchischen Bestrebungen in den Ländern Fesseln anlegen will (S. 124 f.). Die Frage „Republik oder Monarchie?" kann, wie die Dinge liegen, nicht für alle Teile Deutschlands gleichmäßig gelöst werden. Es ist unnatürlicher Zwang und Torheit, den aus gesundem Staatsinstinkt und Treue entspringenden bayerischen Bestrebungen auf Wiederherstellung des stammverwachsenen Königtums einen Riegel vorschieben zu wollen. Auch in einem etwa wiedererstandenen Hannover dürften die Dinge ähnlich liegen, und es scheint zweifelhaft, ob der preußische Polizist daran etwas wird ändern können, den Herr Severing künftig hinter dem Auto des Herzogs Ernst August herfahren lassen will. Anderseits wird man gerade in Bayern vermeiden müssen, in der republikanischen Haltung weiter Kreise Preußens hinsichtlich ihres Heimatlandes eine Disqualifikation zu föderalistischer Zusammenarbeit zu erblicken. In dubiis libertas! Das Recht, das wir bayerischen Monarchisten für uns beanspruchen, die Staatsform unseres Landes selbst zu bestimmen, muß auch den anderen deutschen Stämmen zustehen, mögen sie mehr freistaatlich, mögen sie mehr monarchisch orientiert sein.

Schließlich soll die scharfe Abrechnung nicht unerwähnt bleiben, die der Verfasser mit den Männern des Hitlerputsches, vor allem General Ludendorff, hält (S. 132 ff.). An dieser Stelle berührt besonders angenehm die ritterliche Art, mit der er seinen Fraktionskollegen, den damals schwer krank darniederliegenden Dr. Heim, gegen die Angriffe des Generals verteidigt (S. 135). Die außerordentlichen, in ihrer staatsmännischen Weitsicht einzig dastehenden Verdienste Dr. Heims um die Vertretung des deutschen Föderalismus werden übrigens auch an anderer Stelle (S. 22 f., 55) gebührend hervorgehoben.

*

Von ganz anderer Art ist Bruno Jacobs gehaltvolle Broschüre, die er uns in 2. vermehrter Auflage auf den Tisch legt. Wir haben hier die Bekenntnisschrift eines leidenschaftlichen Temperaments vor uns, bei allem Pathos der Diktion getragen von einem bedeutenden, bei dem Autodidakten geradezu staunenswerten Wissen, namentlich auf philosophie- und rechtsgeschichtlichem Gebiet. Dabei ist Jacob durchaus klar in der Einstellung und weiß sowohl in der historischen Betrachtung wie auch in der aktuell politischen Beurteilung, worauf es ankommt. Seine Arbeit teilt die grundsätzliche Haltung der Schrift Beyerles und darf deshalb gleich dieser als wertvollste Bereicherung der zeitgenössischen föderalistischen Literatur begrüßt werden.

Jacob schildert zunächst in einem die ersten drei Abschnitte umfassenden historischen Ueberblick die Entwicklung des föderalistischen Problems in Deutschland. Nicht jede Einzelheit vermag hier zu befriedigen. So bedurfte es auf S. 6 einer Darlegung der Wirkungen der partikularistischen Gesetzgebung Kaiser Friedrichs II. im einzelnen; Statutum in favorem principum und Confoederatio cum principibus ecclesiasticis sind die ersten Anzeichen der hier, also schon am Beginn des 13. Jahrhunderts, auftauchenden neuen Gestaltung der Dinge. Die ersten Anfänge der Rezeption des römischen Rechts ins beginnende 16. Jahrhundert zu datieren (S. 8), ist schon unter diesem Gesichtspunkt verfehlt; zum mindesten lassen sie sich ins 14. zurückverfolgen; die gotische Epoche ist, wie erst kürzlich sehr zutreffend Mayer-Pfannholz an anderer Stelle betont hat, schon der Beginn des Subjektivismus. Die Bezeichnung der Wittelsbacher als „kaiserlicher Lehensbeamten" (S. 7) ist jedenfalls auf eine irrtümliche Terminologie zurückzuführen; die Entwicklung der Familie Wittelsbach ist geradezu typisch für die Geschichte der deutschen Dynastengeschlechter. Auf S. 9 mag es falsche Vorstellungen erwecken, wenn der Lehensverband als „organisch, volkstümlich" charakterisiert wird. Der Lehensverband ist ein Phänomen der fortschreitenden Feudalisierung aller sozialen Beziehungen und als solches ein international europäisches, kein deutsch-rechtliches. Das Lehensrecht ist lombardischen, also jedenfalls nicht rein deutschen Ursprungs. Der von Jacob hier konstruierte Gegensatz liegt vielmehr in der Antithese: Herrschaftsverband gegen Genossenschaftsverband, über dessen Entwicklung Gierke im „Genossenschaftsrecht" berichtet. Ein selbständiges deutsches Nationalbewußtsein erst bei Luther und Hutten beginnen zu lassen (S. 14), ist eine Verkennung der ausgesprochen nationalbewußten Dichtung der mittelhochdeutschen Epoche, namentlich Walthers von der Vogelweide. Es wäre gerechter gewesen, wenn der Verfasser an der genannten Stelle die partikularistischen Wirkungen der Reformation für den Reichsverband und sogar das deutsche Nationalgefühl stärker hervorgehoben hätte, als er es S. 12 und hinsichtlich der partikularistischen Politik der Reichsritterschaft unter Sickingen (und gerade Hutten!) auf S. 13 getan hat. Ueber die Zusammenhänge zwischen Barock und „partikularistischem Imperialismus", die der Verfasser allerdings nur andeutet (S. 15 und passim), kann man auch anders denken. Tatsache ist jedenfalls, daß der süddeutsche Barock in mindestens ebenso hohem Maße aus der allem Imperialismus fernen Welt der geistlichen Kultur unserer Stifte und Klöster erwachsen ist, als aus den Höfen des absoluten Fürstentums. Die Arbeit der Paulskirche vom Jahre 1848/49 wird mit unverhältnismäßigem Wohlwollen behandelt (S. 20).

Allein diese kleinen Aussetzungen dürfen die Freude an der durchaus einwandfrei gezeichneten großen Linie nicht verderben und können das Verdienst des Verfassers nicht verdunkeln, auf wenig Seiten eine gründliche, umfassende und zutreffende Schilderung der Problementwicklung geboten zu haben, die gerade für Gebildete, die sich mit Spezialstudien nicht abgeben können, den vom Verfasser angestrebten „Ueberblick" in voll-

kommener Weise gewährleistet. Der Raum verbietet leider, die ganze Fülle der richtig gesehenen, gut formulierten, manchmal originell dargestellten Einzelheiten aufzuzählen, die uns auf diesen wenigen Seiten begegnen. Jeder Leser wird seine Freude an ihnen haben. Nur die gerechte Würdigung des thomistischen Weltbildes (S. 9), die interessanten, wohl nicht allgemein bekannten Ereignisse der Frühgeschichte des preußischen Staats (S. 13 f.), die sichere Kritik Metternichs, dessen idealistisch-universalistische Außenpolitik anerkannt und dessen Versagen auf die verfehlte, im Josefinischen Gleis fortgeführte Innenpolitik zurückgeführt wird, die ausgezeichnete Darstellung des heutigen deutschen Neugliederungsproblems und der Tendenzen des Art. 18 RV. (S. 23 ff.) seien hervorgehoben.

Im 4. Abschnitt behandelt Jacob die Theoretiker des Föderalismus. Die eingangs gemachte Feststellung, daß erst die krankhafte Entwicklung der deutschen Geschichte in der neueren Zeit solche Theoretiker hervorgebracht habe, ist nicht haltbar. Die deutschen Reichsjuristen des Mittelalters — der Sachsenspiegel mag als Zeuge dienen —, eine Reihe der besten Vertreter der Scholastik bis zu den Nominalisten, am Eingang der neueren Zeit aber vor allem Althusius haben die föderalistischen Gedanken in einer auch für uns Heutige noch sehr lehrreichen Weise dargestellt. Der von Jacob (S. 29 f.) mit Recht gepriesene Leibniz ist keine Einzelerscheinung, sondern nur eine, wenn auch überragende Gestalt inmitten eines weiten Kreises föderalistischer Philosophen und Juristen. Bemerkenswert sind Jacobs Ausführungen über Winkelblech (S. 32 ff.), die auch manchem Fachmann Neues sagen. Dankbar hervorgehoben sei die hier wie auch sonst öfter berührte Bedeutung des Föderalismus als die Klassengegensätze überbrückendes Sozialprinzip. Die Arbeiterfrage tritt in der föderalistischen Literatur häufig zu sehr hinter den staatspolitischen Dingen zurück, obwohl gerade ihr die meisten Theoretiker und Praktiker föderalistischer Orientierung ihre beste Arbeit gewidmet haben. Kettelers ideenpolitische Stellung ist leider von Jacob nicht gewürdigt worden, wie überhaupt die moderne katholische Sozialphilosophie (H. Pesch!) unerwähnt bleibt.

Die selbständigste und beste Leistung der Schrift sind die beiden letzten Abschnitte, in denen das föderalistische Problem in den einzelnen modernen Staatsgebilden und die Umwandlung unseres heutigen Staatsbegriffs verfolgt werden. Was hier besonders über den englischen Föderalismus gesagt wird — Jacob nennt das Britische Reich eine großartige „Föderation von Föderationen" (S. 46 f.) — verrät tiefes Eindringen in den Stoff. Richtig erfaßt ist auch der schwache Punkt bei Coudenhove-Kalergis Paneuropa (S. 52), dem Jacob die Ausschließung Englands von Europa vorwirft. Von hier aus hätte die partikularistische Tendenz dieses Kontinentalgebildes, die ihm, dem Verfasser vielleicht unbewußt, heute schon immanent ist, besser erkannt werden sollen, als in Jacobs kurzer Kritik geschah. Die Schilderung schließlich des allmählichen Untergangs des modernen Staatsbegriffs, seiner Ersetzung durch ein genossenschaftlich-föderativ organisiertes Gebilde wird auch dem Fachmann reichste Anregung bieten. Die Diagnose des am Hegelianismus kranken Marxismus, die Kritik des Souveränitätsbegriffs — das sind alles von weitem Blick erzeugte und von starkem soziologischem Instinkt eingegebene Gedankenreihen, um deren Beherrschung die erdrückende Mehrzahl unserer links und rechts stehenden Tagespolitiker den in stiller Zurückgezogenheit seinem bürgerlichen Beruf nachgehenden Verfasser beneiden könnte

Vorweihnacht.

Und wieder nun durch winterliches Land,
Um stille Lippen selig-leises Lächeln,
Gehn träumend hin die dämmerblassen Tage,
In deren Blicken weiche Sehnsucht glüht . .
Es raunt der Wind im tiefverschneiten Hage
Von jener Nacht, der ew'ges Licht entblüht . . .
Maria wandelt durch die weisse Flur
Wie einst, umglänzt von Mondessilberrosen,
In ihrem Schosse der Erlösung Leben,
Die Brust erfüllt von Schauern süss und sacht . .
Von Herz zu Herzen wogt ein stilles Weben
Und alle Seelen wundersam erbeben,
Beglückt von Sehnsucht nach der Heil'gen Nacht . . .

Joachim Samleben.

Aus einem Lande ohne Namen.

Politische Reise-Eindrücke von Cassander.

Ein namenloses Land? . . . Etwa im innersten Afrika oder Neu-Guinea? Mit nichten: mitten im Herzen Europas. Denn wir meinen nicht ein Land, für das ein Name erst gefunden werden soll, sondern ein Land, dem sein Name von Amts wegen geraubt und in Acht und Bann getan worden ist; und zwar ein Name, den es viele Jahrhunderte getragen und der mit dem Ruhme heldenhafter Vaterlandsliebe und landschaftlicher Großartigkeit und Pracht untrennbar verbunden ist. Wir meinen Tirol, das Heimatland Andreas Hofers und das Wunderland der Dolomiten. Es gibt kein Tirol mehr südlich vom Brenner. Der italienische Nationalismus hat es hinwegdekretiert, und dies so gründlich, daß das verpönte Wort selbst auf den Ansichtskarten, die noch vor dem betreffenden Erlaß der Regierung angefertigt worden sind, dick durchstrichen oder gar ausradiert ist. Diese schwarzen Striche auf den Ansichtskarten sprechen eine beredte Sprache. Sie erzählen mit stummer Eindringlichkeit von dem fanatischen Nationalismus, dem die italienische Regierung huldigt und mit dem sie die einheimische Bevölkerung deutscher Zunge bedrückt. Ihr Ziel ist deren Entdeutschung und Verwelschung; ein Ziel, das zu erreichen sie kein Mittel unversucht läßt. Wer etwa so kurzsichtig gewesen sein sollte, an dieser Absicht noch zu zweifeln — ein Tiroler ist unter diesen Zweiflern bestimmt nicht gewesen —, dem hat das Dekret vom 23. Mai dieses Jahres, (das aber erst im Sommer veröffentlicht wurde) die blöden Augen geöffnet und die letzten Illusionen zerstört. Denn dieses Dekret läßt an seiner deutsch-feindlichen Absicht nicht den geringsten Zweifel mehr zu.

Den Kern dieses folgenschweren und für die Geistesrichtung des heutigen Italien so überaus bezeichnenden Dekrets bildet die Aufhebung des Eigentumsrechts, soweit es sich um Grundbesitz und Liegenschaften handelt, für die Bezirke Bozen, Meran, Brixen nebst Bruneck, also just für die Bezirke mit vorwiegend deutscher Bevölkerung. Gleichzeitig bedeutet dieses Dekret eine Herabsetzung der deutschen Einwohner dieser Bezirke auf das rechtliche Niveau von Heloten, um nicht zu sagen: ihre Versklavung. Ohne uns hier in die Einzelheiten dieses Entrechtungs-Erlasses verlieren zu wollen, begnügen wir uns damit, einige Artikel daraus anzunageln. So lautet Artikel 8:

„Alle Rechtsgeschäfte, welche eine teilweise oder gänzliche Veräußerung von Liegenschaften enthalten, die Begründung von Nießbrauchs-, Gebrauchs- und Wohnungsrechten, jede Vermietung, überhaupt alles, was eine Eigentums- oder Besitzübertragung mit sich bringt, muß von der Präfektur, um gültig zu sein, zuerst genehmigt werden, wobei sich die Präfektur 3 Monate mit der Erledigung Zeit lassen kann (!), und diese Genehmigung kann ohne jede Begründung und ohne jedes Rechtsmittel dagegen versagt werden. (!)"

Artikel 9 lautet:

„Alle diese Liegenschaften können von der Militärbehörde jederzeit enteignet werden, ohne daß die sonst hiefür notwendigen formellen und materiellen Voraussetzungen des Gesetzes vorhanden sein müssen."

Artikel 6 verfügt:

„Niemand darf ohne Genehmigung der Militärbehörde (das sind die Korpskommanden in Verona und Belluno) Bauten irgendwelcher Art aufführen; insbesondere auch keine Weg-, Wasser- oder elektrischen Bauten; er darf ohne ihre Genehmigung auch nichts abbrechen oder niederreißen, keine Materialaufhäufungen vornehmen, keine Gruben graben, keinerlei Höhlen oder unterirdische Räumlichkeiten benutzen, keinen Holzschlag vornehmen."

Diese drei Proben genügen wohl, den Geist und die Absicht des famosen Dekrets zu kennzeichnen. Wir können dem Abgeordneten Dr. Karl Tinzl nur beipflichten, wenn er in seiner Erläuterung und Kritik bemerkt: „Ein Recht, dessen Bestand und Ausübung von der Willkür eines Dritten abhängig ist, ist kein Recht mehr; der Begriff des Rechts ist unvereinbar mit der Abhängigkeit von fremder Willkür." Mit vollem Recht ist ferner in einer kürzlich (1. August) in Bozen — jetzt Bolzano — abgehaltenen Protestversammlung auf die unheilvollen Folgen hingewiesen worden, die die Durchführung dieses Dekrets auf das gesamte Wirtschaftsleben der davon betroffenen Bezirke haben müsse; so würden, um nur auf ein Beispiel dafür zu verweisen, künftig weder die Kassen noch die privaten Geldgeber sich entschließen, Hypotheken auf Objekte zu geben, wenn sie auf der andern Seite befürchten müßten, daß das Kapital durch die Bestimmungen des Dekrets gefährdet werde.

Nicht unerwähnt soll es ferner bleiben, daß dieses Dekret just 9 Jahre nach dem Tage der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn erlassen worden ist. Ob dieses Datum — 23. Mai — nun einem seltsamen Zufalle zuzuschreiben ist, oder ob es von der italienischen Regierung absichtlich auf diesen Tag angesetzt worden, gleichsam zur Gedenkfeier, muß dahingestellt bleiben. Wie immer es sich damit aber auch verhalten mag, jedenfalls bedeutet es für die Deutschen des italienisch gewordenen Tirol — dieses heißt jetzt von Amts wegen Alto Adige (oberes Etschland) — eine rechtliche und wirtschaftliche Kriegserklärung.

Natürlich weiß die italienische Regierung sehr wohl, daß die Folgen dieses Dekrets reichlichst Anlaß zu Beschwerden und Kritiken geben werden, die ihr wenig angenehm wären. Sie trägt daher Sorge, daß den unbequemen Klägern und Kritikern im voraus der Mund gestopft werde, und wird demnächst mit einem Pressegesetz herausrücken, das die freie Meinungsäußerung, soweit es sich um Verfügungen der Regierung handelt, vollständig knebeln soll. Der vorhin erwähnte Abgeordnete Dr. Tinzl bemerkt darum in seiner Kritik des Dekrets, die er im Landsmann vom 2. August veröffentlicht hat, sehr richtig, er müsse sich beeilen, das Dekret zu erörtern, da das bevorstehende Pressegesetz ihm sonst den Mund oder vielmehr die Feder knebeln könne. . . . Uebrigens zielt dieses Gesetz keineswegs bloß gegen die Deutschen in Tirol, sondern gegen alle, die mit den Maßnahmen der italienischen Regierung unzufrieden sind und deren Zahl größer zu sein scheint, als dieser lieb ist. Die Affäre Matteotti hat dem Nimbus Mussolinis augenscheinlich nicht wenig Abbruch getan. . . .

Wie schlimm der Tausch gewesen ist, den die Deutschen im italienischen Tirol dank dem „Frieden" von Saint-Germain gemacht haben, das hat sich auch anläßlich der furchtbaren Hochwasserkatastrophe gezeigt, von der die Stadt Klausen am Eisack im Jahre 1921 heimgesucht worden ist. Die Folgen sind heute nach drei Jahren noch bei weitem nicht behoben, weil die italienische Regierung es an der entsprechenden Hilfe fehlen ließ. Ihre Ingenieure zeigten sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen, wofern sie deren Durchführung nicht etwa aus gewinnsüchtigen Motiven absichtlich verschleppten. Denn, obwohl die Katastrophe im Hochsommer (9. August 1921) stattfand, ließen sie sich vom Winter überraschen, so daß das Hochwasser in den Gebäuden zu Eis erstarrte und im Frühjahr 1922 bei der Schmelze neuerlichen Schaden verursachte. Jetzt noch, nach drei Jahren, steht das Wasser in manchen Kellern so hoch, daß die dort lagernden Weinfässer nicht zugänglich sind. . . .

Wer mit offenen Augen im italienischen Tirol reist, hat reichlich Gelegenheit, sich von den Entdeutschungs- und Verwelschungstendenzen der italienischen Regierung zu überzeugen. Schon die erste Station der Pustertalbahn auf italienischem Boden belehrt ihn über diesen Punkt, denn aus dem deutschen Innichen ist ein italienisches San Candido geworden, aus Franzensfeste: Fortezza, aus Brixen: Bressanone, aus Klausen: Chiusa, aus Bozen: Bolzano. Immerhin stehen an den Strecken Brenner (jetzt: Brennero)—Franzensfeste und Innichen—Franzensfeste (Pustertalbahn) hinter den offiziellen italienischen Namen der Stationen derzeit noch die deutschen. Bei den Haltestellen dieser Strecken hat man den deutschen Zusatz aber schon verschwinden lassen, und es wäre naiver Optimismus, sich der Hoffnung hinzugeben, daß dieses Schicksal den Namen der größeren Stationen erspart bleiben werde. An der Bahn durch das herrliche Grödener Tal sind die Stationsnamen schon alle verwelscht, was für die Fremden, die diese prächtige Bergbahn benützen, nicht eben angenehm ist, da die neuen italienischen Namen meist ganz willkürlich konstruiert sind und mit den alten deutschen Bezeichnungen keinerlei sprachlichen Zusammenhang haben. So heißt z. B. Wolkenstein jetzt Selva. Die Bahnangestellten auf den erwähnten Strecken sind fast durchweg Italiener und der deutschen Sprache oft nicht mächtig. Nur die Beamten an den Kassenschaltern pflegen es zu sein und sprechen mit dem Reisenden, der seine Fahrkarte deutsch verlangt, meist deutsch. Doch gibt es auch solche, die nicht deutsch verstehen wollen und dem, der die Fahrkarte deutsch verlangt, keine verabfolgen möchten; was allerdings weniger den fremden Reisenden gegenüber geschieht als den einheimischen, die man auf diese Weise zwingen will, italienisch zu sprechen. In den italienischen Gaststätten, die namentlich in den vielbesuchten Höhenstationen die deutschen ganz verdrängt haben — auf dem Pordoy-Joche z. B. ist das den Touristen wohlbekannte „Christomanos-Haus" zum Hotel Savoia geworden —, sprechen die Kellnerinnen übrigens, auch wenn sie Italienerinnen oder Ladinerinnen sind, bereitwillig deutsch, wenn man sie so anspricht. Nicht gerade sympathisch berührt fühlt sich der Oesterreicher, wenn er im Speisesaale eines dieser Hotels die Bilder der beiden irredentistischen „Märtyrer" Battisti und Chiesa findet, die während des Krieges als überführte Hochverräter hingerichtet worden sind. Rücksichtslos und unsinnig ist es, daß die amtlichen Kundmachungen in Ortschaften mit rein deutscher Bevölkerung nur in italienischer Sprache angeschlagen werden. Man muß sich fragen, wie denn unter solchen Umständen der deutsche Bauer, der von der italienischen Sprache doch meist keine Ahnung hat und haben kann, diese Plakate lesen und verstehen soll? . . .

Was dem Reisenden im italienischen Tirol besonders auffällt, das ist das massenhafte Auftreten von Italienern in solchen Ortschaften und Gebieten, deren einheimische Bevölkerung ganz deutsch ist. Schon Innichen, der erste Ort auf italienischem Gebiet mit durchweg deutscher Bevölkerung, den wir betraten, wimmelte nur so von Italienern. Man hätte glauben können, man befände sich tatsächlich in einer italienischen Stadt; das zahlreiche italienische Militär trug dazu noch bei. Die Italiener, sonst nicht eben als reiselustig bekannt, entwickeln, seit ihr Land seine Grenzen so sehr erweitert hat, die eifrigste Reiselust; eine Reiselust, deren politische Tendenz nur zu deutlich ist. Sie wollen zeigen, daß sie die Herren in diesem Lande sind und daß dieses Land italienisches Land ist, mögen seine Bewohner auch Deutsche sein. Ihr selbstbewußtes und überlautes Gehaben zwingt nachgerade zu dieser Deutung. Auch die grün-weiß-roten Fahnen, die ohne zwingenden Grund auf den Alpenhotels flattern, und die auf den Dolomitenstraßen hin- und herrasenden Autos, in denen fast ausschließlich Italiener sitzen, führen eine beredte Sprache.

Zieht man aus dem Vorgehen und Auftreten der Italiener in dem jetzt ihnen gehörenden Teile von Tirol die Summe, so kennzeichnet man es vielleicht am treffendsten, wenn man sagt, daß sie just das Gegenteil von dem tun, was einst die Oesterreicher in Welschtirol getan haben. Während die österreichische Regierung die Italiener daselbst mit Samthandschuhen angefaßt und sich gegen das Treiben der Irredenta beharrlich blind und taub gestellt und sie hierdurch geradezu großgezogen hatte, tritt die italienische Regierung der deutschen Bevölkerung gegenüber mit — durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigter — Siegermiene auf und behandelt sie ungefähr so, wie es die alten Römer, als deren Nachkommen sich die modernen Italiener so gern aufspielen, einst mit den unterworfenen Germanen getan; mutatis mutandis natürlich. Daß die Italiener damit just das tun, was sie — ohne die geringste Berechtigung — vor dem Kriege der österreichischen Regierung vorgeworfen haben; daß sie, die damals immer so pathetisch über die österreichische Tyrannei deklamiert und sich als deren tragische Opfer hingestellt haben, nun selber als Tyrannen auftreten und das von ihnen stets so emphatisch betonte nationale Selbstbestimmungsrecht mit Füßen treten: das schert sie nicht im geringsten. Und das ist die historische Ironie dabei.

Peter Cornelius als kirchlicher Tonsetzer.

Geb. 24. Dezember 1824, gest. 26. Oktober 1874.

Von Dr. Bertha Antonia Wallner, München.

Lange erst nach des Meisters Tode sind die Werke des Lyrikers und Dramatikers Cornelius Gemeingut der musikalischen Welt geworden. Spät hat der Dichtermusiker die ihm gebührende Anerkennung gefunden, auch von seiten der ausübenden Künstler. Völlig vergessen ist jedoch des Meisters Kirchenmusik. Ein Grund dafür mag darin liegen, daß es sich hauptsächlich um frühe, ja sogar um Jugendwerke handelt, welche durch die überragende Bedeutung der späteren Kompositionen nur allzuleicht in den Schatten gestellt wurden, leider sogar teilweise für immer verloren sind. Die anderen Gründe, warum sich des großen Künstlers Kirchenmusik so gar nicht durchsetzen konnte, mögen in persönlichen Verhältnissen und äußeren Umständen gelegen sein. Die gleichen Schwierigkeiten wie die übrigen Werke hinsichtlich Aufführung und Drucklegung erfuhren auch die kirchlichen. Cornelius verstand es nie, seine Sache zu vertreten, seine vornehme Bescheidenheit stand dem im Wege. Das größte Hindernis aber bildete des Meisters religiöse Einstellung. Als Knabe hatte er sich durch kindliche Frömmigkeit und eifrigen Gottesdienstbesuch ausgezeichnet. Doch stand die elterliche Familie dem eigentlich katholischen Leben ferne. Die deistischen und Humanitätsideen der Aufklärungszeit wirkten noch nach, wurden aber ideal erfaßt. So war mehr die Grundlage für ein allgemein religiöses Empfinden gegeben, als zur vollen Hingabe an ein Bekenntnis. Doch war der Meister in so hohem Maße von jenem durchdrungen, daß es falsch wäre, nur von einer rein

musikalischen Erfassung des Gegenstandes zu sprechen. Als echter, ganzer Künstler und edler Mensch, ja auch als Christ trat er diesem entgegen. Es wäre unrichtig, einen völligen inneren Bruch mit der katholischen Kirche anzunehmen, ein Fehler in welchen auch die meisten Beethovenbiographen verfielen. Wie dieser war auch Cornelius ein Kind seiner Zeit und von seiner Umgebung positiv und negativ beeinflußt. Als gegen Ende seines allzu kurzen Lebens die ersten späten Erfolge sich einstellten, waren für das Bekanntwerden seiner kirchlichen Tonkunst die Verhältnisse wenig günstiger geworden. Wohl war Liszt in seine religiöse Periode eingetreten. Cornelius aber stand dieser Entwicklung begreiflicherweise völlig fremd gegenüber. Auch waren die freundschaftlichen Beziehungen beider längst nicht mehr die alten, ähnlich wie bei Wagner. Liszts kirchliche Kompositionen wären auch eine schwer zu überwindende Konkurrenz geworden. Die kirchenmusikalischen Reformkreise, deren heute vielfach umstrittene Tätigkeit gerade damals in Deutschland einsetzte, hatten wohl keine Ahnung davon, daß Peter Cornelius längst vor ihnen den so dringend geforderten kirchlichen Idealstil verwirklicht hatte; man beachtete ihn nicht. Der Corneliusforscher Max Hasse hat endlich in jüngster Zeit auf die völlig in Vergessenheit geratene Kirchenmusik des Meisters hingewiesen [1]).

Die ersten in der Geburtsstadt Mainz und in Wiesbaden entstandenen Kompositionen gehörten vorwiegend dem Liede und der Kammermusik an. Das Gebiet der Kirchenmusik betrat Cornelius erst in Berlin. Nach dem Tode des Vaters hatte ihm die Fürsorge seines Onkels, des berühmten Malers, das Studium bei Siegfried Dehn ermöglicht. Auch war er im Hause seines Onkels und dessen Schwagers, des Stadtrates Theodor Brüggemann, zum ersten Male streng katholischen Kreisen nähergetreten. Doch stieß er hier auf Härten, die teils aus dem Charakter seiner Verwandten zu erklären waren, teils aus den Diasporaverhältnissen hervorgingen. Es ist ausschließlich das Verdienst Dehns, seinen Schüler auf die Schätze der katholischen Kirchenmusik hingewiesen zu haben. Auf der Musica sacra des 15. und 16. Jahrhunderts mit ihrer kunstvollen Vielstimmigkeit hatte er sein Lehrgebäude begründet. In sie hatte er sich als Organisator der Musikabteilung der königlichen Bibliothek in Berlin versenkt, mit ihr befaßten sich seine musikwissenschaftlichen Arbeiten und seine Neuausgaben. So gehört denn auch die erste selbständige Komposition, die der strenge Lehrer seinem infolge langer Uebungen ungeduldigen Schüler gestattete, eben der kirchlichen Vokalmusik an. Im Juli 1846 begann Peter Cornelius die Vertonung eines zehnsätzigen Miserere mit Schlußfuge. Leider ist nur der Anfangssatz erhalten. Auch ein um diese Zeit entstandenes Magnificat ist verloren. In dem vierstimmigen Miserere für gemischten Chor überwiegt die Homophonie. Die harmonische und melodische Gestaltung tragen bereits Corneliussche Züge.

Jugendliche Ungeduld und nicht zu hemmender Schaffensdrang hatten Cornelius für kurze Zeit von seinem Lehrer Dehn getrennt. Doch schon nach wenigen Monaten planlosen Arbeitens kehrt er zu ihm zurück. Das nunmehr in Angriff genommene Studium des polyphonen Satzes führt den jungen Künstler notwendig noch mehr auf das Gebiet der alten Kirchenmusik. Nun weilt er als ständiger Besucher auf der königlichen Bibliothek, um sich mit Spartierungen und Abschriften alter Meister zu beschäftigen. Gegen Ende der Lehrjahre fällt die Komposition eines Stabat Mater mit Orchester. Nur eine Themenskizze von acht Takten hat sich davon erhalten. Der Verlust des Werkes ist um so bedauerlicher, als es sich um die bedeutendste Komposition aus der Dehnschen Unterrichtszeit, um das eigentliche Meisterstück des werdenden Tonsetzers handelt. Gerade von diesem Werke erhoffte er sich, daß es ihm den Weg für die Zukunft bereiten sollte. Auch war der Text der alten Sequenz ihm besonders lieb geworden. Die Vorlage des Stabat Mater und anderer Werke bei dem ehemaligen Schüler Bainis, Otto Nicolai, dem damaligen Leiter des Domchors und der Hofoper, bringt ihm wenig Ermunterung. Hingegen trägt ihm der Besuch bei Friedrich Schneider in Dessau einen richtigen Lehrbrief ein für Miserere, Stabat Mater und andere Werke. Die Bewerbung um eine Stelle als Direktor der Kirchenmusik in Münster, die ihm der Einfluß seines Onkels Brüggemann sichern könnte, unterläßt Cornelius; es ist die Bedingung streng katholischen Bekenntnisses daran geknüpft; eine Zusage aber kann er nicht mit seiner Wahrheitsliebe vereinen. Doch vertieft er sich immer mehr in die Kirchenmusik. Er studiert Bainis Palestrinawerk, fertigt neue Partituren an, befaßt sich mit Johann Sebastian Bachs Kantaten. Ins Jahr 1849 ist noch die Niederschrift einer verlorenen Messe für Frauenstimmen anzusetzen. Um in die Kirchenmusik, besonders aber den Gregorianischen Choral tiefer eindringen zu können, erlernt Cornelius die bis dahin vernachlässigte lateinische Sprache; auch die italienische eignet er sich um diese Zeit an. Die Vertonung der Vergine-Dichtungen Petrarcas ist eine Frucht dieser Studien; sie ist das hervorragendste Liederwerk dieser Periode und zugleich der Anfang der später so hochbedeutenden religiösen Lyrik.

Die Tätigkeit eines Referenten an der Musikzeitschrift Das Echo stellt die Verbindung mit Liszt her. Anfang 1852 begibt sich Cornelius zu ihm nach Weimar; damit tritt in seinem Leben die entscheidende Wendung ein. Liszt, der weitblickende und großmütige Förderer aller emporstrebenden Talente, beschäftigte sich eingehend auch mit seinen Kompositionen. Mehr aber als Kammermusik und Lieder fesselten ihn die geistlichen Werke. Wiederholt riet er Cornelius, sich ausschließlich der kirchlichen Tonkunst zuzuwenden. Noch hatte Liszt seine eigene bahnbrechende Tätigkeit auf diesem Gebiete nicht begonnen; doch erkannte er, daß eine Neubefruchtung desselben zur Notwendigkeit geworden war. Nun glaubte er in Peter Cornelius die Persönlichkeit gefunden zu haben, die der großen Aufgabe gerecht werden könnte. Leider erfüllte sich diese Hoffnung nur zum Teile; andere Gebiete harrten unseres Meisters.

Um Ruhe zum Schaffen zu finden, begab sich nun Cornelius zu seiner Schwester Elise und seinem Schwager Schily nach Bernhardtshütte im Thüringer Wald. Hier und bald darauf in Soest entstanden die meisten seiner kirchlichen Kompositionen. Zwischen Mai und Oktober 1852 schrieb Cornelius in Bernhardtshütte folgende Werke: Eine Messe mit fünf Sätzen für Männerstimmen, einen Chor über einen Cantus firmus aus dem Graduale Romanum zur Hochzeitsfeier einer Verwandten, beide sind verloren; ferner das Tu es Petrus und die beiden Domine, salvum fac regem, das erste vierstimmige für Männerchor a capella im Mai [2]), das andere für Tenorsolo, gemischten Chor und Orchester im September.[3]) Cornelius bemüht sich in letzterem offensichtlich, einen neuen kirchlichen Instrumentalstil zu schaffen; er zieht neue Instrumente bei; sein Orchester bietet namentlich den Singstimmen Stütze und Untermalung; es dient aber auch dazu, das thematische Material ins rechte Licht zu setzen; doch fehlt es ihm nicht an selbständigen Stellen. In der großen Schlußfuge mit dem von Händel inspirierten Thema hat Cornelius nochmals das bei Dehn erworbene Können verwertet; doch war sie das erste und zugleich das letzte Werk, in dem Cornelius dieser Form Tribut zollte.

Schon in Weimar trug sich Cornelius mit dem Gedanken, in eine rheinische oder westfälische Stadt überzusiedeln, wo er sich vom kirchlichen Leben mehr Anregung für sein künstlerisches Schaffen versprach. Der älteste Bruder, Karl, der nachmalige Münchener Historiker, war durch seine wissenschaftlichen Arbeiten mit den dortigen Kreisen wohl vertraut. Wieder kommt Münster in Frage, dann Paderborn, zuletzt Soest. Auf letzteres fiel die Wahl. In Soest entstanden folgende Werke: Der „Versuch" einer Messe über den Cantus firmus in der dorischen Tonart für vierstimmigen gemischten Chor mit Orgel ad libitum, ein Requiem aeternam und Absolve Domine für Männerchor a cappella, die A-dur-Messe vier- bis sechsstimmig für gemischten Chor, eine zweite durch das Londoner Preisausschreiben veranlaßte Messe und das geistliche Lied Die Seligkeiten. Letztere beide sind verloren. Die Messe über einen Cantus firmus aus dem Choral in der dorischen Tonart wurde bescheidenerweise nur als Versuch bezeichnet, sie ist aber ein bedeutendes, durchwegs eigenartiges Werk, das dem kirchlichen Stile in vollem Maße gerecht wird.[4]) Die dem Choral entnommenen Motive werden frei umgestaltet und so immer neues Material der thematischen Arbeit zugeführt, in welcher sich wahre imitatorische Kleinkunst zeigt. Zu des Meisters eigenartigem Können tritt die Tiefe seines Empfindens. Dem Lyriker Cornelius mußten Kyrie, Benedictus und Agnus Dei am nächsten liegen. Cornelius hat an der dorischen Tonart nicht festgehalten, sondern sich mehr auf modernes D-moll, in Benedictus und Agnus sogar D-dur festgelegt. Sein hervorragendes modulatorisches Talent offenbart sich hier, ohne aber kirchlichen Stil und Sanglichkeit irgendwie zu beeinträchtigen. Die Einfachheit der Textbehandlung in Gloria und Credo, die Anwendung der Homophonie zeigt die richtige Erfassung der Bedeutung der Worte. Eine Aufführung der Messe in Berlin war geplant, für diese hatte der Meister sein in Bernhardtshütte komponiertes Tu es Petrus nach E-moll transponiert, um es als Offertorium einzufügen, aber auch dieser Plan kam nicht zustande. Die A-dur-Messe und die soeben als verloren erwähnte entstanden für das Londoner Preisausschreiben. Leider liegt erstere noch nicht im Druck vor. Max Hasse schildert das Werk folgendermaßen [5]): „In dieser Messe wacht noch einmal die römische Blütezeit des klassischen Stils der Messe auf; diese Sätze konnte nur jemand schreiben, der die Missa Assumpta est und die Improperien mit ihrer Technik und ihrem Ausdrucke der Gläubigkeit so in sich aufgenommen hatte, daß eine Neugestaltung von innen heraus möglich war. In Wort und Ton kommt es in allen Sätzen zur vollständigen Durchdringung des Stoffes auf den Grundlagen der vokalen Polyphonie. Die Diatonik wird durch keine Chromatik abgelenkt, die architektonische Gliederung im Sinne einer Steigerung wirkungsvoll durchgeführt. In das sechsstimmige Kyrie wurde ein vierstimmiges Christe eleison eingeschlossen. Das Credo wölbt sich wie eine Kuppel. Das vierstimmige Crucifixus für zwei Soprane und zwei Altstimmen leuchtet aus seraphischer Höhe auf wie das Kreuz, das sie krönt. Im sechsstimmigen Sanctus aber schaut die gläubige Christenheit zu ihm empor. Noch einmal unterbricht der Komponist den sechsstimmigen Satz im Benedictus, das er zwei Sopranen, dem Alt und Tenor anvertraut; in ihm wird ein Stück kunstvollster Tenorführung wieder lebendig. Das Agnus, in Meisterart teilweise doppelt kanonisch gesetzt, gibt der Messe den feierlichen Schluß." Bei den gleichfalls in Soest komponierten vierstimmigen Männerchören Requiem aeternam und Absolve Domine[6]) handelt es sich wohl um

[1]) Max Hasse, der Dichtermusiker Peter Cornelius, 2 Bände, Leipzig 1922/23, Breitkopf und Härtel. Bes. I. Band. — Peter Cornelius, Musikalische Werke im Auftrage seiner Familie herausgegeben von Max Hasse, II. Band, Leipzig 1905, S. VIII.

[2]) Notenbeispiele bei Hasse, a. a. O. I. Band, S. 94 ff.
[3]) Partiturbeispiele (Faksimile) ebenda, S. 100 ff.
[4]) Bruchstücke bei Hasse, a. a O. I Band, S. 106 ff.
[5]) Hasse, a. a. O. I. Band, S. 112 f.
[6]) Peter Cornelius, Musikalische Werke ... II. Band, S. VIII, 106 f.

Anfänge eines nie vollendeten Requiems, denen noch manches Skizzenhaftes anhängt und welchen auch das richtige formale Ausmaß fehlt; zudem bricht der Tractus vor dem textlichen Höhepunkt ab. Der schlichte klangschöne Satz aber läßt bedauern, daß gerade dies Werk unvollendet blieb.

Unmittelbar nach dem Aufenthalt in Soest hatte sich Cornelius an den Choralforscher P. Lambillotte S. J. gewandt behufs Anstellung an einem Jesuitenkolleg; auch dieser Plan wurde nicht verwirklicht. Die Kirchenmusik durfte nicht sein Gebiet bleiben. Sie sollte nur sein Schaffen auf dem Gebiete des Liedes, wie des Musikdramas vorbereiten und vertiefen helfen. Eine glückliche Fügung hat in ihm den Dichterkomponisten geweckt. Damit hatte er sein eigentlichstes Arbeitsfeld betreten. Ohne die unmittelbar vorausgehende kirchenmusikalische Tätigkeit wären aber die Vaterunser-Gesänge nicht denkbar. Auch die Weihnachtslieder, denen ein Erfolg erst nach ihres Meisters Tod vergönnt war, haben seiner kirchlichen Kunst vielfache Anregungen zu danken. Der Plan, außer dem Weihnachtsfeste noch Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten in einer Liederfolge zu behandeln, wurde leider aufgegeben. Nur noch einmal betrat der Meister das Gebiet der eigentlichen liturgischen Kirchenmusik mit der in Weimar 1855 komponierten Messe für Männerchor und Blasinstrumente. Auch sie ist nicht mehr vorhanden. Nachklänge des kirchenmusikalischen Schaffens finden wir vor allem im Cid. Dem Vaterunser Chimenes liegen wieder die kunstvoll verarbeiteten Choralmotive zugrunde. Der in die Handlung verflochtene Hymnus Defensor noster aspice ist in freier Anlehnung an ältere Vorbilder, Erinnerungen aus der Berliner Studienzeit, vertont. Die Vorliebe für kanonische und imitatorische Bildungen, welche uns allenthalben in den Schöpfungen unseres Meisters entgegentritt, besonders in seinen Musikdramen und seinen Chorwerken, wurde zweifellos durch die Tätigkeit für die Kirchenmusik geweckt.

Erst in den letzten Lebensjahren wandte sich Cornelius wieder der geistlichen Tonkunst zu; sein nunmehriges Schaffen gilt aber ausschließlich dem religiösen Liede. Unter den im Herbst 1869 zu Baierbrunn und München komponierten Trauerliedern für Männerchor, Karl Riedel zugeeignet,[7]) begegnen wir zweien, deren Worte dem Schatze des deutschen Kirchenliedes entstammen. Der Text des ersten fünfstimmigen Chores „Ach wie nichtig" ist von Michael Frank; die von diesem und Vopelius herrührende Melodie hat unser Meister in einer Johann Sebastian Bach würdigen Art mit aller Kunst der Behandlung des Cantus firmus, sowie seiner unübertrefflichen Anwendung des Orgelpunktes zu gestalten gewußt. Der andere vierstimmige Chor „Mitten wir im Leben sind" ist eine Vertonung der alten Sequenz des Notker Balbulus, der im 9. Jahrhundert zu Sankt Gallen lebte; Cornelius hat die Luthersche Uebersetzung für seinen Tonsatz verwendet, auf die Zugrundelegung der Choralmelodie aber verzichtet; nur ganz leise Anklänge haben sich eingestellt. Der schlicht homophone Satz ist von wahrhaft erschütterndem Ausdrucke. Die Trauerchöre zählen überhaupt zum Bedeutendsten, was die Männerchorliteratur hervorbrachte. Der Dichtermusiker zeigt sich in den Psalmliedern für gemischten Chor zu Tonstücken von Johann Sebastian Bach.[8]) „Drei der großartigsten Stücke der Klavierliteratur wurden durch diese Bearbeitung in das Gebiet des gemischten Chors versetzt und ihnen mit genialer Erkenntnis des geistigen Gehalts Texte unterlegt, aus denen man eigentlich auf das umgekehrte Verfahren schließen möchte, wie wenn Bach einmal im Besitze nicht pietistischer Gedichte kongenialen Stoff musikalisch durchdrungen hätte."[9]) Das von Cornelius angewandte Verfahren, Bachsche Klaviersätze der Vokalmusik dienstbar zu machen, zeigt die Kantabilität derselben in hellstem Lichte; Johann Sebastian Bach hat diese stilistische Eigentümlichkeit von seinem Nürnberger Vorläufer Johann Pachelbel übernommen, der seinerseits wiederum durch seine Vorgänger auf der alten Vokalpolyphonie fußt. In des Dichtermusikers Nachlasse fand sich ein schlicht-inniges Duett für Sopran und Bariton. Es war einige Jahre früher entstanden (München, 30. September 1866), reiht sich aber durch seinen Text: Zu den Bergen hebet sich ein Augenpaar, eine Umdichtung von Psalm 121 (120) den vorhergehenden Liedern an.[10])

Eine der schönsten und reifsten Liederfolgen aus des Meisters letzten Jahren gilt dem katholischen Kirchenliede. Sie ist seinem Bruder Karl zugeeignet und betitelt sich: Liebe, ein Cyklus von drei Chorliedern nach Dichtungen von Johannes Scheffler.[11]) Als der junge Cornelius einst „in das Sterbezimmer seines Vaters trat, küßte er die Stelle, wo des Vaters Haupt gelegen hatte, dann stand er verträumt ... Da blickte ihm das erste Gedicht von Liebe entgegen, in einer Gedichtsammlung, die auf dem Tische aufgeschlagen lag, — und so ertönte es zuerst in vollen Stimmen in ihm. Wie er es jetzt gegeben habe, so schreibt er, sei es freilich nur ein schwacher Nachklang von dem, was er damals empfunden hätte."[12]) Das erste Stück: Liebe, dir ergeb' ich mich, ist achtstimmig. Frauen- und Männerchor treten bald in klanglichen Gegensatz zueinander, bald vereinen sie sich zu vierstimmigen Halbchören, bald treten sie zum Vollklang zusammen. Auch rhythmisch ist der Wechsel von Viervierteil- und Dreihalbetakt charakteristisch. Cornelius hat hier seine ganze harmonische Kunst, namentlich in modulatorischer Hinsicht, entfaltet. Durch den in freier Wiederkehr sich stets einstellenden Kehrreim ist die Form des Strophenliedes gewahrt. Die ungemein ausdrucksvolle Melodik steht fast dem süd- und westdeutschen Kirchenliede des 17. Jahrhunderts nahe. Im zweiten, dem sechsstimmigen: Ich will dich lieben, meine Krone, hat der Meister die bekannte schöne Melodie von Georg Joseph ausgeschaltet; doch konnte sich seine innige neue Weise nicht ganz dem Nachhall der alten entziehen. Die stete Wiederkehr des Themas mit wechselnden Gegensätzen verleiht dem Ganzen Rondocharakter. Die hier außerordentlich kühn angewandte Modulation dient dazu, die Worte, großenteils Zitate aus Augustin, noch eindringlicher zu gestalten. Das dritte Lied, Thron der Liebe, Stern der Güte, ist wie das erste achtstimmig, doch völlig verschieden in der fast freien Gestaltung der Form. Die Disposition der klanglichen Mittel ist ähnlich dem ersten Chore; nur herrscht die Achtstimmigkeit vor. Auch melodisch ist er ihm verwandt; doch geben die Worte mehr Gelegenheit zu dramatischem Ausdruck. Was uns aber vom kirchenmusikalischen Standpunkt aus gerade diesen Chor besonders wertvoll erscheinen läßt, das ist sein Inhalt. Der schlesische Konvertit Johannes Scheffler war einer der begeistertsten Dichter, in denen die Herz-Jesu-Minne des deutschen Mittelalters ihren Nachklang gefunden hat.[13]) In der Vertonung der Worte des Angelus Silesius aber hat Peter Cornelius das schönste und wertvollste Herz-Jesu-Lied geschaffen, das überhaupt je geschrieben wurde. Man kann es kaum für möglich halten, daß dieser wunderbare Gesang unseren Kirchenchören so gut wie nicht bekannt ist, trotzdem es an musikalisch und textlich guten Stücken dieses Inhalts fast ganz fehlt.

In der letzten Zeit seines Schaffens hat sich Cornelius wieder der Chorkomposition und damit der Kirchenmusik zugewandt. Die einst in seiner Jugend durch eifriges Studium der alten Vokalpolyphonie gesammelten Kenntnisse leben wieder auf, verbunden mit der Eigenart des großen Künstlers. Vielleicht, wenn ihm eine längere Zeit des Lebens und Wirkens vergönnt gewesen wäre, hätte diese Entwicklung ihn von selbst wieder zurück zu Messe und Motette geführt. Gerade die Münchener kirchenmusikalischen Verhältnisse mit ihrer jahrhundertealten Tradition wären reich an Anregungen gewesen. Der allzu frühe Tod hat nicht nur die Vertonung seines musikalisch und textlich bedeutendsten Musikdramas, der Gunlöd, unterbrochen, er hat nicht nur die Pläne vereitelt, Stoffe aus der christlichen Legende auf dies Gebiet zu übertragen, er hinderte auch einen großen Meister, die letzte, höchste Vollendung in der Kirchenmusik zu erreichen. Was er aber auf diesem Gebiete schuf, soll uns ein heiliges Vermächtnis sein, das uns die Pflicht auferlegt, es nicht unverwertet liegen zu lassen.

[7]) Hasse, a. a. O. II. Band, S. 137 f. — Cornelius, Musikalische Werke II. Band, S. VII, 68 ff — Adolf Sandberger, Leben und Werke des Dichtermusikers Peter Cornelius, Leipzig 1887, S. 50 ff.

[8]) Hasse, a. a. O. II. Band, S. 144. — Cornelius, Musikalische Werke, II. Band, S. VIII f., 147 ff. — Sandberger, a. a. O. S. 58 f. — Die Gesänge sind folgende: Bußlied: Warum verbirgst du vor mir dein Antlitz? Nach Psalm 88 (87). An Babels Wasserflüssen; Stromflut dahin rauscht durch Babels Gefilde. Nach Psalm 137 (136). Jerusalem; Heil und Freude ward mir verheißen. Nach Psalm 122 (121).

[9]) Sandberger, a a. O. S. 58.

[10]) Hasse, a. a. O. II. Band, S. 117 f. — Cornelius, Musikalische Werke, II. Band, S VI, 54 ff.

[11]) Hasse, a. a. O. II Band, S. 143 f. — Cornelius, Musikalische Werke, II. Band, S. IX, 163 ff. — Sandberger, a. a. O. S. 62 ff.

[12]) Hasse, a. a. O. II. Band, S. 143.

[13]) Carl Richstätter S. J., Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters, nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. 2 Bände, Paderborn 1919. Bes. II. Band, Gebete, Dichtungen, Bildwerke, Nachwirken, S. 179 ff., 215.

Dem Reichs- und Heimatbund Deutscher Katholiken.

Ein starkes Reich, geeint und gross,
Die Heimat frei in seinem Schoss
Ein Hort für Freiheit, Sitte, Recht,
Nicht alten Irrwahns neu Gemächt.

Ein Reich, ein einzig Vaterland,
Mit freiem Rhein- und Weserstrand,
Wo jeder Stamm die Heimat schützt,
Durch eigne Art dem Ganzen nützt.

Nicht eins durch Eisen und durch Blut,
Doch eins durch treuer Liebe Glut;
Europas Herz, gesund und stark
Und deutsch und christlich bis ins Mark.

Du neuer, deutscher Friedensaar,
Dir gilt der Treugruss immerdar;
Ob deinem Fittich jauchzen wir.
Nur du, nur du sei uns Panier.

So sei denn, Reichs- und Heimatbund
In allen deutschen Herzen kund.
Und mit der Heimat freiem Land
Schenk uns aufs neu das Vaterland!

Erwin von Rheinbach.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

VI.

Jos. Kösel & Friedr. Pustet, München. Paul Kasperczyk überschreibt sein neues, aus Erkenntnis- und Erfahrungsbesitz hoch und weit zielendes Buch mit einem für Gegenwart und Zukunft der Gesamtkulturwelt bedeutsamsten Thema also: Reifende Menschen und Menschheitsreifung. Gr. 8° 292 S. Geh. M. 6.50. Geb. M. 7.70. Was das liebevoll und wurzelfest gestaltete Werk umschließt, ist die Lehre vom Lebensaufbau im Vollkommenheitsstreben gemäß dem Gesetz der Allgemeingültigkeit für alles schöpferische Wirken im Innern am eigenen Selbst und nach außen an anderen jeden Lebensalters. Diese Lebenslehre ermöglicht eine Pädagogik, die sich bezeichnen läßt als Wissenschaft vom Gesetz der Selbstgestaltung seitens des Jungmenschen zur ersten Lebensreife (Persönlichkeit) und der Gestaltungshilfe seitens des Erziehers. Jener Grundsatz steht im Mittelpunkt des Buches, das vom Leser straffe geistige Mitarbeit heischt zur schöpferischen Verwirklichung der unbedingten Forderung: Zurück zur Religion des Christentums! und ihrer zwingenden Beweisführung, daß die durchs Christentum gebotene Selbstüberwindung keine Lebensverneinung bedeutet, sondern Lebensbejahung auf dem Quellboden dauernder Aufwärtsbewegung aus den Tiefen der persönlichen Wesenheit heraus. — Die Höchstsumme der durch Selbstüberwindung gewonnenen Heiligung zieht Ilse von Stach in ihrem soeben erschienenen, bisher ihrem gewaltigsten Drama großen Stils, dem des aus schwerstem Fall und tiefster Reue zur Würde der Heilandsstellvertretung erhobenen und sich selbst aufringenden Apostels: Petrus. Eine göttliche Komödie. Gr. 8° 251 S. Geh. M. 6.—. Geb. M. 7.50. Thema ist die Ewigkeit der in All-Einheit des Seins und Geschehens Gott verherrlichenden Kirche im Gegensatz zu der sich mählich und endgültig dem Verfall ausliefernden Gott abgekehrten Welt. Beide Mächte, die eine positiv, die andere negativ, stellt die kühne Dichterin in verschiedensten zeitabschnittlichen und einzelpersönlichen Erscheinungen einander gegenüber, rückt sie auch, unter Aufhebung aller trennenden Zeiträume, einander eng, ja unmittelbar nahe, immer aber kraft einer genial empfangenen Innenschau, Berechtigung und Vollmacht. Wiederholt fragt sich der Leser, ob erschüttert durch die Wucht der Begebnisse und Charaktere, ob fast verwirrt und dem Boden enthoben durch die Fülle der Probleme und Gestaltungen, nach der Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit einer auch nur annähernd bühnenmäßigen Veranschaulichung. Darüber wird die Zukunft entscheiden; eine Zustimmung halte ich nicht für ausgeschlossen, gewisse Ausscheidungen und Straffungen, sowie vor allem zureichende Verlebendigung durch die Hauptdarsteller vorausgesetzt. Hinsichtlich eben dieser dürften sich die Schwierigkeiten als am einschneidendsten erweisen. Denn hier kommt es in erster Linie nicht nur auf schauspielerische Leistung an, sondern vor allem auf ein, dem der Verfasserin ähnliches, nachschöpferisches Erleben. Immerhin wird zunächst die Empfänglichkeit der Leser oder Hörer (hier bei Vorlesung oder Rezitation) für den Erfolg ins Gewicht fallen. Möge sich denn der betr. geistige Kreis rasch erweitern, handelt es sich doch hier um ein wenn nicht durchweg, so doch vorwiegend Großes für viele, um ein Mithinreißendes zur sich erneuernden Christusgemeinde, der wir alle angehören sollten.

Ein neuzeitlicher christlicher Epiker greift das Thema äußerer und innerer Heldenschaft auf und stellt diese auf seinen dem Stoffe einzigartig entsprechenden Heimatboden. Peter Dörfler schuf sein neuestes Werk als Siegfried im Allgäu. Eine alemannische Mär. 8° 160 S. Ganzleinen M. 3.—. Zur Zeit Papst Leos IV. und seines Sarazenensieges überführt Bischof Lanto von Augsburg die Gebeine eines reckenhaft gewaltigen Heiligen, des Allgäuer Kolonisators und Drachenbezwingers St. Mang († 655). Vor unseren Augen ersteht dieser christliche Siegfried neu und wird uns zugeführt auf dem Dichtungsstrom des zur Harfe vorgetragenen Heldensanges. Leuchtend sehen wir den Großen aufragen inmitten der wie ein mächtiger Mythos gestalteten Erzählung. Diese ist von einer aus dem alten heldischen Geiste heraus geborenen lebenstrotzenden Anschaulichkeit, ist durchflutet von einem herrlichen Humor schütternder Heiterkeit und Tiefen aufrührenden Ernstes. In diesem bezwingenden Büchlein der — wie die Verlagsanzeige sehr richtig bemerkt — zu bewußter Kunstform erhobenen Sage bekundet sich Dörfler abermals als ein ganz Neuer und als ein neuer Ganzer zugleich. Wie viel wird er uns noch herzugeben haben? — Aus dem Allgäu. Geschichten für jung und alt (Mit 12 Vollbildern von Max Teschenbacher. 8° 281 S. Geb. M. 4.80: So benennt Max Förderreuther, der „vielseitigste“ unter den Schriftstellern jenes köstlichen Alpenländchens, sein jüngstes Buch, das sicher viele dankbare Leser finden wird, weit über Bayern hinaus. Förderreuthers Erzählweise hat den großen Reiz traulicher Einfachheit, fester Charakterzeichnung wie überhaupt eindringlicher Wucht, wo es darauf ankommt. 6 Stücke umschließt der frisch und kräftig anmutende Band: „Heinrich Findelkind“ (14. und 15. Jahrhundert), der opfermutige Begründer und Betreuer des für gefährdete Wanderer erbauten und gehaltenen Hospizes von St. Christoph am Arlberg; „Die Wilderer“ aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit der schneidenden Gegenüberstellung von trotzig widerstrebenden leibeigenen Bauer und seinem rücksichtslosen, die Leidenschaft fürs Gejaid über alle Menschlichkeit hinwegsetzenden adeligen Herrn; „Vergeltung“, das aus Geschichte und Seelenkunde in epischer Sachlichkeit und innerlichster Anteilnahme prachtvoll herausgearbeitete Schicksalswechselbild der Stadt, des Stiftes und des Landes Kempten zur Zeit des 30jährigen Krieges; „Der Uhrmacher von Vollmuths“, die Erlebnisse eines wackeren jungen Allgäuers inmitten der sog. großen französischen Revolution und deren Wellensturzschlags bis ins Allgäu hinein; die beiden romantisch-anmutigen Stücke „Wildfräuleinstein“ und „Nirgendland“ mit leicht ausspürbarer Sagen- und Märchensymbolik. — In erzwungener Muße schweren Leidens hat der alte politische Kämpfer Dr. Georg Heim ein Bändchen — Heitere Geschichten (123 S. geb. M. 2.50) verfaßt. Frisch und nett erzählte Erinnerungen aus Jugend und Lebensfahrten. Mehr brauchen wir nicht zu sagen. Dem Buch sind die Leser schon sicher. Es ist nicht das kleinste Zeugnis für die urkräftige Natur seines Verfassers.

Kann es etwas Unromantischeres geben als den Begriff eines noch jugendlichen schwarzseherischen heutigen Kriminalkomissars auf ständiger Fährtensuche auch noch unentwickelter Verbrechen? Und dennoch gelingt es dem Phantasie- und Gedankenkünstler Hans Roselieb in seinem Roman Meister Michels rätselhafte Gesichter (8° 466 S. Ganzleinen M. 5.80), uns einen solchen Menschen als umflossen von romantisch-geheimnisvollem Schimmer nahe zu bringen, uns seine Schauer vor einem ihn behaftenden sonderlichen zweiten Gesicht und vor der Idee der Todesstrahlen mit dem mystischen Hintergrunde in etwa nachempfinden zu lassen. Hauptmotiv der Handlung ist eine der Absicht nach weltumschwingende, der Durchführung nach unbestimmt-trügerisch wirkende Gaukelerfindung. Aus allen Kreisen fliegen dem „Erfinder“ die Menschen zu; den einen zwar gilt er als Wahnsinniger, den anderen als Unglücklicher, den dritten als neuer Verbrechertyp. Der Detektiv liebt und heiratet seine Tochter, und schließlich bleibt es ungewiß, ob überhaupt ein „Schwindel“ vorliegt. Den Hauptgewinn aus allem heimst der schwiegersohnliche Kriminalkomissar ein, indem er auf Erfahrungswegen sich aus einem allzu sehnsüchtigen Halbträumer in einen fest wollenden Träger irdischen Glücks wandelt. Im übrigen zieht er aus den Gesamtvorgängen den Schluß (wer es fassen kann, fasse es! allzuschwer ist es nicht), daß hinter jenen niemand anders als der liebe fanatische deutsche Michel steht. Ich persönlich hatte bald den Eindruck: Ein psychologisch zunächst verzwickter Roman, tief — aber nicht bis zum völligen Versinken — eintauchend ins Problemhafte. Ueber dem Ganzen webt verschleiernd der Geist der Altromantik: Phantasie — Humor — Ironie.

Ein ganz feiner romantischer Herzschimmer und eine leise webende Seelenmystik umhaucht den neuesten Erzählband von Friede H. Kraze: Dies war Mariebell (8° 137 S., in Leinen geb. 2.80). Und wie wir lesen, steigt alsbald ein liebes Erinnern in uns auf. Nicht an „Maria am Meere“, so unvergeßlich sie gestaltet war, sondern an „Ameh“, an der die Dichterin 7 Jahre arbeitete, um ihr das eigene Beste an Sein und Erleben mitzugeben. In 13 bildhaft aneinandergereihten Kapiteln führt uns Friede H. Kraze ihre Heldin zu, diesen unendlich liebenswürdigen, reifen und zugleich wunderbar kindlichen Frauencharakter mit dem Zauber der Intuition und mit deren Voraussetzung an alle, die Mariebells Tiefstes erfassen möchten. Ein herrlicher Humor durchleuchtet sie und ihre Welt. „Alles was mit ihr zusammenhängt“, sagt ein Wissender von ihr, „ist wie Legende und blühendes Märchen“. Sie ist ganz Gottes- und Nächstenliebe, ganz auch Menschenachtung und ganz Hingabe an alles was schön und groß und gut ist, nur daß sie dies unfehlbar auch dort findet, wo die wenigsten es zu suchen und zu ahnen pflegen. Auch, erst recht bei den Armen und Gedrückten (s. Mariebell in Wedding), mit denen sie verkehrt, lebt, als wären sie ihresgleichen. Inbrunst und Ehrfurcht heißt der Brunnen, aus dessen unergründlichen Tiefen sie schöpft, wenn sie ihr Herz öffnet. — Bemerkt sei: Eine gewisse zeitweilige Ueberhöhe des Tons innerhalb der Darstellung trifft eine vorhandene Ueberfeinheit im Wesen der zur außergewöhnlichen Reife ihrer Künstlerschaft entwickelten Dichterin. Jener Ton, jene Feinheit wollen durchaus ihrer Edelnatur nach erkannt und anerkannt sein, um nicht verkannt zu werden.

Wesensähnliches gilt nach einer Sonderrichtung von unserer großen Enrica von Handel-Mazzetti. Daß deren Hochbegabung standhält, zeigt ihr neuestes Werk, in dem sie zur Freude von Abertausenden auf ihr ureigenes Gebiet des Kulturgeschichtlichen zurückkehrt. Und zwar diesmal nicht auf österreichischen, sondern auf deutschen Boden zur nachnapoleonischen Zeit des kürzlich bezwungenen Korsen. Der Roman heißt: Das Rosenwunder (8° 419 S., geh. 4.20, geb. in Ganzleinen 5.80). Da, wie soeben bekanntgegeben wurde, in Bälde der Fortsetzungsband: Das Blutzeugnis erscheint, gedenke ich, das Ganze baldmöglich in der A. R. zu werten. Hier nur auf den vorliegenden Teil ein knapper Hinweis: Die Handlung spielt zur weitaus größeren Hälfte 1819 in der Universitätsstadt Jena und deren nächster Umgebung, im Kreise berühmter Professoren und einer (verständlicherweise) nationalistisch überhitzten studentischen Kampfjugend, die unter dem Druck der reaktionären und landesverräterischen Gegenbewegung zornglühend ringt. Kotzebue, der Schmachfleck deutscher Ehre, verlischt unter den Dolchstößen Sands, des seinen Beweggründen nach idealistischen Fanatikers. Diese Bluttat mit ihren nächsten Folgen geschieht in Mannheim und füllt das kleinere Drittel der Darstellung. — Parallelen liegen nahe und zwar in Fülle. So sehen wir schon jetzt dem zweiten Bande, der die Vollberechtigung des ersten nach Benennung, Komposition usw. aufzeigen wird, gespannt entgegen, während wir „Das Rosenwunder“ verlangend uns zu eigen machen.

Verlag der Bonifatius-Druckerei, Paderborn: Neben das neunhundertjährige Jubelfest in Bamberg stellte sich in Fulda ein scheinbar

viel bescheideneres, aber seiner inneren Bedeutung nach unermeßlich inhaltreicheres, die Vollendung des 75. Gedenkjahres seit Bestehen des Bonifatiusvereins: dies der Hauptinhalt des von Hermann Graf zu Stolberg einem stattlichen Werke beigegebenen Vorwortes. Der Band (8° 350 S.) heißt: Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des Bonifatiusvereins. Herausgegeben vom Generalvorstand des Bonifatiusvereins. Im Haupttext eröffnet Weihbischof v. Hähling den Reigen unter dem Thema: Sine Tuo numine. Dann folgen Abhandlungszyklen verschiedener Beiträger: Aus dem Bonifatiusverein, Zwei Probleme in der Diaspora (Schule, Mischehe) und der auch historisch reichhaltige: Von dem Arbeitsfelde des Bonifatiusvereins. Er schließt den Band ab mit einem Hohenliede auf „eine große deutsche Frau“: Fürstin Margareta von Anhalt 1494—1530 — P. Konrad Kirch S. J. ließ dem I. Teil (Aus dem christlichen Altertum) seines Sammelwerkes Helden des Christentums, Heiligenbilder, den II. Teil folgen: Aus dem Mittelalter. Dessen 1. Band: „Leuchten in dunkler Zeit“ erlebte schon die 3. Auflage. Der 2. Band erschien jetzt in 1. u. 2. Auflage: Mit Zepter und Hirtenstab. Adalbert von Prag † 997, Brun von Querfurt † 1009, Odilo von Cluny † 1048, Heinrich und Kunigunde † 1024 und 1032, Papst Gregor VII. † 1085 sind die Helden. Jung und Alt, besonders die studierende Jugend findet in diesem Sammelwerk reiche Anregung zu persönlich möglichst selbständiger Durcharbeitung des hier Gebotenen. Die beseelt-lebendige Darstellung packt Begeisterungsfähige in maßvoller, edelbefriedigender Weise. Das Einst steht im milden Lichte der Christussonne vor dem Leser oder Hörer auf, und es müßte seltsam zugehen, wenn nicht ein junger Empfänglicher bald spürte, daß der hier ausgestreute Same gedeihen kann und wird. — Auf den Pfaden des Guten Hirten lehrt das gleichnamige Buch des Franziskaners P. Gisbert Menge wandeln. 8° 239 S. Geb. M. 3.50. Wie sehr das Werk eines der Liebe sein will, deuten schon dessen 3 Hauptteile an: Quellen der Liebe, Wege der Liebe, Lohn der Liebe. Es geht darin um die echt christliche Ueberwindung modernen Heidentums, um die Verherrlichung der Ehre und der Güte Gottes, um das rettende Erbarmen mit allem Elend der Menschen, um deren Heimfinden zum Vaterhause, zur Seelenheimat. Es geht um ein Volk in Not, um unser Volk, dessen Totengräber der Unglaube ist. Darum: Ganze Katholiken vor in der Werbekraft echt katholischen Wandels, echt fürbittenden Leidens, echt rechtmäßiger Aufklärung! Möge denn das weckende Buch zünden! — Im Rahmen der geschichtlich, nicht legendar gefaßten betr. Zeit wollte Bernard Beckschäfer, Domdechant von Osnabrück, das Leben und Wirken eines für Kirche und Welt Bedeutsamen schildern. Es gelang ihm. Das schmale Bändchen (8° 64 S. Geb. M 1.75) läßt aber kaum die ihm zu Grunde liegenden Schwierigkeiten ahnen. Es überschreibt sich: Der heilige Adolf, Bischof von Osnabrück. Das Volk hatte die Heiligkeit des schon nach 7 Regierungsjahren im kräftigsten Mannesalter Dahingeschiedenen († 1224) früh erkannt. Und weit über die Grenzen Deutschlands war der Ruf dieser Heiligkeit gedrungen. Aber erst dem berühmten Restaurator Osnabrücks und des Nordens, Bischof Franz Wilhelm im 17. Jahrhundert war es vorbehalten, das Andenken seines großen Vorgängers in das ihm gebührende Licht zurückzustellen. — Der Verfasser der Monographie verdient den Dank der auf Wahrheit, Gründlichkeit und Gerechtigkeit zielenden Geschichtsforschung. — Ein sinniges, sofort Stimmung weckendes Gedicht leitet ein Bändchen Legenden ein: Gottesfäden. Von Albertine Mäuser. Gr. 8° 72 S. Kart. M. 2. Dies Talent hatte sich schon vor zwei Jahren wirkungsvoll eingeführt durch das Legendenbüchlein „Als Franziskus rief“. (Ebenda.) Auch dem jetzt vorliegenden Bändchen werden sich viele Hände und Herzen, und zwar schon verlangend, öffnen. Es enthält acht Legenden: vom jugendlichen Meister Christus; von Dismas am Schächerkreuze neben dem Heilandskreuze; von St. Sebastian, St. Ursula; von den Schwestern Chiara und Agnes di Scissi, den ersten Jüngerinnen des Heiligen von Assisi; von der in Marburg verscheidenden St. Elisabeth; von dem englischen Hochschülerpaar Tom und Robert, die beide den Martyriumsweg zum Richtplatz finden mußten: der eine als Kanzler Thomas Morus, der andere als Karthäuserprior; von der Gottesmutter Gnadenbild und seinem unerahnten Geheimnis. Die Darstellung ist meisterhaft in ihrer ergreifenden Einfachheit und dichterischen Schönheit. Man spürt: Innerlich Geschautes und Erlebtes wurde hier in duftig feinem Farbenglanz unserer Sprache weitergegeben. — Sprachlich hehren Farbenglanz und Sangesklang trägt die von Dr. Otto Hagenbüchle strophisch gefaßte deutsche Psalterübertragung: Harfenlieder. 8° 312 S. Geb. M. 3.25. Gleiches gilt im erhöhten Grade für breite Kreise von einem innerlich und (abgesehen von einer gewissen, bei der auffallenden Preisbilligkeit sicher unumgänglichen buchtechnischen Bedingtheit) auch äußerlich erhaben-monumental wirkenden Haus- und Volksbuch: Der Heiland. Evangelienharmonie in (klangvolle Reim-) Strophen übertragen von Dr. Otto Hagenbüchle. Folio-Format. 181 S. Geb. M. 6.50. Mit ganzseitigen Schwarzdruck- und Farbendruckbildern, unter den drei letztgenannter Art zwei klassische von besonders schöner Wiedergabe. Der Text umschließt 4 „Bücher“: In Verborgenheit, Vor aller Welt, des Opfers Vollendung, In Herrlichkeit. Ein jedes ist, unter jeweiliger markiger Ueberschrift, in zahlreiche Einzelkapitel gegliedert, die mitsamt die Entwicklung der Handlung entrollen. Großen Dank verdienen die 9 Seiten umfassenden erläuternden Anmerkungen. — Soll ich einen Sonderwunsch ausdrücken, so ist es der nach einer buchtechnisch noch gehobenen Sonderausgabe für kunstkennerische zahlkräftige Liebhaber. — Der jüngste, der 9. Band der bekannten Reihe Katholische Lebenswerte nennt sich Katholizismus und Entwicklungsgedanke. Von Dr. phil. et theol. Alois Schmitt, Professor in Freiburg i. Br. 1. u. 2. Auflage. Gr. 8° XIV u. 296 S. Geb. 5.60. Der Verfasser zieht bald das grundlegende Fazit: Der Katholizismus betont das ruhende Sein der Dinge, verkennt und leugnet aber nicht das Leben, die Entwicklung, das Werden. In Gott zwar läßt er nur ein zeitloses Leben ohne Aufeinanderfolge verschiedener Zustände und Tätigkeiten gelten. In den Geschöpfen aber behauptet er neben dem ruhenden Sein der von Gott geschaffenen Wesenheiten der Dinge auch die zeitweise Entfaltung der in ihnen angelegten Fähigkeiten. Folglich ist ihm der Entwicklungsgedanke als solcher nicht fremd, wird nicht wie ein Gegensatz empfunden. Dies geschieht erst gewissen Entartungen des an sich berechtigten Entwicklungsgedankens gegenüber. Z. B. verwirft die Kirche die Kennzeichnung des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen als veredelten Abkömmlings irgend einer Tierform. Aber völlig ungehinderten Spielraum läßt sie dem forschenden Geiste, so lange er an der Grundlage des christlichen Gottesprinzips festhält, das an sich das Streben nach Verbesserung, Vervollkommnung umschließt. — Professor Schmitts Buch ist nicht in erster Linie ein theologisches, sondern ein naturwissenschaftliches Werk mit eben jenem Gottesprinzip als Grundlage. Die 3 Hauptabschnitte bringen folgende 3 Hauptthemen zur klaren, überzeugungskräftigen Durchführung: Die Anwendung des Entwicklungsgedankens 1. auf das Tier- und Pflanzenreich (biologische Entwicklung); 2. auf den Menschen; 3. auf die Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Vorstellungen.

Einige beliebte, schon früher in der A. R. bewertete Werke liegen uns von neuem vor; ihre empfehlende Aufführung möge die Erinnerung auffrischen: Schupp, Märchen, Sammelband I—IV, je geb. M. 4, Schupp, Die Mucker, geb. M. 4.40; Kirch, Helden des Christentums (s. o.) III 1: Für Kirche und Papsttum.

Theatiner-Verlag, München: Immer weitere Kreise zieht die Neubewegung allgemeinerer Anteilnahme für die großen Mystiker und den leichteren Zugang zu ihnen. In Spanien stellte man nebeneinander zwei Heilige aus dem Karmelitenorden als „Klassiker der neuzeitlichen Mystik“ auf: Die hl. Theresia und Sankt Johannes vom Kreuz. Von diesem d. i. von dessen sämtlichen Werken veranlaßt nun der Theatiner-Verlag durch zwei Karmelitenpatres die erste deutsche Uebersetzung in 5 Bänden. Deren zweiter liegt in künstlerischer Fassung vor unter der Aufschrift: Des Heiligen Johannes vom Kreuz Dunkle Nacht. Nach den neuesten kritischen Ausgaben aus dem Spanischen übersetzt von P. Aloisius ab Immac Conceptione aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliten. Gr. 8° IX—XVI u. 186 S, geb. 6 M. Gerühmt wird die musterhafte Genauigkeit der Uebertragung in edler, wuchtiger Sprache. Ein Meisterstück ist auch auf Feinsinnigkeit und Stimmungswirkung hin die Einführung in die „Dunkle Nacht“. Dann folgt dieser die dankenswerte Angabe des Hauptinhaltes. Darauf der strophisch gegliederte großartige „Gesang der Seele“. Die sich anschließende Erklärung jeder Einzelstrophe und Erläuterung jedes Einzelverses bilden das Haupttextliche des Bandes. Gründlicher kann man nicht vorgehen. Und klärende Gründlichkeit ist hier zweifellos eine große Hauptsache. — Wieder ist durch niedrigst gesetzte Preisziffer eine textlich und künstlerisch kleine Kostbarkeit weitesten Kreisen zugängig gemacht: Die Allerseligste Jungfrau. Ein Leben Mariä in Bildern alter Meister, mit Texten aus Stellen der Heiligen Schrift und von Kirchenvätern. Von Dom Eugene Vandeur, Benediktiner-Mönch. Kl. 8° Geb. M. 2. Blauer Pappband mit Silberdruck Klarer Typ auf feinem Kartonpapier. Nach jeder 2. Seite in Miniaturkunstfarbendruck ein köstliches Bild nach altitalischem Meister bis herab zu Lionardo und Raffael, im ganzen 29 an der Zahl. Und zu jedem in sorgfältiger Auswahl ein organisch sich anschmiegendes Wortbild. — Im dritten Druck der Theatiner-Drucke (Hieronymus Mühlberger, Augsburg) erfreut uns als Nr. 149 der 1500 Stücke auf holzfreiem Papier, bl. Pappband mit Silberdruck, Großquart 56 S. M. 3.50, Alessandro Manzonis herrlicher Zyklus Inni Sacri: Die Heiligen Hymnen in prachtvoller Uebertragung von Dr. Paul Thun-Hohenstein: Die Geburt, Die Passion, Die Auferstehung, Pfingsten, Der Name Mariä. Auch hier feiert Auge, Geist und Gemüt ein Fest beim weilenden Genuß des Dargebotenen; auch hier die unerschwerte Möglichkeit einer allgemeinen Wirkung nach weithin. — Als hochwillkommene Weihnachtsgabe für manche dürfte sich erweisen: Der Zweite Band der Gesammelten Werke Kardinal Newmans, herausgegeben von P. Daniel Feuling O. S. B., P. Erich Przywara S. J. und Professor Paul Simon im Auftrage des Verbandes der Vereine kath. Akademiker zur Pflege der kath. Weltanschauung. Unser Band überschreibt sich: J. H. Kardinal Newman, Betrachtungen und Gebete. Uebertragen von Maria Knoepfler. Herausgegeben von P. Erich Przywara S. J. Gr. 8° 390 S. Geb. M. 8. Das Buch folgt in etwa der Urabsicht seines hohen Verfassers, in einer Sammlung von Lesungen und Betrachtungen für die Zeiten und Feste des Jahres ein „Jahrbuch der Andacht“ zu schaffen. Leider reicht dafür der hinterlassene einschlägige Stoff nicht aus. So erübrigte nur, aus dem Vorhandenen das nach Wahrscheinlichkeit vom Kardinal für jenen Zweck Bestimmte in einen Band zu übernehmen. Dieser umfaßt drei Hauptteile: Betrachtungen über die christliche Lehre; Betrachtungen über die Lauretanische Litanei für den Monat Mai; Betrachtungen für acht Tage. — In 3 Hauptkapitel gliedert sich ein Bändchen rhythmischer Lyrik von Ruth Schaumann: Der Knospengrund. 8° 140 S. Geb. M. 3.50. Biblisches bildet den Hauptstoff des ersten, Persönlichstes, in religiöses Eigen- und Du-Leben getaucht, setzt im zweiten ein und zieht sich durchs dritte.

Immer freier entfaltet sich ein ganz feines, zartes, klingendes Talent, das wie einer Nachtigall Sang aus Schattendunkel zu hellem Licht emportönt. Reinheit, Innerlichkeit, Innigkeit, keusches Hinstreben zu Gott durchhaucht jedes aus Seelentiefen sich lösende Wort und Bild. Wiederholt hat man den Eindruck: Hier glaubt ein lauterer Geist an seinem letzten Erdenkleid zu weben, das dennoch zu längerem Haften bestimmt sein dürfte. Fraglos: Hier ist berufene Ausgestaltung durchs Herz geleiteter Ideen. hier ist auch Leid zum Segen, verheißungsvolles Wachstum und Ergriffensein vom Höchsten, das sich gnadenvoll schenken will. Was uns diese Seelenkunst einer auch sonst (als Bildhauerin) gleiche Wesensart schöpferisch ausprägenden jungen Künstlerin zu geben hat, läßt sich zunächst nicht überblicken. Einstweilen liegt von ihr noch ein schon 1921 geschriebenes Spiel vor: Die Glasbergkinder (8° 54 S. Geh. M. 1.), sprachlich gehoben, dramatisch bewegt, symbolisch vertieft, die beiden Hauptideen einer durch Mißleitung verwirrten Jugend und einer durch Oberflächlichkeit fehlerhaften Elternzucht unaufdringlich-anschaulich heraushebend.

J. P. Bachem, Köln (Nachtrag): Schade, daß zum Schluß des Weihnachtsbüchermarktes Zeit und Raum zu knapp sind, um nach Gebühr ein Werk zu würdigen wie Ludwig Mathars Prachtband Die Mosel (1.—5. Aufl., 607 S., geb. 20 M.). Es ist der zweite Band des Werkes Die Rheinlande, dessen 1. Band Der Niederrhein 1922 erschien. Vor anderthalb tausend Jahren schon hat ein römischer Dichter Ausonius, die Mosel, ihre Ufer und Städte, poetisch geschildert. In Ludwig Mathar ist ihr ein neuer Dichter erstanden, und seine Prosa ist gewiß kräftiger und plastischer als die Verse des Spätlings lateinischer Kunst. Und welche Fülle von Geschichtskenntnis, Kultur- und Kunstverstand steckt in dem Buch! Sie wäre fast bedrückend, könnte man nicht die vielen kurzen Abschnitte über die einzelnen Städte und Landschaftspunkte nach Belieben einzeln genießen. Bilderschmuck ist einem solchen Werk unentbehrlich. Er ist geliefert durch 117 prächtig klare Abbildungen nach Lichtbildern, während ein Titelbild von Heinrich Gesemann Enkirch: Müden, die Stimmung des Moseltals in Farben widerspiegelt. Das Buch wird gleich dem ersten Band des Gesamtwerks die Liebe zum Rheinland in allen deutschen Gauen fördern. Möge es recht weit dringen! — Ein durch die ungünstigen Zeitverhältnisse länger vergriffenes, echt seelsorgerisches Werk konnte abermals erscheinen: Die schöne Tugend. Von Dr. P. Oberdörfer, Pfarrer an Groß-St. Martin in Köln. Geb. M 6 20. In 12 Hauptkapiteln stellt das durchaus neuzeitlich gerichtete Buch mit Erfolg die Tugend der Keuschheit dar in ihrer Schönheit und Herrlichkeit. Hochwichtiger Nebenzweck ist die Materialübermittlung an die Präsides männlicher und weiblicher Vereine, an die Lehrer und Erzieher in der großen heiklen Sittlichkeitsfrage je nach Bedürfnis und Bildungsgrad der ihnen anvertrauten Seelen. Zum knappen Hinweis: Das Werk wurzelt in der Theologie des großen Aquinaten und berücksichtigt alle wirklich in Betracht kommenden modernen Sittlichkeits- und Erziehungsfragen sowie -schriften. Und zwar unter Darlegung der altbewährten theologischen Grundsätze in einer Form, die dem „modernen Zeitgeist" tatsächlich begründete Rechte nicht vorenthält. Für junge oder empfindliche Personen ist es natürlich nicht geschrieben.

Benziger & Co., Einsiedeln: Die Entscheidung in der Emmerick-Seligsprechung ist noch nicht gefallen, aber die wachsende Teilnahme weiter Kreise hat eine Reihe bemerkenswerter Schriften gezeitigt, denen sich nun die folgende anreiht: Die Passionsblume der roten Erde. Die blutende Jüngerin Jesu Anna Katharina Emmerick. Kleine, aber liebe Gaben, dargebracht der Stigmatisierten Westfalens. Gespendet im Verein mit vielen Emmerick-Freunden vom Koesfelder „Kreuzherrn" Studienrat Professor Dr. Joseph Dieninghoff. Mit einem Titelbild und anderem Bildschmuck. 8° 259 S. Geb. 4 80 M. Das Buch erscheint zum 150. Geburtstage dieser einzigartig großen Westfälin als Auswahlsammlung zahlreicher Beiträge in Poesie und Prosa „aus allen Ständen und Berufen, aus allen Schichten der menschlichen Gesellschaft". Es stellt einen Beweis dar für den immer dringlicher aus dem Volke (gehobenen Begriffs) emporsteigenden Sehnsuchtswunsch nach Seligsprechung der Heldin. In dem vorliegenden Inhaltsverzeichnis finden sich Namen besten Klanges. Aber auf Einzelnennung sei verzichtet, da in diesem Garten einer gottgerufenen Passionsblume das Verlangen nach anderer persönlicher Hervorhebung zurücktritt. — Wiederaufweckung eines freilich noch jüngerer Vergangenheit angehörigen, derzeit weitbeliebten Buches ist: Um Glück und Krone. Ein Mädchenbuch. Gegen den Strom. Mitten durchs Leben. Im Geist der Kirche. Von Martin Kreuser. 8° 322 S. Geb. 5 M. Der verstorbene Weihbischof Schmitz-Köln war der ursprüngliche Verfasser dieses (von ihm „Gegen den Strom" benannten) reichen Jungfrauenbuches, nun von einem erprobten Kenner der weiblichen Seele, der Mädchen- und Frauenstände aller Kreise für unsere Mädchenjugend unter zeitgemäßer Anpassung in Geist und Form neu geschaffen. Das Buch eignet sich tatsächlich für alle noch jugendlichen Leserinnen, mag es ursprünglich auch für solche einfacherer Verhältnisse ins Auge gefaßt worden sein. Die sehr lebendige, nachhaltig einwirkende Darstellung beleuchtet der Hauptsache nach folgende Themen: Charakter, Beruf, Kloster, Ehe, Freundschaft, Kirchenjahr, Sakramente-Empfang, Marienverehrung. Die Mädchenseele, die sich in dieses Segensbuch wahrhaft vertieft, ist gesichert vor aller gefährlichen Irreführung.

Briefkasten. (Katholik) Ihre Kritik zeugt von warmem Interesse. Die technische Schwierigkeit Ihrer Vorschläge darzutun, fehlt uns leider der Platz. Bücher müssen natürlich in reicher Auswahl besprochen werden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Madame Sans-Gêne, ein Glanzstück vergangener Tage; wie gerne trug Possart die Maske des ersten Napoleon! Hermine Körner hat nun Sardous altes Lustspiel hervorgeholt und damit den ersten durchschlagenden Erfolg des Spielwinters errungen. Die Titelrolle ist unverwüstlich und liegt ihr noch besonders. Rud. Hoch ist in Haltung und Sprache ein guter Napoleon und das Stückchen bleibt immer teils spannend, teils unterhaltend. Gewiß, vom Standpunkt einer höheren Literatur ist derlei immer „Theater", aber solch meisterliches Theaterhandwerk ist auch selten. Wie geschickt ist die Handlung der Sans-Gêne mit Napoleons Eifersuchtshandel gegen den Grafen Neipperg verknüpft. Auch bleibt dieser Napoleon. wenn ihn gleich der Autor in die komischsten Lagen führt, so wenn Sans-Gêne ihm die unbezahlten Wäscherechnungen aus seiner Leutnantszeit präsentiert oder wenn er mit dem Schürhaken des Kamins zwischen die keifenden Schwestern tritt, als Charakter immer noch nicht unmöglich, während solche Lustspiele mit historischen Figuren sonst meist für ein einigermaßen historisch unterrichtetes Publikum nahezu ungenießbar sind. Das Vorspiel zeigt die französische Revolution von der Wäschestube der Catherine Hübscher aus. Sie liebt ihren elsässischen Landsmann, den Sergeanten Lefèvre, erregt aber vorübergehend dessen unbegründete Eifersucht, weil sie dem vom Militär verfolgten, beim Schutze der Marie Antoinette verwundeten Grafen Neipperg einen Unterschlupf gewährte. Die Wäsche wird an den Leutnant Buonaparte geschickt. Fouché, Napoleons späterer Polizeiminister, hält sich abseits des Gewehrfeuers auf, um dann, wenn die Gefahr vorüber, aus der Revolution Nutzen zu ziehen. Die Straßenszenen waren mehr lärmend als immer verständlich und wahrhaft lebendig. Natürlich unterblieb die Marseillaise, deren aufpeitschende Rhythmen sonst die Statisten befeuert hatten. Frau Körner spielte die Cathérine mit einer bestechenden naturwüchsigen Treuherzigkeit und Liebenswürdigkeit, ganz Sans Gêne, wie deren Spitzname lautete. Die zwei Akte des eigentlichen Lustspieles zeigen die ehemalige Wäscherin als Herzogin. Aus ihrem Gatten, dem einst'gen Sergeanten, ist ein Marschall von Frankreich und Herzog von Danzig geworden. Gewiß, der Titel Herzog von Danzig berührt uns peinlich, aber bei deutschem Publikum ist in dieser Hinsicht schon mit Toleranz zu rechnen. Die Bemühung dieses Naturkindes, sich in Hofroben zu bewegen, gibt Hermine Körner mit sehr liebenswürdiger Drolligkeit, die Umkleideszenen weit dezenter, als ich sie an verschiedenen Bühnen gesehen. Wirksam und fein zugleich ist sie in dem Wortgefecht mit den sie reizenden Kaiserschwestern; dann die Hauptszene, in der Sans Gêne durch ihre Schlagfertigkeit und Klugheit den Kaiser für sich gewinnt. Vielleicht, daß hier hinter Anmut und Geist in Frau Körners Gestaltung das Wäschermädelhafte ein wenig zurücktrat. Ich habe in der Maske Napoleons bei Possart und anderen noch verblüffendere Aehnlichkeit gefunden, aber in Umrißlinien und Rhythmus war Hoch doch vortrefflich. Jack Mylong Münz a. G. spielte den Marschall mit einer gradlinigen soldatischen Biederkeit, auch Nesselträger als der schlaue Fuchs Fouché war gut. Die Nebenpersonen sind so zahlreich, daß manche Schauspieler mehrere Rollen hatten. Einzelnes läßt sich noch charakteristischer herausarbeiten, aber im ganzen gaben sie doch die Atmosphäre, in der die Hauptspieler sich voll entfalten konnten. Die oft gerufene Frau Körner erhielt einen Lorbeerkranz.

Theater am Gärtnerplatz. Offenbachs Operetten tauchen immer wieder einmal auf. Es ist sicher, daß der Einfluß dieses musikalischen Satirikers aus dem zweiten Kaiserreich auf unsere Bühnen im ganzen ungünstig gewesen ist, aber man kann nicht leugnen, daß dieser Musik mit einer gewissen Genialität gelingt, was allzu viele mit derberen Mitteln anstreben, ohne doch nur über einen kleinen Teil der melodischen Einfälle zu verfügen. Die Großherzogin von Gerolstein habe ich schon charakteristischer gesehen. Den Stil Offenbachs traf der Dirigent am besten. Die kecke Grazie der Melodien brachte das Orchester sehr gut heraus. Paula Menari sang die Großherzogin zwar recht hübsch, aber die Gestaltung hat bei ihr etwas derber Komisches. Das Aufsteigen des gemeinen Soldaten zum General und dessen stufenweise Rückversetzung, als er das Entgegenkommen der Großherzogin nicht versteht, sinkt dadurch in die harmlosere Sphäre des Ulkes, während die Satire über die moralisch unbeschwerte Ueberkultur zurücktritt. Die Aufnahme des seltenen Stückes war sehr beifällig.

Kammerspiele. Max Schreck war ein hochbegabtes Mitglied der Kammerspiele. Jetzt ist er in Berlin, aber er kam zu einem kurzen Gastspiel und gab den Geizigen Molières. Es war eine packende Leistung; der Charakter mehr tragisch gesehen, wie von einem Dämon der Leidenschaft erfaßt; gewiß in der Auffassung mehr deutsch, als in derjenigen Molières, aber jedenfalls künstlerisch bedeutend. Sicher sind selbst unsere besten Molièraufführungen problematisch. Es hat einmal jemand gesagt, man solle außerhalb von Paris keine Molièreaufführungen ansehen, so wenig wie in Paris etwa Richard Wagner... Unter Falckenbergs immer geschmackvoller Leitung kam eine flotte Ensemblewirkung zustande und der starke Beifall war berechtigt.

Verschiedenes aus aller Welt. „Königin Signy", eine Tragödie aus der altnordischen Wälsungensage von Lepel, hatte in Koburg Erfolg. Die Kritik rühmt die Meisterschaft der Sprache. — Strindbergs Gustav III. erlebte in Stuttgart die erste deutsche Aufführung. Meisterlich in der Charakterschilderung, spannte das Schauspiel als echtes politisches Intriguenstück. — Vor 15 Jahren etwa machte auf unseren Bühnen ein Stück von Melchior Lenghel Aufsehen, „Der Taifun". Wie ein Japaner aus Eifersucht eine Pariserin ermordet, war Sensationsdrama, aber wie andere sich für den Mörder zu opfern bereit sind, da dieser noch eine Sendung für sein Vaterland hat, wie diese Fremden, im Innern europafeindlich, alles für ihre nationalistische Idee ausnutzen, das konnte manchen bedenklich machen. Dieses Stück hat nun Theodor Szanto, gleich dem Dichter ein Ungar, als Operndichtung benützt. Der Tonsetzer machte Jahre lang japanische Studien und ging auf das altjapanisch-chinesische halbtonlose Fünftönesystem zurück. Ueber die Uraufführung in Mannheim schreibt ein angesehener Kritiker: Diese Tonalität, auf der Sekund, Quart, Quint, Septim und Non aufgebaut, ist unserem Ohr seltsam fremd, atonal klingend, aber von einer Einheit, Stärke, Folgerichtigkeit des Ausdruckswillens, einer Intensität persönlich-rassigen Stils — unserem innersten Wesen sehr fremd, unser Herz bleibt ganz unbeteiligt. Das Werk zeigt eine überstarke Verherrlichung des schroff-antieuropäischen japanischen Nationalismus, und eine Oper von entsprechendem deutschen Geiste hätte kaum den ungeteilten Beifall aller gefunden. — In Frankfurt a. M. wurde „Sakara", eine große Oper von Simon Bucharoff, einem russischen Nordamerikaner, mit lautem Beifall uraufgeführt. Das Unkomplizierte und doch im Klang Pompöse der Musik, sowie das ausgesprochen Theatralische der Handlung erzielte nach Berichten diese Wirkung. In der Musik zeigen sich Stilelemente von Meyerbeer, Puccini, Verdi, d'Albert. Dolch und Gift sind entscheidende Requisiten. Kloster und rauschende Feste bilden Schauplätze von genügend gegensätzlichem Gepräge.

München L. G. Oberlaender

III. Hausmusikabend, Weihnachtssingen, 13. Dezember, kleiner Odeonssaal. Der im Vordergrunde stehende gesangliche Teil enthielt Händels herrliche Adventarie mit Rezitativ für Baß aus dem Messias, dann drei liturgische Chöre von Rüdinger, ferner ein Hirtenspiel von dem gleichen Tonsetzer. In der Orgelbegleitung zum Kyrie der Missa de Angelis zeichnet er sich durch verständnisvolles tonales Erfassen der Choralbegleitung aus. Das vierstimmige Ave Maria, erschienen im Wunderhornverlag München-Köln, mit dem vorherrschenden Tenor, verrät tiefes Eindringen in den Geist der alten Vokalpolyphonie, steht aber trotzdem jeder ausdruckslosen Stilisierung fern. Das Gloria aus der Messe in D für Sopran, Alt, Bariton und Orgel op. 32, Verlag von Leuckart-Leipzig, ist ein Beispiel modernen, aber echten Kirchenstils. Rein äußerlich in der sinngemäßen Anlage, dann der deklamierenden Textbehandlung der Ecksätze zeigt sich Beethovens C-dur-Messe als Vorbild. Dabei aber offenbart sich die ganze Eigenart Rüdingers, der nicht nur als Künstler an diese religiöse Aufgabe herantritt, sondern Selbsterlebtes und Selbstempfundenes gibt. Unsere Kirchenchöre dürfen nicht achtlos an dieser Messe vorübergehen, zumal deren Aufführung keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. In dem Hirtenspiel, sechs alte Weihnachtslieder aus Bayern, Tirol und Schwaben für Soli, Chor, Flöte, Violine, Klavier und Orgel (Manuskript) verstand es Rüdinger, seine Kunst der Volksliedbearbeitung mit einer dem Geiste der Alten entsprechenden Behandlung der obligaten Instrumente zu vereinen. Toccata, Adagio und Fuge in C-dur von Joh. Seb. Bach, sowie des gleichen Meisters Sonate für Flöte, Violine und Klavier fügten sich wohl der Stimmung des Abends ein. Weniger traf dies bei den drei Klavierstücken von H. Lemacher-Köln zu, an sich aber formal gerundeten, klavieristisch sehr gelungenen Stücken. Richard Schmids schöne Baßstimme, der ausdrucksvolle Vortrag Mathilde Rüdingers und Marie Demleitners, Klein-Minnis und deren Schwester lieber Gesang, sowie die Hingabe des Rüdinger-Chors und seines Leiters sicherten den Erfolg des vokalen Teils. Hermann Sagerer glänzte durch Spiel und Registrierkunst auf der Orgel. Die Flötistin Annemarie Stubenrauch berechtigt als ernst musikalische Persönlichkeit zu schönen Hoffnungen. Ihr Partner Jost Rabs (Violine) wußte sich wohl einzufügen, desgleichen am Klavier der unermüdliche August Pfeifer. Dr. Bertha Antonia Wallner.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wir haben eine günstige Weiterentwicklung der Börse als das mit möglichster Sicherheit zu Erwartende bezeichnet. Diese Hoffnung ist eingetroffen. In den Industriepapieren hatten wir eine sehr lebhafte Kurssteigerung; der Ausfall der Wahlen hat das Ausland bestimmt, umfangreiche Käufe zu betätigen. Montanwerte sollen in sehr bedeutender Höhe in französisch-belgische Hände gelangt sein, welche Käufe man mit den als sehr aussichtsreich geltenden internationalen Kartellverhandlungen in Verbindung bringt. Trotz des vergrösserten Kapitals ist der Phönix-Abschluss ein sehr befriedigender. Von den Stinneswerken und dem Höschkonzern erwartet die Börse, wenn überhaupt, nur eine unbedeutende Verringerung des Kapitals. Auch bei Rombacher Hütte und den Mannesmannwerken wird mit günstigen Umstellungsziffern gerechnet. Die oberschlesischen Montanwerte haben wegen der unglücklichen Arbeitsverhältnisse an den Kurssteigerungen nicht den gewünschten Anteil. Von anderen Werten waren es besonders Siemens-Schuckertaktien, die sich stark aufwärts bewegten, auch in A. E. G. war ein lebhaftes Geschäft. Hatten einige Umstellungsvorschläge bei Kaligesellschaften verstimmt, so ist nun die Meinung durchgedrungen, dass zu Verallgemeinerungen kein Anlass gegeben sei. Gutes Geschäft war auch in Farbwerken, bei Scheidemantel und Chemische Heyden; überall sind Auslandskäufe zu bemerken. Eine Enttäuschung gab es in der Maschinen- und Metallgruppe bei Böhleraktien, die zurückgingen, da man mit einer Umstellungsziffer 10:1 nicht gerechnet hatte, dagegen gab es bei Berlin-Karlsruher Industriewerken eine erhebliche Steigerung. Im ganzen darf gesagt werden, dass, nachdem die Wirtschaftsberichte im allgemeinen ein wenig günstiger lauten, eine neue Verschlechterung der Börse jetzt nicht zu befürchten ist, wenn nicht politische Störungen hervortreten. Die Vergrösserung der sozialdemokratischen Stimmenzahl hat der Börse natürlich wenig gefallen, allein man tröstete sich damit, dass es nach den Kräfteverhältnissen bei einer Politik der Mitte bleiben werde. Dies ist auch des als Käufer bei uns auftretenden Auslandes Meinung.

Bei der Anleiheaufwertung haben wir immer auf eine Unterscheidung zwischen Wünschenswertem und Möglichem hingewiesen. Die Börse dringt nun zur Ueberzeugung durch, dass nicht alle Versprechungen der Wahlzeit eingelöst werden können. — In der Generalversammlung der Dresdner Bank in der die s. Z. gemeldeten Vor-

schläge Genehmigung fanden, führte die Bankleitung aus, dass die allgemeine Lage eine Besserung erkennen lasse. Der Geldmarkt sei leichter geworden und wirke im Sinne einer Belebung. Infolgedessen sei auch die Wiederherstellung eines Privatdiskontmarktes in den Vordergrund der Erörterungen getreten und es dürfte anzunehmen sein, dass sich in nicht zu ferner Zeit ein solcher Markt etabliert haben werde. Der Geschäftsgang der Bank habe sich zufriedenstellend entwickelt, wenn auch die Unkosten noch immer hoch seien. Während die Umsätze noch nicht an die Vorkriegszeit heranreichten, sei der Personalstand immer noch ungefähr doppelt so hoch. Aus sozialen Gründen sei man mit dem Abbau so massvoll wie möglich vorgegangen. Man werde aber auf dem Wege fortschreiten müssen, um die Kosten für Bankkredite noch mehr herabsetzen zu können. Unter allem Vorbehalt wird eine angemessene Dividende in Aussicht gestellt. — Der Gemeinschaftsrat der sieben in der Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken zusammengeschlossenen Institute beschloss, einheitlich die Umstellung auf Goldmark vorzunehmen. Darnach würde das bisherige Kapital nach Einziehung sämtlicher Vorzugsaktien und eines Teiles der Vorratsaktien auf 42 Mill. Goldmark ermässigt werden. K. Werner, München.

Werbet für die „Allgemeine Rundschau"

Verschiedenes.

Galerie für christliche Kunst, München, (Wittelsbacherplatz 2). Die Weihnachtsausstellung ist an den beiden Sonntagen vor Weihnachten von 10 Uhr morgens bis abends 6 Uhr geöffnet. Eintritt frei.

Röbertal Typenflachdrucker.

Der vorliegenden Nr. der „Allgemeinen Rundschau" liegt ein Prospekt der Röbertal Büromaschinenvertrieb Renauer G.m.b.H., München, Kreuzstraße 27/28 bei, welcher hiermit der Beachtung der verehrl. Leser empfohlen wird. Die bekannten Röbertal Typenflachdrucker haben sich in der Praxis außerordentlich gut bewährt.

Weihnachtsbitte.

„Komm, o Christ, zu all den Deinen, / doch wo die Bedrückten weinen, / laß Dein Licht am hellsten scheinen." Mit diesen innigen Worten erbittet sich zur Weihnachtszeit ein gequältes Frauenherz ein wenig Himmelsleuchten. Glaubensgenossen! Tragt solches in das Heim einer Konvertitin, die von schweren, unheilbaren Leiden heimgesucht ist, indem ihr große oder kleinere Bestellungen ihrer selbstverfaßten Lebensgeschichte „Verschlungene Pfade" auf ihren Tisch legt. Das Büchlein ist die einzige Erwerbsquelle der schwer Bedrängten. Es ist der Nachklang des ergreifenden und vielgelesenen, leider vergriffenen Lebensbildes derselben Verfasserin „Maria Margaretha" und wie dieses von geistlicher Seite warm empfohlen. „Verschlungene Pfade" liegt schon im 5. u. 6. Tausend vor, ein Zeichen der Güte und Beliebtheit. — Preis des Buches einschl. Porto M. 1.20 zu beziehen durch die Verfasserin Esther Schloegl, Bamberg, Pfahlplatz 5/II



Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestr. 35 a, Gh.
Ruf-Nummer: 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Monatsbezugspreis:
In Deutschland 1.35 Goldmark.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif.
Preis des Einzelheftes —.35 Goldmark.
Auslieferung i. Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Allgemeine Rundschau

Anzeigengrundpreis: Die 32 mm breite mm-Höhe 20 Pfg., Anzeigen im Reklameteil doppelter Preis.
Als Schlüsselzahl dient der Goldmarkmultiplikator d. Zahlungstages.
Rabatt nach Tarif.
Rechnungsstellung am Tage des Erscheinens.
Zahlungstag spätest. 3 Tage nach Rechnungsstellung.
Bei Verzug gilt die Schlüsselzahl vom Tage der Zahlung.
Erfüllungsort ist München

Wochenschrift für Politik und Kultur ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 52 — München, 24. Dezember 1924. — XXI. Jahrgang.

Christkindglaube.

Duftreiche Tannen siehst Du schneebedeckt
Zum stillen, klaren Sternenhimmel ragen;
Das Christkind hat die Hände ausgestreckt,
Ein Bäumchen auch zu Dir ins Haus zu tragen.

Glaubst Du daran, mein Kind, dann wird es Dein,
Mit holden Glanzes märchenschönen Hüllen;
Auch wird's in des Erinnerns Abendschein
Noch spät're Tage segnend Dir erfüllen . . .

Franz Jos. Zlatnik.

Abba Vater!

Weihnachtsbetrachtung von Alphons Maria Rathgeber.

Der jüngst verstorbene Hans Thoma erzählt in seinen Lebenserinnerungen mit köstlicher Anschaulichkeit von seinem zweieinhalbjährigen Enkelkind Lisa: „Zu der Zeit, da die Sommertage anfingen kürzer zu werden, war sie einmal länger auf. Das Licht brannte im Zimmer, die Türe, die direkt in den Garten geht, stand offen, da sah sie auf einmal in die Dunkelheit hinaus und sagte verwundert: „Nacht draußen! Isa sehen, wie Nacht ist!“ Damit watschelte sie zur Tür hinaus, kehrte aber gleich wieder um und sagte: „Draußen Nacht, im Garten Nacht, überall Nacht!“ Wieder trippelte sie hinaus bis ans Gittertor des Gartens, zu sehen, ob vor dem Tor im Wald auch Nacht sei. Sie kam wieder und kündete: „Draußen überall Nacht, im Wald auch Nacht, was ist auch das? Ganz Nacht!“ Sie wollte aber sehen, ob auf der anderen Seite des Hauses auch Nacht sei, und ich nahm sie auf den Arm und trug sie durch das dunkle Gebüsch ins Gemüsgärtlein. Da war auch Nacht. Sie war voll Verwunderung und voll Staunen und rief: „Nacht, überall Nacht! Draußen Nacht, im Garten Nacht, im Wald Nacht, überall Nacht!“ — — —

So lag einst über der Menschheit dunkelste Finsternis. Wohin sie schaute: Nacht, überall Nacht! Das letzte Sternlein war vom Himmel gefallen. Tastend tappten die Menschen wie Blinde nach einem Pfad und bohrten die wehen Augen ins dichte Dunkel und spähten nach dämmerndem Morgen. Die Sehnsucht des schlaflosen Kranken brannte in ihrem Herzen. Die Not des Nebelverirrten schrie aus ihrem Mund:

O Sonn, geh auf, ohn deinen Schein
In Finsternis wir alle sein!

„Et lux orta est — und ein Licht ging auf!“ Die Mitternachtssonne von Bethlehem strahlte leuchtend über die erschauernde Erde. Die Sterne der heiligen Nacht funkelten warme Seligkeit in erweichende Herzen. Weihnacht zerriß Dunkel und Nebel und tauchte jauchzende Seelen in fließendes Gold.

Weihnacht! Wißt ihr, was Weihnacht sagt? Weihnacht sagt: Gott will dich retten, vertrau auf ihn! Weihnacht sagt: Gott hat dich nicht vergessen, überlaß dich ihm! Weihnacht sagt: Gott hat dir verziehen, kehre heim zu ihm!

Vor Jahren machte sich am Heiligen Abend ein junger Seemann von der Navigationsschule auf den Weg nach Haus, nach einer der kleineren ostfriesischen Inseln. Er kommt an den Deich und findet ein Boot mit Schiffern, die bereit sind, ihn überzusetzen. Sie fahren im kalten Nebel über und knirschend bohrt sich der Kiel in den Ufersand. Er steigt aus und das Boot fährt zurück, um bald im Nebel zu verschwinden. Der junge Mann eilt in der bekannten Richtung heimwärts — aber was ist das? Nach wenigen Schritten steht er wieder vor Wasser. Sollte er sich geirrt haben? Er läuft nach der anderen Seite und bald ist er wieder an Wasser. Wie ist das möglich? Nichts als Nebel ringsum, und nichts als das unheimliche Gurgeln und Rauschen der steigenden Flut. Plötzlich wird es ihm klar: sie haben ihn nicht am Strand der väterlichen Insel abgesetzt, sondern auf einer Sandbank im Wattenmeer. Starrer Schreck krampft sein Herz. Jetzt weiß er, daß er verloren ist! In kurzer Zeit wird die Flut hier so hoch sein, daß er ertrinken muß. — — Einige Wochen später treibt auf Wangeroog eine Zigarrenkiste an, mit Bindfaden zusammengebunden, und darin ist ein Notizbuch mit dem letzten Gruß an die Eltern.

Waren wir nicht alle auch auf der Weihnachtsfahrt in die Heimat abgekommen vom rechten Weg? Hatten uns die Ruderknechte der Leidenschaften, denen wir unser Boot allzu vertrauensselig überließen, nicht an einer toten Sandbank im Wattenmeer ausgesetzt? Ringsum lauerten schwarze Wasser, und die Fluten brausten und stiegen, der Tod griff nach uns — da, horch! Knirschte nicht ein Kiel im Kies! Und jetzt ruft es, so hell und so lieb wie Christnachtglocken der heiligen Nacht: „Bruder, komm mit! Ich führe dich heim! Wir gehen zum Vater!“

Parvulus filius natus est nobis — ein kleines Brüderlein ist uns geboren. Als Bruder kam der Gottessohn in der heiligen Weihnacht zu uns, und seine Aufgabe ist, uns heimzubringen, heim zum Vater!

Vater! Das ganze Weihnachtsgeheimnis liegt in diesem einen Wort. Alle Weihnachtsseligkeit strahlt wie ein Feuerbrand aus diesem einen Wort: Vater! Gott mein Vater und ich sein Kind! Das ist der frohlockende Engelsang von Bethlehem, das ist die gnadenvolle Predigt der Krippe. „Seht, welche Liebe uns der Vater erzeigt hat, daß wir Gottes Kinder heißen sollen!“ In tiefer Ergriffenheit schreibt Johannes dieses Wort nieder, da er das Weihnachtsgeheimnis betrachtet. Es ist, wie wenn ein älterer Bruder uns an der Hand nimmt und hineinführt ins Weihnachtszimmer und uns die Geschenke zeigt, die da für uns bereitliegen. Es ist wie am Heiligen Abend, wenn die Kinder einander zurufen: Sieh doch, was ich habe! Sieh doch, was mir das Christkind gebracht hat! So nimmt uns Johannes bei der Hand und führt uns zur Krippe und ruft: „Sieh doch, seht doch, welche Liebe uns der Vater erzeigt hat, daß wir Gottes Kinder heißen sollen!“

Wie war es vor der ersten Weihnacht? Eine Kluft gähnte zwischen Gott und Mensch, ein Abgrund, über den keine Brücke führte, ein Meer, über das kein Fahrzeug trug. Der Mensch kannte Gott nur als den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, für den die ganze Erde nur der Schemel seiner Füße ist. Was konnte für diesen unfaßbaren, unendlichen Weltengott der einzelne kleine Mensch bedeuten, der gestern noch nicht war und morgen schon nicht mehr sein wird? Konnte er ihm mehr sein als ein Tropfen am Eimer, eine Mücke am See, ein Sandkorn in der Wüste, ein Würmlein im Boden? Ach, die Menschen hörten nicht Gottes Vaterherz schlagen und spürten nicht seine allumschließende Vaterliebe. Wenn sie betend und opfernd wagten, vor Gott zu treten, so taten sie es in Furcht und Zittern, wie der Sklave, der immerfort in Sorge ist, durch Ungeschicklichkeit den Zorn des Herrn zu wecken. Sie dienten Gott wie die Edelleute im alten Peru ihrem Inka. Wer dessen Sänfte tragen

durfte, fühlte sich hochgeehrt, wer aber dabei strauchelte, war dem Tod verfallen.

Da wurde Weihnacht. Gottes Herz wallte über in Liebe zu den Menschen und er sandte seinen eigenen Sohn, damit wir aus Knechten Kinder würden. Das Christkind in der Krippe sagt uns eindringlicher und deutlicher als Gott es je hätte sagen können: Ihr Menschen, was zittert und bangt ihr vor Gott? Was nährt ihr Sklavengeist in euch und hegt ihr Sklavenfurcht? Konnte der Allmächtige einen größeren Beweis der Liebe geben? Vater will er euch werden und ihr sollt ihm Söhne und Töchter sein!

Gott mein Vater und ich sein Kind! Heilige Nacht — konntest du mir Größeres und Schöneres geben als Gottes Kindschaft? Konntest du mich ein lieberes Wort sprechen lehren als: Abba — Vater? Jetzt starrt nicht mehr alles um mich grau und grau, jetzt stehe ich nicht mehr mutterkindallein in fremder Welt: Ich weiß einen Gott, der auf mich sieht; ich kenne einen Vater, der mich liebt!

Vom Fürsten Bismarck wird erzählt, wie er einmal mit einem Freund auf der Veranda seines Hauses weilte und hinausblickte in den nächtlichen Garten, über dem eben die Sterne heraufzogen, und wie er da sagte: „Wenn man diese Tausende von Welten sieht, dann möchte es einem unmöglich scheinen, daß Gott für jedes einzelne Menschenleben sorgen könne, und doch, ich hab's erfahren!" — Kannst du und kann ich und können wir alle nicht auch so reden, ruhig und fröhlich: „Und doch, ich hab's erfahren!"? Gott hat so für mein Leben Sorge getragen, als ob ich mit ihm ganz allein in der Welt wäre — er mein Vater und ich sein Kind!

„Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder", sagt Johannes. Und jetzt klingt sein Wort wie ein glitzerndes Weihnachtsgeheimnis: „Aber es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden". Nein, wir stehen erst im Vorraum, vor der geschlossenen Weihnachtstüre. Nur durch einen Spalt, nur durchs Schlüsselloch können wir einen huschenden, unsicheren Lichtstrahl von den Herrlichkeiten drinnen erspähen. „Es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden." Was werden wir sein? Nichts mehr und nichts weniger als Bürger des Himmels, Hausgenossen Gottes, Erben der Seligkeit!

Erben des Himmels! Ach, was hatten sich einst in alter Zeit die Menschen abgemüht, den Himmel an sich zu reißen! Die heidnische Sage erzählt von einem, der den Himmel erreichen wollte. Er machte sich Flügel und befestigte sie mit Wachs an seinem Körper. Dann ging's hinauf, dem Himmel entgegen. Aber o weh! Wie er der Sonne näher kam, da schmolz das Wachs und der junge Wagehals stürzte flügellahm ins Meer. Die Heilige Schrift selber berichtet von einem tollkühnen Versuch, wie die Menschen am fernen Tigris in Babylonien Stein um Stein herbeischleppten und Quader auf Quader türmten. Was wollten sie bauen in ihrem zügellosen Uebermut? Einen Turm, der bis zum Himmel reicht! Das ist die unstillbare Sehnsucht nach dem Himmel! Jahrtausende glühte diese Sehnsucht heiß in den Adventherzen der Menschen, bis die heilige Nacht von Bethlehem dieser Sehnsucht seligste Erfüllung gab. Der Heiland riß die Himmel auf, Gottes eingeborener Sohn stieg nieder ins Erdental und zeigte den Suchenden den Weg zum Himmel und schlug die Brücke hinüber ins ferne Wunderland Gottes. O du selige, gnadenbringende Weihnacht!

Kind Gottes und Erbe des Himmels! Darum also wogt dieses unstillbare Sehnen nach einem fernen Land in meiner Seele, darum wächst keine Befriedigung und blüht kein reines Glück auf Erden! Ich bin heimwehkrank. Die Weihnachtbotschaft brachte die untersten Tiefen des Herzens in Wallung und läßt sie nimmer zur Ruhe kommen. Unruhig bleibt mein Herz, bis es ausruht in Gott. Heimatlos bin ich auf Erden wie die Stürme des Herbstes, frierend wie die zitternde Kälte des Winters!

O du holder Knabe im lockigen Haar, du liebliches Kind in der Krippe, Heiland mir und Bruder, du Bote der Heimat, du läßt mich jubeln in Weihnachtsglück: „Abba Vater, lieber Vater, Abba!"

Zum heiligen Weihnachtsfest

entbieten Schriftleitung und Verlag der Allgemeinen Rundschau allen Lesern, Freunden und Mitarbeitern den Friedensgruss von Bethlehem. Aufrichtig wünschen sie, dass die gegenseitige Treue dauern und ihren Kreis erweitern möge. Mit diesem frohen Ausblick

Allen ein gesegnetes neues Jahr!

Weltrundschau.

Die Versuche, ein neues Reichskabinett zu bilden, gediehen bis Ende Dezember zu keiner Entscheidung. Der Reichspräsident beauftragte zunächst Dr. Stresemann, der jedoch seine Bemühungen bald einstellte. Deutsche und Bayerische Volkspartei sowie Wirtschaftliche Vereinigung beschlossen, nur einer bürgerlichen Koalition mit Einschluß der Deutschnationalen beizutreten. Das Zentrum lehnte unter grundsätzlichem Festhalten an einer Regierung der Volksgemeinschaft (Deutschnationale bis Sozialdemokraten) die Teilnahme an einer Rechtskoalition ab, und zwar vorwiegend aus außenpolitischen Gründen. Die Demokraten verlangten die große Koalition. Unter solchen Umständen gelang es auch dem Reichskanzler Marx nicht, eine klare politische Lage zu schaffen. Die Entscheidung ist bis nach Neujahr vertagt.

Die bayer. Regierung hat Hitler und Kriebel mit Bewährungsfrist aus der Haft entlassen, desgleichen unter Minderung der Strafzeiten Fechenbach, Gargas und Lembke sowie die letzten gefangenen Räterepublikaner Mühsam und Gen.

Traugott von Jagow, der ehemalige Berliner Polizeipräsident, 1920 am Kapp-Putsch beteiligt und deshalb wegen Hochverrats zu 5 Jahren Festung verurteilt, wurde begnadigt. Er hat 3 Jahre verbüßt.

Im britischen Unterhaus sprach der Außenminister Chamberlain über die Tagung des Völkerbundsrates in Rom und bestritt, daß dort eine Art Bündnis zwischen England, Frankreich und Italien geschlossen worden sei. Die gemeinsame Regelung gewisser Einzelfragen bestritt er nicht. Frankreichs Sicherheit am Rhein, im Zusammenhang mit der Räumung Kölns und der Ruhr, dürfte dazu gehören. So lange französische Truppen im Rheinland stehen, will auch England seine Besatzung dort lassen. Bei Räumung der Kölner Zone soll sie angeblich nach Trier verlegt werden.

Die französische Kammer nahm mit großer Mehrheit eine Amnestie an, die auch Malvy und Caillaux begnadigt. Ein schwerer moralischer Schlag für Poincaré und die Kriegspolitik Frankreichs.

Zum Jubeljahr 1925.

Von Päpstl. Kämmerer a. D. von Schad, Bichl.

„Und du sollst das 50. Jahr heiligen und Gnade erweisen allen Bewohnern deines Landes, denn das ist das Jubeljahr"; so spricht Lev. 25 der Herr zu Moses auf dem Berge Sinai, und ausführliche Bestimmungen trifft das mosaische Gesetz für die Feier und über die Gnaden des Jubeljahres. Wie die Kirche in einer Reihe von Einrichtungen, namentlich in der liturgischen Kleidung, auf das Alte Testament zurückgreift, so glaubte Papst Bonifaz VIII. auch jene Bestimmung des mosaischen Gesetzes auf die Kirche übertragen zu sollen, um den Gläubigen damit eine neue Gnadenquelle zu eröffnen. Er war der Schöpfer des Jubeljahres, das erstmals 1300 begangen, zunächst alle hundert Jahre gefeiert werden sollte. Klemens VI. setzte es 1343 auf jedes 50., Urban VI. 1389 auf jedes 33. Jahr fest; Paul II. und Sixtus IV. bestimmten 1470 bzw. 1473 jedes 25. Jahr als Jubeljahr. Das auf das Jahr 1425 fallende Jubeljahr wurde unter Martin V. schon 1423 gefeiert. Während über die früheren Jubiläen wenig überliefert ist, klagen Berichte über das letztere, über die Ueberschwemmung Roms durch die zur Feier herbeigeströmten Barbaren, d. h. Nichtitaliener, welche die ganze Stadt mit Schmutz und Unrat erfüllt hätten. Als Nikolaus V. 1450 die Herstellung des kirchlichen Friedens — nach dem Schisma und der konziliaren Aera — durch ein Jubiläum feierte, begann eine Völkerwanderung nach der Ewigen Stadt; Augenzeugen vergleichen das Herbeiströmen der Pilgerscharen mit den Zügen von Staren oder dem Gewimmel wandernder Ameisen. Die Einwohner ganzer Städte, z. B. von Siena weihten sich der Allerseligsten Jungfrau. Wie ungeheuer der Andrang war, zeigt eine wenn auch vielleicht übertriebene Notiz des Aeneas Silvius Piccolomini, nachmaligen Papstes Pius II., wonach täglich 40000 Menschen durch die Kirchen gezogen sein sollen. Um annähernd derartige Zahlen muß es sich handeln, wenn man hört, daß aus der kleinen Stadt Danzig 2000 Menschen nach Rom zogen. Nach einer anderen Quelle sah man unzählige Scharen von Franzosen, Deutschen, Spaniern, Portugiesen, Griechen, Armeniern, Dalmatinern und

Italienern heranziehen, die alle in ihrer Sprache Hymnen sangen. Nach einer weiteren Quelle zogen Könige, Herzoge, Marchesen, Grafen und Ritter, kurz, Leute aus allen Ständen der christlichen Welt täglich in solcher Menge nach Rom, daß sich Millionen in der Stadt befanden, deren Unterbringung und Verpflegung trotz aller getroffenen Vorbereitungen auf die größten Schwierigkeiten stieß. Unzählige wurden von der Pest dahingerafft. Der Hauptanziehungspunkt bei dem Jubiläum von 1450 war die Heiligsprechung Bernhardins von Siena. Dieses und die folgenden Jubiläen gaben Anlaß zur Herausgabe von Pilgerführern, sog. Itinerarien, die für die mittelalterliche Topographie Roms eine Fülle wertvollen Materials enthalten.

Zum Jubiläum von 1475 hatte Sixtus IV. zahlreiche Wiederherstellungsarbeiten und Bauten in Rom vornehmen lassen. Entsprach die Zahl der Pilger auch nicht allen Erwartungen, so war sie doch in Anbetracht der in halb Europa wütenden Kriege sehr groß. Besonders berühmt war das Jubiläum von 1500, das von Alexander VI. mit allem Pomp der Hochrenaissance eingeleitet und gefeiert wurde. Der Papst ließ sich am Weihnachtsabend nach St. Peter tragen. Er trug den vollen Pontifikalschmuck, in der linken Hand eine vergoldete brennende Kerze, während er mit der rechten den Segen erteilte. Alle Kardinäle und Prälaten in seiner Begleitung trugen ebenfalls brennende Kerzen. Vor der Peterskirche machte der Zug Halt, und die päpstliche Kapelle sang die üblichen Antiphonen (wie überhaupt der ganze Ritus damals nicht erst neu eingeführt, sondern althergebracht war). Darauf begab sich der Papst zu Fuß zur porta sancta, der Heiligen Pforte, wo ihm ein Hammer gereicht wurde als Sinnbild der ihm anvertrauten Gewalt, kraft deren „er öffnet und niemand schließt, schließt und niemand öffnet" (Offb. 3, 7). Mit diesem Hammer tat der Papst mehrere Schläge gegen die bereits gelockerte Wand der Heiligen Pforte, deren völliger Durchbruch durch bereitstehende Maurer eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Darauf trat der Papst, die brennende Kerze in der Linken, als erster durch die Heilige Pforte in die Basilika ein, die Prozession folgte ihm nach. Man stimmte das Tedeum an, worauf die Vesper abgehalten wurde. Damals stand noch die alte Peterskirche; eine Jubiläumstür besitzt auch die neue Peterskirche, es ist die fünfte und äußerste rechts, durch ein Kreuz bezeichnet. Von den anderen Pilgerkirchen haben der Lateran und Sta. Maria Maggiore ebenfalls eine Jubiläumstüre, auch die alte, 1823 abgebrannte Paulskirche besaß eine solche. Die Anzahl der Pilger, unter welchen sich auch der Astronom Kopernikus befand, war sehr bedeutend; es erhellt dies am besten aus der Tatsache, daß im ersten Halbjahr des Jubiläums 30 000 Fremde in Rom gestorben sind. Die Eindrücke, welche die Pilger aus der Stadt Alexanders VI. nach Hause brachten, waren allerdings vielfach wenig erbaulich; die Sittenverderbnis der Renaissance stand damals gerade in Rom in voller Blüte.

Wenig besucht war das unter dem unglücklichen Klemens VII. gefeierte Jubiläum von 1525; die 2 Jahre später erfolgende Einnahme und Plünderung Roms durch das kaiserliche Heer (sacco di Roma) warf ihre Schatten voraus, wie sie auch mit ihren Folgen das Jubiläum Julius III. von 1550 beeinflußte. Das Rom der Renaissance war in jenem sacco untergegangen, die Zeit der kirchlichen Reformation und Restauration dämmerte herauf. Ein größerer Ernst hatte sich der Kirche wie den Laien mitgeteilt. Die Prachtentfaltung der Vergangenheit war vorüber, das Jubiläum wurde wieder, was es sein soll, ein religiöses Fest. Damals trat erstmals die eben vom hl. Philippus Neri gestiftete Bruderschaft zur Pflege der hilfsbedürftigen Pilger in Tätigkeit.

Der Anbruch einer neuen Zeit machte sich ganz besonders bei dem Jubiläum von 1575 bemerkbar. Mit den Vorbereitungen für das Heilige Jahr war Gregor XIII. seit 1573 beschäftigt, indem er Straßen und Brücken instand setzen und Lebensmittel aufhäufen ließ. Die Preise für diese wurden amtlich festgesetzt, die Erhöhung der Mieten in Rom verboten. Daneben wurden die Behörden angewiesen, ein wachsames Auge auf den sittlichen Zustand der Stadt zu haben. Den Priestern in Rom und ganz Italien wurde befohlen, in der Predigt die Bedeutung des Jubeljahres zu erklären. Die Indiktionsbulle wurde an Christi Himmelfahrt und am 4. Advent publiziert. Diese von Gregor XIII. eingeführte Ankündigung des Jubeljahres, die seither stets beobachtet wurde, hat eine tiefere, symbolische Bedeutung: der Gedächtnistag der Himmelfahrt soll daran erinnern, daß durch die Gnaden des großen Jubiläumsablasses dem reumütigen Sünder die Pforten des Paradieses geöffnet werden. Der letzte Adventsonntag soll andeuten, daß an die Stelle der Synagoge die Kirche, und an Stelle des alten Jahres ein neues, das Jubeljahr getreten sei. Eine besondere Bulle erklärt, wie auch dieses Jahr ein eigenes Dekret der Ritenkongregation, für die Dauer des Heiligen Jahres mit wenigen Ausnahmen alle Ablässe für aufgehoben. Ein vollkommener Ablaß, d. h. Nachlaß der vor der Kirche und vor Gott nach Erlaß der Schuld und der ewigen Strafe noch verwirkten zeitlichen Strafen wurde — und wird auch heute — allen denen in Aussicht gestellt, die nach Rom wallfahren, dort die Pilgerkirchen besuchen und reumütig ihre Sünden beichten. Die katholischen Fürsten erhielten von Gregor XIII. besondere Einladungsschreiben. Die Lustbarkeiten des Karnevals wurden für das Heilige Jahr verboten, die sonst dafür aufgewendeten Mittel sollten milden Zwecken zugeführt werden. An die Kardinäle erging die Mahnung, ein würdiges Beispiel zu geben — kurz, Rom sollte im Jubeljahr in Wahrheit die Heilige Stadt darstellen.

Am Tage vor Weihnachten nahm Gregor mit dem üblichen großen Zeremoniell die Eröffnung der Heiligen Pforte bei St. Peter vor, während drei Kardinäle dieselbe Zeremonie im Lateran, bei St Paul und Sta. Maria Maggiore veranstalteten. Von Beginn des Jubiläums an gab Gregor XIII. ein leuchtendes Beispiel seiner aufrichtigen Frömmigkeit; sechsmal machte er die vorgeschriebene Wallfahrt zu den Hauptkirchen. Es rief einen tiefen Eindruck hervor, wie er trotz seines hohen Alters die Heilige Treppe auf den Knien hinaufstieg und den Weg von der Porta San Paolo bis zur Ostienfischen Basilika zu Fuß zurücklegte. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Zahl der Pilger, die damals die Apostelgräber besuchten, eine sehr große war; man schätzt ihre Zahl auf über 400 000.

Das lebendige Christentum, das die vom Geiste des heil. Philippus Neri durchdrungene Residenzstadt des Papstes im Jubeljahr 1575 bekundete, wurde dadurch belohnt, daß Rom von der Pest verschont blieb, die in jenem Jahre einen großen Teil Italiens heimsuchte, und ein bedeutender spanischer Jubiläumspilger urteilte, daß unter allen Städten, die er in Spanien, Frankreich und Italien gesehen, Rom am meisten den Eindruck der sittlichen Erneuerung gemacht habe.

Die Jubiläen des 17. und 18. Jahrhunderts geben zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß. In den Jahren 1800, 1850 und 1875 fielen die Jubiläen aus politischen Gründen aus; umso feierlicher gestalteten sich die von 1825 und 1900. Das erstere Jubiläum sollte, nachdem die Bedrängnis des Papstes und des Kirchenstaates durch Napoleon ihr Ende gefunden, ein Dankfest sein für den Sieg über die Feinde des göttlichen und menschlichen Rechts, ein Jahr der Versöhnung und Gnade. Ueber alle Erwartungen groß war denn auch der Zudrang der Pilger nach Rom. Auch der nachmalige Papst Leo XIII. beteiligte sich als fünfzehnjähriger Jüngling an diesem Jubiläum.

Es war die letzte große Regierungshandlung Leos XIII., daß er das große Jubiläum, welches das 19. Jahrhundert abschließen und das 20. in die Welt einführen sollte, in Person ankündigte und eröffnete. Mit zitternder Hand schloß der 90 jährige Papst die Heilige Pforte von St. Peter auf. Der goldene Hammer, den seine Hand führte, und unter dem die Vermauerung des Ablaßtores fiel, war ein Weihegeschenk der Bischöfe des gesamten Erdkreises und versinnbildete gleichsam die freudige Zustimmung der Gesamtkirche zu der Erteilung dieses Gnadenbeweises. Der Vater der Christenheit wollte das scheidende Jahrhundert nicht in den stillen Schoß der Vergangenheit betten, ohne ihm, den Segen der Sühnung ins Grab gelegt zu haben, dem anbrechenden Jahrhundert aber das Unterpfand göttlicher Huld und himmlischen Segens in die Wiege legen. Das alte Rom beging seine Säkularfeier mit glänzenden Spielen und ausgelassenem Jubel, das christliche Rom mit Abhaltung des Jubiläums.

Ein allgemeines Jubiläum ist stets eine bedeutsame Tatsache im Leben des Einzelnen, im Leben der Kirche und im Leben der ganzen Menschheit. Es ist eine ernste Einladung zur Einkehr in sich, es ist nicht bloß eine Friedenskonferenz, sondern ein wahrer Friedensschluß zwischen Himmel und Erde, es ist eine Hebung, Erstarkung und Förderung der sittlichen Ordnung der Welt durch die Arbeit der Buße, durch Zuwachs der Gebetsmacht und durch Zunahme guter, gottgefälliger Werke. Insbesondere ist das Jubiläum als Erhebung und Verwendung des geistlichen Kirchenschatzes ein Aufschwung des geistigen Massenverkehrs zwischen der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche, und als eigentümliche Betätigung des Primats und der obersten Kirchengewalt des Papstes eine Stärkung der katholischen Einheit, der Ehrfurcht, Liebe und Hingabe gegen den päpstlichen Stuhl;

ein Jubiläum ist immer eine glänzende Entfaltung der päpstlichen Macht, ein Papstfest in erster Linie.

In Rom selbst haben denn auch, wie im Vorstehenden an verschiedenen Beispielen erläutert, die Päpste stets alles aufgeboten, um den erhabenen Zweck des Jubiläums zu fördern und den frommen Pilgern die Tage des Aufenthalts in der Weltstadt zu ihrer geistigen Erhebung möglichst ersprießlich zu machen. Zu den Feierlichkeiten gehören vor allem die öffentlichen Buß- und Bittprozessionen, an welchen die Päpste oft und zum Teil zu Fuß teilnahmen, dann die Vorzeigung der großen Reliquien und Selig- oder Heiligsprechungen verklärter Diener Gottes. Zu den ältesten und gebräuchlichsten Gepflogenheiten dieser Festzeit gehört aber besonders die *Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen Roms*.

Von den über 400 Kirchen Roms sind sieben durch Alter und Heiligkeit besonders ausgezeichnet: St. Peter, Sta. Maria Maggiore, S. Lorenzo, Sta. Croce, der Lateran, S. Sebastiano und S. Paolo. Sie heißen Patriarchalkirchen. Die Gräber der Apostel und die Stätten der Märtyrer zu besuchen, war bereits zur Zeit der Verfolgungen und namentlich seit Konstantin dem Großen ein beliebter und allgemeiner Brauch der Christen. Der Besuch der sieben Kirchen wird schon im 7. Jahrhundert erwähnt; besonderen Aufschwung erfuhr er im 16. Jahrhundert durch den hl. Karl Borromäus und den hl. Philippus Neri. Nicht selten schritten Papst und Kardinäle an der Spitze der damaligen Bittgänge. Der heilige Papst Pius V. versuchte, obwohl sterbenskrank, noch einmal die fromme Fahrt, gelangte aber bloß bis zum Lateran und starb einige Tage darauf. Der Gebrauch erhielt sich seit jener Zeit ständig in Uebung; Pius IX. bestätigte ihn und zeichnete ihn durch einen vollkommenen Ablaß aus. Zur Gewinnung desselben ist der Besuch der Kirchen an einem einzigen Tage erforderlich, und es ist eine weite und anstrengende Wanderung, da die Kirchen auf die verschiedenen Ränder der Stadt verteilt sind.

Es würde viel zu weit führen, diese Kirchen zu beschreiben. Mit St. Peter allein befaßt sich eine ganze Literatur, aber auch die anderen Kirchen bieten eine Fülle des Ehrwürdigen und Sehenswerten: Sta. Maria Maggiore, die älteste und schönste Marienkirche der Welt mit der Nachbildung der Krippenhöhle und dem dem Evangelisten Lukas zugeschriebenen Madonnenbild; S. Lorenzo auf der Grabstätte des Campo Verano mit dem Grabmal Pius IX.; der Lateran, die älteste Papstresidenz, „aller Kirchen der Welt Mutter und Haupt"; St. Paul, die nach dem Brand in glänzendstem Gewande wiederhergestellte Basilika und Grabstätte des Völkerapostels; St. Sebastian über den Katakomben an der Gräberstraße der Via Appia. Am wenigsten Eindruck macht die in aufdringlichem Zopfstil umgebaute Kirche Sta. Croce mit den von der hl. Helena aus Palästina hierhergebrachten Reliquien des heiligen Kreuzes.

Der Weg zu den sieben Kirchen Roms ist ein stiller, einsamer Weg; er liegt weit ab von den Straßen der Welt und wird von ihr wenig begangen. Es ist ein heiliger Weg, beschritten zu allen Zeiten von unzählig vielen ernsten, reinen und heiligen Seelen. Was die Milchstraße am nächtlichen Himmel, das ist unter den Straßen der Ewigen Stadt der Weg zu den sieben Kirchen. Er ist ein gedankenvoller Weg, gesäumt mit den ehrwürdigsten christlichen Erinnerungen, fruchtbar an den tiefsinnigsten Wahrheiten, ein wahres Sinnbild Roms und seiner Bedeutung. Er beginnt am Grabe des ersten Papstes und endet an der Ruhestätte des größten der Apostel. An der Krippe und am Kreuze des Erlösers geht die Fahrt vorbei, von Grabkirche zu Grabkirche. Aber diese Gräber sind Trophäen des Lebens, des Sieges und des Triumphes.

Die erste Gestalt der christlichen Kirche im alten heidnischen Rom war die einer Grabkirche: die Katakomben, ein unermeßliches Beinhaus, eine ganze Totenstadt voll blutiger und verstümmelter Leichen. Aus diesem Grabe aber feierte das Christentum, nachdem seine Leidenszeit vorüber war, seine Auferstehung, und in dem Maße, wie es sich erhob, sank das Heidentum ins unterirdische Grab. Auf den Trümmern der heidnischen Welt erhoben sich jene majestätischen Denkkirchen der heiligen Blutzeugen, die in nächtlicher Stille darunter zu Grabe gebracht, geschlummert hatten und nun erwacht, ringsum Leben und Segen dem auferstandenen Christentum spendeten. Darin ist Rom seiner vorbildlichen, prophetischen Schwester Jerusalem ähnlich. Dort ist auch ein Grab gebettet worden in der Stille und Dunkelheit eines Abends nach einem schrecklichen Tag, und dieses Grab hat die sinkenden Trümmer der geschleiften alten Priesterstadt überdauert und überbaut und hat aus der Trophäe des Todes ein Denkmal des Lebens, ja das Grab des Grabes gemacht.

So ist der Weg zu den sieben heiligen Kirchen Roms nicht bloß eine via sacra, sondern auch im glorreichsten Sinne eine wahre via triumphalis.

„Doch auch Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit"

singt der Dichter und hat in gewissem Sinne recht, wenn man das Wort „nur" nicht preßt. Rom hat eine weltbewegende und weltgestaltende Vergangenheit, viel hundertjährige Epochen zu Grabe getragen, aber aus jenen Gräbern erwuchs ihm neues Leben, aus Moder und Schutt ging ihm eine neue Saat auf. Uralt und ewig jung — diese Gegensätze, die wir an der Kirche bewundern, treten in Rom besonders augenfällig zutage. Und deshalb haben Rom und die römische Kirche allen Grund, zu jubilieren: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Den im Jubeljahr nach Rom ziehenden Pilgern wird auf ihrer Wanderung zu den sieben Kirchen diese Wahrheit tief zu Gemüte dringen, und sie werden, gestärkt im Glauben und neu begeistert für die Größe und Heiligkeit ihrer Kirche, diese Empfindungen nach Hause tragen und damit zur Verbreitung religiösen und kirchlichen Sinnes beitragen. Dadurch werden die Früchte des Jubiläums über die ganze Welt verbreitet, denn das Jubiläum ist nicht für Rom allein geschaffen, sondern für die Christenheit insgesamt, getreu dem Wort der Schrift: „du sollst Gnade erweisen allen Bewohnern deines Landes."

Um Rhein und Abendland.

Von Dr. Otto Kunze.

„Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo *eine* Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. — Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte *ein* Oberhaupt die großen politischen Kräfte." Diese Eingangsworte aus des Dichtersehers *Novalis* berühmter Studie „Die Christenheit oder Europa" kommen uns in den Sinn, wenn wir uns in das neue Buch von Hermann Platz[1]) vertiefen. In beiden klagt ein Christ um Europa, um die verlorene Geisteseinheit und Kulturgemeinschaft des Abendlandes. In beiden wird auch auf das Zeichen der Rettung verwiesen, das Kreuz. Welch ein Unterschied trotzdem zwischen beiden! Der Romantiker Friedrich von Hardenberg (Novalis) lebt in einer unwirklichen Sphäre. Er klagt um die verlorene Schönheit des Mittelalters, um sein mystisches Dämmer, das vom frechen Licht der Aufklärung zerrissen ist, um die zerstörte Kindlichkeit des europäischen Menschen. Gleichzeitig begrüßt er das Chaos, in das die alte Welt durch Protestantismus, Philosophie und Revolutionen gestürzt ist, „denn wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor". Und wonnetrunken sieht er die *neue* Kirche, die katholische „in inniger unteilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christentums". Sie wird ein neues einiges und friedliches Europa stiften.

Wir überblicken heute, 125 Jahre nach der Niederschrift von „Die Christenheit oder Europa", was aus den Seherträumen des Novalis geworden ist. Die Anarchie hat nur Anarchie gezeugt, schlimmste, weil geistige Anarchie. Jene Menschen, an deren Ohr die französische Revolution von fernher brandete, wußten ja nicht, wieviel Ueberlieferung und Form sie noch besaßen. Noch herrschte ein römischer christlicher Kaiser, noch stand das alte Bildungsgut: Heilige Schrift und Antike, in kaum bestrittenem Ansehen. Als seine Spätblüte entfaltete sich gerade die deutsche Klassik. Da konnte jugendlicher Drang ins Unendliche mit Revolution und Anarchie spielen *wie heute mit dem russischen Kommunismus*. Da konnte die Romantik von einer Ausweitung der Kunst und Wissenschaft über alle Zeiten und Zonen eine neue reichere Formenwelt erhoffen. Und ein neuer Glaube, „ein Heiland unter zahllosen Gestalten" sollte diese künftige Welt heiligen.

Es ist ja ganz anders gekommen. Mit dem Ausbrechen in die Unendlichkeit haben wir den Boden unter den Füßen und über unserm Haupt die Lichter und Wegweiser des Himmels verloren. Das Leben der europäischen Menschheit von heute hat

1) Hermann Platz „Um Rhein und Abendland". Verlag Deutsches Quickbornhaus, Burg Rothenfels am Main. 1924. Geb. 5.50 M.



weder Sinn noch Form. Und ein ehrlicher Beobachter kann nicht mehr die Kräfte preisen, von denen der Romantiker das Heil erwartete. Hermann Platz ist ja auch das Gegenteil eines Romantikers. Mit Hefele, Karl Schmitt, Guardini und Abt Ildefons Herwegen[2]) vertritt er ein klassisches Ideal, eine Kultur der Grenzen, Formen und festen Werte. Und das ist der Fortschritt dieser Klassik: sie kanonisiert nicht *einen* Stil oder *ein* Zeitalter, sie mißt nicht an selbsterwählten irdischen Maßstäben, sondern an den ewigen, die Gott in Verstand und Gewissen des Menschen gelegt hat. Eine solche Kultur trägt die Dauer in sich; was sie schafft, veraltet nicht. Als objektive, als *Weltkultur* legt sie denn auch ihren Weg zurück vom Zweistromgebiet in Vorderasien über Aegypten, Palästina, Hellas und Rom nach dem *Abendland*. Immer zieht vor ihr, näher oder ferner, die Lichtwolke der Uroffenbarung, der Glaube an den einen Gott, der die Welt geschaffen, erhält und lenkt. In einem Augenblick äußerer Höhe, innerer Krisis dieser Weltkultur wird Gott selbst Mensch und befestigt sein Reich auf Erden durch die Stiftung der Kirche. Das Abendland aber erhält die unschätzbare Gnade, den Mittelpunkt der Kirche, den Lehrstuhl der Wahrheit in seiner Mitte zu haben. *Rom*, die Hauptstadt des Abendlands, wird der Sitz des Statthalters Christi. — So entwickelt sich die abendländische Kultur unter einzig günstigen Bedingungen. Sie darf sich rühmen, die Weltkultur des christlichen Säkulums darzustellen, die Norm für alles menschliche Schaffen zu geben. Da geschieht der tragische Bruch. In demselben Augenblick, da sich neue Seewege und Erdteile dem Abendland öffnen, da ihm die Weltherrschaft winkt, reißt sich ein Teil seiner Völker von der Kirche los. Jetzt ist die alte Einheit dahin. Zwist, der vordem immer zu bändigen war, frißt tiefer und tiefer. Und nach vier Jahrhunderten voll Krieg und Umsturz stehen wir vor der *sicheren* Aussicht, daß der von allen Banden des Glaubens, der Sittlichkeit, des Rechts und der Scham entfesselte Erfindungsgeist und Machttrieb Europa durch einen nächsten Krieg buchstäblich in einen toten Erdteil ohne lebende Menschen, Tiere und Pflanzen verwandelt.

Bei Platz lesen wir wenig von den großen Werken, Taten und Kämpfen der christlich abendländischen Kultur. Er sieht vor allem den einzelnen Menschen, den *Abendländer* und seine geistige Not. Auch hier ist er ganz anders als Novalis. Immer geht er von der greifbaren Gegenwart aus, sachlich, klassisch. Friedrich von Hardenberg starb in Sehnsucht nach unendlicher Schönheit und Liebe, ehe die napoleonischen Kriegsstürme über Deutschland dahinbrausten. Hermann Platz ist lebendig aus dem blutgetränkten Schützengraben gestiegen und hat das Grauen des Unbestimmten, Dunklen, Wüsten erfahren. Und so ruft er nach Substanz, Sinn und Maß. Der Primat des Seins über das Werden erscheint ihm als die abendländische Denkform. Sie bewegt sich in einem gesunden Realismus. „*Die Dinge sind.* Es gibt nicht bloß Schicksal, abstraktes Seinsollen, Verknüpfung von Beziehungen, Vorgängen und Festlegung von Verhältnissen. Es gibt eine das Wesen der Dinge ausdrückende Wahrheit. Wir leben in einer geordneten Welt, in der wir mit letzten Wirklichkeiten irgendwie in Tat- und Denkverbindung treten können. Die Dinge sind erkennbar und lehrbar.“ (S. 110) Das ist Thomas gegen Kant. Das ist auch das Gegenteil von *Spenglers* Definition des Abendländischen. Spenglers Kennwort für sein Abendland „faustisch“ tritt bei Platz stets als Gegensatz zu seinem Ideal auf (S. 85, 148) Und wenn er verlangt, daß das Letzte, Ganze, Göttliche aussprechbar sein muß (S. 123), so ist das die abendländische Antwort auf Fausts: „Wer darf ihn nennen? . . Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ Ja „dieses Sichzurückziehen des germanischen Geistes in die Unaussprechlichkeit des Gemütes ist das große Hindernis, das der echten Werkgemeinschaft der abendländischen Völker im Wege steht.“ (S. 116)

Die katholische Kirche hütete und hütet noch die gemeinsame geistige Substanz des Abendlandes, den Glauben an Gott, den Sinn für objektive Wahrheit und objektive Werte. Willkür und Eigennutz der Nationen und der Einzelmenschen waren beschränkt, solang die Kirche in Europa herrschte. Erst als sich ein Teil der Völker, des Mittelvolks der Deutschen zumal, von ihr losriß, verfiel die große Kultureinheit. Daß wir sie wiedergewinnen, ist *die* europäische Frage. Uebervölkert, durch den modernen Verkehr ineinander verflochten, können sich die Staaten unsres Festlands nicht länger blindwütig zerfleischen. Schon ist Macht, Reichtum und Führung in der Welt zum großen Teil auf Britannien und Nordamerika übergegangen. Asien hat die Achtung vor unserm Geist verloren. Die Befreiung Europas, das Heil des Abendlands aber hängt naturgemäß wesentlich ab vom Verhältnis zwischen *Deutschland* und *Frankreich*. Platz, der *Rheinländer* fühlt das ganz besonders. Und als Verfasser des Buchs „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich“ hat er auch in seiner neuen Studie manches davon zu sagen. Er beobachtet in Frankreich eine hoffnungsvolle Rückkehr zur abendländischen Grundlage, zum Katholischen und Klassischen. Er verzeichnet liebevoll entsprechende Strebungen in der deutschen *Jugend* oder auf dem großen geistigen Treffen in der Schule der Weisheit Graf *Keyserlings* zu Darmstadt. Er macht die Lösung auch nicht so schwer, daß er eine Rückkehr des ganzen deutschen Volkes zur katholischen Kirche als Grundbeding für ein neues Abendland forderte.[3]) Obwohl der Katholik heute der einzige organische Träger der abendländischen Substanz ist, kann doch auch der Protestant, selbst der Freidenker ihr Wesentliches wiedergewinnen. Denn „trotz aller Verschiedenheit im einzelnen glauben sie alle an die Einheit der Welt, an eine gewisse Allgemeingültigkeit der sie beherrschenden Gesetze, an Ideale, die irgendwie gefunden und allgemein durchgeführt werden können, an Fortschritt...“ (S. 148) Uns dünkt freilich, die Mehrheit der Protestanten und Freidenker ist heute in Deutschland jenem faustischen Irrationalismus und Subjektivismus verfallen, der uns in neue geistige und politische Abenteuer zu stürzen droht. Die ehemals linksliberale Hochschule ist heute nationalistisch! In Hermann Platz tritt eben der Rheinländer hervor, der viel tiefer im alten römisch-christlichen Kulturboden wurzelt als der Deutsche schlechthin.[4]) Er schätzt die Schwierigkeit gewiß nicht gering, den heutigen Durchschnittsdeutschen zum Europäer zu erziehen, aber er unterschätzt sie vielleicht noch. Es kommt dabei etwas in Frage, worauf unsre eigne Beobachtung geistiger Gegensätze manchmal stößt. Die abendländische Methode: Grundlegung fester Wahrheiten und Werte und Einrichtung des Lebens auf sie — wirkt je weiter nach Osten desto weniger. Sie muß das Gemüt zuhilfe nehmen, das eben die Menschen dort stärker bestimmt. Sie muß Ehrfurcht oder Geheimnisschauer vor ihrer Substanz erwecken. Ein Glück, daß Platz und Guardini die römische Toga oder die Alba des Liturgen zu tragen verstehen. Aber es gibt ein westliches Wesen, das kommt dem Osten gewerkschaftlich, demokratisch oder republikanisch und das wirkt nicht gut.[5]) So kam einst der Calvinismus nach Brandenburg und Sachsen. So hat endlich *Französisches* im Osten stets auflösend, zersetzend gearbeitet. Soll fremdes Gut zur geistigen Stärkung im abendländischen Sinne dienen[6]), so liegt dem deutschen Süden *Italien* (z. T. über Oesterreich) näher, dem Norden *England*. Letzteres scheidet Platz aus der Schicksalsgemeinschaft des Abendlandes aus. (S. 71.) Zu dessen Kulturgemeinschaft wird er es wohl noch rechnen. Gerade England hat uns durch Alcuin und Bonifatius das beste Stück unseres abendländischen Schatzes vermittelt. Es hat ferner nach Portugal, Spanien und Frankreich und mit mehr Erfolg als alle drei zusammen abendländische Kultur über die Erde verbreitet. Durch sein Weltreich, seine Sprache und Schiffahrt dringt europäisches Wesen fort und fort in die fernsten Zonen. Drum müssen England und Festeuropa in Verbindung bleiben. Weder kulturell noch politisch darf ein Strich gezogen werden, mag die *allernächste* Aufgabe immerhin ein gewisser Zusammenschluß der Festlandstaaten sein. Christlich-abendländisch, um das ewige Rom muß solcher Zusammenschluß getätigt werden, dann bleibt er offen für die weiteren Ringe. Ein gesegnetes Werkzeug dazu ist auch das Buch „Um Rhein und Abendland“.

---

[2]) Wir wissen und bemerken, daß im einzelnen vieles diese Männer trennt.

[3]) Aus *religiösen* Gründen wird er diese Forderung natürlich stellen, aber aus solchen allein darf sie überhaupt gestellt werden.

[4]) Vgl sein Selbstbekenntnis in „Großstadt und Menschentum“ (Kempten 1924) S. 171.

[5]) Ein rheinischer Mann von der andern Sorte sagte mir freilich, München-Gladbach z. B. läge nicht im Rheinland, sondern bei Berlin. Zu ähnlichen Vermutungen lockt ein Aufsatz zur Rheinlandfrage von Prof. Dr. * * * (Das Neue Reich Nr. 11 v. 13. Dez. 1924), der echt rheinisches Wesen in seinem Kampf gegen Industrialismus und Ueberfremdung ergreifend offenbart. Der anschließende Beitrag von Zeta französelt stellenweise.

[6]) Dies nicht gegen Platz, sondern gegen solche, die ihn falsch verstehen. Platz läßt sich nicht über diese Frage aus und verwahrt sich S. 79/80 mit Recht wider den Vorwurf, er empfehle in seinem früherem Buch Frankreich als Vorbild und Lehrmeister.



Protestantismus und Wirtschaftsleben.

Von D. Johannes Albani.

Der Aufsatz Dr. Landmessers in Nr. 46 der A. R. hatte auch in mir einigen Widerspruch erregt. Die Replik Professor von Martins (Nr. 50) legt es mir nahe, mich zu beiden zu äußern. Spielen doch auch diese Fragen in das wenig gekannte zwischenkonfessionelle Gebiet herein, dessen Aufhellung mir so sehr am Herzen liegt. Was die beiden Herren „Vorredner“ sagen, ist mir ein neuer Beweis dafür, wie schwer es ist, hinüber und herüber sichere Tritte zu tun. Nur wenige kennen die andere Seite wirklich; nicht eben wenige täuschen sich selbst über die eigene. Ich will versuchen, im vorliegenden Falle ein wenig zu dienen.

Es ist immer bedenklich, wenn man einem begabten Politiker wie Stegerwald mit seiner geschulten Empfindung für Wirklichkeiten auf Grund einer theoretischen Deduktion zu Leibe will. Je vollständiger sie zu gelingen scheint, desto verdächtiger ist sie. In der Tat ist wohl die Behauptung, daß Luther das praktische Leben von der Fundierung in Christo losgelöst habe, noch nicht leicht von einem Kenner der Tatsachen aufgestellt worden. Vielmehr stand auch bei Luthers Gegnern fest, daß dieser nicht nur, sondern das gesamte Luthertum im persönlichen Christentum die sicherste Gewähr dafür sah, daß der christliche Geist in das ganze praktische Leben eindringe, in diesem Eindringen aber das höchste Ziel.

Trotzdem meint Landmesser etwas Richtiges. Nur liegt die Schuld Luthers nicht in der Anbahnung eines neuen geistigen Zuges, sondern in der Nichtbeachtung eines christlichen Erfordernisses, ja in seiner Bekämpfung. Luther sah nur in der Persönlichkeit das Subjekt des christlichen Lebens. Was zur Pflege dieses Lebens auf rein persönlicher Basis entbehrlich schien, trat er mit Füßen. So blieb die Gemeinschaft ungepflegt. Das erleichterte die Entwicklung, die Landmesser sieht, aber es rief sie nicht hervor.

Je mehr sich die erwähnte Schwäche des Luthertums fühlbar machte, desto mehr öffnete es sich anderen gemeinschaftbildenden Faktoren, vor allem dem Staat. Wo dieser versagte, gingen die lutherischen Gebiete fast restlos wieder in den Besitz der römisch-katholischen Kirche zurück. Die Dienste, die der Staat dem inneren Leben einer kirchlichen Gemeinschaft leisten kann, waren aber stets beschränkter Art, und auch in dem mäßigen Umfang, der möglich ist, von problematischem Wert, vor allem dort, wo der Staat zu groß war, um patriarchalische Wirkungen des Landesfürsten zuzulassen. So blieb ein Vakuum. Besonders in den größeren Territorien entwickelte das gemeinschaftformende Wesen des Calvinismus neue propagandistische Kraft. In Kursachsen mit Gewalt verdrängt, hat er, wie anderswo, so auch in Preußen mit seiner immanentistischen Grundstimmung die christliche Solidarität zu einer Art Zweckverband erniedrigt. Das alles steht aber nicht auf Luthers Schultern. Hier handelt es sich um das Einströmen romanischer Wollungen. Es ist die auf antiker Grundlage ruhende Disziplin des Geistes von Genf.

Mögen nun die formalistischen Neigungen dieses Geistes die Verbindungen mit den kapitalistischen Gedankenführungen auch erleichtert haben, die direkte Schuld an dem, was Landmesser protestantische Eigenart nennen möchte, liegt auch an ihnen nicht, sondern daran, daß die strengen Calvinisten in Frankreich und England lange Zeiträume hindurch im Gelderwerb die einzige Möglichkeit praktisch erfolgreicher Betätigung hatten. Von allem anderen waren sie ausgeschlossen. Es ging ihnen wie den Juden. In Ungarn ist der Calviner sowenig kapitalsüchtig wie der Lutheraner in Hannover.

Wir haben also den „weltlich-praktischen Weltgeist“ (Scheler) Luthers, dem Arbeit und Pflichterfüllung Gottesdienst ist, sehr wohl von puritanisch-sektiererischer Erwerbswut zu scheiden. Diese ist selbst auf calvinischer Seite nicht so sehr Eigenart der Konfession wie der mit der andersgläubigen Umgebung nicht organisch zusammenfindenden Diasporamentalität. Hierin liegt das Gemeinsame bei dem in verbissener Verachtung gegen Jakob Stuarts Kavaliere und die Hochkirche zusammenscharrenden Puritaner und dem im lutherischen Leipzig durch Verbindungen und Fleiß zu Ansehen gelangten Patrizier schweizerisch-reformierter Herkunft.

Daß dieser kapitalistische Zug nicht nur in der Genfer und der jüdischen Linie weiterlief, sondern sich spaltete und spaltete, bis er die ganze Welt mit einem Netze umspannte, das allen höheren Antrieb hemmte, das ist die Schuld der im Gefolge der Renaissance in Europa sich durchsetzenden materialistischen Weltanschauung. Indem die Renaissance die Menschen gegen den geschichtlichen Boden, auf dem sie standen, gleichgültig machte, hob sie sie aus dem Nexus der natürlichen, im Sinne des Christentums gepflanzten Gemeinschaft heraus. Der „Gebildete“ trat in Gegensatz zu seiner Umgebung: Zersetzung, Unverbindlichkeiten, Autonomien. Indem Luther seine Schüler zu dem gleichen Verfahren nötigte, verhielt sich zwar der besondere antike Stoff, auf den er ihre Augen lenkte, anders. Aber während Luther auf der einen Seite die sittliche Forderung in ihrer Totalität der Einzelpersönlichkeit auflud statt der Gemeinschaft und so die Persönlichkeit überlastete, schwächte er in der Tat, statt ihn zu stützen, den Sinn für die natürlichen Forderungen, die sich aus der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ergeben und machte so seine Gefolgschaft zu einer leichteren Beute für einen geringwertigen Gemeinschaftsgedanken auf der einen Seite und für den Frevel der individuellen Autonomie, des Herrenmenschentums und der Erwerbsgier auf der anderen.

So meine ich allerdings, daß Stegerwald recht hat, wenn er die Protestanten, die sich christlich verpflichtet wissen und durch die Lehren der Zeit sich von ihrer subjektivistischen Denkweise loszulösen beginnen, an seiner Seite sehen möchte. Es gilt, alle Kräfte zu sammeln, und die um ihre weltanschauliche Grundlage betrogene sozialdemokratische oder kommunistische Masse wieder mit Vertrauen zum Christentum zu erfüllen, mit ihr gemeinsam den Kampf gegen die materialistische und kapitalistische Verrohung aufzunehmen und diese durch die Pflege übernatürlich begründeter Solidarität mit der Zeit zu beseitigen.

Freiheit!

Was gibt dir, Wort, eine Macht, die die Erde bezwungen,
Und die den Völkern das Schwert in die Fäuste gedrückt;
Macht, die die Leidenschaft löste, wie Schwertstahl gezückt,
Bis sie im Kampfe um Sein oder Nichtsein gerungen?
Freiheit! Wo ist, zwingend Wort, nur dein erstes Beginnen,
Wo ist dein Ende, das jegliche Schranke im Sturme zerreisst?
Bist du Dämon, der da rast wie von Taumel und Sinnen,
Oder ein Gott, der mit siegenden Händen zur Höhe hinweist?

Freiheit! Es jubelt der Mensch, der die Welt glaubt zu Füssen
Niedergestreckt, seinem Siege zu zahlen Tribut,
König sich wähnend, nicht kennend den Zwang und ein Müssen.
Doch: wie so oft rinnt dies Freisein dir schwerer als Blut!
Freiheit! Es stöhnen die, welche da glauben in Ketten,
Sklavenjoch gleich, dieses Leben zu fristen in Haft,
Weil das Gesetz sie verdammen, das einzig kann retten,
Weil sie den Glauben nicht kennen, der aufwärts sie rafft.
Die nur die Freiheit ersehnen in Reichtum und Gold
Und sie erjagen, und sei's auch um ehrlosen Sold.
Frei sein! Die Welt zu bezwingen und sie zu regieren,
Herr sein, der nur noch sein eigenes Szepter mag führen!

Nennst du das Freiheit? — Du siehst nicht die Schranken sich türmen,
Die dir die Bahnen durchkreuzen gebietend und gross;
Frei magst du wähnen dich, da du die Welt glaubst zu stürmen,
Und die dich doch aus dem zwingenden Bann nicht gibt los!
Freiheit! Du rufst es so siegend der Welt ins Gesicht!
Doch wie ihr Urteil du fürchtest in all deinem Tun,
Wie diese Furcht dich verfolget und nimmer lässt ruh'n,
Wie sie dich klein macht und unfrei — das sagest du nicht!

Das sei dir Freiheit: die Lasten des Lebens und Sorgen
Nicht sie als Fessel zu tragen, die nieder dich zwingt.
Gründe in Tiefen — du find'st auch in Ketten verborgen,
Was dich da frei macht, und was dich zur Höhe nur bringt.
Sieh: auch die Rebe man bindet sie, dass sie zum Licht
Ranke empor, eh' verderbend im Staube sie kriecht.
Was du als Zwang wähnst, ist doch nur als Halt dir gegeben,
Ranke empor, du wirst siegend zum Lichte nur streben!

Wenn es nun heisst, dein eigenes Ich zu bestimmen,
Lass dich nicht blenden von Mächten, um was es auch sei!
Löse die Fesseln des Alltags, sie tragend mit Sinnen,
Dann wirst das Glück, wirst das Leben du siegend gewinnen!
Dann mag die Welt in die dunkelsten Tiefen dich reissen,
Nicht ein Dämon, nein, ein Gott wird die Pfade dir weisen;
Er lässt allein dich die trotzenden Höhen erklimmen,
Dann bist du frei!

Paula Schnitzler.

Rumpf-Ungarn und der Frieden.

Von Dr. Otto Faerber, Karlsruhe.

Der diesjährige vierte Pax-Romana-Kongreß fand wieder in der Hauptstadt eines im Weltkrieg besiegten Landes, in Budapest statt. Das Schicksal und der Zustand Ungarns wären für die zahlreichen katholischen Friedensfreunde, die sich aus fast ganz Europa eingefunden hatten, ein vortrefflicher Anschauungsunterricht gewesen und hätten als Ausgangspunkt zur Erörterung eines praktischen Friedensprogramms dienen können, wenn man nicht gerade von ungarischer Seite peinlichst alles vermieden hätte, was einer Aufrollung des eigenen brennenden Problems gleichgekommen wäre. Nun ist aber grundsätzlich zu sagen, daß alle, auch die katholischen Friedensbestrebungen, auf die Dauer nur Zweck haben, wenn mit der theoretischen Behandlung der Frage in den Organisationen, bei den führenden Akademikern und besonders in der Presse die Entwicklung eines der Verwirklichung fähigen, also praktisch brauchbaren Friedensprogramms Hand in Hand geht. Bei Rumpf-Ungarn können wir auf Schritt und Tritt die verhängnisvollen Wirkungen eines Gewalt- und Unvernunftfriedens feststellen. — Das magyarische Volk, einzig der Rasse nach in Mitteleuropa, hat sich in dem Ring zwischen Karpathen und Alpen nicht nur natürlich bestens begrenzte Wohnsitze gewählt, sondern auch den idealen unbedingt zusammengehörigen Raum dank außerordentlich staatsmännischen und kulturbildenden Eigenschaften zu einem festgefügten, bis zum Weltkrieg in fortschreitender Entwicklung befindlichen einheitlichen Staatswesen ausgebaut. Trotz der großen Schwäche, die im 16. Jahrhundert auch über Ungarn die Glaubensspaltung brachte, war Ungarn doch mit in erster Linie der Retter der europäischen Kultur vor dem Türkentum. Für Pietät und Dankbarkeit ist aber in den Herzen unserer heutigen europäischen Staatsmänner seit langem kein Platz mehr. Die Zerreißung Ungarns verletzte aber auch so sehr die Gesetze der Vernunft, daß nur die engstirnige Gegnerschaft der slavischen Nachbarn als mildernder Umstand in Frage kommt. Deren Selbstbestimmungsrecht zuliebe wurden 3 Millionen zum großen Teil als breiter Ring um die neue Grenze angesiedelter Magyaren den neuen „Nationalstaaten" einverleibt und damit einer fremden, tiefer stehenden Kultur dienstbar gemacht. Ungarn verblieben von 282 870 qkm noch 91 114 qkm. Es verlor alte Kulturstätten, weite Siedlungsgebiete, fast rein magyarische Großstädte. Sehr deutlich bezeichnete der ungarische Vertreter auf der interparlamentarischen Union das Friedenswerk von Trianon als eine einfache Unmöglichkeit, dem ehemaligen Oesterreich-Ungarn, dem Balkan und damit Europa den dauernden Frieden zu verschaffen. Er überzeugte durch seine Ausführungen selbst ehemalige Feinde, ausgenommen natürlich die Nachbarstaaten, die durch Einverleibung alt-ungarischen Gebietes gewonnen haben. Der tiefe Ernst des heute mehr verwirrten als gelösten mittel- und damit gesamteuropäischen Problems nötigt, am Beispiel Ungarns zu zeigen, wie sehr die Versündigung am 1000jährigen Stephansreiche einen dauernden Gefahrenherd für uns bildet; denn Ungerechtigkeit im Völkerleben bringt Gefahr. Die Ungerechtigkeit eines Friedensschlusses liegt nicht so sehr in der Neuverteilung nach ethnographischen Gesichtspunkten — eine solche Neuverteilung kann unter Umständen, d. h. mit dem Einverständnis der Betroffenen, einen gerechteren Zustand bedingen — als vielmehr in der Gewalt, mit der altes Eigentum genommen und durch die Lösung oder Störung des Staatsverbandes die Lebensbedingungen der Entfremdeten und Zurückgebliebenen verschlechtert und beeinträchtigt werden. Die Tschecho-Slovakei, die von den Nachfolgestaaten kulturell am höchsten steht, begründete das Festhalten von deutschem Gebiet mit historischen und wirtschaftlichen Erwägungen. Aber Ungarn? Billigte man ihm solche Gesichtspunkte zu? Die Grenzen Rumpf-Ungarns sind heute nur noch durch 23 % natürliche, so z. B. die Donau gegen die Tschecho-Slovakei. Gerade aber hier ist die natürliche Grenze etwas ganz empörend Unnatürliches weil nördlich der Donau weit hinein nur Ungarn wohnen. Das Lineal der Friedensmacher zerschnitt nicht nur altehrwürdige historische Grenzen, es durchquerte auch gefühllos und unvernünftig — wie nun ein Lineal eben ist — alle natürlichen Gebietseinheiten, wie Transdanubien, die kleine und große ungarische Tiefebene. Durch diese ganz willkürlichen Zerschneidungen wurde das natürlich abgeschlossene Netz der ungarischen Wasserstraßen derart zerrissen, daß von den Flüssen nur die untersten Abschnitte im Besitze des Landes blieben, während die Sieger an den Quellen sitzen. Die Theiß, der typische ungarische Fluß, ist heute an der Quelle tschechisch, an der Mündung südslavisch. Die künstlichen Wasserstraßen, besonders der Franzenskanal, sind alle in fremdem Besitz. Der natürliche Mittelpunkt des Landes, Budapest, ist heute fast zur Grenzstadt geworden. Die gesamten Verkehrslinien Alt-Ungarns waren auf diesen Mittelpunkt gerichtet. Mit roher Hand ward in Trianon das feste Gefüge, das allen Bewohnern die Verbindung mit der Hauptstadt vorteilhaft bot, zerstört und statt 20 Grenzstationen sind es heute 52. Alte Verkehrswege, die den traditionellen Straßen folgten, sind vielfach zerschnitten, und auch für den Sieger ziemlich wertlos geworden, z. B. die nördliche Wien-Budapester Linie oder die Linie Budapest-Fiume, ungeachtet zahlloser kleinerer. Wichtige ungarische Knotenpunkte fallen heute jenseits der Grenze z. B. Maria Therestopel, Arad, Temesvar, Nagyvarad, alle vor den Toren der Heimat. Gänzlich unhaltbare Zustände und für die losgelöste oder losgezwungene Bevölkerung durchaus unerquicklich.

Die Lebensfähigkeit eines Landes hängt gewiß nicht von seiner Größe ab. Jedoch zweifellos von den Lebensbedingungen. Wie sind diese für das kleine Rumpf-Ungarn? Ein Rumpf ohne Glieder kann nur kümmerlich dahinleben, seine Lebensdauer ist begrenzt und die Umwelt leidet mit. Das stolze Parlamentsgebäude in Budapest, heute viel zu groß für die wenigen Abgeordneten, ist ein Sinnbild der sinnlosen Vernichtung eines tausendjährigen Reiches. Mit dem Hinweis darauf, daß Ungarn blieb was es war, nämlich Agrarstaat, ist das Problem weder genannt noch gelöst. Es ist schon bedeutsam, daß 40 Prozent der Bevölkerung, aber nur 32,2 Prozent des Landes verblieben.

Der Kern des Problemes ist in der Tatsache enthalten, daß Ungarn heute mit einer durch den Friedensvertrag geschädigten Landwirtschaft nicht nur verhältnismäßig mehr Bevölkerung ernähren muß, sondern auch die Ausfälle decken soll, die der Ruin der Industrie, der Wegfall fast aller anderen Reichtümer und die Behinderung normalen Handels verursachten. Die Handelsbilanz Ungarns vor dem Kriege war auch nicht aktiv, aber heute ist das Verhältnis noch zehnfach ungünstiger. Die Landwirtschaft als einzige Grundlage der Volkswirtschaft hat immer gewisse Schwierigkeiten im Gefolge. Besonders in Ungarn, wo die Operation von Trianon den klimatisch gefährdetsten Teil aus dem alten Reiche herausschnitt und das Beste dem Gegner überantwortete. Trockenheit droht alljährlich dem Rest der Landwirtschaft, die Ernte 1924 ist überaus schlecht und weitere Beeinträchtigungen entstehen den ungarischen Landwirten ständig durch den Wegfall der oberungarischen Arbeitskräfte, den Verlust der Fabriken für Kunstdünger und notwendige Rohstoffe wie Oel, Holz, Kohle, kurz die Zwangs- und Notlage der belassenen Industrie. Außer der Revolution schädigte die Besetzung durch die Rumänen den Viehbestand aufs äußerste. Die ehedem so berühmte ungarische Viehzucht erfuhr durch die neuen Grenzen einen vernichtenden Schlag. Das einstige Zusammenwirken von Gebirgsland und Ebene, das Voraussetzung der Erfolge, namentlich bei der Pferdezucht war, ist fürderhin unmöglich. Der Schweinezucht fehlt der Mais, der vorwiegend rumänisch wurde, und im übrigen merkt man auf Schritt und Tritt die üblen Folgen der Lostrennung der besten Wiesen- und Weidegebiete. Verhältnismäßig am wenigsten litt der Weinbau. Die besten und meisten Gebiete verblieben hier Rumpf-Ungarn, das heute mehr noch Weinland geworden ist als Alt-Ungarn. Ganz übel steht es aber mit dem einstigen ungarischen Waldreichtum aus; nur 14,3 Prozent des früheren Bestandes verblieben dem Lande, meist noch nicht zur Ausforstung reife Eichen- und Buchenwälder.

Die ungarische Industrie, die vor dem Kriege eine auf manchen Gebieten erstaunliche Hebung erfuhr, ist durch den Friedensvertrag in ihren Grundfesten erschüttert und auch heute noch läßt sich das Unheil nicht absehen. Es handelt sich um einen absoluten und einen relativen Verlust. Manche Industrien gingen mit den Rohstoffquellen gleichzeitig oder verhältnismäßig verloren, andere Industrien wieder verblieben ganz oder zum größeren Teil, während die ungarischen Rohstoffquellen, mit denen sie eng verbunden waren, in die Hand der Nachfolgestaaten kamen. Im einzelnen das Verhältnis nachzuweisen, würde hier zu weit führen. Zur Illustrierung genüge der Hinweis auf die Verluste an Eisenbergwerken, die früher sogar noch eine Ausfuhr von Erzen ermöglichten, während heute die Minen von Rudóbánya mit 4 Millionen Meterzentnern Jahresertrag (die zudem in absehbarer Zeit erschöpft sein werden) den zur Mehrzahl (90 %) verbliebenen



Maschinenfabriken dienen. Aehnlich steht es mit der Kohle, wenngleich hier die Verluste etwas weniger groß sind. Verheerend aber müssen die Verluste auf allen anderen Gebieten des Bergbaues (alles verloren!) und dem der Wasserkraft für die Industrie sich auswirken. Man hat nicht nur eine natürliche Einheit zerrissen, sondern auch bestehende Kraftlinien und Projekte hierzu. Zur weiteren Illustrierung sei gesagt, daß die ausnützbaren Wasserkräfte Alt-Ungarns 13000 Millionen Kilowattstunden betrugen, der Bedarf der verbliebenen Gebiete 2230 Millionen, und das verbliebene Ganze 280 Millionen Kilowattstunden hervorzubringen vermag. Kein Wunder, daß Budapest nicht mehr die alte Lichterstadt ist. Dabei hat Ungarn und sein Volk Sinn und Befähigung für industrielle Leistung in großem Maße, mehr jedenfalls als die profitierenden Nachfolgestaaten im Süden und Osten. — Durch diese hier nur gestreiften grundstürzenden Veränderungen leidet der Handel Ungarns in hohem Maße. Einer stark verminderten Ausfuhrfähigkeit steht ein gesteigerter Einfuhrbedarf gegenüber. Dazu kommen die oft lächerlichen neuen Grenz- und Zollverhältnisse. Die Handelsbilanz ist erschreckend passiv. Durch den Zwang zur vermehrten Lebensmittelausfuhr leidet naturgemäß die Lebenshaltung der Bevölkerung. Die Preise im Inland sind erschreckend hoch — höher noch als in Deutschland — und immer wieder werden neue Ausfuhrpläne durch die wahnsinnige Teuerung und die dadurch verursachten Lohnerhöhungen umgeworfen.

Eine gleich betrübliche Erscheinung zeitigte der Friede von Trianon in kultureller Hinsicht und hier müssen nicht nur alle Kulturnationen sondern vorab die Katholiken aller Länder aufhorchen. Ungarn, das marianische Königreich, besitzt eine 900jährige, von Stephan dem Heiligen begründete hierarchische Organisation. Die vier Erzdiözesen von Gran, Erlau, Fünfkirchen und Karlsburg waren die Eckpfeiler der altehrwürdigen kirchlichen Ordnung. Durch den Friedensvertrag wurde diese 900jährige Gemeinschaft, wofür die gegenwärtigen europäischen Machthaber kein Verständnis besitzen, roh zerrissen. 4300000 Katholiken allein des lateinischen Ritus wurden anderen Staaten überantwortet, von denen zwei Staaten des Schismas sind, während der dritte, die Tschecho-Slowakei, dem Hussitismus heute noch nicht fern steht. Durch die Trennung wurden unglaubliche Unzuträglichkeiten und fressender Schaden verursacht. Die bald 1000jährige Kommunikation vieler Bischöfe mit ihren Erzbischöfen zu zerstören, hieß die Abwicklung des kirchlichen Geschäftsbetriebs an manchen Stellen so gut wie unterbinden. Welche Schwierigkeiten machen z. B. heute Appellationen in kirchenrechtlichen Angelegenheiten. Eine große Zahl von Diözesen wurde abgetrennt oder zerstückelt. Die Diözese Csanad z. B. fiel an drei Staaten. Aber nicht nur bezüglich der Diözesen wird die Absurdität des Friedensvertrages offenkundig. Der berühmte Benediktinerorden von Martinsberg ist schon in drei, die ungarische Franziskanerprovinz gar in vier Staaten interessiert. Die Folge davon ist die Unterbindung der Regelung des Ordensnachwuchses und die Lähmung eines geordneten Seelsorgebetriebs. Noch empfindlicher sind die Verluste für die mit Recht so berühmten ungarischen Lehrorden. Die ungarischen Piaristen haben 14 Ordenshäuser verloren und mit ihnen fast ebensoviele höhere Lehranstalten, die ihrem Zweck entfremdet werden. Zum Nutzen der Zivilisation? Zahlreiche Schulen, Spitäler und Waisenhäuser der verschiedenen weiblichen Orden richtete der Frieden gleichfalls zugrunde. Im schismatischen oder hussitisch angekränkelten Lande sind sie zu Siechtum oder Sperrung verurteilt. So weinen schon heute die Eltern in Versecz den Armen Schulschwestern nach, und im Spital von Magyarkanizsa pflegen russische Damen von der Wrangelarmee an Stelle der ausgezeichneten katholischen ungarischen Ordensfrauen. Rumänien hat sich allein eine Million Katholiken einverleibt, die vom lateinischen Ritus sind; dazu 1238000 Unierte. Die Behandlung, die nach der Besetzung dem Bischof Graf Mailath von Siebenbürgen durch die rumänischen Behörden zuteil wurde, ist typisch für die Behandlung alles Katholischen durch den schismatischen Staat. Ist es uns verständlich, daß durch lange Zeit hindurch dem erwähnten allseits so hochverehrten Bischof alle offiziellen römischen Mitteilungen vorenthalten wurden, daß sein Schriftwechsel unterbunden wurde, sodaß er sogar mit dem eigenen Klerus nur mündlich verkehren konnte? Die übliche und notwendige Entsendung von Theologiestudierenden ins Zentralpriesterseminar nach Budapest und ins Pazmaneum nach Wien ist natürlich auch zur Unmöglichkeit geworden. Mit der Trennung des durch bald tausendjährige Bande mit Ungarn verbundenen Siebenbürgen hat eine bedauerliche Entwicklung eingesetzt, gegen die auch das Konkordat nicht aufkommen wird. Das ethnographisch zerrissene Rumänien steht in planmäßiger Unterdrückung alles Ungarischen, d. h. hier Katholischen nicht stille. Es wählt den langsamen aber sicheren Weg über die wirtschaftliche Erdrosselung der Ungarn und ihrer verbliebenen katholischen Privatschulen. Die verhängnisvolle Entwicklung wird dadurch unterstützt, daß die unierten Rumänen durch die Stammesverwandtschaft mit ihren schismatischen „Befreiern" dem Katholizismus leicht entfremdet werden. Außer der Sprache locken die leichteren Sitten und allerhand Vorteile auf orthodoxer Seite. Die Folgen des Trianoner Vertrags für das regnum Marianum sind also auch für die Träger aller Kultur, Kirche und konfessionelle Schule, geradezu verheerend. Ein gleiches müssen wir feststellen auf allen anderen Gebieten der Geisteskultur. Im einheitlichen Ungarn mit seiner bald tausendjährigen abendländischen Bildung fanden alle Zweige tiefer und echter Kunst und Wissenschaft ihre Gönner. Wie auf wirtschaftlichem Gebiete oft gerade in den abgetretenen Gebieten die größten Werte investiert sind, so auch auf dem geistigen Gebiet. Man sagt nicht zuviel, wenn man den „Sieg" der rumänischen Kultur einen Sieg des Boulevard über das Evangelium nennt. Mit Recht schreibt bezüglich des Friedensvertrags Transilvanus Viator (Deckname für einen bedeutenden ungarischen Publizisten) in seiner Schrift „In Siebenbürgen":

„Im Namen der geographischen Wissenschaft würde Reclus dagegen protestieren, der die geographische Einheit Ungarns ideal genannt hat und jetzt erstaunt sehen würde, wie diese ideale Einheit zertrümmert worden ist. Im Namen der Geologie würde Lóczy dagegen protestieren, der in der Zerstörung des hydrographisch einheitlichen Ungarn eine Vermehrung der Gefahr der Südeuropa ohnehin bedrohenden Austrocknung erblicken würde. Es protestiert dagegen die Ethnographie, die es für absurd hält, daß das nach Rasse und Gefühl so einheitliche Magyarentum in fünf politische Gebiete zerlegt werde. Es protestiert dagegen die Volkswirtschaftslehre, nach deren Grundsätzen nur industriell und landwirtschaftlich starke Staaten lebensfähig sind, während das seiner Wälder, Bergwerke und Futtergräsergebiete beraubte Ungarn industriell niemals stark sein kann. Es protestiert dagegen Michelet, der bei Betrachtung der ungarischen Geschichte von einer großen nicht abgetragenen Dankesschuld Europas gegenüber den heldenmütigen Verteidigern von dessen Zivilisation spricht. Es protestiert dagegen die Kunstgeschichte, die mit Betrübnis sehen muß, wie die einheitlichen ungarischen Kunstschöpfungen, gotische Dome, in die Hände des Balkans übergehen. Es protestiert dagegen die Kulturgeschichte, die empört feststellt, daß nach Millionen zählende gebildete Massen den von Analphabeten wimmelnden Anfängerstaaten hingeworfen werden. Es protestieren dagegen die Wilsonschen Grundsätze, die blutarm an einem amerikanischen Schreibtisch geboren und nach einem kümmerlichen Dasein von wenigen Wochen im Beratungssaal der Friedenskonferenz in Vergessenheit gestorben sind." Und an einer anderen Stelle: „Während wir gegen eine zahlenmäßig überlegene Soldatennation auf Tod und Leben fochten, konnte Michelangelo ruhig an der Kuppel von St. Peter arbeiten; während unsere Helden der Grenzmarken den Todeskampf kämpften um die Ruhe ihrer Heimat, arbeitete Shakespeare an König Lear und während wir mit bewaffneter Hand den gekrönten König zur Achtung des Gesetzes und zur Einhaltung seines Eides zwangen, schrieben Corneille und Racine die Meisterwerke der französischen Literatur. Während wir bluteten, konnte das Abendland ruhig in der Arbeit der Zivilisation fortschreiten."

Ungerechtigkeit und Unfrieden gehören zusammen. Das Werk von Trianon ist im Wesen ungerecht und unvernünftig. Die Möglichkeit zu vegetieren kann einem Volke von der geschichtlichen Rolle und Bedeutung der Ungarn nicht genug sein. Deshalb wird, und das ist ein historisches Gesetz, kein Sicherungspakt in Genf einen Wert haben, der nicht die Korrektur der Verträge zur Voraussetzung hat, die ohne Gott und ohne Verstand geschlossen sind. Wie gesagt, unser Katholizismus ist uns zu schade dafür, das Werk von Freimaurern, geschichts- und verstandeslosen Menschen zu stützen, wir können nur mitmachen, wo die einzig unparteiische Macht des Papsttums dabei ist und wo uns ein Weg gezeigt oder auf einem Wege gefolgt wird, der entweder die Ausmerzung der größten Ungerechtigkeiten auf friedliche Weise oder aber die Auflösung der uns zu tiefst berührenden Fragen in einer größeren Einheit vorsieht. Rumpf-Ungarn von heute ist beim besten Willen eine Gefahr für den Frieden, weil man ein Volk nicht zwingen kann, satt und zufrieden zu sein und seine Vergangenheit zu vergessen.



Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

VII.

Franz Borgmeyer, Hildesheim: Eine sittlich und formal nicht nur einwandfreie, sondern wirklich nennenswerte rhythmische Dichtung schrieb Julius Bender: Die Rose von Jericho oder Das hohe Lied der Liebe zwischen Issachar und Rahab. Ein episches Lied in 7 Gesängen. 8°, 111 S., kart. 2.50. Trotz seiner bisweilen ans Dramatische anklingenden Bewegtheit trägt das kleine sprachfeine Epos zugleich den Reiz lyrischer Anmut durch die keusche Reinheit des die Handlung beherrschenden Ethos und dessen zart-eindringlicher Veranschaulichung. Den Stoff entnahm der Verfasser mit dichterischer Freiheit dem Buche Josua und Sophie Ristaud-Cottins 1825 in Paris erschienener Erzählung von der Einnahme Jerichos und der „bekehrten Sünderin". Heldin ist jene ursprünglich heidnische Kananitin, die König Davids Ahnfrau wurde. Der mit gut beleuchtenden Zeichnungen versehene Band dürfte eine ausgedehntere Lesergemeinde finden. — Viele Hände werden bewillkommnend greifen nach Heinrich Zerkaulens Büchlein: Rund um die Frau. Kleine Geschichten. 8°, 58 S., geb. 1.20. Da haben wir wieder den jungrheinischen Dichter mit dem Singesagemund, der so klingend lachen konnte, während doch bisweilen das Herz aufzuckte; man spürte es wohl. Inzwischen überholte der Erzähler die Spitzweggasse in Gesellschaft des wandernden Sonntags, betrat den kleinen Umweg hin zu Ursulas Bittgang, bog auch einmal ab zur Insel Thule. Und jetzt, vor unseren Augen, lenkt er den prüfend wägenden Schritt „rund um die Frau". Während wir ihm folgend nachschauen, merken wir, wie ernst er geworden ist durch den Willen der Schicksalsfrau, Leben genannt. Und nun wissen wir, daß wir fortgesetzt ausschauen dürfen für ihn zur Vollentfaltung dessen, was ihm mitgegeben wurde: eines reich auszuwertenden Lebensgutes für ihn selbst und für andere. — Der Victor Hugo-Forscher, -Biograph und -Uebersetzer Studiendirektor Dr. Albert Sleumer hat, von neuem angezogen durch das gewaltige Sprach- und Gestaltungsgenie des einst die literarische Welt als Dramatiker und besonders als Erzähler beherrschenden Franzosen, aus dessen Frühzeit einen kulturgeschichtlichen Roman der dänischen Geschichte des 17. Jahrhunderts verdeutscht: Han von Island. 8°, 384 S., geb. 4 M. Im Vordergrunde der stürmisch spannenden Handlung steht als Hauptperson ein furchtbarer Mordbrenner, im Hintergrunde der durch ein tragisches Schicksal bekannte Kanzler Peter Bauer und dessen Tochter. Das Buch liest sich, selbstverständlich, sprachlich leicht, und Dr. Sleumer mag recht behalten mit seinem Urteil, daß dieser kulturhistorische Roman, trotz seiner atemraubenden Darstellung, unvergleichlich wertvoller sei als viele moderne Robinsonaden und Zukunftsromane.

Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis: Von Hausens Bücherei, herausgegeben von J. Mumbauer (s. den Aufsatz „Ein Griff ins Volle, Heft 44) liegen ein paar inhaltlich gewichtige Einfachbändchen, je 0.65, vor: Nr. 165. Ausgewählte Charakterbilder. Von Beda Weber. Aus dem literarischen Schatz des berühmten geistvollen Lyrikers und Essayisten, Stadtpfarrers zu Frankfurt a. M., der einst die Augen von ganz Deutschland auf sich zog, bieten sich hier einige Kostbarkeiten aus den Jahren 1846—47: Der Tod eines Dorfkaplans in den Tiroler Alpen, Maler Koch in Rom, Ausflug nach Cavriana im wälschen Südtirol, die Karthäuser bei Pavia. Nr. 166. Der stärkere Bräutigam. Von Franz Michel Willam. Der so rasch weiten Boden gewinnende neue Volkserzähler gibt uns hier ein dichterisch und ethisch starkes Buch für alle Leserkreise. Der Stoff gehört der Zeit des Schwarzen Todes an. Zwei Heldennaturen, Jungfrau und Jüngling, opfern sich rettend für ihre ganze Umgebung. Ein Starker ist der Tod, ein Stärkeres das Leben, ein Stärkstes das Leben zum ewigen Leben.

A. Laumann, Dülmen i. W.: Ins Gebiet der Askese fallen 40 Vorträge für zehntägige Exerzitien von P. Alfons Loos O. M. J.: Die Ordensperson in der Einsamkeit. 8° 123×125 mm 477 S. Geh. und beschnitten M. 4., geb. in Leinw. M. 5.40. Diese Zusammenfassung fand warmen Willkomm wegen ihrer gehaltvollen Zeitgemäßheit und wegen ihrer trefflichen Eignung zu Betrachtungs- und Konferenzzwecken. Die stofflich und sprachlich klare, tiefe Durchdachtheit der Vortragsweise wird sehr begrüßt. An längst, oder doch länger, vorzüglich bewährten neuaufgelegten Werken dieses Verlages wurden uns übermittelt: Die weltberühmte Handpostille. Christkatholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch nach dem ehrwürdigen P. Leonhard Goffine (1690). Text und Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien mit anschließendem Unterricht über die gesamte Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre. Lexikonformat 232×152 mm. Billige Volksausgabe. VIII u. 512 S. Geb. in Leinw. M. 4. Mit 1 ganzseitigem Degerbild und vielen würdigen Textillustrationen. Auch heute noch, in seiner den jetzigen Zeitansprüchen angepaßten Bearbeitung, ein rechtes Haus- und Familienbuch, ein goldenes Volksbuch mit sich fortsetzendem Segensreichtum für viele. Mutter Claudia Bachofen von Echt (1863—1922). Das Bild eines Lebens im Dienste Gottes und der christlichen Nächstenliebe. Dargestellt von Bernhard Wilking, Direktor der Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern (Klemensschwestern zu Münster i. W.) Dritte, sehr erweiterte Auflage (4.—6. Tausend). Mit 17 Bildern auf Kunstdruck. Text auf holzfreiem Papier. 8° 280 S. Geb. in Leinen M. 5. Ein unter rascher Nachfrage wiederholt aufgelegtes Buch echt biographischen Charakters. Man denke: Fünfundzwanzigjährig Barmherzige Schwester, 1907 Novizenmeisterin, 1911—22 Generaloberin, als solche auch im Weltkrieg tätig, dort und überall als Gottes Kind Gottes Erntesamen ganz unübersehbar säend und reifend, welch ein Leben und welche Vorbildlichkeit! Die selige Kreszentia Höß von Kaufbeuren. In ihrem Leben und in ihren Tugenden gezeichnet von P. Ignatius Jeiler, O. F. M. 8. unveränderte Auflage von P. Beda Kleinschmitt. Mit 9 Bildern auf Kunstdruck. 8° 384 S. Geh. u. beschn. M. 3.40. Geb. in Leinen M. 4.50. Die Auflagehöhe spricht für sich. Katholische Krankenpflege. Ein Lehr-, Trost- und Andachtsbuch für Ordensleute und andere Pfleger und Pflegerinnen im Dienste der Kranken von P. Alois Krebs, C. SS. R. Fünfte neu bearbeitete Auflage von P. Jacob Litz C. SS. R. 16° 703 S. Geb. M. 3.60 und mehr. Gang durch die Erinnerungsstätten der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerick. Emmerick-Karte mit Vorwort und Einleitung von P. Paschalis Neyer, O. F. M. Begleitschrift zur Karte von Dr. Hermann Schierenberg. Kl. 8° 46 S. Geh. u. beschn. M. 1. In neuer, erweiterter und ergänzter Auflage — ein fördernder Beitrag zum jetzt vielerörterten Thema der großen Dulderin von Dülmen!

Karl Ohlinger, Mergentheim: Ein altes Büchlein, von Bischof Sailers priesterlichem Schüler und Freund Dr. Johann Nepomuk Bestlin († 1831), gab neu heraus Dr. Karl Joseph Herz: Maria Anna Lindnerin, die gute Schulmeisterstochter. Ein Buch für das katholische Volk. Klein 4° VI 119 S. Geb. M. 1.50. Bestlins, des „zweiten Susos" edle Mystik bekundet sich auch in diesem Büchlein, das auf neue Freunde wartet. — Ein hier schon empfohlenes segenskräftiges Buch aus Frauenhand sei in Erinnerung gebracht: Im Garten der Ehe. Ein Wegweiser für reife Mädchen und junge Frauen zu den Höhezielen der christlichen Ehe. Von Dr. F. Imle. Kl. 4° 76 S. Geb. M. 1. — Ein sorgfältige Seelenkultur pflegender Seelsorger veröffentlicht ein warm zu begrüßendes Büchlein: Laienapostolat. Ein Königsgebot der Zeit. Von Georg Ströbele, Stadtpfarrer der Herz-Jesu-Kirche in Stuttgart. Kl. 4° 132 S. Geb. M. 2.—. Hoffentlich wirft dies Bändchen weithin seinen goldenen Erntesamen aus. Ist leicht ein wichtigeres Thema als das seine? In 40 Kapiteln legt er die große Notwendigkeit der Laienmithilfe im Weinberge des Herrn klar. Greift zu, „ihr lieben Christen all"! Vom selben Verfasser liegt ein anderes Werkchen gleichen Formats in bereits 3. Auflage vor: Lebensweihe (154 S., geb. M. 2.20), mit dem Leitsatz: Durch eine unentweihte Jugend geht der Weg zu einem sonnigen, gesegneten Leben.

F. Schöningh, Paderborn (Nachtrag): Einen großen Roman mit einer besonderen Zeitaufgabe schrieb Margarete von Gottschall, der wir den Erzählband „Wittekind" danken. Der neue Roman heißt: Nach Ostland wollen wir reiten! (8° 388 S., geb. M. 6.—.) Und die Zeitaufgabe heißt: Unsere deutsche Gegenwart im Spiegelbild der Vergangenheit eine bessere Zukunft schauen lassen! Die gegen Ende des 13. Jahrhunderts spielende Handlung bewegt sich in starker, oft stürmischer Atmung um die geschichtliche Tatsache deutscher Kolonisation in Polen unter dem Kreuzritterbanner des Weißen Adlers. In mächtiger Wildnis schaffen deutschnordische Bauern- und Bürgerhände ein blühendes Kulturland mit der Schutzstadt Posen, bis des polnischen Adels Neid und Haß die mühsam gewonnene Segensarbeit in roher Gewalttat zerstört (1320). Nicht aber den gleich von neuem ausschauenden herrlichen deutschen Kulturwillen mit der seherisch zielsicheren Hoffnung auf den endgültigen deutschen Sieg, der nicht anders kann als Wirklichkeit werden. Auch rein künstlerisch gesehen stellt der Roman eine Hochachtung erzwingende Leistung dar. Der ungewöhnlich reich gegliederte Aufbau ist getragen von schöpferischem Leben sowohl der äußeren wie der inneren Entwicklung nach. Und in allem mitten drin das tapfere deutsche Herz mit seiner vorbildlich unerschütterlichen Zuversicht für Heimat und Vaterland unter des allmächtigen Gottes lenkender Vaterhand.

Tyrolia, Innsbruck-München (Nachtrag): Immer begegnet man gern Helene Raff, deren Unermüdlichkeit ihr Können schärft, anstatt es zu stumpfen. Wie sehr sie die tyrolische Gebirgswelt liebt, deren Zauber sie erzählerisch so trefflich zu schildern weiß, zeigt wiederum ihre jüngste Gabe: Tiroler Legenden (12° 239 S. 4 M.), ein auch buchtechnisch sorgfältig ausgestatteter Band mit künstlerisch charakteristischen, z. T. ausgesprochen lieblichen Bildern von Hugo Grimm. Die inbrünstige tyrolische Religiosität mit dem starken Natursinn, der heldischen Heimatliebe fand volksdichterischen Ausdruck in Sage und Mythe, die sich unter Verbindung mit der christlichen Glaubenswelt zu zahlreichen Legenden ausgestalteten. Deren sammelte Helene Raff eine Auswahl (70), z. T. von den Lippen des Volkes selbst, und versah sie zur stilistischen Vereinheitlichung mit der eigenen, vorzüglich gelungenen sprachlichen Umrahmung. Der kostbare Band gehört in jedes tyrolische, österreichische, deutsche Haus. — Wer kennt nicht den Reimmichl, in dem ein kerniges Stück Dichter steckt? Wer schätzt nicht seinen Volkskalender, (1925 eben erschienen, Preis M. 1)? Wer liebt nicht sein flottes, aber gediegenes, weil nicht allzurasches Erzähltalent mit dem reinen Herzpuls der Ehrlichkeit, der Treue, mit der prächtigen Mischung von Heiterkeit und Ernst, Humor und Besinnlichkeit? Sein eben jetzt neu aufgelegtes Buch von einem großen Künstler, den sie den Teufelsmaler nennen, wird wieder rasch vergriffen sein: Der Tuifelemaler. Eine Erzählung 4.—6. Tausend 8° 318 S. Geb. M. 3.20. — Anmut, geistig-seelische Aufgewecktheit und Vertiefung spricht sich aus in einem auch formal sehr gut gebildeten jungen lyrischen Talent, dessen

weiterer Entfaltung wir froh entgegensehen dürfen; ein zeichnerisch (durch H. Volkert) allerliebst geschmücktes Bändchen liegt uns vor: Es öffnen sich heimlich die Kelche. Verse von Elisabeth Bill 8° 63 S., 8. Band der Sonnenland-Bücherei, geleitet von Maria Domanig. Die Gedichtreihe, mit den Kapiteln: Sonntagskind, Weihnachtstraum, Dämmerstunde, Kinderland, Sterneneinsam, wirkt wie ein reicher, schöner Gottesgarten, in dem das leuchtende Weiß der Lilien und holder Rasenduft die Hauptstimmung erwecken. Ein liebliches Weihnachtsgeschenk für junge Mädchen, die reinen Herzens und sonnigen Ernstes die ihrer harrenden Pflichten auf sich nehmen möchten.

Joseph Bercker, Kevelaer: Der unermüdliche Fr. X. Brors S.J., der beliebte Verfasser des apologetischen Taschenlexikons für Jedermann: Klipp und klar (ebenda 41.—75. Tausend), hat ein Liturgisches Gebetbuch verfaßt: Gloria et Pax, lateinisch-deutsch nebst leichtverständlicher Erklärung der ganzen Liturgie und zahlreichen Meß- und Kommunionandachten für Welt- und Ordensleute (9½×15½ cm. XVI und 912 Seiten. Ganzleinen Rotschnitt M. 6.—, Goldschnitt M. 7.50, Leder, Goldschnitt M. 12.—). Die Reichhaltigkeit sieht man schon aus der Seitenzahl. Das Gebetbuch schließt das ganze reiche Leben der Kirche auf. Möge es recht viel benutzt werden. Doch sollte jeder Katholik auch die Sprache der Kirche verstehen. (Ist das ein zu hohes Ansinnen, wo jeder Jude hebräisch lernt?) Auch diese Tür öffnet das Heft: Anleitung zum Verständnis der lateinischen Kirchensprache, unter bes. Berücksichtigung von P. Brors Gloria et Pax (96 S. kart. M. 0.50, geb. M. 1.—). Eine ganz kleine lat. Grammatik und ein Wörterbuch! Unnötige Schwierigkeiten sind ferngehalten. — Aus der reichen religiösen Literatur des Verlags können wir nur noch erwähnen: Henriette Brey, Sonnenfunken. Eucharistische Erzählungen (12×18. 224 S. geb. M. 3.30 und M. 4.50) Der Name der Verfasserin empfiehlt besser als alle Worte diese schlichten, schönen Erzählungen für Verehrer der hl. Eucharistie und besonders für Erstkommunikanten. Sie führen uns in Legende, Sage, Geschichte und Gegenwart. Für die Männerwelt vor allem sind die Zeitfragen, religiös-wissenschaftliche Vorträge der Düsseldorfer Jesuitenpatres (1. Band Nr. 1—30, je 4 S. M. 0.90), ferner Der Laienapostel. Ausgewählte Kerngedanken aus allen Jahrgängen des Männerapostolats: 1. Band „Des Mannes Kredo". Herausgegeben von Jos. Christ S.J. (kart. M. 2.20, geb. M. 3.30 und M. 4.50). Das Buch bietet in seiner Reichhaltigkeit und Abwechslung jedem etwas. Die Jungmänner seien wieder erinnert an Hardy Schilgens S.J. Junge Helden. Ein Aufruf zu edlem Streben und reinem Leben (3. Aufl. 192 S. kart. M. 1.20, geb. M. 2.10 und M. 3.—), die Brautleute an desselben Verfassers Im Dienst des Schöpfers (71.—100 Tausend. 96 S. kart. M. 1.35, geb. M. 2.25 und M. 3.30, billige Volksausgabe M. 0.90). Ueberaus hoher Absatz bezeugt die Beliebtheit und Bewährung.

Missionsverlag, St. Ottilien, Oberbayern: Die 2. Auflage binnen Jahresfrist erfuhr das Buch Leben der seligen Johanna Maria Bonomo aus dem Orden des hl. Benedikt von P. Fridolin Segmüller O.S.B. 8° 328 S. (Geb. M. 3.), gewiß die beste Empfehlung für das in seiner edlen Sachlichkeit und Einfachheit segensreich überzeugende Werk. Die Neuauflage bringt über diese Begnadete aus dem 17. Jahrhundert noch wichtige Aufhellungen dank gründlicher Benutzung der inzwischen aufgefundenen Selbstbiographie der Heldin und genauer Einsichtnahme der sehr umfangreichen Akten der Seligsprechung im bischöfl. Archiv zu Piacenza und im Archiv der Ritenkongregation zu Rom selbst. Auf die baldige Einleitung des Heiligsprechungsprozesses darf wohl gerechnet werden; das vorliegende Buch kann zur allgemeineren Anteilnahme dafür gut dienen.

Die Steyler Missionsdruckerei, Post Kaldenkirchen (Rheinland) liefert einen prächtigen Abreißkalender: Steyler Wandkalender, Jubiläumsausgabe 1925, M. 2.50. Für durchschnittlich je 2 Tage enthält er ein in Tiefdruck fein ausgeführtes Bild mit ausführlicher Beschreibung auf der Rückseite: religiöse Kunstwerke, Ansichten heiliger Stätten und bes. Ansichten aus der Steyler Mission. Wir machen dabei eine Reise durch alle Weltteile und gewinnen einen tiefen Einblick in Leben und Sitten der Völker, deren Erforschung ja ein besonderer Ruhm der Missionare von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes ist.

K. Thienemann, Stuttgart: Hier pflegt besonders die vorgeschrittene Jugend aufzuhorchen. Für sie erschienen denn auch zwei wertvolle Bücher. Das eine, geeignet für die gehobene Jugend beiderlei Geschlechts, für die Familie, das deutsche Haus überhaupt, überschreibt sich: Leopold Weber, Dietrich von Bern. Von den Amelungen, den Nibelungen und den Hunnen. Buchausstattung von Friedrich Heinrichsen. Oktavformat. 240 S. Geb. in Leinw. M. 5.50. Inhalt: Dietmars Tod, Jungdietrich, Im Elend, Der Nibelungen Not, Die Heimkehr. Höher noch als der heldische Siegfried pflegt dem idealgesinnten deutschen Volke, nicht zuletzt dessen vorgeschrittenerem jugendlichem Teile, der königliche, in Selbstzucht starke Dietrich zu stehen. Nur daß die vielen zerstreuten, über ihn und sein Tun berichtenden kleineren Epen fast zerflatterten und kein einheitlich abgerundetes Persönlichkeitsbild von diesem wahrhaft Großen zu geben vermochten. Da trat nun, im obengenannten Werke, ein Berufener, Schöpfer des „Asgard" und des „Midgard", herzu und löste aus jenen Mären die gewaltige Vollgestalt des Berners zu straff lebendigem Sein voll Schöne und Kraft. So schenkte er uns eine echt deutsche Tat, ein sittlichendes Volksgut für gegenwärtige und kommende Zeiten. — Das zweite Buch heißt: Deutsches Knabenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. Für unsere Jungen von 12—17 Jahren. Band 33. Oktavformat 302 S. Mit 141 schwarzen und vielen mehrfarbigen Offsetbildern. Geb. M. 7.50. Der Band fällt wuchtig auf durch seinen Reichtum in Wort und Bild, durch seine buchtechnische und textliche Gediegenheit weitverzweigten Inhalts. Zu Anfang grüßt uns Leutholds bekanntes edelschwunghaftes Gedicht: „Dem deutschen Volke." Daran schließt sich Josef Bernharts „Valverde", die durch ideale Vorbildlichkeit ergreifende Geschichte eines priesterlichen Christushelden aus dem grausamen peruanischen Eroberungszug der Spanier gegen Mitte des 16. Jahrhunderts. Alles was folgt, sprüht ebenfalls Leben: fürs Gemüt, das ernste und das heitere, für den wißbegierigen Geist, der sich verlangend in welt-, kultur- und naturgeschichtliche Themen vertieft, auch in die zur praktischen Betätigung anregenden über Technik, Spiel und Sport. — Dem „Knabenbuch" läuft ein völlig wesensentsprechendes „Mädchenbuch" zur Seite, das uns nicht zur Hand kam.

Quelle und Meyer, Leipzig: In der von diesem Verlage neu eröffneten Sammlung „Novellenbücher fürs deutsche Haus" erschien der Erzählband einer ersichtlich starken Kraft, der ich unlängst anderswo nur noch einen unabirrbareren ständig treibenden Impuls zur zielfesten Vertiefung wünschte. Das vorliegende Buch deutet schon sehr bestimmt auf Erfüllung dieses Wunsches: Die Anarchistin. Von Maria Regina Jünemann. 8° 167 S. Auch ohne das Geist und Gemüt der Verfasserin beleuchtende Nachwort erfahren wir alsbald, um was es sich handelt: um das liebevoll verständniswillige Nachgehen des Menschen im Menschen, weit weg jenen „Leuten", die Rahel Varnhagen als Fabrikwesen kennzeichnete, in wirklichem Verstehen hin zu den mehr oder weniger unbewußt in den Strudel unserer Zeitverhältnisse bedrohlich Gerissenen, zu den Ringenden und nur zu oft Untergehenden — hin zu diesen Hilfs- und Führungsbedürftigen, unserseits als Menschen, die sich auf ihr Menschensein besinnen: „Menschen von gütevollen, sonnenfrohen, verstehenden Herzen". Die personen- und begebnisreiche Handlung gibt sich als ungemein spannend und auffallend real und psychologisch scharf beobachtet. Hauptträgerin ist ein rassiges Proletarierkind, ganz ohne sittlichende Leitung, sehnsüchtig nach Leben, Genuß und, zutiefst, auch nach wirklicher Liebe. Als Fünfzehnjährige in eine Artistengruppe gelockt, ist sie unmittelbarem Verderbnis ständig ausgesetzt, bis ihr die reine, ihr ganzes Ich erfüllende Liebe eines lauteren, doch unzureichend Gütigen erblüht. An dieser Liebe scheitert sie bis zum glühenden Rachedurst — nur daß noch einmal, angesichts des Todes, die Reinheit der Hingabe wie triebhaft in ihr erwacht und opfernd wirksam wird. Eine Schicksals- und Seelentragödie, der die letzte künstlerische und innerlichste Befreiung nicht fehlt. Das Buch sollte in allen gehobenen sozialen Bibliotheken, in vielen Händen, auch reinen der vorgeschrittenen Jugend beiderlei Geschlechts zu finden sein.

Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz: Im Großoktav auf schönem Papier präsentiert sich ein Erzählband zweier Verfasser: Im Bergland erträumt. Novellen von Paul Keller und Karl Moser. 192 S., M. 3.70. Ein berühmter Gestalter und Seelenarzt, denn just das war Paul Keller schon vielen, ein reich bewährter Menschenarzt, der Frau Muse die Tür öffnet zu persönlichem Besuch, haben sich hier zusammengetan zu freundwilligem Bunde. Paul Keller entnahm seinem Novellenbande „Altenroda" ein gefügtes Kleinod, das er Der Schuldturm benannte und das „Drei alte Mären" umschließt: Das traurige Schicksal des Meisters Michael; Vom törichten Kaspar; Rauchermärchen. Und Karl Moser, der im Leben einen anderen Namen führt, trägt schlicht-gemütvoll, ohne Anspruch auf höhere künstlerische Qualitäten, sein „braunbezopftes Geschichtlein" Julchen vor. Der Gemeinschaftsband wird seine Freunde finden, zweifelsohne. — Ein mir bisher nicht bekannter (geistlicher) Erzähler, Viktor Lipusch, schließt 3 Novellen: Adagio consolante, Der Pilgersmann und Totenwacht, zusammen unter der erstgenannten Aufschrift. In dieser Titelnovelle aus der letzten Kriegszeit, wie auch, fast mehr noch, im letzten Stück bekundet sich ein Talent, das Bedeutendes leisten kann, wenn es sich rechtzeitig, zumal im rein Ethischen, auf die streng künstlerische Form konzentrierend einstellen kann. Doch schon wie der Band (gr. 8° 196 S., 3.70) jetzt vorliegt, vermag er Ein- und Ergreifendes zu sagen.

Grethlein u. Co., Leipzig: Die Lebenserinnerungen eines ganz Tüchtigen, in vollendeter Ehrenhaftigkeit und Liebe zu seinem Volke fest auf sich selbst Gestellten müssen immer ein ideales Volksgut bedeuten. Adolf Damaschke, der zielstarke Idealist und erfolgreiche Bodenreformer, der gerade von christlicher Seite, den vereinigten christlichen Gewerkschaften, die erste treibende Förderung erhielt, schrieb zu seinem 60. Geburtstage den Anfangsband einer Selbstbiographie: Aus meinem Leben. 8° VIII und 365 S. Steif kartoniert ℳ 4.70, Leinen ℳ 7. Beim ersten Blick auf das vorangestellte Bildnis gedachte ich des oft bewahrheiteten Ausspruchs: Es gibt schon eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden. Schaut man in diese klaren, ausgeglichenen, mild-kühnen Züge, so weiß man: Hier ist ein selbsttätig gewordener Reifer, dem das Leben alles und der dem Leben viel zu sagen hatte. Ein geweckter, gütig-besonnener Geist, eine Führernatur unter dem Hochbanner der innerlichst auf Göttliches gerichteten Menschenliebe. Aus dem Kleinbürgertum hervorgegangen, mit dem frühererschlossenen Blick tief ins existenzbedrängte Volk hinein, erkannte er schon als Jugendlicher: Wir bedürfen eines (am reinsten und tiefsten religiös-eingegründeten) geistig-seelischen Mittelpunktes, den wir selbst als Ziel in uns aufrichten müssen. So ersteht in dem berufsbegeisterten jungen Lehrer Damaschke ein unentwegbarer Drang entselbsteter Hingabe zur Verwirklichung ausschließlicher sozialer Reform

arbeit. Der Volksschullehrer macht sich zum Volkslehrer auf dem Gebiet der Bodenreform. Der vorliegende Band I „Aus meinem Leben“ zeigt in klassisch einfacher, unmittelbar fesselnder Sprache die Entwicklung, Entfaltung dieses segensreichen Lebens bis zum ersten großen besitzergreifenden Schritt auf ein weites Erntefeld zum Wohl des Volkes, der Menschheit.

K. F. Koehler, Leipzig: Vor Jahresfrist zeigten wir die neuveröffentlichten Lebenserinnerungen des Alten Mannes an. Jetzt sind seine längst bekannten und geschätzten Jugenderinnerungen in neuer Gestalt erschienen: Wilhelm v. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. 1802–1820. (Nach dem Originalmanuskript mit neuem, reichen Bildschmuck, herausgegeben von Prof. Dr. Joh. Werner. Halbleinenband 5 Mk.) Es ist die ursprüngliche Gestalt, hergestellt nach der Handschrift, die gegenüber der gebräuchlichen, von Nathusius bearbeiteten Fassung einige Zusätze aufweist. Auch der Stil ist persönlicher, frischer. Ein Register ist beigefügt, dankenswert für alle, die sich tiefer in die gute alte Zeit des Erzählers einleben wollen. Das Schönste aber ist der Bildschmuck. Jetzt erst können wir uns die Personen und Plätze, die Wilh. v. Kügelgen so liebevoll schildert, ganz getreu vorstellen: die deutsche Welt vor hundert Jahren, seelenvoll und edel und doch ohne feste Glaubenssubstanz, so daß sie in den geistigen und politischen Sturmfluten des 19. Jahrhunderts verschwand.

Carl Koch, Nürnberg: In 2. neubearbeiteter Auflage veröffentlicht der Spessartsänger Guido Hartmann seine „Gedichte“: Auf der Sehnsucht Schwingen. Sie geben als Ganzes den Eindruck der Knappheit, Wucht, Formreinheit und schöner Liebe zur Natur und zur Heimat.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. „Sechs Personen suchen einen Autor“, ein Stück, das erst gemacht werden soll. Dieser Titel scheint uns ein Lustspiel zu verkünden und im Anfang scheint es nicht nur so. Der Vorhang ist bei unserem Eintritt in den Zuschauerraum bereits aufgezogen; wir sehen die Bühne nackt und kahl, dann kommen erst Bühnenarbeiter, dann Schauspieler zur Probe. Das ist nicht neu, aber das Publikum lacht gerne über die entzauberte Welt der Kulissen und dann geschieht etwas merkwürdiges. Es erscheinen sechs Personen; sie sagen, daß sie „Rollen“ sind, die kein Dichter fertig geschrieben, deshalb wollen sie ihre Lebensgeschichte nochmals darstellen. Man könnte sie vielleicht für Geister halten, die keine Ruhe finden, oder es handelt sich um ins Unterbewußtsein verdrängte Ideenkomplexe, die sich durch das Spiel zu befreien suchen. Der Theaterdirektor glaubt auf diese Weise ein interessantes Stück zu bekommen und läßt die Worte der ihr Schicksal nochmals erlebenden stenographieren. Gleich nach der „ersten Szene“ müssen die Schauspieler sie nachspielen, wodurch das Erlebnis zum Spiel der Routine wird. Uebrigens sind es Vorgänge übelster Art. Der Mann, der ein verrufenes Haus besucht, steht einem Mädchen gegenüber, in dem er die Stieftochter nicht erkennt. Die aufschreiende Mutter tritt, wer weiß, wieso, rettend dazwischen. In der zweiten Szene stoßen Mutter und Sohn zusammen; ein kleines Mädchen ertränkt sich im Brunnen und ein degenerierter Junge erschießt sich, aber nicht mit Theaterplatzpatronen, sondern wirklich. Ein Schauspieler trägt den Toten hinaus und der Theaterdirektor steht ratlos da und weiß nicht, wo das Spiel aufhörte und die Wirklichkeit begann. Dem Publikum geht es gerade so. Naive Zuschauer wären über solch disharmonischen und unklaren Schluß sehr ungehalten, aber wir haben ein intellektuelles Premierenpublikum. Das weiß etwas von romantischer Ironie, weiß, daß solch Hinübergleiten aus der Phantasiewelt in die Wirklichkeit bei unseren Romantikern, aber auch bei Grabbe (in Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung) vorkam, der moderne Italiener Luigi Pirandello also deren Nachfahre ist. Das Unterscheidende ist nur, daß er ein kalter Experimentator ist. Bewundernswert war Falckenbergs Meisterung. Die probenden Schauspieler standen in nüchternem Realismus vor uns, die sechs Personen fast Spukgestalten, aber doch keine Schemen, sondern gesteigertes Leben; die Qual des Mädchens fast zum Grauen gehoben, die Kupplerin geradezu eine Personifikation des Lasters. Schade fast für diesen Aufwand großer Kunst. Dem Stücke folgte eine Komödie Courtelines „Ein ruhiges Heim“. Sie ist eine blutige Satire auf die mit verbindlichen Redensarten verbrämte gallische Brutalität. Lessing hat das in seinem Riccaut de la Marlinière auch schon gesehen. Courteline artet schließlich in Kasperltheater aus, er schreibt eben für Pariser Rauchtheater. Da wir jetzt auch solche besitzen, wären sie für solch „ruhiges Heim“ das richtige Heim.

Lustspielhaus. An keiner Bühne gibt es so viel Premierenbeifall als im Operettentheater und an Blumen und Kränzen fehlt es auch nicht, aber einen durchschlagenden Operettenerfolg haben wir doch lange nicht gehabt. Es ist dem ernst strebenden Lustspielhaus zu gönnen, daß es ein zugkräftiges Werk gefunden hat, das ihm auf längere Zeit volle Häuser sichert. Es heißt „Gräfin Mariza“. Die Musik schrieb Emmerich Kálmán, von dem wir das „Herbstmanöver“ und einige andere Operetten schon gesehen haben. Der Ungar schreibt feurige Rhythmen, die diesmal von besonders starkem Temperament durchpulst sind; auch die Erfindung sprudelt reicher und die Weisen haben eine einschmeichelnde Klangschönheit. Gewiß, das ist alles gemacht, um auch den musikalisch Schwerhörigen zu gefallen, aber die Hauptsache ist, blutvolle Lebendigkeit läßt diesen Eindruck nicht aufkommen. Den Text schrieben Julius Brammer und Alfred Grünwald. Da ist ein junger Graf, der als fescher Reiteroffizier all sein Geld verjuxt hat, nun aber in bürgerlichem Inkognito als tüchtiger Gutsverwalter seinen Mann stellt, dabei seine junge Herrin, die schöne Mariza, kennen und lieben lernt. Dann gibt es ein Mißverständnis. Am Schlusse kommt das Auseinandergehen, aber natürlich nur am Schlusse des zweiten Aktes, der dritte bringt alles aufs schönste in Ordnung und es müssen da auch noch zwei neue Personen eingeschoben werden, um diesem Aufzuge das nötige Gewicht zu geben. Das Textbuch ist geschickt gearbeitet, gleich der Auftakt mit den tanzenden und singenden Kindern ist allerliebst. Auch sonst zeigt sich manch sehr geschickte Theaterwirkung. Die Ausstattung war nicht nur glänzend, sondern auch sehr geschmackvoll. Alles war aufs Sorgfältigste durchgearbeitet und ausgefeilt. Die großen Rollen, wie die kleinen und kleinsten waren gut besetzt. Für die Mariza hatte Direktor Olfers, der verdienstvolle Spielleiter des Abends, Martha Serak vom Theater an der Wien kommen lassen, wo die Operette schon viele Monate lang den Spielplan beherrscht. Die Serak besitzt sehr gute und gepflegte sangliche Mittel, spielt gewandt, liebenswürdig und voll Temperament, besitzt eine angenehme Bühnenerscheinung und weiß famos zu tanzen. Forstner war ihr ein ebenbürtiger Partner von gewinnender Herzlichkeit. Reich und geschmackvoll sind die Dekorationen und Kostüme. Die Bühnenmusik spielte eine sehr gute Zigeunerkapelle, die sich auch in den Zwischenakten hören ließ. Der Vorstellung, die ich besuchte, wohnte auch der Tonsetzer bei. Er dirigierte das Vorspiel zum zweiten Akt und wurde vom Publikum stürmisch gefeiert.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Mannheimer Nationaltheater versuchte sich mit einer Ausgrabung, indem es das Drama „Golo und Genoveva“ des Malers Müller (1749–1825) uraufführte. Dieser wenig gelesene und gar nicht aufgeführte Dichter wird seit kurzem durch eine im Interesse der pfälzischen Heimatpflege veranstaltete Neuausgabe seiner Werke aus langer Verschollenheit erweckt. Unberührt von der klassischen Periode geht bei ihm der Gefühlsurwald des Sturmes und Dranges über in die Parkwildnis, darin die blaue Blume der Romantik blüht. Dem Bearbeiter ist es nach Berichten gelungen, die klaren Linien der Handlung von unnötigem und verwirrendem Rankenwerk zu befreien. Die beifällig aufgenommene Aufführung entbehrte nicht des großen Zuges. — Unter dem Symbol der „Katalaunischen Schlacht“, die weder Sieger noch Besiegte kannte, schildert Arnold Bronnen, der Verfasser des „Vatermordes“, den männeraufreibenden Kampf um ein Weib, das ihrem Mann in den Unterstand von Chateau Thierry gefolgt ist, was sie aber nicht hinderte, den Gatten mit dem Bruder zu betrügen. Den Geliebten erschießt sie später in einem Pariser Kino. Die Insassen des Grabens von Chateau Thierry sind ihr, man weiß nicht wieso, nach Paris gefolgt und suchen sie zu erringen; allein die Frau vergiftet sich. Die Sterbende wird noch durch die Stimme ihres ersten Gatten erschreckt, die ihr durch ein Grammophon entgegenklingt. Unter den vielen abstoßenden Vorgängen wirkte besonders empörend eine Szene, in der deutsche Offiziere ihren im Todeskampf liegenden Kameraden seiner Ringe und Schmucksachen berauben. Heulen, Trampeln, Zischen und Zurufe beendeten die Szene rascher, als gedacht. Das Frankfurter Schauspielhaus hatte sich dieses Stück als Uraufführung herausgesucht, und in großer Zahl sollen deutsche Theaterleiter gekommen sein, um sich das Machwerk anzusehen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Grundstimmung der Börse war durchwegs freundlich. Um die Schwierigkeiten der Regierungsbildung zeigte sich die Börse nicht weiter bekümmert. Die am letzten Börsentag sich bemerkbar machende Realisationsneigung dürfte wohl ausschliesslich dem Wunsch der Spekulation entsprungen sein, vor den Feiertagen Glattstellungen vorzunehmen. Das Umstellungsverhältnis 6:5 bei der Donnersmarckhütte befriedigte in hohem Masse. Es lagen auch günstigere Nachrichten aus der rheinischen Industrie vor. Die Meldung des bayerischen Industriellenverbandes von einer amerikanischen 30 Millionen-Anleihe erhöhte auch die freundliche Stimmung. Der Geldmarkt ist unverändert leicht. Im neuen Jahre hofft man mit einer Diskontermässigung rechnen zu können. Auf dem Anleihemarkt ist das Geschäft gering.

Die Regierung hat jetzt einen ersten Schritt unternommen, der beweist, dass sie die spekulativen Käufer ernstlich von der Aufwertung ausschliessen will. Das Reichsarbeitsministerium hat an die Träger der Krankenversicherung, der Unfallversicherung und der Angestelltenversicherung das Ersuchen gerichtet, bis 20. Dezember zu berichten, in welchem Umfange die „Angeschlossenen Organisationen“ noch im Besitze von selbstgezeichneten Kriegsanleihen oder sonstigen Anleihen des Reiches und der Länder sind, die vor dem 1. Januar 1919 von ihnen erworben wurden. In den Berichten sind insbesondere der Nennwert der selbstgezeichneten Kriegsanleihen und andere Anleihen getrennt nach den einzelnen Papieren anzugeben, ferner der Zeitpunkt des Erwerbes. Im Jahresbericht des Zentralverbandes des Bank- und Bankiergewerbes heisst es: Wenn seitens des Reiches, der Länder und Gemeinden eine Aufwertung der von ihnen ausgegebenen Anleihen im Rahmen bestehender staatsfinanzieller Möglichkeiten erwogen wird, so hält es der Verband in hohem Masse für unzweckmässig, wenn dabei den Aufwertungsfordernden die Verpflichtung aufgelegt würde, eine Bankbescheinigung über die vor der Geldentwertung erfolgte Zeichnung

oder Anschaffung der eingereichten Stücke beizubringen. Die Vornahme solcher Prüfungen würde den Banken erneut ein unverhältnismässiges Mass von unproduktiver Arbeit auferlegen. Der Verband wünscht eine andere Lösung, ohne seinerseits mit Vorschlägen hervorzutreten. Die Behandlung der Aufwertungsfrage nahm besonderen Raum ein. Die Landesaufsichtsbehörden können einen Zuschuss aus dem sonstigen Vermögen der Bank beanspruchen. Deshalb haben die Hypothekenbanken eine Fristverlängerung für die Vorlegung ihrer Goldbilanzen beantragen müssen, obwohl sie im Interesse ihres neuen Geschäftes und des gesamten Realkredits den Wunsch hätten, die Vermögensaufstellung rasch vorzunehmen. Eine beschleunigte Entscheidung der noch zögernden Behörden sei dringend notwendig. — Nach den Feststellungen des statistischen Landesamtes bot die Wirtschaftslage in Bayern im November immer noch ein ungleiches, unsicheres Bild. Die Aufwärtsbewegung wird teilweise auf Konto des vorübergehenden Weihnachtsgeschäftes gesetzt, die Verschlechterung teilweise der vorgeschrittenen Jahreszeit (Baugewerbe) zugeschrieben. Die Ausfuhr war durch die hohen, über den Weltpreisen liegenden Produktionskosten behindert. Der Inlandsabsatz krankte an der erzwungenen niedrigen Lebenshaltung breitester Volksschichten. Rohstoff- und Kohlenversorgung vollzog sich ohne Schwierigkeiten, doch wurde verschiedentlich über Preissteigerungen für Rohstoffe geklagt. Auch die Lohnbewegung kam zu keinem Stillstand. — Günstige Mitteilungen machte die Leitung der Münchener Rückversicherungsgesellschaft (in der Generalversammlung). Die Aussichten auch in den bisher feindlichen Ländern hätten sich gebessert und man erwarte, dass die Gesellschaft nicht nur in Deutschland und im neutralen Ausland, sondern auch in den während des Krieges feindlichen Staaten eine erspriessliche Tätigkeit werde entfalten können. Man hoffe, dass schon das Ergebnis des laufenden Jahres die Ausschüttung einer angemessenen Dividende ermögliche. — Im Haushaltungsausschuss des Bayer. Landtags wurde mit grosser Mehrheit folgender Antrag angenommen: „Die Staatsregierung möge bei der Reichsregierung dafür eintreten, dass unverzüglich eine Ueberprüfung der 3. Steuernotverordnung im Sinne einer gerechten Rücksichtnahme auf den ehrlichen Sparer vorgenommen wird. Insbesondere sind folgende Grundsätze zu vertreten: 1. Reich, Staat und Gemeinden haben die rechtliche Pflicht zur Aufwertung anzuerkennen. 2. Die Schuldverpflichtungen sind nach dem Grade der Leistungsfähigkeit des Schuldners aufzuwerten 3. Bei der Aufwertung ist auszugehen von der Kaufkraft der hingegebenen Summe im Zeitpunkt des Entstehens der Schuld. 4. Auf die Not der Kleinrentner und Fürsorgeberechtigten ist besonders Rücksicht, namentlich durch beschleunigte Sachbehandlung, zu nehmen 5 Mit dem Jahre 1925 soll eine der Leistungsfähigkeit des Schuldners entsprechende Verzinsung beginnen. 6. Die Aufwertung soll gerechterweise mit rückwirkender Kraft geregelt werden."

Der Lebenshaltungsindex ist im wesentlichen unverändert geblieben.

K. Werner, München.

„Ich bin bestohlen, daher habe ich nicht geantwortet!"

Herr Apotheker Clemens Schlüter, Paderborn, ersucht um Veröffentlichung folgender Mitteilung:

„Sie wissen, daß ich nur ganz spärlich oder gar nicht in den letzten Monaten inserierte. Es war seit Ende Juni das Resultat meiner Anzeigen gleich Null! Ich stand einfach vor einem Rätsel, das unheimlich wurde und zur Katastrophe führen mußte. Da sammelten sich Ende August Briefe bei mir an, in welchen sehr deutlich und spitzig angefragt wurde, ob ich es nicht für nötig hielt, auf Anfragen, denen 1 ℳ beigefügt, zu antworten. Dem Dezernenten des hiesigen Postamtes machte ich dann Mitteilung. Als dann später fast täglich ähnlich lautende Reklamationen einliefen, wurde auf Anraten der Postbehörde von mir aus jeder Beschwerde ein Laufzettel nachgesandt. Daß die Behörde alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um des „Briefmarders" habhaft zu werden, das wußte ich. — Wie viele Hunderte von Briefschreibern überhaupt nicht bei mir angefragt haben, ob ihre Briefe nicht angekommen seien und sich einfach sagten: „Der hat die Mark und wir sind hereingefallen", läßt sich gar nicht mehr nachweisen. Endlich in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember gelang es den Postkriminalbeamten den Briefmarder zu fassen, der dann ein volles Geständnis ablegte! Sie können sich nun denken, daß ich von einem Alpdrücken befreit bin. Es war fast zum „Verzweifeln"! Wie viele hundert Personen mögen mich als Schwindler verflucht und auf die Zeitungen geschimpft haben, die solche Anzeigen aufgenommen. Ich bitte Sie daher, diese Notiz in der nächsten Nummer Ihrer Zeitung unverkürzt zu veröffentlichen."

Aufruf an alle Freunde der christlichen Kunst.

Die materielle Not unserer Zeit liegt schwer auf dem schaffenden Künstlertum, so schwer wie kaum auf einem zweiten Stand. In der Inflationszeit, die vielen eine Scheinblüte im Kunsthandel vortäuschte, war an Aufträgen und Verkäufen kein Mangel. Der Erlös der Künstler freilich zerrann unter der Wirkung des Marksturzes gar bald in Nichts. Dann kam die Stabilisierung unserer Währung. In wachsendem Maße zeigte es sich, daß die damit einsetzende Geldknappheit das schaffende Künstlertum, besonders auch die Architekten, mit furchtbarer Schwere trat. Jetzt steht es so, daß weite Kreise, namentlich auch der christlichen Künstlerschaft darben. Sorge um ihre Existenz hindert sie an frohem, hochgemutem Schaffen, an einem Schaffen, das nicht dem menschlichen Schönheitsbedürfnis allein dient, sondern das auch dem Dienste und der Verherrlichung des Allerhöchsten geweiht ist.

Dringende Hilfe tut not! Wir rufen dazu alle Freunde der christlichen Kunst auf! Wer nur irgend kann, der sollte ein größeres oder kleineres Werk der christlichen Kunst seinen Lieben unter den Weihnachtsbaum legen. Wer das nicht vermag, der trete der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst e. V." als Mitglied bei. Ein beträchtlicher Teil der Mitgliederbeiträge wird zum Ankauf von Kunstwerken für die Verlosung verwendet So kann die Vereinigung Vieler manchen Ankauf ermöglichen.

Unser Ruf richtet sich aber vor allem an unsere Geistlichkeit! Wir bitten Sie herzlichst: Geben Sie aller Not der Zeit zum Trotz unseren christlichen Künstlern Aufträge. Verschieben Sie nichts auf „bessere Zeiten". Sie haben durch Ihre Stellung die Möglichkeit, die geringer gewordene materielle Leistungsfähigkeit vieler Einzelner zusammenzufassen. Manches schöne architektonische, plastische, malerische Kunstwerk entsteht durch solche zusammengeballte Kraft und Opferwilligkeit der Freunde christlicher Kunst selbst noch in unseren Tagen deutscher Armut. In der Not geboren, den schwierigsten äußeren Verhältnissen abgerungen, werden solche Werke kirchlicher Kunstpflege die Kraft unseres Glaubens und unsere Liebe zur Kirche am eindruckvollsten späteren, glücklicheren Geschlechtern offenbaren. Größer als unsere Not soll unsere Liebe zur christlichen Kunst und zu denen sein, die sie verherrlicht!

Der Vorstand
der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst e. V.
Geschäftsstelle München, Karlstr. 6.



